Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GA
1920

Digitized by Google

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

OCT 23 1991

OCT 01 1991

L161—O-1096

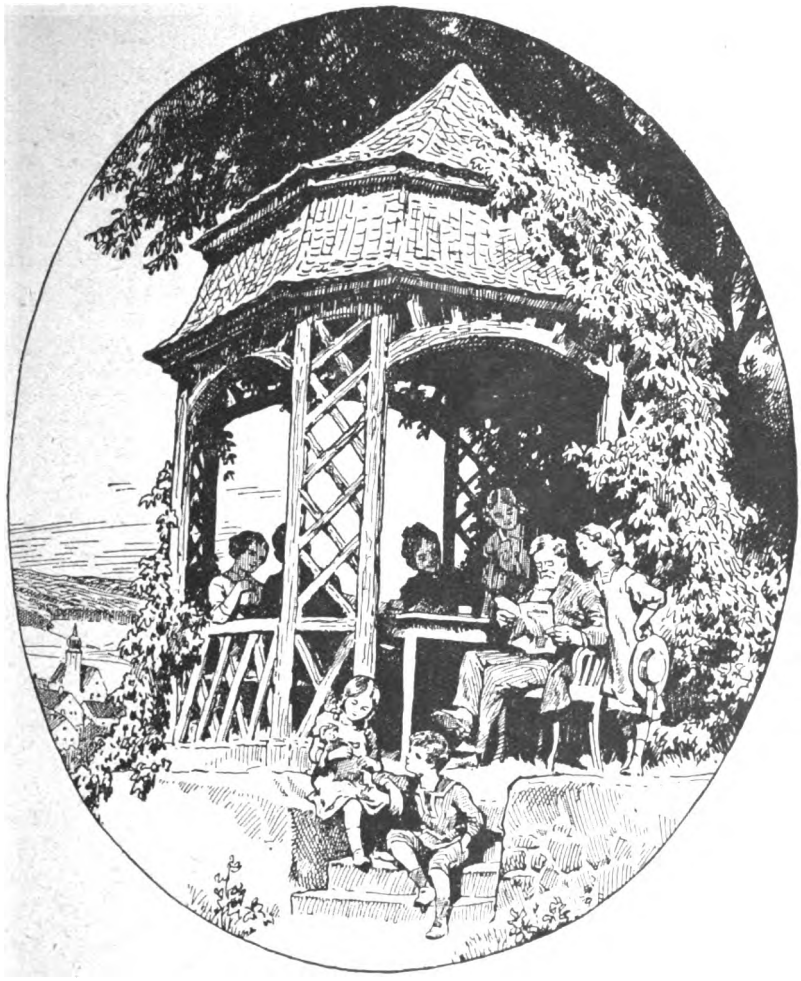
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube

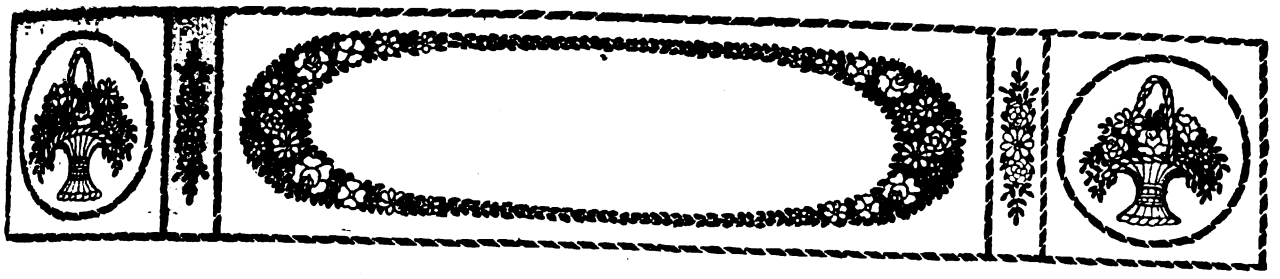


Jahrgang 1920

Leipzig
Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH.

Digitized by Google

Digitized by Google



053
GA
19[illegible]

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Beitrag illustriert ist.

Romane, Novellen, Skizzen.

	Seite
Bonus, Artur: Zwei Sylter Geschichten von Ägir, dem Herrn der Fluten. 1. Ekke Nekkepenns Freiten. 2. Der Kochtopf siegt. Ekke Nekkepenns Ende	344
*Brandt, Rolf: Das Buch mit Bürgers Inschrift. Eine Pfingstgeschichte	323
— Die Puppe	807
Dammel, Karl: Weiße Segel	710
Diers, Marie: Mit Keuh 255,	270
Dill, Lisbeth: Zweite Jugend 428, 451,	466
Fischer, Karl: Herbst	678
Funke, Dr. Alfred: Der Kopf der Republik	191
Gudalke, Lotte: Der Träumer	223
Hewald, Karl: Das Weihnachtshuhn	821
Holland, Georg: Der Bulle von Swetnoi-Pustosch	486
— Das Kalb	550
— Verlobung in Baschkurdistan	286
— Vom Bauern Sergei. Zwei nachdenkliche Geschichten	582
— Die Tartarenschwestern	517
— Der Zweikampf. Eine Tiergeschichte	772
Hussong, Friedrich: Ignatius und seine Heiligen	305
— In einer kleinen Stadt	498
— Die Lerche	485
— Das Wurzelmännchen. Ein Märchen. Mit Abbildungen von Walter Wellenstein 596, 610,	625
— Unterredung mit Fritzchen	676
— Die Lülsbrucher Wirren 713, 729, 745, 761, 777, 793, 813, 829,	845
Jaddo, Magda: Nebelmond	757
Jungnickel, Max: Der Titel	469
Kirsch, Max: Zum Tode verurteilt. Neues vom Fremdenlegionär Kirsch. Ihm nacherzählt von F. H. 9, 29, 44, 62, 78, 94, 110, 129,	141
Kerten, Herta: Zwei Welten	529
Kemma, Wilhelm: Jan Viefers und sein Gaul	238
Köller, Fritz: Das Häuschen	398
— Onkel Unterwegs	194
Kuller, Roderich: Versöhnung	706
Müller-Pirmasens, Karl: Im Kampf mit wilden Bienen	785
Orw. Friedrich: Der Teufel der Tiefe 188,	206
Poeck, Wilhelm: J. M. eine Strandgeschichte	176
Rothmund, Toni: Eine Heimat	414
Rötger, Karl: Farben und Düfte der Kindheit	579
Schaer, Wilhelm: Der Silberring 441, 457, 473, 489, 505, 521, 537, 553, 569, 585, 601, 617, 633, 649, 665, 681,	697
Sedding, Erwin: Kahnfahrt	364
Stratz, Rudolph: Der Väter Traum. 1, 21, 37, 53, 69, 85, 101, 117, 133, 149, 165, 181, 197, 213, 229, 245, 261, 277, 297, 313, 333, 349, 369, 385, 405,	421
Walsemann, Edgar: Der Amboß	162
Wasner, Georg: Vorfrühling 358,	377

Gedichte.

	Seite
Bauer, Hans: Migräne	410
Behrends, Ernst: Das Leben geht vorbei, vorbei	285
v. Berlepsch, Karl: Menschenherz	842
Berner, Karl: Föhn	48
Bittrich, Max: Ostertage	223
Brandt, Rolf: Sommerglück	562
Brauer, Helene: Das Leid	724
von Bülow, B.: Abend	551
von Collani, Eva: Lilienduft	502
Dobbermann, Paul: Ostmark, unsere liebe Heimat	132
*Elert, Konrad: Birken am Meer	699
Fitschen, Eleonor: Der arme Narr	210
Frank, Karl: Ruf in der Nacht	124
Graetzer, Franz: Spätsommer	630
Heymach, Ferdinand: Hoffnung	678
Hilme, Alfred: Gott	271
Hussong, Friedrich: Zu Beschluß und Beginn	3
Jünger, Karl: Und doch	98
Jungnickel, Max: Meine Mutter	469
— Nächtlich	469
— Dorfgasse	469
Keller, Paul Karl: Und dann kommt die große Stille	234
Kloerss, S.: „Es kommt die Zeit. . ."	826
Lampadius, Bruno: Oft saß ich an deinen Quellen	84
— Zur Nacht!	338
Lennemann, Wilhelm: Meiner Erde	14
— Heimgefunden	818
— Vorfrühling	220
— Pfingstfeuer	323
— Die Not	654
Lissauer, Ernst: Der gespiegelte Stern	459
Niesel-Lessenthin, Christa: Heb auf dein Auge	400
Pfeiffer, E.: Dämmerung	750
Poeck, Wilhelm: Das wandernde Herz	736
Richter, Wilh. Osw.: Nach Hause	68
von Roon, Carola: Grauer Tag	750
Schäfer, Willy: Der Morgen	450
Schrickel, Leonhard: Freude	425
Seelich, Auguste: Einsamkeit	770
*Siemers, Kurt: Ständchen	475
Sternaux, Ludwig: Fremde Stadt	158
Torge, Else: Der Sturm	83
— Sommerstunden	546
Triepel, Gertrud: Kindertod	170
v. Troesch, Edith: Nächtliche Wanderung	734
— Das Schiff der Wünsche	734
Wagenknecht, F.: Erwachen	185
Weiß von Ruckteschell, Alice: Maria	215
— Lief ein Lachen jubelnd übers Land	482
von Weitra, E.: Sommerabend	595
Werner: Zur Abstimmung in Flensburg	180
Winkler, Erich: Resignation	630
Wolf, Paul: Judas Ischariot	225
— Der Traum der Nacht	807
Zöttl, Fritz: Und eine bessere Welt	255
— Menschen und Blumen	644
— Unrast	835

Biographien. — Charakteristiken.

	Seite
*Der Kampf um meine Kunst. Von Hans Baluschek	447
*Beethoven. Von Franz Wugk	819
*Behmer, Marcus. Von Otto Grautoff	822
*Berliner Bildnisse. Von Hans Rosenhagen	655
*Ernst Bischoff-Culm. Von Carl Meißner	719
Intermezzo. Ein Gespräch über Brahms. Von Hans Teßmer	35
*Martin Brandenburg. Von Willy Pastor	91
Hans von Bülow als Erzieher. Zu seinen Briefen. Von Ernst Lissauer	346
*Canaletto. Zu seinem 200. Geburtstage. Von Prof. Dr. Paul Schumann	59
Richard Dehmel †. Von Dr. Hans Benzmann	148
*Wolfram von Eschenbach. Zu des Dichters 700. Todestage. Von Dr. E. K. Fischer	483
*Von und über Hanns Fechner. Zu seinem 60. Geburtstag	355
*Zu meinem 60. Geburtstag. Von Philipp Franck	235
*Ludwig Ganghofer †. Von Dr. C. Mühling	533
*Goethes philosophischer Schuster. Von Paul Schumann (Dresden)	530

B19095

Digitized by Google

Seite

*Boris Griegoriews Flucht aus Sowjet-Rußland. Von Charlotte Weidler 309
*Friedrich Hölderlin. 1770 — 20. März — 1920. Von Hans Teßmer . . . 195
*Max Klinger †. Von Hans Rosenhagen 495
*Der Große Kurfürst. Zu seinem 300. Geburtstage. Von F. Hagen . 131
Ein Dichter des Völkerschicksals. Zu Hermann Linggs 100. Geburtstag. Von Ernst Lissauer 66
*Friedrich Lißmann. Von Mia Lenz . 557
*Wie die „Gartenlaube" einen Meister bildete. Von und über Prof. Richard Müller 171
*Die Protokolle des Malers. Von F. H. Zu Bildnissen von Emil Orlik . . 642
*Der Alte von Braunschweig. Zu Wilhelm Raabes zehntem Todestag. Von Franz Wugk 735
*Raffaels Frauen. Zum 400. Todestage Raffaels. Von Alfred Semerau 203
*Der Aquarellmaler Heinrich Rettig. Von Dr. Karl Thomas 257
*Matthäus Schiestl, der Meister des Weihnachtswunders. Von F. Hagen 799
*Schumann-Gedenken. Von Franz Wugk 361
*Otto Speckter. Von Konrad Eckert . 621
*Hermann Urban. Von Dr. Karl Thomas 425

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Zeitgeschichtliches.

Die Rache Afrikas. Von Dr. Alfred Funke 363
Aus dem tropischen Amerika. Von Ing. Werner Hopp.
— Nach Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens 693
— Der Cayambe 722
Amerongen und Chislehurst. Von Dr. Alfred Funke 123
*Die apokalyptischen Reiter. Von Friedrich Hussong 47
*Eine merkwürdige Begräbnissitte im Sollinge. Von Heinrich Sohnrey . 754
Im besetzten Gebiet. Von E. v. K. . . 274
*Die Frau und die Kultur der Biedermeierzeit. Von Robert Hillmann . 27
Aus dem bolschewistischen Rußland. Von Iwanoff.
I. Der Volkskommissar 694
II. Ein bolschewistisches Meeting . 708
III. Märchen 742
*Alt-Breslau. Von Hans Reisiger . . 671
*Das Antlitz des Buches. Von Ludwig Sternaux 804
Wie steht's um den Christenglauben? Von Georg Steinberg 623
Deutsche Christrosen. Von Peter Landolt 802
Von den Dänen und von Nordschleswig. Von Charlotte Niese 51
*Das Dannevirke. Von Friedrich Quehl 114
*Letzte Stunden in Danzig. Von Friedrich Hussong.
— Die neue Walpurgisnacht 125
— Die bürgerliche Stadt 127
— In St. Marien 144
— „Herr Hevelke, nu gohne wi." . . 146
*Das Gesicht Deutschlands. Von Friedrich Hussong 573
*Die drei Schlösser Dornburg. Von Ludwig Sternaux 564
*Die deutsche Eisengießerei. Von Regierungsrat Professor Dr. Leidig . 658
*Der Eislauf in deutscher Dichtung. Von George Helfrich 43
*Das neuzeitliche deutsche Exlibris. Von Walter Henrich 591
*Burg Falkenstein im Harz. Von Dr. K. Woltereck 605
*Flensburger Stimmungen und Verstimmungen. Von Friedrich Hussong.
— Die Stadt im Nebel 219
— An der Marientreppe 220

Seite

— Im Staate Plebiszit 240
— Die Stimmen der Toten 241
— Fahrt ins Graue 242
— Krakeel 251
— Die verbotenen Farben 252
— Der Sieg 254
*Frankenwanderung. Von Otto Hartmann 687
*Aus alter Franzosenzeit in Frankfurt. Von Rolf Brandt 303
Im Schatten der Französischen Revolution. Von Friedrich Franz . . . 179
Die Freude am Heim. Von Franz Servaes 74
*Die Gebärde des Friedens. Von Fr. Hagen 75
Ländliche Geselligkeit. Von Agnes Harder 737
*Glockenseele. Von Friedrich Hussong 510
*Graudenz. Von Hans Kyser . . . 709
*Das Heute im Gestern. Von F. Hagen 186
*Hohensyburg. Von Dr. Alfred Funke 283
Die Italienerin im Zeichen des Wahlrechts. Von Curt Bauer 858
*Der Jugend Spiel und Handwerken. Von Hermann Bousset 725
*Vier Jahre unter Kannibalen im Innern von Neuguinea. Von F. Hüls 608
*Kaschubenland. Von J. Gulgowski . 529
Deutsche Kinderhilfe. Unsere bitterste Schuld 771
Kleist und unsere tiefste Not. Von Franz Wugk 644, 660
*Koburgs Geisteserbe. Von Ernst Lorenz 395
Geistige Arbeit in unseren Kolonien. Von Julius Burghold 434
*Mein altes Königsberg. Von Franz Wugk 339
Kultur der Tafel zur Biedermeierzeit. Von Dr. A. von Wilke 856
*Lachkabinett und Schreckenskammer. Von F. Hussong 381
*Der deutsche Anteil der Entdeckung und Erschließung des La-Plata-Gebietes. Von Erdmann A. Schaefer, Lichterfelde.
I. Neue Ausgaben des ältesten deutschen La-Plata-Buches 612
*Magd — Dienstmädchen — Hausangestellte. Von Wilhelm Widmann . 155
*Das Bild Magdeburgs. Von Lu Volbehr 107
*Erinnerungen an märkisches Land. Von Ludwig Sternaux 137
*Lola Montez. Von Valerian Tornius 783
Die Not der Museen. Von Franz Servaes 739
*Napoleoniden. Von Dr. A. von Wilke 580
*Eiserne Neujahrskarten. Von Prof. Dr. Otto Pniower 851
*Neujahrswünsche. Von F. Hagen . . 15
*Alt-Nürnberger Höfe. Von Otto Hartmann 836
*Ein Stadtmärchen in Oberhessen. Von W. Fahrenbruch 7
Ein verlorenes Paradies. Das Los unserer Ostafrikaner. Von Rudolf de Haas 514
Ostpreußenfahrt. Von Rolf Brandt . 411
*Ostpreußischer Strand. Von Konrad Eckert 417
Der neue Papst 275
*Ein Tierfries in einer Grabstätte in Palästina. Von Franz Genthe . . 855
*Die Parseierspitze in den Tiroler Alpen. Von Ernst Platz 462
Deutsche Heimat in Polen. Von Hans Behrendt 19
*Posen unter dem weißen Adler . . 478
Der Putsch 212
Reisen im Rheinland. Von Hermann Ritter 435
*Revolutionsgedächtnis. Mit sechs Zeichnungen von Hans Baluschek . 767
*Rheinische Heimatbilder. Von Professor E. Renard 433

Seite

„Rlf." Von Karlernst Knatz 594
Drei römische Briefe. Von Curt Bauer.
I. Italiensehnsucht 432
II. Wie man in Rom lebt . . . 470
III. Reisen in Italien 481
*Der Bergrutsch des Sandling im Salzkammergut. Von Dr. Josef Draxler 774
Die Kunst des Schenkens. Von Sabine Marr 808
*Schwere Zeit — leichtes Geld. Von Peter Landolt. 267
Die Siedlung des Hauptmanns Schmude. Von Gerhard Thimm 740
Das moderne Siedlungswesen. Von Curt Bauer.
Der Kulturgedanke des Siedlungswesens 629
Organisation des Siedlungswesens . 675
Sinnfeiner. Von H. am Hellweg . . 790
*Aus einem alten Stammbuch. Von Ludwig Sternaux 700
*Studentenleben im 18. Jahrhundert. Von Dr. W. Ahrens 391
*Totenbretter. Von Otto Hartmann-Nürnberg 751
*Ein bedrohtes Wahrzeichen Tirols. Von Hugo Steffen. Mit zwei Zeichnungen des Verfassers . . . 773
„Ung" und Co. Von Karlernst Knatz . 645
*Der Untersberg in Landschaft, Geschichte und Sage. Von Jos. Jul. Schätz 541
Die Unterzeichnung 52
Die wiedererstandene Urwelt Afrikas. Von Wilhelm Bölsche . . . 159, 178
Von Versailles nach Spa. Von Rolf Brandt 516
Über den Ausbau der Volkshochschule. Von Universitätsprofessor Dr. med. Jul. Heller 173
Brot und Brotkunst in der Volkssitte meiner Heimat. Von Heinrich Sohnrey 450
*Der geschändete Wald. Von F. Servaes 178
Die Wahlnarren. Von Siegmund Feldmann 379
Der Waltershof. Ein Stück deutscher Tragödie. Von R. Fuhlberg . . . 770
Am Weichselufer. Von Job Zimmermann 518
*Weihnachten in aller Welt. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm . . 803
Deutsche Sprachinseln in Welschtirol. Von Dr. A. Dreyer 210
*Das westpreußische Abstimmungsgebiet und seine Hauptstadt. Von Franz Wugk 374
*Das Bad der Wohlfahrts. (Warmbrunn.) Von Ludwig Sternaux . 637
Zeitungen von Anno dazumal. Von Dr. Johannes Kleinpaul 824
*Die Zensur. Von Wilhelm Widmann 319
*Die Teuerung im Zoologischen Garten. Von Prof. Dr. L. Heck 499

Gesundheitspflege.

Das Problem der Hypnose. Von Dr. med. Hans-Theodor Sanders . . . 545
Kokainismus. Von Geh. San.-Rat Professor Dr. Carl Ludwig Schleich 39
Das nervöse Kind. Briefe eines Arztes. Von Dr. Carl Potoßky.
V. Nervöse Zwangszustände beim Kinde 1
VI. Nervosität des Schulkindes . . 4
VII. Die Nervosität in den Entwicklungsjahren 6
VIII. Die Berufsfrage bei Nervösen . 9
Was wissen wir vom Schlaf? Von Dr. med. Hans-Theodor Sanders . 69

Wissenschaft und Technik.

*Die Amsel. Von Julius Haarhaus . 83
*Der blühende Wald. Von R. H. France 28

Digitized by Google

Seite

Darwin oder Kropotkin. Von Dr. Th. Zell . . . 417
Unsere Dieselmotoren. Von H. Joachim . . . 741
Eisprobleme und Hühnerkräfte. Von Hermann Radestock . . . 226
Energie und Wärme ohne Kohle. Von Karl Mickisch . . . 81
Deutschlands künftige Energieversorgung. Von Hans Dominik . . . 501
Die Bewegungen der Erde als Energiequelle. Von Georg Wutke . . . 628
Feuerkugeln und Steinfälle. Von Cuno Hoffmeister . . . 673
Der farblose Film und Goethes Farbenlehre. Von Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich . . . 549
Flugfragen der Störche. Von Hermann Radestock . . . 288
*Häuser und Gärten in Flandern. Von Garteningenieur Karl Hinze . . . 192
Der Flug der Tiere. Von Dr. Hanns Krafft . . . 325
Die Großwasserflora als Rohstoffquelle. Von Hans Dominik . . . 614
U-Boote im Binnenland. (Der Haubentaucher.) Von Eugen Lutz . . . 208
Welchen Naturzwecken dienen unsere Kiefernwälder? Von Dr. Th. Zell . . . 272
*Unsere Landkröten. Von Julius R. Haarhaus . . . 32
*Optische Täuschungen. Von Karl Mickisch . . . 787
*Die Pflanze als Erfinder. Von R. H. Francé . . . 705
Aus den Geheimnissen des Pflanzenlebens. Von Hans Dominik . . . 738
Der Ursprung des Rennsteigs. Von Dr. Th. Zell . . . 753
Einiges über den Staub. Von C. Hoffmeister . . . 562
Neue Wege zur Verbesserung der Volksernährung. Von Prof. Dr. R. Hennig . . . 532
Werfen und Treffen bei Tieren. Von Hermann Radestock . . . 702
Die Unhaltbarkeit der heutigen Wetterlehre. Von Georg Wutke . . . 527
Das technische Problem der Zukunft. Von Hans Dominik . . . 841

Vermischtes.

Die deutsch-amerikanische Dichtung. Von Otto Lohr, New York . . . 576
Der Beruf des Bühnenkünstlers. Von Dr. Hugo Dinger . . . 34
Deutsches Christentum. Von Franz Bugge . . . 221
Dem Deutschen Reich und Recht. Von Professor Dr. Buch (Breslau) . . . 755
Von deutscher Sprache. Von L. Glaß. Unsere Pflicht. Bildliche Rede. Wortzusammensetzungen. Wachstum und Wandel . . . 347
Allerlei von deutscher Sprache und deutscher Ehre. Von Friedrich Franz . . . 258
Darum haben wir die Dezimalrechnung? Von Dr. Ernst Wasserzieher . . . 723
Das Glück des Lebens. Von Ludwig Sternau . . . 14
*Grimmig. Eine Dachsgeschichte. Von Paul Haase . . . 788
*Indianermärchen. Von Friedrich Hufeland . . . 547
Kinderlügen. Von Gerhard Budde . . . 590
Die Kipper und Wipper im Kirchenlied. Von Bertha Witt . . . 703
Konzertsäle. Von Lotte Gumtau.
I. Die gähnende Leere . . . 311
II. Die große Kiste . . . 327
III. Die Geige . . . 346
Aus dem lyrischen Papierkorb . . . 36
*Wer ist musikalisch? Von Paul Zschorlich . . . 160
Übergang. Zeitgemäße Betrachtungen eines Schulmeisters. Von Dr. Ferd. Kuhl . . . 854
Lob der Orgel. Von Ernst Lissauer . . . 227
Die ewigen Pfingsten. Von Friedrich Hussong . . . 318
*Revolutions-Zinken. Von Otto Lindekam . . . 691
Vom niederdeutschen Tiersprichwort. Von Wilhelm Poeck . . . 266
Wo wächst neues Wissen? Von Dr. Georg Biedenkapp . . . 838
Wortschicksale. Von Dr. Ernst Wasserzieher.
Mark und Grenze . . . 308
Rhein und Elbe . . . 400
Einseitigkeit . . . 566
„Zeit ist Geld." Von Ernst Lissauer . . . 164
Zeitideale im Spiegel der Dichtung. Von Dr. E. K. Fischer . . . 290
Zikaden und Heuschrecken in Dichtung und Wirklichkeit. Von Prof. Dr. V. Franz . . . 540
Die körperliche Züchtigung in Schule und Haus. Von G. Wolff . . . 322

Streiflichter.

„Arbeiten und nicht verzweifeln!" . . . 726
Die Auflösung . . . 260
Ausverkauf . . . 100
Das neue Babel . . . 646
Der neue Ballhorn . . . 260
Ein tiefgefühltes Bedürfnis . . . 436
Eine frohe Botschaft . . . 503
„Nur die Bürgerlichen." . . . 244
„Da — da" . . . 20
Die Dänen und der liebe Gott . . . 384
Sie danken bestens . . . 84
Wer regiert in Deutschland? . . . 244
Danziger Radierer . . . 132
„So 'n Dussel!" . . . 774
Er will nicht daran erinnern . . . 276
Matthias Erzbergers Glück und Ende . . . 180
Von Hannibal Fischer zu Erzberger . . . 646
Eselsfußtritte . . . 228
Der expressionistische Schmock . . . 348
*Frankreich und seine Verbündeten . . . 292
Die Franzosen in Frankfurt . . . 244
Das Gedächtnis vor Gericht . . . 164
Gedeckte Tische . . . 244
Die Gegenrevolution der Greise . . . 582
Der Geist der Zeit . . . 567
Aufforderung zum Harakiri . . . 228
Von Luther zu Haenisch . . . 116
Mein Haus ist meine Burg . . . 535
Wer ist Isidor? . . . 826
„Der Fall Kaiser" . . . 758
Krapülinski und Waschlapski . . . 662
Fragwürdige Kulturerrungenschaften . . . 436
Kunst und Schule . . . 364
Das Buch vom Landrat . . . 534
„Leider" . . . 196
Lebensmittel statt Gehalt . . . 758
Aus dem Lesebuch der Zukunft . . . 84
Die Litfaßsäule . . . 364
Massenbeeinflussung . . . 116
Doch nichts für den Michel . . . 742
Etwas für den Michel . . . 726
Pakete für Minister . . . 164
Der Minister und das Komma . . . 810
„Müßig hängt das Eisen in der Halle." . . . 599
Das Notwendigste . . . 328
*Das Plakat als Mahner zur Arbeit . . . 100
Das Polizeiproblem . . . 420
Eine Preisaufgabe . . . 348
Rotes Quartal . . . 68
„Reaktionäre Bestrebungen." . . . 436
Rechts oder links . . . 328
Der neue Rechtsanwalt . . . 662
Das Reinmachen . . . 420
Die Revolution der Schlaraffen oder das neue Lügenmärchen . . . 292
Die neue Romantik . . . 312
Der Tod der Scham . . . 810
Vorsicht beim Gebrauch von Schlagwörtern . . . 486
Das Ende der Schraube . . . 348
Schulreformen . . . 400
Der neueste Schwindel . . . 132
Das Ideal der Sozialisierung . . . 196
„Spotten ihrer selbst. . ." . . . 726
Der Staatsbankerott . . . 328
Ein Staatsgeschenk . . . 471
Stadt und Land . . . 400
Ein Steuertrick . . . 454
Streikprobleme . . . 503
Warum tragen wir einen Trauerflor . . . 758
Aus dem Munde der Unmündigen . . . 68
Höfliche Umgangsformen . . . 419
Der Untergang des Buches . . . 454
Ein Fest des Vaterlandes . . . 678
Vernunft wird Unsinn . . . 826
Der Brandfilm im Vogtland . . . 276
„Unter ihrer Würde." . . . 36
Ein literarischer Wegweiser . . . 228
Verkehrte Welt . . . 196

Abbildungen.

Seite

Abend im Hafen. Radierung von Egon von Kameke . . . 247
Abendgesellschaft. Silhouette, geschnitten von Frau Hannes Petersen . . . 97
Abendstimmung. Radierung von Hermann Hirzel . . . 349
Abendstimmung an der Unterelbe. Abbildung nach einer Photographie . . . 151
Affenfamilie. (Marmor.) Von Harry Christlieb . . . 577
Agathe. Skizze von Hans Thoma . . . 101
Aus deutschen Alpen. Gemälde von Alfred Otto . . . 493
Die Alten im Schifferhaus. Gemälde von Otto Roloff . . . 555
Die beiden Alten. Radierung von Ernst Bischoff-Culm . . . 569
Die beiden Alten. Radierung von Heinrich Vogeler . . . 317
Ballspiel. Radierung von Otto H. Engel . . . 603
Baluschek, Hans: Am Weihnachtstag . . . 825
Bauernfamilie. Von Adr. van Ostade . . . 531
Beethoven. Radierung von Hans Weyl . . . 819
Besuch. Gemälde von Hans Best . . . 249
Die Bergstraße. Federzeichnung von W. Lenz . . . 263
Bettler. Gemälde von Paul Plontke . . . 763
Bildnis eines jungen Mädchens. Gemälde von Georg Ludwig Meyn . . . 831
Bildnis der Frau von Bernus. Gemälde von Ph. Veit . . . 335
Das ausgewechselte Bild. Aus „Le Rire" . . . 292
Birken am Meer. Von Konrad Eiert . . . 699
Birke im Schnee. Zeichnung von Willy Hofmann . . . 21
Einsame Birke. Radierung von Hanna Müller-Fürer . . . 617
Der verzauberte Blumentopf. Federzeichnung von Walter Wellenstein . . . 579
Altes braunschweigisches Amt. Gemälde von Erich Mattschaß . . . 779
Der Brief. Gemälde von Ernst Eimer . . . 153
Der Bücherwurm. Radierung von Walter Wellenstein . . . 729
Selbstporträt. Gemälde von Fritz Burger . . . 183
Die heilige Cäcilie. Von Dolci . . . 227
Caritas. Gemälde von Ludwig Knaus . . . 771
Dame in Schwarz. Radierung von Hubert von Herkomer . . . 89
Im Schloßpark zu Charlottenburg. Gemälde von Louis Lejeune . . . 833
Dampfer am Lehrter Bahnhof in Berlin. Radierung von F. Stichling . . . 749
Junger Dichter. Steinzeichnung von Hans Thoma . . . 57
Ella. Gemälde von Hans Thoma . . . 165
Familienbild. Von Carl Begas d. Ältere . . . 653
Am Fenster. Abbildung nach einer Photographie . . . 133
Fischerkinder von der Kurischen Nehrung. Gemälde von Berthold Genzmer . . . 409

Digitized by Google

Seite

Flußfahrt. Gemälde von F. Müller-Münster 121
Die Fontäne. Gemälde von Karl Spilling 703
Alte Frau. Gemälde von Adolf Schlabitz 747
Frau mit Ziege. Gemälde von Heinrich Schütz 13
Frauenkopf. Radierung von Max Pietschmann 521
Im Freibad. Gemälde von Karl von Berger 523
Friedland in Mecklenburg. Radierung von Alice Michaelis 81
Frühlingstag. Gemälde von Rudolf Kohtz 265
Frühlingsgewitter am Silser See. Abbildung nach einer Photographie . 281
Füchse im Schnee. Radierung von Wilhelm Kuhnert 53
Ludwig Ganghofer. Nach einem Aquarell von F. A. von Kaulbach . . . 533
Im Garten. Gemälde von Paul Hoeniger 507
Glückwunschkarten. Radierungen von Rudolf Schiestl 845
Glückwunsch. Holzschnitt von Georg Jilovsky 847
Glückwunsch. Radierung von Ludwig Heßhaimer 849
Grantsgazellen auf der Flucht. Radierung von Wilhelm Kuhnert . . . 197
Großmutter. Von Rudolf Schäfer . . 761
Hausmutter. Von Rudolf Schäfer . . 585
Herrenbildnis. Holzschnitt von Anton Bartz 69
Holländische Bauernstube. Gemälde von Katharina Diercks-Mann . . . 23
Holzfuhrwerk. Gemälde von Heinrich Schütz 41
Hügellandschaft. Radierung von F. Stichling 589
Caroline von Humboldt. Von Gottlieb Schick 651
Sankt-Johannisfeuer in der Bretagne. Gemälde von Max Kahn 407
Die Jünger in Emmaus. Gemälde von F. v. Uhde 217
Max Jungnickel. Zeichnung von Orlik 469
Märkische Kiefern bei Glattkow. Gemälde von Hugo Wolff 683
Kinderbildnis. Gemälde von Fritz Burger 279
Kirche am Wasser. Nach einer Photographie 649
Der Klapperstorch. Gemälde von Carl Spitzweg 289
Bildnis der Frau K. Gemälde von Conrad Kiesel 117
Vor dem Kleiderschrank. Gemälde von Franz Eichhorst 71
Knabenporträt. Gemälde von K. Spilling 457
Knabenbildnis. Von Eugen Spiro . 333
„Komm, Vater, komm!" Von Fritz Koch-Gotha 100
Vom ersten Landesschießen der bayerischen Einwohnerwehren in München. Zeichnung von R. von Neumann 677
Schwierige Lektüre. Von Ernst Eimer 277
Lesende Frau. Gemälde von W. Müller-Schönefeld 491
Erste Liebe. Radierung von Bruno Zwiener 473
Mädchenbildnis. Zeichnung von Richard Duschek 85
Mädchenbildnis. Zeichnung von E. Gericke 405
Mädchenbildnis. Gemälde von J. Hübner 25
Mädchenbildnis. Gemälde von Jakob Mann 37
Mädchenbildnis. Gemälde von Karl Spilling 601
Mädchen mit Blumen. Gemälde von F. Krüger 149

Seite

Mädchen mit Katzen. Von Reinh. Kuebart 517
Mädchen am Klavier. Gemälde von E. Spiero 537
Madonna. Gemälde von Paul Plontke 215
Maiglöckchen unter Eichen. Gemälde von Rud. Kohtz 301
Marabu. Radierung von Wilhelm Kuhnert 781
Märkische Bäuerinnen. Gemälde von Max Fabian 135
Marterl im Gebirge. Radierungen von Hanna Müller-Fürer . . . 757, 829
Die Maurer. Gemälde von Otto Heichert 371
Mutter und Kind. Gemälde von Adele von Finck 181
Mutter und Kind. Gemälde von Philipp Franck 369
Mutter und Kind. Gemälde von Paul Hoeniger 73
Der Narr. Steindruck von Konrad Elert. (Fritz Jeßner in „König Lear.") 681
Neujahrskarte. Kupferdruck von Mathilde Ade 857
Neujahrskarte von F. Mock 855
Bildniskopf. (Frau Prof. Olbrich.) Zeichnung von Richard Müller . . 297
„Den Opfern." Skulptur von Benno Elkan 745
Ungleiches Paar. Gemälde von Wilhelm Leibl 389
Pappelallee. Radierung von Alice Michaelis 299
Der Marktplatz von Pirna. Gemälde von Canaletto 765
Witternde Pferde. Radierung von Curt Meyer-Eberhardt 635
Der Pflüger. Gemälde von Heinrich Schütz 387
Porträtstudie. Gemälde von Max Koch 199
Die Post. Gemälde von Carl Spitzweg 105
Randleiste. Von Richard Müller . . . 273
Rehbock. Gemälde von Heinrich Schütz 731
„An den Rhein, an den Rhein." Von Paul Hey 421
Rheinlandschaft. Steinzeichnung von Ernst Hardt 315
Ricke mit Kitz. Bronzeskulptur von Joh. Robert Korn 665
Riesenkänguruhs. Scherenschnitt von Otto Wiedemann 539
Beim Schachspiel. Gemälde von Adele von Finck 345
Auf dem Scheibenstand. Aus „Le Rire". 292
Schlafendes Kind. Zeichnung von E. Gericke 571
Ein guter Schluck. Gemälde von Wilh. Müller-Schönefeld 39
Bei den Schularbeiten. Gemälde von Ernst Eimer 777
Aus der Skizzenmappe Georg Schöbels:
Vom Weihnachtsmarkt. Aus dem Felde. Tierstudien 661
Sehnsucht. Holzschnitt von Konrad Elert 489
Segelschiff. Gemälde von Carl Saltzmann 169
Silhouetten. Von Frau Hannes Petersen. Das Hindernis. Spaziergang Im Sonnenschein. Gemälde von Ernst Eimer 741
Spaziergang am Teich. Gemälde von J. Geoffroy 553
Spielgefährten. Gemälde von Walter Geffken 201
Spielplatz in Wilhelmshaven. Gemälde von August Böcher 213
Aus einer kleinen Stadt. Gemälde von Alice Michaelis 351
An der Stadtmauer. Von Rudolf Schäfer 423
Im Stall. Gemälde von W. Fahrenbruch 313
Ständchen. Nach dem Gemälde von Karl Spitzweg 587
Die Stimme des Wächters. Von Rudolf Schäfer 475
Studienkopf. Zeichnung von Anton Bartz 477
Nach der nächsten Tariferhöhung. Zeichnung von Fritz Schoen 163
Ernte im Taunus. Gemälde von Philipp Franck 312
Tauwetter in der Bamberger Straße in Berlin. Gemälde von Hans Hartig 509
Am Teetisch. Gemälde von Adele von Finck 55
Thüringisch-fränkischer Bauer. Gemälde von Herm. Blechschmidt . . . 103
Tischgesellschaft. Gemälde von Paul Plontke 65
Der Treidler. Gemälde von Willy Brandes 685
Untersberger, Andreas: Stille Nacht, heilige Nacht 353
— Maria mit dem Christuskind und Johannes 813
— Anbetung der heiligen drei Könige 815
Urselchen. Gemälde von K. Spilling . 817
Vater kommt! Zeichnung von Richard Wintzer 245
Aufbruch nach einer Veteranenversammlung. Gemälde von Erich Mattschaß 261
Vierländerin. Nach einer Photographie 619
Volkslied. Radierung von Ernst Eimer 697
Waldlandschaft. Radierung von Hanna Müller-Fürer 119
Weberstube. Gemälde von C. Heinrich Lucas 505
Weiden am Bach im Winter. Zeichnung von Willy Hofmann 167
Weihnachtsabend. Von F. Schoen . . 87
Weinselig. Gemälde von Kurt Leyde . 821
Wendin. Zeichnung von Richard Müller 633
Zufall. Zeichnung von Richard Müller 739

Umschlagbilder.

Nr.

Auft, Paul: Die Letzten des Riesengeschlechts. Radierung 385
— Winter im Erzgebirge. Radierung . 46
Bischoff-Culm, Ernst: Sonntag in Nidden 52
Balusched, Hans: Weißbieridyll . . . 44
Beutter, Christian E.: Der Kaschube. Radierung 27
Burian, Franz: Blick ins Tal. Federzeichnung 32
— Gang zum Abendgottesdienst. Federzeichnung 48
Deiker, Friedrich: Bildnis seines ältesten Sohnes 5
Eckener, Alex: Beschaulichkeit. Radierung 3
Fechner, Hanns: Mädchenbildnis. Gemälde 3
Forster, A.: Rauchender Alter. Radierung 2
— Ich gratuliere. Radierung . . . 2
Fothe, Albert: Am Arysee in Ostpreußen. Radierung 2
Gabel, P. E.: Marienwerder: Blick auf die Niederung. Zeichnung . . . 2
Gericke, Else: Mädchenkopf. Zeichnung 2
Gradl, Hermann: In beschaulicher Ruhe. Radierung 2
Hammer, Rudi: Frau und Kinder des Malers 2
Jungk, Elfriede: Abend im Gebirge. Steinzeichnung 2
Klein-Chevalier, F.: Ausfahrende Fischer. Gemälde 2
Klinger, Max: An die Schönheit. Radierung 2
Kuron, Herbert: Riesengebirgsbaude . 2
Max, C.: Ein Blumengruß 2

Digitized by Google

	Nr.
Lehmann, Friedrich: Auffliegende Silberreiher	34
Michelau, A.: Das Pregeltor in Königsberg i. Pr. Radierung	21
Overbeck, R.: Beethoven. Scherenschnitt	50
Ams, G.: Das Schloß in Moers. Federzeichnung	26
Ow, Alfred: Der Alpsee. Gemälde	42
Plentke, Paul: Weihnachtsumschlag	49
Rethel, Alfred: Die Mutter des Künstlers	40
Roffing, Karl: Pfingsten. Originalholzschnitt	20
Sieck, Rudolf: Blick auf Frankfurt a. M. Radierung	19
Steffeck, Karl: Kinderbildnis. Gemälde	24
Stumpf, A.: Eggender Bauer. Radierung	47
Ulbrich, Hugo: Blick aus Beckers Schneiderwerkstatt auf das Rathaus zu Breslau. Radierung	41
Wilm, Hubert: Lug ins Land. Radierung	18
Kunstbeilagen.	
Engel, Otto H.: Beweinung Christi. Gemälde	14
Feuerbach, Anselm: Badende Kinder. Gemälde	1
Franck, Philipp: Puppengesellschaft. Gemälde	15
Kallmorgen, F.: Hamburger Hafen. Gemälde	5
Mattschaß, Erich: Dorf in der Priegnitz. Gemälde	9
Schiestl, Matthäus: Anbetung der Hirten. Steinzeichnung	49
Schüz, Theodor: Sonntagnachmittag in einem schwäbischen Dorf. Gemälde	20

Die Welt der Frau.

	Seite
Novellen, Skizzen.	
Böhmer, Emma: Ein Briefwechsel im Jahre 1919	41
Forstreuter, Hedwig: Die Mutter singt	631
Kopp, Cornelia: Glück	36
Kraze, Friede H.: Das Holz	33
Lochmund, Toni: Das gewaltigste Lied	107
Schanz, Frida: Aus ihren Jugenderinnerungen. Von meinen ungetreuen Regenschirmen . . . 49, 57, 65,	73
— Wie mir einmal nicht verziehen werden sollte 81,	89
— Wie wir den sechzigsten Geburtstag meiner Großmutter feierten . . 97,	105
— Wie ich mit Erfolg Musikunterricht gab 113,	121
Sorge, Hanna: Der Arzt . 1, 9, 17,	25
Steer, Adelheid: Originale	129
Tiefenhausen, G.: Märchen	62
Gedichte.	
Becker, Hel.: Wie mein Kind sein müßte	860
Bethgen, Clara: Melancholie	329
Braun, Helene: Ein Ostern folgt auf Golgatha	105
— Im fremden Garten	43
Bremer, Käte: Ist ein Bienlein summend angekommen	119
Forstreuter, Hedwig: Der Tod und das Kind	11
— Werdezeit	49
Fischer, Agnes: Tauwind	83
Haeseler, Sophie: Elfengeschlecht	27
Hahn, Elisabeth: Mutter (Sprüche)	19
Kopp, Cornelia: Beim Blumengießen	59
Lerch, Emilie-Charlotte: Gottesfensterlein	843
Meier, Irmgard: Frühlingsregen	127
Reuter, Ilse: Erstes Erwachen	3
Richter, Hans: Meine Welt	123
Schulze, Ida Madeleine: Nacht	86
Siedel, Ina: Vielleicht	455
Semper, Margarete: Rätsel	91
Siebert-Petersen, Knud: Rückblick	38
Steer, Adelheid: Das geflickte Kleid	108
Treupel, Gertrud: Alter	78
Vorkzender, Magdalene: Das Gärtlein	437
Weiß, Ella: Treue Liebe	136
Wendt, Fritz: Wiegenlied	294
Erziehung, Unterricht, Gesundheitspflege, Körperpflege, Gartenpflege, Verschiedenes.	
Alpenrosen. Von Emil Gienapp	87
Daran erkennt man die Dame? Von Elle Torge	
Billige Eiweißversorgung. Von Dr. Helene Friederike Stelzner	401
Über das Ergrauen und Ausfallen der Haare. Von Sanitätsrat Dr. Rudolf Ganter	46
Erziehungskunst. Von Else Bachmann	134
Frauen-Fechten. Von F. von Oppeln	86
*Frauen-Turnen. Von Frieda von Oppeln	60
Ein Vorschlag zur seelischen Hygiene	330
Von der Freude. Von Antonie Grosse	860
„Nur keine Gesellschafterin." Von Irene Braun	759
Zwischen den Jahren. Von Lotte Gubalke	583
Jungmädchenpflichten. Von Else Otto	843
Kindergeselligkeit. Von Elli Heuß-Knapp	437
*Lenzboten. Von E. Gienapp	110
Fast in letzter Stunde. Eine dringliche Mahnung. Von Paula Kaldewey	62
Die Liebenswürdigkeit. Von Else Otto	743
*Liliengewächse. Von Emil Gienapp	294
Märleins Ende. Von Käte von Jezewski	94
Der Ausbau des Mieterschutzes. Von Margarete von Gottberg	75
Okkultismus und Nervenhygiene. Von Dr. Helenefriederike Stelzner	54
Die Postgebührenerhöhung in ihrer Wirkung auf die Frauen	679
*Reformbestrebungen im Unterricht. Von Helene Keppler	92
*Ein bewährter Rückenwärmer. Von Bodo Ronnefeld	124
Der erste Schulgang. Von Käte Altwallstädt	55
„Selber machen." Ein pädagogisches Mahnwort von K. Altwallstädt	70
Die gute Sitte. Von Else Otto	31
Vom Spielen der Kinder. Von Elly Heuß-Knapp	535
Die Sprache der Hausfrau. Von Luise Glaß	455
Der Sprachdienst der Frauen. Von Luise Glaß	712
*Ungezogene Kinder. Von G. Piderit	680
*Vom zweckmäßigen Verpacken. Von G. von Eck	47
Weltfrauenrat und deutsche Frauen. Von Beda Prilipp	119
Wohnungsbeschlagnahme, Wohnungsrationierung, Zwangseinquartierung. Von Margarete von Gottberg	664
Das große Zählen. Zum 80. Geburtstage einer Urgroßmutter. Von Käte Altwallstädt	15
Beiträge zur Frauenfrage, Frauenberufe, Biographisches.	126
Wie stellen sich unsere Schwestern zum achtstündigen Arbeitstag? Von P. Kaldewey	51
Politische Arbeitsgemeinschaft der Frauen von Groß-Berlin. Von Emma Stropp	67
Fontanes Frauengestalten. Von Dorothee Goebeler	19
Ein Frauenbekenntnis. Von Beda Prilipp	118
Die Frau als Handwerkerin. Von Else Otto	775
Im Kampf gegen die Heimarbeit. Von Paula Kaldewey	844
Hedwig Heyl. Zum 70. Geburtstag. Von Emma Stropp	293
Der Kongreß der Hausfrauen. Von Emma Stropp	827
Die Krankenhausfürsorgerin. Von Margarete von Gottberg	329
Die Macht der Frau. Von Else Otto	22
Eine Musterschule vom Roten Kreuz — ein Plan für die Völkerversöhnung. Von Paula Kaldewey	812
Neuerungen in der sozialen Frauenarbeit. Von Beda Prilipp	39
Schleswig-Holsteins Dichterin (Charlotte Niese). Von Franz Wugk	711
Pflegeämter für sittlich gefährdete Frauen	471
*Der Ring nationaler Frauen. Von Beda Prilipp	366
Eine Sanskritforscherin (Frau Dr. Lüders) als Dr. h. c.	118
Schleiermacher und seine Braut. Von Marianne Zachler	35
*Einer Jugendschriftstellerin (Josefine Siebe) zum 50. Geburtstag. Von Luise Glaß	743
Die Frau auf der Tribüne. Von Emma Stropp	59
*Clara Viebig. Von Dr. phil. Ella Spiero	487
Frauenberufe:	
8, 16, 24, 32, 40, 48, 56, 64, 72, 80, 88, 96, 104, 112, 120, 128, 136, 402,	438
Mode und Handarbeiten.	
*Abendkleider	859
*Zur Badereise	332
*Beutel aus schönen Stoffresten	811
*Borten und Einzelfiguren in Filetdurchzug. Von Charlotte Herms	108
*Braut- und Hochzeitskleider	296
*Das Einsegnungskleid	68
*Zwei Ideale der Frauenkleidung. Von Else Otto	3
*Der Frauenschuh. Von Frieda von Oppeln	92
*Die Straßenkleidung für das Frühjahr	84
*Was man zum Frühjahr trägt	116
Frühjahrsmoden. Von Emma Stropp	94
*Gesellschaftskleider aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von A. Schmidt	44
*Handarbeiten aus Resten	456
*Hausgewand mit Stickerei. Von Helene Keppler	615
*Was man zum Herbst trägt	568
*Was die Herbstmode bringt	600
*Für kalte Tage	791
*Moderne Kleiderflickereien	488
*Korbmöbel. Von Else Frobenius	135
*Die Selbstanfertigung eines Korsetts	100
*Zwei einfache Kragen. Von Doris Kiesewetter	402

Digitized by Google

	Seite
*Was die Mode bringt 368, 440, 472, 504, 536, 631, 595,	727
*Herbstliche Nachmittagskleidung	663
*Nachmittags- und Besuchskleider	132
*Was man am Nachmittag trägt	52
*Nadelmalerei von Florence J. Höfel. Von Gabriele Reuter	70
*Neues aus Altem. Von Emma Stropp	12
Die Puppe der eleganten Berlinerin. Von Emmy v. Winterfeld-Warnow	126
*Reste-Verwendung	439
*Rock und Bluse	20
*Die moderne Schoßbluse aus einem abgepaßten Tuch	38
*Sommerhüte. Von Emma Stropp	102
*Leichte Sommerkleidung	404
*Gehäkelte Spitzen und Borten. Von Doris Kiesewetter	28
*Spitzendecken. Von Helene Keppler	79
*Der Stock als Modezier. Von Else Frobenius	76
*Drei Taschen mit Kreuzstickerei. Von Doris Kiesewetter	647
*Der Teetisch. Von Ida Blell	37
*Was man zu kleinen Veranstaltungen trägt	759
*Das Verwandlungskleid. Von Luise Marelle	519
*Weißstickerei. Von Doris Kiesewetter	551
*Die Mode des Winters	827
*Was man beim Wintersport trägt	6

Hauswirtschaft.

Wie man ein Ehmann zubereitet, ein alt Rezept. Von Pauline Hahn	30
Das Einkochen der Früchte ohne Zucker. Von Luise Marelle	503
*Einfache Methoden, um Eier frisch zu erhalten. Von G. R. Truth	127
Hauswirtschaft und Küche 438,	520
Hauswirtschaftliche Arbeit. Von Luise Marelle	365
Ratschläge für Küche und Haus. Von Luise Holle 15, 23, 55, 78, 102, 295, 567,	599
Silvesterbewirtung. Von H. v. Schroetter	844
Weihnachtliche Ratschläge für Küche und Haus. Von Luise Holle 792,	812
Allerlei praktische Winke	403

Abbildungen.

Allerlei Schmuck für die Wohnung	104
Neueste amerikanische Mode. Auch ein Beitrag zur Entwicklung der Frauenkleidung	8
Der Vorstand der politischen Arbeitsgemeinschaft	67
Gräfin Margarete von Bünau	111
Frühling. Radierung von Heinrich Vogeler	107
In Gedanken	81
H. Grünberg, Arbeitersekretärin	41
Gertrud Hanna, Mitglied der Preußischen Landesversammlung	31
Fräulein Dr. Paula Hertwig, die erste Privatdozentin an der Universität Berlin	16
Hedwig Heyl	293
Kirschkernbeißer	115
Die Köchin. Gemälde von Pieter Aertzen	295
„Leise flehen meine Lieder." Handgeschnitten von M. L. Witte	131
Frau Dr. Lüders	118
Else Lüders, die bekannte Frauenrechtlerin	97
O weh, o weh!	99
Praktischer Schlüsselkorb	88
Was gehört zu einem Schuh?	32
Josefine Siebe	743
Oberlehrerin Dr. Siemssen, wurde in das Kultusministerium berufen	51
Frau Marie Stritt, Stadträtin in Dresden	42
Tanze, Püppchen, tanze!	98
Teepuppen von Ida Blell	64
Verkäuferinnenschule — eine Forderung der Zeit	23
Clara Viebig	487
Marianne Weber, hervorragende Führerin der Frauenbewegung	1
Zukunftsmusik. Zeichnung von Albert Hendschel	89

Dies und Das.

8, 16, 32, 40, 48, 56, 64, 72, 88, 96, 104, 112, 120, 128, 136, 616,	728

Worte für die Zeit.

111, 44,	584
Amtliche Bekanntmachungen	104

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Badende Kinder · Gemälde von Anselm Feuerbach.

Digitized by Google

Nr. 1

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

„Wenn wir noch den Monat Hornung schrieben, mein liebwertester Herr Polizeiaktuarius, so möchte ich Ihre Frage quasi jocose, als einen Fastnachtsscherz auffassen“, sagte der Geheimrat Emil Nimis. „Nun aber zeigt mir alltäglich der Blick in mein Kalendarium, ehe ich durch Darmstadt fahre und meine Patienten besuche, daß wir bereits im März leben! Im März 1847! Lassen wir den Mainzern drüben ihre Possen! Unser Darmstadt ist eine ehrbare Stadt. . .“

„Und trotzdem erwuchs einem hiesigen Kollegio der Verdacht. . .“

„Quomodo, mein Teuerster . . . quomodo!“ Der Geheimrat holte aus der Hintertasche seines stahlgrauen Fracks die Schnupftabaksdose hervor, schüttete gewandt und schnell seine Prise Rapé auf den flachen Handrücken und schlürfte sie, um seine Ungeduld zu beschwichtigen. Dann klopfte er sorgfältig die Stäubchen von der hohen, zweimal geschlungenen und durch eine Brillantnadel gehaltenen schwarzen Atlashalsbinde und von der ausgeschnittenen weißen Weste und hielt mit der andern Hand die breite Krempe des hechtfarbenen Zylinders. Denn von drei Seiten, von der Rheinstraße, dem Riedeselberg und der Ludwigstraße her, fegte der Frühlingssturm durch die schnurgeraden Straßen der darmhessischen Residenz, pfiff wie ein Schusterjunge um die Ecken, johlte in den Winkeln, jagte weiße Wolken am blauen Himmel vom Rhein zum Odenwald, zauste die Blütenbäume in den Vorgärten der Häuser der vornehmen Welt, daß die lichten Flocken wie Schnee stoben. Der dunkelblaue Radmantel flatterte in den Händen des Bedienten, der ihn neben dem Kutschenschlag für seinen Herrn bereit hielt, den alten Rappen vor dem Halbcoupé wirbelten die Mähnen. Ebenso dem alten Philipp auf dem Bock bog sich die Peitsche mit fliegender Schnur im Winde.

„Wenn Herr Geheimrat gütigst permittieren. . .“

„Sie wissen, Herr Aktuarius, daß ich einer der gesuchtesten Doktoren Darmstadts bin! Wer Äskulap dient, muß seine Zeit zu Rate halten!“ Der Geheimrat Nimis setzte bereits das linke, in langer, gelber Steghose steckende Bein auf den Kutschenschlag und stieß ungeduldig mit dem goldknaufigen Rohrstock auf den Boden, während er sich die goldene Brille vor den Augen zurechtrückte. Diese Augen waren noch jung und glänzend braun in einem schon übergrauten, glattrasierten Kopf eines starken Fünfzigers, dessen geschmeidige Züge mit den feinen dünnen Lippen an einen ältlichen Schauspieler erinnerten.

„Im tiefsten Vertrauen, Herr Geheimrat: Es begreift sich für den Wohlgesinnten von selbst, daß nicht jedem Untertan das Vorhandensein schwarzer Briefkabinette bei manchen Regierungen des Deutschen Bundes offenkundig zu sein braucht. . .“

„Bei allen Regierungen, Gott sei Dank . . . . bei allen!“

„. . durch diese löbliche Institution sind die Spuren des fraglichen übelberatenen, aus der Hausvogtei von Berlin entflohenen

Neujahrskarte. Radierung von Rudolf Schiestl.

Digitized by Google

Jünglings festgestellt, der zu allem Unglück auch noch der hannoverschen Nobilität entstammt. Der schwergeprüfte Vater dieses jungen Harro von der Venne, dessen Abwegen wir solchergestalt eine gewisse Rücksichtnahme schuldig sind, ist Major im Ruhestand der Kronprinzdragoner Waterloo und der einstigen englisch-deutschen Legion und Herr auf der Herrlichkeit Hövede in Hannover . . ."

„Mögen sich der Herr Major mit seinem Könige Ernst August abfinden! Seien wir froh, daß wir hier in Darmstadt unter dem milden Zepter unseres Ludwig blühen!"

„Es wurde uns nun vom Herrn Polizeisenator in Frankfurt streng konfidentiell notifiziert, daß der malkontente junge Mensch mit Hilfe unzufriedener dortiger Bürger unangefochten durch das freie reichsstädtische Gebiet passiert ist und unsere Landesgrenze erreicht hat. Diesseitig nahm man sofort die Fahndung auf. Und — es sträubt sich in mir, es auszusprechen: Es erscheint bei mir heute früh einer unserer agents de surveillance und bekundet, er habe einen Jüngling, auf den solch ein Signalement zuträfe, gestern in später Abendstunde aufrührerisch lächelnd aus einem Fenster Ihres Hauses gucken sehen!"

„Aus meinem Hause? Mein Allerliebster: dies Subjekt war kein anderer als mein einziger Sohn Reinhold, der aus Heidelberg zur Ostervakanz . . ."

„Immerhin besitzt der Herr Studiosus, dessen Postwisum ordnungsgemäß bei uns eingetragen ruht, dunkles gelocktes Haar und dunkle Augen. Seine Statur ist nur mittelgroß und zierlich, gleichermaßen wie die des Herrn Papa!"

„Ganz recht!"

„Der Hochverräter aber, dessen unbekannter Verbleib eine hiesige Regierung beunruhigt, ist ein Jüngling schon etwas reiferen Alters, zu Mitte der Zwanzig. Er wird in dem Steckbrief als sehr groß und schlank und friesisch weißblond beschrieben, mit ganz hellen blauen Augen und einem trotzigen und verdächtigen Gesichtsausdruck!"

„Und ein sotanes Individuum will eine großherzogliche Polizei in meinem Hause beobachtet haben? Es grassiert zur Zeit bei uns die Grippe und das kalte Fieber, Herr Aktuarius! Die üblen Säfte ziehen sich nach dem Hirn und erzeugen da eine dementia capitis . . ."

„Trotzdem bin ich durch meine Dienstpflicht obligiert, nachzufahren!"

Der Geheimrat Emil Nimis blickte nach seinem stattlichen Hause zurück. Es stand frei da wie die meisten Wohngebäude der Honoratiorenwelt in der Neckar- und Rheinstraße und auf dem Riedeselberg, so daß dieser vornehmste Teil Darmstadts einen ländlichen Eindruck machte. Hinter der breiten offenen Einfahrt blühten die Bäume eines kleinen Gartens. Die weißen Flocken wirbelten im Wind bis zu der breiten steinernen Freitreppe vorne und überschneiten da vier braune und blonde Köpfe und Köpfchen, die sich neugierig auf den Stufen vor dem Hause überhöhten. Der lose Schnee stäubte spielerisch, wie von unsichtbarer, tändelnder Hand gestreut, auf die glatten Stirnscheitel unter den spitzen Häubchen, die seitlings über die Ohren gewellten und hinten in einem Knoten hochgesteckten Haare, die Nacken und Hals freiließen. Mutwillige Flocken hingen an den bunt gemusterten, um die Schultern gezogenen Kaschmirschals und an den enggeschnürten Wespentaillen und den weiten duftigen, hellgeblümten Röcken, deren Spitzenvolants der Märzwind beutelte. Selbst auf die kreuzweise geknüpften schwarzen Bänder der ausgeschnittenen Schuhe schüttete der Frühling von 1847 noch seinen Segen. Die zierlichen Locken zu beiden Seiten der rosigen Wangen hingen nicht mehr sittsam herab, sondern wehten im Winde. Emil Nimis runzelte bei diesem Schauspiel die Stirne. So glatt und liebenswürdig er sich draußen gab, ein so strenger Hausvater war er daheim. Das Frauenzimmer gehörte in die Stube, an den Stickrahmen, den Wäscheschrank und den Herd.

„Ich zähle jetzt fünfundfünfzig Jahre", sagte er, „und habe niemals in meinem Leben etwas mit Hannover zu tun gehabt, weder solange es englisch war, noch während der zehn Jahre, wo dort der König regiert. Ich muß zugeben, daß ich mir meine Frau nicht aus den Töchtern des Landes wählte, sondern aus Wien, als ich mich dort als Assistenzarzt in chirurgicis perfektionierte. Aber mit diesen deutschen Karbonari habe ich nichts zu schaffen. Höre doch, Malwine" — er wandte sich an seine Gattin —, „ist dir etwas von einem Jüngling friesischen Schlags und rebellischen Aussehens bekannt, der unser Haus betreten haben soll?"

Über Frau Malwine Nimis' rundem und rosigem Gesichtchen lebte und lachte noch die Kaiserstadt. Die blauen Wellen der Donau spielten in ihren Augen. Der alte Stefan gab noch, hoch über dem ewig heiteren Alt-Wien, gutmütig seinen Segen von der Ferne her auf Lebenslust und Frömmigkeit und Apfelstrudel und Plausch bei der Jause auch im stillen Darmstadt. Die Frau Geheimrätin war viel jünger als ihr Mann, eben erst über die Vierzig hinaus, und war, wie sie so zwischen dem Kleeblatt ihrer Töchter stand, fast wie eine vergnügte ältere Schwester anzuschauen.

„Ein fremder junger Herr bei uns im Haus?" sagte sie ahnungslos. „Nein, Nimis, was dir aber auch beifällt!"

„Oder weißt du was, Brenche?"

Verena war die Älteste. Goldblond, aber mit frommen dunklen Augen, die sich unschuldsvoll auf den Vater richteten. Sie war die der Schwestern, welcher die widerspenstigen Ringellocken um das schmale Antlitz flogen. Sie hatte die roten Lippen vor Erstaunen halb offen und legte die Hände ineinander. Dann schüttelte sie den Kopf, unter dessen mädchenhaft schlichtem Scheitel an goldenem Stirnkettchen eine Perle baumelte.

„Ein fremder Herr? Ich weiß gar nicht, was Sie meinen, Papa?"

„Und du, Babettche?"

Lisbeth, die zweite, war ebenso blond, aber nicht so bildhübsch wie die ein Jahr ältere Schwester. Sie war von etwas derberem Schlag, ein gesundes, blühendes Mädel mit Backen wie die Äpfel.

„Welch eine Frage, Papa! Wollen Sie denn, daß wir vor dem Herrn Aktuar erröten?"

„Und Mäusche, du? . . . Lache nicht so dumm!"

„Nimis! Unsere Magdalena ist doch noch ein Kind! Kaum dreizehn!"

Die Kleine riß ängstlich die blauen Augen auf und verzog das Mäulchen.

„Bitte, bitte — tun Sie mir nix, Papa! Ich weiß doch von nix!"

„Reinhold! Heda: Reinhold!"

An einem offenen Fenster des Erdgeschosses erschien zuerst eine lange, qualmende Pfeife, dann der einundzwanzigjährige dunkle Krauskopf eines jungen Mannes in einer verschnürten Pekesche. Um seine bartlosen Lippen spielte ein vorwurfsvolles Lächeln.

„Papa! Sie stören mich in meinen Studien. Ich saß eben über meinen Pandekten!"

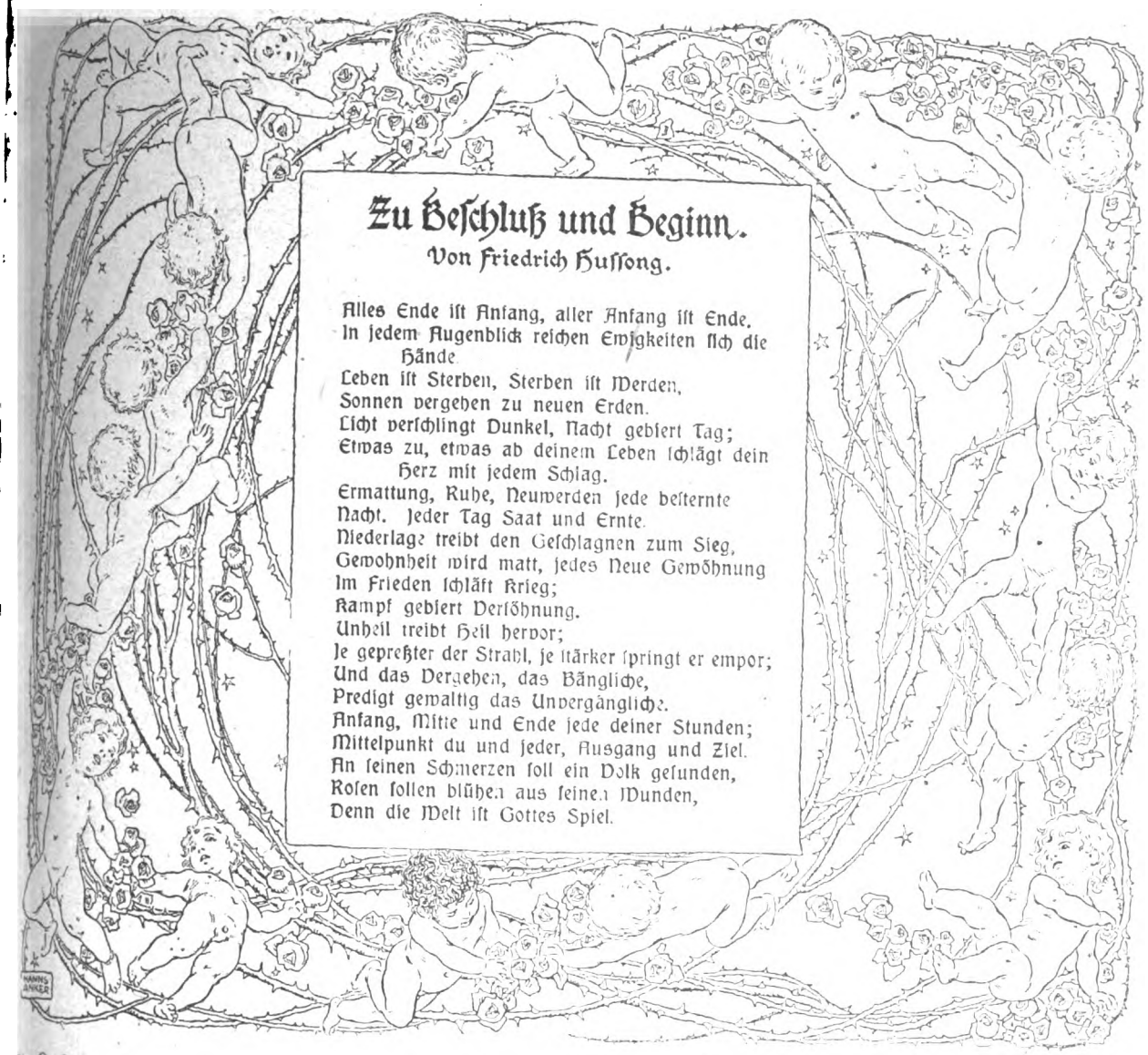
„Reinhold: Es ist schon unschicklich, einen Cigarro im Freien zu rauchen, geschweige denn eine Pfeife!"

„Wenn ich dem Herrn Regierungsdirigenten oder gar Herrn Minister du Thil selbst angezeigt wurde, so remonstriere ich, daß ich nicht im Freien, sondern in das Freie geraucht habe. Im Korpus juris findet sich kein casus praecedens, da Seine Majestät der Kaiser Justinian den Tabak noch nicht kannte . . ."

„Still!"

„Unsere teutsche Jugend von heute, Herr Geheimrat", sagte der Polizeiaktuar. „Unter uns: Wir sind über das Leben des Herrn Fils in Heidelberg stets au courant. Wir wissen, daß er dort mit anderen Jünglingen, Untertanen verschiedener Regierungen, einen bestimmten Kreis bildet. Nachteiliges ist über das Treiben dieser Herren Studiosen anher bislang nicht verlautbart. Immerhin wird es höheren Ortes nie beifällig bemerkt, wenn junge Männer

Digitized by Google



Zu Beschluß und Beginn.

Von Friedrich Hussong.

Alles Ende ist Anfang, aller Anfang ist Ende.
In jedem Augenblick reichen Ewigkeiten sich die Hände.
Leben ist Sterben, Sterben ist Werden,
Sonnen vergehen zu neuen Erden.
Licht verschlingt Dunkel, Nacht gebiert Tag;
Etwas zu, etwas ab deinem Leben schlägt dein Herz mit jedem Schlag.
Ermattung, Ruhe, Neuwerden jede besternte Nacht. Jeder Tag Saat und Ernte.
Niederlage treibt den Geschlagnen zum Sieg,
Gewohnheit wird matt, jedes Neue Gewöhnung
Im Frieden schläft Krieg;
Kampf gebiert Versöhnung.
Unheil treibt Heil hervor;
Je gepreßter der Strahl, je stärker springt er empor;
Und das Vergehen, das Bängliche,
Predigt gewaltig das Unvergängliche.
Anfang, Mitte und Ende jede deiner Stunden;
Mittelpunkt du und jeder, Ausgang und Ziel.
An seinen Schmerzen soll ein Volk gesunden,
Rosen sollen blühen aus seinen Wunden,
Denn die Welt ist Gottes Spiel.

[illegible] Kopf und Familie studienhalber das Vaterland verlassen und in die Fremde in das Badische gehen!"

„Er wird vom Herbst ab die Landesuniversität in Gießen frequentieren! Da stehe ich davor! Reinhold: Hast du durch das offene Fenster gehört, was . . ."

„Ja, Papa! Als Ihr aufrichtiger Sohn und gehorsames hessen-darmstädtisches Subjekt hebe ich die Hand auf und schwöre, daß ich, seit ich das Darmstädter Pädagogium verließ, bis zu dieser bedeutsamen Minute niemals einen wirklich Übelgesinnten aus der Nähe gesehen habe, geschweige denn in Ihrem ehrwürdigen Hause!"

„Philipp — ist dir etwas bekannt?"

Der steinalte Kutscher verneinte mit einer feierlichen Kopfbewegung.

„Dir, Baptist?"

Auch der Diener wußte von nichts. Geheimrat Nimis nahm eine neue Prise. Er spitzte die dünnen Lippen zu dem feinen Lächeln eines alten Höflings.

„Quod erat demonstrandum, amice! In meinem Hause herrscht ehrbare christliche Zucht! Da hängt für unsern modernen Jakobiner kein ‚Salve!' über der Türe!"

„Ich bitte zu exküsieren, Herr Geheimrat! Ich werde rapportieren, daß der Übereifer unser sonst löbliches Vigilanzorgan in obigem Betreff hat Gespenster sehen lassen . . ."

„. . . und im übrigen glaube ich nicht, daß der Monsieur aus Hannover uns hier in Darmstadt lange inkommodieren wird! Er wird, soweit man solche Schwarmgeister kennt, so rasch als möglich dem Tummelplatz aller unruhigen Köpfe, der Schweiz oder Paris, zustreben! Ich fürchte, er hat jetzt schon flüchtigen Fußes die hessische Landesgrenze zwischen sich und unsere liebe Frau Justitia gelegt! Nun denn: ich bin der Ihrige, Herr Aktuarius!"

Der Geheimrat Nimis stieg befriedigt in seinen Doktorwagen. Die alten Gäule trabten mit hängenden Köpfen an. Die Räder rasselten auf der weiten, gepflasterten Wüste des Luisenplatzes, umschwenkten die einsam in seiner Mitte sich langweilenden vier Löwen des roten Sandsteinbrunnens und rollten weiter nach der düsteren Gebäudemasse des alten Schlosses, das sich mit seinen tiefen Gräben, seinen Brücken und Höfen schwarz vor die Darmstädter winklige Altstadt hinlagerte.

Kaum war Dr. med. Nimis, der Lieblingsarzt der Darmstädter Sozietät, außer Sicht seines Hauses, da knarrten da drinnen die Stiegen unter huschenden, leichten, mit zierlichen Schleifen an den weißen Strümpfen befestigten Schuhen. Und die fließend weichen, zarten Musselinröcke mit den darauf verstreuten Röschen flatterten im hastigen Hin und Her der Falbeln und Rüschen. Unter dem braunen und blonden Haar, das ihnen niedlich wie kleinen Madonnen die rosigen Wangen einrahmte und die Ohrmuscheln umschloß, glühten rosige Mädchengesichter. Auch die noch junge und hübsche Mutter Nimis lief mehr, als sie ging, in ihrer rundlichen und molligen Wiener Beweglichkeit. Das Dortche am Herd nahm sich nicht die Zeit, sich den Ruß aus dem drallen jungen Odenwäldler Gesicht zu wischen. Die Töpfe klirrten, die Ofenringe klapperten, Feuer sprühte aus der Tiefe, wo still die Flammen glühten, und überflatterte die Küche und das würdevolle und gemessene, mit sei-

Digitized by Google

nen rötlichen, schwarzviolett bespannten Kirschbaummöbeln, seinen eingerahmten Schattenrissen der Vorfahren an den Wänden, seinen sandbestreuten weißen Dielen vom Märzsonnenschein von 1847 durchflutete Haus des fernen Geheimrats Nimis.

„O mei, Frau Geheimrat, was wird der arme Mensch owwe für e Hunger hawe!"

„Jessas Mariandjosef — schau, daß d' weiterkommst, Dortel, statt zu plauschen! Wo sind denn der Kutscher und die Forstmeister?"

„Da, da, Maman! Geben Sie nur die Hausmacherwurst!"

Der Kutscher und die Forstmeister waren keine Männer, sondern ein Schoppen Landwein und zwei belegte, hartgebackene Weißbrotwecken. Das Dortche brachte die Porzellankanne. Das Brenche ihre dicke, große, goldgeränderte Geburtstagstasse, auf der zwischen einem Kranz von Rosen in Goldbuchstaben stand:

„Kind, du weintest am Tag der Geburt! Es lachten die Freunde!
Tracht', daß am Todestag, während sie weinen, du lachst!"

Das Babettche schwang den silbernen Patenlöffel, den man ihr vor achtzehn Jahren in das Steckkissen gebunden:

„Gieß den Kaffee ein! Gib's alles der Madlen!"

„Spring, Mäusche, spring! Bring ihm hurtig die Kollation!"

„Heut' fürcht' ich mich aber nit vor der Eul'!" rief das Kind und lief mit der Frühstücksplatte die Stiegen hinauf. Die Mansardenstuben oben waren unbewohnt, seit die Tante Eulche, die beinahe achtzigjährige Demoiselle Eulalia Nimis, vor zwei Jahren ihrem Spaniolhündchen in den Tod gefolgt war und nach dem Geraune der Mägde nur noch in den Abendstunden zuweilen oben zwischen ihrem verlassenen Kram herumgeisterte. Die Wohnung war für sich abgeschlossen. Ein breiter Glockenzug aus grün und weiß gestickten Perlen hing an der Türe. Das Mäusche zog daran leise zweimal hintereinander und stand dann mit pochendem Herzen und roten Backen, bis ihr Bruder vorsichtig den Krauskopf durch den Spalt steckte und sie dann in das erste Zimmer zur Rechten ließ.

Es roch darin noch nach Lavendel- und Hirschhorngeist und Mottenpulver eines verlassenen altjüngferlichen Kämmerleins. Aber mitten in dem Raum saß rittlings auf einem lyraförmig geschwungenen, unter seiner Last ächzenden Biedermeierstuhl ein baumlanger, trotziger junger Hüne. Sein Haar war beinahe weißblond und ebenso der Schnurrbart, den er herausfordernd, entgegen der Sitte der Zeit, trug. Er war in einem dunkelblauen Schlafrock, dunklem Halstuch, perlgrauen Beinkleidern und gelben Schuhen. Die Kleine knixte glückselig und aufgeregt vor ihm, das Tablett in den Händen, und er lachte, daß man die weißen Zähne sah und ein verwegener Schein über das Raubrittergesicht lief.

„Sie sind sehr gnädig, Demoiselle, daß Sie sich selbst bemühen, meinen Hunger zu stillen", sagte er mit der leichten und verbindlichen Sicherheit eines jungen Mannes aus großem Hause, und das Mäusche wurde bei dem vornehmen norddeutschen Klang seiner Worte rot vor Glück und stand und sah andächtig zu, wie er es sich schmecken ließ. Die Schwestern und die Mutter waren um sie her. Der Reinhold neben ihm. Das Dortche hatte sich heraufgeschlichen. Der Diener Baptist hielt auf der Treppe Wache. Der Geheimrat Nimis war Logenbruder und verwahrte Schurzfell und Kelle im Schrank. Aber von dem Freimaurerbund der Seinen ahnte er nichts.

Unter denen war, um Harro von der Venne herum, Kriegsrat. Sie flüsterten nur. Auf den harmlosen Mädchengesichtern, in den unschuldigen Augen zitterte plötzlich das fahle Wetterleuchten der Zeit.

„Die Polizei weiß was!"

„Unten hat er schon vigiliert, der Aktuarius!"

„O mei! Der alte Simpel", sprach das Dortche draußen verächtlich. Wenn es gegen die Polizei ging, war ganz Deutschland ein Herz und eine Seele.

„Ich hab' es mir schon überlegt", sprach der junge Studiosus Nimis. „Sollten sie kommen, so ist am Ende des Ganges das Zimmer, zu dem Papa den Schlüssel niemals aus den Händen gibt! Was darin ist, weiß ich nicht. Aber öffnen kann man die Türe leicht! Ein Griff von deiner Hand genügt — nicht wahr, mein Harro?"

„Was Guckuck!" Brenchen Nimis, die goldblonde, dunkeläugige Schönheit der Familie, schlug die Hände ineinander, an deren rosigem rechten Zeigefinger ein Goldreif mit einem blauen Türkis schimmerte. „Nennt ihr euch schon du?"

„Er hat mich gewürdigt, mir bei einer Pipe Tobak das Smollis anzutragen", sprach ihr Bruder, stolz und doch etwas beklommen, er, der Hausjohn, der wohl, wie alle Welt, in Worten, aber nicht in Taten rebellierte, sondern den Weg eines gehorsamen jungen Bürgers ging, bis gestern abend die Nähe des weißblonden, von allen Häschern der Tyrannen gesuchten Feuerbrands mit Blitz und Schwefel und unterirdischem Donnergrollen über ihn gekommen war. Nun aber war er entschlossen, das Abenteuer wider die Fürstenknechte zu bestehen. „Harro ist ein in allen Gliedern wohl geübter Turner, rein und ringfertig, keusch und kühn, wie Vater Jahn selber! Von gedachtem Geheimkabinett Papas aus erreicht er leicht in Schwebehang und Affensprung, wie er's heißt, den großen Birnbaum im Garten und im Froschsatz die Mauer. Ich schaffe ihm dann bis Mitternacht beim Kaufmann Bärenz in der Dieburger Straße Logis. Auch das ist kein Schürzenkrebs und Vorgemachshase, sondern ein teutscher Mann! Von da geleite ich ihn über den Odenwald zum Neckar!"

„Aber ihr müßt unterwegs übernachten!" rief Brenche.

„Beim Pfarrer Berberich in Wilfertsheim!"

„Oder beim Onkel Hensel in Michelstadt!"

„Oder beim Dr. Fries in Heilig-Bretzach!"

„Im Leiningenschen hilft jeder!"

„Im Erbachschen auch!"

„Wir müssen nur gleich den Markwarts nach Frankfurt die verabredete Post geben, daß wir ihn glücklich weiter haben!"

„Hinter Heidelberg hilft Professor Thomasius", sagte der Studiosus Nimis. „In Karlsruhe der Vater meines Bundesbruders Falk. Er ist zwar Fürstendiener und Exzellenz, aber im Herzen ein Mann der Freiheit! Im Kraichgau hat Harro schon vorher Empfehlungen an den alten Baron Tiefenstein zu Tiefenauf."

„In Offenburg springt die Hofrätin Sutter gleich bei!"

„In Freiburg ist der Stadtrat Eberle!"

„Hart vor Kleinbasel der Stabhalter Geiß!"

Edelleute und Bürger, Pfarrer und Bauern, Beamte und Ärzte, Männer und Frauen, jung und alt, hoch und niedrig reihten sich in den raschen Worten zu einer geheimen Kette von der Hausvogtei in Berlin bis zur Grenze der Freien Eidgenossenschaft, alle sich gegenseitig unbekannt und alle miteinander einig, den Flüchtling Harro von der Venne gegen die Regierungen des Deutschen Bundes in der Eschenheimer Gasse drüben in Frankfurt zu schützen. Diese Kette war überall in deutschen Landen. Sie reichte von Luxemburg bis Tilsit und von Mailand bis Hamburg.

Draußen pfiff und stürmte der Frühlingswind. Reinhold Nimis griff nach seinem Hut.

„Ich reite jetzt flugs nach Treysa hinaus und red' mit dem Lammwirt, daß er, sobald es dunkel wird, sein Berner Chaische bereithält! Das ist ein hitziger Mann! Wie ich den kenne, fährt er uns selber über den Odenwald!"

„Da möge sie euch lang im Eisenbahnwage suche", schrie begeistert das Mäusche.

„Aber Mundvorrat brauchen wir!"

„Ich lauf' selber und hol' ein!"

Digitized by Google

Marktbrunnen
in Büdingen.

Gemälde von
W. Fahrenbruch.

Digitized by Google

Babettche Nimis stand schon auf der Treppe und knüpfte sich vor dem Goldspiegel den breitrandigen, mit Blumen und Bändern geputzten Schutenhut mit einer Schleife unter dem Kinn fest, daß die beiden Flügel eng ihr frisches, lustiges Gesichtchen umschlossen, und legte sich die Mantille um die Schultern und die nach neuer englischer Mode bis zum Handgelenk in ganz engen Ärmeln steckenden Arme. So huschte sie, den Pompadour am Arm, auf die Rheinstraße hinaus, hinter dem Bruder her, der hinüber zum Pferdeverleiher Boas in der scheppen Allee hinter dem Rheintorplatz gegangen war. Auch Frau Malwine war wieder mit ihrer Jüngsten zum Dortche in die Küche hinabgestiegen. Unterwegs warf sie einen Blick in das kleine Biedermeierzimmer zur ebenen Erde, in dem sich sonst nur am Sonntag die Jugend nach Seuberts „Euphrasia" mit Pfänderspielen vergnügte und der Geheimrat nebenbei seine Partie L'Hombre spielte. Da stand Verena Nimis und sah verträumt aus ihren dunklen, weichen Nonnenaugen hinaus in den weißen Blütenschnee. Ein sanftes, schmerzliches Lächeln wie das einer Braut Christi verklärte dabei ihr empfindsames, schmales, von der Natur mit feiner Künstlerhand liebevoll geformtes Gesicht.

Das war ein anmutiges Bild, auch für das Auge der Mutter, und eine bescheidene Schwärmerei stand jedem gesitteten jungen Frauenzimmer wohl an. Trotzdem trat die Geheimrätin forschend näher.

„Gelt — du zählst jetzt schon die Maikäfer an den Bäumen, Brenche?"

„Ach . . . Maman!"

„Ist dir nicht wohl?"

„Ach . . . Maman!"

„Was ist dann mit der Mamsell?" Frau Malwine trat forschend näher. Sie war selbst noch jung, von Wiener Blut, und rösch genug, wenn es galt. „Gleich guck mich mal an, Brenche!"

Der Blick der dunkeln Mädchenaugen war so rein und traurig, daß sie die Tochter an sich zog und küßte. Brenche ließ zutraulich wie ein Kind den blonden Kopf an ihrer Brust. Die langen goldenen Locken hingen schwermütig zwischen den farbigen Bändern des Kleides.

„Ach Maman!"

„Ach Maman! . . . Weißt sonst nix? Jetzt red' doch schon, Närrche!"

„Maman, haben Sie seine Augen gesehen?"

„Was für Auge?".

„Ich habe nie das Meer gesehen und werde es wohl nie sehen. Es ist ja endlos weit von hier. Aber so denke ich mir das Meer. Ganz hell und blau und durchsichtig und doch tiefe, grünliche Schatten darin, und ein Leuchten aus der Tiefe, wenn ihn etwas begeistert oder erzürnt . . . er stammt ja auch vom Meer. Seine selige Mutter sei eine freie Friesin gewesen, sagt er, eine geborene von Heringma, und der fühle er sich näher, auch jetzt, wo nur ihr abgeschiedener Geist ihn umschwebe, als seinem Vater in Hannover, der eigentlich immer noch ein halber Engländer sei. Und von der Mutter habe er die Liebe zur Freiheit! Es ist so ans Herz rührend! Ach Maman . . ."

Die Geheimrätin gab der Tochter wieder einen herzhaften Schmatz.

„Er soll nur die Freiheit lieben und sonst nix!" sprach sie. „Und du auch! Eine zur sittlichen Bildung gestimmte junge Frauensperson macht selber keine Auge und guckt noch weniger die Auge der Kavaliere an. Schreib's dir hinter die Ohren, Brenche!"

„Ach Maman! Heute abend ist er weg, wenn ihn die Fürstensöldner nicht bis dahin fangen! Wir werden ihn nie wiederschauen . . ."

„So geht's in der Welt, mei' Brenche!"

„Ach Maman . . . hier stehe ich und kämpfe mit mir!"

„Was hast du denn da in der Hand?"

„Mein Stammbuch. Die Erinnerung unschuldiger Freuden der Freundschaft und des Herzens. Maman: Ist es sittsam, wenn ich hinaufgehe und ihn bitte, es durch den Namen eines Opfers der Tyrannei für ewige Zeiten zu adeln?"

Sanfte Tränen der Schwärmerei standen in Brenchens dunklen Klosteraugen. Die Geheimrätin Nimis überlegte, dann sagte sie, eine warmblütige und lebenskundige Frau, wie sie war:

„In Jesu und Mariä Namen! Es ist für dich ein Souvenir fürs Leben! Aber daß du mir ja das Mäusche als Chaperon mitnimmst! Mäusche — da komm bei!"

Die letzte Eintragung, von dünner Mädchenhand, in dem Stammbuch lautete:

„Ewig fest wie Sternenkerzen
Brennt die Tugend dir im Herzen!
Liebe kann das Hirn entzünden!
Freundschaft es dem Brand entwinden!"

Der Flüchtling oben las nachdenklich diese Zeilen. Dann nahm er den Gänsekiel und setzte mit markigen, dicken, trotzig aufrecht wie Krieger dastehende Buchstaben darunter:

„In Tyrannos!
Harro von der Venne.
Freier friesischer Edeling."

Die Mädchen folgten mit andächtigen Augen dem Schwung seiner Hand. Sie saßen sittig und steif aufrecht auf den Biedermeierstühlen, wie sie es bei Monsieur Lenormand in der Tanzstunde gelernt, die Hände ineinander gelegt, die Füße überkreuzt. Als der verwegene junge Niedersachse die Feder niederlegte, schlugen auch sie die Wimpern zu Boden.

Brenchen Nimis beugte züchtig das glatt gescheitelte goldene Köpfchen und sagte leise:

„Merci!"

Es klang kaum hörbar wie ein Hauch. Dabei nahm sie das Stammbuch behutsam wie ein kleines Heiligtum an sich. Er wollte wehren:

„Vorsicht, Demoiselle! Es ist noch kein Streusand darauf!"

Aber sie hielt es offen zwischen ihren schmalen Fingern auf den Knien.

„Nein! Nein! Es soll von selber trocknen!"

Das Trocknen besorgte der Frühlingswind. Er stürmte ungestüm wie ein wandernder, singender und pfeifender Handwerksbursch durch das offene Fenster, er schüttete stiebende Blüten über den trotzigen nordischen Jünglingsmann und die beiden zierlichen, an Meißener Porzellandämchen erinnernden Jüngferchen aus Deutschlands Garten der Bergstraße, ihm gegenüber. Er zupfte die Ältere an ihren Wangenlocken und blies dem drüben etwas ins Ohr und fegte lachend weiter und füllte die Eulenkammer mit Wellen sommerwarmer goldener Luft und ließ zum Amselschlag und Spatzenzirpen draußen zwei pochende Herzen hinter sich, als er, wie nach vollbrachter Tat, wieder zum Fenster hinausfuhr.

Im Marsardenstübchen war es still. Die Schwestern schwiegen ehrfurchtsvoll in der leise Schauer einflößenden Gesellschaft des mit Dasein und Freiheit spielenden Demagogen, der mit dem revolutionären Handwerkerverein in Paris in Verbindung stand, bei dem die Polizei in seiner Berliner Bude die Zeitschrift „Der Geächtete" und die Schrift des Schneiders Weitling, des Prinzessinnengünstlings, „Deutschland, wie es ist und wie es sein sollte", gefunden hatte und zu guter Letzt noch hinter der Tapete das hochverräterisch durch aller Herren Länder nach Deutschland flatternde Gedicht „Dreiunddreißig, vierunddreißig, seid auf euren Kopf bedacht . . ." Die Gefahr lugte in die friedliche Dachkammer. Tod und Kerker grinsten herein. Die Luft schien heller und heißer. Sie schien zu zittern.

(Fortsetzung folgt.)

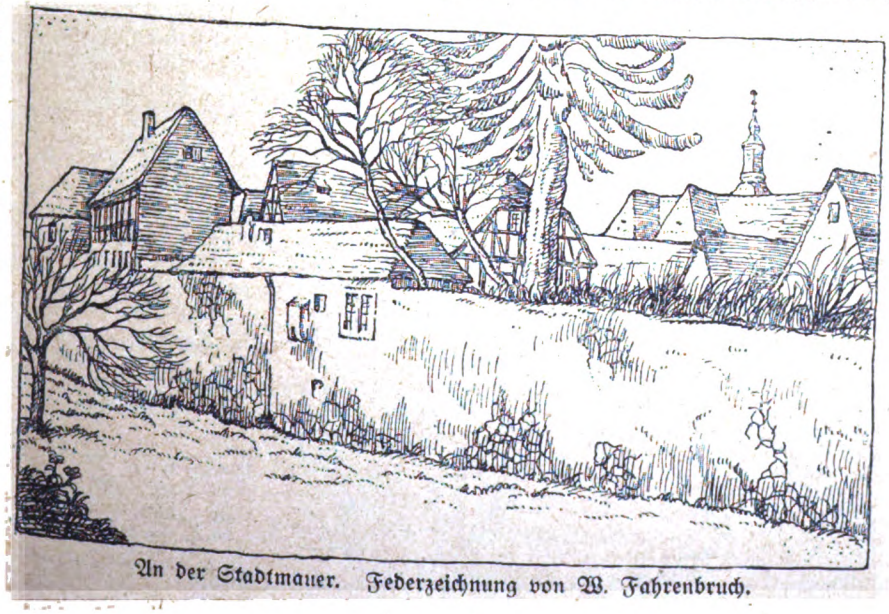
Digitized by Google

Ein Stadtmärchen in Oberhessen * Federzeichnungen von W. Fahrenbruch.

Er hängt an seiner Scholle, sagt man und will damit die Heimatliebe des Menschen kennzeichnen, die ihn zwingt, an der Stätte seiner Geburt zu bleiben, die stärker ist als die Sucht nach dem Fremden, dem Glück in anderem Lande; die aber auch das schöne Gefühl der Dankbarkeit gegen die Natur aus- ist. Stolz sollten wir alle auf unser Heimatland sein, so wie die Oberhessen auf das ihrige, die noch an ihrer Scholle hängen und ihr an Naturschönheiten so reiches Land lieben, Schönheiten, wie das Land uns zeigt in solch einfacher keuscher Form, ohne jede Spur von Aufdringlichkeit, daß man eine starke unverwelk- liche Freude haben kann an dieser deutschen Landschaft mit ihren traulichen Städtchen, deren Gegenwart noch so organisch in altge- heimer geschichtlicher Überlieferung verwurzelt ist.

Büdingen, ein solches altes Städt- chen Oberhessens und eines der wo- hlen, welches sei- ne alte trauliche Schönheit bis jetzt fast ganz zu er- halten vermochte, liegt an den süd- lichen Ausläufern des Vogelsberges, im Seemenbachtal, an zwei Seiten von Bergen geschützt, von denen wir weit in die Ebene, in die goldene Wet- terau blicken; von hier wir aber auch auf die Stadt, auf alle die Häuser mit ihren gemüt- lichen Dächern und Giebeln sehen. Wir werden gefangen von dem Reiz der alten Städtebaukunst. Wie verstanden es doch die damaligen Bau- meister so vortrefflich, eine Stadt in die Landschaft hineinzustellen!

Die alten Stadtmauern mit ihren Türmen aus dem 15. und 16. Jahrhundert werden hier nicht zu Hindernissen einer geil aufschießenden Neuzeitzivilisation, die jeden alten Städteturm mit hundert Fabrikschloten verdrängte, und so stehen sie heute noch im Bewußtsein ihrer Kraft und Würde, als ob sie stündlich den Angriff der Feinde erwarteten und die Stadt vor Überfällen schützen müßten, wie dies früher so oft der Fall war. Sie be- wahrten die Stadt vor der Zerstörung, und heute erwecken sie den Eindruck, als ob sie, wie große Arme die Stadt umklam- mernd, diese vor baulichen Verunschönerungen bewahren möchten. Es wird das ge- samte Städtebild durch keine neu- erstandenen Ge- bäude zerstört, wie leider nur zu oft bei vielen anderen alten Städten, in denen gerade die stillose Zeit der letz- ten Jahrzehnte viel Unheil angerichtet und Unglaubliches geleistet hat. Stand und steht auch viel- leicht heute noch der Allgemeinge- schmack auf einer zu niedrigen Höhe, um dem Einhalt gebieten zu können, und ist es auch ebenso bedauerlich wie unvermeidlich,



An der Stadtmauer. Federzeichnung von W. Fahrenbruch.

Digitized by Google

daß außerhalb der Stadtbefestigungen, in dem neuen Teile Büdingens, viele unschöne Bauten entstanden und entstehen, so müssen wir uns immer wieder um so mehr über die innerhalb der Mauern gelegene Stadt freuen, die uns mit jeder Straße, mit jedem Winkel malerische Bilder von seltener Schönheit schenkt und im Gesamten ein Stück Romantik ist mit allem Zauber der Vergangenheit.

Wenn man von Büdingen spricht, so muß man vor allem seines herrlichsten Bauwerkes gedenken, des fürstlichen Schlosses. Es ist wohl eine der schönsten Talburgen Deutschlands, vordem eine alte Wasserburg, umgeben von einem Graben, der vom Seemenbach aus unter Wasser gesetzt werden konnte, der Sitz der Herren von Büdingen als Schirmvögte des Bannforstes vom Büdinger Wald, ein königliches Jagdschloß. In der Architektur des Schlosses sind fast alle Epochen der Baukunst, von der romanischen bis zur Spätrenaissance, zu finden, auch ein Beweis der Ehrlichkeit früherer Stilperioden. Im inneren Burghof steht noch auf sehr festen Füßen der Bergfried, ein Zeichen von Trotz und Kraft; das Schloß hoch überragend, sieht er weithin in das Land, sieht nun schon Jahrhunderte lang zu dem Treiben der Menschen, dem Kommen und Gehen der Geschlechter. Er kennt noch die Zeiten der Ritter, die frohen Tage der Feste mit schmucken Frauen, die ernsten Stunden der Kämpfe und Schlachten.

Bei dem Betreten des inneren Schloßhofes mit allen seinen Türmchen, Ecken und Erkern erfaßt uns sofort die Macht des Märchens, der wir uns gerne beugen. Andächtig lauschen wir seiner stummen Erzählung, bei der kirchlichen Stille des Hofes, die nur von dem Plätschern des alten Brunnens unterbrochen wird. Da werden sie alle wieder lebendig, die Märchen-Könige und -Königinnen mit ihren güldenen Krönlein und dem prächtigen Hofstaat, die kleinen Prinzessen, die Zwerge, die Tiere; alles flimmert und glitzert um uns herum. Wir hören gerade das silberhelle Sprechen der kleinen Prinzessin — da kommt jemand mit schweren Schritten. Wir drehen uns rasch um — ein

In der Schloßgasse.

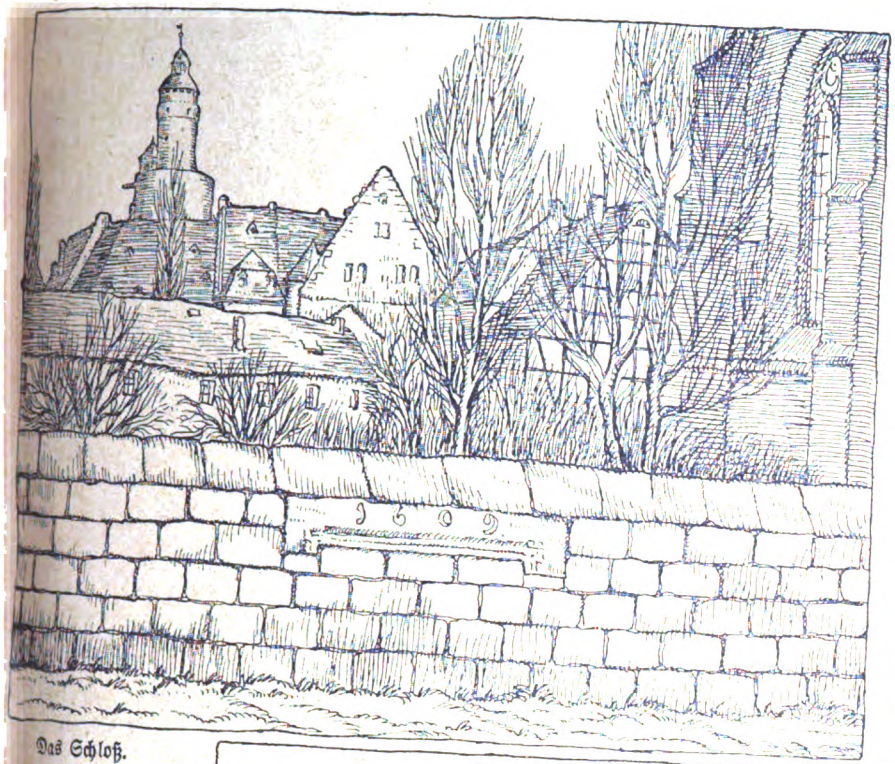
Mensch in moderner Kleidung, und vorbei i der Zauber, verschwunden die liebe kleine Gesel schaft. Die Schritte verhallen, wir stehen wiede allein in dem stillen, märchenhaften Schloßh und hören nur den alten Brunnen leise sich hineinlachen.

Das Schloß ist der Stammsitz der Fürste zu Ysenburg und Büdingen, eines altadlige Geschlechtes, welches die Grafschaft Büding lange Zeit als Besitztum führte. Durch d Wiener Kongreß-Akte kam die Grafschaft unt die Souveränität des Großherzogs von Hesse Graf Ernst Casimir III. war der letzte reich unmittelbare Graf zu Ysenburg und Büdinge der im Jahre 1848 die Grafschaft seinem Soh Ernst Casimir IV., als Fürst dem II., abtr Der jetzige Fürst ist Fürst Wolfgang zu Ysen burg und Büdingen.

Ein herrlicher Park umgibt das Schlo im Volksmund der „Hain" genannt, der ei Menge Naturschönheiten in sich birgt. Fä der Wind durch die Kronen der alten knor gen Bäume, daß sie ihre ehrwürdigen Häup schütteln müssen, so ist das entstehende Blätt rauschen und das Tönen der Äste, dazwisch das Quirlen der Quellen eine Musik, wie nur unser größter Meister, die Natur, geben vermag. Und wiederum wie verzaub liegt an dem Park ein schloßartiges Haus,

Der Wagenplatz. Federzeichnung von W. Fahrenbruch.

Digitized by Google

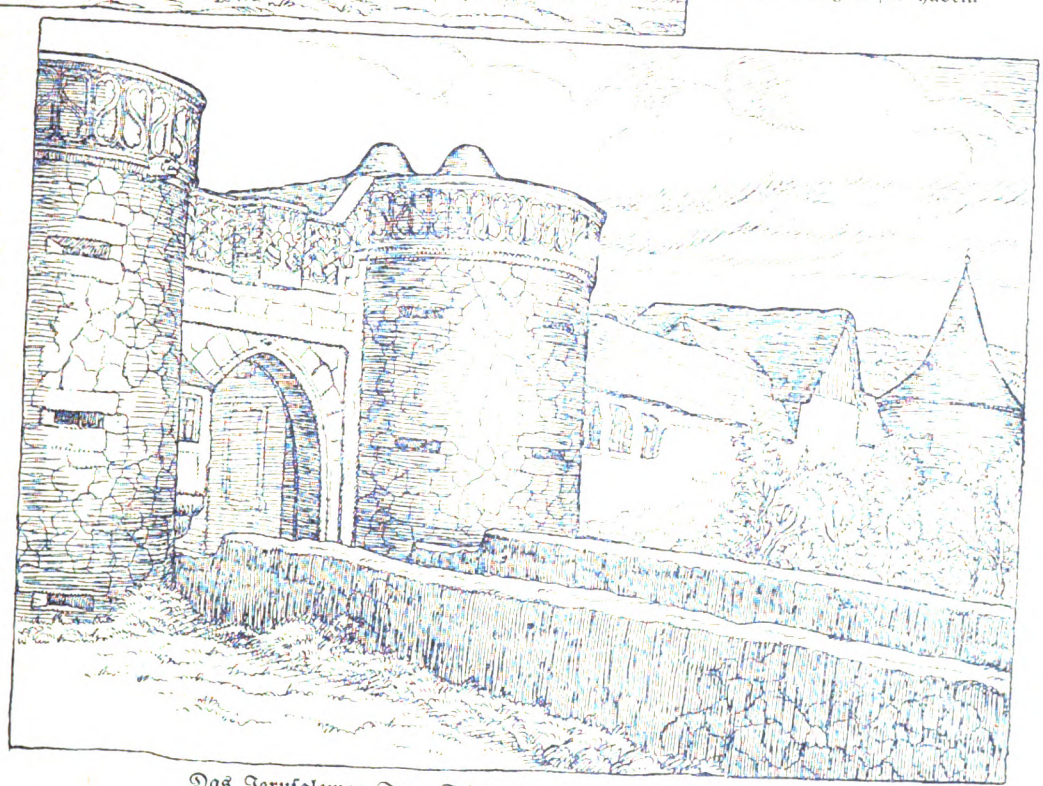


Das Schloß.

alten Grabsteinen ohne jeglichen Schmuck.

Aber welch malerisches Bild bietet uns der Marktplatz mit seinem Brunnen und den umstehenden Häusern, von denen besonders der große Profanbau, das Haus zum „Schwanen", hervortritt. Wir brauchen nur eine Zeitlang dem Treiben auf dem Marktplatze zuzusehen, um das weitaus gemütlichere und ruhigere Leben solcher Kleinstadt zu verstehen, im Gegensatz zu dem Jagen und Treiben unserer Großstädte. Schlendern wir weiter durch die Straßen und Gäßchen, so können und müssen wir fast an jedem Haus, an jeder Straßenkreuzung stehen bleiben, um die Schönheiten der alten Stadt zu bewundern. Um uns aber auch von den alten Gebäuden erzählen zu lassen und den wohltuenden ruhigen Geist dieses reizenden Städtchens ganz zu erfassen, dazu müssen wir schon längere Zeit an solchem Orte weilen und vor allem — Empfindung dafür haben.

Oberhof. Im Jahre 1569 von Graf Georg erbaut, ist er in den maßvollen Formen der Renaissance aufgeführt, ein vollendetes Kunstwerk der Architektur — im Städtebild Büdingens ein Punkt, dem umherschweifenden Auge Einhalt gebietend. Nicht minder schön wie eigenartig ist die Stadtkirche, die in ihren Grundteilen in der Mitte des 15. Jahrhunderts begonnen wurde. Das Langhaus in der Form einer Hallenkirche besteht aus drei Jochen, die aus vier achteckigen Steinpfeilern gebildet sind. An einem der Kragsteine der Nordwand des Langhauses ist noch die Jahreszahl 1556 zu sehen. Sicherlich wurde in diesem Jahre zwischen dem Langhaus und dem Turm das Gebäude der Sakristei erbaut. Im Innern ist die Kirche außer einigen



Das Jerusalemer Tor. Federzeichnung von W. Fahrenbruch.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

VII. Odyssee in Frankreich.

Es war inzwischen Mai geworden. Die Provence war ein blühender Garten. Über ihren weiten Rebenfeldern lag der Duft der Weinblüte. Unverwüstliche Schönheit und Heiterkeit. Durch ein Meer von Duft und Blüten fuhr unser Zug von Marseille auf Tarascon zu. Ich glaubte auf der Fahrt nach Lyon zu sein; denn ich wußte, daß dort das Depot des ersten Fremdenregiments lag. Ich war daher erstaunt, als die Fahrt von Tarascon, wo mir das alte schweren düstern Schlosses König Renés über der Rhone sich einprägte, an Arles vorüber nach Cette und in der Richtung Toulouse weiterging.

Die begleitenden Gendarmen waren verständige, menschliche Kerle. Es ließ sich ganz gut mit ihnen reden. Auf meine Frage erfuhr ich von ihnen, daß ich nicht für das nördliche Lyon, sondern für das westliche Bayonne bestimmt sei. „Aber mein Depot liegt in Lyon." „Es muß doch wohl in Bayonne liegen." Dagegen war nichts zu machen. Wir fuhren also weiter auf Bayonne zu, obgleich ich genau wußte, daß ich nach Lyon gehörte. Der heilige

Digitized by Google

Tschin hatte es so beschlossen. Auch eine im gewesenen Deutschland unausdenkbare Schlamperei, daß etwa eine Militärbehörde in Königsberg nicht gewußt hätte, was für Truppenteile in Posen lagen oder wo der Standort dieses oder jenes Regiments war. Nun, ich hatte nichts zu versäumen und konnte also ohne besondere Nervosität die ziellose Spazierfahrt nach dem Westen mitmachen.

Wir waren zwei Gendarmen und zwei Gefangene. Mit dem zweiten, einem Kolonialsoldaten, der eben aus Cochinchina zurückgekommen war, um sofort wegen einer alten, nach seiner Meinung längst verjährten Straffache dingfest gemacht zu werden, war ich zusammengefesselt. Als es hinter Cette dunkel wurde und wir uns gern auf den Bänken etwas ausgestreckt hätten, was aber wegen der engen Fesselung nicht ging, koppelten die Gendarmen zwei Ketten aneinander, um uns etwas mehr Bewegungsfreiheit zu geben. Eine Vergünstigung, die sie gewiß nicht viel kostete; aber auf mich wirkte nach der viehischen Behandlung auf dem Frioul diese Berührung des Kräutchens Menschlichkeit wie Balsam.

Tief in der Nacht kamen wir in Toulouse an. Einer der Gendarmen verließ uns. Der andere zog mit uns beiden durch die dunkle Nacht. Es war um drei Uhr in der Frühe. Der Gedanke an Flucht regte sich und — verging vor der Menschlichkeit unseres Hüters, der ganz kameradschaftlich mit uns durch die kalte Nacht wanderte. Warum sollten wir gerade dem Unannehmlichkeiten machen?

Wir kamen zum Gefängnis in der Kaserne Murat und machten uns auf die allerhand Unannehmlichkeiten gefaßt, die jedes neue Gefängnis bedeutet. Wie erstaunt waren wir, als wir in eine ganz gemütliche Wachstube geführt und dort von einem jungen Wachsoldaten freundlich aufgenommen wurden. Mich besonders griff nach der Unmenschlichkeit des Frioul diese Menschlichkeit auf eine ganz besondere Weise seelisch an. In der Ecke das saubere Feldbett zu sehen, war mir eine Rührung und Erquickung, und der kleinen guten braunen Uhr an der Wand, die ihr Beinchen gemütlich hin und her schwenkte und leise dazu zählte: Tick—tack, tick—tack, hätte ich lange, lange zusehen und zuhören mögen. Wie schön schien mir diese Rückkehr ins Menschenland. Als uns der Gendarm zum Abschied die Hand reichte, empfand ich's fast wie eine gelinde Erschütterung. Ihr Menschenkinder, wie wenig gehört dazu, einander wohlzutun, und wie viel fehlt euch zu diesem Wenig.

Wir mußten die freundliche Wachstube freilich bald wieder verlassen. Aber wir wurden über den Hof in eine anständige Zelle geführt. Sie war geradezu sauber, und auch die Schlafdecken, die man uns gab, konnte man sauber nennen. Ich schlief und träumte von einer kleinen braunen Uhr, die ihr Beinchen schwenkte und singend dazu zählte: Tick—tack, tick—tack.

Das war ein schönes Schlafen. Und wurde ein noch schöneres Erwachen. Denn als ich mich am frühen Morgen erfrischte, waren meine Augen voll Sonne und meine Ohren voll Nachtigallenlieder. Ich traute meinen Sinnen nicht; aber es war so: Sonne und Nachtigall.

Die Tür wurde geöffnet und wir auf den Hof gelassen. Über die Mauer auf der einen Seite hingen breite Äste von Platanen; eine andere Seite war gebildet durch einen schönen Blumengarten Wie farbige Edelsteine saßen betaute Blumen im Grün und funkelten in der Sonne. Im Hof selber gab es ein großes Becken mit hellem Wasser zum Waschen. Also solchen goldenen Überfluß gab es noch auf der Welt. Es gab noch Sergeanten, die anständig, freundlich und menschlich sein konnten. Ich mußte mich innerlich förmlich umstellen Ich tat es gern.

Der Kommandant dieses Gefängnisses war ein Kriegsfreiwilliger, ein weißhaariger alter Herr. Mit tiefer Dankbarkeit gedenke ich seiner. Mir, der ich Frankreich in seinen Gefängnissen alle Menschlichkeit, alle Kultur, alle Sittlichkeit mit Füßen treten sah, ist es Wohltat, erzählen zu dürfen, daß ich einmal auch in einem französischen Gefängnis Menschlichkeit fand. Als wir vom Hof in unser Gefängnis zurückkehrten, nahm ich mit Erstaunen wahr, daß die Tür hinter uns unverschlossen blieb. Wir konnten uns nach Belieben in dem Hof aufhalten, der mit den überhängenden Platanen, seinem Garten und seinem Waschbecken mir märchenhaft schön erschien. Auch das Essen war hier sauber, genießbar und einigermaßen ausreichend. Die Gefangenen, die ich auf dem Hof und in den Werkstätten sah, waren immerhin in einem einigermaßen menschenwürdigen Zustand. Statt mit sinnlosen Schikanen und bösartigen Quälereien wurden sie mit wirklicher Arbeit beschäftigt. Das gab ihrem Tag sozusagen ein Rückgrat. Übrigens traf ich auch hier drei deutsche Landsleute. Sie hatten es nicht eben schlecht. Einige Aufsichtssergeanten waren in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen und dort gut behandelt worden. Sie waren so anständig, das jetzt diese Deutschen fühlen zu lassen.

Ich genoß nicht lange dieses Gefängnisidyll. Schon am zweiten Tag meines Aufenthaltes hieß es wieder Abschied nehmen von der Nachtigall und dem Blumengarten und dem Waschbecken von Toulouse. Es war gerade Messe in der Stadt. Auf dem Weg zum Bahnhof wurde ich den Trubel und Jubel der Messe entlang geführt. Meiner aller Wohlhäbigkeit entwöhnten Augen schienen hier alle Herrlichkeiten der Welt aufgehäuft; die laute, dröhnende Musik der Schaubuden betäubte mich förmlich.

Am Bahnhof warteten wir den Zug aus Bayonne ab. Zwei Gendarmen mit einem Gefangenen, einem typischen Basken, entstiegen ihm. Gegen diesen sollte ich ausgetauscht und nach Bayonne gebracht werden. Als die Bayonner Gendarmen aber erfuhren, daß ich zum ersten Fremdenregiment gehörte, verweigerten sie meine Abnahme, da ja, wie ich so oft vergebens schon geltend gemacht hatte, das Depot dieses Regiments in Lyon lag. Die guten Leute schimpften kräftig auf die Dämlichkeit und Schlamperei von Marseille. Die Sache endete damit, daß ich mit dem Basken zusammengefesselt und wieder nach der schönen Gefängnis mit der Nachtigall, dem Blumengarten und dem Waschbecken zurückbefördert wurde. Mir war's recht.

Am nächsten Tag war Sonntag. Auch daran wurde in diesem Gefängnis gedacht. Der Tag war arbeitsfrei. Es wurde Gottesdienst abgehalten. Die nicht daran teilnahmen, wurden derweil in einem großen Raum zusammengesperrt. Schon deswegen ging mancher zum Gottesdienst, der ihn sonst geschwänzt hätte. Noch förderlamer freilich für die Kirchlichkeit war es, daß die Kirchenbesuch erfahrungsgemäß begründete Aussicht hatten, ob ihres gottseligen Lebenswandels mit Zigaretten beschenkt zu werden. Das zog. Das stellte sogar über die sonst schwer zu überwindenden konfessionellen Schranken weg die gemeinsame christliche Grundlage her, um die sonst der Verstand der Verständigen, die Klugheit der Klugen und die Versöhnlichkeit der Versöhnlichen sich so vergeblich mühen. Es besannen sich nämlich von wegen der Zigaretten auch etwelche Protestanten auf den gemeinsamen Christengott, und selbst ein kleiner Jude fand, daß Jehova doch ursprünglich dieselbe Firma sei.

Auch hier in Toulouse übrigens traf ich Elsaß-Lothringer, die in allen französischen Gefängnissen einen ganz verhältnismäßig hohen Prozentsatz der Gefangenen stellen. Auch hier fand ich, daß aus diesen Leuten bereits eine furchtbare Enttäuschung ob der „Befreiung" sprach. Einer von den Leuten, ein Mülhausener, hatte während des Krieges auf französischer Seite zwei Brüder verloren; selbst trug eine Reihe von Auszeichnungen; sein Vater sollte in deutscher Festungshaft gestorben sein. Wie

Digitized by Google

Der Oberhof in Büdingen. Federzeichnung von W. Fahrenbruch.

eines lächerlichen, in Trunkenheit begangenen Vergehens war er nun auf sechs Monate eingesperrt. Er spie Gift und Galle gegen Frankreich und verfluchte das Andenken seiner Eltern, weil sie ihn noch unmittelbar vor Ausbruch des Krieges überredet hatten, nach Frankreich zu fliehen. Woraus hervorgeht, daß der Vater jedenfalls nicht ohne Grund auf eine deutsche Festung geraten war. Er und sein Freund von ihm waren damals entschlossen, bei der ersten Möglichkeit nach Deutschland zu fliehen.

Am Vormittag des 12. Mai wurde ich neuerdings zum Bahnhof geschafft, zusammengefesselt mit dem Basken aus Bayonne und einem blutjungen Bauernburschen. Beide waren Deserteure. Unser Transport durch die Stadt machte einiges Aufsehen; besonders die Frauen taten ihren Gefühlen keinen Zwang an. Sie schimpften laut auf Clemenceau, den Vater alles Übels, der so hübsche junge Leute in so häßliche Bedrängnis brachte.

Es ging nun wieder mit der Bahn zurück nach Tarascon. Am nächsten Morgen waren wir dort. Wieder einmal zerstob Goldschimmer der Romantik in trübseliger, grauer Wirklichkeit. Das uralte Schloß des eleganten Königs René, das hier mit hohen, schweren Mauern und Türmen sich über die Rhone hebt und in dem er einst ritterliche Künste geübt, Minnelieder gedichtet und gesammelt hatte, entpuppte sich trotz seiner romantischen Vergangenheit als ein höchst unromantisches, düsteres Gefängnis.

Digitized by Google

Eine große Fallbrücke, enge dunkle Tore, enge dunkle Höfe, enge dunkle Verließe. In eines davon wurde ich gesteckt. Gar nicht zu begreifen, wie hier ritterliche Dichtung und Minnesang einst hatten blühen mögen. Eine Sorte von Lyrik freilich schien auch jetzt noch in diesen Räumen zu blühen; eine Art dichterisches Nachtschattengewächs, das an den Wänden Blüten trieb wie diese:

Quand Clemenceau crevera,
Sur sa tombe on écrira:
Ci gît le bourreau des poilus,
L'assassin des Français . . . . .

Wenn Clemenceau einst krepiert,
Wird's auf seinem Grabe heißen:
Hier liegt der Henker der Poilus,
Der Mörder Frankreichs.

Und auch hier im Halbdunkel meiner Zelle las ich von den traurigen Wänden die Spuren deutscher Gefangener; etwa „Auf dem Weg zur Zwangsarbeit" oder „Deutsche Kameraden, kehrt ihr nach Hause zurück, grüßt mir die Heimat!" Ein Jäger Langner hatte das auf dem Weg zum Kriegsgericht geschrieben. Ich bestelle seine Grüße.

Neben dem Gefängnis wurde in dem alten Schloß des guten Königs René, der so gerne sang, auch noch ein Stückchen Fremdeninduſtrie betrieben. Wenn ich um die Mittagszeit durch mein enges Gitterfenster auf den Hof hinaus- und hinabsah, erblickte ich Engländer und Amerikaner, die, mit ritzeroten Bädeckern in der Hand, ziemlich sinnlos drunten standen und verwundert an den hohen Mauern hinaufsahen, die die Höfe so eng machten, daß nur um die höchste Mittagsstunde einmal ein Sonnenstrahl auf der einen Hofseite die Mauer herabkroch. Soweit ich bei dem kurzen täglichen Aufenthalt auf dem Hof die Mitgefangenen kennen lernte, war's dieselbe bunte Mischung wie in allen französischen Gefängnissen. Auch hier gab's Elsässer; auch hier schimpften sie wütend auf Frankreich. Ein französischer Kanonier war da, ein Provenzale, der in Metz auf Fort Manteuffel gestanden hatte, und der Wunderdinge über den Komfort und die Sauberkeit bei den Deutschen erzählte und daß erstaunt war, im Elsaß lauter Deutsche gefunden zu haben. „Ich dachte, da gäbe es nichts als Franzosen; aber da kann kein Mensch Französisch; alles redet Deutsch; es sind da lauter Boches." Ganz Frankreich wird diese Entdeckung des deutschen Elsaß machen, genau so wie dieser erstaunte brave Kanonier: Lauter Boches.

Ich war acht Tage lang bei König René zu Gaste. Am 20. Mai wurde ich durch einen Gendarmen abgeholt. Endlich hatte man in Frankreich begriffen, daß das 1. Fremdenregiment in Lyon stand und ich also nach Lyon gehörte. Die Fahrt durchs Rhonetal, durch den südfranzösischen Mai war schön. Aber je näher wir Lyon kamen, desto weniger Sinn hatte ich für diese Schönheit. Ich fuhr einem Schicksal entgegen, einer Entscheidung über Leib und Leben.

Lyon. Mir schlug das Herz hoch und tief. Der Gendarm erfragte das Depot der Legion. Wir fanden es. In einem großen Raum taten Frauen Bureaudienste. Mit mir zugleich warteten noch sechs andere Verhaftete auf vorläufigen Bescheid; darunter ein Grieche, der desertiert war, ein Schwarzer, ein Spanier und ein Franzose, der seinen Leutnant, einen Adjutanten und seinen Korporal niedergeschossen hatte.

Als ich vor den diensttuenden Offizier gebracht wurde, erblickte ich in dessen Dienstraum einen Kerl, der mir bekannt vorkam: Wahrhaftig, mein früherer Kamerad Koroschek. Auch er stutzte bei meinem Anblick und erkannte mich. Während der Offizier noch ganz in anderen Geschäften steckte, trat Koroschek zu mir und fragte gedämpft: „Mensch, wie kommst du hierher? Du hast eine faule Sache, eine ganz faule Sache. Aber wer weiß, wie's geht. Zeugen gegen dich gibt's keine mehr. Alles tot. Die ganze Bande von damals. Ich bin der einzige, der noch lebt. Na, ich weiß von nichts; darauf kannst du dich verlassen." Darauf ging der brave Ungar wieder unauffällig von mir weg.

Nun wurde ich dem Offizier vorgestellt. Er begann aus meinen Akten mein Sündenregister zusammenzustellen. Es war eine niederschmetternde Anklage und — ich mußte es im stillen selbst zugeben — eigentlich eine lückenlose Beweisführung. Es machte einen ziemlich niederwuchtenden Eindruck auf mich. Gut, daß der brave Koroschek mir verraten hatte, daß es wenigstens keine lebendigen Zeugen gegen mich gab.

Ich bekam einen Quartierzettel für das Gefängnis im Fort La Motte. Zunächst wurde ich in der Kaserne des Depots aber von oben bis unten als Legionär eingekleidet. Natürlich nicht mit dem Feinsten. Geflickte Stiefel, geflickte Hosen.

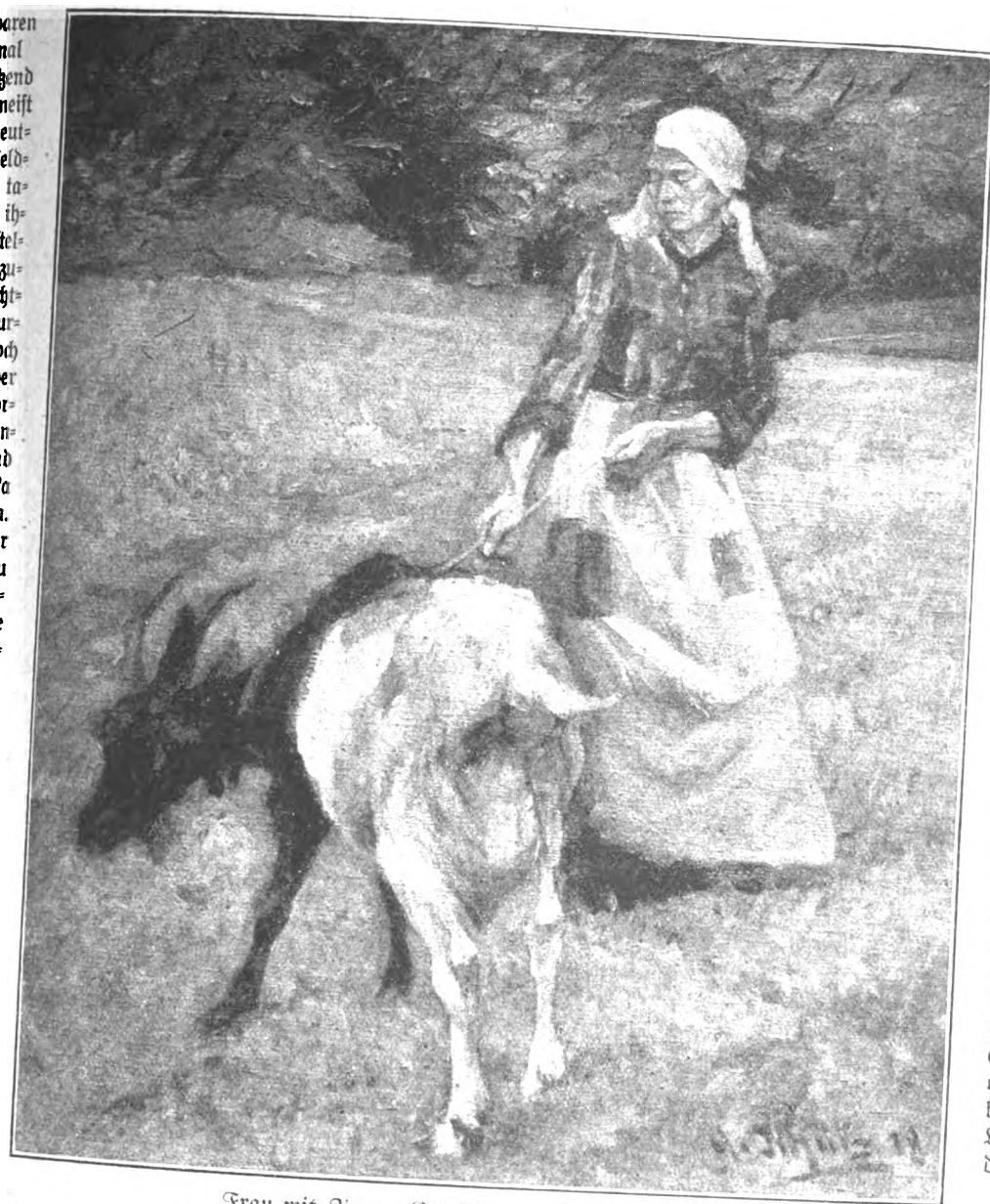
Meine Zelle im Fort La Motte war frisch geweißt. Das hatte den großen Vorzug, daß man jede einzelne von den Wanzen ausgezeichnet sehen konnte, die ihre stillen Wanderungen an der Decke hin und an den Wänden entlang machten. Es war ein träumerisches Vergnügen, auf der Pritsche zu liegen und ihnen dabei zuzusehen und darüber nachzudenken, warum wohl Gott auch diese sanft wandelnden Tierchen geschaffen haben mochte. Wenn ich der stillen Betrachtung satt war, ging ich auf die Jagd. Ich hatte mir dafür eine kleine Wanzenklatsche gemacht, mit der ich nach Herzenslust das Wild zur Strecke brachte. Namentlich morgens, wenn sie mich in der Nacht recht gequält hatten, sprang ich rachsüchtig mit beiden Füßen auf die Pritsche und schlug die Wand auf und ab Wanzen tot. Ich brachte es dabei fast, wie das tapfere Schneiderlein, bis zu sieben auf einen Streich. Leider stanken die guten Tierchen infernalisch.

Beim Essen traf man die Mitgefangenen, darunter einen Bekannten vom Frioul her. In der Zelle rechts von der meinen saß ein Deutscher aus Essen. Mit ihm unterhielt ich mich durch Klopfsignale. Der Bekannte vom Frioul her war ein Schweizer, ein vielfacher, sozusagen ein berufsmäßiger Deserteur. Er übte sein Geschäft in der Weise, daß er sich an irgendeinem Ort unter falschem Namen anwerben ließ, das Handgeld einsteckte und damit durchging. Von dem Gelde lebte er dann als braver Schweizer, solange es reichte. Wenn es alle war, ließ er sich an anderem Ort unter anderem Namen wieder anwerben, steckte wieder das Handgeld ein und ging wieder damit durch. Das ging, solange man nicht erwischt wurde. Aber er war jetzt erwischt worden.

Eines Tages bemerkte ich mit Verwunderung, daß alle Wachen Deutsche waren, lauter junge Pfälzer und Rheinländer, die sich auf ein Jahr für die Fremdenlegion verpflichtet hatten. Nicht etwa die Begeisterung für Frankreich hatte sie so weit gebracht, sondern im Gegenteil eine unvorsichtige Liebe zur deutschen Heimat. Sie alle hatten den Krieg, zum Teil seit seinem Beginn, auf deutscher Seite mitgemacht. Viele von ihnen trugen das Eiserne Kreuz. Sie hatten sich nach dem deutschen Rückzug über den Rhein in ihre besetzte Heimat durchgeschmuggelt und sich dort vor den Franzosen versteckt gehalten, waren aber, meist bei Gelegenheit von Putschen und Aufständen, erwischt, festgenommen und in Fesseln nach Frankreich geschafft worden. Hier wurde ihnen die Wahl gelassen zwischen einer langen Gefängnisstrafe oder einem Jahr Dienst bei der Legion, und sie wählten das letztere. Hunderte und aber Hunderte von deutschen Rheinländern sind so von Frankreich noch während des Krieges — denn der Friede war noch nicht unterzeichnet — für den französischen Kriegsdienst gepreßt worden. Während meines Aufenthalts im Fort La Motte fanden sich wohl täglich deutsche Rheinländer zur Fremdenlegion.

Digitized by Google

es waren manchmal zwei Dutzend Leute, meist noch in deutschem Feldgrau. Sie hatten nach ihrer Einstellung hier zunächst Wachtdienst, wurden jedoch immer wieder zu Transporten zusammengestellt und nach Afrika abgeschoben. Denn hier waren sie zu nahe der deutschen Grenze und in beständiger Versuchung, auszureißen. In Afrika aber brauchte das ausgemergelte Frankreich Leute, um seine Kolonien zu halten; besonders Marokko machte große Schwierigkeiten. Die Franzosen hatten dort in den Kämpfen mit Raisuli große Verluste; da waren die deutschen Rheinländer gerade gut genug, um die Lücken auszufüllen.



Frau mit Ziege. Gemälde von Heinrich Schütz.

Am Vormittag des 9. Juni holte mich ein dicker Schweizer Korporal zum Bureau des Depots. Dort wurde mir mitgeteilt, daß meine Revision insofern Erfolg gehabt habe, als der Divisionsgeneral das Todesurteil gegen mich einstweilen niedergeschlagen hatte. Damit war aber etwas Zeit gewonnen, und ich freute mich wie über einen Sieg. Sehr enttäuscht aber war ich, als ich nachher gewahr wurde, daß ich zur Wiederaufnahme meines Prozesses nach Lyon geschafft werden sollte. Das war ein schöner Schlag ins Gesicht mich. Schon so nahe der deutschen Grenze, sollte ich nun wieder übers Meer und in fremden Erdteil entführt werden. Zunächst wurde ich vom Fort La Motte ausgeladen, umquartiert nach dem berüchtigten Lyoner Militärgefängnis in der Rue de Sala.

Der Tausch war schlecht. Ich wurde vier Treppen hoch in einen großen, mit Menschen überfüllten Saal gesperrt. Die Leute lagen ohne Matratzen an der Erde. Nur eine dünne Schicht Hobelspäne war über die Erde gestreut. Den ältesten Gefangenen des Saales konnten sich nicht erneuern, daß die Hobelspäne je erneuert wären. Jedenfalls hatten sie sich in ein furchtbares Gemengsel von Schmutz, Dreck und Ungeziefer verwandelt. Eine unheimliche Hitze und drückende Hitze herrschte in dem Saal, dessen Fenster mit Brettern vernagelt waren, damit die Gefangenen sich nicht durch den Ausblick auf die Freiheit berauschten.

Eine der Fensterreihen ging auf die Straße. Hier hatten die Gefangenen die Spalten zwischen den Brettern zu Gucklöchern erweitert, durch die man die gegenüberliegenden Häuser bis in die Zimmer der Mansardenwohnungen hinein beobachten konnte. Es herrschte ein leidenschaftlicher Wettbewerb um die Plätze an diesen Gucklöchern mit ihren Blicken ins Leben und in die Freiheit. Gewiß waren es nicht die oberen Vierhundert von Lyon, die da drüben in den Dachstuben mit dem Blick auf die Gefängnisfenster hausten. Aber den Gefangenen schienen sie beneidenswert wie Könige, weil sie in ihrer Dürftigkeit frei waren. In ihre graue Armseligkeit hinüberzusehen, schien den Gefangenen Blick in die Seligkeit. Da waren auf schmalen Fenstersimsen bunte Blumentöpfe. Da waren Kindergesichter, da war manchmal eine mütterliche Geste, und manchmal sah man Eltern und Kinder beieinandersitzen; sie schienen zu schwatzen, zu lachen und glücklich zu sein. Oder an irgendeinem Fenster zeigte sich eine leichte Schöne, uneingedenk dessen, was Laertes zu seiner Schwester Ophelia sagt: „Das scheuste Mädchen ist verschwenderisch noch, wenn sie dem Monde ihren Reiz enthüllt.“ Wenn sich das begab, dann kämpften manche Leute förmlich um die Gucklöcher; sie standen Queue davor und zerrten den davon weg, der zulange sich seinen Besitz anmaßte. Es war bald komisch, bald widerlich mit anzusehen, dieses Gieren um ein schmutziges Brosämlein vom Abfall des Lebens.

Und noch das wurde den Leuten mißgönnt. Wenn die Sergeanten, die hier Wächter waren, jemanden beim Ausguck erwischten, flog der unerbitterlich in die Einzelzelle. Besonders einer von den Wärtern, ein großer, kräftiger Kerl mit dem Spitznamen „der Panther“, suchte seine Wollust darin, für die lächerlichsten angeblichen Versehen die barbarischsten Strafen zu verhängen. Weshalb er es dabei ganz besonders auf die Deutschen abgesehen hatte,

Digitized by Google

weiß ich nicht; aber es war so. Beim Appell schlug er sie mit dem Revolverkolben schwarz und blau; sie wurden zusammen in eine besondere Zelle gesteckt und bekamen dann tagelang nichts zu essen. Als sie auf diese Weise wieder einmal völlig ausgehungert waren, meinte der Panther: „So, nun wollen wir die Boches einmal füttern.“ Er nahm einen Napf mit gekochtem Reis, ging zu den Leuten hin, hielt ihnen das Essen vor, und als die vom heißen Hunger Gepeinigten mit gierigen Händen danach griffen, zog er lachend den Napf wieder zurück und sagte: „Das könnte euch so passen, ihr Hunde; krepieren sollt ihr hier; dazu braucht ihr nichts zu fressen.“ Eines Abends wurde ein wegen schweren Mords verurteilter Verbrecher, der nur auf eine Nacht in unser Gefängnis kam, zu den Deutschen eingesperrt. Zu dem sagte der Panther: „Ich sperre dich mit den Boches zusammen, weil du ein besonders schwerer Junge bist. Schwein zum Schwein. Aber wenn du bis morgen früh einen von den Kerlen kaputtgemacht hast, sollst du doppeltes Fressen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Meiner Erde ✦ Von Wilhelm Lennemann.

Erde, wir gehören zueinander wie Mutter und Kind,
Die von Inbrunst und Liebe ganz durchflossen sind.
Du nährst mich, und ich bin; deines Herzens Schlag
Leitet mich sorglich durch den wirren Tag.

Erde, du liebe Erde, mein Herz strömt dir dankbar zu,
Alle meine Nöte finden in dir friedsamste Ruh.
In den Gründen meiner Seele gärt es wie junger Wein,
Alle meine Kräfte rauschen auf und wollen tätig sein!

Schwer wuchtet mein Schritt hinterm Pfluge, der deine Schollen durchbricht.
Über mir leuchten die Himmel, in mir ist Sonne und Licht.
Meine Acker grünen und reifen, aufflammt mein Wille zur Tat,
Acker bin ich und Bauer, beides, Schnitter und Saat.

Ich trutze allen Stürmen, die drohend über mir wehn,
Ich lache aller Wirren, die lockend mich umgehn,
Ich grüße Lust und Leiden, allen Stunden sag' ich Dank,
Aus allen meine Seele Reife und Segen trank.

Herrgott, ich recke meine Arme, nun wird mir tiefinnerst bewußt:
Unser ist die Erde, das Leben ist Arbeit und Lust!
Wir schaffen in ewigen Kreisen, und rundet sich mein Los,
Lieg' wieder ich wie ein Kindlein in meiner Mutter Schoß!

Das Glück des Lebens ✦ Von Ludwig Sternaux.

Glück ist ein großes Wort. Es umspannt Welten und alle Sehnsüchte der armen Menschenseele, und niemand sollte es, um in Luthers Bibeldeutsch zu reden, unnützlich führen. Aber es ist Scheidemünze geworden: von den vielen, die es mehr oder weniger gedankenlos hinplappern, ist sich kaum einer noch der tiefen und wundervollen Bedeutung bewußt, die es eigentlich hat. Wie wir ja überhaupt oft Worte gebrauchen, ohne über ihren wirklichen Sinn nachzudenken . . . das bringt das Leben, bringt der Alltag so mit sich, in den wir alle hilflos verstrickt sind. Zuweilen nur, zu stiller Stunde, aber auch mitten in der Arbeit, mitten in einem Gespräch, huscht dämmernde Erkenntnis über uns hin, ein schneller Schein erleuchtet für Augenblicke das Dunkel, und Andacht und Feierstimmung brennen auf, daß solch ein armes Wort soviel der Schönheit bergen kann; wir staunen und wir träumen und denken ferner Sterne. Aber die Sterne verblassen, der Traum verfliegt, das Staunen stirbt: Wort wird wieder Wort, und alles ist wie vorher.

Auch „Glück“ ist solch ein Zauberwort, kann leerste Phrase sein und heiliger Laut, der Herzecho weckt. „Ich bin glücklich . . .“ — wie oft klingt es an unser Ohr, eine kalte, nichtssagende Floskel der Straße, die Kinder lernen sie aus der Grammatik. „Ein Glück, daß ich das noch gekriegt habe!“ — Geschwätz, eilfertig hingeworfen in Laden oder Kaufhaus. Oder aber das erlauchte Wort wird gar in ganz vulgärem Sinn mißbraucht, mit Lotterie und Spiel vermengt, Jargon der Gasse, die ihm ein Schwein als billiges Symbol gegeben hat.

Geht es um dieses Glück? Das in Ziffern und Banknoten in Erscheinung tritt, das alter Glaube als verführerische Frauengestalt auf rollender Kugel zeigt, das einem nun vergessenen Maler der Makartzeit den Gedanken gab für sein einst weltberühmtes Bild „Die Jagd nach dem Glück“? Nein. Hier geht's um jenes Glück, das nur zu fühlen, nie zu erjagen ist, um jenes selige, beschwingte Glücksgefühl, das den Menschen, auch den ärmsten, bisweilen wie eine warme Welle überflutet, wenn er die Sonne sieht oder ein Stückchen grünen Rasens oder eine Blume oder ein lächelndes Kind oder . . .

Ja, oder! Denn dieser „oder“ gibt es Tausende. Aber Tausende. Unzählige. Das Leben selbst ist dieses „oder“. Ganz langsam und bedächtig und feierlich gesprochen: Das Leben selbst — das Faktum: überhaupt zu leben — ist dieses Glück.

Melancholie trägt zaghaft Verse heran, die Schlußverse eines Sonetts, das von dem „Glück der Erden“ spricht:

„Denn alle Wonnen, die begehret werden,
Die Welt, der Ruhm, die Frauen und die Sterne,
Sie wärmen nicht und sind im Grunde dunkel . . .“

Sind im Grunde dunkel! Der Dichter, der diese Worte einst geformt, hat damit sagen wollen, daß es nicht das Große, das Strahlende, das Augenblendende ist, was glücklich macht. Wohl mögen Macht und Reichtum diesen oder jenen hoch über alle anderen Menschen heben, ihn außerhalb der Schranken stellen, die dem gewöhnlichen Sterblichen gesetzt sind — ist damit aber auch gesagt, daß er nun glücklich ist? Daß sein Herz nicht friert, seine Seele nicht weint, sein Leben nicht die eisige Einsamkeit verzehrt? Tauscht man die Worte, klärt sich das Bild: Man setze für dieses angebliche Glück die wahren, die deckenden Begriffe: Macht, Reichtum, Stolz, Eitelkeit, Rausch, Wollust, Namen, und man hat Erfüllung menschlicher Leidenschaften. Nur das Glück bleibt fern. Und das hat damit auch nichts zu tun. Das kann doch nur das Herz geben, und das wieder hängt nicht am Großen, das hängt am Kleinen.

Alte Leute bewahren gerne Erinnerungen auf, um von ihnen sich, kommt die Ruhe, in die Vergangenheit geleiten zu lassen.... Krimskrams, wie ihn das Leben zusammentrug, das Allerlei verwehter Stunden, Kleinigkeiten, die Jugend, der noch der Himmel voll Geigen hängt, wohl belächelt. Es ist das Glück ihres Lebens, das Greis und Greisin da in altmodischer Schatulle hüten. Denn die kleinen Dinge sind es, die dieses Glück ausmachen, an jedem hängt der Duft eines Erlebnisses, jedes hat seine besondere Geschichte, jedes ist ein Stück Leben, war vielleicht Rausch und Abenteuer, die niemals wiederkommen, niemals. Denn hinter allem, was der Mensch erlebt, steht ja das bittere Wort „Unwiederbringlich!“

Deshalb: welch eine Seligkeit, zu leben, zu atmen, zu fühlen, wie das Herz noch klopft, das Blut noch kreist, der Geist noch flügelt! Es ist das Selbstverständliche, ich weiß. Es ist so selbstverständlich, daß man darüber gar nicht spricht. Als ob das nötig wäre! Glück, das der Worte bedarf, um erst Glück zu werden, das ist kein Glück, das wird leicht Spielzeug in der Hand des Schicksals, wird Allerweltsgut, wird aus Seelenhabe Marktware, die jeder bekritteln kann.

Der alte Fontane — und der, wenn irgend jemand, hat gewußt, wie es um diese subtilen Dinge steht, — der alte Fontane hat einmal gesagt: „Immer so die kleinen Freuden aufpicken, bis das große Glück kommt, und wenn es nicht kommt, dann hat man wenigstens die kleinen Glücke gehabt.“ Die kleinen Glücke . . . von ihnen erzählen seine Romane, von nichts anderem. Denn Menschen, zu denen jenes große gekommen, die mochte er nicht recht leiden. Er glaubte ihnen nicht. Auch fröstelte ihn wohl, sich in ihre Nähe zu denken, weil er das Menschliche an ihnen vermißte.

Und dies, das Menschliche, das ist doch nun einmal das Glück

Digitized by Google

Das Einfachste. Das, wenn man so will, Alltägliche. Was alle fühlen und erleben könnten und doch ein jeder so und so nur ganz alleine fühlt und erlebt, weil es das Herz so will, durch das ewig geheimnisvoll und fremd das Blut treibt: Mit einem geliebten Wesen durch die Sonne zu gehen, in Schatten zu tauchen, wenn der Sommer brennt; Rauhreif oder im Frühling die ersten Krokus, im Herbst die ersten Kastanien. Leuchtkäfer in der Julinacht. Ein stürzender Stern. Satt sein. Mit einem Freunde ein Glas Wein, so diesen dunklen schweren Wein aus bauchiger Flasche. Nach langer Arbeit sich zur Ruhe zu legen und auf den Schlaf zu warten — wie wundervoll, wenn dieser Schlaf dann leise kommt und sich die Glieder lösen! Oder du wachst in dunkler Nacht auf, traumbefangen, suchst mit der Hand das Kissen, wendest es ein wenig und bettest die schlafheiße Wange auf die kühle Stelle — ist das nicht Glück? Ist es nicht Glück, Mondschein auf heimatlichem Dach zu sehen, einen Brunnen rauschen zu hören, ein Kindeslächeln zu wecken, ein mildes Auge zu finden, das den Verstörten tröstet, eine Frauenhand, die sich dir auf die Stirne legt, wenn Sorgen sie zerbrennen?

Überfluß der Welt . . „trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!" Das Keller-Wort mag beschließen, was von vornherein Andeutung bleiben mußte, nicht Erfüllung, nur Anregung geben sollte. Meister Gottfried, der Weise, schenkt auch hier lauteres Gold. Schnell wird Vergangenheit, schnell Gestern, was heute noch in frohem Glanze loht, Erschütterung der Sinne ist in Landschaft und Erlebnis, in Schmeichellaut und Kuß an süßem Munde; die Stunde stürzt, du stürzst mit ihr; wenn der Abend kommt und dich bangt, so .nach' die Truhe der Erinnerung auf: Die Blüten, die du einst gesammelt, werden dann von neuem duften, und aus den vielen kleinen Glücken wird dann ein anderes dir in Strahlenstern zusammenschießen: das große Glück, gelebt zu haben

Neujahrswünsche * Von F. Hagen.

Das Alte war nicht gut, das Neue soll besser werden. Viel hundertmal sind Wunsch und Vorsatz der Menschheit bitter enttäuscht worden, die an der Schwelle vom Alten zum Neuen, vom Gestern zum Morgen sich mit Hoffnung schmeichelte. Und doch

Radierung von Alfred Soder.

wirft und wünscht sie immer aufs neue. So der einzelne, so ganze Völker, ganze Menschheitsgeschlechter. Ist's Wahn, ist's Weisheit?

Es ist jedenfalls Lebensnotwendigkeit, ja es ist das Leben selber, zu wünschen und zu hoffen. Was es dem Leib ist, im Atmen die Luft einzuziehen und auszustoßen, das ist der Seele Wünschen und Hoffen; sie sind ihr Atem und die Luft ihres Lebens. Ein Mensch, der aufgehört hat, zu wünschen, ist ein Leichnam. Ein Volk, das aufgehört hat, zu hoffen, ist Kadaver unter den Völkern. Darum muß, je tiefer das Unglück ein Volk getroffen hat, desto stärker die Kraft seiner Hoffnung es seelisch über seinen gegenwärtigen Zustand hinausheben. Darum muß der Wille seiner Wünsche jeden von uns immer wieder emporrichten. Darum ist es nicht Wahn, sondern Weisheit, nach immer neuen Enttäuschungen, Fehlschlägen und Niederlagen des Lebens immer neu zu hoffen. Darum ist es nicht leeres Herkommen, sondern Befriedigung eines tiefen Bedürfnisses, daß die Menschen an jedem neuen Lebensabschnitt, vor jeder neuen Jahresstufe ihres Daseins einander ihre Wünsche zurufen und aller gewesenen Traurigkeit zum Trotz sich und andere zur Fröhlichkeit aufrufen.

Über Völkerschicksale weg, über Niederlage und Untergang geht seit tausend Jahren immer wieder, wenn der Kreis der Monde sich zum Jahre rundet, dieser millionenstimmige Aufruf zur Fröhlichkeit, zur Herzhaftigkeit, zur Hoffnung. Wie banal, wie nichtig, ja wie läppisch erscheint dieses „Fröhliche Neujahr", wenn eben schweres Schicksal über die Erde stampft, wenn mörderisch der Krieg Menschen frißt, wenn, mörderischer, bösartiger als jeder Krieg, ein falscher Frieden am Leben eines Volkes zehrt wie ein gespenstischer Vampir, der vom Blut der Lebendigen sein gestenstisches Dasein unnatürlich fristet.

Was dem einzelnen tausendmal nichtig und läppisch erscheint, ist dennoch in seiner Gesamtheit ein gewaltiger Heerzug der Zuversicht gegen das Verzagen, ein Aufstand der Freude gegen die erdrückende Schwere, ein Krieg der Hoffnung gegen die Mutlosigkeit, Leben gegen den Tod. Und wenn die Menschheit einmal aufhörte, bei einer Wende ihres Daseins — und das ist doch nicht nur kalendermäßig, sondern durch ewiges innewohnendes Gesetz jeder neue Umschwung des Kreislaufes von Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter — sich ein neues

Zeichnung von Josef Fellermeyer.

Digitized by Google

Gutes zu erhoffen und ein Besseres zu wünschen, dann wäre es Zeit, an ihren Untergang zu glauben, an eine Menschheitsdämmerung und jüngstes Gericht.

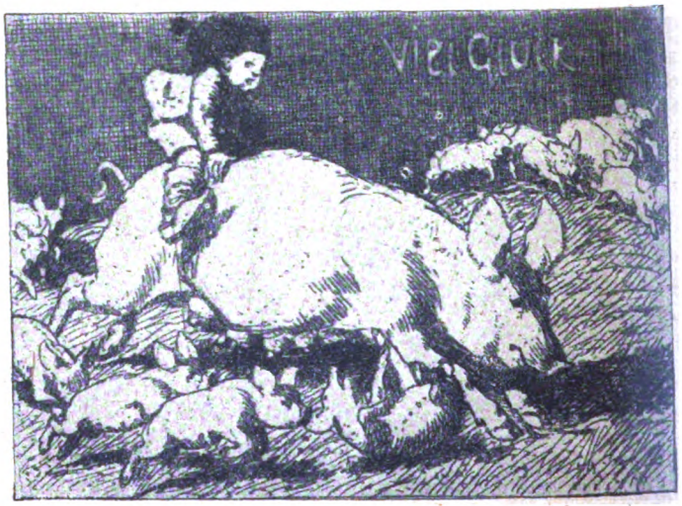
In allen Jahren des furchtbarsten Krieges, da es von Sonnenwende zu Sonnenwende schwerer wurde, zu hoffen, da von Jahr zu Jahr die leichten Wünsche neben dem schweren Geschehen läppischer und läppischer erscheinen mochten, hat sich doch daran nichts geändert: Immer wieder hob sich über alles Schwere, über alles Elend der millionenfache leichte Chor der Wünsche. Wie sollte es anders sein in dem Elend dieses Friedens? „Es reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen". Und desto inbrünstiger, je unfreundlicher die Gegenwart dreinsieht.

Lithographie von Alfred Soder.

Radierung von Jul. P. Junghanns.

Es ist natürlich, daß auch dieses Bedürfnis, beim Umschwung der Zeit von einem Jahr zum andern mit Wünschen guten Willen und freundliche Geneigtheit zu bezeigen, mit der Zeit und seit langem schon seinen eigenen Zug ins Bild der Volkssitte und der Geselligkeit zeichnete. Seit tausend Jahren haben die verschiedenen Völker ihre besonderen Formen der Neujahrsglückwünschung ausgebildet, abgeschliffen und verschlissen. Wir alle haben die Sitte zu einem gedankenlosen Massenbetrieb werden sehen, haben erlebt, wie sie einen eignen Zweig der Papierindustrie hervortrieb, wie sie, zum Unsinn ausgeartet, uns und die arme Post überschwemmte und ersäufte in einem abgeschmackten Ozean von geistloser, herzloser, anmutloser Massenglückwünscherei. Der einzelne rettete sich schließlich aus dieser Sintflut durch „Flucht in die Öffentlichkeit", durch Zeitungsanzeige und Tributzahlung an die öffentliche Wohltätigkeit. Jetzt hat weder die Zeitung das Papier, noch die Post die Kräfte, um einen so ungeheuren Massenumsatz der Glückwunschindustrie zu bewältigen. Die Sache wird sich einschränken, und es ist möglich,

Zeichnung von Rob. Langbein.



Radierung von Jul. P. Junghanns.

es wäre jedenfalls wünschenswert, daß diese äußere Beschränkung zu einer Verinnerlichung führe. Man wird wieder als Wunschsager dort erscheinen, wo's einem wirklich darum zu tun ist, und man wird darum vielleicht auch wieder Zeit und Form und Laune finden, wirklich etwas zu sagen, anstatt nur eine Karte in einen Umschlag zu stecken, von der man kaum gelesen hat, was drauf gedruckt ist.

Es ist natürlich, daß die Sitte der Beglückwünschung bei denen am lebendigsten blieb und bis zuletzt Eigenzüge trug, die von Natur berufen und geneigt sind, dem alten Brauch des

Digitized by Google

Radierungen von Rudolf Schiestl.

Lebens immer neue Formen zu finden: bei den Künstlern Bei ihnen finden wir in diesen Dingen noch persönliche Prägungen, bei ihnen noch eigenen Witz, Laune, Einfall. Über dem papiernen Ozean von gleichgültiger, farbloser, witz- und herzloser Allerweltsglückwünscherei flattern die kleinen Kunstwerklein, die hundert lebendigen Künstlerherzen und Künstlerhänden auch bei diesem Anlaß entspringen, wie hundert bunte Falter und Schmetterlinge. Wo die Zeit und der Sinn des Bildners dunkler gestimmt sind, wird das Spiel des Witzes zum Tiefsinn oder zur Satire, zur Schwermut oder zum Spott. Jedenfalls quillt hier etwas auf, was es längst verdient hätte, einmal eine feste Fassung, Sammlung und Bewahrung zu finden, ein hundertstimmiges, hundertgestaltiges „Gut Glück zum neuen Jahr!", das ein liebenswürdiges Kapitel Kunstgeschichte für sich bilden könnte.

Man blättere nur einiges aus diesem Kapitel durch, und man wird staunen, wieviel lebendige Kunstgestaltung hier sich entfaltet ohne den Anspruch, die Öffentlichkeit in Atem zu halten, einfach zur Erheiterung, zur Erbauung guter Freunde und Nachbarn. Was da z. B. ein Rudolf Schiestl auf kostbaren kleinen Blättern gebildet hat, das gehört zu dem Herzlichsten und Liebwertesten, was der Stift des Zeichners tun kann. In gewissem Sinn ist diese anspruchslose Kunstübung hoch über aller Breitwirkung, die sich an den Wänden unserer Ausstellungen breitmacht. Das kommt unmittelbar vom Menschen zum Menschen. Da sollte alle Kunst kommen. Das ist unmittelbarer Beitrag zum Schmuck und zur Gestaltung des Lebens; das ist unverfälschte Aussprache persönlicher Laune, Stimmung, Denkweise. Alles schlichte, schöne Dinge, die doch der große Kunstbetrieb mit seinen überschraubten Anforderungen gar zu gern und leicht erdrückt und erstickt. Man betrachte und besinne sich auf so natürliche Weise gewordenen Dinge, und man wird mit Freuden in so manchem dieser kleinen Kunstwerke große Kunst finden. — Mit wie guter Treuherzigkeit redet sich ein Jakob Bradl zur letzten Jahreswende in herzlichen Knittelversen zu einem simplen, gedankenreichen Bilderblättchen auf gute Holzschnittmanier seine Wünsche und Sorgen vom Herzen. Sie können auch für diesmal stehen, seine braven Knittelverse:

„Im Jahresrund
Die letzte Stund'.
Noch brütet finst're Mitternacht,
Doch leis und sacht der Tag erwacht,
Das Dunkel wird zerrissen,
Und lieber Sonne frohes Licht
Durch wetterschwang're Wolken bricht
O armes Reich!
O deutsche Eich'!
Zerspellt die Axt, zerschellt das Haupt,
Geknickt die Zweig' entlaubt, beraubt
Doch steht gesund
Dein Stamm im Grund;
Die Kraft laß dir nicht rauben!
Und Fruchtbarkeit
Ist dir bereit in künft'ger Zeit
Wir glauben:
In trautem Nest,
Mag im Geäst
Ein heimlich Plätzchen sich erschau'n
Und jeder bau'n in Gottvertrau'n,
Wer heimattreu geblieben.
O Heimatland,
O Vaterland,
Wie lieb du mir in tiefer Brust, —
Mit Leid und Lust ward mir bewußt
Im Jammer deines Falles,
Wie's bebend in der Seele klingt
Und quillt und aus dem Herzen dringt
Lieb Deutschland über alles!

Radierung von Rob. Langbein.

Hier quillt Wasser des Lebens Uralter Brauch wird erfüllt mit Sinn und Leben dieses Tages, dieses Jahres Diese unmittelbare Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben gibt solchen künstlerischen Formungen sonst in Schablone erstarrter Sitte ihren unwiderstehlichen Reiz So wird tote Gepflogenheit wieder lebendiges Dasein. Erstarrter Sinn wacht in solchen Künstlerspielen auf, und man fühlt plötzlich wieder neu und, wie heute gefunden,

Digitized by Google

den Sinn so lange und so oft gedankenlos geübter Gewohnheit. Man fühlt wieder mit und glaubt und wünscht und hofft wieder mit, was zur Sentimentalität verflacht, zur leblosen Sitte erstarrt, ja was zur gedankenlosen Unsitte entstellt war: „Möge das neue Jahr glücklich für euch sein und glücklich für alle, deren Glück von uns abhängt. Und nicht der Geringste unserer Brüder und Schwestern soll ausgeschlossen bleiben von dem gerechten Anteil an Freude, zu dessen Genuß der große Schöpfer ihn schuf."

Trotz alledem und alledem, trotz 1918 und trotz 1919 wollen wir hoffen auf 1920. Und je tiefer uns Trübsal niederdrücken will, desto höher soll unser Wunsch sich schwingen: „Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Das nervöse Kind * Briefe eines Arztes * Von Dr. Carl Potoßky.

V. Nervöse Zwangszustände beim Kinde.

Verehrte gnädige Frau! Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, daß Sie sich schon wieder an mich wenden, denn ich kann Ihnen vollkommen nachfühlen, daß Ihnen Ihre Martha Sorge macht. Ich beobachte Ihr Töchterchen, das wohl jetzt 14 Jahre zählt, seit seiner frühesten Kindheit und bin über die neuesten Erscheinungen nicht überrascht. Sonst eine verständige, geduldige Mutter, sind Sie doch jetzt recht besorgt, da eine zwangsartige nervöse Störung nach ihrer Behebung stets wieder von einer anderen abgelöst wird. In der Tat tragen gerade diese Störungen einen hartnäckigen Charakter. Bei Ihrer Kleinen sahen wir gewisse Anzeichen bereits in den ersten Lebensjahren. Erinnern Sie sich, wie die Kleine, sie war damals etwa 3—4 Jahre alt, in ein ungehemmtes Weinen ausbrach, wenn Sie ihr des Abends „Gute Nacht" gesagt hatten und das Kinderzimmer verlassen wollten? Das Kind hielt Sie krampfhaft an den Händen und am Kleide fest, Angst verzerrte seine Züge, und es gab nicht eher Ruhe, als bis Sie sich ans Bettchen gesetzt und versprochen hatten, bei ihm zu bleiben. Aber auch da gab Martha sich nicht zufrieden, sondern hielt Sie noch fest an der Hand, damit sie sicher wäre, daß Sie sie nicht verließen. Das Einschlafen dauerte dann gewöhnlich recht lange, da die Kleine immer wieder die Augen aufschlug, um sich zu überzeugen, ob Sie noch da seien. Oft schreckte sie dann aus dem Schlafe empor und hub zu weinen an, bis sie durch die Anwesenheit eines Erwachsenen beruhigt wurde. Damals legten Sie dieser Störung keine Bedeutung bei, hielten das Kind für unartig und verwöhnt, machten sich vielmehr selbst Vorwürfe, daß Sie dem Kinde zu sehr nachgäben. Später, wohl im 6. Lebensjahre, kam dann allmählich eine Erklärung. Es fiel Ihnen auf, daß Martha auch des Tages, wenn sie allein im Zimmer war, nicht erlauben wollte, daß die Tür geschlossen wurde. Wenn jemand hinausging und die Tür schließen wollte, erhob das Kind ein furchtbares Geschrei und war nicht eher wieder zu beruhigen, bis man ihm nachgab und die Tür offen ließ. Nach langem Fragen bekamen Sie auch endlich von der Kleinen unter Schluchzen die Erklärung, sie hätte Angst, daß sie, wenn die Tür geschlossen wäre, niemals mehr aus dem Zimmer herauskönne. Es handelte sich also bereits damals um einen Angstzustand, der einen zwangsartigen Charakter trug. Welche Veranlassung zugrunde lag, ist gleichgültig. Möglich, daß das Kind einmal von dem älteren Bruder im Spiel eingeschlossen wurde und daher nicht herauskonnte. Dieser an sich harmlose Vorgang mag sich bei dem nervösen Kinde festgesetzt und diesen dauernden Angstzustand hervorgerufen haben. Denn gerade dieses Festhaften und Nachklingen ist für nervöse Naturen charakteristisch.

Derartige Zwangszustände kamen und gingen. So gab es eine wenn auch nur kurze Periode, in der sich Martha beim Gehen auf der Straße alle paar Schritte regelmäßig tief bückte und sich dann mit eigentümlich rascher Bewegung wieder aufrichtete. Eine Erscheinung, mehr eigenartig als lästig. In der letzten Zeit jedoch häuften sich Störungen, die quälend empfunden wurden und die, wenn man ihnen nicht rasch Einhalt zu gebieten vermag, erfahrungsgemäß einen geradezu vernichtenden Einfluß auf das Leben oder, besser gesagt, auf den Lebensgenuß auszuüben imstande sind. Das sind Störungen, die wie ein Sperrwerk in den Willen eingreifen, die den armen Kranken im wahrsten Sinne des Wortes unfrei machen. Ein solcher Kranker kann nicht über Straßen und Plätze, die er überschreiten müßte; er kann nicht über die Brücke, er kann nicht ans Wasser, nicht in die Eisenbahn. Ein derartiger Mensch, der doch anscheinend gesund ist, muß sich dauernd sklavisch den ihn gebieterisch beherrschenden Hemmungen unterordnen. Derartige Zwangszustände, die meist erst im Entwicklungsalter oder noch später voll in Erscheinung treten, kann man oft bis in die Kinderjahre hinein rückwärts verfolgen. So war es auch hier. Wie Sie mir vor langer Zeit berichteten, fiel Ihnen einmal in einer Sommerfrische auf, daß Martha — sie mochte wohl damals 7 Jahre alt gewesen sein — von einem kleinen Hügel nicht herunterspringen zu können behauptete. Sie hatte damals heftig geweint und war erst getröstet, als Sie sie selbst in Ihren Armen heruntergehoben hatten. Seitdem beobachteten Sie immer wieder derartige zwangsmäßig sich einstellende Angstzustände.

So gab es eine Zeit, in der Martha regelmäßig an der ersten Stufe eines jeden Treppenabsatzes beim Heruntergehen haltmachte und erst nach energischem Zureden zum Weitergehen zu bewegen war. Die weiteren Stufen wurden dann ohne Schwierigkeiten genommen. Diese Störung ging ziemlich rasch vorbei. Doch trat vor längerer Zeit eine andere Art von zwangsartiger Störung auf, die wohl auch heute noch nicht gänzlich überwunden ist. Eine eigentümliche Angst vor Beschmutzung hatte das Kind befallen und geradezu gepeinigt. Faßte Martha irgendeinen Gegenstand, besonders Geld, an, so wusch sie sich danach, oft alle fünf Minuten, die Hände oder zog sich sogar vor dem Berühren des betreffenden Gegenstandes Handschuhe an. Im Kinderzimmer durfte sich niemand auf einen bestimmten Stuhl, den sie nur für sich beanspruchte, setzen oder auf ihn irgend etwas legen. Damit dieser Stuhl von ihren Geschwistern als der ihrige erkannt werden könnte, versah sie ihn mit einem farbigen Schleifchen, und sie geriet eines Tages in einen schweren Erregungszustand, als ihr Bruder aus Scherz die Schleife an einen anderen Stuhl geheftet und dadurch eine Verwechselung herbeigeführt hatte.

Auf der jetzigen Reise leidet das Kind nach Ihrer Beschreibung besonders arg. Bereits bei der Abreise wurde Martha auf dem Bahnsteig von einem peinigenden Angstzustand befallen; sie schrie und wollte sich zur Erde werfen, angstverzerrt waren ihre Züge, kein Zuspruch nutzte; wie von einer todbringenden Idee verfolgt, stand das arme Ding zitternd da und klammerte sich an Sie fest. Die Eisenbahnfahrt ging leidlich vorüber. Aber dort im Kurort treten jetzt auf der Straße schwere Angstzustände auf. Je breiter eine Straße, um so größer die Angst. Scheu drückt sich das Kind an den Wänden der Häuser entlang und atmet an jeder Haustür auf, in dem befreienden Gedanken, sich dort bei beginnender Angst ins Haus flüchten zu können. Als Martha einmal allein ging und von der Angst befallen wurde, hielt sie sich an irgendeinem vorübergehenden Fremden fest und wollte ihn nicht loslassen, bis dieser sie nach Haus gebracht hatte. Wie stark muß da die Angst auf das arme Kind eingewirkt haben, daß es bei seiner sonstigen scheuen Art zu einem beliebigen fremden Menschen flüchten mußte!

So steht es jetzt mit Martha, und ich kann wohl verstehen, daß Ihnen Ihre Beobachtungen Sorge machen. Es handelt sich in der Tat um überaus quälende Zustände. Daß wir diese gänzlich beseitigen werden, wollen wir hoffen; eine feste Zusage für eine vollständige Heilung vermag ich Ihnen heute jedoch nicht zu geben: sicherlich wird eine lange Zeit vergehen, bis wir die Störungen beseitigt und das Kind vor allem auch so weit gefestigt haben, daß es auch etwaige neu auftretende Hemmungen bereits im Entstehen aus eigener Kraft unterdrücken kann. Zur Heilung müssen wir große Geduld aufwenden. Unermüdlich müssen wir versuchen, immer und immer wieder der Kleinen zu beweisen, daß ihre Angst grundlos ist. Wir müssen aber auch praktisch vorgehen, müssen Martha auf ihren Wegen begleiten, zunächst sie „leichte", d. h. in diesem Falle schmale Straßen hindurchführen, später breitere, müssen sie dabei im Gespräch ablenken, so daß sie weniger auf den Weg achtet. Wenn sie dann am Ziel angelangt ist, wird sie erst gewahr, welch „schwierige" Hindernisse sie genommen hat, und es ist eigenartig zu beobachten, daß ein derartiger Kranker dann oft gesteht, er habe das Gefühl, als sei er einer schweren Gefahr glücklich entronnen. Kann erst der Kranke den Erfolg selbst feststellen, so ist bereits viel gewonnen — dann pflegt sich die Angst zu legen, das Selbstbewußtsein zu heben, und die Besserung macht gute Fortschritte. Üben und immer wieder üben — das ist die Hauptsache. Auch das Schwindelgefühl als solches müssen wir durch Üben zu vermindern suchen. Es wäre falsch, ein Kind, das auf einer Turmbesteigung von Schwindel erfaßt wird, von einer

Digitized by Google

Wiederholung solcher Besteigungen fernzuhalten. Dadurch würde das Auftreten des Schwindelgefühls nur gefördert werden und bei einer nächsten Gelegenheit bereits bei einem geringeren Anlaß zum Ausdruck kommen. Nein, wir müssen das Kind immer wieder auf diesen Turm führen, zunächst bis zu einem Bruchteil der Höhe und dann allmählich nach wiederholten Malen bis zur Spitze: dann wird der Zeitpunkt kommen, an dem der Höhenschwindel nicht mehr empfunden wird.

Derartige Übungen müssen Sie oder ein anderes verständiges Familienmitglied, das Zeit und Geduld aufzubringen vermag, systematisch bei Martha vornehmen. Genügt Ihr Ansehen aber nicht, so muß sich ein Arzt an diesen Übungen beteiligen oder wenigstens der mit den Übungen beauftragten Persönlichkeit eine genaue praktische Unterweisung erteilen. Ob bei schweren Fällen sogar zu einer Suggestions- oder einer Hypnosebehandlung geschritten werden muß, ist durch den Arzt im Einzelfalle zu entscheiden. In unserem Fall dürften die Übungen genügen. Im übrigen begünstigen Sie bei Martha den Verkehr mit anderen Kindern, teilen Sie ihr aber auch eine genügende Ruhe- und Schlafenszeit zu, deren sie dringend bedarf. Es ist auffallend, wie bei genügender körperlicher und geistiger Ruhe die Störungen oft überraschend schnell verschwinden, während man umgekehrt ihr Auftreten nach heftigen Erregungen oder schweren Erschöpfungszuständen beobachten kann. So entsinne ich mich einer älteren Schülerin, bei der derartige Zwangszustände nach bestandenem Examen, vor dem die letzten Schuljahre hindurch eine abnorm gesteigerte Angst bestand, mit einem Schlag verschwanden und niemals wieder auftraten.

Auch bei Ihrem Kinde wollen wir hoffen, daß es gelingen wird, die Störungen möglichst zu beseitigen. Das jugendliche Alter wird uns dabei unterstützen können, wenn wir uns auch eingestehen müssen, daß in solchen Fällen doch die nervöse Grundlage das Wiederauftreten gleicher oder ähnlicher Störungen begünstigt. Doch wir wollen zuversichtlich sein und nicht die Geduld sinken lassen, wenn auch einmal ein gewisser vorübergehender Rückschlag in den zu erhoffenden Fortschritten eintreten sollte. Liebe und Zeit müssen wir dem nervösen Kinde opfern — dann wird der Erfolg nicht ausbleiben!

Deutsche Heimat in Polen * Von Hans Behrendt.

Eben noch war Brummton
Einer Dreschmaschine
Aller Dinge Hintergrund —
Tiefer brummt sie, brummt —
Und verstummt —
Laute Stille —
Nur über tropfenden Haselkätzchen
Fallend — steigend Tänze von Mücken
Im Abendgold . . .
Verstohlen scherzt eine frühe Amsel
Im Dickicht.

Hinter schmiegendem Walddunkel am Hügelsaum flammt es auf, wirft mit vollen Händen der Himmel goldrote Bänder über Felder und Gewässer! Mählich verraunet der Tag mit tieferen dunklen Akkorden. Kiebitzrufe über dämmerbraunem Feld, Krähenflug; ein Stern glitzert, und droben hoch im Lichtblau harrt der Mond, die kosmische Leiche, auf dem Grenzpfad zwischen Tag und Abend, neigt sein Haupt, zur Sonne betend. — — — Heimat . . . Mond über polnischem Land! Polnisch? Heimatland, mit dem Treugadeus verwachsen war von Jugend an. — Wie man die Stätten seiner Kindheit liebt! — —

Land der weiten Flächen, wo Melancholie sich breitet, wo es sich so träumen läßt. Tagträumen mit offenen Sinnen.

Wenn über weiten Flächen Glutlohe lag, der Unken Glockenton in der schwirrigen Luft lag und müde Räder im Sande mahlten, dann hatte sich der kleine Treugadeus oft zu seinem Schattenbaum am Kornfeld geschlichen und geträumt über die Sommerebene hin. Da war das Flachland so heiß und weit; nur in leisen Wellen atmete das Korn. Gleich struppigen Besen standen Weiden am Wege, und Einsamkeit breitete ihre Schwingen. Stundenlang keine Menschenseele, nur Zirpen der Grillen und Grashupfer; mutterseelenallein . . .

Dann zog über die Weide der Kuhmann mit seiner satten Herde und dem kläffenden Hund, und schnaufend, dumpf brummend schwamm das bunte Volk durch die Furt; Mittagsstunde, heimeliger Rauch aus allen Schornsteinen, des Mittagsglöckleins unermüdlich quietschendes Gebimmel und das Geläut der großen Glocken vom Barockturm her; dem Pfeifen von Fabriken.

Und wieder blausommerliches, reifendes Schweigen, krauses Spiel der Libellen am gleitenden Fluß. Tagträumen mit offenen Sinnen. Treugadeus konnte weinen, wenn ihn die rauschhuschende Einsamkeit so ganz einspann. Er wußte nicht, wie das zuging. Wer hätte je im stolzen vormaligen Deutschland daran gedacht, gerade in dir Schönheit zu suchen, Posener Land? Treugadeus hatte als Kind ein Gesellschaftsspiel, das Reisespiel, da konnte man reisen durchs ganze deutsche Land — und wenn man nach Posen verschlagen wurde, wo sich die Füchse Gutenacht sagen, bekam man nach den Spielregeln noch mitleidsvoll etwas bezahlt. Armes, oft verkanntes Posener Land! Zu spät lernte man dich schätzen.

Es kam ein 9. November, ein Reich stürzte zusammen. Mit dem Zusammenbruch kam aller nie rastenden Einzelbestrebungen rasche Erstarkung, regte sich aus dem Schlaf das „Noch ist Polen nicht verloren", Tage kamen, wo Treugadeus morgens ans Fenster trat und seinen Augen nicht traute: Weißrote Fahnen im Wind, während in Berlin die blutrote Fahne wehte, ein krankes Volk sich im Irrwahn weiter zerfleischte, Bälle im Negligé tanzte zum M.-G.- und Minenorchester. Wirre Welt!

Wie sich der polnische Adler blähte und wippte und mit den Flügeln schlug im Wind!

Treugadeus mußte sehen, wie mit kindlicher Freude sich das Polenvolk gefiel im preußischen Feldgrau, der alte preußische Militarismus lebte noch: freilich gewandelt. Operettenhafte Freude am Bunten. Hoch Konföderatka (möglichst achteckig), und silberprunkende Fangschnüre und grelles Gelb und leuchtendes Rot!

Und Adler, Adler überall, der orzel an Mütze, Hut und Rock, bei Männern, Frauen und Kindern.

Und diese Lust am Flaggen!

Ein Auto kommt wohl durch die Stadt mit Ententebrüdern, Fahnen heraus! Fahnen herein! Fahnen heraus!

Treugadeus vergrub sich mehr und mehr in alte Zeiten, nur nichts mehr hören vom ganzen Treiben; man war ja so müde schon vom langen Kriegsleben, nun hatte ein gütiges Geschick — ob's gütig zu nennen war? — einem das Leben gelassen, nun ging so alles in Scherben, jede große Idee!

So kramte er in alten Büchern: „Landeskulturgesetzgebung im Großherzogtum Posen, ein Beitrag zur Kulturgeschichte dieser Provinz. 1856." Alter Gesetzschmöker; aber Treugadeus blätterte. Traurige Kulturbilder einer kulturarmen Zeit. Elend eines stets bedrückten Bauernvolks — und überall Parallelen zur Gegenwart, zum heutigen äußeren und inneren Leben des polnischen Volks. Auch durch die Kulturtünche scheint der polnische Nationalcharakter durch: „Habe, lieber Bauersmann, in deiner Kelite (überhängenden

Neujahrswunsch 1919 von Jakob Bradl.

Digitized by Google

ledernen Tasche) ein Feuerzeug, und auf dem Felde findest du einen Feuerstein, damit wirst du dir leicht Recht schaffen, wenn du Unrecht leidest" — fast Spartakus!

Aber so redet Kasimir II., der Bauernkönig, als sich ein Bauer über Bedrückung durch den Adel beschwerte!

Immer wieder leidet das Volk unter dem Druck des Adels. Unterwürfiger Gehorsam wird instinktmäßig. Padam do nag, kniefälliger Gruß, Kuß des Rocksaumes, vor allem der Geistlichkeit gegenüber. Religion auf fleißigen Kirchgang beschränkt und auf gewissenhafte Beobachtung der Fasten. Das Volk als dumpfe, in Unbildung gehaltene Masse!

Kultur des polnischen Bauern um 1815: In einem Wohnhaus — kaum so zu nennen —, aus Lehm und runden Feldsteinen zusammengeklebt, windschief, mit Stangen notdürftig vor dem Verfall gestützt, haust er mit Hühnern und Gänsen, oft auch mit Vierfüßlern zusammen. Im Innern der Hütte Lehmfußboden; durch vielfach verklebte, trübe Scheiben dringt spärliches Tageslicht. Heiße, verpestete Stubenluft. Unreinlichkeit ohne Grenzen. Der Hof eine große Düngerbrühe bis zum morastigen Dorfweg. Das Dorf planlos durcheinandergeworfen; verfallene Gebäude ohne Hecken und Zäune. Versumpfte Wege außerhalb des Dorfs nach allen Seiten in wunderlichster Krümmung.

Was dem Dorf mitunter zur Zierde gereicht, aber öfters auch durch seine Formen den ästhetischen Sinn beleidigt, ist das selten fehlende Heiligenbild. Nahrung: Sauerkraut, Kartoffeln, Milch. Alkoholgenuß bis zum Übermaß, zumal beim Kirchgang, bei Gelegenheit des Marktes, überall, wo sich Gesellschaft findet.

Ein Maßhalten und Aufsparen kennt man nicht. Sorglosigkeit bis zur Verwahrlosung.

Ein gewisser — im Nationalcharakter begründeter — leichter und heiterer Sinn läßt den Bauern das Drückende seiner Lage wenig empfinden.

Frühe Heiraten. Ein Mädchen, das ein eigenes Bett hat, gilt als gute Partie. Völlige Trostlosigkeit in Kindererziehung und Bildungszustand.

Wo man hinsieht, überall Zeichen trauriger Kultur.

Es ist lehrreich, in alten Büchern zu blättern und Vergleiche mit der Gegenwart zu ziehen. — — Deutsche Kultur! Und diese Herren Polen wagten es, in öffentlichen Versammlungen auszusprechen, daß man nun endlich sich der verhaßten deutschen Kultur entledigen müsse!

Rühmten sich dabei, es selbst belächelnd, daß im neuen Polen alles nach preußischem Muster ginge!

Ja, ja, der preußische Militarismus hat doch ein Gutes gehabt! Auf der einen Seite hat man ihn abgeschafft, und eine neue Volksregierung tötete in vier Monaten, um sich zu halten, mehr Menschen im Bürgerkrieg als die Hohenzollern in vier Jahrhunderten. Auf der anderen Seite freut man sich, ihn behalten zu können zum Aufbau eines neuen Staates. Wirre Welt! — — — — — —

Treugadeus sah ins Abendrot.

Polnische deutsche Heimat!

Man hat sich daran gewöhnt, alle Mucken und Launen, Spitzen und Zacken, Wellen und Bogen genau zu verzeichnen, in denen unser inneres und somit auch äußeres Leben sich auszudrücken pflegt.

Und wie stolz sind wir, wenn es uns glückt, in harmonischer Kurve durchs Leben zu wallen!

Aber was nützt alle Harmonie! Ein Unberechenbares steht plötzlich auf — und wir können so gar nichts dazu tun, wir ahnen es kaum — die ausgeglichene Linie ist für immer gestört. — War es zu verdammen, daß Treugadeus sich mehr und mehr zurückzog auf sich selbst?

Daß er mit Liebe und Innigkeit im kleinen Leben der Natur das suchen ging, was er im großen vermißte? Seine Heimat konnte man ihm nicht nehmen! — —

Eine runzlige Alte,
Hockt das Schicksal
Auf einsamem Stein
Unter schweigenden Kiefern —
Und knüpft — und knüpft,
Eintönig singend, Knoten nach Knoten
In silberne Lebensfäden.
Nur wenn letzter Abendschein
Goldnetze über die Wipfel breitet.
Huscht es wie milde Verklärung
Über die strengen Runzeln.
Ahnend lächelt die Alte
Dem scheidenden Tag entgegen.

Streiflichter.

„Da—Da." In den Zeitungen liest man, daß in Genf die Dadaisten ihren ersten Kongreß abgehalten haben. Endlich. Die Dadaisten sind Leute, die aus den Bestrebungen des Expressionismus von heute — denn Expressionismus an sich ist durchaus nicht etwa eine Erfindung von heute, sondern eine ewige Selbstverständlichkeit — die stracke, endgültige und radikale Folgerung ziehen, zu werden wie die Kinder, um ins Himmelreich zu kommen. Die Dadaisten führen die Künste auf ihre Urelemente zurück, das Sprechen und Dichten aufs Lallen, aufs „Pa—pa", „Ma—ma", „Da—da" des Säuglings —, daher „Dadaisten" —; so das Zeichnen aufs Kritzeln, das Malen aufs Schmieren — der Urmaler ist der Säugling, der die Windel färbt — und die Musik aufs Grunzen, Lutschen, Schnalzen und andere primitive Naturgeräusche. Über die Genfer Verhandlungen wird berichtet, daß einer der wesentlichsten, begeistert angenommenen Anträge dahin ging, die dadaistischen Schriften von allen sonst üblichen Wörtern zu säubern und dafür „Siegel" für die künftig allein noch geltenden „Interjektionen" zu setzen. Es ließe sich wohl darüber streiten, ob das denn nicht etwa einen Rückfall auf die Stufe des Affenartigen bedeute; denn wahrscheinlich sind doch auch unsere Wörter ursprünglich „Interjektionen", Naturlaute, die eben mit der Zeit artikuliert, dekliniert und konjugiert wurden. Wenn also die Dadaisten von vorn anfangen wollen, warum nicht? Ganz folgerecht freilich hat erst jener Dadaist seine Sache durchgedacht, der auf dem Genfer Kongreß den Zusatzantrag stellte, im persönlichen Umgang selbst den Gebrauch der Interjektionssprache, dieses bis ins Affenartige verstümmelten Feuerländisch, zu vermeiden und nach Möglichkeit sich mit passenden Handgriffen zu behelfen, also statt „Entschuldigen Sie, das dürfte ein Irrtum sein" nicht etwa die schlichte Interjektion „Quatsch!" zu setzen, sondern dem betreffenden Mitunterredner einfach eine herunterzuhauen, während man sich selbst leise lächelnd an die Stirne tippt. — So machte ein Genfer Kongreßmitglied den Vorschlag, das Wort „Bilder" durch ein Fingerschnalzen zu ersetzen und das Wort „Maler" durch den Ausruf „Oho!" Im 14. Manifest des „Futurismus", dieser Vorfrucht des Dadaismus, hat der gewaltige Papst des Futurismus, Herr Marinetti, am 29. Juni 1913 die große Acht ausgesprochen u. a. über:

Venedig, Versailles, Pompeji, Brügge, Oxford, Nürnberg, Vaterlandsverteidiger, Philologen, Bayreuth, Florenz, Montmartre und München, Dante, Shakespeare, Tolstoi, Goethe, Aeschylus, Wagner, Beethoven.

Zugleich erhob er auf den Schild: Marinetti, Picasso, Kandinsky, also die Expressionisten. Das war damit der höchste Trumpf des Expressionismus. Aber im Mai 1918 las zwar Herr Hülsenbeck vor den Dadaisten in Berlin noch ein Gedicht von Marinetti unter Begleitung eines Kindertrommelchens und einer Knarre vor, sagte aber über die Expressionisten, zu denen Herr Marinetti doch gehörte, Worte wie diese: „Was haben sie erzielt? Haben sie den Geist Europas zur Ekstase getrieben? Sie haben mit der Geste der Geistlichkeit Geschäfte gemacht." Und jetzt in Genf hat man einen Dadaisten vernommen, der bekannte, extra darum aus Amerika zugereist zu sein, um dafür zu sorgen, daß Herrn Marinetti, der der Konkurrenz wegen gern in den Dadaismus aufgenommen worden wäre, als einem Unwürdigen die Erfüllung dieses Wunsches versagt werde. Man sieht, diese Herrschaften verstehen keinen Spaß untereinander. Sie werden sich gegenseitig bald ganz mit Haut und Haaren aufgefressen haben. Bis dahin freilich werden sie noch manchen Spießer erschrecken, indem etwa Herr R. Hülsenbeck und Herr Tr. Tzara dadaistische Zwiesprache halten:

„Hüho, hüho, ich grüße dich, o Lerche!"
„Bonjour Mr. Hülsenbeck."
„Was sagt mir dein Gesang von der Zeitschrift Dada?"
„Aha, aha, aha, aha — cri, cri."
„Eine Kuh? Ein Pferd? Eine Straßenreinigungsmaschine? Ein Piano?" . . .
„Olululu, Olululu, Dada ist groß, Dada ist schön. Olululu pette, pette, pette, pette . . .
„Pfft pette, pfft pette, pfft pette, pfft pette. . . .
O Tzara o! O Embryo! O Haupt voll Blut und Wunden. . .
Oo Oo, du bist doch sonst nicht so!"

. . . Nein, sonst sind sie sicherlich nicht so. Wenn sie mit dem Kellner um die Zeche zanken, drücken sie sich sicherlich — in der Sprache der Kellner aus. Soll man ernsthaft über die impotenten Clownereien reden? Soll man ernsthaft beweisen, daß das, was sie treiben und machen, keine Neubildungen auch nur der ärmsten Sorte sind, sondern idiotenhaftes Rasseln mit den Scherben einer Sprache, die ehrlich zu sprechen, es ihnen an Kraft und Inhalt gebricht?

Digitized by Google

№ 2 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum • Roman von Rudolph Stratz.

1. Fortsetzung.

Das Herz zitterte mit in Angst und Mitleid. Es schlug rascher und banger vor Bewunderung. Endlich sagte Demoiselle Nimis stockend:

„Erzählen Sie doch etwas von sich! . . . Klären Sie uns arme unwissende Frauenzimmer auf, warum Sie Ihre Jugend, statt sie in vertrautem Verkehr mit andern Jünglingen zu genießen, auf der Flucht vor dem Übermut der Tyrannei vertrauern müssen!“

„Warum?“ Der junge nordische Recke sprang auf. Heißblütig schoß ihm die germanische Kampflust in das lachende Blau der Augen. „Wenn man einen Landesvater hat, von dem seine eigenen früheren Landsleute, die Briten, schreiben, daß er mit Ausnahme des Selbstmordes bisher jedes erdenkliche Verbrechen begangen habe! Und das war, ehe der einäugige Welfe zu uns nach Hannover kam, um altes sächsisches Recht zu brechen! Wißt ihr liebenswürdigen Kinder noch etwas von den berühmten Professoren, den Göttinger Sieben? Nein. Es ist schon zehn Jahre her! Sie haben damals noch mit Docken gespielt, Demoiselle, und ich war noch nicht einmal Regimentskadett bei den Waterloo-Dragonern! Bin's auch nie geworden. Die Meß hat mich nie gesehen. Mein Vater und sein Freund, der General Sir Thomas Bahlsen, und der alte Engländer, der Rittmeister Potters, haben mich umsonst angemeldet. Ich bin nach Göttingen gegangen. Dort waren die Sieben fort. Aber ihr Geist war lebendig! Den Geist kann eine löbliche Polizei nicht fangen. Der Geist, ihr Mädchen, wird Teutschland aus Schmach und Schande retten!“

Er ging ungestüm im Zimmer auf und nieder. Brenchen Nimis begriff mit hämmerndem Herzen das, was vorhin ihr Bruder erzählt, es ginge unter den Burschen der Hochschulen, die den Friesen von der Venne einmal gesehen, die gemeine Rede, es könne keiner dem Feuer seiner Zunge widerstehen. Er fuhr fort, die Fäuste ballend, und es schien ein Glück, daß sich nicht die Gurgel eines Gegners zwischen ihnen befand:

„Einst wird auch die Metternichtigkeit hinweggefegt sein und der Herr von Haß und Pflug, Herr von Hassenpflug, Kurhessen mit seiner Heimat, der Hölle, vertauschen! Der Zorn Jehovas wird durch die Weltgeschichte brausen und in Zeichen und Wunder die Thronfinsternis sich ankündigen. Es wird . . . nun, wir sind noch jung, wir hier im Zimmer, Demoiselles! Wir werden noch mehr erleben, als dies Pfahlbürgergeschlecht unserer Ältern sich unter seinen Federpfühlen träumen ließ!“

Der wilde Geselle lachte plötzlich. Er warf sich auf das Sofa, das unter seinen langen Gliedern stöhnte, und schaute lustig, wie zum Tanz auffordernd, zu Verena Nimis hinüber. Es lag auf einmal eine

Birke im Schnee. Zeichnung von Willy Hofmann.

Digitized by Google

unendliche Gutmütigkeit in seinen blauen Augen. Ihr war feierlich zumute. Sie fühlte eine Weihe über sich. Nur einmal in ihrem Leben, bei ihrer Einsegnung drüben in der Stadtkirche, hatte sie denselben Schauer von oben empfunden: Der heilige Geist war da! Und doch pochte ihr unter dem engen Mieder das Herz, daß sie hier, im Hause ihres Vaters, das breit in ihrer Seele einziehen ließ, was der Geheimrat wohl mißbilligend bei Tisch den modernen Schwindelgeist und Schwindelhafer nannte. Sie wollte bescheiden ablenken. Sie fragte:

„Grämt sich denn Ihr Herr Papa nicht sehr über Sie?"

„Ich gräme mich auch um Teutschland!"

„Sind Sie der einzige Sohn?"

„Ja!" sagte Harro von der Venne kurz.

„Und Schwestern haben Sie auch nicht?"

„Schwestern?" Er lachte unbändig und hob die nervige Hand und spreizte die fünf Finger. „Schwestern? Fünfe! . . . Die Hyma, die Juliana, die Gesine, die Freda, die Henrika! Alle auf unserm Hause Hövede in Hannover! Und alle noch zu haben!"

„Es ist still bei uns auf dem Lande", sagte er dann, galant der Kleinen den herabgerutschten Strickbeutel aufhebend, daß das Mäusche vor Verlegenheit feuerrot wurde. „Unser Haus liegt ganz einsam hinter Wassergräben und Brücken. Es stammt noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Da sind weit und breit keine Epouseurs für das Frauenzimmer zu treffen. Mein Vater geht auch lieber Bekassinen schießen und erzählt sich abends was mit den andern alten Herren und dem Kaplan Prechtl bei einer Flasche Pontac von der Peninsula und Sizilia und der zweiten Attacke bei Waterloo, als daß er hinter Freiern für seine Jungfern herläuft . . ."

„Schließlich wird Gott Amor schon die Rechten des Weges führen", sprach Demoiselle Nimis sanft, und der landflüchtige hünenhafte junge Welfe sah sie lachend an, als der Name des kleinen Heidengotts über ihre roten Lippen kam, und sie senkte züchtig die Augen auf das Buch der Freundschaft, das immer noch aufgeklappt in ihrem Schoß lag, und las da gleich wieder:

„Liebe kann das Hirn entzünden . . ."

und dachte sich: Nein — das Herz! das Herz! — und dachte sich weiter: Das Dorettche Hoheisel war sicherlich nicht verliebt, wie es mir das Verslein hineingeschrieben hat . . . Und in den blauen friesischen Meeraugen drüben war auch solch ein verräterisches Flackern, und durch das ganze Zimmer rumorte und tanzte und wirbelte der Märzwind, und die Madlen, die vierzehnjährige, saß friedlich da wie ein Schäfchen, als ahnte sie von nichts, und lachte doch plötzlich kindisch hell und meinte:

„Wenn der Papa das wüßt', was sich alles bei ihm hier arriviert!" — — —

Der Geheimrat Emil Nimis war inzwischen auf der Rundfahrt bei seinen Patienten. Das Bambusrohr mit Goldknopf unterm Arm, die goldene Brille mit dem seidenen Sacktuch abwischend, mit der ermutigenden Würde und Lebhaftigkeit eines weltlichen Priesters, trat er bei seinen vornehmen Kranken ein und saß jetzt dem Obersten Freiherrn von Rothermal gegenüber. Der beinahe siebzigjährige Hofmann wohnte am Schloßgraben. Er hatte das rechte Bein dick mit Flanell umwickelt. Er klagte über das Zipperlein und die Zeiten, das Reißen im Zeh und den Radikalismus des Herrn Stümpfli in Bern und den drohenden Sonderbundskrieg in der Schweiz.

„Ich bitt Ihne, Geheimrat! Was soll denn das Schieße?" sagte er mit seiner hellen, weinerlichen Stimme, und Dr. Emil Nimis dachte mit einem stillen Lächeln, daß der alte Oberst dereinst schon als junger Leutnant nach der Schlacht bei Jena Napoleon geholfen hatte, die gefangenen Preußen zu bewachen, daß er hinter dem Kalbfell des Korsen bei Wagram wider die Österreicher über die Donau gesetzt und als einer der Letzten der Großen Armee aus dem Moskauer Winter wieder in Darmstadt eingetroffen war. Und schon im Herbst darauf in der Völkerschlacht sein Blut auf dem Leipziger Markt verspritzt hatte, um den Rückzug der Franzosen zu decken. Bonaparte selber hatte ihn einmal, an einem fünfzehnten August, vor der Front umarmt und ihm die Ehrenlegion an die Brust geheftet. Aber die Rheinbundherrlichkeit war lange vorbei. Seit dreiunddreißig Jahren dämmerte der Deutsche Bund. Die Zeit schlief. Man schlief mit ihr, vertrocknete, wurde alt — man merkte es kaum . . .

Exzellenz von Mühlenstieg, der hohe Staatswürdenträger, der hart nebenbei am Weißen Turm mit seiner ganzen Familie hauste, wußte, daß er alt war. Wollte es sein. Alter war eine Empfehlung. Durch die leidige Grippe an das Zimmer gebannt, blätterte der greise Schöngeist beim Nahen des Geheimrats eben mit feinsinnigem Lächeln, das Lorgnon vor den Augen, in einem Haufen konfiszierter Bücher und Schriften. Er ergötzte sich aufrichtig an dem Geist der Literatoren, die er einsperrte und deren Schriften er verbot. Er war ganz aufgeregt. Die Bewunderung des Kunstkenners glänzte auf seinem immer noch schönen Gesicht.

„Welch ein Feuer in diesen jungen Köpfen, mein Teuerster!" sprach er, sich befriedigt die Hände reibend. „Welch eine Kühnheit der Bilder! Welch eine Gefälligkeit des Ausdrucks! Welch eine glückliche Artigkeit der Form selbst da, wo der Witz nicht erheitern, sondern verwunden will! Das ist nicht umsonst bei den Franzosen in die Schule gegangen! Das vergiftet seine Pfeile und umkränzt sie mit Rosen, ehe es sie von der Sehne schnellt! Das sind Deduzierungen, die nichts für den Untertan taugen! Ich fürchte, wir werden gegen diese unheimlichen fahrenden Freiheitsritter noch strenger vorgehen müssen . . ."

„Es ist meine Rede vom Morgen bis zum Abend, Exzellenz! Noch gestern äußerte ich mich in der Vereinigten Gesellschaft . . ."

„Aber was machen? Unsere Gefängnisse sind überfüllt! Man weiß nicht mehr, wohin mit den verdächtigen Subjekten! . . . Also diese Emulsion soll mir Linderung bringen? Ich bin Ihr Diener, bester Geheimrat! Au revoir!"

Oben auf dem Riedeselberg, wo die Häuser der Noblesse standen, führte der Haushofmeister auf den Fußspitzen den Dr. Nimis bis in das Vorzimmer Ihrer Erlaucht der Gräfin Sponheim. Die hohe Dame war auf. Sie litt nur an den Nerven. Ihre alte Migräne verschlimmerte sich durch jede Aufregung.

„Jede neue Post aus dem Odenwald bringt mehr Embarras, mein Herr Geheimrat! Unser alter treuer Örtlin schreibt mir eben, er habe Drohungen erhalten, man werde die Rentämter anzünden! Der unerschrockene Leichenauer, mein Kammerförster, bekommt täglich Briefe, man wolle den roten Hahn auf das Dach des Jagdschlosses Amalienlust setzen und allem Rot- und Schwarzwild den Garaus machen. Woher kommt nur diese schlechte Gesinnung in die Welt?"

„Dem echten Patrioten, Euer Erlaucht, blutet dabei das Herz!"

„Das Volk selbst weiß nichts davon! Das Volk ist gut und treu! Aber Übelwollende nisten sich in diese einfachen Seelen ein. . . ."

„Möge man kurzen Prozeß mit allen Malkontenten machen!"

„Wir wollen beten, mein lieber Doktor, wir wollen beten!" — —

Auf dem Heimweg stieg der Geheimrat vor dem Buchladen aus und schickte den Wagen nach Hause. Er winkte dem Ladendiener ab und trat in das Hinterstübchen zu dem Prinzipal. Er und der Herr Harold begrüßten sich mit dem vielsagenden Händedruck der Logenbrüder. Dann musterte er die eingelaufenen Neuheiten, die man vorn der Sonne und der Polizei nicht zeigte. Verbotene Bücher aus der

Digitized by Google

Schweiz, auch einige pikante Sächelchen mit Potsdamer Geheimnissen, Wiener bösen Zungen, Dresdener Enthüllungen. Derlei liebte der Geheimrat für sich im stillen. Er verbarg schmunzelnd die Oktavbändchen mit ihren pikanten Kupfern in der Tasche des Frackschoßes. Als er wieder auf die Straße trat, hob da ein Mann in flatterndem Karbonarimantel, unter dem ein verschossener himmelblauer Schal und ein alter flaschengrüner Frack mit tabakbefleckter, pfirsichfarbener Weste schimmerten, vor ihm grüßend den verbeulten silbergrauen Zylinder. Der herabgekommene Charakterkopf darunter sah ihm, dem Geheimrat, ähnlich. Nur waren drüben die bartlosen Züge viel härter und sarkastischer. Bitterkeit und Selbstgefühl stritten sich um die Mundwinkel. Anderswo als hier in Darmstadt, wo ihn jedes Kind kannte, wäre der Alte mit der schäbigen Buntheit seiner Kleidung aufgefallen. Denn schon hatten die schwarzen Mächte des Fortschritts, Kohle, Lokomotivqualm und Fabrikrauch, auch die Farbenfreude der Männermode dunkeln lassen, wie auch die Frauen nicht mehr ausgeschnitten gingen.

Der Geheimrat Emil Nimis beschaute durch die goldene Brille, die Hände mit dem Rohrstock auf dem Rücken, mit mäßigem Wohlgefallen seinen herabgekommenen Bruder, der einst, wie der Vater, hatte Pfarrer werden sollen, dann zu den Komödianten gegangen war, hernach das üble Kätterche geheiratet hatte, das jetzt auf seine alten Tage die Garnisonwäsche druben für die Infanteriekaserne in der Altstadt wusch, und der jetzt als Winkeladvokat seine Sprechstunden, solange er noch zur Not nüchtern war, in den Schöppchenstuben abhielt, wo allerhand verdächtiges Volk beim Rachenputzer von der Bergstraße beisammen saß.

„So! So! D'r Louis!" sprach er gedehnt. „Wie geht's dir denn?"

„Zittert, Tyrannen!"

„Wer soll zittern, du Simpel — he?"

„Lastträger werden Deputés!"

„Was?"

„Ein junger Tischlermeister,
Sein Weibchen heißt Marie!
Auch sie sind meiner Meinung:
Vivat die Anarchie!"

Der Geheimrat sah sich ängstlich um

„Louis — du bist g'schupft!" sagte er dann.

„. . bald werden die Priester zerstört und die Schlösser verjagt! Die Fürsten zertrümmert und die Throne abgesetzt. . ."

„Bei dir ist jeden Tag Faschtnacht! Es ist nur ein Glück, daß dich keiner ernst nimmt! Über dich lache ja die Hühner! Nach Wein riecht er auch schon . . noch vorm Mittagesse . . du liebe Zeit, ja . ."

„Das ist die Zeit der schweren Not! Das ist die Not der schweren Zeit! Das ist die schwere Zeit der Not! Das ist die schwere Not der Zeit!"

„Ich wunder' mich nur, daß dein Sohn, der Anton, aus der Art geschlagen und ein ordentlicher Mensch geworden ist!"

Der alte Komödiant warf sich in die Brust. Aus dem Trinkergesicht sprach die Entrüstung des Heldenvaters

„Der Anton? Ein Scherge der Gewalt ward aus dem Sprossen meiner Lenden! Ein Korporal drüben im Infanterieregiment!"

„Ein Unteroffizier ist der Achtung aller Wohlmeinenden gewiß, wenn er ein ordentliches und bescheidenes Indivi-

Holländische Bauernstube Gemälde von Katharine Diercks-Mann.

Digitized by Google

duum ist: das ist der Anton. Erst letzte Woche hab' ich ihn auf der Straße getroffen!"

„Ha, stirb, Verräter!" Der Winkeladvokat stieß mit dem langen Arm unter dem Verschwörermantel hervor. Aber seine Hand war leer und offen. „Oder pumpe mir einen Doppeltaler!"

Der Geheimrat Nimis holte stirnrunzelnd seinen von den Töchtern in Perlen gestickten Geldbeutel hervor.

„Misericordia pauperum! Aber keine falschen Koburger Groschen! Keine wilden Thüringer Scheine, Brabanter Kronentaler, wenn es sein muß — ja?"

„Da hast du drei Gulden dreißig Kreuzer, und jetzt laß mir mei' Ruh'!"

Doktor Emil Nimis winkte würdevoll mit der Hand zum Abschied und ging auf sein Haus zu. Er schritt schnell und sicher, die Krempe des Zylinders gegen den Wind festhaltend, ein Mann voll Selbstgefühl und auf der Höhe des Lebens. Dann lüftete er den hohen grauen Hut und breitete freundschaftlich die Arme aus.

„Reverendissime! Willkommen! Woher des Wegs, Wort Gottes? Wie geht's?"

Der Pfarrer Emanuel Ritter, sein Schulkamerad vom Darmstädter Pädagogium, war ein großer, ernster Mann, dessen durchgeistigter, gefurchter Bauernkopf noch auf seine Abstammung aus dem mühlenreichen Eulengrund tief innen im Odenwald hinwies. Er gab dem Geheimrat die Hand. Der verfiel ihm gegenüber in das Hessisch seiner Bubenzeit.

„Was mir für e Laus über die Leber geloffe is, Emanuel? Mit mein' Bruder drübe. 's is mein Bruder! Aber Gott verzeih mir: Wann das alte Laster mal selig abflattere tät — ich wein' ihm keine Trän' nach. Nein: mei' Reinhold geht mir als im Kopf herum! Du kennst den Borsch ja genau, Emanuel...."

„Ich hab' ihn doch getauft und konfirmiert!"

„Also! Was is das mit dene junge Leut' von heutzutag! Man kommt ihne nit mehr bei! Man guckt ihne nit ins Herz! Es ist was um sie rum . . . überall in der Luft. . . . Ich werd' nit klug draus. . . ."

Um sie tobte der Frühlingssturm. Feine Staubwirbel tanzten höhnend auf dem Pflaster der Rheinstraße. Weiße Flocken flogen am blauen Himmel. Der Geheimrat hob den Rohrstock und wies nach Südwesten.

„Da, wo der Wind herkommt — aus dem Französischen, von Straßburg und Kolmar überm Rhein — da kommt auch das Übel her! Närrische Ideen à la mode aus Paris! Ich muß das Reinholdche mal ordentlich lüfte. . . ."

„Das schad't keinem was, wenn er sich die Welt anschaut!"

„Fragt sich nur, welche! Weißt, Emanuel: Mit Fug und Recht gehört der Bub ja längst nach Gießen. Der Großherzog und alle hohe Herre nehmen's natürlich krumm, wenn die Landessöhn' in Heidelberg oder sonst im Ausland studiere! Aber fell Gießen . . . das Pflaster kennt man . . . da rumort als noch die alte Burschenschaft . . . da gehen als noch bei lichtem Tag die Follens un' der Löhning um . . . das unheimliche Butzbach ist nit weit . . . ich hab's lang mit mir überlegt! Ich mach's anders! Grüß dei' Frau Liebste, Emanuel!"

Der Geheimrat Nimis stieg quer über die Straße. Seine Frau sah ihn von weitem kommen. Sie schuppte gerade in der Küche mit der Dortche einen Rheinhecht. Die kreischte auf:

„Jesses, Frau Geheimrat! Die Demoiselle sind ja noch oben bei dem fremden Herrn Mosjö!"

Frau Malwine flog rasch und rundlich die Treppen hinauf und machte atemlos und erzürnt auf dem letzten Absatz vor den Mansarden halt.

„Mäusche — hab' ich dir nicht streng befohlen, du sollst dem Brenche nicht von der Seite gehn?"

„Sie haben mich hinausgeschickt, Maman! Ich soll aufpassen, daß niemand von der Polizei kommt!"

„Und da stehst du und guckst statt dessen durch das Schlüsselloch?"

„Ja, Maman!"

Das Kind stand strahlend mit verschlungenen Händen da. Es hatte heiße Wangen vor Aufregung.

„Schämst du dich denn nicht?"

„Ach Maman: Er raubt ihr ja drinnen als ei' Mäulche nach dem andern!"

„Was? Ach du himmlische Güte! Er küßt sie?"

„Schon die längst' Zeit, Maman! . . . Gelt: ich darf doch die Schleppe tragen bei der Trauung . . . bitte! . . . bitte!"

„Trauung . . . ich glaub', dir rappelt's! Wo einer unterwegs vom Gefängnis in die Schweiz ist. . . ."

Die noch jugendliche und frische Geheimrätin Nimis stand ganz entsetzt. Durch das Flurfenster sah sie ihren Mann unten vor dem Hause. Neben ihm seinen Sohn Reinhold, der eben von seinem naßgerittenen Klepper abgestiegen war und ihn dem alten Philipp zum Wegführen gab.

Der Heidelberger Student, so wie er war, in hohem, breitkrempigem Hut, schwalbenschwanzförmigem Reitrock, hellen Hosen und Reitstiefeln, die vorn bis zum Knie und hinten nur bis zur halben Wade gingen, eilte an dem bedächtigen Vater vorbei und im Sturm die Stiege empor. Oben stand noch die Mutter.

Der Sohn vergaß fast die Wohlerzogenheit, fast alle feine Zucht und Sitte, so drängte er die Mutter zur Seite. „Es ist ärgste Gefahr. Die Polizei gibt keine Ruh! Sie kommt gleich wieder zu uns ins Haus. Der Harro muß auf der Stelle weiter!"

„Aber wohin denn? Jungfrau Maria, steh uns bei!"

„Lassen Sie mich nur machen, Maman!"

Als der Studiosus, fast ohne anzupochen, in die Eulenkammer stürmte, stand da das Brenche an der Wand, still, mit zum himmlischen Vater erhobenen Augen, aus denen sanfte Zähren verklärter Liebe niederträufelten. Er beachtete die Schwester gar nicht.

„Harro . . . Bruder . . . merke auf: Jetzt essen alle Leute in Darmstadt Mittag. Die Straße hinterm Haus ist leer. Meine Schwester, die Babettche, geht da unten, als ob sie etwas verloren hätte! Wenn keine Menschenseele da ist, winkt sie mit ihrem Fazettl! Gleich springst du dann vom Fenster drüben auf den Birnbaum und die zwei Schritte in das Kutscherhaus. Dort bringt dich der alte Philipp weiter bis zu dem Bürger Bärenz in der Dieburger Straße!"

Der Friese blieb so kaltblütig, daß dem Jüngeren ein Schauer der Ehrfurcht über den Leib rieselte. Nur seine blauen Augen leuchteten in sonnigem Feuer.

„Lasse alle vierunddreißig Basilisken dräuen!" sprach er. „Die Götter schirmen mich vor ihrem Mietlingsschwarm. Sie sandten mir die Gabe der Himmlischen! Sieh deine Schwester, Reinhold! Sieh mich!"

Er legte ehrerbietig seinen Arm um Brenche und drückte einen langen heißen Abschiedskuß auf ihre roten Lippen, während sie stillstand wie ein Bild, mit hängenden Armen, in demütigem Glück allem Irdischen entrückt, als sollte sie in purpurne Tiefen versinken.

„Verbirg den Dolch, der den Tyrannen droht, im Myrtenkranze wie Harmodios . . . Jawohl . . . im Myrtenkranze trittst du einst mit mir vor den Altar des Herrn, Freundin meiner Seele, die ich heute fand! Leb' wohl! Leb' wohl! Hasse die Tyrannen, liebe mich, wie ich dich liebe! . . . Leb' wohl! Komm! Führe mich, du Bruder meines zweiten Lebens! . . . Da ist die verschlossene Türe zum Allerheiligsten deines Herrn Papa. Er rechnet nicht mit einem eisernen Schürhaken in teutscher Jünglingshand! Ich bin geübt, verschlossene Pforten zu sprengen . . . So, da flieg!

Digitized by Google

Mädchen-bildnis.

Gemälde von J. Hübner.

J. Bruckmann A. G., München Phot.

Digitized by Google

sie auf! . . . Sonst säße ich heute noch auf der Hausvogtei! . . . Das Fenster auf . . . ha, . . . die Demoiselle gibt das Zeichen mit ihrem Sacktüchlein! . . . Schnell! . . . Eine Umarmung auch dir, Bruder! . . . Ich erwarte dich, wenn es dunkel, bei dem Citoyen Bärenz! . . . Nun, Vater Jahn, steh deinem Sohne bei!"

Voll Staunen sah der Studiosus Reinhold den ungeheuren Sprung, mit dem der friesische Hüne den Birnbaum gewann. Ein Ast krachte. Ehe er noch zu Boden fiel, stand schon der flinke Turner unten auf den Füßen. Ein zweiter Riesensatz. Die Türe des Pferdestalls schlug zu. Das alles war blitzschnell gegangen, wie im Traum. . . . Jetzt erst schaute sich Reinhold Nimis in dem geheimnisvollen, sonst ewig verschlossenen Gemach um, das in der Familie schon halb in Vergessenheit geraten war, weil seit Menschengedenken kein Hausgenosse — auch der Geheimrat selbst nicht — es betreten hatte. Es war eine Gaubstube wie jede andere, nur daß es hier noch mehr nach Moder, Spinnweb und Mäusekot roch als drüben im Eulenquartier nach welken Blumen und Hoffnungen. Aus einem Schubfach schaute ein Ende graues Band heraus. Aber es war nur vom Staub so grau. Als der Student, im Begriff, als gehorsamer Sohn die Kammer zu verlassen, mit dem Knie daran streifte, löste sich die Moderschicht. Bunte Farben winkten. Reinhold Nimis riß die dunklen Augen auf. Er traute ihnen nicht: Das waren die drei Farben, die jedem, der sie auch nur bei Namen nannte, Kerker und Verbannung brachten — das waren die drei Farben aus ferner, ferner Zeit — das war das Schwarz-rot-gold — das Band der Burschenschaft aus jenen Tagen, da der Herr Papa jung gewesen war und selber auch ein Student in Gießen und auf dem Burgkeller zu Jena.

Jetzt blieb der Studiosus Nimis. Sein Herz hämmerte. Er riß die Schublade auf. Da leuchtete ihm wieder das Schwarz-rot-gold entgegen. Ein verrostetes Rapier lag da. Sein Kreuzgriff war schwarz-rot-gold gestickt und darauf in vergilbten Buchstaben: „Jungfrauen aus dem Saaletal"! Und da lag vergilbte schwarz-rot-goldene Seide. Auch in den brüchigen Falten der alten Burschenschaftsfahne vermählte sich Schwarz-rot-gold. Ein dunkles Freiheitsbarett mit schwarz-rot-goldenem Rand. Ein Ziegenhainer Knotenstock, eingekerbte Runen in seiner Rinde: „Teutsche Republik. Jena. 1818". In der verstaubten Ecke ein kleines Leinwandpäckchen, von schwarz-rot-goldener Schnur umschlungen. Der Student konnte nicht widerstehen. Er löste die Hülle. Ein einfacher weißer Holzspan lag in seiner Hand. Ein paar rostbraune Flecken darauf. Auf der Rückseite mit roter Tinte: „Sand's Blut".

Und da das Unheimlichste: die Federzeichnung eines feinen, fast mädchenhaft aussehenden Jünglings in altdeutscher Tracht, lange Haare von dem bloßen Haupt fallend, umgeschlagener Kragen, dunkler Burschenrock und die fein gestochene Unterschrift: „Emil Catilina Nimis".

Im Winkel flogen, als der Sohn sich erschöpft aufrichtete, die Motten aus dem zerfressenen Fell eines alten Seehundskoffers. Er stand halb offen: Bücher und Schriften lagen in ihm unter dem Staub der Jahrzehnte. Reinhold Nimis kniete nieder und holte sie pochenden Herzens hervor. Schlug einen vergilbten Pappband auf. Er blätterte, sah nach dem Titel. Es war Okens „Isis". Und hier ein Pack: Geheimschriften des Wetterauer Bundes. Da weiter ein Gedicht: „An Emil Nimis, den Tribunen" und unten am Rand von anderer Hand: „Volunto! Im Siegesmond 1817!", und wenn man genau hinsah, erkannte man in den halbverwaschenen Schriftzügen doch die Hand des Vaters. . . . Und das alles war verblichen, verstaubt, vergilbt, ein Menschenalter her, ein Gespenst aus jener Zeit, da nach den Freiheitskriegen die deutschen Herzen frei und kühn geschlagen, die deutschen Seelen geflammt, die deutschen Kehlen gesungen, die deutschen Köpfe geträumt und gehofft hatten. . . .

Der Student brachte sorgsam all die Schatten der Vergangenheit zur Ruh und bannte die Geister der sagenhaften Burschenschaft wieder in Kommode und Koffer. Dann schloß er leise, als könnte man hier Tote wecken, das Fenster. Dann endlich gelang es ihm sogar, die durch Harros Bärenkraft gesprengte Tür wieder in die Fugen zu zwingen, so daß man ihr von außen nichts anmerkte. Würde sie je einmal geöffnet, so konnte es niemand auffallen, wenn das durch Jahrzehnte eingerostete Schloß versagte. Und dann endlich stieg er, noch träumerischer als sonst, den Krauskopf starr gesenkt, einem Nachtwandler gleich, hinab in das Speisezimmer.

Der Geheimrat Nimis war bei Tisch bester Laune. Er hatte bei der Heimkehr alles im Hause in voller Ordnung vorgefunden. Das Mäusche, die Jüngste, hatte andächtig, den Kopf auf die Hand gestützt, Ziegenbeins Lesebuch für Teutschlands Töchter studiert, das Bärbche war, die Mantille über den Schultern, harmlos von der Straße hereingeschlüpft, wo sie die befreundeten Jüngferchen im Nachbarhaus nächsten Sonntag zum hüpfenden Tee invitiert hatte, den Maman versprochen. Das Brenche saß verklärt wie eine sanfte Heilige da, aß keinen Bissen und lächelte die Eltern zart und schwermütig an, als gedenke sie, beim Sinken der Sonne sich in Abendrot aufzulösen oder in Wolkengold aufzugehen. Der Sohn des Hauses hatte den „zuchtlosen Jakobinerton", den der Geheimrat sonst an ihm tadelte, ganz verloren und schwieg und schaute aus seinen dunklen Augen zuweilen geistesabwesend auf den Vater. Der plauderte, während er sich von seiner Hausehre den Teller zum zweitenmal mit Pichelsteiner Fleisch füllen ließ, nach seiner Art behaglich und belehrend zu der jüngeren Welt.

„Unruhe überall!" sagte er. „In der Luft draußen und in den Köpfen! Wie ich jung war wie ihr, da war das anders. Wir warfen dem Nächsten keinen Kuhfladen ins Antlitz. Wir fügten uns der Zucht achtungswürdiger Lehrer und suchten die Reinheit des Charakters in der sittlichen Beurteilung der uns eingeborenen Willenskräfte. Die Natur bot uns, im Wechsel der Jahreszeiten, die lieblichsten und unschuldigsten Freuden. Sie bietet uns die Früchte der ruhigen Gegenwart und vervollkommnet durch ihren Zauber auf den Menschen die freundlichen Spiele des Witzes und Verstandes. Eben darum, mein lieber Reinhold, kann ich deinem Plan nur beitreten, einige Tage deiner Vakanzen, wie du sagst, zu einer Wanderung über den Odenwald zum Neckar zu verwenden und . . . Ei doch: wo fährt denn wohl der Philipp plötzlich hin?"

Draußen rumpelte die Doktorkutsche langsam im Schritt über das holprige Pflaster. Die alten Rappen ließen die Köpfe hängen. Der alte Kutscher saß krumm auf seinem Bock. Die grünen Seidenvorhänge waren vor die kleinen Glasfenster des Coupés gezogen. Das hatte der Geheimrat, wie er sich zu erinnern glaubte, sogar am Vormittag noch selber getan, um sich gegen den Zug des Märzwindes durch die Scheiben zu schützen. Seine Frau fiel ihm rasch ins Wort:

„Nix für ungut, Emil . . . Ich bin doch recht traumhappet! Der Philipp läßt dir ja sagen, er müßte den Wagen zum Stellmacher Buchholz in die Dieburger Straße schaffen! Ein Rad is locker!"

„Gut! . . . Ja, mein guter Reinhold — nicht nur als Vater, auch als Arzt wünsche ich dir zu deiner Burschenfahrt Glück. Denn nichts ist tauglicher, das schwarze Geblüt zu zerstreuen und der Leibeskonstitution die schädliche gallige Beimischung zu nehmen, an der auch du wie unsere ganze irregehende Jugend krankst. Doch ehe du dein Ränzel schnürst, tritt bei mir am Abend noch einmal an! Ich habe Ernstes mit dir zu bereden!"

Digitized by Google

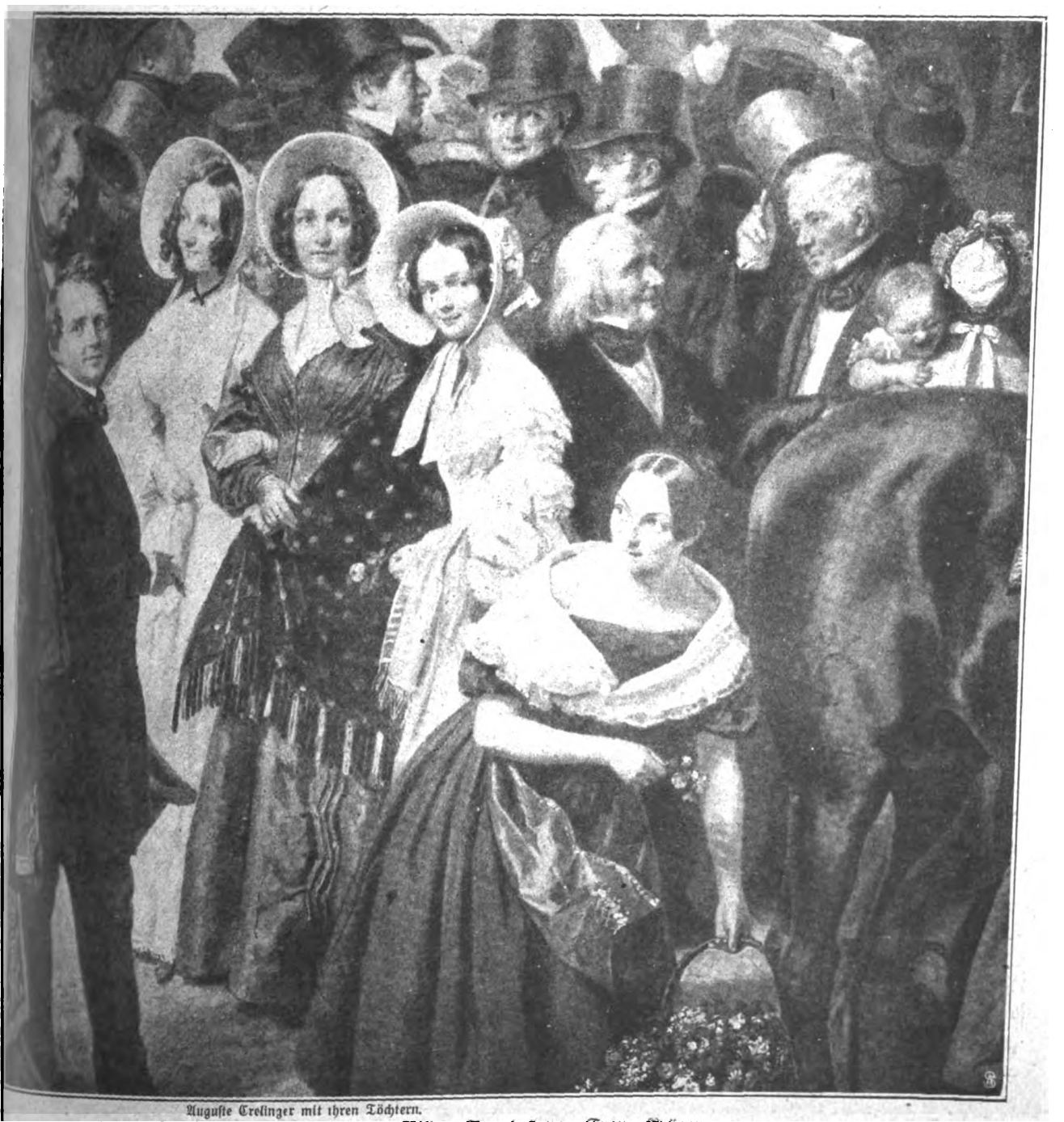
In der Dämmerzeit, nachdem die Patienten seiner Sprechstunde gegangen, schritt der Geheimrat erregt in seinem Studiengemach auf und nieder, setzte sich an den mit unzähligen Schüben und unterschiedlichen Geheimfächern versehenen Sekretär und entwarf eine zornige Beschwerde an eine hohe Regierung. Er, ein Mann von seinen Qualitäten, müsse es sich submissest, aber fest verbitten, daß, nachdem schon am Morgen eine löbliche Polizei bei ihm vigiliert, des Nachmittags wiederum unter dem Anschein der Brestbastigkeit zwei von einem hohen Ministerio besoldete Individuen eingedrungen seien, nicht nur in seinem Beratungszimmer den Äskulap, sondern irgendwo unter seinem Dache ein aus Berlin flüchtig gegangenes politisches Subjekt zu suchen, von welch ungebetenem Gaste er freilich sein ehrbares Haus frei wisse. Er habe gedachte geheime Agenten allen Ernstes gehen heißen und vertraue sich zur Weisheit der Behörden, daß solch unziemlicher Besuch sich nicht wiederhole . .

„Und nun zu dir, mein Reinhold", sprach er, und es lag grade heute mehr väterliche Wärme in seiner Stimme, als der blasse junge Krauskopf von ihm schon lange zu hören bekommen hatte „Was ist dir? . . Du siehst mich heute so seltsam an . . "

„Sie täuschen sich, Papa!" (Fortsetzung folgt.)

Die Frau und die Kultur der Biedermeierzeit * Von Robert Hillmann.

Unsere aus dem Wüten eines schweren Krieges und den Wirren der Revolution geborenen Zeiten erinnern in vielen Punkten an die auf gleichen Zeitverhältnissen aufgebaute Biedermeierzeit. Aber ihnen fehlt die harmonische Einheit der gesamten Kultur, die deren Vorzug ist und nur möglich war dadurch, daß ihre Entwicklung in den Händen eines Geschlechts und einer Volksschicht lag. Das wird jetzt verhindert einmal durch den Erwerbskampf zwischen Mann und Weib und dann durch den Streit verschiedener Weltanschauungen und schroff entgegenstehen der materieller Interessen.



Auguste Crelinger mit ihren Töchtern.

Ausschnitt aus dem Bilde „Parade" von Franz Krüger

Digitized by Google

Während der Epoche der Biedermeierei war das Bürgertum Träger der Kultur, und in ihm wieder spielte die Frau eine tonangebende Rolle

Große politische Umwälzungen und lebhafte Geisteskämpfe umrahmen wohl diese kurze selbständig-eigenartige Zeit; sie ist aber keine politische, sondern eine Kulturzusammenfassung, die zeitlich vom Wiener Kongreß (1815) bis zu den Verfassungskämpfen (1848) zu rechnen ist.

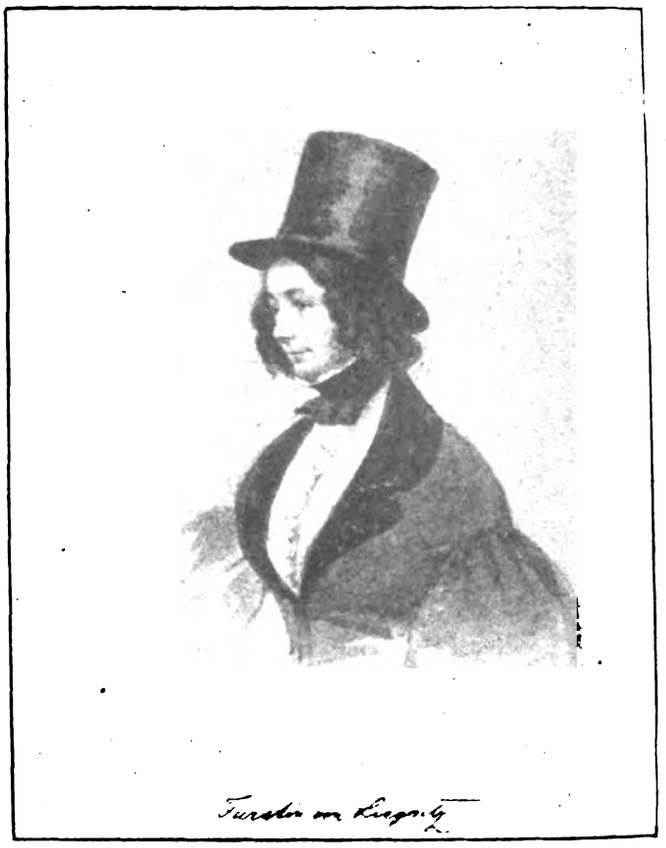
Gesellschaftlich baute sich die Biedermeierzeit nicht auf dem Rokoko mit der absoluten Fürstenherrschaft auf, sondern auf der Annäherung der Aristokratie an das erstarkende Bürgertum. Mitwirkend an dieser Neugestaltung waren die Erfahrungen der Revolution, die Naturphilosophie sowie die allgemeine wirtschaftliche Depression infolge der napoleonischen Kriege. Alles das erzeugte den Grundcharakter dieser kurzen Kulturepoche: Einfachheit und Schlichtheit bis hinauf in die vornehmsten Kreise.

Daß aber in ihr hauptsächlich die Frau zum Mittelpunkte wurde, lag daran, daß der Sinn für das Familienleben, die Freude im und am eigenen Heim die Allgemeinheit beseelte. Die Zeitläufte hatten es mit sich gebracht, sich vom öffentlichen Leben, wo man kein freies Wort wagen durfte, zurückzuziehen Man schloß sich zu kleinen geistesverwandten Kreisen enger zusammen, und je enger diese Kreise waren, desto sicherer und wohler fühlte man sich. Aber auch davon abgesehen, kann man neben dem sozial-gesellschaftlichen Wert den künstlerischen eines solchen Zusammenlebens nicht hoch genug anschlagen; denn da in seinem Mittelpunkte die Frauen standen, so befaßte man sich auch lebhaft mit schöngeistigen und künstlerischen Neigungen.

Der Abschluß nach außen führte weiterhin notwendigerweise zur Vertiefung des Innenlebens und zu dem besonders starken Bedürfnis des Gedanken- und Gefühlsausdrucks. Daher die zahlreichen Tagebücher und der umfangreiche Briefwechsel, die beide in der Biedermeierzeit ihre höchste Ausgestaltung erlebten und für uns heute eine willkommene Fundgrube bei kulturgeschichtlicher Forschung sind.

Die Frauen hatten daran regen Anteil vor allem auch als Schaffende. Das prägte allen Kulturäußerungen einen besonderen Charakter und Stil auf, der als das Intime sich kennzeichnet.

Allerdings leugnen manche die Berechtigung, vom Biedermeierstil zu sprechen. Sie halten ihn nur für eine Mode; nicht für den Ausdruck eines bestimmten Kunstempfindens, sondern eines weichlichen, sentimental-romantischen Geistes- und Empfindungslebens. Aber worin drückt sich denn die Fülle von Denken und Fühlen anders aus als durch die Literatur und Kunst? Ist nicht jeder



Fürstin von Liegnitz. Handzeichnung von Franz Krüger.

Stil gewissermaßen die Kristallisation des jeweiligen Kulturstandes? Deshalb kann man sehr wohl von einem Biedermeierstil sprechen; denn er besitzt jene alles durchdringende Einheitlichkeit, die eben einen Stil ausmacht, nicht nur auf dem Gebiete des Innerlichen, sondern auch des Äußerlichen bis hinab zur Mode und Wohnungseinrichtung.

Auf den Prunk des Rokoko folgte unvermittelt die steife Nachahmung der Antike und ebenso sprunghaft, wenn auch weniger auffällig, der Stil der Biedermeierzeit. Das tritt deutlich hervor in der Frauenmode. Von Frankreich kam die Krinoline, von Wien die reizvolle Haartracht, die dem Kopf eine packende Silhouette gab. Der reichlich tiefe Halsausschnitt verriet die weiche Linie des Nackens und der Schultern, und die bauschigen kurzen Ärmel ließen das Rund der Arme klarer hervortreten.

Als Kleiderstoffe bevorzugte man leichte Gewebe in Weiß oder in gebrochenen Farben, geziert mit kleinen Mustern aus Blumen, Ranken und Girlanden bildeten einen beliebten Abschluß. Was aber dieser Mode einen besonderen Reiz gab, war die Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit innerhalb bestimmter Grenzen, in denen alles in Form, Farbe und Schmuck zusammenstimmte. Aus diesem Grunde war auch kein Platz für das nach Allgemeinheit strebende Fabrikprodukt. Handwerk und Eigenarbeit standen in Blüte. Die Frau war nicht nur geschmackangebend, sondern auch ausführende Kunsthandwerkerin. Daher das Zierliche, Intime und Korrekte.

Dieselben Eigenschaften bekunden auch die Möbel. Der Geschmack und die Bedürfnisse der Frau sind in erster Reihe ausschlaggebend Da der Sinn für den Wert der Häuslichkeit allgemein war, strebte man mit allen Mitteln, das Heim schön und gemütlich zu machen. Die trübe wirtschaftliche Lage wirkte auf

Der Tänzer Taglioni mit seiner Frau.
Handzeichnung von Franz Krüger.

Digitized by Google

Auf der Promenade. Handzeichnung von Franz Krüger.

den Geschmack läuternd und vereinfachend. Der Salon wurde zur „guten Stube"; ein Boudoir brauchte die Bürgerin nicht; die Wohnstube wurde der Sammelplatz der ganzen Familie. Die Möbel selbst paßten sich dem einfachen Geschmack an. Alle überflüssigen Zieraten verschwanden. Gefällige Linienführung, gute Fournierung gaben ihnen Ansehen und Reiz, und die von Frauenhand geschaffenen Deckchen, Kissen und Stickereien dienten zur Verschönerung. Die Wände mußten sich mit den abgestimmten Farben und Mustern der Tapeten der Einrichtung anpassen; die glatte weiße Decke und die sanft fallenden Mullgardinen erhöhten die weiche Farbigkeit. Wer hätte aber besseren Geschmack für Raumwirkung und -ausstattung gehabt als die kunstsinnige Frau dieser Zeit, deren künstlerisches Gefühl durch Handarbeiten geweckt und geschult war?

Dieser Einklang zwischen Heim und Bewohnern gab wieder eine gewisse sonnige Heiterkeit und Zufriedenheit, die sich in kleinen bescheidenen Vergnügen auslebte. Gesang, Hausmusik, Dichtkunst, ein frohes Tänzchen und eine heitere Landpartie waren die Lichtpunkte in dem sonst stillen Leben. Das Theater war beliebt und fand auch im Familienkreise Pflege. Daß bei dem kleinen Umfange des Verkehrs Neugierde, Selbstgefälligkeit und auch etwas Klatscherei trotz der Verinnerlichung Platz fanden, ist klar und echt weiblich. Daneben herrschte aber auch wieder Gemütstiefe bis zur Rührseligkeit.

Die Geschmacksverfahrenheit, das Vordrängen der Weltlichkeit, die Außenkultur und Oberflächlichkeit, die wir heute so häufig bedauern müssen, lagen nicht im Wesen der Frau von damals, fanden also auch keine Stelle in der von ihr beherrschten Kultur. Erst als das Wetterleuchten der Revolution die Gemüter beunruhigte, als Manchestertum und Geldgier ihre Häupter erhoben, als die Fabrikarbeit mit ihren auf Gleichheit der Produkte eingestellten Massenerzeugnissen den Wert der Handarbeit zum Sinken brachte, verschwand die alte Einfachheit, lockerten sich die Familienbande und nahm der Einfluß der Frau auf das Kulturleben schnell ab. Die kurze Biedermeierzeit hat ihren Wert in dem eigenartigen Reiz, der von ihr ausgeht, dem wir uns auch heute nicht entziehen können, und der noch lange fortleben wird in dem Märchen von der guten alten Zeit.

Modebild aus dem Jahre 1834 von P. Gavarni.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

VII. Odyssee in Frankreich.

Schluß

Wo der bösartige Scharfsinn des Panthers und seinesgleichen nicht ausreichte, um Vorwand für immer neue Quälereien zu entdecken, half ihnen unser Stubenältester nach. Das war ein Pariser Apache, ein wüster Sünder mit langen Haaren, die ihm bei jeder Bewegung um das gemeine Gesicht schlugen wie Nattern. Um seiner kriechenden Gemeinheit willen war er von den Wärtern zu einer Art Vorgesetzten über die ganze Stube gemacht worden, die allenfalls sechzig Leute fassen konnte, aber nie mit weniger als deren hundert belegt war. Dieser Halunke spielte unter uns den Spitzel und war jederzeit bereit, um eine Handvoll Reis zum Judas an jedermann zu werden.

Eigentlich war der ganze Raum nur für Durchgangsgäste bestimmt, für Leute, die auf einem Transport Lyon berührten. Aber dank der klassischen französischen Verwaltungsschlamperei saßen manche Leute schon seit vielen Monaten in dem Loch. Ihre Angelegenheit schlummerte irgendwo in den Akten, und sie waren für den heiligen Tschin verschollen, jedenfalls einstweilen völlig vergessen.

Das ständige Zu- und Abströmen brachte allerhand Abwechselung. Neue Gesichter und Schicksale alle Tage. Täglich Gefängnispost aus Toulouse, aus Paris, aus Marseille, aus Bordeaux, aus Cherbourg, Post des schwelenden Hasses. Militärrevolte in Toulouse, meuternde Soldaten, rote Fahnen, haßbrandende Gassen, Mißerfolge. Manchmal brachte einer auch eine alte Zeitung mit; als Stiefeleinlage, als Leibbindenfüllung, als Mantelfutter. Da war von der Amnestie die Rede, von der großen Hoffnung aller Gefangenen. Jeder Tag sollte sie bringen, keiner brachte sie. Die Hoffnung darauf glimmte in allen Seelen, und jedes Zeitungsblatt wurde zu einem Fidibus, an dem sich die Flamme jedesmal neu entzündete.

In diesem Gefängnis traf ich zum erstenmal Chinesen. Leute, die sich für die Dauer des Krieges als Arbeiter nach Frankreich verpflichtet hatten. Auch eines der Mittel, durch die Frankreich seinem Menschenmangel abzuhelfen suchte. Jetzt strebten die Chinaleute mit Gewalt nach Hause, und das ritterliche Frankreich suchte sie mit Gewalt festzuhalten. Die wahrhaftig geduldigen gelben Leute verweigerten endlich einfach die Arbeit und wurden

Digitized by Google

nun dafür von Gefängnis zu Gefängnis nach Marseille geschoben, von wo man sie wohl oder übel abtransportieren wollte. Sie wurden bis dahin wie Schwerverbrecher behandelt, obgleich sie in einem freien Arbeitsverhältnis gestanden hatten und keinerlei Verpflichtung mehr gegen Frankreich hatten. Unser Panther, der bei aller Grausamkeit und Roheit ein feiger Hund war, ließ seine Wut immer besonders gern an den wehrlosen, demütigen Chinamännern aus, die sich stumm allem fügten, voll von einer zähen stillen Entschlossenheit, sich mit ihren Siebensachen nach ihrer Heimat durchzudulden.

Eines Tages wurde ein Pole von der Hallerschen Armee eingeliefert. Er sprühte Stolz und Zorn ob seiner Gefangenschaft. Er wurde nicht müde zu betonen, daß er ein freier Pole sei und nichts in einem französischen Gefängnis verloren habe. Er verlangte in einem Gasthaus speisen zu dürfen und stellte andere Kulturforderungen, erregte aber nur allgemeine Heiterkeit damit. Er wollte sich ewig beschweren und beschwerte sich auch bei jedermann, wurde aber nur ausgelacht. Er wollte schriftlich Beschwerde führen, bekam aber weder Tinte noch Papier. Es war ein lächerliches und tragisches Schauspiel zugleich, den Mann in ohnmächtigen Anstrengungen sich gegen sein Schicksal aufbäumen zu sehen. Aber alle sahen nur das Lächerliche, kaum jemand das Tragische daran. Unserem Stubenältesten, dem langhaarigen Apachen, machte es besonderen Spaß, den edlen Polen mit dem vollen Zimmereimer zur Ausleerung zu schicken. Das war jedesmal eine Tragikomödie. — Don Quixote konnte nicht schwerer kämpfen und leiden als unser freier Pole gegen die französische Unritterlichkeit. Er verweigerte zunächst tagelang die Mahlzeiten. Ein richtiger Hungerstreik. Aber man ließ ihn hungern, so bitter hungern, daß er schließlich am dritten Tag einen von den schmutzigen, nie gereinigten Eßnäpfen nahm und ihn sich füllen ließ. Dann schlich er sich, in seinem Stolz gebrochen, in eine Hofecke seitab, um dort womöglich ungesehen zu essen. Natürlich wurde er entdeckt und nun erst recht verspottet und ausgelacht. Armer Don Quixote vom Weißen Adler!

Alle Tage neue Gesichter und neue Schicksale. Nur eines noch sei flüchtig festgehalten: das Schicksal eines Deutschen aus Saarbrücken, eines dort angesehenen Bürgers. Er war in Verdacht geraten, zu denen zu gehören, die nicht gewillt waren, sich von vornherein auf eine ewige Herrschaft der Franzosen im Saargebiet einzustellen. Es hatte eine Haussuchung bei ihm stattgefunden. Dabei waren einige Kleinigkeiten gefunden worden, die er, der als deutscher Feldwebel in Nordfrankreich gedient und sich das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben hatte, sich von dort als Andenken mitgebracht hatte; käuflich erworbene Dinge, wie er versicherte. Diesen Fund hatten die Franzosen zum Vorwand genommen, um ihm den Prozeß zu machen. Sie hatten ihn aus seinem Haus gerissen, in dem der französische Zensurstab sich einnistete, und ihn in einer furchtbaren Passion durch die französischen Gefängnisse geschleppt. Mehr als einmal war er blutig geschlagen worden. Jetzt litt er furchtbar in dem Gedanken an sein zerstörtes Hauswesen, an seine Frau, die er ganz der Willkür und dem Gelüste seiner französischen Gäste ausgeliefert wußte. Wir schlossen uns bei unserer Begegnung rasch aneinander an; erwogen auch schon gemeinsame Fluchtmöglichkeiten; aber eines Tages wurde der Mann weiter nach Marseille verschleppt. Was mag aus ihm geworden sein? Was aus seinem Haus, seiner Frau, seinem Eigentum, seinem Leben, seiner Ehre? Solches Schicksal war hier Alltäglichkeit.

Nur zwei Tage später wurde ich selber einem Transport nach Marseille beigesellt. Wir wurden — etwa zehn Menschen — gegen Abend gefesselt und zum Bahnhof gebracht. Ich selbst wurde mit einem prächtigen jungen Burschen zusammengefesselt, einem kraftvollen blonden Menschen namens Bosquet. Er war ursprünglich einer Kleinigkeit wegen mit einer geringen Strafe bedacht worden, aber während des Eisenbahntransportes nach Marseille auf ganz verwegene Weise ausgerissen. Er hatte in Gegenwart des Gendarmen, aber unbemerkt von diesem, seine Ketten kaputtgemacht und war dann bei voller Fahrt plötzlich aus dem Fenster des Zuges gesprungen. Man hatte ihn jedoch wieder gefaßt und ihm nun ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er hatte in einer besonderen Zelle gesessen und war Tag und Nacht gefesselt geblieben. Unser Transport erregte wieder einmal Aufsehen und allerhand Äußerungen des Zornes und Mitleids, besonders bei Frauen.

Auf dem Bahnhof trafen wir eine Gruppe von Gendarmen, darunter zufällig auch den, dem Bosquet ausgerissen war. Auch der Gendarm erkannte sofort seinen Gefangenen wieder, kam wie ein Toller auf ihn zu und fing unter wütendem Schimpfen an, auf den Gefesselten einzuschlagen: „Ah, bist du das, du Schwein? Deinetwegen sind mir sechzig Tage Urlaub gestrichen worden. Ich will sie dir eintränken.“ Aber mein guter Bosquet war kein Chinese. Er wehrte sich vom ersten Schlag ab. Er war mit mir zusammengefesselt, aber ich gab Raum und begleitete ihn sozusagen, und so blieb er dem Gendarmen kaum etwas schuldig. Bahnarbeiter und Zivilisten mischten sich zu des Gefesselten Gunsten in die Sache, und die Gendarmen mußten sich verziehen. Als wir dann mit unseren Transportführern im Zug saßen, bekam Bosquet zur Strafe und zur Vorsicht Daumschrauben; die Daumen wurden ihm so zusammengeschraubt, daß sie blau und grün wurden. Da ich mit ihm zusammengefesselt war, konnte ich keine Sekunde das Auge von dem gräßlichen Anblick dieser Qual verwenden. Ich litt kaum weniger darunter als der Gequälte. Bosquet selbst gab keinen Laut von sich. Er verbiß Schmerz und Zorn in stummer Wut. Der Brigadier, der den ganzen Transport führte, hätte gern erfahren, wie denn Bosquet eigentlich seine kühne Flucht zuwege gebracht hatte. Der aber gab keine Auskunft, erklärte höhnisch, das sei Geschäftsgeheimnis; aber wenn die Gendarmen gut aufpassen wollten, könnten sie vielleicht noch bei ihm lernen, wie man derlei mache.

Wir kamen nach glatter Fahrt in Marseille an, mußten dort aber wieder kreuz und quer laufen und fahren, ehe wir Unterkunft fanden. Im Fort St. Nicolas war wieder kein Platz für uns. Wir wurden schließlich von der Kommandantur zum Ponton beim Cap Jeannet gewiesen, einem großen alten Schiff, das in ein Gefängnis verwandelt war. Bevor wir an Bord gingen, sollten wir entlaust werden. Den Gendarmen dauerte die Sache aber zu lange, und den Entlausungsbeamten war sie zu mühselig, so erhielten wir unsere Entlausungsscheine, ohne daß wir entlaust und gebadet worden wären.

Das Cap Jeannet liegt am äußersten nördlichen Ende der Marseiller Hafenanlagen. Dort war der Ponton unweit des Ufers im freien Wasser verankert und mit dem Lande durch eine Schwimmbrücke verbunden, aber nur durch eine dreifache Sperre von Senegalesen zu erreichen. Auch an Deck des Schiffes selber war eine starke Wache. Die früheren Laderäume des Schiffes waren in Gefängnisräume verwandelt.

Der Empfang an Bord war grob. Man wollte uns offenbar Respekt einflößen. Außer den gefangenen Soldaten waren auch zahlreiche Zivilgefangene da: Knaben von zwölf und dreizehn Jahren, die wegen Taschendiebstahls bestraft waren, und alte, graue, hartgesottene Sünder. Unter den Soldaten waren Leute, die ein kleines Disziplinarvergehen büßten, und andere, die ihre Vorgesetzten niedergeschossen hatten. — — —

Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen. Zu den Aufnahmeförmlichkeiten gehörte es, daß

Digitized by Google

man ratzekahl geschoren wurde; der Mann, der mir diesen Liebesdienst erweisen mußte, entpuppte sich als ein Deutscher, und zwar als derselbe reitende Jäger Langner, dessen Gruß an Deutschland in der Gefängniszelle von Tarascon ich mir gemerkt hatte. Ein großer, starker Mann fiel mir auf und kam mir bekannt vor. Ich konnte ihn aber nicht gleich unterbringen. Plötzlich fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Wahrhaftig, das war der polnische Schmied Lupinski, mit dem ich vor Jahren eine Weile im selben Betriebe gearbeitet und der mich das Schmiedehandwerk gelehrt hatte. Er war hier politischer Gefangener. Ich konnte mich für die empfangene Schmiedelehre jetzt bei ihm bedanken, indem ich in seinem Namen eine Eingabe schrieb, die den Erfolg hatte, daß der Mann, der gänzlich harmlos war, tatsächlich mit einem Transport nach seiner polnischen Heimat gebracht wurde.

Bekannte aus aller Welt. Unter anderen ein Mann aus Syrerland, der in Aleppo bei meiner Gruppe Dolmetscherdienste getan hatte. Er war, wie eine ganze Menge seiner Landsleute, durch unerlaubte Handelsgeschäfte mit französischen Soldaten hierhergeraten. Elsaß-Lothringer waren auch hier; in welchem französischen Gefängnis wären sie nicht? Die meisten verdankten ihren Aufenthalt irgendwelchen Unbotmäßigkeiten gegen die „Befreier" ihrer Heimat. Eine ganze Anzahl Deutscher waren da. Sie interessierten mich natürlich am meisten. Menschlich nahe kam ich einem schon seit längerer Zeit gefangenen Vizefeldwebel Teibach, einem Studenten der Philologie, der als Einjährig-Freiwilliger in den Krieg gegangen war. Er hatte einen furchtbaren Leidensweg durch französische Gefängnisse hinter sich, weil er aus seinem Gefangenenlager entsprungen war und bei seiner Festnahme auf der Flucht sich mit bewaffneter Hand gewehrt haben sollte, was er für eine gänzlich grundlose Behauptung erklärte. — —

Eines Tages im Juni kam die Nachricht, daß die deutsche Nationalversammlung in Weimar den Friedensvertrag von Versailles angenommen habe. Wie ein Orkan von toller Freude wirbelte die Kunde über den Hafen von Marseille bis zu uns her. Alle Dampfer im Hafen schrien und brüllten vor Freude; die Sirenen jauchzten wild auf. Man fühlte, wie dieses Frankreich noch bis zur letzten Sekunde nicht ganz an seinen unnatürlichen Sieg zu glauben gewagt hatte. Es war bis dahin noch in einer furchtbaren Spannung gewesen. Nun war die Spannung zerbrochen und machte sich in einer Orgie, einem Rasen von Jubel Luft.

In den Herzen der Gefangenen entzündete die Nachricht vom Frieden tausend lohe Hoffnungen. Die Deutschen hielten die Stunde der Heimkehr für nahe; die Franzosen glaubten, daß nun nur noch Tage, nur noch Stunden sie von der Freiheit trennten, da nun endlich die so oft, die so lange versprochene Amnestie kommen müsse.

An Bord des Pontons befand sich als Gefangener auch ein revolutionärer Dichter. Er betrieb eine leidenschaftliche revolutionäre Propaganda. Namentlich wirkte er durch den täglichen, stündlichen Vortrag von Liedern, vor allem eines von ihm selbst gedichteten Revolutionsanges. Dieser wilde Sang war schließlich allen Gefangenen wohlvertraut. Am Tage der Nachricht von der Annahme des Friedensvertrages durch Deutschland brach wie Feuer aus dem Krater aus allen Räumen des alten Schiffes dieses unbändige Lied des Aufstandes. Es war nicht zu dämpfen. Mochten die Gendarmen brüllen und wettern. Wo sie den Rücken wandten, wo sie nicht zur Stelle waren, schlug wie schlecht gelöschtes Feuer das Lied in Flammen auf. In das Heulen des rasenden Hafens, in das wütende Jauchzen der Sirenen warfen sich die Strophen des Liedes wie Schwimmer in die Wogen. Die ganze folgende Nacht durch brauste bald hier, bald dort in dem schwimmenden Gefängnis der Sang des Aufstandes empor und griff wie Feuersbrunst um sich. Die Geister der Tiefe glaubten an ihren Sieg und ihre nahe Befreiung.

Je höher die Hoffnung aufsprang, desto tiefer stürzte sie dann in Enttäuschung zurück, als nichts, aber auch nichts erfolgte. Clemenceau hielt fest. Er wußte, daß für ihn und die Seinen nichts Gutes bei einem allgemeinen Straferlaß herauskommen konnte; die französischen Gefängnisse waren Sammelbecken des Hasses gegen ihn. Warum sollte er diesen angestauten Haß sich übers ganze Land verlaufen lassen?

Zunächst aber war Hoffnung und Zuversicht und deren trügerische Wirkung, ein Fallenlassen vieler Fluchtpläne und ein Ermatten vieler Fluchtgedanken, die sonst durch die Nähe des Ufers immer gereizt wurden. Warum sollte man sich jetzt noch schwerer Gefahr und wenig aussichtsreichen Mühen aussetzen!

Nur e i n e r ließ nicht nach, alle seine Sinne auf Flucht zu spannen. Das war der, bei dem solche Gedanken von vornherein am allerzwecklosesten erscheinen mußten, mein Reisegefährte von Tarascon her, der junge Bosquet, der auch hier auf dem Ponton besonders hart gehalten und scharf bewacht und verwahrt wurde. Er war, an Händen und Füßen gefesselt, in einem besonderen Loch untergebracht.

An ein neues Entkommen für ihn war offenbar nicht zu denken; zwischen ihm und der Freiheit waren seine Fesseln, waren die Eisengitter seiner Zelle, waren die Schiffswand und das Meer. Zudem war auf dem Ponton selber, in der unmittelbaren Nähe seines Gefängnisses, eine Gendarmeriestation untergebracht. Armer Bosquet!

Der arme Bosquet sollte noch über uns alle lachen. Eines Tages war er wie durch ein Wunder weg. Wie er sich abermals seiner Fesseln entledigt hatte, blieb unergründlich. Er hatte sein „Handwerksgeheimnis" mit sich genommen. Aber deutlich war, daß die Nähe der Gendarmeriestation ihm zur besten Hilfe für sein Entkommen hatten dienen müssen. Wie sich ergab, hatte der auf so rätselhafte Weise seiner Ketten und seines Kerkers Ledige sich bei Nacht in den Raum der Wache geschlichen, hatte dort die Uniform eines der schlafenden Gendarmen gestohlen, diese in seiner Zelle angezogen und war in dieser Verkleidung am frühen Morgen kaltblütig und unbehelligt durch die dreifache Kette von wachehaltenden Senegalesen von Bord und an Land gegangen.

Lärm, Wut und Schadenfreude waren groß, als diese neue Flucht Bosquets entdeckt und ihre listige Tollkühnheit erkannt wurde. Für uns andere bestand die Wirkung dieser Flucht darin, daß statt irgendwelcher Milderung unseres Zustandes eine Verschärfung eintrat. Doch sollte ich selber das nicht lange mehr spüren. Denn am 1. Juli wurden etwa hundert Leute zu einem Transport nach Afrika zusammengestellt; darunter war auch ich. Auch jetzt noch gab es Anstände und Umwege. So sollte ich das Marseiller Fort St. Nicolas, das ich schon zweimal gestreift hatte, auch noch wirklich kennenlernen. Die traurige Wirklichkeit blieb den Ahnungen, die mir mein Vorüberstreifen geweckt hatte, und den Schilderungen, die mir Dutzende ihrer Opfer von der Hölle St. Nicolas gemacht hatten, nichts schuldig. Überfüllte Räume, in deren verpesteter Luft die Leute in Schmutz verkamen. Die Verpflegung wie von einer „Engelmacherin". Keine Matratzen, keine Decken; Nachtlager auf schmalen Deckenbalken, ja auf den fürchterlichen „Tinettes", den gräßlichen offenen Eimern, die die Stelle von Nachtstühlen vertraten. Rohe Sergeanten, die ihre Phantasie erschöpften im Erfinnen von leiblichen und seelischen Qualen für die Gefangenen. Alle sechs Monate ein revidierender Colonel, der über dies und jenes, über Schmutz und Mißhandlung pflichtmäßig schimpfte und deshalb den Gefangenen wie ein Gott erschien, bis sie nach seinem Abgang

Digitized by Google

merkten, daß sein Schimpfen keinerlei Wirkung nach sich zog, als daß Leute, die es gewagt hatten, ihm irgendwelche Beschwerden vorzutragen, dies durch doppelte Mißhandlung von seiten der Sergeanten zu büßen hatten. Viele Deutsche sind den qualvollen Zuständen auf St. Nicolas erlegen.

So füllten die Gefängnisse des „freien" Frankreich mir bis zuletzt Hirn und Herz mit Bildern des Grauens. Ich sehe sie im Dunkeln, ich denke ihrer im Wachen. Ich werde sie nie vergessen, diese Galerie des Schreckens. Versehrte, verzehrte deutsche Landsleute, mit ausgemergelten Leibern, mit hohlen Totengesichtern, mit Augen, in denen ein fortwährendes grauenvolles Erinnern und ein fortwährendes grauenvolles Erwarten ineinanderglimmen; Augen, in denen das Gespenst gestorbener Hoffnung umgeht wie irres Licht.

Ich sehe sie wie in furchtbaren, trostlosen Gruppen aus der Unterwelt beieinanderhocken.

Kein Dichter des Grauens, kein Maler des Spukes vermag tollere Gesichte zu beschwören, als die, die ich sehe, wenn ich an Frankreichs Gefängnisse denke.

Neben Gruppen zynischen Hohnes auf alle menschliche Sitte und Gesellschaft andere, in denen man auf ihre Weise diese Gesellschaft wiedergewinnen und umformen will. Anarchisten; neben zweifellosen Verbrechern verirrte Ideologen, einander sonderbar fremdartige Bundesgenossen auf bedenklichen Wegen zu Zielen, die wie Irrlichter vor ihnen hertanzen. Sie halten Konventikel, sie ratschlagen, sie machen Propaganda, sie überreden. Sie predigen — die besseren unter ihnen — unermüdlich die Lehren ihrer irren Religion und erzählen von der Tätigkeit und den Erfolgen ihrer Organisationen.

Neben jenen, die die menschliche Sitte und Gesellschaft mit Hohn aufgaben, diese, die sie auf Wegen, schlüpfrig von Blut und Verbrechen, zu i h r e r Ordnung führen möchten. Bilder des Grauens, Bilder des Wahnes. Und alles immer wieder wie von unheimlichen Scheinen überflackert von den Versen eines wilden Revolutionsliedes. — — —

Aber jetzt schließt sich hinter uns das Tor von St. Nicolas. Es ist in aller Frühe des 9. Juli. Von der Höhe aus übersehen wir Gefesselten die Riesenstadt Marseille, die im Morgenlicht ringsum blinkt oder weiterhin in duftigen Schleiern steht. Reiches Land und schönes Meer. Und wir stehen und gehen in Fesseln. Und trotzdem man den Tag dieses Abtransportes verheimlicht hat und trotzdem man mit Absicht diese frühe Stunde gewählt hat, erwarten unten Weinen und Klagen und erbitterter Haß unseren Zug, und letzte Liebe schreit in einer gellen Frauenstimme einem von uns nach, da wir gefesselt wie Vieh an Bord geschafft werden; so hart gefesselt, daß mir die Ketten tief ins Fleisch schneiden und meine Hände von Blut überrieselt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Landkröten * Von Julius R. Haarhaus.

Von allen den törichten und schlimmen Streichen meiner Kinderjahre erfüllt mich nur einer auch heute noch mit bitterer Reue: Der Vernichtungskrieg, den ich auf Anstiften eines abergläubischen Gärtnerburschen eine Zeitlang gegen die armen Kröten geführt habe. Der junge Mensch, der schöne Kenntnisse in der Botanik hatte und sich, was ich besonders an ihm schätzte, meisterhaft auf die Kunst des Vogelfanges verstand, war mein Freund, und so glaubte ich ihm aufs Wort, was er mir im Tone sittlicher Empörung von dem schändlichen Treiben der plumpen Lurche zu berichten wußte, die in der Abenddämmerung aus ihren Verstecken unter den Buchsbaumeinfassungen der Gartenwege zum Vorschein kamen und schwerfällig hüpfend oder langsam kriechend ihre Jagdausflüge in die Gemüsebeete unternahmen. Ich vernahm von meinem Mentor, daß sie nicht nur im höchsten Grade giftig seien — so giftig, daß die Hand, die ein solches Tier berühre, schwarz werde und absterbe! — sondern daß sie auch aus purer Bosheit jedes andere Geschöpf mit ihrem Gift zu bespritzen und dadurch zu töten suchten. Wenn eine Kröte sterbe, so sagte er mir, so verwese sie nicht wie jede von Gott geschaffene Kreatur, sondern vertrockne, und das sei ein unumstößlicher Beweis dafür, daß sie aus der Hand des Teufels hervorgegangen, sei. Eingetrocknete Krötenleichen hatte ich, so ein kleiner Knirps ich auch noch war, schon oft genug gefunden; die Logik meines Freundes leuchtete mir also ein, und ich hielt es für ein verdienstliches Werk, die Welt von solchen Scheusalen zu befreien. Von nun an patrouillierte ich allabendlich, mit einem derben Knüppel und, um gegen das ausgespiene Gift geschützt zu sein, mit einem aus einem Faßdeckel hergestellten Schilde bewaffnet, kampfesfroh wie der Ritter Sankt Georg durch den Garten und schlug in fanatischem Haß alles tot, was mir an Kröten in den Weg kam.

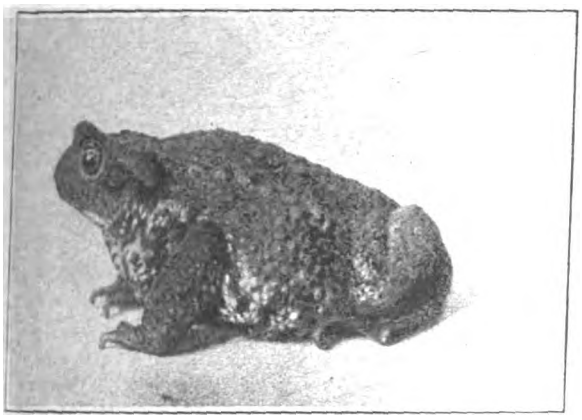
Von dieser durch den Aberglauben veranlaßten Verirrung wurde ich seltsamerweise durch einen anderen Aberglauben geheilt. Ein Dienstmädchen nahm mich eines Sonntags mit in ihr unserem Wohnorte nahegelegenes Heimatdorf und führte mich, als ich nach den dortigen Merkwürdigkeiten fragte, in die Hütte eines steinalten Weibleins, das im Geruche stand, eine Hexe zu sein und den Menschen die Zukunft offenbaren zu können. Wir fanden die Greisin, die ärmlich, aber sauber gekleidet war, den Rosenkranz betend, in einem morschen Lehnstuhl sitzen. Als sich meine Augen an die in dem niedrigen Stübchen herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich mit Staunen, daß auf dem Schoße der Alten drei ungewöhnlich große Kröten saßen, die das unheimliche Weib zärtlich liebkoste. Als ich mich noch weiter in dem Raume umschaute, entdeckte ich in dem Mauerwerk der unbekleideten Wände eine Anzahl Löcher und in deren jedem eine Kröte. Die Alte wurde nicht müde, mir die Klugheit und Liebenswürdigkeit ihrer Schützlinge zu rühmen, zeigte mir deren rotgoldene Augen, in denen für sie ein ganzer Himmel zu liegen schien, und setzte, um mir ein Schauspiel zu bieten, schließlich die ganze Gesellschaft auf den Tisch, wo ihr jedes der Tiere einen Regenwurm aus der Hand nahm. Dabei schalt sie mit kernigen Worten auf die dummen Menschen, die solche prächtigen Geschöpfe mit blindem Haß verfolgten. Mir war begreiflicherweise bei diesen Anklagen nicht ganz wohl zumute, und ich glaubte meine Untaten nicht besser sühnen zu können als dadurch, daß ich, wenn auch etwas zaghaft, der Aufforderung der Greisin, ihre Lieblingskröte zu streicheln, nachkam. Da ich nach der Berührung des Tieres keine nachteiligen Folgen merkte, wurde mir die Weisheit des Gärtnerburschen verdächtig; ich ging von nun an ohne Schild und Keule in den Garten und gab mir redliche Mühe, durch sorgfältige Beobachtung der so schnöde verleumdeten Geschöpfe zu einem selbständigen Urteil über ihr Wesen und Treiben zu gelangen. Da bin ich denn aus einem Saulus ein Paulus geworden, und wenn es mir auch nicht gelungen ist, meinen Freund von seiner traurigen Abneigung gegen die Kröten zu heilen, so habe ich seitdem doch so oft für diese ebenso harmlosen wie nützlichen Tiere eine Lanze gebrochen, daß ich mir schmeicheln darf, das ihnen zugefügte Unrecht mehr als reichlich wiedergutgemacht zu haben.

Auch bei leidlich gebildeten Menschen, die von der abergläubischen Furcht vor dem Gifte unserer Lurche frei sind, stößt man immer wieder auf einen unerklärlichen Abscheu gegen die Kröten. Geht man der Sache auf den Grund, so heißt es, diese Tiere sähen gar zu häßlich aus. Eine sonst recht aufgeklärte Dame, die ich mit allerlei Kreuzfragen nach dem Grund ihrer Abneigung gegen meine Schützlinge in die Enge trieb, gestand schließlich, sie könne diese nicht leiden, weil sie so dick wären und gar keine „Taille" hätten. Sie bediente sich also bei der Betrachtung eines Tieres des falschen ästhetischen Maßstabes. Nach ihrer Logik hätte demnach unter allen Tieren der Affe das „schönste" sein müssen, weil er dem Menschen am meisten ähnelt. Was heißt in der Natur überhaupt schön und häßlich? Schön ist in seiner Art doch jedes Geschöpf, das die vollkommenste Anpassung an seine Lebensbedingungen zeigt und das die Eigentümlichkeiten seiner Gattung am reinsten verkörpert.

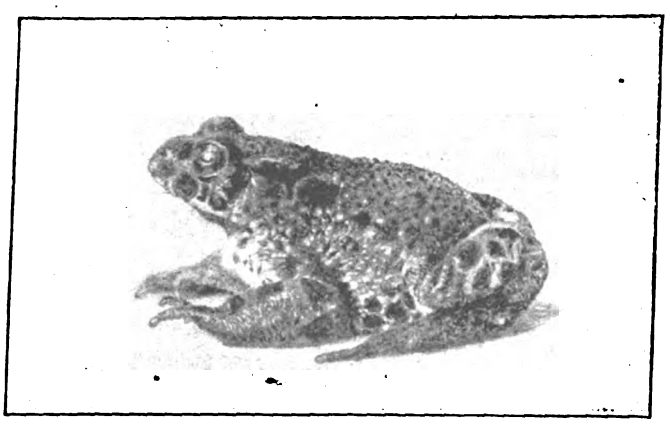
Die echten Kröten, von deren Leben und Treiben ich den Leser hier unterhalten will, sind nahe Verwandte der Frösche und der bei uns durch die Knoblauchskröte vertretenen Krötenfrösche, unterscheiden sich von beiden Gruppen jedoch durch den gänzlichen Mangel an Zähnen, durch die gedrungenere Gestalt

Digitized by Google

und durch die auffallend kurzen hinteren Gliedmaßen. Von Landkröten haben wir in Deutschland drei Arten: die Erdkröte, die Wechselkröte und die Kreuzkröte. Die am weitesten verbreitete von ihnen, zugleich auch die größte und am anspruchslosesten gefärbte, ist die Erdkröte, ein im Höchstfalle 7 Zentimeter breites und 12 Zentimeter langes, sehr plumpes Tier, dessen gelblich-, rötlich- oder graubraune, dunkelgefleckte Haut mit unregelmäßigen Warzen bedeckt ist. Nur eine halbmondförmige Drüse hinter dem offen zutage liegenden runden Trommelfell ist von diesen Warzen frei. Das große, ziemlich bewegliche und bis zu einem gewissen Grade ausdrucksvolle Auge hat eine rötliche, durch schönen Goldglanz ausgezeichnete Regenbogenhaut mit



Erdkröte (Bufo vulgaris).

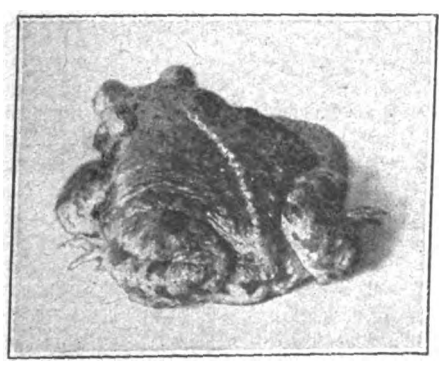


Wechselkröte (Bufo viridis).

wagerecht gespaltenem Augenstern. Bezeichnend für die Erdkröte sind die bis etwa zur Mitte der Hinterfußzehen reichenden Schwimmhäute bei gleichzeitigem Fehlen einer Hautfalte längs des Mittelfußes oder Laufs und die auf der Unterseite der Zehen paarweise stehenden Gelenkhöcker. Die Männchen erreichen niemals die Größe der Weibchen. Die Erdkröte bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, Irlands, Sardiniens, Korsikas und der Balearen, ferner einen großen Teil von Asien und das nordwestliche Afrika. In Deutschland trifft man sie von den Nordseeinseln bis zu den Hochalpen überall, in Wald und Feld sowohl wie in Gärten und Kellern.

Die Wechselkröte ist wesentlich kleiner und dabei lebhafter gefärbt als die Erdkröte. Sie zeigt auf dem graugrünen Grunde der Oberseite scharf abgegrenzte große dunkelolivgrüne Flecken und lebhaft rot gefärbte Wärzchen; die Unterseite ist gelblichweiß. Am Lauf findet sich eine deutlich erkennbare Hautfalte. Die Männchen stehen den Weibchen an Größe kaum nach. Das Verbreitungsgebiet der Wechselkröte deckt sich ziemlich mit dem der Erdkröte, erstreckt sich nur nicht so weit nach Westen, da das Tier den Rhein und die Rhone nicht überschreitet.

Die kleinste und seltenste deutsche Kröte ist die durch einen schwefelgelben Rückenstreifen gekennzeichnete, oben grünlich oder bräunlich, unten weißgrau gefärbte Kreuzkröte, deren Männchen sich durch einen großen bläulichen Kehlsack von allen näheren Verwandten unterscheidet. Sie ist die eigentliche westeuropäische Krötenform, die in Deutschland vor allem in den Landgebieten der Nord- und Ostsee und in den Rheingegenden vorkommt, in Mittel- und Ostdeutschland dagegen immer nur vereinzelt auftritt.



Kreuzkröte (Bufo calamita).
Drei Aufnahmen von Wolfgang Haarhaus.

In ihrer Lebensweise stimmen unsere drei Kröten so ziemlich überein, wenn auch der genaue Beobachter immer noch genug Eigentümlichkeiten bei jeder Art bemerken wird. So erscheint die Erdkröte entschieden als die schwerfälligste der Familie; sie bewegt sich langsam kriechend oder vielmehr watschelnd fort, springt auch wenig und schlecht. Die Kreuzkröte springt dagegen nie, läuft aber gelegentlich so schnell wie eine Maus, während die Wechselkröte nicht nur wie ein Frosch hüpft und sogar weite Sprünge wagt, sondern auch ganz geschickt zu klettern versteht. Alle Kröten sind Nachttiere, am ausgesprochensten die Kreuzkröte, die sich, wenigstens vom zweiten Lebensjahr an, nie bei Tage zeigt. Die Erdkröte verläßt ihr Versteck bei trübem, feuchtem Wetter häufig schon nachmittags, und die Wechselkröte läßt sich durch einen warmen Gewitterregen jederzeit ins Freie locken. Stimmbegabt sind alle drei: die Erdkröte, deren Männchen sich ohne Schallblase behelfen müssen, läßt ein schwaches Bellen hören, die Wechselkröte trillert wie ein Vogel, und bei der Kreuzkröte mischt sich in das anhaltende Geplärr der Männchen das leise Meckern der Weibchen.

Den Tag verbringen die Kröten an einem dunkeln, nicht allzu feuchten Schlupfwinkel, unter Steinen oder dichtem Pflanzenwuchs, in Mauerlöchern oder in Erdhöhlen, die sie, wenn es sein muß, selber graben. Sie kratzen dabei die Erde mit den Vorderfüßen los und schleudern sie mit den Hinterfüßen hinter sich. So beharrlich sie diese Arbeit fortsetzen, wenn sie einmal damit begonnen haben, so gern verzichten sie auf eine solche Tätigkeit, wenn sich ihnen ein Mauseloch oder ein Maulwurfsgang als Unterschlupf bietet. Daß man in einem derartigen Versteck oft mehrere beieinander findet, scheint mir mehr für ihren Hang zur Bequemlichkeit als für den zur Geselligkeit zu sprechen. Letztere würde ihnen ja auch wie allen Tieren, die animalische Nahrung in großen Mengen zu sich nehmen, also in beständigem Konkurrenzkampfe mit Art- und Familiengenossen leben, gar keinen Vorteil bieten. Die meist sehr tiefen Höhlen, in denen sie ihren Winterschlaf halten, dürften die Kröten übrigens meist selber graben; auf jeden Fall richten sie etwa vorgefundene Löcher für ihre Zwecke her und verschließen den Eingang von innen durch einen starken Erdwall.

Bei Eintritt der Abenddämmerung verlassen die Tiere ihr Versteck, um sich auf die Nahrungssuche zu begeben. Mit aufgerichtetem Kopf und weit hervortretenden Augen, denen nichts sich auch noch so schwach Bewegendes entgeht, unternehmen sie ganz planvoll einen Streifzug durch ihr Jagdrevier. Daß manche von ihnen dabei so genau ihren „Wechsel" halten wie die Raubsäugetiere, habe ich an einer Erdkröte beobachtet, die ich einen Sommer lang in einem vollständig ummauerten Garten hielt. Sie schlug immer denselben Weg ein, und zu bestimmten Stunden der Nacht traf ich sie, wenn ich mit der Laterne nach ihr suchte, jedesmal an derselben Stelle, an der ich sie zur entsprechenden Zeit in den vorausgegangenen Nächten gefunden hatte. Zum Glück für die ewig freßlustigen Kröten ist ihr Speisezettel sehr reichhaltig. Ihre Lieblingsnahrung sind Nacktschnecken, Regenwürmer und Raupen; aber auch ausgebildete Insekten aller Art, sogar Wespen und große Käfer mit hartem Chitinpanzer werden nicht verschmäht. Grundbedingung ist nur daß sich das Beutetier bewegt. Etwas Totes rühren die Kröten unter keinen Umständen an, und auch das Lebendige macht, solange es regungslos bleibt, nicht den geringsten Eindruck auf sie. Das Erbeuten des Jagdwildes geschieht mittels der Zunge, die mit ihrem vorderen Ende im Unterkieferwinkel angewachsen ist und deren mit einem Klebstoff überzogenes, verdicktes hinteres Ende blitzschnell aus dem breiten Maule geschleudert und mit dem anhaftenden Beutetier ebenso schnell zurückgezogen wird. Geht, was selten geschieht, ein solcher Zungenschlag fehl, so wird er nur wiederholt, wenn sich das Wild von neuem be-

Digitized by Google

wegt; bleibt dieses dagegen betäubt oder sich totstellend liegen, so ist es gerettet, da die Kröte es dann unbeachtet läßt. Ist der erbeutete Bissen sehr groß oder sonstwie sperrig, so hilft sich das Tier, indem es ihn mit einer wischenden Bewegung des Vorderfußes vollends ins Maul befördert. Man kann die Vorgänge bei der Nahrungsaufnahme dieser Lurche übrigens auch am hellen Tage sehr bequem beobachten, wenn man vor den Eingang einer von einer Kröte bewohnten Höhle einen Wurm oder eine Raupe legt. Dem Anblick des sich krümmenden Leckerbissens vermag die Bewohnerin des Loches nicht lange zu widerstehen, und sie erscheint gewöhnlich sofort, um sich ihn zu Gemüte zu führen.

Wird eine Kröte bei ihrem Jagdzuge von irgendeinem gefahrdrohenden Wesen überrascht, so verhält sie sich, wohl in der Hoffnung, übersehen zu werden, zunächst ganz ruhig und drückt sich platt an den Boden. Merkt sie, daß der Feind sie wahrgenommen hat, so sucht sie ihr Heil in der Flucht. Läßt er auch dann noch nicht von ihr ab, so bläst sie sich auf, wobei die vielen Drüsen ihrer Haut, besonders die am Hals, eine schaumige, übelriechende Flüssigkeit absondern, die, mit der Schleimhaut anderer Geschöpfe in Berührung gebracht, einen brennenden Schmerz hervorruft, aber, wenigstens dem Menschen, keineswegs ernstlich schadet. Dieser scharfen Ausscheidung wegen werden die Kröten beinahe von allen Tieren, die auf Lurche Jagd machen, gemieden oder doch wenigstens nicht gefressen. Manche, wie z. B. den Storch, scheint aber gerade die Ungenießbarkeit der Kröten mit besonderem Haß gegen sie zu erfüllen: sie töten sie und lassen sie dann mit Abscheu liegen. Ich kannte einen Jagdhund, der außer sich geriet, wenn er so einem armen Wesen begegnete; er biß es mit hochgezogenen Lefzen, bis es sich nicht mehr regte, worauf er sich regelmäßig erbrach. Dabei war dieser Hund nicht dazu zu bewegen, eine Schnepfe oder eine Elster zu apportieren, weil deren Witterung ihm im höchsten Grade widerstand.

Nur wenige Tage oder Wochen, nachdem die Kröten ihr Winterquartier verlassen haben, was bei der Erdkröte gewöhnlich schon im März, bei den beiden anderen meist erst im April geschieht, suchen sie zum Laichen ein stehendes Gewässer auf. Der Laich geht in zwei bis fünf Meter langen Schnüren ab, in deren jeder die Eier — es sind bei der Erd- und bei der Wechselkröte mehrere tausend, bei der Kreuzkröte einige hundert — in zwei Zeilen angeordnet liegen, und wird von dem sich lebhaft bewegenden und zeitweise zur Oberfläche aufsteigenden Pärchen um die Stengel der Wasserpflanzen geschlungen. Nach einigen Tagen ist die gallertartige Umhüllung der einzelnen Eier zu einer erbsengroßen Kugel aufgequollen, die sich nach und nach ein wenig in die Länge zieht und in deren Mitte die kleine schwarze Larve deutlich sichtbar ist. Nach dem Sprengen der Eihülle lebt die Larve noch kurze Zeit in der schleimigen Masse der Schnüre und treibt sich dann bis zur Beendigung ihrer Metamorphose, also zehn bis zwölf Wochen, gemeinsam mit ihren Geschwistern im Wasser umher, wo sie sich von zersetzten Tier- und Pflanzenstoffen nährt. Wie bei allen Froschquappen erscheinen auch bei den Larven der Kröten die hinteren Gliedmaßen zuerst; das Einschrumpfen des Schwanzes geht bei ihnen jedoch so langsam vonstatten, daß die völlig entwickelten Krötchen, wenn sie im Juni das Wasser verlassen, noch einen ganz ansehnlichen Stummel tragen.

Man sollte denken, daß die Vermehrung der Kröten, die doch ein Alter von mehreren Jahrzehnten erreichen und wahrscheinlich sehr lange fortpflanzungsfähig bleiben, bei der starken Laichproduktion ins Ungemessene gehen müßte. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Da die Tiere häufig ihren Laich in seichten, allerdings am ehesten von der Sonne durchwärmten, aber auch sehr bald austrocknenden Wasseransammlungen absetzen, so gehen alljährlich viele Milliarden Eier und Larven zugrunde, ganz abgesehen von den unzähligen Quappen, die von Wasservögeln, Fischen und anderen Tieren gefressen werden. Bei dem außerordentlich großen Nutzen, den die Kröten als unermüdliche und unersättliche Vertilger von Schnecken und schädlichen Kerbtieren dem Landmann und Gärtner gewähren, hätte der Mensch also die Pflicht, die Vermehrung seiner besten Freunde nach Kräften zu fördern. Das geschieht am einfachsten dadurch, daß er durch vernünftige Aufklärung den unsinnigen Aberglauben bekämpft, dem heute leider noch immer so viele der nützlichen Lurche zum Opfer fallen, dann aber auch dadurch, daß er den jetzt so beliebten gedankenlosen Meliorationsbestrebungen entgegentritt, die jeden Wassergraben, jeden Feldtümpel beseitigen und damit zugleich den eifrigsten Vertilgern alles Ungeziefers die Gelegenheit zur Fortpflanzung nehmen.

Der Beruf des Bühnenkünstlers * Von Intendant Universitäts-Professor Dr. Hugo Dinger.

Wie zu allen anderen Berufen haben die schweren wirtschaftlichen Folgen des unglücklich verlaufenen Krieges auch zu dem des Bühnenkünstlers einen starken Andrang hervorgerufen; man glaubt, hier verhältnismäßig rasch und leicht eine auskömmliche Lebensstellung zu finden. Daher ist es wohl angebracht, ein Wort der Aufklärung dorthin zu richten, wo es an zureichender Erkenntnis der Sachlage noch mangelt, und, fern davon, einen der üblichen „Warnungsrufe" zu erlassen, hinter dem sooft nur die Abwehr unerwünschten Wettbewerbes gewittert wird, die Licht- wie die Schattenseiten zu zeigen, auf welche es hier bei etwaigen Erwägungen oder gar Entschließungen vornehmlich ankommen muß.

Über gesellschaftliche und Standesvorurteile hat man sich offenbar hinweggesetzt, sei es aus Not, sei es aus besserer Erkenntnis, zu welcher außer moderner Bildung und Aufklärung vor allem die Hebung der Bühnenkunst selbst beigetragen hat. Und mit Recht, denn ohne weiteres darf, trotzdem noch manches zu wünschen und zu bessern übrigbleibt, gesagt werden: Ein anständiges Menschenkind kann heutzutage, wie in einem jeden anderen Berufskreise, auch in diesem anständig und ordentlich bleiben; es kommt auch hier ganz auf den einzelnen selbst an. Freilich ist in Hinsicht des herrschenden Tones nicht jedes Theater und jede Truppe gleich; man muß sorgfältig darauf achten, unter wessen Leitung und in wessen Gesellschaft man sich begeben will, aber das Gute ist schon zu erfahren, denn es spricht sich ebensoleicht herum wie das Üble.

Durchaus nicht so einfach aber liegen alle anderen Verhältnisse, zumal die wirtschaftlichen und sozialen. Auch hier scheint sich ein erheblicher Umschwung zum Besseren vollzogen zu haben: Wer das „Theaterelend" der früheren Zeit noch miterlebt hat, die schrankenlose Ausbeutung der darstellerischen Kräfte für geringe Besoldung mit der Gefolgschaft schwerer sittlicher Gefährdung und Erniedrigung, muß unbedingt anerkennen, daß dank den Vereinbarungen der beiden großen Berufsorganisationen, Genossenschaft und Bühnenverein, sich die Lage der Theaterangestellten wesentlich gehoben hat. Erst in der jüngsten Zeit ist durch Festsetzung eines Mindestgehaltes von 400 Mark die Gefahr von „Hungerlöhnen" endgültig beseitigt, und seit geraumer Zeit ist der Anschluß an die Sozialgesetzgebung (Kranken- und Invalidenversicherung) gegeben; dazu kommt die Pensionskasse der Genossenschaft und anderes mehr, wie zum Beispiel die Gewährung von historischer und außergewöhnlicher Kleidung durch die Bühnenleiter für alle Mitglieder.

Allein glänzend ist dadurch die Lage des Bühnenkünstlers immer noch nicht geworden. Denn erstens ist das Durchschnittseinkommen nicht höher als auf anderen Gebieten — die großstädtischen „märchenhaft hohen" Gagen, die aus den Zeitungen heraus den Neuling locken, sind nur Ausnahmen für besonders Beglückte — und zweitens erwachsen dem Bühnenkünstler noch besondere Berufsausgaben, vor allem hinsichtlich Reisen und Bekleidung. Nur ein gewisser Teil erfreut sich langfristiger Verträge an Theatern in größeren Städten und damit der Möglichkeit eines ständigen, dauernden Heims; alle andern sind zum Ortswechsel gezwungen, vom Sommer- ins Winterengagement und solcher Umzug kostet unter Umständen viel Geld; dazu kommt noch der verhältnismäßig teure Unterhalt in Mietzimmern und Gastwirtschaften. Sehr wesentlich fällt die Beschaffung der Kleidung ins Gewicht, zumal heute. Der Bühnenkünstler aber muß mehr wie jeder andere auf „gute Garderobe" halten, für den Schauspieler ist sie geradezu Handwerkszeug, und er meint, er müsse auch außerhalb der Bühne, im Straßenanzug, einen guten Eindruck machen, das Publikum wolle das, aus ästhetischen Gründen; so seltsam diese oft sind, er wird damit recht haben.

Die Frage der äußeren, wirtschaftlichen Lebenshaltung führt über zu einer nicht minder wichtigen sozialen, zu der des Familienlebens. Wie schon gesagt: Ein eigenes Heim ist nur ein Minderheit beschieden. Und nur innerhalb dieser kann der Bühnenkünstler auf ein Gehalt rechnen, das nicht nur für ihn selbst sondern auch zu einem Hausstande, für Frau und Kinder ausreicht. So und so viele aber sind darauf angewiesen, mit der Ehegattin zugleich Anstellung zu finden, und das ist, schon in Anbetracht der verschiedenen Begabung und Leistung, nicht leicht

Digitized by Google

Daher denn auch die so häufige räumliche Trennung von Eheleuten und damit der Verzicht auf das Zusammen- und Familienleben. Hier aber tut sich ein Blick auf in die dunkelsten Schattenseiten des Berufes. . . . Zu all dem kommt noch ein anderes hinzu, woran die wenigsten begeisterten Anwärter zu denken pflegen, das ist die Altersgrenze. So und so viele Bühnenkünstler sind in vorgerücktem Alter zum Berufswechsel gezwungen. Beim Opernsänger kommt vor allem das naturgemäße Nachlassen der Stimme in Betracht, beim Schauspieler der Umstand, daß die Berufstätigkeit wie eine Pyramide nach oben zu immer enger wird. Die jugendlichen, anmutigen Rollen überwiegen an Zahl: es gibt z. B. an jeder Bühne wohl mehrere Liebhaberinnen, aber nur eine komische Alte. Daher findet man in den verschiedensten Berufskreisen, in der Presse wie im Gastwirtsgewerbe, im Handel wie im Versicherungswesen, sooft ehemalige Bühnenkünstler, die stillschweigend und zur rechten Zeit noch dem Theater Lebewohl gesagt haben. Und das mag man sich sehr wohl vor Augen halten! —

Was so viel Jugend heute zur Bühne lockt, ist, daß seit den letzten Kriegsjahren, im Gegensatz zu anderen Arbeitsgebieten, sich das Theater einer aufsteigenden Konjunktur erfreut. Das ist an und für sich ja richtig. Aber es fragt sich nur: Wie lange? In den Großstädten ist ja wohl von einem Rückgange noch nichts zu bemerken, aber in der Provinz bröckelt der Theaterbesuch bereits merklich ab, und manch verantwortlicher Theaterleiter sieht mit Sorge einer kommenden Krisis entgegen.

Die Gründe dafür anzugeben, würde zu weit führen, sie sind wirtschaftlicher Art: Auf der einen Seite die enorm gesteigerten Betriebskosten, auf der andern die zunehmende Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage breiter Schichten der Bevölkerung, zumal des Mittelstandes, zuletzt aber auch die nun wieder gegebene Möglichkeit, für den ehedem ins Theater getragenen hohen Arbeitslohn jetzt wieder Nahrungs- und Genußmittel erstehen zu können.

Jedenfalls wird der Wettbewerb im Bühnenberuf künftig immer größer werden. In den verlorenen Provinzen und im Osten droben ist eine große Anzahl deutscher Theater eingegangen. Die Anstellungsmöglichkeit verringert sich dadurch nicht unerheblich, während hinwiederum die von dort vertriebenen deutschen Künstler im Innern des Vaterlandes unterzukommen trachten. Überdies: Das in Aussicht stehende Minimalgehalt wird sich insofern als ein zweischneidiges Schwert erweisen, als, da es ja für den „Anfänger" nicht gelten soll, es die kleineren, mit geldlichen Nöten immer schwerer ringenden Bühnen zwingen wird, mit Anfängern zu arbeiten, und diese herangelockten Lehrlinge werden alsdann, nach zweijähriger Tätigkeit, in Masse den Wettbewerb vergrößern.

Kurz und gut: Die Aussichten im Theaterberufe sind durchaus nicht glänzend, und nur der soll ihn ergreifen, der durch Talent, Fleiß und Bildung unbedingt dazu befähigt ist. Die Talentprobe ist schwierig, Erfolge bei Dilettantenvorstellungen und irgendein Geschick zum „Mimen" reichen ganz gewiß nicht hin, als Befähigungsnachweis zu gelten. Zudem: Die Arbeit des Bühnenkünstlers ist hart und anstrengend für Leib und Seele; Proben, Memorieren, Studieren und Spielen stellen viel größere Anforderungen, als der Laie ahnt. Von großer Bedeutung ist die Frage der Bildung beim Schauspieler, die der Ausbildung insbesondere beim Sänger. Letztere ist kostspielig und langwierig, denn das Organ der Gesangsstimme kann nur allmählich und nur durch wissenschaftlich wie praktisch richtige Methode zu guten und dauernden Leistungen geschult werden; die „ruinierten" Stimmen sind leider noch immer in Unzahl da, und dadurch, daß außer Kurs gesetzte Sänger ihre Zuflucht zum Erteilen von Unterricht nehmen, wird die Zahl immer wieder vergrößert. Beim Schauspieler aber wie beim Sänger, bei ersterem noch viel mehr, ist der Besitz guter Allgemeinbildung nötig, denn die gesteigerten Anforderungen der Bühnenkunst, ihre engen Zusammenhänge mit Literatur-, Kunst- und Weltgeschichte erfordern ein Maß von Kenntnissen, ohne welche die Gefahr besteht, im niederen Komödiantentum steckenzubleiben; der „denkende" Künstler ist im Wettbewerb stets überlegen. An der Altersgrenze ist die Möglichkeit gegeben, ins Fach der „Spielleiter" überzugehen; dazu aber sind, wenigstens für bessere Stellungen, Kenntnisse erst recht erforderlich, und akademische Studien sind da von großem Vorteil. Dann ist auch der Doktortitel, der sonst ohne Belang ist, ein nützliches Mittel zu besserem Fortkommen; daß er im Bühnen- wie ja seit langem schon im Musikerberufe jetzt gern erstrebt wird, beweist, wie viel Wert aus künstlerischen wie aus Standesgründen auf die allgemeine, insbesondere Hochschulbildung gelegt wird. Die Bezeichnung „Hochschule" ist ja frei, und jegliche Theaterabrichtungsanstalt kann sie führen; eine wirkliche „Hochschul"-Bildung ist aber nur dann gegeben, wenn auf der Grundlage von entsprechender Vorbildung der Unterricht methodisch so vonstatten geht, daß er zu freiem und selbständigem „Denken" erzieht und die dazu erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse übermittelt.

Intermezzo * Ein Gespräch über Brahms * Von Hans Tessmer.

Anselm, ein junger Musiker, und die Dichterin Elisa, eine Frau von dreißig Jahren, gehen auf einer herbstlichen Straße im Gebirge.

Anselm: So ist es wieder Herbst —, wann kommt nun Frühling?

Elisa: Es ist immer Herbst, — die leidselige Jahreszeit ist ewiger als Sonnenschein. Wann wäre je Frühling, ohne daß Herbst käme?

Anselm: Du sprichst so resigniert —, deine Stimme klingt wie eine jener dunklen Melodien von Brahms, die ohne Anfang und Ende scheinen und an uns gekettet sind wie das Leid.

Elisa: Es mag etwas Wahres darin sein, mein Freund —: auch dieser Genius vollendete sich nie. Und wer je zu dieser Überzeugung kommt, — weiß der nicht, tiefer als alle andern, daß stets Herbst ist um uns?

Anselm: Doch gab nicht Brahms auch Freude? Und wenn: woher hatte er sie?

Elisa: Sie war Abbild seines Leides; sie war Freundin seiner Einsamkeit — doch nicht diese selbst.

Anselm: Wie könnte Freude — Einsamkeit sein!

Elisa: Fühlst du es nicht bei Schubert?

Anselm: Nun sehe ich auch deutlich, daß Brahms und Schubert fast nichts miteinander gemein haben. Und früher glaubte ich, daß sie, als Romantiker, zusammengehörten.

Elisa: Brahms ist nicht Romantiker — ihm fehlt jene Mystik, in allem Romantischen liegt. Nur eins hat er aus dieser Sphäre: ihre Sehnsucht. Er ist das Genie der Sehnsucht.

Anselm: Also doch kein intuitives Genie — das gibt; aber es gibt sich nicht.

Elisa: Auch so kann man es auffassen. — Zwei Dinge waren ihm lebendig: Sehnsucht und Güte. Das Langen seiner friedlosen Seele — und die überströmende Güte von Mensch zu Mensch. So ist sein schönstes Liebeslied vielmehr ein Sang der Güte. —

Anselm: „Wie bist du, meine Königin, durch sanfte Güte wonnevoll —"

Elisa: So heißt es —

Anselm: Warum schweigst du nun?

Elisa: Sollten wir nicht von Liebe schweigen, wenn wir Brahms meinen?

Anselm: Ich glaube: Er hat nie geliebt —

Elisa: O Freund: Wie könnte Güte lieblos sein! — — Er hat nur seine Liebe nicht hinausgeschrien, sondern sie in sich verschlossen. Und aus ihr keimte höchstes Gut: Freundschaft. Schumanns einziger Clara war er Freund, wahrhafter Freund, — wie hoch stand er über all jenen, die girrend berühmte Frauen umflattern, Gunst und Lust erbuhlen. — Und Brahms wandelte sein Liebesempfinden in zarteste, gütigste Freundschaft —

Anselm: So klingt es in seinen Sinfonien und Kammermusiken. Die frei sind vom Glanz der Sinnlichkeit — und Ahnungen offen lassen, über denen Filigranschleier der Entsagung gebreitet liegen. Doch weil hier Melancholie jeden Fernblick hindert, schreiten sie nie zu letzter Höhe —

Elisa: Wie unbeschreiblich ist die Fülle seiner Lieder, in denen er einzig Vollendetes gab —

Anselm: — weil sie sich jenen Intermezzi neigen, in die er Seelisches ergoß.

Elisa: Nie ist er größer und tiefer, als wenn er einsam zwischen Höhe und Tiefe wandelt; wenn er das Land der Seele auftut zwischen den Pforten, die zum Leben oder zum Tode führen; wenn er Andante singt in der schwermütig-verschlossenen, ganz nach innen gekehrten Weise, die ihm eigen war.

Anselm: Kennst du das Cis-Moll-Intermezzo?

Elisa: Ich weiß es nicht —

Digitized by Google

Anselm: Darin wandeln alle seine Sehnsüchte. Und seine Melodie, die so oft die Einfachheit des Volksliedes hat, gleitet versonnen, ganz in Dunkel getaucht, vorüber. Und unsichtbare Tränen quellen — und sooft ich dies höre oder spiele: so weiß ich stets um alle seine Leiden. . . .

Elisa: Nun fühle ich, daß du ein gütevoller Mensch bist —
Anselm: Dann laß uns weiterpilgern —
Elisa: — auf herbstlichen Straßen.
Anselm: Ein Ziel —?
Elisa: — leuchtet uns nie. . . .

Streiflichter.

„Unter ihrer Würde". Die Krankenwärter der Münchener Universitätsklinik haben dem Ministerium für soziale Fürsorge erklärt, daß sie es künftig ablehnen müßten, kranke Kinder im Wagen von ihren Betten zum Operationssaal und zurück zu bringen. Das sei unter ihrer Würde, und sie verlangten, daß dafür besonderes Personal angestellt werde. Das gibt Anlaß zu fragen: Was ist die Würde des Menschen, und was ist die Würde eines Krankenwärters, der ja auch sozusagen ein Mensch sein sollte? Herder sagt: „Wenn die Bäume voll von Früchten hangen, / Neigen sie die Äste freundlich nieder. / Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt, / Neigt er sich, damit er andern helfe." — Nicht so die Münchener Krankenwärter. Sie suchen ihre Würde darin, sich würdelos zu betragen. Etwas anderes als eine Würdelosigkeit ist ihr Verhalten nicht. Eine unwürdige Scham über ihren ehrlichen und guten Beruf. Denn darüber ist doch wohl kein Streit denkbar, daß die Beförderung kranker Kinder vom Bett auf den Operationstisch zum Beruf des Krankenwärters gehört. Jedenfalls haben die Ärzte derselben Münchener Universitätsklinik es nie unter ihrer Würde gefunden, kranke Kinder auf ihren eigenen Armen von und zur Operation zu tragen. Wer hat nun mehr Würde: die Wärter oder die Ärzte? Doch warum drei Worte über die Sache verlieren? Das Ministerium für soziale Fürsorge wird den Wärtern in Erinnerung bringen, wozu sie da sind, wird sie an ihre Pflicht weisen und wird sie, falls das nichts nützen sollte, ersuchen, sich nach einer anderen, ihrer vermeintlichen Würde angemesseneren Stellung und Tätigkeit umzusehen. Aber nein! Wer so denkt, kennt nicht die Seele eines neudeutschen Ministeriums für soziale Fürsorge. Das ist sich seiner Pflicht der Fürsorge für die Krankenwärter der Universitätsklinik gar wohl bewußt und verfügt, die Wärter dürften in der Tat zu den Krankentransporten zwischen Bett und Operationstisch nicht angehalten werden; das sei in der Tat unter ihrer Würde, und es müsse in der Tat für diese Tätigkeit ein besonderes Personal angestellt werden, wie die Wärter es fordern. Daß bei der allgemeinen Arbeitsscheu und der seuchenhaften Angst, eine Handbewegung über den Tarif hinaus zu tun, ein paar Krankenwärter darauf verfallen, die Theorie „Sozialismus ist Arbeit" so in die Praxis umzusetzen, ist widerlich, aber nicht unbegreiflich; unbegreiflich aber bleibt trotz all dem, was man seit dem November 1918 hat begreifen lernen, daß man im Ministerium so wenig seine eigene Würde und die Würde eines Krankenwärters kennt und aus purer Angst vor dem Geschrei eines Häufleins von Entgleisten sich einem solchen Widersinn fügt. Daß ein solches Ministerium nicht so viel Witz und Würde aufbringt, den schwachen Geistern der aufbegehrenden Wärter klarzumachen, die Seele und das Wesen, die Würde ihres Berufes sei die Menschlichkeit, und die Menschlichkeit lasse sich nicht mit dem Tarif abstufen. Ein Krankenwärter, der tariflich zögert, zuzugreifen und zu helfen, hat seinen Beruf verfehlt, weil er dessen Würde nie gefühlt hat. Und das Ministerium für soziale Fürsorge, das die Kranken einer Universitätsklinik solchen Wärtern ausgeliefert läßt, beweist, daß ihm die Sorge um die Gunst ein paar platter Burschen dringlicher ist als die Fürsorge für die Kranken. Niemand hat überhaupt soviel Angst um seine Würde wie der Würdelose. Hier aber sind beide, die Wärter und das Ministerium, tief unter der Würde ihres Berufes.

Aus dem lyrischen Papierkorb.

Nicht nur das Reden, auch das Dichten „tut dem Menschen gut, wenn er es nämlich selber tut". Aber was für brennendes Herzeleid sie dem armen Manne bereiten, der irgendwo hinter einem Schreibtisch und neben einem Papierkorb ihre Verse pflichtgemäß lesen muß, das ahnen die meisten Versifikanten nicht. Sie dichten in kindlicher Grausamkeit drauf los und ahnen und achten nicht die haarsträubende Verzweiflung des Unglücklichen, der nun Tag für Tag die Spreu auseinanderblasen muß und dem dabei der Staub beizend in die Augen und die Nase fliegt. Lassen wir's einmal ein wenig stäuben. Holen wir einmal ein paar Zettelchen aus dem Papierkorb und lesen sie an, damit der harmlose Leser einen Begriff davon bekommt, wovor ihn eine getreue Schriftleitung tagaus, tagein und Woche für Woche bewahrt, wie ein Damm und Deich die schöne Flur vor einer Sintflut. — Erster Griff: Ein Blatt, auf dem jemand unter der Überschrift „Enthusiasmus" z. B. so dichtet:

. . . Ein kleines Mädchen ich habe entdeckt,
Dasselbe mich ganz aus meiner Ruhe schreckt . . .
Zwei allerliebste Grübchen
Zeigen sich im Gesicht meines Liebchen.
Mein Blut — sonst fließt es träge —
Stürmt förmlich durch mein Aderngehege . . .
Und da muß ich mich stark bezwingen,
Nicht Liebeslieder zu singen. . .

Aber wie man sieht, bezwingt er sich eben doch nicht. Der Weg dieser Lyriker ist mit gebrochenen Versprechungen gepflastert. Oder gar mit stibitzten Versen. So heißt es gleich auf dem nächsten Zettel aus dem Papierkorb:

Ich kann den Blick nicht von dir wenden,
Ich muß dich ansehn immerdar!
Wenn ich es mir so recht bedenke,
Wie lang und schmal sind deine Hände!

Dem könnte die also angeschwärmte Geliebte erwidern: „Wie lang sind deine Dichterfinger!" Freilich grad die von Freiligrath stibitzten Verse sind schöner als dieses Sängers eigene. Insofern hatte er recht; recht hat er auch, wenn er weiterhin meint:

Und daß mein Herz jetzt ist entflammt,
Hab' ich schon genug im Gedicht bekannt. . . .

Genug und übergenug, und es ist darum gar kein Wunder, wenn dieser Dichter erkennen und bekennen muß:

Meinem Mädchen, der Guten,
Wird ganz beklommen zu Mute.

Dem stärksten Mann müßte ja beklommen werden, wenn er so angedichtet würde. Ordentlich schadenfroh wird der Mann neben dem Papierkorb, wenn dann auch einmal einem seiner Quäler nicht alles nach Wunsch geht, wie etwa diesem da, der von „Enttäuschung" singt:

. . . Liebevoll, gerecht und edel,
So taxierte ich mein Mädel.
Doch wie anders ist's geworden; —
Es gibt der Menschen viele Sorten. . .
Nach der Treue, o, soll mich niemand fragen,
Vor edlem Schmerz ich könnte doch nichts sagen.
Wie trostlos doch ist mir zu Mute!
Für die Gesundheit ist das nicht das Gute. . .

Ja, glaubt der Sänger, daß solche Dichterei für die Gesundheit das Gute ist? Hat er eine Vorstellung davon, wie trostlos dabei dem Mann neben dem Papierkorb zumute wird vor Schmerz, aber nicht vor edlem Schmerz? Fühlt er nicht, daß er dem gequälten Schriftleiter aus dem Herzen schreit, wenn er weiter dichtet:

Mit wahnsinnfunkelnden Augen
Möcht ich zum Waffenhändler laufen.

Ahnt er nicht, daß es dem so Gequälten gehen könnte wie ihm dem Sänger, dem „Enttäuschten", der da seinen traurigen Zustand schildert:

Wild stürme ich durch die Straßen;
Die Leute fragen: Was hat der zu rasen?
Ein Gedanke durchzuckt den Polizist:
Wenn das nur nicht ein Irrsinniger ist . .
Mit festem Griffe faßt man mich;
Ist das nicht geradezu fürchterlich? . . .
Ich war im Begriffe, mich zu töten.
War den das direkt vonnöten? . . .

Nein, bei der heiligen Friederike Kempner, es war und ist nicht vonnöten. Ungedingt vonnöten ist hier nur, daß einer aufhört, solche Verse zu machen. Für die Gesundheit des armen Redakteurs wäre das das einzig Gute. Es könnte sonst leicht dazu kommen, daß die Frage des Polizisten nicht mehr eine rhetorische bliebe und der von lyrischen Halluzinationen aus den Fugen gebrachte Mann neben dem Papierkorb sich eines Tages kopfüber in die Reimsintflut dieses Papierkorbs stürzte. Für die Gesundheit wäre das nicht das Gute, auch für die Gesundheit der Leser nicht, deren Frieden er wie mit Vaterhänden vor solchen poetischen Dammbrüchen schützt; immer wieder, immer wieder still und unauffällig. Und zum Lohne werden ihm die Flüche von hundert und aber hundert Dichtern und Dichterinnen, die sich Stück für Stück von ihm mißhandelt und verkannt fühlen. Auch wenn am jüngsten Gericht in der Wagschale der Verdammnis wider ihn tausend Lyriker sitzen, wird er in die andere Schale seinen Papierkorb setzen, und die tausend Lyriker werden hinemporschnellen.

Digitized by Google

№ 3 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum • Roman von Rudolph Stratz.

2. Fortsetzung.

„Nun denn: So setze dich! Nimm dir einen Fidibus und einen Cigarro und höre!"

„Ich danke Ihnen, Papa!"

„Mit deinem Marsch zum Neckar ist es nicht getan, mein Freund! Es bedarf eines wirksameren Roburs, um deine noch getrübte Einsicht zu klären und deinen schwankenden Willen zu festigen. Als solch ein Robur, heilsam für Geist und Gemüt, gilt von alters her die Reise."

Der Geheimrat Emil Nimis schnupfte in seiner behenden, fast weltmännischen Art, entfaltete das bunte Sacktuch und fuhr fort:

„Es war mein Plan, dich nach Gießen auf die Hochschule zu schicken. Aber, gestehen wir es: Sende ich dich da nicht von der Szylla in die Charybdis? Von den immerhin milden Sitten der Ruperto-Karola in Heidelberg zu einem bekreuzigungswerten Ort, wo immer noch, so wie die Hexen auf dem Brocken in dem Poem des Herrn von Goethe, die unheimlichen Geister vergangener Zeiten ihr spukhaftes Wesen treiben? Ich möchte dich einer Hochschule anvertrauen, die zugleich eine hohe Schule des Lebens ist. In einer Stadt, wo die vorzüglichsten Geister mit dem Philosophen Hegel erkannt haben, daß alles Bestehende vernünftig ist, eben weil es besteht, und solchermaßen keiner Neuerung und Besserung bedarf; in einer solchen Stadt wirst du den rechten Weg finden, zumal wenn treffliche Verwandte dir dort zur Seite gehen!"

„Welche Stadt meinen Sie, Papa?"

„Weit über deutsche Lande strahlt das prächtige Wien! Da vermählt sich die anmutige und leichte äußere Form des Lebens und des gepflegten Gemüts. Dort gibt die erleuchtete Regierung Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Metternich seit mehr als vier Jahrzehnten der Mitwelt die beneidenswerte Probe, wie man Völker zugleich väterlich und doch fest lenkt. Dort leben die Verwandten deiner lieben Maman, mein betagter Schwiegervater, der kaiserliche und königliche Rat Matula. Schon dies verehrungswürdige graue Haupt wägt eine Reise dorthin auf . . ."

Mädchenbildnis. Gemälde von Jakob Mann.

Der Geheimrat lächelte plötzlich über sein glattes ältliches Gesicht.

„Dann sein Sohn, der Hofrat! Etwas grantig, wie man dort spricht, ist der Onkel Niko, nach alter Junggesellen Art. Aber die Mauern Wiens bergen keinen ehrenfesteren k. und k. Beamten als meinen Herrn Schwager. Fernr Fanny, seine und Mamans Schwester. Sie und

Digitized by Google

ihr Mann, der Feldmarschalleutnant, öffnen dir ein Haus, in dem ein junger Mann das etwa vom heimischen Pennalismus mitgebrachte Bärenhäutertum, den unausgegorenen Most des Burschendünkels und der Überhebung, die von böswilligen Dienern des Auslandes eingeimpfte Sucht zum Tadel des Bestehenden hurtig beflissen sein wird, mit den lachenden Rosenkränzen Wiens und dem weiten Blick vom Stefansdom über die unendlichen Völker und Reiche der Habsburger Krone zu vertauschen. Nun — was sagst du?"

„Wie Sie befehlen, Papa!" sprach der Studiosus mechanisch.

Der Geheimrat rieb sich unruhig die Hände.

„Ich hatte einen stürmischen Ausbruch deines Dankes erwartet, Reinhold! Denn wahrlich: Es bedarf meiner Konnexionen, um dir, ohne einiges Stirnrunzeln hoch oben, die Erlaubnis der weiten Reise zu verschaffen . ."

„Verzeihen Sie mir, Papa! Mein Kopf ist heute benommen!"

„Du fährst von Heidelberg auf dem Eisenbahnwagen bis Durlach. Von dort nimmst du die Eilpost nach Stuttgart. So wird dich Gott gesund ans Ziel und in die Arme deines würdigen Großvaters, dieses erleuchteten alten Josefiners und Weltbürgers, bringen. Ich selbst umarme dich zum Abschied in Heidelberg!"

„Ich danke Ihnen, Papa!"

Dr. Emil Nimis ergriff plötzlich beide Hände seines Sohnes. Er hielt sie mit einem innigen Druck fest und sagte, während in seiner Stimme eine gedämpfte Rührung zitterte:

„Mein Sohn: dein Vater ist Arzt! Ein Arzt ist auch ein Beichtvater. Nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele. Es gibt auch eine Scham der Seele. Aber vor dem Arzt gilt sie nicht. Sprich: Was ist dir seit heute?"

Es kam keine Antwort.

„Ich bin ein gewiegter alter Menschenkenner, Reinhold! Dreißig Jahre beobachte ich wissentlich die Menschen, wieviel mehr mein eigen Fleisch und Blut. Ich weiß, ohne daß ich das Hörrohr angelegt habe, daß heute etwas in dir vorgegangen ist! Mein Sohn: Verschließe dich nicht immer hart und fremd gegen mich! Vertrau' es mir an!"

Er fuhr zurück. Reinhold hatte sich unvermutet von ihm losgemacht, war aufgesprungen und, das Tuch vor den nassen Augen, ohne ein Wort hinausgeeilt. Noch draußen auf der Treppe hörte man sein helles Aufschluchzen. Dann wurde es still.

Der Geheimrat Dr. Emil Nimis saß und fuhr sich mit der weichen, frauenhaft gepflegten Doktorhand über die glatte Stirne und schaute ungläubig um sich. Das Mahagonizimmer war leer. Die Jugend ging ihre eigenen Wege. Sie verschloß sich dem Geschlecht von gestern. Es gab keine Brücke mehr zwischen Vätern und Söhnen. Ihn fröstelte. Seine geschmeidige Hofmannsgestalt schrumpfte zwischen den gepolsterten Ohrenklappen des Großvaterstuhls in sich zusammen. So blieb er, still und bang und, wie es ihm schien, plötzlich verlassen in der Welt. Es dunkelte im Raum, und draußen brüllte der Märzsturm über Deutschland.

* * *

Die dichten Zweige des Eichenschälwalds schnellten zurück. Vom Nachthimmel her warf der sinkende Vollmond lange, schwarze, fratzenhafte Schatten hinter die zwei Gestalten, die vorsichtig, wie austretende junge Hirsche, aus dem niederen Gestrüpp des Odenwaldkammes in ein paar Sprüngen über das Heidekraut die kahle Hochfläche erreichten. Der etwas Kleinere und Jüngere von beiden bog den dunkeln Krauskopf nach links, zur Tiefe unter ihm.

„Die vier Burgen, die unten am Berg hängen, Harro, das sind die Landschaden. Dort ist's noch hessisch. Aber hier oben müssen wir schon an der badischen Grenze sein."

„Schandmale der dreiunddreißig Tyrannen mitten in dem großen Teutschland! Heraus mit euch, ihr Wahrzeichen teutscher Ohnmacht!"

Von der Venne, der wilde Friese, hatte sich am Boden hingekniet und rüttelte ingrimmig an dem bemoosten Grenzstein zwischen den Großherzogtümern Baden und Hessen, der da tückisch wie ein Zwerg den Granitkopf eben noch aus dürrem Eichenlaub hob. Aber auch seine Riesenkräfte reichten nicht aus, den trennenden Block zu entwurzeln. Reinhold Nimis, sein schmächtigerer Begleiter und Wegführer, wartete.

Es war so still um sie, daß sie von Norden her, aus dem Gebirge, noch deutlich das ferne Rasseln des heimfahrenden Bauernwagens hörten, der sie bis nah an den Fluß gebracht hatte und, der Vorsicht halber, kurz vor Neckarsteinach umgekehrt war. Wie zwei endlose Schlangen, eine schwarze und eine weiße, wanden und krümmten sich da das seltsam dunkle Steinachflüßchen und daneben die mondhelle Landstraße durch die finstern Berge. Auf der andern Seite aber füllte ein silbernes und bläuliches Dämmern geheimnisvoll, als blicke man in den Meeresgrund hinab, das tiefe Neckartal. Die Burgen, das uralte Städtchen, der träumerisch glitzernde Fluß verschwammen in dem geisterhaften Schein, der nicht Tag und Nacht, nicht hell und nicht dunkel, nicht Trug und nicht Wahrheit war. Die beiden Jünglinge standen, sich umschlungen haltend, und blickten stumm auf das schlummernde Mondreich zu ihren Füßen hinab.

„Teutschland — was bist du schön", sagte der hünenhafte Niedersachse endlich. „Teutschland — was schläfst du? Teutschland — wann wirst du wach? . . . Teutschland — wann fliehen die Raben? — Teutschland — wann kommt dein Kaiser?"

Er gab dem Grenzstein zu seinen Füßen einen Tritt. Der rührte sich nicht. Drunten aus dem Tal, von dem andern Ufer des Neckars her, tönten leise, weiche, langgezogene Klänge.

Die gelbe Postkutsche von Heidelberg nach Heilbronn fuhr im Schritt ihres Weges. Der Schwager auf dem Bock blies in sein Horn.

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein!
Traurig ziehn wir unsre Straße;
Lebe wohl, Herzliebchen mein!"

Die tiefblauen Augen des Demagogen waren feucht geworden. Er hatte seine Mütze abgenommen. Der Nachtwind spielte mit seinem weißblonden Haar.

„Ja, grüße die Himmlische von mir", sprach er. „Grüße deine Schwester, Reinhold. Sage ihr, wenn wir jetzt scheiden, daß nur zwei Göttinnen in diesem teutschen Herzen thronen, sie und die Freiheit."

Der Studiosus Nimis war der Bruder. Er hatte noch nichts Himmlisches an dem Vrenche entdecken können. Er mußte fast lachen über die Schwärmerei des Freundes. Da fühlte er dessen Schnurrbart auf seinen Lippen.

„Nimm diesen Kuß, Bruder! Gib ihn ihr, diesem Engel, in einer heiligen Stunde weiter! Sage ihr, daß ich ein armer fahrender Kavalier bin, der, auf seinen Schlehdorn gestützt, in die Täler der Freiheit, zu den frommen Hirten am Rigi wandert. Aber sage der Göttlichen auch, daß ich dereinst zurückkehre, wenn sich die Zeiten erfüllen und die gekrönte Nacht vor dem Lichte flieht! Dann führe ich in dir, du meine Verena, die Freiheitsgöttin zu Hymens Altar!"

Er legte dem Jüngeren die mächtige Hand auf die Schulter.

„Du bist noch ein junges Blut, ohne Flaum auf den Lippen. Ein Träumer! Du bist noch einer von den Halbgaren, Bruderherz, keiner von den Haarscharfen! So ist denn dein Herr Vater wohlberaten in seiner Einfalt, daß

Digitized by Google

Ein guter Schluck. Gemälde von Wilh. Müller-Schönefeld.

er dich mit Fleiß zu Metternich schickt! Du wirst dir die Nase in der großen Hexenküche an der Donau zuhalten und wirst lernen und noch predigen und sprechen vom heiligen teutschen Reich. Frisch auf, Reinhold! Führe mich zum Neckar! Willkommen, Baden!"

Mit dem Hirschsatz eines Turners sprang Harro von der Venne über den Grenzstein. Jenseits war noch deutscher Herren Land. Aber ihm gebot der milde Leopold, der Bürgerfreund von Karlsruhe. Bürgergeist und Bürgerfreiheit trug der Nachtwind in seinem Wehen aus dem Kraichgau drüben heran. Der Studiosus Nimis deutete auf die düstere Gegend des Dielsbergs über dem Fluß. „Siehst du die letzten Trümmer der Feste über den Bauerndächern hoch oben auf der Spitze? Noch vor wenigen Jahren hat die Zwingburg unversehrt gestanden wie all die Jahrhunderte. Da hat ein löbliches Ministerium sie als Steinbruch verkauft und ebenso die uralte Weiberfeste drüben in Weinsberg, und daß das Heidelberger Schloß noch steht, daran trägt allein der Schandgesell, der Pfaffenbue, die Schuld! Nieder mit allen Bollwerken der Fürstenknechtschaft, Harro!"

„In tyrannos!" grollte der Friese in unterdrückter Wut und glitt behende den steilen Buschhang zu Tal. Reinhold Nimis vor ihm. Zuweilen blieben sie stehen und horchten. Nichts rührte sich. Deutschland lag im Dornröschenschlaf, im Mondtau und silbernen Lichtern der Nacht verklärt. Fern, ganz fern verhallte das Posthorn. Die beiden Jünglinge stiegen weiter hinab, überkletterten einen Steinbruch, standen im Schatten dichter Akazienbüsche.

„Warte hier, Harro!"

Der Studiosus Nimis war in ein paar Sprungen über die Landstraße und am Fluß. Das geheime Band, das durch ganz Deutschland den von der Polizei gesuchten Staatsverbrechern diente, riß nicht. Ein Fischer stieß da langsam seinen Kahn mit dem Schallbaum flußaufwärts, machte plötzlich an den Uferweiden halt . . .

„Rasch hinein, Bruder! Drüben wartet hinter der Waldecke der Bauer mit dem Wagen. In Königslanden und Ittersheim warten frische Pferde. Ehe die Sonne aufgeht, bist du für den nächsten Tag schon nah am Schwarzwald beim Professor Thomasius. Dort bringen sie dich von Karlsruhe aus weiter. Nun leb' wohl, Harro!"

Die jungen Männer umarmten sich. Harro von der Venne blieb, den Fuß auf dem Nachen, stehen. In seinen Augen war jetzt die harmlos kindliche Freude an der Gefahr — der Widerschein urdeutschesten niederdeutschen Wesens, davon, daß im deutschen Mann das Kind spielt, im deutschen Ernst der Schalk lacht, im deutschen Helden der Knabe lebt.

„Mein Vater ist der übelste nicht!" sagte er. „Er gießt sich freilich Gin ins Wasser und redet für meinen Geschmack zuviel von der Peninsula und dem Black Duke. Doch das mag den alten Perücken hingehen! Er macht ein grämelndes Gesicht, wenn er von mir in den Gazetten liest. Trotzdem betet er jeden Abend für mich zu allen Heiligen, wenn es der Kaplan Prechtl nicht merkt. Er beichtet es auch dem Hochwürdigen nicht. Denn er sagt: Gebet ist keine Sünde! Er soll es wissen, wenn meine Flucht dank euch wackern Gesellen allen glücken sollte. Ich kann ihm nicht schreiben. Die Kreaturen der Finsternis trennen von jedem Brief aus der Schweiz mit heißem Messer das Siegel und kleben es wieder an. Ich kann nur dir in die Metternichtigkeit hinein durch einen dritten Mann Post geben, daß die bestellten zwei Ballen Züricher Seide eingetroffen seien. Das ist das Zeichen. Dann schreibst du an den Königlich Hannoverschen Major Otto von der Venne auf Haus Hövede in Hannover alles Denkwürdige über meine Umstände und lässest es ihm auf gutem Wege durch die Post zukommen. Bei dir ist

Digitized by Google

keine Gefahr! Du bist nicht verdächtig. Nun, deine Rechte nach Turnerbrauch! Heil Reinhold! . . . Du Bruder meines zweiten Selbst! Heil! Die Schergen schlafen! Heil!"

Eine Barbe sprang schnalzend in die mondblaue Luft und klatschte wieder in das Wasser, daß weite zitternde Wellenringe sich langsam verliefen. Durch sie hin glitt der Kahn quer über das Silberflimmern des Neckars, verschwand drüben im Dunkel überhängender Bäume. Der Kies knirschte. Dann wurde alles still.

Es war noch früh am Abend. Von der Kirche drüben in Neckarsteinach schlug es halb zehn. Die Luft spielte lau und lind um Reinhold Nimis' lockigen Kopf, als habe der Fön, der diese Tage über gewütet, sie aus Italien herübergetragen. Es gab solche Märztage am Neckar und am Rhein, die schon die kommenden Graupelschauer und Hagelböen des Aprils übersprungen zu haben schienen und einem kosenden Stück Mai glichen. Durch solche schmeichelnd warme Stille, in der seine Schritte von den Steinbrüchen gegenüber widerhallten, im weißen Dämmern überschneiter Blütenbäume wanderte der Studiosus Nimis allein die mondhelle Landstraße gen Heidelberg, das ein richtiger Bursch wie er in zwei Stunden gut erreichen mochte.

Wie er dahinschritt und neben ihm zur Linken die silbernen Wellen des Neckars bald eilig liefen, bald wieder in stillem, geheimnisvoll dunkelndem Spiegel glitten, war sein junges Herz voll von einem schmelzenden und sehnsüchtigen Neid auf Harro, den Friesen, nicht weil jener jetzt als Märtyrer des Kreuzzugs wider die Knechtschaffenheit durch die Nacht floh, sondern weil er verliebt war. Zu denken, daß man mit der Verena zusammen aufgewachsen war, mit ihr in Mutters Speisekammer genascht und tüchtig Petze gekriegt hatte, und jetzt war das „das göttliche Brenche . . ." Beneidenswert, vor wem ein Mensch sich so verklärte . . . Reinhold Nimis summte leise und lächelnd: Lebe wohl, Herzliebchen mein! und wurde traurig, und dachte sich: Ich habe ja gar keins! . . . Die Heidelberger Mäderche — die zähle ja nit mit! — und breitete im Schreiten die Arme wieder den leutselig lächelnden Mann im Mond und rief: Wo bist du, meine Göttliche? Wo wartest du auf mich? Und lachte wieder und sprach mit ihr, als wäre sie da: Trägst du noch kurze Röckche und Spitzehösche und spielst noch mit den Tocke und der liebe Gott schaut zu, daß du tapfer heranwachst und ein artig Jüngferche wirst? — Irgendwo bist du jetzt schon . . . irgendwo im lieben deutschen Vaterland! . . . Irgendwo sitzest du, verwunschenes Prinzeßche . . .

Und wie da feierlich die Türme Alt-Heidelbergs sich vom klaren Sternenhimmel hoben, die Brücke sich in geschwungenen Bogen über das Rauschen des Hackteufels spannte und droben wie ein Traum aus Mondschein und Dämmerluft die Schloßruine stumm aus geborstenen Steinen das Los des Schönen auf der Erde kündete, da war in dem einundzwanzigjährigen klopfenden Herzen da unten ein Ahnen: überall zwischen Etsch und Belt und Maas und Memel sitzen in deutschen Landen die verwunschenen Prinzessinnen. Heißen deutsche Hoffnungen, deutsche Träume, deutsche Wünsche. Und ganz Deutschland selber ist unsere Königin im Dornröschenschlaf. Und wieder hob er die Arme, als wollte er sie erlösen und sich sein Glück holen: Ich liebe dich, du Göttliche, die ich nicht kenne! Ich liebe dich, Deutschland! Ich liebe dich, Freiheit! Ihr drei seid mir im Herzen eins! Ich bin jung! Ich bin euer Ritter! Wir alle sind jung und harren der Zeit! Und unter dem Brückenbogen sangen die fließenden Wellen: Wach auf, Deutschland! Der Frühling ist da! Die Jugend pocht ans Tor! —

Der Einnehmer oben steckte umsonst seinen Kopf nach dem Kreuzer Brückengeld aus dem Häuschen. Reinhold Nimis ging am rechten Neckarufer weiter. Einzelne Landhäuser standen da in steilen Gärten am Hang des Heiligenbergs. In einem der ersten wohnte die alte Kirchenrätin Siebenhaar und bei der Witwe während des Semesters ihr Neffe, der Studiosus Reinhold Nimis. Das Tor zu dem bescheidenen Landsitz stand offen, ein Zeichen für ihn, daß die Heidelberger Freunde noch oben im Berggarten versammelt waren, zu dem ein Stufenweg zwischen Rebstöcken und Feigengebüsch hinaufführte. Die Nacht war so warm, daß man gut im Freien sitzen konnte, und hier unter dem weißrosenfarbenen Blust der Pfirsich- und letzten Mandelblüte hörte kein Pedell noch Spitzel, was man sprach.

Da waren sie alle, der Kreis aus Süd und Nord, jeder anders wie der andere und alle eben darum, aus dem Lärm des Burschenlebens heraus, einander zu gegenseitiger Erkenntnis suchend, alles Söhne der Ruperto-Karola und Brüder im deutschen Geist. Reinhold Nimis setzte sich in die Mitte der mondhellen jungen Gesichter, drückte ihre Hände und gab dabei Ludwig Hunold, dem radikalen Kurhessen, ein unmerkliches Geheimzeichen, daß der Flüchtling unterwegs nach der Karlsruher Gegend sei. Kein anderer durfte das hier wissen! Auch hier schieden sich die Geister. Eben jetzt sagte Louis Ferdinand von Pritzig, der Rechtskandidat, in schneidendem norddeutschen Tonfall:

„Ihr Kleinbündler und Rheinbündler und Maikäferstaatler, ihr allein seid schuld, daß Deutschland noch das gespenstige Tier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern ist! Immer habt ihr den Österreichern gegen uns Preußen geholfen! Erst bei Leipzig gingen euch die Augen auf!"

„Österreich gehört mit hinein!" rief Ludwig Hunold. Er war ein wilder Geselle und persönlicher Feind des Kurfürsten von Kassel. Narben zogen sich über sein verwegenes Gesicht. Louis Ferdinand von Pritzig sah ihn kühl aus seinen herrischen grauen Augen an. Er hatte einen Adlerkopf mit gebogener Nase und einen junkerlichen Ausdruck um die Mundwinkel, der den andern abging. Er trug sich auch, anders als jene in ihrer sorglosen Burschentracht, als ein junger Mann von Stand.

„Hohenzollern oder Habsburg", sagte er hart und herrisch. „Hundertmal habe ich euch hier das schon erklärt! Einer von beiden kann nur Kaiser sein, und der andere hat sich ihm zu fügen!"

„Nu — wozu brauchen wir einen Kaiser?" Jeanche Weixelbaum aus Köln sprang auf. Er konnte nicht stillsitzen, wenn er sprach. Arme und Beine redeten mit. Er war der Weltmann des kleinen Kreises. Der menschenkundige Rheinländer. Er sprach Französisch wie Deutsch. Er hatte Verwandte in Paris. Er besuchte sie und zählte dort, wenn man ihm glaubte, zu den „Lions" der Seine. Er hatte von dort auch den gewürfelten, in den Hüften abgespreizten Schoßrock, die ebenso karierten, ganz engen Pantalons und den gestutzten Backenbart mitgebracht. Das sah seltsam aus, aber es paßte zu dem schlauen schwarzen Köpfchen mit den ewig unruhigen schwarzen Augen und dem dürftigen kleinen Körper.

„Wir brauchen einen Kaiser," sagte Herr von Pritzig mit lässigem Hochmut, „weil wir auch Könige und andere Fürsten haben!"

„Wozu brauchen wir die Könige? Wozu brauchen wir die Fürsten?"

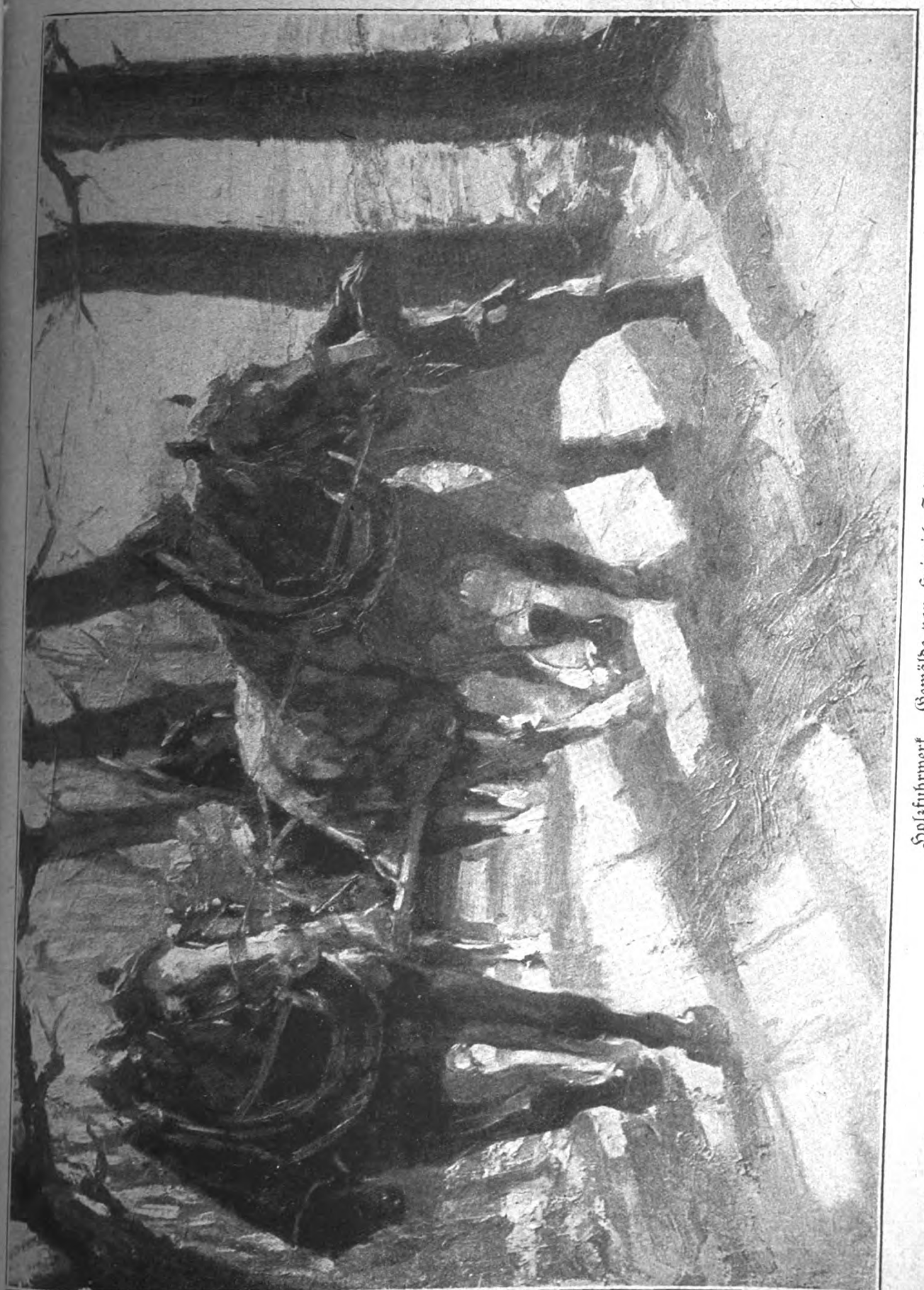
„Jeanche! Nit so hitzig!"

„Weixelbaum — dös san die Sprüch' aus eurem Lesverein!"

Besorgte Blicke richteten sich bergaufwärts. Wenn da oben auf dem nahen Philosophenweg ein böswilliger Philister oder Knote vorüberging, könnte er es hören und dem Stadtdirektor oder dem Kurator nach Karlsruhe melden. Der kleine Weixelbaum dämpfte die Stimme.

„Geht nach Paris!" sprach er. Das war sein Lieblingswort. „Da könnt ihr den Louis-Philipp wackeln sehn. Was wollt ihr? Ich hab' den Herrn Börne selbst dort getreten, und sein Bedienter hat mich hineingeführt, und der Herr Börne war schlechter Laune, weil der Kamin geraucht hat und kein Brief und kein Kuchen aus Frankf

Digitized by Google



Holzfuhrwerk. Gemälde von Heinrich Schüz.

Digitized by Google

von seiner Freundin angekommen war, aber er hat mich doch bei der Hand gefaßt und sitzen heißen und gesagt: ‚Vous êtes un juif de Cologne! Moi, je suis un juif de Francfort! Pas plus! Maintenant!' Aber ich bin Astronom: Ich berechne eine nahe Throndämmerung über Deutschland . . ."

„Wir brauche kein' welsche Tand!"

Der das rief, war der Studiosus Gottfried Wägele, ein biederer, langer, meist schweigsamer Schwabe mit langem, ernstem Gesicht und schalkhaften kleinen Augen. Jeanche Weixselbaums schwarze Pupillen flogen spöttisch zu ihm herum.

„Du denkst, Deutschland kann schon marschieren, weil dein Vater in Württemberg die neuen englischen Lokomotiven repariert und viel Geld mit der Fabrik verdient! Gut so! Soll er's haben! Soll er's besitzen. Mais ce n'est pas essentiel, mes amis! Auf den Geist kommt es an!"

„Also d'r Küni bleibt!" entschied Johann Baptist Breitmoser, der Sohn des Angererbräus in Münchzell am Inn, ein freundlicher, ruhiger oberbayerischer Hüne. „Aber an' Volksmann kriegt er fei' als Minister!"

Der kleine Kölner hörte gar nicht auf ihn. Er griff in die Tasche und holte klimpernd Geld heraus.

„Nu — was hab ich da: Francs und Centimes! Die zirkulieren überall bei uns am Rhein! Da ein Kronentaler! Da Kurantmünz! Sieben Taler sächsisch sind jetzt fünfundzwanzig Gulden Wiener Währung! Da ein holländischer Gulden . . ."

„Weixselbaum — was soll der Schacher?" unterbrach Louis Ferdinand von Pritzig gelangweilt.

„Wie die Geldsorten, so zirkulieren bei uns am Rhein auch die Gedanken!" sprach der Kleine triumphierend. „Wir nehmen von allem das Beste! Lest unsere Rheinische Zeitung in Köln. Ich heb' mir jede Nummer auf, in die mein Freund, der Karl Marx, hineinschreibt. Der ist auch vom Rhein wie ich, aus Trier. Der ist auch Hegelianer! Der sagt euch: Spaß! Was redet ihr noch von den Fürsten! Von den Bourgeois müßt ihr reden! Von dem Kapital! Das Kapital muß weg! Aber das ist für euch zu viel! Ihr seid ja selber Bourgeois!"

„Die Fürsten müssen weg!" beharrte Ludwig Hunold, der Kurhesse.

„Deiner vielleicht, mitsamt dem Kurprinzen! Aber meiner bleibt ruhig trotz dir auf dem Throne hocke!" sagte Gottfried Wägele. „'s isch ja riegeldumm mit deiner Republik!"

„Und die Freiheit?"

„Die Fürsten sollen dem Volk die Freiheit geben!"

„Die Einheit wollen wir", sprach Kilian Falk, der Schwarzwälder, ein sanftes blondes Muttersöhnchen mit goldener Brille, dessen feiner Stimme die rauhe alemannische Mundart wunderlich stand. „Die Einheit mit oder ohne Fürsten!"

Louis Ferdinand von Pritzig, der neben ihm saß, zuckte nur die Achseln. Er war straff und hoch gewachsen und hielt sich gerade wie ein Ladestock. Er wirke immer halb als Fremdling auf die andern. Sie hatten den Eindruck, als sei er nicht unter ihnen, um zu überzeugen oder sich überzeugen zu lassen, sondern um zu beobachten, zu hören und sich das alles einzuprägen, für später! Reinhold Nimis saß auf seiner andern Seite und sagte plötzlich, während es in seinen dunklen träumerischen Augen leuchtete, mit schwärmerischem Ausdruck:

„Die Einheit kommt, Brüder! Sie ist nahe."

Droben über dem Königsstuhl schoß eine Sternschnuppe pfeilschnell am Sternenhimmel hin und auf Deutschland hinunter. Andächtige junge Augen sahen aus dem Bergschatten das Wunder. Dann begann eine Stimme unter ihnen zu singen, leise, ganz leise und vorsichtig:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland? . . ."

Andere Stimmen fielen ein, gedämpft, fast ängstlich, daß nicht ein Büttel oben vom Philosophenweg das gefährliche Lied höre.

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland? . . ."

„Leiser . . . seid doch vernünftig, leiser!"

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland? . . ."

Louis Ferdinand von Pritzig stand auf, um zu gehen. Er hatte nicht mitgesungen. Um ihn sangen geheimnisvoll die Jünglingsstimmen:

„O nein! O nein!
Sein Vaterland muß größer sein!"

Und ob sie wollten oder nicht: der Gesang verstärkte sich, so sehr jeder einzelne auch besorgt um sich schaute. Halblaut, andächtig, verhallte es unter den weißen Frühlingsbäumen und dem goldenen Sternenhimmel der Märznacht:

„Das ganze Deutschland soll es sein.
O Gott vom Himmel, sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben, treu und gut!"

Unten auf der Landstraße am Neckar umarmten sich die Jünglinge und nahmen mit Küssen voneinander Abschied. Morgen hieß es: „Bemoster Bursche zieh' ich aus!" Die Ferien waren da, und Kurhessen und Kölner, Märker und Schwarzwälder, Schwaben und Bayern zogen mit Post und Eisenbahn von der ewig heiteren Ruperto-Karola heim ins Elternhaus, und Reinhold Nimis versprach Wägele und Breitmoser, den Kommilitonen:

„Euch besuch' ich, ihr treuen teutschen Herzen, auf meiner großen Reise nach Wien!"

Dann schritt er mit Ludwig Hunold über die Neckarbrücke. Der Raufbold schlug mit seinem Ziegenhainer eine Tief- und Hakenquart nach der andern in die Luft. Die Hiebe galten nicht dem alten Tyrannen, dem Kurfürsten Karl Theodor, und noch weniger der Göttin Minerva, die da feierlich auf ihren Sandsteinsockeln im Mondschein standen, sondern dem mit seiner Dogge schon lange vorausgegangenen Studiosus von Pritzig.

„Wir brauchen keine Throne und keine Barone", sagte der Kasselaner, und auf seinem leichtsinnigen Spielergesicht flammten die kaum verharschten Schmisse. „Was tut der Junker aus Preußen bei uns? Er ist von dem Holz, aus dem man die Kammerhasen, die Fürstenmietlinge, die besternten Frohnknechte schnitzt! Warum hält er sich nicht zu seinen Leuten? Der Moloch der Reaktion läuft ja am hellichten Tage buntbebändert durch Heidelbergs Straßen!"

Und in der Tat traf Reinhold Nimis ein paar Tage darauf den Rechtskandidaten von Pritzig vor der Hölzerei am Museumsplatz im Gespräch mit einem Korpsburschen, der das blau-weiß-orange Band der Nassovia trug, und einem Milchbart in gelbem Reitfrack und gelben Stulpstiefeln mit seinem Hofmeister. Aber Herr von Pritzig trennte sich mit ehrerbietiger Verbeugung von diesem jungen Standesherrn aus dem Odenwald und von dem Korpsstudenten und schloß sich dem schlichtbürgerlichen Studiosus Nimis auf dem Bummel die Anlagen hinab an.

„Sie möchten wissen, warum ich nicht nur mit meinesgleichen verkehre, sondern, wie mir eben mein Vetter Irxleben vorwarf, mit Strümpfen und Büchsiers herumziehe?" sagte er lachend, aber doch, wie immer, mit schneidender Stimme und sorglosem Dünkel auf dem scharfgeschnittenen Gesicht. „Nun, lieber Nimis, die Irxleben und die Pritzig kenn' ich! Mit denen bin ich aufgewachsen und werde ich hausen, bis man mich in Zackenzin in der Ahnengruft zu den übrigen legt. Wenn ich mit denen auf dem Riesenstein kommerschiere oder in der Kleinkneipe Schlauch und Pereat spiele, erfahre ich nichts Neues vom Leben. Neues aber muß man hören und sehen, wenn man später einmal Menschen beherrschen will!"

Digitized by Google

[illegible] im Dasein sei, daran schien er [illegible] zu zweifeln.

[illegible] frieden!" fuhr er fort, während sie [illegible] Westende der Stadt, wo draußen die [illegible] die Ecke bogen und am Winterhafen [illegible] heim hinschritten. „Mir gefällt vieles [illegible] ßen! Ich weiß nicht, ob Sie hier solche [illegible] verfolgen: Der König hat bei uns [illegible] berufen! In nächster Zeit tritt er zu- [illegible] Landtag in Preußen! Das ist etwas für [illegible] Jakobiner! Mich dünkt, ich sehe die Messieurs Beckerath und Mevissen schon mit der phrygischen Mütze!"

„Und wenn euch eure Landesväter nicht behagen," sagte er, während sie über den Neckar setzten und im „Schwarzen Schiff" Platz nahmen, „mein König ist auch nicht nach meinem Geschmack! Unser Friedrich Wilhelm der Vierte ist geistreich — o gewiß! Aber der Geist hat uns in Preußen noch nie geholfen, sondern der Mut. Er hält viele und schöne Reden! Aber in der Mark heißt es handeln! Er ist schwach. Glauben Sie mir, Nimis, auch wir haben unsere Sorgen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eislauf in deutscher Dichtung * Von George Helfrich.

[illegible] auf, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahr- [illegible] geisterte Anhänger unter den Geistesheroen des klas- [illegible] ters fand, hatte wohl in Friedrich Gottlieb Klopstock [illegible] Vorkämpfer. Unzählige Briefe und Schriftstücke von [illegible] en, mit welcher grenzenlosen Liebe er am Schlittschuh- [illegible] ng, und seine herrlichen Eislaufoden wurden oft zitiert [illegible] en das beste Propagandamittel für diesen damals noch [illegible] verbreiteten Sport.

[illegible] nordische Mythologie, welche schon den göttlichen Eislauf [illegible] te, welche in Uller, dem Gott der Jagd und des Schlitt-

Liebespaar beim Schlittschuhfahren.
Kupfer von Christoph Weigel um 1750.

[illegible] schuhlaufes, und in Tialf, Thors Begleiter, der mit dem Geist des [illegible] Riesen einen Wettlauf hielt, eislaufende Göttergestalten geschaffen [illegible] hatte, bot den Dichtern den geeigneten Stoff, ihre Begeisterung [illegible] klingende Worte zu kleiden. Nach dem Erfinder des Schlitt- [illegible] schuhlaufs forschend, schrieb Klopstock:

„Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?
Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?"

Die Oden „Braga" und „Die Kunst Tialfs" sind den nordischen Göttergestalten gewidmet. „Der Kamin" und „Unterricht" sind weitere Eislaufdichtungen Klopstocks. Mit wahrhaft rührender

Sturz der heiligen Lydwina beim Eislauf (1498).

Liebe nimmt der 73jährige Greis in der Ode: „Winterfreude" 1797 Abschied vom Eislauf:

„Also muß ich auf immer, Kristall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?
Wasserkothurn, du warst der Heilenden einer: ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sommer gesehn!"

Unter den vielen Zeitgenossen, die Klopstock zum Eislauf bekehrt hat, ist wohl Johann Wolfgang von Goethe der bedeutendste. Wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, suchte er in Frankfurt a. M. im Schlittschuhlaufen Vergessenheit für das Liebeserlebnis in Sesenheim. Das war im Jahre 1773. Als er drei Jahre später nach Weimar kam, brachte er dort den Eislauf in Mode. Die Herzogin, Frau von Stein und andere Damen der Hofgesellschaft lernten diese Kunst, auch wußte er sie dem Herzog und all seinen Freunden mit Erfolg zu empfehlen. In „Dichtung und Wahrheit", in Briefen und Tagebüchern hat er oft von seinem geliebten Eislauf berichtet. Mit den Worten:

„Wasser ist Körper, und Boden die Welle! Das neuste Theater
Tut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf."

Der Eiswalzer. Aus Zindel: Der Eislauf, Nürnberg 1825.

Digitized by Google

beginnt eins seiner schönsten Gedichte „Die Eisbahn".

Sein berühmter Weimarer Zeitgenosse Johann Gottfried von Herder hat auch öfters des Eislaufs gedacht, am wirksamsten wohl in den melodischen, stimmungsvollen Versen:

„Wir tanzen, wir schweben
auf tönendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin
und daher:
Der Stahl ist uns Fittich,
der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind eilig und
schweben uns nach."

Welchen Eisläufer entzücken nicht noch heute die Worte von August Graf von Platen:

„Welch ein Glück, dahinzuschwinden
Auf der Fläche klar und eben,
Magisch sich vorüberschweben,
Fliehn sich und sich wiederfinden."

Es gehörte für die Dichter jener Zeit förmlich zum guten Ton, dem Eislauf ihre poetische Huldigung darzubringen. Carl Friedrich Cramer schrieb eine Ode „Tialfs Wettlauf", eine mythologische Verherrlichung des Eislaufs. Friedrich Adolf Krummacher findet im Gedicht „Der Eislauf" begeisterte Worte für diese Kunst. Ferner drückt Carl Friedrich Ramler in Versen die Sehnsucht nach dem Winter und dem Schlittschuhlauf aus.

Goethe beim Eislauf in Frankfurt.
Gemälde von W. von Kaulbach.

Der bekannte Kinderliederdichter Hoffmann von Fallersleben — um einen späteren zu nennen — bringt seinen lieben Kleinen so manches schöne Verschen vom Schlittschuhlaufen, wie zum Beispiel: „Der Eislauf".

„Der See ist zugefroren
Und hält schon seinen Mann,
Die Bahn ist wie ein Spiegel
Und glänzt uns freundlich an.
Das Wetter ist so heiter,
Die Sonne scheint so hell —
Wer will mit mir ins Freie?
Wer ist mein Mitgesell?"

Und wer denkt nicht mit wehmütiger Freude an seine Jugendzeit und an das bekannte Güllsche Gedicht vom Büblein auf dem Eise?

„So ging es und geht es noch heute." Auch unter den Jungen und Jüngsten hat der Eislauf immer wieder seine Lobredner und Sänger gefunden. Man erinnere sich, daß einer ihrer Besten, Georg Heym, kurz vorm Kriege ein Opfer des Eislaufs wurde, daß ihm die klingende Fläche über seinen jähen Tod das Grablied gesungen hat. Das wird sicherlich nicht hindern, daß diesem herrlichen Sport daseinsfrohe Dichter immer wieder Lieder des frohen Lebens singen.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

VIII. Ein Ausflug nach Afrika.

Der Dampfer, auf dem wir untergebracht waren, war wieder ein alter Bekannter, der „General" von der Deutsch-Ostafrika-Linie, den ich von Konstantinopel und Saloniki her kannte und den ich so in französischen Händen von Stufe zu Stufe verkommen sah. Aber auch so, wie er jetzt noch war, erregte er bei den Franzosen Staunen und Bewunderung. „Ah, diese verfluchten Boches! Was haben sie für schöne Dinge gemacht!" Mich rührte es seltsam an, als ich in verschiedenen Zellen die Hängemattennummern noch mit deutschen Namen versehen fand.

Den Raum, in dem wir verstaut wurden, erreichte eben noch die untersten Bullaugen. Es war ein früherer Laderaum, schon von den Deutschen umgebaut und mit Schlafpritschen versehen. Trübes Licht und unerträgliche Hitze erfüllten ihn. Das konnte eine unbehagliche Reise werden.

Die Verwahrlosung des schönen deutschen Schiffes durch französische Schlamperei bezog sich, wie ich bald merkte, nicht nur auf die Äußerlichkeiten. Es war nicht nur alles verschmutzt, was ehedem sauber gewesen war. Sobald die Maschine zu arbeiten begann, merkte ich, daß man auch die hatte verlottern lassen. Durch meinen Beruf war mein Ohr gewöhnt, auf die Stimme einer Maschine zu hören, wie auf die Stimme eines Menschen. Diese hier tat ihm weh; es war eine kranke Stimme. Es war nicht jener feste Takt und sichere Rhythmus in ihr, der so wohltuend ist an einer guten und gut gehaltenen Maschine. Es war schlechte Musik. Es waren schlechte Musikanten. Dem Schiff waren Schlingertanks eingebaut. Auch ihrem unsicheren Gang merkte man an, daß die Franzosen es nicht verstanden, mit guten Dingen gut umzugehen.

Später, als wir an der afrikanischen Küste das Schiff verließen, sah ich die Maschinisten am Heck des Schiffes an der Rudermaschine herumflicken. Auch dabei erkannte ich, wie wenig sie von diesen Dingen verstanden. Die Maschine war ihnen wie ein fremdes unbekanntes Tier. Dabei war noch ein Deutscher unter ihnen, den sie seinerzeit an Bord zurückbehalten hatten, weil sie ganz ohne deutsche Hilfe sich gar nicht zutrauten, mit der Sache fertig zu werden. Sie behaupteten fortwährend, die Deutschen hätten die Maschinen sabotiert, wichtige geheime Teile entfernt oder unbrauchbar gemacht. Ein ganz lächerlicher Versuch, ihre technische Hilflosigkeit zu verschleiern. Na, trotz alledem kamen wir übers Meer, ohne zu ersaufen. Nur daß dieses einst so schön arbeitende Schiff einmal mitten auf dem Meer wegen einer Havarie an der Maschine stundenlang bewegungsunfähig stillag oder langsam triftete.

Der Fußboden des Raumes, in dem wir in Massen zusammengepfercht waren, schied uns von einem darunter liegenden Laderaum. Mit starken Vorhängeschlössern versehene Luken führten dahin. Einige Leute kamen auf den Gedanken, eine dieser Luken zu öffnen; teils aus Neugierde, teils aus lüsternem Übermut, teils in dem vagen Gedanken, bei der Landung sich in jenem Raum vielleicht verstecken, dem Abtransport entgehen und unter Umständen fliehen zu können.

Eine Luke, vielmehr ihr Vorhängeschloß, wurde am Abend in der Tat erbrochen. Um die Aufmerksamkeit

Digitized by Google

der bewachenden Gendarmen abzulenken, hielten einzelne Leute allerhand Vorträge. Die von Marseille mitgekommenen Anarchisten setzten einen lauten Debattierklub in Szene, unser Revolutionsdichter, der auch mitgekommen war, ließ seinen Gesangverein wie wild üben; andere Leute balgten sich. In diesem Getöse verlor sich das Knacken und Ächzen von der Sprengung des Vorhängeschlosses.

Wie aus einem schwarzen Riesenauge sah das Dunkel aus der geöffneten Luke. Ein Mann wurde hinuntergelassen und stolperte nun in dem Bauch des Schiffes herum wie Daumesdick in dem Kuhbauch. Endlich kam er wieder zum Vorschein, erhitzt und erschöpft von der unerträglich stickigen Luft da unten, brachte aber, wie ein Bergmann aus dunklem Schacht eine vielversprechende Erzstufe, eine gefüllte Flasche mit. Es war Champagner.

Nun war kein Halten mehr. Den Spuren des glücklichen Schatzgräbers folgten andere. Sie wurden hinabgelassen und wieder heraufgezogen, wie Taucher nach und von dem Meeresgrund. Und was brachten sie nun alles aus dem absoluten Dunkel da unten ans zweifelhafte Licht unseres Gefängnisses: Ganze Kisten mit Delikatessen, Konserven, Schokoladen und vor allem immer wieder Champagnerflaschen. Nach und nach wurden deren fast zweihundertfünfzig heraufgehievt.

Da hob in allen Winkeln eine heimliche Orgie an. Ölsardinen wurden mit den Pfoten aus der Büchse gegessen, feine Fleischfarcen mit den schmutzigen Fingern aus den Dosen gestrichen. Dann stimmten einige Leute ein Lied an, und während sie sangen und schrien, sprangen die Pfropfen ungehört von den Flaschen, und die überschäumenden wanderten von Hand zu Hand.

Alle Stadien und Formen der Zügellosigkeit entwickelten sich. Verbrecherinstinkte witterten Gelegenheit und gingen auf Raub aus, ihrem Trieb folgend, wie der Marder bei Nacht. In dem dunklen Laderaum unten hatte man auch Postsäcke für Saloniki und Konstantinopel entdeckt. Sie wurden aufgerissen, die Briefe herausgezerrt und geöffnet oder verschleudert, nach Geld durchsucht und ausgeplündert. Eine widerliche Sache. Zum Teil wurden die Briefe zwar wieder in die Säcke zurückgestopft, aber viele gingen hier für ihre Empfänger rettungslos verloren.

Die ihrer Drähte und Korken entfesselten Champagnergeister trieben ein immer tolleres Wesen in den Köpfen. Die Vorsicht flog davon. Die wachehabenden Gendarmen, die durch Luken und über Treppen von oben her in das immer wachsende Getöse sahen, begriffen gar nicht mehr, was da los war. Als sie näher zusahen, begriffen sie erst recht nicht, wie ihre Pfleglinge in einen Zustand geraten konnten, der totaler Betrunkenheit so ähnlich sah wie der Stock dem Stecken. Die Gendarmen kamen zu uns herunter, fingen an zu fragen, zu schimpfen, zu untersuchen. Doch immer mit einiger Zurückhaltung, denn schließlich waren sie trotz ihrer Waffen hier doch nur ein paar Leute im Gedränge von einigen hundert Gefangenen, die meistens betrunken und dadurch vielfach ganz hemmungslos geworden waren.

Endlich wurde die erbrochene Luke entdeckt und so das Übrige erraten. Das gab ein Hallo. Die Gendarmen wollten einige Leute festnehmen. Aber die Masse der Gefangenen scharte sich zu deren Schutz zusammen. Als nun einer der Gendarmen sich dazu hinreißen ließ, auf einen widerstrebenden Mann einzuschlagen, entstand ein förmlicher Aufruhr. „Schlagt sie tot!“ gellte eine Stimme, und ein allgemeiner Wutschrei stand steil auf. Man sah irgendwo eine erhobene Waffe. Da flog eine leere Flasche, von unsichtbarer Hand geschleudert, durch den Raum und traf einen der Gendarmen im Vorbeifliegen so hart an der Stirn, daß man sah, wie ihm aus klaffender Wunde das Blut jäh übers Gesicht schoß. Neuer Wutschrei und Hetzruf, und krachendes Aufschlagen von wild geschleuderten Flaschen auf eiserne Platten. Dazu stimmten ein paar unserer Anarchisten jetzt den wilden Sang unseres Revolutionsdichters an, und viele Stimmen fielen schreiend, brüllend, wiehernd vor Raserei ein. Den Gendarmen blieb nichts übrig, als sich Hals über Kopf die Treppe hinauf in Sicherheit zu bringen.

So herrschte also Kriegszustand zwischen oben und unten. Mit wilden Rufen drohten die einen hinauf; andere, von ihrem Rausch hinweggehoben über allen Ernst und alle Schwere dieser Lage, schwangen frisch geöffnete überschäumende Flaschen und tranken den in die Flucht getriebenen Gendarmen lachend zu.

Natürlich konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß dieser trunkene Sklavenaufstand eine aussichtslose Sache war. Von der Treppe herab blickten uns Revolverläufe entgegen, ja nach einem Weilchen war dort ein Maschinengewehr gegen die meuternde Unterwelt in Stellung gebracht. Jeder Versuch, auch nur bis zur Treppe zu gelangen, hätte Tod bedeutet. Das ernüchterte denn die trunkenen Hirne zusehends. Wie knurrende, bellende Hunde vor dem drohenden Knüppel, zogen sich die eben noch so wütenden Leute zurück. Aus dem Halbdunkel und aus unübersichtlichem Menschenknäuel heraus kamen noch Rufe sinnloser Drohung: „Bluthunde, wir werden euch aufhängen!“ Oder ein Mißton verlogener Kameradschaftlichkeit: „Schämt ihr euch nicht, auf Kameraden zu schießen?“ Dabei hatte man vor zehn Minuten noch die so als Kameraden Beschworenen am Leben bedroht, mit Flaschen bombardiert und einen von ihnen blutiggeschmissen. Warum? Weil die Leute versucht hatten, ihre Pflicht zu tun. Hätten sie im Ernst ruhig zusehen sollen, wie das Schiff geplündert wurde, wie hier unten widernatürliche Orgien mit Räuberbeute gefeiert wurden? Welche seltsamen Begriffsverrenkungen! Welche Unfähigkeit zur simpelsten Einsicht und Billigkeit. Eine babylonische Verwirrung alles Denkens. Ein sinnloses Aneinandervorbeidenken und -reden. Tollhäuslerwesen aus Trunkenheit, Dummheit und Böswilligkeit.

Hundertmal hatte sich alles in mir aufgebäumt gegen sinnlose Brutalität und boshafte Quälerei, die Gefangenen angetan wurde. Aber hier zeigte sich, wie Büttel und Sträflinge vom selben Holze geschnitzt waren. Es unterschied sie nichts als ihre Lage. Hätte man sie ihre Rollen vertauschen lassen, so wäre doch dieselbe menschliche Tragikomödie wie zuvor weiter gespielt worden, — eben mit vertauschten Rollen. In einer Minute offenbarte die Mehrzahl dieser Hunderte von Gefangenen all dieselbe Brutalität, Bosheit, Sinnwidrigkeit, über die sie sich mit Recht beklagten, wenn sie von anderen sie zu fühlen bekamen.

Die Gendarmen hatten uns ja vollkommen in der Hand. Sie klappten einfach die Luke über uns zu und überließen uns unseren Betrachtungen und der Weisheit der Rädelsführer dieses sinnlosen Aufstandes der Betrunkenheit. Dadurch hatten wir uns um nichts verbessert. Da die Bullaugen unseres Raumes zugeschraubt waren, war jene Luke über uns der einzige Ausweg für die Ausdünstungen einiger Hunderte von Gefangenen. Die faden Gerüche von hundertfach verschüttetem Wein und Schnaps, die widerliche Atmung von hundert Betrunkenen erfüllte den Raum mit Ekel. Haßerfüllte Gespräche kreuzten sich wirr mit den Äußerungen trunkener Albernheit. Endlich erstarb der Tumult, der wie eine hirnlose Panik über uns gekommen war, in Müdigkeit, in Teilnahmlosigkeit, in vielfachem feigem Ducken, in erwachender Angst vor den Folgen. Da saßen ernüchterte Leute stumm für sich oder in flüsternden Gruppen; da lagen hundert Betrunkene am Boden und schnarchten mit offenen Mäulern dem grauen Elend des nächsten Morgens entgegen.

Dieser Morgen aber ging viel glimpflicher vorüber, als wir's erwarteten. Nachdem es Tag geworden war, kam

Digitized by Google

eine Anzahl bewaffneter Gendarmen zu uns herunter, um den Raum zu untersuchen, während andere von Treppe und Luke aus ihn mit ihren Waffen beherrschten. Wir erwarteten eine scharfe Untersuchung und die Verhängung schwerer Strafen. Aber nichts dergleichen geschah. Die Gendarmen vermieden jede Reizung der Gemüter. Sie begnügten sich damit, die erbrochene Luke wieder zu verschließen. Im übrigen schienen sie wenig Lust zu haben, sich in eine uferlose Untersuchung einzulassen. Die Ohnmacht ihres Aufstandes hatten die Gefangenen ja erkennen müssen. Nach dem Rausch war ein vielfaches graues Elend gekommen. Ein neuer Versuch zur Meuterei war nicht zu befürchten. Warum sollten diese Hüter, die uns bald genug los zu werden hoffen durften, sich noch endlose Scherereien und Ärger mit uns machen. So ließ man uns ungeschoren, und das war wohl das Gescheiteste, was man aus einer so unklaren Angelegenheit machen konnte.

Hans Holbein der Jüngere: Die apokalyptischen Reiter.

Von dem Erbrechen der Postsäcke und dem Aufreißen der Sendungen her lagen noch allerhand aus ihren Umschlägen gerissene Briefe hier und dort am Boden umher. Ich nahm sie an mich. Bei einigen gelang es, den dazugehörigen Umschlag und die Adresse festzustellen. Diese mögen ihre Bestimmung noch erreicht haben. Bei anderen war die Feststellung des Adressaten nicht mehr möglich. Ich las sie durch. Es war eine seltsame Empfindung, so gleichsam zu hören, was für eine andere Seele gesagt war, und zu wissen, daß jene andere Seele nie erfahren würde, was da für sie gesagt, gedacht, gesorgt war. Es war, als ob ich die Stimmen von umirrenden Geistern hörte, die nicht heimfinden konnten. Ich weiß noch fast auswendig den Brief eines Vaters an seinen Sohn, der englischer Soldat war. Er sprach von seiner großen Freude, endlich erfahren zu haben, daß der Sohn noch lebe und wohin ihn der Krieg verschlagen habe. Er erzählte danach mit vorsichtigen Worten — man glaubte beim Lesen das Zögern zu spüren, mit dem sie geschrieben waren —, daß das Herz der Mutter nicht mehr durch die Kunde vom Leben des Sohnes erfreut worden sei, daß die Mutter in Unruhe und Sorge um den Verschollenen gestorben und mit Gram in die Grube gefahren sei. Von ihren letzten Tagen, Stunden, Worten war die Rede. Es war mir beim Lesen, als ob ich fühlte, wie jedes Wort suche nach dem Herzen des Sohnes und nun unsicher in die Irre flackere, da es seine Bestimmung nicht finden konnte. Von kleinen Dingen war die Rede, von jenen kleinen Dingen, in denen die Seele der Heimat wohnt, aus denen sie flüstert, wie ein träumendes Vogelzwitschern unterm Dach. Dinge, Worte, Töne, wie sie wohl nur laut werden in der verhaltenen Sehnsucht eines Vaters nach dem Herzen seines Sohnes. Es war mir, als hörte ich sie durch das Dunkel einander rufen, aber einander nicht erreichen. — —

Die Überfahrt dauerte keine drei Tage. Es war um die Mittagszeit, als wir Bizerta, den französischen Kriegshafen an der Nordafrikaküste, erreichten. Die ganze Bevölkerung war zu unserem Empfang auf den Beinen. Auch hier erregte der „General" noch in seinem heruntergekommenen Zustand Aufsehen. Er war das stattlichste Schiff, das je hier angelegt hatte.

Wir mußten gruppenweise unser Gefängnis verlassen und wurden in Viererreihen aneinandergefesselt. Das dauerte lange und war für die Eingeborenen eine Augenweide, so viele Weiße in Ketten zu sehen. Männer und Weiber grinsten vor Freude bis hinter die Ohren; braune und schwarze Jugend umsprang uns mit Gelächter und Geschnatter. Mir war das Ganze dennoch eine Erquickung, da ich zum erstenmal wieder frische Luft roch.

Dicht am Landungskai standen Eisenbahnwagen für unsere Aufnahme bereit. Wir wurden verladen. An den Wagentüren nahmen Gendarmen und algerische Schützen Platz. Die Fesseln waren uns so fest angezogen worden, daß uns die Hände und Finger blau anliefen. Das war wohl doch noch eine nachträgliche Strafe für die Champagnerrevolution. Wir konnten uns kaum nebeneinander bewegen. Das Verlassen des Schiffes und das Besteigen der Eisenbahnwagen in diesem Zustande war eine Qual. Als der Zug, der uns von Bizerta nach Tunis bringen sollte, schon in Bewegung war, baten wir die Gendarmen, uns die Fesseln etwas zu lockern. Die große Verstärkung durch algerische Schützen, die sie für unseren Transport erhalten hatten, gab ihnen Mut und Laune, die Bitte zu erfüllen.

Ich war der eine Flügelmann meiner Viererreihe, also nur an e i n e r Hand gefesselt. Nach deren Lockerung machte ich durch behutsames, fleißiges Reiben die gefesselte Hand möglichst geschmeidig und versuchte es, die Fessel nach und nach abzustreifen. Da meine Hand verhältnismäßig schmal ist, gelang mir das tatsächlich. Von dieser Sekunde ab waren alle meine Nerven auf die Möglichkeit gespannt, einen Sprung aus dem fahrenden Zug hinaus zu tun. Unser Wagen hatte zwei Schiebetüren, die wegen der herrschenden Hitze offen standen. Aber an den offenen Türen saßen mit ihren Gewehren in den Händen die algerischen Schützen und neben diesen die Gendarmen. Man war nicht den Bruchteil einer Sekunde unbeobachtet; man konnte keine Bewegung machen, ohne beobachtet zu werden. Zudem spürte ich, wie der Mann neben mir unruhig wurde, als er merkte, daß ich mich meiner Fessel entledigt hatte; ich mußte vor einer Handbewegung von ihm innerlich zittern; sie konnte mich verraten. Er selber war offenbar völlig im ungewissen, wie er sich verhalten sollte. Zum Verräter wollte er doch nicht gerne werden; das ging gegen alle Ehrbegriffe, wie sie sich in Gefängnissen und unter Mitgefangenen herausbilden. Aber stillschweigend abwarten, bis ich einen Versuch zur Flucht machte, war natürlich auch eine fatale Sache für ihn. Denn er konnte sich leicht sagen, man würde ihm schwerlich glauben, daß er, mit mir an dieselbe Bank, an dieselbe Kette gefesselt, gar nichts von meiner heimlichen Befreiung gemerkt haben sollte. Es war eine Lage voll ungeheurer Spannung und qualvoller Unsicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die apokalyptischen Reiter * Von Friedrich Hussong.

Unter den grandiosen Gesichten, welche die „Offenbarung Johannis“ beschwört und die immer wieder, namentlich dann, wenn die Zeiten sich wenden, wenn gewaltig die Not über die Erde und über die Völker geht, starke Geister anziehen und schwache verwirren, ist keines grandioser als das der apokalyptischen Reiter. Wie ein furchtbarer Geisterzug braust diese gewaltige Phantasie durch Jahrhunderte, durch Jahrtausendweite. Und immer, wenn wieder einmal die Zeit erfüllet ist, erneuert sich das uralte Gesicht zu unmittelbarem Erlebnis.

Es ist im sechsten Kapitel der Apokalypse, daß das Lamm, umstanden von den vier Tieren, das Buch mit den sieben Siegeln empfangen hat und nun, Siegel um Siegel eröffnend, Schrecken um Schrecken entfesselt:

„Und ich sahe, daß das Lamm der Siegel eines auftat; und ich hörte der vier Tiere eines sagen als mit einer Donnerstimme: Komm und siehe zu!

„Und ich sahe, und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus, zu überwinden, und daß er siegte.

„Und da es das andere Siegel auftat, hörte ich das andere Tier sagen: Komm, und siehe zu!

„Und es ging heraus ein anderes Pferd, das war rot; und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich untereinander erwürgeten, und ihm ward ein groß Schwert gegeben.

„Und da es das dritte Siegel auftat, hörte ich das dritte Tier sagen: Komm, und siehe zu! Und sahe, und siehe, ein schwarzes Pferd, und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand.

„Und ich hörte eine Stimme unter den vier Tieren sagen: Ein Maß Weizen um einen Groschen und drei Maß Gerste um einen Groschen; und dem Öl und Wein tue kein Leid

„Und da es das vierte Siegel auftat, hörte ich die Stimme des vierten Tieres sagen. Komm, und siehe zu!

„Und ich sahe, und siehe, ein fahles Pferd; und der darauf saß, der Mann hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf Erden mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod . . .“ — — —

So braust nun der gewaltige Zug durch Jahrtausendweite. So braust er durch das Grauen der Menschheit, wenn die Seuche, wenn der Krieg, der Hunger, der Tod aufstehen gegen die Menschen und mit Schwert und Wage Tribut von allem Leben nehmen. Es ist natürlich, daß diese kolossalische Vision immer wieder die Phantasie der Künstler zur Gestaltung gereizt hat. Natürlich, daß immer wieder starke Bildner ihre Kraft daransetzen, dem Auge sichtbar zu machen, mit Stift und Farbe zu gestalten, was hier ein gewaltiger, wie von Schauern und Schrecken umschatteter, wie von Blitzen durchfurchter Geist vorträumte.

Solange die Hand deutscher Meister Bild und Zeichnung gestaltet, so lange sucht sie immer wieder einmal hier ihr Meisterstück zu machen. Die Hand des wackeren Holbein schon sucht treulich Zug für Zug das Bild nachzuziehen, das die Vision des düsteren Apokalyptikers beschreibt, von dem Mann mit der Krone und dem Bogen bis zu dem Tod, dem er die Hölle nachfolgen läßt. Zug für Zug ist Albrecht Dürer, der große Deutsche, dem Entwurf Holbeins gefolgt. Die ganze Anordnung, jede einzelne Figur, jede einzelne Geste, vom rufenden Engel oben bis zum gähnenden Höllenrachen unten, von den geschwungenen Wageschalen der Teuerung bis zu den in Todesnot unter den Rossehufen hingemähten Menschenkindern, — alles, was schon der Griffel Holbeins sichtbar machte, kehrt bei Dürer wieder. Aber dennoch, welche gewaltige Steigerung von der holzschnittenen Naivität des älteren Blattes zu der bewußten Meisterschaft Dürers, der in seinen Blättern zur Apokalypse, deren dieses eins ist, als erster sich ganz der visionären Kraft der „Offenbarung“ gewachsen zeigt. Man verfolge diese Steigerung in jeder Einzelheit, und man wird die volle Freude künstlerischen Wachstums nachfühlen. Der Tod hier und dort, der Höllenrachen hier und dort, die hinbrechenden Menschenleiber hier und dort. Und über dem Ganzen bei Dürer statt der lichten flachen Stimmungsarmut des älteren Blattes die mit kühner Gegeneinanderstellung von Schwarz und Weiß geschaffene gewitterhafte, weltuntergangshafte Stimmung von grandiosem Pathos.

Albrecht Dürer: Die apokalyptischen Reiter.

Wieder wie anders die Gestaltung desselben Themas auf dem riesischen Karton von Peter Cornelius, dem nichts Fertigeres gelang als diese Unfertigkeit. Wie in dem Blatt vor-

Digitized by Google

Die apokalyptischen Reiter. Von Peter von Cornelius.

Dürer die deutsche Renaissance inbegriffen ist, so in dem Karton von Cornelius das Beste, was die Neuklassizisten uns zu sagen und zu geben hatten.

Bleibt bei allem Abstand der Zeit und des Charakters doch auch Cornelius mit seiner Auffassung noch völlig im Rahmen der Auffassung jener alten deutschen Meister, so geht Arnold Böcklin ganz seinen eigenen Weg. Es ist, nach jenen zeichnerischen Gestaltungen, der Weg des rein Malerischen. Böcklin macht sich frei von den Einzelheiten des Gegenständlichen. Er sucht nur die Gesamtstimmung der apokalyptischen Vision ins Bild zu bannen; und mit prachtvoller Gewalt in der Tat braust diese durch sein Bild: „Ich sah, und siehe, ein weißes Pferd, . . . und ein anderes Pferd, das war rot, . . . und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd . . .“ Keine überrittenen Menschenleiber, keine geschwungene Sense, kein Pestbogen, kein Höllenrachen. Nicht einmal vier Pferde, sondern nur dreie, und doch fehlt nichts. Die überwältigende Gesamtstimmung läßt an all dies einzelne nicht denken. Die Apokalypse ist unter die Moderne geraten.

Und sie bleibt ihr ein Thema von unwiderstehlichem Reiz. Noch allerjüngst sah man einen der Allerneuesten, Erich Waske, in fragwürdigen Wandgemälden und in stark wirkenden Schwarz-Weiß-Blättern mit dem Gegenstande ringen. Und der Münchener Eduard Baudrexel führte die Behandlung des Themas auf dem Wege weiter, den schon Böcklin einschlug, indem er das Malerische über das Zeichnerische herrschen ließ und das Stimmunghafte über das Gegenständliche, das Traumhafte über das Rationalistische.

Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß nach der deutschen Renaissance, nach dem deutschen Klassizismus, nach dem Impressionisten Böcklin — wenn es erlaubt ist, den großen Meister einmal unter ein kleinliches Sammelwort zu begreifen — nun auch der allerjüngste Expressionismus sich dem Thema der Apokalypse zuwendet. Wieder einmal wendet und windet sich Zeit und Welt unter gewaltigen Wehen. Wann je ist der Zug der apokalyptischen Reiter, wann ist Hunger, Seuche, Not und Tod furchtbarer über die Erde gegangen als heute? Was ist natürlicher, als daß Bildnergeist wieder die uralte Vision der Apokalypse beschwört: „Komm, und siehe zu!“

Daß wir so mitten durch den Hexensabbat des Expressionismus von heute auch den uralten Zug der apokalyptischen Reiter seinen Weg nehmen sehen, ist so merkwürdig nicht, als es oberflächlichen Betrachtern erscheinen möchte. Denn was den Kern von sittlicher und künstlerischer Berechtigung in dem kreisenden Chaos dieses so absurd sich gebärdenden Expressionismus von heute ausmacht, ist ja dies: daß er im Grunde und soweit er wirklich Element ethischen und künstlerischen Fortschrittes ist, einen Gegenschlag des Irrationalismus gegen platten breiten Rationalismus bedeutet. Das allein schon muß so manchem der besten unter seinen Jüngern und Trägern die Visionen des biblischen Apokalyptikers wahlverwandt erscheinen lassen.

Föhn * Von Karl Berner.

Des Winters Last ruht weiß und schwer
Auf meines Waldes starken Zweigen;
Ein warmer Hauch von Süden her
Umschmeichelt sie, die still sich neigen.

Und von den Bäumen schmilzt die Last
In schweren, hellen Tropfen nieder —
Und ich, des Waldes Wintergast,
Ich fühle meine Tränen wieder —

Die Tränen, die aus starrem Gram
Auf deine schlanken Hände rannen,
Als deine Liebe zu mir kam,
Lind wie der Föhn zu meinen Tannen

Digitized by Google

Das nervöse Kind * Briefe eines Arztes * Von Dr. Carl Potozky.

VI Nervosität des Schulkindes.

Liebe gnädige Frau! Ihr Zwillingspärchen, über das Sie mir heute berichten, sehe ich noch vor mir, als es das Licht der Welt erblickte. Es waren zwei recht zarte Wesen, die uns zuerst viel Sorge machten, und nur Ihrer liebevollen Pflege war es wohl zu danken, daß wir die kleine Else und die kleine Marie trotz mehrfacher kritischer Perioden großzuziehen vermochten. Nun ist die Zeit rasch vergangen, die Mädel wurden größer, und ich hatte sie ganz aus den Augen verloren, bis ich jetzt durch Ihren Brief wieder lebhaft an die alten Zeiten erinnert wurde. Wenn ich das Alter Ihrer Töchter richtig schätze, so müssen die beiden jetzt zwölf Jahre alt sein, und so würde ich sie mir gern als frische, lustige Schulmädel vorstellen. Nun stellt sich nach Ihrer Schilderung das Bild leider anders dar, und zwar sind Sie mit beiden Kindern nicht ganz zufrieden, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Else ist demnach ein unruhiger Geist, mit dem schwer fertig zu werden ist. Sie ist lebhaft, überstürzt sich beim Sprechen, das Essen schlingt sie hastig herunter. Bei Tisch sitzt sie nicht still, spielt mit Teller und Löffeln, wirft ein Glas oder das Salzfaß um, schaukelt auf dem Stuhl, daß dieser zu stürzen droht — kurz, das Bild des „Zappelphilipp" aus dem Struwwelpeter. Sie und besonders Ihr Gatte, der ermüdet aus dem Berufe nach Hause kommt und seine Ruhe haben will, werden heftig, schelten und schlagen auch wohl einmal, ohne jedoch irgend eine Besserung in dem Benehmen des „unartigen" Kindes erzielen zu können. Und dazu kommen aus der Schule Klagen über Klagen — um so unangenehmer, als das Kind intelligent ist und nicht lernt. Bemerkenswert ist, wie Sie schreiben, der Unterschied der Zensuren in den Leistungen und der in Betragen und Aufmerksamkeit. Während in jenen die guten Noten vorherrschen, verschlechtert sich die Bewertung des Betragens und der Aufmerksamkeit in jedem Zeugnisse. Die Klassenlehrerin klagt darüber, daß das Kind nie ruhig auf der Bank sitze, nicht „Vordermann halten" könne und auch sonst den Unterricht stört. So lache sie plötzlich über irgendeine Belanglosigkeit, knacke laut mit den Fingern, drehe sich nach den hinter ihr sitzenden Kindern um, könne es auch nicht lassen, sich dann und wann mit den Nachbarn zu unterhalten. Dann wieder stemme sie geräuschvoll die Füße gegen die vordere Bank, schnitze auch wohl Figuren in den Tisch und bemale ihn mit Bleistift und Feder — kurz, es vergehe kein Tag, an dem sich das Kind nicht einen ernsten Tadel zuziehe. Nun hat die anscheinend sehr verständige Lehrerin über das Kind nachgedacht und ist zu der Überzeugung gekommen, daß das Gesamtbild der Erscheinungen auf Nervosität schließen lasse. Sie hat sich offen darüber zu Ihnen ausgesprochen, und so wenden Sie sich nun mit Bericht und Fragen an mich. Sie betonen dabei mit Entschiedenheit, daß das Kind sehr intelligent sei und gute Charaktereigenschaften besitze. Nur letzthin seien Sie stutzig geworden, als es sich herausstellte, daß das Kind die Schule geschwänzt habe und statt dessen einen längeren Spaziergang durch die Stadt, anscheinend ohne bestimmtes Ziel, gemacht habe. Nun, diese letzte Klage, die Ihnen viel zu denken gab, liegt den übrigen Störungen nicht so fern, wie es den Anschein hat. Denn durch sämtliche Störungen, von denen Sie mir berichten, zieht sich die besonders ausgeprägte motorische Unruhe, die dem Kinde zu schaffen macht.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Die apokalyptischen Reiter. Gemälde von Arnold Böcklin.

Ehe ich Ihnen nun Ratschläge erteile, wie Sie Else zu behandeln haben, will ich mich zunächst noch Marie zuwenden.

Ihre kleine Marie war, wie ich mich erinnere, bereits in den ersten Kinderjahren ein ängstliches Kind. Als sie dann zur Schule kam, verlor sich zunächst unter den andern Kindern ihre Zurückhaltung, und so hofften Sie auf einen anhaltenden günstigen Einfluß der Schule. Leider war dies nicht auf die Dauer der Fall. Im Gegenteil wurde besonders in den letzten Jahren aus der zurückhaltenden Scheu eine bebende Angst, und zwar Angst vor Lehrer und Mitschülerinnen, so daß zeitweise der Schulunterricht für das Kind geradezu zur Qual wurde. Jede harmlose Neckerei der Mitschülerinnen rief einen Tränenstrom hervor, scheu

Digitized by Google

schlich sich das Kind beiseite, sobald es eine Gruppe anderer Kinder sah; sie kam sich fremd und wie ausgestoßen diesen Kindern gegenüber vor. Angst prägte sich auf ihrem Gesicht aus, Angst in jeder Bewegung. Diese Angst beeinflußte schließlich auch die körperlichen Funktionen. Herzklopfen, Appetitlosigkeit, blasses Aussehen waren die Folge. Das blasse Kind mit dem gedrückten Wesen wirkte geradezu mitleiderregend. Die Ärzte, die Sie befragten, erklärten Ihnen, daß das Kind organisch gesund sei, und dieses Urteil war durchaus richtig. Denn ich bin überzeugt, daß auch die elende, blasse Farbe lediglich auf nervöser Grundlage beruht. So würden wir, wenn wir das Blut des Kindes untersuchten, sicherlich einen völlig normalen Blutbefund zu erwarten haben.

Die kleine Marie nimmt bereits das Leben schwer. Während robuste Kinder friedlich schlafen und erst geweckt werden müssen, um dann frisch aufzuspringen und an die Arbeit zu gehen, schläft Marie unruhig. Sie wacht mitten in der Nacht auf, weint vor sich hin. Auf Befragen erklärt sie schluchzend, sie habe sich in der am nächsten Morgen in der Schule vorzulegenden Hausarbeit einmal verschrieben und ihr bange daher vor dem strengen Blicke der Lehrerin. Dann verfällt sie wieder in einen unruhigen Schlaf, um lange vor der Zeit aufzuwachen und dauernd nach der Uhr zu sehen, ob sie nicht etwa die Zeit zum Aufstehen versäumen könnte. Dabei jagen ängstliche Gedanken durch ihren Kopf, wie sie wohl den heutigen Schultag vor Lehrern und Mitschülerinnen bestehen werde. Die Schlafstörungen arteten bei der Kleinen, wie Sie schreiben, derart aus, daß sie in somnolentem Zustande nachts aus dem Bett stieg, durchs Zimmer lief oder auf den Stuhl oder den Waschtisch zu klettern versuchte. Mit sanftem Zwange wurde das Kind dann ins Bett zurückgebracht; am nächsten Morgen war keine Erinnerung an diesen Vorgang mehr vorhanden. Keineswegs erfrischt verläßt das Kind am Morgen das Bett. In Gedanken versunken, stürzt es dann hastig die Suppe oder die Milch herunter, das Gebäck rührt es oft nicht an, um nicht zu spät zur Schule zu kommen, und nicht selten kommt es vor, daß in der Aufregung das Frühstück wieder erbrochen wird. Hastig und abgehetzt kommt dann Marie in der Schule an, verlegen und ängstlich gibt sie die verkehrtesten Antworten, wird bei jedem Tadel der Lehrerin oder dem Gekicher der Mitschülerinnen noch ängstlicher, wird bald blaß und rot, bis sie sich schluchzend auf ihren Platz wieder niederläßt. In der letzten Zeit bemerken Sie sogar, daß die Kleine, sobald sie in Erregung kommt, stottert. Zunächst trat diese Sprachstörung nur nach sehr starken Erregungen auf, jetzt genügt die leiseste Erregung oder eine an das Kind gerichtete unerwartete Anfrage, um das Stottern auszulösen.

So treten immer neue krankhafte Erscheinungen auf. Es ist daher kein Wunder, daß das arme Wesen allmählich immer mehr an Nerven- und Körperkraft einbüßt. Dieser Niedergang wird durch die Unlust am Essen beschleunigt, die so weit geht, daß das Kind sein Frühstücksbrot, das es in die Schule mitnehmen soll, versteckt, aus der Angst heraus, die Eltern könnten sich über seine Appetitlosigkeit grämen oder darüber schelten. Ich habe bei manchen derartigen Kindern ganz außergewöhnliche Verstecke erlebt, die oft erst beim „großen Reinmachen" im Winkel der Wohnung — bisweilen erst nach vielen Monaten — zutage traten. Beim Mittag- und Abendessen ist der Appetit nicht größer. Ich kann mir denken, wie Ihnen selbst der Appetit vergeht, wenn Sie sehen, daß sich das Kind abquält, mit der Gabel auf dem Teller herumstochert und an jedem Bissen würgt. Es ist dies ein unerfreulicher Anblick, der an mancher Familientafel Sorge, aber auch Zank hervorruft, jedenfalls den Frieden des Mahles erheblich stört.

Die Angst macht nun auch das kleine Wesen geradezu pedantisch und skrupulös. Wenn sie im Einzelfalle nicht derart überwuchert, daß sie, wir wir es vorhin beim Verstecken des Frühstücks sahen, zu verbotenen Handlungen führt, so bemerken wir an der Kleinen im allgemeinen eine peinliche, fast übertriebene Wahrheitsliebe oder vielmehr eine krankhafte Angst vor einem Verstoß, den man ihr zur Last legen könnte. Ich kann mir ganz gut Ihre Klage vorstellen, Sie könnten es schon nicht mehr mit anhören, wenn das Kind auf viele Ihrer Fragen nicht mit einem bestimmten „Ja" oder „Nein" antwortet, sondern nur mit dem vorsichtig reservierten „Ich weiß es nicht genau". Keine Ermahnung scheint da zu nutzen, stets erhalten Sie die gleiche Antwort.

Fasse ich all das zusammen, so haben wir es hier doch mit typischen Fällen nervöser Schulkinder zu tun! Und wenn es auch zunächst den Anschein hat, als ob die unstete Else ein ganz anderes Bild darbiete als die ängstliche kleine Marie, so stellen beide Typen doch nur Spielarten des großen nervösen Komplexes dar, sind also vom ärztlichen Standpunkte aus nicht mit dem so rasch hingeworfenen Wörtchen „unartig" abzutun.

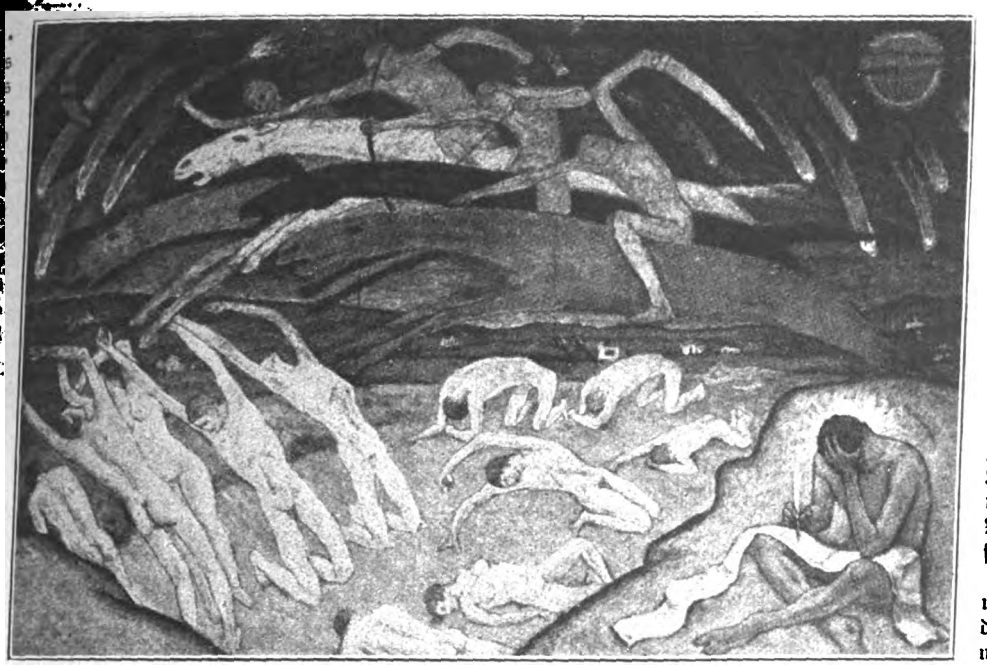
Es wird für die Eltern und Erzieher bei beiden Kindern ganz besonderer Überlegung bedürfen, stets das Richtige zu treffen. Denn so ganz gleich sind beide Kinder nicht zu behandeln. Bei Else wird man besonders bestimmt auftreten müssen, hier wird auch mal eine überlegt angewandte Strafe am Platze sein. Natürlich ist Strafe nicht zu oft anzuwenden, sonst verliert sie an Wirkung. Bei der ängstlichen Marie dagegen wird man erst vorsichtig in das Vertrauen einzudringen haben, sie erst zugänglich und zutraulich machen müssen, ehe man auch bei ihr die Methode einer entschiedenen Beeinflussung anzuwenden hat. Sie fragen mich: „Soll man die Kinder in der Schule belassen, oder soll man sie zu Hause unterrichten?" Im Prinzip bin ich immer dafür, nervöse Kinder, solange es irgend geht, in der Schule zu lassen. Gerade durch den Verkehr mit anderen Kindern schleifen sich viele Störungen ab. Die Ablenkung und das Beispiel sind dabei wesentliche Heilfaktoren. Bei Else bin ich sogar unbedingt dafür; bei Marie kommt es darauf an, ob bei ihr ein besonderes Angstgefühl irgendeiner Lehrerin oder bestimmten Mitschülerinnen gegenüber feste Wurzel gefaßt hat. Richtet sich dieses Gefühl gegen eine Lehrerin, so müssen Sie mit dieser unter Berufung auf meine ärztlichen Weisungen sprechen und sie bitten, die Eigenart des kleinen Wesens zunächst mit Absicht zu schonen. Kommen wir damit nicht weiter oder vertieft sich die Angst, so müssen wir das Kind vorübergehend aus der Schule herausnehmen. Ich betone absichtlich das Wort „vorübergehend". Denn diese Schulbefreiung darf nur so lange dauern, als unbedingt für die — nennen wir es „seelische Erstarkung" — notwendig ist. Wir müssen das Kind in dieser Zwischenzeit an einem kleinen Zirkel unter einer anderen Lehrkraft teilnehmen lassen, nicht im bisherigen Schulgebäude, aber auch nicht zu Haus, denn die Überleitung zur Schule wäre dadurch später wieder erschwert. Auf all solche anscheinend unbedeutenden Momente ist zu achten. Sehen wir es doch in der Praxis, daß im Gedankenkreis des Kindes derartige Faktoren, die dem Erwachsenen ferner liegen, eine überragende Rolle spielen. So muß man Marie also zunächst vorsichtig und behutsam über ihre Schulangst beruhigen und darüber hinwegbringen. Es muß ihr immer und immer wieder das Unberechtigte der Angst im einzelnen Falle klargemacht werden. Dabei darf der Verkehr mit den bisherigen Schulkameradinnen nicht abgebrochen, im Gegenteil muß er begünstigt werden. Im Spiel müssen sich dann die Kinder gegenseitig finden. Dann kommt es von selbst, daß von der Schule mehr und mehr gesprochen wird und daß in der kleinen scheuen Seele allmählich die Lust erwacht, an dem Schulunterricht, der doch nicht nur Leiden, sondern auch Freuden aufzuweisen scheint, wieder teilzunehmen. Der Übergang zur Schule muß dann besonders vorsichtig im Einvernehmen mit den Lehrkräften vorgenommen werden. Ich bin sicher, daß Ihre Marie noch ein ganz forsches, lustiges Schulmädel werden wird. Jedenfalls möchte ich nochmals nachdrücklich davor warnen, die Befreiung vom Schulunterricht zu lange auszudehnen. Denn dann könnte das Gegenteil erreicht werden, indem die Schulangst eine Vertiefung erfahren würde.

Beide Kinder müssen in ihrer freien Zeit sich tüchtig im Freien tummeln, wobei ich auf das „Tummeln" mehr Gewicht lege als auf das artig-gesittete Spazierengehen, das doch oft in Stumpfsinn ausartet, von den Kindern als lästig empfunden und daher nur mit Unlust betrieben wird. Natürlich sind dabei nicht die Streifen durch Wald und Heide in Begleitung verständiger Erwachsener gemeint. Diese haben ihre große Berechtigung, besonders wenn von befähigter Seite der Sinn für die Natur geweckt wird.

Ablenkung durch eine interessante — nicht künstlich aufgepfropfte — Beschäftigung ist bei derartigen Kindern immer am Platze. Diesem Gesichtspunkte hat sich auch die Wahl des Spieles überhaupt zu beugen. Am besten überläßt man dem intelligenten Kinde selbst die Auswahl. Führt dies zu nichts, so würde ich bei Else Spiele, die Geduld erfordern, natürlich ohne hierin zu übertreiben, bevorzugen, also Bau- und Zusammenlegespiele, weniger die ermüdenden sogenannten Geduldspiele. Ein gewisses interessierendes Ziel muß bei jedem Spiel möglichst zu erreichen sein, das schafft Lust und Eifer.

Bei Marie sind zunächst möglichst Spiele zu vermeiden, die dem an sich schon übertriebenen Ehrgeiz derartiger Kinder noch mehr Nahrung geben. Bei Lotto — überhaupt Spielen mit Gewinnchancen — ist dann die Aufregung oft recht groß. Doch auch davon darf man das Kind nicht zu lange entwöhnen. Bedenken Sie immer, daß man durch zu intensive und zu lang durchgeführte Fernhaltung aller Reize da

Digitized by Google



Eduard Baudrexel: Die apokalyptischen Reiter.

den Behandlung eines sachkundigen Arztes anzuvertrauen, der durch vorsichtige Behandlung, vielleicht eine Suggestionsbehandlung, der krankhaften Erscheinungen Herr werden muß. Auch der Behandlung des Stotterns, wenn dieses auch hier zum nervösen Komplex gehört, muß besondere Beachtung geschenkt werden.

Doch lieber wäre mir in diesem Falle, wenn die Eltern und Erzieher allein mit

körperlichen Übungen. Für Else ist bei den Turnübungen besonders auf die Genauigkeit der Ausführung zu achten. Hier muß immer und immer wieder mit Geduld auf die einzelnen Fehler aufmerksam gemacht werden. Freiübungen werden hier hauptsächlich am Platze sein. Von sportlichen Spielen sind solche zu bevorzugen, die feinere Bewegungen und besondere Aufmerksamkeit verlangen. So möchte ich für Else z. B. mehr das mit Unrecht vernachlässigte Krocket — weniger das Tennisspiel — als geeignet empfehlen. Für Marie dagegen würde ich das Tennisspiel bevorzugen, auch sonst jeden Sport, der das scheue Kind Zutrauen zu eigener Kraft und eigenem Willen gewinnen läßt. Aber Vorsicht vor Übertreibung, denn jeder Mißerfolg kann einen bösen Rückfall heraufbeschwören.

Erzielen Sie jedoch bei Marie, deren Behandlung die schwierigere ist, nicht gut fortschreitende Erfolge, so müssen Sie sich doch entschließen, das Kind eine Zeitlang der fortlaufenden pädagogischen Maßnahmen ihr Ziel erreichten, natürlich im Einverständnis mit dem Arzt, der aber hier, um das Kind nicht stutzig und krankheitsbewußt zu machen, besser die Fäden hinter den Kulissen in den Händen hält.

Nun werden Sie sagen: „Der Doktor hat es mit seinem langen Brief zwar recht gut gemeint, er hat aber gar so viel Selbstverständliches geschrieben." Ich bin glücklich, wenn dies alles von Ihnen als selbstverständlich betrachtet wird, und doch ist es gut, wenn es wieder einmal ausgesprochen wird; denn ich weiß aus Erfahrung, daß man so manches zwar weiß, aber es unbeachtet in langem Winterschlafe in seinen Gehirnzellen lagern läßt. Hört man es dann wieder, so taucht es aus der Erinnerung frisch hervor. Dies war der Zweck meiner Zeilen! Ist der erreicht, so werden sicher Ihre Kinder Nutzen und Sie selbst Freude über ihr körperliches und seelisches Gedeihen davontragen. — In diesem Sinne Glückauf!

Von den Dänen und von Nordschleswig * Von Charlotte Niese.

Im Juni 1914 war ich in Kopenhagen. Jeder, der die Stadt kennt, weiß, daß sie schön ist. Daß sie schöne, interessante Bauten und herrliche Museen hat. Für den Schleswig-Holsteiner, der sich für die eigene Geschichte interessiert, sind die Altertumssammlungen, die Bibliotheken natürlich doppelt anziehend, weil die dänische und die Geschichte Schleswig-Holsteins sehr häufig eins gewesen sind. Von alters her streckten die Dänenkönige ihre Hand nach deutschem Land aus, aber manchmal kam es anders, und die schleswig-holsteinischen Prinzen wurden Könige von Dänemark. Wie denn auch der heutige König von Dänemark ein Prinz aus schleswig-holsteinischem Stamme ist. Natürlich hat er es vergessen, gerade wie die Kaiserinwitwe von Rußland es vergaß, daß ihr Vater ein Glücksburger Prinz und ihre Mutter eine deutsche Prinzessin war. Früher nannte man bei uns die Dänen falsch. Ob sie es mehr als andere Völker sind, bleibe dahingestellt, jedenfalls haben sie manches Versprechen nicht gehalten. Damals, im Juni 1914, konnte man sich schon allerlei Gedanken machen. Wir wohnten in einem stockdänischen Gasthof. Kamen eigentlich aus Versehen dahin, und die Dänen taten uns natürlich nichts. Aber daß sie gerade sehr freundlich waren, will ich nicht behaupten. Im Lesezimmer lagen eigentlich nur dänische Zeitungen aus, darunter eine Menge Käseblättchen aus Jütland, Laaland, Nordschleswig. Aber nein, es hieß nicht Nordschleswig, es hieß Südjütland! Aus Haderlev, Flensborg standen immer Mordgeschichten von den „Übergriffen" der bösen Tysker darin. Wenn war eine Versammlung aufgelöst, dort durfte ein ehrlicher Däne nicht unter den Klängen des tapperen Landsoldaten oder unter flatterndem Danebrog beerdigt werden. Es waren lauter belanglose Kleinigkeiten, aber die Rubrik Nachrichten aus Südjütland war jeden Tag sehr groß. Unwillkürlich dachte man: Steter Tropfen höhlt den Stein. Kopenhagen hat ein wunderbares ethnographisches Museum. Die Moore Schleswig-Holsteins und Jütlands sind wahre Fundgruben gewesen. Die Stein-, die Bronzezeit haben ihre Schätze herausgeben müssen. Man staunt vor dem, das gefunden ist. Auf und nieder sind die streitbaren Völker über die Zimbrische Halbinsel gezogen — wir sehen die ältesten Moorleichen, den schönsten römischen Schmuck, wundervoll gearbeitete Hörner, Waffen aller Art. Genug, wer in die Vergangenheit taucht, dem gibt dies Museum ungeheuer viel. In jedem Zimmer stehen große Landkarten unter Glas, auf denen angegeben ist, wo die Funde gemacht sind. Die meisten sind in Schleswig-Holstein gemacht, besonders in Schleswig. Aber das ganze Schleswig hieß auf diesen neuen Karten Südjütland, und die Namen der Städte, bis nach Eckernförde herunter, wurden Dänisch geschrieben. Als wir einmal im Museum waren, kam gerade irgendeine Volksschule in eins der Zimmer, und der Lehrer redete. Zeigte auf die Karte, sprach von Aabenraa, von Tunnern, und erklärte schließlich, daß dies Land darauf warte, wieder erlöst zu werden.

In einer Bildergalerie, ich glaube in Frederiksborg, sahen wir verschiedene Schlachtenbilder aus dem Kriege von 1864. Sie stellten den Rückmarsch der Dänen aus dem Danevirke, die Schlacht bei Düppel dar. Die Dänen haben sich damals tapfer geschlagen, aber sie konnten nicht gegen die Übermacht an. Diese Darstellungen waren aber mehr Siegesbilder als Darstellungen eines geschlagenen Heeres. Ich sprach mit einem dänischen Herrn darüber. Er hob die Schultern. „Wir müssen uns doch gegen das Deutschtum wehren", meinte er. „Ihr seid ja so raubgierig, ihr wollt uns ja auch erobern." Meine lachende Versicherung, daß wir gewiß nicht beabsichtigten, Dänemark zu erobern, glaubte er nicht.

„Ja, Sie wollen es vielleicht nicht, aber Ihre Regierung wartet nur auf einen günstigen Augenblick, um uns anzugreifen!"

Digitized by Google

Es war ihm nicht auszureden. Wir sahen dann im Theater eine sogenannte Revue, die, da man Poincaré von Rußland kommend, erwartete, schon auf die Franzosen zugeschnitten war. Man sah Paris mit dem Eiffelturm, man sah einen Tanz der Völker, in dem ein ganz kleiner deutscher Michel mit einer ebenso kleinen Micheline tanzte, während Serben und Kroaten, Russen und Engländer groß und schön dargestellt wurden, und wir sahen zum Schluß eine wunderschöne Frau, die Frankreich darstellte und ihre Trikolore über alle Völker schwang.

Es war sehr sonderbar, und da wir auch einen Journalistentag in Kopenhagen erlebten, auf dem eigentlich nur Engländer und Franzosen waren, so ist es wohl verständlich, wenn ich mit einigen gemischten Gefühlen Kopenhagen verließ. Gab es denn damals wirklich schon ein Südjütland? Wie oft bin ich ehemals in Hadersleben gewesen, wie oft an der jütischen Grenze! Die Leute sprachen wohl ihr häßliches Dänisch, über das die Inseldänen spotteten und es Kartoffeldänisch nannten, aber sie dachten Deutsch. Und alle verstanden sie Deutsch. Da ist die deutsche Herrnhuterkolonie Christiansfeld, nördlich von Hadersleben, wo heute noch nur Deutsch gesprochen wird. Da sind Hunderte von Hofbesitzern, die ihr Deutschtum hochhalten. „Frei bis zur Königsau!" Das war ehemals der Wahlspruch. Hat er keine Bedeutung mehr? Es ist richtig — unsere Regierung hat sich ungeheuer töricht benommen. Sie hat immer einen Zickzackkurs eingeschlagen; wie denn überhaupt die preußische Regierung überall den Fehler gemacht hat, hier wie in Elsaß-Lothringen, daß sie nie auf die Eigenart der Bevölkerung einging, sondern die ganzen Völker in ihre Schablone pressen wollte. Dadurch machte sie sich unbeliebt, und man kam dazu, ihr nicht zu trauen. Dazu ein ewiger Wechsel von Beamten. Ehemals waren die alten Beamten ihr Lebelang in einem Distrikt, kannten die neue wie die alte Generation, lebten gemütlich mit den Leuten, machten natürlich auch einmal Übergriffe, aber das ganze Leben war behaglicher. Der Schleswig-Holsteiner, ob er in Nordschleswig oder in Südholstein wohnt, ist im ganzen konservativ. Heute so, morgen anders, paßt ihm nicht. Nebenbei ist er auch trotzig. Die Hand, die zu schwer auf ihm liegt, schüttelt er gelegentlich ab.

Aber sein Gedächtnis ist gut. Er hat nicht vergessen, wie die Dänen in den fünfziger Jahren hier hausten, wie sie Leute von Haus und Hof jagten, nur weil sie deutsch gesinnt waren. Wenn der Däne sich jetzt wieder in Nordschleswig einnistet, mag er sich vorsehen. Wir können uns ja nicht wehren. Die Entente sorgt dafür, daß wir uns alles wegnehmen lassen müssen, woran unser Herz gehangen hat. Daher können die paar Millionen Dänen uns ein großes Stück Deutschland wegnehmen. Ganz im Stil der Aasjäger. Sie werden es bereuen. Denn wir lernen von ihnen. Unsere Kinder sollen lernen, was Südjütland eigentlich bedeutet, daß es deutsches, gestohlenes Land ist, das der Däne haben will, daß wir kein geschlagenes, sondern nur ein verratenes Volk sind! Daß wir einmal aufstehen und unser gestohlenes Gut wieder holen werden.

Es gibt hier in der Nähe einen Volksschullehrer. Jeden Morgen fragt er seine Kinder: „Worgn sollt ihr immer denken?" Und sie antworten im Chor: „An den Schmachfrieden!" Und wir in Schleswig-Holstein wollen immer an unser geraubtes Nordschleswig denken, bis wir es wieder haben!

Die Unterzeichnung.

Der Tag der formalen Unterzeichnung des Mordvertrages von Versailles wird in den Schulbüchern der Zukunft Epoche machen; er wird in den Zahlenreihen der Geschichtstabellen fett gedruckt stehen. In unserer Schmach macht er keinen Einschnitt, setzt er keine Pause; an unserm Elend ändert er nichts. Unsere Knechtschaft setzte ein in den Novembertagen der Selbstentmannung und des Meuchelmordes an Deutschland. Das neue Schulbücherdatum beendet sie nicht. Mit hundert gierig am deutschen Blute saugenden Polypenarmen greift der Vertrag von Versailles unabsehbar weit hinein in alle deutsche Zukunft. Er bedrängt das Kind im Mutterleib, er beschlagnahmt das Kalb in der Kuh, die Ernte in der Saat; er nimmt Tribut vom Elend der Ungeborenen und mordet das keimende Leben dieser Nation.

Die endgültige Unterzeichnung des Friedensvertrages bedeutet keinen Abschluß und keinen Anfang. Mit fürchterlicher Gleichgültigkeit stampft das Schicksal weiter seinen Weg über uns. Dieser Friedensvertrag straft seinen Namen doppelt Lügen. Er bedeutet in Wahrheit die Karikatur eines Vertrags; er zeichnet nur die Zerrgrimasse eines Friedens. Er setzt keine Grenzen zwischen unserm Recht und dem Unrecht unserer Feinde; keine Schranke zwischen unserem Leben und ihrer Willkür. Ein brutaler Versuch, das Widerrecht als Recht zu setzen. Das Datum der Unterzeichnung dieses Vertrages muß das Datum unseres Protestes gegen diesen Vertrag sein; und der Inhalt aller Dauer dieses Vertrages muß Protest sein und bleiben. Das Wort Friede muß uns Mord bedeuten, solange dieser Friede gilt, muß uns Lüge bedeuten, solange er gilt. Das Datum der Unterzeichnung darf keine andere wirkliche Bedeutung gewinnen als die des Beginns eines millionenfachen stummen unendlichen Aufstandes der deutschen Seelen gegen die maßlose, schamlose Lüge, die uns hier durch unsere eigene Schuld vom delirierenden Haß der Feinde wie ein Schandmal aufgebrannt ist.

Mögen doch **die** für ihr Werk zeugen, die uns diesen Frieden gebracht haben. Sie werden sicherlich, sicherlich **sie** das Beste über ihn sagen, was sich da sagen läßt. Was sagen sie? Was sagen die Scheidemann, Ebert, Erzberger, die vor fünfviertel Jahren mit gleißenden Lügenversprechungen dieses Volk um sich selbst betrogen und auf ihrem Wege mit hinabzogen? Unannehmbar, unerfüllbar, rief entsetzt der Zauberlehrling Ebert, als er erkannte, was er heraufbeschworen hatte; da nahm er auch schon an und schwor, das deutsche Volk werde den Vertrag erfüllen. Ihr Schwur auf Ihre Seele, Herr Ebert! Die Hand soll verdorren, die das unterzeichnet, deklamierte Herr Scheidemann, als ihm die Versailler die Rechnung über die von ihm geleistete Arbeit vorlegten; und Herr Fehrenbach beschwor, wie ein alter Römer, einen Rächer aus seinen Knochen; und 500 Nationalversammelte schworen zu Herrn Scheidemanns und Fehrenbachs Händen in Berlin „Unannehmbar", um nach Weimar zu fahren und anzunehmen. Herr Erzberger aber, dessen Meisterstück dieser Friedensschluß ist und der ihn uns zuerst unter unendlichem Selbstlob eingebrockt hat, schwor hernach, wir müßten in Verblödung untergehen, wenn wir ihn nicht wieder loswürden.

Wenn aber das am grünen Holze geschieht, was soll's am dürren werden? Wenn das die Meinung derer ist, die uns diesen Friedensvertrag beschert haben, was sollen **wir** drüber sagen und denken, über die er verhängt ist? Wir sagen: Lüge! Wir denken Haß. Fluch über die Lüge vom Völkerbund, der nichts sein soll und nichts ist als ein Weltbund zur Verelendung Deutschlands! Fluch über die Lüge vom Weltfrieden, der nichts sein soll als die Kirchhofsruhe über der Zeit und Stätte, da man den Kadaver Deutschlands vergrub. Wir wollen sie keine Stunde in unseren Herzen und Hirnen mitmachen, diese Friedenslüge. Von dem Tage an, da unverdorrte Pfuscherhände ihn unterschreiben, wollen wir keine Sekunde lang mit keinem Gedanken es uns verleugnen, daß hier Todsünde wider allen Geist und wider alles Heilige geschieht; daß es die natürlichste Angelegenheit jeder lebendigen Seele ist, in einem unaufhörlichen Aufstand gegen diese Schändung göttlicher und menschlicher Urbegriffe zu verharren.

Der Vertrag von Versailles ist die Bibel deutscher Schmach. Er werde die Bibel des gläubigen, wollenden Aufstandes aller deutschen Seelen. Auf hundert und aber hundert Seiten grinst es uns Seite für Seite entgegen: „Deutschland verzichtet", flötet es uns Satzung für Satzung entgegen: „Deutschland verpflichtet sich", Deutschland verzichtet auf sich selbst, Deutschland verpflichtet sich zu jeder Schande. Das ist Widernatur, die ihre Heilung in sich selber tragen muß. Selbst wenn wir diesen Vertrag halten **wollten**, wir **können** es nicht. Deutschland kann nicht auf sich selbst verzichten, Deutschland kann sich nicht zu jeder Schande verpflichten. Es gibt keine Diplomatie und keine Afterdiplomatie, keine Regierung und keine Afterregierung, kein Parlament und kein Afterparlament, die ein Recht hätten, auf Deutschland selber zu verzichten; keine, die die Kraft hätten, Deutschlands Zukunft der unmeßbaren Schmach zu verpflichten.

Der unterzeichnete Vertrag von Versailles wird nicht gelten, weil er nicht gelten kann. Jeder deutsche Gedanke, jeder deutsche Atemzug wird Aufstand gegen diese Widernatur sein; jede Minute ein Warten auf ihr Ende. Und das Papier von Versailles soll nur gut sein zu einem Feuerbrand, unseren Haß zu entzünden und einen Aufstand der Seelen in uns, unter Kindern und Kindeskindern. Einen heiligen Haß und einen heiligen Aufstand!

F. F.

Digitized by Google

Nr. 4 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

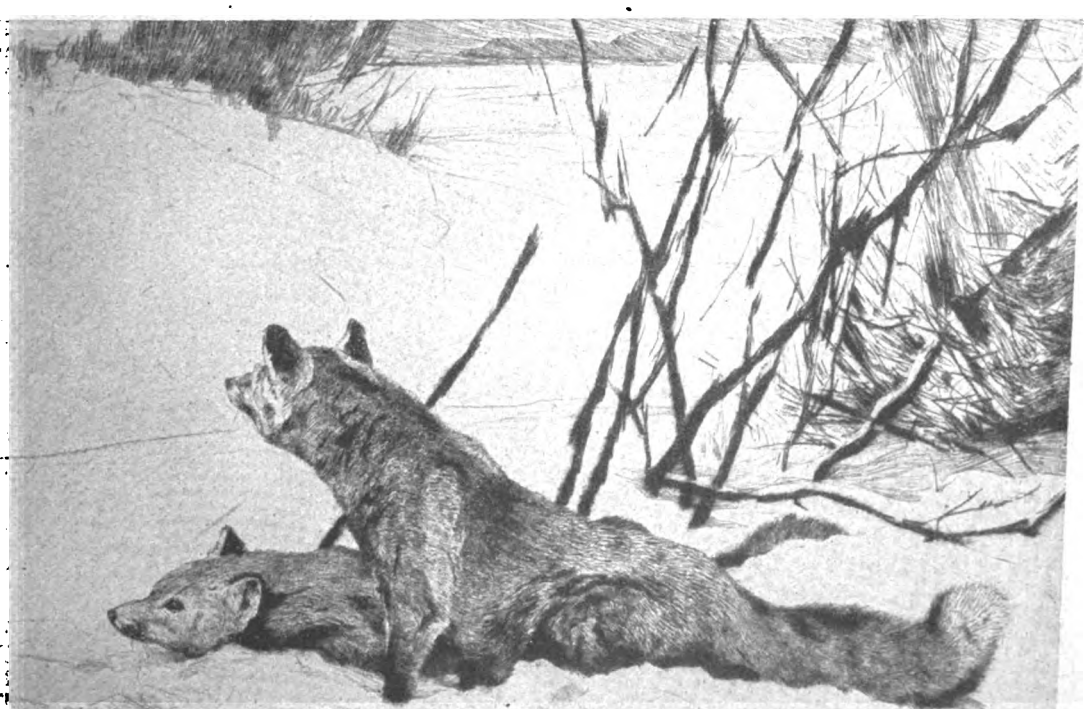
1. Fortsetzung.

Der Bürgersohn von der Bergstraße sah mit unwillkürlicher Bewunderung auf den Junker zu seiner Rechten. Dessen lässige, kühle Sicherheit machte ihm einen unbehaglichen, aber tiefen Eindruck.

„Ich bin erstaunt, Kommilitone von Pritzig, wie Sie sich über viele Dinge schon im klaren sind! Sie sind doch kaum fünf Jahre älter als ich und . . .“

„Das kommt nicht von meinem besonderen Scharfsinn“, lachte Louis Ferdinand von Pritzig gleichgültig. „Sondern im Gegenteil daher, daß ich mich bescheide! Ihr hier sucht auch jeder, als sei er eben vom Himmel gefallen, seine Anschauung der Welt. In Familien wie der meinen bekommt man diese Anschauung vom Vater auf den Sohn vererbt. Ich bilde mir nicht ein, klüger zu sein als meine Vorfahren. Ich bekomme von ihnen Namen und Besitz; auch die Meinung, die dazu gehört! Ich bin royalistischer als der König. Und wenn mir auch der König nicht paßt — ich halte es mehr mit dem Prinzen von Preußen in Koblenz und in Potsdam! — trotzdem: Mit Gott für König und Vaterland!“ Dem Studiosus Nimis lief beinah eine Gänsehaut über den Rücken.

„Sie stecken ja bis zu den Ohren im Sumpfe des Absolutismus!“ sprach er schaudernd und rückte wider Willen etwas ab, und der Preuße lachte.



Füchse im Schnee. Radierung von Wilhelm Kuhnert.

Digitized by Google

„Was wißt ihr Darm- und Kur- und Homburger Hessen und Frankfurter Reichsstädter und Nassauer und Birkenfelder von der Lebensnotwendigkeit eines Großstaats! Ihr lauft mal hinter der Trikolore, mal hinter Schwarz-Gelb her! Aber für Schwarz-Gelb und Schwarz-Weiß gibt es im ewigen Kampf nur ein Gesetz: Sei stark! Sonst beißen dich die Hunde!"

Louis Ferdinand von Pritzig trank sein Bier aus und stand auf:

„Ihr kennt uns Preußen ja gar nicht", sagte er mit einem freundlicheren Schimmer in den stählernen grauen Augen zu dem Studiosus Nimis. „Sie sind ja auch schon wieder auf dem Weg nach Wien! . . . Sie sollten lieber mal zu uns in die Mark kommen, Reinhold . . ."

„Ich kenne ja niemanden dort." Reinhold Nimis wurde etwas rot vor Stolz und Verlegenheit, daß jener ihn plötzlich beim Vornamen nannte. Er konnte sich nicht helfen: Diese kaltblütige Sicherheit des Rechtskandidaten von Pritzig machte ihn willenlos.

„Niemanden? Mich kennen Sie! Kommen Sie nur dreist nach Zackenzin!"

„Was soll ich da?"

„Preußen kennenlernen! Wir sind besser als unser Ruf! Ihr braucht uns ja doch! Das wird mir immer klarer, je länger ich eure Wirtschaft hier im Süden mit anschau'!"

„Wir brauchen keine Preußen!"

„Danke gehorsamst — glaub' ich aber nicht! . . . Wenn ihr nicht mehr aus und ein wißt, dann sind wir die, zu denen man sich flüchtet Nun, wie ist's: Kommen Sie?"

Der Krauskopf vor ihm gab ihm zum Abschied die Hand.

„Vielen Dank! Also gut: Wenn ich nicht mehr aus und ein weiß — dann kommt Feuer und Wasser zusammen! Dann komme ich zu Ihnen und hole mir Rat!"

„Schön! Parole d'honneur!"

„Mein Ehrenwort!" — —

Wie ein Mühlrad ging dies Gespräch mit dem Geiste Alt-Preußens bis zum Ende der Woche in Reinhold Nimis' Kopf herum. Es war ihm zum erstenmal die Erkenntnis aufgegangen, daß man auch das Gegenteil von dem denken konnte, was ihm und den anderen Jünglingen allen als selbstverständlich erschien. Das verwirrte ihn. Er hörte nur mit halbem Ohr auf Kilian Falk, den er vor dem Main—Neckar-Bahnhof traf, wie das blonde, bebrillte Bübche grade mit seinem Felleisen zum Badischen Bahnhof nebenan wollte, um zum Vater ins Oberland zu reisen. Dort hinter Offeburg ging's wüscht zu, schrieb ihm die freigeistige Exzellenz! Da wär' bis zur Schweiz hin ein Summen und Brummen im Volk, wie wenn die Bienen stoßen wollten! Da verlangten die Männer schon die Vertretung des Volks beim deutschen Bundestag! . . . „Ha no! Laß dir's gut gehe, Reinhold! Da kommt der Frankfurter Zug! Wen erwartest du denn? Dei' Herrn Papa? So, so . . ."

Der Geheimrat Emil Nimis aus Darmstadt stieg aus dem Waggon, den breitkrempigen grauen Zylinder auch auf der Reise auf dem Haupte, im dunkeln Frack und dunklen Radmantel, das kluge glatte Gesicht von geschmeidigem Wohlwollen überstrahlt. Er umarmte den Sohn. Er fuhr mit ihm in die Stadt, saß ihm in seiner Studentenbude in der Kettengasse gegenüber, lächelte, schnupfte, holte aus seiner Saffiantasche alles, was ein junger Mann aus gutem Hause draußen in der bösen Welt brauchte: Einen in die K. u. K. Kronländer ausgestellten Paß. Einen Wechsel auf Dukaten in Gold an Herrn Josef Absalon und seinen Associé in Wien. Ein kaum handbreites, mit geblümtem Stoff überzogenes Tagebüchlein, um darin alle Merkwürdigkeiten der Reise anzumerken.

„Ich will damit nicht, daß du unter die wahnwitzigen Skribler gehst, die jetzt die Menschheit und namentlich auch die Frauenzimmer verwirren", sprach er, nahm die goldene Brille von den immer noch jugendlich-hell in dem feinen ergrauten Kopf glänzenden braunen Augen und rieb, wie er es am Krankenbett seiner vornehmen Patienten gewohnt war, mit dem buntseidenen Sacktuch die Gläser blank. „Nicht irgendein suspektes Produkt soll da entstehen, dessen Vorhandensein dich noch in Unfrieden mit den Mautnern oder gar mit der Polizei und dem Herrn Grafen Sedlnitzky selbst bringen könnte, sondern eine Art Beichtspieglein der Seele, das klar und rein alles widerwirft, was an Edlem, Schönem und Gutem in Hülle und Fülle in Wien auf dich einströmen mag! Versprich mir das! Wenn du dann heimkehrst, durchblättern wir dein Tagebuch gemeinsam wie zwei Brüder . . ."

Reinhold Nimis wandte sich ab und schwieg.

„Denn siehe: Das ist das Wesen der Freundschaft und des Vertrauens, auch des Älteren zum Jüngeren, des Vaters zum Sohn: Wenn das Handeln eines Individui auch einmal unrecht wäre, wird es durch den Respekt des andern, den man der moralischen Person als solcher schuldig ist, wieder auf den guten Weg zurückgeführt. So sollst du zu mir kommen, mein Reinhold, mit allem, was deine junge Seele bedrückt.

Dein Vater öffnet dir sein Herz . . ."

„Nein! Das tun Sie nicht!"

Der alte Nimis stand langsam aus dem verschossenen Kanapee auf; um seine dünnen, ausdrucksvollen Lippen, die eben noch sanft lächelten, zuckte der Unwille. Strenge grub ihre Furchen in die Stirne, deren Glätte bisher das Alter noch mit Runzeln verschont hatte.

„Reinhold . . . höre ich recht? Was soll das heißen? Wann hätte ich je ein Geheimnis vor dir in meiner Brust verschlossen?"

„Immer, Papa!"

„Nun bitte ich den Mosjö aber, Deutsch zu reden: Was für ein Geheimnis sollte das wohl sein?"

Reinhold Nimis ging auf den erzürnten Graukopf zu. Seine verträumten Augen waren groß und bang im Schrecken vor dem, was er selbst sich jetzt von der Seele ringen mußte. Er beugte sich über das Kanapee und sprach gedämpft:

„Mir wollen Sie das zarte Feuer der Begeisterung für Teutschlands Freiheit zertreten und waren doch selbst einstmals ein Diener der Freiheit, Papa!"

„Ich?"

Der Geheimrat legte die reich beringte, weiche weiße Doktorhand auf die geblümte Kaschmirweste, über der sich der schwarze Atlas der Halsbinde zwischen würdevollen Vatermördern bauschte. Sein ärztlicher Blick prüfte teilnehmend den Sohn, als wollte er dessen Geisteszustand ergründen.

„Ja, Sie, Papa! Wie müßte Ihr Gedächtnis gelitten haben, daß Sie das vergaßen?"

„Nun bitte ich aber, sich fürderhin nicht mehr in der Sprache Sinas oder der Mundart der Huronen auszudrücken, sondern in lingua germana!"

„Mir, Papa, verboten Sie die Teilnahme an Verbindungen und empfahlen mir, nur in freiem Verkehr mit den gesitteten und edleren Teil der akademischen Jünglinge Geist und Herz zu stärken! Sie selbst aber, da Sie meine Jahre zählten, rechneten sich zu den Schwarzen in Gießen und kannten das Große Lied . . ."

„Lasse mich deinen Puls fühlen! Das sind Galgenhistorien, die dir nur ein schleichendes Faulfieber einflüstern kann!"

„Sie waren in der teutschen Burschenschaft, Papa!"

„Was?"

„Sie waren im Kreise der Jenenser und des furchtbare Follen! Sie haben vielleicht den Märtyrer Sand selbst noch gekannt, dessen Blut Sie sich in der Reliquie eines Hobelspans aufbewahren . . ."

Digitized by Google

Der Geheimrat Nimis setzte sich wieder, wischte sich mit dem Seidentuch über die feuchte Stirne. Er war auf einmal geisterblaß geworden.

„Wovon delirierst du eigentlich, Reinhold?"

„O Papa! Lassen Sie die Maske der Vergangenheit fallen! Seit ich sie wider Willen lüftete, stehen Sie vor mir in zweierlei Gestalt."

„Wo sahst du das?"

„In jener verschlossenen Kammer unseres Hauses . . ."

„Du hast sie betreten?"

„Ich mußte ihre Riegel und die Pforten der Vergangenheit aufsprengen, um einen Verfolgten zu retten. Der Freiheitsheld, nach dem die Büttel bei Ihnen forschten, er war unter Ihrem Dach, Papa! Wir alle halfen ihm und brachten ihn durch die Mansarde weiter auf die Flucht!"

„Einen staatsgefährlichen Malefikanten brachtet ihr mir in mein strenges Haus?"

„Sie selbst brachten wir Ihnen ins Haus, Papa! Sie selbst, wie Sie vor einem Menschenalter waren! Ihr Ebenbild von einst kehrt zu Ihnen zurück! Verstoßen Sie es nicht. Sie verstoßen sich selbst!"

Der Geheimrat Nimis erwiderte nichts. Er saß geduckt da, den geistreichen Schauspielerkopf zwischen die Vatermörder zurückgezogen, so wie eine Schildkröte sich in ihrer Schale versteckt.

„Papa! In dieser Stunde, in der sich die Gräber öffnen, fleht Ihr Sohn Sie an: Erklären Sie mir diesen furchtbaren Widerstreit! Erklären Sie mir das Leben! Ich habe das Leben durch Sie! Ich begreife es seit zwei Wochen nicht mehr . . ."

„Und doch ist es leicht zu begreifen, mein Sohn Reinhold", sagte der Geheimrat mit einer sonderbaren Ruhe. Sonst stritten auf seinem geschmeidigen, weichlichen, vieles lächelnd verstehenden Antlitz miteinander Alter und Jugend, helle Augen und graues Haar. Jetzt war das Alter Sieger. Harte, alte Falten der Ernsagung zogen sich um den feinen Mund. „Es ist der Weg, den der Mensch geht. Es ist der Weg, den Teutschland selbst gegangen ist. Vom Übermaß gärender Jugend zum Verzicht des Mannesalters, zur Stille reiferer Jahre . . ."

„Zur Kirchhofsruhe in Teutschland, Papa!"

„Einmal ruhen wir alle auf dem Kirchhof, Reinhold! Man nennt mich einen geschickten Medikus, und doch sende ich jahraus, jahrein so manchen hinaus zu Freund Hein, bis ich selber meinen Patienten folge! Alles erfüllt sich zu seiner Zeit und wir in ihr. Ja denn, Reinhold — ich war einmal ein himmelstürmender Jüngling. Mein Geist war lebhaft und beweglich, wie er es jetzt noch ist! Leicht gab ich mich den raschen Schwingen des Augenblicks hin, genau wie du . . ."

„Sprechen Sie weiter, Papa!"

„Aber eine gewisse Besonnenheit wohnte mir dabei schon in jungen Jahren bei, die Gabe, der ich die jetzige Höhe meines Lebens als darmstädtischer Geheimrat verdanke. Dieser sokratische Dämon zupfte mich warnend am Schoß meines altdeutschen schwarzen Rocks, als ich schon im Reigen der Genossen am Abgrund stand. Ich zog mich still zurück, noch just beizeiten, wenige Monde, bevor die Karlsbader Beschlüsse mit der heilsamen Strenge ihrer Punktationen die deutsche Verschwörung vor den Augen aller Wohlgesinnten in das Licht des Tages rückten. Niemand hatte, in dieser großen retrograden Bewegung, auf mich Verdacht, und — der Wahrheit sei die Ehre — auch die einstigen Gefährten meiner Verirrung nannten bei keiner Untersuchung wider die Eiterbeule der Turnerei meinen Namen. Ich blieb verschollen und vergessen. Ich ging der Vorsicht halber außer Landes nach Wien, wie du jetzt, zur Ausbildung meiner ärztlichen Kunst. Ich lernte dort deine Mutter kennen und führte sie heim. Ihr Kinder blühtet heran. Mein Lebensbaum verästelte seine Wurzeln im Schoß der Mutter Erde. Und wie sie in Wien im Komödienhaus sangen. ‚Was ist das alles? — an Asch'n!' so deckte Staub endlich auch die Erinnerung . . ."

Tauwetter in der Bamberger Straße in Berlin. Gemälde von Hans Hartig

Digitized by Google

„Ja, Papa! Alles war verstaubt. Man mußte mit dem Finger über die Bänder streifen, um das Schwarzrotgold . . ."

„Still, still! . . . Selbst die Erinnerung schwand. Du erst hast die rostigen Angeln ihrer Türe wieder bewegt, indem du jene Rumpelkammer im Gaubgeschoß öffnetest! Laß ruhen, was ruhen will! Es ist lange vorbei . . ."

„Es ist lange vorbei, Papa, daß Sie sangen: ‚Das Band ist zerschnitten' —. Meiner Jugend deucht es: Gott wollte, daß neue Geschlechter das Band wieder hervorholen und sich mit ihm zum teutschen Freiheitsfest schmücken mögen!"

„Das geschieht ja auch vor unsern sehenden Augen", sprach der Geheimrat dumpf. „Das geschieht! Mein eigenes Haus eine Brutstätte der Illuminaten! Überall in Deutschland monstra per excessum et per defectum! Unheimliche Hungersnöte da und dort! Der Komet am Himmel! In Bayern die Loyalisten wider die Tänzerin! Und vor allem, Reinhold, in den Geistern jene üble, gleichsam vom Winde über Deutschland hingetragene Influenz, die zu allen Zeiten der Vorbote fiebriger Verwirrung und hitziger Zufälle gewesen ist! O hüte dich davor, amice! Hüte dich, wie du es bis jetzt zu meiner väterlichen Beruhigung unsträflich tatest!"

„Als Sie jung und ein Studiosus waren, Papa, gab Ihnen mein seliger Großvater nicht auch diese Lehre?"

„Mein Vater, Reinhold, war als würdiger Pfarrherr im Odenwald nicht müde, mir zu predigen, und ich entsinne mich noch seiner stehenden Worte: Verbreitung der Geistesbildung, der Vernunft, der Einsichten und des Frohsinns ist Weltbürgerpflicht. Achtung der Regierung, der Gesetze, des Eigentums ist Staatsbürgerpflicht!"

„Sie aber, Papa . . ."

„. . . und es bedarf keiner Kabbala, keiner Rosenkreuzerei und Alchimie, um den Gehorsam des Subjekts wider die Obrigkeit als notwendig zu begreifen!"

„Sie aber, Papa, begriffen das nicht, so wenig, wie ich es jetzt begreife. Sie löckten wider den Stachel . . ."

„Gott sei es geklagt!"

„Ist es da nicht als unbillig zu erachten und als ein Ausfluß der Tyrannis, wie sie überall die Geister bedrückt, daß Sie mir strengstens untersagen, das zu tun, was Sie selbst vor dreißig Jahren taten?"

Der Geheimrat Emil Nimis stand langsam auf und legte dem jungen Studenten die Hand auf die Schulter.

„Ich halte dich zu deinem eigenen Besten und aus väterlicher Liebe zurück", sagte er feierlich. „Ich will dich vor dem Schicksal bewahren, dem ich selbst eben entronnen bin dank jener Besonnenheit, die meinen Lebenswandel treulich begleitete und in den Jahren der Einsicht immer mehr Besitz von mir genommen hat. Ich habe, wiewohl selbst ungefährdet, quasi aus einer sicheren Zuflucht heraus, es doch miterlebt, wie es unzähligen anderen ging! Es waren treffliche Köpfe unter ihnen, liebenswürdige Jünglinge, feurige Herzen! Unschuldige Söhne wackerer Eltern! Trotzige schwarze Jäger der Freiheitskriege! Das große Amerika hat sie aufgenommen. Wenn sie noch leben, weiß keiner mehr, wo sie drüben den Mais pflanzen und in welcher Hinterwäldlerstadt sich ein Blockhaus über ihnen dacht. Sie aber sind glücklich zu preisen. Denn viele, viele andere, mit denen ich Bruder war, Reinhold, haben ein Jahrzehnt ihrer Jugend in Kerkern vertrauert. Ich weiß von herrlichen Jünglingen, die da dem Trunk, ich weiß von einigen, die der Störung des Geistes verfielen. Glück hat es keinem gebracht, daß er von der deutschen Freiheit und Einheit träumte, sondern nur Not und fremdes Brot und ein verfehltes Leben. Nun erkennst du, Reinhold, daß es der besorgte Vater war, der dir zu deinem eigenen Heil beim Austritt ins Leben den blumigen Pfad der Ruhe und Ordnung statt des Dornenwegs des Aufruhrs wies."

Eine Weile war es still zwischen den beiden. Dann hub Reinhold Nimis an:

„Papa: Wenn Sie der Freiheit als einer schädlichen Abgötterei entsagt haben — warum haben Sie dann, nicht ohne Gefahr, deren Zeichen durch so viele Jahre aufgehoben?"

Wieder dauerte es eine Weile, bis der Geheimrat antwortete. „Ich habe mich nicht davon trennen können", sprach er endlich halblaut und gepreßt. „Es ist doch meine Jugend, Reinhold . . ."

„So hing Ihr Herz immer noch daran, Papa?"

„Es ist mein einstiges Selbst, Reinhold . . ."

Und nach einer Pause:

„Und vielleicht mein besseres Selbst . . ."

Der Geheimrat Nimis griff müde nach dem hohen Hut, dem Mantel und dem Knaufstock.

„Mache dich fertig, Reinhold! Es wird Zeit, daß ich dich jetzt auf die Bahn bringe und nach Wien schicke."

* * *

„Ach plausch' doch net, Vetter Reini!"

„Sei net fad!"

„Du willst noch nie verliebt gewesen sein? Ah geh!"

„I bitt' euch: Deswegen ist er ja nach Wien gekommen!"

„Nein, ihr Kinder", sagte Reinhold Nimis ernsthaft mit der Schwermut seiner einundzwanzig Jahre zu dem Schwarm der Bäschen. „Ich war noch nie so recht verliebt!"

Um ihn wippten die Schuten der Blumenhüte, flogen die tändelnden Bänder, spielten die losen Locken, rauschten die duftigen Röckchen, lachten die frischen Wiener Gesichtln. Sie kamen allesamt vom Naschmarkt und näherten sich am äußeren Burgtor den Festungswällen und Basteien weiland Ottokars von Böhmen, die die „Stadt", die Stadt schlechtweg, von dem übrigen Wien abschloß. Dazwischen lag die weite, kahle, grüne Rasenfläche des Glacis. Ein tiefblauer Sommerhimmel wölbte sich über der Kaiserstadt an der Donau. Väterlich, ein altvertrauter, frommer Riese, ragte der alte Stefansturm über sein Volk, deckte Leben und Lachen und Leichtsinn und Liebe mit seinem segnenden Schatten, tröstend klang es in seinen Glocken von der Läßlichkeit der Sünden . . .

Dies Alt-Wien war die Liebe. War das Heute. War die Träumerei. War ein Flüstern in dunkeln Winkeln mittelalterlicher Gassen, war Blick und Gruß im Grün des Praters, war Schluchzen im Beichtstuhl und toller Fasching und das Aschenzeichen auf dem Haupt und gutmütiges Lächeln, in dem Adam die Eva tröstete und ein armes Menschenkind dem andern verzieh, daß wir allzumal Sünder sind . . .

Sie schwatzten schon wieder von der Liebe, die Mini und die Lini, die Mizzi, das Maritscherl, die Maruschka und die Maria. Es gab, in der Familie und unter den Freundinnen, so viele Mädchen, die den Namen der Himmelskönigin trugen, daß jedes noch auf einen besonderen Namen getauft werden mußte, um all die im Nacken hoch hinauffrisierten, glattscheiteligen blonden und schwarzen Lockenköpfchen zu unterscheiden. Gusti Morandell, die Tochter des Feldmarschalleutnants und richtige Base des Studiosus Nimis, sagte:

„Jesses na! Dabei is der Bub über zwanzig! Seid ihr denn ganz dalket da heroben im Reich?"

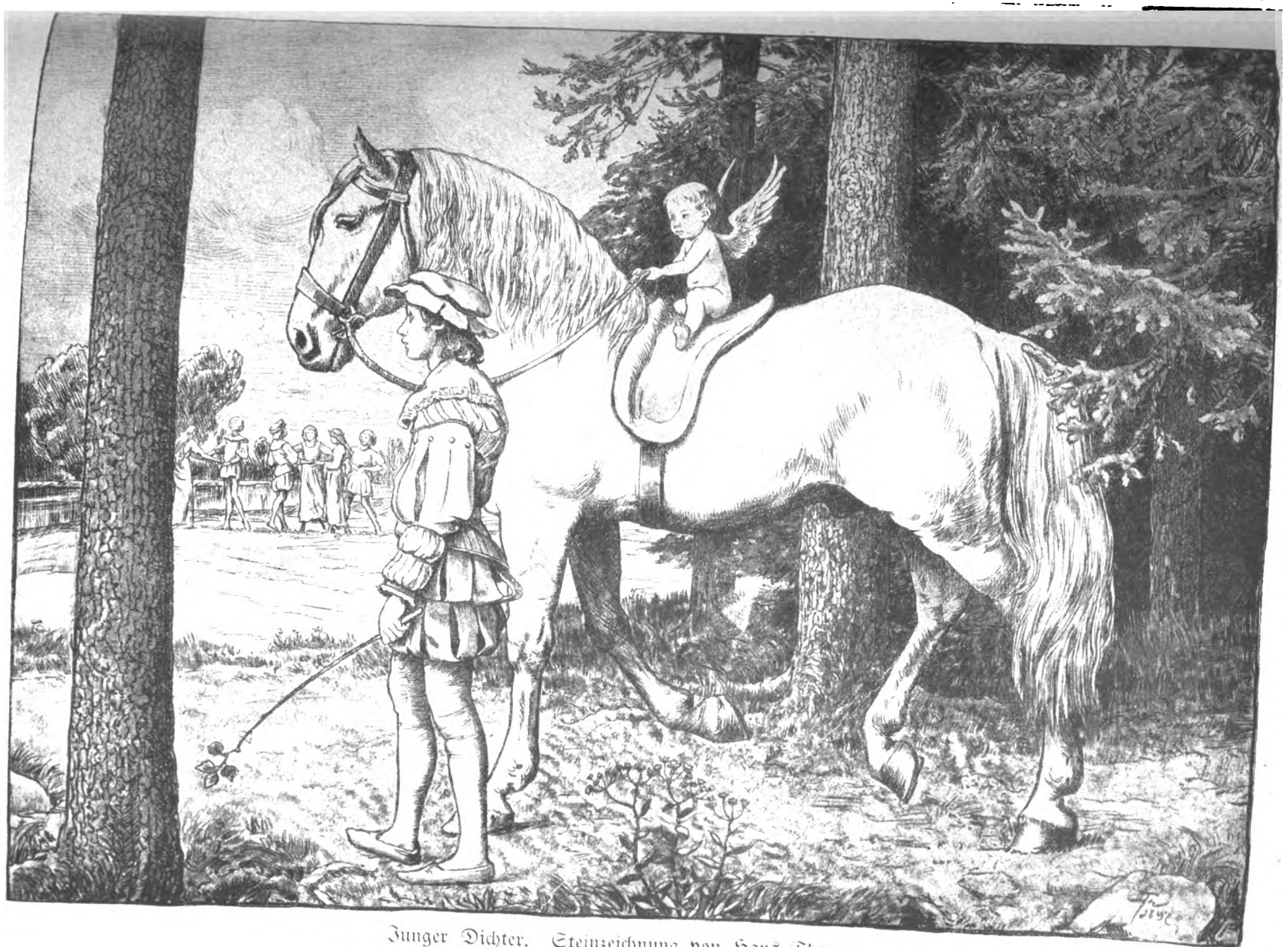
Lini Götsch, die Schwester des Leutnants Götsch, der ganz hinten mit seinem Kameraden Facaro schlenderte, eine italienisch dunkle Schönheit, riß die heißen Kohlenaugen auf:

„Schlaft ihr denn am Rhein und am Neckar?"

„. . . und durch Schwaben und Bayern ist der Reini doch auch gereist!"

„Ich hab' kein Schwabenmädel geküßt", sagte Reinhold Nimis. „Mein Freund Wägele, den ich in Wolfingen in

Digitized by Google



Junger Dichter. Steinzeichnung von Hans Thoma.

Aus den „Zeitgenössischen Kunstblättern“. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

Württemberg unterwegs besucht hab', hat keine Schwestern! Da war nur der alte Wägele. Der hat mir seine Werkstatt gezeigt, wo er die englischen Lokomotiven der neuen Eisenbahn repariert, und die erste Lokomotive, die er versucht, selber in Deutschland zu bauen."

„Und die bayerischen Dirndln?"

„Ich glaub', der Reini hat's faustdick hinter die Ohren!"

„Des is ein Scheinheiliger!"

Die silbernen Stimmen lachten, als ob ein Flug Spatzen zwitscherte, nur Reinhold Nimis bewahrte den Ernst in seinen träumerischen dunkeln Augen:

„In Münchzell am Inn, bei den Breitmosers, da hat es schon drei Töchter gehabt. Die älteste . . ."

„Guck! Die ist's!"

„. . . Ich bitt' euch: Das war eine Klosterfrau. Die Mater Notburga. Obwohl sie erst dreißig Jahre alt war. Mit einer großen steifleinenen weißen Haube und einem ganz durchsichtigen Gesicht wie Wachs. Wenn sie herunter in den Markt und zu uns in das Angererbräu kam, dann sind nur die Eltern vor ihr durch die Türe gegangen, alle andern hinter ihr . . ."

„Und die Schwestern, du Spitzbub?"

Der Reinhold lachte:

„Die Centa, das war ein kleines, hitziges Teufelchen . . . so dunkel wie die Lini da! Die Jüngste, die Monika, die war ganz lichtblond. Aber grad die hat den Teufel im Leib gehabt! Die hätt' schon zu einem Gspusi getaugt, wie sie da sagen!"

„Ah, da schaut's her!"

„Aber ich hab' noch weiter müssen", sagte der Studiosus Nimis, und es war eine Sehnsucht in seiner Stimme, als sei er nur auf der Wanderschaft durch die Welt, um endlich die Liebe zu finden, und darum in dieser Stadt, in der man nicht dachte, sondern lebte.

„Ach, du armer Joseph, du!"

„Er wird hier schon noch sein Madel finden", sagte hinten, in dem langsamen und pedantischen, auf slawische und madjarische und italienische Rekrutenohren berechneten k. k. Armeedeutsch der Leutnant Götsch, der Bruder der schwarzen Lini, zu dem Leutnant Ignaz Facaro, und Reinhold Nimis gab es einen Stich der Wehmut: Nicht loses Spiel wollte er, er suchte den Inhalt des Lebens, das ihn mit seinem Widerspruch verwirrte, und suchte ihn auf allen Gassen, wo um jede Ecke flüchtigen Schrittes, an der Hand des Schicksals, sie, die unbekannte Göttin, ihm begegnen konnte.

Sie traten in den inneren Burghof. Nur eine Burg hieß das und war eine Stadt von Palästen, Höfen, Marställen, Schatzkammern für sich. Es war gerade Mittag. Auf dem Franzensplatz bezog eben das Regiment Hoch- und Deutschmeister die Burghauptwache. Hunderte von Neugierigen standen herum. Die Musik der Edelknaben spielte: „Gott erhalte Franz den Kaiser!", und dröhnend und jubelnd brachen sich die mächtigen Tonwellen an Habsburgs Mauern, und wenn auch der Kaiser Franzl, der so leutselig und durchtrieben draußen beim Heurigen mit den beglückten Wiener Bürgern sprach, schon seit zwölf Jahren drüben am neuen Markt in der Kapuzinergruft schlief, es rauschte doch mit schmetternden Klängen, im Stolz des alten, Krieg und Sieg gewohnten Österreich, um die Doppeladler:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Bunte Bauerntrachten schimmerten in den Reihen der Zuschauer. Aus der fernen Pußta und der grünen Steiermark, vom Blau der dalmatinischen Küste und dem heiligen Land Tirol, aus dem kroatischen Gränzerland und dem galizischen Polen, aus dem weiten, weiten Reich der Habsburger Krone. Draußen, an der Ecke des Kohlmarkts, flatterten schwarze Ringellöckchen über schmutzigen Kaftanen des Ostens und blinkten rote Feze auf bräunlichen, fremdartigen Gesichtern, als Zeichen, daß da, wohin die Donau ihre Wogen wälzte, dahinten bei Belgrad, das Morgenland begann.

In der Herrengasse, durch die sie schritten und in die nur ein schmaler Spalt tiefblauen Himmels von oben hereinleuchtete, standen finster und trotzig die Adelspaläste unermeßlich reicher Geschlechter mit steinernen Fürstenbaretten über dem Einfahrtstor. Eine Galakutsche rasselte von der Burg her. Ein ungarischer Magnat entstieg ihr, einem Halbgott ähnlich, in schreiender, unwahrscheinlicher Tracht, ein Schwarm Heiduken um ihn her. Diener überall, feierliche Lakaien auf dem Trittbrett eines verschlossenen Glaswagens, vor dessen Insassen, einem Großen der römischen Kirche, sich die lichten Zylinder von den Häuptern hoben und die in ihre Angoraschals gehüllten Damen tief in sich zusammensanken; windschnell jagende Fiaker, strahlend geputzte Schöne, und über dem allen ein Hauch wie Weihrauch aus geöffneten dunklen Kirchentüren.

„Wie lange bist du eigentlich jetzt schon in Wien, Reini?"

„Zwei Monate!"

Es schien Reinhold Nimis, während er das antwortete, selbst unwahrscheinlich, daß das nicht schon ein Jahr und länger her war, seit er bei der Einfahrt in Salzburg die Frage vernommen: „Haben Sie nichts Akzisbares bei sich?" und seitdem jeden Tag dreimal den barschen k. k. Beamten seinen Paß gezeigt und sein Visum erhalten, daß der Vorzeiger dieses, Reinhold Nimis, hessen-starkenburgischer Untertan, zu Darmstadt wohnhaft, ledigen Standes, deutsch gekleidet, Agenzis-Paß Nr. 329 mit produziertem Passe dd. Darmstadt, den 18. März 1847, sub 2. Mai hier eingetreten. Und dann die Fahrt donauabwärts mit der Augsburger Eilpost und der Tag der Ungeduld, als fern hinter dem Wiener Wall die Türme der Kaiserstadt auftauchten, und der gutmütige Zuspruch des Postillions: „Hätten halt an Tag früher fahren müssen, so wären's schon in Wien!" und das Passieren der Mautlinie und endlich, des Abends um sieben Uhr: „Euer Gnaden, wir sein auf der Wiedenhauptstraße."

Ja, nun war man in Wien, und da war das Schottenkloster, und vor ihm die Freyung und an ihr das schmale, aber hochgiebligе alte Patrizierhaus des Großvaters, des kaiserlichen und königlichen Rats Herrn Christian Karl Matula, der eben in diesen Tagen seinen siebzigsten Geburtstag feierte.

Er brauchte mehrere Tage dazu. Denn von allen Richtungen, von diesseit und jenseit der Leitha und aus den anderen Ländern des Deutschen Bundes liefen in sauber zusammengefalteten, adressierten und versiegelten Briefbogen dem humanen Gelehrten, dem milden Weltbürger, dem eifrigen Menschenfreund die Glückwünsche ins Haus. Freundlich saß er in seinem Altwiener Zimmer über der ersten Treppe, in der alles, was den kleinen Raum füllte, von dem Biedermeiersofa bis zu den Ziertassen in der Vitrine, wenn auch aus Handwerkerhand hervorgegangen, doch ein Stück Kunstwerk war. Kunstvoll von Frau und Töchtern und Enkelinnen angefertigt waren auch die Stickereien auf Kissen und Polstern, die bunten Papageien, die mühsam ausgeschnittenen und aufgenähten farbigen Vögelchen und Blumenranken, die das durchsichtige Weiß der Fenstervorhänge bedeckten. Er selbst hatte seine kleine und zierliche Gestalt in einen bequemen aschgrauen Schlafrock gehüllt. Lange weiße Haare fielen ihm zu beiden Seiten über das bartlose, freundliche Gesicht, in dem die blauen Augen mit forschender Anteilnahme sich auf jeden richteten. Ein unendlich feines, oft schalkhaftes Lächeln umspielte die dünnen Lippen. Es hatte etwas Kindliches. Aber darüber wölbte sich eine Stirn, die für alles Raum zu haben schien, was wissenswert und menschlich war. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

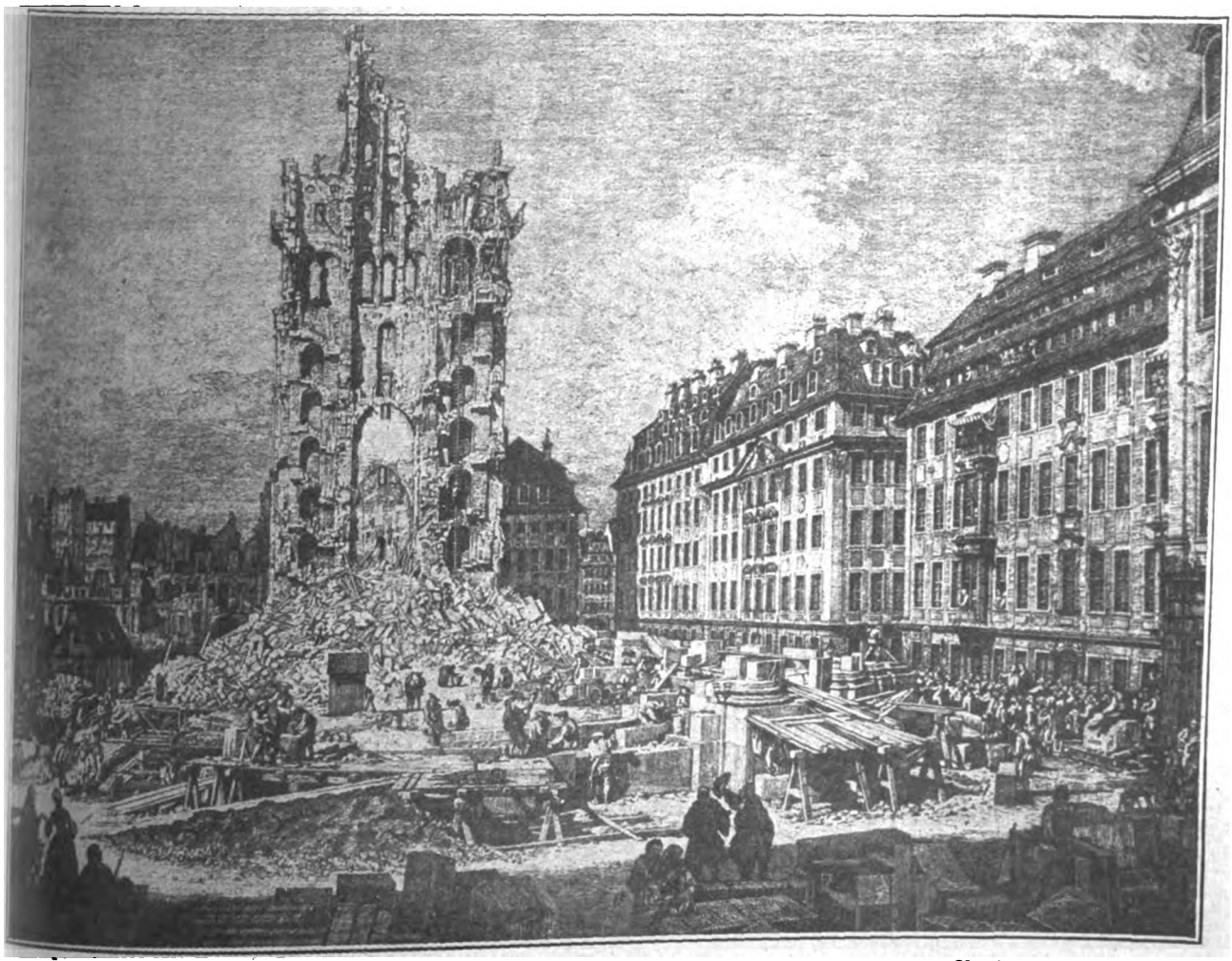
Canaletto * Zu seinem 200. Geburtstage * Von Prof. Dr. Paul Schumann.

August II., der Starke genannt, und August III., die beiden Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen, gehören zu den kunstsinnigsten Fürsten, die auf Thronen gesessen haben. An den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges lag es, daß die hervorragendsten unter den zahlreichen Künstlern, die diese beiden Fürsten beschäftigten, Ausländer waren. Louis Silvestre, den August der Starke 1715 als seinen ersten Hofmaler nach Dresden berief, eröffnete den Reigen französischer und italienischer Künstler, die länger als ein halbes Jahrhundert die Gunst des sächsischen Hofes genossen. Noch im Jahre 1764, ein Jahr nach dem Siebenjährigen Kriege, erhielten 37 Künstler Gehalt oder Pension von insgesamt 17 000 Talern, darunter zwei Franzosen, zwölf Italiener und ein Engländer, und als Augusts III Privatsekretär Karl Heinrich von Heineken, ein hervorragender Kunstgelehrter, seinen Herrn, den eigentlichen Schöpfer der weltberühmten Dresdener Gemäldegalerie, einmal gelegentlich fragte, ob er nicht — an Stelle der schon bestehenden Zeichenschule — eine wirkliche Kunstakademie ins Leben rufen wolle, und auf die Gegenfrage, wer dann Direktor der Kunstakademie werden solle, antwortete: „Silvestre, Groni, Torelli, Raffael Mengs", da gab der König die denkwürdige Antwort: „Das wird also eine französische oder italienische Akademie werden. Wir müssen warten, bis wir einen Deutschen bekommen." Mengs erkannte er offenbar nicht als deutschen Künstler an, seine Kunst wurzelte ja auch in der italienischen. Als dann im Jahre 1764 unter dem Prinzen Xaver als Vormund des minderjährigen August IV. die Dresdener Kunstakademie wirklich neu gegründet wurde, da finden wir unter den Professoren noch immer fünf Italiener und zwei Franzosen gegen ebenso viele Deutsche. Unter ihnen befand sich Bernardo Belotto, genannt Canaletto, der seit ungefähr 1746 in Dresden lebte, und der vor nunmehr 200 Jahren, am 30. Januar 1720, zu Venedig geboren war.

Neu zu entdecken brauchen wir ihn nicht, denn Gemälde von ihm und seinem Oheim Antonio da Canal oder Canale befinden sich in fast allen großen Galerien Europas, in Dresden von beiden zusammen 43, von Canaletto allein 37, und alle Besucher der Galerien zu Dresden, Berlin, Schwerin, München usw kennen auch diese Gemälde, niemand übersieht die „Prospekte", die Ansichten von Städten und Landschaften, die so sorgsam wiedergeben, was sie darstellen sollen, und uns damit Stadt- und Landschaftsbilder, belebt von Menschen damaliger Zeit, in so getreuen künstlerischen Urkunden übermitteln

Von dem Leben dieses Künstlers wissen wir trotz seiner Berühmtheit wenig, sogar Tag und Jahr seiner Geburt sind erst in den 1880er Jahren festgestellt worden, daher die so verschiedenen Angaben darüber Jetzt wissen wir genau, daß er am 30 Januar 1720 zu Venedig geboren ist Dort war er Schüler seines Oheims, des eigentlichen Schöpfers der Gattung von Malerei, der die beiden Canaletto ihre Berühmtheit verdanken und die im 18. Jahrhundert so beliebt war

Canaletto erlernte die Malerei also zunächst bei seinem Oheim in Venedig und eignete sich dessen Manier bis zur vollkommenen Nachahmung an. Um 1740 ging er auf dessen Rat nach Rom, um sich dort durch fleißiges Zeichnen nach den mannigfaltigen architektonischen Ansichten sowie nach den Ruinen der antiken Bauten weiter auszubilden, ganz ebenso wie es der alte Canaletto selber gemacht hatte Offenbar hat er dann auch andere italienische Städte, wie Turin, Brescia, Verona und Mailand, besucht, wofür eine Anzahl von kleinen Radierungen zeugt. Um 1745 aber ging er nach Deutschland, und zwar, wie es scheint, zuerst nach München, wofür mindestens das große Bild der bayerischen Hauptstadt in der dortigen alten Pinakothek spricht. Ende 1746 oder Anfang 1747 aber wandte er sich nach Dresden, wo er seine reichste und umfassendste Tätigkeit entfalten sollte. Man nimmt an, daß nicht der sächsische Kurfürst selbst ihn nach Dresden berufen habe, sondern sein allmächtiger Minister Graf Brühl, der als Kunstfreund und Kunstkenner mit seinem Herrn wetteiferte und sich eine Galerie anlegte, deren Hauptstücke den



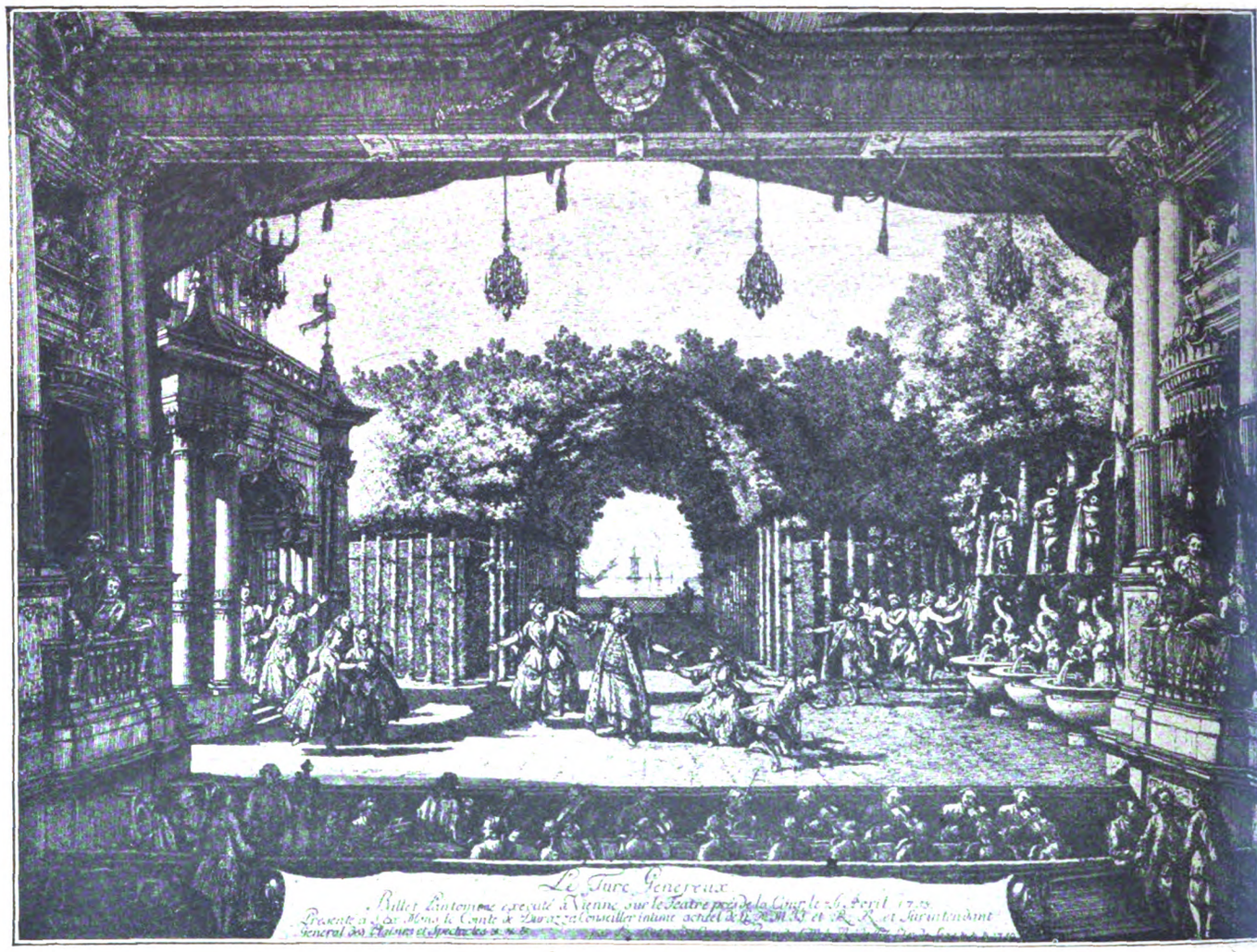
Wiederaufbau der Kreuzkirche in Dresden 1765, die infolge der Beschießung von 1760 eingestürzt war. Radierung von Canaletto

Digitized by Google

Grundstock der berühmten Gemäldesammlung in der Eremitage in St. Petersburg bilden. Für das Palais des Grafen Brühl malte Canaletto in den Jahren 1747—1755 nicht weniger als 21 Ansichten, 13 von Dresden und 8 von Pirna an der Elbe. Sie gingen alle nach dem Tode Brühls 1763 in den Besitz des sächsischen Hofes und damit in die Dresdener Galerie über, wo sie sich heute noch befinden. Damit erhielt auch der Künstler endlich sein Geld, denn Graf Brühl hatte es vorgezogen, ihn nicht zu bezahlen. Der sächsische Hof zahlte dafür 4200 Taler, für jedes Bild also durchschnittlich 200 Taler. Das älteste von diesen Bildern aus Brühls Besitz — aus dem Jahre 1747 — (wir geben es nach Canalettos Radierung wieder) ist eine Ansicht Dresdens vom rechten Elbufer oberhalb der Augustusbrücke aus gesehen. Im Vordergrunde sieht man den Maler selbst sitzend zwischen

für den Wallotschen Bau des sächsischen Ständehauses. Beide Veränderungen sind übrigens nicht zum Vorteil des Dresdeners Stadtbildes gediehen: die Brühlsche Terrasse, d. h. der einstige Brühlsche Garten auf dem ehemaligen Festungswall, wird von den zu hohen Bauwerken erdrückt, während die früheren Bauwerke, wie man auf dem prächtigen Bilde Canalettos sieht, trefflich im Verhältnis zu der wuchtigen Festungsmauer standen, die damals unmittelbar in das Wasser der Elbe hinabtauchte.

Wenn auch Graf Brühl ihn nach Dresden berufen haben sollte, so nennt sich Canaletto doch schon auf der Radierung der Elbbrücke von 1748 kgl. Hofmaler (peintre royal), und in der Dresdener Galerie befinden sich fünf Ansichten von Dresden aus den Jahren 1749—51, die sämtlich von B. Canaletto selbst 1751 zur Galerie geliefert wurden. Im Jahre 1757 verweilte der



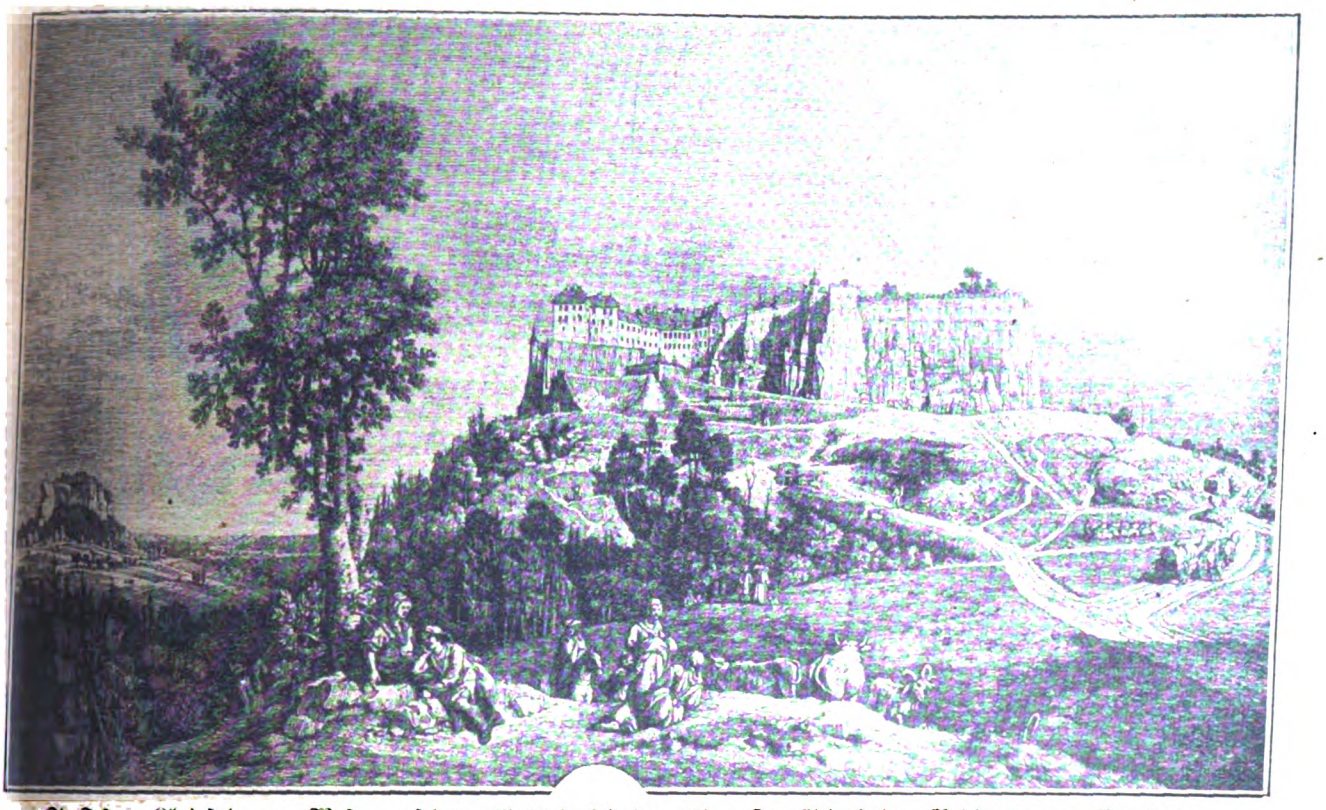
Szene aus der Ballett-Pantomime „Der edelmütige Türke". Radierung von Canaletto.

seinen stehenden Kollegen Thiele und Dietrich und anderen bekannten Persönlichkeiten vom Hofe. In ähnlicher Weise sehen wir den Künstler auch auf andern seiner Radierungen und Bilder dargestellt, z. B. auf dem großen Gemälde der Wahl des polnischen Königs Stanislaus Poniatowski, das aus der Sammlung des Grafen Raczynski in das Posener Museum übergegangen ist; es ist übrigens keine zuverlässige Urkunde dieses geschichtlichen Ereignisses, denn die Wahl fand am 1. September 1761 statt, Canaletto aber malte das Bild erst 1776 nach schriftlichen Berichten, auch war er nicht einmal Augenzeuge der Wahl gewesen. Um so zuverlässiger ist Canaletto in seinen Dresdener Stadtansichten: Die Frauenkirche z. B., wie sie auf dem eben erwähnten Gemälde zu sehen ist, hat kein anderer Künstler so richtig gemalt wie er. Das langgestreckte Gebäude, das man auf dem Brühlschen Garten im Bilde unterhalb der Frauenkirche sieht, ist die Brühlsche Gemäldegalerie, weiter rechts sieht man das Brühlsche Palais, von dem eine Freitreppe in den Garten führt. Diese Treppe ging von dem großen Saale aus, der heute noch als Festsaal der Kunstgewerbeschule zu Dresden vorhanden ist. Beide Gebäude sind heute verschwunden: Die Brühlsche Galerie hat der Kunstakademie Platz gemacht, das Brühlsche Palais wurde abgebrochen

Maler in Wien. Er war dahin vom kaiserlichen Hof berufen, um dort Ansichten von Wien und besonders von kaiserlichen Schlössern — Schönbrunn u. a. — zu malen. „Ohne Zweifel", so sagt Julius Meyer, „sagte den Höfen die Art und Weise zu, wie Canaletto die glänzenden Stätten eines heitern, in üppiger Gesittung reich entwickelten und zugleich von vornehmem Anstand festlich angehauchten Hoflebens darstellte, und was der prachtliebende sächsische Hof von solchem Schmucke sich verschafft hatte, das durfte dem österreichischen Hofe nicht fehlen." Dreizehn ansehnliche Gemälde zeugen in Wien von Canalettos Tätigkeit.

Die Figuren auf den Wiener Bildern hat Canaletto selbst gemalt, während er sich die Figuren auf seinen Dresdener Bildern — offenbar der Schnelligkeit wegen, die man von ihm in Dresden verlangte — von seinem Landsmann Stefano Torelli, später auch von Dietrich malen ließ. Von Wien aus ging Canaletto offenbar zu seinem königlichen Herrn nach Warschau, wo sich der sächsische Kurfürst und König von Polen während des Siebenjährigen Krieges und damit der Besetzung Sachsens durch die Preußen aufhielt. Davon zeugen einige Warschauer Ansichten in der Dresdener Galerie. Im Jahre 1764 aber finden wir Canaletto wieder in Dresden, und in diesem Jahr ist er hier zum

Digitized by Google



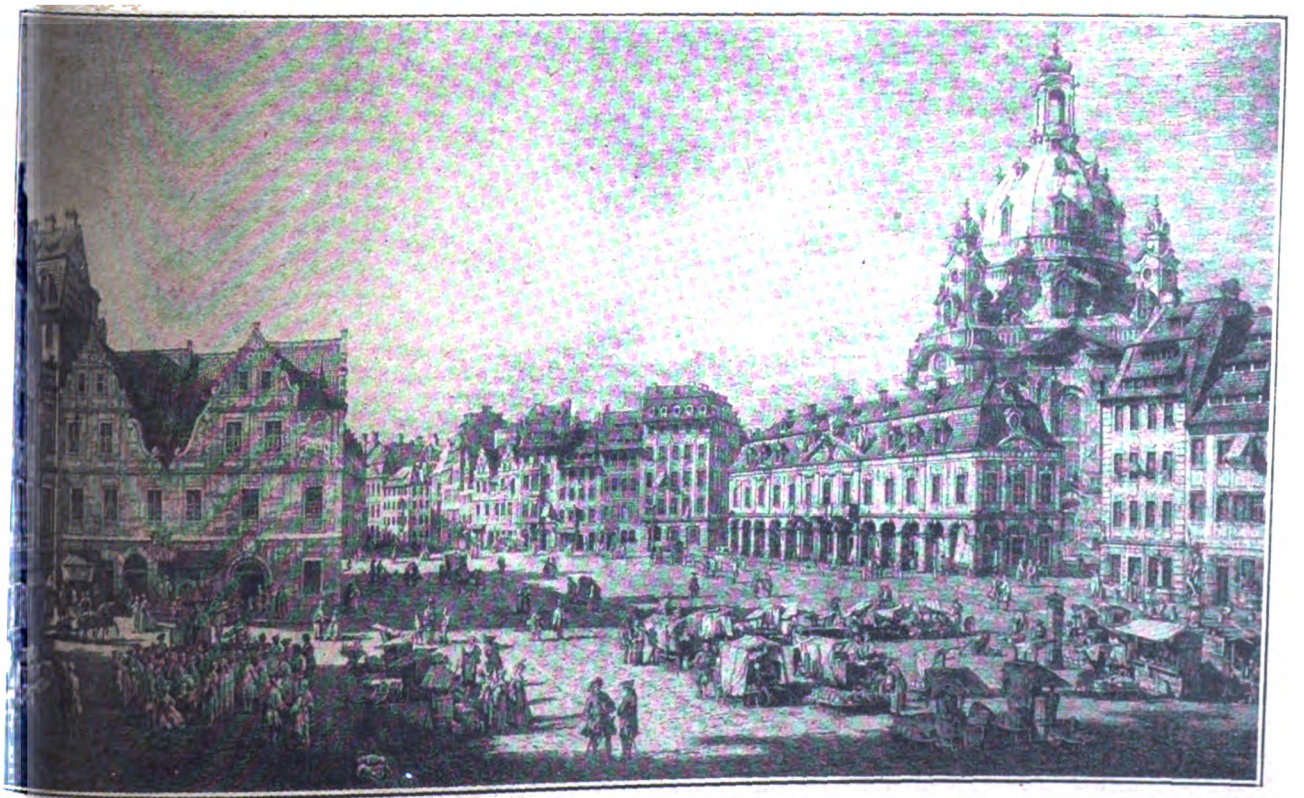
Die Festung Königstein, von Westen gesehen. Links jenseit der Elbe: Der Lilienstein. Radierung von Canaletto.

Professor der Akademie ernannt worden: Das akademische Aufnahmebild — jeder Professor der Akademie mußte ein solches abliefern — stammt aus dem Jahre 1765 und stellt Dresden von der Neustadt unterhalb der Augustusbrücke aus dar. In demselben Jahre und 1766 hat er seine letzten Dresdner Bilder gemalt: die Trümmer der Kreuzkirche, die am 22. Juni 1765 während des Neubaues des Turmes in sich zusammengestürzt war, und die Ruinen der Pirnaischen Vorstadt, ein Bild, dessen Verbleib unbekannt ist, dessen Darstellung wir aber durch eine Radierung kennen.

Spätestens 1768 verließ Canaletto Dresden. Ob er sich einige Zeit in Petersburg aufgehalten hat, ist ungewiß. Verbürgt aber ist, daß Canaletto spätestens von 1770 an Hofmaler des Königs Stanislaus II. von Polen war. Auch dort hat er noch eine Reihe Bilder gemalt, und ebendort starb er am 17. Oktober 1780.

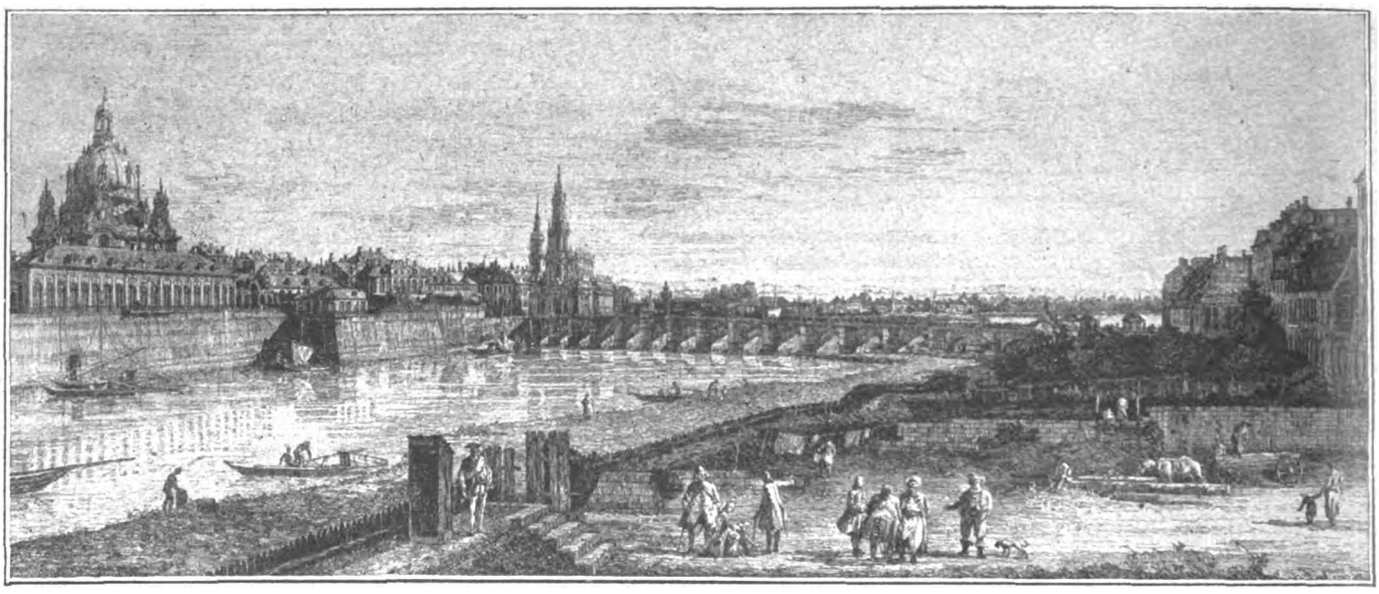
Gemälde von Canaletto befinden sich in fast allen großen Galerien Europas. Meistens sind es italienische Ansichten, die er offenbar auf Grund seiner früheren Studien vor allem in Dresden gemalt hat. Denn er ist niemals wieder seit 1747 nach seinem Vaterlande zurückgekehrt.

Die Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts strebte nach Raum- und Tiefenwirkungen. „Je zwingender die Täuschung des Beschauers, desto höher wurde das Bild als Kunstwerk geschätzt, und



Der Neumarkt zu Dresden. Links das Gewandhaus, rechts die Frauenkirche. Radierung von Canaletto.

Digitized by Google



Blick auf die Brühlsche Terrasse in Dresden, die damals bis in die Elbe reichte. Radierung von Canaletto.

die jetzt bisweilen hervortretende Neigung, in der Malerei jede Raumtäuschung zu vermeiden, würde im 18. Jahrhundert kein Verständnis gefunden haben." Unter diesen Raum- und Tiefenmalern nimmt unser Canaletto einen hohen Rang ein. Er hat es verstanden, mit voller Genauigkeit den Schein freien Lebens zu verbinden, wie kaum je ein anderer Künstler. Alle Einzelheiten sind sorglich ausgeführt, aber ohne alle Kleinlichkeit, und so beleben und bereichern sie das Ganze, ohne die Gesamtwirkung im geringsten zu stören. Man kann jedes seiner Bilder als ein Ganzes bewundern und wird dabei auf seine Rechnung kommen; man kann aber auch in ihnen förmlich spazierengehen und dabei immer Neues entdecken und sich daran freuen: Fast auf jedem sieht man eine Fülle Menschen in der Behaglichkeit damaligen Daseins, zwei oder sechsspännige Hofkutschen, ländliche Wagen aller Art, Hofleute oder Bürger im Gespräche, Soldaten, Frauen, Kinder, Hunde usw. Kurzum eine solche Fülle von Leben, daß wir ganz heimisch werden in dem äußeren Leben damaliger Zeit. So haben sie neben dem künstlerischen auch einen kulturgeschichtlichen Wert.

Graf Algarotti teilt uns mit, Canaletto habe alle seine Bilder mit der camera obscura gemalt, die damals noch nicht allzulange erfunden war. Er rühmt die Deutlichkeit und Stärke ihrer Bilder, die Richtigkeit der Umrisse, der Perspektive und das Helldunkel, die unübertreffliche Lebhaftigkeit und Milde der Farben, auch daß man ihre Abtönung und die Fülle der Töne überhaupt leicht und gut beobachten könne, weil die ganze Sehkraft nur auf einen einzigen, durch die Kamera abgesonderten Gegenstand gerichtet wird. „Die Schatten sind stark, aber nicht hart; die Umrisse zwar richtig, aber nicht scharf und schneidend." Es ist gleichgültig, ob Canaletto tatsächlich die camera obscura benutzt hat. Aber die Eigenschaften, die Algarotti den Kamerabildern nachrühmt, treffen auf Canalettos Gemälde und Radierungen zu. Und dazu liegt ein sachlicher Ernst in seinen Darstellungen, eine ruhige Gediegenheit und Zuverlässigkeit, die an sich dem Rokoko-Zeitalter nicht eigen war.

Offenbar hat Canaletto nur seiner Kunst gelebt; verheiratet war er, wie es scheint, nicht: Sein Name kommt in Dresden und Warschau auch nach seinem Tode nicht mehr vor. Warum Canaletto sich gelegentlich auch Graf Bellotti genannt hat, ist nicht zu ersehen. Doch wird von dem Kunstgelehrten Zanetti bezeugt, daß die Familie da Canal adelig war. Die verschiedenen Schreibweisen des Namens, die man antrifft, haben nichts zu bedeuten; der Künstler selbst legte keinen Wert auf die strenge Rechtschreibung seines Namens: Er schrieb ihn bald Belotto, bald Bellotto oder Belloto, auch Bellotti, dit Canaleto oder Canaletto.

So ist Canaletto ein Künstler, bei dessen Würdigung wir lediglich auf seine Werke angewiesen sind. Das ist auch kein Unglück, denn hinter seinen reizvollen Bildern steht wohl eine künstlerische Persönlichkeit, aber persönliche äußere oder seelische Erlebnisse stehen nicht dahinter. Sicherlich aber war er ein glücklicher Mensch, denn das Glück des Menschen besteht zu einem großen Teil darin, daß man in freier Bestimmung dasjenige als Lebensberuf ausüben kann, was man am liebsten mag und am besten kann. Und das war Canaletto beschieden.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

VIII. Ein Ausflug nach Afrika.

Schluß.

Draußen vor den offenen Schiebetüren glitt das heiß besonnte Land Afrika vorüber. Die Bahnstrecke lief durch wohl angebautes Gelände. Blonde Getreidefelder gleißten in der Sonne; vielfach waren sie schon abgeerntet. Dreschmaschinen waren da aufgestellt und in Betrieb; braune, sonnverbrannte Männer, braune, sonnverbrannte Dirnen taten ihre Arbeit um sie. Spanier, Italiener, Malteser; keine Franzosen. Nur die Soldaten und die Beamten nnd einige Kaufleute sind in Tunis französisch. Blanke Gutshöfe flogen vorüber, ganze Dörfer. Goldene Sonne, goldene Felder, goldene Freiheit. Nur eines Sprunges Weite trennte mich von ihnen. Aber freilich, dieser Sprung hätte Halsbruch und algerische Schützen, springende Gewehrkugeln und die Gefahr vorwitzigen Verrates durch die Angst meines Nachbarn überspringen müssen.

Es kam nicht dazu. Mein Nachbar ließ mich deutlich und deutlicher merken, daß er nicht Lust habe, sich zum Hehler meines Planes zu machen und sich dadurch dem Zorn der Gendarmen auszusetzen. Ich mußte schließlich von meinem Vorhaben abstehen. Nach einer Stunde vergeblicher fieberhafter Spannung entsagte ich dieser Hoffnung. Ohne die Billigung meines Nachbarn war an ihre Erfüllung nicht zu denken. Auch hatte er eine Art moralischen Anrechtes darauf, daß ich die Flucht nicht gegen seinen Willen versuchte, da er dadurch in Schaden kommen konnte.

Ich durfte dem Mann ob seiner Haltung nicht weiter böse sein, Er war sich selbst der Nächste, und die Unannehmlichkeit, die er sich durch stillschweigende, passive Unterstützung meines Planes zuziehen konnte, schien ihm eben wesentlicher als die Genugtuung, einem Kameraden den Versuch zur Freiheit nicht gehindert zu haben.

Ich mußte die Fessel auf dieselbe Weise, auf die ich mich ihrer entledigt hatte, langsam und unmerklich wieder über die Hand streifen. Das war schwieriger als das Abstreifen und gelang mir erst nach langer Mühe und nach-

Digitized by Google

dem ich mir das Fleisch dabei blutig gerissen hatte. Dieses Mißlingen empfand ich als eine schwere Niederlage. Das Bewußtsein davon lag während der weiteren Bahnfahrt von Bizerta nach Tunis wie ein Druck auf mir. Meinem Nachbarn gab ich meine Meinung durch einige stille, aber derbe Rippenstöße zu spüren. Er ließ sie sich ebenso still gefallen. Offenbar hatte er nun doch ein schlechtes Gewissen. — — —

In der kurzen Dämmerung des langen Sommertages kamen wir in Tunis an. Nach der Hitze des Tages haschten die Menschen alle noch nach dieser milderen halben Stunde zwischen Licht und Dunkel. So erregte unsere Ankunft noch großes Aufsehen. Europäische Spaziergänger mit ihren wohl aufgeputzten Damen, Araber in weißen Gewändern, elegante Kutschen, tropenbehelmte Soldaten, — alles stand still, um unsern Zug in Ketten vorübergehen zu sehen. Unsere Anarchisten, immer auf dem Posten, um auf ihre Weise zu agitieren, warfen höhnische Witzworte unter die gaffende Menge und in die offenen Kutschen. Ja, sie suchten ihr Revolutionslied anzustimmen. Aber den weitaus meisten war denn doch nicht nach dergleichen zumute, und so flackerte nur ein Fetzen der Melodie auf und erstarb gleich in dem Verzagen der Gefangenen.

Wir marschierten, scharf bewacht, durch die Stadt. Man erkannte eben noch, daß es die Straßen des Araberviertels waren. In tiefem Dunkel erreichten wir endlich unser Ziel. Wir hielten vor einem alten Stadttor. Mit ihm und mit der hier hinlaufenden Stadtmauer baulich verbunden war ein Fort, dessen hohe dunkle Mauern in der dicken Finsternis sich kaum vom Himmel abhoben. Irgendwo öffnete sich ein Tor. Man hörte und spürte es mehr, als daß man es sah. Wir kamen in einen schwach erhellten Hof und wurden dort übergeben. Unsere Ketten wurden uns abgenommen. Ein Sergeant rief uns nach einer Liste einzeln mit Namen auf. Dann wurden wir auf verschiedene Gefängnisräume verteilt. All das entwickelte sich in einem unsicheren Dunkel. Man gewann keine Übersicht über sich und seine Umgebung. Man merkte nur, daß man in einem saalartigen steinernen Raum war, dessen Fußboden mit Matratzen belegt war. So viele ihrer auch waren, so reichten sie doch nicht für die Menge der Gäste. Viele mußten sich auf den bloßen Fußboden legen. Sie schliefen auch da nach dem langen und ermüdenden Transport meist wie Klötze.

Am andern Morgen konnte man sich den Aufenthalt etwas näher ansehen. Es war ein großer, viereckiger Raum, dessen Decke schon das flache Dach des Forts selber bildete. Diese Decke war dick und stark; nach afrikanischen, vorsintflutlichen Begriffen sollte sie wohl bombensicher sein. Gestützt war sie durch dicke steinerne Säulen. Mit einiger Phantasie konnte man sich vorkommen wie in der Krypta eines romanischen Domes. Ein Fenster führte auf den Hof hinaus, auf dem wir in Empfang genommen worden waren. Die Luftzufuhr erfolgte durch drei Luken in der Decke, die mit Gittern gesichert waren; gegen das Einfallen des Regens waren Hauben darüber gestülpt. Das war das Ergebnis der ersten Übersicht, die ich mir über unsere Lage verschaffen konnte. Nach so vielen Monaten der Gefangenschaft, nach so vielen fruchtlosen Fluchtgedanken und vergeblichen Plänen des Entrinnens war doch immer und überall mein erster Gedanke: Wie kommt man von hier hinaus, durch welches Loch führt hier der Weg in die Freiheit? Das Gitter des Fensters nach dem Hof war unantastbar stark. Wenn ein Entkommen überhaupt möglich sein sollte, so konnte es nur durch eine der Deckenluken sein, deren Gitterstäbe allenfalls mit den Kräften und Mitteln armer Gefangener angreifbar waren.

Vom Hof aus, auf den wir nach Gefängnisbrauch zu gewissen Stunden hinaus durften, konnte man die Anlage unseres Gefängnisses etwas weiter und klarer übersehen. Sein Gesamtgrundriß war ein Viereck. Seinen Mittelpunkt bildete der viereckige Hof, auf dem wir uns befanden: Auf allen vier Seiten war er von gleichhohen, flachbedachten Gebäuden umgeben; zu der Höhe des Daches führte eine breite Auffahrt, offenbar gedacht für den Auf- und Abtransport von Geschütz. Denn oben das Dach, — das sah ich später — war ringsum von einer dicken Brustwehr überhöht, die nach der einen Seite die Stadtmauer selber war. In diese waren Scharten für Geschützstände gebrochen. Man konnte von dort aus — immer nach Begriffen afrikanischer Festungslehre — sowohl die Stadt beherrschen, wie auch Fort, Stadttor und Stadt gegen einen äußeren Feind verteidigen.

Auf dem Hof entdeckte man allerhand Dinge, die einem nützlich werden konnten; u. a. ein Zeltbahntuch und eine kurze Holzstange. Sie wurden mit ins Gefängnis zurückgenommen, und mit ihrer Hilfe wurde noch am selben Abend der Versuch begonnen, den Weg durch eine der Deckenluken frei zu machen. Es wurde dazu die ausgesucht, die bei näherer Untersuchung eine bereits halbdurchsägte Gitterstange aufwies. Diese mit Hilfe einer kleinen Säge, die in Wirklichkeit ein mit Scharten versehenes Messer war, zu brechen und dann zu biegen, mußte leicht möglich sein. Zunächst aber sollten ihre Nachbarinnen bearbeitet werden. Zu diesem Zweck wurde das Zeltbahntuch durchnäßt und dann um zwei der Gitterstangen geschlungen; danach der kurze Holzstab als Hebel dazwischen eingeführt und die starke nasse Leinwand nun mit Hebelgewalt zwischen den beiden Gitterstäben so stark zusammengerungen, daß diese sich gegeneinander zusammenbogen. Da die Luke so hoch saß und wir keinerlei Leiter hatten, mußten wir eine Menschenpyramide bilden, um sie zu erreichen. Vier besonders starke Leute stellten die Grundpfeiler; sie trugen auf ihren Schultern zwei andere, und diese wieder einen einzigen, der so endlich bequem Luke und Gitter erreichte und bearbeitete.

Um entstehende Geräusche zu verschleiern, wurden allerhand Lieder angestimmt. Auch wurde vor allem die Nacht zu Hilfe genommen, wo weniger Störungen als am Tage zu gewärtigen waren. Zwei Nächte lang wurde so gearbeitet. In der dritten durfte man hoffen, so weit zu kommen, daß die Luke bei gegenseitiger entschlossener Hilfe passierbar wurde. Aber ehe diese Nacht anbrach, wurde ein Gefangenentransport nach Gabes zusammengestellt und abgeschoben und mit ihm, wie zum Hohn, fast alle, die an dem Fluchtplan und der Vorbereitung seiner Durchführung beteiligt waren. Das war ein Schlag, der das ganze Unternehmen lähmte, denn unter den Zurückbleibenden fanden sich zunächst nicht mehr genug Leute, die noch Drang und Willen genug hatten, die Sache durchzusetzen. Es kam hinzu, daß der 14. Juli, das französische Nationalfest, unmittelbar bevorstand und dadurch in allen Hirnen der Wahn von der großen Amnestie wieder aufglühte und jeden eigenen Willen versehrte und versengte. Wieder einmal galt es für sicher, daß ohnehin bald die Stunde der Befreiung schlagen müsse. Wozu also sich unnützen Gefahren aussetzen? Auch ich, der ich diesen Wahn nicht teilte, der ich zudem selber keine Gnade von einer Amnestie zu erwarten hatte, war matt gesetzt. Ohne tatkräftige Hilfe einer ganzen Anzahl von Leuten war auf die geplante Weise nichts zu machen. Es hieß also aufs neue, wie schon so oft, sich in Geduld fassen.

Natürlich ging der 14. Juli vorüber, ohne daß auch nur die bescheidenste Amnestie erfolgte. Hatte bei den meisten vorher die trügerische Hoffnung den Willen gelähmt, so tat es jetzt noch mehr die niederdrückende Enttäuschung. Der 21. Juli brachte eine neue Enttäuschung für viele. Durch Gerüchte, welche die Gefangenennachschübe aus Frankreich mitbrachten, und durch eingeschmuggelte Zeitungsfetzen war bekannt geworden, daß an diesem Tage ein gewaltiger Weltgeneralstreik auch in Frankreich einsetzen und alle alte

Digitized by Google

Gewalt über den Haufen werfen sollte. Aber der Tag ging vorüber, ohne daß irgendwo gestreikt wurde außer im dummen Deutschland, wo man sich's wahrhaftig am allerwenigsten leisten konnte.

Ich selber wurde um diese Zeit eines Tages ins Bureau gebracht, wo mir wieder einmal meine fatalen Akten vorgelegt und mein ganzes Sündenregister vorgehalten wurden. In Lyon war die Vollstreckung des gegen mich ergangenen Todesurteils einstweilen aufgehoben worden. Jetzt sollte meine Sache aufs neue untersucht werden. Das Buch mit der Geschichte meiner Desertion aus dem französischen Legionsdienst in die deutschen Schützengräben wurde mir, die ominösen Stellen rot angestrichen, unter die Nase gehalten. So dumm es offensichtlich war, so blieb mir doch nichts übrig, als meine in dem Buch enthaltenen eigenen Angaben für Schwindel zu erklären. Die neue Anklageschrift, die mir vorgelesen wurde, lief abermals auf Todesstrafe hinaus, und ich hatte gar keinen Grund zu zweifeln, daß das neue Verfahren auch wieder mit einem neuen Todesurteil enden würde.

In dieser angenehmen Gewißheit kehrte ich in das Gefängnis zurück. Ich mußte nun unter allen Umständen ausreißen. Das Ende meiner Galgenfrist war gar zu deutlich abzusehen.

Nun war da ein Mann, der ebenso heftig, wie ich von Tunis wegstrebte, danach trachtete, einstweilen dazubleiben, anstatt, wie über ihn verfügt war, nach Constantine geschafft zu werden. Ich bot ihm an, an seiner Stelle mich nach Constantine schaffen zu lassen. Die Sache war durchaus nicht unmöglich. Wenn die Leute für den Transport nach Constantine aufgerufen wurden, sollte einfach ich statt des anderen mich beim Aufruf seines Namens melden, er statt meiner als Legionär Kirsch hierbleiben.

Mein Partner trug auf der Brust eine halbkreisförmig angeordnete tätowierte Inschrift, irgendeine Unanständigkeit, wie sie bei den Kolonialtruppen gang und gäbe war. Er machte mich darauf aufmerksam, daß das Vorhandensein dieser Inschrift, wenn auch nicht dem Sinn und den Worten nach, in seiner Personalbeschreibung erwähnt sei, daß es also für alle Fälle gut wäre, wenn ich mir auch etwas dergleichen machen ließe.

Mir war das nicht angenehm; aber was wollte ich tun? Ich ließ mir also in derselben Anordnung eine Inschrift quer über die Brust ätzen.

Die Sitte oder vielmehr Unsitte des Tätowierens ist besonders bei den französischen Kolonialtruppen alteingesessen und eingefressen. Ich hatte sie zu Beginn des Krieges bei der Fremdenlegion kennengelernt und in den Gefängnissen überall wiedergefunden. Besonders zuletzt in St. Nicolas. Nie werde ich vergessen, wie die Leute da einander ihre Leiber brandmarken mit Malen der Ausgestoßenen. Leute, die mit Nadeln und unverlöschlichen Farben einander tätowieren und eine widernatürliche Wollust im Bereiten und Erleiden der Schmerzen fühlen, die damit verbunden sind. Leute, die wissen, daß sie nie mehr in die Gesellschaft der Menschen zurückfinden werden, und die sich den ganzen Körper, alle Glieder, die Hände bis an die Fingerspitzen, die Gesichter über und über mit schamlosen Inschriften und krausen Bildnereien bedecken. Verirrte, verlorene Kunst, vergeudet und geschändet, wie wenn jemand Wein in die Gosse schüttete. Ich sehe sie noch sitzen, diese Künstler der Unterwelt, über die nackten Leiber ihrer Mitverdammten gebeugt, mit einer Rasierklinge oder einer Impffeder blutrote Bilder in die Haut ritzen und dann mit Nadelspitzen die unverwüstliche Farbe unter die Haut einführen. Über und über bedeckt manche Leiber von solcher Kunst, die vielfach von großem Können zeugt. Ich sehe neben einer schamlosen erotischen Szene auf breitem Männerrücken die erstaunlich gut gelungene Kopie eines Rubensschen Marienbildes. Phalluskult und verirrter Baalsdienst feiern da seltsame Orgien; und dazwischen sind, letzte Wirkungen verlorener Zugehörigkeit zur Gesellschaft und ihrer Ordnung, Bilder von Angehörigen, Vätern, Müttern, Geschwistern, gewesenen Geliebten nach Lichtbildern in diese Leiber geätzt. Wappen, Unflätigkeiten, witzige und witzlose Zoten, Orden, letzte Sentimentalitäten und äußerste Zynismen. Hier sitzt einer, der sich neben einer verblüffend ähnlichen Wiedergabe des Mona-Lisa-Bildnisses eine wilde Jagd von Katzen und Mäusen in den Leib ätzen läßt. Von der Schulter her schräg herab über den Rücken die Jagd. Zwischen den Schenkeln suchen die gejagten Mäuse Zuflucht, der vordersten nach, die schon halb verschwunden ist.

Es gibt berühmte Tätowierer unter den Kolonialsoldaten, und noch in den Gefängnissen wissen diese durch ihre Kunst von ihren Mitgefangenen große Vorteile zu ziehen. Einem solchen Künstler vertraute ich mich denn auch an. Da es angenehmerweise nicht nötig war, denselben Wortlaut meines Partners mir einätzen zu lassen, wählte ich mir einen lateinischen Spruch, den ich einst in Mesopotamien durch Sven Hedin kennengelernt hatte. Er hatte ihn meinem Freund Kettner, der seinerzeit bei Kriegsbeginn sich von Amerika als Kohlentrimmer nach Deutschland durchgeschlagen hatte, zum Andenken ins Notizbuch geschrieben. Der alte Römerspruch hatte mir so gefallen, daß ich ihn mir recht zu einem Herz- und Kernspruch angenommen hatte. Er hieß:

„Invia tenaci nulla est via — Dem Kühnen ist kein Weg ungangbar."

Ich ließ mir diesen Kernspruch also auf die Brust ätzen. Es mußte sich nun bald zeigen, ob es mir glücken sollte, ihn wahr zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das nervöse Kind * Briefe eines Arztes * Von Dr. Carl Potoßky.

VII. Die Nervosität in den Entwicklungsjahren.

Liebe gnädige Frau! Um das Wichtigste vorwegzunehmen: Zu irgendwelcher Besorgnis um Ihren Sohn Erich liegt keinerlei Veranlassung vor; machen Sie sich keine unnötigen Gedanken, sondern nutzen Sie dort im schönen Kurort die kurze Ferienzeit aus, die Ihnen, der überanstrengten Hausfrau, wohl zu gönnen ist.

Wie Sie mir schreiben, hatten Sie sich Sorge um Erich gemacht, dessen Briefe so eigenartig geklungen hatten. Ihnen, der sorglichen Mutter, war es bereits vor Ihrer Reise nicht verborgen geblieben, daß der Junge sich in der letzten Zeit verändert hatte. Nach welcher Richtung und wodurch — darüber konnten Sie trotz angestrengten Nachdenkens nicht recht ins klare kommen, um so weniger, als immer wieder Tage dazwischen waren, an denen Erich der liebe kleine Junge „von früher" war, der sich gern an die Mutter schmiegte und mit ihr seine kleinen und ihm doch so wichtig dünkenden Erlebnisse besprechen mußte. Dann häuften sich aber wieder die Tage, an denen der Junge vor sich hinstarrte, auch auf Fragen, die an ihn gerichtet wurden, kaum antwortete. Oft schreckte er aus seinen Gedanken auf, wenn er die Blicke auf sich gerichtet fühlte, und errötete, wenn er mit seiner Zerstreutheit geneckt wurde. Es hatte sogar den Anschein, als ob er sich vor der Familie verkröche und sich am liebsten allein in seinem Zimmer aufhielte. Dort hörte man ihn dann mit rastlosen Schritten auf und ab gehen, bis die Schlafensstunde heranrückte, an die er immer erst des öfteren gemahnt werden mußte. Und wenn Sie dann als gute Mutter an die Tür gingen, um — wie Sie es von früher her gewohnt waren — auf das ruhige Atmen des Kindes zu lauschen, dann hörten Sie zu Ihrer Besorgnis, daß der Junge sich stöhnend im Bette wälzte und anscheinend keine Ruhe fand. Als Sie dann einmal an sein Bett traten und ihn fragten, ob er krank sei, da gab er ausweichende Antworten und meinte nur beiläufig, er habe wohl des Abends zuviel gegessen und sich etwas den Magen verdorben.

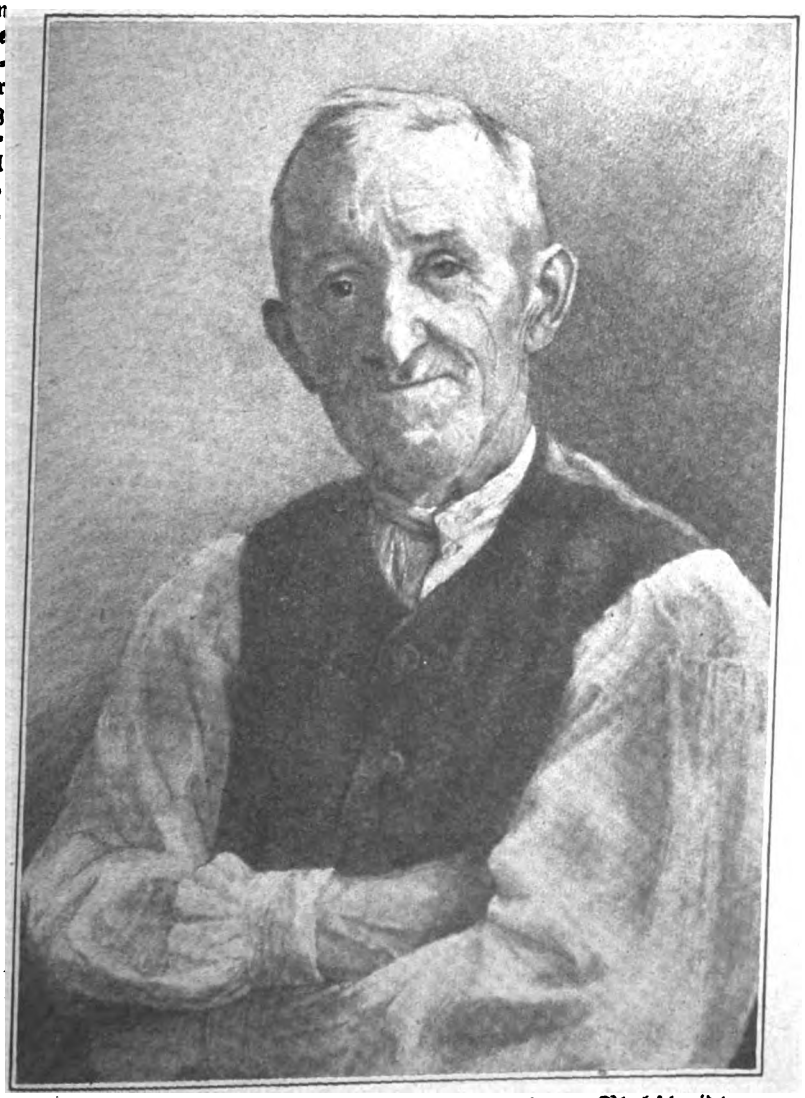
Sie sind völlig im Recht, wenn Sie annehmen, daß gerade diese genaue Schilderung die Beurteilung des Zustandes wesent-

Digitized by Google

lich erleichtert. Sie berichteten mir ferner, daß sich dieser eigenartige Zustand der Unaufmerksamkeit auch auf die Schule übertrug. War Erich sonst ein guter Schüler, der anfangs nur durch seine Nervosität Schwierigkeiten hatte, so änderte sich jetzt das Bild plötzlich. Auch in der Schule verlor er das Interesse sogar an Fächern, die ihm sonst „lagen"; den Lehrern gab er trotzige, abweisende Antworten, wenn sie ihn freundlich über seine veränderten Leistungen zur Rede stellten. Auch den Mitschülern gegenüber war er ein anderer. Hatte er sich sonst zu den fleißigen und ernsten Jungen hingezogen gefühlt, so höhnte er jetzt, diese seien Streber und Dummköpfe. Er schloß sich nun sonderbarerweise an Elemente an, die er früher nie gemocht hatte — kurz allenthalben Veränderungen, die Ihnen zu denken gaben. Nur schwer entschlossen Sie sich daher zu Ihrer Reise, die Ihnen aber ärztlich dringend angeraten wurde und daher nicht aufzuschieben war. Noch schwerer lastete dadurch die Verantwortung auf Ihren Schultern, daß Sie von jeher Ihren Gatten in Ihre Erziehungssphäre nicht hineinzuziehen gewagt hatten, da dieser nur seinem großen Beruf leben sollte. So reisten Sie unruhig ab, und jetzt schrieb Ihnen Erich Briefe, die Sie veranlaßten, sie mir zuzuschicken. Etwas kraus muteten Sie mit Recht diese Knabenbriefe an, die vor der Kritik größter Probleme nicht zurückscheuten und mit Namen wie Nietzsche und Schopenhauer Fangball spielten. Da schien Ihnen doch der 15jährige Knabe zu weit zu gehen. Es stieg in Ihnen der Gedanke auf, daß wohl den Entwicklungsjahren ein Anteil an diesen Erscheinungen zuzuschreiben sei. Allerdings meinten Sie, könnten Sie sich nicht entsinnen, bei Ihrer Tochter Hertha, die jetzt wohl 18 Jahre alt ist, jemals eine ähnliche Periode erlebt zu haben. Darin haben Sie nicht ganz Unrecht, denn die Zeit der Entwicklungsjahre äußert sich bei Mädchen meist etwas anders als bei Knaben. Und doch ist Ihnen auch bei Hertha, wie Sie sich entsinnen werden, einiges aufgefallen, wovon Sie mir seinerzeit Mitteilung gemacht hatten

Der Wechsel der Stimmung hatte wohl bei dem an sich sensiblen Kinde das hervorstechendste Moment gebildet. Bei der geringsten Veranlassung konnte sie in Tränen ausbrechen, um ebensoschnell wieder sich über die harmlosesten Dinge zu vergnügen. War sie mit gleichaltrigen Freundinnen zusammen, so erfüllte Gekicher das ganze Haus, ohne daß die jungen Mädchen anzugeben vermochten, worüber sie eigentlich lachten. Und allenthalben Heimlichkeiten; wie eilig mußte noch am gleichen Tage ein Brief an die Freundin besorgt werden, der vielleicht nur eine Bemerkung über den schwärmten Lehrer oder eine Lehrerin enthalten mochte. In dieser ganz ähnlichen Störung, bei der der Stimmungswechsel eine besondere Rolle spielte, machten sich bei Hertha die Entwicklungsjahre geltend. Ihren Sohn Erich hat es ernster gepackt. Auch ich sah an ihm die Veränderung, als er ins Zimmer trat. Wenn er früher mit leuchtenden Augen hereinkam, da konnte er nicht rasch genug seine Worte überstürzend, über alle möglichen Erlebnisse berichten. Jetzt sah er kaum vom Boden auf, kam scheu auf mich zu, reichte mir nur einige Finger seiner Hand, die sich kühl anfühlten, nahm dann zögernd Platz und gab nur stockend Antwort. Sein Gesicht sah schlaff und fahl aus, unter den Augen saßen dunkle Schatten, die Hände zitterten ein wenig bei Bewegungen. Der Puls war beschleunigt, sonst erwiesen sich bei der Untersuchung die Organe als gesund. Das ganze Bild war unschwer zu erkennen. Es hängt zusammen mit der Entwicklung der sexuellen Gefühlssphäre, und diese Entwicklung geht, namentlich bei Nervösen, nicht ganz ruhig vor sich. Ein sensibler Knabe gerät hier besonders in Konflikte. Er betrachtet die ihm ungewohnten Regungen als etwas, was ihm fremd ist, dessen er sich aber doch nicht erwehren kann. Er schämt sich dieser Gefühle, da sie ihn in seiner trotzigen Knabenkraft zu hemmen und seine Aufmerksamkeit in ungeahnter Weise zu fesseln scheinen. Da er sich schämt, wagt er mit niemandem über seine Konflikte zu sprechen, bis er das Geheimnis doch nicht mehr bei sich behalten kann und es unter der Forderung ehrenwörtlicher Verschwiegenheit einem Kameraden erzählt. Nun kommt es darauf an, in welcher Weise der Freund darauf reagiert, denn dieser soll doch nun den beratenden Mentor abgeben. Von der Art und Weise, wie die Aufklärung nunmehr erteilt wird, hängt viel ab. Daher ist es besser, wenn Eltern, die ihre Kinder in den Entwicklungsjahren besonders scharf beobachten sollen, im gegebenen Augenblick die Aufklärung sofort selbst erteilen oder, wenn sie sich dazu nicht für geeignet halten, die Aufgabe einem Arzte oder einem älteren Freunde der Familie übertragen, damit nicht ungeeignete Elemente Schaden stiften. Die Aufklärung muß in ruhiger sachlicher Form erfolgen; wenn dabei natürlich auch auf die gesundheitlichen Schädigungen hingewiesen werden soll, so müssen doch übertriebene Drohungen vor schweren moralischen und körperlichen Gefahren vermieden werden. —

Mit Erich kam ich allmählich ins Gespräch. Er wurde zugänglicher, als ich ihm erklärte, wir wollten uns freundschaftlich über Fragen, die ihn wie jeden anderen Jungen in seinem Alter beschäftigten, unterhalten, ich würde ihm gern aus meiner Erfahrung heraus mit meinem Rat zur Seite stehen. Nun gestand er mir nach und nach seinen Kummer. Er fühle sich völlig zermürbt, da ihm Fragen, deren Lösung er nicht finde, unaufhörlich durch den Kopf gingen. Diesen unruhigen, quälenden Zustand empfinde er als etwas Krankhaftes. Dabei gestand er, daß er sich durch einen Schulkameraden schon seit längerer Zeit zu gewissen Unarten, die, wie er fühlte, an seiner Gesundheit zehrten, habe verleiten lassen. Er finde keinen ruhigen Schlaf mehr, stehe am Morgen mit wüstem Kopf auf, stürze sich, um sich zu betäuben, in einen Wust schwerer geistiger Arbeit, der er sich aber zum mindesten körperlich nicht gewachsen fühle; der Kopfschmerz werde unerträglich, der Appetit immer schlechter, und er habe das Empfinden, daß er es so nicht mehr lange werde aushalten können. Dazu kämen die schweren Selbstvorwürfe; er glaube, daß er moralisch und



Thüringisch-fränkischer Bauer. Gemälde von Herm. Blechschmidt.

Digitized by Google

gesundheitlich immer tiefer sinke, und so habe er bereits, schloß er weinend, den Gedanken erwogen, ob es nicht besser sei, seinem Leben ein Ende zu machen. Nun, liebe gnädige Frau, Sie brauchen sich deswegen nicht zu beunruhigen. Derartige Gedanken bewegen in diesem Alter eine große Zahl von Knaben, glücklicherweise, ohne daß es deshalb zu katastrophalen Folgen kommt. Doch muß man bei nervösen Kindern aufpassen, man darf auch nicht ihre Empfindlichkeit im Übermaß reizen. Denn dann kann der Affekt unerwartete Handlungen auslösen. Eine unbegründete schwere Züchtigung seitens der Eltern oder eine sonstige an die Ehre gehende Kränkung seitens der Lehrer kann in diesem Alter bei einem nervösen Kinde einen bei einem robusten Knaben unerklärlichen Schülerselbstmord oder ein „Davonlaufen" zur Folge haben. In der Tat folgen die Ehrbegriffe in diesem Alter einem besonderen Kodex, in den man sich als Erwachsener nicht ganz leicht hineinversetzen kann. Auch in der Beurteilung dieser Ehrbegriffe pflegt das sensible Kind zu übertreiben, und so zeigen sich oft eigenartige Folgeerscheinungen.

Für Ihren Sohn Erich halte ich nach der Aussprache die Gefahr für überwunden. Schon im Gespräche gab er sich immer lebhafter und freier. Seine Augen wurden leuchtender und hoffnungsfreudiger; herzhaft drückte er mir am Schluß der Unterhaltung die Hand und war sichtlich beruhigt, als ich ihm erklärte, ich würde ihm gern, wenn ihn irgendeine Frage in dieser Richtung quäle, jede Hilfe und Aufklärung zuteil werden lassen. Für heute beruhigte ich ihn über die Folgen, die er nach seinem bisherigen Verhalten für seine Gesundheit befürchtete. Ich sagte ihm, daß die Folgen glücklicherweise nicht so schlimm seien, wie sie dargestellt werden, nur müsse ich jetzt allerdings verlangen, daß er sich fortan von den schädigenden Gewohnheiten freimache. — Nun ist allerdings diese Loslösung für ein gesundes Kind leichter als für ein nervöses, da bei letzterem alle Angewohnheiten länger haften. Aber ich bin überzeugt, daß auch bei Erich die Umkehr zu einem gesunden Verhalten nicht lange auf sich warten lassen wird. Gerade die innere Ruhe ist auch hierbei die Grundlage zur Gesundung. Ist ein Knabe im dauernden Aufregungszustand, so verfällt er viel eher dem Zwange dieser Gewohnheit, wie wir dies ja bei Erwachsenen bei anderen Gewohnheiten wie Morphium, übermäßigem Alkohol- und Nikotingenuß sehen.

Ich gab Erich auch positive Ratschläge, wie er sich in der nächsten Zeit zu verhalten habe. Reizlos essen, möglichst Alkohol und Nikotin vermeiden, morgens nicht zu lange im Bett bleiben — das sind allgemeine Regeln, die auch für robuste Kinder in diesem Alter Gültigkeit haben. Ferner Wandern, Turnen, überhaupt Sport treiben — das wird seine Nerven kräftigen und das Grübeln und Phantasieren vertreiben. Doch auch mit der sportlichen Betätigung darf man hier nicht übertreiben. Daher sind die Sportarten, die nicht zu starke Anforderungen an die Körperkräfte stellen, dagegen aber die Aufmerksamkeit abzulenken vermögen, vorzuziehen (Eislauf, Schwimmen). Hervorragend bewährt sich nach meinen Erfahrungen für solche Zwecke auch der Segelsport. Anstrengender Sport bringt Schaden; dabei ist es wohl verständlich, daß die Knaben oft in den Fehler verfallen, sich zwecks Betäubung und Ablenkung extrem anstrengenden Sportarten zuzuwenden. Sie hoffen dann, abends todmüde ins Bett zu fallen und so nicht von quälenden Gedanken erfaßt zu werden. Das mag wieder für robuste Naturen seine Berechtigung haben. Beim Nervösen wird diese übermäßige Erschöpfung keinen Schlaf vermitteln, im Gegenteil den Schlaf noch vertreiben und an seine Stelle eine gesteigerte nervöse Unruhe treten lassen. Gerade diese gibt dann aber die Grundlage für seinen Zustand. Erich muß eben Liebe zum Sport gewinnen, darf ihn nicht hastig und immer mit dem Hintergedanken ausüben: Ich werde um so eher gesund, je mehr Sport ich treibe. Das wäre psychologisch unrichtig, besonders bei einem Nervösen! Denn die Gedanken, die man brüsk beiseiteschieben will, kommen mit gesteigerter Aufdringlichkeit wieder zurück. Die Hauptsache ist eben, zu lernen, die Dinge ruhig zu betrachten — dann erfolgt die Gesundung fast automatisch. Daher ist die Art der Aufklärung von fundamentaler Bedeutung.

Im übrigen ist in dieser Periode alles zu vermeiden, was die Sinne erregt. Im Verkehr mit Mitschülern und jungen Mädchen ist strenge Auswahl zu treffen. Aufregende Lektüre ist zu verhindern. Aber auch hierin kleide man die Warnung nicht in ein strenges Verbot, sondern setze dem Knaben ohne die Überlegenheit des Älteren ruhig auseinander, daß derartige Bücher keinen inneren Wert aufwiesen, sondern lediglich für die schlechten Instinkte kritikloser Leser geschrieben seien. Für eine derartige Lektüre sei aber der Geschmack des Knaben zu gut usw. Man gewöhne sich daran, gerade in diesem Alter an die Vernunft zu appellieren; mit Befehlen, die nicht mit der Kraft des Überzeugens verbunden sind, fordert man nur den Trotz heraus.

Dies wären etwa die Grundzüge, nach denen ich Erich zu beeinflussen suchte. Nur würde ich an Ihrer Stelle nicht selbst das Thema anschneiden, sondern warten, bis Erich mit seinem Vertrauen zu Ihnen kommt. Dann wird er sicher wieder der liebevolle Sohn, der er früher war, werden.

Also, liebe gnädige Frau, keine Sorge, es kommt alles in Ordnung.

Ein Dichter des Völkerschicksals * Zu Hermann Linggs 100. Geburtstag * Von Ernst Lissauer.

Die moderne Dichtung, die Dichtung der letzten Jahrhunderte, stellt fast immer das Schicksal einzelner Persönlichkeiten dar: Doktor Faust oder der Prinz von Homburg, Wilhelm Meister oder der grüne Heinrich, Fuhrmann Henschel oder der Weibsteufel, in unermeßlicher Fülle breiten sich die Dichtungen vom Schicksal des einzelnen aus. Der einzelne ist ja erst um 1500, zur Zeit der Reformation, entdeckt worden, immer mehr hat sich die Dichtung seiner bemächtigt, bis sie dann um 1900 dazu gelangte, im Zeitalter des naturalistischen Impressionismus selbst die mikroskopisch kleinsten Fäserchen und Äderchen des Wesens darzustellen.

Aus der Geschichte dieser letzten Jahrhunderte läßt sich eine verhältnismäßig schmale Sondergeschichte herausheben: Die Folge jener Dichtungen, deren Gegenstand nicht das Schicksal des einzelnen ist, sondern die von vornherein das Geschick einer Gesamtheit darstellen wollen. Zu ihnen gehört das Volksschauspiel vom „Tell" und das soziale Drama von den „Webern", der Roman vom Verfall einer Familie, „Buddenbrooks". Die Lyrik vollends ist ihrem Wesen nach die Dichtung des einzelnen, ihre höchsten Leistungen erreicht sie, wenn der einzelne in Sekunden der Gnade fast acht- und absichtslos ein Zwiegespräch mit der eigenen Seele führt und das nun laut wird. Nur der politische Lyriker spricht im Namen einer Gesamtheit.

Um so merkwürdiger ist es, daß ein heute nicht mehr viel gelesener Dichter, Hermann Lingg, gerade in den lyrischen Formen das Schicksal von Gesamtheiten immer wieder dargestellt hat. Ja, dies ist der entscheidende Zug seines Wesens: Er hat auch versucht, die Geschicke der Goten, der Hunnen, der Vandalen zu dem weitausladenden Epos „Die Völkerwanderung" zusammenzufassen. Es ist, nach Anlage und Umfang, Linggs Hauptwerk, jedoch ist es heute, bis auf wenige Strecken, nachgeblichen, zu weit scheinen die Grenzen des Stoffes abgesteckt, und die Gefahr wird wirksam, welche ein kolossal angelegtes Werk und die Monumentalität der Darstellung oft bedroht: Über der Umfassung des Allgemeinen geht die Ausführung der Einzelheiten verloren, die Maße recken, aber die Vorstellungen verflüchtigen sich. Über dem Ganzen liegt heute, ein halbes Jahrhundert nach seiner Vollendung, jenes gewisse akademisch blasse Licht, das die Darstellung undeutlich und farbarm macht, so daß wir eine allzu große Entfernung von der Mitte unseres eigenen Daseins verspüren. Dies Schicksal des Verbleichens teilt die „Völkerwanderung" mit vielen anderen Dichtungen jener Epoche um 1860, insbesondere mit vielen Schöpfungen jenes Kreises von Münchner Dichtern, zu denen Lingg gehörte.

Aber im Gegensatz zu der verbreiteten Anschauung, welche als die bedeutendsten Erscheinungen jener Gruppe Geibel oder Heyse bezeichnet, sei hier die Meinung ausgesprochen, daß Lingg ihre höchste Kraft ist. Diese Überzeugung gründet sich besonders auf die Gewalt, mit der Lingg in vielen über seine Sammlungen verstreuten Gedichten Schicksal und Wesen von Völkern dargestellt hat. Was er in der großen Form des Epos von fünfundzwanzig Gesängen nicht bewältigte, gelang ihm in diesen kleineren Stücken.

Man könnte aus solchen Gedichten Linggs — deren Wert und Vollendung ungleich ist — eine Geschichte der Völker in Gesängen und Bildern zusammenfügen. „Die großen Stämme" werden angeredet:

„Mongole, deine Herden sollst du grasen
Im Norden, wo der Steppe Nebel grauen,
Zu Rosse sollst du sein und Zelte bauen
Und oft wie Sturm durch alle Völker blasen."

Digitized by Google

Die Kaukasen empfingen „ein buchtenreiches Meer und weite Gauen", die Rothäute „Urwald und Savanne";

„Den Sand wirst du mit heißer Sohle küssen,
O Schwarzer, kniend vor dem weißen Manne,
Doch einst wird auch dein Elend enden müssen."

Die Aturen, jener Indianerstamm an den Wasserfällen des Orinoko, geht unter. Der Prophet am Euphrat flucht Babylon und ruft „Israel" auf:

„Zu seinen Füßen lag das Volk — im Rohre
Des Euphratufers sang der Wind und weckte
Ein Lied von Zions Glanz im Männerchore."

Die Mauren ziehen aus Spanien aus. Die Normannen fahren gen Sizilien. Der deutsche „Heerbann", Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken, zieht auf.

* * *

Vor allem aber, Lingg besitzt die Fähigkeit, die mannigfaltigen Schicksale, welche allen Völkern gemeinsam sind, so wie gewisse Erlebnisse allen Menschen, zu fühlen und zu gestalten. Die „Urbestimmungen" schildert er:

„Tritt ein Volk ein in die Geschichte
Weise mit Kronen schreiten voran,"

„Sterne, mitwandelnd, bestimmen das Jahr, und der Ähre wildproffender Segen bietet sich selbst den Ermüdeten dar". Die großen Zeiten der Wende, wo Völker sich von Zwingherrschaft befreien und die Geschichte eine neue Gesteinsschicht aus sich herausschleudert:

„Dann dröhnt der Boden und die Luft erzittert
Von kühnen Wanderungen; Riesen streiten,
Heroen sieht man und Giganten schreiten
Und jenen Werwolf, der das Weltend' wittert.

Noch einmal stehn die Söhne großer Väter
Zu Taten auf, noch einmal glüht im Äther
Der alten Götter Stern, dann bleich, dann nimmer."

Die Natur aber, die schon in den Anfangszeiten den aufsteigenden Völkern freundlich gesinnt war, gleicht den Verlust an Kraft und Samen aus, der in den gewaltigen Erschütterungen verschüttet ward:

„Hat jahrelanger Krieg ein Land durchwühlet
Und Not verzehrt und Hagelschlag geschlagen,
Dann kommt doch einmal noch von Segenstagen
Ein Sonnenjahr, das jeden Schmerz vergütet."

Daß aber solcher „Ersatz der Natur" möglich sei, dazu ist not, daß der innerste Kern, der sonnenspendende, krafthaltige, im Volke selbst nicht versehrt sei. So heißt es im Sonett „Verfall" mit dunklem Seherton:

„Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen
Fern im Gebirg der Adler ihrer Taten,
Wenn ihre Banner Fremde niedertraten,
Wenn ihre Schiffe ruhn im seichten Hafen.

Auf Trümmern blühn Zypressen und Agaven,
Und wo sonst Knaben schon um Waffen baten,
Stehn jetzt die letzten Männer, stumm, verraten,
Und sterben ruhmlos hin wie andre Sklaven.

Die Sitten kranken, tot sind Ruhm und Ehre,
Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Wehre,
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande,
Der Schönheit Blüte reift gemeinen Lüsten,
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten."

Den Untergang von Völkern hat Lingg mannigfaltig gestaltet: „Das Trauerende des Ostrogotenreichs, die Mitternacht der Völkerwanderung, ihre Sonnenwende, zugleich die Schwerter- und die Geisterschlacht" im vierundzwanzigsten Gesange der „Völkerwanderung", und in einem der schönsten Stücke dichtet er den Untergang der Aturen:

„Wenn dieser weiße Strom einst seine Fluten
Einmünden wird in diesen blauen See,
Dann wird das Herz der alten Krieger bluten,
Und eurer Söhne Bart wird sein wie Schnee.

Schlaff wird die Sehne sein an eurem Bogen,
Und wirkungslos entfliegen euer Pfeil,
Dann wird mein Antlitz sein von Schmerz umzogen,
Und an den Fremdling kommt der Ahnenteil.'

So sprach zu unsern Vätern einst die Schlange
Des weißen Lichts; erfüllt ist nun ihr Wort —:
Von Hof und Flur, vom Licht und vom Gesange
Des Heimathains treibt uns der Sieger fort.

Doch hat der Gott ein Grabmal uns bereitet —
Umspült von Wassern, vom Gebirg umzackt,
Liegt eine Höhle, grufttief ausgeweitet,
Um ihren Eingang braust der Katarakt.

Dorthin hieß er uns letzte Söhne ziehen,
Des Stammes Überrest, der Tugend wert,
Die unsrer Ahnen war, denn wir entfliehen
Mit überwundnem, nicht beflecktem Schwert.

Auf eure Häupter nehmt die Aschenkrüge,
Den Staub, der unsrer Väter Staub umschließt,
Auch nehmt von Frucht und Öl, so viel genüge
Zum Opfermahl, das ihr zuletzt genießt.

Dann laßt uns ruhn auf Steinen um die Flamme
Im Sterbehaus, das unsrer Leichen harrt,
Stumm, bis dem letzten vom Aturenstamme
Der letzte Pulsschlag in der Brust erstarrt."

Und wie Menschen gehen auch Gespenster von toten Völkern um: Die Schatten der Nationen, die Rom einst vernichtet hat, erscheinen ihm in der Nacht vor der Eroberung durch Alarich, die der zehnte Gesang der „Völkerwanderung" darstellt, und bringen ihm ein Totenopfer dar.

Vor allem aber ist Lingg vertraut, wie Völker wandern. Die stärkste Stelle der „Völkerwanderung" ist die Erscheinung des Hungers bei den Hunnen, welcher sie aus ihren Lagern forttreibt, bis dann Volk auf Volk stößt und die ungeheure Wanderung über Europa hin beginnt:

„Und wandernd einst durch jene weiten Strecken,
Erschien beim Lager des Nomadenstamms,
Gefolgt von Mäusen, Raupen und Heuschrecken,
Ein großer Hirt in einem grauen Wams.
Er hatte nichts, den hagern Leib zu decken,
Als um sich her die Felle eines Lamms;
Die Mäus' und Raupen trieb er, immer suchend
Und drängend, geißelnd vor sich her und fluchend. . .

Indem er Dorne zog aus seinen Füßen
Und seine Herde rings die Flur zerfraß,
Sprach er zum Volk umher: ‚Ich soll euch grüßen,
Ich bin der Hunger, habt mich!' und er saß
Vor ihre Zelte hin und brach die süßen
Und kleinen Blumen, sprechend: ‚Seht, das Gras,
Die Wurzel, die dem Boden ich entrissen,
Dünkt meinem Gaumen noch ein Leckerbissen.'"

Es ist charakteristisch für Lingg, daß ihm das Schicksal großer Völker so in jedem Augenblick gegenwärtig war wie eben andern Dichtern sonst nur das Schicksal des einzelnen. Der Mond geht unter, „umflossen vom Gewölk der Nacht und bleich, wie von Feinden eingeschlossen untergeht ein großes Reich". Und wenn er sagen will, daß in seinem Leben niemals hohe Freude gewesen sei, so stellt sich ihm das Gleichnis ein:

„Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter
Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen."

* * *

Auch wenn ein Dichter das Geschick eines einzelnen bildet, kann darin das Geschick und die Art seines Volkes gegeben sein: „Der Prinz von Homburg" ist das Drama des Preußentums; das Schicksal Tells, des Eigenbrötlers, ist gleichwohl das der Schweiz: Lingg aber zielt von vornherein auf die Gestaltung des Typus; ohne Vermittlung durch die Gestalt eines einzelnen will er das Wesen der besonderen Gattung von Menschen sichtbar machen, die da in Stämmen oder Völkern, in See- oder Reichsstädten beisammenwohnen. Ihn interessiert nicht, was die einzelnen Individuen als solche voneinander unterscheidet, sondern was ihnen als Teilen eines Volkes gemeinsam ist. Er unterscheidet die einzelnen Völkercharaktere voneinander, er differenziert nicht die Charaktere der Persönlichkeiten. Lingg rührt an die untersten organischen Grundlagen des erdsässigen, in der Landschaft verwurzelten Wesens, wie es trotz aller Vermischung und Mechanisierung auch heute noch erkennbar ist.

Bei weitem nicht immer ist Linggs Bildnertum knapp und von unmittelbarer Anschauung. Wie seine gesamte Lyrik, sind auch die Gedichte, in denen er Völkergeschicke darstellt, von ungleichem Wert. Wenn er zum Beispiel einmal „die großen Stunden" der Völker singen will, gibt er statt dessen ein Reden über den

Digitized by Google

Gegenstand, die „Urbestimmungen" münden in einen kulturgeschichtlichen Essay von rhythmischer Form. Aber gerade in den Gedichten, die hier zusammengefaßt werden, erreicht Lingg besonders oft eine hohe Meisterschaft der Durchbildung, vor allem aber eine Größe des Tones, wie sie in unserer Literatur überhaupt nicht häufig ist, mit der er eben die Genossen jenes Münchener Kreises bei weitem übertrifft. Mit welcher Fülle der Schauung ist das Bild der „Seestädte" gegeben: die Mittagsglut, die golden funkelnden Dächer, die Heldenbilder, die Korridore, durch die hindurch man nun von selbst die blau blendende See erblickt. Das Gedicht „Ersatz der Natur" ist so gedrängt voll von Dingen und Geschehnissen, als sei es selbst in solchem Segensjahr entstanden. Und feierlich und völlig einfach zugleich der Gesang der letzten Aturen, ein stilles, großes, bewegendes Pathos, durchaus würdig des großen Gegenstandes.

Voll höchster Größe aber der Anfang jenes, in manchen Zeilen blasseren Sonetts „Verfall":

„Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen
Fern im Gebirg der Adler ihrer Taten;"

Verse voll mythischer Kraft, ein Gleichnis, wie es fast nur auf den Felsgebirgen der Edda oder sonst in den Bergschluchten der Urepik horstet. An solchen Klängen erkennt man, daß Lingg aus tiefstinnerer Verbundenheit immer wieder in die Vorzeiten und untersten Gründe der Völker gegriffen hat.

Die Völkergedichte Linggs gehen uns Heutige auf eine erschütternde Weise von neuem an. Unser eigenes Volk ist in schwerstes Unheil gestürzt, und es steht an einer Wende seiner Geschichte: Nicht heute und morgen, so rasch vollzieht Geschichte sich nicht, aber im morgigen Jahrfünft oder in einem geschichtlichen Übermorgen wird es sich entscheiden, ob der geschichtliche Sturz des deutschen Volkes endgültig ist, oder ob „der Adler seiner Taten" noch einmal erwacht. Und in diesem Zusammenhange ist zu gedenken, daß in Lingg dieses Gefühl für Völkerwesen, für Größe und Verfall von Volkheit, in einer Epoche aufstand, als die aufsteigende Geschichte unseres Volkes sich in großem Bogen seiner Höhe näherte: Die erste Sammlung seiner „Gedichte", welche „Das Grab der Aturen", „Die Seestädte", „Verfall", „Ersatz der Natur", „Nomadenzug" bereits enthält, erschien 1853, also zu einer Zeit, da Bismarck schon als Gesandter am Bundestag wirkte, und „Die Völkerwanderung" erschien in den Jahren 1866—68.

Aber auch abgesehen von dem besonderen Schicksal Deutschlands: das Zeitalter des Individualismus ist vorüber, ein Zeitalter voll neuer Bindung und Verbindung, ein kollektivistisches, steht bevor; wir stehen unmittelbar in seinem ersten Anfang, die letzten Krämpfe und Erschütterungen, in denen sich der Individualismus zersetzt, erblicken wir ringsum allenthalben. Diese Völkergedichte Linggs, welche das Überpersönliche verkündigen und gestalten, werden in künftigen Jahren an Lebenskraft und Wirkung wachsen.

Streiflichter.

Rotes Quartal. Ist es wiedergekommen? Da unten an der Straßenecke begegnen sich und fließen ineinander lange Züge von kleinen Mädchen, von Lausbuben, von Bassermannschen Gestalten, von halbwüchsiger und ausgewachsener Unreife; lange Züge von harmlosen Gesichtern, aber dazwischen Fanatikerphysiognomien und ganz „schwere Jungen". Rote Fahnen flattern in dem Januarwind, der wie verfrühter Märzsturm herfegt; Schilder winken und kämpfen mit dem Wind: „Heraus das volle Mitbestimmungsrecht!", „Wir protestieren gegen den Hunger!", „Hoch die Räterepublik!" Nach dem Reichstag geht es und strömt es von allen Seiten. Der souveränen Gasse geschieht dort nicht genug. So will die souveräne Gasse selbst zum Rechten sehen. Der Lausbub und das Laufmädchen folgen quietschvergnügt Herrn Ledebours Spuren. Sie fordern volles Selbstbestimmungsrecht, der Lausbub und das Laufmädchen. Karle Kuhlicke aus der Ackerstraße und Lenchen Piefke vom Wedding wollen selber mitreden, wenn es gilt, festzusetzen, was ihr Anteil am Jahresverdienst Deutschlands ist. Und sie werden nicht zu wenig festsetzen. Darin haben sie jetzt Übung. Und wenn der Jahresverdienst Deutschlands hundertmal Fehlbetrag ist, so rechnen Karle Kuhlicke und Lenchen Piefke für sich doch eine kräftige Aufbesserung heraus. Unbegrenzte Möglichkeiten tragen sie alle in ihren Hirnen, die Tausende, Zehntausende, die da kommen, um nach dem Rechten zu sehen. Mit gedankenlosem Schwatzen ziehen sie daher, mit Gelächter und Gekreisch. Arm in Arm männliche und weibliche Halbwüchsigkeit, der fünfzehnjährige Portokassenkavalier und die fünfzehnjährige „Braut" auf Tage, Wochen, Monate. Nur hier und dort eine kleine Gruppe in verbissener Unterredung, ein einzelner in brütendem Schweigen. Wie zu einem großen Jux folgt all diese Unzeitigkeit der Losung „Demonstriert in Massen vor dem Reichstag!" Dort sind dünne Ketten von Sicherheitsposten gezogen. Die Regierung hat ja schon in der Frühe halbamtlich im Blättchen sagen lassen, es werde wohl alles harmlos ablaufen. Wie dürfte sie selbst da ein böses, ernstes Gesicht zeigen. Nein, sie zeigt die Gebärde der Mildigkeit. Sie zeigt so wenig Sicherheitsleute wie möglich, so wenig Waffen wie möglich. Warum auch? Das souveräne Volk kann nichts Böses tun. Tausendfache Harmlosigkeit, tausendfache Juxstimmung, tausendfache Ahnungslosigkeit, — was sollten sie Arges vermögen?

Aber die Fanatiker, die Schieber und die schweren Jungen sind die Dirigenten in diesem Orchester. Sie werfen sinnlose Schlagworte unter die Masse wie Stinkbomben, die die Hirne verwirren, umnebeln, zu Delirien berauschen. Ganz automatisch kommt, was kommen muß, da keine verantwortliche Stelle es wagt, nach der Erkenntnis zu handeln, daß es besser ist, vorzubeugen, als das Nachsehen zu haben. Die harmlose Masse wickelt die paar Soldaten ein. Die dürfen nicht schießen auf Leute, die nichts tun, als ein bißchen drängeln; natürlich nicht. Aber kaum sind die paar Soldaten von der Harmlosigkeit umdrängelt, so sind die Fanatiker und schweren Jungen Herren, und die Bestie beginnt zu rasen. Wußte man das nicht vorher? Kannte man nach soviel Erfahrungen den Pöbel so wenig? Die armen Soldaten, die jetzt viehisch ermordet und mißhandelt werden, denen das souveräne Volk mit Absätzen das Gesicht zertritt, an deren blutigen, geschändeten Leichnamen es seine Bestialität so herrlich offenbart, — sind sie nicht dem Tier Pöbel von einer feigen Regierung förmlich zum Fraße vorgeworfen worden? Kannte man das Tier noch nicht genug, um sich diesen Beweis seiner Bestialität ersparen zu können? Freilich, jetzt bellen die Maschinengewehre über Platz und Stadt. Gebrüll und Geschrei stiebt auf. Das souveräne Volk wälzt sich auf dem Bauch durch den Kot der Gasse vor feiger Angst. Vor dem Bellen der Maschinengewehre ist das grinsende Ohrfeigengesicht eines jugendlichen Mitgliedes der Fraktion der U. S. P. drinnen im kugelsicheren Wandelgang des Reichstages das letzte und einzige, was für heute von der neuen Revolution übrigbleibt. Und draußen im Schmutz der Gasse das andere fürchterlichere Grinsen im Tode erstarrten Entsetzens unseliger Opfer der bübischen Anzetteler, die sich selbst gewiß in Sicherheit gebracht haben. Denn das Maschinengewehr wählt und sichtet nicht; es greift wie eine blinde Närrin in die Masse, und das kleine Laufmädchen gilt ihm wie ein schwerer Junge, und der Portokassenkavalier wie ein Rebell. — Einen halben Tag lang hat man das Unheil sich zusammenziehen lassen. In einer halben Minute ist der wüste Spuk zerstoben. Wäre es nicht barmherziger gewesen, schon eher unbarmherzig zu sein? Wäre dann nicht mit weniger oder gar keinem Blut ein Ende oder ein Anfang gemacht gewesen? Denn das weiß niemand: War dies wirklich ein Ende oder der Anfang eines neuen Roten Quartals?

Aus dem Munde der Unmündigen. In der schönen Stadt Bremen und vielleicht auch anderswo schon zählen die Kinder auf der Straße bei ihren Spielen einander nicht mehr ab und aus wie ehedem: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — Wo ist denn der Acht' geblieben?", sondern also aus dem Geiste der neuen Zeit:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Komm, wir wollen Mehl verschieben,
Butter, Eier, Mehl und Speck,
Eins, zwei, drei, und du bist weg."

Dokument von unserer Zeiten Schande. So ist ihr aus dem Munde der Unmündigen bereits das Lob zugerichtet, das ihr gebührt.

* * *

Nach Hause . . .

Gattertor . . Wache . . . Barackenstadt . . .
Weh! Wenn das sich erschlossen hat —
Da flackert das Leben hin und her,
Sucht, wo ein kleiner Ausguck wär:
Ein grüner Baum, ein Blümchen, ein Fink,
Ein Wälderfetzchen, ein Schmetterling —
Und stößt doch allüberall gen Stacheln.

Gattertor — Seele, bettle nicht!
Wache — Herze, ducke dich nicht!
— Ich öffne euch drinnen ein stilles Tor,
Da kramen wir Wiesen und Jugend hervor
Und lachen ins Himmelsblau hinein,
Das kann doch — mein Gott! — nicht verboten sein!
Und fliehen auf Wolken nach Hause . . .
Nach Hause . . .

Wilh. Osw. Richter, zurzeit in franz. Gefangenschaft.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Original im Besitze der Galerie A. Jandorf in Berlin.

Hamburger Hafen · Gemälde von F. Kallmorgen.

Digitized by Google

Nr. 5 1920

Die Gartenlaube

Verbindet mit „Über Berg und Tal“ und „Über Land und Meer“ • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum • Roman von Rudolph Stratz.

4. Fortsetzung.

Neben Matula auf dem zartgeblümten Kanapee saß seine Frau, fünf Jahre jünger als er, das weiße Spitzenhäubchen behaglich über dem verrunzelten, freundlichen Großmamagesicht, dem man den strengen Eulenblick durch die große Hornbrille nicht glaubte. Sie brauchte die Gläser, denn sie las eben ihrem lieben Eheherrn die neuesten Glückwunschbriefe vor, die ihr ihre Tochter, die Baronin Morandell, die ältere Schwester der Geheimrätin Nimis in Darmstadt, reichte.

„Wo stecken denn nur deine Buben?“ fragte sie dabei, und Fanny von Morandell antwortete: „Der Poldi und der Alfi kommen mit dem Vater. Die Gusti auch. Sie besuchen noch am Graben den Pater Hyazinth aus dem Orden der frommen Schulen. Sie bitten, sich unterdes tausend Handküsse gefallen lassen zu wollen!“

„Lies jetzt schon, Marie Theres'!“

Die alte Dame begann behaglich den Gruß der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft: „Wohlgeborener, hoch zu verehrender Herr Rat!“ und der kaiserliche Rat Matula legte, zufrieden mit allen Menschen, die Hände ineinander und schaute durch das Fenster auf die Freyung mit dem im Jahr zuvor da aufgestellten Austriabrunnen und hörte zu, was ihm die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur Freundliches zu sagen wußte und der Sekretarius der Societas Ratisbonensis und die Jenaische gelehrte Societät . . .

Herrenbildnis. Holzschnitt von Anton Bartz.

Nebenan lachten und gurrten die Mädchen wie ein Taubenschlag. Sie frozzelten die Lini Götsch mit ihrem neuesten Seladon, dem Herrn Hofrat Niki Matula, dem Sohn des Hauses.

„So an alter Esel!“ sagte die schöne Lini geringschätzig.

Pst! Daß die Eltern des Herrn Hofrats im Nebenraum das nicht hörten! Das würdige, alte Altwiener Patrizierzimmer zitterte von unterdrücktem Kichern. Der Onkel Niki war freilich schon an die Vierzig — aber ein Hofrat im k. k. Ministerium des Innern unter des Herrn Grafen Kolowrat Exzellenz und kein zu unterschätzender Epouseur für eine Demoiselle Habenichts, die nichts ihr eigen nannte als ein Paar dunkler Märchenaugen und ein goldenes Wiener Herzl. Umsonst hatte die Lini nicht an ihrem Namenstag von wohlbekannter Hand das vorwurfsvolle Gedicht empfangen:

„Karoline, du bist eben
so schön als wunderlich.
Man kann nicht ohne dich
und auch mit dir nicht leben!“

Aber die Lini Götsch hatte sich gerächt, und am

Digitized by Google

Knecht-Rupprechts-Tag hatte der Herr Hofrat, der eine bedenkliche Schwäche für gutes Essen und Trinken hegte, ein zierliches Backwerkkörbchen zum Kaffee, gefüllt mit Prälatenkipfeln, Napoleonwackerln, Bischofbrot und Luxusleibln, bekommen, und darauf, ebenso zierlich, von dünner Mädchenhand das spöttische Verslein:

„Die Körbchen, die man essen kann,
nimmt man am End' am liebsten an!
Drum bring' ich so ein Körbchen her,
weil ich doch nicht zu haben wär'!"

„Die Societas Physica Jenensis", lasen nebenan Mutter und Tochter dem greisen Geburtstagskind vor. „Die K. k. ausständische Gesellschaft zu Klagenfurt in Kärnten. Das Generalkomitee des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern." Dann etwas Ungarisches in feierlichem Latein und neben dem Namenszug unten die Bestätigung des Geheimschreibers: ‚Ergo mandatum Suae Excellentiae proprium'. Aus nah und fern kam der Lohn eines langen Lebens. Der alte kaiserliche Rat nickte weiter. Er war so voll Menschenfreundschaft, daß er sich gar nicht wunderte, daß auch alle Menschen zu ihm freundlich waren. Er hielt noch einen Brief in der Hand, schaute auf ihn und sagte zu seiner Frau und Tochter:

„Geht's, Reserl und Fanny: Schickt's mir jetzt einmal den Reini her. Ich muß mit dem Krauskopf einmal unter vier Augen beichten!"

Als sein Enkel ihm gegenübersaß, schaute er Reinhold Nimis herzlich in die träumerischen Augen:

„Dein Vater hat mir aus Darmstadt geschrieben, Reini! Er will Kommunikation, wie dir unser Wien anschlägt, nachdem du nun acht Wochen hier einheimisch bist . . ."

„Lieber Großpapa! Ich verehre Sie so heiß, wie es jeder edler Geartete als Pflicht empfindet!"

„Wart' nur Bubert! Wart'! Ich bin nicht die Sibylle von Cumä! Ich kann nicht wahrsagen, was aus einem Menschen wird: Ich bin nur ein alter Josefiner, der es redlich mit den Menschen meint, mögen sie nun Christ, Jude oder Heide, Deutsche, Ungarn, Welsche oder Hottentotten sich nennen!"

„Ich weiß es, Großpapa!"

„Ich bin ein Gönner der Wissenschaften und Verehrer des Vaterlandes. Aber das Menschentum erstreckt über alle Menschen seine Macht. So trat ich gerne dem Vorhaben deines lieben Vaters bei, der dich hierherreisen ließ. Fremden Völkern ihre Tugenden abzustehlen, ist die Absicht des wahren Reisenden, den sein Vaterland mit Freuden wiederkehren sieht und den der Dank seiner Mitbürger für seine ausgestandenen Beschwerlichkeiten lohnt . . ."

Der alte Freidenker rückte nahe zu dem Enkel hin. Alle guten Geister des gestorbenen achtzehnten Jahrhunderts spielten noch in seinen menschlich-warmen Augen, Grazie und Laune vergangener Tage wohnten noch in dem milden Lächeln seiner Lippen.

„Ich stamme noch aus der Zeit, Reini, wo der Mensch sich selbst als ein Kunstwerk betrachtete und dies Kunstwerk in seinen Nebenmenschen ehrte. Ich weiß, daß man dies feinste Räderwerk des unbekannten großen Geistes, in den ich auch bald wieder aufgehen werde, nicht mit den Konstablerfingern regulieren kann, wie das mein Sohn, der Hofrat, denkt und mein Herr Schwiegersohn, der Feldmarschalleutnant, und alle hier um mich herum. Ich bin einsam geworden mit meiner Vorstellung vom Menschentum im höheren Begriff, einsam hier in Österreich. Das ist das Los des Alters. Und wäre ich nicht ein Siebziger und kaiserlicher Rat, dann würde ich bald selber als staatsgefährlich gelten. Aber das dürfen die nebenan nicht wissen!"

Der Alte lachte leise und schalkhaft. In diesem Abendschein, der seine Züge verklärte, gewannen sie etwas Weibliches, Zartes, wie von einer klugen alten Dame. Er nickte geheimnisvoll.

„Schau, Reini: Ich will dir keine Fastenpredigt halten! Ich seh's dir an! Du bist in Wien, wo alles vergnügt ist, ein Mißvergnügter! Es ist alles da: die Madeln und der Wiener Wald und der Heurige und der Walzer! Aber du suchst etwas anderes!"

„Die Freiheit suche ich, Großpapa, und hier bei euch dünkt sie mich ferner denn je!"

„Die Freiheit!" sagte der alte Nachkomme der Aufklärung Josefs des Zweiten. „Jetzt schau, welche Freiheit? Die Freiheit, mein Kind, wohnt in uns, in der Macht des menschlichen Gemüts, zu begreifen, zu urteilen und zu erkennen!"

„Auch diese Freiheit ist uns geraubt!"

„Der Herr von Goethe, mein Guter, dieser echt deutsche Olympier, der vor fünfzehn Jahren starb und dem ich so manches Mal in Karlsbad auf der Promenade als sein untertänigster Diener meine Aufwartung zu machen gewürdigt war, der Herr von Goethe hat uns gelehrt, wie man die Ehrfurcht vor den Fürsten und der Obrigkeit mit der Würde menschlicher Geistesfreiheit auf das artigste zu vermählen vermag!"

„Er war ein Fürstendiener!"

„Das heißt: er war kein Lobredner unschicklicher Gewalt, sondern freier Beherrschung jenes wundersamen kleinen Weltalls, das jeder von uns und auch der Geringste unserer Brüder als Morgengabe des Schöpfers in sich trägt. Durch den Geist, mein Sohn, erhebt sich der Mensch über die Zeit, sieht die Mächtigen von oben, die Grenzen der Länder verwischt. Spanne auch du die Flügel, du junger Ikaros, und fliege in die unbeschränkte Sonnenhöhe des Wissens und Denkens, wo dich keine Willkür der Mächtigen noch das Geschrei des Peuple mehr beleidigt . . ."

„Und die, die man unten zurückläßt, Großpapa? Die nach Gerechtigkeit dürsten? Die an ihren Ketten rütteln? Die aus ihren Kerkern wollen? Sind das nicht unsere Brüder?"

Der Alte schaute ihn freundlich an. Er begriff ihn nicht ganz. Für ihn, den letzten Erben des achtzehnten Jahrhunderts, war das Ich das Problem und eine Gemeinschaft gleichgestimmter Ichs die Menschheit. Für Massen und ehernes Muß und Mitleid mit allen war im reinen Reich des Geistes kein Raum. Man trank nicht umsonst dreißig Jahre Lethe aus den blauen Wogen der Donau. Das Leben wurde zum plätschernden Spiel.

„Wir werden unterbrochen, mein Kind", sagte er, sich erhebend und sein gesticktes Hauskäppchen aufsetzend, und das schien ihm nicht unlieb. Sein Schwiegersohn, der General Freiherr von Morandell auf Schloß Tschitten, Herr und Landmann in Tirol, trat ein. Er hatte ein strenges, trocken-sarkastisches k. k. Armeegesicht. Das Haupthaar und die Bartstreifen an den Wangen waren glänzend schwarz gefärbt. Er war hoch und hager. Die Taille seiner eleganten Gestalt beschämte in ihrer jugendlichen Schlankheit selbst die seiner beiden ihm nachfolgenden Söhne des Leutnants Alfi vom Cuiraffier-Regiment Nr. 3 König Friedrich August von Sachsen aus Engersdorf in Niederösterreich, und des Leutnants Poldi vom Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Ferdinand. Hinterdrein kam dann noch die Gusti, die Jüngste, die Achtzehnjährige. Sie und die Brüder, der Alfred und der Leopold, waren erst beim Pater Hyazinth, ihrem Beichtvater, gewesen und hernach im Wurstlprater bei den sich duellierenden Flöhen und hatten sich am Donaukanal ein Zeugerl genommen und waren glückselig mit dem Fiaker wie der Wind durch die Innenstadt hierhergefahren, und Reinhold Nimis, der neben den schmucken Vettern und der niedlichen Base stand, dachte mit einer sonderbaren Trauer, warum er nicht auch so sei wie die leichtlebigen Kinder der Kaiserstadt, in denen das Gebet und die Gaudi, das Lachen und das Weinen, der Drang zur Wallfahrt und die Lust am Tanz dicht nebeneinander wohnten.

Digitized by Google

…ie der Stefansdom über Wien ragte, so schaute …der Herrschaft über das buntscheckige Völkerreich …tsch bis zur Save und von der Adria bis zum …ald doch immer wieder in Wiens altertümliche …sse hinein. Der Leutnant Alfi, der Cuirassier, kam …eben aus Mailand zurück, wo er ein paar Spezi auf Urlaub …esucht hatte. In der Zitadelle dort war das k. k. Militär …ag und Nacht alarmbereit. Ebenso gar in Verona und …antua und den anderen österreichischen Festungen. Es …ärte wieder einmal in der Lombardei und in Venezien. Die Karbonari gingen um Die Gefängnisse waren überfüllt, und der Feldmarschalleutnant sagte trocken·

„Ich bitte: Traut's nur den Katzelmachern net über'n Weg! An Italiener bleibt halt an Italiener! Grüß Gott, Schwager Niki! Was machst denn schon wieder für ein grantiges Gesicht, du alter Zarucker?"

Der Hofrat Nikolaus Matula, der Sohn des kaiserlichen Rats, zeigte im Eintreten schon in der dunklen Farbe des Fracks und der Beinkleider und der pedantisch geknüpften Binde die Würde der Zugehörigkeit zu einem

Vor dem Kleiderschrank. Gemälde von Franz Eichhorst.

Digitized by Google

k. Ministerium des Innern. Er war, mit seinen vierzig Jahren, zur Wiener Fülle der untersetzten, stämmigen Gestalt geneigt. Sein galliges Gesicht war peinlich rasiert, und das hieß bei ihm mehr als bei anderen Kavalieren. Denn eine Anzahl von den Pocken zurückgebliebener Pfännchen in der gelblichen Haut erschwerte dem Schermesser die Arbeit. Seine schwarzen Haare standen kurz geschnitten und doch borstig aufrecht auf dem runden Kopf. Er wiederholte mißtrauisch:

„Ein Zarucker — wieso?"

„Geh — bei dir heißt's doch immer ‚zurück'!" sagte Johann Beatus von Morandell gleichmütig. „Ein Reaktionär bist halt! Wann's nach dir ging, dann säß' halb Wien im Stock."

„An Ordnung muß sein, mein Lieber, verstehst? . . . Küss' die Hand der Frau Mama!"

„Aber wegen der Ordnung brauchst doch net selber so zwider dreinzugucken!"

„Er is halt immer ein alter Graunzer! Das Zehnte is ihm net recht", sagte die schöne Lini Götsch. Sie saß aufrecht in ihrem rosa langfließenden Kleid und dem blumengeschmückten schwarzen Hut und musterte ihren um zwanzig Jahre älteren Verehrer ohne Gnade, und der brummte unwirsch:

„Was versteht's denn ihr von Staatsdingen? Ich bin ein treuer Diener des Staats. Mein Lieblingstier ist der Salamander!"

„Weil er auch so giftig is?"

„Na — aber weil er schwarzgelb is, Demoiselle Lini, damit Sie's wissen!"

„Schwarzgelb sind wir hier im Zimmer alle bis auf die Knochen", sprach der General von Morandell. „Das versteht sich am Rand, mein Lieber!"

„Es tut auch not!" Onkel Niki setzte sich und zupfte sich die lange schwarzseidene Weste zurecht. „Um elf war ich im Vorübergehen in einem Beisel, um rasch zu kolationieren: Ein Schoppen Kurierstiefel und ein paar Nußdorfer Zwackerln mit Brot . . . es hat mich da keiner gekannt. Jesus Maria und Joseph — die Würstel sind mir bald in der Kehle steckenblieben — solche aufrührerische Reden habe ich von den Leuten umher hören müssen! Und kein geheimes Vigilanzorgan darunter, soweit ich sehen konnte! Es war eine Schand!"

„Sag's halt dem Metternich!"

Der Hofrat Niki zog die buschigen Augenbrauen hoch.

„Der Metternich wird alt . . .", sprach er leise und geheimnisvoll.

„Das is eh nix Neues!"

„Und der Sedlnitzkis is jetzt dreißig Jahr Polizeiminister . . . reißend mehren sich die Suspekten und Unzufriedenen! Sie schleichen sich überall ein. Da haben wir ja sogar hier unter uns auch solch einen jungen Saint-Just und Propheten der Droits de l'homme! Ja — ich meine dich, mein Herr Neveu!"

„Saint-Just war ein Held!"

„Wer — wer — was? Ah — da legst di nieder!"

„Denn er starb für seine Überzeugung", sprach der Studiosus Nimis feierlich.

Der Onkel Niki rollte die Augen. „Bravo! Bravo! Và bene! Das nenne ich artig gesprochen! So wächst der heran! Das ist die neue Jugend. Ich bin, Gott sei's geklagt, kein heuriger Has mehr . . ."

„Freilich net", sagte die Lini.

„Aber wenn ich mir vorstelle, daß in meiner Jugend, ein Subjekt von meiner damaligen Kategorie, von den Saint-Just und den andern Königsmördern auch nur hätte träumen können — ah — mir grauft's! Laßt's mi aus! Das ist ja eine Sünd' und Schand!"

Der Hofrat lief aufgeregt, die Hände rücklings unter den flatternden Rockschößen gekreuzt, in der Stube auf und ab. Er war immerhin ein hoher k. Officiel. Die Ehrfurcht vor der strengen Regierung wehte um ihn und erzeugte Schweigen.

„Macht's nur so fort!" rief er. „Macht's nur so fort! Vergiftet nur das Volk, ihr Herren Grünschnäbel von der Hochschule und Literaten und Deputierte und Polacken und Hebräer!"

„Ich hab' ja gar nichts getan, Onkel!"

„Die wilden Triebe wachsen!" verkündete Onkel Niki, stehenbleibend, düsteren Tones. „Gestern haben's a Fratschlerin hinterm Salztor ins Wasser geworfen, weil sie mit ihrem Grünzeug auf dem Markt zu teuer aufg'schlag'n hat . . .!"

„Jesses! Was ist denn aus ihr geworden?"

„Naß is sie geworden!" schrie der Hofrat Matula. „Ans Land gekrabbelt is' sie! Ein Greißler und ein Ladendiener haben sie rausgezogen!"

Er nahm wieder seinen Marsch zwischen den eng gestellten Biedermeiermöbeln auf.

„Jeder Lebküchner und jeder Canaletto meint ja heutzutag, er müsse à la mode de Paris eine hohe kaiserlich königliche Regierung durch sein ungewaschenes Maul ziehen!"

„Regen's Ihne net so auf, Herr von Matula", sagte liebenswürdig der k. k. Hoftuchfabrikant Leopold von Kosler, ein schöner, leichtlebiger, dunkelgelockter Weltmann, der mit seiner ebenso schönen Frau eingetreten war, und der Ritter und Großhändler Ferdinand von Pistl aus Triest ergänzte, ihm auf dem Fuße folgend:

„Der Herr von Matula muß halt heiraten! Er kriegt ein zu schweres Geblüt!"

„Geht's, laßt's mir den armen Niki zufrieden", sagte seine Mutter mit sanftem Vorwurf, teils gegen die andern, teils gegen den vierzigjährigen, unbeweibten Hofrat. „Wann der seine Akten hat und seine Haushälterin, die Frau Watschek, die mittags sein Backhändl mit Häuptsalat hinstellt . . ."

„Ja, soll i mi denn bloß mit Kolatschn anpampfen, wie a Behm, Frau Mama?"

„. . . und sein Bedienter, der Wenzel, ihm an Fiaker holt und er auf dem Kaffeehaus den Marqueur springen läßt und sein Rosoglio hat und seine Partie L'hombre, sein Nachtmahl im Schwarzen Kamel . . ."

„Er nimmt sich sein Brot und seine Mortadella mit und steigt in den Esterhazy-Keller!"

„I bleib abends daheim und trink mein Krügel Konventionsbier!"

„Vergiß sein Quart Saidschitzer Bitterwasser frühmorgens net, Frau Mama", sagte der Schwiegersohn, der Feldmarschalleutnant, trocken, und der Hofrat Niki warf seinem Schwager einen übellaunigen Blick zu und lief ins Nebenzimmer. Die jungen Mädel und die jungen Leute dort plauschten nur vom Theater. Das war die Stimmung der Kaiserstadt, die seinem Herrn und Meister Metternich wohl gefiel, daß man über dem Schein das Sein, über den Heroen und Sylphiden der Papp- und Bretterwelt und ihrem Klatsch und Tratsch den Ernst des Lebens vergaß. So beherrschte man unmerklich die großen Kinder. Mochten sie auch unartig sein in Amors Reich; dafür gab es Beichtstuhl und Aschermittwoch, und väterlich drückte die Obrigkeit ein Auge zu, wenn nur sonst Ruhe in allen Erb- und Kronlanden herrschte.

Und ebenso befriedigt hörte der Hofrat Matula das Gespräch der Herren nebenan. Sie unterhielten sich mit dem Herrn Spolak, dem Schönfärber in Brünn, über den Aufschwung des Triester Warenhandels, von dem der Ritter von Pistl berichtete. Recht so: Gegen alles, was des Leibes Notdurft und dem irdischen Behagen diente, was den Gaumen letzte und das Auge erfreute, gegen das alles bestand amtlich durchaus keine Erinnerung. Von einem Gremium k. k. privilegierter Großhändler drohte der Staatskonferenz keine Gefahr. Die Gefahr, die eigentliche schlimme Gefahr

Digitized by Google

Mutter und Kind. Gemälde von Paul Hoeniger.

die wanderte mit dem Winde, die reiste mit dem Regenbogen.

Der Hofrat schreckte aus seinen Sorgen um das Wohl der Länder Ferdinands auf. Er hatte einen Namen gehört, den der Bediente angemeldet . . . einen Namen . . . er traute seinen Ohren nicht. Er raffte all seine Würde zusammen. Er war ganz hochgezogene Augenbrauen, inquisitorische Strenge, schwarzgelbes Gewissen.

„Oberkofler . . . Oberkofler . . . Das ist doch net der Oberkofler . . .?"

„Freilich is er's, Niki", sagte der alte kaiserliche Rat milde.

„Der Professor Oberkofler aus Graz? . . . Der Armin Oberkofler? . . . Der Heide? . . . Der Demagoge . . .?"

„Der bedeutsame Gelehrte und mein jüngerer Fachgenosse — er ist ja auch schon bald an die Fünfzig — der sicherlich in jeder Hinsicht zu den vorzüglicheren Literatoren unserer österreichischen Heimat zählt . . ."

„Es is ihm seit Jahr und Tag streng untersagt, noch irgend etwas zu schreiben oder zu lehren und die Jugend zu verführen!"

„Das Denken könnt ihr ihm nicht verbieten", sprach der Alte lächelnd und erhob sich. Der Hofrat Niki holte umständlich ein mächtiges weißes Tuch aus der Tasche und hielt es vor die Nase. „Fürwahr: Eine treffliche Einrichtung an den Gottseibeiuns aus der Steiermark. Unterthäniger Diener, die Eltern! Küss' die Hand den Damen! Mein Kompliment den Herren! Ich hab' die Ehre!"

Er lief erbost hinaus. Der Studiosus Nimis sah, wie an seiner Stelle ein Mann aus dem Dunkel des Vorflurs trat, bei dessen Anblick es ihm durch den Kopf ging: Wenn Hagen den Siegfried nicht erstochen hätte, am Quell im Odenwald, und Siegfried wäre älter geworden, schon in der letzten Reife der Mannesjahre, das Lichtblond des dichten Haupthaars und des kurzen Vollbarts schon ergraut — so müßte er dann ausgesehen haben, mit den adlerklaren, leuchtendblauen Augen, der lachenden Kraft in dem gebräunten Gesicht, dem trotzig-hohen Wuchs der Reckengestalt!

Seine Gattin an seinem Arm war freilich keine Kriemhild, sondern eine freundliche, ruhige Dame mit frischen Farben und dunklen Locken zu Anfang der Vierzig. Dahinter kam die Tochter, und wie der alte kaiserliche Rat sie sah, machte er unter seinen weißen Haaren ein ganz erstauntes schelmisches Gesicht und hockte sich in den gespreizten Knien nieder und breitete die Arme aus, als sei er eine Wärterin, die ein laufendes Kindchen auffangen wollte, und rief:

„Ei, ei! Das soll die kleine Christel sein? Ja, geh', Mäderl, wo hast denn deine dunkelblonden Haare gelassen? Jetzt sind sie ja tiefbraun wie Nußbaumholz! Just wie die Augen! . . . Mama . . . Da komm her und schau! . . . Ich will, solange das Kind im Zimmer ist, nichts sagen, um die Eltern nicht eitel zu machen . . ."

„Mein Mann ist's schon genug, Herr kaiserlicher Rat!"

„Du bist's, Kreszenz! Nicht ich!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Freude am Heim * Von Franz Servaes.

Die Freude am Vaterland hat man uns genommen. Zeitweilig — denn wir werden sie zurückgewinnen. Dazu brauchen wir das Gefühl einer inneren Stärke, einer unverlierbaren Geschlossenheit, einer unerschöpflich nachsprudelnden Quellkraft. Nur das Bewußtsein der Tüchtigkeit im einzelnen kann uns dieses geben. Gesunde Wurzeln müssen wir behalten, dann wird unsere Volkskraft nicht versiegen. Die stärksten Wurzeln deutscher Kraft liegen aber in der Familie. Und deren äußeres Sinnbild und Merkmal ist das Heim, das sie sich schafft. Auf die Unberührbarkeit, Ganzheit, Wärme und innere Fülle unseres Heims müssen wir daher halten, unser Heim müssen wir ausbauen zu einem Trutzort und Freudenhort — dann können wir getrosten Mutes in die Zukunft schreiten.

Was jeder einzelne sich selber schafft, das schafft er zugleich dem großen Ganzen. „Was hast du zum Glücke der Menschheit beigetragen?" fragte einmal ein Grämling ein liebendes Weib. „Ich habe mir selber ein Glück geschaffen", lautete die stolze Antwort. In der Tat ist das Glück, das jeder sich selber zimmert, stets auch ein Teil des Glückes der Menschheit. Und die Menschheit würde die Fähigkeit zum Glück verlieren, wenn sie nicht aus vielen Millionen einzelner bestünde, die alle an ihrem eigenen Glücke arbeiten. Und so kann erst recht ein Volk nur dann stark, tüchtig und zum Glück befähigt sein, wenn es viele Tausende von Keimzellen besitzt, in denen das Glück bereitet wird. Eine dieser Keimzellen ist dein Heim — auch deines: Du schuldest dein Glück und das deines Hauses gewissermaßen deinem Vaterlande. Eine angenehme Art von Schuldverpflichtung, zweifelsohne. Warum finden sich trotzdem immer noch so wenige, die sie innig und redlich einlösen?

Denn nicht die trockene und nüchterne Bravheit ist hier gemeint, die Respektabilität des Spießers, die nicht fern ist von Selbstgerechtigkeit, sondern jene produktive Kraft, die auch im Ausbauen alltäglichen Familienglückes sich als schöpferisch erweist. Nicht um bequemes und gedankenloses Ausruhen handelt es sich hier, sondern um eine kulturelle Gewissensschärfung, deren ästhetische Antriebe tief ins Reich des Ethischen hineinreichen. Unser Heim muß uns ein Kulturhort werden: dann erst wird es uns in dem Sinne, der hier gemeint ist, auch ein Kraft- und ein Freudenhort sein. Kurz: ohne Mitwirkung der Kunst vermögen wir unser Ziel nicht zu erreichen, der Kunst, die eine Hebung des Alltages ist. Es ist zwar recht schätzbar, wenn Menschen sich täglich ihre Bravheit und Gescheitheit ins Leben mitgeben (wofern sie es nicht allzu geflissentlich sich gegenseitig bestätigen): aber in einem tieferen Sinne genügen kann dieses nicht. Wenn dafür die Umgebung der Wände und Möbel, die sie umstehen, kahl und freudlos ist und jenes höheren Schimmers entbehrt, der von den Sinnen zur Seele spricht, so ist es auch noch nicht das Rechte. Es ist seltsam, wie schnell die Menschen mit ihrem Latein zu Ende sind, wenn sie nicht irgendwie von außen her unterstützt werden. Darum sollte jeder, der nicht im Alltag unterzugehen wünscht, mit vollem, ja heiligem Ernste danach trachten, sich sein Heim in ein schönes Heim umzuwandeln.

Das schöne Heim! Es braucht durchaus nicht das Ergebnis von Prunksucht und Reichtum zu sein, nicht die Frucht seltener Wohlhabenheit und gemieteter Künstlerkräfte. Jeder in seinem Bereich müßte imstande sein, ein Stücklein Schönheit bei sich zu Gast zu laden oder vielmehr aus dem, was er hat, einen solchen Zusammenklang zu erzielen, daß etwas daraus entsteht, das der Schönheit verwandt ist. Grundvoraussetzung ist freilich, daß die primitiven Räumlichkeiten, innerhalb deren man sich sein Nest baut, so geartet sind, daß bescheidener Kunstsinn sich darin äußern kann. Darum ist vor allem darauf zu halten, daß die Mietwohnungen, auf die ja doch die Mehrzahl unserer Volksgenossen angewiesen ist, nicht von allen guten Geistern verlassen seien; daß sie der ordnenden, schmückenden und harmonisierenden Hand wenigstens die Möglichkeit einer Betätigung offenlassen. Was am meisten hiergegen arbeitet, ist die Schablone unserer Stadtarchitekten, die, von ihren Auftraggebern gezwungen, vor allem darauf halten müssen, die größtmögliche Rentabilität herauszuwirtschaften — immer nach demselben phantasie- und gedankenlosen oder vielmehr herzlosen Schema, das jeder individuellen Regung feindselig entgegentritt. Es ist ja bereits allerhand geschehen, um solch grauer und grausamer Lebensuniformierung entgegenzutreten, aber der Dämon der kapitalistischen Terrainausnutzung arbeitet immer aufs neue dawider. Daß hier ein Unrecht am Volksleben geschieht, daß hiermit an einem empfindlichsten Punkte ein förderlicher Aufschwung der Volkskräfte bedroht wird, kommt vielleicht vielen gar nicht zum Bewußtsein. Um so nachdrücklicher und unumwundener möge es hier ausgesprochen werden.

Indes nehmen wir an, der Baumeister habe seine Sache nicht verpfuscht, und es sei den Bewohnern eine bescheidene Möglichkeit geboten, ihr Heim nicht bloß behaglich und nett, sondern auch ansprechend und schmuckhaft zu gestalten: wie also dann zuwegegehen? Das erste Erfordernis ist, alles in seinem ruhigen Gleichgewicht zu erhalten. Dies ist die Grundlage jeglicher äußeren Harmonie, ohne die alle weitere Liebesmühe umsonst ist. Es heißt also, mit einer gewissen Unnachsichtlichkeit alles, was stören und mißtönen könnte, zu entfernen, nichts Unzusammengehöriges zueinander zu zwingen und auf ein wohltönendes Zusammenklingen der Verhältnisse und der einzelnen Teile tunlichst zu achten. Man wird sich zu diesem Zwecke wohl mitunter entschließen müssen, liebgewordenen alten Kram zu entfernen, ererbten Bilderschmuck nicht wieder aufzuhängen und Hochzeitsgeschenke grausam zu behandeln. Vielleicht zieht man sich mitunter deshalb den Vorwurf der Gemütlosigkeit zu. Aber lieber diesen Vorwurf erdulden, als sich sein Heim, in dem man doch den größten Teil seines Lebens zu verbringen gedenkt, mutwillig zu verschandeln. Andererseits soll man auch in der „Zusammenstimmung" nicht zu weit gehen, noch pedantisch verfahren. Es läßt sich gar vieles zueinander stimmen, was gar nicht füreinander gemacht ist. Und vor allem: von dem Wahn der „stilgerechten Einrichtung" möge man sich gründlichst befreien. Was man so als stilgerechte Möbel in den Ausstattungsgeschäften kauft, ist ja doch meistens nachgeäffter und womöglich auch noch lotterig gearbeiteter Plunder, der gar keine besondere Hochachtung für sich in Anspruch nehmen kann. Es kommt aber viel weniger auf den Stil der Möbel als auf den Stil der Bewohner an. Diesen herauszuarbeiten, ist die Hauptsache. Und da ist es denn merkwürdig, wie innerhalb eines zufällig zusammengetragenen Beieinanders oft die verschiedenartigsten, ja entgegengesetztesten Dinge sich vertragen — wofern nur die einzelnen Stücke selber etwas taugen und einem guten Geschmackzeitalter entstammen. Gut zu gut stimmt immer. Dieses möge man sich gesagt sein lassen. Man muß es schon besonders ungeschickt anfangen und geradezu die beißendsten Farben und die ausgefallensten Formen widereinanderführen oder jegliches Gebot der Distanz mißachten, wenn man mit gutem Material einen peinlichen Mißklang herauskonstruiert.

Vor allem nicht zu viel aufeinanderpfropfen und jeglichem Ding Gelegenheit schenken, sich frei zu zeigen, sozusagen eine Atmosphäre zu entwickeln! Dies ist die zweite praktische Regel, die man zu beachten hat. Junge Wohnungseinrichter hegen oft die Befürchtung, ihre Räume wirkten zu leer. Diese Gefahr ist weit geringer als die der ungemütlichen Überfüllung. Nichts macht eine Wohnung unheimlicher als der Eindruck eines Möbelmagazins.

Und die dritte Regel, vielleicht die wichtigste: Eine Wohnung muß wirklich „bewohnt" ausschauen. Sie darf nicht irgendwie „gestellt" wirken oder gar „ausstellungsmäßig". Dann werden ihre Bewohner niemals darin zu Hause sein. Und feinere Besucher merken so etwas sofort und machen ihre Bemerkungen darüber. In der Art der Bewohntheit der Zimmer drückt sich auch am sichersten, instinktivsten und wahrhaftigsten und deshalb auch am allerpersönlichsten der Stil der Bewohner aus — jenes gewisse Etwas, das nicht nachgemacht werden kann und nicht nachgeahmt ist.

Somit ist das eigene Heim in allererster Linie das eigen geschaffene Heim, ein Heim, das man nicht fertig vom Fabrikanten bezog und in das sich ebensogut irgendein anderer hineinsetzen könnte, sondern ein Heim, das mit deinen ganz besonderen Eigenheiten aufs innigste verwachsen ist und in dem jedes Ding eine persönliche Sprache zu dir spricht und ein Stückchen eigener Geschichte hat. Hieran arbeitet aber stets die Zeit vor allem mit, und hieraus folgt wieder, daß auch die Freude am Heim erst allmählich in ganzer Fülle erworben wird, langsam sich steigert und sozusagen ein Lebensresultat bildet. Immer tiefer senkt sie ihre Wurzeln in dein Leben. Das junge Paar, das sich sein Heim erst gründet, hat daran eine anders geartete Freude als das ältere, das im Laufe der Jahre immer tiefer und persönlicher dort hinein verwachsen ist und dem die Dinge ein Teil seiner selbst geworden sind. Gewiß, schön ist das Gefühl auch des jungen Besitzes, doch es ist Veränderungen unterworfen. Vielleicht besteht ja hierin dessen eigentlicher Reiz! Man will den Hausrat um sich wachsen sehen, man will auch dies und jenes ausprobieren und

Digitized by Google

verwerfen, man will noch nicht mit jeder Kleinigkeit „verheiratet" sein. Langsam bildet sich aber dann ein eigentlicher Kern heraus, von Dingen, die man als zugehörig empfindet. Langsam erweitert er sich, und mit jeder Erweiterung wird er fester, wofern nicht Unstetigkeit der Charakter des Heimbegründers ist. Darum ist es wichtig, daß mit jeder Neuerwerbung ein Stück echter Kultur ins Haus einziehe, die Schönheit sich vermehre, der Kunstsinn sich befestige. Dann bedeutet das allmähliche Anwachsen des Heimes eine wirkliche Hebung. Diese mag in Zusammenhang stehen mit einer stufenweisen Verbesserung der äußeren materiellen Lage. Sie ist aber nicht in erster Linie davon abhängig. Weit wichtiger ist, was man innerlich neu erwirbt. Oder was man an künstlerischem Schliff und Feinheit des Urteils nach und nach sich aneignet. Warum würden sonst die Wohnungen armer Künstler oft ein so viel anheimelnderes, erquicklicheres und helleres Fluidum ausstrahlen als manche üppige Protzenwohnung, in der alles vorhanden ist, selbst hochbezahlte Kunst, und der doch das Eigentliche fehlt, die Seele, die Innerlichkeit! Die Freude am Heim ist ein überaus zartes Pflänzchen und gedeiht nur in einem lauter bereiteten Erdreich von Wahrhaftigkeit, Schönheitssinn und tiefer Herzenskultur. Eben darum ist sie auch so wichtig für die Erhaltung des besten Teiles unserer Volkskraft. Sie gibt eine köstlichere Gewähr als treu erfüllte abgepreßte Verträge.

Darum wünschen wir aufs innigste dem deutschen Volke, daß es die Freude am eigenen Heim sich stolz bewahre und immer eigenbewußter sich ausbaue. Noch sind wir unserem durchschnittlichen Kulturgrade nach nicht so weit, um hierüber voll beruhigt zu sein. Noch müssen wir vieles hinzulernen. Unsere Künstler sind bei der Arbeit und befinden sich zumeist auf guten Wegen. Das ist unsere erste große Beruhigung. Und auch die Sachwalter der Kunst sind ihrer Verantwortung sich bewußt und streuen Lehren und Anregungen aus, die begierig ergriffen werden. Ich weiß, man wird es mir danken, wenn ich hier ein Buch nenne, aus dem man sich über den Umkreis der Fragen, die hier mit notgedrungener Flüchtigkeit angerührt wurden, vielfältigen und sachkundigen Rat erholen kann. Es ist soeben eines erschienen, an dem etwa vierzig Sachkenner mitgearbeitet haben und in dem in undogmatischer, öfters aphoristischer Form eine Menge guter Winke und nutzbare Anregungen gewissenhaft ausgestreut werden. Es heißt „Das schöne Heim" und wurde herausgegeben von Alexander Koch in dessen bekanntem Darmstädter Kunstverlag. Mit solch freundlichem Ratgeber in der Hand wird manch einer sich ein gut Stück Weges weiterhelfen können. Dieser Weg aber muß jetzt beschritten werden. Und jeder einzelne muß ihn beschreiten. Hier kann kein Feind uns dazwischenreden. Hier wollen wir erstarken und schön und kräftig werden. Wir können es.

Die Gebärde des Friedens * Von Fr. Hagen.

Klingelt's uns nicht allen in den Ohren: „Schön ist der Friede"? Hangen in unseren Seelen nicht, wie Kletten in den Kleidern, Verlogenheiten wie diese: daß ein ungerechter Friede besser sei als ein gerechter Krieg; oder wie diese: daß am Frieden mehr gelegen sei als am Recht, weil die Rechte um des Friedens willen gemacht seien?

Es ist Zeit, die Lügen aus der Seele zu reißen wie die Kletten aus den Kleidern.

Wohl erschien sonst der Friede auch den Besiegten als ein Löser. Diesmal öffnet sich seine Pforte wie der Eingang zum Sträflingshaus. Dieser Friede hat keine lösende Kraft; er ist Lüge von Anfang an. Ihm fehlt alle Wahrheit des Friedens.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg: Unterzeichnung des Friedens zu Münster 1648.
Alter Stich nach dem Gemälde von Gerard Terborch.

Digitized by Google

„Das ist der rechte Friede," schreibt Luther einmal, „der das Herz zufrieden stellet und stillet." Wo ist bei diesem Frieden die stillende Gebärde? Er kommt wie das Beil des Henkers. Eins der Sinngedichte des alten Logau sagt: „Ist Friede da mit Gott, wird Friede Friede sein, / Ist Friede nicht mit Gott, ist Friede nur ein Schein." Dieser Friede ist nicht von Gott, sondern von dem Teufel. Wo wäre hier die göttliche Gebärde der Versöhnung? Da ist nur die Geste des Hasses.

Kein Zweifel, er kam sonst anders, der Friede. Er grüßte mit anderer Gebärde und wurde anders empfangen. Nach dem Elend bedeutete er auch dem Besiegten doch immer die Segensmöglichkeit neuen Gedeihens. Weil Friede wurde, konnte auch der Besiegte wieder hoffen. Heute muß man hoffen trotz des Friedens. Nach noch so erbittertem Kampf, nach noch so haßvollem Krieg war da sonst beim Friedensschluß doch immer die Gebärde mindestens der Versöhnung; dieser Friede bedeutet die Organisation des Hasses. Selbst nach dem furchtbarsten aller früheren Kriege, nach der dreißigjährigen Verwüstung, Zerstörung und Entvölkerung Deutschlands, empfand das entnervte, zerstampfte deutsche Volk noch die Segensgebärde des Friedens. Der Friedensschluß zwischen Generalen und Diplomaten vollzog sich bei allem Ränkespiel in kavaliersmäßigen Formen. Und als von Münster und Osnabrück aus das Wort Friede erscholl, da löste es Jubel aus durch das ganze daniederliegende Deutschland. Auf allen Straßen ritten die Trompeter, die die Freude der Friedensbotschaft in Städte und Dörfer trugen. Und selbst nach diesem fürchterlichsten Krieg setzten versöhnte Feinde sich an einen Tisch. Liest man die „Kurtze Beschreibung" des Friedensmahles, zu dem damals im Rathaus zu Nürnberg Schweden und Kaiserliche sich zusammenfanden, so dünkt man sich, am Heute gemessen, in einer wahrhaft kindlichen Welt von harmloser Vergnüglichkeit.

Nach dem Siebenjährigen Krieg: Der Friede von Hubertusburg 1763.
Symbolische Darstellung der Versöhnung. Nach einem alten Stich.

Zuletzt, so heißt es da, als dies Friedensfest bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anwesenden Kriegsherrn und Generale zum Abschied noch einmal Soldaten spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Gesandten, Seine Hochfürstliche Durchlaucht den schwedischen Generalissimus Herrn Karl Gustav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Exzellenz den General Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarschall Wrangel; alle Generale, Obersten und Oberstleutnants wurden zu Musketieren gemacht. So marschierten die Herren um die Tafel, schossen eine Salve, zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarsch aber würden sie von dem Herrn Oberst Kraft scherzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei.

Und wie die Generale und Diplomaten, so fühlte das Volk, dies unselig zerstörte, doch noch die freundliche Segensgebärde des Friedens. „Es rüstete", so erzählt Gustav Freytag, „in jeder Stadt, in jedem halbzerstörten Dorf eine Festfeier. Welche Wirkung die Friedensbotschaft auf die Überreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erschien der Frieden als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der Dorflinde .... Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geschlecht empfand das Nahen einer wundervollen Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande."

Wo ist heute die deutsche Seele, die sich etwas erhofft von dem Werden dieses Friedens, es sei denn seine Ungültigmachung? Wo ist heute die Gebärde der Höflichkeit zwischen den Diplomaten, der Ritterlichkeit zwischen den Führern, die im Kampfe widereinander standen? Immer war das Gesicht des Krieges roh; aber das Gesicht dieses Friedens ist roher als aller Krieg.

Aus welchem Geist und Sinn heraus ist dieser Friede geformt? Aus dem Geiste des Hasses, im Sinne der Zerstörung, der Knechtung. Wann je floß ein Friedensvertrag und Friedensschluß aus giftigeren Quellen? Zum Ende des Siebenjährigen Krieges schrieb Friedrich der Große in einem Briefe an Frau von Camas: „Sie sprechen von dem Tode der armen F... Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebendigen." In diesem Geiste großer Menschlichkeit schloß Friedrich der Große den Frieden von Hubertusburg. Darum wurde dieser Frieden Segen. Darum sah das lebende Geschlecht trotz allem Jammer ihn mit Segensgebärde nahen. Die Karschin durfte aufrichtig jubeln:

„Ihr Inseln, höret zu! Ihr Meere, steht erstaunet
In euren Ufern still! Hört, wie der Ruf posaunet! ...
Der Kriegestempel zu! Wir wünschen und wir hoffen:
Er bleibe zugesperrt und werde nie mehr offen!
So lange sich die Spree, der Elb- und Donau-Strom
Nicht stürzen in den Flus der Tyber und nach Rom
Sich über unerstiegner Alpen Häupter wälzen,
So lange nicht ein Fels vom Sonnenstral wird schmelzen,
Ein Lamm den Wolf bezwingt, ein Fisch mit Menschen spricht
So lange trenne dich, du dreifach Bündn's, nicht!"

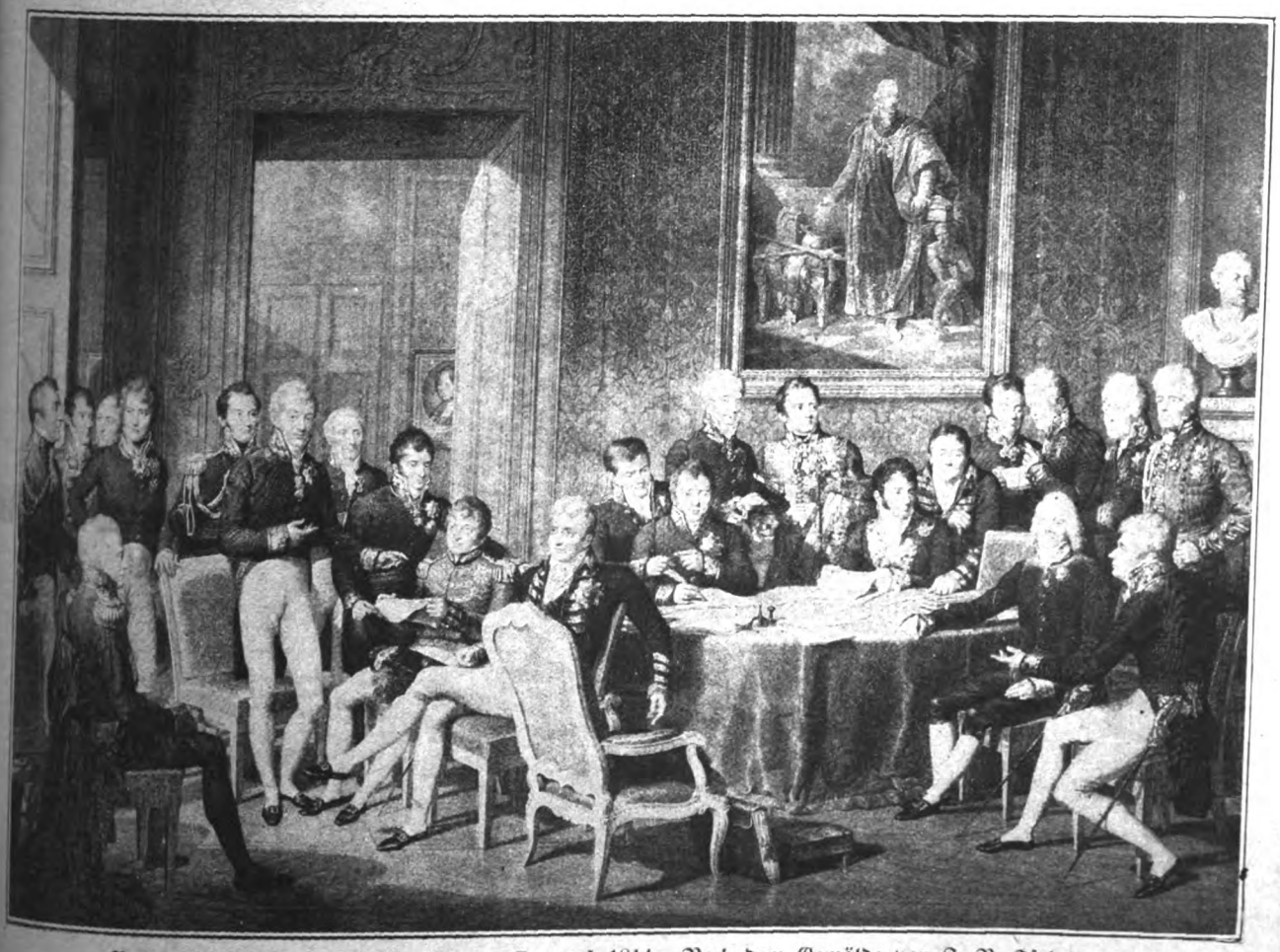
Immer war die Gebärde des Friedens freudig und freundlich, außer wenn das Glück dem gallischen Feinde Deutschland den Sieg zuspielte. Dann waltete schrankenlos der keltische Übermut, der vor zwei Jahrtausenden schon sich überschlug, als Brennus vor Rom sprach: „Vae victis!" Aber selbst im Jahr der tiefsten Erniedrigung, die Deutschland vor diesen Jahren er

Digitized by Google

lebt hat, selbst im Zusammenbruch Preußens unter dem Eroberertritt Bonapartes, selbst in den Tagen von Tilsit wahrte der Vergewaltiger die Geste, die Gebärde des Friedens. Selbst seine schlimmste Brutalität noch trug eine letzte Form der Ritterlichkeit in seinem Verkehr mit dem gebeugten Königspaar, mit der im Unglück noch stolzen Königin Preußens.

Nach Jena: Der Friede von Tilsit 1807.
Napoleon an der Tafel mit Königin Luise. Stich nach einer Zeichnung von J. Haas.

Und wie erst wieder nach dem Zusammenbruch Napoleons. Der Wiener Kongreß wurde zu einem rauschenden internationalen Fest, auf dem der Franzose Talleyrand den Ton angeben durfte. Und nach Belle-Alliance spielte in Paris erst recht der Vertreter des hilf- und willenlos zu Boden geworfenen Frankreich sich als der anmaßende Beherrscher der Situation auf. Welch ein Gegenstück zu dem Heute! Auch damals gab es ein „Ultimatum der Verbündeten“: Es war sehr milde. Aber „in den Augen der Franzosen bildete das Ultimatum der Verbündeten erst den Anfang der eigentlichen Verhandlungen“. Ein Wellington mußte sich damals in Paris die gehässigsten Angriffe gefallen lassen. Man stelle sich vor, heute wollte in einer Stadt des besetzten Rheinlands jemand gegen einen Foch oder einen seiner Statthalter demonstrieren. Damals aber wurde in Paris Wellington von den Parisern im Theater geradezu aus seiner Loge hinausgepfiffen. Mit den Preußen vollends lebte jedermann auf dem Kriegsfuß. „Welche Entrüstung in Paris“, so berichtet Treitschke,



Nach den Freiheitskriegen: Der Wiener Kongreß 1814. Nach dem Gemälde von J. B. Isabey.

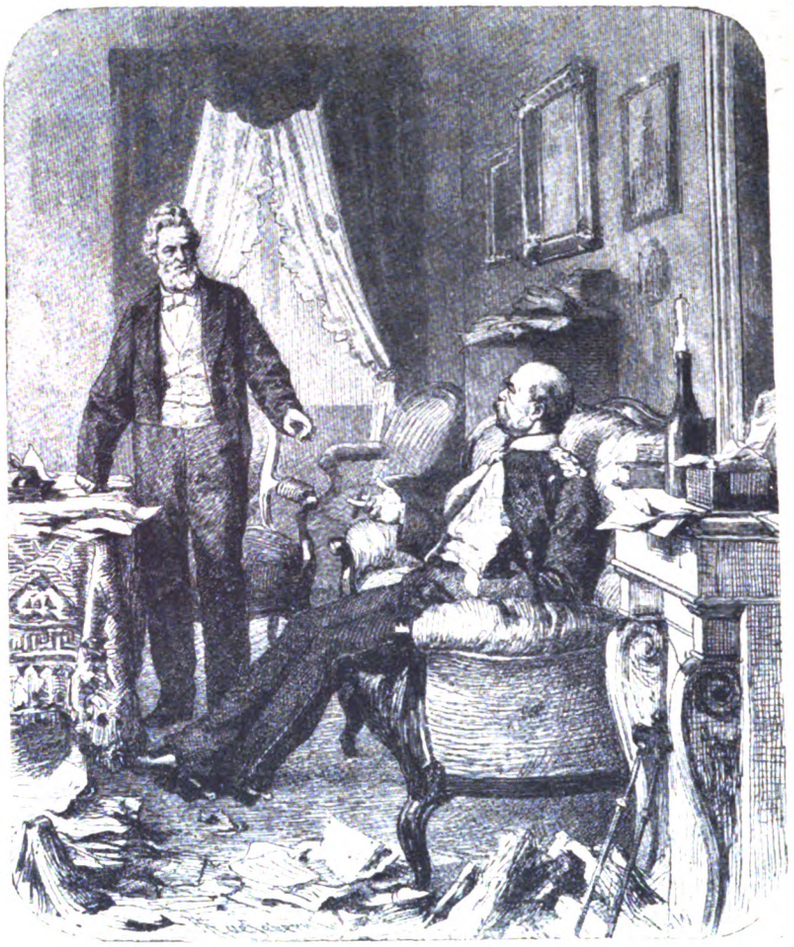
Digitized by Google

„am 3. August, als die preußischen Truppen zur Feier ihres nationalen Festtags ihre Quartiere und Kasernen erleuchteten und auf dem Hause des Königs die Inschrift zu lesen stand: ‚Parcere subjectis et debellare superbos' (Den Unterworfenen Schonung, Krieg dem Übermut)." Man suche sich ein entsprechendes Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten irgendwo im besetzten Gebiete auszudenken. Unmöglich. Man lese eine Note, mit der damals Talleyrand, der Minister des bedingungslos und unter keinerlei Vorbehalt von irgendwelchen vierzehn Punkten besiegten und unterworfenen Frankreich auf ein Ultimatum der Sieger antwortete: Der Allerchristlichste König könne den Siegern ein Eroberungsrecht nicht zugestehen; er könne keine Scholle französischer Erde abtreten; sollten die siegreichen Mächte dennoch derlei zu fordern wagen, so hätten die Vertreter Frankreichs Auftrag, derlei Zumutungen nicht einmal anzuhören.

So sprach damals der Besiegte zu den Siegern. Und sie ließen ihn so mit sich sprechen.

Und wieder 1866. Wann wurde je reinlicher um des reinlichen Friedens willen gekämpft? Wann ließ ein Sieger sich ausschließlicher von dem geradezu leidenschaftlich gehegten Gedanken an Versöhnung und künftige Freundschaft bestimmen, da er seinen Frieden mit dem Besiegten machte, als Bismarck beim Nikolsburger Frieden?

Oder endlich der herausforderndste Vergleich: 1870/71 und 1918/19. Dort die Gebärde Bismarcks, des echten Siegers; hier die Gebärde der Pseudosieger Foch und Clemenceau. Dort Ritterlichkeit noch in dem bittersten Wort; hier brutaler Übermut. Dort die Herzenshöflichkeit des Helden noch im Niederringen des Gegners; hier geistige Roheit. Man denke an Versailles 1871 und an Versailles 1919! Man höre den Ton der Verhandlungen zwischen Siegern und Geschlagenen, wie er unverstellt aus Bismarcks Kriegsberichten an seine Frau widerklingt. Dann vergegenwärtige man sich nochmals den rohen Ton der Versailler sogenannten Verhandlungen.



Nach dem Kriege 70—71: Bismarck mit Favre in Versailles.
Zeichnung von Anton von Werner.
Nach einem Holzschnitt der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Nur ein paar herausgegriffene Sätze aus den Briefen Bismarcks an seine Frau:

„Vers. 30. 1. 71. . . . Ich habe täglich das Haus voll Franzosen; Favre arbeitet in meinem kleinen Salon, ich im Schlafzimmer... Paris lebt nur noch von unserm Brot. . . ."

„1. Febr. 71. . . . viel Arbeit, alle Tage Franzosen von früh bis spät, wegen Ausführung des Waffenstillstandes. Die Leute sind so geschäftsunkundig, daß ich ihnen bei ihren Arbeiten helfen muß. Favre sitzt täglich von 12 bis 10 ab. schreibend in meinem Zimmer. . . ."

„Vers. 3. 2. 71. . . . Franzosenminister und Generäle . . . können garnicht ohne mich leben, wenigstens nicht arbeiten. . ."

Aus jedem Satz ein Ton von Höflichkeit; in allem eine Gebärde von Ritterlichkeit, ja etwas wie Kameradschaftlichkeit beim gemeinsamen Friedenswerke. Man höre diesen Klang, man achte auf diese Geste. Und man denke an das Versailles von 1919, denke an die Holzverschläge und Stacheldrähte, hinter denen man die Vertreter Deutschlands der rohen Gafflust der Franzosen zur Schau stellte wie wilde Tiere und doch nicht einmal, wie sonst selbst die wilden Tiere hinter ihren Gittern, vor rohen Mißhandlungen wirksam schützte.

Man denke 1871; man denke 1919! Und man erkennt die häßliche Entstellung der Gebärde des Friedens durch den keltischen Übermut, der ja immer und überall zutage kommt, wann und wo man an dem Firnis der gallischen Manieren kratzt. Uns kann's recht sein. Je unzweideutiger die Mißgebärde dieses Friedens seine innere Unwahrhaftigkeit macht, desto weniger wird charakterlose Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsrednerei die Möglichkeit finden, uns in eine verlogene Versöhnlichkeits- und Ergebungsstimmung hineinzuschwatzen. Um so sichtbarer wird selbst für die knochenweichste Spießerseligkeit Wilhelm Raabes Wort täglich Wahrheit erweisen: „Wir tragen eben den Frieden wie ein Gewand, an dem wir vorn flicken, während es hinten reißt." Bis es endlich doch vor dem Sturm zerflattert und die Mißgestalt und Mißgebärde dieses Friedens sich in ihrer Unhaltbarkeit erweist.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

IX. Die Flucht.

Es war in dem Gefängnis auch ein gewisser Grünwald, ein Franzose, aber von deutschen Eltern. Er war in Nancy geboren und naturalisiert. Der war außer mir vielleicht der einzige unter uns, der noch wirklich an dem Gedanken und Willen zur Flucht festhielt. Wir spürten das in der allgemeinen Willenserschlaffung der andern einander ab und schlossen uns infolgedessen stillschweigend näher aneinander an. Wir waren ohne viele Worte darüber einig, daß wir eine etwa sich bietende Möglichkeit des Entkommens mit vereinten Kräften ergreifen und ausnutzen wollten. Die erste Spur solcher Möglichkeit entdeckte Grünwald.

Er war mit einem anderen Gefangenen zusammen tagsüber zum Holzschlagen für die Küche kommandiert einer Beschäftigung, die auf dem flachen Dach unseres Gefängnisses geschah. Nachdem er einige Male diese Arbeit geleistet hatte, teilte er mir heimlich mit, daß nach seiner Meinung von dem Dach aus eine Flucht möglich sei. Es handelte sich für mich also zunächst darum, auf das Dach zu gelangen.

Zufall und Glück halfen. Der Arbeitskamerad Grünwalds wurde mit einem Gefangenenschub nach Gabes verschickt. Es mußte Ersatz für ihn geschaffen werden. Die Arbeit da oben in der heißen Sonne war anstrengend

Digitized by Google

niemand drängte sich dazu. Als der Korporal vom Dienst prüfend und suchend nach einem geeigneten Ersatzmann den Blick durch unsere Reihen schweifen und endlich auf mir als einem großen, kräftigen Menschen haften ließ, tat ich recht sichtlich, als ob ich mich verziehen und von der Arbeit drücken wollte. Das war das sicherste Mittel, ihn zu meiner Wahl zu bestimmen. Kaum merkte er, wie ich mich scheinbar hinter einer der Steinsäulen, welche die Decke trugen, unsichtbar machen wollte, da hieß es auch schon: „Heda, du Faultier! Marsch aufs Dach!"

Mit anscheinendem Widerstreben fügte ich mich unter dem Spottlachen der übrigen dem Befehl. Auf dem Dach fand ich Grünwald bei einem mächtigen Berg von Olivenbaumwurzeln, die wir für den Küchenbrand zu zerkleinern hatten. Eine ganz infame Arbeit, denn unsere Beile waren stumpf und schartig und die Wurzelknorren bösartig hart und störrisch. Aber ich machte mich vergnügt an das Geschäft. Witterte ich hier oben doch Ferne, Flucht und Freiheit.

Rings um das Dach lief die Wehrmauer mit Geschützscharten. Neben unserem Arbeitsplatz war in der einen Ecke des Daches ein kleiner Garten angelegt, zu dem einige Stufen hinaufführten. Ein verwachsener Feigenbaum bildete seine Hauptzierde. Wo auf zwei Seiten die Mauer diesen kleinen Garten begrenzte, war sie nur noch wenige Fuß höher als der Grund des Gartens. An der andern zunächst liegenden Ecke des Daches sprang ein kleiner Wehrturm vor. Er bot kaum Platz für drei Menschen. Er war mit drei Schießscharten versehen. Die beiden äußeren von diesen boten die Möglichkeit, je eine der Mauern des Daches und des ganzen viereckigen Kastells auf ihrer Außenseite zu übersehen. Das war sehr wichtig und nützlich, um einen Überblick über unsere Lage zu gewinnen. Um diese Möglichkeit auszunutzen, zog ich meine Jacke aus und verstaute sie und den Wasserkrug, den man uns gelassen hatte, mit aller Umständlichkeit in dem schattigen Binnenraum des Türmchens. Dabei fand ich Zeit, nach beiden Seiten hin durch die Schießscharten zu visieren.

Auf der einen Seite fiel die Mauer ohne jeden Anhalt etwa zehn Meter tief glatt und senkrecht bis zum Grund. Kein Gedanke, hier anders als mit gebrochenen Gliedern hinunterzugelangen. Aber nach der andern Seite hin sah die Sache sich etwas anders an. Zwar fiel auch hier die Mauer des Kastells in einer senkrechten Flucht zur Tiefe. Aber etwa in der Mitte ihrer Länge setzte an dieser Seite die eigentliche Stadtmauer in einem rechten Winkel an die Mauer des Kastells an, jedoch nicht in gleicher Höhe mit dieser, sondern etwa drei Meter tiefer. Man konnte also an der Stelle, wo die Stadtmauer an das Kastell ansetzte, von unserm Dach aus über dessen Brustwehr und von dieser hinab mit einem Sprung auf die niedrigere Stadtmauer gelangen. Damit war die gefährliche Höhe über dem Niveau der Straße um etwa drei Meter verringert. An der Binnenseite der Stadtmauer aber, in dem Winkel, den sie mit der Gefängnismauer bildete, war von den Bewohnern des hier angrenzenden Araberviertels so viel Schutt und Gerümpel angehäuft, daß hier nochmals eine Höhenverringerung um ein bis anderthalb Meter eintrat.

Blitzschnell bildete sich bei dieser Erkenntnis der Örtlichkeit in meinem Hirn der Plan: Von unserem Arbeitsplatz ein Sprung über die Stufen zu dem kleinen Dachgarten; von da ein Sprung auf die nur noch drei Fuß höhere Brustwehr; diese ein paar Meter entlang bis zu der Stelle, wo unterhalb die Stadtmauer ansetzte, und mit einem weiteren Sprung auf diese hinab; endlich von dieser in dem Winkel zwischen Gefängnismauer und Stadtmauer sich hinabgleiten lassen und die paar Meter Höhe, die einen dann noch von der ebenen Erde trennten, mit einem letzten Sprung überwinden. Es gab gar nichts anderes. Entweder wir kamen auf diesem Weg und auf diese Weise davon, oder wir kamen eben gar nicht davon.

Nun waren wir aber scharf bewacht. Zwei algerische Schützen waren uns zu Hütern bestellt. Der eine saß, das Gewehr in den Händen, im Schatten in der nächsten Geschützscharte, kaum vier Meter von uns entfernt, das Gesicht unentwegt uns zugekehrt, der andere ging mit geschultertem Gewehr an der Brustwehr des Daches auf und ab. Es war eine verdammt kitzliche Sache, angesichts dieser geladenen Gewehrläufe den beschriebenen verzwickten Wettlauf um die Freiheit zu unternehmen.

Aber es gab nichts anderes. Entweder wir wagten es, oder Grünwald büßte seine fünfzehn Jahre Kerker wegen wiederholter Desertion ab und ich ließ mich erschießen. Wir konnten also unsere Lage durch das Wagnis der Flucht kaum noch verschlechtern.

Während wir mit Beil und Kloben unsere störrischen Wurzelklötze bearbeiteten, setzte ich das alles Grünwald halblaut und eindringlich in deutscher Sprache auseinander. Er sah ein, daß ich recht hatte, und wir einigten uns darauf, unser Glück zu versuchen, sobald die Aufmerksamkeit der Wachen auch nur zwei Sekunden lang nachlassen sollte.

Aber der Schatten, den die Mauer auf das Dach warf, verkürzte sich mehr und mehr und kroch endlich ganz in sich selbst zusammen. Die Sonne stand scheitelrecht zur Mauer und in der Mitte des Tages, ohne daß auch nur eine Sekunde unserer Absicht günstiger geschienen hätte als irgendeine andere. Sehnsüchtig sah ich immer wieder einmal unter dem Vorwand des Wassertrinkens durch die Schießscharten unseres Ecktürmchens nach der Möglichkeit des Entrinnens. Sehnsüchtig sah ich über die Häuserwürfel der afrikanischen Stadt, über Olivenhaine, Getreidefelder und Ödland hinüber nach dem blauenden Meer. Landeinwärts sah man in der Ferne zwischen grünen Bäumen ein weißes Schloß des Beis von Tunis blinken. Mitten in den fiebernden Gedanken an Wagnis, Flucht und Entrinnen fiel mir ein, daß ich einmal ein Lied gekannt hatte vom Bei von Tunis. Und mitten in der Spannung auf Sprung und Flucht, die mir fast die Nerven zerriß, mußte ich immer wieder denken, wie doch dieses Lied vom Bei von Tunis eigentlich gelautet habe. Es fiel mir nicht ein. So hart nebeneinander liegt im Menschen Spiel um Tod und Leben und Mühen um eine Kinderei.

Der eine Posten saß immerzu in der Geschützscharte und sah zu uns her; der andere ging unentwegt auf und ab. Nur wenn einmal ein Vorgesetzter erschien, standen beide stramm. Kein unbeachteter Augenblick, und die Sonne rückte und rückte. Es war zum Verzweifeln.

Das Signal zum Mittagsappell und zum Essenholen. Die Wachen brachten uns von dem Dach hinunter zu den andern, bei denen wir unsere zweistündige Mittagspause verbrachten.

Ich machte mich an Grünwald heran und sprach noch einmal unsere Lage mit ihm durch. Einen anderen Weg zur Flucht als den von da oben gab es nicht. Ob es noch einmal einen anderen Tag als diesen für uns geben würde, wußte keiner von uns beiden. Keiner wußte, ob nicht morgen ein anderer an seiner Stelle zu dem Holzen würde befohlen werden. Wollten wir also ernstlich unser Heil in der Flucht suchen, so mußte es an diesem Tage geschehen. Der nächste und jeder andere bot im besten Falle dieselbe Möglichkeit, vielleicht auch dieses nicht mehr. Also worauf warten?

Grünwald sah ein, daß ich recht hatte. So benutzten wir die Mittagspause, uns zu rüsten. Keinem Mitgefangenen sagten wir ein Wort über unsere Absicht. Aber wir steckten in die Taschen, was wir an kleinen Gegenständen besaßen; wir zogen das zweite Hemd, dessen wir Herr waren, zu dem einen an, ich zog unter den Beinkleidern meine Ledergamaschen, Grünwald seine Wickel-

Digitized by Google

gamaschen an. Den Brotbeutel mit unserm Stück Brot wickelten wir in unsere Jacken. Als der Korporal in der Tür erschien und nach den beiden Holzknechten schrie, nahmen wir so Brotbeutel und Brot in die Jacken gewickelt unterm Arm mit heraus. Im übrigen gaben wir uns möglichst nachlässig, das Hemd vorn weit offen, die Hosen lässig herunterhängend; alles sah so wenig wie möglich nach irgendeiner straffen Absicht aus, sondern schlampig und gedankenlos.

Auf dem Dache herrschte jetzt, am Nachmittag, eine ganz erdrückende Hitze. Das war nicht ohne Wirkung auf die Haltung unserer Wachen. Es waren dieselben beiden Leute wie am Vormittag. Wieder saß der eine mit Front gegen uns in der nächsten Geschützscharte, der andere ging auf und ab. Aber der Sitzende hatte jetzt sein Gewehr neben sich an die Mauer gelehnt und döste vor sich hin, der andere dämmerte im Gehen so zwischen Wachen und Schlafen hin.

Mit einem Blick hatten Grünwald und ich uns über diese für uns günstige Änderung der Stimmung verständigt. Unsere Sachen legten wir diesmal nicht in den Eckturm, sondern auf den Rand des Dachgartens dicht neben die Stufen, die zu diesem hinaufführten. Dann gingen wir an unsere Arbeit.

Wir warfen die zerkleinerten Holzkloben zwischen uns auf der einen, dem sitzenden und dem auf und ab gehenden Wachtposten auf der andern Seite zu einem immer größeren Haufen zusammen. Die knorrigen, knuppigen Wurzelstücke bildeten so nach und nach zwischen uns und ihnen zuerst eine Art Verhau, dann einen förmlichen Wall, an dessen Vergrößerung und zweckmäßiger Anlage wir mit eifrigem Bedacht arbeiteten. Die beiden schläfrigen Hüter konnten sich unmöglich etwas Arges dabei denken. Jeder Gedanke an eine Fluchtabsicht in unserer Lage wäre absurd gewesen. Als ich einmal sozusagen probeweise die Stufen zu dem Dachgarten hinaufstieg und von dort aus über die Mauer weg Ausblick hielt, ließen die Posten mich schweigend gewähren. Warum hätten sie mir ein so platonisches Vergnügen mißgönnen sollen?

Da sah ich denn nach drei Seiten hin die weite Stadt Tunis hingebreitet mit ihren Häuserwürfeln, die Eingeborenenstadt eine Steinwüste, die Europäerviertel mit weiß blinkenden Mauern zwischen grünen Gärten, da sah ich drüben die Linie der Küste das dunkle Meer begrenzen, sah fern im Lande das Schloß des Beis von Tunis glänzen, weiter zur Rechten in der fernsten, dem Blick erreichbaren Ferne die Trümmer des alten Karthago, näher heranziehend die dunklen Schwibbögen einer uralten Wasserleitungsanlage; sie muß wohl von den alten Römern stammen, wenigstens erinnerte sie mich auffallend an die antike Wasserleitung der Römer, die ich in meiner lothringischen Heimat kannte.

Ich weitete meine Augen, meine Nüstern, alle meine Sinne der Ferne, der Freiheit entgegen; ich holte tief Atem und zwang alle Aufregung in mir nieder zu ruhiger, unbestechlicher Wahrnehmung jedes geringsten Umstandes. Ich fühlte es wie eine große Verantwortung, mich keine Sekunde lang über die geringste Kleinigkeit, die zu bedenken und zu beobachten war, durch Furcht oder leichtsinnige Waghalsigkeit täuschen zu lassen. Ich überdachte mit schwerem ruhigen Ernst Möglichkeit und Gefahr.

Es ging gegen fünf Uhr. Da kommt den Aufgang vom Hof herauf der diensttuende Offizier. Als er uns sieht, ruft er uns zu: „Na, fertig für heute! Runter zum Appell! Schluß!“

Eine ungeheure stumme Aufregung erfaßt mich. Mit aller Kraft suche ich ihrer Herr zu bleiben, um bis zur letzten Sekunde Gefahr und Möglichkeit gegeneinander abzuwägen. Ich möchte nicht morgen und jeden folgenden Tag Reue darüber tragen, eine letzte Möglichkeit, eine letzte Gunst der Sekunde ungenutzt gelassen zu haben; ich möchte nicht morgen und jeden folgenden Tag eine voreilige, unvorsichtige Bewegung zu bereuen haben.

Dies ist vielleicht die letzte Sekunde, die mir gegönnt ist. Aber die Bewegung, die ich jetzt wage, ist vielleicht unwiderrufliches Verderben. Monatelang habe ich den Gedanken an Flucht Stunde für Stunde in mir getragen. Aber dennoch ist in diese eine letzte Sekunde alle Entscheidung über mein Leben, alle Verantwortung für mein Schicksal zusammengeballt. Im Planen und im Spielen mit Planen mögen Witz und Phantasie sich zeigen. Der Mann zeigt sich in der Sekunde des Entschlusses. Wie ein ruhiger Stern aus dem Chaos steigt der Entschluß aus Zweifeln.

Ich sehe den Stern meines Schicksals steigen. Er steht und weist mir den Weg. Führt er zu Heil, führt er zu Unheil? Ich muß den Weg gehen. Ich muß. Er führe, wohin er wolle. Ich muß es in dieser Sekunde, wenn ich mich nicht in der nächsten vor mir schämen soll. Über alle ungeheure Aufregung meiner Seele steht wieder eine große, schwere Ruhe auf. Ich weiß meinen Weg.

Ich sehe meinen Kameraden stumm an. Er versteht mich. Wir greifen unauffällig nach unserm Bündelchen auf der Kante des Dachgartens. Eben entfernt der eine Posten sich um einige Schritte. Ich fasse mit der einen Hand einen derben Wurzelholzknollen. Ich zische Grünwald zu: „Los!“ Im nächsten Augenblick stehe ich mit ihm zugleich oben in dem kleinen Dachgarten, im nächsten an der Mauer. Ich wende mich. Der eine Posten hat uns im Gehen noch den Rücken zugewandt. Der andere blickt eben im Sitzen ganz verdutzt nach uns auf und will gerade aufstehen. Da schleudere ich über den Wall von verkleinerten Knuppen hinüber ihm meinen Wurzelklotz vor die Füße. Er verfängt sich, stolpert und stößt einen Schrei aus. Ich sehe noch, wie sein Kamerad sich erschrocken nach ihm umwendet, sehe sein entsetztes Gesicht, sehe eine gewaltige Bewegung Grünwalds neben mir, höre ein scharfes Klirren und Fallen. Grünwald hat dem Mann sein Beil entgegengeschleudert und ihm damit das Gewehr aus der Hand gerissen.

Aber nun kein Blick mehr rückwärts! Ich bin oben auf der Brustwehr des Daches. Ich renne auf ihr entlang zu der Stelle, wo unterhalb die Stadtmauer ansetzt und im rechten Winkel von unserer Gefängnismauer abspringt. Ich spüre noch den harten, heißen Aufschlag meiner Sohlen auf dem Rücken der Stadtmauer unten. Hinter mir her, fast auf mich drauf, Grünwald. Wir sind drei Meter tief gesprungen und auf eine Anzahl von Sekunden aus dem Sehbereich unserer erschrockenen Hüter, die oben hinter der Mauer ein gelles Alarmgeschrei anstimmen. Mindestens zehn, zwölf, vierzehn Sekunden gehören uns. Das ist viel, wenn's genutzt wird. Aber nicht eine davon darf verloren werden. Wie bei einer gut eingedrillten Freiübung machen wir nebeneinander dieselben Bewegungen in drei Zeiten. Bücken und Handstützen auf den Binnenrand der Stadtmauer, Abrutschen, bis wir nur noch mit den Händen oben an der Kante hängen, endlich Absprung über die paar Meter, die uns noch von der Schuttanhäufung in dem Winkel zwischen Stadt- und Gefängnismauer trennen. Ein Niederpoltern, ein Aufstäuben, — wir sind unten. Ich fühle einen heftigen Schmerz im rechten Fuß, bin auf einen Stein getreten und habe mir wohl die Sehnen verzerrt. Der Schmerz betäubt mich im Augenblick fast, ich kollere, in eine Staubwolke gehüllt, den Schutthügel herab. Hinter mir her Grünwald.

Ein Hümpel arabischer Weiber, die dicht neben dem Geröllhügel damit beschäftigt waren, auf der Straße Reis abzukochen, spritzt schreiend auseinander wie eine Schar Hühner, unter die der Hund fährt. Ein alter Mann, der neben einem Esel friedlich seine Straße zieht, bleibt vor unserer plötzlichen Erscheinung zur Säule erstarrt stehen. Nur der Esel behält seine Fassung. Kläffende Hunde fahren aus dem Schatten in die Höhe und hängen sich uns an die

Digitized by Google

Fersen. Wir machen da unten mehr Aufsehen, als uns lieb sein kann.

Drin im Fort, dessen Eingang glücklicherweise auf der ganz entgegengesetzten Seite liegt, hören wir Appell rufen und Alarm schlagen. Doch sind wir schon an der nächsten Ecke und biegen in eine Gasse des Araberviertels ein. Wir rennen aus Leibeskräften, ich trotz meines schmerzenden Fußes voran. Verdammt, wir sind in eine Sackgasse geraten. Es hilft nichts, wir müssen umkehren, und ob wir dabei dem Tod in die Arme liefen. Wenn nur dieses kreischende Weibsvolk und diese braunen, schreienden, rennenden Hümpel von Kindern nicht wären und diese kläffenden Hunde. Wir bücken uns im Rennen, raffen Steine von der Erde und werfen damit nach den Kötern. Gott sei Dank sie kneifen schon die Schwänze ein und laufen jammernd davon, wenn sie nur sehen, wie wir uns bücken. Jetzt sind wir wieder bei der Ecke. Oben auf der Höhe der Mauer vor dem glänzenden Himmel ein paar gestikulierende Gestalten. Sie schreien auf, da sie uns mit Weibern, Kindern, Hunden aus unserer Sackgasse kommen sehen, aber schon sind wir in eine andere Gasse verschwunden.

Im Laufen ordnen wir unsere zerzausten Hemden, ziehen wir unsere Jacken an. Aber noch sieht uns leicht ein jeder Flucht und Flüchtlingschaft an.

Angst macht lange Beine. Die Weiber, Kinder und Hunde blieben jetzt hinter uns zurück; wir kamen in eine weitere Straße, jetzt in ein unbelebtes Viertel. Wir hörten auf zu rennen, gingen nur rasch, aber möglichst gelassenen Aussehens noch ein Stück weiter. An einer Stelle, wo wir unbeachtet waren, knöpften und wickelten wir uns unsere Gamaschen über die Hosen und gewannen so allmählich ein etwas unverfänglicheres Aussehen. Immer noch kein unverfängliches. In unsern heruntergekommenen Anzügen, zerschlissen, zerflickt, schmutzig, mit verwilderten, halbwüchsigen Bärten, mußten wir bei Begegnenden immer noch Aufsehen erregen, denn in den Kolonien wird sonst um der Eingeborenen willen darauf gehalten, daß die europäischen Soldaten anständig aussehen. (Fortsetzung folgt.)

Energie und Wärme ohne Kohle * Von Karl Micksch.

Die andauernden Schwierigkeiten in der ausreichenden Beschaffung der Steinkohlen haben die Frage, wie lange die Kohlenschätze der Erde noch reichen werden, von neuem entrollt. Der gegenwärtige Zeitabschnitt ist der denkbar ungeeignetste daran zu denken, wie die Erdenbewohner der kommenden Jahrhunderte ihre Maschinen bewegen und ihre Öfen heizen werden. Den für die Nachkommen Besorgten hat man oft genug nachgewiesen, daß das Versagen der Kohlenmenge noch in weiter Ferne liegt. Aber der im technischen Zeitalter bisher noch nie gekannte Kohlenmangel rechtfertigt sehr wohl die Frage, ob die Menschheit nicht in der Lage ist, die Kraft- und Wärmequellen, die nach dem Erschöpfen der dunklen Flöze von den Nachkommen gefunden werden müssen, bereits heute in irgendeiner Form nutzbar zu machen.

Rein theoretisch ist eine Untersuchung in dieser Richtung schon wichtig, aber sie hat auch ihren praktischen Zweck. Könnten wir

Friedland in Mecklenburg. Radierung von Alice Michaelis.

Digitized by Google

nachweisen, daß es Kräfte gibt, die sich zweckmäßig statt der Kohle benutzen ließen, so hätten wir allen Grund, schon heute zu solchen Ersatzmitteln zu greifen. Wird es jemals möglich sein, die Kohle durch die vielgenannten „Naturkräfte" zu ersetzen?

Vor dem Kriege sprach man gern von der barbarischen Verbrennung der Kohle. Man kritisierte mit überzeugenden Gründen den Raubbau, den die Technik mit der kostbaren, erschöpfbaren und unersetzlichen Kohle treibe. Zunächst wurde statt der Verbrennung, bei der so viele kostbare Bestandteile und ein hoher Prozentsatz Wärme verlorengehen, die völlige Vergasung vorgeschlagen. Dem Laien wurde erklärt, wie aus dem Steinkohlenteer, einem Nebenprodukt der Steinkohlenvergasung, außer dem Steinkohlenpech, das als Bindemittel bei der Herstellung von Briketts, Asphaltpflaster, Dachpappe und Eisenlack benutzt wird, auch wertvolle Arzneimittel, wie Lysol und Kreolin, und Naphthalin als Ausgangsprodukt für herrliche Farbstoffe gewonnen werden. Karbol- und Salizylsäure, Benzol für Kraftwagen, Parfüm, photographische Entwickler, Sprengstoffe, Sacharin, künstlichen Moschus, Anilin, Zyankalium, Schwefelsäure und noch manche andere Stoffe zieht der Chemiker aus dem bei der Kohlenvergasung gewonnenen Steinkohlenteer.

Alle diese chemisch-technischen Wunderdinge haben gegenwärtig nur einen problematischen Wert, denn das Ausgangsmaterial, die Kohle selbst, ist einstweilen nicht in ausreichender Menge vorhanden. Er fragt sich nun, ob die Technik in der Lage ist, die fehlende Kohle wenigstens teilweise durch Naturkräfte zu ersetzen.

Die ersten Versuche, die Energie des Sonnenlichtes technisch zu verwerten, liegen schon viele Jahrzehnte zurück, es ist allmählich gelungen, Sonnenlicht und Sonnenwärme durch thermoelektrische Ströme entstehen zu lassen. Die erzielten Spannungen sind jedoch so niedrig, daß sie energetisch hier gar nicht in Frage kommen. Auch der Sonnenmotor, mit dem Salomon de Cans im Heidelberger Schloßgarten einen Springbrunnen in Betrieb setzte, war nichts anderes als eine gut erdachte technische Spielerei. Durch die Verbesserung dieses Systems wurden später zwar mehrere Pferdekräfte entwickelt, aber wirtschaftliche Bedeutung konnte auch diese Erfindung nicht erreichen, denn die Anlagen waren viel zu umfangreich. Zudem arbeitete der Sonnenmotor nur bei Tage und auch dann nur bei verhältnismäßig wolkenlosem Himmel. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß der Sonnenmotor in Ländern mit vielem Sonnenschein praktische Verwendung gefunden hat.

Eine ungleich wichtigere Naturkraft ist der Wind. Die Leistungen der neuzeitlichen Windturbinen sind durchaus beachtenswert. Im Süddeutschen Industrieblatte stellt Hans Bourquin verschiedene Kräftestärken der Windturbinen zusammen. Wir haben Windräder bis zu vierzehn Meter Durchmesser im Betriebe. Ein Motor von reichlich fünf Meter Durchmesser liefert beispielsweise einer kleinen Gemeinde bei Dresden das erforderliche Wasser mittels einer 600 Meter langen Rohrleitung bei einer Förderhöhe von 60 Meter. Ein Neun-Meter-Motor ergibt bei leichtem Winde von vier bis fünf Meter pro Sekunde drei Pferdestärken. Diese Leistung steigert sich dann bei mittlerem Winde von sechs bis sieben Meter auf sieben, bei Wind von acht und mehr Meter auf zwölf, ja man baut sogar große Motoren, die bei den genannten Windstärken zwölf, fünfundzwanzig und zweiunddreißig Pferdestärken geben. Die Windmaschinen stellen sich selbsttätig in die Windrichtung ein, und es ist bei ihnen auch Vorsorge getroffen, daß sie bei zu starkem Winde diesem weniger Angriffsfläche bieten. Die Erfolge dieser Maschinen darf man übrigens nicht darum gering achten, weil die Berechnung und Konstruktion der Windkraftmaschinen sehr empirisch, d. h. ohne theoretische Entwicklung, lediglich nach Beobachtungs- und Versuchsergebnissen aufgestellt, geschieht. Schließlich bilden sorgfältig aufgestellte Versuche doch die beste Grundlage für technische Fortschritte. Man darf aber die Mängel solcher Motoren nicht verkennen. Sie arbeiten zu unregelmäßig und sind daher nicht zuverlässig genug. Selbst wenn sie für kleine Leistungen beansprucht werden, die aber regelmäßig erfolgen sollen, versagen sie leicht. Man ist darum genötigt, den Weg über Sammler einzuschlagen. So kann die Turbine eine Dynamomaschine in Bewegung setzen, die einen elektrischen Akkumulator ladet, von dem man dann nach Bedarf Strom abzapft. Oder man benutzt die Windkraftmaschine, um Wasser in ein hoch gelegenes Bassin zu pumpen. Das aufgespeicherte Wasser mag dann entnommen werden, wenn es eben gebraucht wird. Gerade zum Wasserheben sind diese Maschinen gewiß nützlich. Aber ihre Anwendung wird doch stets nur eine beschränkte bleiben können.

Einige Zahlen, die Scheuer zusammengestellt hat, zeigen, daß der Windmotor noch eine sehr mäßige Rolle spielt. Allerdings stammen die hier angegebenen Daten aus Jahren, die etwas zurückliegen. Neuere Ermittlungen scheinen in dieser Richtung noch nicht stattgefunden zu haben. Nach der Statistik von Scheuer gab es in Deutschland im Jahre 1895 rund 16 000 Windkraftmaschinen gegen 45 000 Wasserkraftmaschinen. Das Verhältnis verschiebt sich, wenn man die Anzahl der erzielten Pferdestärken zugrunde legt. Im genannten Jahre entwickelten die Windkraftmaschinen etwa 30 000 Pferdestärken, während — allerdings zehn Jahre später — rund 295 000 Wasserkraftpferde gezählt wurden. Die Technik wird voraussichtlich auch künftighin den Windmotoren keine allzu große Bedeutung beimessen.

Kraftquellen, mit denen schon ernstlicher gerechnet werden kann, sind die Wasserkräfte. Wellenmotoren, bei denen die Wogen des Meerwassers die treibende Kraft bilden, erreichen ganz respektable Leistungen. Man kann sich ja leicht vorstellen, wie solche Vorrichtungen wirken; ein Schwimmer geht im Takte der Wogen auf und nieder und überträgt dabei seine Bewegungen beispielsweise auf ein Pumpwerk. In Santa Cruz gibt es einen Wellenmotor, der ein 125 Fuß über dem Meeresspiegel liegendes Bassin von 22 Kubikmeter Inhalt in einer Stunde füllt. Das bedeutet einen Effekt von mehr als drei Pferdestärken. Der aus der Geschichte der Flugtechnik bekannte Orville Wright hat an der kalifornischen Küste ein Hebewerk errichtet, das trotz seines Umfanges doch nur neun Pferdestärken entfalten konnte. Ungeheure Kräfte leben gewiß in der rastlosen Bewegung der Meereswellen, aber es fehlt die Möglichkeit, sie auszuschöpfen.

Auch Ebbe und Flut sind energetische Großmächte, welche sich die Zukunft wahrscheinlich nutzbar machen wird.

Wege, die Kohle in nennenswerter Menge entbehrlich zu machen, bietet das fließende, bzw. fallende Wasser. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Ausführungen Koehns in seinem Werke: „Ausbau von Wasserkräften". Danach wurden in Deutschland im Jahre 1905 etwa 5 400 000 PS durch Wärmekraft geleistet, während nur 1 426 000 PS aus Wasserkräften gewonnen werden können, wenn alles ausgebaut wird, was dazu nötig ist. Also selbst dann, wenn, was ausgeschlossen erscheint, der Kraftbedarf im Laufe der Jahre nicht mehr steigen würde, könnte in Deutschland nur etwa ein Viertel der benötigten Energie aus Wasserkräften erhalten werden. Frankreich ist in dieser Beziehung in einer weit günstigeren Lage, da ein Kraftbedarf von 3 120 000 PS durch Wärmekraft gedeckt wurde, während aus den Wasserkräften 5 857 300 PS gewinnbar wären. Norwegen kann sogar 7 500 000 PS „flüssig machen", wobei auf 1000 Einwohner 3409 PS entfallen würden.

Die Wasserkräfte kommen aber nur dort in Betracht, wo ein natürliches Gefälle vorhanden ist oder wo sich ein künstliches erzeugen läßt. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und Reichtümer hat im Niagarafall eine ausgezeichnete Kraftquelle. Wenn der dunkle Erdteil Afrika noch weiter erschlossen sein wird, werden vielleicht auch die Fälle des Sambesi sehr wichtig werden. Begünstigt sind die Bergländer, und solche wie die Schweiz und Norwegen haben bereits kräftig zugegriffen, um die schwarze Kohle mit der weißen zu vertauschen. In Deutschland lassen sich noch viele Talsperren anlegen, und in den gebirgigen Gegenden können Wassermengen gestaut werden, die dem Walchenseewerk und den Leizachwerken nur wenig nachstehen werden.

Eine beachtenswerte Wärmequelle sind auch die Erdspalten mit mehr oder weniger vulkanischem Charakter. Die ersten Versuche in dieser Richtung wurden in Toskana bei Lardarello in der Nähe der Salzminen von Volterra einige Jahre vor dem Kriege unternommen. Dieser vulkanischen Stelle entströmt Dampf und warme Wasserstrahlen, die reichhaltig an Salz waren und neben anderen Stoffen namentlich beträchtliche Mengen Borsäure enthielten. Um die Salzgewinnung rentabel gestalten, suchte man die Dampfmenge zu vergrößern, indem man Bohrlöcher anlegte. Einige dieser Löcher sind 200 bis 3 Meter tief bei 16 Zoll Durchmesser, der erzielte Dampfdruck beträgt pro Quadratzentimeter 5 Kilogramm. Die Temperatur schwankt zwischen 150 und 165° C.

Diese Stellen behalten viele Jahre hindurch Temperatur und Druck unverändert, und wenn die Bohrlöcher nicht zu nahe bei einander liegen, zeigt es sich, daß die unterirdische Energie so groß ist, daß sie dadurch nicht geschwächt wird. Diese Versuche im kleinen gehen bis auf das Jahr 1897 zurück, wo man eine kleinere Stempelmaschine in Gang setzte, der 1905 eine große, etwa 40 PS starke Maschine folgte, die mit einem Druck von etwa

Digitized by Google

3 Atm. ging. Beide arbeiteten zufriedenstellend, und das Resultat war so gut, daß man ständig neue, größere und tiefere Bohrungen vornahm. Es steht jetzt fest, daß hier eine bedeutende Kraft verborgen liegt, die hinreicht, um Maschinen von mehreren Pferdekräften zu treiben. Die Anwendung des Dampfes bietet keine besonderen Schwierigkeiten, da der ausströmende Dampf ja nur einen niedrigen Druck hat, aber bedeutend überhitzt ist, wodurch er sich am besten für Turbinen eignet, aber es bieten sich andere Schwierigkeiten.

Der Dampf enthält, wie oben bemerkt, erhebliche Mengen fremder Stoffe, wie Kohlensäure, Schwefelsäure und Borsäureverbindungen. Namentlich die Schwefelsäure erschwert die Anwendung des Dampfes in Maschinen, da sie bedeutende Zerstörungen verursacht. Deshalb fand man es, nachdem man 1912 eine Maschine aufgestellt hatte, nicht für zweckmäßig, den vulkanischen Dampf weiter in derselben Maschine anzuwenden, sondern benutzte sie zur Aufwärmung reinen Wassers und Dampfherstellung mit niedrigem Druck. Dieser Plan erwies sich als gut, und man benutzte die Dämpfe zum Betriebe von 3 Stück 3000-KW-Turbinen, die 1916 in Gebrauch genommen wurden.

Der Verdampfer, der zur Herstellung des reinen Dampfes benutzt wurde, besteht aus lotrechten Stahlzylindern, durch die etwa 300 Röhren gehen. Diese sind 7 Meter lang und haben 60 Millimeter Durchschnitt, und um den Schwefelsäuren und anderen Unreinheiten zu widerstehen, sind sie aus Aluminium hergestellt. Ehe der Turbinendampf in die Maschine geht, passiert er einen Überhitzer, der gleichfalls die Wärme vom Vulkandampf nimmt. Diese drei Turbinen arbeiten also mit Kesseldampf, der nicht mit Kohle oder anderem festen Brennstoff hergestellt ist, sondern durch die Wärme, die den Bohrlöchern entströmt und die durch die Röhren zu den Kesseln geleitet wird.

Lardarello hat jetzt eine große Zentralanlage von über 16000 PS, die ohne Unterlaß arbeitet und Strom an die Städte Florenz, Livorno und Grosseto abgibt. Hier bietet sich also eine neue originelle Anwendung der Naturkräfte. Elektrisches Licht und Kraft wird hergestellt nicht mit Hilfe von Wasserkraft oder Kohle, sondern durch Wärmeenergie vulkanischen Ursprungs. Die Bedeutung liegt vor allem darin, daß die Menge praktisch unbegrenzt ist, da sie nur abhängt von der Anzahl der Bohrungen in der Erde, und man nährt deshalb große Projekte für noch vorzunehmende Erweiterungen.

Eine weitere Möglichkeit, die vulkanischen Kräfte des Erdinnern auszunützen, wurde auf dem Kongreß der britischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaften, der kürzlich in Portsmouth stattfand, erörtert. Der englische Gelehrte Sir Parson unterbreitete dem Kongreß einen Plan, der alle Kohle entbehrlich machen soll. Nach seinen Angaben würde es genügen, an einigen nach peinlichen Berechnungen festgestellten Stellen der Erde Schächte von 25 Kilometer Tiefe zu bauen. Die Dampfwolken, die sich unter hohem Druck entladen würden, würden genügen, um alle Völker der Erde mit der nötigen Wärme zu versorgen und alle von ihnen gegründete Industrie zu betreiben. Parson weist auf die in Italien mit vulkanischer Erde erzielten Resultate hin. Wenn auch der Plan reichlich an Kellermanns Tunnel erinnert, so zeigen die in Italien angelegten Bohrlöcher doch die, wenn auch begrenzte, Möglichkeit einer Verwirklichung der Idee.

Trotz alledem wird man zugeben müssen, daß die Kohle durch die vielberegten Naturkräfte einstweilen nicht wesentlich ersetzt werden kann. Aber die Hilfe naht von einer ganz anderen Seite. Im „Manchester Guardian" gibt der Chemiker E. Rutherford bekannt, daß es ihm gelungen sei, nachzuweisen, daß Stickstoff eine Zusammensetzung aus Helium und Wasserstoff ist. Diese Entdeckung ist geradezu sensationell, denn ein Element, welches bisher als eines der indifferentesten bezeichnet wurde, ist demnach gar kein Element, und damit ist gleichzeitig festgestellt, daß sich alle Elemente aus einem Urstoff aufbauen. Bisher bezeichnete man diejenigen Stoffe als Element und Urstoff, welche sich durch kein Hilfsmittel in andere Stoffe zerlegen ließen. Doch schon in den letzten Jahren änderte sich der Begriff des Wortes. Man hatte unzweifelhaft gefunden, daß sich Radium, Aktinium, Thorium u. a. m. in immerwährender Zersetzung befanden und dabei in andere bekannte Elemente übergingen, z. B. in Helium.

Die Entdeckungsgeschichte des Heliums ist in verschiedener Beziehung merkwürdig. Im Spektrum der Sonnenchromosphäre entdeckte Lockeyer im Jahre 1868 eine glänzende gelbe Linie, die kein Spektrum einer bisher bekannten irdischen Substanz zeigte. Er fand dann diese merkwürdige Linie auch bei einigen Sternen. Dieses neue hypothetische Element nannte er Helium. Mit Hilfe des periodischen Systems wurden sogar schon die Eigenschaften und das Atomgewicht des neuen Elements annähernd festgelegt. Man suchte lange Zeit vergeblich nach der Existenz dieses Heliums auf der Erde. 1891 fand dann der Chemiker Hillebrande bei der Untersuchung verschiedener Mineralien, die Uranium enthalten, ein Gas, das sich nach Auflösung derselben bildete und das er anfänglich für Stickstoff hielt. Erst 1895 konnte der bekannte Radiumforscher Ramsay feststellen, daß die sich aus dem Mineral Cleveit bildenden Gase das lange gesuchte Helium waren. Für die von Bunsen aufgestellte Spektralanalyse war das ein großer Triumph.

Daß sich der Atombau aller Elemente als eine Gesetzmäßigkeit und nicht als bloße zufällige Reihe auffassen ließ, war schon durch das festgelegte periodische System von Lothar Meyer und D. Mendelejeff bekannt. Auch die Ähnlichkeit bestimmter Elemente wie Natrium und Kalium gab Veranlassung, noch andere Metalle wie Lithium, Rubidium und Cäsium miteinander zu vergleichen, und bei diesen Untersuchungen wurde man gewahr, daß die Atomgewichte fortschreitend größer wurden. Man bildete verschiedene Reihen, z. B. mit Kalzium, Strontium, Barium und mit Magnesium, Zink, Kadmium usw. Man wurde aufmerksam auf die Regelmäßigkeit, wenn die Elemente nach ihren Atomgewichten geordnet wurden, und fand, daß „die Differenz zwischen der Nummer des niedrigsten Gliedes einer Gruppe und der des unmittelbar darüberstehenden Elementes 7 beträgt. Mit anderen Worten, wenn man von einem bestimmten Element ausgeht, ist das achte Element gleichsam eine Wiederholung des ersten, wie die acht Noten der Oktave in der Musik". Das Wasserstoffatom ist das einfachste aller Atome, bestehend aus dem positiven Atomkern, um den sich ein negatives Elektrizitätsatom bewegt. Aus derselben Zusammensetzung bestehen auch die anderen Elemente, nur mit immer größerer Zahl von positiven Kernen und Elektronen. Daher kam man zur Annahme, daß sich höchstwahrscheinlich alle Elemente aus einem Urstoff ((Wasserstoff?) gebildet haben. Nach den kurzen Mitteilungen Rutherfords ist das Stickstoffatom so gebaut, daß um einen Kern von 3 Heliumatomen, deren Atomgewicht 4 ist, zwei Wasserstoffatome, mit dem Atomgewicht 1, kreisen, wodurch sich das Atomgewicht des Stickstoffes ergibt.

Der Name Rutherford bürgt dafür, daß diese Mitteilung ernste Bedeutung hat. Der Forscher hat bereits im Jahre 1913 in seinem Werke „Radioaktive Substanzen und ihre Strahlungen" hervorgehoben, daß Wasserstoff sowohl als Helium die fundamentalen Einheiten seien, aus welchen die schweren Atome zusammengesetzt sind. In nächster Zeit beabsichtigt Rutherford genauere Mitteilungen herauszugeben. Die Entdeckung kann einen ungeheuren technischen und wirtschaftlichen Umschwung zur Folge haben. Da ⅘ der Luft aus Stickstoff bestehen, so wäre es möglich, daraus enorme Mengen Wasserstoff herzustellen. Ruhig könnten wir dann dem Ende unserer Kohlenschätze entgegensehen, da man mit Wasserstoff, dem man Luft oder Sauerstoff eingeblasen hat, bei der Verbrennung Temperaturen bis zu 2000° erhalten kann. Helium, als unbrennbares, sehr leichtes Gas, hat nach Mitteilungen aus Amerika schon Verwendung zur Füllung von Luftschiffen gefunden.

Es ist demnach nur eine Frage der Zeit, den Traum der Alchimisten zu verwirklichen. Denn wenn alle Elemente aus einem Urstoff bestehen, so wird sich aus diesem nicht nur Energie und Wärme, sondern erforderlichenfalls sogar Gold herstellen lassen.

Der Sturm * Von Else Torge.

Urwilde Stimme der Jahrtausende,
Es rollt die Zeit hinab in ihre Gründe,
Du heulend Kreisen rings um unsre Erde,

Seltsamer Wandrer zwischen Zeit und Raum,
Die Menschheit steigt und fällt im Wellenschlag,
Ich hör' dich immer, Sturm, auch in der Ruh!

Bist du, ruhlos nach einen Ausweg wühlend,
Du trägst den Schrei vergessener Geschlechter
Denn wenn du schweigst in meinem stillen Winkel,

Der Gottheit einzig ungeborner Traum,
Uns schaurig in das rasche Heute nach!
Um andre Länder, Meere rastlos brausest du.

Der nicht Gestalt erhielt am letzten Tage,
Bist du denn Kraft, unausgewirkt vermodert,
Mir ist, als wär' ich ganz in dich gegeben,

Der Ewigkeit verdammte, körperlose Klage?
Die, nie zur Tat erlöst, die Zeit durchlodert?
Ein Hauch von dir, durchschweife ich das Leben!

Digitized by Google

Streiflichter.

Aus dem deutschen Lesebuch der Zukunft. Daß die deutschen Schullesebücher einer gründlichen Revision bedürfen, ist selbstverständlich. Solange deutsche Jugend etwas von Friedrich dem Großen oder dem Freiherrn vom Stein oder Ernst Moritz Arndt oder Scharnhorst oder dem Fürsten Bismarck liest, so lange ist nicht zu erwarten, daß sie sich für Philipp Scheidemann oder Fritz Ebert oder Herrn Gothein oder den Herrn Professor Schücking begeistert. Also fort mit dem Geistesgift des fluchbeladenen, blutbesudelten alten Systems! Auch nicht die alten Griechen und Römer, nicht Aristides den Gerechten, nicht Cato den Strengen brauchen wir mehr, um unsre zukunftsgemäß revidierten Lesebücher mit Musterbeispielen von schlichter Größe zu füllen. Haben wir nicht Matthias Erzberger? Sein Leben und Lachen allein könnte Bände füllen. In keinem noch so mageren Fibelchen künftiger deutscher Republikaner und Republikanerinnen darf der Kernspruch fehlen, mit dem Herr Erzberger sich und seinen Zechgenossen am Tage, da er Deutschland verdarb, den Becher zierte und das Leben leicht machte: „Erst schaff dein Sach / dann trink und lach!“. Dieser Zug aus dem Leben und der Seele eines großen Volksmannes wird künftig würdig das Blatt zieren, auf dem bisher eines absoluten Königs anmaßendes Wort stand: „Der König ist der erste Diener des Staates.“ An hundert anderen Beispielen aus dem Leben gerade des großen Biberachers kann und darf es nicht fehlen. Nicht mehr darf es fürder heißen: „Wer wird künftig unsre Knaben lehren / Speere werfen und die Götter ehren?“ Das ist Militarismus und Götzendienst. Im Völkerbund Herrn Erzbergers werden keine Speere geworfen. Es muß jetzt heißen: „Wer wird künftig unsre Knaben lehren / Akten mausen und dann Eide schwören?“ Wir müssen uns auf eine ganz neue Ethik einstellen, und demgemäß müssen in unseren künftigen Lesebüchern die Beispiele republikanischer Musterugend sein. Eine Sache, die gar nicht liebevoll genug überlegt werden kann. Versuchen wir ein Beispiel zu geben, wie sie gemacht werden könnte. Etwa so:

Wahre Bescheidenheit.

Neben Aristides, dem Gerechten, wird die rundliche Gestalt Erzbergers des Tugendhaften durch die Geschichte der Undankbarkeit der Menschen und Völker kugeln. Oder war es nicht undankbar von den Stuttgartern, daß sie ihrem großen Landsmann, der einst zu ihnen kam, um ihre Huldigung zu empfangen, keine bessere Ehrengabe darzubringen wußten als einen dicken Strick, und daß ihm der schlichte Mann auf der Straße mit nichts anderem zuzuwinken wußte als mit dem Laternenpfahl? Wie aber verhielt sich die Tugend von Biberach gegenüber diesem Benehmen ihrer schwäbischen Landsleute? Fern davon, ihnen hochfahrend zu begegnen, fern von der Eitelkeit der Throne und Tribünen, richtete er an sie Worte von einem bescheidenen, schlichten, hochgelegenen Dachfenster aus und versicherte hernach, er sei mit seinem Erfolg bei seinen schwäbischen Landsleuten, mit dem Strick und dem Laternenpfahl gar wohl zufrieden. Wahrlich, so spricht echte republikanische Bescheidenheit. Jeder deutsche Knabe, jedes deutsche Mädchen sollte sich dies vor Augen halten und davon lernen.

Oder:

Das gute Gewissen.

Als einst Matthias Erzberger, der Retter Deutschlands, von einem gehässigen Gegner wochen- und monatelang mit so schweren Anklagen überhäuft worden war, wie kein Zuchthäusler sie auf sich sitzen lassen würde, weigerte er sich doch in seiner echt christlichen Milde so lange, mit dem gehässigen Gegner sich vor Gericht auseinanderzusetzen, bis dieser in seinem Haß ihn an beiden Ohren vor den Richter schleppte. Als der Richter die erschienenen Gäste musterte, die vorher streng gesichtet worden waren, entdeckte er zur Seite Matthias des Tugendhaften zwei unbekannte Männer.

„Wer sind Sie?“ sprach er.

Die Männer schwiegen

Noch einmal fragte der Richter: „W e r sind Sie?“

„Begleiter des Herrn Ministers Erzberger“, erwiderten darauf die unbekannten Männer bescheiden.

„Und w a s sind Sie?“ fragte der Richter weiter.

„Ethisch gesehen, das Gewissen Herrn Erzbergers“, antworteten die unbekannten Männer, „etatsmäßig betrachtet, zwei Kriminalkommissare.“

In dem von ihm geretteten Deutschland also, in einem Gerichtssaal, in dem nur Leute mit Karten und ohne Waffen Zutritt hatten, war doch das Gewissen dieses großen Republikaners noch so fein und sein Mut so zart, daß er zwei Kriminalkommissare neben sich brauchte. So zeigte er uns in einem erhabenen Beispiel, daß auch der Beste noch vor seinem Gewissen ein schutzbedürftiger Lumpenhund ist. Wenn aber ein um das Vaterland so wohlverdienter Mann, wenn ein solch wahrer Vater des Vaterlandes und patriotischer Retter Deutschlands gar wohl zufrieden ist mit einem Strick und einem Laternenpfahl, und wenn er zwei Kriminalkommissare braucht, um sich vor der Angst seines Gewissens zu schützen, wieviel mehr müssen nicht wir andern zufrieden sein mit unserm Los, und wieviel Gewissensschutzleute würden wir wohl brauchen, wenn wir zwischen alle tüchtigen Männer der neuen Republik und ihre Angst vor dem Alten eine wirksame Wache stellen wollten? Sie aber tragen unbehütet ihr Gewissen und alle Last, die sie für uns darauf genommen haben. Kein republikanischer Knabe, kein republikanisches Mädchen sollte daher zu Bette gehen, ohne dieser Männer im Gebete zu gedenken: „Abends, wenn sie schlafen gehn, morgens, wenn sie früh aufstehn, Kommissare um sie stehn, einer zur Rechten, einer zur Linken, einer zu Häupten, einer zu Füßen, damit keiner sie mit dem Strick kann grüßen.“ — — —

In dieser Art müßten die albernen Histörchen vom Müller von Sanssouci und von der Fahne der Sechsundsechziger durch zeitgemäße Musterbeispiele von schlichter Größe und heroischer Bescheidenheit ersetzt werden, wenn wirklich aus dem alten ein neues Deutschland werden soll.

Sie danken bestens. Man erinnert sich, daß das alte Preußen von den absoluten Landräten regiert wurde, daß nicht die Hohenzollern, sondern eigentlich die Landräte die Könige von Preußen waren, diese feudalen Geßlernaturen, die aus der Haut des geknechteten Volkes die Riemen für ihre Knute schnitten, die sich an der Fron des Volkes bereicherten, sich von seinem Mark mästeten und sein Blut tranken. Vernünftigerweise konnte unter solchen Umständen für die beutegierigen Revolutionsgewinnler nichts so begehrenswert erscheinen als die Landratsherrlichkeit. Es mußte daher auffallen und fiel auf, daß trotz der Revolution, die doch ihren Vätern und Söhnen alles, alles gab, eine große Anzahl höherer Verwaltungsstellen, insbesondere Landratsstellen, immer noch nicht mit gelernten und ungelernten Arbeitern besetzt war, die ihren Berechtigungsnachweis mit der Mitgliedskarte der zuständigen Ortsgruppe der sozialdemokratischen Partei hätten führen können. Da roch etwas nach Reaktion, nach feudaler Niedertracht, nach Betrug an dem schlichten werktätigen Mann mit der schwieligen Faust. Da galt es, den Beauftragten der Partei, den Minister, zur Rede zu stellen. Und man stellte ihn zur Rede. Man machte ihm in der Preußischen Landesversammlung den Vorwurf und fragte ihn, wieso es möglich sei, daß er immer noch nicht genug höhere Verwaltungsstellen mit Sozialdemokraten besetzt habe. Ob ihm etwa der Mitgliedsschein einer Parteiortsgruppe als Ausweis für den Beruf zur Führung eines Landratsamtes nicht genüge? Da erhob sich der Minister und tat bedeutend den Mund auf: Wohl genüge ihm das Mitglied der Partei für jeden Landratsposten, aber den Mitgliedern der Partei genüge der Landratsposten nicht. Es sei nicht möglich, für die Besetzung der Landratsposten die genügende Anzahl opferwilliger Parteimitglieder aufzutreiben, da z. B. der Arbeitersekretär, dieser schlichte Mann aus dem Volke, in seiner schlichten Weise einfach erkläre, der Minister könne ihm sonst was und möge sich seine Landräte sonstwo suchen. Ihm, dem schlichten Mann, sei die Arbeit eines Landrats zu schlecht bezahlt. — Damit hat der Arbeitersekretär recht. Schlecht bezahlt war der Landrat immer. Das Beste und Schwerste mußte er ehrenhalber und mit einem freien Mute zur Verantwortung tun. Das war damals so. Heute tun nur Idioten irgend etwas ehrenhalber, und nur noch größere Idioten nehmen eine Verantwortung auf sich. Heute verkriecht man sich hinter der Partei. Die hat einen breiten Buckel und trägt leicht das schwerste Verbrechen. Und wo die Rentabilität des Mitregierens aufhört, da fängt heute die Bescheidenheit an, und man steht gern zurück.

* * *

Oft saß ich an deinen Quellen . . . !

Oft saß ich an deinen Quellen,
Deutschland!
Kühlte tief in ihren Wellen
Meine tagesmüden Lider,
Trank aus ihrer Klarheit wieder
Unbesieglich hohe Freude!
Neugeadelt in die Weite
Schritt ich dann von deinen Quellen,
Deutschland!

Doch nun sind sie all verschüttet,
Deutschland!
Deine Borne, all zerrüttet,
Und der Bergsturz wälzte schwer
Drüber seine Massen her.
Doch wenn ich verhalten lausche,
Meine ich, tief unten rausche
Leis und ferne deine Quelle,
Deutschland!

Bruno Lampadius

Digitized by Google

Nr. 6 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

5. Fortsetzung.

Die Christel Oberkofler stand, während man sie bewunderte, fröhlich da, als ob sie das gar nichts anginge, und schaute den andern unschuldig in die Augen. Wohl trug sie nach der Mode der Zeit den Nacken frei und das reiche schwarzbraune Haar nach oben, aber dort hatte sie es seitlings in dicken Brezeln um die Ohren geschlungen und den glatten Scheitel tief in die Stirne gekämmt, in der Art, wie es die Mädchen ihrer Berge trugen.

„Eine kleine Schönheit", sagte bewundernd im Hintergrund Herr von Kosler, der darin wohlbewanderte Wiener, und die elegante Brünette Lini Götsch neben ihm zuckte die Achseln:

„Eine Schönheit vom Lande!"

„Achtung, ich bitte: Dös kostet Herzen!"

Die Demoiselles sicherten, und die Gusti Morandell stieß die Mizzi in die Seite:

„Jetzt schau mal bloß den Cousin Reini an!"

„Ach du himmlische Güte!"

„Der frißt die ja bald mit den Augen!"

„Reini — hast kein' Türken g'sehn?"

„Wie? Was?" fragte der Studiosus Reinhold Nimis, wie aus einem Traum zu sich kommend, und die Mädchen lachten wieder. Und als man nachher bei Tische saß, mußten es sogar die Älteren merken, daß da Zunder und Funken in lichten Flammen aufschlugen. Der kaiserliche Rat hatte sich behaglich das Mundtuch unter dem sauber rasierten Kinn geschürzt. Er wäre kein Wiener gewesen, wenn er nicht die Freuden und Annehmlichkeiten einer guten Küche geschätzt hätte.

Mädchenbildnis. Zeichnung von Richard Duschek.

Der Professor Oberkofler erzählte, weswegen er eigentlich nach Wien gekommen. Halt nur, um den Freunden da unter vier Augen zu sagen, was er ihnen unter zehn Siegeln nicht mehr schreiben konnte! Denn das schwarze Kabinett erkannte nun einmal seine Briefe und machte sie alle gewissenhaft auf, und es war noch recht lieb von den unbekannten Metternichschen Gugelmännern, wenn sie die Schreiben nach genommener Abschrift gnädigst weiterbeförderten.

„Ich möcht' bloß mal solch einem Malefiztrottel daheim auf der Gemsjagd allein auf einem recht schmalen Schroffen begegnen", sagte er, und die andern lachten, wie sie an das Bild dachten: Der ergraute Siegfried da, den Gamsbart hinten am Hut, den Stutzen quer über die gestickten Hosenträger auf der breiten Brust

Digitized by Google

gehängt, mit breitem Leibgurt und kurzen Lederbuxen und nervigen, nackten Knien und knirschendem Nagelschuh, und ihm gegenüber der Onkel Niki in hohem Zylinder und Vatermördern, mit dem Gänsekiel hinterm Ohr! Denn es war allgemein bekannt, daß der k. k. Hofrat Nikolaus Matula mit den Geheimnissen der schwarzen Kabinette Bescheid wußte.

Aber während Professor Oberkofler sprach, beobachtete seine Frau nicht ohne stille Sorge ihre Tochter, die Christel. Der hatte man den Platz neben dem Studenten Reinhold Nimis angewiesen. Frau Kreszenz Oberkofler kannte die Christel und wußte: sie war ein Kind aus den Bergen. Lieb und freundlich zu jedem, wie der Herr Dechant es sie gelehrt hatte und die Heiligen es wollten, aber im Innern doch scheu und spröde gegen alles, was sie nicht von Kindesbeinen an in der grünen Steiermark kannte, und vor allem barb und resch gegen die jungen Herren.

Davon war jetzt nichts zu spüren. Das Christerl war wie ausgetauscht. Ihre Wangen glühten, obwohl sie als sittsames junges Frauenzimmer nur Wasser trank, ihre braunen Augen lachten. Sie und der Studiosus Reinhold plauderten miteinander, als hätten sie sich eigens aus Darmstadt und Graz auf den Weg gemacht, um sich in Wien zu treffen.

„Reini — sonst bringst kein ‚Servus!' oder ‚Hab' die Ehre!' über die Lippen", sagte der Onkel Feldmarschallleutnant, „und heut steht dir der Mund net still. Da muß ich doch recht dumm fragen: Was heißt denn dös?"

Und das Ehepaar Oberkofler tauschte einen stummen Blick, und er erkundigte sich bei seiner Tochter:

„Geh, Katzerl: Was plauschst denn heut' alleweil?"

„Nur dummes Zeug, Papa", meinte das Christerl und lachte. Sie war so glückselig und unbewußt, daß sie es gar nicht merkte, daß die andern was merkten, und Reinhold Nimis noch weniger. Aber um sie herum waren sie alle schon recht besorgt, und das Gespräch stockte, und es flog nicht nur ein Engel durch das Zimmer, sondern gleich eine ganze himmliche Heerschar. Und als es zum Aufbruch ging, da kauerte sich der alte Herr kaiserliche Rat nicht wieder hin und lockte strahlend: Guckalala! — als wollte er ein Kindlein haschen, sondern dachte an seine ferne Jugend und war überzeugt, daß dies Kindlein schon erwachsen war . . . .

Und nur wenige Tage waren vergangen, da stand er an seinem Schreibpult, mit dem Blick hinunter auf die Freyung und die Schotten dahinter, und schrieb an den Geheimrat Emil Nimis in Darmstadt:

„Mein lieber Schwiegersohn und Du, liebe Tochter Malwine! Ihr forscht bei mir nach, wie es Eurem Sohn, dem lieben Reinhold, hier in Wien und im Hause seiner Großeltern ergeht. Leiblich, Gott sei es gedankt, zum Besten! Die süße Luft unseres Himmelsstrichs wirkt erheiternd auf sein, wie Du als Medicinae Doctor schriebst, allzu schweres Geblüt. Ach, allzu erheiternd! Doch laß mich in Ordnung über Reinhold sprechen!

Dieser Jüngling hat viel Treffliches in sich. Er ist ein junger Mensch von Kopf und edlerer Artung, äußerlich auch schon hier in Wien galant adonisiert und humanem Benehmen ergeben. Alle Ungeheuer der gemeinen Societäten und Klubs, Kiatsch, Spiel, Trunk, sind bei ihm, dem Redlichen, vermieden, und doch hat er dabei Welt genug, sich nicht leicht durch etwas aus der Fassung bringen zu lassen, mag auch unter den vielen Bäschen manch lose Neckerei, in französische und italiänische Brühe getaucht, sein stutzendes Ohr umfliegen.

Aber, o Weiber! Weiber! Wäre die Macht eurer Reize stets von der Besonnenheit der Vernunft gezügelt, ihr würdet das Glück der Welt schaffen! So aber bringt ihr, seit Trojas Fall, auch Tränen!

Ich will nicht behaupten, daß Maria Christine, des trefflichen Oberkofler noch junge Tochter, eine Coquette sey! Ganz im Gegenteil scheint sie mir, in der Unschuld ihrer Berge aufgewachsen, sich um so rückhaltloser den zärtlichen Einflüsterungen der Natur hinzugeben, die hier in Wien bei der ersten Begegnung mit Eurem Reinhold in ihr wach wurden! Und er? Ich nenne nur seine zwanzig Jahre, und alles ist gesagt! Es gibt ein Paar Liebesleute mehr unter dem Stefansdom, und wahrlich: Wien hatte, so meine alten Augen mich nicht täuschen, ihrer schon genug!

Wohl beteuerte der arme Reinhold mir gestern auf mein ernstes Vorhalten, wieso er sich in dieser Woche zu dreyen Malen mit Christel Oberkofler und deren Freundin, sey es im Prater, sey es anderswo, getroffen, wohl beteuerte mir der unglückliche junge Mann, er habe seiner Christel noch nicht einmal 'einen Kuß zu rauben gewagt. Denn bei jedem solchen Begehren habe der Engel sich mit einer züchtigen Bewegung aus seinen Armen entzogen und schweigend auf die Grenzen des Schicklichen gedeutet! Aber wie lange mag das noch dauern?

Wenn junge Seelen brennen, ist das beste Löschmittel die Heurath und der Segen des Priesters. Daran ist nun hier nicht zu denken! Nicht nur, daß Reinhold noch ein unreifer Jünger der Wissenschaft ist und Demoiselle Oberkofler kaum achtzehn Jahre zählt — die Familie dieses Mädchens ist, so freimütig auch unser Oberkofler denkt und lehrt, doch nach altem österreichischen Brauch dem katholischen Glauben ergeben, und die Weihe eines Bundes mit Deinem Sohn, die Ihr Euch zu Luther bekennt, vermag in Habsburgs diesseitigen Landen keine Priesterhand zu spenden!

Genug von diesem Schmerz der Liebenden! Ich halte es unter solchen Umständen für das Beste, wenn der gute Reinhold Wien ehestens verläßt! Er fand hier nicht, was er suchte, bis er seine Liebe fand, und sie eben zu finden, ward er nicht von Deiner fürsorglichen Vaterhand hierher gewiesen. Schon vor Christel Oberkoflers Ankunft holte ich ihn vorsichtig aus, ob er nicht für den Rest dieses Semesters 1847 in das Vaterhaus zurückkehren möge. Er zeigte sich nicht abgeneigt, unserer Vindobona, deren Geist ihn verwirre und bedrücke, den Rücken zu kehren, aber zu Dir wollte er, mit einem befremdlichen Schauder, nicht zurück. Es ist, als ob etwas zwischen ihm und Dir stehe, das gleich Banquos Geist anderen Augen verschlossen und nur seiner Einbildungskraft zugänglich sein möge! Was es ist, vermochte ich aus seinem trotzigen Jünglingsherzen nicht zu erforschen!

Ich werde nun, nachdem ich mit Freund Oberkofler und seiner Eheliebsten gründlich Rat gepflogen und, so hoffe ich, mit wendender Post Deine Antwort empfangen habe, bei schicklicher Gelegenheit und in Bälde unserem teuren Sohn und Enkel Reinhold den grausamen, aber wohltätigen Schmerz der Trennung von seiner Sylphe aus der Steiermark zu bereiten durch mein Gewissen genötigt sein und Dir das Weitere melden. Eben höre ich Reinhold auf der Stiege. Er wird mir Küsse kindlicher Liebe für Euch auftragen, wenn er vernimmt, daß ich an Euch schreibe . . ."

Der Greis spritzte hurtig die Feder aus, zog den weiten grauen Schoßrock fester über die kleine, zierliche Gestalt und schlurfte auf seinen lichtgrünen, mit weißen Glasperlen bestickten Pantoffeln hinaus auf den Flur und in das Zimmer gegenüber, wo Frau und Tochter saßen.

„I bitt' euch! Habt's den Reini nicht gesehen? Eben war er doch noch hier?"

„Da braucht's jüngere Beine, um den zu halte", sagte seine Frau. „Bloß dem Bedienten gerufen: ‚Gib mir den Hut! Gib mir den Stock!' und rasch über die Treppen runter!"

„Wohin denn, Reserl?"

„Ja, wohin mag er wohl sein?"

„Auf dem Herweg", sprach Frau Fanny von Morandell mit umwölkter Stirne, „bin ich hinter der Schottenbastei der Christel Oberkofler begegnet, mit der Lini Götsch natürlich und der Mizzi! Sie wollten bei dem schönen Wetter

Digitized by Google

mit dem Stellwagen nach Grinzing und hinauf in den Wiener Wald! No ja . . die Lini ist ja Waise, und auf die Mizzi paßt ja auch keiner auf! Da hat die Christel grad' die rechten Patroneſſen beiſammen!"

„Und der Reini?"

„Ja, wenn der weiß, daß die Madeln droben auf der Leopoldsburg hauſen, wird er ſchon net unten in Nußdorf ſitzenbleiben und ſich die Donau angucken!" — —

Dort oben, wo ſich die Höhen des Wiener Waldes in lachendem Laubgrün zu Fluß und Flachland hernieder-ſenken, wippten an dieſem Nachmittag ein paar breitrandige Rahmenhüte mit hochſtehenden Blumen und rieſelnden Bändern. Zwei Wiener Geſichteln ſchauten zwiſchen den im Winde ſpielenden Hängelocken hervor. Zwei junge Mädchen ſaßen da geduldig auf einer Bank, und die Mizzi unterdrückte ein Gähnen und ſagte:

„Ich mein', jetzt wär's aber bald genug!"

Aber die dunkle Lini Götſch ſchüttelte den ſchönen Kopf und wandte ihn flüchtig einen Augenblick nach rückwärts in das verſchwiegene, von lachendem Himmel überblaute Sommerdämmern des Wiener Walds.

„Buſſelt's euch nur, ihr arme Haſcherln", ſprach ſie mit einem Seufzer. „Ich gönn's euch! Ihr habt's gut!"

„Es wird ſchon ſpät, Lini!"

„Ich heirat' ja doch mal meinen Nußknacker, den Niki!"

„Ach geh'!"

„Heuer noch net! . . . Aber übers Jahr . . . Was bleibt mir denn übrig, wenn ich mich irgendwie durchs Leben fretten will . . ?"

„Na — den Siemandl möcht' ich nachher ſehen! . . . Gelobt ſei Jeſus Maria! Da kommen ſie endlich!"

Aus dem Schatten des Blätterdachs wandelten Reinhold Nimis und, glückſelig an ſeinen Arm geſchmiegt, das Chriſterl. Beider Augen leuchteten. Sie ſahen beinahe feierlich aus in ihrer Jugend und in ihrer Liebe, verklärt vom erſten Schein des Abendrots, das hinter ihnen leiſe den Himmelsrand überzog. Der Studioſus Nimis blieb ſtehen. Er hielt den Hut in der linken Hand, daß der Abendwind mit ſeinen krauſen Locken ſpielte, und richtete die Augen ſchwärmeriſch zum Himmel.

„Bei dem erſten Stern, der jetzt bald mildfunkelnd dort oben aus ſeinem Flor treten wird, bei der Venus, der Lieblichen, der Beſchützerin der Liebenden, ſchwöre ich dir, du meine beſſere Seele, und euch, ihr zärtlichen Freundinnen der Holdſeligen: Keine Macht der Menſchen ſoll mein Herz von deinem trennen, Maria Chriſtine!"

„Nein, niemals, Reinhold, niemals!"

„Sei unbeſorgt, ich werde die Ränke unſerer Feinde zunichte machen! Ich weiß, ſie ſind am Werk! Sie wollen, daß ich Wien verlaſſe!"

„Nein, Reinhold — nein! Verlaß dein armes Chriſterl nicht!"

„Sie wollen, daß ich das heilige Feuer zertrete, das in mir glüht. Ach, Großvater . . . Unglücklicher . . . dann haſt du nie geliebt!"

„. . . oder er hat's halt wieder vergeſſen", ſagte die Chriſtel, ſich mit dem Tuch die feuchten Wimpern trocknend.

„Du ſpinnſt, ich ahne es, geheime Ränke mit meinem Vater! Dunkle Schickſalsbriefe jagen zwiſchen euch hin und her. Hier ſtehen zwei, die eures Neides auf unſer Liebesglück ſpotten! Aber mich und meine Chriſtel trennt nur der Tod!"

Weiden am Bach im Winter. Zeichnung von Willy Hofmann.

Digitized by Google

„Nur der Tod! Hilf uns zum Leben und zum Glück, heilige Christine!“

Christel Oberkofler faltete inbrünstig die schmalen bräunlichen Kinderhände. Tränen flossen über ihr liebliches Madonnengesichtchen. Auch die Freundinnen weinten vor Rührung. Von dem Kirchlein auf dem Leopoldsberg klang das Abendglöckchen. Alle lauschten ihm in andächtigem Schweigen. Dann wischte sich das Christerl die nassen Wangen und sang, wieder die Hände faltend, an den Freund gelehnt:

„Aveglöckchen, dumpf und leis'
hallet dein Geläute!
Bin ein Wand'rer auf der Reis',
hör' dich in der We te . . .“

Sie fühlte, wie ein Mund den ihren suchte. Die Freundinnen wandten sich mitfühlend ab und wandelten Arm in Arm voraus. — —

Als der Studiosus Nimis einige Stunden später im nächtigen Dunkel Wiens in seinem Stübchen an der Freyung stand, ward sein zum Zerspringen volles Herz bang von einem unbestimmten Grauen. Der Onkel Niki war dagewesen! Der Onkel Niki, der sich sonst kaum um ihn kümmerte! Da auf dem Tisch lag eine Karte: Reinhold Nimis schraubte die widerspenstige hellblaue Cloisonné-Tulpe der Moderateurlampe so lange, bis der Öldocht hell brannte, und las wieder: Der k. k. Hofrat Nikolaus Matula bat den Herrn Neveu, ihm in unaufschieblichen Geschäften ehestens am nächsten Vormittag die Ehre in seiner Wohnung, am Graben Nr. 28, über die zweite Stiege rechts, zu geben.

Das war keines jener Massenhäuser, deren einzelne Quartiere fortlaufende Nummern trugen und deren Mieter vor dem Zinsherrn und dem Hausmeister zitterten. Das war ein alter Hof aus früheren Jahrhunderten, mit steinernen Treppen und Schnörkelwerk an den Wänden und freiem Ausblick auf den Graben mit seinen Fiakern und der Pestsäule und drüben dem Stock im Eisen, dem nägelbeschlagenen lärchenen Heiligtum Alt-Wiens. Onkel Niki konnte sich diese Behausung voll alter Barockmöbel, die so verschnörkelt und voll Wiederspruchsgeist waren wie er selber, wohl gönnen und seinen Bedienten, den alten Wenzel, der jeden Morgen fromm hinter seinem Herrn in die Michaeler Kirche zur heiligen Messe ging, und seine böhmische Mehlspeisköchin, die Frau Watschek, von der die böse Zunge der Lini Götsch behauptete, das sei der einzige Mensch, vor dem der Niki Furcht habe! Der Hofrat brauchte auch, wennschon ein Hagestolz, mehr Räume als andere, denn er hatte sich ein paar Kammern für Privatakten eingerichtet. Er ordnete da, als sein Neffe kam, eben die Schränke, zusammen mit einem neuen, wie ein entlassener Mönch aussehenden, bleichen und bebrillten Sekretär, und raunzte und tadelte.

„Da könnt' ich mir gleich irgendeinen Registraturdirektions-Adjunkten hinstellen statt Ihnen, wenn's den Unterschied zwischen Hof- und Gerichtsstil noch nöt begreifen! Merken's Ihnen doch endlich, mein Lieber: Das Einreichungsprotokoll soll kein Exhibitum oder Expeditum annehmen, das mehrere Materien enthält, um der Simplizität der Registratur nöt entgegenzuarbeiten! Alle Allegata und Suballegata sind mit der Departementszahl synoptice . . . synoptice, mein Lieber, verstehn's — in den Personalindex einzutragen! Die schlampige Benennung ‚Konvolut' gibt's bei mir nöt!“

Noch während er dem Neffen in das Nebenzimmer entgegenging, wandte er den galligen, blatternarbigen Kopf mit den schwarzen Bartstreifen an den großen Ohren und dem schwarz aufstarrenden Borstenhaar und knurrte grantig zurück:

„Bei mir braucht's eine physiographische Charakterisierung der Akten! Die Akten, das sind meine lieben Kinder . . . verstehn's? Die gehören christlich getauft und benannt als Contributionalia . . . Commercialia — Criminalia . . . Zensur . . . mit einem Synthema als Registraturzeichen . . .“

„Die Ordnung ist eine mächtige Gottheit, mein Herr Neveu“, sagte er dann, während Reinhold Nimis mit einem bei ihm ungewohnten, hinterhaltigen Lächeln die Hand gab. „Wo ihre Fackel erlöscht, treiben Leichtsinn und Untreue ihr verderbliches Spiel. Noch eine Tür weiter, wenn's beliebt! Der Sekretarius braucht uns nit zu hören! Nimm dir halt eine Zigarre, Reini! . . . Setz' dich! So!“

Die Liebenswürdigkeit des Oheims war so schadenfroh und hatte etwas vom Spiel eines alten Katers mit der Maus, daß den Neffen wieder ein feindseliges Bangen vor dem peinlich sauber in schwarzen Frack und dunkle Beinkleider gehüllten Hofrat beschlich, der die schwarze Atlasbinde dreimal um den hohen Kragen gewickelt trug, gedankenvoll schnupfte und im jähen Zuklappen der Dose ebenso schnell fragte:

„Jetzt geh' her! Mir kannst's ja sagen, Reinerl. Für wen läßt du denn die Seide kommen?“

„Seide? Was für Seide?“

Der Hofrat tat erstaunt. Er riß seine kleinen schwarzen Augen auf.

„Aber ich bitte! . . . Du hast ja schon vor vierzehn Tagen den Brief gekriegt! Falls du ihn verloren oder zerrissen hast, — ich bitte: Hier ist die Abschrift des Negozianten aus Lausanne, der dir mitteilt, daß die bestellten zwei Ballen Züricher Seide für dich zum Versand bereitliegen! . . .“

Onkel Niki war ganz lebendig und aufgeregt wie ein Spürhund, der das Wild in der Nase hat. Er lief eilfertig in das dritte Zimmer. Es war ihm noch etwas für den unglücklichen Sekretär eingefallen.

„So, mein Lieber! Nur das Epitoma drauf! So gewinnt ein Faszikel Synops erst Leben und Sprache! Eine Akten-Repositur, in der das Ansässigkeits-Catastrum unter Ecclesiastica und die causa pauperum unter Kameralia steht, is für die Katz'! Jetzt gehn's an den Spezial-Eleuch, mein Lieber! Mit allem Respekt! Das ist erst das Taufbuch, wodurch die Existenz der Akten für die Nachwelt gesichert ist! —

Ich bitte: das Rikordel gehört in den Particular-Faszikel und der Akt selbst in den Total-Faszikel! Glauben's mir doch endlich, mein Lieber: Der Nutzen, den ein pünktliches Remissorium leistet, ist nöt zu beschreiben! Wo ist denn da wieder die Recognition im Abgabs-Repertorium? A so eine Unordnung! Es is ein Kreiz!“

Nun kam er wieder zurück und schloß diesmal sorgfältig beide Türen hinter sich zu, und es war, als wehte mit ihm von jenen Aktenwüsten her eine eisige, dumpfige Luft wie aus einem Grab, in dem alles Lebende, Ringende, Schaffende beigesetzt war, einer Totenkammer Österreichs, in der eingesargte Wünsche, Beschwerden, Hoffnungen schliefen und die Gespenster toter Buchstaben und Paragraphen und Schemata auf der Gruft des Wirklichen ihren Reigen tanzten. Der Hofrat schien in einer sieberig vergnügten Laune. Er fragte geradezu herzlich:

„Jetzt schau', Freunderl! Den Brief aus der Schweiz hast doch gekriegt?“

„Ja . . . jetzt entsinne ich mich dunkel an so etwas . . . Es muß ein Mißverständnis gewesen sein!“

„So . . so . . ein Mißverständnis! No — dann is ja recht! Reden wir halt nöt weiter davon!“ Onkel Niki setzte sich mit einem leutseligen, aber bitteren Lächeln, das seinen blatternarbigen, glattrasierten Zügen beinah schmerzlich fiel, und reichte dem Gast eigenhändig Feuer.

„Du, Reini?“ fragte er dabei gemütlich.

„Ja, Onkel?“

„Du hast wohl noch nie in einem ärarischen Kerker gesessen? Du, so arg schön is da nöt, wie du vielleicht denkst!

Digitized by Google

„Nein, Onkel! Wie käme ich denn da auch hinein, wo ich doch nichts verbrochen hab'?"

„Ja schau: Dös kommt halt auf den Standpunkt an! Wenn dös nix pecciert haben heißt, daß man einen Staatsverräter in das Haus seines würdigen Vaters in Darmstadt einschmuggelt und dort zusammen mit den leichtsinnigen Demoiselles Schwestern in der Mansarde verborgen hält . . ."

„Was? . . ."

„. . . wenn man ferner sotanen übelst berüchtigten, von den verschiedensten Polizeidirectoriis gesuchten Harro von der Venne in bübischem Mutwillen in der eigenen

Mit Genehmigung der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden

Dame in Schwarz. Radierung von Hubert von Herkomer.

Digitized by Google

Kutsche des Herrn Vaters an einer löblichen Obrigkeit vorbei in die Altstadt fährt . . ."

„Onkel . . ."

„. . . wenn man alsdann diesen gefährlichen Demagogen unter sträflichem Mißbrauch der eigenen Landessteuer durch den Odenwald bis zum Neckar fährt und sich dort mit einem Bruderkuß von ihm verabschiedet . . ."

„Ja — wie kann denn das . . ?"

„. . . wenn man noch weiter dafür sorgt, daß der Feind der Ordnung und Obrigkeit auf seiner ferneren Flucht in die Schweiz überall Unterschlupf und Vorspann findet . . . Leider . . . leider hast du keine Namen genannt . . . so g'scheit warst du noch in deiner Dummheit, du dalketer Bub . . ."

„Aber . . . um Gottes willen . . ."

„. . . wenn man noch im Triumph des Gesetzesverächters hinzufügt, daß der Elende gottlob wohlbehalten die sogenannte Freiheit der Eidgenossenschaft erreicht hat und dies in durchsichtiger Frechheit in Gestalt von zwei Ballen Seide dir hier nach Wien kund und zu wissen tut . . . du, Reinerl . . . wie ich das von der Seide in dem Brief an dich gelesen hab', da is mir gleich der Verdacht aufgestiegen! Du, ein so junger Mensch, mit deinen paar Gulden Rimesse auf Josef Absalon hier, und so an teuren Stoff . . . Und für wen? . . . Das mag für den von der Venne selber, den Malefikanten, passen! Denn sein Vater is reich und vornehm. Aber du! Ach geh! . . Hätt'st dir halt was G'scheiteres ausdenkt!"

„Onkel . . . ich verstehe immer noch nicht . . ."

„Käsgelb is Inquisit auch! . . Also jetzt marsch: Gesteh!"

„Ich fasse immer noch nicht, wie du zu dem allem kommst . ."

„Weil du es dem Vater des Jugendverführers, dem Major a. D. Herrn Okko von der Venne auf Haus Hövede in Hannover, geschrieben hast", sagte der Hofrat kurz und giftig. Er schien beinahe ungeduldig, es mit einem so ungeschickten Neuling zu tun zu haben.

„Woher weißt du das?"

Onkel Niki antwortete gar nicht, sondern schnupfte und öffnete behutsam eine kaum sichtbare Tapetentüre zu einem geheimen Alkoven, und so fassungslos und vor Schrecken fast gelähmt der Studiosus Nimis auf dem Geschnörkel des Barockstuhles saß, ging es ihm doch durch den Kopf: Überall haben sie verborgene Zimmer, der Oheim hier wie der Vater in Darmstadt. Überall schließen sie etwas vor uns, der Jugend, ein.

„Woher ich weiß, was du dem Vater deines perniziösen Freundes geschrieben hast?" sprach der Hofrat, aus seiner Höhle tretend, ein Papier vorsichtig in der Hand haltend, als trüge er eine Höllenbombe. „Ei — aus deinem eigenen Brief, mein Lieber! Weit übers Hofpostamt is der nöt hinausgekommen. Dös därfst mir glauben."

Reinhold Nimis schaute auf das auseinandergefaltete Blatt, das auf dem Tische lag. Er erkannte mit Schrecken seine eigenen Schriftzüge, wie er sie vor einer Woche niedergeschrieben, sorgsam versiegelt und selbst auf die Post getragen.

„Onkel — wie kommst du zu diesem Brief?"

Der Jüngling hatte sich zurückgelehnt und die Hände vor das Gesicht geschlagen, wie um sich vor den Häschern im Geist zu bergen, oder weil er sich für den Oheim schämte, oder um diese Welt nicht mehr zu sehen. Nikolaus Matula stand befriedigt da mit kaltfunkelnden schwarzen Augen.

„Aus is! Kein Wort find't er nöt mehr, der junge Herr! Red'st doch sonst so g'schwollen daher! Warum hat's dir jetzt auf einmal die Zunge verschlagen? Und was g'schieht weiter mit dir, mein Lieber? Sonst macht man anhier mit euch deutschen Köhlerbrüdern und Maffioten kurzen Prozeß! Därfst mir's glauben! Aber bei dir liegt der Kasus halt kitzlig! Dein Großvater is kaiserlicher Rat, dein Vater is Hessen-Starkenburgscher Geheimrat, ich bin kaiserlicher und königlicher Hofrat, meine Schwester, deine Tante, ist Exzellenzdame und Feldmarschalleutnantsgattin. Soll man in so einer Famülie den Schlechtgesinnten die Gaudi machen und sein schwarzes Schaf quasi publice schlachten? Oh na . . ."

Er nahm den Brief und trug ihn zu dem kleinen weißen Porzellanofen in der Ecke, in dem ein kleiner Scheiterhaufen von Kienspänen bereitstand. Er entzündete einen Span an seiner Zigarre, legte ihn unter die andern, das Papier darauf, und es zeigte sich, während er mit fachmännischer Ängstlichkeit kein Auge von dem geheimen Feuerwerk verwandte, daß der Herr Hofrat Matula in dem Beseitigen von Schriftstücken ebenso bewandert war wie im unmerklichen Lostrennen und Wiederaufpetschieren der Siegel.

„I bin an Hofrat", sagte er dabei in dumpfem Gift und Geifer. „I bin a Hofrat! Wegen dir lass' i mir noch lang nöt meine Karriere verbumfei'n, du junger Rinaldini! Dös könnt' meinen Gegnern im Ministerio passen: Der Neffe von dem Matula hinter Schloß und Riegel! Meinst, i hab' Lust, wegen dir beim Gubernium in Galizien oder bei die Krabatten zu verrecken? Nix da! Ignis . . . finis . . . cinis . . ."

Es war nur noch ein Häuflein weißer Asche übrig. Onkel Niki stieß einen Stoßseufzer der Erleichterung aus.

„So! Dös is gewesen! Und jetzt schau du, daß d' weiterkommst! Schau, daß d' weiterkommst! Schau, daß d' weiterkommst!" Seine an sich dumpfe Stimme verstärkte sich in kreischender Notwehr. „Gleich gehst und packst deine sieben Zwetschgen! In einer Stunde ist dein Paß visiert. Morgen verlässest du Österreich! Ich bitte! Morgen! Ohne Widerrede!"

Jetzt hatte sich sein Neffe Reinhold so weit erholt, daß er alle Kräfte zusammennahm und einen frechen Widerspruch wagte.

„Und wenn ich nicht geh! Du bist mir schon ein Schlauer, Onkel! Du hast ja selbst das corpus delicti verbrannt!"

Wieder traf ihn aus den galligen Augen der unergründliche Blick des Mitleids mit so viel grüner Jugend.

„Wozu brauch' i denn ein corpus delicti . . i . . der Hofrat Matula? Dös kostet mich an Handbillett an den Sedlnitzky, un ich setz' die Leut' fest und lass' sie da ohne Gerichtsprozedur sitzen, bis sie schwarz werden! Du bist in Österreich, mein Lieber! Schreib' dir das hinter deine feuchten Ohren! Und wann i dich net einsperren mag, so lass' i dich halt ausweisen. Du wirst am Samstag als Häftling auf den Schub gebracht und mit einer Suite von Landstreunern von der Gendarmerie über die Grenze transportiert. Wenn dir das Jux macht — i hab nix dagegen, und die Läuse hast umsonst! . . . I hab' die Ehre! 'naus! . . . Servus! . . . 'naus!"

Draußen lachte immer noch der blaue Himmel über dem ewig heiteren Wien. Ein Vorübergehender sprach zu dem Studiosus Nimis: „Tret' der Herr auf *seine* Füße!" und der merkte jetzt erst, daß er an die Leute anstolperte, und lief doch weiter wie ein Mondscheinwandler.

Fort von der Christel . . . das war ein Gedanke, den kein menschliches Hirn bis an sein Ende auszudenken vermochte! Goldene Wochen lagen vor einem, Monde, ein langer heißer Wiener Sommer. Da kroch der neidische Molch aus seiner Höhle, der schwarzgelbe Salamander, der Onkel Niki, der aus dieser Welt voll liebenswürdiger Frauenzimmer und blühender Rosen und funkelnder Sterne einen düsteren k. k. Kerker machte.

In allem Gram und Kummer um sein Christerl lastete es Reinhold noch bleischwer auf dem Herzen, daß er dem Blutbruder sein Versprechen nicht hatte halten können! Der Brief, der dessen Rettung nach der Schweiz melden sollte, lag als ein Häuflein Asche in Onkel Nikis Ofen! Umsonst wartete da oben in Hannover der alte Herr von der Venne auf Nachricht von seinem Sohn. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Martin Brandenburg * Von Willy Pastor.

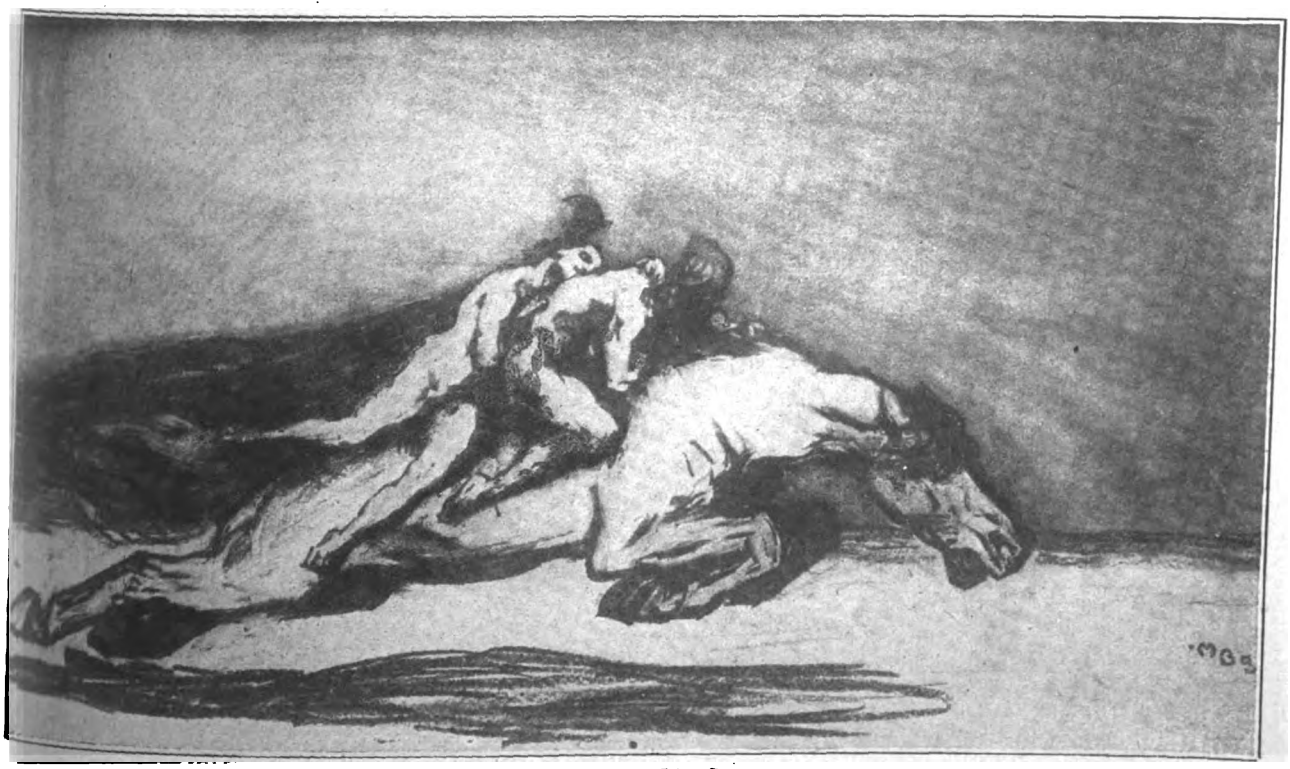
Das noch nicht fünfzigjährige Künstlerleben, das vor wenigen Monaten so jäh abgebrochen wurde, war nicht reich an äußeren Schicksalen. In seinem Wesen war Brandenburg immer zurückhaltender Art, das Gegenteil jener Naturen, die eine ewige Unruhe um sich her verbreiten, der Abenteurer, die sich treiben lassen von den Ereignissen. Nur zweimal hat das laute Leben, das nicht das seine war, bestimmend auf ihn eingewirkt. Als der August über Deutschland heraufzog, trug die Woge der Begeisterung auch ihn empor. Er meldete sich freiwillig und zog unter den ersten mit hinaus. Im Osten traf ihn die Kugel. Als er dann gerettet wurde (ein Auge freilich hatte der Kopfschuß ihn gekostet), ging er wieder still an seine Arbeit, wahrlich nicht teilnahmlos für das, was um ihn her geschah, aber in der sehr richtigen Erkenntnis, daß ein geistiger Arbeiter nicht besser für Deutschland wirken kann als durch eine treue, bedingungslose Erfüllung eben seiner Arbeit.

Martin Brandenburg: Selbstporträt.

Das zweite Mal packte es ihn im November des Zusammenbruchs. Kein Deutscher von Rang hat damals die schamlose Lüge von einer endlich errungenen Freiheit nachsprechen können. Als ein namenloses Unglück, zehnfach schlimmer als eine ehrenvolle Niederlage empfanden alle dieses furchtbare Ende, und immer wieder mußten sie sich fragen, wie ein Volk, das vier Jahre hindurch einer ganzen Welt widerstanden hatte, plötzlich so haltlos werden konnte. Auch Brandenburg hat die Frage gequält, aber die Antwort, die er ihr dann im Bilde gab, war keine schnellfertige Anklage. Ein tiefes Mitleid vielmehr mit dem schuldlos gebrochenen Volk spricht aus seinem „November". Drei Höllenriesen, Krieg, Pest und Hunger, fegen da durch eine Großstadtstraße. Wie Herbstlaub wirbeln sie entsetzte Menschen vor sich her, und hinter sich lassen sie eine Mahd von Leichen. — Krieg, Krankheit und Hunger haben uns niedergeworfen, nicht aber der äußere und auch nicht der innere Feind.

Brandenburg genas der seelischen Erschütterung wie der körperlichen Wunden. Kurz nach den Novemberereignissen verließ er Berlin und zog sich zurück in die Abgeschiedenheit des Schwarzwaldes. Er wollte nichts wissen von den Wirren der Zeit, seiner Arbeit wollte er sich hingeben mit allen seinen Kräften. Er hatte die feste Überzeugung, daß Deutschland Herr werden würde auch über sein letztes grauenvolles Schicksal, und mit einer tapferen, lebensbejahenden Dennoch-Stimmung machte er sich auf in seine Einsamkeit. „Ich finde das Leben eigentlich schön, ich will seine Freude malen", äußerte er damals zu einem Freunde. Es war ihm nicht vergönnt, das auszuführen; schon nach wenigen Wochen regsten Schaffens wurde er vorzeitig dahingerafft.

Jugenderinnerungen mannigfachster Art drängen sich uns auf bei einem Rückblick auf die Anfänge Martin Brandenburgs.

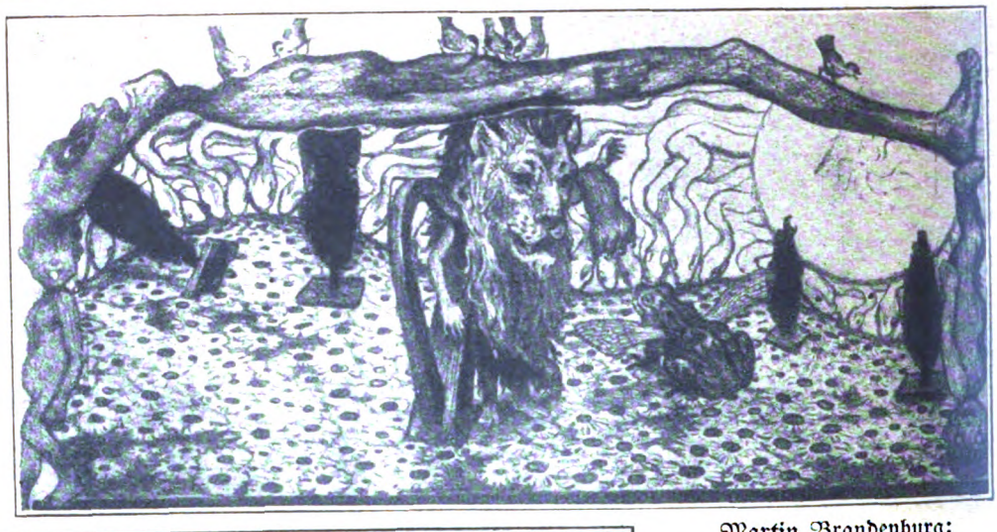


Martin Brandenburg: Die Sorge.

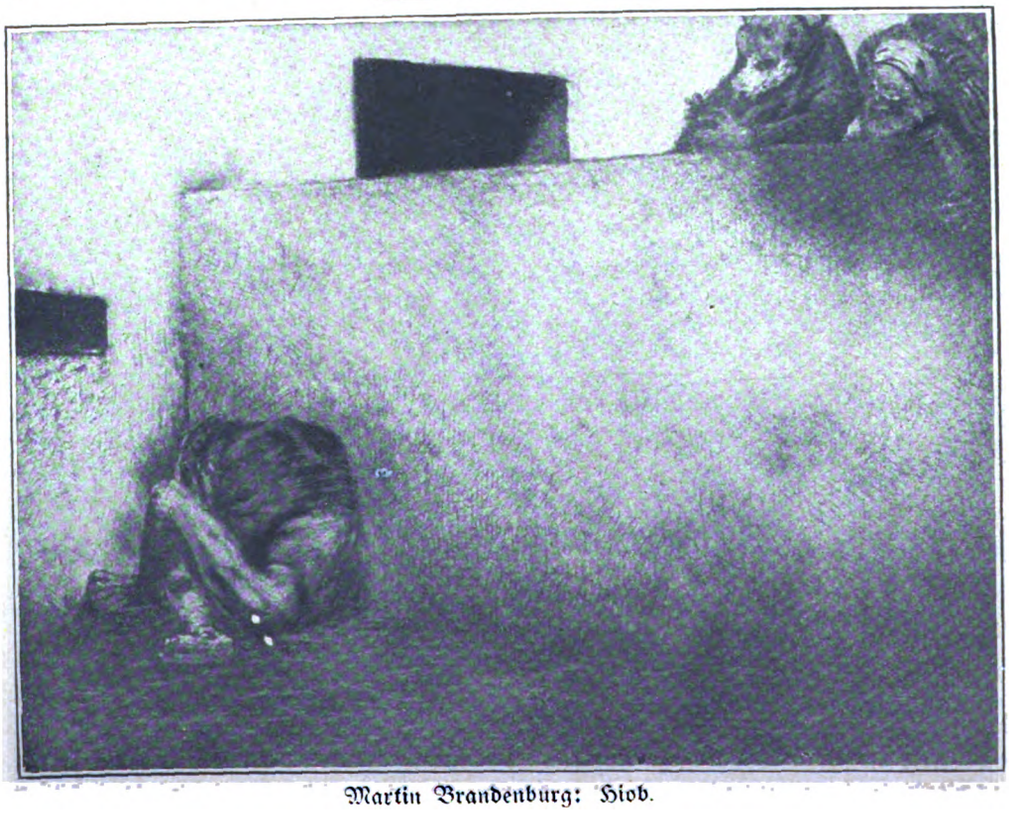
Digitized by Google

Martin Brandenburg:
Die Willenlosen.

In allem fast ist er unlösbar verbunden mit einer anderen Erscheinung der damaligen Berliner Künstlerwelt: Hans Baluschek. Wer die beiden nur oberflächlich kannte, dem war die Freundschaft zweier scheinbar so grundverschiedener Naturen unfaßbar. Der eine immer schweigsam, still in sich hineinsinnend und fast ohne Anteil an den damals so hitzigen Wortplänkeleien des jungen Künstlervolkes; der andere stets lebhaft und redebereit, sprühend von Einfällen und mit seiner Schlagfertigkeit führend bei jedwedem Streit.



Martin Brandenburg:
Das Narrenschiff.



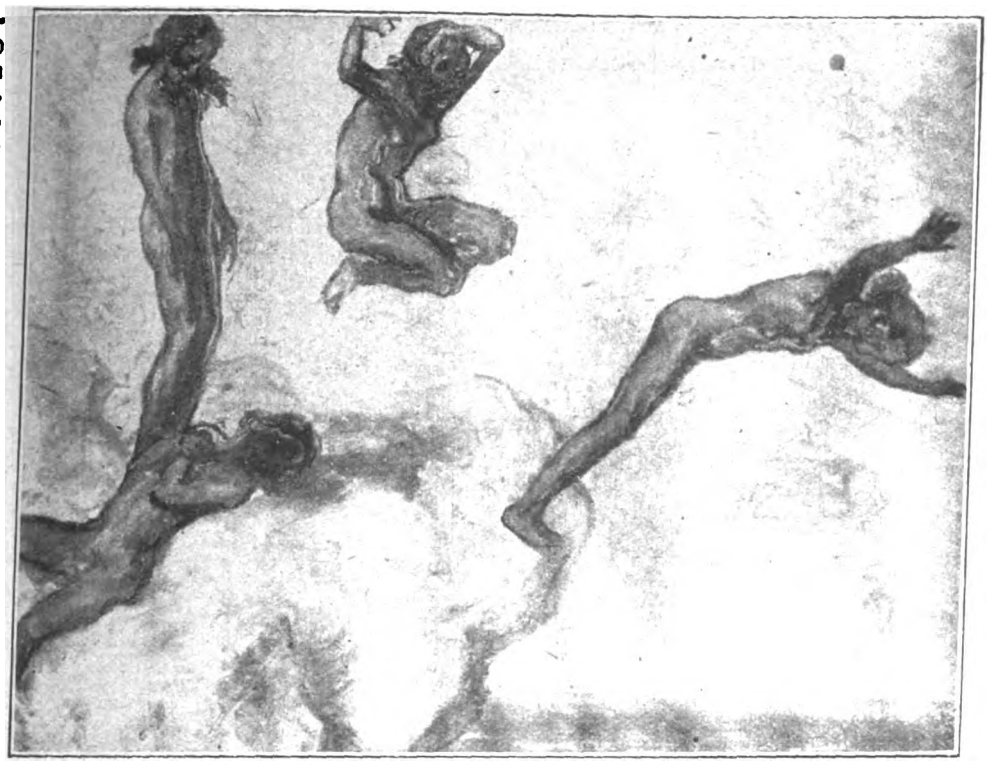
Martin Brandenburg: Hiob.

Was mochten der ewig Aufgeweckte und der ewig Träumende gemeinsam haben, das sie so untrennbar fest zu ammenhielt?

In der weiteren Öffentlichkeit kam man bald zu einem ähnlichen Urteil. Anfang der neunziger Jahre lernte man sie genauer kennen, in ein paar Sonderausstellungen bei Gurlitt zunächst. Beide hatten viel zu sagen und konnten sehr wohl eine Ausstellung jeder für sich vertragen. Aber niemals kam der eine ohne den andern, und so gewöhnte man sich, ihre Namen als eine Einheit zu denken. Freilich nur ihre Namen, denn in den Werken sah man zwei Gegensätze unvereinbarster Art nebeneinander. Den einen fertigte das Schlagwort ab als einen „extremen Naturalisten", der dem Berliner Westen erzählte, wie es im volkreichen Berliner Osten aussah; seinen Freund dagegen sah man in der Einsamkeit der märkischen Wälder sich ergehen wie einen Traumwandler, dem die Stimmung mehr ist als die Alltagswirklichkeit. War es nicht ein bloßes „Mißverständnis", wenn zwei in allem Menschlichen so verschiedene Wesen einander als Ergänzung fühlten?

Kunstwerke und Künstler werden nicht immer in der Tiefe erfaßt. Wer Augen hatte zu sehen, der brauchte Brandenburg und Baluschek nicht erst näher zu kennen, um zu wissen, daß der sogenannte Realist so wenig ein ausgelassener Großstadtbummler war wie der sogenannte Phantast ein welt- und menschenfremder Träumer. Es war dasselbe Licht, das sich in beiden Seelen brach, dieselbe schwere, bange Stimmung, die bis in die neunziger Jahre hinein nicht ablassen wollte von den Nachdenksamen im Lande. Ihr schufen sie Ausdruck, jeder mit den Mitteln seines Wesens. Das wußten sie wohl, im stillen Freundeskreis konnten sie dafür auch schon

Digitized by Google



Martin Brandenburg: Wolkenspiel.

die rechten Worte finden, und das ließ den einen die so verschiedene künstlerische Sprache des andern so unmittelbar verstehen, daß sie im gegenseitigen offenen Urteil einander förderten mit der Sicherheit der Selbsterkenntnis.

Die Stimmung der ersten Bilder Brandenburgs wurde angedeutet. Er war ein Maler der Kiefernheide, aber wahrlich in einem andern Sinn als etwa Leistikow. Die Einsamkeit und Verlassenheit, die den Kiefernforst bisweilen empfinden läßt als ein Gespenst von Wald, hat so vernehmlich zu ihm gesprochen, daß sie ihn mehr sehen ließ als nur das Naturbild. Gesichte seltsamer Art empfing er und gab er wieder. Mit ihnen wurde er der, den die Wohlwollenden einen Märchenerzähler, die andern einen Phantasten nannten. Sicher waren es nicht Kinder- und Hausmärchen, die er erzählte; wie die Eingebungen eines Albtraumes vielmehr standen sie da, so schwer zu deuten und dennoch so beklemmend wahr.

Eines dieser frühen Werke steht mir besonders lebhaft in der Erinnerung. „Der Sänger" hieß es, es war ein Pastell, wie denn überhaupt das Pastell, die zarteste, behutsamste Farbe, damals die eigentliche Technik Brandenburgs war. Die Nacht ist aufgegangen. In huschenden Flecken tanzt Mondlicht über die Stämme. Da tappt eine einsame Gestalt durchs Moos: Der irre Sänger des Märchens. Die Saiten seines Spiels sind zersprungen. Nun hat er die Harfe über den Kopf gestülpt und taumelt durch den Wald. Das Mondlicht lockt ihn, er sieht die weißen Flocken wie leises neckendes Lachen, und er lacht mit,

Martin Brandenburg: Winkelried.

Digitized by Google

Martin Brandenburg: Reigen.

wie ein armer Kranker lacht, und haſcht nach den Flocken. Und dann ſieht er ein Weib am Boden, das lacht ihn an, lacht mit vollem Geſicht, und lacht doch lautlos. Und er lehnt ſich an einen Kiefernſtamm, lacht mit vollem Geſicht, und lacht doch lautlos. — Es war etwas unnennbar Muſikaliſches in der Stimmung. Man fühlte die unſicheren Schritte dumpf über das Moos hintaſten, fühlte die leiſen Lieder der Nacht, wie ſie kaum hörbar in den Kiefern ſeufzten, — ein Scherzo in Moll über gedämpften Violinen.

Viel von ſich reden machte ſeinerzeit ein großes Gemälde, das in einer der erſten Sezeſſionsausſtellungen hing. „Unter der Wolke“ hieß es. Eine endloſe Schar von Köpfen, in den Geſichtern Not und Sorge, Verzweiflung und Hoffnungsloſigkeit jeglichen Grades, alle geduckt unter ein flaches Gewölk wie unter eine erſtickende Eisdecke. Solche Vorſtellungen beherrſchten Brandenburg. Eine ganze Kette von Bildern behandelt unter den mannigfachſten gegenſtändlichen Vorwürfen die nämliche Stimmung. Düſtere altteſtamentariſche Geſtalten, der unſelige Hiob beſonders, hatten eine faſt magiſche Gewalt über ihn. Das Schauſpiel des vom Herbſt zerwühlten welken Laubes ergriff ihn, daß er die Blätter wie Menſchen fühlte, die widerſtandslos dahingetrieben werden. Dann wieder ſah er „Willenloſe“ gleich ſturmgepeitſchten Wolkenballen taumeln und ſtürzen und doch nicht den erlöſenden Abgrund finden. Selbſt wenn er einmal ſich zwang zum Übermut, wie in den Zeichnungen für das damals gegründete Scherzblatt „Narrenſchiff“, wurde er doch das Unheimlich-Dämoniſche nicht los. Es hing ihm an wie „die Sorge“ dem wilden Reiter, den kein ſauſender Steppenritt von ſeiner Begleitung befreit.

Ein von innerem Glück Begnadeter iſt dieſer Künſtler, der von der äußeren Not immer frei war, dauernd nie geweſen. Und dennoch: er hatte den Willen zur Überwindung des Dumpfen, das über ſeiner Jugend ausgebreitet lag, den Willen zur Sonne und zur lichten Daſeinsfreude. „Ich finde das Leben eigentlich ſchön, ich will ſeine Freude malen.“ Immer wieder ſetzte er an, unbeirrt durch manchen Fehlſchlag. Bilder wie „Wellenſpiel“ und „Reigen“ ſind nicht frei von einem Reſt ſchmerzhafter Stimmung. Was er aber ſchließlich doch ſchon vermochte, deutet ſein

Martin Brandenburg: November 1918.

Bild „Hohes Lied“ an, mit den beiden ſich umarmenden Menſchenkindern mitten im Sonnenball, ein Gipfelwerk impreſſioniſtiſcher Malerei.

Aus der Nacht zum Licht ſollte der Weg ihn führen. Das iſt eine weite Bahn, die ganz zu Ende (Max Klinger iſt dafür das leuchtendſte Beiſpiel) nur die gehen können, denen Jahrzehnte des Schaffens gewährt ſind. Das Schickſal hat es nicht ſo gut mit ihm gemeint, es unterbrach ihn vor der Zeit. Der vierte, in Dur ausklingende Satz fehlt in der Symphonie ſeines Lebens, die ſo, wie ſie vorliegt, ein tragiſches Werk geblieben iſt.

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirſch

Ihm nacherzählt von F. H.

IX. Die Flucht.

Fortſetzung.

Jetzt gerieten wir bei unſerm Umherirren durch das unüberſichtliche Gaſſenwirrſal in das europäiſche Villenviertel, wo man elegante Europäer in Tropenhelmen und Strohhüten ſpazierengehen ſah. Hier waren Begegnungen noch peinlicher. Wir kehrten um und ſuchten in anderer Richtung einen Ausweg aus der Stadt hinaus. Wir gingen an einem Stück Stadtmauer entlang, dann an Ölgärten vorbei. Die Straße war hier voll von Viehherden, die von ſchreienden arabiſchen Hirten dahingetrieben wurden. Wir ließen uns von dieſem aufgeregten Gedränge mit fortſchwemmen. Zwei Gendarmen kamen uns entgegen. Wieder umkehren? Wieder uns aus dem Staube machen? Wieder aus einer Klemme in die andere laufen? Einmal mußte die Sache durchgebiſſen ſein. Wir gingen ſchwatzend unſern Weg weiter und dicht an den Gendarmen vorbei. Sie ſtutzten zwar bei unſerm Anblick, muſterten uns mißtrauiſch und ſchienen geneigt, uns nach dem Woher und Wohin zu fragen. Aber die unbefangene Frechheit, die wir zur Schau trugen, nahm ihnen doch wohl ihren Verdacht. Offenbar hielten ſie uns für Arbeitsſoldaten und ließen uns alſo ungeſchoren vorüber.

Wir kamen an einer Tränke vorbei. Hier erreichte das Gedränge der aufgeregten durſtigen Herdentiere und das Schreien und Zanken der Hirten ſeinen Höhepunkt. Wir wickelten uns ſachte aus dem Knäuel heraus und ſchlugen einen Weg ein, der ſeitwärts zwiſchen Gärten und zu einem muſelmaniſchen Friedhof führte. Hier war es ſtill und menſchenleer; wir wollten uns darum hier bis zum Abend verſteckt halten.

Der muſelmaniſche Feiertag iſt der Freitag. An ihm beſuchen die Frommen maſſenhaft die Friedhöfe und die Gräber. Heute war Sonnabend, daher alles wie ausgeſtorben. Wir turnten über die niedrige Mauer aus loſe aufeinandergeſchichteten Steinen und ſuchten uns ein zur Ruhe und zum Verſteck geeignetes Plätzchen. Wir fanden es in dem ſchattigen Innern eines Grabgewölbes. Lautloſe Stille ringsum. Wir ſtörten ſie nicht. Der Gläubige, der hier ruhte, brauchte ſich durch uns nicht beläſtigt zu fühlen, es ſei denn, daß der bloße Geruch unſerer Ungläubigkeit ſchon ihn beunruhigen konnte.

Eine ganze Weile war das gewaltige Klopfen unſerer Herzen alles, was wir hörten und fühlten. Zum erſten Male hatte wir hier das Gefühl des Entkommenſeins. Zum erſten Male konnten wir hier die ungeheure Spannung, in

Digitized by Google

der wir den ganzen Tag über gewesen waren, sich etwas lösen lassen. Das Herz schlug uns bis in den Hals.

Wir lagen ruhend im Schatten. Ameisen, die eine Heerstraße quer durch das Grabgewölbe gezogen hatten, rannten hastig durcheinander ob der Störung, die wir in ihrem stillen, ruhigen, zielstrebigen Hin und Her angerichtet hatten. Ein paar Eidechsen spielten an dem heiß durchsonnten Gemäuer. Eine saß mir ganz nahe auf einem kleinen Vorsprung und sah mich eindringlich an. Neugierig, mitfühlend, fremd und teilnahmsvoll schien mir dieser stille, geheimnisvolle, eindringliche Blick. Ich sah sie lange unbewegt wieder an. Irgend etwas muß doch von ihrem Fünkchen Leben zur unsicher schwankenden Fackel des meinen herübergeleuchtet haben, irgend etwas Verwandtes. Sonst würde ich wohl nicht noch heute nach so viel Gefahren und Erlebnissen zwischen dieser und jener Stunde dieses stummen, eindringlichen Anschauens gedenken müssen.

Bei all dem hatte ich heftige Schmerzen durch meinen verletzten Fuß, der mich nur mühsam und mit gleichsam durch starre Angst geschient hierher getragen hatte. Ich konnte aber nicht einmal den Schuh ausziehen und so eine Milderung des Schmerzes versuchen, denn wir mußten immerhin jeden Augenblick zu weiterer Flucht bereit sein.

Bei Einbruch der Dämmerung trat mein Kamerad Grünwald aus dem Grabgewölbe heraus, um einmal Umschau zu halten. Unglücklicherweise wurde er von einem alten Friedhofswärter erblickt. Zwar zog der Wärter sich bei Grünwalds Anblick sofort lautlos zurück, aber zweifellos nur, um sich Unterstützung zu holen und dann diese ungebetenen Gäste des Friedhofes, dessen Betreten Europäern ausdrücklich verboten war, sich näher zu betrachten.

Wir mußten weg, auf der Stelle; keine Müdigkeit, kein Ruhebedürfnis, kein Schmerz galt. Wir machten uns schleunigst davon und weiter empor an dem Hügelhang, an dem in ziemlicher Höhe über dem Meer der Friedhof lag.

Von da oben aus konnten wir eine erwünschte Übersicht über Stadt und Hafen uns verschaffen. Tunis prägt den orientalischen Städtetypus mit seinen würfelförmigen Häusern rein aus. Die Araberviertel fast reine Steinhaufen, der europäische Teil Gartenstadt mit viel Grün. Im Osten der Hafen, darüber hinaus das weite Haff, dessen innersten Winkel der Hafen bildet und das die Stadt vom offenen Meer scheidet. Schnurgerade sahen wir mitten durch das seichte Haff den tief ausgebaggerten, neun Kilometer langen Kanal ziehen, der von dem Binnenhafen westöstlich zu der Ausfahrt vom Haff ins offene Meer führt, dort, wo die beiden schmalen Halbinseln, die von Norden und Süden her das Haff abschließen, fast aufeinanderstoßen, wie die zusammenschließenden Kiefer einer Beißzange. Auf der nördlichen dieser beiden Landzungen liegt La Goletta, der Außenhafen von Tunis; auf der südlichen Spitze liegt, weithin blinkend, ein Sommerpalast des Beis von Tunis. Neben dem Kanal läuft auf dessen stark ausgebautem Damme die elektrische Bahn zwischen Tunis und Goletta über das Wasser hin und her.

Wir sahen Schiffe aus und ein fahren. Unsere Wünsche liefen mit ihnen. Über den meisten sahen wir, vom späten Schein der Sonne getroffen, das Blutrot der englischen Handelsflagge glühen. Aber wir hatten nicht lange Zeit, uns in das Schauspiel von Stadt, Land und Meer zu vertiefen. Uns brannte der Boden unter den Füßen. Jede Begegnung konnte uns verderblich werden, und doch mußten wir hundert Begegnungen riskieren, um aus dem Bereich der Stadt hinauszukommen. Ich mußte mich auf Grünwald stützen, was unsere Erscheinung noch auffälliger machen mußte. Glücklicherweise aber brach die Dämmerung ein, und es begann rasch zu dunkeln. Wir kamen an ein Stadttor maurischen Stils. Eine Zollwache des Beis daneben; einige kleine spanische Kneipen, vor denen Leute an kleinen Tischchen im Freien saßen. Die genierten uns wenig. Aber weiterhin standen Soldaten an der Straße und hielten Ausschau. Nach was? Nach wem? Nach uns? Unwahrscheinlich, aber möglich. Wir mußten wieder umkehren.

Wir kamen wieder zu dem Friedhof zurück und schlugen von dort eine andere Richtung ein. Bei der Viehtränke, an der wir bei Tag vorbeigekommen waren und die jetzt verlassen lag, stillten wir unseren Durst. Dann gingen, humpelten wir weiter.

Wir kamen an eine Straßenkreuzung. Eine Eule flog über den Weg und bog vor uns rechts ein. In meinem überreizten Hirn wurde eine abergläubische Vorstellung mächtig. Der Mensch ist so merkwürdig zusammengesetzt. Ich sagte zu Grünwald: „Nein, die Straße, die die Eule geflogen ist, gehen wir nicht." Wir gingen also geradeaus und kamen auch wieder zu einem Stadttor. Aber da stand ein Tirailleurposten davor. Die Eule hatte also doch recht gehabt. Wir mußten wieder umkehren. Dabei waren wir todmüde. Ich zumal mit meinen quälenden Schmerzen im Fuß kam kaum noch von der Stelle.

Wir krochen und schlichen mehr als wir gingen einen Hügel hinauf. Wir suchten und fanden neben einer Gartenmauer ein Plätzchen, von wo wir einigermaßen nach allen Seiten hin Ausschau halten und etwa nahende Bedrohung bemerken konnten, ohne selbst leicht gesehen zu werden. Nur ein paar Hunde jenseit der Gartenmauer wollten sich lange durchaus nicht über unsere Nähe beruhigen. Wir mußten ihnen Zeit lassen, sich an uns zu gewöhnen.

Unser Lager war harte Erde; aber unserer Todmüdigkeit war sie sanfter Pfühl. Wir wollten im Wachen und Schlafen einander ablösen. Ich übernahm die erste Wache. Grünwald schlief ein, sowie er sich niederlegte. Als nach einer Stunde Zeit gewesen wäre, ihn zu wecken, ließ ich ihn weiterschlafen, denn er lag schwer wie Blei, fast wie ein Toter, während mich die Schmerzen in meinem Fuß doch nicht zu eigentlichem Schlaf kommen lassen wollten. Auch wollte ich lieber mich auf meine eigenen Ohren und Augen verlassen als auf fremde. Ich hörte Uhren sprechen. Mitternacht. Ich sah zu den kreisenden Sternen des fremden Himmels. Jetzt schlug es eins. Wir konnten unmöglich bis zum Morgen hier, sozusagen noch mitten in der Stadt, bleiben. Es hätte geheißen, das Schicksal herausfordern. Aber mein Kamerad schlief neben mir so schwer und totenähnlich, daß ich mich noch scheute, ihn zu wecken. Ich lag und horchte und sah den Sternen zu. Als es zwei schlug, rüttelte ich den Schläfer langsam wach.

Wir mußten zusehen, vor Tagesanbruch aus der Stadt hinauszukommen. Mit steifen Gliedern — ich mit unverminderten Schmerzen — humpelten wir erst eine weite Strecke Wegs stadtwärts zurück. Wir trafen spanische Bauern, die auf ihren zweiräderigen Karren durch die Nacht fuhren. Weithin durch die dunkle Stille erklang und verklang das Bimmeln ihrer glockenbehangenen kastilianischen Pferdegeschirre. Dann kam eine Kutsche auf Gummirädern, in der ein reicher Tunesier wohl von irgendeinem Gelage nach Hause fuhr. Wir kamen zur Bahn und an ihr entlang zu allerhand Fabrikanlagen. Ein Nachtwächter begegnete uns, leuchtete uns mit seiner Laterne ins Gesicht, hielt es aber für weise, sich nicht mit uns über Woher und Wohin unterhalten zu wollen. Wo wir an Häusern vorbeikamen, schlugen die Hunde an, daß die Nacht widerhallte; eine sehr peinliche Wegmusik für Leute, die kein anderes Begehren haben, als still und unbemerkt ihren Pfad zu wandeln. Wo Häuser und Bäume Durchblicke ließen, sahen wir in der Ferne das nächtige Gleißen des Meeres. Ihm strebten wir zu. Als wir es endlich erreicht hatten, eine gute Strecke am Strand entlang gewandert waren und so endlich die Stadt hinter uns gebracht hatten, legten wir uns abermals zum Ausruhen nieder, diesmal dicht am Ufer. Wieder über uns das stille Kreisen der Sterne; über der See, die ruhig und gleich-

Digitized by Google

mäßig ahnete, das schwache Licht schwindenden Mondes wie silberiger Nebel. Grünwald schlief wieder wie ein Sack, indes ich mit verlöschenden Sinnen hindämmerte zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Schmerz und Ruhe.

Als das erste Licht blaßgrün den östlichen Himmel überlief, sah ich unweit von uns, ein wenig landeinwärts, große, turmartige Gebäude stehen. Es waren Kalköfen, die außer Betrieb schienen. Wir rafften uns auf, schleppten unsere von Müdigkeit und hartem Lager steifen Glieder zu den Kalköfen hin und krochen einfach in einen von ihnen hinein. So waren wir jedenfalls vor Spähern geborgen. Im übrigen war der Kalkofen keine Sommerfrische, das Lager darin noch härter als draußen, die Luft von feinem, durchdringendem, beizendem Staub erfüllt.

Draußen ward und wuchs der Tag. Leben erwachte. Leute, meist Arbeiter, zogen im frühen Morgen einzeln und truppweise auf der Straße an unserm Kalkofen vorbei. Offenbar kein einziger Franzose darunter. Wir hörten nur Spanisch und Italienisch. Das war uns angenehm.

Es war ein Sonntag. Trotzdem fing in der Nähe eine von Pferden gezogene Feldbahn an zu arbeiten. Halbwüchsige spanische Jungen betrieben sie. Gegen Mittag stellte sie den Betrieb ein. Die brütende Hitze verbot ihn. Wir in unserem Kalkofen waren durch und durch gebacken. Draußen ließ sich um die Höhe des Tages kaum ein Mensch sehen. Erst am spätern Nachmittag und gegen den Abend hin erschienen immer zahlreichere Gruppen von Spaziergängern. Viele ließen sich drüben am Strand zu sonntäglicher Feierrast nieder. Wir in unserem Kalkofen hatten das Zusehen. In unserem steinernen Gefängnis ließ die Hitze nicht nach. Wir litten brennenden Durst, der uns den nagenden Hunger ganz vergessen ließ. Das Stück Brot, das wir noch hatten, vermochten wir gar nicht herunterzuwürgen. Die Zunge klebte uns am Gaumen. Es war, als ob der Speichel mit dem dünnen Kalkstaub einen feinen Mörtel im Munde bildete. Wir waren kaum imstande, miteinander zu sprechen. Ich hatte immer noch heftige Schmerzen und bekam nun regelrechtes Fieber. Die Freiheit, die frische Luft und das Wasser waren so nahe; aber wir wagten uns nicht eine Sekunde aus unserem Kalkofen heraus. Durch seine Öffnung konnten wir einige Arbeiterhäuser beobachten. Wir kämpften mit dem Wunsch, zu einem hinzugehen und um Wasser zu bitten. Wir wagten es nicht.

Als ob das Leben uns höhnen wollte, führte es einen Wagen, gezogen von schellenbehangenen Eseln, lustig die Straße her zu unserm Kalkofen. Dicht unter uns hielt er an. Er war besetzt von acht bis zehn jungen Mädchen, Spanierinnen mit glühenden Augen, blinkenden Ohrringen, bunten Tüchern und einem zehnstimmigen Geläut von Lachen. Hübsche, lustige Hexen. Sie stiegen bei dem Kalkofen vom Wagen und lagerten sich ihm gegenüber am Strand. Sie schwatzten, sangen, lachten, zogen sich Schuhe und Strümpfe aus und plätscherten mit geschürzten Röcken im Wasser, liefen der leise ebbenden Woge meerwärts nach und sprangen mit Geschrei und Juchzen vor der anlaufenden ans Land zurück. Junge braune Burschen kamen dazu, blieben haften und hangen, gesellten sich und wurden in das Spiel verflochten. Das bunte Spiel zwischen Mädchen und Burschen wurde hier lauter, dort verschwiegener, hier schüchterner, dort verwegener, überall bedeutsamer, schwer von Begehren und künftigem Gewähren. Und wir hatten von unserm Kalkofen aus das Zusehen.

Aber der Durst quälte uns von Stunde zu Stunde unerbittlicher in der dumpfen Hitze unserer Ofendämmerung, so daß wir immer stumpfer und gleichgültiger wurden für das bunte Kaleidoskop, das das Leben uns in dem viereckigen Ausschnitt unserer Kalkofentür zeigte. Mir glühten alle Adern, als ob mir Feuer darin ränne statt Blutes; auch Grünwald war in einem fiebrigen Zustand. Wir hörten nicht mehr das Lachen und Jauchzen des Lebens, sahen nicht mehr nach den winkenden Farben und lockenden Gestalten. Wir merkten nicht, wie der Tag selber draußen müder und matter ward, stiller und stumpfer; blasser ward der Himmel vor unserm Ausguck, endlich dämmerig. Es ging dem Abend zu. Burschen, Mädchen, Wagen und Esel waren verschwunden und verklingelt. Wir wagten, den Kopf ins Freie zu stecken. Ah, Brise vom Meer her. Aber alle Glieder wie Blei, die Adern mit flüssigem Blei gefüllt, die Zunge von Blei, die Schläfe fiebernd. Wir mußten uns aus dem Versteck wagen, wenn wir nicht darin umkommen wollten.

Noch warteten wir die tiefere Dunkelheit ab. Dann krochen wir aus dem Kalkofen hervor. Wir wollten zu einem der nahen Arbeiterhäuser hin, um Wasser zu erbetteln. Vor einem Haus blieben wir stehen, wagten uns nicht hinein und wollten auch nicht weiter. Durch ein Fenster sahen wir in eine erhellte Stube. Ein Mann spielte da mit kleinen Kindern. Das sah nicht zum Fürchten aus. Eine Frau kam aus dem Hause; bei unserem Anblick bekam sie offenbar Angst und kehrte wieder um. Gleich darauf erschien an ihrer Statt der Mann unter der Tür. Ein paar Sekunden hielt er inne, um seine Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Ich trat auf ihn zu und redete ihn an: „Verzeihen Sie, wir haben uns verirrt, wir haben jämmerlichen Durst und sind ausgehungert. Könnten wir wohl einen Schluck Wasser und einen Bissen zu essen bekommen?“ Ich trug das im Tone eines höflichen reisenden Handwerksburschen vor.

Der Mann trat aus dem Haus heraus und dicht an uns heran. Er musterte uns genau; dann sagte er: „Kommt einmal ins Licht!“ Wir traten in den Lichtbereich der offenen Tür, und er musterte uns aufs neue, ohne ein Wort zu sagen. Dann ging er in das Haus zurück, blieb eine Weile und kam mit einem großen Krug Wasser wieder. Hinter ihm drein seine Frau, die uns jetzt ruhig und freundlich ansah. Sie brachte eine große Flasche Rotwein und, in ein Tuch geschlagen, ein Brot in zwei Hälften, Tomaten und gebratene Oliven. Der Mann reichte uns den Wasserkrug und nahm der Frau das Bündel ab. Die zog sich wieder in das Haus zurück und machte die Tür hinter sich zu, so daß wir wieder im Dunkeln standen. Wir waren verblüfft und gerührt.

„So,“ sagte der Mann, „nun trinkt mal, und dann kommt mit mir. Ich sehe schon, wie es um euch steht. Braucht euch deswegen nicht zu erschrecken. Von uns hier habt ihr nichts zu fürchten. Aber hierbleiben könnt ihr nicht. Die Leute in den Häusern weiter oben könnten euch sehen und telephonisch nach der Stadt verraten. Es sieht ja jeder, daß ihr Flüchtlinge seid. Braucht gar nicht leugnen. Bei mir schadet euch das nichts. Ich gönne jedem seine Freiheit. Will sie selber haben. Aber kommt nur. Ich werde euch ein Plätzchen zeigen, wo ihr sicher seid.“

Die Straße entlang näherten sich ein paar Leute. Wir stutzten. „Die sind ungefährlich,“ sagte der Mann, „Freunde der Freiheit, wie ich.“ Die Leute kamen heran und gingen grüßend vorüber. Sie sprachen nicht Französisch. „Es sind freie Malteser, wie ich,“ sagte unser Führer, „es sind Anarchisten, wie ich. Sie freuen sich, wie ich, wenn den Schindern da drinnen ein Schnippchen geschlagen wird. Aber nun vorwärts! Andere brauchen uns nicht zu begegnen.“

Wir bogen unter seiner Führung von der Straße ab in einen Gang zwischen Felsen. Er führte eine Strecke weit durch eine Schlucht, die voll schwarzer Schatten lag und endlich in einen weiten Kessel mündete, dem das unsichere Mondlicht ein phantastisches Ansehen gab. Es war ein alter toter Steinbruch. An seinen bleichen Wänden war noch im Mondlicht die schräg hinstreichende Schichtung der Felsen zu erkennen. Unser Mann führte uns ein paar

Digitized by Google

in den Kessel hinein und dann an einer schmitztem Pfade etwas in die Höhe. Plötz- wir vor dem Eingang einer Höhle. hielt an und ließ uns den Platz betrachten. im Mondlicht nur die bleichen Felsen und gen Schatten. Kein erkennbarer Weg. Wir in einer steinernen Öde. Aber in dem Mondlicht, der in die Höhle fiel, sah man eine Stroh.

kann ihr euch so lange versteckt halten als nötig," der Mann, „hier sucht euch niemand. Vor ein haben wir hier zwei Flüchtlinge, wie ihr, Tage lang versteckt gehalten, bis sie mit einem Dampfer nach Sizilien fortkommen konnten. wird sich wohl auch eine Gelegenheit finden."

jetzt und hier kamen wir dazu, unserm Gastfreund Führer lebhaft zu danken. „Ah," sagte er, „da ist zu danken. Ich bin Anarchist, ich bin der Freiheit ren, ich tue meine Pflicht. Ich tue das nicht für tue es für meine Sache. Ich frage nicht, wer ihr warum ihr gefangen wurdet, wie ihr hierher kommt, hin wollt. Ich sehe, daß ihr Gefangene wart und linge seid. Das genügt. Niemand hat ein Recht, zu fangen und eingesperrt zu halten. Wenn ich es hindern kann, tue ich es. Das ist alles. Es ist nicht um euretwillen, es ist um der Freiheit willen. Und weil ich die dort unten hasse." Er drohte mit der Faust in der Richtung nach der Stadt. Dann fuhr er fort: „Ich will euch weiter helfen, wenn ich kann. Aber macht mir keine Schereien. Sollte man euch doch wieder fassen, so erzählt nicht, daß ich euch geholfen habe. Es nützt euch nichts und würde mir schaden."

Wir fanden kaum Worte, dem Mann unsern Dank zu bezeigen. Er ließ uns auch nicht weiter Zeit zu dergleichen, ging still und rasch den Weg zurück, den wir gekommen waren. Bald war sein schwarzer Schatten für uns verschwommen, tauchte noch einige Male ferner und ferner zwischen bleichen Felsen auf und blieb dann weg.

Wir waren zunächst noch ganz benommen von der Überraschung über so viel unerhoffte Hilfe. Wir setzten uns nieder und aßen und tranken. Dann schickten wir uns zur Ruhe an. Wir waren Flüchtlinge, und Mißtrauen war unsere Pflicht. Wir konnten nicht ins Herz eines Menschen sehen. Wir beschlossen daher, nicht in der Höhle und auf dem verführerischen Strohlager zu bleiben. Wir kletterten vielmehr noch etwa zwanzig Meter weiter an der Wand des Steinbruchs in die Höhe bis zu einer Stelle, wo wir einen freieren Ausblick und Umblick hatten und auf alle Fälle einen nützlichen Vorsprung vor etwaigen unliebsamen Besuchern der Höhle unten. Dort oben wollten wir die Nacht zubringen. Einer von uns sollte Wache stehen. Wir schliefen aber, überwältigt von Übermüdung, beide auf dem steinernen Boden schwer ein. — Als wir erwachten, schien uns die Sonne prall ins Gesicht. Wir erschraken über unsere eigene Unvorsichtigkeit und freuten uns zugleich, nunmehr überzeugt sein zu können, daß die Freundlichkeit unseres Gastgebers — wenn wir ihn so nennen durften — offenbar ohne jeden Hintergedanken war. Wäre es nicht so gewesen, hätten wir keine so ungestörte Nacht und kein so freundliches Erwachen gehabt. Wir kletterten wieder zu der Höhle hinunter und wagten es nun, uns ganz im Genuß ihres Komforts zu ergehen. Wir fanden die Spuren unserer Vorgänger: Fischgräten, Feuerreste, Zeitungsfetzen, einen halbverbrannten Urlaubszettel und abgerissene Uniformabzeichen. Wir aßen und tranken, was uns von gestern übrig war. Jetzt erst wagte ich es endlich, mir den Schuh von meinem schmerzenden Fuß zu streifen. Er war stark angeschwollen. Ich hatte auch heftiges Fieber. So kostbar uns jeder Tropfen Wasser war, so kühlte ich mir doch den Fuß damit, da die Schmerzen zu heftig waren.

Im hohen Bogen ging die Sonne über unsern Steinbruch, der in blendender Helle dalag. Sah man lange auf ihn hin, so schmerzten einem die Augen. In der Mittagshelle schien die Luft über den nackten hellen Felsen zu zittern und zu flirren, und manchmal zerfiel vor meinen überanstrengten Augen das blendende Weiß des Lichtes auf Augenblicke in alle Farben des Prismas. Ich war in einem elenden Zustand. Aber die Höhle bot doch Schatten und etwas Schutz gegen die sengende Hitze; die Strohschütte war den zerschlagenen Gliedern eine Erholung, und das Gefühl verhältnismäßiger Sicherheit, in dem wir hier den Tag verbringen konnten, tat uns wohl. Wir besprachen unser weiteres Fortkommen. Gelang es uns nicht bald, auf einem abfahrenden Schiff unterzukommen, so wollten wir sehen, auf einem der nahen Gutshöfe Arbeit und Unterkommen zu finden, bis sich Gelegenheit zur Überfahrt nach Europa böte. Unter der rein spanischen, maltesischen, italienischen landwirtschaftlichen Arbeiterschaft und Bevölkerung, die alle voll von Abneigung und Haß gegen die französische Herrschaft waren, würde es uns gewiß gelungen sein, zu verschwinden. Nur vor den Arabern mußten wir uns sehr in acht nehmen, da diese sehr geneigt waren, sich gelegentlich die Kopfpreise zu verdienen, die auf die Wiedereinbringung Gefangener gesetzt waren.

Gegen Abend mußte Grünwald mit unserm leer gewordenen Tonkrug einen Ausfall aus unserer Festung machen. Er traf auch unsern Malteser wieder, konnte aber kein Brot von ihm bekommen, da die Bäcker in Tunis streikten. Doch schenkte ihm eine gutmütige Arbeiterfrau zwei Stücke Brot. Andere gaben uns wieder Tomaten und Oliven und füllten ihm einen Krug mit Wasser. So kam er wohlversehen zurück, und wir konnten uns einen weiteren Ruhetag in unserem Versteck gönnen. Mein Fuß besserte sich dabei zusehends.

Abendgesellschaft. Silhouette, geschnitten von Frau Hannes Petersen.

Am nächsten Tage gingen wir abends um 11 Uhr gemeinsam aus, um das Ufer zu erkunden. Wir hofften leise, irgendwo ein Boot zu erwischen und damit nach dem Hafen rudern zu können, um womöglich auf einem Schiff anzukommen. Am

Digitized by Google

Ufer lagen noch Männer, Frauen und Kinder, um hier Kühlung nach der drückenden Hitze des Tages zu suchen. Es war da nichts zu machen. Da zudem meine Kräfte schnell wieder nachließen, kehrten wir bald wieder zu unserm Steinbruch und unserer Höhle zurück. Kaum waren wir angelangt, als ein dunkles Wetter am Himmel aufzog und ein schweres Gewitter ausbrach. Sekundenlange Blitze hüllten die Felsenwelt rings um uns in ein grelles weißes Feuer; der Donner rollte endlos und fuhr mit gellem Krachen an den Seitenwänden hin. Ein wilder Regen setzte ein. Wir duckten uns in unsere Höhle. Über sie weg stürzte der Regen, stürzten ganze Bäche, stürzten losgelöste Felsstücke und Geröll von losen Steinen. Aber nach dem Gewitter ging eine wundervolle Kühle durch die Nacht, die Felsen atmeten Frische aus. Wir sanken in einen wundertätigen Schlaf und erwachten am Morgen als zwei ganz neue Kerle.

Da wir am Tage zuvor gar nichts erbeutet hatten, ging Grünwald in aller Frühe aus, um für uns zu fechten, kam aber mit leeren Händen wieder. Da wir niederträchtig hungerten, versuchten wir unsere Zähne und Gaumen an einigen Kräutern, fanden aber nichts Genießbares. Endlich entdeckten wir in einem Felsloch eine Eule. Grünwald kletterte an dem Felsen hinauf, überkletterte das Loch, zog seine Jacke aus und warf sie von oben her über die Eule, die wir so faßten und fingen. Wir schlachteten und rupften sie. Wir hatten keine Messer, aber zwei Rasierklingen, damit schnitten wir dem Vogel den Bauch auf, um ihn auszunehmen, schnitten ihm auch die Füße ab und brieten die Eule dann über offenem Feuer. Sie schmeckte gut, obgleich sie auf der einen Seite etwas angekohlt und auf der andern nicht ganz gar war. Ich weiß nicht, ob Eulenbraten zu den anerkannten Delikatessen gehört. Uns schien er dieses Ranges würdig. Wir machten ein Mittagsschläfchen und sahen dann eifrig nach weiteren Eulen aus, leider vergeblich. (Fortsetzung folgt)

Und doch — * Von Karl Jünger.

Im warmen Heim. Der Regen rinnt und rinnt
Und pocht beharrlich an die Fensterscheiben.
Das Feuer knistert. Und die Stille sinnt
Hinaus ins abendliche Kleinstadttreiben.
Und die Erinnerung steht auf und naht
Durch Traum und Dunkel aus verschwiegnen Toren
Und setzt sich her und raunt von blut'ger Saat
Und einer Ernte, die in Nacht verloren.

Ein Tag wie heute war's im fremden Land:
Knietief im Wasser standen wir und harrten
Der letzten Stunde still im Unterstand
Und ließen unberührt die Spielerkarten.
Und wußten nichts von Heim und Wiedersehn
Und wußten nur um unsres Landes Ehre
Und sahn im Wind zerfetzte Fahnen wehn —
Dann kam der Sturm und rief an die Gewehre.

Und hörten nichts als Wimmern, Stöhnen, Schrein
Und schauten nichts als Trümmer, Blut und Leichen
Und drangen in zerfallne Gräben ein —
Allein der Feind hielt Wacht. Wir mußten weichen.
Und doch und doch: Wir blickten nicht zurück
Und sahen eine hellre Zukunft tagen —
Wohl war es Weh, und war doch höchstes Glück,
Fürs Vaterland so Last und Leid zu tragen.

Das nervöse Kind * Briefe eines Arztes * Von Dr. Carl Potoţky.

VIII. (Schluß.) **Die Berufsfrage bei Nervösen.**

Sehr geehrter Herr H. Sie haben recht! Bei nervösen Kindern die Berufsfrage glücklich zu lösen, ist nicht leicht. Leider treffen in den meisten Fällen die Eltern allein die Entscheidung in dieser schwierigen Frage, oder aber sie überlassen deren Lösung vollkommen ihrem „geistsprühenden" Kinde — unter diesem Sprühen aber verbirgt sich nur zu oft ein erheblicher Grad von Nervosität! Dann kommt meist das Unheil rasch in der oder jener Form, und wir sehen seelisch entgleiste Existenzen oder infolge zu hoch gesteckter Ziele vorzeitig zusammengebrochene kümmerliche Nervenkrüppel. Viel Unheil ließe sich durch eine richtige Beratung im gegebenen Augenblick vermeiden, wenn wir uns auch darüber klar sein müssen, daß bei dieser Beratung eine gewisse Behutsamkeit notwendig sein wird, um den Nervösen, der bisweilen erstaunlich zähe an seinem Standpunkte festhält, auf den Weg zu bringen, den gewissenhafte Beurteiler für den relativ besten halten. Ich sage mit Absicht „relativ", denn man sieht oft, daß bei bester Beratung „manches anders kommt", da viele Nervöse durch irgendeinen zufälligen äußeren Umstand ihre ganze Sinnesrichtung plötzlich verändern und man sich dann wieder vor neue Entscheidungen gestellt sieht. Diese Möglichkeit darf uns Ärzte aber nicht abhalten, mit großer Geduld den Nervösen auf dem für ihn besonders schwierigen Pfade zur Erringung einer Existenz zu begleiten.

Auf einen Gesichtspunkt, der viel zu wenig beachtet wird, möchte ich hier kurz eingehen: Ich glaube nämlich, daß die falsche Berufswahl in sehr vielen Fällen auf eine schon frühzeitig einsetzende Berufssuggestion durch die Eltern zurückzuführen ist. Prüfen Sie sich selbst und Ihre Freunde nach dieser Richtung hin, so werden Sie sehen, daß vielen Kindern fast vom ersten Tage erwachenden Verständnisses an geradezu als selbstverständlich hingestellt wird, daß sie den Beruf des Vaters aufzunehmen haben. Es ist ja menschlich erklärlich, daß ein Vater sein Geschäft, das er vielleicht schon vom Großvater her übernommen hat oder das er aus eigener Kraft gegründet und hochgebracht hat, auf seinen Sohn und Erben übertragen sehen will, damit der Sohn das Lebenswerk des Vaters fortsetzt. Dies wäre zu verstehen, wenn das Experiment auch nicht immer ungefährlich ist. Aber wenn eine Mutter das Kind in der Wiege zum Arzt bestimmt, weil irgendein Onkel einstmals ein berühmter Doktor gewesen war, so ist eine derartige Vorausbestimmung doch lächerlich. Wieviel Unheil entsteht aus einer solchen weitvorgreifenden Berufsbestimmung! Bereits in den Schuljahren wird um dieses schönen Traumes willen am Kinde gesündigt. Wenn ihm das Lernen noch so schwer fällt und die Nerven den Anforderungen noch so wenig gewachsen sind, so wird doch die höhere Schule ängstlich beibehalten. Anstatt das Kind zu entlasten, wird ihm noch durch Nachhilfeunterricht die freie Zeit verkürzt und das arme Hirn noch mehr überanstrengt. Von Klasse zu Klasse wird das Kind „gepeitscht", bis es ermattet das Schulziel erreicht hat. In welcher Verfassung tritt ein solches Kind ins Leben ein! Aber auch jetzt kommt es noch nicht zu einer Atempause! Damit nichts versäumt wird, wird jetzt sofort das Kind in die ihm zum mindesten gleichgültige Laufbahn geschoben. Auch die der Eitelkeit entsprungene Auffassung vieler Eltern, das Kind müsse auf jeden Fall studieren, hat viel Unheil hervorgebracht. Knaben, denen das Lernen schwer fällt, werden so zu Leistungen gezwungen, die über ihre Kraft gehen.

Ein gesunder Mensch, der in eine seinen Neigungen und seiner Kraft nicht entsprechende Laufbahn gedrängt wird, wird sich allmählich hineinfinden, wenn er auch dabei ein wirkliches Glück kaum kennenlernen dürfte; bei einem Nervösen kann jedoch ein derartiger Zwang geradezu katastrophal wirken. Nun besteht ja vielfach die Auffassung, gerade für den Nervösen sei ein gewisser Zwang notwendig; auch bei der Wahl des Berufs müßten Berufsarten vorgezogen werden, deren Laufbahn sich in gesetzmäßigen Gleisen bewegt. Diese Auffassung hat in der Tat für viele Nervöse volle Berechtigung. Doch muß man auch hierin sorgfältig den Einzelfall betrachten und bedenken. Ein falscher Schritt am Anfang ist oft nur schwer zu verbessern. Wie Sie wohl gelesen haben, werden in neuerer Zeit interessante Versuche zur Feststellung der Berufseignung angestellt; vielleicht fördern diese Versuche einst unsere Kenntnisse auch hinsichtlich einer Unterscheidung in der Eignung Nervöser; die Grundlage aller Beurteilung wird aber stets die Menschenkenntnis und das psychologische Verständnis für den einzelnen Nervösen abgeben müssen.

Nun wollen wir aber zu unserem eigenen Fall, dem Ihres Sohnes Otto, kommen. Ich kenne den nunmehr Achtzehnjährigen seit vielen Jahren und verfolgte seine nervösen Störungen, die sich im allgemeinen in den letzten Jahren gebessert hatten. Um so mehr wollten Sie jetzt bei der Berufswahl ganz besonders vorsichtig vorgehen. Zwar hatten Sie das Programm bereits

Digitized by Google

fest aufgestellt. Als sicher nahmen Sie an, daß Otto, Ihr „Ältester", später einmal Ihre Fabrik übernehmen werde. Als Vorbereitung sollte er zunächst noch in einem anderen Betriebe praktisch arbeiten, darauf eine Fachschule besuchen, sich dann noch in anderen industriellen Unternehmen kaufmännisch betätigen, ehe er später zu Ihrer Unterstützung in Ihre Fabrik eintreten sollte. Um den Jungen seiner Nervosität wegen nicht zu sehr „heranzunehmen", hatten Sie sich bis ins kleinste gehende Modifikationen und Erleichterungen ausgedacht; so hofften Sie, Ihre Pläne durchzuführen. Als Sie nun vor einiger Zeit dieses Programm Ihrem Sohne vortrugen und es als selbstverständlich annahmen, daß er damit einverstanden sei, erklärte er Ihnen, daß er sich seine Zukunft anders gedacht habe. Er gebe zu, daß er sich als Knabe wohl für die Fabrik interessiert und daß er stets den Gedanken gehabt habe, in ihr einmal seine Lebensaufgabe zu finden — doch dies sei wohl eine Selbsttäuschung gewesen. Es sei ihm jetzt plötzlich klar, daß ihn seine Neigungen und seine Fähigkeiten nach einer ganz anderen Richtung wiesen; er bitte um die Erlaubnis, Philosophie studieren zu dürfen. Sie waren wirklich erschrocken, sahen Ihren Zukunftstraum zerronnen und hatten vor allem die Empfindung, daß auf diesen aufgeregten und dabei zu unfruchtbaren Grübeleien neigenden Menschen ein derartig abstraktes Studium unmöglich günstig einwirken würde. Sie hatten jedoch die Selbstbeherrschung, die vielen Vätern abgeht: Sie brausten nicht auf, sondern erklärten Ihrem Sohne ganz ruhig, Sie wollten sich seinen Plan durch den Kopf gehen lassen. Sie hatten sich auch tatsächlich mit diesem Plane so weit abgefunden, daß Sie Ihrem Sohne ruhig einige Semester Studium zubilligen wollten, immer noch in der Hoffnung, daß die Rückkehr zu Ihrem Plane doch einmal erfolgen würde. Im Begriff, mit Otto darüber zu reden, erklärte Ihnen dieser eines Tages, er habe den Plan des Philosophie-Studiums wieder aufgegeben, da er gefunden habe, daß ihn gewisse Dialektforschungen mehr lockten. Nun konnten Sie ihm nur kopfschüttelnd zuhören. Als der Junge aber einige Tage darauf wieder ein neues Studium in Vorschlag brachte und, blaß vor innerer Erregung, seinen neuen Plan verteidigte, da wurden Sie besorgt, ob diese „Ideenflucht" nicht einen schwer krankhaften Zustand darstelle, und fragten mich um Rat. Ich kann mir wohl denken, daß Sie sich in das Wesen und die Anschauungen des von ehrlichem Streben beseelten, aber durch seine nervösen Stimmungen hin und her geworfenen jungen Mannes nicht so hineinversetzen können. Dazu sind Ihre Naturen zu verschieden. Bei Ihnen ist alles gradlinig verlaufen, alles zu seiner Zeit, jedes Hindernis mußte Ihrem Willen, der nur auf das Ziel losging, weichen. Sie sind ein Mensch, der mit sich und mit anderen gut fertig wird. Trotz all Ihrer Arbeit haben Sie die Nervosität nicht am eigenen Leibe kennengelernt und haben ihre Bedeutung unterschätzt, bis Sie bei einigen Ihrer Kinder zu Ihrem Erstaunen erkannten, wie eine nervöse Störung der Entwicklung einer Persönlichkeit eine bestimmte Note aufzudrücken imstande ist.

Otto ist auch meiner Ansicht nach ein gut befähigter Mensch, in dem noch manches infolge der Entwicklungsjahre in Gärung ist. Sprunghaft verläßt er im Gespräch irgendein Thema, um sich mit demselben Eifer auf ein anderes, entfernt liegendes zu stürzen; die „Größen", die er anerkennt, wechseln von Tag zu Tag. Er ringt nach Erkenntnis, nur verläuft dieses Ringen nicht wie beim jungen Mann von gröberem Schlag in ruhigen Bahnen, sondern in der Zickzacklinie mit steiler Höhe und tiefem Tale, wie sie für den Nervösen charakteristisch ist. Dieses Unstete macht Sie als Vater besorgt. Sie fürchten, es würde sich als Dauerzustand ein Typ herausbilden, den Sie in Ihren Bekanntenkreisen oft verächtlich, bisweilen auch mitleidig haben schildern hören: der Typ des unsteten Wanderers, der sein ganzes Leben hindurch von einem Beruf zum andern springt, bald sich als Kaufmann, bald als Erfinder, bald als Farmer versucht, immer überzeugt, gerade jetzt das Richtige gefunden zu haben, ohne aber je festen Fuß fassen, ohne je etwas erreichen zu können; das Ende ist dann ein elender körperlicher und seelischer Zusammenbruch.

Mit diesen trüben Aussichten brauchen Sie sich nicht zu quälen; Ihr Junge befindet sich, wie schon gesagt, in einem ganz vorübergehenden Erregungszustand, der doch durch die Entwicklungsjahre eine gewisse Erklärung findet. Diese Erregung klingt allmählich ab, und es wird sich dann eine immer klarere Auffassung über Pläne und Ziele herauskristallisieren.

Sie wollen nun wissen, wie Sie sich praktisch den Plänen Ihres Sohnes gegenüber zu verhalten haben. Mit einem Machtwort kommen Sie hier nicht weiter; Druck erzeugt Gegendruck, und so würden Sie in dem sonst gutgearteten Jungen ein Gefühl des Trotzes heraufbeschwören, das Ihre Hilfeleistung sehr erschweren würde. Zunächst schauen Sie sich ohne Voreingenommenheit Ihren Jungen gründlich daraufhin an, ob er Ihnen wirklich seiner Veranlagung und seinen Fähigkeiten nach für die Leitung Ihrer Fabrik geeignet erscheint, oder ob auch Sie einer Selbsttäuschung zum Opfer gefallen sind. Sind Sie nach eingehender Prüfung der Ansicht, daß Otto für die Fabrik doch nicht geeignet ist, so streichen Sie entschlossen diesen Posten aus Ihrem Hauptbuch. Sonst können Sie die endgültige Entscheidung zurückstellen, bis sich Otto wirklich zu einer bestimmten Laufbahn durchgerungen hat. Zunächst sagen Sie Ihrem Sohne, Sie verschlössen sich nach reiflicher Überlegung nicht seinen Einwänden; im Gegenteil würden Sie ihm, wenn er zum Studium wirkliche Lust hätte, jede Unterstützung angedeihen lassen. Noch mehr, Sie wollten ihn von der Sorge befreien, sich schon jetzt auf eine bestimmte Laufbahn festlegen zu müssen, indem Sie ihm das erste Universitätsjahr für eine allgemein-wissenschaftliche Betätigung zur Verfügung stellten; er hätte dabei Muße, die Entscheidung über das endgültige Berufsstudium ausreifen zu lassen. Sie werden sehen, wie der Junge erleichtert aufatmet und ruhiger wird. Entsprang doch zum Teil die Hast, mit der er nach einer ihm zusagenden Berufsart fahndete, der nervösen Angst, das Richtige nicht sofort finden zu können. Sie selbst werden mit guten Beratern und Ihrem Jungen gemeinsam einen Plan aufsetzen, nach dem der junge Student möglichst allgemein gehaltene Vorträge aus verschiedenen Gebieten zu hören hat. Er darf nicht zu viele Vorlesungen hören und nicht zu spezielle, da im letzteren Falle die Gefahr vorliegt, daß er sich doch voreilig auf irgendein kleines Spezialgebiet festlegt. Die Hauptsache ist, daß er sich selbst einer Disziplin unterwirft. Er darf nicht von einer Vorlesung zur anderen übergehen, hier und dort nur naschen, sondern er muß den einmal angenommenen Studienplan auch streng durchführen. Ebenso wichtig ist, daß er in einen Kreis von Menschen eingeführt wird, in dem sich mannigfache Interessen vereinigen. Er muß daraus lernen, daß das Leben zielbewußte Männer, nicht nervös schwankende Schwächlinge braucht, und muß die Ziele anderer Menschen achten lernen. Daneben darf die körperliche Erstarkung nicht vernachlässigt werden; Wanderungen und für ihn geeignete Sportarten müssen zu ihrem Recht kommen. Schließlich erklären Sie Ihrem Sohne, daß Sie ihm den Eintritt in die Fabrik noch offenhalten wollen. Wenn er auch darauf erwidern wird, er würde nie in die Lage kommen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, so brauchen Sie deshalb Ihren Herzenswunsch noch nicht zu Grabe zu tragen. Interessieren Sie Ihren Sohn in seinen Ferien durch unauffällige Gespräche für Ihr Lebenswerk, führen Sie ihn durch die Gebäude und erläutern Sie ihm die großen Gesichtspunkte, nach denen Sie Ihre berufliche Aufgabe durchzuführen suchen — es würde mich nicht wundern, wenn der Junge, ruhiger und kräftiger geworden, seine Phantastereien als solche anerkennen und seine Hände dem Werke zuwenden wird, zu dem er mit Freude als Mitarbeiter herangezogen werden würde! Sehen Sie indessen, daß Otto sich mit ganzem Herzen einer anderen Aufgabe zuwendet, die ihn voll erfüllt, so lassen Sie ihn gewähren und freuen Sie sich, daß aus dem nervös-unruhigen Menschen ein glücklicher geworden ist.

Auf eine Möglichkeit, die Sie ebenfalls erwähnen, möchte ich noch kurz eingehen. Handelt es sich um die Berufswahl für einen nervösen Jungen, so wird meist die Betätigung in der Landwirtschaft vorgeschlagen. Ich verkenne ihre gesundheitlichen Vorteile für Nervöse durchaus nicht, doch glauben Sie nicht, daß später bei selbständiger Arbeit und Verantwortung die Landwirtschaft geringere Anforderungen an die Nervenkraft und Selbstdisziplin stellt als andere Berufe! Auch kann man nicht von jedem Landwirt verlangen, daß er unter seinen Beflissenen auf die Nervösen besondere Rücksicht nimmt oder sie noch besonders beaufsichtigt. Also über so manchen Punkt ist vor einem derartigen Schritt Klarheit einzuholen!

Sie berichten mir dann noch kurz über Ihre 17jährige Tochter, die sich in der Musik als Pianistin ausbilden will. Helene war als Kind stets ängstlich-nervös und hat sich nun mit einem Eifer, der über „Raum und Zeit" erhaben ist, auf die Musik geworfen! Spät am Abend sitzt sie noch am Klavier, quält sich immer wieder mit schwierigen Passagen, die sie derart beschäftigen, daß sie oft nachts aufsteht, um rasch einige Tasten anzuschlagen. Ob nun Helene wirklich eine außergewöhnlich starke Neigung zur Musik

Digitized by Google

empfindet, oder ob ein großer Teil ihres Eifers auf Ehrgeiz und skrupulöser Gewissenhaftigkeit beruht, ist schwer zu sagen. Für mich als Arzt kommt es vor allem darauf an, die Schädigungen dieses Eifers einzudämmen. Diese scheinen doch nicht unerheblich zu sein. Wenn Helene vor einer belanglosen Musikprüfung nach schlaflosen Nächten derartig zusammenbricht, daß sie von einem lang anhaltenden, den ganzen Körper in starke Schwingungen versetzenden Zittern befallen wird, während die Herzaktion rasend beschleunigt ist, dann ist es Zeit, energisch Einhalt zu gebieten. Müssen wir doch bedenken, daß das zarte junge Mädchen sich noch in den Entwicklungsjahren befindet, und daß bei einem nervösen Geschöpfe gerade in dieser Zeit besondere Schonung geboten ist. Wenn natürlich Helene aus tiefinnerstem Drange in der Musik aufzugehen scheint, dann bleibt uns nichts übrig, als sie — natürlich unter steten und strengen Ermahnungen zur Schonung — gewähren zu lassen, wenn sie die Kunst als ihren Beruf erwählt. Wir müssen uns dann aber darüber klar sein, daß *die Musen den Nervösen, die sich ihnen hingeben, meist ihr Herzblut nehmen!*

Bei Ihrer Helene müssen Sie um ihrer Gesundheit willen energisch versuchen, sie aus dieser sie aufreibenden Tätigkeit herauszureißen. Ganz abgesehen davon, daß sich Helene auch als angehende Künstlerin eine strenge Zeiteinteilung hinsichtlich der Arbeit und der Erholung angewöhnen müßte, würde ich sie zunächst in eine andere Tätigkeit, in eine andere Umgebung versetzen. Geben Sie sie unter Hinweis auf ihre Gesundheit aufs Land oder ins Gebirge in ein Landerziehungsheim oder in eine nicht zu große, unter guter Leitung stehende Haushaltungsschule, in der sie praktischen Unterricht erhält. Sie muß überall in Wirtschaft und Feld zufassen lernen und abends, müde von der Arbeit, einen ruhigen Schlaf finden. Dabei wird sie mit ihren Mitschülerinnen einen netten harmlosen Verkehr pflegen und wird einsehen lernen, daß es außer der Kunst noch mannigfache andere Interessen gibt. Ob sie hier nun etwas findet, wodurch sie zur Ergreifung eines Berufes angeregt wird, oder ob sie sich dann doch der Kunst widmet, oder ob sie bereits in jungen Jahren in die Ehe geht, ist zunächst belanglos; in jedem Falle verschaffen wir ihr jetzt ein paar Jugendjahre, die sie unter gesunden Verhältnissen verlebt, und so stählen wir sie für den Kampf ums Dasein.

Ich hoffe, bald von Ihnen als einem zufriedenen Vater zu hören! Ihr ergebener Dr. P.

Streiflichter.

Ausverkauf. Die „Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide" in Uelzen brachte folgende Notiz: „Die an der Landstraße Bleckede-Dahlenburg zwischen Harmstorf und Quickborn auf einer Straße von etwa drei Kilometer zu beiden Seiten sich befindenden herrlichen Ahornbäume sind für den Preis von 26 000 Mark an eine Bremer Firma verkauft worden, mit Ausnahme von 30 Stück, die zu gewerblichen Zwecken an im Kreise befindliche Handwerksbetriebe abzugeben sind. Das Nutzholz kann die Firma aus dem Kreise ausführen, den unteren Stamm und die Äste und Zweige dagegen nicht; diese dürfen nur als Brennholz an Kreiseingesessene verkauft werden." — Eine drei Kilometer lange, herrliche Ahornallee! Ob sich jemand bei dem Geschäft auch nur einmal durch den Kopf gehen ließ, wieviel unersetzliche Werte da der Bremer Firma für ihre 26 000 Mark mit drein gegeben werden, von denen sie doch gar nichts hat. Die Abholzung einer solchen Allee bedeutet notwendigerweise den Mord einer Landschaft. Die Harmstorfer und Quickborner mögen sich einmal überlegen, wieviel ihnen diese Allee an erquicklichen Stunden, schönen Gängen, guten Gedanken geschenkt hat im Genuß ihrer Schattenspenden, ihrer Durchblicke, ihres ganzen schönen, stattlichen Daseins. Eine solche herrliche alte Baumstraße durch eine flache Landschaft hin ist wie die Kette der alten Feste durch das Arbeitsjahr hin. Nehmt sie fort, und wem macht das Jahr, wem macht das Land noch Freude? Wir sind bettelarm geworden, sicherlich. Aber gerade darum sollten wir mit den wenigen kostbaren Dingen, die uns noch blieben, auch wirklich umgehen wie mit Kostbarkeiten. Das Brennholz und Nutzholz der Quickborner Allee mag mit 26 000 Mark gut bezahlt sein, selbst heute, wo das deutsche Papiergeld selber kaum mehr Wert hat als seinen Heizwert. Aber ganz gewiß kommt diese armselige Summe gerade heute gar nicht in Betracht, gemessen an dem unmeßbaren inneren Wert eines so kostbaren Besitzes, wie ein solcher alter Baumbestand ihn zumal für eine Flachlandschaft bedeutet. Es ist gräßlich zu denken, Deutschland solle und wolle jetzt außer seinen Möbeln, Bildern, Teppichen, Büchern auch das bisher scheinbar Unveräußerliche, seine Naturdenkmäler, seine Landschaftsbilder auf dem Novemberrödelmarkt ausverkaufen. Wir haben ja freilich ein Gesetz über Naturdenkmalschutz, aber es reicht, wie man sieht, nicht aus; es ist eben geschaffen zu einer Zeit, da man es noch nicht für möglich hielt, daß Dinge, wie eine solche Allee, je des Schutzes bedürfen könnten. Possierlich wirkt bei dem Geschäft der Vorbehalt, daß der untere Stamm und die Äste den Kreiseingesessenen als Brennholz vorbehalten bleiben sollen. Auch das dünkt sich wohl noch Heimatschutz! Ob's aber die Harmstorfer und Quickborner künftig beim Anblick ihrer abgeholzten Allee nicht bitterlicher frieren wird, als wenn sie ihre Ahornbäume nie in den Ofen gesteckt hätten? Übrigens ist hier die Rede nicht von Harmstorf und Quickborn, von Bleckede und Dahlenburg und der Lüneburger Heide, sondern von ganz Deutschland. Denn was sich hier begibt, begibt sich tausend-, zehntausendfach vom Fels zum Meer und von der Maas bis an die Memel. Es hätte ebensogut auf tausend andere Fälle können exemplifiziert werden. Deutschland verkauft sich selber aus, und zwar zu Schleuderpreisen, trotz der zu, zu schwindelhaften Ziffern, die dabei ihr böses Blend- und Schmeichelwerk treiben. Das Ende des Ausverkaufes wird, wenn's so weiter geht, kulturelle Schwindsucht sein.

Plakatzeichnung von F. Koch-Gotha.
Appell an die Arbeiterfrau als Mutter und an den Arbeiter als Vater und Haupt der Familie.

Das Plakat als Mahner zur Arbeit. Das nebenstehend abgebildete Blatt, das vor einiger Zeit zu sehen war und auch heute noch überall segensreich wirken könnte, wollte warnen und versöhnen: Möge das Unglück, das über das deutsche Volk gekommen ist und an welchem jeder von uns, welchem Stande er auch angehören möge, gleich schwer zu tragen hat, uns endlich zusammenfinden lassen. Suche man nicht das, was uns trennt, sondern greife man auf, was uns eint, nämlich die Liebe und die Sorge um das Land, das uns geboren. Sie ist in unsere Herzen eingegraben und hat mit politischer Gesinnung nichts zu tun. Darum genug der Schlagworte, der Streiks sowie der gegenseitigen Anklagen. Nur Arbeit, ein Sichverstehenwollen und innerer Friede können uns retten. Es handelt sich hierbei ja noch weniger um uns selbst als um zukünftige Generationen.

An unsere Freunde! Auf der 3. Umschlagseite der vorigen Nummer gaben wir den Vordruck einer Postkarte für die Übermittlung der Adressen von solchen Bekannten, bei denen wir ein Interesse für die „Gartenlaube" voraussetzen dürften. Wir bitten nochmals, von dieser Karte recht ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Digitized by Google

Nr. 7 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

6. Fortsetzung.

Der heiße Sommerwind von 1847 wehte oben im Welfenreich Hannover über die rotglühende Heide. Vor einem einsamen Landschloß stand ein hochgewachsener, hagerer Herr und spähte, unter dem Schirm der tschakoartigen Mütze, die seinen Graukopf bedeckte, auf die Straße hinaus. Er trug den Waffenrock ohne Gradabzeichen und die langen Beinkleider des Königlich Hannoverschen Regiments Kronprinzdragoner Waterloo und, als lange ausgedienter Offizier, statt des Säbels einen Stock. So wie heute wartete der Major a. D. Otto von der Venne auf Haus Hövede in Hannover jeden Tag, wenn er den Reitknecht in seiner Ungeduld, die Post früher zu bekommen, bis zur fernen Station der neuen Eisenbahn geschickt hatte. Es waren fünf deutsche Meilen hin und zurück. Aber der Diener August, der jetzt auf der Straße sichtbar wurde, ritt immer noch seinen geräumigen Trab und saß tadellos im Sattel, wie es sich für einen auf Halbjahr mit Sack und Pack in die Heimat entlassenen Urlaubsgänger der stolzen Gardes du Corps Ernst Augusts, des ehemaligen Herzogs von Cumberland und jetzigen Königs von Hannover, gehörte.

Beim Anblick seines Herrn schwang er sich von seinem englischen Halbblut und nahm den Riemen der Ledertasche über den Kopf. Herr von der Venne öffnete selbst. Da waren Briefe genug ... die amtliche Hannoversche Zeitung ... auch die Times, die er sich immer noch aus London kommen ließ ... aber das, was er suchte, war heute so wenig da, wie in all den Tagen und Monaten bisher. Keine Nachricht von seinem vor beinah einem halben Jahr aus der Stadtvogtei in Berlin entsprungenen und seitdem verschollenen Sohne.

Der Majoratsherr auf Hövede ging langsam, den glattrasierten, vornehmen Graukopf etwas gebeugt, in das Schloß zurück. Beim Eintritt in die offene Gartenveranda auf der Parkseite hellten sich die Mienen des Witwers auf. Da saßen an der abgeräumten Tafel die fünf Töchter, ein ährenblonder Kopf, von dem strotzenden Gelb wie der Weizen draußen auf den Feldern, nach dem andern. Von achtzehn bis zu siebenundzwanzig Jahren, von Hyma, der Ältesten, über die Juliana, die Gesine, die Freda bis zur Henrika; und zwischen den Mädchen die ständigen Freunde des Hauses, der alte, weißköpfige hannöverisch-englische General a. D. Sir Thomas Bahlsen und der Rittmeister und Regimentsbereiter Percy Potters aus der nahen Garnison, ein Stockengländer, der in seinem Leben nicht mehr recht Deutsch lernte, und Pater Norbert Prechtl, der Kaplan des Hauses; und auf den Ehrenplätzen zu beiden Seiten des Hausherrn

Original im Besitze der Galerie Ernst Arnold, Dresden.

Agathe. Skizze von Hans Thoma.

Digitized by Google

an dem blumengeschmückten Tisch John Lüdingworth, der alte, nüchterne, kluge Hamburger Kaufmann, und sein stattlicher, breitschultriger Sohn Adolfus, der, von der Tropensonne tiefbraun gebrannt, eher einem Schiffskapitän als dem Erben des großen Handelshauses am Jungfernstieg glich, und der alte Lüdingworth sagte eben: „Tja . . . Ich bin in meinen jüngeren Jahren ja wohl auch auf großer Fahrt gewesen, nach Brasilien und zur ostindischen Handelskompagnie nach Ceylon und zu den Mynheers nach Java, und da habe ich mir dann gedacht: Du schickst 'mal deinen Sohn 'n büschen nach China, damit er sich erst richtig die Hörner abläuft, ehe er in den Hafen der Ehe einläuft!"

Er lächelte bei diesen Worten freundlich Hyma von der Venne an, die Älteste der Schwesternschar und die Braut seines Sohnes, der man es nicht ansah, daß sie schon in der zweiten Hälfte der Zwanzig stand, so rosig-jung blühten ihre Wangen, blühte das ganze, nicht eben schöne, aber von Gesundheit und Fülle strotzende Gesicht. Er selbst, John Lüdingworth, ein rüstiger Sechziger, glich äußerlich mit seinem feinen, trockenen Gesicht, den dünnen, zähen Lippen, den bedächtig-kühlen Augen einem Engländer und sprach auch Englisch wie Deutsch, aber dies Deutsch in dem unverkennbaren Tonfall seiner Heimat, der Hamburger Waterkant.

„Wir müßten viel mehr die Hamburger Flagge im fernen Osten zeigen", sagte er, sich immer an seine künftige Schwiegertochter Hyma wendend, die neben Adolfus Lüdingworth hinter einem besonders dichten und buschigen Aufbau duftender roter Rosen saß. „Adolfus tat sein Bestes. Er ließ sich sogar von den Holländern bereden und machte einen Versuch, das sagenhafte Japan wenigstens von der Küste aus zu sehen."

Der junge Hamburger nickte. Er hatte ein unendlich ruhiges, längliches, bartloses Gesicht, und ebenso zuverlässig war der Blick seiner blauen großen Augen, und ebenso langsam und unumstößlich bestimmt seine Sprache.

Man schaute hier in Hannover und gar in Hamburg weiter als sonst in Deutschland. Da war nicht nur der Sängerwald Schwabens, der Exerzierplatz der Mark, die Oktoberwiese in München und die Vogelwiese an der Elbe und der Karneval am Rhein. Man hing hier im Lande noch eng mit England zusammen, dessen König bis vor einem Jahrzehnt auch der Hannovers gewesen, und durch England mit der weiten Welt, und war ebenso wie die Hanseaten der deutschen Kleinstädterei und Kleinstaaterei des deutschen Binnenlands fremd.

Das war das Band der Gemeinsamkeit zwischen dem alten Schloßherrn und alten britischen Reiteroffizier und den hanseatischen Handelsherren und Bankherren.

Der Diener hatte die Portweinflasche auf den Tisch gesetzt. Die Töchter des Hauses standen auf und zogen sich zurück. Ihre weißen Kleider verschimmerten im Park, und bald sah man neben dem langfließenden, licht gestickten Musselingewand Hymas, der Ältesten, den nach Londoner Mode vorne weit geschweiften und mit schwarzem Samt ausgeschlagenen dunklen Frack, die weiße, tief ausgeschnittene Weste und die ganz bis zu den Knöcheln anliegenden hellen Beinkleider Adolfus Lüdingworths, der mit seiner Zukünftigen um die Weiher im Park lustwandelte, wo nur die Schwäne sie belauschten.

Sein Vater rückte indessen im Gartensaal mit den anderen Herren zusammen und forschte gedämpft: „Wieder keine Post von Ihrem Sohne Harro?" . . .

„Wieder keine!" sprach der Herr Major a. D. von der Venne. „Kein Lebenszeichen weder von Harro selbst noch von den Behörden."

„So haben sie ihn wenigstens nicht."

„. . . wenn er nicht doch irgendwo heimlich eingekerkert sitzt."

„Sollten Sie sich nicht an Ihren König wenden?"

Herr von der Venne zuckte die Achseln. Er und der ganze hannöversche Adel wußten genug von dem gekrönten, Deutsch radebrechenden alten Tory, der jetzt eben drüben auf seinem Jagdschloß Rothenkirchen im Solling weilte. Man kannte den wilden einäugigen Welfen mit dem blinden Sohn und dem harten Herzen. Wenn er einem Menschen wehtun konnte, dann tat er es sicher . . .

„Mit dem Engländer, der über uns herrscht, ist nichts zu machen", sagte Otto von der Venne mit ungewohnter Schroffheit. „Mein Entschluß ist gefaßt: Ich reise nach Berlin. Ein Mann meiner Distinktion wird der gebührenden Aufnahme in Preußen gewärtig sein dürfen. Man wird mir mitteilen, wessen alles mein Sohn Harro eigentlich bezichtigt ist, bis wie weit ihm nach der Flucht sein Steckbrief folgte und wo man dortseits sein Verbleiben vermutet. Vielleicht gelingt es mir doch, eine Amnestie für ihn zu erwirken, wenn ich, ein alter Peninsula- und Sizilien- und Waterloo-Kämpfer, mich in meiner Uniform und mit meinen Orden aus den Kampagnen von 1808-1815 der leicht beweglichen und romantischen Seele Friedrich Wilhelms nähere . . ."

„Gebe es Gott."

„Wenn Sie, mein teurer Lüdingworth, und Ihr trefflicher Adolfus zu meinem Schmerz auf Ihrem Vorhaben beharren und Ihre Maklergeschäfte Sie morgen an die Hamburger Börse zurückrufen, so verziehe auch ich nicht länger und lasse übermorgen den Reisewagen anspannen und fahre zur Station und nach Berlin." — —

Zwei Tage darauf stand wirklich die zweisitzige gelbe Kalesche auf dem Hof von Hövede, und der Major von der Venne überzeugte sich, daß sie gut gewaschen und geschmiert war, und trat dann zu dem Taubenschwarm seiner Töchter in den Frühstückssaal. Er war seit dem frühen Heimgang seiner Gattin ein strenger Vater. Er befahl nicht nur, sondern überraschte mit Befehlen. Er musterte von der Schwelle aus die fünf und überlegte: Welche von ihnen nehme ich nach Berlin mit? Soviel erwachsene Töchter als Finger an der Hand ist keine Kleinigkeit, und niemand, der mir hier in der Schloßeinsamkeit kuppeln hilft. Und doch muß man dem Schicksal stets ein Pförtlein offen lassen und zumal dem Amor auf Reisen. Die Hyma kommt nicht mehr in Frage. Die Henrika ist noch zu jung. Kaum achtzehn. Die Juliana. Die folgt mit ihren sechsundzwanzig gleich nach Hyma. Aber die ist leider die am wenigsten Hübsche von allen. Die Freda — mit der hatte sich schon im Winter in Hannover etwas angesponnen, das man nicht zu stören braucht . . . blieb also nur . . .

„Du, Gesche!"

Es klang kurz wie ein Kommando auf dem Exerzierplatz.

„Ja, Papa!"

„Mach' dich fertig."

„Ja, Papa."

„In zwei Stunden fahren wir."

„Ja, Papa."

„Nach Berlin."

„Ja, Papa."

Gesine von der Venne flog wie ein weißer Wirbelwind die ausgetretenen Treppen des alten Herrenhauses hinauf. Oben schlugen Türen, polterten Tritte auf dem Boden, liefen Mägde, schleppten Knechte Koffer. Dazwischen hörte man Fräulein Gesines helle, seelenruhige jugendliche Stimme. Sie selbst legte kaum Hand an. Sie stand, lang und schlank, die Hände in die Seiten gestemmt, und befahl. Befahl den am Boden vor den geöffneten Truhen knienden Zofen, befahl den Schwestern, die sie treppauf, treppab jagte. Befahl den Mamsellen. Befahl aller Welt. Es war bei ihr ganz selbstverständlich. Auf die Minute war sie, eben als unten der Wagen vorfuhr, auch fertig. Selbst ihrem Vater imponierte diese Pünktlichkeit eines Frauenzimmers, als sie sich bei ihm, eben noch gelassen die Bän-

Digitized by Google

der des hochkrempigen Reisehuts unter dem Kinn knüpfend, zum Abmarsch bereit meldete.

„Du verdienst es, nach Berlin zu kommen, Gesche. Du hast schon einen preußischen Drill im Leib", sagte er mit strenger Anerkennung und musterte seine Dritte von der Ferronnière, die als schmale Goldkette perlentragend ihre ebenso schmale Stirne umspannte, bis zu den schwarzen Schleifen ihrer ausgeschnittenen Schuhe und dachte sich bei dieser Prüfung, wie er sie sonst seinen edlen jungen Fohlen in den Koppeln zuteil werden ließ: Eigentlich ist sie doch weitaus die Höchstgezogene von den Fünfen! Nicht nur an Wuchs die Größte. Sie ist an sich eine blonde Schönheit. Der Verstand sagt es einem, wenn man sie anschaut. Aber es fehlt etwas — strafe mich Gott, es fehlt etwas! Diese Züge mit der reinen rosigen Haut sind eigentlich klassisch. Aber sie sind zu hart! Sie wirken kalt. Zu unbeliebt trotz ihrer Jugend. Auch ihre Stimme ist so laut und klar. Ihre Augen so groß und doch so kühl, selbst wenn sie lacht. Und sie ist ja immer guter Dinge. Immer völlig mit sich zufrieden und dafür mit den anderen nicht. Na — Gott besser's! „Steig ein!" Und Fräulein Gesine von der Venne küßte flüchtig die Schwestern, nickte herablassend, wie nur irgendeine große Dame, mit dem ährenblonden jungen Mädchenkopf dem Gesinde zu, kletterte flink zu dem Vater in die Kalesche und fuhr nach Berlin.

Dort war der Major in Meinhardts Hotel Unter den Linden abgetreten. Man hatte es von da nahe zum Ministerium und auch hinüber zum Polizeidirektor. Er trug jetzt im Ausland nicht mehr die verblichene hannöversche Uniform, die der strenge Landesvater allen verabschiedeten Offizieren bis an ihr Lebensende vorschrieb, und sah mit seiner langen Rassegestalt und dem hochmütig strengen Gesicht in dunklem Frack und hohem Hut weit vornehmer, wie ein Grandseigneur vom Lande, aus. Er merkte es an dem stramm militärisch zusammenfahrenden Diensteifer, mit dem die gegen das gewöhnliche preußische Publikum so unteroffiziersmäßig barschen Türsteher und Unterbeamten in den Vorzimmern ihn empfingen. Aber das Ergebnis, wenn er aus dem Allerheiligsten der märkischen Exzellenzen selber kam, war immer das gleiche: Staatsverbrecher wurden mehr als genug in den Listen der Polizei und den Verzeichnissen der Strafanstalten geführt. Aber gerade von diesem übelgeratenen Jüngling, seinem Sohn, war unter keinem Rubrum ein anderes Daseinszeichen zu finden als der seit vielen Monaten unerledigte Steckbrief.

Verstimmt und unruhig verließ Herr von der Venne das Café Royal, wo er mit ein paar Berliner Bekannten gefrühstückt hatte. Die Herren aus der Uckermark und aus Westhavelland hatten ihm auch nicht viel anderes erzählen können, als daß Berlin jetzt im Hochsommer recht still sei, der König und der Hof in Potsdam, der Wollmarkt vorbei, auch der Vereinigte Landtag, diese unheimliche Neuerung, seit Ende Juni gottlob geschlossen. Bald würde auch die Garnison zu den Manoeuvres ausrücken.

Der welfische Edelmann hatte das alles angehört und schon wieder vergessen, als er vor seinem Hotel stand, um sich bei dem Kommissionär wegen des Eisenbahnzuges nach Potsdam zu erkundigen. Es war die letzte Hoffnung, dort, wo die Sonne des Hofes die blauen Havelseen überstrahlte, noch einen Gnadenblick für die Zukunft des verlorenen Sohnes zu erhaschen. Der Hotelbedienstete war eben nicht da. Herr von der Venne wartete auf ihn neben einer Gruppe Herren, die ihm schon wie die Vorboten Potsdams erschienen: Garde mit eng in die Taille gearbeiteten, kurzen blauen Waffenröcken und langen weißen Sommerhosen, Adel in Zivil, scharfe, hochmütig näselnde Stimmen.

Am Teetisch. Gemälde von Adele von Finck.

Digitized by Google

Ein junger Mann zu Mitte der Zwanzig war der Mittelpunkt der Gruppe, der auf der straffen, hochgewachsenen Gestalt einen herrischen Kopf mit gebogener Nase und scharfen grauen Augen sitzen hatte. Er trug einen moosfarbenen Reitfrack und rotbraune Handschuhe und sagte, während er mit der Reitpeitsche an die kanariengelben Stulpstiefel klopfte, zu den Gefährten: „Kein Wunder, wenn die rheinischen Jakobiner im Vereinigten Landtag das große Wort führen, da unsere Regierung taumelt, statt zu regieren!"

„Na na! Immer sachte mit die jungen Pferde, Pritzig!"

„Mein Bruder Louis Ferdinand ist neuerdings unter die Mißvergnügten jejangen", lachte ein junger Gardeleutnant mit aufgedrehtem Schnurrbärtchen.

„Er hat während seines Studiensemesters in Heidelberg zu tief in den Hexenkessel der Demokratie geblickt. Dies unglückliche Baden wird noch ganz Süddeutschland um Ehre und Reputation bringen."

Der lange elegante Junker im Reitfrack wandte sich an den Mann seiner Schwester Amélie, den Kammerherrn von Luch. „Baden, mein bester Leberecht? Nein: die Schande ist hier Berlin! Der Wankelmut und die Schwäche oben — das ist die Sünde wider den preußischen Geist!"

„Na, Spaß, Pritzig!"

„Kein Spaß, Giesebitz! Jetzt herrscht hier noch Ruhe und Ordnung, die Raucher müssen noch vor jeder Schildkröte den Cigarro aus dem Mund nehmen . . . aber wie lange noch? Laßt nur diese ostpreußischen Sansculotten weiter hier um den Freiheitsbaum tanzen!"

„Der Landtag ist ja nun jlücklich jeschlossen", sagte der Berliner Gardekapitän Graf Giesebitz, Louis Ferdinand von Pritzigs Vetter, und gähnte hinter der weißbehandschuhten Rechten.

„Ehe sie auseinandergingen, haben sie noch drei Tage über die Judenemanzipation geschwatzt . . ."

„Gräßlich!"

„Ja, es ist gräßlich! Wieviel vernünftige Menschen gab es denn in diesem Vereinigten Tollhaus? Man kann sie an den Fingern zählen . . . Thadden-Triglaff . . . Kleist . . . Gerlach, ein Herr von Bismarck-Schönhausen, den bisher kein Mensch kannte . . . und der ist auch noch dazu jetzt auf der Hochzeitsreise!"

„Na, laß dir deine Locken darüber nicht grau werden, Louis Ferdinand! Du bist noch jung! Vorläufig hast du's erst vor drei Tagen zum Regierungsreferendar gebracht. Deine Zeit kommt noch."

„Das wird auch verwünscht not tun", sagte Louis Ferdinand von Pritzig mit starkem Selbstgefühl. „Von den betrüblichen Umständen Deutschlands habt ihr alle keinen Schimmer. Ich habe mich als Beobachter von der Spree in Deutschland umgetan. Ich habe zwischen Polen, Juden und Demokraten gesessen und am Neckar mit den angehenden Freimaurern und Illuminaten Schmollis getrunken! Ich weiß mehr als ihr, und es wird einmal mir und euch nützen. Glaubt mir: Der tiers état greift schon den Königen nach der Krone, und dagegen haben wir in Deutschland nur eines: unsere schwarzweiße Vendée!"

Herr von der Venne-Hövede war die Treppe zu seinem Hotelsalon emporgestiegen, an den rechts sein Schlafgemach, links das Zimmer seiner Tochter Gesine anstieß, und sagte zu ihr, die lang, schlank, kühl und blond am Fenster stand und mit der Inbrunst eines zu größeren Dingen bestimmten einsamen Landfräuleins das bunte Leben der Gardeoffiziere und Flaneure, der modischen Damenwelt, der Karossen, der Lakaien und Schusterjungen und Eckensteher Unter den Linden betrachtete:

„Que diablos!" Und das war das letzte äußerliche Merkmal seiner kriegerischen Jugend, unter Wellington auf der Peninsula, daß er auf spanisch fluchte. „Gesche: Was ist das Preußen für ein sonderbares Land!"

„Mir gefällt's!"

„In jedem von den Leuten hier steckt ein Stück von dem alten Eisenfresser York, wie ich ihn noch in Paris beim ersten Einzug gesehen hab'! Es ist kein Staat, in dem ein unabhängiger Gentleman vom Lande wie ich sich auf die Dauer wohlfühlen könnte . . ."

„Mir gefällt es hier sogar riesig, Papa! Mir ist so zumut, als ob ich schon immer in Berlin gelebt hätte . . ."

„Hier zwischen der Wachtparade und den steinernen Helmen und Harnischen auf jedem zweiten Hausdach und dem Siegeswagen auf dem Tor und dem Kriegsrat von Feldherrnstandbildern auf jedem freien Platz . . . Herrgott: Ich war doch auch Soldat, aber hier möchte man ja meinen, die Menschen seien wegen des Krieges auf der Welt, und nicht der Krieg, Gott sei Dank nur alle Jubeljahre mal, wegen der Menschen."

Gesine von der Venne lachte, in einer frischen und bestimmten Art — und es war auffallend, wie dieser Sonnenschein plötzlich ihre für ihre Jugend zu herben Züge weich und lieblich machte und den vorgeahnten Glanz einer erst reifenden fraulichen Schönheit darübergoß. Ihr Vater schüttelte den strengen Graukopf.

„Du hast schon selbst was von einer Preußin an dir, statt daß du von Gottes und Rechts wegen ein rechtes Sachsenkind sein solltest oder meinetwegen eine Friesenjungfer von deiner seligen Mutter her! Wie das zugeht, weiß ich nicht. Na — was wollen Sie denn, mein Bester?"

Der Kellner war eingetreten und meldete, daß Herr Regierungsreferendar und Dr. jur. Louis Ferdinand von Pritzig draußen stehe und um die Ehre einer Unterredung ersuche.

„Pritzig . . . Pritzig . . . kenne ich den? . . . Nee — kenn' ich nicht! Was wünscht denn der Herr?"

Der Kellner wußte es nicht. Aber er wagte flüsternd hinzuzufügen, daß es eben ein Herr von Pritzig sei und der älteste Sohn seiner Exzellenz, des Generalleutnants z. D. Josias von Pritzig, Majoratsherrn auf Zackenzin, und das beruhigte Herrn von der Venne, und mehr noch, als er in dem mit einer weltmännischen Verbeugung Eintretenden den gestiefelten und gespornten jungen Royalisten in moosgrünem Reitfrack und gelben Stulpen von unten erkannte.

Louis Ferdinand von Pritzig bat denn auch gleich, ehe er Platz nahm, wegen seines Habits um Entschuldigung.

„Ich hätte mir nie erlaubt, quasi aus dem Sattel heraus meine Aufwartung zu machen", sagte er mit einer ritterlichen Verbeugung gegen Gesine, „wenn ich den Vorzug geahnt hätte, mich auch der Gnädigen zu Füßen legen zu dürfen. Aber ich bitte, Herrn Major ganz gehorsamst melden zu dürfen, daß ich, wie ich hier stehe, eben aus Potsdam geritten komme — mit der Eisenbahn geht es mir nämlich zu langsam . . ."

„Na . . . na . . ."

„Herr Major sollten mal meinen Gaul sehen . . . echter Hannoveraner . . . unverwüstlich" . . . — die kleine gewandte Schmeichelei glitt wie unbeabsichtigt mit durch — „na . . . und meines Bleibens hier sind auch nur ein paar Stunden. Ich muß heute noch nach Zackenzin zu meinem Vater. Ich habe nämlich glücklich vorgestern meinen Referendar gemacht. Ein bißchen spät mit sechsundzwanzig, werden Sie sagen! Richtig! Aber ich war auch schon vorher drei Jahre aktiv bei der Gardekavallerie . . ."

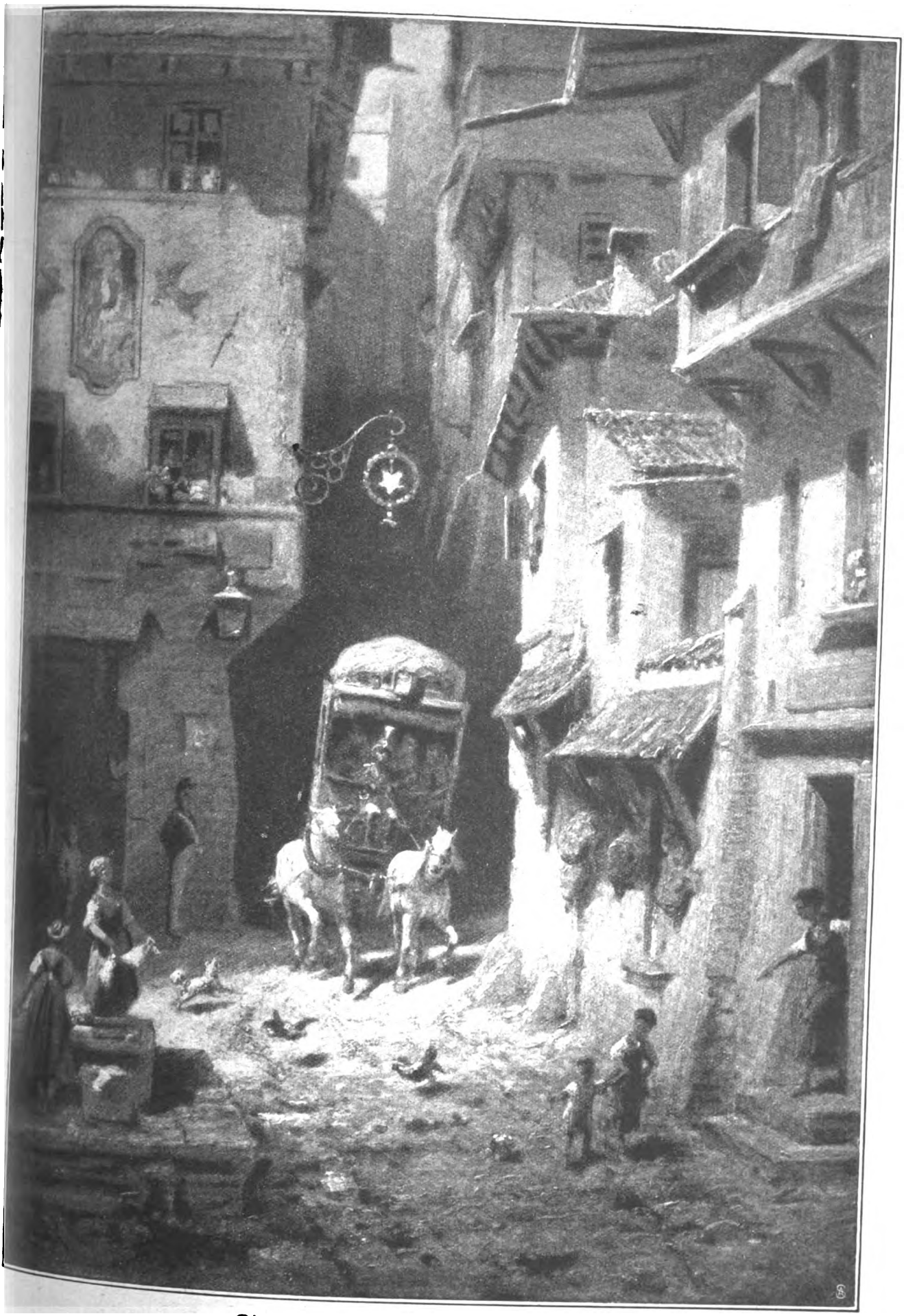
„Oh . . . Sie waren schon Offizier?" fragte der graue Welfe mit erwachendem freundlichen Interesse.

„Ich bin es jetzt noch, im Kavallerie-Landwehr-Regiment . . ."

„Und weshalb hingen Sie die schöne Uniform schon in so jungen Jahren an den Nagel?"

„Mein Gott . . . der Frieden . . . der ewige Frieden . . ." sagte Louis Ferdinand von Pritzig nachlässig. „Seit

Digitized by Google



Die Post. Gemälde von Carl Spitzweg.

Digitized by Google

dreißig Jahren stockt das Avancement. Wir haben tüchtige Leute, die schon deshalb ins Ausland gingen . . . der Moltke . . . der Göben . . . Na . . . ich dachte mir: Ich bin ja jünger als die und habe die Mittel! Satteln wir lieber um. So habe ich mich denn in diesen letzten Jahren auf den verschiedensten deutschen Hochschulen ein bißchen umgetan . . .“

Der märkische Junker schlug ein Bein über das andere und beugte sich zu Herrn von der Venne vor. Er sprach nur zu diesem. Aber zuweilen streifte doch auch ein rascher Blick die blonde Welfin an dessen Seite. „Denn wie ist das jetzt bei uns, Herr von der Venne! Wir lassen uns hier den Wind von der Newa um die Nase wehn! Uns selbst fällt nichts ein. Unsere Mandarine vom siebenten Knopf kennen nur ihre eigenen Pfauenfedern und sind stolz auf ihre Beschränktheit wie der Vogel auf sein Rad. Es wird viel zu schlapp regiert. Es wird überhaupt nicht regiert, sondern der Demokratie schrittweise nachgegeben. Seine Majestät der König konzentriert sich im Zickzack rückwärts. Seine Minister machen diesen grotesken Fackeltanz zu Ehren des Umsturzes mit. Dieser Umsturz ist kein Unkraut, das auf märkischem Sand wächst. Er wuchert südlich des Mains. So beschloß ich, in die Höhle des Löwen zu gehen, und studierte den verflossenen Winter in Heidelberg.“

„So . . . so . . .“

„Herr Major und das gnädige Fräulein fragen mich mit Recht, worauf diese Confessions abzielen. Ich muß sie vorausschicken, um zu dem Wichtigen zu kommen, das Sie betrifft, und dabei doch nicht fälschlich in den Geruch eines Demagogen zu geraten. Aber ich verkehrte in Heidelberg allerdings mit einem Kreise junger Unzufriedener. Es erfüllte sie mit andächtigem Grauen, einmal einen solchen schwarzweißen Gottseibeiuns leibhaftig unter sich zu sehen.“

„In der Tat . . .“

„Unter diesen Studenten befand sich auch ein etwas verträumtes Menschenkind, ein junger Darmstädter, Reinhold Nimis mit Namen. Anständige Familie. Vater Geheimrat. Der Alte schickte ihn im Sommer nach Wien. Dort wiesen sie ihn vor ein paar Wochen eines schönen Morgens aus. Da stand der arme Junge nun. Er mußte Knall und Fall über die schwarzgelben Pfähle hinaus und ließ nichts in Wien zurück als, wie es scheint, sein Herz, und das freilich ganz. Na — das gehört ja nicht hierher . . .“

„Ja, allerdings . . .“

„Wenn ich Herrn Major noch für eine Minute um Geduld bitten darf“, sagte Louis Ferdinand von Pritzig mit lässiger Sicherheit. „Nun hatte mir der gute Reinhold einmal bei einem Schöppchen sauren Pfälzers im ‚Schwarzen Schiff‘ zu Neuenheim das Gelöbnis abgelegt, wenn er auf der Welt gar nicht mehr aus und ein wisse, dann komme er zu mir. Ich bin ja sein gerades Gegenteil — aber eben darum hatt’ ich ihn in meiner Art auch recht gerne . . . ich bin darin komisch; ich hab’ alle Leute gern, die sich mir unterordnen. Vor ein paar Tagen traf mein guter Reinhold Nimis so gramvoll und mit sich und der Welt zerfallen, wie nur ein unglücklich Liebender und von der Polizei Verfolgter sein kann, hier in Berlin ein und logiert drüben im Hôtel des Princes.“

„Gewiß . . . aber . . .“ Otto von der Venne zeigte nun doch so viel Zeichen von Ungeduld, als ein Mann von Welt wie er verraten konnte.

„Ich suchte ihn dort auf, und seine erste Frage war nach Ihnen, Herr Major!“

„Nach mir?!“

„In all seinem Liebeskummer und sonstigem Gram hatte der gute Junge doch nur den einen Gedanken, sofort nach Hannover weiterzureisen und Ihnen seine Visite zu machen . . .“

„Ja . . . wieso denn . . .? Nimis . . . Nimis . . . Ich habe nie von einem Studiosus Nimis gehört.“

„Meine Besuche führten mich dieser Tage wiederholt in die hiesigen Ministerien. Dabei hatte ich mehrfach Gelegenheit, Sie zu sehen, und erfuhr durch Zufall Ihren Namen . . .“

„Immer noch kann ich nicht . . .“

„So war ich in der Lage, dem Unglücklichen im Hôtel des Princes zu sagen: ‚Reinhold, Ihr Ziel ist nicht an der Leine, sondern Unter den Linden!‘“

„Schön . . . gut . . . Ich bin etwas verwirrt . . . Warum kommt der junge Mann nicht selbst zu mir?“

„Weil ich ihn gewarnt habe, es zu tun, ehe er sicher ist, daß Sie ihn nicht vielleicht verhaften lassen!“

„Caramba! Bin ich ein Viertelskommissar?“

„Nein. Aber Sie werden von ihm Dinge erfahren, bei denen sich allerdings ehrlichen Royalisten wie uns beiden die Haare sträuben!“

„Nun muß ich aber doch bitten: Um was handelt es sich denn?“

„Um Ihren Sohn!“

Der alte Waterlookämpfer verfärbte sich, während er langsam aufstand.

„Um meinen Sohn Harro?“

„Die Ehre, Ihren Herrn Sohn persönlich kennenzulernen, war mir noch nicht vergönnt“, versetzte der junge Preuße, sich höflich mit ihm erhebend. „Ich sagte dem armen Mitverschworenen Ihres Sohnes: ‚Berlin ist ein großes Spektakelstück. Es wimmelt darauf von Landvögten, Femrichtern, Schergen, Volk und Verschworenen, und die Hausvogtei hat viele Wohnungen und ist näher, als der Mensch denkt! Vielleicht ist der Herr Major ein Cato von Eisen.‘“

„Nein, nein, mein Teuerster: das bin ich nicht!“

„‚Vielleicht hat er seinen Erstgeborenen verstoßen‘, sagte ich, ‚und stößt den Freund ihm nach, und die Antwort auf Ihre Confessions, mein lieber Reinhold, ist ein Griff nach dem Klingelzug, und schon stehen zwei Häscher unter der Türe!‘“

„Ein Ehrenwort unter Edelleuten, Herr von Pritzig: Dieser junge Mann hat sich von mir nur eines zu versehen: unverlöschlichen Dankes. Wo ist er? Führen Sie mich zu ihm!“

„Ich habe ihn in das Hotel bestellt. Er sitzt unten. Erwarten Herr Major nicht, daß ich in ihm einen Carbonaro mit Brigantenmantel und lockerem Stilett präsentiere! Banne gnädiges Fräulein die leiseste Hoffnung auf die Romantik der Abruzzen! Sie werden nichts sehen als einen blassen jungen Mann aus gutem Hause, dem die Zeit zu viele Rätsel aufgibt, dem ein Mühlrad im Kopf und ein schmerzlicher Stachel im Herzen sich dreht!“

Als der Studiosus Reinhold Nimis mit seinem märkischen Mentor eintrat, bleich, Schatten unter den dunklen Augen, ein Staunen vor dem Ernst des Lebens auf dem noch halb knabenhaften Krauskopf, umklammerte der grauhaarige Welfe leidenschaftlich mit beiden Händen seine Rechte.

„Sie sind der Freund meines unseligen Sohnes! Sie kennen ihn? Sie wissen von ihm? Wie? Sie haben ihn auf seiner Flucht geleitet? . . . Sie haben kürzlich ausführliche Nachrichten von ihm aus der Schweiz? Oh — sprechen Sie! Nein . . . hier nebenan, bitte, in meinem Zimmer! Ein Vater kann das nur unter vier Augen hören!“

Er schloß die Türe hinter sich und seinem Besucher. Louis Ferdinand von Pritzig blieb mit Gesine von der Venne allein und hielt die lange, schmale, nervige Hand, die sie ihm reichte, länger als nötig in der seinen.

„Wozu Sie mir noch danken, Gnädigste! . . . Es liegt sonst nicht in meiner Linie, en ami Unter den Linden mit Leuten zu promenieren, die um Mitternacht bei flackerndem Kienspan zwei blutige Finger zum Schwur wider die Tyrannen erheben . . . Aber seien Sie unbesorgt: Dies Kind nebenan beißt nicht! Es weiß nicht, was es tut!“

Digitized by Google

„Und Sie helfen ihm, Herr von Pritzig!"

„Ich bin ein Christ!" Der Junker lachte. „Ein Christ mit dem Potsdamer Wahlspruch: Wer auf Gott vertraut und fest um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut!"

Louis Ferdinand von Pritzig schlug den einen Zipfel des grünen Fracks, auf den er sich gesetzt hatte, zurück. Auch dieses Reitgewand, die hohen Stiefel, die prall anliegenden Hosen aus weißem Wildleder schienen Gesine von der Benne zu seinem junkerlichen Gesamtbilde zu gehören. Es war dadurch etwas von freier Luft und weiter Ebene und frisch umbrochener Scholle um ihn und zugleich, im leisen Klingen der Sporen, etwas vom Kasernenhof und von leichtem Stallduft, und dabei war er doch Dr. juris und Rechtsbeflissener, in die Gilde berufen, die Preußen, den alten Beamtenstaat, verwaltete.

„Ich glaube, Sie halten es mehr mit dem Hauen als mit dem Beten", sagte sie und sah ihn prüfend von der Seite an.

„Augenblicklich wird gebetet! Sie wissen, Gnädigste: Man ist Allerhöchsten Ortes sehr fromm. Beinahe schon katholisch. Aber bald wird die Zeit der Hiebe kommen! Die Demagogen werden täglich dreister!"

„Es wundert mich nur, daß Sie dann diese Freundschaft mit dem republikanischen jungen Herrn nebenan . . ."

„Das ist keine Freundschaft! Das ist Seelenfang", sagte der Referendar Dr. von Pritzig und rückte seinen Stuhl vertraulich näher. „Ein Experiment, wenn Sie wollen! Sehen Sie: Wir Preußen sind eine komische Rasse . . ."

„Ja — das sagt Papa auch!"

„Danke gehorsamst! . . . Wir sind, wie wir sind! Genau wie die Jesuiter! Wir bleiben auch so! Wir können nicht anders. Wir können nicht nachgeben! Wir können die Leute totschlagen . . . glückt uns glänzend! . . . aber überzeugen können wir sie nicht . . .!"

„Dazu ist das Totschlagen ja auch wohl das schlechteste Mittel!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild Magdeburgs * Von Lu Volbehr.

Verlockend ist es immer, dem Raunen der Sage zu lauschen, das der Phantasie und der Schöpferlust noch genug übrigläßt, um auszudeuten und auszugestalten beim Forschen nach der Entstehung eines Gemeinwesens.

Verlockend ist es, aber gefährlich zugleich. Zu leicht gelangt man auf Irrwege, findet den richtigen Standpunkt nicht für den Überblick, für eine gerechte Wertung des Geworbenen.

Besser ist's, sich an die verbrieften Urkunden der Geschichte zu halten, seien sie noch so spärlich und lückenhaft.

Gerade für Magdeburg gilt dies ganz besonders. Wir bedürfen gerade dieser Stadt gegenüber des Wissens von ihrer Entstehung, um im Urteil über die Entwicklung, die sie genommen, gerecht sein zu können.

Der geniale Wille des großen Karl wollte mit Magdeburg lediglich einen Handels- und Stapelplatz schaffen. Kein Platz schien geeigneter als der an dem Ufer der Elbe, da, wo sich der breite Strom in zwei leicht überfahrbare, schmale Arme teilte und wo die alte Handels- und Heerstraße der Römer vorbeiführte.

Nachdem Karl der Große nach den schier endlosen Kämpfen mit den Sachsen diesen Volksstamm unterworfen, sein Frankenreich durch das Sachsenland vergrößert hatte, war er bedacht, seine neuen Ost- und Nordgrenzen zu befestigen und auszubauen zum Heil seines Reiches.

Friedlichen Aufgaben also dankte Magdeburg seine Entstehung. Von Mauern umgeben, bewacht von einer Burg außerhalb dieser Mauern, wurde der Markt geschaffen, der als ein Mittelpunkt dienen sollte für den Handel zwischen den Slawen, die am jenseitigen Ufer der Elbe wohnten, und dem großen fränkischen Reich.

Johannisbergstraße mit Johanniskirche in Magdeburg. Radierung von Wilhelm Giese.

Halten wir dies immer fest im Auge, so werden wir unsere Hauptaufmerksamkeit auf die Entwicklung richten, die Karl des Großen Schöpfung als Handelsplatz genommen hat.

Die Entwicklung, die der Markt nahm, entsprach den Erwartungen seines Gründers, und er gewann an Bedeutung, als Otto I seiner jungen Gemahlin Editha, dem englischen Königskind, Magdeburg als Morgengabe schenkte. Die Chronik berichtet, daß die Magdeburger Landschaft die junge Fürstin an ihre englische Heimat erinnert habe und daß sie viel in ihrer Stadt geweilt habe. Otto gründete später das Kloster, das dem heiligen Mauritius geweiht wurde, und ließ Magdeburg zu einem Erzbistum machen. So kam zu der ursprünglichen Lebens-

Digitized by Google

aufgabe der Stadt, dem Handel, der durch die Entwicklung, die er genommen hatte, eine Macht bedeutete, eine neue Macht hinzu, die Kirche.

Als Otto II. zur Regierung kam, war Magdeburg ein bedeutender Handelsplatz geworden. Seine Handelsbeziehungen gingen bis zum Rhein und in die Niederlande, und seine Bürger waren stolze Herren geworden.

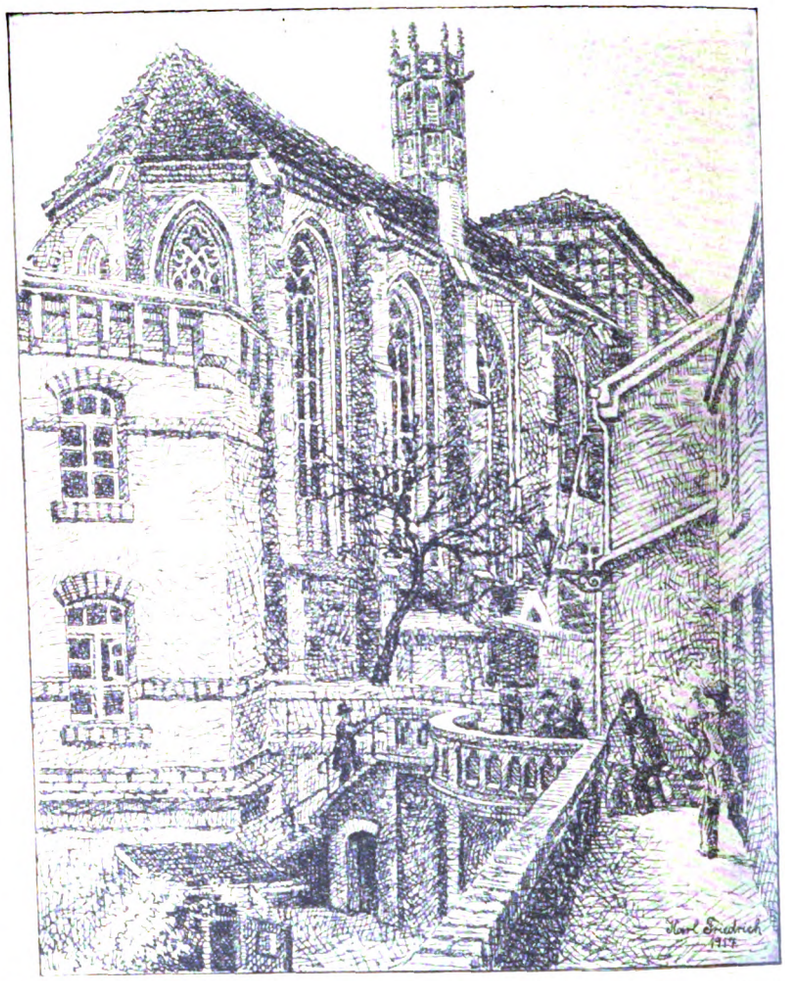
Kam auch eine Zeit des Abstiegs durch die Kämpfe und Unruhen, die die Slawen hervorriefen, so erstanden bald wieder Männer, die dem Abstieg eine Schranke setzten, die von neuem aufbauten und Magdeburg zu neuer Blüte führten.

Das ist das Bezeichnende in der Geschichte Magdeburgs, daß es immer der Tatkraft einzelner bedurfte, die Stadt zur Bedeutung und Geltung zu bringen, daß ihre Kraft nicht in der Wirkung der Gesamtheit als solcher wurzelte.

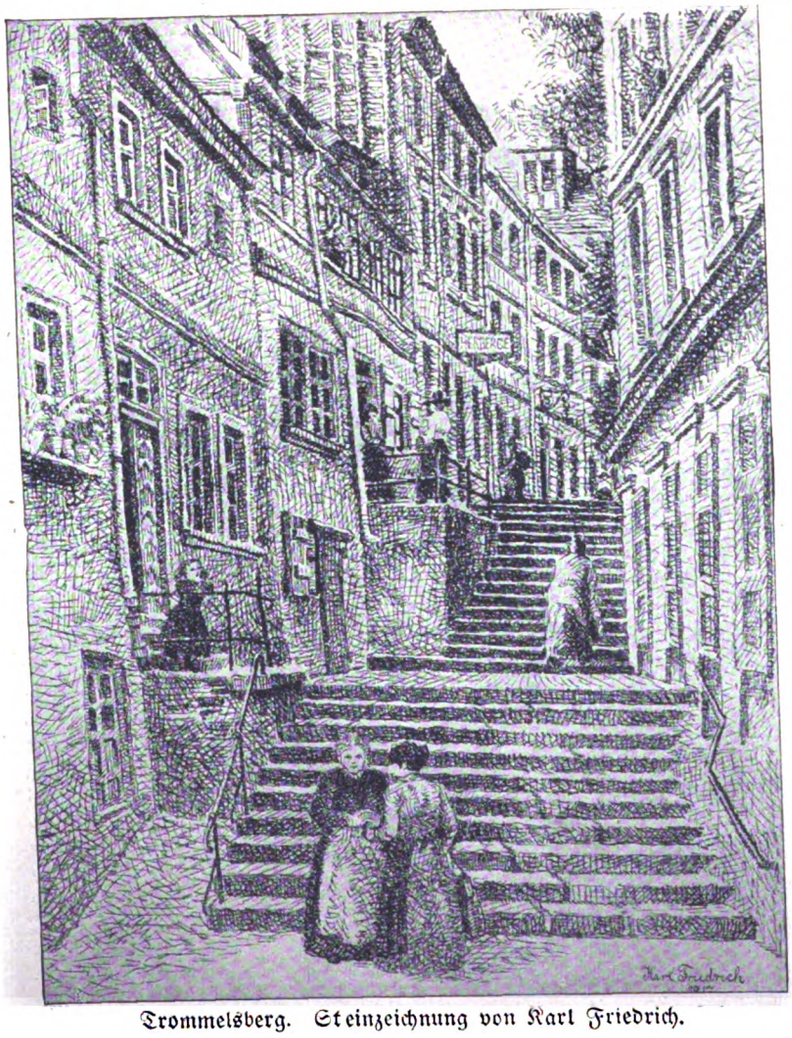
Barbarossa und dann der tatkräftige Erzbischof Wichmann waren es im 12. Jahrhundert, die der Kaufmannschaft fördernd beistanden, so daß Ansehen und Reichtum von neuem wuchsen, daß die Kaufleute zu höfischen Herren wurden.

Als ein verheerender Brand den von Otto dem Großen gebauten Mauritiusdom vernichtete, ging man bald daran, die Trümmer fortzuschaffen. Nach wenigen Jahren schon wurde der Grundstein zu einem neuen Dom gelegt, zu dem Dom, der heute noch, das weitschauende Wahrzeichen Magdeburgs, mit seinen stolzen Türmen über die türmereiche Stadt emporragt und der 1363 einen ersten Abschluß erreichte, so daß er geweiht werden konnte.

War Magdeburg als Handelsstadt groß geworden, so war sie späterhin bestimmt, in den Zeiten der Religionskämpfe zu neuer Bedeutung zu kommen. Aus ihren Buchdruckereien wurden im 16. Jahrhundert fast alle Kampfschriften im Dienst der Reformation über ganz Deutschland ausgesät.



Wallonerberg. Steinzeichnung von Karl Friedrich



Trommelsberg. Steinzeichnung von Karl Friedrich.

Magdeburg war „unseres Herrgotts Kanzlei“ geworden. Der große Reformator kam in die streitwillige Stadt. Er predigte in der Augustinerkirche und in der Johanniskirche des öfteren und stärkte so den Glauben der Bevölkerung. Und dies war nötig. Der Handelsstadt war durch den Wettbewerb Hamburgs am überseeischen Handel stark Abbruch geschehen. Nun kam die Acht Karls V. über die Stadt als Strafe für ihren Reformationswillen, sie ging ihrer alten Handelsgerechtsame verlustig, Leipzigs und Hamburgs Handel erstarkte auf Kosten des geächteten Magdeburg.

Als nach jahrelangen Religionskämpfen der unheilvolle 10. Mai 1631 anbrach, der die einst große, reiche Stadt durch Tillys Heer in einen Trümmerhaufen verwandelte, seine Bewohner bis auf ganz wenig Überlebende vernichtete, schien das Schicksal der Stadt besiegelt. Konnte je wieder sich erheben, was so zerschmettert war?

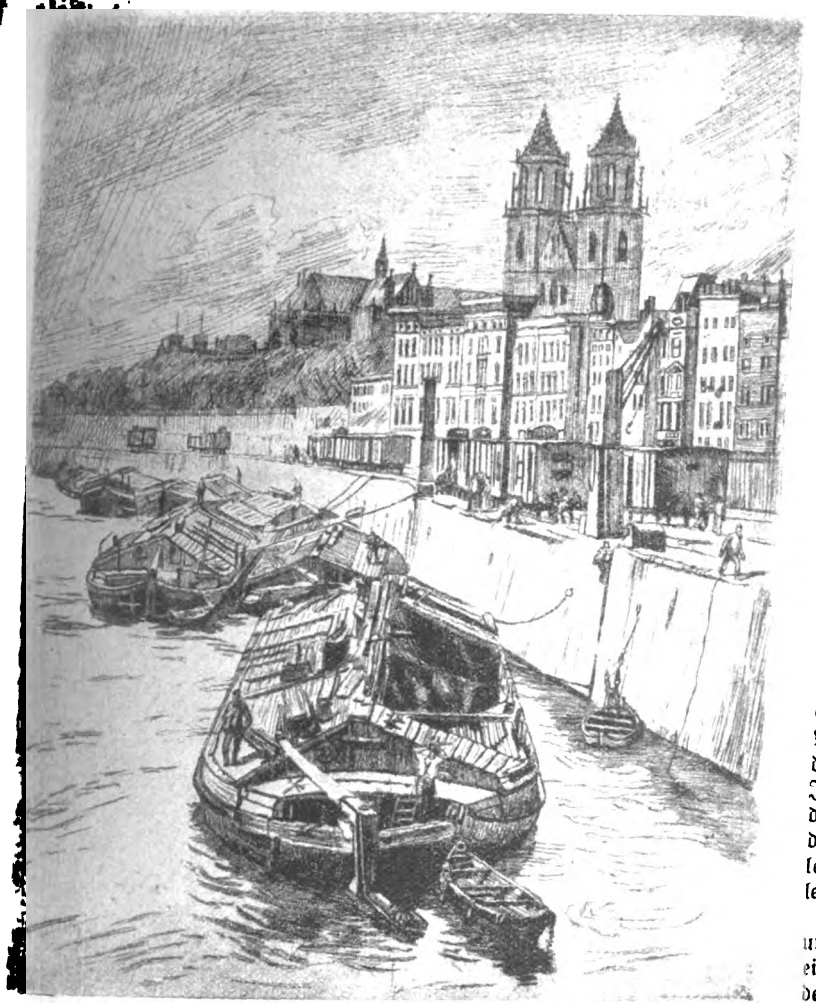
Magdeburg hätte keine deutsche Stadt sein müssen, wäre sie nicht wiedererstanden aus Trümmern und Vernichtung.

Die genialen Männer waren zur Stelle, die neues Leben schufen: Otto von Guericke, der Bürgermeister der vernichteten Stadt, und der Große Kurfürst, dem das Erzbistum Magdeburg zugefallen war.

Ihrer Tatkraft war zu danken, daß Handel und Wandel wieder aufblühten, daß schon nach 60 Jahren Magdeburg wieder den wirtschaftlichen Wettkampf mit Leipzig aufnehmen konnte.

Wurde auch nicht der geniale Bauplan Guerickes ausgeführt, es wurde doch wieder — anschließend an das wenige Erhaltene der alten Stadt — gebaut.

Digitized by Google



Dom und Elbe (Magdeburg). Radierung von Wilh. Giese.

geschützte Lage — fernab von den Grenzen des Landes — bewahrte sie vor den Schädigungen der friderizianischen Kriege. Erst während der Napoleonischen Zeit litt die vielgeprüfte Stadt von neuem schwer. Acht Jahre französischer Besatzung im Verein mit der Kontinentalsperre genügten, zu zerstören, was Bürgerfleiß und Kaufherrengeist neu aufgebaut hatten. Vernichtet wurde der Auslandshandel, vernichtet die beginnende Wohlhabenheit der Bürger.

Befreit vom französischen Joch, konnte sich Magdeburg erst wieder unter seinem weitblickenden, bedeutenden Bürgermeister August Wilhelm Francke erholen.

Eine neue Zeit hub an. Anlagen und Parks wurden angepflanzt, ein Wasserwerk wurde gebaut. Straßenbeleuchtung machte die kleinen Handlaternen zu Urväter-Hausrat.

Aus dem schweren Bördeboden, Magdeburgs Hinterland, wuchs die Zuckerrübe. Ihrer Kultur mußte mancher Waldbestand weichen; aber mit der Zuckerrübe wuchs durch Generationen der Reichtum der Magdeburger Kaufmannschaft, gewann die Stadt mehr und mehr in der Bewertung als Zuckerausfuhrplatz auf dem Weltmarkt. Auch die gewaltige Entwicklung, die die Eisenindustrie nahm, steigerte die Bedeutung Magdeburgs als Industriestadt. Hundert Jahre durfte sie sich ungehemmt entwickeln. Hundert Jahre gehörte sie zu den deutschen Städten, die leben durch ihren Handel, durch ihre Industrie, nur durch sie. Und sie wird weiterleben, und sie wird ihren Platz im Wirtschaftsleben Deutschlands weiter auszufüllen haben.

Wer anderes von Magdeburg verlangt und erwartet, der tut dem Geiste unrecht, der einst den Handelsplatz an der Elbe und an der alten Römerstraße geschaffen, dem Geiste des großen Karl.

Und als Ersatz für die hingemordeten Einwohner wurden Flüchtlinge, die um ihres Glaubens willen vertrieben waren, aufgenommen, so sie gewillt waren, zu arbeiten.

Die alten Gerechtsamen wurden zurückgewonnen, Magdeburg wurde wieder Stapelplatz für die Waren, die zu Wasser und zu Lande durch die Stadt gebracht wurden.

An der alten Römerstraße, dem Breitenweg, der als Hauptgeschäftsstraße von Norden nach Süden durch ganz Magdeburg führt, wurden wieder Häuser gebaut. Die alte Augustinerkirche wurde gleichfalls wiederhergestellt und den angesiedelten Flüchtlingen, den Wallonen, überwiesen. Die beschädigte Johanniskirche wurde erneuert, und bald ragte der infolge von Tillys Befehl unversehrt gebliebene Dom mich mehr über Trümmer und Verwüstung, sondern über neues geordnetes Leben und Wirken in den Himmel. Und ungehindert konnte Magdeburg sich aufbauen und erneuern. Auch durch den Fürsten Leopold von Dessau, der als preußischer Gouverneur lange Jahre in Magdeburg lebte, wurde die Stadt gefördert. Ihre

„Der Breiteweg" in Magdeburg. Radierung von Wilh. Giese.

Digitized by Google

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

IX. Die Flucht.

Fortsetzung

Am Abend besuchte uns unser Malteser. Er erzählte uns von Streikunruhen in Tunis. Wir verließen zusammen mit ihm den Steinbruch und trafen andere Malteser, die sich gleich zutraulich gegen uns verhielten. Einer holte uns ein Stück Brot. Die andern erzählten uns von früheren Flüchtlingen. Einer von diesen hatte von der Schweiz aus auf einer Karte mitgeteilt, daß er glücklich durchgekommen sei. Wir nahmen's zum guten Zeichen.

An einen von den Leuten verkauften wir ein Hemd, um ein paar Franken in die Hand zu bekommen. Meine deutschen Ledergamaschen, die ich zwei Jahre lang getragen hatte, verkaufte ich gleichfalls. Nun galt es noch, unsere Uniformen gegen Zivilkleider loszuwerden. Die Leute wollten uns Arbeiterkleider verschaffen. Einer brachte zwei schmutzige Hosen, die aber viel zu klein waren, ein anderer zwei Paar öldurchtränkte Arbeitshosen, die aber reichlich weit waren. Wir behielten alles und verabschiedeten uns von den Leuten, die uns auch noch Jacken und Mützen zu besorgen versprachen. Wir wagten uns zu einer kleinen Kneipe, wo wir uns Brot, Wurst und Tomaten kauften, und gingen dann zu unserm Versteck zurück.

Am nächsten Tage um fünf Uhr sollte ein italienischer Dampfer nach Palermo abgehen, und wir wollten einen Versuch machen, uns an Bord zu schmuggeln. Am Morgen vollzogen wir unsern Kostümwechsel. Über die zu engen Hosen zogen wir die zu weiten. Die einen deckten die Löcher der anderen. Schön war's nicht, und bequem war's nicht, aber mir war's doch viel wohler als in der Legionäruniform, die gar zu verräterisch war.

Wir warteten nun auf die versprochenen Mützen und Jacken. Ich vertrieb mir die Zeit damit, daß ich den Ameisen zusah, die hier in dem Felsen mit unendlicher Mühe ihr Dasein fristeten. Ein Wassersturz in der letzten Gewitternacht mochte ihnen ihren Bau zerstört haben. Sie waren jedenfalls mit heftigen Eifer dabei, zu bauen und einzurichten. Sie trugen und schoben und schleppten. Ich sah einem von den kleinen Tierchen zu, wie es sich abmühte, mit einer Last, dreimal so groß und schwer als es selber, an einem Stein in die Höhe zu klettern. Eine wahre Sisyphusarbeit. Immer wieder überschlug sich das Tierchen mit seiner Last rückwärts und kollerte holterdiepolter mit ihr den Stein herunter. Ich zählte mit und beobachtete, wie das Tierchen fünfundzwanzigmal mit seiner Überlast fast den steilen Weg überwunden, fast das Ziel gewonnen hatte und wie es fünfundzwanzigmal wieder herabfiel und seine Last und all seine Mühe verlor. Aber beim sechsundzwanzigsten Mal gelang es meiner Ameise doch, Last, Gleichgewicht und Ziel zu behalten und den Sieg zu gewinnen. Da straffte sich in mir selber etwas: Und wenn noch hundert Enttäuschungen und Fehlschläge sich zwischen mich und mein Ziel drängten, ich wollte nicht aufhören, nach ihm zu klettern.

Die Zeit bis zum Mittag verstrich, ohne daß irgendeiner unserer Geschäftsfreunde und Gönner mit Mützen oder Jacken erschien. Der Nachmittag schritt vor, und es kam niemand. Es ward fünf Uhr, die Zeit, da der italienische Dampfer, auf den wir gehofft hatten, ausfahren sollte. Wir waren auf die Höhe über dem Steinbruch geklettert, um von dort Ausschau zu halten. Keiner unserer Freunde nahte sich. Wohl aber sahen wir jenseit der Stadt einen Dampfer, „unser Schiff", wie wir ihn nannten, ohne ihn jemals zuvor gesehen zu haben, den Hafen verlassen. Wir sahen ihn den Kanal neben dem Eisenbahndamm entlang schnurgrade über das Haff gleiten, wie ein am Schnürchen gezogenes Kinderspielzeug. Unsere Hoffnung fuhr mit ihm davon. Wir kamen uns schmählich betrogen vor und waren aufrichtig erbost über die unzuverlässigen Mützen- und Jackenmänner. Aber niemand kümmerte sich um unsere Entrüstung; nur ein paar Ziegen, die sich unbehütet hier oben herumtrieben, meckerten uns spöttisch zu.

Der Abend versöhnte uns wieder etwas mit der Menschheit. Unser alter Malteser kam da an mit einem Topf voll Makkaroni, Tomaten und Parmesankäse. Kein Sultan und kein Bei konnte köstlicher schlemmen. Sogar eine Mütze hatte der brave Mann mitgebracht. Sie paßte Grünwald, der sie also gegen seine Soldatenmütze eintauschte. Ich wurde auf den nächsten Tag vertröstet. Zeitweise konnte der Malteser uns auch eine Jacke überlassen. So konnte Grünwald es noch am selben Abend wagen, in die Stadt zu gehen, um Einkäufe zu machen. Geld hatten wir ja. Er kam mit sechs runden arabischen Broten, mit einem Riegel Schokolade und einem Stück Ziegenkäse zurück. Wir fingen an zu leben wie die Hasen im Klee.

Der nächste Tag war der 31. Juli. Er brach strahlend an. Wir machten große Toilette. Wir rasierten uns, zwar ohne Pinsel und Seife, aber mit richtigen Rasierklingen, denselben, mit denen wir unsere Eule geschlachtet und ausgeweidet hatten. Grünwald schliff sie mit großer Sorgfalt an einem Kalkstein. Dann banden wir die Klingen an ein Stück Holz und bearbeiteten uns gegenseitig damit, und keiner blieb dem andern etwas schuldig.

Am Abend besuchte uns zum letztenmal unser maltesischer Edelanarchist. Er brachte uns wieder ein paar Stücke Brot, diesmal auch für mich eine alte ölige Maschinistenmütze und endlich für uns beide die ersehnten Jacken. So hatten wir denn glücklich all unsere Uniformstücke gegen nicht eben schönere, aber unverdächtigere Zivilkleidungsstücke umgetauscht. Wir hatten keinen Grund und keinen Vorwand mehr, die anarchistisch-maltesische Gastfreundschaft noch länger in Anspruch zu nehmen. War sie uns nicht um unserer schönen Augen willen erwiesen worden, so hatten wir doch all ihre Vorteile genossen. Die Beweggründe unseres namenlosen Freundes entsprangen leicht trügerischer Ideologie, sein Handeln leitete reine Menschlichkeit; aus einem dunklen Drang gebar sich ihm lichte Güte. Ich weiß seinen Namen nicht; er nicht den meinen. Aber solange Sinn und Denken in mir ist und Fähigkeit, Dank zu fühlen, solange wird von mir zu ihm ein Band geschlungen bleiben, das über Länder, Meere, Sprachgrenzen und Rassen hinweg zwei Punkte der Menschheit menschlich verbindet. Hunderttausend, Millionen solcher Bänder werden einmal wieder und immer mehr geschlungen und geschlungen sein. Dies ist die wahre Internationale und die einzige.

Wir waren also gerüstet, hatten etwas Mundvorrat und ein paar Franken in der Tasche. So wanderten wir im Vertrauen auf unser verändertes Aussehen in der einbrechenden Dunkelheit nach der Stadt zurück, aus der wir so mühselig und unter so viel Gefahren erst geflohen waren. Ohne Aufenthalt durchwanderten wir sie in der mutmaßlichen Richtung auf den Hafen zu. Bald spürten wir das Hafenviertel: Kleine Häuserchen, in denen abermals nur Italiener und Spanier wohnten. Die Leute saßen im Dunkeln vor ihren Türen, um Luft zu schnappen. Überall lungerten Matrosen herum. Wir selber sahen aus wie Hafenarbeiter und fielen durchaus nicht auf. Wir bewegten uns hier im Gefühl völliger Sicherheit und, ich wenigstens, erfüllt von einem lebendigen Glücksempfinden. Ich kam mir schon vor wie zu Hause.

Wir strichen am Hafen entlang, um zu sehen, was für Schiffe da lagen. Ein stattlicher Dampfer war hell er-

Digitized by Google

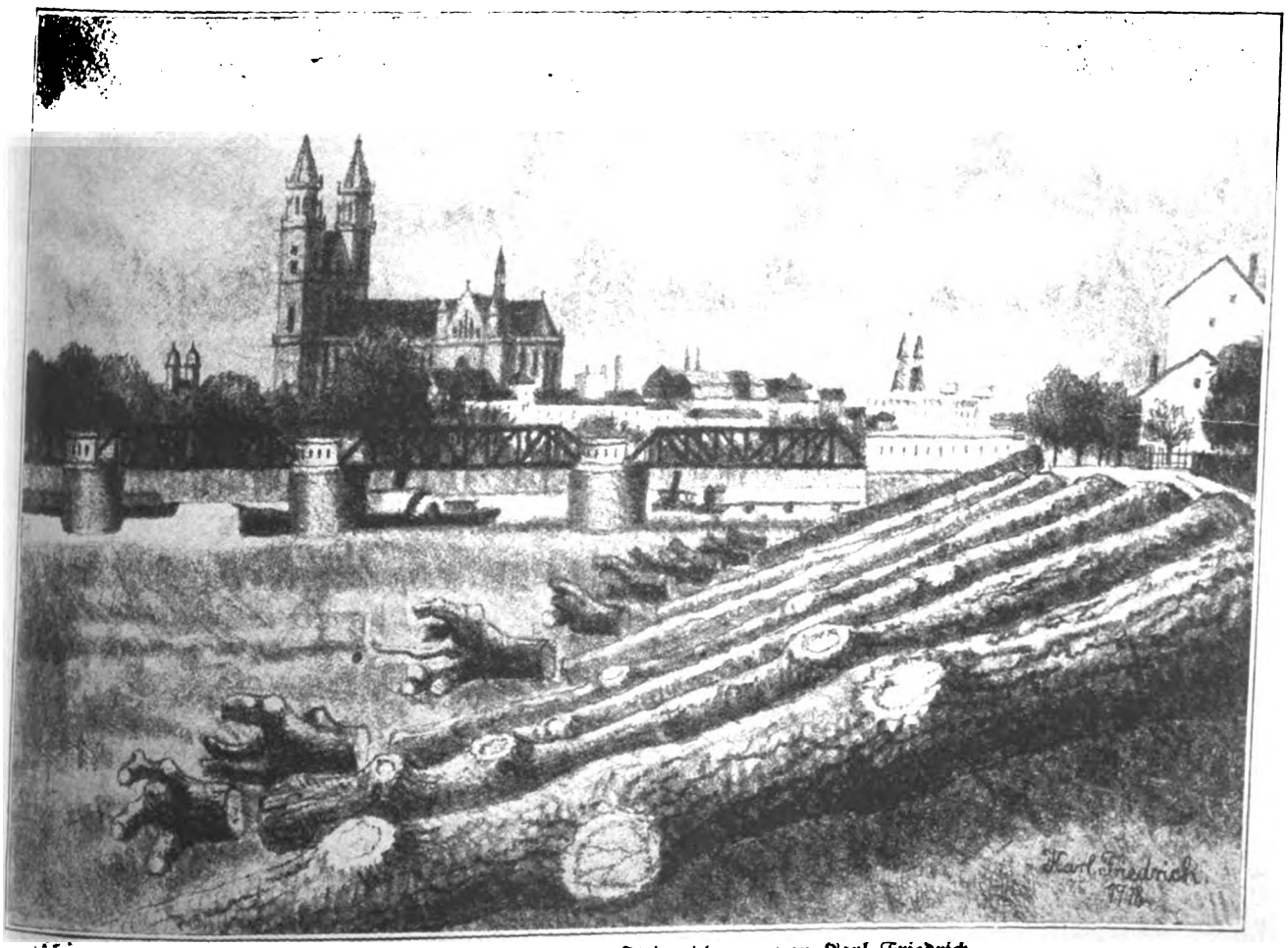
leuchtet. Es war ein Franzose, hieß „Biskra", das Fallreep war von Gendarmen bewacht. Ein wenig wollten uns bei ihrem nahen Anblick doch die weiten Hosen über den engen schlottern. Das mußte überwunden werden. Ich hatte mit Grünwald verabredet, daß wir in Hörweite von Franzosen nur Englisch sprechen wollten. Das heißt: Ich sprach Englisch, und Grünwald, der davon keine Silbe verstand, gab mir mit „Yes" und „All right" heraus. Die englischen Seeleute treten durchweg sehr selbstbewußt auf, sie benehmen sich auch in den Häfen der Trabantenvölker Englands als Herren, und niemand vergreift sich so leicht an einem von ihnen. So schien mir die englische Maske die sicherste. Ich ging denn, ungeniert mein Englisch kauend, dicht an dem Fallreep der „Biskra" und den Gendarmen vorbei, und Grünwald rollte ihnen sein „All right" nur so unter der Nase hin. Sie ließen uns in hochachtungsvollem Schweigen an sich vorübergehen.

Leider lagen die Schiffe weiterhin am Kai so im Dunkeln, daß es nicht möglich war, Name und Nationalität zu erkennen. Neben einer mächtigen Ladevorrichtung für Phosphate sah ich einen Dampfer so tief im Wasser liegen, daß ich annahm, er sei schwer beladen und werde also bald abfahren. Wir pürschten uns an den Dampfer heran und beobachteten ihn so genau wie möglich, konnten aber nicht einmal seine Nationalität ausmachen. Da kam ein Mann von Bord und an uns vorüber, den sprach ich an. Es war ein Italiener, sprach aber Französisch. Von ihm erfuhr ich, das Schiff sei ein italienischer Dampfer und fahre morgen ab.

Das fuhr uns mächtig in die Nase. Da war eine Möglichkeit, die war eine Frechheit wert. Wir kletterten auf die Ladevorrichtung und von ihr auf das Heck des Schiffes. Als wir hier zwischen Bergen von Tauen herumstolperten und uns im Dunkeln zu orientieren suchten, entdeckte uns ein Matrose und fragte nicht eben höflich, was wir hier zu suchen hatten. Wir konnten nicht wohl etwas anderes sagen, als daß wir Lust hätten, uns hier anheuern zu lassen. Er knurrte etwas von sonderbarer Tageszeit und sonderbarem Besuch, ging weg und kehrte mit einem Offizier zurück, der uns erklärte, das Schiff könne keine Leute mehr brauchen. Da der Offizier im übrigen aber ganz freundlich war, erkundigte ich mich bei ihm nach der Nationalität der nächstliegenden Schiffe. Er bezeichnete mir einen schwedischen Dampfer, eine italienische Viermastbark, einen normannischen und einen anderen italienischen Dampfer. Ich dankte und verließ mit Grünwald auf minder ungewöhnlichem Weg, als auf dem wir gekommen waren, das Schiff.

Ich hatte es jetzt auf den Schweden abgesehen. Am Fallreep stand ein Matrose Wache. Ich sprach ihn Französisch an, er antwortete Englisch, war aber selber ein Finnländer. Er hielt es nicht für ausgeschlossen, daß wir auf dem Schiff ankommen könnten. Wir erzählten ihm, wir seien Heizer, von Nationalität Elsaß-Lothringer und mit einem griechischen Dampfer von Konstantinopel gekommen. Hier in Tunis hätten wir eine Schlägerei mit Arabern gehabt, seien ins Gefängnis gesteckt worden, aber ausgerissen, und hätten nun nicht gerade ein Interesse daran, uns hier noch mehr als nötig sehen zu lassen.

Die Geschichte gefiel dem Mann. Er gewann Geschmack an uns, hieß uns dableiben; es sei jetzt kein Mensch an Bord, wir sollten also warten, bis jemand käme, bis dahin könnten wir etwas mit ihm futtern. Er holte einen Laib Brot und delikate Lachskonserven; so waren wir seine Gäste. Nach und nach kamen einzelne Leute an Bord zurück. Unser Gastfreund erzählte ihnen unsere Geschichte. Sie erwarb uns allgemeine Gunst. Ein großer, lustiger Däne der etwas stark angeheitert war, umarmte mich voller freudiger Rührung, weil ich es den „Lumpenhunden" so schön gegeben habe und den Franzosen so hübsch durch



Blick auf den Dom von Magdeburg. Steinzeichnung von Karl Friedrich.

Digitized by Google

gegangen sei. „Du bist ein Mann nach meinem Herzen," schrie er und schlug mir freundschaftlich auf den Buckel, daß es knallte, „ein ganzer Kerl bist du, ein ganzer Viechskerl, ein goldnes Urviech. Du mußt mit uns fahren, Junge. Wenn der Kapitän dich nicht nehmen will, verstecke ich dich an Bord, so wahr ich Kornschnaps von Kuhmilch unterscheiden kann."

Gegen 12 Uhr erschienen der Steuermann und der Erste Maschinist. Der Wachmann erstattete Meldung über uns. Da kam der Steuermann auf uns zu und sagte: „Wohl möglich, daß ihr gebraucht werden könnt. Kommt morgen vormittag vor neun Uhr wieder und wendet euch an den Kapitän."

Um sicher zu gehen, wollten wir das Schiff nicht mehr aus den Augen lassen. Auf dem Kai selber aber mochten wir auch nicht die Nacht zubringen. So gingen wir zu dem Ladekran zurück, kletterten auf ihn hinauf und machten es uns da oben so bequem, als es eben ging. Wir konnten von da aus den Kai überwachen, waren selber aber im Dunklen ungesehen. Als es hell wurde — nach einer wenig erholungsreichen Nacht — mußten wir von dem Kran herunter, denn der Hafen erwachte, und der Kai begann sich zu bevölkern. Zuerst erschien ein Ehepaar, das auf einem zweirädrigen Karren einen fliegenden Kaffeeschank unterhielt. Wir waren seine ersten Gäste. Dann kamen die Zollwächter, die Hafenarbeiter, die Matrosen.

Wir verzogen uns etwas, um nicht unnötigerweise aufzufallen. Wir gingen ein Stück am Strand entlang, sahen da Leute Krabben fischen und fanden es klug, uns, wie sie, bis auf die Unterhosen auszuziehen und ebenfalls wenigstens so zu tun, als ob wir Krabben fischten. In Unterhosen sind sich alle Menschen mehr oder minder gleich, und böse Menschen fischen keine Krabben. Bis es denn Zeit wurde, uns auf dem schwedischen Dampfer zu melden. Er hieß, wie wir jetzt bei Tage sahen, „Einar" und war aus Göteborg.

Ich hatte es auf mich genommen, für uns beide zu verhandeln. Ich wurde zu dem Kapitän in seine Kajüte geführt. Ich erzählte ihm, wir seien Elsaß-Lothringer, auf griechischem Dampfer vom Orient hierhergekommen und jetzt bestrebt, nach irgendeinem Land, außer Frankreich, zu kommen. Der Kapitän war sehr freundlich. Plötzlich sagte er: „Elsaß-Lothringer — da müssen Sie doch Deutsch können."

„Jawohl", antwortete ich, und nun begann er selber fließend Deutsch zu sprechen. Es ergab sich, daß er viel in Deutschland gewesen, ein großer Deutschenfreund und gar kein Liebhaber der Franzosen war. Da wagte ich es, ihm ganz reinen Wein einzuschenken und ihm meine Lage ganz unverhohlen zu entdecken.

Er sah mich erstaunt an. „Verdammt," sagte er, „da stecken Sie in einer brüchigen Haut und sind bei mir hier an einem schlechten Platz. Weiß nicht, wie lange ich noch hier liegen muß. Die Ladung ist für Italien, aber ich habe Gegenbefehl, weil die Lazzaroni noch nicht gezahlt haben, und kann nun hier noch wer weiß wie lange liegen. Inzwischen habe ich alle Tage die Franzosen wegen der Ladungskontrolle an Bord. Wäre doch fatal, wenn die Sie hier aufgriffen. Ja, wenn ich gleich losfahren könnte. Aber so ist das hier bei mir eine zu unsichere und gefährliche Sache für Sie. Tut mir leid, aber das beste ist, Sie machen, daß Sie gleich wieder von Bord kommen."

Das war eine schwere Enttäuschung, eine wahre Niederlage. Der Kapitän merkte, wie nahe mir die Sache ging. Er wollte sie mir etwas versüßen, schenkte mir fünfzehn Franken, rief den Schiffskoch und hieß ihn für mich und Grünwald ein ordentliches Paket von Konserven zurechtmachen. Es war trotzdem ein wehmütiger Abschied.

Da standen wir denn wieder haltlos am Kai, abermals um eine Hoffnung betrogen. Ich mußte an meine Ameise aus dem Steinbruch denken. Auf fünfundzwanzig Schiffen nacheinander wollte ich mein Glück versuchen, ehe ich mir gestatten wollte zu hadern. Dies war erst das zweite gewesen.

Um der prallen Mittagsonne zu entgehen, legten wir uns in einen offenen Schuppen, aßen da und döften dann stundenlang vor uns hin. Da hörte ich plötzlich eine Sirene das Signal zur Abfahrt heulen. Ich sprang auf: „Da fährt ein Schiff aus. Wir müssen unser Glück bei ihm versuchen."

Grünwald war minder wohlgemut, eher bedenklich, kam aber mit, da ich ihm zuredete. Wir gingen wieder am Kai entlang, kamen wieder an „Einar" vorbei, dann an einigen griechischen Dampfern. Einer davon hieß „Marika". Der Name fiel mir auf und blieb mir hängen, weil ich einst in Konstantinopel eine kleine Griechin namens Marika gut gekannt hatte. Weiterhin lag ein schwer beladener Dampfer, ein Franzose, der die weiße Flagge mit blauer Umrandung gezogen hatte, die sogenannte P-Flagge oder den Blauen Peter, die besagt: Das Schiff fährt heute ab. Auf dem Schiff und am Kai neben dem Schiff herrschte denn auch die entsprechende Geschäftigkeit. Matrosen waren dabei, die haltenden Taue zu lösen. Einen von diesen ging ich an. Er sagte mir, der Dampfer sei aus Marseille und wolle wieder heim. Ich wollte im ersten Augenblick verzagt umkehren. Marseille hatte ich in gar zu schlechtem Andenken. Ich stand unschlüssig, sah den Vorbereitungen zur Abfahrt zu; Grünwald neben mir noch unschlüssiger.

Da sah ich erst den Namen des Schiffes. Es hieß „Venus". Eine abergläubische Regung ward in mir wach. Venus? Und heute war Freitag, der erste August. Und in Konstantinopel hatte mir einst eine Wahrsagerin, von der wir uns in einer übermütigen Stunde die Zukunft deuten ließen, eröffnet: Ich sei unter dem Zeichen der Venus geboren, mein Glückstag sei der Freitag und mein Glücksmonat der August. Das fiel mir ein, als ich jetzt den Schiffsnamen „Venus" las. Zwar hatte die konstantinopolitanische Pythia auch noch einen Smaragd, einen Stein, einen Seehund, eine Taube und zehn andere Dinge mir als Glückszeichen genannt, von welchen allen hier nichts zu sehen war. Auch hatte mich neulich noch das Orakel der Eule schnöde betrogen. Aber ich war gewillt, mein Glück zu prüfen, hielt mich an Venus, Freitag und August und ging, ohne Grünwald erst noch etwas zu sagen, auf gut Glück an Bord des Schiffes.

Grünwald folgte mir. In dem lebhaften Verkehr zwischen Schiff und Kai fiel das nicht weiter auf. An Bord selbst freilich war die Sache kritischer. Auf der Back aßen die Matrosen. Dorthin wollte ich also nicht. Ich ging daher mittschiffs. Dort wollte ich mich eben im oberen Heizraum hinter dem Schornstein verstecken, da bemerkte ich, daß ein Mann, der aus dem unteren Heizraume heraufkam, mich beobachtete. Ich sah seinem Gesicht an, daß er mich verraten würde. Ich verließ deshalb mein Versteck wieder. Grünwald hatte offenbar mehr Glück für diesmal. Er war nicht mehr zu sehen. Offenbar war es ihm gelungen, sich als blinder Passagier zu verstecken.

Ich ging in großer Verlegenheit einen Gang entlang, der zur Messe führte. Da tat sich deren Tür auf, und unglücklicherweise trat aus ihr der Kapitän des Schiffes selber. Ein stattlicher, eleganter Mann. Er betrachtete mich befremdet und schnauzte mich an: „Was machen Sie hier?"

Ich gab mein Glück bei der „Venus" schon verloren, nahm mich aber zusammen, machte mir klar, daß mir ja wohl nichts Schlimmeres widerfahren würde, als von Bord gewiesen zu werden, und erklärte so höflich und beflissen als möglich: „Herr Kapitän, ich wollte Sie um die Güte bitten, mich die Überfahrt auf Ihrem Schiffe verdienen zu lassen. Ich bin Elsaß-Lothringer, Seemann von Beruf, war in Konstantinopel, bin von da mit dem griechischen Dampfer „Marika" da drüben nach Tunis gekom-

Digitized by Google

men und suche von hier die Überfahrt nach Frankreich, um nach meinem befreiten Vaterlande zu gelangen."

Die Musik von dem befreiten Vaterlande der Elsaß-Lothringer hören alle Franzosen gern. Auch der Kapitän wurde durch diese Melodie besänftigt. „Ah, c'est ça," sagte er, „haben Sie Papiere?"

Nun zeigte sich, wie wohlgetan es gewesen war, daß ich all die Monate her wie meinen Augapfel die beiden Papierchen gehütet hatte, die ich einst auf der Überfahrt von Saloniki nach Marseille meinem Gendarmen aus der Tasche stibitzt hatte, meinen Aufenthaltsschein für Konstantinopel und meinen freilich unvisierten Konstantinopeler Paß. Es war kaum zu erdenken gewesen, wie, wann und wo diese Papierchen mir gelegentlich sollten von Nutzen sein können. Nun plötzlich waren sie von unschätzbarem Wert. Sie machten meine Erzählung so glaubhaft, als seien sie eigens um ihretwillen fabriziert. Der Kapitän, der offenbar trotz seines anfänglichen Bärbeißertones guter Laune war, sah sich die Papiere an, fand sie in Ordnung, nickte und sagte: „Na, meinetwegen können Sie an Bord bleiben. Machen Sie sich in der Küche und im Heizraum nützlich."

Ich taumelte fast vor Freude. Ich mußte mich ordentlich zusammennehmen. O Venus, o Freitag, o August! Nur jetzt keine Dummheit machen! Es war fast zuviel des Glücks. Nur jetzt das launische nicht reizen!

Ich ging nun nach vorn. Es waren an Deck ganze Pyramiden von Weinfässern aufgebaut. Irgendwo zwischen diesen vermutete ich Grünwald. Ich ging geradeswegs zum Quartiermeister und meldete mich bei ihm: Der Kapitän habe mich angenommen und mir befohlen, mich im Heizraum und Küche zur Verfügung zu stellen. Damit gehörte ich zum Schiff so gut wie irgendeiner. Die Leute nahmen mich bereitwillig als ihresgleichen auf, luden mich zum Essen ein und meinten, am Trinken würde es auch nicht fehlen. Sie deuteten auf die Pyramiden von Fässern. „Alles unser," sagten sie, „wir bohren sie an, wie's uns beliebt, und jeder trinkt die Sorte, die ihm am besten schmeckt." Und in der Tat, einer ganzen Menge von Leuten merkte man an, daß sie ihrer Lieblingssorte schon reichlich zugesprochen hatten.

Es dauerte nun nicht mehr lange bis zur Abfahrt. Man hörte den Kapitän Befehle durchs Sprachrohr rufen. Die Offiziere gingen auf die Brücke, der Lotse kam an Bord, die letzten Taue fielen. Da, als die Maschine schon arbeitete, das Wasser schon um die Schrauben zischte und das Schiff schon vom Kai abholte, erschien auf diesem ein europäisierter Araber, schreiend und gestikulierend: Sein Sohn müsse an Bord sein. Er müsse sich eingeschlichen haben. Er wolle nach Europa, nach Marseille, der Kapitän möge ihn doch ja suchen lassen und von Bord jagen. Der Offizier auf der Brücke rief noch hinüber, er werde das Schiff durchsuchen lassen und den Bengel in La Goletta drüben ans Land setzen, falls er an Bord sei. Dann wichen Kai, Hafen und Stadt hinter uns weg. Tunis breitete sich wie ein schönes Bild aus und verschwand wie ein schönes Bild. Die Maschine arbeitete mit gleichmäßigen Bewegungen. Der Schiffskörper zitterte leise unter mir. Neben ihm hin glitt der Kanaldamm über die Fläche des Haffs von La Goletta nach Tunis.

Ich atmete tief auf. Ach, wie hatte doch diesmal alles geklappt. Mochte die Eule getrogen haben, Venus, Freitag und August hatten mir jedenfalls alles gehalten, was die Pythia in Konstantinopel mir von ihnen versprochen hatte.

Wenn ich nun bloß noch gewußt hätte, was aus Grünwald geworden war! Wäre er vor der Abfahrt entdeckt und wieder von Bord abgeschoben worden, so hätte das sicherlich so viel Aufsehen gemacht, daß es mir nicht hätte entgehen können. Aber wo steckte er?

Wegen des Lärms, den der alte Araber um seinen angeblichen Ausreißer von Sohn gemacht hatte, wurde während der Kanalfahrt durch das Haff nach Goletta tatsächlich das ganze Schiff durchsucht. Der Erfolg war überraschend. Statt des gesuchten Araberjungen zogen die Matrosen meinen Kameraden Grünwald zwischen den Fässerstapeln an Deck hervor. Das gab ein großes Halloh, zumal gleich darauf doch auch der gesuchte Araberbengel irgendwo aufgefunden und an Deck gebracht wurde.

Den Matrosen schien die Sache mit den beiden blinden Fahrgästen sehr erheiternd. Aber der Araberjunge heulte wie ein Schloßhund, und Kamerad Grünwald machte ob seiner vorzeitigen Entdeckung ein ganz verstörtes Gesicht. Mich jammerte sein Pech. Aber ich konnte nicht das geringste dazu und davon tun, mußte jedoch befürchten, unter Umständen selbst noch mit darin kleben zu bleiben. Ich machte mich deshalb so unauffällig wie möglich an ihn heran. Als ich dicht vor ihm stand, machte er ein erstauntes und ungewisses Gesicht. Ich stieß mir wie aus Versehen mit einer Handbewegung meine Mütze vom Kopf, so daß sie ihm gerade vor die Füße fiel. Indem ich mich danach bückte und wieder aufrichtete, raunte ich ihm zu: „Wir kennen uns nicht!"

Wir sahen einander an. Sein Blick war traurig. Aber ich merkte, daß er mich verstanden hatte und daß wir einig waren. Gleich darauf sah ich, wie der Kapitän Grünwald vornahm. Dieser gab sich für einen französischen Schweizer aus, hatte aber keinerlei Papier, das ihm irgendwie als Ausweis hätte dienen können. Der Kapitän, der mit seinen Offizieren vergnügte, gefällige Damengesellschaft an Bord hatte und infolgedessen immer noch sehr guter Laune war, erklärte Grünwald, so gern er einem armen Teufel aus der Klemme helfe, ohne Papiere könne er ihn nicht an Bord behalten. Er wolle ihm weiter keine Scherereien bereiten und der Polizei keine Mühe machen, aber in La Goletta müsse er ebenso wie der Araberbengel, der an seiner vorzeitigen Entdeckung schuld war, mit dem Lotsen von Bord gehen.

Das war für Grünwald bitter. Ich sah, wie ihm ein paar Tränen über die Backen liefen, und mir selber stieg es brennend heiß in die Augen. Es brauchte noch nicht jede Hoffnung für ihn verloren zu sein, aber er mußte unter bedenklichen Umständen von vorn anfangen und diesmal ganz allein und ohne den moralischen Rückhalt an einer Kameradschaft und Schicksalsgemeinschaft.

Aber da war nichts zu machen. Ich konnte nicht das geringste für meinen Kameraden tun. Konnte nur mich selber in sein Verhängnis verwickeln. Er selber täuschte sich darüber nicht. Er machte keinerlei Miene des Erkennens oder gar eine Gebärde der Annäherung. Er konnte sich keinen Vorteil für sich davon versprechen und hütete sich, mir dadurch zu schaden.

Der Hafenkanal von Tunis über das Haff bis nach dem Außenhafen La Goletta mag etwa neun Kilometer lang sein. Eben erreichten wir sein Ende und die Ausfahrt ins offene Meer. Die Fahrt wurde stark verlangsamt. Dann stoppte das Schiff. Der Lotse kletterte in sein Boot; ihm nach der verdammte arabische Lausbub und Durchgänger, zuletzt Grünwald. Mich würgte es im Hals. Ich trat so nahe hinzu als möglich, um ihn bis zuletzt zu sehen. Ich stand dicht bei ihm. Er sah noch einmal auf. Unsere Blicke standen ein paar Sekunden ineinander, aber keiner von uns rührte eine Miene. Dann wandte Grünwald sich ab und stieg ins Boot. Das war unser Abschied.

Das Boot holte mit ein paar Ruderschlägen vom Schiff ab. Die Maschine ging an. Das Wasser schnob um die Schrauben. Wir hatten bald volle Fahrt. Wir waren aus dem Haff heraus auf offener See: Die Küste Afrikas versank hinter uns. Ich reckte mich auf, wie um aus den trüben Gedanken an meinen armen Kameraden aufzutauchen. Die Sonne tanzte mit Millionen Silberblitzen über der See. Ich warf das Alte hinter mich und sah dem Neuen entgegen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Das Dannevirke * Von Friedrich Quehl.

Wohl das interessanteste Denkmal nordalbingischer Vergangenheit, das in seiner Eigenart dem „limes romanus“ in nichts nachsteht und auf einen mehr als tausendjährigen Ursprung zurückblicken kann, ist das Dannevirke, die gewaltige Schutzwehr der Dänen nach Deutschland zu, die dem Vordringen der südlich der Schlei wohnhaften germanischen Völkerstämme geraume Zeit lang trotzigen Widerstand zu leisten vermochte. Die ganze bedeutungsvolle Anlage ist noch in unseren Tagen das Ziel der kleinen Menschenflutwelle, die alljährlich auch über diese Gegend sich ergießt, deren Mittelpunkt die mythenhafte Handelsstadt Hithabu ist. Ein unverwelkter Sagenkranz umflicht diesen Erdwall. An grauen Herbstabenden sitzt hier und spinnt am Totenkleide der Natur die Heidefee; wir hören geheime Stimmen raunen, als wollten sie den alten Glanz vergangener Tage noch einmal in seinem Zauber vor uns erstehen lassen. Alljährlich dasselbe Singen und Sagen vom Ruhm längst verblichener Geschlechter, die, wie die Wala kündet, „hier um Hithabu (Hedeby) saßen“.

Das von Osten nach Westen mit mehr oder weniger sichtbaren Spuren quer über die cimbrische Halbinsel sich ziehende Dannevirke umfaßt die im Volksmunde mit dem Namen Margaretenwall belegten Schutzanlagen, denen südlich das Kovirke vorgestreckt ist und die in östlicher Richtung im Osterwall auslaufen. Unter verschiedenen Namen taucht diese Grenzwehr im Laufe der Jahrhunderte auf: Danvirke, Dinawerc, Vallum Danorum, Danawirk, Dannewerk, Dannevirke — alle besagen sie, daß ihre Erbauer Dänen gewesen. Nur ein einziger Weg durchkreuzte den Erdwall, der sogenannte Ochsenweg, der seinen Namen nach den Viehtransporten erhalten hat, die auf ihm in früheren Zeiten in endlosen Zügen von Dänemark nach den Elblanden geleitet wurden. Wo dieser Weg das Dannevirke quert, lag das berühmte Kalegat oder Wiglesdoor, dessen Thietmar, der Bischof von Merseburg, in seinen Annalen Erwähnung tut und das auch Isarndoor genannt wurde.

Den Anlaß zur Aufführung dieses Riesenwerkes mögen die fortgesetzten Kämpfe um den Besitz des innersten Teiles der Schleibucht gegeben haben; doch schon lange vor seinem Entstehen waren derartige Wallanlagen in Cimbrien bekannt, darüber berichten u. a. das Beowulfepos, die Knytlinga- und die Jomsvikingasaga; auch setzten bereits die im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Britannien auswandernden Angeln dort ihrer Baukunst ein bleibendes Denkmal durch den zum Schutz gegen Pikten und Skoten errichteten Grenzwall.

Die Erbauung des ältesten Teiles des Dannevirke führt in die Heroenzeit zurück. Bereits zur Zeit der angelsächsischen Auswanderung wurde das Kovirke angelegt, das im Osten an das Selker Noor, im Westen an das Schwemmland der Rheider Au grenzte. Bestimmte Nachrichten geben uns erst die altfränkischen Annalen aus Kaiser Karls des Großen Zeit, die besagen: „Hier (in Schleswig) blieb er (Godofried) mehrere Tage und beschloß, die Grenze seines Reiches nach Sachsen zu mit einem Wall zu schirmen, in der Weise, daß von dem östlichen Meerbusen, den jene Ostarsalt (Ostsee) nennen, bis zum westlichen Meer, an dem ganzen nördlichen Ufer des Flusses Agidora (Eider) entlang, ein Bollwerk reichte, nur von einem einzigen Tor unterbrochen, durch das Wagen und Reiter hinaus- und wieder hereinkommen könnten.“ Der Umstand, daß diese Befestigung binnen zwei Jahren aufgeführt wurde, zeigt, daß sie nicht von besonderer Güte sein konnte. Deshalb war es erforderlich, wiederholt Verbesserungen und Verstärkungen vorzunehmen, so durch die Witwe König Gorms des Alten, Thyra, eine englische Prinzessin, der aus ihrer Heimat der Piktenwall bekannt gewesen sein mag, so durch die Könige Waldemar I. und Knut V. von Dänemark, König Christophers I. Witwe Margareta Sambiria, „die schwarze Grete“, u. a. m. Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist die Gesamtanlage als vollendet anzusehen.

Der wichtigste Teil des Dannevirke ist der Margaretenwall. Von Westen nach Osten verfolgt, setzt er sich zusammen aus dem Krummwall, nordöstlich abbiegend der Waldemarsmauer, dem Burgwall mit der Thyraburg. Hier gabelt er sich. Der in gleicher Richtung sich hinziehende Teil heißt Alter Wall; direkt ostwärts abbiegend dagegen folgen der sogenannte Doppelwall, der Reesendamm (Riesendamm) und die Oldenburg. Der Osterwall, den man als Fortsetzung des sich in gerader Linie an den Krummwall schließenden Kovirke ansieht und der in nur geringen Überresten zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht erhalten ist, ist jüngeren Datums als der Margaretenwall, aber dennoch als Teil des Dannevirke anzusehen, da ohne ihn die Verteidigungslinie unvollständig sein würde.

Drei Burganlagen gaben den Wällen besondere Stützpunkte: die Mildeburg südlich von Mildstedt, die Thyraburg bei Groß-Dannewerk, die Oldenburg mit der Hohburg bei Haddeby, dem alten Hithabu.

Die Mildeburg wurde vermutlich im Jahre 1151 durch König Knut V. von Dänemark mit Hilfe der Friesen erbaut. Wo sie stand, läßt sich genau nicht mehr sagen. Wahrscheinlich ist sie im Jahre 1300 bei der großen Sturmflut mit untergegangen.

Über die Entstehung der Thyraburg ist ein abschließendes Urteil noch nicht abzugeben. Östlich, nach anderer Meinung westlich von ihr lag der ehemalige Dannewerker See in der Wiesenniederung, die heute im Volksmunde den Namen Lohsiek führt. Als ihre Erbauerin wird Königin Thyra Danebod (Dänentrost) genannt, die Gemahlin Gorms des Alten; es scheint aber, als ob sie einen weit älteren Ursprung hat und von der Genannten nur neu aufgeführt worden ist. Noch heutigen Tages ist die jetzt bewaldete Festungsanlage mit ihrem rechteckigen Burgplatz zu erkennen.

Weit wichtiger als die Mildeburg und die Thyraburg, weil sie die Schutzwehr des mächtigen Sliasvik (Schleswig) und seines Hafens war, ist die noch jetzt in ihrer Uranlage bestehende Oldenburg.

Feindliche Einfälle brachten blutige Fehden und bedingten eine Befestigungsanlage zum Schutze von Stadt und Hafen Schleswig. Da wurde ein hoher Ringwall aufgeworfen, der nordwärts von einer Anhöhe überragt wird, auf der noch heute geringe Spuren auf eine verfallene Schutzwehr deuten. Es sind dies die Reste der einstigen Hohburg, nach Münzfunden aus der Karolingerzeit zu schließen, von Kaiser Karl dem Großen errichtet. Allerdings ist auch die Ansicht nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die Hohburg erst von Kaiser Otto II. erbaut worden ist. Nachdem die Dänen ihren Stützpunkt am Südufer der Schlei verlassen hatten, taucht zuerst der Name Haethun, später Heitabyr, Heithabu, Hithabu auf, was soviel als Heideort bedeutet. Die Namen Schleswig und Haddeby in ihren verschiedenen Schreib- und Sprechweisen sind im Laufe der Jahrhunderte vielfach durcheinandergewürfelt, ein Umstand, der wohl darauf zurückzuführen ist, daß einmal deutscher, ein andermal dänischer Einfluß für den Geschichtsschreiber bestimmend war. Es ist unstreitig, daß die Hohburg mit ihren nach der Wasserseite steilen Abhängen die Zitadelle des zwar umwallten, aber dennoch nicht genügend befestigten Hithabu gewesen. Ein reges Leben entwickelte sich in und bei dieser Grenzstadt, zu deren Füßen der Mönch Ansgar 827 die erste christliche Kirche auf der cimbrischen Halbinsel erbaute. — —

* * *

Im Kieler Altertumsmuseum befinden sich drei Runensteine, die mit einem vierten, auf dem Twieberge in unmittelbarer Nähe des Reesendammes bei Busdorf errichteten, Kunde aus uralter Zeit überwitteln. Die in den Schriftzügen des Futharkalphabets erhaltenen Worte erzählen von den Kämpfen um Haithabu Hithabu und von den Recken, die ihr Blut fürs Vaterland ließen. Zwei dieser Steine heißen im Volksmunde die Sigtryggsteine, während der dritte der Erik- und der vierte der Skarthestein genannt werden. Ihre Inschriften sind:

a) „Asfrid machte dies Grabdenkmal, die Tochter Odinkars nach Sigtrygg dem König, ihrem und Gnupas Sohn.“

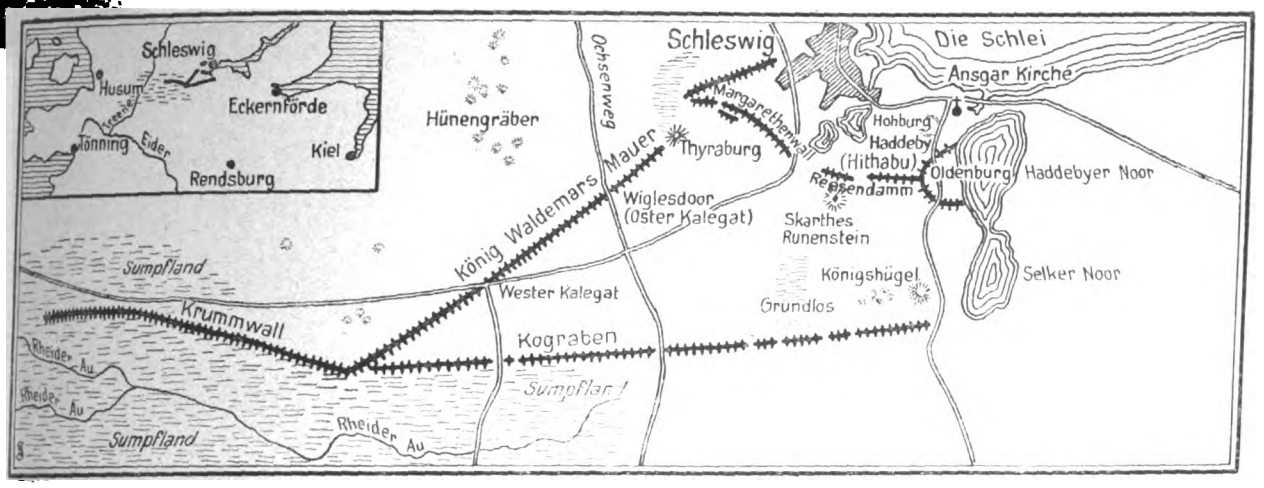
b) „Asfrid machte dies Grabdenkmal nach Sigtrygg, ihrem auch Gnupas Sohn.“

c) „Thorulf, der Gefolgsmann Svens, setzte diesen Stein dem Erik, seinem Waffenbruder, der den Tod fand, als die Männer saßen um Haithabu, aber er war Schiffsführer, ein gar guter Mann.“

d) „König Sven setzte den Stein nach Skarthe, seinem Heimdegen, welcher war gefahren westwärts (d. h. nach England) und nun ward tot bei Hithabu.“

Von Mutterliebe, Freundestreue und Heldenmut reden die lapidaren Runenschriften, die das eine gemeinsam haben, daß sie Nachrufe für im Kampf gefallene Recken sind. Der Umstand, daß die Fundorte der Steine in der Nähe von Haddeby (Haethum) liegen, läßt darauf schließen, daß die Männer im Kampfe um diese Grenzstadt untergingen. Was jene Kämpfe aber veranlaßt, davon zeugen die Funde, die sachkundige Forscher im Laufe des letzten Jahrhunderts zutage förderten, die

Digitized by Google



Angaben älterer Schriftsteller bestätigen, daß Hithabu nicht nur eine Königsstadt, sondern vor allem auch eine weithin bekannte Handelsstadt gewesen ist.

Es ist erwiesene Tatsache, daß schon vor einem Jahrtausend in diesem innersten Winkel der Schleibucht ein schwunghafter Handel mit allerlei fremdländischen Waren betrieben wurde. Auf der Suche nach Bernstein kamen Araber und Phönizier bis Hedeby; Bulgaren brachten Silber, das sog. Hacksilber, aus dem die Münzen damaliger Zeit geprägt wurden. Auch mit England, Holland und der Normandie wurden einträgliche Handelsbeziehungen gepflogen; die Schiffe der Kaufleute jener Stadt, die nach Ethelwordi Historia Anglorum die Sachsen „Slesvic" und die Dänen „Heithabu" nannten, besuchten die Häfen Schwedens, Finnlands und Rußlands. Ebenso gingen landwärts Frachten aus Hedeby. Über Hollingstedt brachten die Händler die Erzeugnisse des Landes nach Hamburg und weiter. Funde von Urnen beim Bahnhofsneubau in Groß-Neuhausen, wie sie in gleicher Art nur in der Gegend von Schleswig — aus dem 10. Jahrhundert stammend — bekannt sind, lassen darauf schließen, daß trotz der Mühsale der Landreisen mit den Thüringern Handelsbeziehungen bestanden.

Interessant ist, was der arabische Kosmograph Quazwini im 13. Jahrhundert über Schleswig, die damals mächtigste Stadt in der Nähe des Dannewerks, schreibt: Nach ihm ist Schleswig eine große Stadt am äußersten Ende des Weltmeeres. In ihrem Innern gibt es Quellen süßen Wassers. Ihre Bewohner beten den Sirius an, außer einer kleinen Anzahl, die Christen sind und dort eine Kirche besitzen. — Tartusi erzählt: „Sie feiern ein Fest, an dem sie alle zusammenkommen, um den Gott zu ehren und um zu essen und zu trinken. Wer ein Opfertier schlachtet, befestigt an der Tür seines Hauses ein Holz und tut das Opfertier daran, sei es ein Rind oder ein Widder, Ziegenbock oder Schwein, damit die Leute wissen, daß er es geopfert zur Ehre seines Gottes. Die Stadt ist arm an Gütern und Segen. Die Hauptnahrung ihrer Bewohner besteht aus Fischen, von denen sie eine Menge haben. Werden einem von ihnen Kinder geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Ausgaben zu sparen. Das Recht der Scheidung liegt bei den Frauen. Das Weib scheidet sich selbst, wenn es will. Auch gibt es dort eine künstlich hergestellte Augenschminke, bei deren Gebrauch die Schönheit niemals abnimmt, sondern noch zunimmt bei Männern und Frauen. Nie hörte ich häßlicheren Gesang als den der Schleswiger, denn er ist ein Gebrumm, das herauskommt aus ihren Kehlen, gleich dem Gebell der Hunde, nur noch wilder als dies." Wieviel hiervon ins Reich der Fabel gehört, mag jeder selbst entscheiden. Mancherlei Wahres enthält die Schilderung der beiden doch: Die Süßwasserquellen finden sich noch heutigentags und waren viel wert für sich hinter dem Dannevirke postierende Kriegsheere; auch der Fischreichtum ist unbestritten. Das Recht der Kinderaussetzung bestätigen alte Schriften. Die Ansgarkirche zu Haddeby war weithin bekannt. Von hier aus nahm die Ausbreitung des Christentums auf der cimbrischen Halbinsel ihren Anfang. Wichtige Funde in den letzten 150 Jahren haben uns den Beweis geliefert, daß neben dem Handel auch die Industrie im alten Hedeby in hoher Blüte stand. Töpfer formten Urnen, mehr als Haushaltungsgegenstände denn zu Begräbniszwecken. Gehobene Sargreste und silberne Sargbeschläge weisen darauf hin, daß mit der Einführung des Christentums auch die Leichenverbrennung aufhörte, wenngleich auch noch aus der nämlichen Zeit stammende Opfer- und Beisetzungsurnen zutage gefördert wurden. Die große Anzahl vorhandener tönerner Spinnwirtel, ein Stück Lodengewebe und gewebte Sargauflage sprechen dafür, daß Spinnstuben bestanden. Ungezählte Knochenreste von Haustieren und Hirschgeweihbruchstücke neben bearbeiteten Geweihsprossen bezeugen die Herstellung von Beingegenständen. Auch das Schmiedehandwerk war nicht unbekannt, davon reden eiserne Nieten, Nägel und Äxte. Silber wurde zu Münzen, Spangen und Fibeln geformt und verarbeitet; selbst Goldsachen hat man in dem Schoße der Erde gefunden, die von Haddebys Vergangenheit reden. Wandbewurf und ein steinerner Herd lassen erkennen, daß die Männer in Hithabu ein seßhaftes Heim hatten. Daß die Schiffbaukunst hoch obenan stand, lehrt uns die Geschichte. In der Gegend der Waldemarsmauer mögen sich Ziegelbrennereien befunden haben; denn das Mauerwerk enthält noch jetzt Spuren von roten Ziegeln, die mit festem Mörtel gebunden sind. Die Steinhaukunst bekunden die schon erwähnten Runensteine.

Diesseit und jenseit der Schlei sieht man noch heutigentags eine stattliche Anzahl von Hünengräbern, in denen die sterblichen Überreste der in vorchristlicher Zeit verstorbenen Großen des Volkes ruhen. Außer dem neuerdings abgetragenen Dronninghoi (Königinhügel) bei Schuby ist wohl der sogenannte Königshügel das bekannteste. Nach alter Tradition soll König Sigurd hier begraben liegen. Heute schmückt die Stätte, an der vermutlich einst einer der Sigtrygg(Sigurd)-Steine stand, zur Erinnerung an die Schlacht zwischen Oberselk, Wedelspang und Jagel am 3. Februar 1864 ein Stein mit einer Inschrift auf die gefallenen Österreicher.

Noch andere Namen stehen mit dem Dannevirke in enger Verbindung.

Da ist die Lohheide, berühmt durch die am 28. Juli 1261 geschlagene Schlacht, in der die Dänen unterlagen. Schleswig, von Dänemark losgerissen, ward fortan ein Bollwerk gegen jütischen Einfluß, und die Doppeleiche, der Verbrüderung Symbol, schlug feste Wurzeln in dem vielumstrittenen Boden der cimbrischen Halbinsel.

Hollingstedt, ein wichtiger Handelsort und Stapelplatz im Schutze der Wallanlagen, wird schon im elften Jahrhundert erwähnt. Damals erbauten dort die Engländer ein großes Kauf- und Packhaus, das später in eine Kirche umgewandelt wurde. Nach der Knytlinga-Saga brachte König Sven zu Lande seine Schiffe nach hier.

Große Sümpfe lagerten auch früher schon vor einem Teil des Dannevirke; eine Stelle am Kohgraben heißt Grundlos.

Das schon früher erwähnte Wiglesdoor (auch Fifeldoor = Meerestor) erhielt später den Namen Kalegat. Von hier aus zog Kaiser Otto II. in Jütland ein; Kaiser Lothar dagegen mußte dem sich ihm an dieser Stelle bietenden Widerstande weichen. Noch Ende des 16. Jahrhunderts soll das Kalegat die einzige Öffnung des Dannevirke gewesen sein.

Südwestlich der Hohburg, sagt man, habe einst ein mächtiger Opferstein gestanden; die Gegend wird noch heutigestags Bredensteen genannt.

So ließe sich gar mancherlei anführen, was zur Erläuterung von Namen dient, die im Volksmunde fortleben, deren Bedeutung indes den meisten unbekannt ist.

Daß ein ein Jahrtausend lang so viel umstrittenes Stück Erde wie das Dannevirke eine Heimstätte der Sage werden mußte,

Digitized by Google

ist selbstverständlich. Bei der geachteten Stellung des Weibes unter den germanischen Völkerstämmen nimmt es auch nicht wunder, daß gerade die Heldinnen des Volkes der Mittelpunkt von Märchen und Dichtungen sind, die noch heute im Volksmunde fortleben. So begegnen wir allerorten am Dannewerk den Sagen von zwei Frauengestalten, die viel für ihr Vaterland getan und sich um den Grenzwall große Verdienste erworben haben; es sind dies die Königinnen Thyra Danebod und Margareta Sambiria.

Von der ersteren heißt es: Auf der Thyraburg bzw. auf dem Margaretenwall wandelt oft beim Mondenschein, immer in der Mittsommernacht, eine Königin. Während sie ihr Kind im Arme trägt und über die Wallkrümmung schreitet, machen sich im Schatten des Dannevirke Schwarzelfen zu schaffen, goldene Platten herbeizuholen, aus denen sie einen Stuhl und eine Wiege errichten. Zur selbigen Zeit sprengte einst ein Reiter durchs Wiglesdoor. Er gewahrte die herrliche Frau. Ihn gelüstete nach ihr. Während Thyra das Kind in die Wiege legt und auf dem Stuhl Platz nimmt, versucht der Reiter, den Wall zu erreichen. Aber überall Moor und unwegbare Flächen. So sehr auch sein Rappe sich dagegen sträubt, über den Sumpf zu jagen, des Reiters Wille zwingt ihn. Drüben singt Thyra ein Wiegenlied. Im Wiesengrunde tanzen die Elfen. Immer tiefer treibt die Leidenschaft den Reiter ins Moor, immer tiefer, immer tiefer. Als die Nacht weicht, ist die Königin verschwunden, sind Roß und Reiter versunken. Aber hellsehende Menschen können noch heutigestags Thyra Danebod und das Königskind schauen.

Während diese Frauengestalt an die lichte Göttin der Liebe, Frigga oder Freia, erinnert, finden wir in Margareta Sambiria, der „schwarzen Grete", ein Abbild der todbringenden Hel.

Von ihr erzählt die Sage, sie sei eine sehr kriegerische Frau gewesen. Einst habe sie Krieg für ihren unmündigen Sohn mit einem sächsischen Prinzen geführt. Als sie jedoch die Wahrnehmung machte, daß die Schlacht zu ihren Ungunsten auslaufen möchte, bot sie dem Fürsten einen Zweikampf an. Der Arglose ging darauf ein. Auf feurigen Rossen, wohlbewaffnet, rückten der Prinz und Margareta gegeneinander vor. Sie warf zuerst den Speer, den der Schild des anderen geschickt auffing, so daß er den seinen schnell auf die Angreiferin richten konnte. Beim nächsten Anprall zerbrachen die eschenen Lanzenschäfte; blutriefend sanken die schäumenden Rosse zu Boden. Nun begann ein heftiger Schwertkampf. Da lockerte sich Margaretas Sturmhaube, und sie bat um Waffenruhe. Der Prinz willigte ritterlich ein und wollte auf der Hinterlistigen Wunsch sogar sein Schwert bis zum Knauf in die Erde stecken. Doch kaum hatte er sich gebückt, als ihm Margareta das Haupt abschlug. — — —

Stätten von so außerordentlicher historischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung wie das Dannevirke müssen Lieblinge des „Denkmalschutzes" sein. Eine Reihe von Verfügungen und Verordnungen wirkt ja auch in dieser Richtung. Für die Erhaltung der Reste des Dannewerks kommt insbesondere in Betracht die Bekanntmachung der Regierung in Schleswig vom 5. März 1887, nach welcher die unbefugten Ausgrabungen der Überreste der Vorzeit sowie die Verschleppung der gewonnenen Fundstücke derartigen Umfang angenommen hatten, daß ihnen im allgemeinen Interesse entgegengetreten werden mußte. Wenn die in dieser Bekanntmachung gegebenen Bestimmungen beachtet werden, insbesondere auch die Grundbesitzer an ihrem Teil dazu mitwirken, daß das Dannevirke vor weiterere Zerstörung geschützt bleibt, dann werden die Worte Wahrheit werden: „Feilscht auch die Welt oft um fremde Gunst, reißt auch das Schicksal gar manchen von der Scholle hinweg in die Ferne — eins bindet doch alle: die Heimatliebe, die der Urväter Art und germanische Treue am besten im Beharren am guten Alten kennzeichnet."

Streiflichter.

Von Luther zu Haenisch. Luther schrieb, und wir hatten eine deutsche Schriftsprache. Sie ist jetzt vierhundert Jahre alt, und ihre ersten Denkmale noch sind „herrlich, wie am ersten Tag". Der November 1918 kam, Herr Adolf Hoffmann ging, und Herr Haenisch blieb. Und da Herr Haenisch das kleine Einmaleins gelernt hat und bestimmt weiß, daß zweimal zwei vier ist, sagte er sich: Wenn ein Mann eine neue Schriftsprache schaffen konnte, so müssen zwölf Männer, vierundzwanzig Männer, zweiunddreißig Männer zwölf-, vierundzwanzig-, zweiunddreißigmal so leicht eine neue Schriftsprache schaffen können. Jede Zahlabendversammlung wird diese Rechnung bestätigen. Also, schloß Herr Haenisch, bilden wir einen Ausschuß und beauftragen ihn mit der Herstellung einer neuen deutschen Schriftsprache auf kaltem Wege. „Da weiß man doch, warum man wacht", denkt der Mephisto im Talar des preußischen Kulturverwalters. Geht's nicht von innen nach außen, so geht's von außen nach innen. Kennen wir nicht die Seele der Sprache, kennen wir doch die Buchstaben der Schrift. Können wir die Sprache einer Nation nicht begreifen als ein lebendig gewachsenes Gebirge, begreifen wir sie eben als den Auszug und Inbegriff eines Orthographiebüchleins. Wird Leuten, die von Berufs wegen mit Dingen der deutschen Sprache zu tun haben, nicht schon mit Jahren immer wieder einmal von irgendeinem unbekannten Absender eine gedruckte Postkarte ins Haus geschickt, auf der man dringlich beschworen wird; etwa: „rete das faterland durch fonetische ortografi!", auf der ein kräftiger Exorzismus gegen das gedehnte „ie", gegen das „ph", gegen den Unterschied von „c" und „z", zwischen „ß" und „ts" und gegen die großen Anfangsbuchstaben gebetet wird? Offenbar haben die Verfertiger der „fonetischen" Postkarten jetzt auch Herrn Haenisch so ein Ding ins Haus geschickt, und siehe da, Herr Haenisch, unahnend, daß es sich dabei um eine alte vornovemberliche Schrulle handle, und daß ein großer Mime schon vor der Revolution schrieb: „ser geerte Redakzion! ich wil iren kritiker gern ferhauen," hatte plötzlich seine „Forderung der Zeit" und ein Programm für seinen Ausschuß. So soll uns also von Amts wegen eine „fonetische" Schriftsprache geschenkt werden. Es sieht aus wie ein Witz vom Zehngebote-Hoffmann, ist aber viel schlimmer, weil auf die Dauer die Platitüde und die Ödigkeit der Kultur viel gefährlicher werden müssen als irgendein sich überpurzelndes Naturburschentum. Das Ganze ist ein Anschlag herzloser Barbarei, an dem das Beste und einzige Gute das ist, daß natürlich keinem Revolutionskultusverwalter und keinem Ausschuß Kraft über den Geist einer Sprache gegeben ist, der da weht, von wannen er will und wohin er will, aber nicht von Herrn Haenisch und nicht von einem Ausschuß. Und der sich auch seinen Leib, das ist seine Schreibweise, selber baut. Das Orthographiebüchlein hat da bescheiden nachzuschreiben, nicht vorwitzig vorzuschreiben. So verludert ist die Nation wohl doch noch nicht, daß sie sich Goethes Werke „fonetisiren" ließe. Und hat Herr Haenisch sich schon einmal die wirtschaftliche Belastung vorgestellt, die die Durchführung seines Attentats bedeuten würde? Nie waren wir weniger imstande, die zu tragen, als wir's heute sind. Vielleicht macht diese Erwägung an den zuständigen Stellen Eindruck, wenn dort schon sonst nichts Eindruck macht.

Massenbeeinflussung. Wenn man in unsern aufgewühlten und aufwühlenden Zeiten sieht, wie außerordentlich leicht die Masse politischen Schlagwörtern und Behauptungen anheimfällt und wie schließlich nur das Gegenschlagwort das Schlagwort bekämpfen kann, wird man vielfach versucht sein, hierin lediglich eine Besonderheit politischer Erregungszustände zu erblicken. Das ist aber keineswegs richtig; nicht einmal auf die Politik beschränkt sich diese Erscheinung. Es lohnt sich, hierfür Beispielen nachzuspüren; das Wort von der kritiklosen Menge (zu der natürlich niemand gehören will), wird dann einen anderen allgemeineren Sinn bekommen und das Verständnis für die Massenbeeinflussung erweitert werden.

Denken wir etwa an die strenge Wissenschaft der Physik, um den Streit der Meinungen von vornherein möglichst auszuschließen! Aus ihrer Geschichte lassen sich zahlreiche Fälle anführen, in denen lange Zeit hindurch genau das Gegenteil von dem als „unmittelbar einleuchtend" angesehen wurde, was später ebenso kaum einer Erörterung bedurfte. Daß „unten" etwas vollständig Verschiedenes von „oben" sei, galt den Alten als eine Gassenweisheit, während wir unsern Gegenfüßlern sogar entgegengesetzte Gefühle in bezug auf den Weltraum zubilligen, wie wir sie für uns von unten und oben haben. Daß ein Körper von selbst aufhört, sich zu bewegen, wenn er nur einmal angestoßen wird, ward gleichfalls bis zu Galileis Lehre vom Beharrungsvermögen nicht bezweifelt. Raum und Zeit als nicht vollständig getrennte Vorstellungen mußte uns erst die neueste Forschung nahebringen.

Wenn nun Umwälzungen der Ansichten über Grundlagen unserer strengsten Wissenschaften möglich sind — in denen die Leidenschaften sehr selten die sicher nachprüfbaren Ergebnisse trüben —, dürfen wir uns nicht mehr wundern, daß das gleiche von den von viel mehr Veränderlichem abhängigen politischen Beziehungen gilt, zumal in unseren Zeiten, in denen die Ereignisse mit solcher Schnelligkeit auf den mitleidenden Beschauer einstürmen, daß wenig Muße zu genauer Abwägung bleibt. Diese Hast wird für das deutsche Volk in den nächsten Jahrzehnten durch den Druck der feindlichen Fronherrschaft noch wesentlich verschärft werden.

Gegenüber Schlagwörtern ist also Vorsicht in höchstem Maße geboten. Ein praktischer Weg, sie zu üben, ergibt sich aus dem obigen: Man stelle sich einmal kurz das genaue Gegenteil des Schlagwortes vor und prüfe dies auf seine Berechtigung. Freilich muß man dazu einen unvoreingenommenen Willen und den Blick für das oftmals auch heimliche Eindringen politischer Schlagwörter mitbringen.

Dr. A. W.

Digitized by Google

Nr. 8 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

7. Fortsetzung.

„Aber uns fällt nun 'mal nichts anderes ein! Das ist es ja eben! Die Schlachten gewinnen wir meistens, aber die Herzen nie! Weiß der Himmel, woran das liegt! Mit dem Zollverein haben wir Deutschland, wenigstens was Pfeffer und Heringe betrifft, geeinigt, aber kein Mensch dankt es uns. Die Franzosen haben wir aus Deutschland herausgeschmissen, aber das ist längst vergessen! Wenn man uns braucht, sind wir immer da. Aber hinterher sind wir allen Leuten zwischen Tisch und Bett wieder auffallend unsympathisch! Ich Ihnen, wie ich hier sitze, natürlich auch! Ich fühle das!"

„Sie können unmöglich erwarten, daß ich Ihre Frage verneine . . ."

„. . . und ebensowenig, daß ich sie bejahe? Ach, meine Gnädigste . . . ich bin ein Preuße! Ich will keine Ausnahme von meinen Landsleuten machen! Es geht uns nun einmal so. Und diese allgemeine Unbeliebtheit ist unsere eigene Schuld!"

„Wieso?"

„Wir können erobern, wir können regieren . . . aber wir können nicht besitzen! Die Kunst ist uns seit dem großen König verlorengegangen. Glauben Gnädigste, wir hätten die Polen verdaut? Die Güter meines Vaters grenzen an die schwarz-weiße Polackei. Die Schlachtschitzen und Magnaten sind da frecher als je. Und im Westen? Am Rhein liest der Mann seine Zeitung, die Frau ihr Gebetbuch, von Preußen hören und wissen sie nichts. Und der König ist für sie ein guter Mann irgendwo in der Ferne, und sie tun ihm nichts, wenn er ihnen auch nichts tut! Die einzigen Deutschen, mit denen wir uns hier wirklich verstehen, sind die Russen!

Bildnis der Frau K. Gemälde von Conrad Kiesel.

Unser Preußenspruch heißt: Order pariert oder nach Spandau marschiert! Die Polizei denkt, wenn zum Beispiel der harmlose grüne Junge da drinnen erst seine Zeit in Spandau gesessen hat, dann weiß er, was Preußen ist! Nee — dann weiß er's eben nicht! Bei Wasser und Brot und hinter Schloß und Riegel kriegt man ein ungünstiges Bild von einem Staat! Wir sind viel besser als unser Ruf. Ich habe mich überall in Deutschland umgesehen und habe immer gefunden, es geht uns Preußen bei den Stammesrüdern so wie den Gründen der Regierung bei den Demokraten: sie kennen sie nicht, aber sie mißbilligen sie! . . . Sehen Sie, da hab' ich gemerkt, was man sonst in Preußen noch nicht merkt . . ."

„Da sind Sie wahrscheinlich klüger als die andern . . ."

„Ja, natürlich bin ich das! Ich habe gemerkt, daß wir nicht nur die Festungen, son-

Digitized by Google

dern auch die Menschen für uns einnehmen müssen! Kennen Sie den Langen Stall in Potsdam? Dort im Exerzierhaus des Ersten Garderegiments bekommt der jüngste Leutnant zuerst nur einen einzigen Rekruten zur Ausbildung, an dem er seine Künste übt, später erst die ganze Herde. So habe ich mir den jungen Reinhold Nimis als erstes Besserungsobjekt erkoren. Wenn er ganz preußenrein ist, ehe er nach Darmstadt zurückfährt und dort als Apostel wirkt, dann habe ich meine Sporen verdient. Dann habe ich Mut zu mehr!"

„Hoffen wir, daß es Ihnen glückt!"

„Das sagen Sie in einem Ton . . . Sie sind natürlich auch eine Preußenfeindin . . . aus Klein-England . . . ich meine, aus Hannover!"

„Wir Hannoveraner sind schon seit zehn Jahren von England los. Und Preußen gefällt mir eigentlich recht gut!"

„Wahrhaftig? Kein Scherz?"

„Nein. Nein! Ich sagte vorhin schon meinem Vater: Ich fühle mich hier wie zu Hause!"

Louis Ferdinand von Pritzig war so ergriffen, daß er aufstand und im Zimmer auf und nieder ging.

„Respekt!" sprach er. „Ein Ausländer, der sein Herz für Preußen entdeckt! Wie kommt das nur?"

„Ich weiß nicht. Es liegt wohl in einem! Wie ich vom Bahnhof in die Stadt fuhr und die vielen Soldaten und Kasernen und Wachen sah und die langen schnurgraden Straßen und die Ordnung überall und alles so klar und bestimmt, da fand ich es gleich hier furchtbar gemütlich!"

Er setzte sich wieder. Er atmete schnell, so aufgeregt war er.

„Das ist ja großartig! . . . Da kein Besserer zur Stelle, kann nur ich im Geist des Alten Fritz den Dreispitz lüften: Très obligé! . . . Aber dann müßten Sie auch wirklich hier alles sehen, Sie und der Herr Major! . . . Ich biete mich im Namen Preußens ganz gehorsamst an, die Honneurs der Residenz zu machen . . ."

Die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich. Herr von der Venne trat mit seinem Gast heraus und geleitete ihn bis zum Ausgang auf den Flur. Er war sehr ergriffen.

„Lassen Sie mich Ihnen noch einmal die Hand drücken, Herr Nimis! Ich danke Ihnen von Herzen! Ihnen auch, Herr von Pritzig. Es war mir eine Freude, Ihnen zu begegnen!"

„Ich hoffe, wir begegnen uns während Ihres Hierseins noch öfters", sagte der Referendar von Pritzig ehrerbietig, küßte Gesine die Hand und zog sich, ohne eine Antwort des Vaters abzuwarten, mit einer lächelnden Verbeugung hinter seinem Gefährten über die Schwelle zurück.

Auf der Straße draußen griente der nächste Eckensteher über die Begeisterung, mit der der Kavalier im grünen Frack und gelben Stulpen dem andern auf die Schulter schlug.

„Ich sagte Ihnen ja, Reinhold: Preußen muß Eroberungen machen! Dazu hat es der liebe Gott geschaffen. Sie müssen — nee, mit Spreewasser müssen Sie nicht getauft werden . . . Dies Berlin hat sich ja nur aus Versehen in die Mark verirrt. Es ist ein Fremdkörper, voll von französischen Refugiés und polnischen Juden und Nanten und Schusterjungen und Skribifaxen! — Nee, Sie müssen mal das richtige Preußentum an der Quelle genießen. Kommen Sie mit! Ich hab' einen Mordshunger. Gleich hier nebenan ist meine Stammtaverne. Da finden Sie einen ausgewählten Kreis. . . . Hören Sie mal: Ist dies Fräulein von der Venne nicht reizend? . . . Wissen Sie: Eigentlich ist sie doch, offen gesagt, eine Schönheit. Wird es! Dafür habe ich einen kolossalen Blick."

„Fritze . . . eine Pulle Pontac . . . vom blaugesiegelten mit Spinnweb!" befahl er beim Eintritt in die halbdunkle, niedere Weinstube, an deren alten Eichentischen streng verwitterte Generalsköpfe, würdevoll glattrasierte Geheimratszüge, braungebeizte Landjunkergesichter sich von dem Halbschatten der mit unzähligen Daguerreotypen und Silhouetten behängten, nachgedunkelten und verrauchten Tapete abhoben. Und Fritze, der Küfer, lief in seiner Lederschürze, und Louis Ferdinand von Pritzig stellte seinem Gast eine Tafelrunde jüngerer Herren vor, die teils den modischen dunklen Frack und Rock des Bürgers, teils die enge Uniform des Berliner Garderegiments zu Fuß, der Gardegrenadiere, der Neuschâteler Schützen, der Gardereiter-Regimenter der Hauptstadt trugen. Auch die Verwandten von vorhin, der Bruder Adalbert, Graf Giesebitz, der Strohwitwer Kammerherr von Luch, waren dabei. Ein Platzregen ähnlicher Namen hinterher: von Kanzleben, von Teterow, von Linow, von Klütz, von Möllenbeck, Graf Ringsburg, von Rossenthin, von Triplitz. . . . Der Darmstädter Student merkte alsbald, daß er der einzige Bürgerliche unter diesem märkischen Blaublut war, und saß still neben seinem Beschützer, der der geistige Mittelpunkt dieses Kreises zu sein schien, und hörte um sich die merkwürdig scharfen, schon durch ihren Klang jeden Widerspruch abschneidenden Stimmen.

„Der Lord ist nu mal kitzlich im Maul . . . unter einer leichten Damenhand jeht er wie ein Lamm . . . nee — ich bin auch ganz kaputt von der Wollschur, und dann sinken auch noch richtig zu Ende des Marktes die Preise. . . . Na, den St.-Annen-Orden zweiter muß ihm Nikolaus doch mindestens geben, 'n Spaß ist doch die Reise nach Petersburg nich . . . Aber, Pardon, sie ist 'ne geborne Isensee, aus der Grimmenschen Linie . . . der Alte ist bei der Regierung in Schlesien . . . hat da eben einen Mordsärger mit den Hungerunruhen . . . Teterow, was macht der Roggen? . . . Also gestern . . . pst! . . . Fritze — gehn Sie mal beiseite — gestern ist Majestät auf der Pfaueninsel . . . wendet sich mit seinem medisantesten Lächeln an den Prinzen von Preußen und sagt . . ."

Der Studiosus Reinhold Nimis, der Süddeutsche unter diesen Altpreußen, hörte das alles, und es war ihm dabei, als sei ganz Preußen ein einziges großes Rittergut, in Besitz und Verwaltung eines Verbandes seit Jahrhunderten miteinander versippter Familien, die alle genau das gleiche wollten und dachten und meinten. Neben ihm sagte Louis Ferdinand von Pritzig in eine Gesprächspause hinein ernsthaft:

„Mein Freund hier hat eine sehr interessante Reise hinter sich: er kommt eben aus Wien! Österreich steht noch auf dem alten Fleck, wie er meldet."

Österreich . . . es ging ein sonderbarer Ausdruck über die Gesichter . . . halb belustigt, halb kriegerisch — bei einigen ein bißchen geringschätzig . . .

„Sind Sie Österreicher, Herr Nimis? Nein? Na — dann braucht man ja aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen."

Es war, als sprühten wieder die Funken von Hohenzollerns und Habsburgs Klingen auf Schlesiens Feldern und kreuzten sich die spitzen Reden des Wiener und des Berliner Gesandten im Bundestag in Frankfurt, und Reinhold Nimis sah wieder den Onkel Niki vor sich, wie der beim Abschied noch wutentbrannt den Kopf aus seinem Haus am Graben herausgesteckt und ihm nachgeschrieen hatte: ‚Geh nur zu die Preißen, du Malefizbub! Untersteh dich und geh zu die ölendigen Preißen! I werd's dir schon versalzen . . .'

Louis Ferdinand von Pritzig mischte sich nicht ein. Er beobachtete und nannte Reinhold Nimis halblaut der Tafelrunde Nam' und Art. Und wie er das tat, waren die einzelnen nicht mehr Premierleutnants und Assessoren, Infanteriekapitäne und Majoratserben, Kammerjunker und Rittergutsbesitzer, sondern die Sinnbilder ganzer Geschlechter. Und diese Geschlechter, unter der eisernen Fuchtel der Hohenzollern, die Geschichte Preußens. Die Fabier Preußens, die Kleist, die Schwerin, von denen es hieß, daß in jeder Schlacht, in der Preußen siege, ein Schwerin kämp-

Digitized by Google

ten und fallen müsse. Die Quitzows und ihre Händel mit den Hohenzollern. Die Gänse zu Putlitz in der Schlacht am Kremmer Damm. Die Zieten aus dem Busch, die Seidlitz an der Spitze der Reiterwolken, die Blücher und Marschall Vorwärts, all die Träger dieser großen Namen waren noch da und wandelten in Preußen. Ganze Geschlechter siegreicher Feldherren stiegen aus den Dämpfen des Tabaks auf, wie er einst in dem Kollegium Friedrich Wilhelms des Ersten gequalmt hatte. Und er selber, der Soldatenkönig, der Vater Preußens, trat aus dem bläulichen Schatten.

„Hier ist der Revers der deutschen Medaille", sagte Ferdinand von Pritzig. „Was Sie hier genießen, Reinhold, ist der double extrait — die fine fleur — der Geist des Preußentums, möchte ich sagen, wenn ich nicht etwas gegen das Wort Geist hätte! Die Leute sind mir hier in Berlin zu geistreich!"

„Preußen ist doch groß! Aber hier wird immer nur von einem Teil Preußens geredet. Vom Rhein gar nicht, und vom Osten, wo es polnisch ist, auch nicht!"

Herr von Pritzig nickte tiefsinnig.

„Das ist's ja eben, Reinhold! Das ist ja auch alles jenseit unseres Horizonts. Schon alles Katholische! Zu allem, was nicht so ist wie wir, haben wir die Gebrauchsanweisung verloren."

„Es järt!.."

sprach Herr von Teterow. „Darüber kann jar kein Zweifel obwalten! Es järt in Schlesien!"

„Am Rhein kommt die Crapüle aus dem Häuschen!"

„Na — wozu hat der König Soldaten?"

„Ja ... das ist immer unsere letzte Weisheit!"

„Pritzig ... Sie sind wieder der Widerspruch selber!"

„Ein reaktionärer Jakobiner ist er!" sagte Herr von Rossenthin. „So stockrechts, wie ein anständiger Mensch nur sein kann; aber zwischendurch hat er Ideen ... Ideen ..."

„Und wozu braucht ein Mensch Ideen?" Der Referendar von Pritzig seufzte und stand auf. „Sehr richtig. Empfehle mich gehorsamst, Messieurs!"

„Es ist wohl Zeit zur Bahn?"

„Wieso, Adalbert?"

„Du sagtest doch vormittags, du wolltest heute noch zu Papa nach Zackenzin!"

Louis Ferdinand von Pritzigs sonst so kühles und selbstsicheres Gesicht überzog sich mit einer leichten Röte.

„Nee — weißt du ... ich hab' es mir überlegt: Berlin ist doch ein zu nettes Städtchen! Ich bleibe vorläufig hier."

Draußen in der frischen Luft fragte er zwischendurch, scheinbar beiläufig, Reinhold Nimis: „Hat Herr von der Venne Ihnen vielleicht anvertraut, wann er wieder nach Hannover fährt?"

„So bald, glaube ich, jedenfalls nicht! Denn er meinte, jetzt, wo er wüßte, was mit seinem Sohn wäre, wolle er hier erst recht alle Hebel in Bewegung setzen. Seine Tochter sei auch so sehr dafür. Die schwärme für Berlin."

„Ein auffallend vernünftiges Frauenzimmer. Eigentlich klingt das sehr gut: Gesine! Nicht? Was haben Sie denn, Reinhold?"

„Ich möchte Ihnen danken. Sie haben mich da drinnen in eine ganz neue Welt eingeführt. Ich bin doch nun einmal so. Alles macht auf mich Eindruck. Was ich erlebe, nimmt immer gleich von mir Besitz. Ich bin Hesse. Jetzt erst fang' ich an, Preußen zu verstehen, durch Sie ... stoßen Sie den Jüngeren nicht zurück ... nehmen Sie meine Hand!"

Volkslied. Radierung von Ernst Eimer.

„Gern!"

„Lassen Sie uns Freunde sein! Sie sind der klügste Mann, den ich kenne."

Der Referendar Dr. von Pritzig hielt wohlwollend die Rechte des Studiosus Nimis in der seinen. Gegen Menschen, die seine Überlegenheit anerkannten und ihm gehorchten, war er voll befriedigter Teilnahme.

„Ich muß jetzt auf einen Sprung zum Minister", sagte er lässig, auf die Uhr schauend. „Gegen Abend hole ich dich ab, Reinhold!"

„Dich?" wiederholte der kleine Student beglückt.

„Freunde nennen sich du! Du sollst es nicht bereuen, einen Preußen zum Freund zu haben." —

Reinhold Nimis ging allein die Linden weiter hinauf zur Spree und den grauen Massen

Digitized by Google

des Hohenzollernschlosses dahinter. Er schaute rechts und links und dachte sich: Das ist also Preußen. Jetzt sagten ihm diese behauenen Steine etwas, die überall als Rüstzeug des Krieges die Dachgesimse der öffentlichen Gebäude krönten. Er ging am Palais des Prinzen von Preußen vorüber. Daneben, hoch oben, ragte, in noch ganz neu funkelndem Erz, Friedrich der Große auf bronzenem Roß. Drüben auf der Brücke der Große Kurfürst. Kämpfergruppen in weißem Marmor schmückten die Schloßbrücke. Wuchtig stand gegenüber das Zeughaus. In der Luft ein Wehen von Krieg und Sieg. Am Kastanienwäldchen war die Wache unter Gewehr. Ein General schritt vorbei, den Adjutanten zur Linken. Er schien noch verhältnismäßig jung für seinen Rang und die lange Friedenszeit. Höchstens Fünfzig. Er wandte das Gesicht mit den blauen Augen und dem ausrasierten Backenbart streng und prüfend nach der dreifachen Reihe der präsentierten Gewehre. Die Trommel wirbelte dumpf über den weiten, fast menschenleeren Platz. Zwei Herren vom Schlag preußischer Geheimräte waren, die Zylinder ehrfurchtsvoll in der Hand, mit in der Sonne glitzernden Glatzen stehengeblieben. Der Studiosus Nimis hörte, wie der eine zum andern sagte:

„Was dann wohl wird, Krause, wenn er erst König ist?"

Der Darmstädter Student schaute dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder und Erben des Landesherrn, nach. Da ging Hohenzollern! Nüchtern wie die Mark selber. Bedächtig wie die Art ihrer Menschen. Straff und kriegerisch, mit umgehängtem Mantel, den dünnen Degen ohne Koppel durch den Überrock gesteckt. Hohenzollern . . . drunten im Süden klang das Wort leer. Hier füllte es sich mit Blut und Leben. Es zog die Geister heran. Es marschierte nicht nur an der Spitze der Bataillone, es rief zur Arbeit, zur Arbeit, zur Arbeit . . . es rief zu Fleiß und Schweiß . . . es rief, was landflüchtig irrte, ins preußische Land, die Refugiés aus Frankreich, die Protestanten aus Salzburg, die Mennoniten aus Holland. Es baute Kanäle, es baute die Häuser von Berlin, es baute Straßen, es buchte sparsam die Groschen und scheute die Millionen Taler nicht, um immer wieder aus Brand und Schutt und Krieg den Staat emporzutürmen. . . . Der Krückstock, überall . . . die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit . . .

Auf dem Schloßplatz breitete ein schmächtiger Jüngling die Hände aus. Er trug sonderbar weiß und grau geringelte Beinkleider, einen langen, in die Taille geschnittenen Rock mit ganz kurzen Schößen, eine flott in zwei flatternde Schleifen geknüpfte Binde. Der Hut saß verwegen hinten auf den im Genick kunstvoll gewellten schwarzen Haaren. Die schwarzen Augen liefen geschäftig in dem glattrasierten, sarkastischen kleinen Weltmannsgesicht, das nur an den Ohren zwei schmale Bartstreifen trug.

„Herrgott, Jeanche . . . Jeanche Weixelbaum!"

„Nu — wer wird's sonst sein?" sagte der kleine Kölner. „Wie geht's dir, seit wir uns in Heidelberg getrennt haben? Miese Zeiten! Was machst du hier? . . . In Berlin? . . . Berlin bleibt doch 'ne Kleinstadt!"

Er faßte den andern leicht kavaliermäßig mit dem rechten Arm unter und wippte mit dem linken sein kokettes Stöckchen, während sie weitergingen.

„Was? Berlin ist groß? Reinhold, du tust m'r leid! Geh nach Paris! Ich komme eben aus Paris. Ich war dort bei meinen Verwandten! Ich sag' dir!"

„Guizots Tage sind gezählt", sprach Jeanche Weixelbaum weiter, trocken und obenhin wie ein Diplomat der großen Welt. „Ich bitte dich: Wie kann sich ein Minister gegen diese radikale Presse halten? . . . Ach, das heißt man noch Opposition . . ."

Er küßte seine Fingerspitzen und warf theatralisch wie ein Franzose den Handkuß den fernen Freunden an der Seine hinüber.

„Was tuste in Berlin, Reinhold? Bist du ein Kadett? Bist du ein Gardeleutnant? Bist du der Prediger Sydow? Liest du die ‚Preußische Zeitung'? Nu also! Was tust du hier?"

„Du bist doch auch hier?"

Jeanche Weixelbaum zog wehmütig die Schultern hoch, um die ein capeartiges mausgraues Pariser Mäntelchen im Winde flatterte und sich zu Flügeln breitete, daß er wie eine von dem Palais-Royal in die Breite Straße verschlagene blasierte Fledermaus aussah.

„Kann ich dafür, daß ich 'n Köllscher Jong bin? Köln war schon neun Jahr preußisch, wie ich geboren wurde! Also gut! Gehen wir nach Preußen! Ich brauche ein Feld der Tätigkeit! Entre nous, mon cher: Ich hab' mich entschlossen, ganz homme des lettres zu werden! Ich werd' den Leuten zeigen, wie man in Paris schreibt! . . Ich habe schon Zutritt zur Noblesse von Berlin!"

Das schien dem Studiosus Nimis, der eben selbst aus dem sonst unnahbaren Kreis märkischen Adels kam, doch, wenn er das Jeanche ansah, etwas unwahrscheinlich. Aber der blieb vor einem stattlichen Hause in der Breiten Straße stehen und ermunterte:

„Komm' nur mit hinauf! Am Mittwoch nachmittag ist immer viel Welt da! Ich stell' dich vor!"

„Bei wem denn?"

Das Jeanche schnalzte verzückt mit der Zunge.

„Bei ihr! Bei der geistreichsten Frau Berlins! . . . Das ist kein Salon mehr — Salons gibt's in Berlin wie Flöhe in 'nem alten Pelz! — Das ist schon die süße, weiche Luft von Paris... Komm' da die Trepp' 'nauf! — Schön is sie nicht! . . . jung is sie nicht . . . Ein Butterbrot kriegst du und eine Tasse Tee, sonst nix . . . Aber ein Geist . . . ein Geist . . ."

„Ist sie denn verheiratet?"

„Sie hat 'nen Mann! Du wirst ihn schon sehen! Der, der immer in der Ecke sitzt und schweigt und, wenn die Adametz singt, die Noten umwendet! Voila! Weißt du, was sie neulich von der Adametz gesagt hat: Sie singt Hagel! . . . Sie singt Hagel! . . . Ist das nicht göttlich . . . ? Gnädige Frau: Hier is 'n Ritter vom Geist! Ich verbürg' mich für ihn! Nimis heißt er und ist natürlich 'n Student und . . ."

„Genug! Die schönen Geister grüßen sich! Und wie mißfällt es Ihnen in Berlin?"

Es war eine ganz kleine, zarte Frau, die den Studiosus Nimis das fein lächelnd fragte, nichts weniger als hübsch, mit großen dunklen Augen in einem ältlichen Kindergesicht und einem Häubchen auf dem schwarzen Scheitel. Um sie war das ganze Zimmer voll Menschen. Sie standen und saßen so dicht, daß man den beseelten Geschmack der Einrichtung, das kostbare Sèvres und Vieux Saxe, Manufaktur aus Frankenthal in der Vitrine, die zerbrechlich-dünnen, wie durchgeistigten Möbel kaum bemerkte. Der Studiosus Nimis war verwirrt von der Frage und dem Blick, mit dem die Herrin des Salons ihn wie eine gütig lächelnde Kameradin der Männer, wie eine geistige Aspasia erforschte. Er antwortete:

„Berlin macht auf mich einen tiefen Eindruck!"

„. . und . . bitte, setzen Sie sich! . . Welche Geisterhand spielt da auf den Saiten Ihrer Seele?"

„Die Linden . . . das Brandenburger Tor . . . die vielen Feldherrndenkmäler und Paläste . . . die Siegeszeichen . . . Alles, was an die Hohenzollern erinnert . . . Und ebenso Potsdam . . ." Er konnte nicht weiterreden, so brach um ihn ein Sturm von Heiterkeit los.

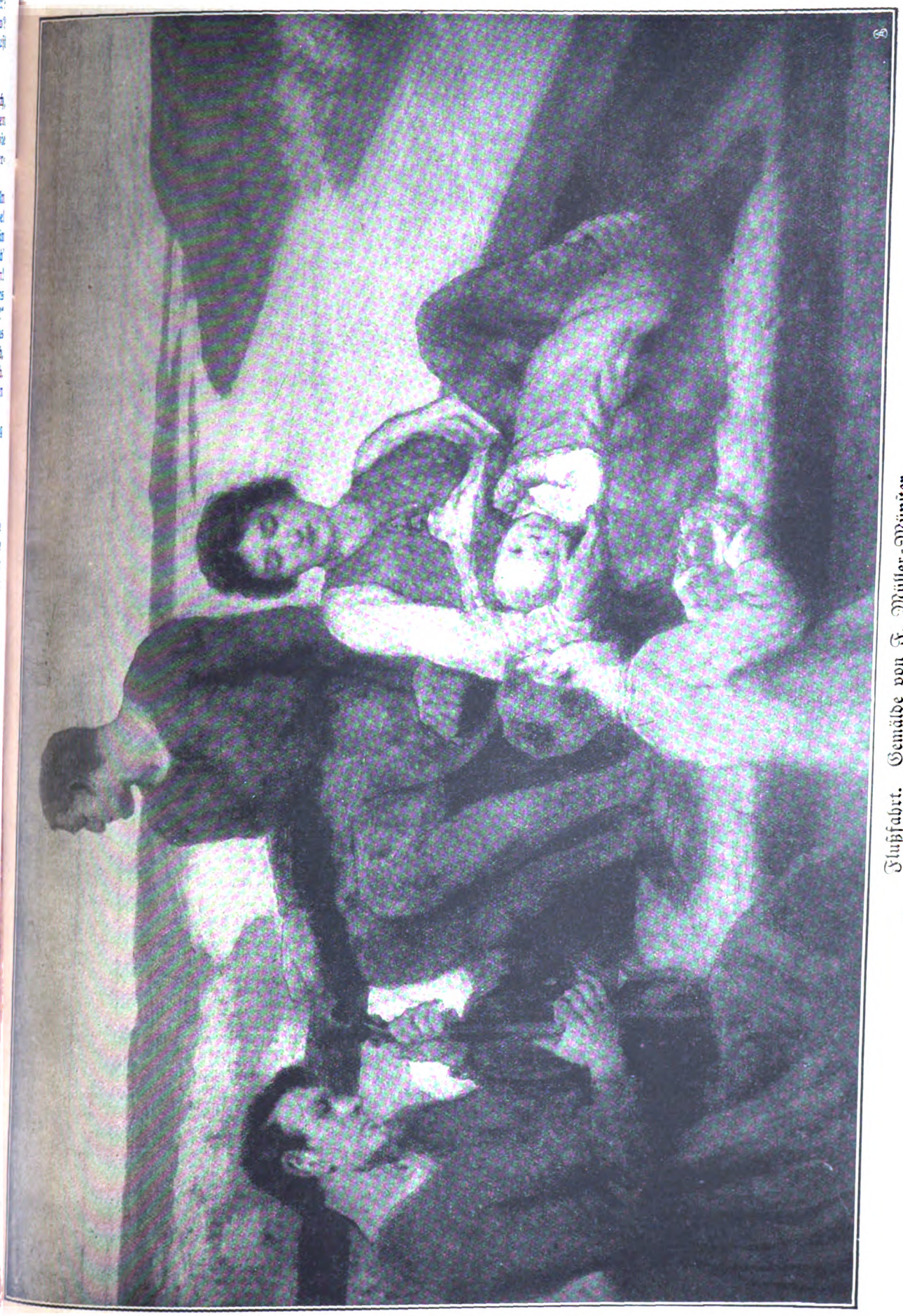
„Was hat er gesagt, Frau Adonide?"

„Die Hohenzollern! . . . Nee wirklich . . . kein Spaß: Nach Potsdam will er!"

„Nach Spandau!"

„Gott . . . er ist noch jung", sprach Jeanche Weixelbaum verlegen und mißvergnügt. Er hatte für seinen Freund

Digitized by Google



Flußfahrt. Gemälde von F. Müller-Münster.

Digitized by Google

einen roten Kopf bekommen. Dessen krauses Haupt nahm die Frau des Hauses zwischen ihre Hände, schaute ihm mütterlich in das verwirrte Gesicht und schien plötzlich, trotz ihrer Unschönheit, verführerisch, während sie sagte:

„Ich beglückwünsche Sie, Weixselbäumchen! Ihr Freund hat Geist! Er führt sich mit einem blendenden Capriccio ein!"

„Oder er meint es ernst, der Unglückselige . . ."

„Dann ist er verliebt und weiß also nicht, was er tut", sprach Frau Adonide sanft und strich ihm eine widerspenstige Locke aus der Stirne, und Reinhold Nimis hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser Frau ein sechster Sinn des Hellsehens in allem eigen sein müsse, was Lust und Leid zwischen Mann und Weib betraf. „Ehrfurcht, Freunde! Julia — singen Sie ein Lied zur Harfe: Ein Liebender weilt unter uns!"

„Lauter Liebende!"

Der das sagte, war ein langer, hagerer Elegant, der ein Damenlorgnon an langer Stange vor die kurzsichtigen Augen hielt.

„Liebe, Prinz? Sie haben viel zuviel geliebt. . ."

„Noch lange nicht genug, göttliche Adonide!"

„ . . . als daß Sie noch über Liebe sprechen könnten."

„Lieben ist ein Zeitwort, das man nur in der Gegenwart konjugieren darf", sagte die Hausfrau sanft und goß Tee ein.

„Hört! Hört auf Adonide!"

„Schreib dir's auf, Reinhold, wenn du's nicht im Kopfe behalten kannst", drängte halblaut Jeanche Weixselbaum hinter ihm. Er strahlte befriedigt inmitten des Wortgefunkels. Frau Adonide fuhr fort: „Ich liebe im Mann den gesitteten Orkan . . ."

„Wie geistreich!"

„Seid Advokaten eures Herzens! Sonst verliert ihr immer den Prozeß Adam versus Eva. Bändigt eure Krater zu Harmonien! Die Liebe ist ein Notturno!"

Reinhold Nimis saß bang und wußte nicht, was er erwidern sollte. Um ihn erhitzten sich die Stimmen. Die Gesichter wurden leidenschaftlich. Es schien um Throne und Kronen und Leben zu gehen. Aber es handelte sich nur um die letzte Theaterrezension des Herrn Rellstab. Um die Maria Stuart der Demoiselle Viereck. Um den Bajaderentanz der Madame Sergois. Um das Schauspiel: „Die Quitzows" des Herrn Louis Schneider. Das Theater war das Selbstverständliche. Die Welt von bunter Pappe und geschminkten Menschen war die Wirklichkeit. Die Stunden von sechs bis neun Uhr abends das Leben. Am Fenster in der Ecke saß ein blasser, kleiner Mann, tiefsinnig den Ellbogen auf das Klavier und die Stirne in die hohle Hand gedrückt. Jeanche Weixelbaum deutete auf den Hausherrn und flüsterte ehrfurchtsvoll: „Er war in Paris mit Thalberg befreundet! . . . Kein Spaß: Ich hab' sie selber Arm in Arm zu den Frères Provençaux gehen sehen!"

„Und was tut er hier?"

„Nu — er komponiert! Aber niemand will's hören! Spielen will's auch niemand! Nu — was soll er machen? Er komponiert weiter! Er hat's ja dazu! Die Firma ist reich!"

„Wie steht's in Paris?"

Es klang unverfälscht ostpreußisch. Ein hagerer, kleiner Herr, mit einem Zwicker vor der scharfen Nase, war herangetreten. Jeanche Weixselbaum wandte sich zu dem Rechtsanwalt Sennefeld, dem Radikalen aus Königsberg, und dämpfte wie der die Stimme: „Unser Handwerkerverein dort tut Wunder! Ich sag' Ihnen: Wer auf der Wanderschaft zu uns nach Paris kommt, der kommt als Kommunist wieder heim. In jedem Städtchen am Rhein haben wir schon Revolutionäre in den Werkstätten sitzen!"

„Schürt nur ordentlich! Wir tun's im Osten auch!"

„Pst! Es darf niemand wissen, daß Rogalski in Berlin ist!"

Es entstand eine allgemeine Bewegung. Bronislaus von Rogalski, der polnische Geheimbündler, war eingetreten und küßte der Hausfrau die Hand. Ein theatralischer brünetter Sarmate mit einem leidenden schnurrbärtigen Panje-Kopf, eben aus Posen eingetroffen. Es regte sich überall im geheimen Reich des weißen Adlers. Der Pole verkündete es auf französisch. Er konnte kein Deutsch oder wollte es nicht sprechen. Plötzlich redeten auch alle andern Französisch, als flösse da drüben die Seine und nicht die Spree an dem Hohenzollern-Schloß vorüber. Besonders bei Jeanche Weixselbaum ging das Welsche wie ein Wasserfall. Jetzt war er in seinem Element als Klein-Pariser vom Niederrhein. In der Gruppe nebenbei hob Frau Adonide seelenvoll die dunklen Augen: „Faust's Weib . . ! Das ist der letzte Gedanke der Schöpfung! Die große Sehnsucht nach dem Unerklärlichen! Goethe selbst hatte Angst davor! Er beschwor sie nicht!" Und am Fenster blinzelten frivole Gesichter in unterdrückter Heiterkeit. Der Prinz mit der Lorgnette erzählte halblaut etwas von einer vergessenen himmelblauen Atlasmantille im Cabinet particulier bei Schott . . . Und die Hausfrau drohte sanft und duldsam mit erhobenem Finger: „Still, ihr Libertins de la liberté", und gegenüber saß Demoiselle Adametz, die Diva, in einem spitzenüberrieselten, mit aufrechtstehenden Blumen und fließenden Bändern ausgeputzten umfangreichen Wunderwerk von Hut, und hielt mit der verwöhnten Herablassung einer Königin Cercle mit ihren sie andächtig umstehenden Verehrern und Verehrerinnen. Und der Studiosus Nimis dachte sich: In welche Gesellschaft hat mich eigentlich das Jeanche verschleppt? Und schaute unsicher um sich und entdeckte zu seinem Staunen in dem eben eintretenden, frivol schmunzelnden, bebrillten und beleibten Greis den Geheimrat Wieprecht von der Hochschule, den berühmten Professor und Junghegelianer, und hörte, wie Frau Adonide, während sich das Kirchenlicht über ihre Hand beugte, im Gespräch fortfuhr: „Die Natur ist die Frau, der Genius ist der Mann . . .", und bekam es mit der Angst vor dem vielen Geist und der wenigen Moral in dem kleinen heißen Zimmer und drückte sich unbemerkt zur Tür hinaus und atmete auf, als in der Breiten Straße der Sommerwind seinen Krauskopf kühlte.

Noch ganz verwirrt ging er an der Häuserreihe der Schloßfreiheit entlang. Da war wieder Berlin, die Stadt der Hohenzollern und der Helden! Da war dies eiserne Preußen, hart und schroff und doch die Seele anziehend wie der Magnetberg das verirrte Schiff. Es war in Reinhold Nimis, während er wieder die Linden hinabschritt, eine feierliche Stimmung: Heut hab' ich etwas Großes erlebt! Ich habe angefangen, Preußen in seiner Größe zu begreifen! Er gelobte sich: Ich will Preußen erleben! Es soll mir geben, was es kann, und ich will mich ihm hingeben, wie ich kann! Louis Ferdinand von Pritzig sei mein Führer!

Der Salon an der Spree war vergessen. Das Herz voll von Fehrbellin und Waterloo, vom Müller von Sanssouci und dem Alten Fritz, von der Königin Luise und dem Marschall Vorwärts, betrat Reinhold Nimis sein Hotelzimmer und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen. Zwei schnurrbärtige Männer in Bürgerkleidung warteten da drinnen offenbar auf ihn. Der eine ergriff ihn ohne weiteres beim Arm.

„Na — da is er ja!"

„Was wollen Sie denn?"

„Nicht gemuckt! Verstanden? Sie sind verhaftet."

„Weswegen?"

„Das werden Sie bei Minutoli'n schon erfahren! Nu mal marsch!"

„Ich muß doch wenigstens meine Sachen . . ."

„Still! Wir wollen Sie unauffällig eskortieren! Also nun mucken Sie nicht, Männeken, und kommen Sie mit!" — — —

Digitized by Google

Der Sommerabend dämmerte schon über Berlin, als der Referendar Dr. von Pritzig leichtfüßig und nun nicht mehr im Reitfrack, sondern in der ganz dunklen modischen Eleganz eines jungen Mannes aus großem Hause zwei Stufen der Hoteltreppe auf einmal nahm, anklopfte und dem drinnen am Tische Sitzenden und Briefschaften Ordnenden auf die Schulter schlug.

„Vorwärts, Reinhold! Ich habe uns mit einigen zuverlässigen Zeitgenossen bei Gungl verabredet . . . Nanu, Sie sind das, Herr von Zinck . . .?"

„Allerdings!" Die Stimme des Regierungsrats von Zinck klang streng und dienstlich. „Sagen Sie mal: Kennen Sie diesen jungen Kerl, der hier wohnte?"

„Na natürlich! . . . Wo ist er denn?"

„Zur Zeit im Verhör auf dem Polizeipräsidium . . ."

„Nanu? . . ."

„Abends wird er unauffällig per Bahn mit zwei Gendarmen über die preußische Grenze abgeschoben . . ."

„Seid ihr sonst noch bei Trost?"

„Bitte über die Angelegenheit nicht zu reden! Wir haben ausdrücklichen Befehl, mit leichter Hand und schonend vorzugehen . . ."

Herr von Zinck neigte das strenge Bureaukratengesicht vertraulich zu dem andern.

„Deswegen bearbeite ich den Fall persönlich! Ihnen kann ich es ja sagen: Die Sache kam über den Bundestag geheim aus Wien zu uns! Direkt aus der Nähe Metternichs selbst! Ein k. k. Hofrat Matula — wie es scheint, ein naher Verwandter des fraglichen Subjekts, das wir auf dessen Wunsch von kurzer Hand in sein Elternhaus nach Darmstadt instradieren!"

„Kann ich ihn wenigstens einmal sprechen?"

„Ausgeschlossen, Verehrtester! Den sieht hier keiner mehr. Wir werden schon noch Preußen vor diesen unruhigen Köpfen schützen! Ich hoffe, daß man ihn in Hessen wenigstens gleich ins Loch steckt! Hier kann ich unter seinen Papieren eigentliche Gravamina nicht finden . . . die Entwürfe einiger Liebesbriefe an eine Christel in Wien . . . das möge durchgehen! — Das Bruchstück einer merkwürdigen, begeisterten Ode an Preußens Genius . . . da steckt jedenfalls ein geheimer hochverräterischer Sinn dahinter — Schreiben aus einem Freundeskreise in Heidelberg, der sich Teutsche Gesellschaft nennt . . . hm . . . schon verdächtig: Teutsche Gesellschaft . . . Pardon: Was murmeln Sie da zwischen den Zähnen, Herr von Pritzig? Ich verstehe förmlich: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun . . .?"

„Ja . . . so ungefähr . . . steht übrigens in der Bibel, Herr Regierungsrat!"

„Herr von Pritzig: Ich muß Sie allen Ernstes darauf aufmerksam machen . . . seien Sie froh, daß Sie es sind! Ein anderer, ohne Ihre Herkunft, Stellung und notorische staatserhaltende Gesinnung, würde aus seinem Verkehr mit einem so gemeingefährlichen Individuum wie dem p. Nimis zum mindesten gewisse Unannehmlichkeiten . . ."

„Gute Nacht, Herr Regierungsrat: Ich ziehe mich lieber zurück und denke mir mein Teil über Preußen und was ihr daraus macht . . ." (Fortsetzung folgt.)

Amerongen und Chislehurst * Von Dr. Alfred Funke.

Als Alphonse Daudet seine „Könige in der Verbannung" schrieb, dachte er nicht im Traume daran, daß der Titel seines Romans einmal auf die Hohenzollern passen würde. Eher sah der Pariser nach England hinüber, wo in Farnborough, in der Abtei St. Michael, die Sarkophage des dritten und vierten Napoleon standen und heute noch stehen und Eugenie von Montijo noch immer nicht von ihrem Leben, das ein Roman war, scheiden kann. Die zähe Spanierin hat den heißesten Wunsch ihres Alters, die Sieger von Sedan im Unglück zu wissen, erfüllt gesehen. Die Hohenzollern haben Zuflucht in Amerongen suchen müssen, wie Eugenie selbst nach dem Sturm des 4. September 1870 jenseit des Kanals, wo England den Bonapartes selbstverständliches Asyl bot, dasselbe England, dessen Premier sich dafür verbürgen will, daß Wilhelm von Hohenzollern vor das Henkertribunal geschleppt werden soll, das sich den Namen und die Ehre eines Gerichtshofs anmaßen möchte. St. Helena in neuer Aufmachung erscheint dem fanatischen Waliser, der geschickt auf dem Saitenspiel englischer Heuchelei und Brutalität zu fingern versteht, als gegebener Abschluß der großen Tragödie, so grotesk es ihm selbst vorkommen mag, Wilhelm II. zum Völkerwürger im Stile des ersten Napoleon zu stempeln. Aber er rechnet mit den Gelüsten des schaulustigen Pöbels aller alliierten Galerien. Was England im Jahre 1871 etwa auf ein Auslieferungsverlangen seitens Bismarcks oder des Herrn Thiers gegen die Bonapartes geantwortet haben möchte, schafft ihm keine Beschwerde.

Ein Vergleich zwischen dem Verhalten der Hohenzollern in ihrem holländischen Asyl und den Bonapartes auf englischem Boden ruft eine Fülle historischer Erinnerungen ins Leben. Der militärische Zusammenbruch bildet die Exposition beider Dramen, die überstürzte Flucht ins Ausland das erregende Moment.

Amerikanische Zahnärzte in Paris, Evans und Crane, befreiten die Kaiserin Eugenie unter Ängsten und Nöten — der Postmeister von Varennes stand vor ihren Augen — nach Deauville, auf der englischen Jacht „Gazelle", Eigentümer Sir Henry Burgonne, fährt Eugenie in schwerem Sturm über den Kanal. Hove — Hotel York — und Hastings — Marinehotel — sind die ersten Stationen. Chislehurst — das Haus am Camden Place — die bergende Stätte. Hier wartet Eugenie, die nichts, gar nichts auf der Flucht aus den Tuilerien mitnehmen konnte und von Frau Evans das Allernötigste an Reisekleidung borgen mußte, auf den Gatten, der in Wilhelmshöhe gefangen sitzt. Auch er ist ohne jede Mittel von Sedan abgefahren, die Million, die er bar mit sich führte, als er nach Metz ging, ist dort geblieben. König Wilhelm I. muß dem Gefangenen aus seiner Privatschatulle zehntausend Taler Wegzehrung nach Wilhelmshöhe borgen. Ob der König sie je wiedergesehen, ist nicht festzustellen. In Geldangelegenheiten ist Napoleon III. immer großzügig gewesen. Er hatte leider nie rechtzeitig daran gedacht, Geld auf der englischen Bank in Sicherheit zu bringen, wie der Orleans Ludwig Philipp das sehr fürsorglich in guten Tagen getan. Aber Eugenie war tatkräftiger und erfolgreicher in Finanzsachen.

Treue Hände haben in den Pariser Sturmtagen den Schmuck, die Perlen, die Diamanten der Kaiserin aus den Tuilerien in Sicherheit gebracht, ehe die Brandfackel der Kommune das Kaiserschloß in Asche legt. Sichere Leute bringen die Wertsachen nach Chislehurst. Eugenie geht noch sicherer: sie verkauft sehr schnell die kaiserlichen Diamanten nach Amerika. Der möglichen Reklamation ist vorgebeugt und Geld in der Kasse, als Napoleon über Ostende und Dover am 20. März 1871 ankommt. Die Ergebenheit des Grafen Hérisson, die selbst den Finanzminister der Republik, Ernst Picard, rührt, schafft ganze Sendungen an Kleidern, Wäsche und Ausstattung aus den Schränken der Tuilerien und für 600 000 Frank Pelzwerk aus der Bewahrung eines Pariser Lieferanten unter Deckadresse der österreichischen Botschaft nach England. Verehrer des napoleonischen Blutes tun ein übriges. Lord Hartford will dem jungen Napoleon seine Besitzung La Bagatelle im Bois de Boulogne testamentarisch vermachen, damit er auch in Paris ein Eigentum behalte. Aber der Kaiser wehrt es pathetisch ab: „Der Erbe der kaiserlichen Krone darf nur von Gott oder von Frankreich etwas annehmen!" Damit ist zugleich das politische Programm entwickelt.

Die Bonapartes denken nicht an Abdankung, an Verzicht auf die Krone Frankreichs. An der Spitze seiner Garden soll Napoleon III. wieder in Paris einziehen. Das ist Eugeniens Wille. Der Durchführung des Programms erscheint die Zeit nicht feindlich. Noch warten die durch die Republik enttäuschten Patrioten Frankreichs auf die Rückkehr der Monarchie. Graf Chambord in Frohsdorf — Heinrich V. — ist kein gefährlicher Rivale. Mac Mahon ist im Herzen Monarchist und guter Katholik, in ihm sieht Eugenie den Platzhalter. Jérôme Napoléon, der so gern als der große Napoleon posiert und dessen Maske trägt, den Eugenie seit den Liebestagen von Florenz, in denen er sie betrog, glühend haßt, entwirft in Chislehurst den Plan. Von seinem Schweizer Sitz Prangins bei Genf aus will er die französische Garnison zu Annecy jenseit der Grenze revoltereif machen, der Kaiser soll heimlich den Rhein hinauf gen Prangins kommen, die Rückkehr

Digitized by Google

von Elba soll eine zweite Auflage erleben, Mac Mahon die Rolle Neys spielen. Aber Eugenie, die in allen politischen Dingen so gern ihre unglücklichen Finger hat, macht einen Strich durch die Rechnung. Sehr unfreiwillig. Ein Kaiser der Franzosen darf nicht als steinleidender Mann im Wagen durch den Triumphbogen einziehen, er muß hoch zu Roß kommen! Also: Operation durch Sir Henry Thompson. Sie gelingt, aber die Dosis Chloral ist zu stark für die verbrauchten Nerven Napoleons. Er stirbt am 9. Januar 1873.

Auf „Loulou" als Napoleon IV. ruhen die Hoffnungen der Kaiserlichen. Aber Eugenie nimmt den jungen heißblütigen Erben, der schon sein „Programm" entworfen hat, an die Leine, und das sehr kurz. Zunächst in Geldsachen. Die Verbannten in Chislehurst sind mittlerweile sehr wohlhabende Leute geworden. Die Liquidation des kaiserlichen Vermögens in Frankreich hat Millionen eingebracht. Die Bonapartes haben nicht glatte Rechnung mit dem Rechtsnachfolger gemacht, wie es die Hohenzollern heute getan haben. Eugenie ist Pfennigfuchserin, wenn die Republik abrechnen muß, und ihr persönliches Eigentum hat sie sehr vorteilhaft in bares Geld umgesetzt. Da waren Güter in Spanien und Frankreich, die verkauft wurden. Das Perlenhalsband, das sie bei der Trauung trug, brachte zwei Millionen Frank. Da waren zwei Ohrgehänge der unglücklichen Marie Antoinette und zwei große, längliche Brillanten gleicher Herkunft, die so teuer gewesen waren, daß Marie Antoinette sie nicht auf einem Brett bezahlen konnte, sondern ihre sämtlichen Einkünfte dafür auf fünf Jahre verpfändet hatte. Eugenie löste viele Millionen aus solchem Besitz. Franceschini Pietri, ihr Sekretär und ihre rechte Hand, und Herr Rouher waren ihre Agenten bei der Liquidation, und unerbittlich hängte Eugenie jedem Schuldner einen Prozeß an den Hals. Das erfuhr der Pelzhändler in Paris, als er Späne machen wollte, das erfuhr die Republik, mit der sie dreißig Jahre lang prozessiert hat, um auch aus den Museen Frankreichs jeden Gegenstand aus dem Besitz der Bonapartes wiederzuerobern. Und sie, die Zähe, siegte. In Chislehurst legte Rouher Rechnung. Da waren zwei Grundstücke in der Rue d'Albe zu Paris, fast eine Million wert; drei an der Rue d'Elysée, auf die der Crédit Foncier zwei Millionen vorschoß; der Besitz Jonchère, ein anderer im Departement Landes, ein dritter in den Nieder-Pyrenäen, die Villa Eugenia in Biarritz — heute steht ein Hotel auf dem Grundstück — der Palast in Marseille, die Villa in Vichy, das Schloß Arenenberg in der Schweiz — kurz, eine lange Liste stellte Eugenie mit Rouher auf. Dazu winkte die Erbschaft der Fürstin Bacciochi in Florenz, einer Tante Loulous, die diesem alles vermacht hatte. Er hat das Erbe nie angetreten, denn Eugenie nahm ihm die Millionen durch Advokatenkniffe Rouhers vor der Nase weg. Eugenie trieb „ihre Gelder" unnachsichtig ein. Der Geizteufel nahm sie in die Krallen. Selbst der vielerfahrene Rouher meinte sarkastisch einmal zu ihr: „Niemand wird sagen dürfen, daß er Ew. Majestät einen Centime schuldig geblieben sei."

Der Kaiser war krank und gleichgültig, auch machtlos gegen die Frau, die sein Dämon war. Nur im geheimen wagte er für seinen Erben zu sorgen. Er rief seinen Vetter Jérôme Napoléon nach Chislehurst. Im Geheimfach seines Schreibtisches lag das Testament, das er am 25. April 1865 zugunsten seines Sohnes gemacht hatte. In diesem war die Kaiserin als Vormund für den Minderjährigen eingesetzt. Jetzt, 1872, setzte der Kaiser ein zweites auf, das die Rechte seines Sohnes erweiterte und dessen Oheim Jérôme Napoléon zum Vollstrecker bestimmte. Beide Testamente verschloß der Kaiser vor den Augen des Vetters „Plon-Plon" in seinem Geheimfach. Auf die Nachricht vom Tode des Kaisers eilte Jérôme sogleich nach Chislehurst. Der Schreibtisch war versiegelt, wie es sich gehörte. Leider waren es nicht Siegel eines englischen Notars, sondern die Siegel des Herrn Pietri, der zugab, mit der Kaiserin den Nachlaß an Dokumenten im Schreibtisch sogleich nach dem Tode Napoleons ein wenig geordnet zu haben. Das zweite Testament war verschwunden. „So habe ich hier nichts mehr zu suchen", erklärte Jérôme Napoléon ergrimmt und reiste in derselben Stunde ab. Eugenie lächelte ironisch hinterdrein, sie war unbeschränkte Herrin des Vermögens und dessen Verwalterin für ihren Sohn.

Der Geiz der Mutter verdarb dem jungen Napoleon das Leben in England. Ein Liebesabenteuer mit Miß Lottie Walkers machte ihn bei Eugenie verdächtig, das Blut seines Vaters nach dieser Richtung hin geerbt zu haben. Wurde sie doch in Chislehurst täglich an die schöne Emmy Rowles erinnert, die Geliebte ihres Mannes, als er noch in Woolwich war. Das Haus am Camden Place hatte einst der schönen Engländerin gehört, die dem Prinzen alles geopfert.

Auch andere erfuhren den Geiz und den Undank Eugeniens. Graf Hérisson, der ihr soviel in Paris gerettet, hat nie einen Dank gesehen. Der Stallmeister des jungen Napoleon durfte ruhig sein Gütchen in Frankreich verkaufen, um dem Prinzen das Geld für ein nach Londoner Begriffen anständiges Reitpferd vorschießen zu können. Eugenie hat es ihm nie wiedergegeben. Peinlichste Verlegenheiten des Prinzen waren an der Tagesordnung. Eugenie gab nicht einen Schilling, ihm zu helfen. Sie scharrte und häufte zusammen. Das Vermögen sollte ihren politischen Plänen dienen. Da ging der Prinz erbittert in englische Dienste, ins Zululand. Den Gefallenen brachte das britische Kriegsschiff „Orontes" zurück, dazu ein Sträußchen, gepflückt vom Grabhügel des großen Napoleon auf St. Helena.

Beisetzung mit kaiserlichem Pomp. Die Marschälle Canrobert und Leboeuf dürfen nicht kommen, die Republik verbietet es. Aber ein alter Invalide, der schon Napoleon I. auf St. Helena und Napoleon III. zu Chislehurst zu Grabe geleitete, folgt den Prinzen und Großen. Unter den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches wird der Sarg in die Marienkirche zu Chislehurst gebracht. Königin Viktoria von England und ihre Töchter sehen von schwarzverkleideter Tribüne dem Konduкt zu. Die Hoffnung Frankreichs ist tot, Eugenie gebrochen. „Es ist mein armer Junge, den ich beweine", sagt sie, als Rouher vom Verluste Frankreichs sprechen will.

Von Chislehurst siedelt sie nach Farnborough über, baut die Abtei St. Michael und hütet die Sarkophage des Gatten und Sohnes. Ihr Traum vom kaiserlichen Frankreich zerrann. Jérôme Napoléon, ihr Todfeind, war das Haupt der Familie, durch Beschluß der Bonapartisten Frankreichs seit 1879 zugleich Haupt der Partei. Sein letzter Versuch, die Krone zu gewinnen, war verquickt mit dem Auftreten des Poseurs Boulanger. Als diese Farce ausgespielt war, trug Jérôme, von Eugenie stets befehdet, seine Hoffnung zu Grabe. Seinem Sohne Viktor Napoleon, der mit dem Vater völlig verfeindet war und in Brüssel lebte, wandte Eugenie ihre Gunst zu. Viktor Napoleon, der nach dem Tode Leopolds II. von Belgien dessen Tochter Clementine heiratete, gilt als der Erbe des inzwischen sehr groß gewordenen Vermögens der Kaiserin Eugenie.

Wie ein Schatten, der keine Ruhe findet, geistert Eugenie nach des Sohnes Tode durch die Zeit. Auf Arenenberg, das sie später dem Kanton Thurgau überwies, auf Cap St. Martin an der sonnigen Küste der Riviera, an Bord der Jacht Gordon Bennetts — in den norwegischen Schären begrüßt sie Wilhelm II. —, in Schottland und in Paris wird sie gesehen, eine Greisin, in der aber der Hang zur politischen Feinarbeit nie ruht. Sie hat die Ehe des Spaniers Alfons XIII. mit Ena von Battenberg gefördert, sie war mit Eduard VII. sehr befreundet, sie versuchte von Italien aus den Rumänenkönig Karl auf die Ententeseite zu treiben. Sie wird ihren letzten Triumph, den Sturz der Hohenzollern, genießen, nachdem sie ihren Erzfeind Bismarck gehen sah.

Auch in Paris ist sie oft zu treffen gewesen. In einem Hotel mit dem Blick auf die Gärten der Tuilerien stieg sie ab, wenn sie Stoff zu ihren Memoiren in den Archiven an der Seine sammelte. Keiner kümmerte sich um die Greisin in Trauer, die gebeugt am Ebenholzstock dahinschritt.

Die Armee Frankreichs war immer die Hoffnung der Bonapartes. Als die Revolution 1870 die Kaiserin wegfegte, blieb ja das Heer Frankreichs bestehen, in dem das Andenken an Jena, Austerlitz und Marengo lebte. Das Heer Mac Mahons, das die Kommune niederwarf, blieb die Hoffnung der Monarchie. Oft genug hat das Schicksal der Republik nur an einem Haar gehangen. — Die Verbannten von Amerongen wissen kein Heer mehr in der deutschen Heimat.

Ruf in der Nacht * Von Karl Frank.

Die Schneenacht hör' ich an die Scheiben picken,
Jähzornig tappt der Wind das Haus entlang,
Von ferne weht des Turmes Stundenklang,
Und flink im Dunkeln hackt der Wanduhr Ticken.
Da plötzlich gellt wie aus der Urnacht Tiefe
Lokomotivenpfiff aus heiserm Mund,
Als ob ein Mensch, gehetzt und todeswund,
Aus Leibeskraft um Hilf' und Rettung riefe.
In diesem Ruf klang alle Not der Stunde,
An der wir alle tragen, jung und alt;
Es ist der Schrei, von dem die Erde hallt,
Der alle Kräfte ruft zu neuem Bunde.

Digitized by Google

Letzte Stunden in Danzig * Von Friedrich Hussong.

Die neue Walpurgisnacht.

Vom unbesternten Himmel hängt die Nacht mit großen, schweren, schwarzen Vorhängen in die Gassen Danzigs. Der viel zu frühe Gast, der sie zu grüßen kommt, tappt vom Bahnhof her in die finstere Stadt, unsehend, wie in deutsche Zukunft; planlos, wie durch deutsche Gegenwart.

Einst empfing ihn diese Stadt in Abendsonnenfeier. Um ihre Türme schwangen Fahnen von farbigem Licht. Er ging durch gleißende Gassen. Über ihre Plätze, über ihre Flüsse schlug von Giebeln zu Giebeln, von Tor zu Tor der frohe Abend glühende goldene Brücken. Die hellen Tage schenkten quellende, schwellende Nächte, die Nächte gebaren Tage wie Feste.

Wann war das? Was liegt zwischen damals und heute? Welcher deutschen Seele Spannkraft vermag den Abgrund zu überspannen zwischen solcher Lust und solchem Leid? Keine Fahnen von Licht, keine festlichen Tage, und die Stunden der Nacht schwellen von Leid.

„Gestürzt sind die goldenen Brücken
Und unten und oben so still . . ."

Von erhöhten Türschwellen springen tückische Treppenstufen dem trüben Gast vor die Füße. Oder andere schnellen plötzlich in kurzem launischen Ansprung zu einer Tür hinauf, an der man noch im Dunkeln leise einen grimassierenden Türklopfer erkennt und hinter der das Unbekannte wohnt.

Von den Treppenwangen der Beischläge alter Häusergiebel glotzen links und rechts dicke Steinkugeln mich an. Sie stellen sich tot und dumm, aber wenn durch Wolkenriß ein matter Mondstrahl oder von einer Straßenecke her ein unsicherer Laternenschein sie trifft, erkenne ich in manchem ihrer Gesichter einen verhaltenen Spott; und wer weiß, wie sie breit hinter mir hergrinsen. Ich wende mich nicht um; denn manchmal greift mir die seltsam geschwungene und geschlungene Führungsstange eines schmiedeeisernen Treppengeländers nach dem Ärmel, wie die Hand eines Kobolds. Oder von der Brüstungsecke der steinernen Balustrade eines solchen Beischlags, eines solchen erhöhten Treppenvorbaues gähnt mich auch ein offener Löwenrachen an, oder ein Drache schnappt mir nach dem Hut oder ein gefräßiger Fisch nach den Ohren, da sie alle eben gerade kein Regenwasser mir ins Gesicht zu spritzen haben.

Oben setzen die Danziger Giebel gegen den dunklen Himmel sich mit den Umrissen dunklerer Arabesken ab: manche würdige Leibung deutet sich an, manch schnippisches Hinauflinsen, manche geruhige Harmonie, manche schnörkelige Laune. — —

Das letzte, was ich gestern sah, war westliches Berlin. Danach ist dies wie versteinertes Schattenspiel eines alten Märchens. Aber doch lebt Leben hier. Hier und dort schon helle Fenster; hier und dort schon begegnet dem meinen anderer wacher Menschenschritt. Und ab und zu sieht mich bewaffnetes Mißtrauen im Vorüberschreiten prüfend an. Doppelposten, Karabiner. Nein, das ist kein Märchen. Das ist neudeutsche Wirklichkeit? Deutsche? Wir sind im Freistaat Danzig. Das ist im Polnischen, im Englischen, im Französischen, im Völkerbundlichen, im Erzbergerschen, Scheidemannschen, im Russischen vielleicht bald, im Asiatischen. Es soll überall sein können, nur im Deutschen nicht. Einmal sang ein deutscher politischer Bänkelsänger:

„Frankreich pfaucht in deine Sachen,
Frankreich hält bei uns Gericht,
Frankreich kann es heute machen,
Daß kein Deutscher Deutsch mehr spricht.

Rußland, dieser Geisterzwinger,
Rußland steht von fern und droht,
Rußland hebt den kleinen Finger . . .

China wird nun auch erwachen . . .,
Und bei allem Einspruch machen . . ."

Das Rathaus zu Danzig. Radierung von Paul Kreisel.

Unseren Vätern war das verjährter Spott. Uns trifft er wieder wie frische Lauge. Aber von zehn Türmen schlagen helle Uhren, und Glockenspiele sprechen mit hundert Zungen, wirken ein tönendes Zierwerk in die Stille der Nachtfrühe. Sie verwirren wieder Märchen und Wirklichkeit, Vergangenes und Gegenwärtiges, Deutsch und Völkerbund, Neudeutsch und Altdeutsch, und ich überhöre die fernen Schreie heiserer Lokomotiven und ein paar Dampfpfeifen von der Speicherinsel jenseits der Mottlau über dem Raunen der Romantik. Mitten hinein in den Völkerbund, mitten hinein in den Spott des politischen Bänkelsangs raunt es mit der Stimme Eichendorffs, der da drüben in der Brotbänkengasse an der Ecke der Pfaffengasse einst gehaust und gehorcht auf sein Danzig, auf es gesehen und gesungen:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn."

Vor mir hebt sich's kolossalisch über die Häuser, die auf einmal wie Kinderspielwerk erscheinen neben dem dunklen Domgebäude. Bis dicht zu seinen Füßen drängen sie sich, wie schutzbedürftig, oder als ob sie durch die Gebärde der Unterwerfung das Mächtige sich gnädig stimmen wollten. Kaum daß Raum für die Gassen bleibt, um in engem Ring den Dom von St. Marien von Pforte zu Pforte zu umlaufen. Vergebens tasten ein paar Laternen mit ihren Scheinen die Mauern auf und ab. Die verschwinden oben dunkel im Dunkeln. Dort, wo an einer Schlucht dieses Gebirges

Digitized by Google

ein armes Lämpchen in der kauernden Finsternis sitzt wie ein armes Seelchen in der Unterwelt, streicht ein großer Kater mißzufrieden um die Ecke. Schritte werden lauter; langsam nähern sich zwei Männer. Vertraut wie Faust und Mephisto, und dies wahrhaftig ist die Ecke, wo man Faust's Bedrängnis sprechen hört: „So sieht's in meinem Busen nächtig.“ — Und wo Mephisto ihm entgegenhöhnt:

„Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis dann um die Mauern streicht;
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.“

Das Dunkel trank ihre Gestalten, die Ferne ihre Stimmen Aber mir tönen geisterhaft die Stimmen der neuen deutschen Walpurgisnacht. Es jauchzt von oben der Chor der Schieber

„Der Weg ist breit, der Weg ist lang,
Was ist das für ein toller Drang?
Die Gabel sticht, der Besen kratzt.“

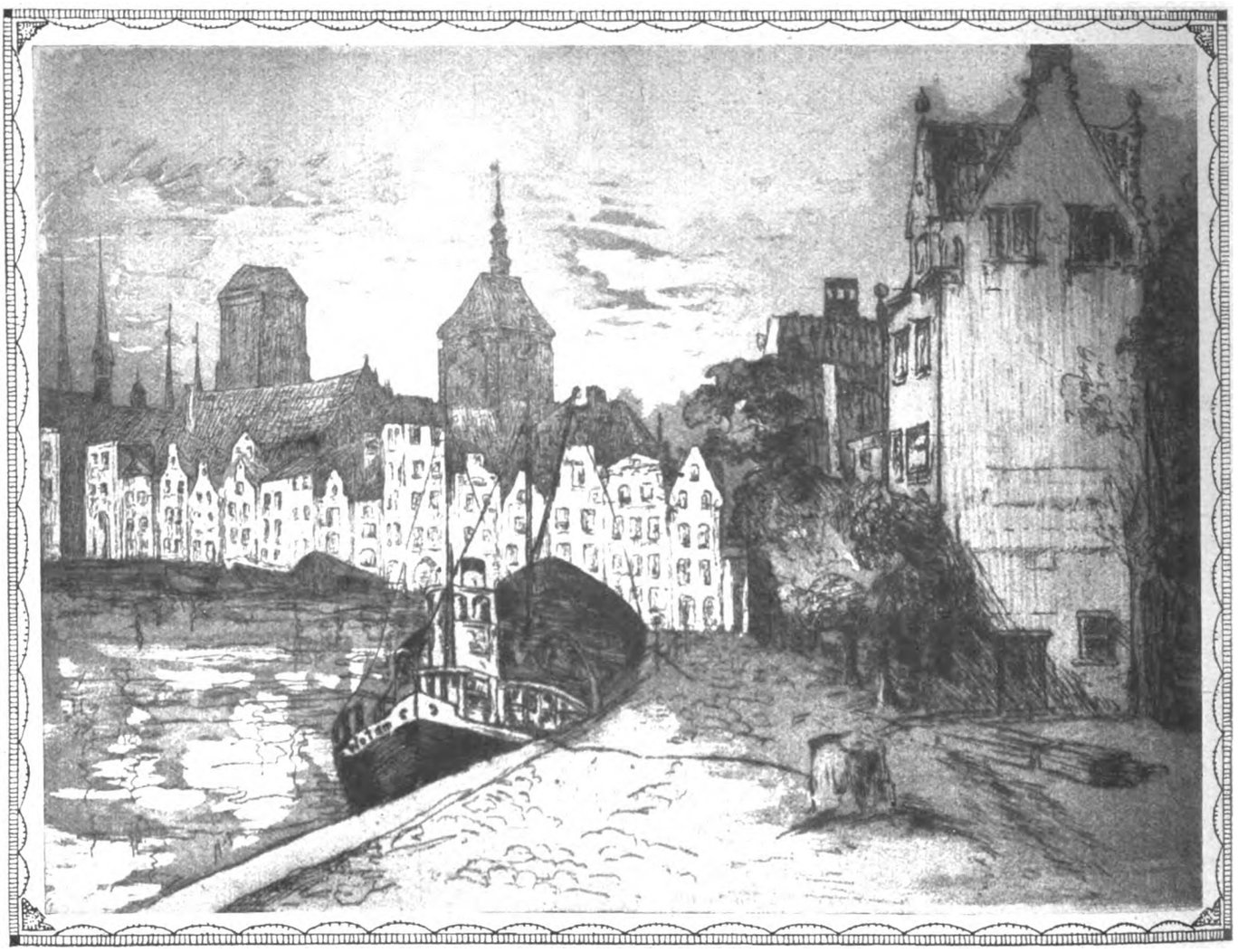
Es heult von unten der Chor der Geprellten:

„Wir möchten gern mit in die Höh'“

Und dann in wildem Wettgesang

Chor der Schieber:

„Ihr müßt verstehn:
Aus Eins mach Zehn.
Und Zwei laß gehn.



Am brausenden Wasser in Danzig. Radierung von Maria Mutray.

Ach, eine neue deutsche Walpurgisnacht ist längst angebrochen; ein Hexensabbat, wie ihn toller kein unter sich selbst versunkener, kein über sich selbst hinaus gesteigerter Geist je in Gesichten sah. Doch da sind die beiden selbst: Mein Faust und mein Mephisto. Jetzt verstehe ich ihre Rede Silbe für Silbe. Sie sprechen nicht in Versen:

„Monney, Monney — Pinke, Pinke, mein Lieber! Das ist für mich die Losung. Ich brauche bar Geld in die Hand, sonst behielte ich den ganzen Posten noch selber“

„Erst die Ware, dann das Geld.“

„Die Ware ist sofort greifbar.“

„Jawohl, für die Polizei.“

„Für dich, mein Lieber, für dich!“

„Du hast sie so gut wie in der Hand.“

„Dann hast du ja auch das Geld so gut wie in der Hand.“

„Mach keine Witze!“

„Witze? In Geschäften? Ich?“

„Soll das heißen: Du traust mir nicht?“

„Ich bin Geschäftsmann.“

„Wir kennen uns doch“

„Eben darum.“

Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Schieber-Einmaleins.“

Chor der Geprellten (von unten):

„Nehmt uns mit! Nehmt uns mit!
Wir wären gern bei unsresgleichen“

Chor der Schieber (von oben):

„Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ein ewig verlorner Mann.
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.“

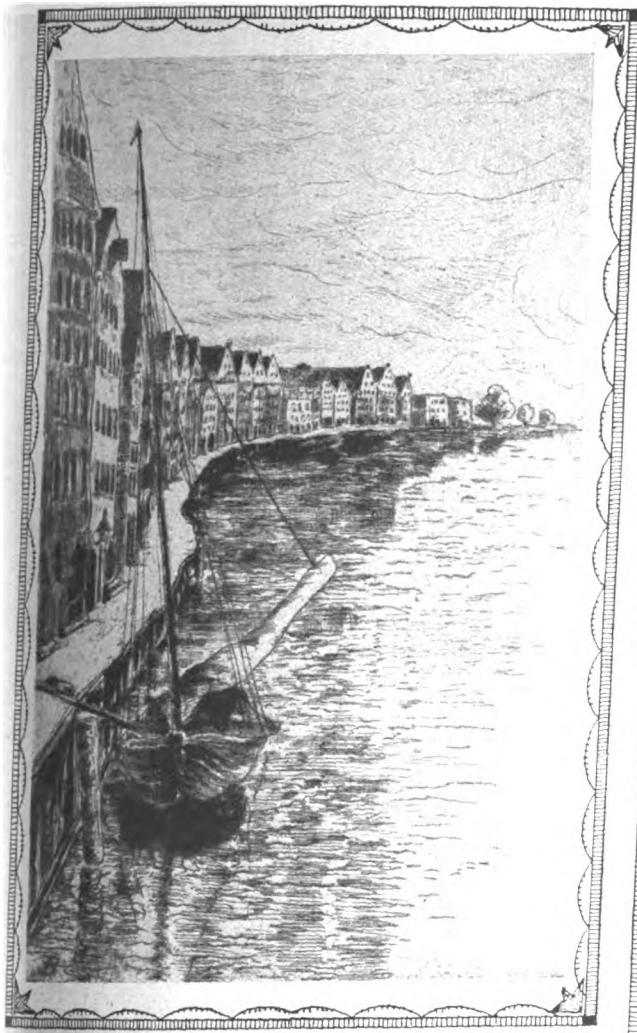
Und Mephisto meckert in den Hexensabbat:

„Der ganze Strudel strebt nach oben:
Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben“

— — — Vorüber, vorüber!

Das Gesicht der Nacht wird fahler Bleich und bleicher ste[hen] der Himmel um Giebel, Tore und Türme. Ich gehe durch ein[e]

Digitized by Google



Die Speicherinsel zu Danzig. Radierung von Christian E. Beutter.

dieser schmalen Gassen, in denen man nicht die Arme glaubt ausbreiten zu können. Auf ihrem Grunde duckt sich das bedrängte Dunkel noch, ehe es ganz in seine Keller und Höhlen sich verkriecht. Jetzt erreiche ich die geräumigere Frauengasse. Sie liegt schon im matten Morgenlicht. Vor mir öffnet sich der spitze Bogen des Frauentors auf die Lange Brücke, die Uferstraße der Mottlau. Das Wasser blinkt mir verschlafen entgegen. Ich trete an seinen hohen Rand. Etwas trübe starre ich den öden Fluß und Hafen entlang. Dort, mir zur Linken glotzt schwarz und düster der vornübergeneigte Kranvorbau des Krantors, gleich mir suchend und wartend, vergeblich suchend und wartend auf den leeren Fluß.

Aber Glockenspiele singen über die Stadt hin hell ihr Tagelied. Oben überhin geht durch den graulichen Himmel ein Rühren von Licht. Von der Ufermauer steht ein Taubenschlag grau auf. Da er in die höhere Sphäre sich hebt, wo über niederen Dächern um hohe Türme das Licht schon lebt, beginnen die Schwingen der Tauben plötzlich wie mattes Silber zu glänzen. Der Tag siegt.

Die bürgerliche Stadt.

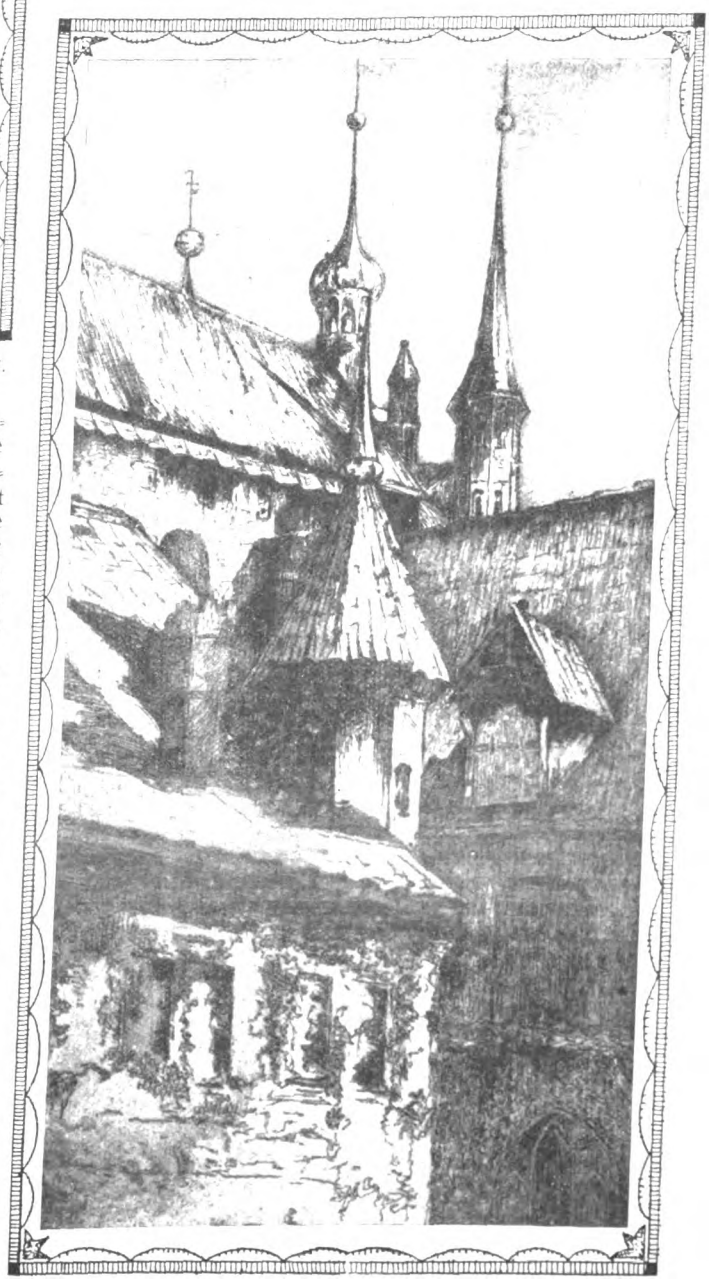
Sieht man Dresden, so braucht einem niemand zu sagen, daß fürstliche Macht das Gesicht dieser Stadt gebildet hat. So fühlt man beim ersten Gang den bürgerlichen Charakter Frankfurts. Man denke nacheinander die alten Stadtgesichter Ludwigsburg, Rothenburg, Freising! Fürstlich, bürgerlich, geistlich. Nicht immer ist das Bild so klar. Viele Fürstenstädte sind ganz ins Bürgerliche umgebildet.

Danzig ist die bürgerliche Stadt. Die Namen seiner Gassen sagen es. Die Prägung seiner öffentlichen Gebäude sagt es. Die Gesichter seiner Wohnhäuser sagen es. Seine Gassen heißen Wollwebergasse, Milchkannengasse, Schmiedegraben, Beutlergasse, Ankerschmiede, Brotbänkengasse, Eimermacherhof, Böttchergasse, Drehergasse, Hosennähergasse, Scharmachergasse, Bäckergasse, Töpfergasse, Fleischergasse, Mälzergasse, Häckergasse. Die Stimmen bürgerlicher Arbeit klingen in den Namen wieder, die Hämmer der Schmiede singen, vom Malz der Mälzer liegt ein süßlicher Geruch in der Luft, in der Hosennähergasse sitzen drei Schneidergesellen zu ebner Erde hinter einem offenen Fenster und schäkern mit den Mägden, die vorüberkommen.

Die öffentlichen Gebäude: das Rathaus vor allem, das Wahrzeichen gesammelter und bewußter bürgerlicher Kraft. Das erste und vornehmste Zeichen gewonnener Selbständigkeit. Bedürfnis erst, dann Schmuck und Stolz des Gemeinwesens. Daneben, über den Gewölben des Ratskellers, die stolze Halle des Artushofes, Wahrzeichen gewonnener gesellschaftlicher Kultur, Denkmal kulturellen und materiellen Überschusses, weit hinaus wachsend über das nackte Bedürfnis der Siedler und Kolonisten, Kunsthalle, Mittelpunkt der Geselligkeit. Junkerhof nannten sie ihn einst. Denn die Söhne der bürgerlichen Geschlechter, die hier ihren Brüderschaften Bank und Tisch belegt hatten, dünkten sich um nichts geringer denn adelige Ritterschaft.

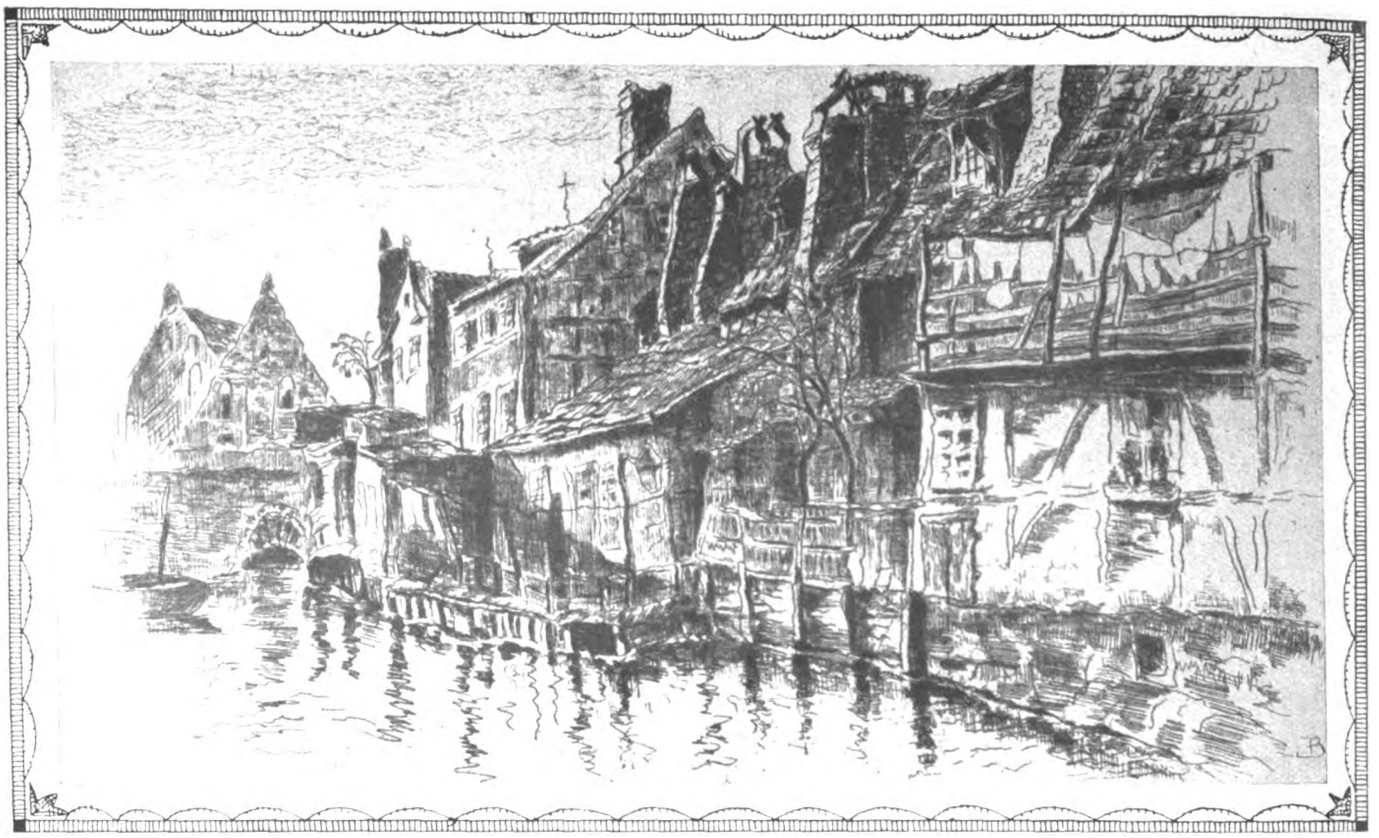
Vor dem Artushof der große Brunnen der Stadt, der Neptunsbrunnen, reiner Ausdruck häbigen Überflusses, fremd jeder Zweckhaftigkeit und Nutzbarkeit, nur von der Freude am Schönen, am Spiel der Formen, an der stattlichen, zierlichen, geistreichen und launigen Darstellung des städtischen Wohlvermögens gebildet und gebaut.

Und dies alles blickt auf den Langen Markt, die Herzkammer dieses ganzen Stadt- und Bürgerwesens. Und Giebel bei Giebel blicken alte Patrizierhäuser auf diesen Markt, wie sie die Langgasse hin noch stehen oder drüben in der Jopengasse, der Frauengasse, Brotbänken- und Breitgasse. Und an der großen Zahl dieser stattlichen Patrizierhäuser erst erkennt man den kulturellen und



Der Museumshof in Danzig. Radierung von Maria Muttray.

Digitized by Google



Alte Häuser an der Radaune in Danzig. Radierung von Christian E. Beutter.

materiellen Reichtum der alten See- und Handelsstadt Er reichte nicht nur zur stattlichen Darstellung des öffentlichen Wesens, hob nicht nur die Türme der Kirchen hoch über die Stadt, er hob auch die Firste der Bürgerhäuser und schmückte ihre Giebel mit Schönheit. Mit dem englischen Tuch, dem portugiesischen Zucker, der indischen Seide und dem brasilianischen Tabak brachten die Schiffe der Danziger Kaufleute auch italienische und niederländische Renaissance, brachten das prunkende Barock, das zierliche Rokoko und das preziöse Empire Ganze Gassen entlang ragen noch Giebel bei Giebel die Denkmale solcher Bürgerherrlichkeit. In der Brotbänkengasse drüben steht in dunkler verrußter Pracht reicher Renaissance das englische Lakenhaus, wohin die englischen Geschäftsfreunde Gold und Ware brachten. Nun wartet man ja wieder auf sie; aber nicht als stolzer Gastfreund. In der Langgasse steht zwischen älteren Geschwistern das rosenfarbene Rokokohaus der Uphagen, außen und innen noch in jedem Raum, jedem Bild und jedem Möbel Zeugnis ablegend, wie vor 140 Jahren in einem reichen Danziger Bürgerhaus gelebt wurde. Oder hier am Markt selbst das Steffenssche Haus, eine Perle deutscher Renaissance, ein steinerner Hymnus auf deutsches Bürgertum, dem aus Arbeit Kultur wuchs.

Jede schöne Stadt ist ein Lob des Bürgertums, dieses Bürgertums, dessen Name heute von hämischen Parasiten an seinem Leib und seiner Seele zum Mißnamen gemacht ist und das schon zu lange wie in einem kranken Schlaf diese widrige Begeiferung sich hat gefallen lassen. Danzig ist ein Hohes Lied auf den deutschen Bürger, auf seine Arbeit, seine Kunst, seine Ehre. Jeder Turm steht hier ein für diese Ehre; jedes alte Haus mit dem Bildwerk seiner Giebel, mit der Steinmetzarbeit seiner Türen, Fenster und Treppenvorbauten, mit edlem Schmiedewerk seiner Gitter und Geländer zeugt hier von dieser Kunst; durch jedes Tor gehen seit Jahrhunderten durch Tag und Nacht die Wege dieser Arbeit. Darin ist das wahre Wesen des deutschen Bürgertums. Die Krankheiten der Zeit sind sein Widerwesen; je schwerer es daran leidet, je tiefer es darin verstrickt scheint, desto mehr sein Widerwesen

Es gilt, den krank gewordenen Stolz des Bürgers wieder herzustellen. Hier in dieser bürgerlichen Stadt predigt jeder Stein Bürgerstolz: Ohne die Leistungen des Bürgertums keine deutsche Geschichte, ohne seine materiellen, kulturellen, sittlichen Kräfte keine deutsche Zukunft. — — —

Mit einer Sicherheit, die etwas Schicksalhaftes hat, hat der Bürger diese Stadt an diesen Platz gebaut. Sie steht da mit der Selbstverständlichkeit des Naturhaften, und doch mußte einst der Bürger erst den Mut der Wahl und des Entschlusses finden, wie drüben im Werder der deutsche Bauer mit Schöpfersinn in dem Chaos von Sumpf und Wasser den verschütteten Schatz der Fruchtbarkeit erkennen und heben mußte. So stellte der Bürger hier seine Stadt zwischen Höhe und Niederung, nahe dem nährenden Boden des Bauern auf einen Grund, der sicher tragen konnte die Massen seiner Speicher, seiner Rathäuser, seiner Kirchen. Er stellte sie an die tiefe langsam strömende Mottlau, die ihm Wasser zum Hafen für seine Schiffe gab und zur Beflutung seiner Wehrgräben; er stellte sie an die schnell fließende Radaune, die seine Mühlen trieb und seine Hämmer hob. Er stellte sie an die alte Handelsstraße längs dem pommerellischen Höhenrücken und zugleich doch nahe an den gewaltigen Strom, der ihr die Erträgnisse weiter deutscher und slawischer Gebiete zutrug und sie zur Herrin eines gewaltigen Handels machte, zur Mittlerin zwischen Ländern und Kontinenten. An den Strom, der Kraft weckte, indem er Sorge schuf; der zum Diener ward, indem er zwang, ihn zu bändigen. Die erbaute Stadt ein Lob des Bürgers und der gebändigte Strom ein Lob des Deutschen. Man muß droben und drüben im Polnischen die Weichsel gesehen haben, muß versucht haben, sie im flachgehenden Boote zu befahren, und dabei erkannt haben, wie unwillig und unfähig der Pole bis heute war, dem gewaltigen Strom etwas von seiner Kraft abzugewinnen; man muß gesehen haben, wie er das Land den Strom und den Strom das Land fressen ließ und läßt; dann erkennt man, was die deutsche Arbeit aus der fressenden, unfruchtbaren, gefährlichen Willkür dieses Stromes gemacht hat. — — —

So sagt die bürgerliche Stadt das Lob des Bürgers, das Lob des Deutschen, wenn man mit wachen Gedanken ihren Markt beschreitet, der in sich geschlossen zu ruhen scheint zwischen seinen Häusern und Giebeln und von dem doch nach allen Seiten die Schlagadern seines Lebens dieses ganze Stadtwesen durchpulsen. Die Stadt ist das lebendige Herz der weiten Landschaft; dieser Platz ist seine innerste Herzkammer. Hier spürt man den Pulsschlag von Stadt und Land. Er geht heute fieberig, bald matt, bald hastig. Aber wir haben erkannt, wieviel natürliche Kraft dieses Stadtwesen der Krankheit entgegenzusetzen hat. Und das Rezept gegen ihr Fieber hat Danzig sich selber an die Binnenseite seines Langgassentors geschrieben, dem ich jetzt vom Langen Markt her zuschreite. „Durch Eintracht können selbst kleine Staaten allenfalls gedeihen, durch Zwietracht gehen auch die stärksten zugrunde". Daß dies zweite wahr ist, haben wir grauenhaft erfahren. Das erste möge die bürgerliche Stadt Danzig aufs neue erweisen!

Digitized by Google

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

X. Über den Rhein.

Ich ging zur Schiffsküche, um mich zu melden. Ich geriet da in kuriose Kameradschaft. Der Oberkoch war ein Japaner, der zweite Koch ein Chinese und der Steward ein Anamite. Ich war zum Handlanger dieser schlitzäugigen Gesellschaft bestimmt. Ach, ich hätte dem Teufel selbst den Pelz gelaust, um nur endlich an mein Ziel zu kommen. Ich fing also ganz vergnüglich an, die Kartoffeln zu schälen, die mir mein oberster gelber Vorgesetzter hinschubste.

Die drei Mongolen radebrechten Französisch. Sie fingen an, mich auszufragen; freuten sich, jemand zu haben, der nicht Schindluder mit ihnen spielen durfte und ihnen Rede und Antwort stehen mußte. Ich erzählte ihnen, ich sei Elsaß-Lothringer. Aber sie hatten keine Ahnung, daß es ein Elsaß-Lothringen und Elsaß-Lothringer gab, und daß der ganze Krieg, um deswillen sie hier seit Jahren auf dem Mittelmeer herumfuhren, überhaupt nur zur Befreiung Elsaß-Lothringens und der Elsaß-Lothringer geführt wurde. Die Propaganda der Entente ist also doch noch nicht überall hingedrungen, nicht einmal auf ihren eigenen Schiffen. Als ich aber meiner gelben Dreieinigkeit erzählte, ich sei deutscher Soldat gewesen, da wurden sie hellhörig. Von Deutschland und den Deutschen wußten sie Bescheid, und davor hatten sie Respekt. Der Chinese, der zweite Koch, war sogar schon in Deutschland gewesen, in Hamburg; er sprach mit Begeisterung von der Zivilisation Sankt Paulis. Auch der Japaner und der Anamite waren Deutschenfreunde und hatten für die Franzosen gar nichts übrig. Sie führen eben mit dem französischen Schiff, sagten sie, um Geld zu machen.

Für mich gewann diese Deutschfreundlichkeit der mongolischen Trias eine sehr reale Bedeutung. Ich wurde von den Herren der Küche und der Speisekammer während der ganzen Überfahrt in kulinarische Vorzugsbehandlung genommen. Der Herr Kapitän selber hätte mich um die Qualität meiner Atzung beneiden müssen, wenn er sie gekannt hätte, geschweige denn um die Quantität. Ich nutzte das während der fünftägigen Überfahrt aus, um mich kräftig aufzufüttern und ordentlich zu Kräften zu kommen. Die „Venus" bewährte sich an mir von der ersten bis zur letzten Stunde als freundliche Glücksgöttin.

Wir hatten zunächst sehr schönes Wetter. Gegen Abend aber wurde die See düsig, und während der Nacht setzte Sturm aus Nordwest ein. Das Schiff war wegen des drückenden Frachtraummangels über Gebühr schwer beladen und ging sehr tief. Die Back wurde unaufhörlich von den Brechern mit Wasser überspült. Die Fässerpyramiden am Deck mußten mit starken Tauen festgemacht werden. Wer nicht durchaus mußte, hütete sich, nach vorn zu gehen, denn wenn man nicht gut aufpaßte, konnte man leicht über Bord gespült werden. Das Schiff an sich hielt die See recht gut. Aber infolge des starken Gegenwindes kamen wir sehr langsam, stellenweise so gut wie gar nicht vorwärts, zumal die Maschinen auch auf der „Venus" sehr schlecht arbeiteten. Überall bei den Franzosen dieselbe Schlamperei. Was hatten die Maschinisten und Oberheizer hier für Begriffe von ihren Pflichten! Auch während ihrer Wachen trieben sie sich bei uns in der Küche umher, um dies und das aufzuschnappen und wegzukapern. Ihre Maschinen ließen sie einfach im Stich. Für mich eine unerhörte Sache. Natürlich war der Aufenthalt in der Küche angenehmer als der im Heizraum. Unsere Mongolen waren wirklich gute Köche. Übermäßig sauber ging es bei ihnen nicht zu, aber das schmeckte man ihren Werken nicht an. Da der Mensch alles brauchen kann, suchte ich auch von ihrer Kunst zu profitieren. Ich wurde bei ihnen z. B. Virtuose in der Mayonnaisebereitung.

Am fünften August kamen wir im Golf von Lyon an. Der Sturm begann sich zu legen. Immerhin ging das Schiff noch so unruhig, daß von seinem Heck, wo ein paar Ställe mit Schafen, Hühnern und Gänsen untergebracht waren, bei der Fütterung eine Gans aus ihrem Käfig kullerte. Sie flatterte mit großem Geschnatter über Bord und ins Meer. Sie schwamm vergnügt neben uns her, war aber auf keine Weise zu bewegen, wieder zu uns zu kommen, obgleich auch die gefälligen Damen aus Tunis, die dem Kapitän und seinen Offizieren Zeit und Weile vertrieben, sie in den lockendsten Tönen wieder zu uns einluden.

Ganz sonderbar wurde mir zumute, als das Château d'If und der Frioul in Sicht kamen, die Vorposten des Hafens von Marseille. Wenn ich nur das alles erst weit hinter mir hätte. Es kam ein Lotse an Bord. Aber es dunkelte schon, und während der Nacht konnten oder durften wir nicht in den Hafen einfahren.

Am nächsten Morgen — es war der 6. August — kam ein Schlepper heran und brachte uns in den Hafen ein.

Auf dem Kai, an dem wir festmachten, sah ich eine Menge Gendarmen. Herrgott, ob das mir galt? Während der ganzen Überfahrt hatte mich der Gedanke beschäftigt, daß Grünwald bei seiner unfreiwilligen Landung in La Goletta verhaftet worden sein könnte. Dann konnte man leicht erraten, daß ich auf der „Venus" war, und telegraphisch entsprechende Weisung für meinen Empfang nach Marseille geben. So wurde mir beim Anblick der Gendarmen einigermaßen schwül. Ich nahm ein Tau, machte es an der dem Kai abgewandten Schiffsseite fest und ließ es über Bord baumeln. Kamen die Gendarmen an Bord, was ich auf mich bezogen hätte, dann wollte ich mich an diesem Tau sachte ins Wasser lassen und still über den Hafen weg nach dem gegenüberliegenden Kai schwimmen. Aber ich merkte zu meiner Beruhigung, daß die Gendarmen müßige Zuschauer waren und nichts Arges im Sinn hatten.

Für Afrika war mein Anzug, bei dem eine Hose zwar die Löcher der anderen, beide zusammen aber meine Beine nur bis zu den halben Waden deckten, ganz nett gewesen. Für Marseille, Frankreich und das übrige Europa war er ein wenig auffallend. Ich bat die Heizer, mir eine anständigere Jacke und Hose zu pumpen. Ich wolle mich in Marseille neu einkleiden und ihnen die Sachen noch selben Tages zurückgeben. Die Leute waren guter Laune, weil sie die Vergnüglichkeiten der großen Hafenstadt vor Augen hatten. Um mich nur los zu werden und selber schnell von Bord zu kommen, überließen sie mir einen ganz passablen blauen Leinenanzug, wie ihn Heizer und Maschinisten tragen. Ich kleidete mich um und machte mich an Land. Ich mußte die gute Laune der Spender betrügen. Ich konnte und durfte an Wiederkommen und Wiedergeben nicht denken. Ein Leben, eine Freiheit und ein Vaterland waren diesen notgedrungenen Betrug wohl wert. Und diese drei hoffte ich nun sicher zu gewinnen.

Um leben zu können, mußte ich irgendwie etwas Geld verdienen. Gelegenheit dazu fand ich im Hafen. Die Hafenarbeiter in Marseille streikten gerade. Der Hafen war voll von Schiffen, deren Ladung ihrer Löschung harrte. Große Mengen von Gefrierfleisch verdarben und mußten ins Wasser geworfen werden. Da war jeder Streikbrecher willkommen. Ich meldete mich und half anderthalb Tage lang auf einem Getreidedampfer Weizen ausladen. Wir arbeiteten, aßen und wohnten unter polizeilichem Schutz. Ich habe unter den Getreidesäcken redlich geschwitzt. Nach anderthalb Tagen ließ ich mich ablöhnen. Ich bekam 15 Frank auf die Hand. Damit wollte ich mein Glück versuchen.

Digitized by Google

Mein konstantinopolitanischer Paß war recht hübsch und gut; er war nur leider nicht visiert und dadurch eigentlich ungültig. Ich zerbrach mir bei meinem Gang in der Stadt und durch die Stadt den Kopf, wie ich dem abhelfen könnte. Ich fühlte mich zunächst etwas unsicher und unbehaglich in diesen Straßen, die mich so fatal an Saint-Nicolas und Frioul erinnerten. Aber ich gab mir einen Ruck und ging in dem wiegenden Schritt des alten Seemanns durch dieselben Straßen, durch die ich vor Monaten, wie sein siamesischer Zwilling an meinen Gendarmen gefesselt, gezogen war. Sommerliches Leben erfüllte die lustbare Seestadt. Ich kam an der Bank von Algier vorbei und ging hinein, um mir meine paar Frank tunesischen Geldes umwechseln zu lassen. Dann kam ich an der Präfektur vorbei. Ein Haufe Menschen drängte sich da. Ich sah näher zu und las: Paßvisierstelle. Das elektrisierte mich. Ich besah mir die Gelegenheit. Man brauchte nur durch einen offenen Gang an einem Schalter vorbeizugehen, an dem die Pässe, falls sie in Ordnung waren, abgestempelt wurden. Sollte man peinliche Umstände haben, so konnte man einfach seitlich auskneifen. Ich wagte es also, stellte mich in der Reihe mit an, schlängelte mich an den Schalter und legte dem Beamten meinen Paß aus Konstantinopel vor.

Der sah das etwas verschlissene Ding an und stutzte. „Der Paß ist nicht visiert. Wo kommen Sie eigentlich her?"

„Von Konstantinopel."

„Wieso ohne Paßvisum?"

„Ich bin auf französischem Dampfer von Konstantinopel nach Saloniki gefahren. Niemand hat meinen Paß beanstandet. Von Saloniki mit dem griechischen Dampfer ‚Marika' nach Tunis. Von Tunis mit der ‚Venus' nach Marseille. Überall hat man den Paß gut befunden."

„Aber der Paß ist nicht in Ordnung."

„Daran sind dann die Amtsstellen schuldig, die ihn nicht rechtzeitig und überhaupt nie beanstandet haben."

Der Beamte sah mich unsicher und unschlüssig an. „Warten Sie einen Augenblick", sagte er dann. Er ging mit meinem Paß in das Innere des Amtsraumes zu einem Vorgesetzten. Sie besahen gemeinsam den verdächtigen Paß. Mir tat's schon bitter leid, ihn aus der Hand gegeben zu haben. Der Boden wurde mir unter den Sohlen heiß. Ich hatte Lust, das Papierchen im Stich zu lassen und auszureißen. Aber schließlich war noch eine Wand zwischen mir und den Beamten, und ich hatte also auf alle Fälle wohl genügenden Vorsprung.

Die beiden Beamten kamen mit dem unseligen Paß an den Schalter heran. Der ältere fragte mich: „Haben Sie sonst keine Papiere?"

„Jawohl", sagte ich und holte meinen Aufenthaltsschein aus Konstantinopel hervor und gab ihn hin.

Der ältere Beamte besah ihn und sagte zu dem anderen: „Die Sache ist in Ordnung. Der Mann war wirklich in Konstantinopel. Also immer fort mit ihm; sonst werden wir die Leute hier nicht los!"

Ich jubelte innerlich. Wo ich denn weiter hinwollte, wurde ich gefragt. „Nach Metz," sagte ich, „ich bin Lothringer, Ingenieur, durch den Krieg heruntergekommen. Ich hoffe, in meiner befreiten Heimat mich wieder hoch zu arbeiten."

Die „befreite Heimat" tat das übrige. Der Beamte schrieb auf den Paß „Elsaß", drückte den Stempel darauf und gab ihn mir mit guten Reisewünschen zurück.

Danach trieb ich mich wieder einigermaßen ziellos im Herzen von Marseille herum; überlegend, was nun weiter zu beginnen sei. Plötzlich traf ich einen Bekannten, einen Spanier, mit dem ich im Lyoner Gefängnis des Forts La Motte zusammengesessen hatte. Er war in eleganter Zivilkleidung. Wir erschraken gleicherweise voreinander. Wir wären uns gern einander ausgewichen, wollten uns doch aber auch gern vergewissern, daß einer vom andern nichts zu fürchten habe.

„Mensch, was machst du hier?" redete mich der Spanier an.

Ich schwindelte ihm vor, mein Fall habe sich geklärt, meine Unschuld sich herausgestellt, und ich arbeite jetzt als Maschinist.

Er erzählte mir, er sei gleichfalls freigelassen worden. So logen wir einander aus Angst gegenseitig an. Und gingen aus gegenseitiger Angst, weil keiner den anderen aus den Augen lassen wollte, miteinander in ein Wirtshaus.

Hier faßten wir nach und nach etwas Vertrauen und gestanden einander, daß wir beide ausgerissen seien, er aus dem Fort La Motte, wo er auf seine Aburteilung wegen Erschießung eines Vorgesetzten warten sollte. Wir verabredeten, uns am Abend wieder zu treffen; ich blieb aber aus, der Spanier jedenfalls auch. Wir hätten einander nichts nützen können. Für uns hieß es, auf eigene Faust handeln. So steuerten wir unsere schwankenden Schifflein aneinander vorüber.

In der Hafenkneipe, in die ich mich setzte, hörte ich die Wirtin mit mehreren Gästen sich in Schwyzer Dütsch unterhalten. Ich stellte mich als Elsässer vor. Da ging es heftig über die Franzosen und ihren Hochmut her. Auch die Deutschschweizer wurden als „Boches" schimpfiert und traktiert.

Weiter bummelte ich; kam zu einer Anlegestelle, wo ein kleiner Touristendampfer auf Vergnügungsreisende lauerte, die den Château d'If besuchen wollten. Ich war nicht neugierig darauf; mein Bedarf war gedeckt. Wie ich weiterschlenderte, kam mir um eine Ecke herum einer der Gefängnisfergeanten vom Frioul entgegen. Nichts Widrigeres hätte mir begegnen können. Ich ward an meinem ganzen guten Glück für Marseille irre. Eilig sprang ich hinter einen vorbeifahrenden Wagen und ging, so in Deckung, an dem Kerl vorüber.

Aber ich hatte nun genug von Marseille. Ich machte mich aus der Stadt heraus und ging den Strand entlang bis zu einer Stelle, wo viele Leute badeten. Ich zog mich kurzerhand aus und badete auch, lag dann nackt im Sand und ließ mir die Sonne aufs Fell brennen. Es gibt keine bessere Verkleidung als das Kostüm Adams.

Gegen Abend zog ich mich an und ging wieder stadtwärts und zum Bahnhof. Ich wollte auf alle Fälle von Marseille weg. Um 10 Uhr 30, nach der neuen Zählweise um 22 Uhr 30, sollte ein Zug nach Norden gehen.

In der Bahnhofshalle war eine kleine Bude als militärische Paßkontrollstelle kenntlich gemacht. Ich hatte eine heilige Scheu vor militärisch-amtlichen Begegnungen und ging wohl zehnmal auf die Bude zu und — an ihr vorbei, ehe ich es wagte, meinen Paß vorzulegen und um das Visum für die Abreise nach Metz zu bitten. Aber als der Unteroffizier hinter dem Schalter den Präfekturstempel vom selben Tag sah, drückte er seinen eigenen Stempel ohne Bedenken daneben: „Vor der Abreise gesehen."

Wenn ich nun nur noch einen Fahrschein gehabt hätte! Vor dem Bahnhof waren Anlagen mit großen Bäumen und Büschen. Ich setzte mich da irgendwo im Dunkeln auf eine Mauer, auf der schon allerhand andere Burschen saßen. Schwere Jungen, wie ich aus ihren Reden entnahm. Sie nahmen mich ohne Bedenken für ihresgleichen. Ich erkundigte mich bei ihnen, wie man wohl ohne Fahrschein auf den Bahnsteig und zum Zug gelangen könne. Sie fanden das ein Kinderspiel. Sie hatten dergleichen vor; sie kannten Ort und Gelegenheit, und ich schloß mich ihnen an. Unter ihrer Führung und in ihrer Gesellschaft gelangte ich gegen zehn Uhr unbehelligt auf den Bahnsteig. Aber der Expreßzug, auf den ich es abgesehen hatte, war mir zu scharf bewacht. Ich wagte nicht, mit ihm mein Glück zu versuchen. Ich verlor mich unauffällig aus der Menge, die den Bahnsteig erfüllte, und ging im Dunkeln die äußeren Gleisanlagen entlang, auf denen eifrig Wagen hin und her gezogen und geschoben wurden. Es wurde ein Güterzug zusammen-

Digitized by Google

gestellt. Ich fragte einen der Eisenbahner, die dabei waren, wohin der Zug bestimmt sei.

„Nach Tarascon."

Das war etwas für mich. Als der Zug fertiggemacht war und verlassen im Dunkeln seiner Abfahrt harrte, kletterte ich in eines der Bremserhäuschen und machte mir's dort bequem. Nach einer Weile sah ich einen Laternenschein auf mich zukommen. Ich nahm mein Bündel und kletterte auf der abgekehrten Seite des Zuges aus meinem Versteck. Es war ein Bremser, der ausgerechnet in dem von mir verlassenen Häuschen seinen Platz einnahm. Gut, daß ich so vorsichtig gewesen war, daraus zu weichen. Jetzt kletterte ich einfach ein paar Wagen weiter in ein anderes Bremserhäuschen und fühlte mich dort vollkommen sicher.

Das übrige Zugpersonal sah ich nun auch bei wankendem Laternenschein über die Gleisanlagen herkommen und seine Posten einnehmen. Bald darauf setzte sich auch mein Zug in Bewegung. Nach Norden, auf Tarascon zu. Leb' wohl, Marseille! Möge ich dich sobald nicht wiedersehen.

(Schluß folgt.)

Der Große Kurfürst. * Zu seinem 300. Geburtstage. * Von F. Hagen.

In gewaltigem Umschwung beschreibt Völkerschicksal seine Kreise. Als am 16. Februar 1620 dem schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg der Thronfolger Friedrich Wilhelm geboren wurde, da fraß seit zwei Jahren an der Kraft des alten Deutschen Reiches der große Krieg, der es in drei furchtbaren Jahrzehnten zum Aas unter den Völkern machen sollte. Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 als Zwanzigjähriger seinem schwachen Vater auf den Thron folgte, da war das Reich auf der tiefsten Stufe des Elends. Als 1648 der Friede geschlossen wurde, da war es nicht mehr.

Aber da hob auch mit der Arbeit des Mannes, dem allein in der Reihe der Hohenzollern neben dem alten Fritzen Volk und Welt den Namen des Großen gaben, schon ein Neues an. Stein um Stein trug, formte und legte dieser Bauherr ferner Zukunft den Grund zu dem, was endlich als neues Deutsches Reich in der Mitte Europas aufstand und was wir eben unter schadenfrohem Grinsen einer Welt von Feinden unter selbstbereiteter Schande begraben haben.

Was unsere Revolutionsglückspieler und der von ihnen genasführte Millionenpöbel in wüsten Orgien von Selbstentmannung auf den Schindanger geworfen haben, den haßbegeiferten preußisch-deutschen Militarismus, den deutschen Flottengedanken, den deutschen Kolonialgedanken, den Gedanken, den Plan und die Tat straffer, reinlicher Verwaltung durch ein auf sittliche Begriffe gegründetes Beamtentum — all das hob Friedrich Wilhelm I., der Große Kurfürst, aus dem Chaos zerbrochener Vergangenheit und Gegenwart ins Licht neuer Zukunft.

Gegen das Gegeifer aller kläffenden Köter sei er hoch gepriesen als Schöpfer des geschmähten, gar nicht genug zu preisenden „Militarismus", durch den allein der Wiederaufbau eines neuen Deutschen Reiches in jahrhundertelanger zäher Arbeit möglich wurde. Hundert schmerzliche Erfahrungen lehrten den Großen Kurfürsten, daß Wort und Wille eines Staates immer genau so viel vermögen wie seine Waffen. Staat ist organisierte Kraft, oder er ist gar nichts. Das erfuhr dieser Fürst hundertfach in einem durch seine endlichen Ergebnisse für Preußen und Deutschland so glückhaften, für ihn selbst immer wieder zu tragischem Verzicht führenden Leben. Darum ist all seine Politik erfüllt von immer wieder sich erneuernden Kämpfen mit Ständen und Landtagen um Heeresvorlagen, wie sie heute sagen würden oder gestern gesagt hätten. So wurde er zum Schöpfer des preußischen stehenden Heeres, das auf seinen Bajonetten alle deutsche Zukunft trug, und mit dessen Fahnen die Macht, das Gedeihen und die Ehre Deutschlands in dem Schmutz der Novemberrevolution versanken.

War seinem Wirken als Kurfürst eine ununterbrochen fortwirkende entwicklungsgeschichtliche Auswirkung beschieden, so blieben seine Schöpfungen einer ersten deutschen Flotte oder einer ersten deutschen Kolonie nur Vorspiele und Schatten, die verklungen und lange verschollen schienen, als späte Zeit sie wieder aufnahm und sie zu sieghafter Ausführung brachte. Dennoch bleibt beides unvergänglicher Ruhmestitel seines Namens.

Der Durchleuchtigste Fürst vnd Herr, Herr Friderich Wilhelm, Marggraw zu Brandenburg, des H. Röm. Reichs Erz Cämmerer vnd Churfürst, zu Magdeburg, in Preussen, zu Gülch, Cleve vnd Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben, Wenden, auch in Schlesien, zu Crossen vnd Jägerndorff Hertzog, Burggrav zu Nürnberg, Fürst zu Halberstatt vnd Minden, Graf zu der Marck vnd Ravenspürg, Herr zu Ravenstein.

Vollste Auswirkung ins große Ganze und ins kleinste Einzelne war, wie dem Tun des Heerfürsten, so dem des Staatsverwalters, des Regierers im eigentlichen Sinn beschieden. Wie er dem Begriff Staat nach außen seinen sichtbaren, fühlbaren und wirksamen Ausdruck schuf in der Heeresmacht, so nach innen in der Macht und dem Ansehen eines Verwaltungs- und Beamtenkörpers, der auch von den Feinden Deutschlands als vorbildlich und in seiner Ehrenhaftigkeit und sittlichen Unantastbarkeit einzig gepriesen wurde bis zu der Stunde, da es zum Gesetz wurde, Kot zu werfen gegen alles, was deutschen Namen trug. Das hohe Lied, das Woodrow Wilson, bevor er Präsident wurde und Größenwahn und Gehirnerweichung bekam, in seinem Buch vom Staat auf die Verwaltung Preußen-Deutschlands und auf das — nach seiner eigenen Darlegung — nur durch die hohe Autorität einer starken und reinlichen Monarchie zu schaffende und zu erhaltende, ohne Vergleich in der Welt dastehende preußisch-deutsche Beamtentum sang, dieses hohe Lied ist in allererster Linie ein Preislied auf den Großen Kurfürsten, den Schöpfer des preußisch-deutschen Militarismus und des preußisch-deutschen Beamtentums. Ein sehr wohlverdientes Preislied.

Getragen war all sein Streben von dem deutschen Nationalgedanken, der, in Schutt und Brand des Krieges untergegangen, aus dem Hirn und Herzen dieses Herrschers wieder aufstand, und der ihm bei allen Wechseln seiner Politik als Leitstern vorleuchtete, ob er nun mit der Hofburg ging oder mit Holland oder gar mit dem „Feinde des Rheinstromes", mit dem vierzehnten Louis, der sein wahres Widerspiel in allen Dingen war. Widerspruchsvoll mögen äußerlicher Betrachtung oft genug die Wege seiner Politik erscheinen, immer doch strebten sie nach dem Ziel, ein neues Kraftzentrum für die Erneuerung Deutschlands zu schaffen. „Der Staat bin ich", sagte die sprühende Selbstvergötterung und Eigenliebe des Sonnenkönigs. Friedrich Wilhelm aber bekannte, „daß ein Volk beherrschen nicht nur des Herrschers Privatsache, sondern des ganzen Volkes Nationalsache sei". In diesem Gegensatz der Denkweise und Pflichtauffassung ist die ganze eigene Weise dieses großen Mannes enthalten.

Alles Elend, das der Große Kurfürst in und über Deutschland vorfand, ist wieder über uns gekommen. Aber vergebens sehen wir bis jetzt uns nach dem Mann und Führer um, der so wie er uns Weg und Ziel aus dem Elend heraus weist und der so unwiderstehlich folgerichtig auf diesen Weg führt, daß jahrzehnte-, jahrhundertelang alles deutsche Vorwärts und Aufwärts nur wie Folgerung aus seinem Wesen und Wirken erscheint: Selbst die herrliche Bahn des Großen Friedrich, selbst die Hochzeit deutscher Geschichte unter Bismarck, diese wunderbare Erfüllung aller Träume, sind der vom deutschen Gedanken getragenen preußisch-brandenburgischen Wirksamkeit

Digitized by Google

Friedrich Wilhelms unlöslich verbunden und ohne sie nicht denkbar.

Zu seiner Zeit lief eine märkische Flugschrift um: „An den ehrlichen Deutschen.“ In ihr hieß es: „Was sind Rhein, Elbe, Oder, Weser heute anders als fremder Nationen Gefangene! . . . Darum gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun hat, damit er sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor aller Nation berühmtes Vaterland nicht versündige. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“

Das war des Großen Kurfürsten eigenstes Wort und eigenste Losung. Wir haben sie seither während langer Jahrzehnte des Glückes vielfach unnützlich im Munde geführt. Aber sie ist geboren aus Trübsal und für den Kampf. Sie ist geboren aus einer Zeit des nationalen Elendes und für eine Zeit des nationalen Elendes. Sie steht besser als den Tagen des Glückes diesen Tagen deutschen Jammers an, da wieder deutsche Flüsse, Städte und Länder fremder Nationen Gefangene wurden. Es wird nicht besser mit uns werden, bis wir nicht alle wieder gelernt haben, daran zu denken, daß wir Deutsche sind.

So steht der Große Kurfürst, der vor dreihundert Jahren als ein Führer der Deutschen aufstand, heute als ihr Lehrer und Weiser. Auf sie selbst weist er sie. Fassen und halten sie erst wieder sich selbst, so muß ihnen auch alles andere ganz von selbst wieder zufallen.

Streiflichter.

Der neueste Schwindel. Die Entente hat uns die Liste der Namen geschickt, deren Träger sie der Hybris ihrer Rache zu opfern Gelüste trägt. Im § 228 des Versailler Vertrages ist ihr das unbeschränkte Recht dazu zugestanden, und mit unverdorrten Händen hat die von Herrn Erzberger geschobene Regierung diesen Vertrag unterschrieben, mit unverfaulten Zungen hat sie wieder und wieder beteuert, ihn halten zu wollen. Und nun? Nun stellt Erzberger, der Mann mit der unverdorrten Hand und unverfaulten Zunge und dem Sittengesetz: „Erlaubt ist, was nicht verboten ist“ — nun stellt der sich hin und deklamiert von der „einfachen Undurchführbarkeit“ der Auslieferung, tremoliert mit falschem Zungenschlag von dem „Lebensnerv unserer nationalen Ehre“ und betont immer noch einmal in seinen unangenehmen Schmalzlauten: „Die Forderung ist undurchführbar und unmöglich, ihr kann nicht entsprochen werden.“ Viele, die meisten Deutschen fallen heute auf diese nationalen Kehllaute und Ehrentöne herein, und es hat in der Tat etwas Verführerisches, sich vorzustellen, diese Regierung könnte in einer Frage nationaler Ehre sich an die Spitze einer einigen Nation zu würdiger und starker Abwehr stellen. So verlockend die Vorstellung ist — ihre Verwirklichung ist eine innere Unmöglichkeit. Der Gedanke: Erzberger als Führer eines Aufstandes aus nationalem Ehrgefühl — und darauf würde die Sache ja schlechterdings hinauslaufen müssen, wenn sie mehr sein sollte als einiges ministerielle Geschwätz —, dieser Gedanke ist nur auszudenken von einem Possenschreiber. Die Hände, die im Juni 1919 unverdorrt unterschrieben haben, die Zungen, die damals, ohne zu verfaulen, Nationalversammlung und Regierung zur Genehmigung und Unterschreibung beschwatzt haben, die sind heute, angesichts der schlichten selbstverständlichen Folge ihres Tuns, nicht berufen zu falschen Gebärden der sittlichen Entrüstung und nicht berechtigt zu hohlen Redensarten von nationaler Ehre. Ein stiller rascher Rücktritt war die einzige würdige Bewegung, die ihnen blieb. Statt dessen sagte Herr Erzberger dem Vertreter eines der drei deutschfeindlichsten Blätter der Welt, der mit vollem Recht ihn fragte, ob denn nicht ein großer Widerspruch bestehe zwischen der Unterschreibung des Friedensvertrages und der jetzigen Verweigerung der Durchführung eines der für den Haß unserer Feinde wichtigsten Paragraphen: „Unser armes Vaterland vor einem neuen Krieg und das Reich vor einer Zerstückelung zu bewahren, gab die Regierung und die Mehrheit der Nationalversammlung ihre Zustimmung zu dem Vertrag von Versailles.“ War damals nicht auch Ehre schon Ehre und Schande Schande? Aber lassen wir uns doch durch keine geschwollenen Phrasen dieser Regierer von dem Unteroffizier Noske bis herunter zu Herrn Erzberger darüber betrügen, daß diese Leute morgen mit genau derselben Begründung die geforderten Neunhundert, falls sie es könnten, ausliefern würden, sobald sie nicht mehr, wie zur Stunde noch, die Angst glaubten haben zu müssen, dann endgültig durch den Zorn aller noch eines Gedankens der Ehre fähigen Deutschen von ihren Amtsstühlchen gefegt zu werden. Das Spiel um die Köpfe der Neunhundert wird gespielt zwischen dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit und den zwischen Rachehaß und Klugheit zerteilt schwankenden Feinden. Was unsere sogenannte Regierung dabei sagt und tut, das entspricht dem Tun und Sagen des dummen August im Zirkus. Immer geschäftig, immer prahlend, immer geschwätzig und immer lächerlich. Glaubt sie morgen, daß die nationale Einheitsfront doch nicht da sei, daß sie's also ohne Angst um ihre Amterchen riskieren könne, dann wird sie übermorgen versuchen, auszuliefern. Ihr Mut gegenüber der Entente wird genau so weit reichen wie ihre Angst vor einer etwaigen starken Äußerung des nationalen Ehrgefühls. Das sei einmal nüchtern ausgesprochen. Herr Erzberger würde auch die Auslieferung schlagend begründen: „Unser armes Vaterland vor neuem Krieg und das Reich vor einer Zerstückelung zu bewahren.“ Und er würde damit so recht haben, wie er nur je recht hatte. Und er hatte bekanntlich immer recht, und in denselben Dingen auf die verschiedensten Weisen. — Das Ungeheuerlichste, was je einem Volk zugemutet wurde, ist uns heute zugemutet. Aber die völlige Würdelosigkeit dieser von einem Erzberger auf seinen Wegen mit hinabgezogenen Regierung entstellt selbst den furchtbaren Ernst dieser Komödie ins Possenhafte. Oder ist es nicht eine Posse, diesen Mann, der mehr als irgendein einzelner an der Besudelung mit dem Auslieferungsparagraphen schuld ist, jetzt dastehen zu sehen und empfindsam vom „Lebensnerv unserer nationalen Ehre“ reden zu hören? Ein Rest von normalem Empfinden, und Herr Erzberger und seine Leute hätten die Überreichung der Auslieferungsliste zu einem schönen Abgang benutzt. Aber sie warten klebrig ab, daß sie endlich mit Gewalt vom Stuhl in den Pfuhl geschleudert werden, zu dem sie das November-Deutschland gemacht haben. Bis dahin quaken sie ihr altes Lied, indes die Erben Clemenceaus 900mal gewaltig in den Sumpf schlagen, daß ihnen 900mal der Unflat ihrer und unserer Schande ins Gesicht spritzt. Will das deutsche Volk aber, daß noch einmal etwas für deutsche Ehre geschehe, dann muß es das von sich aus leisten. Diese Regierung wird nichts leisten, das wäre wider die Natur.

Danziger Radierer. Den schönen Radierungen, deren Wiedergabe in dieser und der nächsten Nummer unsere Danziger Stimmungsbilder zieren, schulden wir ein paar Worte zum Geleit. Die Ansicht des Rathauses, dieses Wahrzeichens deutscher Bürgerherrlichkeit, ist nach einer Radierung von Kreisel wiedergegeben. Die Blätter von Maria Muttray und Christian E. Beutter fanden wir, wo man dergleichen am wenigsten sucht: in jenen engen Räumen des alten Danziger Stockturmes, die von ihrer ursprünglichen, unerquicklichen Bestimmung her noch heute „Beinkammer“ heißen. Über hohe Treppen und durch enge Gänge erreicht man dieses alte Quartier, aus dem der Henker und seine Knechte längst exorziert sind und in die an ihrer Statt ein Künstlerhäuflein einzog, das da seine freundlicheren Künste übt. Hier fanden wir eine kleine Sonderausstellung, in der Maria Muttray und Christian E. Beutter sich zusammengetan hatten, um einen Überblick zu geben über das, was sie mit Radierernadel und Kupferplatte ihrem Danzig künstlerisch abgewonnen haben. Wir gaben schon früher unseren Lesern das Beste von den prachtvollen Danziger Blättern Hellingraths. Sie sind weithin bekannt. Gerade weil wir sie unseren Lesern als Arbeiten ersten Ranges gezeigt haben, freuen wir uns, auch die Blätter von Maria Muttray und Christian E. Beutter geben zu können in dem Bewußtsein, daß sie neben den Hellingrathschen durchaus als schöne eigenwertige Kunstwerke bestehen. So verwandt in ihrem Streben, so unabhängig voneinander sind diese beiden Lobredner des alten Danzig. Übrigens greift Beutter stofflich weit über den Rahmen der alten Stadt hinaus. Wir werden in anderem Zusammenhang noch mancher schönen Gabe von ihm in diesen Blättern begegnen.

* * *

Ostmark, unsere liebe Heimat.

Du bist das heil'ge Land, das uns geboren,
Hier liegen sie, die uns entschlafen sind,
Und hier ist unsrer Kindheit goldner Garten,
Darin jetzt spielet unser eigen Kind.

Dich lieben wir und halten dir die Treue, —
Wir treten aufrecht durch der Zukunft Tor:
Es werden seine dunklen Bogen leuchten,
Wenn nur sich unsre Seele nicht verlor.

Und ist nun auch in einen andern Rahmen
Dein altes sonnenblankes Bild gespannt —
Wir kosen dich auch mit dem neuen Namen
Als unser liebes, schönes Heimatland.

Paul Dobbermann-Bromberg.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Dorf in der Priegnitz Gemälde von Erich Mattschaß.

Digitized by Google

Nr. 9 — 1920

Die Gartenlaube

Verbunden mit „Die Welle Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Aber ein paar Tage später, draußen in Zackenzin, in dem hintersten Pommern, da, wo man fern hinter Pommerellen das Dämmern des endlosen Slawentums ahnte, da brach Louis Ferdinand von Pritzig los, auf einem Spaziergang um den Gutsteich, den er nach dem allabendlichen Gottesdienst im großen Saal des Herrschaftshauses mit dem Vater machte. Der Generalleutnant z. D. und Majoratsherr Josias von Pritzig trug einen Jägerhut, hohe Stiefel, einen schlichten Rock und darauf das Eiserne Kreuz der Freiheitskriege und einen derben Stock in der Hand, mit dem er persönlich die Gänse von der Bleiche jagte, ehe sie ihre Plattfüße auf dem frischgewaschenen Linnen verewigten. Er griff überall zu. Er hatte auch eben, nach seiner Gewohnheit, persönlich den Abendsegen vor der versammelten Familie und dem ganzen Gesinde verlesen und das Vaterunser gesprochen. Jetzt glomm ihm die Zigarre in dem ganz kurz gekappten grauen Vollbart, und er musterte seine im Abendrot in langen Taseln schnurgerade ausgerichteten Felder so väterlich streng wie früher seine Regimenter. Neben ihm sagte der Sohn, mechanisch mit der jungen Dogge spielend, die ihn kläffend umsprang, und mußte seine Stimme verstärken, um durch das Gebell verstanden zu werden: „Wir können doch schließlich unmöglich verlangen, daß alle Menschen genau so sind, wie wir sind! Denn es heißen doch nicht alle Menschen Pritzig und kommen auf 'nem Rittergut zur Welt.“

„Nee — verlange ich auch gar nicht“, sprach die Exzellenz und verfolgte mit dem weitsichtigen Auge des alten Weidmanns eine in der Ferne aufgehende Kette Hühner.

„Wir tun es eben doch! Aber wir sind doch nur wenige an Zahl . . . Wir sind doch nur eine Herrenkaste. Wir brauchen doch die Menge, die uns folgt!“

„Möchte ich ihr auch geraten haben . . .“

„. . . und dazu muß man die Leute doch überzeugen . . .“

„Überzeugen? Wieso denn? Gehorchen sollen sie. Ich weiß nicht, wie du's in deiner kurzen Leutnantszeit gehalten hast. Ich bin ein alter Soldat. Ich habe meine Kerls nie mit dem Hut in der Hand gebeten, Ordre zu parieren, sondern hab' die Himmelhunde wie das Donnerwetter auf den Trab und zur Attacke gebracht! Sogar bei Jena sind mir meine Burschen nicht ausgerissen! Na — und dann bei Liebertwolkwitz . . . bei Ligny . . . mir hat keiner gemuckt . . .“

„Das hab' ich immer gehört, daß die Leute für dich durchs

Am Fenster. Techno-Phot. Archiv.

Digitized by Google

Feuer gegangen sind! Aber es gibt doch auch Zivil in Preußen. Diese Leutchen denken viel mehr, als wir ahnen . . ."

„Laß die denken, was sie wollen! Aber Maul halten!"

„Wir stoßen vieles, was zu uns will, von uns . . ."

„Ach, du möchtest wohl neue Leute hier im alten Preußen?"

Exzellenz von Pritzig blieb stehen und stützte sich kampflustig mit beiden Händen auf seinen Stock. „Du möchtest wohl einen neuen Adel hier im Lande und unbekannte Namen in der Regierung und fremde Gesichter bei Hofe? Nee, Louis Ferdinand, solche moderne Visionen magst du den rheinischen Weinreisenden im Vereinigten Landtag erzählen, aber deinem alten Vater nicht!"

„Gerade, weil ich mit meinem ganzen Wesen am Alten hänge, will ich es festigen . . ."

„. . . indem du es umstürzest! Laß du nur das Alte genau so, wie es ist! Friedrich Julius Stahl hat sich erst taufen lassen müssen — leider! — aber er sagt, was wir fühlen: Der König hat den innerst eigenen Besitz der Gewalt und Majestät! . . . Er ist eingesetzt, damit eine Herrschaft über die Menschen bestehe! . . . Und wir sind auf der Welt dazu da, um ihm dabei zu helfen! Gottes Wille: Seid untertan der Obrigkeit! Schluß! . . ."

Als schon der Mond hell am Sommerhimmel stand, die Frösche tausendstimmig im Seeschilf knarrten und im Erlenbruch daneben die Käuzchen sich vor Gelächter schüttelten, kam, klein, hager und verwittert, der alte Postitz aus Beerwinkel angefahren. Er hatte unterwegs seinen Nachbarn Kuhl, den Klein-Letzker, mitgenommen, der diesen Nachmittag erst aus Stolp zurückgekommen war und die Stettiner Zeitung und die Börsennachrichten der Ostsee mitgebracht hatte. Düstere Nachrichten aus Schleswig-Holstein. Die Dänen regierten weiter mit Büttel und Kerker. Immer lauter die Notschreie der Deutschen, die Proteste der Stände, die Hilferufe der Volksversammlung.

Exzellenz von Pritzig machte dazu ein unruhiges Gesicht. Der preußische Stolz . . . ja — den empörte es freilich, daß man in deutschen Landen deutsche Sprache und deutsche Ladenaufschriften verbot. Aber Volksversammlung . . . Stände . . . es ging doch schließlich gegen ein gekröntes Haupt! Auch Christian in Kopenhagen war ein legitimer Monarch . . .

„Die Masse will immer nur hören, daß sie zu befehlen, aber nicht, daß sie zu gehorchen habe", sprach er zu dem Beerwinkler und dem Klein-Letzker. „Wenn es not tut in Schleswig-Holstein, dann soll Seine Majestät in Gottes Namen die Garden marschieren lassen. Zeit, daß sie mal wieder Pulver riechen! Aber das Volk gegen einen König — und wenn es ein Ausländer ist — nee — da mach' ich nicht mit!"

Aus dem Dorf Zackenzin drüben funkelten traulich die Lichter. So wie der Pfarrer Eichhorst da des Weges im Mondschein herankam, so war schon sein Großvater zu dem damaligen General von Pritzig aus friderizianischer Zeit zu einer Partie Pikett und einem Herzensausbruch wider den Bonaparte gewandelt. Der Enkel drüben hatte andere Sorgen. Er hatte in der Evangelischen Kirchenzeitung Neues vom Glaubenskrieg in der Schweiz gelesen, ein Blutvergießen zwischen Christen stand bevor! Die alten Junker schüttelten die Köpfe. Es knisterte und krachte so komisch überall in Europa.

Der Pfarrer Eichhorst sagte: „Unsere Gotteskindschaft, verehrte Freunde und Gönner, wurzelt in der Zuversicht, daß Gott in uns zu Sich Selbst spricht und wir in Ihm Seinen Pfad gehen. Solche unsere christliche Pilgergemeinschaft aber bildet in ihrer Menge den Staat. So kann unser Preußen nicht fehlen und nicht irren, wenn es getreulich dem Weg von Wittenberg folgt und kein Auge auf die Irrpfade des Papismus wirft!"

„Sehr wahr", sprach Louis Ferdinand von Pritzig, der Sohn, aus der Ecke. „Aber wenn wir ein stramm evangelisches Land sein wollen, — warum haben wir dann um Gottes Willen das katholische Schlesien annektiert, das katholische Polen geteilt, uns die katholischen Rheinlande geben lassen? Wenn wir die Leute im Geiste von uns weisen, wie wollen wir sie denn an Preußen fesseln?"

Es war fast das einzige, was er an diesem Abend sprach. Am nächsten Tag war er schon mit den Hühnern auf. Im Hof scharrten die Trakehner Rappen vor dem leichten, hochräderigen Sandläufer. Seine Mutter wunderte sich, eine kleine, stark beleibte, handfeste Dame, mit einer Brille und einer Morgenhaube auf dem Graukopf. Sie war eine geborene Gräfin Giesebitz, ihr Vater Minister gewesen, sie selbst Exzellenz. Das hinderte sie nicht, von aller Herrgottsfrühe ab mit ihrem Stab langer semmelblonder Mamsellen gleich einem inspizierenden General Milchkeller, Speisekammer, Räucherkammer, Plättstube, Waschküche, Backofen, Hühnerstall, Obstdörre der weitläufigen Herrschaft durchzumustern und dann in der Küche selbst die Töpfe zu lüften, ob auch das Essen für die Kranken und Wöchnerinnen in den Dorfhäusern mit der gebührenden christlichen Liebe mitgekocht wurde, und selber, in derben Stiefeln und mit einem starken Stock in der Hand, mitten durch den Kot der Landstraße zu steigen, um sich zu überzeugen, daß keiner, der von Gott dem Herrn der irdischen Vorsehung von Zackenzin überantwortet war, zu kurz kam.

„Wohin, Louis?"

„Danke, Mama: Ich muß noch einmal rasch nach Berlin zurück! Ich habe da etwas vergessen zu besorgen!"

Die Schneckenpost durch hinterpommerschen Sand war kein Spaß. Trotzdem war Louis Ferdinand von Pritzig nach seiner Rückkehr aus der Residenz kaum drei Tage zu Hause, als er von neuem nach den Ställen ging. Diesmal gestiefelt und gespornt, um in Eile in einem plötzlichen Entschluß satteln zu lassen. Anders erreichte er den Postwagen in der nächsten Kreisstadt nicht mehr. Sein Vater warnte ihn vor den Demagogen an der Spree.

Als aber sein Sohn es nach kurzem wiederum nicht aushielt und eines schönen Morgens nur hinterlassen hatte, Briefe erreichten ihn in Meinhardts Hotel Unter den Linden, fing er an, etwas zu merken, und sie, die alte Exzellenz auch, und er sagte:

„Laß uns zu Gott beten, Mutter, daß er sein Herz nicht an solch eine neumodische Demoiselle Hoppsassa oder Trillili vom Theater verloren hat, wie sie seit vielen Jahren die Berliner närrisch machen."

„. . . wenn es nicht schon zu spät ist, Josias! . . . Ich will dir gestehen: Ich habe mich schon heimlich nach Berlin an Amélie gewandt. Sie ist ja von jeher au courant über die chronique scandaleuse . . ."

Aber nach einigen Tagen kam ein Brief der jungen neugierigen Frau Amélie von Luch, der Tochter des Hauses, und als das Wappensiegel gebrochen und der engbekritzelte Bogen auseinandergefaltet war, erhellten sich die Gesichter der Eltern mit einem dankbaren Augenaufschlag zu dem himmlischen Vater. Die Gattin des Kammerherrn schrieb:

„. . . also, wie gesagt, aus bestem altem, stiftsfähigem hannoverschen Adel. Der Vater, Herr von der Venne, sehr angesehen, hat es leider bei den Engländern nur bis zum Major gebracht, aber sehr gute Merinowolle und nur Landschaftsbriefe auf seinem Dominium. Mutter lebt nicht mehr. Sohn leider mauvais sujet, Wühler und Umstürzler, entzieht sich der Verfolgung seiner Schandtaten in der Schweiz. Nun sie: Ein großes, ansehnliches Frauenzimmer . . . für meinen Geschmack zu heftig blond . . . aber die Männer finden das ja meist himmlisch. Noch sehr jung. Wenn sie sich in Wien oder Paris anzieht, müßte sie ganz apart wirken. Jedenfalls eine Erscheinung, wie geschaffen für die große Sozietät. Ich glaube, wir können froh sein, daß es mit Louis Ferdinand so glimpflich ab-

Digitized by Google

ging. Er ist lächerlich verliebt und will es nicht wahr haben. Wir lachen manchmal innerlich Krämpfe, wenn er bei Leberecht und mir auf der Causeuse sitzt und auf die Demokraten schimpft und tut, als wäre nichts! Einmal muß er sich ja doch decouvrieren!"

Wieder vergingen vierzehn Tage, und die Septemberstürme brausten schon über die Stoppeln. Da hielt der vierspännige Reisewagen vor dem niederen, langgestreckten Herrenhaus von Zackenzin. Kissen wurden verladen, Eßkörbe, Decken. Die alten Exzellenzen fuhren nach Berlin und erreichten schließlich auch die Eisenbahn und kamen an und stiegen, von ihrem Sohn und seiner schlanken, großen blonden Braut am Bahnhof abgeholt, die Hoteltreppe empor, an deren Absatz Herr von der Venne mit herzlich ausgebreiteten Armen stand.

Und weiter sangen die Winde in den Winter hinein, und die ersten Flocken stiebten am letzten Tag des Jahres, als Otto von der Venne befriedigt im lichthellen Saal seines Hauses Hövede im Kreise seiner fünf Töchter stand. Die Hyma, die nun schon Frau Adolfus Lüdingworth hieß und in der kurzen Zeit ihres Lebens in Hamburg bereits einen hanseatischen Klang in der Stimme bekommen hatte, und ihr Gatte und ihr Schwiegervater, der alte Lüdingworth, und Frau Gesine von Pritzig, die eben frisch und aufgeblüht wie eine Rose mit ihrem Mann von der Hochzeitsreise nach dem Rhein zurückkam, und die Freda, die sich inzwischen mit ihrem hannoverschen Infanteriekapitän verlobt hatte, mit ihrem Bräutigam, und die Juliana — hm, eine unverheiratete Tochter im Hause auf die alten Tage war ja ganz gut — und die Henrika, die war erst achtzehn — die konnte warten . . .

Nur einer fehlte, und von ihm sprach man nicht: Der Sohn und Erbe. Der landflüchtige Demagoge. Der Major von der Venne wollte heute nicht an den Kummer seines Lebens denken. Heute trug er wieder seinen Dragonerrock und hatte den Vorsitz an der Familientafel geführt, die nach hannoverscher und Hamburger Art ein wenig englisch gehalten war, mit dem riesengroßen Turkey, dem Puterhahn, und dem flammenden Plumpudding. Nun war erwartungsvolle Stille. Die Fenster offen, kurz vor Mitternacht.

Die junge Welt hatte mit den Alten Punsch getrunken und zu eigenem Zeitvertreib Blei gegossen. Es hatte viel Geschrei und Gelächter und Anspielungen gegeben. Aber ganz ließen sich die krausgezackten sonderbaren Rätsel des Kommenden auf dem Löffel nicht lösen.

Die Nacht war still. Herr von der Venne hielt sein Glas in der Hand. Er horchte. Noch nichts.

„Dies Jahr hat diesem Hause viel Unglück und viel Segen gebracht", sagte er. „Was uns das nächste beschert, das steht in der Dunkelheit draußen in den Sternen geschrieben. Wir alle und unsere Zeit sind in Unruhe! Möge Gott alles zum Guten wenden!"

„Horch!"

„Die Glocke!"

„Im Dorf drüben läutet es Mitternacht!"

Oben vom Schloßturm begann der Klöppel zu schwingen! Über die Heide hörte man fernen Klang. Alle Dörfer kündeten Mitternacht. Alle Städte in Deutschland. Die ehernen Zeugen tönten weiter über die Länder, über die Völker. Die Schallwellen wanderten durch die Nacht. In ganz Europa läuteten alle Glocken das Jahr 1848 ein.

* * *

Das Haus des Domkapitulars und päpstlichen Geheimkämmerers Dr. Pius von der Venne an der Fettenhennen im alten heiligen Köln, gegenüber den schwindelnd

Märkische Bäuerinnen. Gemälde von Max Fabian.

Digitized by Google

hohen Baugerüsten des Doms war ein Museum katholischer Kunst am Rhein. Vom Haustor durch drei ganz enge Stockwerke hinauf zogen sich längs der steilen Stiegen an den Wänden entlang die Gemälde des Meisters Wilhelm, der beiden de Bruyns, des Meisters des Marienlebens. In frühgotischer Holzschnitzerei lächelte die Himmelskönigin von ihrem Eckaltar. Bemalte Engel der Kölner Schule umflügelten sie. Das Vorzimmer beherrschte ein mächtiger mittelalterlicher Altar aus Eichenholz. Romanische Reliquiare und gotische Ostensorien und Renaissance-Monstranzen füllten die anstoßenden Räume. Perlenbesetzte Küßtäfelchen, Elfenbeinschnitzereien des Meisters Paulus bargen sich in den Glasschränken.

Der Eigentümer dieser Schätze hatte gutmütige, goldbebrillte graue Augen in einem feinen Gelehrtengesicht, in dem die Würde des Geistlichen sich mit rheinischer Frohnatur vertrugen. Es war groß und stattlich gewachsen wie alle von der Vennes, von deren rheinischem, aussterbendem Hauptast er der letzte war, während die Seitenzweige drüben im Hannoverschen im Haus Hövede und anderswo noch üppig blühten. Er hatte heute wie jeden Sonntag nach der heiligen Messe und dem Hochamt seine Kölner Verwandten bei sich zu Tisch.

Wohllaunig saß der alte Priester nach aufgehobener Tafel da, das Lolottchen rechts, den Maria Josef links auf dem Knie, und ließ, gleich einem guten Großpapa, den Großneffen nach Paris reiten und summte zärtlich mit der alten, zitterigen Stimme, mit der er sonst die Responsorien sang: „Wenn wir größer werden, — reiten wir auf Pferden!“ Die Eltern, Baron und Baronin Nievenich, saßen lachend daneben. Wenn sie dem greisen Kapitular beim Eintritt ehrfurchtsvoll die Hand geküßt hatten, war er für sie ein guter Onkel wie ein anderer. Fräulein Agläe, die betagte Schwester des geistlichen Würdenträgers, schenkte den Kaffee ein. Graf Mettenberg und Herr von Nippers standen und rauchten, der eine Oberst, der andere Regierungsrat in preußischen Diensten, aber gute Katholiken.

Sie alle hatten heute bei dem Domherrn Pius ihren Salm verzehrt und ihren 1811er Johannisberger getrunken wie jeden Sonntag, obwohl es heute kein stiller Tag des Herrn wie sonst war, sondern der Fastnachtssonntag, der fünfte März 1848.

Das war die Zeit, in der sonst das fromme Köln im letzten tollen Wirbel den Faschingstaumel vor Aschermittwoch genoß. Aber dieses Jahr lachte Rom am Rhein nicht. Es fieberte. Wohl schimmerten unten Dominos und Masken im Gewühl, fuhren die Büttenredner zur Narrhalla, zeterten, johlten, kreischten die Stimmen. Doch es waren nicht nur die Rufe des Karnevals, es war ein ungeheures, vieltausendfaches Brausen, gleich dem eines aufgestörten Bienenschwarms, ein stechlustiges Summen, Durcheinanderwirren, ein Wogen langer Menschenzüge durch die Hohe Straße und über den Heumarkt, ein Blinken weißer Zeitungen und Extrablätter.

Der Domkapitular war zum Fenster getreten und beobachtete, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, gelassen die Strudel der Straße. Es war, als sähe das ewige Rom selbst auf die Menschen unten und ihr Kommen und Gehen im Wandel der Dinge hinab. Wolkenflug am Himmel, Sturm auf Erden, stürzende Minister, abdankende Könige, Heckerhüte, Vollbärte, Barrikaden ... Der Zeiger der Weltuhr von St. Peter lief ruhig seinen Weg. Der Heilige Vater hatte das alles schon vorausgesehen. Schon im Vorjahr hatte Pio Nono in Rom das Freiheitsbanner erhoben. Ciceruanchio und die andern Demagogen waren in seinem Gefolge durch das trunkene Rom gefahren. Der Pater Ventura hatte, seines Geistes voll, die Arme erhoben und mit Feuerzungen gepredigt: „Die Herrscher Europas sind Nachfolger alter Barbarenhäuptlinge! Die Kirche wird die Demokratie, diese wildschüchterne Matrone, weihen und zu ihr sprechen: Herrsche! Und sie wird herrschen!“

Sinnend lauschte, wie einem gewaltigen Akkord, aus dessen Mißtönen doch dem feinen Ohr die Stimmen der Zukunft klangen, der gelehrte alte Kleriker der Menschenbrandung unten. Die Großnichte, die junge Baronin Nievenich, stand neben ihm, den Stammhalter auf dem Arm, und beruhigte ihn: „Die garstigen Männerche dürfen dem Maria-Josefche nix tun ... Eijaja ...“ und in dem wilden Geschrei von unten wandte sich der Domherr um und fragte seinen hereinkommenden Diener Jean-Baptiste, der selbst wie ein magerer, flüsternder alter Kleriker wirkte:

„Na, Schanbatiß, was predigt denn der Geck da an der Straßenecke?“

Unten stand ein hagerer, kleiner, junger Mann in grell gewürfeltem Surtout auf einem Prellstein. Er hatte die Mütze von dem schwarzen Kopf genommen. Die schwarzen Augen rollten. Die Kehle schrie sich heiser. Die Arme flogen. Das ganze Menschenkind flog beinah mit in die Menge, wenn es sich zu ihr vorbeugte.

„Ein hiesiges Kind. Ein junger Weißselbaum! Er sagt, er komme eben aus Paris. Jetzt käme von dort das tausendjährige Reich!“

„Der Antichrist kommt“, sagte der fromme, rundliche Herr von Nippers, und der Oberst Graf Mettenberg ergänzte finster: „Der König in Paris vertrieben ...“

„Es war ja nur ein Bürgerkönig“, meinte der Domherr feinlächelnd. „Nichts für euch ...“

„... Alle deutschen Länder seit ein paar Tagen in einem Taumel ... Wohin man schaut, die Menschen wie aus dem Häuschen ... bis in unsere Kasernen, hier am Rhein ... womöglich läuft die Welle noch bis Berlin ...“

Der Domkapitular und der Baron Nievenich blickten sich an. Sie sagten nichts, aber sie verstanden sich. In dem sonst milden Auge des priesterlichen Kunstsammlers und Privatgelehrten stand unversöhnlich in Wehr und Waffen die ecclesia militans. Ein weltlich-heiliges katholisches Reich war das alte Köln gewesen, unter dem Krummstab seines Kurfürsten und Herrn. Jetzt gehorchte es seit dreiunddreißig Jahren den protestantischen Hohenzollern an der Spree. Und gehorchte doch im Herzen Rom ...

„Ich begreife nicht die Hirtenruhe, mit der du dieses furchtbare Débâcle der gottgewollten Obrigkeit ansiehst ...“ sagte der hochgewachsene, straffe Graf Mettenberg, der in seiner langen Dienstzeit äußerlich ganz altpreußisch geworden war.

Dr. Pius von der Venne räusperte sich wie sonst vor einem Hauptsatz seiner Predigt:

„Ihr seid Staatspreußen geworden! Ihr müßt dem Cäsar geben, was des Cäsars ist! Ich bin nur ein Hirt der Seelen. Die habt ihr uns genommen und habt sie nicht geführt. Warum habt ihr die gärenden Fässer verspundet? Der Geist will hinaus! Sonst verdirbt der Wein! Ich habe eben nicht an den König von Preußen gedacht, sondern an unseren Neffen Harro, den Sohn des Majors von der Venne in Hövede: Warum habt ihr mit dem feurigen jungen Blut nichts anderes anfangen können, als ihn in Berlin ins Kittche stecken? Ausgebrochen ist er euch doch!“

„Er war ein geständiger Staatsverräter ...“

„Ein Sturmvogel war er, der seiner Zeit vorausflog und an dem ihr die Zeichen der Zeit hättet merken sollen. Einen jeden hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit in seiner Art. Auch euren Missetäter Harro!“

„Du liebst nun einmal die Preußen nicht!“

Der alte Domherr vom Rhein hielt prüfend den Römer hoch und schlürfte von der goldenen Flut. Er konnte mit geschlossenen Augen Jahrgänge und Lage unterscheiden.

„Doch!“ sagte er dann. „Ich liebe die Preußen, weil Gott will, daß wir alle Menschen lieben sollen! Aber wenn Gott das nicht wollte, dann hast du recht: Dann würde ich die Preußen nicht lieben!“ (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

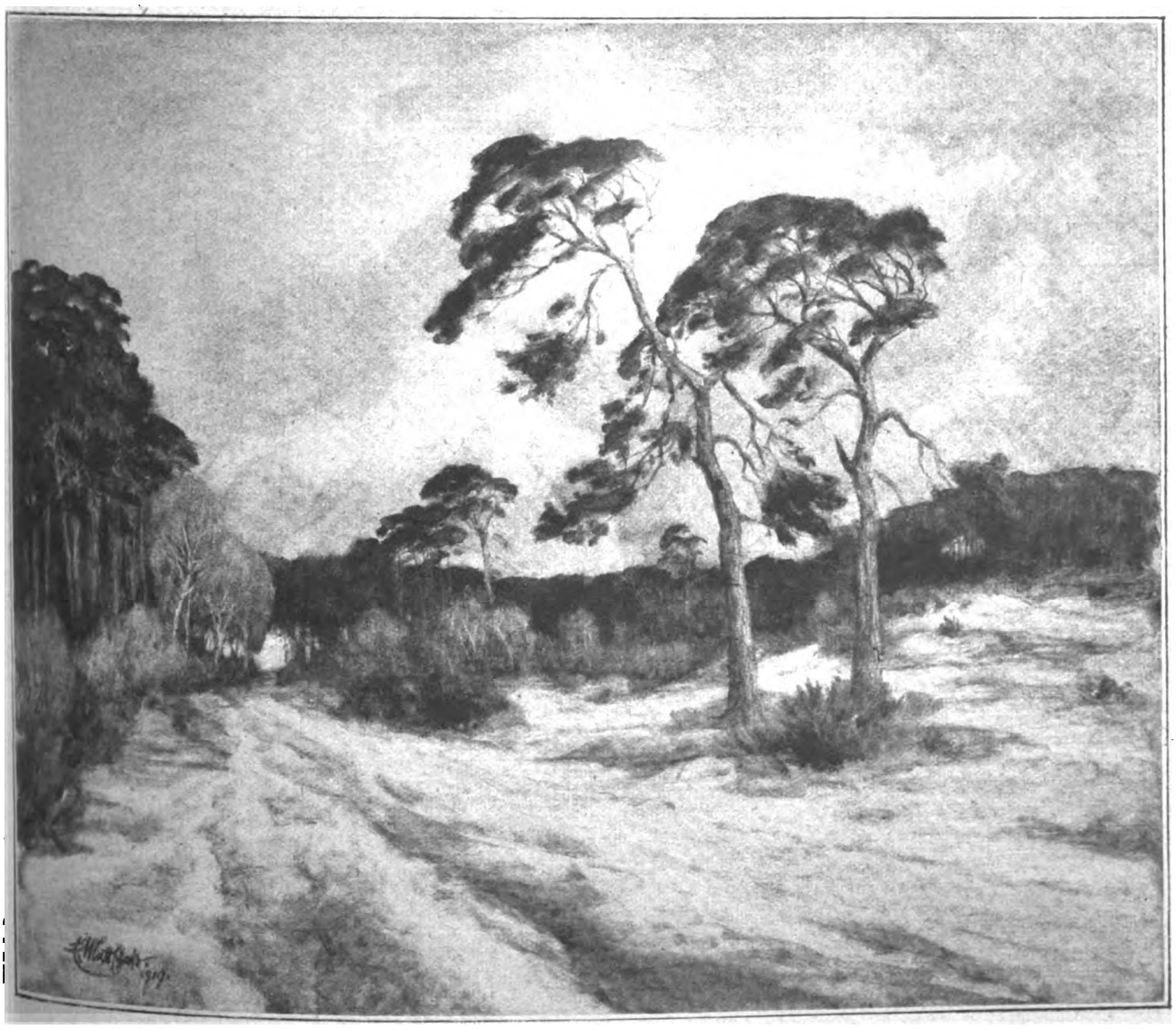
Erinnerungen an märkisches Land. * Von Ludwig Sternaux.

Dächer von Ziegel, Dächer von Schiefer,
Dann und wann eine Krüppelkiefer,
Ein stiller Graben die Wasserscheide,
Birken hi r, und da eine Weide,
Zuletzt eine Pappel am Horizont,
Im Abendstrahle sie sich sonnt.
Theodor Fontane.

Das war, als ich in die Flegeljahre kam. Da fand ich eines Tages beim Kramen in des toten Vaters Büchern und Mappen ein Päckchen alter Generalstabskarten, säuberlich gefaltet, so daß sie wohl einmal bequem in der Rocktasche zu tragen gewesen waren, und ebenso säuberlich auf Leinwand aufgezogen. Der Staub, in dem sie jahrelang auf dem Hängeboden — denn damals gab es in Berliner Wohnungen noch Hängeböden — unter Gerümpel aller Art, Schwarten und Scharteken aus abgelebter Zeit gelegen hatten, hatte sie ein wenig grau gemacht, und was meines Vaters Hand mit Bleistift darauf geschrieben, war verblichen. Nun, Flegeljahre sind verschieden, und wie ich gerade als halbwüchsiger Junge für mein Leben gern in den alten Straßen Berlins herumstrolchte, im Krögel an der Spree und in den Winkeln um St. Nikolai und St. Marien, um mich in vergangenes Leben zurückzuträumen, so übte auch dies Päckchen Landkarten, verblichen und verstaubt, wie es war, einen ganz besonderen Reiz auf mich aus . . . das Knabenherz, selbst im Alltäglichsten Abenteuer suchend, witterte auch hier irgendwie Geschichte und Vergangenheit, witterte den Duft der Heimat.

Gemach! Daß diese unscheinbaren Karten aus der Mark wirklich Vergangenheitswert hatten, erkannte ich erst viele Jahre später, als sie dem Tieferblickenden mancherlei vom Leben des frühgestorbenen Vaters und seiner Zeit, den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zu erzählen begannen. Aber in einem hatte den einsamen Knaben der Instinkt nicht getrogen: Den Duft der märkischen Heimat atmeten die Karten wirklich aus, und sie waren es, die ihn diese Heimat erkennen und kennen lehrten. Denn wie schon die Bleistiftschrift des Vaters dem Auge die Namen Berlin—Tempelhof, Spandau—Teltow, Fahrland—Potsdam, Ketzin und Werder irgendwie verführerisch erscheinen ließ, so erst recht die Karten selbst mit ihrem Gewirr von grauer Heide und blauem Wasser. In den engen Steinstraßen Berlins eingeschlossen, träumte ich diese Heide, dies blaue Wasser geradezu. Des guten alten Oskar Schwebel geschichtliche Erzählungen „Vom Eisenhute bis zur Kaiserkrone“ (noch jetzt dem Mann Schatz und teurer Besitz), alle voll vom Atem der Mark, dazu „die Hosen des Herrn von Bredow“ machen die Sehnsucht unerträglich. Und statt eines schönen Ferientages wieder in die „Stadt“ zu pilgern, ging ich wohlgemut zum Potsdamer Bahnhof, fuhr nach Zehlendorf und schlenderte, des Vaters alte Generalstabskarte in der Tasche, von da aus in den Wald. Das war meine erste märkische Wanderung.

Als ich an diesem Tage viel zu spät, doch immerhin wohlbehalten nach Hause kam, fast fiebernd vor Glück über all das, was ich gesehen und erlebt, und der Mutter beichtete, wandelte die zarte Frau erst ein tiefes Erschrecken an. Wie ich so etwas tun könnte! Und was mir alles hätte zustoßen können! Sie hatte ja recht. Denn schließlich war ich ja noch ein Kind, wenn auch ein Junge. Aber dann ging sie zum Bücherschrank und legte mir ein in dunkelrot Halbfranz gebundenes Buch vor



Märkischer Heideweg. Von E. Mattschaß.

Digitized by Google

mich hin: es war der Havel-Band von Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“

* * *

Immer ist mir die Mark Erlebnis geblieben, auf jedem Spaziergang, auf jeder Wanderung, auf jeder Reise — denn etwa die Prignitz erfordert schon eine Reise. Ist sie „des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Streusandbüchse“, wie schon das Mittelalter höhnte? Sicherlich, — auch ich bin Wege gegangen, wo ich bis zu den Knöcheln in den lockeren, harten Sand versank, Wege gefahren, wo die Räder des Wagens haltlos mahlten und Kutscher und Pferde am Weiterkommen verzweifelten. Was tut's? Schlechte Wege gibt es auch anderswo. Aber ein Havelland, eine „Insel“ Potsdam, ein Paretz, eine Duberow gibt es wo anders nicht. Und mittags durch die sandige Heide zu wandern, wenn die Sonne den Ginster und die Föhren duften läßt, die Federnelken brennen, fern zwischen den kahlen Bäumen als Ziel, grün umsäumt, ein Seespiegel gleißt — das gibt es auch wo anders nicht. Aber vielleicht muß man, um darin Schönheit zu spüren, Erschütterung zu finden, ein Kind der Mark sein, das schon in aller Lebensfrühe, Tollpatsch noch, mit diesem märkischen Sande spielt, aus diesem märkischen Sande mit seinen kleinen Händen Kuchen bäckt.

Aus den Rehbergen bei Berlin. Von E. Mattschaß.

Meine Mutter z. B., die aus Quedlinburg gebürtig und jetzt eine alte Frau in weißem Haar ist, schwärmt noch immer von den Sandsteinfelsen, die dort Heimat, so denkt sie die Sandsteinfelsen. Sie sind für sie die Heimat, sind das Schönste auf der Welt, schöner als Rigi und Montblanc. So geht es mir, dem Berliner, mit dem märkischen Sand. Manchmal, in schlafloser Nacht, sehe ich solch einen richtigen Sandweg vor mir, zerrissen von den Wagengleisen, an den Rändern spärlich bewachsen mit wildem Thymian und Wacholderbüscheln, rechts und links braunrot und rissig die Föhrenstämme auf schwarzem Nadelgrund. Und darüber zitternd, voll von Mücken und bunten Fliegen, die Sonne . . Oh, es gibt so viele solche Wege, ganz nahe bei Berlin, im Grunewald, und etwas ferner zwischen Michendorf und Caputh und ganz fern in der Prignitz, schon halben Wegs nach Hamburg. Und hier und dort, wo ihr wollt. Ich sehe sie dann deutlich vor mir, diese schrecklichen Wege, in denen es sich so schwer geht, ich rieche sie, ich rieche den heißen, trockenen Sand. Glücksgefühl überflutet das Herz: Denn dies ist die Heimat, dieser verhöhnte, verspottete, in der Tat: abscheuliche märkische Sand.

Im Brieselang. Von E. Mattschaß.

Kennt ihr Fontanes Gedicht „Meine Gräber“? Drei sind es, das des Vaters, das der Mutter und das seine. Sie „liegen weit zerstreut, weit zerstreut über Stadt und Land, aber alle in märkischem Sand“. Auch meines, so hoffe ich, soll einmal in diesem Sande liegen.

* * *

Ich entsinne mich eines Sommerabends. Am Wannsee war's, Schloß und Kirche tragen. In diesen Felsen hat sie als Kind herumgetollt, aus diesem Stein sich Murmeln und anderes Spielzeug geschliffen. Denn der Stein ist sehr weich. Denkt sie an die vor Jahr und Tag. Ich kam die Havel entlang vom „Großen Fenster“ — das ist ungefähr da, wo jetzt der rote Kaiser-Wilhelm-Turm steht, der damals, glaube ich, gerade gebaut wurde.

Digitized by Google

Der Entenfängerberg bei Potsdam. Von E. Mattschaß.

Sande lag . . . weltverlorene Einsamkeit, ganz getränkt mit herber Schwermut und abendlicher Melancholie

Ich weiß: es war so still an diesem Abend hier, daß man der Vögel Flug, des Mondes langsamen Aufgang zu hören meinte. Da fing hoch oben im Wald, der ganz in letzten Gluten brannte, eine Stimme an zu singen, die Stimme eines Mannes. Ich sah ihn nicht, ich hörte nur die Stimme. Er sang das Weserlied. Ich lieb' es nicht, es ist mir zu süßlich. Damals wirkte es wie ein Gebet, wie eine Offenbarung. Wie wiegte sich der Klang in der stillen Luft, wie wiegte diese dunkle, volle, selige Stimme in Traum und Schlaf, derweil die Wellen leise klagend ans Ufer rannen, derweil ein Segel fern vorüberzog, derweil die ersten Sterne am Himmel kamen . . . unvergeßlich!

Vielleicht war das auch früher. Jedenfalls aber gab es das fürchterliche Freibad am Wannsee noch nicht, das jetzt das ganze Ufer da, bis hoch hinauf in den Wald, verschandelt. Und der „Schwanenwerder" hieß noch „Cladower Sandwerder" und trug noch keinen Wasserturm und keine Villen. Das war, so einsam es auch war, sehr schön. Wundervoll war es. Steil stieg der Wald die Uferhänge herauf, die Föhren glühten in der Abendsonne, die drüben bei Cladow blutrot unterging, unten trieb leise die Havel, und in kleinen, immer gleichen Wellen schlug das Wasser an den Strand. Denn das war hier ein richtiger Strand, wie an der See, schneeweiß, ohne jeden Stein, kaum daß ein Schilfhalm die glatte Fläche einmal unterbrach, eine Muschel feucht und schwarz im

Mondscheinromantik in der Mark. Von E. Mattschaß.

Digitized by Google

Ich will hier nicht von Potsdam reden. Obgleich des Abends auf einem Dampfer von Caputh her auf Potsdam zuzufahren, wenn die Kuppeln und Türme der vielgeliebten Stadt in zarter Silhouette gegen den blauen Himmel stehen, viele andere Abenteuer aufwiegt. Obgleich hier jede Straße, jedes Haus für mein Gefühl so sehr Mark ist, daß ohne Potsdam die Mark nichts wäre. Potsdam ist doch, unbeschadet aller landschaftlichen Schönheit, zu sehr Kunst und Geschichte, und die schönen Bilder des Malers Mattschaß, die diese meine Einfälle und Erinnerungen und Geständnisse begleitend schmücken, geben doch nur landschaftliche Stimmungen wieder (was, nebenbei, ihre Stärke, ihr Vorzug, ihr größter Reiz ist).

Aber ich denke an den Schwielow und die stillen Dörfer und Ortschaften, die um ihn herumliegen, an Baumgartenbrück, an Petzow, an Ferch. Geht man von Ferch, dem Malerdorf, das einstmals ein Idyll war und jetzt ein teurer Ausflugsort ist, landeinwärts durch die Fercher Heide, Richtung Michendorf, so hat man die Mattschaßsche Landschaft: Ginsterstrauch und Krüppelkiefer, ab und zu ein Rudel schlanker, windzerzauster Föhren, auch einmal eine verirrte Eiche, und dazwischen die unwegsamen Pfade, die man weiß nicht wohin führen. Herbe, streng, verschlossen, lieblich vorübergehend im Frühling, wenn aus dem Ginster die gelben Blüten brechen und eine Schlüsselblume zaghaft aus dem dürren Wegrand sprießt, großartig, ein wenig Kulisse im Herbst, wenn der Sturm braust. So sind Reiter mit wehenden Mänteln die gegebene Staffage für solche Bilder — man begegnet ihnen in Wirklichkeit kaum, was sollten hier Reiter? Eine alte Frau, die Reisig sammelt, ein Holzfäller, ein paar Bauern, die über Land gehen, das ist alles. Aber der Maler Mattschaß, der auch ein Dichter ist, hat doch recht. Die Phantasie, dem Ungemeinen, auch wohl Unheimlichen dieser wilden Heidelandschaft hingegeben, sieht solche Reiter, die Phantasie illustriert sich das Bild der Natur, und Erinnerungen an Sage und Historie wirken da natürlich mit.

Mir ging es in jungen Tagen immer so, daß ich die Gestalten aus Schwebels märkischen Erzählungen in die Landschaft stellte, die ich auf einsamer Wanderung durchstreifte ... ja, ich möchte fast behaupten, ich wanderte, um die Landschaft für diese mehr oder weniger abenteuerlichen Figuren zu finden.

Ganz Mattschaß ist die Szenerie in den „Hosen des Herrn von Bredow". Man lese diesen immer noch wundervollen Roman, wenn man die Bilder gesehen hat, die diesen Zeilen beigefügt sind, und man wird mir recht geben. Denn sie sind die märkische Heide.

* * *

Wer denn Mattschaß ist? höre ich fragen ... Dies Unbekanntsein ist Künstlerlos. Und nicht die Schlechtesten sind es, die es trifft. Ein Leben lang schon kämpft dieser Mann für seine Landschaften um die Anerkennung, die ihm seine Soldaten- und Kriegsbilder mühelos gebracht haben. Da, wo sein Herz spricht, seine Seele zittert, versagt sich ihm das Echo.

Es gibt ja viele Maler der Mark, zumal, nachdem Leistikow den Grunewald entdeckt hat. Leistikows großes Schlachtensee-bild ist klassisch wie etwa Schinkels „Heiliger See bei Potsdam". Als ich vorhin vom Wannsee erzählte, dachte ich an Leistikow. Die Melancholie des Abends ist es ja, die seinen Grunewald-Landschaften ihren eigentümlichen Reiz, das Farbenspiel der untergehenden Sonne, das ihnen ihre dekorative Wirkung sichert und den seelischen Gehalt gibt. Seine Nachfahren haben das wundervolle Motiv dann zu Tode gemalt, der Grunewaldseen und Havelufer in Abendglut ist Legion. Gab es doch eine Zeit, wo ganze Malschulen in corpore in den Grunewald und die Mark zogen und à la Leistikow kitschten. Damit hat Erich Mattschaß nichts zu tun. Ob Leistikow gelebt hat oder nicht, ist für ihn gänzlich bedeutungslos. Er ist zweifellos ein Eigener, so herbe und so spröde ist der Charlottenburger wie die Heimat, die er in keck aufgegriffenen, seelisch beschwingten, immer, auch ohne Staffage, phantastisch beleuchteten Impressionen schildert. Seine Bilder sind lyrische Gedichte; ihr Beschauen macht Freude, erinnert an ähnliche Stimmungen, die man selbst gehabt, weckt Sehnsucht nach neuen Wanderungen, und vor allem: es spricht sich hier eine tiefe Liebe aus, die jedem diese Bilder wertvoll machen muß, der gleicherweise an der märkischen Heimat hängt.

* * *

Erinnerung, nicht der flüchtige Genuß, die flüchtige Freude, ist es ja, die wir auf unseres Lebens bunten Fahrten suchen, ob sie nun in die Ferne oder in die Nähe gehen. Der Maler hält sie im Bilde fest oder gestaltet sie später zum Bilde; der andere speichert sie im Gedächtnis auf.

Und wie ich nun so im Schreiben bin, baut die Erinnerung die Bilder auf, die sie, bewußt und unbewußt, vor Zeiten eingefangen ... viele, unzählige, und ihrer werden immer mehr.

Gedenkst du noch, o Seele, spricht sie, der einsamen Dampferfahrt durch den Teltow-Kanal? Herbst war es, und die Dämmerung war früh gekommen. Schon stiegen aus den Wiesen die Nebel, und die Schleuse bei Klein-Machnow stand wie eine Riesenburg phantastisch über dem Wasser. Der letzte Dampfer war es, der nach Wannsee ging. Lautlos zog er an dem schwarzen Wald vorbei, der den schmalen Kanal zu beiden Seiten säumt. Und immer tanzte im Wasser neben dem Schiffsbug das rote Licht der Laterne. Verse von Konrad Ferdinand Meyer tönten dir im Herzen:

„Aus der Schiffsbank mach' ich meinen Pfühl,
Endlich wird die heiße Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz.
Über mir des Rohres schwarzer Rauch
Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch ..."

Und so weiter, — heilige Worte. Schließend: „Einen Schlummerer trägt das dunkle Boot". So glittest du vorbei an Kohlhäsenbrück, an Stolpe. Wald und Wasser schickten herbe Düfte, Wald und Wasser schickten Flüsterlaute. Und dunkel wurde es. Nun muß bald Wannsee kommen, dachtest du ... und sahest wie durch Schleier die Villen mit ihren hellen Fenstern und die Landungsbrücke mit den Lichtern, einem grünen, einem weißen, neben denen das rote des Dampfers seltsam zuckte, und eiltest fröstelnd zum Bahnhof. Denn inzwischen hatte sich der Nachtwind aufgemacht, und die Sterne standen kalt am Himmel.

* * *

Und neues Bild verdrängt das alte: Heide, struppige Heide, fern von Berlin, so fern, so abseits, daß nicht einmal der Pfiff der Eisenbahn in diese Stille dringt oder nachts das Rollen der Züge (wie in Paretz, wo es dem Müden das Schlummerlied sang). Hügelauf, hügelab klettern die Kiefern, und aus dem falben Nadelgewirr am Boden lugen die Pilze. In violetten Bündeln steht die Erika.

Wo das ist?

Mein Gott, das kann überall sein, so weit die Mark nur reicht. Aber nicht überall kann das Dorf sein, das zu diesem Wald gehört. Denn das ist noch ein richtiges Dorf, mit Linde, Ententeich, Gedenkstein an 1870/71 und Backöfen. Und in der Mitte liegt, erhöht, die kleine Kirche. Die ist aus Feldsteinen gebaut, sehr primitiv, und rohe Feldsteine sind es auch, die den winzigen Friedhof hürden. Nicht einmal weit ins Land blicken kann der Kirchturm. Denn erstens ist er sehr niedrig, und dann würden Hügelwellen mit Kornfeldern und Kartoffeläckern auch bald den Blick auffangen. Diese Hügelwellen betten das Dorf ganz in Verschollenheit.

Es hat ein paar neue Häuser, das Dorf. Die sind aber auch schon altmodisch. Die meisten sind noch Fachwerk und haben Strohdächer. Und tragen Sprüche wie etwa den:

„Mit Beten geh ich an mein Werck
Gieb du dem Leibe Kraft und Stärk
Ich streck die Hand mir Früden auß
Komm du mit Seegen in mein Hauß"

— wozu dann wunderschön das Storchnest auf dem Giebel paßt und der Ziehbrunnen hinterm Haus. Alle Mauern und Zäune aber umwuchert die steile Königskerze, gelb und fett. Es gibt nur zweierlei hier, das gelber ist: das ist das Flachshaar der Kinder und der — Sand. In Sand ertrinkt das Dorf geradezu, nur die knorrigen Weiden längs der Wege und ein paar vogelreiche Pappeln bewahren es vor wirklichem Versacken — es ist eben ein richtiges märkisches Dorf. Immer, wenn ich dort bin, denke ich an das Malerdorf Ferch bei Berlin und an Klein Machnow, an Dahlem und an Wilmersdorf und an Schöneberg. Die waren alle einmal so. Aber das ist lange her, und wenn man eben so ein richtiges märkisches Dorf finden will, muß man schon ein paar Stunden weit reisen.

Und meine Generalstabskarten? Sie waren schon veraltet, als ich sie entdeckte, und sie sind mittlerweile nicht jünger geworden. Aber zuweilen hole ich sie vor, wie heute, ehe ich mich anschickte, diese Zeilen zu schreiben. Dann freue ich mich ihrer und der Welt, der märkischen Welt, wie sie einstmals war und noch war, als ich sie kennenlernte. Und noch ist. Wer Karten zu lesen versteht, kann das nämlich aus dem Durcheinander von grauer Heide und blauem Wasser alles ablesen. Fehlt nur der gelbe Sand. Den denke ich mir dazu.

Digitized by Google

Zum Tode verurteilt * Neues vom Fremdenlegionär Kirsch

Ihm nacherzählt von F. H.

X. Über den Rhein.

Schluß.

Als der Morgen dämmerte, blieb der Zug bei irgendeiner kleinen Station liegen. Ich wollte bei hellichtem Tag nicht hier auf meinem luftig erhöhten Platz sitzenbleiben, kletterte also herunter und kroch in der Nähe in ein Getreidefeld, aß meinen Brotrest auf und knabberte Weizenähren, machte dann aber einen Streifzug, auf dem ich Tomaten und süße Feigen erbeutete, an denen ich mich dann in meinem Weizenfeld letzte. Als ich merkte, daß der Zug weiterfahren wollte, machte ich mich wieder an ihn heran und fand mein Plätzchen. So erreichte ich bequemlich das alte Tarascon und grüßte von fern das dunkle Schloß des braven Königs René.

In Tarascon hieß es aufpassen, daß man mich nicht etwa, statt nordwärts auf Lyon zu, westwärts nach Toulouse spedierte. Schließlich fand ich mich glücklich auf dem rechten Wege nach Norden.

In Lyon kam ich mit meinem Sonderzug frühmorgens an. Zunächst war ich etwas in Sorge, wie ich unauffällig über die weitläufigen Bahnanlagen wegkommen sollte. Da sah ich zwischen den Schienen eines Gleises einen großen, ellenlangen Schraubenschlüssel liegen, wie ihn Streckenarbeiter gebrauchen. Mein blauer Leinenanzug sah auch einigermaßen glaubwürdig aus. So nahm ich denn den großen Schraubenschlüssel auf, balancierte ihn auf der Hand oder schwang ihn wie einen Spazierstock, pfiff leise ein sorgloses Liedchen und ging so frei und offen, wohin ich wollte. Kein Mensch konnte auf den Gedanken kommen, daß ich nicht hierhergehörte.

Ich knüpfte eine Unterhaltung mit einigen anderen Bahnarbeitern an. Einer war so nett und bot mir eine Zigarette an. Ich nahm sie, ging auf einen Gendarmen zu, der in der Nähe seinen Posten hatte, und bat den um Feuer. Er willfahrte mir aufs höflichste.

Außerhalb der Bahnhofshalle stand ein Zug nach Belfort, der schon überfüllt mit Menschen war. Ich spazierte mit meinem Schraubenschlüssel da auf und ab. Als der Zug sich schon langsam in Fahrt gesetzt hatte, sprang ich auf. Er war so überfüllt, daß jede Kontrolle unmöglich war. So kam ich bis Belfort.

Dort wartete schon ein Zug nach Mülhausen auf mich. Auch er überfüllt mit Reisenden, die nach dem Elsaß hinein wollten. In Montreux, hart vor der elsässischen Grenze, die jetzt ja keine mehr war, sah ich viele Gendarmen in den Zug einsteigen. Das roch nach scharfer Kontrolle. Da ich dafür wenig Sinn hatte, gab ich den Zug auf. Ich nahm meinen Talisman, den großen Schraubenschlüssel, fest in die Hand und ging als pflichteifriger Streckenwärter zu Fuß die Schienen entlang, auf die Grenze zu und über sie hinweg. So schloß mir mein Schraubenschlüssel wirklich die Heimat auf. Ich kam nach Dammerkirch, wo die Franzosen den gesprengten Viadukt eben wieder aufbauten. Es wimmelte da von Arbeitern, unter denen ich in meinem Aufzuge nicht im geringsten auffiel. Viele von ihnen hat-

Landweg in der Uckermark. Von E. Mattschaß.

Digitized by Google

ten solche blauen Anzüge, wie ich einen hatte. Nur einen so schönen Schraubenschlüssel wie ich hatte keiner.

Ein Bummelzüglein fuhr von hier weiter nach Altkirch. Ich benutzte es mit Glück. In Altkirch war großer Rummel. Überall die Trikolore und Tschingdarabumdara. Die Franzosen hatten den Einwohnern befohlen, über ihre Befreiung zu jubeln. Die taten es mit gepreßtem Herzen. Man sah viele trübe Gesichter. Freilich auch viele elsässische Trachten, junge Schöne in der alt-elsässischen Flügelhaube. Wie ich erfuhr und feststellte, waren aber fast alle diese Befreiungsjubelpriesterinnen aus Paris hergeschafft worden, um für die nötige Stimmung, für die Farbe im Bild zu sorgen. Lauter Priesterinnen von jener Pariser Sorte, die für billiges Geld auch anderen Göttinnen als der Freiheit jederzeit zu huldigen bereit war.

In Mülhausen herrschte noch Belagerungszustand. Alles voll von Franzosen, die sehen wollten, wie eine befreite Provinz aussieht. Sie sahen nicht viel Schönes, vor allem keine frohen Gesichter. Das elsässische Sondertum wandte sich bereits so heftig gegen die Franzosen, wie es sich nur je gegen die Preußen gewandt hatte.

Um halb sieben Uhr abends erreichte ich in Mülhausen den Expreßzug Basel—Straßburg—Metz—Brüssel. Auch er war so hübsch überfüllt, daß ich hoffen durfte, unbemerkt als blinder Passagier mit durchzukommen. Im Abendsonnenschein lag draußen und flog vorüber das alte deutsche Elsaß, Berge und Ebene, Burgen und Städte, Dörfer und Felder. Ich sog das Bild in mich. Schlettstadt! Drüben, umstanden von glühenden Spielen der Abendröte, die Hohkönigsburg. Goldene Brücken baute das farbige Licht des Abends von Berg zu Berg, baute sie strahlend auf und ließ sie verglimmend langsam zusammenbrechen.

Wo in dem Zug Elsaß-Lothringer merkten, daß sie unter sich waren, war ihr Gespräch Zorn über die Franzosen und ihre Anmaßung. Die Leute schimpften in gutem Alemannisch auf die Pariser Wirtschaft. Moralische Eroberungen hatten die Leute Herrn Clemenceaus hier jedenfalls noch keine gemacht.

Neun Uhr. Straßburg. O Straßburg! Weiter, weiter. Im tiefen Dunkel durch die Vogesen hinüber. Elf Uhr. Metz! Der Bahnsteig voller französischer Posten. Ich fühlte mich mit meinem Schraubenschlüssel aber sicher vor ihnen. Ich ging in verkehrter Richtung unangefochten mit ihm aus der Bahnhofshalle hinaus, die Schienen entlang. Hier war ja Heimat; hier kannte ich mich aus. So kam ich um die letzte Klippe, um die Fahrkartenabnahme, herum. In der Nähe vom Vorort Sablon machte ich mich vom Bahnkörper auf die Straße herunter und ging nun auf dieser in die Stadt zurück.

Mit seltsamen Gefühlen ging ich nach so langem Umirren in fremden Fernen nun in dem unsicheren Dunkel über so wohlbekannte, heimatlich anmutende Gassen und Plätze. Aber wie fremd war auch dies geworden, daß ich mich wie ein Dieb hier durch die Nacht schleichen mußte. Ich kam über die Esplanade, an der Stelle vorbei, wo das Reiterstandbild des alten Kaisers gestanden hatte. Statt seiner stand jetzt das Standbild eines französischen Soldaten auf dem Sockel. Ein recht witzloser Siegerübermut. Sieger?

Ich suchte eines der vielen mir vertrauten Häuser auf. Alles darin schlief schon. Ich klopfte. Es war halb eins in der Nacht. Das gab einen kleinen Aufstand. Die Leute waren tief erschrocken, als sie mich erkannten. Sie hatten in den Zeitungen gelesen, daß ich tot, in Konstantinopel von den Franzosen erschossen sei. Ich ward ins Haus gezogen, versteckt. Ich mußte erzählen, erzählen, erzählen.

Nach der ungeheuren, tagelangen Anspannung aller Sinne überfiel mich jetzt im sicheren Winkel eine tödliche Müdigkeit. Sie besiegte selbst den Heißhunger. Ich sank in ein Bett, nach vielen, vielen Monaten zum erstenmal in ein richtiges, sauberes Bett. So muß es sein, wenn man in den Himmel kommt — — —

Aber ich wollte nach Deutschland. Hier war meine Heimat nicht mehr. Und immer noch hing hier das Todesurteil der Franzosen über dem Legionär Nr. 27816. Ich wollte sobald als möglich weiter, um meinetwillen und um meiner Freunde willen.

Die Eindrücke von der tiefen Verstimmung der Bevölkerung gegen die Franzosen, die ich auf der Fahrt durchs Elsaß empfangen hatte, wurden mir in Metz bestätigt und bestärkt. Welche Erbitterung schuf z. B. das Verbot der deutschen Sprache. Es kam darob zu vielfachen Tätlichkeiten zwischen französischen Soldaten und jungen Lothringern. Ich hörte in diesen Tagen nachts Trupps von jungen Burschen durch die Straßen von Metz ziehen und hellauf singen „Deutschland, Deutschland über alles“. Das war vielleicht in den ganzen fünf Jahrzehnten deutscher Herrschaft nicht vorgekommen. Die Franzosen hatten es zuwege gebracht. Wie der umirrende klagende Genius Deutschlands geisterte so das Lied der Deutschen durch die französische Nacht.

Meine Freunde verschafften mir einen Anzug, in dem ich etwas Respektables vorstellen konnte. Nun fehlten mir zum letzten Wagnis nur noch passende Papiere. Die Industrie stellt sich auf jedes Bedürfnis ein. So gab es denn auch eine Industrie für die Herstellung falscher Papiere. Gegen verhältnismäßig billiges Geld bekam man, falls man die Wege wußte und die nötige Leutekenntnis hatte, Blankopapiere mit guten, echten Stempeln, in die man eintragen konnte, was man brauchte. Ich bekam für mich als Dolmetscher der 10. Armee einen schönen, sauberen, unanfechtbaren, richtig abgestempelten Militärfahrschein nach Mainz und machte nun sorgfältige Fahrplanstudien. Bei Nacht fuhr leider kein Zug für mich; bei Tag wagte ich mich nicht durch die Straßen von Metz, wo mich gar zu viele Leute kannten. Aber ich hatte Peinlicheres überstanden.

In der frühesten, menschenleeren Morgenhelle ging ich über stille Feldwege zum entlegenen Bahnhof Metz-Nord. Von dort fuhr ich für wenige Pfennige nach dem Metzer Hauptbahnhof herein. Ich mußte eigentlich einen Zug nach Saarbrücken benutzen, der aber erst um zehn Uhr fuhr. So lange konnte ich mich nicht auf dem Bahnhof aufhalten. Ich ging, was ich ohne Passieren einer Sperre konnte, von einem Bahnsteig zum andern und benutzte den ersten Zug, der nach Straßburg fuhr. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich drin saß und er abfuhr. In Bensdorf stieg ich wieder aus. Von da benutzte ich einen Zug nach Saargemünd und stieg dort endlich in den Zug nach Saarbrücken um. Eine fieberhafte Ungeduld bemächtigte sich meiner immer stärker, je näher ich mich meinem Ziele glauben durfte. In Saarbrücken mußte ich wieder auf meinen Zug lauern. Ich ging in den Wartesaal und setzte mich an einen Tisch, an dem ein paar französische Offiziere saßen. Sie wollten zu Mittag essen, wurden aber aus der deutschen Speisekarte nicht klug. Ich stellte mich ihnen als Dolmetscher der 10. Armee vor und bot ihnen meine Sprachhilfe an. Sie nahmen mit Dank an. Wir unterhielten uns noch ein wenig und waren sehr nett miteinander.

Als mein Zug kam, stieg ich in ein Abteil, das für französische Soldaten vorbehalten war. Ein paar Kolonialsergeanten saßen drin, die mich abschrecken wollten: „Nur für Militär.“ „Stimmt schon,“ sagte ich, „ich bin auch Militär.“ Da machten sie höflich Platz.

Ein Zollbeamter kam und wollte meinen Koffer durchschnüffeln. Als er meinen Militärfahrschein sah, dankte er und ließ mich unberochen.

Die Fahrt ging nun durch den Westrich der Rheinpfalz, durch das schöne Hardtgebirge und erreichte über Kaiserslautern das alte weinfrohe Neustadt, das sich jetzt gar nichts zu freuen hatte. Durch die gartenmäßig angebaute Rheinebene, den fruchtbaren „Gau“, ging es in kurzer Fahrt nach Ludwigshafen. Hundert frohe Eindrücke des Wiedersehens, hundert schmerzliche der Erkenntnis einer so ver-

Digitized by Google

wandelten Lage aller Dinge stürmten unterwegs auf mich ein und mußten stumm verarbeitet werden. Über alles fort aber trug mich die gewaltige innerliche Spannung auf den Augenblick letzter, gültiger Entscheidung: Wie komme ich über den Rhein?

Da stand ich im ungewissen Lichte des Abends und sah den matten Glanz des Stromes, dessen Name uns allen wie der Name Deutschland selber gilt. Und wieder einmal war es so weit, daß seine Brücken wie feindliches Joch über ihn geschlagen waren. Was mir die sicherste Gewähr hätte sein sollen, daß ich wieder als Deutscher sicher in deutschem Lande stand, das war mir eine letzte bittere Schranke. Wie kam ich hinüber?

Ein kleiner Ludwigshafener Sechskäsehoch bot mir seine Trägerdienste an. Er kaute schon einen Brocken Französisch. Ich hätte ihm fast eine Maulschelle gegeben, als er mich Monsieur nannte. Ich gab ihm des stattlicheren Aussehens wegen meinen leichten Koffer zu tragen und ließ mich von ihm zur Brücke führen.

Über der Brücke, die hinüber nach dem badischen Mannheim führte, war die französische Trikolore aufgezogen. Über dem Rhein, über dem deutschesten aller deutschen Ströme! Der Aufgang zur Brücke war mit Stacheldrahtverhau gesperrt bis auf eine einzige enge Passage. Man passierte eine Reihe von Posten. Bei zweien kam ich glatt vorbei. Bei dem dritten, wo Geheimpolizisten in Zivil den Ton angaben, haperte es mächtig. Mein Militärfahrschein war wohl richtig. Aber er lautete auf Mainz. Je nun, ich sei Dolmetscher der 10. Armee, sollte nach Mainz, habe aber unterwegs in Mannheim eine persönliche Angelegenheit zu erledigen und wolle nur eben auf einen Sprung hinüber.

Der Gendarm, dem ich das sagte, war äußerst höflich, aber kühl. So gehe das nicht. Aber wenn ich mich nach dem Paßbureau bemühte, würde ich für meine Zwecke zweifellos sofort einen Paß nach Mannheim bekommen.

Ich konnte ihm unmöglich erklären, wieso ich eine sehr begründete Abneigung gegen den Verkehr mit französischen Paßbureaus habe. Ich versuchte es mit der Schnoddrigkeit. „Welche Schwerfälligkeit," sagte ich, „welche Umstände! So viel sinnlose Schererei bei dieser Hundstagshitze!"

Der Mann bestand auf seinem Schein. Offenbar machte ihn die Gegenwart der Geheimpolizisten so streng. Ich hätte vor Wut dreinschlagen mögen. Da stand ich schon mitten auf der Rheinbrücke. Noch ein paar Planken nur trennten mich von dem rettenden sicheren Ufer, von der Erde, die noch deutsch heißen durfte, von dem Ziel, dem so viele Monate lang all mein Sinnen gegolten hatte und dem ich durch drei Weltteile, über Land und Meer, durch Gefahren, Flucht und Abenteuer zugestrebt hatte; und nun stellte die täppische Beflissenheit eines blöden Gendarmeneifers alles noch einmal in Frage. Ich hätte den Mann am liebsten über das Geländer der Brücke in den Rhein geworfen und die maledeiten Geheimpolizisten über den Haufen gerannt. Aber ich nahm noch einmal meine Nerven und meine Geduld zusammen. Mit einer ironischen Bemerkung über lächerliches Schreiberwesen gab ich den Sturm auf Mannheim auf und kehrte um.

Das Paßamt war in den Geschäftsräumen der Atlaswerke, dicht am Rheinufer. Ich überlegte mir die Geschichte aber noch reiflich. Sollte ich hier zu guter Letzt noch den Kopf in die Schlinge stecken? Es war eine Gefahr, eine letzte. Fürchterlich der Gedanke, in ihr noch umzukommen. Ich wog und wog. Ich konnte unbehelligt nach Mainz weiter und dort mein Glück versuchen. Aber dort würde es dieselbe Zwickmühle für mich sein.

Ich wog und wog. Dann faßte ich meinen Entschluß. Erst nach Mainz fahren, hieß die Entscheidung nur verlagen und die Möglichkeit unglücklicher Zwischenfälle durch Zögern vermehren. Ich überprüfte meinen Entschluß noch einmal mit dem Gefühl großer Verantwortung für das mir anvertraute Pfund an Kraft und Leben. Dann ging ich meinen Weg.

Ich betrat das Paßamt. Offiziere und Unteroffiziere amtierten da. An einem besonderen Tisch arbeiteten deutsche Polizisten. Zu ihnen drängelte eine lange Menschenschlange, Männer, Frauen, Kinder. Ich schloß mich zunächst ans Schwanzende der Schlange, spielte dann aber den Ungeduldigen, trat aus der Reihe und zu einem der französischen Unteroffiziere. Ich trug ihm mein Begehren vor. Er hörte mich manierlich an, sagte dann aber, ich müßte mich anstellen wie die andern.

„Was," sagte ich, „hinter den Boches stehen und warten, bis die fertig sind? Ich als Franzose? Ich als Dolmetscher der 10. Armee? Heißt das, das Ansehen der siegreichen großen Nation wahren?"

Das zog. Der Unteroffizier war ordentlich eingeschüchtert durch meine Gesinnungstüchtigkeit. Er nahm mir meinen Fahrschein für Mainz ab, ging zu einem Offizier hin, legte ihn diesem vor und sagte ihm, um was es sich handele: Um einen Brückenpaß für einen Abstecher nach Mannheim.

Der Offizier war ein rundlicher Herr, der an dem heißen Sommerabend sehr schwitzte und sich gewiß nicht gern stark den Kopf zerbrach. Er sah sich meinen Schein seitlich an, wie der Kanarienvogel den Salat, wendete den Kopf ein wenig zu mir, aber wegen der Hitze nicht zu stark, nahm seinen Bleistift, zog aus der Schublade einen schon gestempelten Passierschein und fragte mich mit einem Ton der Klage über die große Hitze: „Wie lange wollen Sie drüben bleiben?"

„Einen Tag nur," sagte ich, fügte aber des guten Scheines wegen gleich hinzu: „Oder schreiben Sie bitte zwei Tage, Herr Kapitän. Immerhin möglich, daß meine Sache in einem Tage sich schlecht erledigt."

Er nickte schmerzlich und füllte seufzend den Schein aus; er sprach dabei meinen Namen halblaut vor sich hin: „Kirsch", was mir ordentlich fatal war, und buchstabierte ihn beim Schreiben: „K—i—r—sch—e". Das stumme „e" am Ende setzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu, und so steht es heute noch auf dem Passierschein für die Brücke, den ich mir dankbar aufgehoben habe.

Ich mußte meinen Namen noch in eine Liste eintragen, wie jeder Franzose, der außerdienstlich über die Brücke geht; man verzichtet durch diese Unterschrift auf jegliche Entschädigung von der Republik Frankreich für den Fall, daß einem drüben bei den Boches etwas Menschliches zustoßen sollte. Ich leistete diese Verzichterklärung mit leichtem Herzen und schrieb dem gefälligen Hauptmann zu Gefallen meinen Namen auch mit einem stummen „e".

Dann nahm ich meinen Koffer — der kleine Ludwigshafener hatte sich andere Kundschaft gesucht — und ging wieder zur Brücke, passierte wieder die Drahtverhaue, dann den ersten und zweiten Posten und kam zu demselben Gendarmen, der mir vorhin die Passage verweigert hatte. Ich hielt ihm meinen Passierschein hin und sagte: „Welche Mühe um einen sinnlosen Zettel. Wenn ich ein Verbrecher wäre oder ein Flüchtling oder ein Deserteur, könnten sie das auf dem Paßamt meinem Fahrtausweis nicht besser ansehen als Sie oder diese Herren hier." Dabei wies ich auf die Geheimpolizisten. Der Gendarm lächelte, reichte mir meinen Passierschein unabgerissen zurück, damit ich ihn später wieder benutzen könnte, und sagte: „Sie haben recht, aber Befehl ist Befehl!"

Ich grüßte und ging vorüber. Ich war mitten auf der Rheinbrücke. Große Scheinwerfer waren auf ihr aufgestellt und leuchteten den verödeten Strom ab. Bleich zuckte das weiße gespenstische Licht über das dunkle Wasser.

Bei jedem Schritt, den ich dem jenseitigen Ufer nähertat, hatte ich das Gefühl, als könne unter mir die Brücke brechen oder als könne mich der Gendarm noch einmal zurückrufen oder einer der Geheimpolizisten mir die Hand verhaftend auf die Schulter legen. Ich hatte das Gefühl, als

Digitized by Google

seien sie hart hinter mir, aber ich sah mich nicht um und zwang mich, keinen Schritt rascher zu tun als den andern.

Jetzt verschwand unter mir der Strom, jetzt verscholl unter meinem Tritt das dumpfere Widerhallen der Brücke, jetzt trat ich festen Boden. Ich war herüber. Die Knie zitterten mir.

Hatte ich nicht gelesen von Männern, die in solchen Augenblicken niederknieten und die wiedergewonnene vaterländische Erde küßten? Mir war nicht nach dergleichen zumute. Ich dachte nicht an Niederknien und nicht an Küssen. Ich schüttelte den Druck der Gefahr ab wie ein verfluchtes Joch. Holdes oder Herbes, Heil oder Unheil, — doch meine Heimat; Liebes oder Leides, — doch mein Land. Mein Schicksal mußte in das seine münden. Ich richtete mich straffer auf und schritt rascher vorwärts und trat die Heimaterde freudig mit festen Füßen.

Letzte Stunden in Danzig • Von Friedrich Hussong.

In St. Marien.

Was der junge Goethe aus erhöhter Seele jubelte, als er wieder und wieder an den aufeinandergetürmten Massen des Straßburger Münsters hinaufsah und in der Masse die starke Gliederung und feine Fügung fühlend erkannte, das fühlt man leicht auch, wenn man vor dem Dom-Gebirge von St. Marien steht oder zwischen dem steinernen Urwald seiner Säulen und unter seinen hängenden Hallen wandert: „Dem schwachen Geschmäckler wird's ewig schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter." Wie manches Deutschen Erlebnis im nordischen Danzig, im Angesicht und zu Füßen von St. Marien hat Goethe beschrieben, da er über die anziehende Macht des Straßburgers Münsters bekannte: „Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit."

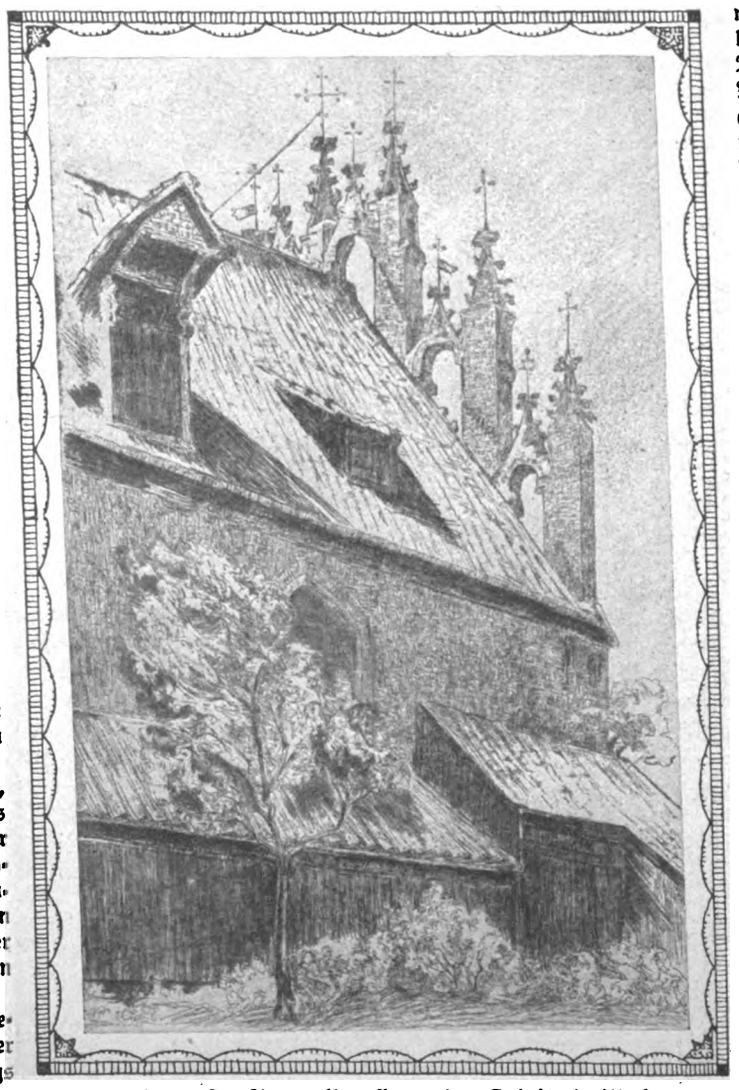
Mit dem Dom von St. Marien hat das Deutschtum dieses Landes sich ein Denkmal seines Wesens errichtet. Diese sozusagen zwecklos höher und höher hinaufgeführten Mauern, diese Säulen, die der Erde entfliehen möchten, in der sie doch wurzeln, diese Gewölbe, die wie ein steinerner Himmel schweben und den tastenden Blick ihrer Schwere vergessen machen, all dies ist Denkmal deutschen Stolzes. Mag er in Fiebern daniederliegen; an diesen Säulen muß er sich aufrichten. Es ist Bekenntnis deutschen Wesens. Mag es krank und matt geworden sein; dies wird ihm immer gewaltig predigen: Dies bist du, so warst du, so sollst du wieder dich hoch erheben über die slawische Niederung, wie der Turmriese von St. Marien, wie die Mauern und Zinnen von St. Marien über die bürgerliche Stadt.

Der Bau von St. Marien, so schmucklos im einzelnen bis zur Ungeschlachtheit, bis zur Roheit — wo wäre Zierlichkeit an diesen trotzigen Säulen, wo Schmuck an diesen wilden Mauern? — ist der gestaltete Raum selbst und an sich. Das ist seine Seele.

Ich habe die Hallen wieder durchwandert. Von der Kapelle her, da Memlings „Jüngstes Gericht" sein unübersetzbares Deutsch redet, an dem toten Monstrum jenes astronomischen Uhrwerkes vorüber, das nur ein germanischer Grübler erbauen konnte und um das herbe deutsche Bürgerlichkeit seine Sage spann, rissig und scharf, wie eine Dornenranke. Behutsam ging mein Fuß über steinerne Gräberplatten mit zerschliffenen Inschriften und verwetzten Wappen: mancher brave Pfarrherr, mancher feste Bürgermeister.

Ich setze mich in der gewaltigen Halle des Mittelschiffs auf einen der Klappsitze neben den alten Kirchenstühlen und lasse den Raum zu mir reden. Durch farbige Scheiben glutet Licht herein. Draußen der Tag ist grau. Kann er diese Farben entzünden? Oder besitzen diese Scheiben eine geheime Kraft, selbst das matte Winterlicht in Glut zu verwandeln?

Der Raum redet. Von gewesenem Stolz, von Kämpfen, Niederlagen, Siegen und neuer Niederlage. Von Deutschen und Polen; von germanischer Höhenschöpfung über slawischer Niederung. Hier fristete der Slawe jahrhundertelang ein halbes Dasein zwischen Gefahr, die er nicht bekämpfte, und Sicherheit, die er nicht schuf. Der Deutsche mußte kommen, der Ritter, Bürger, Bauer. Sie alle zeigten, daß der Mensch nicht bestimmt ist, von den Almosen einer unfreundlichen Natur zu leben wie ein Bettler, sondern wie ein Herr von den Schätzen ihrer gebärenden Kraft. Wo der dunkle Slawe nur Hütten hinduckte am Hang der Höhen, damit der ausbrechende Strom, das einbrechende Meer seine Hilflosigkeit in der Niederung nicht verschlinge, da setzte der deutsche Bauer sein Haus so recht in die Niederung zum Nahkampf mit der Natur. Wo der Slawe höchstens in Notwehr dürftiges Menschenwerk der Naturkraft entgegensetzte, sonst im Ducken seine Galgenfrist suchte, da warf der Deutsche ihr den Willen des Mannes entgegen. Da drüben in der Niederung des Danziger, Marienburger Werders, den man durch die Langgasse über die Grüne Brücke auf dem kürzesten Wege erreicht, den die Marienkirche von ihrer Höhe weithin übersieht, dort ist ein Musterbeispiel für die slawische Leidsamkeit und den germanischen Willensüberdrang. Dorthin kam nie der Holzpflug des polnischen Bauern, der sich begnügte, die Flanken des baltischen Höhenzuges zu ritzen. Da führte der deutsche Ritter den deutschen Bauern daher, und was



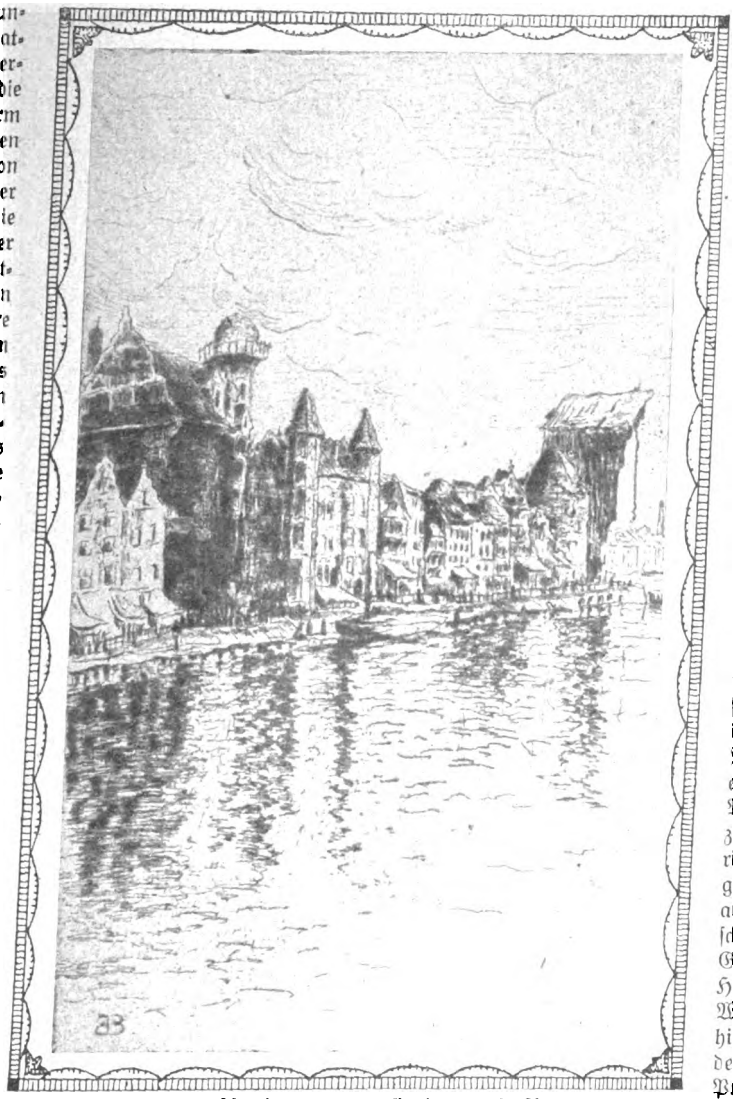
Giebel der St. Annen-Kapelle an der Trinitatis-Kirche zu Danzig. Radierung von Maria Muttray.

Digitized by Google

dem slawischen Polen als unnahbar feindselig gegolten hatte, wurde die freundlichste, ergiebigste Schatzkammer für die Menschen, „ein fett und warm Land", wie vor 200 Jahren der Chronist schrieb, schon nicht mehr gedenkend, daß hier einst nur der Strom und die See um das Land miteinander kämpften. Die deutschen Ritter und die deutschen Bauern setzten Strom und See ihre Dämme und Buhnen entgegen und nahmen ihnen beiden das Land ab. Sie hoben die von den Wassern verschüttete Fruchtbarkeit der Niederung ans Licht, und wo der Pole seine Sicherheit in der Flucht gesucht hatte, suchten sie die ihre im Bleiben und Beharren, im Trotzen und Bauen, im erobernden Schaffen. Der deutsche Faust fand hier über sich selbst hinaus:

Kluge Herren, kluge Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.

Die polnische Trägheit, Hilflosigkeit und Elendigkeit sah vom Rande der Höhe mit stumpfem Staunen, wie unter dem Spaten der deutschen Bauern das reichste, segenträchtigste Land wuchs, wo sonst höchstens einmal mit Netzen und Reusen der Slawe ängstlich sein Glück gewagt hatte. Der deutsche Werderbauer warf der slawischen Indolenz sein stolzes Wort entgegen:

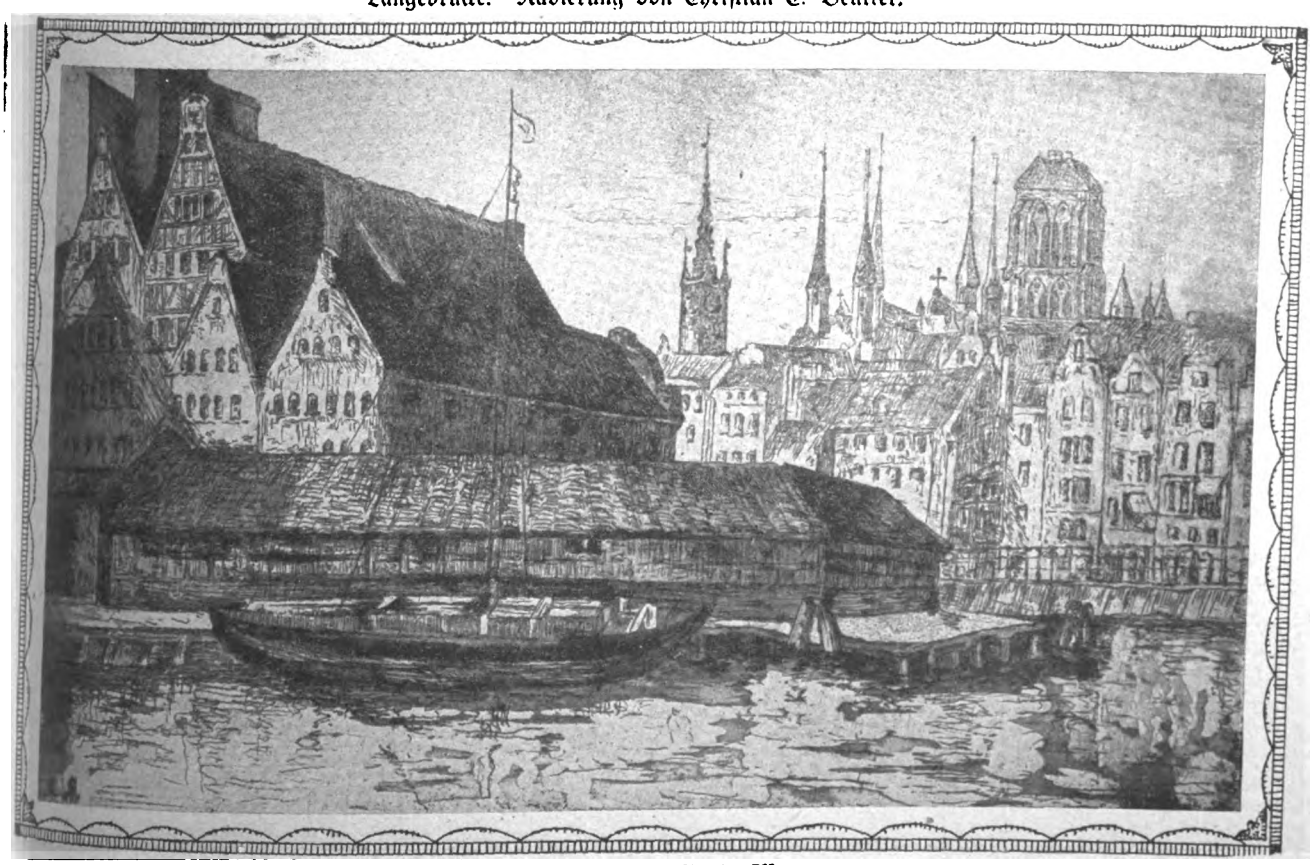


Langebrücke. Radierung von Christian E. Beutter.

„Beeter in de Neddring versupe, as up de Hög verdrege." (Lieber unten ersaufen, als oben verdorren.)

So ward dies Land deutsch. Nicht den Polen abgenommen, die es nie besaßen, sondern dem Chaos selber abgerungen, erschaffen erst durch deutsche Arbeit und gesichert durch deutsche Treue am Werk. Entweder war es gar nicht, oder es war deutsch.

In diesem Lande waren die Deutschen immer Herren und trieben Herrenhandwerk. Und als Denkmale ihres Herrenberufs und Herrenrechts, ihres Herrenbewußtseins und Herrentrotzes stellten sie steil auf ihre Burgen und Dome, diese Bekenntnisse eines Wesens, das so entgegengesetzt dem polnischen Wesen ist; so entgegengesetzt wie die Senkrechte der Wagrechten. Dies Land sollte je im Ernst polnisch heißen sollen? Dann würde man die, die so vorgeben, vor die Marienkirche führen und sie erschrecken lassen vor d'esem Widerwesen; man würde sie zwischen die Säulen der Marienkirche stellen und ihnen sagen: So etwas wächst nicht aus polnischer, nicht aus slawischer Erde. Dies ist der reinste Gegensatz zu allem Slawischen. Hier bäumt sich der germanische Wille und Gedanke gewaltig hinaus über das slawische Niederungswesen. Hier ist faustische Problematik, aber nicht slawische



Am Packhof. Radierung von Maria Muttray.

Digitized by Google

Versunkenheit. Vulkanischer Wille türmte diese Säulen und Hallen zur Höhe; sie sind steingewordenes deutsches Schicksal und Wesen. Das deutsche Streben zu monumentaler Gestaltung, das dem Slawen so ganz abgeht, hat sich hier zu einer seiner gewaltigsten Offenbarungen aufgestrafft. Auch darin schicksalhaft deutsch, daß ihm in der Schmucklosigkeit seiner Mauern, seiner Säulen im einzelnen noch etwas Unfertiges anhaftet. Der ganze Plan war zu kolossalisch, um die Durchzierung bis ins Kleine je werden zu lassen, die doch eigentlich auch deutsch ist. Und weist nicht der gewaltige stumpfe Turm über sich auf ein Gewaltigeres noch, das der Meister einst geträumt? Weckt sein Anblick nicht einen „Babelgedanken", der nicht zu Ende gestaltet wurde, nicht zu Ende gestaltet werden konnte?

Lebt nicht so in den steinernen Gliedern dieses Riesenwesens ein Mythos von deutschem Schicksal? Immer trotzig über sich wollend, nie ganz fertig. Kolossal, was da wurde; das Kolossalste dennoch die Vorstellung von etwas noch Riesischerem, worauf das Gewordene weist. Auf alle Fälle deutsch in jedem Stein und ein unstillbarer Widerspruch gegen jedes slawische Gelüste. Ein Denkmal des Deutschtums; eines Deutschtums, das hart über das weiche Slawenwesen hinging, um das Chaos zu gestalten, in dem jenes verging, und das hier seinem Gott nicht ein Haus baute, sondern eine Festung. — —

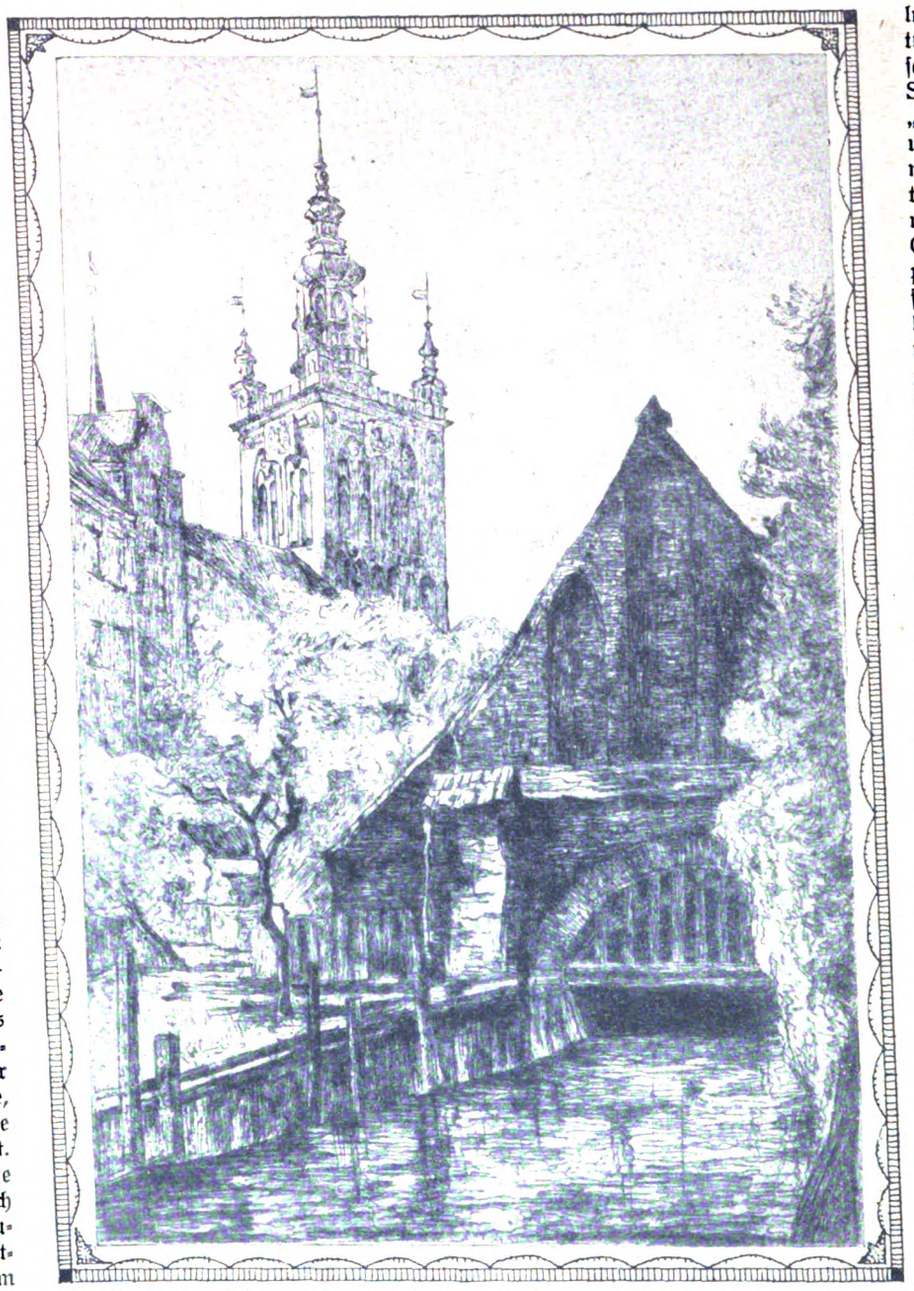
Wie paßt die stille gewaltige Rede des Raumes von ragendem Stolz zu der Scham dieser Tage, da dennoch der Pole an die Pforte von St. Marien pocht? Bunte Gläser glühen mich tief an. Noch ein guter Spruch der deutschen Bauern auf dem Werder drüben fällt mir ein:

„Wenn wi deeden, wat wie sullen,
Deed Gott uk, wat wie wullen."

Was sollen wir? — Glocken in der Höhe schlagen an. Glocken von St. Marien. Ist es noch wie früher, da es ein Privileg der Stadtblinden war, diese Glocken in Schwung zu setzen und zum Tönen zu bringen? — Was sollen wir tun, daß Gott tut, was wir wollen? Der erblindete deutsche Faust läutet die Frage seines Schicksals weit in den Tag. Wenn er sehen könnte! Die Türme, die Hallen, die Säulen von St. Marien hätten eine Antwort für ihn.

„Herr Hevelke, nu gohne wi."

Zu den großen Bürgern Danzigs gehörte der sehr gelehrte Bierbrauer Johann Hevel. Er hatte in Leiden die Rechte studiert, ehe er im väterlichen Danzig nach väterlichem Rezept Jopenbier braute und nach England verschiffte. Aber weder seine Rechtswissenschaft, noch seine Bierbrauerei hat ihn unsterblich gemacht, sondern das, was den meisten Danzigern wohl eine große Schrulle schien an ihrem sonst so stattlichen und vernünftigen Mitbürger: die Sternguckerei, der er sich endlich ganz und gar ergab. Er wurde ein Astronom von Weltruf, ließ sich eine eigene Sternwarte bauen und baute sich selber seine Quadranten, Sextanten und Fernrohre. Er gab eine tägliche Beschreibung des Mondes mit eigenhändig gezeichneten Kupfern, die lange Zeit grundlegend für alle Mondbeobachtungen blieb. Er machte entscheidende Feststellungen über die Natur der Kometen, er schrieb „De natura Saturni" und eine „Machina coelestis" und andere astronomische Bücher in lateinischer Sprache und wurde dafür von den Gelehrten ganz Europas aus einem deutschen Hevel in einen lateinischen Hevelius umgetauft. Die Danziger aber nannten ihn von wegen des guten Jopenbieres zutraulich: „Herr Hevelke". Und wenn seine Arbeiter nach getanem Tagewerk ihn, alles andere vergessend, in Mondgedanken und Saturnträume versunken fanden, dann riefen sie ihn in ihre Danziger Wirklichkeit zurück, indem sie ihn an das bürgerliche Maß in allen Sachen und an das natürliche Ende aller menschlichen Dinge erinnerten mit ihrem Gruß: „Ja, Herr Hevelke, nu gohne wi."



Die Katharinenkirche in Danzig. Radierung von Maria Muttray.

Das hörte Tag für Tag auch der Papagei des Herrn Hevelius und eignete sich's nach Papageienart an: „Herr Hevelke, nu gohne wi." Als nun eines Tages Johannes Hevelius sein letztes Jopenbier getrunken und seinen letzten Blick zu den Sternen gehoben hatte, als die stumme Schar der Trauergäste das Haus erfüllte und mit entblößten Häuptern stand, als die Brauknechte ihren toten Herrn aus dem Hause trugen, da sprang plötzlich flatternd der bestutzte Papagei auf die Totentruhe und rief in die tiefe Stille mit schrägem Kopf und im Tone der Wehmut: „Ja, ja, Herr Hevelke, nu gohne wi." Das war vor 250 Jahren. Aber heute noch kann man bei einem beklagten Todesfall oder einem wehmütigen Abschied die alten Worte hören: „Herr Hevelke, nu gohne wi." Es ist eine spezifisch Danzigsche Formel für einen Abschied in wehmütiger Verfassung. — — —

Nun heißt's für ganz Danzig, für Reich und Preußen: „Nu gohne wi." Wo man geht und steht, geht und steht eine ingrimmige Wehmut mit. Ob ich in dem schwarzen Weinstübchen an der Hundegasse sitze und vergebens aus der dunklen Glut des Rotspons ein Begreifen für deutsche Gegenwart und deutsche Zukunft suche, wie ein Augur aus der Kalbsleber; ob ich zu hal-

Digitized by Google

ber Höhe zwischen Erdgeschoß und erstem Stockwerk neben der Hangediele in der niederen traulichen Hangestube des Uphagenhauses den alten Trauerzettel aus dem Februar 1775 buchstabiere mit der „Trauerrede bei der Beerdigung des hochedlen, besten und hochweisen Herrn Peter Uphagen, weiland hoch verdienten Mitgliedes eines hochedlen und hochweisen Rates und Pfahlherrn; ... in Gegenwart einer vornehmen Leichenbegleitung gehalten von Abraham Schmidt"; ob ich draußen jenseits Langfuhr in Bröfen am Strande der ach so öden winterlichen Ostsee stehe und graues Meer und grauen Himmel leer und grau und unergründlich wie deutsche Zukunft mich ringsum anstarren sehe; — immer raunt mir's über die Schultern: „Ja, ja, nu gohne wi."

— — — Reich und Preußen ziehen aus ihrer Stadt, räumen sie, die unbesiegten Unterlegenen den sieglosen Siegern, wie sie Thorn und Graudenz der polnischen Operettenarmee geräumt haben. In die grauen Gassen Danzigs blähen sich die schwarzweißroten Farben des alten Reiches. Von Schwarzrotgold wissen die Danziger offenbar nichts, oder sie halten nichts davon. Schwarzrotgold! Hat's nicht vor siebzig Jahren schon bitter gesungen:

„Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rot ein blutend Herz."

Auf dem Heumarkt drüben vor dem Hohen Thor war die letzte Parade. Zum letztenmal sah der alte Kaiser von seinem hohen Sockel herunter die Danziger Grenadiere und Husaren vorüberziehen. Nun wartet hier am Langen Markt Danzig der letzten Begrüßung seiner alten Truppen. — — —

Indes tausend und zehntausend draußen wartend sich anstauen, bin ich über den Treppenvorbau des Artushofes in die große Danziger Diele getreten, durch die man ihn von der Seite her betritt. Eine Ehrenhalle alter Bürgerkultur. Wie ein gemütlich zusammengeringelter Lindwurm kringelt sich in der Ecke die tiefnachgedunkelte geschnitzte Wendeltreppe empor. In halber Höhe läuft eine hölzerne Galerie um den Raum. Kostbare geschnitzte Täfelungen; Truhen, Tische, Stühle, Schränke; Engelsköpfe, Blumen- und Fruchtstücke. Getriebenes Messing, geschmiedetes Eisen; Schiffsmodelle; Zunftbilder; die Schlosser, die Schuster, die Zimmerleute. In einem schweren Messingdeckel vom Jahre 1640 das Zunftbuch der Stellmacher von Marienburg. Und wo ein Raum dafür bleibt, weiß-blaue Fayencekacheln an Wänden und in Fensternischen mit hundertfältiger Bilderei drauf. Bibel und Schiffahrt geben die Themata: Jakobs Himmelfahrt; Saulus auf dem Weg nach Damaskus, mit Blitz und Donner; Joseph, den die bösen Brüder eben in die Zisterne rutschen lassen; Adam, Eva und die Schlange; das Weib von Samaria am Brunnen; David und Goliath — „und David haut in guter Ruh' ihm auch den Kopf noch ab dazu". Und dazwischen immer wieder Seefahrt, Seefahrt, Seefahrt.

Außer mir gehen ein paar Danziger Schulkinder wundernd an den Wänden und Werken ihrer Altvordern hin und nehmen so, ohne es zu ahnen, Danziger Kulturgeschichte und deutsche Bürgerehre in sich auf.

„Nec temere, nec timide" — nicht zu waghalsig, nicht zu zaghaft, steht über der Tür, durch die man von der Diele aus die große Halle des Artushofes selber betritt. Das paßte für die Danziger Junker, die hier einst zu den Bänken, das ist zu den Stammtischen ihrer Brüderschaften kamen; das paßt für die Makler in Getreide und Hülsenfrüchten, die hier heute zur Börsenstunde kommen. So schnöde hat die Bestimmung des Junkerhofes sich gewandelt. Aber der Raum ist geblieben wie einst. Seine gewaltigen Wandgemälde blicken auf das Geschäft, das hier Meyer Söhne mit Israel & Co. abschließt, wie sie einst auf den Umtrunk der Brüder von der Reinholdsbank blickten, die da hinten in der Ecke den vornehmsten Platz hatten, da, wo noch die vier Haimonskinder an der Wand oben überhin reiten. Noch springen aus den Bildern plastische Hirschköpfe mit natürlichen Geweihen körperlich in den Raum vor, seltsam die Grenzen der Künste überspringend. In der „Jagd der Diana" bricht ein ganzer Hirsch aus der Fläche in den Raum. Dort zähmt Orpheus die Bestien durch die Macht der Musik. Ob er auch die Makler bändigt, wenn die Börse stürmisch ist? Dort mahnt noch auf dem „Jüngsten Gericht" eine dahinfahrende blond-üppige Danziger Bürgermeisterstochter an das endliche Schicksal aller Hoffahrt und Üppigkeit.

Aber da tönt es von weitem irgendwie mit bunten Tönen. „Was singet und klinget die Straßen herauf?" Ist es so weit? Es ist so weit: „Es ziehet das Reich in die Weite / Sie geben ihm das Geleite." Gleichgültig hört's der dicke marmorne sächsisch-polnische August auf seinem Sockel; mich stört es auf aus meinem Studium der von Säulen hangenden Bekanntmachungen über den „Güterverkehr mit Polen" und über „Ausfuhrgenehmigungen für Hülsenfrüchte". In der Eile stoße ich einen großen Stapel von den schweren hölzernen Getreideschalen um, die für den Gebrauch der Börsenstunden hinter mir auf dem Tisch stehen. Mit Knallen und Poltern stürzen sie übereinander, daß das Echo in den Gewölben hinter mir herkläfft, da ich hinauseile durch die Diele nach dem über den Markt erhöhten Beischlag. — — —

Woher die Menschen alle? Der Platz, die Gassen können sie nicht fassen. Der Markt schwillt über von ihnen. Aus der Tiefe quillen sie über die Treppen zu den Beischlägen empor, über die Beischläge zu den Fenstern, zu den Dächern, Giebeln, Firsten; das Rathaus hoch oben säumt ein schwarzer Fries von lebendigen Menschen. Sie warten unruhvoll, und in ihre dunkle Erwartung schlagen jetzt, wie Blitze in die Nacht, helle Klänge. Zum letztenmal grüßen die preußischen Hörner und Trompeten ihre Stadt Danzig. Hell klingt das auf; dunkel senkt sich's auf die Menge. Leicht auf, wie immer, schwingen sich die alten Weisen, schwer fallen sie heute auf die Herzen zurück: „Nu gohne wi."

Der General reitet heran. Wo der Bürgermeister mit den Räten auf erhöhter Rampe ihn erwartet, hält er an und spricht mit erhobener Stimme Worte des Abschieds. Harsche Worte eines bitteren Abschieds. Wer auf dem weiten Markt, wer ist ganz ohne Schuld, daß es so kam? Wer unter Zehntausend hat nicht mindestens zu bekennen mit dem Bekenntnis:

„Mich reut — ich streu mir Asche auf das Haupt —
Daß ich nicht fester noch an Sieg geglaubt."

Wer versteht die Worte des Generals? Sie schlagen in eine tausendfache Unruhe, wie Sturm ins Wasser, und verlieren sich nach den Rändern des Platzes zu, wie im Wasser der zitternde Ring vom Wurf des Steines. Aber wer mißverstände auch nur e i n e s dieser Worte? Worte voll Stolz, Worte voll Not und Bitterkeit. Das Glockenspiel vom Rathausturm schlägt darein, das von St. Katharinen, und in die Antwort des Oberbürgermeisters schlagen die Glocken von St. Marien. Und schlagen jedes Herz mit Not und Stolz, mit Scham und Gram.

Nun ist die letzte Rede gewechselt; die Feldmusik hat wieder das Wort. Klänge und Weisen, vertraut wie das tägliche Brot, wie Kindergebet und Sonntagsglocken, reden zum letztenmal zu dieser Stadt, diesem Platz, diesen Giebeln, diesen Menschen.

Unnatürliches geschieht. Band lebendigen Lebens wird zerschnitten. Sünde gegen den Geist. Mag's im Vertrag so stehen; unsere Herzen werden es nie anerkennen. Das Widernatürliche kann nicht Bestand haben. Wie blutende scharfe Wunden gehen die abgeschmackten Grenzen des Versailler Vertrages mitten durch den lebendigen Leib Deutschlands; sie gehen mitten durch unser Herz. Jeder Glockenschlag ist Protest; jedes erzene Rühren der alten Glockenspiele ist Protest, jeder Ton der Feldmusiken ist Protest. Und Protest erst recht das zehntausendfache schwere Schweigen, das rings um den Platz steht, während die davonziehen, die zur Stadt gehörten, wie ihre Glocken und Türme dazugehören.

Ja, da ziehen sie hin. Da ziehen die Grenadiere, die auf ihren Bajonetten Sicherheit und Ehre tragen. Da marschieren sie davon. Da fahren die Kanoniere davon; da reiten die Reiter davon, die Totenkopfhusaren, die „Danziger Husaren" schlechthin. Sie waren Wahrzeichen der Stadt, die Stadt war ihnen Wahrzeichen. Da reiten sie hin mit gesenkten Fahnen. Mit ihnen reitet Preußen, mit ihnen allen marschiert, fährt und reitet das Reich davon. Uhren, Musiken, Glocken. Drüben vom Hagelsberg Geschützschläge. Abschied, Abschied. „Herr Hevelke, nu gohne wi."

Mit starren Gesichtern sehen die davonziehenden Soldaten auf die alte Stadt. In tausend Blicken dunkelt Ausdruck unverdienter Schmach. Mit heißen Augen sehen zehntausend Bleibende auf die Davonziehenden. Augen, rot von geweinten, Augen, heiß von ungeweinten Tränen. Ein Wort der Klage bricht hier und dort auf, ein Ruf des Schmerzes. Tücher wehen müde. Ein dumpfer Druck lastet auf Hirnen und Herzen. Sünde wider den Geist, Sünde wider das natürliche, lebendige Leben. Das Schweigen der Tausende würde Herzen zerdrücken, wenn nicht Uhren, Glocken und Musik es übertönten und verschlängen. Sie sprechen, schlagen und tönen ein widernatürliches Leichenbegängnis:

„Deutschland, o zerrissen Herz,
Das zu Ende bald geschlagen,
Nur um dich noch will ich klagen."

Das Reich zieht aus seiner Stadt. Tausend weinende Augen, tausend weinende Herzen. Und zehntausendmal ein heißes Schweigen. Erst ganz zum Ende, da die letzten Fähnlein der letzten Reiter verflattern, schlägt in das Donnern der Geschütze, in das Sprechen der Glockenspiele, in das Schmettern der Hörner, in das Schwingen der Glocken, in Winken und Weinen aus tausend

Digitized by Google

Herzen der ausbrechende Ruf: „Kommt wieder! Kommt uns wieder!“ Und schlägt mit Glocken, Geschützen und Musiken zusammen in einen mächtigen Chor: Deutschland, Deutschland!

Da verflattert das letzte Fähnlein; da verflattert die letzte Musik. „Ja, Herr Heveike, nu gohne wi.“ — — —

In St. Marien am Tage danach. Ein Totenamt der deutschen Blüte Danzigs. Worte der Not, Worte der tiefen Angst, aber auch Worte des Trostes und der Zuversicht: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir . . . Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde.“ Dunkle Gläser verwandeln mattes Winterlicht in tiefe Glut. Gesang schwebt unter dem steinernen Himmel von St. Marien, er hält und hebt sich „am Himmel und hinein“. Ungesehen, körperlos: „Harre, meine Seele.“ Die Stimme der Orgel senkt sich wie eine donnernde Wolke auf die Gemeinde und hebt sich und schwebt wie eine lichte Taube über ihr. Not und Zuversicht, Furcht und Glaube. Und die Stimmen der Glocken zittern durch die getürmten Steine dieser Festung Gottes. — — —

Und wieder durch die Stadt. Ein letztesmal. Ich wende mich ein letztesmal nach dem alten Langgassentor zurück und entziffere die Inschrift, die es hier auf der Außenseite trägt: „Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben; es müsse Freude sein inwendig in deinen Mauern.“

Ich denke noch einmal all der deutschen Namen und Leistungen, die der Name Danzig in sich begreift. Ein gewaltiges Monument von deutscher Ehre türmen sie hoch über alle Schmach der Gegenwart, hoch über nagendes Feindeswesen. Das Werk sie sollen lassen stahn! Noch einen guten Gedanken allem Guten. Noch einmal: Wohl denen, die dich lieben, und trotz alledem und alledem: Freude in deinen Mauern!

„Und nu, Herr Heveike, nu gohne wi.“

Aber wir kommen wieder.

Richard Dehmel †. Von Dr. Hans Benzmann.

Mit Richard Dehmel ist die hervorragendste Persönlichkeit unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart dahingegangen, ein Dichter, dessen Schöpfungen in geistiger wie in formaler Beziehung die stärkste und eigenartigste, aber auch unmittelbarste Inkarnation modernen Fühlens darstellen. Nur Liliencron kann ihm gegenübergestellt werden. In jedem von beiden kam wieder einmal ein großer Typus germanischer Kunst zur Offenbarung: in Liliencron der des naiven realistischen Dichters des äußeren Lebens, der Natur, der reinen Empfindung, der unwillkürlich gestaltenden Phantasie, in Dehmel der des ganz subjektiven, mit der Leidenschaft des Sehers und Propheten seine intensiv empfundenen Erlebnisse, seine inneren Gesichte, seine Weltanschauung kündenden Dichters und Denkers.

In allen Tiefen
mußt du dich prüfen,
zu deinen Zielen
dich klar zu fühlen;
aber die Liebe
ist das Trübe.

Jedweder Nachen,
drin Sehnsucht singt,
ist auch der Rachen,
der sie verschlingt;
aber ob rings von Zähnen umgiert,
das Leben sitzt und jubiliert.

Diese „Hieroglyphe“ leitet das bedeutsamste Gedichtbuch Dehmels „Aber die Liebe“ (1893) ein, und dies Gedicht ist für den Menschen und Dichter in jeder Beziehung kennzeichnend. Es gibt das Wesen Dehmels, wie es von Anfang bis zum Ende seiner Entwicklung war, synthetisch, symbolisch, hymnisch und zugleich epigrammatisch wieder. Sei Mensch und sei du und ringe dich aus tiefsten Gründen, aus tiefsten Lebensabgründen zu deiner Klarheit durch. Die Dämonie des Menschlichen, des Sinnlich-Seelischen tut sich in diesem Gedicht auf, ein faustischer Drang, sich vollkommen auszuleben und sich zu finden, sich getreu zu bleiben und lebenbejahend zugleich den gewaltigen unbarmherzigen Organismus des Lebens, der Welt zu umfassen, ihn durch Menschengeist zu meistern.

Wer sich durch eine Hölle durchgesungen,
den fragt, welch Paradies ihm endlich tagte;
doch wer an seinem Leben nie verzagte,
hat um das höchste Leben nie gerungen.

So spiegelt er sich und Dante in noch früheren Versen. Und wie Faust steigt der Dichter in diese Tiefen des Lebens hinab. Die Passionen der Liebe finden in den m. E. genialsten und ursprünglichsten Gedichtreihen Dehmels „Aber die Liebe“, insbesondere in den „Verwandlungen der Venus“ — auch in dem „Roman in Romanzen“: „Zwei Menschen“ — in allen Kombinationen und Nuancen hinab bis zur tiefsten Sinnenliebe und hinauf bis zur reinsten Seelenliebe, bis zum erhabensten Madonnenkultus eine aus unmittelbarstem Erleben, aus Triebleben und bewußter scharfgeistiger Beobachtung und Selbsterkenntnis sich ergebende Darstellung. Bis zu dem untersten Wurzelreich des Menschlich-Tierischen und Raffiniert-Dämonischen, bis zu den Lastern steigt der Dichter hinab, um das, was er in den unterirdischen Tiefen erlebt hat, mit freiestem Bekennermut dichterisch zu gestalten. So kommt Dehmel, dessen ethisches Pathos man bisweilen mit dem Wesen Schillers verglichen hat, in diesen starken Synthesen menschlicher Seelenkämpfe, prometheischen Dranges doch dem Dichter des „Faust“ näher als dem von Ideen erfüllten Pathetiker Schiller. Auch das stete Mitklingen der großen und kleinen Natur, des Kosmos wie der Landschaft, starke Stimmungs- und Gefühlswerte, elementare und mystische Momente weisen auf die Verwandtschaft mit Goethe hin. Ganz goethisch wirkt z. B. die Endstrophe des Gedichtes „Morgenandacht“:

Wie es mir ins Innere dringt,
all das Große, all das Kleine,
wie's mit mir zusammenklingt
in das übermächtig Eine!

Wie das tiefste, ahnungsvolle Erkennen entspringt auch die Kunst selbst — der Stil dieses Dichters — dem Leben der Sinne, dem Triebleben. Kunst ist diesem Dichter letzter Schöpferwille des Weltgeistes, letzte Betätigung der großen rhythmisch sich äußernden Naturgesetze. Nur ein schöpferischer, dämonisch fesselnder Stil entspricht daher dem Wesen der Kunst. Die starke Suggestivität der Lyrik Dehmels ist Folge eines in ihr intuitiv wirkenden Zusammenklangs von Geist und Leben, Seele und Natur, Wesen und Sprache. Wenn Dehmel die Natur und magisch-seelische Vorgänge schildert, dann ist es, als spräche diese selbst zu uns mit ihrem sichtbarsten und geheimsten Wesen. Es ist ein Naturklang in solchen Gedichten, der alle Sinne gefangen nimmt:

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm — hör' zu, hör' zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei du! sei du!

Dehmel will ethisch wirken, nicht nur rein künstlerisch, rein menschlich. Aus dem Durchleben und der Erkenntnis alles Menschlichen und dem freien Bekennen aller persönlichen Wesensart ergibt sich ihm nicht nur höchstes Sein der Persönlichkeit, sondern auch ein höheres Menschentum, der Typus des Edelmenschen. Der Mensch, der dem Schicksal gewachsen ist, wie er in einer seiner tiefsten Hymnen „Die Lebensmesse“ voll Andacht und Ergriffenheit singt. Der Mensch wird ihm zur Menschheit, zum „Kulturgewissen“. Der Gedanke von der Allmacht des Lebens kehrt in seinen Dichtungen immer wieder; vergleiche die Leitsprüche zu fast jedem seiner Gedichtwerke und eine seiner schönsten Dichtungen: „Venus Regina“. In dieser freien souveränen Universalität seines Empfindens und Denkens lösen sich alle Widersprüche des Daseins harmonisch auf, finden auch die Antithesen seines eigenen Wesens, die ein Darsteller seiner Persönlichkeit, Emil Ludwig, hervorhebt durch die Formeln „Gott und Luzifer“, „Ego et Religio“, „Bewußtsein und Ekstase“, in der Synthesis „Eros“, d. h. Weltliebe, ihren Ausgleich. Aus der tragischen Verzweiflung Don Juans und Fausts rettete ihn „das Gefühl der unvergänglichen, räumlich wie zeitlich ins Unendliche fortwirkenden Mitwirkung jeder Lebensregung am großen Gleichgewicht der Welt, an dem einzigen ewigen Leben, das wir in jedem Augenblick sinnlich wie geistig wahrnehmen können, mit einem Wort am ‚Weltglück‘.“ Die Höhendichtung Dehmels „Zwei Menschen“ wurzelt ebenfalls in erotisch-psychischen Vorgängen. Das männliche und das weibliche Prinzip, die individuelle und soziale Idee, die sich in diesen dialogischen „Romanzen“ bekämpfen und zu vereinen suchen, finden in dem kosmischen Prinzip, in dem sie wurzeln, Ausgleich und Verklärung. Hiermit sei das Thema dieser reichen und tiefen, wie architektonisch einzigartigen Dichtung wenigstens angedeutet. — Über Dehmels Dramen sei nur so viel gesagt, daß sie trotz aller psychologischen und gedanklichen Tiefe im Spintisierten, im Problematischen („Der Mitmensch“, „Die Menschenfreunde“) und im Allegorischen („Michel Michael“) steckengeblieben sind. Das dichterische Lebenswerk Dehmels liegt in der dreibändigen Ausgabe der „Gesammelte Werke“ vor.

Der am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf im Spreewald als Sohn eines Försters geborene Dichter hat erst im 22. Lebensjahr angefangen zu dichten. Nach dem philosophischen Studium war er acht Jahre lang Versicherungs-Beamter. In einer autobiographischen Skizze schreibt er darüber: „In diesem Amt, mit seinem peinlichen Bureaudienst, der mich manchmal der Verzweiflung nahebrachte, lernte ich Selbstbeherrschung und gab meine ersten drei Gedichtbücher heraus: ‚Erlösungen‘, ‚Aber die Liebe‘, ‚Lebensblätter‘.“ Später lebte Dehmel als freier Schriftsteller in Blankenese. Als Fünfzigjähriger hat er zuerst als Kriegsfreiwilliger, dann als Offizier den Weltkrieg mitgemacht. Seine Kriegserlebnisse schildert er eingehend in dem Kriegstagebuch „Zwischen Volk und Menschheit.“

Digitized by Google

№ 10 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welle Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Die beiden, der gräfliche Oberst und der Regierungsrat, gingen. Auch Graf Mettenberg trug Bürgerkleid. Das war in jedem Karneval besser und diesmal besonders. Unten, zwischen Domkloster und Burgmauer, zeterte immer noch Jeanche Weixelbaum, trocknete sich mit dem Tuch die Stirne und fing von neuem an: „Bürger! Citoyens!“ Seine Beredsamkeit siegte. Als er erschöpft innehielt, umringte ihn die Menge und trug ihn im Triumph von dannen.

„Die ganze Stadt ist seit gestern voll von diesen Vaurins aus Paris“, sagte der rheinische Graf, ihm düster nachschauend.

„Alle Städte flußaufwärts! Baden brennt!“

„Na komm! Je weniger man von dem Schwindel sieht, desto besser!“

„Du mußt dich nicht so ärgern, Mettenberg“, sagte in dem Gewühl ein blutroter Domino neben ihnen, von dessen Hünengestalt man nur die verwegenen blauen Augen lachen sah. „Das bekommt dir nicht, du alter Kommißstiefel.“

Graf Mettenberg war preußischer Oberst, aber ein Sohn des Rheins und kannte seine Leute. Er sagte nur:

„Geck, laß mich gehn! Mir ist nicht närrisch zumut!“

„Aber mir“, meinte der Rote und schritt lachend neben dem Grafen her. „Clemens . . . Clemens . . . Du hast doch dicke Freunde in Berlin: Setz dich hin! Schreib ihnen . . “

„Wer bist du denn, Geck?“

„Schreib ihnen, sie sollen das vierte Armeekorps unterwegs lassen! Der Prinz von Preußen soll bei seinen Garden bleiben! Er käme hier doch zu spät . . . Dir würden die Ohren klingen, Clemens, wenn du die Reden in den Kasernen hier hörtest . . .“

Die beiden Aristokraten sahen sich betroffen an und gingen schneller. Der riesige Domino schob sich unbekümmert zwischen sie ein und hielt mit ihnen gleichen Schritt: „Merkt ihr was, ihr Köllsche Hännesche? Merkt ihr, woher der Wind pfeift . . ?“

„Aus dem Pariser Pfuhl! Geh doch dorthin, Geck, wenn es dir dort so gefällt . .“

Mädchen mit Blumen. Gemälde von F. Krüger.
Phot. F. Bruckmann A. G., München.

Digitized by Google

Sie waren durch die Budengasse geschritten. Dichte Menschenmassen standen vor dem schon vorgestern von dem Volk gestürmten Rathaus. Der Oberst Graf Mettenberg wandte sich, an der unbekannten Maske vorbei, schneidend zu seinem Vetter:

„Rücksichtslos durchgreifen! Das ist die Hauptsache! Wie wir am Freitag abend Militär ausrücken ließen, war vor Mitternacht alles still, und dieser Herr von Wyllich saß hinter Schloß und Riegel."

„Er war Artillerieoffizier und nennt sich jetzt einen Zimmerlehrling", sprach die rote Larve. „Gibt euch das zu denken? Nein! . . . Eure Deklination ist simpel: Ich befehle — du gehorchst — er wird eingesperrt . . ."

„Lauf doch mit den anderen Narren!"

„Das tu' ich ja", sagte der Domino und hing sich rechts und links in seine Begleiter ein. „Wir sperren ein . . . ihr brummt . . . sie halten das Maul . . . Aber ihr seid doch so fromm, Clemens und du, Hugoche: Habt ihr schon 'mal was von der Mundöffnung gehört . . ."

Neben ihm lärmte ein über den Heumarkt marschierender Zug. Der rote Riese hob beide Arme hoch in die Luft, ihn zu begrüßen. Vermummt, von den weiten, feuerfarbenen Falten umflattert, glich er förmlich dem Geist der Revolution. Geschrei antwortete ihm. Zurufe: „In Aachen geht es los!" „Adressen an die Regierung aus Düsseldorf und Elberfeld!" Der Unbekannte lachte und schlug dem kleinen, dicken Herrn von Nippers mit seiner aristokratisch weißgepflegten Riesenhand auf die Schulter:

„Wir sind hier alle Gecken! Der Unterschied ist nur: Wir sind's vom Sonntag bis Dienstag, und ihr seid es das ganze Jahr! Hugo . . . vor wem fürchtest du dich mehr: Vor der Guillotine oder vor deiner Frau?"

„Lassen Sie mich jetzt . . ."

„Hat dich die Karoline immer noch so unter dem Pantoffel? Aber ein niedlich Häsche ist sie! Du, Clemens: Küß der Gräfin von mir die Hand! Die hohe Dame hat sich zwar vernehmen lassen, ich sei die bête noire, die leider in fast keiner Familie von Distinktion fehle . . ."

„Wer bist du?"

„Ein freier friesischer Edeling, ihr lieben Vettern . . . und bestellt dem Onkel Pius und der Tante Agläe, ich hätte ihnen gerne meinen Kratzfuß im Domino gemacht, aber es röche mir bei ihnen zu sehr nach Weihrauch, und ich traute auch der Kölnischen Polizei noch nicht. Ich müßte schauen, daß ich durch Preußen durchkäme — ich kennte die Hausvogtei in Berlin . . ."

Graf Mettenberg war erschüttert stehengeblieben.

„Weißt du, wer das ist?" sagte er zu Herrn von Nippers.

„Harro . . .!"

„Harro von der Venne! Jawohl, Hugo! Du Dickling! . . Ha — dies Stilett säße gut in deinem Wanst! Erschrick nicht: Es ist für andere geschliffen! In tyrannos!"

„Dein armer Vater . . ."

„. . . der seine Töchter an Reaktionäre verkuppelt! . . Ich hab's gehört! Die Gesche ist jetzt Frau von Pritzig . . . die Hyma verkauft Pfeffer in Hamburg . . . die Freda nahm einen Fürstenknecht . . Ach was! Es ist jetzt nicht die Zeit für Hochzeitsschüsseln! . . . Lebt wohl! Verkriecht euch, Unselige, vor dem Weltgericht!"

„Wohin willst du, Harro?"

„Als Feuerreiter das Land hinauf! Ich melde das alleruntertänigst sämtlichen Monarchen! Haha! Von der Seine bis zur Donau neigen sich die Tage! Bassermann sagt's! . . . Grüßt eure Frauen! Da unten fließt der teutsche Rhein! Er trägt auch mich zu meinem teutschen Mädchen! Freiheit und Liebe! Es ist eine Lust, zu leben!"

Die verwegenen meerblauen Augen lachten unter der blutroten Kutte. Harro von der Venne wandte sich ab und mischte sich in den nächsten, mit Klappern und Geschrei vorbeiziehenden Trupp von Masken und aufgeregten Menschen.

Auf dem rheinaufwärts fahrenden Dampfer war keine Gefahr. Die Leute standen Kopf an Kopf. An jeder Haltestelle flutete ein neuer schwarzer Schwall über den Steg oder kletterte aus dem Nachen. Massen von Abordnungen an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz waren unterwegs. In Koblenz schwang sich ein kupferbrauner Kellermeister auf den Radkasten und schwenkte das Käppchen: „Der Eichmann selber hat in Berlin die Einberufung der Landstände verlangt!" Hurra! Die Frauen wehten mit Tüchern und weinten. Die Kinder schrien mit. Niemand wußte recht, wer Eichmann war. Harro von der Venne, der wilde Welfe, lächelte nur zu so viel Genügsamkeit und atmete auf. Da nahm Preußen ein Ende: Drüben am nassauischen Ufer winkten sie und lärmten: „Hoch Hergenhahn!" Biebricher Buben brachten Stöße der neuen Freien Zeitung aus Wiesbaden an Bord: „Nieder mit Metternich! Sein Schloß Johannisberg Volkseigentum!" Hinter Bingerbrück, im Hessischen, dunkelte der Strand schwarz von Menschen. Aber keine bunten Masken darunter. Mainz selbst, das goldene Mainz, feierte dies Jahr keinen Karneval und brauste doch vom Schlosse bis zum Binger Tor vom Verbrüderungsjubel: „Hoch der Volksmann Zitz!" und zwischen den zertrümmerten Fensterscheiben der letzten Sturmabende klangen Gulden und Sechser und Dreier und Kreuzer und hessische Albusse und Frankfurter Kopfstückche in die Sammelbüchsen der Bürgerschaft für die Arbeiter, und als Harro von der Venne, seines roten Talars längst ledig, mit langen steifen Beinen vom Dampfboot auf den Boulevard hinaustrat, hörte er um sich: „Im Odenwald drüben brennen die Rentämter!" und ein Lederfabrikant, der von einem hoch mit Eichenschälung beladenen Frachtschiff herunterstieg, sagte zu einem Geschäftsfreund:

„Alleweil hab' ich Post aus Frankfurt von M. A. Rothschild und Söhne: Die Börs' existiert kaum mehr! Sogar preußische Kassescheine möge die Leut' nit mehr recht nehme."

„Es geht los, Schorsch . . es geht üwweall los!"

„Auch drüwwe in Darmstadt!"

Dort in der Residenz saß der Geheime Medizinalrat Dr. Emil Nimis einsam in der Wohnstube seines stattlichen Hauses in der Rheinstraße und stützte den Kopf in die Hand. Sein feiner, ergrauter Schauspielerkopf mit den geschmeidigen, glattrasierten Zügen und den immer noch jungen, glänzend-braunen Augen hinter der goldenen Brille war abgespannt und bleich. Er seufzte schwer und sah im Zimmer umher. Die zierlich geschweiften Biedermeier-Möbel, der Stolz der Hauseinrichtung, der gläserne, auf perlenbesetzter Unterlage ruhende Aschenbecherpantoffel vor ihm, die gehäkelten Überzüge, die kleinen, weiß auf schwarz gestickten mythologischen Gestalten der Sofakissen dünkten ihn auf einmal so unwahrscheinlich, so von gestern, Zeichen einer gewesenen Zeit. Verdruß lief über sein glattes, bewegliches Gesicht. Er war ein strenger Hausvater und hielt auf anständige Stille vom Keller bis zum Dach. Aber jetzt steckte der Lärm der Straße an. Draußen schrillten die durchdringenden Stimmen der Gassenbuben: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" . . und auf dem Hof pfiff der Philipp, der alte Kutscher, zwischen seinen halb zahnlosen Kiefern etwas, das eine unbestimmte, aber verdächtige Ähnlichkeit mit der Marseillaise hatte, und unten zur ebnen Erde sang das Mäusche, die Jüngste, die Fünfzehnjährige, mit heller Kehle: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt. . ." Nebenan las seine Frau den beiden älteren Töchtern, dem goldblonden, schönen, blassen Brenche und dem größeren, aber minder hübschen Babettche, in ihrem immer noch wienerischen Tonfall der Familie Matula das Neueste aus der Zeitung vor: „Der Erbgroßherzog als Mitregent! Fort mit dem du Thil! . . . Das kurhessische Militär überläßt Hanau den Turnern und Scharfschützen . . . Der Eisenschmitt, der Studentenfeind, endlich in

Digitized by Google

Marburg in Haft . . . Kinder . . . horcht: In Frankfurt hat der Mappes die Freiheitsfahne auf dem Römer aufgepflanzt. Dem Polizeisenator haben sie die Zunge 'rausgestreckt . . ."

„Schleswig-Holstein, stammverwandt:
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Der Geheimrat Nimis öffnete das Fenster. „Still, ihr Heiner!" donnerte er mit dem Stimmklang eines ältlichen Hofschauspielers hinaus. Aber dabei hörte er vom Hof erst recht das falsche Pfeifen der Zahnlücken des alten Philipp und hob die Faust. „Ob's still bist, Philipp! Dir steig' ich gleich aufs Dach, du Simpel!" und trat ins Zimmer zurück.

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!"

Er lief zur Türe und riß sie auf und schrie durch das Treppenhaus:

„Magdalena . . . bist noch nit fertig mit deinem albernen Singsang?"

Und von unten antwortete die unschuldige Kinderstimme:

„Ich weiß nit weiter, Papa! Da fang' ich als immer wieder von vorn an!"

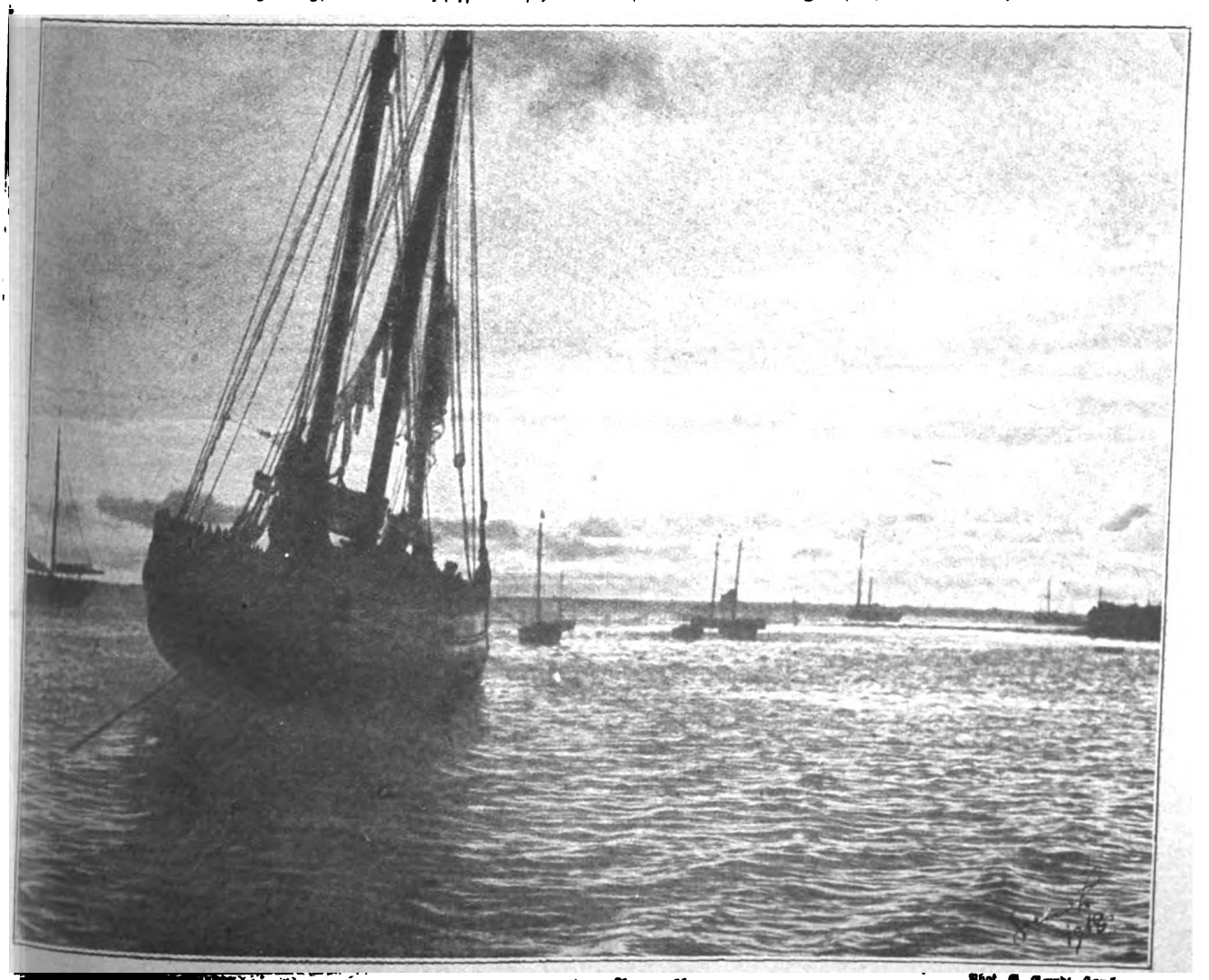
„Der Landgraf von Hessen-Homburg hat allergnädigst eine Adresse mit den Volkswünschen entgegengenommen", berichtete nebenan Frau Malwine aus der Zeitung, und der Geheimrat Emil Nimis hörte hinterher sie und die Mädchen herzlich lachen, sogar das Brenche, das seit einem Jahr so sanft und still und blaß war, ohne daß er, der Arzt, ein Leiden an ihr finden konnte. Über was lachen? Vielleicht über das „allergnädigst"? Da pfiff es schon wieder vom Hof. Der alte Philipp übte sich ein: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Dr. Emil Nimis verschlang die Hände unter den Frackschößen und lief gesenkten Hauptes durch das Zimmer. Da ging es wieder unten auf der Rheinstraße los, Handwerker, Bauern aus dem Odenwald, Leute, die man in Darmstadt nie gesehen. ‚Hoch Gagern! Hoch Prinz Georg! Hoch Prinz Karl! Hoch Frank und Lehne!' Und wer zog in abenteuerlich abgerissener Kleidung voraus, einen breitkrempigen Karbonarohut auf dem verwüsteten Charakterkopf: der eigene Bruder, d'r Louis, der verspielte Mann und Schauspieler a. D. und Winkeladvokat. Emil Nimis bekam es bei dem Anblick des Demagogen mit der Angst und beugte sich mit dem halben Oberkörper zum Fenster hinaus und rief mit schwankender Stimme:

„Louis! Was is denn? Is die Stadt ruhig?"

„Die Stadt is ruhig! Norr die Leit' mache Lärm!"

Dabei schwang der verkommene Bruder eine mächtige Fahne, und vor den Augen des Geheimrats tanzten die Farben. Das war das seit Jahrzehnten verbotene und verfolgte, das war das bisher unsichtbare, nur noch in der Erinnerung fortlebende, das war das alte heilige Schwarz-Rot-Gold! Der Geheimrat fröstelte. Unwillkürlich schaute er nach rechts und nach links die breite Rheinstraße hinab, ob denn nicht im Laufschritt die Polizei nahte? Nichts war zu sehen. Dafür guckten aus allen Fenstern seines Hauses Köpfe und jubelten und winkten der schwarz-rot-goldenen Fahne zu.

„Rot-weiß!" rief Emil Nimis mit aller seiner Würde. „Rot-weiß sind unsere Farben! Wir sind Hessen! Hoch unser teurer Ludwig und sein edler Sohn!"



Abendstimmung an der Unterelbe. Phot. G. Gerndt, Hamburg.

Digitized by Google

Und die Menge unten sang bereitwillig los:

„Und der große Woog
Und der kleine Woog
Und der Großherzog,
Sie leben hoch!"

Aber zugleich hob d'r Louis wieder keuchend die Reichssturmfahne in die Lüfte.

„Allons, ihr Da'mstädter! Auf den Marktplatz!"

Der Geheimrat Nimis fühlte sich einsam und verlassen inmitten der Seinen, in seinem behäbigen Hause, in seiner eigenen Haut. Er hatte eine schmerzliche Sehnsucht nach dem, was ihm entschwunden war: dem Schlag des Herzens mit tausend Herzen, der Wärme, die an Wunder glaubte, dem heißen Hoffen. Er stieg leise die Treppe hinauf zum Zimmer seines Sohnes und öffnete vorsichtig die Türe und blieb stehen.

Ihn dünkte, er habe seinen Sohn Reinhold nie so schön gesehen. Der Jüngling lehnte am offenen Fenster, ohne ihn zu bemerken. Der Märzwind zauste zärtlich seinen dunklen Krauskopf, ein Sonnenstrahl blitzte durch die Wolken und verklärte seine träumerisch-begeisterten Züge. Emil Nimis, der Weltgewandte, der Geschäftige, der Hofmann, der ärztliche Beichtvater der Großen, der erfolggekrönte Meister seines Lebens, verschlang die Hände ineinander. Sein Herz krampfte sich zusammen: Was hast du hinter dir gelassen und verloren auf deiner Daseinsbahn, du und dein ganzes am Behagen des Tages sich ergötzendes, Ruhe suchendes, lächelnd mit den Dingen spielendes Geschlecht, nach ferner, eiserner Zeit . . .? Was hast du aus dir gemacht?

Ein leiser Schauer sagte ihm: Der Jüngling vor dir . . . das ist deine Wiederkehr! Das warst einmal auch du . . . dort steht deine eigene Jugend . . . dein besseres Selbst . . .

Jetzt hatte ihn Reinhold Nimis gesehen, und sofort veränderte sich sein Gesicht. Die Seele zog sich in sich zurück. Es wurde wieder, wie es alle Tage war. Der Vater empfand mit einem Stich in der Seele diesen abwehrenden, Heiligtümer gegen Elterngewalt und Polizeimacht hütenden Blick. Aber das Lächeln blieb weich und sanft.

„Wie mir zumute ist, Papa?" sagte der Studiosus Nimis, in seine Schwärmerei versunken. „Ich verzeihe euch allen! Ich verzeihe es, daß man mich aus Österreich ausgewiesen hat! Ich verzeihe es, daß man mich aus Preußen ausgewiesen hat. Ich verzeihe es, daß ich hier in Hessen nicht mehr habe die Hochschule beziehen dürfen und unnütz hier im Hause ein halbes Jahr meine Jugend unter Polizeiaufsicht vergeuden mußte! Es ist vorüber! Wir wollen bessere Menschen werden! Jetzt kommt goldene Zeit!"

„Für dich, Reinhold! Für mich nicht mehr!"

„Warum?"

„Ich bin zu alt!"

„Sie waren doch auch einmal jung!"

Der Geheimrat Nimis schwieg.

„Wenn Sie wissen wollen, wie es uns zumute war, Papa, so brauchen Sie nur an sich selbst zu denken, wenn vor dreißig Jahren Ihnen das Wunder widerfahren wäre!"

„Reinhold . . ."

„Oben in der Eulenkammer liegen doch Ihre schwarz-rot-goldenen Bänder und Zeichen von damals. Sie hielten die heiligen Freiheitszeichen ängstlich vor mir verborgen. Jetzt trägt sie schon der Onkel Louis durch die Gassen! Alles strömt hinterher! Bald stehen Sie ganz allein!"

Dr. Emil Nimis wollte antworten. Er konnte nicht. Er fühlte Tränen in den Augen. Er wandte sich um und floh vor seinem Sohn und lief die Stiege hinab und warf sich im Flur, ohne auf den Diener zu warten, den dunklen Radmantel um und stülpte sich statt des lichten Zylinders der Vorsicht halber einen kleinen Reisehut aus weichem Filz auf. Es litt ihn nicht mehr in seinen eigenen vier Wänden. Er wollte bloß noch Menschen finden, die so dachten wie er, wie man doch besonnener- und anständigerweise denken mußte . . . Nüchtern zwischen den Trunkenen.

Er hätte auf dem Luisenplatz den Oberst Freiherrn von Rothermal kaum erkannt. Denn der greise napoleonische Kriegsmann trug ein altmodisches, aus hohen Stiefeln, Lederhosen und an den Schößen zurückgeschlagenem Reitrock bestehendes Bürgerkleid, in dem er einem Rentamtmann oder Pächter aus dem Odenwald glich, und hob mühsam, mit Hilfe seines Stockes, den ewig zipperleinkranken rechten Fuß über das holperige Pflaster.

„G'schupft ist die Welt worden, Geheimrat", rief er weinerlich. „Mehr sag' ich nit!"

Der Arzt stellte sich breitbeinig, auf seinen Bambus gelehnt, vor den Höfling hin.

„Und ihr? Wozu zahlt man denn Steuern, ihr Herren? Heraus mit dem Militär aus den Kasernen!"

Es klang unsicher, und des alten Rothermals verwittertes Gesicht verzog sich, wie wenn jemand unter Zahnschmerzen lacht.

„Versuche Sie's doch! 's ist ja alles rein aus dem Häusche! Einen Feldwebel hat man ins Kaschott gesteckt! Gleich rückt die ganz' Altstadt an und rumort, die Schwester von dem Feldwebel voraus, und kreischt: Raus mit ihm aus der Schweiz! No — jetzt spaziert der Mann schon wieder 'rum! Und wie's erst im Badische bei den Truppen ausschaut!"

„Wenn dieser Schwarmgeist nur uns Mittelstaaten des Deutschen Bundes verfinsterte, mein lieber Nimis", sagte fünf Minuten später in seiner Wohnung am Weißen Turm Exzellenz von Mühlenstieg. Sein regelmäßiges, schönes altes Antlitz war verfallen, das feinsinnige Lächeln des Schöngeists, mit dem er sonst die Polizeiverfügungen und Verhaftungsbefehle unterschrieb, geschwunden. „Wenn es nur ein Sturm in den Wassergläsern von Kassel und Wiesbaden, von Homburg und diesem mir stets mißliebigen sogenannten freien Frankfurt wäre! Aber ich habe Konfidentielles aus erster Hand . . . bitte, rücken Sie näher, mein Teuerster . . . sotta voce: Metternich wankt . . ."

Die Dielen des Gemachs schienen zu krachen, die Wände zu schwanken . . . Clemens Wenzeslaus Fürst von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, Herzog von Portella, Haus-, Hof- und Staatskanzler der österreichischen Monarchie, Wirklicher Geheimer Rat Seiner apostolischen Majestät . . . Metternich . . . das war Europa in den letzten achtunddreißig Jahren . . . Metternich . . . Der Geheimrat trocknete sich die Stirne. Er saß wie gelähmt.

Eine Weile dauerte es, bis Dr. Emil Nimis sich erholte. Dann wagte er die Frage:

„Und Preußen?"

Die kleinstaatliche Exzellenz zuckte etwas lässig die Achseln. Man sah hier südlich des Mains nur nach gutem und schlechtem Wetter in der Hofburg an der Donau.

„Preußen?" sprach er, medisant lächelnd. „Der Oberbürgermeister Krausnick hat sich einen Berliner Witz gestattet und zu dem König gesagt, die Revolution sei wegen Erkrankung des Polizeipräsidenten abbestellt! Friedrich Wilhelm IV. hat herzlich gelacht."

„Aber unsere Depeschen vom Rhein", schloß er, mühsam aufstehend, „lauten anders! Wer zuletzt lacht . . . Sehen Sie diese Stöße destruktiver Literatur um mich, lieber Doktor! . . . Mit welcher Mühe habe ich sie alle nicht nur verboten, sondern auch gelesen! Und jetzt . . . über Nacht die sogenannte Gedankenfreiheit . . . Sehen Sie sich nur den Laden des Herold an!"

Der Buchhändler Herold brauchte nicht mehr seine aus der Schweiz geschmuggelte staatsgefährliche Druckerschwärze im Hinterzimmer für die Stammkunden zu verbergen. Er ordnete sie frei und offen in seinem Schaufenster. Da war der Börne, da war der Heine, da lagen Hoffmann von Fallersleben und Edgar Bauer und Freiligrath und Herwegh . . . Ein Sturm der Geister wirbelte aus dem Fen-

Digitized by Google

nen Buchladen in alle Windrichtungen. Der Rechtsanwalt Dr. Pfeuffer, der rote Pfeuffer, der mit einer breiten schwarz-rot-goldenen Schärpe über Schulter und Bauch vorbeilief, schrie mit all seiner Mainzer Lungenkraft seinem einstigen Schulkameraden aus dem Darmstädter Pädagogium zu: „Emil . . . Alterle! . . . Laß dich rot färbe! So bist zu nix mehr gut! Schämst dich nit, du graues Laschter: da grüßen dich ja die Fürstenschergen auf offener Straß'!"

Zwischen den kahlen Büschen des Herrengartens hinter dem Opernhaus war endlich Ruhe! Kein Schusterbub brüllte da plötzlich los: „Wenn die Fürsten fragen: Was macht Hecker doch?" — Kein Unbekannter sang einem um die Straßenecke herum die Gewissensfrage ins Gesicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Der Geheimrat Nimis setzte sich am See auf eine Bank. Er schaute um sich. Niemand war in der Nähe. Da konnte er sich nicht helfen: Er brach in Tränen aus. Er fühlte sich gebrochen. Er kannte sich nicht mehr ein und aus in der Welt. War die Rettung rechts oder links?

Oder links . . .?

Am Ende links . . .?

Der Brief. Gemälde von Ernst Eimer.

Digitized by Google

Dr. Emil Nimis saß und grub mit seinem goldknaufigen Bambusstock Kreise in die feuchte Erde und sann: Links . . . hm . . . links . . . Es war ein sonderbarer Gedanke . . . links . . . Schließlich: Gegen den Wind konnte ein besonnener Bürger nicht segeln. Man war doch schließlich ein Mann des Volks. Der Vater Pfarrer. Man hatte mit Hof und Ritterschaft und Beamtentum nichts zu tun. Mochten die ihre Suppe auslöffeln! Ein Arzt war ein anderer Mann. Der war ein Wohltäter der Menschheit. Den brauchten alle Leute, mochten sie mit dem Hut in der Hand auf den Landesvater warten oder ihm die Fenster einwerfen. An einem Arzt ging der Sturm vorbei. Und man ging hinterdrein, als wäre nichts geschehen . . . hm . . . links . . .

Aber da stand, schon im ersten Abenddämmern, in einem der Gänge des Parks eine Gestalt von links, die dem Geheimrat Nimis doch wieder unbehagliches Frösteln über den Rücken rieseln ließ. Ein baumlanger weißblonder Hüne mit wilden blauen Flackeraugen, einen polizeiwidrig langen Schnurrbart in dem verwegenen Gesicht, in einen vorn weitfaltigen, mausgrauen Mantel gehüllt, einen breitrandigen Heckerhut mit langer roter Stoßfeder tief im Nacken, einen wuchtigen Ochsenziemer in der Faust, der wahrscheinlich, in der Nähe besehen, ein Stockdegen war, eine rote Schärpe um den altdeutschen schwarzen Rock mit Umlegkragen geschlungen.

Dieser Demagoge lief ungeduldig, mit langen Schritten, hin und her und schaute in der Richtung nach der Neustadt, und es dünkte dem Geheimen Rat, als ersehne der unheimliche Mensch das Sinken der Sonne, um dann lichtscheu weiter das Bestehende zu unterwühlen. Er stand auf und wollte sich der gefährlichen Nähe dieses Kontagiums oder Miasmas der neuen Zeit entziehen, das er förmlich schon gleich einem ansteckenden katarrhalischen Fieber in sich rieseln fühlte. Aber zugleich hatte sich auch der Tyrannenfeind drüben in Bewegung gesetzt und ging in der rasch einsinkenden Nacht vor Dr. Emil Nimis her, und der folgte ihm mit dreißig oder vierzig Schritt Abstand, in einem willenlosen Drang, selber heimzukommen.

Sie schritten am Zeughaus vorbei. Sie erreichten die Bleichstraße. Sie bogen in die vornehme Rheinstraße ein. Sie wanderten sie entlang. Da drüben lag schon das Nimissche Haus.

Und vor ihm — dem Geheimrat standen die Haare zu Berge — — verlangsamte der Hüne mit der roten Stoßfeder seine Gangart, prüfte es einen Augenblick und trat dann ein.

Es dauerte eine Weile, bis Dr. Emil Nimis die Kraft fand, ihm zu folgen. Jetzt aber kam der Zorn eines würdigen Hausvaters über ihn. Er faßte seinen Bambus fester und lief auf seine Türe zu und hörte, als er sie aufstieß, innen einen Schrei.

Einen jubelnden Schrei! War das Verena, seine Tochter, die seit einem Jahr so sanft und still war wie eine junge schöne goldblonde Nonne mitten im Frühling? Das Brenche, dem die langen Ringellocken so träumerisch-traurig von dem frommen, schlichten Scheitel um die blassen Wangen hingen und die dunklen Augen mädchenhaft scheu sich oft ohne Anlaß mit Tränen füllten? Das Brenche, das gegen die Männer so spröde und zimperlich war, daß es sich, seiner Schönheit ergebungsvoll bewußt, neulich auf der Eisenbahn zwischen Frankfurt und Mainz nach der neuen Sitte der Damen im Tunnel eine spitze Stecknadel zwischen die roten Lippen geklemmt hatte, um nicht unversehens im Dunkel geküßt zu werden?

Jetzt hing da ein vor Glück weinendes und lachendes, vor Freude trunkenes, vor Liebe alles um sich vergessendes Mädchen am Halse des Eindringlings mit der roten Schärpe über dem Turnerrock und küßte und küßte ihn und er sie, und die Mutter stand mit gefalteten Händen und feuchten Augen dabei, und das Babettche, die Zweite, und die Magdalena, die Jüngste, sprangen vor Freude: „Er is wieder da! Hurrale: Er is wieder da!“ und aus dem Hintergrund greinte irgendwo der zahnlose alte Philipp, und der Diener Baptist hob den Heckerhut mit der roten Feder vom Boden und bearbeitete ihn andächtig mit der Bürste . . . Alles war im Bunde . . . Alles . . . dem Geheimrat drehte sich der Kopf.

„Wer ist wieder da?“

„Wir haben ihn schon einmal hier verschteckelt gehabt und der Polizei e lange Nas' gemacht, ohne daß Sie's wußten! Etsch . . . Papa . . .!“

„Halt' dei' Maul, Mäusche!“ Der Vater schob unwirsch seine Jüngste von sich und trat vor. „Wer sind Sie, Monsieur?“

Die nordischen Augen des Recken vor ihm lachten. Er hielt Verena umschlungen.

„Harro von der Venne, ein freier Friese! Eala Frya Fresena!“

„Herr . . . meine Tochter . . .!“

„Mein künftiges Weib! Nur diese wenigen Stunden opferte ich unserer Liebe und flog den Rhein hinauf in deine Arme! Morgen muß ich weiter! Hecker ruft! Im Schwarzwald sammelt sich die Sturmfahne teutscher Nation! Ich trage sie voraus!“

„Hurra!“

„Hoch Struve!“ schrie auf einmal der alte Philipp aus dem Hintergrund.

„Bin ich in einem Narrenturm oder in meinen vier Wänden? Wird der Herr jetzt meine Tochter loslassen?“

Zur Antwort zog Harro von der Venne das schöne Brenche nur noch fester an sich. Sie barg sich sanft wie eine Taube mit geschlossenen Augen in seinen Armen.

„Soll ich mit Brachialgewalt eingreifen?“

Der Wiking lächelte nur mitleidig. Er nahm es mit vier Männern auf. „Diese teutsche Jungfrau“, sagte er, „ist seit einem Jahr meine Braut und wird in dem durch uns geeinten teutschen Vaterland dereinst meine christliche Hausfrau.“

Der Geheimrat Nimis konnte nicht mehr stehen. Er ließ sich in den nächsten Biedermeiersessel fallen und fragte dumpf:

„Wer sind Sie eigentlich?“

„Ein Beschützer der Hütten, wenn auch im Schloß geboren!“

„In welchem Schloß?“

„. . . der Burg Hövede in Hannover, die seit sieben Jahrhunderten meinem Geschlecht gehört und dereinst, mit Land und Leuten, mir, dem Erben!“

„Er is aus arg vornehmem und reichem Hause . . .“ murmelte neben dem Geheimrat Frau Malwine, die noch fast so jung und frisch wie ihre eigenen Töchter aussah, und er verstand den stillen Vorwurf. Jetzt kamen andere Zeiten.

Jetzt kam, wenn Zöpfe und Perücken flogen, der landflüchtige wilde Geselle da zu Ehren, stieg zu Macht und Ansehen im Volk . . . das Brenche mit . . . ihr Vater hinterher . . . Alle, die sich von den neuen Gewalten zum Himmel emportragen ließen wie die modernen Dädalusse in der mit glühender Luft gefüllten Montgolfière. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Er sah, wie sein Sohn Reinhold an die rechte Seite des berserkerhaften nordischen Brautwerbers trat, an dessen Linke sich das Brenche mit vor Glück frommen, tiefdunkel und gläubig leuchtenden Augen schmiegte, und hörte, wie der Student schwärmerisch sagte:

„Immer habe ich mir einen Bruder gewünscht zu den viele Mädelche da! Du bist mein herrlicher, größerer Bruder, Harro! Mein Blutbruder der Freiheit! Ich war eine Weile an der Freiheit irre. Von diesem Irrwahn haben sie mich in Berlin kuriert. Ich liebe dich, Harro! Ich bewundere dich!“

Digitized by Google

…mis ging stumm, mit gesenktem …mmer. Nebenan lag noch die Darm…en Händen seiner Frau entglitten …desabwesend stehen, und sein Auge …er Nachricht, daß im Weißen Roß …nach einer Ansprache des Advokaten …chriftsteller Schmelzkopf als erster in …warz-rot-goldene Fahne entfaltet habe. …keiten von der Isar. Lola Montez wie…ünchen. Barrikaden. Katzenmusik. Zeug…

… weiter. In seinem Ohr klang eine ferne, … Aus Jugendzeit. Aus hellen Kehlen: …ebauet eine stattliches Haus . . ."

…nrat Nimis saß, in einen Sessel gesunken, … Hand über die Augen. So blieb er lange …zu rühren. Sein Leben zog an ihm vor…erdachte es: Das war alles so richtig gewesen. …tig. Hier saß ein Ehrenmann in Amt und …n guter Hausvater, ein treuer Diener Askulaps. …konnte ihm etwas vorwerfen, und er sich selbst …igsten. Wenn nicht diese Frühlingsstimmen ge…ären . . . die riefen . . . die nahmen die Ruhe . . . …on zum alten Eisen . . . die Zeit über einen hin…. Herrgott: Man war doch noch kein Zittergreis. Man war fünfundfünfzig. Ein Mann noch in den rüstigsten Jahren.

Man war doch nicht mit der alten Welt verheiratet. Man zählte nicht zu den Ministern, nicht zu den Kristokraten und Bureaukraten, nicht zu den Verhaßten. Wenn man durch Darmstadt ging, grüßte das Volk den in der ganzen Stadt bekannten leutseligen Bürger, grüßten die genesenen Patienten den Arzt, grüßten Kollegen, die Logenbrüder, die Marktbauern . . .

Dr. Emil Nimis schaute auf und sagte: Ich bin volkstümlich! Ich bin unzweifelhaft volkstümlich! Ich verdiene es auch. Ich bin ein freundlicher Mensch. Ich habe niemals absichtlich meinem Nächsten ein Leid zugefügt. Eine solche Volkstümlichkeit ist heutzutage ein unendlicher Schatz! Man darf ihn nicht leichthin opfern, indem man sich unnötig an das Vergangene klammert. Im Gegenteil: jetzt ist der Augenblick, wo ein weltkluger Weingärtner sein Pfund ausgräbt, um damit zu wuchern! Mein Name wirkt in Darmstadt Wunder. Mögen sie meinetwegen dem Mühlenstieg oder dem Rothermal die Fenster einwerfen! Ich steh' lieber am offenen Fenster und red'! Warum soll ich nicht zum Volk reden? Ich gehöre auch zum Volk. Ich kann reden! Ich wett', sie kreischen Hurra, wann ich genug gebawwelt hab', und schwenken ihre Kappe: „Hoch d'r Nimis!"

(Fortsetzung folgt.)

…agd – Dienstmädchen — Hausangestellte * Von Wilhelm Widmann.

…evolution auch unter den dienenden Gei… des Hauses! Köchinnen, Stubenmäd…, Junglern, Kinderwärterinnen, „Aschen…dels", „Pudels" usw. — sie alle begehren auf, wollen nicht mehr „Dienstboten" genannt werden und verlangen mehr Rechte, mehr Freiheiten und vor allem mehr Lohn. Gleich nach den Fürstenthronen stürzte auch die alte Gesindeordnung zusammen; sie wird in der Republik Deutschland durch neue Vereinbarungen — Arbeitsverträge mit genauer Regelung der Rechte und Pflichten — abgelöst. Viele Herrschaften sind entsetzt über die häusliche Umsturzbewegung, protestieren gegen die erhobenen Ansprüche, jammern über den neuen Zeitgeist und preisen dagegen die „gute alte Zeit", die patriarchalischen Zustände von ehedem, wo die dienstbaren Geister noch willig und billig waren und in Freud und Leid treu zu ihrer Herrschaft standen. Jene vielgerühmte Zeit ungetrübten Glückes hat aber nie existiert. Unsere Vorfahren klagten über schlechte, anmaßende und unbotmäßige Dienstboten nicht minder als die heutigen Hausfrauen, nur haben die Klagen den Zeitverhältnissen entsprechend eine andere Form angenommen. Schon im grauen Altertum bereiteten die Dienstboten ihren Herrschaften vielen Ärger, was u. a. der vertrauenswürdige Homer bezeugt, der im 27. Gesang seiner Odyssee versichert:

„Dienende, wenn nicht ein gebietender
Herr sie antreibt,
Werden sofort saumselig, zu tun die
gebührende Arbeit."

Kampfgespräch zwischen einer Frau und ihrer Hausmagd. Titelbild einer Schrift von Hans Sachs. Nürnberg 1553.

Lehrreich und tröstlich für unsere Hausfrauen sind die vielen Klagen und Beschwerden aus dem Mittelalter. Im 13. Jahrhundert sang der Minnesänger Hugo von Klingsberg:

„Knechte und Mägde sind nichts nutz,
Kinder sind keck und voll Trutz!"

Natürlich waren nach seiner Meinung Dienstboten und Kinder früherer Generationen viel besserer Art. Anno 1569 gab der

Der dritte klagt meyd klagē auch / Die yar dinst seind yn herb vñ rauch. (Eine Handwerkermagd, eine Bürgersmagd und eine Bauernmagd klagen über ihren Dienst.) Aus einem Flugblatt von Ant. Formschneyder. 1540.

Digitized by Google

Prediger Peter Glaser in Dresden eine kleine Schrift über den „Gesinde-Teuffel“ heraus, worin zu lesen ist: „Jedermann grauet für (vor) dem Gesinde. Wenn es gestrafft wird, schmollen und zürnen sie einen Tag oder etliche wölln kein Wort reden, hangen das Maul oder werffens auf, schlagen nach sich die Tür zu, werfen Krüge, Kannen, Töpfe, Tiegel und Pfannen, Schüssel und Teller und alles über ein Hauffen, und will man Frieden im Hause haben und größern Schaden meiden, so muß man stillschweigen. . . . Das Gesind pflegt jetzt alles auß dem Hauß zu wäschen, und wenn sie etwas verschweigen solten und bey sich behalten, dächten sie, es würde ihnen das Herz abdrucken. Deßhalben können sie, wenn sie außgeschickt werden, nicht wider heymkommen; denn zu wem sie kommen und welches Bekanntes sie sehen, dem müssen sie verkündigen, was im Hauß geschehen sey. Und offtermals lugen sie zehnmal darzu; bißweilen sagen sie's auch denen, wider welche im Hauß ist geredt worden, und richten Feindschaft an zwischen Freunden und Nachbarn, oder — so sie zuvor Feinde gewesen — machen sie den Widerwillen darmit desto größer, richten mehr Gezänk, Gebeiß und Hader an. . . . Alles benaschen sie, was in Töpffen, Schüsseln und anderswo ist, und verderben offt das andere, was sie lassen bleiben, wie denn manche Kost und Speis dadurch verderbet wird, wenn man mit Fingern drein tauchet und darauß naschet. Etliche stelen sonst allerley, was zu essen dienet, und lassen sich bedünken, dieweil es solch Ding ist, das zu essen dienet, so sey es keine Sünde.“ Noch lehrreicher sind die Mitteilungen der um dieselbe Zeit geführten Wirtschaftsbücher des Nürnberger Ratsherrn Paul Behaim und seiner Gattin Magdalene. In diesen Wirtschaftsbüchern (jetzt aufbewahrt im Germanischen Museum) befinden sich über die im Hause Behaim eingestellten Dienstboten ungemein charakteristische Aufzeichnungen. Die Köchin Susanne stand 1556 nur ein Vierteljahr im Dienst, man ließ sie fahren, „umb daß sie gar faul und langksam gewest ist“. Die Köchin Klara ist „gar faul und frech gewest“, sie wurde nach vier Monaten wieder weggeschickt. Fast ebenso rasch mußte die Untermagd Endlein 1562 wieder entlassen werden, „umb wegen, daß sie gar so kindisch unachtsam gewest ist und ihr nichts zu vertrauen großer Ohngeschicklichkeit halber“. Die Untermagd Juliane wurde 1563 nach einjähriger Dienstzeit entlassen, „da sie sich mit der Kindsmaid nit hat können betragen“. Auch mit der Kindsmaid Eva, der Köchin Ketterl und der Untermagd Werble machte Frau Behaim üble Erfahrungen. Die von Laurenzi 1565 bis Lichtmeß 1566 im Hause tätige Kindsmaid Margreit mußte sie ziehen lassen, „umb sie ein gar grober püffel gewest ist“. 1568 bemerkt Behaims Haushaltsbuch: „Bärblein mein Köchin ist ein gar pöser palch gewest, hat groß schreien gehabt, wenn sie ein wenig kochen und arbeiten gehabt hat“.

Hans Sachs, der Nürnberger Volksdichter, hat in mehreren seiner Schriften und Komödien den Kampf zwischen Herrschaft und Gesinde in seiner drastischen Art geschildert. In seinem „Kampfgesprech zwischen eyner Frawen vnd jhrer Haußmaydt“ geraten die Zankenden in handgreifliche Erörterungen. In der „Geschwätzigen Rockenstube“ läßt er die Hausfrau auf der Szene klagen:

Streit zwischen der Kindbettkellnerin (einer Frau, die in der Wirtschaft hilft, während die Hausfrau im Wochenbett liegt) und dem Dienstmädchen. 1550.

„Darzu hab ich auch eine Maid, / Die thut mir an solch Hertzeleid, / Sie ist unlustig mit dem Kochen, / Alles verwahr ost und zerbrochen, / Und unhäuslich mit allen Dingen, / Niemand kann aus dem Bett sie bringen.“

An anderer Stelle bemerkt Meister Sachs mit seinem schelmischen Humor:

„Wann eine Fraw sunst nichts weiß zu sagen,
So tut sie über die Haußmagd klagen;
Dezgleichen klagen die Haußmägd auch —
Daß ist ein alt gemeiner Brauch!“

Luther bemerkt: „Die große Klag in der Welt ist über das Gesind und Arbeitsleut. Wie ungehorsam, untrew, ungezogen und vorteilisch sie sind, das ist eine Plage von Gott“; sonderlich rügt der Reformator, daß das junge Mägdevolk so überaus frech sei und bisweilen fluche wie Landsknechte. Der Große Kurfürst erließ ein besonderes Edikt mit strengen Maßregeln „gegen den Stolz und Übermut, Trotz und Eigensinn der Dienstboten“, und Friedrich der Große verbot dem Gesinde 1741 insbesondere, „der Herrschaft zu viel anzurechnen, wenn es einzukaufen hat, oder an Meß und Gewicht weniger, als es bringen soll, zu nehmen, oder auch mit Krämern, Hökern, Schlächtern Durchstechereien zu treiben“. Abraham a Santa Clara, der witzige und ironische Kanzelredner um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, machte sich über das Gesinde weidlich lustig, zugleich aber auch über die Herrschaften. „Eine Frau kommt eben aus der Kirchen,“ erzählt er, „siehet ihre Gevatterin, mit der hält sie ein Plaudermark. ‚Frau Gevatterin‘, sagt sie, ‚die Dienstboten seynd jetzo so schlimm, daß ich fast alle Woche mit den Dienstmenschern wechseln muß; heut in der Fruh hat mir mein Kuchel-Wäschel einen großen erdenen Hafen und zwey weiße Schüssel zerbrochen! Hab in der Kirchen alleweil daran gedacht; das Geschirr kost jetzund Geld; die Häfen hab ich schon zwey Jahr gebraucht‘.“ Über das Verhältnis unserer Groß- und Urgroßmütter zu den Dienstboten gibt folgende Stelle aus Goethes „Hermann und Dorothea“ beachtliche Auskunft:

Magd in der Küche. Stich von Geertruyt Rogman, um 1600.

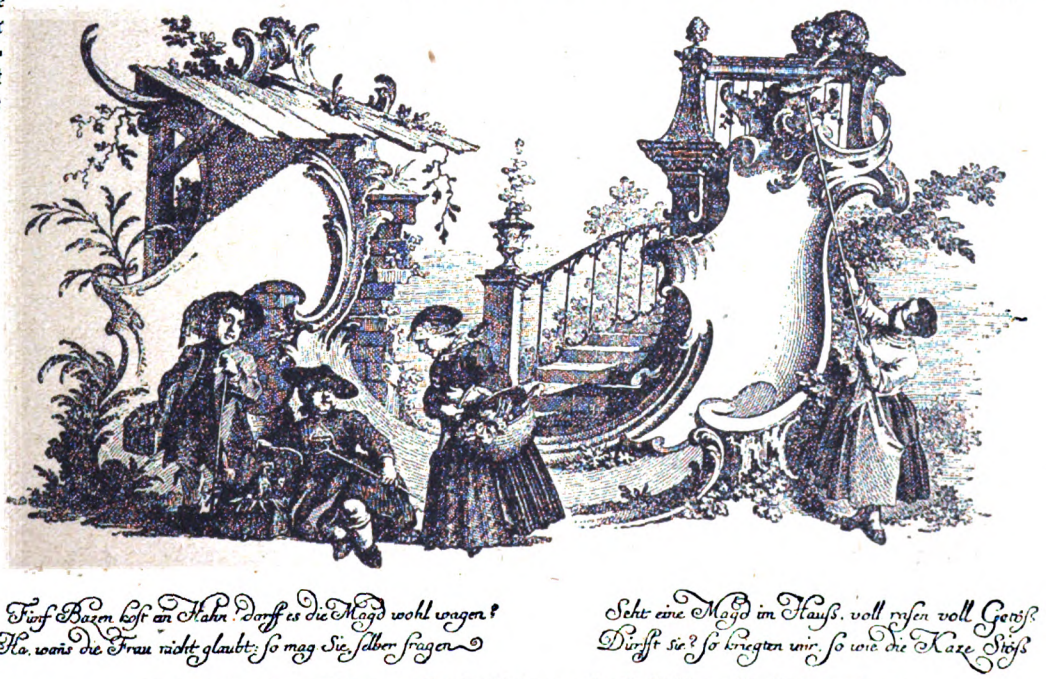
Digitized by Google

„Die tätige Mutter belebt ja im ganzen die Wirtschaft,
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nötigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen."

Goethe selbst hatte seine liebe Not mit Dienstboten, wie das eigenartige Zeugnis beweist, das er seiner Köchin Charlotte Hoyer ausstellte: „Für eine Köchin kann sie gelten und ist zu-

Der Schnader-, Blauder- und schwatzende Gänsemarkt.
Flugblatt über die Schwatzsucht der Mägde (17. Jahrhundert).

zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit des Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen, sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden." Vor Goethes Bedeutung hatte Charlotte Hoyer nicht den mindesten Respekt. Goethe selbst hebt hervor, daß er sehr gern Kalbschnitzel aß, daß er aber von Charlotte niemals die Erfüllung seines Lieblingsgerichtes haben konnte. Immer kochte ihm Charlotte Rindfleisch, gegen das er eine ausgesprochene Abneigung hatte. Goethe rügt noch Charlottes schlechte Eigenschaft, hinter der Türe zu horchen. Im März 1811 machte Goethe in einem „Promemoria" der Weimarer Polizeibehörde von dem der Charlotte Hoyer ausgestellten Zeugnis Anzeige mit dem Beifügen: „Charlotte Hoyer hat sogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaße bewiesen, daß sie das Blatt (worauf auch ihrer ersten Herrschaft Zeugnis gestanden) zerrissen und die Fetzen davon im Hause herumgestreut, welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt sind." Goethe erstattete diese Anzeige als gehorsamer Staatsbürger, weil kurz zuvor „durch eine Polizeiverordnung den Herrschaften zur Pflicht gemacht worden, die Dienstboten nicht bloß mit allgemeinen und unbedeutendsten Attestaten zu entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen". Schade, daß die Goethe-Philologie sich hat entgehen lassen, zur rechten Zeit jene Charlotte Hoyer aufzuspüren und sie nach ihren Erinnerungen an Goethes Haus zu befragen! Wie Goethe hatte auch Beethoven viel Ärger durch die dienende Weiblichkeit. Der braven Frau Nanette Streicher, die ihm in wirtschaftlichen Fragen Freundin und Beraterin gewesen, klagte er in seinen Briefen des öfteren seine Sorgen und Beschwerden. Hier einige bemerkenswerte Stellen aus diesen Briefen des großen Meisters: „Sie müssen manchmal beim Essen als rettender Engel unverhofft erscheinen, um auch in Augenschein zu nehmen, was wir haben. Die Nany hat außer ihren zwölf Kreuzern Brotgeld auch eine Semmel morgens: ist das mit der Küchenmagd auch der Fall? Eine Semmel macht für ein Jahr achtzehn Gulden! . . . Die Fräulein Nany ist ganz umgewandelt, seit ich ihr das halb Dutzend Bücher an den Kopf geworfen. Es ist wahrscheinlich durch Zufall etwas davon in ihr Gehirn oder schlechtes Herz geraten . . . Nun fehlt eine neue Hausperson; ich bitte, hierin alles aufs beste zu erwägen: gut kochen, damit man gut verdaue; sie dürfte ebenfalls für das Flicken der Hemden usw. brauchbar sein, soviel Gehirn haben, wie nötig ist, für die Bedürfnisse hinlänglich und zugleich ausreichend des Beutels wegen zu sorgen. Das neue Küchenmädchen hat ein etwas schiefes Gesicht beim Holztragen gemacht; ich hoffe aber: sie wird sich erinnern, daß unser Erlöser sein Kreuz auch auf Golgatha geschleppt hat." . . Besonders viel Ärger bereitete ihm die Wirtschafterin und Köchin Frau Sali, die während der letzten Jahre bei ihm war. Er nennt sie mit Vorliebe seine „schnellsegelnde Fregatte, die wohledelgeborene Frau Schnaps" und bemerkt gelegentlich: „Hier kommt Satanas — heute hat ihre kochende Wut und ihr Wahnsinn etwas nachgelassen — die ganze Woche mußte ich wie ein Heiliger leiden und dulden — fort mit diesem Pöbelgeschmeiß!



Untugenden der Mägde. Kupferstich von J. E. Nilson (18. Jahrhundert).

Welcher Vorwurf für unsere Kultur, dergleichen durchaus zu benöthigen — was wir verachten, uns so nah wissen zu müssen! . . . Freytags ist der einzige Tag, wo die alte Hexe, welche vor 200 Jahren sicher verbrannt worden wäre, erträglich kocht, da an diesem Tage der Teufel keine Gewalt über sie hat." Es gab aber auch zu jener Zeit sehr brave und ordentliche Dienstboten. Im Hause des bekannten Berliner Buchhändlers und Schrift-

Digitized by Google

stellers Nicolai diente ein Mädchen in musterhafter Treue volle 54 Jahre, und aus Varnhagen von Enses Tagebüchern erfährt man auffallend Rühmliches über Dienstboten, besonders aber muß „Dora“ eine Perle gewesen sein. Die Leute wurden freilich auch ideal behandelt! Dora aß mit am herrschaftlichen Tische, und Varnhagen von Enses Frau, die geistreiche und gutherzige Rahel, übernahm bei den Krankheiten selbst mit Eifer die Pflege.

Schon im 18. Jahrhundert lehnten sich die Köchinnen, Stubenmädchen usw. gegen die Bezeichnung „Magd“ auf, die fast nur noch auf dem Lande in Geltung blieb. Nicht viele Wörter haben so an Würde verloren wie das Wort Magd. Ursprünglich sah der Deutsche in der Magd das erwachsene, unverehelichte Weib; es war ein Ehrenname für die Jungfrau. In zahlreichen Dichtungen wurde die minnigliche und wunnigliche, holdselige und tugendsame Magd gepriesen und verherrlicht, und selbst die heilige Maria wurde verehrungsvoll als „keusche Magd“ besungen. Längst wollen jedoch auch die gewöhnlichsten Dienerinnen keine Mägde mehr sein. Im 19. Jahrhundert herrschte allgemein die Bezeichnung „Mädchen“ oder „Dienstmädchen“ vor. Seit Anbruch des 20. Jahrhunderts lehnen sich die Damen vom Kochlöffel und Besen auch gegen die Betitelung „Dienstmädchen“ und „Dienstboten“ auf und wollen „Hausangestellte“ genannt werden. Hausangestellte — ein sprödes Wort, das schwer über die Zunge will; es wird sich aber wohl durchsetzen, wenigstens in den neuen Verträgen, die an die Stelle der entthronten Gesindeordnung treten sollen. Auch diese Titelforderung ist ein charakteristisches Zeichen des gesteigerten Dranges der arbeitenden Klassen nach persönlicher Selbständigkeit. Obwohl wir allesamt „dienen“ — der eine dem Staate, der andere der Kirche, der dritte der Schule oder der Kunst, der vierte einem Unternehmen oder Geschäft, der fünfte dem Hause usw., — will heutzutage niemand mehr als „Diener“ bezeichnet werden — alles will selbständig sein oder wenigstens selbständig scheinen. Die allzu hoch fliegenden Wünsche dienender Hausgeister haben Heinrich Lilienfein schon vor einem Jahrzehnt zu folgenden satirischen Vorschlägen in seinen „Idealen des Teufels“ veranlaßt: „Die Dienstboten müssen, zum Ersatz für ihr unberechtigtes, der Menschheit unwürdiges Sklaventum, sämtliche Rechte der dienstherrlichen Familienmitglieder erhalten! Nur müssen sie noch delikater behandelt werden als diese selbst! Sie haben als Ehrengäste des Hauses zu gelten! Ehe sie ein Haus betreten, haben sie das Recht, die eventuelle Herrschaft auf ihre wirtschaftlichen und sittlichen Eigenschaften peinlichst zu prüfen. Ihr Lohn muß mindestens ein Drittel des vom Hausherrn versteuerten Einkommens betragen. Sie reden in allen Angelegenheiten mit und wahren immer und überall den Standpunkt, daß sie nicht um der Herrschaft willen da sind, sondern die Herrschaft um ihretwillen. Sie haben stündlich Ausgang. Ihre Liebhaber, Cousins oder sonstigen Freunde haben stündlich Zugang. Ihre etwaigen Kinder sind wie solche des Brotherrn zu behandeln, und die Hausfrau ist verbunden, deren Aufzucht möglichst zu erleichtern, nach Kräften zu unterstützen. Im Frühjahr haben sie eine Rivierareise zu beanspruchen, im Sommer Seebäder oder Gebirgsluft, im Winter St. Moritz mit Schneeschuhsport! Im Heiratsfall sind sie selbstverständlich auszustatten. Überdies erwerben sie sich vom ersten Diensttage an eine Kranken- und Altersrente von mindestens fünf Mark täglich, die der Staat von der Herrschaft einzieht. Ihr Bildungsdrang ist in jeder Hinsicht zu befriedigen: Mutterschulkurse, Dienstboten-Hochschulkurse, Theater, Bier- und Symphoniekonzerte und so fort und so fort. Kurz: die Pflichten sind Sache der Herrschaften, die Rechte aber . . .“

In keinem anderen Berufe haben sich die Arbeitsbedingungen derart gehoben wie im Dienstbotenberuf, unter gleichzeitigem Heruntergehen der Leistung. Das letztere hängt, wie Regierungsrat Dr. Leon vor einigen Jahren in der „Sozialen Praxis“ darlegte, teils mit objektiven, teils mit subjektiven Ursachen zusammen. Die objektiven liegen in der Entwicklung der Technik. Wir haben heute Gas-, Wasserleitung, Zentralheizung, Staubabfänger, Dampfwäscherei und vieles andere. Die schweren körperlichen Arbeiten, die mit dem Dienstbotenberuf früher verbunden waren, sind durch die Technik des Hausbaues, durch die damit verknüpften Erfindungen, Einrichtungen aus dem Arbeitsgebiet der Dienstboten zum größten Teil verschwunden. Der Arbeitskreis ist ein viel kleinerer geworden, ein leichterer, der den früher üblichen Arbeiten kaum mehr zu vergleichen ist; vielleicht, daß die geistige Leistung etwas größer geworden ist. Daneben aber geht die Ausbildung der Dienstboten ständig zurück. Das hängt damit zusammen, daß erstens jedes unausgebildete Mädchen infolge der Angebotsverhältnisse sofort einen Dienst erhält, daß die Mädchen sehr jung ohne Ausbildung eintreten, daß der rasche Wechsel auf den Stellen die gründlichere Ausbildung verhindert und daß die Spezialisierung in größeren Haushalten dazu führt, daß die Mädchen bestenfalls nur einseitig ausgebildet werden. Übrigens sind auch die Ausbildung und die Leistungen der Hausfrauen zurückgegangen. So behaupten wenigstens kritische Beobachter unseres Gesellschaftslebens. Während früher die Hausfrau wirklich wußte, was in der Wirtschaft not tat, strebt sie heute oft aus dem Hause hinaus und kümmert sich immer weniger um die Wirtschaft, die sie mehr oder weniger den Mädchen überläßt. Sie weiß sie nicht zu leiten, versteht nicht, das Mädchen zu belehren, ihm eine Sache vorzumachen, in Küche und Haushalt oberste Autorität zu sein. Es ist nicht nötig, daß man selber alles macht, aber verstehen muß die Hausfrau selbst, was sie von ihrer Dienerin verlangt. „Ein Dienstmädchen kann nicht anders als Vergleiche zwischen sich und der etwa gleichalterigen Hausfrau oder Haustochter ziehen“, sagt Ricarda Huch. „Muten diese ihr zu, was sie selbst nicht tun können oder mögen, so ist es begreiflich, wenn Abneigung und Geringschätzung sich des Mädchens bemächtigt, wodurch ihr Betragen und ihre Leistungen beeinflußt werden müssen. . . . An die Stelle der Dame sollte die Matrone, die Mutter der Familie treten. Mutter — das ist Erzieherin, Lehrerin, Beraterin, Beschützerin, nicht nur der eigenen Kinder, sondern aller Hausgenossen. Wenn die Dienstmädchen in der Hausfrau das Vorbild sehen können, das auch sie verstehen und dem auch sie nachstreben können, so wird sich auch die feindselig-neidische Gesinnung, der Hang zu Hintergehen und Lüge, der heimliche Protest verlieren, und das Bestreben zu freiwilliger Angliederung und Unterordnung wird an die Stelle treten.“

Jene, die von den Dienstboten (Verzeihung: Hausangestellten) alle möglichen Tugenden verlangen, selbst aber keine Mustermenschen sind, möchte ich noch an das feine Wort des geistreichen Beaumarchais erinnern, der in einer Gesellschaft, in der lebhafte Klagen über das Gesinde erhoben wurden, ausrief: „Ei, wenn die Dienerschaft vollkommen wäre, müßten eigentlich wir sie bedienen!“

Fremde Stadt • Von Ludwig Sternaux.

Die Gassen klettern sorgsam in die alte Stadt,
Als wenn sie fürchten müßten, nicht zurechtzufinden,
Wenn erst zur Nacht das Dunkel sie umfangen hat
Und feuchte Nebel steigen aus des Flusses Gründen.

Sie sind verwundert, plötzlich auf dem Markt zu sein,
Und drängen schüchtern ihre schmalen Bürgersteige
Dicht an der nied'ren Lauben bröckelndes Gestein;
Ganz selten nur verleihen kargbelaubte Zweige,

Die ein verirrter Baum gelinde um sie legt,
Den toten Mauern etwas Grün, und müde schauen
Rings um den Platz die steilen Giebel unentwegt
Zu ferner Berge Ketten, die in Dunst verblauen.

Doch über all die Dächer klimmt der Turm. Der Schlag
Der hohen Uhr erzählt der alten Stadt gelassen,
Wie Tag an Nacht und Nacht sich wieder schließt an Tag,
Und wandert und verklingt im Hin und Her der Gassen.

Digitized by Google

Die wiedererstandene Urwelt Afrikas * Von Wilhelm Bölsche

Unsere Zeit erlebt das Ende eines großen Menschheitstraumes: die geographische Erschließung des alten Wunderlandes Afrika. Schon im klassischen Altertum fragte man: Was gibt's Neues aus Afrika? Und selten ist einer Frage so gewaltige Antwort geworden. Die jetzt zurücktretende Generation hat da noch die packendsten Sensationen mitgemacht: die Entschleierung der Nilquellen; die wirkliche Entdeckung der sagenhaften blauen Seen in ihrem Bereich; den ersten Anblick schneebedeckter Vulkangipfel, wie des Kilimandscharo; den unwahrscheinlichen Lauf des Kongostromes in weitem Bogen fast durch den halben Kontinent; das Geheimnis des verschollenen und dann doch wieder auferstandenen Livingstone; die Auffindung von echten „Pygmäen", kindergroßen Zwergvölkern; zuletzt noch die Jagd auf das rätselhafte giraffenähnliche Tier Okapi — um nur ein paar Punkte herauszugreifen. Schade für unsere Kinder, daß das nun zu Ende gehen soll — so etwas kommt nicht wieder für unseren Planeten.

Aber dieses Märchen von Afrika, das schönste, inhaltreichste der ganzen neueren Geographie, — in einem Punkte war es doch unvollkommen. Hinter das unfaßbar farbige Bild der Gegenwart wollte sich kein Bild der Urwelt stellen, wie es für die anderen Erdteile durchweg heute auch so charakteristisch geworden ist. Jedes der übrigen Festländer hatte im letzten Jahrhundert auch seine „urweltliche Sensation" gehabt, die uns überraschende Dinge von seinen heute ausgestorbenen Tier- und Pflanzenarten, wie sie es vor Hunderttausenden oder gar vielen Millionen von Jahren einmal belebt, berichteten. In Asien tauten ganze Kadaver des berühmten Mammut-Elefanten noch blutig frisch aus dem sibirischen Eise. Europa geriet auf die drachenhaften Ichthyosaurier und Pterodaktylen in seinem alten Juraschiefer. Amerika bot das Megatherium, das Riesenfaultier, das lange den Rekord aller vorsintflutlichen Scheusale schlug. In der Folge taten sich dann in allen drei Ländern für die genauere Suche wahre Katakomben dieses verschollenen Tiervolks auf. Am Himalaja, in Griechenland, in den Westteilen von Nordamerika lagen die Knochen gelegentlich wie Sand am Meer, als seien ganze „Archen" hier gestrandet. Imposante Bilder der vielgestaltigen Tierschwärme von einst stellten sich vor Augen, ließen sich vom wissenschaftlich geschulten Maler wieder beleben, die „Urwelt" greifbar wieder machend auch für jeden Laien. Selbst das ferne australische Gebiet war kaum in rechter Sicht erster Forschung, da hörte man auch aus ihm schon von ausgestorbenen Riesenvögeln und elefantengroßen Beuteltieren der Vorwelt — ganz abgesehen davon, daß in diesem weltabgeschiedenen Winkel einige echte Urweltstiere gar noch lebend angetroffen wurden, so ein letzter echter Ur-Saurier (die Brückeneidechse), eierlegende Säugetiere (Schnabeltier) und ein Zwitterwesen zwischen Fisch und Molch (Ceratodus).

Afrika aber, das große alte Afrika, sonst doch das ausgesprochene Land der nicht endenden Merkwürdigkeiten und Überraschungen, Afrika wollte lange, lange mit der größten Hartnäckigkeit gerade nach dieser interessanten Richtung absolut nicht sprechen. Keiner von den kühnen Pionieren, die zu seinen Riesenströmen, blauen Seebecken und Schneegipfeln vordrangen, seine endlosen Wüsten und Buschsteppen durchquerten — keiner brachte einen Tierknochen aus der Vorwelt heim.

Und das war um so eigentümlicher, als gerade dieses Afrika nicht nur in der Gegenwart überhaupt das reichste Tierleben der ganzen Erde zeigt, sondern auch in vielen seiner heutigen Charaktertiere (Elefanten, Nashörnern, Nilpferden, Giraffen usw.) gerade nahe Verwandte solcher Formen bewahrt hat, die in Urtagen massenhaft Europa und Asien, zum Teil selbst Amerika bewohnt haben und dort einen Hauptbestandteil der alten Knochenkatakomben zu bilden pflegen. In Afrika erst recht hätte man für diese großen und auffallenden Säugetiere den Zusammenhang zwischen damals und jetzt in vermittelnden Skeletten erwarten sollen. Statt dessen schwieg es — nicht wie ein Grab, sondern gerade wie ein Fleck, wo nichts begraben worden.

Zwei kleine Ausnahmen stellten sich allerdings mit den Jahren ein. Zunächst entdeckte man auf der afrikanischen Insel Madagaskar kolossale Eier, jedes dreimal so groß wie ein Straußenei. Die Eingeborenen behaupteten, der zugehörige Vogel lebe noch. Schließlich hat man aber immer wieder nur seine gigantischen Knochen gefunden, allerdings in ganz, ganz junger Bodenschicht. Und so nimmt man ihn heute für ausgestorben, wenn schon erst kürzlich. Die größte Art (Aepyornis) war jedenfalls ein Strauß, der den stärksten afrikanischen von heute noch beträchtlich überragte. Als ebenso später Zeitgenosse fand sich dann an den gleichen Fundstellen in sehr vollständigen, wenn auch kleinen Skeletten das Nilpferd, das heute lebend auch nicht mehr auf Madagaskar gesehen wird. Und endlich ein ganz kolossaler Halbaffe, geradezu von der Größe eines Menschen; Halbaffen, die im zoologischen System eine Art Vorstufe der echten Affen bilden, gehören heute noch recht eigentlich zu den Charaktertieren der Insel, aber alle diese lebenden Formen sind im Verhältnis zu jener verflossenen winzige Zwerglein.

Gewiß sehr interessante Funde an sich. Indessen über die eigentliche „Urwelt Afrikas" sagten auch sie leider merkwürdig wenig.

Nilpferde haben wir heute noch auf dem afrikanischen Kontinent lebend in Masse; wahrscheinlich war die kleine madagassische Art nur ein gelegentlich hinübergeschwommener Ableger, dem die Insel auf die Dauer nicht bekommen ist. Strauße sind, wie bekannt, auch lebendig noch auf dem Festland Afrika vorhanden. Jedenfalls stehen wir hier überall der Grenze von Leben und Tod noch so nahe, daß von echten „Urwaldswundern" keine ordentliche Rede sein kann.

Was aber das tatsächlich seltsamste Objekt, den riesigen Halbaffen, anbelangt, so fügt er sich gerade umgekehrt an etwas so speziell und einseitig bloß Madagassisches an, daß man von ihm aus erst recht nichts über Großafrikas Urwelt schließen darf.

Madagaskar ist nämlich von dem Hauptblock Afrika offenbar schon sehr früh, vor geologisch sehr, sehr langer Zeit, abgerissen worden. Es muß dann lange isoliert geblieben sein, wie ein kleiner Erdteil für sich. Abgesehen von einem gelegentlichen Schwimmer, wie vielleicht jenem Nilpferd, konnte von Tieren in der Zwischenzeit nichts mehr aus ihm heraus oder zu ihm hinein. Seine eingesperrten Insassen aber schlugen zum Teil recht eigene Entwicklungswege für sich ein, man kann das noch deutlich an den bis heute lebenden studieren. Und so war es ganz besonders bei jenen Halbaffen der Fall. Auch von denen gibt es allgemein ja noch lebende Verwandte auf dem Festland Afrika, z. B. die nächtlich lebenden sogenannten Galagos, die ihre Ohrmuscheln so hübsch nach Bedarf öffnen und zusammenklappen können — eine Gabe, die der Mensch in seiner mit so mancherlei bedenklicher Musik versehenen Welt leider nicht mehr besitzt. Allen madagassischen Halbaffenarten aber sieht man an, daß sie in der langen Abgeschlossenheit ihrer Insel wie auf einem separaten Erdteil auch separate Wege gewandelt sind. Und durchaus nur an diese madagassische Eigenbrötelei schließt sich nun auch jener Riese (Megaladapis heißt er wissenschaftlich) an. Ein einseitiges Produkt der Insel ist auch er gewesen — ein schlechtes vermutlich, da er auch am Fleck schon wieder vergangen ist —, aber kein Großafrikaner von kontinentaler Vergangenheit.

Des weiteren hatten dann die Engländer als derzeitige Besitzer des Kaplandes gelegentlich aus ihrem sogenannten Karoo-Fels dort eine Anzahl Tiergebeine geborgen, die diesmal allerdings sehr alt waren. Sie gehörten einem höchst vertrackten Saurievolk aus den uralten geologischen Perioden der sogenannten Perm- und Trias-Zeiten an. Das ist reichliche Jahrmillionen her. Es waren keine besonderen Riesen, aber sie glänzten durch hervorragende Abenteuerlichkeit der Gestalt. Einzelne führten Schnäbel wie Schildkröten, aus denen aber riesige walroßhafte Einzelhauer hervorstarrten. Andere erinnerten im Zahnbau und mancher anderen Eigenheit bereits an Säugetiere, und da am gleichen Ort wirklich auch schon der älteste bislang bekannt gewordene, äußerst urtümliche Säugetierschädel zutage gekommen ist (von dem wahrscheinlich schnabeltierhaften Tritylodon), so hat sich vielfach die Meinung, und nach meiner Ansicht mit Recht, festgesetzt, man stände hier vor einer der entscheidendsten Schöpfungswenden auf der Erde: nämlich dem leibhaftigen Übergang der Reptilien in die Säugetiere.

Auch das ist nun wieder an sich wichtig und lehrreich genug. Und die Situation wurde noch verwickelter und sozusagen pikanter durch den Umstand, daß in den Gesteinsschichten unter diesen Saurierknochen dort am Kap die unzweideutigsten Gletscherspuren sich nachweisen ließen, so daß man sich diese äußerste Südecke Afrikas zu gewisser ferner Zeit der Erdgeschichte hochgradig mit Eis bedeckt denken mußte, als sei der Südpol im heutigen Sinne dort hinüber verlegt gewesen. Die gleiche Vereisung ging aber ebenso nachweislich damals auch über Indien und Australien,

Digitized by Google

— eine wahre „Eiszeit“ viele Millionen von Jahren vor der späteren diluvialen, in der die Mammute lebten und unser Riesengebirge seine Gletscher durch die heutigen Schneegruben erstreckte. Hier verliert sich der Blick auf vorläufig rein unfaßbaren vorweltlichen Geheimnissen. . . . .

Gleichwohl blieb auch bei diesen Funden merkwürdig, daß sie sich hartnäckig sozusagen bloß auf die alleräußerste Südklippe des ungeheuren afrikanischen Kontinents beschränkten. Diese Klippe mußte, wie aus allen möglichen Anzeichen sicher hervorging, damals noch unmittelbar mit Indien und Australien zusammengehangen haben. Und man konnte es nicht leicht widerlegen, wenn einer behaupten wollte, auch diese ganze Kap-Ecke sei für diese endlos entlegene Zeit noch gar kein echtes Stück Afrika im heutigen Sinne gewesen, sondern bloß erst eine Art fremder südlicher Kontinentnase, deren Fortgang südlich Gott weiß wohin, vielleicht bis zum Südpol selber, gereicht habe, während das heute daran anschließende Afrika damals erst als Erdteil für sich nördlich dazu gelegen hätte.

Man muß sich ja die Karte der Urwelt mit ihrer Verteilung der Länder und Meere vielfältig ganz anders denken als die von heute. Ganze Stück heutiger Erdteile konnten damals zu andern hinübergehören und vom gegenwärtigen Verband durch breite Meere getrennt sein, während andererseits ganze jetzt trennende Ozeane nicht existierten. In solcher Urwelt hat gelegentlich z. B. Europa mit Nordamerika zusammengehangen, während es von Asien durch einen solchen Meeresarm gesondert war.

Und so blieb das Blatt, nach dessen Schrift man suchte, eigentlich immer noch weiß, und nur das eine ging wie ein ebenso zäher Glaube durch die Gelehrtenwelt: die Hoffnung, daß, wenn Afrika endlich auch über seine Urwelt zu reden begönne, das gewiß Allermerkwürdigste zu erwarten sei.

Da war es denn nun eine erste wirklich durchschlagende Wende der Dinge, als gerade mit Beginn des neuen Jahrhunderts (seit 1901) die Kunde sich verbreitete, die emsige Arbeit der Engländer, die sich inzwischen auch in der ägyptischen Nordostecke des Landes festgesetzt hatten, habe endlich doch eine große vorweltliche Tier-Katakombe auch auf ganz unanzweifelbar echt afrikanischem Terrain im Erdteil selber endeckt.

Der Ort war das westliche Hinterland des sogenannten Fayum in Unterägypten. Die felsenumschlossene Oase dieses Namens (Fayum heißt Sumpf) ist schon aus dem Altertum berühmt. Hier dehnte der Mörissee seinen blauen Spiegel, hier stand das Weltwunder des Labyrinths, hier blühte der absonderliche Krokodilkultus der alten Ägypter zu Ehren des krokodilköpfigen Wassergottes Sobek. Aber wohl mehr als zwei Millionen Jahre vor der ältesten Ägypterkultur muß hier noch eine ganz anders bedeutsame Situation bestanden haben.

Aus waldigem Hinterlande von damals durchaus nicht wüstenhaftem Charakter muß ein gewaltiger Strom von nilhaften Dimensionen gerade hier heruntergekommen und mit breitem Delta ins Meer eingeströmt sein. Urwald, Flußdelta und Meer aber belebte eine überaus reiche Säugetierwelt in jener entlegenen Zeit, die der Geolog als erstes Drittel noch der urweltlichen sogenannten Tertiärzeit (Ober-Eozän und Oligozän, wie die Fachworte lauten) verrechnet. Ihre Kadaver begrub gelegentlich der sich häufende Sand der Strommündung, und als dieser Sand später mit der unfaßbaren Länge der Zeiten und veränderten Lage der Dinge zu festem Sandstein zusammenbuk, blieben die Knochen darin erhalten bis auf den heutigen Tag, wo die Verwitterung des Wüstenrandes, die den harten Fels wieder annagt und zerbröckelt, auch sie hier und da wieder offen ans Licht gebracht hat — dem Forscher, der die so aufgeschlossenen uralten Schichten durchstreift, zu lehrreichster Schau. In Masse sind Knochen von dort jetzt in die Museen von London, New York und Stuttgart gebracht und sachkundig beschrieben worden.

Und da erstand jetzt zum erstenmal wirkliche „Urwelt von Afrika“ in deutlichen Tiergestalten auch für uns. Die Hoffnung hatte aber nicht getrogen. Nicht leicht konnte eine überraschendere Tierwelt zutage kommen.

Nicht nur bizarre neue Einzelgestalten neuer Säugetiere tauchten aus der endlich erschlossenen afrikanischen Erde, sondern, was viel wesentlicher war: eine ganze Reihe bereits bekannter Ordnungen der Säugetiere enthüllte zum ersten Male in dieser Afrikafundstätte das große Geheimnis ihres bisher vergeblich gesuchten entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhanges.

(Schluß folgt.)

Wer ist musikalisch? * Von Paul Zschorlich.

Zwischendurch begegnet man auf irgendeinem Kaffeekränzchen immer wieder einmal der verzückten Mutter, die von ihrem jungen Sohn behauptet, er sei so musikalisch, daß er alles auswendig spiele; neulich sei er einmal mit in der Oper gewesen, da habe er dann zu Hause fast die ganze Oper auswendig nachgespielt. Würde dieselbe Mutter erzählen, ihr Dreizehnjähriger habe den ganzen „Don Carlos“ nach der Vorstellung zu Hause frei rezitiert, so würde die Gesellschaft vermutlich laut herauslachen. Wenn das aber von einem musikalischen Werk gesagt wird, dann regt sich kein Widerspruch, und viele glauben die Mär ohne weiteres, obwohl doch zweifellos viel mehr dazu gehören würde, eine ganze Oper zu behalten als ein ganzes Drama. Ein alter lateinischer Spruch sagt: Credo, quia absurdum. Ich glaube es, weil es so verrückt ist. Hier trifft er zu.

Weder Richard Strauß könnte eine Oper frei aus dem Gedächtnis nachspielen, die er kurz zuvor gehört hat, noch hätte es Beethoven oder irgend jemand bisher gekonnt. Eine solche phänomenale Leistung würde auch nicht in den Konzertsaal gehören, sondern ins Varieté. Für den Grad des musikalischen Verständnisses würde sie noch nicht viel beweisen, sondern nur für die Gedächtniskraft. Wir haben großartige Künstler, die sehr wenig auswendig spielen. Umgekehrt gibt es selbst Erwachsene, die nur auswendig spielen, aus dem einfachen Grunde, weil sie gar keine Noten kennen. Sie gelten als sehr musikalisch, aber nur bei Leuten, die selber die Musik mehr lieben als verstehen. In Wahrheit ist es nicht weit her mit ihrer musikalischen Intelligenz.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Gesprächen über Musik. Wenn die jungen Mädchen sich über eine Sinfonie unterhalten, die sie gerade gehört haben, dann sprechen sie zweifellos von einem Helden und seinem Schicksal. Den Verlauf dieses Schicksals entnehmen sie dem Verlauf des Werkes. Hans Pfitzner hat das mit der beißenden Ironie, die ihm eigen ist, folgendermaßen verspottet: „So (d. h. auf diese Weise) würde ich kaum gefühlvollen Nähmädchen und kleinen Kindern Beethoven nahezubringen versuchen, indem ich eine Geschichte dazu erzähle, z. B. die eines Helden oder Schicksalkämpfers, der beim Fortissimo Mut schöpft, beim Ritardando wieder verzagt, beim Sforzato dreinschlägt und beim Adagio einschläft.“ In seiner neuesten, überaus streitbaren und mitunter in heftigen Ausfällen sich ergehenden Schrift „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz“ (Verlag der Süddeutschen Monatshefte in München) untersucht er den Begriff des Musikalischseins mit einer Gründlichkeit und mit einem Scharfsinn, wie sie zu gleichem Zwecke nur selten aufgeboten worden sind. Vor allem erläutert er ihn auch an praktischen Beispielen, er beweist seine Auffassung, soweit dieser Beweis mit Verstandesgründen zu führen ist und nicht die Gefühlssphäre allein in Betracht kommt. Dabei schneidet eine gewisse neuere Richtung in der Musik sehr schlecht ab, eine Richtung, die keinen Unterschied mehr gelten lassen will zwischen Klang und Geräusch und für die Melodie, Konsonanz, Stimmführung und Form überholte Begriffe sind. Pfitzner befürchtet, nein, er beobachtet bereits das, was man den Bolschewismus in der Musik nennen könnte. Wenn alles das, was unsere Meister verehrungswürdig macht und was uns stets mit neuer Freude und neuer Bewunderung erfüllt, nicht mehr gelten soll, dann wird allerdings die Musik zum Tummel- und Rummelplatz für die Auch-Musikalischen, dann hört das Studium der Musik ebenso auf wie das tiefere Gefühl, dann bleibt nur noch der Reiz der Klanggeräusche. Dann können die wahrhaft Musikalischen nicht mehr mittun, denn für sie ist die musikalische Kunst eben da zu Ende, wo der musikalische Dada beginnt. Dann muß der Kampf zwischen den musikerhaltenden und den umstürzlerischen Elementen in der Musik genau so ausgefochten werden wie in der Politik.

Man kann dem Tonsetzer Pfitzner manches vorhalten; daß er rückschrittlich sei, wird man nicht behaupten können. Wenn er sich als Ästhetiker also gegen einen „Fortschritt“ wendet, der in Wahrheit nur ein Rückfall in die musikalische Eiszeit sein würde, so spricht kein Reaktionär aus ihm. Es ist kein Bruch, kein Rheinberger oder sonstiger Konservativer, der da mahnt, sondern ein Liberaler, der selber zeitlebens im Verdacht gestanden hat, ein Umstürzler zu sein. Gerade dadurch erhält seine Beurteilung der zeitgenössischen Musik Gewicht! Ganz abgesehen aber von der

Digitized by Google

Hans Pfitzner,
Komponist der Oper „Palestrina".

Ergebnissen, zu denen er kommt, ist Pfitzners Büchlein so voller Anregungen und gescheiter Ausführungen, daß kein Musikalischer an ihm vorübergehen darf. Vor allem sind seine musikhistorischen Betrachtungen, die vieles in eine ganz neue Beleuchtung rücken, geradezu epochemachend; sie könnten ihrem Gehalt nach in einem grundlegenden musikgeschichtlichen Werke stehen. Wohl noch nie ist das Wesen der musikalischen Auffassung so haarscharf analysiert worden wie von Pfitzner, in dessen kleinem Buch sicherlich die Arbeit und der Niederschlag jahrelangen Nachdenkens über seine Kunst steckt. Pfitzner verwahrt sich vor allem gegen eine gewisse Musikkritik, die gewohnheitsmäßig dichterische Vorstellungen in die Musik hineinträgt. „Komponieren ist komponieren, und dichten ist dichten!" sagt er mit Recht. Das Wichtigste ist und bleibt ihm die musikalische Idee und deren Wandlungsfähigkeit. Ihm kommt es nicht auf das Hineingeheimnissen von Gedanken und nebulosen Vorstellungen in ein Musikwerk an, sondern einzig und allein auf den Verlauf des Werkes in thematischer und stilistischer Beziehung. Im Anhang seiner Schrift hat er auf nur vierzehn Seiten Beethovens „Pastorale" erklärt. Aber wie erklärt! Aus diesen vierzehn Seiten kann ein Musikschüler mehr lernen als aus manchem dicken Buch über Beethoven! Pfitzner nimmt den Hörer an die Hand und zeigt ihm, worauf es ankommt. Er erklärt ihm das Material. Er hält sich genau an das, was Beethoven komponiert hat, ohne „Helden" und ihre Schicksale heranziehen zu müssen. Und jeder wahrhaft Musikalische muß ihm recht geben, wenn er von der „Szene am Bach" schließlich sagt: „Dies ist keine Programmusik, es ist Ausdruck der Empfindung."

Für jeden, der Musik als inneres Erlebnis empfindet und nicht lediglich als Ohrenkitzel oder Verstandesfunktion, kommt gerade bei den wertvollsten Werken der Musikliteratur aus alter, neuer und neuester Zeit immer wieder der Augenblick, da jeder Versuch einer Erklärung nur die Ohnmacht des Erklärers (und das mangelnde musikalische Verständnis dafür) dem Hörer offenbart. Da bleibt nichts anderes übrig, als die betreffende Melodie zu singen oder die betreffende Stelle auf dem Klavier zu spielen und dazu zu sagen: „Wie herrlich ist das!" Wer wüßte nicht zahllose solcher Stellen bei Beethoven, Wagner, Brahms und anderen! Was will man, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in Schumanns berühmter „Träumerei" viel erklären? Läßt sie sich überhaupt erklären? Allenfalls könnten akustisch geschulte Komponisten zu interessanten Ergebnissen kommen. Für den musikalischen Hörer gibt es hier nur den kategorischen Imperativ: Höre! Empfinde! Genieße! Wer das nicht vermag, auf den ist Goethes Wort gemünzt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Wem's da nicht aus der eigenen Seele quillt, dem kann auch kein anderer helfen. Wer von der einfachen Schönheit eines Schubertschen Liedes nicht ergriffen wird, der hat in einer Beethovenschen Sinfonie von vornherein nichts verloren. Wer den Aufbau und die formale Meisterschaft einer Beethovenschen Sinfonie nicht wenigstens im groben begriffen hat, darf sich an eine der vier Brahmsschen gar nicht erst herangetrauen. Wenn in irgendeine Kunst, so muß man sich in die Musik hineinwachsen. Unmöglich, Brahms zu verstehen, wenn man nicht einmal Beethoven verstanden hat; unmöglich, den Wert Humperdincks zu erkennen, wenn man nicht einmal Wagner begriffen. Hier folgt für den Aufnehmenden eins nach dem andern, wie bei den Werken der Schaffenden eins aus dem andern folgt. Mit dem Gefühl allein ist es da freilich nicht getan. In der Erkenntnis größerer musikalischer Gebilde muß auch der Kunstverstand tätig sein. Fast alle unsere zeitgenössischen Komponisten stellen, ebenso wie Wagner, an die musikalische Intelligenz des Hörers hohe Ansprüche. Wer Humperdinck, Strauß, Schillings nur gefühlsmäßig erfaßt, gehört einer niederen Gattung von Musikfreunden an. Immerhin: Ich bezweifle nicht, daß auch derjenige sich aufrichtig an Humperdincks „Hänsel und Gretel" erbaut, der den verzwickten kontrapunktischen Künsten des Meisters nicht folgen kann.

Der Pianist Artur Schnabel.

Bruno Walter,
Generalmusikdirektor in München.

Drei Silhouetten aus der Musikwelt, geschnitten von Otto Wiedemann.

Digitized by Google

So wie es verschiedene Grade der Intelligenz gibt, so gibt es auch Abstufungen des musikalischen Verständnisses. Nicht jeder, der sich seiner Liebe zur Musik rühmt, ist musikverständig. Es gibt Leute, die gern singen und immer etwas vor sich hinpfeifen, aber von Beethoven nicht das mindeste verstehen, und es ist umgekehrt eine alte Erfahrung, daß gerade Komponisten selten eine Melodie summen, sondern alles nur innerlich hören. Es beweist gar nichts für das musikalische Verständnis eines Menschen, daß er sich blindlings der musikalischen Moderne verschreibt, wenn er nicht gleichzeitig beweisen kann, daß er die zwischen Wagner und den Ultraradikalen liegenden Stadien auch wirklich erlebt und in sich verarbeitet hat. Nur das könnte ihn legitimieren. Es beweist gar nichts, wenn jemand für Schönberg schwärmt und Schumann nicht hören mag. Es beweist aber sehr viel, wenn jemand mit leuchtenden Augen aus einer Sinfonie Beethovens herauskommt oder sich mit fanatischer Begeisterung für einen Schaffenden einsetzt. Und es beweist noch viel mehr, wenn er sich die Werke, die er zu lieben vorgibt, immer wieder auf sein Klavier stellt und sie studiert oder sie gar kauft. Denn ähnlich wie Carmen dürften alle Komponisten sagen: Wer mich liebt, der ist da. Dort nämlich, wo sie zu kaufen oder zu hören sind. Musikalisch ist in jedem Falle der, welcher der Kunst etwas opfert. Sage mir, mit welchen Komponisten du umgehst, und ich sage dir, wie musikalisch du bist!

Der Amboß * Skizze von Edgar Walsemann.

Mitten in der Schmiede stand der Amboß. Sein kühler, anteilloser Stahlleib war wie eine starre Tempelgottheit, zu deren ehernen Füßen Jahrhunderte spurlos zu Grabe gleiten und deren Haupt, Rumpf und Glieder nichts ausdrücken als das eine, lähmend überzeugende, unwiderrufliche: Ich bin. —

Mitten in der Schmiede stand der Amboß. Von den gewaltigen steinernen Findlingen, die hier und da einsam in der Heide liegen, geht die Sage, daß sie, lange bevor Menschen waren, lebendig gewachsen seien. So schien der Amboß aus dem Boden hervorgewachsen zu sein, und seine schwarze Schwere beherrschte unnahbar den rußigen Raum. Die kleinen Heideblumen, die keck und unentwegt bis an das gähnende Tor der Schmiede vorgedrungen waren, machten erschrocken halt, wenn sie des schwarzen Gesellen ansichtig wurden, und die einfliegenden Schwalben strichen vorsichtig darüber hin. Am Feuer aber stand rotbärtig der Schmied, eine Gestalt aus Muskeln, Horn und Leder, streute ab und zu weißen, rieselnden Heidesand auf das glühende Eisen, scharrte mit der bloßen, unempfindlichen Hand die rote Kohle zusammen und löschte sorgfältig mit dem Wasserquast jede vorwitzig ausbrechende Flamme, so daß die Hitze sich in eine Sackgasse getrieben sah und mit Wut und ständig angefachter Kraft über das Eisen herfiel, bis es weißglühend, zermürbt und zerfressen und so weich war wie nasser Ton.

Als nun die Hämmer, der leitende, leichtere Handhammer des Meisters und der gewichtige Vorschlaghammer des Gesellen, das Eisen zu bearbeiten begannen, sang der Amboß glockengleich, daß es rein und klar und weit über die Heide klang. Da waren anfangs die wuchtigen Klänge der ersten, zornig schmetternden Streiche, die das weiche Eisen trieben und streckten, bogen und stauchten, dann die der harten, richtenden Hammerschläge, und zuletzt folgten die schwingenden, hellen Töne der glättenden, schlichtenden und vollendenden letzten Hiebe auf das erkaltende Stück. Zwischendurch tanzte der Hammer des Meisters spielerisch variierend auf der spiegelnden Bahn des Amboßes, so daß das Ganze wie ein schönes, fein abgestimmtes Kirchenglockenspiel anzuhören war.

Vorzeiten war es dem Gesellen eine stolze Freude gewesen, daß die Schmiede einen uralten, singenden Amboß besaß, denn der Geselle war zugleich des Meisters Sohn, der dereinst Schmiede und Amboß übernehmen würde. Es gab aber in der Vergangenheit eine Stunde, die war voll Traurigkeit und wilden Zorns gewesen und wie ein böser Traum durch die Schmiede gestürmt. Und ein Wort war gefallen, eines jener irren, wegelagernden Worte, die, zorngeboren, plötzlich und tückisch aus feigem Hinterhalt vorstürzen und lebendige Menschen in schwere rasselnde Ketten schlagen. Wie der wilde Schrei eines gefangenen Tieres, das lieber sich selbst zerfleischt, als daß es sich duckt, rang es sich an die Welt, das wahnsinnige Vaterwort: „Bei Gott! Sie ist mein Kind nicht mehr, solang' mein Amboß steht."

Und zur Bekräftigung hatte der Schmied einige Male den Hammer auf dem Amboß tanzen lassen; das hatte geklungen wie ein grimmiges Trotzgelächter, das sich triumphierend durch die Esse aufs Dach schwang und die Kunde vom Fluch des Vaters weit über die Heide trug. Da war der Sohn vor den Vater gesprungen, fordernd und bittend, und hatte beschwörend die Hand gehoben für der Schwester Schande: „Nimm es zurück, das Wort!" — In der erhobenen Hand aber hatte sich noch der Hammer befunden, so daß die flehende Gebärde ungewollt zu drohender, aufhetzender Geste sich formte. Nacht war es geworden ringsum, nur des Alten roter Bart leuchtete wie eine lodernde, leckende Flamme über der Finsternis, ein Sturmwind pfiff mit Geheul durch die Esse, Funken glommen auf, blaue Flamme begann zu züngeln, sprang ins Gebälk, wuchs und floß auseinander wie Öl aus berstendem Gefäß: In Flammen stand die Schmiede auf der Heide. Jauchzend griff der Sturm nach der jungfräulichen Flamme, reizte ihr junges Wollen zu orgiastischer Leidenschaft und verband sich ihr in zügellosem hochzeitlichen Tanz, stürzend, zerstörend, vernichtend alles, was gebundene Flamme in sich trug.

Noch halb betäubt vom fällenden Faustschlag des Vaters, schleppte sich der Sohn hinaus und brach hinter bergendem Wacholdergebüsch aufs neue zusammen. Als er erwachte, war es Tag. Lose Asche und verbogenes Gerät waren geblieben von der zweihundertjährigen Schmiede.

Mitten auf den Trümmern aber stand rotglühend, wie eine vom Himmel gefallene Sonne, der Amboß. Die Luft in seiner Nähe geriet durch die Hitze in kreisende Schwingungen und bewegte sich um ihn herum in farbig schillernden Serpentinen, in deren Mittelpunkt gleich einem strahlenden Mysterium er stand und seinen alten Spruch verkündete: ‚Ich bin'.

Vom Brunnen kam der Vater. Er ging langsam und trug schwer an einer Last Wassers, die in großen Kübeln an ihm herniederhing. Beim Amboß angekommen, setzte er ab und begann, ihn vorsichtig abzukühlen. Zeit und Geduld waren nötig, um die Glut zu vertreiben. Zischend und wirkungslos prallten die Wassergüsse zunächst ab und stiegen in quirlenden Dampfsäulchen empor. Nach und nach aber wurde das helle Rot des Stahls dunkler, allmählich wich es einem schmutzigen Braun, und dann begannen in Streifen langsam die den Härtegrad des Stahls ankündigenden Farben in der Reihenfolge des Spektrums den Block hinaufzukriechen: Zunächst das samtweiche Blau, dann das starke Rot, zuletzt das glasharte, spröde Gelb. Als die obere glatte Bahn den richtigen Härtegrad erreicht hatte, goß der Alte Kübel auf Kübel über den Amboß und ersäufte darin die letzte Glut, bis die spiegelnde Fläche kalt und blank in der Sonne glänzte. Dann schlug er prüfend mit dem Hammer darauf. Der Amboß warf ihn klingend zurück, als wäre er ein elastischer Ball. Ein guter Amboß.

Dann ward um den Amboß herum die neue Schmiede gebaut.

So war es gekommen, daß der Geselle dem Amboß von ganzem Herzen gram war. Zwar hatte er geholfen, den Neubau aufzurichten, aber zwischen ihm und dem Vater hing wie ein geschlossener Schlagbaum das böse Wort: „Sie

Digitized by Google

ist mein Kind nicht mehr." Drei Jahre waren ins Land gegangen seitdem. Die Schwester, die kleine blonde Grieta, hatte die Last des väterlichen Fluches auf sich genommen und fortgeschleppt in die Stadt, wo sie ihr Kind, die einzige Hinterlassenschaft des auf dem Heidefriedhof unter der Erde liegenden Malers, mit Schmerzen und in Erbärmlichkeit zur Welt gebracht hatte.

Der Amboß aber sang hinfort den ganzen Tag, laut oder leise, schnell oder gemessen, dahinhastend oder bedächtig, dumpf und dröhnend oder fein klingelnd, je nach den Eigenschaften des Doppelschlags, der darauffiel, immer die eine eindringliche, beharrliche, unwiderrufliche Botschaft: ‚Ich bin, ich bleibe — in Ewigkeit'.

Es fraß an dem Gesellen, dieses immer wiederkehrende Lied. Nicht mehr hören wollte er es. Mit voller Kraft schlug er auf das Eisen. Desto lauter höhnte es ihm entgegen: ‚Ich bin, ich bin'. Schneller schlug er zu, um die Bosheit der Worte zu übertönen, zu erdrosseln. ‚Bin, bin, bin', raffelte der Amboß deutlich vernehmbar, und nun fiel der Hammer des Meisters mit ein: ‚Ich bleibe, ich bleibe —'. Und abklingelnd wie ein silbernes Christbaumglöckchen: ‚In Ewigkeit'.

„Meister," stieß der Sohn hervor, „Meister, ein Wort."

Der Meister ließ die braunrot verglimmende Pflugschar sinken und wendete den Kopf. „Was soll's?"

„Meister, die Grieta, sie ist krank."

Der rote Bart des Schmieds begann zu lodern. „Sie hat es gewollt", sagte er, trat ans Feuer und stieß das Eisen hinein. Auf schlug die Flamme. Der Geselle zog den Balg.

„Meister, die Grieta ist hier mit ihrem kleinen Mädchen."

Nun war's heraus.

Der Geselle duckte sich wie ein Tier zwischen Blitz und Donner. Funken entstiebten den Augen des Alten: ‚Nicht in mein Haus. Nicht in mein Haus die Schande."

„Nein, nein, sie sind im Krug im Dorf. Verzeihung will sie erbitten, die Grieta. Sie sagt, Gott hätt' ihr vergeben, da müßte der Vater ihr auch vergeben." Das hatte sie nicht gesagt. ‚Er soll's zurücknehmen, sein Wort, er kann so grausam nicht sein, oder er soll mich totschlagen mit seinem schwersten Hammer', hatte die Grieta gestern abend gesagt und hinzugesetzt: ‚Morgen komme ich in die Schmiede.' Ihre Augen waren die eines Wildes gewesen, das sich stellt. Es durfte nicht sein, daß der Alte unvorbereitet vor die Entscheidung gestellt wurde.

„Vater, vergib doch der Schwester, vergib doch deinem Kinde, es ist genug gestraft."

„Sie war mein Kind. Zu Recht besteht, was ich gesagt. Schlang' mein Amboß steht, will ich ihr nicht vergeben. — Drauf!" Er riß das weiße Eisen aus dem Feuer, drauf sausten die harten Hämmer. ‚Ich bin, ich bin, ich bin', sang es in alter Zuversicht aus dem Amboß. Wut packte den Jungen, grimmig schlug er auf den Schlichthammer, den der Vater ihm untersetzte.

Da stand die Schwester im Tor, ein Tuch um den Kopf, ihr Kind an der Hand. Sie trat in die Schmiede, gesenkten Hauptes, wie in eine Kapelle und näherte sich mit entschlossener Demut. Ihre Lippen waren sehr schmal. Deutlich sah der Bruder die langen schattenhaften Wimpern auf den Wangen liegen. Der Alte wandte, während er arbeitete, dem Tor den Rücken, sah nichts von den beiden Eindringlingen. ‚Ich bin, ich bin, ich bin', triumphierte der Amboß. ‚In Ewigkeit', bestätigte abklingelnd der Schlichthammer.

Auch der Geselle glaubte es. Mehr denn hundert Jahre war er alt, der Amboß, der Zeit hatte er getrotzt, der Feuersbrunst hatte er widerstanden, sein und bleiben würde er und nimmermehr vergehen. Gleich aber, gleich, wenn der Vater sich umwandte, würde wieder Nacht sich herabsenken, Flamme und Sturm erstehn, Vernichtung kommen und grinsende Unnatur. Entsetzen überkam ihn mit dem Erinnern an die Schreckensnacht vor drei Jahren, mit der Gewißheit ihrer Wiederkunft, mit der Überzeugung von der Unmöglichkeit einer Abwehr. Der Amboß war schuld, der verfluchte, der dreimal verfluchte Amboß, der noch blieb, wenn alles andre zerfiel und verbrannte, dem nichts etwas anhaben konnte, dessen Sein Ursache war, daß der Vater nicht Vergebung geben konnte. Zorn schoß dem Gesellen heiß ins Hirn, seine Hände umklammerten den langen Stiel des schweren Hammers, als wollten sie ihn nimmer lassen, alle Muskeln seines Leibes schwollen plötzlich und konzentrisch um einen kristallartig aufschießenden Willen, zweimal kreiste der Hammer in der Luft und schmetterte sodann mit scharfer Kante auf den Amboß hernieder mit einer Wucht, als fiele er von der Spitze eines hohen Kirchturms.

Schrill und erschreckt abwehrend schrie der Amboß auf: ‚Ich bin'.

Herausfordernd und kampfbereit gellte das ‚Ich', aber was war das? Bei dem ‚Bin', das sonst in sonorer Üppigkeit hervorquoll und minutenlang nachschwang, überschlug sich unerwartet der Ton und zersprang in der Mitte. Der Geselle stockte einen Herzschlag. Hoffnung sprang bäumend auf und fiel die würgende Verzweiflung an wie ein verhungernder Wolf. Noch einmal beschrieb der Hammer den Kreis in anstürmendem Rundschlag, traf, stieß auf gleich dem Schädel eines tollen Ochsen, krachend zersplitterte der eschene Hammerstiel, dumpf und lallend wimmerte der Amboß. Dann sank der schwarze Block langsam und schwerfällig, gespalten auseinander.

Das kleine Mädchen kletterte täppisch auf die Trümmer und hielt die Ärmchen hoch: „So groß bin ich!"

Der Meister blickte auf den sterbenden Amboß und stand, als spüre er eine starke, bändigende Faust im Nacken. Sein Unter-

Studienkopf. Zeichnung von Anton Bartz.

Digitized by Google

kiefer mit dem roten Bart fiel jäh herab wie bei eintretender Totenstarre, so daß der Mund einen Augenblick geöffnet blieb. Der Hammer entglitt seiner Hand. Dann strich er sich langsam über die Augen wie ein Erwachender und sagte leise zu der demütig neben ihm stehenden Tochter: „Geh in die Kammer, Grieta, es ist Feierabend!" Und zu dem Kindlein: „Geh mit deiner Mutter!"

Zu dem Sohne aber sagte er, scheu die Bruchstellen der beiden Amboßhälften musternd: „Er hat einen Sprung im Innern bekommen in der Nacht vor drei Jahren. Oder habe ich ihn zu hart gehärtet?"

„Er war zu hart", sagte der Geselle und ließ wohlgefällig die Muskeln an den Oberarmen spielen. „Er war zu hart. Er hatte zuweilen, wenn der Feuerschein darauf fiel, einen giftig gelben, bösartigen Schimmer. Er war hart und spröde wie Glas. Darum konnte der Hammer ihn spalten."

Der Alte nickte: „So wird es gewesen sein."

„Zeit ist Geld" * Von Ernst Lissauer.

„Zeit ist Geld": Mit diesem Wort hat man uns erzogen, und wir haben es hingenommen, daß man es uns lehrte. Aber es ist ein gemeines Wort.

Nichts Herrlicheres als ein Mensch, welcher seine Zeit voll zu nützen weiß. „Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit": dies jubelnde, dies ganz seiende und ganz habende Wort Goethes schließt wie eine Zauberformel den Glücksberg des schöpferischen Menschen auf. Bergwerke Zeit ziehen sich durch seine Wohnung; er kann Armeen Stunden aus der Erde stampfen, ihm wächst ein Kornfeld Zeit auf der flachen Hand. Alle wahrhaft tätigen Menschen haben einen Überschuß von Zeit, der sich allmählich ansammelt, weil sie allmählich dazu kommen, die Zeit einzuteilen durch immer klarere Erkenntnis des Wesentlichen und Notwendigen. Der schöpferische Mensch ist von Natur ordentlich, Ordnung hält er auch mit der Zeit.

Das Wort: „Zeit ist Geld" stammt aus einer völlig anderen Region des Seins: Wem Zeit Geld ist, der hat ebensowenig je Zeit genug, wie er je genug Geld für seine Gier besitzt. Er ist immer in der Hetze; er sitzt auf einem Treibriemen Zeit und saust um und um. Wem Zeit Geld ist, der kommt niemals zu sich, sondern nur immer zu andern. Ein Wort, entstammt einem Bereiche niedriger Nützlichkeit; Ausbeutung des eigenen Ichs; Raubbau am Leben selbst; das Taylor-System, angewandt auf die Gesamtheit der Existenz.

Keine Epoche hat so viel Zeit darauf verwandt, Zeit zu sparen, und keine hat weniger Zeit gehabt. Wem Zeit Geld ist, der muß darauf aus sein, Zeit zu sparen. Ihr war Zeit nicht nur Geld, sondern sogar Kapital, und sie legte Zeit an auf Zins und Zinseszins. Geld ist gemünzte Möglichkeit (oder heut bei uns: ein gedruckter Gutschein über Möglichkeit). Der Jobber aber „macht Geld", Geld um seiner selbst willen, und so der Zeitjobber Zeit. Alle die vielen Tausende, welche Zeit sparten, wußten mit ihrer Zeit weniger anzufangen als die Menschen früherer Jahrhunderte, welche nicht die Bahnen, Fernsprecher, Fahrstühle und alle die andern Vorrichtungen zur Ersparung von Zeit besaßen.

„Zeit ist Geld", und „Die Zeit ist mein Besitz": Zwei Welten, New York und Weimar um 1800. Zwischen diesen beiden, der Geldzeit und der Ackerzeit, müssen sich die Deutschen von 1920 entscheiden, und die Entscheidung ist um so schwerer, als die wirtschaftliche Not dazu verführt, die Zeit auszuprägen. Aber was immer auch das Ergebnis solchen Betreibens wäre, uns hält der Druck der Gegner, die uns jederzeit wirtschaftlich loser oder stärker schnüren oder auch völlig erdrosseln können, so fest, daß Zeit im Sinne des Betriebes nie mehr als Papiergeld in, je nachdem, höherer oder niedrigerer Valuta sein kann. Ein gedeihliches und vor allem würdiges Leben entsteht in Deutschland nur, wenn uns Zeit wieder Acker wird: von langher bestellter, langsam zeugender. Freilich, dies ist eine Lehre und Hoffnung für wenige, im besten Falle für viele Wenige; den vielen Vielen ist Zeit immer Geld gewesen und wird Zeit Geld sein.

Denn was ist das: Zeit als Acker haben? Ein Ich haben, das Acker ist, das fähig ist, geackert zu werden. Es ist eine seelische Veranlagung, eine Kraft des Wesens, das gleiche wie: sich sammeln können; aber daß gesammelt werde, muß eine gewisse Menge, ein Vorrat an Selbst, vorhanden sein.

Wer da Zeit hat, dem wird Zeit gegeben; nur wer Zeit hat, kann Zeit haben.

Streiflichter.

Das Gedächtnis vor Gericht. Wie heilig und genau nahm man es ehedem mit dem Eide! Vorbereitung und Ermahnung durch den Seelsorger vor der Anrufung Gottes als Zeugen der Wahrheit war gesetzliche Vorschrift oder doch gute Gewohnheit. Man fastete gar am Vortage. Auf dem Richtertische mahnte das Kreuz wieder an die Verantwortlichkeit vor dem, der einst forderte: „Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel." Die Scheu vor der Heiligkeit des Eides ist heute verblaßt. Die geschäftsmäßige Eidabnahme vor jeder Zeugenaussage, die Verwendung des früher als Sakrament angesehenen Beweismittels in jedem Bagatellprozeß sind schuld daran. Noch bedenklicher steht es mit dem Mißbrauch des Eides, seitdem die Vereidigung *vor* der eigentlichen Aussage geschieht. Eine Verbesserung der Aussage bedeutet eine Veränderung der beschworenen Aussage, die es nicht geben darf. Das Verfahren wegen fahrlässigen oder Meineids droht, und dieses ist selbst dem Mann mit robuster Gewissensepidermis fatal, und wenn diese imprägniert wäre wie Kriegsleder. Nun ist aber auch dem Aalglattesten ein Kreuzverhör mindestens unbequemer Sand, kann sogar zur Aalzange werden. „Nach bestem Wissen und Gewissen" soll geschworen werden. Das Gedächtnis ist die Grundlage forensischen Zeugnisses, also des Eides. Läßt mich mein Gedächtnis im Stich, so darf ich unter dem Eid nicht aussagen, weil ich auch nach bestem *Gewissen* zeugen soll. Mit dieser Rabulistik vermeidet es der Gewohnheitszeuge, eine Frage zu beantworten, die ihm oder Freunden unbequem ist. Er erwidert meist: „Das ist möglich, aber ich kann mich in diesem Augenblick nicht darauf besinnen." Das Gedächtnis wird also zum rettenden Sumpf, in den sich der bedrängte Aal in letzter Not schlängelt. Auf die empörte Bemerkung eines Zuhörers: „Der Zeuge *muß* das gesehen und gehört haben" — erwiderte ein vielbeschäftigter Anwalt mit sardonischem Lächeln: „Das Gedächtnis des Zeugen hat eben in dem Augenblick ausgesetzt, in dem er befragt wurde. Fünf Minuten später funktionierte es vielleicht wieder. Aber fünf Minuten später wurde er nicht befragt. Nach Ihrem Urteil hat der Zeuge also unter dem Eide gelogen. Nach meinem privaten Urteil auch. Aber juristisch ist dem Zeugen nichts anzuhaben."

Vor den Gerichtsstätten des Orients lungern stets Lumpen, die für ein paar Piaster jeden Meineid übernehmen, und zwar berufsmäßig. Wann wird bei dem Sumpfwärtsgleiten unserer öffentlichen Moral die Meineidbörse auch bei uns vor den Toren der Justizpaläste blühen?

Pakete für Minister. Im Prozeß Erzberger—Helfferich verlas der Vorsitzende eine Aufstellung von Sendungen rationierter Lebensmittel, die in die Speisekammer des Herrn Reichsfinanzministers gelangten. Die Zuhörer begannen zu schlucken, wie Kinder, die einen Leckerbissen sehen. „10 Pfund Zucker à 30 Pfennig . . . 3.— Mark, 6 Pfund Butter à 1,80 . . . 10,80 Mark, Rauchfleisch das Pfund . . . 2,20 Mark und so weiter." Und wehmütig setzte der Vorsitzende hinzu: „Die Preise kann man nicht ohne Kummer lesen." Das wird ein geflügeltes Wort bleiben.

Zwei Richtungen hat es immer unter den Ministern gegeben: Die eine trägt die weiße Weste.

König Viktor Emanuel II. wollte bei seinem Besuch in Berlin im September 1873 dem Fürsten Bismarck eine Dose mit Brillanten, deren Wert auf 50—60 000 Frank, ungefähr auf das Sechs- bis Achtfache des bei solchen Gelegenheiten üblichen, angegeben wurde, verehren. „Der hohe Werth des mir zugedachten Geschenkes könnte also Anlaß geben, es in Verbindung zu bringen mit der Anlehnung, die der König von Italien bei dem Deutschen Reiche damals erstrebte. . . . In diesem Falle hätte nicht das fürstliche Bildnis, sondern hätten die verkäuflichen Diamanten das entscheidende Gewicht." Die Dose wurde von Bismarck abgelehnt. Er nahm nur das Bild des Königs mit eigenhändiger Unterschrift.

Die andere Richtung verkörperte sich im russischen Reichskanzler Fürsten Gortschakow. Bei dem Besuche Kaiser Wilhelms I. in Petersburg (1872) sondierte Bismarck den russischen Kollegen vertraulich, welches Geschenk ihm am angenehmsten sei, und erhielt sofort die Antwort: „Laß Er mir (Russizismus) eine tüchtige Dose geben mit guten Steinen!"

Der Freund des Herrn Angele zieht die russischgrüne Weste vor und meint: „Laß Er mir oder meiner Frau tüchtige Pakete schicken mit guten Preisen."

Digitized by Google

Nr. 11 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

10. Fortsetzung.

Das Haus war jetzt still. Niemand sang mehr nach der Freiheit, nachdem die Freiheit selber in Heckerhut und Carbonarimantel über die Schwelle getreten war. Niemand störte das Beisammensein der beiden Lebenden. Der Geheimrat Nimis tat es doch. Er öffnete die Türe der Putzstube, in der Harro und das Vrenche zärtlich in der Schummerstunde beisammensaßen, und sagte, als schwarzer Schattenriß vor dem grellen Lichthintergrund des Furs:

„Ich bitte um zwei Worte, Herr von der Venne!“

Der wilde Friese folgte ihm und schlug drüben im Arbeitskabinett unbekümmert im Niedersitzen ein hochgestiefeltes Bein über das andere. Aber auch in dieser Bewegung war ritterliche Leichtigkeit, auch in seinem Flibustier-Aufzug war er ein Mann von sechzehn Ahnen.

„Was ich mir denke, Herr Geheimrat?“ sagte er. „Nichts! Die Zeit ist nicht zum Denken, sondern zum Handeln! Mein Handeln in Ihrem Hause besteht darin, daß ich Demoiselle Verena Nimis, Ihre Tochter, heiraten werde, das liebenswürdigste, gescheiteste und göttlichste Frauenzimmer, das je die Natur schuf. Ihr Segen wird mich glücklich machen . . .“

„So . . .“

„Sein Ausbleiben nicht unglücklich. Denn unsern schönen Bund vermag das nicht zu trennen!“

„Und mein Verbot?“

Der Geheimrat fuhr entsetzt in seinem Stuhl zusammen und verkroch sich förmlich in sich. Vor ihm donnerte es auf der Tischplatte, daß die Tinte aufspritzte und die Blätter flogen. Der flachsblonde Hüne vor ihm war aufgesprungen. Seine Augen flammten wie zwei blaue Fackeln. Aus seinen weißen Zähnen lachte der Zorn eines Wikings, der ein feindliches Schiff entert.

„Ihr habt lange genug verboten, ihr Winkelkrämer und Heulmeier und Duchtenfreunde und Tartüffer! Jetzt kippt die Welt! Jetzt klopfen wir die Hermeline aus, und ihr Motten fliegt mit aus dem Pelz!“

„Ich bin kein Reaktionär . . .“

Der lange Friese beugte seinen Oberkörper über den Tisch, um den in den Sessel geduckten künftigen Schwiegervater zu betrachten.

„Und ich dachte immer, so sehen sie aus“, sagte er. „Aber gut! Was haben Sie dann gegen mich? Ich bin freier Erbherr, aus schönem Hause, über meinen guten Ruf können Sie sich in der Berliner Hausvogtei und in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt erkundigen. Mit den Schergen der Tyrannei habe ich gespielt! Mit Frauen nie! Dafür stehen sie mir zu hoch. Dafür bin ich ein teutscher Jüngling. Ich bin rüstig wie Vater Jahn . . . gesund wie der teutsche Zorn, stark wie ein Cimber . . .“

„Sie verwirren mir mein friedliches Haus“, sprach Emil Nimis leise und erschöpft. Er fürchtete sich vor dieser sechs Fuß langen wilden Ausgeburt der Zeit und hatte doch zugleich den unbestimmten Drang, sich von ihr beschützen zu lassen. „Sie versteckten sich heimlich unter meinem Dache! Sie brachten meinen Sohn auf Abwege, sie den Unwillen eines Metternich herausforderten! Sie verdrehten meiner Tochter den Kopf! Sie ängstigen mich in meinen vier Wänden . . .“

Der Recke lachte.

„Merken Sie denn nicht, daß ich das Glück bringe,

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ella. Gemälde von Hans Thoma.

Digitized by Google

Schwiegerpapa?" sagte er, und das letzte Wort kam ihm ganz selbstverständlich über die Lippen. „Ich bringe die neue Zeit!"

„Leider, mein Freund . . . leider!"

„Ihr habt jahrelang gedacht, die Welt steht still, weil euer Verstand stillstand! Aber jeden März schießt der Saft neu in die Bäume. Jedes Jahr kommt ein Frühling und jedes Menschenalter ein Völkerfrühling! Jetzt ist er da!"

„M'r merkt's! M'r merkt's!"

„Sie sind doch immer in Ihrem Leben mit den Mächtigen gegangen! Jetzt haben wir die Macht! Jetzt müssen Sie mit uns! Was wollen Sie dort drüben, wo Sie jetzt aus Baldachinen phrygische Mützen machen und die großen und kleinen Metterniche durch die Hintertüre in den Reisewagen klettern! Wie lieblich wandelt es sich unter der Sonne der Freiheit. Ein goldhaariger Cherub steht am Eingang und breitet zum Willkomm die Arme aus. Er nennt sich Ihre Tochter. Ich, Ihr Sohn, grüße Sie mit ehrfurchtsvollem Bruderkuß . . ."

„Nein — nein . . ." Der Geheimrat wich vor dem Wilden zurück, der wirklich Miene machte, ihn mit seinen mächtigen Armen zu umfangen und an seine breite Brust zu ziehen. „Nein . . ." Er blieb schweratmend mitten im Zimmer stehen. „Lassen Sie mir Zeit! . . . Ich habe letztlichst nichts zu erinnern, wenn Sie den Abend ehrbar und in gesittetem Austausch des Gemütes und Geistes mit meiner Tochter Verena verbringen . . ."

„Morgen muß ich weiter . . .!"

„Morgen konversieren wir noch über das Thema! Heute . . . heute kann ich nicht mehr!"

Aber der Geheimrat Nimis fand keine Ruhe. Kaum war der Friese hinüber zu seinem Brenche, so setzte sich Frau Malwine neben ihren Mann. Sie sprach jetzt in der Aufregung wieder ganz ihr heimisches Wienerisch.

„Derfang di' doch, Emil! Geh! Sei lieb! Sag' ja! Dös is doch a Partie, wie sie das Madel nie wieder macht . . ."

Der Geheimrat sah seine Frau lange aus seinen jugendhellen braunen Augen an. „Tretet mich jetzt nicht mit Bitten an oder gar mit Drohungen, wie das die neue Zeit ja wohl so mit sich bringt. Ich muß allein sein . . ."

In dem Schlafgemach entzündete Emil Nimis einen Wachsstock, nahm ihn in die Hand und stieg die Treppe zu dem Mansardenboden hinauf. Er schlich an dem Eulenzimmer vorbei, in dem vor einem Jahr der Flüchtling Harro von der Venne ohne sein Wissen gesessen, den Gang entlang und öffnete aufatmend an dessen Ende die eingerostete, unter dem Schlüssel knirschende Türe zu der stets verschlossenen Rumpelkammer. Staub und Modergeruch schlugen ihm entgegen. Die Motten hatten den alten Seehundskoffer vor ihm zerfressen. Er klappte ihn auf. Er zog mühsam die ächzenden Schubladen aus der wurmstichigen Kommode. Die Kerze flackerte unstet auf. In ihrem Zitterlicht und Halbdunkel schimmerten aus ihren Behältnissen die seit drei Jahrzehnten verboten gewesenen, seit drei Tagen freien Farben.

Ein Graukopf beugte sich über das verstaubte Schwarz-Rot-Gold. Schwarz-Rot-Gold auf Bändern. Schwarz-Rot-Gold auf einem verschlissenen Banner . . . es klang und sang in ihm aus fernen Tagen. Und er bekannte in seiner Seele:

Ich war nicht schlecht. Ich war nur schwach. Ich war ein Mensch. Ich stahl mich heimlich aus den Reihen der Gefährten. Da grüßen sie wieder, die Freunde meiner Jugend . . . verdorben . . . gestorben . . . Gott weiß wohin . . . da leuchten die vergilbten Schriften, die morschen bedruckten Blätter, aus denen einst das Feuer in junge Köpfe sprühte, da ist das Seidenpapier um den Splitter blutgetränktes Holz von Sands Schafott . . . da bin ich selbst . . . mein eigenes Ebenbild schaut mir über die Lebensbrücke von dreißig Jahren ins Gesicht.

„Man schalt es Verbrechen.
Man täuschte sich sehr.
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr . . ."

Die Liebe nimmermehr! Was wurdest du alt und kalt in der Welt, du Jüngling auf dem Bilde! Aus der Vergangenheit richtest du den, der aus dir wurde! Denn die Vergangenheit ist nicht tot, wie ich wähnte. Sie kam wieder. Sie ist brausende Gegenwart. Sie ist feierlicher goldener Sonnenaufgang der Zukunft . . .

Und ich . . . ich habe dich verraten . . .

Still . . . still . . . niemand weiß es mehr. Sie sind tot. Übers Meer . . . verschollen, die von damals. Nur einer kennt hier mein Geheimnis: Mein Sohn! Er ist, was ich vor einem Menschenalter war: Er ist mein besseres Ich.

Der alternde Mann bückte sich. Er zog leise, vorsichtig, mit zitternden Fingern die schwarz-rot-goldenen Bänder aus dem Wust der Überbleibsel der Burschenschaft. Er stand mühsam auf. Er drückte die Bänder an die Brust. Er stieg langsam mit ihnen die Treppe hinab, und mit jedem Schritt dünkte ihn, als würde er jünger und freier und wieder, was er sein Leben lang gewesen, der stets vorsichtige Liebling des Schicksals und das wohlbedachte und wohlberatene Sonntagskind der Zeit. Als er bei seinem Sohn Reinhold eintrat, war er ganz der bewegliche, gewandte, heitere Geheimrat. Das glatte Gesicht lächelte. Aber die hellbraunen Augen waren feucht vor ehrlicher Rührung.

„Reinhold . . ."

„Sie, Papa?"

„Reinhold . . . sieh, was ich vom Boden herunterbringe! Du allein weißt, was es heißt . . ."

„Papa . . ."

„Ich bring' es dir, Reinhold . . . Da hast du das Band, das auch ich einst auf dem Herzen trug, als die Weihe einer neuen Zeit . . ."

„Ich weiß gar nicht, wie mir ist!"

„. . . und das zweite Band hier, mein Reinhold, ist für deinen Vater. Er tat dir unrecht. Die Menschen taten es dir. Du selbst sagtest: Du wolltest es vergessen! Verzeihe ihnen und mir! Ich habe vergessen, daß ich alt bin! Ihr Jungen habt recht. Die Zeit hat es mich gelehrt!"

„Vater . . ."

„Laßt mich wieder jung werden! Laßt mich in eure Reihen treten! Auch ich bin ein alter Freiheitskämpfer! Komm in meine Arme, mein Reinhold, laß uns Freunde sein!"

* * *

Es war Schlag vier Uhr an diesem frühlingsblauen Donnerstag-Nachmittag des 18. Mai 1848, als — ungewohnt nach der dreunddreißigjährigen stillen Friedenszeit — rollender Kanonendonner über die Giebel und Dächer des ehrwürdigen alten Frankfurt am Main dahindröhnte. Festlich riefen die Zungen der Domglocken unten vom Fluß her. Die Türme von St. Leonhard und Nikolai läuteten. Droben war der Römerberg schwarz von Menschen, weiß von winkenden Händen und flatternden Tüchern und glückverklärten Gesichtern. Ein Brausen des Jubels wogte aus den Tausenden zu dem Kaisersaal empor. Schwarz-rot-golden hingen vor ihm die Fahnen. Schwarz-rot-golden wehten sie daneben von Alt-Limpurg und dem Hause Silberberg, von Löwenstein und Frauenstein und dem Salzhaus und Wanebach und dem Goldenen Schwan. In dünnen Spalieren hielt vor dem Ostportal des Römers das Fußvolk der Freien Reichsstadt den Platz frei. Ein Zug bewegte sich da langsam, feierlich heraus. Zwei schwarz-rot-goldene Fahnen schwenkten ihm da voran. Dahinter, in Reihen zu je vier, ernst und gesammelt dareinblickende Männer, Hunderte und aber Hunderte. Die Spitze des Zuges näherte sich schon der Neuen Kräme, ehe die letzten noch das Rathaus verlassen, und schwenkte, um-

Digitized by Google

brandet von den Jubelrufen der Massen, nach links, zu der schlichten, runden Kirche ein, von der ihm der Willkommgruß der Glocken entgegenrauschte.

An dem Weg, den der lange Zug der beinahe vierhundert Männer über den Römerberg hinnahm, an der Börse, stand der Patrizier der Freien Reichsstadt Frankfurt, der Bankherr Leopold Colosimo mitten in dem Gedränge des Volks mit seiner Frau Euphrosyne und seinen Kindern Alfons und Minettchen und seinem Schwiegersohn Ferdinand. Man sah es dem wenig mehr als Fünfzigjährigen nicht an, daß er schon Großvater war. Sein Haar war noch dunkelbraun. Sein Gesicht faltenlos, streng gemessen. Aber heute leuchtete eine innere Wärme und Bewegung darauf. Er hatte den breitkrempigen grauen Zylinder ehrerbietig vom Haupt genommen. Er sagte zu den Seinen und mußte seine Stimme verstärken, um in dem Kanonendonner und Glockengeläute und den Hochrufen der Menge gehört zu werden:

„Vergeßt mir den Augenblick nicht, ihr Lieben! Unser Frankfurt hat eine stolze Geschicht'! Aber keine größere Stunde nit wie heute! Wenn ihr 'mal alt seid, könnt ihr's den Enkelche noch erzähle: Wir haben die deutschen Reichsboten in die Paulskirche einziehen sehen . . .!"

Das Reich ist wieder nahe! Das Reich komme! klangen die Glocken. Das Reich komme! rauschten die schwarz-rotgoldenen Banner. Das Reich komme! jauchzten die Stimmen der Menschen.

Leopold Colosimo gehörte als Senator zur Regierung Frankfurts. All die Männer, die da in ernsten Reihen vorbeizogen, waren auch bei ihm zu Gast am Main. Er hatte in den letzten Tagen schon viele der Eingetroffenen kennengelernt und gesehen.

„Noch nie war eine solche illustre Versammlung der vorzüglichsten Geister auf einem Fleck vereint", sprach er ergriffen zu seiner Familie. „Da steht man weiß Gott auch im Geist mit dem Hute in der Hand! Da geht Gervinus, Mamale, die Heidelberger Leuchte, da der Welcker aus Freiburg, der Pfizer, der Bassermann, der Dahlmann, der Droysen, der Waitz, der Lassaulx, der Soiron . . ."

„Du liebe Zeit! 's wird einem ganz bang!"

„Wenn die's net schaffe, dann kann sich unser Vaterland überhaupt heimgeige lasse! . . . Da is der Oberst von Mohl, der Beseler, der Biedermann . . der Ignaz Döllinger . . ."

„Was kreische denn die Leut auf einmal so?"

„Die sind wie besesse! Der Jahn kommt! Der alte Turnvater Jahn!"

Barhaupt wie immer, in eng zugeknöpftem Graurock, mit weit übergeschlagenem Hemdkragen und langem schneeweißen Bart schritt der Patriarch der Befreiungskriege vorbei, und hinter ihm wiederholte sich in einer zweiten Greisengestalt der Geist der großen fernen Zeit. Die Köpfe entblößten sich vor Ernst Moritz Arndt.

„Da ist Karl Vogt! Da ist Graf Auersperg, der Dichter Anastasius Grün! Da ist Heinrich Laube . . . da ist Arnold Ruge . . . Wilhelm Jordan . . ."

„Und alle, alle kommen, um Deutschland wieder aufzubauen!"

Weberstube. Gemälde von C. Heinrich Lucas.

Digitized by Google

„Da ist Jakob Grimm! Fallermayer! ... Robert Blum! Der stille, schlichte Mann da — das ist Ludwig Uhland ... da ist Heinrich von Gagern ... Fürst Lichnowsky ..."

Es war ein Wehen in den Lüften wie einst bei der Krönung des römischen Kaisers deutscher Nation in der alten Krönungsstadt am Main. Eine Hoffnung in den Seelen: Alles wird neu. Vom blauen Maihimmel schien die langsam sinkende Sonne auf den Völkerfrühling Deutschlands. Auf gläubige Gesichter. Zukunftsheiße Augen. Hinter den Colosimos stritten ein paar Männer in unverfälschtem Sachsenhäuserisch:

„Ha, du Schinnoos: Geh norr selwer nach Mainz: Na hörst du's! Jede Tag gibt's da Händel mit den Preuße ..."

„O mei!"

„... Die rote Hose werde schon komme und die Preuße vegjagen!"

„Guck emol an!"

Der Bankherr überhörte die Stimmen aus Deutschlands Zwietracht. Er selbst stand in allen Dingen außerhalb Frankfurts auf Habsburger Seite. Er hob die Hand und winkte einem Abgeordneten, der, lang von Gestalt und ernst, wie ein Mann des Volkes, aber mit dem Gesichtsausdruck eines Gebildeten, aussah.

„Das ist keiner von den Große," sagte er zu seiner Frau, „sondern der Fabrikant Eberhard Wägele aus Wolfingen. Er war schon lange schwäbischer Landstand. Ein Freund vom Uhland. Ich mach' Geschäfte mit ihm! Seine Maschinenfabrik hat eine Zukunft ... Da kommt der Falk aus Karlsruhe! Dem Mann siehst du auch nit an, wie rot er inwendig ist!"

„Was schreien und winken sie denn da auf einmal so arg, Papa?"

„Sie rufe den österreichischen Stammesbrüdern zu, Minettche! Da ist das heilige Land Tirol, ihr Kinder", sagte er wärmer als sonst. „Da ist das schöne Kärntnerland! Da ist die grüne Steiermark!"

„Da grüßt dich einer, Papa! Guck emal — was e schöner Mann, wenn er auch schon graue Haare hat!"

Das Haupt eines zum Manne gereiften Siegfrieds hob sich über die andern aus dem Zug. Es lag schon der Silberschein der angehenden Fünfzig auf dem krausen blonden Vollbart und über dem weltergebräunten, von Licht und Luft der Berge umwehten Antlitz. Aber in dessen Männlichkeit war noch die ungebrochene Stärke der freien Natur. In der Haltung die Spannkraft des kniefesten Gemsenjägers und auf der sonnenverbrannten Stirne die Furchen des Denkens.

„Auf heute abend bei mir in der Bockenheimer Straß', Herr Professor!"

„Servus, Herr Colosimo! Ich komm', aber mit Frau und Tochter!"

„Mein Kompliment den Damen! Mein Kompliment! Minettche ... das war der Professor Armin Oberkofler aus Graz. Der war dem Metternich schon lang ein Dorn im Auge ..."

„Papa ... sonst sagtest du doch, der Fürst Metternich sei der Anker für ruhigen Handel und Wandel, und wenn er auf dem Johannisberg war, seid ihr, du und der Großpapa, in der schönsten Chaise hinübergefahren, um eure Reverenz zu mache?"

„Der Metternich ist gestürzt", sprach der weltkundige Kaufherr. „Und der Oberkofler ist oben. Das ist wie die Hauss' und die Baiss' in der Börs'. Ich hab' die Welt nit gemacht, Minettche. Ich nehm' sie, wie sie ist. Sie ist rund und dreht sich ... Herrgott ja, da kommt ja zu guter Letzt mein Herr Lebensretter selbst im Zug ... Willkommen in Frankfurt, Herr Geheimrat! Ich war gestern schon bei Ihnen im Kasino, um Ihnen meine Visite zu machen, aber Sie waren nicht zu Hause."

„Der Geheimrat Nimis ist immer beschäftigt", sagte Colosimo der Jüngere und grüßte verbindlich. Der Ruf des Dr. Nimis reichte über die Grenzen von Darmstadt. Sogar vier Meilen weiter, hier in Frankfurt am Main, hatte er noch seine reichen Patienten. Es waren nicht nur seine ärztlichen Kenntnisse, denen er das verdankte. Es war seine leichte Hand, sein glattes Lächeln, sein schweigsames Wesen, das ihn zum menschenkundigen Leibarzt eines höheren Adels und ebenso hohen Patriziats zwischen Neckar und Main machte. Er kam mit jedem aus. Er erinnerte jetzt weniger an einen Arzt als an einen glattrasierten ältlichen und weltlichen Geistlichen, wie er würdevoll im Zug der Abgeordneten schritt und dabei doch nach alter Gewohnheit die noch jugendlich-hellen braunen Augen neugierig nach rechts und links schweifen ließ.

„Meinen Glückwunsch zur Wahl in die Paulskirche, Herr Geheimrat!"

Über die beweglichen Züge drüben, mit dem feinen Mund eines Schauspielers, glitt ein Lächeln des Erkennens.

„Ei, der Herr Senator! Ja ... Ich habe mich entschlossen, dem Ruf des Volkes zu folgen und mich wählen zu lassen ... Ich bin doch selbst ein Sohn des Volkes!"

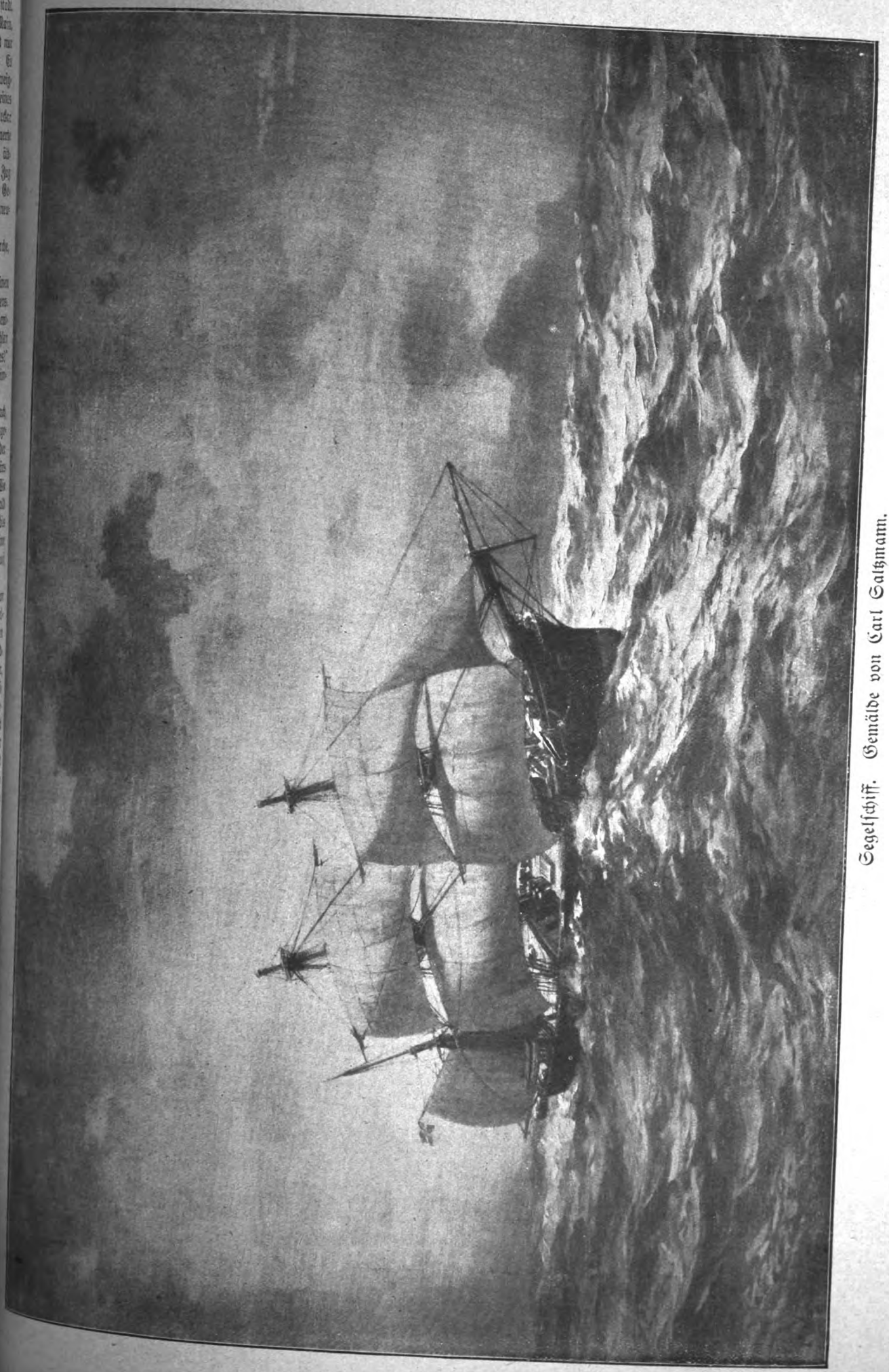
„Auf Wiedersehen heute abend bei mir, Herr Geheimrat Nimis!"

Das Volk sah ehrerbietig dem Doktor Emil Nimis nach, wie er gemessen dem Glockenklang der Paulskirche entgegenwandelte, und der Senator sagte mit dem Lächeln der Menschenkenntnis eines mehrfachen Gulden-Millionärs halblaut zu den Seinen: „Der Ruf des Volkes ... Wie ich gehört hab', is der Nimis mit Extrapost im Odenwald herumkutschiert und hat den Leuten keine Ruh' gelasse, bis sie ihn in Gottesnamen gewählt habe. Der versteht seine Zeit. Der ist wie ein alter Kater. Der fällt alleweil auf seine vier Pfote ..."

Es war halb acht Uhr abends, als der Geheimrat Doktor Emil Nimis aus der ersten Sitzung der deutschen National-Versammlung wieder in das Freie trat. Um ihn strömten die andern Boten aus allen deutschen Gauen. Alle Mundarten, vom Ostpreußisch bis zum Deutsch der Alpenländer, vom Mecklenburger Platt bis zum Schwäbisch, vom Sächsischen bis zum Pfälzischen, vom Schlesischen bis zum Alemannischen des Schwarzwalds klangen an sein Ohr. Dort drüben zogen sie mit einem schwarz-rot-goldenen Banner durch die immer noch in den Gassen wogende Menge und sangen. Hanauer Scharfschützen und Turner, die nach Schleswig-Holstein, zu den bedrängten Bruderländern wollten. Ein verwegener junger Student mit gezücktem Degen und breiter schwarz-rot-goldener Schärpe voraus. Stirn und Wangen starrten von vernarbten Schmissen. Er trug bereits einen trotzigen, neuzeitlichen Schnurrbart. Die Haare hingen ihm lang bis über die Ohren. Doktor Emil Nimis hatte ein gutes Gedächtnis für Gesichter: Der Heidelberger Freundeskreis seines Sohnes Reinhold, den er, mit innerem Mißfallen, bei einem gelegentlichen Besuch in der Neckarstadt kennengelernt, tauchte vor ihm auf ... Ein wilder Kurhesse war darunter gewesen ... ein Raufbold. Seine Schmähungen gegen den Kasseler Landesvater klangen dem Geheimrat jetzt noch, in der schwarz-rot-goldenen Zeit, schmerzhaft im Ohr. Hunold — Ludwig Hunold — jawohl ... da drüben marschierte er über den Kornmarkt nach der Zeil und schwenkte seinen Degen wie sonst auf der Mensur .. „O nein! .. o nein .. Sein Vaterland muß größer sein" .. und hinterher hallte es, daß dem greisen Arndt drüben im „Landsberg" die Ohren klingen mußten.

Der Maiabend dämmerte. Die Luft war weich und warm. Wenn man vom Römerberg auf das Fahrtor hinuntersah, dann blühte und grünte dort draußen, jenseit des Mains, das deutsche Land. Dort, hinter Sachsenhausen, begann schon Süddeutschland. Heute war die uralte Mainbrücke mit ihrem Gewirr des Marktverkehrs, ihren knallenden Fuhrleuten, ihren wimmelnden Fußgängern ein Sinnbild All-Deutschlands. Mehr als sechshundert Jahre

Digitized by Google



Segelschiff. Gemälde von Carl Saltzmann.

Digitized by Google

hatte sie schon gestanden, und hier, an der Franken Furt, schied sich deutscher Norden und deutscher Süden. Heute war sie der Steg, auf dem sich Nord und Süd in die Arme stürzten. Heute reichte sie von der Etsch bis an den Belt.

Doktor Emil Nimis stand unter dem blühenden Baum eines Vorgärtchens. Ein leises weißes Blütenstäuben senkte sich auf ihn hernieder wie ein Segen des Himmels über Deutschland, wie ein Traum der Jugend, der sich dem Ergrauten erfüllte. Ihn selbst überlief ein Schauer. Er sah auf die Menschen um sich: Ihr Brüder! Ihr Schwestern! . . . Warum erst jetzt? Warum mußten wir so lange warten und an den Wassern Babels sitzen und das verlorene Vaterland beweinen? Es war ja immer da. Es blühte um uns in seiner ewigen, gütigen Fülle. Gab uns Korn und Wein, Erz und Honig, Waffen und Lieder.

Er ging zum Roßmarkt hinunter. Das Pflaster war spitz und holprig. Aber der Geheimrat Nimis glitt leichtfüßig darüber hinweg wie ein Jüngling. — Du bist doch noch jung, sang es in ihm. Du hast das zweite Leben! Du hast den Anschluß an die neue Zeit gefunden. Mögen daheim die Perückenköpfe und Haubenstöcke wackeln! Du bist nicht dumm, Emilche, du hast dei' Sach' gut gemacht wie immer! Bravo Alterle, Bravo! — Glücklich fühlte er sich, für sich, für Deutschland, für alle Menschen. Erst als er sich der Bockenheimer Landstraße näherte, sammelte er sich zum Eintritt in das Haus des Reichtums und ging langsamer. Das Haus des Senators Leopold Colosimo war ein stattlicher, in grünen Garten gebetteter Bau vor der Stadt. Es beherbergte in seinen drei Stockwerken drei Geschlechterfolgen der Familie, deren Vorfahren schon vor Jahrhunderten aus dem Welschland in die Freie Reichsstadt eingewandert und ganz deutsch geworden waren.

Im Mittelbau wohnte Leopold Colosimo selbst. Darüber im oberen Stockwerk Minettche, seine Tochter, und sein Schwiegersohn, der erst dreiundzwanzigjährige Dr. juris Ferdinand Hessemer, mit dem Hermännle, dem Stammhalter. Zur ebenen Erde saßen jetzt noch an schönen Abenden wie heute der Senior-Chef, Johann Colosimo, und die Großmama Jenny am Fenster, sie erst zweiundsiebzig, wie er geringschätzig sagte, er schon über die achtzig hinaus, klein, gebückt, im Schlafrock, das Hauskäppchen auf dem vertrockneten Köpfchen, aber immer die Börsennachrichten des „Frankfurter Journals" vor der Hornbrille und trotz seiner Taubheit redselig und schalkhaft, ein Frankfurter vom alten Schlag. „Wie ich auf die Welt gekommen bin, da war der Goethe noch e Lausbub'", pflegte er zu sagen, und wenn auch Frankfurts größter Sohn schon seit siebzehn Jahren in der Fürstengruft zu Weimar schlief, er, Johann Colosimo, lebte noch.

Der Geheimrat reichte durch das offene Fenster dem verhutzelten kleinen Millionär die Hand, der mit seiner großen, spitzen Nase, den klugen alten Eulenaugen und dem gekrümmten Körperchen einem Schätze bewachenden Gnomenkönig glich.

„Alles munter, Herr Senator? . . . Das is brav bei den donnerschlächtige Zeite!"

Colosimo der Ältere machte eine abwehrende Bewegung mit der winzigen Mumienhand, an der die Nägel noch lang und spitz wie zum Geldzählen waren, und verzog wohlgelaunt die zahnlosen Lippen. Du liebe Zeit: Wenn man mehr als fünfundachtzig Jahre auf dem Buckel hatte — da machte einem der liebe Gott nichts mehr weis. Er, Johann Colosimo, hatte noch die Krönung des römischen Kaisers Franz des Zweiten mitangesehen und die Sansculotten erlebt und bei der Frau Rat Goethe in der blauen Stube am Hirschgraben gesessen und hatte den Kaiser Napoleon im grauen Dreispitz vor seinem Wald von Bärenmützen über die Zeil reiten sehen und hatte den Fürstprimas und Großherzog von Frankfurt, den Dalberg, mitgemacht und den Eugen Beauharnais, und mit angeschaut, wie der Thurn- und Taxissche Palast in der Eschenheimer Straße neu hergerichtet wurde und der Bundestag da zur Miete einzog. Seitdem war Ruhe im Land gewesen. An der Börse dreißig Jahr' lang ungestört. Gott sei Dank! Bis jetzt.

„Schlimme Zeite?" sagte er. „Lasse Sie doch die Leut' kreische, Geheimrätche! Wenn sie genug gekrische habe, höre sie uff und hocke sich wieder zu ihrem Schöppche Apfelwein, und alles is vorbei!"

„Diesmal nicht! . . . Diesmal geht's um die heiligsten Güter Deutschlands . . ."

Der Greis formte mit der Kinderhand eine Muschel am Ohr und neigte wie ein alter Papagei das Köpfchen, um besser zu hören. „Die neue Zeit . . . die kenn' ich! . . . Von der redet ihr jungen Leut' immer."

„Wir junge Leut'?"

„Ha no . . . Sie Springinsfeld . . . Sie Geheimrätche . . . Mit Ihre kaum fünfundfünfzig . . . Sind Sie mit der Eisenbahn von Darmstadt gekomme? Das is so der Leichtsinn der Jugend. Mich bringt keines in die Eisenbahn! Ich will nit vor der Zeit sterbe! Gott befohlen, Doktor!"

Doktor Nimis stieg an würdevollen Lakaien vorbei die breite steinerne Flurtreppe empor. Die glatten Mienen lächelten schalkhaft. Ein junger Mann von fünfundfünfzig! Der alte Colosimo sagt's. Der Geheimrat und Nationalvertreter Nimis kam sich vor wie sein eigener Sohn, als er in die Säle des ersten Stocks eintrat, dem Hausherrn Leopold Colosimo die Hand drückte und auf Frau Euphrosyne Colosimos Frage, wo er denn seinen Reinhold gelassen, erwiderte: „Ja freilich hab' ich den Bub mit nach Frankfurt genommen, daß er den großen Augenblick nicht versäumt. Aber so ein junges Studentchen zu Ihnen in das Haus zu bringen, das schien mir doch zu unbescheiden!"

Eben war der Professor Armin Oberkofler mit seiner Frau eingetreten und sagte zu Madame Minettchen Colosimo, die mit ihren achtzehn Jahren noch mehr wie ein Backfisch als wie eine junge Frau aussah: „Meine Tochter läßt respektvollst um Pardon bitten! Sie ist im ‚Goldenen Schwan' zurückgeblieben. Kopfweh hat das Mädel auf einmal. Das kenn' ich gar nicht bei ihr. . ."

„Grüßen Sie Demoiselle Christel und ich ließe ihr gute Besserung wünschen! Sie haben da eine veritable Beauté in der Familie, lieber Herr Professor!"

„Ja — ein sauberes Dirndl is es schon", sagte der Vater Oberkofler lachend. Er trat in die Ecke zu seinen Kollegen von der Paulskirche, dem Ministerialrat Falk aus Karlsruhe und dem Fabrikanten Wägele aus Wolfingen in Württemberg. Die weiten, in schwerem Reichtum prunkenden Räume waren voll von Frankfurter Patriziat, Reichsboten, Geschäftsfreunden aus Hamburg, Köln, Triest, österreichischen Offizieren aus der Bundesfestung Mainz, deutschen und außerdeutschen Diplomaten vom Bundestag, Damen in einem Luxus von alten Spitzen auf Moiré, von Perlenketten und Juwelendiademen in den hochgekämmten Turban-Frisuren, wie ihn nach Paris und Wien nur noch Frankfurt am Main auf dem europäischen Festland aufzubringen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Kindertod * Von Gertrud Triepel.

Der Sturm, der Sturm jagt übers Feld,
Da bebt ein Schauer durch die Welt.

Sein Atem geht so kalt und hart.
Da blassen die Blumen, vom Frost erstarrt.

Wild fegt er hin durchs nächtige Land,
Löscht Licht um Licht mit schwerer Hand . . .

— — Was weinen sie in Nachbars Haus?
Es ging auch dort ein Lichtlein aus . . .

Digitized by Google

Wie die „Gartenlaube“ einen Meister bildete * Von und über Prof. Richard Müller.

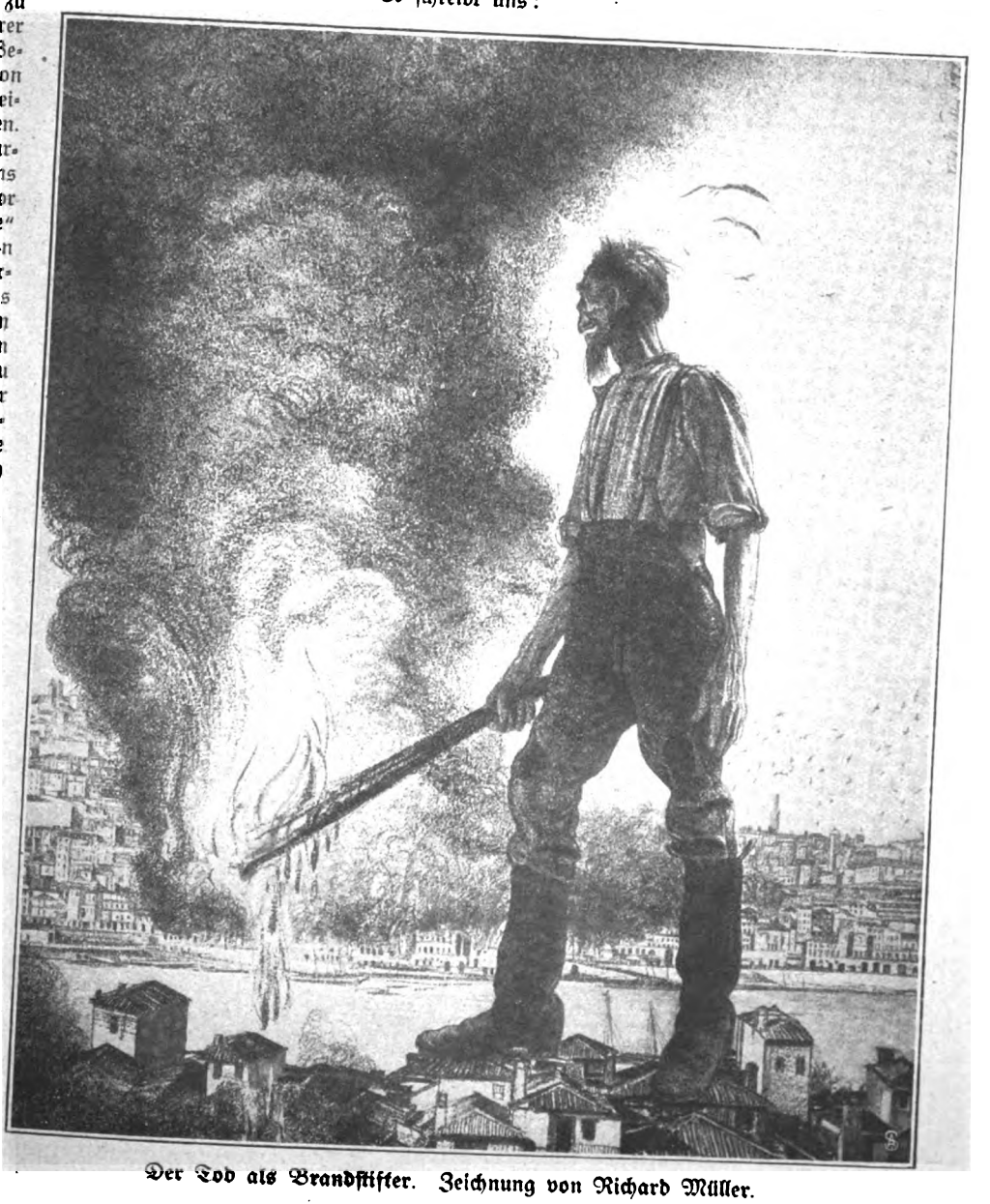
Richard Müllers Zeichnungen und Bildern sind die Leser dieser Blätter seit Jahr und Tag immer wieder begegnet; diesen Bildern, in denen der Dresdener Meister Professor Richard Müller bald auf seine treffende, geistreiche Weise Welt und Leben mit lachendem Tiefsinn glossiert, bald aufs feinste der Natur ihr Malerischstes ablauscht, bald in glücklicher Laune seine Phantasie freihin spielen läßt und andere schwerere Hirne und Herzen auf ein Weilchen mit hinaufhebt in das Reich dieser ihrer Spiele und Formen. Leicht wird jeder Leser dieser Blätter bei dem Namen Richard Müller sich an Bilder erinnern, in denen die verschiedenen Spielarten seiner Vielseitigkeit ihre klare, jetzt tief ernste, jetzt abgeklärt heitere Sprache reden. Es sei nur erinnert an Blätter wie „Was ist Ruhm?“ und „Das Spiel ist aus“, die zeigen, wie dieser lichte Geist in tiefes Dunkel dringt und das schwerste Wort über irdische Vergänglichkeit mit männlicher Gelassenheit ausspricht. Blätter wie sein „Alter Mann“ oder „Sorge“ oder „Männlicher Kopf“ zeigen uns Richard Müllers Kunst der Menschengestaltung auf ihrer ganzen Höhe. Hier und in Stücken wie die „Marabus“ und „Angebundene Ziege“ ergeht er sich mit Lust im rein Malerischen. Will man ein Seitenstück zu diesen letzten Blättern, etwa zu der „Angebundenen Ziege“ mit ihrer förmlich fühlbaren drängenden Bewegung finden, so muß man schon unter den lebenvollsten Blättern eines Liebermann oder Menzel suchen. Auch für den bald bis zum Schnurrenhaften sich ergehenden, bald ins Phantastische sich steigernden Humor haben die Leser der „Gartenlaube“ während des letzten Jahres allein eine ganze Reihe von Beispielen erhalten. Es sei erinnert an das „Wunder der Dressur“, in dem man die reine Schnurre hat, an den „Pferdebändiger“, in dem Scherz zu kühner Phantastik sich steigert, oder an die Randleiste mit den spielenden Reihern, in der auch die letzte Schwere und Erdgebundenheit sich verflüchtigt hat.

Alles das trägt in all seiner Buntheit und Verschiedenheit dennoch unverkennbar eine einzige Handschrift, die Handschrift eines wunderbar sichern Könnens, in ihrer Klarheit, Festigkeit und Feinheit zugleich immer wieder ein Entzücken, eine Wohltat insbesondere zu einer Zeit, da das Unvermögen sich hundertfach hinter einer kläglichen Kulisse von kläglicher Blasiertheit versteckt, da hundertfach Leute, die nicht zeichnen können, sich damit ausreden, daß es darauf nicht ankomme, daß die Sicherheit und Gewissenhaftigkeit in der Beherrschung und Handhabung der Technik Handwerksqualitäten seien, die man von einem Künstler der höheren Form- und Expression nicht mehr fordern dürfe, ohne damit den Schwung und Flug seines Genius zu unbillig zu belasten. Durch die Geschichte der Kunst strafen alle Großen diesen Schwindel der Kleinen und Allzuvielen Lügen: Michelangelo, Leonardo, Dürer, Rembrandt, Menzel, Klinger. An die Kette derer, welche die Fackel der Treue, der Gewissenhaftigkeit, des Respektes vor sich und anderen von Geschlecht zu Geschlecht weitergeben, reiht auf seine Weise und an seinem Teil auch Richard Müller sich mit Ehre an.

Die Schriftleitung der „Gartenlaube“ hatte sich gelegentlich an den Dresdener Meister gewandt mit der Bitte, ihren Lesern einmal ein Wort über sich und seine Kunst zu sagen. Es war ihr eine Freude, bei dieser Gelegenheit von ihm zu hören, daß die „Gartenlaube“ selber nicht ohne Anteil, ja nicht ohne wesentlichen Anteil an der Wirkung und Bildung der Kraft und Kunst dieses Meisters ist. Er selbst erzählt uns hier, wie das kam. Seine Aufzeichnung wird immer ein reizvoller Beitrag zur Naturgeschichte des Talents bleiben. Er stehe an dieser Stelle, von der einst dem Knaben die erste Lehre und Anregung ward, als ein Bekenntnis des Mannes und Meisters und als eine neue schöne Bestätigung des herztröstlichen Wortes, das Goethe seiner Lebensbeschreibung vorsetzte: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter in Fülle.“

Liest man da, wie das Büblein einst im erzgebirgischen Dörfchen mit ersten unverwischbaren, unkorrigierbaren Federstrichen die „Gartenlaube“-Bilder der Schwind, Defregger, Knaus, Meyerheim und Lenbach bis in die letzten Einzelheiten der Holzschnitttechnik hinein nachzubilden sich mühte, so erscheint es uns durchaus naheliegend, daß so tatsächlich die Lehre und Bildung durch die Blätter der „Gartenlaube“ einen entscheidenden Anteil an der wundervoll feinen und sicheren Technik des Meisters von heute hat. Lassen wir ihn das selbst erzählen.

Er schreibt uns:



Der Tod als Brandstifter. Zeichnung von Richard Müller.

Digitized by Google

ie berührt es mich eigentumlich, wenn ich jetzt meine Arbeiten in Ihrer Zeitschrift sehe! Das hätte ich mir in meiner Jugend nicht träumen lassen, und ich bin heut dem Geschick herz ich dankbar dafür, daß ich nun als Mann durch dieselben Blätter auf viele andere wirken kann, durch die einst andere auf mich gewirkt haben.

Der „Gartenlaube" verdanke ich eigentlich meine ersten Anregungen, und je älter ich werde, desto mehr kommt es mir zum Bewußtsein, wie erzieherisch und bildend zugleich eine gediegene Zeitschrift wirken kann.

In Tschirnitz an der Eger (Böhmen), in wundervollster Gegend gelegen, am Fuße des Erzgebirges, bin ich geboren. Die Eger mit ihren Windungen, die Berge mit den Ruinen Schönburg und Leskau wirkten sehr mit auf Gemüt und Auge, so daß ich schon als fünfjähriger Junge das Gesehene auf dem Papier wiederzugeben versuchte. Jetzt ist auch in jener herrlichen Gegend die Kultur oder Unkultur — w e man es nennen will — eingezogen, in meiner Jugendzeit aber war sie davon noch ga z unberührt.

Meine Eltern lebten in ganz kleinen Verhältnissen. Mein Vater war Werkmeister in der dortigen Weberei. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie mein Vater, der Sinn für alles Höhere besaß, mit vier anderen Webern in unserer Stube große Beratung abhielt, in welcher von Fortschritt und Bildung gesprochen wurde und deren Endergebnis war, daß in Gemeinschaft die „Gartenlaube" gehalten werden sollte. Sogleich wurde ein Brief aufgesetzt — zehnmal durchkorrigiert und an den Kolporteur abgeschickt.

Ich mag wohl zehn Jahre alt gewesen sein, und es erschien mir wie der wichtigste Tag meines Lebens. Einige Wochen danach mußte ich nach Klösterle gehen — eine Stunde Weges —, denn dort wohnte der Kolporteur, um das erste Heft der „Gartenlaube" in Empfang zu nehmen. Das Gefühl läßt sich nicht beschreiben, mit dem ich das Kleinod an mich nahm. Unterwegs ließ mir die Neugierde keine Ruhe — ich mußte die Rolle öffnen und mir die Bilder besehen. Dieses Glück, diese Begeisterung! Ich hatte ja noch nie solche Bilder gesehen, und ich konnte es kaum erwarten, nach Hause zu kommen. Am Nachmittag begann ich schon mit dem Abzeichnen eines Bildes. Dann wurden andere vergrößert, verkleinert, und die damalige Holzschneidetechnik wurde Strich für Strich auf das genaueste nachgeahmt.

Aber auch der großen Sorgen und Schmerzen gedenke ich noch heute, wenn mir ein Gesicht, eine Hand oder ein Fuß nicht

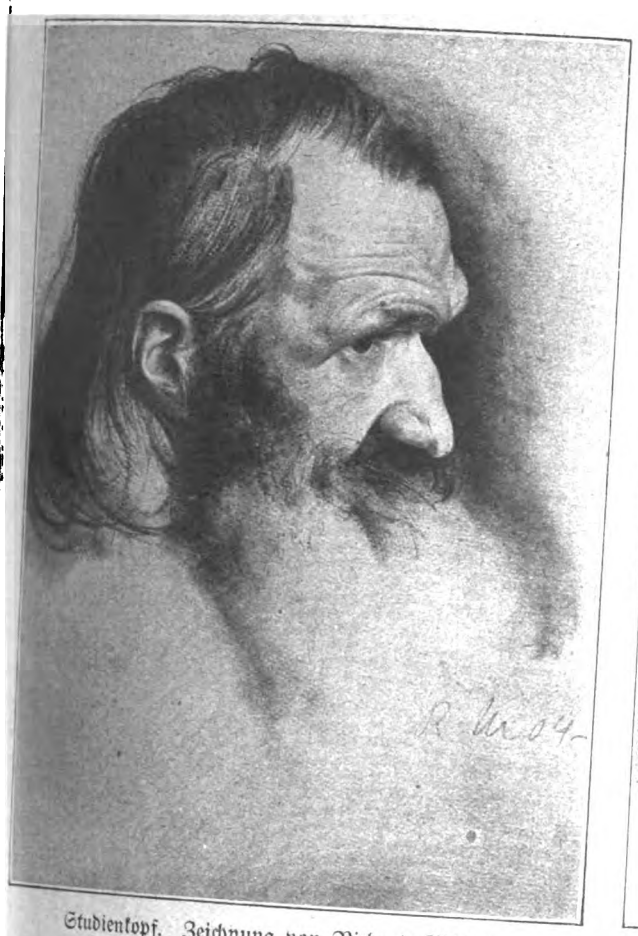
Maler Gliese. Zeichnung von Richard Müller.

Chronos. Zeichnung von Richard Müller.

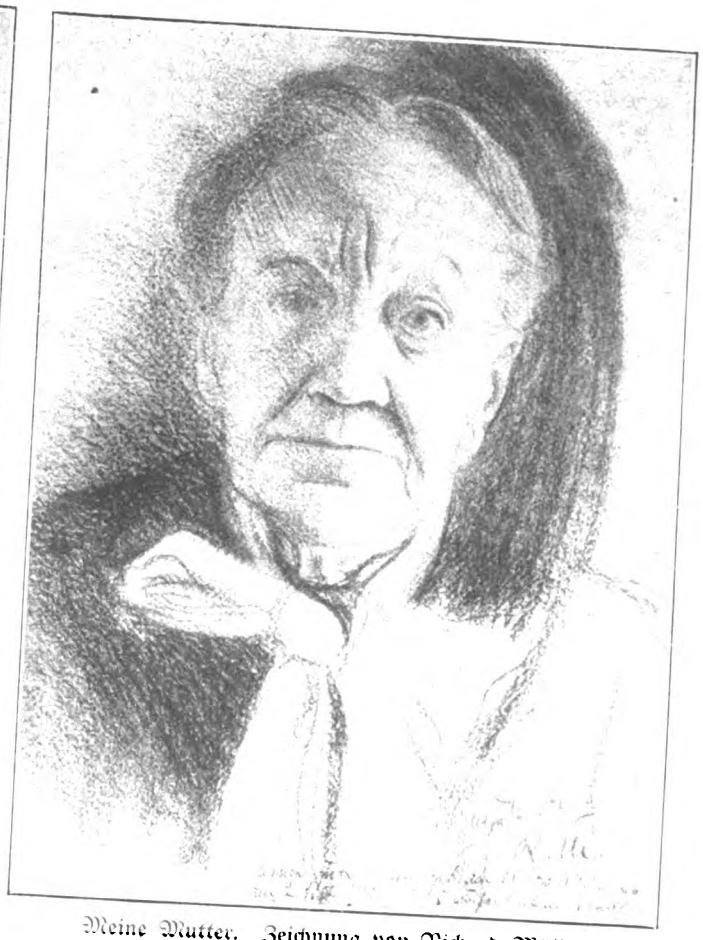
gelang. Da ich alles in Feder oder Tusche zeichnete und eine Verbesserung eigentlich nicht möglich war, mußte ich es mit dem Taschenmesser versuchen. Ich kratzte und kratzte, bis das Papier durchgekratzt war — dieses namenlose Unglück —, am liebsten wäre ich gleich auf der Stelle gestorben.

Cornelius, Schnorr, Schwind, dann die Genremaler Defregger, Grützner, Knaus, Meyerheim, die Historienmaler Piloty, Anton von Werner, endlich Lenbach waren meine Lieblinge. Am glücklichsten wäre ich gewesen, wenn man mir erlaubt hätte, von früh bis in die späte Nacht hinein zu kopieren; es ist mir immer sehr schwer geworden, mich von meiner Arbeit zu trennen, um in die Dorfschule zu gehen oder Einkäufe für die gute Mutter zu machen.

Digitized by Google



Studienkopf. Zeichnung von Richard Müller.



Meine Mutter. Zeichnung von Richard Müller.

Fünf Wochen blieb die Zeitschrift aus, kam dann wieder an uns zurück, und ich durfte die Hefte sammeln. Unzählige Male habe ich die Bilder bewundert und habe sie so tief in mich aufgenommen, daß ich wohl imstande wäre, sie heute noch ohne Vorlage aus dem Gedächtnis wiederzugeben.

Etwas später interessierte mich dann auch der Text — ich fing an, über die Bilder und deren Schöpfer zu lesen und wurde so in die Kunst eingeführt. Es war eine gute Grundlage, auf der ich später als Akademiker, der nur eine einfache Dorfschulbildung hatte, weiterbauen konnte.

Über den Ausbau der Volkshochschule * Von Universitätsprofessor Dr. med. Julius Heller.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahm die Bewegung, die Ergebnisse der Wissenschaft weiten Volkskreisen zugänglich zu machen, einen erneuten Aufschwung. Durch volkstümlich geschriebene Bücher, Zeitschriftenaufsätze und Vorträge bemühte man sich, diese „Popularisierung der Wissenschaft" zu fördern. Aber bereits in der Jugendzeit dieser Bewegung regte sich der Widerspruch. Selbstverständlich begrüßte jeder Volksfreund das Ziel; zweifelhaft erschien nur die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Man machte geltend, daß Wissenschaft nicht genossen auf einem Präsentierteller dargeboten, sondern in ernster, eigener Arbeit errungen werden müsse. Bringt man schwierige wissenschaftliche Probleme vor einen unvorbereiteten Hörerkreis, so entsteht die Gefahr, daß im Geiste des Lernenden als einziges Ergebnis der geistigen Arbeit des Lehrenden eine Anhäufung unverstandener oder geistig nicht verdauter Schlagwörter zurückbleibt. Diese unseligen Schlagwörter erzeugen Bildungsdünkel, verbreitern, fanatisieren, machen blind gegen die Kritik. Das arrogante Halb- oder besser Zehntelwissen untergräbt die Achtung vor dem wirklichen Können und Wissen.

Die geistige Entwicklung der Kulturwelt hat aber eine Richtung genommen, die das Streben nach schneller Aneignung der Ergebnisse der Wissenschaft begünstigt, ja, ihm eine elementare Gewalt verliehen hat. Aufgabe der besonnenen Menschen muß es sein, einem mächtigen Strom sich nicht entgegenzustellen, sondern zu versuchen, ihn einzudeichen und so zu einem fruchtbringenden zu gestalten. Die wirtschaftliche Entwicklung hat eine Mechanisierung und Mechanisierung der Lebensarbeit von Millionen bewirkt. Alle Versuche, die Volksbildung zu heben, sind bewußt oder unbewußt als eine Reaktion gegen diese Mechanisierung des beruflichen Lebens aufzufassen. Mit diesen ethischen und geistigen Bestrebungen Hand in Hand gehen mächtige politische Strömungen. Es ist verständlich, daß jede politische Partei suchen muß, ihre Anhänger über ihre Ziele aufzuklären, wenn sie die großen Volksmassen aus der Lethargie des Autoritätsglaubens herausreißen will.

In neuester Zeit hat man alle diese Bildungsbestrebungen unter dem Begriff Volkshochschule zusammengefaßt. Dieser Name stammt aus Dänemark. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schlug der Historiker und Dichter Grundtvig vor, Schulen für Erwachsene zu gründen. In dem kleinen Dänemark bestanden 1906 21 Volkshochschulen mit 383 Lehrern, 165 Lehrerinnen und 6689 Schülern.

In den Ländern des englischen Sprachkreises begann man um das Jahr 1870 die Universitäten systematisch in den Dienst der allgemeinen Volksbildung zu stellen, von dem Gedanken geleitet, daß die höchste Fachausbildung nur die Universität geben kann. Das Beste sollte für den Unterricht des Volkes herangezogen werden. Diese „University-Extension-Bewegung" erreichte in Amerika bald eine ungeahnte Bedeutung.

In Deutschland hat das Volksbildungswesen seit den siebziger Jahren sich langsam entwickelt, es sei an die Bestrebungen der Handwerkervereine, der Humboldtakademie, der Lessinghochschule u. a. erinnert. Die Hochschulen, die Universitäten, standen lange abseits von der Bewegung, wenn auch stets einzelne Hochschullehrer sich in den Dienst der Volksbildung stellten. Erst 1895 in Wien und 1896 in Berlin wurden die ersten volkstümlichen Kurse durch Hochschullehrer gehalten.

1908/9 wurden in Wien 123 Kurse vor fast 18 000 Hörern gehalten; in Berlin betrugen die Zahlen: 1914/15 13 Kurse 5000 Hörer, 1910/11 32 Kurse 9600 Hörer. Die Zahlen sind weder in Berlin noch in Wien besonders hoch, zumal einzelne Hörer mehrere Kurse belegten. Ein Kurs besteht aus sechs Ein-

Digitized by Google

zelvorlesungen. Besonderes Interesse boten die Vortragsgebiete: Geschichte der Philosophie, Einführung in die Musikgeschichte, Einführung in die Ästhetik, die Himmelskunde, die Architektur, die Elektrotechnik, Bilder aus der Religionsgeschichte, der Bau des weiblichen Körpers. Vorträge über Gesundheitspflege des Weibes, Raffael und Michelangelo, Schiller und das Theater fanden eine das halbe Tausend erreichende Hörerschaft. Die meisten Vortragenden sprachen sich günstig über die erzielten Resultate aus; es ist gewiß zuzugeben, daß unter den Hörern sich geistig hochstehende Personen befinden, die nicht nur dem Vortrage folgen können, sondern auch dauernd geistigen Besitz nach Hause nehmen. Da aber ein großer Teil der Hörer wenig Vorbildung mitbringt — 62 Prozent gehören dem Stande der Arbeiter, Handwerker, Gehilfen usw. an —, so ist man berechtigt, die Frage aufzuwerfen: Ist es wirklich möglich, in sechs Stunden eine Einführung in die Philosophie zu geben, wenn Voraussetzungen über positives Wissen nicht gemacht werden können? Ich muß gestehen, meine eigenen Erfahrungen sind nicht günstig. Ich habe vor Jahren versucht, als Hörer derartiger Vorlesungen mit Mithörern Gespräche über den Inhalt der letzten Vorlesung anzuknüpfen, und wenig Erfreuliches erfahren; auf dem Gebiet der medizinischen Aufklärung (Hautpflege, Geschlechtskrankheiten) erkannte ich vielfach ein recht geringes Verständnis für das Vorgetragene; die Beziehungen des Vortrags zum eigenen Ich spielten die Hauptrolle.

Wichtig erscheinen mir einige Bemerkungen einzelner kritischer Köpfe. Ein Chemiker meint: „Die gestellten Fragen zeugen oft von großer praktischer Erfahrung und dem Wunsch, ein theoretisches Verständnis mit der Praxis zu verbinden." Bedeutsam ist die Mitteilung der Zentrale für Volkswohlfahrt, daß Angehörige der einzelnen Berufe solche Kurse wählen, die zu ihrem Fach in möglichst naher Beziehung stehen.

Sehr interessant sind die Selbstbekenntnisse der Hörer, die Max Apel aus der „Freien Hochschule Berlin" veröffentlicht, wenn man auch die Ergebnisse derartiger Fragebeantwortung nur sehr vorsichtig bewerten darf. Neben vielen Anerkennungsgutachten über Erweiterung des Gesichtskreises, über die Möglichkeit eines „sicheren Auftretens" (Bankbeamter), „gewisses Ansehen bei den Kollegen infolge umfassender Bildung" (Buchdrucker), sind doch die Erfolge oder der Nutzen für die praktische berufliche Tätigkeit am häufigsten hervorgehoben. Es ist ja ohne weiteres verständlich, daß Kurse über Musikwissenschaft beispielsweise für einen Pianisten, über italienische Kunst für eine Malerin, Führungen durch die Museen für Holzbildhauer einen anderen Wert haben als für Angehörige anderer Berufe.

Nicht unerwähnt darf die Mitteilung Dr. Czwicklitzers (Wien) auf dem Volkshochschultag Frankfurt a. M. 1912 bleiben, der angab, daß an den sehr zweckmäßig organisierten, über drei Jahre sich hinziehenden Zyklen von phykalischen Vortragskursen vorwiegend Hörer teilnahmen, deren Beruf in irgendeinem Zusammenhang mit Chemie und Physik steht. Ähnliches berichtete Kahn (Frankfurt a. M.), der direkt alle Interessenten zu einem besonderen Verein der „Freunde der Physik" zusammenfaßte.

Alle diese Ausführungen sollen nicht an der bewährten Einrichtung der allgemeinen bildenden Kurse der Volkshochschule rütteln. Vorlesungen über bildende Kunst, Musik, Literatur werden, zumal wenn sie durch Lichtbilder, Musikvorträge, Deklamation, Museumsbesuch, Theateraufführungen belebt werden, ihre günstige Wirkung auf empfängliche Gemüter aller Bildungsgrade nicht verfehlen. Sie fortzuführen, auszubauen und immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, muß die erste Aufgabe der Volkshochschule sein.

Es fragt sich aber, ob nicht neben diesen allgemein-wissenschaftlichen Vorträgen eine andere Art von Kursen einhergehen soll, die bisher völlig vernachlässigt worden ist. Kurse, die von Hochschullehrern vor einem Hörerkreis gehalten werden, der durch seine Bildung und durch seine Berufsarbeit gleichmäßig vorgebildet ist, könnten in ungeahnter Weise der Fachfortbildung dienen und damit der Hörerschaft gleichmäßig ideellen und praktischen Nutzen gewähren. Die Fachschulen, die Fortbildungsschulen der verschiedenen Vereinigungen haben natürlich für die Fachfortbildung manches getan. Neben der Anerkennung der Leistungen der Fortbildungsschulen gibt es doch aber auch eine herbe Kritik. Dauernd werden Änderungen in der Organisation der Fortbildungsschulen vorgenommen, der beste Beweis, daß die erhofften Resultate nur zum Teil bisher erzielt wurden. Ein Schlosser, Balschunat, sprach auf dem Volkshochschultag zu Frankfurt a. M. direkt aus, daß ein Grund für die schlechten Resultate der Fachfortbildungsschulen die mangelnde, ungenügende Fachbildung der Lehrer sei. Seine Ausführungen blieben unwidersprochen. Ich beabsichtige keine Kritik der Fachbildungsschulen. Sie müssen und sollen weiter bestehen und werden durch die von mir geplante Einrichtung auch gar nicht beeinflußt. Soll aber der Satz gelten: „das Beste für das berufstätige Volk", so müssen auch die wissenschaftlich am meisten bewährten Hochschullehrer in den Dienst dieser Fortbildung gestellt werden. Sie beherrschen den ganzen von ihnen vertretenen Abschnitt der Wissenschaft, sie leiten die Fortentwicklung der Wissenschaft, sie besitzen (oder sollten es doch) das beste Verständnis für die kritische Seite ihrer Fachwissenschaft. Ihnen stehen aber auch die reichen Lehrmittel der Universitätsinstitute, der Sammlungen, die Präparate, die Assistenten zur Verfügung, um Mustergültiges leisten zu können. Beschränken sich diese Vorlesungen auf bestimmte, für einen bestimmten vorgebildeten Hörerkreis berechnete Themen, so kann an Stelle flüchtiger Unterhaltung wirklich wissenschaftliche Arbeit geleistet und für die praktische Fortbildung Wertvolles geschaffen werden. Aber auch die in praktischer Berufsarbeit stehenden Hörer können dem Lehrer wichtige Hinweise geben, ein reger Austausch praktischer und theoretischer Erfahrungen kann auch befruchtend auf die Wissenschaft wirken.

Ich möchte für diese Kurse einige Beispiele geben: Kurse über Kunstfälschungen, über Merkmale der einzelnen Künstler für Kunstsammler; Tonphysiologie für Geigen- und Klavierbauer; Optik für Instrumentenmacher; Psychologie des Kindes für Kindergärtnerinnen, Waisenpflegerinnen usw.; Gesetzeskunde für Krankenkassen- und Gewerkschaftsbeamte; Zollgesetzgebung für Zollbeamte; chemische Kurse für Färber, Lederfabrikanten, Tinten- und Farbenhersteller; botanische Vorlesungen über Ersatzrohstoffe für Baumwollweber; Erblehre für Pflanzen- und Tierzüchter; die Anatomie und Pathologie des Fußes für Schuhmacher; die Pflege der Haut und der Haare für Barbiere, Friseure; Physiologie der Augen für Brillenarbeiter. Es ist zwecklos, die unzähligen Themen — man denke nur an das technische Gebiet — vorzuführen, deren Behandlung in Kursen zweifellos sich als nötig herausstellen wird, wenn die Frage erst einmal aus dem Stadium der Erwägung herausgetreten ist.

Alle diese Kurse würden sich an einen Hörerkreis wenden, der bis zu einem gewissen Grade vorgebildet ist und praktische Erfahrungen auf dem Vortragsgebiete bereits besitzt. Der Dozent würde bei der Vorbereitung seines Kurses sein ganzes Arbeitsgebiet zu überdenken haben und alles hervorsuchen können, was gerade diesen Hörerkreis zu fördern geeignet ist. So könnten Fragen ausführlich behandelt werden, die für einen gemischten Hörerkreis kaum allgemeines Interesse beanspruchen könnten. Ich zweifle nicht daran, daß allmählich — dies Wort ist zu betonen — zwischen Lehrern und Hörern das richtige Verhältnis hinsichtlich Form und Inhalt des Vortrages sich herausbilden wird. Den erforderlichen Kostenzuschuß müßten die Veranstalter der Vorträge übernehmen; es ist durchaus zu wünschen, daß jeder Hörer etwas zu den Kosten beiträgt. Die praktische Erfahrung lehrt, daß der Mensch nur zu geneigt ist, Dinge, die er selbst nicht bezahlt, nicht besonders hoch zu schätzen. Nur eine persönliche materielle Beteiligung läßt eine dauernde geistige und körperliche Beteiligung an Vortragszyklen wahrscheinlich erscheinen. Die große Zahl der Dozenten an den einzelnen Hochschulen gibt Gewähr, daß es an berufenen Lehrern nicht fehlen wird. Für alle nicht hauptamtlich im Ordinariat als Lehrer tätigen Dozenten ist die Möglichkeit, vor einem großen Kreise sich betätigen zu können, sicher verlockend genug, um die Mühe der Ausarbeitung der Vorlesungen auf sich zu nehmen.

Kommen diese Fachfortbildungsvorträge in dem Geiste, der uns vorschwebt, zustande, so werden sie von großem Nutzen für Lehrer und Hörer sein. Ein Netz feiner seelischer Beziehungen wird sich zwischen den geistig Gebenden und Nehmenden spannen; Gegensätze werden vermittelt, Klüften überbrückt werden. Es ist zu hoffen, daß manche Anregung, die in diesen Kursen gegeben wird, im Geist der Hörer nachwirken wird, es ist anzunehmen, daß Erfindungen, Verbesserungen, Erweiterungen des technischen Könnens aus diesen geistig verarbeiteten Anregungen hervorgehen. Es darf aber noch ein Punkt nicht vergessen werden. Diese Fachfortbildungsvorträge werden mit einem Widerstand nicht zu rechnen haben, der die Wirksamkeit der allgemein wissenschaftlichen Kurse erschwert. Die Arbeiter werden nicht glauben, durch diese Kurse beeinflußt zu werden, ihre bisherige, ihnen richtig erscheinende Welt- und Lebensauffassung zu ändern. Unter diesem Mißtrauen hat der Besuch vieler Kurse seitens der Arbeiterschaft erheblich gelitten. Wie weit wirklich Können und Wissen die kritische Urteilskraft des einzelnen heben, muß der Erfahrung auf diesem Gebiete überlassen werden.

Digitized by Google

Auch andere Aufgaben muß meines Erachtens die Volkshochschule übernehmen. In Amerika hat sich das Chautauqua-System eine große Bedeutung erobert. In einem idyllisch gelegenen Städtchen des Staates New York strömen im Sommer viele Tausende Lernbegieriger zusammen, die eine Erweiterung ihres Könnens und Wissens mit dem Sommeraufenthalt vereinigen wollen. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten dieser Einrichtung einzugehen, erwähnt sei nur, daß Vorträge der Größen der Wissenschaft und Kunst (auch Gymnastik) einen Hauptanziehungsanteil darstellen. Neben den allgemeinen Vorträgen sind die Spezialkurse über einzelne Wissensgebiete ausgebaut; durchlaufen doch manche Kurse mehrere Jahre. Vielleicht könnten wir das System modifiziert annehmen. Ich denke daran, die Reisezeit — der Jahresurlaub soll in Zukunft ja jedem arbeitenden Deutschen gesichert werden — könnte für Kurse der Volkshochschule verwertet werden. Sie könnten natürlich nur in Verkehrszentren gehalten werden. Kurse über Gesteinkunde, den Aufbau der Gebirge, der Schätze des Bodens würden ein dankbares aufmerksames Publikum finden und zweifellos ethisch wichtiger sein als die sinnlosen, bereits auf die Nachmittagsstunden ausgedehnten Tanzstunden. In den gemischtsprachigen Teilen der Länder dürften ethnographische Vorträge den Gesichtskreis der Hörer erweitern, astronomische Kurse würden vielen Großstädtern, die ja nur selten den gestirnten Himmel in klarer Luft mit einem Fernrohr betrachten können, die erwünschte Gelegenheit geben, sich auch auf diesem Gebiet fortzubilden. Historische Stätten, Weimar, Potsdam, Bayreuth, Rothenburg, würden die gegebene Umwelt für entsprechende Vortragszyklen darstellen. Bäderstädte könnten Gelegenheit zu allgemein-medizinischen Vorträgen geben und, was ich für wichtiger halte, vernünftige Vorstellungen über Verhütung von Krankheiten verbreiten. Auch hier müssen Andeutungen genügen.

Eine dritte Aufgabe der Volkshochschule scheint mir die Einrichtung von Kursen zu sein, die Fragen der Gegenwart zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen machen, die aktuell im Vordergrund des Interesses stehen. Neue Entdeckungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, Jubiläen größter Weltereignisse, besonders wichtige Vorgänge im Weltenraum, historisch-politische Geschehen, soweit sie nicht gerade unmittelbar Deutschland berühren und deshalb Diskussionsgegenstand der aktiven Politik bleiben müßten, kämen als Vortragsthemen in Betracht. Es läßt sich eine Ausgestaltung dieser Vorträge nach verschiedenen Richtungen denken; Demonstrationen am Fernrohr müßten die astronomischen, entsprechende künstlerische Darbietungen die musikalischen und literarischen Vorträge beleben.

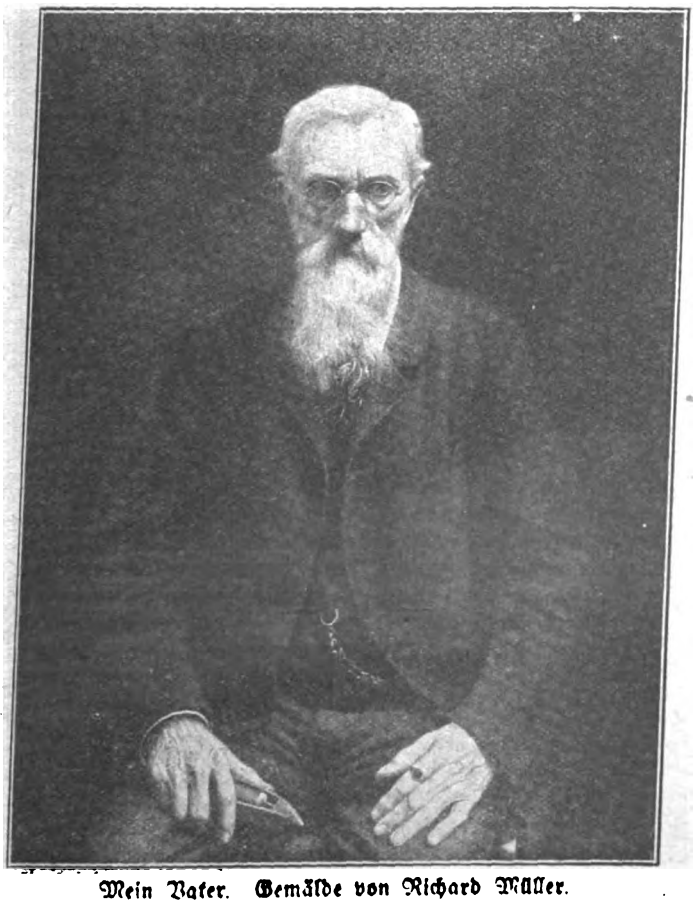
Nicht wünschenswert erscheint es mir dagegen, die Volkshochschule so auszubauen, daß sie zu einer Art Vorschule für die einzelnen akademischen Laufbahnen wird. Man hat daran gedacht, durch Nachmittags- und Abendvorlesungen den Angehörigen aller Stände die Möglichkeit zu geben, nach Erledigung der achtstündigen Berufsarbeit alle für die akademischen Berufe erforderlichen Vor- und Fachkenntnisse sich zu erwerben, so daß sie ein vollwertiges Examen ablegen könnten. Hier heißt es: principiis obsta. Werden die Ansprüche an den geistigen Arbeiter der Zukunft so hoch geschraubt, wie die Lage Deutschlands es fordert, so kann es nur in ganz wenigen Ausnahmefällen einem hochbegabten Nichtakademiker gelingen, nach Erledigung seiner Berufsarbeit geistig das zu leisten, was dem Normalakademiker als Lebensarbeit zu leisten nur unter Einsetzung aller Kräfte möglich ist.

Setzt man aber das Maß der geforderten Kenntnisse so herab, daß es bequem neben der Berufsarbeit erworben werden kann, so wird kaum noch ein junger Mann bis zum 18. und 19. Lebensjahr die Schulbank drücken, sondern das „bißchen Wissen", das „beim Examen" verlangt wird, auf der Basis seiner Tertianerbildung in einigen Abendkursen in sich aufnehmen. Schwere Examen auf Hochschulen sind ein unwirksames Bollwerk gegen die Flutwelle mangelhafter Vorbildung. Wahrscheinlich würde die Woge der Unzufriedenheit das menschliche Examinatorenbollwerk brechen oder, was wahrscheinlicher ist, biegen. Was wir Deutsche in der Wissenschaft geleistet haben, verdanken wir unserer gründlichen Vorbildung; sie aufgeben, hieße einen Sprung in eine unberechenbare Tiefe wagen.

Wenn ich also auch diese Erweiterung der Volkshochschule zurückweise, so bleiben doch noch genug Aufgaben übrig, die das Institut, das uns vorschwebt, zu lösen hat. Die erste Aufgabe soll nach meiner Meinung sein, in alle bildungsfreudigen und bildungswilligen Kreise unseres Volkes Bildung, Wissen, Aufklärung zu tragen. In einem vor dem ersten Zusammenbruch Preußens 1803 geschriebenen kleinen Werke „Über Volksaufklärung" sagt Pfarrer C. L. Hahnzog: „Mein Auge sieht die kommende Aufklärung, es sieht, daß das Menschengeschlecht, und damit auch die Bauernwelt, seinen natürlichen Anlagen sowie auch dem sich immer mehr ausbildenden Geist des Zeitalters gemäß zu einem hohen Grade von Kultur und zu einer damit verbundenen erhöhten Glückseligkeit gelangen wird, so daß das sonst gedichtete goldene Zeitalter Kraft und Wahrheit werden wird." Wir wollen nicht untersuchen, ob der wackere Pfarrer die Dinge nicht zu optimistisch angesehen hat, wir wollen uns auch nicht fragen, ob wirklich das Wissen mit all seinen Zweifeln, mit all seinem Bewußtsein von der Relativität aller Dinge gerade die irdische Glückseligkeit erhöht. Wir wollen uns vielmehr bewußt sein, daß eine aus der Zeit geborene mächtige Strömung richtig gelenkt werden muß. Je mehr wir wirkliches Wissen verbreiten, um so mehr bekämpfen wir hohle Schlagworte und Phrasen, je mehr wir weiten Volkskreisen die Ergebnisse der Wissenschaft mit kritischem Geiste und akademischem Freimut, aber auch mit akademischer Wahrheitsliebe darbieten, um so mehr gewöhnen wir unsere Volksgenossen an das Nachdenken über Probleme, die in der Volksversammlung so einfach erscheinen, in der Wirklichkeit so verwickelt sind.

Je mehr wir das Volk mit der Liebe zum wirklich Großen, mit dem Verständnis für das wirklich Wertvolle erfüllen, um so mehr arbeiten wir gegen die Frivolität, gegen Schund, gegen Kitsch, gegen die Verrohung des Geschmackes und der Sitten. Schwerer, als der Optimist glaubt, ist dieser Kampf; geringer, als der Hoffnungsfreudige wähnt, ist der Ertrag. Darum gerade soll es die zweite Aufgabe der Volkshochschule sein, weiten Volkskreisen auch eine Erweiterung der Fachausbildung zu gewähren. So wert auch dem einzelnen die geistige Betätigung auf anderen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, der Politik sein mag, der wirkliche Vollmensch zeigt sein Bestes doch in seinem Beruf, dort „sind die starken Wurzeln seiner Kraft". Wir wollen, nein, wir müssen wollen, daß das neue Deutschland von Deutschen bewohnt sei, die das denkbar Beste in ihrem Beruf leisten.

Hertha Siemering hat in ihrem wertvollen Werke über das Arbeiter-Bildungswesen in Berlin und Wien (Freiburger volkswirtschaftliche Abhandlungen, Karlsruhe 1911) in geistvoller Weise das Bildungsideal, das Goethe im



Mein Vater. Gemälde von Richard Müller.

Digitized by Google

Wilhelm Meister aufstellt, verwertet. Nach Irrungen und Wirrungen gliedert sich Wilhelm dem Bund der Wanderer, der Entsagenden ein, um dem bescheidenen Beruf des Wundarztes, als ein Organ der Menschheit sich zu weihen. Er tritt aus einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen. Die Menschen, so zeigt der Roman, können nur in der Beschränkung auf e i n e vorzüglich verstandene und geübte Tätigkeit vollkommen sein. Die Menschen müssen bestrebt sein, stets den Ort aufzusuchen, wo sie sich am nützlichsten erweisen können. Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorangehen. Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit in Hundertfältigem. Mehr als Goethe ahnen konnte, gilt noch fast 100 Jahre nach der Vollendung seines Werkes sein Bildungsideal!

J. M. * Eine Strandgeschichte von Wilhelm Poeck.

J. M. ist mein neuester Freund. Wo ist er es geworden? Am Meeresstrand. Wenn ich J. M. näher beschreiben sollte — ja, das würde mir schwer. Er würde vielleicht sagen, er sei es gar nicht. Oder sich überhaupt in ein ganz verstocktes Schweigen hüllen — wie Tote und ähnliche Leute. Ich will daher lieber erzählen, wie und wo ich ihn gefunden habe. Dann kann sich jeder selbst ein Bild von ihm machen.

Also ich sagte es schon: am Meeresstrand. Der ist meine allmorgendliche Wandelbahn jetzt im Winter. Im Sommer „wandle" ich dort nicht. Dann überlasse ich ihn den Badegästen, lege mich in das fernste, einsamste Dünental und lausche den Lerchen. Anderen Leuten muß man auch was gönnen. Was sage ich da: Im Winter? Das ist auch so ein Kalenderwort, nicht viel mehr wert als die meisten Kalender selbst. Februar: das ist Winter, selbstverständlich! Wer als Quartaner einen Aufsatz über den Winter zu schreiben hätte und ließe den Februar aus, rechnete ihn möglicherweise zum Frühling oder gar Sommer, der käme sofort einen runter. Mit Recht, nicht wahr?

Ich aber rechne den Februar zum Sommer. Mindestens zu den wärmeren Monaten. Einmal, weil das Holz und die Kohlen zum Heizen fehlen und man es sich am Strande zusammensuchen muß, wenn der Mensch die den Fingern, der Haut und dem Magen fehlenden Kalorien erzeugen soll. Denn in den warmen Monaten friert er ja an sich weniger. Zweitens: weil schon gleich an seinem Anfang die Stare eingezogen sind und Lieder von künftigen besseren Zeiten flöten. Drittens: weil ich heute morgen am Strand die erste Lerche gehört habe. Viertens: weil er sich benimmt wie der März und uns jetzt schon neun Sommertage geschenkt hat, einen nach dem andern, wie eine Schnur klarer, schöner Perlen.

Aber ich will ja gar nicht vom Februar, sondern von J. M. erzählen. Oh, welch ein schöner, unvergeßlicher Meerestag, als ich ihn fand! Im Westen liegt noch die Himmelsfledermaus matt, schiefergrau, tot über Insel, Düne, Fenne, Watt, und nur der Leuchtturm, der drehkranke Inselnachtwächter, pliert wie ein Mond mit Stengel mit seinem gelblichen, übermüdeten Auge durch den Dämmer. Oder wie ein unendlich langer, verschlafener Küster, der es vergessen hat, sein Totenlicht auszulöschen, obwohl die Gemeinde längst das „Begrabt den Leib" ausgesungen hat. Aber im Osten hebt sich, stahlblau aus stahlblauem Meer, der junge Tag. Eine blaue Wolkenbank, phantastisch und gebirgig, feuerspeiend aus Klüften, eine Kette vulkanischer Felseninseln, die die Gefilde der Seligen vom Totenreich der Erde abschnüren, zieht sich vom Festland bis zu den bösen Seesanden hinaus, von denen J. M. mir heute morgen eine wahre Geschichte erzählt hat (falls sie es wirklich ist, wer kann das wissen, J.-M.-Leuten ist in diesem Punkt nicht völlig zu trauen). Und auf dem Grunde dieser blauen Wolkenbank, noch viel blauer, beinah so tintenblau wie Ultramarin, sitzen meine allerbesten Freunde, die kleinen Halligwerften, wie Muscheln auf ihrer Bank am Grunde des Meeres. Alles das wäre aber nicht fröhlich wie neues Leben, nein, traurig wie ein schönes Gedicht, wenn nicht die Stare da wären, die flötend und schnackend durchs fahlgelbe Dünengras laufen, und die Lerchen, die über die Dünenkämme hinweg die schiefergraue Himmelsfledermaus mit jeder Kadenz um einen Flügelschlag in ihr Nachtgebiet zurücktirilieren. Und nicht die Möwen, die Enten, die Austernfischer, die Regenpfeifer, die Strandläufer ihr junges Liebeswerben über die weiten toten Sande, die blauen, irisierenden, glucksenden Wellen in die gesuchte, mitfühlende Brust hinaustönten. Wie Nachtigallenschlag bewegt ihre Sehnsucht das lauschende Ohr — verglichen mit dem tiefen, brünstigen, jauligen Bellen der Seehunde, deren Köpfe sich weit, weit draußen wie runde, schwarze Tintenkleckse auf der blänkernden Seewiese abmalen. Mir klingen diese sich wie eine Rotte raufender Schuljungen in den Haaren liegenden Liebestöne in Baß und Diskant alle gleich lieblich, denn sie gehören alle zum großen, gewaltigen Orgelstimmsatz des Meeres, das jetzt seine ersten Frühlingskonzerte gibt, auch wenn im Kalender noch Winter steht. Auch J. M. würden sie lieblich klingen, wenn er sie hören könnte — wer weiß, vielleicht kann er's? Obwohl J. M.s Liebeslieder in Auffassung und Melodik dem Nachtigallenschlagen und —schluchzen sehr viel näher stehen, denn er ist musikalisch bis auf die Knochen. Ja, das kann ich behaupten, denn ich habe noch keinen aus seiner ganzen großen Sippe kennengelernt, der nicht bis zur Raserei in die Musik verliebt gewesen wäre.

Aber das Meer ist uns solche schönen Tage auch schuldig nach den schweren Stürmen, mit denen es uns noch ganz vor kurzem seine Wogen und seine Minen um die Ohren geknallt hat. Hoffentlich waren das seine letzten Posaunenstöße — wenn sie nicht der März, der ja seinen Namen vom Kriegsgott hat, noch gewaltig erneuert. Wahrscheinlich wird er's tun, denn es ist seine Art so im Uthlandgebiet, und dann wird sich J. M. vielleicht ganz glücklich schätzen, daß er, wenn See, Watten, Riffe, Halligen, Küste wieder zu einer einzigen Gischtarena werden, aus diesem Hexenkessel ein für allemal entronnen ist.

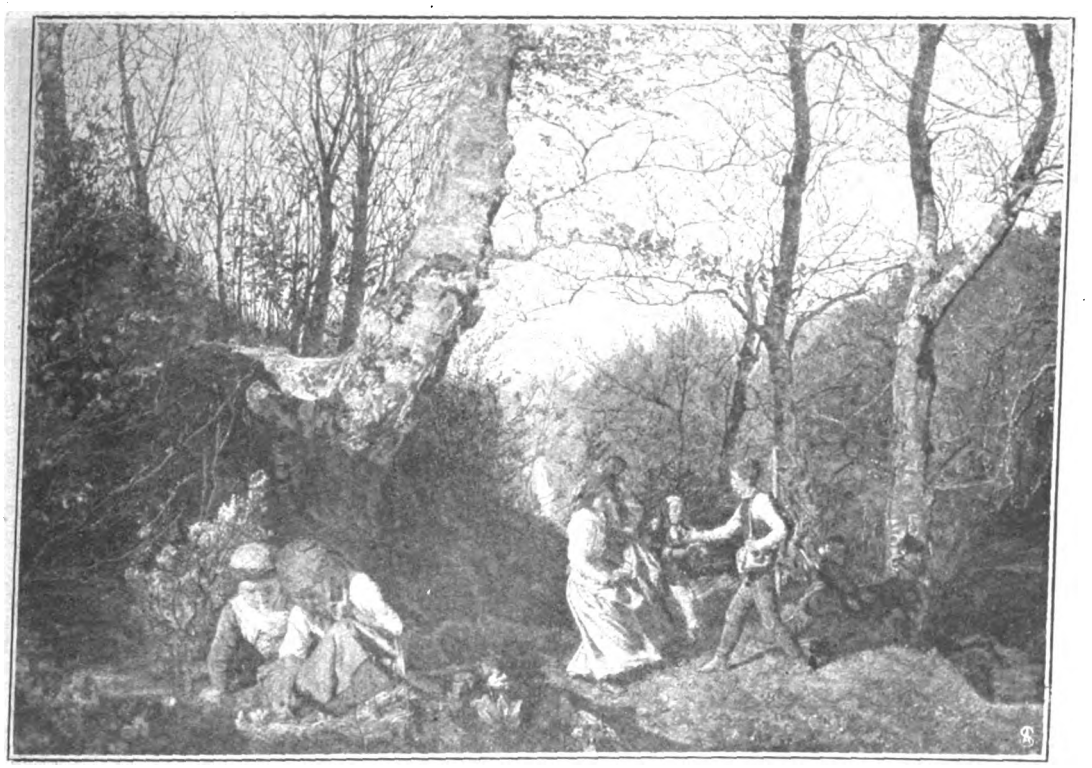
Da liegen des letzten Sturmes kleine Andenken und Gaben, verfitzt in den Tang- und Seegrasschnüren, die jede neue Flut über den Strand zieht wie die Nadel des Barographen ihre Striche über das Registrierblatt, ein bißchen krumm, ein bißchen wild, aber alle doch in sich konform, parallel und den Charakter ihrer Mutter, der wilden See, in ihrem eigensinnigen, unheimlichen Schlangenlauf getreulich widerspiegelnd. Da liegen all die kleinen geflügelten Toten des Meeres, die der letzte Sturm mit seinem scharfen Raubvogelstoß geschlagen und aus ihrer Rolle im großen Frühlings-Lebenskonzert gestrichen hat: die Möwen, die Eidergänse, die Regenpfeifer, die Enten, die Taucher, die Austernfischer, die ganze bestelzte, beflößte, befiederte Reihe, von den größten bis zu den kleinsten, von jedem ein Muster. Da liegen des Meeres Räuber im ungebornen Zustande als Hunderte von schwarzen, pergamentschaligen Haifischeiern umher oder als nach einem gesegneten Leben Vollendete, wie jener kopflose Delphin dort, der die Kleinen draußen vielleicht mitverspeist hat und dem nun am Strande ihre Sippengenossen ein gleiches standesgemäßes Begräbnis bereiten. Da liegen in dieser toten Naturaliensammlung noch unheimlichere und noch totere Zeugen der letzten Meereswut: Planken, Duchten, Dollbordstücke, Zwiebeln, Steckrüben, Kohlköpfe, ein Leiterwagen, ein halbes Bootsdeck, ein Matrosenpantoffel. Ach, was für erfreuliche Geschenke der sorglichen Meerfrauen! Da es dem guten Vater Staat zurzeit schwer fällt, versorgen sie uns mit Nahrung und Wärme und, falls sich der zweite Pantoffel noch dazu finden sollte, auch mit Kleidung, wie sie uns unlängst auf demselben Wege auch mit Mehl, mit Stiefeln, mit Tabak (einem ganzen Faß voll, wahrhaftig!), mit zwanzigerlei anderen Dingen versorgt haben. Wir bezahlen sie nicht, wir Inselleute, wir fragen nicht nach Lade-

Digitized by Google

schein und Konossement und nicht nach dem Eigentümer, wir nehmen sie einfach, wir leben aus dem vollen, wir danken dem Himmel im Herzen für einen gesegneten Strand. Wir danken auch dem guten J. M., der auf all diese schönen Güter verzichtet hat und sie nun uns überläßt mit einer leserlichen Visitenkarte von sich selbst und seinen Leuten, damit die zarteren Seelen unter uns bei ihrem Genuß keine Gewissensbisse empfinden sollen. Denn mit dieser gekürzten Namensform begnügt er sich: Wir sollen raten, wir sollen für die vielen schönen Geschenke auch etwas tun. Nur deshalb hat er bloß die Anfangsbuchstaben seines Namens auf das kleine eirunde Korkstück des Rettungsringes geschnitzt, den er ja nun, wie alles übrige, von der Zwiebel bis zur Steckrübe und vom Leuwagen bis zum Holzpantoffel, nicht mehr gebraucht, wenn ich Schrift und Korkstück richtig lese. Ebensowenig wie die Ducht, auf der er sich wohl vom sinkenden Schiff abgerudert hat, oder wie das Bootsdeck, das die fürchterlichen, grünäugigen Meerweiber am Einsteigen hinderte, bis sie kurzerhand die ganze Nußschale einfach umkippten. Da hatten sie ihn mit einem Schlage, den armen J. M., meinen alten, guten Freund Jan Maat und seine Genossen, die nun das hinter sich haben, was wir gierige Strandpiraten noch vor uns haben. Auf diese ganz unmißverständliche Weise ist er, wie ich schon sagte, aufs neue mein Freund geworden; da eine Liebe einer anderen wert ist, so will ich ihm wenigstens ein Denkmal setzen, und da ich das freundlichst gespendete Holz, bis auf Leuwagen und Pantoffel, selbst gebrauche, so soll es eins aus Papier sein!

Der geschändete Wald.

Frühlingswispern zieht jetzt durch die Natur. Wurzelfasern strecken sich in warmes Erdreich, saugen Säfte und senden sie durch schwellende Kanäle hinauf bis in die letzten zitternden Zweigspitzen. Rot- und gelbübergossen, von duftigem, schwebendem Hauch umgeben, stehen ganze Wälder da, Weiden und Erlen behängen sich mit Kätzchen, Buchen und Birken, Ahorn und Flieder treiben grüne Sprossen, und selbst das stachelige Nadelholz streckt hellere Büschen vor. Da ist es eine Wonne, hinauszuwandern in waldige Gegenden, überall das neue Sprießen und Fruchtbarwerden zu belauschen, die keimbefruchtgeschwängerten Lüfte lustvoll einzuziehen und bald auch den ersten Vögeln zu begegnen, die eifrig suchend und selig zwitschernd ihre verlassenen



Einst: Vorfrühling im Wiener Wald. Gemälde von Ferdinand Georg Waldmüller.

Phot. Rich. Hanfle.

Die wilde Abholzung des Wiener Waldes durch die notleidende Wiener Bevölkerung.

Nester wieder beziehen.

Doch drunten, im deutschen Süden, steht ein Wald, da finden viele Tausende von Vögeln ihre Nester nicht wieder, und klagend irren sie umher, heimatlose Vertriebene, und erfüllen die aufhorchenden Lüfte mit ihrem Wehegeschrei. Räuberische Horden sind ausgezogen, ungeregelte Scharen verzweifelter Menschen umhergeschweift, hohläugig und bleich, haben Äxte mitgebracht und Sägen, Stemmeisen und Stricke, und so sind sie über den Wald hergefallen und haben ihn, wie von Delirien getrieben, geschändet und verwüstet. O herrlicher Wiener Wald, den ich sonst in entschwundenen Jahren beim Wachwerden des Lenzes durchstreifte, das Herz in Selig-

Digitized by Google

keit, das Auge voll Schönheitsrausch, was ist aus dir, du armer, geworden! Lebst du noch? Bist du noch da und bekleidest dich neu mit dem zartkeuschen Gewande ersten Grüns und dem prunkenden Geschmeide funkelnder Tauperlen? Verwundert, entsetzt starren die Augen hoffnungsseliger Kinder, die dich suchen; beklommen und reuevoll schleichen viele umher, die dich beraubten und plünderten: Wien fühlt plötzlich, sieht und schaut, was es verloren hat, was es erst in Menschenaltern wird wiedergewinnen können. Der prangende Waldgürtel, auf den es so stolz war, der sich mit liebender Buchtung sanft um seine Häuserwellen zog, ist nicht mehr. Eine kahle Wüstenei umgrinst jetzt die Stadt, ausgerodete Strecken, aus denen zersetzte Stümpfe hie und da anklägerisch emporstarren, schrecken den Naturfreund zurück, ein furchtbares Bild der Zerstörung, gedankenlos und ruchlos vollzogen, erfüllt das Herz mit stillem Grausen.

Hütet, rettet den Wiener Wald! Laßt ihn nicht noch einmal ein Opfer werden bald angsterfüllter Psychosen hungernder und frostscheuer Enterbter, bald auch gieriger Raffsucht skrupelloser und profitgieriger Spekulanten! Schützt dieses von der Natur geschenkte, ehemals von Menschenhand gehegte Heiligtum! Laßt es nicht noch einmal zu einem Werke der Zerstörung kommen! Schickt Kohlen den Darbenden und Kältegeschüttelten, und wo es sein muß, daß abermals Bäume gefällt und Sträucher gerodet werden, gebt es in weise ordnende Hand, die Schändung verhütet! Denn leben bleiben muß der Wiener Wald, der Hunderttausenden Labsal und Wonne war! F. Servaes.

Die wiedererstandene Urwelt Afrikas * Von Wilhelm Bölsche.

Schluß.

Bekanntlich begnügt sich unsere heutige zoologische Forschung nicht mehr damit, die verschiedenen Gruppen solcher Säugetiere im System bloß durch besondere Merkmale voneinander zu unterscheiden. Sie geht vielmehr hier, wie überall im Tierreich, von der Idee eines „Stammbaumes" aus, der wenigstens in der Urwelt alle diese heute gesonderten Gruppen noch verknüpfte, und indem sie diesem Stammbaum auf die Spur zu kommen sucht, sieht sie in ihm das einzig wahre, das natürliche System, in dem jede Tierform und Tierordnung erst ihren natürlichen Platz und ihre echte Verwandtschaft findet.

Da war nun seit langem ein Säugetier, von dem man gar zu gern die Herkunft in dieser Weise gewußt hätte — der berühmtesten und beliebtesten eines: der Elefant.

Elefanten leben heute noch im tropischen Asien und Afrika. In einer verhältnismäßig jungen Urwelt aber, so wußte man längst aus Knochenfunden, hatte ihr wunderliches Geschlecht sich ebenso über Europa, ja über Nord- und Südamerika ausgedehnt gehabt. Den Schrecken selbst der diluvialen Eiszeit hatten sie in den Nordländern getrotzt eben als jenes dick bepelzte Mammut. Wunderliche Nebenformen hatten sie gebildet: Riesen, bald mit vier Stoßzähnen, bald mit nur zwei walroßhaft abwärts gekrümmten Stoßzähnen im Unterkiefer statt im Oberkiefer (Dinotherium), ja auch Zwerge kaum von Ponygröße.

Woher aber stammte das Elefantenvolk im ganzen, von was für einer niederen Säugetierkette war es ausgegangen? Kein Fund gab darüber bisher Auskunft. Obwohl der Elefant im alten Sinne als „Huftier" rechnet, bot sich doch weder zu solchem Huftier vom Schlage des Pferdes noch etwa zu den Schweinen und Wiederkäuern irgendein Anschluß. Gegner der Entwicklungslehre spöttelten, daß hier doch eine arge Lücke zu liegen scheine — um so auffälliger und verdächtiger bei einem so großen und urweltlich so weitverbreiteten Tier; sollte doch etwa die ganze Abstammungslehre im Sinne Darwins nicht stimmen?

Schon vor Jahr und Tag aber hatten umsichtige Forscher, wie der berühmte Osborn in New York, prophezeit, wenn irgendwo, so müßten die Gebeine der Elefanten-Ahnen im Gestein Afrikas, also jener terra incognita, stecken. Und glänzend genug: im Fayum waren sie gleich das erste, auf das man stieß.

Wie auf dem Präsentierbrett lag die alte Übergangskette dort wirklich noch beisammen. Zunächst ein Tier Mörítherium, im Äußern noch gar kein Elefant, von der Größe etwa eines Tapirs, obwohl sonst diesem nicht näher verwandt, mit kleiner Anlage erst der späteren Stoßzähne, doch schon in der für alle Elefanten charakteristischen Weise, daß es Schneidezähne, nicht Eckhauer waren, mit langem Schwanz und schlanken Beinen. Mit diesem entlegenen Vorfahr ging auch das Elefantenvolk offensichtlich noch zu kleinen Ur-Huftieren zurück, denen parallel, aber unabhängig, jene Pferde und nach anderer Seite jene Schweine und Wiederkäuer damals entsprossen sind.

Dann in der Kette aufwärts ein Tier Paläomastodon, äußerlich jetzt schon unverkennbar kleiner Halbelefant, der Schädel noch flach, aber doch schon ein Elefantenkopf, die oberen Stoßzähne abwärts gekehrte Säbel, die unteren lange, flache Schaufeln; indem die Oberlippe auf diesen Schaufeln die Nahrung zerdrücken mußte, ist wahrscheinlich auf dieser Stufe der später so eigenartige Elefantenrüssel entstanden.

Von diesem Vermittlungstypus jetzt nach oben den wirklichen Elefanten abzuleiten, machte keinerlei Mühe mehr.

Gleichzeitig lebte im Uferwalde des Fayum damals aber auch noch eine gigantische Seitenform zu diesem Elefanten, das Arsinoitherium, das bei Elefantengröße auf Nase und Stirn je zwei Ochsenhörner mit knöchernem Zapfeninhalt trug, davon das vordere Paar von geradezu unglaublichen Dimensionen; es war also äußerlich gleichsam eine Art Mischform von ungeheurem Stier und von Elefant. Dieser Riese hatte dabei noch die besondere Eigenschaft, daß er eines der ältesten (schon von Goethe besungenen) vermeintlichen anatomischen Grundgesetze über den Haufen warf: daß nämlich kein hörnertragendes Säugetier zugleich ein vollständiges Gebiß führen könnte; das Arsinoitherium hatte Ochsenhörner und doch keine Zahnlücke im Gebiß! Die Natur hat eben auf solchem Gebiet wenig Respekt vor unseren menschlichen Regeln und Gesetzen!

Die Enträtselung des Elefantenstammes leitete aber am Fleck gleich auch noch zu einer weiteren folgenreichen Entdeckung. Jenes Mörítherium, also der älteste Elefantenvater, hatte zugleich frappanteste Ähnlichkeit im Schädel- und Zahnbau mit einer altbekannten, damals auch dort im Strombelta verbreiteten, an anderen tropischen Stellen aber noch heute lebend erhaltenen Säugetiergruppe, nämlich den flossenfüßigen, wasserbewohnenden sogenannten Seekühen. Alte Systematik hatte diese Seekühe, die z. B. im Roten Meer noch vorkommen und schwerknochige, fette Ungetüme von groteskem Aussehen darstellen (mit ihren Brüsten sind die Weibchen oft geradezu für „Meerweibchen" gehalten worden), zu den Seehunden und Walfischen gestellt. Jetzt erwies sich aus den ganz unzweideutigen Funden, daß sie ursprünglich nichts anderes sein konnten als ebenfalls ins Wasser gegangene und dem Wasserleben angepaßte Elefanten.

Noch rätselhafter als diese Seekühe und die Elefanten selbst war aber lange eine Gruppe winziger Huftiere gewesen, die heute z. B. in Syrien vorkommen und in der Lutherschen Bibel als „Kaninchen" figurieren: die sogenannten Klippschliefer. In der Tat nur von Kaninchengröße, führen auch diese kleinen Kerle richtige Hufe an den Füßen, und die neuere Zoologie verglich sie deshalb gern mit dem Rhinozeros. Auch solche Klippschliefer lebten nun damals in den Fayum-Wäldern in Masse, dabei aber auch in Riesenformen von der Größe eines starken Bären. Und alles spricht dafür, daß auch in ihnen ein abgeirrter Seitenast jenes Elefantenstammes damals gesteckt hat, so daß sie heute die äußersten Zwerge dieses Gigantengeschlechts verkörpern würden.

Fügt man noch hinzu, daß jener Schatz des Fayum die Knochen zahlreicher Ur-Walfische geliefert hat (damals besuchten auch diese Meersäuger vom Ozean aus das Flußdelta dort), durch die es ermöglicht ist, auch den Stammbaum dieser Wale enger noch als bisher zu fassen (es sind wohl ins Wasser verzogene Ur-Raubtiere) — und daß man am gleichen Fleck die allerseltsamsten und wichtigsten Affenknochen gefunden hat (die Urwaldbäume der Landseite bewohnten kleine Äffchen, die den Übergang vom Halbaffen Tarsius zu den echten Affen vermittelten, sowie schon ein etwa katzengroßer Menschenaffe mit äußerst menschenähnlichem Gebiß!) —, so tritt überwältigend hervor, was hier ein einziger erster Lichtblick in die Urwelt Afrikas uns sogleich geradezu verschwenderisch reich schenken durfte . . .

Die ersten Wunder des Fayum waren eben glücklich einregistriert. In einigen bevorzugten Museen erschien besonders der mächtige Kopf jenes Arsinoitherium, der Mischung aus Ochse und Elefant, als neues Prachtstück vor den Besuchern. Da verbreitete sich in Forscher- und Museumskreisen eine neue Wundermär von der Urwelt des dunklen Erdteils. Im Südteil der deutschen Kolonie Ostafrika, in der Gegend des Tendaguruberges, war nämlich ein Ingenieur Sattler über einen riesigen Knochen

Digitized by Google

gestolpert, der in der weltabgeschiedenen Buschsteppe dort frei zutage gelegen hatte, herausgewittert eben gerade aus dem alten Bodengestein dieser Steppe.

Diesmal war es nicht Gestein jener Tertiärzeit, sondern wiederum noch älteres vom Beginn der voraufgehenden sogenannten Kreidezeit, die in der Geschichte der Urwelt nicht so sehr durch ihre Säugetiere als durch ihre zahlreichen drachenhaften Reptile berühmt ist. Und ein solcher richtiger Drachenknochen war es denn auch, auf den Herr Sattler getreten hatte.

Nordamerika hatte uns vor Jahr und Tag zuerst darüber belehrt, was in jener Kreidezeit und der noch etwas früheren Jurazeit die Erde für Landdrachen von wahrhaft abenteuerlichen Dimensionen getragen hatte. Die größten Sorten vom Geschlecht der sogenannten „Dinosaurier" oder „Schreckensdrachen" besaßen Körper von den Längenmaßen eines stärksten Walfischs, die aber auf breiten krokodilhaften Beinen watschelnd dahingeschleppt wurden. Das im Vergleich winzige Köpfchen saß auf ungeheurem Halse, der nach neuester Rekonstruktion in schwanenhafter Biegung hoch getragen wurde, während der endlose Leib hinten in eine immer länger und länger sich streckende, immer feiner und feiner sich verjüngende Schwanzpeitsche auslief.

Von einem Mustertyp solcher dämonischen Ungestalt, die den wissenschaftlichen Namen Diplodocus erhielt, hatte der amerikanische Millionär Carnegie gelegentlich einen Gipsabguß in Naturgröße herstellen lassen, der, als Geschenk den größten Museen Europas einverleibt, das Staunen aller Besucher weckte. Die Amerikaner aber waren stolz auf ihren Rekord, daß auch das längste Landscheusal der Erde — 25 Meter messend — einst bei ihnen gelebt hatte, wie sie nach allerneuesten Funden wirklich den größten urweltlichen Vogel besitzen, eine Riesengans der Tertiärzeit, die noch über den größten Strauß ging.

Der Knochen, über den Sattler stolperte, war nun ebenfalls ein Rest von einem solchen Ungetüm des Diplodocus-Schlages.

Da die Fundstätte diesmal auf deutschem Kolonialboden lag, entstand in Berlin eine Bewegung, den solchermaßen signalisierten Schatz für das Berliner Museum zu heben. In Ermangelung zunächst von Staatshilfe nahmen Privatleute, vor allem die treffliche „Gesellschaft naturforschender Freunde" in Berlin, die Sache energisch in die Hand. Drei junge Geologen unterzogen sich der schweren Arbeit, an Ort und Stelle auf das Riesengrab, das der große Knochen gewiesen hatte, systematisch zu fahnden. Drei Jahre ackerten sie die geheimnisvolle Furche der Urwelt um und um. Wie an den amerikanischen Drachenstätten, so kam auch hier ein ganzes Knochenlager zutage. Bis zu 500 Neger wurden zeitweise bei der Grabarbeit beschäftigt. In 4500 Einzellasten schleppten sie das sorgsam verpackte Material zur Küste. Gegenwärtig liegen im Berliner Museum für Naturkunde, teils noch verpackt, teils bereits aufmontiert, über hunderttausend Kilogramm Knochen! Dabei aber befindet sich bereits das fast ganz vollständige Skelett eines Einzeldrachens, dessen Hals allein zwölf Meter Länge ergibt. Da dieser Hals bei jenem Carnegieschen Diplodocus nur fünf Meter mißt und auch das bereits aufgestellte Vorderbein des neuen Afrikaners rund auf die doppelte Länge gegen dort anwächst, so ist kein Zweifel, daß am Tendaguru schon jetzt der Rekord der Amerikadrachen fast um das Doppelte geschlagen ist. Jede kühnste Phantasie-Vorstellung von fabelhafter Drachengröße erlahmt tatsächlich vor dieser Ausgeburt urweltlicher Erde.

Und dabei haben diese Drachen damals im Tendaguru-Gebiet nicht vereinzelt einmal alle Jubeljahre einer gehaust. Sehr verschiedene Sorten trieben sich eng gesellt am Fleck herum, neben den Riesen auch kleinere, die zum Teil von langen Knochenstacheln starrten. Und die einzelnen Arten haben in Herden gelebt. Eine gemeinsame Katastrophe muß am Ort wohl solche ganze Herde gelegentlich ereilt, muß sie im Schlamm begraben haben, der nachher zu dem festen Gestein wurde, in dem die Knochen sich viele Jahrmillionen lang unversehrt erhielten, bis endlich die tropische Verwitterung auch hier den Fels annagte und zerkrümelte, so daß gelegentlich gerade eine solche Knocheneinlage wieder frei an die Oberfläche kam, wie jetzt zum Nutzen der Wissenschaft am Tendaguru geschehen.

Deutlich überblickt man noch die Sachlage, wie eine solche Katastrophe das zwar oft riesengroße, aber wahrscheinlich auch durchweg riesendumme Drachenvolk ab und zu ereilen konnte. Die ungeschlachten Geschöpfe krochen gewohnheitsmäßig wohl am Meeresufer herum. Wenn sie nicht direkt die Sumpfpflanzen des Ebbegrundes abgeweidet haben, so müssen sie mindestens gründelnd dem kleineren Meergetier nachgegangen sein. Das mag sie aber oft weit ins seichte Wattenmeer hinausgelockt haben, aus dessen niedriger Flut sie für gewöhnlich bequem ihre langen Drachenhälse zum Atmen emporstrecken konnten. Kam dann eine plötzliche unerwartete Hochflut oder gar eine Zeit, die allgemein solchen verheerend einbrechenden Fluten günstiger war, so ertrank das unbehilfliche Getier in ganzen Herden.

Noch findet man ihre Gebeine am Tendaguru tatsächlich eingebettet zwischen den Resten meerbewohnender Tintenfische, die einst auf den Wogen solcher Flut mit herangeschwommen sein müssen. Wilde Verzweiflungskämpfe der Ungetüme in Todesnot mögen sich da abgespielt haben, wert des Griffels einer Künstlerphantasie. Bis eines Tages der letzte afrikanische Landdrache dahin war.

Menschen (auch urtümlichste) können keinem der Riesen mehr zu ihrer Zeit begegnet sein. Denn die Entstehung des Menschen wird übereinstimmend von allen sachkundigen Forschern frühestens in die mittlere Tertiärperiode gesetzt, die von jener älteren Kreidezeit immerhin noch durch einige Millionen Jahre getrennt gewesen sein dürfte. Man hat zwar gelegentlich davon geträumt, ob nicht doch ein paar „letzte Mohikaner" jener Drachen irgendwo dort im Winkel fortgedauert haben könnten, ja in unerforschten Sumpfgebieten am Ende jetzt noch lebten Irgendeinen triftigen Anhalt aber hat man dafür nicht.

Ihr Glück wie Ende spielte sich wohl in reiner Urwelt vor aller Menschenschau ab — ein Gigantenkampf aus der Urwelt Afrikas. . . .

Im Schatten der Französischen Revolution.

Uraufführung von Rollands „Danton" in Berlin! „Clarté"-Versammlung im preußischen Herrenhause! Die ehemalige Kaiserstadt siebert im größenwahnsinnigen Rausch, zum Vorort der Weltkapitale Paris erhöht zu sein. Die mit Ententegeld und nach jüdisch-tatarisch-asiatischem Rezept zurechtgedokterte Deutsche Revolution und Novemberrepublik prahlt in aufdringlicher Reklame: „Ich bin die Erbin, Fortsetzerin, Vollenderin der Französischen Revolution!"

Aber das ist ja von allen Lügen, mit denen unser unzurechnungsfähig gemachtes Volk heute benebelt wird, die giftigste und dabei dümmste die frechste und dabei ungeschickteste. Die Französische Revolution wußte, was sie wollte — und die Deutsche Revolution war ein roter Fusel-Wahnsinn. Die Französische Revolution brachte Köpfe ans Licht, kühne Geister und sogar einige wahre große Männer; die Deutsche Revolution brachte die Blütezeit der Trottel, der Schieber, der kleinhirnigen Streber, der fanatischen Spießer. Die Französische Revolution legte mitten in aller Zerstörungstollheit die Grundmauern eines großen Staates und schuf das eroberungsstärkste Heer der Welt: die Deutsche Revolution legte das beste und festeste und wohnlichste Staatshaus in Schutt und jagte die bettelarm und heimatlos gemachten, geängstigten Bürger in eine wackelige, schmierige, jeden Augenblick mit Einsturz drohende Notbaracke. Die Deutsche Revolution mordete das deutsche Heer. Die Französische Revolution war das Werk glühender Patrioten, die Deutsche Revolution ist das Verbrechen von Meuterern, Hochverrätern, vaterlandslosem Gesindel, das die im todesmutigen Heldenkampf gegen zehnfache feindliche Überlegenheit ringenden Soldaten von hinten abwürgt. Die Französische Revolution führte ihr Volk zur höchsten Höhe nationalen Glanzes und politischer Macht, zu Reichtum und Glück; die Deutsche Revolution stürzte ihr Volk in tiefste Schmach, in hoffnungsloses Elend. Die Französische Revolution brachte einen Bonaparte hervor, die Deutsche Revolution einen Ebert.

Die Französische Revolution hatte einen Mirabeau, einen Saint-Just, einen Condorcet und andere aristokratische Anhänger; in der Deutschen Republik wird auch der Herr von Payer oder der Freiherr von Richthofen selbst nicht glauben, dies Rollenfach übernehmen zu können. Die Französische Revolution hatte einen Danton, den Entflammer der bewaffneten Erhebung in Masse gegen den eindringenden Feind — die Deutsche Revolution hat den Scheidemann mit der verdorrenden Hand, den Organisator der Niederlage. Die Französische Revolution gebar die Hoche, Carnot, Moreau, Kleber, Kellermann, Jourdan; die Deutsche Revolution krönte die Cohn und Eisner, Liebknecht und Haase, Eichhorn, Ledebour, Hoffmann, Merges. Drüben die Madame Roland, die Olympe de Gouges — hier die Rosa Luxemburg und Frau Zietz. Freilich haben wir keinen Marat, dafür aber einen Über-Robespierre; dreifach sein französisches Vorbild an Körperumfang und Fleischgewicht übertreffend; zehnfach den großen französischen „Unbestechlichen" und „Mann der Tugend" in Tugendhaftigkeit und Unbestechlichkeit schlagend: Erzberger den Großen, den Einzigen, den Unvergleichlichen!

Digitized by Google

Am 21. September 1792 beschloß der Konvent, daß außerhalb der Sitzungen der Präsident wieder einfacher Bürger sei. Ein Wohnraum in irgendeinem staatlichen Gebäude wurde ihm versagt. „Will man den Präsidenten sprechen," rief Tallien, „suche man ihn auf, wo er gerade Unterkommen gefunden hat. Im Zimmer des dritten oder fünften Stockwerks — da, wo die Tugend wohnt!" In der Deutschen Republik wimmelt es von schwarz-rot-goldenen Exzellenzen, die sich in den fluchbeladenen Palästen der alten Zeit breitmachen, sich mit königlichen oder kaiserlichen Möbeln einrichten, ihre Mitbürger stundenlang „antichambrieren" lassen, Millionärseinkommen beziehen und Stammgäste in den anspruchsvollsten Luxuswirtschaften sind. Chabot hatte verlangt, daß die höchsten Diener der wahren Republik nur mit Sansculotten verkehren sollten. Chabot würde sich wundern, wenn er heute die Deutsche Republik besuchen könnte. Er würde sie am Ende — trotz Noskes und Eberts Badehosen — gar nicht für eine richtiggehende Republik halten.

Indessen, indessen — es gibt auch manche Ähnlichkeit zwischen der Schreckenszeit von 1793/1794 und der von 1918/1920. Lesen wir zum Beispiel folgenden Bericht aus dem französischen Anno dazumal: „Man kann neuerdings Bürger sehen, die jeder nur an drei Tagen noch arbeiten wollen. Früher füllte der Adel und die Hofgesellschaft die Theater — heute ist der Hof verbannt und der Adel gering an Zahl. Und dennoch herrscht in den Vergnügungsstätten dieselbe Üppigkeit. Wer sind denn diejenigen, die sich jetzt da zur Schau stellen, wenn nicht die, die einst gearbeitet haben? Jeder, der viel Papiergeld besitzt, arbeitete um so weniger und die Sitten verwahrlosten im Müßiggang. Um so mehr Bedürfnisse gab es und um so weniger Sachen, als man reich geworden war und wenig arbeitete. Wir leben in einem bedenklichen Zustand; wir geben aus wie ein wahnsinniger Verschwender. Dreihundert Millionen werden monatlich vom Staatsschatz in Verkehr gebracht und gehen nicht wieder ein; sie zerstören die Liebe zur Arbeit und zur heiligen Selbstlosigkeit, die die Republik ausmachen.... Wieviel Reiche muß es heute geben, da doch heute viermal so viel Papier im Umlauf ist als früher? Wie sollen 300—400 Millionen monatlich nicht eine Gesellschaft in Fäulnis bringen? — Täglich verlassen eine große Zahl von Bürgern das Gewerbe ihrer Väter und ergeben sich dem verweichlichenden Genuß, der das Andenken der Monarchie so abscheulich macht.... Es ist notwendig, daß alle arbeiten. Wenn alle arbeiten, dann wird auch wieder Überfluß dasein, man wird weniger Papiergeld brauchen, es wird keine öffentlichen Laster mehr geben. Wenn alle sich wieder achten, wird es keine Parteiungen mehr geben, die Sitten der einzelnen werden sanft und die öffentliche Sittlichkeit stark werden.... Wenn wir fortfahren, soviel Papier auszugeben wie bisher, wird schließlich sich jeder so wohlhabend dünken, daß er nicht mehr arbeiten will — und wir werden die Landwirtschaft und die Werkstätten verkommen sehen. Wie? Wenn das Vaterland einen furchtbaren Krieg durchhält, wenn zwölfhunderttausend Bürger ihr Blut verspritzen, unterhält der Staatsschatz durch eine Riesenmasse von Papiergeld die Ausschweifungen und Leidenschaften, ohne daß jemand seine Habgier und seine Wildheit einschränkt! . . . Man hat gar zu lange die Augen geschlossen über die Unordnung in der Finanzwirtschaft, die die Verwirrung der Sitten nach sich zieht."

Das könnte auch heute gesprochen sein. Der Mann, der das schrieb, ist aber schon seit 126 Jahren tot. Er endete auf dem Schafott. Von ihm stammt das Wort: „Mit Freude in Blut und Tränen waten — das ist das Merkmal des echten Jakobiners." Von ihm stammt auch das andere Wort: „Für Revolutionäre gibt es nur im Grabe Ruhe!" Der Mann hieß Saint-Just.

Friedrich Franz.

Streiflichter.

Matthias Erzbergers Glück und Ende. Auch dieser Krug geht nur so lange zum Brunnen, bis er bricht. Freilich ist er das dickwandigste, grobkörnigste Gefäß von allen Grobkörnigkeiten, worin die Novemberleute und ihre Erben und Halbpartner den neuen deutschen Wein gären ließen. Aber nun hat er seinen Knacks weg. Der saure Wein läuft aus, und selbst die verknissensten und verbissensten Parteigänger geben den Mann preis, vor den sie Jahr und Tag ihren Schild gehalten haben. Noch ehe das Gericht in Moabit sein Urteil in dem Prozeß des unfreiwilligen Klägers Erzberger gegen den freiwilligen Angeklagten Helfferich gefällt hatte, stellten selbst Zeitungen, die für Erzberger gegen Helfferich bis zur und über die Grenze der Ehrenrührigkeit hinaus eingetreten sind, nunmehr fest, daß das wahre Urteil in der Sache schon gefällt sei, ganz gleichgültig, wie der Spruch des Gerichtes lauten möge. Durch dieses wahre Urteil, gegen das es keine Berufung gibt, ist der politische Abenteurer abgetan, der dank seiner völligen Amoralität, dank dem vollständigen Fehlen jeder sittlichen Hemmung in seinem Denken und Tun einige Jahre lang es verstanden hat, aus jeder Krippe Brocken zu schnappen, in jedem unsauberen Wässerchen seine Finger zu waschen, in allen Trübnissen zu fischen, mit byzantinischen, dynastischen, klerikalen, demokratischen, aristokratischen, parlamentarischen, kirchlichen, weltlichen, amtlichen, halbamtlichen und zwischenamtlichen Hunden die Hasen in seine Hütte zu hetzen.

Der Prozeß Erzberger-Helfferich wird in der Geschichte der Deutschen Revolution, die sich immer mehr als ein lächerliches, blutrünstiges Versehen herausstellt, ein eigenes großes Kapitel ausmachen. Nicht wegen der Person des Reichserzverderbers Erzberger allein. Diese Person ist trotz flüssiger Luft und festen Leders, trotz ihres Interesses für Hustenbonbons und ihres Talentes für Damenunterwäschehandel, trotz ihrer genauen Beziehungen zu dem gekrönten Verräterpaare Karl und Zita, trotz ihrer dicken Pfründen bei Thyssen, Berger und anderswo, trotz ihrer Bejahung für jede Art von Schiebung, Schleichhandel und alle dunklen Künste — trotz alledem war und ist diese Person doch nur eine wandelnde Platitüde, eine speckglänzende Banalität. Es ist nichts Trivialeres und Unkultivierbareres denkbar als dieser Kandidat des Viehhandels und parlamentarische Lieblingsanwalt aller dunklen Ehrenmänner, dieser Vertrauensmann der neuen Demokratie und politische Zwillingsbruder Herrn Scheidemanns. Wozu über ihn noch ein Wort verlieren, nachdem er — leider um einige Jahre zu spät — selbst dem blödesten Auge und Hirn erkennbar geworden ist als der, als den unbestochene und unverwirrte Beobachter ihn seit einer Reihe von Jahren schon bezeichneten: als der Typus des skruppellosen, gewissenlosen Geschäftspolitikers und Vergifters der öffentlichen Moral in der Nation.

Nein, um seiner selbst willen wäre jedes weitere Wort über Erzberger überflüssig und zuviel, nachdem selbst die ihn preisgaben, die noch wochenlang während des Prozesses Erzberger—Helfferich, der in Wahrheit ein Prozeß Helfferich—Erzberger war, täglich ihre dicken Finger über ihn spreiteten: Dies Kind, kein Engel ist so rein. Aber in diesem Prozeß ist nicht nur der Buttenhausener an den Pranger gestellt und verurteilt worden, sondern alles und alle, die je sich mit ihm einließen. In diesem Prozeß ist bloßgestellt und verurteilt das ganze System, das sich von einem Erzberger tragen ließ und einen Erzberger trug. Die politischen Verbrechen, die persönlichen Skrupellosigkeiten, die geschäftlichen Unsauberkeiten Erzbergers, das ganze Erzbergersche Korruptionssystem waren längst so offenbar und so grob handgreiflich, daß nur die es nicht ahnen konnten, die es nicht sehen wollten. Da aber der Hehler so schlimm ist wie der Dieb, sind durch den Verlauf des Erzbergerprozesses auch die moralisch abgeurteilt, die ihn gehalten und getragen haben: das sogenannte parlamentarische System und die Novemberregierung. Alle Erzbergerschen Unsauberkeiten und politischen Verbrechen gehen voll auf ihr Konto. Auch dagegen gibt es keine Berufung. Die Novemberregierung, diese Regierung aus Versehen, hat, nicht minder hartnäckig als Herr Erzberger selbst gegen den Gang nach Moabit, sich bis zuletzt dagegen gesträubt, den Schmutz abzuwischen, den Herrn Erzberger ihr auf Schild und Weste warf. Und das famose parlamentarische System, das die Gewissen tötet, weil niemand mehr sich persönlich verantwortlich fühlt, sondern alle stumpf und dumpf in der Herde mittrotten, hat bis zuletzt dieser ganzen Unsauberkeit die einzige Rückendeckung geliefert, deren ein Erzberger und seinesgleichen bedürfen: die Stimmenmehrheit. Nun sind sie mit Erzberger alle mitverurteilt: die Novemberregierung und der neue Parlamentarismus, die aus würdeloser Feigheit und stumpfsinniger Unfähigkeit zum Guten es nicht fertigbrachten, auch nur eine Viertelstunde vor der moralischen Katastrophe in Moabit sich aus dem Erzbergersumpf herauszuarbeiten.

* * *

Zur Abstimmung in Flensburg.

Nun geh, mein Sohn, gib deine Stimme ab
Und hilf die Heimat uns erhalten,
Für die ich einst mein junges Blut hingab,
Wie mancher von uns grau geworden Alten.
In Scherben ging das deutsche Vaterland,
Die Sonne wich von seinen Gauen.
Ein schwarzer Flor verhüllt den teuren Strand,
Nach dem mit Wehmut meine Augen schauen.
Wenn auch durch unsre eigne Schmach
Wir jetzt den Nacken müssen beugen,
Es kommt wie einst beim Düppelsturm der Tag,
An dem sich neues Morgenrot wird zeigen.
Ich bin zu alt und werde nicht mehr sein,
Wenn unsre Fahnen wieder siegreich wehen,
Auf Deutschlands Fluren goldner Sonnenschein
Und frohe Menschen wieder sind zu sehen — —
Doch nun zieh hin und dämm' des Feindes Flut,
Nimm meinen Segen zum Geleite,
Sorg', daß die Heimat bleibt in deutscher Hut
Und nicht aufs neue wird des Feindes Beute.

Werner.

Digitized by Google

Nr. 12 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

11. Fortsetzung.

Von den Wänden des Hauptsaales schauten die Bilder der zwei letzten Habsburger Monarchen herab. Rechts der Franzl, unser guter Kaiser Franz, links sein eben mit dem Hofstaat nach Innsbruck geflohener Nachfolger Ferdinand. Mit Wien, in dem jetzt eben alles drunter und drüber ging, mit dem alten kaiserlichen Wien hatte das Haus Colosimo immer seine besten Geschäfte gemacht. An jedem österreichischen Staatsbankerott der Napoleonischen Zeit hatte es hilfsbereit verdient und ebenso hinterher, als Convents- und Courant-Münze allmählich wieder auf ihren geordneten Stand gegenüber der kölnischen Mark von sechzehn Lot Silber gelangten. Leopold Colosimo, der Hausherr, fuhr jetzt eben aus seinen Gedanken an eine Tratte auf Simon Gosina in Wien empor, als sein Geschäftsfreund John Ludingworth aus Hamburg zu ihm sagte:

„Tja! . . . Ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben niemals so recht im Innern Deutschlands gewesen bin. Ich denke mich in Ostindien beinahe besser aus als hier. Aber jetzt muß ich mich ja wohl doch 'mal persönlich auf dem Markt hier umschauen. Ich bin 'ne Wasserratte. Aber es scheint, als ob doch etwas Ernstliches an den Eisenbahnen ist!"

Mutter und Kind. Gemälde von Adele von Finck.

„Ich bitt' Ihne: Wer soll denn die Fracht zahlen? Dös bleibt e Spielerei", widersprach sein Konkurrent, der Ritter und Großhändler Ferdinand von Pistl aus Triest, dessen tiefschwarzem gekrausten Haar man es ansah, daß seine Mutter eine Venetianerin gewesen.

„. . . 's isch unzweifelhaft, Ihr Herre . . ." sprach Eberhard Wägele, der schwäbische Fabrikant und Abgeordnete, und es war seltsam, um wieviel eindringlicher die Rede des meist schweigsamen, aus dem Volk emporgestiegenen Mannes wirkte als seine lange, ländlich-derbe und anspruchslose Erscheinung: „Der Verkehr wälzt alles um! Nit nur die Waren, auch die Geischter! So e Lokomotive, wie ich sie jetzt bau', is der wahre Hexemeischter! Mit der Postchaise — da scheint einem jedes Ländche lang, durch das man kariolt! Aber mit der Eise-

Digitized by Google

bahn: Hast du nit gesehe, da bischt schon aus dem Badische 'raus und im Schwäbische .... das Hechinger Land is gerad' so groß, daß man sich unterwegs die Nas' putze kann ... Vom Darmstädtische ins Frankfurterische und weiter ins Homburgische und Nassauische und Preußische is es nur e Flohsprung. Da merkt der Deutsche erst, daß die viele Vaterländche gerad' so viel nutz sind, als wie wenn ein Maikäfer auf der Landkart' 'rumkrabbelt und sei' Kleckse macht! Und hinter der Lokomotive kutschiert die Zeitung, und mit der Lokomotive reise die Leut' und könne über Nacht zusammekomme und sich berede, statt daß der Postillion acht Täg' warte muß, eh' die Brief' aus dem Schwarze Kabinett retour sind!... Jeder Hammerschlag an meiner Lokomotive heißt Freiheit, Ihr Herre, und jeder Pfiff heißt Einigkeit... der dien' ich akkurat so, ob ich in Wolfingen vor dem Schmelzofen steh' oder hier in der Paulskirch' hock'!"

„Alsdann ... wann die Schmiedemeister 's halt besser wissen als der Metternich ..." sprach halblaut, mit dem belustigten Hochmut des großen Herrn, der eben mit Depeschen aus dem k. k. Hoflager bei dem sterbenden Bundestag in Frankfurt eingetroffene Kürassier-Rittmeister Graf Zeno von Ortenburg zu dem Senator Colosimo, und der Bankherr, heute betäubt von der schwarz-rot-goldenen Freiheit und im Herzen doch der alte Freund des schwarz-gelben Österreichs, wagte nichts zu erwidern, sondern fühlte sich selbst unsicher, nun, wo Habsburg wieder neben ihm stand, und schwieg als geschäftlicher Diplomat und als Mitregierender von Frankfurt am Main, und der Geheimrat Dr. Emil Nimis, den auch etwas Ähnliches, so wie die alte Zugluft der Thronbaldachine, der Sonnenblitz eines huldvollen Lächelns über Menschenmauern hinwen, das Glitzern von Orden und Titeln, umwandelte, versetzte an seiner Stelle:

„Wir haben in der Reichsversammung erleuchtete Köpfe in Fülle, die nicht, wie unser trefflicher Freund Wägele, aus der groben und zufälligen Materie, sondern aus den uns eingeborenen sittlichen Funktionen des Urteils und des Willens heraus an die hohe Aufgabe treten, das luftige Gerüst der Gedanken zum Neubau des deutschen Reichsdoms vor den Augen der Nation auf dem Boden der neuen Zeit zu errichten! Hören Sie, was dort der Herr Professor Armin Oberkofler spricht. Ein Drachentöter deutscher Zwietracht!"

Viele Gäste hatten sich um den Grazer Hochschullehrer versammelt. Sie umstanden ihn schweigend oder saßen wie er, dessen adlergleicher Kopf sich gebieterisch aus ihrer Mitte erhob. Er sprach wie sonst vom Katheder zu den zu seinen Füßen horchenden Studenten, solange ihm das Dozieren noch nicht von einer k. k. Regierung amtlich untersagt worden war.

„Der Kampf um die Freiheit ist der Fortschritt der Menschheit, die Erhebung über das Naturgesetz vom Recht des Stärkeren. Sich diesem Naturgesetz durch sittliche Kraft zu entziehen, ist das Merkmal der Würde des Menschen. So ist er um so edler, je freier er ist! Um so freier, je fester die Freiheit in seinem Rechtsbewußtsein, nicht in ihrem Mißbrauch wurzelt. Denn es gibt auch Sklaven der Freiheit, für die sie sich in das Gegenteil verkehrt."

„Der goldene Mittelweg!" rief Emil Nimis laut.

„Dieser Sieg des Rechts über die Macht wird sich vollenden, so gewiß der Gedanke schärfer ist als das Schwert und das Wort stärker als die Faust! Wir wollen in Zukunft überzeugen, statt zu befehlen, bessern, statt zu strafen, belehren, statt zu verbieten, erziehen, statt zu bedrücken ..."

Die Männer nickten ergriffen. Manche der Frauen hatten feuchte Augen. Eine weihevolle Stille war in dem Raum. In sie klang das helle, nüchterne Hanseatisch des alten John Lüdingworth. Er wandte das kühle, geschäftskluge Gesicht eines ehrbaren Hamburger Kaufmanns zu dem Professor Oberkofler hin und sagte bedächtig:

„Ich verstehe von Reis und Kaffee mehr als von dem neuen Wesen. Aber ich freue mich, daß man in Deutschland dem Beispiele des Staates Hamburg folgt."

„Wieso, Herr Lüdingworth?"

„Nun — wir an der Waterkant und ihr hier am Main, Herr Senator — wir haben ja schon die Republik!"

Es entstand eine Bewegung. Der rote Ministerialrat Falk, der Badenser, nickte, wenn auch kaum merklich. Aber schon Eberhard Wägele, der schwäbische Abgeordnete, schüttelte schweigsam den arbeitsbraunen eigensinnigen Kopf. Mochten sich auch die Landstände jahraus, jahrein in Stuttgart mit dem König ärgern: der König mußte sein, schon, damit man sich über ihn ärgern konnte. Und mehr noch rieselte dem Geheimrat Nimis eine leise Gänsehaut über den Rücken. Er hob feierlich die Hand:

„Die Bewegung, die Deutschland ergriffen hat, hält ehrfurchtsvoll still vor dem Throne! ... Das Murmeln, das ich um mich höre, gibt mir allgemeinen Beifall!"

„So ... so ..." sagte der alte Lüdingworth. „Ich weiß ja von dem Verkehr mit Heuerleuten und Ewerführern mehr als von dem Verkehr mit Fürsten. Ich habe nie einen kennengelernt und mag es auch nicht. Aber was man so von diesen Leuten hört, da legen die Fürsten ja wohl bannig viel Wert auf ihre Kasernen. Auf ihre Paraden. Auf ihre Soldaten. Auf ihre Generale und Offiziere! Gitt — i Gitt! ... Werden sich die Fürsten wohl von ihrer Macht so leicht trennen ...?"

„Leicht wird es ihnen nicht fallen ..."

„Und wenn sie nun nicht wollen?"

„Sie müssen ..."

John Lüdingworth schaute in der Runde, so wie er wohl, den Kopf voll Zahlen, im Kontor bedächtig rechnend von seinen Büchern aufsah, und fragte geschäftlich-sachlich:

„Womit wollt ihr sie zwingen?"

Ein Schweigen.

„Die Fürsten haben doch viele Grenadiere und Kanonen und Pferde und Bajonette und was dazugehört ..."

Das Schweigen hielt an.

„... Und in der Paulskirche .. ich ging gestern 'n büschen spazieren und kam da vorbei ... da hab' ich ja wohl ein paar Reinmachefrauen gesehen, und wenn es dunkel wird, steht vielleicht auch ein Nachtwächter da. Aber mehr doch nicht."

Immer noch war es um ihn still. Emil Nimis stieg die Zornröte in das Gesicht.

„Es ist die Aufgabe Deutschlands, uns zu schützen", sprach er feierlich.

„Aber Deutschland — das sind doch viele Länder und Ländchen. Und in jedem steht ein Thron. Und auf jedem sitzt ein Fürst."

„Allerdings!"

„Tja ... soll der Mann Ihnen selber dabei helfen, daß Sie ihn zwingen, seiner Macht zu entsagen? So viel Uneigennützigkeit kann ich von meinem Konkurrenten nicht verlangen. Ich bin immer für das matter of fact!"

„Es handelt sich auch nicht um rohe Gewalt", unterbrach Professor Armin Oberkofler mit seiner markigen, wohltönenden Stimme die betretene Stille. „Damit würden wir ja eben in den Fehler der Vergangenheit verfallen, uns auf die Macht zu stützen. Für uns ficht der heilige Geist, nicht der Säbel des Schergen!"

„Bravo! Bravo!"

„Es fällt mir hart, mir den einäugigen Cumberländer in Hannover als Volksfreund vorzustellen", versetzte der alte Lüdingworth trocken. „Oder den Kasseler Kurfürsten. Oder die Braunschweiger Welfen ..."

„Mut, Freunde: Denkt an die Worte in Bassermanns Motion: Bevor noch an der Frühlingssonne das Eis der Gebirge taut, wird an der Sonne des Völkerfrühlings das Eis der Reaktion zerschmelzen!"

Aber der Hamburger Kaufherr blieb nüchtern.

Digitized by Google

„Der König von Preußen hat viele Kasernen", sagte er, still und freundlich lächelnd. „Jede Kaserne ist voll von Soldaten. Der Kaiser von Österreich hat noch mehr. Wenn die beiden nicht wollen, könnt ihr sie nicht zwingen, zu handeln, wie ihr wollt . . ."

„Unsere Aufgabe ist es nicht, zu handeln, sondern, voll des Geistes der Zeit, zu beraten und zu beschließen, was geschehen soll . . ."

„Und wenn nachher nichts geschieht?"

Der alte Hamburger Kaffee-Importeur fragte es mit einer kindlichen Neugier auf den bartlosen, faltigen Zügen. Ein heimliches Schweigen der Mißbilligung antwortete ihm. Der Geheimrat Emil Nimis trat gereizt auf ihn zu.

„Was wollen Sie eigentlich mit alledem sagen, wertester Herr? Sie schütten uns Wermut in den schäumenden Kelch der Freiheitsfreude . . ."

„Tja . . Ich wollte nur sagen: Wenn ich als junger Mann über See in einem Hafen lag und mich abends an Land rudern ließ, dann steckte ich mir auf alle Fälle eine Pistole ein. Oder einen Schlagring. Einmal, als ich nichts anderes hatte, sogar eine mit nassem Sand gefüllte Aalhaut. Das hatte mich so'n lütter irischer Steuermann gelehrt! Nun konnte mir keiner 'was tun!"

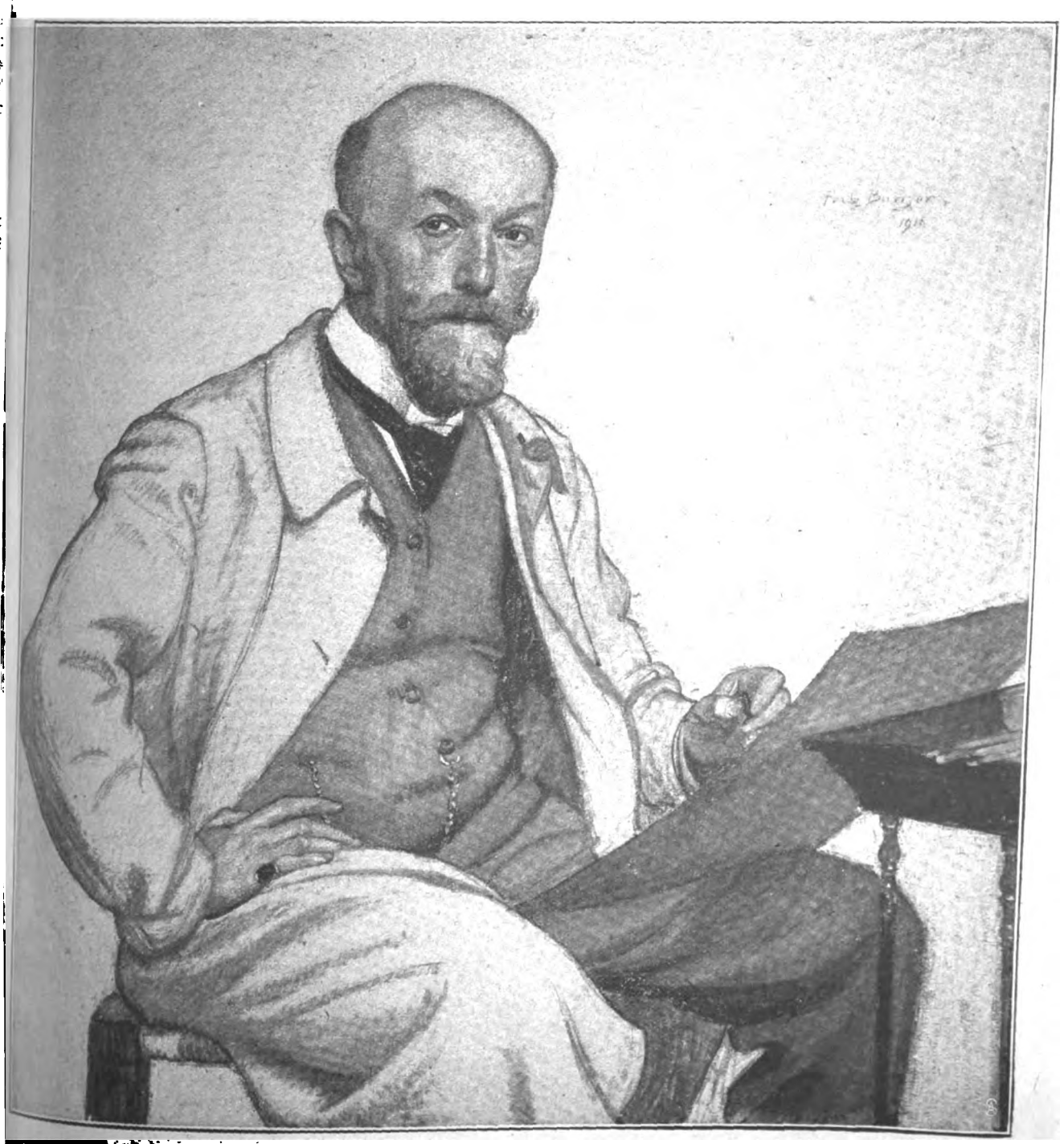
„Was wollen Sie damit beweisen? . . ."

„. . . daß es immer gut ist, wenn der Mensch Waffen hat, um seinen Willen durchzusetzen! . . . Ihr Gentlemen in der Paulskirche seid klüger und gelehrter als wir gewöhnlichen Sterblichen, aber Menschen seid ihr doch auch . . ."

Professor Oberkofler hob feurig das majestätische deutsche Haupt. Er wies mit einer Handbewegung voll Würde Schlagringe und Aalhäute in den Abgrund.

„Freiheit und Recht sind transzendentale Begriffe. Sie wohnen a priori in uns, um mit dem Weisen aus Königsberg zu sprechen! Mit Knütteln lassen sie sich nicht beweisen und nicht verteidigen, Herr Lüdingworth!"

Und wieder das unbeirrbare, hartnäckige Schütteln des zähen, an einen alten Engländer erinnernden Kopfs.



Selbstporträt. Gemälde von Fritz Burger.

Digitized by Google

„Tja: Worauf fußt denn aber die Paulskirche?"
„Auf ihrem Recht!"
„Womit verteidigt sie sich?"
„Durch ihre Würde!"
„Womit setzt sie sich durch?"
„Durch ihre sittliche Notwendigkeit!"
„Wenn aber die bösen Buben kommen und schmeißen mit Steinen . . .?"
„Du liebe Zeit! Wir habe doch die Stadtpolizei", sprach erschrocken Madame Euphrosyne Colosimo. Ihr Mann gab ihr einen Wink, zu schweigen. Denn eben ergriff Professor Armin Oberkofler das Wort zum Schluß der Debatte.
„Unser Schild ist unser reines Gewissen. Unser kristallklares Wollen. Unsere heiße Vaterlandsliebe. Ich liebe Deutschland mehr als mein Leben! Ich möchte Deutschland lieber mein Leben zum Opfer bringen, als ein Deutschland ohne Ideale erleben! Unser Idealismus trägt uns. Er ist unser bester Teil. Er führte uns hierher. Wer ihn nicht kennt, der weiß nicht, warum wir hier versammelt sind!"
„Wenn eine Firma zwei verschiedene Chefs zu gleicher Zeit hat, möchte ich ihre Tratten nicht eskomptieren! Sie müssen sich entscheiden: Wer soll für die Firma Deutschland zeichnen? Entweder die Fürsten. Dann bleibt alles beim alten. Oder ihr . . ."
„. . . und dann kommt die république unie et indivisible", sagte spöttisch im Hintergrund Graf Zeno von Ortenburg, der österreichische Kurier. Es war kein Preuße in den Räumen. Preußen verkehrten nicht im Hause Colosimo. Man fand sie überhaupt selten in der Frankfurter Sozietät. Aber wer an Österreich dachte, mußte auch an Preußen denken. Die beiden gegnerischen Mächte gehörten zusammen wie Pol und Gegenpol. Zwischen ihnen stand, nahe dem Ufer des Mains, die kleine runde Paulskirche . . .
Auf Professor Oberkoflers gebräunter Stirn lagen Schatten. Er fuhr sich mit der Hand darüber. Er war verstimmt. Reif im Völkerfrühling . . . Nachtfrost am Blütenbaum der Freiheit . . . Zum Glück hatte sich John Lüdingworth mit dem Ritter von Pistl in einen Nebenraum zurückgezogen und erörterte dort mit ihm, unbekümmert um den Sturm der Völker, langsam und gedehnt sprechend, die Hamburger und Triestiner Indigo-Frachtraten von Colombo. Langsam kam die Stimmung nebenan wieder. Der Feiertag der Seelen.

* * *

Drüben am Main, an der Schönen Aussicht, war in der warmen Maiennacht das Ufer noch voll von Menschen. Die Lichter von Sachsenhausen gegenüber glitzerten im Strom. Lärm und Geschrei kamen von dort, unbestimmtes Brausen herunter vom Römerberg. Die alte Krönungsstadt atmete aus tiefer Brust, im Feierabend nach ihrem Ehrentag, die Sterne blinkten über dem blühenden deutschen Garten der weiten Ebene. Ein Ahnen von etwas Unermeßlichem, das den Menschen zwischen Maas und Memel geschah — man konnte es Freiheit nennen oder Frühling oder Liebe . . . dem Studiosus Reinhold Nimis, der da lustwandelte, floß alles in einem zusammen, verkörperte sich in dem dunklen, schlanken Hochlandskind an seiner Seite, dem noch, wie damals in Wien, unter dem kleinen Haubenhut das südlich kastanienfarbene Haar, nach Griechenart schneckenförmig um die Ohren gelegt, die schönen bräunlichen Züge mit den tiefen Madonnenaugen und den lachenden roten Lippen freiließ, und deren junge Gestalt sich so eng an ihn anschmiegte, als es der weiße, röschengeblümte Reifrock aus Tarlatan gestattete, auf dem neckisch gezackte dunkelrote Linien über die langen Reihen von spitzenbesetzten Volants liefen. Um das enge Leibchen und über die schmalen Schultern hatte Christel Oberkofler ihren Schal geschlungen. Eine schwarz-rot-goldene Brosche schimmerte unter der Korallenkette an ihrem zarten Hals, schwarz-rot-goldene Bänder an den aufgeschlagenen Flügeln der Schute, drei schwarz-rot-goldene Schleifchen untereinander an der Brust. Ihre Wangen waren rosig-warm, ihr leises, zärtliches Lachen hell vor Glück. Von den argen Kopfschmerzen, die sie verhindert hatten, mit den Eltern der Invitierung in das Haus Colosimo zu folgen, war nichts mehr zu bemerken. Sie schloß halb die Augen und hörte in seligem Träumen durch die dicken Haarnester vor ihren kleinen Ohren die begeisterte Stimme des Freundes:
„Um der Freiheit willen mußte ich dich vor einem Jahr verlassen, Maria Christine. Die Freiheit selber führt jetzt die Liebenden hier wieder zusammen. Sie dachten, es schlecht mit mir zu machen, Christel, und haben es gut gemacht. Die lichtscheue Fledermaus, der Onkel Matula, hat mich verfolgt und beleidigt. Nun stieß ihn der Genius der Freiheit von seinem Drehschemel."
Die Christel bestätigte es lachend, mit der Grausamkeit der Jugend: Mit dem Onkel Niki war's gar! Der war nicht mehr der Alte, seit dem März! Der war ohne seinen Metternich nicht ein Mensch ohne Schatten, sondern, wie er selbst bekannte, ein Schatten ohne Mensch. Menschenscheu hockte er in seinen vier Wänden. Wenn er sich herauswagte, dann lief er im Prater spazieren, ganz hinten, gegen das Lusthaus hin, wo auf den Wiesen der Freudenau noch das Rotwild stand, und ärgerte sich über die Eichkatzeln und giftete sich über den Finkenschlag und versteckte sich beim Nahen von Leuten hinter einem Baum, seit ihn neulich einige Studenten der akademischen Legion mit breitrandigen Federhüten und malerischen Mänteln erkannt und lachend mit dem Finger auf ihn gezeigt hatten: ‚Da schaut's den alten Wurstel!' und saß dann griesgramig, die Gazette vor dem schwarzborstigen, pockennarbigen Kopf, wie ein Gespenst des Vormärz in seinem Kaffeehaus in der Rotenturmstraße und seufzte nach der Lini Götsch, die er noch im Hornung 1848 fest wie ein Zeiserl in seiner Hand zu halten glaubte und die seit dem März wieder von ihm sagte: „So an alter Esel!"
Und der Großpapa Christian Karl Matula, der Kaiserliche Rat, sah von seinem Fenster auf der Freyung das neue Wiener Wesen nachsichtig lächelnd als milder Menschenfreund und Weltbürger an, und sein Schwiegersohn, der Feldmarschalleutnant Freiherr von Morandell, war in der Lombardei im Krieg, und seine beiden Buben, der Alfi und der Poldi, rauften sich auch da unten mit den Italienern. Alles raufte sich. Alles ging durcheinander. Reinhold Nimis kämpfte mit dem Widerstand des Reifrockes an seiner Seite. Er zog den schlanken Oberkörper seiner Christel noch näher zu sich heran und sprach:
„Glückliche Zeit! Goldenes Alter, in dem wir leben! Es gibt Zeiten im Völkerleben, die gehören den Alten. In solchem Winter sind wir aufgewachsen! Und es gibt Jahre — die sind wie Jünglinge und Jungfrauen, gleich wie wir! Sie drehen sich im Reigen, Blumen im Haar, und heben jauchzend die Hände zur Sonne! In solche Jahre der Glücklichen treten wir jetzt ein! Wehe den Alten und Kalten. Fühlst du den Frühling in dir, Christel? Das süße Wunder des Wachwerdens, das Einssein mit allem was quillt und sprießt und grünt und zum Lichte will? . . Was sollen die Tränenperlen auf deinen süßen Wangen mein Lieb?"
„Laß mich nur weinen! Niemand sieht's ja im Dunkel!"
„Aber ich begreife die Zähren im Frühling nicht! Wir sind im Mai, Christel . . . im Mai aller Menschen . . ."
„Ich wein' ja nur vor Glück, Reini. Jetzt wird i alles so lieb auf der Welt. So gut. So schön."
„Und wir wollen es dem ewigen Vater danken, da er uns zu Sonntagskindern berief! Wir wollen selber gu

Digitized by Google

und edel sein und wetteifern mit unseren Millionen neugeworbener Brüder und Schwestern! Sie alle umarme ich, wenn ich dich hier im verschwiegenen Schatten an mich schließe . . ."

„Mein Reini . . . mein Reini . . ."

„. . . der Menschheit gebe ich den Weihekuß, wenn ich deinen roten Mund küsse, Christel! Ich will der Menschheit dienen . . ."

„Ich mit dir . . ."

„Ich will dich mir verdienen! Ich fühle Titanenkräfte in mir, Christel, seit der Bann von der Welt wich!"

„Ja . . . du bist groß! . . . Du bist stark!"

„Ich weiß, daß die Menschheit mich braucht! Daß die Menschheit mich ruft! Wo sind die Drachen der Finsternis?"

„Du mein Held! . . . Ach Gott . . . die Drachen sind ja schon alle niedergestreckt! Es gibt ja keine mehr . . ."

„Das ist es eben! Das Alte war so morsch. So überlebt. Es brach wie ein Kartenhaus zusammen! Wer kann an einem Onkel Niki zum Ritter werden? Wer kann an Mumien und Zöpfen und Perücken sich die goldenen Sporen verdienen. Es war so wenig, was zu tun war, und nun ist alles schon geschehen und die Feststraße zum Tempel der Freiheit bereitet . . ."

„Wir werden sie schreiten . . ."

„Aber man möchte Opfer bringen! Man möchte mit flatternder Fahne auf der Bresche stehen! Man möchte am Abend der Schlacht niederknien und beten."

„Ich verstehe dich, du Einziger! . . . O dein Heldenmut!"

„Aber wo ihn zeigen, Christel? Uns Jungen gehört ja schon die Welt! Alle Zwingmauern sind gesprengt. Alle Kerkertüren stehen offen! Und doch rufen mich ferne Stimmen . . ."

„Höre doch . . . sie singen . . ."

„Sie kommen näher . . ."

„O guck doch die Menge Volk umher . . . Sie schwenken die Mützen . . . sie jubeln . . ."

„Sie winken aus den Fenstern . . ."

„Sie werfen Blumen . . ."

„Sie marschieren, untergefaßt zu acht und zehn, über die ganze Straßenbreite . . . die große schwarz-rot-goldene Fahne voraus . . . was sie für schöne, starke Stimmen haben . . ."

„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Heimatland!"

„Hurra . . . Hurra!"

Die Christel Oberkofler wedelte begeistert mit ihrem Tüchlein. „Wer ist denn das, Reini?"

„Es sind die Hanauer Turner, die in den Kampf gegen die Dänen ziehen."

„Hurra! . . . Warum rufst du denn nicht mit? . . . Warum rufst du denn nicht mit? . . . Warum schaust du denn so auf den Anführer hin?"

„Ich kenne ihn", sagte Reinhold Nimis langsam. „Es ist mein Freund aus Heidelberg! Der Ludwig Hunold aus Kurhessen!"

Sie standen beide unter einer Laterne. Das gelbe Licht fiel von oben auf ihre jungen Gesichter. Vor ihnen stockte der Zug. Frankfurter Bürgermädchen sprangen aus den Häusern, mit Rosen in der Hand, und knöpften sie den Freischärlern in die malerisch-langen, schwarzen altdeutschen Röcke. Ein kupferroter, dicker Gastwirt keuchte geschäftig die Steintreppe unter dem Kranz herunter und brachte dem Führer mit dem in den Nacken gerückten Köhlerhut und dem wildzerhauenen, leichtsinnigen Burschengesicht eine Karaffe voll Rheinwein. Der bog sich zurück und tat einen mächtigen Trunk: „Hoch Schleswig-Holstein! Up ewig ungedeelt!' und gab den Humpen weiter. Dabei trafen seine abenteuerlich flackernden Augen das Paar unter der Laterne. Er stutzte. Trat auf sie zu. Grüßte manierlich Christel Oberkofler und wandte sich dann in grimmiger Heiterkeit an ihren Begleiter.

„Also da steckst du? Gut, daß ich dich finde . . ."

„Ha . . . Ich halte mich nicht verborgen . . ."

„Du lustwandelst froh auf Amors Pfaden . . ."

„Ich gehe hier mit meiner Braut . . ."

„Teutschland ist jetzt die Braut! Excusieren Sie, Demoiselle . . . Aber ich sehe an Ihrer eigenen Brust die teutschen Farben . . ."

„Sie trägt sie mit Stolz . . ."

„Wer aber war das, Reinhold, der oben im Berggarten in Heidelberg im Mondschein mit uns zusammengesessen hat und mit uns geschworen und gelobt, sein Blut für die große Sache zu verspritzen . . ."

„Das will ich ja . . ."

„Es hat mancher Judas zwischen uns gesessen! . . . Frag' nur den Herrn von Pritzig in Preußen . . ."

„Was? . . . Ich ein Verräter . . .?"

„Nein, Reinholdchen! Du bist's nicht", sagte der lange Freischärler lachend. Die Gefährten traten heran. Gerötete, abenteuerliche junge Köpfe von Studenten, Turnern, Goldschmieden, Handwerkern bildeten hinter ihm einen unstät von der flackernden Laterne überzuckten Halbkreis. „Du bist nur einer, scheint's, von den Bübchen hinter dem Ofen. Hängst am Schürzenzipfel der strengen Frau Mama und spazierst mit schönen Demoiselen und feierst blauen Montag mit den Zuckerbäckern, während der teutsche Jüngling jetzt das Hemde aufreißt und dem Feind des Nordens die nackte Brust darbietet! Ich spreche frei von der Leber weg! So ist's unter Burschen Brauch!"

Ehe Reinhold Nimis antworten konnte, stand die Christel vor dem wilden Kurhessen. Er, den noch keiner seiner zahllosen Gegner auf der Mensur von dem Kreidestrich auf dem blutigen Holzboden verrückt, wich unwillkürlich einen Schritt zurück, in solch schwarzem Feuer flammten ihr die sonst so sanften dunklen Augen in dem zart wie eine griechische Gemme geschnittenen Mädchengesicht.

„Schmach über jeden, der seinen deutschen Bruder mißkennt!"

„Oh . . . Demoiselle . . ."

„Eben, als ihr kamt, sprach er in heiliger Begeisterung davon, für das Vaterland in die Schranke zu treten . . ."

„Worte rufen die gefallenen Kieler Turner nicht mehr ins Leben zurück! Mit Worten kann von der Tann nicht schießen! Worte füllen nicht die Lücken in Rantzaus und Bracklows Korps, die die dänische Kugel riß! Kämpfer braucht es da oben! Wir kommen, deutsche Brüder, wir kommen!"

„Und ich gehe mit euch." (Fortsetzung folgt.)

Erwachen / Von F. Wagenknecht.

Die Nacht verging — aus Grau in Grau
Ward mählich schon ein lichtes Blau,
Dann Violett, dann Rosenrot,
Und plötzlich flammt es lichtumloht —
Im Morgenschimmer liegt die Welt.
Die Erde, noch so keusch und kühl,
Erhebt das Haupt vom weißen Pfühl
Und lauscht und lauscht.
Ein Quellchen rauscht,
Ein andres aber singt und springt,
Wie wundersam und süß das klingt —
Lenzlüftchen wehen weich und lind,
Und Gottes Odem trägt der Wind,
Und tief im Tann.
Da fängt es schon zu läuten an. —
Die Erde aber ist erwacht
Und lacht und lacht,
Und dehnt und reckt die schöne Brust
In ewig junger Liebeslust
Und trägt in ihrem dunklen Schoß
Das große heil'ge Mutterlos

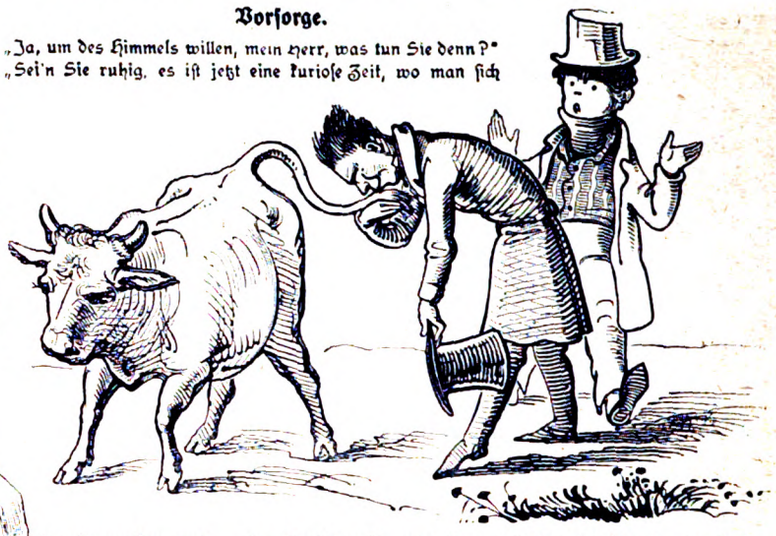
Digitized by Google

Das Heute im Gestern * Von F. Hagen.

Die angeblich allerneuesten Dinge sind olle Kamellen. Die glückselig-unglückselige Unwissenheit, womit die trunkenen Massen und selbst die Mehrzahl ihrer sogenannten Führer die urältesten Dummheiten heute wieder als funkelnagelneue Offenbarungen bestaunen, hat etwas fast versöhnend Naives für den, der in besinnlichen Stunden die ewige Wiederkehr all dieses Phrasen-, Freiheits-, Klingel-, Spektakel- und Schwindelwesens sich betrachtet hat, sei's in der sachlichen Darstellung der Geschichtsschreibung, sei's in der grotesken Spiegelung der zeitgenössischen Satire. Ob man in Taines Darstellung der großen Fran-

Vorsorge.

„Ja, um des Himmels willen, mein Herr, was tun Sie denn?"
„Sei'n Sie ruhig, es ist jetzt eine kuriose Zeit, wo man sich



freunde machen muß — der Teufel weiß, was der noch für eine Karriere macht."

Jedem das Seine.

„Siehste, Hans-Jakob, es is vom Winkelmann uffs Haar ausgerechet worde, daß in alle Wingert uff de ganze Erd' so viel Wein wachst, daß uff jede Mann de Tag een Budell vom Beschte kumme duht. — Wenn wir uns nu zu den große Werk vereenige, so kriegt jeder sei' Sach, und wir brauche für een andersmal keen Dorst mehr zu leide." — „Guck e mol do, hat mer des so genau ausgerechet? — No da möcht i' wisse, wer grad heut mei' Budell ausschweifle duht, den wollt ich's für e zweetsmal vertreibe — e G'witt'r soll'n glei' in's Grunderdsoode nei' verschlage, den elende Dieb, den!"

zösischen Revolution die Kapitel durchschweift, die den Zustand der Gassen und Massen im Revolutionsrausch schildern, ob man an den Jahrgang 1848 der „Fliegenden Blätter" durchstöbert und da das „tolle Jahr" satirisch gespiegelt findet, Seite für Seite hat man das Gefühl, das lächerliche, halb peinliche, halb tröstliche Gefühl, daß es sich dabei Satz um Satz und Bild um Bild um unsere Dummheiten handelt, um die Abgeschmacktheiten von heute.

Nichts ist von eigener Prägung in der Naturgeschichte dieser Revolution und ihrer Helden. All das Tremolo

Assoziationen.

„Geld müssen mer haben. — Ich besorg' den Krawall. — Du schreibst den Zeitungsartikel darüber, und du machst die Illustration dazu."

Das Resultat einer Offizierswahl.

„Meine Herren, damit wir keine Unannehmlichkeiten haben, bleiben wir alle Offiziere und wählen uns lieber einen Gemeinen."

ihres falschen Pathos, all ihre verlogenen Biedermannstöne, alle ihre wirtschaftlichen und sozialpolitischen Eisenbarikuren, all ihre Weltverbesserungspläne, all ihre Chamäleonskünste, all ihr unfruchtbares Gelöse — alles, alles schon dagewesen. Auf gradezu verblüffende Weise macht das ein kleines Buch augenfällig, in dem der Münchener Verlag der „Fliegenden Blätter" unter dem Titel „Anno 48" das Wesentliche in Holzschnitten und Texten gesammelt hat, womit die „Fliegenden" seinerzeit die Ereignisse des „tollen Jahres" auf ihre Weise glossierten.

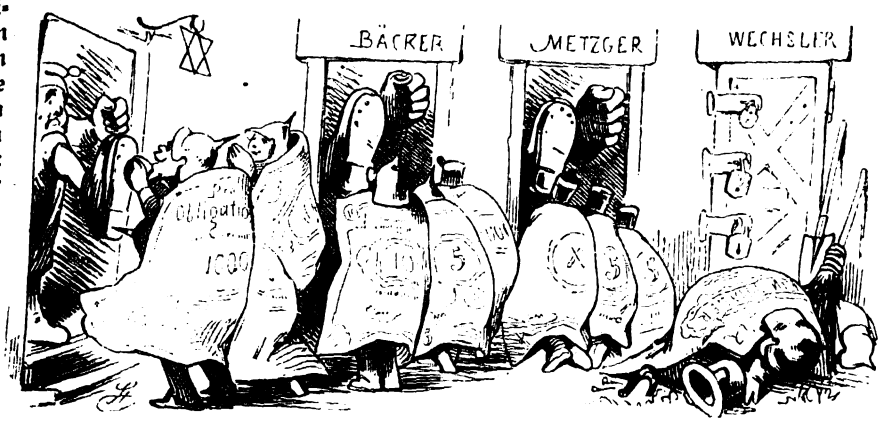
Das Gesicht unserer Tage blickt uns aus den Blättern dieses heiteren Buches an; auf dem Grunde seiner Heiterkeit ruht der Ernst menschlicher Tragikomödie, deren tragikomischste Auftritte ja immer wieder die Revolutionen in all der Blutrünstigkeit, in all der Lächerlichkeit ihrer Schieber und Geschobenen sein werden.

Digitized by Google

Blättern wir! Da wird ein Tag aus dem Leben eines Volkstribunen geschildert, der sich vom Morgen bis zum Abend wie ein Wetterfähnlein nach dem Winde dreht, um als zielbewußter Mann allen an ihn herantretenden Standpunkten gerecht zu werden: Den Arbeitnehmern bestätigt er aus tiefer Brust, daß die Arbeitszeit zu lang und der Lohn zu gering ist; mit den Arbeitgebern vergießt er eine Zähre über die Arbeitsscheu; mit den Hausfrauen ist er für die Polizeistunde, mit den Ehemännern ist er gegen sie; er ist, wie's die Forderung der Viertelstunde erheischt, für und gegen die Monarchie, gegen und für die Republik. Ein ewiger Typus. Mit wie wohlbekannten, heutigen Zügen blickt er uns an! Da ist der gepriefte Revolutionsetzrenannärter, den man nicht gewählt hat, obgleich er nur ein Jahr im Zuchthaus gesessen hat, wo man doch so manchen gewählt hat, der bis zu fünfzehn Jahren hatte. Da sind immer wieder die „Organisatoren der Arbeit“: „Des Morgens was Gut's z'essen un ä Glas Doppelkimmel, un denn mache me ä Spazergängle. Umme neine ä Glas Pomeranzen un wieder was Gut's z'essen, un wieder ä Spaziergängle. Umme zehne wieder ä Glas, entweder Anis oder Pfefferminze oder Ypsilanti, un des so von Stunde zu Stunde, erst immer was Gut's z'essen dazu un ä Spaziergängle druf. Verstehst de? Und derzwischen per se immer de ordentlichen Mahlzeiten mit was Gutem.“ Oder neue Staatsverordnungen zugunsten der Zahnbrecher, der Hebammen, der Totengräber, die über Arbeitslosigkeit klagen, weswegen die Bevölkerung zu entsprechenden ausreichenden Leistungen aufgefordert wird, zunächst im Wege der Freiwilligkeit. Sollte der nicht zum Ziele führen, so wird auf dem Zwangswege dafür gesorgt werden, daß sich genug Menschen die Zähne ausziehen lassen, daß genug Kinder auf die Welt kommen und genug Leute sich begraben lassen. Da ist die Groteske der Offizierswahl: „Meine Herren, damit wir keine Unannehmlichkeiten haben, bleiben wir alle Offiziere und wählen uns einen Gemeinen!“ Da ist die „Freiheit der Meinung“: „Wenn es jemand wagen sollte, anderer Meinung zu sein als wir oder gar den unserigen widersprechende Ansichten auszusprechen, dem wollen wir als unserem bittersten Feind entgegentreten, ihn mit Gewalt der Waffen zu Boden schmettern und ihn somit von der Wahrheit unserer Meinung überzeugen!“

Da wird einem unwiderstehlich klargemacht, wie

Staatspapiere auf Reisen im März 1848.



Praktische Anwendung der Fortschritte unserer Zeit auf das Familienleben.

Es reicht allweil noch nicht.

„Nu, jetzt können wir aber zufrieden sein, jetzt haben wir so ziemlich alles —: Doppelten Lohn, ob wir arbeiten oder nicht, am Sonntag Zulage, Kleider, zigarrenfrei, Sperrsitze im Theater, einen Schatz vom Staate aus und —“ — „Aber eins fehlt noch —“ — „Und das wäre —“ — „Ja weißt Du, die Versicherung von Staatswegen, daß wir nach unserm Tode einbalsamiert werden —“ — „Oder ausgestopft.“

Wann wird's in Deutschland besser?

„Das sag' ich Dir, Emanuel, 's wird nich besser in Deutschland, so lang noch een eenziger Mensch im erschten Stock wohnt!“

Digitized by Google

man die Freiheit, die wahre Freiheit auf sichere Satzungen bringt: „§ 1. Jedermann kann tun, was er will. — § 2. Auch an den ersten Paragraphen ist niemand gebunden. — § 3. Die Paragraphen 1 und 2 sind wieder aufgehoben. — § 4. Um Streitigkeiten zu verhüten, ist jedes Mitglied Vorstand.“ Usw.

Oder das Berlin von 1919/20 wird einem gezeigt in einem Arbeiterbrief aus dem Jahre 1848: „Lieber Jakob! Erst seitdem ich wieder in Berlin bin, weiß ich, was es heißt, ein Arbeiter sein, und fühle und empfinde, daß unser Stand berufen ist, die Welt umzugestalten und die Menschen glücklich und besser zu machen. Du bist früher selbst in Berlin gewesen, Du kennst die feine und gebildete Stadt und weißt, wie geizreich man hier ist — daß man früher hier wenigstens Geheimrat sein mußte wenn man eine Rolle spielen wollte, ist Dir auch bekannt — und daß jetzt alles anders in Berlin aussieht, wirst Du aus den Zeitungen erfahren haben .... In keiner Stadt der Welt wird so viel gedacht wie in Berlin. Es gibt hier Leute, die gar nichts anderes tun als denken, es sind die Literaten. Diese Leute nennen sich auch Arbeiter und sind unsere Kollegen. In unseren Klubs sind sie gewöhnlich die Vorsitzenden und die Redner. Sie haben uns folgenden Begriff von uns selbst beigebracht: Arbeiter ist jeder, der von der Arbeit leben muß und danach strebt, seine Lage zu verbessern, d. h. nicht mehr zu arbeiten. Streng genommen würde der Ehrenstand der Arbeiter aufhören, wenn wir dieses Ziel erreichten, aber wir werden auch dann noch fortfahren, uns Arbeiter zu nennen .... Der erste Grundsatz, den wir annehmen, ist der: Es muß anders werden .... So dumm sind wir nicht, daß wir glauben, die Welt könne ohne Arbeit bestehen, mein Jakob! Die Arbeit soll bleiben, aber sie soll von andern als von uns getan werden ....“

Es ist wirklich nicht aus einem Witzblatt von 1920; es ist wirklich aus den „fliegenden Blättern“ von 1848 und predigt die ewige Wiederkehr aller Dinge auf eine erheiternde Weise. Und mag man's, was Temperamentssache ist, — statt tröstlich betrüblich finden, es ist doch so. Die Weisheit des Ben Akiba, die Weisheit des „Alles schon dagewesen“ ist freilich eine furchtbare Trivialität geworden. Aber sie konnte das doch nur darum werden, weil sie gar zu wahr war und selbst jeder platte Bursche sie hundertmal in den Alltäglichkeiten des Lebens wahr erwiesen fand. Um so verwunderlicher, daß die Menschheit in ihrer Masse diese Wahrheit im Großen nicht zu erkennen vermag, daß sie hier plötzlich an Wunder glauben will, an Unerhörtheiten und Niedagewesenes, obgleich doch gerade hier in ganz großen Beispielen über die Weite von Jahrzehnten und Jahrhunderten weg sichtbar ist, wie die menschliche Natur immer wieder nach denselben innewohnenden Gesetzen sich auswirkt, wie das Heute sich im Gestern erkennt und die menschliche Tragikomödie nichts tun kann, als nur immer wieder dieselben uralten Leitmotive abwandeln.

Eines von beiden.

„Kommst aus der Volksversammlung?“ — „Jawohl, Alte!“ — „Na was habt ihr denn ausgemacht? — Ist jetzt Freiheit, oder ist noch Ordnung?“ —

Der Teufel der Tiefe * Von Friedrich Otto.

Hinter dem Hause des Müllers liegt der Garten, daran schließt sich eine Wiese mit Obstbäumen, dann setzt sich die Wiese fort, baumlos, aber blütenbedeckt, und endet an einem Graben, jenseit dessen bis zum Horizont Felder, Sümpfe und wieder Felder kommen. Ganz fern ein Dorf und seine Wälder. Inmitten der Wiese liegt ein kleiner Tümpel, mit einer runden Öffnung, nicht viel größer als der Tisch im Speisezimmer des Müllers. Doch die Wandung des Zwergsees fällt vollkommen senkrecht ab, als sei sie in grauen Vorzeiten von einem Riesen mit einem gewaltigen Hohlzylinder aus der Erde gestanzt worden. Im Sommer wächst Entengrütze über das schwarze tückische Tümpelauge, und wer die Gegend nicht kennt, dem kann es passieren, daß er acht, neun Meter senkrecht in sein Grab schießt. Ungern treten die Kinder an den Rand des natürlichen Brunnens, der so harmlos aussieht und doch jeden Augenblick den Tod bringen könnte.

Vor Jahren, wer weiß wann, war in dem Wasser ein Salamanderpärchen eingewandert, das seine Ahnenreihe bis zu großen mächtigen Molchen verfolgen konnte und gar nicht recht damit zufrieden war, daß sie so armselige Schlucker geworden waren. Der alte Salamander, ein Herr Volta, wußte eine Unmenge Legenden aus der grauen Vorzeit, denn er besaß, wie alle seinesgleichen, ein bewundernswertes Gedächtnis. „Glaube mir, Frauchen,“ sagte er, indem er sich langsam mit ausgestreckten Händen versinken ließ, „es ist nicht immer so gewesen. Wir haben einst in riesigen Sümpfen gelebt und waren groß wie die Alligatoren. Weil wir aber zu anständig waren und keinem Wesen etwas zuleide tun wollten, hat man uns vertrieben. Unsere Sanftmut ist mißverstanden worden, und ich wünschte, ich hätte Hörner und Klauen wie der Sumpfteufel.“ Seufzend stieß er einige Luftperlen aus und sah ihnen nach, wie sie sich in der lichten Wasserhöhe verloren.

Frau Volta schnappte nach einer jener köstlichen Daphnien, die in Hülle und Fülle die Tiefe belebten und sich mit so originellen Räderchen durch das Wasser bewegten. Sie schluckte einmal, und weg war der kleine Krebs, der Wasserfloh. „Ich finde unsere neue Heimat recht ansprechend,“ sagte sie, „wer weiß, wozu es gut ist, daß wir hier gelandet sind.“ Der Mann aber machte eine abwehrende Geste mit der linken Hand. „Ich leide an Ahnungen, und sie künden uns nichts Gutes. Paß auf, eines Tages haben wir den Teufel in unserem Paradies, und dann ist es mit unserer Ruhe vorbei!“ „Wie soll er denn hierherkommen? Kann er über Land wandern wie wir?“ „Das nicht, aber der Teufel kann mehr. Oh, ich kenne ihn und seine Tücken wohl. Wie sind denn die bleiernen Enten

Digitized by Google

zu uns gekommen. Als wir hier einwanderten, waren sie nicht hier, und nun sind sie plötzlich da. Und wie? Durch die Luft. — Es gibt Wesen, die dreierlei können: fliegen, gehen, schwimmen, und das geht über meinen Verstand, das ist teuflisch. Die bleiernen Enten sind bis auf ihren üblen Ölgeruch harmlos, aber sie sind die Vorläufer des Teufels. Selbst den böse stechenden Rückenschwimmer will ich mir noch gefallen lassen. Er wird unsereinem nicht so leicht gefährlich, wenn man sich nicht mit ihm einläßt. Auch die Seehunde, die Blutegel, lassen sich übertölpeln, wenn man offene Augen hat; ist aber der Teufel, der Mord-drachen, erst da, so hat er einen bald am Kragen!"

Mit melancholischen Augen ließ sich Herr Volta auf den Grund fallen. Er hatte noch genügend Luft bei sich, um es eine Weile aushalten zu können, meistens blieb er weiter oben am Rande der Wasserheimat sitzen und beobachtete die Bahnen der Wasserflöhe, die ihm nicht selten in das offene Maul liefen. Es war schon ein Schlaraffenland, traulich und zauberhaft, mit mächtigen Wasserpalmen, die sich leise bewegten und voller Nahrung und Leben waren. Ohne Zweifel war Herr Volta der Beherrscher dieses Reiches, alles gehorchte ihm und ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege.

Er sah hinauf. Wie eine blaugrüne Glaskuppel schimmerte der lichte Tag über seinem Reiche, und die kleinen silbergrauen Wasserkäfer liefen auf der Oberfläche Schlittschuh. Er sah den zierlichen Linien zu, die sie hinter sich ließen, Kreise und Spiralen. Es sah schön und friedlich aus, die kleinen Tänzer sollten es bei ihm nicht schlecht haben. Er liebte sie, er fühlte sich für ihr Gedeihen verantwortlich; aber wie gesagt, er war ein schwermütiger Herr, der sich seiner Schwäche, seiner Hilflosigkeit schämte. Um sich auf andere Gedanken zu bringen, pendelte er sich wieder in die Höhe, indem er den flachen Schwanz als Ruder und die Händchen als Flossen benutzte. Sein Luftvorrat ging zu Ende, und so beeilte er sich, an die Oberfläche zu kommen. In einiger Entfernung folgte ihm seine Frau, die nie gern allein blieb, denn beide hatten sich so gern, daß sie sich niemals auch bloß aus den Augen verlieren wollten. Mit kurzen Kopfbewegungen schob Herr Volta die Schwimmpflanzen auseinander und zog die Luft in vollen Zügen ein.

In diesem Augenblick wurde er von einer Schleierdame, einer Libelle, angeredet, die sich auf der Entengrütze niedergelassen hatte, um eine Mücke abzupassen. „Gibt's was Neues, Herr Volta?" fragte die Dame. „Nicht, daß ich wüßte, liebes Fräulein!" antwortete der Salamander. „Hier unten erfährt man nichts von der Welt, und das ist mir das angenehmste." Die Libelle öffnete ihren nicht gerade kleinen Klatschmund, als wollte sie gähnen, und bemerkte: „Unsereins sieht so mancherlei. Es geht einen ja nichts an, und man spricht auch nicht weiter darüber, außer wenn man bei guten Bekannten ist. Ich war gestern im Torfstich, da ist was gefällig. Nichts als Mord und Totschlag!" Jetzt kam auch Frau Volta zum Vorschein, die bis dahin unter den Blättern gelauscht hatte. Sie legte die Hände übereinander und hörte andächtig zu. „Wir haben da ein neues Fräulein unter uns, das hat sich einen violetten Schleier zugelegt, können Sie sich das vorstellen, eine solch absurde Farbe! Unsereins kleidet sich grün oder allenfalls hellblau, aber sie muß natürlich durch eine besondere Farbe auffallen. Nächstens wird noch eine mit roten Schleiern daherfegeln: Sehen Sie! Ihren Herrn Gemahl kleiden die roten Punkte und Flecken ganz vortrefflich, aber eine Dame ganz in Rot, nein, das finde ich ordinär. Violett! Empörend — kein Wunder, daß die Zeiten immer ernster werden." Da sie aber mit ihrem Lamentieren keinen rechten Beifall bei Herrn Volta und Frau fand, schoß sie ihren giftigen Pfeil ab, weshalb sie eigentlich auch bloß herbekommen war. „Sehen Sie, das sieht hübsch aus, ein Herr in dunkelolivgrün-poliertem Mantel mit goldenem Rand, wie apart, wie vornehm!" Herr Volta verfärbte sich, als er die Libelle von dem gefürchteten Gelbrandkäfer, dem Vater des Morddrachens, reden hörte. „Um Gotteswillen, wo, gnädiges Fräulein, wo haben Sie diesen Teufel gesehen?" „Erlauben Sie mal, Teufel? Ich glaube, ich habe nicht recht gehört! Wenn ich das dem edlen Herrn mitteilen werde, wird er sich wohl sehr bald bei Ihnen persönlich vorstellen und Ihnen zeigen, was ein Teufel ist."

„Man sagt aber, daß die Zangenteufel von ihm abstammen", sagte Herr Volta ängstlich.

„Man sagt, man sagt! Was geht Sie das an, was man sagt? Wer sagt das? Sie haben es gesagt! Noch von keinem andern habe ich eine solche Beleidigung vernommen. Ich schätze es nicht, wenn man die Leute hinter ihrem Rücken verleumdet. Auf alle Fälle werde ich den Herrn von Gelbrand veranlassen, hier einmal nach dem Rechten zu sehen. Er fliegt zwar sehr ungeschickt und leidet auch an Asthma, aber die fünf Minuten hierher wird er schon noch schaffen!"

„Ich flehe Sie an, gnädiges Fräulein, erbarmen Sie sich unser und verraten Sie dem Herrn von Gelbrand unser Paradies nicht. Sicherlich ist es nicht seine Schuld, daß er jedesmal so unheimliche Zangendrachen hinterläßt, wo er geweilt hat. Es wird ein Verhängnis sein, wofür er selbst nichts kann, das er vielleicht sogar selbst bedauert. Wenn Sie die Sache durchaus weiter verfolgen wollen, so senden Sie einen neutralen Herrn, vielleicht den Frosch, her, er soll die Sache objektiv untersuchen, und ich bin überzeugt, daß er das richtige Urteil finden wird. Haben wir unrecht, so wollen wir auswandern, freiwillig in die Verbannung gehen; wir werden schon ein neues Obdach finden, wenn es uns hier auch recht gut gefällt!"

Die Libelle ließ sich jedoch auf keine Bitte ein, sie drehte ihren Kopf verneinend um, so heftig, daß ihr die Augen beinahe auf dem Rücken standen. „Sie haben meinen edlen Freund beleidigt, und das kann ich nicht auf ihm sitzen lassen." Damit wollte sie davonfliegen. Frau Volta aber, die in manchen Dingen schlauer war als ihr Mann, rief: „Einen Augenblick noch, liebes Fräulein. Sie haben einen so allerliebsten Schleier an, so fein gewebt, daß ich ihn doch gern mal näher besehen würde!"

Geschmeichelt von diesen Worten, setzte sich die Libelle wieder auf die schwimmende Blätterinsel. Doch kaum hatte sie das getan, so warf sich Frau Volta mit voller Wucht über sie und drückte sie unter die Blätter. Die Libelle schlug entsetzlich mit den Flügeln um sich, schluckte jedoch zuviel Wasser und verlor das Bewußtsein. Ihre Spinnenbeine zappelten noch ein wenig, und eben wollte die Salamanderfrau sie in die Tiefe zerren, als eine Bachstelze die Bewegung bemerkte, die Libelle an sich riß und in die Luft entführte. „Um Gottes willen, Frau!" rief Herr Volta. „Ich kenne dich ja gar nicht wieder. Du eine Mörderin! Wie konntest du das bloß übers Herz bringen? Mir stockte der Pulsschlag, als ich dich in solcher Wut sah!"

„Ja, du!" rief Frau Volta, noch ganz außer Atem. „Du glaubst in deiner Güte, du könntest solche Kanaillen durch Flehen rühren. Je mehr du sie bittest, desto mehr freuen sie sich über dein Unglück. Mord oder Nichtmord, — ich habe das getan, was ich uns schuldig war. Wer mir mein Glück zerstören will, den bringe ich um!"

„Dennoch, sie hatte es ja noch gar nicht getan und hätte es vielleicht auch niemals getan. Es wird nur eine leere Drohung gewesen sein. Sie macht sich so gern wichtig!"

„Nein, sie ist uns niemals grün gewesen, kein Geheimnis ist ihr heilig!"

„Ja, wir haben nun aber schwere Schuld auf uns geladen und das Schicksal herausgefordert!"

„Ich hoffe, wir haben ein böses Schicksal von uns abgewendet. Die Hauptschuld hat die Bachstelze, was hatte die

Digitized by Google

sich in die Sache einzumischen? Vielleicht hätten wir die Libelle wieder losgelassen. Das bißchen Wasserschlucken konnte ihr doch nichts schaden, dieser Hexe!"

Herr Volta stützte nachdenklich sein Kinn auf die rechte Hand, blies Luft aus und sagte: „Ich ahne nichts Gutes!"

Schon der nächste Tag bewies, daß er recht behalten hatte. Über Nacht hatte sich der Gelbrandkäfer auf die Suche nach seiner Freundin gemacht und sie nirgends finden können. Überall hatte er sich erkundigt, wo sie zuletzt gewesen sei, wer mit ihr zusammen gesehen worden wäre, und so verfolgte er ihre Spuren mit dem Eifer eines Detektivs, der einen Mörder sucht.

„Der," fluchte er, „der mir meine Freundin geraubt hat, soll keine ruhige Stunde in seinem Leben mehr haben, und wäre es der Herr des Wassers, der Hecht, selber. Ich will ihm zusetzen, daß er am Leben verzagt." Das war ein furchtbarer Schwur. Die Plötzen im Torfstich, die es hörten, wurden blaß bei dieser Verwünschung und machten, daß sie fortkamen. Als der Gelbkäfer jedoch nirgends einen Anhalt finden konnte, begab er sich bei Anbruch der Finsternis aus dem Wasser ans Ufer und rief: „Unke, Unke, Unke drei, komm herbei, komm herbei!" Sofort tauchte eine greuliche Krötenhexe am Ufer empor und fragte: „Wer ruft mich hier so unbedacht in tiefster Nacht?" „Ich," sagte der Herr von Gelbrand, „hier ist Geld, brau einen Zaubertrank und sage mir, wo meine Freundin Schleiergrün geblieben ist!" „Im Müllerteich, im Müllerteich, da ward sie bleich, ganz totenbleich!" Schaudernd hörte Herr Gelbkäfer diese Botschaft. Er fuhr in die Höhe, um sofort zum Racheflug anzusetzen. Rückwärts gewandt, fragte er noch einmal: „Wer sind die Mörder?" „Ein Salamanderpaar, und das ist wahr!"

„Was," schrie Herr von Gelbrand, „diese scheinheiligen Lämmer? Na warte, ich will euch das Leben versalzen!"

Fort war er. Laut klirrend und brummend und in schnurgerader Linie schoß er über die Felder und Wiesen und stürzte sich atemlos und zornerfüllt in den Tümpel, an dessen Rande Herr und Frau Volta ahnungslos, doch von schweren Träumen geschreckt, im Wasser liegend schliefen. Kaum wurde es im Osten hell, so erwachte das Paar, und ein brenzliger, ranziger Duft bewies ihnen, daß der Racheteufel in ihrem Paradies war. Sie sprangen sofort aufs Ufer und versteckten sich im Grase, um weiteres zu beratschlagen. Der Herr von Gelbrand aber wütete im Tümpel wie ein Rasender, er umkreiste die Wandungen des Wassers unermüdlich, griff sich einen Rückenschwimmer und schrie ihn an: „Wohnt hier ein Salamanderpaar?" „Jawohl, gnädiger Herr!" „Wo stecken sie?" „Meist unten auf dem Grund!" „Ist es tief?" „Unendlich! Eure Exzellenz werden dort unten weder sehen noch leben können. Das Wasser drückt einem schier die Seele aus dem Leib!" „Stirb, Hund!" schrie der Gelbrandkäfer. „Ja, warum denn, Exzellenz? Ich habe doch Eurem Geschlechte nichts zuleide getan!" „Man hat mir hier meine beste Freundin gemordet. Schaff' mir die Mörder heran, oder alles, was hier kreucht und fleucht, muß ans Messer!" Bösartig ließ er seine Scheren spielen. Ein Griff, und der Rückenschwimmer wäre mitten durchgeschnitten. „Ich werde mich bemühen, das ganze Meer nach den Mördern abzusuchen", wimmerte der Rückenschwimmer; „wo wünschen Euer Gnaden, daß ich mich melde, um Bericht zu erstatten?" „Dort an den Wurzeln der Pfefferminze!" „Das ist ein guter Platz, Hochwohlgeboren, die Minze verdeckt Euer Exzellenz prächtigen Eigenduft, so daß die Mörder Eure erhabene Anwesenheit nicht merken werden. Ich kehre in fünf Minuten zurück!"

Der Rückenschwimmer ruderte sich gewandt unter den grünen Blättern entlang und hielt seine nach oben gerichteten Augen gut offen. Da er die Gepflogenheiten des Salamanderpaares genau kannte, wartete er einige Minuten ab, ob sie irgendwo Luft schöpfen würden, und als sie nicht kamen, kehrte er zum Gelbrandkäfer zurück und meldete, daß sich die Mörder an Land geflüchtet hätten. „Ah," schrie Herr von Gelbrand, „Schuft, du steckst mit ihnen unter einer Decke, laß mich an deinem Mund riechen, ob du dich an dem Auffressen meiner Freundin beteiligt hast!" Er warf sich mit voller Wucht ins Wasser und packte den Rückenschwimmer am Hinterkörper. In seiner furchtbaren Lebensangst stieß der Überfallene seinen Stachel aus und traf den Herrn von Gelbrand gerade ins linke Auge. Schmerzgepeinigt ließ er sein Opfer fahren, um sein brennendes Auge zu kühlen. Beinahe hätte er sein Bewußtsein verloren, er merkte noch, wie er nach unten sank. Als der Druck des Wassers jedoch zunahm, blieb er schwebend hängen und erholte sich bald wieder. „Dreifachen Tod über alles im Müllertümpel!" brüllte er, als er wieder oben war. „Ich werde euch meine Brut als Wächter hierhersetzen, und sie genügt, um ihren alten Vater zu rächen."

In der nächsten Nacht holte er seine Frau herüber, und bald krochen die kleinen Larven aus. Es waren ihrer drei, auch in ihrer Kleinheit schon scheußlich anzusehen. Nach Erledigung dieser Angelegenheit verließ das Gelbrandkäferpaar den Tümpel wieder, weil er ihm zu klein war. Brummend wie zwei kleine Luftkreisel zogen sie wieder dicht über den blühenden Wiesen nach ihrem Sumpf zurück, wo sie unter den kleinen Moorfischen ihren Tisch reichlicher gedeckt fanden als in einem Wasserloch, das nur ein verbrecherisches Molchpaar als Bewohner hatte.

Nach ihrem lärmenden Besuch wagte sich Herr Volta langsam wieder in seinen großen Wasserbehälter zurück, schwermütiger denn je, denn er wußte, daß der Besuch des Gelbkäferpaares nichts Gutes zu bedeuten hatte. Die Wasserflöhe, die ihm sonst so gut geschmeckt hatten, mundeten ihm nicht mehr recht, so daß ihn seine Frau ermuntern mußte, mehr zu essen, er sei schon ganz mager geworden. Außerdem sei keinerlei Veränderung im Tümpel zu verspüren. Die Gefahr sei vorüber, seit sie den beiden Räubern entgangen seien.

Vier Wochen später sah es jedoch in dem Paradies schon ganz anders aus. Frau Volta erwachte eines Nachts, als sie träumend oben am Rande des Wassers saß, den Leib tief im Wasser und die zarten, zierlichen Hände auf ein schwimmendes Blatt gelegt, unter einem furchtbaren Stich. Instinktiv sprang sie auf den Rasen und fühlte, wie sie etwas mitschleifte, das plötzlich losließ und ins Wasser zurückglitt. Die Wunde brannte heftig, und sie schleuderte ihren Leib wütend hin und her, als sitze das Unheil noch an ihm fest. Bis gegen Morgen brachte sie auf dem Lande zu, froh über den feuchten Tau, der ihre Schmerzen linderte. Als es hell war, sah sie eine Wasserwanze ihre zauberhaft leichten Bewegungen auf dem Tümpel vollführen. Sie rief ihr freundlich guten Morgen zu und bat sie auf einen Augenblick um Gehör. Dann klagte sie der Wasserwanze ihr Leid, und die Zuhörerin war so bewegt, daß sie nach jedem Satz ein großes, blitzschnelles Oval auf dem Wasser beschrieb.

„Das war einer der drei Morddrachen, die wir seit einiger Zeit hier haben", rief die Wasserwanze ganz bestimmt und bekräftigte ihre Behauptung durch eine heftige Spirale.

„Dem Blutegel haben sie schon drei Kinder gemordet und das Blut ausgesogen. Na, der Blutegel ist ja selber ein feiner Herr. Mir kann er den Buckel runterrutschen, aber für so fette Leute wie Sie, gnädige Frau, fängt die Sache an, kritisch zu werden. Ja, es ist ein Trauerspiel", seufzte die Wasserwanze und lief in einem weitausladenden Kreise um den ganzen Tümpel. Das ging so schnell, daß Frau Volta ihre Abwesenheit kaum bemerkt hatte.

„Hat er Sie heftig gebissen? Mir wäre an Ihrer Stelle angst und bange. Warum wandern Sie nicht aus?

Digitized by Google

Glauben Sie, daß die drei Mordteufel sich einen Augenblick besinnen werden, Sie und Ihren Mann umzubringen? Und was meinen Sie, wie sich der alte Herr Blutegel schon die Lippen nach Ihnen leckt. Einer muß natürlich hier die Zeche bezahlen." Die Wasserwanze hatte das Gespräch unter vielen Windungen auf dem Wasser zu Ende geführt. Plötzlich fuhr sie auf eine Mückenlarve los und zerquetschte sie in ihrem Munde.

Die Frau des Salamanders suchte nach ihrem Mann, den sie schließlich in einem Uferloch unter Wasser, ganz tief versteckt, vorfand. Auch er war in übelster Laune, hatte schlecht geschlafen und, wie er behauptete, sogar Gespenster gesehen. Der Mond sei langsam durch das Wasser gewandert. Unheimlich habe es ausgesehen, und mehr als einmal seien Gestalten höchst verdächtiger Art durch das helle Wasser geeilt.

Die Frau teilte ihm mit, daß sie schon Näheres wisse. Drei Teufel, drei Norddrachen seien da, vorläufig seien sie noch zu klein, um lebensgefährlich aufzutreten, aber sobald sie sich an den Blutegeln genügend großgemästet hätten, würden sie sich auch auf Herrn und Frau Volta stürzen. Fast sei sie selbst schon in dieser Nacht das Opfer eines Norddrachenüberfalls geworden. Auch wisse sie aus sicherer Quelle, daß nun auch der alte Blutegel ihnen nach dem Leben trachte. Es bliebe ihm nichts weiter übrig. Die Norddrachen hätten schon alles Kleingetier umgebracht, und wovon sollte er leben? Leben aber wolle er, und wenn die Welt darüber aus den Fugen ginge; durch die Paragraphen der abgeschlossenen Verträge würde er sich bei seiner Biegsamkeit schon glücklich hindurchschlängeln. Und wie bei allen ihren Mitteilungen schloß Frau Volta auch diesmal: „Wir müssen auswandern!" „Ja, wenn es endlich ordentlich regnen würde, vielleicht wenn der Vollmond vorüber ist. So aber bei der Trockenheit, dann können wir schon lieber gleich hier sterben. Hier geht es wenigstens schnell!"

Als der alte Blutegel sich um diese Stunde gemütlich schlängelnd wie ein langer Wimpel auf seinen Morgenspaziergang begab, hatte er das Glück, den jüngsten und kleinsten der drei Norddrachen zu treffen, der gerade dabei war, das Blut eines der vielen Kinder des Blutegels zu verdauen. Da er satt war, verzichtete er beim Anblick der großen, glatten Schlange auf jeden Angriff, warf sich mit ein paar groben, plumpen Bewegungen seines Larvenleibes aus der Bahn des Blutegels und bemühte sich möglichst schnell hinaufzueilen, um Luft zu schöpfen. Hier ereilte ihn ein trübes Geschick. Die Magd des Müllers fuhr plötzlich mit einer Harke in die Entengrütze und zog alles, was im Paradiese dieser kleinen Wasserpalmen gelebt, zu sich aufs Ufer hinauf. Den ängstlich und böse um sich schlagenden Norddrachen zerhackte sie mit einem der vielen Zähne des Rechens, worauf sie die hellgrüne Pflanzenmasse in einen Eimer tat und abtrollte. (Schluß folgt.)

Der Kopf der Republik * Von Dr. Alfred Funke.

Zum Trost oder zur Warnung — jeweils nach Bedürfnis — sucht der Bürger unserer Zeit bei unerwarteten Begebenheiten nach Beispielen aus der Vergangenheit, und auf dem Titelblatt seiner historischen Handkonkordanz steht der Name des weisen Rabbi Ben Akiba. „Alles schon dagewesen." An diese Tatsache wurde ich vor kurzem gemahnt, als ich — leider! — in blindem Vertrauen eine Brasilzigarre erstand und als Wechselgeld statt der fehlenden Nickel einige Briefmarken herausbekam. Diese Zigarre — leider schmeckte ich statt des Bahiablattes die liebe deutsche Buche heraus — und die Marken lösten aus den Schaltkloppen meines Gedächtnisses plötzlich die Erinnerung an jene Zeit, da zwischen dem Amazonas und La Plata die trübe Flut der Revolution einen Kaiserthron weggespült hatte und über Nacht die glorreiche Republik aus den Träumen politischer Klopffechter und Phrasendrescher in greifbare Wirklichkeit getreten war.

Aus jener Zeit tauchen vor mir Leute und Dinge auf, die ich fast mit den Vätern und Machern der deutschen Revolution und ihren Taten verwechseln könnte. Immerhin erscheint es mir nicht als Zeitvergeudung, einiges davon in kurzen Strichen festzuhalten. Man wird nachdenklich bei der Betrachtung.

Ohne Zweifel gibt es Spezialisten für Revolutionen. Zwischen dem Rio Grande del Norte und Punta Arenas, in den preisrichen Freistaaten Mittel- und Südamerikas, sind die fixen Leute zu Hause, die im Handumdrehen eine Revolution in Szene setzen. Grundbedingung dafür ist trockenes Wetter. Bei Regenwetter gedeihen Revolutionen nicht. Folglich muß auch die Feuerwehr in großen Städten „gegen die Tyrannen" gewonnen sein. Von der Rolle der Marine reden wir bei Gelegenheit. Heute sollen die Finanzspezialisten zu Ehren und Würdigung kommen.

Sie sind, um mit der Börse zu reden, entschieden „Baissiers". Als Dom Pedro II. noch in Rio de Janeiro den Krönungsmantel aus Papageienfedern für jede Thronrede anlegen mußte, stand trotz aller Schlamperei der Ämter der Milreis hoch im Kurs. Gold und Silber rollten im Lande, und jeder nahm gern die Noten der Staatsbank. Kaum war die Republik ausgerufen, so sank der Kurs wie die Quecksilbersäule im Wetterglas, wenn es auf Sturm und Erdbeben zeigt. Die vornehmste Pflicht eines revolutionären Finanzministers ist es ja, den goldenen Hafer reichlich in alle Krippen zu schütten, und wenn der Hafer aufgeschrotet war, so bleibt der stroherne Häckerling, das Papiergeld. Im Ernst sank der Milreis Brasiliens fiel von der stolzen Höhe seiner 27 Pence Londoner Würdigung auf fünf. Das kam, trotz der steigenden Ausfuhren an Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle, Häuten von dem Dauerbetrieb der Banknotenpresse. Die alte Staatsbank allein schaffte die „Emissionen" bald nicht mehr. Die neuen Bundesstaaten ließen ihre Pressen arbeiten, die Zettelbanken florierten, und diese Sintflut von Papier bedeutete zugleich das goldene Zeitalter für die Fälscher. Ja, sogar die Bank- und Steuereinnehmer wußten oft Fälschungen von Echtem nicht mehr zu unterscheiden. Über Nacht entstand die neue Plutokratie der „Portweinimporteure", die Gilde von der Falschgeldeinfuhr. Wie heute in Moskau und Petersburg falsches deutsches, englisches, französisches Geld in Mengen gedruckt wird, so waren damals in Lissabon die Fälscher bei der Arbeit. An den Dauben der Portweinfässer, die nach Brasilien gingen, wurden innen dichtverlötete Zinkkästchen voll falscher Scheine angeschraubt. Der Portwein wurde verzollt, auf Lager genommen, abgezapft, und die falschen Brasilianer flogen bis in die letzten Urwaldnester. Gold, Silber, Nickel — alles war spurlos verschwunden. Aber Wechselgeld brauchte man. Also her mit Fahrscheinen der Straßenbahnen, Briefmarken — besonders den zusammengebackenen! — Wertmarken der Städte und den lieben Pappstücken mit dem Aufdruck „Vale" (gilt), die jeder Kleinkrämer ausgiebig in Kurs brachte. Für den Ausgeber ein glänzendes Geschäft: Nur an seinem Wohnort galt der Kleingeldersatz. Wer eine Reise machte, sammelte eine Art Tagebuch, zusammengesetzt aus den Vales aller Orte, nur nütze für den Kehricht.

Der folgende Finanzminister erdachte neuen Segen: Der Sello, die Steuermarke für jede Ware, wurde mit vollen Händen ausgegeben. Wer als Händler am 1. April nicht jede Zigarre, Flasche, Schachtel, Büchse, jeden Stiefel, Hut, Topf, Korkenzieher, kurz, jede Ware seines Lagers vorschriftsmäßig selliert hatte, verfiel strengster Strafe. Von dieser Geldstrafe erhielt der Angeber die Hälfte, damit die neue Moral auch zu ihrem Recht komme. Also: Tu Milreis in deinen Beutel und kaufe rechtzeitig Sellos auf dem Steueramt! — Aber der Herr Inspektor, der gerade nebenan im Kaffeehause sein Spielchen machte, zuckte bedauernd die Achseln. Die Sellos waren noch nicht aus Rio eingetroffen. Aber am 1. April müsse die Revision trotzdem stattfinden, und wehe, wenn nicht — —! Gezeter, Empörung, Flüche. Endlich das Anerbieten, einen ausreichenden Betrag für die Sellos fürsorglich bei der Steuer zu hinterlegen. Sträuben des Inspektors. Aber, da in Republiken die Rechte nicht weiß, was die Linke nimmt, so tat eine ansehnliche Handsalbe Wunder.

Lange nach dem 1. April kam die Sellosendung aus Rio. Grund: Die erste Ausgabe war verschwunden, frisch von den Druckplatten regelrecht verschoben, und mancher Krämer kaufte heimlich von diesen verschwundenen Sellos zur Hälfte des Staatswertes.

Digitized by Google

Die Papierflut stieg höher. Schon hieß der neue Präsident Campos Salles anzüglich Campos „Dalles“. Schon knisterte und knackte es in allen Fugen. Staatsbankrott? Da fand sich ein Mann von Kopf für das Finanzministerium. Zunächst stellte er fest, daß schamlos gestohlen worden sei und daß auch der große Parteikazike Pinheiro Machado, der sich gern die Toga eines Cato um die Schultern legte, zwar nicht in Holland unsaubere Währungsgeschäfte gemacht, auch nicht eine Villa in der Schweiz nebenbei erworben, auch sich nicht mit eigenartigen und kostspieligen Beeinflussungen ausländischer Winkelblätter befaßt hatte, aber mit eherner Stirn einen kleinen Vorschuß von dreizehn Millionen bei der Staatsbank auf sein ehrliches Gesicht und einen Handschein genommen hatte.

Die „Enthüllungen“ begannen.

Die großen und kleinen Diebe, Schieber, Amtsjäger, Kleber und Streber schrien Mordio gegen den Minister. Aber dieser hatte Rothschild in London, den Geldgeber Brasiliens, hinter sich. Der befahl kurz und klar: „Banknotenpressen abstoppen! Jedes Jahr eine bestimmte Serie Noten einziehen und verbrennen! Kein neuer Kredit in London, bis die Papierflut auf eine bestimmte Pegelhöhe gesunken ist!“ Und diese lag sehr tief. Dazu die Zinszahlungen in Gold, das still nach London gezogen war und nun dort zu Wucherpreisen bei Rothschild für Rothschild gekauft werden mußte. Ach und Weh, Purzeln und Krachen von Rio bis zur Wurstzipfelschneiz! Es kamen die Jahre der zweiten sieben Kühe, die Pharao im Traume sah. Man wütete, fluchte, rannte Sturm gegen den Finanzminister, der die Sünden seiner Vorgänger nun ausbaden mußte. Aber er blieb. Blieb trotz aller Beschimpfungen, allen Kläffens der Riopresse. Bis auch ihn unversehens sein Schicksal ereilte.

Zum Ersatz für zersetzte, schadhafte Scheine ließ er neue Noten herstellen. Sie zeigten den Kopf der Republik, ein idealisiertes Frauenantlitz. Leider entdeckte ein Sachkundiger, daß dieser „Kopf der Republik“ auf den schönen Schultern einer galanten Dame in Rio zu finden sei, der Freundin des Herrn Ministers. Man sagt, daß schöne und galante Damen oft hervorragende Beweise der Neigung ihrer Verehrer fordern, mehr als Sealmäntel, Brillanten, Soupers und Rennwetten. Die schöne Donna in Rio hatte es jedenfalls durchgesetzt, als Symbol die Geldscheine der Republik zu schmücken. Schandmäuler wollten in dieser Symbolik sogar eine begründete Charakteristik des republikanischen Systems finden: Teuer und käuflich.

Aber die Hüter von „Ordnung und Fortschritt!“ schrien das große Wehe über die Ruchlosigkeit des Ministers. Die Altäre des Vaterlandes waren entweiht. Das Volk erglühte in edler Entrüstung. An sämtlichen Krippen blieb der Häckerling in ahnungsvollen Schlünden stecken — der Minister mußte dem heiligen Zorn des Volkes weichen. Und die neugeweihten und entsühnten Notenpressen klappten und rollten aufs neue. Der Kopf der Republik war glücklich beseitigt.

Häuser und Gärten in Flandern * Von Garteningenieur Karl Hinze.

Die nach dem Kriege überall aufgetretene Wohnungsnot zwingt allerwärts zu außerordentlichen Maßnahmen, um ihr zu steuern. Bereits während des Krieges wurden bei uns Vorbereitungen getroffen, um den später zurückkommenden Kriegern ein Heim zu sichern, und es bildeten sich allerorten Gesellschaften zur Errichtung von Kriegerheimstätten. Aber vieles von dem Geplanten wird sich nun nicht verwirklichen lassen. Übrigens war auch nicht alles weise geplant. Es wäre z. B. nicht überall von Nutzen gewesen, wenn in nächster Nähe von Großstädten neue Ortsteile entstanden wären, die von den ehemaligen Kriegsteilnehmern oder gar Kriegsbeschädigten auf die Dauer von ihren Mitteln erhalten werden sollten. Zu solcher Erhaltung hätte ein Sinn für die Rechte und Interessen der Gesamtheit gehört, die man leider nur in den wenigsten Fällen gefunden hätte. Die Bauten wären sicher massenhaft verwahrlost worden.

Was allein auch heute noch geschehen kann, ist, daß unter ausreichender Staatsbeihilfe und ständiger staatlicher Aufsicht abseits der großen Bevölkerungszentren Neuland aufgeteilt und auf einer auskömmlichen Bodenfläche, groß genug für Haus, Hof und Garten, ein bodenständiger Stamm seßhaft gemacht wird, der die Begriffe Heimat und Vaterhaus wieder werten lernt.

Vorbildlich erschienen mir für diesen Zweck die einfachen Häuschen, wie ich sie in Flandern und Holland auf dem Lande in großer Zahl und Mannigfaltigkeit gesehen habe. Sie sind einfach, sogar sehr einfach, aber sie erfüllen ihren Zweck vollkommen und in der besten Weise. Sie bieten eine geräumige, helle und von

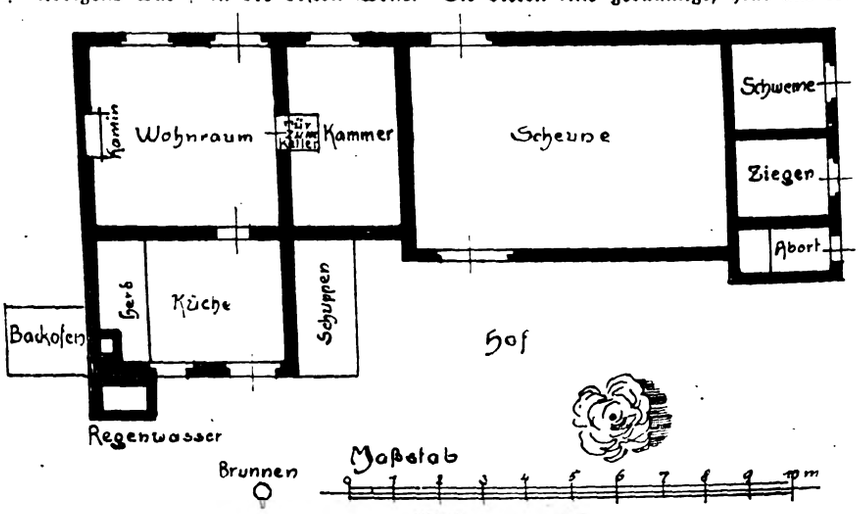


Abb. 1. Grundriß des Einfamilienhauses.

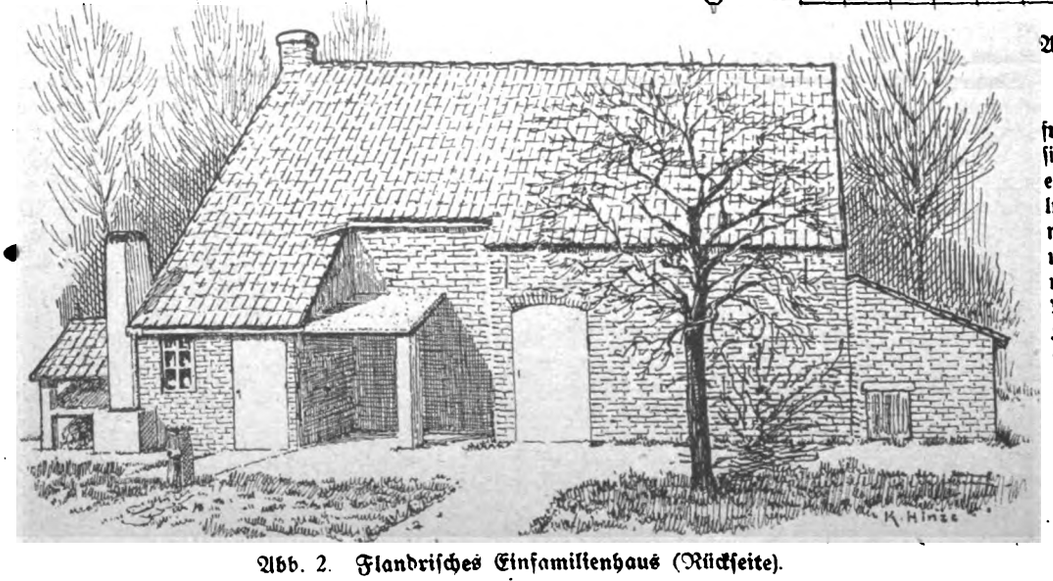


Abb. 2. Flandrisches Einfamilienhaus (Rückseite).

frischer Luft erfüllte Wohnung, sie gestatten die Unterbringung einer Familie und die Aufstellung ausreichender Möbel, ermöglichen ein leichtes Reinigen und gründliches Durchlüften; mehr ist nicht zu verlangen. Allerdings fehlt es bei diesen Häusern an Ecken und Erkern und Winkelchen, an Verzierungen. Sie sind nur einfach, deshalb aber auch weniger teuer in der Herstellung, und die Hausfrau vermag die geraden Wände, die fast überall vom Tageslicht erreicht werden, un- schwer sauber zu halten, wa- wichtig ist für die Gesund-

Digitized by Google

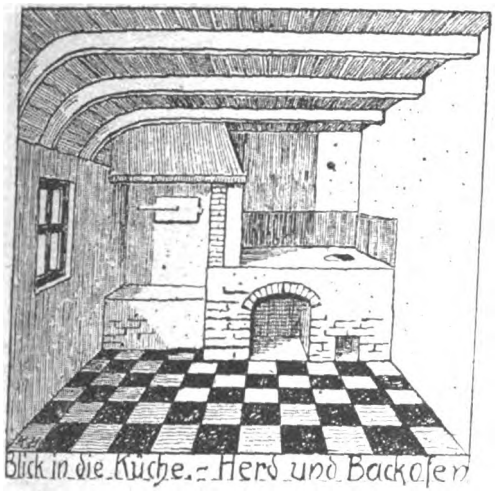


Abbildung 3.

erhaltung der Familie. — In den meisten Fällen sind die Häuschen nur einstöckig. In den Poldergegenden, wo der Grundwasserstand sehr hoch ist, sind die Häuser fast durchweg auf den Boden gebaut, ohne Keller. Nur ein kleiner Teil ist dazu benutzt, und hier ist der Keller höchstens etwa 80 Zentimeter in den Boden gelegt, weil er sonst doch leicht unter Wasser gerät.

Von der Straße führt eine kaum über den Boden ragende Schwelle — Treppen sind auf dem Lande nur selten zu finden — durch die Haustür direkt in die mit Fliesen belegte Stube. Rechts oder links von dieser liegt eine andere Stube oder eine Schlafkammer. Schlafgelegenheiten finden sich oft auch noch auf dem Boden des Hauses. — Hinter dem Wohnraume gelangt man in die Küche, und mit dieser ist fast immer ein Backofen verbunden. Von der Küche führt der Weg direkt ins Freie, auf den Hof, die Wiese oder in den Garten.

Abb. 2 zeigt ein solches Einfamilienhaus von der Rückseite, und bei aller Schlichtheit der Linien kann man ihm ein malerisches Aussehen doch nicht absprechen. Wir sehen da links den Backofen, dicht daran schmiegt sich die Küche (siehe Grundriß und Abb. 3), die, abgesehen von der nach unseren Begriffen nicht zweckmäßigen Feuerung, auch jeder deutschen Hausfrau gefallen dürfte. Vor der Küche steht der aus Beton oder Ziegeln gebaute, oft vollständig in die Erde eingelassene Regenwasserbehälter. Ein solcher findet sich bei jedem Hause, denn obwohl das Wasser dort nicht knapp ist, so weiß doch die Hausfrau das weiche Regenwasser als wertvolles Waschmittel zu schätzen. Neben der Küche birgt ein offener Schuppen Brennmaterial, Körbe, Schiebkarren und die erforderlichen Geräte für Feld und Garten. Die Früchte des Feldes werden in der anschließenden Scheune geborgen (Abb. 4). An ihrem Giebel sind die Stallungen für das Kleinvieh und der Abort (siehe Grundriß).

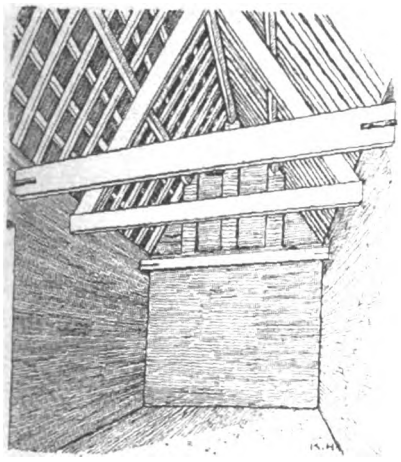


Abbildung 4. Innenansicht der Scheune.

Abbildung 5.

Abb. 4 zeigt die Konstruktion der Scheune; die Wände sind 25 Zentimeter stark. Das Balkenwerk besteht aus hochkantig geschnittenem Pappelholz (Populus canadensis) im ungefähren Maße von 10 : 30 Zentimeter. Das Gebälk beschränkt sich aufs äußerste, und doch ist die Standfestigkeit so gesichert, daß selbst die dort sehr heftigen Seewinde die Gebäude ungefährdet umbrausen.

So leicht wie die Scheune sind auch die übrigen Räume hergestellt, aber keineswegs liederlich gebaut oder etwa in der Verwendungsfähigkeit unzureichend.

Wie praktisch und einfach alles angefaßt wird, zeigt der Kellereingang auf Abbildung 5. Hier befindet sich die Kellertür dicht hinter der Kammertür. Drei leicht gearbeitete Stufen führen — wenn sie geschlossen ist — hinauf in die Kammer, und wenn sie geöffnet wird, hat man die Kellertreppe vor sich.

Betrachtet man noch die innere Einrichtung der Häuschen, so fällt die große Anspruchslosigkeit der Bewohner auf. Sie beschränken sich auf das Notwendige, dieses wird aber fast immer in guter Ausführung beschafft und sorgfältig behandelt. Eine junge Holländerin sah ich jeden Tag ihre schönen Wolldecken ins Freie tragen; Möbel und Geräte wurden während des Reinigens der Wohnung ins Freie gebracht, was wegen der Ebenerdigkeit und der nicht übergroßen Anzahl von Möbeln und Geräten auch ganz gut ging. Das Reinigen geschieht oft und gründlich; es kann auch gründlich geschehen, denn der Steinfußboden verträgt es, daß man das Wasser mit dem Eimer auf den Boden gießt und mit dem Besen wieder hinauskehrt. Die Reinigung erstreckt sich allwöchentlich auch auf die Außenseite des Hauses, wenn es aus rohen Backsteinen erbaut oder mit Ölfarbe gestrichen ist. Sonst sind die Häuschen zum Teil getüncht. Sie prangen da in allen Farben, und eine Flucht solcher Häuschen bietet in ihrer bunten Abwechslung, unterbrochen von dem Grün der Bäume und Wiesen, ein reizvolles Bild. Das Tünchen der Wände und Abputzen des Daches und der Schornsteine wird in der Regel alljährlich ausgeführt, und es ist kaum zu glauben, wie schmuck alle Häuschen dastehen.

Abb 6 Der Brunnen.

Betreten wir den Hof, so sehen wir hier die Hauptzugangswege gepflastert, teils zur Erhaltung der Sauberkeit, teils aber auch des im Winter gar zu weich werdenden Bodens wegen. Auch hier die größte Ordnung und Sauberkeit; von der Düngerstätte geht nichts verloren; kein Dünger liegt umher, und die Jauche

Abbildung 7.

Digitized by Google

wird gesammelt; der flämische Bauer kennt den Wert des Stalldungs. Auffallend ist auf dem Hofe der Brunnen (Abb. 6). Kein Aufbau wie bei uns, sondern einfach ein kurzer Brunnenrohrstutzen mit einem handlichen Griffe; der hohe Wasserstand läßt ja auch solche einfache Vorrichtung zu.

Betrachten wir noch den flandrischen Garten, so finden wir ebenso wie im Hause Zweckmäßigkeit und maßvolle Beschränkung. Überall spürt man große Liebe zum Garten. Wie diese sich betätigt, davon geben die Bilder 7—9 deutliches Zeugnis. Die Abbildungen, deren Zahl sich beliebig vermehren ließe, lassen erkennen, welche Sorgfalt die Besitzer der Gärten ihrer Ausstattung und Pflege widmen. In der Hauptsache dienen die Gärten der Zucht feinerer Gemüse. Doch bieten sie noch so viel Platz, daß der Liebhaberei der architektonischen Pflanzengestaltung in ausgedehntem Maße gehuldigt werden kann. Die strenge Gestaltung von Buxus, Taxus und verschiedenen anderen Koniferen zu Säulen, Pyramiden, Kugeln, Tieren, ja selbst Sesseln (Abb. 8) wird nicht nach jedermanns Geschmack sein. Eine architektonische Wirkung im Garten üben diese Dinge aber unbedingt, und wenn man bedenkt, daß z. B. die in Abb. 9 dargestellte, aus Taxus (Eibe) geformte Laube über 50 Jahre alt ist und in jedem Jahre noch einer leichten Schur bedarf, so muß man allen Respekt vor einer solchen Arbeitsleistung haben, die eine sehr willenskräftige Ausdauer und eine leidenschaftliche Liebe zur Sache voraussetzt.

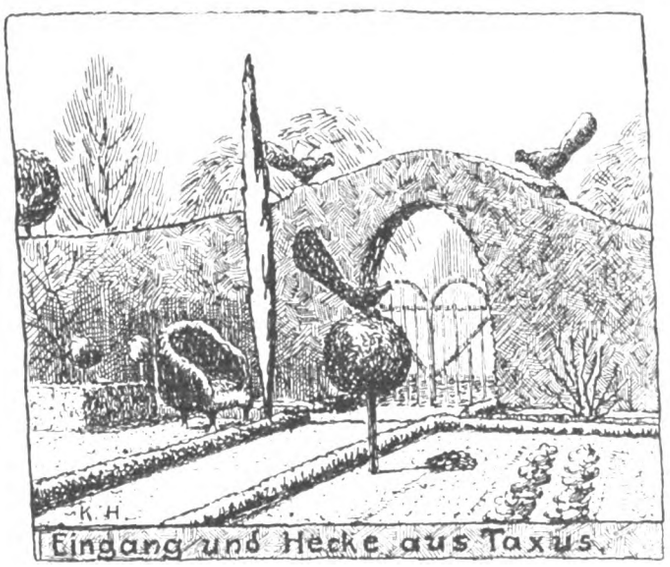


Abbildung 8.

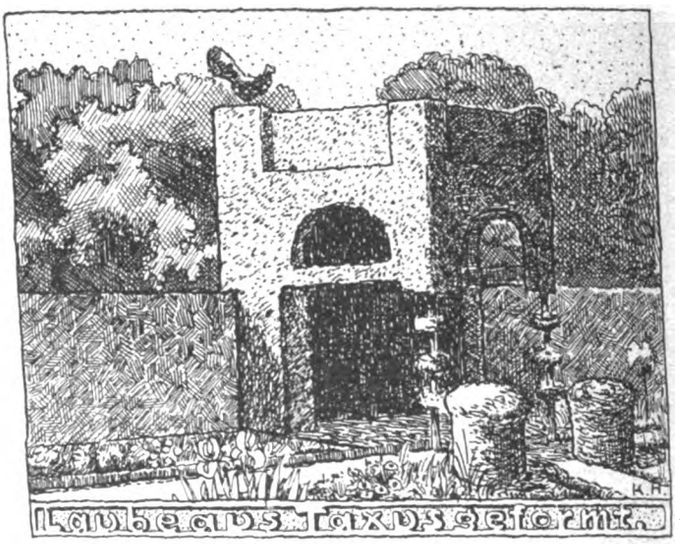


Abbildung 9.

Besonders hervorzuheben sind noch die Hecken. Die meisten Grundstücke sind damit eingefriedigt, und eine Freude ist es, zu sehen, wie sauber sie gehalten sind. In der Regel sind sie nicht dicker als 10—15 Zentimeter und etwa 1,5 Meter hoch, so daß man noch bequem darüber hinweg in den Garten sehen kann. Vielfach sind sie oben leicht gekurvt, oft auch mit Kugeln und Tierfiguren besetzt. Als Material dienen Weißdorn, Liguster, Ilex, Buchsbaum, Kirschlorbeer, Koniferen und anderes. Die Hecke mit ebenfalls aus Grünem gebildetem Bogen auf Abb. 8 besteht aus Taxus.

Alles das, die sauber gehaltenen Hecken und die künstlich gezogenen Pflanzenarchitekturen, gibt den Gärten etwas ungemein Gepflegtes, und da selten einmal ein Garten überladen wird, so zeigen sie auch eine wohltuende Harmonie; es mutet darin nichts fremd an, alles gehört zusammen.

Allerdings gibt es auch dort, genau wie bei uns, Gärten, die weder schön noch zweckmäßig sind, aber das ist immer da der Fall, wo die Gärten in oder nahe der Stadt angelegt sind und nun auch einen der Stadt angemessenen Ausdruck zeigen wollen. Am ungeschicktesten zeigen sie sich da, wo gartenfremde Menschen ein Dekorationsstück um ihr Haus gelegt haben, weil's Mode ist.

Das sind jedoch Ausnahmen, und Regel ist, daß alle Gärten, die ich dort sah, mit Überlegung angelegt und mit Sorgfalt gepflegt waren. Gärten von Bauern, die in ihrer freien Zeit sich an deren Schönheit und ihren Pfleglingen mit inniger Liebe zur Natur erfreuen; ich halte sie für vorbildlich und nachahmenswert und glaube, daß manch einer auch bei uns Gefallen an ihnen finden dürfte.

Onkel Unterwegs * Von Fritz Müller.

Den Namen hat er erst bekommen, als ich ihn zu verstehen anfing. Und das hat lange genug gedauert. So bis ins Dreißigste hinein. Denn das Verborgene eines Lebens blättert sich erst nach dem dritten Zehner auf.

Wenn ich einen Jugendkummer hatte, war er nicht etwa gleich um den Weg, der Onkel Philipp. Furunkel müssen reif sein, ehe man sie drücken darf. Der Jugendkummer mußte durchgewütet haben durch das huschelige Herz, ehe Onkel Philipp dastand: „Komm, Bub, jetzt gehn wir mal ein Stück zusammen, unterwegs bekommt das Huscheligste einen steten Takt."

Dann ging er mit mir über drei Hügel und zwei Flüsse, und auf einmal, husch, war die Brust frei, und das Wort Kummer bestand nur noch aus sechs braven Buchstaben, aus weiter nichts.

Ich wunderte mich baß mit meinen dreizehn Jahren. „Onkel Philipp, woher kommt das, daß —" — „Die Füße, Bub, die Füße, sie radieren unterwegs den Unmut fort und allen Kummer." — „Allen, Onkel, auch den der großen Leute?" — „Den schwerer, weil die Füße später fauler werden."

Richtig, vor der Reifeprüfung etwa wurden meine Füße schwer. „Kein Wunder," sagte Onkel Philipp, „wenn du Tag und Nacht durchbüffelst; Bücherstaub verstopft die Poren, schlenkre dir die Schlacken deiner Weisheit durch dein Gangwerk raus, mein Junge!" — „Übermorgen ist Examen, Onkel!" — „Eben drum, jetzt komm, wir sollten lang schon unterwegs sein."

Dann gingen wir zwei Tage lang über sieben Hügel und fünf Flüsse, und am dritten Tage federte ich mit freiem Kopfe leichtbeschwingt durch alle Brillenfragen der sechs verfessenen Professoren.

Jahre kamen, Jahre gingen. Wie tapfer ich auch ausschritt, einmal holte mich was ein. Das war die Schwüle. Die dampfte mir durchs Blut. Die flegelte mich des Abends auf eine Bank hinterm Stadtwall, wo Gelichter schwirrte und willige Federn von geschweiften Frauenhüten patschuliausströmend nickten. Die siedete in meinem Blut und richtete mich zu, daß jeder jedes aus mir hätte machen können, sei's, daß jetzt eine rote Feder ungereifte Jugendträume durch die Gosse ziehen würde, sei's, daß —

„Fritz, ich muß dir etwas beichten", sagte eine ruhige Stimme neben mir. Ich fuhr zusammen.

Digitized by Google

„Onkel Philipp, du?"

„Ja, ich hab' dich angelogen."

„Aber Onkel —"

„Ja, mit dem Unterwegssein, weißt du — es ist gar nicht wahr, daß unsere Füße alles Schlechte wegradierten, wenn sie unterwegs sind."

„Doch, Onkel, doch, ich weiß noch, wie ich damals —"

„Das sah' nur so aus — und ich hab' es dir so sagen müssen, weil du's damals anders nicht verstanden hättest — aber heute —"

Es raschelte und nickte fedrig übern Weg her und in Onkels Sätze.

„— aber heute kannst du schon das Richtige verstehen: Es kommt nicht nur darauf an, daß wir unterwegs sind, Junge."

„Sondern, Onkel?"

„Sondern der andere."

„Welcher andere, Onkel?"

„Der dir von Anfang an bestimmt ist — dem du entgegengehst — für den du dich aufsparen mußt — dein Freund zum Beispiel, Freund im schärfsten Sinn genommen, weißt du —"

„Noch hab' ich keinen solchen, glaub' ich —"

„Eben drum — er ist unterwegs — unterwegs zu dir — er macht sich auf zu dir, wenn du dich aufmachst zu ihm — er hebt seine Füße, wenn du deine Füße hebst — und einmal werdet ihr zusammenkommen müssen, du und dein guter Kamerad fürs Leben — es kann natürlich auch eine Frau sein, Fritz —"

Es raschelte und nickte übern Weg her und in Onkels Sätze, aber widerwärtig kam mir plötzlich der Patschuliduft vor.

„Eine Frau, die unterwegs ist, Onkel?"

„Ja, zu dir, mein Sohn. Möglich, daß sie weit noch weg ist. Möglich, daß sie übermorgen schon in deinen Kreis tritt, stillsteht, tiefer Atem holt und hoch den Kopf hebt: ‚So, da bin ich.' Was tätest du da, Fritz?"

„Auch stillstehn, Onkel, und auch tiefer atmen."

„Sonst nichts?"

Es raschelte und nickte übern Weg her — „Ich weiß nicht, Onkel," sagte ich mit einem letzten Rest der Schwüle, „was ich dann — dann —"

„Den Kopf höbest du, mein Junge, hoch wie sie — denke mal, du könntest 's nicht, nicht mehr, mein Sohn! Grüß Gott,' sagtest du, ‚Grüß Gott, mein lieber Kamerad, ich hab' auf dich gewartet' — denke mal, du hättest nicht gewartet, hättest dich vorher verplempert . . ."

Es raschelte nicht mehr, es nickte nicht mehr übern Weg her, keine Schwüle mehr in meinem Blut, nur Heiterkeit und Wanderfreude: „Komm, Onkel, gehn wir noch ein bißchen."

Dann gingen wir zusammen, vor der Stadt draußen, über die reinen nächtlichen Felder — ihr entgegen. Und dann beim Abschied unter der Haustür lag mir seine schwere Hand auf leichtgewordener Schulter: „Siehst du, da schreiben sie dicke Bücher über Moral und stochern mit ihren spitzen, lehrhaften Fingern in den jungen Seelen, bis sie ganz durchlöchert sind wie ein Sieb, wo alles durchrutscht, alles, das Gute und das Schlimme — und wäre doch so einfach, ihnen schlicht zu sagen: ‚Vergeßt nicht, Kinder, in der Ferne ist es unterwegs zu euch — ihr braucht ihm nur entgegenzugehen, das ist alles — das Schlimme ist dahinten, unterwegs ist immer nur das Gute — das gilt von allem, lieber Junge, nicht nur von der Liebe . . ."

* * *

Lieber Onkel Unterwegs, fast ein Menschenalter ist seitdem vergangen, und ein halbes, seit du tot bist. Ich war immer unterwegs und bin es noch. Viel ist unterwegs zu mir gewesen, vieles, hoff' ich, ist es noch, vieles aber ist auch angekommen, ist mit tiefem Atem stillgestanden, hoch den Kopf gehoben: „So, da bin ich!"

Nur eines, wenn ich's heute überblicke, hat den Kopf gesenkt, sitzt vor den Wällen draußen in der Schwüle, wirr den Kopf, die Seel' zerklüftet und mit einem siedenden Blut, daß jeder jedes aus ihm machen kann: mein Vaterland.

Ach, daß ein Onkel Unterwegs zu dir jetzt auf die Trauerbank sich setzte, liebes Vaterland, den Kopf dir höbe und dir sagte: „Getrost, getrost — aus der Ferne ist es unterwegs zu dir — das Schlimme ist dahinten; unterwegs zu dir, mein armes Land, ist jetzt das Gute — du brauchst ihm nur entgegenzugehen, das ist alles . . ."

Friedrich Hölderlin * 1770 — 20. März — 1920 * Von Hans Teßmer.

Unter den Romantikern der deutschen Dichtung war Johann Christian Friedrich Hölderlin eine der ausgeprägtesten, romantischsten Naturen. Von Jugend auf nur seinem Innern lebend, voll schwärmerischer Inbrunst jenen Gefühlen hingegeben, die sein Denken und Sinnen im All aufgehen ließen, ging er den kurzen Pfad der meisten Romantiker: aus lodernder Glut über grüne Wiesen und Rosenbeete in ein erschütternd frühes Ende. Als Zweiunddreißigjähriger wurde er wahnsinnig; und noch einundvierzig Jahre lebte er in völliger Umnachtung, immer ruhiger werdend, harmlos und gütig. Am 7. Juni 1843 starb er, mitten im Frühling, still und einsam, müde.

Schon im Knaben Hölderlin bereitet sich das trübe Schicksal vor. Er verliert früh den Vater, verweichlicht unter der Sorge der Mutter, umgeht die Freuden der Jugend, kommt in sich hinein und wird schnell ungewöhnlich empfindlich. Damals bereits fast ein pathologischer Mensch. Dazu kommen düstere Einflüsse von außen: die Mauern einer schwäbischen Klosterschule. So verdichtet sich sein Gefühl und erstarkt, ohne daß der Verstand ihm Grenzen zieht. Und dies Gefühl richtet sich nicht, wie bei andern jungen Künstlern, auf einen Gegenstand, einen Gedanken, flüchtig wechselnd bis zur inneren Reife, sondern es ist von Anfang an völliges Aufgehen im Kosmos, in der Natur, so daß er sich als ein von den Naturgewalten belebtes und bewegtes Teilchen fühlt. So kannte er kein inneres Gleichgewicht; und es ist fast selbstverständlich, daß dann auch sein äußeres Leben niemals in jenes Gleichgewicht geriet, welches Vorbedingung für Vollendung des schaffenden Menschen ist. Denn alles in und um ihn, alles Erleben und Dasein neigte, mit den Jahren in steigendem Maße, nach dieser einen Seite.

Friedrich Hölderlin.
Nach einem alten Stich.

Erste Verse des Vierzehnjährigen zeigen bereits innere Abgeschlossenheit und schwermütiges Verweilen in sehnsüchtigen Träumen. Die Menschen fliehend, greift der junge Dichter zur Flöte. Wie in der Natur, geht sein Gemüt ganz in Musik auf; auch dies ist ein charakteristischer Zug seines ur-romantischen Wesens. Kein Wunder, daß spätere Dichtungen wie aus Musik geboren erscheinen. — Und noch ein anderes Moment beflügelt seine Gedanken und seine Sehnsucht: „das Studium der griechischen Klassiker, in denen er" — nach seinen eigenen Worten — „jenem Zustand der höchsten Einfalt begegnet, der sich ganz in glücklicher Harmonie mit der Natur entfaltet hat". Und auch die Griechen wirken auf sein Dichten: Sie geben ihm unerhörten Wohllaut in Harmonie und Rhythmus und Vollendung im Formalen. — In die letzte

Digitized by Google

Schulzeit, die Hölderlin in einem Klosterseminar in Maulbronn verbringt, fällt das erste Liebeserlebnis. Es wird ihm zu unsagbarer Pein; zur seelischen Aufgewühltheit tritt Eifersucht auf einen scheinbaren Nebenbuhler. Und das Glück, das ihm beschieden sein könnte, zerbricht unter seinen zitternden Händen.

Das Studium der Theologie in Tübingen bringt insofern Abwechslung, als der Dichter in Hegel und Schelling gleichwertige Studienfreunde und in gewissen Grenzen verwandte Naturen findet. In einem Briefe aus jener Zeit lesen wir das wichtige Bekenntnis: „Der unüberwindliche Trübsinn in mir ist wohl nicht ganz, doch meist — unbefriedigter Ehrgeiz." Er will nicht Theologe werden, sich einem bestimmten Berufszweige fügen. Da haben wir wieder einen typischen Romantikerzug. Kaum ein Romantiker besaß die Fähigkeit, sich eine feste Existenz zu schaffen. So auch Hölderlin. Er reift als Dichter schnell und blühend heran — und ringt um Anerkennung, die er so selten findet. Sein Studium beschließt er mit einer Absage an das Christentum, — und dann kehrt er, innerlich zerschlagen und trostlos, zur Mutter zurück. Der Dreiundzwanzigjährige bringt eine große Anzahl herrlicher Gedichte mit nach Hause, darunter die hochtönenden Hymnen an die Menschheit, Dichtungen, die Schillers Schule zeigen und den Übergang zum reifen, durchaus eigenen Hölderlin bilden. — Dann wird er Hauslehrer, um noch einmal zum Studium, diesmal der Philosophie, zurückzukehren. In Jena wird er Schillers Freund und verkehrt im Goethekreise, der ihn freundlich und gütig aufnimmt. Über Schiller aber heißt es in den Briefen: „Ein Besuch bei ihm gibt mir mehr Genuß und Stärkung als jede andere Gesellschaft."

Als Hauslehrer im Hause des Bankiers Gontard in Frankfurt a. M. findet Hölderlin sein Ideal: Susette, Gontards Frau. Sie wird seine Göttin, seine Muse. Er erfindet für sie den Namen Diotima und erlebt mit ihr, deren Natur ihm adäquat ist, alle Zauber wahrhaft überirdischer Liebe, deren Zartheit von den Liebenden nie gestört wird, bis äußerliche Eingriffe in dieses schöne, romantische Verhältnis ihm ein rauhes Ende bereiten. Von nun ab geht des Dichters Weg schnell seinem Ende zu. Wiederum zerrüttet, kehrt Hölderlin in die Heimat zurück, Pläne schneller noch verwerfend, als sie entstehen. Dem Irrenden bietet sich schließlich eine Stelle als Hauslehrer beim hamburgischen Konsul in Bordeaux. Die Ufer der Garonne entzücken noch einmal sein sehnendes Gemüt, und seine Dichtung schwingt sich hell auf. Dann verläßt ihn, ganz plötzlich, sein Geist, und die ewige Nacht verschlingt ihn, der schön gewesen sein muß wie Apoll.

Hölderlin schrieb einmal: „Ich habe offenbar zu frühe hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, solange ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenfreiheit ausreifen ließ." Dies ist sein wahrhaftigstes Bekenntnis; es enthält den innersten Kern seines Wesens, klarer und bedeutungsvoller, als es aus seinem Werk hervorleuchtet. Dies Werk ist stets und überall Lyrik. Ein Dramenfragment „Der Tod des Empedokles" ist eine Folge von lyrischen Szenen, die nichts anderes enthalten als ein Selbstbekenntnis. Ebenso wie der lyrische Roman „Hyperion", ein Verwandter des „Werther", eine Reihe von lyrischen Prosagedichten darstellt, deren Kreise die Natur und die Geliebte, Diotima, umschreiben. In diesen beiden Hauptwerken wie in der Lyrik, speziell in den Hymnen und den genialen Oden, ist Hölderlin unsterblich. Die unendlich zarte und tiefe Gemütsbewegung, die leuchtende innere Schönheit seiner Natur spricht in diesen Werken eine unvergängliche Sprache. In die meisterhaft, seiner klassischen Vorbilder würdig, beherrschte Form der Ode goß er edelstes Gedankengut, und seine Empfindungen und träumerisch verklärten Visionen offenbarte Hölderlin in wundervollen Rhythmen, die z. B. in dem von Brahms vertonten „Schicksalslied" schon vollauf wortgewordene Musik enthalten. So steht er in vielen Gedichten Goethe nahe in der Harmonie des Gedankens, des Ausdrucks und der Form, — und doch hat er nie das entfernt erreicht, was Goethes Leben seine ungeheure Größe gab: eben auch Harmonie des inneren und äußeren Seins, Gleichgewicht zwischen Gemüt, Seele und Geist und Wille. Hölderlins Leben zerrann vom ersten Atemzuge an. Seine Dichtung, die bleibt, verstehen, heißt: in ihr aufgehen.

Streiflichter.

„Leider!" Der „Droit d'auteur", das in Bern erscheinende Fachorgan des zwischenstaatlichen Bundes zum Schutz schriftstellerischer und künstlerischer Erzeugnisse, hat vor einiger Zeit Bericht erstattet über die geistige Arbeit Europas und Amerikas im Jahre 1918. Überall Rückgang, Papiermangel, Massensterben auf den Schlachtfeldern, Unternehmungsunlust der Verleger, Unsicherheit des Wirtschaftslebens. Nur die Schweiz und Dänemark sind nicht am allgemeinen Niedergang beteiligt. Dänemark ist von 3635 Neuveröffentlichungen im Jahre 1913 auf 4305 im Jahre 1918 gestiegen, die Schweiz auf 1764. Holland ist von 3831 auf 3681 gesunken, die Vereinigten Staaten von 9085 auf 7686, England von 12 379 auf 7716, Spanien von 2237 auf 1219, Italien von 11 100 auf 5401. Frankreich aber gar, dieser Fackelträger der Bildung, ist von 11 460 auf 4484 gefallen. Deutschland aber? Deutschland hat im Jahre 1913 noch 35 078 Werke herausgegeben, ging auf 22 000 im Jahre 1916, auf 14 910 im Jahre 1917 und auf 14 743 im Jahre 1918 zurück. Ganz zweifellos wird im Jahre 1919 wieder der Aufstieg begonnen haben. Die Zahlen fehlen da noch. Die französische Presse schließt aus dieser Statistik, daß das geistige Leben Deutschlands am wenigsten unter dem Kriege gelitten hat — und setzt hinzu „leider!" Dies „leider" ist echt französisch. Ja, leider; die Kultur der „Boches" ist der ihrer Feinde überlegen. Man sehe sich zur Ergänzung die Verteilung der Nobelpreise seit ihrer ersten Ausgabe an. F. W.

Das Ideal der Sozialisierung. Die Fanatiker in der Sozialisierungsbewegung sind in ihren Theorien verblüffend stark. Um die Möglichkeiten im wirklichen Leben und Arbeitsbetrieb kümmern sie sich nicht. Die Theorie ist ihr Prokrustesbett. Mit Begier fahnden sie aber nach historischen Beispielen, die für sie und ihre Sozialisierung sprechen. Zu dem wüsten Taumel der Wiedertäufer in Münster sehen sie sauer. Eher paradieren sie mit dem Kommunismus der ersten Christen, wenn sie ihn auch meistens mit der Lampe des Herrn Marx oder dem Brennspiegel Lenins beleuchten. Auch die Gemeinschaft der Sonderlinge in Ascona sagt ihnen nicht zu. Ein einsichtiger Sozialist bekannte mir jüngst: „Sozialisieren wollen sie alle. Aber jeder möchte dabei Kapitalist werden."

Um einem Sozialisierungsapostel aber eine reine Freude zu machen, erzählte ich ihm, daß sein Ideal längst verwirklicht sei. „Ich kann Ihnen eine ganze Reihe von Plätzen angeben, an denen Ihre Ideen in vollkommenster Weise durchgeführt sind." „??!" „Dort erhält jeder Mann gleiche Nahrung — es sei denn, daß Krankenkost am Platze für einzelne ist —, gleiche Kleidung, bestimmte Arbeit, die ihm zugewiesen wird: der Ertrag dieser Arbeit kommt der Allgemeinheit, also dem Staate, und dem Arbeiter zunutze, genau nach festgesetztem Tarif — —" „Prachtvoll! Ausgezeichnet!" „— — Ja, über das festgesetzte Pensum arbeitet niemand, es sei denn freiwillig. Dann wird es ihm vergütet." „Wie es sich gehört." „Es wird für jedes Mitglied dieser Gemeinschaft vollkommen gesorgt. Geld braucht er nicht, kann es auch kaum verwenden, da der Staat alles liefert, was dem einzelnen zukommt!" „Großartig!" „Auch die Erholung ist fest geregelt. Die geistige Versorgung unterliegt gleichfalls der staatlichen Aufsicht. Streit um Mein und Dein ist vollkommen ausgeschlossen, da niemand Eigentum besitzt."

„Das soll es heute noch geben? Sie irren in der Zeit. Etwas Ähnliches gab es einmal: die Jesuitenreduktionen in Paraguay. Aber das war vor zweihundert Jahren —"

„Nein. Ihr Ideal ist noch heute verkörpert: in jedem Zuchthaus." Der Apostel der Sozialisierung verließ mich ohne jeden Dank. Dr. A. F.

Verkehrte Welt. Zur selben Zeit, in der in Deutschland endlich einem Erzberger der Prozeß gemacht wird, ist in Frankreich ein hochnotpeinliches Verfahren im Gange gegen den früheren Ministerpräsidenten Caillaux, der des Landesverrats angeklagt ist. Während Erzberger, vor den bis zuletzt schirmend und schützend unsere glorreiche neue Regierung sich stellte, zu seiner Verteidigung immer wieder rühmend seine Verdienste um die Friedensaktion und den Schmachfrieden selbst hervorhob, besteht gerade die Hauptsünde Caillaux' in den Augen seiner Gegner darin, daß er angeblich vorzeitig einen Frieden schließen wollte. Erzberger wurde bei uns die Tragsäule der neuen freiheitlichen Regierung, der König der Schieber; Caillaux wurde in Frankreich, wo die Freiheit in Erbpacht bereits etwas schimmelig geworden ist, sofort eingelocht. Wie anders ständen wir heute da, wenn ein gütiges Schicksal uns vor Erzberger und Konsorten gänzlich bewahrt hätte; den Franzosen aber würde es heute besser gehen, wenn sie auf Caillaux gehört hätten. Das Relativitätsprinzip in der Politik! lg.

Unsere Postabonnenten

bitten wir, die Bestellung auf das neue Vierteljahr freundlichst umgehend aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Beschwerden über unregelmäßige Lieferung sind ebenso wie die Bestellungen direkt bei der Post einzureichen.

Digitized by Google

№ 13 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

12. Fortsetzung.

„Reinhold: Ein Mann, ein Wort!“

„Ich gehe mit euch, so wahr Gott mir helfe!“

„Und was sagen Sie dazu, Demoiselle?“

„Wenn es ihn nicht selbst zu euch triebe, so würde ich ihn euch zuführen . . .!“

„Die Hüte ab, Brüder! Hier steht ein teutsches Mädchen!“

„Du sollst für den verlassenen Bruderstamm streiten, Reinhold . . .“

. . . und deiner gedenken, wenn ich den Flamberg schwinge, mein Mädchen!“

„Ein Heldenmädchen!“ schrie der lange Kurhesse. „Hut ab vor ihr! Deutsche Frauen, deutsche Treue . . .“

„Deutscher Wein und deutscher Sang . . .“

Der Chorus der stürmenden Stimmen umbrauste das dunkle Kind aus der Steiermark. Wilde Kalabreser lüfteten sich, Heckerhüte mit roter Feder. Erhitzte und begeisterte Gesichter lachten. Sonst war die Christel Oberkofler, in der Einsamkeit ihrer Berge, scheu und spröde gegen Männer. Jetzt stand sie frei, mit leuchtenden Augen, wie eine Königin inmitten der Schar, die das Reichsbanner über ihr schwenkte, daß die neue schwarz-rot-goldene Seide in schweren Falten ihr zartes Gesichtel umwehte. Ludwig Hunold, als Häuptling der Freischärler, schloß den Studiosus Nimis in die Arme.

„Du Glücklicher! Du weißt, wofür du das teutsche Banner wider den Danebrog reckst! . . . Nenne uns den Namen deiner Göttin, Herzbruder, damit wir ihn uns in schuldiger Ehrfurcht in den Seelen bewahren!“

„Den Namen kennt ihr schon. Der Name klingt schon lange in deutschen Gauen! Sein Träger weilt als Nationalrepräsentant in Frankfurts Mauern. Es ist Professor Armin Oberkofler, der Held der Steiermark . . .“

„Heil Oberkofler!“

„Hin zu ihm!“

„Wir begleiten euch im Triumphzug . . . Trommler . . . rühr' das Kalbfell!“

„Wir bringen ihm die Glückwünsche der neuen Cherusker . . laßt das Waldhorn schmettern! . . Das Banner voraus!“

Grantsgazellen auf der Flucht. Radierung von Wilhelm Kuhnert.

Digitized by Google

Der Kurhesse riß seinen Säbel aus der Scheide und schwenkte ihn im Laternenlicht, daß die Luft pfiff.

„Wir geben euch das Ehrengeleite! . . . In Reihen, marsch!"

„Hurra!"

„Sturm! Sturm!"

Jetzt bekam es Christel Oberkofler mit jäher Sorge. Sie schmiegte sich an den Geliebten. Der schrie mit allem Aufgebot seiner Stimme durch den Trommelwirbel:

„Professor Oberkofler ist nicht einheimisch! Er speist heute abend bei Herrn Colosimo!"

„Was tut der Edle bei den Pfefferſäcken?"

„Den Negozianten und Dukatenschneidern?"

„Den Kippern und Wippern?"

„Wir warten vor seinem Hause, bis er von den Zöllnern und Sündern heimkehrt!"

Noch einmal versuchte es der Studiosus Nimis. Er beschwor mit erhobenen Armen den Wirrwarr der Kehlen.

„Es geht nicht, Freunde! Laßt es!"

„Warum? Warum?"

„Seht mein Mädchen an meiner Seite zittern . . ."

„Nicht Not, Demoiselle! . . . Des Todes, wer Ihnen nahetritt . . ."

„. . . seht sie vor der Strenge der Eltern beben . . ."

„Mut, schöne Bürgerin!"

„. . . die so wenig wie die meinigen es wissen, daß unsere Herzen sich seit Jahr und Tag schon fanden!"

Der am Korb schwarz-rot-gold umspannte Degen Hunolds zuckte wie eine glitzernde Rakete in die Nachtluft empor: „Dann erfahren sie's jetzt. Vorwärts, Burschen! In raschem Turnerschritt . . ."

„Ich bitt' euch . . . laßt es der Ehre genug sein!"

„Wir sind eure Brautwerber! Gleich hundert auf einmal in Wehr und Waffen! Wer wagt da nein zu sagen? Und gar er! Dein Vater, Bürgerin! Der freie Mann aus den Bergen . . ."

„Und der deine, Reinhold! Der Bannerträger des Odenwalds, den das Starkenburger Volk in kindlichem Vertrauen zum Fürsprech freier Hessen erkor . . ."

„Aber die Mamas . . ."

„Trommelwirbel!" befahl der wilde Kurhesse durch das Gelächter. „Trommelwirbel ist die beste Widerlegung! Schau, Reinhold, solch einen Brautzug hast du nicht geahnt . . ."

„Platz da! Platz!"

„Lasse sie mit uns ziehen!" rief Reinhold Nimis in dem Lärm der Stimmen, Trommelschlegel und Waldhornklappen der Braut ins Ohr. „Wenn sie den Vater dort nicht finden, wird ihnen das Warten zu lang, und sie marschieren weiter."

„Heiliger Josef . . . hab' ein Einsehen . . .!"

Aber als sie an der Hauptwache waren, zeigte die Christel Oberkofler stumm mit der schmalen Kinderhand nach dem Steinweg hinüber. Die Zeil, und was um sie war, wimmelte überall von Menschen. Aber dort drüben kribbelten sie nicht wie die Ameisen in der Nacht, sondern standen, dicht gedrängt, Kopf an Kopf.

„Der Bundesrat . . .?" fragte der Studiosus Nimis. Nein — dort hinten vor dem Palais in der Eschenheimer Straße war alles still und dunkel. Auch die Buben sangen nicht mehr: „O Bund! — Du Hund! — Du bist nicht gesund!"

Die Menschenwogen wälzten sich nach links hinein und stauten sich beim Theater an der Straßenecke vor dem Gasthaus, in dessen erstem Stock ein paar Fenster hell erleuchtet offen standen. Und von dort oben sprach eine wohlbekannte Stimme, markig, aber im warmen, weichen Tonfall Österreichs, zu der Menge. Professor Armin Oberkofler stand da im vollen Lichtschein, seine Frau und der Geheimrat Emil Nimis mit der seinigen hinter ihm.

„Ich bitte, ihr lieben Freunde und Freundinnen da unten: Das weiß ich halt schon selber: Die Ehre, daß ihr euch vor meiner Wohnung versammelt habt — die gilt nicht mir! Ihr seid gekommen, um ein Stück Österreich zu schauen, und der liebe Kaiserstaat läßt euch durch mich danken und herzlich ‚Vergelt's Gott viel tausendmal!' sagen und läßt euch zurufen: Laßt euch nicht durch die Rastelbinder und Katzelmacher und Mausfallihändler irre machen und nicht durch die Polacken und die Hussiten! Wo Deutsche versammelt sind, da steht der Österreicher mitten unter ihnen. Da gehört er hin. Da will er bleiben!"

Professor Armin Oberkofler machte eine Pause, um den Beifall unten an den Hauswänden verhallen zu lassen. Dann herrschte seine Stimme wieder: „Ich bin froh, daß ich früher nach Hause gekommen bin, als ich mir vorgesetzt hatte! Es war mir ein Schatten auf den heutigen Weihetag gefallen, mir und meinem Freund neben mir, dem Nationalvertreter Nimis, auch. Es war da ein kluger Mann, ganz von oben, aus Hamburg. Der war zu klug. Der hatte so viel von der Welt gesehen, daß er an die Menschen nicht mehr glaubte. Der wollte alles mit dem Verstand lösen und erklären! . . . Nein — ihr deutschen Herzen um mich her — das Feuer, das in unseren Seelen brennt, das läßt sich nicht erklären, so wenig wie sich die Sonne vom Himmel erklären läßt. Das ist da. Das leuchtet. Das wärmt. Das erhellt die Welt. So wird unsere Begeisterung auch Deutschland erhellen! Ich bin verstimmt aus dem gastfreien Hause gegangen. Ich habe unterwegs zu dem Abgeordneten Nimis gesagt: Fort mit den Leuten, die ein Rechenbrett im Kopf tragen und den Idealismus mit dem Zollstock messen wie ein Kaufmann seinen Kattun! Gebt mir Herzen! Offene Herzen, die für Deutschland schlagen! Und wie ich vor mein Haus kam — schau: Da waren die deutschen Herzen und schlugen mir entgegen! Da wurde mir wieder leicht und zuversichtlich zumut. Da war ich wieder daheim!"

Die kraftvolle Stimme verstärkte sich. Die hohe, sehnige Gestalt bog sich aus dem Fenster vor.

„Österreich — das heißt die Ostmark! Das ist einer von den Pfeilern, die das deutsche Haus tragen! Nimmt man einen Pfeiler weg, so fällt das Haus zusammen. Wir aber wollen in dem Haus wohnen. Sonst ständ' ein Unstern über solch einem Haus, aus dem ein Teil der Söhne verbannt ist. Ich streck' euch meine Hände aus. Ich kann euch die euren nicht einzeln drücken und drücke sie doch im Geiste jedem von euch Deutschen im Namen Österreichs. Es lebe der heilige Bund! Es lebe unser großes deutsches Vaterland!"

In dem Jubel, der von unten heraufbrauste, drehte sich Professor Armin Oberkofler um. Er hatte das Gefühl und sah es an den Augen unten, als ob der Beifallssturm nicht nur ihm galt, sondern noch etwas anderem, was hinter ihm in dem lichthellen Zimmer war. Das ganze Zimmer war, in seinem Rücken, plötzlich voll von phantastischen Gestalten von Scharfschützen, Studenten, Turnern. Ein Degen blitzte in der Hand eines abenteuerlichen Gesellen. Eine schwarz-rot-goldene Fahne senkte, schräg gehalten, um nicht an die Decke zu stoßen, ihre leuchtende Dreifarbe, und unter ihr stand wie unter einem Trau-Baldachin ein junges Paar. Mußte da stehen. Denn die schleswig-holsteinischen Freischärler, die die Masse draußen erkannte und tosend begrüßte, ließen ihnen keinen anderen Raum. Sie stellten die beiden wie ein lebendes Bild vor das Volk, ein Sinnbild des Bundes österreichischer und deutscher Lande, von dem Professor Oberkofler eben gesprochen.

„Up ewig ungedeelt!" schrie der Kurhesse, wirbelte seinen Degen in der Luft und deutete dann, vor allem Volk, mit dessen Spitze auf Reinhold Nimis' Brust. „Auch dieser Jüngling gehört zu den Todgeweihten! Auch er zieht in den heiligen Kampf für den Bruderstamm in Schleswig-Holstein! Sein Herz schlägt für Deutschland und für dieses deutsche Mädchen an seiner Seite!"

Digitized by Google

„Es ist mein Sohn", sprach erschüttert der Geheimrat Nimis zu dem Professor Oberkofler. Der Hesse trat erhitzt, mit gesenkter Klinge, an sie heran.

„Heil, ihr würdigen Volksfreunde! Die deutsche Jugend enthlößt ehrerbietig vor euch das Haupt! Sie dankt euch, daß ihr unsere Wegweiser gewesen seid. Ihr wart der Rat! Wir sind die Tat!"

„Hurra! Hurra!"

„Die deutsche Jugend fordert ihr Recht! Sie fordert von Ihnen, unerschrockener Vertreter Starkenburgs, den einzigen Sohn zum heiligen Krieg . . ."

„Reinhold . . . willst du wirklich nach Schleswig-Holstein?"

„Ich muß, Vater! Ich muß!"

„Reinhold! . . . Ich bitt' dich . . . denk' an dein armes Mamale!"

„Haltet mich nicht, ihr Eltern! Ich muß!"

„Ha, Windsbraut, sei willkommen!
Willkommen, Sturm des Herrn!"

Der Kurhesse überdonnerte die klagenden Stimmen. Er hob den Degen. Die Fahne neigte sich wie ein belebtes Wesen. Die farbigen Federn an den Hüten wirbelten. Von unten brauste ein dunkler Wellenschlag von Menschengestalten, leuchteten Hunderte von hellen Flächen von Gesichtern und erhobenen Händen, geschwungene Fackeln kreisten in purpurner Lohe. Dem Geheimrat Nimis liefen die Tränen über die Wangen. Seiner Frau auch. Der Sohn trat mit ausgebreiteten Armen vor ihn hin:

„Segne mich, Vater, zu dem Kampf!"

„Reinhold . . hast du es auch bedacht . . .?"

„Hier gibt es kein Bedenken und kein Zurück! Erlaube, daß in dieser Stunde das kalte, welsche ‚Sie' fällt, das den Sohn von dem Vater trennt! Auch du, mein Freund und Vater, warfst dich als kühner Schwimmer in die Wogen der Zeit! Sie tragen uns dahin! Wir haben uns unser Schicksal bestimmt."

Jetzt gibt es kein Zurück. Blitzartig, wie ein Wetterleuchten in dunkler Nacht, erhellte die jähe Erkenntnis Dr. Emil Nimis', des Geheimrats und Volksmanns, Brust. Ein Schrecken lief hinterher, langsam, eine kalte, ernüchternde Welle der Wirklichkeit. Er fühlte auf einmal, zum erstenmal, wie das „Chronos" genannte Roß, auf das er sich geschwungen, unter ihm durchging, unter allen Wohlmeinenden und Besonnenen. Weiter ging die rasende Jagd . . .

Er hatte auf einmal keinen Willen mehr. Er riß mit nassen Augen den Sohn an sich, umarmte ihn, legte ihm die Hand aufs Haupt und schob ihn zu der schluchzenden Mutter, daß auch sie ihn segne. Dann stand Reinhold Nimis drüben vor dem Professor Oberkofler. Jetzt hatte er Mut. Er hob den dunklen Krauskopf.

„Den zweiten Segen von Ihnen, teurer Mann, Vorbild unserer jungen Jahre! . . . Nach dem Segen meines Vaters für mein Vaterland den Segen meines künftigen zweiten Vaters für meine junge Liebe . . ."

„Christel . . ."

„Ja, liebe Eltern . . . ja . . . ja . . ."

„. . . und wir wußten von nichts . . ."

„Wann ihr nicht ja sagt, zieh' ich als Marketenderin mit ihm! Ich mach an' Trommelbub. Ich schneid' mein Haar ab und verkauf's dem Tandler!"

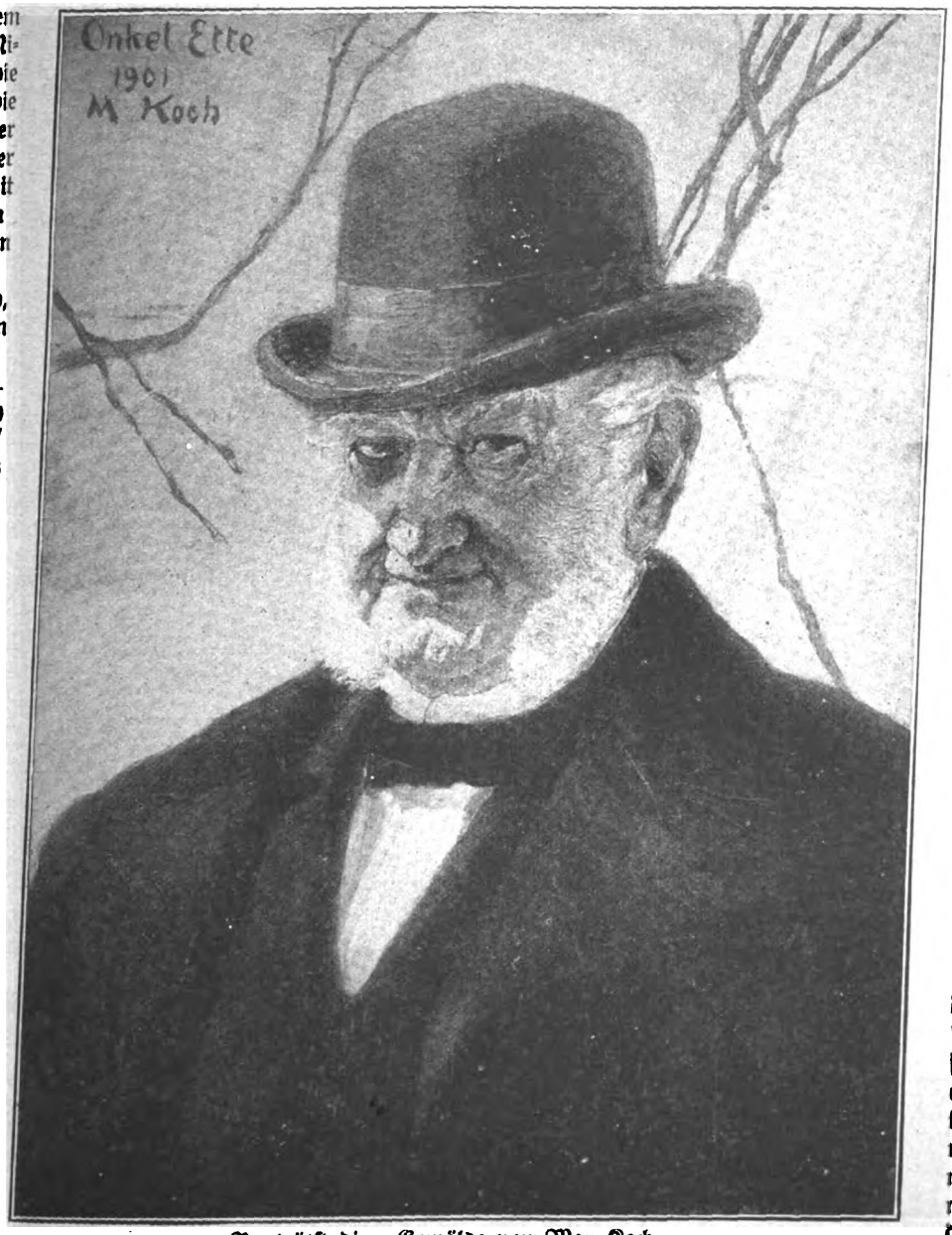
„Jesses . . . Maria Christin', bist das du?"

„Wunder' sich die Mutter doch nit! Ihr habt mich für die Freiheit erzogen! Jeden Tag, seit ich ein Fatschelkind war, haben wir im Haus in Graz für die Freiheit gebetet! Jetzt laßt's mich frei! Laßt's mich zu ihm!"

„Wacker gesprochen, Bürgerin!"

„Hoch die Göttin der Freiheit!"

Die Stimmen, die Augen, die Wangen umher glühten. Wie aus einem Backofen fieberte von unten, aus tosendem Dunkel, der Föhn der Seelen durch die offenen Fenster. Die beiden Väter sahen sich an. Halten ließ sich das dahinjagende Gespann der Zeit nicht mehr. Dem Professor Armin Oberkofler, dem Bergsteiger und Jäger, hatte die Waldeinsamkeit die Kenntnis der Menschen geschenkt, eben weil er ihnen oft tagelang fern war und, allein mit sich, über ihnen auf ragendem Gipfelstand.



Porträtstudie. Gemälde von Max Koch.

Digitized by Google

Ihm war nichts Menschliches fremd und am wenigsten das Verstehen. Er nahm Reinhold Nimis' Hand in die seine. Er nannte ihn kurzweg du.

„Du willst für Deutschland kämpfen?"

„Ja!"

„Dann geh hin und hilf, Schleswig-Holstein befreien!"

„So wahr mir Gott helfe!"

„. . . und ist es befreit — auch durch deinen Mut und vielleicht auch durch dein Blut . . ."

„Schleswig-Holstein meerumschlungen . . ." Andächtig sang es wieder unten die Menge. Armin Oberkofler legte dem Studiosus Nimis beide Hände auf die Schultern und sah ihm ernst ins Gesicht:

„. . . ist es befreit — dann komm und hol' dir deine Braut . . ."

Ein paar Stunden später, lange nach Mitternacht, war alles still in Frankfurt. Der Mond schien. Die Sterne glitzerten. Leise sprudelte der Justitiabrunnen auf dem Römerberg. Träumerisch spielte der Nachtwind mit den still, Reihe an Reihe hängenden, langen schwarz-rot-goldenen Fahnen, dem neuerstandenen Sinnbild für Kaiser und Reich. Durch das tiefe, ruhige Atmen der neuen Freiheit lief ein Widerhall von ein paar Worten am Abend, huschend wie eine Maus, an den schweigenden Hauswänden entlang und über die ausgestorbenen Plätze und Gassen, — die nüchterne Stimme des alten John Lüdingworth aus Hamburg: Der König von Preußen hat viele Kaiserne! Und der Kaiser von Österreich hat noch mehr . . .

* * *

„An sich sehe ich ja auch diese langhaarigen teutschen Brüder mit mäßigem Wohlgefallen an", sagte der Regierungsreferendar und Erbherr auf Zackenzin Dr. jur. Louis Ferdinand von Pritzig zu seinem Oheim, dem Herrn von Teterow, mit dem er in der Sonnenglut eines Juni-Vormittags von 1848 ‚Unter den Linden' in Berlin stand. „Aber sie gehen nach Schleswig-Holstein! Dann sind wir sie wenigstens hier in Deutschland los."

Die Freischärlerschar, von der er sprach, marschierte mit Trommelwirbel und Waldhornklang die preußische Siegesstraße hinab zum Brandenburger Tor. Die schwarz-rot-goldene Fahne wehte. Die roten Federn leuchteten auf den Schlapphüten. Ein abenteuerlicher Geselle, mit leichtsinnigem, von Schmissen zerkerbtem Gesicht, zog, den blanken Degen in der Rechten, den jungen Studenten, Handwerkern und Turnern voraus.

Der vornehme, lange Herr von Teterow schnitt die sarkastisch-leidende Grimasse, die er beim Anblick von Bewaffneten im Bürgerkleid immer noch nicht unterdrücken konnte. Er trug, als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, der neuen Zeit zum Trotz, den hohen, hechtgrauen Zylinder, an dem nur verschämt seitlings die Nationalkokarde prangte, und rauchte gelassen seine Zigarre, inmitten der fragwürdigen, abgerissenen, mit Knotenstöcken bewehrten Gestalten, die überall ‚Unter den Linden' in Gruppen beisammenstanden und herumbummelten. Die Hauswände waren bis hoch hinauf schreiend bunt von angeklebten Aufrufen. Dutzendstimmig zeterten die Zeitungsjungen:

„Die Lokomotive!"

„Der Krakeeler!"

„Die ewige Lampe!"

„Een' juten Iroschen!"

„Komm mal zwei Schritte weiter, Louis Ferdinand! Man versteht ja sein eigenes Wort nicht, so brüllt der Bengel . . ."

„Koofen Se lieber den ‚Freischärler', Sie alter Reaktionär!"

„Der Republikaner! . . . Der Kladderadatsch!"

„Lesen Sie det 'mal, damit Sie'n bisken Verstehstemir in Ihren ollen Dusselkopp kriegen!"

„Danke, mein Freund", sagte der Graf nachlässig zu dem halbwüchsigen Straßenhändler. „Ich bin schon versehen!"

Aus der Brusttasche seines dunklen Schoßrocks schaute die „Preußische Allgemeine Zeitung" heraus. Das war ein Sinnbild der Gesinnung, so gut wie der Zylinder.

„Treibt ihm die Ofenröhre in!"

„Det is ooch so'n Pikenfürchter!"

„Uffjepaßt — die Russen kommen!"

„Bester Herr Russe! Einzigster Herr Kosak . . . Tun Sie uns nischt!"

„Wir tun Ihnen ooch nischt!"

Das Mitglied der Bürgerwehr, das feierlich in hohem Dreispitz, Uniform mit gestickter Halsbinde, Patronentasche, kurzem Säbel, das Gewehr verkehrt in der Hand, herantrat, erweckte nur Heiterkeit.

„Schwitzen Se man nich in Ihrem Freiheitsfutteral, Männeken!"

„. . . Quäle nie en Schießjewehr — denn es jeht von selber los!"

„Mut wollen Se haben? Se haben ja noch nich mal Courage!"

Inmitten des Schaums von Redeblüten vom grünen Strand der Spree hatten sich Herr von Teterow und Herr von Pritzig unbeachtet weiterbegeben. Vor ihnen rumpelte immer noch der Trommelwirbel des Freikorps vom Brandenburger Tor.

„Von wo kommen denn diese Sansculotten her, Louis Ferdinand?"

„Ich weiß nicht", sagte der Referendar von Pritzig. „Ich werde gleich mal den nächsten Lulei fragen! Da — die Gruppe Rehberger sieht vertrauenerweckend aus! . . . 'Morgen, meine Herren! . . . Schönes Wetter heute! . . . Was macht die Freiheit? . . . Wie geht's dem Prediger Jonas? Was? . . . Ich wäre selber einer? I wo . . . Mein Name is Schultze mit'n tz! . . . Die Zigarre können Sie ruhig unter Brüdern rauchen . . ."

Louis Ferdinand von Pritzig, sonst die wandelnde Eleganz, trug jetzt, wie der Vetter vom Lande, eine großväterliche hohe Jagdmütze mit breitem Schirm auf dem Kopf, über dessen gebogener Nase die grauen Augen scharf und spöttisch funkelten. Seine hagere, lange Gestalt beschämte in ihrer Straffheit einen preußischen Ladestock von ehedem. Aber auf dieser junkerlichen Erscheinung saß eine neuzeitliche, eng in die Taille geschnittene und kurzschößige Jacke aus braunem Stoff, darunter ein schlichtes herzförmig tiefgerundetes weißes Gilet und ein Paar lange, bauschige, weiß und braun geringelte Hosen ohne Strippen.

„Das ist der Vorteil davon, daß man wie ein Ladendiener aussieht, teurer Onkel", sagte er, von dem Gespräch zurückkehrend. „Jeder Nante nennt mich seinen Bruder. Die Urbummler dort drüben haben mir bereitwilligst eine Jasbeleuchtung anjestochen: Diese jungen Jakobiner, die da marschieren, sind Hanauer Turner unter Führung eines Studenten Ludwig Hunold, eines Kurhessen und persönlichen Feindes seines Landesvaters. Ich kenne ihn übrigens von Heidelberg her."

„Du hast immer die merkwürdigsten Bekanntschaften . . . Na . . . meinen Segen besitzen diese jungen Unholde auf dem Weg nach Schleswig!"

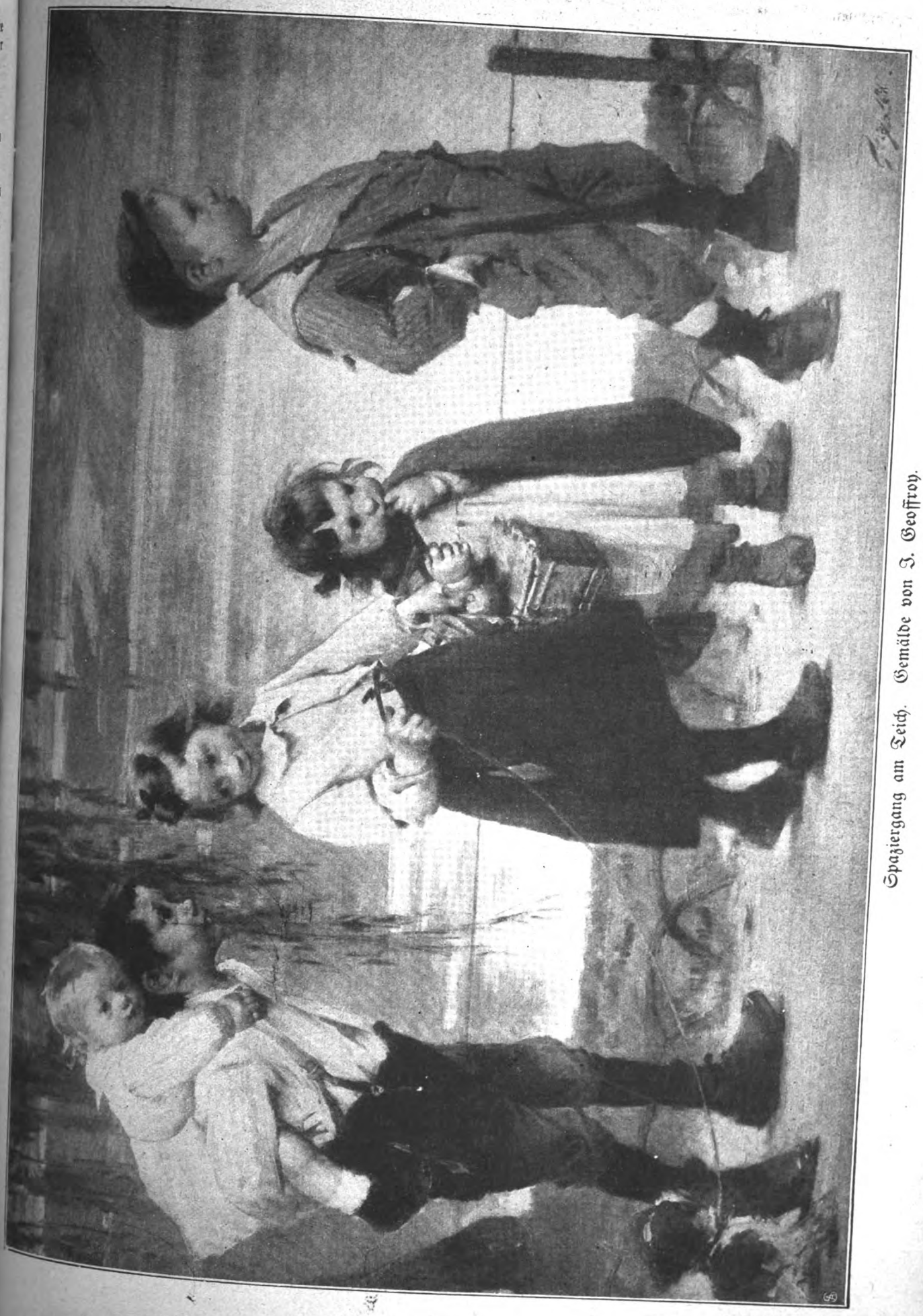
„Vorläufig sind sie noch hier! . . . Sie waten jetzt über den Königsplatz nach den ‚Zelten', um Vater Karbe sprechen zu hören! . . . Komm mit! . . ."

„Danke gehorsamst! Erst vorgestern hab' ich vor meinem Logis die Katzenmusik gehört!"

„Den Lerchenschlag der jungen Freiheit, willst du sagen!"

„. . . Zum Glück zogen sie bald weiter zu Louis Schneider und zu dem Herrn Aschoff! Und du selbst! . . . Wie du neulich in der Sing-Akademie auf der Tribüne

Digitized by Google



Spaziergang am Teich. Gemälde von J. Geoffroy.

Digitized by Google

zusammen mit Kanzleben und Triplitz aufstandst und dich tief verbeugtest, als der Prinz von Preußen in voller Generalsuniform mit Federhut und Degen in der Nationalversammlung erschien . . . haben dich da nicht die Sonnenbrüder draußen im Kastanienwäldchen umringt und bedroht . . .?"

„Mir ist nicht einmal die Zigarre dabei ausgegangen", sagte der lange Junker gleichgültig.

„Es war noch ein Glück, daß dich die Studenten in ihre Mitte nahmen und zur Bürgerwache brachten! Du mußt vorsichtiger sein! Du bist doch jetzt junger Ehemann."

„Gott sei Dank! Ich habe Gesinchen eben ein Paar nette Ohrbommeln gekauft. Deswegen bin ich eigentlich auf einen Sprung in Berlin!"

„Wie geht es ihr?"

„Danke! Glänzend! Sie sitzt mit mir in Potsdam, wo überhaupt die Réunion der besseren Menschen ist! . . . Der Schwiegerpapa aus Hannover ist auch auf Visite bei uns . . ."

„Kommst du mit Herrn von der Venne aus? . . . Diese Welfen sind doch so anders als wir!"

„Ich komme mit Juden und Christen aus", sagte Louis Ferdinand. „Mit dem berittenen Kommis hier, wie in Potsdam mit der Jarde! Das ist ja das Unglück, Kinder, daß ihr nie aus eurer Haut herauskönnt und dabei verlangt, daß alle anderen Leute in Preußen und womöglich in ganz Deutschland genau so denken sollen wie ihr!"

„Nee — das Denken steht ihnen frei . . ."

„. . . . wenn sie dabei das Maul halten . . ."

„Na natürlich, mein Bester!"

Louis Ferdinand von Pritzig tat einen Seufzer, der gar nicht zu seinen kaum siebenundzwanzig Jahren paßte.

„Sie schweigen aber nicht", sagte er. „Hörst du die heisere Volksrede des Eckenstehers dort auf dem Prellstein: ‚Jeliebter Lindenklub! . . . Nieder mit dem Posemuckler!' . . ."

„Komm weiter! Das ist ja gräßlich!"

„Nieder mit die Landwehr-Kreuzherren und dem Vijilantenbrennöhl . . ."

„Dir macht es, scheint's, noch Spaß, zuzuhören, Louis Ferdinand?"

„Andächtige Urbummler: Piesecke soll jesagt haben: Ick bin froh, daß ick der Hausknecht Piesecke bin . . ."

„Extrablatt!" — „Der Volksfreund!"

„Der Papst heiratet! . . ."

„Und bei diesen Ireueln lächelst du noch, Louis Ferdinand?"

„Ich nehme die ganze Sache hier nicht sehr ernst! Sie amüsiert mich eher!"

Das Mitglied der Deutschen Nationalversammlung sah den Neffen scharf von der Seite an.

„Man wird aus dir nie recht klug," sagte er mißtrauisch, „ob du ein Stockpreuße bist oder das Gegenteil . . ."

„Schwarzweiß bis auf die Knochen . . ."

„Und doch . . . nimm mir's nicht übel — bist du nicht so recht von Herzen für den Absolutismus!"

„Doch, aber für den aufgeklärten", sagte der Junker, ernster als bisher. „Und daran fehlt's! Friedrich der Große fehlt! Der Geist im Verbieten! Die Kunst, mit Preußen umzugehen! Wir sind ein kleines Geschlecht. Vielleicht wandelt ein Großer unerkannt zwischen uns. Dann mög' uns Gott die Schuppen von den Augen nehmen, daß wir ihn erkennen und künftig nicht mehr der Hausknecht des Zaren sind, sondern der Herzog der Deutschen! Na — ich sehe an deinem entsetzten Gesicht, daß es für mich Zeit ist, mich zu beurlauben! Auf Wiedersehen, Onkel! Lege mich, bitte, Tante Annette zu Füßen!"

Dr. Louis Ferdinand von Pritzig schritt nach dem Brandenburger Tor. Die Sonne schien heiß. Die fliegenden Buchhändler grölten:

„Der Altar des Vaterlandes oder: Wo verjraben wir unser Jeld?"

„Kaputt: Fensterscheiben, Fürstenworte, Parlamentsmitglieder, breite Jrundlagen . . ."

„Der Satan!"

„Der Freischütz!"

„Det Mottenfest! Jröster Potsdamer Feiertag!"

Ihn amüsierte das Gebrüll. Er kaufte wohlwollend ein paar der massenhaften Groschenhefte.

Vom Tiergarten her kam dem Referendar ein kleines sarkastisches Herrchen entgegen, erst Anfang zwanzig, aber mit überlegenem Lächeln, mit der koketten Eleganz eines modernen Pariser Jakobiners gekleidet, vorn offener, altväterlicher Taillenrock, lichter Kalabreser, würgend-hohe Halsbinde in blutrotem Künstlerschwung, Pantalons vom Taubengrau der Unschuld, schwarzes Haar, scharfe Nase, ewig rastlose, geschäftige Schwarzaugen. Herr von Pritzig blieb stehen und lüftete feierlich die Weidmannsmütze. Er sprach tadelloses Französisch:

„Ah — Monsieur Weixselbaum de Paris! Ça va bien?"

„Merci beaucoup, monsieur le baron!"

Die beiden einstigen Heidelberger Kommilitonen standen sich mit der verständnisvollen Vertraulichkeit zweier politischer Todfeinde gegenüber. Die Hand gaben sie sich nicht. Der lange Potsdamer Junker sagte gemütlich auf Deutsch:

„Sie machen Jeschäfte, Herr Weixselbaum! Gratuliere! Wollmarkt is nischt dajejen! Wenn ich denke, wie wir vor fünfviertel Jahren noch so friedlich am Neckar in dem Berggärtchen beisammensaßen! Seitdem hat die Weltkarte links jeschlagen! Auf Ihre Seite! Wie geht's den Barrikaden?"

Jeanche Weixselbaum machte eine kränkliche Bewegung mit den Schultern.

„Machulle mit de Barrikaden! Gehn Sie nach Paris! Da sehen Sie ordentliche Barrikaden! . . . Vorschriftsmäßig aus Pflastersteinen, mit Matratzen abgedeckt, Wallgang aus Klavieren und Kommoden dahinter, wie sich's für eine anständige Revolution gehört! Aber hier dilettieren sie ja, die Leutchen! Keine Pünktlichkeit im Aufruhr! Keine Methode! Ich möcht' schon bald lieber der Assessor Ulrich sein! Nu — wo kommen Sie her? Aus dem Preußenklub?"

„I wo! Ich denunziere niemand! Ich bin ein Mensch wie'n Kind! Ich schaue mir nur die Vogelwiese hier an!"

„Zar Nickel. Ein Strohhalm für ersaufende Reaktionäre. Vom Verfasser des Lüjenmaul! . . ."

„Nordbahnaktien 88! Wer Ohren hat, zu sehen, der niese!"

Der Junker und der Jude gingen weiter, und Jeanche Weixselbaum sprach gottergeben:

„War überhaupt 'ne Revolution? Es war keine Revolution! Sie gehn da wie sonst, Herr von Pritzig, Sie frühstücken bei Schott Unter den Linden und kaufen sich Ihre echten spanioliſchen Havannas bei Gerold und lassen den Zentralissimus in Frankfurt verwesen und die Pauskirche dazu und das Reich . . ."

„Ich kümmere mich nicht um Politik."

„Guter Witz! Er sitzt in Potsdam und kümmert sich nicht um Politik! Und ein armer Skribler wie ich raucht nach wie vor seine sauerkrautartige Pfennigzigarre und denkt sich hier unter den Pieperichen und Heulmeiern: ‚Im Bundeshaus von Thurn und Taxis — beginnt gar bald die alte Praxis!' Gerechter Gott — was hat der Mensch für 'ne Lunge!"

„Ludwig Rellstab ist sofort zu sezieren!" verkündete drüben vom Prellstein eine Donnerstimme. „Die in seinem Inneren befindlichen ‚Weihnachtswanderungen pro 1849' sind auf die Kommandantur zu bringen . . ."

Louis Ferdinand lachte herzlich.

„Ich finde die Geschichte humoristisch", sagte er.

„Ich nicht!" Jeanche Weixselbaum schüttelte trübe das kluge, gutmütig-schlaue schwarze Köpfchen. „Es wird kommen die Zeit, spricht Salomo, wo man anfangen wird, viele Menschen einzusperren in Berlin! Passen Sie auf: Der Sommer wird noch russisch-grün!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Raffaels Frauen * Zum 400. Todestage Raffaels * Von Alfred Semerau.

Als Raffaels heute berühmtestes Werk, die Sixtinische Madonna, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für den damals sehr stattlichen Preis von 60000 Talern unter König Friedrich August II. nach Dresden kam, fand es dort nicht die Bewunderung, die wir immer mit diesem Bilde verbunden glauben. Die damals dort herrschende Geschmacksrichtung bevorzugte die Niederländer und stellte sie am höchsten. Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe Raffael in seinem Wert und seiner Größe erkannt wurde. Die Schiefheit der Urteile der damaligen Dresdener Autoritäten erscheint uns unbegreiflich. Man ließ an dem Werk nichts Gutes: Die Madonna, erklärte man, habe ein Gehilfe Raffaels untermalt, oder sie stamme überhaupt nicht von dem Meister, das Kind auf dem Arm der Madonna sei gemeiner Natur und sein Ausdruck verdrießlich, die beiden Engel habe ein Schüler hinzugefügt.

Erst allmählich fand man den Weg zu Raffaels Schönheit. Mengs und Winckelmann zuerst wiesen auf ihn als den großen, als einen der größten Maler hin. In Mengs' römischem Atelier galt Raffael als das nachzuahmende Vorbild. Michelangelo wurde gegen ihn zurückgestellt. Winckelmann plante die Herausgabe einer Schrift, die von der Vorzüglichkeit der Antiken und Raffaels handeln sollte, den bisher noch niemand gekannt habe. Mit feinem Gefühl wird von Winckelmann zuerst Raffael neben der Antike genannt. Der große Archäologe, der aus der Anschauung der Kunstentwicklung der alten Völker zu den Griechen geleitet worden war, empfand, daß Raffael, wie man es treffend ausgedrückt hat, aus der eigenen Natur wie die Griechen geschaffen habe, empfand die Vermählung des durch Fleiß ausgebildeten Schönheitsgefühls mit kindlich zweckloser Freude an der Natur, die den Griechen eigen gewesen. — Für Winckelmann war Raffael der große Meister, und nun kam diese Erkenntnis langsam in die Massen des Volkes. Man lernte seine Werke in immer vollkommneren und immer billigeren Wiedergaben kennen, die in großen Auflagen erschienen. Das vor allem wurde der Grund seiner Volkstümlichkeit. Man darf wohl sagen, daß Raffaels Frauenbilder mehr als die eines anderen Malers in den Kulturländern verbreitet sind. Sie, seine Madonnen voran, haben, verglichen mit denen anderer großer Meister, insofern etwas Internationales, als ihnen die nationale Sondernote fehlt. Correggios und Tizians Madonnen sind immer Italienerinnen, die von Murillo und Rubens Spanierinnen und Flamländerinnen. Raffael gibt in seinen Madonnen die allgemein menschliche Schönheit, und so haben sie eine Heimat in allen Ländern. Sie stehen uns näher als die der andern Meister.

Raffael: Selbstbildnis.

Es gibt einen Brief Raffaels an seinen Freund, den auch von ihm gemalten Grafen Castiglione, den allen Renaissanceforschern wohlbekannten Verfasser des „Hofmannes, wie er sein soll", worin er, auf eine Frage des Grafen, erklärt, daß er, da eine einzige Frau die Vorzüge der Schönheit nicht alle in sich zu vereinigen pflege, sich in der Erinnerung an viele schöne Frauen eines „gewissen Ideals" bediene, das er darstelle. Wir denken bei dieser „certa idea" an Platos Idee, das den einzelnen Dingen innewohnende Bild, das sie in ihrer Vollkommenheit darstellt und gleichsam wie ein leuchtender Schatten begleitet.

Raffaels schönste Frauen sind also nach diesem Geständnis eine Zusammensetzung der Schönheiten vieler Frauen. Aber wir wissen doch aus seinen Zeichnungen, daß, als er für den reichen Bankier Chigi in dem jenseit des Tiber in wundersamer Einsamkeit gelegenen Gartenhaus, dem später Farnesina genannten Bau, den Zorn der Venus malte, er sich an ein bestimmtes Modell hielt, auch für das Gesicht. — Die Legende hat sein Leben üppig umsponnen. Wir wissen von ihm nicht viel mehr Tat-

Phot. Franz Hanfstaengl, München

Raffael: Die Dichtung (Der Parnaß).

Digitized by Google

sächliches als von Lionardo. Aber die Phantasie des Volkes trieb darum nur noch üppigere Blüten. Man zeigte in Rom das Haus, das er bewohnte, die Kneipe, wo er verkehrte, die Wohnung seiner Geliebten (einer, müssen wir hinzusetzen, denn es wurden ihm viele beigegeben), man nannte ihren Namen und erzählte von ihren Lebensumständen, man machte ihn zum Mittelpunkt vieler Geschichten von seiner Jugend in Urbino an bis zu seinem frühen Tode in Rom.

So wie er selbst der Maler der jugendlichen Schönheit war, stellte man sich ihn als den schönen Jüngling vor, der dem auf die Erde gestiegenen und hier für eine kurze Spanne Zeit wandelnden Erzengel Raffael glich, und als den glücklichen Jüngling, fortunato garzon, wie ihn der alte Maler Francia in einem Sonett nennt. Er, dem von den Zeitgenossen als ein Hauptvorzug eine hinreißende Liebenswürdigkeit nachgerühmt wird, gewann, wohin er kam, die Herzen der Männer und Frauen. Mühelos, wie er seine Werke zu schaffen schien, er, der unermüdliche Arbeiter, dessen Fleiß Michelangelo, der selbst nie Ruhende, am höchsten stellte unter den ihn schmückenden Gaben.

Die Legende, die Raffaels Leben um- und überwucherte, hat besonders sein Verhältnis zu den Frauen zu ihrem Ziel genommen. Die Entstehung einiger seiner berühmtesten Werke will sie einem glücklichen Zufall verdankt wissen. Die Madonna della Sedia, erzählt sie, malte Raffael auf den Boden eines Weinfasses, als der Anblick einer Frau im Vorübergehen ihn fesselte. So erklärte die Legende die kreisrunde Gestalt der Tafel. Wir haben aber eine kleine Federzeichnung Raffaels, in der wir die ursprüngliche Anlage des Gemäldes viereckig sehen. Wie immer bei Raffael durchlief die Komposition verschiedene Wandlungen, ehe sie endgültig festgelegt wurde. Es handelt sich auch

Verl. F. Hanfstaengl, München

Madonna dei Tempi. Von Raffael.

bei der Madonna della Sedia um Erwägungen feinsten Kunstverstandes, nicht um den glücklichen Zufall, der bei allen Künstlern ins Reich der Fabel gehört. Wer dies wunderbare Bild aufmerksam betrachtet, wird finden, daß nur eine Rundtafel für diese Darstellung in Betracht kommen konnte und wie sehr dies Rund den Inhalt der Darstellung verstärkt.

Es ist ein langer Weg, den der Künstler zurücklegen mußte, ehe er diese Vollkommenheit in der Darstellung reiner mütterlicher Liebe erlangte. Raffael hat viele Madonnen gemalt. Die Darstellungen der Mutter Gottes gehörten damals zu den Bildern, die am meisten von Kirchen, geistlichen Körperschaften und Privatleuten begehrt wurden. Der ganze Kreis des Lebens der Maria wurde darin umschrieben. Die Stoffe waren gegeben, die Anordnung stand fest, es handelte sich immer um eine Anzahl bevorzugter Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, die zu Maria, zur heiligen Familie in Beziehung gebracht wurden. Das Rohmaterial also blieb immer dasselbe. Nur bearbeitete es jede Entwicklungsstufe des Kunstfortschritts anders. Die Technik im weitesten Sinne des Wortes wurde unaufhörlich durch die großen Meister gefördert. In einem Jahrhundert lernte man anders sehen und darstellen. Das sechzehnte ist Entwicklung, aber auch Gegensatz zum fünfzehnten Jahrhundert. Immer blieb die große Lehrmeisterin die Natur. Man kehrte in der Zeit des Zweifels stets zu ihr als der untrüglichen Ratgeberin zurück. Die Entwicklung von Cimabue bis Michelangelo tritt in jeder Phase klar hervor. Auf Cimabue, der die alten byzantinischen Formen wiedergab, folgte Giotto, der seine Figuren vom goldnen Hintergrund löste, auf dem sie wie farbige Schablonenstücke klebten. Die zu festen Umrisse der Gestalten Giottos und den Mangel der Schattierung beseitigte Masaccio. Die Rundung, die dessen Figuren fehlte, brachten Perugino und Lionardo. Michelangelo entkleidet den Körper der einengenden Gewänder und läßt ihn sich in kühnen Verkürzungen freier bewegen. Raffael endlich, wieder die Natur als Lehrmeisterin zur Seite, milderte die Bewegungen und verschmolz Farbe und Umriß zur völligen Einheit. Was noch zu tun war, übernahmen Lionardos Nachfolger in Oberitalien: den so lange zu allgemein behandelten Gegensatz von Licht und Schatten bei den einzelnen Farben gründlicher auszubeuten. Man erkennt also klar Raffaels Aufgabe und Stellung in dieser Entwicklung. Man sieht auch, welche Lehrer und Vorbilder für ihn in Betracht kommen mußten. Wir können diese auch deutlich in den Bildern seiner Entwick-

Madonna di Foligno. Von Raffael.

Digitized by Google

lung bis zu seiner Meisterschaft erkennen. Es handelt sich für uns um den Frauenmaler, dessen Tätigkeit mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, des Cinquecento, einsetzt.

Raffael hatte in seiner Vaterstadt Urbino und in Perugia gelernt und kam, ganz unter dem Bann seines Meisters Perugino stehend, mit einundzwanzig Jahren nach Florenz, wo er, im höchsten Maß aufnahmefähig, für die Vorzüge und die Wirkungen in den Werken seiner großen Zeitgenossen, wie er es bis zu seinem Ende geblieben ist, an den Arbeiten besonders Fra Bartolomeos und Lionardos lernte. Als er mit fünfundzwanzig Jahren nach Rom ging, hatte er diese mannigfachen Einflüsse vollkommen verarbeitet und sah sich nun bald wieder einem noch gewaltigeren Eindruck gegenüber, dem, den Michelangelo und die Antike auf ihn machten.

Alle diese Einflüsse werden uns in Raffaels Bildern sichtbar. Die ersten Madonnen, die er malte, ähneln so sehr denen Peruginos, daß man sie Raffael immer wieder abgesprochen hat. Wenn sie wirklich von Raffael sind, so zeugen sie von einem außerordentlichen Einleben in die Vorstellungs- und Formenwelt seines Meisters. Es steht jedenfalls fest, daß diese Madonnen auf uns nicht den Eindruck machen, als wären sie von einem hervorragenden Meister gemalt. Sie haben keinen individuellen Zug. Es sind keine Gebilde, die uns zu einer Teilnahme für sie nötigen. Sie haben anmutige, aber leere Gesichter, und das Verhältnis der Mutter zum Kind, das doch darzustellen war, kommt nicht zum Ausdruck. Es ist bestellte und ohne Teilnahme hergestellte Ware. Der Maler hat sie „geliefert". Wir wissen, daß Raffael in seiner Florentiner Zeit für die Ausfuhr nach Frankreich Bilder zu bestimmten Preisen fertigte oder auch von Gehilfen nach seinen Entwürfen herstellen ließ. Alle diese Madonnen, die bald mit dem kleinen Johannes, bald mit, bald ohne Assistenz heiliger Männer und Frauen dargestellt werden, zeigen uns nur den rührigen und zum Nutzen eines wachsenden Kundenkreises schaffenden Meister, der jeden gewünschten Gegenstand in jeder vom Besteller gewünschten Aufmachung lieferte: die thronende Mutter Gottes in vollem Pomp, mit stattlichem Hofstaat, die von ihrem zum Himmelskönig erhöhten Sohn gekrönte und zur Mitregentin erhobene Maria, die auf Erden weilende heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde, mit ihrem immer eine Nebenrolle spielenden Mann, mit ihrer Mutter u. a. m.

Phot. F. Hanfstaengl, München.

Bildnis der Fornarina. Von Raffael.

Aber erst in der Ende 1507 gemalten Madonna Colonna zeigt sich ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind, die bis dahin fast zusammenhanglos gezeigt werden: Hier unterbricht sich die Mutter dem Kinde zuliebe in ihrem Lesen. Ein weiterer Fortschritt wird in der Madonna Tempi sichtbar, wo bereits die Mutterliebe warm zum Ausdruck kommt: Maria drückt ihr Kind zärtlich an sich. Diese rein menschlich gefaßte Mutter findet ihre

Ausschnitte aus dem Freskogemälde „Die vier Sibyllen" von Raffael.

Digitized by Google

nicht mehr zu überbietende vollendete Darstellung in der Madonna della Sedia. Auch die thronende Himmelskönigin wird immer bedeutender, hoheitsvoller, als eine weit über das Irdische erhobene und doch einstmals im Irdischen wurzelnde Frau gefaßt, bis auch sie, über die Madonna di Foligno und die Madonna mit dem Fisch, in der Sixtinischen Madonna ihre Vollendung findet. Die Wirkung, die von diesen beiden Madonnen ausgeht, läßt sich in Worten nur andeuten, nicht beschreiben. Wir empfinden, wenn wir uns in diese Werke versenken, daß hier eine Höhe der Kunst und eine Höhe der Darstellung menschlicher und menschlich erhobener Schönheit erreicht ist. Eine Höhe, über die auch Raffael nicht hinausgekommen ist. Diese beiden Werke haben seinen Weltruhm begründet. Er ist für die großen Massen durch sie der Madonnenmaler geworden und geblieben. Diese zwei Bilder sind in Millionen Wiedergaben verbreitet. Wer sonst nichts von Raffael kennt, kennt sie. Sie haben das Suchen nach anderer Frauenschönheit bei Raffael für die großen Massen zurückgedrängt, ja ausgeschaltet. Wie wenig ist neben den beiden Madonnen selbst die heilige Cäcilia bekannt, für die Goethe so begeisterte und Byrons Freund Shelley so entflammte Worte fand! Und wer kennt die Schönheit der Sappho und der Poesie im Parnaß, der Sibyllen in Santa Maria della Pace in Rom, der Eva im Sündenfall, der Göttinnen und irdischen Frauen in der Farnesina, wer kennt jene in reifer Schönheit prangende Frau, die man dem Sebastiano del Piombo geben wollte, weil man Raffael nicht die den Venezianern abgelernte Farbengebung zutraute, und jenes Mädchen im Palast Barberini, das ihm niemand streitig zu machen wagt, denn auf seinem rechten Arm trägt es ein goldgerändertes grünes Band, darauf in Goldschrift „Raffael Urbinas" steht. Es ist jene Fornarina, die Bäckerstochter in Trastevere, die die Legende zu einer Geliebten Raffaels macht. Ein Bild, das so rätselvoll wie Lionardos Mona Lisa erscheint. Man sieht ihm an, mit welcher Hingabe der Meister dies Mädchen gemalt hat. Es gibt kein anderes weibliches Porträt von ihm, das so durchaus Natur ist. Ein Geschöpf, das mit allen Sinnen an der Erde und an dem Geliebten haftet. In keinem Punkt gekünstelt und über die Wirklichkeit erhöht. Wir wissen nichts von ihr. Auch nicht von andern Modellen, deren er sich bediente, auch nicht von der Geliebten, deren er so leidenschaftlich in seinen Sonetten gedenkt, jener Frau, die einmal in der Nacht zu ihm kam, „wie eine andere Sonne aufgeht, mehr zu Taten geschaffen als zu Worten". Wir wissen, daß eine Frau in seinem Haus lebte, als er starb, und daß er ihr reichlich zu leben aussetzte, als guter Christ, wie sein erster Biograph Vasari sagt; wir wissen, daß er, als er in der Farnesina malte, eine Frau so leidenschaftlich liebte, daß er, war sie fern, unfähig zu arbeiten war, und daß seine Freunde, um ihn an seinem Werk festzuhalten, sie ihm endlich auf das Gerüst brachten. An diese knappen Berichte knüpfte die Legende an. Wir haben uns mit dem zu begnügen, was der künstlerische Niederschlag aus all diesen Lebens- und Liebeserfahrungen ist. Das Persönliche tritt zurück. Wir können nichts hineindeuten in die von dem Meister uns übermittelten Frauenschönheiten. Wir lesen nur in ihren vollendetsten Erscheinungen eine Schönheit heraus, die die Jahrhunderte überdauert hat, und der, so scheint es, ein ewiges Leben beschieden ist. Nennt man Raffaels Namen, so erscheinen wie hergezaubert sofort vor unsern Blicken jene Frauen, die seiner Zeit den größten Ausdruck heiligster mütterlicher Gefühle und über das Irdische erhöhter Menschenschönheit gaben und die auf uns noch den gleichen großen Eindruck machen. Aus einem wunderbar reichen Lebenswerk die kostbarsten Gaben an die folgenden Geschlechter, weitergegeben durch die Jahrhunderte.

Der Teufel der Tiefe * Von Friedrich Otto.

Schluß.

Für die Tiere im Tümpel war das eine Weltkatastrophe von unfaßbarer Größe und Tragik, einer jener apokalyptischen Vorgänge, die sich zuzeiten zutrugen, gigantisch, unheimlich und unerklärlich. Es gab eben viele Dinge zwischen dem Tümpel und dem Himmel, von denen sich weder die dummen Daphnien noch die klugen Salamander irgendeine Vorstellung machen konnten. Plötzlich waren diese Gewalten da, und plötzlich waren sie wieder weg. Niemand wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Herr Volta begnügte sich, festzustellen, daß die Wasserwanzen befreundete Götter haben mußten, die ihnen die Laufbahn von Zeit zu Zeit glätteten. Er hielt überhaupt große Stücke auf diese spinnenartigen Tiere, die im Wind so feenhaft dahingleiten konnten. Sie erschienen ihm wie verzauberte Elfen, denn das konnte man schon aus ihrem engelhaften Charakter schließen. Ein einziges, jedoch mehr scherzhaftes Zusammentreffen hatte eine Zeitlang seine maßlose Bewunderung für die eleganten Wasserläufer herabgesetzt. Als er einmal gerade mit der Nase an der Luft lag, war eine Wasserwanze über sein Gesicht gehuscht und hatte ihn so gekitzelt, daß er niesen mußte und völlig außer Atem geriet. Es gab einen leichten Wortwechsel. Die Wassertänzerin war untröstlich, ihren großen Freund gekränkt zu haben. Den wahren Grund, weshalb sie ihn so ungeschickt berührt hatte, konnte sie ihm obendrein nicht sagen. Sie wagte es nicht. Sie hatte ihm ihre Künste zeigen wollen, weil sie auf seine Bewunderung den größten Wert legte. In einer feinen 8-Linie hatte sie zweimal um seinen Kopf herumgleiten wollen, einmal am linken Auge vorbei und einmal am rechten. Dabei war sie nun verunglückt. Mit vielen guten Worten, wobei sie jedesmal den Rücken tief senkte, versöhnte sie Herrn Volta wieder. Und wie gut war das für den Salamander! Sie hatte noch am gleichen Tage Gelegenheit, mit dem ältesten der Morddrachenbrüder zu sprechen, einem Wesen, dessen Maul, dessen Gesicht so scheußlich aussah, daß sie wie festgewurzelt auf dem Wasser stehenblieb.

Grinsend und grausige Borsten tückisch bewegend, sagte der Morddrachen: „Sie stehen sich doch gut mit der dicken Frau Volta, he?" Dabei zog er seinen Leib vors Gesicht und besah sich wie gedankenlos die beiden Hörner, als wären es böse Stacheln. Er sah so drohend aus, daß die Wasserwanze, wie vom Wind weggeweht, einige Zentimeter beiseiteglitt.

„Also hören Sie mal, reizende Tänzerin," sagte die Larve weiter, „wissen Sie, daß der olle Blutegel der Frau Volta heute nacht, wenn der Vollmond scheint, den Garaus machen will? Sie zittern so zweifelnd mit Ihren schlanken Beinen, aber Sie können sich fest darauf verlassen, daß alles, was ich sage, wahr ist! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf." Er bog seinen Hinterleib herum und legte ihn wie beschwörend auf die Brust. „Eigentlich habe ich ja einen nicht abzukühlenden Haß gegen Frau Volta in meinem Herzen. Ich muß mit diesem Haß geboren worden sein, muß ihn von meinen Eltern geerbt haben, jedenfalls ist er da. Ich komme mir vor wie das Werkzeug eines unbekannten Zornes und werde nicht eher Ruhe haben, als bis dieses Weib von mir umgebracht ist!". „Und da warnen Sie Frau Volta vor dem Blutegel?" sagte die Wasserwanze und fuhr auf den Strich nach hinten und wieder zurück. „Eben drum. Ich will nicht, daß mir ein andrer zuvorkommt, und meine Zeit ist noch nicht gekommen. Meine Kräfte reichen noch nicht aus, um ein so großes, dickes Biest, wie die Frau Volta es ist, auf den ersten Anhieb in die Tiefe zu reißen. Neulich habe ich es versucht und dabei fast mein eigenes Leben verloren. Ich hatte sie schon beim Wickel, doch mit einem Riesensatz war sie in den trocknen Palmen auf dem Lande, von dem ich wirklich nicht weiß, welchen Zweck es hat. Warum ist nicht die ganze Welt voller Wasser? Doch wozu so zwecklose Gedanken! Beim übernächsten Mond, da will ich sie fassen, ihr ins Genick fahren, meine Zangen ihr in den Kopf bohren und sie festhalten, aufreißen und aussaugen. So... ach . . . so!" Wütend schlug der Mordteufel seine fürchterliche Sichelschnauze auseinander und wieder zu. Dann

Digitized by Google

warf er sich zusammen, streckte sich wieder und verlor sich in der grausigen Tiefe, von deren höllischem Dasein sich die liebenswürdige Tänzerin überhaupt keine richtige Vorstellung machen konnte.

Sie fing wieder an, ihre Ringe und Spiralen zu studieren, vor allem die große Acht, mit der sie Herrn Volta entzücken wollte. Wenn er doch einmal bloß sagen würde: „Fräulein Klein, Sie tanzen aber wirklich ausgezeichnet!" Einmal bloß. Dann würde sie ihr ganzes Leben glücklich sein. Jetzt sah sie ihn wieder aus der Tiefe emporsteigen, dicht vor ihr mußte er auftauchen. Sie begriff es gar nicht, was dieser feine Herr bloß immer unten auf dem Grunde ihres Tanzweihers zu suchen hatte. Gab es dort Geheimnisse, die ihn mit Allgewalt an sich lockten, wurde vielleicht dort in der Tiefe auch getanzt? Nein! Sie konnte sich das nicht recht vorstellen. O weh. Jetzt war Herr Volta schon oben und hatte auch schon Luft getrunken. Trotz ihrer großen Aufregung raste sie die Acht, und siehe, sie gelang ihr so herrlich wie nie zuvor. „Brav, brav, Kleine!" rief Herr Volta. Sie stürzte sich freudig über ihn und sah ihm mit ihren Punktaugen von oben her ins Gesicht. „Haben Sie ein Anliegen?" fragte Herr Volta sie ganz erstaunt. Die Wassertänzerin teilte ihm alles mit, was sie von dem Morddrachen gehört hatte. „Jedenfalls meinen allerherzlichsten Dank," antwortete Volta, „ich werde mal gleich auf den Grund der Dinge versinken und mir einen Ausweg überlegen." Er stieß sich durch einen sanften Schlag aller vier Hände ab und versank langsam, ganz wunderbar sich allmählich in nichts auflösend, nur der rote Hals war noch eine Weile zu erkennen, denn Herr Volta hatte den Kopf scharf aufwärts gerichtet, um seine Freundin oben solange wie möglich im Auge zu behalten. Hatte sie ihn durch ihr feines Schlittschuhlaufen, durch eine fast unmögliche Bewegung entzückt, so wollte er ihr zeigen, mit welcher Würde, welchem Mut er sich in eine ihr so unheimliche Tiefe herabließ. „Gute Nacht", rief sie ihm nach, denn sie glaubte, dort unten sei ewige Nacht. Traurig und ziellos setzte sie ihre Übungen fort. Wie tot, wie öde mußte die Wasserwelt sein, wenn Herr Volta eines Tages mit seiner Frau auf und davon ginge. Sie schlotterte mit den Beinen, glitt in das Ufergras, lehnte sich gegen einen Halm, der sich wie eine Brücke in das Wasser wölbte, wie ein grüner Regenbogen, und weinte.

Den genauen Plan des gemeinsamen Anschlags auf Frau Volta kannten nur der Blutegel und der Morddrachen. Sie hatten sich verabredet, die Frau des Salamanders durch im Wasser verbreitete Nachrichten in der Vollmondnacht an eine bestimmte Stelle zu locken. Es stand hier am Rande eine Sumpfdotterblume, und unter ihr befand sich eine größere Höhle mit schmalem Eingang. Niemand konnte vermuten, daß diese Höhle unsicher wäre. Der Blutegel sollte im Innern der Grotte sitzen, und der Morddrachen sollte den Eingang blockieren, sobald Frau Volta eingeschlüpft war. Dann hatte der Egel die Aufgabe, sie herauszutreiben, und draußen wollten sie beide sie ermorden.

Die Nacht zog herauf in all ihrer Märchenpracht. Die Strahlen des Vollmonds fielen wie flüssiges Silber in den kleinen Teich, und die Schatten der Wasserpalmen ragten wie Gespenster in die Tiefe hinein. Herr Volta ließ sich seine Schwermut durch das Cellospiel der Zirpen vertreiben. Er saß oben auf dem Ufer auf der Blattrosette eines Hahnenfußes und sah aus wie ein Mondsüchtiger. Wie schön, wie reich spielten die Geigen und Celli. Es war eine ganze Kapelle, und manchmal klopfte der unsichtbare Dirigent das ganze Konzert ab. Eine Fledermaus wiegte sich auf den nächtlichen Melodien, oben an der Giebel des Konzerthauses glühten die Lampen, und dort, ein Wunder, zog ein leuchtender Zuhörer leise durch die Kronen der Wiesenbäume. Fern vom Sumpf her klangen wie Trommeln und Pauken die Chöre der Frösche herüber. Es war alles so schwermütig schön, so traurig und selig zugleich. Wenn doch meine Frau bei mir wäre und den Liedern der Nacht lauschen könnte, dachte der einsame Herr Volta, aber sie verträgt den Aufenthalt auf dem Lande nicht, und unter solchen Umständen sollen wir auswandern, weit über Land, durch unbekannte Wüsten, wo es vielleicht nicht einmal Oasen gibt?

Da saß nun seine Frau unten in einer einsamen Höhle, die halb mit Wasser gefüllt war, und vielleicht schlief sie ebensowenig wie er. Der Mond stand hoch im Süden, und es war schon Mitternacht, als der Blutegel eine Bewegung vom Eingang der Höhle her verspürte; es mußte Frau Volta sein. Er zog sich ein wenig zurück in den Schlamm und spielte den Scheintoten, damit das Opfer ihn nicht vorzeitig gewahre. Noch einmal überprüfte er seinen Plan. Er dachte gar nicht daran, den Morddrachen an der fetten Mahlzeit teilnehmen zu lassen. Hier in der Höhle gleich an Ort und Stelle wollte er sein Opfer erwürgen und aussaugen. Vor dem Morddrachen fühlte er sich völlig sicher. Der konnte nicht in die Höhle hinein, und draußen konnte er warten, bis er schwarz würde. Er, der Blutegel, aber wollte sich nach der Mahlzeit ausschlafen, tage- und nächtelang.

Die Bewegung am Eingang der Höhle wurde jetzt so heftig, daß die Wurzelstämme sich bewegten. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte sich der Blutegel, „der Morddrachen betrügt mich. Wehe ihm!" Er wölbte sich sofort aus dem Schlamm hoch und schlängelte sich zum Eingang der Höhle. Blendend, wie weißes Feuer, leuchtete der Mond, und einen Augenblick sah der Blutegel gar nichts. Wohl aber verspürte er ein wütendes Schlagen und Rucken im Wasser, dicht über sich, und ah, wahrhaftig, der Schuft, der Verräter, der Morddrachen hatte auf eigene Faust gehandelt und Frau Volta blindlings angegriffen, als sie in ihre Schlafhöhle schlüpfen wollte — war ihm, dem Blutegel, zuvorgekommen und na . . . Rasend schlenkerte sich der Blutegel nahezu senkrecht empor, riß sich fast blutig zwischen den scharfen Wurzeln des Ufergrases. Sein Unterleib glänzte in tückisch metallischem Grün, vom Mond wie verzaubert. Jetzt erkannte er den Morddrachen. Er hatte sich mit den Zangen in dem Rücken der Frau Volta festgebissen. Wie zwei Keile saßen die stahlharten, gebogenen Griffe in dem Fleisch der Überfallenen. Mit übergroßer Kraft, hervorgerufen durch die Todesfurcht und den ätzenden Schmerz, hatte sich der Molch emporgerissen und sich mit den Händen ins Ufergras gekrallt. Mit dem Leib schlug er wild um sich, und der Morddrachen verlor seinen Halt bei dem nächtlichen Ritt im Mondlicht, doch seine Zangen ließen nicht los — mochte er auch immer wieder seitlich herabgleiten, er blieb doch bei der Stange. In ohnmächtiger Wut stießen die Zangen immer tiefer in den Rücken seines Opfers, er wollte lieber sterben als loslassen. Er spürte, wie der Molch ermattete und vergebens höher zu kommen versuchte. Er mußte unter allen Umständen eine Flucht auf das Ufer verhüten, und als das gemarterte Tier in wildestem Schmerz doch noch ein Zentimeter höher kam, griff er sich mit dem Hinterleib an dem Stamm einer Wasserpestpflanze fest und wollte eben mit einem ruckartigen Zug sein Opfer völlig in die Tiefe zurückreißen, als er einen unheimlichen Druck über seinem ganzen Körper empfand. Der Blutegel hatte sich auf ihn geworfen und zischte ihm: „Bandit, Verräter!" ins Ohr. Gleichzeitig setzte er ihm seinen so nervös saugenden, unheimlich still wirkenden Schröpfer auf den Nacken, riß ihm den Hinterleib von der Pflanze los und begann stumm zu saugen. Der Morddrachen spürte, wie er vor Schreck ohnmächtig wurde, er öffnete die Zangen, um zu brüllen. Frau Volta schnellte empor aufs Land, und er selbst hatte das Gefühl, als wäre er schon halb hinüber. Enttäuschung, Wut, Rache-

Digitized by Google

durst rissen ihn noch einmal zusammen. Nein, so elend, so betrogen wollte er nicht sterben. Mit einer Bewegung, stark und unvermittelt wie die eines Tobsüchtigen, warf er sich herum, so heftig, daß dem Egel das Blut aus dem kreisförmigen Sauger seines Mundes lief. Und nun stürzte er sich auf seinen überraschten Feind. Er riß ihn in den hellen Streifen des Mondlichtes hinein, um ihn zu blenden, er schlug ihm die Sicheln in die Weiche und fuhr ihm mit dem Hinterleib am Körper entlang, um ihn an der empfindlichsten Stelle zu treffen. Die Widerhaken seiner Krallen schlug er ihm in den Hals, und beide sanken langsam herab. Plötzlich stiegen sie wieder empor. Der Blutegel hatte sich von dem Angriff erholt und mit einer seitlichen Krümmung seinen Körper dem Morddrachen übergestülpt und ihn halb neben sich gerissen. Die Zange, die ihm die Weiche durchbohrte, aus dem eigenen Fleisch zu reißen, gelang ihm nicht. Aber jetzt faßte seine Saugscheibe den Morddrachen genau auf dem Unterleib. Der Bandit tastete krampfhaft nach der gefährdeten Stelle, deren tödliche Berührung er genau kannte. Er riß den Blutegel aus dem Lichtkegel in die Nacht des Schlagschattens, um ihn gegen das Ufer zu drücken. In rasenden ruckartigen Schlägen zog er ihn herauf, herab, nach links, nach rechts. Er öffnete die Zange und bohrte sie tiefer in den weichen Nacken des Egels, er riß ihm das Fleisch auseinander und zerfetzte die Seitenteile.

Der Blutegel aber lag in einer Starre des Blutsaugens. Er war vor Gier fast unempfindlich gegen jeden Schmerz, ließ sich hin und her schleudern und sog, sog auf Gefahr seines eigenen Lebens. Sie überschlugen sich, ringelten sich durcheinander. Die Sichel der Larve versagte vor Mattigkeit. Tod und Leben, du oder ich. Unter dieser Losung gingen sie in dem Licht zu Grunde, zurück in das Reich der Finsternis, das sie geboren hatte, als Wesen des absoluten Zornes und der Vernichtung. Der Blutegel verkroch sich im Schlamm, noch immer saugend, und die Larve des Gelbrandkäfers ging auf seinem Rücken in Totenstarre über.

Als der Morgen anbrach, eilte die Wassertänzerin auf die offene Fläche, um ihren Freund von dem nächtlichen Schauspiel zu unterrichten, das sie, im Mondlicht stehend, von oben her erschauernd gesehen hatte. Sie wurde unruhig, als sie nirgends den schönen orangeroten Schlips ihres Freundes aus der Tiefe empor sich dem Lichte nähern sah. Aufgeregt glitt sie hin und her, sprang dann ärgerlich in die Höhe und stampfte auf dem Wasser. Sie wurde traurig und konnte es nicht begreifen, warum weder Herr noch Frau Volta sich sehen ließen.

Ach, das arme Paar, es hatte sich noch in der Nacht getroffen, und angesichts des blutenden Körpers der überfallenen Frau mußte die Wanderung über Land sofort angetreten werden. Als die Sonne aufging, waren die beiden schon bis an ein Kleefeld gelangt, in dessen feuchtem Schatten sie noch einige Stunden weitermarschieren konnten, immer nahe beieinander, um sich nicht zu verlieren.

Herrn Volta gelang es, eine fette Schnecke zu erwischen, und das Essen schmeckte der geschwächten Frau recht gut. Sie kam wieder etwas auf die Beine, so daß gegen Abend die Wanderung fortgesetzt werden konnte. Der neue Tag überraschte sie in einem Kartoffelfeld, dessen ungeheure Wellenzüge sich auf die Dauer unübersteiglich erwiesen. Sie krochen ermattet, durstig, hungrig und im heißen Sand fast erstickend zwischen zwei Bergrücken dahin, die kein Ende nehmen wollten, und glaubten, sooft sie auch schon genarrt waren, jenseit der Hügel müsse das ersehnte Wasser liegen. So ging es wieder das heiße Geröll empor, oben tanzten in der Sonne Staubtrauben über die Kämme, und unheimlich raschelte das welke Laub in den Tälern, die sich zu Füßen der Kartoffelstämme gebildet hatten. Mit müde zwinkernden Augen sah Herr Volta in die Ferne und erschrak, als er die unabsehbaren Wellenzüge dieser Sandwüste sah. Dorthin, das war der Tod. Er wandte sich zurück und sah, wie seine Frau den ganzen Abhang zurückstürzte und liegenblieb. Auch er hielt sich nur noch mühsam auf der Höhe mit ihren heißen Stürmen. Er fühlte, daß es zu Ende gehen mußte, schloß die Augen, blieb liegen und schlief ein, heiß, pulvertrocken, rissig, betäubt, ein verlorener Molch.

Kurz darauf kam der alte Lehrer Stillfried durch seinen Acker, er liebte es, abends hinter den Häusern spazierenzugehen und auch sein kleines Feld zu besuchen. „Ih, ih," sagte er, als er den bunten Leib des auf den Rücken gefallenen Herrn Volta sah, „eine Abart des Ackergauchheils, Anagallis, mit orangeroten länglichen Blüten!" Er schob seine Brille zurück und bückte sich. „Was ist das? Ein männlicher Triton taeniatus, sieh, sieh. Und da, seine Frau, mit zerrissenem Leib, und das eine Auge fehlt! Arme Tiere."

Er legte sie auf seine Hand und hauchte sie sanft an. — Es kam ihm vor, als bewegten sie sich. Im Eilschritt lief er über das Feld zurück und kletterte dem Rand des kleinen klaren Grabens zu. Sorgfältig legte er sie auf den feuchten Teller eines Pfeilkrautes. Die Pflanze bewegte sich kaum, so gering war die Last der beiden Molche. Er blieb eine Weile stehen und sah, ob sie zu sich kämen. Plötzlich erwachte Herr Volta, überzeugte sich durch einen Seitenblick, daß seine Frau bei ihm war, fing an, sich zu bewegen, schob die Blätter auseinander und ringelte sich in die Tiefe. Eine Minute später folgte ihm Frau Volta in die neue Heimat, wo ihr der Leib und selbst das fehlende Auge bald wieder nachwuchsen.

U-Boote im Binnenland * Von Eugen Lutz.

Leise weht der kühle Bergwind über die weite Wasserfläche, leise. Hat er sich doch ausgetobt in den lauen Föhnnächten, als er kam, mit seinem Feueratem der Welt den Frühling zu bringen, die Sonnenzeit zu künden. Wie ein Spielzeug strebt dort drüben über dem Wellengekräusel die kleine Stadt, die dem Hochlandsee den Namen gab, hinan zur Höhe, zum mauergewaltigen Schloß. Die Bootshütten, in Reih und Glied gleich einer Phalanx, spiegeln ihre wettergebräunten Gesichter im klaren Wasser. Die in ihnen geborgenen Kähne zerren wie mutige Rosse an den Eisenketten, daß es weithin klingt und klirrt. Vor kurzem erst ist die Sonne emporgestiegen über dem dunstigen Horizont, mit warmem Hauch ihre schlummernden Blumenkinder zu wecken. Die purpurne Mehlprimel, die sattgelbe Dotterblume, die rostbraune Bachnelke wiegen schon munter und frisch ihre leichten Blütenkronen im Lufthauch hin und her; nur der Langschläfer Enzian, 's Schusternagerl, überlegt noch immer, ob er heute seine tiefblauen Sternenkelche überhaupt erschließen soll. Um die duftenden Weiden, die mit den gelben Plusterbällen der Lichtspenderin entgegenwinken, summen schon einige rote Erdbienen, surren die Raubrittergestalten der Wespenbienen mit ihrer schwarzgelben Rüstung. Über das grüne Wasser taumelt ein farbenfrischer Schmetterling mit unsicherem Flügelschlag, dort „überm Ozean" ein besseres Dasein zu suchen. Aus dem vorjährigen Rohr her tönt das breite Schilpen der Spatzen, die in der alten Schiffshütte ihre Kinderstube errichtet haben, klingt der dürftige Singsang der Rohrammer. Gellend gleitet das heisere Kriäh der Lachmöwen und Seeschwalben über's Wasser hin. Blitzschnell umkreisen sie die schneeweiße Jacht, die langsam vom Liegeplatz losmacht, schläfrig die mächtigen Segel spreitet, um endlich aufzukreuzen zu jener schilfumsäumten Landzunge, wo ein Dutzend braunweißer Bojen am Rohrrand wankend auf und nieder wiegen. Näher und näher schwebt das schneeige Fahrzeug, lauter und lauter tönt das lustige Plaudern der Insassen, doch halt — tiefer und tiefer sinken auch die sonderbaren Warnungszeichen, um endlich mit einem lauten Klatsch ganz zu verschwinden und dann draußen, weit draußen wieder aufzutauchen.

Haubentaucher sind es, die Robben des Süßwassers. Weithin schallt ihr heiser johlendes Gegröle über die tänzelnde Flut, wie

Digitized by Google

das Lachen des neidvollen Recks. Oft klingt es auch „kraok, kraok", ein Laut aus längst vergangener Urwaldszeit, als hier im Sumpf der Hirsch noch schrie, der Grauhund heulte.

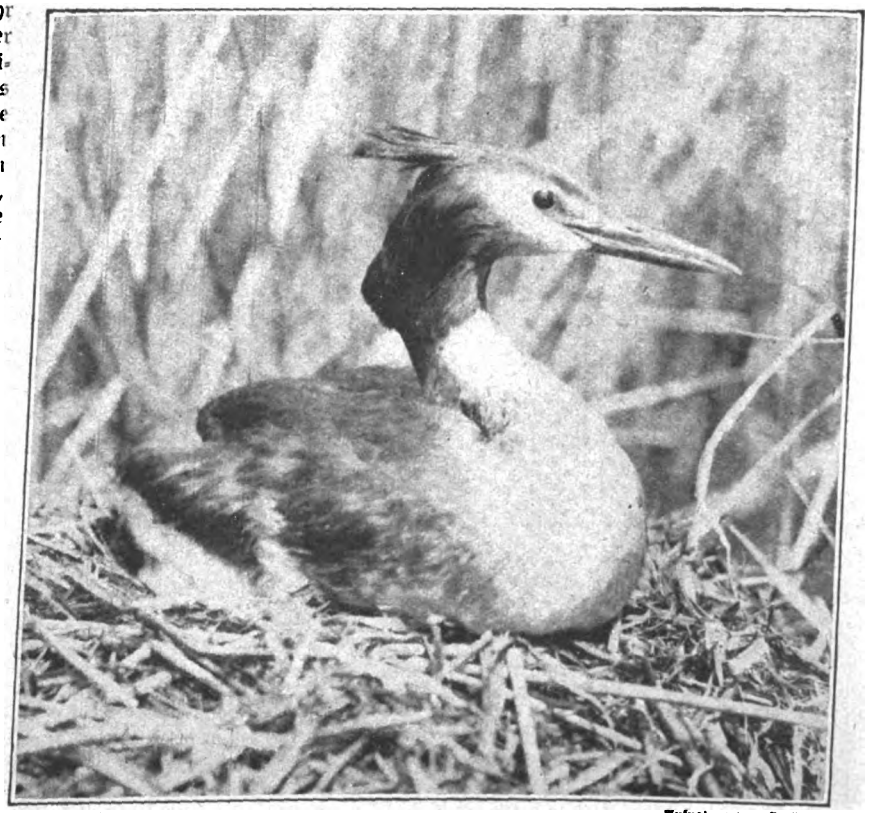
Mittelalterlich ist auch ihr Aussehen, ihre Art. Gleicht nicht ihr schnittiger Kopf mit den Federohren einem prächtig gezierten Turnierhelm, ihre weiße Brust mit braunem Rückengefieder einem spiegelnden Harnisch mit übergeworfenem Wappenrock?! Dem

Aufnahme von E. Lutz.

Nest und Gelege des Haubentauchers.

ritterlichen Turnier ähnelt auch ihr Wettstreit um die Weibchen. „Grawurr, Grawurr" ertönt ihr herausfordernder Kampfruf, mit aufgerichteter Haube und hocherhobenem Kopf halten die Zweikämpfer einander gegenüber. Jetzt wird der Hals plötzlich weit vorgestreckt, daß der meißelscharfe Schnabel schier am Wasser aufliegt, die harten Flügel werden als Schutzschild gespreizt, so sausen endlich die beiden Seeräuber aufeinander los, wie Ritter mit eingelegter Lanze, die Tartsche am Arm, einander ansprengten. Doch selten ist der Kampf blutig, meist nur ein Prunken mit der innewohnenden Kraft und Gewandtheit, ein Schaugefecht für die gespannt beobachtenden Weibchen. Nach einigen Gängen zieht sich der eine mutlos zurück, der andere behauptet mit frohlockendem Triumphgeschrei den Platz und beginnt dem erkorenen Weibchen den Hof zu machen, verfolgt es mit Zärtlichkeiten, so daß die so Umworbene, die Flügel entfaltend, mit heftigem Schlagen der Füttiche und kräftigem Rudern der Schwimmlappen am Wasserspiegel dahingleitet, das Männchen folgt. So jagen sie dahin wie zwei Gleitboote, die im vollsten Rennen sind. Den Abschluß bildet endlich ein wundertoller Hochzeitstanz, die Körper hoch emporgereckt und Brust gegen Brust gestemmt. Anfang Mai wird die absonderliche Wiege fürs neue Geschlecht gebaut. Aus altem Schilf, moderndem Laub, Algen und Wasserpest wird ein breiter schwimmender Hügel errichtet im Schutze des vorjährigen Rohrwaldes, der breit und massig die Landzunge umsäumt. Auf der Spitze des Hügels, in einem leichten Krater des Schlammkegels liegen die vier weißgetünchten, grobschaligen Eier, die gar bald die Farbe der modrigen, gärenden Umgebung annehmen.

Nicht allzu streng nimmt es die Taucherin mit ihrer Brütepflicht. Die wärmende Sonne, die feuchtwarme, brodelige Unterlage läßt die Brut auch bei längerer Abwesenheit der Alten nicht erkalten. Das Männchen hält treue Wacht am Rande des Schilffeldes. Naht auf dem Wasser ein verdächtiger Gegenstand, so tönt sein kurzer Warnruf, und blitzschnell deckt der Brutvogel mit flinken Schnabelwendungen die Eier zu mit Moder und Schilf, gleitet vom schwanken Nestfloß und bleibt in der Nähe ruhig abwartend auf dem Wasser liegen. Jeder Eindringling hält das Genist für leer, die Brut ist gerettet. Nur wenn urplötzlich die Gefahr naht, ein Mensch vom Land aus brechend und klirrend die dürren Rohrstämme niederstampft, kann der Vogel die Eier nicht schnell genug zudecken, wie ein Blitz saust er vom Nest, und torpedogleich geht es oft hart an den Beinen des Eindringlings vorbei unter Wasser dahin, und ein langes wirbelndes Kielwasser zeigt den Lauf des — U-Bootes im Binnensee. — Gleich hat auch der Allerweltsspitzbube, der Rabe, die weißen Leckerbissen entdeckt, ein sicherndes Kreisen, ein klappendes Zusammenschlagen der Schwingen, ein rascher Griff, und fort fliegt er krächzend, das Riesenei im Schnabel. Vorsichtig muß die Taucherin auch wieder aufs Nest zurückkehren, daß nicht ihre Atlasbrust eines der wertvollen Eier von der Nestkuppe hinabstößt ins nasse Element. Nach vier Wochen piept's unter der schneeigen Daunenschicht, und komische Junge verlangen nach Nahrung, viel Nahrung. Gestreift sind die putzigen Kerle wie die Zebras der afrikanischen Steppe. Ängstlich halten die Alten andere Vögel fern, wie Teichhuhn und Hurbel, und zeigen ihnen ganz deutlich, daß sie hier „zuviel" sind. Naht aber Gefahr, so suchen sie, die frühzeitig ihre Wiege verließen, Schutz auf dem breit ausladenden Rücken des Hahns, der Henne, um stolz vom lebenden Dampfschiff aus den Störenfried zu beobachten. Die Mückenlarven, die kleinen einäugigen Krebse dienen ihnen zur Nahrung. Doch bald geht es auch ans Tauchen. Dann wehe der flinken Rotfederbrut, die dort drüben am Landungsplatz sich tummelt, blitzschnell sind sie da, ein Stoß, ein Schluck, einer der Jungfische ist verschwunden. Vergeblich zappelt der Schnapphahn Gelbrand hinunter in die Tiefe, wo das Taglicht nur trüb und schleierig eindringt, wo Wasserpest und Schlamm ihm Schutz gewähren, es ist zu spät; was das rote Räuberauge einmal erspäht, ist verloren. Was hilft dem Junghecht sein spitzzähniger Rachen, der Kaulquappe der rasend rudernde Schraubenschwanz, dem Wasserskorpion sein Giftrüssel gegen den Meißelschnabel, die raschen Lappenfüße, das immer trockene Gefieder des Haubensteißfußes!



Aufnahme von E. Lutz.

Haubentaucher beim Brüten.

Wohl fällt eines der Jungen den messerscharfen Griffen des jagenden Habichts zum Opfer, der windschnell hinter dem Rohrwalde auftaucht; ein Schlag, und er trägt den klagenden Jungvogel zum Horst, seinen Sprößlingen zur Nahrung. Ein anderer verstrickt sich beim jagenden Tauchen in das Netz der Fischer, ein qualvollster Todeskampf im umstrickenden Tauwerk, umgeben von

Digitized by Google

seinem todgeweihten Wilde, er ward nicht mehr gesehen. Aber was kümmern den Taucher Wellen und Wind! Wenn der Gewittersturm dahintobt über den weiten See, blitzschnell kreisende Wasserwirbel mit gierigem Atem ansaugend, wenn Boot um Boot ans Land geht und nur die Möwen noch kreisen, dann ist der Taucher in seinem Element, auf und nieder wippend, verschwindend in den trauten Wellen. Bis weit in den Herbst hinein dauert das frische, fröhliche Wassergejaid, wenn aber die Fische tief und tiefer vor der grimmen Kälte zum Grund hinabfliehen, wenn sprödes Glas frühmorgens die eine stille Bucht bedeckt, dann machen die Taucher sich auf und ziehen nachts von See zu See, von Teich zu Teich, bis das strahlende Blau des südlichen Himmels ihnen kündet, daß hier gut sein. Wenn dann spiegelnde Flächen den jetzt stillen Hochlandsee weithin bedecken und das glitzernde Eis laut tönt und klirrt, dann finden wohl schlittschuhlaufende Buben die Moderkrater im Eise festgefroren und befragen zu Hause nach diesen absonderlichen Gebilden den Vater. Nach langem Wälzen von Brehm und Konversationslexikon erklärt der wohl: „Wenn's keine Reste von Pfahlbauten sind, so können's nur die Bauten der eingeschleppten Bisamratte sein."

Der arme Narr * Von Eleonor Fitschen.

Ich bin ein armer Narr.
Vor Dunkel hat mir gegraut,
Da hab' ich ins Licht geschaut.
Das Licht hat mich geblendet.
Ich hab' ein Lied gehört,
Das hat mich verwirrt und betört,
Und plötzlich hat's geendet,
Wie's just am schönsten war.

So wurde ich ein Narr.
Ich hab' ein Schiff gebaut
Und es dem Wind vertraut.
Er hat das Segel den andern
Zu schneller Fahrt geblähet.
Doch meines umgeweht.
Nun muß zu Fuß ich wandern.
Dabei ist wenig Gefahr:

Ich bin ein armer Narr
Und wandre stets nach Rom.
Dort steht ein herrlicher Dom.
Wie Glas ertönt beim Springen
So klingt zuweilen mein Herz
In seinem närrischen Schmerz,
Dann muß ich etwas singen.
So wandre ich manches Jahr.

Deutsche Sprachinseln in Welschtirol * Von Dr. A. Dreyer.

Südtirol bis zum Brenner ist vorläufig für uns verloren, ungeachtet der Viertelmillion Deutscher, die es bewohnen. In Welschtirol haben sich lange Zeit Reste deutscher Bevölkerung in einzelnen Gebieten erhalten, wie Inseln inmitten der welschen Flut, die sie umbrandete. Die jahrzehntelange deutsche Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber den bedrohten Brüdern ist schwer zu verstehen. Allerdings wurden klarblickende Männer schon früh zu ihren eifrigen Anwälten, so der Sprachforscher Schmeller, der tirolische Geschichtsschreiber Joseph Bergmann, der Germanist J. V. Zingerle, der „Pfadfinder" Tirols, Ludwig Steub, und in neuester Zeit namentlich der ehemalige Münchener Schulrat W. Rohmeder. Durch die Besuche von deutschen Gelehrten und insbesondere durch die Gründung von deutschen Schulen wurde das Standesbewußtsein der Bewohner dieser deutschen Oasen mächtig gefördert und gestärkt.

Leider waren es nicht allzu viele, die dahin pilgerten. Schon im Oktober 1875 schrieb Ludwig Steub: „Unsere Pfleglinge, die deutschen Schulen in Welschtirol, wollen nicht immer nur durch das Fernrohr der Liebe betrachtet, sondern mitunter auch persönlich besucht werden." Seinem Weckruf und Beispiel folgten einzelne Wanderer. Allzu viele waren ihrer freilich nicht. Die deutschen Reisehandbücher hätten recht eindringlich die Wanderer auf diese „dürftigen Trümmer des zimbrischen Volkstums zwischen Trient, Verona und Bassano" (wie Rohmeder sie nennt) hinweisen sollen. Wie dankbar waren die Deutschen dort, wenn Landsleute kamen und ihre Siedlungen betrachteten und für ihre Lebensgewohnheiten Interesse bekundeten!

Ich kann mir nichts Törichteres denken, als Deutsch-Südtirol jetzt zu meiden, weil es unter italienischer Herrschaft steht. Unsere Stammesgenossen bedürfen mehr als je unseres Besuches, unserer Aufmunterung, auszuharren in schwerer Zeit und das Deutschtum hochzuhalten, am meisten aber die Bewohner der deutschen Sprachinseln.

Von all denen, die einst ins sonnige Nonstal pilgerten, wäre es den wenigsten eingefallen, von Fondo aus emporzuklettern auf die wald- und wiesengrünen Hänge, wo vier Dörfer (Unsere Liebe Frau im Wald, St. Felix, Laurein und Proveis) in grüner Bergeinsamkeit bis jetzt der Verwelschung tapfer standgehalten haben, die sie jahrzehntelang zu umklammern suchte.

Auch von Lana führt ein Weg über den aussichtsreichen Gampenpaß steil hinauf. Nonsberg und Sulzberg bieten ihm hier schon von weitem freundlichen Willkommgruß. Den welschen Nons- und Sulzbergern hängt der Volkswitz gern eins an. Ich erinnere nur an das Sprichwort: „Drei Nonsberger machen einen Sulzberger, und zweieinhalb Sulzberger geben den leibhaftigen Teufel."

Frauenwald (1314 Meter hoch) rechtfertigt seinen Namen vollauf. Hochstämmiger Wald umrauscht dieses friedliche Bergidyll. Ein uraltes, im nahen Moorgrunde hier aufgefundenes Muttergottesbild lockt zahlreiche Pilger an.

100 Meter tiefer dehnt sich das Dörfchen St. Felix inmitten saftiggrüner Alpenmatten aus.

Die deutschen Besucher streben jedoch meist nach dem Dorfe Laurein, das in seinem Namen noch die Erinnerung an den mißgestalteten Schatzkönig der deutschen Heldensagen bewahrt, sowie nach Proveis, dem Hauptorte des Tales (eine volkstümliche Verdrehung aus Frohwies — Frühwies). Diese Hochburg des Deutschtums, von einem prächtigen Bergkranz umrahmt, beherbergte einst schon den abenteuerlich umherstreifenden Herzog Friedel mit der leeren Tasche. Zum Dank dafür stiftete er für die Proveiser ein jährliches reiches Mittagsmahl auf dem Pergeshof. Der Wiedererwecker des Deutschtums, der einheimische Kurat Franz Mitterer, gründete daselbst die erste deutsche Schule, richtete eine eigene Fachschule für Spitzenklöppelei ein und erbaute eine neue schöne Pfarrkirche im gotischen Stile.

Die Welschtiroler suchten die ihnen verhaßte deutsche Sprache in diesen deutschen Oasen mit aller Gewalt zu verdrängen. Allein eine in Laurein schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege ins Leben gerufene Ortsgruppe erreichte ihr Ziel nicht. Auch der Versuch, den Kuraten Mitterer mit Geld zu bestechen, damit er in seiner Gemeinde Italienisch predige, mißlang.

Auf dem Nonsberg droben wäre gut sommerfrischeln. Lohnende Aussichtsberge in der Nähe, vor allem die Laugenspitze, laden ein zur herrlichen Schau über die silberglänzenden Ortler, Ötztaler und Zillertaler Alpen, über die Adamello- und Brentagruppe und über die phantastischen Felsgebilde der Dolomiten.

Mehr bekannt als die Reste unseres Volkstums auf dem Nonsberg sind die deutschen Sprachinseln im Fersental. Nur die linke Talseite ist deutsch, die rechte fiel schon längst der Verwelschung anheim. Der Fersenbach, der dem Palaiersee entströmt, ist zur Zeit der Schneeschmelze und nach heftigen Regengüssen ein wilder Geselle, der von seinen Uferhängen ganze Stücke fortriß und wiederholt, namentlich im Jahre 1882, das Gelände weithin überflutete.

Am Eingang des Tales, bei Ganetsch (Canezza), reifen noch Reben und Mais, Edelobst und echte Kastanien. Ein armseliger Karrenweg windet sich an üppigem Fichtenwald entlang nach dem hoch gelegenen Eichleit (italienisch Roveda, 1053 Meter). Kurz vor dem Kriege lenkte ich meine Schritte dahin. Außerhalb Ganetschs wurde ein schlichter Bauer mein Weggefährte. Als ich ihn bei unserer Begegnung in italienischer Sprache anredete, sah er mich einen Augenblick prüfend an und versetzte dann in

Digitized by Google

grobkörniger Mundart. „Reden S' Deutsch!" Von ihm erfuhr ich allerlei unerfreuliche Einzelheiten von den Machenschaften der Italiani in Trient, denen natürlich die deutschen Schulen des Fersentals (Eichleit, Gereut, Innerfloruz und Palai) ein Dorn im Auge sind. So wurde beispielsweise der Kurat von Gereut gezwungen, alle 14 Tage Italienisch zu predigen.

Das tiefer liegende Gereut (Frassilongo) duckt sich mit seinen zerstreuten Häusern und Einzelhöfen in alttirolischer Bauart in einen dichten Obstwald an einem Berghang. Hinter dem baufälligen alten Kirchlein erhebt sich ein neues Gotteshaus in gotischem Stil. Schule und Kindergarten pflegen hier eifrig die Muttersprache. Freilich droht die Gefahr der Verwelschung schon durch die Heiraten. Mancher Deutsch-Fersentaler freit eine Welsche vom jenseitigen Ufer, und die Kinder gehen dann für das Deutschtum verloren.

Ein schlichter Saumpfad zieht nach den Dörfern Außer- und Innerfloruz (auch Außer- und Innerberg, St. Franz und St. Felix genannt). Dann geht es wieder steil aufwärts zum Ende des Tals, wo in einem großartigen Bergrahmen der langgestreckte Hauptort Palai oder Palu erscheint (1403 Meter, 23 Meter höher als der Brennerpaß). Aus dem Grün der Matten lugen die zerstreut umherliegenden Häuser hervor, durch den reißenden Lenzerbach, der zur Fersen eilt, in zwei Gruppen geschieden: in die „Inner- und Außerbächler".

Der magere Boden bringt nur noch Gerste, Hafer und Kartoffeln hervor. Wie ein Wächter auf hoher Zinne blickt das erst 1899 erbaute große deutsche Schulhaus auf die armseligen Dorfhütten herab. Von der noch ein wenig höher gelegenen Kirche erschließt sich dem Blick das ganze obere Fersental bis zur hochragenden Burg Persen im Hintergrunde.

Palai ist gutes Standquartier für lohnende Bergtouren, vor allem auf die nahe Kreuzspitze.

Die Deutsch-Fersentaler heißen im Munde der welschen Anwohner „Mocheni". Das Wort („Arbeiter") gemahnt an die Zeit des blühenden Bergbaues dahier (auf Silber und Kupfer). Ihre Nachkommen leben in großer Dürftigkeit, doch sind sie sehr genügsam. Die Mehlsuppe ziehen im Sommer als Hausierer durch Deutschland und Österreich, während die Frauen daheim Feld und Haus besorgen.

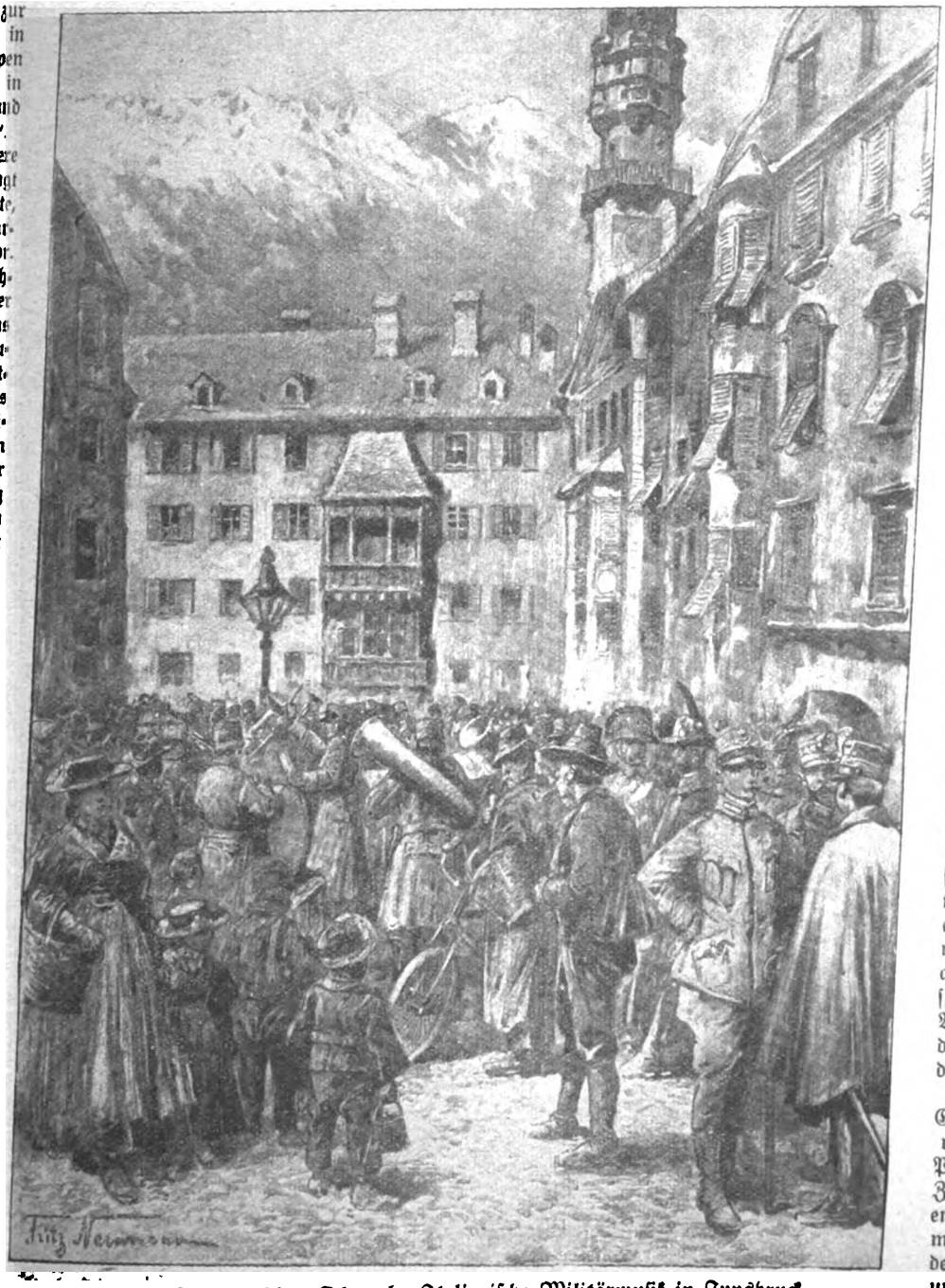
Nach dem Geschichtsschreiber Paulus Diakonus wanderten die Franken schon im Jahre 586 ins Fersental ein. Ludwig Steub wirft die Frage auf: „Ist's nicht möglich, daß alles Deutschtum in Welschtirol von den Langobarden stammt?" In den amtlichen Registern prangte selbstverständlich für alle deutschen Ortsnamen in Welschtirol die welsche Bezeichnung.

Der Fersenbach bildete bisher die Schutzwehr des Deutschtums gegen die Welschen an seinem rechten Ufer.

Ein besonderer Liebling aller Deutschgesinnten ist schon seit langer Zeit die Sprachinsel Lusern (eigentlich Lasern, das am Lasberg liegende Dorf). Die Italiener haben daraus ein wohlklingendes „Luserna" gemacht, und unsere deutschen Reiseschriftsteller übernahmen ohne viel Nachdenken diesen Namen. Der Apostel des Deutschtums in Lusern, der Kurat Zurchristian, lenkte das Augenmerk des Germanisten J. V. Zingerle darauf, der schon im Jahre 1869 ein „Luserisches Wörterbuch", die Frucht eingehender Studien, herausgab. Dank den eifrigen Bemühungen dieses wackeren Kuraten konnte bereit drei Jahre vorher die italienische Schule in Lusern in eine deutsche umgewandelt werden. Lusern und Proveis sind wahre Musterbeispiele dafür, wie segensreich treffliche Geistliche für die Erhaltung des Deutschtums in den bedrohten Sprachgebieten wirkten. Leider sind solche Männer nur Ausnahmen.

Dem „heiligen Mekka der deutschen Sprache", wie die zornigen Welschen Lusern tauften, erstanden außer Zingerle auch noch andere begeisterte Herolde, vor allem Josef Bacher mit einer ausführlichen Monographie über Lusern.

Die Welschen ruhten nicht, bis 1893 neben der deutschen Schule in Lusern eine welsche erstand. Die Antwort der Deutschen war der Bau eines großen deutschen Schulhauses. Lusern (1333 Meter) klebt wie ein Schwalbennest tief unten auf einem Vorsprung über dem Astachtale (Val d'Astico), unweit der bisherigen italienischen Grenze, als „der vorgeschobenste Posten deutscher Zunge". — Das enge Dörfchen mit seinen niederen Häusern und den schmalen Ackerstreifen



Aus der Zeit deutscher Schmach: Italienische Militärmusik in Innsbruck.
Zeichnung von Fritz Neumann.

Digitized by Google

zwischen grünen Matten verrät schon beim ersten Anblick die Dürftigkeit seiner Bewohner. Diese, „Cimbri“ genannt, ebenso wie die Deutschen in den „Sieben“ und „Dreizehn Gemeinden“, suchen im Sommer als Maurer und Straßenarbeiter auswärts ihr Brot.

Die tiefe Schlucht des Riotortobaches scheidet Lusern von seinem Mutterorte Lafraun (Lavarone). Von den Trientinern zur Sommerfrische erkoren, verlor dieses zuletzt sein Deutschtum ganz und gar. Ähnlich erging es den südwestlich gelegenen Orten St. Sebastian und Vielgereut (Folgaria). „Das Alpendorf“, sagt Nibler, „ist geblieben, das Deutschtum ist verflossen.“

Harte Kämpfe um ihr Deutschtum hatten die Bewohner der Sprachinseln in Welschtirol schon auszufechten, härtere stehen ihnen noch bevor. Die Italiener werden keine Anstrengungen scheuen, um sie in der großen welschen Flut zu begraben. Wir aber sollen nicht untätig zusehen, sondern zu helfen, zu retten suchen, vor allem durch wiederholten Besuch dieser Oasen unseres dort schwer bedrängten Volkstums. Auf zur Fahrt!

Der Putsch.

Den an sich selbst bankerotten regierenden Novembermännern ist großes Heil widerfahren, dem deutschen Lande und Volke großes Unheil. Leute und Parteien, die im Begriff waren, an ihrer eigenen Unfruchtbarkeit politisch abzusterben, sind durch die gewaltige Dummheit einiger politischer Abenteurer plötzlich wieder gerettet und gestärkt. Es gab wohl schlechterdings kein anderes Mittel mehr zur Rettung der Ebertinischen Herrlichkeit als den Putsch des Herrn Kapp.

In der Politik werden Dummheiten je nach dem Maße ihrer Folgen zu Verbrechen. Die Folgen des Putsches der Kapp und Lüttwitz sind ungeheuer. Sie bringen uns wirtschaftlich und politisch zurück auf die Stelle etwa, an der wir unmittelbar nach dem Novemberzusammenbruch und der versehentlichen Revolution von 1918 standen, als aller Unsinn geil ins Kraut schoß und die große soziale Tollwut ihre Veitstänze begann.

Es ist rührend zu sehen, wie die Leute, deren politische Lebensrettung der Kappsche Putsch bedeutet, die Schalen der brennendsten Entrüstung über die Hochverräter um Kapp und Lüttwitz ausgießen. Sie müssen schon gestatten, daß man ihre Entrüstung nicht ganz glaubt, da *sie*, nur sie von dem Putsch einen vollen Profit haben. Es ist auch rührend zu sehen, wie Leute, deren politischer Lebensinhalt bis dahin in der Vorbereitung, Durchführung und Ausbeutung von Aufstand, Revolution und Hochverrat bestand, jetzt glühen und brennen von hohem Zorn über Revolutionäre und Hochverräter. Die Gracchen beklagen sich über Aufstand, die Revolutionäre von Beruf über die Revolutionäre aus Temperament. Auch diese Herren müssen schon gestatten, daß man ihre Entrüstung zwar glaubt — niemand kann ehrlicher entrüstet sein als das Hündchen Wackerlos, da man ihm den gestohlenen Knochen stahl —, sie aber nicht eben für sittlich ganz wohlbegründet hält.

Niemand hat ein so volles Recht, über den Kappschen Putsch den Stab zu brechen als diejenigen, die durch dieses Abenteuer ihre Sache schwer geschädigt finden. Und das sind diejenigen Kreise, denen jetzt die Presse der Linken aus leicht erkenntlichen wahl- und parteitaktischen Gründen den Kappschen Putsch in die Schuhe schiebt. Dagegen ist nichts zu machen. Das ist die unvermeidliche Unehrlichkeit des parteipolitischen Treibens und Schiebens. Die so betroffenen politischen Kreise werden zusehen müssen, wie sie die Suppe auslöffeln, die ihnen Herr Kapp eingebrockt hat. Die Nutznießer der abenteuerlichen Dummheit werden sich durch nichts hindern lassen, das große vielköpfige Tier Öffentlichkeit, das sich mit jedem Unsinn füttern läßt, mit der Legende zu betölpeln, es sei im Interesse der Rechtsparteien gewesen, die sichere politische Ernte, die ihnen von Tag zu Tag sichtbar zureifte, durch ein aussichtsloses Unternehmen zu vernichten. Denn das sahen doch auch auf der Linken selbst die politischen Kinder: Die Nation in allen Breiten und Tiefen war der Novemberregierung und der sie tragenden Parteien überdrüssig bis zum Ekel. Sie wandte sich ganz von selbst nach der anderen Seite. Und das werden jetzt doch auch auf der Rechten selbst die politischen Kinder sehen, daß das Kappsche Abenteuer die Rettung der Novemberleute war und die Vernichtung alles Fortschrittes in der Richtung auf eine ruhige Revision aller der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Überschwänglichkeiten, an denen diese Nation in ihrer Breite sich zunächst so entzückte, um nachher einen so tiefen Ekel aus ihnen zu schöpfen.

Jetzt ist wieder jeder Radikalismus Trumpf. Wir müssen uns auf soziale und politische Ungeheuerlichkeiten gefaßt machen, die wir schon hoffen durften, vermieden zu haben. Das deutsche Bürgertum und die breiten Kreise organisierter Arbeiterschaft, die in Wahrheit so organisch zu ihm gehören wie die Hand zum Arm, werden noch einmal die tödlich gefährliche Kraftprobe gegen den Radikalismus von links zu bestehen haben. Das danke Herrn Kapp und seinen Leuten der Teufel — mögen sie's gemeint haben, wie sie mögen.

Das ist das Schlimmste an diesem grundabscheulichen Abenteuer, nicht die Generalstreiksunliebsamkeiten, die uns zwingen, bei einem Kerzenstummel im Dunkeln zu munkeln; nicht die An- und Abmärsche zur und von der Arbeit; nicht die Notwendigkeit, das Wasser in der Badewanne als eisernen Bestand zu schonen; nicht die Nachtwachen bei der Einwohnerwehr. Das sind verhältnismäßig Kleinigkeiten, die des versöhnlichen Humors nicht entbehren; wie es des großen Humors nicht entbehrte, Herrn Ebert und die Seinen nach vielverhöhntem „monarchistischen“ Muster vor dem ersten Flackern eines Putsches von einem Ende Deutschlands bis zum andern fliehen zu sehen.

Das Furchtbare bei alledem aber ist die neue Vergiftung des nationalen Blutumlaufes mit neuem Haß und Mißtrauen, mit neuem Übermut und Dünkel, mit neuer Maßlosigkeit und Sinnlosigkeit. In den Bedingungen, zu denen einstweilen ein Kompromiß versucht wird, deutet sich dieser Haß, dieser Übermut, diese Maßlosigkeit an. Wären diese Bedingungen so angenommen worden, wie sie gestellt wurden, so würden sie ein klareres Spiegelbild der Geistesverfassung geben, in die dieses Kappsche Abenteuer einen großen Teil der Nation hinein erhitzt hat. Von allen Prellsteinen stäubt wieder der Aufkläricht spartakistischer Fünfzigmarkredner, und die verschüchterten kleinen Leute nehmen wieder Evangelium und Orakel von jedem ungewaschenen Maul an. Wir werden viel mehr Monate brauchen, halbwegs wieder gutzumachen, als Herr Kapp Tage gebrauchte, um Unheil anzurichten. Freilich verkündet die gerettete Männerschaft jetzt buchstäblich *sein* Programm: Baldige Neuwahlen und Neubildung der Regierung. Aber er hat mit seinem Putsch dafür gesorgt, daß die Durchführung dieses Programms heute genau das Gegenteil von dem wirken muß, was er sich davon versprach.

Wie viele Leute mögen heute guten Glaubens sich von der Sache der nationalen Gemeinbürgschaft, zu der alles sich hinwendete und alles hindrängte, innerlich wieder abgewendet haben, erschreckt durch das Kappsche Zwischenspiel; ganz abgesehen von den vielen, vielen Konjunkturwählern, die wie die Ähren im Saatfeld jedem Windhauch hin und her folgen. Dennoch tun auch diese Gutgläubigen unrecht. Eine notwendige und gute Sache wird nicht weniger notwendig und weniger gut, weil ein paar politische Phantasten ihren Wegemachern Knüppel zwischen die Beine werfen. Und eine unmögliche Regierung wird nicht besser durch eine Dummheit einiger politischer Abenteurer. Das wird der Nation ja wohl nach und nach trotz aller Prellsteinredner wieder einmal klarwerden. Was wir freilich bis dahin an Unliebsamkeiten vom viehischen Exzeß des mordenden Straßenpöbels bis zum geistermordenden Niederknüppeln der Meinungsfreiheit noch werden zu erleben haben, des walte Gott. F. H.

Die immer tiefer sinkende Kaufkraft der Mark, die ein ständiges Emporschnellen aller Ausgaben und Auslagen zur Folge hat, zwingt uns wiederum, um Soll und Haben notdürftig auszugleichen, zu einer

Erhöhung des Bezugspreises.

Vom 1. April ab kosten die wöchentlich erscheinenden Hefte der „Gartenlaube“ Ausgabe mit Welt der Frau 1 Mark, Ausgabe ohne Welt der Frau 75 Pfennig.

Wir hoffen zuversichtlich, daß unser großer Stamm langjähriger Leser auch in dieser schweren Zeit treu bei uns ausharren wird, und darüber hinaus, daß die „Gartenlaube“ zu ihren alten Freunden trotz alledem immer mehr neue gewinnen wird.

Verlag und Schriftleitung der „Gartenlaube“.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Beweinung Chriſti · Gemälde von Otto H. Engel.

Digitized by Google

Nr. 14 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt" und „Vom Fels zum Meer" • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum • Roman von Rudolph Stratz.

13. Fortsetzung.

„Ich gehe wieder an den Rhein!" rief Jeanche Weixselbaum trübselig durch das Gezeter. „Dort ist noch Leben! Wir müssen im Süden anfangen! Im badischen Ländche . . ."

„Viel Vergnügen!"

„Übrigens, wissen Sie, wen ich eben gesehen habe? Den Reinhold Nimis. Immer noch ein Mensch wie ein klein Mädche! . . . Und das will in den Krieg! Spaß!"

„Gegen die Dänen?"

„Er ist mit den Hanauer Turnern an mir vorbeimarschiert und aus Reih und Glied getreten, um mir sein Kompliment zu machen. Ein höflicher junger Mann! . . . Nu — so viel Drill wie die Garde haben sie nicht, die Freischärler! Aber er war doch so stolz, daß der König von Preußen seine schönsten Truppen nach Schleswig geschickt hat und daß er Schulter an Schulter mit ihnen wider den Feind stürmen wird . . ."

„Ja, ja . . . die Alexander-Grenadiere sind draußen, die Franzer, die Gardeschützen, die Zietenhusaren, die pommerschen Kürassiere . . . Alles, was gut und teuer ist . . ."

„Tapfere Leute . . . wenn sie tapfer sein dürfen."

„Wie meinen Sie das, Herr Weixselbaum?"

„Nu — wenn Sie nicht lachen, lach' ich auch nicht!"

Louis Ferdinand von Pritzigs herrische Züge blieben ahnungslos.

„Ich verstehe Sie nicht, Wertester!"

„Gut! Sollen Sie mich nicht verstehen, Herr von Pritzig! Ich hab' dem Reinhold auch nur gesagt: ‚Traitre heißt auf deutsch Verräter! — Schleswig-Holstein — davon später!'"

Jeanche Weixselbaum machte nach diesen Worten, daß er schleunigst weiterkam. Es war ihm doch nicht ganz geheuer zumute nach der Anspielung auf die Potsdamer Politik. Aber der Junker tat nach wie vor, als hätte er sie nicht verstanden. Er winkte dem anderen kordial mit der Rechten nach und schritt allein durch das Brandenburger Tor. Vor dem dehnte sich zur Rechten die schattenlose Sandwüste des Königsplatzes. Dahinter das Grün des Tiergartens. Es war ein heißer Weg, jetzt, gegen elf Uhr vormittags. Wenige Menschen auf der weiten, öden Fläche.

Mit Genehmigung der Phot. Union, München.

Walter Geffcken: Spielgefährten.

Digitized by Google

Ein junger Mann überquerte sie, von den Zelten herkommend, langsam, mit gesenktem Kopf. Zuweilen blieb er stehen, starrte vor sich nieder in den sonnenflimmernden weißen Streusand, stapfte in seinen Gedanken weiter und schaute erst auf, als er beinahe auf den Referendar von Pritzig prallte und der ihm kräftig auf die Schulter schlug.

„Na — aufgewacht, Reinhold! . . ."

Der Studiosus Nimis schaute unter dem breiten Hut mit schwarzrotgoldener Feder, der malerisch seinen dunklen, schwermütigen Jünglingskopf umrahmte, erst geistesabwesend auf den straffen Märker. Dann erkannte er ihn. Beide, auch der selbstsichere Louis Ferdinand von Pritzig, waren einen Augenblick verlegen. Auf du miteinander . . . vor einem Jahr . . . Freunde, wenn Nord- und Süddeutschland, Adel und Bürgerstand, ein Altersunterschied von fast sechs Jahren Freundschaft sein konnten . . . Aber was war unterdessen alles geschehen? . . . Was lag dazwischen? Doch Louis Ferdinand war immer der Mann des vorbeugenden Hiebs.

„Ich hab' schon von dem Jeanche gehört, daß du da bist", sagte er und schob vertraulich seinen Arm unter den des Darmstädters, der, sofort wieder im Bann seines Willens, mit ihm den Weg nach dem Tiergarten zurückging, den er eben gekommen. „Du sollst kriegerisch mit Trommeln und Pfeifen in einem ganzen Haufen freier Männer zum Vater Karbe gezogen sein, und nun finde ich dich hier einsam wie den ollen Römer auf den Trümmern von Karthago, mitten im Sand! Was ist denn passiert?"

„Nichts! Ich will gegen die Dänen!"

„Hier sind doch keine, Kind!"

„Eben! . . . Ich möchte weiter! Ich möchte Kugeln pfeifen hören und hinter dem stolzen preußischen Aar zum Siege stürmen! Ich fühle im Geiste seine Flügel über mir wehen. Aber diese Eckensteherwitze, dies Geschrei der Klubredner, diese verwahrlosten Bummler legen sich mir wie Meltau auf die Seele!"

„Komisch sind sie!"

„Ich wurde so traurig, Louis Ferdinand! . . . Sieh: Kaum bin ich bei dir und fühle deine Nähe, so muß ich dir auch schon wieder mein Herz ausschütten! Du bist selbst so ganz aus einem Guß und begreifst doch soviel von Menschen, die ganz anders sind als du . . . Ich konnte nicht anders! Ich trat aus den staubigen Reihen der Brüder und suchte die Einsamkeit. Mein Dämon wollte es wohl mit mir: Er führte mich dir entgegen, dem einzigen Menschen in Berlin, der meine opferwillige Schwermut versteht . . ."

„Berlin — wie hast du dir verändert", sagte Louis Ferdinand von Pritzig und lachte. „Sieh den Tiergarten an! Wo ist der Korso? Wo sind die Equipagen — die Silbertressen und roten Kutscherhosen . . . die Federturbane und Atlasmantillen . . . die schäkernden Kavaliere? . . . Alles zerstoben! . . . Nur noch Bürgerwehr, Urwähler . . . Polen und andere Mißvergnügte . . ."

Reinhold Nimis schaute geistesabwesend drein. „Ich habe das bestimmte Gefühl," sagte er endlich, „daß ich in Schleswig-Holstein fallen werde!"

„Na — vielleicht wird's dort gar nicht so ungemütlich."

„Doch, doch! Ihr seid ja da, ihr Preußen! Wo ihr angreift, da heißt es: Vorwärts! Falle, was mag! Da geht es über Leichenhügel zum Sieg! Ihr reißt uns mit in den Todesreigen. Wir deutschen Jünglinge werden uns von euch nicht beschämen lassen. Ich sterbe gern, Louis Ferdinand . . ."

„Vorläufig kommst du mit frühstücken!"

„Denn ich liebe — das weißt du doch —, und meine Liebe schwebt vor der Krönung des Lebens. Wann gibt man sein Leben edler und reiner hin, als wenn man sich unendlich reich fühlt?"

„Das alles mußt du mir unterwegs erzählen", sagte der Referendar von Pritzig und sah auf seine Uhr, die er an einfacher, um den Hals geschlungener Goldkette trug.

„Unterwegs?"

„Hier am Goldfischteich wartet mein Wagen. Ich lasse ihn nicht in die Stadt hineinfahren, um nicht den Protest des Lindenklubs herauszufordern. Die Gäule sind seit gestern ausgeruht. In ein paar Stunden sind wir in Potsdam. Abends fährst du wieder mit der Stammbahn zurück."

„Nach Potsdam soll ich, Louis Ferdinand?"

„Da dir Berlin Alpdrücken macht!" Herr von Pritzig verstärkte seine Stimme. Die ironische Heiterkeit verschwand von seinen Zügen. „Also heraus aus Berlin! Preußen ist nicht der Geist Berlins. Preußen ist der Wille Potsdams, der Gehorsam Spandaus, die Treue Brandenburgs, die Kraft Königsbergs! Komm!"

Louis Ferdinand von Pritzig kutschierte selbst. Die Jucker vor dem leichten Jagdwagen warfen die Beine. Die Räder rollten durch das Parkgrün, an den vereinzelten Villen und Sommerhäusern der Berliner schönen Welt in der Tiergartenstraße vorbei. Bei Blumeshof, jenseit des Wassers, hatte man die Residenzstadt schon hinter sich. Weit dehnte sich die märkische Ebene. Wogende Roggensaat und grünes Kartoffelkraut, dunkle Föhrenwände und graue Windmühlen auf Sandhügeln, kleine blaue Teiche und niedere, schilfbedeckte Häuser.

Es schien wie ein Traum, daß man eben noch in Berlin gewesen war. Die Mark Brandenburg lag in ihrer tiefen Ruhe, ihrem kargen, schweigsamen Ernst. Die Menschen, die auf den Feldern werkten, hatten andere Gesichter als die Städter. Nichts von Aufregung auf den gefurchten braunen Zügen. Nur ein Gleichmut der gewohnten Pflichterfüllung an dem mageren getreuen Boden, der sie nährte, auf daß sie lebten, und der sie, wenn sie starben, wieder aufnahm. Der Wagen war schon durch das stille Ackerdorf Steglitz hindurch. Ein dicker, gesunder Mann kam des Wegs, in blauer Kurzjacke und schmutzigen Leinenhosen, ein buntes Leinentuch um den Hals, die Mütze in der einen, den Wanderstab in der andern Hand. Herr von Pritzig rief ihm wohlgelaunt vom Bock etwas zu. Der andere schmunzelte verschmitzt und antwortete. Es klang nicht mehr Berlinerisch. Es ähnelte schon mehr dem Platt.

„Der Kerl is 'n Schweinehändler", sagte Louis Ferdinand. „Ein alter Freund von mir! . . . Morgen, Vater Krause — wie stehen die Tüften?"

„Nich schlecht! Nur man trockenes Wetter . . ."

Der Dorfwirt rief es durch das Rasseln der Räder. Dr. von Pritzig lenkte den Wagen geschickt um ein mitten auf der Straße haltendes Eselchenfuhrwerk voll Milchkannen und schnalzte belustigt mit der Zunge dem strammen märkischen Mädel zu, das, eilig in Pantinen klappernd, vorbeilief.

„Woher ich all die Leute in Schöneberg und in umliegenden Erdteilen kenne?" sagte er. „Ich hab' doch hier überall Verwandte im Land! Ich war schon auf allen Gütern."

In mächtigem länglichen Viereck der Stallungen und Scheunen, auf der Rückseite das Herrenhaus mit der Front nach dem Park und den Weihern, hoben sich, je weiter man sich von Berlin entfernte, die Sitze des Adels aus dem weißen Sand der Mark. Neben ihnen, treulich mit ihnen verbunden, das Kirchlein in der Mitte, die niederen Firste und Giebel des zugehörigen Dorfs. Auf einer Wiese hielten in Reih und Glied ein Dutzend berittener Bauernburschen. Man sah es ihrem Sitz und ihrer Haltung an, daß sie alle gedient hatten, und ebenso ihrem Führer, der, den kleinen Filzhut auf den gebräunten Kopf gedrückt, in Joppe, verscheuerten Lederbuxen und hohen Stiefeln, herangaloppierte und seinen pustenden riesigen Rappen zügelte.

„Tag, Pritzig! . . . . Kommen Sie schon wieder aus dem verfluchten Deubelsnest kutschiert?"

„Rekognoszierungspatrouille, ob Berlin noch steht! Steht noch . . . leider! . . . Na — und Sie, Rossenthin?"

„Sehen's ja! Ich drill' meine Jungens ein bißchen! Für alle Fälle!"

Digitized by Google

„Machen Sie sie nur scharf auf die Berliner! .... Morjen!“

Der Sommerwind pfiff in der raschen Fahrt um die beiden Freunde und den Kutscher, der mit gekreuzten Armen wichtig hinter ihnen thronte. Der Studiosus Nimis saß bedrückt und schwieg. Endlich sagte er:

„Das ist hier alles wie ein verzaubertes Land . . .“

Louis Ferdinand von Pritzig beugte sich vor und versetzte dem Sattelgaul einen ermunternden Wipper mit der Peitsche.

„Im Gegenteil, Kerlchen! . . . Berlin hört auf, und die Wirklichkeit fängt wieder an!“

„Wieso Wirklichkeit, Louis Ferdinand?“

„Na — genau so wie hier ist es überall im Lande Preußen! Das merken sie bloß in Berlin nicht!“

Sie waren nicht mehr weit von der Havelresidenz. Vor ihnen marschierte auf der Straße eine Kompagnie von der Übung heimkehrender Soldaten. Die Mannschaft sang, während der Wagen links vorbeifuhr, aus voller Kehle:

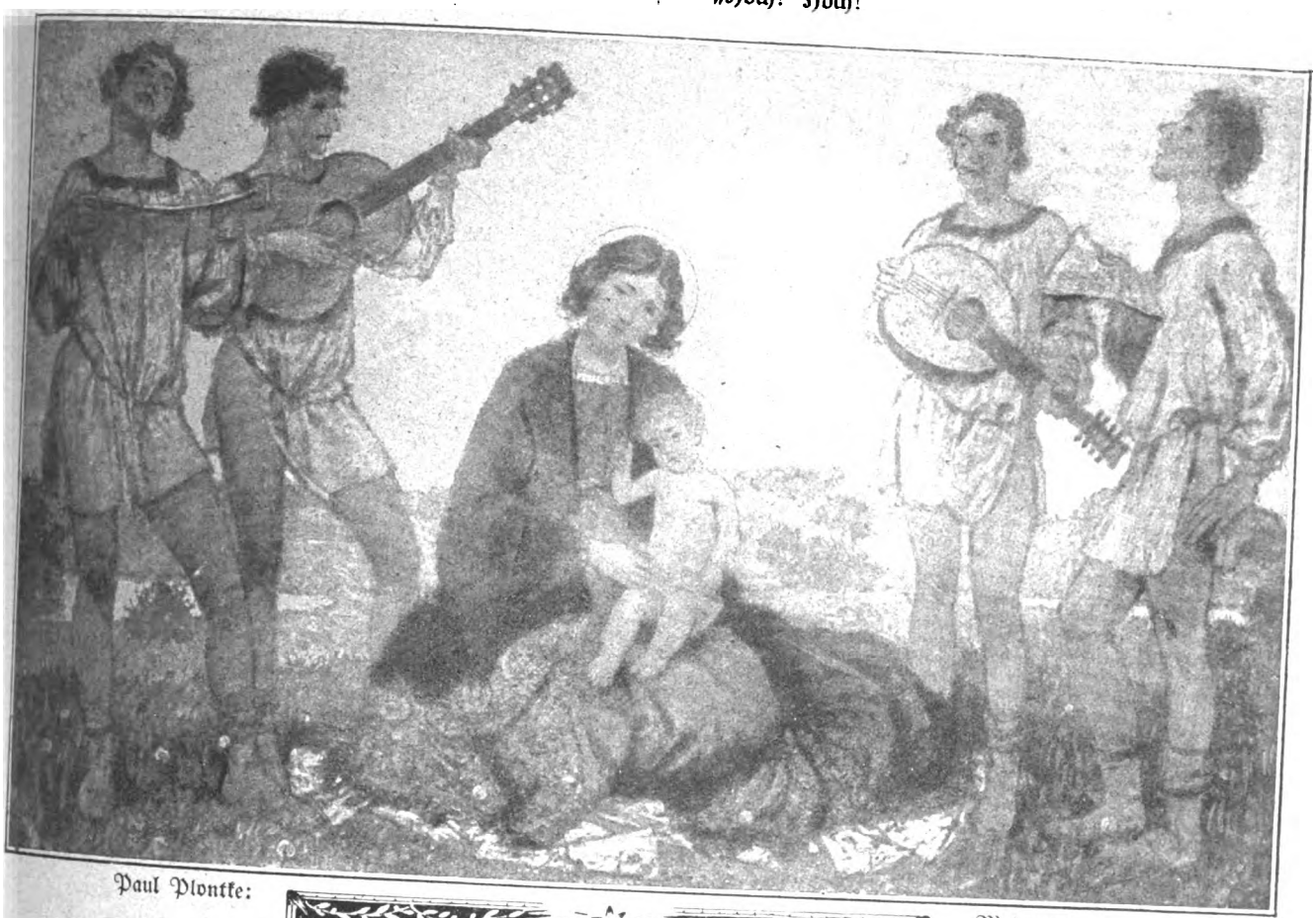
„Prinz von Preußen, tapfer, bieder! / Kehr zu deinen Garden wieder. / O du edles, ritterliches Herz . . .“

„Er ist ja schon wieder da, Linow“, schrie vom Bock Louis Ferdinand von Pritzig übermütig zu dem eleganten Hauptmann, der an der Spitze ritt.

„Gott sei Dank!“

„Hoch Wilhelm, Prinz von Preußen!“

„Hoch! Hoch!“



Madonna.

Paul Plontke:

Maria.

Sieh: eine war, die nie den Trank getrunken,
Der heiß die Sinne zueinanderpeitscht.
Die nie die Purpurfrucht der Sinne brach.
Die war so fromm, daß einer Lilie Duften
Ein Träumen schon in Sehnsucht ihr verhieß.
Sie beugte sich zum Kelch der Unschuldsblume —
— Und alle Engel neigten sich vor ihr.

Sie wußte nichts von glühendroten Stunden.

Sie war so heilig, und ihr Herz so rein,
Daß über seiner Wünsche Silberträume
Auch nicht der Schatten einer Sünde ging.

Allein ihr Traum ward stark. Er wuchs empor
Mit ihres Blutes Wachsen; und er rief
In ihrem Blute wie in ihrem Herzen.
Da kniete sie in frommer Einfalt hin
Und brachte Gott ihr weibgewordnes Sehnen,
Und ihres Blutes liebedürstgen Traum.

Und weil ihn keine Sünde je bedeckt,
Schien Gottes Sternenlächeln klar hinein,
Und Gottes Lächeln küßte ihre Sehnsucht,
Und ihre Seele strahlte wie ein Spiegel
Das stille Leuchten seiner Liebe wider.

In Liebe nahm sie hin, was ihr geschah,

— Und aller Liebe Mutter ward sie da!

Alice Weiß von Ruckteschell.

Das Pferd des Gardeoffiziers bäumte sich. Er saß steil wie eine Statue im Sattel und sang, unbeirrt durch die wilden Sprünge, mit seinen Leuten:

„O du edles, ritterliches Herz! / Sollst nicht in England übersommern! / Wir, die Vor- und Hinterpommern, / Kennen keinen achtzehntigsten März!“

„So dichten nun wir hier draußen“, meinte Herr von Pritzig befriedigt. „Schade, daß der Jeanche Weixselbaum das nicht hört . . . Schau' nicht so erschrocken drein, Reinhold. Du mußt dich auf den Boden der Tatsachen stellen, wie sie in den Versammlungen so schön sagen . . .“

„Wenn man nur weiß, was wahr ist — das hier oder das in Berlin . . .“

Louis Ferdinand zog dem Sattelpferd eins über, daß die Gäule beinahe durchgingen.

Digitized by Google

„Unser altes Preußen ist verflucht nüchtern, mein Junge", sagte er. „Hier in der Mark gibt es keine feuerspeienden Berge und Mandolinen und Kalabreserhüte und Dolche im Gewand. Für solchen Unfug haben wir den Gendarmen und Freiquartier in Spandau."

„Aber ein Staat hat doch die Pflicht . . ."

„Preußen hat nur die einzige Pflicht: stark zu sein! Dazu ist es da! Preußen war immer so stark wie sein König! Jetzt haben wir einen Romantiker auf dem Thron. Romantik heißt Schwäche! . . . Und der König, den wir brauchen, der Prinz von Preußen, altert untätig neben seinem älteren Bruder."

„Aber in Berlin heißt es im Gegenteil . . ."

„Ha! Wenn es nach Berlin gegangen wäre, hätten wir den Siebenjährigen Krieg wahrhaftig nicht gewonnen! Die Panduren und die Kosaken waren in Berlin, und wir haben ruhig weitergekämpft! Der York hat die Berliner nicht erst lange gefragt, als er in Tauroggen das Letzte von Preußen auf eine Karte setzte! Der ‚Aufruf an mein Volk' kam aus Breslau und nicht aus Berlin! Der erste preußische König wurde in Königsberg gekrönt und nicht an der Spree. Schon im sechzehnten Jahrhundert mußten meine Vorfahren und aller Adel im Lande dem Kurfürsten Eisenzahn helfen, die Berliner zu ducken. Na — das können wir ja nächstens mal wieder . . . Denkst du, wir Preußen werden uns jetzt unsere Lebensnotwendigkeiten von dem Lindenmüller vorschreiben lassen? Ist Preußen erst einmal schwach, dann hat es bei keinem Menschen in der Welt auf Gnade zu rechnen. Ein sentimentaler Wolf ist lächerlich — nicht wahr? Ergo! So, mein Sohn: da sind wir in Potsdam, vorschriftsmäßig nach drei Stunden."

Potsdam. Eine große Kaserne die ganze Häusermasse zwischen dem grünen Pfingstberg und der blauen Havel — so dünkte es Reinhold Nimis, während sie über das holprige Pflaster zwischen niederen Häusern und einem breiten, baumüberschatteten Kanal dahinrasselten. Die Straßen voll vom Blau und Rot und Weiß der Uniformen. Riesige Gardes du Corps, baumlange Gardisten des Ersten Garderegiments zu Fuß, Husaren. Louis Ferdinand von Pritzig nickte allen Offizieren zu, grüßte Damen, senkte vor würdevollen Herren in Zylinder und Schwalbenschwanz verbindlich die Peitschenspitze. Das schien alles wie eine einzige große Familie, von der aus in ruhigen Tagen Preußen regiert wurde.

An einer kleinen Villa auf dem Wege nach Sanssouci machten die dampfenden Traber Halt. Hier hatte der Referendar von Pritzig das Zelt seines jungen Ehestandes aufgeschlagen. Für ihn, den Erbherrn auf Zackenzin, waren ein eigenes Haus, Stallung und Bediententroß nun, da er verheiratet war, selbstverständlich. Eine hochgewachsene blonde Germania in weißem, reifengeschwelltem und spitzenbesetztem Sommerkleid begrüßte ihn und den Gast auf der Schwelle. Gesine von der Venne war als junge Frau königlich aufgeblüht. Stolz und heiter. Auf dem schönen Gesicht nicht mehr die herben Linien weltfremder Mädchenscheuheit im einsamen Hause Hövede in Hannover, sondern rosige Fülle. Mit der lächelnden, kühlen Liebenswürdigkeit der großen Dame reichte sie dem unerwarteten Besuche die weiße, verschwenderisch beringte Hand zum Kuß. Sie erkannte ihn sofort wieder, von seinem Besuch in Meinhardts Hotel im vorigen Sommer her.

„Mein Vater ist auch hier zu Gast", sagte sie halblaut. „Er braucht Trost für den neuen Kummer, den ihm mein unglücklicher Bruder Harro bereitet hat. Sie wissen es ja wohl schon besser als wir . . . ."

Und drinnen, in den Wohnräumen, sagte Herr von der Venne mit einem Ausdruck tiefen, stillen Grams:

„Sie haben seit dem März nichts wieder von Harro gehört. Herr Nimis? Ach, bald darauf brach der Unselige mit Hecker und den andern Mördern Gagerns in den Schwarzwald ein, um die deutsche Republik zu verkünden. Er soll sich an der Spitze seiner Sensenmänner wie ein Hurone mit den hessischen Schützen bei Kandern herumgeschlagen haben."

„Ist er gefangen?"

„Er schlug sich durch. Schmuggler brachten ihn nachts bei Rheinfelden auf einem Kahn über den Strom. Er ist jetzt wieder in der Schweiz und sinnt auf neues Unheil."

Es war eine ganze Anzahl Potsdamer Damen und Herren im Zimmer. Lauter ahnenprobefähiger Adel. Reinhold Nimis hatte es bei der Vorstellung gehört. Ein Gardekapitän stand mühsam auf, sagte dabei „Uff!" und hinkte durch den Raum, um ein der jungen Frau Amélie von Luch entglittenes Taschentuch aufzuheben.

„Bitte, Gnädigste . . ."

„Aber lieber Graf Giesebitz . . . Sie mit Ihrem Schuß ins Bein . . ."

„War es eigentlich eine Gewehrkugel?"

„Nee", sagte der Hauptmann und setzte sich wieder. „Es kam aus einer Espingole . . . So nennen die Dänen eine kleine Art Mitrailleuse . . . Es war ja ein kolossales Pêle-Mêle am Bustorfer Teich . . . aber ich sah es doch deutlich . . ."

„Eine hitzige Affäre damals . . . im April . . ."

„Wenn nur etwas dabei herausgekommen wäre. Erst gewinnen wir Preußen glatt die Schlacht bei Schleswig. . . Allein von Alexander und Franz fünf Herren tot . . . und dann bleibt Wrangel wie angewurzelt stehen, und wir nutzen den Sieg nicht aus."

Louis Ferdinands Bruder Adalbert, der nicht mit ins Feld gerückte Potsdamer Reiteroffizier, drehte mißmutig das kleine Schnurrbärtchen. Graf Giesebitz antwortete ihm laut und barsch.

„Na . . . wir durften doch nicht. . . Du bist doch kein Waisenknabe, Vetter. Warum wir nicht durften, das weiß doch bei uns jeder."

Es flog ein Engel durchs Zimmer. Frau Amélie von Luch, die Schwester Louis Ferdinands und Adalberts, saß zart und hochmütig, eine Prinzessin von Tarent, in ihrem weiten Reifrock da. Sonst war ihr hochfrisiertes rosiges Puppenköpfchen voll von Hof- und Havelklatsch, Verlobungen, Versetzungen, Kindtaufe und Begräbnis. Jetzt hob sie, mit dem Verständnis, das sie als Gattin eines Kammerherrn Thronfolgefragen und Fürstenhändeln schließlich doch entgegenbrachte, unter einem Schauer des Widerwillens, die schmächtigen Schultern hoch . . . „Dies fatale Schleswig-Holstein" . . .

„Ja . . . es ist eine intrigante Geschichte . . ."

„Immerhin doch Krieg."

„Aber in welcher Gesellschaft?" Graf Giesebitz legte mit Genehmigung der Hausfrau das kaum geheilte Bein über ein Stuhlkissen. „Ich denke, mich laust — Pardon — mich frisiert der Affe, wie ich zum erstenmal das Extérieur der schleswig-holsteinischen Bundesbrüder aus der Nähe sah! Die früheren dänischen roten Uniformen im Farbenzuber grün gefärbt und mißraten . . ., die Spenzer braunrot, die Gilets fleckig kaffeeartig, das Zeuglis über die Ellbogen eingelaufen . . . Und nu dagegen wir . . ."

„Es kommt doch auf den Geist der Freiheitskämpfer an", sagte der Studiosus Nimis. Der Kapitän überhörte es absichtlich. Er fuhr fort: „Die Bundestruppen: Alle Achtung. Die Mecklenburger direkt luxuriös. Die schwarzen Braunschweiger wie aus dem Ei gepellt. Aber nun die Parteigänger. . . . Herrschaften — das kann man eben einer zivilisierten Truppe Seiner Majestät nicht zumuten."

„Wie meinen Sie das, Herr Graf?"

„Na — stellen Sie sich das groteske Bild mal selber vor . . Herr von . . Herr . . Pardon" . . .

„Nimis heißt er", versetzte Louis Ferdinand von Pritzig.

„Also bitte gehorsamst: Die Garde neben der Blüte der Hasenheide. Unsere strammen Kerls von Grenadieren neben den Sansculotten von Turnern und Freischärlern.

Digitized by Google

Lange Haare . . . Federhüte . . . keine Zucht in der Gesellschaft . . keine Strammheit . . . kein dienstlicher Schwung . . ."

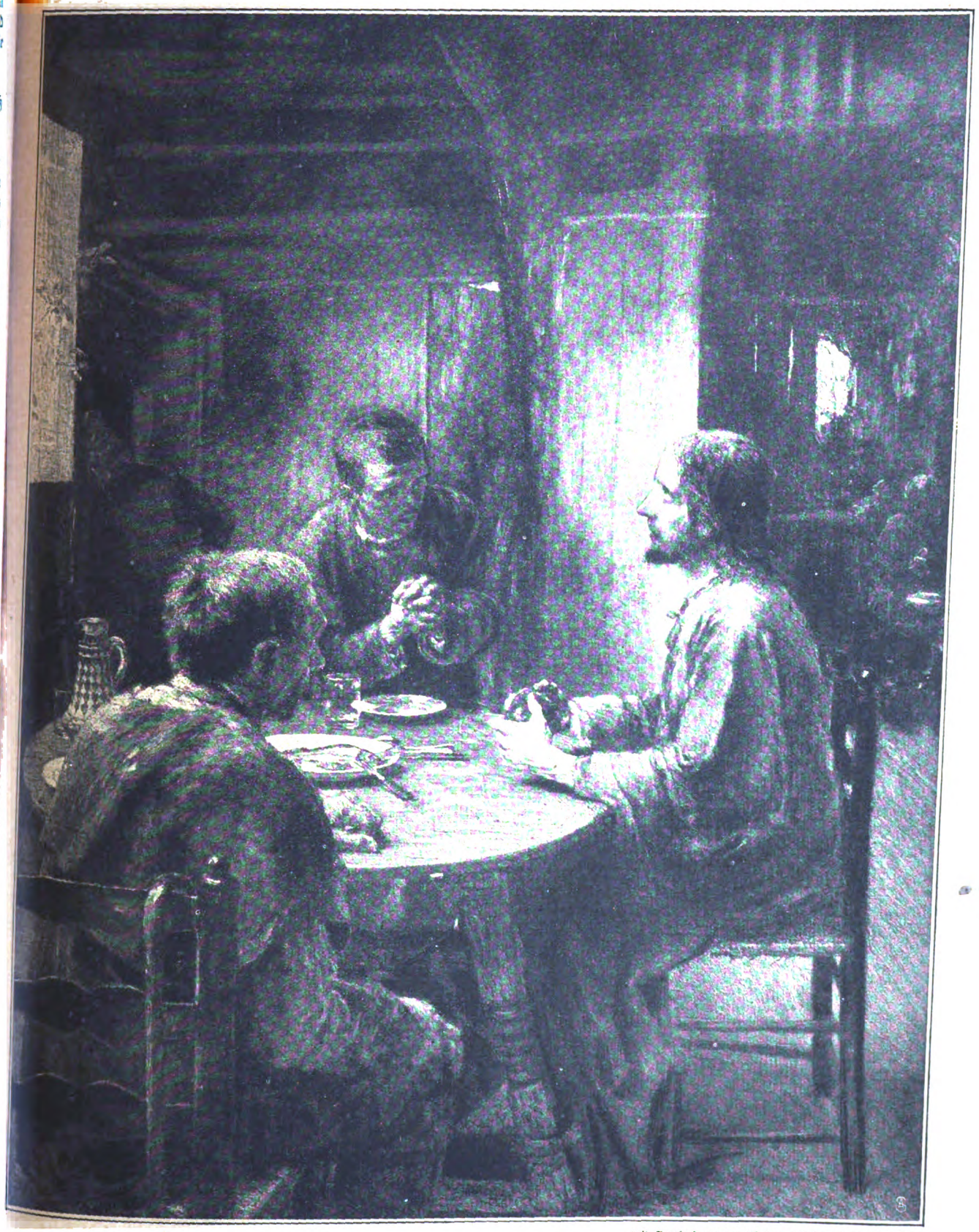
„Aber sterben konnten sie . . ."

„Das konnten wir auch."

„Wofür, das ist eine andere Frage."

Frau Gesine von Pritzig, geborene von der Venne, lenkte das Gespräch ab, indem sie sich bei ihrer Schwägerin Amélie erkundigte, wann der nächste große Wasser-Blumenkorso im Beisein der Allerhöchsten Herrschaften auf der Havel sein würde.

Aber die Unterhaltung blieb nicht lange beim Blumenwerfen und Konfettischleudern auf der blauen Havel. Von dem gekrönten Mittelpunkt dieser Gondelfeste und mittelalterlichen Turniere, dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, gingen die Gedanken doch wieder nach dem Lande



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Die Jünger in Emmaus. Gemälde von F. v. Uhde.

Digitized by Google

an Schlei und Eider, wohin er seine Garden geschickt. Der glattrasierte, diplomatisch-wohlbeleibte und geschmeidige Kammerherr Dr. von Luch rieb süffisant lächelnd die Hände ineinander.

„Mit dem Kriegspielen ist es ja nun Schluß", sagte er. „Seit Anfang Juni fällt kaum mehr ein Schuß in dieser unglücklichen Campagne."

„Aber es wird wieder losgehen. Deutscher Kampfzorn wird die deutschen Bruderstämme erlösen . . ."

„Gemach . . . gemach . . . Herr von Nimis. Sie kommen aus Darmstadt, wenn ich recht verstand? Hier oben weht ein anderer Wind . . ."

„Das ist es ja eben", sprach die kleine Frau von Luch verdrossen. „Wozu läßt man erst meinen Vetter von den Franzern und die andern Herren totschießen, wenn man eigentlich gar keinen Krieg führen will?"

„Das ist doch ein bißchen zu viel gesagt."

„Nee — Nee, Amélie hat recht. Es stimmt schon . . ."

Der Kammerherr räusperte sich, wichtig lächelnd.

„Ich kenne durch eine kleine Indiskretion die Note, die Major von Wildenbruch schon Anfang April auf der Rückreise von seiner Kopenhagener Sendung aus Sonderburg an den dänischen Minister schrieb! Es heißt darin ausdrücklich, Preußen will die Herzogtümer ihrem roi-duc, ihrem König und Herzog, also bitte wohl verstanden: dem König von Dänemark, erhalten!"

„. . . mit dem es jetzt im Kriege ist?" fragte der Studiosus Nimis, fassungsloses Erstaunen in den dunklen, träumerischen Augen.

„. . . mit dem es im Krieg ist! . . . Die Sache liegt ja ein bißchen eigentümlich. Aber es steht da schwarz auf weiß: Preußen will nur die Größe und Unabhängigkeit Dänemarks."

„Unmöglich."

„. . . die ihm durch eine Loslösung der Herzogtümer bedroht erscheint! . . . . Ich habe mir einige Stellen in meinem Taschenbuch notiert."

Reinhold Nimis war aufgesprungen. Er stand bleich, die Hand krampfhaft um die Lehne des Stuhls.

„Ja . . . wofür kämpft man dann?"

„Zum Schein . . . zum Schein."

„Die Preußen vielleicht. Aber doch nicht die Freischaren!"

„Deswegen sind ja die Preußen dort oben einmarschiert. Die preußische Armee soll hindern, daß die radikalen Elemente Deutschlands in Schleswig-Holstein das Heft in die Hand bekommen."

„Und Schleswig-Holstein bleibt unter Dänenherrschaft?"

„Ja, nach dem Legitimitätsprinzip."

Der Studiosus Nimis legte betäubt die Hand vor die Augen. Er weilte in dieser kurzen Spanne Zeit nicht hier in Potsdam, sondern es war wieder einige Stunden zurück, und er stand in der prallen Morgensonne auf dem Königsplatz in Berlin, und vor ihm funkelten zwei trotz ihrer Jugend vielwissende schwarze Augen, und Jeanche Weizselbaums mephistophelisches Lächeln raunte:

„Traitre heißt auf deutsch Verräter!
Schleswig-Holstein — davon später!"

„. . . und dafür verspritzt ihr schnöde das Blut begeisterter teutscher Jünglinge!"

„Was?"

„Still! Still!"

Gesine von Pritzig, die Hausfrau, trat beschwichtigend, den Zeigefinger zur Ruhe mahnend vor den Lippen, in die Mitte des Raumes. Ihr Vater stand auf. Der Leutnant Adalbert auch. Graf Giesebitz hob sich mit einem unterdrückten Ächzen aus seinem Sessel.

„Mit schwarzem Verrat im Herzen seht ihr's mit an, wie sich die todesmutigen Holsten für ihre Heimat in die Bajonette der Dänen stürzen!"

„Wer ist denn dieser Herr?"

Die kleine Frau Amélie von Luch retirierte ängstlich in ihrer unbehilflichen, steifen Krinoline nach der Tür.

„Du hast ihn mitgebracht, Louis Ferdinand!"

„Euch schaudert nicht vor dem Blick der Toten, denen ihr König zu kämpfen befahl! Und dieser König — Herr im Himmel — verbündete sich inzwischen heimlich mit ihrem Feind!"

„Genug jetzt, mein Herr! Sie sind in Preußen!"

„Louis Ferdinand! Es ist dein Gast!"

„Und ich finde: er hat ganz recht", sagte Herr von Pritzig zum sprachlosen Entsetzen der andern. „Es ist eine Schmach und Schande, und nur unter dieser unglücklichen gekrönten Wetterfahne möglich."

„Da habt ihr ihn wieder einmal! Da habt ihr den heimlichen Demokraten!"

„Ich bin ein Stockpreuße, so gut wie ihr! Aber ich bin stolz auf Preußen, und darum steigt mir die Schamröte ins Gesicht!"

„Bedenk' doch: es ist ein Fremder im Zimmer!"

„Niemand kennt ihn außer dir!"

„Meine Frau und mein Schwiegervater kennen ihn auch! Wißt ihr, wer das ist?"

Louis Ferdinand von Pritzig trat auf seine Schwester zu, machte große Augen und sagte:

„Hu: ein Freischärler! Ein richtiger Freischärler! . . . Da kreischt sie auf und prallt drei Schritte zurück!"

„Die Zeit ist zu ernst für solche Witze!"

„Ja. Sie ist verflucht ernst, lieber Schwager Leberecht. Viel ernster, als ihr Kammerherren denkt! Der Kriegsherr will keinen Krieg. Wir haben das Schwert und ziehen es nicht. Keiner denkt, und der Zar lenkt. Wir halten schöne Reden, und aus ganz Deutschland kommt das Echo: O du mein Österreich! . . . Gott besser's! . . . Du hast ganz recht, Reinhold . . ."

„Lasse mich gehen", sagte der Studiosus Nimis mit einer plötzlich müden und traurigen Stimme.

Als er draußen vor der Villa stand, drückte er verzweifelt die Hand des Freundes.

„Ich möchte sterben, Louis Ferdinand! . . . Ich verstehe das alles nicht! . . . Es ist zu viel für mich. Vielleicht trifft mich dort oben im Norden eine Kugel."

„Es wird dich keine treffen!"

„Bist du die Vorsehung, Louis Ferdinand?"

„Es ist nicht nur stillschweigende Waffenruhe, Reinhold. Es sind schon heimliche Friedensverhandlungen im Gang."

„Und Schleswig-Holstein?"

„Bleibt bei Dänemark . . . ."

„O Gott . . . o Gott. . ."

„Wir sind sehr verschieden voneinander, Reinhold! Aber diesen deutschen Jammer empfindest du als Freischärler und ich als Junker gleich! Leb wohl!"

Als Louis Ferdinand von Pritzig wieder in sein Haus trat, empfing ihn eine Flut von Vorwürfen. Herr von Luch lief im Zimmer auf und ab und stöhnte, ein bißchen kurzatmig von den vielen Diners und Soupers seines Amtes:

„Wie konnt' ich ahnen . . . Staatsgeheimnisse, vor diesem jungen Carbonaro!"

„Er ist harmlos wie ein Huhn", sagte sein Schwager Louis Ferdinand. „Fast alle Leute sind es. Man macht sie meist erst mit Gewalt toll!"

„Von meinem Sohn kann ich das nicht behaupten." Herr von der Venne erhob sich, um sich von Tochter und Schwiegersohn zu verabschieden. „Der hat den wirren Gedanken einer deutschen Republik ganz aus sich selbst, in der es nur Gemeinfreie geben soll und als Erste unter Gleichen die Edelinge der Kraft und des Geistes . . ."

„Stehst du jetzt in Verbindung mit ihm?"

„Ich muß eigens deswegen von hier nach Hamburg fahren. Von dort aus kann ich es machen!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Flensburger Stimmungen und Verstimmungen * Von Friedrich Hussong.

Die Stadt im Nebel.

Dieses Flensburg im Nachwinter, im Vorfrühling ist ein Niflheim, ein Nebelheim. Die graue Stadt; „der Nebel drückt die Dächer schwer". Von dem Wasser der Förde, die hier an ihrem innersten Winkel der Stadt ihren Hafen und ihren Platz weist, steigen die Nebel weißlich auf. Von den steilen Hängen der Höhen, die in geringem Abstand die Ufer der Förde geleiten und die Gestalt der Stadt bestimmen, sinken die Nebel graulich herab. Selten durchsilbert die Sonne diese mattweißen, mattgrauen Schleier; selten blinkt der Spiegel der Förde in ungebrochenem Glanze herauf. Alles hängt und steht im Trüben, im Ungewissen. Es ist, als wollte die Jahreszeit und die Natur in etwas kitschiger Weise symbolisieren. Weil doch in Flensburg und Schleswig allerhand im Trüben und Ungewissen steht und hängt.

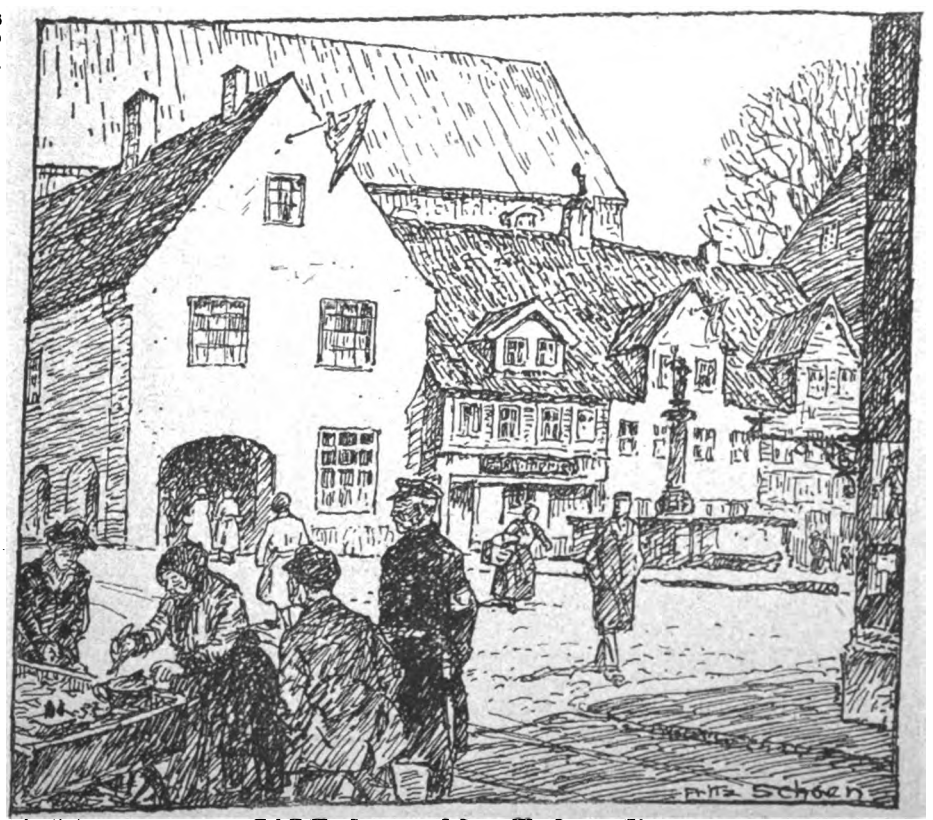
Zwar sind der Druck und die Spannung des Wartens auf die Abstimmung über Deutsch oder Dänisch vorüber. Aber ist damit das Schicksal Flensburgs wirklich gesichert? Lange und nachdrücklich wurde schon vor der Abstimmung daran gearbeitet, Vorwände für eine Verdänung Flensburgs auch im Falle eines deutschen Ergebnisses der Abstimmung zu schaffen. Wir wurden mit unausgesprochenem, aber deutlichem Hinweis auf Flensburg belehrt, der Satz von dem nationalen Selbstbestimmungsrecht sei nicht mechanisch so aufzufassen, daß eine deutsche Stimmenmehrheit, auch eine starke deutsche Stimmenmehrheit ohne weiteres und unter allen Umständen für die Zugehörigkeit eines Ortes zu Deutschland entscheidend sein müsse; es seien außer den rein nationalen auch noch geographische, wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Wie das einzig und allein gemeint sein konnte, ist auch dem blödesten Hirn verständlich. Die dänische Geographie reicht eben bis an die Eider, die dänischen Wirtschaftswünsche bis an die Eider, die dänischen politischen Ansprüche bis an die Eider. So hängt trotz Abstimmung und Selbstbestimmung das Schicksal Flensburgs noch im Ungewissen. Wie das körperliche Gesicht der Stadt in dieser Zeit zwischen Winter und Frühling schattenhaft in Nebeln schwimmt, so ist das Gesicht ihrer Zukunft, die ein wesentliches Stück deutscher Zukunft überhaupt ist, durch Nebel von hundert Sorgen, Befürchtungen und feindseligen, unnatürlichen Möglichkeiten verhüllt.

Was da sein wird, weiß trotz Abstimmung und geübter Selbstbestimmung immer noch niemand; was da ist, gleicht Spuk im Nebel. Ist's Wirklichkeit, ist's Spuk, daß da durch die lichter werdenden Nebel der Morgenfrühe, durch die dunkler brauenden des Abends das aufreizende, mißtönige Geschrei französischer Hörner schneidet wie ein frecher Witz? Ist's Wirklichkeit oder ist's narrende Phantastik, daß in den Dünsten, bleich aus dem Bleichen schauend, der graue Umriß eines englischen Kriegsschiffes über dem matten Spiegel des Wassers steht? Dort drüben, in all dem schattenhaften Grau weithin die einzig lebendigen Farben: englische, französische, schwedische Fahnen. Über dem Hafen und der Straße einer deutschen Stadt. Es muß Spuk sein; es ist Wirklichkeit. Blaue französische Alpenjäger, französische Matrosen mit bajazzomäßigen roten Puscheln auf den Deckeln ihrer Mützen, khakifarbene Engländer, schwarze C I-S-Soldaten, d. h. Leute des „Comité International de Surveillance" — spukhafte Gesichter wohl im Nebel. Hier im nebeligen Nordlande soll ja das zweite Gesicht zu Hause sein, das denen, die mit ihm gesegnet oder verflucht sind, viel Vergangenes und Künftiges zeigt und vieles, was sich nie und nirgends hat begeben. Aber dies hier ist bei aller Spukhaftigkeit von einer brutalen Wirklichkeit. Das bezeugen Stöße von Akten, die von den rohen Anflegelungen und Mißhandlungen der Bewohner Flensburgs durch die französische Soldateska handeln.

Indes ich sitze und dies schreibe, grölt es vor meinen Fenstern die Gasse hin. Betrunkene Franzosen torkeln in Reihen die mitternächtige Stadt entlang, die deutsche Stadt entlang. Ich drehe das Licht aus und öffne das Fenster, um in das wüste Wesen zu horchen. Und die ganze ungeheure Schande dieses Zustandes überfällt mich wie ein toller Hund. Eine solche Stunde, eine solche Stimmung sicherlich war es, in der ein Milton jene Racheverse fand, die ein deutscher Dichter ihm nachformte:

„Zur Stunde, da des Lasterkönigs Knechte / Umwandern, die Entheiliger der Nächte, . . . / Zur Stunde, da die Hölle frechen Schalls / Aufschreit empor zu den erhabenen

An der Förde: Englischer Zerstörer und französische Matrosen.

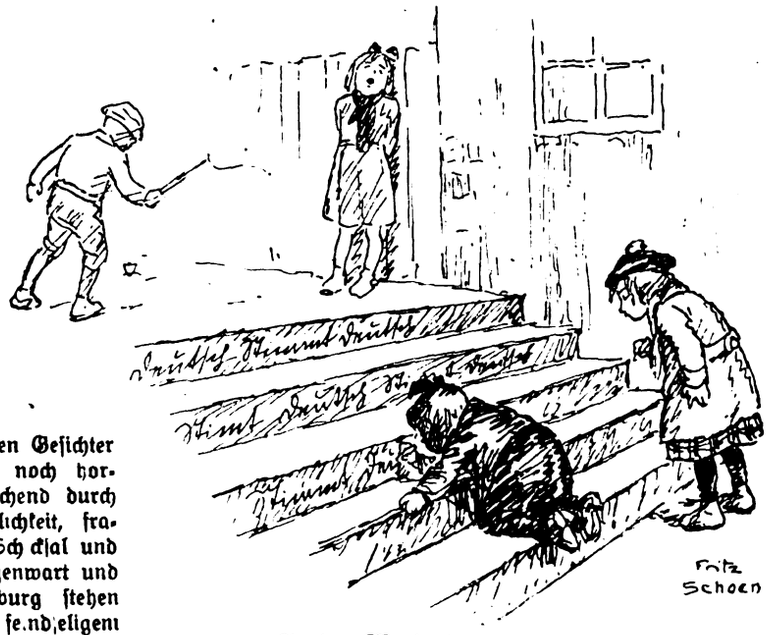


C-I-S-Gendarm auf dem Nordermarkt.

Digitized by Google

Türmen . . . / Zur Stunde — da die Riesenstadt durchstürmen / Die blut'gen Söhne Belials . . ."

Weiß braut der Nebel um die dürftigen Lichter der nächtlichen Stadt. Bleich blicken von drüben die Giebel der bürgerlichen Häuser mich an, als horchten sie mit mir voll Scham und Gram auf das Johlen und Gröhlen dieses wüsten Spuks, an dem das wüsteste seine Wirklichkeit ist. Nun schlucken Nacht, Nebel und Ferne den Lärm auf. Aber die bleichen ungewissen Gesichter der Häusergiebel sehen mich noch horchend und fragend an; horchend durch den Nebel nach neuer Mißlichkeit, fragend in die Zukunft nach Schicksal und Verhängnis. Aber um Gegenwart und Zukunft der Stadt Flensburg stehen weiße Wände von Nebel und feindseligem Geheimnis.



An der Marientreppe.

Auf der Marientreppe.

Ich kam von unten herauf, von der Förde und vom Bollwerk ihres Hafens. Durch eines der engen Gäßchen, die vom Wasser her sachte zu dem langen Hauptstraßenzug heraufkriechen. Ich kam zu der breiten Marientreppe, die in großen Absätzen von der Hauptstraße recht steil zu der Höhe hinaufsteigt, die den Zug der Straße geleitet, wie diese den Zug der Förde in nahem Abstand nachzeichnet.

In dem matten Sonnenschein auf ihren Stufen und Absätzen spielten und schrien Kinder, huschelig hin und her hüpfend und lärmend wie Spatzen ums Scheunentor. Die einen trieben Kreisel, und da waren Kreisel mit blauweißroter Kopfzeichnung; die tanzten also deutsch-schleswigsch. Andere sangen im Ringelreihen:

„Moder, geef mi'n Klöckschen,
Dat bunn ick an min Röckschen,
Un as dat Röckschen klaer war,
Da sät dat Klöckschen: Kling!"

Noch andere rodelten auf einem Rollschuh und schrien dazu. Endlich schrien welche, weil eben einmal die Sonne ein wenig schien und sie sonst gerade nichts zu tun hatten. Ein ganz kleines semmelblondes Deernchen stand etwas abseits am Rande der Treppe und sang immerzu mit ganz falscher Stimme und ganz richtigem Gefühle: „Schleswig-Holstein, stammverwandt, / Wanke nicht, mein Vaterland!"

Aber da waren noch zwei andere kleine Mädchen, die kümmerten sich nicht um die Kreiselspieler, nicht um den Ringelreihen, nicht um die Rollschuhrodler, nicht um die Schreier noch um die kleine, blonde stammverwandte Sängerin. Sie gingen völlig auf in einer eigenen fieberhaften Tätigkeit. Sie hatten beide ein Stück Kreide in der Hand, das eine ein gelbes, das andere ein blaues, und damit beschrieben sie von oben herab die ganze Marientreppe Stufe um Stufe mit dem Streitruf, der ganz Flensburg während der Wochen vor der Abstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder Dänemark erfüllte, immer das eine die Stufen mit geraden Zählziffern gelb und das andere die mit ungeraden Ziffern blau: „Stimmt deutsch!" Und immer das mit der gelben Kreide nach der alten Schreibweise „Stimmt" mit großem „S" und zwei „m", und immer das mit der blauen Kreide nach der „fonetischen ortografi", der angeblich die Zukunft gehört, „stimt" mit kleinem „s" und mit einem „m". Ganz oben auf der Höhe der Treppe hatten die beiden angefangen. Nun waren sie schon beinahe unten angelangt. Sie hatten vor Eifer rote, heiße Köpfe und rote, frostklamme Hände bekommen. Aber sie spürten es nicht; sie fühlten nur ihr Werk und ihren völkischen Beruf. Immerzu eins gelb, zwei blau, eins gelb, zwei blau: „Stimmt deutsch!", „stimt deutsch!"

Ich blieb wie gebannt stehen und sah den beiden zu: Eins — gelb: Stimmt deutsch! Zwei — blau: stimt deutsch! Und auf der anderen Seite der Treppe, etwas oberhalb, sang es: „Wanke ni—icht, mein Vaterland!" Und dazwischen ging der Reigen: „Moder, geef mi'n Klöckschen, / Dat bunn ick an min Röckschen!" Und die Kreisel tanzten blauweißrot deutsch-schleswigsch. Ich sah den beiden so lange zu, bis ich spürte, daß ich kalte Füße kriegte. Da ging ich auf vergnügten Sohlen die Marientreppe weiter hinauf, an der kleinen meerumschlungenen Sängerin mit dem falschen Ton und dem richtigen Gefühl vorbei. Ich faßte sie an dem strackenden, semmelblonden Zopf, der sonntagvormittäglich frisch geflochten und geschnatzt ihr vom Kopf stand wie eine blasse Gelbrübe; sie stutzte eine Sekunde, sah mich an, schüttelte mißbilligend Kopf und Zopf und sang hartnäckig weiter: „Wanke ni—icht!" Ich stieg weiter zur Höhe; immer mit dem linken Fuß gelb und nach der alten Orthographie „Stimmt!" und immer mit dem rechten Fuß blau und nach der „ortografi" der Zukunft: „stimt", aber beidemal „deutsch, deutsch!"

Oben auf der Höhe blieb ich stehen und wandte mich vergnügt um. In dem unsicheren Sonnenschein sah ich unten, drüben einen Fetzen Förde blinken. Ordentlich humoristisch, wie ein vergnügtes Zwinkern blinkerte es herauf, wie ein Schmunzeln über ein verwittertes Gesicht. Ich schmunzelte wieder. Ich sah an deutschen Mädelzöpfen die deutsch-schleswigschen Farben schnippisch wippen, sah sie an deutschen Jungsmützen ernsthaft stehen, ich hörte über den Reim von dem „Röckschen" und „Klöckschen" die Stimme der semmelblonden Singedeern mit falschem Ton das richtige Lied heraustragen: „Wanke ni—icht!" Und nun sah ich den beiden Schreiberinnen ihr Werk stufenweis hinabgelangen: „Stimmt deutsch!", „stimt deutsch!"

Da ward mein Herz fröhlich. Denn in kleinen Dingen offenbart sich Großes. Ich dachte der Worte: „Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen hast du ein Lob zugerichtet." Was für „geographische, wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte" das Gelüste der Dänen sich auch aus gierigen Fingern saugen mag, wie der famose Völkerbund sich auch dazu stellen mag — solange hier die semmelblonden Zöpfe deutsche Farben tragen, solange hier die kleinen Mädchen, die von keiner Rendsburger Entschließung wissen, unermüdlich singen: „Schleswig-Holstein stammverwandt", solange hier die Steine selber in blauer und gelber Kreide rufen „Deutsch, Deutsch!", so lange ist das Deutschtum dieser Stadt und dieses Landes sicher, und die Freßbegier der dänischen Löwen kann sich hier nichts holen als furchtbare Verdauungsbeschwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling * Von Wilhelm Lennemann.

Ein Sehnen rinnt durch Zweig und Baum,
Ein Drang in all die braunen Hüllen,
Doch ist noch alles wie ein Traum,
Und will ihr Tag sich nicht erfüllen.

Ein Vöglein wagt ein dünnes Lied,
Ein Hälmchen grünt schon halbverstohlen,
Und Klang der Morgenglocke zieht
Durchs Tal mit zagem Atemholen.

Ihr Knospen und ihr Gräser all,
Du Glöcklein mit dem bangen Läuten,
Bald kommt ein Tag mit frohem Hall,
Da muß sich alles Leben deuten!

Da seht ihr alle Tore frei
Und Sonnenglanz auf allen Landen,
Und wißt kaum, daß da Ostern sei,
Und daß ihr blüht und auferstanden!

Digitized by Google

Deutsches Christentum * Von Franz Wugk.

„Aber Jesus schrie abermal laut und verschied. Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke . . . und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf . . . aber der Hauptmann und die bei ihm waren und bewahreten Jesum . . . sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen . . . Und es waren viele Weiber da." . . .

Germanische Krieger sollen es gewesen sein, die in der welterlösenden neunten Stunde des Karfreitags auf Golgatha Wache hielten; aus germanischem Munde kam das erste Bekenntnis zum Gottessohn am Kreuz. Germanen und Frauen waren die gläubigen Zeugen des „Es ist vollbracht!" Christentum und Germanentum sind etwa gleichzeitig in die Menschheitsgeschichte eingetreten; das Christentum verkündet: „Hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu"; die neue Lehre brachte also auch die seelische Befreiung der Frau. Der heftigste Gegner des Christentums, Celsus, glaubte, das Evangelium als die Religion der Frauen anklagen zu müssen. Wir aber sehen in dieser Dreiheit des Christlichen, des Germanischen, des Weiblichen etwas Gottgewolltes.

Man spricht heute von einer Germanisierung des Christentums, und es sind Dichter und Denker von zweifelloser Frömmigkeit, die sich für diesen Gedanken eingesetzt haben. Unsere Feinde andererseits haben sogar behauptet, daß unser deutsches Christentum überhaupt nur ein mit kirchlichen Formen verkleideter Wotansdienst sei. Unser „alter Gott" sei nicht der Gott der gläubigen Völker, sondern ein schrecklicher altgermanischer Götze oder auch etwas Nationalbeschränktes, wie der jüdische Jahve. Dieser Unsinn braucht nicht widerlegt zu werden. Wir wissen sehr wohl, daß die frohe Botschaft der heiligen Nacht an alle Menschen und Völker der ganzen Erde gerichtet ist, und weit mehr als unsere Gegner haben wir im Kriege gezeigt, daß wir das Heilandsgebot von der Feindesliebe beherzigen wollen. Das Christentum ist Weltreligion — gewiß, aber wie Gott und die Sonne und die Liebe und der Tod, so ist auch die Bergpredigt in der deutschen Seele nicht ganz dasselbe wie in der französischen, angelsächsischen, slawischen Seele. Und wie der alte Heliandsänger und Otfried in ihren Christus und seine Apostel deutsches Fühlen hineindichteten, so bleiben auch wir in unserer christlichen Seele doch Deutsche. So kommt es, daß der deutsche Katholik und der deutsche Protestant trotz ihrer hier und da abweichenden Bekenntnissätze und verschiedenen Kirchengebräuche etwas Gemeinsames haben, das sie von den fremdstämmigen Anhängern der gleichen Glaubenslehre trennt. Wie das Messelateinisch anders vom deutschen und anders vom französischen oder englischen Priester gesprochen wird, so weht auch in unseren Domen eine andere Luft als in denen des Auslandes; romanische Forscher wie Goyau haben für die gemeinsame Eigenart evangelischen und katholischen deutschen Christentums früher ein feines Verständnis gezeigt. Heute spricht die Schmähschrift des französischen Klerus von dem „delirium germanicum", dem auch die deutschen Katholiken verfallen seien. Daß wiederum das Luthertum sich in manchen Punkten mehr dem Katholizismus deutscher Prägung nähert als dem Calvinismus, Puritanismus oder dem britisch-amerikanischen Sektenwesen, ist ebenso unleugbar.

Die Germanen hatten schon in ihrem uralten Volksglauben die Voranlagen zum Christentum. Es widerstrebt ihrer Anschauung von der Größe der Himmlischen — sagt Tacitus — die Götter in Mauern zu sperren und mit menschlichen Zügen abzubilden. „Sie weihen ihnen Wälder und Haine und rufen mit Götternamen jene geheime Macht an, die sie nur in entrückter Andacht schauen." Die deutsche Mystik und Metaphysik kündigt sich hier schon an. „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten", so spricht Christus zur Samariterin, die noch glaubte, man müsse Gott auf diesem oder jenem heiligen Berge oder in Jerusalem anbeten. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen" — „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben". Alles das sind Ausdrücke des dem klassischen Heidentum widerstrebenden Gedankens, daß das Göttliche etwas in irdischen Formen Unfaßbares ist; daß es als etwas Übersinnliches die Körperwelt überragt und etwas Zeit- und Raumloses ist. Ein Deutscher war es, Nikolaus von Kues, der uns den Blick in die Unendlichkeit öffnete; Deutsche waren es, Kopernikus und Kepler, die den Bann der antiken Weltgrenzen durchbrachen, ein Deutscher war es, der „Alleszermalmer" Kant, der uns in ein neues Jenseits hinauswies. Er zeigte uns, daß die ganze räumlich und zeitlich sich um uns ausbreitende Welt nur in unserem an sinnliche Erkenntnis gebundenen Bewußtsein besteht. Die Vergänglichkeit dieser Vorstellungswelt vermag also den Glauben an das Ewige und Göttliche, das transzendent, allen Verstand „überschreitend" ist, nicht zu erschüttern. Jene geheime Macht also, die von unseren Ahnen nur in „entrückter Andacht geschaut" wurde, ist der Gott-Geist Jesu. Der germanische Spiritualismus, der sich so rein abhebt von den grobstofflichen, götzendienerischen alten Religionen der sonst viel feiner entwickelten Griechen und Römer, ist eine Vorstufe des Christentums. Bei aller Freude an der Herrlichkeit der Natur sucht der Deutsche doch immer durch diesen bunten Nebelschleier hindurchzugelangen zur Wahrheit, zu Gott, der nicht mit diesem Vergänglichen, Leidvollen, Unzulänglichen wesenseins sein kann. Die alten Germanen waren schon ebensolche frommen Grübler wie z. B. die sinnierenden Alpler Roseggers oder die träumerischen Bauern unserer nordischen Ebene.

Das von Tacitus bezeugte entrückte „Gottschauen" der Germanen kennzeichnet sie bereits als die Ahnen des Meister Eckhart, Tauler, Seuse, Thomas von Kempen, der Mechthild und Hildegard, des Angelus Silesius und Jakob Böhme, des Novalis und Justinus Kerner. Diese christlich-mystische Neigung zeigt sich auch sogar in den am weitesten von Schwärmerei entfernten Deutschen. So schreibt der Mann der reinen Vernunft, der Anblick eines bestirnten Himmels bei einer heiteren Nacht gebe eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. „Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnisvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache und gibt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen." Die deutsche Mystik blüht wie eine blaue Blume von süß-berauschendem, geheimnisvollem Duft, aus dem tiefen Grunde des Christusworts: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden; man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch." Hier hören wir eine der gewaltigsten Offenbarungen unserer Religion, durch die eine zweite Schöpfung eingeleitet ist. Das Reich Gottes, die Seligkeit, Gott selbst: sie sind in uns. Alle unsere Mystiker wollen den Weg in unser eigenes Innere weisen; in den tiefsten „Seelengrund" wollen sie uns hinabsteigen lassen, in dem unser eigenstes, wahrstes Wesen in Gott übergeht. Nur in völliger Abgeschiedenheit können wir zu diesem Seelengrund vordringen. Die Abgeschiedenheit aber steht uns, wenn wir wollen, überall offen. „Ein Rechtgemuter," sagt Meister Eckhart, „der hat Gott bei sich. Gott aber, hat man ihn überhaupt, so hat man ihn allerorten, auf der Straße und unter den Leuten so gut wie in der Kirche und in der Einöde oder in der Zelle." Wer sich in sich mit Gott eins weiß, „steht unbeweglich, wie ein breiter Berg unbeweglich steht in einem schwachen Winde".

Aber das mystische „Entwerden" vollzieht sich doch am leichtesten in der Einsamkeit und im Schweigen — und die germanische Hinneigung zur Weltflucht und Stille kommt diesem Triebe der christlichen Mystik weit entgegen. Erst in der Einsamkeit verstehen wir die Gedanken Eckharts, die Mahnungen Seuses und die Predigten Taulers. „Lebe, als ob keine Kreatur sonst auf Erden sei denn du" — so flüstert uns der große Romantiker Seuse zu. „Der Sinne Untergang ist der Wahrheit Aufgang. Was ist eines recht gelassenen Menschen Gegenwurf in allen Dingen? Ein Sichselbstentsinken. Und mit ihm selbst entsinken ihm alle Dinge. Wenn dich die Dinge suchen, lasse dich nicht finden. Halte geschwinde Einkehr in dich selbst. Ein gelassener Mensch sollte alle Kräfte seiner Seele also zähmen, daß sich ihm das All erzeigte, wenn er in sich sähe. Sammle deine Seele zusammen aus den äußeren Sinnen, darin sie sich zerstreut hat auf die Mannigfaltigkeit der äußeren Dinge. Komme wieder in dich, kehre abermals und wiederum ein in deine innere Einmütigkeit und genieße Gott." Angelus Silesius faßt die Lehre von der wahren inneren Beseligung in den Vers zusammen: „Halt an, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir — Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für."

Das Gegenstück zu dieser Flucht ins eigene Seeleninnere, in die Gotteinsamkeit ist die christliche Abkehr von allem Kreatürlichen, die gleichfalls in unserem Deutsch den treuherzigsten und ergreifendsten Ausdruck gefunden hat. So sang Walther von der

Digitized by Google

Vogelweide: „Diu werlt ist ûzen schoene, wiz, grüen unde rôt — und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt." Ein qualvolles Ringen um Erlösung aus dem süßen, verderblichen Sinnen- und Sündenzauber des angeblich gottfeindlichen Irdischen: das ist das ganze deutsche Mittelalter. Die Geringschätzung der Dinge dieser Welt zeigt sich auch in unserem härtesten, diesseitigsten Tatmenschen, in Bismarck. „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen — und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in der Gestalt eines Honigbauern ereilt. . . . Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird. Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz."

Auch die anderen europäischen Völker haben ihre Mystik, auch die anderen europäischen Völker haben ihre geistliche Musik: aber diese Mystik und diese Musik reichen nicht an die deutsche heran. Daß die Musik die religiöseste der Künste ist, haben die Romantiker am tiefsten erfühlt, und daß Musik die tiefste Mystik sei, erkannte auch ein so scharfer Denker wie Schopenhauer. In der Musik hat der religiöse Genius unseres Volkes seinen höchsten Flug genommen. Zu den Harfenakkorden unserer Mystiker erklingen die Engelsstimmen unserer großen Tonmeister Und das gemeinsam Christliche der ganzen Rasse bewährt sich darin, daß der Protestant das Ave verum und das Requiem Mozarts, die Messe Beethovens, die religiöse Musik Schuberts oder Bruckners ebenso inbrünstig aufnimmt wie der Katholik den Messias Händels, die Passionsmusik Bachs und die ernsten Gesänge und das Totenamt des Überprotestanten Brahms. Der gut lutherische Bach versenkt sich mit heiliger Andacht in den Messetext und der katholische Beethoven in die Gellertsche Frömmigkeit. Wie unsere alten christlichen Volksgesänge uns gemeinsam sind, so vermag auch niemand aus dem Vater Haydn, aus Webers Agathengebet oder Wagners Elisabethgesang etwas bekenntnismäßig Beschränktes herauszufinden. Und deutsches Christentum singt auch aus der „Zauberflöte" so innig zu uns, daß die Franzosen vor dieser ihnen allzu deutschen Frömmigkeit der Saraströpriester umkehren.

Die Germanen treten als die großen Wanderer in die Welt. Die unendliche Sehnsucht in die Ferne, der Drang über die Grenzen des Diesseits hinaus tönen harmonisch zusammen mit dem „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." Die Raum- und Zeitlosigkeit möchte der Deutsche durchfliegen und findet nirgends Ruhe. Da kehrt sich denn die große germanische Sehnsucht um: Sie strebt nicht mehr in die Fremde, sie sucht die Heimat, das Vaterhaus, das Mutterherz; sie sucht die traulichste Enge der Kindheit. Kein anderes Volk hat das Christuswort von den Kindlein und der Gotteskindschaft so ins innerste Herz eingeschlossen wie das deutsche. „Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen." Mit tiefster Rührung stimmen wir heute noch in die Lieder unserer schwertgewaltigen mittelalterlichen Urväter zum Preis des winzigen Knäbleins in der Krippe ein. Das Weihnachtsfest, das Fest des Christuskindes, ist das deutscheste aller Feste, und in keiner anderen Zunge kann nach unserer Meinung das „Vater unser" so einfältig-fromm klingen wie in unserem Deutsch. Die ganze Religion wird im deutschen Gemüt als das große, tränennasse, süße Heimweh empfunden. Der Knabe Parzival und der alternde Walther wissen schon von dieser Sehnsucht nach dem wahren Gral, unserer ewigen Heimat, zu klagen und zu jubeln. Alle unsere Dichter, alle unsere Musiker, alle unsere deutschesten Maler, Dürer, Schwind, Richter, Thoma, schwelgen im großen Heimweh nach Kindheit, nach Vater und Mutter, nach endlicher Ruhe im Schoß der Gottheit. Religion ist, so sagt auch einer unser treuesten Denker, Lagarde, Heimweh, die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen. Dies Heimweh wohnt in jedem deutschen Christenherzen; es ist Protestanten und Katholiken gemeinsam wie die heiligsten Gestalten unserer alten Kirchengeschichte, Bonifaz und Elisabeth.

Das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker, ist in Wahrheit immer ein großes Kind geblieben, und diese Kindlichkeit ist der hellste Edelstein in seiner Krone. Diese Kindlichkeit ist da am erhabensten, wo sie allen anderen Völkern unbegreiflich wird. Die Kindlichkeit unseres deutsch-christlichen Empfindens zeigt sich in beiden Bekenntnissen, in einem Eichendorff und Sailer ebenso wie in einem Paul Gerhardt und Gerok, in der Hensel wie in Claudius, Hebel, Rosegger, Stifter, um nur so ein paar Namen zu nennen. Ein Kind blieb der alte Haydn und der sterbenskranke Mozart, ein Kind blieb Schwind und Richter — am tiefsten aber ergreift uns die Kindlichkeit gerade bei den Gewaltigen, die wir selbst nur in größter Ehrfurcht zu nennen wagen. Welch ein Kind blieb Luther, welch ein Kind Johann Sebastian Bach, welch ein Kind steckt sogar in Bismarck. Deutsche märchengläubige Kinder wurden die gelehrten beiden Grimm, ein Kind war Schumann, war Weber und Schubert.

Die Fremden schütteln den Kopf. Sie verstehen nicht, wie die gläubige Kindlichkeit sich im deutschen Charakter mit so vielen anderen ernsten, mächtigen und hier und da furchtbaren Eigenschaften vereinigen könne. Treitschke spricht einmal von den wunderbaren Gegensätzen in Luthers Seele: „Diese Gewalt zermalmenden Zornes und diese Innigkeit frommen Glaubens, so hohe Weisheit und so kindliche Einfalt, so viel tiefsinnige Mystik und so viel Lebenslust, so ungeschlachte Grobheit und so zarte Herzensgüte". Der Ausländer bleibt ratlos; wir finden aber kein Rätsel und sagen, das ist Blut von unserem Blut — ja, das ist auch deutsches Christentum.

Aus dem Kinde entwickelt sich der Held: Jung-Siegfried und der reine Tor. Im höchsten Auffauchzen des Lebensgefühls, im drängendsten, heißesten, tatdurstigsten Ich-Empfinden — dieses Ich einsetzen, fortwerfen für einen Gedanken, für ein geliebtes Du; für etwas, was mehr ist als unser Ich. „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren," so lesen wir im Evangelium, „und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen." Das ist der Inbegriff deutsch-christlichen Heldenmutes. Unsere ganze germanische Mannhaftigkeit straft ihre Muskeln in diesem Opfersinn. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein", singt unser Schiller, und unser Bismarck fügt dazu: „Im ergebenen Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, — aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist — und doch nicht auf ewig." Zu Hunderttausenden haben unsere Feldgrauen dies deutsch-christliche Rittertum wieder bewährt; und nicht umsonst haben unsere Brüder draußen im Schützengraben gerne den „Zarathustra" gelesen, dessen scheinbares Antichristentum und so arg mißverstandenes Übermenschen-Ideal in Wahrheit nur eine neue Ausdrucksform der germanisch-christlichen Hingebungsreligion ist. Was ist der tiefste Sinn der Nietzsche-Lehre? „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll" — und so liebt er die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende; denn es sind die Hinübergehenden; er liebt den, dessen Seele sich verschwendet — dessen Seele übervoll ist, so daß er sich selber vergißt. So spricht Zarathustra; er lästert Jesum Christum und ahnt nicht, daß er selbst christlich-germanisches Heldentum predigt — ganz wie der fromme Fichte es predigte: „Solange der Mensch noch etwas für sich selbst sein will, kann das wahre Sein und Leben (Gott) in ihm sich nicht entwickeln, und er bleibt eben darum auch der Seligkeit unzugänglich."

„Im Manne ist mehr Kind als Jüngling", lautet ein seltsames, tiefes Nietzsche-Wort. Ob das Weib nicht immer mehr Kind ist als wir? Viele behaupten das Gegenteil; aber sicher ist, daß in der weiblichen Einschmiegsamkeit und Anschmiegsamkeit das Kindlich-gläubig-Hingebende des wahren Christentums den fruchtbarsten Boden findet. Das Ewig-Weibliche als Ergänzung der Ich-Überwindung des männlichen Lebenskriegers; das Ewig-Weibliche als reinste, holdeste Blüte deutschen Christentums. „Ja, sie schreiben den Frauen etwas Heiliges, Seherisches zu und verschmähen nicht ihren Rat, überhören nicht ihren Bescheid" — so erzählt uns Tacitus. Die heiligen deutschen Frauen des Mittelalters, die evangelische Pfarrerfrau, alle unsere deutschen Mütter, Schwestern, Gattinnen sind um so deutscher, als sie christlicher sind; sie sind die wahren Hoheprieste-rinnen der Jesuslehre und der Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet — der Liebe, die nimmer aufhört; der Liebe, die stärker ist als der Tod. Gewiß, auch unter den Germaninnen gab es und gibt es Versucherinnen und Verderberinnen; aber keinem Volk ist so sehr wie dem deutschen die Frau als die Befreierin, Heilerin, Erlöserin erschienen. Der tiefste und klarste, reichste und freiste Geist unserer Rasse war auch der eifrigste Verherrlicher der deutsch-christlichen Frau —, und die das Ich

Digitized by Google

auflösende und gerade dadurch dem Ich höchste Beseligung schenkende Liebe, deren Verkörperung die christliche Deutsche ist, diese Liebe kündet er als frohe Botschaft — auch dem Mann. Der Greis enthüllt uns in der unvergleichlichen Elegie vom September 1823 die Einheit von Religion und wahrer Liebe. Die Patres und der Doktor Marianus im Schlußgesang des „Faust" sind Priester dieses deutsch-christlichen Goethe-Bekenntnisses, und wenn die Mater gloriosa dem schuldbefreiten Gretchen zuruft: „Komm! Hebe dich zu höheren Sphären! Wenn er dich ahnet, folgt er nach", so folgen wir alle diesem Ewig-Weiblichen, das die Verklärung der irdischen und oft allzu menschlichen Liebe zur himmlischen Liebe ist. Kein Homer oder Sophokles, kein Dante oder Shakespeare oder Calderon konnte diese letzte Hymne des Faustdichters anstimmen —, das konnte nur ein Deutscher, der — trotz allem und allem — in seines tiefsten Herzens Grunde ein wahrer Christ war.

Und es ist wunderbar und doch wieder nur selbstverständlich, daß der große „Heide" von Weimar mit den vorrückenden Jahren und der wachsenden Erkenntnis sich wieder in die unergründlichen Geheimnisse der Unsterblichkeit und der Auferstehung versenkte. Er war ja eben Deutscher — er konnte nicht anders! Bei keinem anderen Volk der vorchristlichen Zeit war der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode so fest gewurzelt wie beim germanischen. In seltsamem Widerspruch zu diesem Unsterblichkeitsglauben scheint der sich gleichfalls nur bei unseren Vorfahren findende Gedanke eines schließlichen Untergehens der ganzen Welt, der Götterdämmerung, zu stehen. Aber der furchtbare Weltbrand, in dem alles endet und alles verzehrt wird, ist ja nur die Glut, aus der das Neue, das Schönere geboren wird. „Nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen", sagt unser Zarathustra. Stirb und werde! Eine Auferstehung, eine Unsterblichkeit „mit Haut und Haaren" — um mit Schopenhauer zu reden — kann nicht deutscher Glaube sein. Unsere Sehnsucht, unsere Hoffnung ist Abstreifung des erd- und schuldbeschmutzten Diesseitig-Körperlichen, ist Steigerung, ist Vervollkommnung, ein Näher und Hinauf zu Gott hin. „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit," sagt Goethe; „denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Der sterbende Goethe fragte Ottilie, welchen Tag im Monat man habe, und als er hörte, es sei der 22. März, sagte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so mehr erholen." Dieser Frühling sollte ihm die Auferstehung zu ewigem Leben sein.

Zu neuen Ufern wird auch uns einst ein neuer Tag locken. Aber auch in unserem jetzigen Leben schon — so verlangt unser deutsches Christentum — sollen wir immer wieder Auferstehung, immer wieder Ostern feiern. Erst wenn wir uns selbst, wenn wir unser altes Ich in uns verleugnen, werden wir reif zum neuen, zum inneren Ostern. „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Nikodemus verstand Jesum nicht, aber wir verstehen ihn. Und auch unser deutsches Volk muß die Auferstehungsbotschaft verstehen lernen — ohne sie ist kein Heil. Seinen Faust-Schluß auslegend, sagt Goethe: „In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende Gnade Gottes." Aber die ewige Liebe und diese Gnade Gottes kommen nur den Menschen und auch nur den Völkern zu Hilfe, die sich zuvor selbst zum Licht hinaufzuarbeiten und hinaufzuringen suchen. Erst wenn sich unser entartetes und tief gefallenes Volk wieder auf die beiden einzigen wahren Wurzeln seiner Kraft besinnt, auf sein Deutschtum und Christentum, wird es zur Auferstehung, zur großen Osterfeier reif werden.

Ostertage * Von Max Bittrich.

„Warum hältst du so lange,
Himmel, den Nebelschild?"

„Erde, mir ist noch bange
Vor deinem eisigen Bild!"

„Lage nicht mehr, zerreiße
Mutig die trennende Wand!"

„Noch schreckt mich das kühle weiße
Linnenkleid, Erdenland!"

„Siehst du nur meine Toten,
Windbruch und dürren Dorn?

Fühlst du nicht deine Boten
Lauern im jungen Korn?
Gefäße himmlischer Flammen
Sind sie, doch dir entrückt;
Lichter, die dir entstammen,
Hast du zur Scholle gedrückt."

Da reckte der Himmel und streckte
Die Hülle, bis sie zerriß,
Nahm seine Fackel und weckte
Kerzen aus Finsternis.
Lerchen, die er als Funken
Lodernder Lust verlor,
Jubelten sonnenglanztrunken
Aus Furche und Höhenmoor,
Brachten die goldenen Schätze
Wieder der Allmutter dar,
Trugen Perlen im Netze
Singend zum Licht-Altar.

Wandernde Wölkchen hingen
Weiß im unendlichen Blau,
Frühling und Schöpfung gingen
Umschlungen zur Osterschau.

Der Träumer * Erzählung von Lotte Gubalke.

„Wo bist du wieder gewesen, du Schlunz?" schrie Kantor Blech den kleinen Daniel Stamm an, der viel zu spät eines Morgens zur Schulstubentüre hereinkam und sich, als wäre alles in Ordnung, auf seinen Platz setzte — (nämlich zu allerunterst), den er nach Recht und Gesetz eine ganze halbe Stunde früher hätte einnehmen müssen; — aber wie das so kam —

„Da waren Ameisen", erzählte Daniel.

„Ich werde dich ‚beameisen'", rief der Kantor und zog den kleinen Daniel über das Bankpult, nahm seinen Rohrstock und zählte ihm zehn Hiebe auf.

„Weißt du nun, was Ameisen sind?"

Daniel verstand beim besten Willen nicht den Zusammenhang zwischen Ameise und Rohrstock. Er schluchzte ein paarmal trocken auf und rutschte, bleich vor Scham, auf seinen Platz zurück, unter dem Gelächter seiner Mitschüler.

Der Kantor durchmaß, den Stock unter den Arm geklemmt, händereibend das Klassenzimmer. Dann faßte er auf dem Pult Posto und schrie über die 23 Köpfe seiner Schüler hinweg: „Ich will euch — ich werde euch! Also, wer wieder zu spät kommt, wird exemplarisch bestraft. Müßiggang ist aller Laster Anfang! Schreibt diesen Satz zehnmal auf eure Schiefertafel!"

Der Kantor begab sich vor die Wandtafel und schrieb die Aufgabe in tadelloser Schönschrift auf. „Das ist eure häusliche Aufgabe. Jetzt werden wir dies Wahrwort besprechen. Aufgepaßt! Also, was ist Müßiggang?"

Ein Rotkopf, der den Spitznamen „Zündhölzchen" trug, hob voreilig den Finger und sagte, durch Kopfnicken ermutigt: „Wenn Ameisen da waren."

Der Kantor tat dem Rotkopf, was er dem kleinen Daniel getan, zog ihm zehn über und schrie dabei: „Ich will dich, ich werde dich. . ."

Digitized by Google

Dann wiederholte er drohend seine Frage.

„Wenn man zu spät kommt", sagte ein Schüler aus den oberen Bänken. Aber auch diese Antwort behagte dem Frager nicht. „Ihr seid allesamt Schlunze und Dösbartel! Verstanden?"

Nein, es verstand keiner, was ein Schlunz sei. Dösbartel, das war schon eher begreiflich.

„Also, aufgepaßt! Müßiggang ist aller Laster Anfang! Noch einmal wiederholt die Antwort!"

„Aller Laster Anfang", erklang es von der ersten Bank, und die anderen klappten nach.

„Na endlich!" rief der Kantor und sah seine Schüler verächtlich an.

Die Schulstube befand sich zu ebener Erde in einem sehr alten Haus am Kirchhof. In seiner Mitte lag eine ganz alte Kirche. Die Leute, besonders die, die selten oder nie hineingingen, rühmten, daß ihre Grundmauern zur Zeit der Karolinger entstanden seien. Um die Kirche stand eine Doppelreihe breitästiger Lindenbäume. Durch die offene Kirchtüre fiel die Sonne und bestrahlte das Taufbecken aus Messing, das ein Engel hielt, der, an Ketten befestigt, freischwebend im Raum hing. Das war wirklich nicht nur ein uraltes, sondern auch ein prachtvolles Taufbecken. Ein Meisterwerk der Gelbgießerei. Wenn der Zugwind nur ganz sachte durch die offenstehenden Türen strich, bewegte sich der Engel. Wenn dazu, wie gerade jetzt, die Sonne schien, so gab das ein wundervolles Glänzen und Gleißen.

Der kleine Daniel konnte von seinem Platz aus gerade auf dies goldene Wunder sehen. Und es erschien ihm so herrlich, daß er alles darüber vergaß, sogar seine Schmerzen, und ohne Unterlaß nach ihm hinsah. Gerade so wie heute morgen auf den Auszug der Ameisen, die, ihre Puppen schleppend, in einer ununterbrochenen Reihe den Bürgersteig überquerten, klug einen Spalt zwischen den Sandsteinplatten benutzend.

Der kleine Daniel war so in den Anblick des goldenen Schwebeengels vertieft und ebenso mit der Erinnerung an die emsigen Tierchen beschäftigt, daß er die Aufforderung des Kantors: „Stamm, nenne mir das Laster, das dir im besonderen anhaftet", überhörte.

Als der kleine Daniel nicht einmal aufsah bei dieser Anrede, geschweige denn antwortete, erhielt er einen Jagdhieb mit dem Rohrstock, und wie er, erschrocken, den Kantor ansieht, fragt dieser weiter: „Ich will doch einmal hören, an was du gedacht hast, statt aufzupassen!"

„Der Engel — er glänzte so prachtvoll", sagte der kleine Daniel.

„Ich werde dich beengeln!" rief der Kantor und wiederholte die Prozedur, die er vorhin „beameisen" nannte. „Faulheit ist mein Hauptlaster! Wiederhole den Satz! Steh auf!"

Faulheit —", wiederholte gehorsam der kleine Daniel, und alle Schüler lachten. An diesem Tage ging er nachdenklicher und träumerischer noch als sonst heim und begriff nicht, daß es strafwürdig sei, Ameisen und Engel zu bewundern.

Armer kleiner Daniel, dir war die Weisheit, daß alles seine Zeit hat, auch „herzen und ferne sein von Herzen", noch nicht eingegangen! — —

Aus dem kleinen Daniel wurde ein lang aufgeschossener Gymnasiast, der immer gerade noch mitkam. Ein Träumer, der oft sonderbare Lichtblicke hatte, die ihn herausrissen. Seine Lehrer prügelten ihn nicht und nannten ihn auch nicht mehr faul. Einer aber sagte mit aufrichtigem Bedauern: „Stamm, Sie passen nicht in die Welt. Sie zäumen das Pferd am Schwanz!"

In diese Zeit fiel ein Erlebnis, das ihn beinahe an Gott und der Welt irregemacht hätte. Als im Herbst ein Kranichzug über die Stadt flog, fiel einer der Wandervögel herab. Er hatte einen lahmen Flügel, der seiner Sehnsucht zum Verhängnis wurde.

Der Kranich fiel just in den Garten hinter dem Haus von Daniels Mutter. Am Fenster stehend, hatte er das Geschehnis beobachtet, war in den Garten geeilt und hatte den bewußtlosen Vogel ins Haus getragen. Er kam am warmen Ofen zu sich, fand für den Winter ein Quartier im Ziegenstall und wurde am Ende so zahm wie ein Hund. Als der Frühling ins Land kam, spazierte er im Garten und auf den nahen Wiesen umher. Eines Tages, als Daniel im Garten saß, lateinische Vokabeln lernend, wendete er seinen Kopf nach dem neben ihm stehenden Kranich. In dem Augenblick, als Daniel seine schönen, glänzenden Augen auf das Tier richtete, ein Schmeichelwort auf den Lippen, hackte es nach seinem rechten Auge, um es für ewig zu zerstören und sich dann, erschreckt von dem Jammerschrei seines mißhandelten Wohltäters, in die Lüfte zu erheben und nie wiederzukehren. —

Daniel trug eine schwarze Binde über seiner leeren Augenhöhle. Dies Unglück machte ihn noch unbeholfener und verstärkte seinen Hang zum Träumen. Dann brachte er es ohne besondere Anstände bis zum Pfarramtskandidaten. Wenn je einmal irgend jemand eine Lust anwandeln wollte, über den Träumer zu spötteln, so unterließ er das im Hinblick auf die schwarze Binde.

Er wurde Pfarrer in einer armen Gemeinde im Oberland. Seine Kirche hatte kein von einem goldenen Engel getragenes Taufbecken. Aber jedesmal, wenn ein Kind zu dem hölzernen Taufstisch getragen wurde, sah er im Geist die goldene Schale, die ihm in jener Schulstunde so schmerzhafte Folgen eingetragen hatte. Die Worte, die er über den Täufling sprach, klangen doppelt lind und milde, als wollte er sagen: Fürchte dich nicht vor dem Leben, ich will über dir wachen, so gut ich kann. Die Leute im Dorf empfanden die Liebe, die von ihrem stillen Pfarrer ausging, der nicht viel Worte machte, der jedem Ding eine gute Seite abgewann, sogar der mottenzerfressenen Altardecke, indem sie ihm als sichtbares Beispiel der Vergänglichkeit alles irdischen Schmuckes diente und ihn auf die unvergänglichen Schätze des Geistes hinwies.

Wenn er durch sein Dorf ging, streichelte er jedes Kind, das ihm über den Weg lief, und die ganz kleinen, müden trug er sogar eine Strecke.

Freunde, wie andere junge Leute, hatte er sich auf der Universität nicht erworben. Das lag an ihm selber, an seinem Hang zum Träumen und zur Einsamkeit, der sich nach einigen Erfahrungen mit Menschen, denen er geholfen hatte wie dem Kranich und die dann nach ihm hackten, verstärkte.

So sträubte er sich auch anfänglich gegen den Anschluß an einen jungen Gutsherrn, der sich freute, einen gebildeten Mann seiner Art in dem neuen Geistlichen zu finden. Erst nach der Taufe seines ersten Kindes kamen sich die Männer näher.

Im Herbst, zu Martini, mußte die Gemeinde dem Pfarrer ein Faß Apfelwein und eine Gans liefern.

Daniel stand ratlos vor diesen Gaben, die ihm der junge Gutsbesitzer, der gleichzeitig das Schulzenamt ververwaltete, ins Haus fuhr. Das Faß wurde in den Keller gebracht, die Gans an eine eiserne Krampe im Deckengewölbe darüber aufgehängt.

Daniel stand gerührt vor diesem Stilleben — dankbar seinem Geschick, das ihm so gute Gaben beschert. In dieser Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Ihm war, als ob alles Wasser der Welt zu Wein würde. — Die duftenden Fluten, goldgelb von Farbe, kamen von den Bergen, strömten in den Dorfteich — der schwoll an, lief über und überschwemmte das ganze Dorf — drang ins Pfarrhaus — schickte seine goldenen Fluten die Treppe hinauf und ließ sie steigen — immer höher steigen bis zum Munde des Pfarrers. War das ein betäubender, aber ein köstlicher Duft, der

Digitized by Google

seine schöne Eigenschaft, fröhlich zu machen, nicht verleugnete. Später als sonst schlug Daniel die Augen auf — schaute sich erschrocken um. Es war zwar keine goldene Weinflut bis zu seinem Lager gestiegen, aber ein betäubender Duft durchzog das Haus.

Der Duft wurde stärker, als er die Treppe hinunterging — und als er ihm weiter nachforschte — ahnend, daß er mit dem Faß im Keller zusammenhängen müsse, — fand er sich geschlagen wie damals, als er sich seiner Freude über den schwebenden Engel hingegeben hatte. Die Krampe, an der die Gans hing, hatte sich gelockert, und diese war gerade auf den Hahn, der bereits im Spundloch steckte, gefallen, hatte diesen herausgetrieben und so die Flut veranlaßt, die durch ihren Duft den Traum hervorrief. — — Armer Daniel Stamm!

Daniel Stamm kam sich vor wie damals, als er vor vielen vielen Jahren nach Kantor Blechs Geheiß zehnmal auf seine Schiefertafel schreiben sollte: „Müßiggang ist aller Laster Anfang", — und es waren doch nur neun Linien vorhanden!

Daniel konnte es an diesem Morgen nicht im Hause, das ganz von Weindunst erfüllt war, aushalten. Dazu die alte Magd, die ihm die Wirtschaft führte und ein lautes, nicht endenwollendes Gezeter über den Unglücksfall anhob. Er ging hinaus, durch das Dorf, über die Wiesen, dem Walde zu, an dessen Saum eine Moosbank unter einem Lärchenbaum stand. Er setzte sich nieder, sah auf das Dorf, auf sein Dorf, das seine Gemeinde in sich schloß. Betrachtete die Wolken, wie sie scheinbar regellos am Himmel dahinsegelten und doch ihre vorgeschriebene Bahn innehalten mußten. Er sah den Rauch aus den Schornsteinen kerzengerade gen Himmel steigen, ein Abbild der Sehnsucht. Ein großer Wolkenberg hatte es ihm besonders angetan. Der war wie geschaffen für einen Thron Gottes. Während er träumend emporblickte, schien es ihm, da oben throne die Mutter Gottes mit dem heiligen Kinde. Der Joseph stand auch dabei. Und über die nächst höhere Wolkenmauer blickte das gütigmilde Antlitz Gott-Vaters herab. Daniel konnte sich nicht satt sehen und übersetzte sich das Traumbild: Ich will alle meine Güte an deinem Antlitz vorüberstreichen lassen. Ja wirklich, alle Güte trotz der Hiebe Kantor Blechs und der Schicksalsschläge im großen und im kleinen. Ob diese Fehlschläge daher kamen, daß er ein Träumer war, der mit der Wirklichkeit nicht fertig werden konnte, also nicht in die Welt paßte?

Er blickte von den Wolken fort auf die Erde und sah einen Ameisenzug. Gerade wie damals schafften die klugen Tiere ihre Puppen fort. Wie unermüdlich sie ihre Arbeit taten! Wieder vertiefte er sich in den Anblick der Emsigen und lächelte in Erinnerung an den entrüsteten Ausruf des alten Blech: „Ich werde dich beameisen!" Es raschelte im Laub. Als er sich umwendete, sah er ein junges Mädchen auf sich zukommen.

Ihm war, als kenne er sie, und wußte doch nicht, wo er sie gesehen haben konnte. Sie grüßte ihn unbefangen. „Guten Morgen, Herr Pfarrer, ich bin auf dem Wege zu Ihnen. Sie entsinnen sich meiner nicht? Ich trug das Kind des Gutsherrn zum Taufstein. Ich heiße Anna Krafft."

Nein, er entsann sich nicht. Das bereitete ihm auch weiter keine Verlegenheit, es einzugestehen. Er empfing, während er geistliche Handlungen vornahm, niemals sachliche Eindrücke.

Das Mädchen war von der Tatsache, daß er sie übersehen hatte, auch nicht beleidigt. Sie meinte aber: „Sie legten mir meine Patenschaft so eindringlich ans Herz und mit so schönen Worten, daß ich von Ihrer Art, Gott und das Leben anzusehen, einen tiefen Eindruck gewann. Ich wollte Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich zur Erinnerung an meine erste Patenschaft ein neues Taufbecken stifte. Das alte ist so sehr armselig — aus Zinn — und hat einen Riß. Ich habe das neue mitgebracht, darf ich es Ihnen zeigen?" Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern entfernte behutsam die Hülle von einer goldenen Schüssel, auf deren Grund eine Sonne abgebildet war. „Ich weiß nicht, ob Ihnen das Symbol recht ist? Ich dachte an ‚Gnadensonne', als ich den Künstler bat, dies Zeichen einzugravieren."

Das Mädchen hatte die goldene Schüssel mit beiden Händen gefaßt und hielt sie ihm entgegen. Sie stand von der Morgensonne beschienen da — ein Glänzen und Gleißen ging von der Schüssel aus. Er blickte wortlos und wie im Traum auf die Mädchengestalt.

Er war unfähig, ein Wort zu sagen. Sie fragte erstaunt: „Was ist Ihnen, Herr Pfarrer?"

„Ach — der Engel — gerade wie damals, dieser wundervolle Strahlenglanz!"

„Der Engel? Welcher Engel?"

Der Pfarrer holte tief Atem und sagte: „Oh — es ist eine leidige Angewohnheit — das Träumen!" Und dann erzählte er von den Hieben, die ihm damals Blech überzählte, als er über dem Taufengel die Wirklichkeit vergaß.

Alles erzählte er dem Mädchen — auch das Unglück mit dem Weinfaß, das ihn aus dem Hause getrieben. „Wenn ich mir doch das Träumen abgewöhnen könnte!"

„Bewahre, nein! Das sollen Sie sich nicht abgewöhnen! Hebt denn der Traum nicht über das bloße stumpfe Dasein hinaus? Was wäre die Welt ohne Träume? Das, was jetzt besteht, war ehemals ein Traum Gottes! Spürt denn der Gefangene im Traum seine Ketten? Würden wir weiterleben können, wenn wir nicht den Traum von besseren Tagen hätten, in denen unser Sehnen erfüllt ist? Wenn Heimwehkranke im Traum die Heimat sehen, empfangen sie neue Kraft. Gibt es nicht einen Traum, der deutsche Einigkeit heißt? Ist es nicht schön, für solche Träume zu leben? Sie sollten sich von niemand Ihre Träume verleiden lassen. Nichts kommt in Wahrheit mehr von Gott als Träume. Man muß nur ihre richtige Deutung finden."

Noch niemals hatte ein Mensch, geschweige denn ein Mädchen in dieser Weise mit Daniel Stamm geredet. Sie gingen zusammen in das Dorf zurück; vor dem Pfarrhaus verabschiedeten sie sich voneinander. Daniel trug die goldene Schüssel in sein Haus. Und noch etwas: Den Traum von einem Mädchen, das ihm eine Gehilfin sein könne....

Der Traum erfüllte sich. Er wurde eine Quelle der Begeisterung zu neuem Schaffen.

Als Daniel Stamm später seinen Kindern von diesen Dingen erzählte, lächelte seine Frau glückselig und sagte: „Laßt euch das Träumen nicht verleiden! Aber sorgt, daß es solche Träume sind, die wert sind, in die Wirklichkeit umgesetzt zu werden — sie müssen Idealen entsprechen, die aus dem Ewigen stammen. . . ."

Judas Ischariot * Von Paul Wolf.

(Aus einem Sonettenkranz „Menschen".)

Ein Schakal heult. — Er schleicht verstört vom Fraße. —
Den Hang des Kidron keucht ein Mensch empor . . .
Ein Zug von Fackeln drängt fernan zum Tor . .
Jetzt löscht das letzte Licht auf toter Straße. —

Da gellt ein Schrei! . . Ein Wimmern stirbt im Grase . . .
Das Opfer liegt, das Satan sich erkor. —
Grell bricht der Mond durch dunklen Wolkenflor.
Schon giert der Schakal scheu nach neuem Aase. — —

Im Morgengrauen wankt zu Salems Toren
Der Mann, der Davids Krone seinem Erben
Umsonst geboten und sein Spiel verloren —.

Dem Nieverstandnen galt sein brünstig Werben,
Der für die ganze Menschheit ward geboren . . .
Nun bleibt ihm nichts mehr als — am Weg zu sterben. —

Digitized by Google

Eiprobleme und Hühnerkräfte * Von Hermann Radestock.

Es war lange vor dem großen Kriege, als wir uns noch an guten und billigen Tafelgenüssen ergötzen durften, da saß ich mit einigen Freunden am öfters aufgesuchten Tisch eines ländlichen Gasthauses. Wir waren an dem Tage bescheiden und aßen gekochte Eier, allerdings nicht wenig. Da, als einer von uns fünfen sein erstes Ei durchschneidet, findet er ein Haar darin. Nicht sehr appetitlich; aber das war ja Nebensache. Wie kam das Haar in das Ei? Erregtes Fragen, Vermuten, Erörtern. Inzwischen kommt Ei Nummer zwei an die Reih': derselbe unglaubliche Haarfund, zufällig wieder bei demselben Tafelgenossen. Da wir übrigen in unsern Eiern nichts Verdächtiges entdecken konnten, so gab das zunächst ein reichlich mit Neckereien gespicktes, fideles Gemunkel. Dann ließen wir die Wirtin kommen. Sie war oder tat sehr erstaunt: So etwas habe sie noch nie erlebt usw. Mir Wissensdurstigem genügte das nicht, ich ging in die Küche zu der Wirtin Töchterlein, das den Schalk im Nacken hatte. Ich mußte hoch und heilig versprechen, dem von ihr Geneckten und Geliebten nichts zu verraten, dann gestand sie nach einigem Sträuben und zeigte mir sogar, wie sie „gezaubert" hatte. Es war, wie alles Geniale, höchst einfach: Man bohrt mit einer Nadel ein Loch in die Schale des rohen Eies, schiebt ein Stückchen Schweineborste, Pferdehaar oder dergl. hinein in die weiche Masse, gipst wieder zu und kocht das Ganze. Ich mußte lachen über diese kolumbushaft glatte Lösung des Haareierproblems, das übrigens unser Kobold später seinem Schatz selbst erklärt hat, und verfügte mich wieder in die Wirtsstube.

Hier war jetzt eine lebhafte naturwissenschaftliche Diskussion über die Magenkraft der Vögel nach den Untersuchungen Professor Mangolds in Freiburg und anderer im Gange. Es stimmt: Ein Hühnermagen ist imstande, kleine Spielzeug-Glaskugeln, die man heftig auf den Boden werfen darf, ohne daß sie zerspringen, binnen drei Stunden in Brei zu verwandeln. Blechröhrchen und Stecknadeln wurden kreisförmig gebogen oder zerbrochen; das entsprach in einigen Fällen einer Belastung von drei bis vier Zentnern. Je härter das Futter und je größer der Hunger, desto schneller und kräftiger arbeitet solch ein Hühnermagen. Bei gekochten Kartoffeln macht er noch eine Pause von 34 Sekunden zwischen zwei Zusammenziehungen, bei Weizen 28 und im Hungerzustand durchschnittlich nur 25 Sekunden, und zwar mit Druckstößen, die dem Gewicht einer 138 Millimeter hohen Quecksilbersäule auf eine Unterlage von einem Quadratzentimeter entsprechen. Diese ungeheure Arbeitskraft offenbart sich nun besonders in dem vom Magen erzeugten Eischalenstoff. Trotz ihrer zahlreichen Poren, durch die sie die zur Erweckung des künftigen Lebens nötige Luft samt deren zum Wachsen und Gedeihen ebenfalls unbedingt nötigen Pilze und Bakterien einatmen, besitzen die Schalen eine große Festigkeit. Bei vorsichtiger allmählicher Belastung ertragen ausgeblasene Eischalen 18 bis 34 Kilogramm, bei gleichzeitigem Wasserdruck von innen und außen sogar 30 bis 37 Atmosphären Druck! Und zu diesem Wunderwerk, dem unsere Technik nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat, zur Herstellung eines ganzen Eies, braucht das Huhn noch keine sieben Stunden Zeit! Dabei will es auch etwas sagen, daß ein solches Ei, das, frisch gelegt, im Aerometer (Drahtgitterbehälter in einer mit Wasser gefüllten Röhre nebst Skala zur Altersbestimmung der Eier) etwa 43 Gramm wiegt, in einer Woche nur um 0,6 Gramm Gewicht verliert.

Freilich mit dem Gewicht vermindert sich auch das Aroma. Und auf das kommt es beim Ei viel mehr an als auf den Nährwert. Dieser wird oft sehr überschätzt: Man muß schon sieben Eier zu 50 Gramm essen, ehe man den Eiweißgehalt von einem halben Pfund Rindfleisch erreicht. Aber, wie gesagt, das Aroma des Eidotters, das ist etwas Unnachahmliches. Ein oder zwei Eier an die Suppe oder den Teig, welch ein Unterschied an Geschmack und Bekömmlichkeit. Das Aroma hängt ab vom Appetit der Hühner und von ihrem Futter. Beides ist am günstigsten im herannahenden Frühjahr, sobald die Legerinnen bei ausgiebiger Bewegung ihre einförmige Winternahrung wieder durch selbst gesuchte Würmer und Insektenlarven nebst festen Bestandteilen zur Schalenbildung bereichern können.

Für die Preisbildung auf dem Markte jedoch kommt das Aroma fast gar nicht in Betracht, hier heißt es: nur möglichst viel Eier aus jeder Henne herausholen. Das sucht man in England und Amerika zu erreichen durch elektrische Beleuchtung der Hühnerställe, damit die Tiere auch am Abend und bei Nacht das reichlich hingestreute Futter sehen und picken können. Ein französischer Züchter verfiel auf den Gedanken, seine Hühner täglich unter anderm mit einer Brotweinsuppe zu füttern; er will dadurch von jeder Henne einen jährlichen Mehrertrag von durchschnittlich 87 Eiern erzielt haben. Das alles sind krampfhafte Anstrengungen, deren anfängliche Erfolge bald nachlassen dürften, weil sie zu sehr der natürlichen Lebensweise jedes Tieres, nicht nur der Hühner, widersprechen. Dagegen halte ich das seit einigen Jahren in Dänemark, England, den Vereinigten Staaten und Australien eingeführte Kontroll- oder Wetteierlegen für ein gutes Mittel, um erst einmal die betreffende Rasse von Hühnern herauszufinden, die bei sonst völlig gleicher Lebensweise (Nahrung, Stallung, Lauffeld, Behandlung) unter demselben Klima eines Landes den größten Eierertrag von allen bringt. Das ist natürlich nicht leicht und billig zu machen, denn jeder der fünf Faktoren ist an sich veränderlich und ergibt in Verbindung mit den andern immer wieder neue Durchschnittszahlen. Australien marschiert hier an der Spitze mit seiner großen Versuchsstation Parafield bei Salisbury. Sie umfaßt heute 160 Höfe für Wettlegen, und zwar Laufräume und Ställe für 5000 Legerinnen, außerdem 150 Höfe für Rückenaufzucht. Das letzte Wettlegen dauerte zwölf Jahre. Sieger waren die weißen Leghorns. In Irland waren es die leichten Sussex, in Dänemark die Italiener. In den Vereinigten Staaten aber gibt es ganze Hühnerstädte, z. B. Petaluma bei San Franzisko, wo fast alle 6000 Einwohner von der Hühnerzucht leben und die größeren Betriebe mit wissenschaftlichen Laboratorien ausgestattet sind. Deutschland muß diese und andere Hühnererfahrungen erst noch zu gewinnen suchen.

Im Zusammenhang mit der Rassenfrage betrachtet, ist auch die Farbe der Eierschalen nicht nebensächlich. Sie ist sogar ein sicheres, durch Nahrung, Klima usw. schwer zu beeinflussendes Rassenmerkmal. Die Farbe stammt nämlich direkt aus dem nur im Laufe von Jahrtausenden in seiner Artbeschaffenheit sich verändernden Blute und der Galle. Nun legen die indisch-malaiischen Waldhühnerarten, von denen u. a. auch unser europäisches Haushuhn abstammt, nicht reinweiße, sondern rötlich-gelbe Eier, die sie im dichten Urwald nicht so sorgfältig verstecken müssen, wie es für die ursprünglich auf freie Steppen und Felder angewiesenen Vorfahren unseres Haushuhnes nötig gewesen war. Denn das ist Naturgesetz: Gut versteckte Eier sind weiß, schlecht versteckte haben Schutzfarben, die die Nestentdeckung erschweren. Unsere Züchter und das Publikum bevorzugen die reinweiße Farbe. Nur zu Ostern verlangt die licht- und farbenfrohe Kinder- und Volksseele bunte, womöglich gelbe oder rote Eier; sie verhilft so unbewußt den Farben der morgenländischen Waldhühnereier für kurze Zeit zu ihrem alten Vorrecht. Und beim Verstecken der Ostereier halten es wohl auch die Eltern zugunsten ihrer suchenden Kinder öfters mit der leichteren indischen als mit der schwierigen ureuropäischen Hühnerpraxis.

Sprechen wir von Hühnereierfreuden, so ziemt es sich, zuerst einmal die Eierspenderinnen selber zu befragen, ob ihnen das viele Legen auch Freude macht. „Aber selbstverständlich," so höre ich die Antwort, „nach jedem brav gelegten Ei folgt doch ein lauter Freudenschrei." Nun, ganz sicher wird bei jedem Vogelweibchen in diesem Augenblick eine gewisse innere Befriedigung herrschen, bei dem lauten Gegacker (NB. möglichst weit entfernt vom Nest!) aber denke ich mehr an die Ablenkungs- und Täuschungskünste, die bei allen unsern freilebenden Hühnervögeln, besonders beim Rebhuhn, ihren zahlreichen Feinden gegenüber vorzüglich ausgebildet sind. Dergleichen überlebte und trotzdem beibehaltene Instinkte sind bei allen unsern Haustieren zu beobachten. Auch das Zusammenlegen mehrerer Hennen in ein gemeinsames Nest geht auf alten Freiheitsbrauch zurück und zeigt sich ebenfalls beim Rebhuhn, in dessen Nest man oft viel mehr als die bekannte Höchstzahl für eine Henne, nämlich 17 Eier, findet. Beim Haushuhn hat das oft die fatale Nebenerscheinung, daß es seine Eier in des Nachbarn Hühnernester legt; darum schüttelt man in Ostpreußen am Silvesterabend den Grenzzaun mit dem gleich noch etwas weiter zielenden Zauberspruch: „Die Eier für uns, das Gackern für euch."

Freilich, an den Gefühlsüberschwang einer der genannten Siegergruppe der australischen Leghorns angehörigen Henne vor ihrem angesammelten, für sie völlig nutzlosen jährlichen Eiersegen von sage und schreibe 277 Stück wollen wir lieber nicht denken. Denn der Hauptzweck und die Hauptfreude für jede Henne ist ja das Brüten und Mutterwerden. Und diese Freude können wir ihr leider nur selten gestatten. Tut man es, so geschieht es im

Digitized by Google

Badischen am Sonntagvormittag. Beim Ansetzen sagt dann die Bäuerin der Henne vertraulich ins Ohr: „So, jetzt gehen die Leute in die Kirche, lauter Weiber und nur ein Mann." Dann weiß die Gute, was sie zu tun hat, und brütet lauter Hühnchen und nur ein Hähnchen aus. Auch eine andere Sitte ist für die Hühner nicht übel: am Weihnachtsabend und zu Fastnacht in einen durch ein Band abgegrenzten Kreis versammelt und beschenkt zu werden mit allem, was die Leute im Haus essen; das erzieht zugleich, wie man meint, die Erfreuten zur Dankbarkeit, Ordnung und Häuslichkeit. Keine größere Schmausfreude aber kann der Landwirt seinen Hühnern machen, als wenn er sie nach der Getreideernte mit aufs Feld nimmt. Hier picken sie eifrig die zahllosen, beim Ernten ausgefallenen Körner auf. Gleichzeitig beginnt ein Knecht rings um das Feld einige Furchen zu ziehen. Die schaffen einen natürlichen Zaun. Der Pflug wirft nämlich zahllose Würmer, Larven und Puppen ans Licht, die sind dann das vielbegehrte Fleisch zum Brot für die Hennen, die schließlich zu Haus ihren Dank reichlich in Eiern abstatten.

Sehr zahlreich und verschieden sind die Sitten, mit denen die Erwachsenen im Frühjahr um die Osterzeit den Kindern Eierfreuden bereiten; daß aber zuweilen eine ganze Gemeinde eines schönen Frühjahrssonntags mit Musik und Vereinen, Fahnen und Festjungfrauen auszieht, um ihr sogenanntes „Eierlesen" zu feiern, dürfte wenig bekannt sein. In Hofen am Neckar, nicht weit von Stuttgart, entwickelt sich dann ein frohes Volksfest, bei dem auf der Festwiese durch aufgestellte Buden und Zelte, Karussell, Kletterbaum mit Gaben für Kurzweil gesorgt ist. Bei dem Eierlesen handelt es sich um eine Wette zwischen zwei Bauernburschen. Der eine muß hundert in einer Reihe und im Abstand von je dreißig Zentimetern ausgelegte Eier einzeln auflesen und jedes einzelne durch fortwährendes Hin- und Herlaufen in eine am Ende der langen Reihe aufgestellte, mit Spreu gefüllte Wanne werfen. In der gleichen Zeit muß der andere mit einem Nachen über den Neckar nach Mühlhausen hinüberfahren, um dort aus einem entfernteren Gasthof eine Flasche Wein zu holen und nach abermaliger Nachenfahrt zu den Preisrichtern auf der Festwiese zu bringen. Letztesmal (vor dem Kriege) siegte der Weinbringer, und der als dummer August verkleidete Spaßmacher der Gemeinde half, als er sah, daß der Eierleser mit seiner Aufgabe doch nicht fertig wurde, dadurch nach, daß er die noch übrigen Eier zum großen Vergnügen der Jugend in seinen Schirm packte und so vollends zur Wanne trug.

Lob der Orgel * Von Ernst Lissauer.

Die Orgel, ob sie auch aus Pfeifen gefügt ist, die von einem Wind ertönen, erklingt gleichwohl bald wie Bläser und bald wie Streicher. Sie ist der große Dritte über Blasenden und Streichenden. Gemessen an der Orgel sind alle anderen Instrumente Fachsimpler, Spezialisten, Sonderbrötler. Auch das Klavier kann ihr nicht verglichen werden: es steht neben ihr wie der Klavierauszug neben der Orchesterpartitur. Das Klavier gibt Streicher und Bläser in vereinheitlichendem Relief, sie werden eingeschmolzen in seinen letztlich immer ein wenig knöchernen oder porzellanenen Klang; die Orgel vermag nicht nur einzelne Instrumente und Gruppen nachzuahmen, sie sind in ihr wahrhaft enthalten, sie ist ihrem Wesen nach Orchester.

Alle die Instrumente sind Individuen; sie, wie das Orchester, ist Gemeinschaft und Gesamtheit und trotzdem nur ein einziges Instrument, gespielt von einem. Die Orgel ist das Volk unter den Instrumenten. Horcht, das überpersönliche pfeift und trombt und geigt in ihm mit Gewalt! Und dennoch abermals: nur eines. Sie ragt vor den Hörern unten in den Bänken wie ein Großer ob allem Volk, welcher mit Zungen kündet, als ein Brausen vom Himmel auf ihn gefallen ist. Sie ist das os magna sonaturum der Musik. Die Orgel ist auch der Prophet unter den Instrumenten.

Tönendes Urbild der Volkheit, tönendes Urbild des, welcher redet zum Volk: so wie das Volk, das den Propheten zeugt, und der Prophet, der es umzeugt zu höherer Stufe des Wesens, einander Urbilder sind.

Denn dies unterscheidet das Orchester der Pfeifen und Register vom Orchester der Instrumente: Der Wind, welcher die Orgel erregt, wird nicht mehr gespürt als Verwandter des Atems aus der menschlichen Lunge, von dem Klarinette und Flöte erklingen, sondern es ist, als hause in der Orgel ein Sturm, von dessen Brausen ein Nachbrausen rauscht noch in den leisesten Schwingungen der Aoline, als sei in der Windlade jeglicher Orgel Wind von jenem Wind, welcher das Haus erschütterte, in dem die Jüngerschaft beisammensaßen. Es ist der Orgel eingeboren, daß sie Wind sammelt mit vielen Schlünden. Wenn sie nicht schweigt, so, ob laut oder leise, braust sie von ihm, er ist vorhanden immer, und immer schwellend. Dies ist es: Immer, wenn die Orgel erschallt, ist es, als ob sie schwille. Sie ist ein Instrument jenseit der Wintersonnenwende, es flutet in ihr das steigende Jahr der Musik. Steigerung ist ihr Wesen, sie ist kein gelassenes Organon. Selbst ihr Pianissimo ist wie gesprochen in ein Megaphon und verstärkt sich hundertfältig. Die Orgel ist wie das Gebirge, in dessen Klammen und Kaminen selbst das leiseste Wehen ein Sausen wird.

Nicht die Klangstärke ändert sich, nicht etwa ist die Orgel ein lautes Instrument schlechthin, sondern ihr ist vermehrt die musische Dynamis, die innere Gewalt. Ihr Klang kommt dahergefahren nicht nur in großem Brausen, sondern auch in sanftem Säuseln, und wie in jenem Säuseln, das Elias vernahm, ist auch in ihrem die Macht und die Herrlichkeit.

Ja, ihre Macht ist groß. Sie umspannt alle Töne und Tönungen. Geige einzeln und Gruppe der Geigen, Oboe allein und die Schar der Bläser, auch eine Kammermusikvereinigung der Orgel könnte sich aussondern. Pikkoloflöten streifen dahin, triangelhaft klingeln Glockenspiele, Trommeln werden geschlagen.

Man hat ihr in früherer Zeit auch vielerlei unmittelbare Nachahmung der Natur eingefügt: Nachtigallschlag und Kuckucksruf und anderen Vogelgesang, und noch in neuerer Zeit enthalten Schweizer und französische Werke Gewitter, Regenschauer und Donner. In solcher Spielerei liegt gleichwohl tieferer Sinn verborgen, und selbst noch in dem Erfinden solcher Register, auf deren Zug Engel posaunen oder pauken und Sonnen, Monde, Sterne sich zu drehen beginnen. Jene naiven Orgelbauer vergangener Zeit spürten die Allmacht der Orgel und drückten das auf ihre Art durch solch tändelndes Zierwerk aus. Ihr ist nichts unerreichbar, was an Klang auf der Erde lebt, und wenn das Fernwerk erschallt, ist es, als töne das Firmament selbst herab. Wir empfinden die Orgel als erhabenes Instrument, vor andern würdig, dem Ewigen zu dienen und in ihrem Bereiche, dem schallenden, schallend die Allmacht abzubilden.

Die heilige Cäcilie. Von Dolci.

Digitized by Google

Streiflichter.

Aufforderung zum Harakiri. Die unvermeidliche Wirkung des Putsches der Herren Kapp und Lüttwitz ist ein aberwitziger Übermut jener Elemente, denen durch den Putsch Wasser auf die Mühlen ihrer Agitation geliefert ist und die sich seiner herzlich freuen, indem sie in Orgien der Entrüstung über ihn schwelgen. Wobei denn — secundum ordinem — immer der Radikale von dem Radikaleren aufgefressen wird. Indes die Demokratie den Rachen aufsperrt, um alles zu verschlucken, was rechts von ihr steht oder auch über dem Haufen liegt, schnappt die Sozialdemokratie nach den bürgerlichen Demokraten, schnappen die Unabhängigen nach den Mehrheitssozialisten und die Kommunisten, Spartakisten, Bolschewisten nach den Unabhängigen, und jeder, der da sich selbst zu mästen glaubt, mästet doch nur Fraß für den, der da entschlossen ist, den Tyrannen zu übertyrannen. Eine wahrhaft tragikomische Rolle spielen dabei alle die, die z w i s c h e n den Polen rechts und links irgendwie im Trüben zu fischen suchen. Sie fristen in Wahrheit ihr politisches Dasein als eine Galgenfrist von der Radikalisten Gnaden. Aller Enden hört man die Radikalen ihre Forderungen stellen. Nirgends hört man, daß ihre Mitläufer und Schrittmacher, als da sind Mehrheitssozialisten, Demokratie und Zentrum, sich diesen Forderungen klar und unzweideutig versagen, obgleich sie auf nichts anderes hinauslaufen als auf die dringlichste Aufforderung an Mehrheitssozialdemokratie, Demokratie und Zentrum, ein gewaltiges Harakiri an sich selbst zu vollziehen. Als drastisches Schlußglied in der Kette der radikalen Forderungen steht das allenthalben ungeniert geäußerte Verlangen nach Auflösung der Bürgerwehren, nach Entwaffnung der — entschuldigen Sie das harte Wort! — Bürger und nach Bewaffnung der Arbeiter, nach betriebsweiser Bewaffnung der Arbeiter, wobei selbstverständlich noch vorbehalten ist, daß nur zuverlässige, im Sinne der Diktatur des Proletariats zuverlässige Leute Waffen bekommen. Ebenso wie ja schon ausdrücklich gefordert wird, daß bei den Wahlen zu den Betriebsräten nur solche Leute wahlberechtigt sein sollen, über deren „richtige" Gesinnung kein Zweifel mehr besteht. Wozu dann noch wählen? Diese äußersten Konsequenzen der agitatorischen Ausbeutung des Kapp-Putsches hat nun freilich die Demokratie noch nicht ausdrücklich gutgeheißen. Aber sie hat auch nicht das bißchen Zivilcourage aufgebracht, sie deutlich und grundsätzlich von sich zu weisen. Sie kann das freilich auch nicht gut; denn was sie bereits zugestanden hat, nimmt ihr schon das moralische Recht und die logische Möglichkeit, irgendeinem konsequent durchgedachten Diktaturwahnsinn der äußersten Linken sich klar zu widersetzen. Haben doch die bürgerlichen Parteien, die zurzeit noch als Platzhalter für die Unabhängigen mit in der Regierung sitzen, in bezug auf die Verwaltung, die Sozialpolitik und die Wirtschaftspolitik das ihnen zugemutete Harakiri schon jetzt vollzogen und den Gedanken der Demokratie selber völlig preisgegeben und verraten. Man hat es zwar nicht zur Bildung einer reinen Arbeiterregierung kommen lassen, die der Exponent einer Diktatur des Proletariats gewesen wäre. Aber man hat, was eigentlich viel bedenklicher ist, sich dazu hergegeben, durch Verbleiben in der Regierung die Tatsache zu maskieren, daß das Programm, welches diese Regierung sich von links her hat aufoktroyieren lassen, in Wirklichkeit bereits die Diktatur des Proletariates auf den wichtigsten Gebieten des Staatslebens bedeutet. Die mitregierende bürgerliche Demokratie hat den Grundsatz der Demokratie von der Geltung des im Parlament ausgedrückten Mehrheitswillens völlig preisgegeben, indem sie sich zu einer Verfassungsänderung bereiterklärte, welche dahin gehen soll, daß in Zukunft nicht mehr der parlamentarisch festgestellte Mehrheitswille, sondern das klassenmäßig bestimmte Gutdünken der Arbeiterschaft, ja eines Teiles der Arbeiterschaft, für Verwaltung und Gesetzgebung maßgebend sein soll. Etwas anderes bedeutet es doch nicht, daß künftig bei der Amterbesetzung und bei der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gesetzgebung und bei Dingen der Landesverteidigung die Streikleitung der Gewerkschaften ausschlaggebende Stimme haben soll. Das ist vielleicht nicht die Diktatur des Proletariats, denn die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter kann man schon lange nicht mehr als Proletarier ansprechen, aber es ist ganz gewiß die Diktatur der Streikleitung der Gewerkschaften, und darauf sich einlassen bedeutet für eine bürgerliche Demokratie bereits die Vollziehung des Harakiris. Von da bis zur Entwaffnung der Bürgerwehren und zur betriebsweisen Bewaffnung der parteipolitisch entsprechend abgestempelten Arbeiter ist's nicht weiter als vom A zum B. Grundsätzlich und logisch steht d i e s e r Weiterung nichts mehr im Weg, nachdem jener logische und grundsätzliche Halsbruch einmal geschehen ist. Und es ist gar nicht einzusehen, warum die Radikalen, die jenes mit Erfolg gefordert haben, nicht auch dieses fordern sollten. Und es ist auch gar nicht einzusehen, wie die bürgerliche Demokratie, seltsam dargestellt durch die an der Regierung beteiligten bürgerlichen Parteien, sich einer solchen weitergehenden Aufforderung zum Harakiri sollte mit Fug entziehen wollen, solange sie nicht überhaupt das politische Harakiri von ihrem Programm absetzt.

Eselsfußtritte. Niemand hat bis jetzt irgendwie einen Beweis dafür erbracht, daß der General Ludendorff der Drahtzieher des unglückseligen Militärputsches der Kapp und Lüttwitz gewesen sei. Durch noch so häufige Wiederholung der Behauptung, daß dem so sei, wird diese Behauptung um keines Haares Breite erwiesener. Dennoch sättigen gewisse Leute jetzt ihren Haß gegen einen Ludendorff damit, daß sie jene Behauptung so oft wiederholen, bis sie sich selbst dadurch von ihrer angeblichen Wahrheit „überzeugt" haben und dann a conto dieser Überzeugung in unflätiger Weise ihren ganzen Haß gegen Ludendorff vom Herzen schimpfen können. Die „Frankf. Ztg.", das führende Organ jener wunderlichen bürgerlichen Demokratie, der angesichts der Neuwahlen durch gar nichts sonst als durch den Putsch des Herrn Kapp das Leben gerettet werden konnte, steigert sich in ihrem glückseligen Entrüstungsdelirium bis zu der Behauptung, Ludendorffs Name werde in der deutschen Geschichte nur mit Abscheu genannt werden können. Das heißt denn doch eine wahre Eselsfußtrittsorgie. Gesetzt den Fall, Ludendorff hätte sich — wofür die Regierung und die Staatsanwaltschaft offenbar keinen Beweis zu haben glauben, weil sie sonst doch gegen ihn, gegen wen lieber als gegen ihn, vorgegangen wären — durch schlechte Berater aus irgendwelchen Motiven in das Kappsche Unternehmen verwickeln lassen, so wären zunächst erst einmal diese Motive zu wägen, ehe man zu einem sittlichen Werturteil über sein Verhalten kommen könnte. Nur kleinhirniger Haß kann diese erste Pflicht bei der Fällung eines Urteils vergessen und vergessen w o l l e n. Dann aber, die unerwiesene Beteiligung Ludendorffs an einem unglückseligen Unternehmen als erwiesen vorausgesetzt, würde selbst die dickste Nummer eines fortschrittlichen Börsenblattes nicht dick genug sein, um das zuzudecken, was Ludendorff vordem für Deutschland getan hat. Selbst die fortschrittlichste Fortschrittlichkeit wird nicht über die geschichtliche, weltgeschichtliche Tatsache fortkommen, daß das Größte, was während der ganzen Jahre des Weltkrieges geleistet wurde, unlöslich mit dem Namen Ludendorff verbunden ist. Wenn man glaubt, einen solchen Mann zur Strecke gebracht zu haben, dann sollte man um seiner selbst willen mit Ehrfurcht von dem Gefällten sprechen. Wer statt dessen mit Eselsfußtritten nach ihm stößt, der beweist nur, daß er nie eines solchen Gegners würdig war.

Ein literarischer Wegweiser. Herr Kasimir Edschmid, eine der leuchtendsten Leuchten der neudeutschen Literatur, stellt fest, daß in dieser Literatur „die schöpferische Linie wie über einen Grat von Schickele über Ehrenstein bis Kafka und Adler läuft, eine Kurve macht, Döblin und Sternheim nimmt und über Leonhard, Frank, Däubler und Heinrich Mann kommt. Es ist sonst nichts da, was dem von diesen Geschaffenen etwas Neues, Wichtiges hinzugefügt hätte." Nun das wären immerhin schon eins, zwei, drei, vier . . . zehn große Männer, die Neues und Wichtiges geschaffen hätten. Welches Zeitalter dürfte sich eines Mehreren rühmen? Aber Herr Edschmid führt uns zum Beschluß seiner Gratwanderung über den Kamm des neudeutschen Literaturgebirges noch auf einen gewaltigen Gipfel: „Unsere größte Dichterin, die hirnlos, wie auf Gefühlen und Sternen den unermeßlichen Horizont des Traumhaften überschweift", so psalmodiert er über Frau Else Lasker-Schüler. „Sie mischt Realität und Vision, die Dummheiten ihres Lebens und die Schicksale von Zeit und Dasein unlösbar in eine Sprache und Form, die ohnegleichen, erstaunlich und bestürzend, meschugge und erhebend, von anständiger Verrücktheit und eselhafter Klarheit ist. Alles aber durcheinander und nur in dem Resultat des Gemeinsamen begreifbar, ihres dichterischen, aus all diesen Dingen, aus gefrorenem Wasser und Mondschein gemischten Ausdrucks." — Man mache ruhig einmal diese literarische Kammwanderung. Man hat dann doch wirklich eine Übersicht über das, was einem der markantesten Träger des Hohepriestertums der Moderne selbst als das Wesentliche an ihr erscheint. Man braucht ja in der Wertung nicht einig mit ihm zu sein. Die aufgewandte Zeit wird sich durch manche, wenn auch unerfreuliche Erkenntnis belohnen, aber doch auch durch manche erfreuliche Entdeckung; denn die Hälfte von den Leuten des Herrn Edschmid kann wirklich irgend etwas. Die andern aber werden dem noch Uneingeweihten einen heilsamen Schrecken bereiten. Man lasse sich also durch Herrn Edschmids sonderbares Anreißertum nicht endgültig verscheuchen.

Unsere Leser

erhalten die vorliegende Osternummer (Nr. 14) mit der das neue Vierteljahr beginnt, in diesem Jahre erst in der Woche nach Ostern. Die beklagenswerten innerpolitischen Ereignisse und der Generalstreik machten die rechtzeitige Herstellung und Auslieferung der Nummer vor Ostern unmöglich. Wir rechnen mit der freundlichen Nachsicht unserer Leser.

Verlag und Schriftleitung der Gartenlaube.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Puppengesellschaft · Gemälde von Philipp Franck.

Digitized by Google

Nr. 15

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

14. Fortsetzung.

„Mein teutsches Mädchen! Bist Du Verena Nimis? . . . Bist Du die Göttin der Freiheit selber, die goldhaarige, die reine, die lichte, zu der ich hier, im heiligen Frührot der Freien Schweiz, unter Gottes blauem Himmelsdom, am blauen Altar des Vierwaldstätter Sees, betend im Geiste die Hände erhebe? . . . Ach, Ihr beiden Lichtgestalten verschwimmt meiner Sehnsucht des Verbannten in eins. Du und Teutschland! Teutschland und Du! Germania und mein Brenche! . . . Euch schlägt dies Friesenherz. Euch immerdar!“

Die Augustsonne brannte heiß auf der breiten, leeren Rheinstraße in Darmstadt. Die aufgenähten bunten Vögelchen und Blumenranken auf den Vorhängen des Biedermeierzimmers im Hause des Geheimrats und Paulskirchen-Abgeordneten Dr. Emil Nimis bewegten sich leise, wie zitternd, in der Glut vor dem offenen Fenster. An ihm saßen, über Harro von der Wennes Brief die blonden und braunen Köpfe geneigt, Brenche Nimis und ihre Schwestern, das Babettche, frisch, blond, mit Backen wie die Äpfel, und das Mäusche, die Halbwüchsige, die ihre dicken Zöpfe um die Kinderstirne gelegt trug, drei Demoiselle in artigem Putz und sanfter Sittsamkeit der vormärzlichen Zeit. Aber über die rosigen Mädchengesichter war doch der Frühlingssturm, war Glockenklang und Völkerbrausen, Hämmern des Herzens, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, war der heiße Föhn der Zeit gegangen. Sie schauten wie aufgewachte Blumen in die Welt. Brenche Nimis glich mit ihren von langen Wimpern beschatteten frommen dunklen Augen unter dem schlichten, goldseiden schimmernden Scheitel und dem süßen, schmerzlichen Lächeln um die blassen Lippen eher einer bildschönen jungen Frau. Sie nahm den Brief ihres Herzliebsten aus der Schweiz wieder in die weiße Hand und las ihn mit zärtlicher, leiser Stimme weiter vor, indes die beiden anderen in andächtiger Rührung schwiegen.

Philipp Franck: Alt König im Taunus.

„Ich schreibe Dir, Du, mein Genius, diese Grüße der

Digitized by Google

Liebe mit Bleifeder in ein Notizblatt, auf einem Steinblock sitzend, vor einem lieblichen Kapellchen bei Küßnacht, wohin die Wanderlust mich, den Flüchtling, trieb. Draußen im See ziehen langsam Nachen mit lateinischen Segeln, Ruderschläge treiben den Einbaum, die Herdenglocken läuten. Es ist wie in des unsterblichen Schillers, des teutschen Freiheitssängers, Tell! Und falte die Hände — denn Du stehst hier im Geiste vor Höherem: Dies Kirchlein mit den beiden bescheidenen Säulen seines Vordachs, seinem Treppenaufgang zur spitzbogigen Pforte, seinem spitzen, hohen Hut auf dem Türmchen — dies ist Tells Kapelle! Hier fiel der Landvogt! Ehrwürdig kündet die Inschrift:

„Geßlers Hochmut Tell erschossen
Und edle Schweizerfreiheit entsprossen!
Wie lange wird aber solche währen?
Noch lange, wenn wir die Alten wären!"

Demoiselle Nimis machte eine Pause. Die Mädchen schauten ergriffen darein. Dann fuhr sie innig lesend fort:

„Wir aber — den Schwur erneute ich in der heiligen Hohlen Gasse — wir wollen die Jungen sein! Dann wird edle teutsche Freiheit entsprießen. Tröste Dich über die Zeit meiner Verbannung, Du mein künftiges Weib. Harre Du in Darmstadt aus wie ich in der Schweiz!"

Brenche Nimis übersprang eine Seite, in der nur von einer Sintflut von heißen Küssen die Rede war. Das war nichts für die Schwestern, am wenigsten für das Mäusche. Da, wo das Schreiben des wilden friesischen Edelings wieder in gesittetes Gleichmaß überging, fuhr sie mit weichem, leise klagendem Tonfall fort:

„Es haben ja manche der Flüchtigen hier an Teutschlands Brautstunde verzagt und haben das Palladium der Freiheit Wind und Wellen anvertraut und sind auf immer nach Amerika gesegelt. Ich aber bleibe. Ich trenne mich nicht von Teutschland und Dir, Ihr beiden süßen Namen, für die ich gerne den Tod erleide. Ich trenne mich nicht, sowenig sich ein Priester vom Allerheiligsten trennt."

Die drei Jungfern hatten feuchte Augen. Sie saßen in ihren lichten Sommerfähnchen wie ein Flug weißer Tauben aneinandergeduckt, und das Brenche las:

„Mein lieber Vater schickte mir von Hamburg über Holland einen Brief. Er stellt mir Wechsel auf Amsterdam zur Verfügung. Ich möge mir in Amerika, auf freier Prärie, unter den Rothäuten, ein Rittergut kaufen und da leben und mich und meine Rosse austummeln. Und, wenn es an der Zeit, Dich als mein Weib hinüberkommen lassen! Ha — ein Gedanke, bei dem ein niederdeutsches Herz höher schlägt. Aber ich habe ihm geantwortet: Hast Du bei Vitoria oder Waterloo Deinen Posten verlassen, Herr Major von der Venne? Nein. Du bliebst, wohin Dich Wellington stellte! So bleibe auch ich, wohin mich Teutschland gestellt hat.

Es ist viel Kommen und Gehen auf dem Schwarzwald und über den Rhein, mein göttliches Kind, wovon die Perückler in Karlsruhe und Stuttgart nichts ahnen! Wir Kalabresen, Piken- und Sensenmänner, Helden, Handwerkspurschen und Turner halten unser Pulver trocken! Wir lassen uns den Mut und den Bart wachsen. Ich selber trage schon einen wallenden blonden Vollbart, der mich erschrecklich läßt und den Beutelratten und dem Maulwerkgesindel daheim dereinst noch in die Nase stechen soll! Wir hier, ich und die Meinen, sind keine schlaffen Rederiche! Wir wollen nicht die Konstitution beschwören, sondern den Gottseibeiuns selber!"

„O Gott!" sagte Brenchen Nimis und fing an zu weinen. Das Babettche faßte sie teilnehmend bei der Hand. Das Mäusche küßte sie zart, mit spitzem Mäulchen, auf die blasse Backe. Nach einer Weile konnte sie wieder beginnen:

„Die Fürsten haben Euch schon so viel versprochen, daß ich glaube, sie haben sich dabei nur versprochen! Sie haben sich das Gegenteil dabei gedacht. Was helfen Euch da die gehorsamen Kammerknechte und Paulskirchler? Da wären mir die richtigen Metternichs und die selige Tobakgesellschaft in der Eschenheimer Gasse noch lieber als dies ganze kleine deutsche Flickschneidergewerbe! Schade, daß der Teufel solche Schwätzer auch nicht brauchen kann! Sonst hätte er sie schon lange geholt! . . ."

„Er is halt gar zu wild", sprach das Babettche, während die Mädchen leicht zusammenschauerten. „Das muß schon wahr sein, Brenche!"

„Wenn er nit so wild wär', hätt' ich ihn auch nit so lieb!"

„Aber solche Rede sind doch gar zu arg, wo doch der Papa selber in der Paulskirch' hockt!"

„Mir is er recht, wie er is! Er kann mit mir machen, was er will! Aber wenn's euch grauft, ihr Mädche, dann hör' ich auf zu lesen!"

„Ah bah! . . . Lies doch! Lies!"

„Ein Kind des Hasses ist mächtiger denn die Kinder der Liebe! So sind wir Söhne der Tat in der Schweiz mächtiger denn die Söhne des Worts in Teutschland! Schwatzen hat seine Zeit, und Gagern hat seine Zeit. Beratet nur, ihr Professoren und Paulskirchenlichter, revidiert, debattiert, zischt, klatscht, beschließt und tut nichts! Wir Wilden werden eures Fetts genießen!"

„Hu!" machte das Mäusche.

Verena Nimis hatte ihre Tränen getrocknet. Sie las rasch zu Ende:

„Noch regnet es und redet es! Ich wart' auf die Sonne! Dann stürze ich, ein stürmischer Liebender, an Teutschlands Brust und in Deine Arme!" Das Brenche hörte plötzlich auf. „Sodele, Kinder! Jetzt steht in dem Brief weiter nichts!"

„Oh — da hinten is noch arg viel!"

„Aber nit für kleine Mäderche, Mäusche!"

„Ach — das is ja grad schön! . . . Das is mir lieber als das Geschänne auf den Papa und die Paulskirch'."

„Da wird nix geguckt, du Krott!"

„Still! Der Papa!"

Der Geheimrat Dr. Emil Nimis trat ins Zimmer. Aufgeräumt, voll würdiger Frische und wohlwollender Heiterkeit, den früher schon elastischen Schritt beflügelt durch die Schwungkraft des Volksvertrauens, das ihn, den Nationalvertreter, trug. Er sah das Schreiben und sagte milde:

„Ei doch! . . . Von ihm . . ."

Es war ein Achselzucken dabei. Eine hoffnungslose und ergebungsvolle Bewegung, so als ob er von einem aufgegebenen, unrettbar verlorenen Patienten spräche.

„Ich wollte dir den Brief nicht erst weisen, Papa! Er ist so arg schroff und trotzig . . ."

Seit Anbruch der neuen Zeit ließ sich der Geheimrat von seinen bis dahin so streng erzogenen Kindern duzen. Sie sollten jetzt seine Freunde sein. Sie und alle Welt. So war kein Unmut in seiner weichen und geschmeidigen, durch das viele Reden des letzten Halbjahrs noch klangvoller gewordenen Stimme, während er sagte:

„Lerne vergessen, mein liebes Brenche!"

„Nie! Nie! Ich halt' an ihm seit anderthalb Jahren . . ."

„Man kann nur halten, was man hat!"

„Du hast versprochen, uns nicht zu trennen, Papa!"

„Es handelt sich auch nicht um ein väterliches Versprechen, meine Tochter Verena, das ich im Herbst dieses Jahres — ich räume es ein — im Rausch des ersten Völkerfrühlings gab! Er selber, dein Harro, reißt sich von dir, indem er sich von Teutschland reißt!"

„Das tut er nicht. Er liebt es viel mehr, als ihr es liebt!"

Der Geheimrat Nimis lächelte überlegen und schüttelte den Kopf.

„Dann hat er eine wunderliche und mörderische Art, seine Liebe zu beweisen."

„Er zeigt sie in Not und Tod."

„Warum stürzt sich der Mutwillige immer neu in Verschwörungen und Gefahren? Wer sich in Gefahr begibt

Digitized by Google

Philipp Franck: Rosen am Wannsee.

kommt darin um. Wir andern wirken doch auch für Deutschland, ohne daß es gleich um Kopf und Kragen geht. Mit gradegehämmerten Sensen und alten Donnerbüchsen aus der Franzosenzeit, mein Kind, läßt sich nichts Gutes und Nützliches beweisen und noch weniger etwas Fruchtbarliches erreichen . . . Wer, wie dein Vater, als Staatsmann die milde und abgeklärte geistige Höhenluft der Paulskirche atmet, der erfaßt klar die Notwendigkeiten, denen sich blinde Gewaltmenschen wie Harro verschließen: Alles mit Maß und Ziel! Die Fürsten sollen herrschen, aber nicht regieren! Wir Volksvertreter sollen bestimmen, aber nicht befehlen, die bewaffnete Macht soll gehorchen, aber nicht, wie einst jener schnöde Gallier, ihr Schwert in die Wagschale der Gerechtigkeit werfen! Da mag dann etwas Erfreuliches für unsere guten Deutschen herauskommen."

„Aber nit für mich! Der Harro tut lachen, wann er so was hört."

„Ich kenne von der verstockten Linken des Parlaments her dies bittere Hohngelächter der Verzweiflung. Wie unser, der Besonnenen, anmutiges Behagen in gesellschaftlicher Form einem Vogt, einem Zitz und Ruge und Robert Blum trotz aller Bemühungen unseres trefflichen Gagern versagt bleibt, so ermangelt Herr von der Venne der Einsicht in die moralischen Grundlagen gesitteter menschlicher Entwicklung . . ."

„Ich glaub's nit!"

„Das Faustrecht des Mittelalters ist das Credo dieser modernen Feuerbrände in Heckerhüten und Köhlermänteln. Es tut mir leid um ihn und um dich, mein Kind Aber die Wege trennen sich jetzt. Er hat mir seinerzeit ein Jawort abgepreßt. Unter Vorbehalt gab ich es ihm . . ."

„. . . weil du dich damals vor ihm gefürchtet hast, Papa."

„Der Gerechte hat nichts zu fürchten, solange er nicht mit dem Unrecht einen Bund schließt. Wir Wohlmeinenden der Mitte können keinem Mißbrauch der Freiheit beitreten. Ich beklage es, daß ich dir je Hoffnung auf Harros Hand machte . . ."

„Papa!"

„Ich bereue es"

„Papa — ich bitte dich . . ."

„Ich ziehe es hiermit feierlich zurück. Ich kann dir diesen Schmerz nicht ersparen, meine Tochter. Ja — ich bin streng. Aber so streng, wie ich es als Arzt am Krankenbett sein muß, zum Heil des Leidenden Es ist zu deinem eigenen Segen, wenn du die Fesseln abstreifst, in die dieser unbändige friesische Wildling dich geschlagen. Wer, wie er, freventlich den Rechtsboden verläßt, schwebt verlassen im leeren Raum . . ."

„Ah bah! . . . Er steht auf festen Füßen!"

„Das spricht Harro aus dir. Die Zeit wird dir helfen, zu entsagen. Sei stark, mein Kind, wie ich es bin."

„Du . . . ?"

Dem Geheimrat Nimis war diese Frage und der erstaunte Blick der tiefen dunklen Augen unangenehm. Er räusperte sich. Er fragte den eintretenden Bedienten: „Baptist . . sind die Volksmänner aus meinem Wahlkreis noch nit da?"

Digitized by Google

„Alleweil sind sie gekommen, Herr Geheimrat."

Doktor Emil Nimis trat in das Nebenzimmer, um die nach Darmstadt entsandte Abordnung seiner Odenwälder Wähler zu begrüßen. Sein Gang war gewichtig, sein Haupt würdevoll erhoben, sein Lächeln leutselig, sein Händeschütteln herzlich. Das Brenche hörte, während sie bitterlich in ihr Spitzentüchlein schluchzte, von nebenan, wie da der Sprecher der Versammlung mit schallender Stimme begann: „Edler Volksvertreter . . . wir benutzen die Gelegenheit, wo Sie ein paar Tag' in Da'mstadt sind, um Ihne erneut das Vertraue der Wähler von Huchenheim und Mutschelbronn, von Würmbach und Kirschgart, von Eichelheim und Gimpernheim und Seenheim darzubringen . . ." und dann klang nach kurzem die helle, wohltönende Sprache des Vaters und hörte sobald nicht wieder auf: „Wir Abgeordneten sind die Herolde der Zivilisation, meine Herren. Wir haben weise, umsichtig und staatsmännisch zu sein. Wir haben, der Pflicht gegen die Nachwelt, die uns richten wird, bewußt, uns jeder Überstürzung zu enthalten. Wir gehen Schritt für Schritt vorwärts. Einhundertfünfundachtzig kamen allein zu Worte, ehe wir den Reichsverweser Erzherzog Johann wählten."

„Der Harro nennt ihn als den Johann ohne Land", sprach drinnen das Brenche bitterlich weinend zu den Schwestern.

„Bischt! Halt doch die Gosch', daß man hört, was der Papa schwätzt."

„Seit acht Wochen, den ganzen Juli und August hindurch, beraten wir fast täglich den ersten Abschnitt der Grundrechte des deutschen Volkes."

„Bravo! . . . Bravo!"

„Aber dazwischen haben wir auch das Reichsbürger- und Heimatrecht ergründet. Wir haben über die Auswanderungsfreiheit, über Titel und Orden und über den Adel eingehend debattiert . . ."

„Der Harro schreibt, die Reichsprofessoren könnten nix wie rede, Babettche . . ."

„Jetzt sei doch still, Brenche . . ."

„Über die Gleichberechtigung der Konfessionen, über Staat und Kirche, über die Judenfrage, über die Freiheit der Wissenschaft wurden, wie Sie wissen, umfängliche Beratungen gepflogen . . . kräftige Reden gehalten . . ."

„Von Ihne selbst, Herr Geheimrat!"

„Lassen Sie mich schweigen von den langen Erörterungen zur Geschäftsordnung, den namentlichen Abstimmungen und Petitionen und Interpellationen. Wahrlich: Wir haben unsere Zeit nicht verloren. Es war eine mühevolle Zeit. Aber wir trugen sie mit Stolz und Freuden, als Bannerherren der Einheit und Freiheit für unser geliebtes deutsches Vaterland."

Der Geheimrat Nimis sprach es feurig und mit erhobener Stimme. Seine hellen braunen Augen in dem feinen ältlichen Charakterkopf schimmerten feucht von ehrlicher Rührung. Er war wirklich ergriffen. Sein Herz war warm.

Noch als die Abordnung sich längst wieder entfernt hatte, ging er mit langen, raschen Schritten im Zimmer auf und ab, voll eines ungestümen, unerklärlichen Glücks, wieder jung zu sein, mitten im deutschen Frühling.

Da stand schon wieder ein Besuch auf der Schwelle. Früher fuhr der Geheimrat zu den Patienten. Jetzt kamen die Bittsteller zu ihm, dem Volksmann, dem Abgeordneten. Sein Vorzimmer wurde nicht leer.

„Wo fehlt's, Exzellenz? Womit kann ich dienen?"

Der schöngeistige Polizeigewaltige außer Diensten Herr von Mühlenstieg hatte den guten Geschmack, nicht zu klagen. Es lächelte nur müde und ironisch über sein immer noch schönes altes Antlitz.

„Wie soll's einem Calembourg von vorgestern gehen, mein Teuerster? Mehr bin ich nicht mehr. Die Welt ist hinter mein Geheimnis gekommen. Hinter mir rufen die Kinder, und manchmal selbst Erwachsene, auf der Rheinstraße her, warum ich noch vorhanden sei? Ma foi — ich frage mich's manchmal selber."

„Kopf hoch . . . Kopf hoch!" Der Geheimrat streichelte freundlich der gefallenen Größe die blaugeäderte weiße Knochenhand.

„. . . aber ich besitze, wie Sie wissen, eine vielköpfige Familie. Und fast kein Vermögen. Im Vertrauen: Haben Sie einmal an Ihr Versprechen wegen Erhöhung meiner Pensionsbezüge gedacht?"

„Ist schon in die Wege geleitet! Keinen Dank, Exzellenz! Geschieht gern! Das bin ich als Doktor gewohnt, den Leuten zu helfen. Schön' guten Mittag! Schau, der Herr Oberst. Da ist ein Stuhl, Liebster! Raus mit der Sprache! Unscheniert! Unscheniert! . . Wo ich beispringe kann, da tu' ich es!"

Der Oberst Freiherr von Rothermal schnaufte etwas befangen. „'s is nur wege der Versetzung von mein'm Schwiegersohn nach Darmstadt. Sie mache ja jetzt hier gut und schlecht Wetter! . . . Mei' Frau sagt als: ‚Geh nur zum Nimis! Was so ein großer Volksmann will, das geschieht!'"

„No — no! Den Herrn' Regierungsakzessist — den kriege wir schon nach Darmstadt. Also ich richt's, Herr Oberst, ich richt's! Entschuldige Sie nur, daß ich Sie nit 'nausbegleit'! Da is schon wieder einer! Pfeuffer — was gibt's, was hoscht du, alter Spitzbub?"

Zwischen Doktor Emil Nimis und dem roten Pfeuffer, dem Rechtsanwalt aus Mainz, war das „Du" nicht mehr nur eine Erinnerung an gemeinsame Schulbubenjahre, sondern seit den Iden des März ein einigendes Band der Gesinnung.

„Mei' Leut' in der hessischen Kammer möchten wissen, ob du auch zur Kölner Dombaufeier fährst, Emil?"

„Ha freilich", sagte der Geheimrat trotzig. Es schien ihm schon ganz unmöglich, daß etwas ohne ihn geschehen könne. „Wenn der König von Preußen die ganze Paulskirche einlädt, so laß ich mich nit lang' bitten. Ich mag den König von Preußen so wenig wie ihr. Aber ich will mir den Mann doch wenigstens 'mal aus der Nähe angucken. Heut abend reis' ich ab . . ."

„Gott verzeih' dir dei' Neugier . . . Wer kommt denn da hergetappt . . .? Herold . . Du bischt e Simpel, daß du unsern Aufruf für die edlen Polen nit umsonst hast drucke wolle."

„Und du bischt e halber Franzos!"

„. . . 's is e wüschter Demagog", sagte, als der blühende Mainzer Rechtsanwalt mit den goldenen Löckchen um das hitzige Gambrinusgesicht und den strotzend roten Backen hinausgerannt war, der Buchhändler Herold zu seinem Logenbruder Nimis. „Aber übern Rhein hat's mehr so Zipfel, als m'r denkt! . . . Haben Sie schon einmal den Plan der konstitutionellen Zeitung erwogen, lieber Herr Geheimrat, die ich . . . ich denke mir, so recht in der Mitte, wegen der Abonnenten — nicht zu weit nach rechts und nicht zu weit nach links . . ."

„Wir machen's! Wir machen's! Da beißt kei' Maus ein Fädche ab . . . Ha — Wozu denn Dank? Verlaßt euch nur als auf den Nimis, ihr Leut'!"

Warm strömte es, als er wieder allein war, vom Herzen des Geheimrats Emil Nimis zum Kopf. Beide waren eins. Bereit, allen Menschen zu helfen und alles Gute zu tun. Er blieb im Zimmer stehen und rieb sich die Hände und lächelte freundlich und dienstwillig, obgleich niemand es sah als sein glattrasierter, beweglicher, dienstwillig aufgeräumter Doppelgänger im Spiegel. Ein wohltuendes Bewußtsein seiner Allmacht und ihres lobenswerten Gebrauchs durchsonnte ihn. Er ging mit leichten, tänzelnden Schritten, anmutige Lebensklugheit auf den glatten Mienen, zur Tür und öffnete sie selbst. Er hatte einen abenteuerlichen Gast über die Rheinstraße kommen sehen.

„Schau mal an: d'r Louis!"

Digitized by Google

„Ist diese Schwelle zu erhaben für einen, den der Fluch der Erinnyen in Deutschlands Mai mit dem Dalles schlug?"

„Spazier' als herei', du altes Laschter, und bawwel nit!"

Dem trunkfälligen Menschenfeind zuckten über den blutrot um den Hals gewickelten Schal die scharfen, verwitterten Züge in hämischer Heiterkeit. Der geflickte Leibrock war eng um den hagern langen Leib geknöpft. Das Sohlenleder der Stiefel unter den zerfransten Hosen war eine klaffende Anklage wider die Welt. In der Bewegung der zweifelhaft sauberen Hand lag das Pathos der Barrikade.

„Qui vive, citoyen?"

„Weißt, Louis: Sprich Deutsch! . . . Du liebe Zeit — was riecht der Mann schon wieder nach Wein!"

„Zu den Waffen, Bürger Nimis!"

„Louis . . . laß doch die geschwollene Redensarte . . ."

„Ich kenne dich, du Beschwichtigungspulver! . . . Du narkotischer Geheimrat! . . . Du Hämorrhoidarier des Justemilieu!"

„Louis — kreisch' nit so! Was willst denn?"

„Geld!"

Der Geheimrat sagte nichts, sondern zog gleichmütig den zierlich von seinen Töchtern in Perlen gestickten Beutel aus dem Hosensack.

„Geld! Ist es nicht eine Grimasse der Klio, daß ich des Mammons mangle, während der Blutsauger sich auf seidenem Pfühle bläht? Aber meine öffentliche Tätigkeit . . ."

„Ja. Die kenn' ich, Louis!"

„ . . läßt mir keine Zeit mehr, meinen Beruf als Rechtskundiger auszuüben, und das Kätterche, meine Frau, mag nicht mehr für die Soldaten waschen! Sie spricht, ich versaufe doch alles . . ."

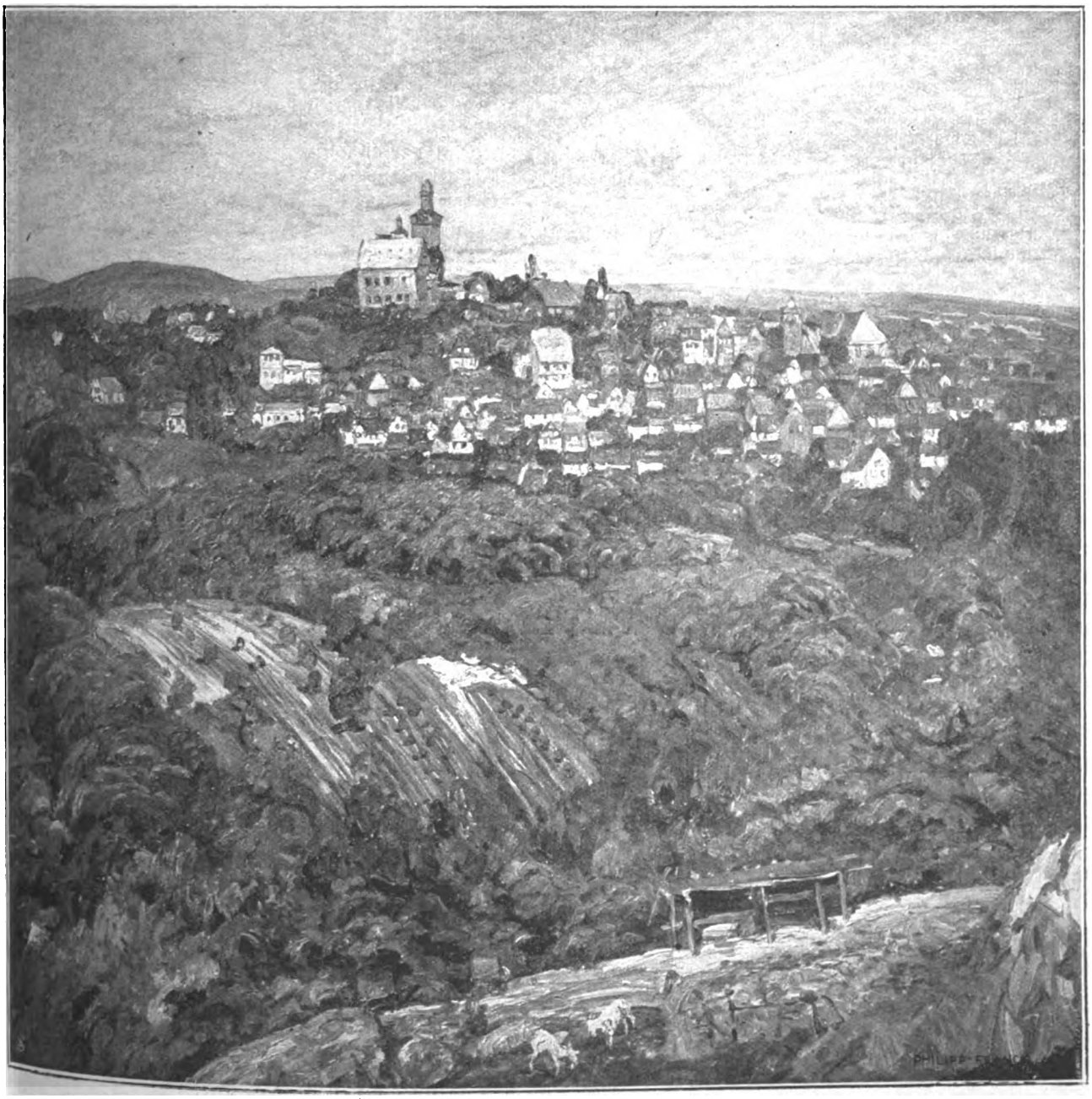
„Recht hat se!"

„Mögen die Fürstenknechte dreckig gehen! Aber meine Kehle ist heiser vom Reden an die deutsche Nation! Sie verlangt Befeuchtung! . . . Ei, Emilche . . . was hast du denn da? . Guck emal . . Frankfurter Dukate . . ei . . als noch mehr . . badische goldene Zweigulde-stückche . . Jesses . der Beutel wird ja leer . ."

„Nimm's nur, daß m'r dich unnütze Mann los wird! Weißt, Louis — das Beste an dir is' noch dei Sohn, der Anton . . ."

„Hei! . . Der Scherge der Gewalt!"

„Wann er auch dank dir und dem Kätterche nur ein Korporal geworden ist — ich bin nit so . . . ich, der Onkel Geheimrat . . . ich hab den Anton heut Mittag zu Tisch gebeten."



Philipp Franck: Cronberg im Taunus

Digitized by Google

„Ich selbst kann deiner Einladung leider nicht folgen, Bürger", sprach der alte Schauspieler und schob das Geld mit einer majestätischen Geste in die Tasche des von Schnupftabak beschmutzten pfirsichfarbenen Gilets.

„Ich hab' dich ja gar nit aufgefordert, Louis!"

„Eben darum", versetzte der Louis in gedämpftem Theaterdonner und ging.

Man hätte nicht denken sollen, daß der gesittete und harmlos ehrerbietige junge Mann sein Sohn war, der eine Stunde später in dem Familienkreis des Geheimrats Nimis mit zu Tisch saß. Das grobe blaue Soldatentuch der Darmstädter Gardeinfanterie stach wunderlich von dem duftig zarten weißen Mull und Batist der Frau und der Töchter des Hauses ab. Aber Emil Nimis war jetzt ein Volksmann. Eben weil der Neffe nur ein Unteroffizier war, speiste er ihn vor aller Welt und legte ihm freundlich die besten Bissen vor.

„Noch was von dem Gickele, Antonche! . . Iß nur . . iß! Sollst nit hinnerher in der Dieburger Straß' den Kamerade sage, dei Onkel hätt' dich hungere lasse! Die Hühnerche sind delikat, Malwinche! . . . Ach ja . . . 's is e bucklige Welt! Aber sie wird doch als schöner von Tag zu Tag . . . alles kommt ins Lot! Sitz mir doch nit so traurig da wie e kranker Kanarienvogel, mei Brenche, me Herzgebobbelts! . . . Du wirst auch wieder lache lerne! Du bist noch jung! . . . Und ich, denk' dir nur, Frau — ich bin's auch!"

Frau Malwine Nimis war's selber noch. Man glaubte ihr das Kleeblatt der großen Töchter kaum. Rosig und rund, lebenswarm blühend, ein Stück nach dem Reich verpflanztes freundliches Alt-Wien, thronte sie neben ihrem Mann. Der besann sich, am Ende des Mahls, wieder vom behaglichen Hausvater auf seine Würde als Volksvertreter.

„Ja, übermorgen werde ich ihn nun von Angesicht zu Angesicht sehen", sprach er feierlich. „Ihn, den Schwager des Zaren, Friedrich Wilhelm von Potsdam! Fürchtet nicht von eurem Vater, daß er als Schranze vor den Preußenkönig tritt! Erhobenen Hauptes werden ihn seine Kölner Gäste erwarten! Hier wir, die Männer der Paulskirche, die wir Deutschland sind, dort er, der nicht Preuße ist, aber es zu sein vermeint."

„Ja, was is er dann eigentlich?"

„Wer das wüßte! liebe Frau! Ich sprach in der Paulskirche viele, die ihn kennen, und alle sagen dasselbe: Ein Held der Willensschwäche von Gottes Gnaden! Seine Macht dünkt ihm von Gott! So läßt er sich von niemand raten. Seinen Taten aber fehlt die Menschenkraft. Sie gehen im Zickzack. Wiegen sich wie das Rohr im Winde. Ewig verschlingt bei ihm das Heute das Gestern. Er ist ein glänzender Redner! Er überragt weit seine Umgebung. Er ist voll Witz und Geist und Bildung. Er will das Beste. Aber er lebt in der Romantik einer Zeit, die niemals war. Aus der Wirklichkeit heraus stehen übermorgen wir vor ihm! Welt, halte den Atem an, wenn Deutschlands Volk und Preußens König sich begegnen und aus den Glocken des Kölner Doms — falls sie schon läuten — die Schicksalsfrage klingt: Preußen, willst du deutsch werden? Du warst meist gegen unser altes Österreich und unser altes Reich. Der Russe war dein Freund, er, der das Talglicht schluckt, statt mit ihm milde die Nacht zu erhellen! Nun, Preußens Majestät, Erbe des Großen Friedrich, siehe: Das deutsche Volk bietet dir zum Rütlischwur die Hand . . . so etwa werde ich zu ihm sprechen, falls er etwa grade mich anreden sollte . . ."

„Der Harro schreibt, der König redete immer selber", sagte das Brenche trotzig. Der Vater warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Er pflegte zuzuhören, wenn sein Petersburger Schwager, der düstere Reuße, sprach. Er wird jetzt auch hören, wenn Deutschland spricht! Die Paulskirche ist eine Macht, stärker als das unendliche Zarenreich. Denn ihr Reich kennt überhaupt keine irdischen Grenzen! Es gestaltet sich frei aus sich heraus. Es fürchtet keinen Feind."

„ . . . und schlimmstenfalls sind ja auch gleich wir aus Darmstadt und die Preußen und Österreicher aus Mainz zur Hilfe da . . ."

Der Geheimrat Nimis rückte die goldene Brille zurecht. Sie funkelte in überraschtem und ungläubigem Ärger nach dem Ende des Tisches, wo der junge Unteroffizier bescheiden fortfuhr: „Ich meine nur . . . falls es einmal nötig ist . . . in Frankfurt . . ."

„ . . . die Paulskirche zu schützen? Ei, mein Teurer: Die Paulskirche schützt sich durch ihr übertragenes Recht und die geistige Macht ihres Daseins!"

„ . . . wenn das nur die Sachsenhäuser Krischer recht begreifen, die neulich, als ich in Frankfurt drüben war, meinten, sie zöge nächstens rüber und schlüge Lärm!"

Der junge Anton Nimis wurde rot in dem Bewußtsein, wider Willen etwas Unschickliches gesagt zu haben, so ungewohnt schroff und spöttisch versetzte der Geheimrat, während er aufstand und die Tafel aufhob: „Gott weiß, mein lieber Neveu, in welchen Spelunken du dich da aufgehalten und dem Gemurmel des gemeinen Pöbels gelauscht hast . . . Die Paulskirche ist kein Wirtsboden, wo sich die Knoten prügeln, sondern ein Turnierplatz edler Geister."

Die Worte eines jungen, unwissenden und unerfahrenen Sohnes der Soldateska . . . aber ein peinlicher Nachhall blieb doch in des Geheimrats Nimis Ohr, so wie vor Monaten, als der alte reiche Hamburger Kaufmann John Lüdingworth so nüchtern gemeint: „Der König von Preußen hat viele Kasernen!" Hab' du nur deine Kasernen, Friedrich Wilhelm, der Vierte des Namens! Lasse nur exerzieren, manövrieren, kommandieren, inspizieren! Wir kommen! Die Paulskirche naht, am Bug unseres Rheindampfers flattert stolz das schwarzrotgoldene Banner des Reichs! — — —

Wir kommen! Das Rheinschiff schwimmt den deutschen Strom hinab. Die Ufer des Vaters Rhein sind schwarz von Menschen! Sie winken und jubeln! Die Flaggen und die Fahnen, die Wimpel und die Bänder, die bunten Tücher und Teppiche bilden fast ein einziges Band längs der ehrwürdigen, altersgrauen Städte, der ragenden Ruinen, der lieblichen Landhäuser und steilen Weinbergmauern. Und wenn auch der Regen in Güssen strömt, die Luft ist nicht nur vom Nebel grau, sondern auch vom Knallen der Freudenschüsse. Die Flinten und Büchsen knattern, die Mörser dröhnen, die Böller krachen —, ein Viktoriaschießen begleitet Stunde um Stunde unsere Fahrt.

Da war Koblenz. Ein Wald von Schwarzrotgold und Schwarzweiß am Zusammenströmen des Rheins und der Mosel. Gegenüber dem Deutschen Eck blitzte und donnerte der Ehrenbreitstein. Preußische Truppen standen in langen dünnen blauen Linien auf seinen Terrassen, eine die andere bis ganz hinauf überhöhend. Der Pulverqualm, der aus den Scharten der Festung quoll, umwallte sie, als kämpften sie in einer Schlacht. Die Hänge des Rheinufers warfen zu beiden Seiten das Brüllen der Kanonen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Und dann kommt die große Stille.

Von Paul Karl Keller.

Und dann kommt die große Stille
Nach des Lärmes Überfülle. —

Letzter Arbeit Räderrollen,
Letztes Tönen, leidverschollen,
Aus den engen Kummergassen.
Letzter Schrei von Fluch und Hassen,
Der im ew'gen All verflutet.
Letzter Schein, der sacht verblutet.
Letztes Lied aus Amselkehle.
Letztes Schluchzen meiner Seele. —

Und dann kommt die große Stille. . .

Digitized by Google

Zu meinem 60. Geburtstag * Von Philipp Franck.

Vorbemerkung der Schriftleitung. Philipp Franck ist nicht nur ein Meister der Farben und des Pinsels, er versteht es auch ausgezeichnet, zu plaudern und zu erzählen. Darum fanden wir keinen Berufeneren als ihn selbst, als wir uns umsahen nach jemand, der uns etwas sagen könnte über dieses beneidenswerte, von reinem Blühen und reifen Früchten still überquellende Leben und Arbeiten eines Künstlers, der nach Jahrzehnten künstlerischer Ernte immer noch und immer wieder frisch wie am ersten Tage neue Saat ausstreut, und dem jedes Vortreffliche immer noch nur als eine Stufe zur Vollendung gilt und dient. Das macht: Er ist ein ganzer und voller Mensch und Künstler, der nicht in irgendeinem aufdringlichen Schrei der Tagesmode seine Losung findet; der weiß, daß, wer auf der Höhe einer Kunst Herr sein will, vor allem ihre handwerksmäßigen Grundlagen besitzen muß, daß erst gehen können muß, wer tanzen will. Heute erfüllen angebliche Expressionisten den Markt mit ihrem Klippschulstubengeschrei. Philipp Franck ist Impressionist, weil keine Kunst ohne Impressionismus denkbar ist — falls man sich unter dem Schlagwort überhaupt etwas soll denken können; — Philipp Franck ist Expressionist, weil keine Kunst ohne Expressionismus denkbar ist — falls dieses Schlag- und Totschlagswort überhaupt einen Sinn haben soll. Er ist einer, der was kann, nehmt alles nur in allem, und darum keiner von denen, die es nötig haben, ihrer Impotenz eine große aufgepflasterte Perücke von verwegenen Redensarten aufzusetzen, um schwachen Gästern, die sie sonst auslachen würden, durch ihre bramarbasierende Haarigkeit zu imponieren. Aber hören wir den Meister selber.

Das Kirchenbuch und das Standesamt der damals freien Stadt Frankfurt am Main sagen einstimmig aus, daß ich dort am 9. April 1860 zur Welt gekommen bin. Solchen Zeugen muß auch ich glauben, so schwer es mir fällt, da ich noch nichts von meinen sechzig Jahren spüre

Philipp Franck: Meine Mutter.

Ein Ereignis in meiner frühesten Kindheit machte großen Eindruck auf mich, nämlich die Geburt meiner jüngsten Schwester. Damals war ich vier Jahre alt. Meine Schwester interessierte mich weniger, wohl aber der Storch, der sie gebracht hatte. Ich bedeckte ein Blatt Papier mit Kritzeleien von Störchen. Meine Großmutter väterlicherseits, die dies sah, rief begeistert aus: „Der Bub muß Maler werden!"

Mit demselben Eifer, mit dem ich zu zeichnen begann, fing ich aber auch. Meine Mutter, die Tochter des „Singemeyer", eines der Begründer des Frankfurter Liederkranzes, war ein richtiges Singvögelchen. Sie gab auch Musikstunden, und wenn die Schülerinnen weggegangen waren, sang ich Mendelssohnsche Duette nach, selbstverständlich allein. Große Vorliebe hatte ich für „Entflieh mit mir und sei mein Weib". Das war in meinem sechsten Jahre.

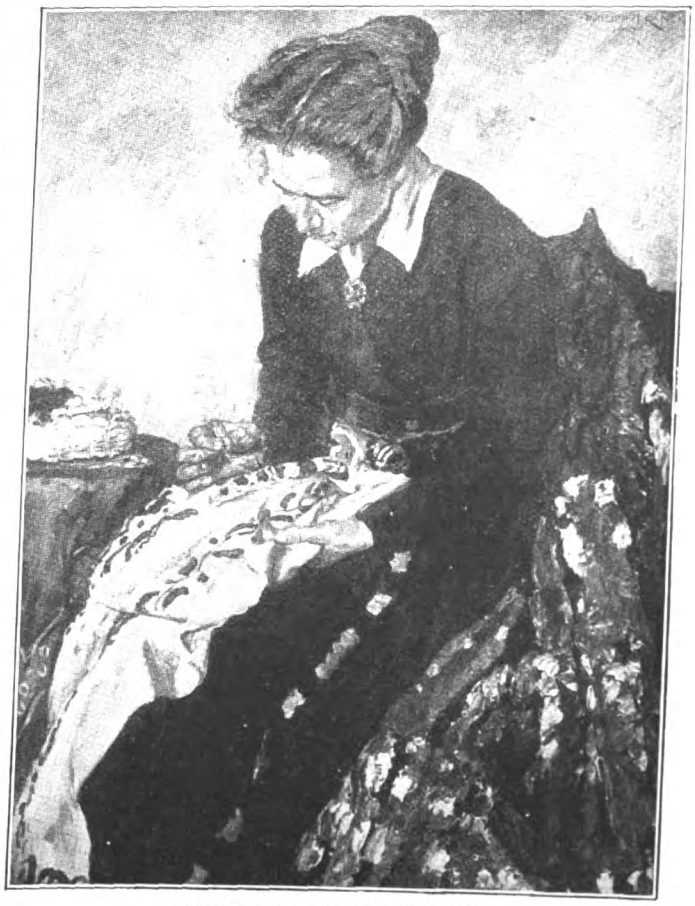
Von meinem zwölften Jahre ab erfaßte mich der Theaterteufel. Erst galt's einem Puppentheater, für das ich in Gemeinschaft mit einem Freunde Ritterstücke verfaßte. Später mimten wir Schiller und Shakespeare, und für Molière und Lessing konstruierten wir eine vollständige Bühne mit selbstgemalten Kulissen.

Aber Bäschen und Tanten hielten meiner Großmutter Wort vom Malerwerden angesichts meiner weiteren Zeichnungen und Malereien aufrecht. Nur mein Vater widersetzte sich dem. Als ich ihn später bat, Maler werden zu dürfen, sagte er: „Was brauchst du Maler zu werden. Du bist doch in der Schule ein guter Schüler." Als Kaufmann in der berühmten Handelsstadt war ihm der Handel das erste und notwendigste.

Noch vor seinem Tode, als ich fünfzehn Jahre alt war, gab er seine Einwilligung, daß ich Architekt werden solle. Das war doch in seinen Augen eine nützliche Kunst. Zwei Jahre danach trat ich als Schüler in das Städelsche Kunstinstitut ein, erst als Architekt. Dann aber, als meine Mutter meinen Bitten nicht mehr widerstehen konnte, wurde ich Schüler des Malers Heinrich Hasselhorst und hatte auch Aktzeichnen bei dem großen Nazarener Eduard von Steinle.

Am Städelschen Institut habe ich zwei Jahre lang gründlich zeichnen gelernt, aber mein Drang nach eigener freier Entwicklung fand dort keine rechte Befriedigung. Als ich Wilhelm Steinhausen und durch ihn Hans Thoma kennenlernte, spürte ich schon frischere, freiere Luft. Lernen wollte ich, gründlich, von unten auf, langsam wollte ich mich entwickeln und reifen nach meiner Art. Aber als ich aus diesem Verlangen heraus nach Cronberg im Taunus als Schüler des Malers Anton Burger übersiedelte, in die Gegend, die ich als Junge schon bei jährlich sich wiederholendem Sommeraufenthalt so über alles lieben gelernt hatte, fand ich mich wieder in demselben Zwang. Wie Steinle seine Schüler zu kleinen Steinles, so wollte Burger die seinen zu kleinen Burgers machen. Statt Handwerk wurde mir eine fremde Kunst geboten, die, so groß sie war, doch nicht die meine war. Man versuchte Kunst zu lehren, die man nicht lehren kann, statt des Handwerks, das ich allein erlernen wollte.

So kam ich auch, als ich im Jahre 1881 von Cronberg nach Düsseldorf auf die Akademie ging und erst Schüler Eduard von Gebhardts und dann Meisterschüler Dückers wurde, wieder



Philipp Franck: Die Näherin.

Digitized by Google

mit meinem künstlerischen Empfinden in schwere Kämpfe. Ohne es vielleicht zu wollen, beeinflußte Gebhardt seine Schüler so stark, daß wieder kleine Gebhardts die Folge waren. Ohne es zu wissen, sah Dücker nur in seinem Schaffen die Kunst. Ich malte daher in den letzten Jahren meines Düsseldorfer Aufenthalts viel für mich und floh aufs Land nach Benrath. Als ich einstmals ein im Benrather Park entstandenes großes Bild zu Dücker auf die Akademie brachte, meinte er: Entweder müsse ich's so lassen, oder ich müsse es, wenn es ihm gefallen solle, ganz ummalen. Darauf erwiderte ich: Ich wolle das Bild so lassen.

Von 1881 bis 1887 bin ich auf der Akademie in Düsseldorf geblieben, habe viel studiert und probiert, habe auch 1884 in London auf einer großen Ausstellung eine Medaille erhalten. Gebhardt als Mensch war von rührender Größe, Einfachheit und Liebenswürdigkeit. Dücker war gleichfalls gütig und freundlich, aber er bemerkte meine Unzufriedenheit, die er sich nicht recht erklären konnte. Konnte ich doch selbst damals nicht begreifen, was die Ursache war, daß ich nicht als großes Akademielicht erschien. Die Akademie wollte, wie die Welt überhaupt, möglichst schnelle, rauschende Erfolge. Mir aber erschien ein Erfolg stets als ein Ende und nur dann von Wert, wenn er der Anfang eines neuen Aufstieges war. Unstet nannte man mich, weil ich mich nicht als Fertigen fühlte. Aber reifen oft nicht die besten Früchte am langsamsten?

So zog ich ins Freie, malte als einer der ersten Anhänger des Pleinairs meine großen Bilder ganz nach der Natur und stellte mit Vorliebe Rokokogärten dar. Ich zog dem Rokokofürsten Karl-Theodor nach, von Benrath nach Schwetzingen, kam auch nach Würzburg, wo ich zwei Jahre blieb, und endlich nach Potsdam.

Da sich in Würzburg einige Schüler einstellten, begann ich selbst zu lehren mit dem Erfolge, daß es mir anfing, Freude zu machen. So beschloß ich, mich in Berlin der Zeichenlehrerprüfung zu unterziehen, die ich 1890 bestand.

Dann war ich ein Jahr Zeichenlehrer an der Latina der Franckeschen Stiftungen in Halle a. d. Saale.

Ohne daß ich es ahnte, war dies der Wendepunkt in meinem Leben. Eine Berufung als Lehrer an die Kunstschule in Berlin im Jahre 1892 war die Folge. Nun hatte ich die Zeichenlehrer für Preußen auszubilden. Nun konnte ich die Kunsterziehung des Volkes von Grund auf beginnen. Nun konnte ich lehren, was ich ersehnt hatte, das streng Handwerkliche, wie man es in allen großen Kunstzeiten getan hatte.

Philipp Franck: Sonnenblumen

Aber ach, auch hier gab's Hindernisse. Wie sah es mit der Vorbildung der Zeichenlehrer aus? Wie wurde in den Schulen unterrichtet? Statt nach der lebendigen Natur, zeichnete man dort gedruckte ornamentale Vorlagen ab, stellte Holzklötze dar und wischte in Estampemanier nach Gipsmodellen.

Ich gedachte wehmütig meines ersten Zeichenlehrers an der höheren Bürgerschule in Frankfurt, des Malers Hoff, der ein Schüler des großen Ludwig Richter gewesen war. Der ließ uns nach der Natur zeichnen, erst Schränke, Tische, dann Aussichten aus dem Fenster. Ich durfte meine Mitschüler beim Zeichnen abkonterfeien. Hoff brachte uns Originalzeichnungen seines großen Lehrers mit, auch Kupferplättchen, die dieser geätzt hatte. Diese gingen unter uns Schülern von Hand zu Hand.

Von all diesem Leben war in dem Zeichenunterricht der Schulen fast nichts zu spüren. Das Stuhlmannsche System herrschte mit seinem verstandesmäßigen Drill. Die Maße einer Zeichnung wurden in Zahlen angegeben, wie sie der gedruckte Leitfaden aufwies. Sehen lernten die Schüler nicht. An ihr Gefühl und ihre Empfindung machte man keine Ansprüche.

Welch hohe Aufgabe tat sich mir da auf! Ich empfand es nicht einen Augenblick als ein Hinuntersteigen von meiner Kunst, nein, als eine hohe Mission sah ich es an, möglichst viele Menschen sehend zu machen, möglichst viele teilnehmen zu lassen an den Schönheiten der Natur und der Kunst, an denen sie jetzt blind vorübergingen. Freilich selbst zum Genießen gehört Studium, und Können muß man sich erwerben, wenn man lehren will. Eine Folge der zu geringen Ausbildung der meisten Zeichenlehrer ihrer großen Aufgabe gegenüber war auch ihr geringes Ansehen. Viele waren damals an den Schulen tätig, die gar nicht fachlich vorgebildet waren. So suchte ich zunächst die Leistungen der Zeichenlehrer auf eine größere künstlerische Höhe zu bringen. Bei der Feststellung der neuen Lehrpläne für den Zeichenunterricht in Preußen durfte ich mitwirken und die Reform dieses Unterrichts einleiten. Revisionsreisen, deren Zweck es war, den Zeichenunterricht in sieben preußischen Provinzen anzusehen und den Lehrkräften beratend zur Seite zu stehen, folgten. Seit vierundzwanzig Jahren habe ich Preußen durchreist und viele Hunderte von Schulen angesehen. Dabei habe ich die deutsche Heimat gründlich kennengelernt von der holländischen Grenze quer herüber bis Königsberg.

Philipp Franck: Die Enkelin

Und die Jugend, meine Jugend an der Kunstschule, der ich wohl viel Kraft und Zeit widmete, wie viel hat sie mir aber auch wiedergegeben! Im Lehren habe ich gelernt. Nicht nu

Digitized by Google

Philipp Franck: Das Frühstück.

für den Unterricht, sondern auch gerade für meine Kunst. Der beständige Verkehr mit der Jugend hat mich jung erhalten. Ihre Sorgen und ihre Wünsche, ihr Innenleben, ihre mit der Zeit wechselnden Ideale habe ich mit-erlebt. Dem beständigen Wechsel der Richtungen in der Kunst habe ich das nicht wechselnde Handwerk und den Sinn für Qualität gegenübergestellt. Ich habe dann aber auch nicht der Henne geglichen, die ängstlich wird, wenn ihre Entenküken lustig im Wasser pladdern.

Nein, die Jugend hat mich nicht am eigenen Schaffen gehindert. Meiner Kunst konnte ich in vollem Umfange treu bleiben. Ich war einer der Begründer der Berliner Sezession. Damals gehörte für einen Beamten noch Mut dazu. Ich lernte die Mark lieben und darstellen und entdeckte mein Dörfchen Stolpe bei Wannsee. Blühende Obstbäume, arbeitende alte Frauen auf dem Felde, Kinder beim Spielen, die stillen Ufer der Havel habe ich dargestellt. Wie froh war ich, daß ich mich nicht auf ein Gebiet festgelegt hatte. Oft schwankte ich, ob ich zur Landschaft berufen sei, dann kamen die Figurenbilder an die Reihe. Und wenn bei diesen einmal die jedem Künstler gewohnte Erschöpfung sich einstellte, trat die Landschaft wieder in ihr Recht. Reisen nach Rügen und in den Spreewald erhöhten nur den Reiz, den die Mark auf mich ausübte.

Max Liebermann wurde mein großes künstlerisches Erlebnis. Corinths gewaltige sinnliche Kraft lockte verwandte Seiten in mir aus. Trübners großes, edles Handwerk bestätigte meine Wertschätzung für diese Grundlage aller künstlerischen Tätigkeit und Qualität: hat er mir doch sagen lassen, als er mein Bild „Mutter und Kind" sah, er wünschte, er hätte es gemalt. Mit diesen großen Künstlern war und bin ich in Freundschaft verbunden, die auch nicht litt, als die Sezession — leider, ach leider — sich spaltete und hie Liebermann, hie Corinth die Losung wurde. Zum Parteimann hatte ich niemals Talent.

Die Direktion der Kunstschule, die mir 1911 kommissarisch, 1915 definitiv übertragen wurde, hat das Band mit der Kunsterziehung in Preußen noch fester geknüpft. Möchte man immer mehr erkennen, wieviel die Erziehung der Sinne für die Allgemeinbildung eines jeden Menschen bedeutet, daß sie unerläßlich ist als Ergänzung zu der wissenschaftlichen und Verstandesbildung, die vielfach unsere Schulen einseitig beherrscht! Möchten auch die Künstler erkennen, wo einzusetzen ist, wenn sie sich über Unverständnis des Publikums beklagen!

Nach Wannsee war ich ganz übergesiedelt in ein kleines Häuschen im Kiefernwalde, das ich, oder vielmehr meine Frau, mir erbaut hatte. Eine Reise nach Italien auf ein Vierteljahr im Frühjahr 1913, besonders ein Aufenthalt in der Villa Falconieri in Frascati, brachte als Hauptergebnis eine große Sehnsucht nach dem Taunus. Leise hatte sie sich oft vorher schon angemeldet. Der Anblick der Albanerberge und der Campagna brachte sie zum Ausbruch. Das waren ja dieselben Berglinien, dieselbe endlose Ferne breitete sich aus, über der ich als Knabe so oft geträumt. Dieselben Wolkenschatten zogen darüber hin. Hier war St. Peter. Dort hatte man St. Bartholomäus, den schönen Frankfurter gotischen Dom mit seinem Pfarrturm, als ein weithin erkennbares Wahrzeichen. Hier hatte man die Tibermündung und das Meer in der Ferne. Dort schlängelten sich die silbernen Bänder des Mains und des Rheins durch die weiten Ebenen.

Philipp Franck: Durchbrechende Sonne.

Digitized by Google

Also zog ich wieder zur Heimat in den Taunus, monatelang, im Frühling, im Hochsommer, und malte wieder meine geliebten Fernblicke über die Mainebene hin bis zum Odenwald und zur Rhön, die Berge, das Reichenbachtal, den Falkensteiner Wald. Und auch die Menschen fand ich zum Teil wieder, mit denen ich in der Jugend gelebt. Nur Meister Burger war gestorben, und mit seinem Hinscheiden war die Künstlerkolonie Cronberg, dieses Idyll und Ideal einer Künstlergemeinschaft, vergangen und verschwunden.

In letzter Zeit habe ich mich wieder der Darstellung all meiner Lieben und meiner nächsten Umgebung zugewandt: Meine Frau, meine Kinder, meine Enkel, mein Gärtchen, die Gärten meiner Bekannten am Wannsee, meine Blumen, diese kleine und doch so große Welt, die mir täglich vor Augen steht und täglich zum Erlebnis wird, habe ich gemalt. Es geht mir aber wie dem alten großen japanischen Künstler Hokusai, der mit sechzig Jahren meinte, er wolle sein ganzes bisheriges Werk vernichten, denn er wolle mit siebzig etwas noch Besseres leisten, damit er mit achtzig und neunzig Jahren ein anständiger Maler werde. Diesen Mut und die Kraft zum weiteren Aufstieg, diesen Glauben und die Hoffnung auf stete Vervollkommnung, die möchte ich mir nicht rauben lassen, und wie der alte Japaner möchte ich nicht denken, daß ich vor einem Ende stehe, sondern vor einem neuen Anfang.

Jan Viefers und sein Gaul * Von Wilhelm Momma.

Weit draußen am Rande der Großstadt stehen die Häuser, wie bei einem Menschenauflauf die wenigen, die ihre Neugierde nicht befriedigen konnten, weil für sie kein Platz in dem Gewühl war, weil sie mit Ellbogen und Schimpfreden sich nicht eine Gasse durch das Gedränge bahnen konnten. Sie stehen abseits und warten, ob nicht einer sich aus dem Gewoge herauswindet, der ihnen erzählen kann. So stehen die Häuser am Rande der Großstadt an der Landstraße, die sich aus dem Häusermeere herauszwängt, wie wenn sie draußen einmal Atem schöpfen wollte. Über eine solche Landstraße rattert zur Winterzeit ein klapperndes Gefährt, eine alte Botenkarre, an der die Zeit und der ewige Gebrauch ihr Werk teilweise schon getan haben. Sie schwankt von einer Seite auf die andre wie Menschen, die nicht recht fest mehr auf den Beinen sind. Das Segeltuchdach ist zerrissen und verwittert, und der Regen, der Jahrzehnte hindurch oft an ihm nieder zur Erde floß, hat seine Spuren deutlich sichtbar auf ihm zurückgelassen und die großen, schwarzen Lettern, die über Besitzer und Zweck des Fuhrwerks Auskunft gaben, zum Teil verwaschen.

„Jan Viefers" ist noch zu entziffern, „Bote nach —" noch so eben zu raten.

Wohin Jan Viefers fährt?

Wer braucht das zu lesen! Es kennt ihn jedes Kind hier draußen und drinnen in der Stadt, und jeder weiß, zwischen welchen beiden Zielen er hin und her pendelt.

Jeder Vorübergehende — hier draußen sind es nur noch wenige — schaut hinter dem ächzenden Fuhrwerk her und besieht neugierig den alten Viefers, der in seinem löcherigen, grünlich schillernden Mantel, die Hände in groben Fausthandschuhen, neben dem Wagen herklappert. Auch ihm sitzt das Alter in den Beinen, ihm und seinem Gaule. Der trottet steifbeinig durch den Schnee. Kein Peitschenknall treibt ihn in schnellere Gangart. Die Peitsche würde vergebens knallen, und dem alten Viefers läuft der Gaul niemals zu langsam.

Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit, die beiden. Jeder sagt das, der sie einmal anschaute. In des Alten wetterhartes Gesicht hängen die strubbligen weißen Haare bis herab in die Augen und schauen allzu neugierig unter der Tuchkappe hervor, die schon auf das Haar gestülpt wurde, als es noch schwarz war. Jetzt ist es weiß, schneeweiß, an Samstagabenden wenigstens, wenn er sich sauber gewaschen hat. Sein Bart ist wüst und bedeckt fast das ganze Gesicht. Der Gaul aber ist ebenso zottig und langhaarig, und ein Zopf seiner spärlichen Mähne hängt ihm über die Stirn herab und schlenkert vor seinen Augen hin und her.

Die Augen! — Jetzt entdecken wir es, wie sie den beiden zu dieser gewissen Ähnlichkeit verhelfen. Es war ein Glanz in beider Augen, und dieser Glanz ist erloschen. Nur die Erinnerung daran ist geblieben. Die Augen sind wie eine traurige Geschichte, die freud- und schmerzlos endigt.

Ob's diese Augen einmal waren, durch die sich das innige Verständnis zwischen Mensch und Tier einst anbahnte, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr sagen. Sie erzählen nicht mehr. Es ist alles tot in ihnen.

Aber die beiden verstehen sich, wie Menschen sich nur verstehen können. — Es ist kalt, bitter kalt, wie Wolken geht der Atem Mensch und Tier aus der Nase, und was nicht wie Nebelschwaden über die Landstraße zieht, setzt sich als Eisnadeln in den zottigen Haaren fest. Der Alte sagt keinen Laut; er flucht nicht, er schimpft nicht mit dem Tiere und sagt ihm auch keine Freundlichkeiten; schweigend torkelt er neben dem Gefährt her. Bisweilen nur bleibt er stehen, schlägt seine Arme über der Brust zusammen und haucht die Fausthandschuhe an, die so dick sind, daß Ofenwärme kaum da hindurchdringen würde. Geduldig hält dann auch sein Gaul und wartet, bis das Leben seinem alten Herrn wieder bis in die Fingerspitzen gekrochen ist. Dann trotten sie beide weiter.

Von Zeit zu Zeit erscheint in der Tür eines der hier schon vereinzelt stehenden Häuslein eine zusammengekauerte Gestalt oder in einem sich öffnenden Fenster ein verhüllter Kopf, und eine Frage schallt hinter dem Knarren und Klappern her wie vom Haus herüberschallendes Hundegebell. Dann bleibt der Gaul von selbst stehen, sieht seinen Herrn fragend an, wie wenn er sagen wollte: „Hast nichts gehört?" Der blickt sich nicht um; noch einmal muß der Neugierige fragen, dann bekommt er ein „Jo!" oder „Nä!" zur Antwort, je nachdem der Alte in der Stadt zu bestellen hatte.

Dann trotteten sie stumm weiter. — Sie verstehen sich.

Einsam ist die Landstraße jetzt. Das letzte Häuslein, aus dem schon der trauliche Schimmer der Lampe heraus auf den schimmernden Schnee fiel, liegt hinter ihnen. Wie Besenreiser ragen die kahlen Pappeln zu beiden Seiten hoch, und wenn ein Windstoß sie trifft, rieselt es wie eine weiße Staubwolke zur Erde nieder. Weit dehnt sich die weiße Ebene, bis in der Dämmerung der Schnee oben und unten sich die Hand reichen. Jenseit des Straßengrabens stapft eine Krähe über den hartgefrorenen Schnee und hebt umständlich die Beine hoch, eins nach dem andern. Durch das Rattern und Klappern auf der Landstraße wird sie aufgeschreckt. Mit müden Flügelschlägen hebt sie sich in die graue Luft und krächzt einige Male: „Rab! Rab!" — Und der Ton ihrer Stimme ist wie das Auge der beiden, die da über die Landstraße klappern, wie eine traurige Geschichte, die ohne Schmerz und ohne Freude endet. — Schließlich läßt sie sich in einiger Entfernung wieder müde zur Erde nieder.

Eine Stunde trotten die beiden Weggenossen so voran, zwei Stunden, und das trübe Licht der flackernden Wagenlaterne huscht zwischen den Beinen des steifen Gaules hindurch über den leuchtenden Schnee. Und immer tönt das Glöcklein des Kummets durch den kalten Winterabend wie ein einsames Stimmchen. Dann tauchen in einiger Entfernung die Lichter eines Dorfes auf, eines, mehrere, viele. Der Gaul hebt den Kopf und schnaubt mit den Nüstern, daß der Hauch herausstößt wie bei einer Lokomotive. Auch der Alte läßt ein zufriedenes Grunzen hören. Das

Digitized by Google

ist das einzige, was die beiden miteinander reden — und auch das ist für Nichteingeweihte unverständlich. Die Lichter da vorn sind in der nebeligen Luft wie feuchttrübe Augensterne. Es schneit, in tollem Tanze wirbeln die Schneeflocken durch die graue Unendlichkeit.

Dann wird die Straße holpriger. Der Karren knarrt auf dem schlechten Dorfstraßenpflaster. Das Gebimmel geht durchs ganze Dorf, von Haus zu Haus, macht die Tür auf und ruft hinein: „Der Jan ist da! Erwartet ihr was?" Und hier und da huscht eine Weibsgestalt aus dem Häuslein, wartet im Gartentürchen, späht nach dem huschenden Lichtlein, das jetzt auch an den niedrigen Häuserfronten emporleckt, und ruft, als es näher kommt: „Häst de war för mech, Jan?" — „Jo!" antwortet der, geht hinter seinen Karren und hebt eine Kiste oder ein Paket oder sonst etwas herab und reicht es dem Weibe hinüber. Dann trottet er weiter. Sein Pferdchen hält nicht still dabei.

Sie haben's eilig, heimzukommen.

Durchs ganze Dorf geht das Gebimmel, und dann, einmal — hat es Feierabend. Dann ist's still im Dorfe. Man hört nur noch, wie Jan Viefers mit dem Geschirr rasselt, als er seinen Gaul ausspannt und ihn in den düstern, baufälligen Stall führt. Er selbst torkelt mit schlürfendem Schritt über die holprige Straße hinüber, ißt bei der Witwe Lohmann, bei der er ein Dachzimmerchen bewohnt, den Teller Erbsensuppe, den sie ihm auf der Ofentrommel warmgestellt hatte, und geht zu Bett.

Was soll er lange aufbleiben! Zu denken hat er nichts, und morgen ist er bei Tagesgrauen schon wieder auf der Landstraße.

Kaum fünf Minuten liegt er wach, dann schläft er fest wie ein Kind. — Und draußen ist die unheimliche Winternacht, die den, der zu ihr herausschaut, schaudern macht bis ins Herz hinein. Es schneit nicht mehr. Still flimmernde Sterne blicken durch die dunkle Unendlichkeit vom weißblauen Himmel hernieder. Sie blicken auch zu Jan Viefers ins enge Kämmerlein.

Winternachtsruhe!

Wer hört etwas verstohlen knistern und knuspern, wie wenn Mäuse irgendwo unbemerkt ihr unheimliches Werk tun?

Unsinn ist's! Draußen knistert der Schnee, und es friert, daß es kracht! Wer will da horchen auf ein heimliches Geräusch! Das Ohr täuscht sich so leicht. Im Dorf liegt alles in süßer Ruh. Kein Lichtschimmer ist in den Gassen und Häusern zu sehen. Nur der fahle Mondschein liegt auf dem weißen Schnee.

Und etwas Rotes mischt sich darunter — wie Blut.

Darüber aber ist die Dunkelheit.

Keiner sieht es, wie irgendwo etwas aufspringt, unheimlich, geheimnisvoll, wie das Knistern, das das Ohr täuschte. Es springt auf und reckt sich hoch und ist wie eine drohend zum Himmel erhobene Hand, wie eine Faust, die irgendeinem nach der Gurgel greifen will. Und dann wieder duckt es sich, wie wenn es sich verbergen wollte, und irgendwoher glüht es wie sprühende, lauernde, gierige Augen.

Es braucht sich nicht zu verbergen! — Keiner sieht es!

Im Dorf ist alles still. Alles. Kein Lichtlein ist mehr in den Gassen. Nur der weiße Mondschein liegt auf dem weißen Schnee, und — etwas Rotes ist darunter — wie Blut.

Darüber aber ist die Dunkelheit.

Irgendwo — irgendwo reckt sich's jetzt wieder auf, breitspurig, behäbig, wie wenn ein Stier vor einem vollen Troge steht. Gieriger fließt das Rot, das wie Blut im weißen Mondlicht auf dem weißen Schnee liegt. Wie ein Stier stößt das Unheimliche sein Maul nieder in die vollen Scheunen des Bauern Kölver und nieder zu dem baufälligen Stalle, in dem Jan Viefers Klepper steht; und dann reckt es seinen breiten Nacken hoch wie in überquellender Kraft, wie um in jauchzendem Ruf das Bewußtsein dieser Kraft in die graue Ebene hinauszubrüllen. Seine Augen werden glühend und immer glühender, daß ihre Glut weithin übers Dorf lodert, und in den Gassen ist es, wie wenn das Blut in Strömen über den Schnee flösse. — —

Winternachtruhe!

Wer hört es unheimlich verstohlen knistern?!

Wer hört das Fauchen und Schnauben des Stieres, der durchs Gehege drang und in fremde Scheuern brach?!

Wer sieht das Blut, das durch die Dorfgassen über den Schnee rieselt?! — —

Alles ist still. — Hier scheinen die Nacht und ihre Ruhe daheim zu sein! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann springt der Mensch auf in rasender Wut, der Mensch, dem der Schein aus den Augen der Gier grell ins Gesicht loderte und ihn jach aus seinem Schlummer riß. Halb nur bekleidet stürzt er hinaus auf die Gasse und brüllt seine Wut in alle Winde.

„Böö! Böö!" hallt es schaurig, unheimlich durch die Stille wie der Ruf eines geängstigten Wildes. Das dringt an jedes Ohr. Das läßt keinen schlafen. — In den Gassen wird es lebendig; aus den Häuslein hervor huschen die Aufgeschreckten mit wuscheligem Haar und ungewaschenen verschlafenen Augen. Und diese Augen stieren grob und ängstlich in die lodernde Glut, in die Glotzaugen des Ungeheuers, das auf fremder Weide grast, wie ein Stier seinen Nacken niederbeugt und sein gieriges Maul in die Scheuern des Bauern Kölver stößt.

Einen Augenblick sind die Menschen wie vom Schrecken gelähmt — dann kommt Leben in sie, und hastig rennen sie durch die Gassen. Im Dorf wird es lauter. Immer wieder brüllt der Hornruf auf und hallt hinaus in die weite, frostklare Stille. Geschrei mischt sich mit ihm und wälzt sich voran, gassenauf und -ab. Auf der Straße vor Witwe Lohmanns Hütte tummeln sich die Wütenden und die Neugierigen, vom Flammenschein wie mit Blut übergossen. Rasseln und Prasseln, Knistern und Krachen, Zischen und Brodeln, Schreien und Kreischen — und drinnen liegt Jan Viefers und schläft — fest wie ein Kind.

Und dann — einmal — steht der Schrecken auch an Jan Viefers kleinem Fensterchen und stiert mit seinen Glutaugen hinein in die enge Kammer, daß die weißgetünchten Wände blutrot leuchten. Er stößt einen Schrei aus, der in Jan Viefers nachtschwarzen Schlaf gellt: „Jan! Dein Gaul! Es brennt!"

Das weckt ihn. Jach richtet er sich auf und stiert in die Röte um ihn und weiß sofort, wer ihn ruft. Kaum hat er Zeit, in seine Lumpen zu kriechen; dann torkelt er hinaus auf die Straße.

Unheimlich liegt die Glut über dem Dorfe, wie eine Welt in der Welt, und hell lodern die Flammen und lecken selbst an der Dunkelheit, die darüber liegt. Jan Viefers schleppt sich durch die Menge. Da ziehen gerade kräftige Bauernfäuste aus dem Durcheinander von Asche, Mauerresten und verbrannten Balken seinen halbverkohlten Gaul hervor.

Ein Schrei quillt aus Jan Viefers' Brust, gellend, kreischend, lauter als all das Toben um ihn, daß er schneidend durch die Nacht fegt. Er wirft sich über die unkenntliche Masse, bedeckt mit seinen Händen die Löcher, die das gierige Ungetüm in seines Gaules Lenden gefressen hat, streichelt alle die wunden Stellen, den verkohlten Schwanzstumpf, die Knochen, die aus dem angebratenen Fleisch hervorstehen. Um ihn her aber stehen die Menschen, stumm, still, und blicken mit verständnislosen Augen auf den Armsten und sein verkohltes Tier.

Jan richtet sich auf, mühsam, schwerfällig, wie wenn einer umfallen könnte.

Digitized by Google

„Jetzt kann ich betteln gehen", sagt er dumpf, und in seinen glanzlosen Augen ist eine große Träne. Stumm sieht er in die Runde umher. Er kennt keinen Menschen mehr. Er sieht nur die rotschimmernde Glut um sich und dahinter die Dunkelheit.

Die Dunkelheit.

„Jetzt kann ich betteln gehen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Menschen sind längst wieder bei der Arbeit; sie wühlen und ringen mit dem Ungeheuer, das in ihre Scheunen einbrach. Aber was ist Menschenkraft der Urgewalt gegenüber, die an einer vollen Krippe steht?! — —

Draußen aber vorm Dorf schlenkert ein Einsamer durch die Winternacht. Er weiß nicht, wohin er geht. Er sieht nur noch die blutrotschimmernde Glut um sich und dahinter die Finsternis, — und sonst hat er keine Gedanken mehr. Er sieht nicht, wie die Gier dahinter allmählich verlodert. Er irrt gedanken- und gefühllos umher.

Und einmal — da legt er sich in den weichen, frischgefallenen Schnee im Straßengraben und wähnt, daß er in der kleinen Dachkammer in seinen harten Kissen läge und träumt noch einmal von der Glut und Gier, die über seinem armen Gaule aufloderte und große Löcher in seine Lenden fraß. — Dann schläft er fest und ruhig wie ein Kind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen finden ihn die Leute erfroren im Straßengraben. Als sie an die Stelle kommen, wo er liegt, fliegt eine Krähe von der Pappel über ihm auf mit langsamen, trägen Flügelschlägen und schreit müde einige Male: „Rab! Rab!", und ihr Gekrächz ist wie die erloschenen Augen Jan Viefers' und seines Gaules, wie eine traurige Geschichte, die ohne Freud und ohne Leid endigt.

Flensburger Stimmungen und Verstimmungen * Von Friedrich Hussong.

(Fortsetzung.)

Im Staate Plebiszit.

Wochenlang ging um Stadt und Land der Kampf zwischen Deutsch und Dänisch. In jeder Schenke wurde gestritten, in jedem Saal wurde geredet, an allen Mauern hingen Plakate, an jeder Telegraphenstange klebten Zettel.

Nahm man eine Zeitung in die Hand, prallte es einem in Fettdruck entgegen: Stimmberaubung, Clausenlinie, Internationale Kommission, Valutaregelung, Tiedjelinie, Königsau, Danewerk. Führte einen der Sonntagnachmittag ins Land Angeln, saß man dort zu Gaste auf einem jener Bauernhöfe, deren Herren noch Könige sind trotz dem 9. November, so ging die Rede um das Schicksal Schleswig-Holsteins. Worum rangen in den halbdunklen Sälen Flensburgs die Redner? Um die deutsche Seele Schleswigs. Worum ging in den Dörfern der Kampf von der östlichen Förde über den Heiderücken zum westlichen Friesenland bis hinüber zu den Inseln? Wovon waren Herzen und Hirne heiß? Man fuhr in Mittagssonne die blinkende Förde entlang durchs Land. Man fuhr in Regen und Nebel die Straße zwischen Knicks und Koppeln hin. Abendliche Wege führten über die nasse, schwappende Heide, wo Zwergkiefern sich leise im Wind regten. Schwarze Moore blinzelten aus hundert verschlafenen Wasserlöchern einen an; es war, als hätte der Herrgott hier vergessen, das Feste von dem Flüssigen zu scheiden; „De Borrn bewegt sik op un dal, . . . / Dat Water schülpert inne Graff, / De Grasnarv bewert op un af." Man fuhr durch sprühenden Nebel und schlagenden Regen zwischen Winter und Frühjahr; man fuhr durch grimmigen dänischen Wind. Gestumpfte Weiden standen wie geduckte Kobolde, andere drohten mit hundert geschwungenen Ruten. Über das dämmernde flache Land krochen schwarze Waldstücke wie große schleichende Ungetüme. In diesen nördlichen Nächten und Nebeln ging etwas Unbehagliches um. Dänischer Spuk und dänischer Speck. Ob man bei hohem Tag im städtischen Saal einander traf, ob man zu nächtlicher Stunde noch in einen Dorfkrug sich verschlagen fand, es war immer dasselbe: Deutsch oder Dänisch, Sklaven oder Schlaraffen, Mark oder Krone.

Ein Unvergeßliches, dieser zähe Kampf mit so ungleichen Kräften und Waffen. Dieser Kampf des entkräfteten, aus schweren Wunden blutenden, von Entbehrungen versehrten Deutschen gegen die Versuchungen des von Kriegsgewinnen feisten, wohlausgeruhten, satten Dänen. Ein verzweifelter Kampf scheinbar; und es gab im deutschen Flensburg, im deutschen Schleswig in dieser Zeit Leute genug, die nach dem kleinen Einmaleins sich ausrechneten, der feiste Mann werde über den entkräfteten den Sieg davontragen. Aber es gibt Dinge, die mit dem kleinen Einmaleins nicht auszurechnen sind.

Wenn die Hundertkronenscheine allein Kraft hätten, wenn die Speckpakete allein Gewicht hätten, dann hätten Flensburg und Mittel-Schleswig sicher dänisch gestimmt. Aber Kraft haben auch die Stimmen der Heimat, Gewicht haben auch die Worte des Gewissens. Sie waren stärker und gewichtiger als alle die skrupellose Brutalität, womit die Dänen einen plumpen, nackten und schamlosen Materialismus ausspielten gegen das nationale Gewissen, das aller Kern und Inhalt des deutschen Abwehrkampfes war. Speck gegen Ethos, — so könnte man den Inhalt dieser Wochen und Monate des Kampfes um das deutsche Schleswig in zwei Worten formulieren.

Von allen Mauern und Zäunen pries das gelobte Land, das Schlaraffenland im Norden sich an. Vom Essen und Trinken war da auf jede Weise die Rede. Und nur vom Essen und Trinken. Nur das Tierische im dürftig lebenden Menschen wurde angerufen. Fast mochte man sich schämen, Mensch zu sein. Da wurden einem dänische Bilderbogen in die Hand gedrückt; die zeigten einem nacheinander das dänische Korn auf den Feldern, das dänische Mehl in den Dampfmühlen, den dänischen Teig in der Knetmaschine, die dänischen Eier im Magazin, ein „Motiv von der Butterausstellung in Fredericia", die dänische Milch in einer Meierei, den dänischen Speck, die dänischen Fische, den dänischen Zucker, das dänische Bier, das dänische Öl. Roh und geschmacklos. Und dann jammerten die Dänen Stein und Bein, wenn der Volkswitz ihre Konvertiten „Speckdänen" nannte. An jeder zweiten Straßenecke wurden einem Prospekte in die Hand gedrückt, die einem im Stile der Jahrmarktsbudenanreißer klarmachten, wie gut und billig in Dänemark die Stiefel seien, oder richtige kleine Musterkarten mit eingeklebten Stoffproben, die einem zeigten, daß im Schlaraffenlande jenseit der Königsau die Wintermäntel und die Sommeranzüge fast wild an den Hecken wachsen. Es gab keine Grenzen der Geschmacklosigkeit, es gab kein Maß der Herzensroheit. Die dänischen Agitatoren glaubten diese deutsche Bevölkerung behandeln zu dürfen wie hungrige Hunde.

Demgegenüber war die deutsche Abwehr ganz auf menschliches und nationales Ethos gestellt; ganz auf den Glauben an neue deutsche Zukunft, ganz auf die Überzeugung von dem größeren Beruf Deutschlands in der Welt. Wer könnte leugnen wollen, daß zurzeit die dänische Krone stärker ist als die deutsche Mark, die dänische Landwirtschaft fetter als die deutsche, der Däne feister als der Deutsche. Aber nach dem innewohnenden Gesetz gehört dennoch die große Zukunft nicht dem kleinen Dänemark, sondern dem großen, einst wieder mächtigen Deutschland. Gegenüber der dänischen Speckpropaganda galt es, die Erkenntnis wach zu halten und das Bekenntnis zu wecken, daß es doch ein stolzeres Ding ist, das auch in seinem tiefsten Unglück noch große Deutschland Vaterland zu nennen, als das kleine Dänemark, das nie aus eigener Kraft, nie in freier Sicherheit zwischen den übermächtigen großen Staaten sein Schicksal verwalten wird. Wie Dänemark nie wirklich groß werden kann, so kann Deutschland nie wirklich klein werden. Das aber wirkt schicksalprägend und charakterbildend durch bis zum einzelnen Mann unter der Fahne dieses oder jenes Staates. Von diesem entscheidenden Unterschied zwischen der Zugehörigkeit zu einem großen Volkstum und einem kleinen Zwergstaat hat man in dem „Lillemands-Land", in dem Kleineleuteland Dänemark keine Ahnung. Nur so konnte man dort sich einbilden, mit Speck und Kronenscheinen, mit einer plump materialistischen Leimrutenpolitik allein einen ganzen deutschen Volksstamm, ein ganzes deutsches Land um sein Deutschtum betrügen zu können. Nur so wurde es möglich, daß die dänische Agitation völlig in der Spekulation auf die animalischen Triebe aufging und ganz des Geistigen vergaß. Es ist ein

Digitized by Google

deutsches Wort: „Das Moralische versteht sich immer von selbst.“ Die Dänen aber glaubten sich um das Moralische gar nicht erst kümmern zu brauchen. Das war das Geheimnis der Größe des deutschen Sieges und der dänischen Niederlage in diesem Kampf um die Seelen.

Indes die Dänen Wahlspeck ins Land Plebiszit einführten, führten die Deutschen Goethe ein; indes aus Kopenhagen Herr H. P. Hanssen kam, um den Flensburgern vorzurechnen, wieviel sie am Speck Dänemarks verdienen könnten, kam aus Berlin Frau Else Heims und zeigte ihnen als Iphigenie, wieviel sie an der Kultur Deutschlands besitzen. Indes Herr Hanssen den Flensburgern versprach, sie in die dänische Räucherkammer zu führen, führte Iphigenie sie in die köstliche Schatzkammer deutschen Geistes und zu der reinsten Quelle ihres Wesens. Sobald die Dänen zu spät und vergeblich versuchten, in dem lächelnden Kampfe der Kulturen gegen Deutschland zu bestehen, war ihre Niederlage erwiesen. Wohl ließen sie aus Kopenhagen eine Sängerin kommen; aber die Dame schien von der Internationalen Kommission keine Einfuhrerlaubnis für ihre Stimme bekommen zu haben. Anders die junge Flensburger Künstlerin Lydia Knutzen, die mit vielen Tausenden dem Notruf der Heimat gefolgt war, um ihr in doppeltem Sinne mit ihrer Stimme zu dienen. Als über ergriffenem Schweigen der Menge ihr Lied schwebte, wie über grauer Flut vom ersten Strahl getroffene silberne Möwenschwingen, da wurde in allen Seelen Erlebnis zur Kunst:

„Nun schweige jeder von seinem Leid
Und noch so tiefer Not. . . .
Eines steht fest in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn;
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn.“

Da wurde in allen Seelen Kunst zum Erlebnis.

Der deutsche Kampf im Lande Plebiszit war ein Kampf mit reinen Waffen. Der deutsche Sieg war ein reiner Sieg. Je mehr der Kronenscheine und Speckpakete in alle engen Gassen und dürftigen Hände gewandert sind, desto schwerer wiegt dieser Sieg im Herzen Gottes. Mancher Zweifel an Menschheit und Volkstum wird von der Schönheit dieses Sieges beschämt. Es gibt keine nationale Not, die so groß und so bitter wäre, daß man sich dieses reinen Sieges nicht trotz ihrer rein und groß freuen dürfte. Hier ist Element der Hoffnung, hier Stoff und Grund zu nationaler Neugeburt. Mögen noch tiefer dunkeln die nächsten Tage; alles darf untergehn“. Aber über allem Dunklen hört man eine schöne Stimme singen und sagen: „Deutschland muß bestehn.“

Arbeiterversammlung in einer Vorstadt Flensburgs.

Das neueste Plakat.

Die Stimmen der Toten.

Hoch oben über der Stadt sind die alten Gräber. Dort reden im feuchten Wind die Stimmen der Toten. Sie reden von Idstedt und Oversee, von Kampf und Opfer, von Niederlage und Sieg, von Wollen und Glauben, von Sterben und ewigem Leben.

„Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampf.“

Welche Gewalt der Beredsamkeit in dem Zufallsstammeln der Inschriften auf rostigen Kreuzen und geschwärzten Steinen: „Hier ruhen neun tapfere Füsiliere.“ Hier ruhen Deutsche, Dänen, Österreicher, Schweden. Hier ragt das Denkmal „den Manen der für Schleswig-Holstein gefallenen Krieger“, hier türmt sich der Hügel mit den Gedenksteinen, die ein König von Dänemark den Seinen gesetzt hat. Wie die Dänen in diesen Tagen keine Bodenluke, die in Flensburg ihnen gehört, unbenutzt zu nationaler Kundgebung gelassen haben, so nutzen sie auch diese stille Stelle. Im Regen zerfließt eine weißrote Schleife, und in einem Glas weinen weiße Hyazinthen auf rote Tulpenköpfe. Hier rühmen Stein und Erz den Heldentod eines Generals, zehn Schritte weiter wartet der Dragoner Johann Heinrich Meyer auf die große Reveille. „Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde“, Deutsche und Dänen, General und Dragoner.

Ich muß hinüberdenken nach einer anderen Gräberstätte, nach den Höhen von Düppel, wo man von den Wällen weithin über schleswigsches Land sieht, über den Alsensund hinüber nach Alsen und über die Bucht Wenningbund hinüber nach Broacker, dazwischen weit hinaus auf die offene See. Dort ist es hügelauf, hügelab und über die Höhen hin wie ein großer Friedhof deutscher Ehren. Gräber, Denkmale, Totengärten. Und darüber schlägt die Düppeler Windmühle Kreuz über Kreuz.

Mit gutem teuren Blut ist dies Land deutsch behauptet durch Jahrtausendweite. Mit rotem teuren Blut ist die Bestätigung seines Deutschtums in seine Erde geschrieben. Und nun sollten wir uns um diese gültige Bestätigung betrügen lassen? Wohl ist es furchtbar wahr: „Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen / Fern im Gebirg der Adler ihrer Taten.“ So schwer doch ist der schwere deutsche Schlaf noch nicht, trotz alledem noch nicht so schwer, daß die Stimme dieser Gräber, dieser Toten nicht noch wache Seelen fände, die ihr stummes Zeugnis für das deutsche Recht an diesem Lande vernehmen.

Auf den Höhen von Düppel und auf der Höhe über der Flensburger Förde predigen die Toten von 1848/50 und von

Digitized by Google

1864 eine gewaltige stumme Predigt. Aus den Gräbern Schleswigs reden die Väter und Brüder, die bei Kolding siegten, die bei Fredericia erlagen, die bei Idstedt gramvoll zugrunde gingen und bei Düppel und am Alsensund den Preis des Sieges griffen. Aus den Gräbern hier oben reden die Stimmen der Toten in gewaltigem Chor:

„All unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden."

Ja, in den Adern der noch ungeborenen Kinder dieses Landes wird das deutsche Lieben und Hassen der toten Väter mit hunderttausend Pulsen pochen. Und jeder Pulsschlag eines verratenen Geschlechts würde die mit Fluch schlagen, die je um einen Wahn von schnödem Gewinn Verrat an seiner Zukunft begangen hätten. Ja, die Toten hier und drüben bei Düppel und über alle Schlachtfelder Schleswigs hin haben mit ihrem Blut in diese schleswigsche Erde den gültigen Satz geschrieben, daß aller Wandel in der Geschichte Schleswigs doch gebunden bleiben müsse an das Gesetz seiner Deutschheit. — — —

Von rostigen Kreuzen tropft es; von nackten Ästen weint es:

„Der Tag ging regenschwer
und sturmbewegt,
Ich war an manch vergeßnem Grab gewesen."

Aber wie ich langsam hingehe durch die schmalen Gassen der Totenstadt, wo all die Mitglieder der Familie Sen, die Ketelsen und Hansen, die Petersen, Christiansen, Thomsen, die Jessen, Jansen, Fedderssen und Jürgensen so friedlich beisammen wohnen, da geht der Totenacker sachte in lichte Anlage über, und dort drüben, wo die breite Straße über den Rücken der Höhe an diesem großen Totengarten entlanggeht, trennt nur eine unmerkliche Grenze das Feld des Todes von dem des Lebens. Ein leises Frösteln:

„Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen."

Aber oben setzt sich jetzt ein sachtes Licht auf Wolkenränder, wie auf mattsilbrigen Samt. Ein wenig hellt sich das Grün des vorjährigen Rasens auf. Ein kleiner Vogel, der unter dem Rindendach einer Vogelfutterstelle auf dem Rande eines kleinen Trögleins sitzt, wagt es schüchtern, ein wenig von Sonne zu piepen. Ich schüttle das Frösteln ab.

Wohl fällt mitten ins Leben der Tod; wohl grenzt sein Feld hart an die Straße des Lebens. Aber um seine alten Male spielt schon wieder das Leben. Hier weiter hinaus dienen sie nur noch dem Garten der Lebenden zum Schmuck, und der Rasen, der aus den Gebeinen der Großväter wuchs, ist den Enkelkindern zum Tummelplatz bestimmt. Weiße Schneeglöckchen ducken sich zwischen vorjähriges Gras. Bunte Krokusse stehen scheu und vorwitzig, frieren im Nassen und blinzeln ins Licht. Und ganz am Ende hält eine weiße marmorne Sphinx, von Thorwaldsens Hand gebildet, mit rätselhaften Augen stille Wacht zwischen dem Garten der Toten und der Stadt der Lebendigen.

Fahrt ins Graue.

Feine graue Schleier verhängen das Gesicht der Stadt, das, wie bei allen Seestädten, dem Wasser zugewendet ist. In zarten Umrissen steht rings um die Förde Land und Stadt gegen den bleichen Himmel. Zu beiden Seiten die Höhen über der Unterstadt. Im Hintergrunde die Nikolaikirche, über dem Südufer drüben die St. Jürgenkirche, und dort mitten im Zug der am Nordufer hinlaufenden Hauptstraßen der Turm und das noch durch schwachen Nebel grünleuchtende Dach von St. Marien.

Der kleine Dampfer holt vom Bollwerk ab. Er hat wenig Gesellschaft dort; der graue Hafen ist öde. Ein paar Fischerkutter, ein dürftiges Dampferchen — das ist alles. Aber dort, grau in grau, der unvergeßlich einprägsame Umriß eines Kriegsschiffes. Jetzt wird das große „D 93" an seiner Flanke klar. Ein englischer Zerstörer im deutschen Hafen.

Die Ufer treten auseinander. Dort drüben eine tote Werft. Und wieder grau in grau die stählerne Zwingburg eines englischen Kreuzers, die eiserne Festung der französischen „Marseillaise". Scham und Gram. Doppelt gefühlt, da jenseits der Bau von Mürwik sich zeigt, einst Wahrzeichen deutschen Seestolzes. Etwas bäumt sich in der Seele; etwas sinkt schwer auf sie. Stumpf, dumpf. Wenn das Ungeheuerliche jahrelang so über ein Volk geht, bleibt der menschlichen Natur endlich nur das traurige Mittel der Abstumpfung, um nur zu überdauern. Unsere seelische Aufnahmefähigkeit ist überschritten. Unsere Seelen und Hirne sind Schalen, die längst überfließen vom Trank der Bitternis. Unmöglich der menschlichen Natur, das Ungeheure täglich und stündlich mit vollem Bewußtsein zu erleben. Wir müssen vieles sozusagen seelisch aufspeichern, um es erst später gleichsam nachzuerleben. Es wird ein langes, böses Erleben sein.

Ententebrüder: Englischer und französische Matrosen in den Straßen von Flensburg.

Graue Dünste, graue Gedanken. Der fieserige Nebel wird zu leisem Regen. Man ahnt nur noch das Bild der Förde und ihrer Ufer, dieser Sommerlust der Flensburger.

Aber man will ihnen ihre Lust beschneiden. Mitten durch die Förde hat der Magister Clausen aus Kopenhagen jene Linie gezogen, welche die erste, nördliche, von der Entente im Ramsch an die Dänen verschenkte Zone von der zweiten mit vorbedachter Schikane derart trennt, daß die Flensburger dadurch in ihrem eigensten Bereich so verengt und behindert werden sollten, daß sie vielleicht Lust bekämen, sich zu Dänemark hinüberzustimmen. Die Spekulation ist, wie die auf die Speisekammern, fehlgeschlagen, und die famose Clausenlinie ist jetzt noch viel mehr, was sie schon zuvor war: Ein sinnloser Strich durchs Wasser, eine Zeichnung in den Nebel. Hier vor uns irgendwo spukt sie im Grauen. Die gelüstigen Dänen freilich machen bei ihr auch jetzt noch nicht halt. Für den Fall ihrer Niederlage bei der Volksabstimmung in Flensburg hatten sie bereits „wirtschaftliche und geographische Rücksichten" angemeldet, die entscheidender sein könnten als das Abstimmungsergebnis, und dazu führen könnten, diesen oder jenen Landesteil, diese oder jene Stadt trotz aller noch so klaren Selbstbestimmung der Bevölkerung unter Umständen, d. h. falls es den Dänen so passe, zu Dänemark zu schlagen. Ob die Kopenhagener dabei freilich mit einer so vernichtenden Abfertigung gerechnet hatten, wie sie inzwischen ihnen in Flensburg zuteil wurde, ob sie auch jetzt noch es wagen werden, von der Entente die Befriedigung so widernatürlicher Schakalsgelüste zu erbetteln, bleibt abzuwarten.

Eines bleibt freilich wahr: Die Führung der Clausenlinie an und durch die Flensburger Förde ist unnatürlich und bedarf, wie die ganze Magisterarbeit des Herrn Clausen, der Korrektur. Sie will hier dem Gaul den Schwanz ausreißen. Die Dänen wollten das korrigieren, indem sie zu dem ausgerissenen Schwanz den ganzen Gaul forderten. Die simple deutsche Gegenforderung geht dahin, daß man dem Gaul den Schwanz gar nicht erst ausreißt. Der Schwanz gehört zum Gaul, nicht der Gaul zum Schwanz. Dem wird die von dem Deutschen Johannes Tiedje vorgeschlagene, nach ihm genannte Tiedje-Linie gerecht, die auch sonst die gröbsten Willkürlichkeiten der Clausenlinie auszumerzen bestimmt ist, indem sie reindeutsche Städte der ersten Zone, wie Hoyer und Tondern, wieder auf die deutsche Seite bringt.

Was die Tiedjelinie von dem durch die Entente an Dänemark verramschten Nordschleswig zu Deutschland zurücknimmt, bedeutet ein nationales Mindestprogramm für die deutsche Nordmark, zu dem alle Parteien von links bis rechts sich bekennen. Mit der Tiedjelinie wäre vielleicht an ein schiedlich-friedliches Nebeneinander

Digitized by Google

anderleben von Deutschen und Dänen zu denken. Versteifen sich die Dänen — und sie tun es — auf die Clausensche Willkür, so schaffen sie eine deutsche Irredenta, die sie nie und nimmer werden verdauen können. Dann ist offener Kampf um unsere Nordgrenze die Losung. Wer in diesem Kampf auf die Dauer unterliegen, wer Sieger sein wird, ist nach dem Gesetz der Schwere leicht zu errechnen. Dann aber müssen die Dänen, die heute die nationale Selbstbestimmung mit übermütigen Füßen treten, sich damit abfinden, daß auch die Deutschen wieder nach rein politischen Wünschen und historischen Gesichtspunkten verfahren. Ihre, der Dänen, eigenste Schuld und Sühne wird es dann sein, wenn die Deutschen dem Geschrei der Eiderdänen nach dem Danewerk wieder die Losung „Königsau" entgegensetzen, die sie heute bereit sind, aufzugeben, wie sie schon früher im Gegensatz zu eben den Mächten, die jetzt hier die Dänenbefreier spielen, vergebens auf eine billige nationale Abgrenzung drängten. Das war auf der Londoner Konferenz. Und noch 1865 schrieb Heinrich von Treitschke: „Wir haben beklagt, daß auf der Londoner Konferenz der preußische Vorschlag, das dänische Nordschleswig von Deutschland zu trennen, nicht durchging." . . .

Graues Meer, grauer Himmel, grau verschwimmende Küste, graue Gedanken. Das war vorhin die Nordspitze der Halbinsel Holnis, die wir passierten. Jetzt wenden wir um das Südende der größeren Halbinsel Broacker an der Förde heraus nach Norden auf Sonderburg zu. Kein Schiff begegnet dem unseren; unsere Schiffe haben sich verfahren; die deutsche See ist öde.

Vorderwärts links und rechts zeichnet Küste sich klarer durch die unsichtige Luft. Die Enge des Alsensundes. Traurig sieht das alte Schloß von Sonderburg herüber. Es hat umsonst Wache gehalten gegen die Seeräuber. Die Schiffbrücke, die das Wasser von der Insel Alsen und dem Städtchen Sonderburg her nach dem Festland und den Höhen gegen Düppel zu überspannt, trägt eben eine französische Kompagnie über den Sund, den einst die Preußen bezwangen. Dann öffnet die Brücke sich unserer Durchfahrt. Auf dieser Brücke, in deutschem Land, in deutscher Stadt, über deutschem Wasser reden die amtlichen Anschläge schon jetzt, da alles noch auch von Amts wegen zu Deutschland gehört, Dänisch und Französisch. Deutsch nicht mehr. Ein Vorgeschmack. Mancherlei Vorgeschmack. War's nicht vor drei Tagen, als unser Wagen drüben durch das äpfelberühmte Gravenstein flitzte, daß ich im Vorbeiflitzen am Gemeindehaus unter die deutsche Inschrift von ungeduldigen Fingern schon das dänische „Kommunecontor" gemalt sah? Die deutschen Schleswiger, die durch die Willkür der Entente unter dänisches Regiment kommen, werden ihr blaues Wunder erleben. Die deutsche Sprachenpolitik in Nordschleswig war törlicht. Sie schuf sich selbst eine dänische Opposition. Die dänische Sprachenpolitik in Deutschschleswig muß brutal sein; weil nur so es überhaupt denkbar werden könnte, daß das kleine Dänemark den deutschen Brocken je verdauen könnte. Es wird ihn freilich auch so nicht verdauen.

Die Schiffbrücke hinter uns, durch den Alsensund nordwärts. Dort winkte eben die Mühle von Düppel. Hier schwimmen die riesigen eisernen Anlegebojen, an denen einst deutsche Kriegsschiffe vor Anker gingen. Sie wackeln langsam und melancholisch mit den dicken Köpfen in der gelinden Bewegung des Wassers. Es war einmal, — es war einmal eine deutsche Flotte, — es war einmal eine Schlacht am Skagerrak, — es war einmal ein Minister, der hieß Erzberger . . . Es war einmal. Eine Möwe läßt sich ein Weilchen auf einer der Riesenbojen wiegen. Da schwingt sie sich in die Höhe; Ich bin.

Dort drüben preußische Kasernenbauten. Stattlich, sauber, in untadeligem kgl. preußischem Regierungsbaumeisterbacksteinstil hingestellt. Jetzt hausen die Franzosen drin. Kein Witz; es ist so. Nach den Barbaren die Kulturträger. Sie schlafen in den Betten der Barbaren, sie kochen in ihren Küchen, sie essen von ihren Tischen, sie benutzen ihre Badeeinrichtungen und ihre Wasserklosetts. Nein, das nicht, das doch nicht. Damit wissen die Meister der Zivilisation nicht umzugehen, und der Kommandierende sah sich genötigt, diese fremdartigen Anlagen der Barbaren schließen und dafür nach schönem Kriegsbrauch nebenan Freiluftlatrinen anlegen zu lassen. Nun wissen die Bannerträger der Kultur doch wieder, wie und wo.

Der C-J-S-Gendarm

Links und rechts in fast gleichbleibenden Abständen sanfte Hügel entlang dem Sunde. An der Stelle, wo einst die Preußen vom Festlande zur Insel Alsen hinüber den Sund bezwangen, ein übliches Denkmal. Zuckerbäckergotik. Ein Zwilling zu dem Denkmal droben auf der Höhe von Düppel.

Immer wiederholt der Weg des leise zitternden Schiffes dasselbe Bild: Dunkles Wasser, graues Land, grauer Himmel. Ich setze mich in die Kajüte. Viele Menschen. Wie der Dampfer hier und dort anlegt und weiterfährt, werden sie nach und nach ausgewechselt; und nach und nach hört man in dem Stimmengewirr der Kajüte mehr dänische Worte oder glaubt sie zu hören; denn die Abarten von Platt, die hier gesprochen werden, klingen dem ungewohnten Ohr gänzlich fremd.

Da ich wieder an Deck komme, sind wir längst aus dem Alsensund in die breitere Alsenförde. Und nun öffnet sich nördlich weit die öde See. Aber wir halten westwärts in die Apenrader Förde hinein. Ein wenig hat sich's aufgehellt. Man erkennt die schönen Ufer. Man ahnt in dem Dunkel laubloser Wälder leuchtende Sommerpracht. Man sieht weithin über das leere Meer. Keine Rauchfahne eines Dampfers, kein Segel. Matt bewegt liegt diese öde See in stumpfem dunklen Glanze wie unter einer schlaffen Haut.

Der schöne Umriß der Stadt Apenrade wird in dem gelichteten Spätnachmittagsnebel sichtbar und wird schärfer und gewinnt Farbe. Und bald stehen wir in den Gassen dieser schönsten wohl unter den nordschleswigschen Kleinstädten. Sauber, freundlich und voll gesunder Langeweile. Ich gehe aus dem unfrohen grau-grauen Tag sachte mit den alten Gassen in silberne Dämmerung. Ich sehe den Apenradern links und rechts in die Fenster. Neben dem Zahnatelier von Marie Tögesen wohnt der Postschaffner Petersen. Er sitzt hinterm Fenster und liest die Zeitung. Ich kann ihm über die Schulter ins Blatt sehen und kann gratis mitlesen, wie über dem Strich Herr Erzberger von Herrn Helfferich abgetan wird, und wie unter dem Strich die Komtesse im dämmerigen Salon unter dem fragenden Blicke Edgars tief errötet.

Nach dem grauen Tag die silberige Dämmerung in einer kleinen deutschen Stadt. Deutsch? Neulich ist das dänisch geworden. Ist das wahr? Träume ich? Ist das noch Nebelspuk? Ich weiß nicht recht. Aber dort auf den steinernen Stufen zu der alten Haustür, das sind doch zwei Jungen von Bein und Fleisch, zehnjährige Kerlchen; der eine schwingt eine kleine schwarzweißrote Fahne und der andere einen rotweißen Danebrog; und beide singen zusammen laut in die dänische Gasse und dänische Zeit: „Deutschland, Deutschland über alles!"

(Schluß folgt.)

Dänische Pfadfinder verteilen Flugblätter und Abzeichen.

Digitized by Google

Streiflichter.

Die Franzosen in Frankfurt. Unsere Regierenden sagen zur Rechten: „Wenn ihr aufmuckt, rückt Foch bei uns ein." Und die Regierenden haben natürlich recht. Die Regierenden sagen zu Spartakus: „Wenn du unser Novembervorbild nachmachst, kommen die Franzosen." Und die Regierenden haben abermals recht. Wenn aber die schwarz-rot-goldene Minister-Herrlichkeit selber weiterleuchtet? Dann können die weißen, braunen, roten, gelben Heldenjünglinge der großen Kulturmutter Marianne gleichfalls ihren „Sieges"einzug bei uns halten. Das sagen unsere Regierenden selbstverständlich nicht, aber sie wissen es ganz gut. Der November hat uns im Angesicht eines unversöhnlichen, blutdürstigen, raubgierigen und eroberungssüchtigen Feindes die Verteidigungswaffen aus der Hand gerissen — die Versailler Unterschrift unserer Regierenden hat die Entwehrung und Entehrung Deutschlands zum Dauerzustand gemacht. Womit will das heutige sogenannte Deutsche Reich französische Gewalttätigkeiten verhindern? Etwa mit den Massen des roten republikanischen Führerbundes? Auf unsere Rechtsverwahrungen und auf unsere „Friedens"vertragsberufungen antworten sogar die Krapülinskis und Waschlapskis und das kleine Raubstaatengesindel mit lautem Hohnlachen. Und die Pariser Revanche-Paschas des „Kriegs nach dem Kriege" sollten unsere Beschwerden ernst nehmen? Jetzt zumal, wo sie ihre Riesenheere getreu dem berühmten Ententeideal der Bekämpfung des Militarismus so bedeutend verstärkt haben? — Das Damoklesschwert französischen Einmarschs und französischen Gewaltmißbrauchs ist also in Versailles über uns aufgehängt; und da wird es auch nach der Besetzung Frankfurts hängenbleiben, so lange bis wir es herunterholen und den Versaillesvertrag beseitigen. Das hätten sich unsere Machthaber schon im vorigen Sommer sagen können. Frankreich suchte und sucht unablässig und planmäßig nach einem Vorwand, uns mit Mélac- oder Davoust-Einfällen nach Frankfurter Muster zu beglücken. Wollen sich keine Putsche einstellen, wird man unsere gegenwärtige Regierung selbst als genügende Veranlassung zu weiteren „Sieges"zügen auf französische Art ansehen. Oder ahnen unsere Ebert, Bauer, Müller, Schmidt, Braun usw. wirklich nicht, daß z. B. auch ihre Generalstreiksverkündung von der französischen Republik als eine ganz unzulässige Maßregel angesehen wird? Daß die Ententevertreter in Berlin zu den wundervollen Folgen dieses Generalstreiks ihre amtlichen Glückwünsche darbringen, ist aus mehr als einem Grunde wohl begreiflich. Zu Hause aber denkt man anders darüber, und der „Temps" erklärt ganz offen, daß der Generalstreik (den man in Frankreich als schwerstes Verbrechen gegen Staat und Volkswohl ansieht) keinesfalls von einer Regierung als Waffe benutzt werden dürfe. Seitdem die Regierung aber den Generalstreik entfesselt hat, steht Deutschland unaufhörlich in Generalstreikgefahr, in kommunistischem Fieber, und daher also auch vor Einmarschmöglichkeiten.

Wie durch den November Deutschland, so ist durch Versailles ganz Europa in ein Irrenhaus Poescher Art verwandelt. Das deutschempfindende Bürgertum und die ruhigen Arbeiter sind die ersten Opfer dieses Wahnsinns, aber sie werden nicht die letzten sein. Warum können sie sich nicht einigen? Warum können sie nicht begangene Fehler wieder gutmachen? Taine sagt von den wilden Volksheeren der Revolution: „Sie wurden durch die dringende Gefahr zum gesunden Menschenverstand zurückgebracht." Schließen auch wir uns zusammen gegen die französische und gegen die brandrote Gefahr; gegen Foch-Drohung und gegen Generalstreiksterror. F. W.

Wer regiert in Deutschland? Herr Müller etwa? Ganz gewiß nicht. Vielleicht Herr Ebert? Wer lacht da? Die Gewerkschaften? Regiert etwa die demokratische Trias der Mehrheitsparteien? Etwa das Parlament? Etwa die Regierung? Eine dieser Fragen auch nur stellen, heißt eine moralische Hinrichtung vollziehen. Man man sich umsehen, wo und wie man will, man wird vergebens nach irgendeiner Funktion all dieser Berufenen spähen, die so etwas wie Führung und Regierung andeutete. Sie sitzen alle, wie das Kaninchen vor der Klapperschlange, und warten, bis sie verschlungen werden, — der Demokrat vom Sozialdemokraten, der Sozialdemokrat vom Unabhängigen, der Unabhängige vom Kommunisten, der Kommunist vom Anarchisten und endlich der Anarchist vom Chaos. Wirklich klaren Willens sieht man in Deutschland eigentlich nur den Räuberhauptmann Hölz im Vogtland sein Regierungshandwerk üben. Er weiß, was er will: nämlich den Geldbeutel der andern. Er zögert nicht zuzugreifen. Und darum hat er Erfolg. Alle Schinderhannesromantik verblaßt vor dieser Hölzschen Wirklichkeit. Wer könnte ihm böse sein? Eine Bevölkerung, die sich dergleichen gefallen läßt, und eine Regierung, die dem wochenlang zusieht, — haben die etwas anderes verdient? Jede Revolution hat die Helden, die sie verdient. Die Novemberrevolution hat als einzige Eigenpersönlichkeit bisher den Räuberhauptmann Hölz hervorgebracht. War Schinderhannes je größer als Hölz in dem Augenblick, da er bekannte: „Sie nennen mich einen Räuber. Jawohl, ich bin einer." Verdient er in einem solchen Augenblick und in solcher heldischen Pose nicht alle die gänsehäutlichen Schauersympathien, die der Grillparzersche Räuber Jaromir Backfischen und alten Weibern erregt, wenn er lockenschüttelnd deklamiert: „Ja, ich bin's, du Unglückselige, / Ja, ich bin's, den du genannt, / Bin's, den jene Wälder kennen, / Bin's, den Mörder Brüder nennen, / Bin der Räuber Jaromir." Er allein von allen, die sich heute Führer nennen in Deutschland, führt, herrscht und regiert in seinem Bereich. Er verhandelt nicht; er schießt. Er fragt nicht; er greift zu. Er bittet nicht; er fordert. Und siehe da, selbst dem völlig bedeutungslosen Menschen gehorcht man willig oder unwillig, nur weil man überhaupt einmal die Gebärde des Willens an ihm gewahr wird, dieses ganze Geheimnis aller Macht- und alles Regierens. So kommt es, daß man zur Stunde in Deutschland keinen Menschen wirklich regieren sieht als den Räuberhauptmann Hölz; am wenigsten aber die sogenannte Regierung, die sich darin erschöpft, mit Mördern und Dieben zu verhandeln, die derweil ruhig fortfahren, den Dolch im Gedärme der Ermordeten umzuwenden.

„Nur die Bürgerlichen." Herr Müller — so heißt zurzeit der sozialdemokratische Parteisachwalter auf dem Posten eines deutschen Reichskanzlers — hat in einem Atemzuge zwei große Worte gelassen ausgesprochen. Nachdem die Presse tagelang sich gegen die drückebergerische Schönfärberei der Regierung Müller über die Zustände im Ruhrrevier laut verwahrt hatte, meinte Herr Müller plötzlich, als ihm und seinen Leuten die Ruhr bis an den Hals gestiegen war: Ich kann mir nicht helfen, die Presse hat die Sache zu harmlos angesehen. Und gleich darauf meinte derselbe Müller, er müsse freilich gestehen, den Klagen aus dem Ruhrgebiet skeptisch gegenübergestanden zu haben, solange „nur die Bürgerlichen" die Gefährdung Gutes und Blutes, Leibes und Lebens zu beklagen hatten. Das war für einen Mann, der sich nur als Parteifunktionär empfinden kann, noch kein Grund, in seiner zufälligen Nebeneigenschaft als Reichskanzler nach dem Rechten zu sehen. Ohne Mandat von der nächsten Zahlstelle der Partei fühlt so ein Reichskanzler von Zahlabendsgnaden keinen Beruf in sich zu diesem oder jenem. Solange „nur die Bürgerlichen" unter die Mörder gefallen sind, glaubt er „Zurückhaltung wahren zu müssen". Erst wenn er hört, daß auch organisierte Sozialdemokraten Schaden leiden, fängt er an bedenklich zu werden. Die Bürgerlichen sind diesem Reichskanzler, der mit Demokraten und Zentrumsleuten zusammen regiert, Menschen zweiter, dritter, vierter Klasse. Er ist so naiv, das ganz rund heraus zum Ausdruck zu bringen. Denn es gibt doch keine andere Auslegung: Entweder das Zeugnis von Demokraten und Zentrumsleuten hat für den Parteifunktionär Müller keine Geltung, weil er sie für moralisch minderwertig hält, oder er glaubt zwar ihrem Zeugnis, hält es aber nicht der Mühe wert, sich zu rühren und zu regen, solange „nur die Bürgerlichen" totgeschlagen und ausgeplündert werden, weil deren Sein oder Nichtsein für ihn offenbar wenig oder nichts mehr an Wert hat als das von Ratten, Wanzen und anderem Ungeziefer.

„Gedeckte Tische." In den Kaffeegärten rund um Berlin sah man in den ersten Tagen, da die Großstadt ihren Frühling bei Magarinebroten und beinahe reinem Bohnenkaffee feierte, plötzlich zwischen den häßlichen und wenig frühlingsglänzenden Gartentischen Familien am sauberen Tischtuch sitzen. Gartendecken, hübsch rot und weiß gestreift, glänzten in der jungen Sonne, so wie in der guten alten Zeit vor dem Kriege. Ordentlich festlich sah es aus, ganz österlich. Der Kuchen mußte noch einmal so gut schmecken von diesen appetitlichen blütenhellen Tüchern. Wenn man sich neidisch nach dem Grund der Bevorzugung dieser Gäste erkundigte, bekam man als Antwort, daß die Leute sich ihre Tischdecken mitgebracht hätten!

Eine Kleinigkeit; aber hinter dieser vorsorglichen Mitnahme des sauberen Tischzeuges ist doch ein bißchen mehr als ein Osterscherz. Es geht den Menschen nicht nur um den Kaffee und das bißchen trockenen Kuchen, der deutsche Mensch will auf den saubereren und hellen Schein des Lebens nicht verzichten. Er will es nicht lernen, nur das Materielle zu sehen. Er macht den blöden Gedankengang noch nicht mit, daß eine schöne Allee alter Linden nur Holzwert repräsentiert und daß es gut wäre, sie zur Zeit der günstigen Konjunktur zu schlagen. Er denkt noch an den lieben grünen Blätterschatten in Sommertagen, an das Bienensummen in durchleuchteten Lindenkronen, ach, er denkt an die verwachsenen Herzen in den glatten, kühlen Stämmen. Eine Kleinigkeit, daß Mutter fürsorglich die bunte Kaffeedecke in das Ausflugspaket packt; — aber die sich einbilden, nur ödester Materialismus könne den Sinn dieses Volkes befriedigen, nur die Butter entscheide und nicht der Tisch, von dem man sie esse, sollten auf diese kleinen Zeichen achten. Das Herz unseres Volkes schlägt anders, als die Weisen an den grünen Tischen denken, die Not der Zeit hat das wahre Gefühl narkotisiert, aber es ist da, noch ist der Sinn für die Lieblichkeiten dieses Lebens und seine treuherzige Wärme nicht ganz von törichten Theorien und Lohnkämpfen zerfressen worden, und beinahe gerührt sieht der fühlende Beobachter auf den sauberen, so frisch rot und weiß glänzenden gedeckten Tisch inmitten des Chaos der Unwirtlichkeit. — dt.

Digitized by Google

Nr. 16

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

15. Fortsetzung.

„'s isch zum Taubwerde“, sprach durch den kriegerischen Lärm, mit dem Preußen seine Gäste empfing, der schwäbische Fabrikant und Volksmann Eberhard Wägele zu dem Geheimrat Nimis. „Wie geht's denn Ihrem Sohn da oben bei den Freiwilligen in Schleswig-Holstein?“

„Dank der Nachfrag'! Unberufen: gut!“

„Ich bin halt doch froh, daß ich meinen Gottfried daheim in Stukkert statt bei den Dänen hab'!“

„O mei! Es wird in Schleswig-Holstein ja längst nicht mehr geschossen!“

„Nu — dafür knallen die Preußen am Rhein“, sagte sarkastisch im Vorüberschlüpfen ein beweglicher, schmächtiger, grellgewürfelt gekleideter Jüngling mit schwarzen Beobachteraugen, die Pariser Melone schief hinten auf dem gesträubten Schwarzhaar, die Atlasbinde genialisch unterhalb der scharfgeschnittenen, bartlosen Züge eines kleinen Pariser Lebemanns geschlungen.

„Ja ... eigentlich isch's ja riegeldomm“, meinte der schwäbische Volksbote nach einigem Bedenken und lachte über das ganze gebräunte Gesicht voll gesunden Menschenverstandes. Doktor Emil Nimis blickte finster dem jungen Weltmann nach.

„Wer das ist?“ sagte neben ihm der Karlsruher Volksbote Falk. „Ein junger Mensch vom Rhein, der sich mit der Abfassung literarischer Produkte beschäftigt! Er stellte sich mir vorhin vor: Weixelbaum de Cologne! Er macht uns die Honneurs seiner Vaterstadt.“

Ein Schweigen. Dann versetzte einer der Volksmänner: „Es kommen ja seit Anfang dieses Monats zu vielen Zehntausenden die Reichstruppen in Schleswig-Holstein an ... Frankfurter, Hamburger, Lübecker, Bremer Stadtbataillone, Österreicher, Bayern, Sachsen ...“

Spaß: Weil de Krieg zu Ende geht, sagte Jeanche Weixelbaum, der, überall und nirgends, plötzlich wieder geschäftig auftauchte.

Das Jeanche lächelte mephistophelisch und war schon wieder verschwunden.

Während der Geheimrat Nimis sich von den andern Nationalrepräsentanten trennte und allein beiseite trat, während der Regen rieselte und drüben am Ufer einsam eine riesige, nasse schwarzweiße Fahne schwer herniederhing, lief ihm

Urselchen. Gemälde von K. Spilling.

Digitized by Google

inmitten des Schmetterns der Musik, der Hurra-Rufe vom Strand ein Fröstеln über den Leib. Was Vater Rhein und Lorelei, was goldener Wein und goldene Worte: Unheimlich, eben weil sie aus dem Tagesgrau der Wirklichkeit kamen, scharf, kurz, befehlsgewohnt klangen da vorn, wo eine Gruppe Preußen beisammenstand, halblaute Stimmen an Emil Nimis' Ohr: „Nee, Teterow — das ist bei dem ganzen Farbenzauber da am Ufer der Unterschied zwischen den Couleurs: Schwarzrotgold heißt reden und Schwarzweiß heißt handeln!"

„So wie es Majestät befiehlt!"

„Na — selbstverständlich, Triplitz!"

„Wenn Majestät nur immer befehlen wollte . . ."

„Wenn nich, Möllenbeck, dann geschieht eben nischt! . . . Ohne uns können sie in Deutschland nischt machen. Damit haben sich die jelehrten Häuser in der Paulskirche eben zufrieden zu jeben!"

Dem Volksvertreter Emil Nimis wurde seltsam bang ums Herz. Majestät . . . . wie das aus Preußenmunde klang! . . . Waffen klirrten darin . . .

Die Ufer des Rheins waren zu nüchternen Ebenen geworden. Fern am Himmel stieg im Abendlicht der Klotz eines riesenhaften, unvollendeten Doms über einem Häusermeer empor. Doktor Emil Nimis schaute nach Köln hinüber.

Aber als das Reichsboot in Köln gelandet, als der Reichsverweser Johann von Österreich an das Ufer gestiegen war, verbreitete sich die Kunde: Der König von Preußen war nicht da, um seine Gäste zu begrüßen! Friedrich Wilhelm der Vierte hatte sich im letzten Augenblick anders besonnen! Er kam erst morgen abend. — —

Im Kreise deutscher Volksvertreter saß an diesem Abend der Geheimrat Emil Nimis, festbereit, in schwarzem Schwalbenschwanz und weißer Halsschleife, am Rheinufer beim Wein. Ein ergrautes und doch jugendlich feuriges, wettergebräuntes Nibelungengesicht ragte mit blau leuchtenden Adleraugen aus der Runde: der Professor Armin Oberkofler aus Graz, der Österreicher, der Steiermärker.

„Macht Habsburg nicht lebensunfähig, indem ihr es aus dem Deutschen Reich verdrängt, ihr kaiserlich-preußisch Gesinnten und Kleindeutschen", sprach er. „Bedenkt immer: Österreich ist die Ostmark! Ist das Bollwerk des Reiches gegen Sonnenaufgang. Dahinter beginnt Asien. Droht Türk' und Hunne und Moskowiter . . . Denkt nicht an die Fürsten! Denkt an alles, was deutsch atmet, deutsch lebt, deutsch betet! Alles ist gut, wenn ihr es im Namen des einen großen, heiligen, unteilbaren Deutschland tut und nicht im Namen des Haders der Fürsten! Wenn die Fürsten miteinander einig sein können, dann lebt mit ihnen! Wenn die Fürsten es nicht können, dann lebt ohne sie! Seid einig! Seit nicht schwarzgelb und nicht schwarzweiß . . . seid schwarzrotgold! . . ."

„Bei dem deutschen Gott — wir sind es!" rief Emil Nimis feurig. „Dies Glas mit Götterwein auf Deutschlands Heil!"

„Gedichtet, geredet, gesungen, getrunken haben wir viel für unsere Mutter Germania, aber es braucht mehr, liebe Freunde!"

„Wir wollen auch handeln!"

„Noch mehr!"

„Was denn?"

Die scheidende Sonne übergoß das übergraute Siegfriedsantlitz des Grazer Professors mit einem feierlichen Schein, während er ruhig sagte: „Wir müssen auch sterben können, wenn es um Deutschland geht!"

„Hoho, mein Teuerster!" Der Geheimrat Nimis neben ihm lachte und klopfte dem künftigen Gegenschwiegervater aufgeräumt auf die Schulter. „Komme zu dir! . . . Wer denkt hier wohl ans Sterben, wo wir zu Domfeier und Bankett vereinigt sind?"

Aber die Augen des Professors Oberkofler behielten ihren versonnenen, seherischen Ausdruck.

Von des Rheines rechtem Ufer steuerte jetzt langsam ein geschmückter Dampfer herüber. Ein Kanonendonner umrollte ihn, der dem Geheimrat Emil Nimis die Ohren betäubte. Die Luft zitterte. Die Fensterscheiben klirrten, das Läuten der Glocken verhallte in dem wilden Jubel der Geschützschläge. Am Nebentisch lachte es inmitten des Unwetters aus der Tafelrunde der Preußen.

„Na — das klingt Gott sei Dank doch bedeutend anders als gestern für den Johann ohne Land mit seiner Postmeisterstochter!"

„Jehört sich auch so, wenn Majestät kommt!"

„Der Kriegsherr kommt! Das können sich die guten Reichsprofessoren hinter die Ohren schreiben."

Der Kriegsherr des preußischen Heeres . . . bleich, abgespannt . . . . sorgenvoll . . . . Mißmut auf dem geistvollen bartlosen Gesicht . . . nervös und ungeduldig zuhörend . . . immer auf dem Sprung, den Redner zu unterbrechen . . . mit dem weißen Taschentuch in der Hand spielend . . . um ihn im Halbrund der Frankfurter Blütenstrauß des Volks der Dichter und Denker . . . Der Geheimrat Emil Nimis stand ganz hinten in der erlauchten Schar der Ritter vom Geiste der Paulskirche . . . Er wurde nicht einmal vorgestellt. Nur die Namen der Vordersten nannte, der Form wegen, der Freiherr von Gagern dem glattrasierten, an einen sarkastischen Charakterschauspieler erinnernden Mann in preußischer Generalsuniform, der plötzlich seinen blinkenden Helm auf einen nahen kleinen Tisch stellte und die Hand mit einer Aufmerksamkeit heischenden Bewegung erhob.

Es war eine atemlose Stille. Emil Nimis hinten stellte sich auf die Fußspitzen, als könnte er so besser hören. Er vernahm eine rasche, geschmeidige Tenorstimme, im fließenden Tonfall des geborenen und geübten, seiner Wirkung sicheren Redners. Ein paar Worte von Bekanntschaft von Aug' zu Aug' . . . Dann hob sich plötzlich der Tenor des gekrönten Redners . . wurde scharf . . bestimmt . . betonte laut jede Silbe: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer von ihnen bin!"

Ein verlegenes und unsicheres Hurra! Ein Preuße hatte es ausgebracht. Der Widerhall des Hochrufs lief dünn durch die Räume. Im Schwarm der Paulskirchler schritt der Geheimrat Nimis dem Ausgang des Regierungsgebäudes zu. Ein kalter Wasserstrahl war das gewesen. Ein Rausch verflog. Eine Feststimmung. Die graue Wirklichkeit stand da und trug eine Pickelhaube und dicke goldene und silberne preußische Generalsraupen. Doktor Emil Nimis' glattes und bewegliches Antlitz war erschrocken.

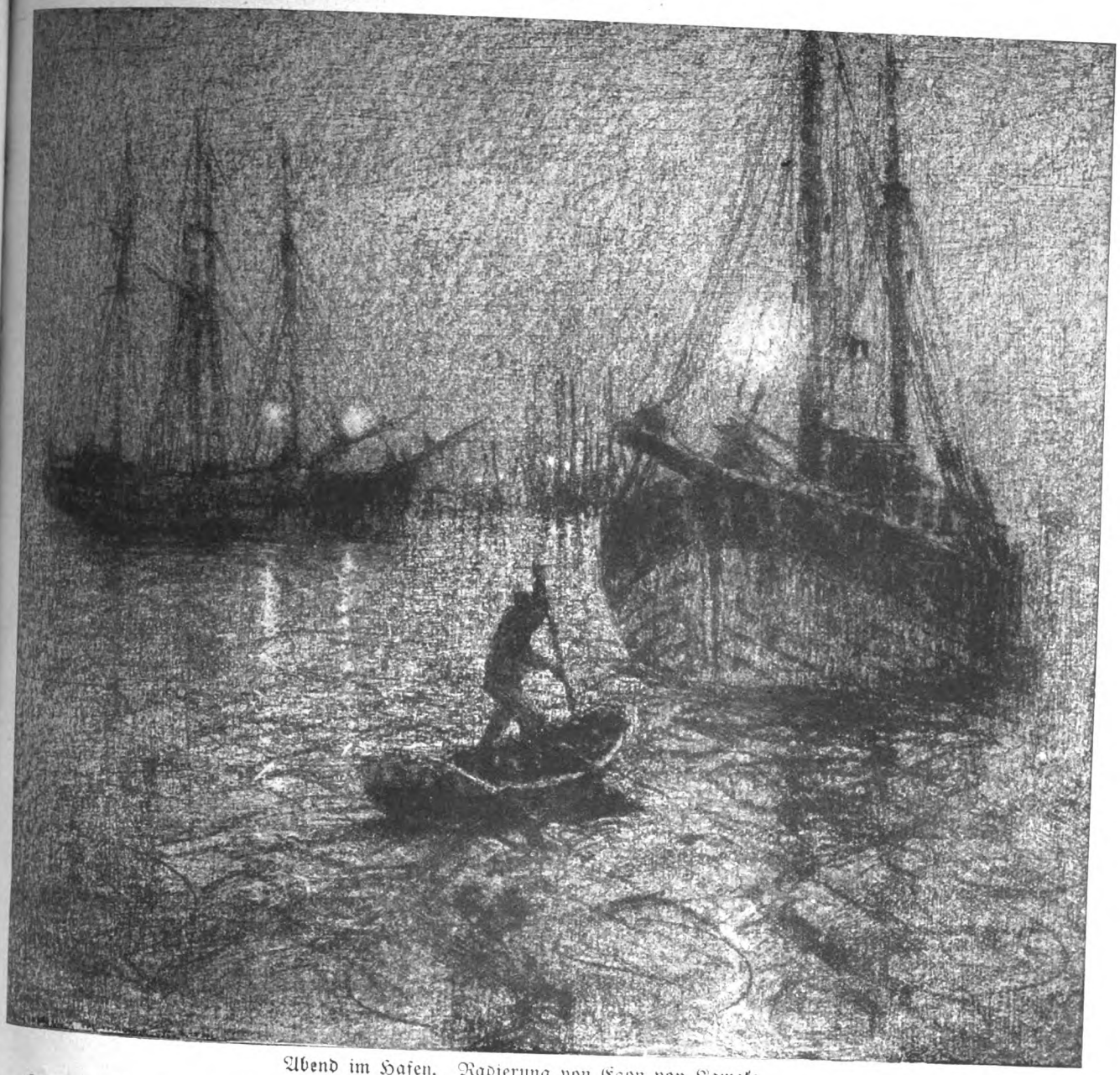
„Also das ist Friedrich Wilhelm", sprach er erschüttert. „Er läßt uns Männer des Volkes kommen, um uns mit seinem Fürstenrecht zu drohen."

Neben ihm ging der lange, hagere, vornehme Herr von Teterow aus Berlin. Dem Junker tat der betrübte Darmstädter Bundesbruder leid. Er sagte mit seiner knarrenden, langsamen Stimme:

„Sie müssen solche Äußerungen des Allerhöchsten Herrn nicht zu tragisch nehmen. Morgen spricht Majestät vielleicht schon wieder in einer ganz anderen Tonart."

Und wirklich: Ein Lichtmeer füllte am nächsten Abend den großen Festsaal im ersten Stockwerk des Gürzenich zu Köln. Der blumenumkränzte Springbrunnen rauschte. An den Wänden und der Decke und an den Pfeilern spreizte zwischen den Wappen der Städte und der Zünfte der doppelköpfige Reichsaar seine Fänge. ‚Ein einiges Deutschland' prangte es in Riesenschrift im Hintergrund der Halle. Vorn saßen an langen Tischen die Männer der Paulskirche vor ihren Flaschen 1811er aus dem Ratskeller. Sie waren aufgesprungen. Sie jubelten. Sie wehten mit Taschentüchern und Servietten der Blumenwand und der Empore zu.

Digitized by Google



Abend im Hafen. Radierung von Egon von Kameke.

Zwei preußische Generale standen dort nebeneinander hinter der farbigen, grünen und blühenden Schranke: Preußens Majestät und an seiner Seite der, den man sonst meist im schlichten Rock des Bürgers oder allenfalls als k. k. österreichischen Feldmarschall sah — eine schmale, mittelgroße Gestalt mit spiegelnder Glatze und grauem Schnurrbart in dem freundlichen, ältlichen Habsburger Gesicht — der Fürstensproß, der das Kind aus dem Volke geheiratet, der leutselige Weidmann, der Reichsverweser, Erzherzog Johann von Österreich, auch er heute in der fremdartigen Potsdamer Uniform seines Gastgebers.

Hinter ihnen in hundertköpfigem Gewimmel das hohe amtliche Preußen. Die Generale. Die Adjutanten. Der Oberpräsident. Der Bürgermeister. Der bebrillte Erzbischof ganz vorne. Auch sie hatten sich alle erhoben, in dem Jubelsturm, der vom Saal heraus den Bundesherrn umbrandete. Friedrich Wilhelm schwang das volle Römerglas in der Rechten. Das war nicht mehr der matte, ungeduldige Zuhörer von gestern. Das war ein feuriger deutscher König, der mit erhobenem Pokal und starker Stimme es rief: „Die deutsche Nationalversammlung lebe hoch!" Und mit einem Zug den Becher leerte und ihn umkehrte und vor aller Augen die Nagelprobe machte.

„Sie stürzen von allen Seiten herbei, um ihm das Glas neu zu füllen."

„Die Abgeordneten stoßen mit ihm an."

„Sie danken ihm."

„Hurra! Hurra!"

Die Stimmen wogten. Die Augen waren feucht. Begeisterte Blicke suchten den lächelnden Monarchen, und es war, als wölbe sich über seinem Haupte schon geisterhaft die neue deutsche Kaiserkrone.

Es war schon spät, als eine Gruppe Preußen in die Martinsstraße hinaustrat.

„Heute war er wieder gut!"

„. . . 'mal so . . . 'mal so . . "

Die Junker kannten ihren Herrn. Sie waren hier ganz unter sich.

„So jondeln wir entschlossen im Zickzack dahin!"

„. . . Wir halten streng uns zwischen Tür und Angel! Mit Windischgrätzen hier, dort Wrangel . . ."

„Ach, mir ist gar nicht nach Witzen zumut, Triplitz", sagte Herr von Teterow. „Sehen Sie: Unser altes Preußen verträgt nu mal keinen schwachen König. So wenig wie das Heer einen unentschlossenen Feldherrn. Darauf sind wir nicht eingerichtet. Das Heer wird sonst vom Feind geschlagen und Preußen von Gott."

„Und Deutschland dazu! Ohne Preußen kann es nichts machen!"

„Jejen Preußen auch nich!"

Digitized by Google

„Und mit Preußen erst recht nicht!"

„Wieso, Teterow?"

„Na — unter uns Waisenknaben: Ich habe vertrauliche Nachrichten über die Stipulation von Malmö. Seit acht Tagen ist die Schweinerei perfekt!"

„Um Gottes willen!"

„Eben brachte der Allerhöchste Herr ein Hoch auf Deutschland aus. Aber dabei hat er Schleswig-Holstein bereits an die Dänen verraten und verkauft! Er hat den Waffenstillstandsvertrag schon in der Tasche."

„. . . der die Herzogtümer an Dänemark gibt?"

„Ja."

„Der soi-disant-Reichsverweser steckt mit unter der Decke. Eigentlich ein gottvolles Bild: Hohenzollern und Habsburg ausnahmsweise einmal einig, um den Dänen gegen Deutschland zu helfen. Jeben Sie acht: Jetzt sind die guten Professoren aus der Paulskirche da noch ahnungslos. Aber in kurzem platzt in Frankfurt die Bombe."

* * *

Es war am Sonnabend, dem 16. September des Jahres 1848, morgens nach neun Uhr, als der Präsident Freiherr Heinrich von Gagern in eleganter schwarzer Tracht, die große deutsche Kokarde am Hut, das Südportal der Paulskirche in Frankfurt am Main betrat, verbindliche Würde auf dem geschäftigen und lebendigen Antlitz, das ringsum das gewellte Haupthaar und ein ganz schmaler Bartstreifen umrahmte. Er schritt lautlos, nach allen Seiten grüßend, über die teppichbelegten Stufen zu seinem erhöhten Mittelsessel und nahm unter dem Reichsadler und den drei schwarzrotgoldenen Fahnen Platz. Die Abgeordneten standen und saßen in dem Schiff und in der Mitte der zwischen den Säulen emporsteigenden Bankreihen. Links davon in einer Loge die zuhörenden Damen, rechts die Diplomaten und Fremden von Auszeichnung. Die riesenhafte, oben im Kreis umlaufende Empore war schwarz von Menschen. Immer noch strömten Nationalrepräsentanten herein, vom Osteingang vornehme Gestalten in hohem Hut und dunkler Atlasbinde, von Norden her gesetzte Männer in weißer Wäsche und gutem Bürgerrock, von Westen die verwegenen Erscheinungen der Vollbärte und der Schlapphüte.

Früher als sonst hatte sich das Haus gefüllt. Die letzten Nationalrepräsentanten, die sonst bis zum letzten Augenblick noch draußen ihre Zigarre rauchten, saßen auf ihrem Platz. Die Schelle in Heinrich von Gagerns Hand mahnte. Der Sekretär stand auf und verlas mit lauter Stimme den Bericht der gestrigen Sitzung. Keiner hörte zu. Die Worte ertranken in einem Brausen, das unheimlich das Kirchenrund bis zur Kuppel hinauf erfüllte . . .

„. . . Und doch . . .", sprach zu den Volksvertretern Wägele und Falk abgespannt und unruhig der Geheimrat Doktor Emil Nimis. „. . Doch kann ich, wenn ich mich pflichtgemäß staatsmännischen Erwägungen nicht verschließe, nicht umhin, wenigstens mit Vorbehalt dem gestrigen Vorschlag des Herrn Wilhelm Jordan beizutreten, wir möchten Schleswig-Holstein und die dänischen Händel übergehen und den Vertrag von Malmö sein lassen und uns lieber wieder der Beratung der Grundrechte zuwenden."

„Den Vertrag von Malmö, in dem seller Mann da, der König von Preußen, sich verpflichtet, innerhalb zwölf Tagen Schleswig-Holstein von allen deutschen Truppen zu räumen . . ."

„Man muß zwischen den Zeilen lesen, mein bester Falk."

„. . . in dem er sich damit einverstanden erklärt, daß e Regierung eingesetzt wird, die im Namen des Königs von Dänemark die Herzogtümer verwaltet . . . M'r möcht' ja lache, wenn's net so saudumm wär'!"

„Aufregung, Kollege Wägele, ist nicht das Merkzeichen des wahren Politikers . . ."

„. . . in dem alle von den Deutschen in Schleswig-Holstein erlassenen Gesetze von den Dänen sofort aufgehoben werden sollen . . ."

„Ja nun . . . jedes Ding hat zwei Seiten, mein Guter . . ."

„. . . in dem Preußen sogar noch eine Entschädigung an Dänemark für seinen Einmarsch zahlt . . ."

„Ich gebe zu: Diese Courtoisie geht weit! Immerhin . . ."

„. . . in dem der König von Preußen mit einem Wort Schleswig-Holstein seinem Schicksal überläßt . . ."

„Wir haben ihn vor vier Wochen in Köln gesehen", sprach der Geheimrat Doktor Nimis. „Dem Auge des Arztes ist die zum Propendikulären neigende Komplikation seines Nervengewebes offenbar! Ein wankelmütiger Jupiter, meine Freunde! Der Donnerkeil zittert in seiner Hand."

„Und wir hier mit!"

„Auch meinem genius naturae ist, wie jeder, der mich kennt, weiß, nichts so konträr wie Schwanken und Halbheit! Aber sollen wir den Donnerkeil aufheben und mit ihm in das Getriebe des Tages hinabsteigen? Wollen wir, wie uns gestern Herr Karl Vogt gleich einer Schlange ins Ohr blies, hier uns zum Konvent aufwerfen und unsere grauen Haare mit roten Jakobinermützen krönen?"

„Als noch besser als mit Narrenmützen!"

„. . . wollen wir uns im Reigen um die Guillotine schwingen oder den Boden von Recht und Gesetz, auf dem wir uns so sicher bewegen, nicht verlassen . . .? Welch ein Lärm im Saal, ihr Freunde . . ."

„'s is der Robert Blum! Jesses, kreischt der Mann und verlangt die Freiheit für Schleswig-Holstein!"

„Nun — lasset den bärtigen Leipziger donnern! . . . Der wilde Tribun schreckt mich nicht! Ich vermisse bei ihm, mein guter Falk, und den Seinen die Besonnenheit, die den Staatsmann vom Demagogen scheidet. Just als Staatsmann aber scheint mir die vorsichtige Fassung unserer Motion, es möge die Vollziehung des Vertrags von Malmö nicht gehindert werden, recht glücklich! Versteht mich wohl, meine Freunde: Wir heißen den Vertrag nicht etwa gut! Wir hindern nur nicht seine Vollziehung. Durch diese artige Wendung entschlüpfen wir der Falle, die uns Preußen hinterlistig mit den Dänen im Bunde stellt, und können uns morgen wieder unseren Grundrechten zuwenden."

„Wenn nur die anderen Leut' ruhig bleibe. In der Stadt drinne schaue die Leut' wüscht drei'."

„Hier drinnen ist's auch nicht ganz geheuer."

„Wer spricht denn eben?"

„Der Fürst Lichnowsky!"

„Auch so ein Heißsporn wie Robert Blum", tadelte der Starkenburger Geheimrat. „Ob Fürst — ob Buchdrucker . . . Wer mutwillig die Zeit aufpeitscht, sei's von rechts, sei's von links, den verschlingt sie, wie Kronos seine Kinder."

Er blickte mit dem Ausdruck behaglichen und beweglichen Wohlwollens, der ihm eigen war, durch das menschenwimmelnde, stimmenmurmelnde, unruhig wie die See bei den ersten Sturmstößen bewegte Saalrund.

„Ich suche heute hier umsonst den achtungswürdigen Oberkofler", sprach er. „Schon gestern schien mir der Freund aus der Steiermark verstimmt."

„Ich habe den Professor heute auch noch nicht gesehen."

„. . . und wie gerne würde ich ihn antreten und die Wolken von Malmö auf seiner hohen Stirne zerstreuen. Fügt uns doch der Wille des Schicksals zueinander! Seine liebliche Maria Christine und mein trotziger Reinhold sind, wie ihr wißt, so gut wie ein Brautpaar. Und wenn nun das wunderliche Gerücht wahr ist, das man mir vorhin beflissen zutrug . . ."

„Welches?"

Der Geheimrat Nimis kam nicht dazu, zu antworten. Die Glastüren vor ihm, die den Einlaß von Süden abschlossen, klirrten, die Kanzlisten und Schnellschreiber, die durch ihn aus und ein gingen, stoben auseinander, die

Digitized by Google

Pedelle stürzten herzu — ein paar Abgeordnete warfen sich vor die Tür . . . umsonst . . . da waren schon die ersten drinnen — ein Knäuel hinterher . . . vom Paulsplatz herein — aus dem Gestrudel draußen zwischen Stadtsoldaten und Volk — umgeschlagene Studentenkragen, schiefe Heckerhüte, Handwerkerkappen, Turnerfäuste . . . ein abenteuerlicher Geselle voll vernarbter Schmisse über Stirn und linke Wange voraus . . . . heiße Augen hinter ihm . . . glühende Gesichter . . . eine blendende, schmerzhaft grelle Sonnenbahn von Tag und Wirklichkeit draußen über der atemlosen Schar . . .

„Hier dürfe nur die Volksvertreter herein!"

„Und das Volk!"

„Edle Mitbürger! Ich kenne euch nicht, Bürger! Aber ich beschwöre euch als Abgeordneter: Achtet die Würde des Parlaments!"

„Achtet sie selber!"

„Da kommt ein Leutnant mit der Wache!"

„Entferne Sie sich auf der Stell'! Oder ich brauche Gewalt!"

„Zurück, Fürstenknecht!"

„Fürschtenknecht? Sell is ja e Frankforter!"

Ein Teil der Menge lachte. Doktor Emil Nimis benutzte den flüchtigen Sonnenschein der Volksstimmung. Er hob die Hände. Seine Worte waren weich. „Nur Mäßigung! Nur Ruhe! Wo kommt ihr her, ihr guten Leute?"

„Aus Schleswig-Holstein!"

„Hier stehen Freischärler, die für Deutschland stritten!"

„Nicht so laut, mein Herr! Nicht so laut!"

Der Geheimrat Nimis wies warnend in den Saal, wo die Beratung ruhig weiterging. Er faßte den langen Landsknecht vor ihm ins Auge.

„Wer sind Sie? Der Führer dieser Ungestümen? Ihre narbigen jungen Züge dünken mich vertraut."

Besuch. Gemälde von Hans Best.

Digitized by Google

„Ich bin der Studiosus Ludwig Hunold aus Kurhessen, persönlicher Feind des Kasseler Tyrannen und aller Adler und Greifen und Bären und Löwen! Kennen Sie mich nun, Volksvertreter?"

„Sie sind der . . ."

„. . . der Jünger Heckers, mit dem Ihr Sohn todesmutig nach Schleswig-Holstein zog! . . . Da haben Sie ihn wieder! Teutschland braucht ihn nicht!"

„Reinhold . . ."

„Ja, Vater . . ."

„So ist es wahr, was mir die Fama zutrug — daß man dich heute morgen schon mit dem Frühesten auf der Zeil gesehen habe?"

„Heute vor Tag sind wir angekommen, Vater! Wie säumige Dienstknechte weggeschickt aus dem Land, das wir mit unserem Blut befreien wollten. Das einzige Blut, das uns netzte, floß in ärgerlichen Raufhändeln mit den hochmütigen preußischen Garden."

„Dank dir, Gott im Himmel, daß ich dich wiederseh'!"

„Tatenlos lagen wir bei kargen Hofbauern im Quartier. Keine Büchse wollte sprechen. Kein Feuerschlund seine Lederkappe lüften."

„Mein Sohn . . ."

„Da schlich, wie eine Woche um die andere dahinging, schaurig ein Gespenst durchs Land. Das flüsterte: Verrat! Die Raben krächzten es, die Steine schrien es, die Geister der gefallenen Kieler Turner raunten es uns zu!"

„Höre in Ruhe, Reinhold . . ."

„Jene starben im Frühjahr, Deutschlands heiligen Namen auf den bleichen Lippen! Wir standen unnütz wie Vogelscheuchen im Herbst an ihrem Grab. Wir waren jung, Vater! Unsere Liebe gehörte unseren Mädchen. Aber unser Leben dem Vaterland. Wir wollten gerne sterben! Wir ließen mit Freuden alles Glück hinter uns. Da kam ein Donnerwort und warf uns nieder: Das hieß Malmö. . ."

„Es war der König von Preußen. Nicht wir . . ."

„Die Herzogtümer von Preußen an Dänemark zurückgegeben. Die deutschen Krieger aus dem Lande gezogen . . . Wrangels Hohn zum Abschied: ‚Bewahrt die schönen Erfahrungen, die ihr in diesem Krieg gemacht' . . . Ha . . . Eine Konvention in französischer Sprache mit Dänen über deutsches Land!"

„Schande! Verrat!"

Es umbrandete den Geheimrat Nimis und die anderen. Sie sahen verzerrte Gesichter. Geballte Fäuste. Flammende Augen. Er konnte nur noch einmal, in dem Wirrwarr die Hände erhebend, stammeln: „Preußen! . . . . Preußen!"

„Ja Preußen! Von Preußen kommen wir zu euch . . ."

„Ruhe, Reinhold! Ruhe . . . Ruhe . . ."

„Wir zogen für Deutschlands Freiheit ins Feld! Deutschlands Ehre ließen wir bei euch hier zurück."

„Wir wahren sie!"

„In staatsmännischer Besonnenheit!"

„Nicht im Überschwang gärenden Mostes, ihr jungen Freunde!"

„Ihr hier in der Paulskirche, Vater, ihr seid Deutschland! Ihr seid sein Haupt und sein Herz! Ihr seid seine Besten und Auserwählten."

„Ein stolzer Olymp — fürwahr. Ich pflichte dir getrost bei, mein Reinhold."

„Ich sehe euch durch die Glastüre da drinnen zu Hunderten in der Kirche sitzen und beraten. Aber was beratet ihr seit drei Tagen? Deutschlands Schmach!"

„Gemach! Gemach! Es liegen verschiedene Fassungen und Anträge vor! Noch weiß man nicht . . . das Zünglein an der Wage schwankt . . ."

„Ihr seid in dieser Stunde das Zünglein an der Wage der Weltgeschichte! Was rief euch der herrliche Dahlmann noch eben zu: ‚Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung kleinmütig bei dem Anfang, dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden wir unser ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! . . .' Vater . . . wir Jungen stehen vor euch Alten, Tränen des Grimms in den Zügen, Röte der Scham auf den Wangen, und begreifen euch nicht . . ."

„Die Dinge liegen nicht so einfach!" . . .

„Es gibt nichts Einfacheres, Vater, als stolz auf sein Vaterland zu sein! Zerreißt den Fetzen Papier, den Tyrannentücke in Malmö schuf! Läutet vom Turm der Paulskirche Sturm! Erhebt eure Stimme! Ruft zu den Waffen! Verkündet feierlich vom Söller des Römers herab den heiligen Krieg!"

„Mein Reinhold . . . mein lieber junger Schwärmer . . ."

„Laßt uns Zeichen und Wunder in deutschen Gauen sehen! Wir glauben euch! Wir folgen euch . . ."

„Mein Krauskopf . . . mein guter Bub . . ."

„Führt uns! Gott ist mit uns! Gott wird uns nicht verlassen!"

„Ich wollt', ich wäre wie du . . ."

„Wo bleiben Sie denn, Kollege Nimis? Hören Sie nicht drinnen den Lärm? Sie wollen den Reichsminister nicht weiterreden lassen!"

„Wir müssen für ihn eintreten!"

„Wir müssen besonnen bleiben!"

Der Nationalrepräsentant Emil Nimis sah die brennenden dunklen Augen des Sohnes bang auf sich geheftet. Er reichte ihm wehmütig lächelnd die Hand. Sprechen konnte er nicht. Irgend etwas schnürte ihm die Kehle zusammen. Er wandte sich jäh, mit einem schmerzlichen Zucken der feinen, fest aufeinandergepreßten Schauspielerlippen um. Er ging zwischen den beiden Volksvertretern, die ihn am Arm ergriffen hatten und führten, langsam in den Saal. Es war ihm plötzlich so sonderbar zumute, als schritte er zu seiner eigenen Hinrichtung.

Reinhold Nimis stand draußen, jenseit der Glastüre, fast allein. Hunold, der Häuptling, und der größte Teil der schwarzrotgoldenen Schar hatten sich nach langen Auseinandersetzungen mit dem Offizier der Straßenwache entfernt und zogen unter Trommelwirbel durch den Alten Markt zum Dom, um die Frankfurter Altstadt aufzurühren. Ein Pedell trat auf den Studiosus Nimis zu und sagte ihm etwas. Der schaute ihn groß und geistesabwesend an, ohne ihn zu verstehen, ohne die Männer zu verstehen, die da drinnen in der Paulskirche wieder ruhig geworden waren und weiter redeten und redeten, und eilte plötzlich, sich den Hut mit schwarzrotgoldener Kokarde auf das lockige Haupt stülpend, davon wie im Schrecken vor dieser Stätte.

Auf dem Römerberg, die Liebfrauenstraße hinunter, auf dem Roßmarkt und der Zeil schaute es aus, als hätte ein Riese, der breitbeinig über dem Main stand, mit seinem Eichenbaumknüppel da unten einen großen schwarzwimmelnden Ameisenhaufen aufgestört, der Frankfurt hieß. Reinhold Nimis drängte sich durch die Gruppen, lief an der Hauptwache vorbei und im Steinweg zwei Treppen des Gasthofs empor und stürzte, nach kurzem Anpochen, in ein Zimmer und in zwei Arme, die sich ihm da entgegenstreckten.

Christel Oberkofler kniete da am Boden und war damit beschäftigt gewesen, die Koffer zu packen. Das dunkle, schon halb südlich-schöne Köpfchen über ein Felleisen geneigt, faltete sie gerade den guten, halbtuchenen Rock des Vaters hausmütterlich mit zarten, mageren Kinderhänden zusammen, als sie sich emporgerissen fühlte und von starken Armen umschlungen und, halb entsetzt und halb selig, keinen Atem mehr fand in der Flut der Küsse auf ihre roten Lippen und ihre bräunlichen Wangen und ihre schwarzen, schwermütigen Madonnenaugen. Die hatte sie geschlossen im Übermaß des Glücks und lehnte an der Brust des Freundes, mit dem weltentrückten Antlitz einer wonnig träumenden Nachtwandlerin, und nasse Perlen blinkten an ihren langen, seidenen Wimpern. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Flensburger Stimmungen und Verstimmungen * Von Friedrich Hussong.

(Schluß.)

Krakeel.

Die Politik der Dänen in Flensburg und Mittelschleswig erschöpfte sich während dieser denkwürdigen Epoche in Speck für die Fügsamen und in Krakeel für die Widerspenstigen. Die Internationale Kommission, von der alle Gewalt im Lande Plebiszit ausgeht, spielte dabei in der Praxis die wenig beneidenswerte und wenig imponierende Rolle einer Beschwerdeträgerin der Leute aus Lillemandsland. Unaufhörlich und unzählig waren die Krakeeleien der Dänen. Bald kränkte sie's, daß im deutschen Flensburg deutsche Mädchen und Jungen die deutschen Farben an Zöpfen und Knöpfen trugen; bald fanden sie sich dadurch beschwert, daß die deutsche Presse sich unterfing, von Schleswig als einem deutschen Lande und von den Schleswigern als Deutschen zu sprechen; bald fanden sie, ein deutscher Pfarrer habe unzulässige deutsche Propaganda getrieben; bald kränkte ein deutscher Hausbesitzer ihre Gefühle, indem er keine dänischen Plakate an seine Fenster kleben lassen wollte; bald schrien sie nach dem Zensor, bald nach dem Staatsanwalt. Und die Internationale Kommission, ganz einseitig beraten durch ihre dänischen Einbläser und bei ihrer eigenen völligen Ahnungslosigkeit in bezug auf die deutschen Verhältnisse gänzlich auf diese Einbläser angewiesen, konnte tatsächlich gar nichts anderes tun, als immer wieder Schrittmacherdienste für die dänische Begehrlichkeit und Krakeelsucht leisten.

Empfang am Bahnhof.

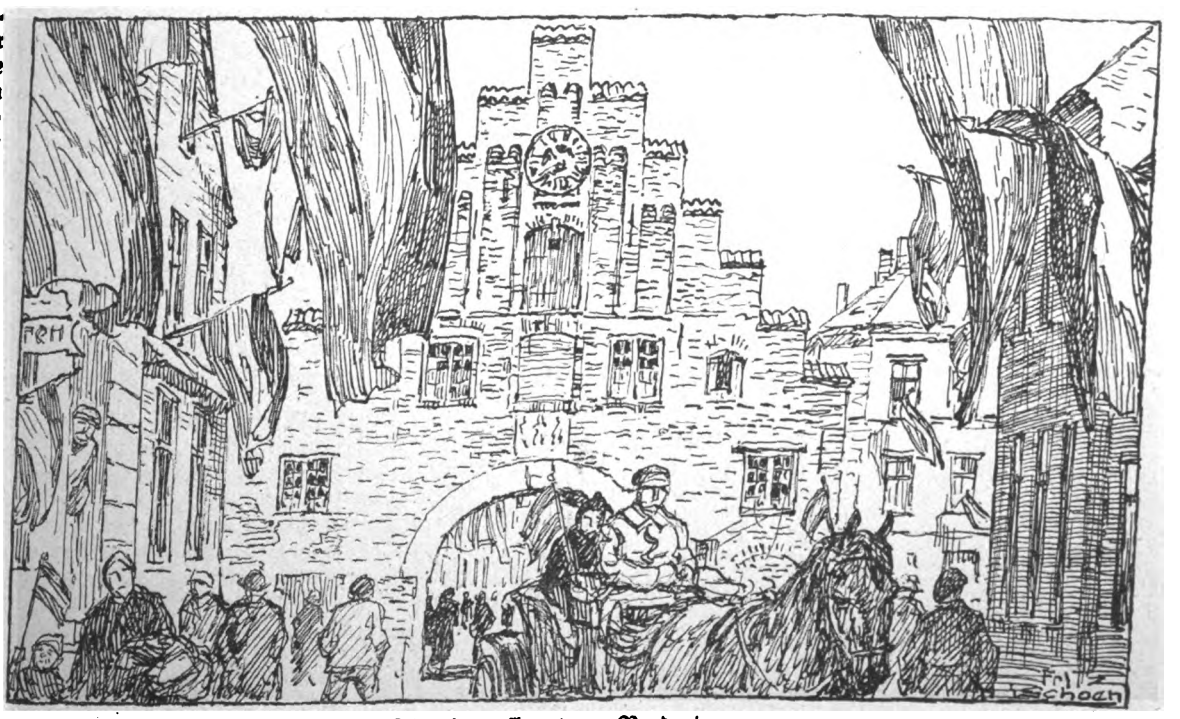
Nicht in der Praxis, aber im Grundsatz das Unerhörteste in dieser Richtung war die Errichtung eines internationalen Sondergerichtshofes im deutschen Flensburg „für die Untersuchung und Entscheidung der Zuwiderhandlungen (gegen die Gebote der Kommission) in erster und letzter Instanz". Man erinnere sich, daß der Weltkrieg sich entzündete an einer Forderung, die um geschehenen unerhörten Mordes willen für Österreich-Ungarn Serbien gegenüber ein Teilchen des Rechtes forderte, das hier um krähwinkelhafter dänischer Krakeeleien willen die Internationale Kommission Deutschland gegenüber sozusagen für alle Welt in Anspruch nahm und tatsächlich ausübte.

In Flensburg sind nicht von Deutschen unter sichtlicher Förderung durch die deutsche Regierung etwa Mitglieder des dänischen Königshauses ermordet worden. Aber in dem deutschen Flensburg ward auf Betreiben der Dänen die Rechtsprechung internationalisiert, nicht etwa so, daß, wie seinerzeit von Serbien gefordert, das Rechtsverfahren lediglich in einer bestimmten Angelegenheit durch ausländische Beisitzer nachgeprüft werden sollte, sondern so, daß für eine ganze lange und breite Kategorie angeblicher Vergehungen die deutsche Rechtsprechung überhaupt ausgeschaltet und eben gerade noch ein deutscher Beisitzer hinzugezogen wurde. Auch dies ein Beispiel für die furchtbare Abstumpfung unseres nationalen Empfindens, daß das geschehen konnte, ohne daß Empörung steil aufstand „von der Etsch bis an den Belt". Kaum zu Bewußtsein drang diese Schmach dieser entnervten Nation.

In der Praxis stellte sich dieser Internationale Gerichtshof freilich als eine ziemlich harmlose Sache heraus; ja er wirkte von seiner ersten Sitzung an fast wie eine Selbstverspottung der Internationalen Kommission und wie eine satirische Geißelung der dänischen Krakeeleien, die ganz ausschließlich den Inhalt seiner Verhandlungen bildeten.

Diese Verhandlungen wirkten jedesmal wie gestellt von einem Karikaturisten. Ein Gerichtshof von fünf internationalen Richtern unter dem Vorsitz des Vertreters des großmächtigen Großbritannien, der freilich aus seiner tödlichen Langeweile beim Anhören dieser Kleineleuteangelegenheiten keinen Augenblick ein Hehl machte und mit sichtlicher Verachtung auf diese dänischen Stänkereien hinsah. Daneben, unendlich gespreizt, ein als Franzose firmierender dänischer Ankläger und Staatsanwalt, der deutschen Schuljungen mit großer Emphase lange dänische Reden hielt, von denen sie keine Silbe verstanden. Szenen und Bilder, unvergeßlich dem, der sie erlebte, und wert, der Geschichte bewahrt zu werden.

Durch den lächerlichen Übereifer der Leute aus Lilliput wurde dieser Internationale Gerichtshof von Anfang an degradiert zu einem Bagatellgerichtshof für dänische Abgeschmacktheiten. Auch diese noch von Angebern und öffentlichem Ankläger so läppisch und täppisch angefaßt und vorgetragen, daß sie stets zu einem Gelächter über Angeber und Ankläger wurden. Da wurde ein Rektor angeklagt, „durch Gebärden" in einer Versammlung agitatorisch in deutschem Sinne sich betätigt zu haben, was, wie man bedenken muß, deutschen Beamten im deutschen Schleswig verboten war in dieser Zeit, da es um die deutsche Seele Landes und Volkes ging. Da wurde ein Pfarrer angeklagt, den Konfirmandenunterricht zu deutscher Werbearbeit benutzt zu haben. Der dänische C—I—S-Gendarm, ein früherer berufsmäßiger Arbeitsloser, hat es behauptet. Er „hat es so gehört", ausdrücklich: „nur



Flensburg flaggt am Nordertor.

Digitized by Google

von anderen gehört". Am 16. Februar in der Konfirmandenstunde ist das Verbrechen angeblich begangen; aber seit dem 25. Januar hat der Pfarrer überhaupt keinen Konfirmandenunterricht abgehalten. Ein endloses Palaver mit „Wenn" und „Vielleicht" und „Vielleicht auch nicht" angefüllt. Ein hilfloses Hin- und Herzerren; gar kein Schein einer Möglichkeit, dem braven Pfarrer etwas anzuhaben. Aber der dänische Ankläger in französischer Verkleidung, der offenbar nicht begriffen hat, was die Verhandlung ergab, beantragt eine Strafe wie für ein Schwerverbrechen. Eine Posse; aber eine bittere Posse.

Ungetrübte Heiterkeit, wenn dieses internationale Tribunal seinem eigentlichen Beruf als Kindergerichtshof nachgeht. Denn die meisten „Fälle" sind Fälle von Tertianern, Quartanern oder langhaarigen und kurzbesinnlichen kleinen Mädchen, die einem dänischen Jungen dänische Hetzplakate aus der Hand gerissen oder einem dänischen Mädel einen kleinen Danebrog weggenommen oder mit dem Fingernagel an einem dänischen Maueranschlag gekratzt haben. Gegen diese Staatsverbrecher in kurzen Hosen und kurzen Röckchen richtet dann der dänische Ankläger unter falscher Firma seine Donnerreden, von denen sie kein Wort verstehen, gegen sie stellt er seine Strafanträge. Ohne ein Gefühl dafür, daß er, der Sachwalter Dänemarks, hier viel läppischer wirken muß als der dreizehnjährige Junge, der auf die Frage, warum er die dänischen Plakate weggerissen und wieso er geglaubt habe, anderen ihre dänische Schleife fortnehmen zu dürfen, immer wieder die nicht ganz von der Hand zu weisende Antwort entgegensetzt: „Weil wir hier in Deutschland sind."

An der Schiffsbrücke in Flensburg.

Der englische Gentleman am Vorsitz hört sich all das an, stumm wie das Schicksal. Setzt sich das Monokel auf und ab und spielt mit der Miene fürchterlichster Langeweile mit einem großen Bleistift. Die dänischen Zeitungsmacher aus Kopenhagen machen etwas lange Gesichter. Sie suchen vergebens Honig aus diesen tauben Blüten zu saugen.

Sie haben die Lächerlichkeit von der Sache. Aber wir haben dennoch die Schande davon. In einer deutschen Stadt, unter deutschen Hoheitszeichen — noch blickt von der Wand hinter dem Richtertisch die Büste des alten Kaisers lächelnd nieder — sitzt Volk aus aller Herren Ländern wie über Schwerverbrechen zu Gericht über Kindereien deutscher Kinder und über deutsche Männer, die sich angeblich erkühnt haben, in einem Kampf um deutsches Sein oder Nichtsein ihres Landes und Stammes eine Geste zu machen, die an deren Deutschtum erinnert.

Die verbotenen Farben.

Der dramatischste Augenblick in dem Kampf um Flensburg und die zweite schleswigsche Abstimungszone war der, in welchem die Internationale Kommission sich durch ihre dänischen Einbläser zu der unklugen Brutalität verleiten ließ, für die Tage vor und während der Abstimmung alle Fahnen und nationalen Farben zu verbieten.

Dem Buchstaben nach galt das Verbot für beide Parteien. Der Absicht nach war es ausschließlich gemeint als eine Hilfsaktion für die Dänen und eine einseitige Parteinahme der Kommission gegen die Deutschen. Als ob man nicht ohnehin gewußt hätte, von welcher Partei sie waren.

Die Wirkung war verblüffend. Am Tage nach Ergang des Verbots blühten in den grauen Gassen Flensburgs die deutschen Farben auf wie ein plötzlicher Frühling. Man hatte diese Stadt zwingen wollen, ihr deutsches Gesicht zu verleugnen und zu verstellen; nun zeigte sie es, wie sie es noch nie gezeigt hatte. Die Dänen hatten ihren Ententebogen überspannt; nun war er zerbrochen. Was sie als eine brutale Niederknüppelung der Deutschen gedacht hatten, wurde ein gewaltiger Vorschuß auf ihre Niederlage. Als ob der Himmel dazu lächelte, gab er zwischen allen Regen und Nebel einen Sonnentag, und nun glühten und sprühten die Farben, und der Tag wurde von selber zum Fest. Der dänische Anschlag wurde zu einer durchschlagenden Agitation für die deutsche Sache. Der dänische Herr, der als angeblicher Franzose und internationaler Staatsanwalt vor dem internationalen Gerichtshof gegen deutsche Schuljungen und Schulmädchen kämpfte, blinzelte verdrießlich in das unverhoffte Schauspiel, als er die Große Straße entlangging.

Man hatte den Deutschen in Flensburg und Schleswig zu einem Peter Schlemihl machen, ihr seines eigenen Schattens berauben wollen. Aber man hatte sich in dem so fügsamen und gutmütigen Michel doch endlich verrechnet. Die Wirkung des Flaggenverbotes war so überwältigend, daß es vielleicht gar nicht mehr der Amtsniederlegung all der deutschen Beiräte bei der Internationalen Kommission bedurft hätte, um diese zu einer Zurücknahme ihres Verbotes zu veranlassen. Dennoch hätte diese Kundgebung ernster, durchaus realpolitisch denkender Männer nicht unterbleiben dürfen; denn sie erst zeigte den Herren von der Kommission, daß sie nicht nur einer ziellosen Gefühlsaufwallung gegenüberstand, daß vielmehr die ihrer Verantwortung voll bewußten politischen Führer aller Parteien, der sozialdemokratischen so gut wie der anderen, entschlossen waren, mit jedem ihnen zur Verfügung stehenden Mittel gegen eine Maßnahme zu demonstrieren, die eine unverhüllte Parteinahme der angeblich unparteiischen Kommission darstellte. Für wen eigentlich spielt die Entente diese Parodie auf die Gerechtigkeit?

Hatten die Dänen mit dem Flaggenverbot das deutsche Gesicht Flensburgs entstellen und verhüllen wollen, so hatten sie genau das Gegenteil erreicht. Hatten sie mit dem Anblick einer grauen, mißlaunigen Stadt den zureisenden abstimmungsberechtigten Deutschen den Mut trüben wollen, so hatten sie in Wahrheit dafür gesorgt, daß diese Zureisenden jetzt gleich von der ersten Sekunde an mit hineingehoben wurden in eine Stimmung und Spannung gesteigerten nationalen Hochgefühls. Das deutsche Gesicht Flensburgs, das man hatte zwingen wollen sich zu verleugnen, lachte sie voller Zuversicht an. Die Dänen standen als durch sich selbst betrogene Betrüger am Pranger.

Digitized by Google

Zur Wahlurne.

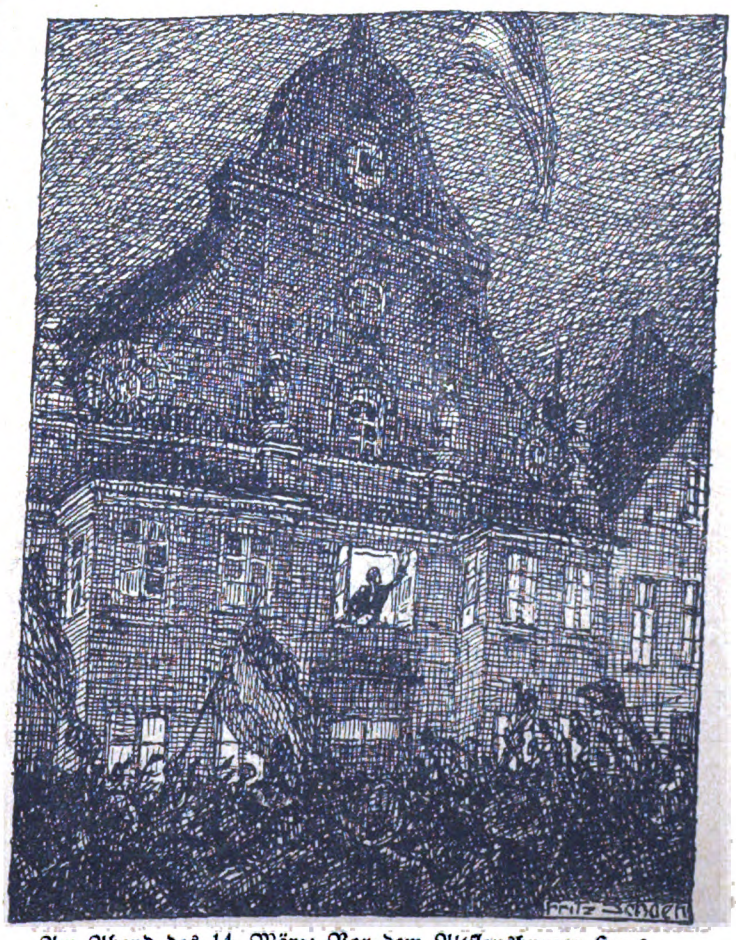
Es ließ sich nicht mehr leugnen, daß das Gesicht Flensburgs deutsche Züge trug. Den Kopenhagener Nationalgelehrten, die sich und ihre Landsleute und ihre Gönner von der Entente darüber hatten betrügen wollen, blieb zur Erklärung dieses deutschen Phänomens in Flensburg nur noch dieselbe klassische Argumentation, mit der kurz zuvor der Herr Magister Clausen, — der Nationalmagister Dänemarks und Erfinder jener schwindelhaften Grenzlinie zwischen der ersten und zweiten Abstimmungszone, die zum Gedächtnis seines Schwindels den Namen Clausenlinie trägt, — die vielen deutschen Mehrheiten auch in der ersten, angeblich ganz dänischen Zone als eigentlich nicht vorhanden dargetan hatte. Jawohl, führte Herr Clausen in einem ewig denkwürdigen Artikel aus, die deutschen Mehrheiten in der ersten, im Ramsch zu Dänemark geschlagenen Zone seien vorhanden, aber sie könnten keine Berücksichtigung verlangen, denn sie hätten immer ganz bestimmte, besondere Ursachen. Da seien z. B. Eisenbahnknotenpunkte; da komme die deutsche Mehrheit selbstverständlich von den deutschen Eisenbahnbeamten. Oder da seien Domänen; da komme die deutsche Mehrheit natürlich von den deutschen Landwirtschaftsarbeitern. Oder da seien Fabrikorte; da komme das Deutschtum eben von den deutschen Fabrikarbeitern. In den deutschen Städten aber komme es von den deutschen Bürgern und Beamten, und in den deutschen Dörfern eben von den deutschen Bauern. Kurzum, so bewies der kluge Magister, wie die Armut von der Po-werteh komme, so komme das Deutschtum von den Deutschen, und das könne doch keine Geltung haben, sonst wären die Dänen ja rein verratzt. Offenbar liegen die Dinge in Flensburg ähnlich; auch hier kommt sicherlich das Deutschtum von den Deutschen. Wären die erst beseitigt, so könnte von einem ernstlichen Widerspruch gegen die dänischen Ansprüche auf Flensburg gar keine Rede sein. — Aber nicht um Flensburg allein ging es den Dänen bei ihrem Anspruch auf Flensburg. Weit darüber hinaus wollten sie durch den Raub Flensburgs sich den Weg frei machen für ihre Aasräuberpolitik an Deutschland. Worum es ihnen ging und was ihnen durch ihre Niederlage zerschlagen ist, das verriet noch unmittelbar vor dem Entscheidungskampf ihr Kampforgan mit dem anmaßenden Titel „Unser Land", das sie in Flensburg eigens für die Verfechtung ihrer Anmaßung gegründet haben. Neben dem dänisch geschriebenen Blatt „Flensborg Avis" war der Anblick und der Genuß dieser in deutscher Sprache mit jedem Mittel der Verhetzung gegen Deutschland betreibenden Zeitung eine besonders widerliche Sache; fast so widerlich wie die Flensburger „Norddeutsche Zeitung", die ehedem in deutschem Nationalismus gemacht und jetzt sich und ihre Meinung — schlimmer als eine Dirne, die nur ihren Leib verkauft — an die Dänen verkauft hatte.

Um nun der dänischen Sache den letzten höchsten Auftrieb zu geben, brachte „Unser Land" einen Artikel unter dem Titel „Flensburg ist die Klinge", in dem es die Katze eben noch rechtzeitig aus dem Sack ließ und bekannte, worum es in Wahrheit den Dänen zu tun sei. „Um Flensburg wird gekämpft," so hieß es da, „Flensburg ist die Klinge. Wenn sie blitzt, leuchtet es im Norden. Gewinnen wir Flensburg, dann lichtet sich der Nebel. Der Grenzwall wird allen sichtbar . . . Siegt Flensburg, dann finden wir den Weg wieder dahin, wo der Däne ewig stehen soll. . . . Wir wandern einen Weg, den Danewerkweg zurück. . . . Die Spannkraft dänischen Geistes und Geschlechts war stets das Danewerk. Und wird uns im Streite dieser Tage auch nicht gestattet, unser teures Erbe zu behaupten, so bekommen wir doch die Klinge in die Hand. . . . Flensburg, gib Dänemark unser Recht und unsere Macht, unsere Grenze am Danewerk!"

Mehr Offenheit kann man nicht verlangen. Unverhohlener konnte nicht herausgeschrien werden, worum es den Alt-, Schlei- und Eiderdänen bei ihrem Anschlag auf Flensburg ging. Drastischer konnte aber auch nicht eingestanden werden, was ihnen durch den deutschen Sieg zerschlagen wurde; durch diesen Sieg, der so schlagend war, daß selbst die widerstrebendste Internationale Kommission sich davon überzeugen mußte, das Gesicht Flensburgs sei deutsch, und die deutschen Farben, die man verbieten wollte, seien die echten Farben dieses Landes und dieser Stadt.

Das Flaggenverbot war ein Mordanschlag auf die deutsche Seele Flensburgs. Wenn man um Mitternacht die Stadt entlang ging, war über einem in der dunklen Luft ein erregtes leises Raunen und Rauschen. Die verbotenen Farben und Fahnen hielten ein Zwiegespräch miteinander und mit der deutschen Seele dieser Stadt. Sie erzählten sich Geschichten aus alter und neuer dänischer Zeit in Schleswig. Hundert von jenen Geschichten, denen jeder Schleswiger immer wieder mit heißem Kopf und heißem Herzen lauschte, wenn jene Alten zu reden anhuben, die noch am eigenen Leib und an der eigenen Seele erfahren haben, was Dänenregiment im deutschen Schleswig bedeutet.

Das war eine seltsame Empfindung, nach einem solchen Mitternachtsgang unter raunenden deutschen Fahnen noch das alte Buch zur Hand zu nehmen und zu durchblättern, in dem jene Aufsätze „Vom vergessenen Bruderstamm" gesammelt sind, womit einst zu Beginn der sechziger Jahre Gustav Rasch in den Blättern dieser Zeitschrift, der alten „Gartenlaube", das dänische Schreckensregiment über Schleswig wie mit Scheinwerfern beleuchtete und vor dem aufhorchenden Deutschland enthüllte. Wie ein ertappter Dieb schrie damals die dänische Regierung auf und ließ vergebens durch bezahlte Schreiber wider die lautgewordene Wahrheit falsches Zeugnis versuchen. Der seltsam aufgeregten Empfindung erneuert sich da vergessenes Zeugnis, wie zur Dänenzeit diese Deutschen lebten, „unter den kleinlichsten Neckereien und Quälereien, regiert von Beamten, deren Sportelsucht, deren Ignoranz, deren Gier ins Unglaubliche geht; jedes politischen Rechtes vollständig bar, . . . während in Nord- und Mittelschleswig dänische Prediger, welche in Dummheit und Immoralität wetteifern, auf den Kanzeln predigen, während dänische Schullehrer dort die deutschen Kinder in dänischer Sprache unterrichten und mit dem Stock in die Schulstube prügeln. . . ." Die Blätter rascheln weiter, und die Augen schweifen weiter und fangen hier und dort ein paar Sätze auf: „. . . Nach der Schlacht bei Idstedt wurden in der Stadt Schleswig achtundsechzig Familien gezwungen, die Stadt zu verlassen und in die Verbannung zu gehen. Die achtundsechzig Familien vertraten die Wohlhabenheit und die Intelligenz. Gerade deshalb trieb man sie fort. . . . Die dänische



Am Abend des 14. März: Vor dem Altflensburger Haus.

Digitized by Google

Despotie ist wie ein eisiger Sturm über alle diese Kreise gefahren. . . . Es war die Zeit der willkürlichsten Polizeiregierung. . . Polizeidiener drangen in die Wohnungen und rissen die Bilder der Familienmitglieder von den Wänden, welche in der ‚Insurgentenarmee' gedient hatten. Das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein wurde mit Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft. . . ."

Hundert solcher Dinge rascheln die alten Blätter; hundert solcher Dinge raunen die deutschen Fahnen in der Nacht über den deutschen Gassen einander zu. Da erzählt eine die Geschichte von dem dänischen Ministerpräsidenten Moltke, der auf eine Vorstellung wegen der sittlichen Verluptheit des dänischen Beamtentums im deutschen Schleswig erwiderte: „Die Moralität dieser Leute geht mich nichts an; es kommt mir nur auf die dänische Gesinnung an." Da erzählt eine andere von jenem anderen dänischen Minister von Schule, der über die dänische Beglückung Schleswigs zu seiner Zeit bekannte: „Ein vollkommener Terrorismus bildete sich — und er dauert fort bis zu dieser Stunde —, welcher jeden politischen Gegner notat et designat ad caedem (zum Untergang verurteilt). Keine Stellung, kein Geschlecht, kein moralischer Charakter, keine Vorgeschichte, kein Verhältnis irgendeiner Art sichert davor, auf die bloße Vermutung hin als ein Feind des Vaterlandes bezeichnet und auf die gemeinste Art angegriffen zu werden." Da raunt eine dritte von den verbotenen deutschen Fahnen der nächtlichen Stille die Erinnerung zu an den Etatsrat Regenberg, den einstigen dänischen Chef des Kirchen- und Schulwesens im deutschen Schleswig, der frech bekannte: „Was kümmert mich die gegenwärtige Generation! Mag sie zugrunde gehen, wenn nur die nächste dänisch wird."

Sie raunen und raunen über den nächtigen Gassen; sie raunen schlimme Kunde: Dänenzeit, böse Zeit. Aber eine auch raunt jene alte Sage mir zu von der vergebens versenkten Leiche des ermordeten Königs Erich. Als den sein neidischer Bruder Abel tückisch hatte hinschlachten lassen, beschwerten die Mörder den Leichnam mit Steinen und versenkten ihn in die wilde Schlei. Aber der versenkte Leichnam kam immer wieder aus der Tiefe hervor, die sich weigerte, die Untat zu bergen. Er landete endlich bei der Stadt Missunde, und bei seiner Landung hoben alle Glocken der Stadt zu läuten an und gegen den Mord zu zeugen. So haben die Dänen vergebens versucht, die deutsche Wahrheit in Schleswig zu erwürgen, zu vergiften und zu versenken. Sie haben es jahrhundertelang versucht. Aber immer wieder hoben sich die Fahnen der Wahrheit sieghaft über alle Anschläge. Sie rauschen auch jetzt wieder dem nächtigen Wanderer zu Häupten, und auch jetzt wieder werden die Glocken den Sieg der Wahrheit läuten.

Der Sieg.

Nach so vielen Monaten der Niederlage, der Schmach, der Selbstbefleckung, des irren Kreißens aller Dinge ist in der Nordmark diesem Deutschland einmal wieder ein Tag des schönen Sieges aufgestanden. Nach Wochen der Sorge, aus Ungewißheit und Zweifeln ist er aufgestanden. In der Förde lagen seit Tagen Kiel bei Kiel, von bunten Wimpeln überflattert, die dänischen Schiffe, die Abstimmungsberechtigte aus dem Norden herangebracht hatten, um Flensburg dänisch machen zu helfen. In den Straßen Flensburgs hatte man merkwürdige Sängerkämpfe erlebt: Immer wieder hatten die Dänen versucht, diesen Straßen ein dänisches Lied zu singen; immer wieder hatte eine Woge deutschen Sanges solche Versuche verschlungen. Vom Bahnhof haben Schulmädchen und Schuljungen als Wegweiser und Gepäckträger tausend und aber tausend Gäste zu ihren Quartieren geführt, die gekommen sind, der Heimat zu helfen. Mancher Mann, manche Frau, die jahrzehntelang, Menschenalter lang dieser Heimat fern waren, haben jetzt wieder den Weg zu ihr gefunden. Dänische „Massenkundgebungen" am Sonntag vor dem 14. März sind ertrunken in der deutschen Flut, die durch die Gassen wogte. Umsonst sind die armen Teufel von internationalen Bütteln in diese deutsche Flut drohend und prügelnd hineingeritten; umsonst suchten sie zu verbieten und gewaltsam zu verhindern, daß Deutsche in einer deutschen Stadt den Namen Deutschland sangen. Als die Stunde kam, bekannten Stadt und Land sich deutsch. Umsonst hatten die Dänen noch am letzten Tag siebzehntausend Mark Zoll für eingeführte Danebrogs erlegt: Umsonst hatten sie in Häusern, in denen alle Bewohner deutsch flaggten, wenigstens aus der Bodenluke, über die ein ferner dänischer Hausbesitzer verfügen durfte, einen Riesendanebrog gehängt. Umsonst hatten sie selbst Fenster, an denen man sich sonst nicht gern zeigt, gemietet, um ihre Flagge dort zu prostituieren. Es half alles nichts. Am Ende mußte doch die Wahrheit über Flensburg und Schleswig an den Tag.

Am Sonnabend, dem 13. März, gingen in stunden- und aber stundenlangem Zuge die Deutschen durch Flensburg, eine Volkswanderung, ein deutscher Strom. Wer Augen hatte zu sehen, der mußte sehen, was da war. Eben waren die dürftigen Berliner Meldungen über den Kapp-Putsch eingetroffen. Die dänische Agitation stürzte sich darauf, suchte sie auszubeuten. Ganze Schneewehen von dänischen Extrablättern über das neue Elend in Deutschland säumten den Prellsteinen entlang die Straße. Aber diese deutschen Menschen waren mit ihrem Herzen schon auf dem Weg zu ihrer Pflicht und durch kein hämisches Grinsen mehr irre zu machen. Diese Menschen gingen, wie erhöht von Bekenntnis, ihren Pfad, „sicher vom Gotte geführt".

Wer Flensburg gesehen hat in der Morgensonne seines 14. März, der hat in dieser Zeit des deutschen Unheils ein deutsches Glück erfahren.

Vor den Abstimmungslokalen standen vom frühen Morgen an die Menschen in langen Reihen, wie sonst in dieser Zeit nur vor Zigarrenläden und Schuhgeschäften. Ruhig, ernst oder auch mit einem stillen Lachen. Selten, daß ein Witzwort aufflog, daß etwa der Mann, der für Tagelohn und auftragsgemäß dänische Stimmzettel anbot, höhnisch gefragt wurde: „Haben Sie auch gleich Speck dabei?" Das Ganze eine ruhige, ernste, schwer ernste Sache. Alte und Brüchige lassen sich zur Urne bringen, wie's irgend geht. Ihr letztes Aufgebot an Kraft für das Land, das ein langes Leben lang sie trug und hegte. Da bringt ein Wagen drei alte Männerchen herbei, die alle drei zitterig auf Krücken hangen; eine junge Dame betreut sie wie drei kleine Kinder, hilft jedem einzeln von dem Wagen, bringt jeden einzeln zur Urne und zurück. Ein altes Weiblein läßt sich von zwei frischen Jungen zur Wahl führen und stützen. Es ist der letzte Zoll ihres Lebens für Land und Volk; es ist der erste im Leben der Jungen, daß sie die Alte stützen und bringen.

Durch die Gassen hin und her fiebernde Erwartung. Niemanden, so scheint's, leidet's an diesem Tag zu Hause. Ein zweckloses Auf und Nieder von zehntausend, zwanzigtausend Menschen. Und doch das einzige, was an diesem Tag möglich ist: warten, warten! Auf dem Südermarkt spielt eine Kapelle deutsche Lieder. Von Fenstern und Giebeln schlagen deutsche Fahnen den Takt dazu. Zwischendurch ein paar riesengroße funkelnagelneue Danebrogs, frisch aus Kopenhagen, jede Legefalte noch weithin sichtbar. Die eherne Germania auf dem Bismarckbrunnen sitzt und blickt fast erstaunt auf das festlich erregte Gedränge zu ihren Füßen. Wie lange ist das her, daß Mutter Germania ein Volk zu ihren Füßen sah, „in Vaterlandes Saus und Braus"? Blonde Jungen krabbeln an den Blöcken herum, die man ihr zum Sitz getürmt hat. Ein kleiner blonder Bengel ist bis zu ihr hinauf gelangt und hat sich ihr vergnügt und zärtlich in den Schoß geschmiegt. Indes er mit lachenden Augen mit ihr in das Gewimmel zu ihren Füßen blickt, streichelt er immer wieder mit Kinderhand ihr die Wange: der deutsche Junge der Germania. Herrgott, laß es wieder wahr werden an uns allen!

Laut und aufdringlich fahren die Kraftwagen der dänischen Wahlschlepper hin und her durch die Stadt, den Danebrog vornauf, obgleich es allen Wagen, mit Ausnahme derer der Internationalen Kommission, verboten ist, Fahnen zu führen. Auf den Trittbrettern die grünen Jungen der dänischen Pfadfindergruppen, die sich all die Zeit her schon so auffällig machten. Sie erinnern in ihrer Farbenpracht und wichtigtuenden Selbstgefälligkeit ein wenig an die kleinen buntgekleideten Affchen, die man bei uns in besseren Zeiten auf den Drehorgeln der Leiermänner ihren Beruf ausüben sah. Noch macht sich das dänische Getue mächtig mausig; aber es wird immer sinnfälliger, daß das alles in diesem deutschen Wesen wiegt wie die Schaumflocke auf der Woge.

Der Nachmittag verdrängt mit fieserigem Regen die Massen von den Gassen in die Häuser. Die öffentlichen Lokale sind überfüllt. Die Stimmung wächst und schwillt, auch ohne das Stimulans des Alkohols. Es ist nämlich ein Alkoholverbot für diesen Tag ergangen. Offenbar können nun einmal gewisse Leute sich nicht vorstellen, daß dieser Kampf ohne Mord und Todschlag ausgefochten werden kann. Französische Bajonette sind in Bereitschaft, auf die Deutschen in der deutschen Stadt losgelassen zu werden.

So kommt der Abend, feucht und fieserig, aber langsam sich aufklärend. Wieder wird und wächst in den Straßen das Erwarten. Ein ganzes Volk wandert. Unruhe, Hoffnung, Gewißheit. Sieg ist sicher; aber was für ein Sieg? Er muß überwältigend sein. Er muß so sein, daß selbst Entente-Augen ihn sehen, selbst Entente-Hirne ihn erkennen und anerkennen.

An der Norderstraße liegt das Altflensburger Haus. Hier hat die kundige Hand Direktor Sauermanns, der nach seinem Vater

Digitized by Google

dem Gründer, mit so viel Glück und Geschick das prachtvolle Flensburger Museum ausbaute und bis jetzt leitete, diesen Spiegel und Auszug schleswig-holsteinischer Kultur — hier hat diese kundige Hand ein lebendiges Bild Altflensburger patrizischen Daseins im Rahmen eines altbürgerlichen Hauses geschaffen. Hier ist zurzeit das Hauptquartier der deutschen Presse, der Sammelpunkt aller, die diese ganze Zeit her in der deutschen Werbearbeit standen. Hier ist heute der Brennpunkt der gesammelten Erwartung eines Landes und einer Stadt. In endlosem gedrängtem Zuge gehen vor den Fenstern Zehntausende von Menschen auf und nieder, die hier zuerst zu erfahren gedenken, wie die Lose fielen.

Etwa um zehn Uhr treffen die ersten Meldungen über Einzelergebnisse aus diesem und jenem Bezirk von Flensburg-Stadt und Flensburg-Land ein. Zum ersten-, zweiten-, drittenmal zuckt das Wörtchen, zuckt die Meldung „Sieg" auf, mit noch gehaltener Freude empfangen. Aber dann mehren sich die Meldungen, und alle tragen wie einen elektrischen Funken das Wort Sieg vor sich her; und die Freude wächst und wird Jubel und wird ein brausender deutscher Chor, der über der Stadt steht und tönt und schwillt. So noch nie in dieser ganzen Zeit ging das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein an der steinernen Steilküste dieser Häuserreihen entlang wie sturmgetriebene Brandung. So nie seit den deutschen Tagen von 1914 stand das Lied der Deutschen über dieser Stadt auf wie e i n e steile Flamme des Opfers.

Meldung um Meldung; Sieg zu Sieg; in Stadt und Land Flensburg Sieg um Sieg trotz Spuk und Speck und Danebrog. Kunde von Sieg um Sieg aus dem Lande Angeln, wo die stolze deutsche Bauernschaft sitzt; Sieg um Sieg vom Heiderücken der Mitte, wo zwischen Moor und Moor deutsche Heimat niedere Hütten an ihrem Herzen hegt; vom friesischen Nordwesten Sieg um Sieg; Sieg in den Marschen, Sieg drüben auf den Inseln. Meldung um Meldung baut sich in Tagen der Untreue an sich selbst und allem hier ein Denkmal der Treue.

Letzter Druck fällt von den Herzen. Der Jubel geht laut durch Häuser und Straßen. Ein gewaltiger Chor der Freude. Eine letzte häßliche Trübung: In die gewaltige Menschenmenge, die Kopf bei Kopf bei dem Altflensburger Haus sich staut, um neue Siegeskunde mit neuem Jubel zu begrüßen, drängen berittene internationale Gendarmen ihre Gäule. Ohne Sinn, ohne Zweck, ohne den Schein auch nur eines Vorwandes schlagen sie mit Peitschen auf die dichtgeballte Menschenmasse ein; einmal, mehrmals. Ein Schrei des Schreckens, des Zornes steht steil auf. Eine Weile droht durch die Roheit dieses Büttelwesens Schlimmes. Wiederhole das Unerhörte sich noch einmal und noch einmal, und wer kann die Masse hindern, in begreiflicher Wut sich auf diese Büttel zu stürzen? Die französischen Bajonette und Maschinengewehre aber warten schon.

Irgendein Maßgebender, der seiner Sinne und seines Gewissens noch mächtig ist, sorgt dafür, daß die Ritter von der Peitsche verschwinden und fernerhin verschwunden bleiben. Der Strom der Freude kann fürder ungehindert fluten und sich entfalten. Er wächst und schwillt und wahrt in jedem Augenblick die Würde seiner Sache und die Reinheit seines Sieges. „In Vaterlandes Saus und Braus, — Da ist die Freude sündenrein."

In einer Stunde, da in Berlin und im Reiche neuer Irrsinn alle deutsche Gemeinschaft zerfetzt und zerreißt, stehen hier an der Nordmark des Reiches, unbekümmert um Berliner Aberwitz, unbekümmert um den Putsch der Herren Kapp und Lüttwitz und um die Hetzschra der Herren Ebert und Bauer, die Deutschen Mann für Mann beisammen in e i n e m Chor des Dankes nach einem Kampf, in dem der Deutschnationale und der Sozialdemokrat gleichermaßen ihren Mann gestanden. Als gegen Mitternacht die Summe des deutschen Sieges in Flensburg feststeht, da schlagen ihre Herzen denselben Takt der Freude; da finden sie sich Hand zu Hand. Da sind sie alle ein wenig wie der kleine Junge, der am Vormittag der ehernen Germania sich in den Schoß schmiegte und ihre Wange streichelte.

Nun schlagen in den Chor der Freude, der über der mitternächtigen Stadt steht wie tönende Wolke, eherne Stimmen von den Türmen. Dies ist die Stunde, da die vergebens versenkte deutsche Wahrheit über Flensburg und Schleswig wunderhaft emporkommt und von allen Glocken gegrüßt wird. Und alles Volk strömt herzu, sie mit zu grüßen. Auf nächtiger Gasse, auf nächtigem Platz stehen Redner auf. Und endlich verbinden, wie die Glocken, diese Menschen ihre deutsche Erde mit dem Himmel. Da stehen Tausende und aber Tausende mit entblößten Häuptern und singen mit zitterndem Herzen: „Nun danket alle Gott!"

Die Glocken singen und die Menschen. Eine lebende Ergriffenheit steht in diesen Gassen dieser deutschen Stadt, die endlich wieder ihrer selbst sicher geworden ist. Unten wandern die Menschen, und oben raunen die Fahnen, und schon sind hier und dort die blinkenden Danebrogs verschwunden. Morgen früh werden sie alle fort sein; wie ein nächtiger Spuk, und die dänischen Schiffe, die so hundertfach bewimpelt herkamen, werden davonfahren, wie eine geschlagene Flotte.

Unten wandern die Menschen, und oben überhin schwingen einzelne Sterne und ein gewaltiges Schicksal durch Welt und Himmel ihre Kreise.

Und eine bessere Welt — — Von Fritz Zöttl.

Die Welt hat Launen wie ein Märzentag
Und trügt dich, wie im Lenz die ersten Veilchen,
Die Welt hat Sonne, Schnee und Hagelschlag —
Frühblumen leben nur ein kurzes Weilchen.

Und wenn vielleicht im Mai das Eis zerbricht,
Nicht kannst du deine Frühlingskinder hüten —
Die große, fremde Welt, die kennt dich nicht
Und tritt auf deine zart gehegten Blüten.

Und wenn du dort baust, wo die Menschen bauen,
Und wenn du dort gehst, wo sie alle gehn,
Dann werden neidvoll sie dein Werk beschauen
Und niederreißen, kaum daß sie's gesehn.

Drum laß die Welt, geh in die eigne Kammer —
Das Rad der Zeit hat einen schnellen Lauf —
Und schmied dein eignes Glück mit eignem Hammer,
Und eine bessre Welt steht in dir auf! — —

„Mit Keuh" * Skizze von Marie Diers.

Es war einmal eine arme Bauersfrau, die ernährte nach dem Tode ihres Mannes ihre fünf Söhne recht und schlecht auf ihrem dürftigen Besitztum, in dem zerfallenen Gehöft am Ende des Dorfes. Sie mühte sich redlich, pflügte selbst mit ihren Kühen das sandige, steinige Ackerstück um, das westab am Rande des Kiefernwaldes lag, und mußte den reichen Bauern, die ihr hin und wieder ihre Pferde liehen, harten Tagelohn die Gefälligkeit ableisten.

Wenn die anderen Leute sich schlafen legten, ging oftmals ihre Hausarbeit des Waschens, Brotbackens und Nähens erst an, und wenn im Dorf die Morgenglocke klang, war sie eben fertig und konnte nun wieder an ihre Hofarbeit gehen.

Indessen war sie von fröhlicher Gemütsart und sang bei ihrer Arbeit alle Lieder durch, die sie je bei Küster Hennecke in der Schule gelernt hatte, und das waren eine ganze Menge. Sogar beim Kartoffelhacken sang sie, und der Pastor meinte, er höre es allemal schon in seiner Sakristei am Gemeindegesang, ob die Wiete Wolter dabei sei oder nicht. Sie wäre das „Rückgrat", sagte er. Und ihre fünf Jungens lernten das von ihr.

Die Leute im Dorfe sagten, die Wolterjungen fängen sich den Hunger weg, und wie das der Wiete zu Ohren kam, meinte sie, es sei besser, ihn sich wegzusingen als wegzubetteln, denn stolz war sie und schenken ließ sie sich nichts. Das hatte ihr auch noch ihr Mann auf dem Sterbebette eingeprägt, und was Johann sagte, war allemal wohl gesagt.

Zur Sommerszeit zogen die Kinder zum Beerensuchen in den Wald. Die drei Großen schleppten abwechselnd die zwei Kleinsten auf dem Buckel. Dort im Wald waren sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und keine Kinder in Stadt und Land brachten solche Bütten und Krüge mit

Digitized by Google

nach Hause wie die Wolterjungen. Die verstanden das Bücken, und Augen hatten sie auch im Kopf von ihrer Mutter her.

Dann machte sich die Bauersfrau bisweilen, ein- oder zweimal im Sommer, den Festtag, daß sie mit dem großen Mittagstopf im Knüpftuch hinausging und ihre Kinder suchte. Und das war nicht schwer, denn deren helles Singen kam schon von weither durch den Wald, daß er davon schallte.

Dann saßen sie miteinander im tiefen Dickicht, wo die Baumwipfel rauschten, und ein seltsam tiefes Atemholen und Ausruhen kam über die Frau, daß sie beinah meinen konnte, sie habe es am besten auf der ganzen Welt.

Indessen kamen auch oftmals schwere Sorgen auf sie nieder, die saßen zur Nacht auf ihr wie schwarze Vögel, die an ihr rissen und pickten, daß sie nicht wußte, wohin in ihrer Angst. Aber sie hielt sich steif und machte keine Schulden. Denn wer im Dorf Schulden machte, mit dem ging es bergab, bis er zuletzt mit dem Bettelsack vom Hofe mußte, das erlebte man öfters.

Dann getröstete sie sich auch wieder, daß ihre Jungens ja mit jedem Jahr größer wurden, daß sie ihr jetzt schon Knecht und Magd ersetzten, und daß der liebe Gott sie nicht im Stich lassen werde. Und darüber schlief sie auch immer wieder ein. Am Tage aber war keine Zeit zum Sorgenmachen.

Nun besaß die Bauersfrau noch eine merkwürdige Gabe, die sie wohl von ihrer Mutter geerbt hatte, aber, weil sie in viel härteren und bedrängteren Lebensumständen war, stärker und klarer herausarbeiten konnte: Das war ein natürlicher Verstand für die Behandlung bei Krankheiten von Mensch und Vieh. Es war keine Hexerei und Faxerei dabei, wie es ein paar alte Frauen im Dorfe trieben, sondern nur ein merkwürdig feines Empfinden für das, was in der Natur zusammengehört und was sich befeindet. Danach suchte sie die Kräuter, kochte ihre Tränklein, klebte ihre Pflaster und — was vielleicht oft das Beste von allem war — legte ihre braven braunen Hände dem Kranken auf Kopf und Leib und sang ihm bisweilen eins ihrer frischen Lieder vor.

Darum war nie eines ihrer Kinder länger krank als eine Stunde, ihr Vieh auch nicht, und sie zerweinte sich manchmal in einer stillen Sonntagstunde den Kopf, wenn sie dachte, daß sie ihren Johann vielleicht auch aus dem Typhus hätte herausholen können, aber damals war sie noch sorgloser und gedankenloser gewesen und hatte sich in ihrer Kunst noch nicht so geübt. Da hatten sie einen Doktor gehabt und hatten auch noch so viel Geld, daß sie den bezahlen konnten. Aber seitdem hatten sie keinen Doktor mehr holen können, weder zu den Kindern noch zum Vieh, und es wurde alles auch so wieder gesund.

Im Dorf schickte man auch oft zu ihr, sobald eines das Fieber hatte oder die fallende Sucht oder die Kinder die Rachenbräune. Man hielt mehr von ihr als vom Doktor, der soviel Geld kostete, während man der Wiete Wolter keinen Groschen zu geben brauchte, und es waren viele, wenn auch nicht alle, die sich lieber ihre Tränklein und Pflaster und den festen Druck ihrer braunen Hand wünschten als das Stillen der alten Besprecherinnen. Sie lief auch immer hin, wohin man sie rief, wenn es ihr auch Zeit kostete und sie in ihrer Arbeit störte. Aber das frische Leben in ihr drängte sie an die Krankenbetten, und es war ein merkwürdiger Trieb in ihr, mit der Krankheit zu ringen und sie niederzustoßen. Dieser Teil ließ sie ebensowenig der unterbrochenen Arbeit nachsinnen, als nach Geld dafür verlangen. Ja, dieser Gedanke war noch kein einziges Mal in ihr aufgewacht, und er war in keinem der Dorfbewohner aufgewacht. — —

Unterdessen waren ihre Söhne groß und stark geworden, hüteten den Bauern schon das Vieh und halfen ihr so kräftig in der Wirtschaft, daß sie meinte, wenn sie nur Geld hätte, möchte sie den Streifen am See dazu kaufen oder ein Stück Pfarrland pachten. Aber dazu hätte sie wenigstens ein Pferd haben müssen, denn mit Kühen allein war das nicht mehr zu bestellen.

An einem schönen, warmen Sommertage kam ein Fremder ins Dorf, ein feiner Herr, der sich im Kruge einmietete und erzählte, er sei innerlich krank und entfliehe dem Stadtleben und den Ärzten, die er bis über den Hals satt habe. Da meinte der Krugwirt, er solle sich doch einmal die Wiete Wolter holen lassen, die werde ihn gesundkriegen.

Er lachte darüber, wie eben Städter über Bauernschnickschnack lachen, aber als er ein paar Wochen hier gewesen war, trat er eines Tages bei Wiete in den Kuhstall, als sie gerade beim Melken war, lehnte sich an die Kalkwand und erzählte ihr von dem Bohren und Drehen in seinen Eingeweiden und von dem Sausen im Kopf und den wilden Fratzen, die ihn immer umgäben. Wiete sagte nicht viel dazu, aber sie sah ihn mit ihren klaren blauen Augen an, und ihr blondes Haar guckte aus dem braunen Kopftuch hervor, und ihm ging es plötzlich durchs Herz wie ein Stoß, daß er dachte: Die Frau hat ja eine magnetische Kraft.

In dieser Stunde im Kuhstall wurde Wiete Wolters Geschick entschieden. Denn der Herr schrieb an alle seine Freunde und Verwandten in der Stadt, hier im Dorf lebe eine Wundermacherin, und wer krank, nervenkrank oder auch körperlich siech sei, solle nur herkommen. Er „garantiere" für Hilfe.

Es dauerte auch nicht lange, da kam eine Kutsche ins Dorf gefahren, und zwei feine Damen gingen mit hochgerafften Kleidern an Wiete Wolters Mistgrube vorbei. Wiete wollte erst lachen, und ihre Jungens standen hinter den Türen und rissen die Mäuler auf. Aber als vor Wietes Ohren das alte vertraute Leidenslied zu klingen anfing, immer dieselbe Melodie, mag auch der Text sich tausendmal verändern, da sprang wieder der kecke, frische Geist in ihr auf, der sich unterfing, auch mit dem ärgsten und dem allervornehmsten Übel den Gang zu wagen.

Als die Damen fort waren und Wiete in ihre Stube zurückkam, lagen da drei blanke Taler auf dem Tisch, und Wiete meinte erst, die Damen hätten sie vergessen und wollte ihnen damit nachlaufen. Aber ihr Ältester hielt sie fest und sagte ihr, das solle sie man behalten, das sei die Bezahlung für ihren Tee. Da sagte sie: „Jung büßt woll mall in' Kopp." Aber in dem Augenblick ging ihr etwas auf, das Wort stockte ihr auf den Lippen, der Mund blieb ihr offen stehen. In dieser Stunde stieg eine neue Welt für Wiete Wolter empor. —

Sie wurde reich. Daß Kutschen ins Dorf kamen, war schon ein tägliches Geschehnis, kein Kind lief deswegen mehr vor die Tür. An ihrer Mistgrube wandelten Herren und Damen jeden Alters, jeden Standes vorbei. In dem lehmgestampften Flur, in dem hinter der Bodenleiter Krautköpfe in der Erde vergraben lagerten, drängten sich die Wartenden. Bei gutem Wetter setzten die Jungens Bänke und Schemel in den Hof. Auch der Krugwirt wurde reich. Wiete arbeitete nicht mehr in Hof und Feld. Ihre Jungens kauften Land dazu, hielten Knecht und Magd, bauten die Stallgebäude aus. Sie selber hatte keine Zeit mehr für solche Arbeit. Oft standen schon in erster Morgenfrühe ihre Patienten da, die über Nacht im Krug geschlafen hatten und den anderen zuvorkommen wollten. Sie ließen dann Geld auf dem Tisch liegen, das Wiete nie zählte, immer nur mit der Hand zusammenkehrte und in die Schublade schob. Die Jungens holten sich dann heraus, was sie brauchten.

Ihre Kraft wuchs bei diesem Getriebe, aber zu körperlicher Arbeit hatte sie keine Lust mehr. Sie stand auch immer erst aus dem Bette auf, wenn ihre Söhne sie riefen, es seien Kranke da. Ihre harte, braune Hand wurde weicher und weißer, aber sie behielt ihren festen Druck, ihre Sicherheit. Nie dachte die Bauersfrau darüber nach, ob auch ihre Mittel hülfen oder nicht. Sie hatte gar keine Zweifel.

Manchmal kam ein Brief mit Klagen und Anschuldigungen. Ihre ganze Kunst wäre Betrug, die Krankheit wäre wieder da, oder ein paarmal hieß es, der Kranke sei gestorben. Wiete las die Briefe nicht, denn sie konnte geschriebene Schrift gar nicht lesen. Das hatte es bei Küster Hennecke noch nicht gegeben. Der Brief lag herum, und die Magd, die auch nicht für Lesen war, warf ihn ins Feuer, oder die Söhne fanden

Digitized by Google

ihn, grinsten und sagten: „Dat's jo allens Dreck", denn sie hatten schon begonnen, nur noch das Geld im Tischkasten zu schätzen und weiter nichts.

Aber eins war jetzt auch vorbei: das Singen. Keiner sang mehr im Wolterschen Hof. Die Frau hatte keine Zeit, wie einst bei der Arbeit, oder wenn sie auf den Betten saß und ihre verzweifelten Kranken sachte und linde einsang oder ihnen Mut ins Herze sang. Jetzt traten sich die Hilfesuchenden auf die Hacken, jeder drängte schon dem Vorgänger nach, jede Minute und Sekunde wurde dem nachgezählt. Und die Jungens hatten auch das Singen verlernt. Fing schon mal einer draußen im Hof an, dann hieß es gleich von drei, vier Seiten: „Still, ach bitte, still, ich kann das nicht vertragen", denn oft saß ja der halbe Hof voll von Leidenden mit hinfälligen Mienen. Wie die Jungens aber das Singen verlernten, wurde allmählich alles Dreck außer Mutters Geld im Tischkasten. —

Eines schönen Tages kam der Älteste in die Küche, in der die Bauersfrau zwischen den Krankenbehandlungen ihr Mittag hinunterschlang, das ihr die Magd gekocht hatte. Dabei saß sie auf dem Holzkasten und hatte den irdenen Teller auf ihrer blaugedruckten Sonntagsschürze, die sie jetzt alle Tage umhatte. Da trat der Wilhelm vor sie hin, und sie empfand plötzlich durch all das Geschiebe und Gestoße ihrer Tage, als einen Ruck am Herzen, wie doch der große blonde Jung ihrem Johann so ähnlich wurde in dessen bester Zeit.

„Willem," sagte sie, „sett di mal neben mi." Sie hatte das Gefühl, sie möchte sich an ihn anlehnen und still, ganz still ein Weilchen sitzen. Aber der Jung hatte keine Zeit.

„Mudding," meinte er, „ick heff di wat to seggen. Ick will nu heiraten. Un dann möten wi bugen (bauen). Denn mi hürt de Hof."

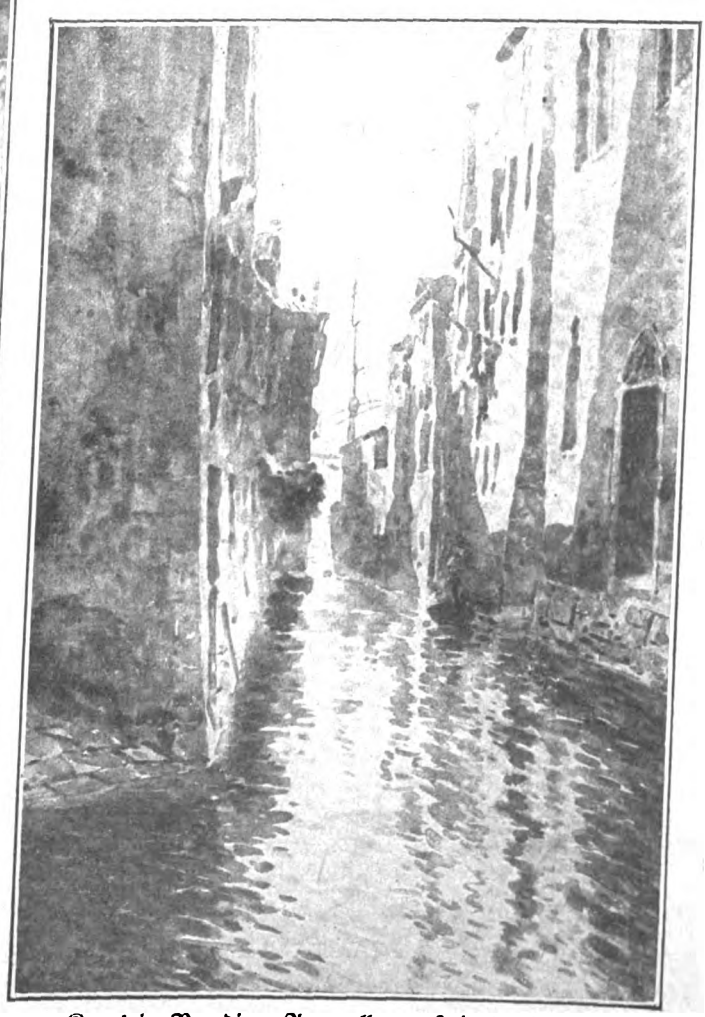
Da ließ doch die Bauersfrau den Teller von ihrem Schoß fallen, mit allem, was noch drauf war. Und der Mund blieb ihr offen stehen wie damals, als ihr der Begriff der Bezahlung für ihre Kunst aufgegangen war. Aber diesmal war es kein glückseliges Staunen. — — (Schluß folgt.)

Der Aquarellmaler Heinrich Rettig * Von Dr. Karl Thomas.

Die Mittel, deren sich in Deutschland die Maler zur farbigen Herstellung ihrer Bildwerke bedienen, sind vornehmlich Ölfarbe und Pastellstift. Eine dritte, besonders in England verbreitete Technik, die Anwendung der reinen Wasserfarbe, das Aquarell, hat bisher bei uns nur wenig Liebhaber gefunden. Der Grund mag in der herrschenden Mode zu suchen sein, das Ölbild als das Bild schlechthin zu behandeln, neben dem, besonders für Porträts, höchstens das Pastell noch geduldet wird, dann aber auch in der Tatsache, daß unsere Maler das Aquarell stark vernachlässigten. Sie erklärten dies damit, daß die Wasserfarben allzu sprödes Material seien, daß man mit ihnen nicht die Vielzahl der Wirkungen erzielen könne wie mit der Ölfarbe. In der Tat bedarf auch die Kunst des Aquarells ganz besonderer Mühe und Gründlichkeit; zumal, wenn man es verschmäht, mit Deckfarben zu arbeiten. In dieser seiner eigentümlichen Form hat das Aquarell nunmehr auch in Deutschland einen Meister gefunden, der würdig neben den Besten des Auslandes genannt werden mag. Jahrelange, unablässige Beschäftigung mit dieser schwierigen Malweise, ein ungewöhnlich feines Farbenempfinden, ich möchte auch sagen, eine glückliche Naturanlage überhaupt, haben den in München schaffenden Maler Heinrich Rettig zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt.

Selbstbildnis des Künstlers.

Heinrich Rettig ist ein Virtuose in dieser Technik — er beherrscht sie wie irgendeiner seiner berühmten Kollegen das Ölbild. Auch er zerbricht förmlich die Linie, wie es die großen Maler vor und neben ihm häufig getan, er malt impressionistisch breit und mit einer scharfen Plastik, die sonst beim Aquarell kaum je beobachtet wurde. Es war, wie er sagt, sein Bestreben, bei flotter Pinselführung mög-



Kanal in Venedig. Aquarell von Heinrich Rettig.

Digitized by Google

lichst durch „Naß in Naß"-Malen den frischen Natureindruck zu geben. Dies ist ihm besonders bei einigen Werken der letzten Zeit gelungen, die geradezu erstaunlich lebendig wirken. Aber dieses Virtuosentum, diese fast spielende Bewältigung aller Schwierigkeiten verleitete ihn keineswegs, irgendwie platt und öde zu werden. Er benutzt es vielmehr nur als Werkzeug, um den höchsten künstlerischen Idealen näher zu kommen. Rettigs Aquarelle überraschen schon durch die reiche Auswahl ihres Stoffgebietes. Im Gegensatz zu den hergebrachten Meinungen malt er auf solche Art Kinderporträte von einer seltenen Lieblichkeit und Anmut sowie Charakterköpfe und Landschaften. Die Aquarellkunst wurde durch Rettig zweifellos wesentlich vorwärts gebracht. Was seine Werke von den berühmten Engländern unterscheidet, ist vor allem ihr Gehalt an Werten von Herz und Gemüt. In diesen Bildern waltet deutscher Geist, ein wenig Romantik, ein wenig Melancholie und über allem auch wieder ein feiner Humor. Heinrich Rettig ist Schlesier von Geburt. In Breslau kam er 1859 zur Welt. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er auf der Berliner Kunstakademie. Nach München siedelte er 1885 über. Seitdem beschäftigt er sich hauptsächlich mit dem Aquarell. Die Sommermonate verbrachte er mit Vorliebe an der See oder in Pommerns Ebene. Entzückende Bilder aus jenen Gegenden hat er mit nach München gebracht. Auch Italien, vor allem Venedig, hat er aufgesucht. Die Lagunenstadt hat in Rettig einen ihrer poesievollsten Schilderer gefunden. Ebenso liebt er die Berge von Tirol. — Sein Schaffen wurde von den Fachkreisen seit langem anerkannt. Museen und Fürsten haben von ihm Bilder erworben. Aber es ist dieser Kunst dringend zu wünschen, daß sie Gemeingut weiter Kreise werde und daß die Werke Rettigs einen Ehrenplatz bekommen, wenn wir dereinst das deutsche Haus wieder aufbauen werden.

Allerlei von deutscher Sprache und deutscher Ehre * Von Friedrich Franz

„Es herrscht' ein König irgendwo — in Dazien oder Thrazien." Es kann aber auch ein preußischer Minister gewesen sein; im ehemaligen preußischen Kultusministerium, der heutigen Staatsanstalt zur allgemeinen Ausrottung preußischer Überlieferung und deutschen Geistes. Der König setzte einen hohen Rat von Henkersknechten ein, die den deutschen Musen und Grazien mit Daumschrauben, spanischen Stiefeln, Brennen, Rädern, Kneifen den Sinn für Novemberfreiheit und rote Ordnung beibringen sollten. Insonderheit wollte der König die blonden Feen der deutschen Sprache einkerkern. „Ihr Knechte," schrieb er, „Fesseln her!" — Und fesselte die Schwestern. Um Mitternacht hörte der König leises Schreiten, Geflüster. Er fuhr empor. „Den hellen Chor — Ergreift, getreue Wächter! Die Schergen griffen in die Luft, und silbern klang Gelächter. Am Morgen war der Kerker leer, der Reigen über die Grenze — Drin hingen statt der Ketten schwer — Zerriss'ne Blumenkränze."

Wir haben mit Schaudern gelesen, was die im Zeichen Adolf Hoffmanns wirkenden Ausschüsse von Schriftgelehrten und wahrscheinlich auch die Abgeordneten der Schülerräte aller Vorklassen zur endgültigen Verstümmelung, Verungenierung, Verballhornung der Sprache Goethes planen. Indessen: seit den ruhmbestrahlten Tagen von Weimar wissen unsere Erlauchten Bescheid und verweisen uns auf die venezianischen Epigramme. Was soll das schwarzrotgoldene Deutschland vor dem „schlechtesten Stoff" Achtung haben, wo es doch vor dem Ruhm eines halben Jahrtausend Hohenzollerntums, vor kunstgeweihten Marmorsarkophagen, vor Kaiserkronen und Königshermelin, vor der Ehrlichkeit und Sauberkeit des alten Preußen, vor den heiligsten Sinnbildern des Vaterlandes und vor den Ahnen zimbrischer, teutoburgischer, ottonischer und staufischer Vorzeit nicht Ehrfurcht gehabt und Halt geboten hat! Was ist die deutsche Sprache einem Geschlecht, das vom „sogenannten" Vaterland redet und das alles zertrampeln will, was uns groß, stolz, glücklich, frei, geachtet und beneidet auf dem Erdenrund gemacht hat! Man reißt die deutsche Grammatik in Fetzen, wie man die silbernen Achselstücke heruntergerissen, die schwarzweißrote Kokarde in den Schmutz getreten, die Fahnen des Großen Kurfürsten und des Alten Fritz besudelt, die Königsschlösser und das Reichstagshaus in Kotlöcher verwandelt, Eisenbahnen und Postkasten verschmiert und das verluderte und verlumpte Deutschland von 1918 nach maßgebender reichsministerliechr Feststellung zu einem „Riesenschweinestall" gemacht hat.

Aber mit der deutschen Sprache soll es ihnen nicht gelingen! Der König von Dazien und der preußische Minister und ihre Schergen greifen in die Luft; silbernes Gelächter antwortet ihnen. Jedes Kulturvolk sieht in seiner Sprache sein höchstes Heiligtum. Wenn die Novemberschieber und Revolutionszuhälter mit den dazugehörigen Radaumassen k e i n e n Sinn und kein Gefühl für die Reinheit und Unantastbarkeit der deutschen Sprache haben, so zeigen sie damit nur von neuem, daß sie gänzlich kulturlos sind. Ihnen von nationaler Sprachehre zu predigen, ist ebenso, als wenn man den peripatetischen weiblichen Stammgästen des Friedrichstraßenpflasters etwas von den Tugenden der Lukrezia, Virginia oder der Germaninnen des Tacitus erzählen wollte.

Schiller, den unsere Neuweimar-Herrschaften so gerne für sich in Anspruch nehmen möchten — fast mit demselben Recht wie den Geheimrat Goethe — sagte: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen." Das klingt unseren Erzbergern, Scheidemännern und Gotheins verdächtig nach alldeutschem Imperialismus. Um das Mißtrauen der in Berlin maßgebenden Ententeausschüsse zu beseitigen, wird daher die deutsche Sprache so zugerichtet, daß sie nie und nimmermehr einen Siegeszug durch die Welt wird antreten können.

Montaigne, die Staël, Victor Hugo, Musset und die französischen Romantiker hatten mehr Achtung vor deutscher Eigenart als unsere heutigen deutschen Gewalthaber. Aber diese Franzosen — insonderheit die Staël — standen offenbar im Sold der berüchtigten Schwerindustrie und der borussischen Junker. Als vor zwölf Jahren die einst von Bodelschwingh begründete deutsche Schule auf dem „Hügel" von La Villette in Paris ihren fünfzigsten Geburtstag feierte, waren die amtlichen französischen Gäste entzückt von den deutschen Gedichten und Liedern, die von den kleinen Blondköpfen vorgetragen wurden. Und die „Débats" schrieben begeistert von der Macht, die in der deutschen Sprache und ihrer Dichtung liege. Etwas Ähnliches solle auch Frankreich für seine Sprache tun; das deutsche Lied sei eine der sittlichen Mächte, die den Franzosen am meisten fehlten. Die deutsche Sprache, das deutsche Volkslied verherrliche neben den Wundern der Natur und neben Familie und Tugend am meisten das Vaterland.

Ja, das war einmal! Der erbfeindliche Franzose konnte die Vaterlandsliebe der „fluchbeladenen" Schwarzweißroten anerkennen; der Mann der Novemberregierung kann und darf es nicht! Die deutsche Sprache wird verpöbelt, und die Dichtungen der Vaterlandsliebe werden aus Schulbuch und Unterricht ausgemerzt. Lernt doch von den Elsässern und Lothringern, die heute unter französischem Joch erkennen, daß die deutsche Sprache das Herzstück ihres Volkstums, das Sinnbild ihrer Ehre und Unabhängigkeit ist. Vor zweiundachtzig Jahren schrieb Adolf Stoeber: „Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter diesen Bedingungen sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitsliebend. Nehmt uns unsere Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr selbst nicht mehr trauen möget." Daniel Hirtz sang unter französischer Herrschaft sein Lied von der Muttersprache:

„Us unserm Herze steit's Gebet
noch ditsch zum Himmel nuf;
mer halte dran als wie ne Klett'
und böüje Heyser druf.
Solang noch unser Münster steht
— und dies isch kerngesund —
au d' Mueders'proch nit untergeht:
denn viel ging dnoh zue Grund."

Lernen wir von unseren elsässischen Brüdern wieder Ehrfurcht vor der Geschichte unserer Sprache. Im Jahre 1866, als man in Straßburg noch nichts von Wetterlé und Blumenthal wußte, schrieb der katholische „Volksfreund" von der deutschen Muttersprache: „Unsere Ahnen und Urahnen seit Jahrhunderten sprachen Deutsch, unsere Sitten, Gebräuche, Denkweise, Geschichte sind deutsch. Deutsch haben wir unser erstes Wort der Liebe zu unserer Mutter stammeln lernen, deutsch haben wir unser erstes Vaterunser gebetet Deutsch sprachen unsere Väter, als sie die Burgen der Vogesen bauten und als Ritter oder Kriegsknappen zu Felde zogen, deutsch, als sie das Münster und alle die herrlichen Kirchen landauf und landab bauten.... Es wäre eine Schmach für uns, wenn wir mit der Sprache das alles vergessen und in den Wind schlagen wollten. Ein bißchen mehr Stolz, meine lieben Landsleute, und viel weniger Nachäfferei und Charakterlosigkeit, wenn der Volksfreund bitten darf!" Der wackere geistliche Herr im Straßburg des Jahres 1866 sprach so, wie auch Vater Arndt hätte sprechen können,

Digitized by Google

wie Johann Peter Hebel
Sprache, deutsche
, deutsche Sittlichkeit,
Kultur ist eins, so be-
auch der A bé Cazeauz
man aber stolz ist auf
so ehrwürdigen Familien-
verbittet man es sich auch,
dreiste Gassenjungen mit
zigen Händen diesen
zerbröckeln und verun-
gen und entwerten. „In
ren Tagen" — so sprach
Grimm im Jahre 1847
wird lebhaft gefühlt, daß
übrigen Güter schal seien,
enn ihnen nicht die Freiheit
und Größe des Vaterlandes
im Hintergrund liege. Was
helfen die edelsten und
ligsten Rechte dem, der sie
nicht handhaben kann? Kaum
anderes höheres Recht mag
geben als das, kraft welches
Deutsche sind, als die uns
eerbte Sprache, in deren vol-
Gewähr und reichen Schmuck
erst eingesetzt werden, so-
wir sie erforschen, reinhal-
und ausbilden". Wohl un-
serem Jakob Grimm, daß er
nicht die roten Heilsjahre 1918
bis 1920 zu erleben brauchte!

Nicht nur in dem uns abermals entrissenen Vogesenland, sondern auch im besetzten Rheingebiet sucht der tückische, rohe und dabei so feige welsche Feind unsere deutsche Sprache zu verhöhnen, herabzuwürdigen, zu besudeln. Warum? Weil er sehr wohl weiß, daß Sprache und Volksehre untrennbar verknüpft sind. Wissen unsere Novemberspekulanten, die den Franzosen zur Zertrümmerung des deutschen Kaiserreichs und zur Abwürgung der deutschen Wehrkraft sich verbündeten, denn gar nicht, daß die französische Akademie schon seit 1915 nicht nur nach dem Ende des deutschen Staates, sondern auch nach dem Ende der deutschen Kultur, der deutschen Sprache und des deutschen Volkstums kreischt und krächzt? Haben die Herrschaften in unserem Ministerium niemals die Reden und Aufsätze von Barrès, Bazin, Poincaré gelesen? Nur eine Probe: Der „unsterbliche" Lavedan schreibt von der „verfluchten" deutschen Sprache: „Ihre schurkischen Rauheiten haben sofort dem Brüllen der wilden Bestien Platz gemacht. Sie hat durch freiwillige, ihrer Natur entsprechende Willensäußerungen die Kulturlosigkeit offenbart, die bis in ihre groben, honigsüßen Artigkeiten hinein zu spüren waren. Unter ihrer Eierkruste ist das Blut hervorgebrochen, das sie liebt und nach dem sie dürstet — und nun färbt es ihre Laute und verleiht ihren Worten die richtige, widerwärtige Tönung. Diese Sprache ist für uns nicht mehr erträglich. Sie zu sehen, beleidigt uns, bringt uns zur Verzweiflung. Sie zu hören, sie zu sprechen bedeutet eine grausame Marter. So ist denn auch hier und da geschworen worden, die deutsche Sprache nicht nur aus unseren Lehrplänen, sondern überhaupt zu verbannen. Möge sie aus Frankreich, aus unserem Kopf und aus unserem Munde vertrieben werden wie die furchtbarste Pest." Merkwürdig, daß diese greuelvolle deutsche Sprache nach der überraschenden Feststellung von Gelehrten wie Reynaud und Desdevizes du Dézert, diese sogenannte deutsche Sprache seit dem 18. Jahrhundert mehr als 70 000 fremde — meist französische — Worte enthält! Wie kann denn eine solche, zu drei Vierteln französische Sprache so häßlich sein! Und was sagen die Elsässer dazu? Allerdings haben ja die Pariser Sprachforscher vor einiger Zeit amtlich verkündigt, daß man im Lande des Gottfried, Tauler, Erwin und der Friederike v. Sesenheim eine Sprache redet, die nicht deutsch, sondern nur ein „Patois" des Französischen ist. Daß übrigens die deutsche Sprache nicht allen Ausländern ohne Ausnahme so barbarisch erscheint wie den französischen Palmenfracks, zeigt zum Beispiel der amerikanische Dichter Longfellow. Er schreibt: „Die deutsche Sprache ist nicht rauh, sondern heimisch, herzlich und gemütvoll wie der Klang glücklicher Stimmen am Herd in einer Winternacht, wenn der Wind tobt und das Feuer prasselt und zischt und knistert."

Lachendes Mädchen. Aquarell von Heinrich Rettig.

Von dem Reichtum, dem Wohllaut, der Kraft und Biegsamkeit unserer alten germanischen Sprache kann sich freilich nur der eine Vorstellung machen, der sich nicht die Mühe verdrießen läßt, die Entwicklung der deutschen Sprache von Ulfilas bis zu den großen deutschen Mystikern zu verfolgen. Schopenhauer, der gewiß kein Teutschtümler und Imperialist war, gibt der deutschen Sprache die höchste Ehrenstellung. „Die Sprache" — sagt er — „ist der einzige entschiedene Vorzug, den die Deutschen vor anderen Nationen haben; denn sie ist viel höherer Art als die übrigen europäischen Sprachen, welche — mit ihr verglichen — bloße patois sind. Sie ist eine Tochter der gotischen Sprache, die unmittelbar vom Sanskrit stammt. Daher ihre der griechischen und lateinischen nahekommende Grammatik. Und eine solche Sprache sollten wir der Willkür und Laune und dem stupiden Unverstande höchst unwissender Sudler, Zeitungsschreiber und geldbedürftiger Bücherfabrikanten jeder Art preisgeben? Seid ihr von Sinnen? Dem besagten sauberen Pack schreibt, ja sprecht ihr nach. Die ganze gegenwärtige Schriftstellergeneration, welche nicht ein einziges bleibendes Werk hinterlassen wird, soll nicht das Andenken ihres ephemeren und ruhmlosen Daseins dadurch perpetuieren, daß sie die kostbare deutsche Sprache, diesen wahren Nationalschatz, nach ihrer verstand-, geschmack- und ohrlosen Kaprize verhunzt und sie so zugerichtet, und mit den Spuren ihrer Tatzen versehen, den kommenden, vielleicht edleren Geschlechtern überliefert... Auf solchem Wege sind ja alle die alten, herrlichen Ursprachen zugrunde gegangen: Pack, Pack, Pack, Halbvieh ist gekommen, ihnen den seinen tierischen Mäulern angemessenen Jargon zu substituieren. Empörend ist es, die deutsche Sprache zerfetzt, zerzaust und zerfleischt zu sehen und oben drauf den triumphierenden Unverstand, der selbstgefällig sein Werk belächelt; während man bedenken sollte, daß die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, welches man daher in Ehren halten und nicht mutwillig antasten soll."

Ach, wenn doch der große Frankfurter Einsame mit seiner himmlischen Grobheit in unsere heillose „Jetztzeit" hineinfahren könnte! Wie recht Schopenhauer mit der Bewunderung des Reichtums der deutschen Sprache hatte, zeigt der erste Blick in ein Werk germanistischer Wissenschaft. Für den Begriff „Mann" hatten wir in unserer alten Sprache acht verschiedene Ausdrücke. Tausend Zusammensetzungen weiß das Grimmsche Wörterbuch für das einzige Wort „Weib" anzuführen. Wir nehmen es unseren Ahnen denn auch nicht so sehr übel, daß sie hundert verschiedene Bezeichnungen für Betrunkensein auf Lager hatten.

Als die Sprache Wolframs, Walthers, Gottfrieds, Eckharts, Taulers, Seuses in völligen Verfall zu geraten drohte, ward uns Luther geschenkt, der zwar als Kirchenmann die deutsche Volksfamilie zur Trennung gebracht, uns aber gleichzeitig mit der Schaffung unserer neuen Schriftsprache wiederum geeinigt hat. „Wir Deutsche sind immer noch Deutsche und wollen Deutsche bleiben!" so hallt sein mächtiger Kampfruf durch die Jahrhunderte zu uns. An seiner Bahre konnte Justus Jonas sagen: „Er war ein trefflicher, gewaltiger Redner, ein überaus gewaltiger Dolmetscher der ganzen Bibel. Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt, recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht hervür gebracht, daß man nu wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das viel hohen Leut müssen zeugen und bekennen"

Digitized by Google

Wie ein jubelnder Morgenweckruf klang es durch die deutschen Lande. Ulrich von Hutten rief die geistige deutsche Jugend auf die Schanzen und schmetterte fein:

. Latein ich vor geschrieben hab.
Das war eim jeden nit bekannt.
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach."

Treitschke hat das neue Lüther-Deutsch mit Recht gepriesen. „In Kämpfen geboren, kann diese Sprache des Freimuts und der Wahrhaftigkeit bis zum heutigen Tage die Zeichen ihres Ursprungs nicht verleugnen. Gewaltig vermag sie zu zürnen, übermütig zu spielen in toller Laune, zu den Höhen des Gedankens steigt sie kühn empor, für jedes holde Geheimnis des Herzens findet sie ein liebliches Wort; doch wer sie zwingen will, ihre Meinung zu bemänteln oder tückisch unterm Zaum hervor zu beißen oder gar den überbildeten Geschmack durch das Pikante und Charmante zu reizen, dem schenkt sie wenig, den läßt sie betteln gehen an den Tischen der Fremden."

Die furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges konnten diesen sprudelnden Kraft- und Schönheitsquell nicht ganz verschütten. Ein Paul Gerhardt und ein Angelus Silesius, ein Grimmelshausen und ein Jakob Böhme wurden Hüter des Heiligtums, und wir lieben unser heiliges Deutsch noch — oder gerade — in den altfränkisch verkrausten Texten von Johann Sebastian Bachs Passionen und Kantaten und Liedern. Ja, die Diener der deutschen Musik waren immer gute Kämpfer für die deutsche Sprache — bis zu Weber und Schumann, Wagner und Brahms und den Heutigen wie Pfitzner. Zornig fuhr Mozart auf, als die deutsche Oper in Wien eingehen mußte: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen."

„Die Sprache ist ein Spiegel der Nation", sagt Schiller. „Schauen wir in diesen Spiegel, so tritt uns darin ein großes, treffliches Bild von uns selbst entgegen." Und wir können stolz sein auf dies Bild; das Tiefste und das Zierlichste, das Ernsteste und das Witzigste, das Süßeste und das Herbste, das Kindlichste und das Wuchtigste, Furchtbarste kann deutsch gesagt werden. Für Luther und Bismarck, für Kant und Fichte, für Schopenhauer und Nietzsche, für Herder und Lessing, für Goethe und Schiller und Kleist, für Hebbel und Grillparzer, für die Romantik und für Gottfried Keller bot diese Sprache ein unvergleichliches Werkzeug und Waffenstück. Die zarteste Frömmigkeit, die glühendste Begeisterung, Märchenspuk und scharfe Begriffszergliederung, Kinderliedchen und heiße, süße Liebe, Entsagung und Anklage, zermalmender Hohn, Donnerrollen und seraphische Entrücktheit — alles findet hier seinen vollkommensten Ausdruck. Ja, unser Wilhelm Raabe hat recht: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, Deutsch zu verstehen!"

Daher Ehrfurcht vor unserer Sprache, ihr futuristisch-expressionistischen Sprachverrenker und proletisch-banausischen Sprachverhunzer! Wer die deutsche Sprache antastet, vergreift sich an der deutschen Ehre.

. . . Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.
Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.
Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Streiflichter.

Die Auflösung. Als man den November 1918 in Orgien von Versprechungen feierte — „Friede, Freiheit, Brot!", „Freie Bahn dem Tüchtigen!", „Sozialismus ist Arbeit!", „Gleiches Recht für alle!", „Versöhnungsfriede!" — da war eines der Hauptzierstücke in dem Tuttifrutti von schönen Verheißungen auch die einer jetzt erst hereinbrechenden wahren Einigung des Deutschen Reiches. Was Bismarck gemacht hatte, wurde für eitel Stück- und Flickwerk ausgegeben. Herr Professor Doktor Preuß wurde berufen, es besser zu machen. Er ging daran, trotz seinem Namen, das Reich zu entpreußen, Preußen im Reich aufgehen zu lassen, ja es in seine Urbestandteile aufzulösen. Nur dieses starke Preußen, so hieß das neue Dogma, war einer wahren, starken, inneren Einheit des Reiches im Weg. Die Zerschlagung des alten Preußens galt für die Aufrichtung des neuen Reiches. Daß sie das deutsche Elsaß, deutsches West- und Ostpreußen, deutsches Schlesien und die deutsche Nordmark hatten vom Reichskörper schlagen lassen, hinderte die Herrschaften um Scheidemann, Erzberger und Preuß nicht, sich für des Reiches Erzgründer zu halten. Wollten sie uns dafür doch durch die Auflösung Preußens die wahre Einheit des Reiches nach innen und durch die Angliederung Deutsch-Österreichs die wahre Einheit nach außen schaffen. Nun sehe man, was statt dessen geworden ist: Zwar gelang einigermaßen die Zersetzung und Zerschlagung Preußens; aber die Republik Lippe-Detmold oder gar Sachsen-Gotha bestand auf ihrer Selbsthoheit schroffer als je Fürst und Herzog, und statt des preußischen Partikularismus bekam man den ostpreußischen, den westpreußischen, den rheinischen, den Lichtenberger, Rixdorfer, schleswig-holsteinischen, niedersächsischen, Posemuckler und Buxtehudischen Partikularismus. Die Bestrebungen zur Angliederung Deutsch-Österreichs führten dank der verbrecherischen Hinschlepperei der Scheidemann-Erzberger-Ära zu einer der ersten tödlichen Niederlagen, die diese dem Reichsgedanken bereitete. Dann drohte sich bald Braunschweig, bald Ratzeburg selbständig zu machen. Die Politik der Hilflosigkeit wirkte auf das Reichsgefüge im Süden und Norden wie Sprengpulver. Wir erlebten die Sowjetrepublik an der Ruhr, wir erlebten die Hölzsche Republik Vogtland, und wir erleben jetzt die vergebens dementierte Drohung Bayerns, daß es sich vom Reich lossagen werde, wenn dieses weiter der gewissenlosen Hilflosigkeit der sogenannten Berliner Regierung zur Vivisektion dienen müsse. Die Franzosen marschieren derweil in Frankfurt ein, und wir lesen schon genauen Pläne, die sie für die endgültige und völlige Aufteilung des deutschen Hundekuchens entworfen haben, für den als sicher angenommenen Fall, daß das Grauenvollste, was die deutsche Geschichte je sah, diese innere Auflösung des Reiches durch seine glorreichen „Einiger", ihnen weiter derartig in die Hände arbeitet wie bisher.

Der neue Ballhorn. Zu den unverwischbaren Heiterkeiten gehört die Geschichte von jenem schulrätlichen Ballhorn, der dafür sorgte, daß die Schüler und Schülerinnen nicht Schaden an ihrer Seele litten durch die Verse von dem kühlen Grunde, in dem ein Mühlenrad ging. Er sorgte dafür, daß sie statt von dem Liebchen lasen und sangen von dem „Onkel, der dort gewohnet hat". Jetzt hat — tiefdeutiges Zeichen der Zeit! — ein Herr Georg Kubatzki im „Israelitischen Familienblatt" entdeckt, daß Rückerts Geschichte „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" — wer kennt sie nicht, wer liebt sie nicht? — antisemitisch wirkt. Denn dort heißt es zum Schluß: „Aber als es Abend ward, ging ein Jude durch den Wald." Irgendein merkwürdiges Empfinden zwingt Herrn Kubatzki offenbar vorauszusetzen, daß das bloße Wort Jude schon geeignet sei, antisemitische Empfindungen auszulösen, was eigentlich schließen läßt, daß er selbst im Unterbewußtsein Antisemit sei. Aus dieser merkwürdigen Gefühlsweise heraus wandte er sich, wie wir lesen, „mit einer Eingabe an das Kultusministerium in Preußen und bat um Abstellung des Übels". Man möge, so schlug Herr Kubatzki vor, aus dem Juden einen Räuber machen oder ein Männlein. — Das ist erheiternd. Erschütternd aber wird die Sache dadurch, daß tatsächlich das Kultusministerium in Preußen es nicht unter seiner Würde fand, sich mit der Querele des Herrn Kubatzki ernstlich zu beschäftigen. Infolgedessen bekam der einen Brief vom Provinzial-Schulkollegium mit der Mitteilung, daß nach gepflogenen Verhandlungen der betreffende Verlag sich bereit erklärt habe, das Gedicht „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" bei einem Neudruck seiner Fibel ganz fortzulassen. Der Verlag selbst hat das Herrn Kubatzki auch noch ausdrücklich in einem Briefe zugesichert. So geschehen im Jahre des Heils 1920. Oder sollte gerade dieses Jahr und diese Zeit solchen Anschlägen auf ein liebenswürdigstes Stückchen deutschen Kulturbesitzes besonders günstig sein? Wir haben kein Dutzend solcher entzückenden Sachen für unsere Kinder wie das neugierige Bäumlein Rückerts; und da braucht bloß ein Kubatzki, der sich offenbar irgendwie seiner selbst schämt, ans preußische Kultusministerium zu schreiben, und schon tut das, was in seinen Kräften steht, um die deutsche Jugend um ein solch köstliches Erbstück zu betrügen. Wenn das nicht kultureller Bolschewismus ist, gibt es keinen. Den gesunden Juden möchte ich sehen, dem nicht der Anblick des torquemadischen Eifers des Herrn Kubatzki eine große Gänsehaut erregte und eine kleine Scham.

Digitized by Google

Nr. 17

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

16. Fortsetzung.

Es war kein stürmisch jubelndes Wiedersehen. Eine arme, blasse kleine Heilige saß da, als sie ganz erschöpft und atemlos vom Küssen waren und noch kaum ein Wort gesprochen hatten — saß auf der Leinenhülle des großen Reisekoffers, und in ihrem Schoß lag ein dunkler Krauskopf. Und sie streichelte zärtlich und bang dem verzweifelt vor ihr Knieenden die widerspenstigen Locken und beugte sich liebevoll über ihn und vernahm das wirre Stammeln seiner Beichte:

„Verloren, mein Mädchen — alles verloren . . .“

„Nein — gewonnen. Reini! Ich hab' dich! . . . Ich hab' dich . . .“

„Glück und Ehre dahin zu den Wölfen und Bären . . .“

„Da hall' ich den Reini an beiden Ohrwascheln! Die Dänen haben ihm nix getan!“

„Ha — die Dänen!“

Sie lachte und weinte in einem Atem. Sie küßte seine Haare, seine Schläfen, seine Stirne.

„Gott verzeih' mir die Sünd'! Ich hab' die Dänen lieb! Sie haben dich net totgeschossen! Ach — das sind goldige Leut' . . .“

„Ich hab' keinen von ihnen gesehen, Christel! . . . Aber betreßte prinzliche Lakaien habe ich gesehen und preußische Flügelmänner mit weißen Litzen und Leibjäger mit Federbüschen, die den Federfuchsern von Potsdam und Kopenhagen den Kutschenschlag aufrissen . . .“

„Brav sein, Reinerl! . . Bist bei mir . . . Geh! . . . Küss mich! Oder magst mi nimmer?“

Eine Weile war es still. Dann stöhnte Reinhold Nimis wieder, noch atemlos, mit heißen Lippen.

„Im Heu haben wir gelegen und gehustet. Flöh' haben wir gefangen! Übern Knick sind wir geklettert und haben beim Bauern um Eier und Speck gebettelt! Die Kiebitze auf dem Moor haben uns ausgelacht! . . .“

„Bist ja wieder daheim, Reini! Schau . . . denk net mehr dran! Hast ja mich!“

Vater kommt! Zeichnung von Richard Winzer.

Der unten auf den Knien starrte mit ungläubigen großen Augen in das sanfte, von Tränen betaute, von Glück überfonnte Mädchengesicht.

„Bist du das noch, meine Schwertjungfrau, die mich im Mai zum Ausmarsch in den Freiheitskampf segnete?“

„Ach, ich armes Madel! Ich segne den Tag, wo ich dich wiederseh' . . .“

„Damals, Christina, war der Mai im Land.“

„Da waren wir ja alle wie narrisch, Reini! Wir haben ja gar net mehr gewußt, was wir taten . . .“

„Jetzt steht der Herbst vor der Türe . . . Herbst auch in den Seelen!“

„Für dich ist bei mir alleweil Marienmond, mein Reinerl! . . . Komm . . . komm . . . ich hab' dich lieb! . . . Die Wachskerzen, die ich nach Mariatrost stift'! Drei heilige Messen laß ich lesen . . .“

„. . . dafür, daß ich lebe und die Freiheit im Norden stirbt. Im Mai sagtest du mir, meine Braut: ‚Zieh hin und streite!‘“

„Freili . . . aber wenn man seitdem vier Monate hier in Frankfurt sitzt unter

Digitized by Google

den vielen alten Herrn ... es ist ja alles soviel ruhiger geworden ...! Ein Tag is wie der andere ... morgens gehen sie alle in die Kirchen ... in die Paulskirchen mein' ich ..."

„... und da reden sie und reden ..."

Die dunkeln Augen über ihm waren erstaunt.

„Ja ... dazu sind sie doch beisammen ..."

Reinhold Nimis schnellte mit einem wilden Turnersatz auf die Füße. Ein gramvoller junger Held stand er vor ihr und hielt ihre Hände in den seinen.

„Deine Unschuld weiß noch nicht, welche Köche hier den Hexenkessel der Zeit rühren! ... Hat dir dein Vater nichts davon gesagt?"

„Der Vater macht der Mutter und mir seit acht Täg' arg Sorge! Er mag nimmer jausen und nachtmahlen, wenn er aus der Paulskirche kommt! Nachts hör' ich ihn nebenan in seinem Zimmer auf und ab gehen, statt daß er schläft ..."

„Hast du ihn nicht gefragt, was der Grund seines Kummers ist?"

„Dasselbige schon! Aber er hat geantwortet: ‚Ihr erfahrt es alle noch früh genug!'"

Der Studiosus Nimis warf sich plötzlich wild aufschluchzend in einen Sessel. Erschrocken sprang Christel bei. Er griff nach ihr. mit einer leidenschaftlichen Bewegung, so wie der Ertrinkende nach der rettenden Planke, und riß sie an sich. Sie saß, die Füße schaukelnd, auf seinen Knien und legte die Arme um seinen Hals und ihre warme Wange an die seine. So brauchte er nur zu flüstern, als er fortfuhr:

„Ahnst du, daß es auch um uns beide geht, was die Diener der Finsternis für Deutschland brauen?"

„Ach geh ..."

„Dein Vater, der herrliche Mann, sprach zu mir: ‚Geh hin und hilf, Schleswig-Holstein befreien! Dann hole dir zum Lohn diese Hand!' ... Diese Hand hier, mein Lieb und Leben, die ich andächtig an die Lippen führe ..."

„Sie ist dein ..."

„Sie ist es nicht!" schrie der Studiosus Nimis, und die Christel Oberkofler glitt angstvoll von seinem Schoß. Denn ein Ausbruch verzweifelten Zorns riß den Freund stürmisch in die Höhe. „Schleswig-Holstein ist nicht befreit!" stieß er zwischen schweren Atemzügen hervor. „Ich komme mit leerer Hand zurück! Wie darf ich da um deine Hand werben?"

„Ach Reini ..."

„Wie darf ich mein Auge zu dir erheben — ich, hinter dessen Rücken schadenfroh der Däne lacht und der Holste die Faust ballt ..."

„Um Jesu willen ..."

„Sie schlucken Austern in Itzehoe ... sie trinken Champagner in Kolding ... sie mästen sich mit Trüffeln in Malmö und lassen die deutsche Ehre auf ihrer Schwelle verröcheln! Blut über euch, ihr feigen Diplomaten! Ihr Wechsler und Händler im Tempel der Freiheit! Ihr mordet nicht nur deutsches Land! Ihr würgt auch das Liebesglück eines deutschen Jünglings. ... Ich kann nicht vor das prüfende Auge deines Vaters treten. Was antworte ich ihm, wenn er mich fragt: ‚Warum kommst du aus der Schlacht ohne Schild statt auf dem Schild?'"

„Du kannst doch nix dafür!"

„Man trieb mit uns Hohn! ... Ich bin deiner nicht wert! Nein! Ich bin es nicht wert!"

Zur Antwort küßte ihn die Christel. Beinahe schmerzhaft. Mit einer Wildheit des Südens und der Berge, die er noch gar nicht an ihr kannte. Jetzt wurden auch seine träumerischen Augen hart.

„Deine Eltern haben das Recht, dich mir zu versagen, Maria Christine! Denn ich habe die mir auferlegte Prüfung nicht bestanden! Wir alle dort sind unterlegen! Mag auch der Hunold mit den andern Burschen hier noch durch die Gassen lärmen und seine Plempe am Herkulesbrunnen wetzen. Es ist alles zu spät! ..."

„Reini — gleich fang' ich wieder an zu weinen ..."

„Ertönt das furchtbare ‚Nein' aus dem Munde deines Vaters, dann weiß ich, was ich tue ..."

„Jesu hilf!"

„Dann werf' ich dies befleckte Leben weg; wenn ich es nicht für Deutschland opfern konnte, bringe ich es meiner Liebe dar. Mich hält dann nichts mehr in dieser entweihten Welt ..."

„... und ich, Reini ... und ich? ..."

„Dann sage ich dir ‚Lebewohl', wie man sich fromm vor dem Heiligenbild bekreuzigt, ehe man die Kirche verläßt ..."

„Ich bin keine Heilige net, Reinerl. Ich taug' noch net mal zu 'ner Klosterfrau. Ich laß dich net ..."

„Es muß sein ... mir ist zu weh ..."

„Mir auch ... Da geh ich lieber mit dir. Dann sollen's halt schauen, wie sie ohne uns weiterkommen ..."

Noch nie war Reinhold Nimis der Christel so schön erschienen, als wie er jetzt bleich und verklärt im hellen Licht des Fensters stand, vom klaren Herbstsonnenschein umflossen, blauen Himmel als Hintergrund und doch ein ernster, zärtlicher Bote von drüben, so wie die Alten den Tod als lockigen Jüngling in Marmor meißelten. Und ebenso schien ihm, als enthülle ihm dieser Augenblick von oben erst Christel Oberkoflers ganzen rührenden Reiz eines schönen Kindes mit aller Glut des Weibes. Die beiden standen andächtig voreinander und küßten sich zart, mitleidig, als müsse einer den andern trösten und segnen, und dann immer durstiger und länger, je mehr sich in ihnen die Jugend gegen das Nichtsein wehrte und doch wieder in einer süßen Sehnsucht mit dem Bild des Herbstes im Frühling spielte. Beide weinten. Es dünkten sie heilige Tränen. Sie sprachen kaum mehr ein Wort, bis draußen auf dem Gang Stimmen laut wurden und sich näherten und beide auseinanderstoben.

„Jesses — die Eltern", sagte die Christel und strich sich die Spitzenvolants des Rockes hastig glatt.

„Die Mutter?"

„Der Vater auch."

„Ist er nicht in der Paulskirche?"

„Heut zum erstenmal net. Er ist gegangen, Abschiedsvisiten zu machen. Er will heut noch abreisen. Er hat mir befohlen, einheimisch zu bleiben und ihm die Koffer zu packen."

Professor Armin Oberkofler und Frau Kreszenz traten ein. Sein Antlitz war tiefernst. Er trug nicht mehr die gewohnte städtische Tracht, den kurzen, eng geschnittenen Schoßrock, sondern eine graue Reisejoppe mit großen Hirschhornknöpfen und einen ländlichen braunen Lodenhut. Er reichte Reinhold ruhig die Hand.

„Ich sah deine Gefährten über die Zeil marschieren", sagte er. „Da dacht' ich mir schon, wo du seist ..."

Der Studiosus Nimis suchte etwas zu erwidern. Er konnte nicht. Der Professor ließ ihm auch keine Zeit. Er hielt seine Hand fest. Er schaute ihm ins Gesicht wie ein älterer Freund dem jüngeren.

„Wir sind Schicksalsgenossen, Reinhold, du und ich. Wir sind beide den Dornenweg für Deutschland gegangen, in diesen letzten Wochen ..."

„Oh, laß mich schweigen ... laß mich schweigen ..."

„Wir haben auf die Menschen vertraut, und die Menschen haben uns wieder einmal verraten ..."

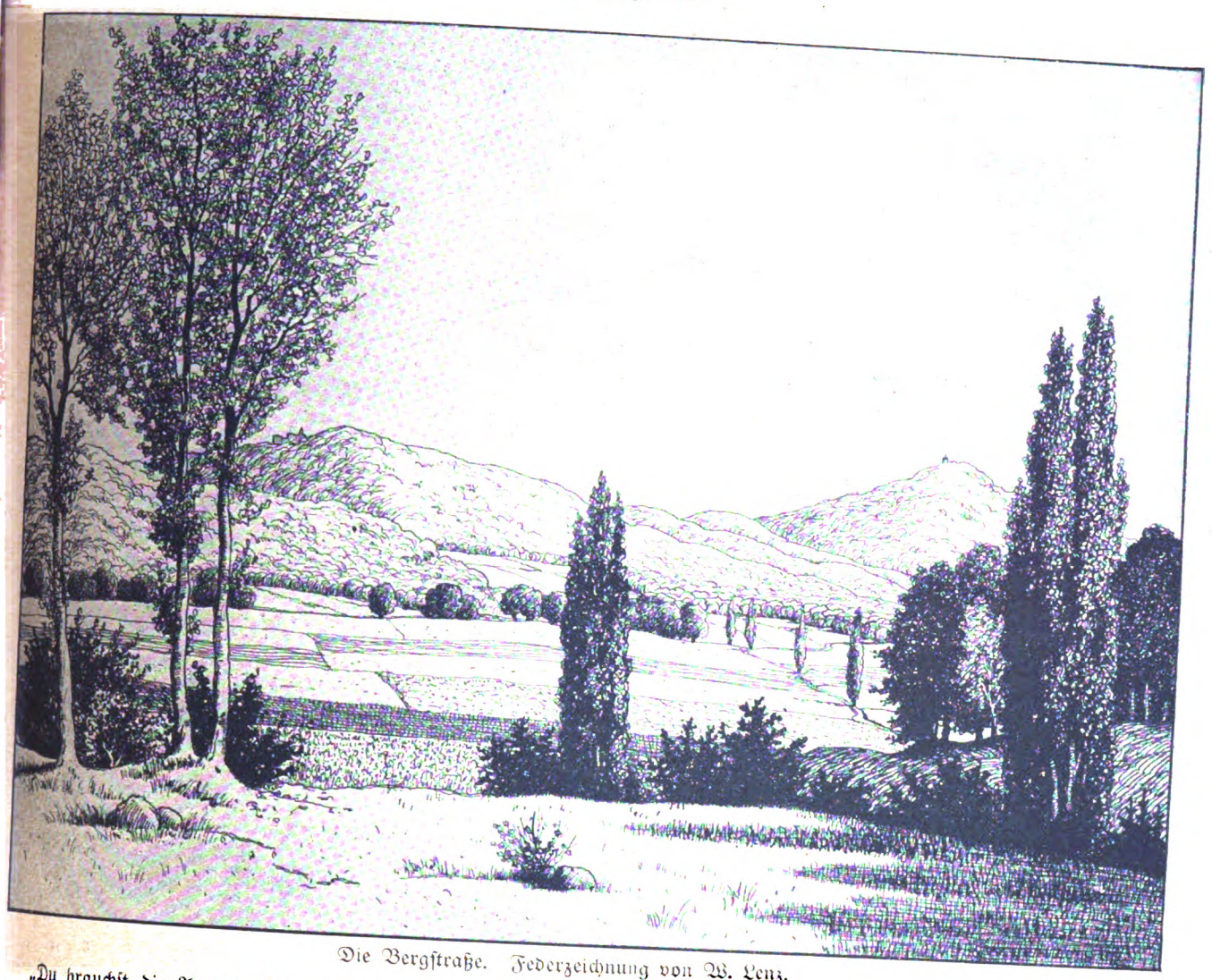
„Ja ..."

„Bei deiner Jugend ist es kein Wunder. Meinem Alter soll es nicht mehr widerfahren. Und trotzdem: Der Tag, an dem ich nicht mehr an die Menschen glaube, ist mein letzter."

Reinhold Nimis faßte Mut. Er stand neben der Christel. Er wagte nicht, sie mit der Hand zu berühren. Er faltete die Hände.

„Du, hoffte ich, solltest mein zweiter Vater werden und ich dein Sohn, an der Seite dieses himmlischen Wesens ... Aber ich muß mein Angesicht vor dir verhüllen."

Digitized by Google



Die Bergstraße. Federzeichnung von W. Lenz.

„Du brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, Reinhold. Was hilft es, wenn die deutsche Faust jung und stark ist und der Kopf kalt und das Herz matt? Das deutsche Herz schlägt zaghaft in Frankfurt — der Kopf in Potsdam ist wirr und leer. Ich bin Österreicher. Ich habe nie zu den schwarzweißen Erbkaiserlichen gehört. Jetzt, nach Malmö, gebe ich Preußen ganz dahin. Deutschlands Rettung liegt nur noch in Wien."

„Schwarzgelb! Schwarzgelb! Wir wollen dem doppelköpfigen Kaiseradler folgen."

Der Professor Armin Oberkofler trat an den Mitteltisch, wo Stöße von Briefen mit den viereckigen Aufdrucken der k. k. österreichischen und ungarischen Postkurse lagen. Er schichtete sie und schob sie in seine Brusttasche.

„Mag auch Radetzky mit seinen Scharen die Lombardei aufs neue unterjochen. Im Osten steigt dem Kaiserstaat die Morgenröte auf. Das Heldenvolk der Madjaren hat sich erhoben. Umsonst fällt ihnen hinterlistig der Banus mit seinen Kroaten in den Rücken. Mag er mit seinen wilden Horden von Grenzern mit Brandfackeln durch die Drawe waten . . ."

„Sie werden sich blutige Köpfe holen . . ."

„Mögen sich im Tschechenland die Heere des Habsburgers zusammenballen — der Geist der Freiheit ist stärker als sie."

„Das ist er, mein Vater."

„Von allen Seiten melden es mir die Posten. Ungarn steht vor der Erhebung. Und mit ihm Wien. Die Zeiten erfüllen sich an der Donau. Ich reise heute noch nach Wien . . ."

„Und was machen sie hier in Frankfurt ohne dich?"

Die Asche des Alters lag auf dem graublonden Siegfriedshaupt des Professors Oberkofler. Aber in seinen Augen leuchtete noch der stählerne Adlerglanz der Jugend. In der ungestümen Bewegung, mit der er die gedruckten Berichte der letzten Sitzungen vom Tisch weg in die Ecke flattern ließ, spannte sich die an Klimmen und Klettern gewohnte Muskelkraft des Sohnes der Steiermark. Er lachte. Es war ein grimmiges, kampffrohes Lachen aus breiter Brust.

„Hättest du erlebt, mein künftiger Sohn Reinhold, was ich in diesen letzten Wochen erlebte, seit der Reichsminister bleich auf die Tribüne stürzte und die erste Nachricht von den dänischen Händeln gab — hättest du das unmännliche Zagen gesehen, die Freude am Wort und die Angst vor der Tat — hättest du das feige Denken gesehen, das sich in halbem Willen spiegelte — nein, Reinhold: die Paulskirche — das ist Hamlets Haus. Mögen sie heute beschließen, was sie mögen: Den Wurm im Kern das Apfels werden sie nicht los. Er heißt Menschenfurcht. Ich gehe nach Wien."

„Nimm mich mit."

Reinhold Nimis mußte fast die Wimpern niederschlagen, so durchdringend brannten die Augen des Älteren ihm bis in die Seele.

„Wo zwei beisammen sind in der Freiheit Namen, da ist der Tod mitten unter ihnen. Das bedenke wohl, Reinhold. Am Main hier klingelt das Wort. An der Donau reift die Tat. Es wird eine blutige Saat werden, die da aufsprießt. Trotzdem sag' ich dir: Willst du sterben, um zu leben — denkst du wie ich, so komm."

„Da bin ich, Vater."

„In Schleswig hast du umsonst für deine Christel geworben. Nun tritt noch einmal, als ein junger Held, bei uns unten für sie in die Schranken."

„Ich schnüre mein Ränzel. Um welche Stunde reitest du?"

Digitized by Google

Professor Oberkofler schüttelte den Kopf. Der vor ihm fühlte, wie sich zwei weiche Arme um ihn schlangen. Er hörte die tränenerstickte Stimme: „So denken Sie doch christlich, liebe Eltern. Ich bitt': Kaum hab' ich ihn, da soll er schon wieder von mir und in neue Leib- und Lebensgefahr . . ."

„Christel — sei halt ruhig. Hast ihn ja noch. Heul' net zu früh. Die Christel, Reinhold, und die Frau Mama können jetzt nicht allein nach Graz fahren. Die Straßen sind voll von Weißröcken, als hätte es Soldaten geschneit. Überall marschieren die Heere pro et versus Habsburg. Ich kann jetzt nicht den Reisekurier für die Meinigen machen. Bringe du sie nächster Tage nach Graz."

„Ich gehorche, Vater."

„. . . und warte dort, bis ich dich zu mir nach Wien rufe. Ich versprech' es dir: Ich rufe dich früh genug."

„Vergiß es nicht."

„Du sollst dabei sein, wenn an der Türkenschanze Madjar und Legionär sich in die Arme stürzen und die letzten Beichtväter und Fledermäuse aus der Hofburg flattern. So nimm von deinem Vater in der Paulskirche Urlaub, Reinhold."

„Der läßt dich ja net gehn!"

Reinhold Nimis warf den Kopf trotzig in den Nacken: „Wer ist der Stärkere, Christel: Der Vater, der Deutschland verriet, oder der Sohn, der sich anschickt, aufs neue für Deutschland zu kämpfen?" — — —

Es war schon gegen sechs Uhr abends. Die Herbstsonne sank. Matt leuchteten ihre letzten Strahlen über die fernen Kämme des Taunus her durch die hohen, schmalen Fenster in das mächtige Kreisrund der Paulskirche hinein, und noch war unter der Kuppel und auf den zwischen den Säulen emporsteigenden Bankreihen das unbestimmte, schon halb schattenhafte Wirren und Weben von Hunderten von murmelnden, sich bewegenden, stumm mit verschränkten Armen dasitzenden, an den Pfeilern lehnenden Gestalten. Die Paulskirche rang mit sich seit frühem Morgen. Auf den Tribünen stauten sich schweigende, schwarze, kaum atmende Menschenmauern und verschwammen nach hinten in der nachtdunklen riesigen Wölbung. Man ahnte dahinter immer noch mehr Menschen, die alle stumm auf dasselbe starrten, unwillig nur dem Studenten Reinhold Nimis noch ein paar Zoll Boden zum Stehen einräumten, als er, des Wartens auf dem Platze draußen müde, hereingeschlüpft war und sich zwischen sie drängte.

„Warum ist's denn so unheimlich finster?" flüsterte er.

„Ha — weil's Nacht werd!"

„Die bawweln sonst doch norr bei Tag?"

„Es gibt keine Anstalten zur Beleuchtung des ganzen Raums", sagte weiter vorn jemand auf hochdeutsch.

„Die denke doch an nichts."

„Jetzt zünde sie Lichter an."

„Jo — grad so viel, daß m'r die Dunkelheit sieht."

Vereinzelte Glühwürmchen blinkten in der rasch zunehmenden Finsternis auf. Draußen war es jetzt schon völlig Nacht. Aber auch innen in der Kirche lag der größte Teil des Raumes, in den der Studiosus Nimis hinabstarrte, in düsterem Dämmern. Nur vorn auf der Estrade breitete sich ein größerer heller Kreis. Die weitläufigen, glatten Züge des Präsidenten Gagern zeichneten sich in ihm ab. Unruhige, abgespannte Köpfe um ihn. Die stehenden Gestalten der Schriftführer. Sie hielten Papiere in der Hand. Sie riefen eintönig Namen in das dunkle Haus hinaus.

„Sie stimmen ab."

„Worüber?" erkundigte sich gedämpft der Studiosus Nimis.

„. . . Ha no . . . ob Schleswig-Holstein halt wieder dänisch werre soll!"

„Ja!"

„Nein!"

„Ja!"

Als dumpfer Widerhall des Namensaufrufes vorn klang es bald von da, bald von dort aus dem Säulenzwielicht. Es klang wie das Kollern von Erdschollen auf einem Sarg in Reinhold Nimis' Ohr. Das Ganze unten dünkte ihn wie ein nächtliches Begräbnis.

Die ersten Namen Deutschlands hallten. Der Studiosus Nimis preßte die Hände ineinander. Er dachte sich: Euch haben wir vertraut. Ihr wart unser mahnendes Gewissen, ihr vom Stamm der Göttinger Sieben. In eure Hände haben wir Deutschlands Geschichte gelegt . . .

Unten ging die Abstimmung weiter. Immer wieder leuchtete, wie ein Planet am Sternenhimmel, zwischen den Namen von Tagestribunen ein Name auf, der für sich eine Welt im kleinen war und dessen Licht, so wie der Strahl eines Gestirns erst nach Jahren die Erde erreicht, noch in Jahrhunderten durch den Himmelsraum menschlicher Erkenntnis seine Bahn ziehen würde. Wieder dachte sich der junge Student oben: Euch ist nichts verborgen, ihr Großen, ihr wißt alles. So seht doch das Einfachste dicht vor euch: Deutschlands Ehre. . . Stimmt deutsch . . . Stimmt: Nein. Nein. . . Wir geben deutsche Lande nicht an die Fremde . . .

Er fuhr zusammen. Sein eigener Name flog durch die dämmernde Luft. Der Name des Vaters.

„Nimis!"

Ein Bruchteil einer Sekunde. Dem Sohn oben stand das Herz still.

Er lauschte. Hörte die wohlbekannte, geschmeidige, merklich schwankende Stimme:

„Ja!"

„. . . Is dem junge Borsch net wohl?"

„Ha — wem denn?"

„Ha — hat die Fraa denn ka Aage? Sellem, der do hockt und sich die Händ' vors Gesicht schlägt!"

„Danke. Mir is nix", sagte Reinhold Nimis mühsam zu dem gutmütigen Frankfurter und richtete sich wieder auf. Er war totenbleich geworden. Er fühlte keinen Zorn mehr. Eher einen sonderbaren schmerzlichen Kummer, daß die Menschen so schwach waren. Und ein Schrecken hinterher: Bin ich es am Ende auch? Sind wir es vielleicht alle — fast alle?

Da, wo unten im Saal Lichter waren, drängten sich Gestalten mit Blatt und Bleistift — schrieben sich die „Ja" und „Nein" auf, rechneten. Die Ja und Nein schlugen eintönig an Reinhold Nimis' Ohr. Er versank in der Enge und Dämmerung um ihn her in eine Art Traumzustand. Stand nur noch und harrte. Da plötzlich lief ein sonderbares Rollen um ihn her durch die dunklen, undeutlichen Massen. Es umkreiste, sich verstärkend, unheimlich, unheilverkündend die von Menschen strotzenden Tribünen wie ein fernes Gewitter.

„Krieg' die Kränk'", sagte der Frankfurter.

„Ist die Abstimmung zu Ende?"

„Mit einundzwanzig Stimmen Mehrheit hat die Paulskirche den Vertrag von Malmö gutgeheißen!"

Vorn auf der Galerie rief es jemand. Unten im Hause war es totenstill, wie nach einer Bestattung. Man hörte nur das Scharren von Füßen. Sah das Strömen dunkler Gestalten, die die Ausgänge suchten. Schweigend traten die Volksvertreter in die Nacht hinaus . . . .

Reinhold Nimis sah den Vater herauskommen. Er floh ihn. Er konnte ihn jetzt nicht sehen und sprechen. Er fürchtete sich vor ihm und seiner glatten Lebensklugheit. Er lief durch die Gassen von Alt-Frankfurt. Überall standen in der Dunkelheit die Menschengruppen. War ein Kochen und Brodeln. Ein Lärmen und Pfeifen auf der Zeil und zum Taunustor hinunter. Da leuchteten Fackeln. Fensterscheiben klirrten. Türen splitterten in den Angeln. Der wilde Hunold lenkte, auf einem Faß stehend, die Verwüstung der „Westendhalle", wo sonst der Geheimrat Nimis mit den anderen Besonnenen und Bedächtigen sich allabendlich zur Beratung zusammengefunden hatte und den

Digitized by Google

goldenen Mittelweg bis nach Malmö gegangen war. Sein Sohn lief verstört weiter. Er sah, wie man mit Fäusten auf einzelne Volksvertreter losschlug, sah, wie ein barhäuptiger, silberlockiger Greis in wallendem Bart, mit Umschlagkragen und altdeutschem Rock angetan, hastig von einigen Männern in eine Seitengasse gerettet wurde, und schaute ihm mit zerrissenem Herzen nach: Auch du! Auch du, Vater Jahn!

Die Nacht verstrich in dumpfem Grollen, der kommende Sonntag in fahlem Wetterleuchten, bis Reinhold Nimis am Montag vormittag die Kraft fand, dem Vater, ehe er die schon wegbereite Demoiselle Oberkofler und ihre Frau Mama nach Graz geleitete, wenigstens Ade zu sagen. Er brauchte nur den Menschenmassen zu folgen, die sich gegen die Paulskirche wälzten und sie tausendköpfig wie stechlustige Bienen umsummten. Banner wehten in dem Zug. Ludwig Hunold, der mit seinen Hanauer Turnern hinter Germain Metternich und den Mainzer Turnern marschierte, schrie dem Studiosus Nimis über die Köpfe der Menge zu: „Komm mit, Bruder! Zehntausend Patrioten auf der Pfingstweide haben beschlossen, die zweihundertfünfundachtzig Hundsfotte der Paulskirche, die für Malmö stimmten, für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre zu erklären."

Aber das Äußere der runden Kirche auf dem Paulsplatz war nicht wie sonst. Weiße Röcke k. k. österreichischen Fußvolks blinkten. Pickelhauben glitzerten. Die Nummer 38 schimmerte auf vielen Hunderten von preußischen Achselklappen. Die Mainzer Standtruppen waren noch in der Nacht über die Schiffbrücke des Rheins marschiert und von Kastell mit der Eisenbahn gekommen. Sie ließen keinen Unberufenen durch. Der Studiosus Nimis mußte umkehren und mit den Damen abreisen, ohne seinen Vater noch einmal geschaut zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingstag. Gemälde von Rudolf Kohtz.

Digitized by Google

Vom niederdeutschen Tiersprichwort * Von Wilhelm Poeck

So humorvoll das niederdeutsche Tiersprichwort ist, so betrüblich ist es in gewissem Sinne, davon zu reden, denn man kann es nicht tun, ohne auch zu reden vom Niedergang des Plattdeutschen sowie des niederdeutschen Volksgeistes selbst, der leider nicht zu bezweifeln ist, ein so großes Interesse auch die neuniederdeutsche Heimatbewegung und die auf den Schultern Groths und Reuters stehende neuplattdeutsche Literatur seit der Jahrhundertwende in dem weiten Gebiet Niederdeutschlands und darüber hinaus erweckt haben. Diese vielgestaltige Tiergalerie, die uns noch vor fünfzig Jahren in Sprichwörtern und Redewendungen aus dem Volksmunde so fröhlich anlachte, lebt heute größtenteils nicht mehr darin. Der Gründe des Absterbens sind viele. Und der sich auch in ihm ausprägende allgemeine Verfall des Niederdeutschtums ist nicht aufzuhalten, er schreitet, aller Rettungsbestrebungen ungeachtet, mit Riesenschritten fort.

An diesem beklagenswerten Wegpunkte niedergehenden altsächsischen Stammestums dürfen wir vor allem den Schatz der plattdeutschen Tiersprichwörter nicht verlorengehen lassen. Denn sie legen ein Zeugnis ihres eigenen hohen Alters ab und sind gleichzeitig ein Spiegelbild jenes eigentümlichen episch-humoristischen niederdeutschen Geistes, der das Tierepos geschaffen hat. Die in diesem sich ausprägende Freude des Niedersachsen an den Charakterfiguren der vier- und zweibeinigen Freunde und Feinde seines Waldes, Feldes, Hauses und wirtschaftlichen Lebens spricht sich auch in seinem Tiersprichwörterschatz aus. An ihm erkennt man, daß die Urelemente des Reineke Vos, wie die aller großer Epen, in der Volksdichtung zu suchen sind, denn um solche, wenn auch sozusagen in Nußform, handelt es sich. In der vom Verfasser des berühmten Hasen- und Swinegelwettlaufs, Wilhelm Schröder, vor einem halben Jahrhundert veröffentlichten, sehr wertvollen Sammlung eines reichlichen Tausends plattdeutscher Sprichwörter ist, bezeichnend für ihr Alter, nicht etwa ein Haustier, sondern der sagenumwobene Reineke Vos selbst bei weitem am meisten vertreten. Erst dann folgen der Hund und in einem gewissen Abstande dahinter die übrigen Hausvierfüßler, während der Wolf, der dumm-gefräßige Genosse Meister Reinekes, nur in einer kleinen Anzahl lebendig geblieben ist. Aber auch er wieder als Zeuge des hohen Alters dieser witzigen kleinen Tieranekdoten.

Denn als solche sind sie zumeist anzusprechen. Wie amüsant ist es nun z. B., hier den Fuchs im listvollen Widerspiel mit seiner wilden und zahmen Genossen- und Gegnerschaft des Waldes und Feldes, Hauses und Hofs zu beobachten. Wie pharisäisch-gewandt weiß er, genau wie im Epos, seinem abscheulichen Verhalten gegen die ewig-dumme Geliebtenschar der Gänse ein beschönigendes Mäntelchen umzuhängen: „Dat is de Goos recht, worüm is se nich bi Dage na Hus gahn, sä de Voß — do beet he ehr den Kopp af." Wie weiß er ihr den Tod durch eine kleine entschuldigende Wendung leichter zu machen: „Nimmt nich öwel, sä de Voß — do harr he'n Goos bi'n Wickel." Mit gleicher Höflichkeit naht er sich ihrem Vetternvolk, den Hühnern: „Verschrick di nich, sä de Voß — do sprüng he up'n Hahn." Nicht so viele Umstände macht er im Verkehr mit dem Hasen: „Wen man't beden kann, den bütt man't (Wem man's bieten kann, dem bietet man's), sä de Voß, as he'n Hasen int Lager scheet." Aber was soll man erst zu den Abscheulichkeiten sagen, die er sich der eigenen Frau gegenüber herausnimmt, immer natürlich mit einem Witzwort auf der Zunge: „Herrjemine, wo dampt de Tee, süng de Voß — do harr he siner Froo in den Ketel megen." Mit dem ganzen Spott seiner boshaften Natur überschüttet er den auf seinen Leim gegangenen Wolf: „Wult du vellicht Bewers (Bieber) fangen? sä de Voß tom Wulf, as den de Swans op'n Is fastfroren wör." Diese Überlegenheit über die andere Kreatur erklärt sich aus seiner innersten Veranlagung, denn Meister Reineke ist durch und durch Philosoph: „Wat de Welt up- un dalgeiht, sä de Voß un seet up'n Sootswengel. (Brunnenschwengel.)" Und zwar ein lachender, der sich mit einem zweideutigen Witzwort selbst über das im Hintergrunde lauernde schlimme Kismet der Vergeltung hinwegzusetzen weiß: „Wi drapt uns wedder (Wir treffen uns wieder)", sä de Voß tom Wulf — „un wenn nich eher, so doch bi'n Kürschner up de Stange." Auf diese nicht ausbleibende Strafe des Himmels verläßt sich schließlich auch sein Nährvater, der Bauer: „Mi kannst du woll entlopen, aber unsen Herrgott nich, sä de Buur, as de Voß mit de Goos utkneep." Mehr aber noch auf seinen getreuen Wächter, den Hund, obwohl er auch dem, argwöhnisch, wie er ist, nicht über den Weg traut: „Finnt man ook Speck in't Hundeneſt?" Sehr viel Liebe zu dem treuen Hausgenossen atmet das niederdeutsche Sprichwort überhaupt nicht, wie ja denn zarte Gefühle nicht in der bäuerlichen Natur liegen: „'t is nich ganz miß (daneben), sä de Jung — smet na'n Hund un drop sin Steefmoder." Gemütvoller sind naturgemäß die Beziehungen zwischen Hund und Schäfer entwickelt, ja, sie muten in der Weise, wie das Sprichwort sie ausprägt, völlig menschlich an: „Free (heirate) man erst," sä de Scheper to sinen Hund, „denn schallst den Stert woll hangen laten." Oder: „Fix, kumm, de Herr Pastor stichelt! sä de Scheper to sinen Hund, as de Pastor öwer'n ‚guten Hirten' predig." Auch die Katze muß sich viel gefallen lassen: „Gewohnheit is allens, Mieze, sä de Bäcker, do fegt he mit de Katt den hitten Aben (heißen Ofen) ut." Andererseits traut man ihr aber auch nicht: „Dar is keen Katt sünner (ohne) Hanschen antofaten." Und nach ihren allgemeinen Charaktereigenschaften darf man sich dazu berechtigt halten: „Beter gewiß as ungewiß, sä de Katt — do steeg se in'n Ammer (Eimer) un söp de Melk ut." Ja, sie gilt wohl gar als das verächtlichste Haustier: „Dat is so gemeen as Kattenfleesch — dat krüppt von sülbst in den Putt."

Bei weitem mehr Interesse als seinem reißenden Hausgetier bringt der Bauer dem Werte bereitenden entgegen. Besonders dem Pferd, vor das er anscheinend nur seine Frau stellt, wenn man das Sprichwort „Dat Nödigste toerst, sä de Buur — do tageld (prügelt) he sin Froo un leet dat Perd in'n Graben liggen," so auslegen darf. Oder, unter Umständen, sogar umgekehrt, denn: „Dat beste halt (holt) de Dübel ümmer toerst", sä de Jung, „güstern unsen Schimmel, vandag mine Steefmoder." Aber auch die Gemütswerte des Pferdes kommen im Sprichwort zum Ausdruck: „He let de Lipp hangen as'n Mähr öwern dood Fahlen".

Ähnlich verfährt die sprichwörtliche Charakteristik bei den übrigen Haustieren. Vom Esel heißt es: „Man kann woll 'n Esel in't Water driben, man nich, dat he supen mutt." Und sehr anschaulich vom Bullen: „Mit Eien und Kleien (Schmeicheln und Streicheln) kann man ook woll 'n Bullen an den Grund kriegen." Die Schwerfälligkeit der Kuh wird durch einen Vergleich mit dem Hasen veranschaulicht: „'t kummt nich up de Grött (Größe) an, anners kunn de Koh woll 'n Hasen vörbilopen." Mit zahlreichen ironisierenden Redewendungen muß der Ochse für seinen Mangel an höherer Intelligenz büßen: „Kopparbeit grippt an, sä de Oß — do tröck he tom erstenmal in 'n Plog." Da man aber auch dem Bauern in mancher Hinsicht einen harten Schädel nachsagt, mag sich hieraus das Gefühl einer gewissen Wahlverwandtschaft herleiten, die sich in dem Sprichwort: „Licken kannst du mi, awer mit de Höörn mußt du mi ut de Büx bliben, sä de Buur to sinen Ossen" gemütvoll ausprägt.

Das humorvollste Tier der Landwirtschaft ist zweifellos das Schwein. Es hat, wenn man es eingehend studiert, tatsächlich etwas fast Menschliches, und mit solcher Einschätzung scheinen es ehemals auch manche seiner Besitzer betrachtet zu haben: „Wat du för 'n Minsch büst", sä Jan Fiek to't Swin, „heſt beide Poten in n' Trog!" oder: „Wat sünd ij för Minschen, sä Westphal to sin Swin, as se den Kaben ümstott harrn." Ein recht realistisches Bild aus dem alten bäuerlichen Familienleben bietet der nachfolgende Spruch über die Ziege: „Elk (jeder) deit wat", sä de Jung, „min Vader sleit (schlägt) min Moder, min Moder sleit mi, un ik sla de Zeg." Von den Schafen möge nur der alte, aber in der heutigen Zeit wieder völlig „modern" gewordene Spruch hier stehen: „Markde (gekennzeichnete) Schap ward ook stahlen." Daß ein so auffallender Charakter wie die Biene vom Sprichwort nicht unbemerkt bleibt, ist bei diesem Hauptinsekt der Lüneburger Heide selbstverständlich: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder! sä de Düwel — do sett he sik in n' Immenswarm."

So das Sprichwort über den Kreis der Nutztiere. Einen nicht minder bunten Kranz windet es dem nicht so heimatberechtigten Volk des „Ungeziefers" — d. h. eigentlich der nicht opferbaren Tiere —, wie schon die Fuchs-Sprichwörter andeuten. So erscheinen z. B. in ihrem Spiegel, mit vielfach angedichteten menschlichen Eigenschaften: Affe, Swinegel, Maus, Ratte, Storch, Sperling, Rabe, Krähe, Rotkehlchen, Eule, Aal, Krabbe, Laus, Floh, Bandwurm u. a. m. Auch ihre Charakterbilder sind von dem eigenartigen, kaustischen niederdeutschen Humor durchsetzt, tragen durchweg alte Prägung und sind, wie die andern, jetzt vom Volk mit der Freude an dem vormaligen so eigenwüchsigen und plastisch-bunten Genossenschaftsleben seiner alten Zeit, größtenteils leider vergessen.

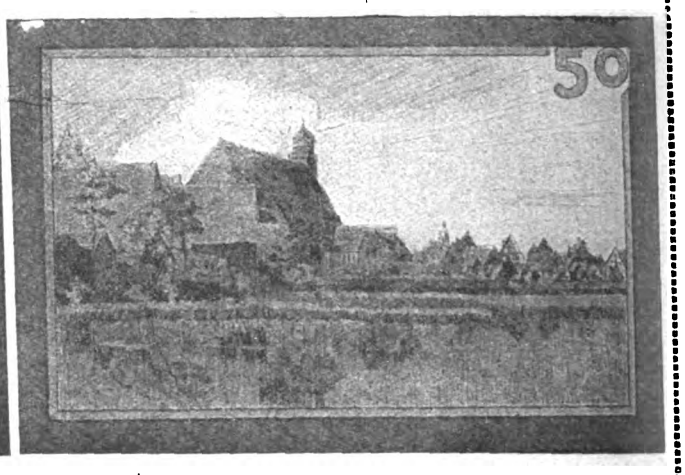
Digitized by Google

Schwere Zeit – leichtes Geld * Von Peter Landolt.

Wer in den letzten drei Jahren öfters in Deutschland gereist ist, der entdeckte wohl jedesmal nach seiner Heimkehr in der Westentasche oder in einem Winkel seines Geldbeutels ein paar papierene Bilderchen, die man ihm jenseit eines Stadtweichbildes als gültiges Geld in die Hand gedrückt hatte und die nun plötzlich in unfreundlicher Fremde auch den Schein von Kraft verloren hatten, den man ihnen in ihrer engeren Stadtheimat auf Grund allgemeinen lokalpatriotischen Übereinkommens zuerkannt hatte. Es war immer dasselbe: In Dresden, Hamburg, Danzig, Leipzig, Kiel, Frankfurt, Mannheim, München war es angeblich Geld gewesen, und nun auf einmal in Berlin waren es vergriffene Zettelchen, die man zusammen mit einer gelochten Straßenbahnkarte aus Kowno, einer Brotmarke aus Warschau und einer neuen Briefmarke aus Österreich seinem Jungen schenkte. Manchmal war auch ein schwarzer viereckiger Pfennig oder ein weißer sechseckiger Sechser oder ein gelber achteckiger Groschen dabei. Das läpperte sich so zusammen, und eines Tages überraschte einen der Sohn mit einer neuen „Sammlung“: Kriegsnotgeld. — Zweifellos wird der neue Sport mit Inbrunst betrieben werden, und sicherlich wird das Durchblättern einer Sammlung deutschen Notgeldes aus den vergangenen Jahren seinen ernsten Sinn und seinen heiteren Reiz haben. Die Sammlung wird erzählen von großer Not und großen Leistungen, von Hingabe und Versagen, von hohem Mut und tiefem Fall; man könnte einer solchen Sammlung die ersten Nibelungenstrophen voranschreiben: „Von helden lobebaeren, von grozer arebeit / . . . von weinen und von klagen, / von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.“ Das Kleine redet hier auf seine Weise vom Großen, und der 50-Pfennigschein von Buxtehude erzählt Weltgeschichte.

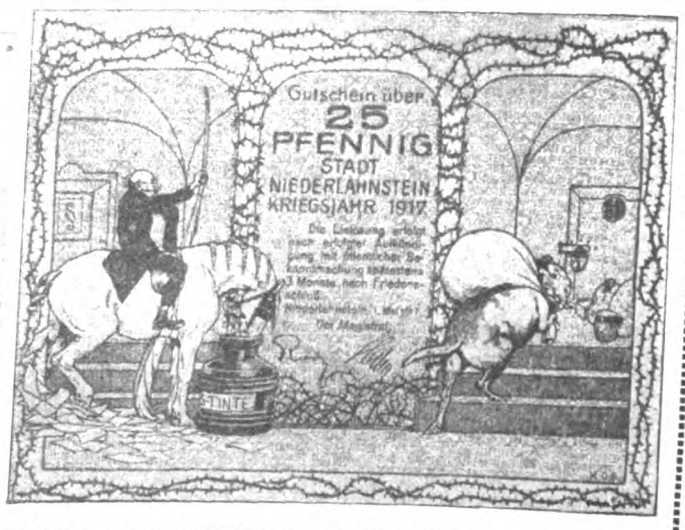
Das Notgeld an Stelle der infolge kriegerischer Erschütterungen plötzlich aus dem Wirtschaftsleben verschwundenen Kursmünze ist nicht etwa in dem Weltkrieg zum erstenmal erschienen. Man kannte es schon im Mittelalter. Aber immer war es lokale Kuriosität; noch nie, wie diesmal, Ausdruck einer unerhörten weltwirtschaftlichen Katastrophe. Höch-

Digitized by Google



Entwurf von Josef Kühn jr., München

Digitized by Google



Digitized by Google

stens die Sintflut der Assignaten der Französischen Revolution läßt sich bis zu einem gewissen Grade der fürchterlichen Papiergeldüberschwemmung vergleichen, die wir erlebt haben und erleben und die uns genau bis zum Hals Herrn Erzbergers geht. In manchem bäuerlichen Wandschrank des linksrheinischen, ehemals französisch-republikanischen Deutschlands wurde noch bis in jüngste Zeiten eine alte Schachtel voll Assignaten gehütet mit dem Aberglauben, den der Mensch so leicht allem entgegenbringt, was Geld heißt. Das waren langweilige Sammlungen. Die Sammlungen deutschen Kriegsnotgeldes werden abwechslungsreicher sein.

In zwei mächtigen Flutungen hat diese neue papierene Hochflut sich während des Krieges über Deutschland gewälzt und mit ihrem Unwert viel Wert verschlungen. Gleich zu Beginn des Krieges, als das erste hitzige Geldhamstersieber durch das Land ging, setzte die erste Flutung ein. Bis zum Jahre 1915 gab es infolgedessen schon 250 verschiedene Stellen, die Kriegsnotgeld ausgaben, wohl ausnahmslos geschmacklose, flüchtig gedruckte, ja oft nur mit Maschinenschrift hergestellte und handschriftlich gezeichnete kurzfristige Wische.

Die erste Kopflosigkeit ging vorüber, die unnatürliche Kleingeldnot behob sich. Da griff die Militärverwaltung nach den Metallen, und es entstand eine wirkliche, natürliche Kleingeldnot, und es begann die zweite, höhergehende und länger währende Notgeldperiode, in der wir noch mitten drin stehen. Das war etwa seit Ende 1916. In Nord, Süd, Ost, West begannen an allen Ecken und Enden die Kommunal- und Magistrats-Erzberger aus schlecht gewalkten Lumpen angebliches Geld zu machen. Seit dem Frühjahr 1917 durften auch Banken und Sparkassen Geld in Papier und unedlen Metallen ausgeben. Bis März 1918 gab es in Deutschland 600 Stellen, die eigenes Kriegsnotgeld druckten und prägten, und jetzt hat sich mit deutscher Gediegenheit ein Gelehrter der Sache angenommen und festgestellt, daß heute schon fast 1100 verschiedene Stellen in Deutschland dieses traurige Münzhoheitsrecht ausüben, durch das das Reich der deutschen Münzeinheit gewissermaßen in 1100 Ländchen zersplittert wird, die auf dem Gebiete der Münzerei, vielmehr Blätterei, Ausland füreinander sind.

Die traurige Sache wurde allermeist auch auf eine traurige Weise erledigt. Die Schludrigkeit und Geschmacklosigkeit waren meistens Trumpf. Erst allmählich schlug hier und dort in Text oder Bild ein Humor durch, und ganz langsam nur begann ein löblicher Wettbewerb, das Notwendige auf eine würdige Weise zu tun und die Millionen kleiner Zeugnisse einer großen Not wenigstens durch künstlerische Gestaltung erfreulich zu machen. So begann die Hochflut des Kriegsnotgeldes jene Erzeugnisse emporzutragen, welche geeignet sind, dem Sammelsport, der sich auf sie stürzen wird, einen künstlerischen Reiz zu geben.

Zunächst begnügte ein löblicher Magistrat sich wohl, durch ein mehr oder minder schöngeistiges Stadtratsmitglied einen gesinnungstüchtigen, womöglich humoristisch gefärbten Zeitspruch für seine Stadtscheine ausknobeln zu lassen. So illustrierte etwa das stolze alte Augsburg schlecht und recht den Spruch: „Steht uns're Mark im Kurs auch schlecht / Das Mark im deutschen Arm ist echt." Oder das nachbarliche Immenstadt schon sehr viel besser den andern: „Viel Feind, viel Ehr, / Was wünsch ich mehr? / In Treue fest / Das Allerbest." Dann legten viele Städte Wert auf eine für ihre äußere Erscheinung, ihre Geschichte oder ihre Wirtschaft charakteristische Prägung ihrer Notgeldscheine. So zeigte etwa Hameln, wie „dorch einen Piper mit allerley Farwe bekleibet" seine Kinder verführt und entführt wurden; das badische Triberg zeigte seinen Schwarzwälder Uhrmacher, das hessische Büdingen sein Wahrzeichen, das schwertürmige Tor, oder Friedrichshafen am Bodensee einen seiner Zeppeline. Ein Stadtschein, wie z. B. der von Büdingen, bestand denn auch bereits die Probe künstlerischer Wägung, wie denn diese kleine Hessenstadt auch schöne, würdige Scheidemünzen hat prägen lassen.

Einen besonderen Ehrenplatz in den Blättern der Notgeldgeschichte des Weltkrieges werden die schönen Stadtscheine der Stadt Lindenberg im Allgäu behaupten. Sie war wohl die erste, die auf eine rein künstlerische Gestaltung ihres Notgeldes mit ganzem Erfolg bedacht war. Die gewählten Trostsprüche freilich, „Der Teufel selber räumt das Feld, / Wo deutsche Treue Schildwacht hält", und: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!", haben heute einen tief beschämenden Nachgeschmack gewonnen. Die Lindenberger blieben nicht die einzigen. Sehr schön haben z. B. auch die Bielefelder das Notgeld-Problem gelöst; dazu mit einem wohltuenden Einschlag von Humor. Einige Bielefelder Stadtscheine wurden wahre Apologien der Steckrübe, von der die Bielefelder im Winter 1916/17 ganze 30 000 Zentner aufgegessen haben. Das war auch eine Schlacht und ein Sieg, wenn er auch, wie die andern, verloren blieb. Vortrefflich ist auch ein Stadtschein wie der von Buxtehude, der den weltberühmten Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel zeigt und den guten Spruch: „Süht dat ut ok noch so slecht, / Dat löppt sick allens wedder trecht." Oder, mindestens in seinem Einfall und seiner Laune höchst ergötzlich, der Niederlahnsteiner mit dem tintesaufenden Amtsschimmel und dem fleißigen Hamster.

Millionen kleiner Zeugnisse von großer Not. Man wird sie sammeln, und wenn endlich aus der Schmach unserer Schwindelrevolution und ihres betrügerischen Bankerotts die hohe Ehre unseres guten Krieges wieder aufstehen wird, dann werden auch diese Sammlungen Zungen sein im Chor deutscher Ehrengeschichte, und auch aus dem Rascheln ihrer Blätter wird die Stimme des gewaltigsten Epos aller Menschheitsgeschichte reden.

„Mit Keuh" * Skizze von Marie Diers.

Schluß.

Bald ging der Neubau los, und eines Tages zog auch die junge Frau ein. Eine Bauerstochter aus dem Nachbardorf. Ein schönes, reiches Mädchen, das die ersten Hofbesitzer hätte haben können, aber das sich nicht zu hoch dünkte, um den Kleinbauern zu heiraten, in dessen Haus das Gold regnete und der noch einmal alle Großherren auskaufen konnte.

Wiete sah und merkte nicht viel davon. Sie war von früh bis spät umlagert, und wenn sie ihr einsames Mittag auf dem Holzkasten aß, kam keiner ihrer Jungens zu ihr herein. Denn denen hatte jetzt auch Wilhelms Glück in die Augen gestochen, und sie suchten sich ein gleiches.

Dazu gehörte aber Mutters Geld aus dem Tischkasten. Daher, sobald es später Abend wurde und die letzten Kranken sich zum Weggehn rüsteten, umlagerten schon die Jungens die Stubentür, und sowie alles drinnen leer war, stürmten sie herein, warfen sich gegenseitig zurück, umkrallten den Tisch, bis er polternd umfiel, rauften sich bis zu blutigen Rissen und Beulen um das Geld und gebärdeten sich schlimmer als das Vieh bei der Fütterung.

Es verging einige Zeit, ehe Wiete dessen gewahr wurde. Denn sie war von ihrem Tagewerk so unnatürlich müde, daß sie meist in Kleidern über ihr Bett hinfiel und wie ein Stein so schwer schlief. Eines Tages aber hatten die Jungens es nicht mehr abwarten können, bis sie hinaus war, sondern die wilde, greuliche Jagd ging schon los, als sie noch auf der Schwelle war, und da sah sie alles mit an und sah ihre lieben Jungens, die ihr Einziges und Bestes waren auf dieser Welt, wie sie um des blanken Geldes wegen zu gemeinen Tieren wurden.

Da fiel ein todeskalter Schrecken auf sie nieder. Aller Schlaf war aus ihren Augen weggewischt, sie saß auf ihrem Bettrand, hielt ihren Kopf in ihren beiden Händen und tat sich selber einen schweren, langsamen Schwur. —

Digitized by Google

verlangte sie von ihren Söhnen, daß ihren, sie sagte aber nicht, weshalb, ließ en Kranken stehen und sitzen, tat sich ihr ...sch um und fuhr zum Buchbindermeister ...em ganzen Wege sprach sie nicht ein Wort, Sohn, der sie fuhr, sie fragte und zum Reden ...suchte. Mit dem Buchbinder schloß sie sich eine ...n fuhr sie wieder zurück.

...ar sie lebendiger, fragte nach den Pferden, die ... und die sie bisher noch kaum betrachtet hatte, ...elle einiges an dem Kauf, ganz so hell und frisch, ...alige Bauersfrau ihren Viehstand in Auge und ...ht hatte.

...e fertigte sie dann noch die verzweifelt warten- ...n ab, steckte aber ...s Geld alles in die ...he.

...g das mehrere Tage Söhne machten sich ... Vorwürfe, daß sie ... die reiche Einnahme ...en wären durch ihre ...keit, die gierig nicht ...den rechten Augenblick ...n können. Die Keck- ...ngen sogar die Mutter ...an, erhielten aber auch ...ein Sterbenswörtchen zur ...ort.

...plötzlich fuhr unter den ...chen und Gefährten un- ...tet ein kleiner offener Ein- ...ner in den Hof, ein Mann ...g aus und trug ein großes, verhülltes, flaches Ding, das aussah wie ein Bild. Damit ging er an das Haus, probierte unter dem überhängenden Strohdach, nahm dann Hammer und Nägel heraus, enthüllte das Ding, und eine mächtige Holztafel mit buntbemalten Buchstaben erschien. Als sie über der Haustür hing, lasen alle die entsetzten Augen der Fremden und Zugehörigen in flammender Schrift die Worte:

„Ich heile keine Kranken mehr. Behaltet euer Geld, denn dieses ist ärger Gift, denn man gegen Ratten braucht."

— — Der Woltershof lag öde.

Das Kutschenfahren, das Rauschen von Kleidern, das Summen und Sprechen hatte aufgehört. Nur was in den Hof hineingewachsen war, das blieb: Der vergrößerte Vieh- und Hausstand, die Pferde, Knecht und Magd, der Neubau, der Streifen am See und die weite grüne Pfarrwiese, dazu die Schwiegertochter.

Und was die Söhne sich in all der Zeit errafft hatten, das blieb auch: Der eine kaufte sich eine Büdnerei, der andere die Mühle. Der vierte heiratete bei Bauer Biets in den Hof, nur der jüngste war bei der Mutter. Und alle die anderen hatten Bräute und Frauen. Wie Wiete so recht wieder zum Bewußtsein kam, hatte sie vier Schwiegertöchter.

Nun, meinte sie, solle alles wieder gut werden. Das Rattengift, das ihre guten Jungen in häßliche Tiere verwandelt hatte, war ausgesperrt, und was von ihm drinngeblieben war, das wurde hineingearbeitet in Hof und Wirtschaft, das wurde durch die Erde wieder rein, in die es gesteckt wurde

Nun sollte das alte schöne Leben wieder beginnen. Lust und Liebe, knapper Schlaf und frisches Schaffen. Die Lust zum Heilen und zum Ringen mit den Krankheiten war ihr in der Überfülle der Nachfrage erstickt und durch das schmutzige Geld im Tischkasten bis auf den Grund verleidet. Sie wollte alles wieder frisch und neu begrüßen, das Vieh im Stall, den Acker draußen, all das wirkliche Leben und Treiben. Sie wollte auch die fremde Schwiegertochter, die ihr schwer auf den Gedanken lag, mit hineinverflechten in die alte gute Arbeit. Sie wollte denken, diese ganzen letzten Jahre seien ein schlechter Traum gewesen.

Aber wie sie als die Alte zu den Ihren zurückkam, fand sie die Alten nicht mehr vor. Ihre Jungens waren ihre Jungens nicht mehr, denen sie mit dem großen Mittagstopf im geknoteten Tuch in den Wald nachgegangen, mit denen sie im Dickicht unter rauschenden Baumwipfeln gesessen hatte und glücklich gewesen war. Es waren fremde junge Männer, die ihre Frauen hatten und ihr Eigenes und einen verbissenen Blick, weil dies Eigen nicht größer war und durch Mutters verrückten Streich mitten im Blühen und Wachsen abgeschnitten war.

Dann demütigte sich Wiete Wolter und wollte den Weg zu ihren Söhnen durch die jungen Frauen wiederfinden. Aber die jungen Frauen sahen sie keck und trotzig an, und sie fühlte jäh, daß eine feindliche Mauer aufgewachsen war zwischen ihr und ihrem Fleisch und Blut, während sie ihrer Kunst gelebt und mit fremden Leuten sich umgeben hatte.

Da kehrte sie um von der Büdnerei, der Mühle, dem Vietschen Hof und wollte in ihrem eigenen jetzt wieder emsig sein und ihr Leid in Arbeit vergessen. Aber da hieß es plötzlich, sie habe kein Eigenes mehr. Wilhelm habe alles angeschafft und in Reih gehalten und auf den Stand gebracht, auf dem es jetzt war. Und wenn Mutter sagen wolle, das sei von ihrem Gelde geschafft, dann solle sie man an sich halten. Das Geld, was seine Frau von drüben hinterm See mitgebracht habe, das sei auch nicht von Blech. Und kurz und gut, Mutter solle sich das nur vergehen lassen, hier regieren zu wollen, als wenn sie noch die kleinen Kinder um sich her hätte. —

Da geriet eine unendliche Bitterkeit über Mutter Wolters Herz. Gedanken und Gefühle, die ihr früher nie gekommen waren, flogen ihr ins Gehirn und nisteten sich da ein. Sie saß draußen im Hof auf einer umgestülpten Bütte und sah mit hartem, höhnischem Grinsen hinter der Schwiegertochter her, wenn sie durch die Wirtschaft ging.

Was war die? Was waren alle vier, die die Jungens herangeholt hatten, die alle „Frau Wolter" hießen und gingen und sich spreizten und vor der Alten wunders wie groß taten? Was hatten sie denn getan in ihrem Leben? Was hatten sie geleistet? Was konnten sie aufzeigen?

Waren etwa zu ihnen die Menschen gekommen wie zu großen, gewaltigen Leuten? Waren für sie Kutschen ins Dorf gefahren, und hatten die vornehmsten Herrschaften sich gedrängt, daß es einen erbarmen konnte?

Hatten sie auch nur ein halbes Lot Verstand und Klugheit in ihren Köpfen? Dumm waren sie wie ausgedroschenes Stroh, klein und nichts. Wie Dienstmägde so klein. Wenn die Söhne sie nicht geheiratet hätten, da wären sie die Frauen von Tagelöhnern geworden.

Was war denn ihre ganze Herrlichkeit? Die hatte sie ihnen verschafft! Ihr Geld war's, von dem sie alle lebten. Wenn sie jetzt aufs Gericht fuhr und ihr Geld zurückforderte,

Gott * Von Alfred Hilme.

Ich harrte dein in lehnsuchtshellen Nächten;
Im kalten Nebel zweifelstrüber Tage,
Zu dir hin tappt' ich zitternd ohne Klage;
Ich rang um dich mit allen Schicksalsmächten.

Mein Glück und dich in eines zu verflechten
Gewöhnt' ich mich, und eine bange Frage
War jeder Atemzug . . .

Umsonst!

Ich fluche nicht, ich will mit dir nicht rechten,
Daß ich des Unerhörten Qualen trage
Und schon so lange trug.

Noch fühl' ich Kraft, um deine Hand zu fechten,
Darum ich Leib und Leben freudig wage.
O glaube nicht, daß ich schon jetzt entlage!
Noch harr' ich dein in lehnsuchtshellen Nächten . . .

Digitized by Google

dann liegt ihr allesamt auf der Straße, nackt und bloß. Ich tu's auch noch einmal. Was kriege ich dafür, daß ich euch dulde und schone?

Da saß sie auf ihrer Bütte, grau geworden unvermerkt in den letzten Jahren und Monaten, herb und böse, mit eingekniffenem Mund und harten Falten. Wenn die Schwiegertöchter herankamen, mit ihr zu sprechen, erhielten sie gar keine Antwort, nur verächtliche Blicke, oder ein scharfes Wort fuhr ihnen wie ein wilder Vogel ins Gesicht und hackte nach ihren Augen.

Da vergaß jeder und jede im Dorf, und die Schwiegertöchter zu allererst, daß diese Frau einmal der Stolz und Ruhm des ganzen Ortes gewesen war. —

Einmal, eine ganze Zeitlang, ging Wiete Wolter mit dem Gedanken um, ihre Doktorei wieder anzufangen. Dann kamen wieder die Kutschen, dann rauschten wieder die Schleppen, und die Goldstücke rollten, dann war wieder aller Ruhm um sie her wie ein goldener Mantel. Und die Schwiegertöchter? Hihihihi —

Die Schwiegertöchter konnten sich nur in ihre Schweinekoben verstecken, diese Nichtse —

Aber — aber — da war etwas, das stand dagegen, darüber kam sie nicht weg. Nicht weg! — Ein Grauen davor, ein Gruseln, ein Gefühl, als ginge sie lieber zum Ziehbrunnen und spränge da hinunter, als das wieder anfangen. Und ein seltsames Gefühl im Kopf, als wäre da etwas weg, was da gewesen war. Als könne sie nicht mehr, als sei ihr das alles auf Stumpf und Stiel gleichgültig geworden. Als sei das überhaupt eine Fremde, gar nicht sie selber, die das damals gemacht hatte.

Aber etwas lebte doch in ihr, etwas lockte sie doch — ach etwas lockte sie so sehr, daß sie oft beinahe alles vergessen hätte und aufgesprungen wäre von ihrer Bütte und hingelaufen zum Stall, wenn etwa dort eine Kuh beim Kalben war, oder hinaus zum Acker, wenn der dampfende Dung zum Hof hinausfuhr und Frühlingslüfte wehten.

Damals, damals hatte sie mit den Kühen pflügen müssen oder sich fremde Pferde borgen. Hätte sie nur einen Tag solche gehabt wie Wilhelms Füchse! Ach nein, könnte sie nur einen Tag jetzt wieder zurück in die damalige Zeit, als sie mit ihren Kühen pflügte! —

Ihre glänzende Zeit versank immer mehr. Trotz und Hochmut versanken mit. Ach, wo so gar keine Nahrung fließt, da verdorrt ja auch der prächtigste Baum. Was da am Sommertag auf der Bütte saß, das war nur noch eine alte, unnütze, grämliche Frau.

Und die Jahreszeiten strichen.

Stand, als es wieder Frühling wurde, Jens, ihr Jüngster, der ihren kleinen Hausstand versorgte und bei Wilhelm drüben als Knecht half, im Sonnenschein vor ihr. „Mudding, ick heff di wat to seggen. Ich mücht nu jo ook woll giern heiraten."

Sagt sie nichts, nicht Piep, nicht Pap. Schiebt die Unterlippe vor. Was geht's mich an? steht geschrieben über ihrem gebückten Nacken, über ihrem graustruppigen alten Kopf. Aber der Jung' sagt: „Mudding, ick heff mi wat utdacht." Und er setzt sich zu ihr und ist sonst der Wortkargste von allen, aber jetzt geht sein Redewerk.

Er hat ja kein Geld. Ihn, den Kleinsten, haben die großen Brüder ja nie herangelassen an den Tischkasten. Und sie, seine „Sie", die hat auch keins. Mieke Möller ist's, die Tochter vom Nachtwächter. Aber wenn man den alten Hof von Wilhelms neuem trennt, können sie am Ende drauf leben. Man muß sich nur auseinanderrechnen, und Wilhelm sei's nicht abgeneigt. Aber zum Pferde lange es nicht, man müsse eben mit Kühen pflügen.

„Mit Keuh —"

Die Alte hat sich nicht gerührt. Was geht sie's an? Noch eine Schwiegertochter mehr. Noch eine mehr von dem Gelichter, von den Nichtsen. Da kommt ein Wort. Das holt etwas heraus. Das ist, als wenn man in der kalten Kammer eine Tür aufstößt nach draußen, nach dem Feldwind, der warm über die Lande geht —

„„Mit Keuh —' seggt sei."

Sie schüttelt den Kopf. Der ist schwer und tot wie Stein. Da kommen zwei Tropfen aus dem Stein, die rollen das alte, böse Gesicht herab, fallen in den gekrümmten Schoß.

„Mit Keuh —"

— — Dann ist mehrere Jahre danach eine Sommernacht gewesen, da hat sie alle ihre alte verschüttete Weisheit und Klugheit wieder mit den Nägeln herauskratzen wollen, um damit den kleinen, den ganz kleinen Johann, ihres Jens Jungen, dem Tode abzujagen. Und hat's nicht gekonnt. Hat Kräuter und Pflaster geholt und ist gehumpelt hin und her und hat geweint, geflucht und gebetet, aber ihre Kraft und Klugheit waren hin und vergangen.

Aber die Mieke Möller, des Nachtwächters Kind, mit blonden Zöpfen, des kleinen Kindes blutjunge Mutter, die hat das Sterbenskranke in ihren Armen herumgetragen die ganze lange Nacht, hat's an ihrem Herzen gewärmt und mit ihrer Liebe umhüllt. Und die Alte hat dabei gestanden, und mit einem Male ist ihr's aufgegangen wie ein Licht, und sie hat gedacht: So ist's recht! Sie schafft's! Das ist rechte Art.

Und wie die Sonne heraufkam, da hat sie mit heiserer, scheppernder alter Stimme plötzlich eines ihrer Schullieder angefangen zu singen, und so schlecht es klang, der Jens und die Mieke haben die Melodie erkannt, und Jens dachte wohl, er sei wieder ein kleiner Junge und im Walde zur Beerenzeit und Mutter komme soeben durchs Dickicht mit dem Mittagstopf im geknoteten Tuch. Da riß er das Lied an sich und sang es laut, und Mieke mit dem Kind am Herzen stimmte ein. Da sangen sie alle drei der Sonne entgegen, und in die Stube kam plötzlich ein Leuchten, alle die alten Stühle und der lange Tisch und die Fensterbank und das Schapp und der Ofen nickten und blickten, denn so hatte es vor zwanzig Jahren und mehr hier immer gesungen und geklungen.

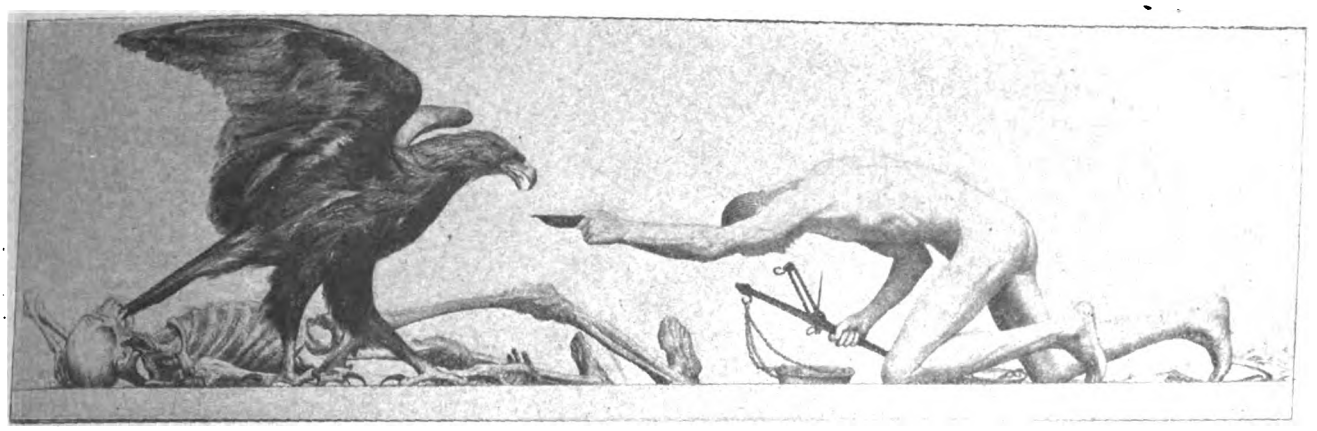
Auf dem Stirnchen des kleinen Johann perlten die ersten verheißungsvollen Schweißtröpflein. Und es sollten nicht seine letzten bleiben, denn auch er würde neben den stolzen Rossen seines Oheims noch manch liebes Mal mit Kühen pflügen müssen. Und daß er dabei das Singen lernte, dafür sorgten sie schon, der Jens und die Mieke und die alte Wiete Wolter.

Welchen Naturzwecken dienen unsere Kiefernwälder? * Von Dr. Th. Zell.

Daß die Mark Brandenburg durch ihren Sand und ihre endlosen Kiefernwälder auf viele Reisende einen niederdrückenden Eindruck gemacht hat, hören wir bereits auf der Schulbank. Selbst Einheimische kann man oft über diese düstern und schweigenden Einrahmungen der Schienengleise ihre spöttelnden Bemerkungen machen hören. Immer wieder erschallt die Weisheit: Laubwälder sind doch unendlich schöner!

Man sollte meinen, daß unsere Lesebücher bereits die Jugend unterrichten, warum es auch Nadelwälder geben muß. Aber in Schulbüchern und andern Büchern wird man vergeblich danach suchen. Natürlich meine ich damit nicht, daß wir die Sache lediglich vom Standpunkte des Menschen aus betrachten. Denn für ein Kind gibt es auf eine solche Frage die ganz selbstverständliche Antwort: Wir brauchen Nadelwälder, um im Winter unser liebes Weihnachtsfest mit einem schönen Christbaum feiern zu können. Das ist sehr schön gesagt, aber das Weihnachtsfest ist ein verhältnismäßig junges Fest, das erst einige Jahrhunderte alt ist. Vorher gab es auch schon Nadelwälder. Der Dichter wird uns belehren, daß die Nadelwälder unser Herz erfreuen, weil sie auch im Winter grünen. Das ist richtig, hätte die Natur aber schwerlich zu einer solchen ungewöhnlichen Produktion veranlaßt. Es ist eigentlich immer wieder das alte Lied. Der Deutsche schwärmt für Palmen und besingt sie, er sieht im dunkeln Laub die Goldorangen glühen — fragt man ihn aber nach dem Zweck seiner

Digitized by Google



Randleiste. Von Richard Müller.

(Das Raubtier, das sich am Menschen gesättigt hat, empfängt von der Gerechtigkeit, die zu Boden gedrückt ist, nach dem Fraß den Labetrunk.)

düsteren Nadelwälder, dann schweigt er. Denn darüber hat er noch niemals nachgedacht. Ja, die Sache liegt noch viel schlimmer. Im Kriege sollten unsere heimischen Erzeugnisse auf ihre Futterverwendbarkeit untersucht werden, soweit es noch nicht geschehen ist. Naheliegend war es daher, unsere Kiefernnadeln daraufhin sich näher anzuschauen. Deutsche Gelehrte wurden mit dieser Aufgabe betraut und erledigten sie mit der ihnen eigenen Gründlichkeit. Ihr Urteil ist vernichtend: Die Nadeln haben keinen Futterwert. Ja, sie erklärten, daß kein Lebewesen sich von diesen Nadeln ernähre.

Hier liegt ein großer Irrtum vor. Wer sich sonst kaum mit der Tierwelt beschäftigt hat, muß doch schon etwas von der Kiefernraupe gehört haben. In Wirklichkeit spielen die Nadelwälder im Haushalte der Natur eine sehr wichtige Rolle. In Cäsars bellum gallicum lesen wir, daß es in Deutschland gewaltige Tiere gäbe, namentlich Elche und Ure. Diese Wildrinderart wird fast elefantengroß geschildert, was etwas übertrieben ist. Aber die zweite bei uns damals allgemein verbreitete Wildrinderart, die Wisente, gestattet wegen ihrer gewaltigen Größe diesen Vergleich eher. Also Wisente, Ure, Elche, Hirsche, Wildschafe usw. lebten damals in Deutschland. Es sind natürlich lauter Pflanzenfresser. Wovon lebten diese Geschöpfe während des kalten Winters, wo die Schneedecke so ziemlich alles verhüllt hatte? Wer nur einmal sich diese Frage vorgelegt hat — und solche selbstverständlichen und naheliegenden Fragen müßten doch eigentlich jedem denkenden Menschen aufstoßen —, der wird sich sofort sagen müssen, daß hier ein schwer lösbares Rätsel vorliegt.

Wie erbärmlich geht es im Winter bereits den kleinen Pflanzenfressern! Ohne Winterschlaf und Einsammeln von Vorräten wären Hamster und Eichhörnchen verloren. Hase und Kaninchen, die beide weder Winterschlaf halten noch wie der Dachs Vorräte eintragen, geraten häufig zur Winterszeit in die größte Not. Dabei können sie mit ihren scharfen Nagezähnen wenigstens die Rinden der Bäume fressen, wodurch sie bekanntlich viel Schaden tun. Wenn Hase und Kaninchen hungern müssen, der Biber sich durch Winterschlaf rettet — wovon nährten sich dann so riesige Geschöpfe wie Wildrinder und Elche bei uns? Gewiß, es gibt im Winter verdorrte Blätter, verschneite Gräser und Stauden, die man nur aufscharren muß. Hasen und Rebhühner sieht man im Winter das eifrig betreiben. Aber mit solchen Kleinigkeiten lassen sich natürlich Riesenkörper nicht durch den Winter bringen. Für sie mußte die Natur besondere Vorkehrungen treffen. Sie tat es durch die Bildung des Wiederkäuermagens, der viele Stoffe zur Nahrung verwertbar macht, die andere Tiere nicht genießen können. So vermögen Wildrinder im Winter sich in Laubwäldern aufzuhalten, weil sie Baumzweige fressen und hoch genug sind, um sie zu erreichen. Bei den Wildschafen und Hirscharten war dieser Weg nicht gangbar. Für sie mußte die Natur eine Reserve schaffen. Und sie schuf diese „eiserne Ration" für traurige Zeiten in den Nadelwäldern. Nadelwälder muß es also überall da geben, wo die heimische Vegetation die dort lebenden größeren Säugetiere im Winter nicht ernähren kann. Auch manche Vögel sind im Winter auf die Nadeln angewiesen. So lebt der Auerhahn fast ganz davon, was auch der Grund ist, weshalb man einen während der Balz geschossenen Auerhahn fast niemals ißt.

Unsere Kiefernwälder haben also seit Urzeiten eine höchst wichtige Mission zu erfüllen. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, daß unsere heutigen Kiefernwälder Kunstprodukte sind, die sich von den früheren Nadelwaldungen erheblich unterscheiden. Die Natur kennt solche übermäßige Anhäufung einer einzigen Baumart nicht, wie sie unsere Forstverwaltung liebt. Für diejenigen, die meinen Angaben gegenüber mißtrauisch sind, will ich mich auf Autoritäten berufen. Daß der Auerhahn Kiefernnadeln frißt, geht aus folgenden Hinweisen hervor:

Einer der hervorragendsten Ornithologen war Ludwig Brehm, der Vater von Alfred Brehm. Der Sohn hat die Angaben seines Vaters übernommen. Sie lauten: „Die Äsung des Auerwildes besteht in Baumknospen, Blättern oder Nadeln, Klee- und Grasblättern, Waldbeeren, Sämereien und Kerbtieren. Der Hahn nimmt mit gröberer Nahrung vorlieb als die Henne oder die Jungen. ‚Bei zehn Hähnen, deren Kropf ich in der Balzzeit untersuchte,' sagt mein Vater, ‚fand ich nichts als Tannen- oder Fichten- oder Kiefernnadeln, und es scheint, daß sich der Hahn während der Balze gar nicht die Zeit nimmt, lange nach Nahrung zu suchen, vielmehr das frißt, was er gleich in der Nähe haben kann.'" Genau dasselbe steht in der vierten, also letzten Auflage von Brehms Tierleben, die jetzt von den Vertretern der Wissenschaft im streng wissenschaftlichen Sinne bearbeitet worden ist. Hiernach kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Auerhahn Kiefernnadeln frißt, sogar zeitweise ganz von ihnen lebt. Der Auerhahn steht aber mit seiner Nahrungsauswahl durchaus nicht vereinzelt da. Eingeschneite Hirsche, die nicht gefüttert oder von der Fütterung abgekämpft werden, leben ebenfalls von Rinde und Nadeln und demnach auch von Kiefernnadeln. Hierüber hat beispielsweise Forstrat Stach neuerdings in einer Jäger-Zeitung eingehend berichtet. Folgende Stelle ist besonders wichtig: Nach wenigen Tagen sind die gefällten Bäume nicht nur des Mooses und der Knospen, sondern auch der Nadeln und der Rinde bis zu den starkborkigen Stammenden beraubt.

Die Angaben von Forstrat Stach sind deshalb unzweifelhaft richtig, weil Hirsche im Schnee nicht von der Luft leben können. Sie haben ja gar keine andere Auswahl. Übrigens lebt der Elch im Winter in ganz ähnlicher Weise. So heißt es bei Brehm: „In Ibenhorst kümmert er sich so wenig um die Waldarbeiter, daß er während deren Gegenwart auf frischen Kiefernschlägen sich einfindet, um die Nadeln der gefällten Bäume zu verzehren." Ferner fressen im Winter in der größten Not Nadeln Steinböcke, Wildziegen und Gemsen. Namentlich Wildschafe leben, wie Tesdorpf festgestellt hat, monatelang im Winter von Nadeln. Ich habe das ausführlich in meinem Buche über Wildschafe und Hausschafe geschildert. Wir haben also in den Kiefernwaldungen ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel für unsere Schafe. Allerdings werden Kiefernnadeln gewöhnlich nur im Winter gern gefressen und dürfen an Lämmer nicht verfüttert werden, da es bei den Wildschafen im Winter keine Lämmer gibt.

Man hat die Ungenießbarkeit der Kiefernnadeln daraus gefolgert, weil sie sich so schwer zersetzen. Diese Tatsache ist zutreffend, muß jedoch richtig bewertet werden. Der Grund, weshalb Kiefernnadeln, wie überhaupt Nadeln, im Walde schwer zersetzt werden, dürfte in folgendem Umstand liegen. Die Natur hat für die großen Pflanzenfresser Elch, Hirsch und Wildschaf in den Nadeln wie in der Rinde eine Reserve für die schlimmsten Winterzeiten geschaffen. Eine solche Reserve muß notgedrungen sehr widerstandsfähig sein. Die Kiefernnadeln sind also die letzte Zuflucht für die großen Pflanzenfresser. Hieraus erklärt sich auch, daß sie nur im Notfalle gefressen werden. Schmeckten sie gut, so

Digitized by Google

würden sie schon im Sommer aufgefressen werden, und im Winter wäre nichts da.

Wir machen bei andern Tieren dieselbe Beobachtung. Unser Wanderfalk frißt z. B. im Winter häufig Krähen. Im Sommer habe ich dagegen noch niemals beobachten können, daß er eine Krähe schlug, um sie zu fressen. Krähen gibt es im Winter in Menge. Sie sind also seine Reserve für die schlimme Zeit. Sie müssen ihm schlecht schmecken, denn sonst würde er sie auch zu besseren Zeiten fressen. Um im Winter nicht Krähen fressen zu müssen, zieht der Wanderfalk es vor, in die Städte zu ziehen, um hier als „Stößer" Tauben zu fangen.

Wir beantworten also die in der Überschrift aufgeworfene Frage dahin, daß unsere endlosen Kiefernwaldungen, deren Eintönigkeit auf die menschliche Hand, nicht auf die Natur zurückzuführen ist, dem Zwecke dienen, unsere großen Pflanzenfresser, namentlich Elche, Hirsche und Wildschafe, durch den Winter zu bringen. Da große Wanderungen im tiefen Schnee ausgeschlossen sind, so müssen die Kiefernwaldungen überall nahe erreichbar sein.

Im besetzten Gebiet * Von E. v. K.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat ich meine Reise nach Wiesbaden und Koblenz an. Man hatte so viel von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten bei der Einreise gehört, daß sie trotz der Friedensunterzeichnung als ein ungewisses Unternehmen betrachtet werden mußte. Ich fuhr von Frankfurt nach Mainz. In einer kleinen Ortschaft, gleich hinter Frankfurt, sollte Paßprüfung sein. Es kam ein französischer Soldat, von zwei riesenhaften Negern mit geschultertem Gewehr begleitet, in das Abteil, verlangte aber nicht die Pässe, sondern untersuchte das Gewicht des Handgepäcks. Es wird hauptsächlich nach verschobenem Gold und Silber gefahndet. Nach einer Viertelstunde fuhren wir weiter und kamen nach Mainz. Auf dem Bahnhof standen französische Posten, große Plakate und Schilder prangten überall auf blauweißrotem Grunde. Von der elektrischen Bahn aus sah ich einen Trupp von ungefähr 30—40 jungen Leuten zwischen 16 und 20 Jahren unter Führung eines französischen Soldaten in Reih und Glied gehen, die sich zur Fremdenlegion gemeldet hatten! Es wird auf den öffentlichen Plätzen für die Legion geworben, eine Ungeheuerlichkeit, über die man kaum noch den Kopf schüttelt. Es heißt, die Deutschen brauchten sich nur auf fünf Jahre zu verpflichten, und für Weißbrot, Wein und Fleisch, das ihnen versprochen wird, verlassen junge Rheinländer scharenweise die Heimat. Wer im Felde war, kennt den Rummel, aber diese Jungen, die arbeitsscheu sind und keine Väter mehr haben, folgen der Lockung.

In Wiesbaden auf dem Bahnhof dasselbe Bild wie in Mainz; es erinnerte mich an unsere Besetzung in Belgien und Frankreich, aber damals war Krieg. Und Kriegszustand herrscht noch im besetzten Gebiet, das sollten wir im unbesetzten Gebiet nicht vergessen.

Zunächst fand ich an der Haustür bei meinen Verwandten ein Holzschild mit folgendem Vermerk: „12 soldats — 6 chevaux — 1 popotte (Feldküche)." Himmel, dachte ich, wo sind denn die alle untergekommen? Dieses Schild ist in allen Häusern gleichmäßig angebracht, bedeutet aber zum Glück meist eine leere Drohung. — Ein Gang durch die Stadt zeigte mir den Unterschied zwischen jetzt und früher. Das sorglose, vergnügliche, etwas eitle Treiben auf der Wilhelmstraße ist verschwunden. Kurgäste waren noch nicht eingetroffen, die alten Exzellenzen wandern nicht mehr gemächlich auf der „Lästerallee" zu zweien und dreien. Man sieht statt ihrer überelegant gekleidete Schieber mit Frauen, deren Gebaren und Gestalten die schönen Pelze und Reiherhüte noch nicht zu tragen wissen. Dann französische Militärs mit ihren Frauen und ungezählte Mengen kleiner französischer Kaufleute, die die Diebsgelegenheit benutzen und alles aufkaufen, was es bei uns noch gibt. Das Geschäft wird ihnen von ihrer Regierung möglichst erleichtert. Sie gelten als „Anhang" der Besatzungstruppe und haben als solcher ein Recht auf Behausung. Ob das Wohnungsamt diese zur Verfügung hat oder nicht, spielt keine Rolle. Es kommt vor, daß von einem Tag zum andern 60—100 Wohnungen zur Verfügung gehalten werden müssen. Dann werden die betreffenden deutschen Familien in einem Hotel untergebracht. Dürfen sie in ihrem Hause verbleiben, so gehört die Küche der französischen Familie. Die meisten Hotels sind bereits in französischem Besitz. Das „Metropol", in dem früher der Deutsche Klub seine Bälle und Feste veranstaltete, wurde für 7 Millionen verkauft. Der alte vornehme „Nassauer Hof" wird nur von Franzosen bewohnt. Am Kranzplatz ist das „Edenhotel" französischer Militärklub geworden. Nur das „Kurhaus", die „Rose" und der „Schwarze Bock" haben sich bis jetzt halten können. Ein anderes Gasthaus, das sich dem Ankauf widersetzte, wurde von oben bis unten mit Soldaten belegt, „zur Strafe".

Es wurde mir erzählt, daß die Franzosen immer wieder versuchten, mit der guten Gesellschaft Fühlung zu bekommen. Sie ließen sogar wiederholt Listen herumgehen, in die man sich eintragen sollte, falls man geneigt sei, ihrem Wunsche nachzukommen. Bis jetzt hatten sie aber wenig Erfolg. Der holländische Konsul, der von französischer Seite darum angegangen worden war, gab einen gemischten Tee. Aber die Elemente trennten sich von Anfang an, und der Versuch mißglückte vollständig. Einer unserer Heerführer, General v. M., war auch gebeten worden, sagte aber ab, als er erfuhr, mit wem zusammen er aufgefordert sei. Die Wiesbadener haben auch keinen Grund, der feindlichen Besatzung freundlich entgegenzukommen. Die Stadt hat schwere, oft unberechtigte Lasten zu tragen. Z. B. wurden einmal zur Feier eines französischen Sieges für 20 000 M. Girlanden requiriert. Der Oberstkommandierende ließ seine Amtsräume mit Perserteppichen ausstatten. Zum Unterhalt des Besatzungsheeres gehören unter anderem auch seidene Damenwäsche und soundso viele Posten Daunendecken, die der Oberbürgermeister selbst beschaffen mußte. Die merkwürdigsten Dinge gehören zum Wohlsein dieser ungebetenen Gäste.

In der Oper sah ich, daß der ganze linke Rang von französischen Offizieren mit ihren Damen besetzt war; auch die Kaiserloge. Die nächstfolgende war für die Engländer und Amerikaner vorbehalten. Zumeist saßen diese aber im Parkett in den Orchestersesseln. Nie sah ich einen Amerikaner mit einem Franzosen gehen. Früher traf man in den verschiedenen Abonnementsabenden alle seine Bekannten und Freunde; jetzt fehlt die Gesellschaft fast ganz. Da den Franzosen eine große Anzahl der besten Plätze umsonst zur Verfügung gestellt werden muß, hat das Theater, dem auch der königliche Zuschuß fehlt, einen schweren Stand, hält sich aber tapfer und spielt außer an einem Tag in der Woche, an dem eine französische Truppe gastiert, durchweg deutsche Stücke und Opern. Bei einer „Tell"-Aufführung in Wiesbaden wie auch in Koblenz mußten Stellen wie: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an", fünf- bis sechsmal wiederholt werden, unter nicht endenwollendem brausenden Beifall. Die ausländischen Uniformen drückten sich und verschwanden, und es erfolgte das Verbot für den „Wilhelm Tell". In den Pausen geht man wie Luft aneinander vorüber, sieht sich höchstens nach einer auffallenden Toilette um. Die Trägerinnen fallen nicht durch Schönheit auf. Die sehr wenigen vornehmen französischen Frauen kleiden sich wie in der ganzen Welt auf der Straße sehr einfach; die übrige Damenwelt hat die braven Wiesbadener sehr enttäuscht, die sich von der Schönheit, Eleganz und Freigebigkeit der Französin märchenhafte Vorstellungen gemacht hatten! Von Freigebigkeit ist nun schon gar keine Rede. Überall müssen die Preise angegeben stehen; der Geschäftsinhaber, der diesem Gebot nicht nachkommt, wird bestraft. Gestraft wird viel, und alle Tage liest man von Gefängnis und Geldbußen wegen „ungehörigen Benehmens", wegen Unhöflichkeit gegen Offiziere u. dergl. Auch der politischen Gesinnung wird nachgespürt. Ein Amtsrichter, Freiherr von St., wurde z. B. von dem französischen Obersten in einem Gespräch gefragt, wie er sich persönlich zur Dortenfrage stelle. Als er zur Antwort gab, er hielte die ganze Machenschaft für Vaterlandsverrat, wurde er in einem Hotel gefangengesetzt und erst nach einigen Tagen und wiederholten Protesten freigelassen. Er wie manch anderer treue Beamte ist keinen Augenblick sicher vor einer plötzlichen Ausweisung, und es kann jedem gehen wie dem sehr beliebten und tüchtigen Oberbürgermeister. Der wurde bekanntlich seines Amtes entsetzt und ausgewiesen, weil er sich weigerte, zu den drei schon bestehenden öffentlichen Häusern noch drei weitere zu genehmigen und einzurichten, und weil er den deutschen Säuglingen die Milch nicht zugunsten gewisser französischer Personen entziehen wollte.

Meine Freunde erklärten mir öfters, ich hätte für das besetzte Gebiet die nötige Anpassungsfähigkeit noch nicht. Wer dort lebt

Digitized by Google

hat gelernt, in seinen Worten und Blicken vorsichtig zu sein. Denn es ist schon mancher wegen einer unvorsichtigen Äußerung von einem vorübergehenden Franzosen aufgegriffen und zur Wache gebracht worden. Dagegen findet man bei gerechten Klagen taube Ohren. Auf die wiederholten Vorstellungen der Leiterin der Fürsorge gegen die französischen Soldaten, die 13- bis 14jährige Mädchen in die Kasernen locken und anstecken, erhielt sie die zynische Antwort, die Eltern könnten ja besser auf ihre Kinder aufpassen, im übrigen sei dies ja der Zweck der Übung.

Jeden Tag von 11—12 spielt die Militärkapelle vor dem Schloß. Vor unserem Schloß stehen algerische Posten, wie überhaupt der Wachtdienst nur von Kolonialtruppen versehen wird. Diese stellen auch die Musik, wenn man diese Bezeichnung anwenden kann. Es ist ein kurzer, vollkommen melodieloser, negerhafter Fanfarensatz, der sich immer wiederholt. Dazwischen werfen die Leute ihre Trompeten und Trommelschlägel in die Luft, und unsere Arbeiter und Schulkinder stehen auf dem Bürgersteig und sehen sich die Sache von ferne an. Ich hatte den Eindruck, daß diese Schaustellung auf sie wirke wie eine Zirkusnummer.

In der kleinen Gasse hinter der Langgasse entsteht ein französischer Laden nach dem andern. Besonders in die Augen fallend sind die Auslagen teurer Parfümerien, Zigarren und Zigaretten, Weine und Moden. Die Altertumshändler machen glänzende Geschäfte. „J'y suis et j'y reste," das ist wohl die Auffassung, die die Franzosen besonders im Hinblick auf Wiesbaden hegen, wenn auch die „pénétration" weniger „pacifiquement" als gewalttätig vor sich geht.

Von Wiesbaden führte mich der Weg noch nach Koblenz. Es war in den Tagen der höchsten Erregung über die Auslieferungsfrage. Die Amerikaner stellen sich fast wohlwollend auf die deutsche Seite; sie werden sich kaum bereitfinden lassen, auf ihrem Gebiet jemand auszuliefern. Ein lustiger Vorfall wurde mir gleich am ersten Abend mitgeteilt. Ein von Wiesbaden nach Köln fahrender Zug wurde von einer französischen Kommission nach Rauchwaren untersucht, und alle Zigarren wurden schonungslos beschlagnahmt. Es gelang einem Beamten aber, diesen Vorfall unterwegs auf einer Haltestelle nach Köln zu telephonieren, und als der Zug dort einlief, erschienen atemlos, aber gummiknüppel-bewaffnet zwei handfeste englische „Bobbies". Sie zwangen die „Kommission", ihren Raub herzugeben, und führten sie dann gefangen ab. — Ein Franzose, der in Koblenz einem Deutschen den Hut mit dem Stock vom Kopfe schlug, wurde von einem herzukommenden Amerikaner in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit angeredt: „Just you pick that hat up again!" Der Franzose reichte den Hut dem Amerikaner; dieser staubte ihn ab und überreichte ihn dem Deutschen. Solche Fälle bedeuten nicht etwa Parteinahme für uns, sondern eifersüchtige Verwahrung gegen fremde Eingriffe in das eigene Machtgebiet. . . .

Nach dem ungesunden Treiben in Wiesbaden wirkten die Amerikaner fast erfreulich. Sonntags ging jeder Soldat, von zwei Schönen flankiert, fast immer deutschen Mädchen, durch die hübschen Anlagen, und alle schienen sie recht zufrieden miteinander. Geld spielt hier keine Rolle, ein Feldwebel hat in deutschem Geld ein Monatseinkommen von 6000 Mark! Infolgedessen ist das Leben in Koblenz für den Eingeborenen fast unerschwinglich geworden. Auch hier herrscht größter Wohnungsmangel. Der Regierungspräsident mußte seine Dienstwohnung auf Wunsch der Hohen Interalliierten Kommission räumen; ein Belgier bezog sie. Die Regierung ist im Schloß einquartiert; über dem stolzen Sandsteinbau, ihrem früheren Sitz, weht die amerikanische Flagge. Hier wie auch im französischen Gebiet sollen die Offiziere ihre Truppen wenig in der Hand haben. Roheit und Trunkenheit kommen häufig vor, trotz der vielen christlichen Vereinshäuser.

Der Verkehr zwischen der amerikanischen Militärbehörde und unserer Regierung ist anständig. Die Amerikaner äußern ihre Wünsche deutlich, aber das Schikanieren liegt ihnen nicht.

Ich sah wenige Amerikanerinnen; sie sind wohl tagsüber viel in den Bureaus beschäftigt und tragen eine Art Uniform. Einige sehr gut im Sattel sitzende Amazonen fielen mir auf.

— — — Als ich ins unbesetzte Gebiet zurückkehrte, drängte sich mir der Gedanke auf, wieviel uns hier im Lande doch noch geblieben ist, trotz Kohlennot und Teuerung! Freiheit der Bewegung und des Wortes; man ist Deutscher in Deutschland! Vergessen wir keinen Augenblick, daß das alles zurzeit an fast allen unseren Grenzen in West und Ost, in Nord und Süd Deutschen auf deutschem Boden versagt ist.

Der neue Papst.

Früher war es so: Wenn Karlchen Mießnick und der kleine Emil Schwartenhals sich durchaus nicht einigen konnten, so war der Oberlehrer der Quarta die nächsthöhere Instanz. Dann kam der Rektor, dann das Provinzialschulkollegium, dann der Kultusminister. Dann war die Sache zu Ende. Heute fängt sie da erst an pikant zu werden. Denn da kommt dann heute — der sozialdemokratische Parteivorstand. Er ist der neue Papst, und wenn er ex cathedra spricht, ist er unfehlbar wie der alte. Es möge sich handeln, worum es wolle, um neue Orthographie oder um Vereinfachung der Grammatik in Adolf Hoffmannschem Sinne, d. h. im Sinne der Aufhebung des Unterschiedes zwischen „mir" und „mich", oder um die Salvarsanheilmethode; um das Einsteinsche Relativitätsprinzip, um die kopernikanische Kosmoslehre, um die Biologie der Regenwürmer, die Dichtung Ossians, die Lehnwörter im Keltischen, den tierischen Magnetismus oder die Professur des Polizeiarztes Dreuw, — es gibt kein Ding zwischen Himmel und Erde, von dem die durch Schulweisheit unbeschwerten Köpfe des sozialdemokratischen Parteivorstandes sich nicht etwas träumen lassen.

Diesmal handelte es sich eben um die Professur für den Polizeiarzt Dreuw. Herr Haenisch, Parteifunktionär, beauftragt mit der Wahrnehmung der Funktionen eines Kultusministers, bekannt durch seinen Vorstoß gegen die deutsche Sprache, wollte für Herrn Dreuw gern eine medizinische Professur an der Universität Berlin. Mein Gott, Herr Haenisch schätzte nun einmal Herrn Dreuw so. Herr Haenisch verhehlte seines Herzens Wunsch nicht. Er gab ihn unzweideutig kund, indem er die Berliner medizinische Fakultät um ein Gutachten über die Berufenheit Herrn Dreuws zum Professor der Medizin bat. Jedermann wußte, was für ein Gutachten Herr Haenisch haben wollte. Trotzdem gipfelte das Gutachten der Fakultät in dem Satz, der sachliche Befund über den „eifrigen und betriebsamen Spezialarzt" Dreuw sei „derartig, daß die Fakultät es auf das entschiedenste ablehnen muß, der Absicht zuzustimmen, Herrn Dr. Dreuw in irgendeine Verbindung mit der Universität zu bringen". Herr Dreuw fühlte sich durch diesen Bescheid gekränkt und forderte vom Kultusministerium eine — ja was? — eine Revision des Verfahrens. Dieses Ministerium seines Freundes Haenisch, Herrn Dreuw sicherlich so gewogen wie nur möglich, sah jedoch für ein solches Verfahren keine Möglichkeit. Hier wäre ehedem die Sache zu Ende gewesen. Aber jetzt, wie gesagt, fängt sie hier erst an.

Nämlich so: Herr Polizeiarzt Dr. Dreuw, offenbar eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, sagte sich: Wozu bin ich Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, wenn ich mir's gefallen lassen soll, daß die medizinische Fakultät der Universität Berlin mich nicht haben will? Hier muß sich zeigen, was die Partei wert ist. Sprach's und wandte sich an den sozialdemokratischen Parteivorstand mit einer Feststellungsklage über seine Berufenheit zu einer medizinischen Professur. Der Parteivorstand zögerte auch keinen Augenblick, sich als medizinische Akademie zu konstituieren, Herrn Haenisch, den Kultusminister, mit Herrn Dreuw, dem Polizeiarzt, zu konfrontieren und festzustellen, daß Herr Haenisch in der Vertretung der Interessen des Genossen Dreuw gegenüber der Fakultät zu schlapp gewesen sei. Der Parteivorstand — so lesen wir's buchstäblich — „beauftragte den Kultusminister", weitere Schritte in der Sache zu tun und eventuell mit dem nötigen Nachdruck zugunsten des Genossen Dreuw gegen die bockbeinige Fakultät aufzutreten.

Man atmet erleichtert auf. Nun gibt es keine Schwierigkeiten mehr, die nicht überwunden werden könnten. Der sozialdemokratische Parteivorstand überwindet sie. Nun gibt es keine Rätsel mehr, die nicht gelöst werden könnten. Der sozialdemokratische Parteivorstand löst sie. Nun gibt es keine Dunkelheiten mehr, die nicht durchlichtet werden könnten. Der sozialdemokratische Parteivorstand durchlichtet sie. Allah il Allah, Gott ist Gott, und der Parteivorstand ist der Parteivorstand. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge: Das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, die Sozialpolitik und die Diplomatie, die Hühnerzucht und die höhere Mathematik, die Kunst und die Wissenschaft. Von seinen Fingerspitzen tropfen Professuren, und seine Steige

Digitized by Google

triefen von Fett. Er „beauftragt den Kultusminister“. Er beauftragt natürlich auch den Finanzminister und den Minister des Äußeren und den Ministerpräsidenten und den Reichskanzler. Und diese fürchten ihn und sonst nichts auf der Welt. Der Reichskanzler hört nichts, solange „nur die Bürgerlichen“ zu ihm reden; aber wenn der Parteivorstand redet, so hört er und hören alle, die ihm durch des Parteivorstandes Willen nachgeordnet sind. Bei ihm, bei dem Parteivorstand, sind alle Dinge möglich. Niemand braucht mehr zu verzagen. Jeder Söldner trägt heute die Generalsraupen im Brotbeutel; jeder Hühneraugenoperateur hat die Anwartschaft auf eine Professur der Chirurgie, jeder organisierte Arbeiter hat vor allen andern den Vortritt zu den Stühlen der Minister, der Oberpräsidenten, der Reichskommissare, der Diplomaten und der Unterstaatssekretäre. Weiter abwärts lohnt's nicht. Wer's nicht vorzieht, sich nach dem Muster des Herrn Hölz im Vogtland seine eigene Republik zu gründen, der kann sich jeden Tag durch den Parteivorstand zum Präsidenten einer der vielen bestehenden Republiken machen lassen. Wem die höhere Mathematik zu schwierig ist, der kann sie durch den Parteivorstand abschaffen lassen. Wem der Sohn in Quinta sitzengeblieben ist, der wende sich an den Parteivorstand. Der junge Philologe, dem der Geist des Sanskrit sich zu spröde erweist, lasse sich als Mitglied einschreiben und wende sich dann an den Parteivorstand; der Parteivorstand wird ihm den Geist des Sanskrit beschwören. Der Parteivorstand kann alles, darf alles, will alles, getraut sich alles. Mit taufrischer Unbefangenheit entscheiden in ihm gelernte Schlosser und ungelernte Advokaten über Salvarsan und Röntgenstrahlung, über Relativität und Radiumforschung. Der Parteivorstand ist der neue Papst. Er ist mehr; er ist die Gottheit selber. Nichts ist, was nicht durch ihn ist. Allah ist Allah; Mohammed ist Mohammed; der Esel ist ein Esel; der Parteivorstand ist der Parteivorstand und „beauftragt den Kultusminister“.

Streiflichter.

Er will nicht daran erinnern. In der Deutschen Nationalversammlung fiel der augenblickliche Justizminister Blunck dem Abgeordneten Kahl in die Hände. Er wurde von ihm gestäupt und gezüchtigt, weil er tags zuvor bewiesen hatte, daß er genau so wenig wie die übrigen Parteifunktionäre auf den Regierungsstühlen zwischen einem Minister der deutschen Nation und dem Abgeordneten eines Teiles der Wähler von Schrimm-Schroda oder Ratzeburg einen Unterschied zu finden weiß. Was allerdings bei dem bestellten Verwalter des Rechtes und der Gerechtigkeit einen besonders peinlichen Beigeschmack hat. Im Verlaufe der Kahl-Blunckschen Auseinandersetzung nun gebrauchte Herr Blunck gegenüber dem Professor Kahl die geschmackvollen Worte: „Ich will nicht an das Wort des hannoverschen Königs über die Professoren erinnern.“ Woran der keusche Herr Blunck nicht erinnern will, das ist das freche Wort: „Professoren sind Huren“, gesprochen von dem absolutistischen Selbstherrscher aus Haß gegen die damaligen Träger des demokratischen Gedankens, die besten und vornehmsten Träger, die der jemals hatte. Es blieb dem Demokraten Blunck vorbehalten, das jenseit aller Verantwortung und alles Gewissens liegende Haßwort des Absolutisten gegen die Demokratie sich anzueignen. Denn darüber, Herr Blunck, sind wir uns doch einig, daß eine solche „Nichterinnerung“ die ganze Wirkung einer Aneignung hat. Da jenes Wort in so viel Büchern zitiert ist, daß selbst Herr Blunck es kennt, kennt alle Welt es, und es genügt, zu versichern, daß man „nicht daran erinnern“ will, um die ganze geifernde Giftwirkung zu erzielen, die es überhaupt erzielen kann.

Ein uralter Trick von Leuten, die nicht gern ganz für ihre Worte einstehen wollen. Schon zur Zeit des Marcus Tullius Cicero konnte man Wendungen hören wie diese: „Wie, wenn ich etwa behaupten wollte, der Titus Horatius Flaccus sei ein infamer Lügenbeutel und niedriger Ehrabschneider?“ oder: „Ein anderer als ich würde an meiner Stelle vielleicht andeuten, der Publius Cato sei ein Feind des Staates und habe öffentliche Gelder gestohlen.“ Der Trick ist seither nie aus der Übung gekommen. Der Abgeordnete Meyer sagt: „Ich will nicht so weit gehen wie ein anderer, der an meiner Stelle vielleicht behaupten würde, Herr Müller sei ein Lumpenhund.“ Der Abgeordnete Schultze mit „tz“ wirft sich in die Brust: „Ich gehe natürlich nicht so weit, zu behaupten, daß jeder Schulze mit einfachem z ein Lügner sei.“ Herr Beckmesser ruft: „Ich habe eine zu gute Kinderstube hinter mir, um es auszusprechen, daß mein Gegner ein Hundsfott ist.“ Herr Dickmichel versichert mit Emphase: „Es sei ferne von mir, auch nur anzudeuten, Herr Nickel habe jemals seine langen Finger in fremden Taschen gehabt.“ Oder Wendungen wie diese: „Ein anderer könnte auf die Idee kommen, mein geehrter Vorredner müsse doch triftige Gründe dafür haben, sich so lebhaft für bessere Behandlung der Zuchthäusler einzusetzen.“ Oder: „Ich werde mich hüten, zu sagen, der Herr Abgeordnete Pieske habe silberne Löffel gestohlen, solange ich dafür nicht einen greifbaren Beweis in Händen habe.“ Oder: „Der Meineid ist nicht immer nachweisbar; ich kann dem Abgeordneten Schlauberger seinen Meineid nicht nachweisen.“ Oder: „Meine Erziehung verbietet mir Anspielungen auf die jedermann ja bekannten Gerüchte über das Privatleben des Abgeordneten Hitzig.“ Oder: „Sie wissen so gut wie ich, was die Spatzen sich ja von den Dächern pfeifen; ich will jede Andeutung in dieser Richtung geflissentlich unterlassen.“ Oder: „Mein Herr Vorredner ist auch nur ein Mensch; aber ich will gar nicht erst daran erinnern, daß schon der Philosoph Nepomuk gesagt hat: Menschen sind Schweinehunde.“

So Marcus Tullius Cicero, so Herr Schultze mit „tz“, so Herr Beckmesser, so Herr Blunck: „Ich will nicht daran erinnern. . .“ Beim Abgeordneten Blunck würde man sich nicht darüber wundern dürfen; denn wenn man auch nicht daran erinnern will, daß Politik den Charakter verdirbt, wenn man es auch verschmäht, jemandem den Vorwurf schofler Demagogie zu machen, wenn man auch zu vornehm ist, um anzunehmen, ein deutscher Volksvertreter könne gewissenlos mit dem guten Ruf einzelner Männer oder gar eines ganzen Standes umgehen, so würde doch vielleicht ein anderer an unserer Stelle sich zu der Bemerkung versucht fühlen, der Minister Blunck habe mit jenem Wort gewirkt, wie ein Gassenjunge mit der Dreckschleuder.

Der Brandfilm im Vogtland. Vor ein paar Jahren war Hölz, der jetzt das Vogtland drei Wochen in Schrecken gehalten hat, Filmerklärer im Kino. Die kitschigen Szenen des Detektiv-Films, in dem der edle Einbrecher die Herzen der Frauen und der Zuschauer bricht, haben seinem Geist, der auf Eitelkeit eingestellt war, den Rest gegeben. Er filmte Kommunismus im Vogtland, er zündete Villen an, und als in einem Hause die arme gequälte Frau, die für ihre Kinder fürchtete, ihm zu Füßen fiel, erlebte sein Regisseurstolz den höchsten Triumph. Unsere herrliche Kinokultur hat es weit gebracht, es genügt nicht mehr, daß in Zeiten der Baunot und des Zementmangels ganze Filmstädte aufgerichtet werden — man entschuldigt das mit Export-Notwendigkeit —, die Krankheit frißt weiter in den Seelen. Dieser Brandfilm wird dann von den Rabiaten von links für voll genommen, Herr Hölz bekommt Stöße von Briefen von den Aktionskomitees, die seine Regisseurtätigkeit auf ganz Thüringen und Sachsen ausbreiten wollen. Was ist weiter dabei, wenn Brand und Mord auf dem Wege liegen, man sieht Brand und Mord ja jeden Abend auf der Flimmerleinwand. Die Anästhesie der Herzen ist weit genug fortgeschritten; was macht es, wenn wirkliche Menschen wahrhaftige Qualen erleiden und ein Land aus den Fugen geht? Wer die hysterische Figur von Hölz aus der Nähe sah, merkte die Wahnsinnskrankheit unserer Zeit und fühlte etwas vom Anhauch des Ekels, wenn schaulustige Menge dem schmierigen Blutfilm Beifall zollte. Die Dinge hängen enger zusammen, als es dem flüchtigen Blick scheint, und es ist mehr als ein Zufall, daß dies kommunistische Schreckgespenst des Vogtlandes aus der Filmbranche hervorgegangen ist. Dabei leuchten die Augen der Arbeiter auf, wenn ihnen wahre Kunst nahegebracht wird. — dt.

An unsere Leser!

Schon wieder ein Wort von Geschäften. Die Papiernot macht das Erscheinen der „Welt der Frau“ in ihrem bisherigen Umfang und ihrer bisherigen Gesondertheit unmöglich. Die „Gartenlaube“ selber wird also künftig das Wesentlichste aus dem Gebiete der Frauenwelt behandeln. Gleichzeitig aber soll die „Welt der Frau“ alle vierzehn Tage vier Seiten stark der gesamten Auflage beiliegen. Der Hauptmasse unserer Leser bieten wir damit eine wesentliche Mehrleistung. Eine wesentliche Mehrleistung für alle bieten wir auch, indem wir künftig den kostbaren Raum der Titelseite benutzen, um unseren Lesern in jeder Nummer ein sorgfältig gewähltes Bild zu geben. Wir machen so aus der Not eine Tugend, und alle Leser gewinnen dabei.

Es bedarf dabei, wie bei allen anderen Zeitungen und Zeitschriften, eines freilich bescheidenen Ausgleichs zwischen Leistung und Gegenleistung, um einigermaßen bei der von Woche zu Woche phantastisch sich steigernden Lohn- und Preisschrauberei bestehen und diese Zeit des wirtschaftlichen Wahnsinns überdauern zu können. Zu diesem Zweck wird der Preis für das Heft der künftig einzigen Ausgabe der „Gartenlaube“ mit vierzehntäglicher „Welt der Frau“ und wöchentlich wechselnder Titelschauseite auf eine Mark festgesetzt werden. Wir gewinnen dabei einstweilen das Allernotwendigste, um unseren Freunden ihr Blatt überhaupt erhalten zu können. Ein Geschäft machen dabei nur unsere Leser.

Verlag und Schriftleitung.

Digitized by Google

Nr. 18 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

17. Fortsetzung.

Zu spät trat Geheimrat Nimis selbst heraus. Der Karlsruher Volksmann Falk hatte ihm gesagt, daß er den Reinhold draußen habe stehen sehen. Nun war da nur Waffenglanz und Pulverstimmung und „Servus!" und „Hob' die Ehr'!" und „Morjen!" und „Melde jehorsamst" und ungewohnte Laute von Donau und Spree rings um das deutsche Parlament am Main, und im Ohr des Volksvertreters Nimis klangen aus fernem Mai die Worte des trockenen alten Hamburgers John Lüdingworth: „Der König von Preußen hat viele Kasernen und der Kaiser von Österreich noch mehr!"

Der Frankfurter Senator Leopold Colosimo stand außerhalb der Truppenkette vor der Menge, zwei schmale Bartstreifen über den hohen Vatermördern, die das glattrasierte, rechtliche Kaufmannsgesicht einzwängten, in würdigem dunklen Leibrock und vollstümlichem niederen Rundhut. Er kannte seine Leut'. Er sprach das schönste Sachsenhäuserisch.

„Norr Ruh', ihr Männer. Norr Ruh'. Was? Die preußische Volksvertreter gehöre totgeschlage? Ha — lasse Sie sich doch heimgeige, Sie Schlechtschwätzer. Ihr liebe Frankforter: Seid doch vernünftig. Es komme ja immer mehr Truppe. Die Darmstädter sind auch schon unterwegs. . . . Soll denn wirklich Blut fließe?"

Umsonst. Erschöpft trat er zurück und sprach zu dem Geheimrat Nimis: „Horche Sie mal auf das Gehämmer und das Gepolter von den Budenbrettern in all den Gasse! Da — von da obe könne Sie besser sehe."

Schwierige Lektüre. Von Ernst Eimer.

Und von seinem erhöhten Standpunkt aus konnte Doktor Emil Nimis es überschauen: Da wuchsen rings um die Paulskirche die Barrikaden. Klopfenden Herzens ging er auf die vorderste am Römerberg zu. Es war da noch ganz gemütlich. Gewehr bei Fuß hielt da eine kleine Abteilung vorausgeeilter darmhessischer Infanterie. Oben zwischen leeren Apfelweintönnchen, Bierfässern, Leitern und Pflastersteinen stand breitbeinig ein abenteuerlicher alter Mensch in zerknittertem Zylinder und zerfetztem Schwalbenschwanz, die schmutzige pfirsichfarbene Weste und das noch schwärzlichere Hemd weit aufgerissen, daß sich die behaarte Brust theatralisch in der Sonne wölbte, eine alte, einem Trödlerladen entlehnte Entenflinte in der Hand.

„Oh mei', d'r Louis", sprach der

Digitized by Google

Geheimrat. Er hatte in dem Rinaldo oben, trotz des neugewachsenen wirren Vollbarts, seinen Bruder, das verkommene Genie, erkannt.

„Da owwe steht d'r Louis!" Der alte Komödiant wies wie ein König Lear mit dem Zeigefinger vor sich in die Tiefe. „Awwer wer steht da unne als Korporal unner den Darmstädter Gardiste? Mei' Anton! Mei' Sohn! Mei' eigen Fleisch und Blut . . . He, du Lausbub . . . Willst du auf deinen eigenen Vatter schieße?"

Der stille, bescheidene junge Unteroffizier erwiderte nichts. Er stand gedrückt, aber entschlossen da.

„Antwortet, ihr Schergen des Großmoguls von Starkenburg!"

Der Korporal blieb wie eine Bildsäule. Doktor Emil Nimis trat an ihn heran und trocknete sich verstört den Angstschweiß von der Stirne.

„. . . Des is ja furchtbar", stöhnte er.

„Ach . . . 's nit so arg, Onkel", sprach der Anton. „Ich kenn' doch den Vatter. Sowie's schießt, springt er von selber weg."

Väter und Söhne . . . schmerzhaft zuckte es durch die Seele des Geheimrats Nimis . . . der Korporal da gegen seinen Vater wie der Reinhold gegen mich . . . Überall trennen sich die Zeitalter . . . hebt sich ein Geschlecht gegen das vor ihm . . .

„Wo hoscht dein' Danebrog gelosse, Emilche", brüllte der verwahrloste Bruder. „Du bischt auch e Malmöer. Du bischt auch e heimlicher Däne . . ."

Plötzlich fühlte Emil Nimis harte Hände an seinem Rockkragen, sah geschwungene Fäuste um sich, hörte heisere Schimpfworte im Ohr. Plötzlich erkannte er: Hier ist Gefahr für Leib und Leben. K. k. Österreicher, bräunliche, fremdartige Slawen, die kein Wort Deutsch konnten, sprangen herzu und befreiten ihn aus den aufgekrempten Armen, die ihn hin und her beutelten und stießen. Er konnte kaum danken. So war er erschrocken. Mit wankenden Knien eilte er davon, wieder der Paulskirche zu.

Er hatte sie noch nicht erreicht, da klang in seinem Rücken von da, von dort der kurze, scharfe Knall von Schüssen an sein Ohr. Er wandte sich um. Der Herbstwind trug ihm seinen, bitteren Hauch von Pulverrauch aus den Gäßchen und Winkeln der Altstadt herüber. Wirres, hundertstimmiges Geschrei fern und nah. Laute militärische Befehle. Trommelwirbel. Der Straßenkampf begann. Innen im Sitzungssaal aber war es still wie sonst in einer Kirche. Wie immer saßen in langen Reihen die deutschen Volksvertreter. Gewichtig und gedankenschwer. Über den Dingen. Ein Parnaß des deutschen Geistes. Kein Laut der lärmenden Außenwelt drang herein. Die düsteren Schatten des gestrigen Abends waren geschwunden, hell und abgeklärt wie immer fiel wieder das gewohnte Tageslicht in den einem riesenhaften Gelehrtengemach ähnelnden Rundraum, und durch seine kühle Luft hallte Heinrich von Gagerns starke, würdevolle Stimme: „Wir fahren in der Beratung der Grundrechte fort und kommen zum nächsten Abschnitt: ‚Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei'! . . ."

* * *

„Verdammnis allen Hagestolzen!
In Plutos Pech und Schwefelglut
Mit hundert scharfgeschliffnen Bolzen
Zerfleische sie Kupidos Wut!"

Der k. k. Hofrat Nikolaus Matula wog mißtrauisch das rosenfarbene dünne Blättchen in der Hand, auf dem der Vers ohne Unterschrift und Anrede stand. Jeden Morgen bekam er in diesen letzten Septembertagen von 1848 eine solche namenlose Aufforderung zugeschickt, sich doch endlich, nahe seinem vierzigsten Wiegenfest, in Gott Hymenäos' Bande zu begeben.

„I weiß schon, von wem die süßen Brieferln kommen", sagte er zu seinen beiden Spezis, dem k. k. Appellationsrat Hampel und dem hochwürdigen Herrn Dechanten Benno Maria Parentscher, einem Südtiroler, die ihn, die gefallene Metternichsche Größe, aufgesucht hatten. „Die Zetterln kommen von den Freundinnen der Lini Götsch! Von der Mizzi und der Maruschka und dem Maritscherl und meiner Nichte, der Gusti, selber . . ."

„Die meinen's gut mit dir, die Madeln!"

„Oh, laßt's mich aus mit die Urscheln! Frozzeln wollen's mich! Dös is alles!"

Der Hofrat Niki seufzte tief, während er an die schöne schwarzäugige und schwarzhaarige Lini Götsch dachte, dies brünette Bild ohne Gnade. Ein Mädel, das nicht mehr an irdischen Schätzen sein eigen nannte als ein Trappistenpater und das trotzdem nichts von ihm, Nikolaus Matula, wissen wollte . . .

Er stellte sich bekümmert vor den Spiegel und betrachtete sein Äußeres. Die mittelgroße runde Wiener Phäakengestalt, das gallige, gelbliche, trotz der störenden Pockennarben peinlich sauber rasierte Gesicht mit den kleinen schwarzen Augen, das kurzgeschnittene, borstig aufstehende schwarze Haar, die buschigen Brauen und die großen, wie zum geheimen Lauschen geschaffenen Ohren.

„Schön bin i net", sagte er mißgünstig zu seinem Ebenbild in schwarzem, immer noch vormärzlichem Frack und Beinkleid. „Jung bin i net! Galant bin i net! . . ."

„Na alsdann!"

„Aber an Hofrat bin i, mein Lieber!"

„Ein Hofrat im Ruhestand", sprach der Appellationsrat. Ihn konnte man nicht absetzen.

„Hättest halt freien sollen, solange noch die gute alte Zeit war", ergänzte der Tiroler Dechant.

„Und die, meinst, is gar für immer?"

„Wann du nöt wie eine Eule immer daheim hocktest, nachher tätst es wissen! Schau dir doch das Wien an! Alle Täg' wird's grauslicher!"

Die hohen, nach dem Graben hinausgehenden Fenster der Wohnung waren trotz des milden Herbstsonnenscheins durch zugezogene Vorhänge wie eine Krankenstube verdunkelt. Onkel Niki konnte den Scheuel und Greuel draußen nicht sehen. Er bekam schwarzgelbe Wutkrämpfe beim Anblick der Maskerade unten — der Sicherheitswachen — der Legionäre in hohen Zylindern, gespornten Kanonenstiefeln, bunten Schärpen und riesigen Plempen — der Nationalgarde — der Polytechniker — der ungarischen Sendboten in goldstrotzendem, verschnürtem Rock, mit weißer Reiherfeder an der Pelzmütze — der zerlumpten Erscheinungen wie aus den böhmischen Wäldern oder den Abruzzen, all der Strizzis, wie er sie nannte. Die Galle lief ihm über vor diesen Theaterbaretten mit wallenden Büschen, diesen malerisch umgeworfenen grellfarbigen Plaids, diesen schwarzen Samtjacken und roten Hemden und Phantasieuniformen. Wien fieberte. Wien zitterte wie von einem langsam stärker werdenden Erdbeben. Wiens heißer Atem drang durch die fest verschlossenen und verhängten Fenster der Matulaschen Klause.

„In Schönbrunn packen's die Koffer", sprach der k. k. Appellationsrat Hampel, und jeder wußte es: Dort draußen in Mariahilf rüstete sich Ferdinand der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, König der Lombardei und Venedigs, zum zweitenmal, seine Hauptstadt zu verlassen. Der hochwürdige Herr Benno Maria Parentscher ergänzte:

„Die hohe Noblesse räumt fluchtartig Wien. In der Herrengasse hält eine Karosse hinter der andern . . ."

„Ich weiß nöt, Niki, was du hier noch tust!"

Die schwarze Lini . . . der Hofrat und ehemalige Vertraute des schwarzen Metternichschen Briefkabinetts sprach das gar nicht erst aus.

„Freilich könnt' ich fort", sagte er. „Mein Freund, der alte Baron Wrazda, hat mich längst invitiert. Er besitzt die Herrschaft Josefsfreiheit mit einem artigen Schloß und

Digitized by Google

Bergwerk in Mähren Auch zu dem k. k. Hofkomponisten Edlen von Dvorak könnte ich mich retirieren! Zu dem Herrn kapitularischen Amtmann Dr. Jung nach Linz! Zu dem Herrn von Revay, Beisitzer einer königlichen Bergkammer in Ungarn! Ich bitte — ich habe noch Freunde genug. Ich könnt' auf den nächsten Eisenbahnhof fahren und mich verziehen! Aber ich tu's nicht! Ich bleib'. Warum? Weil ich weiß, wie's noch kommen wird."

Er kicherte schadenfroh und öffnete, sich vorsichtig umschauend, die unsichtbare Tapetentüre in der Hinterwand des Wohnzimmers.

Ein dumpfer, muffiger Geruch strömte aus dem dunklen Allerheiligsten des Hofrats. Da lagen noch als Inhalt seines Lebens die vergilbten Geheimpolizeiakten, rubriziert und fasziniert und paginiert, in bestaubte Bündel geschnürt, tote Spinnen, die keinen mehr geräuschlos umgarnten und von denen man doch nicht wußte, ob sie nur scheintot waren. Onkel Niki betrat andächtig das Beinhaus des gestorbenen Vormärz. Er zeigte in die Ecke. Da lag säuberlich zusammengerollt eine riesige schwarzgelbe Fahne wie eine Schlange am Boden. Er wies an die Wand Da hingen nebeneinander die hohen grauen Zylinderhüte, die Sinnbilder der Ordnung und des Obrigkeitsstaats. Er deutete auf eine verschlossene Kassette. In ihr ruhte sein auch während der Monate der Verwirrung bis auf den heutigen Tag in Geheimschrift geführtes Diarium verdächtiger Individuen, ihrer Praktiken und Delikte, zu deren sofortiger Festnahme mit Brachialgewalt bereit. Wenn der k. k Globus wieder schwarzgelb wurde, er, Nikolaus Matula, war auf dem Posten.

„Wollt ihr schon gehen?" fragte er. Die beiden, der Hochwürdige und der Juris Doktor, bejahten, und Onkel Niki sagte wenig freundlich:

„Wer mich besucht, erzeigt mir eine Ehre! Wer mich nicht besucht, macht mir ein Vergnügen . . ."

„Einz'widerer Kerl bist halt doch!"

Der Hofrat schnupfte heftig, während er die zwei andern Ehelosen hinausbegleitete, und ließ einige Körnchen vom Handrücken auf das rosa Blättchen fallen, das er wieder in der Linken trug.

„Meint ihr, daß das Linerl um diese stachlichen Poeme weiß?" forschte er lauernd.

„Die Lini hat's faustdick hinter den Ohren."

„Sie denkt, einem faulen Gaul muß man die Sporen geben", sprach der menschenkundige Priester. Die zahllosen Pfännchen der Blatternarben auf Onkel Nikis mißgünstigen Zügen erhellten sich von einem plötzlichen Hoffnungsschein.

„Es ist ein gar zu köstlicher Tag heute", sprach er.

„Wie im Frühling!"

„Und Sonntag dazu", ergänzte der Tiroler Dechant.

„Ich werd' nachher auch einmal già già am Hof vorbeibummeln! Ich bin ohnedies schon die längst' Zeit meinen Eltern eine Reconnaissance-Visite schuldig."

Wie ein Gespenst am lichten Tage verließ der Hofrat Matula seine Behausung. Ein Schatten von gestern schlich er an den Häusern entlang, das gelbe Gesicht in den dick um den Hals geschlungenen Schal vergraben, den niederen Bürgerhut bis auf die großen Ohren gedrückt, um möglichst nicht erkannt zu werden. Es waren zu viel unheimliche Gestalten unterwegs. Ihm schien, als würde auf den Straßen viel mehr Ungarisch geredet als sonst. Überall wurde von Ungarn gesprochen. Verdächtige Schneeflocken schimmerten in dem Volk: Die weißen Röcke kaiserlicher Infanteristen und Kürassiere, die dem Befehl in die Kasernen nicht mehr folgten, wo sich jetzt eben die Wiener Streitmacht zum Abmarsch gegen die Madjaren rüsten sollte. Sein Herz war voll von Groll und einer bittern Liebe: O du mein armes altes Österreich! . . . Was ist aus dir worden! Und aus uns, den Hofräten, deinen treuesten Söhnen!

Kinderbildnis. Gemälde von Fritz Burger.

Der Habsburger Kaiserstaat — das war bisher Onkel Nikis Braut gewesen. Aber während er an dem Kriegsministerium vorbeilief, tauchte vor seinen vom langen Stubendämmer geblendeten Augen, im Strahlenglanz der Sonne, eine neue Göttin auf, lockend in ihrer südlich-schwarzen italienischen Schönheit, und der k. k. Hofrat Matula machte unvermutet auf dem Pflaster einen Sprung: O Lini!

Am Tiefen Graben kaufte er Blumen für seine

Digitized by Google

schwarze Madonna: Brennend gelbe, gefüllte Tulpen in einem dichten Busch, und schmunzelte und kicherte im Weitergehen über die geheimnisvolle Farbenwahl. Da drüben war schon der Schottenhof und die Schottenkirche und gegenüber an der Freyung das engbrüstige, hochgiebelige Haus seines Vaters, des kaiserlichen und königlichen Rats Christian Karl Matula.

Mittelgroß und zierlich, das gestickte Hauskäppchen auf den ehrwürdigen langen weißen Haaren, in einen lichtgrauen Schlafrock gehüllt, saß der Rat auf seiner gewohnten Warte in dem Ohrenlehnstuhl am Fenster. Mochte da unten die prunkende Arcierengarde der Apostolischen Majestät zur Hofburg reiten oder mochten jetzt säbelschwingende Legionäre, Pistolen im Gürtel, malerisch wie der Kosinsky in den „Räubern", mit Bauern in weißen, rotgestickten Wollmänteln, einem angetrunkenen Ordonnanzkorporal von den Karl-Chevauxlegers und einem Haufen auffässiger Urlauber von der Wellington-Infanterie über die Freyung zum Zeughaus ziehen — er hatte für das Wandelpanorama des Irdischen dasselbe fast schelmische Verständnis. Alle guten Geister des gestorbenen Rokoko spielten um die feinen, bartlosen Lippen des alten Jakobiners.

„Ah — da schaut's her! Der Nikerl. Ja, lebst denn noch?"

Der Hofrat machte ein grantiges Gesicht.

„K'ß die Hand den Eltern", sprach er knurrig und beugte sich über die Rechte der Frau Mutter, die in weißem Spitzenhäubchen, eine altmodische Bayadère um die Schultern, neben ihrem Eheliebsten saß. Die beiden nannten sich selber schalkhaft die Inséparables. Auf dem verrunzelten, behaglichen Gesicht der Frau kaiserlichen Rat stritt der strenge Ausdruck der großen Hornbrille, die sie für ihren Straminrahmen brauchte, mit der großmütterlichen Gutherzigkeit.

„Wie geht's dir denn, Niki?" fragte sie liebevoll.

„Wie's einem heutzutag' halt gehn kann. Das kann sich die Frau Mutter wohl selber sagen."

Der Hofrat Niki schaute unwirsch in dem altfränkisch-geschmackvollen Biedermeier-Zimmer umher. Am Sonntag, und so auch heute, an diesem letzten Tag des Septembermonds, sahen die Eltern die Kinder, die Enkel, die Verwandten und die Freunde um sich. Die vier Wände waren voll Menschen.

Er erkannte in dem Alt und Jung seine Schwester Fanny und deren Mann, den Feldmarschalleutnant Freiherrn von Morandell, die Gusti, ihre Tochter, die Mini, die Mizzi und all deren Freundinnen, die k. k. Leutnants Facaro und Götsch und dahinter, auf dem Stuhl mit der Lyralehne, auch dessen Schwester . . . die schwarze Lini . . .

Die südländische Schönheit saß, von Wolken eines rosa Tarlatan umflossen, von den vorgebogenen Rändern einer Rosenschute beschattet, ein Korallenkettlein gleich Blutstropfen um den weißen Hals, die Füße in den ausgeschnittenen Bänderschuhen anmutig gekreuzt, die Hände im Schoß.

Sie saß, als wartete sie auf ihn. Sie war so wenig überrascht, wie sonst jemand in dem Zimmer, als er ihr mit einem feierlichen Kratzfuß den Tulpenstrauß überreichte und dann zurücktrat, um die Wirkung der flammendgelben Blumen zu ihrem rabenschwarzen Haar zu bewundern.

„Ein Symbolum", sprach er, andächtig in das Farbenspiel versunken. „Fasse es jeder wohl. Über den Reiz der Schönheit hinweg ist dies das Zeichen unseres alten, teuren Österreichs. Jetzt ist das Schwarzgelb von den Straßen verbannt und geächtet. Es wohnt nur noch in unseren Herzen. Aber der Tag wird kommen, wo es wieder väterlich über Wien weht . . ."

Die schöne Lini nestelte sich nachdenklich den vielsagenden Buschen an die volle Brust. Sie konnte das ohne Gewissensbisse tun. Sie war selber als k. k. Soldatenwaise schwarzgelb bis auf die Knochen. Sie hob die mandelförmigen Märchenaugen mit einem schwermütigen Aufschlag zu dem Onkel Niki empor und versetzte: „Grauslich schauen's aus, Herr Hofrat. Ihnen bekommt die neue Zeit schon gar net."

„Das hoff' ich. Das hoff' ich zu der Jungfrau Maria und allen lieben Heiligen. I hab' nie zu denen g'hört, die in dem unseligen März im Ständehaus die Lüsters zerschlugen und sich mit Trommeln und Roßschweifen aus den Türkenkriegen bewaffneten . . ."

Der Onkel Niki als Revolutionär! Selbst sein Schwager, der strenge Feldmarschalleutnant, mußte lachen.

„I hab' nicht das Landhaus Seiner Durchlaucht des Fürsten Metternich am Rennweg geplündert. I hab' keine Schilderhäuseln umgestürzt und keine Mauthäuseln verbrannt . . ."

„Genug, Niki. Man glaubt dir's."

„I bin net vor der Universität niedergekniet, wie die sogenannte Konstitution kam", schrie Onkel Niki erbost und zugleich weinerlich vor Liebe. „I bin ein treuer Diener Habsburgs geblieben. Mich derfst's aufschneiden: Da is nix als Treue für den Kaiser darin und kindliche Zuneigung zu dem heiligen Vater und . . ."

Ja . . . und Liebe für die Lini. Die Lini Götsch war aufgestanden und ins Nebenzimmer gegangen. Da saß sie mit den vielen Marien und Maritscherln und Mizzis und weinte beinahe.

„I mag net! I mag net!"

Und die Freundinnen teilnehmend um sie her. Ein Massengefühl. Die Entscheidung war vor der Tür! Die Luft im Hause Matula mit elektrischer Spannung geladen wie draußen in Wien.

„Und i muß doch!"

„Freilich. — Wann du g'scheit bist . . ."

„So einen wie den schwarzgelben Salamander krieg' i doch net wieder! I hab' ja nix!"

Dabei war sie immer die Eleganteste von allen. Aber darauf ging auch alles auf.

„Bald bin i mit mei'm Gerstl zu End! Und was hernach? Bei die Zeiten . . ."

„Nimmst ihn halt und guckst ihn net erst recht an!"

„I kann mi nimmer durchfretten! . . . Geld hat er g'nug! . . . Du, Gustel . . ."

„Ja, Lintscherl . . ."

„Glaubst, daß dein Onkel Niki wieder hochkommt?"

„Mein Vater sagt, es währt nimmer lang! Dann wird mit k. k. Waffengewalt eingeschritten, und es wird alles wie zuvor."

Zugleich sagte nebenan der weißröckige General Freiherr von Morandell zu den Schwiegereltern:

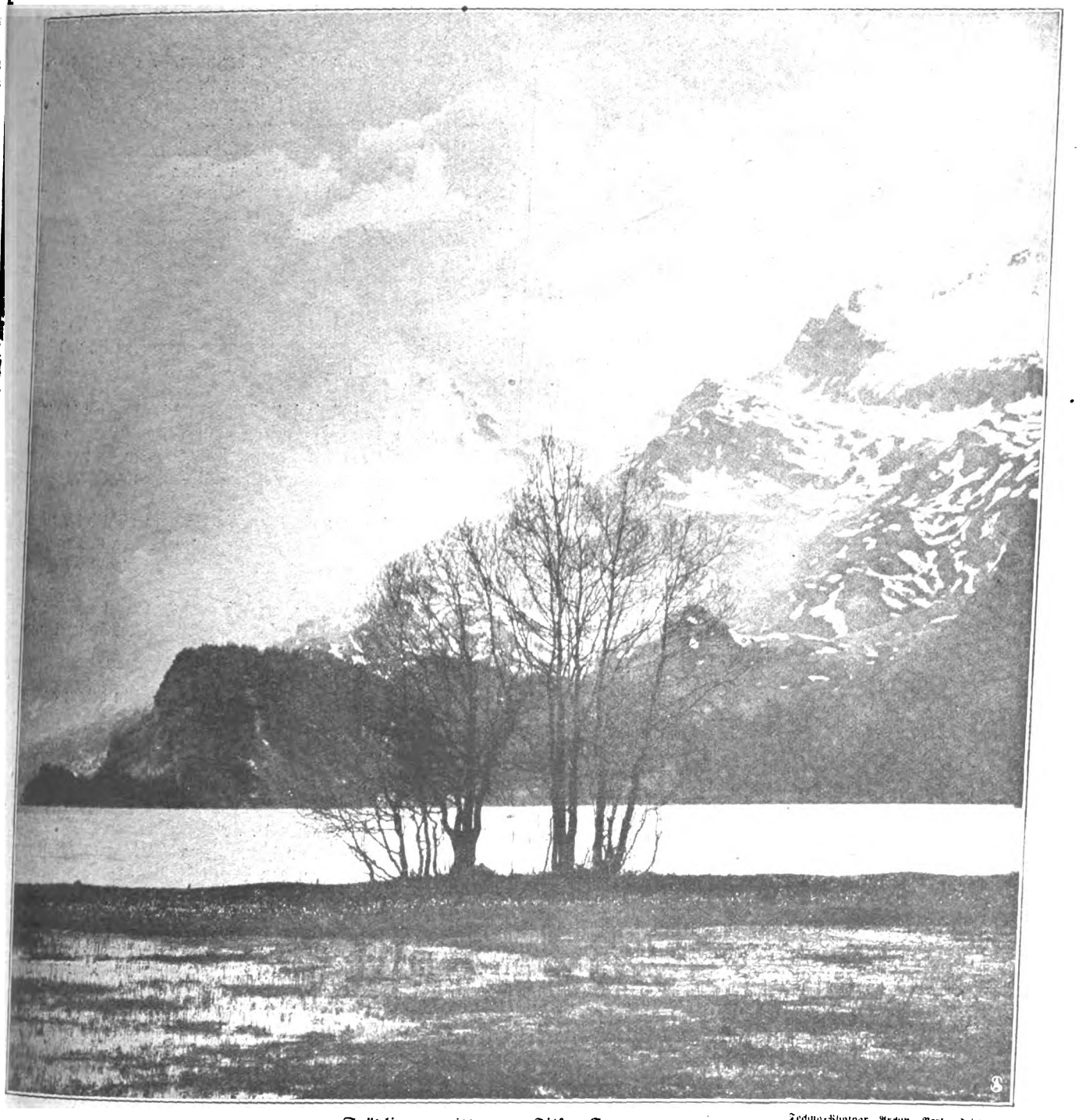
„Vom Alfi hab' ich gute Nachrichten. Er wohnt seit der Waffenruhe in Mailand in einem leeren Palazzo! Die halbe Stadt is ausgewandert, wie wir wieder einmarschiert sind. Die Signori haben jetzt vor der Hand genug."

„Und der Poldi?"

Auch der zweite Enkel stand im Feld, abseits von seinen Tiroler Kaiserjägern, in Kroatien beim Heer des Banus. Es ging blutig da unten zu. Aber Gott sei Dank: Die Slawen machten gute Fortschritte auf ihrem Marsch gegen Wien.

Der Feldmarschalleutnant Freiherr von Morandell auf Schloß Tschitten, Herr und Landmann in Tirol, sprach das mit der Befriedigung des Kriegers. Das Österreich des Generals von Morandell war ein großes Heerlager. Sein Wahllied war nicht das sanfte: „Gott erhalte Franz den Kaiser", sondern: „Prinz Eugen, der edle Ritter" und jetzt der stürmende, tanzende Jubel des Radetzkymarsches. Sein Wahlspruch lautete: ‚Gott und Maria Theres'! Und die Wiener Hofburg der Mittelpunkt der k. k. Welt in Waffen.

Digitized by Google



Frühlingsgewitter am Silser See. Techno-Photogr. Archiv. Berlin-Friedenau

„Ende der Woche marschieren wir", sagte er.

„Alles gegen Ungarn?"

„Das kaiserliche Kriegsmanifest ist heraus! Jetzt spiel' ich nicht mehr eine Partie Préférence mit dem Schwiegerpapa. Jetzt wiehern die Rösser! Von Böhmen setzen sie sich auch gegen Wien in Marsch! Ich hab' Briefe gekriegt . . . von Hardegg-Kürassieren . . . von Ficquelmont . . . von Palatinalhusaren . . . der Windischgrätz kommt . . ."

Das strenge, trocken-sarkastische österreichische Armeegesicht des Freiherrn von Morandell, das schwarzgefärbtes kurzes Haupthaar und ebensolche schmale Bartstreifen am Ohr umschlossen, zuckte martialisch. Seine lange, hagere Gestalt, deren Wespentaille an Dünne mit seinen Söhnen, den Leutnants, wetteiferte, reckte sich noch straffer, als sie sich sonst hielt, im Kreuz empor.

„Die Syrmier werden schon den Herrn Hauck und seine Elitekorps aus Wien hinausschroten", sagte er. „I seh schon die Sereschanner an Stelle von den ausgeschamten Lausbuben, dem Studentenklub, in der Aula! Der Banus und seine Grenzer verstehen keinen Spaß."

In dem schwarz- und rotgestreiften Biedermeierzimmer nebenan, in dem die bezopften und hochfrisierten Schattenrisse der Großväter und Großmütter in schwarzeingelegten Kirschbaumrahmen an den Wänden hingen und zärtlich geformtes Altwiener Porzellan in der Vitrine schimmerte, stand neben der handbreiten Klingelschnur aus aufgereihten weißen und grunen Perlen ein großer gestickter Paravent.

Ein lebensgroßer Papagei von einer Farbenfreude, daß er wie eine beflügelte Malerpalette aussah, schirmte das verschwiegene Eckversteck dahinter, das nur eben für zwei zierliche Lyrasessel Platz bot. Auf dem einen saß die schöne Lini Götsch. Auf dem andern ihr gegenüber der Onkel Nini.

Er berührte eigentlich mit seinen Frackschößen die Kante des Stuhls, bereit, auf der Stelle niederzuknien, sobald ihn der leiseste Schimmer in den Augen des dunklen

Digitized by Google

Bilds ohne Gnade vor ihm dazu ermutigte. Vorläufig sah er sich noch einmal scheu um, ob auch kein Mutwilliger ihn störe, und legte dann die linke Hand beschwörend auf sein weißes Gilet, während er mit der rechten die willenlosen weißen Finger der Lini umschloß.

„Vergebung, wenn ich im Feuer der Rede deine Hand ergreife, du Bild eines idealischen Mädchens. Noch wage ich nicht, dir der Liebe Stempel auf den Rosenmund zu drücken . . ."

Die Lini zuckte zurück.

„O fürchte nicht, du angebeteter Seraph, daß ich mit Hintansetzung aller Delikatesse dir allzu stürmisch nahe! Die schwache Stimme der Liebe verhallt jetzt unter dem Getöse blutiger Waffen und dem Gekeife scheltender Zungen . . ."

„Es tut Ihnen ja keiner nix!"

„ . . . Kronen, Zepter, Kapuzen, Füllhörner, Degen rollen in den Staub . . . es ist nicht die gelegene Zeit für Schäferspiele. Aber ich fordere ja auch nicht Liebe — sondern nur ein Gutsein zu dem armen Nikerl! I bitt' recht schön! Von Herzen! I bitt'!"

Der südländisch dunkle, großäugige Mädchenkopf vor ihm bewegte sich in einem leisen, hilflosen Schütteln. Der Hofrat seufzte:

„Über meiner standhaft verschmähten Liebe liegt die Hoffnung ausgebreitet wie das Grün über dem Kirchhof. Soll ich die Schnecke reiten und beständig nachschnappen und mein Glück verfehlen? Nein, Linerl: Ich wage es weiter an Amors Pharo-Tisch."

„Jesus Maria . . . Jesus Maria . . ."

„Es gibt Länder, wo man die Weiber einsperrt. Aber es gibt kein Land, in dem die Männer frei wären. Die Grazien sind über alle Gewalt erhaben. So bin auch ich ein Sklave deiner Schönheit."

Die Lini Götsch wandte hilfesuchend das klassische Profil, ob vielleicht hinter dem Wandschirm Schritte nahten. Aber die Freundinnen hüteten sich. Die bewachten das Geständnis drinnen vor jeder Störung.

„Schmeicheleien, göttliches Linerl, sind wohlfeil wie eine Mundsemmel. Ich tu sie auch mir selber gegenüber ab. Ich will dich nicht, wie der Zigeuner beim Roßtausch, mit mir betrügen. Du bekömmst einen bejahrten, doch vernünftigen Eheherrn. Einen kapablen Mann, dessen Sinn und Gemüt auf alle die Merkmale gerichtet ist, in denen sich der Höhergeartete vom Kaffeesieder abzeichnet. Sowenig ich bisher in dem Liebeskummer zu erhitzenden Getränken meine Zuflucht nahm, an der Spielbank pointierte, so wenig wirst du mich später beim Golde, den Bouteillen und den Mamsells erfinden. Meine Sanftheit, meine strenge Sittlichkeit sind die Gewähr deines Glücks . . ."

Die Lini Götsch schwieg.

„Man sagt von mir, ich sei ein kalter Wurm. Das haben meine Feinde ausgedacht. Sie spüren wie die Trüffelhunde nach meinen Fehlern."

„Wozu denn? Die sieht ja eh' schon ein jeder."

„O Lini — verkenne mich nicht. Schau meinen grundfesten Blick . . ."

„Ich trau' ihm net . . ."

„Ach — höre mich weiter . . . Ich vermag das nicht so kursorisch abzutun. Wohl ist es höchst traurig für ein fühlendes Herz, daß man eine Menge von Feinden haben kann, ohne doch im Grunde es sich sagen zu können, warum?"

„Ich kenn' gar niemand, der so viele Feinde hat wie Sie."

„Ich gehe durch die Welt, wie ein Wanderer durch ein Dorf, wo nie ein Hündlein von ihm beleidigt war, und werde dennoch von diesen knurrigen und belferigen Herren mit Wut angefallen und verfolgt, ohne daß sie etwas anderes zu ihrer Entschuldigung aufbringen können, als daß ihre beißige und brummige Natur sie nötigt, einem armen Hofrat, der nur ämtlich seine Pflicht erfüllt, nach den Waden zu schnappen."

Die Lini sah halb an ihm herunter, als ob sie sagen wollte: ‚Du hast ja gar keine', aber sie antwortete nicht.

„Wenn der Feind nicht laut aufdonnern darf, sendet er die Verleumdung aus, um den Arglosen heimlich zu verwunden. So träufelte man das Bilsenkraut der üblen Nachrede wider mich auch in dein kleines Ohr . . ."

„I kenn' Sie doch selber die längste Zeit, Herr Hofrat."

„Oh — wann wirst du mich Niki nennen, du himmlisches Wesen? Ach — ich weiß: Auf diesem schönen Hals sitzt ein Köpfchen, in dem die feinsten Intrigen ihr Hoflager aufgeschlagen haben. O banne sie. Warte nicht auf den Großmogul von Delhi mit dem Myrtensträußchen auf dem Kaftan. Halte die Erde nicht für ein Paradies noch für ein Jammertal, sondern nimm sie, wie sie ist, und den Nikerl Matula mit darein, und sei verständig, mein Linerl . . ."

„Jesses . . . i bin's ja! Sonst säß' ich doch net hier!"

Über die Blatterpfännchen auf dem Antlitz des Hofrats lief ein Leuchten der Hoffnung. Nun sank er wirklich, in einer anmutigen Art, auf ein Knie und schaute zärtlich zu ihr auf.

„O Lini — mir lächelten die Grazien nicht bei der Geburt. Man sagt, ich sei grantig und zuwider, und du selbst hast mich schon oft einen alten Graunzer genannt . . ."

„Freili . . ."

„Aber ich bin edler, als ihr meint! Schau mich an: In meinen Augen liegt eine gutmütige Schwärmerei verborgen . . ."

„Ich find' sie net!"

„Erwidere sie! Lasse das sanfte Feuer in deinen großen Augen zärtlicher erglühen . . ."

„Maria und Josef . . ."

„Lasse mich die Wonne irdischer Seligkeit von deinen Lippen trinken! Wie? Du entwindest dich mir noch immer, du Spröde . . ."

„Ach . . . ich weiß net . . ."

„O weine nicht, du himmlisches Bild! Sieh, meine Gestalt hat jetzt noch in den Galareihen der Großen bei Hofe weder Sitz noch Stimme! Ich stehe in dieser, dem echten Vaterlandsfreund so schmerzlichen Zeit unerkannt im Dunkeln . . ."

„Das is es ja . . ."

„Aber meine Meriten leuchten wie die Glühwürmerln durch die Nacht. Meine hohen und durchlauchtigen Gönner leben und erinnern sich zu seiner Zeit an ihren lieben Hofrat. Denn sein gut Wetter wird noch kommen! Da steigt er, wie an einem schönen Maitag der Merkur im Glas! Klettert, so hoch er kann . . ."

„Meinen's?"

„Da werden die Equipagen vor der Hofburg halten. Die Exzellenzherren und Exzellenzdamen werden vom Jäger aus dem Wagen gehoben und steigen zwischen den Arcierengarden die Treppen hinauf. Da drinnen brennen zwanzigtausend Kerzen im Zeremoniell-Appartement, und wenn da im Rittersaal die Maschern verteilt werden, da fragen's: Wer is denn die hohe Dame dort in der gestickten Courschleppe, die so herablassend mit den ungarischen Magnaten plauscht? Gewiß irgendeine fürstliche Gnaden? . . . Was — die kennst net? . . . Dös is doch die schöne Exzellenz Lini Matula . . . die Frau vom Minister . . ."

Daraufhin wurde es still. Nebenan flüsterte die Gusti Morandell entzückt:

„Sie busserln sich. Ich hab's deutlich gehört."

Und die Mizzi Facaro seufzte andächtig:

„Jetzt hat die arme Seel' ihr Ruh'."

„Wann's nur gut auskommt", sagte das Maritscherl, und die Maruschka kicherte:

„Der wird noch schauen, der Onkel Niki." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hohensyburg * Von Dr. Alfred Funke.

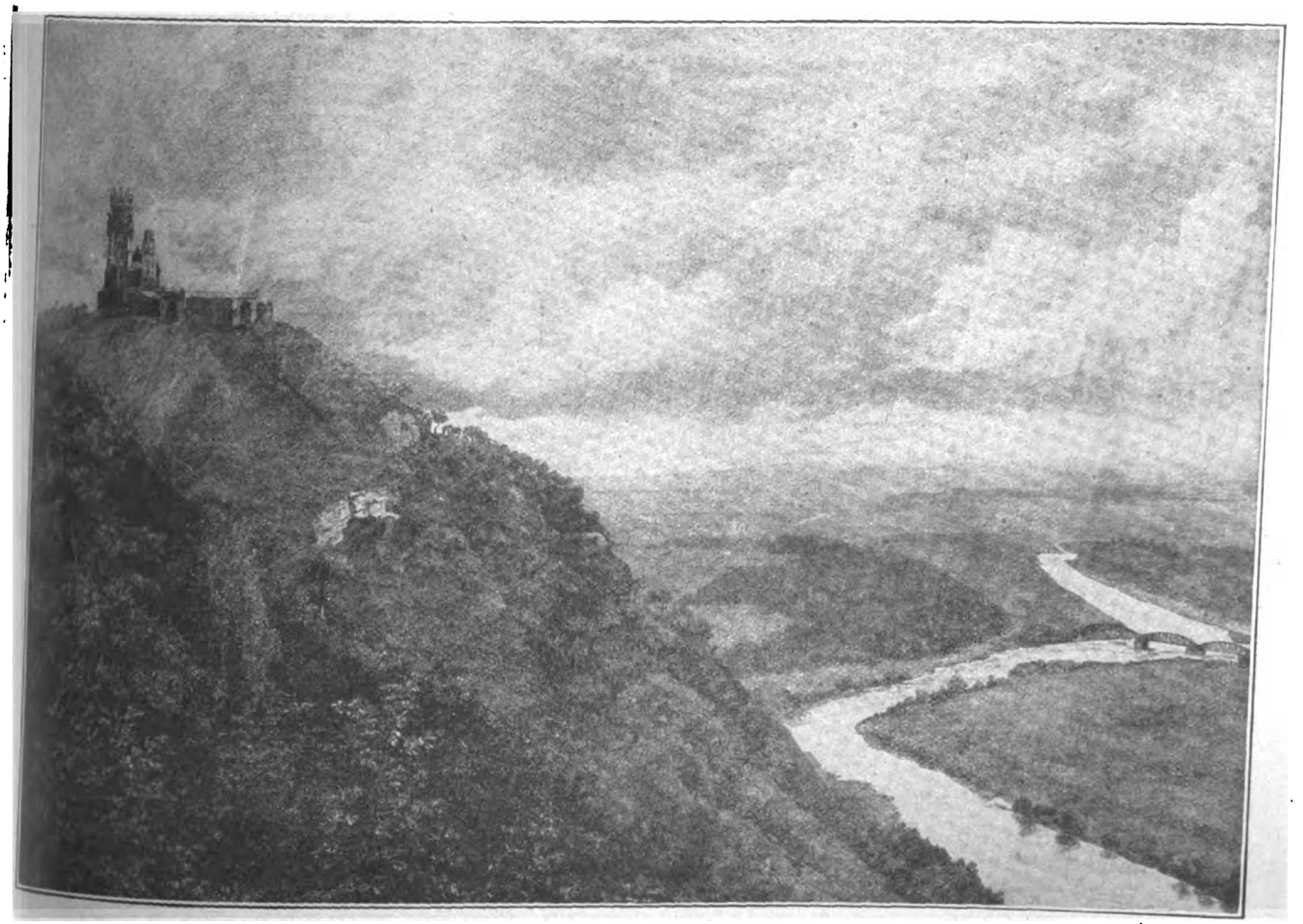
Hohensyburg! Zu des Sachsen Widukind starrem Trotz und grimmer Schwertnot, zu des Franken Karl blutigem Ringen und wildem Wüten gegen zähes Heidentum, zu Wotansopfern und flammenden Holzstößen, zu Runenzauber und Christenpredigt, zum dritten Leo, der Christenheit Bischof, der den Quell neben dem alten Ringwall zur Taufe trotziger Sachsenschädel weihte, fliegt die Erinnerung beim Anblick der uralten Trümmer auf ragender Bergeshöh über Ruhr und Lenne

Zwischen Lippe und Ruhr, auf uralter Heerstraße des Hellwegs, ist oft genug drängender Vorstoß und erbitterte Abwehr zusammengeprallt, von den Legionen des Varus her bis zum flammenden Bürgerkrieg zwischen Hagen und Mülheim Jeder Bauernhof, jeder Schlot steht auf geschichtlich geweihtem Grunde. Die Hohensyburg aber mit ihrer altersgrauen Kirche, dem Petersquell, aus dem das erste Taufwasser geschöpft wurde, dem Dörflein, in dem zu Pfingsten des Jahrmarkts Trubel noch immer die Sassen der umliegenden Gemarkungen lockt, ist dieses historischen Raumes Mitte, und heute noch hat die Stätte, wo die Vorzeit ihre moosigen Trümmer und graues Gestein in das grüne Leben und den rastlosen Tag schiebt, es dem echten Sohn roter Erde angetan.

Des ist das Kaiserdenkmal Zeuge Als die Provinz mit einem Blick nach Berlin ihr Monument an die Porta Westfalica setzte, bauten die starrköpfigen Markaner ein zweites auf der Widukindsburg über Ruhr und Lenne. Ihnen ist die alte Trutzfeste der Sachsen Herz und heiliger Ort Westfalens. Das Denkmal des Weißbarts, die Gestalten des Kronprinzen, Friedrich Karls, Moltkes und Bismarcks vor den wuchtigen Türmen auf starken Quadern sind die Verkörperung des eigenwilligen Heimatsinnes der Märker und Hellweger, des Restes alten Sachsentrotzes.

Die Zahl der Männer, denen dieser alte Sachsentrotz, umgeprägt in zähen Eigenwillen und Kampfesmut, mitgegeben wurde ins Leben, ist nicht gering. Von den Klippen des Sonnensteins fliegt der Blick ins Ruhrtal, über die Schieferdächer Herdeckes zum ragenden Kaisberg mit dem Turmmal für den Freiherrn vom Stein War er auch nicht auf Roter Erde geboren, so war sie ihm doch zweite Heimat. An der Lippe, auf seinem Gute Kappenberg, starb er in der Gemarkung, der seine ersten Dienste als Oberbergrat und Präsident, ehe er auf den Ministersessel nach Berlin berufen wurde, und seine letzten als Landtagsmarschall gehörten. Auf dem Boden der Mark wuchsen die Gedanken Steins, die einer neuen Zeit nach dröhnendem Sturz modernden Staatsbaus die Pforten öffneten.

Unter den hohen Eichen und Buchen bei Wetter an der Ruhr schläft der „alte Fritz Westfalens", Harkort, nach einem Leben voll Ringens und Drängens. In seiner Person sammelten sich die Kräfte einer Zeit, die nach einer neuen Offenbarung großen Stils schrien, als ringsum alles noch in der Zipfelmütze gott- und königsgefälliger Rückständigkeit weitertrottete. Wenn Fritz Harkorts Brüder in Leipzig ihr Haus gründeten und ihre Zweigstätten in Norwegen, China und Nordamerika aufmachten, so blieb er im Heimatlande, aber allen drei Brüdern Harkort war der scharfe Blick für die industrielle und verkehrstechnische Entwicklung der Zukunft eigen. Bauten und leiteten die Leipziger Brüder die Strecke der Eisenbahn nach Dresden, so drängte Fritz Harkort auf die Schleppfahrt mit Rheindampfern, auf Kanal- und Bahnverbindungen im Westen. Gründeten die Leipziger die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, so schuf Fritz Spar-, Beamten- und Invalidenkassen im wachsenden Industriebezirk an der Ruhr. Sein Leben war das Symbol der Zeit, die aus dem Lande der Hufenbauern und Kötter das Kohlen- und Eisenrevier schuf. Mitten in die Burgruinen der alten „Freiheit Wetter" baute dieser Harkort eine Maschinenfabrik; den Engländern sah er den Puddel- und Walzprozeß ab, er steuerte den ersten Rheindampfer selbst den Strom hinab, über das Meer in die Themse, baute den ersten Dampfer für die Weserfahrt. Gerade auf der ersten Fahrt mit diesem Stromboot erfuhr er das Elend deutscher Kleinstaaterei am eigenen Leibe. Den Rhein hinab, durch die Zuidersee und die Nordsee setzte er Kurs über Bremen weserauf Auf der Weser, an der westfälischen Grenze, sperrte ein hannoversches Seil dem Raddampfer den Weg,



Die Hohensyburg. Nach einer Radierung von O. Sager. Hanfstaengl's Kachf., Berlin.

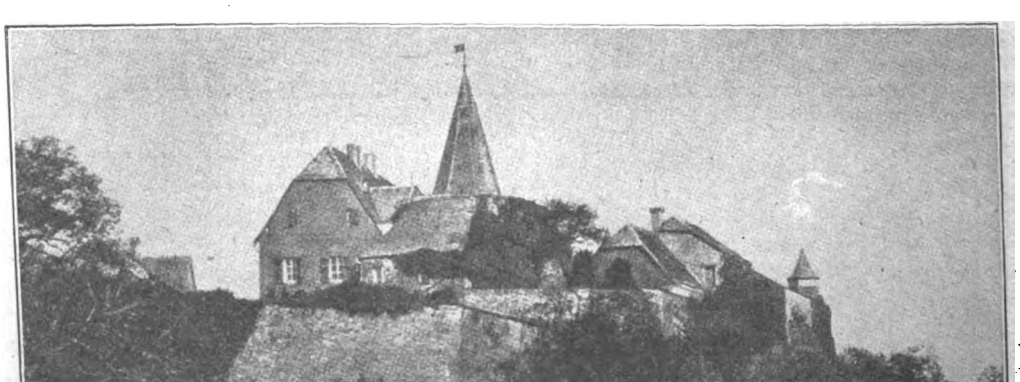
Digitized by Google

senkte sich auch nicht vor Signalen. Ein Befehl Harkorts durch das Rohr zum Maschinenraum — und der scharfe Bug zerschnitt das straffe Drahtseil. Hannoversche Gendarmen aber verfolgten den eigenmächtigen Weserpiloten, der sich nicht um die geheiligten Zollregulative kümmerte. Bis er vor Minden unter Preußens Schutz dampfte. Damals schrieb man das Jahr 1837, und auf dem Throne Hannovers saß der Bruder des Königs von England, Ernst August von Cumberland, der an der Leine nach bewährten englischen Grundsätzen regierte, als säße er zu Kalkutta oder Montreal. Dem Engländer auf Hannovers Thron lag natürlich nichts daran, daß sein Königreich zum Deutschen Zollverein gehören müßte, dem Boden, auf dem sich Quader um Quader zum Fundament des neuen Deutschen Reiches fügte. Aber Harkort hat dieses mitgebaut, in der Nationalversammlung von 1848, in der Zweiten Kammer, im Norddeutschen Reichstag und im Zollparlament und endlich im ersten Deutschen Reichstag. Freilich, der Vertreter westdeutscher Industrie saß nicht auf den Bänken derer um Bismarck. Der Gegensatz gegen Ostelbien lebte schon damals im Reiche der Zechen und Schlote. Harkort war der Mann der Vinckepartei, des alten Fortschritts, der in England das Vorbild schaffender Industrie und freiheitlicher Verfassung gesehen hatte. Aber das Herz gehörte der Heimat an der Ruhr, der er unermüdlich diente. Mit der Feder im Sinne Pestalozzis, als er den Bauern Ratschläge gab („Flachsmartha" und „Gärtner Heinrich"), mit dem begeisterten Wort, wenn er zum Kampf für Recht und Würde des Bürgers vor dem Throne aufrüttelte, mit der Tat im eigenen Werk und Schaffen. Als hoher Achtziger schloß er die hellen Augen. Noch hatte er des neuen Reiches Erstehen erlebt, nachdem er Jahrzehnte hindurch für die von ihm geschaffene Industrie gekämpft hatte in der preußischen Landstube. Nicht nur der „Alte Stamm", wo zu Pfingsten jedes Jahres die Turner der Roten Erde sich zum Wettstreit um den Eichenkranz sammeln, trägt sein Denkmal. Jeder rauchende Schlot, jedes Walzwerk, auf dem der Märker Eisen reckt, jede Hütte und jeder Hammer unten im Ruhrtal sind Erinnerungszeichen an den Mann, der aus seinem Leben einen einzigen Tag wagemutiger Arbeit für die Heimat gemacht hat.

Auf der Hohensyburg selbst steht der Gedenkturm für einen Dritten, den Freiherrn von Vincke, den ersten Oberpräsidenten Westfalens, der die Stürme der napoleonischen Zeit über die Mark brausen sah, der Jena und Tilsit erleben mußte und in englischer Verbannung den Ruf der Heimat hörte, über die „König Lustik" in Kassel Herr war. Er, ein Mann von der Farbe Steins, war den Franzosen ein Dorn im Auge, als er zurückkam. Sie hielten ihn auf dem linken Rheinufer unter scharfer Obhut. Aber trotzdem galt sein heimliches Mühen der Freiheit des Vaterlandes. Der Sturz Napoleons brachte auch ihn zurück, und nun war er der Mann der Arbeit für seine Provinz. Kunststraßen verdankten ihm die Entstehung, die Lippe machte er schiffbar bis Hamm, der Rheinhafen bei Ruhrorat entstand durch Vincke. Unerkannt, oft im blauen Leinenkittel des Bauern, wanderte er im Lande, scharfe Prüfung drohte jedem saumseligen Beamten. Für Westfalen hatte der Verwaltungsbeamte Vincke etwas vom ersten Friedrich Wilhelm Preußens, ohne dessen Engherzigkeit in Sachen geistigen Fortschritts. Ihm dankt der westfälische Bauer die ehrliche Lösung vom alten Gutsherrn, ihm dankt der Lehrer die Ausbildung auf den hochangesehenen westfälischen Seminaren. Des Vaters Werk suchte der Sohn Georg ehrlich zu fördern, der als Vertreter streng konstitutioneller Ansichten nach englischem Vorbild so hart mit Bismarck zusammenprallte und diesem sogar vor die Pistole trat. Erbkaiserlicher und Unionist, war er der Gegner des „Junkers" Bismarck, Vertrauensmann der Prinzessin Augusta von Preußen, die ihn gegen Bismarck ausspielte, als sie dem Sohne den Thron sichern wollte, um selbst zu herrschen. Auf sein politisches Programm konstitutionellen Fortschritts eingeschworen, war er der erbitterte Gegner des reaktionären Ministeriums Manteuffel, eine Säule der Altliberalen, die im Ministerium der neuen Ära ihre Tage unter dem Prinzregenten und König Wilhelm gekommen sahen, bis sie an dessen Heeresreform Schiffbruch litten. Seinem Liberalismus blieb Vincke treu, auch nach Düppel und Königgrätz, und er war der glänzendste Redner der altliberalen Fraktion im Norddeutschen Reichstag. — —

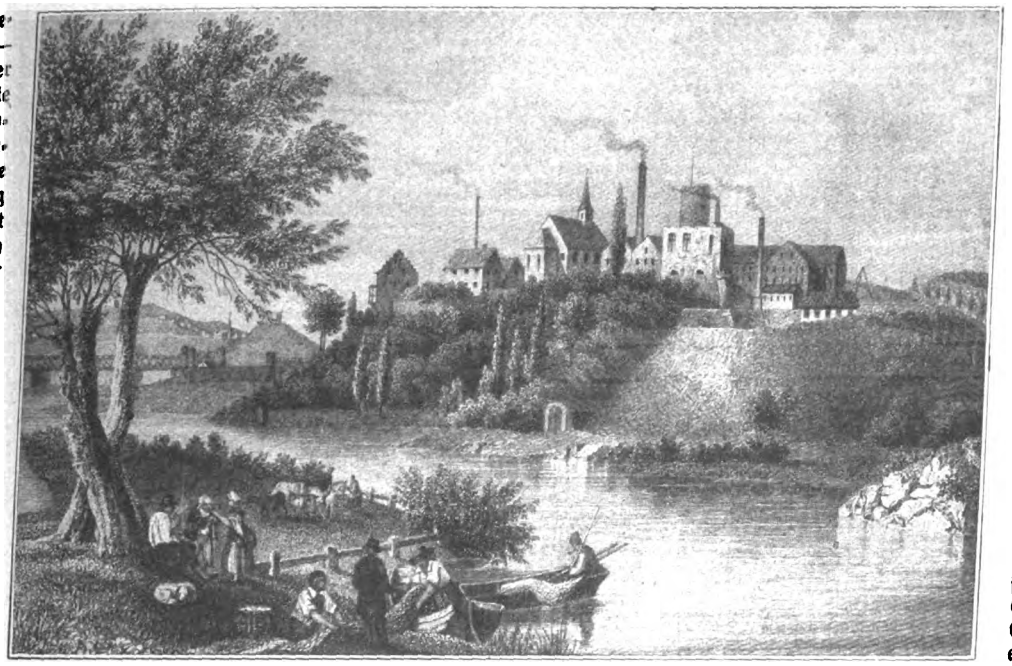
Von der Höhe des Vincketurms, von der Terrasse des Kaiserdenkmals fliegt der Blick über die Mark, kein anderer auf Westfalenland kommt ihm gleich. Unten die grünen Wiesen mit weidendem Vieh, wogende Felder um alte Dörfer und Flecken, die Herrensitze an der Ruhr, geradeaus im offenen Lennetal die schimmernde Hohenlimburg und im blauen Nebel die Höhenzüge des waldigen Sauerlandes, nach Westen das blitzende Band der Ruhr, der Kaisberg und das romantische Volmarstein, die Walzwerke und Schlote von Hagen im Südost. Aber in der Landschaft voll Sonnenglanz, Waldesgrün und Himmelsblau wirkt diese qualmige Wolke nicht einmal schlecht, sie ist der kräftige Schatten, den der Künstler absichtlich in das leuchtende Bild hineingesetzt hat. Kein Wunder, wenn an Sonntagen, da das staubige und rußige Tagewerk ruht, der Sohn märkischer Scholle zur Höhe der alten Sigiburg pilgert, um von hier aus das Land der Väter in unbefleckter Schöne zu sehen, die grünen Saaten und kühlen Wälder, die Hufen, auf denen die Nachfahren der Widukindsachsen sitzen, genau so trotzig und selbstbewußt wie ihre Altvordern zu des Franken Karl Zeiten; um das Sachsenblut in den eigenen Adern pulsen zu fühlen. Stammesstolz und Heimatliebe werden wach auf Hohensyburg. Die Bilder der Vergangenheit rollen sich auf.

Wie das Kriegsgeschrei gellt und das Urhorn dröhnt, als der Franke seinen Heerbann gegen die Ringe der Sachsenfeste Sturm rennen läßt! Wie die runden, schweren Steinscheiben, von Sachsenfaust geschleudert, im Sprung den Hang hinabrasen, mitten in die Reihen der Franken und Fremden! Wie die Speere fliegen und die Steine hageln! Aber über Ring und Wall, durch Außengraben und Tor flutet die Überzahl der Feinde. Die Vorburg wird mit stürmender Hand genommen, um die Hauptburg gellt das Wutgeschrei. Schilde krachen, Keulen sausen, Klingen zucken, das rote Blut rinnt. Am Abend ist der Franke Herr der ganzen Sigiburg. Neu festigt er den Doppelwall, die erste Kapelle auf Wotans Höhe ersteht, der römische Bischof, der zu Paderborn das erste Gotteshaus weihte, als er flüchtig im Lager Karls ankam, bringt das Haupt der heiligen Barbara als kostbare Reliquie. Wo die Opferfeuer zu Ehren Wotans flammten, wo zur Sonnenwende das junge Roß zum geheiligten Mahle geschlachtet wurde und der Met im Stierhorn schäumte, beten Pilger, kommen Waller zur Messe, zur Gnade der heiligen Barbara. Der alte Sachsenquell, zum Petersborn geweiht, gibt das Taufwasser und wird vom Weihwedel der Ge-



Schloß Hohenlimburg. Phot. Woldemar Schmidt.

Digitized by Google



Wetter an der Ruhr. Nach einem alten Stich.

schorenen ge- sprengt. — — Unten an der Ruhr lugen die Häuser Westhofens. Die Eisenbahn rollt wie Kinderspielzeug dahin. Das ist das alte „Reich Westhofen", der Reichshof, von Kaiser Karl angelegt, um die Furt an der Ruhr zu decken. Jahrhunderte lang ziehen Königsboten und Pilger, Händler und Bauern, Priester und Kriegsleute die Straße nordwärts, die den Reichshof Dortmund am Hellwege kreuzt. Aber die ritterlichen Schnapphähne auf der Syburg satteln zum Stegreif und heben Krämer und Bürger auf. Das Verließ im Bergfried ist fest. Nur Goldgulden öffnen den Riegel. Bis Graf Engelbert von der Mark das Raubnest ausräuchert. Spärliche Reste des Bergfrieds und der Innenburg ragen heute in den Anlagen der Hohensyburg. — —

Um die Reichshöfe und deren Hufen streitet Kurköln mit den Grafen der Mark. Die Feste Soest im Hellwege fällt von den Erzbischöfen des heiligen Köln ab, die „Soester Fehde" flackert auf wie Feuerbrand. Vom Süden her kommen die Reisigen unten durch die Furt der Ruhr. Wie ihre Fähnlein flattern! Durch das Wannetal über die Reichsmark, die heute noch unweit der Hohensyburg auf freiem Sitz den alten Namen wahrt, geht der Zug dem Hellwege zu. Köln und die Mark in der Fehde um Soest — Franken und Sachsen gegeneinander, bis der Papst den Streit schlichtet. — —

Ein anderer Haufe reitet den Hellweg westwärts. Von Soest kommt Kölns Erzbischof, des Reiches Verweser, als der zweite Friedrich aus dem Staufenhause in Welschland gegen Rebellen in schwerer Fehde liegt. Mit dem eigenen Neffen, dem Isenburger, der zu Altena an der Lenne im Grafenschloß gebietet, hat der Erzbischof zu Soest harte Reden gewechselt. In Westhofen sprengt Friedrich von Isenburg mit verwegenen Gesellen durch die Furt, im Hohlweg zwischen Hagen und Schwelm stürmen sie auf den Erzbischof und Reichsverweser ein. Dessen Reisige sind in der Schenke zu Gevelsberg zurückgeblieben, nur der Graf von Dortmund, drei Äbte und ein Gewappneter geben dem Geweihten das Geleite. Vergeblich deckt der Dortmunder seinen Lehnsherrn mit dem eigenen Leibe. Um Meuchelmord klagt die Kirche, die den Erschlagenen, den Erzbischof Engelbert, dessen Lob Walther von der Vogelweide gesungen, heilig spricht. Landflüchtig irrt der Isenburger, im Bann, in Acht und Aberacht. Die geschworenen Richter des Erzbistums, die heimlichen Richter der Feme auf Roter Erde, als deren stiller Schutzherr der Erzbischof galt, warteten und fahndeten auf ihn. Unter der Femlinde zu Dortmund war schon manchem Landfriedensbrecher Hals und Leben abgesprochen worden, Weidenschlinge und Dolch der Feme fragten nicht nach Wappen und Adel. Die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe, die zu Altena auf der Burg seiner harrte und ihm geheime Botschaft sandte, trieb den Isenburger heim. Verfemt und vogelfrei kam er wieder in den Gau an Ruhr und Lenne. An der Syburg vorüber führte der Weg. Scheu wie ein Wild stahl er sich durch das Dickicht, immer unter dem Bann und Zwang der Liebe und der Heimat. Und dann? Die Droste-Hülshoff hat das Schicksal des Isenburgers und seines Weibes besungen:

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib / Am Rabenstein unterm Rade . . . / Und wenn das Rad der Bürgel sieht, / Dann läßt e schnell das Rößlein traben . . / Doch eine bleiche Frau, die kniet / Und scheucht mit ihrem Tuch die Rab.n: / Um sie mied er die Schlinge nich ! / Er war ihr Held, er war ihr Licht / Und ach! der Vater ihrer K aben!

Das Weib des Isenburgers unter dem Rade! Wie Ortrud den Telramund, so hatte sie den Gatten gereizt. Wie? Einem Grafen Isenburg wollte der Geschorene auf dem Erzstuhl Kölns den Krummstab wehrend in den Weg strecken? Ihm das Wappen der Gattin mit der Rose weigern? Den Pfaffen in der Abtei zu Werden beispringen, wenn Friedrich Isenburg Schleichern die Faust unter das Kinn stieß?

Nun kniet sie unter dem Rade als Büßerin, und über das schwarze Gewand flutet das goldene Blondhaar. Wappen und Hals sind dem stillen Mann auf dem Rade von Henkershand zerbrochen. Wieder hat der Franke den Sachsen gebändigt. — —

Dem „Höchsten", der alten Straße über des Haarstrangs Auslauf, das Ardey, zu, an Haus Reichsmark vorüber, wandern wir nordwärts ins Dortmunder und Hörder Revier. Ein dickbauchiger Kirchturm mit goldenem Wetterhahn und der Uhrglocke außen auf dem blaugrauen Schieferdach, Häuser — weiße Felder zwischen schwarzgeteerten Balken — ducken sich darunter: Wellinghofen. Schlote und Qualmwolken, Berghalden und Seiltrommeln, Hochöfen und Walzwerke, Schienenstränge und rußgeschwärzte Arbeiterkolonien dahinter — das Kohlenrevier, der Hüttenbezirk Hörde malt seine unschöne Silhouette an den dunstigen Himmel. Dortmund reckt Türme und Schlote. Bochum schließt unmerklich daran. Ruhrabwärts das gleiche Bild: Essen, Mülheim, Ruhrort — Namen, die heute ein Schlachtfeld bedeuten.

Einst waren es die „Hacketauer", die Sechzehner, die sich aus dem Ruhrrevier rekrutierten, die bei Mars-la-Tour und Gravelotte die alte Sachsenfaust zeigten, bis zum letzten Mann stehend und blutend. Nie, seit Napoleons I. Regimenter über den Hellweg und durch das Ruhrtal marschierten, ist im Bannkreis der Syburg ein Schuß in offener Schlacht gefallen. Erst in unseren Tagen hat sie das Donnern der Geschütze, das Knattern der Gewehre aus der Ferne hören müssen.

Ein Raunen und Klagen geht durch das alte Gemäuer. Der Deutsche gegen den Deutschen! Der Heimische gegen den Heimischen! Rauch und Qualm steigen im Westen auf, vom Brande im eigenen Hause. Und die Ruhr wälzt schweigend und scheu ihre Flut dem Rheine zu, dem Geknechteten und Versklavten seit dem Schmachtage von Versailles. Gleiches haben beide nicht gesehen, solange Wasser zu Tal rinnt.

Die Hohensyburg aber ragt weiter auf freier Höhe, mit Turm und Mal, mahnend, aufwärts weisend, warnend: und klagend geistert um die zerfallene Feste der Schatten Widukinds.

Das Leben geht vorbei, vorbei * Von Ernst Behrends.

Das Leben geht vorbei, vorbei — —
War's Leben arm? War's Leben reich? — —
Nun kommt der Tod so leis und weich
Und fragt mich, ob ich fertig sei.

Und macht den letzten Blick mir weit
Wie nie zuvor. Und siehe! Eins
Ist Abendglanz des eignen Seins
Und Morgenglanz der Ewigkeit.

Digitized by Google

Verlobung in Baschkurdistan * Von Georg Holland.

Marfuga kam in meine Stube: „Sei gegrüßt, Haireddin", sagte sie und blieb an der Türschwelle stehen. Ihre schwarzen hübschen Augen wanderten rundum in meinem „Isba", meinem Verschlag, und blieben verwundert an der schiefen Fensteröffnung haften, die ich zum Schutz gegen die unleidliche Fliegenplage mit einem alten Netzhemd bespannt hatte.

„Haireddin, was soll denn das Gitter vor dem Fensterloch?" fragte Marfuga neugierig.

„Ach, siehst du, das habe ich angeschlagen, damit mich die Fliegen nicht quälen."

„So, so, damit dich also die Fliegen nicht ärgern", sprach Marfuga und blickte suchend in der Stube umher. „Wahrhaftig, ich sehe keinen einzigen von diesen kleinen Teufeln; wahrhaftig, die Fliegen müssen draußen bleiben; was seid ihr Deut'che doch für ‚listige' Kerle!"

Die hübsche Marfuga schwieg; aber sie hatte offenbar noch außer den Fliegenfenstern irgend etwas, worüber sie mit mir reden wollte.

„Willst du etwas von mir, Marfuga?"

„Was soll ich von dir wollen, Haireddin", lachte sie ein bißchen verlegen; aber dann räusperte sie sich und begann ernsthaft: „Weißt du, Haireddin, da ist doch meine Nichte, die dicke Mahira, die muß sich jetzt verheiraten. Es ist Zeit, daß wir sie los werden, denn sie zählt bald 17 Sommer; nun ist schon der Ibrahim, der Sohn des reichen Machmudieh aus Ku'chiewa, hier und möchte sie kaufen."

„So verkauf' sie doch in Gottes Namen," sprach ich, „was soll ich denn dabei tun?"

„Ja, siehst du, Haireddin, das ist es eben; wie oft habe ich dir schon erzählt, daß ein Muſulman das Weib, das er haben will, nicht eher sehen darf, als bis er genau gesagt hat: Soviel Pferde und Kühe und Lämmer und Geld will ich für sie geben. Erst dann kann man sich sehen und ans ‚Hochzeitspielen' denken. Nun ist aber der Ibrahim kein ganz richtiger Muſulman mehr; denn er hat in der Stadt gelebt und trägt Russenstiefel und kann lesen und schreiben. Und da hat er mich eben auf der Straße angehalten und gesagt, er möchte wohl Mahira kaufen, aber er hätte keine Lust, sein schönes Geld aufs Geratewohl fortzuwerfen, und müßte die dicke Mahira vorher sehen, ob sie auch wirklich so nett dick wäre, wie ihm sein Vater Machmudieh erzählt hätte."

„Nun, so zeig' sie ihm doch in Gottes Namen, wenn er es will", sagte ich.

„Nein, nein, das geht doch nicht," erwiderte Marfuga, „das kann man nicht machen, und unsere Alte, die Sisa, meint auch, daß das auf keinen Fall geht. Aber wie wir uns hin und her die Geschichte überlegt haben, hat Muchamedian, unser Schwager, gesagt: Laß doch den Ibrahim in Haireddins Isba gehen und Tee trinken und ein bißchen bleiben. Und dann kann der Ibrahim ja öfters durch den Spalt über der vermachten Türe gucken; wir werden die dicke Mahira hier schon so aufstellen, daß er selbst sieht, wie hübsch dick und rund sie ist."

Marfuga schwieg. Nach einer kleinen Pause fuhr sie etwas verlegen fort: „Willst du, Haireddin, nicht erlauben, daß Ibrahim in deine Isba kommt?"

„Meinetwegen, Marfuga, mag er nur kommen und sehen."

„Nun schön, er wird kommen."

Marfuga verschwand. Nach einer Weile wurde an der Tür gerüttelt. Herein kam Ibrahim: halb Baschkur, halb Europäer; das Samtkäppchen mit der Troddel fehlte nicht, auch nicht der lange Chalat mit den abgeschnittenen Ärmeln. Aber über dem Halsausschnitt saß ein regulärer „Schillerkragen", und die Beine steckten in hohen Lackstiefeln.

„'n Tag, Haireddin!"

„'n Tag, Ibrahim."

„Kann man bei dir bleiben und Tee trinken?"

„Ja, bleib nur hier und setz' dich."

Mein Gast nahm auf einer Bank Platz und bewunderte gebührend den Tisch und die Stühle, die ich, da mir das Leben ohne Möbel zu unbequem war, angefertigt hatte. Dann brachte Sisa feierlich den unvermeidlichen Samowar und einiges Weißbrot und in Hammeltalg gebackene Kuchen, stellte alles nebst Tassen und Schalen auf den Tisch und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Ibrahim und ich aßen und tranken.

Dann stand mein Gast auf und machte sich an der Wand zu schaffen, die Sisas und meine Stube trennte. „Genier' dich nur nicht, Ibrahim", ermunterte ich den modernen Muſulman. Er genierte sich wirklich nicht, sondern brachte minutenlang das Auge an den Spalt und lugte hindurch; endlich nahm er befriedigt wieder auf der Bank Platz.

„Haireddin, sie ist wirklich gut und schön und rund und kräftig wie eine Steppenstute", sagte er erleichtert. „Mein Alter soll mir diese Mahira kaufen . . ."

Aus der anderen Stube, wo man offenbar diese ziemlich laut gesprochenen Worte gehört hatte, drang Gekicher. Ibrahim erhob sich, reichte mir die Hände und empfahl sich.

— — — — — — — — —

Einige Tage darauf erschien der alte reiche Machmudieh aus Kuschiewa. Und meine Isba wurde der Ort, wo dieser Machmudieh, der übrigens einen scheußlich häßlichen dicken, roten Kopf hatte, mit Muchamedian, dem Schwager Marfugas, um die dicke Mahira schacherte.

Erst wurde Tee getrunken; sehr feierlich, sehr zeremoniell. Die alte Sisa, die uns bediente, hatte ihr bestes, feuergelbes Kattunkleid angezogen und um den Hals einen mit unechten Korallen und unzähligen Silbermünzen benähten Latz gelegt. Sie kam und ging geräuschlos wie eine Katze und hielt sich bei uns nicht länger auf, als unbedingt nötig war.

„Nun, Muchamedian, was soll das Weibstückchen kosten?" erkundigte sich Machmudieh vorsichtig.

„Du wirst schon selbst wissen", entgegnete ebenso vorsichtig der Schwager.

„Wie soll ich das wissen? Du mußt sagen, was du haben willst."

„Du weißt schon selbst; gib, was du willst."

Machmudieh räusperte sich: „Zwei Pferde werde ich stellen, na, und vier Kühe und drei Schafe noch und hundert Rubel bar sollt ihr haben. Das, glaub' ich, ist genug, ist ein netter Preis für ein Mädchen aus eurer Sippe."

Doch Muchamedian schüttelte bedachtsam sein Haupt; dann nickte er wieder und sagte schließlich sorgenvoll: „Machmudieh, das geht nicht; die Mahira ist hübsch und rund und eine feine Frau, und ihr Vater war Händler; auch haben wir viel an sie gewandt, sie in die Schule geschickt; sie kann ja fast schreiben. Nein, Machmudieh, du bist reich und kannst für deinen Ältesten, der beinahe ein Mullah ist, schon etwas springen lassen."

Machmudieh fuhr auf; sein dicker Kopf, auf dem die Tipité, das rote Samtkäppchen, sich merkwürdig klein ausnahm, wackelte ärgerlich hin und her.

„Was wollt ihr denn haben für die Mahira?" fragte er.

„Leg' noch etwas zu, Bruder," antwortete der Verkäufer, „so ein paar Hammelchen noch, ein paar Hühner und vielleicht hundert Rubel. Und ich kann dir versichern, der Ibrahim bekommt ein Frauensmensch, von dem er wirklich Nutzen hat."

Aber Machmudieh erhob sich und sprach wegwerfend und ärgerlich: „Du scheinst mir, Muchamedian, die Haare aus dem Fell reißen zu wollen; was sollen wir da noch lange reden. Allah weiß es: mehr als ich euch biete, gibt euch kein Baschkur für das Weibsbild. Und überdies: Wachsen

Digitized by Google

in Baschkurdistan nicht noch genug Frauensmenschen für Ibrahim? Also" — er hielt seine breite, kurzfingerige Rechte Muchamedion hin — „noch 20 Rubel lege ich zu und einen Hammel. Gib her das Weib!"

Auch der andere hatte sich erhoben; auch er hatte seine Hand ausgestreckt. Wie Pferdehändler, die einander begaunern wollen, standen sich die beiden gegenüber.

„Noch einen Hammel, 12 Hühner und 50 Rubel!" rief Muchamedian.

„Nein, keine Kopeke mehr!"

„Gib her, einen Hammel, sechs Hühner und 50 Rubel!"

„Nein, kein Huhn, oder ich will krepieren."

„Gib her, Machmudieh, ein Hammelchen und sechs Hühner und 30 Rubel!"

Die Handflächen berührten fast einander, schnellten aber blitzartig in die Höhe; denn Machmudieh rief kläglich: „Du bist unverschämt, Bruder; einen Hammel lege ich dir zu und 6 Hühner; aber 10 Rubel laß noch ab, hörst du?"

Und langsam, ganz langsam senkten sich die Handflächen, während die Männer einander starr ins Gesicht sahen, um noch einmal emporzufahren und dann laut klatschend ineinanderzuschlagen.

Der Handel war perfekt.

Befriedigt nahmen beide Kontrahenten wieder Platz. Die alte Sisa, die offenbar an der Tür gelauscht hatte, kam hereingehuscht und stellte eine große Holzschale voll Kisluschka (eine Art Met) hin. Machmudieh trank und wischte sich die breiten Lippen an meinem baumwollenen Lampenschirm. Ich verließ die Stube und ging über den Hof in Sisas Zimmer.

Dort standen viele Weiber, steckten die Köpfe zusammen, horchten an der Zwischenwand und kicherten. Nur Mahira, die Braut, hockte einsam auf dem großen Ofen und lächelte glücklich und vergnügt vor sich hin.

„Nun, Mahira," rief ich, „jetzt wird es ernst mit dem ‚Hochzeitspielen'."

Sie nickte stumm und lächelte. Aber Marfuga sagte: „Ach ja, Haireddin, es ist auch höchste Zeit, daß sie sich verheiratet; sie ist doch schon ein altes Mädchen, bald 17 Sommer hat sie. Aber viel Arbeit werden wir haben. Backen muß man und Kisluschka brauen; denn der Ibrahim ist doch der Sohn des reichen Machmudieh aus Kuschiewa", setzte sie stolz hinzu.

Damit holte sie den großen „Tirman", die Handmühle, aus einer Ecke, schüttete Weizen hinein und begann emsig die schweren, eisenbeschlagenen Zedernscheiben zu drehen.

Der blühende Wald * Von R. H. Francé

Mit 6 Abbildungen nach Photographien von G. F. Urff

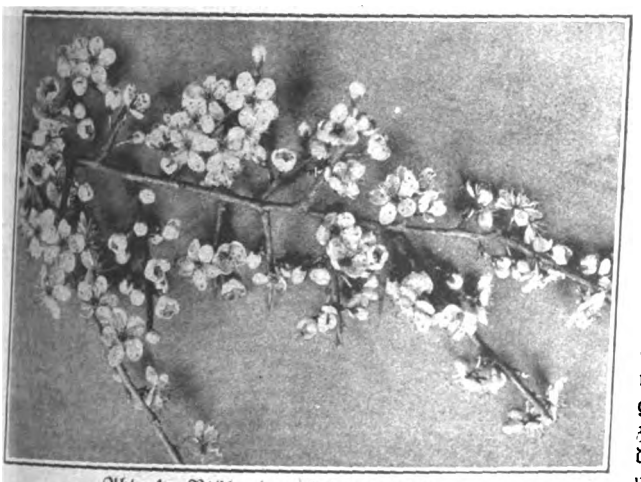


Abb. 1. Blühender Schwarzdorn.

„Unzählbar wie die Frühlingsgedichte." Dieses sicherlich an einem Redaktionsschreibtisch entstandene Wort hat mich eigentlich immer gerührt. Oder ist es nicht rührend, zu sehen, wie der Herr der Welt, der sonst kalten Herzens über die Natur verfügt, den Blitz einfängt und sich dienstbar macht, der mit Sonnenstrahlen zeichnet und mit dem Winde um die Welte eilt, doch jedes Jahr einmal wenigstens sich auf den ewigen Kreislauf besinnt, in den auch er eingeordnet ist. Und plötzlich wird er menschlich, demütig und andächtig und fühlt das geheime Band zwischen sich und aller Kreatur und empfindet Liebe für sie und die ganze Schöpfung. Denn das ist doch aller Frühlingsgedichte wahrster Untergrund und Inhalt.

Seitdem ich mir das klargemacht, lächle ich nicht mehr über die Lenzdichter, sondern erfühle in ihnen, sogar wenn sie nur stammeln und unbeholfen sind, etwas Ernstes, sogar etwas Heiliges, nämlich das Gesetz.

Das Gesetz, das sie suchen und das sich mit bloßem Gefühl nicht finden läßt. Und darum habe ich mir so auf meine Art meine Frühlingsfeier zurechtgemacht, eine, die nicht bloß Empfindungen wecken will und Freude, sondern die vor allem wissen will und denken.

Ich gehe in den Wald, der sich wieder in erstes Grün kleidet, und horche zu, was aus dem Flüstern der Äste spricht.

Schon von außen kündet er, daß sein Frühlingswerden anders ist als das des gemeinen Blumenvolkes. Die Schwarzdornhecken (Abb. 1), die ihn umsäumen, sind über und über mit weißen Blüten geschmückt, der Wald selbst aber ist der Blüten bar. Hell schimmert die mailiche Buche und, wie mit grünem Gold überflittert, die Birke am Rand; in so zartes Grün sind sie beide gehüllt, daß kein Pinsel eines Malers diese völlig des Irdischen entkleidete, aus eitel Sonnenlicht und Goldglänzen zusammengesetzte Farbe in ihrem Leuchten ganz wiederzugeben verstände. Und doch werden sie noch von einem Baum darin übertroffen, der im Lenz die schönste Farbe annimmt, welche die Natur überhaupt kennt. Das ist das Frühlingsgrün der Eschen und der Ahorne, mit seinem köstlichen Schimmern und Prangen. Und da sieht man denn auch die erste Blüte

Abb. 2. Das Frühlingserwachen des Spitzahorns: Die Blüten entfalten sich vor den Blättern.

der Waldbäume, denn sie und nicht die kaum aus ihrer Knospenhülle geschlüpften Blätter sind es, die bei Eschen und Ahornen zuerst den Kronen ihre Rundung verleihen. — Von ihnen erfährt man es zu-

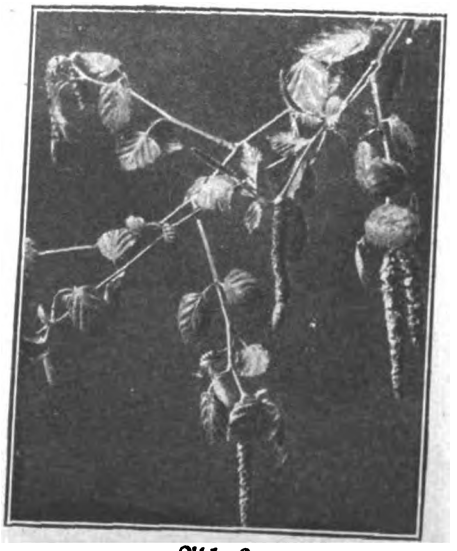


Abb 3.
Blühende Birke: Die Kätzchen sind bei Erscheinen der Blätter fast verblüht.

Digitized by Google

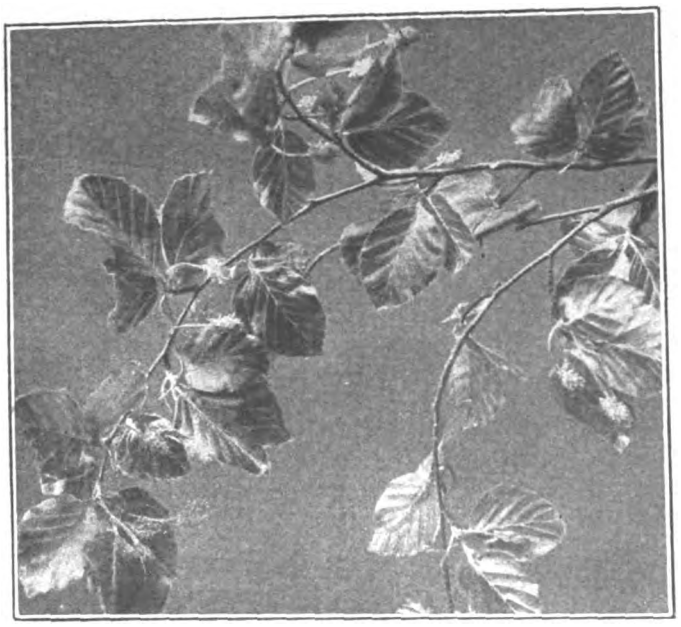


Abb. 4. Die Rotbuche als Windblütler.

erst, wenn man es sonst nicht gewußt hat. Die Waldbäume blühen ohne „Blumen“ Grüne oder gar solche von mißfarbenem Braun und stumpfem Rot oder blaßgelb gefärbte raupenähnliche Kätzchen (Abb 3) sind die Blüten der Birke, farblose, unscheinbare Blüten entsendet die Maienbuche (Abb. 4). Und auch im Nadelwald bluhen Fichte (Abb 5) und Kiefer (Abb 6) ohne Duft und Blütenschonheit, wenn auch die feierlich aufgerichteten „Lichter“ der Kiefer einem solchen Bestand, namentlich junger Bäume, etwas sehr Anziehendes, fast Weihnachtliches verleihen

Alle heimischen Waldbäume sind „Kätzchenträger“ oder nur imstande, Blüten einfachster Art herzustellen. Wenn die Kastanien und Akazien oder die Tulpenbäume, die in den städtischen Anlagen alle erst später als der Wald blühen, große, oft duftberauschende und prachtvolle Blüten treiben, so ist das ein sicheres Anzeichen, daß sie Fremdlinge und Kinder einer südlichen Natur sind Die Roßkastanien stammen mit dem Flieder aus dem heißen Vorderasien, die Akazien sind Einwanderer aus Zentralamerika, und auch die Tulpenbäume verpflanzte man aus den Südstaaten jenseit des Meeres in unsere Gärten Der heimische Wald kennt keine Blumenpracht und feiert seinen Lenz in schlichtester Gewandung.

Das gibt zu denken, und ins Weite und Breite irren nun sinnend die Gedanken. Sie gehen zurück bis zum Ursprung dieses Waldes, nicht in das Menschenalter oder bis zu Großvaters Zeiten zurück, da die Bäume, an deren Blüten nun Aug' und Sinn haften, noch Kinder waren, sondern zurück in die Urzeiten, da Fichten und Kiefern, Buchen und Birken entstanden

Lange ist das her In Gesteinsschichten, in denen längst keine Spur des Menschen mehr zu finden ist, dafür aber fremdartige und lang ausgestorbene Tierformen, liegen Birkenblätter und Buchenabdrücke eingebettet Und fast so alt wie die Steinkohle sind Kiefer und Fichte. Birkenwälder rauschten, als unter ihnen Saurier der Kreidezeit ihren Riesenschritt gingen, und die Nadelbäume haben einen Stammbaum von so uraltem Adel, daß sie fast mit Recht sagen können, unter den lebenden Baumgeschlechtern seien sie fast die ältesten.

Und auf einmal blickt man mit anderen Augen auf den Wald. Er ist ein Überrest der Urzeit Er stammt aus Tagen, da es noch gar keine Insekten, keine Falter und Bienen gab, denen zuliebe alle bunten Blumen so viel Duft, Farbe und Honig verschwenden, seine Blüten mußten sich dem Wind anvertrauen, und darum enthalten sie nur die notwendigen Organe und sind unscheinbar geblieben Alle diese „Windblütler“ sind uralte Überbleibsel einer Langstvergangenheit und stehen schon etwas gespenstig in einer Welt, die fremd auf sie blickt. — Und so ist es denn auch kein Zufall, daß die „Kätzchenträger“ früher blühen als die anderen, die erst das Erwachen der Insektenwelt abwarten müssen. Wie wenn der allgewaltige Rhythmus des Lebens, der über die Erde schritt sich dunkel symbolisch darin wiederholen würde, daß der Kreislauf des Jahres auch den Reigen des Lebens immer aufs neue abspielt. Die zuerst Dagewesenen treten auch zuerst in die Reihenfolge ein. Esche, Ahorn, Birke, Buche, Nadelbäume waren die ersten auf Erden von den noch lebenden Pflanzengeschlechtern; sie sind auch die ersten, mit denen die große Lebenswelle im Lenz das Samenkorn der Ewigkeit den neuen Geschlechtern übergibt.

Abb. 5. Blühender Fichtenzweig.

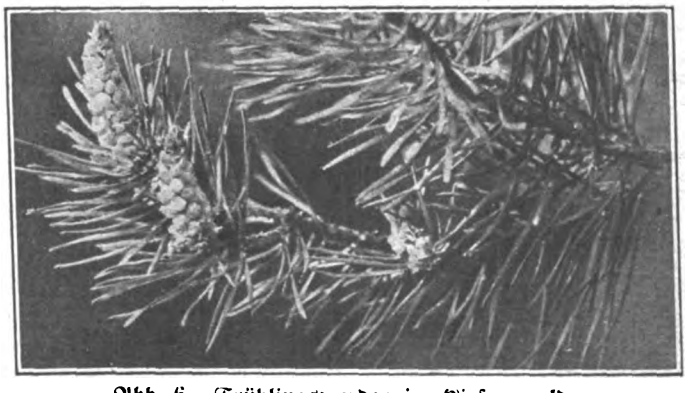


Abb. 6. Frühlingswerden im Kiefernwalde.

Der Naturforscher kennt diese Wiederholung des Rhythmus sehr wohl Das erdgeschichtliche Werden spiegelt sich in leisen Zügen in der persönlichen Entwicklung. Das Kind benimmt sich wie einst die Urmenschen; im Werdegang des Menschenleibes kehren, verloren und abgeblaßt, Züge wieder aus fernster Urgeschichte; der blühende Wald rauscht dem Wissenden Kunde von Längstvergangenheiten.

Und auf einmal verstehen wir seine Sprache Und etwas Ergreifendes, Ernstes, Hochheiliges spricht aus ihm und seiner bescheidenen Blütenwelt, etwas, das den „Herrn der Welt“ entkleidet seiner Herrscherrolle und seines Gefühls, anderes zu sein als alle sich in der Lenzsonne ihres Lebens freuenden Geschöpfe. Denn er erblickt am Himmel, dunkel über allen, auch ihm selbstwaltend das Göttliche der Welt und der Natur, ihr Gesetz

Wer das einmal in seiner Seele erfaßt hat, den ergreift ein einfacher Waldspaziergang mehr als das tiefsinnigste Frühlingsgedicht.

Flugfragen der Störche * Von Hermann Radestock.

Angesichts unserer eigenen großen Sorgen und Fragen könnte es unangebracht scheinen, sich mit den für uns wohl recht nebensächlichen der Storche zu beschäftigen Da will ich lieber folgendes gleich vorausschicken Zunächst, der Storch hat sich nach den neuesten Forschungen als immer nützlicher werdend erwiesen nämlich ganz abgesehen von seiner ja stets nötig bleibenden Kleinkindertransportarbeit, durch seine veränderte Nahrung Und zweitens fällt jetzt wenigstens etwas mehr Licht auf seine fortschreitende Verminderung. Sie sowie die Nahrungsveränderung beruhen, wie gezeigt werden soll, weniger auf der Trockenlegung von Sümpfen als auf zwei neuzeitlichen technischen Erfindungen und Einrichtungen, nämlich den elektrischen Stark-

Digitized by Google

stromleitungen und den während des Krieges so stark vermehrten Flugzeugen

Wir hatten uns zu sehr gewöhnt an die Vorstellung vom Storch als einem sogenannten „halben Haustier". Das ist er ganz und gar nicht, ebensowenig wie der Sperling. Er ist ein äußerst selbständiger und scharfer Beobachter und macht von seiner Annäherung an das menschliche Leben und Treiben vom erhöhten Dachstandpunkt aus klug verwertete Erfahrungen Er unterscheidet wie der Spatz, trotz seiner scheinbaren Vertrauensseligkeit, nicht nur zwischen für ihn und seine Jungen sicheren und unsicheren Häusern, sondern weiß auch sehr gut aus den ihm im allgemeinen wohlgesinnten Menschen die übelwollenden herauszuerkennen. Besonders ausgeprägt fanden das unsere Truppen auf dem Balkan. Hier vermeidet der Storch auffallend genau die Häuser der Griechen und wählt zum Nisten die der Türken, die ihn aus ethisch-religiösen Gründen und den praktischen der Schlangen- und Ungeziefervertilgung begünstigen, während die Griechen ihn schon wegen seiner Vorliebe für die von ihnen gehaßten Türken necken und verfolgen. Ohne Zweifel lernt also der Storch, zumal durch seine weiten Reisen, Land und Leute nebst deren Betätigung besser kennen und besser unterscheiden als der Spatz, andererseits bleiben Störche immerhin Störche: Man kann von ihnen nicht eine genauere Abmessung der Gefährlichkeitstragweite neu auftretender technischer Erfindungen erwarten; das fällt ja selbst Kindern und vielen Erwachsenen schwer. Und dann dürfen wir nicht vergessen: Der Storch kommt zu uns als Brutvogel und ist in seinem Wollen, Tun und Lassen ganz von diesem einen Gedanken, der Sorge um seine Nachkommenschaft, erfüllt. Beim Anblick eines Flugzeuges wird er sich daher stets an die ihm von seinen Nestern her bekannten, jungen Tieren gefährlich werdenden Adler, Geier usw. erinnern. Wenn er sich nun auch im Laufe der Zeit von der Angriffslust jener für ihn nicht ganz zu deutenden Maschinen überzeugt, das Mißtrauen und die gesteigerte Angst um die Brut bleiben. Entweder meidet er nun flugverkehrsreiche Gegenden überhaupt, oder er wagt nur kurze Flüge vom Nest in die nächste, sumpflose Ortsumgebung, um seine Jungen bei vermeintlicher Gefahr rascher schützen zu können. Darauf ist es wohl weit mehr als durch das Sumpftrockenlegen zurückzuführen, daß der anpassungsfähige Storch nun auch bei uns sich mehr und mehr entschieden vom überwiegenden Frosch- zum Mäuse- und Insektenfang bekehrt hat. Dr. Floericke hat dies durch seine letztjährigen 1056 Gewöllunterſuchungen einwandfrei bewiesen: In trockenen Jahren frißt der Storch selbst im sumpfreichen Ostpreußen bedeutend mehr Mäuse und Landinsekten als Frösche und Wasserkäfer.

Der Klapperstorch. Gemälde von Carl Spitzweg.

Aus zahlreichen Fliegergegenden wurde das Verschwinden oder auffallend starke Verringern der Störche gemeldet, z. B. aus den Elbauen bei Wittenberg an der vielbeflogenen Strecke Berlin—Bitterfeld—Leipzig. Dort verschwanden schon vor 1914 mit dem Storch auch Kiebitze, Reiher und die Raubvögel. Ebenso im schweizerischen Kanton Aargau. Hier beobachtete Dr. A. Fischer-Sigwart in Zofingen 1913, wie das älteste Storchennest des Kantons in Brittnau durch ein herannahendes Flugzeug entvölkert wurde. Das Storchenpaar flog hoch auf und verschwand. Erst nach zwei Wochen kam die Störchin wieder, aber nur auf kurze Zeit, dann verschwand auch sie endgültig, weil sich zufällig gerade wieder ein Flugzug näherte. Derselbe Beobachter berichtet auch über die üblen Wirkungen der Starkstromleitungen, mit denen die Störche bei ihren kurzen, niederen Flügen leicht in Berührung kommen. So in Lenzburg, wo ein alter und zwei junge Störche, ferner in Schöftland und Zofingen, wo je ein alter Storch getötet wurden. Die betreffenden Horste und noch eine lange Reihe anderer in der Schweiz und in Deutschland sind nachweislich von den Tieren auf Nimmerwiedersehen verlassen worden aus Angst vor den unheimlichen Drähten.

Die wenigen in der Kriegszone 1914—1918 verbliebenen Störche scheinen sich allerdings mehrfach an die dort in Massen auftretenden Flugzeuge gewöhnt zu haben. Da die großen einheimischen Raubvögel nur einzeln angreifen, mag der stark individuell begabte Vogel gerade hieraus zuweilen den richtigen Schluß gezogen haben, wie z. B. das Storchenpaar von Wattweiler, das ruhig im Geschütz- und Maschinengewehrfeuer auf seinem zerschossenen Kirchturm aushielt und nach den fliegenden Kugeln pickte, als wären es Käfer. Was dagegen das Vorkommen der sogenannten Raub- oder Junggesellenstörche, von denen man früher nie etwas gehört hatte, betrifft, so dürfte es vielleicht ebenfalls z. T. mit jener Angst vor Flugzeug und Starkstrom zusammenhängen. Diese Sonderlinge (jüngere Männchen und Weibchen sind gleichmäßig stark vertreten) bauen keine Nester, sondern hausen, ohne sich zu paaren, auf hohen Bäumen am Waldrand, von wo aus sie auf Wiesen und Feldern eifrig der

Digitized by Google

Mäuse- und Insektenjagd nachgehen. Wo aber bleiben die vielen paarungslustigen Adebare? Sie ziehen nach ruhigeren und sichereren Gegenden. Leider fehlt uns da eine genauere umfassende Statistik. Aber während im Binnenland bei uns die Zahl der Störche fast überall sehr stark zurückgeht, ist nach H. Krohn (Hamburg) z. B. in Mecklenburg sogar noch heute eine kleine Zunahme zu verzeichnen. Im allgemeinen jedoch scheint der Storch seine Flucht nach Nordosten fortzusetzen, denn er wurde neuerdings in Livland und Estland, wo er früher nicht nistete, brütend angetroffen.

Die allmähliche Verdrängung unseres Freundes aus Deutschland wird vielleicht durch die gegenwärtige Verminderung der Flugzeuge etwas verzögert, anderseits wird sie bei der durch die Kohlennot bedingten Vermehrung der Kabel beschleunigt werden. Leider ist die Verletzung und Gefährdung durch die vielen Drähte auch in Zukunft kaum zu vermeiden, denn wir können sie dem Storch zuliebe nicht einkapseln. Noch weniger können wir eine Änderung und Verbesserung seiner Flugtechnik erwarten. Der Storch ist verhältnismäßig plump gebaut und ein ungeschickter und schwerfälliger Flatterer, der vor dem Auffliegen vom ebenen Boden erst ein paar Sprünge machen muß. Seine Hauptstärke und wahrhaft majestätische Schönheit besteht im Schraubenflug nach aufwärts und im Höhensegeln. Nieder geht er, ähnlich unsern Flugzeugen, gern im Gleitflug. Dieser leistet ihm auch bei seinen Reisen nach und von Südafrika wichtige Dienste. Er hat sich nämlich die fast 10 000 Kilometer lange Strecke in Tagesabschnitte zerlegt, zwischen denen er über Nacht Rast hält. Solche Raststationen sind z. B. der Spreewald, das Lechfeld bei Augsburg, das Podelta. Jede dieser Strecken, also rund 500 Kilometer, legt der Storch, wenn es irgend die Witterung erlaubt, in einem einzigen Gleitfluge zurück, d. h. er schraubt sich zunächst mit den Wandergenossen in etwa zweitausend Meter Höhe und gleitet nun segelnd allmählich in die Tiefe. Sehr gut ließ sich das Ende eines solchen Etappengleitfluges am 30. Aug. 1903 von einem deutschen Schiffe aus im Golf von Suez beobachten. Eine im Verlauf ihres Nordsüdzuges vom Balkan her über Dardanellen, Kleinasien und Syrien auf mehr als 100 000 angewachsene Schar Störche kreuzte von Nordost (Palästina) nach Südwest (Nildelta) den Kurs des Schiffes. Sie flog nur noch zwei bis drei Meter über dem Wasser, und zwar eine ganze Zeit lang quer durch das Schiff zwischen Schornstein und Masten hindurch, dicht über den Köpfen der erstaunten Reisenden, trotz Takelwerk und Maschinenqualm. Zum Glück gab es hier keine Starkstromleitung. Aber wie erklärt sich das blinde Drauflosfliegen? Alle Zugvögel ziehen, wie Professor Thienemann unlängst nachgewiesen hat, mit mehr oder weniger leerem Magen (bei 40 v. H. ganz leer), z. B. Wanderfalk neben Taube. Das hat für den fliegenden Vogel zwar den großen Nutzen, weniger Last tragen zu müssen, aber den Nachteil, daß es dem beim Flug besonders angestrengten Kopf und Hirn schließlich an Blut fehlt. Das schwächt wieder die Urteils- und besonders die Sehkraft, und zwar so sehr, daß nach Professor Mossos Untersuchungen die nach dem Fluge beim Landen an Zäunen, Bäumen, Stangen, Drähten zerschellten Wachteln solche Hindernisse überhaupt gar nicht mehr unterscheiden konnten.

Daß bei diesen Gefahren nur gesunde Tiere mitreisen können, ist klar. Das rückt auch das häufig bezweifelte „Storchengericht" in neue Beleuchtung. Der Zoologe A. Milewski hatte in seiner Heimat an den Masurischen Seen vor dem Kriege das Glück, jenes nach mehrjährigen mißglückten Versuchen, in einem Ellerngestrüpp versteckt, Ende August zu beobachten. Er sah, wie die Störche von allen Seiten rauschend und klappernd heranflogen, sich in einer langen Kette aufstellten, wie dann der stattlichste Storch die Reihe musternd entlangschritt und die Schwächlinge durch Schnabeltippen zum Heraustreten zwang, wie er ferner mit den vier ersten, besonders kräftigen Störchen der Reihe klappernd sich verständigte, und wie letztere unter plötzlich eintretender Stille die sieben Ausgemerzten schnell durch scharfe Brusthiebe durchbohrten, worauf die ganze Schar, unter großem Geklapper auffliegend, die Stätte verließ. Der Brauch erscheint uns grausam, aber die Störche haben keine Wintersanatorien. Oft hilft sich übrigens die Storchmama in der Weise, daß sie ihr Sorgenkind dem Bauern „schenkt", auf dessen Dach es groß geworden. Zuweilen glückt es, das Ausgesetzte zu retten. Dann ist es sehr bezeichnender Weise schon vorgekommen, daß die Alten vor dem Abzuge noch einmal erschienen und das Junge aus dem Hof zu entführen versuchten, daß dieses aber flüchtete. Ahnte es das „Storchengericht"? Fühlte es sich selbst zu schwach für die Reise? War das menschlicher Güte vertrauende Kind klüger als die Eltern? Das alles sind noch ungelöste Fragen.

Zeitideale im Spiegel der Dichtung * Von Dr. E. K. Fischer.

Jedes Zeitalter steht unter dem Banne leitender Ideen, deren Verwirklichung mit gläubiger Inbrunst ersehnt wird. Die Dichtung gibt den gesteigerten Ausdruck dieser Ideen, so daß Kenntnis der großen Dichterwerke zugleich den Blick auf die Wege des Menschengeistes und Menschheitsschicksals erschließt. Der Kampf um das Erlebnis des Göttlichen, das Ringen um die Gestaltung des Diesseitigen als einer großen, beglückenden und zu bejahenden Angelegenheit und der Versuch, zwischen Himmel und Erde ein versöhnendes Band zu knüpfen, das sind die allgemeinsten, großen Inhalte jeder wirklichen Dichtung. Irdische Selbstbehauptung des Menschen steht am Anfang, daneben Furcht vor dämonischen Gottheiten. Zeuge dafür sind die Heldenlieder, Zaubersprüche und Gebetsformeln unserer Altvordern. Aus der Selbstbehauptung wächst das Ideal des Helden, aus der Dämonenverehrung das des Kampfes für die Gottheit durch den christlichen Gottesmann, den streitbaren oder sangeskundigen Mönch: Dietrich und Hildebrand, das altsächsische Heilandslied und der Mönch Ekkehard, wie Scheffel ihn uns neu erweckte, gehören hierher. Allmählich nähert sich der Held dem Gottesmann, und die erste harmonische Verschmelzung des Weltlichen und Geistlichen vollzieht sich im höfischen Zeitalter des christlichen Ritters, der als Kreuzfahrer ins heilige Land zieht. Eine andere Lösung gibt Wolfram von Eschenbachs „Parzival", der mit den Worten schließt: „Wes Leben so sich endet, daß er Gott nicht entwendet die Seele durch des Leibes Schuld und er daneben doch die Huld der Welt mit Ehren sich erhält, der hat sein Leben wohl bestellt." Der mittelalterliche Held hat mit dem alten homerischen gemein, daß beide einer Volksgemeinschaft dienen, die der Dichter mit leuchtenden Farben malt, so daß wir Griechen und Trojaner, Hunnen und Burgunder, Dänen und Friesen aus der Ilias, dem Nibelungenlied und der Gudrunsage recht gut kennenlernen können. Die Volksgemeinschaft tritt dann lange nicht mehr ins Bewußtsein der Völker, la dolce France, das süße Frankreich der Troubadours, und die „tiutschen lant" Herrn Walthers von der Vogelweide sind die Ausklänge jenes Nationalgeistes, den Theodorichs, Karls des Großen und der Staufenkaiser christliche Mittelmeer- und Weltreichpläne geweckt hatten.

Bis zu den Türkenkriegen bleibt das Nationalgefühl verkümmert, und auch die Dichtung, selbst die der italienischen Renaissance, besingt nur in Abenteuergeschichten und historischen Volksliedern die Kämpfe einzelner Helden, Städte oder Volksschichten gegeneinander. Dafür aber herrscht das Ideal der Liebe in nie gekannter Ausschließlichkeit und erobert sich alle poetischen Formen, schafft sogar neue dazu: zum Epos, zur Novelle, zum Schwank noch den mittelhochdeutschen Wechselgesang und die kunstvollen Strophenformen der Minnesänger und Renaissancepoeten. Neben dem reinen Gottesideal taucht so das reine Frauenideal auf, und beide lösen sich immer mehr von allem Zeitgeschichtlichen los und gipfeln im rein lyrischen Hymnus auf die ungenannte Geliebte oder auf Maria, die Gottesmutter. In ganz großen Dichtungen wie Wolfram von Eschenbachs „Parzival" oder Dantes „Göttlicher Komödie" wird die Geliebte zur Führerin auf dem Weg der seelischen Läuterung, und für Dante fallen schließlich sogar irdische und himmlische Liebe in eins zusammen. Die Liebe ist Hauptmotiv aller Dichtung geblieben, aber so groß wie im Mittelalter, als weltbewegende Macht, ist sie doch nur in Mozarts „Don Giovanni", in Goethes „Faust", in Wagners „Tristan" und in Strindbergs späten Dramen geschaut, im übrigen hat man ihr mehr stofflich immer neue Seiten abzugewinnen gesucht, hat das frivole oder verwegene Liebesabenteuer geschildert, hat Kurtisanen und gewöhnliche Dirnen zu Heldinnen von Liebesromanen gemacht, hat das Motiv der ehelichen Untreue ein Jahrhundert lang behandelt und ist schließlich bei der Schilderung erotischer Verirrungen gelandet. Es ist ein weiter Weg von Dante über Boccaccio, den Amadis-Roman, Casanova, „Werthers Leiden" und die „Wahlverwandtschaften", Wielands galante Romane, Friedrich Schlegels „Lucinde", Balzac und Maupassant bis zu Frank Wedekind.

Digitized by Google

diesen Zeiten der Zersetzung des Liebesideals leistet die Dichtung im wesentlichen kritische Dienste: als Zeitsatire, in Schwänken, Lehrgedichten, Sinnsprüchen. Die Renaissance aber bringt doch ein neues Ideal: das der unbedingten Welt- und Lebensbejahung. Hans Sachsens Fastnachtsspiele, Gedichte und Dramen bergen einen solchen Überreichtum von Erlebnissen und Erkenntnissen, Fischarts Nachdichtung des „Gargantua" von Rabelais greift so voll ins Leben hinein, daß eine Überfülle der Gesichte uns geschenkt wird. Abenteuer jeder Art werden gesammelt, und die Zeit, deren Gottes-, Liebes- und Gemeinschaftsbegriffe zersetzt sind, hält sich an bunten Phantasiebildern schadlos. Der „Simplizissimus" von Grimmelshausen bietet dafür ein gutes Beispiel oder Christian Reuters „Schelmuffsky". Im siebzehnten Jahrhundert taucht ganz zaghaft ein neues Gemeinschaftsideal auf: in den Schäfereien der vornehmen Gesellschaft, die eine eigene, umfangreiche Lieder-, Roman- und Bühnendichtung hervorrief und einer neuen Kunstform das Leben gab: der Oper. Das Jahrhundert der Menschenrechte und Rousseaus hat diesem Kunstnaturideal das der wirklichen Natur zur Seite gestellt. Da kam Friedrich der Große, und mit einem Schlage erwachte das deutsche Nationalbewußtsein zu neuer Stärke. Die napoleonischen Kriege, die Burschenschafterbewegung, 1848, 1870 und 1914 waren die großen Stationen dieses Neu-Nationalismus, dessen größte Verkünder Schiller, Fichte, Kleist, Uhland, Hebbel, Wagner gewesen sind. Zwei Quellen hatte dieser Nationalismus: die unmittelbare Gegenwart und das deutsche Mittelalter, dem man innerlich wieder nahekommen wollte. Beide sind zurzeit versiegt, und das Erlebnis der Revolution hat als neues Ideal an Stelle der nationalen Gemeinschaft, der vor zwei Jahren noch Millionen Lieder erklangen, die soziale Gemeinschaft gesetzt.

Zwei Bewegungen gehen jetzt im Leben und in der Dichtung ständig nebeneinander her: die pazifistische und die sozialistische. Mit Bertha von Suttners flammendem Buch: „Die Waffen nieder!" hat der Kampf gegen den Krieg und für die friedliche Menschengemeinschaft schon vor Jahrzehnten eingesetzt, August Strindbergs „Friedensnovelle" hat ihm höheren künstlerischen Ausdruck gegeben. Vorbereitet war diese Bewegung schon längst durch die Kirche des Mittelalters und den Neuhumanismus unserer Klassiker. Die Weltreichträume der Karolinger und Staufen bauten sich auf dem völkerversöhnenden Gedanken des einigen Gottesreiches auf Erden auf, und die Werke Lessings, Herders, Wielands, zum Teil auch Schillers und Goethes verkünden ein neues Weltbürgertum: Alle Menschen sind Brüder. Lessings „Nathan der Weise" ist das klassische Musterbeispiel für dieses Humanitätsideal. Aber erst in unserer Zeit konnte die Dichtung Sprachrohr einer pazifistischen Menschheitsbewegung werden. Die sozialistische Bewegung fand ihre Verkünder vor allem bei den Franzosen und Russen, dann, mit dem Hochkommen des Naturalismus, auch bei uns Deutschen. Während aber die Franzosen die Anklage betonten und die Russen den Hauptwert auf die Darstellung des psychologisch richtigen Ablaufs der Begebenheiten legten, kam bei uns — vor allem durch die Dichtung Gerhart Hauptmanns — zu beidem noch ein tiefer sittlicher Grundgedanke: der des Mitleids. Mehr als bei anderen Völkern hat bei uns die tätige Liebe je und je ein Hauptmotiv der Dichtung abgegeben, von Hartmann von Aues „Armem Heinrich" und von Wolfram von Eschenbachs „Parzival" bis zu Gerhart Hauptmann. Vor ihm hat im neunzehnten Jahrhundert nur einer das Mitleid künstlerisch gestaltet: Richard Wagner. „Wahn, überall Wahn", diese aus tiefster Resignation geschöpften Worte, die er seinen Hans Sachs in den „Meistersingern" sagen läßt, weisen dem Menschen zwei Auswege aus dem Weltenalltag: die Liebe zu der leidenden Menschheit und die Versenkung ins Göttliche. Der Schüler Schopenhauers wandelt den ersten Weg, der innerlichst Erlösungsgläubige den zweiten. In allen Werken Wagners klingt das Motiv an, in den zwei letzten, in den „Meistersingern" und „Parsifal", krönt es sich selbst. Aber immer wird bei Wagner Mitleid und Erlösung nur einzelnen hochentwickelten Menschen zuteil, die leidende Masse wird erst bei Gerhart Hauptmann der Held des Dramas. Hier ist alles: Die Anklage gegen die Oberklasse, die ungeschminkte Schilderung der Verkommenheit der Unterklasse und die Erkenntnis, daß die Verhältnisse diese wie jene zu dem gemacht haben, was sie sind. Ändert die Verhältnisse, dann können sich auch die Menschen ändern, so lehren die sozialen Dramen Hauptmanns. Vorher ist Mitleid, Verstehenkönnen mehr wert als Verherrlichen oder Verdammen. — Da kam der Weltkrieg, und von Anfang an waren, in der Wirklichkeit wie in der Kunst, zwei Weltanschauungen am Werk: die sozialistisch-pazifistische und die nationalistische, die des Mitleids und der Menschheits-Bruderliebe und die der Macht und der völkischen Selbstbehauptung. Beide kämpften miteinander viereinhalb Jahre und länger, bis heute, keine siegte (innerlich!), und deshalb ging auch der ganze Krieg ergebnislos aus. Völker, in denen zwei so gegensätzliche Welten wach waren, konnten keine Kampfeinheit bilden, und wenn Gesetz und Disziplin diese Einheit äußerlich durch viereinhalb Jahre erzwingen konnten, so fehlte sie innerlich die ganze Zeit über. Die Dichtung spiegelte diesen Zustand von Anfang an: Hanns Johst schrieb eine dramatische Szene „Die Stunde der Sterbenden", in der todwunde Krieger verschiedener Nationen sich auf dem Schlachtfelde als Brüder erkennen, die Dichter des Berliner „Aktionskreises" bekämpften den Krieg mit allen Waffen des Geistes, Richard Dehmel glaubte und besang eine nationale Erhebung, Ernst Lissauer gab der Vorstellung des heimtückisch und verräterisch überfallenen Deutschland schärfsten Ausdruck in seinem Haßgesang auf England, und ein Ellegaard Ellerbeck gab alldeutsche Programmdichtung. Bei aller Unparteilichkeit muß gesagt werden, daß von pazifistisch-sozialistischer Seite mehr wesentliche Kunstwerke geschaffen wurden als von nationaler, aus dem natürlichen Grunde, weil die Opposition immer anregender wirkt als das Legitime, und dann auch, weil neue Erlebnisse zwingen, originell zu sein, während altbekannte Erlebnismöglichkeiten meist zum Epigonentum verführen. Die vielen Millionen Weltkriegsgedichte sind dafür ein — vorwiegend trauriges — Zeugnis. Während sich bei uns der Widerwille gegen den Krieg in Gedichten, Zeitsatiren und Dramen äußerte, wie etwa Fritz von Unruhs Tragödie „Ein Geschlecht", oder in den Anti-Kriegsdramen einiger nach der Schweiz entwichener Literaten, gelang einem Franzosen, Henri Barbusse, in seinem „Feuer" eine monumentale Darstellung des Schützengrabenerlebnisses. Die Revolution brachte zu den dichterischen Dokumenten der Kriegsfeindschaft die der schonungslosen Bürgerfeindschaft, wie sie Heinrich Manns gehässiges Buch „Der Untertan" ausspricht. Außerdem aber entstand eine ganz neue bolschewistisch-kommunistische Dramenliteratur mit dem „Ideal" der schrankenlosen Diktatur des entfesselten Proletariats. Bis tief in den Weltkrieg beherrschte gerade auch die sozialistisch-pazifistisch beeinflußte Dichtung die Liebe. Heute überwiegt der Haß die zum Klassenbewußtsein verkümmerte Menschheitsliebe. Dafür aber ist die Dichtung, die sich aus dem Mitleidsschmerz zu dem befreienden Tatgedanken rettete und damit Hauptmanns Gedanken eigentlich nur weiterführte, vom Willen zur Verkündigung eines neuen Lebens erfüllt. Seit Schiller ist die Schaubühne nicht mehr so ausgesprochene Tribüne gewesen, auf der Weltgericht gehalten und ein neues Lebensideal, das der freien Persönlichkeit in der Gemeinschaft freier Menschen, verkündet wird. Freilich spürt man dieser Dichtung noch allzusehr die einseitige Kampfeseinstellung des geistigen Befreiungskampfes an, auch wenn die Dichter wirklich freie Menschen geworden sein sollten; freilich wirken diese Werke härter, kälter als die Dramen Gerhart Hauptmanns, aber sie wollen ja auch Programme sein eines neuen Lebens, zu dem die Dichter vielleicht reif sind, die Masse des Volkes aber nicht. „Probieren, nicht zweifeln!" sagen darauf die Dichter. Jede Revolution und jede Revolutionsdichtung hat bis jetzt den Zweifel durch die Wirklichkeitsprobe abgelöst, nie freilich wurde die Probe bestanden. Aber das tut nichts: das Ideal des mittelalterlichen Gottesstaats auf Erden war deshalb nicht weniger großartig, weil es nicht verwirklicht werden konnte. Das Große an dieser nach ihrem künstlerischen Wert vorerst schwer zu bewertenden Dichtung ist der Versuch, die beiden Grundstrebungen aller Dichtung, von denen wir zu Anfang sprachen, den Kampf um das Erlebnis des Göttlichen und das Ringen um die Gestaltung des Diesseitigen, zu vereinen, wie es in allen ganz großen Dichtungen — „Parzival", „Faust"! — geschah. Hamlet und Fortinbras, das Tätige und das Leidende ergänzen sich. Zeitideal kann dieses wie jenes sein. Treten sie zusammen auf, so ist es in der Zeit einer großen, gereiften Welterkenntnis. Die hat uns — hoffentlich sehe ich da recht! — der Zusammenbruch des alten Europa geschenkt.*)

*) Den letzten Ausführungen des Verfassers liegt unausgesprochen, aber wohl fühlbar, eine Schätzung des literarischen Jungdeutschland zugrunde, die wir nicht teilen. Das beeinträchtigt nicht den Wert seiner entwicklungsgeschichtlichen Führung. Auch die Zuversicht, mit der unser Mitarbeiter zuletzt auf die nächste Zukunft blickt, teilen wir nur insofern, als wir „eine große, gereifte Welterkenntnis" nicht von dem Zusammenbruch des alten Europa, sondern von dem weltgeschichtlich notwendigen Rückschlag gegen die Förderer und Nutznießer dieses Zusammenbruchs erhoffen.
Die Schriftleitung.

Digitized by Google

Streiflichter.

Frankreich und seine Verbündeten. Kriege toben, Revolutionen rasen, Reiche zerfallen, — die menschliche Natur bleibt dieselbe. Darum braucht man von Politik eigentlich gar nichts zu verstehen, um dennoch mit untrüglicher Sicherheit zu erkennen, daß Weltverbrüderung und Völkerbund Truggebilde von Leuten sind, die entweder sich selbst betrügen oder andere betrügen wollen. Kaum ist der Krieg zu Ende, der Frankreichs Übermut, Englands Schlauheit und Amerikas Geschäftssinn zu einer Gesellschaft mit sehr beschränkter Haftpflicht und unbeschränkter Heuchelei zusammengeführt hat, und schon wieder erkennt man zwischen den dreien dieselbe Abneigung wie zuvor; ja die Abneigung ist zum Haß vertieft. Freilich darf man das Zeugnis dafür nicht in den offiziösen Kundgebungen über San Remo suchen, obgleich sie kühl genug sind. Die Zeitungen verraten schon mehr darüber. Aber am offenbarsten wird, wie immer, die wahre Stimmung in den Witzblättern. Sieht man sich eine Nummer des Pariser „Le Rire" an, so scheint es nicht, als hätte Frankreich gestern *neben* Engländern und Amerikanern in den Schützengräben gestanden, sondern als wollte es morgen *gegen* sie darin stehen. Die Nummer, der wir zwei Bilder entnehmen, ist Seite für Seite ein Dokument französischen Hasses gegen England und Amerika. Gleich das Titelbild zeigt, wie Lloyd George zum wütenden Entsetzen seines Kollegen Millerand das kriegsoffiziöse Bild von dem Schulter an Schulter mit dem Franzosen vorstürmenden Engländer schon von der Wand nahm und statt dessen die meerbeherrschende Britannia mit dem Dreizack bedeutungsvoll aufhängt. Daß der französische Zeichner Léandre aus der Britannia eine so widerlich alte Vettel macht und das Bild mit der Überschrift „Perfides Albion" versieht, sagt über die französisch-englische Stimmung mehr als hundert offiziöse Leitartikel. So Seite für Seite. Nichts als Haß gegen die Alliierten. Wir geben nun noch das Blatt von Rob wieder, auf dem der französische Poilu am Scheibenstand eben die Scheibe mit dem preußisch-deutschen Pickelhaubenträger und der Losung „Deutschland über alles" heruntergeschossen hat, aber nur, damit an ihrer Stelle der Engländer und der Amerikaner mit „England über alles!" und „Amerika über alles!" steil aufstehen. So war es nicht gemeint. Daß es aber so gekommen ist, das ist Schuld an dem giftigen Haß gegen die Verbündeten von gestern, der aus diesen französischen Zerrbildern spricht.

Aus dem französischen Witzblatt „Le Rire".

Das ausgewechselte Bild

Die Revolution der Schlaraffen oder **das neue Lügenmärchen.** Man kennt schon von Hans Sachsens Zeiten her die vortreffliche Verfassung des Schlaraffenlandes. „Verstand darf man nicht lassen sehn, / aller Vernunft muß man müßig gehn; / wer Sinn und Witz gebrauchen wollt, / dem wär kein Mensch im Lande hold; / und wer arbeitet mit der Hand, / dem verböt man das Schlaraffenland. / Doch wer träg ist und nichts will lern'n, / der kommt im Land zu großen Ehr'n, / und wer der Faulste wird erkannt, / derselbige ist König im Land. / Wer wüst, wild und unsinnig ist, / grob, unverständig zu jeder Frist, / aus dem macht man im Land einen Fürsten . . ." Trotz dieser vollendetsten aller Verfassungen wird jetzt auch aus dem Schlaraffenland Revolution gemeldet. Und zwar sozusagen eine Gegenrevolution, eine Revolution von oben, von dem vornehmsten Stande der Schlaraffen, nämlich von den berufsmäßigen Arbeitslosen. Aus Hamburg wird gemeldet, daß die Arbeitslosen den Gewerkschaften ein Ultimatum gestellt haben, in dem sie drohen, aus dem Kartell auszutreten „und Arbeit anzunehmen, wo es auch sei, selbst unter den geltenden Tarifsätzen". Die Meldung ist vom 22., nicht vom 1. April. Sie bedeutet eine vollkommene Revolutionierung des Schlaraffenlandes. Die Extreme berühren sich: Was die grundsätzlich Arbeitslosen hier androhen, fällt wesentlich mit den Zielen des Kapp-Putsches zusammen. Die Extreme berühren sich: Wenn die Wasserwoge oder die Woge des Unsinns ihre höchste Schwellung erreicht hat, muß sie überkippen und sich brechen. Im Schlaraffenland bleibt dem Desperado endlich kein anderes Mittel der Selbst- und Weltverneinung mehr als der Aufbau und dem Streiker kein anderes Drohmittel mehr als die Arbeit. Ist es nicht, als ob man das alte Lügenmärchen sich fortspinnen hörte: Ich sah einen gebratenen Hasen mit dem Bauch zum Himmel über den Rhein rennen. Ich sah, wie ein Stummer einem Blinden zurief, er möge dem Lahmen doch den Weg weisen, daß er den Hasen fangen könnte. Da sah ich ackern einen Pflug ohne Roß und Rinder. Da waren zwei Krähen, die mähten eine Wiese, und ich sah zwei Mücken an einer Brücke bauen; da kam eine Schnecke gerannt, die zerschlug zwei wilde Löwen; aber Arbeiter sah ich, die bauten ein großes Haus mit Faulenzen und nährten sich fett von Papierschnitzeln und schnitten Brot von den leeren Hecken und mit einem Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlte. Da buken Bäcker Brot aus Sand, und Schlächter schlachteten einen Floh, und jedermann bekam einen großen Schinken. Aber die Arbeitslosen verlangten den allergrößten, sonst wollten sie selber die Wiese mähen und den Pflug ziehen und das Haus bauen und den Hasen fangen und die Löwen erschlagen. Da war das Märchen aus. — Und niemand kann sagen, wo das alte aufhört und das neue anfängt. Da ist keine Naht zu sehen. Denn die Wahrheit und Wirklichkeit von heute ist so lügenhaft zu erzählen wie nur je ein Lügenmärchen von ehedem.

Auf dem Scheibenstand.
Aus „Le Rire".

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Hedwig Heyl * Zum siebzigsten Geburtstag * Von Emma Stropp.

Eine der bekanntesten Frauen Deutschlands, Hedwig Heyl, begeht am 5. Mai ihren Geburtstag.

Was diese seltene Frau für die geistige und kulturelle Entwicklung der Frauen getan hat, läßt sich kaum in kurze Worte fassen. Ihr starkes Organisationstalent und ihr offener Blick für Mißstände und Mängel im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben trieben bereits die junge Frau, in der Fabrik ihres Gatten, Georg Friedrich Heyl, soziale Verbesserungen und Neuerungen einzuführen, die weiterwirkend später die Grundsteine wurden zu vielen großzügigen städtischen und staatlichen Einrichtungen für die Fabrikarbeiterinnen. Hier rief Hedwig Heyl die ersten hauswirtschaftlichen Lehrgänge ins Leben, schrieb sie die überhaupt ersten Anweisungen für eine gesundheitsmäßige Säuglings- und Kinderpflege, hier entstand auch nach Fröbelschen Grundsätzen der erste Kindergarten. Unermüdlich für ihre Neuerungen eintretend und dauernd bemüht, sie auf breitere Grundlage zu stellen, erwuchs aus dieser Keimzelle der Verein für Volkserziehung, der nun wiederum den ersten öffentlichen Kindergarten gründete, aus dem mit den Jahren das berühmte Pestalozzi-Fröbelhaus und seine Nebenanstalten hervorgingen, während die Kindergartenidee, in der eigenen Fabrik weiter ausgebaut, zur Gründung des Vereins „Jugendheim" führte, dessen Musteranstalt in Charlottenburg jetzt vorbildlich für die gesamte Kulturwelt ist.

In jene Zeit fiel die Bekanntschaft Hedwig Heyls mit der nachmaligen Kaiserin Friedrich. Diese viel verkannte Frau regte Hedwig Heyl an, die Gedanken der Volkserziehung auch auf die „höheren Töchter" auszudehnen und auch in diesen Kreisen dem Dilettantismus in der Haushaltungsführung entgegenzuwirken. Daraufhin wurde im Pestalozzi-Fröbelhause die erste Kochschule eröffnet, mit einem Kursus, an dem die damals gerade erwachsene Prinzessin Viktoria von Preußen teilnahm. Sie war der Gegenstand lebhafter öffentlicher Erörterungen, die jedoch dazu führten, das Interesse an der hauswirtschaftlichen Tätigkeit neu zu beleben. Das „ABC der Küche", dieses wohl in allen deutschen Familien gebrauchte Musterkochbuch, entstand daraufhin aus der Feder Hedwig Heyls.

Gleichzeitig setzte sie sich aber auch für die wissenschaftliche Ausbildung des heranwachsenden Frauengeschlechtes ein und gründete mit Helene Lange die ersten Gymnasialkurse für Frauen.

Aber auch der gesundheitlichen Förderung des Volkes wandte Hedwig Heyl ihre Fürsorge und Mitarbeit zu. Ebenfalls in der Fabrik ihres Gatten wurden die ersten Brausebäder eingerichtet, auch eine alkoholfreie Speiseanstalt. Auf Grund dieser bahnbrechenden sozial-hygienischen Einrichtungen rief man, als der erste Verein für Volkshygiene gegründet wurde, Hedwig Heyl, als einzige Frau, in dessen Zentralausschuß. Auch der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft dankt Hedwig Heyl seine Entstehung. Unter ihrem Vorsitz wurde Hunderten von Frauen und Mädchen die Ausreise in die deutschen Kolonien erleichtert. Das Heimathaus Keetmanshoop gab ihnen Unterkunft, in Lüderitzbucht wurden Anstalten für Kinder gegründet, Lesestoff hinübergesandt, und endlich, als die Kriegsnot unsere Kolonialdeutschen in die Heimat zurücktrieb, wurde den Heimkehrenden Beistand in jeder Form geleistet.

In aller Gedächtnis ist, daß Hedwig Heyl die Volksspeisungen während der Kriegsjahre organisierte, eine ebenso verantwortliche als anstrengende Aufgabe, die ihr die Ehrenbezeichnung „Kochgeneral Deutschlands" eintrug.

In die Kriegsjahre fällt auch die Gründung des Verbandes Deutscher Hausfrauenvereine. Als Mitbegründerin und geschäftsführende Vorsitzende des Deutschen Lyzeumklubs hat Hedwig Heyl den Höhepunkt ihres Schaffens im Jahre 1912 durch die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" erreicht. Trotzdem Hunderte von Frauen an diesem Werk mitwirkten, war sie es, die vom ersten Plan bis zur letzten Einzelheit der Eröffnung anfeuernd und leitend die Kräfte sammelte.

In politischer und frauenrechtlerischer Weise ist Hedwig Heyl weniger hervorgetreten; ihrer Wesensart entsprach es mehr, praktische und organisatorische Arbeit zu leisten. Doch hat sie auch in dieser Beziehung alle Bestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung unterstützt und ist, der Deutschen Volkspartei zugehörig, nach Verleihung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung als Stadtverordnete hervorgetreten.

Hedwig Heyl. Becker & Maas phot.

Alle diese Ehrenämter wird Hedwig Heyl an ihrem siebzigsten Geburtstag niederlegen. Genesen von schwerer Krankheit, kann sie an diesem Tage, der ihr Dank- und Ehrenbezeigungen von allen Seiten bringen wird, zurückschauen auf ein Leben, das reich war, weil es viel Arbeit in sich birgt, reich aber auch, weil es in vollem Maße Segen und Liebe ausströmte. Deutschlands Frauenwelt dankt ihr am siebzigsten Geburtstag aus vollem Herzen, den Wunsch und die Hoffnung aussprechend, daß noch viele Jahre stillfreudigen Ausruhens der verehrten Führerin, Lehrerin und Beraterin beschieden sein mögen, hofft aber auch, daß, von den Bürden der Würden losgelöst, ihr Gedankenreichtum unser Frauenleben weiter befruchten wird.

Digitized by Google

Die Liebenswürdigkeit * Von Else Otto.

„Liebenswürdig" ist eines von den vielen Wörtern, die durch den Gebrauch abgenutzt wurden. Man wendet es so gedankenlos an, daß oft eine der ursprünglichen fast entgegengesetzte Bedeutung herauskommt. Liebenswürdig nennt man z. B. eine Frau, die gute Verkehrsformen hat, jedem Menschen ein angenehmes Wort zu sagen weiß, heiter und niemals schlechter Laune ist, gern Gefälligkeiten erweist, kurz alle gesellschaftlichen Tugenden besitzt. Ob diesen äußeren Tugenden auch seelische Eigenschaften entsprechen, ist dabei gleichgültig. Was ist aber der ursprüngliche Sinn des Wortes „liebenswürdig"? Ganz einfach: „würdig, geliebt zu werden". Und von wem geliebt zu werden? Von den Menschen, zu denen man durch seine Lebensstellung in Beziehung steht. Wo keine Beziehungen sind, kann auch von Liebe nicht die Rede sein. Liebenswürdigkeit ist also etwas ganz Relatives; und wir nennen eine Frau nur dann mit Recht liebenswürdig, wenn sie würdig ist, von allen Menschen, zu denen sie ihre Stellung in Beziehung setzt, geliebt zu werden.

Denken wir uns eine kleine Bürgersfrau, etwa die Frau eines Schusters. Ihr Haus strahlt von Sauberkeit; jedes Ding hat seinen Platz; das Essen steht immer pünktlich auf dem Tisch, es ist bescheiden, aber schmackhaft. Die Kinder kommen rein gewaschen, gekämmt und gebürstet in die Schule; sie sind fröhlich, gesund und gut gezogen. Der Mann fühlt sich wohl und arbeitet froh und zufrieden in der Werkstatt. Die Frau ist sparsam, sie hält Sachen und Geld zusammen, stopft und flickt unermüdlich und legt nie die Hände in den Schoß. Sie führt keinen üblen Leumund und hilft den Nachbarn aus, wenn Hilfe not tut. Wenn Kunden schimpfen, weil die Stiefel noch nicht fertig sind, ist sie rasch zur Stelle, hat immer eine vernünftige Entschuldigung zur Hand und ein tröstliches Wort für die Zukunft. Sonst ist sie einsilbig und kurz angebunden und macht nicht gern viel Umschweife. Sind die Kinder ungehorsam, so sitzt ihr die Hand locker, und die Worte sind kräftig und deutlich. Sie ist niemals übler Laune und läßt niemals den Kopf hängen. Sie hat die der Schusterfrau angemessene Liebenswürdigkeit.

Denken wir uns eine Bauernfrau auf einem großen Hofe. Ihr Rindvieh ist das schönste in der Flur, lauter eigene Zucht; im Saustall quieken die rosigen, wohlgenährten Ferkel, im Hof ziehen wichtig die Glucken mit ihren Völkern umher; auf der Weide hinter dem Hause grasen ruhig ein paar sanfte Mutterschafe, und die Lämmer hüpfen um sie herum. In der Hürde wiehert übermütig das Fohlen, und die Stute antwortet stolz und mütterlich. Zwischen dem Viehzeug springen rotbäckige Kinder umher, und Knechte und Mägde arbeiten wacker. Die Bäuerin hat eine harte, schallende Stimme, die einem in die Glieder fährt, daß sie sich schneller rühren; sie hat scharfe Augen, und nichts entgeht ihr. Sie ist unerbittlich gegen Faulheit und Nachlässigkeit. Aber wenn eine Magd krank ist, so legt sie ihr die große Kruke mit heißem Wasser gefüllt ins Bett und kommt einmal mit einer leichten Krankensuppe, einmal mit dampfendem Kräutertee in die Kammer. Wenn die Nachbarn um Bruteier kommen oder mit anderen vernünftigen Wünschen, dann bitten sie selten fehl, und ist über einen Hof ein Brandunglück gekommen, so ist sie die erste, die Brot und Kartoffeln schickt. In der oberen Stube, die selten betreten wird, stehen zwei große, buntbemalte Schränke; da liegen die Leinenrollen, eine neben der anderen, und noch manche darunter, zu der die Urahne den Flachs gesponnen. Da liegen die Flachsreisel in langen Reihen, da türmen sich die Bettücher, die buntgewürfelten Überzüge, die Handtücher. Unten in der großen Bauernstube mit dem runden Eichentisch steht auch ein Schrank. Wenn ein Nachbarskind mit einer Botschaft kommt oder eine kleine Beerenleserin mit Heidelbeeren, dann greift die Bäuerin rasch in den Schrank hinein, und heraus kommt ein schöner, süßer Wecken. Es ist ein Zauberschrank, in dem die Wecken Junge kriegen. Der Bauer arbeitet stetig und umsichtig. Nur abends zieht ihn manchmal ein unsichtbarer Faden ins Wirtshaus hinunter zu schwerem Trunk und gelegentlichem Spiel. Da rollen die harten Taler; denn der große Bauer darf sich nicht lumpen lassen. Die Bäuerin aber tut die Taler lieber in die Lade, und gegen Feierabend hat sie allerlei Anliegen an den Bauern. Die Stute lahmt ein wenig, sie hat doch keinen Nageltritt? Die Ausflügler haben im Weizenfeld Wegruhe gemacht; ob man nicht einmal den Wachtmeister auf die Beine brächte? Dann ist ihre Stimme gar nicht so hart wie am Tage. Ist es ihr aber einmal nicht gelungen, den Bauern festzuhalten, und kehrt er spät und schwerfällig heim, so ist ihre Stimme härter als am Tage, so hart, daß der Faden zum Wirtshaus zerreißt und lange nicht wieder angeknüpft wird. Sie hat die der Bauernfrau angemessene Liebenswürdigkeit.

Denken wir uns die Frau eines Beamten, etwa eines Richters. Früh ist sie auf und bereitet Mann und Kindern das Frühstück, daß sie sorgsam genährt und liebevoll entlassen zur Arbeit gehen. In allen Räumen ihres kleinen Hauses herrscht Gemütlichkeit, die von den gutgehaltenen schönen alten Möbeln, von den sauberen hellen Vorhängen, von all dem hübschen Hausrat ausgeht, der vernünftig und angenehm geordnet ist. Sie lehrt die Töchter, zierliche, kunstvolle Stickereien machen, lehrt sie schneidern, stricken und flicken; sie zeigt ihnen die Handgriffe in Haus und Küche und leitet sie zur Arbeit in dem kleinen Hausgarten an. Sie antwortet klug und geduldig auf endlose kindliche Fragen, und hat Wissen und Verstand genug, um auch die brennende Wißbegier der heranwachsenden Knaben zu befriedigen. Für die Frauen der jüngeren Beamten hat sie immer Rat und Hilfe bereit; den Vorgesetzten begegnet sie mit der sicheren, warmen Höflichkeit einer von Herzen gesitteten Frau. Lästige Einladungen weiß sie geschickt zurückzuweisen; denn der Abend ist die Zeit der Erholung für den schwer arbeitenden Mann. Wenn sich Freunde bei ihnen versammeln, so gehen Frohmut und Behagen von ihr aus. Ist sie allein mit dem Mann, so gehören ihre Worte und Gedanken ihm. Sie zerstreut seine Sorgen durch Heiterkeit, nimmt der Menschenverachtung, die sein Amt ihm einflößt, die Schärfe, so daß sein Blick freier und gerechter wird. Sie hat die der Frau des Richters angemessene Liebenswürdigkeit.

Denken wir uns die Gemahlin des Königs. Mit scharfem Blick und strengem Sinn wacht sie über ihrem großen Hausstand, und die Tugenden und Fehler, die Leiden und Freuden der vielen Menschen, die sie umgeben, sind ihrem Geiste immer gegenwärtig. Sie unterrichtet sich mit Klugheit und Einsicht über die Zustände ihrer Untertanen; kein Vorfall, noch so unbedeutend, der ihr entginge; — denn aus allem Geschehen schöpft sie Kenntnis und Weisheit. Sie teilt mit dem König seine schweren Sorgen, bestärkt ihn in Milde und hilft ihm die Verantwortung tragen, wenn er streng sein muß; aber niemals mischt sie sich ränkeschmiedend in die Angelegenheiten der Männer. Ihre Kinder erzieht sie zum Gefühl der Verantwortung ihrer Stellung und lehrt sie groß denken und groß handeln. Zu jeder Zeit begegnet sie den Dienenden, den Huldigenden, den Rat und Hilfe Suchenden mit anmutiger Würde und heiterer Unnahbarkeit. Sie hört Klagen und Beschwerden, Pläne und Vorschläge so an, daß jeder sich verstanden fühlt und ihrer Entscheidung vertraut. Keine Miene, kein Wort verrät, daß auch sie eine schwache Frau ist, die sich gern der Zärtlichkeit der Mutter und Gattin und harmlosen Freuden hingäbe. Im Hause erscheint sie einfach und würdig; aber wenn das Volk zusammenströmt, dann strahlt sie im Glanz goldener Gewänder. Sie hat die der Königin angemessene Liebenswürdigkeit.

Denken wir uns die Frau eines großen Künstlers. Sie hat sich frei gemacht von allen einengenden Vorurteilen, aller weiblichen Abhängigkeit von Besitz, Wohnort und Umgebung. Denn der Künstler ist vogelfrei und muß vogelfrei leben. Mit immer neuen Kräften schafft sie immer wieder eine neue Heimat; den immer neuen Bedürfnissen seines suchenden Geistes kommt sie durch immer neue Wandlungen entgegen. Sie macht jede Stunde des Tages zu dem, was er von ihr erhofft, und ist selbst immer die, die er zu sehen wünscht. Sie vergißt nie, daß sie die Mittlerin ist zwischen ihm und der Wirklichkeit, die er als Stoff für seine Bildwerke oder Dichtungen braucht. Der Menge unsichtbar, lebt ihr Bild in seinen Werken, und die Wirklichkeit lebt in ihnen so, wie sie sie ihm spiegelt. Sie hat die der Frau eines großen Künstlers angemessene Liebenswürdigkeit.

Wir sehen, daß die Liebenswürdigkeit in jedem Falle etwas anderes ist; wir sehen aber auch, daß es unendlich viel schwerer ist, die Liebenswürdigkeit einer Königin oder gar der Frau eines

Wiegenlied.

Rote Rosen, weiße Nelken
Stehn vor unserm Haus,
Und die muntern Bienchen summen:
Schlaf, du kleine Maus! —

Vor dem Fenster auf dem Zaune
Sitzt ein grauer Spatz,
Zwitschert froh nach seiner Weise:
Schlaf, mein Herzensschatz! —

Und die alte Mühle klappert,
Und es singt der Wind,
Und der dunkle Mühlbach plätschert:
Schlaf, mein süßes Kind! — —

Fritz Zöttl

Digitized by Google

großen Künstlers zu besitzen, als die Liebenswürdigkeit einer Schusterfrau. Es sind viele zu Bürger- und Bauernfrauen berufen, aber sehr wenige zur Frau eines Herrschenden oder Schaffenden.

Seit Jahrhunderten hat das tolle Würfelspiel des Kapitalismus die Menschen durcheinandergeworfen, und Frauen, die nicht einmal die Liebenswürdigkeit der Schusterfrau besitzen, machen sich breit auf goldenen Stühlen. Aber die Geschichte ist gerecht. Irgendwie und irgendwann kommt jede Familie auf ihren Platz zu sitzen, und die Liebenswürdigkeit, zu der wir unsere Töchter erziehen, ist maßgebend für den Platz, auf dem einmal unsere Enkel und Urenkel sitzen werden. Nicht um das äußere Fortkommen unserer Familie sollten wir uns die schwersten Sorgen machen, sondern darum, daß unsere Töchter die Liebenswürdigkeit und unsere Söhne die entsprechenden männlichen Tugenden des Standes haben, in dem wir sie zu sehen wünschen. Es ist jetzt viel von der Proletarisierung des gebildeten Mittelstandes die Rede. Diese Proletarisierung brauchen nur die ernstlich zu fürchten, die in ihren Kindern eine Proletariergesinnung groß werden lassen. Wir vergaßen bei unserer Stufenleiter scheinbar die unterste Stufe, die Proletarierfrau, aber nur scheinbar; denn da ihre Liebenswürdigkeit negativ ist, so läßt sie sich nicht schildern; sie läßt sich nur dichterisch darstellen. Wir alle kennen das schöne Märchen vom Fischer und seiner Frau. Nun — „meine Frau, die Ilsebill," hat die Liebenswürdigkeit der Proletarierfrau. Wir wissen auch, wie es ihr geht: Sie wird König, sie wird Kaiser und kommt schließlich wieder dahin, wo sie hingehört. Der drastische Schluß dieses Märchens ist niemals auf Widerspruch gestoßen; er ist restlos befriedigend, denn er ist göttlich gerecht.

Gute Ratschläge für Küche und Haus • Von Luise Holle.

Wohl keine von uns Hausfrauen liebt das so volkstümlich gewordene Wort „strecken", und doch zwingen uns die unbarmherzigen Verhältnisse der Jetztzeit, auch in unserer kleinen Einzelwirtschaft, ebenso wie in der großen Volkswirtschaft nach wie vor, gar mancherlei strecken und dadurch vermehren zu müssen. Ich erinnere nur an die Streckung von Brot und Futtermitteln im großen, an die Streckung von Zucker, Kartoffeln, Fett in unserem eigenen Haushalt; eine jede Hausfrau ist dann sofort im Bilde. Klein ist ja noch immer die Menge von jedem rationierten Lebensmittel, aber am winzigsten neben der Butter ist die uns jetzt zugeteilte Fleischmenge, und es steht fast zu erwarten, daß sie noch mehr eingeschränkt wird, so daß wir ohne „Strecken" von den kleinen Fleischstücken kaum eine sättigende Mahlzeit bereiten können. Nur wenn wir die Kunst verstehen, sie zweckmäßig zuzubereiten und durch passende Zutaten zu vermehren, also sie so zu strecken, wird es uns möglich sein, ansehnliche, wohlschmeckende Fleischgerichte herzustellen, die unseren Familienmitgliedern auch das Gefühl der Sättigung geben. Ich möchte den Leserinnen in den folgenden Kochvorschriften treffliche gestreckte Fleischgerichte bringen.

Meerrettichfleisch. In ¾ Liter Wasser kocht man das Stückchen Rindfleisch mit Salz und etwas Suppengrün halb weich, dann gibt man 200 Gramm geschälte geriebene rote Rüben, ebensoviel geriebene Steckrüben, eine kleine Knolle feingeschnittenen Sellerie und eine feingehackte Zwiebel und endlich einen Teller voll kleingeschnittenem Kohl daran. Langsam müssen Fleisch und Gemüse garschmoren. 175 Gramm Gemüsenudeln werden für sich in Salzwasser gargekocht, das aus dem Gemüse genommene Fleisch wird in Stückchen geschnitten und mit den Nudeln sowie mehreren Löffeln geriebenem Meerrettich unter die Gemüse gerührt. Dann muß das Gericht möglichst sofort aufgetragen werden.

Ungarisches Rindfleisch. Am Tage vor dem Gebrauch kocht man zwei Knollen Sellerie gar, aber nicht zu weich, sie müssen bis zum folgenden Tage stehen und werden dann erst geschält und in Würfel geschnitten. Auch 50 Gramm getrocknete Pfifferlinge weicht man ein und schmort sie mit einer kleinen geriebenen Zwiebel und etwas Fett in einem Teil ihres Weichwassers weich, sie müssen danach abtropfen und gröblich gewiegt werden. Das zur Verfügung stehende Fleisch schneidet man in Würfel, auch zerteilt man drei geschälte Zwiebeln in Scheiben. Fleisch und Zwiebeln werden unter Rühren in heißem Fett gebräunt, mit Salz, etwas Paprika und zwei Löffeln Mehl bestreut, damit durchgebraten und nun mit der kochendheißen Pilzschmorbrühe überfüllt, so daß sie bedeckt sind. Man fügt noch eine dünne Zitronenscheibe an und schmort das Gericht, bis die Fleischwürfel weich sind, nicht länger, da sie sonst trocken und zäh werden. Dann werden die würflig geschnittenen Sellerie und die gewiegten Pilze an das Gericht getan, behutsam damit vermischt, daß sie nicht zerbröckeln, und an heißer Feuerstelle noch 5 Minuten durchziehen lassen. Das Gericht kann im Grau- oder Nudelrand angerichtet oder auch mit Salzkartoffeln zu Tisch gegeben werden.

Lebernudeln. 375 Gramm Gemüsenudeln müssen in Salzwasser garkochen; sie werden zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet, mit etwas kaltem Wasser überspült, daß sie nicht aneinanderkleben. Inzwischen hat man die Lebermasse für die Nudeln bereitet, zu der man 250 Gramm beliebige Leber braucht, die von Haut und Sehnen befreit und gewiegt wird. Auch zwei Zwiebeln werden feingehackt und mit der Leber in Fett durchgebraten, worauf man etwas Mehl dazu gibt, garbrät und soviel Fleischbrühe anrührt, daß man eine dickliche Tunke erhält. Sie wird mit Pfeffer und Salz abgeschmeckt, die abgetropften Nudeln damit verrührt und kurze Zeit erhitzt, ohne daß sie kochen sollen. Beim Anrichten streut man geriebener Magerkäse über das Gericht.

Holländisches Gericht. Das frische Fleisch wird mit einer geriebenen Zwiebel und 50 bis 60 Gramm geweichtem, fest wieder ausgedrücktem Brot durch die Fleischmaschine gedreht, ein halbes Ei, Salz, Muskat und einige kalte geriebene Kartoffeln daran gerührt und alles gut miteinander vermischt, daß eine gute Kloßmasse entsteht. Aus ihr formt man einen großen Kloß, der in Brühwürfelbrühe garziehen muß. Ein Kilogramm geputzte, streifig geschnittene Kohlrüben kocht man beinahe gar, ebensoviel Kartoffeln kocht man in der Schale, zieht sie ab und schneidet sie in Scheiben. In eine eingefettete Auflaufform gibt man schichtweise Kartoffelscheiben, Steckrübenscheiben und den in Scheiben geschnittenen Fleischkloß. Die Kloßbrühe wird mit Mehl, das mit etwas Apfelwein angerührt wurde, gebunden, mit etwas Fett durchrührt und mit einem Eigelb abgezogen. Man füllt die Tunke über die Zutaten, legt kleine Fettflöckchen noch obenauf und bäckt die Speise etwa 40 Minuten.

Gestrecktes Fleischgericht in der Form. 150 Gramm dicke Graupen weicht man am Abend vor dem Gebrauch ein, kocht sie frühmorgens gleich an und stellt sie drei Stunden in die Kochkiste. Zehn große geschälte Kartoffeln werden in Scheiben geschnitten und gebrüht, 500 Gramm kleingeschnittener Weißkohl abgekocht. 375 Gramm Fleisch schneidet man in Würfel, und eine große Zwiebel hackt man fein. Dann streicht man eine Puddingform aus, füllt sie unten mit der Hälfte der Kartoffelscheiben, schichtet dann Graupen, Fleisch, Kohl und Zwiebeln hinein, streut etwas Salz und Pfeffer darüber und deckt zuletzt die zweite Hälfte der Kartoffelscheiben darüber. Obenauf verteilt man kleine Margarinebröckchen und gießt zuletzt einen Viertelliter Tomatenbrei, der mit einem Eigelb verquirlt wurde, darüber. Das Gericht muß im Wasserbade zwei Stunden kochen, es wird beim Anrichten behutsam gestürzt.

Mit den kleinen Fleischmengen dürften unsere Leserinnen jetzt die verschiedensten wohlschmeckenden Gerichte herstellen können. Daß sie auch die manchmal an Stelle von Fleisch zur Verteilung gelangenden Mengen von Salzfleisch, Fleisch- und Wurstkonserven mannigfach verwenden lernen, will ihnen eine der folgenden Plaudereien zeigen. — Eine Hausfrau braucht heute neben Sparsamkeit eine gewisse Genialität, um die knapp gelieferten Nahrungsmittel praktisch zu verwerten. Immer wieder gilt die Mahnung: umlernen.

Die Köchin. Gemälde von Pieter Aertzen.

Digitized by Google

Braut- und Hochzeitskleider.

Abb. 46.
Brautkleid mit drapiertem Rock.

Das Brautkleid von heute zeichnet sich durch seine Kürze und Schleppenlosigkeit aus, was nicht ausschließt, daß die Schleppe bei besonderen Ansprüchen an Eleganz am Nacken beginnend und ganz schmal ausfallend hier und da zu sehen ist. Die jungen Bräute von heute bevorzugen jedenfalls das kurze Kleid mit leicht verbreiterter Hüfte und schlichtem Leibchen, an dem reichliche Ausschnitte und kurze Ärmel keine Ausnahmeerscheinungen mehr sind. Schleierstoff und weiche weiße Seide, zuweilen mit Spitze zusammengestellt, sind immer wieder die beliebtesten Materialien. Auch am Brautjungfernkleide herrscht der kurze, angeschnittene oder der Puffärmel vor. Hier bevorzugt man vielfach den leichten Querausschnitt, wie auch die meist hellfarbigen Kleider öfters aus zweierlei Material hergestellt werden. Das Kleid der Brautmutter weist vielfach reiche Spitzen-, oft auch Pailletten- und Jettgarnituren auf, wenn nicht metallische Effekte bevorzugt werden. Hüftgarnituren, Drapierungen und Überkleider geben ihm jenes reiche Gepräge, das für das Kleid der älteren Damen besonders charakteristisch ist.

* * *

Brautkleid mit drapiertem Rock. (Abb. 46.) Das jugendliche, die neue Linie besonders betonende Brautkleid aus weißem Chinakrepp war mit breiter Spitze zusammengestellt, die die seitlichen Rockfalbeln ergab. Das im Rücken schließende Leibchen hat angeschnittene Halbärmel und vorn einen tiefen ovalen Ausschnitt, den teilweise das Spitzenhemdchen füllt. Ein breiter, faltiger Gürtel nimmt das ringsum leicht überbauschende Leibchen zusammen. Der kurze Rock weist eine gereihte Vorder- und Hinterbahn auf, denen an jeder Seite ein Wasserfall angeschnitten ist. Er begrenzt die seitlichen Spitzenfalbeln wie das untere, aus Seide bestehende Rockteil des 2 Meter weiten Rockes. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 2,— Mark und der des Leibchens in 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 1,50 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,30 Meter, für den Rock 2,80 Meter.

Brautkleid mit Fichu und langer Tunika. (Abb. 47.) Zur Herstellung des anmutigen Brautkleides war weiche, glänzende Seide verwendet, die mit zarter Spitze ausgeputzt war. Das Leibchen des zusammenhängend gearbeiteten Kleides hat kurze Ärmel und einen tiefen Ausschnitt, in dem ein Spitzenlatzteil sichtbar wird. Es wird fast ganz von dem quer um die Schultern drapierten Fichu verdeckt, das, linksseitlich verknüpft, in langen, spitzenbesetzten Enden auf den Rock herabfällt. Unter dem Gürtel kommt das lange, gereihte Überkleid hervor, unter dessen Falten ein kurzes, enges Spitzenröckchen sichtbar wird. Der zur Herstellung dieses eleganten Kleides erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,10 Meter für das Unterkleid und 3,30 Meter für das Oberkleid.

Festkleid für eine Brautmutter. (Abb. 48.) Lila Seide, mit breiter schwarzer Seide zusammengestellt, ergab das Material zu dem schönen Brautmutterkleide, dessen Ausschnitt nach Belieben auch durch ein Tüllhemdchen mit Bündchen gefüllt werden kann. Die leicht gereihte Spitzenbluse hat unten offene Halbärmel und im Rücken einen breiten Kragen. Das tief ausgeschnittene Überblusenteil aus Seide begrenzt den Nacken; vorn ist ihm der breite, faltige Gürtel angeschnitten. Der gereihte, unten leicht zusammenfallende Seidenrock wird durch zwei gereihte Spitzenfalbeln garniert, die in der hinteren Mitte kürzer erscheinen, die vordere Rockmitte aber freilassen. Der zur Anfertigung dieses eleganten Kleides erforderliche Schnitt ist für das Leibchen in 44, 46, 48, 52 und 56 Zentimeter halber Oberweite zu 1,25 Mark und für den Rock in 96, 100, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 2,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,90 Meter, für das Leibchen 1,80 Meter.

Abb. 48.
Festkleid für eine Brautmutter.

Abb. 47.
Brautkleid mit Fichu und langer Tunika.

* * *

Wir sind durch den Papiermangel leider gezwungen, die Mode in beschränktem Umfang wieder zu geben. Das wird uns anspornen, doppelt gewissenhaft in der Auswahl unserer Modelle zu sein, so daß die Leserinnen trotzdem auf ihre Rechnung kommen. Es ist heute für die Frau und Mutter besonders schwer, für sich und ihre Familie eine anmutende und nicht zu kostspielige Kleidung zu beschaffen, da die Preise für Stoffe jeder Art und alle Schneiderei-Bedarfsartikel immer noch außerordentlich, ja fast unerschwinglich sind. Ihr mit guten Ratschlägen hilfreich beizustehen, wird nach wie vor unser eifriges Bestreben sein.

* * *

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modeabbildungen 46 bis 48 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube" Leipzig, Königsstr 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 20 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 20 Pfennig für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

Nr. 19 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

18. Fortsetzung.

Der Hofrat Nikolaus Matula hörte von alledem nichts. Er hielt, unter dem Schutz des farbenfrohen Papageis auf dem Wandschirm, sein Linerl umfangen und drückte feurig einen Verlobungskuß nach dem andern auf ihre geduldigen Lippen.

„Im Jänner spätestens, meine Himmlische, soll uns mein Freund, der hochwürdige Herr Parentscher, drüben bei den Schotten trauen! Is dir's recht, du Schönste der Schönen?“

„Ach, mir is alles recht!“

„Du hast keine Eltern mehr, du armes Hascherl! So komm und laß dich hinein zu meinen achtungswürdigen Eltern führen, die künftig auch die deinen sind! Wie werden deine Freundinnen jubeln . . .“

„Ja, für die is's freilich ein Gaudi . . .“

„ . . . und jeder, der es gut mit dem schönen Linerl meint! Komm!“

Aber an der Schwelle blieb der Hofrat unwillig stehen. Die Stirne runzelte sich unter dem starren schwarzen Bürstenhaar. Er schnitt eine Grimasse. Die schwarzen Augen spien Zorn, wie bei einem gereizten Kater.

„Bleib', Lini! Dieses staatsgefährliche Subjekt da drinnen soll uns diese Stunde nicht entweihen.“

„Wer is es denn?“

„Kennst du diese dröhnende Stimme eines geborenen Volksverführers nicht? Ja freilich! Da steht er ja, unser steiermärkischer Wilhelm Tell . . . der Armin Oberkofler aus Graz!“

„ . . . daß der Herr kaiserliche Rat den Professor immer noch zu sich herein laßt . . .“

„Mein Vater, meine Angebetete, gleicht einem Richter, der erkennt, aber nicht urteilt! Er sieht wohl die Culpa eines jeden Delinquenten, aber er verzeiht ihm mit mildem Lächeln und läßt ihn laufen. Er ist ohne Arg wie die Tauben. Er schaut die Welt an wie Gott Vater die Arche Noah, und Kröte und Kolibri sind ihm gleich lieb und wert! Er weiß genau, daß um diesen Professor Oberkofler, seit er wieder aus Frankfurt hier ankam, auf Schritt und Tritt sich ein Feuerwirbel des Aufruhrs dreht . . .“

„Vorgestern, wie ich an der Aula vorübergegangen bin, hat man nicht durchkommen können vor Leuten. Hoch! haben's geschrien, und auf den Schultern haben die bewaffneten Studenten ihn herausgetragen.“

„Oh — ich kenne ihn, den Jugendverführer und seine Legionäre. Ich hab' es jüngst hinter dem Vorhang von meinem Fenster aus geschaut, wie er an der Spitze eines endlosen, komödiantisch ausstaffierten Haufens — Weiber, Ziegelstreicher, Pülcher, Madjaren mitten darunter — über den Kohlmarkt nach dem Ballhausplatz und zum Ministerio zog, um mißtönend zugunsten der aufrührerischen Ungarn zu spektakeln . . .“

„Wo er is, sind die Studenten um ihn . . .“

„Mit magnetischer Gewalt zieht er alle lichtscheuen Elemente der Residenz an sich wie der Leuchtturm die Nachtvögel. Das sind diese jungen Gottlosen, die sich nicht entschlagen, aus Lehm geknetete lebensgroße Puppen, die Minister Seiner Apostolischen Majestät darstellend, feierlich unter Trommelklang im Prater zu verscharren . . .

Bildnisstudie (Frau Prof. Olbrich). Zeichnung von Richard Müller.

Digitized by Google

Wartet's nur, ihr Lausbuben . . . Wartet's nur . . ."

Der Hofrat bekam einen Wutkrampf. Der Anfall schüttelte ihn innerlich und lautlos. Das hatte er sich als besonnener Mann in dieser Zeit angewöhnt. Nur seine Worte zischten, als kämen sie aus einem überheizten Dampfkessel.

„Wartet's nur! Sie da drinnen auch, Sie Herr Professor! Sie werden nöt mehr lang in die ‚Konstitution' schreiben und zum bewaffneten Ungehorsam wider eine k. k. Regierung aufhetzen! Sie werden nöt mehr lang im Elitekorps Ihre Reden gegen eine allzulang schon väterlich langmütige Regierung halten! . . . Bleib hier, mein goldiges Linerl! Ich geh' nöt in das Zimmer hinein, solang er da is! Mir grauft's, wann ich den Fra Diavolo nur hör'!"

Drinnen stand Professor Armin Oberkofler, ein vor Grimm wetterleuchtender, hochragender ergrauter Nibelungenrecke. In seiner Haltung war die Freiheit eines, der in diesen Monaten alles, was er in zwei Jahrzehnten in sich niedergekämpft, verschwiegen, verborgen hatte, in selbstvergessener Fülle denen hinter sich schenkte. Auch jetzt, wo er allein eingetreten war, den mächtigen Schlapphut mit schwarzrotgoldener Feder und Nationalkokarde in der Hand, einen Degen aus der Janitscharensammlung des Zeughauses umgegürtet, Pistolen rechts und links im Hosensack, auch jetzt stand er da wie ein Führer an der Spitze brausender Massen, die sich unsichtbar hinter ihm drängten, ohne die er sich nicht mehr sich selbst denken konnte. Sie waren der Sturm, und er war das Segel. Sie waren der Odem, und er war das Wort.

Der Feldmarschalleutnant Freiherr von Morandell, der ihm gegenüber sich auf seinen Säbel stützte, war ebenso hochgewachsen wie der Professor Oberkofler. Nur besaß er nicht die breiten Schultern des Bergsteigers und Jägers, sondern eine militärisch hagere, enghüftige österreichische Rassegestalt. Die Köpfe der beiden Männer, da das zornige, bejahrte Siegfriedshaupt, dort die trockenen, sarkastisch scharfen Armeezüge, waren in gleicher Augenhöhe. Sie schauten sich ohne Wimperzucken gegenseitig in die Pupillen. Die Sätze flogen und kreuzten sich wie Florettstöße.

„Ihr wollt wirklich die Wiener Truppen nach Ungarn schicken?"

„Wann's die Herren Studiosen erlauben", sagte der General mit einem Lächeln, dessen Hochmut schon beinah Mitleid war.

„. . . um dort die Freiheit zu unterdrücken?"

„Ich bitt' Ihnen, lassen's mich mit den neumodischen Wörtern aus! Was befohlen ist, das geschieht, und wer nicht pariert, den holt sich der Profoß! Das ist mein Spruch als Soldat!"

„Ihr wollt die deutschen Regimenter, die Deutschlands Sache treu sind, von hier entfernen?"

„Wird den Wiener Früchteln nur guttun!"

„. . . und Wien für Jellachichs Kroaten und die Tschechen Windischgrätzs wehrlos machen?"

„Das sind g'schwollene Redensarten, mein Lieber . . . laßt's nur die Böhmen kommen! Es ist jetzt genug Spektakel in Wien."

„Und ihr glaubt, daß Wien sich das gefallen lassen wird?"

„Ich glaub' gar nix! Ich gehorch'!"

„. . . daß unser Wien, das von Freiheit glüht und flammt, seine Söhne als Schergen gegen die ungarische Freiheit senden wird?"

„Ich bitte: Kommandieren Sie das Regiment Hoch- und Deutschmeister, oder hat es der Herr Feldzeugmeister Erzherzog Maximilian Josef von Este . . ."

„. . . daß deutsches Blut für die ungerechte Sache fließen soll?"

„Sein etwa die Kaiser-Karabiniers oder die Wallmoden-Küraffiere . . ."

„Ich warn' euch! Ich warn' euch in letzter Stunde!"

„Wovor denn?" fragte der Feldmarschalleutnant spöttisch. Das langsame, sorgfältig jede Silbe betonende k. k. Armeedeutsch klang jetzt in seinem Munde gelangweilt und von oben herab.

„Ihr entfesselt den Sturm!"

„Au contraire, mein Lieber! Wir Soldaten sind muckerlstill! Ihr drüben macht den Lärm!"

„Ihr ruft das Volk zur Notwehr auf! . . . Es wird die Kasernen umlagern . . . den Bahnhof sperren . . . die Schienen zerstören . . ."

„Fangt's nur an!"

„Es wird sich mit Gewalt dem Abmarsch widersetzen!"

„Ist uns nix Neues", sprach der Freiherr von Morandell mit großer Gemütsruhe.

„Ja . . . und dann . . . bei unserem deutschen Gott . . ich beschwör' Sie: Und dann . . .?"

Der Feldmarschalleutnant machte eine kurze, rasche Bewegung, als brächte er ein Gewehr in Anschlag. Auf seinem verwitterten Gesicht mit den schwarzgefärbten Bartstreifen zuckte kein Fältchen.

„Nachher wird halt geschossen! Verstehen's?"

„Das sagen Sie so kalt?"

„Wann ich aufgeregt bin, macht's auch den Kohl net fett . . ."

„Wissen Sie, was es heißt: Österreicher wider Österreicher? Schauen Sie sich doch diese Menschen unten an, die die Straßen füllen . . ."

„Was hilft's denn, wenn ich sie anguck'?"

„Überlegt es euch ! Der erste Schuß fällt schnell! Aber welcher wird der letzte sein . . .?"

„Der, der vom Peloton auf euch Rädelsführer fällt", sprach der Feldmarschalleutnant offenherzig, beinahe mit Wiener Gemütlichkeit. „Und dahinter der Sandhaufen . . ."

„Ihr wollt uns füsilieren?"

„I will net! I muß! Ihr wollt! Überlegt's euch beizeiten! . . . Noch geht's in Fried' und Freundschaft! Sie brauchen mir net zu danken! Hab' die Ehr', Herr von Oberkofler!"

Professor Armin Oberkofler ging, seine Bewegung meisternd, im Zimmer auf und ab. Er stand wieder vor dem General, der ihn kaltblütig ansah, so wie er in jüngeren Jahren bei seinen unzähligen Säbelduellen den Gegner in der leeren Reitbahn gemustert hatte.

„Meinen Sie denn, Exzellenz, daß man noch zurückkann, nachdem alles schon so weit gekommen ist . . ."

„Ja, warum macht ihr die Leut' auch narrisch?"

„Gerad' so gut könnten Sie bei mir daheim eine Lawine mit der Hand auffangen oder einen Sturzbach umkehren heißen! Wir glauben doch nur zu führen, und über uns und in uns ist etwas, das uns führt. Das ist der Geist der Zeit! Wehe dem, der den heiligen Geist verrät . . ."

„I glaub' auch an Gott Vater und den Sohn und den Heiligen Geist! Deswegen reiß' ich noch lang keine Eisenbahnschienen net auf . . ."

„Ihr zwingt uns dazu . . ."

„. . . oder vergreif' mich an Kasernen oder sonstigem ärarischen Eigentum . . ."

„Fallt den Ungarn nicht in den Arm!"

„End' der Woche wird gegen die Rebellen ausmarschiert!"

„Ihr kommt nicht weit! Die deutschen Soldaten gehen zu uns über."

„Schauen's, deswegen rücken ja eben die Slawen heran! Sie, der Banus macht Kronfleisch aus allem, was ihm im Weg ist!"

„Armes Wien", sagte der greise kaiserliche Rat Matula am Fenster. „Armes Österreich . . ."

Es verhallte. Sein Schwiegersohn, der Feldmarschalleutnant, schnippte sich ein Stäubchen weg, das auf seinen schneeweißen Waffenrock gefallen war, und fragte beiläufig:

Digitized by Google

„Was verschafft mir überhaupt die Ehr', Herr von Oberkofler, daß Sie gerade mich zur Rede stellen? . . . Hier im Zimmer sind Sie der einzige, der nicht für Habsburg durchs Feuer geht."

„Und doch bin ich kein Fremder hier", sagte Armin Oberkofler und wandte sich zu dem alten kaiserlichen Rat am Fenster. „Ihnen, würdiger und väterlicher Freund, ist es nichts Neues, was ich jetzt eröffne. Ich habe eine junge Tochter Christel . . ."

„Ja, das is schon ein sauberes Madel", brummte der Feldmarschalleutnant. Bei dem Gedanken an hübsche Gesichteln verlor seine bärbeißige Miene ihre Strenge.

„Ehe ich aus Frankfurt ging, gab ich ihrer Verlobung mit Ihrem Enkel Reinhold Nimis meinen Segen. Er begleitete sie und ihre Mutter nach Graz . . ."

„Lieber Oberkofler! . . . teurer Freund! Daran erkenne ich Ihre wahre Freundschaft! Sie haben den Bub, den Reinerl, nach Graz geschickt . . ."

„Schon vor Wochen!"

„. . . um ihn den Verwirrungen zu entziehen, die in den bedrängten Septembertagen am Main und die in diesem mächtig aufsteigenden Oktober jetzt in Wien auf sein weiches und träumendes Gemüt einstürmen würden! Oh, lassen Sie ihn in der Steiermark!"

„Er ist schon auf dem Wege nach Wien."

„Was?" sprach erschrocken der Alte und faltete die Hände. „Ich hoffe, es geht nicht mehr lange her, so ist er da." „Und Sie, Liebwertester — Sie fielen dem jungen Unbesonnenen nicht warnend in den Arm? Sie mahnten ihn nicht väterlich an den weisen Spruch: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um?"

„Wer sich in Gefahr begibt, an dem stirbt die Gefahr", sagte der Professor Oberkofler. „Teut liebt die Tapfern . . ."

„Ei — ei — . . . Sie nordischer Heide . . ."

„Haben's wirklich einen heiligen Hain daheim, wo Sie zu der Sonne beten?" erkundigte sich der General. „Oder zu die alten Götter . . . mit Bärenfellen und Büffelhörnern und Schwertmadeln . . .?"

„Ich finde höchstens, daß man überall beten kann, im Wald so gut wie in der Kapelle, und daß man keinen Pfaffen nicht braucht, um seinen Gott zu schauen . . ."

„Hört's auf! Hört's auf!" schrie die Baronin und hielt sich die Ohren zu.

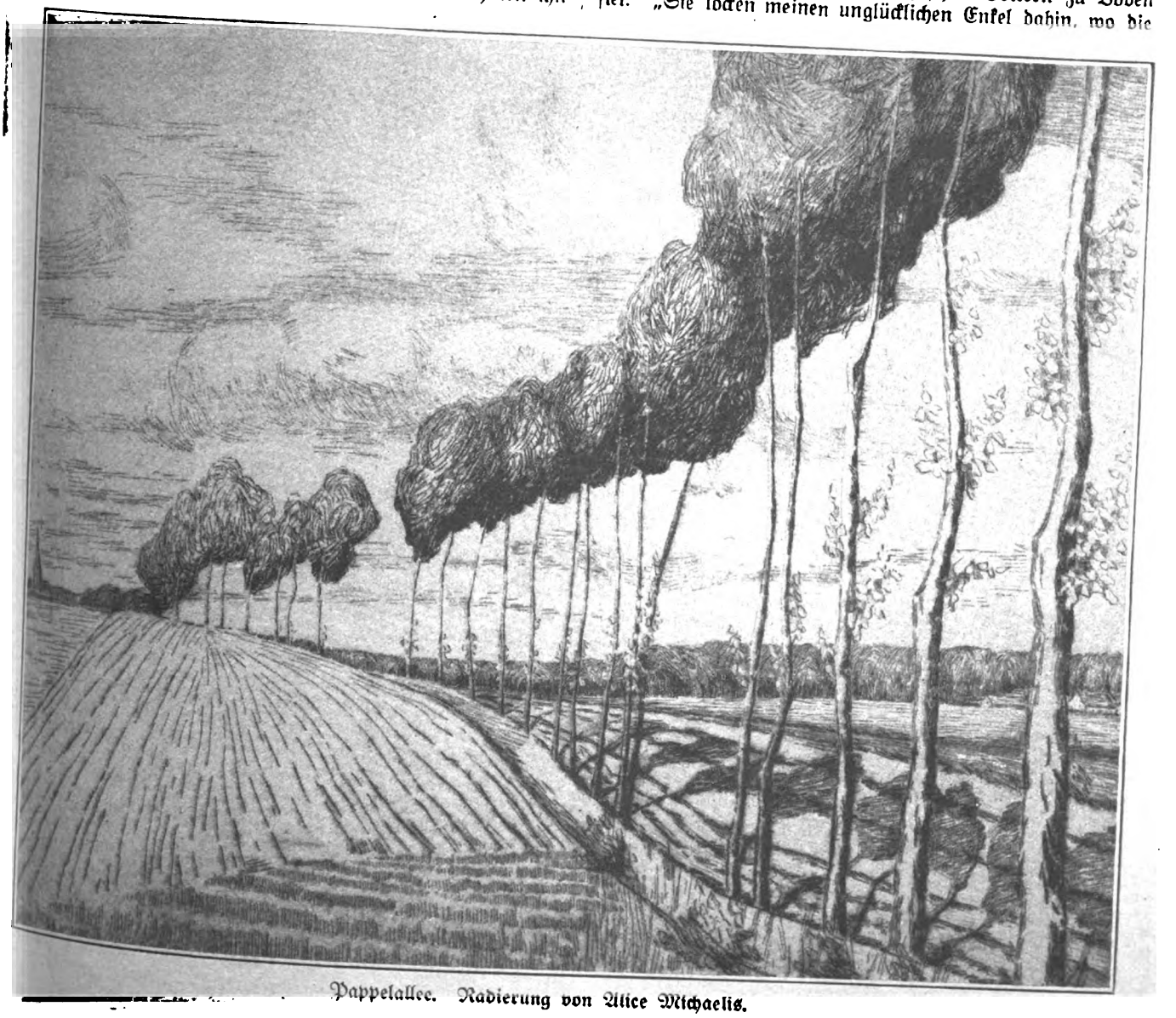
„Dös wann die Erzherzogin Sophie hört", sprach ihr Mann.

„I krieg' die Krämpf'! Gusti, gleich geh hinaus . . ."

„Dös mußt beim Pater Hyazinth beichten . . ."

„Dös kost't dem Kind nicht die Seligkeit, daß es einmal eine fremde Stimme hörte", sagte Professor Armin Oberkofler. „Und ebensowenig dem Reinhold, daß er nach Wien kommt! Ich selbst hab' ihm geschrieben, wie ich's ihm versprochen hab', und ihn hergerufen."

„Sie . . . mein trotz seiner ausschweifenden Gesinnung so achtungswürdiger Freund?" Der kaiserliche Rat Matula hob sich mit zitternden Knien aus dem Großvaterstuhl und kümmerte sich nicht darum, daß das Rückenkissen mit den weiß auf schwarz gestickten olympischen Göttern zu Boden fiel. „Sie locken meinen unglücklichen Enkel dahin, wo die



Pappelallee. Radierung von Alice Michaelis.

Digitized by Google

bösen Buben sind . . . Sie führen ihn zwischen Szylla und Charybdis . . . in die Wirbel Wiens . . .?"

„Da gehört er hin, an meine Seite . . . als mein künftiger Sohn! Er soll meine Christel aus der Hand der Freiheit holen! Dann ist er sie beide wert."

„Mit der Waffe in der Hand?"

„Wenn's gar nicht anders geht: Ja!"

„Hast's gehört, Fannerl? Hast's gehört, Johann Beatus?"

„Der Herr von Oberkofler schreit ja laut genug", sagte der Feldmarschalleutnant von Morandell.

„Mein Fleisch und Blut, mein Enkel, im Kampf gegen das Haus Habsburg!"

„Nein: Habsburg verblendet gegen ihn und die Deutschen! Dort drüben ist das Unrecht!"

„Wer Kanonen hat, hat alleweil recht, mein Lieber", sprach trocken Herr von Morandell. „Dös werdet's eh' merken."

„Exzellenz von Morandell, es gibt ein neues Lied:

‚Es muß der Adler fallen!
Der Phönix soll erstehn! . . .'"

„Oh — ich kenne das verruchte Poem."

„Alsdann!" Der Professor Armin Oberkofler wandte in grimmiger Kampflust das Haupt in der Richtung nach Schönbrunn, wo zwischen den Giraffen und Orchideen, im Kreise der Erzherzoginnen und Beichtväter, der böhmischen Großen und der Generale, Ferdinand von Österreich dahindämmerte. „Jetzt läutet der Steffel Sturm! Die Pußta kommt! Wien steigt auf die Gassen! . . . Bete, Nero, bete!"

* * *

Grau gähnte, vom Prater bis zum Belvedere, der grämliche Novemberhimmel über Wien. Die Luft war nebelschwer, zäh und feucht. Kalte Windstöße fegten durch die naßglänzenden, wie ausgestorben daliegenden Gassen. Es rieselte leise auf die Dächer. Das Gluckſen der Dachrinnen war fast der einzige Laut. Nur selten durch die Kirchhofsruhe der schwere Tritt einer k. k. Patrouille, Losung und Feldgeschrei in fremdartig und mühsam geradebrechtem Deutsch. Draußen in den Vorstädten jenseit des Glacis dampfte noch der letzte Qualm aus dem schwarzen Brandschutt der Straßenreihen. Innen in der Stadt türmten sich verlassene Haufen von Pflastersteinen an den Ecken aufgerissener Straßen. Sie hemmten den Verkehr der Equipagen und Fiaker nicht. Es rasselten keine Räder. Es klangen keine Stimmen. Wien war tot.

Vom Stefansturm hing eine riesige schwarzgelbe Fahne einsam und regenmatt auf das nasse Pflaster hinab. Dort unten waren die letzten Blutlachen um den Dom von Regen und Menschenhand weggewaschen. Leise öffneten sich in dem Gassengewirr Alt-Wiens umher, in den Tuchlauben und auf dem Bauernmarkt, in der Wollzeile und der Himmelpfortgasse, an der Augustiner-Bastei und Mariastiegen die Fenster der hohen Häuser. Schwarzgelbe Knäuel wagten sich vorsichtig an die Luft, entrollten sich in entschlossenem Schwung, säumten als österreichische Fahnen die Hausmauern. Eine machte der andern Mut. Immer mehr kamen heraus. Das alte Österreich erwachte aus seinem Siebenmonatschlaf.

Aber es war keine Freude in dem Spiel der beiden müde vom Herbstwind bewegten Farben. Es war ein Grau über Wien und ein Grauen. Das zeigte sich nicht nur durch die Totenstille. Auch durch den nachträglichen, wie versteinerten Schrecken auf den Gesichtern der wenigen Menschen, deren scheue Tritte schuldbewußt an den Wänden widerhallten. Es gab weit im Umkreis des Stocks in Eisen vielleicht nur eine einzige wahrhaft zufriedene und behagliche Miene, und die gehörte dem Hofrat Nikolaus Matula.

Der Onkel Niki stand hinter den Scheiben seiner Wohnung am Graben und rieb sich schadenfroh die Hände, an deren rechtem Ringfinger nagelneu der goldene Verlobungsring blitzte. Jetzt waren die Vorhänge der Fenster nicht mehr wie bei einem Kranken verhängt. Jeder konnte von unten den neu in Amt und Würden eingesetzten Herrn Hofrat sehen, wie er gleich einem siegreichen Feldherrn auf das Schlachtfeld an der schönen blauen Donau hinuntersah. Der dunkle Geheimraum seiner Wohnung war nicht mehr ängstlich verschlossen. Das muffige Allerheiligste hatte seine Schätze offenbart.

Frei lag auf dem Tisch das Geheimdiarium, aus einem Schubfach des Schwarzen Kabinetts hinten ans Tageslicht geholt. Die halbe Nacht hatte der Hofrat gesessen und seine stillen Beobachtungen während der Oktoberwochen mit der andächtigen Liebe des Sammlers gesichtet und für die k. k. Standgerichte zusammengestellt. Der Einlauf eines jeden solchen Sekretissimums hatte dort binnen einer Stunde eine neue Verhaftung und ein neues Rubrum in den Anklageakten zur Folge gehabt, und noch war Onkel Nikis schwarze Liste nicht zur Hälfte erschöpft und wuchs täglich nach, wie der Hydra die abgeschlagenen Köpfe.

„Uff!" sprach der Hofrat Matula und tat einen tiefen, dankbaren Atemzug. Er konnte sich nicht helfen: Er machte einen kleinen, zierlichen Bocksprung vor innerlicher Freude und tänzelte, das gallige Gesicht unter dem Borstenhaar verklärt, als übermütiger Liebhaber auf die beiden Damen zu — seine Schwester, die Baronin Morandell, und in deren Begleitung seine Braut, die schöne Lini, die ihn in seiner Drachenhöhle besuchten. Er schnippte übermütig mit den tintenbefleckten Fingern, so wie ein ins Wasser zurückgeworfener Hecht neubelebt mit Schwanz und Flossen schnalzt und frischen Sauerstoff durch die Kiemen zieht. „Sobald rühren's sich in Wien nöt wieder! Aus is! Gar mit dem Fasching. Jetzt kommt die Aschen! Ich hab's doch gewußt! Hättet's nur alle dem Nikerl geglaubt!"

„Das hab' ich ja getan", sagte die Lini Götsch. Die schwarze Madonna war jetzt viel sanfter und lieber zu ihrem künftigen Eheherrn, seitdem die Wiener Schicksalskugel auf seine Seite, von rot auf schwarz, gerollt war.

Der Hofrat Niki knickste in feuriger Beweglichkeit, faßte ihre kühle Hand und führte sie inbrünstig an die Lippen.

„Jawohl! . . . Mein goldiges Lintscherl haben die Liebesgötter wohl beraten! . . . Aus is mit dem Blocksberg! . . . Wenn auch der Herr Fürst von Metternich selber vielleicht nicht wiederkehrt, so doch sicherlich sein Geist! Ah — da schaut's her! Da führen sie schon wieder einen ab!"

Er lief interessiert zum Fenster und blickte schadenfroh auf den Studenten unten, der zwischen zwei Wachen dahinschritt. Er kicherte erbost in sich hinein: „Wo sind denn jetzt eure Partisanen und Barette, ihr Malefizbub'n? Wo sind denn jetzt die schönen, großen Kalabreserhüte? In den Kanälen liegen sie, und ihr sitzt dahinter versteckt! Aber wir holen euch schon 'raus! Einen nach dem andern. Habt nur ein bissel Geduld!"

„Geh, Niki — sei net zu arg tapfer", sagte die Baronin Fanny Morandell zu ihrem Bruder. „Wenn's mein Mann wär' . . . Um den Johann Beatus sind die Kugeln nur so geflogen! Aber du hast doch die längste Zeit in deinem Kämmerchen g'sessen und den Rosenkranz gebetet."

„Ich hab' mich dem Staat zu erhalten, Fannerl! Ich bin kein Soldat! . . . Warum lachst du denn, Lini?"

„Ach geh . . . 's is nix."

„. . . aber da unten hat's Soldaten! Gelobt sei Jesus Maria! Soldaten mehr wie genug! Schaut's da die Räuber in den roten Mänteln! . . . Grüß Gott! Grüß Gott! . . . Die kommen ganz von weit her, von der Moldau! . . . Und da die Kroaten, nöt einmal in Uniform . . . einfach in ihren weißwollenen Bauernwämsern und die Flinten um und den Handschar im Bund, wie sie der Kaiser gerufen hat. Hob' die Ehre, meine Herren! . . . Dös da sind die richtigen Grenzer . . . schon halbe Bosniaken mit dem Fez auf dem Kopf . . . oder so was . . . Servus! . . . Hat mich sehr gefreut . . . Ich bitt' euch, was bringen der Banus und der Windischgrätz alles zusammen . . . dös Büberl da ist von seinen Haustruppen . . . noch so jung und schon a Böhm! . . . Respekt, Respekt, mein

Digitized by Google

Leber! . . Da hat's galizische Ulanen . . . Alle Achtung, die Herren Polen, alle Achtung . . . kroatische Bandarial-Husaren . . . die schauen einmal malerisch daher . . da Szekler Grenz-Infanterie . . mein Kompliment . . die Siebenbürger Walachen . . . Romanen . . . jetzt da legst di nieder . . . gar noch Trientiner! . . . Bravo, Signori Italiani . . . bravo!"

Er warf den finsteren Wiener Gästen durch die geschlossenen Scheiben ein Kußhändchen nach.

„Ja, auf seine Slawen kann der Kaiser sich verlassen", sprach er feierlich. „Der Bruder Böhm, der Pandur, der Varasdiner, der Slawone und Slowak und Morlake sind die treuen Wächter des Hauses Habsburg und werden es immerdar bleiben und allezeit Ruhm und Macht der Nachfahren Maria Theresias mehren . . . Wie? Soll die Sonne in meinem Zimmer untergehen? . . . Knöpft mein Lintscherl sich schon seine zeiserlgelben Handschuh' zu und langt nach dem schwarzen Parapluie —"

„Ich muß hinüber zum Vater", sagte seine Schwester. „Und die Lini kommt mit."

„Und ich als eure garde dame."

„Tut nicht not! Wir haben unsere Ausweisbilletteln, daß wir über die Straße dürfen."

„Nichtsdestoweniger werde ich der Demoiselle Götsch als ihr untertänigster Knecht meinen Arm reichen, soweit es der Reifrock permittiert", sprach der Hofrat galant und entzückt. Er fühlte sich jetzt mit als Herrn von Wien. Er machte den Damen gleich einem Hausherrn die Honneurs der neuerstandenen vormärzlichen Kaiserstadt, als er mit ihnen auf den Graben hinaustrat. Er zeigte ihnen die massenhaften Kugelspuren drüben am Primtor der Stefanskirche und neben seiner Wohnung am Aziendahof und am Trattnerhof und an der Pestsäule, die zerschossenen Fenster und das aufgewühlte Pflaster in der Bognergasse und dann am Hof die Trümmer- und Kampfstätte des Kriegsministeriums, die geschwärzten Mauern noch in einem lautlosen Zittern der Luft von Wut und Glut und Blut eben vergangener Tage umsponnen. Der Laternenpfahl auf dem Platz war umgestürzt und zerschmettert: Wildblickende böhmische Grenadiere standen in der unheimlichen Stille daneben. Der Hofrat nahm ehrerbietig den

Maiglöckchen unter Eichen. Gemälde von Rud. Kohtz.

Digitized by Google

Ordnungshut von dem gelblich-galligen, blatternarbigen und großohrigen Schädel.

„Tapferes achtundzwanzigstes Regiment", sprach er ergriffen. Die Tschechen beachteten es nicht. Sie bewachten düster die Stätte, wo vor fünf Wochen der rasende Pöbel den k. k. Kriegsminister und Feldzeugmeister Grafen Theodor Baillet von Lotour ermordet und die Leiche an dem Laternenpfahl aufgeknüpft hatte.

Am Tiefen Graben standen Matulas Freunde: der uralte, aber rüstig-vergnügte Großherzoglich Würzburgsche Geheimrat a. D. Freiherr von Wrazda und der k. k. Appellationsrat Hampel, beide mit schwarzgelben Kokarden an den Zylindern und schwarzgelben Schleifen an der Brust.

„Weißt schon's Neueste, Niki?"

„Wen haben's denn wieder standrechtlich erschossen?"

„Rat' mal . . ."

„Den Jellinek?"

„Der is ja schon tot!"

„Den Becher!"

„Auch!"

„Den Messenhauser auch . . . der . . ."

„Ja, wenn'st erst alle aufzählen willst, die jetzt an Pulver und Blei glauben müssen, dann derfen wir hier bis zum Nachtmahlen beisammenstehn!"

„Dös weiß Gott", sprach die Lini Götsch schaudernd, und die Baronin Morandell bekreuzigte sich unwillkürlich unter ihrer schottischen Rotonde.

„Du ratst es nöt, Niki! Es ist mehr als ein einzelner Mann."

„Dös versteh' ich net."

„Den Robert Blum haben's hingerichtet . . ."

„Also doch . . ."

„. . . aber die ganze Paulskirchen haben's damit getroffen! . . . Jetzt werden's in Frankfurt merken, wer's Heft in der Hand hat . . . die oder wir . . ."

Ein Exzellenzherr kam von der Freyung her. Ein Feldmarschalleutnant in flatterndem weißen Mantel. Neben ihm ein krausköpfiger, totenbleicher Jüngling in bürgerlichem Reisegewand.

„Mein Mann", sagte die Baronin und ging dem Freiherrn Johann Beatus von Morandell entgegen. Ihr Bruder, der Hofrat Niki, wollte ihr folgen, blieb stehen, und seine Mienen versäuerten sich, als habe er Essig verschluckt.

„Ah — dös seh' i gern", sprach er. „Der Herr Neveu! . . . Hat uns der Herr Reinhold wirklich die Ehre geschenkt und war in der buckelten Zeit auch in Wien? Ohne ihn geht's ja nöt! Freilich! Dös weiß ich schon von früher!" Und dann, sich von dem Studiosus Nimis zu dem General von Morandell wendend: „Führst du das Früchtel selber zum Auditeur? Dös is brav von dir!"

„Warum soll ich ihn denn vor das Strafgericht bringen? Er hat ja nichts verbrochen."

„Was du sagst, Schwager! Der Reinerl in Wien und weiß von nix! Ich gratulier'! Untertänigster Diener! Dann laßt nur gleich den Bem und den Fenner und den Hauck auch laufen, wenn ihr sie erst habt! "

„Der Reini ist erst seit heute früh in Wien."

„Wer's glaubt!"

„Laut Wachrapport! Auf dem Glacis an der Türkenschanze haben sie ihn angehalten, wie er von Klosterneuburg her hereingewollt, und es mir gemeldet."

„Und was hast in Klosterneuburg 'trieben? Nach den Ungarn ausgeguckt, Lichtzeichen nach Wien gegeben — he?"

Reinhold Nimis antwortete dem Hofrat Matula nicht. Er stand teilnahmlos, mit brennenden dunklen Augen und bleichen zusammengepreßten Lippen da. An seiner Stelle antwortete der General.

„Glück hat er halt gehabt, in seinem Unverstand! Er ist schon Mitte Oktober aus Graz weg . . ."

„Ich hab's ja selber beim Vater auf der Freyung gehört!" schrie der Onkel Niki. „Ich hab's ja selber gehört! Wir alle, wir können die Hand dafür auf die Hostie legen, daß der Oberkofler sich damals gerühmt hat, er wolle den Reini quam citissime zu sich instradieren und beim Mord und Aufruhr zu seinem Adjutanten machen."

„Ja, aber bis der Reini an Wien herankam, hatten wir die Stadt schon umzingelt gehabt", sagte der General. „Keine Katz' konnte mehr raus noch rein! Das hat den dummen Buben gerettet, daß es zu spät für ihn war! Sonst stünd' er jetzt auch unter standrechtlicher Behandlung."

Der Hofrat Matula funkelte den Neffen durchdringend aus seinen kleinen, stechend-schwarzen Polizeiaugen an.

„Muß ich dich zum zweitenmal auf den Schub bringen?" fragte er drohend und giftig. „Du bist seit Jahr und Tag aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Krone abgeschafft! Auf Wiederkehr steht Kerker! Das wird jedem Inkulpaten amtlich eröffnet! Hat das der Monsieur in seiner gewöhnlichen Zerstreutheit etwa vergessen — he?"

„Nein! Aber seit damals hat sich alles geändert . . ."

Niki Matula machte beinahe einen Luftsprung vor Wut.

„Nix hat sich geändert!" schrie er. „Aber auch gar nix! Alles wird wieder, wie's war! Von der Zensur bis zum Sperrsechserl! Ich komm' zurück! Die Polizei kommt zurück! Die Ordnung kommt zurück! Bloß du sollst nicht zurückkommen! Nach dir hat keiner Gusto, verstehst? Schau, daß d' weiterkommst — aber schleunigst, mein Lieber! Sonst mach' ich dir Beine!"

„Vorläufig steht er unter meinem Schutz", sagte der Feldmarschalleutnant. „Meinst denn, ich möcht' den Neffen meiner Frau baumeln sehen? Und für nix und wieder nix?"

„Und was sucht er denn noch hier, bitte gehorsamst? Hier is nix mehr zu holen, Freunderl! Hier sind die Heckerhüte außer Mode gekommen! . . . Hier gibt's keine Hetz' mehr! Also!"

„Ich komme von meiner Braut und ihrer Mutter", sagte der Studiosus Reinhold Nimis mühsam und zwang sich, in der Betäubung, die ihn benommen hielt, die Worte zu finden. „Ich will zu ihrem Vater . . ."

„Zum Herrn von Oberkofler . . . ah . . . da legst di nieder!"

„Zu meinem zweiten Vater . . ."

„Da brauchst du nöt weit zu laufen, mein Lieber!"

„Weißt du, was aus dem Oberkofler geworden ist?" drängte halblaut der Feldmarschalleutnant von Morandell seinen Schwager.

„Dös hättest jeden Tag hören können, wann du nix anderes zu tun gehabt hättest! Ich kann mir eine Barrikade ohne den Herrn von Oberkofler gar nöt denken! Die beiden gehören zusammen wie der arme Sünder und der Galgen."

„Und was is mit ihm geworden? . . . So red' doch, du alter Graunzer!"

„Er sitzt", sprach der Onkel Niki gewichtig.

„Also haben sie ihn gefangen?"

„Ja, sollen's ihm etwa den Orden vom Goldenen Vließ um den Hals hängen? Wie's hieß, die Ungarn kommen und der frevelhafte Widerstand gegen die k. k. Gewalt zum zweitenmal losging, hat der Oberkofler den Waffenstillstand mit brechen helfen und mit seiner verzweifelten Rotte Koro weitergekämpft, bis der Herr Banus Jellachich mit seiner Kriegskunst auch diese Missetäter umzingelt hatte."

Reinhold Nimis faltete die Hände ineinander.

„Gott sei Dank: er lebt", sagte er.

„Aber net mehr lang!"

Der Hofrat Niki sprach das mit großer Gemütsruhe, wie wenn man das Wetter feststellt. Ein schweres, beklommenes Schweigen entstand um ihn. Die Baronin Morandell und die Lini Götsch hatten ihre weichen Wiener Augen voll Tränen. Der Feldmarschalleutnant schnalzte unwillig mit der Zunge. Er redete nichts. Er war Soldat. Ordnung mußte sein.

„Ich bitt' euch: Laßt mich zu ihm!"

Der Student Nimis hatte immer noch die Hände gefaltet, aber nicht mehr in Dank gegen Gott, sondern im Flehen zu den Menschen. Onkel Niki schüttelte energisch den Kopf:

Digitized by Google

„Na — na — na! Das kann ich nöt befürworten! Ein Schwerverbrecher zum andern."

„Jesses, Schwager: Was hat denn der Reini nur verbrochen?"

„Ich schäm' mich eh' schon für die Familie; Soll ich für einen verdächtigen jungen Menschen meinen Einfluß aufbieten?"

„Onkel . . ."

„Still bist! Jeder junge Mensch ist jetzt verdächtig! Alle Gefängnisse sind voll von Verdächtigen! Du gehörst auch hinein! Wann du erst sitzt, wird man dir schon was nachweisen! Da bin ich außer Sorg'."

Der Hofrat Nikolaus Matula brach jäh ab. Eine kleine Hand in hellgelbem Handschuh faßte mit ungestümem Griff seinen Arm.

„Au Lintscherl! Sei nöt so wild! Was hast denn?"

Die großen schwarzen Augen vor ihm brannten jetzt wirklich in südlichem Feuer. Der Zorn jagte der Lini die Worte wie Stilettstöße von den roten Lippen

„Gleich gehst, du alter Giftnickel . . ."

„Wa — Was?"

„Gleich gehst mit dem armen Buo und bringst ihn zu dem Herrn von Oberkofler! Sonst sind wir geschiedene Leute. . . ."

„Aber Lintscherl . . ."

„Mach' nur so ein Nußknackergesicht! I sag dir: Schau, daß der Herr von Nimis heut noch zu dem Herrn Vater seiner Braut kommt, oder es setzt was! Mariandjosef! . . . I will doch einen Christenmenschen heiraten und keinen Türken! Was hast denn eigentlich da sitzen, wo bei andern Leuten das Herz hupft? Einen von den Pflastersteinen da? . . . Werd' mir nur net jetzt keck! Antwort' mir nix, Niki! . . . Jetzt geschieht, was ich schaff'! Verstehst! . . . Oder 's setzt an Unglück!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter Franzosenzeit in Frankfurt * Von Rolf Brandt.

Das Schicksal, mitten in der Ruhe von Gewerbefleiß und breiter Bürgerlichkeit rauh aufgestört zu werden, ist schon einmal über Frankfurt gegangen. Damals wie heute brachen und beugten die Franzosen Recht und Verträge und überfielen die weiland freie Reichsstadt, wie sie vorher Straßburg überfallen und geraubt hatten. Vorhänge rauschen auf, und auf der historischen Bühne sieht man immer wieder das grell beleuchtete Bild, wie französisches Militär frech und grundlos in deutsche Städte einzieht, deutsche Bürger bedrückt, deutschen Wohlstand vernichtet.

Der Stern von Friedrichs des Einzigen und Großen Ruhm war über der Misere des zerrissenen Deutschland aufgegangen. Seydlitz war mit seinen jagenden Schwadronen den zügellosen Truppen des Prinzen Soubise wie das lohende Preußenwetter über den Hals gekommen.

„Und wenn der große König kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Unter der laufenden Reichsarmee war auch das Kontingent der braven Reichsstadt Frankfurt. Sie erfroren sich bitterlich die Hände, und es war viel Klagens unter ihnen über das viele Laufen, aber in Frankfurt selbst wurden die Herzen wärmer und die Augen heller, denn der größte Teil der Bürgerschaft war gut „Fritzisch" gesinnt.

In die Bürgerhäuser fiel der helle Schein der großen Siege, über die Jämmerlichkeit des morschen Heiligen Römischen Reiches trug der Glanz des königlichen Genies die verstaubten und müden Herzen empor. Das Feuer Friedrichs erwärmte auch die empfängliche Seele des Knaben Goethe, der in kühler Unsterblichkeit den Eindruck der hochrauschenden Zeit in „Dichtung und Wahrheit" gehämmert hat. „Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte."

Der Gegenseite war die Stimmung der freien Stadt natürlich nicht unbekannt. Schon im April 1758 hatte der französische

Der Paulsplatz mit Rathaus und Paulskirche zu Frankfurt am Main. Radierung von Hugo Ulbrich.

Überlassung des Frankfurter Magistrats.

Digitized by Google

Kriegsminister Bellisle eine Denkschrift an den Wiener Hof gerichtet, in welcher er die Gründe entwickelt, weshalb Frankfurt französische Besatzung erhalten müsse, „anders könne man weder für die Verbindungen der Armee noch für die Treue der Reichsstände eintreten". Damals widerriet man in Wien diesem Vorgehen auf das dringlichste, und sobald der famose Plan verlautete, machten Rat und Bürgerschaft von Frankfurt Gegenvorstellungen, denen sich der Kurfürst von Mainz anschloß. (Die Ähnlichkeit mit dem jetzigen Überfall ist fast Linie um Linie zu finden.) Bellisle ließ die Angelegenheit darauf ruhen und beschloß, die vollendete Tatsache zu schaffen Am 2. Januar 1759 sollte ein Bataillon „Nassau" aus der Armee des Prinzen Soubise von Sachsenhausen her durch die Stadt marschieren. Plötzlich rückten andere Truppenteile mit ein, nach kurzem Handgemenge wurden die Stadtsoldaten entwaffnet, Konstablerwache und Hauptwache besetzt und dem Rate ein Schreiben des französischen Königs überreicht des Inhalts, daß er es für angebracht halte, Frankfurt zu besetzen, „um es wirksamer schützen zu können" Die Erbitterung der Bürgerschaft über den frechen Überfall war ungeheuer

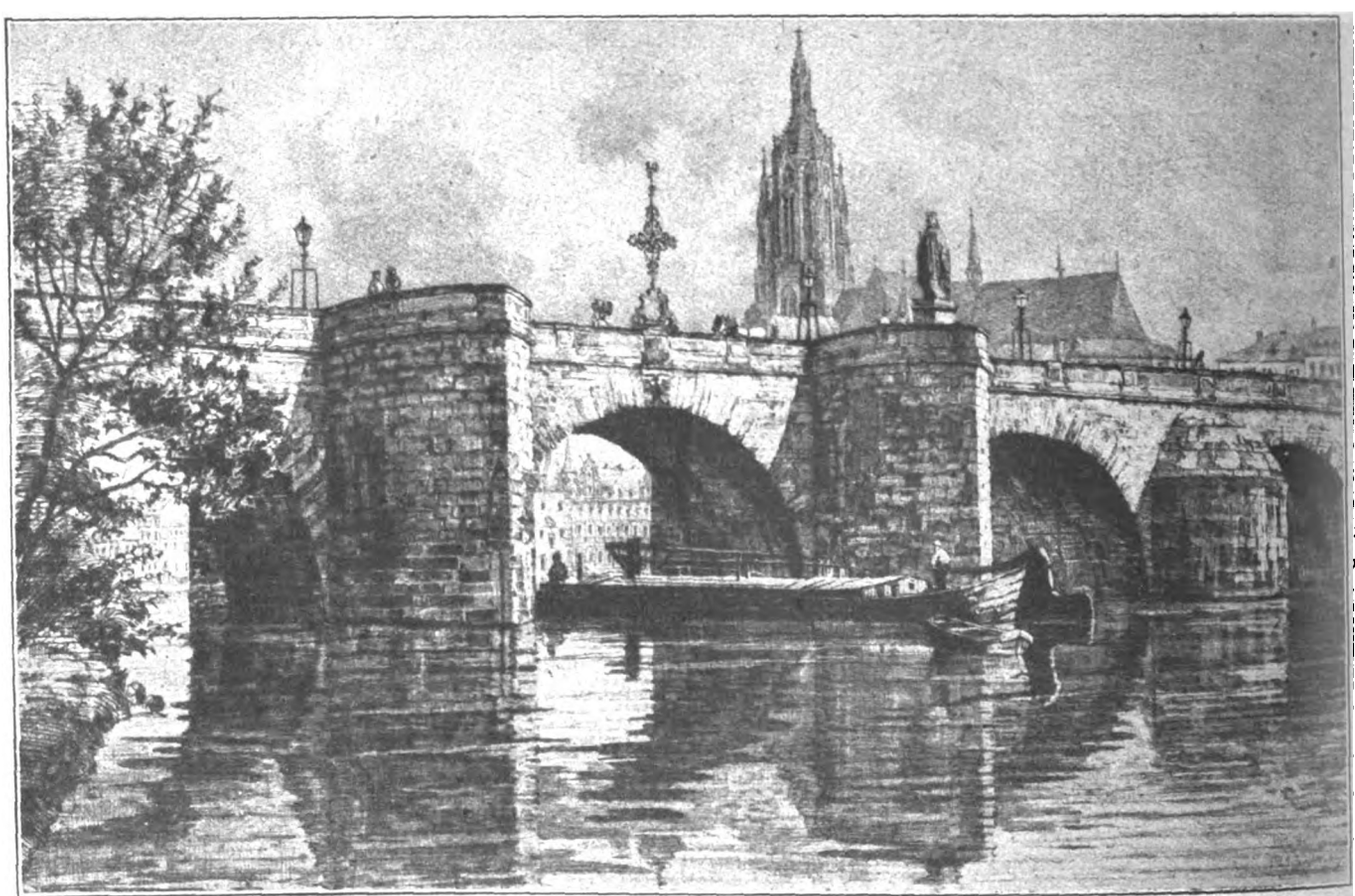
Unter den Bürgern, die mit der aufgezwungenen französischen Besatzung niemals Frieden gemacht haben, war Goethes Vater Goethe selbst schenkte dem Grafen Thoranc, der Leben und Abwechslung in das abgeschlossene Patrizierhaus brachte, bald seine Knabensympathie, ihm war die Last dieser schweren Jahre noch nicht auf das leichte Knabenherz gelegt. Aber auch in der Darstellung in „Dichtung und Wahrheit", die freundliches Licht über den „Königsleutnant" wirft, kommt das Unerhörte des Rechtsbruches dem kühleren Schreiber der Jugenderinnerungen zum Bewußtsein. Der tolle Tag des französischen Einmarsches steht da im kühlen Marmor einer unsterblichen Anklage:

„Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den älteren Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Türmer des Hauptturmes, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt, man lief, sie vorbeipassieren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschierten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2 Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und biwakierten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig und niemandem konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater."

Am Karfreitag 1759, am 13 April, kam es dann vor Frankfurt zu kriegerischen Handlungen. Herzog Ferdinand von Braunschweig rückte heran, die Stadt zu befreien, aber der Herzog von Broglie, der Nachfolger des Prinzen Soubise, behauptete das Feld Goethes Vater hatte, ungeachtet der Gefahr, in dem Garten vor dem Friedberger Thor die Schlacht beobachtet, bei der Rückkehr begegnete er im Flur seines Hauses, wie der Sohn erzählt, dem Grafen Thoranc „Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: ‚Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist' „Keineswegs,' versetzte mein Vater mit Ingrimm, „ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!"

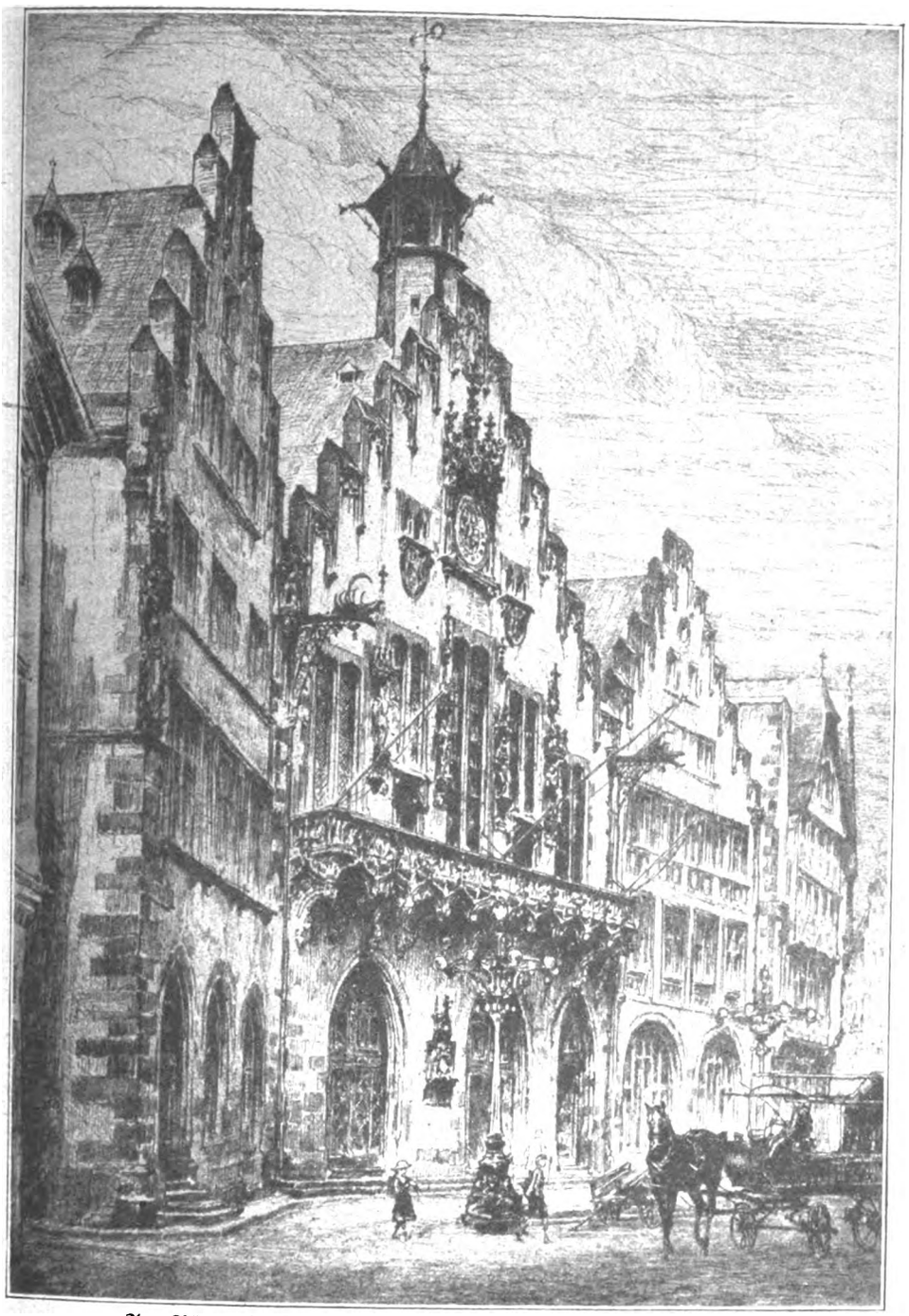
Der Ausbruch des Mannes, dessen Wesen Gesetztheit und Würde hieß, war zu begreiflich. Die Stadt und jeder einzelne Bürger litt unter der Zuchtlosigkeit der französischen Gäste, deren Manneszucht alles zu wünschen ließ. Der Handel hatte ungeheuren Schaden, alle für die Meßfremden vorgesehenen Räume wurden von dem fremden Militär belegt, das nun in schnödester Weise Erpressungen ausübte. Auch dem Stadtsäckel erwuchsen hohe Ausgaben. Allein um das Quartier des Prinzen Soubise herzurichten, mußte für 840 Gulden karmoisinfarbener Brokat gekauft werden, für die Beleuchtung seiner Räumlichkeiten wurden 117 Gulden für Wachslichte ausgegeben.



Alte Mainbrücke in Frankfurt a. M. Radierung von Hugo Ulbrich.

Verlag von Stiefbold & Co. Berlin

Digitized by Google



Am Römer in Frankfurt a. M. Radierung von Paul Geißler.

Diese Übel und Nöte waren für den rechtschaffenen Bürger vielleicht noch die geringsten. Der Preis der Lebensmittel stieg, weil die Herren Franzosen alles Eßbare zu ihren Gastereien und Gelagen aufkauften. Die Kontributionen wurden mit Härte eingetrieben, die Lieferungen schlecht bezahlt. Die Freiheit des Bürgers wurde auf Schritt und Tritt beschränkt. Pariser Modehändler und Glücksritter, Bankiers und Schauspieler, Schuhputzer und Industrielle ließen sich in Frankfurt nieder. Die Sitten der Stadt, die immer den leichten und munteren Ton geliebt hatte, verfielen erschreckend. Das Glück ganzer Familien ward durch die überhandnehmende Unsittlichkeit zerstört, und nur der Dämon des Genies bewahrte den Knaben Goethe, daß seine Seele von diesem aufspritzenden Sumpfwasser böse Flecken bekam. Durch einen gebildeten jungen Franzosen De Rosne bekam der Knabe Zutritt hinter die Kulissen des Theaters, beobachtete die Schauspielerinnen beim Aus- und Ankleiden und gewöhnte sich so an ihre „Natürlichkeit". Der noch nicht Dreizehnjährige hat schließlich ein Duell mit De Rosne und so etwas wie eine Liebschaft mit dessen Schwester.

Aber nicht nur die Sitten der Bürgerschaft wurden von dem Geist der französischen Besatzung nach Pariser Vorbild frisiert, auch leibliche Krankheiten brachten die vielen, schlecht geleiteten und versorgten Lazarette der Franzosen der Stadt. Frankfurt wurde Hauptlazarett der französischen Armee, und Seuchen wüteten in den engen Straßen, die um diese Zeit ihre erste öffentliche Beleuchtung von 1600 Öllampen erhielten. Die Lämpchen sollten wohl das Unglück der guten Stadt beleuchten, wie die zeitgenössischen Briefschreiber bitterlich anmerken.

Die alten Sitten begannen vor dem neuen französischen Wesen zu weichen. So wurde bei manchen Ratsherren die „venerable" schwarze Amtstracht mit weißem Kragen durch den farbigen Rock und die weißseidene oder goldgestickte Weste verdrängt. Für die am Alten und Ehrbaren Hängenden war es ein Greuel, wenn sie das erblickten, dazu die Frauen, die ihre „Reize für die Gasse zur Schau stellten". Senckenberg, ein bekannter Arzt, der seine berühmte Stiftung um diese Zeit begründete, schrieb: „Alles Wind und Schein! Wir sind schon vom Wesen des Guten abgekommen, nun schwindet auch noch die Form dahin!"

Endlich, nach drei Jahren, im Dezember 1762, zogen die Franzosen wieder ab. Die Stadt atmete auf. Das Wort, das die Meinung der geplagten Bevölkerung über die Franzosenzeit ausdrückte, hatte Goethes Vater schon an dem Karfreitag 1759 gesprochen: „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!"

Ignatius und seine Heiligen * Von Friedrich Hussong.

Jeden Tag, an dem ich von meinem Dorf nach der Nachbarstadt zur Schule kam, kam auch der Ignatius Baderspoll von dem seinen dahin. Halbwegs zwischen Dorf und Stadt stießen unsere Wege zusammen. So gingen wir oft miteinander hin und her. Ich kam aus einem protestantischen Dorf und war protestantisch; er kam aus einem katholischen und war katholisch. In der Stadt und in der Schule war neutraler Boden. Aber der Nazi war ein gar Eifriger. Auf unserm Wege konnten wir von ferne zwar nicht sein Heimatdorf liegen sehen, aber den hohen spitzen Berg, der es überragte, und die Kapelle der heiligen Anna, die auf dem Berge stand. Von dem Dorfe führte ein Weg zu ihr hinauf, den seiner ganzen Länge nach in kurzen Abständen steinerne Bildstöcke begleiteten, auf denen die Passion Christi dargestellt war. Im Hochsommer um den Annentag herum, im Juli und August wallfahrteten, knieten und beteten diesen Weg hinauf viele Gläubige, die von allen Seiten herzuströmten.

Digitized by Google

Wie das unter Buben so geht: Wir kamen oft miteinander zum Zeitvertreibe ins Streiten, erst etwa um unsere Kappen, dann etwa um unseren Glauben. Und, wie gesagt, der Nazi war darin ein gar Eifriger. Seine Sprachlehre kannte er schlecht, aber in dem bunten Bilderbuch der Legende blätterte er so eifrig, wie unser Dorfbürstenbinder in des Teufels zweiunddreißigblättrigem Gebetbuch. Es steckte ein Stück Apostel und ein angriffiges Bekennertum in ihm, das ihn trieb, zum Ruhme seines Glaubens zu reden und zu sagen. Er hatte eine besondere Leidenschaft dafür, die verschiedensten Heiligen auf Quartblätter zu zeichnen und mit Wasserfarben anzustreichen; die Gewänder, meist weit und bauschig, ersparten ihm die Kenntnis der Körper und boten üppige Flächen für ein trunkenes Prunken in Karminrot, Zitronengelb, Preußischblau und Violett. Hände, Füße und Gesichter waren gleicherweise und im Dutzend mit dünnem Ziegelrot behandelt, bei den weiblichen Heiligen mit Deckweiß vielfach aufgelichtet. Die Zeichnung in starrer, steifer, byzantinischer Manier. Ohne Leben und Seele, ohne Schwung und ohne Lieblichkeit, auch ohne jedes wahre Geschick zum Zeichnen. Aber das, was er davon abgesehen hatte und für seine Sache immer wieder brauchte, hatte er im Griff, wie der Bettelmann die Laus. Zu Dutzenden brachte der Nazi solche bunten Heiligkeiten Monat für Monat hervor. Die ganze goldene Legende hätte man mit seinen Werken sechsfach bebildern können. Unmäßig stolz war er auf sie. Der Pfarrer selbst seines Dorfes hatte seinen gottgefälligen Hang von Kindesbeinen an ermuntert, den frommen Sinn und Trieb darin gelobt und dem Nazi des öfteren sauberes Papier und frische Wasserfarben für seinen frommen Betrieb geschenkt.

Das erzählte er mir oft und öfter und erzählte mir auch, daß zu Hause bei ihm die ganze Stube mit solchen farbenprächtigen Ziegelheiligen austapeziert sei und daß der hochwürdige Herr Pfarrer sie als den schönsten Schmuck eines christlichen Hauses gelobt und sogar feierlich geweiht habe. Das aber glaubte ich ihm nicht; ich konnte mir in meinem nüchternen Protestantentum gar nicht vorstellen, daß ein Pfarrer sich ernstlich auf solchen Firlefanz sollte einlassen. Dennoch schaute und horchte ich immer wieder auf den bunten Heiligenkranz des Nazi und ließ mir seine Geschichten immer wieder erzählen, obgleich ich ihn trotz seiner Gottseligkeit für einen gewaltigen Aufschneider hielt, ja zu bemerken glaubte, daß er gerade aus seiner Gottseligkeit und Gottgefälligkeit ein Recht herleitete, mich zu Ehren seiner Heiligen von Woche zu Woche lieferungsweise anzulügen. Und brachte sie doch nicht zu höherem Preise bei mir. Denn je wunderbarer er sie mir zu zeigen glaubte, desto wunderlicher erschienen sie mir. Manche wohlangesehene Heilige von unantastbarem Ruf und Ruhm sind bei mir durch den frommen Knaben Ignatius in Schaden gekommen und geblieben. Zwar der kleine heilige Nikolaus, der gleich nach seiner Geburt schon beim ersten Bad ohne Hilfe und Stütze so stramm in seiner Waschschüssel aufrechtstand, daß die Hebamme ihm sofort seine künftige Wunderhaftigkeit anroch, der war und blieb ein appetitliches Bürschchen trotz der Ziegelfarbe, womit der Nazi ihn so unbarmherzig anstrich, daß er bei seinem Eintritt in das preußischblaue Waschwasser so violett wie ein Kardinal wurde. Von dem Ritter Georg, der sich so zünftig auf Pferd, Hund, Schwert und Drachen verstand, konnte mich der Nazi durch kein noch so zerriges Loben und Preisen abwendig machen. Das war doch etwas anderes als die ewige Leidsamkeit und das Würmleingetue der anderen. Schon der heilige Sebastian konnte mich verdrießen. Je mehr Pfeile der Nazi ihm in den Leib bohrte und je dicker er das Blut von ihm abtropfen ließ, desto mehr ärgerte ich mich, daß ein so tapferer Gesell seine Tapferkeit nicht lieber nutzte, um weidlich um sich zu schlagen, zu kratzen, zu beißen. Nun aber gar die anderen, die oft alle List und Tücke aufzuwenden schienen, um verbrannt, geköpft, gerädert, gekreuzigt und geschunden zu werden; die sich gar nicht niedrig, schmutzig, erdenkloßig und erbärmlich genug machen konnten; die gar nichts anderes sein wollten als Zunder der Sünde, Nahrung des Verbrechens, Futter des Todes; und die von gar keinem anderen Weg zur Würdigkeit wissen wollten als durch die tiefste Entwürdigung. Wirklich, die Heiligenschaft des Ignatius Badergoll war die wunderlichste Fasanerie von der Welt. Eines der allerwunderlichsten Hühner darin erschien mir sein heiliger Antonius. Was der alles für Gesichte hatte! Was dem alles erschien und ihm zusetzte, ihn zwackte und piekte! Und was er für einen seltsamen Geschmack daran hatte, sich zwacken und pieken zu lassen! Wie der Nazi ihn durch alle Feuer und Wasser, über glühende Roste und Glasscherben hetzte, durch fratzenhafte Dornenhecken, zwischen den wetzenden Klauen, hackenden Schnäbeln, bleckenden Zähnen, feurigen Zungen und schlangenköpfigen Schwänzen abscheulicher Kobolde und Ungeheuer hin. Und immer von derselben verqueren Wollust am Unnatürlichen, Fratzigen, Abgeschmackten erfüllt, der Nazi und sein Antoni. Da war in der heiligen Fasanerie des Nazi ein anderes merkwürdiges Huhn: Das war einer, der seine Heiligkeit bewährte, indem er trotz langem Bart und langer Kutte mit den kleinen Kindern auf der Straße die kindischsten Spiele spielte, um zu werden wie die Kinder, um sich zu demütigen und sich im wohlverdienten Spott und in der wohlverdienten Verachtung aller vernünftigen Menschen als in einem eingebildeten Martyrium zu weiden. Das fand dann der Nazi himmelherrlich; aber ich fand es läppisch und täppisch und gab den vernünftigen Leuten recht. Doch waren mir solche Eulenspiegeleien immer noch nicht so peinlich, wie die unsäuberliche Gottseligkeit, in der der Nazi so viel andere seines Personals schwelgen ließ. Er ließ sie nämlich nach seiner Willkür Kapriolen machen wie ein Puppenspieler seine Puppen. Er spann ins Hundertfache Geschichten von Bußhemden, die in sieben und vierzehn, in einundzwanzig Jahren und lebenslänglich nicht gewechselt und gewaschen wurden; Geschichten voll Staub und Asche, voll Blut, Schwären und Würmern. Wahrhaftig, der gottselige Ignatius ist schuld daran, daß trotz seiner purpurnen Mäntel und ockergelben Heiligenscheine noch heute so eine rechte Heiligkeit nach der Schnur und Regel für mich immer einen schrägen Beigeschmack und Beigeruch hat. Er schwärmte für Leiber, die lebendig verfaulten; er schwärmte für alles Stigmatisierte und für hochheilige Wundmale, die so prächtige Gelegenheit für verwegene scharlachrote Schmisse gaben.

Am häufigsten hatte der Nazi es mit der Mutter Gottes zu tun. Von ihr wußte er gar zu schnurrige Stückchen. Und um eines von diesen entbrannte zwischen uns nach so vielen Plänkeleien ein hitziger Religionsstreit. Das war die Geschichte von der heiligen Maria und dem frommen Räuber, der niemals zum Rauben und Stehlen ging, ohne zuvor zur Himmelskönigin inbrünstig um Rat, Mut und Gelingen gebetet zu haben, und der von seinem Raub so manche bunte Kerze auf den Marienaltar kaufte. Dem die gute Königin auch immer wieder durchhalf, bis er dann eines Tages erwischt wurde, in einen tiefen dunklen Kerker kam und von da an einen hohen lichten Galgen. Da aber habe die Königin Maria in seiner erbärmlichen Not sich ihres getreuen Diebsknechtes wieder entsonnen und sich seiner angenommen. Unter seinem Galgen sei sie da erschienen und habe den Gehenkten drei Tage und drei Nächte lang mit ihren himmlischen Händen schwebend erhalten, so daß ihn am vierten Morgen die Henkersknechte noch frisch und munter an seinem Galgen fanden. Da schrien sie Mirakel und schnitten ihn vom Strick, riefen die ganze Stadt zusammen, Zünfte, Krämerschaft und Pfaff

Digitized by Google

heit, und alle priesen das Wunder, vorab die hochwürdigen Brüder vom hochheiligen Herzen der Mutter Gottes. Es wurde eine Gnadenkapelle und eine kleine Fremdenindustrie auf das Galgenwunder gegründet, wie man heute eine Aktiengesellschaft, eine Trink- und Wandelhalle und eine Fremdenindustrie auf eine magere Solquelle gründet. Der gottselige Dieb trat in den Orden der Brüder vom hochheiligen Herzen und wurde beinahe selber noch ein Heiliger.

„Und das soll ich dir glauben?" sagte ich zum Nazi.

„Wirst wohl müssen. Die Kapelle ist in einem Buch deutlich abgebildet."

„Sie werden betrunken gewesen sein und ihn schlecht gehenkt haben."

„Betrunken hin, betrunken her. Hals ist Hals, und Strick ist Strick."

„Dann sei du froh, daß aufs Lügen nicht der Strick steht."

„Denkst du vielleicht, ich lüge?"

„Ich denk's und sag's. Das ist eine unanständige Geschichte."

„Das ist eine erbauliche Geschichte."

„Jawohl, für Diebe und Straßenräuber."

„Wir sind alle voller Anfechtung. Den heiligen Antonius hat's auch oft versucht. Und ist schon mancher aus dem Gefängnis ins Kloster gekommen."

„Jawohl, und aus dem Kloster ins Gefängnis."

„Die heiligen Märtyrer waren alle im Gefängnis."

„War auch eine nette Gesellschaft darunter."

„Was willst du gegen die heiligen Märtyrer sagen?"

„Die hätten sich besser wehren sollen."

„Dann wären's ja keine Märtyrer geworden."

„Wär' auch nicht schade gewesen. Ein sauberes Handwerk, das."

„Du brauchst natürlich keine Heiligen und Märtyrer."

„Brauch' ich auch nicht. Mir ist der Schinderhannes lieber als dein heiliger Antonius."

„Das ist eine Beleidigung!"

„Meinetwegen."

„Eine Lästerung!"

„Auch das meinetwegen."

„Das werd' ich anzeigen."

„Zeig' lieber die sauberen Geschichten an, die du von der heiligen Maria erzählst."

„Alles die pure goldene Wahrheit."

„Lügensack!"

„Anzeigen werd' ich's!"

„Dann wirst du geschunden, wie deine dummen Märtyrer. Nette Geschichten das. Hätt' ihn doch sollen hängen lassen, wo er hingehörte. Hing ja von Rechts wegen da. Das konnt' ihm so passen: Erst morden und stehlen; dann sich in die Kittelfalten der heiligen Maria verkriechen. Ein anständiger Räuber ist das nicht. Ich glaube auch, die Maria wird sich schon einen anderen ausgesucht haben. Den hast du ihr angehängt. Du hängst ihr eben deinesgleichen an. Spitzest dich wohl auch schon auf ihren Schutz. Wirst ihn schon noch brauchen können."

„Wird mir schon beistehen in Nöten. So oft, wie ich sie gemalt habe."

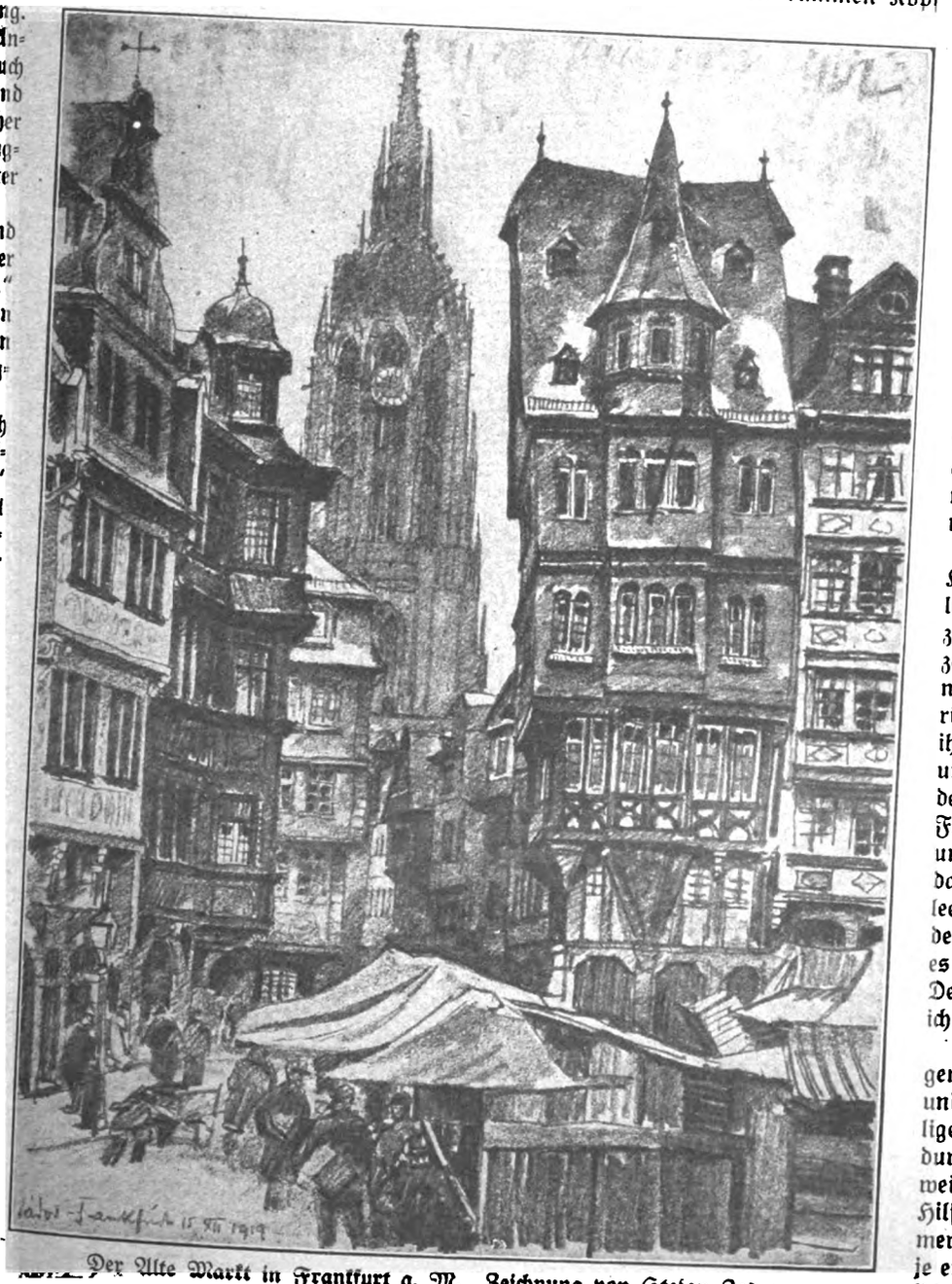
„Ob sie dir auch beisteht, wenn ich dir jetzt meinen Schulranzen an deinen dummen Kopf schmeiße?"

„Probier's, wenn du dich getraust."

Da hatte er den Ranzen auch schon am Kopf. Während ich mich bückte, um ihn wieder aufzunehmen, stieß er mir den seinen nach Kräften in die Flanke, wo die Rippen und der Atem am kürzesten sind; aber auch die Geduld und die Langmut.

Nun war kein Halten mehr. Ich ließ meinen Ranzen an der Erde, zerrte ihm den seinen aus der Hand, riß ihn auf, warf ihm Bücher, Hefte und Heiligenbilder rings über Feld und Straße und verbläute ihn dann mit dem leeren dröhnenden Tornister, daß es laut erscholl. Denn darin war ich dem Nazi über.

Weithin flogen die blauen und grünen Heiligen des Nazi durch die Luft, weithin klang sein Hilfe- und Jammergeschrei. Aber je erbärmlicher er sich hatte, desto



Der Alte Markt in Frankfurt a. M. Zeichnung von Stefan Zador.

Digitized by Google

mehr reizte er meinen Zorn. „Ob sie dir jetzt helfen wird, deine Maria? Oder deine Barbara oder Susanna? Ich will dich prügeln, bis sie dir zu Hilfe kommen oder bis du es eingestehst, daß du das zusammengelogen hast über deine Maria, und daß dein Dieb ein rechter Lumpenhund war."

Ganz schienen seine Heiligen den Nazi aber doch nicht im Stich lassen zu wollen. In der Ferne tauchten Menschen auf. Ich hatte ihn doch so erbärmlich zugerichtet und so unbarmherzig mit dem Seinen gewütet, daß ich befürchten mußte, sie würden sich auf seine Seite schlagen. Da ich keine Lust zu irgendwelchem Martertum in mir verspürte, ließ ich von ihm ab und beschleunigte meine Schritte, während er heulend, schimpfend und drohend seine geschundenen Bücher und Heiligen zusammensuchte.

Am nächsten Tage wurde die himmlische Gerechtigkeit an uns beiden sichtbar. Da zeigte mich der Ignatius an, und ich wurde wegen „Roheit und Mutwillens" zwei Stunden lang eingesperrt. Der Ignatius aber ging mit einer fast sichtbaren Gloriole ums Haupt aus dem Handel hervor.

Er hat mir aber keine Heiligenbilder mehr gezeigt und keine gottseligen Schnurrpfeifereien mehr erzählt. Wenn wir fürderhin zwischen Dorf und Stadt zusammentrafen, mied er mich wie ein wandelndes Fegefeuer. Aber auch von dieser Gefahr erlösten ihn seine dankbaren Heiligen; denn er wurde nach einiger Zeit wegen allerhand Unzulänglichkeiten von der Schule entfernt.

Er kam dann zu einem Haar- und Bartschneider in die Lehre und wurde später im Dorf der heiligen Anna ein geachteter Barbier. Neben dem Bartschneiden baute er seinen Wingert und hielt mit dessen Erträgnis eine kleine Straußwirtschaft in Gang in derselben Stube, in der er seine Kunden rasierte. Wenn im Hochsommer um den Sankt Annentag herum die Gläubigen von allen Seiten nach dem Dorf und seinem Berg mit der Gnadenkapelle strömten, erneuerte der Ignatius der heiligen Anna zu Ehren den grünen Buschen neben seinem roten Fensterladen. Und dann ruhte sichtlich Segen auf seinem Rasiermesser und auf seiner Straußwirtschaft. Ich habe selbst darin von seinem Weinchen getrunken. Es war milde und süffig, und er hatte eine in Anbetracht der Kleinheit seines Wingerts wunderbare Menge davon zu verzapfen. Freilich sahen auch von allen Wänden die selbstgemachten himmelblauen, ziegelfarbenen, ockergelben, karminroten Heiligen seiner Jugend auf alles Werk seiner Hände.

Wortschicksale * Von Dr. Ernst Wasserzieher.

Mark und Grenze.

Es ist merkwürdig und doch wahr, daß viele deutsche Wörter schwieriger zu erklären sind als fremde, daß Fremd- und Lehnwörter uns besser in Fleisch und Blut übergegangen sind als einheimische. Wer sagt heute noch Mark, wenn er Grenze meint? Und doch ist Mark das uralte deutsche Wort, während Grenze ein slawisches Lehnwort ist, das die Ritter des Deutschordens im 13. Jahrhundert im Osten kennenlernten und dann mitbrachten. Es ist polnisch-russisch granica, tschechisch hranice: Grenzstein, Grenze. Das fremde Wort setzte sich allmählich fest und verdrängte das einheimische. Wir können es kaum noch brauchen, ohne zu fürchten, nicht verstanden zu werden, und darum fügen wir zur Erklärung das fremde Wort bei und sagen: Die Grenzmark. In gewissen Fällen tritt Mark noch auf: Mark Brandenburg, Altmark, Ostmark, Nordmark, Dänemark, Steiermark, Feldmark, Gemarkung, Markscheider, Markstein. Hier schimmert überall noch die Bedeutung hindurch; die Mark Brandenburg bildete längere Zeit die Grenze gegen das Slawenland; Karl der Große errichtete im äußersten Südwesten die Mark Spanien. Der Markscheider grenzt das Gebiet einer Zeche, eines Bergwerks ab. Bismark ist ein Dorf in der Altmark, es ist zusammengezogen aus Bischofsmark; die Besitzungen der in Bismark beheimateten Familien grenzten nachweislich an das Gebiet des Bischofs von Verden. Markwart heißt der Grenzwächter; als Familienname findet man häufig die Schreibung Marquardt. Dänemark heißt ursprünglich Tannenmark und deutet auf eine frühere Vegetation des Landes; diese Form bringt uns auf die Frage, was denn Mark ursprünglich heiße. Altnordisch mörk bedeutet Wald. Da nun Wälder oft Völkergrenzen bildeten, breite, neutrale Streifen, durch die man sich vor Angriffen schützte, so kann man annehmen, daß Mark zunächst Wald und dann Wald als Grenze bedeutet hat; schließlich blieb nur noch Grenze bestehen, und die Grundbedeutung Wald fiel der Vergessenheit anheim. Das Wort selbst veraltete und machte dem slawischen Grenze Platz, das aber eine gut deutsche Form angenommen hat.

Ähnlich wie Mark ist es noch manchem anderen Wort ergangen. Butter klingt zwar ganz deutsch, ist aber aus dem Griechischen entlehnt. Es verdrängte schon sehr früh alte deutsche Bezeichnungen, wie Anke und Schmer. Anke ist noch heute in Schwaben üblich, Schmer ist beschränkt auf eine minderwertige Fettart; das Zeitwort dazu ist schmieren; abgeleitete Dingwörter sind Wagen- und Stiefelschmiere und Schmerbauch. Unsere Vorfahren verstanden keine Mauern zu bauen, sondern nur Wände. Sie sind aus Weiden, Reisig oder Binsen gemacht, mit Lehm oder Erde ausgefüllt, und das Wort gehört zu winden. Wand ist also eigentlich etwas Gewundenes, Geflochtenes. Von den Römern lernten die alten Deutschen den Steinbau, und an Stelle der Wand trat die Mauer, aus dem lateinischen murus umgebildet. Im Volksbewußtsein besteht auch heute noch der Unterschied zwischen Mauer und Wand. Man sagt Lehmwand, nicht Lehmmauer.

An Stelle des alten deutschen Senkel, eines Werkzeuges, das in den Fluß, das Meer gesenkt wurde, trat das griechisch-lateinische ancora, Anker; an Stelle des alten deutschen sieden trat das römische coquere, kochen; man spricht aber noch von gesottenen Krebsen, gesottenen Eiern; gänzlich verdrängt hat das Lehnwort das einheimische also nicht.

Reich war unsre alte Sprache an Ausdrücken für Insel: Aue, Eiland, Wert, Werder. Dieser Reichtum konnte sich aber nicht gegen das lateinische insula behaupten, und Insel ist heute die allgemein gebrauchte und jedermann verständliche Bezeichnung für alle diese meist landschaftlich beschränkten und in Ortsnamen fortlebenden Ausdrücke. Aue haben wir z. B. in Rheinau, Mainau; es bezeichnet nicht immer ein von Wasser umflossenes, sondern auch durchflossenes Land; bei „Goldene Aue" denken wir gar nicht mehr an die Grundbedeutung. Aue ist oft geradezu zur Endung geworden, auch äußerlich recht unkenntlich geworden, wie in Greifswalder Die oder Hiddensee, das aus Hiddens Aue oder Die verderbt ist. Hierher gehören auch die ostfriesischen Inseln Wangeroog, Langeoog, Norderney; ferner Skandinavien, Batavia, hier in latinisierter Form; in Eiland steckt Aue im ersten Teil. Eine Elbinsel bei Magdeburg heißt Werder, wie auch die durch ihren Obstbau bekannte Stadt in der Mark; Marienwerder in Westpreußen und Billwärder bei Hamburg zeigen dasselbe Wort; ebenso Donauwörth, Kaiserswerth, Nonnenwerth, Wertheim. Taxus sagt man heute wohl häufiger als Eibe, Peitsche (slawisch) häufiger als Geißel, Markt (lateinisch) häufiger als Dult, Onkel (französisch) häufiger als Oheim.

Wenn jemand Querner, Kerner, Körner heißt, so kann er seinen Namen vielleicht weniger leicht deuten, als wenn er Müller hieße. Und doch ist quirn das alte deutsche Wort, während Mühle aus dem Lateinischen entlehnt ist. Jene drei Familiennamen bedeuten also Müller; wir sind auch hier gezwungen, deutsches Sprachgut durch fremdes zu erklären. Auch in Ortsnamen ist das alte quirn oft vertreten, jedoch meist unkenntlich geworden. Querfurt bezeichnet eine Mühle an einer Furt, Kernbach, Kehrenbach haben mit Kern und kehren nichts zu tun, sondern sind einfach Mühlbach; plattdeutsch Quarnebeck bedeutet genau dasselbe.

Die Liste ließe sich noch bedeutend erweitern. Sie soll nur zeigen, wie Echtdeutsches, Altbekanntes verdunkelt werden kann, wie wir es verlieren können und schließlich gar nicht mehr als unser eigen erkennen, sondern es erst durch Fremdes erklären müssen.

Digitized by Google

Boris Grigoriews Flucht aus Sowjet-Rußland * Von Charlotte Weidler.

Das Elend in Petersburg wuchs ins Unermeßliche. Hungersnot und Kälte drohen alle Arbeitslust und Schaffenskraft zu zerstören. Petersburg ist eine Bestie, die von ihren vielen hunderttausend Opfern nicht eines aus ihren Klauen lassen will. Die einzige Rettung bringt die Flucht, die bei der geringsten Unvorsichtigkeit Tod bedeutet. Pässe werden nicht ausgestellt. Die Bolschewisten wollen mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht verhindern, daß die Außenwelt oder gar das Ausland von Augenzeugen die Wahrheit über die bolschewistischen Zustände erfährt.

Boris Grigoriew und seine Familie haben einen treuen Freund in Finnland, der die Petersburger Hölle kennt und ihnen die Flucht ermöglichen will. Vier lange Monate arbeitete er

Knabenbildnis. Von Boris Grigoriew.

unermüdlich unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen und Gefahren. Oft weiß er nicht einmal, sind Grigoriews noch in Petersburg oder haben sie versucht, nach Moskau zu kommen. Die Petersburger Opfer hoffen ja, daß es dort besser sei! Die Verständigung ist schwierig. Post gibt es nicht! Wer einen Brief befördert, setzt sein Leben aufs Spiel. Auf unscheinbare kleine Zettel werden einzelne Worte geschrieben, und gegen hohe Belohnung finden sich Leute zum Botendienst bereit.

In einer Druckerei trifft Grigoriew zufällig einen Fischer und hört von ihm, daß er wahrscheinlich schon am nächsten Tage Petersburg verläßt. Er bittet ihn, seine Familie und ihn nach Finnland zu bringen. Der Fischer lehnt ab, sein Boot könne die Last nicht mehr tragen. Er hat auch schon einer anderen Familie versprochen, sie mitzunehmen. Vielleicht später einmal. Auch die inständigsten Bitten erweichen den Fischer nicht. Geld? — Was soll das schon für einen Wert! —

Am nächsten Tage klingelt es an Grigoriews Wohnungstür. Es ist der hartherzige Fischer. Er bringt einen Brief aus Finnland. Der Freund hat gerade diesen Fischer für die Flucht gewonnen!

„Ja, warum haben Sie mir denn das nicht gleich gestern gesagt?"

„Ich werde doch nicht so unvorsichtig sein. Wer hätte da alles hören können!"

Nur die wirklich unentbehrlichen Sachen dürfen mitgenommen werden. Und Lebensbedürfnis des Malers Grigoriew sind in erster Linie die Bilder! Ohne sie gibt es keine Möglichkeit, sich in einem neuen Lande durchzusetzen und sich an Ausstellungen zu beteiligen. Der Zeitverlust bis zum Entstehen neuer Werke wäre unersetzlich.

Der Fischer bezeichnet als Treffpunkt eine in einem Vorort an der Newa gelegene Fischerhütte. Dort soll alles hingeschafft und versteckt werden. Am gleichen und folgenden Tage bringt jeder, als Pilze suchender Proletarier verkleidet, soviel oder so wenig er gerade verbergen kann, nach der Hütte. Die Bilder werden aus den Rahmen genommen und unter Kleidern verborgen getragen. Leider können nicht alle gerettet werden; ein erheblicher Teil — darunter die großen Bilder — muß einem ungewissen Schicksal überlassen bleiben. Bekannten können sie nicht anvertraut werden, da ja niemand von der Flucht erfahren darf.

Der Tag der Flucht ist gekommen. Zunächst muß die Bahn benutzt werden. Grigoriews fahren getrennt, in ärmlicher, zerrissener Kleidung. Der Fischer verabredet mit ihnen, daß er vor der Ankunft am Ziel aus dem fahrenden Zug springen wird, da er fürchtet, an der Station als Schmuggler erkannt und festgehalten zu werden.

Im gleichen Wagen spielen und lärmen Rotgardisten. Anfangs geht alles gut. Jeder drückt sich scheu in eine Ecke. Plötzlich springt einer der Rotgardisten auf und erklärt, daß man ihm soeben 2000 Rubel gestohlen habe. Die Soldaten verfügen sofort, daß niemand bei Todesstrafe den Zug verlassen darf. Der hält, und sämtliche Abteile werden abgeschlossen. Jeder einzelne soll auf das peinlichste untersucht werden. Es wäre also alles verloren; die Rotgardisten würden finden, was unter den Kleidern versteckt ist. Das aber würde den sicheren Tod bedeuten! — In all dem lähmenden Entsetzen hat nur Frau Grigoriew die Geistesgegenwart behalten und sagt: „Wozu so viel Umstände? Veranstalten wir einfach eine Sammlung!" Die Soldaten sind einverstanden, und in wenigen Augenblicken sind 2000 Rubel beisammen. Die Abteile werden wieder geöffnet, und der Zug fährt weiter. Aber doch viel zu langsam! Die Qual verlängert die Sekunden zu Ewigkeiten. Tausend neue Gefahren tanzen in den überängstigten Gehirnen.

Dem Fischer glückt der Sprung.

Endlich hält der Zug! Sie möchten eilen, so schnell sie die Füße tragen, um dem Bereich der Rotgardisten zu entrinnen

Selbstbildnis. Von Boris Grigoriew.

Digitized by Google

Herrenbildnis. Von Boris Grigoriew.

Die Vorsicht verbietet es. Noch darf keiner den andern kennen. Sie bücken sich, als ob sie Pilze brechen wollten, und geben sich mit der Hand Zeichen. Der Fischer ist wieder zu ihnen gestoßen und hat wieder die Führung übernommen. Der Wald, durch den der Weg führt, ist nicht sicher; Rotgardisten streifen umher. Die Flüchtlinge bleiben bis zum Abend in einer Hütte. Sie durchleben qualvolle Minuten, wenn sie Patrouillen näherkommen hören und Schüsse die Luft durchpeitschen. Die Stimmung ist so lähmend, daß selbst das vierjährige Söhnchen mit weit aufgerissenen Augen dasitzt, keinen Laut von sich gibt und sich ängstlich an die Mutter schmiegt.

Die Nacht bricht herein. Sie ist finster, sternenlos. Nur in mondlosen, finsteren Nächten kann man die Flucht wagen. Der Sturm tobt.

Sie schleppen ihre Sachen ans Ufer, verpacken sie im Boot und atmen auf, sobald sie vom Ufer losgelöst sind. Die Newa wehrt sich gegen die Last und rüttelt das Boot mit ihren weißen Krallen. Es ist eine gefährliche Fahrt.

„Haben Sie die Bilder?" fragt der Fischer.

„Nein, Sie?"

„Dann liegen sie am Ufer, wir müssen zurück."

„Lassen Sie. Es ist gleich. Nur fort von Petersburg."

„Morgen werden sie gefunden, verraten den Weg und ich kann niemand mehr zur Flucht verhelfen."

Sie fahren zurück. Die Brandung spielt mit dem Boot. Der Fischer holt die Rolle und wieder fahren sie. Nichts ist in der blauschwarzen Nacht zu sehen. Kein Zeichen warnt vor Untiefen, kein Licht vor Zusammenstößen. Die aufgewühlte Newa braust, am Ufer brechen krachend Äste; mit hellhörigen Ohren lauschen sie auf Geräusche, die Menschennähe verraten. Einige Male hören sie Patrouillen, die wahrscheinlich Schmuggler überwachen sollen. Die Ruder werden eingezogen, damit kein Laut zum Verräter wird. Kein Wasser darf ausgeschöpft werden. Wird auch das Kind nicht laut weinen? Es ist, als ob es von einem Ahnen des Grauenhaften und der Gefahr erfüllt sei. Es klammert sich zitternd unter dem Mantel der Mutter an ihren Körper und — schweigt. Grigoriew schöpft unermüdlich Wasser. Die Newa ist mit ihrem Gut verschwenderisch und gibt ihnen bald mehr, als ausgeschöpft werden kann!

Der gefährlichste Augenblick der Flucht ist gekommen. Sie müssen an den mit Scheinwerfern gut ausgestatteten Petersburger Forts vorüber. Für alle Fälle liegen ein Revolver und eine große Summe Geldes bereit. Die Lichtkegel spielen, haschen sich, zittern einen Augenblick vereint, trennen sich und suchen — — — Der große Schein hat sie gepackt, entwischt, zuckt zurück und bleibt eingestellt. Also entdeckt! Tiefes Entsetzen lastet auf ihnen, und starr verharren die Ruder sekundenlang, und kein Wasser wird geschöpft. Was wird nun? Werden die Rotgardisten schießen, werden sie Boote auf die Flüchtlinge hetzen oder werden sie, wenn es gut geht, nur Geld erpressen? Nur noch eine kurze Fahrt, und vor ihnen liegt, wohl ewig unerreichbar, die Befreiung, Leben, Arbeit und Glück, und hier ist dumpfe Verzweiflung. Der Lichtkegel ist der Rachen eines tausendköpfigen Ungeheuers, das ihnen grinsend das Ende zeigt. Man wird sie fangen, von einem Gefängnis ins andere schleppen, in Ungewißheit werden sie getrennt leben, und ihr größtes Leid ist die Qual des andern. Man wird sie erschießen! Wer hat dann mit dem Kinde Mitleid? —

Die Fahrt glückt, die Besatzung scheut den Sturm, und sie entkommen. Petersburg und der Tod liegen hinter ihnen! —

Nachts um 3 Uhr sind sie bei Knokkala. Die Brandung ist stark, und sie können nicht an das Ufer. Sechshundert Werst vom Strande entfernt, landen sie an einer Sandbank und müssen, teilweise bis an die Schulter im Wasser, ans Ufer waten. Voran geht der Fischer und trägt das Kind.

Vollständig durchnäßt, müde, vor Kälte zitternd, kommen sie in eine Fischerhütte. Am Herde brennt ein Feuer, und hier können sie ihre Kleider trocknen. Leider haben auch die Bilder unter dem Salzwasser sehr gelitten.

Merkwürdig, wie sich der Fischer nach dem Auskleiden verändert hat. Er verjüngte sich merklich! Aus dem bärtigen Manne wurde eine kraftvolle, jetzt bartlose, in den besten Jahren stehende Erscheinung. Jedesmal, wenn er aus bestimmten Gründen nach Petersburg fährt, verwandelt er sich in einen Fischer. Seine Tätigkeit ist gefahrvoll, und nicht immer läßt es sich mit ihr vereinen, daß er Petersburger Bewohnern zur Flucht in die Freiheit aus dem „Lande der Freiheit" verhilft.

Nun war noch eine kurze Quarantäne in Terijok zu überstehen, und sie konnten frei gehen, wohin sie wollten. Es war eine Flucht, die ohne die hilfreiche, monatelange Arbeit des deutschen Freundes in Finnland niemals gelungen wäre. Nur eine Nacht hat sie gewährt und hat sie, die sie durchlebten, seelisch um Jahre älter gemacht. — — —

Boris Grigoriews Kunst ist monumental. Das Revolutionserlebnis ist nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Aus Grigoriews Schaffen spricht ein Streben nach Klarheit. Das Wesentlichste, die Struktur der Dinge, wächst klar aus der Linie

Bildnis einer Dichterin. Von Boris Grigoriew.

Digitized by Google

Das Land den Bauern. Nach einem Gemälde von Boris Grigoriew

heraus. Er gibt das Wachstum der Menschen, Bäume und Tiere; er beherrscht den Rhythmus eines reifen Menschen und das Animalische der untersten Volkstypen. Er kommt aus dem bolschewistischen Rußland, und das Grauen hat ihn geschüttelt. Er sah mit offenen Augen um sich und sah bei den Bauern keinerlei Verständnis für das Neue ihrer Lage. Sie sind weiter dumpf und tierhaft mißtrauisch. Sein Bild: „Das Land den Bauern" ist in jeder der Gestalten eine Ironie der Volkstypen. In diesen Zügen dämmert nicht das geringste Ahnen. — Obgleich Kunst und Politik nichts miteinander zu tun haben, könnte man sein Selbstporträt doch ein politisches Glaubensbekenntnis nennen. Hier gibt er seinem Seelenzustand Ausdruck, und welch ungeheurer Haß und welche Leidenschaft sprechen z. B. aus der Zeichnung der geballten Faust! Aus diesem Menschen, aus diesen Farben spricht ein Verlangen nach Arbeit und eine große, unbefriedigte Sehnsucht. Dieses Bild konnte nur unter dem Bolschewismus entstehen, und hier lehnt Grigoriew ihn klar ab.

Boris Grigoriew ist auch ein Maler der Frauen. Das bedeutendste Porträt ist wohl das einer Dichterin. Es ist die Verkörperung der Frau, die das Streben nach Gleichberechtigung mit echter Fraulichkeit verbindet und das Ziel nicht in äußerer Mannähnlichkeit, sondern in der Schaffung innerer Kulturwerte ohne Vernachlässigung der Kultur der Erscheinung sieht. Von unsagbarer Schönheit sind die Hände.

Grigoriews Tierbilder erinnern oft an persische Auffassungen. Anatomisch klar, schlicht in der Zeichnung, und die Eigenart ohne Deutelei. Vor ungefähr sechs Jahren fanden sie in Leipzig eine starke Beachtung, und nur der Krieg verhinderte eine weitere Ausstellung.

Boris Grigoriews Name wird in Deutschland bald zu den führenden zählen, und seine Kunst wird in weite Kreise dringen. Das Hauptmerkmal für den Laien ist die unmittelbare Verständlichkeit dieser Zeichnungen und Bilder. Die Werke sind stark und brauchen keinen geschriebenen oder erläuternden Führer.

Konzertsäle * Von Lotte Gumtau.

I. Die gähnende Leere.

Gibt es etwas Trübseligeres als den Saal, der fünf Minuten vor Beginn des Konzerts noch zu drei Vierteln leer ist? Der neu Hereinkommende, dessen Schritt unheimlich deutlich über das Parkett knarrt, sieht sich mit peinvoll verkniffenem Gesicht um, und während er seinen Platz aufsucht, sind seine Bewegungen unfrei vor Verlegenheit. Denn es ist geradezu beschämend, sich zu den dünnen Grüpplein derer zu gesellen, die anmaßend genug sind, an diesem ungemütlichen Ort einen Genuß, eine Stunde der Erhebung zu erwarten. Man geniert sich, vor dem Nachbar, den Saaldienern, den Stühlen, geniert sich, daß man hier ist, und geniert sich ebenso für die Leute, die nicht gekommen sind, um diesen Saal zu füllen.

Die Stühle! Herrgott, kann es überhaupt so viel Stühle auf einem Fleck geben? Sie stehen unausstehlich dumm, gänzlich zweckwidrig und überflüssig da, sie scheinen sich vor ungeheurer Langweile zu räkeln, die weißen Nummern an ihren Rückenlehnen scheinen zu grinsen, sich über jeden Menschen zu mokieren, der etwa die Absicht zu sitzen bezeigt. Und wie schauderhaft ist eigentlich dieser ganze Saal — hat man denn das früher nie bemerkt? — diese meergrün und fliederfarben getünchten Wandflächen, der klumpige Kronleuchter, an dem kaum ein Drittel der Glühbirnen brennt, die verschossenen und schäbigen Plüschvorhänge in den Fensternischen! Jede Unzulänglichkeit und Geschmacklosigkeit steht heute erbarmungslos enthüllt vor aller Augen da und nie hat es so aufdringlich nach Staub und nasser Wand gerochen wie heute.

Fünf Minuten noch — nein, es wird nicht voller. Ganz vereinzelt tröpfeln die Menschen zur Tür herein, die Garderobenfrauen draußen brauchen heute durchaus nicht den Kopf zu verlieren und könnten in aller Seelenruhe Kleingeld herausgeben — wenn sie wollten. Das Klingelzeichen schrillt überlaut, hitzig und übellaunig: „Schnell, schnell! Wir fangen an! Worauf wird denn noch gewartet?"

Im letzten Augenblick erscheint der Kritiker, nachlässig trabend, geschäftsmäßig, völlig unfestlich im Aussehen. Er ist Berichterstatter für „die" Zeitung. Sein Blick überfliegt den Saal, zählt die Menschen; dann läßt er sich auf seinen Eckplatz nieder, einen Fuß seitlich in den Gang hinausgestellt, als beabsichtige er schon im nächsten Augenblick wieder aufzuspringen. Unverkennbar ist die Miene des Überbürdeten, dem man nun auch noch eine gänzlich zwecklose Arbeit zumutet.

Fünf Minuten über halb acht, — der Beginn läßt sich nicht mehr hinausschieben: Der Künstler betritt das Podium. Keine Hand regt sich. Er ist in dieser Stadt ganz unbekannt; keine Reklame hauptstädtischer Kritiken geht ihm voraus, kein pikanter Klatsch über sein Privatleben; er ist weder jung noch schön und trägt einen furchtbar simplen, deutschen, bürgerlichen Namen. Und wie er jetzt in den dürftig besetzten Saal hineinblickt, kommt es ihm selbst lachhaft und unglaublich vor, daß überhaupt diese anderthalb Leute sich eingefunden haben — weshalb und auf welche Lockung hin? Das Programm vielleicht —? Nun, egal; jetzt muß gespielt werden.

Er sitzt, kaum mittelgroß und etwas ungeschickt von Figur, mit buschigem, ernsthaftem Kopf, vor der Klaviatur und nimmt den alten Johann Sebastian in Angriff, Orgelpräludium und Fuge. In den strengen, markigen Tonfolgen ist etwas, was in die Situation hineinpaßt: ein wuchtiges Trotzdem, eine Kraft der Selbstbehauptung. Der Mann spielt gut; natürlich; wirklich schlechte Pianisten bekommt man in unseren Konzertsälen doch nur höchst selten zu hören. Aber es weht eine brennende Kühle zwischen Podium und Saal, eine grollende Gekränktheit von oben, eine frostige Abwartestimmung von unten. Und erst als der unwiderstehliche Klangschritt der Fuge heftiger aufbraust, vergißt

Digitized by Google

dieser und jener den leeren Saal und die eigene unbehagliche Laune über dieser eigensinnig gebieterischen Musik, die dem Gedanken, den sie einmal gefangen hat, ein Abirren nicht wieder erlaubt. Die Fuge schließt. Nach den prachtvoll dröhnenden Schlußtakten eine fast erschrockene Stille. Die Hörer besinnen sich: Eigentlich war es schön! Und sie klatschen. Alle klatschen; die einen aus Freude am alten Johann Sebastian, die andern, weil sie ein großes Können erspürt haben, die übrigen — weil sie nun einmal da sind und aus mitleidiger Sympathie für den Mann, der sich da oben abmüht für die anderthalb Leute.

Der Künstler erhebt sich, dankt kurz und mürrisch; ehe man sich's versieht, spielt er schon wieder. Diesmal Beethoven, eine von den allerbekanntesten Sonaten, die einen kitschigen Namen hat, von jedem talentlosen Musikschüler vermöbelt wird und bei deren Nennung gefühlvolle Leute die Augen verdrehen. Wie fremd und sonderbar, gleichsam nicht hineingehörig in diese Luft voll Kälte und äußerlicher Behinderungen, klingen heute die ruhevoll dahinrollenden Begleitfiguren über der schwerschreitenden Melodie, die man in Kopf und Herz hat wie den Faustmonolog oder die „Bürgschaft!" Und da ist das Unglück auch schon geschehen, der Spieler ist herausgekommen; er patzt, schwindelt, hält sich irgendwie über Wasser, — dem Hörer krümmt sich etwas im Innersten zusammen, man schwitzt Angst, taktelang geht die Mogelei weiter; da — Gott sei Dank! er hat den Anschluß erhascht, man hört wieder Beethoven. Aber Ruhe und Sammlung sind hin, wenigstens für diesen Satz; der zweite und dritte folgen, man horcht und läßt sich verführen, man kann nicht anders als zustimmen und loben: Klarste Technik, warmer, schön nuancierter Ton, fein durchgeistigte Auffassung, die jede persönlich betonte Effektsucherei vermeidet; nur — nur —, ja, was eigentlich? Es ist die Kälte in der Luft, es zieht. Auch Beethoven friert dabei.

Beim letzten Ton ist der Augenblick gekommen, wo der Kritiker den vorsorglich zur Seite gestellten Fuß benutzen kann. Er schnellt empor und entschwindet, ohne rückwärts zu blicken, eilig, erleichtert, getragen vom Bewußtsein der erfüllten Pflicht und des unerschütterlichen Besserwissens; die wandelnde Darstellung des Begriffs „Erledigt"! Die Kritik, die er morgen in „der" Zeitung erscheinen lassen wird, kann man bereits mit voller Deutlichkeit von den indigniert herabhängenden Schößen seines enteilenden Gehrocks ablesen.

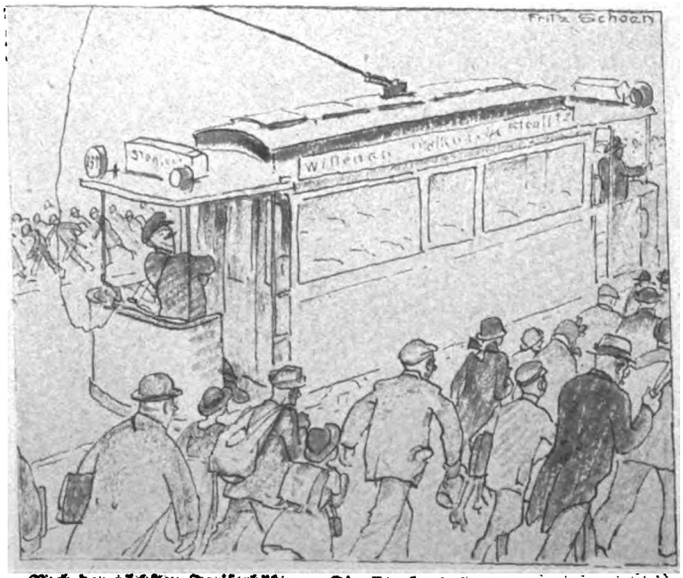
Es ist Pause. Die Leute stehen auf; sie ragen zwischen den Stuhlreihen wie einzelne Pappeln über Zäune; hier eine Gruppe, da eine. Aber indem sie sich umschauen, das Désastre mit einer Art von Galgenhumor abschätzen, kommt etwas wie Tätigkeits- und Verbesserungsdrang über sie. Die Zweimarkplätzler blicken nach den schönen, leeren Vier- und Fünfmarkstühlen. — warum sollen die unbenutzt bleiben? Ein paar kichernde Jungmädchen sind die ersten, die sich vorwagen, und ihr Beispiel steckt an: wie auf Kommando siedelt die gesamte Hörerschaft auf die vordersten Stuhlreihen über, und da sitzen sie nun dicht gedrängt, eine kleine geschlossene Gemeinde, als wären sie einmütig und freudig hierhergestürzt in der Überzeugung, daß von dort oben etwas unbezahlbar Köstliches auf sie herabströmen werde. Hinter ihrem Rücken liegt der leere und kalte Saal, sie sehen ihn nicht mehr, um sie ist es plötzlich warm geworden, alle Gesichter sind aufgehellt, Mißmut und Verlegenheit überwunden. Die anderthalb Leute fühlen sich als „das Publikum" — das ist eine fröhliche und hochwichtige Angelegenheit!

Als der Pianist erscheint, begrüßt ihm spontaner Beifall, lang andauernd und heftig. Er sieht die demonstrativ emporgehobenen klatschenden Hände, die geröteten Gesichter und blanken Augen. Ein ganz kleines, grimmiges Schmunzeln huscht über seine Züge, und wie er sich auf den Klavierstuhl mehr fallen läßt als setzt, das hat etwas von einem unterdrückten „Na also —!"

Er spielt Brahms, die Händelvariationen. Er spielt so wundervoll, daß man das lächelnde Erglänzen des eigenen Gesichtes spürt, selig versinkt man im Silbergerieſel dieser genialen Tonspielerei, im unerschöpflichen Formenreichtum dieser klingenden Verwandlungsphantastik. Er spielt es so, wie das gedacht und gemacht ist: licht, kühn, tänzerisch, entzückend geistvoll, klanglich bezaubernd bei strengster Meisterschaft der technischen Mittel, triumphierend voll überlegener Schöpferlaune. Er spielt so, daß einem das Herz im Leibe aufblüht: Weggeweht ist der letzte Rest von Kühle und Befangenheit, jetzt spielt er für bebend aufmerksame, dankbar begeisterte Menschen, von denen jeder einzige glücklich ist, zu den anderthalb Leuten dieser mißratenen Veranstaltung zu gehören. Und eine Stimmung festtäglichen Übermutes greift von Herz zu Herz, als er nun die ersten Akkorde des „Carnevals" aufklingen läßt, das pomphaft stolzierende, ausgelassen prächtige Thema, das die Einleitung bildet zu Tonabenteuern köstlichster Art. Rausch und Taumel heiterster Sinnenlust, schelmisch verspieltes, schmachtend verliebtes Getändel und Gekose, fremdartig verführerisches Prangen und Glänzen. — Schätze der Schönheit werfen die Hände dieses kleinen, unscheinbaren und unberühmten Männchens auf einige Dutzend heißentzückter Menschen herab. Und jauchzend im überlegenen Spott freier Schwarmgeister stimmen die „Davidsbündler" ihren Hohn- und Trutzmarsch wider die Philister an! Die Welt der Philister, — dumm, hölzern und unzugänglich scheint sie sich darzustellen in den Reihen und Reihen leerer Stühle da hinten, in der kalten Ungemütlichkeit des geschmacklosen Saalraumes; während hier vorn dicht unter dem warmen Licht des Podiums, unter dem Sturzbach goldfunkelnder Tonwogen die Gemeinde der Frohen, Freien, Sorglosen nistet — froh, frei und sorglos gemacht für eine reiche Stunde, durch Geist und Können eines einzigen unscheinbaren und unberühmten Mannes.

Streiflichter.

Die neue Romantik. An einem großen Platz Berlins liegt eine Kirche. Vom katholischen Pfarrhaus schlängelt sich eine lange zweireihige Kette von weißtüllenen jugendlichen Bekennerinnen mit Sträußchen, Kerzen und Schleifchen über Straße und Platz der Kirchenpforte zu. Der Apriltag ist gut gelaunt und gibt Sonne, Licht und Wärme. Es ist ein helles Bild von Werden. Wer es so sieht, mag sich daran freuen, ob lutherisch, jüdisch oder päpstlich. Es mag in ihm ein Fühlen und Wünschen wach werden bei'm Anblick dieses festlich übersonnten Menschenfrühlings, daß der Herrgott, „uns're Not zu wenden, / Wolle Licht und Wärme senden / Und ein gutes Menschenjahr." — Aber da stehen am Prellstein zwei Berliner Knirpse. Sie mögen neun, sie mögen zehn Jahre alt sein. Hände in den Hosentaschen, begaffen sie den stillen, feierlichen hellen Zug dieses deutschen „ver sacrum", dieses heiligen Frühlings. Sie zwinkern mit etwas grimassierenden Lausbubengesichtern auf Kerzen und Gebetbücher. Auch sie rührt das Besondere, Feiertägliche des Bildes und Vorganges an; auch in ihren Hirnen löst es besondere Empfindungen aus. Was für welche? Eben stößt der eine den andern mit dem Ellenbogen in die kurzen Rippen und sagt, schwelgend in seiner Vorstellung: „Un denn, Max, da so 'ne Handgranate rin; wat meenste!" — Ver sacrum, heiliger Frühling! O Sonne, Kerzen und — Handgranate! Es ist zweifellos: In den Köpfen dieser Neun- und Zehnjährigkeit lebt eine neue Romantik. Die Lausbubenstimme am Prellstein lehrt Kulturgeschichte. Vor hundert Jahren hieß es Schinderhannes, heute heißt es Max Hölz. Einst war es die Romantik der blauen Blume; jetzt ist es die Romantik der Handgranate. Ganz Deutschland ein Wildwest: Der Browning dräut, das gepanzerte Auto rattert, auf die „Ordnungsbestie" jederlei Gestalt sind Kopfpreise gesetzt. Sie werden auch verdient. Und der Anblick von sechzig weißgekleideten Mädchen löst in einem neunjährigen Lausbubenhirn, frei von allem Haß und Zorn, frei von Gift und Galle, doch nur die Vorstellung aus: „Da so'ne Handgranate rin!" Blaue Bohne der Romantik!



Nach der nächsten Tariferhöhung: Die Straßenbahn den Straßenbahnern.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Mit Genehmigung des Verlages für Volkskunst Richard Keutel, Stuttgart.

Sonntagnachmittag in einem schwäbischen Dorf · Gemälde von Th. Schüz.

Digitized by Google

Nr. 20

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

19. Fortsetzung.

Nikolaus Matula stand fassungslos da. Er nahm in seiner Entrüstung trotz des Regens den Zylinder vom Kopf. Hätte sein schwarzes Haar nicht immer borstig aufrechtgestanden, so hätte man glauben können, es habe sich jetzt vor Schrecken gesträubt. Eine Ahnung seiner künftigen Ehe stieg in ihm auf. Er schluckte ein paarmal heftig, als würge er sein Gift und seine Galle gehorsamst hinunter.

„Gut is“, sagte er dann. „Bedank' dich bei der Lini! Wann die natürlich gleich aufbegehrt wie 'ne Wildkatz'! Morgen erweist du uns die Ehr' und schaust, daß du mit Extrapost aus Österreich wieder wegkommst! Heute magst in Gottes Namen zum Oberkofler hinein! Ein Beichtvater wär' für den freilich besser.“ —

Und wirklich trat spät am Abend der langbärtige Pater Hyazinth, der Pater Spiritualis des Hauses Matula, vorsichtig hinter dem Schließer in die Zelle des Professors Armin Oberkofler. Er war es gewohnt, seit Jahrzehnten hinter dem grünen Vorhang des offenen Fensterchens alle großen und kleinen Seelennöte des Hauses an der Freyung zu vernehmen. Auch der Onkel Niki vom Graben holte sich von ihm regelmäßig den Beichtzettel, und es dauerte jedesmal lange, bis der Hofrat innerlich wieder neu hergerichtet und staubfrei war. Die Hände in den Ärmeln der Kutte, ein herabhängendes Kruzifix dazwischen, den derben, klugen Bauernschädel mit dem mächtigen grauen Vollbart gesenkt, die Kapuze vom Kreisrund der Tonsur zurückgeschlagen, trat der hochwürdige Pater durch den kleinen halbdunkeln Raum auf den Tisch zu, auf dem eine Kerze flackerte. In ihrem Lichtschein sah er das ruhige Gesicht Armin Oberkoflers. Es war abgezehrt und bleich, sonst aber unverändert. Seine Stimme klang stark und voll.

„Was is, Hochwürden?“

„Grüß Gott! Da bin ich.“

„Sie brauchen mir den Gott nicht hereinzubringen! Er ist schon herinnen.“

Der Kapuziner trat milde näher, wie der Arzt an ein Krankenbett.

„Unser Herrgott ist freilich überall“, sagte er. „Und am liebsten da, wo Not und Schmerz ist, aber die Leute sehen ihn oft nicht, und gerade die gescheitesten Leute am wenigsten! Man muß ihn ihnen erst weisen! Ich habe mir gedacht: Vielleicht brauchen Sie mich, nachdem wir uns doch schon als Buben gekannt haben, und da bin ich halt!“

„Vergelt's Ihnen Gott viel tausendmal, Hochwürden! . . . Gute Nacht!“

„Bedenken Sie, lieber Bruder: Ich komme in Gottes Namen.“

„Ich meine,“ sagte der Professor Oberkofler ruhig, „Gott ist bei jedem, der's redlich meint. Das hab' ich getan. Ob ich auf dem rechten Weg war, das weiß ich nicht und Sie auch nicht. Aber mehr als für seine Überzeugung sterben kann keiner!“

„Aber ob er versöhnt mit seinem Gott hinübergeht . . .“

„Ich hab' mich schon selber absolviert.“

„Das können Sie nicht, mein Freund.“

„Ich hab' mich von der Erbsünde Menschenfurcht losgesprochen! . . . Wenn ich die unten nicht mehr fürchte — den oben brauch' ich wahrlich nicht zu fürchten!“

Von Rudolf Schäfer.

Aus „Bildermappen fürs deutsche Haus“. Stiftungsverlag, Potsdam.

Digitized by Google

„Das göttliche Gericht . . ."

„Vor wem ich morgen um diese Zeit steh' und was wir miteinander reden, ist uns beiden heute hier unten nicht bekannt. Sie waren auch noch nicht drüben. Alsdann: Nochmals schönen Dank und gute Nacht!"

Der Pater Hyazinth zögerte. Er warf einen Blick über den Tisch, auf dem im unruhigen gelben Lichtkreis der Kerze eine Menge fertiggeschriebener weißer Briefe lag, und sah jetzt erst, daß noch ein Dritter in dem kleinen halbdunklen Raum war. Ein junger Mensch kniete im Dämmern da auf den Backsteinfliesen des Fußbodens. Man konnte sein Gesicht nicht erkennen. Sein lockiger Kopf war mit der Stirne gegen die Kante des Tisches gepreßt, die Arme vornübergeworfen. Sein Körper zuckte zuweilen in lautlosem Schluchzen.

Der Mönch schaute das, neigte wieder den Patriarchenbart und ging fast lautlos auf seinen Sandalen hinaus. Der Schließer mit. Als sie draußen waren, sagte Professor Armin Oberkofler:

„Ist es nicht seltsam, Reinhold? Morgen um die Zeit ist alles wie heut'! Die Sonne wird scheinen. Die Wiener werden bald wieder ins Theater laufen. In der Steiermark rören die Hirsche. Bloß: Es ist eigentlich nichts da. Denn ich bin nicht mehr da. Für mich war doch das alles. Ich kann es mir ohne mich nicht denken. Jeder von uns ist der Mittelpunkt der Welt."

Reinhold Nimis hob das vergrämte und verweinte Antlitz von der Tischplatte und hörte, unfähig, selber zu reden, drüben die ruhige Stimme.

Unerbittlich klang's ihm im Ohr, was der Auditeur diesen Morgen mit eintöniger Stimme verlesen: ‚Dieser Herr Inquisit soll mit Pulver und Blei exekutiert werden . . .'

„Vom ihrem Standpunkt aus haben's ganz recht", sagte, seine Gedanken erratend, Professor Oberkofler. „Bloß — es hilft ihnen nichts! Sie können mich gar nicht totschießen. Ich hab' das ewige Leben. Das wird mir immer klarer."

„Wieso können sie dich nicht totschießen . . .?"

In den Adleraugen drüben, die bisher versonnen geblickt hatten, leuchtete der alte stählerne Glanz.

„. . . weil ich mir in meiner Einfalt einbild', ich hab' das Recht auf meiner Seite. Und das Recht kannst du so wenig umbringen, wie du die Luft totschlagen kannst oder die Sonne hinrichten oder das Meer an die Mauer stellen! Der Banus und der Windischgrätz und der Schwarzenberg sterben, und ich bleib' leben! Das klingt jetzt närrisch. Aber in dreißig Jahren oder in fünfzig — da wird man's wissen."

„Vater: Was ist das für eine Zeit, die ihre Besten opfert, weil sie mit ihnen nichts anzufangen weiß . . . ?"

„Zeit ist Kampf, und im Kampf fallen die Besten! Mir scheint immer mehr: Alles, was geschieht und was wir die Weltbegebenheiten nennen, vom Kambyses bis zum Windischgrätz — das ist der alte ewige Kampf zwischen Recht und Macht. Auch bei uns im lieben deutschen Vaterland. Wir wollten es mit dem Recht der Freiheit glücklich machen. Die drüben halten sich an das Recht der Macht. Sie haben jetzt die Oberhand. Sie sagen: Recht ist Macht. Aber das hat der alte Napoleon auch gesagt und viele andere, und es hat nie lange Bestand gehabt . . ."

„Und was hat Bestand?"

„Nur, was ohne Zwang entsteht."

Professor Armin Oberkofler erhob sich von seinem Stuhl. Er konnte gerade drei Schritte in der Zelle hin und drei wieder zurück gehen.

„Für mich fällt morgen der Vorhang, Reinhold! Du bist jung. Du wirst noch vieles in Deutschland schauen. Wenn du einmal so alt bist wie heute ich, dann schreibt ihr schon 1877. Du wirst dich in dem Menschenalter noch oft ändern und drei- und viermal häuten, wie wir alle in sieben Jahren. Aber was du auch wirst, vergiß deine Jugend nicht!"

Er blieb vor Reinhold Nimis stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern und schaute ihm in die feuchten, dunklen, verstörten Augen.

„Verleugne niemals deine Jugend! Glaube mir: Sie ist dein Bestes, weil sie dein Reinstes ist! Denke immer an die Zeit zurück, wo du noch jung warst und Deutschland mit! Du wirst altern. Deutschland nicht. Das hat ewiges Leben. Das ist wie ein tausendjähriger Eichbaum, der nach jedem Winter neu grünt. Haut man ihm da einen Ast herunter, so wächst ihm dort ein neuer. Wenn du den irgendwo sprossen siehst, dann schau zu, daß du nicht so kalt geworden bist, daß du die neue deutsche Jugend nicht begreifst. Bleib jung mit weißen Haaren. Dann ist Deutschland in dir, und ich bin bei dir."

„Du wirst bei mir sein, solange ich lebe!"

„Denke manchmal an mich zurück und prüfe dann dein Leben, ob es vor mir hätte bestehen können. Du wirst es immer können, wenn dein Leben aufrichtig war, gleichviel, ob es dich von meinen Zielen weg und zu welchen andern es dich geführt hat."

„Ich werde immer dir im Geiste folgen."

„Es kann keiner wissen, was er tun muß, Reinhold. Nur auf das Müssen kommt es an. Halte die Macht des Müssens in dir rein! Werde nicht wie dein Vater!"

„Nein. Nein."

„Der ist wie die große Babylonierin, die jeden Tag dem neuen Herrn der Stunde dient! Und was das schlimmste ist: Er weiß es nicht! Seine Schwäche ist sein Stab. Er glaubt jeden Morgen an seine neue Überzeugung wie an den Wind, den ihm die Wetterfahne anzeigt, und er hat viele, viele Brüder. Die ganze Paulskirche sitzt davon voll. Halte dich dein Leben lang fern von den Besonnenen, Reinhold! Geh nach rechts oder geh nach links, wie dein Dämon dich treibt! Nur geh nicht die feige Mitte!"

„Am letzten Tag in Frankfurt, als ich schon nicht mehr in der Paulskirche war," sagte der Professor Oberkofler dann weiter, „da sprachen dort der Lichnowsky und der Blum. Den einen haben sie ein paar Stunden darauf ermordet. Den anderen haben sie jetzt standrechtlich erschossen. Den Fürsten und den Arbeiter. Deinem Vater und seinen Freunden wird so etwas nie passieren. Die sind dazu zu vernünftig. Hüte dich vor der Vernunft, Reinhold! Gib dich mit ganzer Seele, mit heißem Herzen dem Leben hin! Genieße es! Erleide es! Durchstürme es! Ringe mit ihm in Liebe und Zorn. Besiege es oder erkenne seine Übermacht. Nur sei keiner von den Halben, die nicht erst zu sterben brauchen, weil sie niemals recht gelebt haben!"

„Deine Worte werden mein Wegweiser sein!"

„Nach rechts oder links sucht auch Deutschland seinen Weg. Ich bin einer von denen, die am Wege sterben. Ich habe viel tausend Gefährten. Du siehst vielleicht noch das gelobte Land. Wenn du auch nur das biblische Alter erreichst, erlebst du noch den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, und wenn du das Leben so weit bringst, wie die Schrift sagt: ‚Und wenn es hoch kommt, währt es achtzig Jahre!' so kannst du noch das Jahr 1914 erleben, ehe du die Augen schließt. Aber dann soll dein Leben nicht nur Müh und Arbeit gewesen sein, sondern auch Kampf! Manneskampf für Wahrheit und Recht! Dann ist es köstlich gewesen!"

Noch einmal leuchteten Armin Oberkoflers Augen in unbändigem germanischen Freiheitstrotz.

„Den deutschen Leib kann der Jellachich mit seinen Kroatenfingern stehlen! Die deutsche Seele kriegt der Slawe nie! Mögen es sich die hohen Herren gesagt sein lassen, die jetzt in Österreich mit den Slawen gegen die Deutschen regieren wollen! Sie werden schon einmal den Dank von Prag und Agram ernten!"

Professor Oberkofler setzte sich wieder hin und nahm die Rechte des Jüngeren, der vor ihm stand, zwischen seine beiden Hände. „Du bist weich und träumerisch, Reinhold! Ich sage dir nicht: Werde anders! Kein Mensch wird anders, als er ist! Nur folge auch im Traum deinem Sterne, wie die heiligen drei Könige in der Nacht. Der Stern heißt Deutsch-

Digitized by Google

lands Einheit und Freiheit. Das ist beides noch lange nicht dasselbe. Es ist ein Doppelgestirn, und erst wenn es ineinanderfließt und hell aufstrahlt, dann hat sich Deutschland vollendet."

„So dunkel die Nacht draußen ist, Vater — ich seh' die zwei Sterne."

„Schau — ich war ja anders als du! Ich war vom Bub an unbändig und trotzig. Und war doch ein guter Kerl. Ich hab' ehrlich geschafft! Ich hab' die Wissenschaft gelehrt, wie ich sie verstanden hab', bis mir der verfluchte Metternich das Maul verboten hat. Ich hab' meine Frau und mein Kind liebgehabt. Versorgt sind sie. Ich werd' sie nicht mehr sehen. Wenn sie auch wüßten, wie es hier steht, sie kämen doch um drei Posttage zu spät. Ich hab' schon im Geist von ihnen Abschied genommen. Ist vielleicht ganz gut so. Was soll das Flennen und Jammern am offenen Grab, wenn man noch lebendig danebensteht? Eigentlich ist's doch ein Unding, daß man einen Lebenden beweint, weil er sterben muß. Da hätten wir ja den ganzen Tag nichts zu tun, als uns selber zu beweinen.

Also grüß' die Mama und das Christerl, Reinhold. Sag' ihnen, ich hätt' zu allerletzt an sie gedacht. Gib dem Christerl noch ein letztes Busserl von mir, wenn du sie wiedersiehst. Zu ihr hin kannst du jetzt nicht. Morgen früh instradieren sie dich auf dem Militärweg per Schub aus Österreich heraus. Du kommst noch ungerupft davon bei den Herrschaften. Das ist dein Glück, daß du eine k. k. Exzellenzdame zur leibhaftigen Frau Tante hast. Sonst hieße es für dich auch: Mitgefangen, mitgehangen! Ich hab' den Meinigen geschrieben, daß es mein letzter Wille ist, daß die Christel mit ihrer Mutter zu euch nach Darmstadt zieht. Dort führ' sie dann, wenn du mal im Leben so weit bist, zum Altar."

„Ich danke dir."

„Mach' die Christel glücklich, Reinhold. Liebe sie dein Leben lang. Liebe die Menschen. Liebe die Arbeit. Liebe! Liebe! Lieb' und stirb! Das ist das Leben. Alles andere ist geborgtes Licht. Dir fällt es nicht schwer, zu lieben. Deine Liebe ist nicht zornig und gewalttätig wie meine. Du hast ein weiches Herz. Du bist kein Held der Tat. Die Dinge kommen zu dir, statt du zu ihnen. Macht nichts. Nimm sie nur auf. Aber mit reinem Herzen."

„Das will ich."

„Diene Deutschland mit reinem Herzen dein Leben lang! Das schwöre mir."

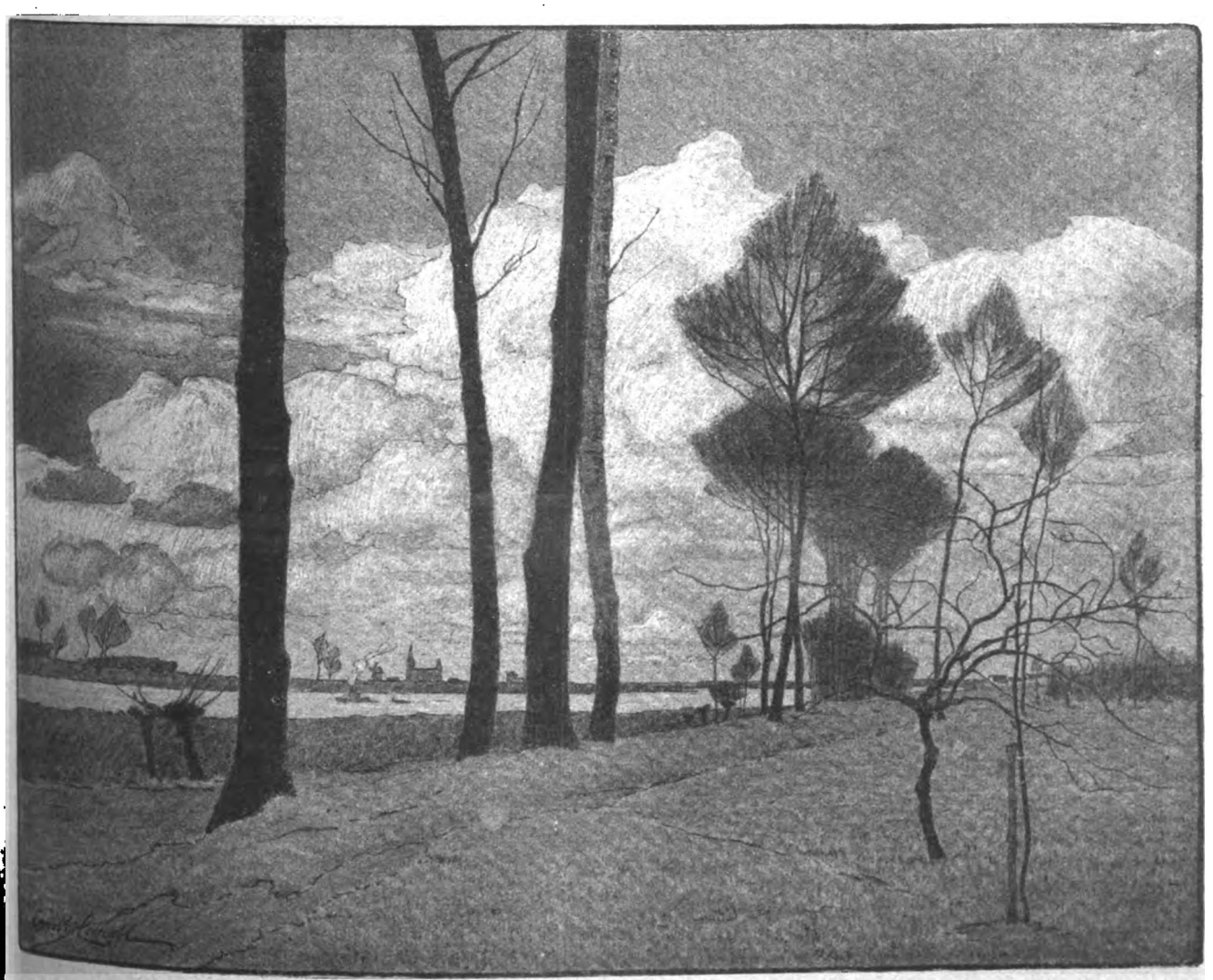
„Ich schwöre dir!"

„Und wenn du die achtzig Jahre und mehr erreichen solltest, von denen ich vorhin sprach, werde nicht müde: Diene Deutschland bis zum letzten Atemzug. Damit dienst du dir selbst! . . . Ich glaub', da draußen rasseln sie mit den Schlüsseln. Es ist Zeit, daß du gehst."

„Segne mich, Vater!"

„Ich segne dich. Es ist kein Falsch an dir. Bleib, wie du bist. Leb' wohl "

Draußen war dunkle, kalte, feuchte Nacht. Kein Stern am finsteren Novemberhimmel. Kein Laut auf den menschenleeren Straßen. Das Standrecht hielt alles in den Häusern. Nur die Schritte der Runden hallten und hinter Reinhold Nimis die weichen, fast unhörbaren Tritte der Bastschuhe des bewaffneten Kutzowalachen aus dem Jellachichschen Völkerlager, der den Studenten Reinhold Nimis auf militärischen Befehl, halb als Häftling, halb als Schutzbefohlenen,



Rheinlandschaft. Steinzeichnung von Ernst Hardt †.

Digitized by Google

zum Hause seines Großvaters an der Freyung geleitete, von wo er morgen mit dem Frühesten von einem Korporal durch den eisernen Gürtel der Absperrungslinien der Außenstädte hinter Hetzendorf auf die Bahn und an die Grenze gebracht werden sollte.

* * *

Der Regen rann und wandelte sich in Schnee. Der Winter kam über Deutschland. Die Weihnachtskerzen flimmerten. Die Silvesterglocken läuteten das Jahr 1848 zu Grab. Kalt und neugierig lief der Januarwind von 1849 die Zeil in Frankfurt am Main entlang, blies den Liebfrauenberg zum Römer hinauf, umpfiff das Rund der Paulskirche.

Drinnen war es lauwarm und windstill. Das winterliche Tageslicht, das durch die beiden hohen Fensterreihen fiel, überflutete die Hunderte von Charakterköpfen unten im Saal und auf den ansteigenden Bankreihen. Andächtig wie früher beim Gottesdienst drängte sich auf den Emporen die deutsche Gemeinde der Zuhörer. Mit raschelnden Bändern bogen sich unten auf der Seitenestrade die Schutenhüte der Damen vor. Gegenüber auf dem Diplomaten-Balkon erschienen wie Gespenster die vormärzlich vornehmen, halbverschollenen Erscheinungen des winterschlafenden Bundestages. Irgend jemand sprach von der Tribüne. Bewegte leidenschaftlich den rechten Arm. Hob die Stimme, um den Riesenraum zu durchdringen. Ein unsichtbarer Lufthauch bewegte scheinbar die schwarzrotgoldene Fahne ihm zu Häupten. Es ging ein Raunen und Rauschen von Geisterstimmen durch den Saal: .. Der Kaiser .. der Kaiser ..

Im Hintergrund, in der goldenen Mitte der Paulskirche, hinter den Säulen, stand der Volksvertreter Emil Nimis in einer Gruppe von Abgeordneten. Er schnupfte erregt vom flachen Handrücken, blies sich ein paar Körnchen der Prise von der erbsgelben Weste und zupfte sich die steifen Vatermörder zurecht. Die schwarze Binde, die sie umschlang, wies nicht mehr die schwungvolle Bauschung des März. Es war ein dauerhafter, gutbürgerlicher Knoten, den die Busennadel zusammenhielt. Der kurze Taillenrock war aus würdevollem, schwarzem englischen Tuch. Die Beinkleider gemessen grau. Es lag ein ganz leise wiederkehrender altfränkischer Hauch über dem Äußeren des Dr. Emil Nimis. Er hielt den Arm eines Nationalvertreters fest, dessen sonnenverbranntes Gesicht und dessen ebenso braune Hände von der Arbeitsgewohnheit des Werktages draußen sprachen.

„Kollege Wägele ... amice! ... Was höre ich? ... Sie wollen die Sitzungen der Paulskirche verlassen?"

„Freilich, ihr Herren."

„Warum nur, Teuerster? Ich beschwöre Sie ..."

„Weil ich in meiner Lokomotivfabrik daheim in Wolfingen nötig bin ..."

„Aber hier erst recht ..."

Der emporgearbeitete Schlossermeister aus dem Volk hatte sein stilles Schwabenlächeln in den kleinen, klugen Augen.

„Des möcht' ich nit glaube. Ich bin erst froh, wenn ich mir wieder am Neckar in die Fäuscht' spuck' und mit meine Bürschle an die Arbeit geh'."

„Und was geschieht indessen hier?"

„Nix."

Es war ein beklommenes und betroffenes Schweigen nach dem kurzen Laut.

„Ha ... 's isch doch wahr! ... 's isch saudumm: Im Mai sind wir hier zusammegekomme! Jetzt schreibe wir den Januar, und was habe wir in der Zeit geschafft?"

„Wir haben fast die Hälfte der Grundrechte des deutschen Volks durchberaten."

„Ha ... und weiter?"

„Ist das noch nicht genug für kaum acht Monate?"

„Wir sind nach Frankfurt gefahre," sprach der Fabrikant Wägele, „um Deutschland frei und einig zu mache ... Ist es frei, ihr Herren? In Wien isch der Windischgrätz mit dem Standrecht eingerückt. In Berlin isch der Wrangel mit den preußischen Garden eingezoge. In Pest isch jetzt eben der Jellachich mit seine Kroate ... Und was habe wir in Frankfurt unter der Zeit g'macht? Wir habe alleweil über die Grundrecht' geredt. Mir komme die Grundrecht' zum Halse heraus, ihr Herrn. Adjes! Ich fahr' ab!"

„Welche Sprache in diesen geweihten Räumen, mein Bester!"

„Habe wir Deutschland frei gemacht, ihr Herrn? Nein! Habe wir Deutschland einig gemacht? Noch viel weniger! Das deutsche Volk hat uns geschickt, um ihm ein Oberhaupt zu gebe ... Her damit! Wo isch es denn?"

Geheimrat Nimis nahm die goldene Brille ab und putzte umständlich mit dem Seidentuch die Gläser.

„Geduld," sprach er dabei, „Geduld. Wir werden ja jetzt eben diese so gewichtige Entscheidungsfrage näher behandeln."

„Damit hätte wir anfange solle! Ich fang' mei' Lokomotive doch auch nit bei dem Schornstein an. Aber erst berate, was geschehe soll, und hinterher berate, wer befehle soll, was geschieht, das heißt doch das Pferd beim Schwanz aufzäume. Die Württemberger Weinbäuerle, die mich hergeschickt habe, die verliere genau so wie ich selber die Lusch an der Sach', wenn der Reichskarre gar nit aus dem Dreck kommt. Händ' hoch: Wer soll Kaiser werden?"

„Selbstredend Seine Majestät in Preußen", sagte trocken und schneidend im Vorbeigehen zu den Bänken der äußersten Rechten der lange, hagere Herr von Teterow aus der Uckermark. Dr. Emil Nimis blickte grollend dem Junker nach.

„Da haben Sie die Preußen", sprach er. „Diesen Kleindeutschen von Potsdams Gnaden kommt es nicht darauf an, selbst auf die Gefahr eines Bruderkrieges hin das große, herrliche Österreich aus der deutschen Gemeinschaft hinauszudrängen."

„Sonst nix? Bitt' schön: Da reden wir Österreicher auch noch ein Wörtel mit!"

„Ganz recht, mein Herr Wiener Kollege! Habsburgs Sonne verbreitet über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus bis in unser stilles Darmstadt ihren milden Glanz. Nicht das fremde, emporgekommene, allzeit kriegslüsterne Preußen, sondern die ehrwürdige, seit Jahrhunderten das Reich schützende Majestät in Wien soll Deutschlands Krone tragen ..."

„Oder beide abwechselnd."

„Wie denn? Die Kaiserwürde muß doch erblich sein."

„Mit nichten! Der Kaiser wird wie im Mittelalter immer neu gewählt."

„... damit es immer neuen Hader gibt!"

„Von wem wird er gewählt?"

„Von den Fürsten."

„Nein. Vom Volk!"

„... als ob die Fürsten sich das gefallen ließen!"

„I bin als Bayer für die Trias!"

„Daß ich nicht lache, verehrter Kollege Breitmoser! Deutschland von Habsburg, Hohenzollern und Wittelsbach zugleich beherrscht ..."

„Wenn wir Bayern dabei san, gibts a Ruh'", sprach Josef Breitmoser, der Bürgermeister und Angererbräu aus Münchzell am Inn.

„Einen neuen Rheinbund gibt's."

„Zwei katholische Fürstenhäuser gegen ein protestantisches."

„Das ist der Dreißigjährige Krieg! ..."

„Sie sehen, Freund Wägele, Sie hitziger Lokomotivbauer und Mann einer neuen, englischen Zeit: so einfach liegen deutsche Dinge nicht", sprach Dr. Emil Nimis behaglich.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die beiden Alten. Radierung von Heinrich Vogeler.

Digitized by Google

Die ewigen Pfingsten * Von Friedrich Hussong.

Unsere hohen Feste sind wie Personen. Weihnachten, Ostern, Pfingsten, — wir kennen ihre Gesichter, und sie sind mit keinem andern zu verwechseln. Und beschämt stehen wir seit Jahr und Tag vor ihrem ewigen Antlitz, wenn sie uns besuchen, uns Unfestliche einer unfestlichen Zeit. Beschämt sehen wir auch das Fest des Geistes wiederkehren, in diesen ungeistigen Tagen, da die Roheit und die Frechheit auf dem Throne sitzen und das Geistlose Sieg grölt über den Geist.

Aber das Tier ist kurzatmigen Lebens, und der Geist ist ewig, und ewig steht sein Fest über Gassen und Welten, über Revolutionen und Gegenrevolutionen.

„Güldene Sternenstraßen brennt
Die Reise der Pfingsten über das Firmament,
Geflochten in langen Gewinden und Bändern,
Von Zeiten zu Zeiten, von Ländern zu Ländern."

Gerade da das Vielzuviele den Geist und das Fest des Geistes glaubt mit schmutzigen Füßen trampeln zu können, steht diesen ein Prophet auf, der ihren Sieg und ihre Ewigkeit sagt. Ernst Lissauer, der deutsche Jude, der mit Wissen und Willen deutsche Jude, singt den ewigen Pfingsten seine Psalmen. („Die ewigen Pfingsten." — Gedichte und Gesänge von Ernst Lissauer. — Verlag von Eugen Diederichs, Jena.)

Der ewige Sieg, das ewige Fest des Geistes, das über alle Niederungen und Erniedrigungen der Menschheit und der Menschengeschichte mit göttlichen Schritten von Jahrhundertgipfel zu Jahrhundertgipfel schreitet, ist des ekstatischen Sängers Gegenstand. Jene Pfingsten, die feurig daherfahren, „wie Sonne vor Wind"

„Selten spenden sie nieder den funkelnden Regen;
Manchmal in heiligen Jahren vergießen sie säenden Segen.
Feuer schäumt nieder; Gestöber, flammend und licht,
In grünen Lohen sind weithin die Kronen entzündet . . .
Die Saaten wimmeln drängend und dicht;
Funken spritzen
Über die Blumen und Gräserspitzen."

Ein brennendes Gotteswunder ist dieses Fest des Geistes, an keinen Kalender ist es gebunden, und jeder große Mensch ist sein Priester, jeder Bekenner sein Erneuerer, jeder lichte Geist Funke von seinem Feuer. So geht die Sternenbahn der ewigen Pfingsten von Homer zu Iphigenie, von Franz von Assisi und Savonarola zu Luther; die Flammenlohen, die um das hohe Fest des Geistes ergossen sind, brennen in ewigem Feuer um das Haupt Bachs, Goethes, Beethovens. Und der Sänger der ewigen Pfingsten streckt hundert Arme ringender Seele der geheimnisvollen Offenbarung Gottes in den großen, ja in allen echten Menschen entgegen:

„Ich kann, du Gott, dein Wesen nicht erkennen,
Aber manchmal fühle ich es mich brennen.
Nie erblicke ich dich, du Gott, den ich meine,
Aber manchmal ist mir, daß ich dich widerscheine."

Hier sieht man feinste und wichtigste Wurzeln alles religiösen Lebens uns gezeigt. Wer hört in solchen Versen nicht Zeugnis über sich selbst? Wer war immer so arm, daß nicht einmal eine Pfingststunde über ihn kam, da er Gott widerschien? Und der priesterliche Sänger der ewigen Pfingsten sieht ihn und zeigt ihn gespiegelt in allen hohen Feierstunden des Menschengeistes, sieht alle herrlichen Geister Dienst tun am Altar des Festes Geist, am Altar der ewigen Pfingsten:

Über den schweren Styx fährt Charons Boot Schatten zu Schatten. Ihm begegnet fremdes Boot. In steilem Zorn fährt der Schiffer des Todes auf: „Wer bist du Schiffer, der meine Straße quert?"

„Da singt eine klare
Stimme auf wie ein Lied:
‚Nicht
Kennst du mich, Charon, noch wandle ich selig in Wind und Licht,
Doch kennst du die Gäste nicht, die ich fahre?
Nestor . . . Teiresias dort . . . Odysseus . . . Achill?' . . .
Und greift langaus und stößt weitab von dem Boot:
‚Feindschaft künd' ich dir, Tod!
Fahre du Schatten hin, Schatten fahre ich her —
Ich bin Homer.'"

Eine Pfingststunde der Menschheit. —

Über Jahrtausendweite fährt der Feuerweg der ewigen Pfingsten. Auf seiner Wartburgstube verdeutscht Luther die Bibel. Ihm hilft das deutsche Land mit Wäldern und Wiesen, ihm hilft das deutsche Volk, wie er „hart aus sich bricht Sprache",

„Horcht, feilt, hämmert; lugt, zielt, trifft, —
Also, bohrend und bosselnd, schreibt Martin Luther deutsch die Geschrift . . . .
Rund um die Stube öffnet sich Wandung und Mauer,
Wiesen und Wässer, Wald bei Wald, Berg an Berg
— Ein Fuhrmann rasselt vorüber, zurufend ackert ein Bauer, —
Sitzen ratend und helfend um Luthers Werk."

Das ist deutsche Pfingststunde. Und deutsche Pfingsten jene durchsonnte Winterstunde in derselben Kammer der Wartburg, da

„Vollendet liegt das neu deutsch Testament.
Das Blatt schlägt aus, will er's Melanchthon schreiben,
Estrich blüht Veilchen unter seinem Gang,
Der Pfosterk an der Tür beginnt zu treiben,
Ein Rosenstrauch umfängt den eichnen Schrank."

Weiter über Jahrhundertweiten: Der junge Goethe kommt in Straßburg an, im „Gasthof zum Geist", und schlägt schicksalfragend das Spruchbuch der Mutter auf und liest, trunken vor dem Trunk:

„Mache den Raum deiner Hütten weit, spare sein nicht!
Dehn' deine Seile lang, steck' deine Nägel fest,
Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken!"

Und in Gesichten sieht der Dichter die Verklärung des schon mythisch gewordenen, des alten Goethe, wie ihn „langsam und leuchtend der wölkige Wagen in die Himmel" emporfährt:

„Keinem ward er entrissen, er hatte sich allen gespendet,
Aufwärts stieg er, völlig gelöst und gänzlich vollendet."

An keinen Kalender gebunden, ewig in sich selbst ruhend, ewig aus sich selbst flammend mit Geistesflammen, stehen die ewigen Pfingsten über den vergänglichen Tagen der Menschen. Sie sind das ewige Fest des Gottes, „vor dem sich die Ewigkeit wie ein Reich ausbreitet, . . . der mit Tausendjahrsschritten durch die Geschichte schreitet, . . . der im Atemholen aufbaut und zerstört . .", des Gottes, „der nicht gerecht ist nach Menschengerechtigkeit, . . . der aus großen Stimmen großer Bekenner schreit", des Gottes, den der Dichter anruft:

„Du brandender Gott, Gott Meer,
Ich bin Strand, ich grenze an dich . . ."

und des Willen er kündet in seinen Psalmen:

„Du sollst wie einen Weinberg alltäglich umgraben dein Wesen,
So wirst du von dir selbst mit tausend Eimern lesen . . .
Tu ab das Viele, so wirst du haben die Fülle.
Du sollst gleich einer Heerschar sammeln deine Willen: ist mein Wille."

Oder:

„Du sollst um dich bauen eine weite Stille,
In der du hausest, daß ich in dir hause.
Du sollst dich wohnhaft machen meinem Willen: ist mein Wille."

„Du sollst um dich bauen eine weite Stille!" Darüber sind wir Herr. Das kann kein Lärm der Gassen uns hindern. Tief unter uns bleibt er und aller Ekel eines niedrigen Tages, wenn wir mit dem Dichter den Sternen- und Gipfelweg der ewigen Pfingsten schreiten; wenn wir mit ihm feiern, mit ihm beten und mit ihm noch in der Züchtigung der Menschheit durch die gewaltige Hand Gottes die Gebärde des Segnens erkennen:

„Du, Gott, willst du Menschen zum Werke berufen,
So ernetest du sie in Pressen und Kufen.
Dann schreien sie laut, sie wimmern und klagen;
Du bist die Kelter, sie müssen ertragen.
Zerreibst die Kerne, zerstößest die Schalen, —
So wird das Wesen aus ihnen gemahlen."

Wenn wir so uns beugen, so uns aufrichten, dann wird der Geist in uns feiern, dann wird Pfingsten in uns brennen, heiliges Feuer von jenen ewigen Pfingsten, denen der Psalm des Dichters zusingt:

„Du Gott der Pfingstlichen, der lohenden Umlohten,
Der du mit ihren Stimmen selbst dich benedeist,
Apostelgott, du Gott der Boten,
Du Sender der Gewalt, Geist, Geist!"

Bei dieser Gelegenheit ein Wort zum „Fall Lissauer". Seitdem Ernst Lissauer beim Kriegsausbruch den „Haßgesang gegen England" dichtete, über den man verschiedener Meinung sein mag, der aber auf alle Fälle vielen etwas von der Seele hob, seitdem und vor allem seit dem Zusammenbruch des meuchlings überfallenen Deutschland, halten bösartig beschränkte Snobisten und gutartig beschränkte Pazifisten sich für befugt, über ihn entweder aus angeblich künstlerischen oder angeblich ethischen Gründen die

Digitized by Google

Nase zu rümpfen. Der Sänger des Haßgesanges wird von den „Deutschen" für seine angebliche Sünde gegen England gestraft. Da ist es denn höchst erbaulich und höchst beschämend, daß ausgerechnet die — englische Kritik sozusagen den Bannfluch über den Haßsänger brechen muß. Und zwar sind es die „Times", die gewiß hinter keinem englischen Blatt an Engländertum zurückstehen, die aber über Lissauers „Ewige Pfingsten" schreiben: „Der Verfasser des ‚Haßgesanges' hat einen schmalen Band Gesänge von ganz anderer Art herausgegeben: Gesichte der ewigen Pfingsten, welche Flammenzungen herabgießen auf große Persönlichkeiten, Dichter oder Propheten oder Schöpfer neuer Lebenswege. Er ist ein Dichter und Deuter von großer und genialer Kraft. Sein letzter Band mit einer Vereinigung von reifer Gedanklichkeit und klarem, einfachem, präzisem Ausdruck ist von der Art, daß wir dankbar wären, ginge dergleichen aus der Flut englischer Versbücher unserer Tage hervor. Lissauer ist sicherlich einer von denen, die bestimmt sind, bewegende Kräfte im Leben des deutschen 20. Jahrhunderts zu sein."

Jedes Wort der Engländerzeitung zum Lobe Lissauers ist eine moralische Ohrfeige für die würdelosen literarischen Winsler, die sich nie genugtun konnten in Anpreisungen ihrer windelweichen Internationalität, die sich nach dem 9. November — um Ludwig Thomas Worte zu gebrauchen — glückselig priesen, während des Krieges den Opfermut des eigenen Volkes nicht allzu laut bewundert zu haben, und die sich Gott ähnlich deuchten, falls sie gar ein paar internationale Seufzer losgelassen hatten. Man sieht, sie sind nicht die ersten, auf die heute die Engländer mit Achtung wieder hinhören und von denen sie mit großem Respekt reden. Der erste, dem solches geschieht, ist der Sänger des „Haßgesanges gegen England", nicht irgendein pazifistischer Seufzermann.

Die Zensur * Von Wilhelm Widmann.

Von Zeit zu Zeit macht sie immer wieder von sich reden — die viel gescholtene und verspottete, tausendfach verfluchte, oftmals totgesagte, fest eingesargte und begrabene, aber unversehens zu kurzer Gewaltherrschaft wiederauferstandene Zensur.

Wenn wir Ludwig Fulda glauben dürfen, ist die Zensur

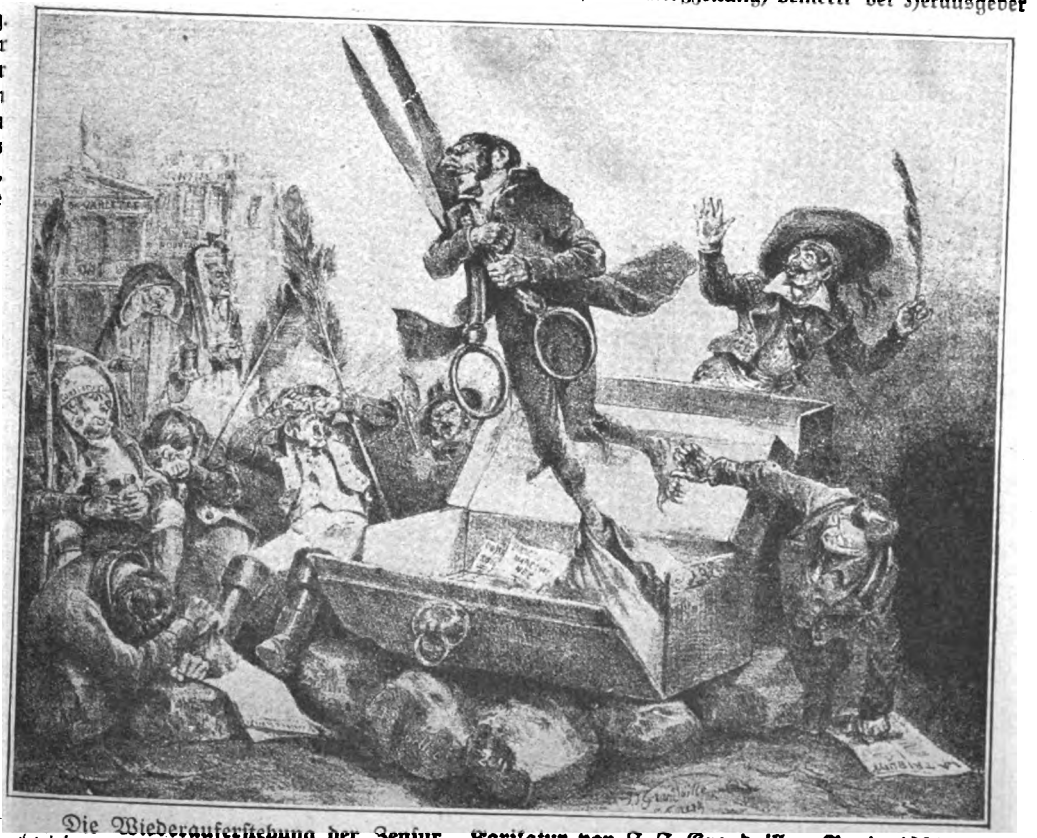
Flugblatt: Der Denker-Klub. Karikatur auf den Bundesbeschluß von 1819.

just so alt wie die Schöpfung. Er behauptet, daß ein Zensor schon dem lieben Gott bei der Weltgründung dreingeredet, gegen sämtliche Schöpfungswerke sein Veto eingelegt und nur das Programm des „siebten" Tages, des Feiertages, gebilligt habe mit dem Bemerken:

„Wohl mir, wenn meinem Worte [glaubt
Die neu'rungssüchtige Betörung,
Daß alles Schaffen überhaupt
Nichts andres ist als Ruhestörung.

Der letzte Teil des Planes mag
Sich unter meinem Schutz [vollenden;
Gegen den siebten Schöpfungstag
Hat die Zensur nichts einzuwenden."

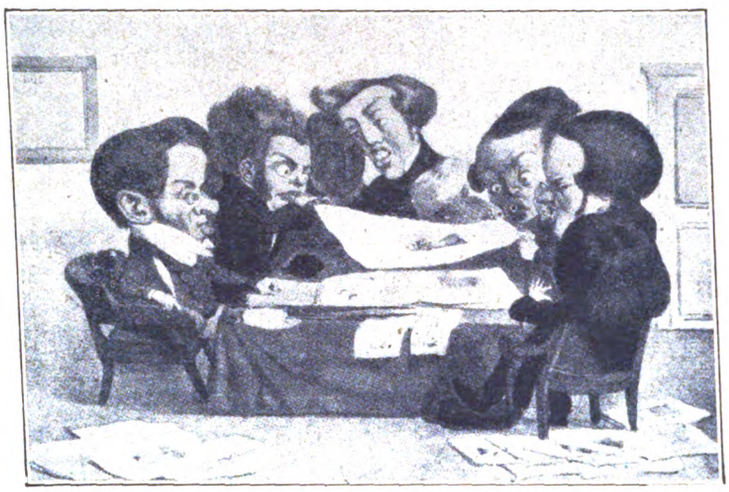
Der liebe Gott ließ sich übrigens durch das Gezeter des Zensors nicht beirren; mit der Kraft des Lichtes vertrieb er ihn. — Was dem aufdringlichen Zensor beim lieben Gott nicht gelang, setzte er später bei irdischen Machthabern durch. Schon lange vor der Erfindung der Presse sehen wir die Zensur am Werke, die Schöpfungen des Geistes zu hindern und zu hemmen. Livius und Tacitus berichten bereits von Zensurstreichen, insbesondere von Verbrennung freigeistiger Schriften aus Gründen politischer oder religiöser Verfolgung. Die christliche Kirche übte von den ersten Jahrhunderten an strenge Zensur über ketzerische Schriften. Als dann die Buchdruckerkunst erfunden und durch sie das Mittel gegeben war, Schriften binnen kurzem in beliebiger Zahl und zu billigen Preisen zu vervielfältigen, wurde schleunigst die Vorzensur eingeführt. Nachdem bereits 1486 der Erzbischof von Mainz in seinem Kurfürstentum einige „Bücherprüfer" bestellt hatte und weitere Einzelverordnungen ergangen waren, erließ Papst Leo X. am 4. Mai 1515 die grundlegende Bulle zur allgemeinen Überwachung der Presseerzeugnisse durch präventive Zensur. In Deutschland folgten alsbald strenge Reichsgesetze zur Kontrolle der „Schwarzen Kunst". Eine 1577 erlassene Polizeiverordnung für das ganze Reich bestimmte unter Androhung hoher Strafen, daß keinerlei Druckschrift verbreitet werden dürfe, die nicht vorher durch die ordentliche Obrigkeit des Ortes geprüft, und daß insbesondere nichts zulässig sei, was wider die Lehre der christlichen Kirche oder wider den Reichsfrieden verstoße. Gleich die ersten deutschen Zeitungen empfanden bitter die hemmende Last der obrigkeitlichen Beaufsichtigung. In der Vorrede zu seiner „Relation" von 1602 (einer Frankfurter Meßzeitung) bemerkt der Herausgeber



Die Wiederaufersteh[illegible] der Zensur. Karikatur von J. J. Grandville. Paris 1834.

Digitized by Google

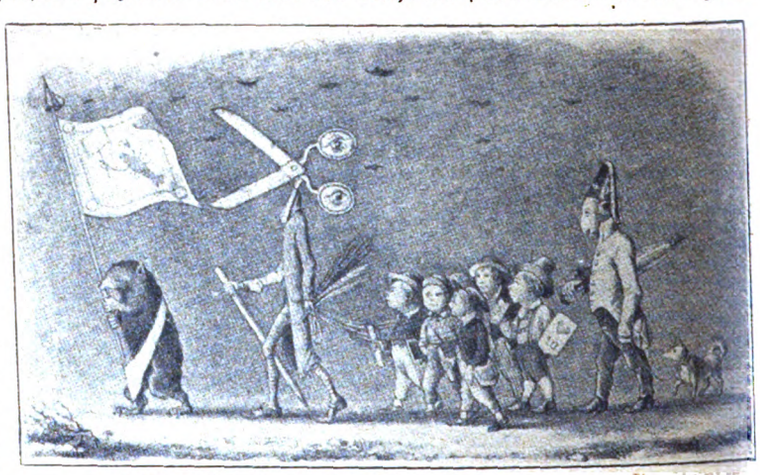
Johann Frey zur Entschuldigung der Mängel seines Blättchens: „Vielleicht wird man mir vorwerfen, daß ich manches nicht mitteile, was sich ereignet hat, und zwar nicht nur im Auslande, sondern auch im Reiche Geschehenes. Da soll der Leser wissen, daß sich nicht alles ohne große Gefahr schreiben läßt, insonderheit, was in Deutschland zwischen Fürsten und Herren und Ständen des Reiches in Streit und Händel der Sachen verläuft . . . . . " Längere Zeit bestand in Frankfurt, dem damaligen Hauptmesseplatz des deutschen Schrifttums, ein kaiserliches Kommissariat, dem alle zum Druck bestimmten Schriften zur Vorprüfung eingereicht werden sollten. Mit dem Sinken des kaiserlichen Ansehens und Machtbereiches verlor diese Reichseinrichtung bald an Bedeutung, und schließlich übernahm allenthalben der Landesfürst die Regelung der Zensur. Daher konnte es geschehen, daß eine periodische Druckschrift oder ein Buch in einem Einzelstaat streng verboten und gleich daneben, im angrenzenden Nachbargebiet, erlaubt war. Die Buchdrucker und Buchhändler litten schwer unter diesen Zuständen und setzten, wie in anderen Ländern, auch in Deutschland alle Hebel dagegen in Bewegung. Die Milderungen, die Friedrich der Große in Preußen und Josef II. in Österreich eintreten ließen, waren nur vorübergehend und keineswegs allgemein durchgreifend. Friedrich erklärte zwar: „Gazetten müßten nicht genieret werden", aber seine Zensoren wirkten dennoch zeitweise recht hemmend und lästig auf die „Gazetten" und Literaturwerke ein.



„Oh, das ist zu stark! Uns zu karikieren, uns, die Zensoren! Diese Unverschämtheit muß bestraft werden! Streichen wir, streichen wir!"
Zensoren bei der Arbeit. Spottbild von Grandville 1835.

Als Mitredakteur des Stuttgarter Lokalblättchens „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", das im Mäntlerischen Verlag erschien, hatte der junge Brausekopf Schiller im Jahre 1781 stürmische Auseinandersetzungen mit dem von Herzog Karl bestellten Zensor Johann Christian Volz, Rektor des Stuttgarter Gymnasiums und Pädagogarch der lateinischen Schulen des Herzogtums unter der Steig. Schillers Jugendfreund Petersen machte darüber später im „Freimütigen" und in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen verschiedene Andeutungen. Einmal sei Schiller zu diesem Zensor ins Haus gegangen und habe ihn, „heftig aufgebracht", zur Rede gestellt; der Streit habe damit geendet, daß dem Regimentsmedikus, Dichter und Redakteur die Türe gewiesen und ihm angedroht wurde, man werde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe. Der Ärger über den engherzigen Zensor hat Schiller wahrscheinlich bestimmt, seine Redaktionstätigkeit und Mitarbeiterschaft an dem Mäntlerischen Blatt schon mit Ende des Jahres 1781 wieder aufzugeben. Die Erinnerung an jene üblen Erfahrungen mag auch dazu beigetragen haben, daß der inzwischen zu hohem Ansehen gelangte Dichter 1795 Cottas dringende Aufforderung zur Herausgabe eines politischen Blattes (einer „Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung") entschieden ablehnte. Auch dem Dramatiker Schiller verursachte die Zensur — die Theaterzensur, die in nicht minder üblem Rufe steht als die Pressezensur — viel Ärger und Verdruß. In Leipzig wurden seine „Räuber" nach der Erstaufführung längere Zeit verboten, weil man einige vorgekommene Diebstähle dem Einflusse der gefährlichen Dichtung zuschrieb. In Stralsund wurden „Die Räuber", obwohl die Bürgerschaft dringend danach verlangte, von der Zensurbehörde jahrelang unterdrückt. Im Schloßtheater zu Schwedt durfte dasselbe Schauspiel nur „mit glücklichem Ausgange" dargestellt werden: Karl blieb am Leben, wurde ein friedlicher Bürger und heiratete Amalia! In Wien mußte der Vater Moor sich die Umwandlung in einen „Oheim" gefallen lassen, weil nach Ansicht des Zensors gegen einen Vater so zu handeln, wie es die „Canaille Franz" tat, durchaus unstatthaft erschien. Es soll eine wunderbare Wirkung hervorgebracht haben, wenn Karl in höchstem Schmerze ausrief: „Oheimmord!" Ins Burgtheater wurden „Die Räuber" vor dem Sturmjahre 1848 überhaupt nicht eingelassen. Im „Fiesco" mußte zu Wien von der zweiten Aufführung ab Bertha Verrina „aus Anstandsrücksichten" weggelassen werden. In „Kabale und Liebe" verwandelte der Wiener Zensor den Präsidenten in einen „Vicedom" und den Vater Ferdinands zu dessen Onkel sowie den Hofmarschall von Kalb in einen „Obergarderobenmeister". In der „Jungfrau von Orleans", die in Wien den Titel „Johanna d' Arc" annehmen mußte, wurde Mutter Isabeau auf Befehl des Zensors zu Karls Schwester, Agnes Sorel aber avancierte zu seiner Gemahlin, wobei sie in Maria umgetauft wurde. Graf Dunois, vom Makel illegitimer Geburt befreit, erschien als „Prinz Louis, Vetter des Königs". In Berlin wurden namentlich vor Aufführung des „Wilhelm Tell" von der Theaterzensur Schwierigkeiten bereitet. Schiller ging auf Ersuchen Ifflands auf einige Änderungswünsche ein, lehnte aber weitergehende Zumutungen mit der Erklärung ab: „Können die Stellen, wie sie jetzt lauten, auf Ihrem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf einem solchen Theater der Tell überhaupt nicht gespielt werden."

Eine der ersten Taten der französischen Nationalversammlung nach Ausbruch der Französischen Revolution war die Abschaffung der Presse-, Bücher-, und Theater-Zensur. „Das Recht, seine Gedanken und Meinungen frei mitzuteilen, sei es durch die Presse oder auf jede andere Weise, ist eine natürliche Folge der Freiheit des Menschen, so daß die Notwendigkeit, dieses Recht öffentlich auszusprechen, entweder einen gegenwärtigen oder kurz vergangenen Despotismus voraussetzt." In diesen Worten spricht sich die Grundlage der Konstitution des französischen Volkes im Januar 1793 über das Recht der freien Gedankenmitteilung aus.



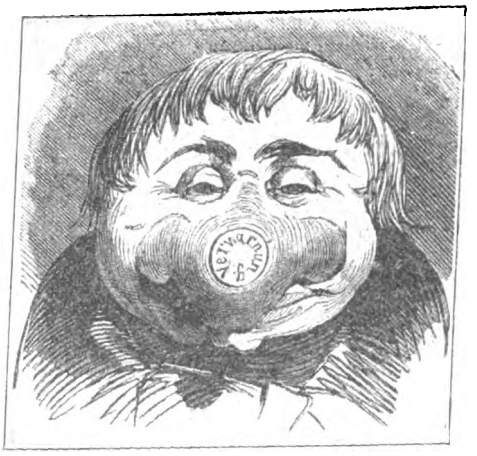
„Süße heilige Zensur / Laß uns gehn auf deiner Spur, / Leite uns an deiner Hand / Kindern gleich am Gängelband."
Die gute Presse und die Zensur. Spottbild aus dem Jahre 1848.

Aber noch unter der Herrschaft der revolutionären Freiheitsverkünder lebte die Theaterzensur in aller Strenge wieder auf, und unter Napoleon wurde auch die Presse wieder unter Vorzensur gezwungen. Nach Abschüttelung des Napoleonischen Joches wurde durch Bundesakte von 1815 in Deutschland die Pressefreiheit in Aussicht gestellt, aber die folgende Reaktion unterdrückte alle freiheitlichen Bestrebungen. Durch Bundesbeschluß vom 20. September 1819 wurde die Zensur in Deutschland wieder überall eingeführt; sie wurde alsdann noch brutaler und kleinlicher gehandhabt als unter der französischen Gewaltherrschaft. „Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsal, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte", schrieb

Digitized by Google

Der letzte Zensor. Flugblatt Berlin 1848.

Ludwig Börne 1819 Um jene Zeit erschien die köstliche satirische Zeichnung „Der Denker-Klub", welche die geistige Bevormundung des deutschen Volkes durch die Karlsbader Beschlüsse geißelt, indem sie die mit Maulkorb versehene Gesellschaft beim Nachsinnen über die Frage: „Wie lange möchte uns das Denken wohl noch erlaubt sein?"



Der verwarnte Kladderadatsch 1863.

Staaten nach der Julirevolution von 1830 aufkeimende Pressefreiheit wieder zu ersticken. In den 1840er Jahren fand die Entrüstung über die Knebelung der öffentlichen Meinung durch gemaßregelte Dichter besonders flammenden Ausdruck. Im Juni 1843 schrieb der vielfach verfolgte Hoffmann von Fallersleben sein spöttisches „Hohelied vom Zensor", in dem er den Zensor brandmarkt als einen

„Gedankenverderber und Mörder und Schinderknecht / Der wider's Recht / Tot quält den lebendigen Geist"

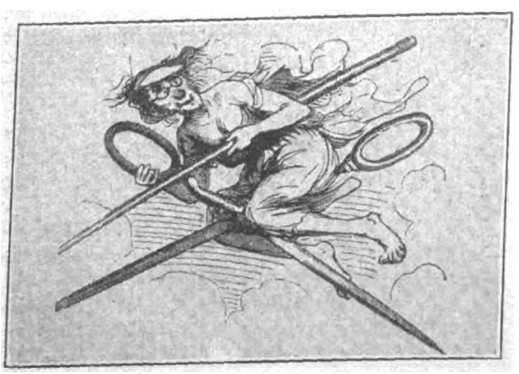
Und Georg Herwegh widmete zornentbrannt dem Zensor die Verse:

„Unseliger Eunuche, du, / Der unsres Geistes Hauch bewacht / Und sich für seines Sultans Ruh' / Zum gottverfluchten Knechte macht! . . / Oh glaub' den Geist nicht unterjocht, / Wenn du vom Leib ein Glied getrennt! / Der Sklave putzt erst nur den Docht, / Damit das Licht noch heller brennt!"

Fremder: Ein höchst trauriger Anblick, dieses Federvieh! — — Nur Geduld! Das wächst mit der Zeit alles wieder.

Spottbild aus dem Kladderadatsch 1863.

gezeigt. Vergeblich suchte Ludwig Uhland, der unerschrockene schwäbische Volksmann und Freiheitsfreund, in der württembergischen Ständeversammlung die vom Deutschen Bunde eingeführte Zensur als Verstoß wider die unterm 25. September 1819 in Kraft getretene württembergische Verfassung abzuwenden. Dieser treue Hüter der Volksrechte fand in seinem Kampfe gegen die Zensur nicht die erforderliche Unterstützung. Wie rücksichtslos die Zensur hauste, geht aus fast allen Schriften jener Zeit hervor. Auch in Frankreich wurde über die Ausübung der Zensur bitter geklagt und gespottet. 1830 wurde die Zensur in Frankreich abgeschafft, doch schon wenige Jahre danach wurde die periodische Presse aufs neue lästigen Einschränkungen unterworfen, die den witzigen Karikaturisten Grandville zu seinen Spottbildern „Die Wiederauferstehung der Zensur" und „Zensoren bei der Arbeit" veranlaßten. Mit besonderer Härte walteten die Zensur in Österreich, wo die Machthaber ihren ganzen Einfluß aufboten, um die in den süddeutschen



Die Hexe Zensur.
Nach der Zeichnung von Wilhelm Scholz zu Maßbrenners „Neuer Walpurgisnacht".

Von den Witzblättern unterstützten insbesondere die damals noch politisch gefärbten Münchener „Fliegenden Blätter" sehr wirksam den Kampf gegen die Zensur. Erst dem Revolutionssturm von 1848 gelang es, die Pressezensur in deutschen Landen zu Fall zu bringen, die England schon seit 1694 abgeschüttelt hatte Am 20. März 1848 verkündete in Berlin die Vossische Zeitung durch ein „Extrablatt der Freude" triumphierend. „Die Presse ist frei! . . Unter allen Rechten, deren Erfüllung uns geworden und die wir hoffen, ist der befreite Gedanke das edelste, denn in ihm liegt das Unterpfand für alles Künftige. Er ist die Sonne für die Früchte, die uns reifen sollen!" Ein Berliner Flugblatt feierte den Sieg der Presse durch das köstliche Spottbild. „Der letzte Zensor." Auch nach Aufhebung der Zensur fanden die Regierungen, insbesondere die preußische in der Ära Manteuffel, Mittel zu Maßregelungen

Digitized by Google

und Unterdrückungen unbequemer Zeitungen und Zeitschriften. „Kladderadatsch“ und andere Witzblätter schwangen eifrig die Geißel des Spottes dagegen, sie wurden mehrfach selbst für ihre freien Äußerungen empfindlich bestraft. Zornig wetterte Adolf Glaßbrenner in seinem Spottgedicht „Neue Walpurgisnacht“ wider die „Hexe Zensur“ und ließ Faust die verhaßte Hexe mit den Worten niedertreten:

„Verfluchter Geist, dich duld' ich nicht!
Giftkröte du, verpeste nicht die Luft!
Verdammtes Aas! Nichtswürd'ger Schuft!
Die Hölle selbst speit dir ins Angesicht!“

Nach Gründung des Reiches wurden die Presseverhältnisse durch Reichsgesetz vom 7. Mai 1874 geregelt; die Pressefreiheit wurde darin bestätigt, mit der Einschränkung, daß in Kriegszeiten und bei erklärtem Belagerungszustand in Fällen inneren Aufruhrs die landesgesetzlichen Vorschriften in Kraft bleiben, die das zeitweilige Verbot der Verbreitung und die Unterdrückung periodischer Druckschriften gestatten. Diese Bestimmungen bestehen auch in der Republik Deutschland weiter; eine Neuerung aber brachte die Revolution durch Aufhebung der bis 1918 weiter bestandenen Theaterzensur. Segen hat diese Freiheit uns nicht gebracht. Die Bühne ist weniger als je eine „moralische Anstalt“.

Die körperliche Züchtigung in Schule und Haus * Von G. Wolff.

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sucht in einem soeben erschienenen Erlaß die gesamte Lehrerschaft für den Gedanken zu gewinnen, daß die körperliche Züchtigung ein Strafmittel darstellt, dessen Anwendung mit dem Geiste unserer Zeit nicht mehr vereinbar ist und das daher aus der Schule ganz beseitigt werden müßte. Der Erlaß wendet sich zwar nur an die Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen, aber er berührt eine so außerordentlich wichtige Erziehungsfrage, daß er alle Erziehenden, alle Väter und Mütter angeht, zumal ja die Elternschaft jetzt durch die Einrichtung der Elternbeiräte mehr als früher an der Arbeit und dem Leben der Schule interessiert ist und die Frage der körperlichen Züchtigung grundsätzlich nur in voller Einmütigkeit und Übereinstimmung beider Erziehungsmächte, Schule und Haus, beantwortet und gelöst werden kann.

Die Anwendung körperlicher Züchtigungen ist im Laufe der Jahrhunderte und besonders der letzten Jahrzehnte dauernd in Haus und Schule zurückgegangen. In allen Lebensbildern vergangener Tage und in allen Schulordnungen früherer Zeiten spielt der Stock, das Rohr aus dem schönen Spanien, eine ganz andere Rolle als heute. Um nur einige Beispiele zu nennen: Vom Prediger Salomo stammt der bekannte Spruch, daß der seinen Sohn hasset, der seiner Rute schonet. Karl der Große bestimmt Schläge und Entziehung jeglichen Trankes, Wasser ausgenommen, für die, die Glaubensbekenntnis, Gebet und Taufformel nicht behalten. Dem neuen „Schulmeister“ wurden Rute und Stock im Beisein der Kinder feierlich vom Rat der Stadt überreicht. Nur mit härtesten körperlichen Strafen konnte auch in den Gymnasien erreicht werden, daß die Schüler kein deutsches Wort mehr sprachen und Latein die Muttersprache überwand. Auf alten Schulsiegeln ist der Lehrer mit seiner Rute oder seinem Stock dargestellt. Und in ähnlicher Weise können wir aus den Lebensbeschreibungen eines Luther, Johannes Butzbach, Frommel z. B. oder aus den Erzählungen unserer Väter und Großväter fast widerliche Züge barbarischer Bestrafungen lesen und hören.

Es wäre grundfalsch, in all diesen Dingen von einer besonderen Härte und Roheit der berufsmäßigen Erzieher sprechen zu wollen. Auch die Lehrer waren Kinder ihrer Zeit, und die Prügelpädagogik der Schule ist nichts weiter als ein Ausschnitt des gesamten Zeitbildes, ein Ausfluß einer anderen Auffassung der Prügelstrafe in allen Kreisen. Wir wissen, daß die Körperstrafe auch in der Rechtspflege gang und gäbe war, daß Tätlichkeiten zwischen Ehegatten selbst in hohen und höchsten Schichten möglich und üblich waren. Dazu kommt ferner, daß die Lehrer jener Zeiten zu einem großen Teil unausgebildete, aus den niedersten Kreisen stammende Menschen waren; nennt doch selbst Erasmus die Lehrer seiner Zeit rohe Folterknechte.

Die Auffassung der Menschen gegenüber körperlichen Züchtigungen hat sich, wie in allen Dingen, vom Gröberen zum Feineren entwickelt, und gerade die großen Erzieher der Menschheit sind nicht müde geworden, Eltern und Lehrer von der maßlosen Anwendung des Stockes und der Rute abzukehren; es mag genügen, an Comenius und Rousseau, an Schleiermacher und Herbart zu erinnern. So läßt sich auch in der geschichtlichen Entwicklung der Schule wie innerhalb der einzelnen Jahrgänge jeder einzelnen Schule eine Verfeinerung in den Zuchtmitteln nachweisen, dem Erziehungsziel entsprechend, die Kinder von der Erziehung durch die Erwachsenen allmählich zur Selbstregierung und Selbstverwaltung zu leiten. Auf diesem Wege liegen auch all die modernen Bestrebungen der Schulgemeinde, Schülerausschüsse, Erziehungsgemeinschaften, Vertrauensschüler, Selbstregierung der Schüler usw.

Die Frage der körperlichen Züchtigung ist ein pädagogisches Problem, eine erziehungswissenschaftliche Frage. Gerade weil sich die Schule nicht einfach als Lernschule betrachtet, die nur Kenntnisse zu übermitteln, nur den Intellekt der Kinder auszubilden hat — wäre sie lediglich dies, so müßte selbst die einfachste körperliche Strafe ausscheiden —, weil sie sich vielmehr als Erziehungsschule fühlt, die dem ganzen Menschen dienen will, gerade deshalb ist die Frage komplizierter. Volkstümlich gesprochen, besteht das Wesen der Erziehung darin, den ursprünglich egoistischen Eigenwillen des Kindes durch eine verständige Autorität der Erzieher zur sittlichen, freiwilligen Einordnung und Unterordnung in und unter die Gemeinschaft und unter das Gesetz des eigenen Gewissens zu stellen. Daß heute von einzelnen Kreisen diese überlieferte Auffassung der Erziehung als unkindlich und unpädagogisch abgelehnt wird, ist richtig, ändert aber nichts daran, daß die überwältigende Mehrheit unseres Volkes diese Erziehungsbestimmung bewußt oder gefühlsmäßig für richtig hält. In jenen Zusammenstößen des eigenen Willens mit dem Willen der Gesamtheit, der eigenen Handlung mit den Vorschriften und Gesetzen der Gemeinschaft stecken die Erziehungskonflikte, die den Erzieher zwingen, den sozialen Gesamtwillen gegen den selbständigen Einzelwillen auch durch Anwendung von Strafen durchzusetzen. Ja, die Strafe ist dann nicht nur Mittel zum Zweck, sondern noch später nachwirkender Anstoß zu sittlichem und sozialem Tun. Es haftet der Prügelstrafe ganz sicher etwas Minderwertiges an, es mag zugegeben werden, daß ein verkommenes Kind auch durch Prügel nicht geändert werden kann; aber es wird doch auch Fälle geben (bewußte Roheit, absichtliche Widersetzlichkeit, Frechheit, Diebstahl usw.), in denen bei Versagen aller anderen milderen Strafen der Stock einem dem Gesetze widerstrebenden Schüler die Unerbittlichkeit jenes Gesetzes zum Bewußtsein bringt. Vielleicht hat Diesterweg das Richtige getroffen, wenn er sagt: „Wehe der Schule, in welcher der Stock regieren muß; aber wehe auch derjenigen, in welcher er nie und nirgend die ultima ratio sein darf.“

Gewiß mag diese Auffassung etwas in Widerstreit zu den unsere Zeit beherrschenden Humanitätsanschauungen stehen, aber schon Pestalozzi scheidet in der Züchtigungsfrage scharf zwischen Humanität und Schwäche. Ganz bestimmt soll auch nach unserer Meinung die körperliche Züchtigung aufs äußerste eingeschränkt werden, aber die gesunkene und gefährdete Moral unserer Jugend (und unseres Volkes) ist doch auch ein Warnungssignal vor rein gefühlsmäßiger Entscheidung in dieser Frage. Daß von seiten der Unterrichtsverwaltung alle äußeren Momente, die die Erziehungsarbeit erschweren und so leicht zu Strafen verführen, abgestellt werden müssen, ist selbstverständlich: Der Stock schwindet in dem Maße aus der Schule, je geringer die Schülerzahl, je besser die Lehrmittel, je günstiger die Arbeitsbedingungen sind und je sachlicher die Schulaufsicht ist und wird. Aber noch eins ist nötig, und dabei können nur die Eltern helfen, keine Schulverwaltung und keine Schulaufsicht: Schule und Haus müssen gemeinsam an der Verfeinerung der Zucht arbeiten. Der Lehrer soll der Helfer des Vaters sein bei der Erziehung der Kinder, darum ist er auch in der Schulzucht abhängig von der Praxis des Hauses. Werden die Kinder von Vater und Mutter nur mit den groben Mitteln von Stock und Rute gestraft, ist die häusliche Erziehung auf Härte und Strafe eingestellt, so wird auch die Schule, sie mag wollen oder nicht, nach einer ähnlichen Methode arbeiten. So weitet sich die Frage der körperlichen Strafe zu einer Eltern und Lehrer gleichmäßig berührenden Angelegenheit; man mag in Haus und Schule über diese Frage nachdenken und — und das ist unser letzter Wunsch — sie in den Elternbeiräten gemeinsam sachlich und leidenschaftlos beraten zum Wohle der Kinder.

Digitized by Google

Pfingstfeuer * Von Wilhelm Lennemann.

Herr, zünd' in uns ein Feuer an,
Daß unsere Herzen stehn in Bränden,
Wer sich da Tag für Tag besann,
Soll seine Gaben heut verschwenden.

Und wieder sollen Wort und Tat
Wie Brände fliegen in die Weiten,
Und eifernd soll die glühe Saat
Aufgehn in Dank und Seligkeiten.

Schon haben Weh und Not um dich
Viel Hunderten das Herz zerrüttet,
Sie suchen dich und mühen sich
Um Quellen, die der Sand verschüttet.

Laß Petri Flamme rauschend wehn,
Daß wir die Sucher an uns reißen:
Es soll die Welt in Flammen stehn,
Und alle sollen Brüder heißen!

Das Buch mit Bürgers Inschrift * Eine Pfingstgeschichte von Rolf Brandt.

Sie trat aus dem Haus am Markt. Blond und blau und siebzehn Jahre. Das weißgestärkte Kleid glänzte in der Sonne. Der Marktplatz lag unter hellem Licht; es war, als ob er die hellen Jungmädchenfarben trüge, blond und blau. Vor den zweistöckigen Häusern der Bergstadt wehten grüne Maibäume. Die Glocken sangen, die Birkenzweige zitterten leise wie vom schweren Schall mit. Vor allen Häusern standen diese heiteren Pfingstmaien, nur vor dem Hause nicht, in dem der Buchhändler, bitte Verlagsbuchhändler, wohnte. Ihr Gesicht wurde unmutig; der feste rote Mund preßte sich zusammen. —

Gebt mir eine Flasche Moselwein. So. Man tue etwas von dem grünen Kraut hinein, das so lieblich duftet, und das der alte Trojan und der junge Scheffel besungen haben. Nur einen Augenblick ziehen lassen. So. Mir steht der Vormittag dieses Pfingstmorgens wieder leuchtend vor den Augen. Liebe, versunkene Zeit. An diesem Pfingstsonntag zerbrach eine kleine Liebesgeschichte, man hörte die Scherben klirren, und mein Freund Reuter, den wir damals den Lockenreuter nannten nach dem braunen, krausen Gewirr um seinen lustigen Kopf, wäre vielleicht heute kein hoffnungsloser Junggeselle, wenn nicht dieser Pfingstvormittag so gelaufen wäre, wie er es tat.

Liebe, versunkene Zeit. Langsam trinke ich mein Glas auf dein Erinnern. Wir studierten in Marburg. Himmel, blühten die Kastanien weiß und prächtig auf dem Schloßberg! Ich habe nie wieder so leuchtende Kerzenpracht gesehen. Der erste Mai wurde auf dem Marktplatz gefeiert. Fackeln lohten, und wir sangen: „Der Mai ist gekommen"; dann zog die glühende Schlange des Fackelzuges hinauf zum Schloß. Mit hundert gelben Augen sah die Stadt zu der blauen Dunkelheit des Schloßberges hinauf. Reden flogen im Fackellicht an der breiten Burgmauer zum Nachthimmel. Burschentum und Freiheit und Freundschaft rauschte in jungen Worten.

Liebe, versunkene Zeit.

Auf dem Marktplatz wurden die Fackeln zusammengeschlagen. Die Funken sprühten und überleuchteten die Gesichter mit rotem Schein. Versinkendes Feuer; die Nacht lag über dem Platz. Aus den Gassen nach Wehrda und zum Berg hinauf klang verwehter Gesang: „Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat . . ." Wir saßen auf der Bude von Lockenreuter noch zusammen. Als der Himmel schon blaßblau vom nahenden Morgen durch die Fenster schien, kam die Stunde der Konfessionen.

„Also ich hab' da ein Mädel. Ihr Vater ist Buchhändler. Sie stammen aus Göttingen, und wir sind zusammen eingesegnet worden." Er kramte in seiner Bücherkiste. „Hier, das hat sie mir geschenkt, als ich nach Marburg ging." Es war eine Anthologie des Göttinger Hainbundes, die ein Urgroßvater verlegt hatte, und in dem schönen Band standen ein paar Zeilen in verblaßter Schrift; die waren von Gottfried August Bürger an seinen freundwilligen Gönner gerichtet. Unter den blassen Schriftzügen des Dichters stand mit fester Mädchenhand geschrieben: „In Liebe Deine Agnes."

Wir hielten das Buch ehrfürchtig in Händen, und wir beschlossen, zu Pfingsten das kleine hessische Bergnest aufzusuchen, in dem die wohnte, die ihre Liebe so kühn unter Bürger geschrieben hatte.

Liebe, versunkene Zeit. Es wird keine große Geschichte mit wilden Nebenbuhlern und zertretenen Herzen und gerungenen Händen. Mir ist immer, als wehten Maien über der Erinnerung, obwohl Lockenreuter sich so anstellte, als

Digitized by Google

müßte er später in die Lahn gehen. Er unterrichtet heute deutsche Geschichte irgendwo am Rhein, allerdings des Abends geht er in eine traurige Junggesellenbude, und vielleicht hat er die Gelegenheit dazu, daß es anders geworden wäre, doch an diesem Pfingstsonntag verpaßt. Aber er hat später eine Professur verpaßt und noch anderes mehr, und ich überlege nur, ob das „andere mehr" nicht schließlich mit diesem Anfang zusammenhing.

Wir kamen am Sonnabend an. Am Spätnachmittag traf ich Lockenreuter mit der Agnes. Die sagte ihm so ziemlich als erstes, weil ihr kleiner Kopf so voll Sorge war: „Dietrich, du, gucke mal, du mußt mir das Buch wiedergeben, gelle?"

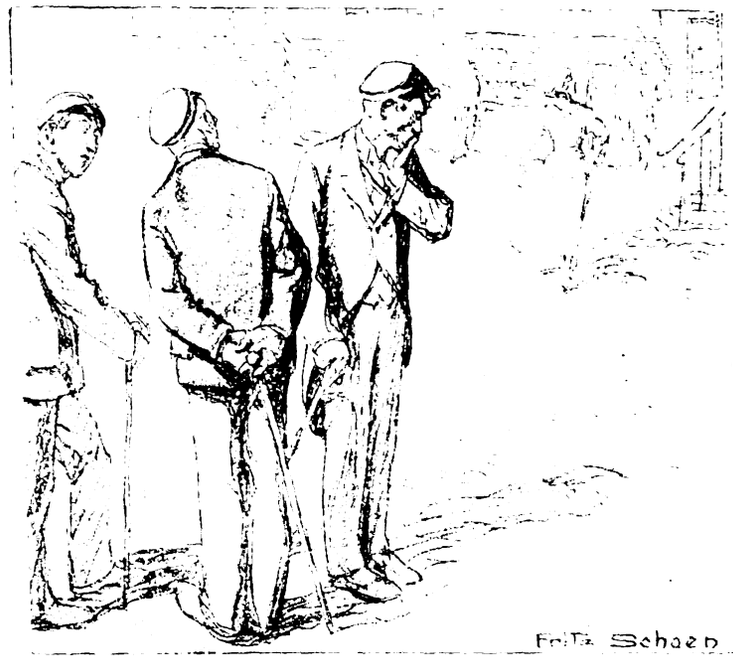
„Ist deine Liebe vorüber, du, du . . .", schrie Lockenreuter, dem das Blut schnell in den Wirbelkopf stieg.

„Aber Dietrich, Vater hat es gemerkt, daß dies Buch fehlt. Er ist ganz außer sich. Er hat auf den Tisch geschlagen, daß die eine Kaffeetasse heruntergefallen ist, und Mutter hat geweint. Ich habe Vater noch gar nicht so gesehen. Ich wußte gar nicht, daß dies Buch so wertvoll war."

„Du wußtest gar nicht . . . und ich Esel hatte geglaubt, daß du es gerade deshalb mir . . . du . . . du . . ."

„Aber Dietrich, so böse doch . . ."

Er war ein Narr, und er war jung. Er kam in das kleine Gasthaus, in dem wir abgestiegen waren, und verlangte, verlangte stürmisch einen Radiergummi von mir. Dann erzählte er die Unterredung im Wortlaut wieder. „Kein freundliches Wort hatte sie für mich. Nur Furcht vor dem Tyrannen, diesem reinlich gekleideten Haustyrannen. Und sie wußte nicht, was es mit dem Buch für eine Bewandtnis hat. Keine Ahnung von der hübschen Beziehung. Dumm! Dumm!"



„Wie Bohnenstroh", ergänzte der Dritte im Bunde, der cand. med. Reimarus, der eben mit Erfolg Nietzsche gelesen hatte.

Lockenreuter nahm einen gewaltigen Radiergummi und führte ihn wie einen Tischlerhobel über diese armen Wörtchen „In Liebe. Deine Agnes". Die Schrift wurde so blaß wie die des großen Gottfried August Bürger; dann war nur noch ein rauher Fleck, wo die Liebe der kleinen Agnes geblüht hatte. Der Daumennagel fuhr glättend über das starke Papier. So. So. Von dem ganzen tapferen Bekenntnis der Agnes war nichts mehr übriggeblieben als ein hellerer Schein, wenn man die Seite gegen das Licht hielt. Vielleicht wäre von der ganzen bunten Jugendliebe auch ohne diese Aussprache und ohne diese Buchrückgabe nichts anderes geblieben als ein kleiner heller Schein im Lichte der Erinnerung, aber so kam noch eine kleine stürmische Szene auf dem Marktplatz an diesem Pfingstsonntag dazu.

Es war noch gute Gewohnheit in dem heimlichen, verschlafenen Nest, daß man der Herzallerliebsten den Maibaum vor die Tür stellte.. Die Gymnasiasten und die jungen Kaufleute, die jungen Burschen und die schon Klügeren hielten an dieser schönen Sitte fest, so daß eben der Marktplatz und die engen Straßen den festlichen Anblick gaben.

Am Abend sagte ich zu Lockenreuter: „Du hast das Buch zurückgegeben und hast die Widmung fortradiert, schön; aber das Mädel kann doch eigentlich nichts dafür."

„Eigentlich?" sagte Lockenreuter.

„Ja, was sollte sie schließlich machen?"

„Mir zuliebe das bißchen Toben ihres Vaters ertragen"

„Also, junge Mädchen sind nun mal keine Helden. Du könntest ihr doch recht gut ein paar hübsche Pfingstbäume vor die Tür stellen!"

„Könnte ich?" sagte Lockenreuter. „Ich denke nicht daran, mein Lieber. Es soll ihr eine Lehre sein, daß ihre Liebe auf keinen Schmachtkerl gefallen ist, der heilige Unterpfänder der Treue zurückgibt und wieder nimmt, mit dem sie das Katze- und Mausspiel spielen kann."

„Sehr richtig", sagte der cand. med. Reimarus und entkorkte die dritte Flasche eines sehr säuerlichen Mosels...

Sie trat aus dem Haus am Markt. Blond und blau und siebzehn Jahre. Vor ihrer Tür allein am ganzen Marktplatz wehten die hellen Frühlingsgrüße nicht. Sie kam sich gedemütigt vor im Angesicht des ganzen strahlenden Pfingstsonntags.

Da kam Lockenreuter über den Markt.

Er schwenkte die bunte Kappe. Ganz Sieger, ganz bereit, einer Reumütigen zu verzeihen.

Sie sprang die paar Stufen der Haustreppe hinunter.

„Warum hast du die Birken vergessen?"

„Ich habe sie nicht vergessen."

Ihr Gesichtchen wurde dunkelrot. „Du bist ein Scheusal!" Klatsch, hatte der stud. phil. Dietrich Reuter eine regelrechte, handfeste Maulschelle auf der roten Wange.

Seine braunen Augen sprühten.

„Wenn du nicht ein Mäderchen wärst, ein gänsedummes Mäderchen . . ."

„Wenn du nicht ein stief'liger, dummer Junge wärst, ein ganz grüner Spatz . . ."

Es zersprang eine Jugendliebe auf dem spitzen Steinpflaster. Da war nichts mehr zu flicken.

Ihr weißes Kleid leuchtete in der Sonne, ihre kleinen Schuhe klapperten auf dem Pflaster, die Maibäume rauschten, und die Glocken sangen. Wir standen jetzt zu dritt und beschlossen, die Stadt zu verlassen, die so unangenehme Erlebnisse für einen wirklichen und honorigen stud. phil. bergen konnte.

Merkwürdig, später in Marburg fand Lockenreuter, daß er wirklich ein stief'liger, dummer Junge gewesen wäre. Er schrieb glühende Briefe, er dichtete ganze Bände, mehr als die wackeren Haindichter Göttingens jemals zusammengeschrieben. Aber Agnes schwieg.

Ich habe sie später gesehen. Eine blühende Frau, der die Hand noch immer schnell zuckte. Sie ist einen besseren Weg gegangen als der heißblütige Lockenreuter, und eigentlich, eigentlich hat er es nicht besser verdient.

Der Maitrank ist zu Ende. Das letzte Glas schimmert im Spätnachmittagslicht. Liebe, versunkene Zeit, ich trinke auf deine Maienpracht!

Digitized by Google

Der Flug der Tiere * Von Dr. Hanns Krafft.

Der Flug ist die idealste Form der Fortbewegung, die wir kennen: Ist der Landbewohner an die beschränkten Möglichkeiten gebunden, die ihm das feste Land, allüberall von unüberwindlichen Grenzen eingeengt, zu seiner Ausbreitung bietet, ist der Wasserbewohner noch größeren Schranken unterworfen, — den Tierklassen, die sich mit ihrem Flug die Luft erobert haben, steht der Erdball offen, wohin sie auch streben mögen.

Die Bedeutung, welche die fliegende Lebensweise heute in der Tierwelt einnimmt, geht allein schon aus der trockenen Aufzählung hervor, die der Straßburger Zoologe L. Döderlein vor Jahren einmal aufgestellt hat: Von etwa 420 000 lebenden Tierarten vermögen viel mehr als die Hälfte, mindestens 260 000, sich fliegend in die Luft zu erheben. Das macht 62 v. H. aller tierischen Lebewesen aus, und wenn wir nur die Landbewohner berücksichtigen, verfügen sogar 75 v. H. der Tiere über Flügel.

Auf die einzelnen Tiergruppen freilich, wie sie die Systematik heute scheidet, verteilen sich die fliegenden Geschöpfe höchst ungleich. Sind es doch nur zwei große Tierstämme, die Wirbeltiere und die Gliederfüßler, die es verstehen, sich mittels ihrer Flügel in den Lüften fortzubewegen.

Eine gediegene, fesselnd und reizvoll geschriebene Darstellung des Fluges der Tiere verdanken wir in jüngster Zeit der Feder des Basler Zoologen F. Zschokke.*) Mit warmherziger Liebe zur Tierwelt hat der Gelehrte in begeisterten Worten hier das Werden und Wesen des Flugvermögens als die höchstentwickelte Form der Ortsbewegung gepriesen.

Insekten und Wirbeltiere, hörten wir, beherbergen im Tierreich flugtüchtige Arten. Doch nicht in gleicher Weise sind in den beiden Tierklassen Wesen vertreten, denen das Flugvermögen eigen ist. Weitaus die meisten fluggewandten Tiere entstammen der Insektenwelt: 250 000 fliegende Arten zählen wir unter den Insekten, die Wirbeltiere dagegen liefern nur etwa 13 000 flugtüchtige Vögel und annähernd 600 Fledermäuse. Wassertiere, die durch ihre Atmung an das feuchte Medium gebunden sind, kennen den richtigen Flug nicht, wenn auch aus dem mannigfachen Heer der Fische einige wenige Arten, etwa 60 im ganzen, zu kurzem flachen Fallschirmflug über die Fläche des Meeres sich zu erheben vermögen.

Innerhalb der Legionen der Insekten und des Heeres der Vögel nimmt die Tüchtigkeit des Fluges stufenweise zu. „Der schöpfenden Kraft", sagt Zschokke, „ist es nicht gelungen, auf geradem Wege das Problem des Fluges tierischer Körper zu lösen, auf den ersten Wurf einen guten Flieger zu erschaffen, einen Windenschwärmer etwa, der pfeilschnell durch die Nacht schießt und dann plötzlich wieder mit schwirrendem Flügel vor der stark duftenden Geißblattblüte steht, oder sein Gegenstück im Reiche der Vögel, den Kolibri, der wie ein leuchtendes Juwel aufblitzt und wie ein belebter Edelstein vor seltsamen, nie welkenden Blumen schwebt."

Wie verschieden aber auch heute das Flugorgan sein und bis zu welcher Höhe es heute entwickelt sein mag, ein gleiches verbindet alle heutigen Flieger: Sie entstammen Voreltern, die des Fliegens unkundig waren. Der leichtbeschwingte Vogel ging im Laufe der ungeheuren Zeit der Erdgeschichte aus dem Reptil hervor, die Stammeltern der Fledermäuse waren wohl vierfüßige Baumtiere, die kletternd und von Wipfel zu Wipfel springend das Gipfelchaos des Urwaldes bevölkerten, und die Vorfahren der zahllosen Heere der fliegesicheren Insekten haben wir heute noch in der Tierwelt vertreten, — es ist die Gruppe der ungeflügelten Urinsekten, der Apterygoten.

Die Eroberung des Luftmeeres bedeutet also im Tierreich ein fundamentales Ereignis, eine erst mehr oder weniger spät eingetretene Anpassung, mit der die Erzeugung eines Flugorganes, eines „Luftruders", wie Zschokke es nennt, Hand in Hand geht. Zwei Wege standen der Natur zu diesem Zwecke offen, deren einer eine Neuschöpfung und deren anderer eine Umformung schon bestehender Körperteile bedeutet. Den ersten Weg beschritt die Natur in der geflügelten Welt der Insekten, während sie den zweiten beim Stamme der Wirbeltiere einschlug.

Beim Insekt sprossen aus der Rückenfläche zwei Paare von Platten hervor, die ihm den Flug in luftige Höhen ermöglichen: „Verlustlos erobern Schmetterling, Fliege und Käfer das weite Reich der Atmosphäre."

„Umständlich und nur um den Preis schwerer Opfer", so schildert Zschokke demgegenüber meisterhaft die Entstehung des fliegenden Wirbeltieres, „erkauft sich das Wirbeltier die Beherrschung des Luftraumes. Es bezahlt die morphologische und physiologische Bereicherung mit einer erheblichen Verarmung: Der Flugfächer des Vogels, der Flügel vorzeitlicher Saurier und der heutigen Fledermäuse entsteht durch weitgehende Umwandlung des vorderen Gliedmaßenpaares; dem Gewinn des Luftruders steht der Verlust von zwei zur Bewegung auf dem Erdboden, auf Stamm und Ast und im Wasser tauglichen Füßen gegenüber."

Die ältesten Flieger in der Erdgeschichte finden wir unter den Insekten. Schon im Devon, in noch höherem Grade wohl in der Steinkohlenzeit müssen sie, nach den uns erhaltenen fossilen Resten zu schließen, das Luftmeer in bunter Mannigfaltigkeit belebt haben. Leicht geflügelte Tiere sind es gewesen, die sich augenscheinlich von den heutigen Kerfen in keinem wichtigen Punkte unterscheiden.

Nicht alle Insekten sind geflügelt. So gibt hin und wieder Flügellosigkeit dem einen oder anderen Geschlecht sein charakteristisches Gepräge. „Die Pflicht der Fortpflanzung, die der Mutter die schwere Last der Eier aufbürdet," sagt Zschokke, „läßt weibliche Käfer und Schmetterlinge oft den Flug und seine Vorteile einbüßen und führt zu weitgehender Verkümmerung der Schwingen. Beim Frostspanner ist nur das Männchen geflügelt; umgekehrt trägt nur die weibliche Feigenwespe luftdurchmessende Organe. In schwülen Gewitternächten lockt das wurmförmige Weibchen des Leuchtkäfers, dem nur dürftige Überreste einstiger Flügeldecken geblieben sind, das in der Luft schwärmende und suchende Männchen mit grünlich aus den Grashalmen scheinendem Laternenschein."

Auch Insekten, deren Lebensgewohnheit die Flugtüchtigkeit nicht erfordert, sind nicht mehr im Besitz von Flugorganen. So sind Insekten, die nach der Art ihres Nahrungserwerbs an den Erdboden gebunden sind, die z. B. unter Steinen leben — denken wir nur an die Laufkäfer (Carabiden) oder den bekannten Ohrwurm (Forficula) —, nicht mehr geflügelt; nicht minder solche Kerfe, deren parasitische Lebensweise sie ihr ganzes Leben lang auf dem Wirtstier festhält, wie Laus, Floh, Wanze und die zahlreichen als Haarlinge bezeichneten tierischen Parasiten.

Größe und Beschaffenheit der Flugorgane, Stärke und Verteilung der Muskeln, die sie heben und senken, variieren, in unendlich sich erneuernder Fülle, das Bild des Insektenfluges, seine Geschwindigkeit und seine Ausdauer. Professor Zschokke veranschaulicht das trefflich an einer Schmetterlingsfamilie, den Weißlingen (Pieriden). Überfliegt die Gattung Tachyris in Sturmeseile Berg und Tal, so sind andere Angehörige der Familie mehr und mehr des Fliegens unkundig, bis mit der Gattung Lacidia der schlechteste Flieger unter den Tagfaltern überhaupt erreicht ist. Der biologischen Kette aber entspricht auch eine morphologische Leiter. Sie führt von den spitzen, langgezogenen Flügeln von Tachyris, die wir als typische Luftruder bezeichnen müssen, hinab bis zu den stumpf abgerundeten Schwingen von Lacidia, die zum sicheren Fluge kaum noch taugen.

Ebenso wie in der Vogelwelt offenbart sich dem geübten Auge auch bei den Kerbtieren jede Art sofort durch ihre Flugweise. Auch hier begegnet uns eine Fülle von Erscheinungen jeder Art, beginnend mit der ungelenken Grasheuschrecke, die ihre steif gespreizten Flügel nur als Fallschirm zu gebrauchen versteht, bis zu der ungestümen Teufelsnadel, der großen Libelle, die im Fluge dahinschießt und so selbst der Schwalbe zu entrinnen vermag. Wie die Flocken im Schneegestöber wirbeln die Scharen der Eintagsfliegen durcheinander, wenn sie ihrer Entwicklungsstätte, dem Flusse, zu einem kurzen Leben entsteigen; im Gold der untergehenden Juni-Sonne tanzen die männlichen Mücken ihren Hochzeitsreigen; in schwerfälligem Fluge fliegt, nein, treibt ein Weichkäfer über den Weg zwischen Getreideähren, an denen er gehangen; wie ein Falke steht die Raubfliege rüttelnd in der Luft, jeden Augenblick bereit, sich auf das Opfer, das sie erspäht, zu stürzen; und an sonnigen Halden tummeln sich die Schwebefliegen auf den Blütendolden, — sekundenlang hängen sie mit raschem, schwirrendem Flügelschlag in der Luft und naschen dabei durstig von der Blüten Nektar.

Besonders hoch ausgebildet ist das Flugvermögen bei den Schmetterlingen, „den fliegenden Blumen", wie Zschokke sie nennt. Die Tagschmetterlinge besitzen die Fähigkeit des Gleit- und Segelfluges, eine Gabe, die ihnen unter allen Insekten, in ihrer Vollkommenheit wenigstens, allein zu eigen wurde. Sie vermögen kurze Strecken zu durchsegeln, sich gleitend auf die honigspendenden Blüten niederzulassen und sich bei aufsteigender Luftströmung

*) „Der Flug der Tiere", Berlin 1919, Julius Springer.

Digitized by Google

schwebend auf der Stelle zu halten. Solchen Erfolg zeitigt besondere Flügelstellung und besondere Flügelform. Diese „verwandeln den Schmetterlingsleib zu einem mechanisch vollkommen stabilen Apparat".

Nicht ohne alle Voraussetzungen aber ist der Insektenflug möglich: Licht und Wärme brauchen die Kerfe, wie zu ihrem ganzen Leben, so vor allem auch zu ihrem Fluge. In dieser Beziehung ist ihnen die Vogelwelt, als zweite große flugbegabte Tierklasse, überlegen. Hier heißt „Leben" schlechthin „Sich bewegen". Und wenn wir den Flug überhaupt als die vollkommenste aller Bewegungsformen anzusprechen geneigt sind, so müssen wir den Vogelflug sicherlich als den edelsten Ausdruck der fliegenden Lebensweise betrachten. „Er läßt an Schnelligkeit und Ausdauer, an zielbewußter Sicherheit, Anmut und königlicher Pracht den Flug von Fledermaus und Insekt weit hinter sich zurück." Die wunderbare Ausbildung und Anpassungsfähigkeit der Flugwerkzeuge der Vögel steigert die Leistungen und ermöglicht, daß verhältnismäßig große Lasten in die freie Luft gehoben werden können. Kein anderes Geschöpf vollbringt bei jeder Ortsbewegung eine so ungeheure Arbeit wie der Vogel. Ist doch berechnet worden, daß der Mensch beim schnellsten Lauf kaum ⅔ von dem Arbeitsquantum bewältigt, das der Storch im Fluge leistet. Und dabei dauert ein Schnellauf beim Menschen nur nach Minuten, die Luftreise des Storches aber nach langen Stunden.

Zwei gestaltende Faktoren bedingen die Flugleistungen der Vögel, nämlich der wunderbare Aufbau und Ausbau des Luftruders, des Flügels, und dann die staunenswerte Anpassung der ganzen anatomischen Einrichtung bis in die kleinste Einzelheit an das Schweben in freier, keinerlei Stützpunkte bietender Luft. „Der Vogel ist das morphologische Produkt des freien Fluges, der dem gasförmigen Medium in denkbar höchstem Grade angepaßte Tierkörper." Eine starke Muskelausrüstung, vereint mit dem Prinzip einer möglichst hohen Gewichtserleichterung (ein Prinzip, das u. a. durch die Einschaltung pneumatischer Hohlräume in den Vogelknochen erreicht wird), verbunden mit einem ungeheuer scharfsichtigen Auge, verkörpert in den wesentlichen Punkten diese Anpassung.

Mußte der Insektenflug als Hubflug betrachtet werden, so ist der Vogelflug ein Drachenflug, dem sich als bloße Phasen Segelflug und Gleitflug unterordnen. Auch der Vogelflug äußert sich in den verschiedensten Formen. Amsel und Fink streichen im Wellenflug von Baum zu Baum, der Falke steht fast unbeweglich in der Luft, in steilem Fluge schraubt sich die Lerche in den Äther, die Schwalbe saust in reißendem Segelflug an uns vorüber, der Adler zieht in stolzen Höhen seine Kreise, die Möwe segelt in Kurven, die sich nach allen Richtungen des Raumes erstrecken, um den dahinziehenden Dampfer, der Kolibri schwirrt wie ein Schmetterling an einer Blüte, um sich an ihrem Nektar satt zu trinken, das Rebhuhn rattert aufgescheucht aus dem Felde empor, um kurz darauf wieder plump, dem Fasane gleich, einzufallen: Auf diese Weise offenbaren uns die tausenderlei Anpassungen des Vogelfluges die Lebensweise der einzelnen Arten.

Seinen höchsten Triumph feiert der Vogelflug bei den Zugvögeln. In Höhen, die allerdings früher stark überschätzt wurden (hatte man sie doch auf 10—12 000 Meter veranschlagt, obwohl die Vögel kaum höher als 2000 Meter in die Luft steigen, vielleicht mit einziger Ausnahme der Bergvögel, der Adler und Lämmergeier, der Bergkrähen und Bergdohlen, die noch höher, aber auch nicht über 3000 Meter hoch fliegen), ziehen die Vögel auf tagelanger Reise über Meere und Kontinente im Herbste nach ihren Winterquartieren, die oft am Äquator liegen, und im Frühjahr wieder zurück nach ihrer nordischen Heimat. Auf den Zugstraßen, denen die Vögel dabei Jahr für Jahr folgen, ist die Höhe zumeist eine viel geringere, als sie Vögel sonst wohl erklimmen mögen. Nach neueren Untersuchungen bewegt sich nämlich der Vogelflug auf Höhen, die kaum über 100 Meter liegen. Nur an klaren, trockenen und windstillen Tagen werden die Zugstraßen etwas höher gelegt, aber auch dann beweisen die noch leicht erkennbaren Flugbilder großer Vögel, wie der Krähen, der Gänse, der Raubvögel und Kraniche, daß die Flughöhen nur nach Hunderten, nicht aber nach Tausenden von Metern bemessen werden dürfen. Rotkehlchen, Finken, Ammern, Meisen wandern sogar kaum höher als 30—80 Meter; sehr oft liegt ihr Zugweg noch niedriger. „Vielfache Erfahrung lehrt," schreibt Zschokke, „daß auch Wildgänse und Kraniche oft genug in geringer Höhe über dem Meeresspiegel ziehen, und daß Stare, Lerchen und Drosseln bei dem Fluge über die Nordsee beinahe die Wellen streifen."

Die Höhen des Ruder- und Wanderfluges sind deshalb durchaus nicht so beträchtlich, wie man früher glaubte. Wenn wir oben sahen, daß manche Vögel des Hochgebirges höher im Luftmeer emporklimmen, so ist es nicht ihre eigene Kraft, die sie in solche Höhen trägt, sondern sie bedienen sich im Schwebeflug des Windes als Energiequelle und gelangen so höher, als sie sonst vermöchten.

Wenn nun auch der senkrechte Aufstieg der Vögel nur ausnahmsweise und nur mit der fremden äußeren Hilfe des Luftstromes große Zahlenbeträge erreicht, — die Ausdauer und Schnelligkeit des horizontalen Vogelflugs ist so ungeheuer, daß sie uns staunen machen muß. Zschokke erinnert an den Falken Heinrichs II., von dem berichtet wird, daß er, als er von der Jagd in Fontainebleau entflog, schon am übernächsten Tage auf der Insel Malta, 1400 Kilometer von der Abflugstelle entfernt, gefangen wurde. Ein modernes Gegenstück bildet ein junger weißer Kondor, dem es gelang, aus dem Tierpark in Marseille zu entweichen, und der bereits wenige Tage später die Schafherden bei St. Anton im Arlberg brandschatzte.

Über die Geschwindigkeit der Vögel haben uns lange einwandfreie Untersuchungen gefehlt, erst neuerdings haben wir darüber Näheres erfahren. Besonders die Schnelligkeit der Brieftauben wurde genau erforscht und auf etwa 70 Kilometer in der Stunde geschätzt. Einer der flinksten Flieger ist die Schwalbe; ein Versuch lehrte, daß ein solcher Schnellsegler der Lüfte die 235 Kilometer lange Strecke von Compiègne nach Antwerpen in nur 1 Stunde und 7 Minuten durchflog. Nach diesem Experiment müßte es der Schwalbe gelingen, in zehn Stunden von Mitteldeutschland nach Ostafrika zu fliegen, auch wenn kein günstiger Wind ihre Reise förderte. Aber freilich, einer derartig schnellen, rasenden Fahrt stellen sich unüberwindliche Schranken der Physiologie in den Weg: Die Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme vor allem ist es, die die Geschwindigkeit der Vögel hemmt.

Bestimmend für die Geschwindigkeit des Vogelflugs ist die Windstärke; sie zu nützen, verstehen die Vögel meisterhaft. So können wir nachweisen, daß der kräftig wehende Föhn die Schwalben als Frühlingsboten über die Alpenketten aus dem Süden zu uns trägt, daß umgekehrt aber auch starker Gegenwind die Reise der Vogelwelt nicht unbeträchtlich verzögert, ja häufig überhaupt unterbricht.

Mehr als die Hälfte der europäischen Vögel zieht im Herbst und im Frühjahr. Massenversammlungen und Flugübungen bilden die Vorbereitungen zu dem Zug. Ist dieser einmal unternommen, dann drängt das Streben nach fernem Ziel alle anderen Lebensinteressen, die Arbeit des Flügels alle anderen Lebenserscheinungen des Vogels weit zurück. Unbegrenzt beinahe sind die Wanderleistungen der Vögel. „Durch ganz Afrika und Indien segeln in leichtem, schönem Flug die ziehenden Störche; sie kreisen in prachtvoll gewundener Schraubenlinie zur Höhe und gleiten ohne Flügelschlag als langer Streifen über weitgedehnte Strecken. Endlich läßt sich die Wanderschar zu kurzer Rast nieder; sie bedeckt das schlammige Ufer des indischen Stroms und die frisch ergrünte innerafrikanische Steppe." Den vor dem Nordwind fliehenden Zugvögeln wandern in umgekehrter Richtung die gefiederten Scharen der südlichen Hemisphäre entgegen. Die Vögel Patagoniens und des Feuerlandes streben nach Argentinien und Brasilien; die südafrikanischen Vögel verlassen zur Hungerszeit ihre Sommerheimat und nähern sich dem Äquator. So treffen in den äquatorialen Gegenden Flüchtlinge aus dem hohen Norden und aus dem tiefen Süden zusammen, die dieselbe Not zum Auszug zwang. —

Noch eine zweite Wirbeltiergruppe, die Fledermäuse (Chiropteren) sind flugbegabt. Arm und Hand tragen bei den Fledermäusen die Flughaut; es dehnen sich die Vorderarmknochen, und der zweite bis fünfte Finger strecken sich zu unmäßiger Länge. Einzig der Daumen bleibt klein, er behält seine Kralle, so daß beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen kann. Dem Fliegen paßt sich auch bei dieser Ordnung fast die ganze Körperorganisation an. Der Flug der Fledermäuse erstreckt sich auch in der Regel weder über allzu große Zeiten, noch über allzu weite Entfernungen. Er ermattet bald; nach kurzen Minuten krallt sich der ermüdete Flieger wieder zur Ruhe fest. Die immerwährende schlagende Bewegung der Arme ermöglicht ihm die Luftreise: Die Fledermaus flattert, während der Vogel fliegt.

In diesen Worten gelangt wohl am besten der große Vorsprung zum Ausdruck, den die Vogelwelt den Chironomiden gegenüber voraus hat. Des Vogels Flug ist die edelste Form der Bewegung.

Darf es uns deshalb wundernehmen, wenn der Mensch seit Jahrhunderten danach strebt, in der kühnen Durchquerung des Luftmeeres es der Vogelwelt gleichzutun?

Digitized by Google

Konzertsäle * Von Lotte Gumtau.

II. Die große Kiste.

Es ist ein langer Saal von beträchtlichen Dimensionen, weiß und golden, Wandflächen und Decke mit figurenreichen Gemälden bedeckt, die eine heitere Üppigkeit im Gewande vorurteilsloser Phantastik zu entfalten bestrebt sind: Darstellungen märchenhafter Szenen, die zwischen Antike und Tausendundeine Nacht eine geheimnisvolle Mitte halten und den Triumph der Kunst, die Macht der Schönheit oder etwas derartiges illustrieren, außerdem allerlei auf Blumenwiesen tanzende, Harfe spielende und Flöte blasende Herrschaften in farbenfroher und mangelhafter Kostümierung. Früher war dieser Saal grau, kahl und nüchtern, eine wahre Scheune; dann aber wurde er mit zeitgemäßer Großzügigkeit renoviert und macht sich jetzt, den Erneuerungskosten entsprechend, sehr stattlich. Nach Ansicht vieler Leute bildet er einen vollkommenen Rahmen für die erstklassigen (nur dies Wort paßt hierher!) künstlerischen Ereignisse, die sich in ihm abspielen. Daß seine Akustik mangelhaft ist, die Orchesterstimmen durcheinanderwirft und vom Ton des Einzelinstruments ungebührlich viel verschluckt, spielt eine weniger wichtige Rolle.

Heute nun handelt es sich um die „große Kiste", bei der man unweigerlich dabeigewesen sein muß, um eins von den zehn Orchesterkonzerten, die „der" Dirigent — begreift man, was die Aufführungsstriche für das kunstbeflissene Publikum bedeuten? — alljährlich seinen Anhängern vorsetzt. Nicht reine Orchesterkonzerte; o nein, behüte! das wäre ja sträflich langweilig. Man bekommt an jedem Abend einen nett verzierten Solisten aufgebaut, in besonderen Glücksfällen sogar zwei, und hat für das nicht mäßige Eintrittsgeld also die Abwechslung und Anregung, die man verlangen kann.

Es ist gerappelt voll wie immer; und das Publikum ist ohne Zweifel als ein elegantes Publikum anzusprechen. Die neuesten Seidenkleider, hier und da sogar eins, das man mit neugierigem Entzücken als „gewagt" bezeichnen kann, Frisuren, die soeben tadellos unter der Wellenschere hervorgegangen sind, allerlei nettes, blankes Nackenfleisch, das aus nachlässig umgelegtem Pelzwerk auftaucht, und viel blitzender Schmuck. Denn wenn es auch nur ein Konzert ist, — „die andern" sind alle da und in großer Aufmachung; und hinter „den andern" mag bekanntlich keiner zurückstehen.

Es herrscht denn auch die der großen Aufmachung entsprechende Stimmung. Der aufgeregte, übertriebene heitere, schwirrende und girrende Lärm hundertstimmigen Gesellschaftsgeschwätzes erfüllt den Saal mit brausender Selbstverständlichkeit. Ein Grüßen und Winken, Anrufen und Lachen geht von Reihe zu Reihe, über fremde Köpfe hinweg, man hält Umschau mit Lorgnette und Opernglas, man gestikuliert, witzelt, klatscht, entrüstet sich: das ganze kokett verlogene Gehaben von Menschen, die sich selbst sowie ihren Nachbar auf dem Präsentierteller wissen. Und das Stimmen der Instrumente, das vom Orchesterpodium herabkommt, das ungeordnete Quieken, Dudeln, Brummen, Grunzen mischt sich lächerlich genug in den herrschenden allgemeinen Spektakel.

Indessen, es klingelt. Und man setzt sich zum Hören zurecht, die einen nachlässig, die andern mit betonter Wichtigkeit; denn man gehört doch nicht zu den Banausen, man kommt ja mit ausdrücklicher Begeisterung hierher, Musik ist doch etwas so Herrliches, nicht wahr? Beethoven! Mozart! Brahms! Wagner! So viel Namen, so viel augenaufschlagende Entzückensrufe. Und dann der Dirigent, o der Dirigent!

Da erscheint er eben, und der Beifall, der ihm entgegenbraust, ist sportmäßig befeuert. Die Mode des Künstlerhaarwuchses mit der vornüberfallenden Locke ist vorbei, und in geschmackvoller Erkenntnis des Umstandes trägt dieser Mann sich fast schlicht. Die Blässe seines Gesichts und das nervöse Spiel der Schläfenmuskeln sowie die unübertreffliche Linie seines Fracks ersetzen indessen völlig die aufmerksamkeitheischenden Eigenschaften der seligen Genielocke.

Als erste Programmnummer gibt es den „Römischen Carneval" von Berlioz. Rauschend, tanzend, klingelnd, in buntgeschminkter Theaterleidenschaft paradierend, stürmt das Stück vorüber. Brav heruntergespieltes, altes Orchesterrequisit — es zieht immer. Die Leute sind pflichtschuldigst entzückt. Karneval — Rom — das sind so leichtfaßliche Begriffe, es ist etwas dabei von Kostümfesten und Achenbachschen Bildern — niemand braucht sich anzustrengen, um die nötige Beifallsfreudigkeit aufzubringen. Und das ist ja nur der Anfang, eine nebensächliche kleine Vorspeise, an die man den eigentlichen festlichen Appetit noch nicht verschwendet; der wird jetzt gleich besser auf seine Kosten kommen, denn auf dem Podium erscheint eine hochgewachsene Dame von jener wohlabgerundeten Körperlichkeit, die der höfliche Chronist als junonisch zu bezeichnen liebt: die erste Solistin. Man klascht; die Dame kommt von der ersten hauptstädtischen Opernbühne und genießt den Ruf einer bedeutenden dramatischen Sängerin. Sie ist sehr häßlich — manch einer mag denken: unerlaubt häßlich — aber sie trägt ein sehr schönes, sehr auffallendes Kleid, und die Damen im Saal reißen gierige Augen auf und recken die Hälse, die Operngläser blitzen. „Die Taille Kimono und die Rockdraperie wie gewickelt, macht einen tadellosen Hüftenumriß — das könnte man bei meinem Blauen auch versuchen." —

Zart setzen die Geigen ein, und über dem erregenden Tremolo der Bässe entwickelt sich eine weitgeschwungene Melodie von aufwühlender Sehnsuchtsgewalt: Isoldes Liebestod. In wohlgepflegtem Piano beginnt die Stimme:

„Mild und leise, wie er lächelt,
Wie er sanft das Auge öffnet —"

Er — er? Wo ist er — wo bleibt die Vision des leidvollen Liebeshelden, wo der traurige Uferfelsen, das endlose Meer von Kareol, wo die ganze erschütternde Stimmung und Schönheit dieser Szene? Orchester und Sängerin geben ihr Bestes, aber dieser protzige Saal voll aufgeputzter, leichtfertig erregter Menschen schluckt das Wunder ein und läßt seinen Duft spurlos verschwinden. Nichts bleibt als ein Tongewoge ohne Seele, ein sinnloses und beziehungsloses Etwas, ein Höhepunkt, dem weder Tiefe noch Aufstieg voraufging, und der deshalb maßlos und unaufrichtig wirkt. Es ist das brutal abgerupfte Teilstück eines Ganzen, das nur in der Vollkommenheit seiner dichterischen und musikalischen Zusammenhänge seine wunderbaren Kräfte entfalten kann; es ist etwa so, als wolle man aus einem Meistergemälde einen Kopf, einen Baum, ein Stück Himmel herausschneiden und den unorganischen Fetzen dem Beschauer zur pflichtschuldigen Bewunderung ausstellen.

Im Saal sieht man zwar viele seitwärts geneigte Damenfrisuren — weiß jemand, warum Frauen beim Musikhören so gern den Kopf schief legen? —, aber das gilt nur dem nervös wohligen Aufregungszustand, den die mächtigen Klangwogen, die sinnliche Überredungskraft der Geigenkantilene, die reißenden Sehnsuchts- und Verzückungslaute der Singstimme hervorrufen. Es gilt dem Begriff „Wagner" und „Tristan", es gilt der Sängerin und ihrem Kleid. Und nur sehr vereinzelt sitzt hier und da im Publikum ein Ergriffener und Versunkener, der das Gesamtwerk entweder so genau beherrscht, daß ihm alles Fehlende selbstverständlich ergänzend auftaucht, oder dem von der unverwüstlichen Schönheit dieser Musik dennoch ein beseligender Lichtstrahl aufgegangen ist, gerade hier und heute, und trotz allem sinnwidrigen Außenwerk.

Die höchste Lust ist verhaucht. Beifall, Beifall — dann Pause! Mit frischen Kräften, gleichsam angesteckt von der Orchesterpflicht des Lärmmachens, setzt das Schwatzgetöse von neuem ein. Man schlendert umher, klappert munter zu den Saaltüren aus und ein, begrüßt diesen und jenen; die Damen bewegen sich hochhackig trippelnd durch die Gänge, sie vermeiden es so lange wie möglich, sich zu setzen, denn zwischen den engen Stuhlreihen können die Kleider keine Linie entfalten. Man ist in angeregtester Laune, und als von neuem die Klingel schrillt, strahlen die Gesichter in heiterster, menschenfreundlichster Spannung. Denn nun kommt die Sensation des Abends, das Erlebnis fürs Herz: Durch das Gedränge von Stühlen, Fräcken und Instrumenten auf dem Podium schiebt sich, gefolgt von dem Dirigenten, eine schmale Bubengestalt in weißer Matrosenbluse, die Geige unterm Arm, erreicht die Rampe und dankt für den ihm entgegenprasselnden Beifall mit einem strammen, unschuldigen Schuljungendiener.

Das Wunderkind — es mag zwölf oder dreizehn Jahre zählen — besitzt dickes, glattes, dunkles Haar und ein rundes, gutherziges Gesichtlein mit slawisch schmalen, schwarzen Augen; es führt auch einen schwer auszusprechenden, ungarischen oder bulgarischen Namen und als Vornamen irgendeine von diesen neckischen Silbenzusammenstellungen, Corry, Toffi, Duci oder Bitzli-putzli, bei denen der harmlose Programmleser sich kopfschüttelnd fragt, ob wohl ein männliches oder weibliches Individuum dahinterstecken mag. Aber gerade dies, das Ausländische und das spielerisch Gezierte, gehört unbedingt zur Sache

Digitized by Google

und gibt natürlich dem ungewöhnlichen Kurzhösler einen Nimbus mehr.

Er spielt ein Konzert von Tschaikowsky, und der Saal gerät in eine butterweiche und zuckersüße Stimmung des Entzückens. Die Damenköpfe liegen so schief wie nie. Gott, wie süß das Kind spielt! Seht die Fingerchen! Seht, wie er seinen Bubenkörper wiegt und schwenkt! Goldig, goldig! So ein Junge! Nein, es ist fabelhaft, es ist hinreißend! Die zärtliche Rührung erreicht ihren Gipfel, als er im zweiten Satz den Dämpfer aufsetzt und die schmachtende Kantilene im gedehntesten Tempo heruntergestreicht. Daß sein ohnehin nicht großer Ton dabei allen Körper einbüßt und ein paar hohe Noten bedenklich pfeifen, das bleibt scheinbar ganz unbemerkt. — seine dreizehn Jahre, die Matrosenbluse und der Bubenschopf wirken unfehlbar und erringen sich einen Bombenerfolg. Der Schlußsatz mit dem seiltänzerischen Figurenwerk bringt die Leute vollends in kopflose Begeisterung, und der letzte Ton ist noch nicht verklungen, als ein frenetischer Beifall einsetzt, ein läppischer und affektierter Jubel, der irgendwie nach Zirkus und Affentheater riecht. Die klatschenden Hände heben sich ganz hoch empor, die Gesichter lächeln eins dem andern mit töricht beseligtem Ausdruck zu und dann wieder hinauf zum Podium, wo die weiße Matrosenbluse wieder und wieder in strammem Schuljungendiener vornüberklappt. Allerlei superlativische Wonnerufe werden laut, — es ist nicht viel anders, als wenn im Kreise der Tanten, Basen und Gevattern ein spitzenbesetztes, rosabebändertes Etwas von Arm zu Arm wandert und mit Küssen, Schmeichelnamen und Bonbons überhäuft wird, zum Stolz der strahlenden Eltern: „Wo ist denn unser süßes Herzchen? Ei, ei, wo ist es denn, das goldige, puppige, zuckrige Engelskind?"

Nach dieser Hochflut der Begeisterung sinkt man hinfällig auf die Stühle zurück und blinzelt ein wenig schläfrig nach dem Programm. Denn dies unbarmherzige, bandwurmlange und schreiend buntscheckige Ding denkt noch nicht an ein Schlußmachen, immer noch etwas wird hineingestopft, ein Eindruck schlägt den andern tot, Berlioz, Wagner, Tschaikowsky, Liszt, Schillings, — alles wirbelt in den überfütterten Hirnen zu tönendem Brei durcheinander. „Les préludes" säuseln und schmachten wenigstens so wohlklingend dahin, daß man in einen angenehmen Halbschlaf versinken kann. Und dann gibt es eine letzte, nette kleine Aufstöberung, als die junonische Sängerin noch einmal erscheint und einige Lieder mit Orchesterbegleitung singt, pomphafte Klangangelegenheiten mit Glockenfiktion und dergleichen leichtfaßlicher Tonschwelgerei, zu denen man den Text gewissenhaft auf dem Programmblatt nachliest und sich daher am Schlusse mit ernsthaftem Kopfnicken gegenseitig versichern kann, man habe diese Musik restlos verstanden.

Und dann, nach dem letzten ortsüblichen Beifall, den die Kritik als „stürmisch" zu bezeichnen nicht ermangeln wird, ist das Ganze nur noch ein wildes Heer auf der Jagd nach der Garderobe. Nirgends wird so erbittert um Mäntel, Schirme und Gummischuhe gekämpft wie hier. Nirgends haben die Leute so abschreckend boshafte Gesichter, wenn sie den Nebenmann glücklich zurückgebohrt haben, nirgends so giftig rachsüchtige, wenn im Gedränge ein Fuß ihren Hühneraugen zu nahe kam.

Die Kunst veredelt!

Streiflichter.

Rechts oder links. Schon in einem ABC-Buch lernt der drei Käse hohe Staatsbürger heute den Unterschied vom politischen Rechts und Links, und nächstens werden sich — bei weiterer Herabsetzung der wahlberechtigten Altersstufe — unsere Hemdenmätze um Rechts und Links mit Lutschpfropfen bombardieren. Daß rechts die Leute sitzen, die möglichst viel vom Altbewährten erhalten wollen, und links die Leute, die möglichst viel mit Neuerungen experimentieren wollen, wissen die analphabetischen ältesten Kuhhirten und die analphabetischen kleinsten Gänseliesel im fernsten Masuren oder in höchster Bergeinsamkeit. Aber wie diese Bezeichnungen entstanden sind, das wissen oft die größten Parteibonzen nicht.

Als am 5. Mai 1789 die französischen Generalstände zusammentraten, waren die heutigen Parteigruppierungen „rechts" und „links" noch gänzlich unbekannt. In der „Salle des Menus" zu Versailles saßen dem König gegenüber die Abgeordneten des dritten Standes, rechts von ihnen die Geistlichkeit, links der Adel. Der erste und zweite Stand hatten kostbare Sessel, aber auch die Stühle der Bürgerlichen waren „anständig gepolstert". Sobald die Abschaffung der Stände beschlossen war, saßen die meisten Kleriker und die Bürgerlichen durcheinander; auch etwa 50 Adlige vermischten sich mit den „Patrioten". Die Mehrheit der Edlen hielt sich aber noch links, bis eines Tages ein Teil des dritten Standes die Adelsplätze besetzte. Der Streit wurde durch einen Herrn geschlichtet, der nachmals eine etwas gänsehäutige Berühmtheit erlangt hat: durch den Herrn Doktor Guillotin nämlich. Die Abgeordneten konnten sich nun gleichberechtigt hinsetzen, wo sie wollten; sie waren alle „Messeigneurs" geworden. Nur eine Gruppe von Edelleuten und Bischöfen nistete sich auf den ehemaligen Stühlen des Klerus — also r e c h t s — ein. Man nannte diesen Flügel damals „côté noir" oder auch „Marais" im Gegensatz zur Linken der „Patrioten".

Als die Versammlung nach Paris übergesiedelt war, sollte aller Parteigeist verbannt sein, und die bisherigen Parteibenennungen sollten aufhören. Die „Rechte" blieb aber trotzdem zusammen, und es bildete sich unter den „Patrioten" ein „Zentrum" der Monarchisten („monarchiens"), die sich auch „Gruppe 1789" nannte. Die eigentliche „Linke" wurde von Mirabeau beherrscht. Auf der damaligen „äußersten" Linken saßen etwa 30 Abgeordnete, die als „enragés" verspottet wurden und deren Plätze als „Fels" bezeichnet wurden, woraus sich dann später der berüchtigte „Berg" entwickelte. Robespierre war damals schon der Führer, hielt sich aber meistens unten in der Nähe des Vorsitzenden und der Rednertribüne auf.

Die „Gesetzgebende Versammlung" von 1792 wurde wiederum mit dem schönen Gelöbnis eingeleitet, alle Parteibezeichnungen, welcher Art sie auch sein mochten, aus der Welt zu schaffen. Es half aber alles nichts: Auf der Rechten sammelten sich die Konservativen, die, der veränderten Lage entsprechend, nun „Gemäßigte" hießen, links saßen die entschiedenen Fortschrittsfreunde. Am 5. Oktober 1792 spricht gelegentlich einer Abstimmung Delacroix von den Abgeordneten „du côté droit". Das erregt Entrüstungsstürme, Delacroix erhält einen Ordnungsruf (was damals eine sehr schwere Strafe war) und muß sich entschuldigen. Das „Rechts" galt als beleidigend. In Wahrheit war aber seit jenem Tage die Bezeichnung Rechte und Linke ganz allgemein üblich geworden und ging auch in die amtliche Sprache über. Es gab in der Legislative nun eine Rechte (die Feuillants), eine Linke, eine äußerste Linke und ein Zentrum, das man „le Ventre" nannte, weil die Herren nur in den Fragen der Pausen für die Mahlzeiten aus ihrem ewigen Schwanken herauszubringen waren. Die Girondisten bildeten die Linke — im K o n v e n t nahmen sie aber den Platz der verschwundenen Feuillants auf der Rechten ein. Das Zentrum hieß jetzt „la Plaine". Der „Berg" nahm nach und nach die ganze Linke ein — die „Rechte" wurde durch Verbannung, Kerker, Fallbeil und Flucht entvölkert. Nach dem Thermidor füllte sich Mitte und Rechte wieder, und der Berg verödete. Die Bezeichnungen „Rechts" und „Links" sind aber nicht nur in Frankreich bestehen geblieben, sondern auch in die Parlamente aller Kulturstaaten übergegangen.

F. W.

Das Notwendigste. Früher war's ein Schifferspruch: „Navigare necesse est, vivere non necesse — Schiffahrt ist notwendiger als leben." Heuten heißt's: Streiken ist notwendiger als leben. In Berlin, das ohnehin unter chronischem Kartoffelhunger leidet, sind eben schätzungsweise 32 000 Zentner Kartoffeln in den Spreekähnen verfault, weil die Berliner Binnenschiffer streikten und daher die Ausladung der Kartoffeln verweigerten. So lange hatten die Behörden, die für das Wohl und Weh Berlins verantwortlich sein sollten, es nicht gewagt, von sich aus für die Sicherung der für die arme Bevölkerung notwendigsten und wichtigsten Nahrung zu sorgen. Als sie endlich sich entschlossen, der Hungernden, nicht nur der Streikenden zu gedenken, kamen die technische Nothilfe und die Sicherheitspolizei gerade noch zurecht, um festzustellen, daß es zu spät sei. Da kommt davon, wenn das Gesetz des Tages heißt: Streiken ist notwendiger als leben. Ob die Hungernden ewig sich dieses Gesetz unterwerfen werden?

Staatsbankerott. Im Königsberger Hafen hat das Räuberwesen so überhand genommen, daß die Lahmlegung des ganzen Hafenbetriebes droht. Nun lebt Königsberg aber buchstäblich und im alleranimalischsten Sinn von diesem Hafenbetrieb. Versicherungsgesellschaften lehnen es ab, Sendungen nach Königsberg zu versichern; Reeder lehnen es ab, Schiffe nach Königsberg zu schicken. Das Polizeipräsidium von Königsberg hat auf das Ersuchen der Kaufmannschaft um Überwachung des Hafenbetriebes erklärt, daß eine solche Überwachung unmöglich sei, da sonst die Arbeiter die Arbeit niederlegen würden; die Angestellten der Betriebe sollten diese selbst übernehmen. — Das ist die völlige moralische und materielle Staatsbankerotterklärung. Der Staat erklärt sich zur Erfüllung seiner ersten und wesentlichsten, alles andere bedingenden Funktion außerstande, fordert die einzelnen auf, sich selbst zu helfen, und schlägt ihnen vor, die Böcke zu Gärtnern zu setzen. Es ist die vollkommene Auflösung des Begriffes Staat und die Einführung der Anarchie von oben her.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Die Krankenhausfürsorgerin * Von Margarete von Gottberg.

Die Krankenhausfürsorgerin hat sich erst in den allerletzten Zeiten herausgebildet. Das Arbeitsgebiet liegt noch nicht endgültig fest, sondern jede Stadt, die zur Einführung der sozialen Krankenhausfürsorge übergegangen ist, handhabt sie verschieden. Interessant sind zum Beispiel auch Angaben aus dem Bericht einer Krankenhausfürsorgerin Hamburgs. Es heißt dort u. a.: Die Arbeiten selbst, die Besuche in den Krankenhäusern, bei den Behörden, den Angehörigen der Kranken usw. werden von beamteten Krankenhausfürsorgerinnen geleistet, die ihre ganze Zeit und Kraft in den Dienst dieser Sache stellen. Die Behörden, Vereine und Schulen haben durch freundliches Entgegenkommen die Arbeit in vieler Weise erleichtert. Mit der Kriegshilfe, dem Medizinalamt, dem Landesausschuß für Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, dem Landesverband für Volksgesundheitspflege, der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge, dem Kinderschutzverein, dem Verein für Krüppelfürsorge, der Tuberkulosenfürsorge, der Armenverwaltung, der Landesversicherung der Hansestädte besteht eine besonders rege Verbindung. Es wird im allgemeinen so gehalten, daß die verschiedenen Fälle den zuständigen Behörden und Vereinen überwiesen werden. Dennoch bleibt noch viel Arbeit für die Fürsorgerinnen selbst zu tun. Die Arbeit wickelt sich in der Hauptsache so ab, daß die Helferinnen ungefähr einmal wöchentlich die verschiedenen Stationen der Krankenhäuser besuchen und dort von den Oberschwestern erfahren, ob Kranke vorhanden, die der Hilfe bedürfen. Wird das bejaht, nimmt die Helferin mit den Patientinnen Rücksprache. Und so bunt und vielgestaltig wie das Leben ist auch die Hilfe, die gebraucht wird. Im allgemeinen sind die Frauen der Hilfe zugänglicher als die Männer. Vielfach gilt es, den Müttern die Sorge für die unbeaufsichtigten Kinder zu Hause abzunehmen, sie bei Bekannten oder im Waisenhause unterzubringen oder, wenn sie im Hause bleiben, unter Aufsicht zu behalten. Auch die Begleitung junger Kinder ins Krankenhaus zum Besuch junger Mütter haben die Helferinnen zur Freude der Mütter und Kinder öfters übernommen. Vielfach gilt es auch, Mietesschulden zu regeln, einen Antrag bei der Versicherung zu stellen, einen Antrag auf Schulspeisung. Der Armenpfleger ist zu besuchen, mit der Krankenkasse zu verhandeln usw. Die Fürsorge für die Selbstmordkandidaten bildet ein besonderes Kapitel. Da heißt es, mit ganzer Liebe und Wärme das aus dem Krankenhause entlassene Menschenkind wieder ins Leben zurückzuführen, ihm die Wege zu einem neuen Leben zu eröffnen. Das ist oft recht schwer, aber wie schön, wenn es doch gelingt. Und dann die Kinder! Regelmäßig wird bei den Oberschwestern der Kinderstationen angefragt, ob sie verwahrlost eingelieferte Kinder unter ihren Schützlingen haben. Ist das der Fall, wird versucht, wenn es geht, schon vor der Entlassung des kleinen Patienten mit dessen Mutter oder Kostmutter oder sonstigem Kosthalter in Verbindung zu treten und sie zu beeinflussen, dem Kinde bessere Pflege angedeihen zu lassen. Ist das Kind dann entlassen und tritt trotz eifriger Bemühungen keine Besserung der Pflege ein, so wird dieser Fall an die Behörde für öffentliche Jugendfürsorge oder den Kinderschutzverein gewiesen. Oftmals gelingt es auch, ein Kind zur weiteren Erholung in einem Kinderheim unterzubringen. Schwierigkeiten bereiten die Grenzfälle, bei denen durch fortlaufende Besuche festgestellt wird, daß dem Kinde zu Hause nicht sein Recht wird, daß es seelisch und körperlich nicht die ihm zukommende Pflege findet. Nicht genug Pflege! Und doch wieder nicht so nachweisbar wenig, daß die Behörden auf gesetzlichem Wege einzuschreiten vermögen. Es werden auch Kranke zur Fürsorge übergeben, die niemals sonst Besuch bekommen: arme, einsame Menschen, deren Mißtrauen erst langsam überwunden werden muß, bis sie ihr Vertrauen schenken. Eine der Helferinnen hat besonders schwierige Arbeit übernommen. In Familien, bei denen sich die völlige Unwirtschaftlichkeit der Frau herausstellt, legt sie selbst Hand an, um die verschmutzte, vernachlässigte Wohnung wieder in Ordnung zu bringen, geht mit Besen usw. in die Familien, kehrt aus, um den Leuten ihre Wohnung erst einmal in einem guten, sauberen Zustand zu zeigen, den sie vielleicht vorher niemals darin gekannt haben. Auch das Schneidern und Nähen, Flicken und Stopfen im Hause unterstützt diese Helferin durch praktischen Rat und selbsttätige Hilfe. Manch unbrauchbar gewordenes Stück geht wieder brauchbar aus ihrer und der Hausfrau Hand hervor. Auch an der Kinderpflege nimmt sie tätigen Anteil. Sie hilft beim Baden der Kinder usw. Ein Krankenhaus bewilligte auf Antrag verschiedentlich Geld aus einem besonderen Fonds für Fälle, für welche Hilfe von anderer Seite nicht zu erwarten war. In verschiedenen Krankenhäusern sind Sprechstunden eingerichtet, damit die Kranken und deren Angehörige und die Oberschwestern einmal in der Woche sicher wissen, ob die Helferinnen zu sprechen sind. Regelmäßig stattfindende Helferinnensitzungen geben zur Besprechung der einzelnen schwierigen Fälle und zu regem Gedankenaustausch Gelegenheit. Über jeden Fall wird eine besondere Akte geführt. Den Helferinnen sind von den verschiedenen Krankenhäusern Legitimationskarten ausgestellt worden, um ihnen jederzeit den Eintritt in die Krankenanstalten zu ermöglichen. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, wie segenbringend dieser Beruf sein kann.

Melancholie.

Von Clara Blüthgen.

Brauendes Nebelmeer,
Geisternde Schatten,
Klagender Wirbelsturm,
Banges Ermatten —

Was je so heiß ersehnt,
Flieht und zerrinnt,
Was wir im Stolz gebaut,
Verweht der Wind.

Nur, was genommen ward,
Scheint Glück zu sein.
Was du beweinen mußt,
Bleibt einzig dein.

Und unsre Küsse sind,
Wie Schatten küssen;
In der Vergänglichkeit
Trostlosem Wissen.

Schon lenkt der Nachen hin
Zu jenem Strand,
Von dem der Fuß niemals
Zurück sich fand.

Weit aus der Ferne her
Klingen und Singen,
Wo der Vergessenheit
Quellen entspringen.

Digitized by Google

Frauenturnen * Von Frieda von Oppeln.

Mit 4 photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff.

Heutzutage, wo die Gelegenheit zur bequemen Fortbewegung den Großstädtern immer mehr genommen wird durch die enorme Verteuerung aller Fahrgelegenheiten, besinnt sich der Mensch darauf, daß er auch ein Paar Beine hat, die ihn mehr oder weniger mühsam von der Stelle bringen. Namentlich die Frauen in Berlin hatten das Gehen schon fast ganz verlernt. Hielt doch an jeder Straßenecke die Elektrische, mit der man für 10 Pfennig stundenlang fahren konnte, gab es doch Autos oder gemütliche Droschken für geringes Geld in Hülle und Fülle. Jetzt hat mit der Republik oder mit der „neuen Freiheit", wie einige sagen, sich das alles gewandelt.

Aber für viele ist es vielleicht ein Segen. Wie manche sogenannte „starke" Dame unsrer Bekanntschaft ist nicht schon bedeutend gelenkiger in ihrer äußeren Erscheinungsform geworden, seit die Kriegs- und Republikkost im Verein mit dem erzwungenen vermehrten Gehen ihre allzu große Fülle eingeschränkt hat.

Doch das Gehen allein tut es nicht, denn es setzt einseitig nur die Muskeln der unteren Extremitäten in Bewegung. Es wird dabei nicht der ganze Körper einbezogen, es ist kein System in der Sache. Der Rumpf, die Arme, alle Muskeln der oberen Körperhälfte kommen dabei nicht zu ihrem Recht.

Diese systematische Durchbildung des ganzen Körpers gibt — nächst dem Fechten, von dem wir schon einmal an dieser Stelle sprachen — nur das Turnen. Zweck der folgenden Ausführungen soll es sein, der Frauenwelt — Kindern und Erwachsenen — diesen schönen und gesunden Sport näherzubringen.

Es wird bei uns in den Schulen, in Fortbildungsanstalten, in Lyzeen und Landerziehungsheimen geturnt, und die Folgen sind stets gute, nicht nur für die Gesundheit, sondern auch für die Grazie der Schülerin. Das richtige Spiel der Glieder ist immer ein erfreulicher Anblick. Wenn eine Frau Harmonie und Zweckmäßigkeit in ihren Bewegungen bekundet, so kann man fast immer annehmen, daß sie eine gute Turnerin war. Ich habe die Bemerkung sogar bei Landmädchen gemacht. Einige von diesen jungen Volksgenossinnen, die nach der Einsegnung noch regelmäßig einen Abend in der Woche den Turnunterricht besuchten, bewegten sich viel sicherer und anmutiger als die dahinstolpernden, schlurrenden Gefährtinnen, bei denen der Schulschluß auch dem Turnen ein Ende machte.

Letzteres ist aber leider bei den meisten deutschen Frauen der Fall. Es kommt verhältnismäßig selten vor, daß das erwachsene Mädchen oder die Frau noch turnt. In dieser Beziehung sind die Schwedinnen aller Stände, auch die Engländerin, vorbildlich. Das Turnen ist in Schweden für die Frau etwas Selbstverständliches. Es wurde dort schon gepflegt, als wir in Deutschland noch wenig daran dachten und das deutsche Mädchen es für unweiblich hielt, das Turnhöschen anzuziehen. So ist denn auch die schwedische Gymnastik infolge ihrer längeren Entwicklungs- und Vervollkommnungsmöglichkeiten eine der besten, zumal sie auch Hand in Hand mit dem orthopädischen Turnen, der Heilgymnastik, geht. Ich sage eine der besten, denn das deutsche Turnen hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben, ja ist dem schwedischen System gleichwertig geworden.

Knie gebeugt am Zugapparat.

„Prüfet alles und behaltet das Beste", so heißt es auch hier.

Man kann, wenn man systematisch verfahren will, wohl die Dreiteilung machen, nämlich:

I. das deutsche Turnen,
II. das schwedische Turnen,
III. das orthopädische Turnen.

Aber wir wollen uns in kein starres System einzwängen, sondern für jedes Alter, für jede Gruppe das Geeignetste wählen, denn die Einteilung in Gruppen ist für den Turnunterricht das Gegebene, und in einem wirklich guten Turninstitut werden wir die Gruppe der ganz Kleinen, der Schulkinder und der Erwachsenen finden.

Ich hatte jüngst Gelegenheit, das Institut einer Turnlehrerin, in dem unsere Abbildungen aufgenommen sind, zu besuchen. Die Frau Inhaberin und Leiterin hatte die Freundlichkeit, mir ihre Räume zu zeigen. Sie sind lustig, hell, mit den erforderlichen Geräten versehen, haben abwaschbare Wände und keine Gardinen, sind also in jeder Beziehung hygienisch.

Es werden dort Kurse für alle Altersstufen und für orthopädische Übungen abgehalten. Der Beginn ist stets das Turnen an Bewegungsapparaten (siehe Abbildung 1: Am Zugapparat). An jedem Apparat wird etwa 10 Minuten gearbeitet, dann tritt eine kleine Ruhepause ein. Darauf kommt der nächste Apparat an die Reihe, und so immer drei Apparate hintereinander. Bei einer dieser Pausen sind die drei Damen Emmy Baudrexel, die Filmkünstlerin Eva Speyer und die Rezitatorin Rei Langer geknipst worden, und wir sehen, daß das Turnen neben seinen anderen Vorzügen auch den hat, die Menschen fröhlich zu stimmen.

Zu gleicher Zeit aufstehen, eine Kraftprobe

Es folgen nun die Freiübungen. Sie bestehen in Handhaben von Keulen, Stäben und Hanteln, aus Übungen an der Erde — wie un die scherzhafte Kraftprobe auf Abbildung 2 zeigt — Rumpfbeugen usw. Sprung- und Gan

Digitized by Google

übungen, die auch in diese Klasse gehören, sowie Atemübungen werden bei günstigem Wetter auf dem Dachgarten vorgenommen, denen sich im Sommer Luft- und Sonnenbäder anschließen können. Auf die Freiübungen folgt als drittes das Turnen an Geräten, hauptsächlich an der schwedischen Bank und an der schwedischen Leiter.

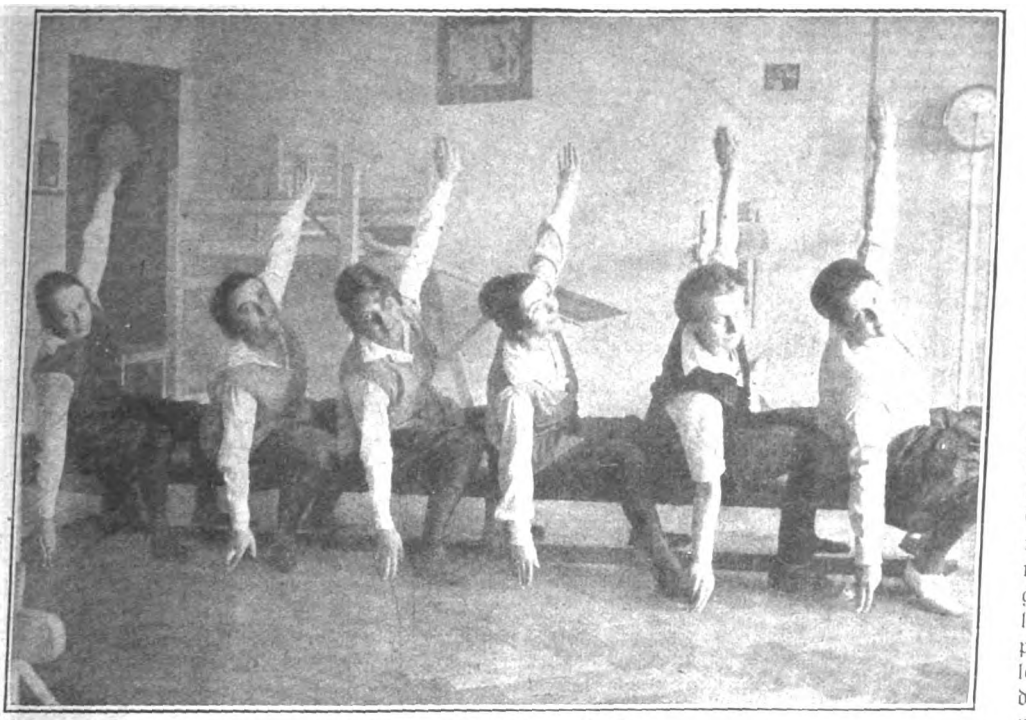
Wir haben überhaupt aus dem schwedischen Turnen viel in unser deutsches Turnen aufgenommen; die beiden soeben genannten Geräte werden in unseren Turnsälen ständig benutzt. Auf der schwedischen Bank unserer Abbildung sehen wir die sechs Damen anmutig und gewandt üben. Die schwedische Leiter ist dadurch von anderen Leitern unterschiedlich, daß ihre Sprossen sehr dicht zusammenstehen und nicht in einer Ebene, sondern hintereinander liegen.

Auch die schwedischen Rumpfbeugeübungen sind ein Bestand unseres deutschen Turnens geworden. Der Unterschied zwischen beiden Systemen ist dieser, daß bei der deutschen Rumpfbeuge die ganze Wirbelsäule gebogen wird, bei der schwedischen hingegen das Rückgrat gerade bleibt und die Beuge nur in den Hüften stattfindet. Bei der Rückwärtsbeuge ist es ebenso; die schwedische verlangt den geradegehaltenen Rücken, die deutsche den gebogenen. Es wird also bei den schwedischen Übungen, die viel schwerer auszuführen sind, sehr auf Haltung und Gewandtheit gesehen; das deutsche Turnen aber legt sein Hauptgewicht auf Entfaltung von Kraft und, wir möchten auch sagen: von Mut. Denn es gehört eine ganze Dosis von Mut und Kraft dazu, die schwierigen und im Anfang so ermüdenden Übungen an Reck und Barren, überhaupt an den Geräten vorzunehmen.

Aber wer die anfängliche Ängstlichkeit überwindet, mit keckem Entschluß — so wie wir ihn bei den Turnerinnen unserer Abbildungen voraussetzen können — die Mühseligkeiten zu meistern sucht, dem wird mit dem Schweiß auch der Erfolg beschieden sein, und er oder vielmehr sie wird den segensreichen Einfluß der turnerischen Übungen an Körper und Seele spüren. — Den Anfang des Turnens bilden zumeist Gangübungen wie Parade-schritt, Wippen auf den Fußspitzen und dergl. Dann kommen die Freiübungen daran, die Ausfallübungen, Bewegungen der Arme und des Oberkörpers bei unbeweglichem Unterkörper.

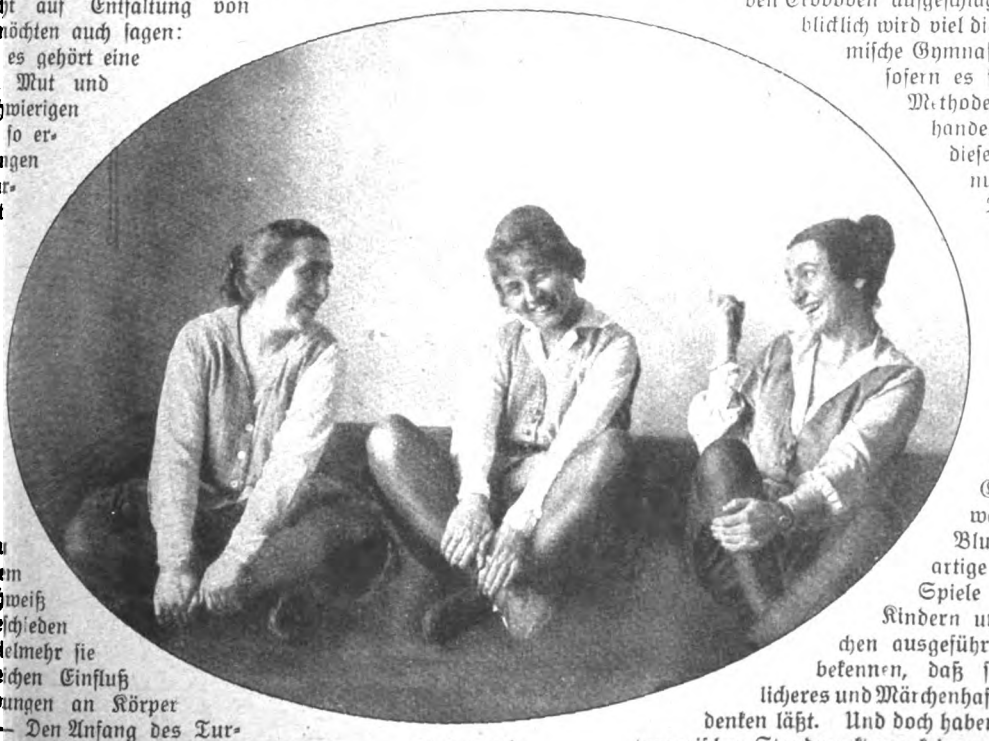
Sehr hübsch und elegant sehen die Übungen mit Stäben aus, z. B. wenn der Stab auf die Erde gelegt ist und die Turnerin mit durchgedrückten Knien ihn wieder aufhebt. Auch die Kniebeuge mit Ausfall in Fechterstellung ist sehr wirkungsvoll.

Die auf unsern Abbildungen dargestellten Damen sind zum Teil nicht Berufsturnerinnen. Doch auch die Dilettantin kann bei Ausdauer und gutem Training Erfreuliches auf dem Gebiet des Turnens leisten und ihren Körper stählen und widerstandsfähiger machen.



Auf der schwedischen Bank.

Das orthopädische Turnen, das es sich zur Aufgabe macht, die Rückenwirbelverkrümmungen zu verhüten oder, wo sie schon vorhanden sind, zu bessern und zu heilen, wird jetzt auch bei uns in Deutschland viel geübt. Es ist für Erwachsene ungemein anstrengend; der kindliche Körper paßt sich ihm leichter an. Zu diesem Zweck werden Streck- und Beugeübungen vor allem Kriechübungen vorgenommen. Letztere sollen die besten Erfolge haben. Man beobachtete an Tieren, Vierfüßlern, diese Bewegungen und läßt sie durch die Übenden ebenso wechselseitig ausführen, indem das rechte Bein und der linke Arm immer gleichzeitig vorgeschoben werden und umgekehrt. Diese Bewegungen sehen sehr drollig aus, besonders da sowohl die Hand als auch der Fuß beim jedesmaligen Wechsel derb auf den Erdboden aufgeschlagen wird. Augenblicklich wird viel die sogenannte rhythmische Gymnastik getrieben, und sofern es sich dabei um die Methode Jacques Dalcroze handelt oder sich an diese anlehnt, ist es nur gutzuheißen. Diese rhythmischen Spiele sind oft ungemein reizvoll und anmutig. Ich habe einmal in Montreux, wo im Mai das Narzissenfest begangen wird und die Hänge um Glion und Caux weiß von diesen Blumen sind, derartige Reigen und Spiele gesehen, von Kindern und jungen Mädchen ausgeführt, und ich muß bekennen, daß sich etwas Lieblicheres und Märchenhafteres kaum denken läßt. Und doch haben sie vom streng turnerischen Standpunkt aus keine große Bedeutung.



Ruhepause.

Digitized by Google

Zur Badereise.

Die unsicheren Verhältnisse und die drohenden Gepäckdiebstähle bringen es mit sich, daß man heute bei einer Reise sein Gepäck gern im Abteil mit sich führt. Auch die ins Bad reisende Dame wird sich heute aus diesen und noch anderen Gründen hinsichtlich ihrer Garderobe einschränken müssen, was allerdings bei dem täglichen mehrmaligen Kleidwechsel nicht ganz so einfach ist. Bei sorgsamer Überlegung läßt sich aber auch hier mit wenigem manches erreichen. Der Reisemantel, der das Jackenkleid überflüssig macht, soll am Brunnen wie zu jeder Tageszeit getragen werden können. Das seidene Nachmittags- und ein Schleierstoffkleid für heiße Tage sollen der Eleganz dienen. Dem Vormittag gehören allerlei Blusen in Verbindung mit einem schlichten, geradlinigen Rock, wenn man nicht ein schlichtes Kleid bevorzugt. Die Bluse sei in verschiedenen Exemplaren vertreten, unter denen eine wärmere für die kühlen Morgen nicht fehlen darf. Sie lassen sich übrigens sehr hübsch durch die farbigen Seiden- oder Tuchwesten vervollständigen, die den Anzug dann besonders lebhaft gestalten. Durch eine weiße Batistgarnitur mit feinem Plissee läßt sich außerdem die schlichteste Hemdbluse recht elegant vervollständigen.

Abb. 49.
Vormittagskleid mit kurzem Jäckchen.

* * *

Vormittagskleid mit kurzem Jäckchen. (Abb. 49.) Das trotz seiner Schlichtheit recht hübsche Vormittagskleid war aus einem blau und weißkarierten Gewebe hergestellt und durch eine weiße Leinenweste mit Schalkragen aufgehellt. Der schlichte Rock ist in Reihfalten einem ärmellosen Futterleibchen angesetzt, dem die vorn durchgeknöpfte Weste aufgesetzt ist. Das kurze, lose herabfallende Sackjäckchen hat glatt eingesetzte, unten offene Halbärmel, die ohne Garnitur bleiben. Der zur Anfertigung dieses netten Kleides erforderliche Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,90 Meter.

Zwei Nachmittagskleider aus Schleierstoff und Seide. (Abb. 50 und 51.) Weißer Schleierstoff mit dem gleichen Gewebe in Rosa zusammengestellt, ergab das Material zu dem jugendlichen Nachmittagskleide, das durch Handhohlsäume seine zierliche Ausstattung erhielt. Das im Rücken geschlossene, ziemlich glatte Leibchen hat einen schmalen Querausschnitt, den eine vorn geschweifte Achselpasse umrahmt. Den angeschnittenen, unten weiten Halbärmel garnieren zwei Blenden. Unter dem rosa Seidengürtel fällt der gereihte Rock hervor, der aus vier Falbeln besteht, von denen drei mit einer rosa Blende abgekantet sind. Der zur Herstellung dieses reizenden Kleides erforderliche Schnitt ist in 40, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,75 Meter.

Zur Herstellung des mit Abb. 51 veranschaulichten eleganten Kleides war rostfarbene Seide mit aufgedruckten weißen Blüten verwendet, zu der einfarbig weiße Seide den Ausputz ergab. Das eigenartige Leibchen hat angeschnittene Pelerinen-Halbärmel und vorn einen tiefen spitzen Ausschnitt, den teilweise ein Latzteil aus Spitze füllt. Ein schmaler, sich bis zum Taillenschluß herabziehender Schalkragen aus weißer Seide bildet seinen Abschluß. Das Leibchen ist seitlich in leichte Querfalten geordnet, der glatt angesetzte Schoß vorn sehr kurz, im Rücken sehr lang und zipfelig ausfallend. Seine welligen Außenkanten lassen das weiße Seidenfutter sehen. Der schlichte Rock besteht aus geraden Bahnen, die oben eingereiht sind. Sein Schnitt ist in 96, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 1,50 Mark und der des Leibchens in 44, 46, 48, 52 und 54 Zentimeter halber Oberweite zu 2,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,90 Meter, für den Rock 2,25 Meter.

Die kleinen, aber oft recht kostbaren Nebendinge spielen heute wieder am Kleid der Frau eine nicht unbedeutende Rolle. Nicht nur, daß die handgestickte Verzierung in allen möglichen Techniken den Sieg über den fabrikmäßig angefertigten Besatz davon trug, der Kragen aus guter Spitze oder aus Batist mit selbstgefertigter Stickerei, eingesetzten Sternen, aus Häkelarbeit oder Frivolitäten kommt zur Geltung. Wenn diese kleinen Nebendinge echt und aus gediegenem Material sind, wenn sie genau im Einklang stehen zu dem Stil des Kleides, so entsteht jenes vornehme, unbeschreibliche „Etwas", das dem einfachsten Kleid Reiz verleiht. Werden diese Dinge aber ohne Überlegung gekauft und getragen, so entsteht leicht der Eindruck des Plunderhaften. Billige Spitzen verlieren sofort ihr Ansehen, wenn sie nur einmal gedrückt werden oder gar mit Wasser und Seife in Berührung kommen. Echte Klöppelspitzen oder Filetspitzen sind recht teuer im Ankauf, halten aber bei richtiger Behandlung ein Menschenleben aus.

* * *

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren 49 bis 51 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königsstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorherein endung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pf. für das Porto beizufügen.

Abb. 50 und 51.
Zwei Nachmittagskleider aus Schleierstoff und Seide.

Digitized by Google

Nr. 21

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

21. Fortsetzung.

„Brauchen wir denn überhaupt 'nen Kaiser?“ Stratende Blicke maßen den Abgeordneten Falk. Der war zwar ein hoher Karlsruher Beamter, aber eben ein Badenser. Und dies ganze Musterländle da unten, breit an die welsche und helvetische Republik hingelagert, brodelte wie ein Kessel kochenden Wassers. „Gebt uns das Reich, oder die Leut' bei uns werde wild. Sie kreische jetzt schon, der Hecker gehöre aus Amerika retour. Lang' könne wir das hitzige Volk nit mehr halte! Wann's mit den Ferschte nit geht, dann geht's halt ohne die Ferschte!“

„Und das aus dem Munde eines Staatsdieners“, sprach der Geheimrat Emil Nimis erschüttert. „Ein Aufruf zum Aufruhr, Kollege Falk?“

„Ich rufe nicht! Ich warne! Über der Grenz' in Straßburg und in der Schweiz hockt ein Freischärling überm andern und wartet nur, bis es so weit is, daß sie auf Karlsruh' marschiere ... Ich war neulich unten in Offenburg. Ja du liebe Zeit: wie schaut's da aus! Die steckbrieflich verfolgten Hochverräter laufe da unscheniert bei hellem Tag unter den Leut' herum. Bei Laufenburg und Neuhausen komme sie über den Rhein ins Badische herüber.“

„Oh, man weiß! ... Man weiß es!“

„Noch besser nach der Schweiz zu, in Müllheim. — Hah — wie ich da hinkomm', da stehe doch die Leut' dick beisamme wie die Hämmel am ganzen Klemmbach hin, und auf 'nem leeren Bierfaß steht ein baumlanger wilder Mann, mit blondem Schopf und blauen Augen wie die Wagenräder, und hält eine Red': In der Paulskirche seien lauter Schlafmützen! Wie lang das deutsche Volk noch warten wolle, um selbst das einige, freie Reich auszurufen?“

„Ja ... ja ... man kennt die Herren Demagogen ...“

„Und der Barbarossa und der Kyffhäuser und die Raben ... und die Zeit sei da ... und er, der Freischärling auf seinem Bierfaß, verkünde sie, so wahr er ein freier friesischer Edeling sei.“

Dr. Emil Nimis horchte auf.

„Ein Friese ... riesengroß ... mehr wie ein Seeräuber als wie ein gesitteter Staatsbürger anzuschauen?“

„Ha freilich ...“

„Hieß er nicht von der Venne? Harro von der Venne?“

„Nach dem Namen von dem hitzigen Borsch hab' ich nit g'fragt!“

„Er wird es schon sein! Durch diesen jungen Karl Moor ist schon viel Unruh' und Kummer in mein Haus getragen worden.“

„Vorwärts, Herr Nimis! Die Zeit frißt! Die Zeit drängt! Gebt ihr, was sie will! Sonst nimmt sie sich's! Gebt uns das Reich!“

„Nicht mit Gewalt! Die Paulskirche steht unerschüttert auf dem Boden des Rechts und des Gesetzes! Niemand wird mich und die Überzahl der Redlichen unter dem Panier der Republik fin-

Knabenbildnis. Von Eugen Spiro.

Digitized by Google

den. Wir danken den Cäsar nicht ab!' — Und es war, als wehte das Sehnen von Menschenaltern durch den weiten Säulenkreis der Paulskirche, als höben sich hinter dem halben Tausend Männern, die da saßen, Millionen und aber Millionen von Händen zu dem ungnädigen Winterhimmel empor, als wölbe sich Alldeutschlands weite Brust in einem heißen Stoßgebet: Komme du bald, du Kaiser! Wir harrten deiner ein Jahrzehnt nach dem andern! Wir sitzen an den Wassern Babylons und weinen und sehnen uns nach dem gelobten Land. Führe du uns hin! Erscheine uns, du Herzog der Deutschen! Du Heerführer wider den Dänen! Du St. Georg und Drachentöter deutscher Zwietracht! Du freier Mann über Freien! Vom grauen Meer bis zum ewigen Firn sind wir versammelt, um dein Wunder zu schauen.

„ — — wach uff, Emil . . . wach uff!"

„Mich dünkt, mein Sensorium ist ungetrübt", sagte Dr. Nimis. Er stand in der Vorhalle der Paulskirche, wohin man ihn gerufen, dem roten Pfeuffer, dem Mainzer Rechtsanwalt mit dem hitzigen, blondgelöckelten Cambrinusgesicht, gegenüber.

„Oh mei! Ihr schlaft hier und wißt's nit, und die Schusterbube pfeife's schon auf der Straß'! Ihr tut ja nix! Ihr Simpel!"

„Wir beraten publizissime jeden Tag vom Morgen bis zum Abend die Grundrechte!"

„Beschließe sollt ihr statt berate. Handle! Das Volk wird wild."

Das alte Lied . . . Geheimrat Emil Nimis entließ den Mainzer Demokraten mit einem beschwichtigenden Händedruck.

„Norr kalt Blut, Alterle! Für euch Mainzer soll immer gleich alles mit Siebenmeilenstiefeln gehen. Aber's geht vorwärts! Richt' das nur deine Klubbischte daheim aus, du Rotkopp!"

Da stand vor ihm der Buchhändler Herold, auch er aus Darmstadt herübergekommen. Die halblaute Warnung des einen Logenbruders zum andern. „Ob die Leut' bei uns geduldig sind? Ich wollt', sie wären's. Ah bah: sie fangen an zu gähnen! Sie lesen die Berichte aus der Paulskirche nicht mehr. Sie haben jetzt seit 'nem halben Jahr genug von den Grundrechten gehört."

Der Pfarrer Emanuel Ritter, sein Begleiter, bejahte.

„Ihr laßt die Begeisterung zu lange schäumen. Das verträgt sich nicht. Sie will ihre Stunde. Sonst wird der Trank, der Deutschland verjüngen soll, abgestanden und schal."

„Geduld . . . Geduld!"

Der Geheimrat Nimis sagte es mechanisch, so wie als Arzt am Krankenbett, wenn ihm kein anderer Trost einfiel. Das stürmte alles auf einen ein . . . Ferne Stimmen riefen um Hilfe: Rettet Deutschland! . . . einigt Deutschland . . . Großdeutsche und Kleindeutsche, Erbkaiserliche und Wahlkaiserliche, Triasfreunde und Republikaner, die Krone und die phrygische Mütze, Zylinder und Heckerhut. Die preußische Pickelhaube und der österreichische Tschako.

„Mein achtungswürdiger Freund Ritter," sagte der Geheimrat, „ich danke dir für deine Nachrichten von zu Hause. Du weißt besser, wie es in meinen vier Wänden ausschaut, als ich selbst. Ist dir wohl mein Reinhold in letzter Zeit über den Weg gekommen, mein Bester?"

„Er war erst vorgestern lange bei mir."

„Ei — hast du ihn dir gerufen?"

„Nicht doch. Er kam von selbst. Er wollte mir sein Herz ausschütten."

Eine Sekunde glitt eine Wolke von Bitterkis über die Züge des Geheimrats. Dem Fremden erschloß sich der Sohn. Dem Vater nicht.

„Nun denn: Lastet diese trübe Melancholie immer noch über Reinhold?"

„Mehr denn je."

„Aber wie doch? Gewiß: Reinhold hat durch den Tod des Vaters seiner Braut Furchtbares erfahren. Aber lebt ihm nicht das Mädchen, das er liebt, in seiner Nähe? Zog sie nicht, dem letzten Wunsch des Vaters folgend, mit ihrer Mutter zu uns nach Darmstadt? Gab ich ihm nicht begründete Hoffnung auf ihre Hand? Dienen nicht die Studien, denen er sich hingibt, seinem künftigen Glück?"

„Ihn hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit", sagte der Pfarrer.

„Sage ihm, wir seien hier in der Paulskirche versammelt, um sie zu erfüllen."

„Er sagt: Ihr gebt Steine statt Brot."

„Wahrlich — du erschreckst mich."

„Ihr redet, statt zu handeln."

Der Geheimrat biß sich verzweifelt auf die Lippen. Handeln! Handeln! Handeln! Tausende, Millionen von Stimmen riefen es einem immerfort aus Deutschland ins Ohr. Ein Tauber mußte es hören.

„Dein Reinhold ist in der zerrissenen Stimmung zwischen Hoffnung und Enttäuschung," sagte der Pfarrer Emanuel Ritter, „er wartet . . ."

„Worauf?"

„. . . daß etwas geschieht . . . und wenn nicht hier bei euch — dann anderswo . . ."

„Und wo wäre das? Ein Achselzucken? O Ritter . . . Ritter . . . sprich das Wort aus, das mir auf den Lippen liegt . . . nenne mir das verhängnisvolle Land Baden . . ."

„Unter der Murg liegt die Lunte neben der Pulverkammer, lieber Nimis, und glimmt und glimmt weiter, wenn ihr sie nicht zertretet."

„Wie denn?"

„Ruft den Kaiser aus! Sonst verkünden sie dort die Republik."

Wieder wischte sich Emil Nimis mit dem weißen Seidentuch die heiter-glatte Stirne. Der Pfarrer fuhr fort:

„Der Reinhold steht in Verbindung mit den Leuten dort unten. Er hat's mir frei zugegeben. Er kriegt regelmäßig Post von einem Freunde, einem Friesen, einem Herrn von der Venne . . ."

„Beschwöre nicht auch du diesen bösen Geist meines Hauses!"

„Der Herr von der Venne ist im Geist bei dir zu Hause. Das ist wahr. Nicht nur bei deinem Reinhold . . ."

„Nein. Mehr als das. Er wohnt auch in dem Herzen meiner Tochter."

Pfarrer Ritter kramte einen Brief aus der Tasche.

„Den hat mir deine Frau für dich mitgegeben", sagte er. „Ich meine, es steht da mehr über das Fräulein Brenche darin. Ihr Gemütszustand macht der Frau Mama argen Kummer! Es täte not, du ließest einmal die Grundrechte hier sein und schautest nach deinem eigenen Haus." — — —

Emil Nimis war allein. Drüben am Fenster stand der Fabrikant Eberhard Wägele und verhandelte mit einem anderen schwäbischen Abgeordneten. Der war ein älterer Mann — schon über die Sechzig hinaus, mittelgroß an Wuchs und unscheinbar im Wesen. Spärliches Seitenhaar umhing den hohen, kahlen Schädel. Eine schlichte schwarze Binde über steifem Kragen umrundete das stille, altfränkische Gelehrtengesicht.

„Also du sprichst heut noch, Louis?"

„Ja."

„Das will ich noch mit anhöre! Nachher halte mich keine zehn Pferd' mehr! Ich kann hier nicht mehr schnaufe!"

Eberhard Wägele trennte sich von dem andern und sagte, während jener bedächtig und in sich versonnen in den Saal zurückschritt, halb feierlich zu ein paar auf Einlaßkarten harrenden Besuchern:

„'s isch der Uhland." — —

Digitized by Google

„Es ist in diesen Tagen wiederholt von Jugendträumen gesprochen worden, ich bekenne meinerseits, daß mich zuweilen noch ein Traum verfolgt, der Frühlingstraum des Jahres 1848 . "

Der unscheinbare Tübinger Professor von vorhin stand auf der Rednertribüne. Die Paulskirche war still. Man lauschte den Worten des Dichters. Der Senator Leopold Colosimo der Freien Reichsstadt Frankfurt, der vorn in der Diplomaten-Loge saß, legte die Hand ans Ohr, um kein Wort zu verlieren. Vor ihm belehrte wispernd der brünette k. k. Kürassier-Rittmeister Graf Zeno von Ortenburg den eben in österreichischen Finanzangelegenheiten zum Rothschild nach Frankfurt gekommenen Ritter von Pistl:

„Der Deputierte Uhland, schaun's, will nix von dem erblichen Kaisertum der Preißen wissen. Der verlangt, daß alle Deutschen das Reichsoberhaupt, wann's halt dahingegangen ist, jedesmal wieder nei wählen!"

„Pst! Pst!"

„Ursprünglich deutsch ist das Erbkaisertum nicht", klang Uhlands Stimme durch den weiten, lautlosen Raum. „Die deutschen Wahlkönige, erblich nur, solange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter diese Staatsform. Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen . . "

„Bewahre dir die Worte", sprach halblaut der weltkundige Senator Leopold Colosimo zu seinem neben ihm sitzenden Sohne Alfons.

„Eine mächtige Volkserhebung wie die deutsche des vergangenen Frühjahrs muß sich aus ihrem eigenen Geiste die rechte und lebenskräftige Form erschaffen. Ihre Wurzel ist eine demokratische, von der Wurzel aber, nicht von den Zweigen, schießt auch der Wipfel auf. So kann es dem natürlichen Wuchse der neuerstehenden deutschen Eiche nicht gemäß sein, daß ihrem Wipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufgepflanzt werde."

Senator Colosimo nickte beistimmend. Er war ganz einverstanden, daß man wieder, wie in mittelalterlichen Tagen, das Reichsoberhaupt in Frankfurt am Main wählte. Er hörte weiter:

„Ich mußte mir wohl einwenden: Was vermag der einzelne Mann ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz? Gleichwohl, wenn wir hier in der Paulskirche in der Zeit, als uns noch das volle Vertrauen des Volkes ein Rückhalt war, wenn wir damals einen Mann an die Spitze gestellt hätten, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel der Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte: Ich denke, das gesamte deutsche Volk wäre seine Hausmacht gewesen!

Jugendträume, wie schon gesagt! Ein Hauch des ursprünglichen Geistes gab sich wirklich noch in dem Beschlusse der Volksvertretung kund, gänzlich aus eigener Macht den Reichsverweser zu wählen. Ein Fürst wurde gewählt, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war . . ." .

Unten, in der Mitte der Paulskirche, zwischen den Gemäßigten und Versöhnlichen, saß andächtig der Nationalvertreter Dr. Emil Nimis. Er fühlte in der Bewegung um sich her: Deutschland selber sprach dort oben von der Tribüne. Deutschland schlug den Purpurmantel auseinander und zeigte seinen Söhnen sein blutendes Herz.

Bildnis der Frau von Bernus. Gemälde von Ph. Veit.

F. Bruckmann A. G. München, phot.

„Ich lege nur noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausschluß Österreichs. Ausschluß ist und bleibt das aufrichtige Wort. Denn wenn Sie das erbliche Kaisertum ohne Österreich beschließen, so ist keine Hoffnung, daß es noch irgendeinmal eintreten werde. Die deutsche Einheit sollte ja geschaffen werden. Diese Einheit ist aber nicht lediglich eine Ziffer, sonst wäre sie vorhanden, wenn der edle Reichsapfel weiter und weiter ausgeschält würde, wenn zuletzt Deutschland in Liechtenstein aufginge."

„Wahr, wahr", murmelte der Geheimrat Nimis, nur zu sich selbst, so leise, daß es auch die Nächsten nicht hörten Er faltete die Hände. Er saß in sich versunken. Eine letzte Welle des

Digitized by Google

Aufhorchens ging durch den Raum. Ludwig Uhland kam zum Ende:

„Ich schließe: Verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen ewig herrschenden Einzelstaat wie Preußen, stoßen Sie nicht Österreich ab, retten Sie das Wahlrecht des Reichsoberhauptes, dieses edle Volksrecht, für das Sie der Nation verantwortlich sind, dieses fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie: Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist!“ —

Der Geheimrat Emil Nimis war allein im Freien auf dem Paulsplatz. Er wollte nach den Worten Ludwig Uhlands heute da drinnen keine Weisheit weiter hören. Seine Seele war wunderlich weich. Sein Herz schlug. Da drinnen hatte noch einmal der deutsche Frühling geblüht. Ein Zauberstab hatte ihn beschworen. Poeta — propheta! Ja — der Uhland hatte recht. Aus seinen Worten grüßte die deutsche Eiche. Aber der Boden, in den der Geheimrat nachdenklich seinen Rohrstock mit Goldknauf stieß, war weiß von Winterschnee. Ein kalter Wind pfiff schneidend um die Ohren. Dr. Emil Nimis rieb sich fröstelnd die Hände. Was war das alles? Wohin stürmte die Zeit? Er meinte es doch so gut. Sie alle, alle! Aber sie wirkten nicht auf die Wirklichkeit. Es tat einem im Tiefsten weh. Emil Nimis legte mit einem bei ihm ungewohnten Zucken der Verbitterung und Ermattung die Hand auf das sorgenvolle Herz. Dabei knisterte etwas in der Brusttasche des Rockes. Es war der Brief seiner Frau, den ihm der Pfarrer Ritter vorhin gegeben. Er zog ihn hervor und las:

„. . . Du hast nicht nur Teutschland — wie es der bockige Reinhold also noch schreibt —, sondern auch Töchter. Drei. Die wissen bald nicht mehr, wie ihr Vater ausschaut. Jetzt beim Babettche hat das nichts auf sich, und die Magdalen ist ja überhaupt noch ein arges Kälbche und kramt, wann sie denkt, es sieht's keiner, als noch mal ihre Tocke vor. Aber das Brenche! Du guckst ja nur noch alle vier Wochen bei uns mal zur Türe herein, ob die Deinigen noch leben und Dein Sach' noch steht, und machst wieder fort und springst hinter Deinen Grundrechten her. Du merkst gar nicht, Emil, wie das Mädchen sich verändert. Ich komm' ihr nicht mehr bei. Einen seelenvoll angeschaut und schmerzlich den Kopf geschüttelt — da hast Du den Eigensinn auf zwei Beinen. Der nennt sich die Demoiselle Verena. Was sie im Kopf hat, das weißt Du so gut wie ich. Ich kann ihr den Freischärling nicht austreiben. Der sitzt drinnen fest. Fester als je. Der wird nachgerade so gefährlich, daß mir für das Brenche angst und bang' wird. Ein schwärmerisches und sentimentales Frauenzimmer war sie immer. Jetzt holt sie sich aus allem, was passiert, dazu Nahrung. Ich darf ihr das Blättche kaum in der Hand lassen. Sie guckt bloß hinten nach, was Neues aus dem badischen Oberland oder von der Schweizer Grenze darinsteht. Dort ist sie mit ihren Gedanken. Im Haus und in der Küche läuft sie bloß wie ein entseelter Körper herum. Abends sitzt sie am Fenster und schaut stundenlang nach Süden hinunter, da, wo's im Badenschen so recht brozelt, und muckst sich nicht und lächelt nur sanft, wenn man sie aufweckt und sie fragt, was ihr fehlt und was sie vorhat.

Aber das Brenche hat was vor. Ich weiß nur nicht, was. Das Herz steht mir manchmal rein still vor Schrecken. Die einzige, die was weiß, ist die Christel Oberkofler. Mit der wispert und wirtschaftet sie den halben Tag, und dann halten sich die beiden unvernünftigen Mäderche umschlungen und küssen sich und weinen und fahren auseinander wie das böse Gewissen, wenn man kommt. Und oben in seiner Mansarde sitzt der Reinhold. Den krieg' ich überhaupt kaum mehr zu Gesicht. Entweder er rennt, wenn er der Christel seine tägliche Visite hat machen dürfen und der Mama Oberkofler aufgewartet hat, wie ein Verdrehter bei Regen und Schnee über den Odenwald hin, oder er hockt über seinen Büchern und studiert doch nichts, und wenn man ihn fragt, warum er nichts tut, spricht er: Er wartet, bis seine Zeit gekommen ist . . .

Ich sag' Dir nur, Emil: Komm bei uns und schau' nach Deiner Tochter und nimm sie in die Kur! Es ist jetzt wichtiger als Euer vieles Geplausch! Vielleicht führst Du sie noch zu den Eltern zurück. Aber lange dürfen wir nicht mehr fackeln. Sonst ist's zu spät . . .“

Dr. Emil Nimis zog langsam, in Gedanken verloren, seine Uhr und sah nach . . .

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen, Falk,“ sprach er zu dem heraustretenden badischen Volksboten, „und sagen Sie denen, die's angeht, ich hätt' hurtig mal nach Darmstadt hinüber müssen zu einem ganz dringenden Patienten! Aber ich sei bald wieder retour!“

„Fahren Sie gleich?“

„Wann ich spring', komm' ich gerad' noch zum Zug zurecht“, versetzte der Geheimrat Nimis und eilte zum Fahrtor hinunter an den Fluß und über die Mainbrücke hinüber zum Sachsenhäuser Bahnhof.

In Darmstadt war Ruhe. Alles wie früher in der guten alten Zeit. Mit leiser Wehmut berührte es den Geheimrat, als er gewichtig und würdevoll, von allen Seiten begrüßt, aus dem Zug stieg und auf den Rheintor-Platz vor dem Bahnhof trat. D'r Louis, der herabgekommene Bruder, drückte sich förmlich im Vorüberhuschen an den Hauswänden hin. Er war nicht mehr ganz fest auf den Beinen. Der Geheimrat blickte ihm sinnend nach und dachte sich: Alterle, alleweil is deine Zeit vorbei! Es war ein geruhsamer Gedanke: Die alte, wohlgesittete Welt baute sich wieder neu, die Welt, in die man doch schließlich gehörte, in der man groß geworden war, groß in jeder Hinsicht. Es war Heimatluft, so zugig auch die Rheinstraße war und die windige Ecke an der Neckarstraße das Ihre für Hexenschuß und Rheuma tat. Dr. Emil Nimis lächelte zufrieden und stieg über seine Schwelle.

Und innen wartete seiner ein zweiter wohltuender Eindruck. Eine neue Überraschung. Das Biedermeierzimmer im Erdgeschoß mit seinem perlenbesetzten Klingelzug, seinen gehäkelten Sofaschonern und seinen Wollknäueln und Stickrahmen in dem offenen, eiförmigen Nähtischchen, diese Putzstube aus Väterzeit war ihm, wie er oft sagte, immer gleich einem Rahmen ohne Bild erschienen, wenn nicht eines seiner hübschen Mädchen darinnen war. Und jetzt war gerade die Schönste in den vier mit Schattenrissen gezierten Wänden, das Brenche.

Sie hatte ein Kätzchen auf dem Schoß und kraute es zärtlich und spielte mit ihm und hob, unbefangen lachend, den goldblonden Kopf. In dem Aufschlag der frommen dunklen Augen unter den langen Wimpern war keine Wehmut und kein Herzeleid. Höchstens ein Geheimnis, das sich verschloß. Ein züchtiges Glück. Eine weiche Hingabe an ein Traumbild der Seele.

Dr. Nimis musterte seine liebliche Älteste wider Willen gerührt durch die Brillengläser. Er konnte sich nicht helfen, er dachte sich: So sieht eine Braut aus. Und sie hält sich ja auch dafür.

„Komm, Brenche! Setz' dich da mal neben den Papa hin! Fürcht' dich nit, du Närrche! Er beißt nit!“

Das Brenche nahm gehorsam neben ihm Platz. Wie eine große, zahme weiße Taube saß sie in ihrem hellen, hoch in der Taille abgebauschten Mullkleid. So sanft, so ergeben wie der Unschuldsvogel selbst. Ihr Busen hob sich nicht einmal schneller. Ihr klares Mädchenantlitz wechselte nicht die Farbe. Der Vater, der Arzt, stellte das mit einem raschen, beruhigten Blick fest.

„Brenche?“

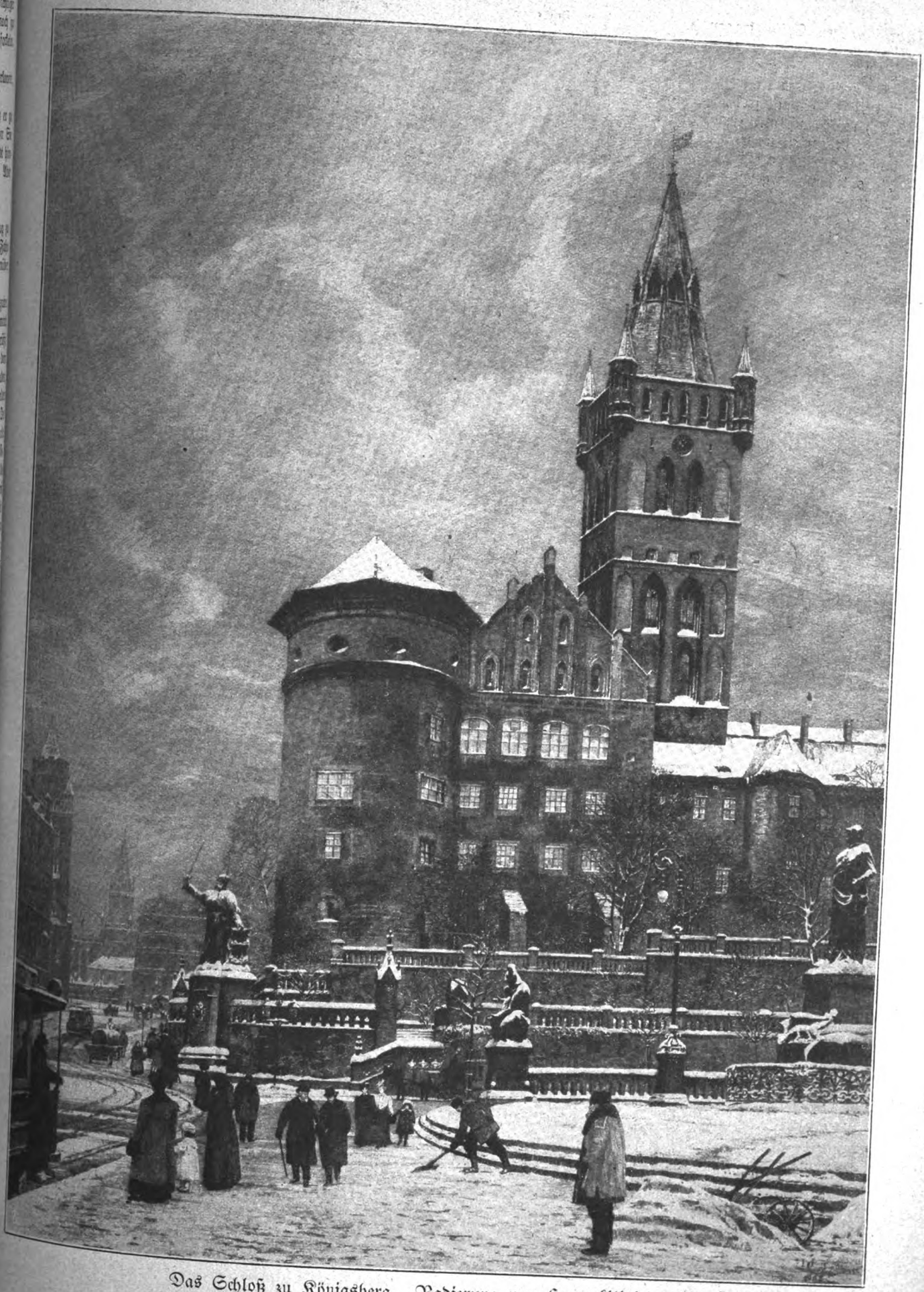
„Ja, Papa.“

„Die Mama ist gar nit recht zufriede mit dir.“

„Ich weiß nit, was sie hat.“

Der Geheimrat dachte sich im stillen: Ich eigentlich auch nicht. Er legte der Verena mit einer väterlichen Gebärde die Hand aufs Haupt. Das Brenche duldete es mit einem zarten Neigen des weißen Nackens, aus dem das blonde

Digitized by Google



Das Schloß zu Königsberg. Radierung von Hugo Ulbrich.

Verlag Stiefsbold & Co., Berlin.

Digitized by Google

Haar über dem Spitzenkragen in üppiger Fülle sich emporwellte.

„Also . . . Brenche . . ."

„Ja doch, Papa . . ."

„Nun red' einmal frei zu deinem guten Papa!"

„Ich weiß doch nit, was . . ."

„. . . der extra wegen dir dumme Mädche aus Frankfurt herübergekomme is."

„Das tut mir arg leid."

„Brenche . . . komm . . . sag' mir's leis' ins Ohr . . ."

„Was denn, Papa?"

„Was dir fehlt."

„Nix."

Der Vater streichelte sie liebevoll: „Aber die Mama meint doch . . ."

„Da mußt du halt die Mama fragen, was sie meint . . ."

„Sie grämt sich über dich . . ."

Brenche Nimis schüttelte innig das Haupt.

„Ich hab' sie doch so lieb! Und dich auch! Alle im Haus!"

„Ich weiß es. Du bist ein gutes Kind. Nur sieh: Wen man liebhat, zu dem hat man doch auch Vertrauen."

Das Brenche lächelte still mit gesenkten Wimpern. Er konnte beim besten Willen keinen Eigensinn in dem träumerischen Spiel ihrer Lippen entdecken. Eher eine Versunkenheit. Ein Schweifen von Gedanken, wie ziehende Schwalben, fern von hier. Ein sinniges Schweigen. Liebe Zeit, ja: mit zwanzig Jahren. Das war begreiflich. Der Geheimrat Nimis fühlte einen Ärger wie sonst, wenn man ihn nachts unnötig an ein Krankenbett rief; Unwillen nicht gegen das arme Brenche, sondern gegen seine allzu besorgte Frau.

Er entschloß sich, dem Fall ein Ende zu machen, indem er ihm auf den Grund ging. Er hüstelte zuvor nach seiner Gewohnheit diplomatisch.

„Brenche . . . Ich weiß ja, was dir fehlt: Du hast dein Herz verlore."

„Ja, Papa."

„Seit Jahr und Tag."

„Ja, Papa."

„Und, Gott sei's geklagt, ohne Aussicht."

„Ja, Papa."

„Guck: Da heißt's halt, tapfer sein."

„Ja, Papa."

Es klang viel lebhafter. Das freute den Geheimrat. Er fuhr fort, mit seiner leichten und geübten Hand auf den Saiten der Seele seiner Tochter zu spielen.

„Ich sag' dir nit: Vergiß ihn! Das kann nur einer sagen, der nix vom Adam und der Eva weiß. Ich sag' dir nur: Hab Geduld!"

„Ja, Papa."

„Und mit der Geduld kommt von selber als einmal dann die Ruhe und alles in den alten Weg. Das Schicksal hat dich aus dem Weg schleudern wollen. Aber es hat sich zum guten Glück dann selber doch besonnen und gedacht: Es wär' doch ein Jammer um das liebe Mädche . . ."

„Ja, Papa."

„Glaub' mir: Der Mittelweg ist immer der beste. Den muß jeder im Leben gehen."

„Ja, Papa."

„Wer das probiert, der findet sich immer wieder. Der kriegt schließlich ganz gewiß seine Ruh'. Du auch, Brenche! Es wird mal ein Abend kommen — da hast du vom Morgen ab nit mehr an ihn gedacht. Und es wird ein Tag kommen — da kannst du dir nit mehr in der Erinnerung recht vorstellen, wie er eigentlich ausgesehen hat. Und eines schönen Morgens wird er weg sein, und alles ist gut. Nit wahr, Brenche?"

Das Brenche schwieg.

„Was dazu geschehen kann, das tu' ich mit Pläsier. Du brauchst Pläsier. Das Darmstadt ist ja ein langweilig' Nest!"

„Ich möcht' keine Zerstreuung."

„Andere Luft tut Leib und Seele gut. Glaub' dem Medico. Herrgott ja — wozu hat man denn überall die lieben Verwandten?"

Da horchte Verena Nimis kaum merklich auf. Sie hob leise, erwartungsvoll die schmale weiße Stirn.

„Jetzt laß mal sehe! Wer wär' denn da, zu dem man dich hinschicke könnt'?"

„Mir ist alles gleich."

„So was will überlegt sein! Nit zu nah und nit zu weit von hier, damit uns das Brenche nit davonfliegt . . ."

Er lachte über seinen Scherz. Das Brenche blieb ernst. Er überlegte. „Ich hab's!"

Die dunklen Augen neben ihm glänzten lebhaft und gespannt.

„Die Kirchenrätin . . . die Kirchenrätin . . . das ist unser Mann! Die Tante Siebenhaar in Heidelberg! Was denkst du davon?"

„Wann soll ich reisen?"

Etwas erstaunt über diese rasche Bereitwilligkeit war der Geheimrat doch.

„Das geht ja fix bei dir", sagte er. „Sonst hast du die Tant' doch nicht gerade vor Liebe gefressen."

„Ach — ich hab' sie ganz gern."

„Weißt: 's is e Heulmaschin'! Den ganzen Tag jammert sie . . ."

„Da mach' ich mir nix draus."

„Um so besser . . . Also: Soll ich ihr schreibe?"

„Ja, Papa."

Der Geheimrat Nimis zog seine Älteste an sich und küßte sie auf den roten Mund. „Du bist mein G'scheitle! Ich hab' mir's gleich gedacht." Damit eilte er leichtfüßig und beschwingt, ein mit sich zufriedener grauköpfiger Jüngling, hinauf in das Zimmer seiner Frau, wo sie eben mit ihrer Jüngsten Stopfstrümpfe auslas.

„Nix wie 'naus mit dir, Mäusel . . . Wird's bald? . . . So! Also ihr Frauensleut' seid doch ein wunderliches Volk, Malwinche! Wann keine Gespenster da sind, müßt ihr sie euch am lichten Tag einbilden."

„Hast du mit dem Brenche gesprochen?"

„Beklopft hab' ich sie", sprach Dr. Emil Nimis gut gelaunt. „Behorcht! Den Puls gefühlt! Wie leicht hält man doch solch junge Mädchenseele in der Hand . . ."

„Meinst?"

„. . . wenn man Seelen am Seidenfaden zu lenken weiß . . . Was guckst denn als zum Fenster hinaus, du alte Neugier?"

„Ich schau' nach dem Brenche. Was hat denn die auf die Gass' zu laufen, ohne mir's zu sagen?" Die Geheimrätin riß das Fenster auf. „Wohin, Brenche?"

„Ich spring' nur hinüber zur Christel." (Fortsetzung folgt.)

Zur Nacht!

Sonett von Bruno Lampadius.

Mit heiliger Gebärde streut die Nacht
Die Saat der funkelnden Gestirne aus.
Die Bergeshalden ragen hoch hinaus,
Vom Mantel kühler Dunkelheit umdacht!

Doch sieh, im Tale ist ein Licht erwacht,
Leis schimmernd dämmert Garten, Dach und Haus.
Froh wird mein Herz; es schwindet alles draus,
Was mir an Einsamkeit die Nacht gebracht!

Du waberst, Lichtlein, unruhvoll und heiß,
Du lebst inmitten eiseskühler Sterne,
Du zuckst wie Herzen, die gleich meinem schlagen!

Und unter der Unendlichkeit Gegleiß,
Im Angesicht der weltenweiten Ferne,
Da ahn' ich Menschen, die Gebete sagen!

Digitized by Google

Mein altes Königsberg * Von Franz Wugk.

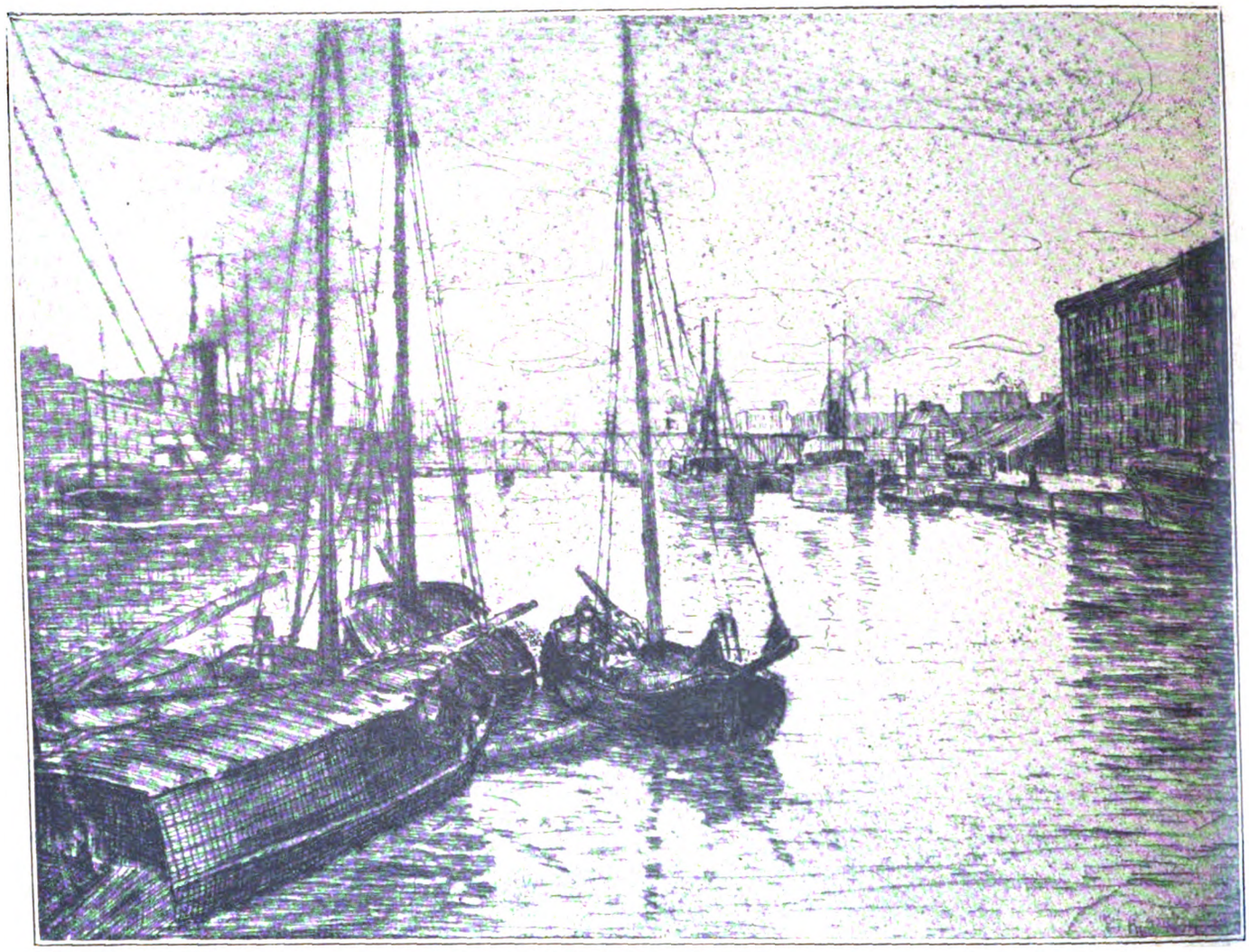
Mein Vaterhaus steht nicht mehr. Ich will keineswegs den Versuch machen, hinter die Feststellung dieser geschichtlichen Tatsache meuchlings einige Boncourt-Strophen einzuschmuggeln. Mein Vaterhaus war gar kein Schloß im Chamisso-Stil — wohl aber lag es zwischen dem Königsberger Schloß und dem Schloßteich; in der sogenannten Schloßfreiheit. Es war ein gutes altes Königsberger Bürgerhaus mit sehr weiten Kaminen, in denen der Wind manchmal gruselig rumorte; mit breitem Treppenraum, mit allerlei Winkeln und Verschlägen und vielen Geheimnissen unter den Dachsparren — „auf der Lucht“ — und noch mehr Geheimnissen in den tiefen Kellerverließen. Das Haus hatte auch ein „historisches Eckfenster“; ganz wie das Haus unseres guten alten Kaisers Wilhelm in Berlin. Aber dies historische Eckfenster in Königsberg war mein Fenster und allen Königsberger Jugendfreunden und -freundinnen wohl bekannt In diesem alten Hause bin ich aus Däumlingsmärchen so langsam hinübergedämmert in die Welt der Wirklichkeit — was man in der Stadt der Kantischen reinen Erkenntniskritik überhaupt noch so — Wirklichkeit nennen kann. Hier habe ich mit Dietrich von Bern, mit Parzival und Gudrun und später mit dem „Tauge-nichts“ und der „schönen Müllerin“ die ersten freundschaftlichen Beziehungen angeknüpft; hier habe ich im Garten meinen ersten Reckaufschwung gemacht, mit meinem gelbweißen Pinscher die Schwäne gejagt, meine Bleisoldatenschlachten siegreich geschlagen, Wigwams erbaut und Skalpe erbeutet; meine ersten Vokabeln gepaukt, meine ersten Zigaretten geraucht, meine ersten und einzigen tragischen Jamben verbrochen, meinen ersten Kater verschlafen und zum erstenmal auch in jener sattsam bekannten, herzpuppernden „schwebenden Pein“ gelangt und gebangt. Hier setzte ich mir die rote Albertusmütze auf, und aus diesem Hause trat ich auch meine Fahrt in die weite Welt und in das große Leben an. Aus welchem allen man ersehen kann, daß ich ganz und gar ungeeignet bin, mit wissenschaftlicher „Objektivität“ von und über Königsberg und die Königsberger zu schreiben. Ich bin ein befangener, ein sehr befangener Zeuge — aber ich bin stolz auf diese Befangenheit; denn es ist die Befangenheit einer alten Liebe, die nicht gerostet ist, nie rosten wird und nie rosten kann

* * *

Immerhin darf ich folgende einwandfreie Aussage machen: Königsberg ist von allen Provinzvororten im Königreich Preußen am meisten wahre Hauptstadt ihres Landes. Und das will sehr viel bedeuten, denn die Eigenart unseres schwarz-weißen Sibiriens ist schon an sich sehr stark; und Königsberg ist also ostpreußisch in Reinkultur. Was Heine über das Verhältnis von Paris und Frankreich sagt, kann man so ähnlich auch von Königsberg und Ostpreußen sagen Ein schöner Garten — Ostpreußen —, aus dem man die schönsten Blumen gepflückt und in einen Strauß — Königsberg — gebunden hat Sollte ich da schon wieder „Objektivität“ vermissen lassen? Ostpreußen ist Grenzland. ist Kampfboden, ist eine Siedelung aller deutschen Stämme Da haben wir Franken und Rheinländer im katholischen Ermland und Niederdeutsche aller Art in den übrigen Gauen. Dazu gesellen sich die vertriebenen protestantischen Salzburger, ferner Holländer, auch Schweizer, sodann Fremdstämmige: Hugenotten und auch Schotten, etwas Skandinavisches; treu deutsch gewordene Litauer, Masuren, etliche zersprengte Polen, Russen. Was einigt sie alle? Der preußische Gedanke; die mit heiliger Begeisterung und Opferfreudigkeit übernommene Aufgabe, das deutsche Kulturvermächtnis bis zum letzten Atemzug und letzten Blutstropfen zu verteidigen. Aber das Niedersächsische überwiegt und gibt den Ton an. Wir sind plattdeutsch; wenn wir auch

Alte Holzbrücke in Königsberg. Radierung von Ed. Anderson.

Digitized by Google



Der Hafen vor der Grünen Brücke in Königsberg. Radierung von Ed. Anderson.

keinen Reuter und Klaus Groth und Johann Hinrich Fehrs aufweisen können. So ist also auch Königsberg im Grunde genommen eine alte niederdeutsche Stadt.

Ich wage nicht zu behaupten, daß Königsberg eine schöne Stadt sei. Aber Königsberg ist mehr als eine Schönheit unter den deutschen Schwestern. Es ist eine Persönlichkeit. Seit auf dem Waldberge Twangste eine Ordensburg angelegt ist, hat nur selten der Kampf ganz aufgehört. Den Bürgern der Städte Kneiphof, Altstadt, Löbenicht (die sich zudem fortwährend überflüssigerweise auch noch untereinander rauften) blieb nicht die Zeit, den Daseinstraum hellenisch-süß zu verträumen. Die Deutschherren haben Wunderwerke der Baukunst zustande gebracht; aber nicht in Königsberg. Unser Schloß ist eigentlich doch nur ein massiger Steinkasten, und unser Dom ist gewiß ehrwürdig, aber kann sich mit St. Marien in Danzig und so manchen Kirchen in kleineren Städten unseres Ostens nicht messen. Freilich, unser Königsberger Patriotismus stellt unser Schloß und unseren Dom über Akropolis und Sankt Peter, denn dem Königsberger Patriotismus ist kein Ding unmöglich.

Wir standen immer außerhalb des fernen alten „Reichs", aber haben trotzdem immer das Reichsbanner geschirmt. Diese Eigenart der Grenzhauptstadt Königsberg wird in Zukunft sogar noch vertieft werden, denn unser Ostpreußen ist ja nun wieder vom Reich getrennt und in vielen Beziehungen ganz allein auf sich gestellt. Mit den Ordensrittern fängt unsere eigentliche Geschichte an, und uns Jungens waren Hermann Balk, Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode, Heinrich von Plauen mehr, weit mehr als Perikles, Julius Cäsar und Karl der Große. Und was waren Leonidas und der Läufer von Marathon, Mucius Scävola und Horatius Cocles gegen Hans von Sagan, Martin von Golin, Ritter Hirschhals? In der Domgruft bestaunten wir die Rittergräber, und von der Vierbrüdersäule wußten wir die merkwürdigsten Geschichten. Dann kam Herzog Albrecht, und seit der Zeit sind wir gut hohenzollernsch. So auf unsere Weise, denn die Ostpreußen waren immer steifnackig-widerborstig und standen oft genug in allergetreuester Opposition gegen die Herren im Schloß. Das hat sogar der Große Kurfürst erfahren müssen, und unser Schöppenmeister Rode war trotz dem und allem ein echter guter deutscher Ostpreuße. In Königsberg setzte sich Friedrich I. die Krone auf. Der Alte Fritz hat es uns sehr übel genommen, daß wir uns der Russen nicht erwehren konnten, aber vielleicht wäre es doch seine Sache gewesen, uns damals mehr Soldaten zu schicken. Im Unglück war Königsberg die Zuflucht unserer Königsfamilie, und enger als je wurden die Bande zwischen Hohenzollern und Ostpreußen geschlungen. Königsberg ist die Stadt der Königin Luise. Staunenswert schien uns die Kugel in der Mauer des Schlosses, — aber noch eifriger pilgerten wir ins Museum der Königsberger Denkwürdigkeiten, denn da hing der große krumme Säbel des Majors Friccius, der am 19. Oktober 1813 an der Spitze der Königsberger Landwehr das Grimmaische Tor in Leipzig stürmte und als erster in die Stadt eindrang. Wer's nicht glaubt, der sehe sich in Leipzig das Denkmal an, das uns Königsbergern am Eingang des Grimmaischen Steinwegs errichtet ist. Im Landeshaus war dann später auch das Bild zu sehen, das die Erhebung der ostpreußischen Stände unter Yorck darstellt.

Königsberg hat vor 200 Jahren die preußische Krone geschmiedet, Königsberg hat vor 100 Jahren den Befreiungskampf begonnen, Königsberg wird — so hoffen wir — dereinst auch wieder den Aufstieg des deutschen Volkes einleiten. Ex oriente lux! Freund Petrenz, der vor fünf Jahren unter französischem Granatsplitter seine treue Ostpreußenseele aushauchte, hat das hübsch erzählt, wie die Königsberger die Wehr schmiedeten:

„Und schmiedeten nicht mit viel Geklapp,
Mit Lärm und langem Getu!
Sie kamen und nahmen die Hüte ab
Und sagten: „Na denn man zu!"
Viel reden lag nicht in ihrer Natur,
Sie dachten: „Wat mot, dat mot!"
Karg, mürrisch und fromm, wie der Heimat Flur:
„Uns helpt de lewe Gott!"

Digitized by Google

Die Stände standen wie ein Mann,
Der Aar nach Rache schreit,
Der stille tiefe Litauertann
Liegt wie zum Gebet verschneit.
Die Krümperjungens aus Kätnerblut
Und die Dohnas — ein Fleisch und Bein,
Um Grafenkrone und Bürgerhut
Spann sich ein heiliger Schein."

Ja, das war damals! Hinterher kam 1848, und dann muckte einmal der Fortschritt und später das Agrariertum auf; aber das blieb doch alles im engsten schwarz-weißen Familienkreise — nach außen wahrten wir die Einheitsfront.

Wir Jungens kannten alle unsere ostpreußischen Regimenter — die ältesten des preußischen Heeres. Wir kannten insbesondere unsere Königsberger Kürassiere, die „Kronprinzer", die Dreiundvierziger, die Artillerie. Der Kommandierende General, der alte Barnekow, war ein Held der Anekdoten, und der Hauptmann Preinitzer war auch einer. Wenn kurz vor ein Uhr die Schloßhauptwache aufzog, zogen wir mit, und wir jubelten dem braven Paukenhund zu, der ebenso militaristisch war wie wir selbst. Dann spielte die Regimentsmusik drei Stücke, und wir rissen uns um die Ehre, den Bläsern das Notenblatt halten zu dürfen. Der höchste Feiertag war aber der Einzug des alten Wilhelm zu den Kaisermanövern, als alle Glocken läuteten und wir mit blauen, silbergestreiften Mützen Aufstellung nahmen.

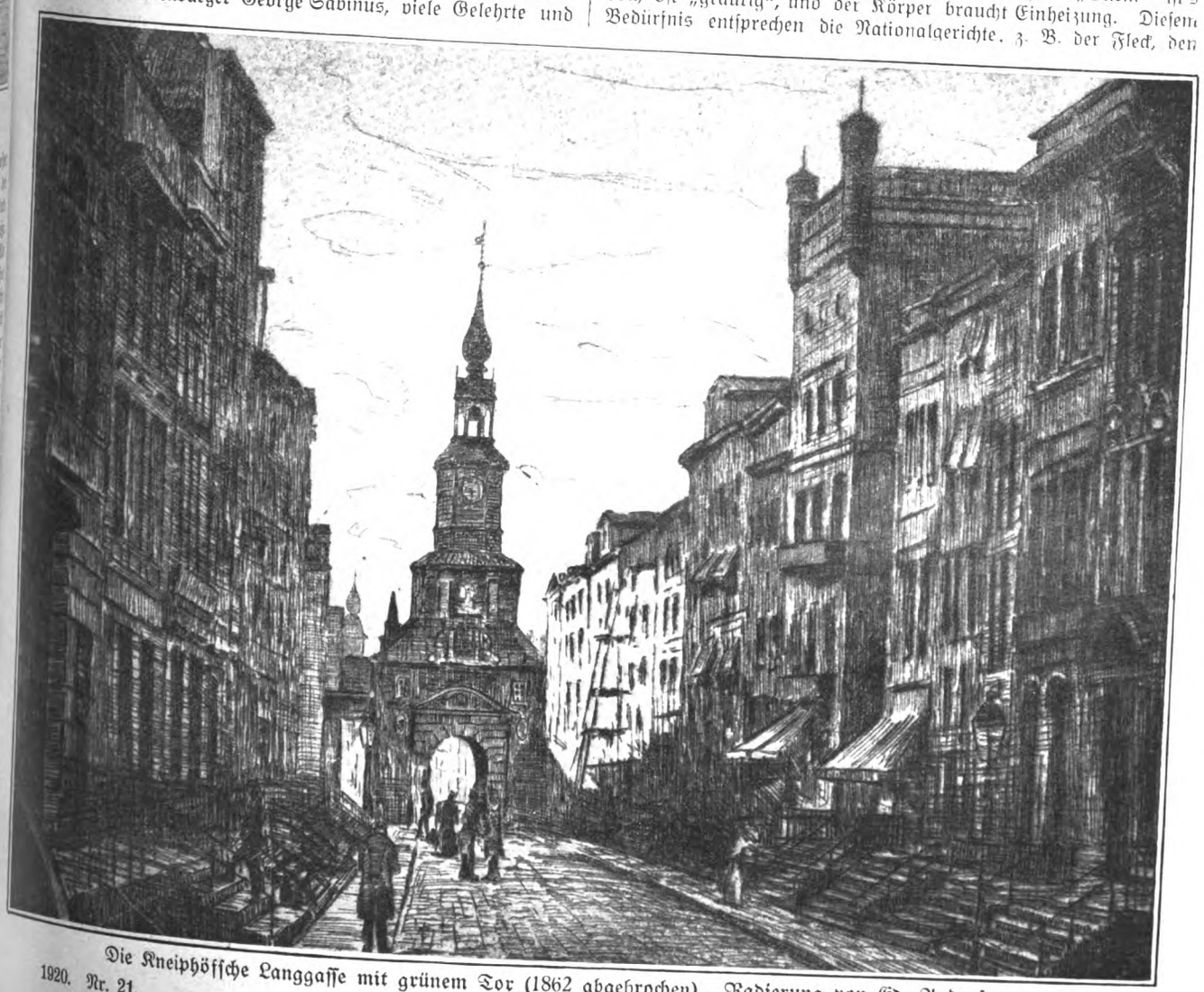
Im Herbst und Winter 1914-1915 hat sich die alte Königsberger Treue wieder bewährt, und auch heute steht fest und treu die Wacht am Pregel — trotz Spartakus und Umstürzerei.

* * *

Jeder Königsberger fühlt sich geistig als Grenzsoldat. Man soll den Königsberger aber deshalb nicht für einen nüchternen, derben, schnauzigen Korporalskopf halten. Auch nicht für ein Alltagsviech. Kennt man denn nicht das alte Liedchen vom Annchen von Tharau? Dem trefflichen Simon Dach, dem Albert, Roberthin, Adersbach sind viele Dichter gefolgt, und unserem ersten Universitätsrektor, dem Brandenburger George Sabinus, viele Gelehrte und Denker aus ostpreußischer Familie. Kein anderes deutsches Land hat — nächst dem gesegneten Schwabenland — solche geistige Fruchtbarkeit gezeigt wie Ostpreußen. Wir wissen heute, daß Gottsched keineswegs nur ein Pedant war, und unser Kant war nicht nur ein Freund von Wein und Gesang, sondern auch künstlerischen und sogar mystischen Neigungen nicht verschlossen. Wie kann man einen Stamm nüchtern nennen, dem ein Herder entsproß? Man könnte im Gegenteil den Königsbergern eine gewisse Neigung zu Absonderlichkeiten und Überspanntheiten nachsagen. Nirgends hat es so viele Originale gegeben wie an des Pregels grünem Strande, der Stadt des Regierungsrats Wunnig. Hippel war ein klein wenig verdreht, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann zur Hälfte verschroben, und Zacharias Werner war „total mall", wie mein alter Rittmeister in Lyck gesagt haben würde. Hamann aber war gar so etwas wie ein Seher; und sie alle hatten doch eine mehr oder weniger große Portion Genie mit auf den Weg bekommen. Originale ohne Genie gab es in allen Klassen, man denke z. B. an den „Drosselfried". Auch Nicolai und Jensen, die Musiker, sind Beweise für meine Behauptung, daß Twangste gar nicht so weit vom Parnaß entfernt sein kann. Fichte und Kleist und Eichendorff haben hier gelebt und später Richard Wagner. Der Tugendbund ging von Königsberg aus, und Stein und Schön, Boyen, Clausewitz, Grolman, Niebuhr arbeiteten hier am Wiederaufbau. Die Albertina ist immer ein Sammelpunkt von Zierden aller Fakultäten gewesen.

* * *

Königsberg ist eine Stadt des Geistes; nicht nur die „reine Vernunft" ist dort zu Hause, sondern auch die starke Einbildungskraft, warmes Gemüt; der Wille, nach ganz eigener Fasson selig zu werden. Mit alledem aber verträgt sich sehr gut eine Vorliebe für gutes und vor allem reichliches Essen. Das bringt die Luft da so mit sich. Zwar war es schon vor 50 Jahren übertrieben, wenn man sagte: „Drei Monate Cholera, neun Monate Winter" — aber bei 15—20 Grad Kälte und bei Schnee-„Stiem" ist's doch oft „graurig", und der Körper braucht Einheizung. Diesem Bedürfnis entsprechen die Nationalgerichte, z. B. der Fleck, den



Die Kneiphöffsche Langgasse mit grünem Tor (1862 abgebrochen). Radierung von Ed. Anderson.

Digitized by Google

man in meiner Jugend auf dem Roßgärter Markt kaufte und sofort stehend und „freihändig" bei der liebenswürdigen Verkäuferin vor dem Frühschoppen verzehrte; was keineswegs verhinderte, daß man nach nächtlicher Kneiperei auch im Fleckkeller von Reichert oder bei Radzuweit sich Fleck einverleibte. Löbelsche Würstchen aß man gleichfalls zu jeder Nacht- und Tageszeit. Der Königsberger Klops ist durch die von Robert Johannes verbreitete Trauerballade vom Mops in aller Welt bekannt geworden. Nirgends bekam man so wonnige Blut- und Leberwürste, so saftiges Schweinefleisch wie zu Hause in Königsberg, und nichts konnte dem Königsberger Gänsebraten, der Spickgans und dem „Schwarzsauer" gleichkommen. Krebse bekamen wir aus Masuren in Massen und spottbillig. Königsberger Marzipan ist beinahe ebenso eine europäische Angelegenheit wie Kantsche Philosophie. Aber wer ahnt im „Reich" etwas von „Mohnpielen" — oder von „Schmand und Glumse", von dem echten Raderkuchen; wer etwas von den Strützeln und Franzbroten und Brühbroten, die man sich an den Klappfenstern der Bäcker — auf einen Stein hinausturnend — einkaufte. Für ein paar „Dittchen" konnte man sich damals ein auskömmliches Mahl zusammenstellen. Die leckeren ostpreußischen Käse sind heute noch Gegenstand verzweifelter Sehnsucht bei mir. Echt russische Zigaretten bekam man in der Vorstadt für zwei Pfennig; wie denn überhaupt unsere Beziehungen mit Rußland ganz gut waren; vermittelt auch durch die baltischen Studiengenossen.

Was die Getränke anlangt, so denkt man beim Namen Königsberg immer gleich an den Grog. „An der Grenze der Kultur, wo da lebet der Masur, wo das Eis in Zapfen hängt und der Mensch mit Grog sich tränkt." Ich denke noch an gluthheiße Manöver- oder Felddiensttage, wo die Bäuerin mir eine Kanne mit siedendem Wasser, eine Schale Zucker und eine Flasche Rum zum Frühstück hinsetzte! In Königsberg selbst war's aber nicht so schlimm. Bei Nikolai am Münchenhof konnten die alten Königsberger und bei Sakowski konnten die jungen Semester für 30 Pfennig eine ganze Ladung des süßen Nektars einfüllen. Es kam auch wohl vor, daß jemand, dem man den Grog schon ohne ein einziges Tröpfchen Wasser vorsetzte, nach sorgsamer Prüfung zungenschnalzend sagte: Die „Mischung" sei ganz gut, es könnte nur noch etwas mehr Rum hinein. Aber im großen und ganzen war doch unser vortreffliches Bier — Schönbuscher, Wickbolder, Ponarther — der wahre Labetrunk des Königsbergers. In Berlin gab es noch in den letzten achtziger Jahren Schankstätten von Königsberger echtem Bräu. Nicht verschwiegen soll werden, daß die Gemütlichkeit der richtigen Königsberger Bierstuben durch die anmutige Bedienung sehr gehoben wurde. Wie denn ja überhaupt die Neigung des ritterlichen Ostpreußen fürs ewig Weibliche „nicht zu knapp" entwickelt ist.

* * *

Für den Fremden mag Königsberg keine malerische Stadt sein. Aber dem heimkehrenden Königsberger erscheint schon der Haberberger Kirchturm das malerischste Bauwerk der Welt. Welche Farbe schon in den Straßennamen am Bahnhof: Klapperwiese, Insel Venedig; dann weiter Koggenstraße, Laak, Lastadie, Lomse, Brot- und Fleischbänkenstraße.

Biegt man in die Vorstadt ein, hat man ein Straßenbild — durch die Kneiphöffsche Langgasse bis zu den Schloßtürmen — vor sich, das seinesgleichen sucht. Am „Danziger Keller" erkennen wir die Eigenart des Königsberger Stadtbildes sofort. Der Berg ist es — das Gebirge, auf dem unsere Stadt gebaut ist. Nur eine einzige Stadt kommt unserem Königsberg nahe, das ist Rom. Wir sind gleichfalls auf „Sieben Hügeln" angesiedelt. Bitte sehr! Das hört man schon im alten Possenliedchen: „O du mein Königsberg, Siebenhügelstadt — wo das Pflaster klufftig und der Zuggraben duftig." Allerdings — unter uns gesagt: Hinter diesem großen Ruhm der Sieben Hügel steckt eine kleine Mogelei. In Wahrheit haben wir nur sieben (oder noch mehr) Aufstiege auf einen und denselben Berg. Was dem Mann des Verkehrs und den unglücklichen Pferden — besonders bei winterlichem Glatteis — Pein macht, macht dem Malerauge Freude. Ist es nicht auch malerisch, eine große Insel in seinen Mauern zu haben? Die Insel Kneiphof hat übrigens ihren Namen nicht von etwaigem Überfluß an Kneipen und von Trunkenboldenhaftigkeit ihrer ehrsamen Insulaner, sondern von dem großen Hochmeister Winrich von Kniprode. Früher sah man auch noch die Tore an den Inselübergängen und in der Langgasse die vielen „Beischläge". Malerisch war der Blick ins Hafengewühl — oder der winterliche Sonnenuntergang hinter der Eisenbahnbrücke. Malerisch ein kalter Nachmittag am Danziger Keller, wenn die Pferde mit wüstem Geschrei angetrieben wurden und der blinde Flötenspieler sein schwermütiges Lied vortrug. Malerisch ist der alte Dom mit der ehemaligen Universität und dem Kneiphöfischen Gymnasium, der Kanthalle und den schattigen Bäumen. Bei der Einsegnung pilgerten wir schwarzröckigen Jünglinge paarweise vom Gemeindehaus in den Dom; das war gewiß ein malerischer Anblick, aber noch malerischer war selbstverständlich der Zug unserer „Betschwestern". Höchst romantisch erschien mir das Singen im dunklen Domchor, wo wir stimmbegabten Primaner mit den jungen Damen der benachbarten Höheren Töchterschule uns liturgisch hervortaten. Malerisch waren die Hufen mit ihren Schluchten und Luisenwahl, malerisch die Schlittenfahrten oder auch „Journalière"-Partien nach Juditten, Metgethen, Vierbrüder-Krug, Neuhausen, Preil, Arnau, nach dem Galtgarben, unserem höchsten Berge, nach Löwenhagen oder gar an die samländische Küste. Alles war malerisch, alles romantisch.

Malerisch war aber vor allem der Schloßteich; schon deshalb, weil „mein" Haus daran stand. Was konnte einer Gondelfahrt auf dem Schloßteich gleichkommen, wenn der Mond hinter der Burgkirche stand und vom lichterflimmernden Börsengarten Musik und von den Studentengärten oder von lampiongeschmückten anderen Kähnen Gesang herüberklang! Höchstens konnte eine Gondelfahrt an träumerischen, heißen Sonntagnachmittagen noch poesievoller sein, wenn man zwischen den stillen weißen Schwänen so dahinglitt, dem Garten zu, wo unter hohen, alten Bäumen ein Mägdlein saß — „Sie" mit großem Anfangsbuchstaben — und Steinchen aus dem Kies ins Wasser schleuderte; worauf ein gewisser gondelnder Jüngling Verse machte auf die heilende und beseligende Kraft dieses Steinchens für die liebeskranken Fischlein im Teich und für das sehnsuchtssieche Herz, das auf dieselbe Art wie die Fischlein kuriert sein wollte. Ja, es gab schon „verdrehte Hühner" im alten Königsberg!

Höchst malerisch erschien uns Jungen natürlich auch das Schloß; von allen Seiten, am meisten aber vom Altstädtischen Markt und vom Gesekusplatz; mit der Treppe, von der irgendein Reiter einmal hinabgesprengt sein soll. Im Schloß selbst waren die Krönungskirche, der Moskowitersaal (wo damals noch die Gemäldeausstellungen stattfanden), das „Blutgericht", in dem aber nur noch Rebenblut floß, das Oberlandesgericht (früher „Tribunal"), in dem wir den Referendar „bauten", und der Schloßturm sehenswert. Da kletterten wir gerne hinauf, lauschten dem gewaltigen Tacken des Uhrwerks und sahen oben ins weite Pregelland hinaus. Der Türmer schien uns beneidenswert ob seiner absonderlichen Behausung, und vormittags und abends neun Uhr bliesen die Stadtmusikanten „Ach bleib mit deiner Gnade" und „Nun ruhen alle Wälder"; zu festlichen Gelegenheiten aber „Nun danket alle Gott" oder „Lobe den Herrn". Diese Stadtmusikanten waren uns ebenso sympathisch wie die kleinen „Kurrende"sänger, denn sie leiteten mit einem Rundgang durch die Stadt und mit ihrem „Vom Himmel hoch" den heiligen Christabend ein. Unheimlich dagegen wurde der Turm, wenn das Feuertuten schaurig durch die Lüfte klang und wenn eine rote Fahne am Tage, eine Laterne bei Nacht die Gegend anzeigte, wo das Feuer ausgebrochen war.

Die Billigkeit aller dieser Königsberger Jugendvergnügungen setzt mich heute noch in Erstaunen. Die Schloßturmbesteigung z. B. kostete nur einen kleinen Nickel; die vorübergehend in Mode gekommene fashionable Überfahrt auf dem Fährboot an der Grünen Brücke ein Kupferstücklein. Die „Schorrbahn", auf der wir „schlidderten", kostete gar nichts, und ebensowenig kostete das viel geübte Experiment hinter dem Friedrich-I.-Denkmal etwas, wo man nämlich am einen Ende der Umfassungsmauer hören konnte, was am anden Ende geflüstert wurde. Gratis war auch der mit Johlen begrüßte Anblick der „Querdroschke", in der widerspenstige Mitbürger und mehr oder weniger gemeingefährliche „Sonnenbrüder", „Bowken", „Labummels", „Lorbasse", „Luntrusse" nach „Junkerstraße 8", d. h. ins Polizeigewahrsam, geratiert wurden. Umsonst war auch die Betrachtung der Eisenkeule in einer Nische des Kneiphöfischen Rathauses, mit welcher Keule irgendein Scheusal seinen Vater erschlagen haben sollte. Umsonst war der „Japper" und umsonst die Besichtigung der Schiffe im Hafen, insonderheit der russischen „Wittinnen", die mit „Dschimkes" bemannt waren, die sich auch in der Stadt umhertrieben und allerlei feilboten. Umsonst waren die Paraden auf Königsgarten und umsonst das Lustwandeln in der Junkerstraße, wo sich die ganze schöne Welt von Königsberg traf und wohl auch heute noch trifft. Umsonst war freilich auch z. B. die

Digitized by Google

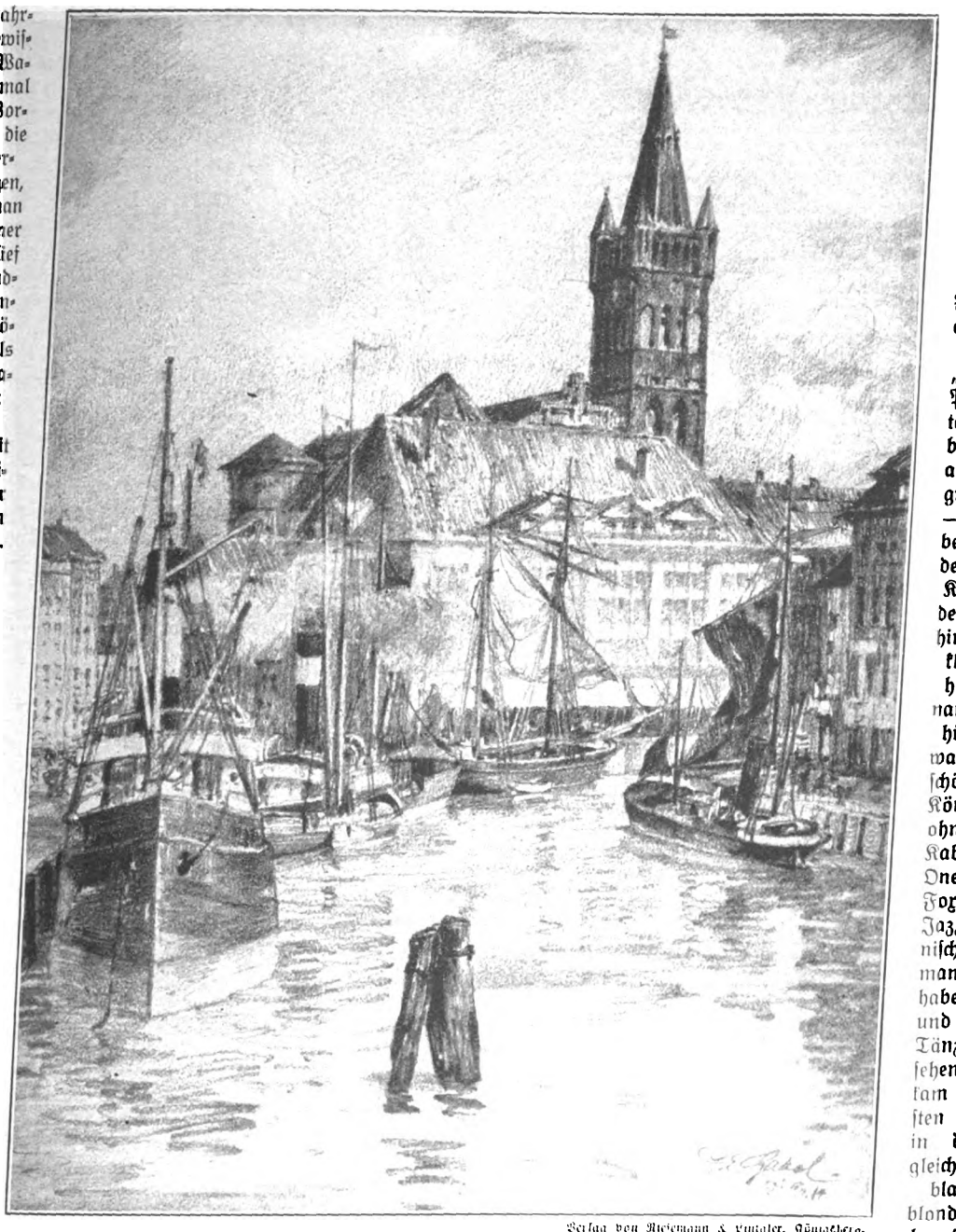
sinnliche Wahrnehmung gewisser schwerer Wagen, die manchmal bis in die Vormittagstunden die Straßen versperrten. Wagen, an denen man mit zugehaltener Nase vorbeilief und die empfindlich daran erinnerten, daß Königsberg damals noch keine Kanalisation hatte; weshalb diese Wagen auch mit Recht das lateinische Wort für „Nützlichkeit" im Schilde führten.

* * *

Die alten Städte Löbenicht, Kneiphof und Altstadt befehden sich längst nicht mehr; dafür hatten wir in der „Gesellschaft" von Königsberg gewisse Spannungen, die bezeichnend sind für unsere Eigenart Politisches lag da im Hintergrunde, und man erinnerte sich hier und da noch des fernen Falles Jachmann-Plehwe und Johann Jakobys, und so hatten wir vor 20 bis 25 Jahren den „Fall Börsengarten", der uns fast gleiche Sensationen gab wie später Weltkrieg und Novemberkrach. Es sei nur bemerkt, daß die kaufmännischen Kreise in gewissem Gegensatz zum Dreibund Offizierkorps—Beamtenschaft—Landadel lebten. Hier die schöne Börse, dort die „Königshalle" Aber zur Börse unten am Pregel gehörte oben der Börsengarten am Schloßteich. In den Börsengarten mußte alles gehen, was so ein „bißchen was war" — und vor allem die Jugend, die dort das Liebesgetändel zur höchsten Virtuosität, ja, sogar manchmal bis zum Verlobungsring entwickelte. Im Börsengarten trafen sich Montecchi und Capuletti. Neutraler Boden waren auch Theater und die Konzerte. Wir hatten auch eine Kunstakademie und Gemäldeausstellungen, aber das Theater war Nummer eins, und es gibt wohl keine Stadt, in der die Musik mit solcher Hingebung gepflegt ist wie im alten Königsberg.

Neutral war ferner die Universität mit ihren wechselnden Professoren, aber meist eingeborenen Studenten. Studentische Fröhlichkeit entwickelte sich oft in fast süddeutschen Formen, und keine Laterne, kein irgendwie ablösbarer Gegenstand war nächtlicherweile vor uns sicher. Dazu gab es eine Fülle von schnurrigen Käuzen unter den Krugwirten. Rausschmeißer, berühmte und beliebte, gab es da und anderseits Philosophen und Dichter, wie den berühmten Mirza Ascalon; ehemalige Schauspieler und sonstige Berufswechsler.

Was den Sport anlangt, so ging man bald von der Salamander- und dann Kreuzotternjagd zu Tennisspiel und Tanzen über; der vortreffliche Meister Stoige hat ganzen Jahrzehnten der Königsberger Studenten die Beine geschmeidig gemacht, ehe sie dem preußischen Unteroffizier ausgeliefert wurden. Der Fechtboden kam an die Reihe, und dann ging's „aufs Pferd, aufs Pferd". Im Winter Schlittschuhbahn und allabendlich Bälle, große und kleine — vom Ball beim Oberpräsidenten und beim Kommandierenden General bis hinab zu den kleinen Haushopsereien, genannt „Lämmerhüpfen". Ach, was war das schön im alten Königsberg; auch ohne Kino und Kabarett, ohne One Step und Fox Trott und Jazz. In romanischen und germanischen Landen habe ich tausende und aber tausende Tänzerinnen gesehen, aber keine kam den „trautsten Marjellen" in der Heimat gleich, den lieben, blauäugigen, blonden, zierlichen, schwebenden Mädelchen, deren rosiger Mund die Sprache der Kadereit, Buttgereit, Blubbereit und Spargies fast zu Mozartischer Süßigkeit adelte.



Verlag von Riesemann & Lintaler, Königsberg.

Der Königsberger Hafen. Nach einer Zeichnung von P. E. Gabel.

Ja, die Königsbergerinnen sind die wahre Krone der alten Krönungsstadt. Und das Allerbeste am Königsbergertum ist doch ihr Werk: nämlich die Gemütlichkeit, die beim Mann so breite, behäbige, manchmal etwas laut und übertrieben scheinende — diese Königsberger Gemütlichkeit ist beim Königsberger Ewig-Weiblichen allem Unzulänglichen und Allzuostpreußischen enthoben

Die Fremden, die durch Beruf oder Dienst gezwungen waren, sich bei uns anzusiedeln, kamen oft mit Tränen hin, denn man erzählt sich ja im „Reich" manchmal entsetzliche Räubergeschichten von Königsberg. Aber alle diese Fremden sind später dann wohl ohne Ausnahme auch mit Tränen wieder fortgegangen, denn in der Königsberger Gemütlichkeit hatte sich ihr Herz festgefangen. Und mir, der ich seit zwei Jahrzehnten das alte Nest nicht sah, mir geht's jetzt ebenso, wo ich hier Schluß machen und also abermals von Königsberg scheiden muß! Daß das alte deutsche Königsberg alle Drangsale überwinden und die schwarz-weiße und schwarz-weiß-rote Fahne uns allen durch Nacht und Not zu Licht und Sieg vorantragen wird, bezweifle ich keinen Augenblick; es ist ja gewohnt, allein und getrennt vom Reich treue Wache zu halten

Digitized by Google

Zwei Sylter Geschichten von Ägir, dem Herrn der Fluten * Von Artur Bonus.

I. Ekke Nekkepenns Freiten.

Ägir, der Herr der Fluten, hat auf Sylt, wo man ihn kennt, einen weniger hohen Namen. Ägir, der Neck, heißt dort Ekke Nekkepenn. Man erkennt noch beide Bezeichnunnungen, Ägir und Neck, in dem Namen. Seine hohe Gemählin, die furchtbare Ran, hat zwar ihren alten Namen noch, kann sich aber mit Ekke Nekkepenn nicht mehr vertragen. Kurz: Ekke Nekkepenn riß ihr eines Tages aus.

Seitdem versuchte er mit allerlei Landmägden anzubandeln; denn er wollte aufs Land ziehen und es womöglich beherrschen.

Zuerst hatte er es auf Inga von Rantem abgesehen, die selbst mit allerhand Meerzauber Bescheid wußte. Sie aber bekam ihren Freier sehr schnell satt und wollte von ihm los. Endlich versprach er ihr die Freiheit, wenn sie ihm seinen vollen Namen sagen könne; denn damals wußte man nur erst, daß er Ekke hieß. Nun hatte aber Ekke Nekkepenn ein ungewöhnlich großes und regsames Maulwerk, das er nicht zu bändigen verstand, und so geschah es, daß Inga von Rantem bei ihrem schwermütigen Umherirren an eine Stelle am Meerufer kam, wo unter einem Sandhügel etwas saß, das vor sich hersang:

„Heute will ich brauen,
Morgen will ich backen,
Übermorgen will ich Brautlauf halten.
Ich heiße Ekke Nekkepenn,
Meine Braut heißt Inga von Rantem.
Und das weiß keiner
Als nur ich alleiner!“ —

Da wurde sie fröhlich, und als ihr Bräutigam kam, sagte sie zu ihm:

„Du heißt Ekke Nekkepenn.
Und ich bleibe Inga von Rantem!“ —

Nun waren damals die Friesen noch nicht lange auf Sylt, und auf dem unfruchtbaren Teil im Norden saßen noch die früheren Bewohner, kleine Leute, die in Hügeln und Höhlen hausten. Ihr König hieß Finn. Dorthin wandte sich Ekke Nekkepenn, um eine Zwergin zu freien. Die antwortete ihm aber:

„Ene mene mei,
Akel Dakel Dummeldei!“

und das heißt auf deutsch:

„Einen mein' ich, den ich mag,
Das ist Akel Dakel Dummeldei!“ —

Ekke aber sei eine alte Quappe und solle Bundis' Katze heiraten.

Da ging er zu Finn, dem König, der machte gerade Hochzeit mit Isa von Braderup. Ekke Nekkepenn klagte ihm seine Not und bat um Rat.

„Ja,“ sagte Finn, „das ist nicht schwer: Die Sylterinnen haben viel zu arbeiten. Da ist mehr als eine, die lieber freit als front. Isa von Braderup ging an meinem Hügel vorbei, und ich hörte, wie sie sagte: ‚Wenn man's doch so gut hätte wie die Unterirdischen, die sind stets lustig, tanzen und singen jeden Abend und arbeiten nur so viel, als sie mögen.‘ Da trat ich vor und fragte, ob sie meine, was sie gesagt habe. Sie antwortete, sie meine alles, was sie sage.“

Die Hochzeit war wunderschön. Isa von Braderup hatte ganz durchsichtige Kleider an aus Libellenflügeln, und Finn saß auf dem Sesselstein, das war der Königstein, und hatte einen Mantel aus weißen Mäusefellen und eine Edelsteinkrone, die war geformt wie ein Seeigel.

Ekke Nekkepenn bekam neuen Mut und lauerte auf dem Wege zum Haff. Da kam ein netter Junge vorbei, und Ekke beschloß, erst einmal Freundschaft mit dem zu machen. Aber als der Junge badete, sah Ekke, daß er ein Mädchen war; das hatte sich aus Angst, daß es ihr wie Isa gehen könne, verkleidet. Ekke Nekkepenn faßte sie und hielt sie fest. Als sie sah, daß ihr alles Sträuben nichts nutze, bat sie ihn, ihr wenigstens ein Jahr zu lassen; dafür wolle sie seine Verlobte sein; er dürfe es nur nicht weitersagen. Da freute er sich, weil er meinte, daß es nun eintreffe, daß sie selbst heiraten wolle, und versprach, was sie verlangte. Aber er konnte ja nicht schweigen. Und so saß er den ganzen Mondschein über und grölte, daß er brauen und backen und Brautlauf halten wolle und daß er Ekke Nekkepenn sei und Dörte Bundis seine Braut. Das verdroß die Braderuper, und sie warfen ihm totes Vieh in die Schlucht neben seiner Wohnung, und schließlich steckten sie ihm sogar eine tote Katze in seine Höhle: Das sei Bundis' Katze, sagten sie, die solle er heiraten.

Da zog der arme Nekkepenn vor Stank und Schimpf wieder ab und zu Finn, um ihm sein Leid zu klagen. Finn wurde sehr bitter und sagte, er sei zu dumm für einen Landbewohner; wenn er schon einmal das Mädchen mit Gewalt gefangen hätte, so durfte er es nicht wieder freigeben und mußte mindestens sein Maul halten können. Nun solle er nur wieder in seinen Teich, denn aufs Land tauge er nicht, und seinen Freunden schaffe er nur Ungelegenheiten.

Da wurde auch Ekke Nekkepenn grob. Er setzte sich auf den Sesselstein und sagte, wer auf dem sitze, sei König, und er wolle mal sehen, wer ihn da herunterkriege.

Finn sagte: „Nichts einfacher als das!“ und hieb ihn vor den Kopf. Aber Nekkepenn sagte nur: „Au!“ und blieb sitzen.

„Da werde ich eben meine Axt holen“, sagte Finn und ging, um sein Steinbeil auszugraben.

Er kam sehr bald mit ihm wieder; aber er rief schon von weitem Isa, seiner Frau, zu: „Es ist ein Schiff angekommen!“

„Wo?“ fragte Ekke Nekkepenn sofort.

„Durch das Loch im roten Riff. Es hat Affen an Bord, die wollen heut abend Komödie machen. Ich und Isa von Braderup gehen hin. Du kannst derweil auf das Kleine in der Wiege passen.“

„Ich will mit!“ schrie Ekke Nekkepenn und sprang auf. Aber er setzte sich sofort wieder hin.

Finn und Isa von Braderup gingen zur Komödie, und Ekke Nekkepenn zerschmolz fast vor Neid und Neugier. So band er sich den Sesselstein hinten an und keuchte hinterher. Als er ihn eine halbe Stunde geschleppt hatte, konnte er nicht weiter. Da saß er die ganze Nacht und schaute in die Niederung, die noch heute das Affental heißt; aber es kam nichts, weder Schiff noch Affen.

Dagegen kam am andern Morgen etwas um so Merkwürdigeres. Ein Trupp von Zwergen zog vom Meere herauf etwas ganz Schreckliches hinter sich her. Es war in der Mitte wie eine Tonne, hinten ein Fischschwanz, vorn ein Menschenkopf.

Ekke Nekkepenn rief voll Entsetzen: „Die alte Ran!“ Er streckte beide Hände abwehrend gegen die Zwerge und schrie: „Nicht hierher! Nicht hierher!“ Aber sie kamen immer näher. „Ich sitze auf dem Sesselstein!“ schrie er. „Wer auf dem Sesselstein sitzt, der ist König, und ihr müßt ihm gehorchen!“ — Aber es half nichts. Sie kamen unerbittlich näher.

Da sprang Ekke Nekkepenn auf und gab den Sesselstein preis und lief, so schnell er konnte, das Kliff hinunter. Er sprang ins Wasser und wurde nicht wieder auf der Insel Sylt gesehen.

Der Sesselstein liegt noch beim Affental und bei dem Riisgab oder Riesenloch im roten Kliff, wo einst die Angeln abgesegelt sein sollen nach Britannien.

II. Der Kochtopf siegt. Ekke Nekkepenns Ende.

Der König des kleinen Volkes Finn hatte recht gesehen, als er meinte, Ekke Nekkepenns Streiche würden von den wütenden Friesen, die damals noch Riesen waren ohne

Digitized by Google

F davor, seinem kleinen Volke angerechnet und an ihm gerächt werden.

In der Tat machten sich die Friesen unter ihrem Könige auf, um sich die Plage vom Halse zu schaffen. Es war höchste Zeit; denn auch das kleine Volk hatte sich aus Mißtrauen in den immer gereizter werdenden Zustand bis an die Zähne gerüstet und bereits einen Tag zum Angriff bestimmt. Er war aber verraten worden, und so hatten ihnen die Riesen zuvorkommen können.

Sie führten bereits bronzene und manche schon eiserne Waffen, während das kleine Volk nur steinerne hatte. Einer kam gefahren mit einem Scheunenflügel auf dem Wagen, um gleich ganze Scharen kleinen Volks mit einmal darunter zu zermalmen; denn die waren unzählig viel. Der Schmied von Morsum hatte sich eine Tonne auf den Buckel geladen; die nannte er seine Trommel; es war aber Bier darin. Der Fischer Kjalbing führte einen großen Walfischkinnbacken. Der große Urdig hatte einen eisernen Bügel um den Kopf und einen eisernen Dreschflegel.

Da wäre viel zu erzählen, wenn alles gesagt sein sollte. Sie verfolgten und zertraten die Feinde, zerstampften ihre Hügel und Höhlen und erschlugen, was sie erreichen konnten.

Zuletzt machte die Not die Kleinen tapfer, und da sie eine ungeheure Übermacht hatten, gelang es ihnen, den Riesen so zuzusetzen, daß sie mit großen Verlusten zurückgehen mußten.

Sie zogen sich auf das Riisgab oder Riesenloch zu. Dort trafen sie ihre Frauen, die ihnen mit dem Kochtopf entgegenkamen.

Da nämlich die Riesen den Krieg für viel kürzer gehalten hatten, als er nun geworden war, so hatten sie außer der Trommel des Schmieds von Morsum weder zu essen noch zu trinken. Die Frauen aber, da ihre Männer verzogen, in der Angst, sie könnten verhungern, hatten den Grützopf aufs Feuer gesetzt und waren mit dem kochenden Brei ihnen nachgegangen.

Als die Frauen im Riesenloch die Ihrigen fliehen sahen, gerieten sie in großen Zorn, hielten sich aber nicht lange damit auf, sondern gingen auf die Kleinen los und warfen mit dem heißen Brei nach ihnen. Der traf sie in die Augen, daß sie blind wurden, und in die Kehlen, daß sie stickten; viele vergaßen gar aus Staunen über die vielen schönen Frauen zu kämpfen, und da inzwischen auch die Riesen zu sich gekommen waren, so geschah ein großes Morden unter den Kleinen. —

Der König Finn hatte am Riesenloch den Sesselstein wiedergefunden, den Ekke Nekkepenn ihm gestohlen hatte. Er saß darauf und weinte über den Verlust seines Volkes und seiner Herrschaft. Er erstach sich daselbst mit einem steinernen Messer. Er und Isa von Braderup und ihr Kind liegen unter den kleinen Hügeln, die man Stippelstiin nennt und Stiinbörd.

Aber auch die Friesen hatten ihren König im Kampfe verloren. Sie wählten keinen neuen, sondern zwölf Ratmänner und, wenn's zum Kriege kam, Kerle oder Helden Auf dem Kampfplatz bauten sie ein Dorf, das sie zum Andenken an den Kampf Kampen nannten. —

Was aber war aus Ekke Nekkepenn geworden?

Er war, nachdem er das kleine Volk in den Untergang gebracht hatte, ins Meer verschwunden. Er tauchte auf Helgoland wieder auf, allwo er das Christentum annahm, sehr fromm und zuletzt gar ein Heiliger wurde. Als solcher wurde er Sankt Tynthias getauft. Ich habe über diesen wunderlichen Heiligen nichts Näheres gefunden. Aber wenn man seinen Charakter, seine Gepflogenheiten und seine Beziehung zum Meere in Betracht zieht, dazu, was wir über seine Umgarnungskünste hörten, und das alles mit dem Namen vergleicht, möchte man scherzen, daß er wohl die Bezeichnung für einen Greifpolypen vom Geschlecht der Tintenfische bedeuten möge, welche ihre Bewegungen und Absichten hinter einem Tintennebel verbergen. Daß der Tintennebel ein sehr moralischer sein wird, läßt sich bei einem Heiligen voraussetzen.

Beim Schachspiel. Gemälde von Adele von Finck.

Digitized by Google

Hans von Bülow als Erzieher*) * Zu seinen Briefen * Von Ernst Lissauer.

Immerzu höre ich ein Knattern, Knallen, ein pausenloses Sichentladen, ein ständiges Vibrieren. Diese Seele ist mit fünfhundert Volt geladen und schlägt (und manchmal: erschlägt) die Teilhaber des Gesprächs, des Briefwechsels, des Unternehmens. Ununterbrochen exzediert dieser Geist, hält nie die Mitte, schwebt nie in Gelassenheit hängender Wägeschalen, sondern überschreitet, ausschreitet, funkt, feuerwerkt, funkelt. „Eine exzessive Natur" von der Geburt bis zum Grabe, strotzend von Überschüssen, feuerblütig, in dauerndem Geben unverarmend, ohne Maß im Spenden, Schenken: „Gebt mir volles Maß!" — „Genug ist nicht genug!" Glut und Fülle, Leben, Bersten, vulkanische Lava, die den Boden fruchtbar macht, brennend düngt sie.

Zugleich aber: Ob als Dirigent, ob als Pianist, wie sachlich dient er der Kunst. „Korrekt" kommt oft vor; Geist, Emphase, Ekstase, niemals losgelassen in Anarchie und Willkür, sondern der rennende Wagen läuft, aber der Lenker steht, und er stößt nicht zerberstend an die steinerne Meta, sondern zwei Zügel hält er in festen Fäusten: Korrektheit und Sachlichkeit. Ein diszipliniertes Element.

Und zum dritten: Wie ist dies Element, aus vulkanischem Geist und elektrischem Gefühl, aus dynamitischem Zorn und geyserhafter Energie gemengt, gequirlt, gebraut zu einem brausenden, aufstörenden Genie, alsobald gebändigt, wo er liebt, und wo er verehrt. Eine ganz andere Tonlage in den Briefen an den Flötisten Tieftrunk oder über den Pianisten Grünfeld, an Moritz Moßkowski, Joachim Raff oder Richard Strauß, und gar an Brahms. Kraft der Hingabe, Energie der Andacht, demütige Dienerschaft am Kunstwerk: nicht Gegensätze, auch nicht Korrelate, nicht einmal die Ergebnisse, sondern unmittelbar lediglich eine andere Form jenes „Enthusiasmus", den er als sein Wesen bezeichnet. Enthusiasmus und Dienst ist ihm ein und dasselbe.

Und eben, weil er leistet, fordert er: Seine „Rezensentenbosheit" „ist nur die Kehrseite, die natürliche Ergänzung" zu seiner Begeisterung. Er ist streng gegen seine eigenen Leistungen, — wie oft tadelt er sein Spiel! — und verlangt von den anderen den gleichen enthusiastischen Dienst an der Sache. Darum: „Die Menschen, die Ichs sind sterblich, die Ideen sind unsterblich. Erstere zählen überhaupt erst, wenn und insoweit sie letzteren dienend, hingebend in ihnen aufgehen." Er fordert nicht, verantwortungslos, keine Verantwortung, sondern er richtet das Gesetz, unter dem er selber steht, als eine allgemeine Tafel auf: das Ethos des Dienstes.

Er proklamiert nicht eine flache und brache Gleichheit, sondern er erblickt, aristokratisch gesinnt, wie im Grunde alle Künstler von Geblüt, ja wie alle wahrhaft Leistenden, die Menschen in einem Stufenbau von Graden; Grad aber bestimmt die mitgeborene schöpferische Kraft. Und nicht für alle Grade gilt das gleiche Gesetz. Wie leicht wäre es ihm, dem Klavierspieler und Kapellmeister von höchstem Range, sich als „schöpferischen Menschen" zu verkündigen. Er aber ist keine Auch-Natur, welche Stufen und Abstände leugnet, um Anteil an Mächten zu erschleichen, welche ihr nicht eingeboren sind: „Wäre ich schöpferischer Künstler, wie mein verehrter neuer Freund Johannes Brahms, ich wäre nicht bloß berechtigt, nein: verpflichtet, Egoist zu sein, verpflichtet, anderes und andere zu verneinen, um mein großes Selbst, eine fleischgewordene Idee, zu bejahen." Meisterlicher kann man den herrenhaft der eigenen Sendung dienenden, den überpersönlichen Egoismus der schöpferischen Natur nicht formulieren.

Und weiter: „Ich will bei mir nicht aus der Not eine Tugend machen; meine ganze Tugendhaftigkeit besteht darin, daß ich dies nicht tue." Eben diese „Tugendhaftigkeit" aber ist eines der Grenzmale, an denen die Menschen sich scheiden; denn sie ist nichts anderes als die Kraft: zu wissen, wo man steht, und danach sein Gesetz zu erkennen und anzuerkennen. Eben diese Tugendhaftigkeit Bülows ist nichts anderes als das Bewußtsein, kein „schöpferischer" Künstler und also nicht zum „Egoismus" verpflichtet zu sein, sondern zum Dienst, zum Dienst schlechthin. Als er zum erstenmal einen Klavierabend ausschließlich Johannes Brahms widmete, sagte eine nörglerische Kritik, er löse seine Aufgabe „mit verbissener Leidenschaft"; nein, er diente, hier wie immer, mit strengem Enthusiasmus.

Denn in der Erscheinung Bülows ist das Seltenste geschehen: Feuer und Feuerwerk; Exzeß ohne Willkür; Leidenschaft mit Geduld; Monumentalität mit Akuratesse; Intensität und Mannigfaltigkeit; funkelndes Genie vereint mit sachlichstem Genie. Das gilt auch von diesem brandenden Manne: „ein herrscherlich Geblüt, allein er dient".

Es ist, als sei der diensthaft gestaltende Klang, der Geist, der über den verklungenen Konzerten erbrauste, abgebildet in diesen Briefen, wie die Blätter vergangener Urbäume sich eingerieft haben in überlebendes Gestein.

*) Eine Auswahl aus dem achtbändigen Briefwerk ist kürzlich bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen.

Konzertsäle * Von Lotte Gumtau.

III. Die Geige.

In einem weißen Saal sitzen lauschende Menschen in dunklen, engen, dichtgeschlossenen Reihen. Es ist kalt. Das festliche Bunt der Frauenkleider und die lichten Mädchenblusen sind unter Mänteln und Pelzwerk verborgen. Zwischen den weißen, kahlen, nüchternen Wänden schwebt das Lampenlicht in einer seltsam dünnen, blassen und zitternden Substanz. Es ist etwas vorhanden wie eine geheimnisvolle Erdenferne, die Einbildung, daß dieser Saal sich im obersten Geschoß eines frei gelegenen, sehr hohen Turmes befinde, rings umspült von kristallreiner, schweigsamer Luft, und in wesenloser Tiefe der Vergessenheit versunken alles, was einmal Welt hieß, alle Beziehungen zu Straße und Haus, zu Mensch und Tag und Leben. Denn durch den Saal tönt die betörendste Stimme, die die Klangwelt kennt, die Stimme, deren Eigenart die unüberwindliche Reinheit eines Engelrufes mit den sinnenaufwühlenden Süßigkeiten des Sirenenliedes zu vereinigen imstande ist und die um so hemmungsloser und tiefer in die Seele dringt, weil sie nicht der ernüchternden Deutlichkeit des Wortes bedarf, um sich aufzuschwingen: die Stimme der Geige.

Der spielt, ist ein Vollendeter im Handwerk. Unnötig es zu sagen, denn nur so, wenn Holz, Darmsaiten und Haare lächerliche, unglaubhafte Dinge geworden sind, entfaltet die Stimme ihre volle Schönheit. Auf dem Podium des weißen Saales, in dem dünnen, blassen Licht, steht eine hohe, überschlanke, noch jünglingshafte Männergestalt, ein schmales Haupt neigt sich auf die Geige: Das weiche und sinnliche Untergesicht, dessen Lippenbildung den fatalen, tapirähnlichen Anflug nicht verleugnen kann, ist im Schatten versunken, über den gehobenen Steg hinweg unterscheidet man nur die edel und zart gemeißelte Stirn, deren Brauenmuskeln sich bei fast geschlossenen Lidern in einem Ausdruck inbrünstiger Hingabe zusammenziehen, — das Bild leidenschaftlicher Konzentration, höchstgespannten Wollens auf dem Bewußtsein unanfechtbaren Könnens, ein zwischen Wonne und aushöhlendem Leiden, zwischen bebender Kräfteanspannung und willenlosem Fortgerissenwerden unerklärlich wechselnder Zustand der arbeitenden Psyche.

Er spielt Bach und Corelli, Vieuxtemps, Chopin und Tschaikowsky, und sein Strich verändert sich auf seltsame Art von einem zum andern: Herb und kräftig ist er bei Bach, anmutig, spielerisch und von blanker Gepflegtheit bei Corelli; Vieuxtemps klingt wie von gefühlsbebender Frauenstimme gesungen; zigeunerhaft, heiß und schwermütig verlockend die Slawen. Trotzdem bleibt es in irgendeinem Punkte unwesentlich, — ja, es wird zu Zeiten ganz gleichgültig, was er spielt. Denn das Eigentliche, das Erlebnis schlechthin, ist der Ton; die Stimme; die Geige an sich.

Die Menschen lauschen mit geneigten Häuptern. Auf dem Grunde des weißen, blaß beleuchteten, von unwahrscheinlichem Klang erfüllten Raumes sitzen sie als dunkel geballte Masse, in Regungslosigkeit gefesselt durch eine Glücksempfindung sondergleichen, die jedoch mit Verzweiflung irgendwie nahe verwandt ist. Mit jener heimlich bohrenden Verzweiflung sehnsüchtiger Seelen, die das vollkommene Erglänzen der Schönheit inbrünstig empfangend festzuhalten suchen und die sein Zerrinnen und Vergangenheitwerden im gleichen Augenblick schon empfinden. Es ist die zärtliche und geizige Angst um jeden verklingenden Ton, der unwiderbringlich wird, indem er verklingt, es ist die namenlose Seligkeit des Genießens, die beim nächsten Herzschlag schon Erinnerung sein wird. Auf vielen Gesichtern steht ein unbewußtes, ekstatisches Lächeln. Diese Menschen lächeln, wie andere, die

Digitized by Google

weniger gelähmt wären von Atemlosigkeit des Entzückens, die Hände ringen würden. Erlösung wäre es, wenn sie weinen könnten.

Nie enthüllt die todgeweihte Schönheit ihr Antlitz bezaubernder, grausiger als hier, wo alles zu Ende ist, sobald der Bogen von den Saiten sinkt. Und ein Bild steigt auf, das die deutsche Phantasie in Jahrhunderten nicht müde geworden ist zu malen und dichtend auszuschmücken: das Bild des allmächtigen Knochenmannes, der die Geige unter das Kinn seines Schädelhauptes drückt und mit entfleischter Hand den Bogen führt. So zeigt ihn Holbein: den Tod, der die Fiedel unterm Arm, im Tanzschritt vor Adam und Eva zum Paradiese hinaushüpft, hinab in die Welt, ins Menschenleben; so Rethel, dessen grinsender Hans Klapperbein den von der Pest bei schwelgerischer Gasterei Überfallenen seine schaurige Weise geigt. So sah ihn Arnold Böcklin: den schweigsam Gewaltigen, der hinter ihm geigte, während er, Pinsel und Palette mit der Hoffnungsfarbe noch in der Hand, vor der Staffelei stand. Auf einer Saite nur, einer einzigen, spielt der Böcklinsche Tod; und Meister Arnold lauscht ihm, lächelnde Gelassenheit in den Augen, dunkel und stark verlockt wie von Klängen der Heimat.

Alte, verlorene und vergessene Dinge, Lieder, Märchen und Spukgestalten, steigen auf und blicken aus großen, fremden, unmenschlichen Augen in die Seelen. Ahnendes Verstehen fernster Zusammenhänge dämmert empor, — eine Verführung zu dunklen Urtiefen ist die Geigenstimme, die ohne Worte redet. Gespensterhaft süß und absonderlich wird alles, was durch Sinne und Gedanken wogt, erdenfern und geheimnisvoll.

Der schmale, dunkle Mann im Frack — ahnt er alles, was er aufwühlt und entzündet? — spielt zum Schluß ein Schubertsches Lied; eins von denen, die kein Sänger und keine Sängerin in ernsthaften Konzerten vorzutragen sich mehr unterfangen, weil es zu abgegriffen ist, banal geworden in langem geschmacklichen Mißbrauch. Es ist ganz Melodie; und die Geige, in tiefer Lage wunderbar schwingend, macht aus dieser Melodie etwas unerhört Herrliches und Neues; neu — und dennoch rührend vertraut wie ein Liebeswort, das in versunkenen Zeiten des Glückes jedem einmal erklungen ist.

Dann ist es zu Ende. Die Geige schweigt. Das harte, prasselnde Beifallsgeräusch — auf die Verpflichtung dazu besinnt manch einer sich erst mit Mühe — ist nie häßlicher und unzweckmäßiger gewesen. Und inmitten der schnell wieder einsetzenden Alltäglichkeit des Aufbruchs und Heimwegs bleibt ein geheimer leidenschaftlicher Gram in den Herzen wach, etwas von der Unerbittlichkeit des „Nie wieder!"

Man wird diese Geige wohl noch öfters singen hören; man will es! Und es wird dann von neuem schön sein, wunderschön. Aber so wie heute, genau so wie heute, wird es dennoch nie wieder.

Von deutscher Sprache * Von L. Glaß.

Unsere Pflicht. Wir sprechen; niemand ist das verwunderlich. Die Sprache, unsere Muttersprache, ist unser erster geistiger Besitz, Sprechen wird uns so selbstverständlich wie Atemholen. Deshalb vermag uns in der Schule nur der Lehrer des Deutschen zu fesseln, der uns die Sprache als das Wunder vor Augen stellt, das sie ist, obgleich wir es um seiner Alltäglichkeit willen nicht merken. Die meisten Menschen erwerben sich ihre Sprache nur durch unbewußtes Lernen; das Kind von der Mutter, die Gemeinde vom Prediger, der Bürger vom Richter, von den Behörden, jedermann von seiner Zeitung. Legt das nicht all diesen „Lehrern" die Verpflichtung auf, ihr Deutsch zu pflegen? Es rein, richtig und womöglich schön zu sprechen? Schön, das heißt hier schlicht, klar, bildhaft und — fehlerfrei. Den stärksten Einfluß hat wohl die Zeitung, die täglich ins Haus kommt und leider aus allerlei Gründen reich an Verkehrtheiten ist. Hastiges Schreiben, das zu Flüchtigkeit verführt; hastige Übersetzung, die, vom Geist der fremden Sprache gebunden, unsern Satzbau verdirbt; grelle, lärmende Stichworte, die Aufmerksamkeit erzwingen wollen um jeden Preis, dazu die Anzeigen, in denen soviel Unbildung und Verlangen nach Beachtung Purzelbäume schlägt — dies alles vereinigt sich zum Bösen. Eine Zeitung, die, neben ihrem übrigen Dienst für die Allgemeinheit, ihrer Sprache besondere Pflege gönnte, würde eine vaterländische Tat edelster Art tun. Aber wir alle können und sollen in diesem Sinne handeln, denn auch wir sind sprechend, schreibend und Lesestoff empfehlend Lehrer und Vorbild. Die Sprache war und ist jederzeit eines Volkes eigentümlichster Besitz, jetzt ist sie für uns noch mehr, ist das letzte Band, das uns mit den abgetrennten Volksgenossen in Ost und West, in Nord und Süd verbindet. Wir wollen das nie vergessen! Laßt uns dies heilige Band lieben, laßt uns die Sprache pflegen, laßt uns sie immer besser kennenlernen.

Bildliche Rede. „Jede Sprache ist ein Wörterbuch verblaßter Metaphern", sagt Jean Paul. Die Metapher „überträgt" etwas von Form, Art und Wesen des einen aufs andere; und wirklich, es gibt ihrer in Menge in unserer täglichen Rede. Bergrücken, Flußarm, Meerbusen, Tischbein, Pfauenauge haben ihr Bild vom menschlichen Körper geholt. Augapfel, Augenblick, Gottesacker, Fingerhut, des Lebens Mai, die fliegenden Blätter, das geflügelte Wort sind Bilder in jedermanns Mund, ohne daß an das Bild in dem Ausdruck gedacht wird. — Am merkwürdigsten und fesselndsten ist die Übertragung des sinnlichen Tuns ins Geistige. Wir *begreifen* etwas, wir bleiben *gefaßt*, wir sind *gerührt*. Wer denkt dabei noch an den Griff der Hand, an das umreifte Faß, an den rührenden Quirl? — Wundervolle Wirkungen schenkt das Bild dem sprachgewaltigen Dichter: Der Schiffe mastenreicher Wald, der schwere Fittich der Nacht, die Flügel der Morgenröte, der Menschheit Höhen, der Flügelschlag der freien Seele heben uns über den Alltag empor. Dicht daneben aber steht das falsche Bild, stehen Häufung und Übertreibung, die sich selber zerstören. Der Augen „schwarze Sterne" leuchten nicht; die „brennende Frage" ist abgenutzt, man braucht noch gar nicht zu sagen: die *brennende* Frage ist *erschöpft*, und so aus einem Bild ins andere zu fallen. Der Geschmack ist davongelaufen, wenn Herwegh vom Walde sagt: „jedes Blatt ein grünes Ohr", und Heine von „sehnsüchtigen Misthaufen" spricht. Wir haben Zeiten gehabt (z. B im 17. und Mitte des 19. Jahrhunderts), in denen die Fülle der Bilder jede Anschaulichkeit verdarb, denn auch den Schmuck der Rede darf man nur mit Maß verwenden.

Wortzusammensetzungen. Man hat die deutsche Sprache oft mit der griechischen verglichen. Auch die Fähigkeit, Wörter verschiedenster Art zu engster Gemeinschaft zusammenzuschließen, ist beiden Sprachen besonders eigen. Die rosenfingrige Eos, die lilienarmige Hera Homers sind uns allen geläufig. Leicht ward es uns, solche Wörter nachzubilden, sie sind unserer Sprache gemäß. Das Lied von den Nibelungen wird uns zum Nibelungenlied. Wir verschmelzen das Eigenschaftswort mit dem Dingwort: Altmeister, Rotwein, Tiefland. Wir verbinden zwei Hauptwörter: Erdbeere, Kirchspiel, Friedhof. Mit Hilfe des Dativs schaffen wir dabei Unterschiede wie zwischen Landmann und Landsmann. — Bei manchen Wörtern hat sich die Zusammensetzung verwischt: Welt ist aus Wäralt = Menschenalter entstanden, Kiefer aus Kienföhre. Auch Apfelsine ist eine Zusammensetzung, sie war ein Apfel von China („de Sine"). Am deutlichsten zeigt sich dichterische Sprachkraft bei der Bildung neuer Zusammensetzungen, und heute könnte man beinah von einem Wettbewerb darin reden. Liliencron, Dehmel und noch manch andere haben anschaulich und kraftvoll geschaffen, leider aber ist das Wortbilden Mode geworden, und dabei sind Scheuel- und Greuelwesen entstanden, gegen die wir uns kräftig wehren müssen. Silberhochzeit — ein leidiges Ding, Frischkartoffeln, Fertigerzeugnisse, Schlankerscheinung, Altpapier — man fühlt ein Pressen im Magen, wenn man sie hört. An den Höchstpreis haben wir uns leider schon beinahe gewöhnt. Ein Weisheitswort, gegen das ankämpfen soll, wer noch einen Hauch Lebenskraft in sich spürt, sagt: Der Mensch gewöhnt sich an alles. Kämpfen wir gegen diese Gewöhnung an!

Wachstum und Wandel. Gute Muster sind gute Helfer, aber selbst unsere Besten halten sich nicht immer zum Besten, und die Sprache ist ein lebendes Wesen, das wächst und sich wandelt; besonders schnell in ihrer ungebundenen Rede. — Z. B. die kleinen Kobolde *als* und *wie* werfen Fallstricke aus. Noch Mitte vorigen Jahrhunderts wurde „als" gebraucht, um Gleiches mit Gleichem zu *vergleichen*, heute vermittelt es die Steigerung, und „*wie*" hat seine Stelle eingenommen. Schneewittchen ist rot wie Blut, weiß wie Schnee, schwarz wie Ebenholz und schöner als alle; „denn alle" darf die gehobene Rede noch sagen. „Als wie" gemeinsam braucht der zähe Volksmund noch heute in vielen Gegenden. — Vor 50 Jahren brauchte man auch noch fleißig im guten Stil der- und dieselbe, welcher und welches, wo heute das einfache Geschlechtswort genügt. Die umständliche Behaglichkeit freut uns nicht mehr; Funk- und Fernspruch, Drahtung und Postkarte drängen zu knapper Rede. Aber Brief und Erzählung, Skizze und Aufsatz wollen plaudern, bilden, unterhalten, das spricht gegen übertriebene Kürze. Das hastige Punktsetzen nach verkürztem Satz: Was flammt dort empor? Himmelan? Lodernde Zacken. Glut und Qualen. Funkengarben. Rettet, rettet! Es brennt! — ist in gesteigerter Rede, in atemlosem Bericht berechtigt und wirkungsvoll. Bei ruhigem Verlauf der Erzählung oder gar im wissenschaftlichen Aufsatz, überhaupt bei häufigem Gebrauch verliert es die Wirkung. Wenn ich zu oft angeschrien werde, merke ich's nicht mehr, und es bildet sich der berüchtigte Stammelstil, der so oft nach äußerlicher Besonderheit sucht, weil er nichts Besonderes zu sagen hat.

Digitized by Google

Streiflichter.

Eine Preisaufgabe. Der Absatz 3 des § 44 des neuen Kapitalertragssteuergesetzes lautet: „Bei einem die bezeichneten Grenzen übersteigenden Einkommen erfolgt die Anrechnung zu dem Hundertsatze, der für das diese Grenze nicht übersteigende Einkommen gilt, insoweit dem Steuerpflichtigen nach Abzug der Einkommensteuer derjenige Betrag verbleibt, der sich bei Zugrundelegung eines diese Grenze erreichenden Einkommens ergeben würde."

Wir möchten dem Finanzministerium den Vorschlag unterbreiten, einen Preis auszusetzen für denjenigen, der imstande ist, diesen sibyllinischen Satz zu erklären, und für denjenigen, der imstande ist, diese Erklärung zu verstehen. Ausdrücklich weisen wir dabei hin auf das offensichtliche Bestreben des Gesetzesstilisten, ein reines, also womöglich Deutschen verständliches Deutsch zu schreiben. Merzt er doch sogar ein so harmloses Fremdwort wie Prozentsatz mit puritanischer Strenge aus. Und trotz so löblichen Bemühens ein für die Hirne der ohnehin so bedauernswerten Steuerpflichtigen so verheerender Erfolg.

Der expressionistische Schmock. Schmock geht mit der Zeit. Er schleift seine Brillanten expressionistisch; er schreibt überhaupt nur noch Brillanten. Es zuckt und flirrt ihm von Hirn und Hand. Er blitzt, er schreibt Rausch und Drehwirbel. Es ist ihm ganz egal, worüber. Neulich tanzten da zwei junge Tänzerinnen, — der Name tut nichts zur Sache, — die jungen Damen können ja nichts dafür, daß sie Schmock unter die Feder fielen. Er nämlich raste über sie in einer großer Hamburger Zeitung in unholdem expressionistischem Wahnsinn also: „. . . . Der Bogen der Schenkel schleuderte auf. Sie tanzten auf der Glaskapsel der Himmel. Mit den Sternen geschnellt . . . Ihnen leiht sich die Kuppel des Zenits, violett von blutüberkreister Ewigkeit, darin sie dargeboten sind der Mark- und Pfennigmenge und den verschluckten Schreien der Einsamen, auf dem Erdachsenfinger kredenzt, bis sie schwirrt von ihren Füßen zu Schwanken, Rausch, Drehwirbel. . . . Doch zum Finiszuck das Abschnurren der Spannfeder. . . . Die Arme schreien, würgen und bitten sich *tot*, alle Schmerzen bürden sie auf über den schluchzend verbissenen Schultern, den bäumenden Nackenwirbeln, über dem Schopf, drin der Weltwind bitter strähnt . . . Stipsend nimmt die Ferse Schwung aus der entgegenen Kniekehle . . . Die Schrumm-zwei-drei-Musik zuckt in der Doppelkurve des Knies, vom Zweitakt des Oberkörpers überkichert. . . . Das schüttere Zwergfell des Saales klippte sie hoch, zur Schäkermiene, zur ragenden Karikatur des Verneinens, zum olympischen Lachen . . ."

Das „schüttere Zwergfell" — vielleicht daß Schmock sich einmal von einem aufmerksamen Klippschüler sagen läßt, warum es eigentlich „Zwerchfell" heißen muß — „klippt sich hoch zum olympischen Lachen", wenn man das liest. Oder aber, falls man weniger glücklichen Temperaments ist, schreien einem die Arme, schluchzen einem die verbissenen Schultern, zittern einem die entgegenen Kniekehlen, sträubt sich einem der Schopf, als ob drin der Weltwind bitter strähnte. Wenn sich nur nicht etwa Schmock die Kuppel seines Zenits an der Glaskapsel der Himmel gefährlich angestoßen hat. Was er hier gegen Honorar der Mark- und Pfennigmenge darbietet, klingt wie der Finiszuck des Abschnurrens einer gesprungenen Gehirnspannfeder. Der Einsame, der es liest, verschlucke daher die Schreie der Entrüstung. Schmock tut nur nach dem Gesetz seiner Natur. Wenn die Mark- und Pfennigmenge es verlangt, weil es Mode ist, schleudert er die Schenkel seines Geistes auf wie mit den Sternen geschnellt und tanzt expressionistisch. Hier steht er, er kann nicht anders.

Das Ende der Schraube. In Berlin muß man immerzu erst die Fahrtarife erhöhen, um die Lohnforderungen der Straßenbahner bezahlen zu können, dann die erhöhten Preise noch einmal erhöhen, weil eine Masse Leute sie nicht mehr bezahlen kann und daher zu Fuß geht, wodurch erst recht der Fehlbetrag wächst. Man nennt das Schraube ohne Ende. Ein Irrtum. Die Schraube hat ein Ende. In Jena z. B. ist man eben am Ende angelangt. Dort wird der Straßenbahnverkehr wegen unheilbarer Unterbilanz eingestellt. Die Straßenbahner, die ihren Betrieb so siegreich zu Tode gestreikt haben, sitzen also auf der Straße. Wir werden hundertfach dasselbe erleben; nicht nur bei den Straßenbahnen. In einem Revolutionsalmanach aus dem Jahre 1796 wird folgende Äußerung eines Pariser Blattes über die Weisheit der damaligen französischen Revolutionswirtschaft zitiert: „Zu Amsterdam kann man einen holländischen Kupferstich sehen, dessen Bild das Enblem unseres Betragens seyn könnte: Es ist ein Mann, der sich unsäglich Mühe gibt, einen Strick aus Heu zu machen, welchen ein Esel an dem einen Ende abfrißt, während er an dem andern arbeitet. Wenn unser Esel fortfährt, monatlich 600 Millionen Zentner Heustricke zu fressen, so werden wir bald weder Heu noch Stricke mehr haben. . . ." Es ist 1796 geschrieben. Es gilt heute.

Biomalz wieder zu haben!

Wenn jetzt so viele Menschen mehr als vor dem Kriege an Lungentuberkulose erkranken, wenn alle übrigen Krankheiten jetzt bösartiger verlaufen, die Grippe, die Blutarmut, die Nervosität, die Verdauungsleiden überhandnehmen . . . wenn die Aussicht auf Wiederherstellung jetzt geringer ist als früher, so wissen wir, daß hieran die Unterernährung schuld ist.

Gute Kräftigungsmittel sind daher zurzeit notwendiger als je. Kräftigungsmittel sind

Impfstoffe gegen die Unterernährung.

Sie helfen über kritische Zeiten hinweg. Einem geschwächten Organismus, dem robustere Nahrungsmittel schon zu schwer verdaulich sind, eröffnet ein gutes Kräftigungsmittel die tröstende Hoffnung auf allmähliche Gewichtszunahme und baldige Wiederherstellung.

Allein, an guten, brauchbaren Kräftigungsmitteln ist der Mangel nicht minder groß als an Nahrungsmitteln. Eines der bekanntesten, das Biomalz, war jahrelang nicht zu haben. Die zu seiner Herstellung verwandte Gerste war und ist beschlagnahmt. Es ist aber gelungen, Biomalz nunmehr aus Hafer herzustellen. Hafer ist an sich ein mindestens ebenso gutes Nahrungsmittel wie Gerste. Der Geschmack ist fast der gleiche, nur etwas pikanter. Auch der Preis (M. 12.— die Dose) ist nicht zu hoch, wenn man damit den Preis anderer Kräftigungsmittel vergleicht, die bis 80 Mark das Pfund und mehr kosten.

Jetzt ist gerade die beste Zeit zu einer

Kräftigungs- und Auffrischungskur.

Man braucht dazu wöchentlich etwa eine Dose. Neben der Hebung des Kräftegefühls tritt fast immer eine auffallende Besserung des Aussehens ein.

In allen einschlägigen Geschäften zu haben. 72

Digitized by Google

Nr. 22 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

21. Fortsetzung.

Den Baschlik um die Schultern gezogen, mit vor Kälte roten Backen, schlüpfte das Brenche in das schmale Haus neben dem Regierungsgebäude am Luisenplatz, in dessen zweitem Stockwerk die künftige Schwägerin mit ihrer Mutter wohnte, und zu der Christel Oberkofler in das Stübchen und fiel ihr um den Hals und küßte sie inbrünstig ab und ließ sie nicht zu Wort, kaum zu Atem kommen.

„Brenche . . . I erstick' ja . . .“

„Vom Küssen ist noch keins gestorbe.“

„I bin doch net dein Liebster!“

„Doch! Doch!“

Sie herzte wieder die Busenfreundin. Ihr zartes Gesicht war unheimlich verklärt. „Christel . . . Christel . . . Gott hat geholfe!“

„Wie denn? Jetzt red' doch schon, Tschaperl!“

„Da zerbrechen wir uns unsere dumme Köpf', wie ich zu ihm kommen kann, und der Papa kommt aus Darmstadt bei und macht das eins, zwei, drei!“

„Jesses . . . Er erlaubt's?“

„. . . daß ich zu ihm in die Schweiz geh'? Ach, du liebe Zeit! Das tut er nie!“

„Ja alsdann . . .“

„Aber nach Heidelberg schickt er mich! Zur Tante Josefin'! Da brauch' ich gar nit heimlich zu fliehen! Ich reis'

Abendstimmung. Radierung von Hermann Hirzel.

Digitized by Google

am hellen Tag, mit dem Réticule am Arm und den Parapluie in der Hand, von Darmstadt ab . . ."

„Jesus, Maria und Josef . . ."

„. . . und du kommst mit, Christel . . . Ich sag', ich müßt' eine Ansprach' haben! Ich würd' allein mit dem alten Drachen in Heidelberg nit fertig! Du kommst mit mir in die Schweiz und bleibst bei mir, bis wir getraut sind! Nachher fährst du wieder nach Darmstadt zurück."

„Wann's uns ohne ärarischen Ausweis über die Schweizer Grenze lassen!"

„Dafür sorgt der Harro schon! Die kommandieren doch jetzt drunten im Unterland. Du mußt mit! So lieb ich den Harro hab' — allein tu' ich's nit!"

„Willst du's denn wahrhaftig tun?"

„Ich muß doch", sagte das Brenche, auf einmal ganz ruhig geworden. „Dein Vater hat sterben müssen. Ich muß zum Harro! Du wirst dem Reinhold folgen müssen! So ist jetzt die Zeit. Bloß der Papa muß nit! Der macht's bald so, bald so! — Ich will auch recht lieb zu ihm sein", setzte sie nach einer Pause hinzu. „Und gegen die Mama! Es tut mir ja selber in der Seele weh, daß ich ihnen so viel Kummer machen muß." —

Und drüben, in dem Hause an der Rheinstraße, sagte noch am selben Abend der Geheimrat Emil Nimis wohlgefällig und mit dem behaglichen Händereiben der Überlegenheit zu seiner Eheliebsten:

„Du siehst, Malwine, wie leicht besonnenes Zureden hilft. Das Brenche ist seit heute nachmittag so weich und liebevoll gegen mich und dich und auch gegen die Geschwister, wie ich sie noch nie gesehen hab' . . ."

„Ja, mich hat sie schon ein paarmal zärtlich geküßt und dazu geweint."

„Aprilschauer in einer jungen Seele! Die Sonne bricht unter Regentränen durch das Gewölk. So wendet sich denn alles zum Guten, und wir wollen weiter auf artiges Wetter überall hoffen." — — —

Auf dem Bahnhof in Heidelberg stand die Kirchenrätin Siebenhaar und neben ihr die Sannche, die Magd, und wartete. Aber sie stellten sich umsonst spähend auf die Fußspitzen. Die Nichte und ihre Freundin stiegen nicht aus dem Zug, und der Kondukteur meinte sinnend:

„Zwei schöne junge Mamsells? Ha freilich — jetzt gedenkt m'r es! Die sind in Ladeburg ausgestiege und in em Chaise-Wägelche über die Neckarbrück' uff Karlsruh' zu weiter." — —

Von dem Schweizer Flecken Stein am Rhein spannte sich eine Brücke über die glasgrünen, eilend dahinschäumenden Fluten des Flusses. Drüben am badischen Ufer hob sich die altersschwarze Kirche von Säckingen über die verschneiten Dächer. Die eidgenössischen Scharfschützen des Bundesauszugs, die auf der Brücke Wache hielten, ließen den wilden, langen Mannskerl und die beiden jungen Frauenzimmer, die, in Kapuzinermäntel gewickelt, gegen das Schneegestöber ankämpften, gelassen vorbei und über die Grenze. Die Schweiz nahm alles auf, was flüchtend kam. Den Mautnern weiter hinten machten die Drei mit ihrem bißchen Gepäck auch keine Sorge. Im bescheidenen Wirtshaus zur Post schloß Harro von der Venne seine Braut in die Arme. Die Christel stand unten und beaufsichtigte das Ausspannen des Extrapostwagens.

„Willkommen auf dem heiligen Boden der Verfolgten, Verena! Hier sind wir fern von der Schalkheit der Fürsten und dem Frevel ihrer Knechte! Die Freiheit segnet unsere Liebe, du mein tapferes blondes Weib! Wir fahren gleich nach Zürich weiter. In wenigen Wochen sind wir Mann und Frau."

Die Pferde zogen schon an, als Brenche Nimis in ihren Wettermantel griff und dem Wirt noch einen Brief zur Besorgung übergab. „Jetzt erfahre die daheim, wo ich steck'", sagte sie mit zuckenden Lippen. „Ich hab's dem armen Papa nach Frankfurt geschriebe." — — —

In der Mitte der Paulskirche zu Frankfurt saß der Nationalvertreter Emil Nimis. Es wurde ein rückständiges Stück der Grundrechte erörtert. Aber er hörte nicht zu. Er hielt ein Schreiben in der Hand, das ihm der Pedell eben überbracht, und starrte vor sich hin.

* * *

„Eigentlich ist's ja gottvoll . . ."

„Was denn, Pritzig?"

„Also heute ist doch ausgerechnet mit Gottes Hilfe der erste April . . ."

„Na ja . . . und weiter?"

Die Weinstube Unter den Linden in Berlin war jetzt um die Mittagsstunde gedrängt voll. Ein Fremder hätte nirgends in den dunklen, niederen, tabakdurchzogenen Räumen einen Platz gefunden. Jeder der alten Eichentische, über denen auf der verräucherten Tapete Bilder von Offizieren, Edelleuten, Schauspielern und Staatsdienern hingen, hatte seine eigene Stammrunde. In der Ecke, wo der königlich preußische Regierungsreferendar Dr. Louis Ferdinand von Pritzig rittlings, die Zigarre schief im Mund, hinter seiner Pulle Rotspon saß, scharte sich jüngerer märkischer Uradel. Aufgedrehte Schnurrbärte, starke Stimmen, lautes Gelächter. Die Laune war besser als im Jahr zuvor, im März 1848. Die vielfach vom Exerzierplatz oder dem Kartoffelacker her gebräunten Gesichter erhitzt. Die Küfer in ihren Lederschürzen schleppten immer neue Flaschen heran.

„Na los, Pritzig!"

„Also der erste April 1849, meine Herren! Ein bedeutungsvoller Tag. Ich sage das nicht, weil heute zufällig unser tüchtigster Mann in der sogenannten Zweiten Kammer sein Wiegenfest feiert — ich glaube, sein vierunddreißigstes . . ."

„Wer ist das?"

„Der von mir hochverehrte Herr von Bismarck-Schönhausen natürlich", sagte Louis Ferdinand von Pritzig. „Er ist schließlich doch nur eine Handvoll Jahre älter als ich. Aber ich kam mir neben ihm wie ein Schuljunge vor."

Das wollte bei Louis Ferdinand von Pritzigs hochfahrendem Selbstgefühl etwas heißen. Denn seine Überlegenheit über andere Sterbliche stützte sich nicht nur auf das Wappen seines Geschlechts und das Erbe der hinterpommerschen Herrschaft Zackenzin. Er dämpfte die Stimme und warf einen Blick nach den Nachbartischen. „Vor ein paar Tagen haben sie doch in der Paulskirche sich einen Kaiser gewählt", sagte der Junker halblaut, mit unterdrückter Heiterkeit.

„Mit gegen vier Stimmen Mehrheit!"

„Hundert Österreicher allein dagegen!"

„Wissen wir alles, Kanzleben", fuhr Louis Ferdinand von Pritzig fort. „Und nun machten sich doch auch gleich dreißig Professoren mit der deutschen Kaiserkrone in der Tasche auf, um sie Seiner Majestät unserm König anzubieten."

„Na ja — sie fuhren ja im Triumph durch Deutschland!"

„. . . und hätten fahrplanmäßig heute hier sein müssen! Sind's aber nicht — so schlau waren sie doch — und sind unterwegs einen Tag liegengeblieben!"

„Warum denn?"

„Gott segne Sie, Triplitz . . . Um nicht mit ihrer Kaiserkrone gerade am ersten April in Berlin anzukommen!"

Ein stürmisches Gelächter erschütterte den Stammtisch des märkischen Blaubluts. Als es sich gelegt hatte, meinte Graf Giesebitz doch etwas nachdenklich:

„Ob das nun gerade ein Grund zur Heiterkeit ist? Eine Kaiserkrone ist doch immerhin 'ne Kaiserkrone."

Louis Ferdinand von Pritzig setzte sich kampflustig zurecht. „Eine Kaiserkrone, teurer Vetter, nimmt man nicht als Osterei von dreißig Demagogen mit dem Dolch im Frack! Das ist keine Krone! Das hat Preußen nicht nötig. Die Krone setzt sich ein Kaiser selber auf!"

„Warum denn überhaupt? Wir wollen Preußen bleiben!"

Digitized by Google

Spielplatz in Wilhelmshaven. Gemälde von August Böcher.

„Ganz recht, Graf Ringsburg! Hier in Preußen befiehlt Seine Majestät, und es wird ohne Mucken Order pariert! Aber jenseit unserer Grenzpfähle befehlen andere Fürsten. Er wäre als Kaiser bei ihnen nur zu Gast! Er müßte Ihre Liebden bitten, seine Befehle weiterzugeben, und schließlich geschieht's doch nicht! Ist das eine Stellung für den allerhöchsten Kriegsherrn? Nee — danke gehorsamst!"

„Also ist ein so kluger Kerl wie Sie, Pritzig, gegen ein einiges Deutschland?"

„Nein", sagte Louis Ferdinand von Pritzig sehr ernst. „Deutschland soll einig sein durch Preußen."

„Ja aber . . ."

„. . . aber nicht so, daß Preußen in Deutschland verschwindet, sondern daß es wirklich in Deutschland herrscht."

„Na — Soldaten haben wir ja genug."

„Ich will keinen Feldwebel dazu und keinen Musketier. Keinen Konstabler und keinen Nachtwächter."

„Ich verstehe nicht . . ."

Louis Ferdinand von Pritzig lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Seine Stimme war hart und schneidend.

„Unsern preußischen Geist wollen wir hinaussenden in alle deutschen Länder. Unsern Geist, der sagt: Ich dien'. Und der König ist der erste Diener. Unsern Geist, der auf Rollin Roßbach und Leuthen und auf Jena Waterloo setzte. Deutschland muß erkennen, daß es uns braucht als rocher de bronze. Ich weiß, wir sind unbequeme Leute. Drum alles, nur keinen Zwang. Wenn ich einen Vierjährigen zureite, verderbe ich mit Gewalt alles. So rauh wir sind, wir müssen nicht wie im Krieg die Festungen, sondern die Herzen erobern, bis sich die letzten Leute unten im Süden sagen: Es geht nicht ohne die verfluchten Kerle in den Pickelhauben. Alle Hände müßten sich uns entgegenstrecken. Alle Stimmen müßten rufen: Kommt und führt uns. Dann bringen wir die Kaiserkrone, statt daß wir sie selbst mit einem Kratzfuß als Trinkgeld kriegen sollen . . Das predige ich, seit ich mündig bin. Aber es versteht's immer nur ein kleiner Teil der verehrten Anwesenden. Na — hilft nischt . . . Fritze . . . noch 'ne Pulle!"

„Zu dem Zweck müßten wir selber stark sein", setzte nach einer Weile Herr von Möllenbeck hinzu. „Aber nehmen Sie den König . . ."

Es war ein Schweigen.

„Er weiß heute noch nicht, ob er übermorgen die Krone annehmen soll."

„Nee, wahrhaftig!"

Ein tiefer, preußischer Seufzer. Dann fragte einer:

„Und was macht die Gnädigste, Herr von Pritzig?"

„Danke gehorsamst. Wohl und munter. Donnerwetter ja: halb eins. Ich muß fort!"

„Schon so unterm Pantoffel?"

„Das fragt nur so ein unschuldiger Junggeselle wie der Klütz. Außerdem: Giesebitz kann's bestätigen: Übermorgen ist Kindtaufe."

„Hallo! Glückwunsch!"

Digitized by Google

„Hans Joachim heißt der Bengel. Der Deubel soll ihn holen, wenn er nicht Haare auf die Zähne kriegt . . ."

„Na — auf sein Wohlsein!"

„Danke! Die Großeltern sind auch schon aus Hinterpommern da. Auch mein Schwiegervater aus Hannover."

„Na — dann machen Sie 'mal, daß Sie heimkommen!"

Louis Ferdinand von Pritzig suchte in dem Tabaknebel zwischen den Tischen den Ausgang. An der Tafelrunde der diensttuenden Hofoffiziere versperrte ihm ein Flügeladjutant den Weg. Der Major sah ihn nicht. Denn er war eben gekommen und beugte sich, noch im Stehen, zum Stuhl eines der Generale nieder.

„Die ehrfurchtsvolle Vorstellung der süddeutschen Katholiken ist eben im Schloß eingelaufen, Exzellenz", meldete der Major leise im Stehen. „Dreiundneunzig Abgeordnete beschwören in dem Schreiben Seine Majestät, das radikale Diadem der Frankfurter Kaiserkrone von sich zu weisen . . ."

„Der König nannte es ja auch schon im vertrauten Kreis einen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken."

„Majestät geruhte sich zu äußern," sprach von drüben langsam eine knarrende Greisenstimme, „diese Krone sei das eiserne Halsband, durch welches er, das Haupt von sechzehn Millionen, zum Leibeigenen der Revolution gemacht werden solle."

„Also wird er ablehnen, Exzellenz?"

„Wer kann bei Majestät wissen, was er morgen tut?"

Die Herren schwiegen mit trüben Sinnen. Keiner widersprach. Man kannte Friedrich Wilhelm den Vierten.

Louis Ferdinand von Pritzig hatte dem Flügeladjutanten, seinem Vetter, die Hand gedrückt.

„Könnt' ihr denn die gekrönte Wetterfahne nicht wenigstens auf achtundvierzig Stunden festnageln?" fragte er so leise, daß es außer ihnen beiden niemand hörte.

„Wenn du täglich mit ihm zu tun hättest, wüßtest du die Antwort."

„Und dabei zu denken, daß fünfzig Schritte von hier der Mann sitzt, den Preußen braucht . . ." sagte der Referendar von Pritzig in unterdrücktem Ingrimm.

„Still . . ."

Aber Herr von Pritzig hob im Gegenteil seine Stimme:

„Wenn ich vom Prinzen von Preußen träume, nehme ich schon die Hacken zusammen", sagte er laut.

„Bravo!"

„Wenn man mich mitten durchschneidet, ist innen alles schwarzweiß. Drum bin ich gegen die schwarzrotgoldene Krone . . ."

„Und wenn sie sich der König doch aufsetzt?"

„Nein!"

„Woher weißt du das?"

„Der Zar erlaubt's nicht", sagte Louis Ferdinand von Pritzig lachend und ging, ohne zu warten, bis sich der Flügeladjutant von dieser offenen Aussprechung des letzten preußischen Geheimnisses erholte. — — —

Daheim bei ihm in seinem Quartier am Gendarmenmarkt fand Herr von Pritzig die paar kleinen Zimmer schon voll von Gästen. Gesine, seine Frau, hatte zur Vorfeier der übermorgigen Taufe alles, was in Berlin zurzeit Pritzig, Giesebitz, Luch hieß oder sonst einen Verwandten-Namen trug, zu einem Löffel Suppe gebeten. Es waren eigentlich nur zwei altmodische Räume vorhanden, in denen sich alles drängte. Die Herren standen und politisierten. Die Damen schlüpften abwechselnd hinüber in das Schlafzimmer, um den kleinen, schon vier Wochen alten Hans-Joachim in seiner Wiege zu bewundern.

Frau Gesine von Pritzig saß neben ihrer Schwiegermutter auf dem Kanapee. Die alte Generalin war klein, stark beleibt, derb-ländlich und wachsamen Auges unter der goldenen Brille, Landfrau, Christin, geborene Gräfin und Exzellenz in einer Person, in Kirche, Küche, Kinderstube gleichermaßen zu Hause. Gesine thronte ruhig neben ihr, die Hände im Schoß des weiten, zehnfach spitzenbesetzten Reifrocks aus weißer Lyoner Seide; in ihrer blonden Germaninnenlänge und dem voll erblühten schönen Gesicht von Kopf bis zu Fuß schon die künftige Exzellenz und nicht die junge Gattin eines königlich preußischen Regierungsreferendars.

„Es ist Louis' Schuld," sagte sie, „daß es hier so eng ist. Ich habe ihn beschworen, ein anständiges Quartier zu nehmen. Aber er will ja nicht. Er will durchaus weg aus Berlin . . ."

„Berlin ist kein Aufenthalt für einen Edelmann . . ."

„Er ist faul. Dumm nicht, aber faul. Das ist's. Er arbeitet nicht. Bei der Regierung wissen sie kaum mehr, wie er aussieht, so selten kommt er zum Dienst. Der Präsident soll neulich gefragt haben, wer denn der fremde Herr wäre, als er ihm zufällig auf der Treppe begegnete . . ."

„Ich hab' auch schon gehört, daß man sich höheren Ortes sehr über dich wundert", ergänzte die kleine kapriziöse Frau Amélie von Luch und hob das schnippische Marquisenköpfchen zu ihrem Bruder.

„So? Na, dafür wundere ich mich über den höheren Ort", sagte Louis Ferdinand.

„ . . . bis einmal den Kirchenlichtern da oben die Geduld mit dir reißt", sagte sein jüngerer Bruder, der Secondeleutnant.

„Und wer wird jetzt über Preußen gesetzt?" Der Generalleutnant a. D. und Majoratsherr Josias von Pritzig auf Zackenzin fragte es grimmig und bot der alten Gräfin Giesebitz den Arm, um sie zu Tisch zu führen. „Die Nebelgestalt, das Brockengespenst eines Kaisers, das uns dreißig Frankfurter Herren, um doch für ihre drei Taler Diäten täglich etwas zu tun, nach Berlin bringen . . ."

" . . . und das uns im Falle der Verwirklichung unfehlbar in einen Krieg mit Österreich verwickelt", sprach, ihm gegenüber Platz nehmend, der hannoversche Major a. D. und Fideikommißherr Okko von der Venne, der Vater der Hausfrau. Er stand mit seinem Herzen wie aller Welfenadel ganz auf seiten der katholischen Macht an der Donau. Er sagte es nur nicht an der Spree. Er bewahrte immer in diesem ihm doch halb fremden preußischen Kreise die englisch gefärbte, weltmännische Zurückhaltung des einstigen Spanien- und Waterloo-Kämpfers der deutschen Legion. Er trug nur, diesem Hause zu Ehren, auf der Brust das Eiserne Kreuz der Befreiungskriege, wie es auch Josias von Pritzig auf seinem schlichten schwarzen Rock angeheftet hatte. Unter den buschigen weißen Wimpern des alten preußischen Soldaten wetterleuchtete es. Die Wörter polterten grollend aus dem kurzgeschnittenen grauen Vollbart.

„Krieg mit Österreich . . . Gut! . . . Wir können uns ja wieder 'mal ein Rendezvous in Böhmen geben. Aber wie stehen wir seit einem Jahr da, und wie die Kerle da unten? Die haben für ihren Kaiser die Lombarden und Piemontesen in die Pfanne gehauen, daß es nur so krachte. Bei uns mußten die Garden und die schönsten Regimenter elend vor einer Handvoll Dänen auf Befehl des Königs aus Schleswig-Holstein heraus."

„Man möchte Demokrat werden, wenn man daran denkt", sagte unten am Tisch der Hauptmann Graf Giesebitz, der sein von der dänischen Mitrailleusenkugel getroffenes Bein immer noch steif ausgestreckt halten mußte.

„Die k. k. Truppen haben den Aufruhr in Prag blutig niedergeschlagen. Sie haben das unbotmäßige Wien ihrem Kaiser zu Füßen gelegt. Bei uns hat der König seine siegreichen Regimenter morgens nach der Märzschlacht gezwungen, Berlin zu räumen, und dann mit dem Tierarzt Urban beraten, ob er sie wieder hineinschicken soll."

„Vor seinen toten Garden hat er nicht das Haupt entblößt, aber vor den toten Barrikadenhelden."

„Trotzdem," versetzte diplomatisch, mit seinem Frikassee beschäftigt, der Kammerherr Dr. von Luch, „trotzdem geruhten Seine Majestät in diesen letzten Tagen wiederholt das scherzhafte, von ihr selbst geprägte Reimwort zu äußern: ‚Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.'"

Digitized by Google

„Adieu! hat er noch hinterher gesagt", rief die kleine Frau von Luch.

„Er hat sich vernehmen lassen, es sei seine Allerhöchste Ambition, Erzfeldherr von Deutschland zu werden", bestätigte die alte Hofdame Gräfin Giesebitz.

„Aber Feldherr ohne Anwendung von Gewalt . . ."

„. . . jedoch in Ausübung starker Akte der Autorität überall in Deutschland . . ."

„Vielleicht begreift ihr jetzt, worüber meine Frau klagt: Daß ich mich in den Häusern dieser Regierung nur noch selten sehen lasse", versetzte Louis Ferdinand von Pritzig kalt.

„Komm, Großpapa. Spüle den Ärger herunter!" Der General von Pritzig goß dem anderen Großvater des Täuflings drüben den Römer voll. „Mög' der Bengel nebenan einmal eine bessere Zeit erleben. Eine Zeit, in der Preußen wieder stark ist, weil sein König stark ist."

„Und Deutschland?" fragte Gesine in das Gespräch der Männer.

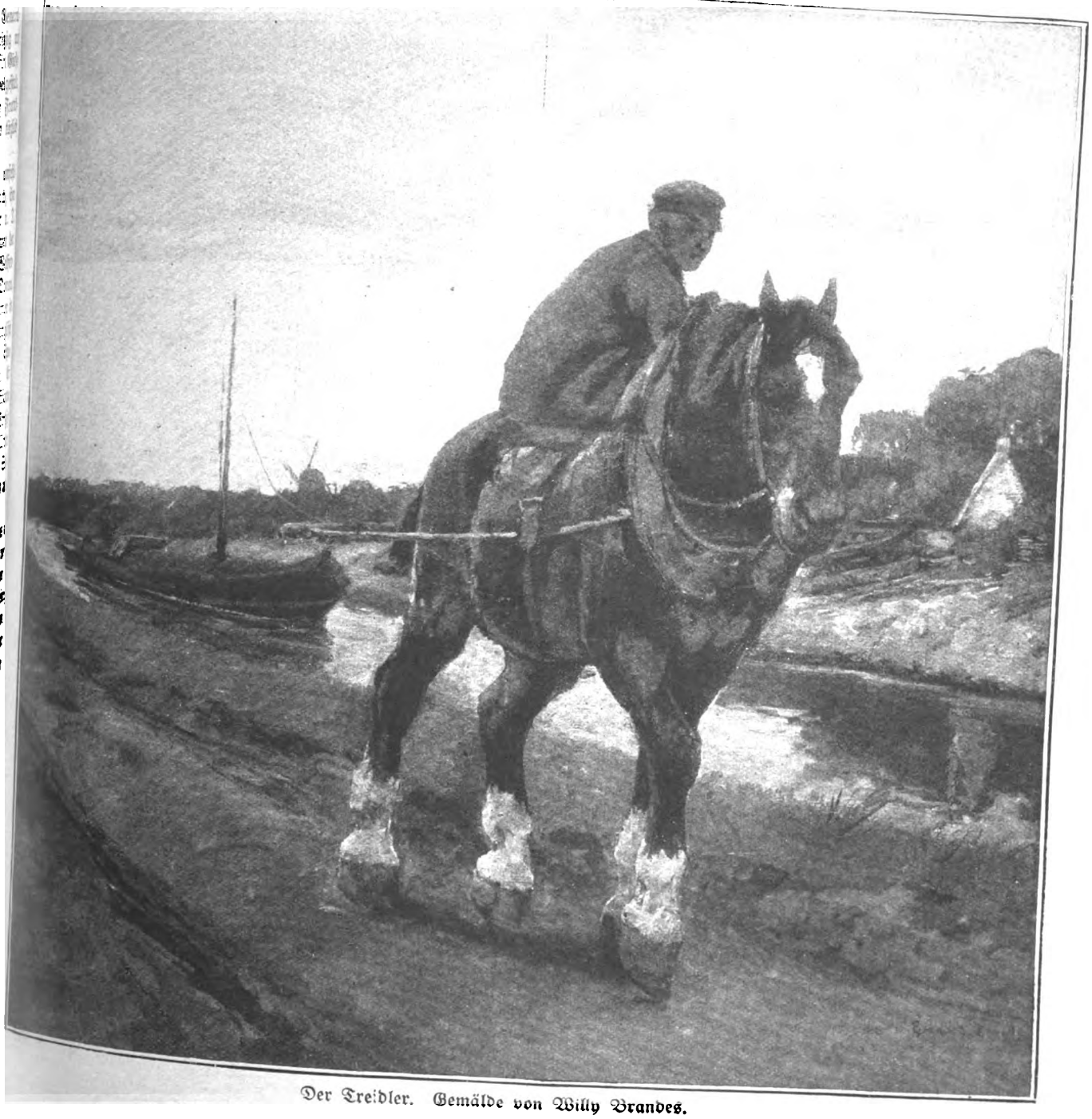
„Laßt nur unser altes Preußen stark sein. Dann ist es Deutschland von selber."

„Aber was macht man nun mit der Deputation, wenn sie da ist?" fragte Gesine die Herren.

„Ich würde sie wegen zwecklosen Umhertreibens aus Berlin ausweisen", riet ihr Mann kaltblütig.

Nebenan schrie der Stammhalter. Gesine von Pritzig sprang auf und eilte hinaus. Als sie zurückkam, herrschte an der Tafel noch eine feierliche Stille. Eine Erlösung. Die Generalin von Pritzig, der sonst ihre Puten lieber waren als die ganze Politik, nickte jetzt mit der Rührung einer guten, frommen Landesmutter und sagte: „Es wird so kommen. Gott wird den König erleuchten. Er wird die Wölfe im Schafspelz weit von sich weisen und sich zu seinesgleichen halten."

„Die Schafe im Wolfspelz meinst du", sagte Louis Ferdinand, ihr Sohn. „Ich glaube auch, er wird es tun: Aber ihr seht in Deutschland immer nur eine große Menagerie, in der der Greif und das Sachsenroß und der ein- und zweigeschweifte Löwe und der ein- und doppelköpfige Adler so friedlich wie möglich nebeneinander hausen. Aber mit diesen heraldischen Fabeltieren allein ist es nicht getan . . ."



Der Treidler. Gemälde von Willy Brandes.

Digitized by Google

„Mußt du denn immer anderer Ansicht sein als die anderen?"

„Es gibt neben den Wappentieren bei uns noch Millionen andere zweibeinige Geschöpfe. Die heißen das Volk. Und um das Volk kommen wir auf die Dauer nicht herum."

„Das sind Doktrinen, die schließlich zu dem Tanz um den Freiheitsbaum und zu der Guillotine führen, mein Lieber."

„Nun — dann bin ich eben ein reaktionärer Jakobiner."

Herrn von der Venne, dem welfischen Hochtory, mißbehagten solche Äußerungen. Ganz Preußen war ihm unheimlich, dies riesige Heerlager auf märkischem Sand mit seinem ‚Toujours en vedette!' und der blinden Anbetung seiner beiden Daseinsnotwendigkeiten: des Gehorsams und der Macht, und am meisten mißfiel ihm der Mittelpunkt dieses Exerzierplatzstaates — die Stadt Berlin. Auf dem Rückweg von der Pritzigschen Wohnung nach dem Hotel Meinhardt Unter den Linden sagte er zu seiner Tochter Gesine, die ihn, nachdem ihre Gäste gegangen, das Ende Wegs begleitete:

„Früher hatte eure Residenz noch einen Anflug von aparter Kultur. Es gab da täglich einen anmutigen adeligen Korso im Tiergarten. Es gab jüdische Salons, in denen die schönen Geister brillierten. Es gab da noch familiäre Gestalten aus dem Volk. Es gab da noch ein bißchen von dem schönen alten Schmelz, der den Dingen ihren Reiz verleiht. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Dritten schien das schon zu erblassen. Jetzt, seit dem März vorigen Jahres, ist das ganz weg. Euer Berlin ist nur noch eine Kaserne von Konstablern und Untertanen. Eigentlich ganz Preußen."

„Ich liebe Preußen."

Für Gesine von Pritzigs sonst kühles, vom Verstand beherrschtes Wesen kam das schwärmerisch und überzeugt aus ihrem Munde. Der hannoversche Edelmann blieb kopfschüttelnd stehen und sah seiner Tochter forschend in das schöne, ruhige Gesicht.

„Wenn ich nur wüßte, Gesche, woher dies Preußen seine Macht über die Menschen kriegt . . . Es ist rauh und hart. Es faßt alles unsanft an. Es befiehlt barsch. Es weiß nichts von äußerer Anmut des Lebens. Es ist karg mit Entlohnung und verlangt dabei Arbeit von jedem wie kein anderes Land . . ."

„Es ist Preußen."

„Du bist doch Hannoveranerin, Gesche . . ."

„Ich hab' einen Preußen geheiratet und bin froh, daß ich auch Preußin bin."

„Wenn du's allein wärst. Aber dies Preußen hat eine unheimliche Kraft. Es zieht die Geister an sich, obwohl es sich gar keine Mühe dazu gibt. Es stößt sie eher zurück. Aber sie kommen doch."

„Ich bin auch gekommen."

„Sogar jetzt, wo Preußen so schlecht und schwach regiert ist, wie selten, ist es noch etwas anderes als jedes andere deutsche Land."

„Es ist mein Preußen."

„Well, Gesche: Aber euer jetziger Hohenzollern . . ."

„Es muß auch mal solche geben. Es kann nicht alle Tage Sonntag in einem Land sein. Aber dazwischen waren immer die ganz Großen. Und sie werden auch wiederkommen."

„Weißt du das?"

„Ja. Das hat der Alte Fritz das Mirakel der Hohenzollern genannt. Einundzwanzig Pritzig fielen für ihn im Siebenjährigen Kriege. Es blieben nur zwei kleine Knaben übrig."

„Das habt ihr mir schon oft erzählt."

„Wieder fiel die Hälfte aller Pritzig in den Freiheitskriegen, und wieder ist das Geschlecht jetzt groß und stark. Und Preußen auch. Wir sind stärker als die andern."

„Aber Deutschland, Kind: Es geht übermorgen bei der Kaiserwahl um Deutschland."

„Ach — ich bin ein Preuße."

„Nun — mög' euer Glaube euch helfen, wie dem Weib in der Bibel", sprach achselzuckend, und doch innerlich erschüttert von dieser borussischen Inbrunst, der hannoversche Grande und trat in das Hotel.

Dort war er in der Mittagsstunde des nächsten Tages gerade im Begriff, sein Zimmer zu verlassen, und öffnete die Türe. Auf deren Schwelle stand vor ihm ein Herr, der im selben Augenblick, Einlaß erbittend, von außen geklopft hatte. Der Major a. D. von der Venne sah ihn überrascht an. Er hielt ihn, dem ersten Eindruck folgend, nach dem beweglichen, glattrasierten Antlitz, den dünnen, feinen Lippen und lebhaften hellbraunen Augen für einen Schauspieler. Aber vor diesen Augen saß eine goldene Brille, und sie hatten, durch die Gläser hindurch, das Forschende eines Arztes, und die Gesichtszüge waren tiefernst, von leisen, scheinbar erst vor kurzem entstandenen Falten, sei es des Alters, sei es des Grams, um die Augen und die Mundwinkel herum durchzogen.

Herr von der Venne glaubte, daß der Fremde sich in der Türe geirrt hatte. Aber da versetzte jener mit der artigen und dabei kummervollen Kopfneigung eines sicheren Weltmannes:

„Der Trubel im Hotel gab mir keinerlei Subjekt zum Anmelden in die Hand. Man wies mich einfach hier hinauf . . ."

„Mit wem — Verzeihung — habe ich das Vergnügen?"

„Ich bin der Geheimrat und Nationalvertreter Dr. Emil Nimis aus Darmstadt. Unsere Kinder haben vor sechs Wochen als Flüchtlinge in der Schweiz den Bund fürs Leben geschlossen . . ."

Eine Sekunde stand der Welfe betroffen starr. Dann trat er in sein Zimmer zurück, um dem andern den Eingang frei zu machen, warf Hut und Handschuhe auf das Bett, rückte schweigend einen Stuhl heran.

Emil Nimis setzte sich nicht. Er stand mitten in dem Raum. Das helle Frühlingslicht fiel von den Fenstern her auf sein blasses Antlitz.

„Man hat auch mich in Frankfurt unter die Dreißig gewählt, die die Reichsinsignien nach Berlin geleiten", sprach er. „Hier in diesem Hause abgetreten, las ich auf der Tafel Ihren Namen. Ich glaubte, nicht an Ihnen vorübergehen zu sollen . . ."

„Bitte, nehmen Sie Platz . . ."

„ . . . sondern dem Schicksalsgenossen Aug' in Aug' zu sehen. Wir sind Leidensgefährten, mein sehr verehrungswürdiger Herr Major. Seitdem Ihr Sohn Harro vor heute fast genau zwei Jahren unter einem düsteren Stern in meinem Darmstädter Hause ein geheimes Versteck vor der Obrigkeit suchte, nahm er Glück und Frieden daraus fort."

„Ich bin seit Jahren nicht mehr dafür verantwortlich, ja nicht einmal dessen bewußt, was mein einziger Sohn tut."

„. . . und ich ebensowenig einer Voraussicht teilhaftig, wessen meine älteste Tochter fähig war. Sie hat mit unschuldigem Kindergesicht, Eltern und Geschwistern liebevoll zurückwinkend, einer lächelnden, irren Ophelia gleich, Haus und Heimat verlassen, um dem Mann zu folgen."

Die beiden Väter schauten sich an und gaben sich stumm die Hand. Dann setzten sie sich. Durch Herrn von der Vennes Kopf spannen sich die Fäden des Schicksals, die, aus der Einsamkeit seiner hannoverschen Herrschaft und Heide heraus, seine Nachkommenschaft von dem Stockpreußentum in Hinterpommern und festgegründeten Hamburger Kaufmannsgeist bis in die Schweizer Freistatt der Stürmer und Dränger mit allem verknüpfte, was in Deutschland sein Leben schirmte, um sein Leben rang, zum Lichte wollte . . .

„Ja, mein Herr Geheimrat", sagte er. „Wir sind allerdings beide vom Herrn heimgesucht. Wir haben beide verlorene Kinder."

Dr. Emil Nimis hob langsam das ergraute Haupt. Auf dem war das frühere geschmeidige Lächeln verschwunden. Er sah viel älter aus als noch vor wenigen Monaten.

„Sind es wirklich verlorene Kinder, mein Herr Major?" fragte er trübe.

Digitized by Google

„Da möchte ich doch . . ."

„Sind Sie wirklich so sicher, daß wir Alten recht haben? Ich hab' es auch geglaubt. Aber ich habe in schlaflosen Nächten den Mut verloren, zu richten. Ich habe in vielen stillen, kummervollen Stunden durch den Spiegel der Erinnerung meinen Lebenslauf rückwärts gesehen. Es war auch der Ihre. Es war der aller Menschen unserer Zeit. Wir haben in unserer Jugend das letzte Nachzittern einer großen Zeit verspürt. Sie in Spanien. Ich auf der Wartburg."

„Es war die Lichtzeit meines Lebens."

„Eben. Sie haben, wie ich mir sagen ließ, den Degen gegen Napoleon geschwungen und bei Waterloo zum letztenmal. Ich habe noch wenige Jahre hinterher mit der Burschenschaft geschwärmt und gehofft . . ."

Professor Hanns Fechner.
Nach einem Linoleumschnitt von Maria Heckert-Fechner.

„Alles hat seine Zeit. Das wissen Sie selbst, Herr Geheimrat."

„Und es kam die Zeit der Ruhe. Das Behagen. Die Stille. Dreiunddreißig Jahre lang hat Europa sich nicht gerührt. Dreiunddreißig lange Jahre, mein Herr Major."

„Ja, es war keine rechte Zeit für Männer."

„Es war eine Zeit für die Ausgedienten, die Erschöpften, die Friedsamen. Ich habe mich neuerdings oft gefragt: War je in deinen Mannesjahren irgendeine große Gefahr? Standest du vor einer großen Entscheidung? Stürzte je um dich die gewohnte Welt zusammen? Mußtest du je im Drang des Augenblicks die Verantwortung eines Entschlusses für deine und der Deinen Zukunft fassen? Unser Leben verlief sanft wie ein Bach auf der Wiese, geschützt und im Gleichmaß . . ."

„Es war langweilig — sagen Sie's nur. Ich hab's mir auch schon manchmal gedacht."

„Nun kommt wieder ein neues Geschlecht. Das weiß nichts mehr von der Not und Mühe der Vergangenheit, die noch am Anfang unseres Lebens stand. Das ist ahnungslos und darum stark und anders als wir. Das haben wir Alten nicht bedacht."

„Trotzdem wäre es unsere Pflicht gewesen, von vornherein besser aufzupassen."

(Fortsetzung folgt.)

Von und über Hanns Fechner * Zu seinem 60. Geburtstag.

Vorbemerkung der Schriftleitung. Im riesengebirgischen Schreiberhau hauft seit Jahren Hanns Fechner, der erblindete Maler. Erschreckt stand einst vor diesem Schicksal, wem die schöne, reine Bildniskunst des Meisters vertraut war. Den Lesern dieser Blätter sind so manche ihrer besten Gaben vermittelt worden. Wir erinnern nur an das Raabe-Bildnis oder an das Fontane-Bildnis, das wir jüngst erst wiedergaben. Beides Kronen der deutschen Bildniskunst; beides über jedem Wettbewerb stehende, für immer gültige künstlerische Dokumente über das Wesen der dargestellten Persönlichkeiten. Wie sollte, wer diese Werke kannte und liebte, nicht erschrecken vor dem Gedanken, daß das Auge, das dies gesehen und geschaffen hatte, für immer verdunkelt sei, daß der Hand, die dies gebildet hatte, die Palette mit dem Pinsel für immer aus der Hand genommen sei. Aber da es ins Dunkel hilflos zu versinken drohte, gerade da krönte Hanns Fechner sein Leben durch seine stärkste Leistung. Freilich, ihm gab ein Gott, zu sagen, was er lebte. Als er nicht mehr mit Farben und Stiften seine Welt sich bilden konnte, formte er sie in Worten. Er schuf, da er nicht mehr Bilder malen konnte, eine köstliche Bücherreihe. Den greisen Faust schlug die Sorge mit Blindheit. Den Fünfziger Fechner drohte die Blindheit mit Sorge zu schlagen. Da aber reckte der sich erst zur vollen Höhe seines Wesens auf, und heute steht der Sechziger da als ein Sieger. Ein Sieger ist, wer so von sich und seinem Schicksal reden kann, wie er's hier tut. Ein Sieger, wer so wie er Segen und Freude um sich streut, wie ihm Zeugnis der Seinen hier es bezeugt. Ein Sieger, wer so aus der Dunkelheit selbst Licht schlägt für sich und andere. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, / Die Sonne könnt' es nie erblicken." Diese Sonnenhaftigkeit des Auges aber, die selber erst die Sonne schafft, hat nichts zu schaffen mit der Physik des leiblichen Sehorgans. Sie ist das geistige Walten einer großen, freien, schöpferischen Seele. Was Hanns Fechner so uns vorlebt, ist ein Preislied auf das Licht im Menschen, das leuchtet und wärmt und siegt — trotz alledem.

Erinnerungen * Von Hanns Fechner.

Warme Jungsonnenstrahlen leuchten durch das kleine, weitgeöffnete Fenster herein in die uralte Bauernstube. Frühling. Wieder einmal Frühling, und mit ihm strömt wundersamer Duft herein wie von zarten Mandelkernen. Das ist die Kirschenblüte draußen vor dem Häuschen, die die Bäume den Hang hinab in eine Wolke von Liebesrausch hüllt. Und dies wunderliebliche Duften weckt wie der Atem einer Zauberfee alte Erinnerungen, beschwört Bilder herauf aus dem Nebelgrau früher Jugendtage. Ich sehe den Garten meiner Kinderzeit in der alten Bauernsiedlung Wilmersdorf in all seiner Pracht. Ein unendliches Kirschblütenmeer spiegelt im blauen Himmel in zartestem Farbenspiel wider. Alte Sauerkirschenbäume, wie die Einheimischen sie überall zu pflanzen pflegten auf sonst ödem Sandlande. Zwischendurch, hier und da, jung angepflanztes Strauchwerk als Andeutung erst des werdenden Gartens.

Eines Morgens wehte da gleich einem Banner ein mit hieroglyphenartigen Bildern bemalter Zettel in dem mächtigsten der Blütenbäume. Ein Frühlingsgruß, den mein kleiner japanischer Freund Matsu nach heimischer Sitte da hineingehängt hatte, als Dank auch an die freudespendenden Frühlingsgötter. So recht kam mir aber das uralte Gedicht erst vor wenigen Tagen ins Bewußtsein, als ich es zufällig in einer ausgezeichneten Verdeutschung von Paul Enderling hörte. Vom Ewigkeitsinhalt der Verse war mir nichts in der Erinnerung geblieben, nur die seltsam gemalten Schriftzeichen hatten mich damals die Handgeschicklichkeit meines Freundes bewundern lassen. Es war eine der bezaubernden Impressionen voll intimen Naturreizes, wie sie Tomonori — er starb 905 n. Chr. — geschaffen hatte:

Das Bleibende im Wandel.

Der Kirschbaum blühte. Schwarz war mein Haar:
Ich tanzte in der Gefährten Schar.

Der Kirschbaum blühte. Grau war mein Haar —
Und die Blüte war jung, wie sie damals war.

Auf eines lächelnden Gottes Geheiß
Blüht er nun wieder. — Mein Haar ward weiß . . .

Mein schlitzäugiger Jugendgefährte ruht längst schon daheim in nipponischer Erde unter wunderlich gewachsenen Föhrenbäumen. Aber auch ihm zur Erinnerung schmückt der Lenz alljährlich die Kirschenbäume in immer neuer Herrlichkeit.

Mein Vater hatte ein kleines Häuschen auf das Stück Ödlandes gebaut, wo wir Jungen, mein Bruder und ich, wochenlang wie Robinsons in einer dürftigen Bauwärterbude alle Forscherfreuden durchkosteten. Wie rechte Entdecker kamen wir uns vor, irgendwohin verschlagen auf eine einsame Insel. Nach Berlin war's weit, und der Weg zum Dorf, wo Lebensmittel eingehandelt wurden, keineswegs nahe. Dorthin führte eine uralte Pappelallee, deren Bäume uns Jungen als in den Himmel

Digitized by Google

ragende Riesen deuchten und an denen wir doch — unter Lebensgefahr, wie die Mutter besorgte — hinaufklettern mußten. Was gab's da nicht für vielerlei merkwürdige Nesthöhlen von noch nicht gekannten Vogelarten und allerhand räuberischen Säugetieren, die, von niemandem sonst gestört, da droben hausten!

Aus diesen ersten Jahren, die uns lehrten, nach und nach alles der gütigen Erdmutter mit Fleiß und neuerworbenen Kenntnissen abzulocken, was sie nur herschenken konnte, stammt meine große Liebe zur Natur. Glücklich sind alle die Stadtkinder zu preisen, denen unter solchen Bedingungen ihre aufnahmefähigsten Jugendjahre zum Erlebnis werden. In mir wirkten sie fort, ließen mir später das Streifen durch Feld und Wald mit der Pirschbüchse auf dem Rücken oder das Durchklettern felsenzerklüfteter Forellensturzbäche nach Edelfischbeute als die herrlichsten Weihestunden erscheinen, die mich in den großen Einklang brachten mit dem Herzschlage der Natur.

Mit welcher Freude erinnere ich mich aber auch meiner Münchener Studienzeit! Auch hier herrliche Monate zu den verschiedensten Jahreszeiten droben im bayerischen Hochgebirge im Zusammenleben mit den fröhlichen sangfrohen Berglern! Sieh, da steigt die Hünengestalt meines Freundes Bernhard Johannes vor mir auf, in der malerischen Jägertracht mit nervigen, sonnengebräunten Knien über die Felsen herabschreitend: „Grüaß di God, lieber Molner! Gelt, da gibt's zu schaun — hier in Partakirch?“ Ich wollte an einem wundersamen alten, zerfallenen Holzhause durchaus nicht vorbei, da grinste er listig: „A jeder Molner macht's hier so, koaner kommt hier vorbei, bleibt bei der alten Ruin' da hängen — mir heißen's zweg'n dem d' Molner-Bettel — woaßt!“ Was die Außenwelt mir gab, wurde zur Studie, mußte hinein ins Skizzenbuch.

Manches Stücklein Berglerlebens wurde in diesen Jahren auf die Leinwand gebannt, manch lieblicher Mädchenkopf, manch runendurchfurchtes, wetterhartes Antlitz knorriger Alter. Defregger-Franzl, dessen Meisterschüler ich war im Beginn der Münchner Studienzeit, betrachtete mit zufriedener Miene die jedesmalige Ausbeute. Man hat des Meisters Schaffen wie das so vieler Maler aus der guten alten Zeit in der Neuzeit oft bekrittelnd herabgesetzt. Mit Unrecht, denn er war kein Modemaler. Daß er eine Mode schuf, die so weit ging, daß die jungen Mädchen jahrelang Haarfrisuren à la Defregger trugen, oder daß die gute alte heimische Berglerkleidung ganz einfach als Defregger-Tracht bezeichnet wurde, spricht letzten Grundes doch nur dafür, wie er sein Volk den Städteraugen nähergebracht hat. Und wenn er das Schöne bei seinen Landsleuten immer nur mit sonnigen Augen sah, so macht das seinem Menschtum, seinem Herzen nur Ehre. Was wir jetzt als veraltet in seinen Schöpfungen empfinden, fällt wieder ab wie Schlacken, und das Bleibende in seinem Werk wird leuchten als reiner Erzkern.

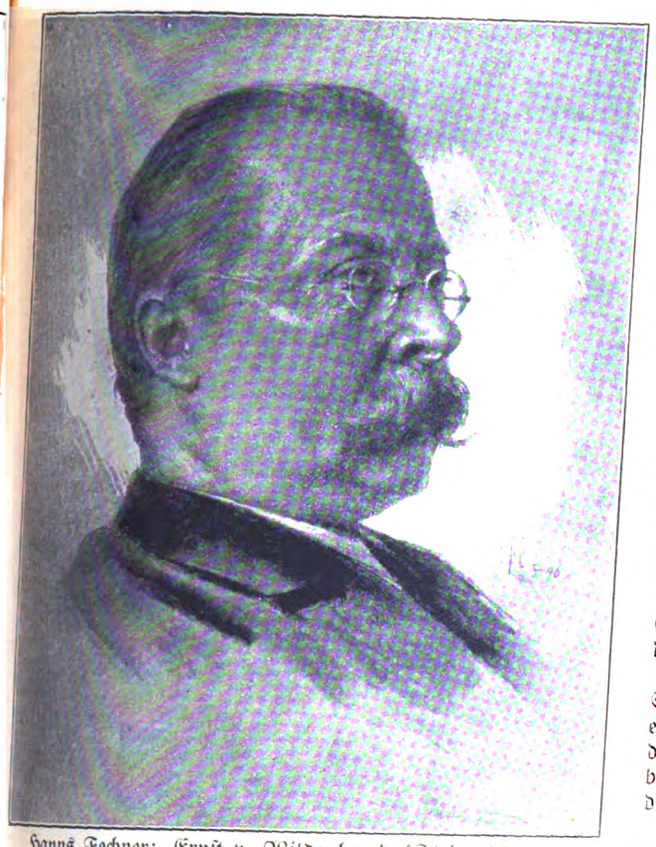
Hanns Fechner: Rudolf Virchow (Steinzeichnung).

Hanns Fechner: Ludwig Pietsch (Steinzeichnung).

Eine Reihe von Sittenbildern im Sinne der Freilichtmalerei entstand in jenen Jahren.

Dann aber kam die Zeit des Bildnismalens und wurde für mich zugleich eine Zeit des Studiums der Menschenseele. Aber in der Reichshauptstadt, in der ich dann später meinen Hausstand begründet hatte, galt es weite Ausschau halten nach wirklichen Menschen. Saßen auch nicht immer da und warteten. Oft genug mußte ich mein Ränzel schnüren und hinausziehen ins Land zu den kleinen alten Städten mit alten Erinnerungen. So fand ich Wilhelm Raabe. Mit ihm verband mich, wie mit manchem andern, Freundschaft durchs Leben von solchem Malen her. Ich mag nicht aufzählen — wem's Spaß macht, möge nachschauen im Meyer oder Brockhaus oder in den mancherlei registrierenden Fachblättern und Zeitschriften. Vom eigenen Schaffen und Wirken erzählen? Gerade beim bildenden Künstler sprechen ja seine Werke besser und verständlicher zu den Menschen als dicke leibige, erklärende Bücher. Nur darauf kommt's an, die Sprache des Künstlers zu verstehen. Ungezählten Tausenden schenkt das Kunstwerk gleich einem Volksliede all seinen Wert und Reiz, des Künstlers Name bleibt ihnen verborgen, sie fragen nicht danach. Da war in Berlin einst eine reizvolle Russin, die gern einen Kreis von auserlesenen Leuten um sich sah. Ich hatte ihr die Wiedergabe eines meiner Bilder zur Erinnerung gestiftet, und sie stand schön gerahmt und repräsentabel zur Schau. Stolz führte die Hausfrau ein junges Ehepaar aus England vor diese neueste Errungenschaft und wollte wohl dabei auch mit dem Schöpfer des Bildes als ihrem Gaste ein klein bißchen prahlen. Die junge Lady rief höchst erfreut beim Anblick des Bildes: „Oh, dem haben wir auch zur Hochzeit geschenkt bekommen, es ist ein Werk von eine bekannte englische Maler!“ Unvergeßlich bleibt mir das bezaubernde Lächeln, das sich nun über das Gesicht der Slawin ergoß. Ganz leise zeigte sie nach mir hinüber, einen listige

Digitized by Google



Hanns Fechner: Ernst v. Wildenbruch (Steinzeichnung).

Schalk in den Augen: „Der ist der Maler, unser Gast hier!“ Die Engländerin aber schüttelte gemessen ihr Haupt und bestand auf ihrem englischen Maler. Da deutete die Russin endlich vergnügt auf den Unterdruck „By H. Fechner“. Die große Gravüre-Reproduktion war auch im englischen Kunsthandel verbreitet, und die Engländerin las nun durch Zufall zum ersten Male den Namen des Künstlers.

Zwei Jahrzehnte lang malte ich Bildnisse. Die „Muß“-Porträte ermöglichten die Lebensführung, indes die „gewollten“ — von mir gewollten — Bildnisse die ganze Freude künstlerischen Schaffens brachten. Seit meiner Studienzeit war ich davon abgekommen, nur die Außenseite der Menschen zu malen, versuchte vielmehr einzudringen in das, was dahinter liegt, in die Wesenheit, die Seele der Menschen, damit sie sich im Bilde offenbare. Und wieviel wurde mir damit rein menschlich geschenkt! Mir lag das Menschenmalen im Blute vom Vater her, und von meinen Kindern, die alle künstlerisch veranlagt sind, ererbte besonders mein Ältester die Kunst der Menschenmalerei. Liegt es doch dem deutschen Maler ganz besonders, in die Tiefe zu schauen und nicht nur genießende Oberflächenfreude als Höchstes in der Kunst zu fühlen und zu geben. — — —

Die Sonne ist weitergerückt, Dunkelheit ist hereingedrungen ins Stübchen, aber leiser Blütenruch schwebt noch immer im Raum. Seit neun Jahren ist mir das Licht dieser Erde erloschen, aber Kirschenblüten und Menschenherzen schenken mir noch immer ihr Schönstes, ihren zartesten Duft. „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen, allein im Innern leuchtet helles Licht“ — ja, das Haar ist weiß geworden, aber Gott sei Dank, das Herz ist jung und fröhlich geblieben!

Maleraugen * Von Ruth Fechner.

Maleraugen! Wohin sie schauen, finden sie Schönheit, unendliche beseligende Schönheit, in dem Werke der großen Schöpferkraft. Betörend diese Formen, sanft der Rhythmus in diesen Linien; groß, gewaltig wirkt diese Linienführung. Über alles Kleine und Kleinliche hoch emporreißend. Trotz des stark Lebendigen, trotz der tausendfältigen Bewegtheit atmet sie doch erhabene Ruhe . Und die berauschende Fülle der Farben: voll solcher Schönheit, Musikdurchbebtheit und Harmonie, daß das Herz trunken wird in seliger Freude!

. . . Es ist ja undenkbar — solche Augen . . Maleraugen! . . können, dürfen nicht eingehüllt werden in dunkle, undurchdringbare Nacht!

Törichte Menschen!

„Alles schenken die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz. Alle Freuden, die unendlichen, alle Leiden, die unendlichen, ganz!“ Ist doch solche Unendlichkeit, solche Größe des Erlebnisses berufen, den großen Menschen zu schaffen!

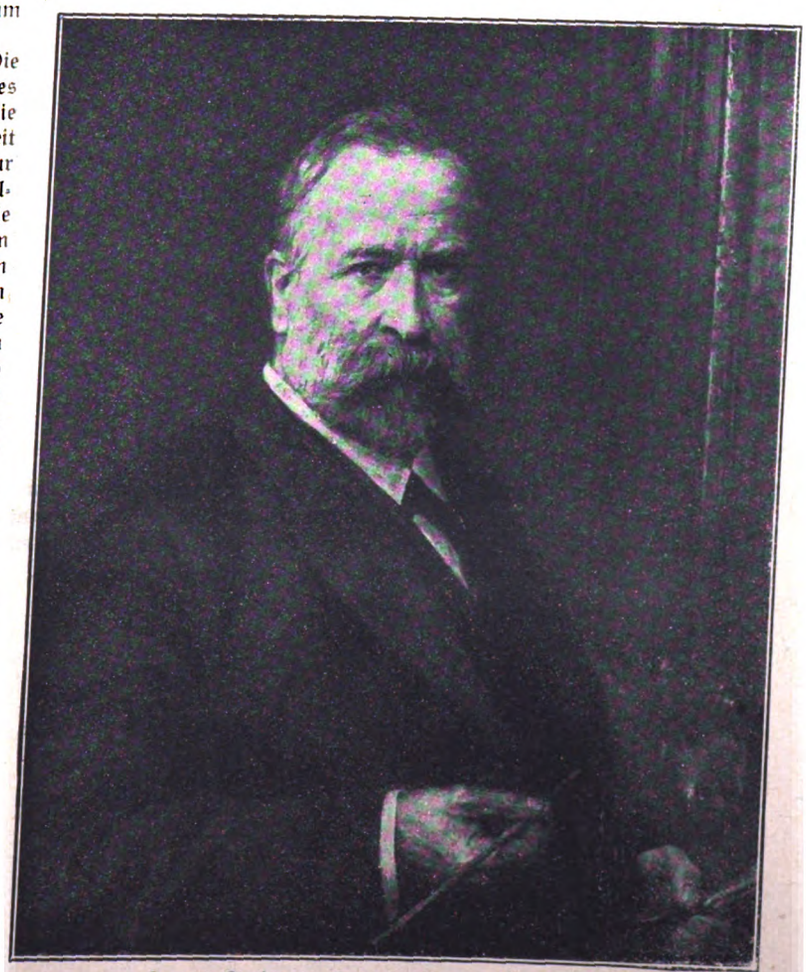
Oh, gerade weil es Maleraugen sind, kann die schwarze Finsternis nicht Besitz ergreifen von ihnen. Sie sahen ja nicht wie gewöhnliche Augen, die zwar die gleiche Tätigkeit des Sehorgans haben, denen die gleichen Bilder, die gleichen Eindrücke zugänglich sind wie den Künstleraugen. Aber da liegt es ja: Die Gottbegnadetheit ruht nicht im Sehorgan, sondern in der Seele. Dieselben Eindrücke, die Millionen armseliger Menschen nichts bedeuten, lassen des Künstlers Seele aufzucken in eigener Glückseligkeit. Und in diesem Feuer werden die kostbaren Gebilde geläutert und geschmolzen und geformt zu dem, was des Künstlers Hand in neuer Linien- und Farbengebung festhält zur Beglückung schönheitsempfänglicher Menschen.

Versiegen mag die Fähigkeit des äußeren Sehorgans . . . Es bleibt ja gottlob die, auf der allein die Schöpferkraft beruht: die des inneren Auges.

Nun, da den Maleraugen Hanns Fechners der Blick in die Schönheit der Welt auf immer versagt ist, füllen tausend in der eigenen Seele geborene Bilder seine innere Schau. Unabgelenkt durch die nebensächlichen und kleinlichen Gesichte des Alltags, beeinträchtigt nichts die Sammlung, schwächt nichts die Kraft dieses Schauens.

Jedoch der künstlerische Ausdruck! Die Hand, die göttlich begnadete, bedarf des Augenlichtes, um in Linien und Farben bildnerisch sprechen zu können. Und die Schönheitshungrigen jammern, daß solch Talent brachgelegt wurde, verdammt zur Fruchtlosigkeit.

Aber der Reichtum dieser inneren Bilder soll hier nicht ungehoben in der Tiefe verharren, ohne Sendung. Und können



Hanns Fechner: Ludwig Knaus (Ölgemälde).

Digitized by Google

Leinwand, Palette und Stift nicht mehr die Bilder festhalten, so muß die Sprache helfen:

Siehe, da tauchen sie vor unseren Augen auf . . . in Worten köstlich gemalt von diesem Künstler, . . . voll Rhythmus, Klang und Farbe. . . .

Aus alten Skizzenbüchern * Von Hanns Fechner.

Spiel . . .

Einst spielte er
Als Kind
Mit einem Balle,
Der seine ganze Welt umschloß.

Als Jüngling
Schleudert' er ihn voller Kraft,
Des Gegners Spiel zu überspielen trachtend.

Der Wurf des Mannes
Traf gemessen, mit wohl erwogner Wucht
Ins Ziel — — —

Nun ist er alt . . .
Und spielt ein närrisch Spiel:
Den Ball möcht' er in Himmelshöhen treiben,
Bis dorthin,
Wo die Sterne hangen . . . .

Voll Kindheitglauben,
Daß er einen treffen werde,
Der, seine Sehnsucht ihm zu stillen,
Mit seinem Märchenglanz
Zu ihm herniederkäme.

Sonnenschau.

Hier, wo der alten Baumriesen Wipfel
Sich zur Kuppel wölben —
Zur Kuppel eines hehren Domes,
. . . Leuchtet ein Stern herab.

Ein einziger nur,
Der sichtbar ist am Stücklein
Sammetblauen Firmament.
— Ein einziger nur,
Der in der engen Öffnung
Des Zweiggewirrs erstrahlt!

Und doch:
Den Einen,
Den Bruder seiner Millionen Brüder
Zu erkennen,
Ihn zu sehen,
. . . Lehrt schon allein das Sternenmeer verstehen — —

Es sank der Tau,
Und neugebadet stieg der junge Tag herauf,
. . . Und mit ihm unser Stern,
Die Lebensspenderin,
Die Sonne.
. . . Allgütig streichelt sie
Mit warmen Strahlen die Menschenwesen
— Und küßt auch dich!

Aus den Spielmannsliedern:

I.

Die Saiten sind gesprungen —
Mein Lied ist längst verklungen,
Auf das ich einst so stolz.

Ich trommele ganz leise
Den Takt zu meiner Weise
Aufs nackte Wimmerholz.

Jetzt zieh' ich mit dem Ranzen
Talein wärts und bergauf:
Und wöll'n die Mägdlein tanzen,
. . . So pfeife ich darauf!

II

Nun hab' ich meine Fiedel
Aufs neue hergericht'
Und spiel' darauf mit heißem,
Herzfrohem Angesicht.

Ich fühl' in jungem Takte
Des Herzens hellen Schlag . . .
Lenzzarte Rosen blühen
Wohl rings im grünen Hag.

. . . . Den Blütenkranz im Haare,
Schreit' ich dem Zug voran,
Lachend dem Tod entgegen
— Als freier Fiedelmann!

Hanns Fechner * Von Margarethe Kiefer-Steffe

Du seligsilberner Spielmann du,
Du Rattenfänger, du Pfeifer Gottes!
Du brauchst nicht zu schaun, du weißt, sie folgen,
Die Kindlein alle, die alten und jungen,
Die Frohen, die Stolzen, die Lauten und Leisen,
Mit jauchzenden Herzen folgen sie dir!
Mit deinem leuchtenden Lockenschopfe
Scheinst du mir immer ins Blaue zu steigen;
Aus Himmelsbläue, aus Sonnenglänzen
Hör' ich von ferne dein Musizieren!
Deinen frohlockenden Lebensang!
Und hast doch einmal im Schatten gestanden,
In Kellertiefen, im blutigen Grame,
Ganz tief da unten, wo Gott und Tod
Eins sind. — Aber Heil deinem Herzen,
Deinem göttlichen Sängerherzen,
Es riß dich empor! Und siehe, seitdem
Klingt erst die Flöte im süßesten Zauber,
Herzen betörend, Märchen erzählend
Vom Paradiese — wo Lämmer und Löwen,
Adler und Tauben in Sonne spielen —
Spiel' uns, Spielmann, wir lauschen so froh!

Vorfrühling * Novelle von Georg Wasner

Frau von Lefevre stand im Entree vor dem Spiegel. Sie tat das schon seit einiger Zeit. Es war begreiflich. Die mittelgroße, schlanke Dunkelblondine mit dem schrägsitzenden Hut, dem Veilchensträußchen im Knopfloch des eng anliegenden, langschößigen Jaketts, dem gepufften Frühjahrsmuff in der Rechten war in ihrer sich sofort aufdrängenden Gepflegtheit eine Erscheinung, deren Anblick nicht nur die Besitzerin dieser Eigenschaften befriedigen mußte. Dabei sah sie sich aber gar nicht an. Sie sah an sich vorbei nach dem anderen Veilchensträußchen an der rechten Seite ihres Hutes. Auch hatte sie den Kopf wie horchend erhoben, und in ihren länglich geschnittenen, hellen Augen lag ein Ausdruck intensiven Sinnens. Bis sie plötzlich auffuhr, den gemusterten Schleier herabzog und dachte: Wahrscheinlich treffe ich ihn gar nicht! Sich zur Entreetür wendend, war sie entschlossen, doch zu tun, was ihr vorschwebte.

Von der Hardenbergstraße, in der sie wohnte, bis zum Untergrundbahnhof am Zoologischen Garten war es nur ein kleines Stück. Viel länger dauerte es auch nicht, bis sie an ihrem Ziele, dem Wilhelmplatz, anlangte. Zur Ober welt zurückkehrend, blickte sie auf ihr Uhrenarmband. E war gerade fünf. Das war ihr recht.

Sich nach links haltend, überquerte sie die Wilhelmstraß ging durch die laue Luft des scheidenden Märztages bis z Leipziger Straße und bog um die Ecke. Hier trat sie an d erste und an das zweite Schaufenster, sah auf die zierlich Dinge, die hinter den Scheiben lagen, und sah wieder a ihr Uhrenarmband. Dann machte sie kehrt, bog aberm in die Wilhelmstraße und ging sie hinauf. Ganz so eil hatten es ihre schmalen Füße unter dem nicht ganz bis den Knöcheln reichenden, taktmäßig schwingenden Rock ni mehr, und die Augen, die vorhin herumgestrichen und üb die Gesichter geglitten waren, waren jetzt leicht zusamm gekniffen und blickten die nicht allzu belebte Straße entla Doch sahen sie nicht, was sie sehen wollten. An der W straße machte sie nochmals kehrt. Und wieder bog sie die Ecke, wieder stand sie an den Schaufenstern, wie wandte sie sich der Wilhelmstraße zu.

Digitized by Google

Mit einem Male zuckten ihre Brauen, ihre Augen kniffen sich noch mehr zusammen, sie begann schneller zu gehen. Jenseit der Voßstraße zog der große blonde Herr, der ihr entgegenkam, die Hände aus den Taschen, richtete sich auf und machte sich grußfertig, wobei sein Gesicht einen Ausdruck höflicher Aufmerksamkeit annahm, gemildert durch den Ansatz eines beherrschten Lächelns. Während er den Hut tief zog, verbeugte er sich auch, ja, trat sogar vom Trottoir auf die Pflasterung zwischen Steinplatten und Häuser, obgleich auch ohne dieses Ausweichen Platz genug gewesen wäre. Sie aber, deren Augen von ihm abgeglitten waren, dankte und verspürte, kaum daß sie an ihm vorüber war, ein zwiespältiges Gefühl, Befriedigung und Unbehagen zugleich. Sie ging unwillkürlich auch noch schneller und senkte den Kopf. Doch bald hob sie ihn wieder, ein Lächeln kräuselte ihre ziemlich schmalen Lippen, und in einer gewissen Erheiterung blickte sie nach den Linden hin. Denn jetzt war es ja geschehen, jetzt gab es kein Zurück mehr, jetzt mußte sich zeigen, was werden würde.

Folgerichtig dachte sie dabei an den Rittmeister von Kühlewein. Den hatte sie zu Winters Anfang auch so an zwei Tagen hintereinander an ein und derselben Stelle getroffen, und auch ihm war sie vorher mehrmals auf Gesellschaften begegnet und hatte sich seiner Aufmerksamkeit erfreuen können, einer Aufmerksamkeit, die ihr allerdings nicht so viel bedeutet hatte wie die des Legationsrates von Winterstein. Nur daß es sich damals bei der Doppelbegegnung um einen Zufall gehandelt hatte. Doch der Rittmeister hatte das nicht erkannt, sondern hatte, ohne daß es ihm angedeutet gewesen, bei ihr und der Tante Besuch gemacht und sich mit Lächeln und Schnurrbartstreichen ein wenig töricht verhalten. Vier Wochen später, nach Ablauf seines Kommandos, hatte er denn auch einen Korb mit in seine Garnison nehmen müssen.

Und Winterstein? Vielleicht macht er jetzt auch Besuch, dachte sie maliziös, aber in einer Malice, die sich eigentlich gegen sie richtete. Oder er tat gar nichts. Dann ist er ungeschickt, ging es ihr durch den Kopf. Jedoch, was sie erwartete und der Legationsrat tun sollte, wußte sie nicht, sie wußte nur eines, daß er auf keinen Fall zeigen durfte: er erblicke in der heutigen Begegnung eine Avance. Davon hing alles ab. Mit schräg gehaltenem Kopfe bog sie in die Linden. —

Zu dieser Zeit passierte der Legationsrat schon die Schaufenster, an denen Frau von Lefevre vorhin mit mangelhafter Aufmerksamkeit gestanden hatte. Auch er war innerlich stark beschäftigt. Vor vierzehn Tagen hatte er sie am Brandenburger Tor und am Vormittag getroffen, das war Zufall gewesen; gestern in der Wilhelmstraße und am Nachmittag, das war ebenfalls Zufall gewesen; heute hingegen? Da er bereits neununddreißig Jahre zählte und die Zeit des Stürmens, wenn er sie überhaupt gehabt, hinter sich hatte, war er geneigt, auch diese Begegnung als Zufall zu nehmen. Aber während er seinen Weg fortsetzte und weiter grübelte, tat er es doch auf der Basis dessen, daß es sich nicht um einen Zufall handelte. Merken lassen durfte er sich das freilich nicht. Aber da der Winter so gut wie vorüber war, die Geselligkeit beinahe auch, so fehlte ihm die Perspektive. Und also geriet er ins Rechnen: Jetzt neununddreißig; machte sein Sohn das Abiturientenexamen, war er gegen sechzig; und war es eine Tochter, und wurde sie auf Bälle geführt, war er auch gegen sechzig. Wieder schien ihm etwas nicht zu stimmen, und es war ihm nicht unangenehm, als ihm einfiel, daß die Vorbedingung für beide ja doch sein Entschluß wäre, zu heiraten. Indessen, das vorausgesetzt, besaß Frau von Lefevre allerdings alles, was man an einer Frau liebte, Eleganz, Scharm, biegsamen Geist, und mit Vergnügen dachte er daran, wie gut er sich mit ihr unterhalten, als er sie im Dezember bei ihrer ersten Begegnung zu Tisch geführt hatte, und wie gut auch im Januar und Februar, als er sie zwar nicht wieder zu Tisch geführt, aber nach dem Essen lange mit ihr geplaudert hatte. Zuletzt bei seinem Freunde, dem Major Horn, einem Kameraden aus der Kameruner Zeit, der ihm auch erzählt hatte, daß sie die Tochter eines rheinischen Großindustriellen sei, und daß ihr vor drei Jahren verstorbener Mann als führender Automobilist zwar nicht wenig verbraucht, aber ihre pekuniäre Position nicht im geringsten erschüttert hätte. Und Horn mußte es ja wissen. War seine Frau doch die Kusine der andern.

Der Kellner der in der Potsdamer Straße belegenen Weinstube, in der er sein spätes Mittagsmahl einzunehmen pflegte, machte ihn darauf aufmerksam, daß es sich empfehlen dürfte, heute vom Menü abzusehen und Rheinlachs zu wählen. Winterstein tat es und tat noch ein übriges, er bestellte anstatt der üblichen halben Flasche Mosel Hochheimer Hölle. Er bestellte zum Nachtisch auch den ersten Teil des Adreßbuches. Zwar wußte er, wo Frau von Lefevre wohnte, doch war er der Hausnummer nicht sicher. Zufrieden machte ihn aber auch die Behebung dieses Zweifels nicht, es blieb ein Rest. Über ihn grübelnd, glaubte er feststellen zu sollen, daß er einfach deshalb unzufrieden wäre, weil er nicht wußte, was jetzt tun. War es heute kein Zufall gewesen, so mußte er handeln, das war klar. Er stützte den rechten Arm auf, neigte den Kopf und fuhr mit der ganzen Hand von rechts nach links über die Stirn. In merkwürdiger Ideenverbindung dachte er dabei an Kamerun, an seine zivile Machtvollkommenheit, an sein Grandseigneurtum, und empfand Sehnsucht. Bis sich ihm die Überzeugung aufdrängte, daß es ihm erheblich lieber wäre, wenn es heute doch Zufall gewesen, und zwar nicht lieber, weil er dann nicht zu handeln brauchte, sondern lieber um Frau von Lefevres willen. Daß sie einen so prononcierten Schritt getan, meinte er, trübe ihm ihr Bild, nähme ihr etwas von ihrem Charakter als Dame. .Rheinländerin, dachte er, dachte aber auch daran, daß ohne das Heutige ihre Angelegenheit ganz aussichtslos wäre, denn günstigsten Falles begegnete er ihr im nächsten Winter wieder, und drei Vierteljahre Zwischenzeit . . . . also aussichtslos.

Indem er sich von neuem mit der ganzen Hand über die Stirn strich, ließ er den Mokka, den der Kellner, ohne zu fragen, hingestellt hatte, weiter kalt werden.

* * *

Die Märzdämmerung füllte die Straßenschachte und gab ihnen blaugraue Tiefe und unbestimmte Umrisse. Die weißen Kugeln der Bogenlampen, die eben aufgeflammt waren, hatten einen Hof; am Westhimmel zog sich ein schmaler rosenfarbener Streifen unter einer geheimnisvoll langgestreckten schieferblauen Wolke hin, und es lag Lässigkeit in der Luft und unbestimmte Ahnung. Soweit der Vorfrühling sich dem Häusermeer gegenüber durchsetzen konnte, tat er es. Auch war es noch immer warm, was zur Folge hatte, daß die Straßen ganz ungewöhnlich belebt waren, aber nicht ausschloß, daß man dann und wann noch einen Pelz erblickte. Die Elektrischen schienen es eiliger als sonst zu haben, die Menschen nicht, ihr Sprechen und Lachen klang sorglos oder brach im Gegensatz dazu jäh ab, je nachdem.

Frau von Lefevre kehrte heim. Auch sie ging ein wenig lässig, und auch ihr fiel es auf, daß diese und jene, an der sie vorüberkam, kurz noch einmal auflachte und verstummte. Schaute sie unter ihrem Schleier hin, so bemerkte sie, daß die Betreffende den Kopf verschämt gesenkt hatte.

Nicht mehr weit von ihrem Hause glaubte sie in einem sich ihr nähernden Herrn den Legationsrat von Winterstein zu erkennen und wußte es nach noch fünf Schritten genau. Also das war seine Antwort: Umgekehrter Spieß, Begegnung gegen Begegnung mit zweifellosem Herumstreichen vor ihrer Wohnung und mit dem Geständnis zwischen den Zeilen: Da ich dich neulich getroffen habe, hat es mir keine Ruhe gelassen, bis ich dich wieder treffe. Mochte das Ganze auch ein wenig an Backfisch und Primaner erinnern, es war nett, war taktvoll, war sogar rührend. In dieser ihrer Rührung

Digitized by Google

fiel ihr ein, wie sie gestern vormittag, am Sonntag, in leicht nervöser Spannung darauf gewartet hatte, es im Entree klingeln zu hören und die Ernestine, das Stubenmädchen, mit Visitenkarten auf dem Tablett auftauchen zu sehen. Daß es nicht geschehen war, befriedigte sie jetzt erst recht. Glücklich vor sich hinlächelnd, bog sie zwischen die schmalen Vorgärten ein und schritt auf die Haustür zu.

Die Tante, die im grünen Wohnzimmer saß, groß und hager, aber mit kleinen hellblauen Augen, die in anderem Falle an Trinkeraugen erinnert hätten, wollte wissen, was der Juwelier geantwortet hatte. Sie gab Bescheid, war sonst aber ziemlich einsilbig und erklärte nach einer Weile, daß sie nun endlich den Brief an ihre Düsseldorfer Freundin schreiben wollte, der schon lange fällig wäre. Damit erhob sie sich und ging durch den Salon in ihr Zimmer, drehte hier Licht an, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, und stand am Sofatisch und sah auf die Schneeglöckchen in der dänischen Vase. Dabei bildete sich eine kleine Falte zwischen die Brauen, die schmalen Lippen preßten sich aufeinander, schließlich huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie dachte: Eine Entscheidung braucht es ja noch gar nicht zu sein, und trat nun doch zu dem schräg zum Fenster gestellten Schreibtisch. Jedoch, sie griff immer noch nicht nach Schreibmappe und Halter, sondern nahm den Hörer aus der Gabel des Telephonapparates und hob ihn zu Mund und Ohr.

Ja, es war ihrer Kusine, der Frau Major Horn, recht, wenn sie nach dem Abendessen zu ihr käme, es war ihr sogar sehr recht. Ihr Mann, der Major, ging zu einer Zusammenkunft alter Kameruner. Auch erklärte sie, ihr etwas mitteilen zu wollen, etwas Gutes, etwas, worüber sie sich riesig freute. „Gut für dich oder für mich?" fragte Frau von Lefevre und fand töricht, woran sie gleichzeitig denken mußte. „Ja so, entschuldige. Freude macht ja egoistisch", klang es zurück. „Also gut allerdings nur für mich. Wir reisen doch noch. Vom ersten April ab bekommt Paul vier Wochen Urlaub."

Frau von Lefevre wußte, daß die beiden sich den ganzen Winter über darauf gefreut hatten, im Frühling nach Italien zu fahren, wußte auch, daß sie diesen Wunsch aus dienstlichen Gründen halb schon hatten begraben müssen, und sagte: „Oh, das ist schön. Da gratuliere ich", war aber erschrocken. Bis zum ersten April waren nur noch zehn Tage, und wer sich auf eine Reise vorbereiten mußte, hatte wenig Lust, noch einmal Gäste zu sich zu laden. „Also ich komme nachher", sagte sie schnell und legte den Hörer in die Gabel zurück.

Frau Major Horn war trotz ihrer vier Kinder nicht älter als sie und war als Erscheinung ein Gegensatz. Hellblond, rosig, voll, gesund, konnte sie weder auf Rassigkeit, noch auf besondere Eleganz Anspruch machen. Aber sie hatte ihre Frische, ihr liebenswürdiges Lächeln, ihr glückliches Temperament, es kam eben auf den Geschmack an. Und sie saß bequem in der Ecke des Sofas, schmiegte sich wohlig in die Polster und hatte den rechten Arm und die rechte Hand auf die Lehne gelegt und spielte mit den Fingern. Fiel das Licht der Lampe im richtigen Winkel darauf, so blitzten die Steine in ihren Ringen. Dazu lächelte sie und sprach unentwegt von Florenz. Denn Florenz sollte es vor allem sein, von den vier Wochen war die Hälfte dafür bestimmt. Aber plötzlich brach sie ab, zog die geschwungenen Brauen hoch und fragte im Tone größter Überraschung: „Gäste?" Ihre Kusine, die im Sessel saß, auch bequem, doch nicht angekuschelt, hatte sich eben erkundigt: „Da paßt es dir wohl nicht, noch einmal Gäste bei dir zu sehen?"

„Ja", fuhr Frau Lefevre fort. „Nicht viel, nur ein paar und keine große Sache." Sie blickte nieder. „Und?" fragte Frau Horn. „Du würdest mir einen Gefallen damit tun." — „Das nehme ich an. Nur . . ." Erwartungsvoll sah sie die andere an. „Vielleicht könnte auch Winterstein dabei sein?" Frau von Lefevre tippte auf die Tischkante.

„Also, Claire," sagte Frau Horn nach einem Weilchen, und ihre Finger begannen wieder auf der Sofalehne zu spielen, „ich tät's nicht." — „Tun," wiederholte ihre Kusine. „Ob ich's tun werde, weiß ich noch gar nicht. Ich möchte nur die Möglichkeit haben, ihn durch die Tante auffordern zu lassen, daß er bei uns Besuch macht." — „Das ist ja schon so gut wie getan. Also, ich tät's wirklich nicht. Du brauchst einen forschen Mann, eine Art Draufgänger." — „Danke", fiel Frau von Lefevre ein. „Den habe ich schon gehabt." — „Na ja. Er braucht ja nicht gerade wieder so zu sein. Aber Winterstein! Winterstein ist zu ruhig für dich, zu temperamentlos, zu schwerfällig." — „Kannst du dir nicht denken, daß mich gerade das reizt?" — „Reizt?" — „Ja. Oder wie du es sonst nennen willst. Es kommt auf das Wort doch nicht an."

„Nein, nein", gab Frau Horn zu. „Auf das Wort kommt es natürlich nicht an, sondern auf die Sache. Aber liebst du ihn denn?" Zwischen den Brauen Frau von Lefevres entstand auch jetzt die kleine Falte. „Du fragst wie ein Backfisch, Marie", sagte sie. „Na, ich halt' mich schon immer noch lieber an die Liebe als daran, daß mich etwas reizt."

Von neuem entstand die Falte zwischen den Brauen Frau von Lefevres, auch tippte sie wieder auf den Tischrand, ehe sie entgegnete: „Wie mit zwanzig ist es mit dreißig doch nicht mehr. Schon gar nicht, wenn man schon einmal verheiratet war." — Wenn man schon einmal verheiratet war, dachte Frau Horn und ließ die Augen ins Zimmer hineingleiten und langsam auf das Gesicht ihrer Kusine zurückkehren. „Merkwürdig muß es wohl sein", sagte sie sinnend.

„Was?" fragte Frau von Lefevre und blickte noch immer vor sich hin. — „Das alles zum zweitenmal durchzumachen." — „Soweit man es zum zweitenmal durchmacht." — „Na ja, natürlich. Soweit. Ganz dasselbe ist es natürlich nicht. Aber sag'," sie beugte sich vor, „hast du es dir schon vorgestellt?"

„Aber Marie!" Errötend fuhr Frau von Lefevre mit dem Kopfe zurück. — „Herrgott, hab' dich nicht. Man denkt doch an dies und an das. Ich tu's doch auch, obgleich ich doch gar keine Veranlassung dazu habe. Und wenn er dich außerdem auch noch reizt."

„Hätt' ich doch bloß das Wort nicht gebraucht", stieß Frau von Lefevre aus. „Also, er gefällt mir auch, gefällt mir im Äußeren und im Wesen. Ich habe auch die Überzeugung, daß mein Geld für ihn nicht in Frage kommt." — „Das glaube ich allerdings auch nicht", antwortete Frau Horn gedehnt. „Gegen ihn habe ich ja auch nichts. Ich mag ihn vielmehr ganz gern, Paul hält sogar große Stücke auf ihn, bloß eben, du und er . . . Na, da werd' ich also in Florenz nicht nur an die Kinder zu denken haben. Und weißt du was? Sobald wir da sind, schreibe ich dir unsere Adresse. Du hältst mich auf dem laufenden?"

Frau von Lefevre nickte, fragte aber auch: „Und worum ich dich gebeten habe?" — „Ja so. Also wart' einmal." Sie überlegte: „Montag wollen wir abfahren . . . Donnerstag vorher?" Wieder nickte die andere. „Schön. Soll er dich zu Tisch führen?" — „Das doch nicht. Überhaupt," sie sah ihre Wirtin düster an, „ich rechne bestimmt darauf, daß du deinem Manne nichts sagst."

„Das ist doch selbstverständlich", entgegnete Frau Horn. „Ich werd' ihm vielmehr sagen . . . ." Wieder überlegte sie. „Also —" Ein Lächeln zuckte plötzlich um ihre Mundwinkel, ein schnelles, triumphierendes Lächeln. „Also ich werde ihm sagen, daß ich es Borkes wegen für nötig halte. Du weißt doch, Borke ist Pauls Abteilungschef. Durch ihn hat Paul den Urlaub erhalten. Und er ist Junggeselle. Wäre er verheiratet, könnten wir sicher nicht fahren. Also, es ist überhaupt ganz gut, daß du mich auf den Gedanken der Einladung gebracht hast. Er wird doch erwarten, daß auch ich ihm danke." Belustigt von diesem Einfall, belustigt auch von ihrem Eifer, setzte sie noch hinzu und lachte dabei ihren Gast an: „Ja, wir Frauen." —

Zu dieser Zeit war es, daß in dem Restaurationszimmer, in dem die Kameruner tagten, der Major Horn in sein

Digitized by Google

Generalstabsuniform sich vom Stuhle erhob, ein Stück an der Tafel entlang ging und dem Legationsrat von Winterstein auf die Schulter tippte. Begrüßt hatten sie sich schon, auch schon ein paar Worte miteinander gewechselt. Wie Winterstein sich jetzt umdrehte und erhob, erging es ihm so ähnlich wie vorhin Frau von Lefevre am Telephon. Auch ihm kam ganz unerwartet ein Gedanke und mit dem eine Erwartung, zumal Horn und Frau während der letzten Tage in seinen Überlegungen ohnehin eine große Rolle gespielt hatten. Die Enttäuschung blieb auch hier nicht aus und wurde sogar zur Scham, als er weiter hörte, daß Horns reisten. Um so interessierter zeigte er sich, schwärmte auch von Florenz und empfahl ein Hotel. Der Major versprach, es sich zu merken, und pflichtete bei, als Winterstein in nun doch durchbrechender Sentimentalität meinte: „Da werden wir uns also wahrscheinlich ziemlich lange nicht sehen." — „Wahrscheinlich", sagte er. „Denn komme ich zurück, muß ich mich Hals über Kopf in die Sommerarbeiten stürzen. Es ist übrigens auch jetzt schon über die Maßen viel, was noch zu erledigen ist. Eigentlich hätte ich heute gar nicht kommen dürfen. Und um meine Frau steht es bei unsern Vieren natürlich nicht anders, von den Toiletten noch abgesehen . . . Na," setzte er nach kurzem Innehalten hinzu und lächelte, „man fühlt sich ja doch schon gehoben, und also sind auch die größten Anforderungen nur ein Spiel. Eine Nacht Schlafwagen macht vieles wieder gut. Aber," er streckte die Rechte aus, „da lassen Sie es sich in den nächsten Monaten also gut ergehen. Die übliche Karte wird auch Ihnen nicht vorenthalten werden."

Winterstein dankte im voraus und ließ glückliche Reise wünschen, dann setzte er sich wieder, brach aber eine Viertelstunde später schon auf. Obgleich es einen Umweg bedeutete, ging er auch jetzt den üblichen Weg durch die Wilhelmstraße, stellte am Auswärtigen Amt fest, welche Fenster noch erleuchtet waren, und bog mit schwerem Herzen an den Schaufenstern in die Leipziger Straße.

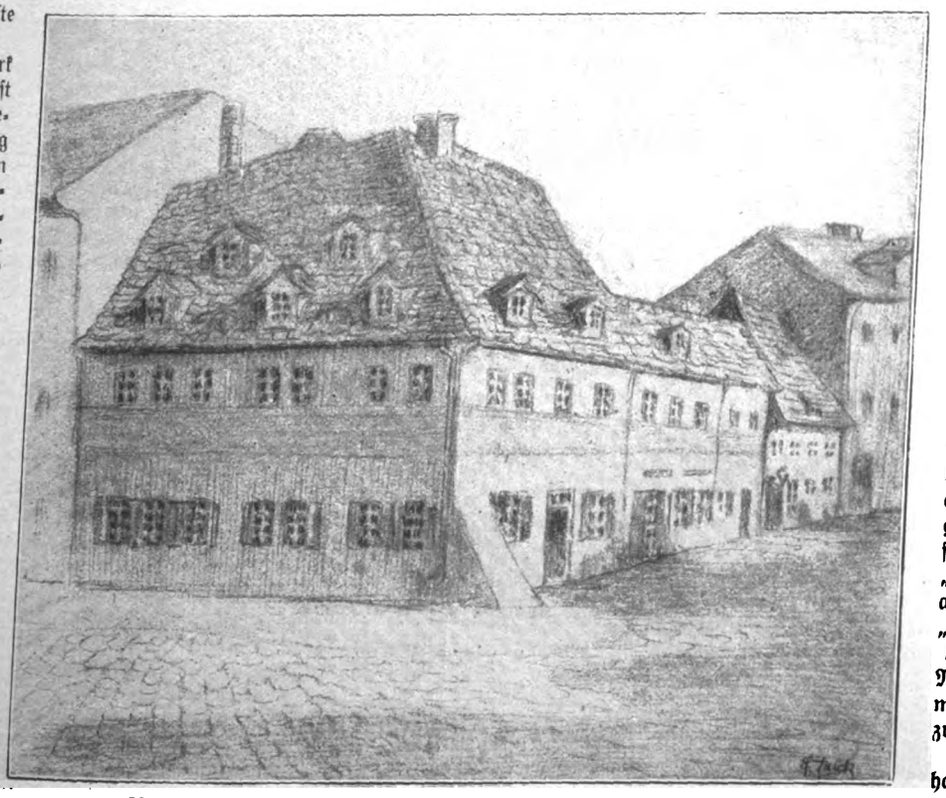
Um so überraschter war er, als er am übernächsten Morgen die Einladung erhielt. Der Major schrieb nur kurz, aber freundschaftlich, und hatte augenscheinlich ganz und gar vergessen, daß er ihm gesagt hatte, wieviel er und seine Frau noch zu tun hätten.

Sein erster Gedanke, schon umwogt von einer starken Freude, war wieder Frau von Lefevre. Wenn es sich nur um die allernächsten Bekannten handelte, wie Horn hervorgehoben hatte, gehörte sie als Kusine natürlich auch dazu. Dann verfiel er in ein Sinnen, dachte daran, wieviel sein Freund und dessen Frau noch zu tun hatten, dachte an die Verwandtschaft und erschrak davor, daß Frau von Lefevre etwas gesagt haben könnte. Aus dem Briefe des Majors war das aber doch nicht herauszulesen, er legte ihn neben die Teetasse zurück. Immerhin blieben seine Gedanken auf diesem Wege, es schien ihm auch heute, als trübe sich ihm Frau von Lefevres Bild, als wäre, was sie getan, nicht recht damenhaft. Daß sie Rheinländerin war, dessen erinnerte er sich hingegen nicht, meinte dafür aber: „Lange fackeln tut sie nicht."

Er schämte sich dieser Regung aber auch wieder, stellte fest, daß er nur dankbar zu sein hätte und sich glücklich fühlen müßte, und indem er sie vor sein inneres Auge zwang, wie sie ging und sprach, sich bog und lächelte, verspürte er eine besondere Empfindung, die er schon seit Jahren nicht mehr gehabt zu haben glaubte. In ihr unterbrach er sein Frühstück und trat zum Schreibtisch, um sofort für die Einladung zu danken und sie anzunehmen. (Schluß folgt.)

Schumann-Gedenken * Von Franz Wugk.

Als man Robert Schumanns hundertsten Geburtstag feierte, wurde in Zwickau das Schumann-Museum gegründet; es kann also heute, am einhundertundzehnten Geburtstag des romantischsten unter allen Musikromantikern, sein erstes Jubelfest begehen. Und dazu muß ihm jedes deutsche Herz Glück wünschen! Es ist eine Alltagswahrheit, daß das schönste Denkmal eines Künstlers sein Werk bleibt; darum ist doch aber das Streben, einem Liebling auch äußere Ehren zu verschaffen, keineswegs unberechtigt. Selbstverständlich braucht die Musik Schumanns zu ihrem Ruhm nicht mehr unsere Nachhilfe, und ebenso selbstverständlich steht Schumann selbst als Mensch so hoch da, daß wir ihn nicht höher heben können. Es ist aber der Trieb, unserem Dank Ausdruck zu geben für unzählige Stunden selig-entrückten Schönheitsgenusses — es ist der Trieb, uns mit zärtlicher Neugier auch in die Zufälligkeiten, Einzelheiten des Lebens und Treibens verehrter Männer zu versenken, der uns zu Denkmälern, Museen, Vereinen, Festveranstaltungen, Gedenkbüchern usw. Veranlassung gibt. Dazu kommt die Bedeutung, die solche Sammlungen für den Fachmann und Forscher haben. Die Städte, die sich großer Söhne rühmen können, vermehren auch mit vollem Recht gerne den Schatz ihrer Sehenswürdigkeiten durch derartige Ausstellungen. Zwickau ist nur ein paar Eisenbahnhaltestellen von Reichenbach und Plauen entfernt; es wäre gut, wenn die Stadt Schumanns heute mit ganz besonderen Ehren ihres so wundervoll unzeitgemäßen Sohnes gedächte, wo doch in der Nachbarschaft sich der Räuberhauptmann Hölz als durchaus zeitgemäßer würdigster Vertreter des „deutschen" Geistesadels der Marke „November 1918" breitmachte. Der Name Robert Schumann vermag viel zu sühnen.



Robert Schumanns Geburtshaus in Zwickau im Jahre 1810.
Nach einer Zeichnung von Falck im Zwickauer Schumann-Museum.

Die Zwickauer haben sich mit ihrem Schumann-Museum nicht ge-

Digitized by Google

rode teilt, und es bleibt zu bedauern, daß die Sammlungen nicht in Schumanns Geburtshaus am Markt untergebracht werden konnten. Da aber das Haus von der Stadtobrigkeit angekauft ist, wird sich später doch vielleicht noch einmal eine Übersiedelung vornehmen lassen.

Einstweilen müssen wir dankbar sein, daß in dem stattlichen König-Albert-Museum ein Reich von vier Räumen unserem Schumann überlassen ist. Zehnfache Dankbarkeit aber schuldet die Schumann-Gemeinde dem Verwalter dieser Schumann-Sammlung, Dr. Martin Kreisig. Der richtige Mann an der richtigen Stelle! Heilige Begeisterung für die gute Sache, ein staunenswerter Bienenfleiß, eindringendste Fachkenntnis, feinster Spürsinn und echt deutsche Selbstlosigkeit — und dann tatkräftiger Ordnungsgeist; die richtige „Methode". Museen wie das Zwickauer geraten manchmal in die Gefahr, ein Simmelsammelsurium, ein Kuriositäten-Kabinett zu werden. Es ist das hohe Verdienst Kreisigs und seines starken Berliner Verbündeten, des bekannten Musikgelehrten Prof. Dr. Friedländer, daß das Schumann-Museum nur Wertvolles, des teuren Namens Würdiges bietet. Es ist dem Dr. Kreisig — um nur ein Beispiel zu nennen — trotz des sehr späten Beginns der Sammeltätigkeit und trotz der lähmenden Ungunst der Zeiten gelungen, die ersten Originaldrucke aller Schumannschen Werke zu vereinen; sogar die von Schumann selbst gesammelten, mit zahlreichen handschriftlichen Bemerkungen versehenen Bände — dreißig an der Zahl.

Im Hauptsaal finden sich Modelle von Denkmälern und Büsten, Bildnisse usw. von Robert und Clara Schumann, Wieck u. a. Programme, Diplome, Denkblätter, Handschriften, Drucksachen, Schriften von und über Schumann; und vor allem Briefe. Dem eigentlichen Ausstellungssaal schließt sich ein „Gedenkzimmer" an, das nach und nach die Arbeitsstube Schumanns wieder herzaubern soll. Möbel, Zimmerschmuck, Büsten, ein Ofen, ein Teppich, ein kleines Harmonium; der Flügel, auf dem Clara bei ihrem ersten Konzert als neunzehnjähriges Mädchen in Leipzig spielte. Es findet sich da noch ein zweites — kleineres — Ausstellungszimmer und dann die „Bibliothek", die zugleich Archiv und Arbeitsraum ist. Hier werden die noch nicht eingeordneten Schriftstücke usw. geprüft. Welche Schätze da sich anhäufen, geht daraus hervor, daß im vorigen Jahre 400 bisher noch nicht veröffentlichte Schumannbriefe vorhanden waren. Was das heißt, kann nur der ermessen, der aus den bisherigen Sammlungen von Schumannbriefen weiß, daß Schumann nicht nur ein sehr großer Musiker und großer Schriftsteller, sondern auch einer unserer genialsten Briefschreiber war; wie er denn ja alles, was er anfaßte, zum Kunstwerk zu gestalten wußte.

Gesammelt werden auch alle kritischen Stimmen über Schumann und seine Werke. Schumann selbst hat mit dieser Arbeit bereits den Anfang gemacht, als er von 1832 bis 1851 alle gedruckten Erörterungen über sein Schaffen in den deutschen und ausländischen Zeitungen, Zeitschriften usw. in sechs Bänden vereinigte.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Schumann-Ausstellung und das Schumann-Haus der Mittelpunkt einer deutschen Schumann-Gesellschaft würden, die in Tagungen die Getreuen um das alte Feldzeichen der blauen Blume scharte und in Jahrbüchern oder sonstigen Veröffentlichungen die Ergebnisse der Schumannforschung und die Erwerbungen des Museums den Deutschen außerhalb Zwickaus bekannt machte. Eine Schumannstiftung könnte dazu dienen, Jüngerinnen und Jüngern der himmlischsten Kunst im Geiste Schumanns den Entwicklungsweg zu erleichtern und die Schumann-Musik immer weiteren Kreisen lieb und vertraut zu machen.

Mit der Pflege der Schumann-Musik ist es nämlich heutzutage eine eigene Sache. Bülow, manche Bayreuther, Joseph Rubinstein und neuere Kritiker haben eine gewisse Geringschätzung der Schumannschen Orchester- und Kammermusik in Mode gebracht und sogar von seinen Klavier- und Gesangwerken nur einen Bruchteil gelten lassen wollen. Zuzugeben ist, daß die Orchestertechnik und die große sinfonische Konstruktion und die akustische Koloristik nicht Schumanns Stärke waren. Er war auch kein Dramatiker, und über dem Schaffen seiner letzten zehn Jahre breiten sich in zunehmendem Maße die Schatten der Krankheit aus. Dagegen ist es eine an Roheit grenzende Kraftbuberei und Überheblichkeit und dazu gemeiner Undank, wenn Leute, die in wahrem musikalischen Fühlen armselige Bettler neben dem verschwenderischen Millionär Schumann sind, von „Flicken und Lappen" sprechen, „welche vergebens nach allen Richtungen hin gezerrt und gestreckt werden". Schumann war romantischer Lyriker, aber in seinen Sinfonien (insonderheit der ersten und vierten), in der Kammermusik (vor allem dem Klavierquartett und Klavierquintett), im „Manfred" und dritten „Faust"-Teil, hier und da auch in „Paradies und Peri" gelangt Schumann doch auf Höhen, die nach Beethovens Hinscheiden nur wenige erreicht haben. Auf dem Klavier hat er auch die große Form meisterhaft beherrscht, und wenn man an den kleineren Gaben herummäkelt, so mag man sich erinnern, daß Schumann einmal von den „exzentrischen Naturen" spricht, die stets ihr Bestes, Tiefstes, Innigstes geben möchten und die gerade deshalb die kleine Form wählen. „Es gibt Tondichter, die, wozu andere Stunden gebrauchen, in Minuten auszusprechen wissen." In Schumanns Liedern und Klavierdichtungen klingt und singt reichere und echtere Musik als in den massigen, protzigen, klotzigen Paradewerken unserer Neutöner, die nur mit dem Sinnlich-Äußerlichen, dem Aufgebot an virtuoser Mache, mit instrumentalen Gewaltsamkeiten und kalten Klügeleien wirken können, da ihnen das musikalische Herz fehlt.

Robert Schumann.

Nach einer alten Daguerreotypie im Zwickauer Schumann-Museum.

Schumann ist von allen unseren tiefinnerlichen deutschen Musikern vielleicht der innerlichste — neben Beethoven. In dieser Innerlichkeit liegt seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Schumann ist der Freund der Familie, des einzelnen, des Einsamen, der Abendstunden zu zweien oder dreien. Schumanns Innerlichkeit ist auch seine Vornehmheit. Er ist vielleicht der aristokratischste von unseren Meistern. Und wie er mit dieser Vornehmheit unserer heutigen verwahrlosten Musikpflege als Muster aufgestellt werden könnte, als Erzieher zur Gesundung, so gibt es auch für unser ganzes geistiges Leben keinen besseren Führer zu den Urquellen lautersten deutschen Wesens als Schumann. Dieser schweigsame, gegen alles Unsaubere mimosenhaft empfindliche Mensch Schumann zeigt uns am schmerzlichsten, wie tief wir seit drei Jahrzehnten gesunken sind; wie grauenhaft gar die Pöbelei ist, in der wir seit 1918 verkommen. Daß der Adelsmensch Schumann ein leidenschaftlicher Patriot war, ist selbstverständlich. Das wird ihn den heutigen Machthabern verdächtig machen, wir lieben ihn darum aber nur noch wärmer. Ein feuriges, reines deutsches Jünglingsherz, ein frischer Studentensinn, ein zarte, tiefsinnige Verträumtheit — ehe unsere heutige maßgebende Jugend sich nicht an diesem jungen Schumann wieder ein Be-

Digitized by Google

spiel nimmt, eher ist es auch nichts mit der vielerflehten geistigen Erneuerung unseres Volkes, ohne die die politische und nationale Wiedergeburt unmöglich ist.

Ein ganz einzigartiges, unvergleichliches Licht strahlt von dem Namen Schumann deshalb aus, weil er ein Doppelgestirn ist. Robert und Clara Schumann sind für alle Zeiten eine untrennbare Einheit. Franz Liszt, der sonst Schumannschen Geistes kaum einen Hauch verspürt hat, huldigte doch dem hohen Paar in ewig denkwürdigen Worten. „Keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung war in der Kunstwelt denkbar als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin ... Robert und Clara Schumann reihen sich in den Sagen der Kunst den glänzenden Beispielen von dem schönen Walten der Natur ein, welche diese beiden Künstler und Liebenden, die auf Erden nur in und durch sich glücklich werden konnten, nicht durch Zeit und Raum trennte, sondern ihnen zu günstiger Stunde in gemeinsamem Vaterlande das Leben gab, damit sie sich begegnen, ihre Geschicke in einem Strome vereinigen, ihre Herzen in ein Meer gemeinsamer, tiefer Anschauungen versenken konnten."

Wie der „Pilgrim dem fernen Altarbild" war einst Robert seiner Clara genaht, und sein Leben lang ist Schumann ein Sänger der ehrfürchtig-zärtlichen und dabei leidenschaftlich heißen, echt deutschen Liebe geblieben, ein Sänger der duftigen reinen deutschen Jungfrau und Frau, und in seiner Clara haben auch wir eines der holdesten Musterbilder des Ewig-Weiblichen in unserem Volkstum zu verehren. In keiner Ruhmeshalle der deutschen Frau, der deutschen Menschheit darf Clara Schumanns Bild fehlen; denn so groß sie als Künstlerin war, größer noch war sie als Geliebte und Braut, als Gattin und Mutter und am größten als Märtyrerin ihrer Liebe und als Priesterin der Musik ihres so grausam dahingerafften Gemahls. Das ist das Herrliche an diesem Namen Schumann, daß man, wenn man ihn ruft, gleichzeitig der Musik und einem Wunder wirkenden Tonmeister, einem deutschen Vollmenschen und der deutschen Frau huldigen kann.

Untrennbar verbunden ist auch der Name Schumann mit unserer ganzen weiten deutschen Romantik in Worten und Farben. Wer Schumann sagt, summt auch gleichzeitig Eichendorffverse, und sein Auge verliert sich in die Geheimnisse der Welt Schwinds, denn dieser Schubertfreund war fast noch mehr ein Gestalter der Schumannschen Wald-, Mondschein-, Märchen-, Burgen- und Einsiedlerstimmungen. Die ewige Sehnsucht beseelte sie alle, und nur in dem Tau dieser Schumannschen Blumen und im Quellwasser der Schumannschen Wälder wird sich Deutschland wieder gesundbaden können. „Jünglinge" — ruft Schumann — „ihr habt einen langen, schweren Gang vor euch! Es schwebt eine seltsame Röte am Himmel, ob Abend- oder Morgenröte, weiß ich nicht. Schafft fürs Licht!"

Die Rache Afrikas * Von Dr. Alfred Funke.

Der Völkerkundige weiß, daß die Berührung der Europäer mit der Negerwelt Afrikas — von der Tätigkeit der deutschen Missionsgesellschaften beider Bekenntnisse abgesehen — ganz unerwartete und oft genug unerwünschte Folgen gezeitigt hat. Arbeitspflicht, Besteuerung, Gerichtsbarkeit — alles schwierige Kapitel der Negererziehung, in Resolutionen ohne Zahl auf Kolonialkongressen und in einer Flut von Kolonialliteratur abgehandelt. Die eigenartigen Ergebnisse der Negererziehung an der Kamerunküste, wo schwarze Gentlemen sich zu raffinierten und unverfrorenen Gaunern entwickelten, die Negeraufstände in deutschen, portugiesischen und englischen Kolonien, die schweren Kämpfe der Franzosen im Tschadgebiet bewiesen, daß das Herrentum der weißen Rasse in Afrika nicht auf unerschütterlichen Fundamenten beruht. Der Islam, in Europa auf der Rückzugslinie und politisch nach dem Weltkriege ohnmächtig, beherrscht in Afrika Millionen, erlahmt nicht in seiner Propaganda mit dem Koran, der dem Neger wegen der gestatteten Polygamie mehr zusagt als das Christentum, und dem Schwert und ist auf der ganzen Front der erbitterte Feind der europäischen Kolonialmächte. Tippu Tipp, Buschiri, Bana Heri, vor allem die Mahdia, die Lord Kitchener bei Khartum niederwarf, Rabbeh im Tschadgebiet verkörperten den islamitischen Fanatismus, vereint mit dem Widerstandswillen der Eingeborenen gegen den Weißen. Italien hat in Äthiopien regelrecht gegen afrikanisches Selbstgefühl den Krieg führen und in der schrecklichen Niederlage bei Adua verlieren müssen. Portugal ist heute noch nicht Herr seiner Afrikaner. England hat gegen Zulus im Süden und gegen Aschanti an der Westküste schwere Kriege geführt. Die Waffentechnik des Weißen war der rohen Kraft der Schwarzen schließlich überlegen.

Aber andere Mächte erhoben sich im Lager der Schwarzen. Der Äthiopismus, viel zu wenig beachtet und bekannt in Europa, predigte gegen das Herrentum der Weißen: „Afrika den Afrikanern!" Sein Programm, eigentlich rein politisch, nahm die Form einer religiösen Propaganda an, wie in der islamitischen Welt Nordafrikas die Werbearbeit der fanatischen Senussi, deren Sendboten von Marokko bis in den tiefsten Sudan den Haß gegen die weiße Rasse nicht abflackern lassen.

Die Verwendung der Schwarzen zum Kriegsdienst war der folgenschwerste Schritt der Europäer in Afrika. Der Neger, wie alle Eingeborenen auf primitiver Kulturstufe, sieht den Krieg als selbstverständliche Betätigung des Mannes an. Schwarze Soldaten, von Europäern geschult und geführt, haben sich unter allen Fahnen tapfer geschlagen. Man braucht nur an die Senegalschützen der Franzosen und die deutschen Askari zu denken. Auch die Verwendung dieser Negersoldaten gegen Schwarze konnte ohne Erschütterung des europäischen Herrentums geschehen. In Deutsch-Ostafrika haben Askari aus einheimischen Stämmen ohne Erschütterung der Disziplin gegen Aufrührer ihres Blutes eingesetzt werden können. Ja, sie haben sich auch als zuverlässig erwiesen, als der ungeheure Frevel gegen das Ansehen der Weißen in Afrika von England und Frankreich begangen wurde: der Bruch des Kongoabkommens, das die Übertragung eines europäischen Krieges auf afrikanisches Besitztum verbot, und die Verwendung schwarzer Truppen auf den europäischen Kriegsschauplätzen.

Von den furchtbaren Folgen dieser französisch-englischen Gewissenlosigkeit auf ethischem und hygienischem Felde in Europa, der „schwarzen Schmach" links vom Rhein, den französischen „Kultur"beweisen im Maingau, wollen wir nicht reden. Selbst Pariser Publizisten von Gewissen und Ehrgefühl brandmarken diesen unauslöschlichen Frevel. Auch die Behauptung wird zutreffen, daß Frankreich seine schwarzen Truppen nicht zurückzieht, weil es sich vor den Folgen eines solchen Befehls fürchtet. Aber die Schwarzen in Afrika haben es während und nach dem Kriege verlernt, in den Europäern noch die berufenen Herren zu sehen und zu fürchten. Seitdem sie in den Schützengräben die Gewehre gegen Europäer gebrauchen durften, seitdem ihre bestialischen Gewohnheiten und Gelüste von weißen Führern gegen europäische Gegner nicht nur geduldet, sondern sogar angestachelt wurden, seitdem sie in Frankreich als Kämpfer für die Gloire umschmeichelt wurden und für ihre sinnlichen Lüste schamlose weiße Weibsbilder fanden, ist der seit Jahrhunderten ihnen eingehämmerte, aus Furcht und Minderwertigkeitsgefühl gemischte Gehorsam gegen den Weißen zerbrochen. Der Nimbus des weißen Herrn ist dahin, seitdem der Schwarze lernte, daß die rohe Kraft im heutigen Europa alles bedeutet und sich alles erlauben darf. Auf diesem Bewußtsein brutaler Kraftüberlegenheit beruht aber auch der Bolschewismus. Kein Wunder, wenn er auch in Afrika seinen Einzug gehalten hat.

Bismarcks Wort von den tönernen Füßen des britischen Imperialismus in Südafrika wurde bekrittelt, als Louis Botha für London den Feldzug gegen uns in Südwestafrika führte. Aber Botha ist dahin, und sein Nachfolger und Gesinnungsgenosse Smuts sieht mit Schrecken, daß die Herrschaft der „Südafrikanischen Partei" und der „Unionisten", beides Stützen des britischen Imperialismus in Südafrika, wankt. Die „Nationalisten", die „Natters" und „Sappers", die ein selbständiges Südafrika fordern, haben bei den letzten Wahlen 85 von 134 Sitzen im Parlament des britischen Südafrika erobert. Das spricht für die Wahrheit des Bismarckworts.

Noch beunruhigender aber ist für die Briten und für die Weißen in Südafrika überhaupt das unverkennbare Aufkommen des echten, unverfälschten Bolschewismus, von weißen Agitatoren gepredigt, von Zehntausenden Schwarzer willig angenommen. Schon haben die Minenbetriebe Transvaals, des „Rand", einen regelrechten Generalstreik erlebt, der um so bemerkenswerter ist, da die Riesenschar der schwarzen Arbeiter, absichtlich aus den verschiedenartigsten Völkern Afrikas zusammengeworben, einig unter dem Banner des Bolschewismus steht. Mag zum geringen

Digitized by Google

Teil die Negererziehung durch die angelsächsische Mission das falsche Selbstgefühl der Schwarzen gestachelt haben — auch die berüchtigten Missionsboys Sansibars sind artige Vertreter englischer Erziehung —, in der Hauptsache ist es die Enttäuschung der aus dem europäischen Kriege heimgekehrten Schwarzen, denen die umschmeichelnden Versprechungen der Anwerbung nicht gehalten wurden. England hat, um Kanonenfutter zu bekommen, ja überall geworben. Hat doch selbst der Zionismus Palästinas Bataillone jüdischer Soldaten unter jüdischen Offizieren an die Front der Alliierten geliefert, nachdem England einen selbständigen Freistaat Palästina unter englischem Schutz versprach. So erklärt sich auch die Abtrennung Palästinas vom französischen Syrien unter Englands Schutz.

Aber die Schwarzen Südafrikas bestehen auf ihrem Schein und lassen sich nicht abspeisen. Die Ehrfurcht vor der Obrigkeit, vor den Gebildeten, den Weißen überhaupt vermindert sich zusehends. Dürre, Kettenhandel und Preiswucher — genau wie in Europa — verteuerten die Lebenshaltung für die Farbigen um 100 Prozent, während ihre Löhne nur um 25 Prozent stiegen. Die britischen Arbeitgeber hielten sich an die langfristigen Arbeitsverträge. Arbeitseinstellung wird als Vertragsbruch schwer bestraft. Trotzdem traten die Zehntausende schwarzer Arbeiter geschlossen in den Generalstreik. Zusammenstöße zwischen Schwarz und Weiß waren die Folge. Schon wird: „Los von England! Hoch die Republik!", das die burischen Wahlagenten als Losung ausgaben, ergänzt durch das „Hoch die Internationale!" bolschewistischer Agitatoren. „Der Farbige nach dem Kriege ist ein anderer Mensch als der vor dem Kriege", heißt es in einer Zuschrift aus Edendale, Ende März. Die nach afrikanischen Begriffen unerhörtesten Löhne — fünf Pfund Sterling die Woche für farbige Hausbediente! — werden gefordert. Die Lohnbewegung wird nach europäischem Vorbild in den offenen Kampf übergehen, die schwarzen „Räte" sind nur eine Frage der Zeit. Mit schwerer Sorge sehen die Weißen diesen Kampf heraufziehen, in dem proletarische Begehrlichkeit, bolschewistische Hetze und afrikanisches Rassebewußtsein gegen das erschütterte Herrentum der weißen Rasse die Errungenschaften verwerten, die sie im Solde der Alliierten in Europa erwarben.

Die englische Presse schweigt natürlich über diese Tatsachen. Nach altem Rezept wird England zunächst Gewalt gegen Gewalt setzen. „Wer schlecht begann, der stärkt sich durch Verbrechen", heißt es im „Macbeth". Das Ende seines Beginnens dürfte für das britische Herrentum in Afrika ein höchst unerwünschtes sein.

Kahnfahrt * Skizze von Erwin Sedding.

Dorthin, wo das Schilf am höchsten aus den stillen Wassern ragt, in der einsamen Bucht am Walde, habe ich meinen Kahn gelenkt. Wie allabendlich, wenn das Mühen und Hasten des grellen Tages verrauscht ist.

Ich und meine Gedanken. — Wir kannten uns eigentlich den ganzen Tag über nicht; erst jetzt haben wir uns wiedergefunden. Und freuen uns.

Rote Sonnenflächen liegen auf dem Wasser, dort, wo die Wellen immer noch nicht schlafen wollen. Ihre Schwestern rund um mich träumen schon regungslos in die laue Nacht hinüber. Nur wenn ich durch eine Bewegung den Kahn erschüttere, wachen sie auf und eilen erschreckt zum Ufer. Doch ich will ruhig sein. — Es ist so schön, den Frieden des Schlafes anzusehen. —

Ich bin hier wie unter einem Bann: — der einsame Mensch. Und rings der stille Kampf des sinkenden Abends mit der Nacht. Ein Kampf in Farben, Tönen und Duft. — Der Wald schweigt verzaubert in seinem unsicheren Dunkel. Schwül und unheimlich kommt aus dem nächtlichen Gesträuch der süße Duft unbestimmter Pflanzen, der sich mit dem scharfen Geruch des nassen Schilfes vermengt und schwer über dem Wasser lagert. Unsichere, noch leichte Nebelflore schweben und kriechen in Streifen um die Ufervorsprünge, von denen hin und wieder ein verspäteter Frosch, dessen vierbeinige Silhouette sonderlich am hellen Westhimmel absticht, ins Wasser springt. Es quakt und gurgelt. Doch so schüchtern, als scheuten sich selbst die Tiere, diese heilige Stille zu unterbrechen.

Da — ich wartete schon lange in bangem Hoffen — ertönt durch den Wald die Stimme einer fernen Nachtigall. In unendlich weichen, vollen Tönen klingt's von irgendwo her. Wie gerne würde ich die Ruder zur Hand nehmen und meinen Kahn längs dem Ufer hingleiten lassen zur Sängerin. Aber sie würde es mir nicht gestatten. Und so muß ich bleiben und horchen. Und es ist mir, als wäre alles verstummt vor der Königin der Töne. Ich rühre mich nicht. Ich lasse alles über mich ergehen, fast hilflos. — Laut versucht eine Spottdrossel die große Sinfonie zu übertönen. „Quatsch", behauptet ein Frosch. Und die Nachtigall jubiliert unbekümmert: „Jauchzet, denn alles ist Liebe!"

Und sie siegt in meinem Herzen.

Streiflichter.

Die Litfaßsäule. Sie ist wie ein grell geschminktes Gesicht; sie ist eine gellende Stimme. Sie ist ein Auszug und eine gedrängte Chronik ihres Zeitalters, diese runde Anzeigensäule, an der sich's rot, weiß, grün, gelb einander überschreit. Sie ist ein tägliches Dokument und Monument von Berlins, Deutschlands, Europas Schande. Die Litfaßsäule ist die Stadt; die Litfaßsäule ist das Zeitalter. Sie ist eine gellende, grelle Ohren- und Augenbeichte des Tags. Was erzählt sie, was verrät sie, was bekennt sie mit schamloser Stimme? Ich komme von der nächsten Ecke. Ich sah eine Minute lang eine Litfaßsäule. Was fand ich?: „2000 Mark Belohnung. Verfuchter Mord." . . . — „15 000 Mark Belohnung. Großer Teppichdiebstahl." . . . — Nebenbei: Für das Menschenleben 2000, für die Teppiche 15 000. „Hohe Belohnung! Mit zwei Pferden bespannter Planwagen gestohlen." . . . „8000 Mark Belohnung. Großer Teppichdiebstahl." Das ist schon der zweite! „Hohe Belohnung! Motorendiebstahl." „20 000 Mark Belohnung! Seidenstoffe gestohlen." . . . In einer Minute von einer Litfaßsäule notiert. Offenbar besteht diese Menschheit aus Leuten, die stehlen, und aus solchen, die hinter ihnen herlaufen. Nein doch, da sind auch noch andere, die anderes treiben. Denn neben den sechs Anzeigen, die dazu auffordern, Diebe fangen zu helfen, wirst mir die Litfaßsäule im selben Augenblick sechs andere ins Gesicht, in denen zwei Tanzinstitute und vier Ballokale die Zeitgenossen auffordern, sich ihrer Lehre anzuvertrauen und ihren Genüssen hinzugeben, um leben zu lernen und glücklich zu sein. Eine Minute vor einer Litfaßsäule. Eine lehrreiche Minute; eine beschämende Minute. Tanzen, Stehlen und Diebfangen! Zeige mir, Stadt, deine Litfaßsäulen, und ich will dir sagen, was du bist.

Kunst und Schule. Ich war neulich im Theater der Fünftausend — oder sind's Achttausend? — und verließ es mit vielen anderen betrübt und angeödet. Ein gewaltiger Aufwand, großes Können innerlich wirkungslos vertan. Ich sah ein paar Tage später im Festsaal einer Schule Schüler das alte Spiel vom „Jedermann", das Spiel vom Sterben des reichen Mannes, des Jedermann, spielen, und fand da, was ich zuvor nicht gefunden hatte: einen starken Eindruck, Freude am Werk und an der eigenen Leistung, eine ganz simple, sachliche Erfassung und daraus eine ganz unmittelbare Wirkung. Das Theater bleibt uns all das immer mehr schuldig. Man kann monatelang durch Dutzende Berliner Theatervorstellungen irren, ohne eine so ehrliche Freude zu erleben wie hier — es war in der Aula des Schmargendorfer Realgymnasiums —, vor einem Spiel, von Schülern mit Lust gespielt, von einem klugen Lehrer und Leiter mit Liebe geformt und geführt. Eine Art künstlerischer Selbsthilfe in dem Elend unserer Theaterei, in dem man von den Epigonen und Überwindern Sternheims und Wedekinds vergewaltigt wird. Vielleicht greift solche Selbsthilfe um sich. Es wäre im Sinne eines uns so notwendigen neuen Stiles von Geselligkeit, wenn wir dazu kommen könnten, uns selbst gelegentlich im kleinen zu schaffen, was uns im großen versagt bleibt: die Freude am mitschaffenden, wirklich genießenden und wirklich nährenden Durchkosten eines Kunstwerkes. Die Gefahr des Dilettantismus ist dabei groß. Aber zurzeit ist die Gefahr des Artistentums, des Snobismus und der literarischen Extravaganzen größer. Jedenfalls war hier gezeigt, daß die Sache aufs beste möglich ist. Der innewohnende Stil alten Volksspieles kommt ja der Aufführung im Rahmen eines einfachen Saales und durch junge Burschen und Buben entgegen. So sind diese Sachen ursprünglich gedacht und gemeint. Die Darstellung alter Frauen und junger Fräulein durch vierzehnjährige und sechzehnjährige Jungen war hier z. B. von geradezu schlagender Wirkung. Und so manches, was auf der Schaubühne des Kassenstücks unmöglich wäre, wird hier möglich und gut. Auch eine vorbildliche Art der Kunstpflege durch die Schule — vorausgesetzt, daß dies Sache der Schule ist — war hier gezeigt. An Stoff für fernere Versuche fehlt es nicht. Hans Sachs gibt hier dutzendfach.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Hauswirtschaftliche Arbeit * Von Luise Marelle.

Wieder muß ein Weckruf „Die Welt der Frau" durcheilen, wie vor Jahresfrist zur Zeit der Wahlvorbereitung. — Diesmal handelt es sich um der Frauen eigenste Angelegenheit, handelt es sich um Interessen der Familie, des Hauses, die zugleich Interessen des einzelnen wie der Allgemeinheit sind, handelt es sich um die volkswirtschaftliche Forderung: alle hauswirtschaftliche Arbeit als Berufsarbeit, die Hausfrauen, die selbsttätigen wie die leitenden, als Berufsfrauen zu werten. Diese Wertung soll Doppelwirkung haben: Einerseits bezweckt sie, in der breitesten Öffentlichkeit die berechtigte Würdigung der so komplizierten, anstrengenden, verantwortlichen und volkswirtschaftlich bedeutsamen Hausfrauenleistungen allgemein zu wecken, andererseits sollen alle hauswirtschaftlich Arbeitenden in immer vertiefterem Maße die Verantwortlichkeit und die Pflichten ihrer Arbeit erkennen und sie daher mit gesteigertem Selbstgefühl erfüllen, als eine hochwertige Berufsarbeit sowohl an leitender wie an dienender Stelle. Im hauswirtschaftlichen Berufe sollen Werte erhalten und Werte geschaffen werden für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Beides ist volkswirtschaftlich von höchster Wichtigkeit für die Gegenwart.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß man danach streben, die weibliche Jugend, die Haustochter des höheren Mittelstandes für den hauswirtschaftlichen Beruf zu gewinnen, sie davon überzeugen, daß er nicht untergeordnet ist, sondern augenblicklich vielen Berufen übergeordnet; daß seine Erfüllung durch die gebildete Frau Forderung der Stunde ist, auch finanzpolitisch. Charlotte Mühsam hat in einem sehr bemerkenswerten Aufsatze genau berechnet, was an „Sachbezügen" und „sonstigen Auslagen" neben dem Barlohn ein „Alleinmädchen" oder eine einfache Stütze kostet. Das Gehalt soll nach dem von den Verbänden der Hausangestellten aufgestellten Tarifentwurfe von Mindestlöhnen 90 Mark monatlich, also 1080 Mark pro Jahr, betragen. Sie berechnet dann Ernährung, Wohnung mit Beleuchtung und Beheizung, Wäsche, Geschenke, Vertretung während der geforderten Freizeiten und des Sommerurlaubs, Anteil des Arbeitgebers an der Invaliden- und Krankenversicherung und kommt zu dem Ergebnis von 3675,45 Mark, mit dem das Budget eines bürgerlichen Haushalts belastet wird durch das Halten einer Hausangestellten. Eine „Aushilfskraft" kostet mit Beköstigung täglich 12 Mark, halbtäglich ohne Beköstigung 4 Mark.

Warum sollten gesunde, kräftige junge Mädchen nicht in der eigenen Familie die Arbeit in der Hauswirtschaft als Berufsarbeit nach vorhergehender Schulung übernehmen? Die Mechanisierung des Haushalts durch praktische, leicht zu handhabende Werkzeuge, durch Zentralheizung, Wasserversorgung usw. ist in neuzeitlichen Haushalten so weit vorgeschritten, daß wirklich jede „Dame" den größten Teil der Hausarbeit ohne Anstrengung übernehmen kann. Wenn das dazu führt, daß die Zimmer etwas von Staubfängern, von herumstehenden Einrichtungsgegenständen befreit werden, die unnütze Arbeit machen, so ist das nur zu begrüßen. Selbstverständlich müssen die Haustöchter entsprechend ihrer Leistung entlohnt werden, damit sie sich durch ihre Berufsarbeit (die hauswirtschaftliche) eine Summe verdienen, über die sie frei verfügen können, gerade so wie ihre Freundinnen, die in einem anderen Berufe tätig sind. Auch müssen sie durchaus geschult sein, um sachgemäße, nur Qualitätsarbeit im Hause zu leisten, wodurch wiederum Werte erhalten und Neuwerte geschaffen werden.

Es mehren sich die Berichte aus allen Teilen Deutschlands, wo die gleichen Nöte in bezug auf Hausangestellte und Haushilfskräfte herrschen, die gleichen unerschwinglichen Lohntarife aufgestellt wurden, daß junge Frauen des höheren Mittelstandes alle Hausarbeit allein verrichten, wie es in Amerika schon lange der Fall ist. Auch befreundete Hausfrauen helfen einander in schweren Tagen, z. B. in Kiel, Wilhelmshaven; in verschiedenen Städten, auch in Berlin ging man an die Organisation eines „Haushilfsdienstes durch gebildete Frauen und Mädchen" gegen Entgelt und freie Station; in Mecklenburg (Güstrow) bildete sich ein sogenannter „Heimchen-Bund" usw.

Was von der hauswirtschaftlichen Arbeit gilt, gilt in gleichem, vielleicht noch in erhöhtem Maße von der Schneiderei.

Eine einfache Hausschneiderin soll bei achtstündiger Arbeitszeit nach den Richtlinien, die das Kuratorium des Arbeitsnachweises zwecks Feststellung der Erwerbslosen-Fürsorge unlängst aufstellte, 7 Mark pro Tag mit Beköstigung, ohne Essen 11 Mark erhalten. Nach den Tarifverträgen für die Gemeindearbeiter Groß-Berlin erhält eine Näherin in einer städtischen Anstalt 400 Mark monatlich, nach einem Jahr 450 Mark monatlich; davon gehen etwa 190 Mark ab für Sachbezüge pro Monat, d. h. Wohnung, Beköstigung, Lieferung von Kleidung und Wäsche.

Für das Nähen eines ganz einfachen Kostüms (ohne Zuschneiden) werden gezahlt: für die Jacke 70 Mark (d. h. 16 Stunden Arbeitszeit), für „Extraarbeit", z. B. Einsetzen einer Tasche, doppelt gesteppte Nähte, 10 Mark Sondervergütung; für das Nähen eines Rockes (ohne Zuschneiden) 20 Mark (gleich 5 Stunden Arbeitszeit); auch hier kommen für jede Extraarbeit 8 bis 10 Mark hinzu.

Für ein etwas besseres, gutabgearbeitetes Kostüm mit Zuschneiden inkl. Knöpfe und Garn, aber ohne alle anderen Zutaten, werden 132 Mark Nählohn mindestens gezahlt.

Es bedarf kaum eines Kommentars. Jeder wird die Schlußfolgerung des gesunden Menschenverstandes selbst ziehen, daß den Haustöchtern des Mittelstandes auch hier berufliche Aufgaben erwachsen. Auch hier aber ist die Vorbedingung lebensfähiger, sachlicher Arbeit vorhergehende gründliche Schulung. Es genügt nicht, einen Schneiderkursus schnell durchzumachen und sich dann an den eigenen oder der Geschwister Kleidern weiter zu „versuchen". Das Handwerk muß erlernt werden. Selbstgeschneiderte Sachen dürfen nicht an der mangelhaften „Abarbeitung" (am unkorrekten Zuschnitt) kenntlich sein, den kein Besatz und keine geschickte Aufmachung dem kundigen Blick, gerade wie bei selbstgenähter Wäsche, verdeckt. Möge sich die Haustochter, die für sich, Mutter und Geschwister schneidert und näht, ruhig dafür entlohnen lassen in angemessener Weise, wie überall die Töchter der Großgrundbesitzer, die dem Vater Sekretärdienste leisten, Gehalt beziehen und die, die sich der Imkerei, der Kleintierzucht widmen, den Erlös als Lohn in ihre Kasse gewinnen. In der Entlohnung bekundet sich erst die Bewertung der Leistung als Qualitätsarbeit.

Für Frauen- und Kinderkleider kann bei begabtem Sinn für die Linie, leichter Hand beim Nähen Vollkommenes, wirklich Fachgemäßes erreicht werden.

Digitized by Google

Ich fordere noch weiteres an der Hand erlebten Beispiels: Ich verglich unlängst einen von Frauenhänden gewendeten Männerüberzieher und ein Beinkleid mit den gleichen Kleidungsstücken, die beim Schneider aufgearbeitet waren und 200 Mark kosteten. (Nach den neuen Tarifen verlangen die Schneidergesellen 4,50 bis 5 Mark Stundenlohn, Jahresverdienst von 15 000 bis 20 000 Mark.)

Dieselben „Feenhände", die die 200 Mark für die Wirtschaftskasse ernähten — mit Qualitätsarbeit —, spielen künstlerisch Klavier, nachdem sie in Küche und Wirtschaft ohne Hilfe Mustergültiges geleistet hatten, und vor allem: sie sehen nie ungepflegt aus.

Ein starkes, geschultes Können steht hinter diesen Handfertigkeiten mit Freudigkeit am Werke. Das ist die Hauptsache.

Der Ring Nationaler Frauen * Von Beda Prilipp.

Die Gegner des Frauenstimmrechts haben immer darauf hingewiesen, daß die Einführung der Frauen in den politischen Kampf deren Spaltung in gegnerische Lager unwiderruflich zur Folge haben würde. Damit würde eine große Einheit zerstört, in der der von vielen Zwiespältigkeiten der Revolution zerrissene Mensch Ruhe und Erholung finden könnte, nämlich die mehr auf die großen überparteilichen Gesichtspunkte eingestellte Wertung der Dinge durch die Frau. Was wir jetzt erlebt haben, hat im großen und ganzen jener Ansicht recht gegeben. Und in Erkenntnis der Spaltung, die das rein Fraulichе im Frauentum mit bedroht, erschallt immer wieder aufs neue der Ruf nach der Frauenpartei, bilden sich immer wieder überparteiliche Zusammenschlüsse. Die politische Arbeitsgemeinschaft der Frauen, von der vor einiger Zeit hier berichtet wurde, ist ein solcher Versuch, die Frauen aller Fraktionen zu überparteilicher Gemeinschaft zu einigen. Als verbindendes Glied dient dieser Arbeitsgemeinschaft die Durchsetzung des Fraueneinflusses im Staat, also die volle Nutzbarmachung der politischen Rechte, die nach der Umwälzung den Frauen zuteil geworden sind. — Ich möchte in diesen Zeilen von einer zweiten Gründung reden: vom „Ring Nationaler Frauen". Auch er ist ein überparteilicher Zusammenschluß. Er vereinigt große Frauenbünde, die bisher in der Vereinzelung für rein nationale Ziele gearbeitet haben, wie z. B. der Flottenbund deutscher Frauen. Der Ring will außerdem im Zusammenschluß bedeutender Einzelpersönlichkeiten eine Art Generalstab schaffen, der als Vorkämpfer des nationalen Gedankens in die fernsten Teile Deutschlands das Bewußtsein tragen soll, daß die Frau berufen ist, an der Wiedererstarkung des nationalen Selbstgefühls der Deutschen in hervorragender Weise mitzuwirken. Wir sind darauf gefaßt, daß man alsbald das Wort „national" zum Schlagwort machen wird, daß man gegen uns den Vorwurf erhebt, wir seien eine politische oder gar parteipolitisch orientierte Gründung. Dieses ist jedoch keineswegs der Fall. Die Gründung des Ringes entspringt einem inneren Müssen, einer tiefen Erkenntnis, welche nächsten Frauenaufgaben unser im niedergebrochenen Deutschland warten. Wir setzen uns in keinen Gegensatz zu den anderen Organisationen, die Frauenberufsarbeit und Wertung des Frauenwesens als solche in erster Linie zum Ziel ihrer Bestrebungen machen. Wir verkennen nicht, daß diese Organisationen heute wie vor Jahrzehnten ihre volle Daseinsberechtigung haben. Aber es geht heute um ein Größeres: es geht um die Genesung unseres heiß bedrängten Landes, deshalb wollen wir die Kräftigung des Nationalbewußtseins zum ersten und vornehmsten Zweck unserer Vereinigung machen, wollen alle Frauenforderungen und -wünsche mit diesem Geiste durchdringen und das so geläuterte Frauenwesen nutzbar machen für den Dienst an Deutschland und an allem, was diesseits und jenseits seiner Grenzen als deutscher Mensch solches Dienstes bedarf. Es sind Aufgaben, von denen einzelne in den Händen der uns angeschlossenen Verbände sicher aufgehoben sind, aber es kommt heute darauf an, diese Frauenarbeit zusammenzufassen, das große Gebiet der Arbeit, die noch zu tun bleibt, im Auge zu behalten und frei gewordene Kräfte darauf hinzuweisen. Diese beratende und zentralisierende Tätigkeit wird Sache des Ringes sein.

Alice Matzdorff phot.

Gräfin Schwerin-Löwitz.

Gottheil & Sohn phot.

Dr. Käthe Schirmacher.

Im Vorstande des Ringes werden außer den Führerinnen oder den dafür bestimmten Abgeordneten der uns angeschlossenen Verbände auch noch Frauen vereinigt sein, die durch sachverständige Arbeit den Gedanken weitertragen und zur Wirksamkeit bringen können. Wir werden aufrichtig bestrebt sein, jeden Gegensatz zu den bereits bestehenden Frauenorganisationen zu vermeiden, sondern wollen vielmehr in friedlicher Arbeitsgemeinschaft mit ihnen zusammengehen. Die Hauptgedanken unseres Programms jedoch, die geistiges Ergebnis sind der jahrzehntelangen Arbeit der uns zugehörigen Frauenbünde und nun einheitlich und maßgebend für alle zum Ring Gehörigen zusammengefaßt werden, stehen unverrückbar fest. Es sind im wesentlichen drei Punkte:

Alice Matzdorff phot.

Margarete Danneel.

„1. Wir wollen deutsch sein. Wir wollen fühlen unser Eingeborensein in deutsche Art innerlichst und innigst als das nächste Band, das uns an die Erde binde. Ohne Wiedererweckung unseres nationalen Selbstbewußtseins sind wir nicht lebensfähig.

2. Wir fühlen dieses Deutschsein verwurzelt mit der

Digitized by Google

Alice Matzdorff phot.
Marie Diers.

Hinüberblicken in überweltliche Werte und glauben, daß nur aus sittlicher Erneuerung auf religiöser Grundlage sich Deutschland wieder aufrichten kann.

3. Der Krieg und sein Ausgang haben uns gelehrt, daß der Staat ohne Macht seine Aufgaben nicht erfüllen kann. Wir wollen alles — das Recht des Individuums wie unsere Frauenrechte — daran setzen, daß diese Macht des Staates von innen heraus wieder erstarke. Daher läßt sich die Frauenfrage nur im Rahmen der großen Lebensfragen des Staates lösen. Nur in gemeinsamer, von gegenseitigem Vertrauen getragener Arbeit mit dem Manne, wie sie die neue Zeit bedingt, werden uns die neuen Rechte zur erweiterten und vertieften Auffassung unserer alten Frauenpflichten."

Der Ring hat in den kurzen Monaten seit den ersten vorbereitenden Beratungen freudige Zustimmung und Zustrom aus allen Teilen Deutschlands erfahren. In ihm bildet sich zum ersten Male eine einheitliche Vertretung derjenigen Frauenbestrebungen, die bisher nach außen hin, also in Kundgebungen und Aufrufen, in machtvoller Zusammenfassung nicht zur Geltung kommen konnten. Es war dem Bunde Deutscher Frauenvereine bis heut ein zwar umstrittenes, aber tatsächlich nicht zu entziehendes Recht, im Namen der deutschen Frauen zu sprechen, auch dann, wenn ganz große Frauenkreise sich mit Gedankeninhalt und Tragweite einzelner Botschaften nicht einverstanden erklären konnten. Da aber diese Bünde, so machtvoll sie waren, in der Vereinzelung standen, konnten sie sich mit ihrer abweichenden Meinung nicht Gehör verschaffen. In Zukunft dürfte hier eine Änderung eintreten, die der tatsächlichen Lage besser entspricht. Wir haben nun eine machtvolle Vertretung der reinen Frauenintereſſen im Bunde deutscher Frauenvereine und eine solche der mehr konfessionell orientierten in dem großen Organ des Zentralrates des katholischen Frauenbundes und der Vereinigung evangelischer Frauenverbände. Diesen wird als vierte Vereinigung nun der Ring Nationaler Frauen an die Seite treten und wird sich Gehör in der Öffentlichkeit — von aller inneren Arbeit, die vorhin angedeutet wurde, abgesehen — überall da verschaffen, wo es gilt, die Würde der deutschen Frau gegen die feindlichen Gewalten zu vertreten.

Alice Matzdorff phot.
Frau Marie Fröhlich.

Am Vorabend des ersten Mai wurde im Flugverbandshause dem Ringe die feste äußere Gestalt gegeben, Satzungen und Richtlinien wurden vorgelegt und (nach kurzer sachlicher Debatte) genehmigt. Der Vorstand, zu dem ein siebentes Mitglied noch hinzuzuwählen ist, wird gebildet von Beda Prilipp, Marie Fröhlich, Ilse Hamel, Renata von der Marwitz, Gertrud Becker und Margarethe Dammann; die Geschäftsstelle befindet sich Berlin-Schöneberg, Stubenrauchstraße 4. Eine Freundin des Ringes widmete ihm folgende Rune:

„Notgeschmiedet, ohne Ende, / Heilger Ring, aufs neue runde / An todschwerer Zeitenwende / Dich zu starkem Treuebunde. / Unheil wehre, Heilkraft spende, / Alten Zauber neu bekunde; / Aus den Schwüren ernster Stunde / Segen in die Zukunft sende."

Franz Schmidt, Stuttgart, phot.
Auguste Supper.

Alice Matzdorff phot.
Frau Ilse Hamel.

Alice Matzdorff phot.
Beda Prilipp.

Vor uns liegt eine große Arbeit, aber wir müssen sie aufnehmen, denn auch heute geht an uns Frauen ein Ruf aus tiefster Bedrängnis unseres Landes, der Ruf nach innerer Versöhnung und stärkerem Zusammenschließen der Glieder unseres Volkes, keine jauchzende Erhebung, wie sie damals in den Augusttagen bei Kriegsbeginn Deutschland zusammenriß zu flammender Opferbereitschaft, aber ein ernstes Nachinnenschauen und Sichbesinnen auf die Quelle, die in der Tiefe des deutschen Volkstums rieselt und die Frauenhände emporleiten sollen ans Licht, daß durch sie unser Volk wieder gesund und stark werde. Welche deutsche Frau könnte nicht bereit sein, diesen Leitsätzen beizustimmen!

Frau Else Gunkel.

Alice Matzdorff phot.
Frau Dammann.

Digitized by Google

Was die Mode bringt

Zwei moderne Blusen.

Die Kleiderröcke sind nicht, wie angekündigt, etwas länger geworden, sie sind kurz geblieben, wenn nicht kürzer geworden. Die geschmackvolle Frau läßt aber trotz aller Modediktatur die Röcke so lang sein, wie es für ihre Wesensart passend erscheint. Nichts wirkt häßlicher als eine ältere Dame in einem zu kurzen Rock. Sie verliert durch diese Art sich zu kleiden die würdige Anmut des Alters. Die Mode von heute ist, wie unsere Abbildungen zeigen, geschmackvoll, vielseitig und anmutig. Das Kleid aus einem Guß mit der verbreiterten Hüftlinie, das Kittelkleid — schlicht in Form und Aufmachung, Rock und Bluse oder Kittel — alles hat noch Geltung. Blusen, wie sie unsere Modelle zeigen, können aus vorhandenen Resten hergestellt werden. Spitzen, Seide, Bänder, alles ist zu verwenden. Die Kinder fühlen sich in ihren kurzen, den Körper nicht beengenden Kleidern sehr wohl. Auch hier können Reste verwendet, und aus Altem kann Neues angefertigt werden.

* * *

Abb. 65. Ein schlichtes Kittelkleid aus kirschrotem Krepp mit stahlblauem, durch den Stoff gezogenem Bandausputz. Kragenloser, kleiner Ausschnitt, dazu glatter, der breiten Schulter angesetzter Halbärmel. Der Taillenschluß durch einen schmalen Gürtel betont, der Rock seitlich mit Band garniert. Schnitt vorrätig in 40, 42, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,— Mark. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,75 Meter.

Abb. 66. Das für größere Mädchen recht vorteilhafte Kleidchen zeigt zu einem königsblauen Rock ein Überblusenteil aus dunkler Seide, das am Halse mit einer leichten Stickerei verziert ist und unter dem Arm durch verschlungene Stoffenden zusammengehalten wird. Halbärmel mit Seidenaufschlag. Quetschfaltenrock aus Wollstoff. Schnitt vorrätig in 34, 36 und 38 Zentimeter halber Oberweite zu 2,— Mark. Stickereimuster zu 1.50 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,30 Meter.

Abb. 67. Kleid aus weißem Schleierstoff mit rosa Waschseide und leichter Stickerei für junge Mädchen. Schlupfbluse mit ovalem Ausschnitt und schmaler Seidenpasse, deren Fortsetzung sich über den angeschnittenen Halbärmel zieht. Achselschluß durch Seidenschnur, Schnur auch als Gürtel. Der Schoß seitlich mit kleinem Wasserfall. — Schlichter Rock aus geraden Bahnen, oben gereiht, dessen Schnitt in 96, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 2,— Mark erhältlich. Schnitt für die Bluse in 40, 42, 44, 46 und 48 Zentimeter halber Oberweite zum gleichen Preise und das Stickereimuster zu 5,— Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,65 Meter, für den Rock 2,25 Meter.

Abb. 68. Ein Gesellschaftskleid aus rostfarbener Seide mit Ausputz aus weißem Chinakrepp und Tüll. Im Taillenschluß leicht drapierte Taille mit angeschnittenen, seitlich garnierten Halbärmeln, tiefem, durch Tüllagen gefülltem Ausschnitt und gereihter weißer Falbel. Gereihter Rock mit seitlichen Tütenfalten, die Quasten beschweren und die die Hüften verbreitern. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 2.50 Mark und der des Leibchens in 44, 46, 48, 52 und 54 Zentimeter halber Oberweite zu 2,— Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite (ohne Garnitur) 1,10 Meter, für den Rock 2,10 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modeabbildungen 65 bis 68 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königsstr. 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich. Es empfiehlt sich Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung und Bestellung auf dem Postabschnitte. Dem Betrage sind 40 Pfennig für Porto beizufügen.

Abb. 65. Schlichtes Kittelkleid.
Abb. 66. Kinderkleid mit Überbluse.
Abb. 67. Anzug mit Schlupfbluse.
Abb. 68. Gesellschaftskleid aus rostfarbener Seide.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 23 Wöchentlich 1 Mark

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Gartenlaube

Kunstverlag Wendt Groll, Marienwerder.

Marienwerder: Blick auf die Niederung. Zeichnung von P. E. Gabel.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Väter Traum. Roman von Rudolph Stratz. (22. Fortsetzung) . . . . Seite 369
Mutter und Kind. Gemälde von Philipp Franck . . . . . „ 369
Die Maurer. Gemälde von Otto Heichert . . . . . „ 371
Das westpreußische Abstimmungsgebiet und seine Hauptstadt. Von Franz Wugk. (Mit Zeichnungen von P. E. Gabel) . . . . . „ 374
Vorfrühling. Novelle von Georg Wasner (Schluß) . . . . . Seite 377
Die Wahlnarren. Von Siegmund Feldmann . . . . . „ 379
Lachkabinett und Schreckenskammer. Von Friedrich Huffong. (Mit 6 Abbildungen nach expressionistischen Gemälden und Plastiken.) . . . . . „ 381
Streiflichter. . . . . „ 384

Hierzu 2 Beilagen.

Zuschriften an die Schriftleitung sind ohne Nennung eines Namens und nur nach Berlin SW 68, nicht nach Leipzig, zu richten.

Rad-Jo
Ein Segen für werdende Mütter!
Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,
bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.
Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.
Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.
Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch
Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposhof
oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.
Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Raucherdank! ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk.-Ausk. umsonst. Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

Magenleidende verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. Welter, Niederbreisig 18,** Rhein.

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen,
Zandersaal
Rheumatismus
Staatl. Bad Nenndorf
Gicht
Frauenkrankheiten,
Ischias, Hautkrankheiten.
bei Hannover
Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

JEDE MUTTER MUSS LESEN:
Das nervöse Kind
Briefe eines Arztes
von
Dr. Carl Potoßky
Die seinerzeit in der „Gartenlaube" veröffentlichten Aufsätze sind nunmehr erweitert und ergänzt in Buchform erschienen.
Preis geheftet 4 Mk., gebunden 7 Mk.
Mit dem üblichen Teuerungszuschlag durch alle Buchhandlungen zu beziehen
AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN.

Sol- und Thermalbad **Königsborn**
Eisenbahnstationen: Unna und Unna-Königsborn.
Badezeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.
Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.
Badeschrift und Auskunft unentgeltlich durch die
Badeverwaltung in Unna-Königsborn.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

23)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). **Sanatorium Dr. Steyerthal.** Für innere und Nervenleiden.

Ostdeutschland.

Muskau O.-L. **Sanatorium Parkhaus.** Nerven-, Frauenleiden, Rheumatismus. Innerlichkranke. **Dr. Halter.**

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Chemnitz **Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung.** Vollkommenste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Gute diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Prospekte frei. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Eisterberg **Sanatorium** für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. **Sanitäts-Rat Dr. Römer.**

Radebeul-Dresden **Sanatorium Bilz.** Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Thüringen.

Friedrichroda **Sanitätsrat Dr. Wanke.** Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Hotel Augusta Viktoria.** Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Bad Aibling Kurhaus Wittelsbach. Genesungsheim. Behagliches Familienhotel. Moorbäder im Hause.

Königssee **Hotelpension Schiffmeister.** Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. **J. Moderegger.**

Lindau im Bodensee. **Hotel Bayerischer Hof,** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: **Frau W. Spaeth.**

Partenkirchen **Dr. Wigger's Kurheim.** Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa **Excelsior,** vornehmes Familienhotel, sonnige, windgeschützte Lage. **Besitzer: Sieber.**

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Billard.

Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier, Dir.

Davos-Dorf **„Guardaval".** Vornehmes Sanatorium. Chefarzt **Dr. Friedrich Bauer.** Prospekt.

Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: **Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.**

Sanatorium Seehof. Chefarzt **Dr. Alexander.** Täglich 16.50—22.— einschließlich Zimmer.

Luzern **Kurhaus Sonnmatt** für Erholungsbedürftige, Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt.

Digitized by Google

№ 23

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

22. Fortsetzung.

„Ich weiß nicht, ob es etwas geholfen hätte“, sagte der Geheimrat Nimis trübe. „Jede Zeit trägt ihr Gesetz in sich. Ich merke es jetzt allgemach, weil ich ja mitten in unserer Zeit darin stehe. Ob die Kinder die Häuser ihrer Eltern verlassen oder die Völker die Throne ihrer Könige und die Gläubigen die Beichtstühle ihrer Priester, — es ist immer dasselbe: Eine neue Welt löst sich von der alten los und sucht sich ihre Bahn. Wir können sie nicht halten. Unser Herrgott meint es mit unsern Kindern anders als wir. Ich hab' auch 'nen einzigen Bub zu Haus sitzen. Der macht mir bald noch mehr Herzensängst' als das Brenche, und ich komm' ihm nit bei, Herr Major . . . ich komm' ihm nit bei, 's ist ein Kreuz.“

„Wir haben mit unsern Kindern das Beste gewollt, mein guter Herr Geheimrat. Sie sicherlich ebenso wie ich.“

„Freilich. Wir haben unsern Kindern all die schönen bunten Ostereier geschenkt: Seine Ruh' in seinen vier Wänden und draußen nix, was einen ärgert, und ein Brätche auf dem Tisch und ein liebes Frauche und wenig Steuern und schöne Geister in der Museumsgesellschaft und Tanzbäll' für die Frauenzimmer und die Vettern rings im Land, und der Landesfürst huldvoll, wenn man's Maul hält, und alle Freude, die das Herz begehrt. Aber es gibt doch eine Sehnsucht nach Leiden im Menschen. Das haben wir vergessen, wir klugen Alten! Die Sehnsucht ist manchmal arg stark, und keiner begreift, warum! Sie haben Ihrem Sohn noch viel mehr ins Leben mitgegeben als ich, den vornehmen Namen und das Erbgut und eine glänzende Laufbahn, und er hat es Ihnen grad' so gut vor die Füße geschmissen und ist auf und davon wie mein lieb's Brenche! Ich wein' jetzt manchmal noch die halbe Nacht, wenn ich an das Kind denk'. Das hat mir viel weher getan, als es je wissen wird. 's ist ja ganz gut, daß es das nicht weiß. Sonst tät' sich's grämen. Und es soll schon in Gottes Namen glücklich sein.“

Der norddeutsche Edelmann und der Darmstädter Bürger schwiegen. Dann sagte der Geheimrat Nimis:

„Es sind Kinder einer anderen Zeit. Wir mit unserem Menschenalter-Stilleben zwischen dem Napoleon und dem tollen Jahr, wir waren eine Ausnahme in Deutschland . . .“

„Mag sein.“

„Das sag' ich mir auch als zum Trost, wenn ich mir Vorwürfe mach', daß ich nicht strenger war. Ich hab' immer vermitteln wollen. Es liegt in meinem Wesen. Aber jetzt bin ich müd'.“

„Ich auch.“

„Es wird doch alles anders in Deutschland!“

Auf dem Tisch vor Herrn von der Venne standen zwei eingerahmte Lichtbilder: der kleine Klaus Lüdingworth in

Mutter und Kind. Gemälde von Philipp Franck.

Digitized by Google

Hamburg in den Windeln und der noch kleinere Hans Joachim von Pritzig im Spitzenkissen.

„Das sind meine Enkelchen", sagte er. „Was werdet ihr erlebt haben, wenn ihr erst einmal siebzig seid? Dann wird man das Jahr 1919 schreiben . . ."

Dr. Nimis nickte schwer.

„Ein neues Geschlecht kommt herauf. Das will auf eigene Faust glücklich oder unglücklich sein. Das Geschlecht ist nicht neben uns heran-, sondern schon über uns hinausgewachsen. Deshalb hilft uns auch alle unsere Weisheit in der Paulskirche nichts. Mögen die Professoren und Grauköpfe da auch Honig auf den Lippen haben und Gold im Munde — die Entscheidung fällt doch wo anders!"

„Sie liegt beim König von Preußen!"

„Er wird sie fällen, wenn er uns morgen drüben in seinem Rittersaal im Schloß empfängt. Viel Hoffnung hab' ich nicht mehr. Dafür hat man uns in Berlin hier schon überall viel zu lau und obenhin behandelt. Wir dachten, mit einer königlichen Gabe zu einem König zu kommen, und finden hier eine Aufnahme wie lästige Bittsteller. Wir sind tief enttäuscht und verbittert."

„Und wenn der König ablehnt?"

„Dann fallen die Würfel im deutschen Süden! Dann rufen sie in Baden die einige deutsche Republik aus, in der Rheinpfalz, was weiß ich wo! Ihr Sohn bricht wieder mit bewaffneten Haufen ins Land ein, mein Sohn läuft mir davon zu den schwarzrotgoldenen Fahnen, auf dem Odenwald wimmeln die Freischärler wie die Bienen . . . Der Brudermord in Deutschland geht los."

„Das ist furchtbar!"

„Aber wahr, mein Herr Major! Ich kenne den deutschen Süden." Emil Nimis bog sich verstört vor. „Wer von heut auf morgen noch irgend Einfluß auf den König von Preußen hat — auf wen er irgend noch hört — der sollte sich ihm zu Füßen werfen und den wankelmütigen Mann beschwören: ‚Nimm die Krone an!' . . . Ich war immer ein Freund der Österreicher durch dick und dünn . . ."

„Ich auch! Ich auch!"

„Aber trotzdem: Jetzt ist mir das Hemd näher als der Rock. Lieber, als daß bei uns unten der Bürgerkrieg losgeht und unsere Söhne verschlingt, dann lieber noch den preußischen Kaiser!"

Stunden waren vergangen, als endlich die beiden voneinander Abschied nahmen. Sie hatten die letzte Zeit ausschließlich von ihren Kindern und der jungen Ehe in der Schweiz gesprochen. Sie waren sich dadurch nähergekommen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie kamen, Geheimrat Nimis."

„Und ich bin froh, daß ich Sie hier traf."

„Wir haben beide in dieser Stunde etwas gelernt."

„Und ich fürchte: Wir Alten aus der dreiunddreißigjährigen Schlaraffenzeit müssen von unsern Kindern lernen, was das Leben eigentlich ist, statt sie von uns."

„Nun wünsche ich Ihnen und uns allen für morgen nur eines: den deutschen Kaiser!" — —

Aber am nächsten Tage, dem dritten April, fegte Gesine von der Venne zu ihrem Vater in das Zimmer hinein, hinterher ihr Mann, der Vetter Graf Giesebitz, Herr von Teterow. Der Bédouine-Umhang flog von den Pagodenärmeln, die sich über dem weiten Glockenrock bauschten. Das Réticule und die kanariengelben Handschuhe hinterher. Die schöne, kühle und gemessene Weltdame war ganz Leben und Triumph. Ihre blauen Augen leuchteten, als habe Preußen einen großen Sieg erfochten.

„Abgeblitzt, Papa! . . . Die Demagogen!"

„Kommt ihr vom Schloß?"

„Wir standen davor und warteten auf Herrn Teterow. Er hat alles mit angehört!"

„Na — der Schmerz war ja kurz", sagte der Frankfurter Altpreuße mit seiner langsamen und selbstbewußten knarrenden Stimme. „Der König hörte mit bemerkenswerter Ruhe die Rede des Herrn Simson an, daß ihn das Vaterland als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupt des Reiches erkoren habe . . ."

„Und dann?"

„Dann ergriff Seine Majestät das Wort und sprach verbindlich nein!"

„Glatt nein?"

„Du kennst unsern König immer noch nicht", versetzte Louis Ferdinand von Pritzig. „Er wird niemals und bei keiner Gelegenheit unumwunden ja oder nein sagen. Dazu fehlt es ihm an Entschluß. Aber dafür ist er ein gewandter Redner."

„Er überzuckert seine bitteren Pillen."

„Jedermann mußte aus seinen gewundenen Wendungen das endgültige ‚Nein' heraushören", schloß trocken Herr von Teterow. „Die Sache ist erledigt. Und damit die ganze Paulskirche."

„Und die dreißig Frankfurter selber?"

„Die sind wie vor den Kopf geschlagen! Noch gestern spät abends hatten sie bestimmte Hoffnung, daß Friedrich Wilhelm die Krone annehmen würde."

„Er hat buchstäblich in der zwölften Stunde zum letztenmal seinen Entschluß gewechselt."

„Gott sei Dank!"

„Ja, Gott sei Dank", sagte Gesine andächtig.

„Also finis!" sprach Herr von Teterow. „Ich gehe gar nicht mehr in die Paulskirche zurück! Ich bleib' bei mir daheim und schieß' bald meinen ersten Rehbock . . ."

„. . . und die andern?"

„Die ziehen gesenkten Hauptes nach Frankfurt heim, wie Napoleon aus Rußland! Jetzt wird ihnen das Volk nicht mehr zuwinken und die Fahnen schwenken, wie auf der Herfahrt. Jetzt wird es Heulmeier und Wühlhuber in ganz Deutschland klar, daß die Paulskirche gegen die Landesherren genau so stark war, wie ein Kartenhaus gegen eine Kaserne."

Der Hannoveraner hörte diese Worte doch mit geteilten Gefühlen. Er war zu sehr englisch eingefärbt — ein Lord im kleinen durch und durch, aber zugleich auch und eben darum ein gläubiger Anhänger des Parlaments und seiner Macht.

„Und unser armes Deutschland bleibt also unerlöst und ungeeint?"

„So geht es nicht. Das sah jetzt jeder."

„Der alte Zwiespalt Habsburg—Hohenzollern? Das alte Bundestag-Eulennest in der Eschenheimer Straße?"

„Was sich überlebt hat, fällt", sagte Louis Ferdinand von Pritzig. „Und also auch diese lederne Vergangenheit! Was dann kommt, wissen wir nicht. Vielleicht wandelt unter uns schon der Mann, der uns führt. Wir sehen ihn bloß noch nicht."

„Vorderhand sieht man nur Volksmänner auf dem Rückzug", sprach, am Fenster stehend, seine Frau. „Da unten läßt eben einer seinen Koffer aufladen."

Herr von der Venne schaute hinaus und erkannte in dem Reisenden, der stumm und bleich neben der Droschke stand, den Geheimrat Emil Nimis. Er eilte hinab, um ihm die Hand zu drücken.

„Sie wollen schon fort?"

„Ich kann den Beisetzungsfeierlichkeiten unserer deutschen Hoffnung nicht noch beiwohnen. Ich mache das Fest für die Besiegten bei dem Prinzen von Preußen nicht mit."

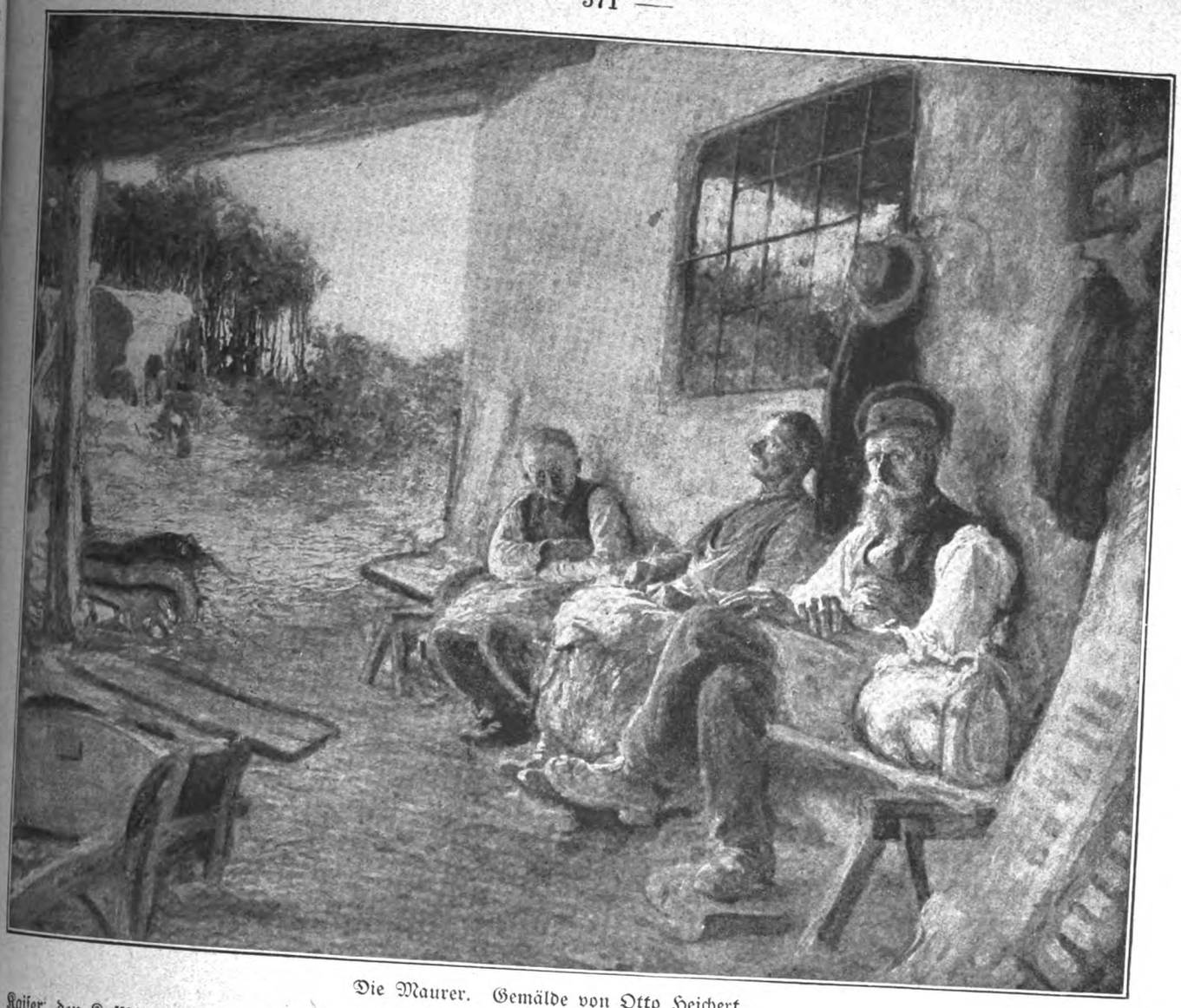
„In Frankfurt ist ja auch genug zu tun."

„In Frankfurt packe ich nur meinen Koffer. Dort ist jetzt Kehraus!"

„Wahrhaftigen Gottes?"

„Glauben Sie es mir! Ich bin ein Mann der Mitte. Ich kenne die Mitte. Wir haben von Reden gelebt; wir haben die Hungernden mit Schlagworten gespeist; wir haben den Ungeduldigen mit Beschlüssen die Ohren gestopft. Jetzt verlor das Wort seine Macht, seitdem das entscheidendste Wort, das wir zu sprechen hatten, seit das Zauberwort ‚der

Digitized by Google



Die Maurer. Gemälde von Otto Heichert.

Kaiser den Kyffhäuser nicht zu öffnen vermocht hat. Jetzt bläst uns der Wind auseinander wie Spreu."

„Alle?"

„. . . bis auf die, die nie einen Kaiser wollten, sondern die Republik! Deren Zeit ist jetzt gekommen und mit ihr das Blutvergießen südlich des Mains. Ich hab' nur noch den einen Drang, alles stehen und liegen zu lassen und nach Darmstadt zu fahren, um mir wenigstens meinen Bub, den Reinhold, zu retten, ehe er seiner Schwester folgt." — —

Die Bergstraße dämmerte weiß von Blütenschnee im Abendrot, die Sonne versank eben als zornige Purpurscheibe jenseit der Silberwindungen des Rheins hinter dem blauen Schattenriß der Hardt, als der Geheimrat Nimis sein Haus in Darmstadt betrat. „Malwinche . . "

Seine Gattin lief eben mit seinem Reiseplaid. Der Kutscher, der alte Philipp, schob dem Baptist von oben den Koffer auf die Schultern; die Magd, die Dortche, schleppte den Nachtsack — das Babettche und die Magdalen', die beiden Töchter, hielten Stock und Schirm. Alles war da, bloß einer nicht.

„Malwinche — wo steckt der Reinhold?"

„Du liebe Zeit, Mann, schrei nit so! Ich weiß es nit!"

„Ich hab' doch telegraphiert, daß ich komm'!"

„Ich hab's ihm nit mehr sage könne. Er ist ja nie mehr einheimisch."

„Und mit wem treibt sich der Musjö herum?"

Das lebensfrische, wienerisch runde und immer noch jugendliche Gesicht der Geheimrätin Nimis war von Kummer umwölkt. Sie trat mit ihrem Gatten in sein Studierzimmer und zog die Türe hinter sich ins Schloß.

„Bei wem wird er sein? Natürlich bei der Christel drüben. Seit du der verboten hast, vor deinen Augen zu erscheinen . . "

„Dabei bleibt's!"

„Es ist arg unrecht von dir, Emil!"

„Sie hat dem Brenche geholfe, aus dem Elternhaus zu echappiere. Das war der Dank, daß wir sie wie eine Tochter aufgenommen haben."

Der Geheimrat Nimis setzte sich schwer in seinen würdevoll geschweiften, mächtigen Arbeitssessel. Er schwieg, bis seine Frau ihn fragte:

„Also eure Berliner Reis' is ausgegange wie das Hornberger Schießen! Ich hab' mir's als gedacht."

„Von böhmischen Dalken und Wuchteln und Jausekuchenbacken verstehst du was, Malwinche! Aber wie du von Berlin etwas weißt . . "

„. . . weil ich ein Wiener Kind bin! Was braucht denn ihr hier in Süddeutschland zu den Preußen zu gehen? Da habt ihr's! Und was wird nun?"

„Was nun wird? Es wird alles, wie es war. Bloß wir sind nicht mehr die, die wir waren! Uns hat das eine Jahr achtundvierzig weiter die Augendeckel aufgemacht als die dreiunddreißig Jahre vorher. Die gute alte Zeit is weg, und die neue Zeit wird nit gut! Und die, die jetzt mit Gewalt darangehe werde, sie zu verbessern . . . Wo ist nur der Reinhold?"

„Nachmittags hab' ich ihn mal auf der Stiege gehört. Ich will mal nach ihm schauen."

Dr. Emil Nimis saß eine Weile still im Halbdunkel. Er hatte die Hände verschlungen. Er blickte vor sich hin. Er,

Digitized by Google

der ewig Bewegliche, rührte sich nicht. Ein paarmal seufzte er tief. Dann fiel ihm plötzlich etwas ein. Seine Züge wurden unruhig. Er stand auf. Die Geheimrätin kam zurück.

„Die Dortche spricht, sie hätte den Reinhold alleweil noch gesehen! Aber ich kann ihn im ganzen Haus nicht finden... Geh jetzt, bis der Bub beikommt, und zieh dich um, Emilche!"

„Nein . . . nein . . ."

Der Geheimrat Nimis machte eine geistesabwesende abwehrende Handbewegung.

„Sage, Frau: Brennt Feuer in einem der Öfen?"

„Bei dem hitzigen Frühlingswetter draußen? Ich glaub', du träumst . . ."

„Aber in der Küche? . . . Sorge dafür, daß es brennen bleibt, wenn die Mägde heute abend schlafengehen! Ich muß heute nacht allerhand verbrennen . . ."

„Jesus, Maria und Josef . . . wozu denn die Umständ'? Gib's doch der Dortche! Die macht's gleich!"

Frau Malwine Nimis erschrak, so angstvoll riß ihr Mann ihr die Hand zurück, ehe sie den Klingelzug erreichen konnte.

„Ich selbst! Ich selbst . . . keine fremde Hand . . . es lastet schon während der ganzen Reise auf mir . . ." Der Geheimrat Nimis kramte in seinem Schreibtisch und zog einen Schlüssel aus einem Geheimfach, das sich durch einen Fingerdruck von unten öffnete.

„Ich muß mal hurtig in die Gaubstuben hinaufsteige, Malwin'! Daß mich da keiner stört! Verstanden?"

Im obersten Stockwerk des unten schon in Dämmern gehüllten Hauses glühte noch das letzte Abendrot durch die fest geschlossenen, verstaubten Mansardenfenster. Die Scheiben ließen die Helle nur undeutlich durch. Es lag in der muffigen Luft — ein unheimlicher Widerschein wie von einer fernen Feuersbrunst über dem altersgrauen Spinnweb des Gebälks, den krachenden, ausgetretenen Dielen, dem Urväterhausrat von Gerümpel.

Der Geheimrat schritt durch den Gang auf die Türe des letzten, nach dem Garten hinausschauenden Giebelzimmers zu. Die Türe war im März 1848 selbst von ihm verschlossen worden. Niemand konnte sie seitdem geöffnet haben. Aber jetzt — Emil Nimis stand das Herz jählings still —, jetzt fiel durch sie ein langer, handbreiter Lichtschein grell in das Zwielicht des Flurs hinaus. Sie war nur angelehnt. Man hörte, wie sich da drinnen jemand bewegte. Kramte. Eine Schublade aufzog. Irgendein Unbekannter öffnete da die Kommodenfächer, in der die hochverräterische burschenschaftliche Jugend des jetzigen Geheimrats Emil Nimis schlief. Die Jugend vor einem Menschenalter und mehr . . .

Der Geheimrat schlich auf den Fußspitzen näher, mit angehaltenem Atem, die Augen vor Schrecken weit offen, willenlos der Kammer zu, einem Menschen ähnlich, der sich selbst beschleicht. Und wirklich: Der da drinnen — das war ja eigentlich er selbst . . .

Das Gaubzimmer war von schrägen purpurnen Abendstrahlen durchflutet. Ein geheimnisvoller Feuerglast füllte es bis in die Ecken und Winkel. Von dieser Verklärung der scheidenden Sonne umwoben, stand da vor einem offenen, zerfressenen Seehundskoffer und einer aufgezogenen, wurmstichigen Kommode der Geheimrat Emil Nimis selbst vor dreißig Jahren, in ferner Wartburg- und Demagogen- und Verschwörer- und Kerkerzeit — ein schlanker junger Krauskopf, mit braunen weichen Augen und trotzig aufgeworfener Lippe. Er hielt ein verschossenes schwarzrotgoldenes Band in der Hand. Ein dunkles, verstaubtes Burschenschaftsbarett saß schief auf seinem Haupt. Vor ihm am Boden lagen vergilbte Bücher und Bilder.

Motten flogen auf und umhuschten den Geheimrat, der mit zitternden Knien nähertrat.

„Reinhold . . ."

„Ja, Papa . . ."

„Wie . . . wie kommst du hier herein?"

„Die Türe habe ich schon vor zwei Jahren aufgesprengt, als wir unsern tugendhaften Freund Harro hier verbargen . . . seitdem geht sie leicht zu öffnen, auch wenn du sie verschließt."

„Und . . . was . . . vergreifst du dich hier an meinen Sachen?"

„Diese Heiligtümer gehören nicht mehr dir. Du hast sie verraten . . ."

„Was redest du — du Schlechtschwätzer . . . du . . ." Über Emil Nimis kam der Zorn und damit der Mut. Er ging in väterlicher Strenge auf seinen Sohn zu. Der hielt ihm stumm in der erhobenen flachen Hand eine kleine stockfleckige Federzeichnung entgegen: das Bild eines zarten, mädchenhaften Jünglings mit langen Haaren, in altdeutschem Rock mit umgeschlagenem Kragen. Darunter in feinen Zügen, wie gestochen, die Inschrift: „Emil Catilina Nimis".

„Das warst du einmal, Papa! . . . Du bist es lang nicht mehr! . . . Jetzt bin ich's!"

„Wer sagt dir . . . wer sagt dir, daß ich die hohen Ziele meiner Jugend je verraten habe . . .?"

„Hast du auf dem Weg nach Berlin hier diesen Ziegenhainer Wanderstab mitgehabt, auf dem geschnitten steht: ‚Teutsche Republik. Jena 1816' . . .?"

„Ich, Reinhold, der ich in der Paulskirche . . ."

„Hast du dem Zaren von Preußen hier den Holzspan mit Sands Blut gezeigt, als ihr vor seinem Thron knietet und er eure Kaiserkrone mit der Fußspitze von sich stieß? . . ."

Der Geheimrat Nimis sah scheu auf das aus der Seidenpapierhülle gewickelte weiße Stück Schafottholz mit den paar verblichenen rostbraunen Flecken.

„Laß diese Dinge . . ." sprach er dumpf. „Laß sie schlafen!"

„Nein. Ihr habt geschlafen ein Leben lang!"

„Ich habe meine Ideale treu bewahrt . . ."

„So treu, daß ich niemals etwas davon erfahren hab'! Hast du mich je das ‚Neujahrslied freier Christen' hier gelehrt?"

„Weg damit! Weg!"

„Hast du mir je das Gedicht hier gezeigt: ‚An Emil Nimis, den Tribunen'?"

„Ich habe mich für diese Ideale zum Volksvertreter wählen lassen . . ."

„Sie haben die neue Zeit mitgemacht, Papa, wie Sie alles mitmachen, was Ihnen Vorteil bringt, und wenn es Ihnen keinen Vorteil mehr bringt, dann nicht mehr! Sie sind viel klüger als ich, Papa! Aber ich bitte zu Gott, daß er mich nie so klug werden lasse."

Nun sagte der Sohn schon „Sie", wie einst, wie im Vormärz. Alles Vergangene kam wieder. Ein Herbsthauch wehte. Die Lebensbahn lief wieder still und breit und grade — schnurgrade durch flaches Land bis zum Grab. Es schoß Emil Nimis, dem Arzt, durch den Kopf: Wie lange noch? Eine robuste, etwas apoplektische Konstitution . . . vielleicht noch fünfzehn Jahre . . . vielleicht eine Handvoll mehr . . . Exitus . . . Vor dem fremden Jüngling da, der mein Sohn ist, vor ihm und seinen Brüdern schäumt noch das Leben. Winkt mit tausend Gipfeln und Abgründen, von denen unsere zahme Postkutschen- und Märzveigelein- und Stammbuchzeit nichts wußte. Sie wandern. Sie suchen . . .

„Sie hätten mich hier nicht stören sollen, Papa . . ."

„Reinhold . . . nenne mich nicht Sie . . . Wir leben nicht mehr in der Metternichschen Finsternis!"

„Doch. Ich glaube, Sie werden bald wieder darin leben, Papa! Sie bieten ja schon die teutsche Krone unter den Tyrannen aus."

„Das sind nicht deine Worte! Das ist das Echo dieses unseligen Rattenfängers, der mir meine Kinder eines nach dem andern nimmt. Du hast Nachricht von ihm?"

„Oft erhalte ich Post von Harro. Ich geb' es Ihnen zu, Papa."

„Nicht dies Sie. Es schneidet mir ins Herz . . ."

Digitized by Google

„Nicht — wenn du mir meine letzte Bitte erfüllst! Gib mir diese Reliquien! Dir sind sie tot. Mir leben sie. Ich will sie statt deiner tragen."

„Wo?"

„In dem heiligen Kampf!"

„In welchem?"

„Für das freie, einige Deutschland! Ihr seid am Hader der Fürsten gescheitert, wie das Harro, der herrliche Friese und Freiheitskämpfer, stets prophezeite. Wir werden es ohne die Fürsten wagen."

„Das heißt: gegen sie!"

„Laßt sie kommen! Ihre Schergen gehen zu uns über. Die Volksmänner selber bei euch in der Paulskirche werden Teutschland zur neuen Schlacht zum schönen Bunde aufrufen"

„Ich fürchte es! . . . Reinhold . . . Du bist mein einziger Sohn . . ."

„Freue dich, Vater; um so größer ist dein Opfer für das Vaterland!"

„Ein Kind hab' ich schon dahingeben müssen. Bleibe du bei mir!"

„Hier — hinter dem Ofen?"

„Ich faff' deine Hände, mein Bub' . . Dein alter Papa bittet dich . . Er bittet dich mit Tränen . . ."

„Du solltest lachen, Papa, und mich segnen! Nachher wär's recht."

„Guck, Reinholdche . . . ich hab' dich so lieb . . ."

„Wir wollen Deutschland liebhaben, Papa!"

„Was soll denn aus eurer Kirchweih im Badische werden? Die Preuße werde komme und euch muckstot schieße! Ich hab's jetzt schon in Berlin gehört . . ."

„Nit wahr, dein Bild als Catilina gibst du mir mit? Ich versprech' dir auch: Ich will's immer auf der Brust tragen."

„. . . bis eine Kugel mitten durch geht . . . Reinhold . . . denk an deine Braut . . ."

„Alleweil war ich bei ihr. Wann ich mit ihr allein bin, sind wir als zu dritt. Dann ist der Geist ihres Vaters bei uns. Die Christel ist sein Kind. Die hat er anders erzogen als du mich! Die hat gesagt: Geh und räche meinen Vater!"

Der Geheimrat wandte sich ab. Ein verzweifeltes Schluchzen nahm ihm eine Weile den Atem.

„Aus Schleswig-Holstein hab' ich dich von den Dänen wieder heimgebracht. Aus dem Wiener Blutbad hat der liebe Gott dich herausgeführt. Jetzt läuft mir der Bub ins Badische, um nur ja keine Standrechtkugel zu versäumen! Herrgottdunnerschlag ja . . ."

Er raffte sich noch einmal zusammen und schnaufte sich heftig in sein seidenes Taschentuch.

„Ich laß dich nicht fort", sprach er mit Härte hinter den goldgefaßten Brillengläsern. „Ich paff' schon auf . . ."

„Die Müh' ist umsonst, Papa."

„Ich laß dich nit fort!"

„Man kann keinen halten, der muß!"

„Warum mußt du denn? Jesses — es zwingt dich doch keiner!"

„Dir kann ich das nie erklären, Papa! Ich muß. Viele müssen!"

„Was denn, zum Guguck?"

„. . . das jetzt tun, was du früher einmal gewollt hast! Ohne dich wären wir nicht! Wir sind deine Kinder. Wir müssen deinen Willen vollstrecken. Wenn ich eines Morgens nicht mehr im Haus bin, Papa, dann sei mir nicht bös. Denn ich kann nicht anders!"

Kunstverlag Wendt Groll, Marienwerder.

Marienwerder: Gesamtbild der alten Stadt. Nach einer Zeichnung von P. E. Gabel.

Digitized by Google

Der Geheimrat Nimis stieg schwer in das Erdgeschoß hernieder zu seiner Frau. Sie fragte ihn besorgt:

„Noch nix vom Reinholdche?"

„Ich hab' alleweil die längst' Zeit mit ihm gesproche."

„Wie war er denn?"

„Er sollte mein Erbe sein, Mama", sagte Dr. Emil Nimis. „Und dafür ist der Bub mein Richter geworde."

„Das versteh' ich nicht."

Es kam keine Antwort.

„Emil . . . was ist mit dir? Warum schlägst du die Hände vors Gesicht?"

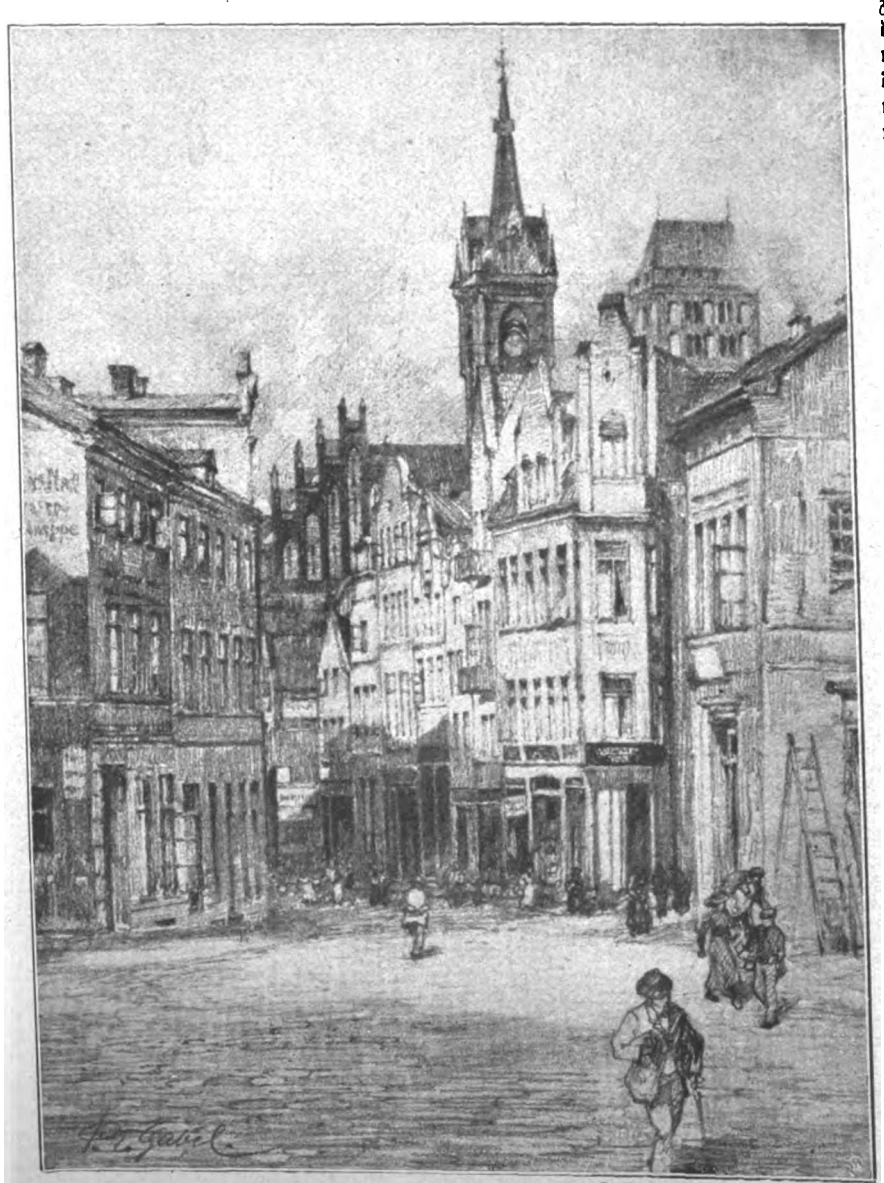
Der ergraute Kopf des Geheimrats Nimis lag mit der Stirn auf die Tischplatte vornübergesunken. Es kam erstickt darunter hervor: „Ich bin alt geworde, Malwinche . . . Ich bin heut' alt geworde!"

Er antwortete auf keine Frage seiner Frau mehr. Er saß zusammengebrochen, mit verhülltem Antlitz, und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt)

Das westpreußische Abstimmungsgebiet und seine Hauptstadt * Von Franz Wugk.

Der aus dem „Reich" kommende Deutsche machte früher bei Vergnügungs- und Studienreisen nach dem Osten meistens in Danzig oder Marienburg halt. Nach Königsberg fuhr er nur, wenn er dort Verwandte oder berufliche Verpflichtungen hatte. Was südlich oder auch nördlich der D-Zuglinie Dirschau—Königsberg—Gumbinnen lag, ward höchstens dann ins Gedächtnis zurückgerufen, wenn Robert Johannes, oder irgendeine Geschichte von Sudermann oder Skowronnek die Orte jenes fremden, wilden Landes erwähnte. Wer sollte auch — so sagt man — auf den Gedanken kommen, in Marienburg sich auf eine der Seitenbahnen zu setzen, die ins Herz des alten deutschen Ordensreichs führen? Nach Christburg oder nach Riesenburg-Rosenberg? Oder nach Stuhm-Marienwerder? — Heute wird man einsehen, daß man sehr unrecht hatte, als man diese Entdeckungsfahrten unterließ, denn man könnte nun jetzt als Sachverständiger mtreden in einer Frage von sozusagen weltpolitischem und weltgeschichtlichem Gewicht — in der Frage der Abstimmungen im Osten nämlich. Ganz abgesehen davon, bieten aber die Kreise Marienburg, Stuhm, Rosenberg, Marienwerder sehr viel landschaftlich Schönes und geschichtlich Denkwürdiges; Wälder, Seen, Berger, — dazwischen Schlösser, Kirchen, alte Städte und Burgen aus den Tagen der Deutschritter. Eine nahrhafte Gegend mit vortrefflichem, saftigem, kräftigem Essen — und „geistigen" Genüssen, wie z. B. dem Stuhmer „Laubfrosch", der von Kennern mit dem vorschriftsmäßigen „Brr" des Behagens hinuntergeschluckt wurde, während freilich Ortsfremde gelegentlich mit Angstverzerrung im Gesicht das Gleiten des grünen Froschs durch die Kehle wahrnahmen. Ganz zartbesaitete Leute ließen auch gelegentlich den Laubfrosch wieder hinausspringen, ehe es zu spät war. Der größte Ort auf dem Wege nach Thorn war Graudenz, in dem man noch vor dreißig Jahren kaum ein polnisches Wort hörte, das aber heute den Krapülinskis und Waschlapskis zugesprochen ist: en würdiger Endpunkt der mit dem Caprivismus eingeleiteten Politik, die so zielbewußt zur Erzbergerei und zum Scheidemannismus, zum November 1918, nach Versailles und in die Herrlichkeiten des amtlich angeordneten Generalstreiks führen sollte und mußte. In Graudenz war die Feste Courbière die größte Sehenswürdigkeit. Der greise General Courbière verteidigte den Platz im Unglücksjahr 1807 heldenmütig. „Was opferst du dich und die Deinen denn noch auf, es gibt ja gar keinen König von Preußen mehr!" ließen die französischen Belagerer ihm sagen. „So bin ich der König von Graudenz", antwortete der preußische Spartaner. In den Graudenzer Kasematten hat einst Fritz Reuter gesessen. Wenden wir uns zurück aus dem vorübergehend dem weißen Raubvogel, dem Weichselzopf, den Läusen und dem Analphabetismus überlassenen Lande ins Abstimmungsgebiet, so kommen wir über die Seestadt Deutsch-Eylau nach Bischofswerder, Freystadt, Riesenburg und Rosenberg. Eine Gegend von entschieden ostpreußischem Charakter. Bei Christburg geraten wir so langsam ins Elbinger Land; sogar den französischen Spitzeln wird es unmöglich sein, hier polnische Bundesgenossen zu finden.



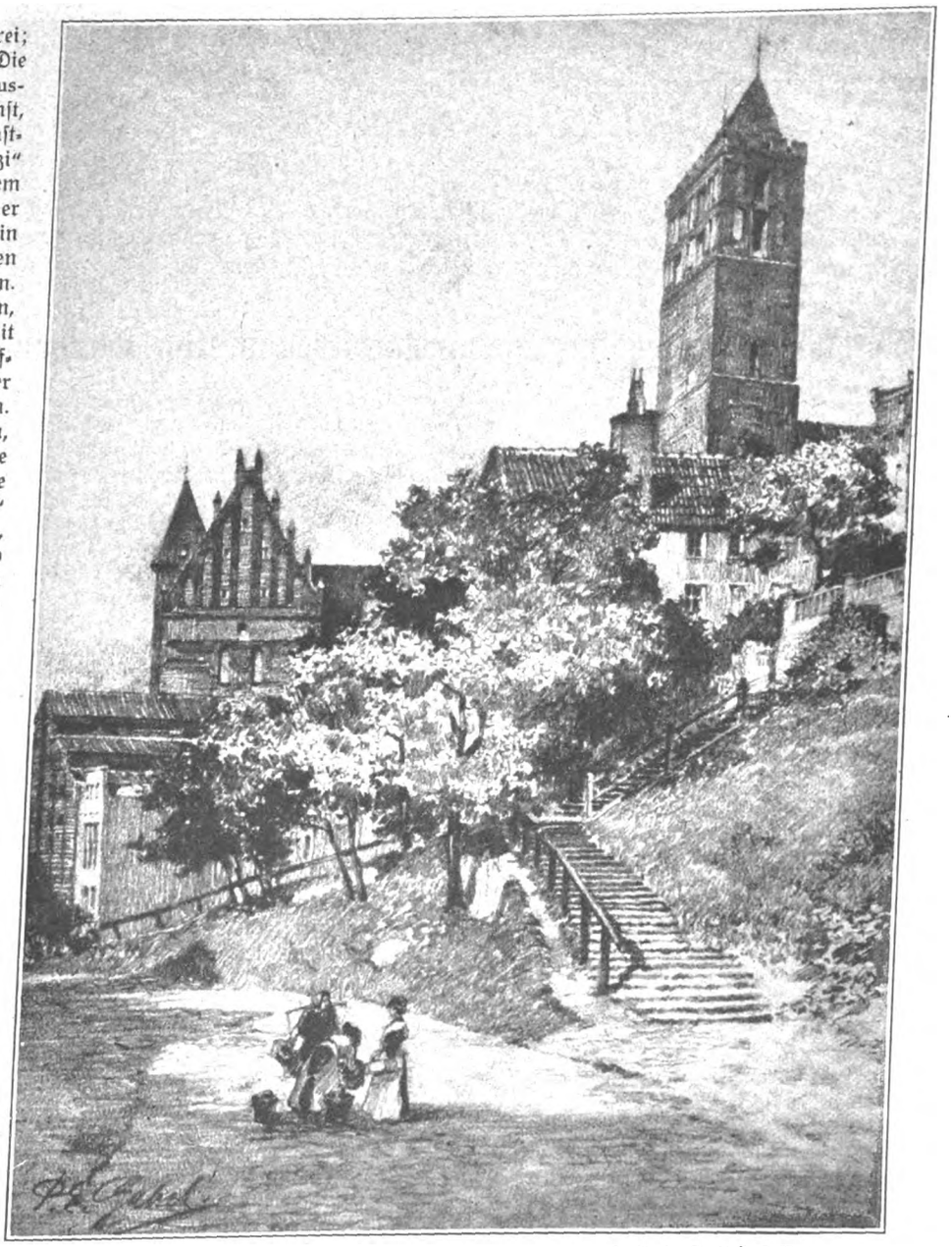
Kunstverlag Wendt Groll, Marienwerder.

Marienwerder: Die Breitestraße. Nach einer Zeichnung von P. E. Gabel.

Natürlich passen den Pariser Herrschaften die deutschen Ortsnamen nicht. Schon in Danzig fällt ihnen der germanische Klang auf die Nerven, und in den großen Boulevardblättern lesen wir von einem Hafen- und Handelsplatz Gdansk. Was wohl der selige Marschall Lefèbvre, „duc de Dantzig" und seine Frau Madame Sans-Gêne zu diesem Esprit-Blitz des Zeitalters Poincarés, Clemenceaus und Millerands sagen werden? Denn natürlich werden diese Großwürdenträger Bonapartes von nun an „duc de Gdansk" genannt werden müssen von jedem, der nicht in den Verdacht pangermanistisch-militaristisch-gegenrevolutionärer Gesinnung kommen will. Nicht nur die Landeskunde Westpreußens, sondern auch besonders die Geschichte des Abstimmungsgebietes wird nach Pariser Diktat umändern müssen. Es hat sich da bereits vor zwei Jahren ein erstaunlich gelehrter und verblüffend scharfsinniger Forscher gefunden, der zum Ententegebrauch eine Umschreibung des alten Ordenslandes lieferte. André Langie heißt diese Leuchte der französischen Wissenschaft. Danach waren die Preußen

Digitized by Google

ersten Opfer der germanischen Barbarei; natürlich die ganz alten Preußen. Die „Pruzzi“ — nicht die ekelhaften „prussiens“. Diese „Pruzzi“ waren sanft, herzensgut, ritterlich, arbeitsam, gastfreundlich, fromm, geistreich. „Pruzzi“ heißt klug und weise, und alles in allem kann man sagen, daß diese Urbewohner des Abstimmungsgebietes offenbar ein photographisches Ebenbild der heutigen Untertanen Fochs und Millerands waren. Die Sprache dieser „Pruzzi“ war so schön, daß man nicht die leiseste Ähnlichkeit mit dem rohen, tierischen Geheul der Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Gottfried entdecken kann. Nun aber kamen die deutschen Banditen, und in fünfzig Jahren haben sie die blühende wirtschaftliche, politische, sittliche und geistige Hochkultur der „Pruzzi“ durch ununterbrochenes Abschlachten, Brandstiften, Schänden, Verwüsten und Plündern in germanisches Hunnentum verwandelt. Die Schandtaten dieser Hermann Balk, Siegfried, Winrich sind nur mit den Greueln Bismarcks, Moltkes, Hindenburgs zu vergleichen. Schließlich kam ein Hochmeister, der das ganze Land stahl und in seine Tasche steckte, und selbstverständlich war dieser Hochmeister ein Mitglied der berüchtigten Massenmord-, Meineid- und Diebsfamilie Hohenzollern. Die Deutschen haben den armen alten „Pruzzi“ alles, alles geraubt, sogar ihren Namen, den die Preußen nun seit ein paar Jahrhunderten durch ihre Taten zum schmutzigsten Schimpfwort der Welt hinabgewürdigt haben. Ja, so schreibt man in Frankreich „histoire“. Seit 1683 gibt es keine „Pruzzi“ mehr, mit denen man als vornehmer Apache der Boulevards Seelenharmonie haben könnte. Es gibt nur noch Preußen, und diesem preußischen Hordenvieh soll das Abstimmungsland weggenommen werden — im Namen der Freiheit. Auf die eine oder die andere Weise.



Kunstverlag Bendt Groll, Marienwerder

Marienwerder: Die Kaffeetreppe. Nach einer Zeichnung von P. E. Gabel.

Natürlich — das weiß man in Paris ganz genau — würden Marienburg, Marienwerder, Stuhm und Rosenberg jauchzen, wenn sie in den Kulturstaat Pilsudskis und Paderewskis aufgenommen werden könnten; leider machen aber die in diesen westpreußischen Kreisen zurückgebliebenen paar preußischen Spione, Knechtsseelen und Soldempfänger der glorioſen raschen Polonisierung noch einige Schwierigkeiten. Da wird später die französisch-polnische Knute ihren erzieherischen Kulturfegen bewähren können. Einstweilen tauft man auch hier die Städte um, was schon eine tiefgehende Bekehrung zur Folge haben wird. Die Hauptstadt des Abstimmungsgebiets heißt von jetzt ab Quidin. Jawohl, Quidin! Das fehlte ja gerade noch, daß man den „Boches“ den Gefallen täte, das widrige und unaussprechliche deutsche Wort „Marienwerder“ auch nur eine Stunde länger beizubehalten, als unbedingt nötig ist.

Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß auch die französischen Christbäume nicht in den Himmel wachsen, und daß die ruppigbraden Späße der beiden Entente-Zirkusclowns in blauweißroten und rotweißen Pluderhosen einmal ein Ende haben; trotz allen Schneiletschens, Grimassenschneidens und Gekreischs. Marienwerder bleibt Marienwerder; und das ist eine Herzensfreude für jeden, der das alte liebe Nest an der trauten „Liebe“ kennt. Mit Marienwerder geht es mir ähnlich wie dem guten René Diderot mit den Frauen — insofern, als ich meine Feder in den Regenbogen tauchen und die Zeilen mit dem Duft der Schmetterlingsflügel bestreuen möchte. Das heißt: für Marienwerder würden andere Essenzen doch besser passen. Etwas Kanzleitinte gehört dazu und auch Aktenstaub und Kasernenhoffand; aber dann Herbstgoldiger Wein und schäumendes Bier. Flitter von Ballsohlen, Kotillon-Rosenknospen, Maiglöckchen und Veilchen, Sonnenschein, Blondhaar und Blauäugleinblitzen. Ein Sommernachtstraum — ein Wintermärchen! Schlittengeklingel, Rasenspiel, Becherklang, Rundgesang, Trompetenfanfaren und Trommelwirbel. Und Jugend, lachende deutsche Jugend! Eine Gartenstadt und eine Stadt preußischer Beamtentugenden.

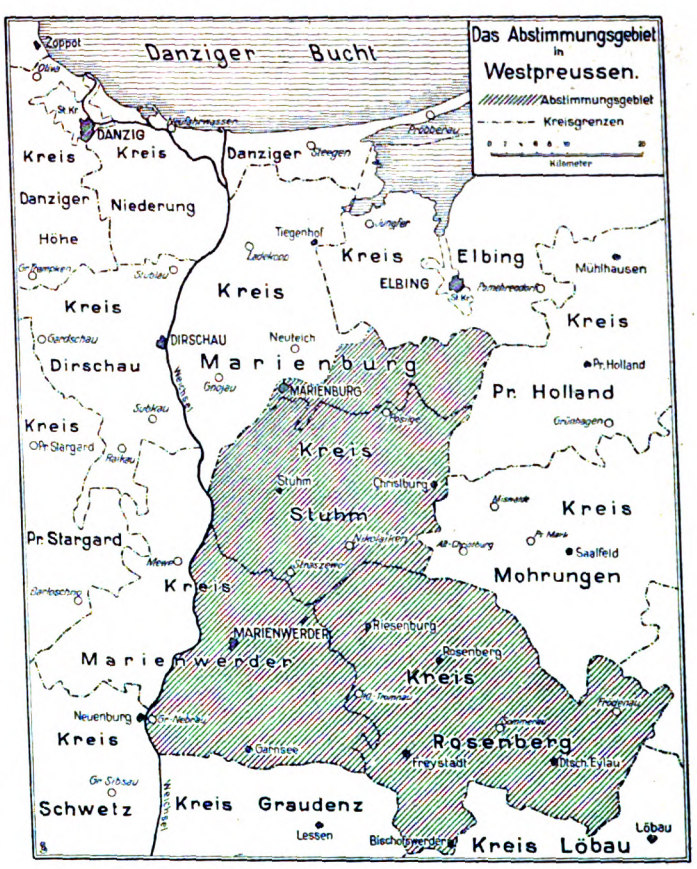
Allerdings erschließt sich der Zauber Marienwerders nicht jedem und nicht sofort. Eines Tages fanden um Marienwerder herum große Kavallerieübungen statt, zu denen Generale und Generalissimi aus dem ganzen Reich zusammengekommen waren, — und da begab es sich, daß einer dieser alten Reitersmänner an der Kasinotafel behauptete, an unserem Marienwerder sei Hopfen und Malz verloren, mit Verbesserungen und Verschönerungen sei da nichts getan. Solche total verunglückten Städte wie Marienwerder müßten einfach glatt wegrasiert und an irgendeiner anderen Stelle des Globus dann ganz neu nach neuem Plan und mit neuem Stoff aufgebaut werden. Und der Mann brauchte doch nur in den Kasinogarten zu gehen, die ballspielenden Mägdlein sich anzusehen und die silbernen frohen Stimmen zu hören, um ein glühender Bewunderer von Quidin-Marienwerder zu werden. Auch ein feuchtfröhliches Semester in diesem Dorado alter Studenten hätte zur Bekehrung des Quidin-Lästerers genügt.

Marienwerder ist das Musterbild einer Beamten- und Offizierstadt. Irgendwie muß man mit der Beamtenschaft und dem zweierlei Tuch etwas zu tun haben, wenn man in Marienwerder mitreden und -handeln will. Und doch ist dieser Bureaukratencharakter nicht die geschichtliche Grundeigenschaft Marienwerders. Marienwerder war schon Jahrhunderte lang ein ragendes Boll-

Digitized by Google

werk des Deutschtums, deutscher Bürgertüchtigkeit gewesen, ehe es zu einer Metropole des Amtlichen wurde. Die Geschichte Marienwerders, deren Inhalt das Ringen um die Erhaltung des Deutschtums ist, ist die Geschichte unseres kampfdurchtobten Ostens überhaupt. Drangsale ohne Zahl hat die Stadt Hermann Balks auszuhalten gehabt seit 1233. Freilich eine Abstimmung über ihre Deutschheit wird ihr zum ersten Male heute zugemutet; solch ein Wahnsinn wie der Versailler Schand- und Spottvertrag hat selbst in den wüstesten Pruzzen- und Polentagen des Mittelalters von den tollsten Bandenhäuptlingen nicht ausgedacht werden können.

Nachdem Hermann Balk mit seinen Ordensrittern — auf das Hilfegesuch Konrads von Masovien nach dem Osten gesandt — die Burg Thorn 1231 und Culm 1232 angelegt hatte, gründete er auf einer Insel, die ungefähr der heutigen Stadt Marienwerder gegenüber lag, eine dritte Burg im Jahre 1233. Diese Burg wurde aber an dieser Stelle nicht ausgebaut, sondern noch in demselben Jahre begann man mit den Grundmauern der eigentlichen Burg Marienwerder im pomesanischen Gebiet Rysen. Es nahmen teil der Burggraf von Magdeburg, die Herzöge von Masovien, Kujavien, Krakau und Breslau, Gnesen, Herzog Swantopolk von Pommern mit seinem Bruder Sambor. Kurz darauf erfochten die Ritter an der Sorge einen großen Sieg über die Pruzzen. Das Schloß Reden wurde 1234 angelegt, und der Kreuzzug des Markgrafen von Meißen schloß sich an. Marienwerder wurde auf drei durch „Parowen“ (Schluchten) voneinander getrennte Anhöhen gebaut. Diese Schluchten sind nach und nach zum Teil ausgeglättet. Auf der südlichen Anhöhe stand die eigentliche Burg („Alt-Schlößchen“); auf der Anhöhe unmittelbar nördlich erhob sich der Dom und der älteste Stadtteil; die nördlichste Anhöhe, der Knieberg, ist heute ein Stadtteil von Marienwerder. Den ersten notdürftigsten Befestigungen folgten bald widerstandsfähigere, und die sich stetig vergrößernde Niederlassung erhielt nun auch selbständige Gerichtsbarkeit, Gemeindeverwaltung, ausgedehnten Landbesitz und Zinsfreiheit.



Der Orden hatte inzwischen seine Eroberungen immer weiter ausgedehnt und schon den Pregel erreicht, als im Jahre 1242 die erste große Empörung der Pruzzen ausbrach, der 1260—73 eine zweite, noch weit furchtbarere folgte. Unsere unglückliche Stadt wurde mehrfach genommen, die Bürger fanden im Schloß oder auch in benachbarten Befestigungen Zuflucht. Marienwerder wurde Hauptstadt eines Bistums, aber die Bischöfe selbst kamen zunächst nicht nach der Stadt. Erst später wurde ein Domkapitel eingesetzt und der Bau einer würdigen Kirche begonnen. Nach und nach erhob sich die gewaltige Kathedrale, und im Zusammenhang mit ihr wuchsen das Domschloß und die beiden in die Niederung hinausgebauten wuchtigen „Danzker“ empor.

Das 14. Jahrhundert war die Blütezeit des Ordens und auch die Glanzzeit Marienwerders. Man baute stattliche Häuser und starke steinerne Ringmauern mit festen Türmen und Toren. Im stolzen Rathaus versammelten sich oft die Abgeordneten des ganzen Landes, und der Ackerboden wurde zu so hoher Kultur entwickelt, daß erst in der neuesten Zeit wieder die alte Ergiebigkeit erreicht ist. Die Rechte der Stadt wurden gesichert und erweitert, und der herrliche Dom verbreitete überall den Ruhm der jungen, aufstrebenden Stadt.

Mit der Schlacht von Tannenberg begannen die Leiden. Auf dem Rückwege von der Marienburg suchten König Jagellos Horden auch Marienwerder heim. Die Bürger verteidigten aber ihre Stadt mit größtem Heldenmut und beschossen den Feind noch von der Domfestung aus, in die sie sich zurückziehen mußten. An dem in seinen Mauern am 14. März 1440 gegen die Ordensherren gegründeten „Preußischen Bund“ nahm Marienwerder nur widerstrebend teil. In den folgenden Kriegen zeigte Marienwerder, sooft es Entschlußfreiheit hatte, seine Anhänglichkeit an die alte Marienfahne der Hochmeister. Aber hier und da kamen die sengenden und brennenden Polen auch vor Marienwerder, und in der Stadt „geschah groß Mord und Jammer“. Im zweiten Thorner Frieden verblieb Marienwerder dem Orden. Während des sogenannten Pfaffenkrieges hatte 1478 Marienwerder abermals aufs schrecklichste zu leiden. Bischof Johann IV. von Pomesanien sah 1496 Stadt und Land im elendesten Zustand, mit Schulden belastet, die Kirche zerschossen, die Gewölbe niedergelegt, Schloß Marienwerder dachlos und zerfallen, „daß wir, so es regnete, wenig trockene Stätten fanden und keinen menschlichen Rat wußten, denn allein am Hochmeister“. Stadt und Niederung blieben lange „gründlich verderbt“. Es folgten eine furchtbare Überschwemmung und neue Kriegsgreuel im „Franken- oder Reuter-Krieg“, ehe ruhigere und friedlichere Tage anbrachen.

Der große Wendepunkt in der Geschichte unseres Ordens trat mit dem Krakauer Frieden von 1525 ein: Preußen wurde weltliches Herzogtum; die Reformation wurde eingeführt. Marienwerders Geschichte ist hier abermals ein Sinnbild der Geschichte des Ordenslandes. Der Bischof Paul Speratus regelte die kirchliche Neuerung; dieser gelehrte und fromme Mann ist eine der volkstümlichsten Gestalten unserer Chronik. Weit wichtiger war freilich noch, daß die weltliche Herrschaft an den Hohenzollern Albrecht von Preußen überging. Und mit dem Hohenzollern kamen Ruhe und Frieden, Wohlstand und Kultur ins geplagte Marienwerder-Land. An den Kriegen der nächsten hundert Jahre war die Stadt nicht unmittelbar beteiligt. Im Jahre 1576 weilte Stephanus Bathori, König von Polen, eine Nacht in Marienwerder und nahm ein Mahl ein, für das 28 Ochsen, 92 Schöpse, 5 Schock Hühner, 3 Schock Gänse, 3 Tonnen Salz, 10 Seiten Speck, eine Tonne Butter, anderthalb Last Mehl, 18 Last Hafer, acht Ohm Ungarwein und Muskateller und 80 Tonnen Bier verbraucht wurden. Von Fleischmarken und sonstiger „Rationierung“ wußten die glücklichen Marienwerderer von Anno 1576 noch nichts! Der Herzog sorgte unablässig, tatkräftig und freundlich für seine getreue Stadt, die wieder wohlhabend wurde und großen Grundbesitz erwerben konnte.

Erst die Schwedenkriege von 1628 ab machten der biederen Stadt neue schwere Sorgen. Am 19. August 1628 lagerte Gustav Adolf bei Marienwerder. Nun kamen bald Schweden, bald Polen nach Marienwerder, das sich aber gelegentlich mit Glück verteidigte und, wie z. B. 1659, seine Bedränger zum Abzug zwang. Der Große Kurfürst belohnte zehn Jahre später diesen Heldenmut mit einer Jahresschenkung von zehn Talern an den Schützenkönig. Da Marienwerder an der Hauptstraße von Königsberg nach Berlin lag, kam ihm die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung zwischen den beiden Hauptstädten sehr zustatten. Die Kurfürsten und dann Friedrich Wilhelm I. weilten gelegentlich in der Stadt. Im Spätherbst 1709 hatte König Friedrich I. mit dem Zaren Peter hier eine Zusammenkunft, die zehn Tage währte. Eine Garnison — Dragoner — erhielt Marienwerder im Jahre 1727. Kriegs- und Steuerräte brachten die Beamtenschaft nach der Stadt. Im Siebenjährigen Kriege wurde eine Schiffbrücke angelegt; der russische General Fermor nahm 1760 als Generalgouverneur seinen Sitz in Marienwerder. Als die neue „Accise“ eingeführt wurde, war Marienwerder durch

Digitized by Google

Beseitigung der alten Tore mit seiner Vorstadt vereinigt. Die strenge Regie ließ das Schmuggeln und „Schieben" in Mode kommen; jeder Marienwerderer kennt seine „Kaffeetreppe"; sie war vor 150 Jahren der beliebteste Schleichweg der Schmuggler, die sich auf den Kaffee „spezialisierten".

Mit den Teilungen Polens kam Marienwerder zu neuer Wichtigkeit. Ein Oberhof- und Landesgericht wurde hierhergelegt, eine Kriegs- und Domänenkammer. Marienwerder wäre beinahe Hauptstadt des ganzen Landes geworden, mußte später aber diese Würde doch dem preußisch werdenden Danzig lassen. Die Generallandschaft und ein Gestüt, ein Land- und Stadtgericht, später die Schulen erweiterten das Beamtentum.

Das Unglücksjahr 1807 traf auch die Marienwerderer hart. Am 19. Januar traf der erste Franzose ein. Schwere Gefechte entbrannten bei Marienwerder, und die Franzosen übten ihre Meisterschaft im Plündern. Bei der Neuaufrichtung des Staates kam Marienwerder als Stabsquartier der westpreußischen Brigade zu neuem Ansehen. Kein Geringerer als General York residierte hier nun, der übrigens mit den Städtern bisweilen heftig aneinandergeriet. Die folgenden Kriegsjahre brachten der Stadt den Besuch Napoleons, des Kaisers Alexander, des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise. Auf dem Hinwege nach Rußland hauste die große Armee Napoleons auch in Marienwerder, ebenso sah die Stadt die ersten französischen Rückzügler und gegen Ende Januar 1813 die befreundeten Kosaken. Bogumil Goltz, der das Marienwerderer Gymnasium besuchte, hat diese Tage anziehend und humorvoll geschildert. Bei der Aufstellung der Landwehr brachte Marienwerder 4 Offiziere, 111 Mann zu Fuß, 7 zu Pferde auf. Die Landsturmleute bildeten 7 Kompagnien zu Fuß und 1 Kompagnie zu Pferde. Was die Beamtenschaft anlangt, so mußte Marienwerder später einen Teil seiner Behörden an Danzig abgeben.

Die erste Zeitung erschien 1830 in Marienwerder. Drei größere Bibliotheken sind vorhanden, und seit 1850 auch ein ganz richtiges Theater. Von den Vereinen war die „Ressource zur Einigkeit" einst der vornehmste. Der Präsident von Hippel (der bekannte Verfasser des Aufrufs „An mein Volk") gründete den „Leipziger Verein" (zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig), und aus diesem Verein hat sich das „Casino" entwickelt, in dem wir als fröhliche, selige Referendare getafelt und gezecht, gesungen und getanzt, Theater gespielt und geliebt haben.

Fast sieben Jahrhunderte ist das Ordensreich, ist Marienwerder alt. Möge es in weiteren sieben Jahrhunderten als stolzer, treuer, fröhlicher, schöner Vorort des alten deutschen Ostens auf das Elend und die Schmach dieser Abstimmungszeit getröstet zurückblicken können; mögen Marienwerder, Marienburg, Stuhm, Rosenberg unter schwarzweißroter Fahne als Sinnbilder unsres Deutschtums wachsen, blühen und gedeihen!

Vorfrühling * Novelle von Georg Wasner.

Schluß.

Als Winterstein sich am Donnerstag abend zu Horns auf den Weg machte, wunderte er sich. Vorhin beim Nachhausekommen war es noch durchaus warm und frühlingsmäßig gewesen, jetzt blies ein kalter Wind, so daß ihm sein Sommerüberzieher nicht genügen wollte. Zugleich fiel es ihm auf, daß die wenigen Sterne, die er sehen konnte, merkwürdig lebhaft funkelten. Doch anderes war wichtiger. Nachdenklich schritt er die Straßen fürbaß.

Oberst von Borke und mit ihren Damen Major Schmeder, Hauptmann von Ungern und Staatsanwalt Doktor Ramloh waren schon da, zum Glück Frau von Lefevre und die Tante noch nicht. Er brauchte sich also nicht erst zu entschuldigen, daß er seinem Junggesellenrecht, beinahe zu spät zu kommen, auch heute treugeblieben war, fühlte sich bei der Begrüßung der Hausfrau trotzdem aber unsicher. Doch fiel ihm nichts auf, auch bei Horn nicht, zumal der sofort von dem Hotel anfing, das er ihm in Florenz empfohlen hatte und das zu empfehlen Ramlohs sich außerstande erklärt hatten. So kam er mit denen ins Gespräch, es stand Meinung gegen Meinung, und weil er in dem Hotel drei Wochen lang zum Übergang gewohnt hatte, als er vor fast zwei Jahren aus Kamerun nach Deutschland zurückgekehrt war, meinte Frau Ramloh schließlich: „Da haben wir es wohl nur zufällig schlecht getroffen. Wir waren Italiens auch schon müde und wollten nach Hause."

Wenig später erschienen Tante und Nichte. Letztere trug ein silbergraues Tuchkleid mit einigen Verzierungen aus Stahlpailletten und sah darin so schlank und graziös aus und wirkte so gepflegt, daß Winterstein sie bisher überhaupt noch nicht richtig angesehen zu haben glaubte. Doch reichte sie ihm nur flüchtig die Hand und blickte ihn dabei kaum an; es machte ihn betroffen. Betroffen war er auch wieder, als man sich zu Tisch setzte. Alle Damen hatte er von seinem Platz aus vor Augen, angefangen mit Frau Horn, die der Oberst führte, bis links zur Tante, die dem Staatsanwalt zugefallen war, nur Frau von Lefevre nicht. Sie saß auf seiner Seite, getrennt durch Major Schmeder und Frau Ramloh; wollte er sie doch sehen, mußte er sich vorbeugen. Immerhin meinte er doch, daß es gut wäre, denn er glaubte nun darüber beruhigt sein zu können, daß Frau Horn nichts wußte und Frau von Lefevre die Einladung nicht veranlaßt hatte. In bester Stimmung widmete er sich seiner Dame, Frau Hauptmann von Ungern.

Noch gesprächiger wurde er, als Frau von Ungern ihn nach Kamerun fragte. Zwar hatte er in diesem seinem ersten Berliner Gesellschaftswinter schon häufig von Kamerun erzählt, es war ihm sogar aufgefallen, welches Interesse dafür bestand, aber er tat es trotz nicht zu vermeidender Wiederholungen doch noch immer am liebsten, fühlte sich Deutschland dann entrückt und vergaß auch anderes.

So auch jetzt. Wie Frau Horn die Tafel aufhob, mußte er sich erst wieder zurückfinden. Dann führte er seine Dame in den Salon und ging von einer zur anderen, um seine Verbeugung zu machen und die Hand zu küssen. Es fiel ihm zum zweitenmal auf, wie drucklos Frau von Lefevres Rechte in der seinigen lag, und wie nur ganz obenhin sie auf seine Frage nach dem Befinden antwortete: „Oh, danke, ganz gut." Mit einem unangenehmen Gefühl im Hinterkopf wandte er sich dem Herrenzimmer zu.

Frau von Lefevres Zustand war zur Zeit vielleicht noch komplizierter. Bis zum Tee war sie guter Laune und voll Erwartung gewesen; aber kaum hatte sie der Tante gesagt, daß sie Winterstein nachher nahelegen möchte, bei ihnen in der Hardenbergstraße vorzusprechen, war ihre Stimmung umgeschlagen. Immer wieder hatte sie daran denken müssen, welche Einwände Frau Horn neulich gemacht hatte, und immer wieder war sie davor erschrocken, daß sie ihre schöne goldene Freiheit aufgeben und abermals einem Manne ein so großes Recht über sich einräumen sollte. Beim Anblick Wintersteins war sogar eine Art Haß gegen ihn in ihr aufgestiegen. Wenn sie ihn ziemlich schnöde behandelte, hatte ihr das also ihre Stimmung und nicht irgendwelche Koketterie oder Berechnung diktiert. Entlastung bedeutete ihr aber auch das nicht. Nachdem er sie verlassen hatte, blickte sie vor sich hin und zog die Brauen zusammen.

Da schob Frau Horn, die sie zufällig beobachtet hatte, die Hand unter ihren Arm und fragte leise: „Was ist denn?" — „Nichts. Warum?" entgegnete sie und sah auf. „Ihr habt doch eben miteinander gesprochen." — „Ein paar belanglose Worte." — „Du machst auch ein finsteres Gesicht." — „Ach wo", widersprach sie, machte eine Bewegung, als ob sie ein Haar aus der Stirn streichen wollte, und zwang sich zu lächeln. Doch es näherte sich Herr von Borke, der Nichtraucher war und sein Tischrecht augenscheinlich noch länger ausdehnen wollte; Frau Horn mußte sich ihm widmen und replizierte auf seine scherzende Bemerkung. Frau von Lefevre zögerte noch einen Augenblick und ging weiter.

Sie stieß dabei auf Frau von Ungern, die eben Kaffee genommen hatte und sie über den Rand der kleinen, zum Munde geführten Tasse ansah. Unwillkürlich lächelte sie

Digitized by Google

wieder, ließ sich auch Kaffee geben und blieb bei ihr. Und als jene meinte: „Hoffentlich haben Sie sich bei Tisch mit meinem Manne gut unterhalten", bejahte sie entschieden, wie wenig ihr auch haften geblieben war, und fragte nun ihrerseits: „Und Sie?" — „Oh, auch ganz gut." Frau von Ungern lachte ein kleines, verdächtiges Frauenlachen. „Man braucht ihn doch bloß auf Kamerun zu bringen."

„Ja, so", sagte Frau von Lefevre und blickte in das Herrenzimmer. Winterstein stand so, daß sie ihn sehen konnte, bot ihr im Gespräch mit Major Schmeder sein Profil und war auch beim Kaffee. Es schien ihr, daß er doch nicht die stattliche Erscheinung wäre, als die er ihr bisher gegolten hatte, und sein schöner, gewellter blonder Schnurrbart, den er noch nicht der Mode geopfert hatte, kam ihr altmodisch vor. Als sie die Stimme der Tante das allgemeine Gespräch durchklingen hörte, ging es ihr durch den Kopf, ihr zu sagen, daß sie Winterstein nicht auffordern möchte, Besuch zu machen.

Eine Weile später vergewisserte sie ein zweiter Blick ins Herrenzimmer, daß der Legationsrat äußerlich doch sehr wirkte, und verbindlich und taktvoll war er nun schon ganz gewiß. Und was Kamerun betraf, nun, so stimmte das wenigstens nicht ganz. Sie hatten auch über anderes sehr munter miteinander geplaudert. Sinnend senkte sie den hübschen, zierlichen Kopf; das Gerechtigkeitsgefühl regte sich in ihr, und mit wenigen Schritten war sie an der Tür zum Herrenzimmer.

Horn hatte sich als Gastgeber gleichfalls zu den Damen zurückgefunden; es rauchten also nur noch Schmeder und Ungern, Ramloh und Winterstein. „Darf man?" fragte sie und lächelte die vier jetzt in einer Gruppe Stehenden an. „Aber, meine gnädigste Frau", rief der Major. — „Ich möchte eine Zigarette rauchen." Sie trat ganz ein.

Der Major holte geschäftig das Kästchen mit den Zigaretten, Ungern brachte das Licht, Winterstein den Aschbecher, mußte ihn aber in der Hand behalten, da sie sich nicht setzte. Und sie entzündete die Zigarette, sagte „Danke" und genoß die ersten Züge, wobei sich ihre Augen verengerten und sie, um den Rauch auszustoßen, die Lippen öffnete, daß die kleinen Zähne zum Vorschein kamen. Dann schüttelte sie sich ein wenig und lachte, meinte zum Major: „Es befriedigt doch nichts mehr als so die ersten Züge", sagte zum Hauptmann: „Ihre Frau war eben besorgt darum, ob Sie mich auch gut unterhalten hätten", sah Winterstein an und setzte hinzu: „Wir haben uns in der letzten Zeit ja häufig getroffen." — „Jawohl", antwortete er und verbeugte sich leicht. — „Eben", fuhr sie fort. „Manchmal trifft man sich monatelang nicht und dann wieder in wenigen Tagen drei-, viermal." Sie kehrte sich zu Schmeder zurück.

Auch Frau Horn erschien in der Tür und rief: „Meine Herren, es darf auch bei uns geraucht werden!" Dieser Befehl, der es war, störte das Cerclehalten. Die Herren wollten gehorchen und wollten Frau von Lefevre, die keine Anstalten machte, den Platz zu räumen, nicht im Stich lassen; sie wandten sich und wandten sich zurück. Bis Frau von Lefevre erklärte: „Ich rauche meine Zigarette erst zu Ende. Die Rolle des weißen Raben mag ich nebenan nicht spielen. Aber, bitte, lassen Sie sich nicht abhalten", und sich vorbeugte, um die Asche in den von Winterstein noch immer getreulich gehaltenen kupfernen Aschbecher zu streifen. Da machten die drei, wohl in der Überzeugung, daß, wer den Aschbecher hielt, auch für alles Weitere zu sorgen verpflichtet wäre, von der Erlaubnis Gebrauch, und Frau von Lefevre sagte: „Wir wollen uns die paar Minuten, die es noch dauert, doch setzen", und schritt auf den nächsten Sessel zu.

Es war auch das reizend, dieses flotte Zuschreiten, wie es bisher reizend gewesen war, daß sie so schlank und schmal in ihrem silbergrauen Kleide gestanden, die Zähnchen durch den blaugrauen Rauch hatte schimmern lassen und mit so vollkommener Sicherheit das Gespräch geführt hatte. Nur, daß allein sie es getan, noch dazu als Witwe, und keine der anderen Damen! Hieran dachte der Legationsrat, während er ihr folgte und den Aschbecher neben sie auf den Tisch stellte. Plötzlich erschrak er vor der Frage: Wenn sie sich später als seine Frau auch so verhielt, so als einzige, so im Gegensatz zu allen anderen Damen? Um ein wenig Zeit zu gewinnen, setzte er sich nicht gleich, sondern rückte erst an dem zweiten Sessel herum, und während er das noch tat, kam ihm ein neuer Gedanke. Schied man die Angelegenheit der Heirat aus, wurde alles viel einfacher. Dann war es gleichgültig, daß sie ihn bei der Begrüßung und beim „Mahlzeitwünschen" kühl behandelt, jetzt aber ausgezeichnet und zurückbehalten hatte. Sich ziemlich gesichert fühlend, nahm auch er nun endlich Platz, und schon dünkte es ihm, daß es ihm nichts ausmachte, wie ansprechend sie zu sitzen wußte, leicht auf die ihm zugekehrte Lehne gestützt und die schmalen Füße gekreuzt.

Frau von Lefevre schien wieder dem Genuß des Rauchens hingegeben. Dann sagte sie: „Wie glücklich Horns über ihre Reise sind." Winterstein erkannte es an. „Gewiß", fuhr sie fort, legte sich zurück und lehnte den Kopf an. „Dabei Florenz. Wie oft ist man nicht schon dagewesen? Vier-, fünfmal doch wenigstens. Aber vielleicht ist es gar nicht der Ort, der glücklich macht, sondern der Vorsatz, an ihm glücklich zu sein. Oder was meinen Sie? Kann man auch glücklich sein, ich meine, ganz mit innerem Genuß, ohne daß man's vorher hat sein wollen?"

„Will man nicht eigentlich immer glücklich sein?" fragte er dagegen. „Immer", wiederholte sie und sah zur Decke empor. Und schon stutzte sie über einen Einfall und erinnerte sich im Anschluß daran des Auftrages, den sie der Tante gegeben hatte. Aber es lockte sie, es war ihr, als müßte sie doch auch diese Probe machen, und, sich wieder zu ihm lehnend, fragte sie: „Und welches Glück wünschen Sie sich jetzt, in diesem Augenblick?"

Glück, dachte er, Glück! Seine Gedanken gerieten ins Wanken; verwirrt antwortete er: „In diesem Augenblick wünsche ich mir allerdings nichts." — „Nichts?" fragte sie, dachte ‚Hans Taps' und setzte, sich zurücklehnend, hinzu: „Also habe ich doch wohl recht?"

Er blickte hilfeflehend nach der Tür; er druckste; aber unhöflich zu sein, vermochte er doch nicht, warf es auch seine Vorsätze um. Er sagte also: „Wer glücklich ist, braucht es doch nicht erst zu werden."

Nun, das ging; das war sogar gut. Indem sie dachte: ‚Was Frau von Ungern bloß will!' entgegnete sie: „Das ist allerdings auch richtig." Dann richtete sie sich auf, zerdrückte den Rest der Zigarette im Aschbecher und meinte: „So, jetzt bin ich fertig. Wir können gehen." Auch er stand auf; sie strich sich den Rock glatt und fuhr fort: „Oder wollen Sie nicht mitkommen? An sich wäre es mir lieber. Sonst denken die Herrschaften noch, wir hätten uns gezankt." Lachend schritt sie zu, machte an der Tür aber noch einmal halt und fragte, schon im Bereich der sofort auf sie sich richtenden Blicke: „Kommen Sie am Montag auch auf den Bahnhof?" — „Jawohl," antwortete er, obgleich er bisher noch nicht im geringsten daran gedacht hatte.

An diesem Abend geschah noch zweierlei: Frau von Lefevre hielt es für besser, da sie ja nun wußte, daß sie den Legationsrat am Montag wiedersehen würde, ihren Auftrag bei der Tante zu widerrufen. Sie stellte es sich vielmehr so vor, daß er sie und die Tante, nachdem Horns abgefahren waren, nach Hause brächte, und meinte, es würde sich viel natürlicher machen, wenn die Tante ihr Anliegen unten vor der Haustür vortrüge. Und das Zweite war, daß Frau Horn, die fest überzeugt war, sich in ihren Beobachtungen nicht geirrt zu haben, Wintersteins Rechte beim Abschied fest hielt und, ihm aufmunternd in die Augen sehend, fragte: „Sind Sie mit dem heutigen Abend zufrieden?" Als er das mit der größten Lebhaftigkeit versichert hatte, sagte sie „Ja", drückte seine Hand, ohne sie loszulassen, nach unten und setzte, ihn immer noch aufmunternd ansehend, hinzu: „Sie

Digitized by Google

würde mich freuen, recht bald etwas Gutes von Ihnen zu hören."

* * *

Montag abend. Das Wetter war ganz umgeschlagen. In den Ecken und Winkeln lag vom Nordostwinde zusammengefegter Schnee, auf den Kanten und Simsen glitzerte der Frost; die Menschen schlenderten nicht mehr, sondern hatten es eilig, und ihre Rede war kurz, ihr Lachen verklungen.

Auf dem Tisch in Wintersteins Arbeitszimmer standen die Blumen, die er vorhin auf dem Heimwege gekauft hatte, um sie nachher Frau Horn zu überreichen. Doch war es erst halb neun, und mehr als zwanzig Minuten am Kanal entlang brauchte er nicht, um zum Anhalter Bahnhof zu gelangen.

Es war aber nicht die Gewißheit, daß Frau Horn doch um die Angelegenheit wußte und ihre Kusine darüber gesprochen haben mußte; es war auch nicht die einer Gewißheit gleichkommende Wahrscheinlichkeit, daß die Gesellschaft doch Frau von Lefevres und seinetwegen stattgefunden hatte und die zweite Begegnung in der Wilhelmstraße mit Absicht erfolgt war, was ihn mit gesenktem Kopfe und gerunzelter Stirn schon seit einer Weile hin und her gehen ließ. Sondern etwas anderes wollte in ihm hoch, ließ sich aber nicht haschen.

Dabei war er sich der beiden Strömungen, die sein Inneres durchzogen, bewußt genug. Doch auch diese beiden Strömungen wollten sich nicht auseinanderhalten lassen. So konträr sie waren, immer wieder flossen sie ineinander.

Er hatte mit schon lange nicht mehr in gleicher Stärke aufgetretenem Verlangen daran gedacht, doch noch zu heiraten. Gut. Aber wollte er es denn ganz restlos? Vieles an Frau von Lefevre gefiel ihm über die Maßen. War aber nicht auch verschiedenes da, das ihm nicht gefiel? Und wie würde er sich haben vorstellen können, daß, wenn er einmal liebte und warb, es nicht auf die zarteste und nur von beiden Teilen gewußte Weise geschähe. Aber zugleich mußte er sich sagen, daß nur gut gemeint gewesen, was sie getan hatte. Es schien ihm, als ob dieser letzte Punkt trotz seiner Einschränkung sich am meisten dem näherte, was in ihm hoch wollte, und es streifte ihn die Vorstellung, daß sie zu spielerig behandelte, was ihm trotz seiner Jahre noch immer für heilig galt. Vielleicht war das töricht, vielleicht war das altmodisch und nicht großstädtisch; aber wenn er ganz in sich hineinhorchte, so war es doch das, was seinem Wesen entsprach, und wie durfte er den ernstesten Schritt seines Lebens tun, wenn es nicht in vollster Übereinstimmung mit sich selbst geschah?

Es wurde ihm heiß; er strich sich über die Stirn, als bedeckte sie Schweiß, und wie er wieder die Uhr zog, stellte er fest, daß er nur noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Aufbruch hätte. Seine Unruhe wuchs; seine Schritte beschleunigten sich, und auch der Gedanke verfing nicht mehr, daß dieses neue Zusammentreffen weiter keine Konsequenzen zu haben brauchte. Es hatte ja bisher alles weiter keine Konsequenzen zu haben brauchen und hatte sie doch gehabt. Außerdem, wenn er mit sich nicht ins Reine kam, verging er sich auch an ihr und ihrer Erwartung. Nervös zog er abermals die Uhr. Noch zehn Minuten.

Da schrillte das Telephon auf dem Schreibtisch. Vom Amt. Der ihm zugeteilte Assessor meldete, daß soeben die Mitteilung von einem Aufstande im Hinterlande Kameruns zugegangen sei. Wem er es weitergeben und was er sonst tun sollte? Weiterzugeben war es an die Schutztruppenabteilung, und sonst zu tun war, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob schon an anderen Stellen Näheres bekannt wäre. Es ließ sich das alles ganz gut sagen; er sagte es dem Assessor auch. Aber plötzlich unterbrach er sich, widerrief: „Tun Sie noch nichts" und schloß: „Ich komme selbst. In zwanzig Minuten bin ich im Amt." —

Mit Ausnahme des Obersten von Borke waren alle, die die kleine Gesellschaft am Donnerstag gebildet hatten, auf dem Bahnhof gewesen und waren mit der üblichen Begründung, daß der Abend doch nun einmal angebrochen sei, trotz des Schneesturmes, der inzwischen eingesetzt hatte, noch in ein nahes Weinrestaurant gegangen. Vom Legationsrat war bisher nicht gesprochen worden; aber plötzlich rief Major Schmeder: „Wo war denn Winterstein? Er hatte doch auch kommen wollen, hatte sich bei mir sogar noch extra nach Bahnhof und Zeit erkundigt."

„Vielleicht ist ihm etwas dazwischengekommen", meinte seine Frau, und der Staatsanwalt fügte hinzu: „Im Auswärtigen Amt sind sie doch nie Herren ihrer Zeit." Da mischte sich Frau von Lefevre, die nicht erst durch den Major an Winterstein hatte erinnert zu werden brauchen, ein. Indem sie Frau von Ungern ansah, zwinkerte sie und sagte: „Oder es liegt an Kamerun."

„Kamerun?" wiederholte der Major fragend. „Ja." Frau von Ungern lachte. „Wenn es bei ihm sonst nichts ist, ist es doch wenigstens noch Kamerun." — „Ach so!" Der Major verstand und lachte ebenfalls, und Frau von Lefevre rief noch und hob ihr Glas ein wenig: „Also stoßen wir auf Kamerun an! Wozu unsere Kolonien doch nicht alles gut sind!"

Der Major drohte ihr mit dem Finger; die Tante aber, die sie prüfend angesehen hatte, senkte den Kopf. Ihr, die ihre Nichte sehr genau kannte und also wußte, daß sie vor anderen sich über Winterstein nicht lustig gemacht hätte, wenn es ihr mit ihm noch ernst gewesen wäre, war es nicht unangenehm, daß nichts daraus werden sollte. Andernfalls hätte sie wieder nach Bingen zurückgemußt, und Berlin gefiel ihr besser, obwohl sie es vor Frau von Lefevre manchmal bestritt.

Die Wahlnarren * Von Siegmund Feldmann.

Das Wort der Schrift, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind, bewahrheitet sich nirgends drastischer und übergreifender als in den auf das allgemeine Stimmrecht begründeten Demokratien. In der Wahlkampagne, die die junge deutsche Republik eben durchgemacht hat, trat dies freilich nur wenig zutage. Die Zahl der Bewerber war vergleichsweise gering, weil auf Listen gewählt wird, die der Einzelpersönlichkeit wenig Spielraum lassen. Zudem spürt der Deutsche die politische Verschüchterung durch den Obrigkeitsstaat noch in den Knochen, in dem er so lange Objekt der Regierung war, daß er sich noch nicht die rechte Kompetenz zutraut, ihr Subjekt zu sein. Eine Art Schamgefühl — das er überwinden lernen wird — hält ihn ab, sich auf die Straße zu pflanzen und zu rufen: Hier bin ich, ich verstehe die Sache, wählt mich!

Diese Schamhaftigkeit ist den Bürgern der alten, auf die Parlamentsallmacht längst eingestellten Volksstaaten, die uns umgeben, völlig fremd, zumal den Franzosen. Diese haben in den hundertunddreißig Jahren seit ihrer Revolution in so vielen Stürmen und Systemwechseln erfahren, was die einzelnen, die sich plötzlich verlangend aus der dunklen Menge emporrecken, zu bewirken und zu erreichen und, vor allem, wessen sie sich zu vermessen vermögen, daß in jeder Wahlkampagne ein mehrtausendköpfiges Gewimmel auf der Mandatmesse zusammenläuft, um gegen Versprechungen Vertrauen einzuhandeln. Und selbst jene, die dieses Vertrauen sich durch ihre Vergangenheit, ihren Charakter, ihre Fähigkeiten längst erworben haben, die festen Pächter der Volksgunst, müssen sich tummeln und ihre Stimme erheben, um von dem Korybantenhaufen der Mitbewerber nicht überschrien zu werden.

In diesem Haufen, in dem ein jeder sein Abenteuer auf eigene Kosten und Gefahr aussicht, rechnen wohl die wenigsten selber auf einen Erfolg. Viele, die Mehrzahl, werden von der Eitelkeit angetrieben, die überall „dabei sein" muß, und sind hochbefriedigt, ihren hoffnungslosen Namen wochenlang an allen Mauern prangen zu sehen. Andere wieder, gerissene Geschäfts-

Digitized by Google

leute, nutzen den Anlaß, um sich um die hohe Plakatsteuer (19½ Centimes) zu drücken, von der Wahlplakate jeder Art, Programme, Aufrufe, Einberufungen befreit sind. Wenn es daher auf einem Anschlag heißt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Stimmt für den ehrlichen Republikaner, den Apotheker Beaucresson, Erfinder des weltberühmten Balsams Beaucresson", hat der Fiskus das Nachsehen, aber der ehrliche Republikaner seine wohlfeile Reklame. Solche Patrioten tauchen jedesmal zu Dutzenden auf, wenn das souveräne Volk stolz zu den Urnen schreitet.

Menschlich weit interessanter als diese Spekulanten und auch die „Loustic", die Spaßvögel, die sich ebenso regelmäßig einfinden, um die Regierung zu verulken, sind die Wahlnarren, deren unfreiwilliger Humor aus einem verstiegenen Tatendrang und der heiligen Überzeugung quillt, dem Gemeinwohl durch Rettungswerke dienen zu müssen. Diese Querköpfe bilden eine besondere Gruppe. Sie lassen sich durch kein Opfer und durch keinen Spott von ihrer „Mission" abbringen und versöhnen durch ihren guten Glauben und ihren kindlichen Idealismus. Zuweilen äußert sich dieser Idealismus nur schrullenhaft, in Seitensprüngen der Vernunft, ohne jedoch den realen Zielpunkt ganz aus den Augen zu verlieren; in den meisten Fällen freilich ist er barer Wahnsinn. Im französischen Ministerium des Innern, wo alle Wahlprogramme sorgfältig gesammelt werden, ist ein bis an die Decke reichender Schrank mit den Kundgebungen dieser verkannten Menschenfreunde vollgepfercht, in dem ich wiederholt stöbern durfte. Aber ich weiß wirklich nicht, wo ich anfangen soll, um einige Beispiele aus der unerschöpflichen Fülle von Verrücktheit zu geben. Dieser papierene Wust dehnt sich weit über ein Jahrhundert aus; denn schon in der Morgenröte des parlamentarischen Lebens in Frankreich tritt auch der „candidat excentrique" mit seinen Wundermitteln auf den Plan, um nicht wieder aus dem Sehfeld der Öffentlichkeit zu verschwinden. Damals hieß er Jacques oder, wie er sich selber nannte, Cousin Jacques und bewarb sich als „Kandidat der Selene" um einen Sitz im Konvent, um auf der Erde eine Reihe wundervoller Reformen einzuführen, die sich auf dem Monde bereits glänzend bewährt hatten.

Das war der erste Wahlnarr, der Adam im Paradiese des allgemeinen Stimmrechts, und er hat ein vielköpfiges Geschlecht gezeugt. Ich will mich nicht an die Chronologie halten, sondern aufs Geratewohl ein paar Typen aus diesem Archiv der politischen Gehirnerweichung herausgreifen. Da ist beispielsweise Herr Charlemagne Bejot, der allen Männern die Verpflichtung auferlegen wollte, sich vor dem 22. Lebensjahre zu verheiraten und bis zum 45. mindestens alle zwei Jahre in erneuten Vaterfreuden zu schwelgen. Die Ernährung dieser ungeheuren Volksmasse bereitete ihm weiter keinen Kummer. Man brauchte nur alle Landstraßen Frankreichs mit Obstbäumen zu bepflanzen und deren Früchte unter die Familien zu verteilen. Ob bloß die glücklichen Ehen mit dieser Naturalverpflegung bedacht werden sollten oder auch die unglücklichen, wie die des Citoyens Lamiral, der 1851 im Pariser Viertel Saint-Eustache kandidierte, weil seine Frau mit einem Liebhaber durchgebrannt war? „Mitbürger," sagte Lamiral in seinem Aufruf, „ich muß meinen Schmerz betäuben. Diese Notwendigkeit bietet euch die Gewähr, daß ich mit ganzer Kraft für euer Wohl arbeiten werde. Ich habe in meiner kleinen Familie Mißgeschick erlitten; um so mehr Erfolg hoffe ich in der großen Familie aller Franzosen zu ernten." Lamiral brachte es auf einige hundert Stimmen. Vermutlich Leidensgenossen.

Ein wahres Prachtexemplar war auch der gute Herr Isidor Cochon, genannt Chambertin, der 1880 in Laon auftrat und in seinem Programm ein unter dem Mittelmeer hinlaufendes Rohr schilderte, durch das sich aller Wein Algeriens und damit jede erdenkliche Glückseligkeit über Frankreich ergießen werde. Diese Lösung muß einem anderen Kandidaten namens Etienne Mancel unpraktisch erschienen sein; denn er wollte bald darauf die Glückseligkeit und obendrein den ewigen Frieden durch „Anwendung der These, der Antithese und der Synthese" viel einfacher und sicherer herbeiführen. Der Doktor Gregoire in Briançon hingegen liebte so hochtrabende Worte nicht, sondern versprach, seine Diäten allen Wählern abzutreten, die von einer Droschke überfahren werden sollten, während in einem Departement des Ostens der Schuhmachermeister François Crepez seinen Aufruf mit den Worten schloß: „Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken und mich in die Kammer entsenden, erbiete ich mich, während der Ferien die Stiefel aller jener, die für mich stimmten, unentgeltlich zu reparieren."

Das war wenigstens ein Mann, der wußte, wo das Volk der Schuh drückt, was bei dem Citoyen Perrot, der 1875 in Montauban als „Kandidat des Evangeliums und Freund der Preußen" ein Mandat beanspruchte, vielleicht nicht ganz der Fall war. Ebensowenig konnte man jemals ergründen, was hinter dem „merowingischen Chilperik XXVI." steckte, der 1885 und auch später noch im Doubs beharrlich angemeldet wurde. Dafür ging Herr Lebrien-Fougas um so klarer zu Werk, als er seinerzeit in Marseille keinen Geringeren als Herrn Clemenceau werfen wollte. Dieser Lebrien-Fougas war ein ungemein fruchtbarer dramatischer Schriftsteller oder behauptete es zu sein. Außerdem war er ein genialer Nationalökonom, dem nicht entgangen war, daß die Republik unter ihrer Schuldenlast zusammenzubrechen drohte. Da gab es nur eine Rettung: Das Parlament mußte ein Gesetz beschließen, das alle Theater Frankreichs zwang, ausschließlich und ununterbrochen Stücke von Lebrien-Fougas aufzuführen. Die Tantiemen hätte der Autor dem Finanzminister überlassen, der auf diese Weise in den Stand gesetzt worden wäre, „binnen 150 bis 200 Jahren" alle französischen Rententitel zu tilgen. Und um dieses Gesetz durchzubringen, forderte Lebrien-Fougas einen Sitz in der Kammer.

Die Wähler ließen sich leider nicht überzeugen, und der dramatische Vaterlandsretter fiel schmählich durch. Vielleicht hatten sie recht. Hingegen bekundeten sie geringe Einsicht, als sie auch den vortrefflichen Herrn Pacault verschmähten, der mir ungemein sympathisch war. Woran liegt es, fragte er sich und seine Mitbürger, daß in Frankreich alles schief geht? Daß es keine Freiheit und keine Gerechtigkeit mehr gibt? Daß wir dem Chaos entgegensteuern? Nur daran, daß man die Presse nicht gebührend achtet. „Nun denn," hieß es in seinem Programm, „wählet mich, und ich werde dafür sorgen, daß alle Journalisten der Reihe nach vom Präsidenten der Republik zum Essen eingeladen werden."

Dieser Verteidiger der Journalisten kandidierte 1893 und zählt bereits zu meinen persönlichen Erinnerungen, in denen er, wie Sie leicht begreifen, einen Ehrenplatz einnimmt. In den zwanzig Jahren und darüber, die ich in Paris am sausenden Webstuhl der Zeitung verfaß, sind mir noch viele solche Querköpfe begegnet, denn die Zahl dieser Kandidaten (für die Gummizelle) ist groß, und ich bin ihnen stets mit menschlicher Teilnahme auf ihren krausen Bahnen gefolgt. Aber wenn ich erst beginnen wollte, meine eigenen Erinnerungen auszukramen, käme ich nie zu Ende. Nur eine Gestalt möchte ich noch hervorholen: den wackeren Robinet, seines Zeichens Möbelkutscher, der sich 1898 einen Pariser Wahlkreis erobern wollte. Und da er kein Geld für Drucksachen hatte, stellte er sich eines Tages, in die geborgte Uniform eines Pikörs gehüllt, auf die Freitreppe der Großen Oper, hielt eine Rede und blies nach je ein paar Sätzen etwas Melodisches auf dem Waldhorn, in der Absicht, die Bürger, die sich gleich im Haufen um ihn gestaut hatten, durch die Macht der Töne zu gewinnen. Am nächsten Morgen stand das in der Zeitung, und alle Kneipwirte seines Viertels beeilten sich, ihm unentgeltlich ihr Lokal zu Wahlversammlungen anzubieten, in denen man sich bald halbtot drückte. Er sagte immer sein Sprüchlein her, immer dasselbe, und wenn er interpelliert wurde, setzte er sein Horn an den Mund und schmetterte die Antwort in den Saal — parlamentarisches „Blech" im eigentlichsten Sinne. Die Pariser ließen sich diese Gelegenheit zu einem gediegenen Ulk natürlich nicht entgehen, der, da viele ihre eigenen Musikinstrumente mitbrachten, schließlich immer zu einem Höllenspektakel ausartete. Der gute Robinet wurde im Verlaufe seiner glorreichen Wahlkampagne nicht weniger als fünfzehnmal auf die Wache geführt und von dort durch die vergnügte Wählerschaft im Triumph heimgeleitet. Dafür spielte er ihnen vor seiner Tür noch ein rührendes Abschiedslied. Seine Mühen blieben nicht ungelohnt. Er vereinigte neunundvierzig Stimmen auf sein Künstlerhaupt, rechnete sich aber auch sämtliche Enthaltungen und weißen Zettel zu, wodurch er es auf mehrere tausend gebracht zu haben behauptete. Er dankte dafür in einem Manifest, worin er versprach, dem französischen Volke immerdar seine Kräfte zu weihen. Worauf er wieder sein Stücklein blies.

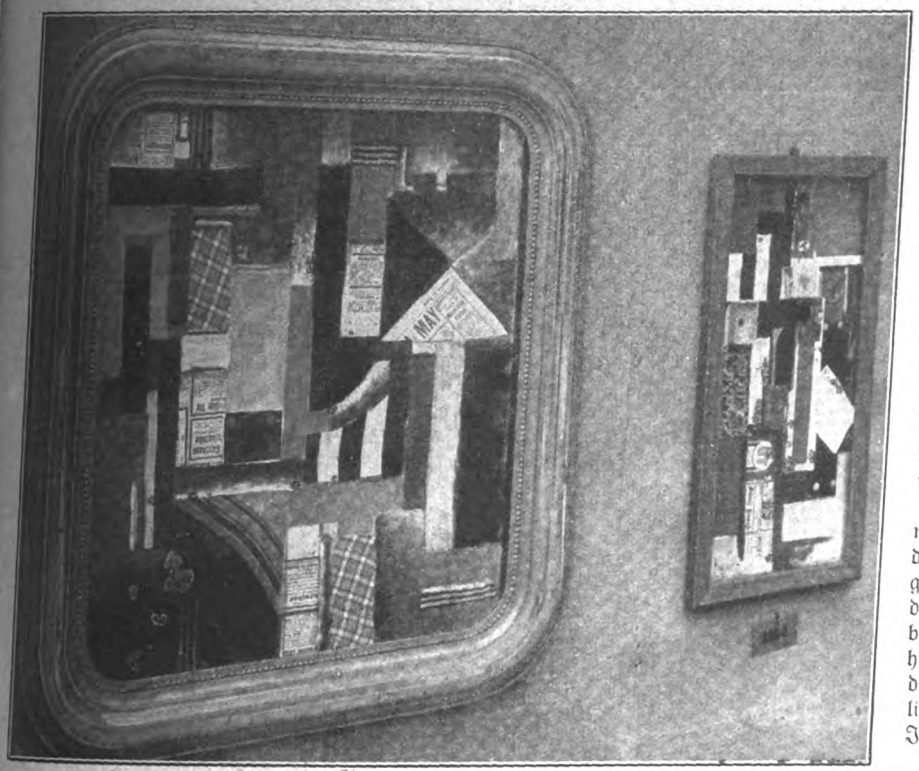
Dem deutschen Volk blies jetzt in all diesen Wochen kein Robinet etwas vor. Keine Musik sang besänftigend und befeuernd in den Kampf der Meinungen hinein. Kein Wundertäter mit einem Allheilmittel bot sich dar, um uns in unserem Jammer wieder aufzurichten oder wenigstens zu erheitern. Hoffentlich kommen sie noch, später, wenn die Zeiten nicht mehr gar so unheimlich sind.

Denn wie einstens den Königen auf ihrem Thron, so ziemt auch dem König Allewelt, der heute regiert, der freiwillige oder unfreiwillige Schalk zur Erlustierung. Und die Wahlnarren sind die Hofnarren der Republik.

Digitized by Google

Lachkabinett und Schreckenskammer * Von F. Hussong.

In den Räumen der Novembergruppe der großen Berliner Kunstausstellung. Die Wirkung ist verschieden. Leute mit derberen Nerven lachen schon unter der ersten Tür übers ganze Gesicht; empfindsamere bekommen einen erheblichen Schrecken. Ein Bekannter streicht mit fröhlich erhobenen Nasenlöchern an mir vorüber: Das Lachkabinett im Lunapark ist dagegen ja ein Trauerhaus." Ein anderer schleicht scheu von Tür zu Tür, immer möglichst fern den Wänden und Bildern und Plastiken,



„Materialistisches."

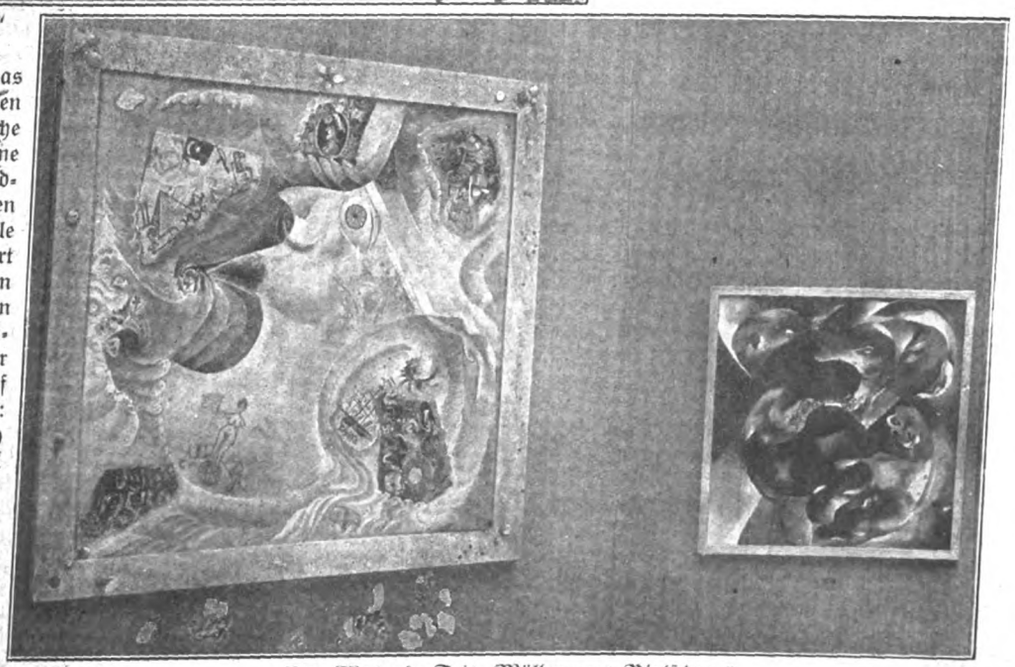
sichtlich in Angst, es könnte ihm etwas passieren; etwa könnte ihn von den alten Stoffresten, aus denen manche Bilder zusammengeklebt sind, eine Kleiderlaus anspringen; oder irgendwelche von den überlebensgroßen Regenwürmern, aus denen so viele dieser Novemberplastiken komponiert sind, könnten ihn wie einen neuen Laokoon umringeln; oder die tollen Farbentänze an den Wänden könnten ihn drehkrank machen. Wie er mich eräugt, kommt er hastig auf mich zu und faßt mich am Ärmel: „Wie gut, daß ich Sie treffe; ich habe schon als Kind einen Anfall bekommen, als ich auf dem Jahrmarkt ohne Begleitung die Schreckenskammer besuchte. Wie peinlich, wenn mir hier etwas passierte!"

Wahrhaftig, hier, wo überhaupt nur das Extreme gilt und möglich ist, hat man keine andere Wahl als diese: Lachkabinett oder Schreckenskammer. Wilde Farbenschreie von allen Wänden; ganze Säle voll von gräßlichen Verrenkungen, in denen ein naiver Besucher kaum noch die Andeutung menschlicher Leiber erkennt. Auf diesen Bildern, in diesen Plastiken ist alles aus den Fugen. Ein Hexensabbat, — aber keine Hexerei.

Das ist das peinlichste. In all diesem scheinbaren Umsturz und Aufruhr, in all diesem Kraftmeiertum steckt gar keine Kraft. In all dieser Phantasterei ist so gar keine Phantasie. Diese mit alten Stoffresten malenden und in Gips, alten Streichholzschachteln oder schwarzer Strumpfwolle komponierenden Novemberjünglinge und Novembermädchen erfüllen das Haus mit imitiertem Löwengebrüll, aber hinten und vorne gucken die Eselsohren und Eselsschwänze ellenlang heraus. Treten Sie daher ruhig näher, meine Herrschaften! Die Sache ist gar nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Ziehen Sie ruhig an den Löwenhäuten! Es wird Ihnen kein Löwe etwas tun; denn es ist keiner da „Ihr Fräulein, deren Herz erschrickt vorm Ungetüm, / Wenn Löwe, wild vor Grimm, läßt brüllen seine Stimm'; / So wisset denn, daß ich, Hans Schnock, der Schreinerg'sell, / In eines Leuen Fell nur einen Leu vorstell'!"

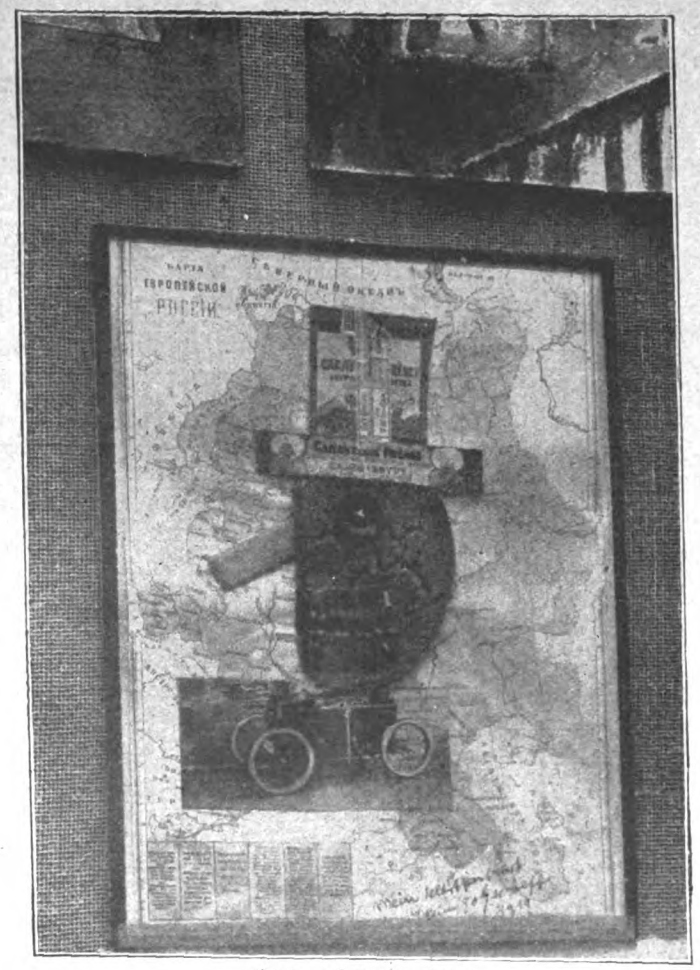
Lassen Sie sich also nicht bange machen, meine Damen und Herren! Diese Revolutionäre sind keine wirklichen Revolutionäre. Es sind nicht einmal wildgewordene Spießer; es sind nur Spießer, die sich wild stellen. Sehen Sie sich ruhig einige von den Sachen an! Sie werden sich leicht überzeugen, daß es keine Teufeleien sind, sondern Kindereien; keine vulkanischen Ausbrüche, sondern Hilflosigkeiten; keine ungegorene Genialität, sondern abgestandenes, gefärbtes Selterswasser, — und was Ihnen da etwa zu gären scheint, ist nur die Wirkung von einer Prise Brausepulver. Also beileibe keine Angst! Sie können ruhig so einen Eselsschwanz anfassen.

Da haben wir einen: Zwei Bilder mit dem Titel „Materialistisches" Bilder? Das waren bisher Kunstformungen mit den Mitteln der Zeichnung und der Farbe. Von den Begriffen, die wir bisher mit dem Wort Bild verbanden, ist hier nur noch der Rahmen übrig, also das Äußerlichste, am leichtesten Entbehrliche, weil nicht zur Sache selbst Gehörige. In diese Rahmen ist ein reiz- und anmutloses Tuttifrutti zusammengeklebt, ein abgeschmacktes Potpourri aus Zigarrenkistenbrettchen, Zigarettenschachteldeckeln, Stoffresten, offenen Streichholzschächtelchen. Hier ein Ausschnitt aus dem Anzeigenteil einer Zeitung; dort noch einer; dort noch einer: „Alleinmädchen gesucht." . . „Männerchorkonzert." . . „Statt besonderer Anzeige." . . „Mädchen oder Frau gesucht." . „Gasthaus. . . . Weinstube. . . Herrschaftliche Villa." . Hier ein Streifen roter Kattun, hier ein Fetzchen schwarzer Samt, hier ein Stückchen blaukarierten Leinenzeugs, ein Stück rosa



„Der Matrose Fritz Müller aus Pietschen."

Digitized by Google



„Mein Selbstporträt."

Glanzpapier, ein Stück schwarzes Glanzpapier, ein paar Reißnägelköpfe, ein Stück Stanniol; ein Blatt von einem Notizblock, noch unbeschrieben, also nützlicher zu verwerten; eine Reichsbriefmarke für zehn Pfennig, noch unentwertet; aber selbst sie kann bei dem schlechten Stand unserer Valuta den Wert des Bildes nicht fühlbar erhöhen. So ist nach und nach die Bildtafel aus Pappe oder Holz bedeckt worden. Das Ganze nach der Technik, womit vor zwanzig Jahren und mehr kleine Mädchen ihre Zuneigung zu Vätern, Brüdern und Onkeln ausdrückten, indem sie ihnen kleine Tellerchen mit alten Briefmarken beklebten, lackierten und zu Aschenbechern ernannten.

Jene Aschenbecher aber waren anmutiger, liebenswürdiger und anspruchsloser. Diese angeblichen Bilder sind nichts als anmaßliche Dokumente einer schier erschreckenden Phantasielosigkeit und Unfähigkeit. Aber warum wollen wir erschrecken?

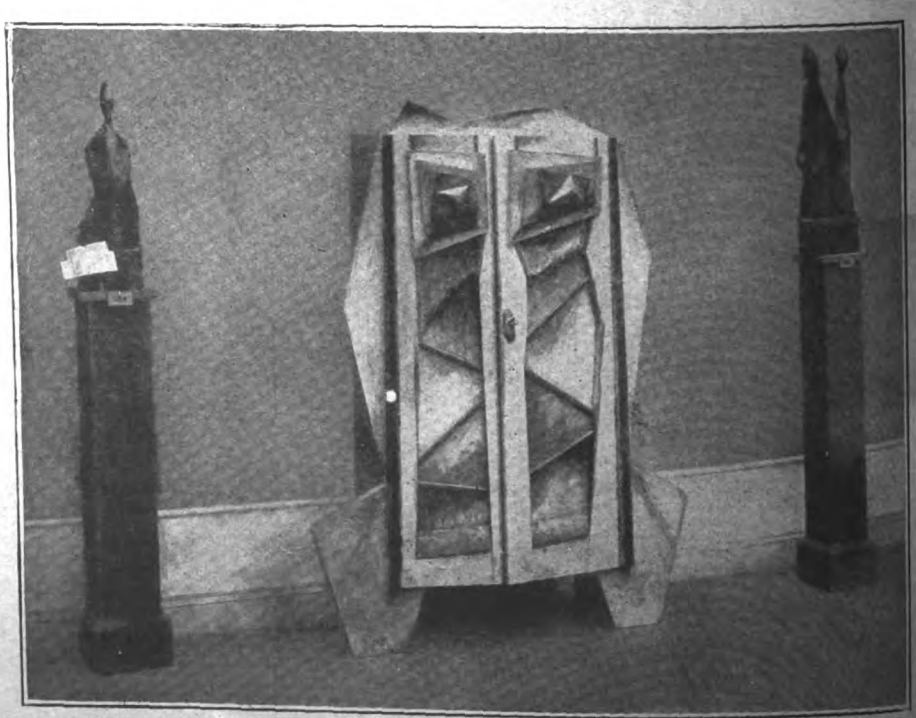
Es sind denn auch genug Leute da, die keine entsetzten Gesichter machen, sondern vergnügt lachen.

Ein anderes. Etwa gleich daneben: „Die Kaffeemühle." Auch ein völlig willkürliches Konglomerat aus zerfallender Pappe, einem Kinderfederspiel und einem dazwischengeklebten alten Kamm; dann auch wieder Zeitungsfetzen: „Alte Gebisse." . . . „Die neueste moderne Springglockenfrisur." . . . Wgrum die „Kaffeemühle"? Niemand weiß es. Braucht es auch wirklich niemand zu wissen. Gleich daneben von demselben Verfasser ein „Interieur", nach dem aufgewendeten Geschick ein Werk aus dem Plastilinkasten eines Achtjährigen, aber doch offenbar von jemandem, der schon die Pubertätsjahre hinter sich hat, denn was an der Sache erkennbar wird, ist der Versuch zu einer groben Zote. So was tut kein Achtjährige.

Weiter: Ein Vexierbild in Blau: „Der Matrose Fritz Müller aus Pietschen." Leicht zu lösen. Der Matrose liegt in der Diagonale des Bildes von links unten nach rechts oben. Nur ein regenbogenfarbenes Kopfbildnis im zeichnerischen Stile derer, die wir zeichnerisch weniger Begabten einst als ABC-Schützen mit dem Griffel auf unsere Schiefertafeln zeichneten. Aber hier ist bei dem Braten noch expressionistisches Zugemüse: Im Hirn ein Stadtplan (jedenfalls doch der von Pietschen); ringsherum in wildwogender blauer Tunke schwimmend ein Stück ägyptisches Afrika, ein Fetzen indianisches Amerika, ein paar kopfstehende Neger, ein Fetzen Ostasien, ein Stück Zigarrenkistchenmalerei und ähnliche Überraschungen. Und ringsherum ein Rahmen, vom Künstler selbst im Stil des Ganzen geschmückt mit Muscheln, Flittern, Seesternen, Hemdenknöpfen, Silberpapier. Sie verstehen, meine Herrschaften. So sieht es im Kopf des Matrosen Fritz Müller aus Pietschen aus.

Weiter, meine Herrschaften! Es lohnt nicht, vor jeder Wand stehenzubleiben. Es ist immer wieder derselbe Humbug. Hier hat ein Novembermädchen unter Glaskästen allerhand Spielereien aus schwarzer Baumwolle und Goldfäden ausgestellt. „Wunderlicher Nachtgoldgarten" nennt sie die Sächelchen oder „Bunter Mondherzensang" oder so. Das hält sie für künstlerische Revolution. Es sind Sächelchen, wie sie zur Biedermeierzeit zehntausend etepehtehte Haustöchterchen gemacht haben, um ihre Zeit totzuschlagen und die liebe Großmama pflichtmäßig zu erfreuen.

Dort ist eine ganze Wand Herrn Jefim Golyscheff eingeräumt, dessen Arbeiten uns schon vorm Jahr in der Ausstellung „Kaiserbildererſatz" als besonders geeignet für Schulen und öffentliche Gebäude empfohlen wurden. Analysieren wir das „Selbstporträt" Herrn Golyscheffs. Das ist keine künstlerische Angelegenheit, sondern eher die Sache eines Gerichtschemikers oder eines Lumpensammlers oder eines Psychopathen. Grundiert ist das ganze Ding mit einer Karte des europäischen Rußland, die zu diesem Zweck aus einem billigen Schulatlas gerissen wurde. Das Gesicht des Selbstbildnisses besteht aus einer Brotscheibe, wie man sie gegen Abgabe einer Brotmarke für fünf Pfennig in jeder Wirtschaft bekommt; natürlich ist die aufgeklebte Brotscheibe durch das Trocknen stark rissig geworden. Belebt ist dieses Brotscheibengesicht durch ein freundliches Auge, bestehend aus einem schwarzen Hosenknopf, den Herr Golyscheff mit weißem Zwirn auf das Brot aufgenäht hat. Die ausdrucksvolle, d. h. expressionistische Nase bildet ein Streifen schmutziggelber Kriegsseife. Ein Ohr ist nicht vorhanden, wohl aber ein guterhaltenes Gebiß, bestehend aus zwei Reihen kurz abgebrochener roter Streichhölzchen mit gelben Köpfen. Das Ding trägt einen Zylinderhut, bestehend aus dem Deckel und dem Rand einer Zigarettenschachtel, Marke „Caravelles Frères", ein Stehkragen, aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten, die leider

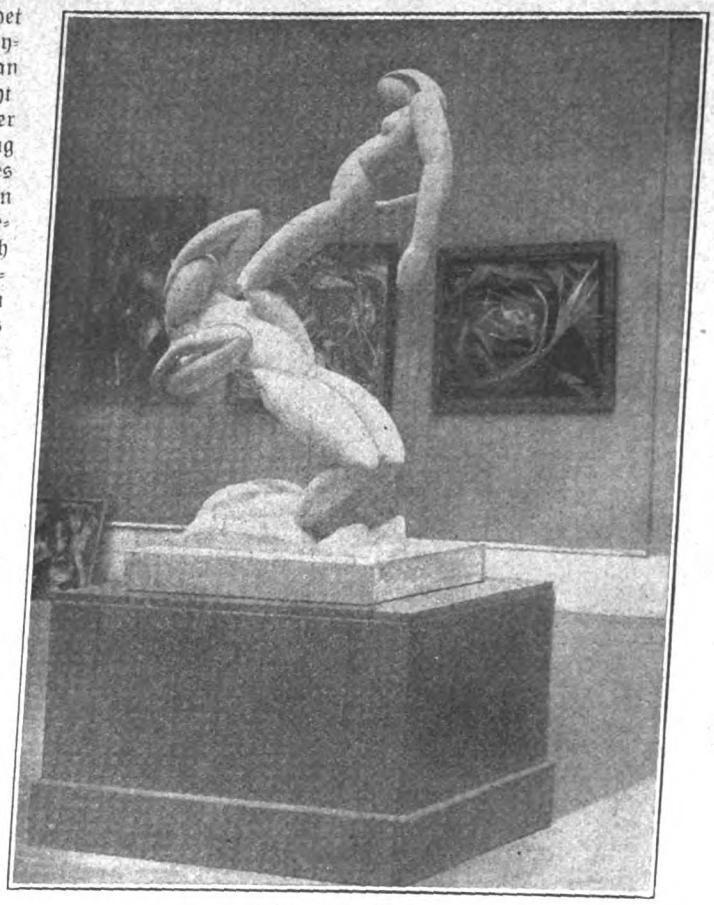


„Heilige Hildegard." — Expressionistischer Schrank. — „Mann und Frau."

Digitized by Google

verstümmelte Photographie eines Automobils zeigend, vollendet das Ganze. Drunter steht: „Mein Selbstporträt Jefim Golyscheff. 1919." Andere von den fünfzig „Aquarellen", die man Herrn Golyscheff hat ausstellen lassen, sind minder klar gedacht Da ist das Bildnis eines Herrn Sauemann, bestehend aus vier weißen, mit den Fingernägeln in vorgeschrittener Dämmerung ausgerissenen und bei schon starker Dunkelheit auf ein weißes Blatt geklebten Papierschnitzelchen. Weiter nichts Nicht ein Schnitzelchen weiter. Das Ganze unter Glas und Rahmen gebracht. Ein anderes „Aquarell" von Golyscheff kann sich auch jedermann leicht und billig nach folgendem Rezept herstellen: Nimm ein Blatt aus einem Schulheft, klebe darauf einen auf dem Müllhaufen gefundenen roten Zettel von mehr als Handgröße! Bestreiche den Zettel in der Mitte mit Leim! Streue auf den Leim fünfzehn bis zwanzig Stückchen Strohhalm von zwei bis sechs Zentimeter Länge! Streue darüber eine kleine Prise aus deinem Rauchtabakbeutel! Laß das Ganze antrocknen, bringe es unter Glas und Rahmen, so ist das „Aquarell" fertig. Heißen kann es: Empfindung oder Laune oder einfach Komposition oder der mißvergnügte Raucher oder auch ganz schlicht eben Aquarell. Auch Herr Golyscheff arbeitet gern mit Ausschnitten aus dem Anzeigenteil von Tageszeitungen Eine neue Note bringt er mit einem köstlichen Blatt, dessen Herstellungsrezept auch noch angegeben sei: Nimm, wie eben, ein weißes Blatt und einen gelben Fetzen! Niese darauf unter Hinterlassung sichtbarer Spuren! Spritze flüchtig eine nicht allzu gefüllte Schreibfeder drüber hin! Klebe zwei oder drei nicht über vier Zentimeter lange Teile eines Heringskeletts dazu, wobei man darauf achtet, daß die Gräten noch einigermaßen erhalten sind. Rahme, verglase und benenne das Ganze, wie oben!

Noch einen Blick auf die Novemberplastik, meine Herrschaften! Auch hier brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Dieser unpraktische Rieseneierbecher aus Gips ist nämlich gar kein Eierbecher. Er wird Sie also nie in Verlegenheit bringen. Es ist vielmehr ein Brunnenentwurf Dieser Becher ist ein Brunnenbecken, diese Figuren sind menschliche Figuren, und das Ganze ist, wie gesagt, von Gips und kann also sehr leicht eingestampft werden. Hier glauben Sie einen ersichtlich schmerzlichen Vorgang zu erkennen: Die Expression des Begriffes Leibweh, wie sie sich aus dem Hirn des in Bauchkrämpfen sich windenden Künstlers gebiert. Immerhin zeugt die Deutung schon von einem gewissen Eingehen



„Geburt der Eva."

in das Wesen des Expressionismus. Trotzdem ist sie noch falsch; wie es ja überhaupt falsch ist, vor diesen Kunstwerken noch zu deuten. Deutungen sind hier Atavismen, Rückständigkeiten, sozusagen geistige Eierschalen. Sie müssen hier ohne Verstandesfunktionen visionär erfühlen, daß Sie hier die „Geburt der Eva" nicht etwa „dargestellt" sehen oder „abgebildet" oder „verkörpert" sehen, sondern schlechthin erleben, als ob sie da gerade eben Ihnen selber aus der Rippe spränge. Also ein sehr erfreulicher Vorgang. Sie haben sich ganz umsonst unbehaglich gefühlt. Ihre Leibwehdeutung war eine impressionistische Schwerfälligkeit; die intuitive Erkenntnis der Geburt der Eva ist ein expressionistisches Erlebnis.

Brunnenentwurf.

Ich weiß nicht, ob es gelungen ist, Herrn Ebert, dem Reichspräsidenten, die Sache ebenso klarzumachen. Ich sah nur, wie am Eröffnungstag, nach dem pflichtmäßigen Schwingen der Rednerlippe, nach einer Erwähnung des Geistes der Jahrhunderte und Albrechts Dürers, zwei starke Männer Herrn Ebert links und rechts stützen und führen mußten, als er die Räume der Novembergruppe betrat. Ein Geheimrat bemühte sich beruhigend um ihn: „Ich komm' schon mit, komm' schon mit." Wie gesagt, die Wirkung auf verschiedene Leute ist verschieden. Einen Spießer im Bratenrock sah ich, der zu seiner Hausehre fröhlich sagte: „Na, da jeht's ja los, da kommen wa ja richtig ran, Mutta." Einen Backfisch hörte ich zu „ihm" sagen: „Manches einzelne gefällt mir recht gut." Eine ehrenhafte Frau rannte durch die ganze Ausstellung und wollte durchaus „etwas Schönes" finden. Viele lachten furchtbar; manche regten sich furchtbar auf. Das ist grundfalsch. Die Künstler selber regen sich gar nicht auf. Ich sah einen, der strich noch eine Stunde vor der Eröffnung seelenruhig seinen expressionistischen Schrank bunt an, der sehr hübsch ist, aber seinen einstigen Besitzer sicher ewig mit der Angst foltern wird, daß er ihm eines Tages mit allem Inhalt davonlaufen könnte. Die buchenhölzerne heilige Hildegard für 2000 Mark, die ihm dabei zusah, war nicht ruhiger in ihrer Seele als dieser Anstreicher. Einen anderen sah ich, der ebenfalls dicht vor der Eröffnung im Anblick seiner eigenen Missetaten kaltblütig frühstückte, nicht im geringsten beunruhigt durch die expressionistische Bank, auf die er sich gesetzt hatte. Warum, meine Herrschaften, sollten Sie sich da über diese

Digitized by Google

Dinge beunruhigen? Im schlimmsten Fall ist für Seekranke gesorgt. Überall ist deutlich zu lesen: Notausgang. Etwas Ernstliches kann also niemandem passieren. Das beste ist schon, die Sache von der heiteren Seite zu nehmen. Alles andere tut dem Ding zu viel Ehre an. Bloß sich nicht bluffen lassen durch diese Bluffversuche von Leuten, die sich wohl mit Recht nicht zutrauen, eine ehrliche Wirkung mit ehrlichen Mitteln zu erzwingen. Das ist das Peinlichste an dem Ganzen: Nicht, daß man vor so vielen dieser kolorierten Gekröse, dieser durchs Prisma gesehenen halben, ganzen und doppelten Portionen Kalbshirn, dieser Farbendelirien Betrunkener, dieser Knetversuche, dieser Streichhölzchen-, Stoffrestchen- und Kindergartenangelegenheiten die Empfindung hat: Irrsinn; das ginge noch an. Aber hundertfach drängt sich einem auf: Das ist nicht Irrsinn, sondern bewußter Schwindel, bewußte Spekulation auf die Hirne und Geldbeutel eines ganz und gar hilflosen, haltlosen, meinungslosen und richtungslosen Ausstellungs- und Kunstladenpöbels. Unmöglich, vor diesen Wänden die ernsthafte Miene und den sachlich-kritischen Ton eines Eingeweihten aufzubringen, wie der Mann, den ich vor einem dieser Dinge ganz ernsthaft kritisieren hörte: „Verkitschter Schwitters mit'n bißchen Arnold Topp drin."

Kitsch, ja. Ganz ungemeiner Kitsch, dutzendfach, hundertfach. Ohnmächtiges, witzloses, phantasieloses, geistloses Kunstrevolutionsspießertum. Noch einmal: Hexensabbat ohne Hexerei. Nicht der Mühe wert, sich irgendwie ernstlich damit auseinanderzusetzen. Nur eines: Vom Expressionismus, den diese Stürmer ohne Sturm und Dränger ohne Drang zu ihrer unverstandenen Losung gemacht haben, gibt diese Ausstellung im ganzen das reine Gegenteil: Ganz plumpe, pöbelhafte Äußerlichkeit und Auswendigkeit. Dinge, die so recht von außen her zusammengetragen und zusammengestoppelt sind. Spotten ihrer selbst und wissen nicht, wie.

Streiflichter.

Die Dänen und der liebe Gott. In der Kopenhagener „Nationaltidende" eröffnet ein Artikelschreiber, der, wie sein Artikel erweist, über die Absichten des lieben Gottes besonders genau informiert ist und zu ihm offenbar in einem ähnlichen Verhältnis steht wie seinerzeit Philipp Scheidemann zu Theobald von Bethmann Hollweg, seinen Landsleuten gute Aussichten. Sie möchten nicht verzagen, da man die Flensburger zweite Zone noch nicht bekommen habe; was nicht sei, könne noch werden. Wer das nicht glaube, tue Gott unrecht, der mit den Dänen noch große Dinge vorhabe. „Ja," ruft dieser dänische Prophet, „man tut Gott unrecht! Hat ER doch den Ruf der unterjochten Südjüten um Befreiung erhört — und zwar allen menschlichen Berechnungen zum Trotz und in großer Eile — denn wie schnell ging doch Deutschlands Zusammenbruch vor sich! — Sollte ER da für die Rufe der zurückgebliebenen Dänen taub sein, wenn sie wie früher, aber hoffentlich jetzt in viel stärkerem Umfange, mit unseren vielstimmigen Rufen nördlich der Grenze vereinigt werden? Ist es nicht ein Zeichen der Ungläubigkeit, wenn man daran zweifelt? Mir scheint es so. Ja, ich glaube, daß sie vielmehr dort unten angesichts des Unrechtes, dem sie sich jetzt beugen müssen, trotz Unterdrückung, List und Lüge von seiten der Machthaber zu dem Bewußtsein erwachen werden, wo sie hingehören, und in das Gebet an den Herrn einstimmen werden: Laß uns doch zu unserem dänischen Vaterland zurückkehren! Ist Gott mit Deutschland als Kaiserreich fertig geworden und hat ER ein gutes Stück Südjütland aus den Krallen des Adlers gerissen, sollte ER da nicht auch imstande sein, dasselbe gegenüber dem zersplitterten Deutschland zu tun, das jetzt noch am Raube festhält? Ich zweifle nicht daran, und ich glaube, ER wird es tun. Die Geschichte der Völker und der Lauf der Welt enden nicht 1920. Gott hat noch die Zukunft vor sich."

Auch wir glauben, daß Gott noch eine gewisse Zukunft vor sich hat. Auch wir glauben, daß der Lauf der Welt 1920 noch nicht zu Ende sein wird. In allem übrigen sind wir freilich mit dem frommen Mann aus Kopenhagen nicht eben so einig, obgleich er sicherlich in dem einen noch recht hat, daß er das Deutschland Scheidemanns, Erzbergers und Eberts minder stark einschätzt als das Deutschland Bismarcks und Hindenburgs. Man könnte sich sittlich entrüsten über die lächerliche Anmaßung, die Gott für ihre Wahlgeschäfte und ihre Speckseitenpolitik beschlagnahmt. Richtiger ist es wohl, die groteske Komik zu genießen, die in dieser gottseligen Unverschämtheit steckt. „Gott mit unseren Speckseiten!" Neu ist diese Unverschämtheit nicht. Wie oft hat man sonst gehört und gelesen, daß Gott ein Pole sei. Die Kopenhagener machen sich also hier nicht einmal auf originale Weise lächerlich.

Biomalz wieder zu haben!

Wenn jetzt so viele Menschen mehr als vor dem Kriege an Lungentuberkulose erkranken, wenn alle übrigen Krankheiten jetzt bösartiger verlaufen, die Grippe, die Blutarmut, die Nervosität, die Verdauungsleiden überhandnehmen . . . wenn die Aussicht auf Wiederherstellung jetzt geringer ist als früher, so wissen wir, daß hieran die Unterernährung schuld ist.

Gute Kräftigungsmittel sind daher zurzeit notwendiger als je. Kräftigungsmittel sind

Impfstoffe gegen die Unterernährung.

Sie helfen über kritische Zeiten hinweg. Einem geschwächten Organismus, dem robustere Nahrungsmittel schon zu schwer verdaulich sind, eröffnet ein gutes Kräftigungsmittel die tröstende Hoffnung auf allmähliche Gewichtszunahme und baldige Wiederherstellung.

Allein, an guten, brauchbaren Kräftigungsmitteln ist der Mangel nicht minder groß als an Nahrungsmitteln. Eines der bekanntesten, das Biomalz, war jahrelang nicht zu haben. Die zu seiner Herstellung verwandte Gerste war und ist beschlagnahmt. Es ist aber gelungen, Biomalz nunmehr aus Hafer herzustellen. Hafer ist an sich ein mindestens ebenso gutes Nahrungsmittel wie Gerste. Der Geschmack ist fast der gleiche, nur etwas pikanter. Auch der Preis (M. 12.— die Dose) ist nicht zu hoch, wenn man damit den Preis anderer Kräftigungsmittel vergleicht, die bis 80 Mark das Pfund und mehr kosten.

Jetzt ist gerade die beste Zeit zu einer

Kräftigungs- und Auffrischungskur.

Man braucht dazu wöchentlich etwa eine Dose. Neben der Hebung des Kräftegefühls tritt fast immer eine auffallende Besserung des Aussehens ein.

In allen einschlägigen Geschäften zu haben. 72

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 • Nr. 24

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Kinderbildnis. Gemälde von Karl Steffeck.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Väter Traum. Roman von Rudolph Stratz. (23. Fortsetzung) . . . Seite 385
Zu spät. Zeichnung von Richard Müller . . . . . „ 385
Der Pflüger. Gemälde von Heinrich Schütz . . . . . „ 387
Ungleiches Paar. Gemälde von Wilh. Leibl . . . . . „ 389
Studentenleben im 18. Jahrhundert. Von Dr. W. Ahrens. (Mit 6 Abbild.) „ 391
Kokainismus. Von Geh. San.-Rat Prof. Dr. E. Schleich . . . . . „ 394
Koburgs Geisteserbe. Von Ernst Lorenz. (Mit 6 Abbildungen) . . . . „ 395
Das Häuschen. Von Fritz Müller-Partenkirchen . . . . . „ 398
Wortschicksale. Von Dr. Ernst Wasserzieher . . . . . Seite 400
Streiflichter . . . . . „ 400
Die Welt der Frau. Woran erkennt man die Dame? Von Else Torge . „ 401
Frauenberufe . . . . . „ 402
Zwei einfache Kragen. Von Doris Kiesewetter. (Mit 6 Abbildungen) . „ 402
Allerlei praktische Winke. Neue Erwerbsmöglichkeiten: Die Schneiderei-Beraterin. — Musikalischer Nebenverdienst . . . . . „ 403
Leichte Sommerkleidung. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 404

Zuschriften an die Schriftleitung sind ohne Nennung eines Namens und nur nach Berlin SW 68, nicht nach Leipzig, zu richten.

Schwere Leiden sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, Beingeschwür, Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von

Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg 61.

Bad Ems gegen Katarrhe

der Luftwege (Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus.

Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission.

Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens Thermal-Bäder / EmserWasser (Kränchen) / EmserPastillen (Staatl. Ems) / EmserQuellsalz (Staatl. Ems)

Einreise unbehindert, Polizeipaß mit Lichtbild genügt z. Einreise

Staat. unt. Lachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtig d. Nierenkrankheiten

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B über Krankenfahrstühle z. Schieben

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Kinder-Erholungsheim für Kinder gebildeter Stände.
Nebelfreie, geschützte Gebirgslage, ca. 800 m hoch. Ia. Verpflegung.
Villa „Edeltraut", Walchensee b. Kochel/Oberbayern.

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen, Zandersaal
Rheumatismus
Staatl. Bad Nenndorf bei Hannover
Frauenkrankheiten.
Ischias, Hautkrankheiten
Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.
Gicht

Harz und Kyffhäuser

schönste Gebirge Norddeutschlands für Erholungsbedürftige und Wanderer. Herrliche Wälder. Interessante Bahn-Gebirgsfahrten und Kraftomnibuslinien. Vortreffliche Kurhäuser, Heilanstalten, Gaststätten. Hauptsehenswürdigkeiten: Rübeländer Tropfsteinhöhlen, Brocken, alte Städte, Burgen u. Schlösser, reizende Täler, Kyffhäuser-Denkmal u. Barbarossahöhle. Kl. Schrift für 30 Pfg. (Doppelkarte!) Amtl. Auskunfts- u. Wanderbuch „Blauer Harzführer" 1920 mit 112 Bildern, 50 Wanderkarten für 5,— Mk. (Postanweisung) vom Harzer Verkehrs-Verband, Wernigerode.

Wyk a/Föhr / Haus Tanneck,
Erholungsheim f. Erwachs. u. Kind. Kurgem. Verpfleg. Die Leitung.

Aderverkalkung
ist heilbar! Wenn Sie an Aderverkalkung, Herzbeklemmungen, Schwindelanfällen, Atemnot, besonders bei Treppensteigen, Kopfschmerzen, Angst- und Schwächezuständen, Nachlassen des Gedächtnisses, Unlust zum Arbeiten leiden, wenn Sie noch im besten Alter Alterserscheinungen verspüren, lassen Sie sich sofort kostenlos portofrei meine ausführlich belehrende Broschüre senden. Auch über Schlaganfall (Herzschlag, Gehirnschlag) und die Heilung der Folgeerscheinungen, Lähmungen usw. gibt die Schrift ausführl. Auskunft.
Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 101, Am Karlsbad 33 a.
Sprechzeit 9—11, 2—4 Sonntags 10—11 Uhr

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

24)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Wannsee Erholungsheim Nikolassee, Waltharistraße 11a, Nähe Bahnhof. Fernruf 671.

Mitteldeutschland.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue im Erzgebirge. Sanitäts-Rat Dr. Pillings Sanatorium für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleiden, Stoffwechselkrankheiten, Hydrotherapie, Diätetik, Massage, Elektrische Luft-Lichtkuren, Heilgymnastik, Röntgenkabinett.

Sachsen.

Bad Schandau Dampfschiff-Hotel. Herrliche Elblage, neuzeitlich eingerichtet. Telephon 15.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Thüringen.

Bad Blankenburg Thüringer Wald Sanatorium am Goldberg. Leitender Arzt: Dr. Wittkugel.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Partenkirchener Hof Moderne erstklassige Hotel-Pension, eigene Konditorei. Jahresbetrieb.

Schweiz.

Arosa „Alpensonne". erstklassiges Kurhotel Alle Zimmer fließendes Wasser. Prospekt.

Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel, sonnige, windgeschützte Lage. Besitzer: Sieber.

Hotel Bellevue, vornehmes Haus. Sonnenlage. Mäßige Preise. Prospekt.

Basel Grand Hotel Victoria & National, bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer: Paul Otto.

Davos-Dorf Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Lugano-Castagnola Kurhaus Monte-Brè. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Verpflegung uneingeschränkt. Arzt: Dr. Kornmann.

St. Moritz Savoy-Hotel vornehmsten Ranges in herrlicher Südlage.

Digitized by Google

Nr. 24 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

22. Fortsetzung.

Der Himmel war heiß, wolkenlos, tiefblau zu Mitte Juni des Jahres 1849. Und doch brüteten schwarze Gewitterschwaden, Blitz und Donner über dem Garten Deutschlands, seinem Südwesten am Rhein. Es wetterleuchtete in hellem Sonnenschein an der gesegneten Bergstraße, es lief böllernd die vielgewundene Silberschlange des Neckars durch die Flurenpracht der Rheinebene entlang. Es krachte drüben am andern Ufer des Rheins in den Buchenwäldern und Rebhängen der bayerischen Pfalz, und weiße Wölkchen ballten sich an seinem linken Ufer.

Wo solche Wölkchen waren, da waren auch Heckerhüte mit hoher Stoßfeder, polnische Tschapkas, badische Tschakos, Pariser samtne Arbeiterbarette. Wo solche Wölkchen waren, da waren gegenüber schmale, lange Helmspitzen auf preußischen Pickelhauben. Vom Odenwald über den Rhein bis zur französisch-elsässischen Grenze knatterte es um das Land Baden. Ferne Donnerschläge. Im Wind verwehtes Geschmetter von Trompeten: Die Preußen sind da!

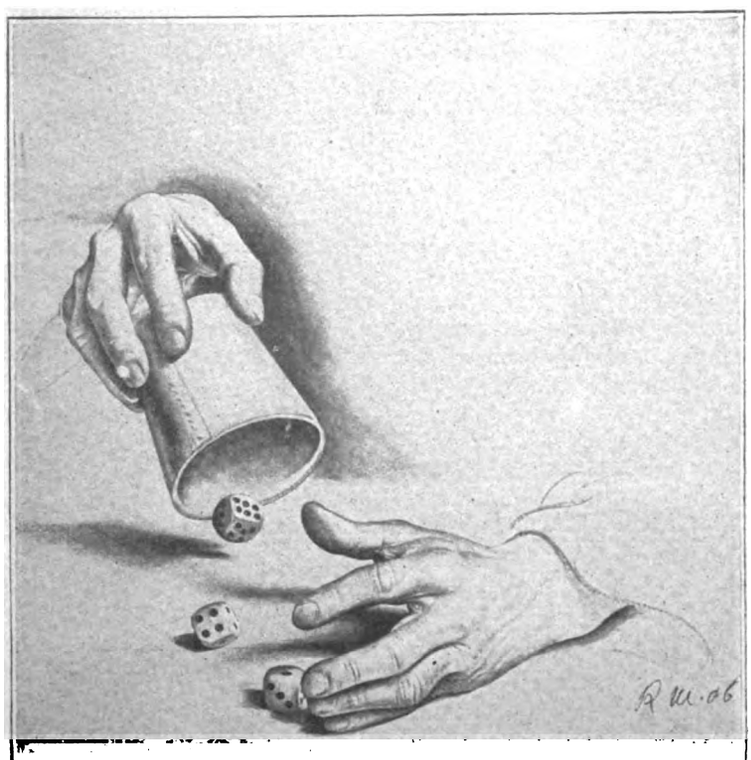
Eine kindskopfgroße, massive, verrostete Eisenkugel aus irgendeiner vorsintflutlichen Feldschlange des Karlsruher Zeughauses kam wider die Preußen heran. Sie flog nicht. Sie sprang über den Boden wie ein Hase, in immer kleineren Sätzen, gleich einem kurzatmigen Boten mit der Meldung, daß drüben in dem nur wenige hundert Schritte entfernten Dorf der ummauerte Kirchhof ein summendes Wespennest von Freischärlern sei, und blieb dann plötzlich erschöpft und teilnahmlos zwischen den Beinen der fluchend auseinandergestobenen preußischen Offiziere im weißen Streusand liegen. Der Boden des kargen Föhrenwaldes bestand nur aus solchem schneeigen Sand und zahllosen Löchern. Die wilden Kaninchen, die sie gegraben, saßen tief unten in ihren Bauen. Es war ihnen heute zu unruhig im Land. Der ganze Forst wimmelte von Preußen. Liegenden, stehenden, wartenden Preußen. Zusammengestellte Gewehre. Eine Leiter, die zu einer Art Krähennest auf einem Baum am Waldrand emporführte. Oben saß rittlings ein Oberst. Ließ die langen, hochgestiefelten Beine herabhängen und äugte durch das Fernglas gespannt nach den Freischärlern dort hinüber. Zwei junge Offiziere standen auf den Sprossen. Die paar anderen Herren des Stabes unten zwischen den Wurzeln, die den Lauf der Kugel aufgehalten hatten.

Louis Ferdinand von Pritzig bückte sich, faßte den Eisenball vorsichtig mit zwei Fingern und ließ ihn gleich wieder fallen. Das Ding war noch zu heiß. Er trug die Uniform des Gardelandwehr-Kavallerie-Regiments. Er sah sich in dem sandigen, kahlen Föhrenwald um und sagte zu den anderen Herren:

„Ganz wie in der Mark oder an manchen Stellen bei uns in Hinterpommern! Man könnte sich einbilden, daheim zu sein und die Leiter hinaufzuklettern und sich zum Ansitz zurechtzumachen . . .“

„Geben Sie doch acht, zum Donnerwetter! Die Republikaner schikken wieder was aus ihrer alten Donnerbüchse!“

„Der biedere Jäger aus Kurpfalz,“ fuhr der Referendar Dr. von



Zufall. Zeichnung von Richard Müller.

Digitized by Google

Pritzig fort, ohne sich weiter um den seitwärts heranfurrenden Ball zu kümmern, „der sich das lauschige Plätzchen dort oben zurechtgemacht hat, um auf einen Rehbock zu schießen, der ahnt auch nicht, daß statt dessen hier von Deutschen auf Deutsche geschossen wird!"

„Warum hast du dich denn dazu gedrängt, Louis?" fragte sein Vetter, der Berliner Gardekapitän Graf Giesebitz. „Du hättest ruhig in Berlin bei Gesine und dem kleinen Mann, dem Hans-Joachim, bleiben können."

„Der ganze Rhein wimmelt von Preußen! Drüben am Odenwald marschieren die Hessen und die Mecklenburger auf. Hinterm Schwarzwald machen sich die Schwaben fertig. Die Österreicher wollen Truppen schicken. Zwei Hohenzollern führen. Der Prinz von Preußen selber! Wenn halb Deutschland in Waffen gegen Baden zieht, dann darf doch ein Pritzig nicht fehlen! . . . Die Pritzigs sind vom lieben Gott dazu gemacht, um sich bei passender Gelegenheit totschießen zu lassen!"

„Das wird Ihnen gleich passieren, wenn Sie so unvorsichtig an den Waldrand hinaustreten!" rief es von der Leiter.

„Da drüben ist solch ein baumlanger, wilder blonder Kerl . . . der schießt wie der Teufel . . ."

„Ich versteh' immer noch nicht, warum Sie dieses große Sommermanöver gegen Baden mitmachen, Pritzig."

„Um zu sehen, wie's in Zukunft nicht gemacht werden soll, Linow!"

„Das ist mir zu hoch! Bleiben wir denn den ganzen Tag hier vor dem Rheinübergang stehen?"

„Das richtige Kommando Fatige!"

„Bitte sehr, sich in Geduld zu üben, meine Herren!"

Die Köpfe wandten sich nach oben zu dem Pirschsitz, Hände am Helm.

„Befehl, Herr Oberst!"

„Das ist Ihnen zu hoch, was ich Ihnen eben sagte, Linow?" versetzte Louis Ferdinand gedämpft nach der respektvollen Pause, die der Stimme aus der Höhe gefolgt war. „Na — sehen Sie mal . . . der gute Giesebitz da schont immer noch das rechte Hinterbein — von seiner Kugel in Schleswig-Holstein her. Was haben wir Preußen doch schließlich gemacht? Schleswig-Holstein den Dänen überlassen."

Preußische Jäger schoben sich zwischen ihnen durch, sonnenverbrannte junge Forstmänner. Sie krochen auf allen Vieren bis zum Waldrand vor, schmiegten sich am Boden hin. Standen hinter den Ständen und feuerten auf den Kirchhof drüben, über dessen Mauer sich herausfordernd die schwarzrotgoldene Reichsfahne bewegte.

„Vor Schleswig-Holstein haben wir im März in Berlin eine ziemliche Anzahl Deutsche totgeschossen", fuhr Louis Ferdinand von Pritzig fort, als sei da vorne ein Scheibenschießen, das ihn nichts anging. „Ohne Zweck totgeschossen. Denn dann marschierten wir ab. Vorigen Herbst schossen wir einige Dutzend Frankfurter im Umkreis der Paulskirche tot, weil die guten Leute in ihrem Unverstand unsern Verrat an Schleswig-Holstein nicht als Gipfel preußischer Staatskunst würdigen wollten . . ."

„Na — na . . . Pritzig . . . Pritzig . . ."

„Gleich kriegst du von drüben 'ne Kugel als Strafe!"

„Vorigen Monat fuhren wir Preußen nach Sachsen und schossen zahlreiche Dresdener tot, die zu Ehren der deutschen Einheit Barrikaden errichtet hatten — wohl gemerkt, nachdem unser eigener König es abgelehnt hatte, die Führung der deutschen Einheit zu übernehmen."

„Sie sehen das alles so verrückt an, Pritzig!"

„Aufgepaßt! Da hoppst wieder so'n Bällchen!"

„Das hat 'n paar Kartoffeln drüben umgebracht . . ."

„. . . und jetzt", schloß Louis Ferdinand von Pritzig, „schießen wir in größerem Maßstab zu beiden Ufern des deutschen Rheins die Pfälzer und Badenser tot . . ."

„Zum Donnerwetter: das muß doch sein!"

„So, wie die Dinge jetzt liegen, muß es sein! Aber man hat noch niemals jemanden dadurch überzeugt, daß man ihn totschoß. Und beliebt hat man sich damit noch weniger gemacht! Im Gegenteil."

„Sie sind wirklich sublim, mon cher Pritzig! . . . Donnerwetter — was kommt denn da von da oben?"

„Nur ein paar trockene Äste! Es gehen Kugeln durch."

„Ja . . . sublim! Also nach Ihren Maximen sollte ein Gouvernement keine Emeute unterdrücken . . ."

„Nein. Aber so regieren, daß nicht erst eine Emeute entsteht! Das ist der ganze Stein der Weisen, der uns leider in die Spree geplumpst ist . . ."

„Dabei ficht er hier freiwillig mit!"

„Ich fechte nicht mit!"

„Nanu?"

„. . . sondern eine Unmasse anderer Pritzigs . . ."

„Na . . . Sie und hier daneben Ihr brüderliches alter ego . . ."

„Nee: lauter verstorbene Pritzigs! Wir sind hier alle von gutem märkischen Adel. Wir tun nicht, was wir wollen, sondern, was wir müssen. Und wir müssen, was sie von uns gewollt haben. Da heißt es immer: Wir herrschen in Preußen. I wo! Wir werden von Preußen beherrscht! Das führt uns, wohin es will."

„Aus Ihnen werde der Teufel klug!"

„Ja, denn der hat wahrscheinlich diesen tollen Widerspruch erfunden!"

„Welchen?"

„Einen modernen Junker", sagte Louis Ferdinand beinah gleichgültig und obenhin und brach kurz ab. „Da klettert unser Alter die Hühnersteige hinunter. Dem wird's da oben zu ungemütlich!"

„Ich habe selbst dem Grafen gehorsamst vorgestellt, sich doch nicht unnötig zu exponieren", versetzte der Adjutant mit scharf aufwärts gedrehtem Schnurrbart. „Da drüben ist wieder der tolle lange Kerl. Der schießt einem fortwährend dicht am Kopf vorbei."

„Den muß ich mir doch einmal ansehen." Louis Ferdinand von Pritzig klomm behende die steilen Sprossen empor. Der Adjutant, der an seinem gestreiften Ohrläppchen blutete, wollte ihn zurückhalten. Aber er war schon oben. Die auf dem Sandboden unten schauten zu ihm auf. Es krachte und blitzte jetzt immer stärker. Man hatte das Gefühl, als rücke ein Uhrzeiger langsam auf die entscheidende Minute.

„Wer ist denn eigentlich uns gegenüber auf dem Kirchhof?"

„Ich habe nur einen edlen Polen hoch zu Roß gesehen, verschnürter Rock. Krummsäbel, malerische Schärpe, wie in der Oper! Zwei Karlsruher Dragoner hinter ihm."

„Der ist längst weitergeritten!"

„Ist es badische Infanterie?"

„Nein! Man sieht ja die Schlapphüte mit Federn über der Mauer!"

„Dann ist es die Schweizer Legion!"

„I wo! Es sind Turner und Studenten und Handwerker! Der Bauer in dem Hof hinten hat es mir erzählt. Sie hätten auf dem Durchmarsch gesagt, sie wären Hanauer Freischärler und hätten schon in Schleswig-Holstein gefochten."

„Das sind mir gerade die rechten Brüder", versetzte Graf Giesebitz. „Die kenne ich."

„Damals kämpften sie mit uns . . ."

„. . . und jetzt knallen wir aufeinander, wie mein närrischer Vetter Pritzig sagt."

„Nee — sie schießen nicht mehr."

„Seit Pritzig oben ist."

„Merkwürdig."

„Dabei steht er aufrecht auf dem Brett und schaut durch das Glas hinüber."

„Pritzig! Rasch, ehe es zu spät ist: Wollen Sie mit Musik begraben werden?"

Digitized by Google

„Sie tun ihm ja nichts."

„Und er starrt hinüber. Sehen Sie nur sein Gesicht."

„Auf einmal ganz verändert."

„Es ist, als ob die Aufrührer drüben ihn kennten . . ."

„. . . und er sie kennte . . ."

„Louis . . . was siehst du denn Merkwürdiges beim Feind?"

„Ich sehe keinen Feind."

„Dabei läßt er das Binokel nicht vom Auge."

„Sondern nur Deutsche, die anderer Meinung sind . . ."

„Ich bitte, Messieurs. Betrachten Sie Pritzig. Der verrückte Mensch da oben lächelt mitten in der Affäre."

„. . . als ob er jemanden drüben begrüßte . . ."

„Ich grüße auch etwas", sagte Louis Ferdinand von Pritzig mit sonderbar verändertem Gesicht.

„Was denn?"

„Ein Stück meiner Jugend. Vor zwei Jahren. Inzwischen sind wir ja so alt geworden. Fünf Sommermonate in Heidelberg . . ."

„Vetter Louis, wach' auf! Hier wird nicht am hellen Tag somnambul gewandelt. Hier wird geschossen."

„. . . damals habe ich so manche Mondnacht in einem Berggarten zwischen denen gesessen, die jetzt da hinter der Kirchhofsmauer stehen, und habe zugehört, wie sie begeistert für Deutschland schwärmten."

„Ich weiß: Amélie klagte immer schon, du seiest in Heidelberg in einen Cercle radikaler junger mauvais sujets geraten . . ."

„Ich erkenne sie alle noch wieder, die Jungens von damals. Bloß den riesigen wilden Menschen, der sie führt, nicht. Den hab' ich nie gesehen. Aber der zweite Häuptling, mit dem Gesicht voller Schmisse — das ist der Ludwig Hunold . . . der Kurhesse . . . ein verwegener Kerl . . . Spieler, Raufbold und persönlicher Feind des Kurfürsten . . ."

„Nettes Wiedersehen."

„Und neben ihm . . . der Krauskopf . . . mit dem hab' ich mich du genannt . . ."

„O du himmlische Güte!"

„Das ist der Reinhold Nimis . . . ein Hausjohn aus Darmstadt . . . er meint es gar nicht so. Der geht im Traum durchs Leben."

„Und wovon träumt der junge Hochverräter?"

„Von Deutschland, Linow. . . . Jeanche Weixelbaum, Freund meiner Seele . . . wo bist du geblieben? Nein, Jeanche . . . du bist nicht hier unter den Freischärlern. Ich seh' dich nicht. Du bist zu klug. Du weißt, daß dies hier nur eine heldenmütige Dummheit ist . . ."

„Aber mehr Dummheit als Heldenmut."

„Wer weiß?" sagte Herr von Pritzig, langsam wieder herabsteigend. „Vielleicht denken sie drüben dasselbe von uns."

„Horch! Kaum ist er weg, geht das Schießen wieder los."

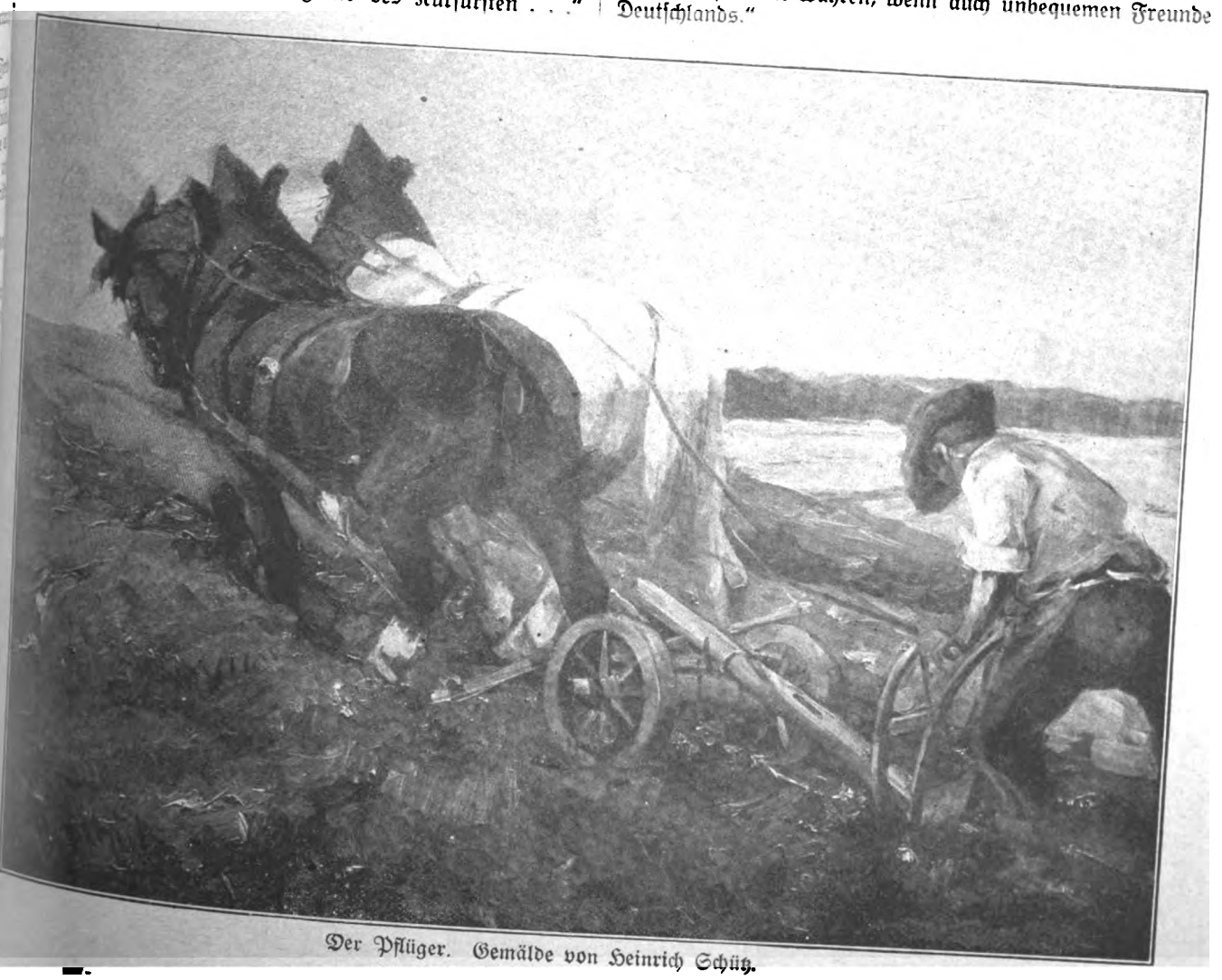
„Louis! Die wittern in dir den Demokraten."

„In mir sind viele Menschen." Louis Ferdinand von Pritzig klopfte sich die trockenen Kiefernnadeln vom Waffenrock. „Darum verstehe ich die armen Deutschen drüben, die uns nach dem Leben trachten, wie wir ihnen. Das Lächerliche ist nämlich, daß wir auf beiden Seiten eigentlich ganz genau dasselbe wollen: ein glückliches Vaterland."

„Das Glück eines Volkes besteht in der Ordnung und Gesetzlichkeit. Die stellen wir überall, wo's not tut, in Deutschland wieder her. Dafür werden uns die Leute noch dankbar sein."

„Niemals! Das ist die Tragik Preußens: Es ist immer ebenso unbeliebt wie unentbehrlich."

„Wir sind die wahren, wenn auch unbequemen Freunde Deutschlands."



Der Pflüger. Gemälde von Heinrich Schütz.

Digitized by Google

„Nicht die schwarzrotgoldene Horde drüben."

„Diese zuchtlosen Abenteurer, die aus umgestürzten Thronen und Altären den Tempel des Vaterlandes bauen wollen."

Von der Kirchhofsmauer blitzte es. Der Premierleutnant von Linow, der sich unvorsichtig zu nahe an den Waldrand gewagt, stürzte hin und rührte sich nicht mehr. Drüben erschien im Rauch der alten Karlsruher Feldschlange einen Augenblick die Gestalt eines verwilderten blonden Hünen und schwenkte triumphierend den Heckerhut mit den wallenden, rotgefärbten Hahnenfedern. Dann sprang Harro von der Venne mit einem mächtigen Turnersatz wieder zwischen die Grabkreuze zu seinen badischen Freischärlern hinab.

„So schießt ein freier friesischer Edeling. Ein Tyrannensöldner weniger. Nieder mit den Erzfeinden und Erzschelmen Teutschlands! Nieder mit den Pickelhauben! Zielt gut, ihr Jünglinge! Was liegt an uns, wenn nur unser heiliges, freies, einiges Vaterland lebt!"

Er lief mit seinen langen Beinen aufmunternd längs der in die Kirchhofmauer gebrochenen Schießscharten. Hinter jeder kniete ein Freischärler, zielte und feuerte.

„Schwarzweiß sind die apokalyptischen Farben. Sie künden den Untergang Deutschlands. Bannt die Potsdamer Knochenreiter, ihr wackern Turner und Schützen. Ich kenne unsere Feinde. Du weißt es, Bruder Reinhold: Meine blonde Schwester Gesine hat sich einem Preußen vermählt. Wenn sie mir jetzt als Frau von Pritzig begegnet, sage ich ihr: Ich kenne dich nicht und deinen Mann nicht."

„Harro: ich wollte es dir nicht sagen. Der, der vorhin drüben aufrecht in dem Ausguck stand und auf den wir alle nicht schossen . . ."

„Ich rief euch zu: Schießt, schießt! Ihr Mondscheinseelen, ihr tatet es nicht."

„. . . das war er selbst."

„Wer?"

„Dein Schwager Louis Ferdinand von Pritzig!"

„Hättet ihr doch geschossen!" brüllte der Riese. „Ich selbst hätte geschossen! Ha! Schwager gegen Schwager! Bruder gegen Bruder! Deine Kinder morden sich, Germania! Aber der gerechte Abel erschlägt den Kain! . . . . Zielt scharf, ihr Guten! Auf dieser blutigen Vogelwiese seid ihr die Schützenkönige Teutschlands! Zerpflückt dem schwarzen Raubvogel drüben Schopf und Fänge!"

Er sprang, einen riesigen krummen Türkensäbel schwingend, in Hirschsätzen über die Grabsteine, die Mauer entlang. Reinhold Nimis blieb stehen, das Gewehr in der Hand. Zur Ablösung des Vordermanns bereit. Bitterer, zäher Pulvergeruch wehte ihm in das Gesicht und verschleierte ihm die dunklen, versonnenen Augen. Er dachte in dem Lärm umher an alles Mögliche. Er hatte die Ruhe des Menschen im Gewehrfeuer. Die Ruhe des abgeschirrten Willens. Das Bewußtsein, daß keine Weisheit auf Erden den unsichtbaren Flug des Schicksals zu wenden vermag.

Nur daß die Pulse rascher schlugen und die Gedanken schneller wanderten wie gewöhnlich. Zur Christel Oberkofler. Zu den Eltern. Wieder zur Christel. Zu Louis Ferdinand von Pritzig drüben. Mit dem war man auf „Du" . . . Abermals zur Christel und zu ihrem Vater. Den Professor Armin Oberkofler aus Graz hatten fünf Slawonier des Banus Jellachich erschossen. Warum haben wir alle solchen Eifer, uns gegenseitig zu töten? Wir würden ja doch schließlich von selber sterben. Gott holt uns alle. Er vergißt keinen.

Der Studiosus Reinhold Nimis sah auf die Grabkreuze um sich und las mechanisch im Lärm des Gefechts die nächsten Grabschriften. Er dachte sich: Du hast es gut, Nepomuk Bolanz, Stabhalter vom Schönbacher Hof! Dich weckt all unser Geschrei und Trompeten nicht mehr, dich und deine Ehefrau, eine geborene Kieferin, neben dir . . .

Und du, Augustin Kappel, Gastwirt und Ochsenmetzger! . . . ‚Tod — wo ist dein Stachel?' haben sie dir mit Gold auf den Sandstein geschrieben . . . Ja . . . wo ist dein Stachel? . . . Wir sterben gern und die Preußen drüben auch . . . aber warum töten wir uns? Du hast nicht lange gelebt, Susannchen Lützelschwab! Mit zwei Jahren schon wieder bei Christi Engelein! . . . . Hast's gut, Kind! Wer weiß, was dir noch passiert wär'! Schau . . . eben klopft eine Kugel an dein kleines Holzkreuz, daß das Perlenkränzchen zittert . . .

Oben im Dachstuhlgebälk des Turms begann das Dorfglöcklein zu läuten. Die dünnen Schläge wimmerten aufreizend durch den Lärm der Menschen unten. Der wilde Friese selber zog die Stränge. Auf dem Kirchhof trat ein verwegener Geselle, eine blutdurchsickerte Binde quer über das von Studentenschmissen gekerbte, leichtsinnige Gesicht, an den Studiosus Nimis heran.

„Es steht schlecht, Reinhold", sagte er zwischen den Zähnen. „Die Preußen rücken überall vor. Wir sind schon halb umgangen."

„Sie kommen! Sie kommen!"

„Wir müssen uns Luft machen! Sonst kommen wir nicht mehr übern Rhein hinüber."

„Wir schaffen uns Luft." Harro von der Vennes Stimme überdonnerte den Lärm. „Unsere Verstärkungen sind da! Heil euch, ihr polnischen Kriegsgewaltigen, wir stürmen den Schergen des Zaren von Potsdam entgegen und in den Rücken! Die Glockenschläge eben waren das Zeichen!"

„Wir erobern die ultima ratio ihres Königs, die drüben auf dem Hügel donnert."

„Hinüber auf die Batterie! Vor dem Rathaus formiert sich der Gewalthaufe der Freiheit!"

Der lange Friese in wehendem blonden Vollbart wies mit der wuchtigen Janitscharenwaffe in seiner Rechten in das reiche rheinische Dorf, das sich um die Kirche dehnte. Die gepflasterte Hauptgasse war gedrängt voll von Federhüten, Schärpen, badischen Uniformen, Turnerröcken, Bajonetten, bleichen und geröteten Gesichtern. Im Trommelwirbel hielt vorn ein schwarzbärtiger polnischer General, hinter ihm ein Trupp anderer theatralischer Sarmaten und, auch zu Pferde, im Bürgerrock mit durchschossenem Hut und dreifarbiger Binde um den Leib, ein Zivilkommissar des Karlsruher Landesausschusses. Herr von der Venne senkte vor ihnen seinen Zweihänder, den er mit einer Faust führte.

„Sie erweisen mir die Gunst, mein General, daß ich mit den Meinen an die Spitze trete."

„Serr gutt!"

„Vorwärts an den Dorfausgang! Heiligt eure Herzen, Brüder!"

„Wer heute stirbt, der lebt!" schrie Reinhold Nimis begeistert neben ihm ganz vorn durch den Lärm. „Er lebt in dem freien, dem einigen Deutschland!"

Und noch einen Schritt voraus Ludwig Hunold, der Kurhesse: „Singt im Ansturm! Singt Deutschland zu Ehren!"

Harro von der Venne hielt in der Linken die schwarzrotgoldene Fahne hoch. Er hub mit mächtiger Stimme durch das Tosen umher an:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Die Jünglinge hinter ihm, die Turner, die Studenten fielen gläubig im Vorwärtsstürmen ein:

„Ist's Preußenland . . . . ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?"

Von drüben blitzte es grimmig auf. Die Trommeln wirbelten es — die Kugeln pfiffen es:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Die schwarzweißen Fahnen flogen über den blauen Pickelhaubenmauern. Sie wankten dem schwarzrotgoldenen Banner entgegen.

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott im Himmel! Sieh darein!"

„Vorwärts Brüder, vorwärts!"

„Dein Reinhold läßt nicht von dir, Harro!"

Digitized by Google

„Den Blick zum Himmel!“

„Nein — nein: Sein Vaterland muß größer sein!“

Und drüben schneidende, todesgehorsame Stimmen:

„Mit Gott für König und Vaterland!“

„Hurra! Hurra!“

Die Massen strudelten ineinander. Gesang und Geschrei verklangen im Knirschen des Handgemenges, und gierig trank die heiße Pfälzer Erde deutsches Blut . . .

Ein paar tausend Schritte dahinter war es schon wieder beinahe still. Nur noch ein unbestimmter ferner Lärm in der Luft, der von überallher, vom ganzen Lauf des Rheins zu kommen schien. Die Sommersonne brannte heiß auf der Landstraße. Louis Ferdinand von Pritzig ging langsam auf ihr hin, in den Arm eines preußischen Musketiers eingehängt. Kleine Blutstropfen in dem weißen Staub bezeichneten in regelmäßigen Abständen seinen Weg.

Ungleiches Paar. Gemälde von Wilhelm Leibl.

Digitized by Google

„Pritzig — was hatten Sie als Kavallerist denn bei dem Infanterieangriff zu suchen?"

Der mit flatternden Schärpenenden nach vorne jagende Ordonnanzoffizier hemmte seinen von Schaumflocken weißgefleckten und von Staub graugepuderten Rappen.

„Na — ein alter Schwadronsgaul galoppiert eben mit, wenn er das Attackensignal hört."

„Nu haben Sie's!"

„Nicht der Rede wert. Ein polizeiwidrig langer Freischärler, ein Kerl wie ein Seeräuber, schoß seine Pistole nach mir . . ."

„Zum Glück, scheint's, ungeschickt."

„Vorher schoß er wie der Deubel. Aber da . . . es war merkwürdig . . . es war, als ob er mich erkannte oder was . . . kurz . . . er zielte mir im letzten Augenblick nur nach den Beinen . . . Prellschuß am Knöchel . . . weiter nichts."

„Und er . . ."

„Er und seine Spießgesellen machen, daß sie über den Rhein kommen. Morgen wird hinübergegangen und ins Badische hinein weiter von uns verfolgt. In acht Tagen ist die ganze Wachtparade zu Ende. Na — für mich heißt's heute schon: Gewehr in Ruh'! Sagen Sie mal: Ist da nicht hinten, wo Sie eben hergeprescht kamen, irgendwo der Stab?"

„Gleich da in dem Gutshof."

„Na — da werde ich ja einen Pflasterkasten finden, der mich verbindet. Vorn hatten die Herren Doktores ernstere Blessuren vor."

Aus der Ferne sah es aus wie eine abgesessene Schwadron, so viele gesattelte Pferde standen da im Halbkreis an der Hand der Burschen durcheinander. Davor, auf einem Hügel, von wo man weithin Strom und Ebene überblickte, zwischen den Stangen und Drähten von Hopfenpflanzungen zur Rechten und einem eben mit Tabakpflänzchen besetzten Acker, dort stand auf hoher Warte der Stab, Karten in der Hand, Clausewitz im Kopf, das Fernrohr auf der Schulter des Adjutanten am Auge. Streng gefurchte preußische Gesichter, fast alle bartlos, so wie der König und sein seliger Vater. Die Scheuerbärte oder gar das neumodische Spitzbärtchen überließ man den jüngeren Herren. Aber da und dort zogen sich schon zwei Haarstreifen an den Wangen zu dem ausrasierten Kinn hin, die Barttracht des Feldherrn, dessen Befehl gehorsam die Kanonen donnerten, des Thronfolgers und Prinzen von Preußen.

Der General faltete seine Karte zusammen. Er suchte unter den Pickelhauben, Landwehrtschakos, Stahlhelmen und Pelzmützen seiner Suite drei unwahrscheinlich dazwischenragende Zylinder und sagte zu den drei Herren darunter in ehrbarem bürgerlichen Schoßrock, schwarzen Halsbinden und hellen Nanking-Beinkleidern, deren Wagen etwas abseits hielt:

„Es hat tatsächlich keinen Zweck, daß Sie Ihre Fahrt zu Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen fortsetzen, meine Herren Abgeordneten. Sie fatigieren nur unnötig sich und Ihre Pferde."

Es klang in einer schneidenden Verbindlichkeit, deren Kürze und Bestimmtheit jede Entgegnung ausschloß. Die preußische Exzellenz setzte hinzu, immer im Bestreben, der harten Kommandostimme einen höflichen Ton zu verleihen:

„Ihre menschenfreundlichen Absichten in Ehren . . . ."

„Unsere vaterländischen, Exzellenz . . . ."

„Gut! Ihre vaterländischen, Herr . . . . Herr . . . ."

„Eberhard Wägele, Maschinenfabrikant und Lokomotivbauer in Wolfingen in Württemberg . . ."

„Äh, richtig . . . Pardon . . ."

„Wenn ich die anderen Namen wiederholen darf: Josef Breitmoser, Bierbrauer aus Münchzell in Bayern, Professor Hildebrandt, Theologe aus Tübingen . . . Alle drei bisher Volksvertreter in der Paulskirche . . . aus der gemäßigten Mitte . . ."

„Mitte. Gut. Monarchische Gesinnung. Wir hier auch! Also überlassen Sie uns hier unbesorgt das weitere gegen die Republikaner."

„Exzellenz: 's ischt die deutsche Not, die uns hertreibt! Wir sind schon lange aus Frankfurt weg, weil da nix G'scheit's mehr gewachse ist . . ."

„Ja . . . ja . . . Bitte gehorsamst: Meine Zeit ist gemessen."

Der General überflog in plötzlicher strenger Sammlung des faltigen Gesichts eine dienstliche Meldung, die ein heranstiebender Dragoner gebracht. Da vorn brodelte es in der Ferne am Rhein immer weiter. Weißliche Trübung war da und dort in der blauen Sommerluft, rotes, kurzes Zucken, dumpfe Schläge . . . ein verzitternder Hornstoß . . . undeutliches Massengeschrei aus heiseren Kehlen. Eberhard Wägele, der lange, bedächtige, den Fünfzigern nahe Schwabe, wischte sich den Schweiß aus dem gebräunten Gesicht.

„Ich war heilsfroh, wie ich wieder bei meinen Lokomotiven gestanden bin und mich über meine englischen Mechaniker hab' ärgern müssen statt über den Gagern", sprach er. „Aber daß es jetzt zum Brudermord und Blutvergießen hat komme solle, des zerreißt mir das Herz! Da hat's uns nimmer daheim gelitte! Wir sind doch vom Volk gewählt! Wir wollen als Süddeutsche zwischen euch trete und euch beschwöre: Steckt die Säbel ein und laßt die Gewehre daheim . . ."

„Eigentümliche Aufforderung an einen Soldaten . . . ."

„Exzellenz! Ihr Preuße habt ja schon die bayerische Pfalz besetzt. Laßt es jetzt mit dem Schießen genug sein. Tragt den mörderischen Jammer nit auch noch ins badische Ländle hinüber . . ."

„Lieber Ringsburg . . . reiten Sie mal zu der Batterie dort hinüber! . . . Das Dorf soll ergiebiger unter Feuer genommen werden! Es sei hier kein Schützenfest, sondern Krieg."

„Zu Befehl!"

„Exzellenz! Bleibe Sie am Rhein stehe! Lassen Sie uns Zeit, mit dene Leut' drüben zu diskutiere! Wir sind doch drei bekannte Volksmänner! Wir kennen viele von den Pfälzer Krischern drüben! . . . Wenn wir ihnen zureden, kriegen wir sie vielleicht doch noch zur Raison."

Der General zog hochmütig die buschigen Augenbrauen hoch. In seiner vom Befehlen heiseren Stimme war ein unangenehmer, trocken-ironischer Klang.

„Das hätten Sie in Stuttgart näher gehabt, Herr . . . Herr . . ."

„Wägele."

„. . . . soll ich Ihnen erst melden, was Sie jedenfalls besser wissen als ich, daß sich der letzte aufrührerische Rest der Paulskirche-Abgeordneten, hundert Köpfe stark, von Frankfurt nach Stuttgart begeben hat und dort seit einer Woche, ungehindert von Ihrem Herrn Minister Römer, tagt und von der dortigen Reitbahn aus durch blutrünstige Ausfälle gegen Thron und Altar die Population verwirrt und das Gift des Aufruhrs über Süddeutschland sät?"

„'s ischt wahr! Aber man wird es hindere! Ich weiß es. Bald! Ich kenn' den Römer! Der Mann fackelt nit lang! Der packt derb zu!"

„Vortrefflich! Da haben Sie eine vorzügliche Gelegenheit, Ihren besonnenen Einfluß geltend zu machen! Hier . . ich bedaure . . ."

„Exzellenz!"

„Ich kann Sie nicht weiterlassen! Hier geschieht, was Seine Majestät der König uns befohlen hat, und damit ist für einen preußischen Offizier alles gesagt."

„Aber der Prinz von Preußen . . . ."

„. . würde Ihnen genau dieselbe Antwort geben. Denn er ist wie wir im Dienst Allerhöchstseines Bruders! Verzeihung, meine Herren! Es kommt da eine Meldung. Gute Reise!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Studentenleben im 18. Jahrhundert * Von Dr. W. Ahrens.

„Wohlan! es soll zum Schmause gehn!
Ihr Brüder! laßt uns ohn verweilen
Hin nach Orestis Stube eilen,
Wo schon die { Tassen / Gläser } fertig stehn.
Ja ja, er kommet schon gegangen,
Uns mit Vergnügen zu empfangen,
Er kommt, er sieht, er stutzt, er frägt:
Warum man Sporn und Stiefel trägt?
Mein Freund! es hat nichts zu bedeuten,
Wir wollen dich ein wenig reiten."

So schrieb im Jahre 1736 in Rostock ein lebenslustiger Bruder Studio, der nachmals ein halbes Jahrhundert hindurch in der heute allbekannten Reuterstadt Stavenhagen als würdiger geistlicher Herr gewirkt hat, einem seiner „Brüder" ins Stammbuch, und damaliger Stammbuchsitte gemäß findet sich in dem Buche neben diesem Text ein Bild, das wir hier an erster Stelle — als Abb. 1 — wiedergeben. Ein wunderlicher Zug fürwahr! In einer Porte-Chaise, die von zwei Trägern getragen wird, sitzt ein Student; drei andere Burschen eskortieren den Zug. Der Zweck der seltsamen, für jene Zeit aber durchaus charakteristischen Übung ist kein anderer als die Veranstaltung eines gehrten Getränk, wacker zuspr echen und werden sodann, nach dieser beliebten „Coffeeschmaus"-Einle tung, zu den „Gläsern", zu einer solennen Kneiperei also, übergehen.

Hier auf den Stuben nämlich, nicht eigentlich in den Wirtshäusern, fanden damals in der Regel die Trinkgelage der Studenten, die „Hospize", wie man sie eben demzufolge denn auch nannte, statt. Nicht selten werden an diesen nicht nur „Brüder", sondern auch Schwestern teilgenommen haben.

„Die Friquette,
Die Brunette
Sey bei jedem Burschenschmaus;
Pereat, wer sie touchieret
Und sich über sie moquieret,
Pereat sein ganzes Haus!"

So hieß es in einem Studentenliede des 18. Jahrhunderts. Daß diese „Charmanten", wie der Bursch jener Zeit die Coeurdamen nannte, in der Regel keine „wirklichen Charmanten", keine fürs Leben waren, braucht kaum gesagt zu werden. „Spaßcharmanten" hießen sie daher im Burschenjargon auch zum Unterschied, jene gutherzigen und gefügigen Mädchen, von denen in einer Stammbucheintragung der späteren Zeit zum Beispiel gesagt wird:

„Ein Mädchen las und fand geschrieben: / Mensch, du sollst deinen Nächsten lieben. / Gleich fiel dem guten Dinge bey, / Daß auch der Bursch ihr Nächster sey."

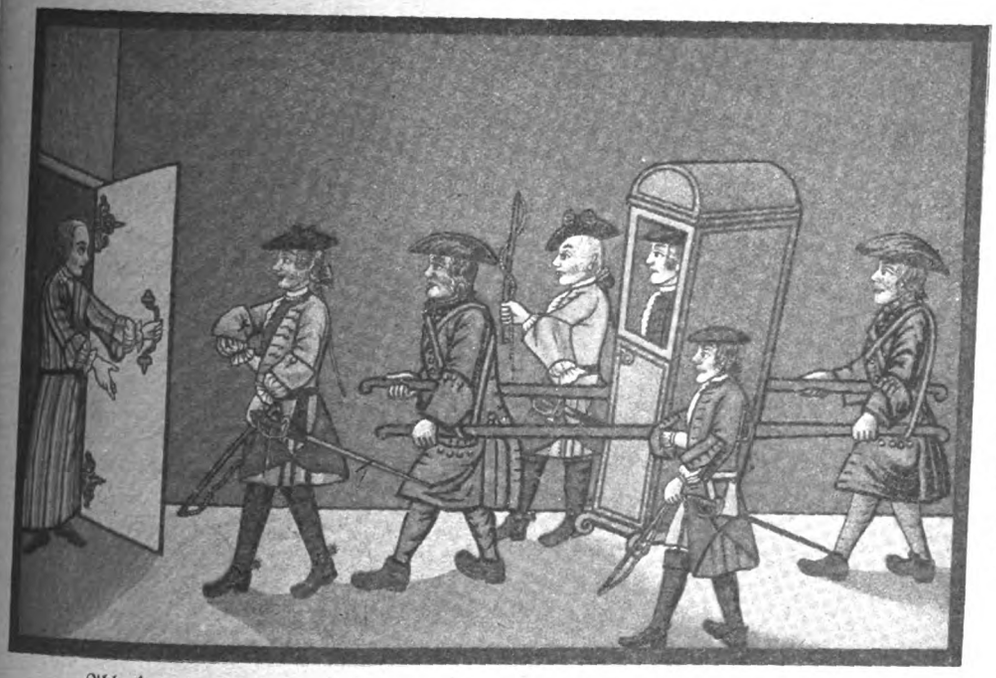


Abb. 1.
Anrücken zum „Hospiz".

Solche „Spaßcharmanten" sind nun auch gewiß die beiden Dulzineen, die wir auf unserem zweiten Bilde erblikken. Das Blatt entstammt, wie unser erstes Bild und auch alle folgenden, demselben Rostocker Studentenstammbuch von 1736-1737. Offenbar stellt unser jetziges Bild eine Ulkszene dar: Zwei Mädchen wiegen ein Studentenknäblein, und ein anderer Bursch schaut hinter der Stubentür der komischen Szene zu. Der zugehörige Stammbuchtext sagt:

„Ihr, die ihr als zum Scherz ein solches Kindchen wieget, / Steht euch die Arbeit

„Hospizes", eines Studentenschmauses, wie ja auch unsere Verse verraten. Der Glückliche oder Unglückliche, den die Burschen dazu ausersehen haben, „beschmauft" zu werden, der „Hospes" also, erscheint denn auch — im Hauskleide, dem damals so beliebten buntgestreiften Schlafrock —, wohl oder übel zum Empfange seiner Gäste bereit, auf der Schwelle der Stubentür. Die Fortsetzung der Handlung ist gegeben. In den nächsten Minuten werden die Brüder, wie die Worte { Tassen / Gläser } unseres Textes verraten, zunächst dem Kaffee, diesem zwar erst einige Jahrzehnte früher aufgekommenen, aber in „unserer" Zeit bereits sehr be-

Abb. 2. Ein Scherz der „Charmanten".

Digitized by Google

denn so wohl und lustig an, / Ey nun, so wehlet euch bey Zeiten einen Mann, / Damit ihr sonsten was im Ernst zu wiegen kriegetl"

Die beiden dann noch folgenden Zeilen des Wiegenliedes, in denen der Verfasser, nach unseren heutigen Begriffen recht freimütig, die Moral von der Geschichte gibt, wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen.

Wie auf dem ersten unserer Bilder, wird auch auf dem dritten, zu dem wir uns jetzt wenden, ein Studentenjüngling auf seiner Stube, plötzlich und offenbar völlig ahnungslos, von einigen anderen Burschen überfallen. Was führen sie im Schilde, die in feierlich-komischer Prozession — mit Degen, Perückenständer und improvisierter Fahne — hereinmarschiert kommen? „Sic itur ad astra", „So steigt man zu den Sternen auf", dieses lakonische und mehrdeutige Wort ist alles, was das Stammbuch selbst zur Erklärung der Szene sagt. Während der Stubenbewohner jedenfalls durch die geometrisch-astronomischen Studien, denen er sich mit Eifer hingegeben, „zu den Sternen aufsteigen" will, wollen die zu ihm hineinspazierenden bösen Buben ihm offenbar einen anderen Weg, „zu den Sternen", zu studentischen Ehren und Heldentaten aufzusteigen, weisen und ihn in eine andere studentische Lebensführung einweihen.

Abb. 3. Überfall bei der Arbeit.

„Immer sitzen, meditieren / und die ganze Nacht studieren — / dieses heißt studentitos; / aber raufen, balgen, saufen / und beständig Dorf zu laufen, — / dieses heißet purschikos."

So unterscheidet ein dem Jahre 1732 angehörendes, mit unserem Rostocker also gleichalteriges Jenaer Stammbuch die beiden Arten studentischer Lebensweise, und auch aus „Wallensteins Lager" wissen wir alle, was man in jener Zeit unter „burschikoser" Lebensführung verstand:

„— — zu Altdorf im Studentenkragen, / Trieb er's, mit Permiß zu sagen, / Ein wenig locker und burschikos,"

so sagt ja einer der Soldaten dem kaiserlichen Generalissimus, dem ehemaligen Studenten der Universität Altdorf, nach.

Zu unserem dritten Bilde zeigt nun, wie man schon auf den ersten Blick erkennt, dasjenige, das wir hier an vierter Stelle bringen, eine gewisse innere Zusammengehörigkeit. Vielleicht stellt jenes nur den ersten, dieses den zweiten Akt eines studentischen Possenspiels dar. Die drei Brüder haben ihren Zögling, den Bewohner der ersten Stube, jetzt zu einer anderen Studentenbehausung geführt, deren Inhaber wohl ein besonders angesehener oder würdiger Bursch, ein „Senior" oder dergleichen, die Zahl der handelnden Personen von vier auf fünf bringt. Hier wird denn nun mit dem Studentenlehrling anscheinend eine Art Fuchsenexamen angestellt, das, nach dem beklommenen, gottergebenen Gesichtsausdruck des Prüflings und der ränkevollen Miene seines Hauptpeinigers zu urteilen, ungemein schwierig sein muß, das aber schließlich damit endigen wird, daß der Gequälte unter mancherlei Hokuspokus, wie Fahnenschwingen und allerhand Degenzeremonien, als ebenbürtig anerkannt und in die Reihe der Burschen aufgenommen wird.

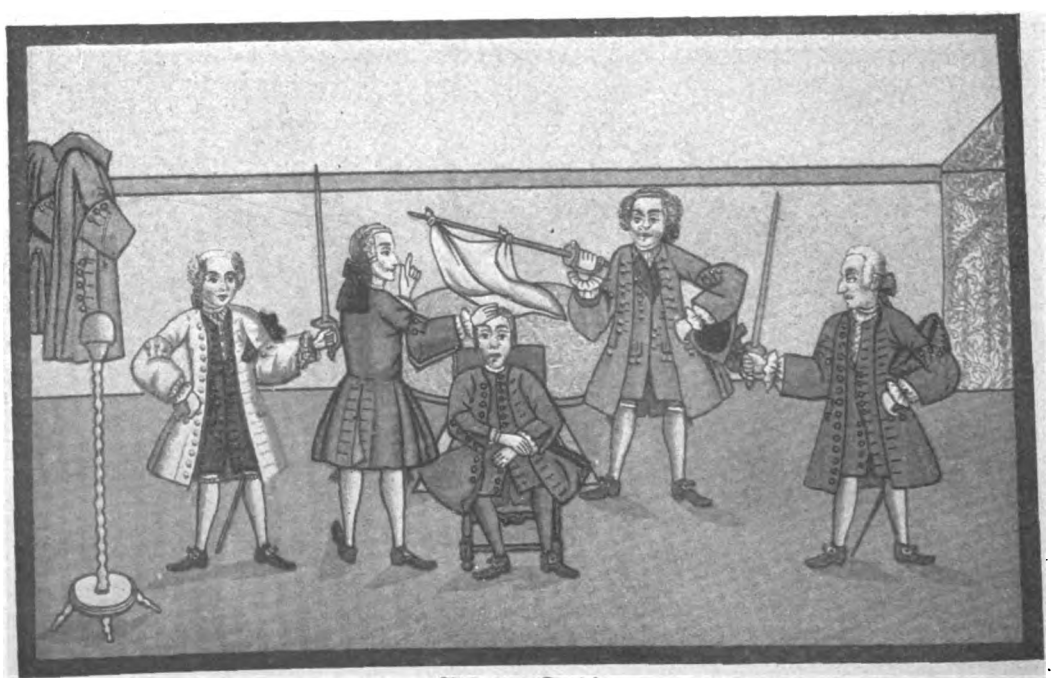


Abb. 4. Fuchsenexamen.

Verschiedene Auffassung studentischer Lebensführung und demzufolge verschiedene Typen des Studententums jener Zeit führt uns insbesondere dann das fünfte unserer Bilder vor. Da sehen wir zunächst links den „Mucker" und „Teekessel", der sich von dem eigentlichen Studententreiben, eben dem „burschikosen" Leben, ganz fernhält. Unter dem Arm trägt er. der „Stubenschwätzer", ein Buch, vermutlich ein fromme Buch; denn zu den „Schwarzmänteln", den Theologen den „Bibelhusaren" und „Jesus Sirachs Knechten", gehört er ja offenbar, unser Studen Ganz anders sein Nachba Er ist der typische Vertret jener stets raufluste gen u paukbereiten, in der Studente schaft zwar gefürchteten, ab doch auch angesehenen B sten, die gerade in d Tagen unseres Stammbu

Friedrich Wilhelm Zachariä in seinem komischen Heldengedicht „Der Renommist" so ergötzlich und anschaulich besang (1744):

„Die Ungezogenheit sprach aus den wilden Blicken,
Die große Peitsche hing schief über seinem Rücken,
Der kurze Rock verriet ein schmutzigs Oberhemd,
Und seine ganze Tracht war widerlich und fremd."

Digitized by Google

So beschreibt Zachariä die Jünger des Renommistenordens, und so sehen wir's auf unserem Bilde. Waren Jena und Halle die besonderen Brut- und Pflanzstätten dieses Renommistentums, so hatte das großstädtische Leipzig, das „Klein-Paris" Goethes, einen anderen Studententyp gezüchtet: den modernen, zierlichen, galanten und oft stutzerhaften Musensohn, den „Petitmaitre", wie man mit dem französischen Worte zu sagen pflegte, und ihn sehen wir daher, modisch und elegant gekleidet, auf unserem Rostocker Bilde an dritter Stelle einherstolzieren.

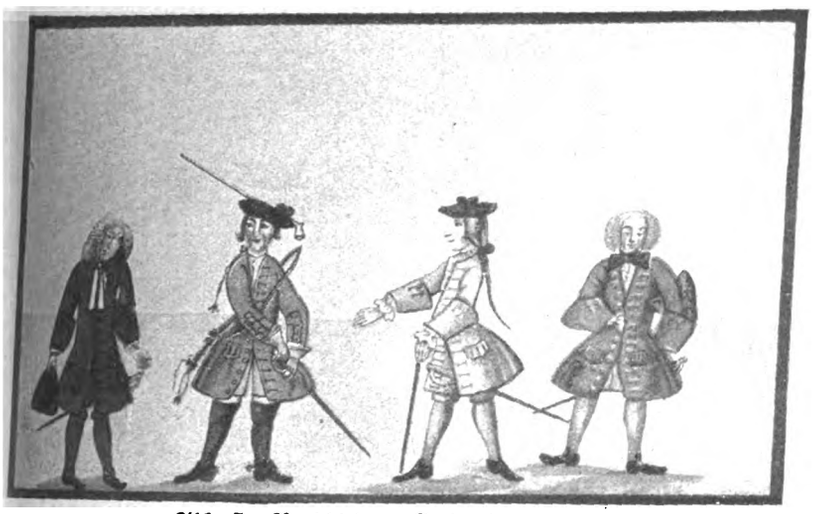


Abb. 5. Verschiedene Studententypen.

Seine wohlgepflegte Perücke und der stattliche lange Zopf stehen zu der unordentlichen Haartracht seines Antipoden, des „Renommisten", in ebenso deutlichem Gegensatz wie der Galanteriedegen an seiner Seite und besonders der zierliche Stock in seiner Hand zu dem Raufdegen, den der stets paukfertige und raufluftige Nachbar mit beiden Händen, paukhandschuhbewaffnet, umfaßt. — Auch der letzte Student unseres Bildes stellt wohl einen freilich wieder ganz anders gearteten Gegensatz zu dem Nebenmann, dem Stutzer und Elegant, dar; es ist vermutlich jener etwas zaghafte und unbeholfene, hölzerne und pedantische oder auch einfältige Student, den die Burschensprache als den „Trassen" zu bezeichnen pflegte.

So zeigen uns diese Rostocker Bilder von 1736 und 1737 verschiedene Typen des Studententums und verschiedene Szenen des damaligen Studententreibens, jenes Treibens, das ein gleichzeitiges Jenaer Stammbuchblatt mit den folgenden Hexametern schildert:

Bursae Studentorum finstri sub tempore nachti, / Cum Sterni leuchtunt, Monus quoque scheinet ab himmlo, / Gassatim lauffent per omnes Compita gassas, / Cum Geygis, Cytharis, Lauthis Harpffisque spilentes, / Haujuntque in steinios quod feurius springit ab illis, / Quos schmeisunt in fenstros lumen auferte ruffentes. / Tunc veniunt schnorri cum springstockisque ruffentes: / Fangite vogelios, schlaxit jam Zehnius uhra, / Lauffentes illi schriebant: pereat Hornvieh!

Auch wer in der Sprache Vergils und Horazens nicht über die Anfangsgründe hinausgekommen ist, wird dieses Makkaronilatein, diese Schilderung des damaligen Studentenlebens, des abendlichen und nächtlichen Umherschwärmens auf den Gassen mit Musikinstrumenten und unter Verübung von allerlei Unfug, wie insbesondere auch dem damals so beliebten „Wetzen in die Steine" und unter Verulkung der hohen Polizei, der Jenaer „Schnurren" mit ihren „Springstöcken", unschwer verstehen. Ein anderes Ereignis aus dem Studentenleben, mehr eine Art Donquixotiade, will das letzte unserer Rostocker Bilder zur Anschauung bringen. „Schlaxit jam Zwölfius uhra", so möchte es hier wohl heißen, und jedenfalls zeigt unser Bild, daß das „Monus quoque scheinet ab himmlo" auch hier gilt. Das Gebäude rechts auf dem Bilde soll wahrscheinlich eine Art Schuldturm darstellen, das sogenannte „Tabulat".

„Für Carcer und für Tabulat / Behüt uns, Herre, früh und spat, / Regiere die Academie, / Daß sie uns relegiere nie!"

So schrieb ein Helmstedter Student im 18. Jahrhundert in ein Stammbuch, und so mochten auch die beiden lustigen Rostocker Brüder unseres Bildes einst mit Inbrunst gebetet haben. Gleichwohl waren sie aber, wie der zugehörige Stammbuchtext sagt, „in schuld begraben" und hatten, vielleicht weil sie ihren Professoren die Kolleggelder nicht bezahlt hatten, ins Tabulat wandern müssen. Aus diesem waren sie nun in einer Mondscheinnacht unter allerlei Fährlichkeiten und Abenteuern heimlich entwichen, und wenn nach Entdeckung ihrer Flucht auch hinter ihnen her etwa ein „Fangite vogelios!" — „Fangt die Vögel!" — ertönt sein sollte, so werden sie zu der Zeit gewiß bereits über alle Berge gewesen sein.

Das Rostocker Studentenstammbuch, dem, wie gesagt, alle die vorstehenden Bilder entnommen sind, gehört zu den Schätzen der reichen Freiherrlich v. Lipperheideschen Bibliothek in Berlin, die heute dem Berliner Kunstgewerbemuseum unterstellt ist. Wie nun eine nähere Prüfung ergibt, sind diese und überhaupt nahezu alle Bilder jenes Rostocker Stammbuches von der Hand desselben Malers entstanden. Der Künstler verdient unser Interesse auch noch aus einem persönlichen Grunde: Er war taubstumm, der in Rostock 1763 verstorbene Kleinmaler Friedrich Georg Zimmer, hatte sich aber gleichwohl — in einer Zeit, in der doch von einem regelrechten Taubstummenunterricht bekanntlich noch keine Rede war! — eine ansehnliche allgemeine Bildung und ein beträchtliches künstlerisches Können angeeignet. Da seine ungewöhnlich farbenprächtigen Bilder — zusammen mit den zugehörigen Stammbuchtexten — eine anschauliche Darstellung des damaligen Studentenlebens, zumal für Rostock, geben, so ist das Stammbuch jüngst, zur fünfhundertjährigen Gedenkfeier der mecklenburgischen Universität, im Buchhandel (Verlag der Leopoldschen Univ.-Buchh. in Rostock) herausgegeben und damit der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden.

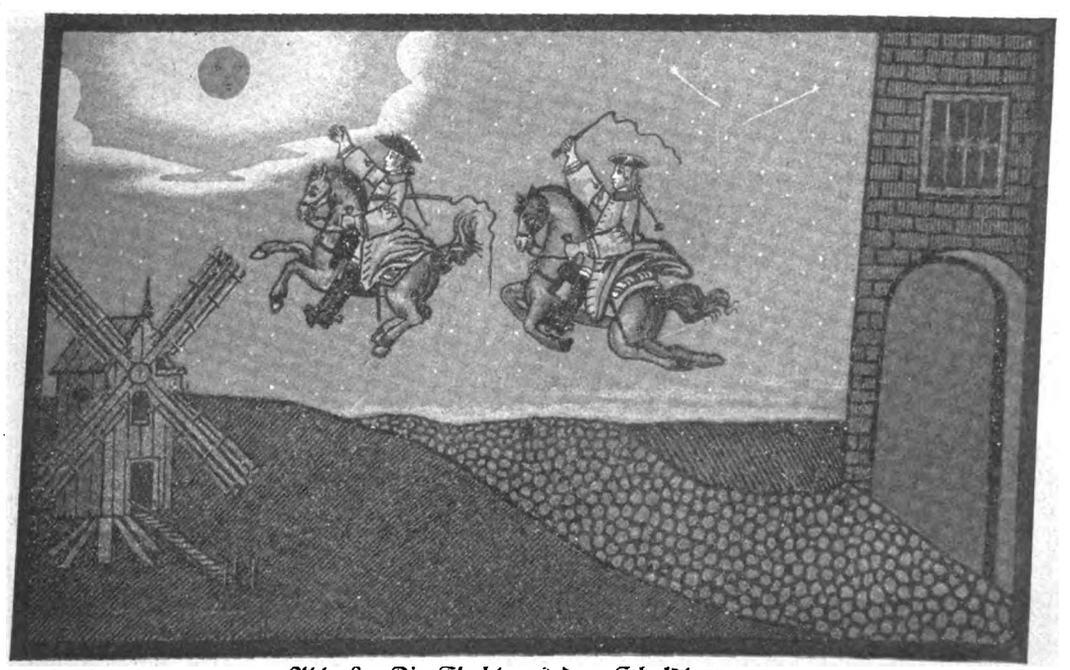


Abb. 6. Die Flucht aus dem Schuldturm

Digitized by Google

Kokainismus * Von Geh. San.-Rat Professor Dr. Carl Ludwig Schleich.

Zwei Quellen speisen den Strom unseres seelischen Wohlbehagens; die eine entquillt der Umwelt, die andere unserem inneren Gefüge und dem Ablauf seiner Funktionen, der Innenwelt. Beide bilden die Triebkräfte gleichsam unserer seelischen Motoren, besonders in derjenigen Zone unseres Behaglichkeitsgefühles, welches wir Lust, Zufriedenheit, Glück nennen, die an den wunderbaren Mechanismus gebunden sind, welcher uns den Stützpunkt unserer ganzen empfundenen Persönlichkeit gibt, an den Ichbegriff. Es ist dieses rätselhafte Ich, dieses zu unserer eigenartigen Individualität gleichsam kondensierte Bewußtsein, auf dem sich die Lichttauben der Freude oder die nackthalsigen Geier der Sorge, Furcht und Not flügelschlagend niederlassen. Es ist sonderbar, daß ein frohes Ereignis, etwa die Geburt eines Stammhalters, der Gewinn des großen Loses, das Geschenk einer großen Liebe, ein bestandenes Examen usw. genau so lebensgefühlerhöhend und berauschend wirken kann wie ein nachhaltiger tiefer Zug aus bacchantischem Becher. Es ist das ein ähnliches Verhältnis, wie die einschläfernde Wirkung der Hypnose zu den Folgen des Opiumgenusses, und dieser Sachverhalt würde unerklärbar sein, wenn man nicht den Hirnmechanismus mit mir auffaßt als einen aus zwei entgegengesetzten Wurzeln gespeisten elektrischen Betrieb, in welchem die feinsten Blutgespinste der Ganglienzellenzwischensubstanz wirken wie Hemmungs- und Förderungsmechanismen geistigen Geschehens. Ob in dem Gehirn die Anschlüsse leicht und federnd oder gehemmt und stockend sind, das übermittelt eben das Zucken oder Erschlaffen des Hemmungsapparates im Feinbetriebe der Ganglien. Wie wir aber von der einfachen Selbstbeobachtung wissen, können seelische Dinge wie Schreck, Furcht, Scham, Reue unsern Blutgefäßbetrieb genau so beeindrucken wie Nikotin, Kaffee, Alkohol usw. Der rote Kopf, das Grünwerden im Gesicht sind deutliche Beweise dafür, daß hier ein Mechanismus vorliegt der ebensowohl geistig wie rein physiologisch in Betrieb gesetzt werden kann. Unser Gehirnerröten und die Ursachen zu ihm legen den Dämpfer über unsere seelischen Geigensaiten, und unser Gehirnerblassen läßt die vollen Register unserer Hirnorgel frei und leicht erbrausen.

Nun gibt es ein merkwürdiges Gesetz aller Materie. Sie hat ein gewisses Gedächtnis für Reizhöhen. Der einmal gespannte Bogen zittert gleichsam in seinem inneren Gefüge mit seinen Molekülen und Fasern nach neuem Elastizitätsreiz, wie ein einmal bis zum äußersten gespanntes Gummiband lechzt nach Wiederholung seiner Vibration. Die Stimmen der Menschen und Vögel wollen sich übersteigern, es soll immer höher und höher geklettert werden auf der Perlenkette hoher Töne, die Chauffeure fahren immer schneller, bis zum Rasen, es liegt ein Rausch in dem Bewegungswahn, der unsere ganze moderne Kultur vor dem Kriege ergriffen hatte, der nach Steigerung giert. Dies Gesetz des Verlangens nach Reizerhöhung ist nun nirgends so lebendig wie in unserer Nervensubstanz. Unsere Ganglien sind kleine, tastende Schmetterlingsfühler, welche nach Blüten und nach Reizquellen suchen. Von außen die Lust der unseren Rhythmus fördernden glücklichen Ereignisse, von innen die Zufuhr lebensgefühlerhöhender Blutbeimengungen. In beiden Fällen führt das instinktive Verlangen nach Reizerhöhung, Freude- und Wohlgefühlssteigerung zu einer Verfassung der Seele, die ins Dämonisch-Krankhafte überleitet, zu den „Süchten". Nicht nur der Mensch nun hat sich, weil die Gunst des Augenblicks sich nicht immer wie die Taube Gottes auf den einzelnen herabsenkt, an dem er ein Wohlgefallen hat, Ersatzreize erfunden, welche Glückserlebnisse gleichsam imitieren oder doch die Möglichkeiten schaffen, sie dichter folgen zu lassen: Das Spiel! Spiel um Einsatz von allen Werten, vom Steinchen und Goldstückchen an bis zu dem des Lebens im Sport und Wettkampf. Der Spieler lechzt nach dem Gefühl eines erhöhten Lebensrhythmus, nicht immer um den schnöden Gewinn allein, nein auch allein das Hochgefühl, ein im Risiko begünstigter Liebling des Geschickes zu sein, das ist die Psychologie des Spieles, das schon im Tierreich beginnt; Spielwut ist Lechzen nach Glücksereignissen.

Dieser erhöhte Lebensrhythmus und die Sucht nach ihm kann aber auch, wie wir sahen, auf rein physischem Wege durch Genuß anregender Giftstoffe erzeugt werden, als da sind: Alkohol, Nikotin, Parfümgifte, Tee, Kaffee, Morphium, Opium, Haschisch, Chloralhydrat und das Heer der Schlafmittel. Zu diesen Erregern eines künstlichen Wohlbehagens (der Euphorie) auf dem Blutsaftwege, den Übertrumpfern natürlicher Betriebssäfte (Hormone) gehört auch das Kokain, ein Stoff, welcher aus Südamerika zu uns gekommen ist, woselbst die Indianer in Peru und Bolivien die Blätter der Kokapflanze (Erythroxylon Coca) kauen als Genußmittel und zur Erhöhung ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeiten. Die Spanier, welche Peru ums Jahr 1533 eroberten, fanden den Kokagenuß bei den Eingeborenen in allgemeinstem Gebrauch; im staatlichen Leben wie im religiösen Kult spielte das Kauen der Kokablätter eine große Rolle. Im Jahre 1569 wurden diese Blätter durch den Jesuitenpater Don Antonio Julian bekannt, der ihren Genuß statt Tee und Kaffee empfahl. Für diese Perla di America schwärmte auch schon 1793 ein Arzt Don Pedro Nolasco Crespho, der in ihr ein Präservativ gegen Hunger und Durst sah. Dann hat der berühmte Physiologe Mantegazza vergeblich versucht, die Kokapflanze aus ihrer Vergessenheit zu befreien (um 1860). Erst Koller, Niemann und Lossen stellten den chemischen Kern der berühmten Wirkungen der Kokablätter chemisch rein im Kokain, einem Eiweißgift (Alkaloid), dar, und seitdem (1884) findet es in der Medizin als schmerzstillendes Mittel eine vielstrahlige Verwendung.

Daß es ein Genußmittel zu illusionistischer Erhöhung der Lebensfreude ist, haben die Absinthtrinker in Paris entdeckt, wie denn ja die anscheinend so harmlosen Genüsse von Reizbelebern wie Tee, Kaffee, Nikotin die Rolle von Kupplern zu den verderblichsten Lastern nur allzuoft übernehmen. Jede irgendwie rhythmisch aufgewühlte Ganglienzelle gerät in Flackern und giert nach Glut, und wenn die sogenannten harmlosen Zündstoffe nicht mehr reichen zur Entflammung feuriger Lustgefühle, so kommen Zunder-, Glutschwamm- und schließlich Explosionsträger in dämonischer Steigerung heran, um die Lüste zu peitschen und die stets folgende Erschlaffung wieder gewaltsam hochzurütteln.

Alle Genüsse bedürfen, um diesen verhängnisvollen Abrutsch ins Verderben aufzuhalten, großer Pausen in der Wiederholung. Die Ganglienzellen müssen immer Zeit haben, erst sich wieder auf ihre physiologische Reizbreite einzustellen, ehe der erneute Genuß in gewissen Grenzen schadlos stattfinden darf. Es ist der Mord der Pausen zwischen den Genüssen, welcher die Gesundheit tötet. Der Hunger nach dem einmal und immer wieder gehabten Genuß, das zitternde Verlangen nach diesem exzentrischen Glücksgefühl, wie es allen diesen Giften vom Alkohol bis zum Haschisch und Kokain gemeinsam ist, die Illusion der höchsten Heiterkeit und Leichtigkeit der Seele, die aber ein erlogenes, erheucheltes Paradies der Freude ist, das Gefühl der Kraftsteigerung, einer spielenden Körperfrische und höchster Geistigkeit, ein Geniehauch, der die Angeregten durchströmt und von ihnen ausgeht, das Schweigen von Hunger- und Durstgefühl, genug, das Losgelöstsein von aller Erdenschwere, ein Schweben über Menschengram und diese Täler der Tränen, eine Art Selbstvergötterung ohne Worte, eine Sonnenbeleuchtung seines scheinbar fleckenlosen Ichs — das sind die vom Kokain tatsächlich gewährten teuflischen Huldbezeigungen des Kokaingenusses. Da schweben Phantasie und Logik wie eine steuerbare Lichtwolke über alle Höhen und Tiefen eines königlichen Menschentums nicht nur, da wird in der Illusionswirkung des Giftes eine Art Selbsthypnose mobil, welche die Vorstellung wie beim produzierenden Genie wahr werden läßt, die Träume erfüllen sich im seligen Dämmern des Herzens, sie erscheint in der Tür, die ersehnte Geliebte, alles geschieht, wie einst gehofft, das Glück, der Reichtum, der Ruhm tritt durch die Pforte des in uns selbst erblühten Paradieses. Der Wonnerausch wird Schöpferkraft, der stillste reale Philister wird zum ekstatischen Dichter, ehrsame Frauen schwelgen in schuldbefreitem, oft nur gezügeltem Gedankenspiel, in orgiastischem Verzücken. In dieser Welt schönster Möglichkeiten ist alles erlaubt und freigegeben. Eros, Apollo, Bacchus winkt, und die Huris bereiten die Blumenlager.

Man muß eine Sitzung von Kokainberauschten mitgemacht haben, um zu schildern, wie man glaubt, in einem Rosengarten in Klingsors Zauberarkaden zu wandeln, wenn man dies Durcheinanderschwirren und -girren dichterischer, dithyrambischer Ekstasen ausdeuten kann. Nur Brocken hervorgestoßener Phantasiegebilde fängt man auf, aber der Kundige vermag die Wonnevorstellungen zu rekonstruieren, dem dieses jauchzende Stöhnen, diese Seufzer der Lüste entstammen.

Die Augen leuchten, weit die Pupillen, die Wangen glühen, die Lippen zittern, die Hände wühlen bebend wie in Rosen und Locken, leicht und frei, seligen Schwebens voll geht der Atem, und der Puls gleitet beschwingt und hemmungslos durch die Adern.

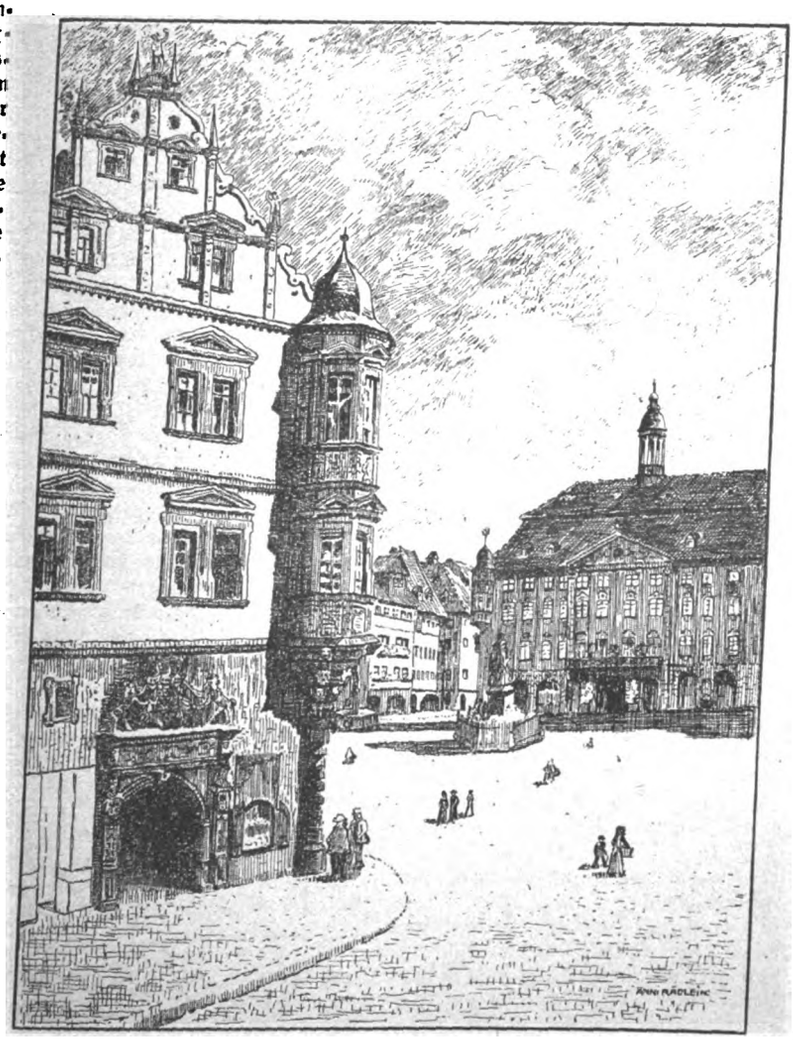
Digitized by Google

Kann man es den Mühseligen und Beladenen, den Gescheiterten und Gebrochenen, den hoffnungslosen Parias dieser Erde allzusehr übelnehmen, wenn sie diesem Nirwana verfallen? Mögen sie eine Art des schönen Sterbens, ihre Euthanasie, hier suchen und finden, den Selbstmord auf dem Wege der Lust begehen, um viele ist es vielleicht nicht schade — aber wehe denen, die gleichsam aus Spieltrieb mit der Gefahr, vielleicht nur um einmal mitzumachen, sich in diesen Strudel begeben! Sie versinken gerade beim Kokaingenuß fast rettungslos im gurgelnden Schlunde. Unendlich viel schwieriger und unter unvergleichlich höheren Qualen ist eine Kokainentziehung möglich als beispielsweise beim Morphium. Zu fest hält der Kokaindämon seine Opfer in seinen Vampirklauen, die Gier nach Reizsteigerung erreicht ungeheure Spannungs- und Qualhöhe, und zwar auf ganz rapidem Wege. Erzeugt schon der einmalige Genuß eine nicht unerhebliche tiefe Depression, wird doch oft der schöne Rausch plötzlich unterbrochen von Raserei, Wut- und Krampfanfällen, so sinkt die Lebensenergie des chronischen Kokainsünders in unglaublich kurzer Zeit auf Null herab. Hohle, grünbräunlich umschattete Augen, deren Glanz dahin ist, und auf deren Spiegelfläche die ersten Nebelschleier des Todes flüchtig wallen, die ungeheure Unruhe, Zittern der Glieder, bebende, speichelnde Lippen, Zucken des Kinnes, Gähnkrämpfe, der Kopf hilflos auf die Brust gesunken, das Erschlaffen aller rhythmischen und Willensspannungen, das alles kommt so erschreckend schnell, so ergreifend todsicher, daß nur tiefster Schauer einen ergreift beim Anblick eines Unglücklichen, der zum ersten Male von diesem Giftbecher schlürft. Aber es ist die ungeheure Gefahr der Dämonien aller, daß ihre geheimen Priester immer nach Genossen ihres Höllenkultus fahnden, daß jedes Laster Mitschuldige des Teufelsfrons sucht; sie bilden Klubs und Genossenschaften geheimster Wonnen, die ihre Bruderschaften und Logen mit einer Art konventioneller Gildenschaft der Verfemten schaffen mögen. Heutzutage, wo die Existenz des einzelnen bis in die Wurzeln bebt, wo Stirb und Werde haarscharf beieinanderstehen, blüht die Ekstase des Rausches und des Tanzes wie ein Versuch zur Massennarkose wie zu allen Zeiten der Revolutionen empor, und so hat denn auch das Tohuwabohu der Jetztzeit eine Kokaingeheimgenossenschaft, einen Kult der Giftbrüderschaft emporschweben lassen, die wohl beispiellos ist in der Kulturgeschichte der Menschheit. Wenn Angebot und Nachfrage ökonomisch den Preis einer Ware bedingen, wie hoch muß dann die Gier nach Kokain in Berlin sein, wenn ein Kilo Kokain, welches vor dem Kriege sechzehn Mark kostete, heute mit 17 000 Mark angeboten wird. Das spricht Bände über die Kokainsucht in unserem Sodom!

Koburgs Geisteserbe * Von Ernst Lorenz.

Als ich im vorigen Jahre zum erstenmal Detmold, die Lippestadt, sah, mit Rucksack und Loden die sauberen, von prächtigen hochgiebeligen Fachwerkhäusern gesäumten Straßen durchwanderte, am alten Schloß, um das der Efeu rankt, am wirkungsvollen Neubau des Theaters vorbei durch schattenkühle Parkanlagen und die vornehme Villenvorstadt hinauf zum Hermannsdenkmal stieg, war ohne meinen Willen das traute Bild meiner Heimatstadt Koburg vor mir. Wie doch in gleicher Weise ruhmvolles Leben all die Stätten einer verflossenen Kleinfürstenherrlichkeit durchfließt, gediegene Geistespflege fühlbar ist, die in anderen Orten ähnlicher Größenverhältnisse nicht gefunden wird. Man braucht die Hemmungen für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes durch die Kleinstaaterei nicht zu übersehen, um die Kulturwerte anerkennen zu können, die jene Fürstenherrschaft den kleinen Staatsgebilden, vor allem ihren Residenzstädten, brachte, und aus deren fließendem Born die deutsche Gesamtheit wieder geschöpft hat. Gleich der schönen Stadt am Hang des Teutoburger Waldes ist darum auch Koburg wie ein Schmuckkästchen, manch geistig Kleinod bergend, in den lieblichen Garten Nordfrankens gestellt. Was es war und was es ist, verdankt es der Kunstliebe und freiheitlichen Gesinnung seiner Fürsten, und jetzt, da es im Verband eines süddeutschen Großstaates aufgegangen ist, hat es so manchen Ruhm, so manches Geistesgut, so manche äußere Zierde aus der vergangenen Zeit zu wahren, will es nicht das Schicksal eines Ansbach oder Bayreuth teilen.

Was wohl Koburg in so reichem Maße die Gunst seiner Fürsten zugewandt hat? Vielleicht die reizende Lage der alten Stadt zwischen den laubgrünen Bergen, die die Itz, den kleinen, vom Thüringer Wald zum Main wandernden Fluß, säumen, — vielleicht die Erkenntnis von der hervorragenden Eignung der Höhen, die eine wellige Ebene hier zu engem Tale zusammendrängen, für die Gründung eines festen Sitzes, der stolzen, weit ins Land schauenden Feste Koburg, Frankens Krone, — vielleicht auch der Frohsinn und die Zugänglichkeit der Bewohner, die vor allem in geistiger Entwicklungsfähigkeit sich äußert. Oder ist der Bildungsstand, der für das Koburger Land wie für die Thüringer und andere Kleinstaaten bezeichnend ist, die Folge und das Ergebnis frühzeitig begonnener Volksbildungsbestrebungen durch freiheitlich denkende und stets auf Volkswohlfahrt bedachte Fürsten? Denn tatsächlich war die Entwicklung Koburgs seit dem 16. Jahrhundert, der Zeitenwende, mit deren Beginn eine an Bedeutung gewinnende Geschichte helleren Schein auf das kleine Land wirft, unter das Banner der Freiheit gestellt, die zunächst auf religiösem Gebiete, dann durch Förderung des Schulwesens, der Wissenschaft und Kunst und endlich durch den Ausbau der staatlichen Verwaltung Kräfte löste und sich entfalten ließ, die anderwärts noch Jahrhunderte lang gefesselt lagen.



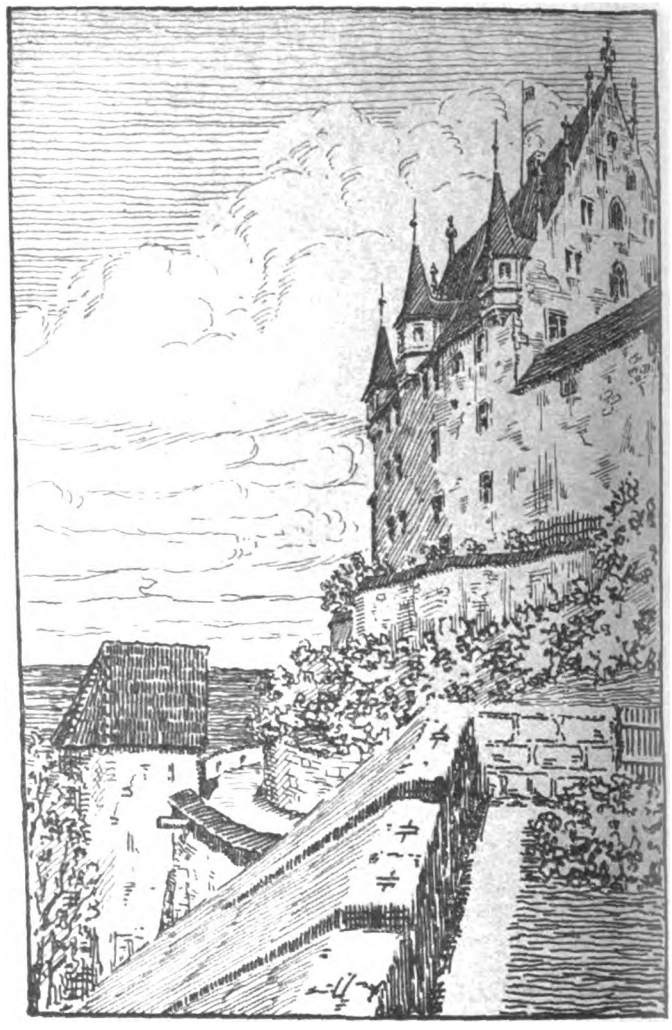
Koburg: Marktplatz mit Rathaus. Federzeichnung von Änni Rädlein.

Bekannt ist Koburg als Lutherstätte. Als im Jahre 1530 die Männer des Protestantismus zu Augsburg den Bekenntniskampf der neuen Lehre führten, fand hier, wo das Land seines

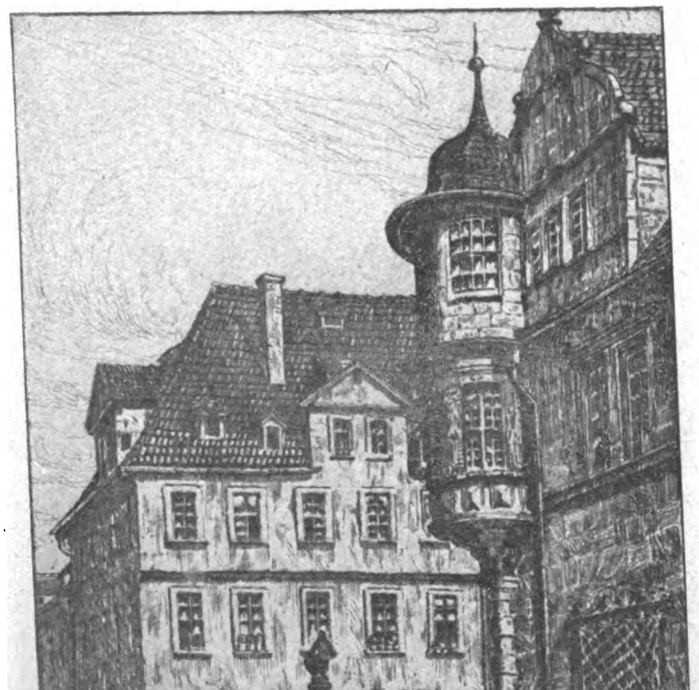
Digitized by Google

fürstlichen Schützers, des Kurfürsten Johann von Sachsen, am weitesten nach Süden reichte, im festen Bollwerk der Reformator gesicherten Aufenthalt, Augsburg möglichst nahe und doch außer Reichweite der päpstlichen Macht. Im kleinen Festungskirchlein und drunten in der stattlichen Hauptkirche der Stadt hat er so manches Mal sein glaubensstarkes „Das Wort sie sollen lassen stahn" in die Herzen der Koburger gesenkt. Die haben's gehegt und gepflegt als kostbaren Schatz, hatten sie ja bereits seit 1518 auf persönliche Empfehlung Luthers Balthasar Düring zum evangelischen Prediger, als der ersten in Deutschland einen, bestellt. Und ein Jahrhundert später brachen die Stürme Wallensteinscher Söldnerscharen an den Mauern der Trutzburg, wo die Koburger Wehr im Verein mit einer Schar tapferer Schweden die Fahne des Protestantismus hochhielt. Luthers Aufenthalt in Koburg blieb nicht totes geschichtliches Geschehen, der Geist kirchlicher Gewissensfreiheit lebte und wirkte fort, und bis heute ist das Wesen der Koburger Kirche Freiheit in Glaubensdingen gewesen. Mit freiester Synodalverfassung hat sie sich vor kurzem von der Staatskirche zur Volkskirche umgewandelt.

Wo dem Forschungs- und Wissensdrange keine kirchlichen Dogmen entgegengesetzt werden, wo gewollte Beschränkung der Volksbildung nicht die Grundlage einer bequemen kirchlichen oder staatlichen Herrschaft sein soll, da wird dem Schulwesen weitgehende Förderung zuteil. So ist es unter den Koburger Fürsten stets gewesen. Bereits 1605 gründete Herzog Kasimir, ein weitblickender Staatsmann mit hervorragenden Herrschergaben, unter dem Koburg zum ersten Male Residenz eines selbständigen Staates ward, das ursprünglich als Universität gedachte Gymnasium Kasimirianum. Seit dieser Zeit ist die Stadt Sitz des höheren Schulwesens, das zusammen mit dem Volksschulwesen in der Kasimirianischen Kirchenordnung als einem der ältesten deutschen Schulgesetze Regelung und Ausbau fand. Die herzogliche Regierung der Herzöge Ernst I. und besonders Ernst II. entwickelte im Laufe des 19. Jahrhunderts das Koburger Bildungswesen zu seiner heutigen Gestalt. Ein Kennzeichen für die Richtung, in der diese Ausgestaltung erfolgte, ist das Koburger Schulgesetz von 1874, damals das freieste in Deutschland. Es beseitigte im Herzogtume als erstem deutschen Staat die kirchliche Schulaufsicht, und der hohe Stand des Koburger Schulwesens von jetzt mit seiner vortrefflichen Volksschule und einer Anzahl Fach- und höherer Schulen beweist,



Koburg: Das „hohe Haus". Zeichnung von Willi Doelfel



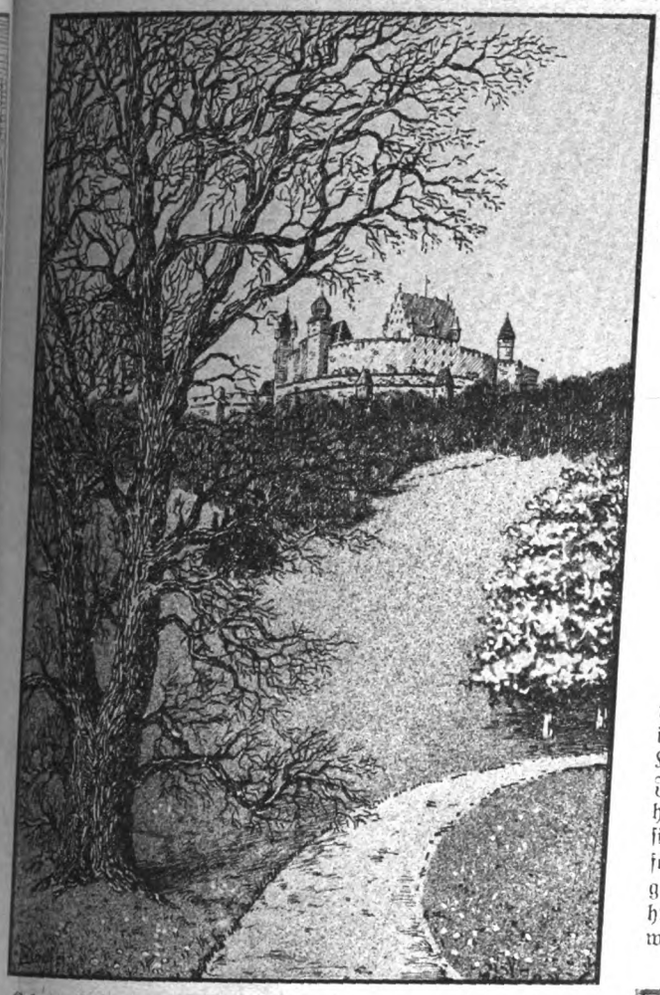
Koburg: Erker an der Ehrenburg. Radierung von Willi Doelfel.

daß dieser erst in den letzten Jahren auch anderwärts nachgeahmte Schritt nicht zum Schlechten führte. Sucht Städte von der Größe Koburgs, denen wie dieser ehemaligen Residenz die Segnungen derart mannigfacher Bildungsmöglichkeiten gegeben sind! Ihr werdet wenige finden.

Die Schwester der Wissenschaft ist die Kunst, macht sie ja wie jene die Menschen frei und hebt sie heraus aus dem Alltag. Wer Koburg besucht, wird erkennen, daß sie hier von alters her gute Pflege fand. Da sind die formedlen Renaissancebauten der Kasimirianischen Zeit: Das prächtige Regierungsgebäude mit Runderkern, Kleinoden alter Baukunst, das Zeughaus, das Gebäude des Gymnasiums, das das Steinbild seines fürstlichen Gründers trägt, der nordöstliche Teil des Rathauses und eine Reihe guterhaltener Bürgerbauten, da sind aus dem Jahrhundert Ernsts I. und Ernsts II., der Herzöge, denen die neuzeitliche Verschönerung Koburgs in erster Linie zu danken ist, der gärtnerisch und architektonisch reich ausgestattete Schloßplatz, der großangelegte Hofgarten, ein weiter, wohlgepflegter Park, der von der Stadt sich bis hinauf zur Festung zieht, mit dem Naturwissenschaftlichen Museum, das umfangreiche, zum Teil einzig dastehende Sammlungen birgt. Droben in der alten Burg, seit der Regierungszeit des letzten der Koburger Herzöge im Umbau zu stilvollem Schaubild stehend, ruhen Millionenwerte an Kunstschätzen und Altertümern, zusammengetragen von den Fürsten des Landes, besonders seit Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die etwa 300 000 Handzeichnungen und Kunstblätter umfassende graphische Sammlung hat Stücke, die unersetzlich sind, und die hervorragenden Kunstglaser und Fayencen erregen nicht nur des Sachverständigen Entzücken und Bewunderung.

Und was Kunstsinn hier an sichtbaren Werten geschaffen, das umwebt der Geist großer Männer des Worts und Tons, der an so manchen Erinnerungsstätten spricht: Auf schattiger Höhe träumt das Gartenhäuschen Jean Pauls, in enger Gasse bescheidet sich das schlichte Wohnhaus eines Lortzing, und die ehemalige Schloßgasse ist mit ihrem Namen bleibende Erinnerung daß sie einst einen Großen beherbergte: Friedrich Rückert de

Digitized by Google



Koburg: Blick auf die Feste. Zeichnung von Willi Doelfel.

im alten Dorffriedhof des nahen Neuses seine Ruhestätte hat Sonderlich die Kunstgönnerschaft eines Ernst II brachte Männer des Schrifttums nach Koburg: Gustav Freytag nimmt zu einem Schauplatz seiner „Ahnen" den Berg, der heute die Feste trägt, er sowie der vor nicht langer Zeit verstorbene Eduard Tempeltey und Anton Ohorn waren am Hofe des Herzogs bekannte Persönlichkeiten, und in Professor Sommer, dem Schöpfer vieler bedeutsamer Bildwerke, lebt noch ein schaffender Künstler jener Zeit.

Was den Mittelpunkt dieser glänzenden höfischen Geistes- und Kunstpflege bedeutete, das weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannte ehemalige Hoftheater, ist in lebensvollem Wirken auf die Gegenwart überkommen, und es als nunmehriges Landestheater auf seiner künstlerischen Höhe voll zu erhalten, ist Stadt und Staates bester Wille. Einen Zweig des Kunstgewerbes, der mit dieser Kunststätte in innigster Verbindung steht, hat Koburg sich zu wahren: Die Theatermalerei, die in Hofrat Brückner den schöpferischen Geist fand, der sie in ihrer heutigen künstlerischen Höhe begründete. Die Werkstätten des kürzlich verstorbenen Meisters waren die ersten und zählen noch heute zu den bedeutendsten ihrer Art in Deutschland. Richard Wagner aber wurde in Brückner der geniale Verwirklicher seiner großen Gedanken für die Ausstattung des Schauplatzes der Bayreuther Festspiele.

So greift Koburgs Geist über die Grenzen des Landes hinaus, mithelfend an den Zielen der deutschen Kunst. Das ist ja der hauptsächlichste Vorzug des Kleinstaatentums gewesen, daß an den großen Aufgaben der deutschen Kultur in engem Raum, aber darum um so eindringlicher geschafft werden konnte, und der Geist dieses Schaffens neu belebend, neu gestaltend und fördernd hinauswirkte ins weite Vaterland. Koburg hat daran seinen redlichen Anteil, und stolz darf es sein, daß seines Wesens Kern, seine freiheitliche Gesinnung, so wacker mithalf am Wohle des deutschen Volkes, an seiner Einigung. Denn zu einer Zeit, da der Gedanke an Deutschlands Einheit noch verpönt war wie Hochverrat, wagte es ein Ernst II, in seiner Residenz eine Freistatt zu schaffen den Bestrebungen, die ein einiges Vaterland wollten, die aber, weil sie aus dem Volke kamen, verdächtig waren und die zu beherbergen keine deutsche Stadt sich fand außer Koburg, dessen weitschauender, stets mit dem Fühlen des Volkes eng verbundener Fürst den Geist der Zeit erkannte und im zielbewußten Streben den Boden bereitete für Deutschlands Aufstieg zur Einheitsnation. So fanden sich 1860 in Koburg aus allen deutschen Gauen die deutschen Turner zusammen und vereinten sich anläßlich des ersten deutschen Turn- und Jugendfestes zur Deutschen Turnerschaft. Gar mancher Stammesgruppe fehlte noch die Fahne, und die Schleswig-Holsteiner durften die ihre, die ihnen von einer Koburger Jungfrau über Nacht in blau-weiß-roten Landesfarben genäht worden war, nicht mit in die Heimat nehmen. Auf der Koburger Feste wird sie noch heute bewahrt als ein mahnendes Zeichen von Deutschlands Zerrissenheit. Auf dem großen deutschen Sängertag 1862 zu Koburg ward der Deutsche Sängerbund begründet, und in diesen Jahren tagten in der nordfränkischen Residenz die deutschen Lehrer und der Deutsche Nationalverein. Ja, es ist so, wie einst ein Heimatdichter, Heinrich Langbein, in seinem begeisterten „Gruß an Koburg" sang:

„Oft schon loderte von hinnen freien Geistes frischer Zug,
Den von deiner Feste Zinnen Sturmwind in die Lande trug.
Für der Wahrheit heil'ge Lehre, für der Einigkeit Panier
Und für Deutschlands Ruhm und Ehre stritten deutsche Männer hier"

Durch seine Zugehörigkeit zum Kleinstaatenverbande Thüringen war Koburg die Selbständigkeit und der Anreiz gegeben, in gemeinsamem Streben mit den anderen Staatengliedern Kräfte zu regen für die Pflege alles Hohen und Schönen, für Förderung der Volksbildung, Wissenschaft und Kunst, für Freiheit in Glaubensdingen und freie deutsche Gesinnung. Wenn es sich nun auf Grund der am 30. November vorigen Jahres erfolgten Kundgebung des Volkswillens von diesem Staatenbunde getrennt hat, so wird es dankbar zurückschauen auf die Jahrhunderte der Entwicklung, die es zusammen mit ihm ging. Es wird aber auch in dieser Zeit dankbar derer gedenken, die ihm

Koburg: Die Grafengasse. Radierung von Willi Doelfel.

Digitized by Google

seine Ewigkeitswerte gaben: seiner Fürsten. Der Großstaat jedoch, in dem Koburg nun aufgeht, Bayern, möge in seinem Anschluß nicht nur erfreulichen Zuwachs an nutzbringendem Land und steuerkräftigen Bewohnern sehen, er möge sich auch bewußt sein, daß das Beste Koburgs seine geistigen Schätze sind, die, soweit sie wägbar und faßlich, in einer „Landesstiftung" vereint wurden, und daß es zu erhalten gilt, was das kleine Land durch freies, selbständiges Schaffen in Jahrhunderten sich errang, nicht allein zu eigenem Nutz und Frommen, — Koburgs Geisteserbe.

Das Häuschen * Von Fritz Müller.

Das Wasser rauschte, das Schaufelrad dröhnte, die Kreissäge schrie. Der alte Sägmüller hantierte wohlig im vertrauten Lärm. Ohne den war er ein Bündel alter Knochen, mit ihm noch ein guter Schwimmer in der Arbeitsflut des Tages.

Mit dem Rücken stand er vor der Einfahrt. Hochgetürmte Rundholzhaufen sahen herein. Über ihre hochgezogenen Schultern lugten Berge. Alles war Ruhe trotz des Lärms.

Ein Mann mit einem Zylinder kam zum Tor, blieb stehen. Alles an ihm war Lärm, obgleich er sich nicht rührte. Jetzt sah er den alten Sägmüller am brummenden Vollgatter. „Heda!" rief er.

Keine Antwort.

„Sie da! Mann!"

Die Säge trank die Laute.

„Können Sie nicht hören?" Er hatte dem Alten auf die Schulter getippt. Der wandte sich langsam, wie einer, der ein Leben lang nicht neugierig war auf das, was hinter seinem Rücken vorging.

„Hören Sie, Mann, ich brauche Bretter!"

Der Alte hörte kein Wort. Er nickte dennoch. Wenn zu einem vierzig Jahre Leute kamen, die nach Brettern fragten, las man „Bretter brauch' ich" von den Lippen. Der Alte hob den Daumen, dann dazu den Zeigefinger, schließlich auch den Mittelfinger. Sie waren krumm wie Fragezeichen.

„Willst d' ein Brett?" hieß das. „Zwei Bretter? Drei Bretter?"

„Nee, Mann, 'n Haus soll gebaut werden, zehn Häuser!" schrie der Zylinder durch den Lärm. Kein Wort gelangte an das alte Trommelfell. Aber „Haus" und „Häuser" war ihm altvertraute Lippenstellung.

„Geht nicht", sagte der Sägmüller.

„Was? Wie? Stell'n Se doch den blöden Lärm ab, ja!"

„Blöd" war dem Alten unvertraut. „Ha?" fragte er.

„Den blöden Lärm soll'n Se abstellen, zum Teufel auch!"

Der Müller sagte nichts. Schweigend ging er voraus, in die doppeltürige Schreibstube. „Also, was willst d'?"

Der Alte verstand nur, was er vorher schon erraten hatte: „Zehn Häuser aus Brettern."

„Dort drüben am Berghang will ich sie haben, verstehn Se, kupiertes Terrain ist wichtig für die Kurbel."

„Ja, ja."

„Und Ihre olle Mühle wird dann auch hineingefilmt, verstehn Se!"

„Ja, ja."

„Aber laufen muß se, laufen — 'n doller Betrieb ist Blut für unsre Kurbel, verstehn Se."

„Ja, ja."

„Geschrieben ist das Stück von unsrem ersten Librettisten, kostet eine schöne Stange Gold, Verehrter."

„Ja, ja."

„Und es kommt alles drin vor, der ganze Zimt, verstehn Se — ein Klimbim, sag' ich Ihnen — bankerotter Vater, Juwel von einer Tochter, Zwangsheirat, Zigeuner, Entführung, Verfolgung, Umzingelung, wahnsinnige Schießerei, am Ende halsbrecherische Lebensrettung aus dem Brand des Dorfes, alle Häuser brennen ab, verstehn Se, Ihre Bretterhäuser —"

„Na."

„Was, nein? — Wenn ich sag', sie brennen ab, dann brennen sie ab, verstehn Se?"

„Na."

„Nu aber —"

„Oder hast d' schon amal a Haus brennen sehn, was net baut word'n is. Wenigstens net von meine Bretter. Meine Bretter gehn in d' Stadt."

„Aber Mensch, ich zahle gut."

„Sind sowieso net billig heut', sechshundertfufzig der Kubik."

„Ich zahle siebenhundert."

„Und ich hab's der Baugenossenschaft versprochen."

„Siebenhundertfünfzig."

„Ich hab's versprochen —"

„Achthundert."

„Ganz fest versprochen."

„Achthundertfünfzig."

„Die sitzet'n ja bei der Holznot auf, wenn ich —"

„Neunhundert."

„Und die Leut', wo keine Wohnung hab'n —"

„Tau'end, versteh'n Se, Mensch, tau—send!"

„Dauset wär' ja aus der Weis. Vorig's Jahr hat man hundertzwanzge 'zahlt und g'jammert über die Teurigkeit Dauset, dauset? Wer des 'denkt hätt' voriges Jahr — dauset, dauset . . ."

„Und die Zölestina spielt die Heldenrolle — Sie kennen doch die Zölestina? Bedenken Sie, die göttliche Zölestina spielt in Ihren Häusern!"

„Dauset . . . dau—set . . ."

* * *

Das Kino war wieder einmal überfüllt. In dichten Reihen saßen sie, den Hals noch nicht gereckt. Gleich würde es beginnen. Die Apparate hinten wurden angedreht. Wie ein dünnes Schreien war es. Die Türen kreischten. Gemurmel rauschte durch den Saal. Es plätscherte der Klatsch. Der alte Operateur hinterm Strahlloch hantierte wohlig im vertrauten Lärm.

„Alles voll," deklamierte der Kinodiener, „niemand mehr wird 'reingelassen!" Die Glühbirnen erblaßten Reihe um Reihe. Jemand schlüpfte durch den Türvorhang.

„Halt! Schluß — Sie warten bis zur nächsten Vorstel —"

„Seien Sie vernünftig, meine Frau sitzt dort, ich komme eben vom Bureau und —"

Die letzte Lichterreihe erlosch. Der Buchhalter Niedermeier saß geborgen bei der Gattin. Er drückte ihr zärtlich die Hand. Sie hatten vor einem Monat geheiratet.

„Gerade noch, Liebste", flüsterte er.

„Der Diener ist ein Schaf."

„Es ist seine Pflicht. Ich hatte mich verspätet. Weißt du, der Küchenschrank bei Brunnermann & Co. — ich hab' ihn doch gekriegt."

„Herrlich," flüsterte es, „komm, Schatz —"

Eine Stimme aus dem Dunklen: „Aha, jetzt küssen s' gar bevor's angeht —"

„Bscht, Zö—le—sti—na oder die To—des—braut," buchstabierte jemand von der bestrahlten Leinwand, „acht—tausend Me—ter Film, ent—hal—tend na—tur—ech—ten Dorf—brand und . . ."

„Bscht, lern' 's Lesen z'haus — da wird g'schaut!"

„No, man wird doch noch —"

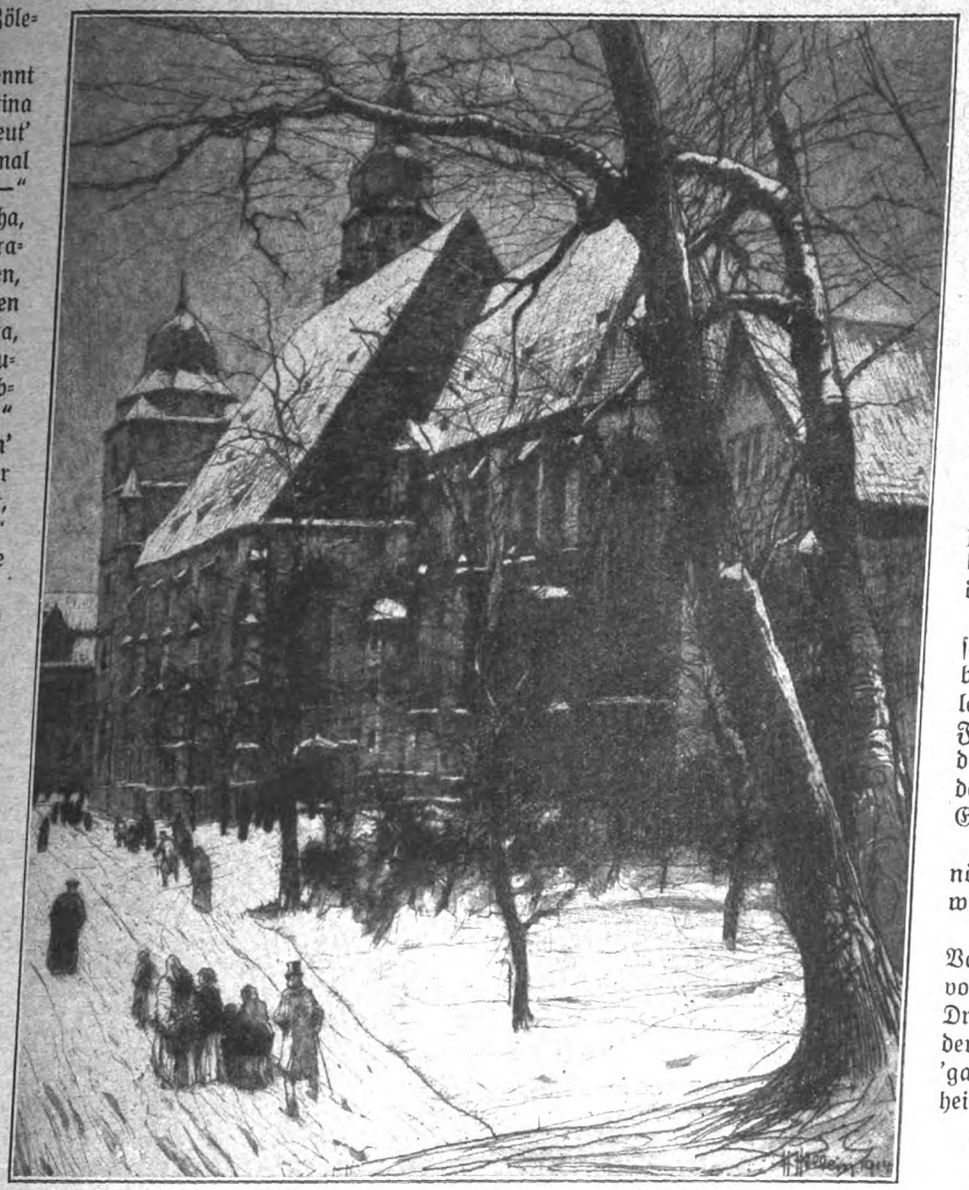
„Bscht — aah; der G'richtsvollzieher —"

Die Handlung setzte tragisch mit dem väterlichen Bankrott ein. Die Tochter weinte —

„Das ist sie, die Zölestina —"

„Wie, wo, die —? Was hab'n S' g'sagt, Herr Nachbar?"

Digitized by Google



St Moritzkirche in Koburg. Radierung von Heinrich Höllein.

„Die Zölestina!"

„Jetzt kennt der die Zölestina net. Sie sind heut' wohl's erstemal im Kino, Sie —"

„Bscht — aha, den reichen Grafen soll' heiraten, den zaundürren Stecken — ja, Schnecken! — sauber laßt f' ihn abfahr'n, brahvo!"

„Weil f' ein' andern in der Hinterhand hat, des kennt ma'."

„Soso, Sie kennen des?"

„Ma' hab' ich g'sagt, Sie Depp!"

„Bscht, Ruhe — ah, da ist er schon, der ander' — sauber ist er aa, aber helfen werd's ihm nix — kein Geld und kei' nix . . ."

„Was hab' ich g'sagt, Herr Nachbar: Entführung — Mondnacht — nein, die Hetz' mit dene Hinderniss' — nein, die Verfolgung! — Was meinen S', Herr Nachbar erwisch'n sie f' oder erwisch'n sie f' net?"

„O mei', derwischt wird er alleweil, wenn net vom Grafen, dann halt von der Zölestina . . . hab' ich's net g'sagt — o du, Veronika, jetzt hat f' ihn schon in d' Berg' 'naufzarrt — saxendi, sauberne Häuseln sind des — bereits neu — da möcht ma' glei' drin wohnen . . ."

Herr und Frau Niedermeier in der benachbarten Reihe seufzen gleichzeitig.

„Du, Max, ein Vierteljahr wohnen wir jetzt bei der Tant' im hintern Zimmer", flüstert sie.

„Wenn wir eins von den Häuseln auf der Kinoleinwand hätten, Bertha!"

„Schon mit einem halben Häusel wär' ich zufrieden, Max."

„Oder mit einem Viertel — mit ein, zwei Zimmern ganz für uns."

„Bei der Wohnungshetz'? Da bleibt uns der Schnabel sauber — wenn man zu den kleinen Leuten gehört, kommt man nie zu einer rechten Freud', es ist eine Fretterei — das Kino ist noch das einzige Vergnügen, das unsereins —"

„Vielleicht schlupfen wir bei den neuen Barackenhäusern der Baugenossenschaft unter, Bertha."

„Das wäre freilich fein."

„Du wolltest doch heute nachmittag zum Sekretär —"

„Wollt' ich auch, aber — es hat nicht gelangt."

„Wieso gelangt? Derweil ich im Bureau war, hättest du doch gut —"

„Aber Max, ich hab' doch anstehen müssen, sonst hätt' ich keinen Platz bekommen, auch für dich nicht."

„Hm, dann gehn wir nach dem Kino . . ." Inzwischen ging das Kinoschicksal auf der Leinwand weiter. Die Liebenden im Dorf umzingelt, Straßenkampf, Fensterkampf, Feuer kommt aus —

„Aha," sagt einer hinterm jungen Paar, „festliche Beleuchtung — werden's sehn, Herr Nachbar, jetzt kommt eine bengalische Heldentat."

„Hat ihm schon, der Saubere rettet die Zölestina aus den Flammen, dann den Vater, dann den zaundürren Grafen —"

„Der hat's am nötigsten, brennt wie Zunder."

„— kriegt vom Vater den Segen, vom Grafen den Draht — dschindera, gut ist's 'gangen, gehn wir heim."

* * *

Auch das Ehepaar geht langsam die Straße hinab. Sie denken das gleiche: Die verbrannten Häuser . . .

Sie bleiben vor dem Kinoplakat stehen: „Originalgebirgsaufnahmen in Steinkirchen."

„Eine Schande ist es", sagt er.

Zehn Minuten später stehn sie vor dem Sekretär der Baugenossenschaft. Der deutet auf einen Lageplan.

„Bedaure," sagt er, „vor einer Stunde ist die letzte Wohnung der zehn Häuser Reihe F weggegangen."

„Und die Reihe G hier?"

„Kann nicht ausgebaut werden. Das Holz fehlt. Die Sägmühle von Steinkirchen hat uns sitzenlassen."

„Von wo?" fährt's ihm heraus.

„Steinkirchen im Gebirge — Sie werden es kaum kennen —"

„Haha, kaum kennen!" schreit er. „Kommen g'rad davon — vom Niederbrennen, haha — dort brennen sie zusammen, hier können sie nicht bauen, eine Schande ist es!"

Sie erzählen ihm das Stück vom Kino.

„Niederbrennen soll man diese Kinos", sagt der Sekretär, „kommen Sie in einem Jahre wieder, oder in zwei . . ."

Trourig gehn sie heim. Wieder kommen sie beim Kino vorbei.

„Der Sekretär hat recht," sagt sie, „niederbrennen soll man dieses Kino, das dran schuld ist, daß —"

„Du irrst," sagt der Buchhalter, der auf einmal still geworden, „nicht das Kino tat's — wir selber brennen unsre Häuser nieder, eh' sie aufgebaut sind."

Digitized by Google

Wortschicksale * Von Dr. Ernst Wasserzieher.

Rhein und Elbe.

Als unsere Vorfahren in uralten Zeiten die Wörter Strom und Fluß bildeten, da gingen sie von der Bewegung aus; sie unterschieden Strom und Fluß durch diese Namen vom stehenden Gewässer, von dem Teich, dem See.

Unermüdliche, eindringende Forschungen der letzten hundert Jahre, seit Jakob Grimm, haben nun die Tatsache ergeben, daß die Namen vieler Flüsse, namentlich großer, keine Eigennamen sind, sondern Gattungsnamen, daß auch sie nur das Fließende, Strömende überhaupt bezeichnen. Es fehlte und fehlt bis auf den heutigen Tag jede nähere Kennzeichnung der betreffenden Flüsse zur Unterscheidung von anderen; die Anwohner kannten eben nur den einen Fluß, er war für sie der Fluß schlechthin. So heißt Elbe Fluß, Fließendes, Wasser, eine Annahme, die bestärkt wird durch die Tatsache, daß in Schweden zahlreiche Flußnamen auf elf endigen. Hier war natürlich eine Unterscheidung nötig, weil ein Fluß neben dem andern der Ostsee zuströmt: die Dalelf, die Indalself, die Umeelf, die Torneaelf usw. Man glaubt diese uralte Bezeichnung, die zu einem verlorengegangenen Tätigkeitswort gehört, auch in zwei Flüssen des Rheinlandes zu erkennen, die Alf heißen; der bekanntere ergießt sich in die Mosel, und das Örtchen an seiner Mündung heißt nach ihm auch Alf. Sogar der Alpheios im fernen Griechenland könnte von derselben indogermanischen Wurzel seinen Namen erhalten haben.

Eine andere indogermanische Wurzel, von der unser Tätigkeitswort „strömen" eine Fortsetzung und Weiterbildung ist, heißt sru, deren s in strömen erhalten, in Rhein und Rhone dagegen abgefallen ist. Denn nicht zu rinnen gehören diese Flußnamen, wie man früher wohl annahm, sondern Strömendes bedeuten sie; der Vokal hat sich bei beiden verschieden entwickelt. Noch näher steht in lautlicher Beziehung die Struma in Thrazien, die früher der Strymon hieß: der oder die Strömende!

Oder ist ebenfalls nur ein Gattungsname, kein Eigenname. Das Wort stimmt lautlich genau mit griechisch hydor = Wasser überein; das slawische vada und das plattdeutsche und englische Water sind dieselben Wörter, die wir schon besaßen, als wir Germanen mit den übrigen Völkern noch das ungetrennte indogermanische Urvolk bildeten.

Auch bei vielen anderen Flüssen hat die Forschung mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit festgestellt, daß ihre Namen nur Fließendes, Strömendes, Fluß, Strom, Wasser bedeuten. Solche Flüsse sind der Indus, der Orinoko, die Isar in Bayern, die Iser in Schlesien, die Isère in Frankreich, der Avon in England. Mississippi heißt großes Wasser, Missouri Schmutzwasser, Lahn — die ältere Form Loganaha zeigt es — Laugenwasser, die Weser und Werra (ältere Form Wiharaha) Wiesenwasser, die Saale und Salzach Salzfluß, die Selke heißt Fluß oder Bach, dessen Ufer Salweiden (Salaha) tragen, die ja gern in feuchten Gegenden wachsen.

So sieht man auch auf diesem Gebiete der Sprache, daß ihre bunte Mannigfaltigkeit auf wenige Formen und Begriffe zurückgeht, und daß sie im Grunde genommen mit sehr einfachen Mitteln arbeitet. Die Erfolge und die Abwechslung, die sie damit erzielt, sind um so bewundernswerter.

Streiflichter.

Schulreformen. Die Berliner Schulverwaltung beabsichtigt, die Sexta an den höheren Schulen zu beseitigen, so daß der Schulbesuch von neun auf acht Jahre herabgesetzt wird, denn wir leben ja im Zeitalter des gesteigerten Bildungsbedürfnisses, wie uns immer versichert wird. In Wahrheit: Wenn das so fortgeht unter der Ägide des Herrn Konrad Haenisch, der den Universitäten die Bildungsmittel sperrt und duldet, daß der Leiter einer der staatlichen Anstalten schlechter als die an derselben Anstalt beschäftigten Waschfrauen bezahlt wird, wird sich binnen kurzem ein erschreckender Bildungsausgleich nach unten vollziehen. Will denn der Proletarier überhaupt gebildet sein? Schon die Masse der „Ungelernten", die aus der zweiten Klasse der Volksschule ins Erwerbsleben tritt, gibt darauf die Antwort. Sie sind zu Hause mit dem Haß gegen den Gebildeten aufgezogen worden, ihre geistige Nahrung wurde ihnen später durch die sozialdemokratische Presse und Versammlungsredner verabfolgt, deren Maulfertigkeit nur durch die Oberflächlichkeit ihres Wissens übertroffen wurde. Phrasen und Schlagwörter haben sie so oft gehört, daß sie des Lernens überhoben sind; sie kommen sich in deren Besitz „gebildet" genug vor. Und wo zeigen sich geistige Errungenschaften der Revolution? Etwa in ihrer Presse oder in den Kundgebungen ihrer Leiter? So verroht waren beide noch nie. Krasser Materialismus beherrscht alle ihre Kundgebungen, Mißachtung aller Bildungswerte macht sich breit, und die das betreiben, sind in Berlin zugleich ausschlaggebend für das Schulwesen und dekretieren vermöge ihrer Mehrheit, welches Maß von Bildung die Kinder der gebildeten Minderheit erhalten sollen. Hundertjährige Unterrichtserfahrung wird mit plumper Pfote beiseitegeschoben. Acht Jahre Schule genügen, heißt es, und damit sind die Schulreformer des Beifalls aller derer sicher, denen vier Schuljahre schon zu viel waren. Daß Deutschlands industrielle Blüte, seine Stellung auf dem Weltmarkt und in der Welt überhaupt nicht der Kraft der Fäuste, sondern der durch sein fein durchdachtes Schulsystem geförderten Bildung zu verdanken war; daß an dieser Schule sich unsere ganze, zurzeit geknickte Lebenshaltung wieder aufranken muß, dafür bringen die Berliner Eisenbärte kein Verständnis auf. Sie wollen die neuen deutschen Menschen nach ihrem eigenen Bilde formen: es ist auch danach.

Stadt und Land. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land hat immer bestanden, und im Laufe der Entwicklung ist es dahin gekommen, daß die städtische Bevölkerung mit dem Verschwinden des alten Ackerbürgers nicht ohne des Bauern Arbeit, dieser zur Not ohne die Erzeugnisse der Stadt existieren kann. Gelegentlich flammen die Gegensätze wieder auf, politisch geschürt und ausgemünzt. Die russische Revolution führte den Muschik gegen den kapitalistischen Grundbesitzer, und nach dessen Beseitigung begann die Aushungerung der großen und kleinen Städte. Waren sie nicht in der Hand der Bolschewisten? Waren die jetzt mit dem vormals großherrlichen Besitz ausgestatteten Landbewohner nicht gleichfalls Bolschewisten? Freilich, sie legten bloß das neue Evangelium des Kommunismus in dem Sinne aus, daß selber essen fett macht. Was aus ihren Glaubensgenossen in der Stadt wurde, berührte sie nicht. Ihr Gesichtskreis reichte gerade so weit wie ihr Egoismus. Dieselbe Denkweise können wir heute in Pommern feststellen. Das platte Land befindet sich in der Hand der unabhängigen Sozialdemokratie, die Gutsbesitzer sind an die Wand gedrückt, von ihren bewaffneten Tagelöhnern und Hofgängern bewacht und fühlen bei jeder Gelegenheit den Strick eines Streiks um den Hals. Dementsprechend wird das Land bestellt, d. h. nur das des Gutseigentümers. Das eigene „Deputatland" erfreut sich pfleglichster Behandlung; ist doch das früher so geringschätzig behandelte Deputat zu gebührendem Ansehen gelangt und füllt die Vorratskammer des Landarbeiters, dieses Selbstversorgers, der Eier, Butter, Speck an die herumfahrenden Händler absetzt und daraus eine monatliche Nebeneinnahme von etwa 400 M. erzielt. Hier haben wir Sowjetrußland in seinen Anfängen. Der unabhängige Sozialist in der Stadt mag zusehen, wie er fertig wird, seine Kinder mögen nach Milch schreien, er selber kann nicht Butter wegen der Teuerung kaufen, und alles das, weil er mit dem unabhängigen Bruderherz in Pommern nichts weiter als ein prächtiges, aber wenig nahrhaftes Programm gemeinsam hat. Das müssen beide Teile untereinander ausmachen; wichtiger als dies ist die Stellung der Regierung zu dieser Frage, denn auf sie, die mit verschränkten Armen zusieht, wie die Kartoffeln in Pommern strichweise erst jetzt gelegt werden, eine Folge der zu kurz bemessenen Arbeitszeit, fällt die Verantwortung für diese Zustände, zumal da jetzt bereits der Boden für einen Ernteſtreik vorbereitet ist. Ein völlig zerschlagener Großgrundbesitz gefährdet die allgemeine Volksernährung; dasselbe ist der Fall, wenn die Bewirtschaftung der Güter durch naturwidrige Verordnungen gefesselt wird. Dringt im Herbst die Kunde von dem gelobten Lande in die Städte, dann werden wir uns nicht wundern, wenn die Erwerbslosen zu Tausenden dahin abwandern, wo ihre Theorien, in Praxis umgesetzt, so reiche Früchte tragen. Das Märchen von der fetten Stadtmaus und der armen Landmaus ist durch die Geschichte auf den Kopf gestellt worden.

Heb auf dein Auge . . . Von Christa Nieſel-Leſſenthin.

Ein süßer Vogelruf, noch scheu und zag,
Als ob er nicht dem Lenz zu glauben wage,
Zieht suchend in den grauen, matten Tag
Mit einer fernen Glocke feinem Schlage.
Vergessen hat er alles Winterweh,
Wie Blumen, die die hellen Häupter heben,
Obschon die Wolken voller Schreck und Schnee
Mit grauem Drohn noch über ihnen schweben.—
Und du, dem Gott so viel zu tragen gab,
Daß es dir schien, dein Herz könnt' nicht mehr schlagen —
Heb auf dein Auge über Gram und Grab:
Die hellste Sonne blüht aus trübsten Tagen!

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Woran erkennt man die Dame? * Von Else Torge.

Als ich jung war — ich sage nicht, wie lange das her ist! — war dies eine außerordentlich wichtige Erziehungsfrage!

Woran? Darauf gab es viele Antworten, jeden Tag ein paar andere, die wir damaligen Backfische uns fest einzuprägen suchten. Denn einmal eine wirkliche „Dame" zu sein, war unser aller Ideal!

Zahllose, scheinbar nebensächliche Dinge mußten gemerkt werden. Und wenn man auch im Lauf des Lebens viele von ihnen mit einem besserwissenden Lächeln fallen gelassen hat, — einen „eisernen" Bestand hat man doch immer mit sich herumgetragen, noch bis in die Kriegsjahre hinein, noch bis heute. — Ja wirklich, die letzten lieben Reste einer einst stolzen Herrlichkeit gibt man viel schwerer, als man sich eingestehen will, und nur mit einem Gefühl schmerzlicher Verarmung preis.

Da galt zunächst als oberster Grundsatz: Die „Dame" braucht nicht viele Toiletten zu haben, — (im Gegenteil, Toilettenaufwand zu treiben, galt als nicht fein!) aber was sie trägt, muß tadellos sein! Nur beste Stoffe, kostbare oder gar keine Zutaten, alles fehlerlos gearbeitet.

Heute legt die „Dame" eine mühsam zusammengesparte Unsumme auf den Ladentisch, um dafür ein fadenscheiniges Lümpchen zu erhandeln, von einer Beschaffenheit, die sie früher entrüstet abgelehnt hätte. Und was den „Sitz" der Kleider anbetrifft, so ist man wirklich noch am besten dran, wenn man sich einigermaßen geschickter Hände erfreut und weiß, woher man gute Schnittmuster bekommt.

An Handschuhen und Schuhen erkennt man die „Dame", war auch so ein Gebot, auf das wir schworen! Lieber Himmel! Es ist gut, daß es wenigstens den Winter über Muffs gibt, in denen sich gestopfte oder wollene Fingerspitzchen oder seltsam runzlig gewordene Glacéhüllen verschämt verkriechen können. Und was die Schuhe anbetrifft — —? Nein, da schweigt des Sängers Höflichkeit am besten!

Nun gut! Schließlich hängt der Begriff der „Dame" doch nicht nur am Anzug. Die Hände zum Beispiel — —

Ach, Grundgütiger, — die Hände !! Wie lange ist es her, daß ich den Menschen, die ich kennenlernte, mit einem einzigen Blick nach den Händen sah — und mein Urteil über sie bereit hatte! Es muß vor einem ganzen Menschenalter gewesen sein! Das war noch in der Zeit, die keine Lazarette kannte, in denen man mit Kresol- und Sublimatlauge hantierte, als wolle man sein ganzes heißes, für das Vaterland schlagendes Herz in Scheuerströmen über weißgestrichene Tische und eiserne Bettstellen ergießen; in denen man im Winter Fenster putzte, um Helferinnen, die ja auch junge „Damen" waren, ein heroisches Beispiel zu sein; es war noch nicht die mädchenlose Zeit, die uns das bis dahin unerforschte Gebiet des „Küchenabwaschs" ergründen ließ; es war noch nicht die Zeit der Kohlenknappheit, in der man lernte, den Ofen lieber „selbst zu besorgen". Es war noch nicht die Zeit, in der man anfing, in einem Winkel der Küche verschämt Blusen, Strümpfe, Unterziehjäckchen, Reformhosen und was dergleichen „Kleinigkeiten" mehr sind, selber zu waschen, um sie nicht völlig zerfetzt, schwärzlich, bräunlich, gräulich oder überhaupt nicht wieder aus der Wäsche zurückzubekommen; es war noch nicht die Zeit, in der die Seife immer seltener, Chlor und Soda immer teurer, das verzweiflungsvolle Bürsten der Nägel unterstützte und ein sanfter Hautcreme nach dem anderen verschwand oder „fettlos" wurde, um höchstens noch nach Asphalt zu riechen, — ach, noch nicht die Zeit, in der man sich als letzten Luxus „Frostsalbe" für die schmerzenden Hände gestattete.

Kurzum — ich für mein Teil beurteile die Menschen, wenigstens die „Damen", nicht mehr nach den Händen!

Die „Dame" erkannte man auch daran, daß sie sich nicht mit einem Haufen von Paketen durch die Straßen schleppte. — Neulich sah ich die Frau eines ehemaligen Majors mit einem Bündelchen Holz unterm Arm nach Hause kommen. Sie erzählte mir, ihr Mann habe ihr dazu bisher seine Aktenmappe geliehen, aber daraus seien noch köstliche Schuhsohlen zu schneiden gewesen.

Die „Dame", hieß es, bückt sich nicht selbst, wenn etwas hingefallen ist, sie klingelt dem Mädchen. Ich möchte mal wissen, was das für ein Sturmläuten gäbe, wenn alle „Damen" in Deutschland klingeln wollten, bis ein dienstbarer Geist erschiene!

Indes, wir kleben immer noch an Äußerlichkeiten! Hauptsächlich erkennt man die Dame doch an der Art des Verkehrs mit anderen, nicht wahr? An der sicheren Haltung, mit der sie jedem den ihm gebührenden Platz ihr gegenüber anweist, Ritterlichkeiten als selbstverständlich nimmt, Unhöflichkeiten als unter ihrer Würde nicht beachtet.

Oh, wenn es eine Statistik der tausendfältigen Demütigungen gäbe, denen die einstige „Dame" im bitter und roh gewordenen Daseinskampf ausgesetzt ist, — der „Dame", die „Stellung" sucht, um Arbeit bittet, Unterstützungen für Angehörige erwirken muß, der Dame, die ihren Vorgesetzten höflich und bescheiden „entgegenzukommen" hat, Vorgesetzten oft, denen oft das bescheidenste Maß von Lebenskultur mangelt, denen es höchst „schnuppe" ist, wer das Geschöpf ist, das für sie zu arbeiten hat, Männer, denen die „Dame" früher mit nachsichtigem und, wenn es sich um junge Männer handelte, vielleicht auch mit mütterlichem Lächeln klarmachte, daß es nicht, daß es nicht — — nett ist, vor der „Dame" her durch die Türe zu gehen, in ihrer Gegenwart eine Zigarre anzustecken oder, selbst in den Klubsessel gelümmelt, die „Dame" stehen zu lassen.

Sicher ist unter den vielen Kapiteln menschlichen Leidens diese tägliche Demütigung der „Dame" nicht das leichteste und unedelste, wenn es auch leuchtende Seiten hat, auf denen die wohltuenden Taten echter Ritterlichkeit versöhnend geschrieben stehen!

Freilich ist die „Haltung" der „Dame" etwas, was sich aller Verarmung und allen „Anpöbeleien" zum Trotz durchsetzen müßte, denn sie ist ja im letzten Grunde nur der Ausfluß einer inneren Kraft! Und ob wir als einzelne und als Volk eine solche innere Haltung zu erreichen und festzuhalten vermögen, davon wird unser aller Würde abhängen.

Und doch ist es eine individuelle Frage, wie weit man den Begriff der „Dame" an Äußerlichkeiten knüpft. Viele — und es sind oft die feinsten — Naturen werden zum Beispiel gerade die äußere Haltung mit Heldenhaftigkeit zu behaupten suchen und werden lieber heimlich hungern, um sich tadellose Schuhe, lieber heimlich frieren, um sich unangreifbare Straßenhandschuhe zu beschaffen, werden sich lieber unbemerkt wie wunde Tiere in ihren verarmten Winkel drücken, ehe sie sich in einer Gesellschaft ihres ramponierten Äußeren wegen mit mitleidigen Blicken abschätzen lassen. Es mag sich viel Schwäche und unselbständiges Denken und Fühlen unter einer solchen Abhängigkeit von äußeren Dingen verbergen (denn in der Tat war ja die „Dame" oft auch nur ein konventionelles Gerüst, in dem sich keine lebendige Persönlichkeit regte!), aber auch viel feine seelische Scham; viele der reichsten, sehr leicht verletzlichen Naturen lieben es, sich scheu in ein äußerlich möglichst unpersönliches und daher unantastbares Benehmen zurückzuziehen und werden sich, verarmt, wohl noch fester darin verschließen.

Aber die Kraft wird sich einen anderen Ausweg suchen! Sie wird Schuhe und Handschuhe und gepflegte Hände und Ritterlichkeit und vieles Land ihrer Seele preisgeben, wird derber und unbedenklicher und vielleicht etwas weniger anmutig werden, aber sie wird sich nicht nur zu behaupten wissen im letzten geduldeten Winkel, sondern von ihrer äußersten schmalen Zuflucht aus Neuland erobern und den Begriff der „Dame" zu einem vertiefteren, zur Umschreibung einer neuen unangreifbaren Persönlichkeit machen!

Ob die „Dame" aber den einen oder den anderen Weg geht: begegnet sie einer anderen im dichtesten Gewühl der großen Stadt, da geht ein einziger Blick her und hin, und es ist ein achtungsvolles Aufmerken und ein stilles Grüßen und Wissen voneinander, obgleich nie die eine die andere sah, die Dame erkennt die Dame, auch wenn sie nur aneinander vorübergehen!

Digitized by Google

Frauenberufe.

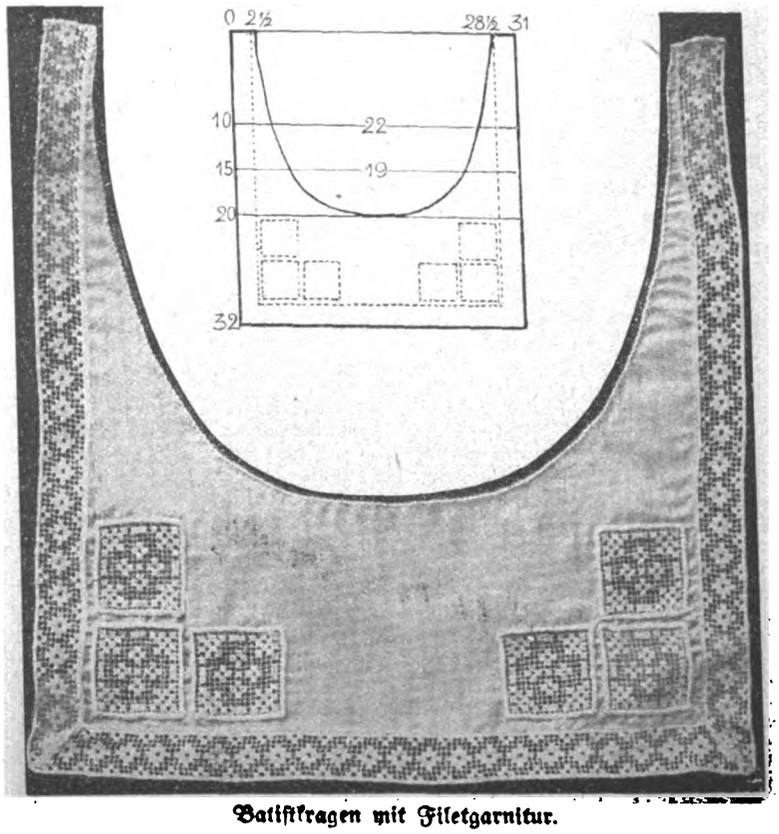
Die Zentrale der deutschen Landfrauen richtet an die ihr angeschlossenen Verbände das folgende Rundschreiben, das gewiß freudig begrüßt werden muß von allen Frauen. Gelegentlich der ländlich sozialen Konferenz in Berlin stellte Frau Evers-Braunschweig im Namen des Braunschweigischen Verbandes landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine den Antrag, die Zentrale möge für eine bessere Ausbildung der Hebammen eintreten, und zwar im besonderen für deren Schulung auch in sozial-pflegerischer Hinsicht. Die Kreisfürsorgerinnen könnten sich dann in Zukunft, mehr als dies jetzt möglich ist, bei ihrer Tätigkeit auf die Hebammen als die örtlich ausführenden Organe in der Wohlfahrtspflege stützen. Wir machen die uns angeschlossenen Verbände darauf aufmerksam, daß am 5. November in der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung der folgende Antrag des Ausschusses für Bevölkerungspolitik angenommen ist. Der Antrag hatte folgenden Wortlaut: „Die verfassunggebende preußische Landesversammlung wolle beschließen: die Staatsregierung zu ersuchen, der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung so rasch wie möglich ein Gesetz über die Neugestaltung des Hebammenwesens unter Zugrundelegung der folgenden Richtlinien vorzulegen: 1. Die Hebamme erhält Beamteneigenschaft. 2. Die Hebamme ist der Kreishebammenstelle unterstellt. Die Kreishebammenstelle besteht aus dem Kreisarzt, einem Vertreter der Kreisbehörden, zwei freigewählten Hebammen und zwei gewählten Müttern des Kreises. Bei der Provinz ist sinngemäß eine Provinzialhebammenstelle als Berufungsinstanz einzurichten. 3. Der Hebamme wird ein Einkommen gewährleistet, das zur Lebenshaltung genügt. Jeder außerberufliche Nebenerwerb darf nur mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde ausgeübt werden. 4. Die Zahl der Hebammen muß in allen Landesteilen ausreichend sein. 5. Die Hebamme hat den Frauen unentgeltlich Geburts- und Wochenhilfe zu gewähren. 6. Die Ausbildung der Hebammen ist zu erweitern und organisch mit dem Unterricht in der Kranken- und Säuglingspflege zu verbinden. 7. Die Auswahl der Hebammenschülerinnen muß mit größter Sorgfalt unter Berücksichtigung der körperlichen und geistigen Eignung und unter Mitwirkung der Kreishebammenstelle erfolgen. Es ist eine abgeschlossene Schulbildung zu verlangen. Den Lehrern der Hebammenschule muß die Möglichkeit gewahrt bleiben, als ungeeignet sich erweisende Schülerinnen zu entlassen. Berufungsstelle ist die Provinzialhebammenstelle. 8. Die Zahl der zur Ausbildung zugelassenen Hebammen ist dem Bedürfnis entsprechend zu regeln. Durch Übergangsbestimmungen sind den jetzt tätigen Hebammen bestimmte Arbeitsbezirke zuzuweisen. Die Forderung einer Nachprüfung ist von Fall zu Fall zu prüfen.“ Im Anschluß hieran möchten wir die Verbände außerhalb Preußens dazu anregen, in ihren Bundesstaaten Erkundigungen darüber einzuziehen, ob bei der zuständigen Behörde (in Preußen: Ministerium des Innern) eine Reform des Hebammenwesens bereits vorgesehen ist. Andernfalls wird es zweckentsprechend sein, an den Landtag eine diesbezügliche Eingabe der vereinigten Frauenverbände zu richten.

In Düsseldorf werden, zum Teil über ein Jahr, durch die Erwerbslosenfürsorge und durch die Wohlfahrtspflege mehrere hundert Frauen unterstützt, die am offenen Arbeitsmarkt nicht untergebracht werden können; von allen muß man billigerweise annehmen, daß sie gewillt sind, eine für ihre Verhältnisse passende Arbeitsgelegenheit anzunehmen. Aber leider kann ihnen eine geeignete Tätigkeit nicht nachgewiesen werden, weil sie alle mehr oder weniger erwerbsbeschränkt sind. Den Hauptanteil stellen Witwen mit unmündigen Kindern, die infolgedessen auf ein Verdienst angewiesen sind, mit dem sie ihren Unterhalt und, für die Zeit ihrer Arbeit, die Pflege ihrer Kinder bestreiten können. Es beziehen alle diese Frauen viele Monate lang eine Unterstützung, die die Allgemeinheit schwer belastet und die doch den Unterstützten nur ein kärgliches Dasein gewährt. Um Staat und Gemeinde zu entlasten und um gleichzeitig diese bisher brachliegenden Kräfte wertzeugender Arbeit zuzuführen, hat der Demobilmachungsausschuß bereits im November 1919 beschlossen, selbst als Arbeitgeber für diese Frauen einzutreten und Arbeit zu beschaffen, die allen wirklich arbeitswilligen Frauen auskömmlichen Verdienst abwirft und deren Erzeugnisse wiederum in erster Linie arbeitenden Männern und Frauen zugute kommen. Mitte März sind nun Nähwerkstätten in Betrieb genommen worden, die die Aufgabe haben, alle Arten von Arbeitswäsche herzustellen. Der Betrieb arbeitet einschließlich der Vorarbeiterinnen und Aufsichtspersonen nur mit bisher erwerbsbeschränkten Frauen und Mädchen.

Zwei einfache Kragen * Von Doris Kiesewetter.

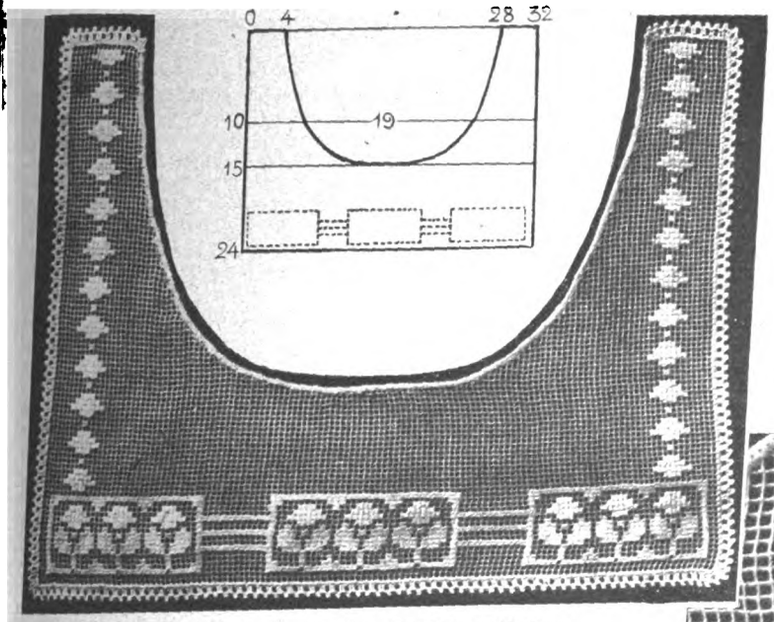
Hierzu 4 Photographien und 2 Zeichnungen

In unseren beigefügten Abbildungen geben wir zwei Kragen wieder, die nachzuarbeiten für einigermaßen geübte Hände nicht schwer ist. Für beide Kragen ist die sogenannte Matrosenform gewählt. Für die rechtwinkelige Form dieser Kragen paßt die sich meist im Rechteck entwickelnde Form der Filetstickerei am besten. Bei beiden Kragen ist ein ziemlich feiner Filetgrund angewendet worden. Die Karogröße des Stoffes war 2 Millimeter bezw. $2^1/_2$ Millimeter. Der Filetstoff zum ersten Kragen war der feinere. Die Ausführung des Filetstopfens ist einfach und aus den fast naturgroß gegebenen Teilansichten leicht zu ersehen. Das beigegebene verkleinerte Schema der Kragen zeigt, wie sie zugeschnitten werden. Am besten verfährt man, wenn man den Batist für den ersten Kragen voll zuschneidet, jedoch mit Abrechnung der anzusetzenden Filetborte. Dann sind die beiden Seitenränder und der untere Rand zu säumen. Am besten wirkt der Rollsaum, für den eine Stoffzugabe in gewöhnlicher Breite gegeben werden muß. Je dichter und fester ein solcher Saum eingerollt wird, desto besser wird er. Nun wird der Batist auf ein Papier geheftet, und dann werden die Filetquadrate aufgeheftet und mit dichten Langettenstichen festgenäht. Der Batist unter den Quadraten ist hierauf fortzuschneiden. Die Borte näht man mit überwendlichen Stichen dem Rollsaum an, indem man den überstehenden Filetstoff nach der Kehrseite umschlägt und ihn ein Karo tiefer abschneidet. Beim Außenrande der Borte schlägt man den Stoff ebenfalls nach der Kehrseite um und näht ihn entweder in Karobreite mit unsichtbaren



Batistkragen mit Filetgarnitur.

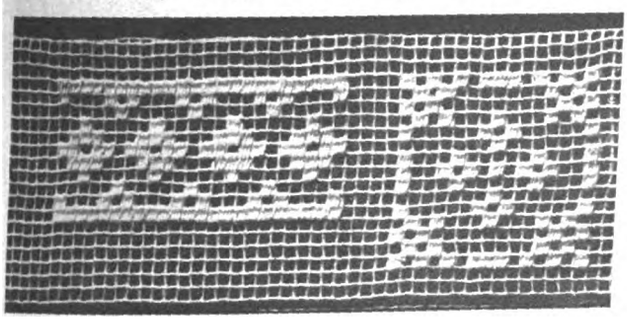
Digitized by Google



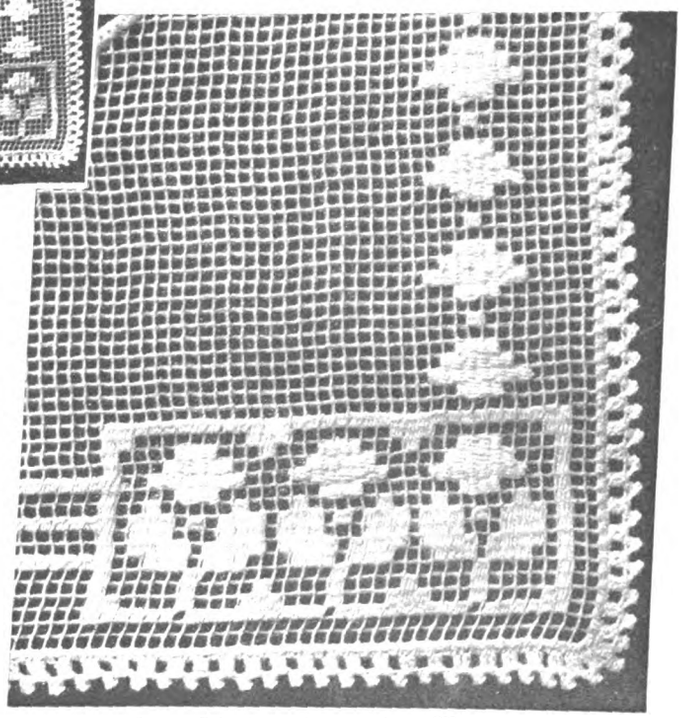
Kragen aus Filetstoff mit eingestopftem Muster

bei etwa abweichender Karogröße die großen Musterfiguren etwas verschieben. Bei der Ausführung des Musters ist auch hier die einfache Stopftechnik angewendet worden, die dadurch an Reiz gewinnt, daß der Faden in beiden Richtungen geführt ist. Hierdurch bekommt das Muster, besonders bei Anwendung von Glanzgarn, etwas Changierendes. Die Außenränder und der Halsausschnittrand sind mit festen Maschen dicht behäkelt. Der Stoff ist hierfür nach der Kehrseite umzuschlagen. Ein schmales Häkelkäntchen umgibt außerdem die Ränder. Zwei Stäbchen und ein Pikot aus vier Luft-

Stichen auf der Kehrseite fest oder sichert ihn noch besser durch Langettenstiche. Zum Schluß macht man den Rollsaum am Halsausschnitt. Man kann auch den Halsausschnittrand in ein Päßchen fassen. Gekauften Filetstoff, der ja eine gewisse Steifheit und Festigkeit hat, stickt man



Teilansicht der Filetgarnitur zum Batistkragen.



Teilansicht des eingestopften Musters.

in der Hand; da man aber diesen fabrikmäßig hergestellten Stoff jetzt nicht mehr überall erhalten kann, empfiehlt es sich, den Stoff mit der Hand zu filieren. Diese Technik ist in sehr anschaulicher Weise dargestellt in dem „Großen Handarbeitsbuch", Band II, von Hermine Steffahny. Diesen mit der Hand ausgeführten Stoff muß man vor dem Sticken in einen Rahmen spannen. Ehe man den Filetstoff für unseren zweiten Kragen zuschneidet, muß man genau das Muster auszählen und maschen und einer festen Masche in steter Wiederkehr bilden das kleine Käntchen. Die Kragenmode ist nicht nur ihrer Kleidsamkeit wegen eine dauernde, sondern auch deshalb, weil sie so sehr praktisch ist. Der dunkle Stoffkragen eines Jackenkleides wird durch ihn geschützt, so fällt das lästige Reinigen durch chemische Mittel fort, denn der weiße Kragen aus Batist oder Tüll oder Leinen ist leicht in lauem Wasser mit Seife gewaschen. Außerdem verleiht ein solcher Kragen jedem Anzug eine freundliche helle Note.

Allerlei praktische Winke.

Neue Erwerbsmöglichkeiten.

Die Schneiderei-Beraterin.

Bei der bekannten Schwierigkeit, eine gute Hausschneiderin zu finden, sie in der Wohnung unterzubringen und tagsüber zu verköstigen, hat sich in unserem Kreise eine Form der Schneidereihilfe herausgebildet, die anderwärts auch zu empfehlen wäre. In einem Hause verstehen z. B. Mutter und Tochter etwas von Schneiderei, ohne doch ganz selbständig zu sein. Sie bereiten den Stoff und die Zutaten vor, nach dem zeitgemäßen Spruch: „Neues aus Altem"; die Beraterin, eine gebildete Frau, die ihr Fach gründlich beherrscht, kommt, man überlegt gemeinsam, es wird zugeschnitten, und nach wenigen Stunden ist die Sache so weit gediehen, daß die Damen des Hauses das Kleid im Lauf der nächsten Tage fertig machen können bis zu einer letzten Anprobe, wozu die Beraterin nochmals auf eine oder zwei Stunden kommt. Sie erhält eine angemessene Vergütung und den Dank der Damen, die sich wohl hüten, sie als „Nähmamsell" zu behandeln. So ist beiden Teilen gedient und ein neuer Beruf geschaffen

Musikalischer Nebenverdienst.

In einer kleinen Stadt gab es unlängst eine Bestattung mit musikalischer Feier in der Aussegnungshalle. Ein Männerquartett war bestellt, das einige Nummern nicht gerade schlecht, aber auch nicht gut sang, so daß eine Freundin der Verstorbenen auf den Gedanken kam, diese musikalische Mitwirkung künftig seelenvoller und schöner zu gestalten für solche, die Verlangen danach tragen würden. In kurzer Zeit fanden sich vier gut ausgebildete Stimmen — 2 Damen und 2 Herren — zusammen, die eine Auswahl guter ernster Gesänge — teils alte katholische Kirchenmusik, teils protestantische Choräle, teils Quartette und Duette aus Oratorien übten, die sie auf Wunsch singen werden gegen ein mäßiges Künstlerhonorar. Die Frage der Konkurrenz wird sich lösen lassen. Denn es gibt so zahlreiche Gelegenheit zu solchen Vorträgen, daß der bisher einzige Chor nicht geschädigt zu werden braucht. Der Ruf einer solchen kleinen Vereinigung verbreitet sich rasch: Eine solche vollendete Darbietung kann für viele eine wahre Wohltat sein und vier strebsamen jungen Menschen sicheren Verdienst geben als die oft so fraglichen Konzert-Einnahmen.

Digitized by Google

Leichte Sommerkleidung.

Der kurze Ärmel ist große Mode geworden. Ein junger und schöner Arm gehört unbedingt zu ihm, sonst wirkt er ebenso grausam wie der allzu kurze Rock über einem häßlichen Fuß. Die Stoffknappheit soll schuld an diesen Moden sein, die mehr enthüllen als bekleiden. Es mag ununtersucht bleiben, welche Ursache ihr und mancher anderen Mode zugrunde liegt. Sehr hübsch ist sicherlich der Schnitt der modernen Kleidertaillen, die in der Form von Mieder oder Leibchen die jugendliche Schlankheit einer guten Figur in ein vorteilhaftes Licht stellen. Immer kleidsam ist ein Brusttuch. Sei es aus weißem Mull für ein helles Sommerkleid oder aus schwarzem Chiffon und Spitzen für ein schwarzes Seidenkleid. Das Brusttuch ist uralte Form, so recht eine feine frauliche Tracht; deshalb ist es niemals aus der Mode gewesen, es hat nur verschiedene Formen angenommen bei seiner ewigen Wiederkehr. Das gleiche gilt von der Falbel als Besatz: War sie auch zeitweise verdrängt, — am lustigen und duftigen Sommerkleid tauchte sie immer wieder auf. Man könnte von Stoffverschwendung reden, wenn man ihrer gedenkt. Aber wann hätte die Mode auf Vernunft gehört? Vernunft bleibt immer den Frauen überlassen, die als Wählerinnen vor neue Herrlichkeiten gestellt werden. Die Sommermode begünstigt wieder Waschstoffe, Frottés in allen Farben und baumwollene Musseline. Weiße Frottéröcke mit farbigen Kittelblusen sind sehr beliebt und außerdem praktisch. Da die Seifennot zwar nicht ganz behoben, dies wichtige Reinigungsmittel aber doch wenigstens vorhanden ist, kann man es wieder wagen, Waschkleider zu tragen. Jedenfalls sind sie haltbarer als die leichten seidenen Kleider und der Jugend angemessen. Daß der „freie" Hals sich dauernd behauptet, ist mit Freuden zu begrüßen Diese Mode ist kleidsam und gesund. Bedauerlicherweise haben wenig ältere Frauen den Mut, sie sich zu eigen zu machen. Wenn das Kleid der älteren Frau die richtige Farbe hat, so wird es auch halsfrei sein können. Auch auf alten Familienbildern sehen wir oft Frauen, die trotz ihrer grauen Haare einen freien Hals tragen.

Abb. 69. Ein nettes Sommerkleid aus lila Foulard mit weißem Karo, einfarbiger lila Rock und weißes Brusttuch aus Mull. Das ziemlich glatte Leibchen hat kurze, angeschnittene Ärmelchen, die eine breite Plisseefalbel abschließt. Den ziemlich tiefen Ausschnitt füllt teilweise das faltige Brusttuch. Unter dem unten leicht gereihten vorderen Mittelteil kommt der faltige lila Seidengürtel zum Vorschein, der hinten in Schärpenenden ausfällt. Die leicht abstehende karierte Tunika ist oben eingereiht und läßt nur wenig von dem ziemlich engen, in Plisseefalten gebrannten Rock sehen. Schnitt vorrätig in 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4,— Mark. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4,20 Meter.

Abb. 70. An diesem Festkleide aus bedrucktem und glattem Chinakrepp ist die reiche Plisseegarnitur bemerkenswert, die in zwei breiten gebrannten Falbeln den Rock besetzt. Das schlichte glatte Leibchen hat Rückenschluß und angeschnittene Halbärmel, denen eine plissierte Puffe entquillt, die am Handgelenk mit Samtband abgebunden ist. Gleiches Samtband faßt den kleinen Ausschnitt ein. Den Taillenschluß betont ein satiger Gürtel, unter dem der leicht gereihte Rock hervorfällt. Seine obere Partie besteht aus bedruckter, die Falbeln aus einfarbiger Seide. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 2,50 Mark und der des Leibchens in 40, 42, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,— Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4,80 Meter für das Kleid.

Abb. 71. Die originelle, zu einem weißen Frottérock getragene Bluse war aus kirschrotem Krepp hergestellt und durch einen weißen Kragen mit schwarzer Seidenschleife belebt. Ringsum leicht überhängend und lose gehalten, ist ihr vorn ein breites Gürtelteil angeschnitten, das sich leicht faltig um die Hüften drapiert und hinten in verknoteten Schärpenenden ausläuft. Den Vorderschluß betont eine dichte Knopfreihe. Der lange schlanke Ärmel ist angesetzt. Der schlichte Rock besteht aus geraden Bahnen, die oben leicht eingereiht sind. Sein Schnitt in in 96, 108 und 116 Zentimeter Hüftweite zu 1,50 Mark und der der Bluse in 44, 46 und 48 Zentimeter halber Oberweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,85 Meter, für den Rock 2,25 Meter.

Abb. 69. Sommerkleid aus lila Foulard

Abb. 70. Festkleid aus Chinakrepp.

Abb. 71 Kirschrote Kreppbluse und weißer Frotterock

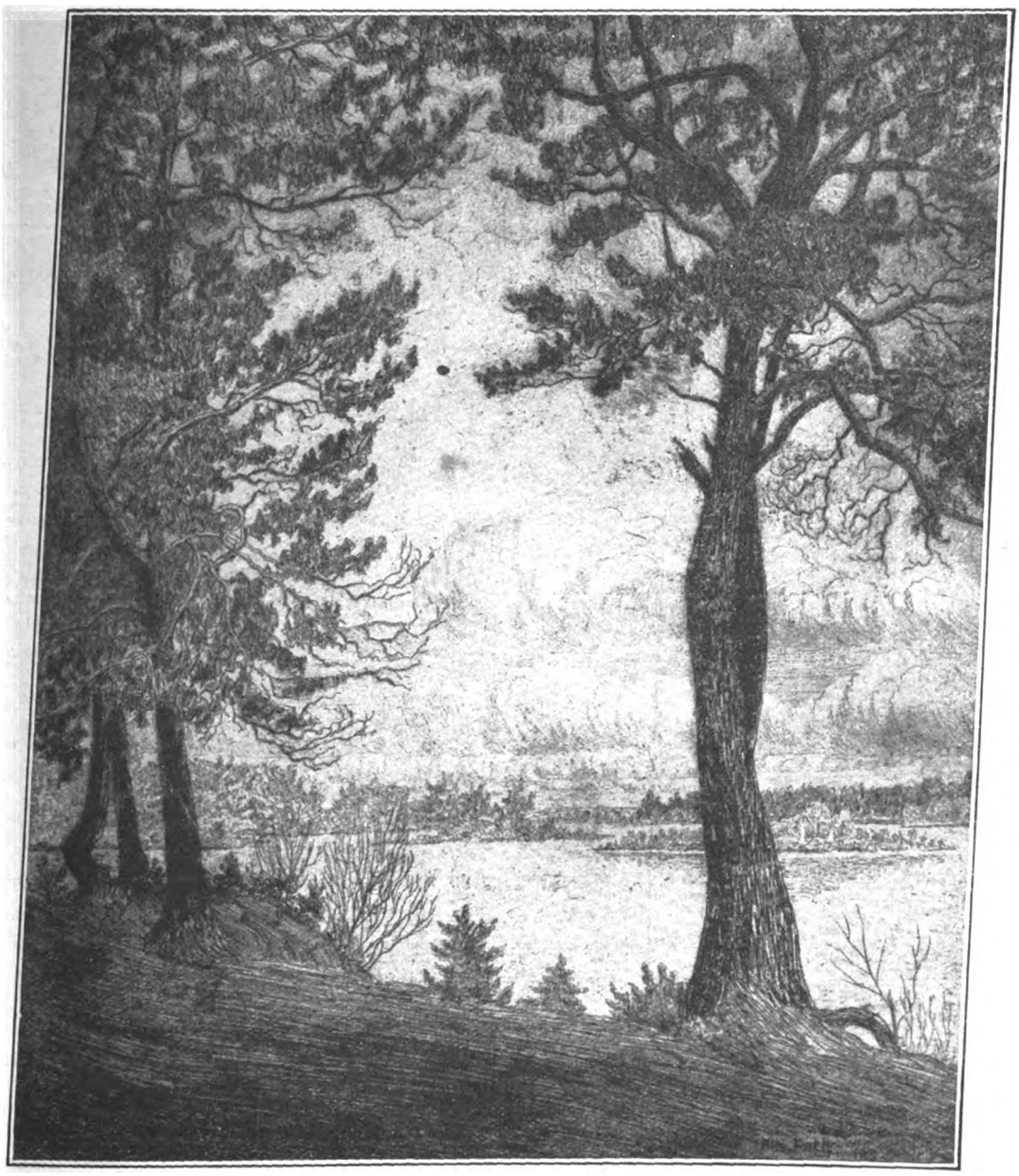
Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren 69 bis 71 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königsstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das bei dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 10 Pfennig für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 ▪ Nr. 25 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Verlag der Köppeschen Buch- und Kunsthandlung in Altenstein.

Am Arysſee in Ostpreußen. Radierung von Albert Fothe.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Väter Traum. Roman von Rudolph Stratz. (24. Fortsetzung) . . . . Seite 405
Mädchenbild. Zeichnung von E. Gericke . . . . . „ 405
Sarft-Johannisfeuer in der Bretagne. Gemälde von Max Kahn . . . . . „ 407
Fischerkinder von der Kurischen Nehrung. Gemälde von Berthold Genzmer „ 409
Migräne. Gedicht von Hans Bauer . . . . . „ 410
Ostpreußenfahrt. Von Rolf Brandt. (Mit 4 Abbildungen) . . . . . Seite 411
Eine Heimat. Von Toni Rothmund . . . . . „ 415
Ostpreußenstrand. Von Konrad Eiert. (Mit Zeichnungen des Verfassers) „ 417
Darwin oder Kropotkin. Von Dr. Th. Zell . . . . . „ 417
Streiflichter . . . . . „ 419

Zuschriften an die Schriftleitung sind ohne Nennung eines Namens und nur nach Berlin SW 68, nicht nach Leipzig, zu richten.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung

bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amalienhof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Faltenlos Gesicht

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Diana". Erfolge über Erwarten. Dose 9.— u. 14.50 M. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4**

Gallensteine!

Diäta-Gallenstein-Tee beseitigt die schmerzhaften Kolik-Anfälle ohne Gewaltskur u. Diät. Paket 6 u. 24 M. **Diäta, Köpenick 1.**

Harz und Kyffhäuser

schönste Gebirge Norddeutschlands für Erholungsbedürftige und Wanderer. Herrliche Wälder. Interessante Bahn-Gebirgsfahrten und Kraftomnibuslinien. Vortreffliche Kurhäuser, Heilanstalten, Gaststätten. Hauptsehenswürdigkeiten: Rübeländer Tropfsteinhöhlen, Brocken, alte Städte, Burgen u. Schlösser, reizende Täler, Kyffhäuser-Denkmal u. Barbarossahöhle. Kl. Schrift für 30 Pfg. (Doppelkarte!) Amtl. Auskunfts- u. Wanderbuch „Blauer Harzführer" 1920 mit 112 Bildern, 50 Wanderkarten für 5,— Mk. (Postanweisung) vom Harzer Verkehrs-Verband, Wernigerode.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.**

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerden, Ischias, Nervenschmerz., alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntag 10—11 Uhr.

Sommerfrische Kemberg Bez. Halle

Landwirtschaft — große Wälder. Auskunft durch den Bürgermeister.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.

Chem. Werke Richter & Heffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Sol- und Thermalbad Königsborn

Eisenbahnstationen: Unna und Unna-Königsborn.

Badezeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.

Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.

Badeschrift und Auskunft unentgeltlich durch die **Badeverwaltung in Unna-Königsborn.**

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

25)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Ostdeutschland.

Muskau O.-L. Sanatorium Parkhaus. Nerven-, Frauenleiden. Rheumatismus. Innerlichkranke. Dr. Halter.

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat Dr. Römer.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Harz.

Goslar Sanatorium Marienbad. Erholungsbedürftige, innere Kranke, Nervöse. Sanitätsrat Dr. Benno.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Hotel Augusta Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa Excelsior, vornehmes Familienhotel, sonnige, windgeschützte Lage. Besitzer: Sieber.

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Tennis.

Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier. Dir.

Davos-Dorf „Guardaval", Vornehmes Sanatorium. Chefarzt Dr. Friedrich Bauer. Prospekt.

Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Sanatorium Seehof. Chefarzt Dr. Alexander. Täglich 16.50—22.— einschließlich Zimmer.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige, Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt.

Digitized by Google

Nr. 25

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

24. Fortsetzung.

Der Fabrikant Eberhard Wägele drehte um. Er kehrte auf einem weiten Umweg um das flammende Land Baden den Main hinauf und dann das schwäbische Neckartal entlang nach Württemberg zurück. Als er auf dem Schloßplatz in Stuttgart an der Ecke des neuerbauten Kronprinzenpalais aus dem schwefelgelben Heilbronner Postwagen stieg, sagte er zu seinem Sohne Gottfried, dem jungen Polytechniker, der ihn erwartete:

„Du hascht recht getan, daß du auf mich gehört hascht und dich an die Maschinenkessel gestellt statt auf die Barrikade wie die anderen armen jungen Bürschle, mit denen du als Student in Heidelberg von einem freien, glücklichen Deutschland geträumt hascht! Die meine es so gut und büße es jetzt mit Leben und Freiheit, daß ihnen der Barbarossa lieber isch als der Bundestag.“

Der junge Wägele hatte das still-kluge längliche Gesicht und die treuherzig-schlauen Schwabenaugen des Vaters. Auch das eigensinnige Lächeln, hinter dem sich die zähe Willenskraft barg. Er war so schlicht bürgerlich, für einen so jungen Mann spießbürgerlich gekleidet wie jener und besaß doch etwas von dem freien Blick des Weltmanns. Das machte das Jahr praktische Lehrzeit drüben in England. Er schien älter als seine Jahre, und der Vater behandelte ihn auch weniger als Sohn denn als Geschäftsteilhaber und jüngeren Freund. Er schob seinen Arm unter den des andern und versetzte:

„Gottfried, ich bin in meiner Jugend nur in die Volksschule gegange, und wenn ich Handschuh anhab', kann ich jetzt noch nit schnaufe. Aber deswegen braucht ein Christenmensch noch lang nt dumm sein! Du bischt's auch nit, obwohl du mehr studiert hascht — —

„Vielleicht wär's besser, ich wäre dumm und herzhaft. Draußen bluten die armen Kamerädle . . . .“

„Ich hab's wohl gewußt, warum ich dich im Frühjahr achtundvierzig nach England herübergeschickt hab'! Dafür hab' ich dich jetzt hier in der Werkstatt statt im Gefängnis.“

„Und wenn die andere einmal aus dem Gefängnis herauskomme und vor mir stehe und mich frage: ‚Wo warst du die Zeit?' ... was könnt' ich ihne da wohl antworte?“

„. . . dann antwortest du ihnen: ‚Ich hab' mir in die Hände gespuckt und gearbeitet.' Lieb's Gottfriedle: Der deutsche Einheitstraum isch wieder 'mal aus. Der isch begraben. Da beißt eine Maus kein Fädle ab. Aber die deutsche Arbeit bleibt bestehe. Die soll bl hen. Die soll uns über die schweren Jahre tragen, die jetzt kommen. Es werden viel Tränen vergossen werden die nächste Zeit. Aber noch mehr wo en wir Schweiß vergießen, und jeden Hammerschlag, den wir tun, den tun wir zu Deutschlands Ehre mit. Aus ehrlicher Arbeit isch noch immer was geworden. Vielleicht schmieden wir aus Feuer und Stahl noch etwas anderes und mehr zusammen als Lokomotiven. Kann sein, daß ich's nit mehr erleb'. Aber du.“

Mädchenbild. Zeichnung von E. Gericke.

Sie gingen den weiten Schloßplatz entlang, den drüben das mächtige Residenzschloß mit breiten Seitenflügeln umfaßte. Von

Digitized by Google

der hohen Jubiläumssäule davor schaute die Erzgestalt der Eintracht erstaunt auf das Menschengewimmel und den Menschenlärm zu ihren Füßen. Eberhard Wägele schüttelte den Kopf.

„Wo komme denn all die Leut' her, Gottfried? Nach dem Markt hinunter sind die Gasse ja ganz schwarz."

„Die Stadt is arg unruhig. Das ganze Land. Der Minister Römer hat den Paulskirche-Abgeordneten geschriebe, sie müßten ohne Verzug Stuttgart verlassen."

„Und die . . ."

„Die haben geantwortet, heute nachmittag um drei Uhr würden sie sich im Namen des deutschen Volkes zur Sitzung versammeln."

„Gerechter Gott! Was tut der Römer jetzt?"

„Eben rückt das Militär aus. Man hört drüben schon trommeln."

Der Professor Hildebrandt eilte ihnen entgegen. Er war schon einen Tag vor dem Fabrikanten Wägele in Stuttgart eingetroffen. Die Züge des Tübinger Theologen waren feierlich-traurig, wie sonst bei einem Nachruf am offenen Grab.

„Ich komm' eben aus dem Ministerium", sagte er zu seinem Schwager und drückte ihm erschüttert die Hand.

„Neues aus Baden?"

„Finis Badeniae! Die Preußen und die Reichstruppen überall siegreich. Karlsruhe genommen. Die Freischärler in hellen Haufen auf der Flucht nach der Schweiz. Bald fällt auch Rastatt, und alles ist zu Ende."

In dumpfem Schweigen gingen die drei Männer weiter.

„Gustav . . . Ich hab' so 'was in den Augen . . . ich kann nit recht sehen . . . was ist denn das dort für ein Zug?"

Der Professor Hildebrandt hatte auch angelaufene Brillengläser. Er tat nicht wie Eberhard Wägele, als sei ihm Staub in die Wimpern geweht. Er schämte sich der Tränen nicht.

„Es ist das Rumpfparlament", versetzte er. „Sie begeben sich in geschlossenem Zug in den Sitzungssaal. Das sind die letzten Sechzig oder Siebzig von uns Fünfhundert aus Frankfurt. Weißt du noch, wie wir im Mai vorm Jahr unter Kanonendonner und Glockengeläut in die Paulskirche eingezogen sind?"

„Komm! Wir gehe mit dem Zug mit!"

„Da steigt der Präsident Löwe die Stufen vom Hotel Marquardt herunter."

„Der Schott neben ihm."

„Die Abgeordneten hinterher."

Es war ein langer, stummer Weg durch die Straßen von Stuttgart. Es ging aufwärts. Vorn riefen Stimmen:

„Vor dem Fritzschen Reithaus stehe Soldaten!"

„Das Bollwerk ist besetzt!"

Der Zug stockte. Quer über die Straße hielt württembergisches Fußvolk. Reiterei auf dem Bürgersteig daneben und dahinter. Ein Zivilkommissar trat vor:

„Im Namen der Regierung: Sie dürfen keine Sitzung mehr abhalten!"

Eberhard Wägele ergriff seinen Schwager am Arm. Er, der ruhige Schwabe, zitterte:

„Horch! Der Präsident will sprechen!"

„Er will Verwahrung einlegen."

„Er kann nicht mehr . . . Sie trommeln zu laut . . ."

„Er versucht es noch einmal . . ."

„Sie trommeln wieder . . ."

Ein kurzer Befehl. Die Reiter rückten im Schritt zu beiden Seiten des Fußvolks vor. Sie schwenkten vor ihm ein. Sie ritten in den Zug der Abgeordneten hinein und drängten die letzten Volksvertreter der Paulskirche unsanft mit der Wucht der Pferdeleiber auseinander.

Ein stiller, älterer Gelehrter, der vor den anderen Mitgliedern des Rumpfparlaments an der Spitze des Zuges zur Rechten des Präsidenten geschritten war, hob mahnend die Hand zu den Reitern empor. Es war der Dichter Ludwig Uhland. Er wollte reden. Trommelwirbel erstickte seine Stimme.

* * *

Die eisernen badischen Vollkugeln, die zur Hälfte in dem roten Sandstein des Eisenbahnstationsgebäudes in Ladenburg am Neckar steckten, waren schon vom Regen der Rheinebene angerostet. Zwei Monate und mehr waren vergangen, seit die Karlsruher Artilleristen sie von drüben her, über den Fluß, gegen die Preußen abgefeuert, und unten am Ufer kratzte sich der weißhaarige ausgediente Fährmann den kaffeebraunen Nacken, daß die Tombakringe an den Ohren schaukelten, und sagte zu der Christel Oberkofler, die, ein dunkles Bild unter tiefem Himmelsblau, in schwarzem Kleid, das bleiche, rein wie eine Gemme geschnittene Gesicht von dem breitgekrempten Schutenhut gegen die Augustglut überschattet, vor ihm stand:

„Ob hier die Hanauer Freischärling durchgekumen sin und e Student Reinhold Nimis unner selle Borsche war? Liebi Mamsell — do is sie letz, wann sie mich danach fragt! Do sind so arg viel vorbeigeloffe und hawwe gekrische und geschosse, und die Preuße hinnerher wie's Dunnerwetter . ."

„Aber schauen's, i bitt' Ihnen: Haben's denn gar net hingeguckt, was dös für Freischärler waren? Alle Leut' haben mir erzählt, die Hanauer Turner hätten, wie alles verloren war, halt geschaut, daß sie den Neckar hinauf und über den Odenwald nach Hause kämen."

Der Alte hatte Mühe, das Wiener Deutsch zu verstehen.

„Do fragt mich die Madam zuviel! 's tut mir arg leid, awwer ich hab' Ihne Ihre Liebschte nit gesehe. . . ."

„Alsdann . . . Vergelt's Gott!"

Die Christel Oberkofler seufzte aus tiefster Brust und wandte sich zum Gehen. Ihre Augen waren groß und dunkel, so dunkel wie ihr in Flechten hochgestecktes schwarzbraunes Haar, und in den Augen war, wie sie, das Kind der Steiermark, in der glühenden Rheinebene durch den Staub der Landstraße den fernen, rotleuchtenden Sandsteinbrüchen von Heidelberg zuschritt, ein schmerzliches, ungläubiges Staunen . . . .

Wo war das alles hin . . .? Sturm, Jubel, Not und Himmelsflug des Sturmjahres? Wo man hinsah, waren die Felder voll von Menschen. Weiße Kopftücher. Weiße Hemdärmel. Weiße Schürzen. Die Sichel blitzte im wankenden Korn. Die Pflugschar schnitt schwarze Schollen in die Stoppeln. Die gelben Maiskolben blinkten in brauner Hand. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Das Leben ging seinen ewigen Gang.

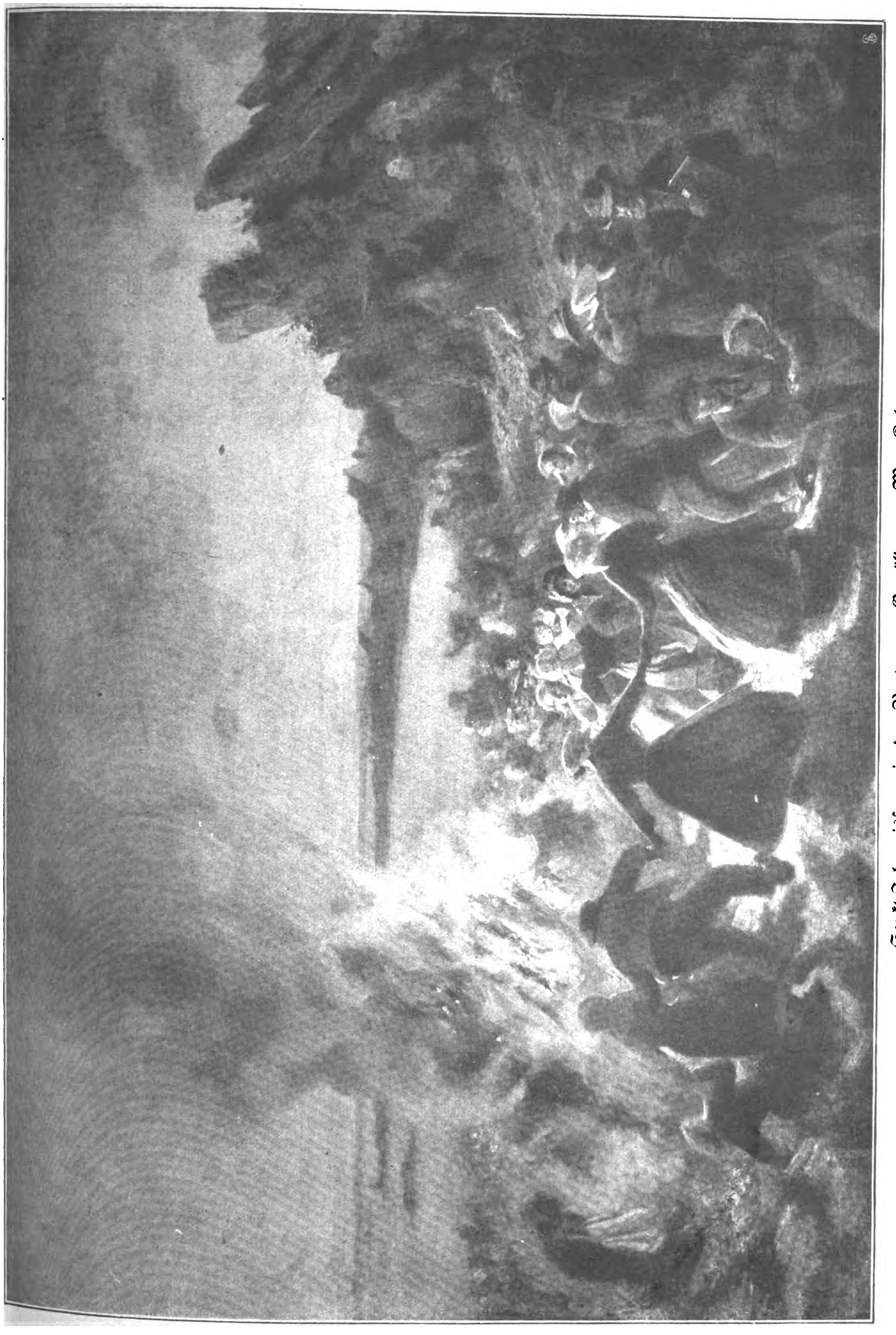
„I bitt' schön: Haben's vielleicht damals gesehen, wo die Hanauer Turner . . ."

„Lasse Se mich bloß mit den Freischärling in Ruh!" sagte der derbe Pfälzer Landwirt, der sonnengebräunt am Wege in seinen Tabakstauden arbeitete. „Mit dene hot's geschellt! . . . Sell is aus, wie's Amen in der Kerch! . . . Alleweil ist wieder Ruh' im Land! Awwer was mir die Leut' Futter zertrette hawwe . . ."

Und trotzdem strotzte und wuchs und reifte es überall dem Segen des Herbstes entgegen. Schon waren die Apfelbäume rotgesprenkelt von der Last der Früchte. Die Weinstöcke breiteten ihren dunklen Laubschatten über grünquellende Beeren, die Paradiesäpfel flammten feurig aus den Stauden der Gärten. Die Schöpfung atmete und lebte, unbekümmert um die Menschen, wie jedes Jahr.

Die Christel Oberkofler wanderte im friedlichen Sonnenzittern und Sommerwehen wie betäubt. Sie war zu jung. Sie begriff das nicht: daß das Heute eben so wahr sein sollte, wie es das Gestern gewesen. Wohl läutete drüben vom Kirchturm die Glocke, aber nicht Sturm, sondern die Mittagstunde. Wohl stieg dort Rauch, aber nur aus dampfenden Küchen. Da leuchtete ein Feuerzeichen, aber es war nur das Herdgeflacker, an dem der Dorfschmied ein Roß beschlug. Wohl knallte es am Neckarufer, aber es

Digitized by Google



Sankt-Johannisfeuer in der Bretagne. Gemälde von Max Kahn.

Digitized by Google

war nur die Peitsche, die auf dem Leinpfad die vor das Neckarschiff gespannten Zugkühe antrieb. Es war alles wieder wie einst . . . .

„Liebe Frau . . um Jesu willen, seien's net bös: Haben's vielleicht, wie der Aufstand war, von einem Studenten aus Darmstadt gehört . . . . krausköpfig? . . . . mit braunen Augen . . .? Er muß noch hier in der Nähe in Heidelberg sein! . . . Ich such' ihn überall . . ."

Die junge Bauersfrau, die zwischen ihren Flachsköpfen Salat für den Mannheimer Samstagmarkt austat, hob den blonden Scheitel und sagte:

„Ach du liebe Zeit: Die Studente und die Pole und die Franzose — die hawwe unsere Männer uffgehetzt! Die Schote hawwe hier kei' Häuser und Vieh und Geschcrr! Die sin geschprunge und davon. Awwer unsere Männer hawwe net von Fraa und Kinnern weggekonnt. Da is bald kei' Platz mehr in den Gefängnissen, so üwwerenanner hocke sie drin! Meiner aach!"

Stumm, mit gesenktem Kopf, ging die Christel weiter den unwahrscheinlichen, sonnenhellen, arbeitsfrohen Alltag des Lebens.

Sie blieb stehen und wandte sich um. Dort ganz in der Ferne lag Mannheim. Dort inmitten der schachbrettförmigen Straßenvierecke war das Schloß, und in dem Schloß ein Zimmer neben dem anderen voll von Offizieren und Auditeuren und Profossen und Schreibern und Ordonnanzen und Zeugen. Dort war das Kriegsgericht. Aber von dem Studiosus Nimis hatten sie nur gewußt, daß dieser Inkulpat gesucht würde.

Und schaute man von Westen nach Süden, dann lag da, dem Blick unsichtbar, schon nahe den Schwarzwaldhängen, die neuerbaute Bundesfestung Rastatt mit ihren düsteren Kasematten der Forts A und B und C, in denen es so manchen Morgen seit Monaten unheimlich von einer kurzen Salve erkrachte, und auch mit einem Schloß mit hohem Turm, und in dem markgräflichen Schloß des Türken-Louis ein siebenköpfiges preußisches Kriegsgericht vom Gemeinen bis zum Major und auf dem Friedhof eine lange Reihe einfacher, ganz frischer Gräber. Die Christel Oberkofler war sie entlang gegangen. Sie hatte mit starren Augen die Namen gelesen: Der Festungskommandant Tiedemann, Heilig, der Pole Majewsky, von Bindenfeld, von Trützschler . . . der Name Reinhold Nimis war nicht darunter.

Ihre Füße wanderten weiter gen Heidelberg. Sie war es müde, wieder und wieder die Begegnenden zu fragen. Sie hatte es die Wochen hindurch umsonst getan. Da vorne, wo die Berge sich um den schäumenden Lauf des Neckars schlossen, da war, eine Stunde flußaufwärts von der Stadt, die kleine eiserne Pforte der weitläufigen Turmmauer des Stiftes Neuburg von Dutzenden von Gewehrkugeln gebeult. Da hatten sich die hessischen Freischärler auf dem Rückzug hitzig verteidigt. Aber weiter wußte niemand etwas. Und noch weiter hinauf, in grüner Waldeinsamkeit, standen am Weg zwei niedere Kreuze. Zwei stille Turner mit schwarzrotgoldenen Bändern um die Brust träumten unter ihnen den Traum von Deutschlands Freiheit und Einheit. Aber es waren keine Studenten gewesen, sondern junge Goldschmiede aus Hanau. Der gutmütige Förster, der die Christel hingeleitet, hatte es gesagt. Er wußte es. Denn er selber hatte die beiden begraben helfen. Und an der Grenze des Badener Landes, schon im Hessischen, stand eine mächtige, mittelalterliche, wohlerhaltene Burg. Dort hatten die Hanauer ihren letzten Widerstand geleistet und bei ihrer Flucht aus dem Schloß Hirschhorn einen Toten zurückgelassen. Aber der Studiosus Nimis war es nicht.

Da vorn träumte Heidelberg im großen Schweigen des Sommermittags zwischen den Kastanienwäldern und Rebhängen seiner Berge, wieder der kleine, heitere Musensitz am Neckar, in dem es keinen Lärm mehr gab außer dem Rauschen des Hackteufels unter der Brücke; kein Geschrei bewaffneter Bauern aus dem Odenwald mehr, keinen Studenten mit ungehängtem Gewehr. Vor dem Rathaus, wo noch vor acht Wochen die Schneiden der Sensenmänner geblitzt, die roten Federn an den Hüten geweht, der Oberbefehlshaber Mieroslawski und sein Stab hoch zu Pferde gehalten hatten, verkauften jetzt wieder friedlich die Eppenheimer Marktweiber ihr Grünzeug und saßen die alten Frauen in ihren rund um die Kirche angebauten Schuh- und Kleider- und Blumenlädchen. Die Hunde bellten, die Korpsstudenten bummelten in ihren bunten Mützen als Herren des Tages.

Und durch Lärm und Lachen schritt wegmüde, mit bestaubten Schuhen, die Christel Oberkofler und fiel in dem Gasthaus, wo sie mit ihrer Mutter wohnte, verzweifelt auf die Knie nieder und barg schluchzend ihr Gesicht in ihrem Schoß.

„I geb's auf, Mutter! I find' ihn net! . . . O ich armes, unglückliches Madel! Den Vater haben mir die Österreicher totgeschossen, den Bräutigam die Preußen! Gewiß ist er schon tot . . ."

„Von wem wären denn dann die Zetterln, die du zweimal in die Hand gesteckt gekriegt hast: ‚Ich leb'. Ich denk' an Dich' . . .?"

Die Christel hob das verweinte schöne Gesicht.

„Ja . . . Mutter . . . gelobt sei Jesus Maria! Das is wahr!"

Sie kannte es auswendig: ‚Ich lebe. Ich denk' an Dich. Ich war verwundet. Aber ich bin jetzt wieder geheilt. Ich bin nicht fern von Dir. Aber ich kann Dir nicht sagen, wo. Sonst wissen sie's, falls die Nuß, in die dies Blättchen gerollt ist, in die Klauen der Tyrannenschergen gerät. Dein in Leben und Tod!'

Mehr hatte in der hohlen Walnuß unter dem ausgeblasenen und an der Spitze angeleimten Ei nicht Platz, das ihr ein Unbekannter im Vorübergehen in die Hand gesteckt hatte. Christel Oberkofler strich sich das dunkle Haar von der bräunlichen Stirne und stand langsam auf.

„Er muß hier in der Nähe sein, Mutter! . . . Ach, das zu wissen und net zu ihm zu kommen! Wär' er doch nur überm Meer! Da tät' dem Reini keiner was an."

„Ich geh' gern mit dir hinüber nach Amerika und leb' da, bis ich sterb'! Ich mag Österreich nimmer wiedersehen, das mir mein Liebstes genommen hat . . ."

„Wann er nur schon dort wär' . . . i folg' ihm gleich . . ."

„Alle Schiffe sind jetzt voll von Flüchtlingen, du arm's Hascherl, die von Holland und England hinübersegeln."

„I krieg' schon noch 'nen Platz! Aber er is ja hier . . . und in Gefahr . . . er wagt es net einmal, zu schreiben, wo er verborgen is . . ."

„Guck . . . da ist der Herr Studiosus wieder", sagte nach einem langen, schweren Schweigen die Witwe des Professors Oberkofler, die bleich im schwarzen Schleier am Fenster stand.

„Wer denn, Mutter?"

„Du hast mich noch gar net dazu kommen lassen, 's dir zu erzählen. Er hat, wie du weg warst, nach dir gefragt. Weswegen, wollt' er mir net verraten. Es wär' nur für dich. Da klopft er . . ."

Die Christel stürzte an der Mutter vorbei und riß die Tür auf. Ein junger Studio stand auf der Schwelle. Er hatte ein sanftes, stilles Mädchengesicht mit langem blonden Schäferhaar im Nacken. Die goldene Brille ließ ihn älter erscheinen, als er war. Wenn sich auf dem angstvoll gespannten dunklen Madonnengesicht vor ihm Blässe und Röte der Erregung jagten, so kamen seine ersten gedämpften Worte nicht weniger atemlos vor Sorge und Unruhe heraus.

„Ich hab' erst vorgestern gehört, daß Sie in Heidelberg sind", sagte er, in der Mitte des Zimmers stehen bleibend, das Hütchen in der Hand geballt, mit einer kurzsichtigen Verbeugung gegen die beiden Damen. „Seitdem kämpfe ich mit meinem Gewissen . . ."

Die Christel Oberkofler rang die gefalteten Hände.

Digitized by Google

„Reden's . . . i bitt' schön . . . reden's!"

„Aber leise Ich bin der Kilian Falk, der Sohn des roten Falk aus Karlsruh'!"

Und da das nicht den erwarteten Eindruck machte, fügte er hinzu:

„Sie wissen, daß mein Vater als hoher badischer Beamter es doch immer viel zuviel mit den Krischern und mit Unzufriedenen gehalten hat. Auch als Abgeordneter in der Paulskirche. An dem Aufruhr selbst hat er sich allerdings nicht beteiligt. Das ging doch gegen sein Gewissen als Staatsdiener. Aber seine so hoffnungsvolle Laufbahn ist trotzdem jetzt abgeschnitten. Ich hab' es ihm immer gesagt . . ."

„Will der Herr Studiosus nicht Platz nehmen?"

„Ich danke, Madame."

Der junge Mann setzte sich umständlich, mit Kümmernis auf dem altklugen Gesicht, und holte wieder Atem.

„Ich für mein Teil habe das alles nicht mitgemacht. Ich habe während dieser verwirrten Zeit ruhig hier in Heidelberg meinen altprovenzalischen und gälischen Studien gelebt und mich wenig um die Händel gekümmert."

„Ach, gehen's . . . machen's doch schneller, Herr Falk!"

„Vereinsamt fühlte ich mich freilich. Mein eigentlicher Freundeskreis war zersprengt, feurige Jünglinge, die sich in der friedlichen Zeit im Mondschein in einem Berggarten der Frau Kirchenrätin Siebenhaar . . ."

„Reinis Tante!"

„. . . über dem Neckar zu versammeln und unbelauscht ihre Gedanken auszutauschen pflegten. Ich hörte gerne zu, wenn mir auch oft die Meinungen das Maß zu überschreiten schienen. Ich nenne unter den Vorzüglichen dieser jungen Leute den jetzt bei Germersheim gegen die Preußen gefallenen Kurhessen Ludwig Hunold, den Schwaben Wägele, den jungen Weixselbaum, den Bayern Johann Baptist Breitmoser . . ."

„. . . ich kenn' sie ja alle aus Reinis Erzählungen . . ."

„Auch ein Preuße war darunter . . . immer etwas abseits . . . ein Herr von Pritzig. Und endlich . . . ja . . . nun muß ich es aussprechen . . . der arme gute Reinhold Nimis . . ."

„Wo is er? . . . Wo is er?"

„Leise . . . leise . . . ich möchte nicht bei meiner schwachen Brust und meinen leidenden Augen in den Kerker kommen . . . die Wände haben jetzt in Heidelberg Ohren. Überall stehen preußische Posten . . ."

„Erzählen's! Um Jesu willen . . . i bin mucksstill . . ."

„Pst . . . pst . . . es war um die Mitte Juni. Die flüchtenden Freischärlermassen wälzten sich durch Heidelberg. Ich hatte mich mit meiner Teemaschine und etlichem Brot und Knackwürsten in meine stille Bude, drei Treppen hoch am Untern Faulen Pelz, zurückgezogen und dachte, sie nicht zu verlassen, solange draußen die Unruhe war. Ich saß beim Lampenschein und traktierte meinen Ossian — da krachte die Türe. Sie war zu niedrig für den riesenlangen, wilden, vollbärtigen Menschen, der eindrang und mir kurzerhand seine Pistole vor die Stirn hielt: ‚Schwöre oder stirb!'"

„Um Gottes willen!"

„Ja, Gott hat mich errettet, Madame, weil ich von Kindesbeinen an an ihn glaube. ‚Schwöre,' donnerte der Riese, ‚daß du meinen wunden Schwertgesellen Reinhold

Fischerkinder von der Kurischen Nehrung. Gemälde von Berthold Genzmer.

Digitized by Google

Nimis, den wir nicht weiter mit uns schleppen können, verbergen und vor der Tücke der Tyrannen schirmen willst. Du kennst ihn. Er liegt drüben überm Neckar auf der Neuenheimer Landstraße in einem Leiterwagen. Komm und hilf oder ich blase dir das Lebenslicht aus, so wahr ich ein freier friesischer Edeling bin' . . ."

„Und Sie?"

„Ich habe angesichts der Pistole geschworen", sprach der Studiosus kalt und zog unbehaglich, in stiller Angst, die Schultern hoch. „Ich habe nachher mein Gewissen erforscht und mich gefragt, ob solch ein Eid vor Gott Gültigkeit habe. Aber ich bin zu fromm. Soll ich Gott mein Wort brechen, weil ich Menschenfurcht Raum gab? Ich habe meinen Schwur gehalten. Ich habe den Reinhold Nimis zusammen mit ein paar Vertrauten untergebracht und versorgt . . ."

„Gelobt sei Jesus Maria! An Heiliger wird noch aus Ihnen . . . an Heiliger im Himmel!"

„Er ist ganz hergestellt. Er könnte fliehen. Aber jeden Tag wird die Flucht schwieriger, je mehr Ordnung und Ruhe endlich wiederkehren. Alle Wege sind bewacht. Wir wußten keinen Rat. Wir warteten von Tag zu Tag auf ein Zeichen Gottes."

„Das bring' i ihm."

„Es ist zu spät."

„Um Gottes willen . . ."

„Sein Versteck ist verraten. Ich hab's am Kornmarkt gehört, wo ein Vetter von mir Amtspraktikant ist. Der Reinhold hat mir gelobt, daß er mich nicht verrät, wenn sie ihn kriegen. Mir geschieht nichts."

„Aber er . . . aber er . . ."

„Heute Nacht werden sie Suche nach ihm halten. Es ist nicht leicht. Aber schließlich müssen sie ihn ja finden."

„Ich will zu ihm! Wo ist er?"

„Jetzt am hellen Tage ist es unmöglich. Erst wenn es dunkel geworden ist. Sonst führen wir ja die Polizei direkt zu ihm. Die fängt selber nicht vor Mitternacht an. Sie wartet gern, bis die meisten Leute schlafen gegangen sind, damit es keinen unnützen Rumor bei der Verhaftung gibt."

Christel Oberkofler stand vor dem kränklichen kleinen, vor Angst nach Luft ringenden Studenten.

„I bin auch eine gute katholische Christin. Der Schwur, den Sie Herrn von der Venne geschworen haben, der bindet Sie, bis Sie mich an Ihrer Stelle zu meinem Verlobten gebracht haben, damit er nicht ohne Hilfe ist. Wollen Sie das tun?"

„Dann werden Sie womöglich mit ihm festgenommen."

„I sterb' heut' noch mit ihm, wenn's sein muß . . ."

„Die Preußen spaßen nicht. Wollen Sie mir geloben, daß auch Sie nie meinen Namen nennen?"

„So wahr mir Gott helfe und die Jungfrau Maria zur ewigen Seligkeit! Amen!"

„Dann seien Sie um neun Uhr hier bereit." — —

Jenseit des Neckars, auf halber Höhe des Heiligenbergs, zog sich zwischen steilen Weinberghängen und Gärten der Philosophenweg. Man schaute von ihm tief hinab in das Tal und das alte Städtchen, man schaute hinüber zu der feierlichen Pracht der Schloßruine, man schaute hinaus in die weite, flache Ebene zu beiden Seiten des Rheins. Jetzt umwob bläulicher Silberglanz das Pfälzer Land. Der Vollmond stand klar und grell hoch über dem Königsstuhl. Drunten im Grund schimmerten die Lichter Heidelbergs. Es war halb zehn Uhr abends, und der Studiosus Kilian Falk sagte zu seiner Begleiterin:

„Sehen Sie da unten an der Brücke die Helmspitzen im Mondschein blinken? Das sind preußische Posten. Drunten bei der Neuenheimer Fähre liegt im ‚Schwarzen Schiff' auch eine preußische Wache. Die lassen nichts Verdächtiges über den Fluß. Ich muß auch um zehn wieder auf meiner Bude am Faulen Pelz sein."

Die Halden des Heiligenbergs senkten sich vor ihnen jäh zum Neckar hinab, nicht in Böschungen, sondern der Berg war durch Steinmauern und Terrassen abgestuft, auf denen die Rebstöcke standen. In der obersten Mauer am Weg waren stellenweise verschlossene Holzpforten, die zu den einzelnen Rebgärten hinabführten. Der blasse, bebrillte kleine Student seufzte, bückte sich und öffnete mit einem Schlüssel eines der kleinen Tore.

„Sodele", sprach er. „Gucke Sie: Da gehe kleine Steintreppche grade hinunter. Die steige Sie nur abwärts, bis zu dem Absatz bei dem dicken Gebüsch, wo der Weinberg aufhört und der Garten anfängt. Da kommt der Reinhold schon bei, wenn er weiß, wer's ist . . ."

„Woher weiß er's dann? Ach liebi Jungfrau Maria . . . steh mir bei!"

„Ha no . . . weil ich ihm das Zeichen geb' . . ."

Der stubenbleiche kleine Mann schaute sich noch einmal ängstlich um, obwohl weit und breit auch nicht der Mondschatten eines Menschen auf dem einsamen, ebenen Höhenweg zu erblicken war, und pochte dann ganz leise dreimal an das Holz der offenen Pforte. Es mußte schon solche Sternenstille und Nachtschweigen wie hier oben sein, damit man den schwachen Laut auch nur fünfzig, sechzig Schritte weit vernahm, und ebenso gedämpft, geheimnisvoll, auch von drei Schlägen auf Holz, kam ein Widerhall aus der Tiefe.

„Grüßen Sie den Reinhold von mir, und ich hätt' meinen Krischteeid gehalten. Zwei Monate haben wir von da oben Essen und Wein hinab zu ihm gebracht und den Doktor heimlich beigeschafft und wollene Decken und Arznei. 's war ja ein Glück, daß Sommer war. Sagen Sie dem Reinhold, ich könnt' nix dafür, wenn heute Nacht die Polizei käme und ihn holte. Es ist ihr verraten worden, daß sich noch Freischärler da und dort in den Weinbergen versteckt halten. Vorige Nacht haben sie schon von der Hirschgass' her alles durchsucht. Diese Nacht kommen sie hierher . . . Er soll mich bloß um Gottes wille nit verrate . . ."

Die Christel Oberkofler drückte ihm beinahe schmerzhaft die Hand. Ihr zartes Madonnengesicht hatte etwas von der Inbrunst der Mater Dolorosa. „Vergelt's Gott! Vergelt's Ihnen Gott viel tausend Mal!" Sie huschte mit einem leidenschaftlichen Sprung treppab in das Dunkel des Gartens. Verschwand flüchtig verhallenden leisen Tritts auf den Stufen. Der kleine Kilian Falk machte, daß er fortkam, zu seinem Lämpchen, zu seinem Studiertisch, zu seinen provenzalischen Minstrels aus der Heidelberger Universitätsbibliothek. Er lief allein den Philosophenweg hinab zum Fluß und dann längs des Neckars zurück zur Brücke. Vor einem zweistöckigen Landhaus dicht an der Straße blieb er stehen. Zu dem gehörte der Berggarten, der sich weit den Hang hinaufzog. In ihm rührte sich nichts, und Kilian Falk fühlte nach der Brusttasche seines altmodischen Röckchens, ob er auch seinen akademischen Ausweis für die Brückenwache nicht verloren habe, und trabte weiter.

(Schluß folgt)

Migräne * Von Hans Bauer.

An meine Stirnenknochen trifft
Von innen pausenlos ein Meißel.
Und an den Schädel tanzen Kreisel
Auf einem glüh'nden Eisenstift.

Gedanken knattern durch mein Haupt
Aus einem unterird'schen Schachte.
An was ich nicht seit Jahren dachte,
Fühl' ich mich plötzlich angeschraubt.

Die Stunden waren mir sonst kurz.
Nun ist's, als ob sie nie sich träfen.
Der Raum stemmt sich an meine Schläfen,
Als stünd' er vorm Zusammensturz.

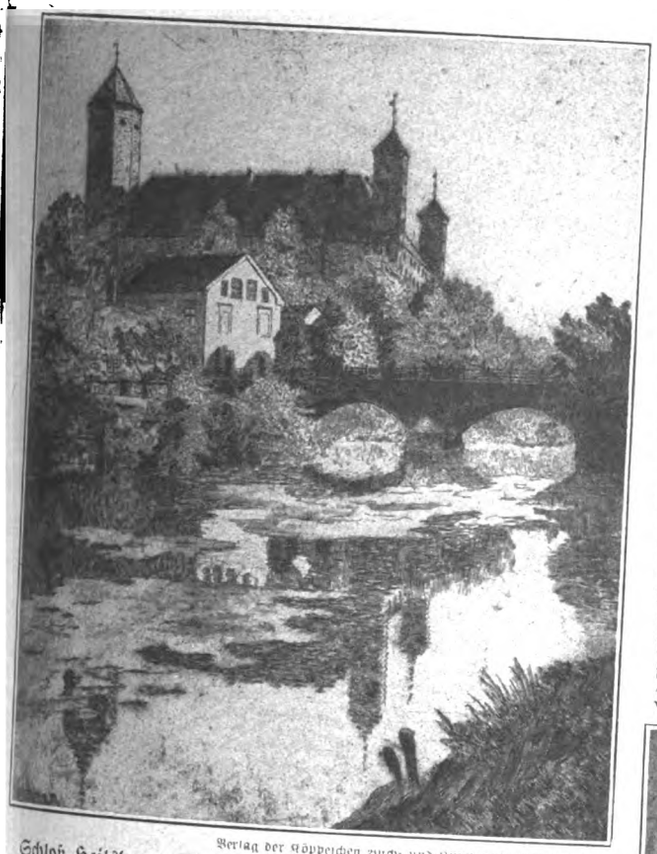
Ich flehe in die Zeit hinaus,
Daß mir ein Gott den Schmerz entjäte.
Da lacht das Muster der Tapete
Mich durch zehntausend Fratzen aus.

Digitized by Google

Ostpreußenfahrt * Von Rolf Brandt.

Die Erinnerung sitzt bei dieser Fahrt durch Ostpreußen an meiner Seite. Das letzte Mal sah ich den südlichen Teil von Ostpreußen, Masuren, Ermeland und Oberland, die jetzt die närrische, die unverschämte Frage, ob sie deutsch bleiben wollen, beantworten sollen, im Jahre vierzehn. Allenstein, Lyck, Neidenburg, Osterode, Lötzen, schon der Klang der Namen weht dunkle Vorhänge auseinander.

Es war nach Tannenberg, der Krieg stand vor mir wie ein Riese, dessen heißer Atem mich niederwarf. Die Mondnächte waren von einer zauberhaften Weichheit in diesen September-



Verlag der Koppelschen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein

Schloß Heilsberg a. d. Alle. Radierung von Albert Fothe.

tagen in Rössel. Von der Studierkammer des Kaplans, bei dem ich in Quartier lag, sah ich Abend für Abend in die lichtweiße Dämmerung des Domplatzes, und Abend für Abend fuhr der Nachtwind mit zärtlichen Fingern durch die Büsche, die sich bleuschwarz in dem weißen Licht bogen. Am Tage lag der Staub in ungeheuren grauen Wolken über allen Straßen, den Feldern und den kleinen Gehöften, soweit man vom Walle des alten Schlosses in die Ebene blicken konnte. Die Kolonnen zogen nach Gerdauen nach Neidenburg, sie marschierten der Armee Kennenkampf entgegen. Ich hielt es nicht aus in dem Mondschein und dem blitzenden Mittagslicht der kleinen blitzblanken Stadt, ich bat den Herrn Kaplan, mich auf den Kirchturm hinaufzuführen, von dem man weiten Blick haben mußte. Wir schritten die knarrenden Stufen hinauf, vorbei an den Nestern von Raubgesindel, vorbei an alten verstaubten Bildern, an mattblauen, zerschlissenen Chorstühlen, an altem Gerümpel von Leuchtern und Holzschnitzereien. Das schwere Glockenseil zitterte, sooft ich es streifte. Oben auf der Plattform und im Glockenstuhl wehte trotzdem nur ein leichter Wind.

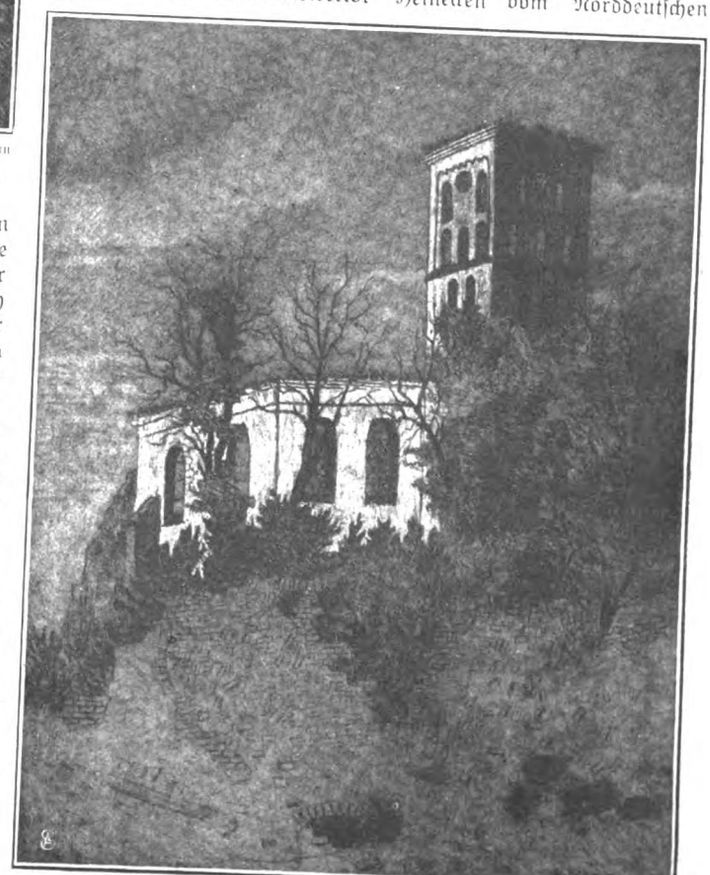
Man konnte weit in das Land sehen, über die roten Spielzeugdächer von Rössel hinweg, hinweg über den Staub der Kolonnen bis fern an die welligen Berglinie, von der seltsame schwarze Wolken aufstiegen. Ehe die Dämmerung über die Dörfer und Hügel schleierte, färbte sich der Abendhimmel hellrot, und als die Schatten unserer Körper nicht mehr auf der Plattform blieben, sondern lang und verzerrt weiterwanderten, wurde das Rot dunkler. Es war wie der Schein von brennenden Dörfern, wie ich ihn schon kannte, aber es leuchtete noch greller. Der rote Abendhimmel lag über dem jetzt dunklen und stillen Land, als ob er niemals erblassen wollte. Dann stand eine Woche lang, zwei Wochen lang — ich weiß es nicht mehr wie lange — der rote Schein über Ostpreußen, der seltsam dunkelrot glühende Abendhimmel

Brennende Städte, marschierende Truppen, diese ostpreußischen Regimenter, die den Sieg hoch an ihre Helme rissen und ihr Land, ihr Ostpreußen, ihr Masuren dem Höllenschreck entrangen.

Jetzt blaut ein lichter Himmel über den wiedererstandenen Dörfern und Städten, das neue Mauerwerk glänzt in der Frühlingssonne, aber neue Sorge steht vor dem Land der Wälder und Seen und kernfesten Menschen: Volksabstimmung. Französische Truppen auf den Straßen von Lyck, französische Kompagnien in Lötzen, englische Tommies in Allenstein, Aufschmettern der Clairons und das Quieken des Dudelsacks.

Die Erinnerung sitzt neben uns und spricht bitterliche Worte. Bei jedem Schritt flüstert sie von dem großen Ruhm, der lorbeerhoch auf dieser Erde gewachsen ist, von übermenschlichem Heldentum, und im glühenden Licht erleb' ich noch einmal, ach noch einmal, diese Tragödie, die das Herz frieren läßt: Deutschland.

Wie in einer Vision habe ich die weißen Häuser von Lyck und den blauen See und die Höhen, auf denen verblutend deutsche Jäger und ostpreußischer Landsturm lag, schon einmal erblickt. Vor einem Jahre in Versailles, am 7. Mai. Der furchtbare, der gespenstige Tag, an dem man uns in dem „Palast-Hotel Grand Trianon" das fluchwürdige Buch übergab, in dem die Bedingungen von Versailles die Geschichte der Menschheit höhnten, der Tag, an dem ich entdeckte, daß es eine französische Sonne gibt, die frech und unbarmherzig über die Trauer glitzert und leuchtende Fahnen an die grünen Parkbäume hängt, der Tag war endlich gesunken. Wir wußten schon den Wahnsinn des Buches, das Clemenceau dem todblassen Brockdorff-Rantzau hatte auf den Platz legen lassen, auch Einzelheiten, aber es waren erst ein paar Exemplare in der Hand der Delegation, so daß ich erst gegen 10 Uhr abends das Buch im hohnvollen weißen Einband in der Hand hatte. Es war im Zimmer von Generaldirektor Heinecken vom Norddeutschen



Verlag der Koppelschen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein.

Zerstörte Kirche in Neidenburg. Radierung von Albert Fothe.

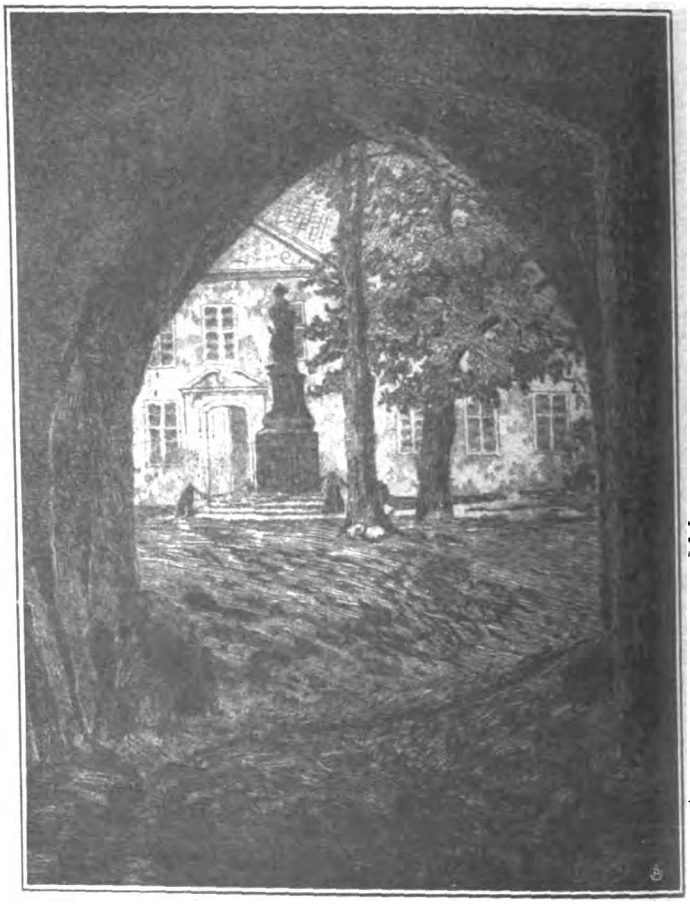
Digitized by Google

Lloyd, der mir sein Exemplar lieh. Draußen rauschten die Parkbäume von Trianon, unser Herz schlug lauter. In dieser Nacht las dann das arme gepeinigte Auge: „Section IX. Prusse Orientale. Dans la zone comprise entre la frontière Sud du territoire de la Prusse orientale, telle que cette frontière est déterminée à l'article 28 de la Partie II (Frontières de l'Allemagne) du présent Traité, et la ligne ci-dessous décrite, les habitants seront appellés à désigner par voie de suffrages l'Etat auquel ils désirent être rattachés. . . . . ." Da sah ich Lyck von der Erinnerung leuchtend gemalt und sah die armen, zitternden Lichter hinter den Fenstern in Osterode nach dem Sieg von Tannenberg und sah den Wirtshaustisch, hinter dem die mächtigen und festen Augen von Hindenburg auftauchten.

Nun war ich wieder in der weißen Stadt am See. Bei so einer Pressefahrt — ja es war also eine Pressefahrt von zwölf Vertretern großer Zeitungen auf Anregung der ostpreußischen Heimatverbände, — bei so einer Fahrt geraten die Reden und die Dinge, die mit ihnen zusammenhängen, immer etwas länglich, und das politische Material häuft sich beängstigend, man wird sehr klug und unterrichtet und sieht viele schöne und erhebende Dinge, aber anderes verstummt darüber, und ich will gerade von dem anderen sprechen, denn dies Land ist mir von je anders als mit Leitartikeln und notwendigen Sätzen an das Herz gewachsen.

* * *

Nun war ich wieder in der weißen Stadt am See. Der Wagen fuhr die Hauptstraße entlang, da irgendwo muß das Haus sein, in dem ich in Quartier gelegen habe. Die Ruinen der schönen Kirche, deren Brandschein ich am Himmel gesehen habe. Neue Häuser an Stelle der schwärzlichen und zerrissenen Ruinen. Die Festhalle. Auf der kleinen Bühne steht ein Redner und spricht in die tausendköpfige Menschenmasse hinein. Seine Worte sind fest wie die Gestalt, seine Hände fassen zuweilen wie um den Griff eines Wortes. „Wollt ihr deutsch sein, deutsch bleiben, Landsleute?" „Wir wollen deutsch sein, deutsch, deutsch!" Es ist keine Szene, diese Menschen mit den ruhigen Augen und den harten Händen eignen sich nicht zum politischen Spiel. Es ist der Notschrei eines Volkes. Es ist wie etwas Schauerliches, daß Menschen ihren letzten, ihren heiligen Stolz herausschreien in der Not ihrer Herzen. Ein Lied flattert über



Verlag der Köppelschen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein.

Die heilige Katharina im Heilsberger Schloßhof.
Radierung von Albert Fothe.

den Saal, ein altes, schier vergessenes Volkslied:

„Ich hab' mich ergeben / Mit Herz und mit Hand / Dir Land voll Lieb' und Leben, / Mein deutsches Vaterland."

Die Tonwellen tragen den Sturm der Stunde zu gleichmäßiger Höhe. Der Ansprung des Gefühls weicht unter gleichmäßiger Wärme. Aus dem Saal, in dem jetzt heitere Weisen beginnen, gehe ich in die dunkle Straße. Da ist das kleine Café, das diese tüchtige ostpreußische Wirtin hat. Hier lag ich in Quartier. Eine Stunde, bevor ich damals kam — vor sechs Jahren —, hatte die sehr stattliche Frau einem russischen Kapitän, der ihr noch im Trubel der russischen Flucht zu nahe kam, ein paar handfeste Maulschellen verabreicht. Dann stand sie am Herd und kochte für die deutschen Soldaten. So hatte ich sie damals getroffen.

„Guten Tag, Frau Wirtin."

Sie starrt mich an wie ein Gespenst. „Was machen Sie in Lyck?"

„So eine Informationsfahrt für die Abstimmung, wissen Sie."

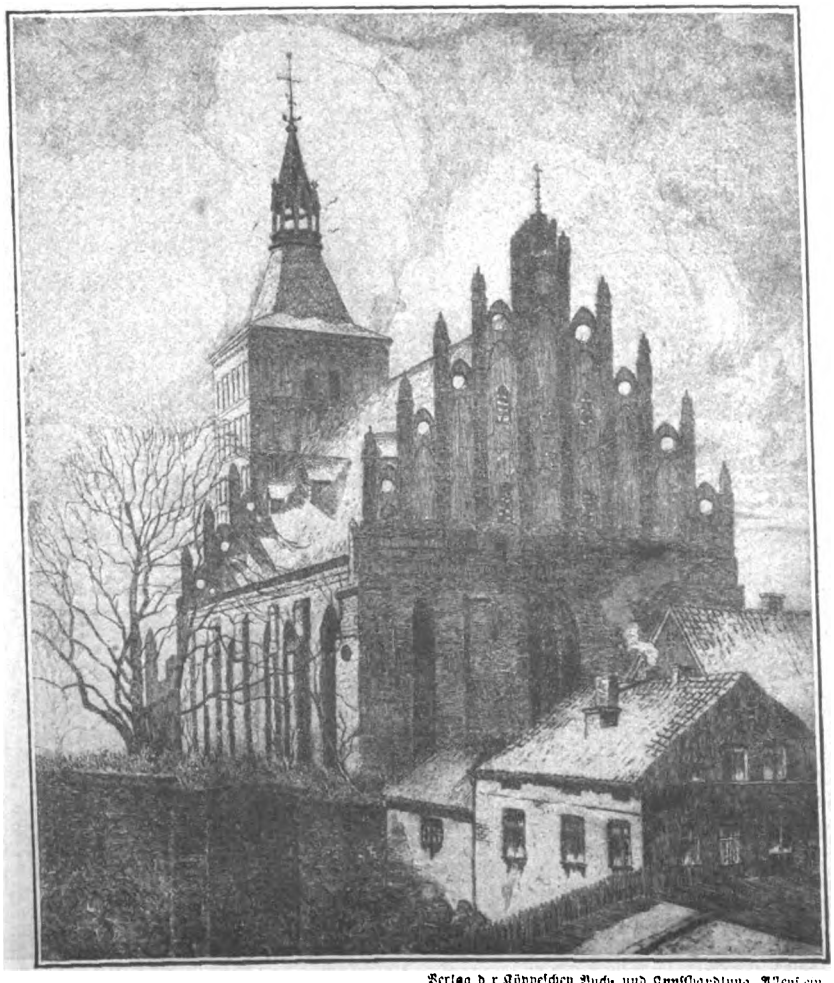
„Da gibt's nicht viel zu informieren. Das ist eine Frechheit, diese Abstimmung. Haben wir noch nicht genug durchgemacht? Aber Sie sehen spak aus. Ich werd' Ihnen noch Kaffee kochen. Auch Kuchen kriegen Sie noch. Meine Töchter sind im Festhaus."

„Die Kinder so allein?"

„Das sind junge Mädchen! Ja, die Zeit hat ein flinkes Spulrad. Schöne Zeit! Wie sah das anders aus! Aber kommen Sie, schabbern nutzt nichts."

Wir sitzen beim Kaffee und einer selbstgebackenen Torte.

„Man merkt hier von vielen Nöten nichts. Sicher, es wäre schon albern, das nicht zu sagen. Butter haben die Bauern heute auf den Markt so



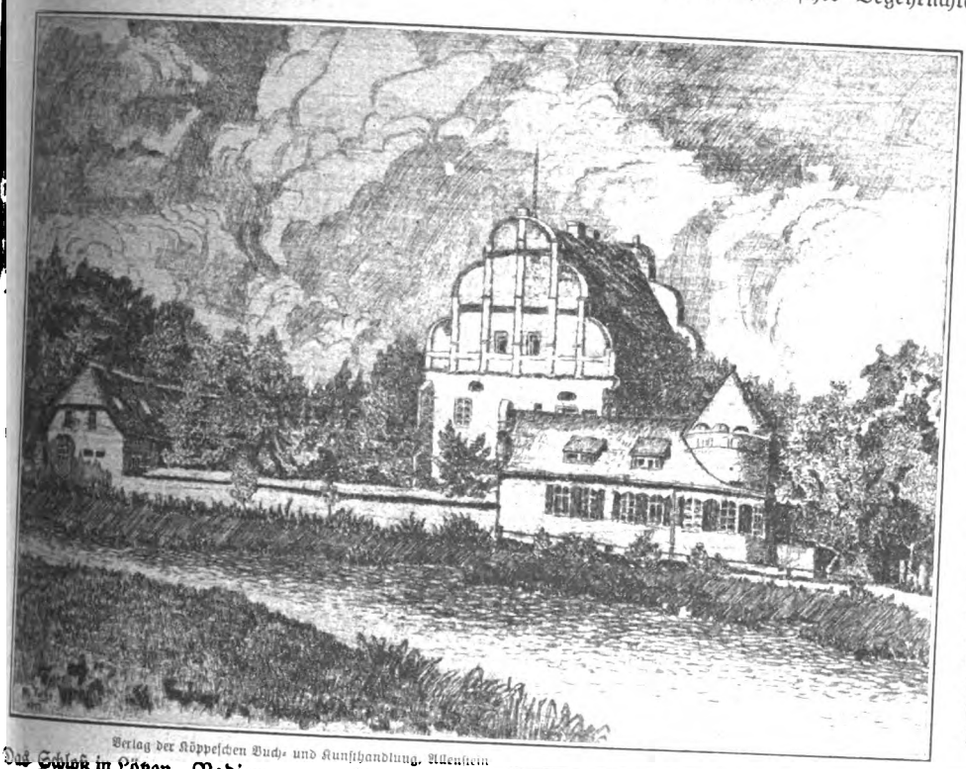
Verlag der Köppelschen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein.

Die alte Jakobikirche in Allenstein. Radierung von Albert Fothe.

Digitized by Google

viel gebracht, daß sie kaum ausverkaufen konnten. Aber das andere. Das ist schlimm. Wie verraten und verkauft. So abgeschnitten. Nach Königsberg. Nach überallhin. Die Zeitungen kommen spät. Man sitzt wie hinter Mauern. Gerüchte. Wissen Sie, so wie im Gefängnishof. Man möchte manchmal dreinschlagen."

„Das verstehen Sie", sage ich.



Verlag der Köppeschen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein

Das Schloß in Lötzen. Radierung von Albert Fothe.

„Es nützte ja nichts mehr. Kein Mensch zweifelt, wie wir stimmen, nicht mal die Franzosen. Wir hören ja genug von ihnen. Man quält uns. Es wird niemand besser dabei. Das Ganze ist eine Erfindung des Teufels."

„Von Versailles", sage ich.

„Ich habe mein Leben lang rechtschaffen gearbeitet, manchmal frage ich jetzt, wenn ich mir überlege, wozu alles nütze war: Warum? Was steht denn fest? Wenn man mich fragt, ob ich eine Deutsche bleiben wolle, was steht dann fest?"

Draußen rauscht die Nacht vorbei. Der gestirnte Himmel. Immer unsere arme verzweifelte Frage: Warum? Die Sterne flirren. Wind rauscht in den Bäumen. Verspätete Nachzügler kommen aus der Festhalle. Ihre Stimmen klingen laut in der Dunkelheit.

* * *

Der Stein zur Erinnerung an die verlorene, die Ordensschlacht von Tannenberg liegt inmitten einer Reihe grüner Tannen. Ein Findlingsblock, auf dem der Name Ulrich von Jungingen steht. Hier fiel der Hoch- und Ordensmeister, nachdem die Blüte des Ordens von Jagellos Litauern, Polen, Tataren niedergestreckt worden war. Der Lehrer erzählt, wie die Heere standen, deutet auf die sonnenglänzenden Höhen, auf denen die unzähligen Reiterscharen und das Fußvolk des Polenkönigs lagerten. Als das Ordensheer heranzog, war das polnisch-litauische Heer mit seiner Aufstellung noch lange nicht fertig, es dünkte Ulrich von Jungingen nicht ritterlich, den nicht bereiten Gegner anzugreifen. In der Mittagsglut des 15. Juli war die Schlacht auf der Höhe, der Orden rückte vor, die schwarzen Kreuze auf weißem Grund leuchteten tief aus der Mitte der feindlichen Hauptmacht, der Flügel wich — aber Jagellos Reserve griff ein, und am Abend war das Schicksal der deutschen Ostmark auf viele hundert Jahre entschieden. Burg Allenstein öffnete acht Tage später schimpflich die Tore. — Dunkle Tannen. Die letzten Reste einer Kapelle, zerbröckelnd Gestein. Hier vollzog sich schon einmal deutsches Schicksal. Hier ließ deutscher ritterlicher Geist den Polen schon einmal Gelegenheit, die unfertigen Kräfte zu sammeln. Hier brach schon einmal ein Kulturdamm unter slawischer Begehrlichkeit zusammen. Immer das gleiche Spiel. Auch diesmal in der Tragödie dieses Krieges haben wir, wir Erznarren der Hoffnungsseligkeit und des Glaubens an ritterlichen Austrag von Volkskämpfen, die Polen in den Stand gesetzt, die günstige Stunde abzuwarten, um über uns herzufallen. Es ist sehr schön zu sagen: Lassen wir das Vergangene vergessen sein, setzen wir uns zusammen und reden wir von der Zukunft, wir haben gemeinsame Aufgaben im Osten, es kommt darauf an, daß wir beginnen, uns zu verstehen, — es ist sehr ehrenwert, sehr großzügig, so zu sprechen und zu handeln, aber es ist sehr töricht, wenn der andere nicht will. Wenn der andere die freche Räuberfaust derweilen nach unbestritten deutschem Gebiet ausstreckt, wenn jedes Wort des andern Lüge, jedes Versprechen Meineid ist. Diese Erde ist aus Wald und Sumpf durch deutsche Arbeit zu dem Kulturland geworden, das sie heute darstellt. So weit man blicken kann, zeugt der Acker von

Ostpreußische Bäuerin. Radierung von Ernst Bischoff-Culm.

Digitized by Google

deutschem Fleiß. Hier ist menschliche Großtat geschehen, hier wurde mit deutscher Zähigkeit gearbeitet, hier blühte deutscher Meister Ruhm, hier ging deutscher Pflug durch den Boden. Jeder, der sehen will, überschreite die Grenze, hier spricht das Land mit lebendiger Stimme.

Später in Bischofsburg sagt ein einfacher ermländischer Bauer, dem langsam und fest jedes Wort vom Munde fließt: „Lieben Landsleute! Wir stehen in Deutschland wie in einem Blumentopf. Seht unsere Äcker, unsere Häuser, unsere Wege. Lieben Landsleute! Im Kriege ist es wohl überall schlecht gewesen, aber am schlechtesten in Polen. Die Frau zieht den Holzpflug über den armen Acker, es ist traurig zu sehen. In der Lehmhütte ist kein Schrank, kein ordentliches Bett. Sie tragen ihren Schafspelz im Winter und im Sommer, sie sind so elend, daß es schon eine Unverschämtheit ist, uns zu fragen: Wollt ihr zu denen? . . .“ Es ist nicht Sprache, es ist nicht Glauben, es ist die Kultur, die trennt, und vielleicht haßt der Masure den Polen noch stärker als der deutschsprechende Bauer, weil er fühlt, wie man ihm die Arbeit, die seit Jahrhunderten sein Volk in deutscher Gewohnheit an sich selbst geleistet hat, fortstehlen will. Die Schlacht von Tannenberg wird noch oft geschlagen werden, nicht gerade mit Schwertern, aber die Entscheidung wird immer sein um Blüte, Kultur und Aufschwung dieser Ostmark.

* * *

Eine Woche lang gehen die farbigen Bilder dieser Ostmark vor meinen Augen vorüber. „Kaum gegrüßt, gemieden.“ Das Motorboot fährt durch die blauen, blauen Flächen der masurischen Seen. Wälder schimmern in Duft und Ferne. Sonne hängt an den noch blühenden Obstbäumen. Dörfer träumen in den Frühling. Die Autos rasen auf weißen Landstraßen. Leichte Hügel tragen grüne Felder, Städte, heimelige kleine Städte wachsen empor. Ordensburgen, Marktplätze. Wie ein großes Bild erscheint mir das Land, und die Menschen auf diesem Bilde halten die Fäuste in Not und Willen geballt, ihre Augen brennen. „Volk in Not“. Mehr noch als die Redner, die im Namen ihrer Volksgenossen sprechen, deren schlichtes Bekenntnis auf den Marktplätzen, auf grünem Rasen, unter wehenden Bäumen, in Sälen und Versammlungsräumen immer wieder das gleiche ist, sprechen die einfachen Worte, die der Flug erhascht.

So eine Bauernhochzeit in einem Dorfe bei Allenstein. Die jungen Mädchen singen. Der helle Sopran der Braut schwingt sich leuchtend über die Altstimmen der Freundinnen.

„Ach Gott, tu' erheben
Mein jung Herzensblut
Zu frischem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frommem Mut.“

Als das Lied mit dem „Leben und Sterben fürs heilige Vaterland“ ausklingt, sagt neben mir ein junger Bauerssohn: „So wollte ich wohl auch, daß meine Hochzeit wäre.“ Es ist wie die in die Ostmark verpflanzte Geschichte von Gottfried Keller von dem „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Der kernfeste Trinkspruch auf die „Freundschaft in der Freiheit“ konnte zwar nicht wohl gehalten werden; wie soll man in einem Lande von Freiheit reden, über das die Zeichen der „Internationalen Kommission“ in Allenstein stehen. Aber ich denke mir, daß der Schluß der Geschichte etwas Verwandtes hat, wenn man Symbole gelten läßt. „Doch oben im Sternenschein schlug die eidgenössische Fahne immer einsam ihre Schnippchen, und das Rauschen ihres Zeuges war jetzt deutlich zu hören. Hermine legte ihre Arme um den Hals des Bräutigams, küßte ihn freiwillig und sagte bewegt und zärtlich: ‚Nun muß es aber recht hergehen bei uns! Mögen wir so lange leben, als wir brav und tüchtig sind, und nicht einen Tag länger!‘ “

So war es mir in diesen ganzen hellen Tagen — wir sollten den Landsleuten im Kampf so etwas wie den Gruß des Reiches bringen, aber sie gaben uns mehr, den Glauben an den deutschen Gedanken, an deutschen Aufschwung trotz Jammer und Tageselend — so war es mir in diesen Nächten, als ob oben im Sternenschein eine deutsche Fahne rauschte und als ob die Männer und Frauen sprachen: „Nun muß es aber recht hergehen bei uns!“

* * *

Soldatenfriedhöfe liegen still in Maiensonne. Die Höhen von Wapliß. Da haben sie geblutet. Leichter Wind geht um die Grabkreuze. „Da liegt auch ein Oberst — ki, ki, Orkitzki oder so ähnlich“, sagt einer der Herren. Soldatenschicksal. Etwas von der Tragödie der vergessenen Helden, von der Tragödie des ganzen Krieges liegt in dem „oder so ähnlich“.

In Hohenstein hält der Bürgermeister eine Rede. Während die Menge wieder ihr Deutschtum bekennt, sehe ich das andere Hohenstein. Brennende Lohe fällt rot über die Straßen. Leichengeruch fängt sich in der Hitze des Augusttages. Verlassenes Vieh trabt über den Marktplatz. Kolonnen, immer wieder marschierende Kolonnen. Die Felder tragen hohe Garben von Gefallenen. „Wir sagen: Treue um Treue“, endigt der Bürgermeister und hebt den schwarzen Zylinder.

Ich sehe die hohen Landsturmhelme noch von Anno 12, die damals die letzten Aufgebote trugen. Närrisch, rührend und fest. Neue Häuser glänzen in der Sonne, ein paar Baugerüste. Es ist Tollheit, daß dieses Land, von dem jede Erdscholle von deutschem Blut geheiligt ist, abstimmen soll, ob es deutsch bleibe.

In Bischofsburg hat eine Frau die Leitung der deutschen Propaganda. Ermländerin. Klug, sicher und weiblich. An die Wand des Saales, in dem wir zusammen sind, hat sie alte ermländische Brauthauben und diese wunderschönen, in tausend Farben gewirkten Umschlagtücher aus Ermland gehängt, die auch unsere Großväter von Reisen im Osten mitbrachten. Von dem selbstgewirkten Futter der alten Brauthauben könnten die Kunstgewerbler noch manchen schönen Anreiz nehmen, und von der Art des Fräulein Lehmann könnten viele „bedeutende“ Frauen lernen, wie man Weiblichkeit mit Politik verbindet. „Es ist ja nicht Politik,“ sagt Fräulein Lehmann, „es ist die selbstverständlichste Sache. Man braucht nur zu tun, was das Herz sagt, und man handelt richtig.“

So wird es geschehen in Ermland, in Masuren, im Oberland, und ich brauche keine Schätzungszahlen zu nennen und keine Kniffe der polnischen Propaganda zu enthüllen. Das Land redet, wie es im Herzen empfindet, und dieses Herz ist deutsch.

Eine Heimat * Von Toni Rothmund.

Kilian Dombrowski, der Schuster, war aus seiner masurischen Heimatstadt fortgeschickt und in eine Anstalt gebracht worden, wo ihm das Trinken abgewöhnt werden sollte. Denn die Stadtväter fanden, daß er nun genug Elend über seine Familie gebracht habe. Die Gemeinde übernahm die Sorge für seine kleine blasse, von Wochenbetten erschöpfte Frau und seine beiden jüngsten Kinder.

Die Lene aber war wie ein Mensch, der zu lange gegen den Sturm gegangen ist. Es geht ja, solange der Wind einem das Haar zerwühlt und man jeden Schritt vorwärts mühsam erkämpfen muß. Nun aber war die große Stille gekommen, und an der starb sie. Denn sie war viel zu müd, um in ihr noch einmal aufleben zu können.

Ihre Schwester, eine dicke, behäbige Brauersfrau, saß an ihrem Bett und pflegte sie, so gut sie es verstand. Sie hatte ihr auch den Sarg schon anmessen lassen, und er stand schon einige Zeit in der leeren Bodenkammer und wartete auf seine Bürde. Es war ein schweres Sterben, von sieben Kindern weg, und die beiden jüngsten noch so klein!

„Um die Martha gräm' dich nicht, Lene“, sagte die dicke Brauerin. „Die nehm' ich zu mir. Aber den Bub, nein, das siehst du ein, das wäre zuviel.“

Und die Lene nickte. Sie sah es ja ein. Bloß, es war so traurig, daß den Bub niemand wollte.

Und ein unendlich weher Blick streifte den kleinen, mageren zehnjährigen Knaben, der am Boden kauerte und mit Kügelchen spielte.

Die Brauerin tat ihre Pflicht an ihrer Schwester und pflegte sie redlich. Aber retten konnte sie sie auch nicht. Und eines Tages verlangte die Lene nach ihrem Mann. Darüber entrüstete sich die Schwester so, daß sie das Haus verließ. Denn nun war es ja klar, daß die Lene nicht an einer Krankheit starb, sondern an ihrer eigenen Dummheit.

Digitized by Google

Sonst würde sie doch nicht nach ihrem Manne verlangen, durch dessen Schuld sie nun in ihr frühes Grab gebracht wurde.

Niemand hat erfahren, was der Kilian und sein Weib in der letzten Stunde miteinander geredet haben. Niemand war dabei. Aber Stunden gibt es, die so reich an Segen sind, daß sie beinah' das Leid eines ganzen Lebens aufwiegen. Und als die Lene tot war, lag ein friedliches, stilles Lächeln um ihren Mund. Das sahen ihre sieben Kinder, die weinend an ihrem Bette standen, und das sah wohl auch der liebe Gott und schrieb es dem Kilian gut.

Freilich mußte er auch sehen, daß der betrübte Witwer sich am Abend einen Kanonenrausch antrank, so daß seine Kinder sich scheu vor ihm verkrochen.

Am andern Morgen wurde er wieder in die Anstalt zurückgebracht, wo er mit seiner Kur ganz von vorn wieder anfangen mußte.

Die kleine Martha kam wirklich zu den Brauersleuten, die sich sehr viel Schönes über ihren Edelmut sagen ließen. Viel Platz war zwar nicht da, und Marthas Bett wurde in demselben Raum aufgeschlagen, wo der Kellner und der Bursche schliefen. Aber satt wurde sie, und eigentlich hatte sie es dort nicht schlecht. Dann aber wollte es das Schicksal, daß die Brauersleute nach Angermünde verzogen, wo noch weniger Platz war, so daß sie das Kind unmöglich mitnehmen konnten. Nun nahm der Bäcker die Kleine. Er konnte sie gut gebrauchen zum Brotaustragen. Als das Kind indessen die Masern bekam und danach lange kränkelte, kam es schließlich doch zur Frau Jentsch, die immer Ziehkinder hatte und von der den Stadtvätern „nichts Nachteiliges bekannt war". Freilich, die Jentschen hatte nicht viel Glück mit ihren Kostkindern. Aber nun, so kleine Wesen haben eben auch gleich etwas. Da konnte Martha sich nun nützlich machen und die Kinder hüten. Wenn sie auch selbst erst fünf Jahre alt war, das machte nichts. Es war ja keine schwere Arbeit, die man von ihr verlangte. Heinrich hatte es nicht so gut. Der Bürgermeister runzelte die Stirn, wenn er an ihn dachte. Man mußte sehen, mit der Zeit etwas Besseres für ihn zu finden. Freilich, des Ronneggers Gut lag weit weg von der Stadt, und so kam es, daß Heinrich Dombrowski etwas in Vergessenheit geriet. — Im Herbst kam der Kilian heim. Aber es war klar, daß er nicht für seine Kinder sorgen konnte. Während seiner Anstaltszeit war er furchtbar zusammengebrochen. Er konnte seine Schusterei nicht mehr betreiben und mußte froh sein, eine Stelle als städtischer Straßenkehrer zu bekommen.

Manchmal stand er lange und schaute in den engen, schmutzigen Hof, wo die kleine Martha auf ihren dünnen Armen die ungeliebten Ankömmlinge dieser Erde herumschleppte. Immer hatte er in seiner Hosentasche irgendeine Kleinigkeit für das Kind, ein Stück Zucker, ein Bildchen und einmal ein schönes dunkelrotes Zopfbändchen. Das flocht sie in ihre Locken, denn so klein und elend sie war, putzen tat sie sich doch schon gern, wenn auch nur mit einem roten Band.

Er hatte sie oft geprügelt, und sie hatte immer Angst vor ihm gehabt. Aber jetzt war er doch der einzige Mensch, der ihr etwas zuliebe tat.

Einmal ging er auch, Heinrich zu besuchen. Aber als er wiederkam, murmelte er böse Worte vor sich hin und knirschte mit den Zähnen. Und am Abend betrank er sich.

Als der Winter kam, brachte Kilian der kleinen Martha ein kariertes Tuch, das ihrer Mutter gehört hatte, denn ihre Kleider waren dünn und löcherig, und der ostpreußische Winter ist hart. Da sah es dann seltsam und ein wenig rührend aus, wenn das kleine Ding, ganz eingemummelt in das große bunte Tuch, eilig durch die Straßen schlüpfte, um für Mutter Jentsch Besorgungen zu machen. Die junge Pfarrfrau sah ihr jedesmal nach, wenn sie vorüberhuschte. Sie kam ihr wie ein kleiner bunter Singvogel vor, der vergessen hat, in die warmen Länder zu ziehen, und hier im kalten Masurenland sich durch den Winter frieren mußte.

Eines Tages aber trat die Kleine auf einen Zipfel des Tuches und fiel zu Boden. Die Flasche, die sie getragen hatte, zerbrach, und Mutter Jentsch' Schnaps floß auf die Erde. Und aus einer breiten Stirnwunde rann Blut über das schmale weiße Gesicht.

„Oh, der kleine Vogel!" rief die Pfarrfrau mitleidig, lief hinaus und trug das Kind herein. Es war leicht wie eine Feder und roch ganz entsetzlich nach Fusel. Und es weinte trostlos, denn Mutter Jentsch hatte ein loses Handgelenk. Frau Ingeborg wickelte den kleinen Singvogel aus dem bunten Tuch, aber auch die Kleider

Lesende Ostpreußin. Radierung von Ernst Bischoff-Culm.

Digitized by Google

rochen, und die Tränen wollten nicht versiegen. Da nahm sie das Kind auf den Schoß und ekelte sich nicht vor seinen schmutzigen Kleidern und seinem ungepflegten Körper, wusch es und legte es in ihr eigenes Bett. Und dann streichelte sie es und tröstete es, bis es eingeschlafen war.

Am Abend saß sie auf ihrem gewöhnlichen Platz, und das Licht der Hängelampe fiel auf ihr schönes junges Antlitz. Aber ihre Hände lagen heut' müßig im Schoß. Ihr Mann ging immer vor ihr auf und nieder und sah sehr nachdenklich drein.

„Und dies, meinst du, ist der Fingerzeig Gottes, auf den du gewartet hast?"

„Ja, ich glaube es. Das Kind lag arm und wund und elend vor meiner Tür. Und da hab' ich's aufgehoben und will's behalten." Und sehr leise fügte sie hinzu: „Du weißt ja, daß wir keine eigenen Kinder haben sollen."

Er schwieg eine Weile, es war der Schmerz ihres Lebens, daß sie kinderlos waren. Endlich sagte er: „Wenn du dies Kind aus dem Schmutz der Straße an dein Herz nimmst, Ingeborg, so ist das kein Ersatz für das, was Gott uns versagt hat. Du kennst ja den alten Dombrowski. Schlechte Anlagen vererben sich. Du weißt nicht, was du in dein Haus bekommst. Deine Freundin, Frau von Haide — —"

Um Ingeborgs Mund zuckte ein kleines verächtliches Lächeln. „Ja, ich weiß. Sie hat sich dreimal Kinder zur Ansicht kommen lassen, ehe sie die kleine Erika behielt, die sie jetzt herausputzt wie ein Äffchen. Ich will die Martha nicht behalten, damit ich ein Spielzeug habe. Sie tut mir nur leid, und ich will sehen, ob ich nicht, soweit an mir liegt, ein Stück Kinderelend lindern kann. Und alles, was kommt, will ich dann hinnehmen und nicht klagen."

„Und wenn das Kind mißrät?"

„Eigene Kinder können auch mißraten."

„Und wenn wir den Dombrowski nicht vom Halse kriegen können?"

Darauf hatte Ingeborg keine Antwort. Das war schlimm, das mit dem alten Trinker. Aber schließlich verlegte sie sich aufs Bitten, und da hatte sie gewonnenes Spiel. So blieb die kleine Martha im Pfarrhause, und Frau Ingeborg pflegte und kleidete sie und führte sie an der Hand behutsam wieder ins Kinderland zurück, aus dem sie zu früh verstoßen worden war.

Am Tag vor Weihnachten aber stieg der Pfarrer in seinen Schlitten und ließ sich zu dem Besitzer Ronnegger hinausfahren. Es war ein weiter Weg übers hügelige masurische Land, das nun unter seiner weißen Schneedecke lag. Der Wind pfiff über die Felder, und in den Wäldern bellten die Füchse, und manchmal huschte ein Hermelin über den Weg. Der Ronneggersche Besitz machte einen etwas verwahrlosten Eindruck, wie die Behausungen jener Menschen, die „nicht der Liebe hatten". Der Pfarrer sprang vom Schlitten und schritt auf das Gewese zu.

Der Heinrich Dombrowski lief barfuß durch den Schnee über den Hof und brachte den Schweinen ihr Futter. Die schmale Gestalt schwankte unter der viel zu schweren Last. Der Pfarrer wartete, bis er mit den leeren Eimern zurückkam, und dann rief er ihn an. Langsam und ängstlich kam der Junge näher.

„Kennst du mich?"

Scheu sah der Bub auf, senkte aber schnell den Blick wieder. Dabei murmelte er etwas, was wie „Pan Pfarrer" klang.

„Wie geht es dir hier?"

Der Knabe sah gerade vor sich hin, ohne zu antworten. Niemals im Leben hatte der Pfarrer so viel Trostlosigkeit gesehen wie in diesen großen grauen Augen. Nur bei gequälten Tieren sah man Ähnliches.

Vorsichtig versuchte er auf alle Art, den Kleinen zum Sprechen zu bringen, und gab sich Mühe, das undeutliche Gemisch von polnischen und deutschen Wörtern zu verstehen. Dabei betrachtete er sich dies verwahrloste Stücklein Menschentum näher. Die dünnen nackten Beine waren voller Frostbeulen, ein garstiger Ausschlag entstellte das Gesicht, das Haar starrte vor Schmutz und Ungeziefer, und das linke Ohr war halb vom Kopf gerissen.

„Wie kam denn das?" fragte der Pfarrer und wies auf das Ohr. Scheu blickte der Junge um sich. „Die Panna", murmelte er. Der Pfarrer aber wußte genug. „Pack dein Bündel, Heinrich! Du kommst mit mir."

Unsicher sahen die stummen Augen zu ihm auf. Da beugte er sich herab und streichelte das hagere, alte, vergrämte Kindergesicht. Und in polnischer Sprache sagte er: „Für immer sollst du zu uns kommen. Die Martha ist auch bei uns."

Da stieß der Bub einen Schrei aus wie ein Tier. Das ging dem Pfarrer durch und durch, und er hat es nie vergessen können. Es war die Freude, die aus dem mißhandelten Kind schrie.

Die Ronneggersche aber stürzte aus dem Hause in einer schwarzen, sehr fleckigen Atlasbluse und begrüßte den Pan Pfarrer mit einem Schwall von Höflichkeiten und bedauerte, daß ihr Mann nicht da sei.

Aber er sah sie nur verachtungsvoll an. „Der Bub, den Sie in Pflege haben, den nehme ich mit mir, denn er ist vollständig verwahrlost. Einen Mühlstein verspricht der Herr denen, die ein Kind ärgern. Für Sie wäre das noch zu wenig." Dann stieg er in den Schlitten.

Als sie vor dem Pfarrhaus hielten, kam Ingeborg ihnen entgegen. Ihr Mann küßte sie und sagte: „Wir wollen nichts Halbes tun, Inge. Hier hab' ich den Jungen. Gib ihm nur gleich was Warmes, denn es ist eine Bärenkälte, und er hat fast nichts an."

Und während Ingeborg den Jungen in ihre Pflege nahm, ging der Pfarrer zum alten Kilian Dombrowski und unterrichtete ihn von der veränderten Lage der Dinge.

Tief, tief senkte der den grauen Kopf und bedeckte des Pfarrers Hand mit Küssen. Dabei stammelte er immer nur: „Herr Pfarrer, der liebe Gott — — der liebe Gott —" Weiter kam er nicht. Die Tränen strömten ihm über das Gesicht.

Als die beiden Kleinen in reinlichen Kleidern vor dem brennenden Weihnachtsbaum standen und mit ungläubigen Augen die Herrlichkeiten anstarrten, da hatten Ingeborg und ihr Mann das schönste Christgeschenk.

Der alte Kilian tat nach wie vor schlecht und recht seine Arbeit. Wenn er die Straßen kehrte und irgend jemand aus dem Pfarrhause des Weges kam, dann schaute er nicht auf, und wenn er ihnen sonst zufällig begegnete, so grüßte er schweigend und ging vorüber. Nicht einmal die kleine Martha wagte er anzuschauen, denn es könnte ja schließlich die Pfarrersleute gereuen, was sie an seinen Kindern taten, wenn er sich an sie hängen würde, so ein schlechtangesehener Lump, der sein Leben übel verbracht hatte.

Niemals betrat er das Haus, wo seine Kinder Heimat gefunden hatten. Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehen wollte, da machte er sich auf und verließ seine Vaterstadt. Niemand fragte groß nach ihm. Er galt als verschollen oder zugrunde gegangen.

Es erschien aber eines Tages in einer ostpreußischen Landstadt ein fremder, sterbender Mann, der seinen Namen nicht nennen wollte. Sie brachten ihn ins Armenhaus. Weder Papiere, noch Erkennungszeichen trug er bei sich. Und schweigend litt er den Tod, ein Namenloser.

Als er gestorben war, fand sich, daß er etwas in der festgeballten Faust hatte. Man öffnete sie und fand ein dunkelrotes, zerschlissenes Haarband. Da es weder Aufschluß über den Fremdling geben konnte, noch von irgendeinem Wert war, warf man es achtlos auf den Boden.

Aber die kleine Schwester, die ihn gepflegt hatte, hob es später auf, und als der Fremde im schlichten tannenen Sarg lag, legte sie es ihm auf die Brust.

Digitized by Google

Ostpreußischer Strand * Von Konrad Ekert.

Mit zwei Zeichnungen des Verfassers.

Der Weg zum Strand.

Hellgraue Nebelschleier hängen über dem Land, umflattern blühende Kastanien, weiße, blütenübersäte Apfel- und Birnbäume — wie lange schon sind sie draußen im Reich verblüht —, der Wind fegt sie von der See her über Wege und Felder, und hier und da hält sie ein Baum, ein Strauch, wickelt ihre flatternden Fetzen um sich herum, und seine Zweige reichen sie weiter zum nächsten, und helle Schleiergirlanden hängen von Baum zu Baum.

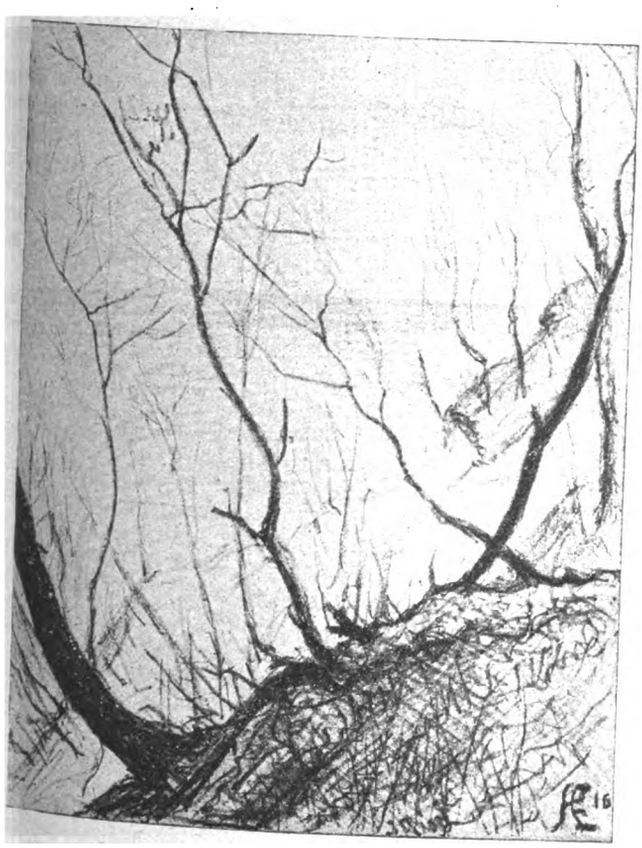
Und wo ist die See?

Man hört ihr starkes, ruhiges Rauschen, das manchmal mit dem Wind anschwillt zu dumpfem Warnen... Irgendwo tief unten muß sie sein. Der Blick flieht am Abhang hinab, fängt sich an harten, trockenen Ästen, gleitet mit rinnendem Sand tiefer und tiefer und hascht gerade noch tief, tief unten ein paar wuchtige Steine und Blöcke auf blassem feuchten Sand — die ihm dann auch schnell der Nebel entzieht.

In der Tiefe dort ist das Meer.

Nun flacht sich allmählich der Dünenzug ab. Der Strand scheint sich zu heben, deutlicher werden die Steine, das Rauschen und Brausen klarer und dringender — und da: Eine leichte Hand wehrt für Augenblicke dem Schleier — die erste weiße Schaumwelle zerschlägt, zerspritzt am Strand.

Ein dunkles mächtiges Grau, oft überdeckt von spiegelndem Grün, blickt durch den Nebel, verschmilzt und verschwimmt mit ihm zur Unendlichkeit. Wie priesterliche Stirnbinden liegen ein paar weiße, im jähen Lichte matter Sonne aufleuchtende Schaumstreifen darüber, fliehen in raschem Rhythmus auf das Ufer zu —



da deckt wieder unergründlicher Nebel Meer und Strand...

Durch weißen samtenen Sand geht nun der Weg, an kleinen Krüppelkiefern rechts und links vorbei, blaugrünes Strandgras biegt sich raschelnd unter dem Fuß, schmale Bretter tragen über einen kleinen Bach, zu dessen Seiten ein Band von hellem Birkengrün sich mit zum Meer schwingt.

Der Nebel wird lichter, ist fast nur noch ein matter Silberglanz auf Sand und See, und in sprühender Weiße schimmern durch das Untergestrüpp die Schaumkronen der Wellen.

Ein kleines Quer-Tal. Zwischen Dünenwänden wie ein Keil die immer klarer sich färbende See. Ein Stück Welt, nur für dich bestimmt, nur für dich geschaffen, abgeschlossen gegen Fremdes und Unheiliges. Wie schwere Kissen umfängt deine Glieder der Sand, das Brausen der Wellen tönt herüber, bald stärker, bald leiser, der Wind rascheln in abgestorbenen Zweigen und zaubert fern verworrene Menschenstimmen an dein Ohr, vergessene und nie gehörte — und aus dichtem Stranddorn-Gestrüpp, das dunkel in den nun leuchtend blauen Himmel hineinschneidet, überklingt all das, ganz nah, unermüdlich, das Klagen und Jubeln des Sprosserrufs.

Die Stunden fliegen dahin und zerschellen mit den wandernden Wellen am Strand. Die Zeit starb. Kein Gestern, kein Morgen ist mehr, nur heute, dieser eine Tag.. diese Stunde, die du jetzt lebst...

Erinnern und Vergessen gibt das Meer. Aber das Meer kannst du nie vergessen, und in jeden Traum, den du fern von ihm träumst, klingt dir sein Rufen und lockt dich immer wieder zu ihm und zu deiner Heimat.

Darwin oder Kropotkin * Von Dr. Th. Zell.

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Buch des Fürsten Kropotkin „Gegenseitige Hilfe bei Tieren und Menschen" durch den in München ermordeten Gustav Landauer übersetzt wurde. Als Kommunisten lag Landauer wohl besonders daran, die Bekämpfung der Darwinschen Grundanschauungen durch Kropotkin in Deutschland möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen. Hat ja doch nach Ansicht vieler Kropotkin das Bestehen eines Kampfes ums Dasein gründlich widerlegt.

Im Gegensatz zu Darwin sieht Kropotkin nicht überall den Kampf ums Dasein in der Tierwelt walten; er findet ein hochentwickeltes Gesellschaftsleben, wodurch sich die Tiere vor Gefahren und Feinden schützen. Was Kropotkin sagt, ist richtig, übrigens auch von Darwin hervorgehoben worden. Tatsächlich bilden viele Tiere Gesellschaften und schützen sich dadurch. Ist nun dadurch der Kampf ums Dasein beseitigt? Ein einfaches Rechenexempel wird uns über die Streitfrage Aufklärung geben.

Digitized by Google

Eine Auster hat eine Million Eier, Stör und Kabeljau mehrere Millionen Eier. Was soll aus ihrer Nachkommenschaft werden, wenn nicht der Tod seine reiche Ernte hält?

Zur warmen Jahreszeit kehren die Zugvögel zu uns zurück. Warum geschieht das? Weil sich dann ein Insektenleben bei uns entwickelt, das unsere Landwirtschaft aufs schwerste gefährdete, wenn die Insektenfresser — und die meisten Zugvögel sind Insektenfresser — nicht von früh bis spät unter den Insekten aufräumten.

Der vortreffliche Naturforscher Lenz hat an der Hand von praktischen Versuchen berechnet, wieviel Nutzen die Stare für den Landwirt stiften. Nach ihm bringen die Alten vormittags alle drei Minuten, nachmittags alle fünf Minuten eine Schnecke oder etwas Gleichwertiges an Heuschrecken oder Raupen für die Jungen. Das macht am Tage 224 Schnecken, während die Alten selbst 140 verzehren. Der Star macht zwei Bruten. Da eine Starenfamilie täglich 840 Schnecken verzehrt, sobald die Jungen erwachsen sind, so hat Lenz von den Bewohnern seiner 42 Nistkästen berechnet, daß sie täglich 35 280 Schnecken fressen. Da ich selbst jahrelang Insektenfresser, auch Stare, gehalten habe, so glaube ich, daß die Rechnung von Lenz so ziemlich stimmt. Man staunt immer wieder darüber, was ein so kleiner Vogel verzehrt. Eine mir bekannte Gutsbesitzerfamilie zog eine aus dem Nest gefallene Schwalbe groß. Die ganze Familie, namentlich die Kinder, konnten aber kaum so viele Fliegen fangen, wie das Schwälbchen brauchte. Einen Star, der täglich etwa 70 Insekten frißt, eine Schwalbe und sonstige Insektenfresser, die mindestens das gleiche brauchen, nennen wir nicht Raubvögel, sondern Friedvögel. Die Tötung und das Verzehren sehen wir gar nicht als Morden an, obwohl doch die Insekten ebenfalls Geschöpfe sind, die sich ihres Daseins freuen.

Selbst wenn wir uns auf die Säugetiere und Vögel beschränken, so sind einzelne darunter so fruchtbar, daß sie an Hungersnot zugrunde gehen müßten, wenn keine Feinde vorhanden wären. Enten, Rebhühner legen 10 bis 15 Eier. Geradezu berüchtigt wegen ihrer Fruchtbarkeit sind die Nager, namentlich die Kaninchen. Man hat ausgerechnet, daß ein Rattenpärchen in zehn Jahren 48 Trillionen Nachkommen haben würde. Bei den Mäusen liegt die Sache ähnlich. Obwohl ein Heer von Feinden sie Tag und Nacht verfolgt, spotten sie ihrer durch ihre Fruchtbarkeit. Ist die Witterung für die Nager günstig, wozu Trockenheit und Wärme gehören, so können sämtliche Feinde zusammen das Ausbrechen einer Mäuseplage nicht hindern. Daß Ratten und die murmeltierartigen Bobaks Träger der Pest sind, erklärt sich als letztes Mittel der Natur, um nach einem überaus günstigen Sommer der übergroßen Vermehrung einen Riegel vorzuschieben.

Nur durch fortwährendes Morden kann also die unglaubliche Vermehrung einzelner Tiere in Schranken gehalten werden. Wovon sollen denn auch die Raubtiere leben? Ohne Morden müssen diese Geschöpfe verhungern. Da sie nun am leichtesten kranke, schwächliche und unvorsichtige Tiere erbeuten können, so besteht tatsächlich ein Kampf ums Dasein, wie es Darwin behauptet hat. Jeder Jäger, der die Natur mit offenen Augen beobachtet, überhaupt jeder Naturfreund wird dieses Vorhandensein eines Kampfes ums Dasein aus eigener Anschauung bestätigen müssen. Überall sieht er Mord, Mord und nochmals Mord. Diese Wahrheit kann natürlich kein Naturforscher aus der Welt schaffen, und auch Kropotkin muß sie einräumen. Aber, wendet er ein, „der Kampf ums Dasein besteht nach meinen Beobachtungen nicht unter den einzelnen Tierarten. Diese stehen sich vielmehr in erster Linie bei". Er führt dafür einige Beispiele an und spendet namentlich den Bienen ein begeistertes Lob. Es ist richtig, daß Affen sich erfolgreich gegen Adler wehren, Pferde gegen Wölfe usw. Man könnte noch viel mehr Beispiele von dem Nutzen der Geselligkeit anführen. Eine Pavianherde greift kein Leopard an, selbst der Löwe soll es nicht wagen. Vor einer Elefantenherde flüchtet der Löwe, ebenso wie schon eine Büffelherde Löwen und Tiger in die Flucht jagt. Aber die schon geschilderte unglaubliche Vermehrung bringt es mit sich, daß der Überfluß nicht nur von den Raubtieren aus der Welt geschafft wird. Ein Hecht hat gegen 100 000 Eier. Zu deren Vertilgung wirken die eigenen Artgenossen eifrig mit. Beim Krokodil liegt die Sache ähnlich. Ist ein Gewässer sehr fischreich, dann vermehren sich die Echsen sehr stark. Die Folge ist Fischarmut, so daß die Krokodile die eigene Brut fressen, wodurch das Gleichgewicht wiederhergestellt wird.

Sehen wir aber von Fischen und Kriechtieren ab und betrachten Säugetiere und Vögel. Kranke Tiere werden von vielen Artgenossen getötet und unter Umständen gefressen, so von den Eulen. Vom Habicht schreibt Brehm, daß der stärkere den schwächeren bei reichlichem Futter auffrißt, und zwar selbst die Mutter ihre eigenen Kinder. Er führt hierfür eine Menge Beispiele an. Die Baschkiren jagen mit gezähmten Adlern, und zwar nur mit einem. Mit zweien ist es nicht möglich, weil diese sofort einen Kampf auf Tod und Leben beginnen. Was soll ein Gutsbesitzer zu der Behauptung sagen: Unter den Tieren derselben Art besteht kein Kampf! Bei seinen Pferden darf er nur einen Hengst halten, sonst hört das Kämpfen unter ihnen nicht auf. Bei den Rindern aus dem gleichen Grunde nur einen Stier, unter den Schweinen einen Eber, unter den Schafen einen Bock. Die Kämpfe auf dem Hühnerhof unter den Hühnern sind selbst dem Großstädter bekannt. Wenn zwei Hunde sich begegnen und sie gehören demselben Geschlecht an, so ist gewöhnlich nach einigen Minuten die schönste Beißerei im Gange. Obendrein zeichnen sich männliche Hunde dadurch aus, daß sie ihre Jungen totbeißen. Das gleiche kann man bei Katern und Kaninchenrammlern beobachten. Auch Hündinnen beißen manchmal, wie ich selbst erlebte, die Jungen einer andern Hündin tot.

Kauft der Gutsbesitzer ein Schwein, ein Pferd usw., so hat er häufig seine liebe Not, den Neuling bei den Genossen unterzubringen. Schweine beißen den neu Angekommenen nicht selten tot, Pferde wollen auf der Koppel von dem Neuling nichts wissen.

Die Bienen, auf die sich Kropotkin beruft, sind nicht maßgebend. Da bei ihnen nur ein Weibchen die Fortpflanzung besorgt, so hat schon Schopenhauer ganz richtig den gesamten Bienenstock als einziges Geschöpf aufgefaßt. Die gegenseitige Unterstützung ist dann ebenso selbstverständlich wie bei den einzelnen Zellen des Menschen. Teilt man diese Auffassung nicht, dann liefert die alljährliche Drohnenschlacht, bei der die Männchen getötet werden, eine schöne Illustration zu der Behauptung, daß Tiere derselben Art sich nicht bekämpfen.

Auch bei den Affen, auf die sich Kropotkin beruft, darf man nicht nur die Lichtseite betrachten. Gerade da Brehm eine Autorität für Kropotkin ist, so sei hier die Schilderung des Lebens einer Affenherde aus Brehms Tierleben angeführt. Es heißt dort: „Das stärkste Mitglied schwingt sich zum Leitaffen auf durch die Länge seiner Zähne und die Kraft seiner Arme. Natürlich beansprucht er ausschließlich Sultanrechte, womit die andern Affen nicht einverstanden sind. Kampf findet daher immer statt. Bei den Affen vergeht sicher kein Tag ohne Zank und Streit." Was Brehm hier von den täglichen Kämpfen der Affen berichtet, bestätigt vollkommen Darwins Ansicht und widerlegt Kropotkin schlagend.

In Deutschland hat man seit einigen Jahren Mufflons, also Wildschafe, in passenden Gegenden ausgesetzt, wo sie sich gut vermehren. Doch raten die Mufflonkenner, niemals mehr als einen Bock mit weiblichen Schafen auszusetzen, da der stärkste Bock nicht eher ruht, bis er alle andern Böcke umgebracht hat. Von den Selbstzerfleischungskämpfen, die unter Büffeln und Kühen üblich sind, wolle man bei Brehm und von Tschudi die eingehenden Schilderungen nachlesen. Trotz aller Anstrengungen der Hirten fallen diesen Kämpfen manche Tiere zum Opfer, und zwar infolge von Wunden, die ihnen die eigenen Artgenossen zugefügt haben. So heißt es von den Schweizer Rinderherden: „Hat ein Hirt die Unvorsichtigkeit begangen, die Reste einer Kuh nicht sehr tief zu vergraben, so wird dieser Ort zum Schauplatz eines Kampfes unter den Rindern, von dessen Schrecklichkeit sich nur der Augenzeuge eine Vorstellung machen kann."

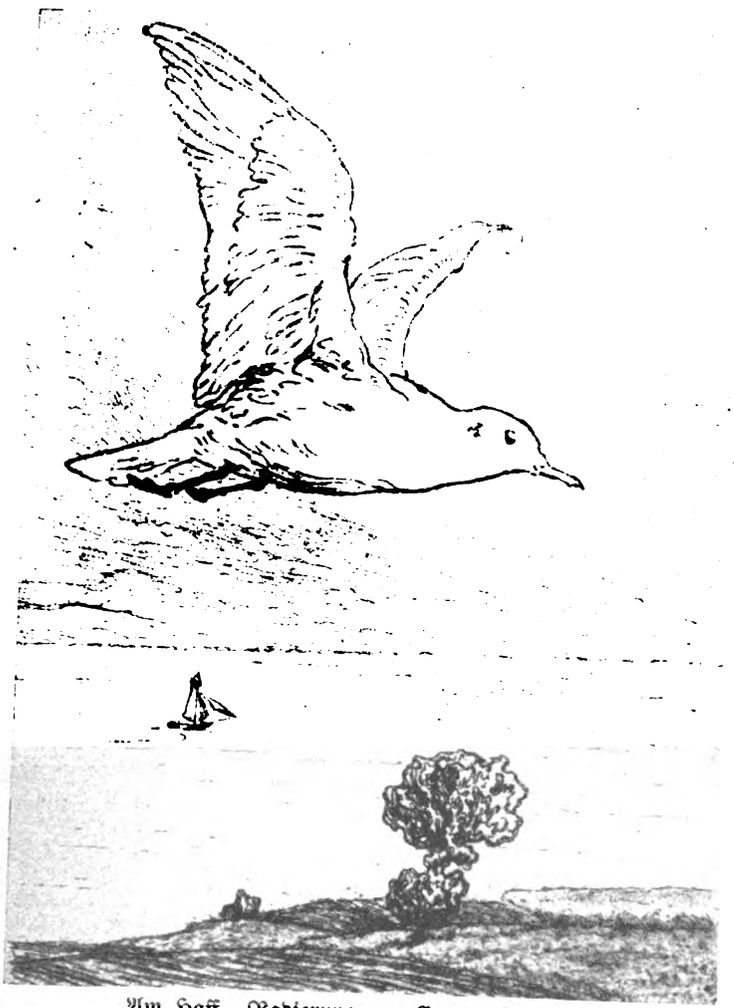
Zahlreiche einsiedlerisch lebende Tierarten greifen jeden Artgenossen an, um ihn zu töten und zu fressen, so der Maulwurf, Hamster usw. Bei den Spinnen frißt bekanntlich das Weibchen regelmäßig das bedeutend kleinere Männchen, weshalb eine Liebeserklärung unter Spinnen für den Mann eine große Portion Mut verlangt. Floericke schreibt in seinem Buche über Spinnen von den Walzenspinnen: „Die Unverträglichkeit der Spinnen scheint bei ihnen bis zu einer wahren Berserkerwut gesteigert zu sein. Wo immer sie sich begegnen, fällt die stärkere grimmig über die schwächere her und frißt sie auf."

Als Jäger muß man ebenfalls gegen Kropotkin Stellung nehmen. Den Kannibalismus bei Füchsen und Wölfen kann man allenfalls mit ihrer Raubtiernatur entschuldigen. Aber wie steht es mit den Pflanzenfressern? Der alte Hase behandelt seine Jungen abscheulich. Oft beißt er sie tot. Der Rehbock forkelt nicht selten die Jungen der Ricke zu Tode, weil sie ihm bei seinem Liebeswerben im Wege sind. Die Kämpfe unter eifersüchtigen Hirschen sind tausendfach dargestellt worden. Daß bei Wildenten die Entenmütter fremde Junge zu töten suchen, habe ich oft

Digitized by Google

beobachtet. Im Berliner Tiergarten habe ich oft ein Junges, das aufs Land geflüchtet war, vor der verfolgenden Alten gerettet.

Wen das alles etwa noch nicht überzeugt, dem rate ich zu einem Besuche des Zoologischen Gartens. Wie gern möchte die Direktion jede Tierart in einem gemeinschaftlichen Gehege unterbringen, und wie sieht es in der Praxis aus? Abgesehen von Wasservögeln, namentlich Pelikanen und Flamingos, sind von den Säugetieren nur Affen und einige stumpfsinnige amerikanische Nager gemeinsam gehalten. Die Regel ist: Zwei Tiere derselben Tierart kann man nur dann in denselben Käfig sperren, wenn sie Männchen und Weibchen sind. Daß man Affen gemeinsam halten kann — aber nicht etwa alle —, kommt daher, daß der schwächliche Affe gegen den stärkeren unglaublich unterwürfig ist und daß der stärkste von allen die Schwächlinge bemuttert. Selbst Männchen und Weibchen leben nicht immer in Frieden. Bei Wölfen, Bären und anderen Tieren haben die Männchen nicht selten ihre Weibchen getötet. Welche Unsummen würde ein Zoologischer Garten sparen, wenn er für jede Tierart nur einen Käfig brauchte! Wie gern würde der Vorstand wünschen, daß Kropotkin recht hätte.



Am Haff. Radierung von G. von Welzien.

Was er sagt, hat übrigens schon vor zweitausend Jahren ein anderer Naturforscher behauptet, nämlich Plinius, der bei dem Vergleich zwischen Menschen und Tieren folgendes schreibt: „Die anderen Tiere leben wenigstens mit ihresgleichen in Eintracht und verbinden sich gegen gemeinschaftliche Feinde: Löwen kämpfen nicht gegen Löwen, Schlangen nicht gegen Schlangen usw. Aber der Mensch fügt dem Menschen das meiste Leid zu."

Plinius ist wegen seiner Oberflächlichkeit bekannt. Bereits im Altertum waren Wachtelkämpfe ungemein beliebt, wie heutigestags noch in manchen Ländern die Hahnenkämpfe. Es ist also ein wirklich starkes Stück, zu behaupten, daß die einzelnen Tierarten sich nicht bekämpfen. Richtig ist es, daß man die Kämpfe zwischen den Mitgliedern derselben Tierart nur bei sehr sorgfältiger Beobachtung wahrnimmt. Denn sie finden gewöhnlich nur zu gewissen Jahreszeiten statt. Kropotkins Behauptung, daß er davon nichts wahrgenommen hat, beweist gegen ihr Vorhandensein gar nichts.

Aufgefallen ist mir nachstehender Satz. Er schildert die gemeinsame Tätigkeit einzelner Tiere und fährt dann fort: „Wie falsch ist daher die Ansicht derer, die von der Tierwelt so sprechen, als ob in ihr nichts zu sehen wäre als Löwen und Hyänen!" Als Massenmörder ausgerechnet Löwen und Hyänen anzuführen, beweist eine sehr geringe Tierkenntnis. Die Hyäne frißt regelmäßig nur Leichen, kommt als Mörder also gar nicht in Betracht. Selbst der Löwe ist nicht Massenmörder, da er sich mit der Tötung eines Geschöpfes begnügt, während Marder, Pumas, Luchse und Wölfe viel mehr morden, als sie verzehren können. Sehen wir von diesen schlecht gewählten Beispielen ab, so sind mit dem Grundgedanken von Kropotkin unvereinbar die von Brehm und die von Tschudi angeführten Tierschilderungen. Beide sind als ausgezeichnete Tierkenner berühmt. Mir fallen hierbei noch folgende Zeugen ein: Einer der besten Kenner der amerikanischen Tierwelt berichtet von dem ausgeprägten Kannibalismus unter den Bären. Nichts wäre für einen Bären verlockender, als wenn die Falle mit Bärenfleisch geködert sei. Sven Hedin schildert, wie bei seiner Reise nach Indien sein Kamelhengst von einem andern brunftigen Kamelhengst angegriffen wurde. Nansen berichtet, daß er eine Eisbärin erlegt habe. Am nächsten Tage stellte er fest, daß die beiden Jungen der Eisbärin von einem alten Eisbären zerrissen worden waren. Unser berühmter Alexander von Humboldt hebt immer wieder hervor, daß es in Südamerika deshalb unter den Krokodilen so wenig Männchen gebe, weil sie sich während der Paarungszeit so grimmig bekämpften, daß nur wenige übrigblieben. Wie würde ein Alexander von Humboldt, der das Tierleben eingehend beobachtet hat, über eine so oberflächliche Ansicht, wie sie Kropotkin äußert, lächeln.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis: In der Natur ist das Morden an der Tagesordnung, ein Kampf ums Dasein findet statt. Auch die Angehörigen einzelner Tierarten bekämpfen sich untereinander, ganz besonders zur Paarungszeit. Wenn Kropotkin behauptet, daß er von Kämpfen unter Tieren derselben Art nichts wahrgenommen habe, so beweist das nur seine Oberflächlichkeit. Denn Tiere ohne Paarungskämpfe sind eine so verschwindende Ausnahme, daß sie gar nicht in Betracht kommen. Von einer Widerlegung der Darwinschen Lehre durch Kropotkin kann also keine Rede sein.

Streiflichter.

Höfliche Umgangsformen. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Nach diesem Goethe-Wort müßten wir in dieser Zeit der getretenen Hühneraugen geradezu Wahrheitsfanatiker geworden sein. Ist's doch, als hätten wir mit den Fürsten „höfen" die „Höflichkeit" selbst davongejagt. Das ist übrigens mehr als ein bloßes Wortspiel: „Höflich" leitet sich in der Tat von „Hof" ab und bezeichnet das Benehmen, wie es im Gegensatz zum bäuerischen Wesen den Hofleuten eigen war. Echte Höflichkeit ist das Kostüm der Menschenfreundlichkeit, und sein Kostüm muß man zu tragen verstehen. Vor dem Kriege aber war diese Fähigkeit längst in immer weitere Kreise gedrungen: vom Adel ins gute Bürgertum und von da tief hinein in die Arbeiterschaft. Die militärische Erziehung hat hier an unseren Bauernsöhnen viel Gutes getan. Und heute: „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen!" Äußere Haltung wirkt auf die innere zurück. So hätte auch von dieser Seite eine Brücke zwischen unseren zerrissenen Volksschichten geschlagen werden können. Die Furcht davor hat wohl dazu beigetragen, daß die Sozialdemokratie eine gewisse Formlosigkeit und Rauheit künstlich gepflegt hat, die sich sonst stark abgeschliffen hätte. Heute hat sich Höflichkeit in engste Kreise geflüchtet. Was Wunder, da wir in so vielem in den von Hobbes gezeichneten Urzustand der Menschheit zurückgesunken sind: Homo homini lupus: Bissig und gefräßig stehen sich die Menschen gegenüber, und der Ellbogen regiert die Stunde. Gewiß wollen wir kein Geschlecht von Zärtlingen heranzüchten, und ein blasses Ästhetentum können wir weniger brauchen als je. Aber wer

Digitized by Google

sich seines Wertes bewußt ist, gerade er wird verschmähen, sich rücksichtslos vor- und durchzudrängen und mit rauher Kehle andere zu überschreien; er zuerst wird stolz und ruhig auf den Platz zuschreiten, den er sich bestimmt weiß, wird jene reine Luftschicht um sich verbreiten, die ihn von den übelduftenden Vielzuvielen absondert und sie von ihm; jedem das Seine gebend, wird er aber auch zu verhüten suchen, daß die in langer Kulturvergangenheit differenzierte Gesellschaft wieder zu einer klumpigen Masse verbreit. Ritterlichkeit war von je eine Tugend der durch ihre Stellung im Herzen Europas unerbittlich zu Kampf und Abwehr getriebenen deutschen Nation; ist diese Tugend nicht ganz unter dem Flugsand der Revolutionsstürme verschüttet worden, so wird aus ihr auch von neuem Höflichkeit des Herzens und Anmut der Umgangsformen aufblühen, — nicht von fremden Tanzmeistern aufgepfropft, sondern als Siegespreis im Streiten gegen die Wucherpflanzen Roheit, Rücksichtslosigkeit, Raubgier.

Das Polizeiproblem. Ist ein Land, das heißt Italien, da wachsen außer Zitronen auch Karabinieri, die paarweise zur Welt kommen wie Strümpfe und Stiefel. Diese Vertreter der staatlichen Polizei gelten als verläßlich, im Gegensatz zu den kommunalen Polizisten, mit denen der Fremde zuweilen üble Erfahrungen macht, weil sie es mit der Bevölkerung nicht verderben möchten. Dieser Gegensatz zwischen der städtischen Polizei und der Sicherheitswehr ist in Deutschland nicht vorhanden, aber die Neuköllner Stadtverordneten, Sozialdemokraten aller Couleuren, haben sich unlängst bemüßigt gefunden, ihn zu konstruieren, indem sie bei einer Etatüberschreitung der Polizeikosten deren Nachbewilligung verweigerten und sogar Steuerverweigerung im Beitreibungsfall ankündigten. Die Sicherheitswehr ist in ihren Augen eine Dienerin der Reaktion, nur auf den Schutz der eigenen Person bedacht und trete nur zu zweit in der Öffentlichkeit auf. Was heißt da Reaktion? Doch wohl der Schutz von Leben und Eigentum, die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, ein Problem, das leichter zu begreifen ist als die Einsteinsche Relativitätstheorie, zumal die täglich anschwellende Kriminalitätsziffer eine furchtbare Anklage gegen die neue Republik bildet. Soll dagegen keine Reaktion einsetzen? Wie soll eigentlich eine Polizei nach dem Herzen der Neuköllner beschaffen sein? Natürlich unbewaffnet, nur um die eigene Sicherheit bemüht und um die Sympathien der Kaschemmen, wo man die Abstimmung der Stadtväter mit einem verständnisvollen Beifallsgeschrei begrüßt. Früher sprach man von Blaukoller als von einer Krankheit, von der gewisse Leute beim Anblick eines Schutzmanns ergriffen wurden, und wenn sie sich in diesem Zustand zu Ausschreitungen hinreißen ließen, durften sie nicht nur der „moralischen", sondern auch der tatkräftigen Unterstützung durch den Mob sicher sein. Hat die glorreiche Republik etwas daran geändert? Selbstverständlich: Der Blaukoller ist in Grünkoller umgeschlagen. Und nach welcher Richtung hin sich der republikanische Sinn für Gesetzlichkeit ausgebildet hat, tritt bei jedem Straßenkrawall in die Erscheinung: Die „Grünen" scheinen vogelfrei geworden zu sein, nicht nur in Neukölln.

Das Reinmachen. Früher lasen wir gelegentlich etwas von Verleihung der Dienstmedaillen; heute sind sie abgeschafft, vermutlich, weil Verdienst im Staatsbetriebe einen Nebensinn erhalten hat. Und doch sollte — solange es noch Zeit ist — von den Maßgebenden auf die alte Einrichtung zurückgegriffen werden, indem man sie in neuem Gewande als Streikmedaille wiederaufleben läßt. Ein Fall in Steglitz regt dazu an: Reinmachefrauen, die während der Kapp-Tage ihre Tätigkeit für die Gemeinde fortgesetzt hatten, sind von ihr aus langjährigem Arbeitsverhältnis entlassen und entgegen dem Antrage eines Gemeindeschöffen von der aus Demokraten und Sozialdemokraten bestehenden Mehrheit der Gemeindevertreter nicht wieder angestellt worden. Diese Staatsretter sind eben mehr auf das Reinmachen der Steglitzer Gemeindeangestellten als auf das der Bureauräume bedacht und üben ihr Handwerk als Duodez-Tyrannen unerbittlich aus. Der leider zu früh verstorbene Philosoph Paulsen wußte wohl, warum er diesen Berliner Vorort einmal das Rixdorf des Westens nannte. Gäbe es eine Streikmedaille für pflichteifrige Faulpelze, so hätte man sie damit für die Befolgung der jetzt amtlich abgeleugneten Generalstreikparole belohnen können. Die äußerliche Unterscheidung von Böcken und Schafen wäre möglich und die armen Frauen auferlegte Strafe nicht so unerhört hart gewesen. Immerhin ist der Vorgang insofern lehrreich, als er zeigt, was politisch Andersdenkende einmal von der Verfolgungswut ihrer Gegner zu gewärtigen haben, sobald die bürgerliche Demokratie ihnen fernerhin Vorspanndienste im Reinmachen leistet.

Unsere Postabonnenten

bitten wir, die Bestellung auf das neue Vierteljahr freundlichst umgehend aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Beschwerden über unregelmäßige Lieferung sind ebenso wie die Bestellungen direkt bei der Post einzureichen.

Schön sein, das ist: gesund sein!

Die Gesundheit ist der Urquell aller Schönheit, das harmonische Gleichgewicht der Natur. Nicht Salben, Puder, Schminken können ein gestörtes Gleichgewicht wiederherstellen, d. h. also schöner machen. Erfolgsicherer ist es, das durch Unterernährung, Nervosität, Blutarmut etc. verschlechterte Aussehen durch eine Biomalz-Kur zu bessern und sich gleichzeitig zu kräftigen und für künftige Zeiten widerstandsfähiger zu machen.

Man rechnet 8 Dosen für eine konsequent durchgeführte Biomalz-Kur innerhalb einer Zeit von 4—8 Wochen.

Bei den in der Ernährung heruntergekommenen Personen macht sich eine Hebung des Appetits und des Gewichts bemerkbar. Die Gesichtsfarbe wird frischer und rosiger, nervöse Erschlaffungszeichen verschwinden allmählich — kurz:

Das Aussehen wird besser und blühender.

Das ist das beste Zeichen für den Wert und die Wirkung des Biomalz, das auch alternden Personen, Wöchnerinnen, schnell wachsenden blassen Kindern, Lungen- und Verdauungsleidenden, Rekonvaleszenten, Blutarmen, Bleichsüchtigen etc. empfohlen werden kann.

Eine Dose kostet 12 Mark. Das ist in Anbetracht der viel höheren Preise für andere Kräftigungsmittel nicht zu teuer. Man bestelle rechtzeitig bei seiner Apotheke oder Drogenhandlung, da der Vorrat nicht sehr groß ist.

Digitized by Google

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 26

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Aus einer niederrheinischen Kleinstadt. Das Schloß in Moers.
Federzeichnung von G. Olms, Düsseldorf

Heimatbilder. Hrg. vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Verlag von August Steiger in Moers.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Kelis Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Väter Traum. Roman von Rudolph Stratz. (Schluß.) . . . . . Seite 421
„An den Rhein, an den Rhein." Gemälde von Paul Hey . . . . . „ 421
Aus einer kleinen Stadt. Gemälde von Alice Michaelis . . . . . „ 423
Freude. Gedicht von Leonhard Schrickel . . . . . „ 425
Hermann Urban. Von Dr. Karl Thomas (Mit 6 Abbildungen) . . . . . „ 425
Zweite Jugend. Novelle von Lisbeth Dill . . . . . „ 428
Drei Römische Briefe. Von Curt Bauer. I. Italiensehnsucht. . . . . „ 432
Rheinische Heimatbilder. Von Prof. Dr. E. Renard. (Mit 4 Abbildungen) . . . . . „ 433
Geistige Arbeit in unseren Kolonien. Von Julius Burghold. . . . . „ 434
Reisen im Rheinland. Von Hermann Ritter. . . . . Seite 435
Streiflichter. . . . . „ 436
Die Welt der Frau. Jung-Mädchenpflichten. Von Else Otto . . . . „ 437
Das Gärtlein. Gedicht von Magdalene Bortaender . . . . . „ 437
Frauenberufe . . . . . „ 438
Hauswirtschaft und Küche. — Lackierte Fußböden — Kartoffel-Waffeln — Gemüsepulver . . . . . „ 438
Resteverwertung. (Mit 4 Abbildungen) . . . . . „ 439
Was die Mode bringt. (Mit 4 Abbildungen) . . . . . „ 439

Zuschriften an die Schriftleitung sind ohne Nennung eines Namens und nur nach Berlin SW 68, nicht nach Leipzig, zu richten.

8000 kleine Schachteln Gichtosint umsonst.

Wir möchten gerne jedem, der an Rheumatismus oder Gicht leidet, ein genügendes Quantum Gichtosint zu einem ausreichenden Versuch umsonst zukommen lassen. Die Schmerzen lassen in den meisten Fällen bald nach, die Gelenke und Muskeln werden wieder geschmeidig, wie sie es von Natur aus sein sollten. Gichtosint hat schon alle Anschwellungen und Gichtknoten, die seit Jahren bestanden, zurückgebildet. Im eigenen Interesse eines jeden Leidenden, der dies liest, wünschen wir, daß er Gichtosint auf unsere Kosten versuchen möge, wahrscheinlich kann er dann bald sagen, wie so mancher vor ihm: Gichtosint wirkt geradezu Wunder. — Gichtosint ist kein Geheimmittel, sondern eine Trinkkur in Tablettenform. Es enthält nur wirksame Salze. Es ist angenehm zu nehmen. Seine Wirkung besteht in der Beseitigung der Schmerzen und der Anschwellung sowie in dem Geschmeidigwerden der Gelenke. Gichtosint ist unschädlich und wird von Männern, Frauen und Kindern gut vertragen. Das Alter hat dabei nichts zu tun. Gichtosint ist jedem zu empfehlen, der an Reißen in den Muskeln oder Gelenken oder an Gicht leidet. Sobald Sie sehen, daß die Probekur Ihnen guttut, werden Sie gerne eine Monatskur aus der nächsten Apotheke beziehen. Wegen der Gratisprobe aber müssen Sie direkt schreiben an das General-Depot Viktoria-Apotheke, Berlin A 743, Friedrichstraße 19.

Gichtosint ist auch in anderen Apotheken zu haben.

Ein grauer Kopf macht 10 Jahre älter! Ergraute Haare erhalten sofort ihre natürliche Farbe **echt** und **unverwaschbar** wieder durch mein garant. unschädliches **„Alcolor"**. In allen Farben erhältlich Fl. M. 8.—, 12.—, 15.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Bad Ems gegen Katarrhe der Luftwege (Asthma, Emphysem), Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus. Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission.

Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens Thermal-Bäder / Emser Wasser (Kränchen) / Emser Pastillen (Staatl. Ems) / Emser Quellsalz (Staatl. Ems)

Einreise unbehindert, Polizeipaß mit Lichtbild genügt z. Einreise

Staatl. unt. fachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtig d. Nierenkrankheiten

Das Beste zur Pflege der Zähne **Haco Zahn Pasta**

Ueberall erhältlich. **Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57** (im Deutschen Zahnärztehaus).

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen, Zandersaal
Rheumatismus **Staatl. Bad Nenndorf** Gicht
Frauenkrankheiten, Ischias, Hautkrankheiten.
bei Hannover
Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.

Wyk a/Föhr / Haus Tanneck.
Erholungsheim f. Erwachs. u. Kind. Kurgem. Verpfleg. Die Leitung.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W30/171.**

UNTERRICHTS- Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Jeder unterwirft sich Ihrem Willen wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur, in sein. Werke **Hypnotische Unterrichtsbriefe.** Mit 19 Abb. u. genauen Angab. Pr. 9,60, geb. 13,20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: Ueber das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisier. Stettiner Zeitung: Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmänn. anerkannt. **Orania-Verlag, Oranienburg-H. 168.**

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

26)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Mitteldeutschland.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue im Erzgebirge. Sanitäts-Rat Dr. Pillings Sanatorium für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleiden, Stoffwechselkrankheiten, Hydrotherapie, Diätetik, Massage, Elektrische Luft - Lichtkuren, Heilgymnastik, Röntgenkabinett.

Sachsen.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Schweiz.

Arosa „Alpensonne", erstklassiges Kurhotel. Alle Zimmer fließendes Wasser. Prospekt.

Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel, sonnige, windgeschützte Lage. Besitzer: Sieber.

Hotel Bellevue, vornehmes Haus. Sonnenlage. Mäßige Preise. Prospekt.

Basel Grand Hotel Victoria & National, bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer: Paul Otto.

Davos-Dorf Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Lugano-Castagnola Kurhaus Monte-Bré. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Verpflegung uneingeschränkt. Arzt: Dr. Kornmann.

St. Moritz Savoy-Hotel vornehmsten Ranges in herrlicher Südlage.

Digitized by Google

Nr. 26

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Väter Traum * Roman von Rudolph Stratz.

Schluß.

Der selige Kirchenrat Siebenhaar, dessen Witwe das Haus gehörte, war zu seinen Lebzeiten ein sinniger Mann gewesen. Ein feinschmeckerischer, wählerischer Naturfreund. Aus dem gelobten Land hatte er sich für seinen Garten Libanon-Zedern kommen lassen, aus Südfrankreich Maulbeerbäume, aus Italien rot- und weißblütigen Lorbeer. Er hatte dichte Feigenhecken angelegt und Zypressenspaliere, er hatte Mandelbäume eingesetzt, Magnolienstauden, Rhododendrongebüsch, er hatte Trompetenbäume und selbst Drachenbäume gepflanzt, und fast alles war an diesem gesegneten Südhang unter der heißen Sonne der Pfalz gediehen, bis ihn der Knochenmann unversehens, bei einer Partie Whist unten im Museum, an der Hand nahm und schonend aus seinem Garten Eden hinwegführte. Seitdem war das kleine Paradies von Jahr zu Jahr mehr verwildert. Die Kirchenrätin kam niemals die steilen Treppen hinauf. Sie war viel zu asthmatisch und oft Wochen hindurch bettlägerig, und ihre Magd, die Binchen, viel zu alt und dick, um sich mit dem Unkraut da oben herumzuschlagen. Höchstens daß damals noch der Reinhold, der Neffe, und seine Freunde, die anderen Studenten, des Abends auf dem freien Platz der oberſten Terraſſe beſammenſaßen. Aber gleich daneben begann ſchon der Urwald. Luſtiges Spargelgebüſch war davor Gott weiß wie aufgeſchoſſen. Brombeergeſtrüpp rankte ſich um die halbeingeſtürzten Mauern. Dahinter wucherte in undurchdringlichem Grün der Süden. Nur die Schwarzamſeln fanden am Boden noch in trockenem Laub den Weg und hinter ihnen her die ſtrolchenden Katzen bis zu dem ganz verborgenen und verſchollenen Gartenhaus, in dem der Kirchenrat ſeine Okuliermeſſer und Baumſcheren und Gießkannen und Rebenbaſt und Obſtkätſcher aufbewahrt hatte. Ein neuer, niederer Durchſchlupf mit außen vorſichtig vorgebogenen Zweigen führte in das mondhelle Verſteck.

„Wie ſind's nur darauf gekommen, dich hier zu verbergen, Reini?“

„Ich ſelbſt hab's ihnen geſagt. Wir haben ja früher ſchon ſo manche Sommernacht hier oben geſeſſen. Da haben ſie mich nachts vom Leiterwagen unten hier heraufgetragen.“

Reinhold Nimis war noch bleich. Die dunklen Augen ſchienen noch größer und träumeriſcher als ſonſt. Zuweilen griff er ſich beim Sprechen an die Schulter. Da ſchmerzte noch das vernarbte Loch der Preußenkugel hart neben der Lunge.

„Haben's dich denn nicht erſt zu der Tante unten ins Haus gebracht?“

Der Reinhold lachte.

„Die Tante Schoſſefin' . . . die war ihr Leblang ein närriſches altes Geſtell. Die hat ſich gleich, wie's losging, mit ihrem Moppelche ins Bett gelegt und das Haustor verſchloſſe und die Läden zu und Watte in die Ohren wie bei 'nem ſtrengen Gewitter. Später haben ſie unten zweimal bei ihr nach mir gefragt und im Haus geſucht. De Preußе ſelber haben Angſt' gekriegt, ſo is der alte Drachen in der Nachtjack' aus dem Bett und auf ſie los und die Binche aus der Küch' mit Feuerhaken hinterher: Sie wüßt' von nichts. Ihren Neveu, den Gutedel, ſollten ſie anderswo am Schlafittche kriege. Sie wär' ein altes Chriſten-

Volksliederkarten. Verlag des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Berlin W 62.

„An den Rhein, an den Rhein“. Von Paul Hey.

Digitized by Google

mensch und e Kirchenrätin und keine Baf' vom Hecker, und sie hätt' nit mit den Pole auf dem Paradeplatz getanzt . . . Da tät' sie sich vor ihrem Seligen schäme . . . Und nix wie naus!"

„Und die Preußen?"

„Die sind fort, und die Tante Siebenhaar hat ein paar Sprüch' aus dem Heidelberger Katechismus gebetet und ihren Mops, den Bijou, untern Arm genommen und ist wieder in ihr Bett gekroche. Da liegt sie jetzt noch die längst' Zeit, bis es hier keine Preußen mehr hat, und weiß wirklich von nix."

Draußen wanderte gleichmäßig, wie der Mond am Himmel hinsegelte, der Schatten eines Katalpa-Baums über die Bergstraße, bis er die Grenze des Dickichts erreichte, und Reinhold Nimis flüsterte:

„Nun sieht uns draußen keiner im Dunkeln. Wir können ruhig hinaus."

In dem verwunschenen Gartenhäuschen war es bleiern schwül gewesen. Hier draußen, in der freien Luft der Terrasse, strich ein kühlender Ostwind durch das Neckartal hinunter. Unten glitzerten silbern die Wellen, dämmerte mit ihren alten, unregelmäßigen Giebeln die Stadt, träumte drüben das Schloß. Es stand da eine Gartenbank im Schatten des Baumes. Auf die setzten sich die beiden und schauten, sich fest umschlungen haltend, in die sternenklare Sommernacht hinaus, die sich so milde über der dunklen Erde spannte und durch die doch immer wieder unheimlich wie warnende Geister die rötlichen und grünlichen Feuerschweife der Sternschnuppen des August vom Himmel zuckten.

„Wir haben gekämpft", sagte Reinhold Nimis, „und sind unterlegen. Dein Vater. Ich. Wir alle. Und trotzdem: Wenn alles heute von neuem anfinge, ich müßte es wieder tun. Und die andern auch. Ich bin kein starker Mensch — ich weiß es — das Leben treibt mich. Aber ich denke, es treibt mich doch zum rechten Ziel. Denn wenn etwas einmal in mir wach ist und mir gut erscheint, dann kann ich nicht anders: Ich muß mich ihm hingeben, mag werden, was da will. So ist es in diesen Jahren vielen in Deutschland gegangen, und wir bereuen's nicht."

„Reini . . . denk jetzt net an die andern! Denk an dich! Es ist die höchste Not . . ."

„Ich weiß es . . ."

„Wann's heut' nacht kommen . . ."

„Sie werden kommen . . ."

„Du mußt weg . . ."

„Wohin?"

„Den Berg da hinauf. In den Odenwald hinein!"

„Ins Hessische? Da lauf' ich ihnen gerade in den Rachen. Da fangen sie jeden."

„Den Neckar hinauf!"

„Jedes Dorf im Neckartal ist besetzt."

„In die Rheinebene 'naus . . Nein . . Da sehen's dich gleich."

„Mein lieb's Christerl," sagte, seinen Krauskopf Wang' an Wang' an ihr dunkles Haupt gelehnt, der Studiosus Nimis, „guck' nur grad' 'naus! Da ist Süden. Da hinten liegt die Schweiz. Wer dort ist, der ist geborgen. Das ist der einzige Weg . . ."

„Ach, wärest du dort!"

„Ich wär's ohne die Kugel. Mein herrlicher Schwager Harro ist schon längst in der Schweiz bei seinem Vrenche. Vielleicht hat er sich schon mit ihr nach Amerika eingeschifft. Oh — wie gerne folgte ich mit dir den beiden Lieben!"

„Ich folg' dir bis ans End' der Welt."

„Dort drüben ist die Freiheit, Christel. Dort drüben ist neues Leben. Aber dazwischen fließt der Fluß. Ich kann nicht über die Neckarbrücke. Ich werde nach zehn Schritten angehalten . . ."

„Wer doch fliegen könnt'!"

„Nur die paar Büchsenschüsse bis zum Schloß hinüber, Christerl. Von da bringt mich ein Nachtmarsch in sechs, sieben Stunden nach Württemberg hinüber. Du weißt, wie tapfer ich lauf'! . . . Hier verlass' ich den Neckar, und wenn's wieder Tag ist, sehe ich ihn bei Heilbronn wieder . . ."

„Aber tun dir denn die Schwaben nix?"

„In Württemberg stehen keine Preußen und keine Reichstruppen wie hier im Badischen und Hessischen. Da ist keine Gefahr mehr. Da käme ich leicht an den Bodensee und hinüber in die Schweiz. Aber da unten auf der Brücke stehen die Preußen."

„Ach du lieber Gott im Himmel: Warum hast du die Preußen erfunden?"

Die traumverlorene Weichheit schwand aus Reinhold Nimis' blassen Zügen. Die dunklen Augen wurden hart:

„O Christerl! Wenn etwas Großes in diesem Jahr in Deutschland sich erfüllen sollte, dann stand der Spreekosake davor und hat es verhindert. Der König von Preußen hat vor den Märzgefallenen sein Haupt entblößt und dann seine Volksvertretung auseinandergejagt. Der König von Preußen hat seine Garden zur Befreiung Schleswig-Holsteins geschickt und zugleich dem Dänen sagen lassen, es sei nur zum Schein. Der König von Preußen hat öffentlich gesagt: ‚Die Einheit Deutschlands ist mein unverrückbares Ziel!' und hat, als die Dresdener sich für die Einheit Deutschlands erhoben, seine Truppen geschickt und auf die schießen lassen. Und ebenso auf die Frankfurter. Und ebenso auf uns in Baden! Wo sich etwas regte, da trommelten schon seine Schergen! Mögen sie auch mich jetzt in Banden schlagen! Es sind edlere Opfer gefallen."

„Sie sollen dich nicht kriegen!"

„Hörst du nichts?"

„Wo?"

„Ferne Stimmen aus den Gärten da am Berghang."

Sie horchten beide. Sie vernahmen nur ihr stürmendes Herzklopfen. Da kam ein Windstoß. Mit ihm etwas wie das Raunen von Männern — irgendwo in der Nacht . . . drüben . . . da zur Linken . . . Oben vom Philosophenweg auch . . . Es konnte auch eine Sinnestäuschung sein. Jetzt war wieder alles still. Die beiden starrten sich an. Sie waren noch bleicher geworden.

„Und die Rettung dabei zum Greifen nah'."

„Ach Reini — der z'widere Fluß!"

Das Silberspiel des Neckars unten zog sie unheimlich an. Sie glitten im Schatten der Büsche und Bäume den Berggarten hinunter bis nahe an das Haus der Kirchenrätin. Das lag tot mit festgeschlossenen Fensterläden. Gleich dahinter, leer, im grellen gelben Mondlicht auf weißem Staub, die Landstraße.

Die beiden atmeten schwer. Sie flüsterten nur noch:

„Jetzt hör' ich wieder deutlich Tritte in den Gärten."

„Reini . . . Jesus, Maria und Josef . . ."

„Was denn?"

„Da steht ja schon einer vor dem Haus!"

„In Uniform?"

„In preußischer Uniform . . ."

In die atemlose Stille klang vom Neckarhafen drüben her das Kläffen eines Schifferspitzes. Das Schnalzen eines aufspringenden Maifisches im Wasser. Ein Kater miaute auf dem Dach der Geheimrätin.

„Reini . . . es ist ein Offizier . . ."

„Ha . . . ihr Preußen . . ." murmelte der Studiosus Nimis in unterdrücktem Groll.

„Er steht und guckt das Haus an und rührt sich net."

„Er wartet, bis seine Leute kommen . . ."

Die beiden schlichen auf den Fußspitzen bis in den Vorgarten. Quittenbäume, Pfeifenkraut und Oleanderbüsche bildeten da eine schützende Rückwand um einen kleinen Freundschaftstempel, dessen vordere Säulenreihe schon auf der Landstraße stand. Draußen war es so mondhell, daß der Schatten des Fremden schwarz über den kalkweißen Boden fiel, der Helm — der Säbel an der Seite . . . Ein Glitzern von Sporen und Uniformknöpfen.

Digitized by Google

Jetzt hob der einsame Preuße den Kopf und schaute den Heiligenberg hinauf, gerade über den verwunschenen steilen Berggarten hin. Das bläuliche Licht fiel hell in sein bartloses, herrisches Gesicht mit der scharfgebogenen Nase und den grauen, festen Augen. Er war noch jung, noch nicht dreißig. Er stand, die Hände, an deren Rechten ein Ehering glänzte, nachdenklich über der Brust gekreuzt, und wiegte, wie in eine Erinnerung verloren, ein paarmal das behelmte Haupt. Auf seinen sonnengebräunten Zügen lag ein tiefer Ernst.

„Was hast denn, Reini?"

„Laß mich. Laß mich ihn noch einmal anschauen . . ."

„Nimm dich in acht, daß er dich nicht sieht."

Reinhold Nimis hörte nicht darauf. Er schob den dunkellockigen Kopf durch das Gebüsch und spähte. Dann sagte er plötzlich dumpf, mit bebender Stimme:

„Ja, du bist es, Louis Ferdinand."

„Kennst du ihn?"

„Ich war oft mit ihm zusammen hier in diesem Berggarten . . . Er ist älter als ich . . . Er hat mir das Smollis angeboten . . . Er hat mir in Berlin seine unnahbaren Preußenkreise aufgetan. Ich hab' ihn bewundert. Ich hab' ihn geliebt. Wo ich bewundere, da muß ich lieben — wie beim Harro . . . Guter Gott — soll das das Ende auch dieser Freundschaft zweier Seelen sein . . ."

„Leise . . . I bitt' dich . . . leise . . ."

„Er mag mich hören. Kommt er, um seine Schergenhand auf mich zu legen . . . er, der allein von allen Preußen hier um diesen verschwiegenen Berggarten und unsere einstigen Symposien in ihm weiß, dann ist mir diese Welt zum Ekel . . ."

„Reini — halt' dich zurück!"

Aber der Studiosus Nimis war in den monddurchfluteten Freundschaftstempel getreten. Er stand frei zwischen den Säulen am Straßenrand. Er war bleich und trotzig aufgerichtet.

„He — du da unten! Louis Ferdinand von Prittzig!"

„Wer ist denn da?"

„Kommst du als preußischer Judas? . . . Sprich!"

„Von wo spricht denn da jemand?"

„Aus diesem Tempel, der der Freundschaft geheiligt ist. Auch unserer einstigen Freundschaft."

Der unten trat mit drei raschen Schritten an die Mauer heran und spähte hinauf.

„Kennst du mich noch, Louis Ferdinand?"

„Reinhold . . ."

„Reinhold Nimis, ein Freund der Freiheit! Merkt's, ihr Preußen!"

„Reinhold . . . Bist du's oder dein Geist? Eben habe ich an dich gedacht . . ."

Aus einer kleinen Stadt. Gemälde von Alice Michaelis.

Digitized by Google

„Wie du mich in Banden schlügst — ha!"

„Ich?"

„Was tust du denn sonst hier? In stiller Nacht, vor meinem Versteck?"

„Ich bin als Landwehr-Offizier in Karlsruhe vom Heer beurlaubt und auf dem Weg nach Berlin zu Frau und Kind. Ich bin die Nacht in Heidelberg geblieben. Ich wollte noch einmal die Stellen sehen, wo ich vor zwei Jahren mit dir und manchem anderen zusammenwar. Ich hab' meine Kameraden mit den Vandalen auf der Wache kneipen lassen und bin allein hier . . ."

„Ich glaubte, du suchtest hier einen Freischärler mehr."

„Reinhold — wie kommst du in dieses Versteck?"

„Auf der Flucht vor euch! . . . Verwundet . . . Es ist zu lang, es dir zu erzählen."

„Aber du bist aufs höchste bedroht. Es finden heute nacht hier Streifen statt. Sie erzählten es auf der Wache."

„Ich weiß es."

„. . . und du willst hierbleiben?"

„Wo soll ich hin? Der Weg am Berg oben ist schon besetzt. Hörst du die Stimmen? Die Straße am Fluß ist rechts und links bewacht . . ."

„Über den Neckar!"

„Sie lassen keinen Verdächtigen hinüber. Gib mir die Hand, Louis Ferdinand! Dir grolle ich nicht. Ich grolle keinem, auch wenn er mein Feind ist. Ich liebe jeden Deutschen, weil er ein Deutscher ist. Ich segne Deutschland . ."

„Komm!"

„. . . das ist die Stimmung, in der ich von dir Abschied nehmen will. Leb' wohl, Louis Ferdinand!"

„Komm mit an das Gittertor."

„Was soll ich da? Ich kann dir auch die Hand von oben reichen."

„Der Schlüssel steckt ja immer. . . . Schließen Sie auf, Demoiselle . . Ah . . bien fait! . . . Wer ist die Dame, Reinhold?"

„Meine Braut . . . Was willst du von mir? Warum soll ich auf die Landstraße hinaus, Louis Ferdinand?"

„. . . weil sie schon oben im Garten sind. Hörst du nicht die Tritte auf den Treppenstufen?"

„Die Büsche krachen. Da oben suchen sie dich."

„. . . ob sie mich da festnehmen oder an der Brückenwache — das ist das gleiche."

„Ich möchte einmal den Kerl sehen, der etwas zu fragen wagt, wenn ich in Uniform mit dir vorbeigehe."

Louis Ferdinand von Pritzig sagte es scharf, in hochfahrendem Selbstbewußtsein. Der märkische Edelmann sprach aus ihm. Er nahm den andern unter den Arm.

„Nun komm! . . . Was er wieder für Augen macht! Er ist noch immer ganz verträumt. Das müssen Sie ihm in Amerika drüben austreiben, Demoiselle!"

Er ließ Christel Oberkofler die Mitte zwischen ihnen. Der Fußweg war für sie zu schmal. Sie gingen auf der Landstraße selbst nebeneinander, langsam, auf einem Abendspaziergang Nachtluft und Bergkühle am Fluß genießend. Der Premierleutnant des Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiments von Pritzig erzählte; während sie sich der Brücke näherten, in lautem, kurzem preußischen Befehlston von der hitzigen Affäre bei Germersheim. Gott sei Dank: Seine Königliche Hoheit, der Prinz Friedrich Karl, der sich in seiner roten Husarenattila zu schneidig exponiert hatte, war von seinen Wunden genesen . . .

Da war die Brücke. Der Posten machte seine Ehrenbezeigung. Ein paar Beamte durchsuchten ein Wäschefuhrwerk, das, hoch mit Ballen beladen, aus der Stadt die Ziegelhäuser Landstraße hinaufwollte. Der Brückengeldpächter steckte verschlafen seinen Klingelbeutel an langer Stange aus dem Guckfenster seines Häuschens. Zwei Kreuzer klimperten. Herr von Pritzig hatte als Soldat nichts zu zahlen. Er ging mit den beiden anderen über die Brückenwölbung. Unten rauschte der Fluß zwischen den steinernen Bogen. Wohlwollend schauten Pallas Athene und der Kurfürst Karl Theodor von ihren sandsteinernen Sockeln. An den beiden alten Türmen am andern Ufer waren noch die Kugelspuren aus der Franzosenzeit. Die Schritte der drei hallten unter der Wölbung. Das alte Heidelberg nahm sie auf, mit winkeligen Gäßchen und unregelmäßigen kleinen Plätzen, traumverloren, mondscheinumsponnen . . . Eine preußische Runde marschierte vorbei. Die Nagelschuhe dröhnten in strammer Haltung der Mannschaft vor dem Offizier. Herr von Pritzig winkte ab. Vorbei . . .

„Louis Ferdinand, wohin führst du mich?"

„Wohin du willst."

„Über dem Schloß bin ich in Sicherheit."

„Gut."

Sie gingen den Paradeplatz entlang. Die Uhr auf dem kleinen Universitätsturm zeigte die zehnte Abendstunde. Die langen Fensterreihen der Museumsgesellschaft waren noch lichthell. Grau dämmerten drüben die Quadern des Hexenturmes. Drüben versilberte der Mondschein das Efeugerank um die alten Grabmale der Peterskirche. An den Torwölbungen der Klingenteich-Türme standen wieder Posten. Sie ließen den Offizier mit seiner Gesellschaft ruhig vorbei. Ein nächtlicher Spaziergang nach den Schloßruinen war nichts Ungewöhnliches. Es ging steil zwischen niederen Hütten und Häuschen den gepflasterten Schloßberg hinan.

Die Christel Oberkofler konnte nicht mehr an sich halten. Sie fragte leise, atemlos, nicht vom Steigen — das war sie von der Steiermark her gewohnt —, sondern von Angst und doch in unterdrücktem Jubel:

„Wollen's denn wirklich den Reini retten?"

„Ich denke, er ist es schon. Wir haben die letzten Wachen hinter uns."

„Jesus, Maria — seid bedankt!"

„Zurück muß ich die Demoiselle allerdings auf einem Umweg geleiten. Es fällt sonst auf, daß wir nur zu zweit heimkehren."

„Aber wenn es herauskommt . . . Sie laufen ja selbst dann Gefahr . . ."

„Es wird nichts herauskommen. Und wenn," sagte Louis Ferdinand von Pritzig hochmütig, „so ist es meine Sache. Ich bin sehr oft anderer Meinung als die andern."

„Aber Sie sind doch ein Preuße . . ."

„Bis in die Knochen!"

„. . . und helfen doch einem, der, wie der arme Reini, gegen euch Preußen gekämpft hat . . ."

Sie hatten die Höhe des Schloßbuckels erreicht. Geheimnisvoll legten sich drüben, hinter dem Eingangstor, die Schatten des hohen Parkwaldes vor die zerstörte Pracht der Paläste. Louis Ferdinand von Pritzig war stehen geblieben.

„Der Reinhold hat freilich gegen Preußen gefochten", sagte er. „Aber es gibt auch ein Preußen, das über diese Zeit hinausschaut. Ein höheres Preußen. Das trag' ich in mir."

„Louis . . . wie soll ich dir danken . . .?"

„Komm lieber weiter!"

Rechts vom Tor stieg ein Weg seitwärts im Dunkel der Kastanienhänge des Königstuhls empor. Sie schlugen ihn ein. Er, der Preuße in Waffen, ging voraus. Die beiden andern, der Süddeutsche und die Österreicherin, folgten ihm gläubig durch die Nacht. Er wandte den harten Kopf und sagte: „Unsere Sendung in Deutschland ist jetzt, zu strafen. Unsere höhere Sendung ist, Deutschland zu führen . ."

„. . . wie du uns jetzt führst, Louis Ferdinand."

„. . . Ich habe mein Leben noch vor mir, Reinhold, wie du deines. Ich will es darauf verwenden, daß wir Preußen ganz Deutschland hinter uns haben und führen, wie ich euch jetzt führe, nicht weil wir rufen, sondern weil ihr kommt. Und ihr kommt, weil ihr uns vertraut! Und ihr vertraut uns, weil wir euch nicht unterdrücken wollen, wie jetzt, sondern stark und groß machen. Ewig kann ja Friedrich Wilhelm der Vierte nicht leben."

Digitized by Google

Seitwärts vom Weg lief die Engelsleiter, der schmale, halbverwachsene, mittelalterliche Stufenpfad, schnurgerade den steilen Berg empor zum Königsstuhl. Da blieb Reinhold Nimis aufatmend stehen. „Jetzt kriegt mich keiner mehr", sagte er. „Morgen früh hab' ich Baden hinter mir."

Louis Ferdinand von Pritzig hatte ihm die Hände gedrückt. Er war beiseite getreten, um den Abschied der beiden nicht zu stören. Über ihm im Walde krachte ein dürrer Ast. Reinhold Nimis stand schon dort oben auf der Höhe der Waldtreppe, bereit zur Flucht über die Berge. Er winkte ihm noch einmal zurück. Es war Entsagung in dem letzten Gruß und doch eine Hoffnung für Deutschland: Wir haben's versucht. Wir haben's nicht vermocht. Nun führe du uns, Preußen! . . .

Freude * Von Leonhard Schrickel.

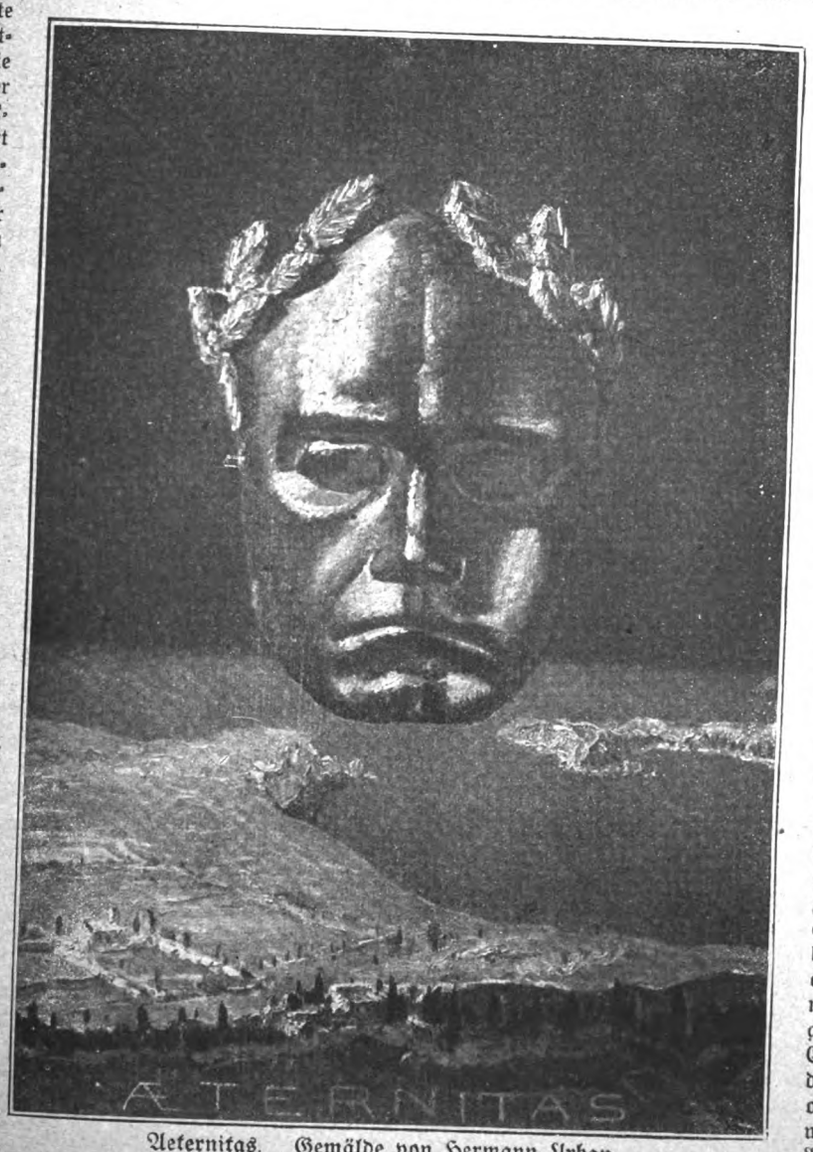
Nicht grollen . .
Nicht Leid in dieses Leben schaffen;
Den Nacken straffen
Und Freude w o l l e n!
Güte geben,
In Schönheit streben,
D a s ist es, was wir sollen.
Denn sieh, jedweder Schmerz
Wie eine Welle durch das Dasein flutet.
Und trifft er auf ein Herz,
Verzagt es und verblutet,
Und in den ungezählten Jahrmillionen,
Die nach dir reifen,
Wird jenes Leid die Welt durchschweifen.

Und an die Herzen greifen
Und keins auf seinem Weg verschonen;
Wird wie ein Hauch aus eis'gem Norden
Die Blüten von den Wangen streifen
Und manches reiche Glück, manch' armes morden.
Oh, nicht den trüben Tagen grollen!
Nicht Leid in dieses Leben schaffen,
Den Nacken straffen
Und helle, heil'ge Freude w o l l e n!
Dann wird dies Fünkchen Freude weiterfliegen,
Wie Sonnenstaub sich hell im Äther wiegen

Und durch der Zeiten Räume wandern
Und Milliarden andern
Sich leise, leise in die Seele schmiegen,
Wird sonnenwarm ins große Leben fließen,
Daß unverhofft und lind in stillen Stunden
Sich auch die tiefsten Wunden
Für immer schließen;
Wird alle Müden, die am Wege trauern,
Wie Frühlingsahnen heimlich überschauern
Und ganz umfrieden wie mit Blütenmauern . . .
O schaff' du Freude in die Welt,
Und du wirst wie das Sternenzelt
In alle Ewigkeit erlösend dauern.

Hermann Urban * Von Dr. Karl Thomas.

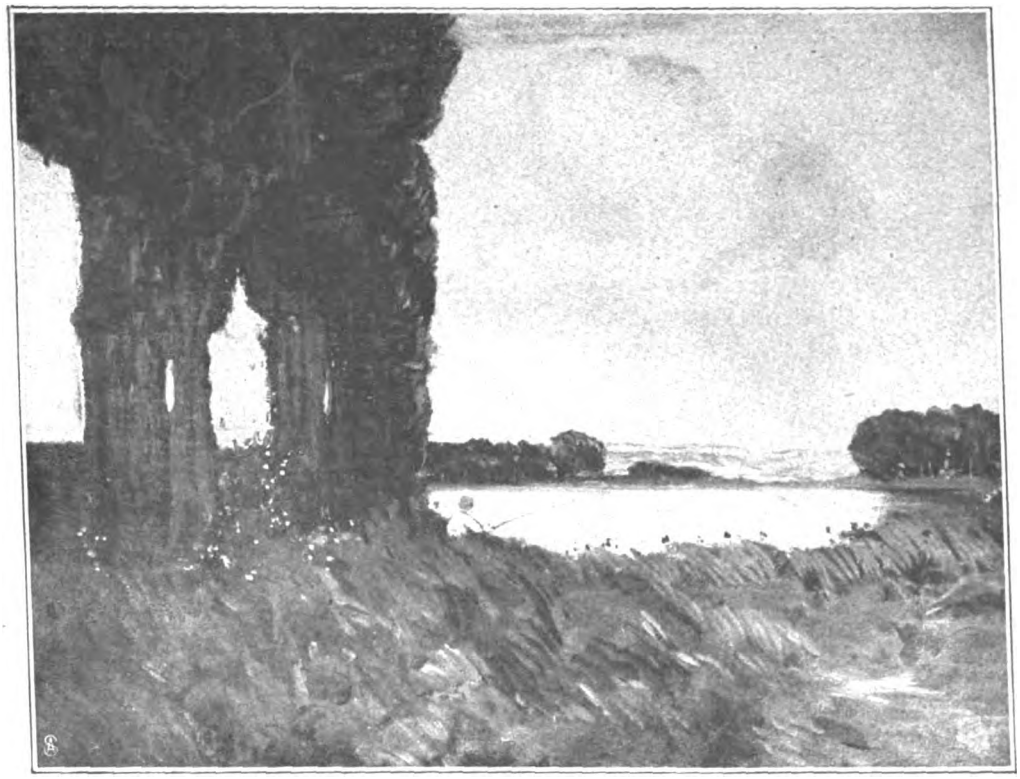
Aus zwei Quellen ist die Malkunst Hermann Urbans hervorgegangen. Sie allein müßten ihr Beachtung und Wertschätzung sichern, selbst wenn ihr Meister nicht die ausgeprägte Eigenart, die starke Künstlerpersönlichkeit wäre, die er in der Tat ist: Aus der Ideenwelt Arnold Böcklins, der — wie Albert von Keller — zu den größten Söhnen des alemannischen Stammes der Schweiz gehört, und dem Milieu Wilhelm Leibls. Ein unüberbrückbarer Gegensatz scheint auf den ersten Blick zwischen diesen beiden Geistesheroen zu bestehen: Der Romantiker Arnold Böcklin und der Naturalist, der Impressionist Wilhelm Leibl! Aber klingt dabei nicht unwillkürlich an das hohe Lied von der einzigen und alleinigen großen Kunst, die über alle Richtungen und Zeitströme hinweg ihr wunderbares Ideal aufrichtet im Wechsel der Kulturen? Wird es nicht noch vernehmlicher, dieses Lied, wenn man daran denkt, daß manches Bild des Realisten Leibl der Romantiker Ramberg komponiert hatte, daß einer der häufigsten „Lettenbauergäste" in München, die um Leibl herumsaßen, Albert von Keller war, derselbe Albert von Keller, der bei aller Moderne seiner Kunst doch so unendlich viel Poesie und Romantik in seine Schöpfungen legt! Albert von Keller hat die Leibl-Tradition und deren Grundideen in ihrer ganzen Frische und Ursprünglichkeit aufgenommen und mit einer außerordentlichen Bravour, mit kongenialer Meisterschaft verwertet. Er war weitaus die stärkste Energie, die damals und einige Jahrzehnte darüber hinaus jene Richtung vertrat. Man denke nur an Albert von Kellers Selbstbildnis sowie an die wundervolle Porträtstudie mit dem Goldkranz im Haar von 1894! Trotzdem ist Keller letzten Endes der Romantiker geblieben, der enge Freundschaft mit Lenbach gehalten und den die Wertschätzung für Trübner nie hinderte, auch einen Stillebenmeister wie Ludwig Adam Kunz mit vollstem Lobe zu nennen. Gerade von der Forschung und kunsthistorischen Wertung Kellers aus wird noch manches interessante Streiflicht auf Leibl und seine Freunde fallen.



Aeternitas. Gemälde von Hermann Urban.

Der Leibl, der Urbans erste malerische Bemühungen sah, der den jungen Urban, den sein Vater zum Eisengroßhändler machen wollte, aufmunterte, bei der Malerei zu bleiben, war bereits ein Künstler, den die Kollegen als einen Großen anerkannten, vor dem manchem Münchener Giganten bangte; es war der Einsiedler von Aibling, der dort angelte und fischte oder im Wirtshause saß, wenn er gerade ein paar Wochen lang keine „Stim-

Digitized by Google



Am Wasser. Von Hermann Urban.

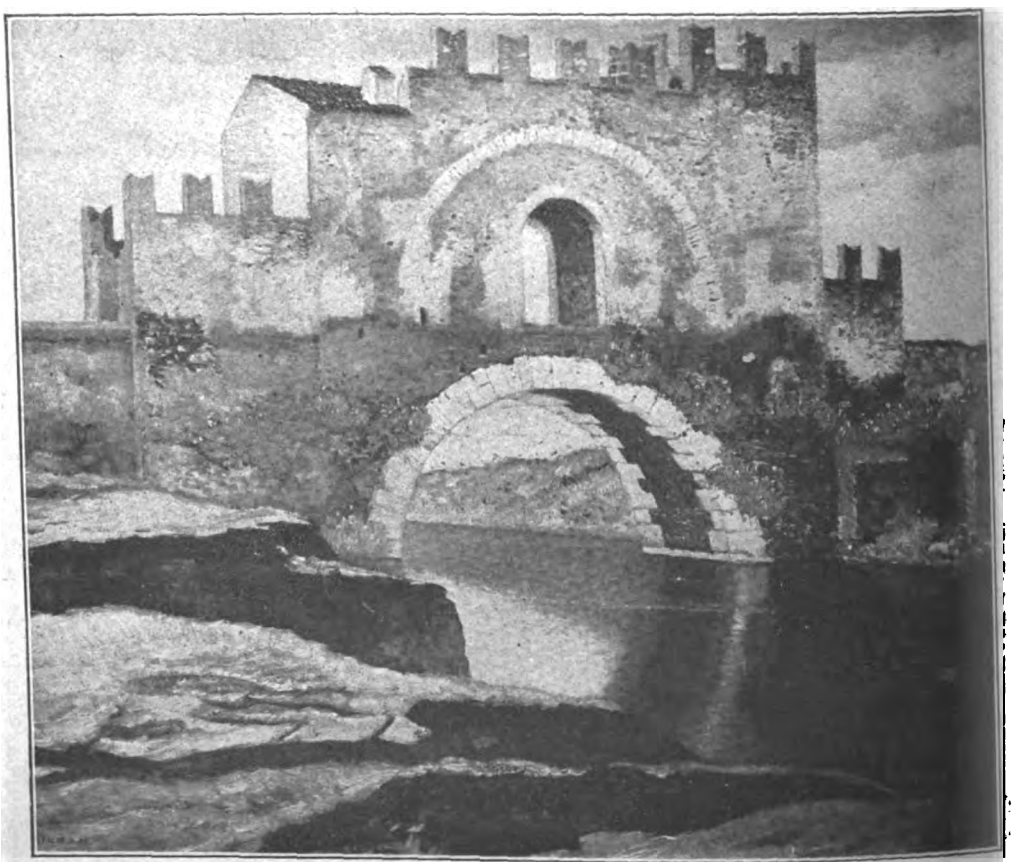
Professors und Vertrauensämter als Juror großer Ausstellungen sowie als Repräsentant der Künstlerschaft. Oftmals führte — eine Erinnerung an verklungene große Tage der Münchener Kunst — den bayerischen Prinzregenten Luitpold sein Weg in Urbans Atelier, und die staatlichen und städtischen Galerien in ganz Deutschland sowie in Paris erwarben Werke von seiner Hand. Manches Stück ging auch über das „große Wasser", wo auch die Mutter des Meisters, die berühmte Sängerin, unvergessene Triumphe feierte.

Nach Leibl kann als der bedeutendste Freund und Förderer des jüngeren Urban noch ein anderer großer „Münchener" genannt werden, den engste Freundschaft mit Wilhelm Diez verband; es war ein Mitglied der bekannten Malerfamilie Zimmermann: Ernst Zimmermann. Gerade sein Lebenswerk tritt heute, wo wir an einem Wendepunkt des künstlerischen Fühlens und Wollens stehen, wieder ganz besonders in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Von ihm hat Urban an solider Technik und künstlerischer Sorgfalt gelernt. Neidlos förderte Ernst Zimmermann seinen jungen Freund und nahm es ihm gar nicht übel, daß er auch Fischstilleben malte, von denen es hieß, sie seien so gut wie die des Lehrers selbst. Der Kenner weiß, was das bedeutet. In der Tat ist Urban ein ganz hervorragender Meister des Tierstillebens. Und nicht mit Unrecht urteilte Trübner einmal über ein Bild eines Hasen, daß dies gerade sogut von Albrecht Dürer gemalt sein könnte. Seine Tierstilleben (Hühner, Enten, Hasen u. a.) erfreuen sich denn auch der ganz besonderen Gunst des Publikums. — Ein Kapitel für sich ist seine Behandlung des Lichtproblems. Hier

mung" zum Schaffen verspürte. Ein Krug und andere fröhliche Utensilien zum Stilleben vereint, bildeten den Gegenstand einer von Urbans ersten Malereien, die Leibls besonderes Interesse erweckten. Die Klarheit der Darstellung, die peinliche Sauberkeit, die beinahe nüchtern-sachliche Wiedergabe der Details, besonders an manchen Stilleben, hat Urban zweifellos unter dem Einfluß Leibls sich angeeignet. Von dorther mag auch der außerordentliche Duft, die Feinheit der Atmosphäre stammen, die Hermann Urban über manche seiner Landschaften breitet.

Wenn diese Eigenschaften des Malers Hermann Urban lange Zeit hindurch in der breiten Masse nicht die Beachtung fanden, die sie verdienen, so geschah dies vornehmlich, weil die Wahl der Gegenstände, die Grundtendenz von Urbans Schaffen sich in der Folge völlig von der des großen Rheinländers entfernten. Arnold Böcklin ist für Urban zum bestimmenden Ereignis seiner Kunst geworden. Allerdings muß dabei betont werden, daß Urban den großen Romantiker niemals persönlich kennenlernte, daß er nie sein Schüler im üblichen Sinne gewesen Vielleicht hielt den jungen Urban davon die Ängstlichkeit ab, daß angesichts der Wesensverwandschaft dieser beiden Naturen sowie der hohen Bewunderung, die er Böcklin zollte, er seine künstlerische Eigenart nicht genügend hätte bewahren können. Allerdings beweist Urbans spätere ausgeprägt eigenartige Entwicklung die Grundlosigkeit dieser Besorgnis. Böcklin war für Urban ein künstlerisches Ideal, das ihn begeisterte — aber keine Schranke, kein Hemmnis der eigenen Kraft und Intuition

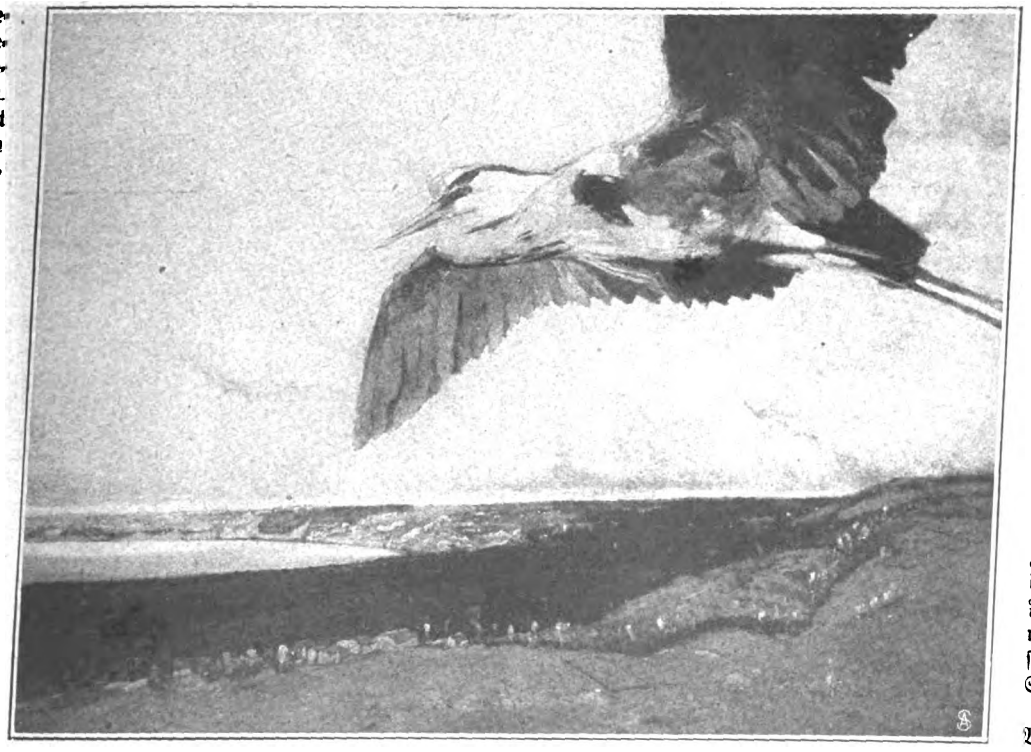
Dem Meister Urban, der in langer, unermüdlicher Arbeit heranreifte, wurde Anerkennung in reichem Maße zuteil Frühzeitig erhielt er den Titel eines



Ponte Nomentano. Von Hermann Urban.

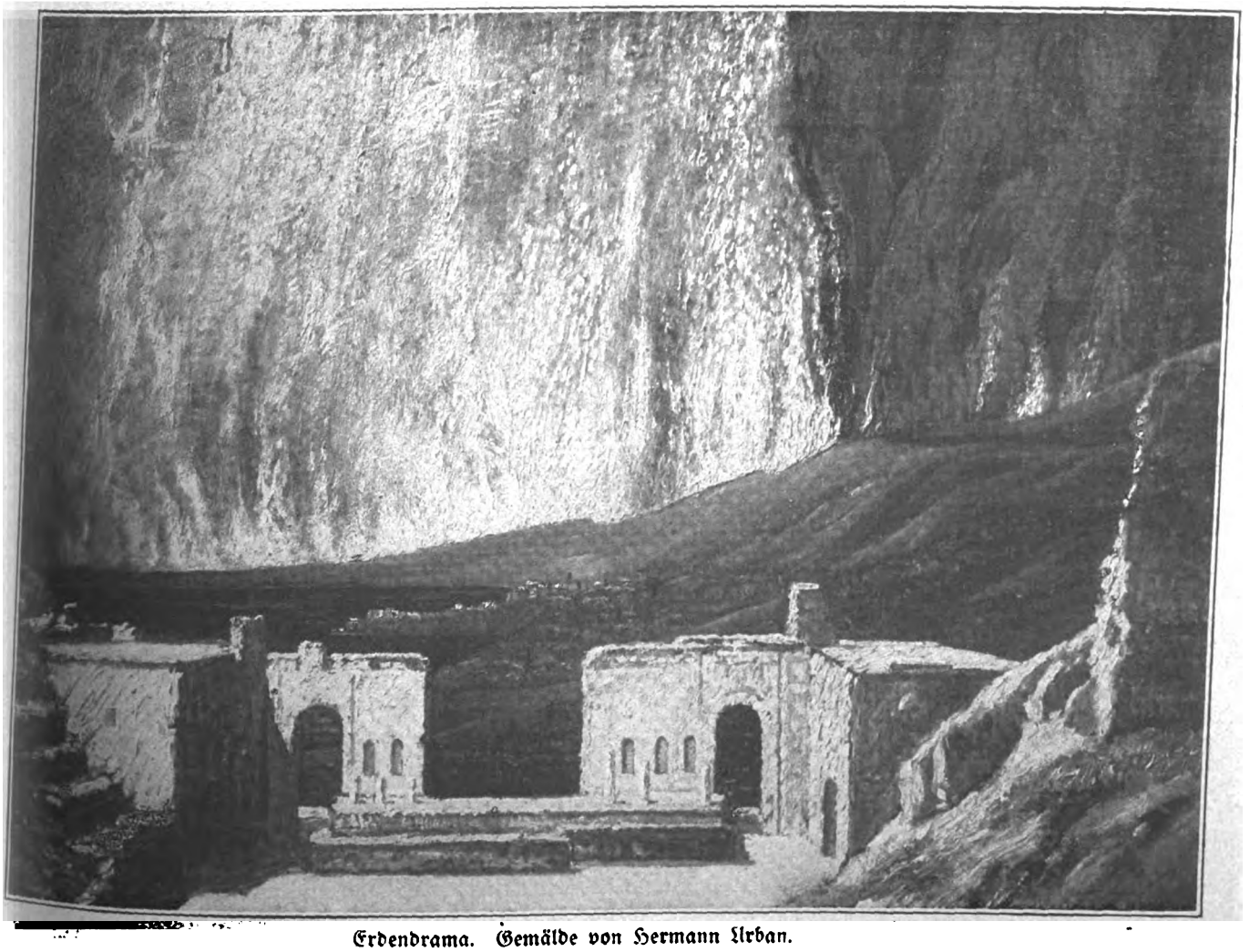
Digitized by Google

fällt ihm eine geradezu epochemachende Bedeutung zu. Denn er bildet gleichsam den goldenen Mittelweg zwischen den extremen Richtungen der Moderne und der älteren Schule. Von Urban, dessen Werk und Werden in stetem Fortschritt nach oben sich bewegt, muß auch noch gesagt werden, daß er ein Meister der Maltechnik ist. Die Art, wie er seine Leinwand präpariert, die Bilder dauerhaft zu erhalten, verdient besonders angesichts der schlechten Erfahrungen zahlreicher Museen mit Bildern aus den letzten vierzig Jahren die größte Beachtung. Nicht bloß die Bildwerke des unvergeßlichen Makart, auch die seiner modernsten Nachfolger sind bereits heute durch den Zersetzungsprozeß der Farben auf das schwerste gefährdet. — Die Kenntnis der gesamten Maltechnik, der Rezepte und Verfahren, ist für den Künstler vielfach



Spätsommer. Von Hermann Urban.

zu einer Lebensfrage geworden, weil die Preise für die fertigen Produkte, die man bisher, ohne viel zu denken, im Laden kaufte, unerschwinglich geworden sind! Hunderte von Prozent betrug die allgemeine Preissteigerung auf diesem Gebiete. Es bleibt dem Künstler nichts übrig, als zur Übung der alten Meister zurückzukehren, die meist ihre Farben selbst rieben und herstellten und ihre Schüler darin unterwiesen. Wie die Erfahrung lehrt, könnte dies für die Haltbarkeit künftiger Werke der Malerei nur von Vorteil sein. Der Lehrplan der Akademien, denen nur zu wünschen ist, daß sie auf ihrer bisherigen Höhe verbleiben, wird in Zukunft derartige Vorlesungen sowie ein entsprechendes Atelier zu Versuchen und ein Archiv von Rezepten nicht mehr entbehren können. Professor Hermann Urban hat hier wiederholt sehr wertvolle



Erdendrama. Gemälde von Hermann Urban.

Digitized by Google

Vorschläge gemacht. Ohne irgendwie im Technischen steckengeblieben zu sein, ist er ein Bahnbrecher auf diesem Gebiete geworden, dem die Münchener Akademie mit gutem Grunde seinerzeit einen Lehrauftrag hierfür anbot. Der Künstler hat aus äußeren Motiven damals den Antrag abgelehnt. Aber gerade die neuesten Vorgänge des Wirtschaftslebens beweisen, wie nötig die Unterweisung der Künstler in der Maltechnik ist. Hermann Urban, der die Blütezeit der Münchener Kunst miterlebte, der selbst zu den Hoffnungsreichsten von einst gehörte, hat gehalten, was er versprach. Ihm ist die solide Technik, das starke handwerkliche Können zu eigen, das von jeher der guten Münchener Kunst das Gepräge gab. Man darf nie vergessen, daß von dieser Grundlage aus auch die modernen Münchener, wie Heinrich von Zügel, Uhde, Pilgein, nicht zuletzt auch der große Zeichner und Maler Hugo Freiherr von Habermann, ihr Lebenswerk in der Kunst erbauten. Von dem heute auf der Höhe seines Schaffens stehenden Meister Urban haben wir sicherlich noch viel Schönes zu erwarten.

Zweite Jugend * Novelle von Lisbeth Dill.

An einem regnerischen Oktoberabend schritt ein Mann allein die Landstraße entlang, die sich auf dem flachen Hunsrückplateau schnurgerade zwischen abgeernteten Feldern und Wiesen von Dorf zu Dorf zog. Der Himmel hing schwarz von Wolken, und es regnete fein. Die Einförmigkeit der Landschaft unterbrach nur selten das Auftauchen eines kleinen stillen Dorfes oder einer im Wald halb versteckten Ruine. Alles schien dem Wandernden bekannt zu sein, denn er blieb oft stehen, um sich umzuschauen, und dann glitt jedesmal ein Aufleuchten über sein ernstes Gesicht. Der Regen wurde heftiger, und der Wind, der sich ihm auf dieser ungeschützten Hochebene entgegenwarf, ließ seinen Mantel flattern. Zuweilen unterbrach die Ebene ein dunkler Wald, der sich zwischen die Felder schob, dann wurde es dunkel, und nur die weißen Meilensteine leuchteten am Weg.

In der Ferne heulte ein Hund. Es war historischer Boden, über den er schritt. Der berüchtigte Räuberhauptmann Schinderhannes hatte einst diese Gegend unsicher gemacht. In den Höhlen dieser Wälder hatte er mit seiner Bande gehaust, und in dem plumpen Turm, dessen zackige Umrisse sich dort vom Abendhimmel abhoben, hatte er gefangen gesessen, und dort war er hingerichtet worden. Die Raubkriege Ludwigs XIV. hatten jenes stattliche Schloß, das sich auf einem Hügel halb von Eichen versteckt zeigte, zur Ruine gemacht, und über diese breiten, festen hellen Landstraßen waren französische, schwedische und spanische Heere geschritten, die das Land belagerten und ausgebeutet hatten. Aber immer hatte sich der deutsche Stamm wieder lebenskräftig erhoben und hatte von neuem aufgebaut, was die Kriege zerstört. Es war allmählich ganz dunkel geworden; die Dörfer blieben zurück, und der schweigende Wald tat sich vor ihm auf mit hohen Eichen, die im Sturm rauschten, und triefenden Buchen. Zwischen den Stämmen wallten Nebel. Dicke Wurzeln hielten seinen Fuß zurück, und das dürre Holz knackte unter seinen Sohlen, ein Käuzchen schrie von ferne. Er folgte der Richtung. Nun mußte bald der Hohlweg kommen, der zu dem kleinen alten Heimatstädtchen herunterführte.

Bald mußte die alte Burg zu sehen sein, in deren zerfallenen Mauernischen die Käuzchen nisteten. Aus dem Dunkel tauchte das steinerne alte Kapellchen auf mit seinem verwitterten Heiland. Die Holzgestalt mit den verwaschenen Farben glänzte aus dem Dunkel bleich unter ihrer schweren Dornenkrone. Zu ihren Füßen raschelte ein welker Laubkranz im Wind.

Der Wanderer warf einen flüchtigen Blick darauf im Vorübergehen. Nun mußten bald die Lichter zu sehen sein. Ihm begann das Herz zu schlagen, da er sich seinem Ziele so nahe wußte. Er kam weit her. Aus den Tropen war er nach Deutschland gereist, um die Heimat wiederzusehen, die Ungeduld hatte ihn das letzte Stück Weges nicht mit der Bahn zurücklegen lassen, er war droben auf dem kleinen Bahnhof des Hunsrücks ausgestiegen und zu Fuß gegangen, ungeachtet des Regens.

Der Wald lag endlich hinter ihm, und ein in weiße Nebel gehülltes Tal tauchte in der Nähe auf. Aber kein Licht blinkte grüßend herauf, alles lag schweigend, dunkel und still, er wurde nicht erwartet. Mit brennenden Augen schaute er auf die kleine Stadt herunter. Heimatluft wehte ihn an... Es ging bergab, steil und dunkel, sein Fuß stieß in weiche Erde, die sich lockerte, Steine rollten vor ihm her. Er befand sich in dem bekannten Hohlweg, der sich neben den großen Steinbrüchen hinunterzog. Nasse Büsche streiften sein Gesicht, und er sog tiefatmend die kräftige reine Luft ein.

Eine Ungeduld erfaßte ihn plötzlich, und er lief die letzte Strecke hinunter, während die Steine und die Erde mit ihm rollten. Er kam in einer engen dunklen Gasse an. Die Türen und Fenster des alten kleinen Häuschens waren geschlossen, die Laterne an der Erde flackerte im Sturm trüb hin und her und warf ein phantastisches gelbes Licht über den alten Markt, der sich jetzt vor ihm auftat.

Eng aneindergedrängt, als frören sie, standen die alten spitzgegiebelten Häuschen mit ihren verrammelten Toren im Kreis um die Kirche, von der man in der Dunkelheit nichts sehen konnte wie ein paar plumpe steinerne Figuren, ein regenglänzendes Holztor mit riesigen eisernen Beschlägen und die Umrisse einer gotischen Fassade. Nichts regte sich hier, das Gasthaus zur Post lag dunkel. Er läutete an dem Tor, aber niemand kam, ihm zu öffnen. Der Regen spie seine kalte Flut aus den Dachkandeln mit sattem Gurgeln über den stillen Markt; eine Uhr schlug, er zählte zwölf Schläge. Sie schlug genau noch so rasselnd, als habe sie sich erkältet und die Stimme sei ihr eingerostet. Die alten Häuser mit ihren Rokokotüren und schiefgetretenen steinernen Treppen standen genau so ehrbar und verschlossen wie früher da, und ihre Fensteraugen funkelten ihn verwundert an: Wer bist du? Sie kannten den Eindringling nicht mehr.

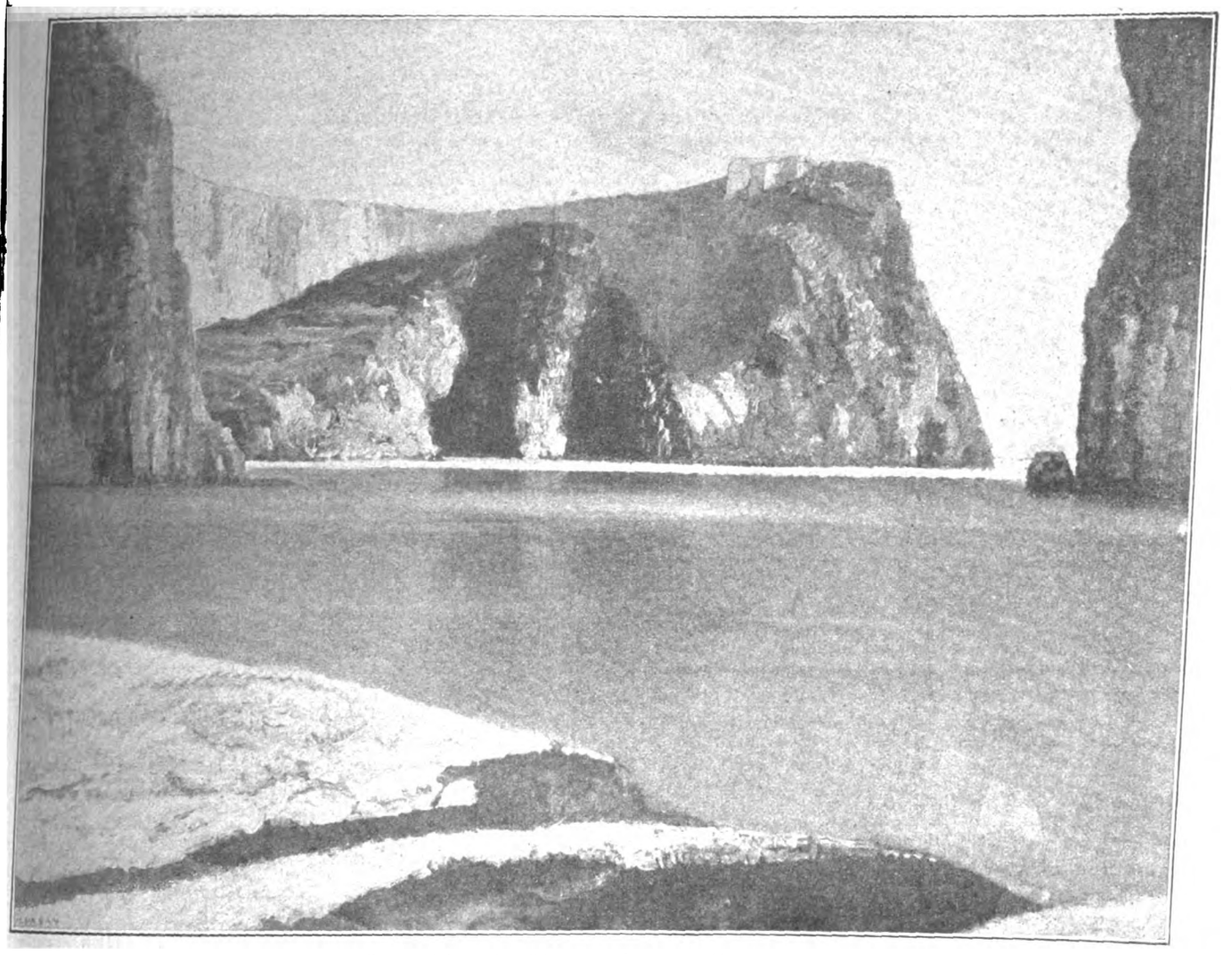
Die Kastanie, die sich über den Brunnen neigte, war so groß geworden, daß der steinerne heilige Vinzenz mit seinem verbogenen Sternenkranz und dem sanftgeneigten Haupt ganz darunter verschwand. Man konnte nur seine abgemagerten Füße sehen und ein Stück seiner Kutte. In dieser Kirche war er konfirmiert worden, an jener Ecke in dem grauen, einfachen Haus hatten seine Eltern gewohnt. Das Pflaster war genau noch so holprig und spitz, und die weißen Patrizierhäuser der Douariers sahen genau so zurückhaltend und hochmütig aus, wie sie ihn als Jungen angeschaut hatten, wenn er barfuß hier vorüberlief. An Tante Ninis Haus hing noch der Spion, und vor dem Zwillingshaus daneben stand noch die alte Bank, auf der abends Onkel Benjamin saß und die Börsenberichte studierte. Ob er wohl noch lebte, der alte Napoleon, wie man ihn wegen seiner Ähnlichkeit mit diesem nannte.

Während er im Regen auf dem Marktplatz umherging und in den Häusern nach einem Licht spähte, sah er, daß das Eckzimmer des Douarierschen Hauses noch erleuchtet war. Ein Laden wurde zurückgeschlagen, und der Kopf eines alten Mannes, der mit einem Samtkäppchen bedeckt war, erschien.

„He, wer ist denn da?“ rief er herunter. Der Fremde trat unter die Haustür und berichtete sein Mißgeschick. Er hätte sich verspätet, das Gasthaus wolle nicht mehr öffnen, er wüßte kein Obdach zu finden für die Nacht.

Der Alte brummte etwas wie „faule Bagage“. In diesem Augenblick warf sich ein Windstoß mit solcher Wucht gegen ihn, daß das Fenster klirrte und er mit beiden Hän

Digitized by Google



Einsamkeit. Gemälde von Hermann Urban.

den sein Käppchen festhalten mußte. Das Fenster wurde zugeschlagen, gleich darauf öffnete sich die Haustüre.

Onkel Benjamin, der Senior des Douarierschen Hauses, stand in dem Hausflur, in einem Schlafrock, eine kleine Laterne in der Hand. Er leuchtete dem Fremden ins Gesicht. Da dieser völlig durchnäßt war und sein Äußeres auf einen anständigen Menschen schließen ließ, ließ er ihn eintreten. „Sie können sich wenigstens bei mir trocknen, ich habe noch Feuer droben." Der Alte schritt dem Fremden voran durch die hohe geweißte Halle, eine breite, gewundene hölzerne Treppe herauf, deren zierliches schmiedeeisernes Geländer nach dem ersten Stock führte.

Das unsichere Laternenlicht fiel über die alten Kupferstiche in den schmalen goldenen Rahmen an den Wänden, welche Schlachtenbilder aus dem russischen Feldzuge darstellten. Auf der Diele stand eine Gipsbüste Napoleons. Dahinter glänzten schwere geschnitzte Eichenschränke.

Der Alte blies die Laterne aus und hieß den Fremden in sein Studierzimmer eintreten. Es war ein ziemlich großer Raum, in dem ein Kaminfeuer brannte, ein mit Büchern und Schriften bedeckter runder Klapptisch war vor das Feuer geschoben, ein hoher Ohrenstuhl stand daneben und ein Papierkorb, aus dem das Papier quoll. Neben einer grünbeschirmten Lampe standen Schreibzeug und ein Streusaß Der Alte trug noch die Feder hinter dem Ohr.

„Machen Sie sich's bequem", sagte er und schob dem Fremden einen Sessel hin, „und trocknen Sie sich erst einmal. Ich werde Ihnen einen Punsch machen."

Während sich der Fremde niederließ, überkam ihn ein beklemmendes Gefühl, an einen Ort gekommen zu sein, den er vermeiden wollte. Er sah dem Alten zu, der in dem Wandschrank nach Gläsern suchte. Er ist es doch, dachte er, und ein unbehaglicher Gedanke überkam ihn. Eigentlich hatte er die größte Lust, wieder fortzugehen, aber das Rauschen des Regens und das Heulen des Sturmes, der um das Haus fuhr, und die Unmöglichkeit, hier ein anderes Dach zu finden, ließen ihn zögern. Er hatte sich so gesetzt, daß der Schatten auf sein Gesicht fiel, aber es war ihm nicht entgangen, daß der Alte ihn scharf musterte. Irgend etwas in dem Gesicht kam ihm bekannt vor, doch der graue Bart des Fremden störte ihn, er suchte in seiner Erinnerung. „Was zum Teufel hat Sie denn dazu veranlaßt, zu Fuß mitten in der Nacht bei diesem Unwetter hierherzukommen?" fragte er, als sie einander am Feuer gegenübersaßen und das Wasser summte und wallte.

Der Fremde hatte seinen Sessel dicht an das Feuer gerückt; er spürte, wie seine Kleider allmählich trockneten, sie dampften, ein Frösteln überlief ihn von Zeit zu Zeit noch. „Ich komme aus Amerika", sagte er, „und wollte meine Heimat noch einmal wiedersehen, ich hatte einen längeren Urlaub und war erst am Rhein, bin dann den Hunsrück entlang gewandert."

„Und stammen?"

„Vom Hunsrück", war die zurückhaltende Antwort. Der Fremde blickte in das Glas, in dem der goldgelbe dampfende Trunk funkelte . . .

„Trinken Sie", sagte der Alte mit einer gönnerhaften Handbewegung. „Stören Sie sich nicht daran, daß ich Ihnen nicht Gesellschaft leiste. Ich trinke nichts, mache mir nichts aus Räuschen. Für Sie ist es ein Gift, das andere Gifte austreibt Trinken Sie, sonst liegen Sie morgen da. Und wie es mit den Doktors hier bestellt ist, so können Sie dann gleich Ihr Testament machen Ich bin soeben bei einer ähnlichen Beschäftigung", fuhr er fort, auf die

Digitized by Google

ausgebreiteten Papiere deutend. „Ordne alte Briefe für die Familienchronik. Für die Familienchronik kommen diese Briefe wahrscheinlich nicht in Betracht, sie sind kompromittierenden Inhalts, ich komme auch drin vor . . .“, fuhr der alte Herr fort, während er die Briefe in die Mappe zurückschob. „Ich sammle Verrücktheiten, Kulturkuriosa . . . es gibt deren viele. Hat man nicht erst einen Thomas Gray in die Zwangsjacke stecken wollen, weil er den Plan von Eisenbahnen entworfen hatte? Und den Gorilla hatte der Karthager Hanno, ein sonst so kluger Mann, als er ihn an der Westküste Afrikas entdeckte, erst für einen Menschen erklärt.

Ob es sich um die Erfindung des Telephons, um Lokomotiven oder Meeresdampfer oder Himmelserscheinungen handelt, immer wurden ihre Entdecker erst von der gesamten Menschheit für Narren erklärt. Aber niemand wird eine Großmama mit grauem Haar für vernünftig halten, die mit einem dreißigjährigen Manne auf und davon gehen will. Wenigstens macht mir das niemand weis. Er wollte wahrscheinlich ihr Geld.“ Er blinzelte mit dem linken Auge, schob die Hand in die Brusttasche seines Schlafrockes und schaute den Fremden durchdringend an. „Trinken Sie, mein Herr. Ich sehe, Sie frösteln noch. Haben sich sicher was geholt da droben bei dem scheußlichen Wetter auf dem Hunsrück. Liebe die Gegend nicht, sie ist mir zu kahl, künstliche Fruchtbarkeit. Ihren Namen habe ich übrigens nicht verstanden. Tut auch nichts zur Sache, Namen interessieren mich wenig, besonders nicht von Durchreisenden. Hab' auch kein Gedächtnis mehr dafür, das liegt in der Familie . . . Meine Nichte, die im Tollhaus starb, hat auch keins gehabt, wenigstens nicht für die Sachen, die sie nicht mehr wissen wollte . . .“ Er schlug auf die kleine grünseidene Mappe, die mit Briefen gefüllt oben auf den Blättern lag.

„Wer war die Nichte, Herr Douarier?“ fragte der Fremde.

„Sie war die Frau des ‚Lord'. Alice hieß sie. Den Lord haben Sie sicher gekannt, er war der Chef der Dieffenthaler Hütte. Ein ungewöhnlicher Mensch, einer von den Köpfen, die immer seltener werden, Tyrannennatur, aber nicht ohne genialen Einschlag. Genial war er für sein Geschäft, einseitig begabt, kein bequemer Ehemann. Sie rauchen gewiß? Genieren Sie sich nicht, mein Herr. Ich rauche nicht.“

Der Fremde brannte sich eine Zigarre an. Seine Hand zitterte leicht, und das Streichholz wollte nicht brennen, es knickte dreimal, ehe endlich das vierte aufflammte.

„Alle diese künstlichen Reize“, fuhr der Alte fort, „sind mir zuwider. Es ist gesund, keine Leidenschaften zu besitzen, man wird alt dabei, und es macht mir ein diabolisches Vergnügen, den Kerl mit der Sense immer wieder zu überlisten. Seit zehn Jahren wartet er auf mich . . . Haha . . . Regelmäßig leben, wie eine Uhr, nichts trinken, nicht rauchen, sich nicht auf Liebschaften einlassen, das ist ein Rezept, alt zu werden wie eine Mumie. Keine Aufregungen, keine Tagebuchgeschichten, die mit einem Bankrott endigen . . . mit einem seelischen Bankrott“, betonte er. „In der Familie Douarier verunglückt man nicht, man stolpert vielleicht einmal, aber man bricht sich nicht das Bein. Dafür sorgt Onkel Benjamin. Und sie haben auch, Gott sei Dank, keine Neigung zum Außergewöhnlichen. Nur die Rheinländerin hatte den Spleen . . Brauchte eine feste Hand, die Kandare . . . und immer so ein bißchen den Sporn mußte sie fühlen. Erst war sie sanft wie ein Lamm, gehorsam und geduldig, und hat ihm sieben Kinder geschenkt . . . Alle Douariers haben eine große Familie, sie lieben das . . . Nur Onkel Benjamin ist solo geblieben.“ Der Alte rieb sich die mageren Hände vor dem Feuer.

Von der Seite sah er jetzt wirklich dem Bilde Bonapartes ähnlich.

„Vierzehn Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes, wie in der Anzeige stand, ist sie auf eine Rheinterrasse gegangen, hat Sekt getrunken mit einem andern, wollte keinen schwarzen Krepp mehr tragen, ich bitte Sie, die Douarierschen Witwen erstickten sonst in Krepprüschen und schwarzen Schleiern. Maria Stuart, letzter Akt, ewige Treue übers Grab hinaus und so weiter. Glaube nicht daran, tut aber nichts zur Sache. Die Rheinländerin hat aber den Fehler begangen, alles über Bord zu werfen, ‚Ballast', sagte sie. wollte alleine aufsteigen mit ihrem Galan . . . und fortfliegen in den blauen Himmel . . . . Aber Onkel Benjamin hat dafür gesorgt, daß der Gondel die Leinen abgeschnitten wurden. Schnipp . . . und dann kam der grüne Wagen an, der sie nach der großen Anstalt für Nervenleidende entführte. Den Liebhaber hab' ich nie gesehen, er ging ins Ausland . . .“ Der Alte blinzelte wieder mit dem linken Auge und schürte das Feuer. „Solche Geschichten, eine Großmutter mit grauem Haar . . Die Douariers stammen von vornehmen Emigranten ab, die ihren Adel ablegten, um ihr Wappenschild blank zu erhalten. Es kommt nicht darauf an, solch ein Schild zu haben, sondern es rein zu halten, wenn man es besitzt. Und das haben sie getan, die Douariers. Die schmutzige Wäsche wird daheim gewaschen, nicht auf dem Markt, wie bei dem Bourgeois, der das Mitleid der anderen braucht.“

„Und was ist aus der Frau geworden?“ fragte der Fremde. Das scharfgemeißelte Profil des Alten, der, vom Flammenschein fast gespenstig beleuchtet, dort vor ihm saß, blieb unbeweglich.

„Sie ist eines sanften Todes gestorben. Vor ein paar Tagen kam das grüne Buch da an. Das hat sie uns hinterlassen. Hat eine Art Tagebuch geführt in der Anstalt, es war ihr Zeitvertreib.“

„Und was geschieht mit diesen Blättern?“ fragte der Fremde.

Der Alte lächelte verächtlich. „Ins Feuer damit!“

„Ohne daß andere sie gelesen haben?“

„Was braucht man Briefe von Leuten zu lesen, die ihren Verstand verloren haben? Jeden Tag schrie sie, an Gott und die Welt hat sie sich gewandt, um uns zu beweisen, daß sie vernünftig sei, hat alle Ärzte verrückt gemacht mit ihren Bitten, sie herauszulassen.“

„Dann war sie also gesund?“ fragte der Fremde brüsk und sah dem Alten fest in die Augen.

„Gesund? Mein Herr, Sie werden doch von dem Chef der Familie Douarier nicht annehmen, daß er sich ein Verbrechen zuschulden kommen läßt?“ Der Alte reckte sich auf und schaute den Fremden von Kopf bis zu Fuß an. „Wir haben die Frau vor einem großen Unglück bewahrt, in das sie blind hineingehen wollte. Sie hatte Kinder, Enkel sogar, sie hätte sich mit dem Fluch der Lächerlichkeit belastet; dieser junge Mann war in ihr Geld verliebt. Aber ein Frauenzimmer wird stets alles glauben, was man ihm von Gefühlen faselt. Eine schöne Person übrigens; trotz ihrer sieben Kinder sah sie immer noch besser aus als ihre sämtlichen tugendhaften Töchter . . . Habe Sinn für dergleichen, aber man muß auf Ordnung halten als Senior, nicht wahr? Das schlimmste ist die Lächerlichkeit . . . und die Wäscherei auf dem Markt . . .“ Eine Uhr auf dem Flur erhob ihre tiefe Stimme und brummte eins . . . Nun war der Alte wieder ganz Haltung und Napoleon. Er schob die Mappe zwischen die anderen Blätter, wünschte dem Fremden eine geruhsame Nacht, indem er auf den tiefen Sessel deutete. „Lassen Sie das Feuer nicht ausgehen und versuchen Sie zu schlafen. Meine Wirtschafterin ist leider schon zu Bett gegangen, und ich kann sie mitten in der Nacht nicht mehr bemühen, die Dame versteht nämlich keinen Spaß. Morgen früh werden Sie mich punkt acht in dem Speisesaal finden, ich lebe, wie gesagt, wie eine Uhr . . .“ Damit nahm er seinen Krückstock und empfahl sich. „Und träumen Sie nicht von Alice Douarier.“

Die weiße Tür schloß sich hinter ihm, der alte perlgestickte Schellenzug zitterte leise. Im Kamin flackerte das

Digitized by Google

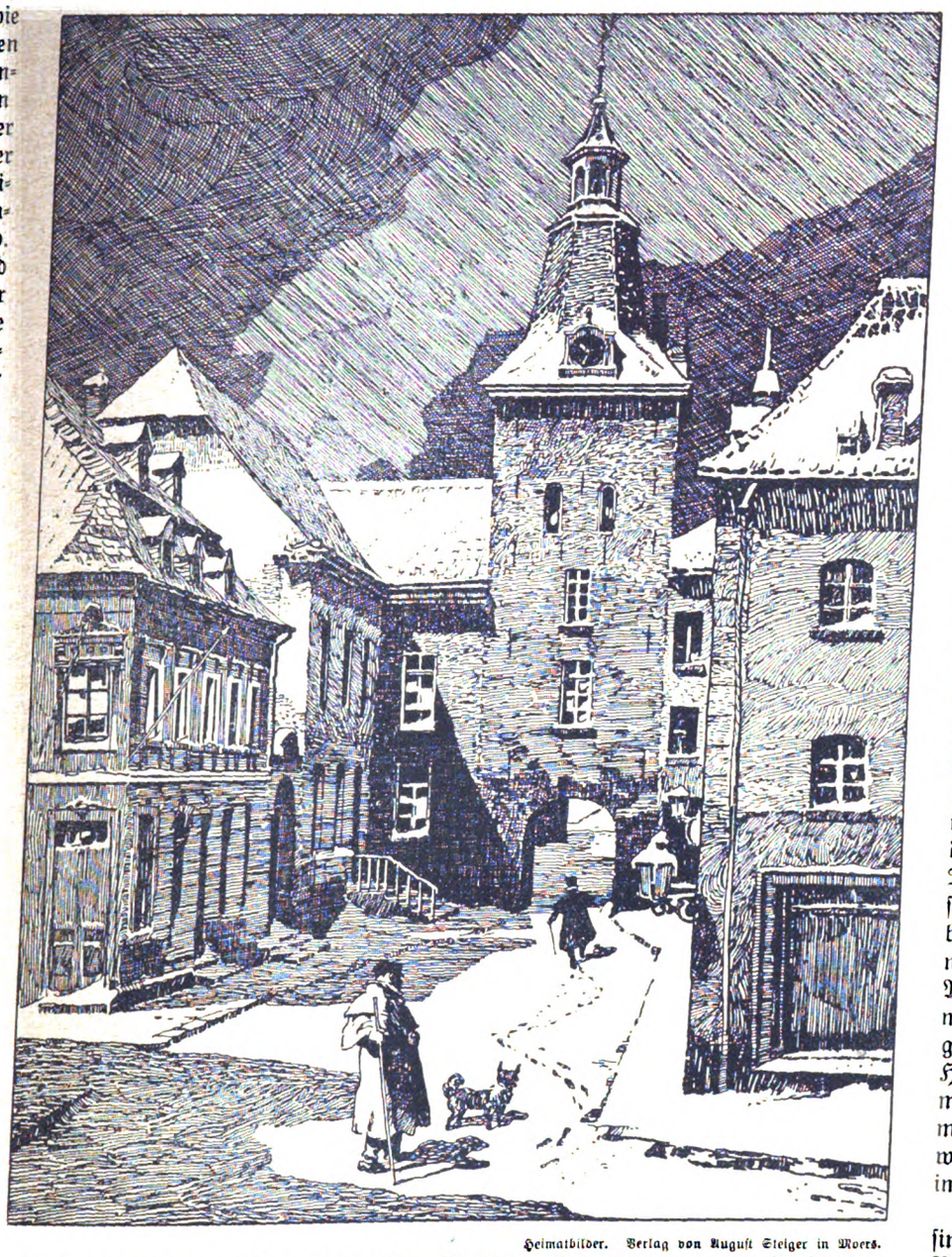
Feuer, und der Wind ging ums Haus und klapperte mit den hölzernen Läden. Langsam tickte die alte Wanduhr auf der Diele.

Der Fremde saß wie benommen, sein Kopf war betäubt und sein Herz von Schlägen gepeitscht.

Die Erinnerungen waren erweckt und warfen sich über ihn her, und die ganze Stube stand plötzlich voll bekannter Gestalten. Nur die, die er suchte, sah er nicht mehr, denn sie war tot. Ihr liebes Bild war verblichen, ausgelöscht. Es war, als zöge aus jener grünen Mappe ein bekannter Duft herüber, er schloß die Augen, wie um sich zu schützen gegen einen unüberwindlichen Wunsch. Aber plötzlich warf er die widerstreitenden Gedanken über Bord. „Ballast?" Und er griff nach der Mappe. Briefe kamen zum Vorschein, von einer zierlichen, klaren Handschrift geschrieben. Beim ersten Wort erkannte er Alices charakteristische, unvergeßliche Handschrift.

* * *

Ich sitze vor meinem Toilettentisch, die Arme auf die gläserne Platte gestützt, und sehe in den sinkenden Abend hinaus auf die kleine Stadt, die sich in dem engen Tal fast ängstlich um ihr altes Kirchlein schließt. Flammend liegt die Sonne auf den gelben, leuchtenden Kalksteinbrüchen. Die am Bergabhang arbeitenden Männer mit ihren roten Gürteln sehen von hier aus wie Ameisen und der Berg wie ein Riese. Man merkt ihm die Absprengungen kaum an, die dort täglich ein Stück von seinem Gipfel wegnehmen. In dem Steinbruch der Douariers sind schon viele Menschen verunglückt, durch eigenen Leichtsinn oder Gleichgültigkeit des Besitzers, dem es auf ein Menschenleben wohl nie sehr angekommen ist. Und so oft der dumpfe Widerhall der Sprengungen mein Ohr trifft, zucke ich zusammen. Ich habe es noch immer nicht gelernt, es gelassen zu ertragen, wenn man Stücke dort abreißt und sie wie Lawinen in die Tiefe donnern. Ich bin geblieben, was ich war. Die Jahre haben mich kaum verändert. Ich habe an den Schläfen graue Haare bekommen, aber bin noch jung.



Heimatbilder. Verlag von August Steiger in Moers.

Aus einer niederrheinischen Kleinstadt: Mattorn. Federzeichnung von G. Olms.

Seit drei Tagen bin ich Witwe.

Vor mir liegt ein schwarzgeränderter Brief, der es mir bestätigt, daß diese Tage, die nun hinter mir liegen, kein Traum waren. Und ich lese wieder und wieder die große, schwere Lüge meines Lebens: „nach dreiundzwanzigjähriger glücklichster Ehe" . . . Mein Sohn hat es so aufgesetzt, und ich selbst habe meinen Namen daruntergeschrieben. In diesen Stunden habe ich noch einmal mein ganzes bisheriges Leben an mir vorbeiziehen lassen. Ich habe mich in meinem Zimmer eingeschlossen, ich bin allein . . . zum erstenmal mit mir allein. . . Ich darf über mein Leben bestimmen, bin frei — frei. Ich habe das Wort wohl tausendmal vor mich hingesagt. Frei — frei, wißt ihr, was das heißt für jemand, der dreiundzwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen hat? Still, daß es diese Wände nicht hören . . . ich zittere schon, daß er wiederkommen könnte. In den Nächten . . . . gestern, habe ich ihn erst gesehen, mit diesem stummen, zwingenden, festen Blick packte er mich an. Vielleicht ist er nicht tot? Ich fiebere vor Entsetzen, denke mir das Tollste aus. Geschichten von lebendig Begrabenen kommen mir. Mein Gehirn ist mir wie ausgebrannt, mein Herz fühlt nichts mehr, es ist krank, müde, abgegrast, wie die Wiesen im Herbst.

Die andern sind zu Tante Nini gegangen, wie jeden Donnerstag — seit dreiundzwanzig Jahren, seit ich hier lebe. Die schwarze Trauergesellschaft ist fort, und mein Haus ist still . . . Ich habe alles miterlebt wie eine Fremde, die unter ihrem schwarzen Kreppschleier einem düsteren Schauspiel zusieht. Nun bin ich frei! Das Zimmer gehört mir. Seit man das zweite Bett fortgetragen hat, kommt es mir plötzlich weit vor wie ein Saal, . . . und seit man die schwarzen Draperien von den Bildern genommen hat, ist es hell und luftig und von dem Widerschein der sinkenden Sonne in leuchtendes Rot gehüllt. . . . Dreiundzwanzig Jahre hab' ich mich danach gesehnt, einmal mit mir allein zu sein; und bin es nie gewesen, nicht eine Stunde, nicht einmal während der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Drei römische Briefe * Von Curt Bauer.

I. Italiensehnsucht.

Italien ist das erste Land, das sich seit einiger Zeit den Deutschen wieder nach dem Kriege erschlossen hat. Die Paßschwierigkeiten sind nicht mehr unüberwindlich. Die Eisenbahnverbindung funktioniert regelmäßig. Freunde und Volk empfangen den Deutschen mit Sympathie. Kein Wunder daher, daß die Zahl der nach Italien Reisenden wächst und namentlich viele, die früher dort ansässig waren, ihre Rückkehr zu bewerkstelligen suchen. Sie glauben dadurch das Gefühl der jahrelang durch den Völkerhaß aufgezwungenen Enge abstreifen, den augenblicklich nicht sehr erquicklichen Zuständen in der Heimat entgehen und ehemalige Gefühls- und Interessenbeziehungen wiedergewinnen zu können.

Als ich vor einigen Monaten meine Reise nach Rom antrat, fragten mich viele: „Wie, zu den Katzelmachern wollen Sie gehen, zu den Verrätern?" Denn die wenigsten wissen, wie wenig die alte deutsche Sehnsucht nach Italien mit den Italienern zu tun hat. Vielmehr findet darin ein Stück edelsten Deutschtums seinen Ausdruck. Es liegt uns eben noch im Blute, daß sich bereits im frühesten Mittelalter der Kulturkampf der germanischen Stämme in Italien vollzog. Zweifellos war dies Bewußtsein auch die treibende Kraft für die Scharen deutscher Künstler und Gelehrten, deren Geist der Welt im 19. Jahrhundert den Acker von Jahrtausenden römischer Erde erschloß. Männer wie Mommsen und Gregorovius haben unserem geistigen Empfinden ein unbestreitbares Heimatrecht auf italienischem Boden verliehen, ein Kulturanrecht, das sich durch kein Nationalitätenprinzip aufheben läßt. Daher konnten zahllose deutsche Künstler, darunter berühmte Männer, sich in Italien heimisch fühlen und ihre Wurzeln in der Kunst der italienischen Renaissance schlagen, die ja auch von deutschem Blute getränkt worden war. Was den Deutschen also nach Italien zog, war neben den Ruinen des Altertums seine eigene Vergangenheit, die bis ins graue Mittelalter zurückreicht und im 18. und 19. Jahrhundert durch erlesene deutsche Geister wieder lebendig geworden war. Nicht jedoch die darüber gebaute Roma Terza mit dem Gärungsprozeß einer neuen Zeit.

Dennoch — als ich wieder auf der Terrasse von San Pietro in Montorio stand und den Abglanz der Abendsonne in den Trümmern der alten palatinischen Stadt leuchten sah, während die Albanerberge mit den Kastellen dunkelblau den Horizont umsäumten, wollte nicht mehr jene Woge von Gefühlen durch meine Seele ziehen, die mich früher dort so oft bis ins Innerste erschüttert hatte. Das Auge trank wie einst alle Schönheit ringsumher, aber das Herz konnte sich nicht so stark daran berauschen. Es hatte sich etwas Fremdes, Ernüchterndes zwischen den Betrachtenden und die aus Jahrtausenden hergreifenden Eindrücke gestellt. So ging es jedoch nicht nur mir, sondern auch den andern wieder in Rom lebenden Deutschen. Wir wandelten zusammen über den Pincio, ergötzten unsere Augen an dem silbergrauen Häusermeer unter der Peterskuppel, tauschten gemeinsame Erinnerungen aus, aber es war uns, als sei unter all dem gleißenden Schimmer und Glanz, unter den großen, ergreifenden Linien und Silhouetten etwas gestorben; als seien bloße Formen geblieben, was einst Geist und Leben atmete. Waren wir selbst schuld daran? War in uns etwas gestorben? Etwas von den Menschheitsidealen, die vier Leidensjahre mit roher Hand ausgelöscht hatten? Oder lag es tiefer? Bis zum Kriege gab es kein Volk in Europa, das wie wir seine Kultur so umfassend durch Eindrücke in fremden Ländern und fernen Zeiten zu vertiefen bestrebt war. Sollte der Krieg darin eine Wende bedeuten? Sollten sich unsere vom Fremden übersättigten Instinkte jetzt vorzugsweise auf die heimische Kulturerde einstellen? Sollte die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Forderungen uns so stark rufen, daß wir darüber jenes Sehnen in die Ferne der Zeiten und der Völker verloren? Wie dem auch sei: Eine Ernüchterung an altem Lieben und Fühlen läßt sich nicht verkennen. Namentlich nicht, wenn wir wieder Rom betreten und denselben Eindrücken gegenüberstehen, die uns einst berauschend das eigene Selbst vergessen machten.

Das gleiche gilt von unseren ehemaligen Beziehungen zu den Menschen. Auch hier dürfen wir den Grund vor allem in uns selbst suchen. Ich erinnere mich meiner Ankunft in Rom, als ich mit denselben römischen Freunden, auf derselben sonnigen Terrasse beim funkelnden Wein saß wie vor Jahren. Sie überschütteten mich mit Freundlichkeiten; nicht der leiseste Mißklang vermochte sich in unsere Begrüßung zu mischen. Aber man merkte es ihnen doch zu deutlich an, daß sie inzwischen weder gehungert noch gelitten hatten. Ihre laute Fröhlichkeit berührte fast schmerzend. Ich mußte mich erst an diesen frisch pulsierenden Lebensstrom gewöhnen. Ein leiser Stachel des Mißtrauens gegen lachende Menschenfreudigkeit ließ sich nicht ganz bannen. Vier Leidensjahre sind nicht mit einem Federzuge wegzustreichen. Man fühlt sich heute im Auslande als Deutscher einsam. Immerhin muß gesagt sein, daß sich das italienische Volk redlich bemüht, uns diesen Riß vergessen zu machen. Oft sprach man mich auf der Straße auf Deutsch an oder suchte mir auf andere Art die Sympathie gegen Deutschland zu beweisen. „Österreich ist gefallen," sagte man mir, „jetzt gibt es nichts mehr, was uns trennt." Überhaupt stößt man im Volke nicht selten auf ein gewisses Bedauern über die Haltung Italiens, an das sich heilige Beteuerungen für die Zukunft zu schließen pflegen. Da man in mir häufig einen Engländer zu erkennen glaubte, so kam ich bald dahinter, daß ich besser daran tat, meine deutsche Nationalität zu betonen, um gut aufgenommen zu werden. Nur in den Kreisen der Gebildeten wird der Deutsche heute nicht selten mit einer gewissen Kühle empfangen. Die persönlichen Liierungen mit Engländern und Franzosen sind hier enger, und wenn man uns auch eigentlich nicht unsympathisch gegenübersteht, so möchte man doch nicht von den französischen Freunden in deutscher Gesellschaft gesehen werden.

Wie wir in der Kultur Italiens lediglich die Vergangenheit suchten, so liebten wir früher auch im italienischen Volke mehr seine alten Sitten und Gebräuche, seine primitive Gefühlsweise und seine traditionelle Formen- und Bewegungsschönheit. Der Anblick des modernisierten Italieners berührte uns oft unerquicklich. Es gab Deutsche, für die ein Italien nach Pius IX. überhaupt nicht existierte. Aus derartig eingestellten Gefühlsbeziehungen ergaben sich nicht selten zwischen dem Deutschen und namentlich dem gebildeten Italiener Entfremdungen, die nicht immer gerechtfertigt und noch weniger klug waren. Denn neben der Talmikultur der Roma Terza stand doch ein kräftig aufstrebender Volksgeist, der in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr verdienstvolle Fortschritte zu verzeichnen hatte. Aber, wie gesagt, was wir in Italien suchten, war nicht das junge aufblühende Königreich, sondern die verlöschenden Spuren des Altertums, der Renaissance und des päpstlichen Rom. Mit dem einfachen Volke, für das diese Traditionen in Sitten und Gebräuchen am meisten nachwirkten, verbanden uns daher bei weitem engere Sympathien als mit den modernisierten Gebildeten. Indessen gerade in dieser Hinsicht hat der Krieg unserer alten Liebe einen starken Schlag versetzt. Denn die wenigen Jahre haben genügt, hier erschreckend schnell eine völlige Entartung guter überlieferter Gewohnheiten herbeizuführen. Für das Sittenleben einer Zeit ist nichts bezeichnender als das Verhalten des weiblichen Geschlechts. Die heutige Italienerin hat sich völlig dem französischen Einflusse hingegeben. Vergeblich suchen wir noch in Rom den schönen, stolzen Frauentyp, dessen ursprüngliche Kraft und Gesundheit wir ehemals liebten. Die kleidsame Nationaltracht ist der Pariser Mode mit seidenen Strümpfen, kurzen Röcken und einem oft zur höchsten Indezenz gesteigerten Dekolleté gewichen. Blasse, mit Pariser Pillen gezüchtete Wangen, geschminkte Lippen und bemalte Augenbrauen vollenden heute das Schönheitsideal auch der Italienerin aus dem Volke, deren blühende Farben wir früher bewunderten. Während sich vor dem Kriege sogar Verlobte kaum allein in der Öffentlichkeit zu zeigen wagten und der Anblick von Liebespaaren in Rom zur größten Seltenheit gehörte, sind heute die Cafés und Trattorien von Dämchen mit ihren uniformierten Begleitern überfüllt, gerade so wie in Berlin oder Hamburg. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß das gesamte Volksleben Roms dadurch seinen Charakter auffällig verändert hat. Aber selbst in den Kleinstädten und auf dem Lande griff diese Sittenverderbnis um sich. Wie der italienische Offizier seinen englischen Kameraden durch ein kokettes Spazierstöckchen imitiert, so sucht er es dem französischen in bezug auf das weibliche Geschlecht gleichzutun. Die Geschwindigkeit, mit der das so gesunde, auf altem Boden gewachsene italienische Volksleben in dieser Weise untergraben wurde, dürfte in der Geschichte beispiellos dastehen. Wohin man sich wendet, auf der Straße, im Hotel, in den Osterien und Cafés: überall mischt sich dieser Mißton laut und aufdringlich in das alte Stadtbild Roms. Zur Ehre des Italieners muß allerdings gesagt sein, daß sich

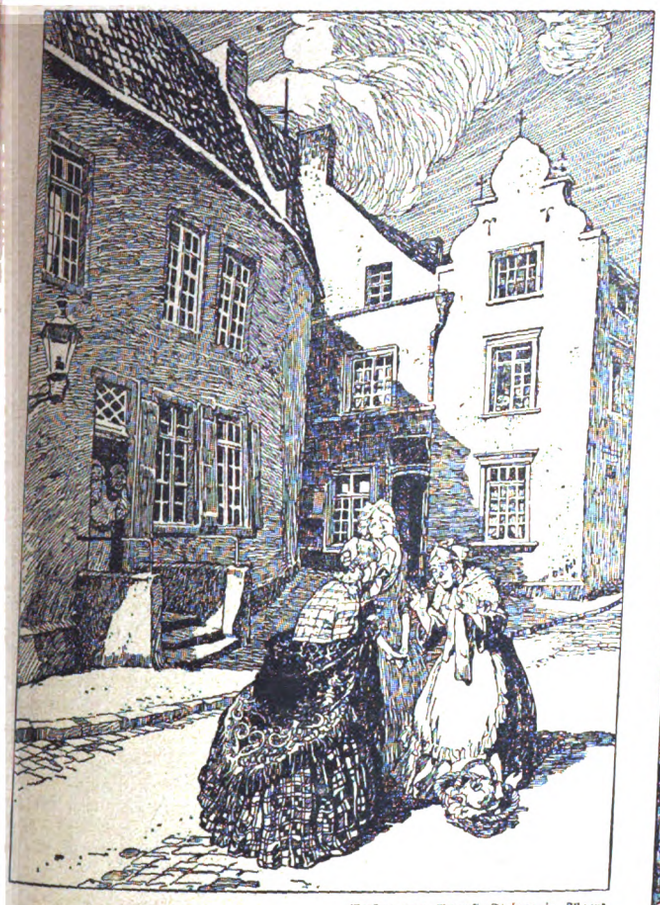
Digitized by Google

neuerdings die Öffentlichkeit, die Zeitungen und vor allem Papst Benedikt heftig gegen ein weiteres Umsichgreifen dieser Französierung im Volke und in der Gesellschaft zu wenden begannen. Der Erfolg dürfte trotz eifrigen Bemühens zweifelhaft sein, denn es ist leichter, einen schlechten Keim zu säen, als die böse Saat zu ersticken. Jedenfalls hat auch in diesem Punkte die alte deutsche Liebe zu Italien eine Ernüchterung erfahren, die der sehnsüchtig Zurückkehrende als herbe Enttäuschung empfindet.

Dennoch bleibt uns in Italien genug, was unsere alte Sehnsucht rechtfertigt. Ich meine z. B. die italienische Sonne, deren heiteres, leuchtendes Antlitz jeden Gegenstand mit Ewigkeitsstimmung verklärt. Daß die Sonne gleich scheint über Gut und Böse, gilt nirgends so sehr wie in Italien. Nicht weil sich in Rom weniger verändert als anderswo, heißt es die „ewige Stadt", sondern weil der Himmel dort alles das, unbekümmert, ob es sich um Marmortempel oder bunte Lumpen handelt, mit dem gleichen bezaubernden Lichtglanz überschüttet. Wir Bewohner des grauen Nordens empfinden dabei stets einen lockenden Kontrast, der über die Veränderung der Zeiten und Menschen hinaus uns immer wieder in seinen berückenden Bann ziehen wird. Nennt doch selbst der an Farbenglanz gewöhnte Italiener die ewige Stadt: Roma Incantatrice!

Rheinische Heimatbilder * Von Professor Dr. E. Renard.

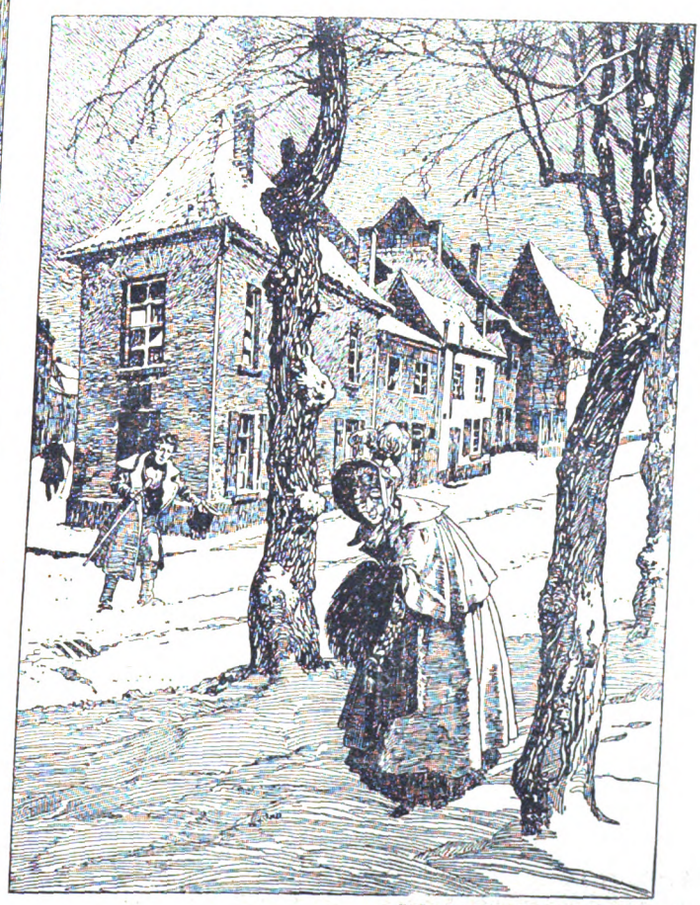
Fast unmerklich ist in dem heißen Kampfe um materielle Güter weiten Teilen unseres Volkskörpers der Begriff Heimat entschwunden. Vor allem die Rheinlande können davon berichten — der Niederrhein und Nieder-Westfalen, das Land der schwarzen Diamanten mit den ewig surrenden Rädern gespenstiger Fördertürme, mächtig wachsenden Abraumhalden, langen Reihen qualmender Koksöfen, mit gigantischen Hochöfen, lärmenden Eisenhallen, Walzstraßen, Dampfhämmern — um Köln die mächtigen klaffenden Wunden, die die Braunkohlengewinnung in wenigen Jahrzehnten den friedlichen Feldfluren und weiten Wäldern schlug — in der Niersgegend an Stelle der alten Hausweberdörfchen jetzt der Mittelpunkt der Baumwollenverarbeitung mit den unermüdlich klappernden vielen Tausenden mechanischer Webstühle — zu schweigen von den zahllosen kleinen und großen Fabriken, den neuen, nur für so kurze Zeit sauberen Arbeiterdörfern, die allenthalben die alten Stadtbilder umsäumen und immer weiter in das offene Land eindringen. Und Jahr für Jahr riß dieses rastlose Getriebe Massen von Bauern, Handwerkern, auch viel fremdsprachliches Volk aus bescheideneren, aber individuellen Daseinsformen heraus, um sie als gleichartige kleinste Teilchen in das weltwirtschaftliche System dieser einzigen großen Maschine einzuzwängen. Die Ufer des stolzen Stromes, an denen seit Jahrtausenden so viele Völker in regem Kulturaustausch einander begegnet sind, nahmen die Entwurzelten gerne auf, gaben ihnen viel an materiellen Gütern, Arbeit, Verdienst, bessere Existenzmöglichkeit, nahmen ihnen aber auch viel, vor allem das Bewußtsein der engen Zusammengehörigkeit mit der heimischen Scholle und die in diesem Bewußtsein wurzelnden sittlichen Kräfte. Harte, unerbittliche Notwendigkeiten eines um Existenz und Weltbedeutung schwer ringenden, eingeengten großen Volkes!



Verlag von August Steiger in Moers.

Am Neutor in Moers. Federzeichnung von G. Olms.

Jetzt nach dem Weltkampf schlägt im Innern die lange schwelende Glut innerer Gegensätze mit lodernder Flamme empor — ein gigantischer Kampf mit gewaltigen Waffen: Generalstreiks auf der einen, riesenhafte Vertruftung auf der anderen Seite. „Erleuchtet nicht zu diesem Feste Herr Mammon festlich den Palast?" (Mephistopheles) — und alles schreit angesichts dieses Brandes nach den verlorenen ideellen Gütern, nach innerer Erneuerung, nach einem stärkeren sittlichen Volksbewußtsein. Gewiß — diese innere Erneuerung tut unserem geschlagenen Volke bitter not, aber im Rahmen einer rein materialistischen Lebensbejahung wird sie nimmer möglich sein. Jeder muß sein Scherflein beitragen — reinen Herzens und in ehrlicher Absicht. Hier auch liegen die sittlichen Aufgaben des Heimatschutzes — Stärkung des Volksbewußtseins aus der primitiven Zusammengehörigkeit von Mensch und Scholle, wie sie der Mythus von der Erschaffung der ersten Menschen begründete, der die Trennung von dem heimischen Boden als erstes großes Strafgericht über die



Verlag von August Steiger in Moers

Castell. Federzeichnung von G. Olms.

Aus einer niederrheinischen Kleinstadt.

Digitized by Google

sündhaften Menschen schilderte. So ist dem Begriff Heimatschutz — erwachsen in einem Menschenalter mit Naturnotwendigkeit aus dem schwindenden Heimatgefühl — der Kampf gegen die materialistische Lebensauffassung wesenseigentümlich; es scheint kein schlechtes Zeichen, daß die verschiedenen freiwilligen Organisationen, der Bund Heimatschutz, die größeren selbständigen Vereine in Bayern, Sachsen, Baden und im Rheinland, auch nach dem unglückseligen Ausgang des Krieges wohl nirgendwo Rückschläge erfahren haben. Heute noch mehr als früher müssen sich diese werktätigen Vereine auf ein immer breiteres Wirken einstellen, die Wurzeln ihrer Kraft immer weiter ausstrecken. Denn die hohe Staatskunst vergangener Tage hat sich in ihrer kärglichen Heimatschutz-Gesetzgebung naturgemäß auf oft unzulängliche Prohibitiv-Maßnahmen beschränken müssen und hat allzusehr jene und viele andere kulturelle Bestrebungen auf die Brosamen verwiesen, die vom Tische des reichen Mannes fielen. Vorweg fällt diesen Organisationen bei dem inneren Wiederaufbau auch die Aufgabe zu, Heimatkenntnis als Grundlage des höheren und weiteren Volksbewußtseins zu pflegen — denn Heimatliebe ist nur angewandte Heimatkenntnis, und Heimatpflege nichts anderes als angewandte Heimatliebe!

Aus solchem Drange entsprang auch im Rheinland das jüngste Unternehmen „Heimatbilder", *) dem sich demnächst ein „Rheinischer Heimatkalender" zugesellen wird. Nicht zufällig wurde Moers am Niederrhein berufen, den Reigen zu eröffnen. Denn dieses fast ganz in Vergessenheit geratene oranische und seit zwei Jahrhunderten preußische Städtchen war just einer der Punkte, an denen die Behaglichkeit uralten kulturellen Besitzstandes am schärfsten mit dem stürmischen Geiste moderner Industrie-Entfaltung zusammenstieß. Vor ziemlich genau einem halben Jahrhundert bahnte sich der alte Haniel mit zäher Beharrlichkeit den Weg zu den hier linksrheinisch wesentlich tiefer als im Ruhrgebiet anstehenden mächtigen Kohlenflözen, und erst nach einem Menschenalter wurde das stille Moers fast über Nacht der Mittelpunkt des Kohlenbergbaues am linksseitigen Niederrhein. Da zeigte sich auch, welches Glück es war, daß in den Zeiten des Alten Fritz die Moerser sich so mannhaft gegen die völlige Abtragung der oranischen Festung und die Zuschüttung der breiten Wassergräben gewehrt hatten. Denn nun ist das alte Moers durch seine breiten wasserreichen Promenaden als eine erquickende Oase von der lärmenden Umwelt geschieden, und seine bescheidenen Schönheiten können noch erzählen, belehren und zur Dankbarkeit gegen längst vergangene Geschlechter ermahnen. Da steht noch das uralte ovale Wasserschloß der Grafen von Moers, die Urzelle dieser gewerbereichen Stadt, mit den städtischen Parkanlagen, die sich auf den alten Bastionen angesiedelt haben, da gibt es auch noch so behagliche stille Winkel mit kleinen, windschiefen, ganz holländischen Bürgerhäuschen — und es gehört gar nicht einmal so viel Phantasie dazu, sich ein paar altmodische Menschen hineinzudenken und sich das lebendige Bild von so viel friedlicheren, bescheideneren und gemütlicheren alten Zeiten heraufzuzaubern. Und wenn die Moerser von heute so viel ruhige Überlegung gehabt hätten wie ihre Vorfahren zu Zeiten des Alten Fritz, dann hätten sie nicht vor wenigen Jahren ihren schönen alten Marktturm abgerissen, der als ein Wahrzeichen mitten im Stadtbild den ältesten Stadtteil von der spätmittelalterlichen Stadterweiterung schied; denn kaum lag er auf der Nase, da zeigte sich, daß dem großen Durchgangsverkehr der Weg durch die alten winkeligen und engen Straßen viel zu unbequem war und daß er lieber an dem alten Moers vorbeiging. Sie sollten ihn wieder daneben aufbauen; jetzt, da der Geldbeutel leer geworden ist, wird Moers so leicht wohl nicht wieder zu seinem alten Wahrzeichen kommen.

Aber noch etwas mehr als Offenbarung heimischer Schönheit wollten Herausgeber und Verleger mit diesen Federzeichnungen von Künstlerhand geben. Wer mit der photographischen Kamera reist, weiß ein Lied davon zu singen, wie die hohe Reichspost und die Herren Elektrotechniker ihm zum Tort Fernsprechleitungen und Lichtmaste gerade an die malerischen Punkte des Stadtbildes zu placieren verstehen — und wenn er nach manchem Hin und Her glücklich ein ziemlich unberührtes Motiv erwischt hat, dann bleibt in der Dunkelkammer die Enttäuschung oft doch nicht aus. Denn das unbarmherzig scharfe Auge des Apparates gibt leicht Wesentliches und Unwesentliches gleichwertig nebeneinander, während der Künstler bei aller naturalistischen Treue hier doch schärfer scheiden, das eine vor dem anderen zurücktreten lassen und damit ein Führer auf dem Wege zum künstlerischen Erfassen heimatlicher Schönheiten sein kann. Dieses Scheiden von Gut und Böse im Bilde unserer Heimat ist aber nötig, wenn wir unsere Heimat wiedergewinnen, sie lieben und schützen wollen. Gewiß kann unser Volk sich nicht gesund sehen an den reichen Schätzen und Schönheiten, die uns trotz allem der wahre deutsche Geist in unseren Städten und Dörfern, in Flachlandschaft und Bergland bewahrte, aber es ist doch eines der Mittel zur Gesundung — und wenn erst einmal in allen Volksschichten eine starke Heimatliebe, dieses Stückchen von deutschem Idealismus, wieder Fuß gefaßt haben wird, dann darf es uns auch als ein Zeichen dafür gelten, daß wir wieder auf gutem Wege sind.

*) „Heimatbilder". Herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Folge I: Aus einer niederrheinischen Kleinstadt. Federzeichnungen von Gustav Olms, Düsseldorf. Text von E. Renard. Verlag Aug. Steiger, Moers; Inhaber W. Steiger. Preis 5 M. u. Teuerungszuschlag; für Mitglieder des Rhein. Vereins für Denkmalpflege u. Heimatschutz 4 M. Durch die Geschäftsst. d. Vereins, Bonn, Bachstr. 35.

Geistige Arbeit in unseren Kolonien * Von Julius Burghold.

Unsere Feinde haben uns unsere Kolonien abgenommen. Wir sollen sie ausgebeutet haben. In der Tat: wir haben sie ausgebeutet, — aber nicht wirtschaftlich und politisch, sondern wissenschaftlich.

Man weiß bei uns noch viel zu wenig, welch große Bedeutung die Kulturwelt der farbigen Völker für die Erkenntnis der gesamten Menschheitsentwicklung hat. Verständnislos kopfschüttelnd starrten selbst Gebildete die Angehörigen fremder Rassen an, die ihnen vor dem Krieg — zumeist in Zoologischen Gärten (bezeichnend schon die Wahl dieses Orts!) — von Zeit zu Zeit vorgeführt wurden. Und gar in alten Bibliotheken erzählten Reisebeschreibungen von den „Merckwürdigkeiten", von den „curieusen" Sitten und Bräuchen dieser „Wilden". Fürstliche „Raritätenkabinette" und „Kuriositätenkammern", manch verschlafenes Stadtmuseum birgt Waffen, Geräte, Kleidungsstücke exotischer Völker, wie altes Gerümpel zusammengepackt mit einem Durcheinander naturgeschichtlicher, kunstgewerblicher, vorgeschichtlicher u. a. Dinge. Freilich, wer seinen Fuß in eines der modernen Völkermuseen setzt, wie sie die letzten Jahrzehnte in einer Reihe deutscher Städte entstehen ließen, dem mag ein anderes Bild von dem Wesen dieser Völker aufdämmern.

Die junge Wissenschaft der Völkerkunde, ein Kind erst des neunzehnten Jahrhunderts, hat uns gelehrt, den Farbigen mit neuen Augen anzusehen. Als Amerika entdeckt war, mußte der Papst durch eine Bulle die Streitfrage entscheiden, ob die Indianer überhaupt Menschen seien. Die alte Lehre der Kirche, die die Heiden als von Gott abgefallene Entartete betrachtete, spukte noch in den Köpfen. Heute gehen wir davon aus, daß die Menschheit von einheitlicher Abstammung und daß ihre Entwicklung in den Grundzügen eine gleichartige ist. Die verschiedenen Stämme und Völker sind gleich alt, aber sie haben sich nicht alle gleich schnell entwickelt. Die Naturvölker — so nennt man heute die früher „Wilde" gescholtenen — sind in der Entwicklung zurückgeblieben. Was sie uns vor Augen stellen, ist nichts weniger als die Frühzeit menschlicher Kultur. Während sie auf niedriger Stufe stehenblieben, haben sich die Kulturvölker weiter entwickelt; aber dereinst standen auch sie auf solch niedriger Stufe, und es ist in vielen Dingen unsere eigene, in grauer Vorzeit liegende Vergangenheit, die uns in ihnen entgegentritt. Da nun aber die geistige Entwicklung der Menschheit eine allmähliche ist, keine Sprünge macht, vielmehr die Neigung hat, Altes beizubehalten und zu bewahren, so finden wir, wenn alte Anschauungen längst abgestorben sind, noch vielfach Reste und Erinnerungen an solche in Sitte und Brauch, in Sage und Märchen. Solche „Überlebsel" erhalten sich am zähesten in den unteren Schichten des Volkes, besonders auf dem Land, ferner im Spiel. Was einst einen reellen Zweck gehabt hat oder eine tiefere Bedeutung, wird Spielzeug: Mit Pfeil und Bogen, einst gefährlichsten Waffen, spielen unsere Kinder; die Maske, bei den religiösen Zeremonien der Naturvölker hochheilig gehalten, ist uns gut genug zum Mummenschanz. Gerade auf dem Gebiete des religiösen Lebens hat sich Altes am zähesten bewahrt. Oft ist uns der ursprüngliche Sinn einer solchen uralten Sitte gar nicht mehr bekannt. Die Trauerkleidung bedeutet uns Ehrung des Toten und in ihrer dunklen Farbe Abwendung von Licht und Freude. Das ist aber eine Umdeutung: Ihr Ausgangspunkt war die Geisterfurcht und ihr Zweck, sich vor dem Toten zu verbergen, vor dessen Schädigungen der Naturmensch Angst hat. Bei Bauernhoch-

Digitized by Google

zeiten wird mancherorts dem jungen Paar der Weg durch vorgespannte Ketten verlegt; die Kette gilt dabei als Sinnbild der ehelichen Treue; in Wirklichkeit hängt der Brauch mit der alten, bei Naturvölkern noch häufigen Raubehe zusammen: Man suchte dem Räuber der Braut den Weg zu versperren.

Das alles sind letzte Ausläufer einer Kulturentwicklung, deren Anfänge uns die Maskentänze, die Ehesitten und sonstigen Bräuche der heutigen Naturvölker noch in voller Lebendigkeit zeigen. So können wir die „Völkerschaften, die auf den mannigfachsten Stufen der Bildung um uns gelagert sind, mit Kindern verschiedenen Alters vergleichen, die um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er selbst ausgegangen ist; aus diesem Spiegel können wir den verlorenen Anfang unseres Geschlechtes wiederherstellen". In solchen prophetischen Worten hat vor 130 Jahren Schiller die Ergebnisse der heutigen Völkerkunde vorausgeahnt.

Wollen wir aber dieses unschätzbare Material für die menschliche Kulturgeschichte sammeln, so ist's dazu höchste Zeit. Denn durch die Kolonisationen dringen immer mehr europäische Elemente in die Naturvölker ein und zerstören ihre eigenen Sitten, Bräuche, Einrichtungen, Erzeugnisse. Der Weltkrieg vollends hat einen Teil von ihnen mehr als je in die Politik der Kulturstaaten hineingezogen, und der Imperialismus der siegreichen Nationen wird dies künftig in solchem Maße tun, daß die Kultur der Naturvölker mit Sicherheit als dem Untergange geweiht zu betrachten ist.

An der Arbeit, ihre Erscheinungsformen in letzter Stunde der Wissenschaft zu retten, haben nun wir Deutsche uns in hervorragendem Maße beteiligt. Jünger der Völkerkunde, Kolonialbeamte, Missionare hatten mit gründlichster Durchforschung unserer Kolonien begonnen und manche wertvolle Arbeit geliefert. Auf Veranlassung des Reichstages war vom Kolonialamt eine Kommission zur Erforschung der Eingeborenenrechte in den deutschen Schutzgebieten eingesetzt worden, und diese hat in vierhundert Exemplaren Fragebogen an die Gouverneure zur Weitergabe an Bezirksleiter, Missionare, Ärzte, Kaufleute und sonstige geeignete Personen verfandt. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte man die Einsammlung abgeschlossen und den Plan einer zusammenfassenden Darstellung der Rechtsbräuche in unsern Kolonien entworfen. Der Krieg hat diesen Plan nicht zur Ausführung kommen lassen, und das Material ruht im ehemaligen Kolonialamt. Ob unsere bedrängte Zeit jene Kulturaufgabe noch einmal lösen wird?

Sie ist für uns jetzt zu einer rein idealen Aufgabe geworden. Solange wir selbst Kolonien besaßen, hatten wir ein praktisches Interesse daran, das geistige Leben unserer Farbigen, vor allem ihr Recht, kennenzulernen. Der Mangel solcher Rechtskenntnis hat uns in der Frühzeit unserer Kolonialpolitik erhebliche Opfer gekostet an Blut und Geld. Nun dieses unser praktisches Interesse notgedrungen fortgefallen ist, — sollen wir auch hier die Segel streichen?

Nie und nimmer! Auf Jahrzehnte hinaus sind wir zu wirtschaftlicher Dürftigkeit, zu politischer Ohnmacht verurteilt. Die Gefahr ist groß, in solcher Not auch geistig zu versinken. Und doch, ja gerade deswegen ist es nur geistige Arbeit, die uns wieder zur Höhe emporheben kann. Nur auf diesem Gebiete können wir mit voller Kraft in den Wettbewerb der Völker eintreten. Politisch und wirtschaftlich ist unsere Freiheit unterbunden; eines blieb frei: der deutsche Geist. Altüberkommener Wander- und Wissenstrieb wird unsere Forscher wieder hinaustreiben in die Welt, und in bescheidener Gelehrtenstube werden die heimgebrachten geistigen Schätze verarbeitet werden. So lassen sich auch mit unseren Kolonien alte Bande neu knüpfen, und es wird die Hoffnung weiterglimmen auf jenen Tag, da die Weltkarte des Versailler Vertrages ihre Farben ändert.

Reisen im Rheinland * Von Hermann Ritter.

Noch nie ist mir das rheinische Land im Frühlingsschmuck so wunderschön wie in diesem Jahre erschienen. Es blüht und prangt in üppiger Fülle auf Höhen und in Tälern. Schier überladen mit Blüten sind Büsche, Hänge und Raine; in unsäglichem Bunt der Blumen prunken Heiden und Weiden des Eifeler Hochlandes. Auf den Feldbreiten des Flachlandes wogen unübersehbare Ährenmeere, fruchtbeladen stehen die Obstbäume da; strotzende Fülle, einen Reichtum ohnegleichen bergen Täler und Höhen. Es ist, als ob die Natur für alle Leiden der Zeit entschädigen, die Menschheit weg von der Sorge und zu sonnigem rheinischen Lachen zwingen wolle.

Man beginnt auch wirklich wieder, sich der Fähigkeit des Lachens und Freuens bewußt zu werden, erlebt tatsächlich wieder Stunden der Heiterkeit und befreienden Vergessens angesichts der herrlichen heimischen Landschaft. Ein Leben ohne jegliche Lebensfreude ist ja auch auf die Dauer unmöglich, doppelt unmöglich in einem Lande, das als Offenbarung der Lebensfreude wirkt. Die alte Frische will wiederkehren; das rheinische Gemüt lebt wieder auf und beweist aufs neue, daß es auch durch größere Belastung nicht unterzukriegen ist. So wollen die vergangenen harten sechs Jahre fast als schlimmer Traum erscheinen, wenn man Schiffe voll vergnügter singender Menschen wieder rheinab und rheinauf ziehen sieht, wenn man überall in den Bergen wieder fröhlichen Wanderern begegnet und die Bäder und Erholungsorte sich allgemach bevölkern. Man zieht wieder hinaus, wie in schönen Sommertagen vergangener Jahre, kann dem Locken der schönen Heimat nicht mehr länger widerstehen. Wer reichlich Geld in seinen Beutel oder die zeitgemäße Brieftasche tun kann, folgt alten Neigungen und gesundheitlichen Bedürfnissen und richtet sich behaglich ein in einem der Bäder am sonnigen, wonnigen Taunushang, an Rhein, Mosel oder Ahr. Wer bescheidener leben will, wählt altgewohnte Sommerfrischen am Strom, in den Nebentälern des Rheins oder im Höhenlande von Hunsrück, Eifel und Westerwald. Und die große Masse der anderen, deren Verhältnisse kein längeres Entfernen vom Wohnorte erlauben, erobert sich in Tageswanderungen ein Stück neuen Lebensmutes.

Der Fremde, der in diesem Jahre das in schier elementarer Gewalt aufquellende und fröhliche rheinische Leben beobachtet, mag vielleicht geneigt sein, den „rheinischen Leichtsinn" wieder einmal als treibenden und bedenklichen Faktor in Rechnung zu stellen. Es ist mit diesem „rheinischen Leichtsinn" schon mancherlei Unfug getrieben worden, und er existiert eigentlich nur in der Vorstellung von Nichtkennern der rheinischen Volksseele. Leichtsinnig in der allgemeinen Bedeutung des Wortes ist der Rheinländer durchaus nicht, wie schon die hohe Kultur seines Landes, seine gewerblichen Leistungen und seine Lebenshaltung beweisen. Er hat freilich die Gabe, das Leben leicht zu nehmen; Landschaft, völkisches Erbteil und Erleben befähigen ihn für Betätigung einer heiteren Philosophie, die ihn Härten und Schmerzen des Lebens rascher vergessen und ihn die Tore seiner Seele für Frohsinn und Sonnenschein weit geöffnet halten läßt. Er besitzt den Humor des lachenden Weltweisen, der die Neckereien des Lebens mit einem Scherzwort abtut und mit früherer Elastizität weiterschreitet, wenn er eine jahrelang drückende Bürde abgeworfen hat. So ist dieser sogenannte Leichtsinn ein Vorzug dieses Volkes, dem es auch seine Anpassungsfähigkeit und seine ungemeine Erwerbstüchtigkeit verdankt.

Eins fehlt freilich dem wieder so mobil und reisefroh gewordenen Rheinländervolk, ein Kummer lastet auf ihm, von dem zu reden ihm der Stolz verbietet. Es kommt sich abgesperrt und vom übrigen Deutschland verlassen vor. Obwohl keinerlei ernstliche Hindernisse für die Einreise bestehen, fehlen die Gäste, fehlen die vielen Besucher, deren Erscheinen man als Selbstverständlichkeit betrachtete. Der Rheinländer war von jeher gewohnt, sein Land bewundert und geschätzt zu sehen; die Rolle des Gastgebers und Mentors für die heimatlichen Gaue ist ihm sozusagen angeboren. Er versteht es deshalb nicht, daß die Völkerscharen nicht wie einst herbeiströmen wollen, obwohl sich sein Land so wunderbar geschmückt hat. So wird er bestärkt in dem Gefühl, als ob im übrigen Deutschland das besetzte Gebiet als eine Art Ausland betrachtet werde.

Es erscheint mir angebracht, einmal ernsthaft auf das Vorhandensein einer solchen Stimmung hinzuweisen, die wohl teilweise entstanden ist aus verletztem rheinischen Stolze, teils aber auch durch Ungeschicklichkeiten und Unterlassungssünden der Regierung. Man hat im Rheinland große Sonderlasten für das Gesamtvaterland getragen und trägt sie noch, trägt sie, das sei besonders betont, ohne großes Gerede und mit Würde. Die Besatzung, die anfangs besonders den Orten an den Hauptstraßen, den Verkehrszentren und dann in erster Linie den sogenannten Brückenkopfgebieten schwere Einquartierungslasten brachte, ist jetzt verringert und wird auf dem Lande und in den kleineren Städten kaum noch merkbar. Aber ihre Anwesenheit, der Gedanke, sie noch lange Jahre beherbergen zu müssen, wirkt

Digitized by Google

drückend und verstimmend, wenn auch anerkannt werden muß, daß Verkehr, Handel und Wandel durch sie keine Störung erleiden, sie im Gegenteil Ruhe und Ordnung verbürgt. Dieser Druck des rheinischen Gemütes dürfte im übrigen Deutschland, wo man zudem von den großen besonderen Kriegsopfern und -leiden des rheinischen Westens keine rechte Vorstellung hat, etwas mehr Berücksichtigung finden. Es ist nicht wohlgetan, das Rheinland sich selbst und seine Reize der Bewunderung der Ausländer zu überlassen, seinem kerndeutschen und temperamentvollen Volke ein verstärktes Gefühl des Allein- und Verlassenseins zu schaffen. Man sehnt sich hier nach Volksgenossen aus dem übrigen Deutschland, will sich wieder in der Rolle des Gastgebers fühlen, auf die man als Kind dieses Landes glaubt ein Recht zu haben, will wieder überzeugt werden, daß der Rhein und das Rheinland Deutschlands landschaftliches Juwel und das Ziel deutscher Sehnsucht sind. Deshalb sei eine Rheinlandfahrt schöne und dankbare Pflicht eines jeden, der in diesem Jahre sein Bündel schnüren und hinausziehen darf. Reiseschwierigkeiten irgendwelcher Art gibt es nicht, Bahn- und Dampferverkehr sind durchaus geregelt und fast so rege wie vor dem Kriege, die Möglichkeit guter Verpflegung besteht allerorten. Das Land prangt in wunderbarer Schönheit, und die rheinischen Herzen sind dieselben geblieben.

Streiflichter.

Ein tiefgefühltes Bedürfnis. Ungefähr ein Dutzend Parteien waren am 6. Juni an die Wahlurne getreten, als am 20. bei den Wahlen der Stadtverordneten für Groß-Berlin Fräulein Anna v. Gierke eine neue Partei aufmarschieren ließ, die Frauenpartei. Man geht wohl kaum fehl, wenn man die mit dieser Sondergründung verbundene unpolitische Frauenliste als ein Verärgerungserzeugnis anspricht. Fräulein v. Gierke ist in Unfrieden von den Deutsch-Nationalen geschieden, „kein Vergnügen ohne die Damen", soll nicht mehr Geltung für diese Partei haben, die weiblichen Stimmberechtigten sollen künftighin ihre eigenen Vertreterinnen in das Berliner Stadtparlament entsenden. Bisher darf sich die deutsche Frauenwelt nicht über Unterdrückung der ihnen von der Verfassung eingeräumten Gleichberechtigung mit den Männern beklagen. Wenn die Frauen und Mädchen sich, bevor dies Ziel erreicht war, in besonderen Verbänden zusammenfanden, lag das in der Natur der Sache. Heute ist ihre Absonderung unverständlich und zwecklos, soweit sie sich auf die Verfolgung reinpolitischer Ziele erstreckt; ohne die Männer vermögen sie nicht zu wirken, und wenn sie's versuchen, zersplittern sie die nach derselben Richtung strebenden Kräfte, lähmen deren Stoßkraft. Das Bild der Geschlossenheit, wie es das weibliche Proletariat bietet, müßte die bürgerlichen Wählerinnen von jeder Absplitterung abhalten. Eine Frauenpartei wäre ein Dolchstoß in den Rücken der gegen die Sozialdemokratie im Felde stehenden Bürgerparteien. Ein Bedürfnis nach politischer Eigenbrötelei ist doch wohl nur bei einigen wenigen Ehrgeizigen vorhanden; die besonnenen weiblichen Elemente lehnen sie als einen Rückfall in die früheren, jetzt durch die Entwicklung überholten Emanzipationskämpfe der Frau ab. Damals durfte eine Anita Augspurg triumphierend bei der Gründung eines Damenklubs verkünden, daß im Vereinshause sogar alle Kellner ausgemerzt und durch Kellnerinnen ersetzt seien, eine ganz hübsche Illustration zu der erwünschten Gleichstellung beider Geschlechter. Diese Hitze ist inzwischen verflogen, und es kann nicht genug davor gewarnt werden, kaum beseitigte Gegensätze wieder aufleben zu lassen. Alle Ämter und Berufe stehen den Frauen verfassungsmäßig offen; Weibervolksversammlungen mit Ausschluß der Männer sind nicht mehr vonnöten; es liegt kein tiefgefühltes Bedürfnis dazu vor.

„Reaktionäre Bestrebungen". Die Friedenskirche, die sich in dem Gewässer des Teiches von Sanssouci spiegelt, war auch heuer am Todestage Kaiser Friedrichs III. das Ziel zahlreicher Besucher. Aber die Pforten des Mausoleums blieben geschlossen. Warum? Amtlich wurde der Menge bedeutet, „reaktionäre Bestrebungen dürften nicht unterstützt werden". So geschehen im zweiten Jahre unserer von Ruhm triefenden deutschen Republik. Wenn die Regierung doch lieber dafür Sorge tragen wollte, daß die Fürstengrüfte in Deutschland nicht von Einbrechern geplündert werden! Das Mausoleum in Charlottenburg, das in Friedrichsruh, das Grab Moltkes, die Ruhestätte Goethes und manche anderen sind von sicherlich nicht reaktionären Händen erbrochen und beraubt worden, und diese Verbrecher schließen denen den Mund, die noch heute den Franzosen die Schändung deutscher Kaisergräber in Speyer und die Verwüstung der Grabstätten der in Frankreich gefallenen deutschen Krieger nachrechnen wollen als Kulturschande. Welche Roheit offenbart sich in dem Verbot des Totenkultus, wie es in Potsdam beliebt wurde! Begreift die Sozialdemokratie nun, warum eine maßlose Erbitterung über die elende Regiererei ihrer Führer Platz gegriffen hat? Diese Herrschaft muß doch wohl recht brüchig geworden sein, wenn sie in einer Ansammlung von Menschen, die der Verehrung eines wegen seiner humanen Gesinnung bekannten Kaisers gilt, eine Umsturzgefahr wittert. Wie sticht gegen dieses kleinliche Verfahren die Haltung der vornovemberlichen Regierung ab, die alljährlich die Gräber der Märzgefallenen im Friedrichshain ungehindert mit Kränzen schmücken ließ! Nur die gar zu sehr nach revolutionärer Demonstration schmeckenden Zutaten, rote Schleifen und aufreizende Bänderaufschriften — die man vielleicht besser hätte übersehen sollen —, wurden von der Polizei entfernt. Und Kaiser Friedrich stand doch wahrlich nicht im Rufe eines Volksfeindes, so daß dieser Eingriff in das Recht der freien Meinungsäußerung der Sozialdemokratie gleichfalls als Kulturschande anzukreiden ist.

Fragwürdige Kulturerrungenschaften. Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" wird der Verbreitung des guten Buches in den österreichischen Alpenländern sehr verständig das Wort geredet. Der ungenannt bleibende Erzähler erwähnt dabei eine bisher nicht genug beachtete Auswirkung des Hamsterwesens: die Veränderung des bäuerlichen Hausrats. Im Austausch mit Lebensmitteln haben sich in den Bauernstuben neben Pelzen und Seidenkleidern die bislang nur in Gastwirtschaften üblichen Grammophone, außerdem moderne Möbel, Vorhänge, Perserteppiche, Bilder, vermutlich der letzte Schrei des Kunsthandels, eingefunden. „Die Zimmer sein voll mit Kramuri von denen Stadtleut", sagt eine Bäuerin. O du mein Österreich! Leider erfahren wir nicht, wieviel Schock Eier oder wieviel Zentner Schweinefleisch lebenden Gewichts für einen echten Belutschistan in die Stadt gewandert sind. Jedenfalls hat das platte Land einen plötzlichen Kopfsprung in die Stadtkultur getan, und die Herren Regisseure werden, wenn sie moderne Bauernstücke für die Bühne einzurichten haben, sehr aufmerken müssen, um sich nicht Stilwidrigkeiten schuldig zu machen. Das Alpendorf ist ja vielfach von der Unschlittkerze unmittelbar zum elektrischen Licht übergegangen, aber daß die weißgescheuerte, sandbestreute Diele unter dem Perserteppich verschwinden könnte, hatten wir uns vor einem Jahre noch nicht träumen lassen. Dem Grammophon mußte die Zither, das „Lamentierbrettl", weichen, die Holzbank dem „Pfotölch". Hoffentlich setzt mit der Wiederkehr normaler Preise eine kräftige Reaktion gegen den Unfug ein, und gesunder Sinn schüttelt diese Kultur, die einer ländlichen Wirtschaft und ihrem Erdgeruch zu Gesicht steht wie einem Schwein Manschetten, schleunigst wieder ab. Bauernstolz sieht doch sonst mißtrauisch auf den „Stadtfrack" und was von ihm herrührt, herab und wird sich wohl darauf besinnen, welche Kraft in der bäuerlichen Kultur und ihren der Umwelt angepaßten Erzeugnissen verborgen liegt. Hier können verständige Sommerfrischler aufklärend im besten Sinne wirken und den Krieg gegen den Kriegsgewinnler auch in die Alpen tragen. Sie brauchen zwar den Bauern nicht darauf hinzuweisen, welcher Wert in vielen Gegenständen des täglichen Gebrauchs, in diesen geschnitzten Truhen und Schränken, in den eisernen Schmiedearbeiten steckt; das weiß ihr Besitzer schon, er hat oft genug mit Altertumshändlern zu tun gehabt. Aber klar ist ihm doch wohl nicht geworden, wie hoch das alte, von Urvätern stammende Kulturgut den modernen Trödel überragt, und welche naturwüchsige Bildungskraft derartige Stücke offenbaren, die Jahrhunderten widerstanden haben. Man frage den Bauern, wie er die Lebensdauer eines neuen Fabrikstuhls schätzt, und das Nachdenken darüber wird ihm die Augen über die Stadtware öffnen, und dann denkt er weiter. . . .

In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck des Romans

Der Silberring • Von Wilhelm Schae

Stimmungsvolle Naturschilderungen, tiefe Kenntnis von Land und Leuten, innige Liebe zu seiner niedersächsischen Heimat — der Marsch — finden sich in der Arbeit des Dichters vereint mit der meisterhaften Darstellung eines Ehekonfliktes, der durch eine bis zur höchsten Tragik gesteigerte Eifersucht einer leidenschaftlichen Frau bedingt ist.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Jung-Mädchenpflichten * Von Else Otto.

Wir leben in einer schweren Zeit. Auch die jungen Mädchen werden das fühlen, selbst die, welche in einem scheinbar sichern, wirtschaftlich noch unzerstörten Elternhause wohnen. Alles, was seit Jahrhunderten fest gegründet schien, ist ins Wanken geraten. Es ist, als ob eine furchtbare Krankheit die Menschen ergriffen hätte, und als ob jeder nur darauf bedacht wäre, den Nebenmenschen zu zerstören.

Vom durchschnittlichen Menschen ist nicht zu erwarten, daß er immer an seine Nebenmenschen oder gar an die ganze Menschheit denkt. Er denkt zunächst an sich selbst. Daß nun diese gesunde und durchaus berechtigte Selbstsucht nicht in Habgier, Neid oder gar Schlimmeres ausartet, dazu hat Gott dem Menschen die Arbeit gegeben, und als die treibende Kraft die Freude an der Arbeit. Nehmen wir aus der Fülle der Beispiele nur eines, den geschickten Handwerker. Wenn er gebückt in der dumpfen Werkstatt steht und mit immer gleicher Sorgfalt Holz, Metall oder Ton bearbeitet, so denkt er stolz des fertigen festgefügten Schrankes, der Geschlechter überdauern wird, denkt des schönen getriebenen Kessels, dem kein Feuer etwas anhaben kann, oder des wärmenden Ofens, dessen grüne Kacheln die winterliche Stube freundlich durchleuchten. Dann achtet er nicht des Staubes und der Herdglut und tut freudig seine Arbeit. So wird das kleine Ich des Menschen durch seine Arbeit weit, denn die Früchte der Arbeit kommen andern Menschen zugute. Seine Selbstsucht, die zerstörend wirken könnte, wirkt durch die Freude an der Arbeit segensreich.

Der Fluch unsrer Zeit ist, daß den Menschen die Freude an der Arbeit genommen wurde. Denken wir nur an unser Beispiel. Der Handwerker ist zum Fabrikarbeiter geworden. In scheußlichen Fabrikräumen steht er an sausenden Maschinen und sieht tagaus tagein dasselbe kleine Teilchen eines Ganzen entstehen; das Ganze aber bekommt er nie zu Gesicht, und seine Verwendung kennt er nicht. Er hat nichts, worauf er stolz sein kann; kein freundliches Bild von der Wirkung seiner Arbeit kann das graue Einerlei erhellen. So ist es mehr oder weniger in allen Berufen. Die Menschen haben sich allmählich gewöhnt, die Arbeit als ein notwendiges und drückendes Übel zu betrachten, das nur insofern der Beachtung wert ist, als es Geld einbringt. Daß die Arbeit der Inhalt des Lebens und ein Mittel ist, den Menschen höherzuführen, daran denkt niemand mehr. Das alte Bibelwort: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", ist in Vergessenheit geraten. Die entfesselte Selbstsucht des einen jagt nach Reichtum, die des andern nach Genuß; die Frauen, denen schon seit Jahrzehnten die häuslichen Arbeiten verleidet sind, jagen nach Zerstreuung, Freiheit und Selbständigkeit, Gleichberechtigung mit dem Mann, Ausleben der Persönlichkeit und wie die schönen Schlagworte heißen, die verderbliche Selbstsucht bemänteln sollen.

Wir sprechen hier zu jungen Mädchen, die die Furchtbarkeit der Zustände nicht übersehen können, die vor allem nichts am Gegenwärtigen ändern können. Diese jungen Mädchen aber werden die Mütter, die Pflegerinnen, die Erzieherinnen und Lehrerinnen der neuen Generation werden und sind darum zu einem guten Teil verantwortlich für die Zustände künftiger Zeiten. Sollen diese Zeiten nicht noch fürchterlicher werden als die Gegenwart, soll es wieder bergauf gehen mit den Menschen, so muß die Arbeit wieder freudiger Selbstzweck werden. Darum müssen die jungen Mädchen versuchen, den Sinn ihres Lebens zu erfassen. Sie müssen die Arbeit, die ihren Anlagen, Verhältnissen und ihrem Geschlecht entspricht, auf sich nehmen als eine heilige Aufgabe und sie treu und freudig verrichten. Diese Aufgabe ist nur in verhältnismäßig wenigen Fällen die Berufsarbeit. Die Berufsarbeit der Frau wird maßlos überschätzt. Sie ist in den weitaus meisten Fällen durchaus keine Notwendigkeit für die menschliche Gesellschaft, sondern nur eine durch soziale Mißstände bedingte traurige Notwendigkeit für das einzelne Mädchen, das nur so sein Leben fristen kann. Auch wo diese Notwendigkeit vorliegt, ist in vielen Fällen zu erwägen, ob die Haustochter nicht in einem etwas erweiterten elterlichen Haushalt auf die Länge menschlich, gesundheitlich und wirtschaftlich besser fährt als die teuer vorgebildete, schlecht bezahlte, abgehetzte Berufsarbeiterin.

Nun wird manches junge Mädchen fragen: „Was ist denn meine Aufgabe?" Die Mädchen haben sich schon seit Jahrzehnten daran gewöhnt, nach ihrer sogenannten „Lebensaufgabe" zu suchen wie nach einer Stecknadel im Sande; das „unbefriedigte Mädchen" ist schon historisch geworden. Dabei hat gerade das Mädchen den Vorzug, daß ihr die Arbeit entgegenwächst. In jedem Haushalt, auch dem kleinsten großstädtischen Etagenhaushalt, gibt es zu putzen, zu kochen, zu waschen, zu flicken. Wie viele kostspielige, untüchtige Dienstmädchen könnten durch Haustöchter ersetzt werden? Wozu gibt es Waschfrauen, Plätterinnen, Putzfrauen? Jedes Mädchen könnte sich seine Wäsche und Kleider selbst nähen; wozu gibt es Schneiderinnen, Weißnäherinnen, Putzmacherinnen? Wie viele Familien, besonders in kleinen Städten, könnten sich einen Garten pachten, ihr Gemüse selbst ziehen, Ziegen halten! Alle diese Arbeiten sind keine Hexereien und können in der Praxis mit weniger Anleitung in kurzer Zeit erlernt werden; sie sind auch weder niedrig, noch unwesentlich, wie der Zeitgeist den Mädchen weismachen möchte. Die häusliche Arbeit der Frau wird maßlos unterschätzt. Der Reichtum eines Volkes beruht nicht auf seinen Goldbarren, sondern auf seinen Gütern und der Ertragfähigkeit seines Bodens. Die Erhaltung und vernünftige Verwendung der Güter liegt im wesentlichen in den Händen der Frauen und Mädchen. Sie haben die Wohnungen, die Möbel, die Wäsche, die Kleider, all die unzähligen Gebrauchsgegenstände zu behüten und zu erhalten; die Früchte des Bodens, die uns ernähren, gehen durch ihre Hände und müssen von ihnen weise eingeteilt werden, ja sogar die Ertragsfähigkeit des Bodens kann durch häusliche Gartenarbeit gesteigert werden. Eine schlechte Frau kann in einem Jahre mehr zerstören und vergeuden, als ein Mann in Jahren an Gütern, ein Feld in Jahren an Früchten hervorbringen kann. Die Tüchtigkeit eines Volkes ist stark von seinem Gesundheitszustand abhängig. Für diesen aber sind Frauen und Mädchen verantwortlich, denn sie sind berufen, ihre Familien zu kleiden und zu speisen. Wenn sie diese äußerst wichtigen Aufgaben gewissenlosen Dienstboten und unfähigen Näherinnen überlassen, so versündigen sie sich an ihrem ganzen Volk. So hängen Wohlstand und Tüchtigkeit unseres Volkes zum guten Teil von treuer, freudiger weiblicher Kleinarbeit ab.

In einer Zeit, wo die Arbeit nur noch ein trauriges Mittel ist, Reichtümer anzuhäufen, rohen Genuß zu ermöglichen oder ein elendes Leben zu fristen, sollten die Frauen die Arbeit wieder zu Ehren bringen. Jedes junge Mädchen kann dazu helfen; jedes ist mit verantwortlich, wenn die Zustände sich nicht bessern sollten. Jedes sollte sich sagen: „Lebe so, daß du wert bist, die Stammutter künftiger, besserer Geschlechter zu werden, und dazu kann dir nur freudig verrichtete weibliche Arbeit verhelfen."

Das Gärtlein.

O Rosengärtlein linde,
Träumend im Sommerwinde, —
Wie weht durch Tal und Wiese
Der Atem deiner Süße!

Nun starb all deine Pracht
In einer einzigen Nacht!
Es hat gar bös gewettert.
Nun liegst du da, — entblättert. —

Schauernde Lüfte neigen
Sich deinen kahlen Zweigen, —
Den glanzerloschenen Augen,
Balsam noch zu saugen! —

Magdalene Vorlaender.

Digitized by Google

Frauenberufe.

Auf dem diesjährigen Verbandstag deutscher Volksschullehrerinnen in Kassel wurde über die rechtliche Stellung der Volksschullehrerinnen im neugestalteten Deutschen Reich beraten. Nach einem Bericht von Fräulein Coulon-Düsseldorf, an den sich eine sehr eingehende Besprechung anschloß, nahm die Versammlung folgende Richtlinien an: 1. Die Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Schulen sind Staatsbeamte. 2. Ihren erwählten Vertretungen (Lehrerkammern) steht das Recht der Mitberatung und Mitbestimmung innerhalb ihrer zuständigen Aufsichts- und Verwaltungsbehörden zu. 3. In Mädchenschulen muß die Zahl der Lehrerinnen mindestens zwei Drittel betragen. In gemischten Schulen muß die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen gleich sein. In Knabenschulen muß mindestens ein Drittel der Lehrkräfte Frauen sein. Die Berufung von Lehrerinnen in die Aufsichts- und Verwaltungsbehörden ist schleunigst zu vollziehen. Jeder Disziplinarhof muß aus Männern und Frauen bestehen. 4. Alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte sind zu beseitigen gemäß Artikel 128, Abs. 2 der Reichsverfassung. 5. Lehrerinnen, welche wegen Verheiratung freiwillig aus dem Amte scheiden, sind für den Verlust an Ruhegehalt zu entschädigen. Ihrer etwaigen Wiederanstellung unter Anrechnung ihrer früheren Dienstjahre und unter Abzug gezahlter Entschädigungen bzw. Überschüsse dürfen keine Schwierigkeiten entgegengestellt werden. 6. Lehrer und Lehrerinnen erhalten bei gleicher Leistung das gleiche Gehalt. Für Verheiratete sind reichliche Kinderzulagen zu gewähren. — Weiterhin wurde die Stellung des Verbandes zum Deutschen Beamtenbunde behandelt. Zustimmung fand folgender vom Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein gemeinsam mit anderen Verbänden gefaßter Beschluß: „Zur Erreichung der gewerkschaftlichen Ziele werden alle gesetzlich zulässigen Mittel zur Anwendung gebracht. Zu diesen gehört auch die Arbeitsniederlegung, aber nur als letztes Mittel zur Wahrung der Beamtengrundrechte."

Auf der Hamburger Verbandstagung der Post- und Telegraphenbeamtinnen kam es zu einer Aussprache über Personal- und Besoldungsreform, wobei sich alle Erregung und alle Unzufriedenheit der Beamtinnenschaft darüber äußerten, die in einer einstimmig angenommenen Entschließung ihren Niederschlag fand. Es wurde darin aufs neue die Forderung nach restloser Öffnung aller Tätigkeitsgebiete der Reichs-, Post- und Telegraphenverwaltung für die weiblichen Beamten und nach gleichen Annahme-, Ausbildungs-, Prüfungs-, Anstellungs- und Beförderungsbedingungen für beide Geschlechter erhoben. Frl. Taßler (Spandau) berichtet über die Todes- und Invaliditätsstatistik des Verbandes. 50 v. H. aller Pensionierungen erfolgten wegen Nervenleiden. Der Dienstleistungsbetrieb richte schwere Verheerungen an der Gesundheit der Beamtinnen an. Die Verwaltung, die hier an Kabeln und Klinkenfeldern sparen wolle, erreiche durch den Dienstleistungsbetrieb den größten Verbrauch an Menschenmaterial. Frl. Rüdiger (Berlin) berichtete über Ausbildungs- und Unterrichtskurse und forderte die Möglichkeit zu gründlicherer Durchbildung der Anwärterinnen und beruflicher Fortbildung der Beamtinnen durch Ausbau der Schulämter und Zulassung zu den Ausbildungskursen der männlichen Beamten. Ministerialrat Preuß präzisierte als Vertreter des Reichspostministeriums den Standpunkt der Behörde zur Besoldungs- und Personalreform der Beamtinnen, der mitunter starken Widerspruch fand. In bezug auf die Personalreform glaube die Verwaltung die verfassungsmäßig gewährleisteten Ansprüche der Frauen erfüllt zu haben. In der Besoldungsreform sei das Reichspostministerium leider beim Reichsfinanzministerium mit seiner energisch verfochtenen Forderung auf Höherbewertung der Beamtinnen nicht durchgedrungen.

Der Rheinische Verein für Kleinwohnungswesen veranstaltete Ende Mai in Düsseldorf eine Tagung für Wohnungspflege. Bei dieser Gelegenheit sprach Frau Dr. Lauer in einer öffentlichen Abendversammlung über die Mitwirkung der Frau in der gesamten Wohnungsfürsorge. Die Beschaffung der Wohnung, so führte die Rednerin u. a. aus, ist eine Aufgabe, die im großen und ganzen Männern zusteht. Im Zeitalter der Rationierung ist es allerdings angebracht, den Rationierungsausschüssen auch Frauen anzugliedern, da diese in manchen Fällen doch einen besseren Blick dafür haben, ob eine Zwangsrationierung möglich ist. In den Siedlungsgesellschaften sollten auch mehr Frauen in Vorstand und Aufsichtsrat übernommen werden. Die Rednerin warnte davor, bei der Rationierung die räumliche und wirtschaftliche Trennung der einzelnen Wohnungen fallen zu lassen. Sie befürchtet davon eine Beeinträchtigung des Familienlebens und Familiensinnes. Die Wohnungspflege beginnt da, wo die Arbeit des Mannes in der Wohnungsfürsorge aufhört. Die Arbeit der Frau auf diesem Gebiet ist weniger sichtbar als die des Mannes, aber darum nicht weniger wichtig. Die Aufgabe der Frau betrifft mehr den Geist, der in den Wohnungen herrscht, die Mitarbeit der Frau auf diesem Gebiete kann gar nicht entbehrt werden. Grundsatz für die Mitarbeit der Frau muß sein, daß sie nicht nur ausführende Arbeit leistet, sondern auch in der Leitung und Verantwortung für die Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege ihren Teil übernehmen kann. Die Gemeinden sind heute nicht mehr darauf angewiesen, auf ungenügend ausgebildete Kräfte zurückgreifen zu müssen. Die Frauenschulen betonen ausdrücklich, daß die Pflegerinnen auch praktisch zugreifen müssen. Weiterhin ist ein Vortrag von Frl. Dr. Cordemann-Düsseldorf hervorzuheben, die über das viel umstrittene Problem der Verbindung von Wohnungs- und Wohlfahrtspflege in Stadt und Land sprach. Sie forderte in der Familienfürsorge, die die Wohnungspflege, Mütter-, Säuglings-, Tuberkulose- und Trinkerfürsorge zu umfassen hätte, eine sachliche Zentralisation in der Person — also eine Fürsorgerin als Vertrauensperson —, dagegen örtliche Dezentralisation durch Schaffung von Bezirksstellen, ferner Mitarbeit von Hausfrauen durch Bildung von Ausschüssen, leitende Zentralstellen der Wohnungs- und Wohlfahrtspflege, in denen die Erfahrungen der Praxis theoretische Form erhalten.

Hauswirtschaft und Küche.

Gute Erhaltung lackierter Fußböden ohne Bohnermasse. Wo es irgend angeht, wird die Hausfrau ihre Ausgaben einschränken müssen; auch der Einkauf der teuren Bohnermasse muß unterbleiben, wenn sie nicht unbedingt erforderlich ist. Bei lackierten Fußböden kann man das Bohnern lange Zeit sparen, wenn man es sich zur Regel macht, kein Wasser auf lackierte Böden zu bringen. Man erhält dem Fußboden sein blankes Aussehen, wenn man ihn alle acht, bei wenig benutzten Räumen alle vierzehn Tage sauberkehrt und dann dicht mit feuchtem Kaffeesatz bestreut. Mit einem trockenen Tuch wird der Kaffeesatz so lange auf dem Boden hin und her gerieben, bis er völlig vom Staub befreit und wieder neuglänzend geworden ist. Der Kaffeesatz wird sorgfältig zusammengekehrt und der Boden noch einmal mit einem Wolltuch nachgerieben. Man wird über den guten Erfolg und über die nutzbringende Wirkung des Kaffeesatzes erfreut sein und auch hier wieder einmal den Wert des Wertlosen erkennen.

Kartoffelwaffeln. Sehr wohlschmeckend sind Kartoffelwaffeln, die man sowohl aus gekochten wie aus rohen Kartoffeln herstellen kann. Zu den Waffeln aus gekochten Kartoffeln reibt man 250 g am Tage zuvor gekochte Kartoffeln, gibt 250 g Maismehl oder Kartoffelmehl, ein Ei, etwas Zucker, abgeriebene Zitronenschale und etwas Salz hinzu und rührt nun mit Magermilch oder auch nur mit Wasser davon einen ziemlich dicken Teig, unter den man zuletzt einen Teelöffel Backin rührt. Das Waffeleisen wird mittels Pinsels mit etwas Fett ausgestrichen und erhitzt. In jede Abteilung des Eisens drückt man einen Löffel voll Teig, den man auf bekannte Weise auf beiden Seiten braun und knusprig bäckt. Man kann die fertigen Waffeln mit Marmelade bestreichen oder mit Zucker und Zimt bestreuen und sie zum Kaffee oder Tee geben; man kann sie aber auch als einfache süße Nachspeise reichen und sie dann mit geschmortem Obst auf den Tisch bringen. — Für die Waffeln aus rohen Kartoffeln werden etwa 500 bis 600 g geschälte rohe Kartoffeln gerieben und gut ausgedrückt. Man läßt die Flüssigkeit ruhig eine Weile stehen, damit sich die Kartoffelstärke zu Boden setzt, die man darauf wieder an die geriebenen Kartoffeln gibt. Außerdem rührt man noch ein Ei, etwas Salz, Zucker und mehrere Löffel Mais-, Kartoffel- oder Haushaltmehl daran, mengt auch einen halben Teelöffel Backpulver durch und bäckt von der Masse im erhitzten, eingefetteten Eisen knusprige, braune Waffeln. Diese Waffeln aus rohen Kartoffeln müssen möglichst frisch gebacken und heiß verzehrt werden; man bestreut sie mit Vanillezucker und gibt geschmortes oder eingemachtes Obst dazu.

Gemüsepulver kann allen Hausfrauen zur Selbstbereitung empfohlen werden; sie sparen dadurch manche Mark, die sie im Winter und Frühjahr für teure Suppenwurzeln ausgeben müßten. Man braucht zu dem Gemüsepulver: 10 Schalotten, 4 mittelgroße Kohlrabi, 2 Knollen Sellerie, 8 rote Wurzeln, 4 Petersilienwurzeln. Alle genannten Gemüse richtet man vor und schneidet sie klein, um sie darauf durch die Fleischhackmaschine zu drehen. Auf warmer Herdstelle muß das zerkleinerte Gemüse weit ausgebreitet gut trocknen. Es wird dann mit 6 Eßlöffeln Salz und 12 gestoßenen Pfefferkörnern gemischt, in eine große Pfanne getan, in der man 2 Teelöffel Butter bräunte, und unter Rühren geröstet, bis es dunkelbraune Farbe zeigt. Dieses braune, heiße Gemüse wird im Mörser möglichst fein gestoßen und dann fest in kleine Steingutkruken gedrückt, die man mit Schraubdeckel oder Kork verschließt. Das Gemüsepulver muß trocken aufbewahrt werden; es wird teelöffelweise zu Suppen und Tunken verwandt, denen es einen feinwürzigen Geschmack verleiht.

Digitized by Google

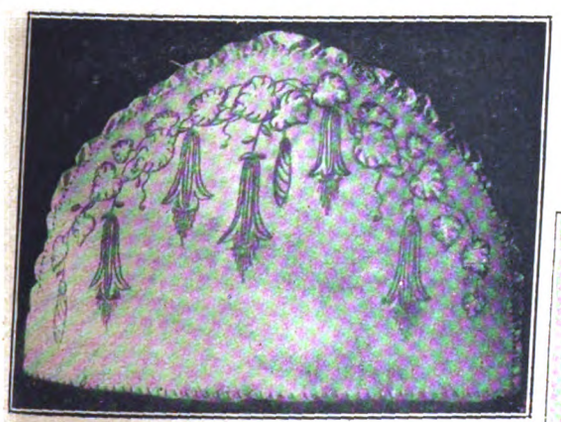
Reſter-Verwertung.

Was aus einem alten Schirm entſtand.

Beim Nachſuchen fiel uns ein zerſchliſſener Schirmüberzug, Gloriaſeide mit Blumenrand, in die Hände. Ach, das gäbe eine ſchöne Kappe, meinte mein Töchterchen, und ſo entſtand die abgebildete, achtteilige Wagnerkappe. Sogar zwei für das Alter von ſieben und zehn Jahren fertigten wir aus einem Sonnenſchirm, der an den Bruchſtellen bereits vollſtändig aufgeriſſen war, was leider infolge des Aufſpannens meiſtens der Fall iſt, während die übrige Seide immer noch gut erhalten bleibt und keine Beachtung findet. — Zu der abgebildeten Kappe gehören acht Teile, deren jeder — für 50 cm Kopfweite — unten ſieben cm, im erſten Drittel 12 cm breit iſt. Von hier bis zur Spitze, die 1¼ cm mißt, folgt er einer faſt geraden Linie. Die Länge beträgt ca. 23 cm. Die Futterteile aus weicher Gaze oder anderem dünnen Stoff ſchneidet man etwa ¼ cm ringsherum kleiner. Das Zuſammennähen erfolgt am beſten von der Spitze aus, wobei man die Nadel um ſo viel tiefer einſetzt, als die ca. ½ cm breite Naht ausmacht. Nachdem man alle Teile aneinandergenäht hat, zieht man die acht Spitzen ſauber mit einem Faden zuſammen. Ebenſo verfährt man mit dem Futter, welches dann, Naht auf Naht paſſend, eingefügt und nur an der Spitze mit einem Stich befeſtigt wird. Der neun cm breite Rand, ebenfalls mit Stoff gefüttert, wird mit der Maſchine glatt von links um die rechte Seite der Kappe zuſammen mit dem Futterſtoff derſelben angenäht, umgebogen und von innen an der Maſchinennaht mit der Hand angenäht. Aus den geblümten Seidenabfällen knifft man kleine Blättchen, näht jedes an ein Schnürchen oder an einen Kordonettſeidenfaden und macht zum Abſchluß darüber einen Knoten. Acht bis 10 ſolcher 10 cm langer Schnürchen ergeben eine ganz nette Quaſte, die oben in einer kleinen Stoffglocke oder Blätterblüte aus gleichem Seidenſtoff zuſammengehalten wird. Dieſe Quaſte näht man loſe mit Seide durch die Mitte der Kappe am Futterſtoff feſt. Als Erſatz kann man auch einen Seidenbuſchel verwenden. Mit etwas Handfertigkeit kann wohl jede Mutter von Töchtern ohne Ausgaben, die ſo praktiſche kleidſame Kappe anfertigen, denn in jedem Hauſe ſtehen wahrſcheinlich zerſchliſſene Schirme unbeachtet in der Garderobe.

H. Raßmus.

Kindermütze aus einem alten Regenſchirm.

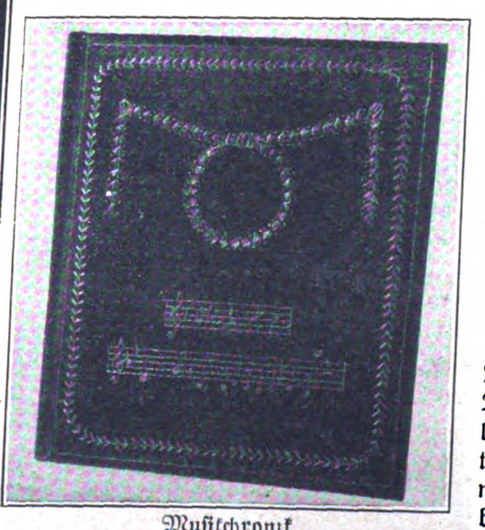


Teewärmer.

Zwei nette Geſchenke.

Abb. 1 zeigt das Modell eines Teewärmers. Leider kann die ſehr feine Farbenwirkung nicht wiedergegeben werden. Ganz zartgetöntes blaugrünes Tuch diente als Material, und die Stickerei iſt Ton in Ton dazu abgeſtimmt, nur für die Staubfäden und in den Laubblättern iſt eine zarte, weiche, goldfarbene Seide hineingeſetzt. Das Fuchſienornament mit ſeinen beſtimmten klaren Linien kann aber auch in andern Farben und auf anderes Material übertragen werden, z. B. als Schwarzweiß-Zeichnung etwa auf blauen Seiden- oder Leinengrund, nur hüte man ſich, das Muſter zu vergröbern, es wäre ſchade darum. Eine große — von vielen ſonſt tüchtigen Handarbeiterinnen oft unterſchätzte Kunſt iſt das „Montieren," das Fertigmachen ſolcher Sachen, und gerade davon hängt letzten Endes der Geſamteindruck ab. Die Verbindung der beiden Teile dieſes Teewärmers beſteht in einem genau im Ton gehaltenen, ſorgfältig eingereihten Seidenſtreifen, der, nachdem er gut vorgeheftet war, mit einem Zierſtich in Blaugrün und Gold daran befeſtigt wurde. Auch innen erhielt der Teewärmer unten noch eine zierliche Seidennische.

Abb. 2 gibt eine Muſikchronik wieder, in der ein muſikaliſcher Freundeskreis ſeine Zuſammenkünfte und das jeweilige Programm verzeichnet. Das Buch hat die Größe eines Schulheftes und ſein Einband iſt aus ſtahlblau und grau changierendem Taft hergeſtellt. Das ſehr einfache, leicht zu arbeitende Empiremuſter ſteht ſilbergrau wunderhübſch darauf. Die beiden Notenreihen tragen den Anfang des ſchönen Schubertliedes: „Du holde Kunſt." Der Buchbinder gab der kleinen Chronik einen Silberſchnitt und brachte dadurch den Geſamteindruck zu ſchönem Abſchluß.



Muſikchronik.

Ida Biell.

Digitized by Google

Was die Mode bringt

Abb. 72. Kornblumenblauer Taft ergab das Material zu dem anmutigen Kleide, das durch weiße Seide und schwarzes Samtband ausgeputzt wurde. Das eigenartige Leibchen ist über den Kopf zu ziehen und unter dem Arm zu schließen. Der im Nacken sehr tiefe Kragen fällt auf ein glattes, loses Teil, das durch Knöpfe mit der seitlichen Partie verbunden ist. Das durch Bandschluppen garnierte Vorderteil fällt seitlich in leichten Querfalten aus. Den angeschnittenen Halbärmel besetzt ein mit dem Kragen harmonierender Aufschlag. Der schlanke Rock ist in schmale Quetschfalten geordnet, die nur niedergebügelt sind. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 cm Hüftweite zu 2,50 M. und der des Leibchens in 40, 42, 44, 46, 48 cm halber Oberweite zu 2,— M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 m Breite 4,05 m für das Kleid.

Abb. 73. Das sandfarbene Waschkleid wird durch eine kleidsame Schlupfbluse vervollständigt, die eine farbige Kreuzstichstickerei verziert. Auf den Achseln geschlossen, wird der Ausschnitt der Bluse durch die Stickerei begrenzt. Der unter der Mittelpartie des Vorderteiles hervorfallende breite Gürtel aus schwarzer Seide wird im Rücken leicht geschlungen. Der lange schlanke Ärmel ist ziemlich tief angesetzt. Der gereihte Rock weist eine durchgehende Vorder- und Hinterbahn auf; die leicht faltigen Seitenbahnen sind in Abständen durch breite Stufen verziert. Zu diesem Kleide ist der Schnitt für die Bluse in 44, 46, 48, 52 cm halber Oberweite zu 2 M. und für den Rock in 96, 100, 108, 116 cm Hüftweite zum gleichen Preise erhältlich. Das Kreuzstichmuster ist zu 2,50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 m Breite 2,45 m, für die Bluse 1,90 m.

Abb. 74. Ein zierliches Jungmädchenkleid aus rosa und weißgestreiftem Schleierstoff. Das lange, lose Leibchen ist ausgeschnitten und mit kurzen Ärmelchen versehen, die den Oberarm freilassen. In Hüfthöhe ist dem Leibchen der kurze quergestreifte Rock angesetzt, den oben ein Knöpfchen abschließt. Vervollständigt wird das Kleid durch ein duftiges Mullfichu, das, in zwanglose Falten geordnet, zackig über den Ärmel fällt und im Rücken gleichfalls zackig abschließt. Schnitt vorrätig in 40, 42, 44, 46, 48 cm halber Oberweite zu 2,50 M. Stoffverbrauch bei 1,10 m Breite 4,20 m.

Abb. 75. Das niedliche Mädchenkleid aus blauem Waschstoff wird durch eine in Flachstich ausgeführte Buntstickereikante belebt, zu der das Aufplättmuster zu 1,50 M. erhältlich ist. Vorn mit durchgehender glatter Bahn gearbeitet, zeigt das Kleid ein im Rücken glattes, nahtloses Leibchen, dessen breiter Schulter das kurze Ärmelchen angeschnitten ist. Den kleinen Ausschnitt umrahmt ein weißer Kragen mit Schleifenabschluß. Das kurze Röckchen ist dem Leibchen untergesetzt. Seine Vorder-, wie die Hinterbahn wird an jeder Seite von einer Plisseefaltengruppe begrenzt, die beim Gehen ausspringt. Zu diesem leicht anzufertigenden Kleidchen ist der Schnitt in 32, 34, 36 cm halber Oberweite zu 1,75 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 m Breite 2 m.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 72 bis 75 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 cm unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorherein'endung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Abb. 74.
Jungmädchen-Kleid.

Abb. 72.
Kleid aus kornblumenblauem Taft.

Abb. 73.
Waschkleid mit Schlupfbluse.

Abb. 75.
Mädchenkleid mit Buntstickerei.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 27

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Hans Baluschek: Weißbieridyll.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer . . . . . Seite 441
Im Kampf um meine Kunst. Von Hans Baluschek. (Mit 7 Abbildungen) . „ 447
Der Morgen. Gedicht von Willy Schäfer . . . . . „ 450
Brot und Brotkunst in der Volkssitte meiner Heimat. Von Heinrich Sohnrey „ 450
Zweite Jugend. Novelle von Lisbeth Dill (Fortsetzung) . . . . . „ 451
Streiflichter. . . . . Seite 454
Die Welt der Frau. Vom Spielen der Kinder. Von Elly Heuß-Knapp . . . . . „ 455
Vielleicht. Gedicht von Ina Seidel . . . . . „ 455
Handarbeiten aus Resten. (Mit 3 Abbildungen) . . . . . „ 456

Die Beeinflussung des Haarwuchses

auf dem Wege spezifischer **Ernährung**

durch

»Humagsolan«

ist eine auf den letzten physiologischen Forschungen eines unserer ersten deutschen Gelehrten, des Geh. Rats Prof. Dr. Zuntz, beruhende Errungenschaft, die in wissenschaftlichen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat. Humagsolan enthält die gerade für die Haarbildung wesentlichen Eiweißstoffe in konzentrierter und leichtverdaulicher Form und ermöglicht durch Ueberführung ihrer Spaltungsprodukte ins Blut eine bessere Ernährung der Haare. Da die heute so zahlreichen Klagen über vorzeitigen Haarausfall in sehr vielen Fällen auf Ernährungsstörungen zurückzuführen sind, ist die Wirkungsmöglichkeit von Humagsolan eine außerordentlich große.

Verlangen Sie Aufklärungsschrift Nr. 3 durch **Fattinger & Co., G. m. b. H., Berlin NW 7, Dorotheenstr. 35.** Humagsolan ist in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften erhältlich. Preis M. 30.— für die Originalpackung, die für den Normalbedarf eines Monats berechnet ist.

— Für Unterhaltung, Studium und Erwerb! —
Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergröß.- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Gegenst. Keine Glasbilder nötig. Prosp. 62 frei dch. Fabr. **Schmehle Nchf., Dresden 27/82.**

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

27)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Ostdeutschland.

Muskau O.-L. Sanatorium Parkhaus. Nerven-, Frauenleiden, Rheumatismus. Innerlichkranke. Dr. Halter.

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Bad Schandau Dampfschiff - Hotel. Herrliche Elblage, neuzeitlich eingerichtet. Telephon 15.

Chemnitz Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung. Vollkommenste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Gute diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Prospekte frei. Chefarzt Dr. Loebell.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat Dr. Römer.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Hotel Auguste Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Tennis.

Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier, Dir.

Davos-Dorf „Guardaval". Vornehmes Sanatorium. Chefarzt Dr. Friedrich Bauer. Prospekt.

Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Sanatorium Seehof. Chefarzt Dr. Alexander. Täglich 16.50—22.— einschließlich Zimmer.

Digitized by Google

Nr. 27

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

Auf der Graftbrücke, über die schon so manches breitgepackte Heufuder und so mancher mit Weizen, Raps und Bohnen schwer beladene Erntewagen zum „Bergen“ im „Berg“, dem hohen, massigen Marschenhaus, ihren Weg gefunden hatten, stand die nun schon bald fünfundsechzigjährige Schaffnerin der Bojunga.

Einem der breiten Erntekolosse nicht so ganz unähnlich, barg die an den Hüften weit ausholende Frau im faltenreichen grauen Werktagsrock die gefalteten Hände behaglich unter der Wirtschaftsschürze. Sie trug den fleischigen Kopf, der aus kragenloser Taille hervorwuchs und dessen rötlichblondes Haar unter einem Spitzenaufbau erst wenige Silbersträhnen zeigte, in krampfhaftem Hinaushorchen leicht vornübergebeugt. Die Augen der greisen Frau mit den immer noch vollen Wimpern hielten sich, wie zumeist, halb geschlossen. Dies um so mehr, als von drüben das Abendlicht blendete, das die Eschengruppe jenseit der Hofweide und der hinter ihr vorüberführenden Heerstraße nur wenig dämpfte.

Da — endlich! In der Ferne der Abendstille das Rollen eines Wagens auf harter, mit Klinkern gepflasterter Straße.

Schnell, im Hinblick auf ihre Körperfülle sogar überraschend schnell, setzte sich die Alte in Bewegung. Ihre weichen, unverbrauchten Hände hasteten unter der blendend weißen Latzschürze hervor. Sie legten sich hinter die geradezu winzig kleinen Ohren.

Da sich das Geräusch in der Feierabendruhe allmählich doch wieder verlor, ließ die Lauscherin ihre Schallfänger unter einem Seufzer ebenso schnell wieder sinken.

Und unter dem leisen Grollen der Stimme immer erregter und lauter: „Mein' Zeit! Noch immer nich! Der Herr s-chert sich, weis-ch Gott, kein büs-chen mehr um die Hausordnung! Sommertags pünktlich achte gibt's Abendbrot, Mus-chö! Na, warte! — — —“

Nach einer beinahe jugendlich-hastig ausgeführten Wendung stand die massige Gestalt jäh mit dem Gesicht in entgegengesetzter Richtung. Die Hände kraftvoll auf die Seitenwände

Berliner Bilderbuch: Im Maien. Von Hans Baluschek.

Digitized by Google

ihres stolzen Körperbaus gestützt, ließ Frau Sebke Tiarks den grellen Blick über die Dungstätte des Hofes hinweg zur Höhe des „Berges" gleiten, von wo am Giebel des Niederdachs das Wappenschild der Bojunga auf sie herniedersah, ein geteilter Reichsadler in goldnem Feld.

„Je — ja, seitdem ‚die Frau' vor nun bald fünfunddreißig Jahren im Wochenbett ihres Sweiten . . . und seitdem ‚der Alte' schon so manches liebe Jahr da drüben unter den Friedhofsesechen . . ." Hier unterbrach Frau Sebke Tiarks ihr Selbstgespräch, das sie, wie so oft zu einsamer Stunde, deren es für sie viele gab, auch jetzt mit sich führte.

Wie gebannt schauten ihre weitaufgerissenen wasserblauen Augen auf das Gold des vom Himmelsschein glutüberzogenen Schildes.

„Rosen! Rosen!" Überrascht, ja erschrocken zeigte sich die Alte, der die Worte über die Lippen stürzten. Ihr falsches Gebiß klappte, und ihr breiter Mund schnappte. Rosen im Wappenschild von Himmels Hand! Was bedeutete das? Rosen — Zeichen der Liebe! Rosen — Sinnbilder jung aufblühenden Glückes! . . .

Als eifrige Leserin ihres Traumbüchleins und als Hüterin spukhafter Geschichten, wie sie nur das Marschenland gebiert, war die erregte Frau gerade heute, da sie sich um ihre Beschaulichkeit im Haus Bojunga ernstlicher sorgte als um das Glück ihres Herrn, mehr denn je geneigt, auf allerhand Zeichen in und um sich zu achten. Das noch fast faltenlose Gesicht hatte alle Farbenfrische verloren.

So umkreiste die Wirtschafterin und frühere Pflegemutter des gegenwärtigen Besitzers Dr. Reimer Bojunga wie ein aufgescheuchter Tüt die von Klinkern säuberlich umfaßte Dungstätte, ohne den Kleiderrock raffen oder für die mit feinen Zugstiefeln bekleideten Füße fürchten zu müssen.

Tief aufatmend und keuchend machte sie erst halt, da ihr ein Huhn, das den Wiemen nicht rechtzeitig hatte finden können, unter Gegacker und Geflatter dicht vor den Füßen hängen geblieben war.

Unliebsam in ihren Gedanken gestört, begann sie zu schelten: „Jesch, Wabbe, wat schall dat! Lat doch dat ole Deert lopen! Vösche giwt't nich bi us achtern Diek in'r Masch!"

Die Magd machte runde Augen. Solche Ansicht über Pflichterfüllung im Haus- und Hofdienst war ihr bei der Strenge des alten Hauspüsters neu. Und nun — gerade hier bei dem ausgesperrten Stück Federvieh! . . . Der Hühner, doch Abend für Abend der Hühner wegen, der ganz besondern Schoß- und Sorgenkinder der Altschen, das lange, atemberaubende „Gejachter" und der ewige weithin schallende „Hofschandal" unter dem Gekeif der Frau! Wie, hatte man denn recht gehört? Es war ja fast wie ein Geheiß, seine Pflicht im Dienst des Herrn nicht mehr so pünktlich wie sonst zu tun!

Wabbe, die Viehmagd, hielt den Mund aufgesperrt. Sie strich sich das blonde Plusterhaar, um besser hören und besser gucken zu können.

Die Altsche hatte den Kutscher, den sie, obwohl er wie sie selbst beim seligen Herrn bedienstet gewesen, nicht gut leiden, ja, nicht ausstehen konnte „von wegen dem Zuvertrauen", das er bei dem jungen Herrn genoß, mit der Hand heranzuwinken versucht und laut: „Meins Jürgens, mein lieber Meins!" dazu gerufen, „Ach, haben Sie für mich woll mal 'n büschen, 'n ganz klein büschen Zeit?"

„Nä!" scholl es von drüben her.

Da machte sich Frau Sebke, der es galt, ihren Willen auf jeden Fall durchzudrücken, entschlossen selber zu Meins Jürgens auf den Weg.

Der lange, dürre Mann mit dem grauen Backenbart und dem ausgeputzten Kinn unter der langen Nase zog sich unbekümmert um den Besuch holder Weiblichkeit die Drillichjacke an, um den Landauer, den er kurz zuvor behutsam aus dem Wagenverschlag herausgedeichselt hatte, mit Hilfe des Stalljungen zu waschen und zu putzen.

„Meins, mein Lieber, was bedeutet denn das? Mein' Zeit, is doch längst Feierabend. Und den guten Wagen da, mein' Zeit, braucht der Herr doch bloß im Winter, um nach der Stadt zu fahren."

Frau Sebke Tiarks pflegte im Verkehr mit den Mägden zwar bieder ihr Marschenplatt zu „schnacken", aber diesem eingebildeten Menschen, dem Kutscher seines vielgeliebten jungen Herrn, gegenüber schien es ihr wünschenswert, wieder und immer wieder „Distanz" zu wahren. Einmal, weil auch er nach ihrem Dafürhalten als Sohn eines Lehrers mehr zu sein glaubte als die übrigen Tagelöhner und Knechte. Dann auch, weil ihr selber nach schmerzlicher Erfahrung sehr wohl fühlbar war, trotz ihrer entfernten Verwandtschaft mit den Bojunga durchaus nur in dienender Stellung ihr Dasein zu fristen. Zu fristen — gewiß. Aber doch recht nett. Der Vater und die Söhne Bojunga schon früh ebenso abhängig von ihr wie sie von ihnen. Na, und ihr Reimer, das Machwerk ihrer Erziehungskunst! Darum ihr Liebling, obwohl sein verstorbener Bruder Edo „nüdlich", noch viel „nüdlicher" gewesen war als er. Reimer hoffentlich verbunden mit ihr, des Hauses Stütze, dauernd — ganz bis zum allerletzten Ende.

Meins war der Fragestellerin absichtlich die Antwort immer noch schuldig geblieben. Er ließ sich in seiner Beschäftigung scheinbar nicht stören.

Aber die Alte blieb hartnäckig und erging sich in Wiederholung ihrer Fragen.

Knurrend fügte sich der Bedrängte. „Feierabend, Frau Tiarks, gab's damals, als ich meinem Vater aus der Schule weg aufs Schipp gelaufen war, bloß mit 'n Tagel, — 'n hanfnen." Er schlug dem Jungen im Scherz eins über, daß er vornübertorkelte. „Hm! So! Kennen Sie das?"

„Nä — Meins."

„So, hm — schade. Aber ich! Schon damals auf'n Schipp hab' ich gelernt, meine Arbeit zu tun, wann und wo sie just is. Na, und damals, als der Selige mich nach der Krankheit — es war ja woll das gelbe Fieber in Rio gewesen — hier zur Erholung in Arbeit nahm, hab' ich als Kutscher nicht erst zu lernen nötig gehabt, für meine Herrschaft Dienst zu tun, wann und wo sie just is."

„Na — aber hören Sie auf, Meins. Ich tu', mein' Zeit, als Hausfrau, als Beschließerin und Hüterin des Ganzen, wahrhaftig doch auch mein Teil."

Meins Jürgens zuckte die Achseln und wusch und putzte so eifrig, daß der Inhalt des Eimers Frau Sebke über die Zeugstiefel floß.

„Pfui! Nehm Er sich in acht, Meins... Ach, Meins!... Lieber Meins, nur dies eine. Wofür braucht Herr Doktor Bojunga denn morgen die gute Schaise?"

„Da fragen Sie den Herrn doch selbst, Frau Tiarks." Jäh hielt der Alte in der Arbeit inne. Er glotzte die allzu große Neugier unter Zucken des Mundes aus hellen Augen an.

„Sie sind, oh, Sie sind . . . Meins. Nu sei'n Sie doch endlich mal 'n büschen vernünftig! Ich sorge mich um den Jungen. Abend für Abend bleibt er jetzt länger aus. Ja, ja, schon seit vierzehn Tagen. Was tut er? Was treibt er so lange in der Stadt? Hm, und was schnacken alle Leute in Nordenham?"

„Kann — Ihnen — doch — gleichgültig sein", würgte der Biedermann mühsam an jedem Wort.

„So — da wischen Sie also doch schon davon, was die Leute zu schnacken haben?"

„Ich — ich weiß nix."

„Doch — Meins. Schon hab' ich 'n Kirsch, 'n schönen Kirsch in der Stube für Ihn parat. Weil der Herr nich zu Haus um die hille, ach Gott, ja, so hille Heuerntezeit, musch ich doppelt sorgen — für Ihn nach Feierabend, weil Er so fleischig is —"

„Nä, tut nich 'n büschen nötig", spöttelte der Alte.

Frau Sebke, der die Art des Grobians peinlich zu werden begann, überwand sich und stellte sich taub. „Wenn der Herr hier wäre, gäb' es auch Zigarren oder — ja, oder 'n Priemchen, Meins."

Digitized by Google

Meins Jürgens horchte auf. „'n Priem? Das is ‚Schifferkost', Frau Tiarks."

„Na, seh'n Sie? Ich will's Ihm holen. Ich weiſ=ch, wo der Herr den S=chlüſ=chel hat. Oder beſ=cher noch . . . Meins, Sie kommen gleich mit."

„Den Slüſ=chel von dem S=chreibtiſch ſtehlen? Nä, nä."

„Pfui — aber pfui, Meins!"

„Nä, nä, Frau Tiarks, hab' kein' Zeit. Den ganzen Morgen und Nachmittag beim Heuabſtaken geweſen. Und juſt die Arbeit hier für morgen will mit Akrateſſe gehandhabt ſein."

„Dann bleibe Er. Mein' Zeit, dann bleibe Er da, wo Er is, Kutſ=cher. — Aber du, Junge, komm mit. Ich hab' ihm nämlich noch von wegen ſeiner kranken Mutter 'n büſ=chen für die Nacht mitzugeben."

„Johann — Jan, ick ſegg di, lat di nich beſnacken. Lat di nich uthör'n. Dat du mi ſwiegen deihſt, un dat du —" Der treue Diener ſeines Herrn drohte dem ſitzen Burſchen, der neben Frau Sebke Schritt hielt. Statt des Jungen erhielt der Spitz unter dem Wagen den Jagdhieb mit der Hundepeitſche.

Das Paar nahm ſeinen Weg durch eines der beiden Rieſentore, die auf die Tenne führen. In der Mitte des Raumes, im Gulf, lagerte das junge Heu, deſſen zartwürziger Duft alle Tennen= und Hauswinkel füllte. Frau Sebke verhielt ſich ſchweigſam. Erſt, da ſie über den langen Dreſchgang und an den Viehſtänden vorüber, denen zurzeit die Bewohner fehlten, an die Glastür des Windfangs und außer Hörweite des Geſindes gelangt war, zog ſie die Geldbörſe aus den Falten des Kleides.

„Du heſt vor veertein Dagen uſen Herrn in Nordenham utſpannen holpen, Johann", begann die Verſucherin.

Der Junge ſenkte den Semmelkopf.

„Jan, ick wät van mine S=chweſter, de in de Harmonie as Kaffro hett helpen möten, dat du baben dör dat Lock ämern Dans=kboden keeken heſt. Segg, hett uſe Herr väl dans=t? Segg, hett uſe Herr mit eene van de jungen Fräuleins alleen, faſt ohne uptohör'n, — faſt ganſ=ch alleen dans=k, Junge?"

Aber Johann wies das blinkende Markſtück zurück. „Wenn ick dat ſeggen doh, vertörn ick mi mit Meins. Ick heff keen Verlöw. Meins haut mi de Jacke vull."

„Wat Meins — Meins — Meins! Wenn du mi nich ſeggen deihſt, of da wat van wahr is, wat de Lüde ſ=chnacken dohn — hm, dat de Herr mit dat fremde amerikaniſche Froensminſ=ch, de ſ=chwarte, glupſ=chögige Kap'tainsdochter —

„Nä, ick will dat Geld nich. Ich nehm' dat Geld nich an. Ich ſwieg!"

„Denn ſo kann dine arme kranke Mudder noch lange up ehre Druppens luren."

Johann zog die Lippen kraus. Plötzlich unentſchloſſen, ſtand er da.

„Na — na, wo is't? Hett de Herr mit dat utländiſ=che Froensminſ=ch dans=k un ſick hernach mit em alleen in 'n Gaarn ſett un — un küßt?"

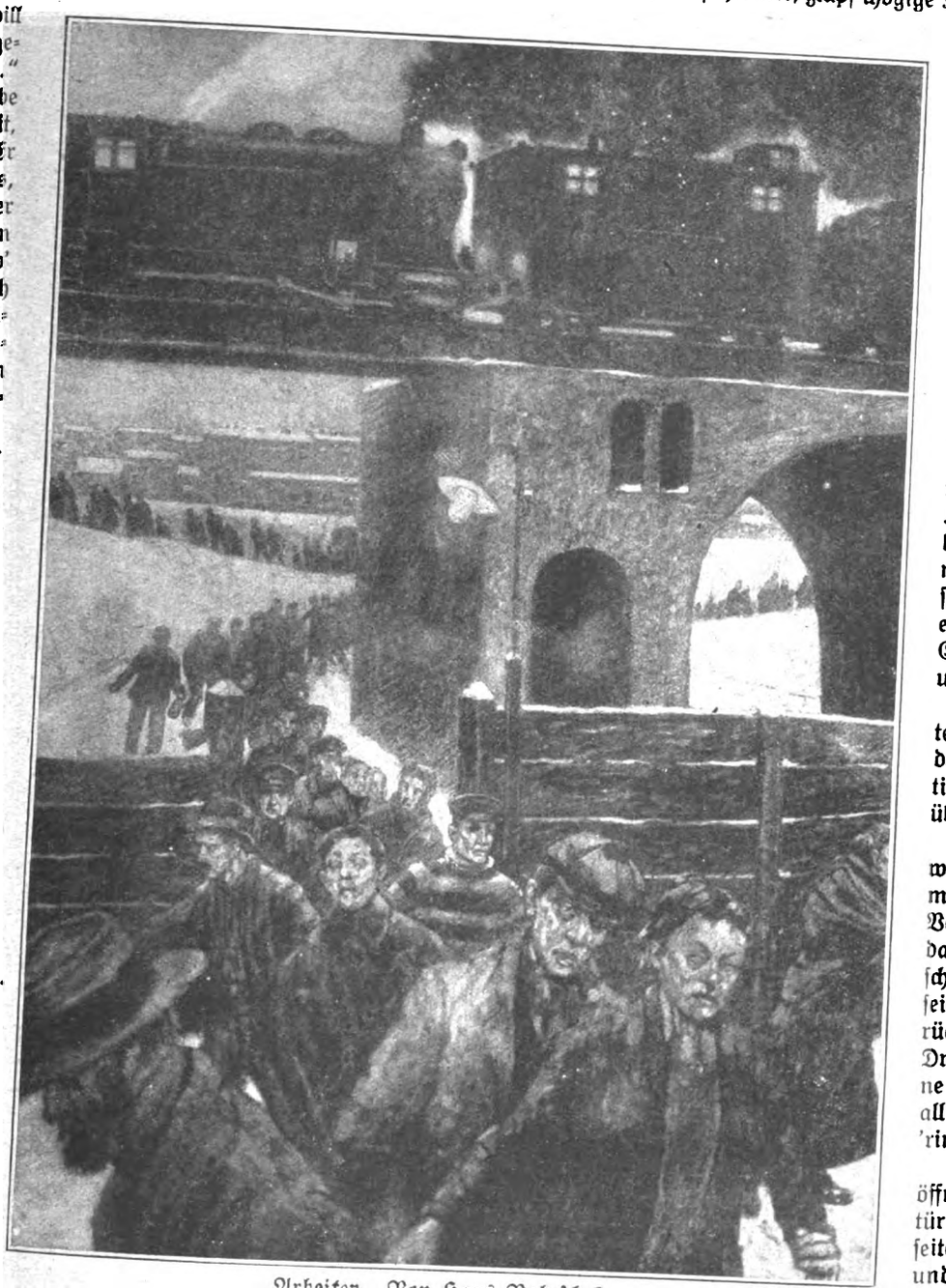
Der bedrängte Burſche ſenkte den Kopf noch tiefer, über und über rot.

„Keene Antword is ok eene, min Jung." Die Verführerin ſchob das Geldſtück ſchmunzelnd in ſein Verſteck zurück. „Aber de Druppens for dine Mudder ſtahn all p'rat. Kumm 'rin."

Frau Sebke öffnete die Haupttür an der Rückſeite des Hauſes und trat ein in die große Stube, die dem Herrn gleichzeitig als Empfangs= und als Eßzimmer diente.

Hier auf der Oſtſeite des „Berges" herrſchte bereits Dämmerlicht. Die Schatten des Abends hingen in den Winkeln. Das ſtumme Bejahen verſtimmte Frau Sebke Tiarks ſchwer als längſt heimlich gefürchtete Beſtätigung einer für ſie niederſchmetternden Botſchaft. Dem treuherzigen „S=chlüngel" war zu trauen. Frau Sebke war ſich ihrer Sache nun gewiß: Dr. Reimer Bojunga hatte ſein Herz an ein fremdes Weibsbild verſchenkt, ohne dabei ſeine beſte mütterliche Freundin um Rat gefragt zu haben.

Rauh wies ihre Hand den Burſchen durch die Gartentür hinaus ins Freie. Zweimal mit Dreckſchuhen den Weg



Arbeiter. Von Hans Baluſchek.

Digitized by Google

über die weißen Dielen nehmen, tat selbst in Augenblicken, da die Welt um Frau Sebke Tiarks in Trümmer ging, nicht not. Aber Frau Sebke Tiarks gab in größter seelischer Erregung dem Jungen das Geleit sogar bis an die seitliche Gartenpforte im Stacheldrahtzaun.

Der Garten war seines gelehrten Besitzers Versuchsstation für Keimungs- und Kunstdüngerversuche. Beet an Beet lag abgeteilt. Zierblumen fehlten.

„De Blomenpötte dor — verdrögt ja!" entdeckte der abziehende Johann. Er stand schon bereit, den Gießer zu füllen. Froh ob des hilfreichen Gedankens, froh, seinen Herrn wenigstens nicht laut verraten zu haben und selber durch stummes Kopfneigen der Quetsche des alten Satans noch halbwegs heil entgangen zu sein.

„De Herr besorgt den Gaarn un sine Blomenpötte sülwst, du Dämelak. Wer daran tippen deiht, verdarft't mit em. Dat schöst du wäten", verwies die Gestrenge ihm sein freundliches Beginnen.

Und während sie ins Haus ging, voll Sorge und ehrlichen Zorns im Selbstgespräch: „Lasch die Mais- und Hirsepötte verdrögen oder sich versaufen. Wer an seine Pflicht nich mehr denkt, Reimer, mein Sohn, hat selber für den Schaden aufzukommen. Wenn das mit dir so weiter geht, rühr' ich" — die Schaffnerin des Bojungaschen Hauses hob wie in Drohung die Hand — „nich mehr den lüttjen Finger hier . . . Wie, was? . . . Mein' Zeit! . . ."

Erschrocken, völlig entgeistert, hatte sich die Alte im Zimmer umgesehen. Verstärkter Dämmer lag in den Nischen und stillen Ecken. Schritte — ganz deutlich hinter oder auch neben ihr. Wie? . . . Mein' Zeit! Was hatte das — schon wieder zu bedeuten? Nach Mittag war es schon einmal so gewesen im Leben zwischen Wirklichkeit und Traum — im Halbschlaf — dort, nebenan in der Kammer des seligen Herrn, die der junge Herr als Arbeitszimmer benutzte.

Die Tür zum Nebengemach stand — wie immer — offen. Ein Geräusch. Frau Sebke lauschte . . . Ein Geräusch, das von Reimers Schreibtisch deutlich zu ihr herübergedrungen war, wie der Fall eines Gegenstandes — ein Geräusch, das sich — gottlob — nicht wiederholte.

Ein Grauen packte die abergläubische Frau. Sie preßte die leise klappernden Zähne aufeinander und sank auf einen der Eßtischstühle nieder. Sollte sein Vater . . . ach Gott, der Gedanke war schauerlich, dabei an sich doch so natürlich — unter den schweren Steinen der Familiengruft nicht mehr Ruhe finden können — umgehen und jetzt — gerade jetzt, da sein Sohn —

Frau Sebke fröstelte in der Schwüle des Juniabends.

Dennoch faßte sie Mut und wagte es, sich zu erheben, zwar nicht, um ins Nebenzimmer zu gehen und Umschau zu halten, aber um wenigstens die Tür zum „Kabinett" zu schließen. Auch zündete sie die Lampe an, die über dem Eßtisch hing.

So war Licht umher und der Spuk überwunden — gebannt. Vor ihr stand das Abendgedeck für den verspäteten Gast. Frau Sebke zupfte am Tischzeug und rückte rein gewohnheitsmäßig den irdnen Teller, die Teetasse und das Glas mit dem Hauswappen noch einmal zurecht. Die Uhr auf der hohen eichenen Anrichte tickte. Tickte hörbar — viel lauter als sonst! Und der weiße Kachelofen leuchtete, leuchtete eigen — ganz eigen grell.

„Ach Gott — alles Schicksal — Vorahnung", sagte sich Frau Sebke. „Was da auch kommen mag — die alte Ruhe, mein behagliches Leben — aus. Die Fremde wird mir meine letzten paar Jahre sauer machen und kürzchen. Hm, freilich, — ich werde mich dann schon zu wehren wischen, so gut oder so schlecht ich's kann. Ich will ‚ihm', wenn er nach Haus kommt, erst mal gründlich den Kopf einseifen. Mein' Zeit! Ans Heiraten hätte der dumme Jung' ja gern denken können. Aber man blosch nich so spät — zu rechter Zeit. Damals, schon damals . . . ach Gott, als Vater und der nüdliche Edo noch mitten zwischen uns — und Emmchen Lübben, die nüdliche Imme . . . Wie, was? Ach, ja — Schicksal. Reimer schon immer so bedächtig. Schon immer so ernst. Auch neben dem blonden, fröhlichen Mädchen. Niemand hat es ihm angemerkt — blosch ich, Tante Sebke. Und wohl auch schon als Knabe in kurzen und in langen Böxchen hat der sonderbare Jung' . . . genau so wie sein Bruder das nüdliche Ding sehr liebgehabt. Hm, die heimliche Braut — eigentlich — doch von dem andern. Eigentlich von unserm nüdlichen, noch viel, viel nüdlicheren Edo, dem braunen Lockenkopf mit dem ewig-heitern Sinn — aber auch Leichtsinn — genau wie sein Vater — nur noch 'n büschen schlimmer. Schicksal, alles blosch Schicksal. Denn am Ende, wenn Reimer man gesprochen, sich erklärt hätte, wäre Edo, der gutherzige Schlüngel, auch mit 'ner andern zufrieden gewesen und glücklich geworden. Dann hätte sich alles mit uns noch hübsch zurechtgegeben. Dann wären mein greiser, süffeliger und schließlich auch wohl 'n büschen gelähmter Heinrich Edo Bojunga und ich noch handelseinig geworden und — ja, und dann —"

Die alte Frau mit dem noch immer jung-feurigen Herzen hatte sich erhoben. Wie im Nachtwandel ging sie und setzte sich träumend am Fenster in den Sorgenstuhl, vor dem der Nähtisch stand. Und sie träumte sich noch weiter zurück in eine Vergangenheit, da sie jung und schlank und darum begehrenswerter als heute und wohl auch „damals" zu Heinrich Edo Bojungas Zeiten gewesen sein mochte.

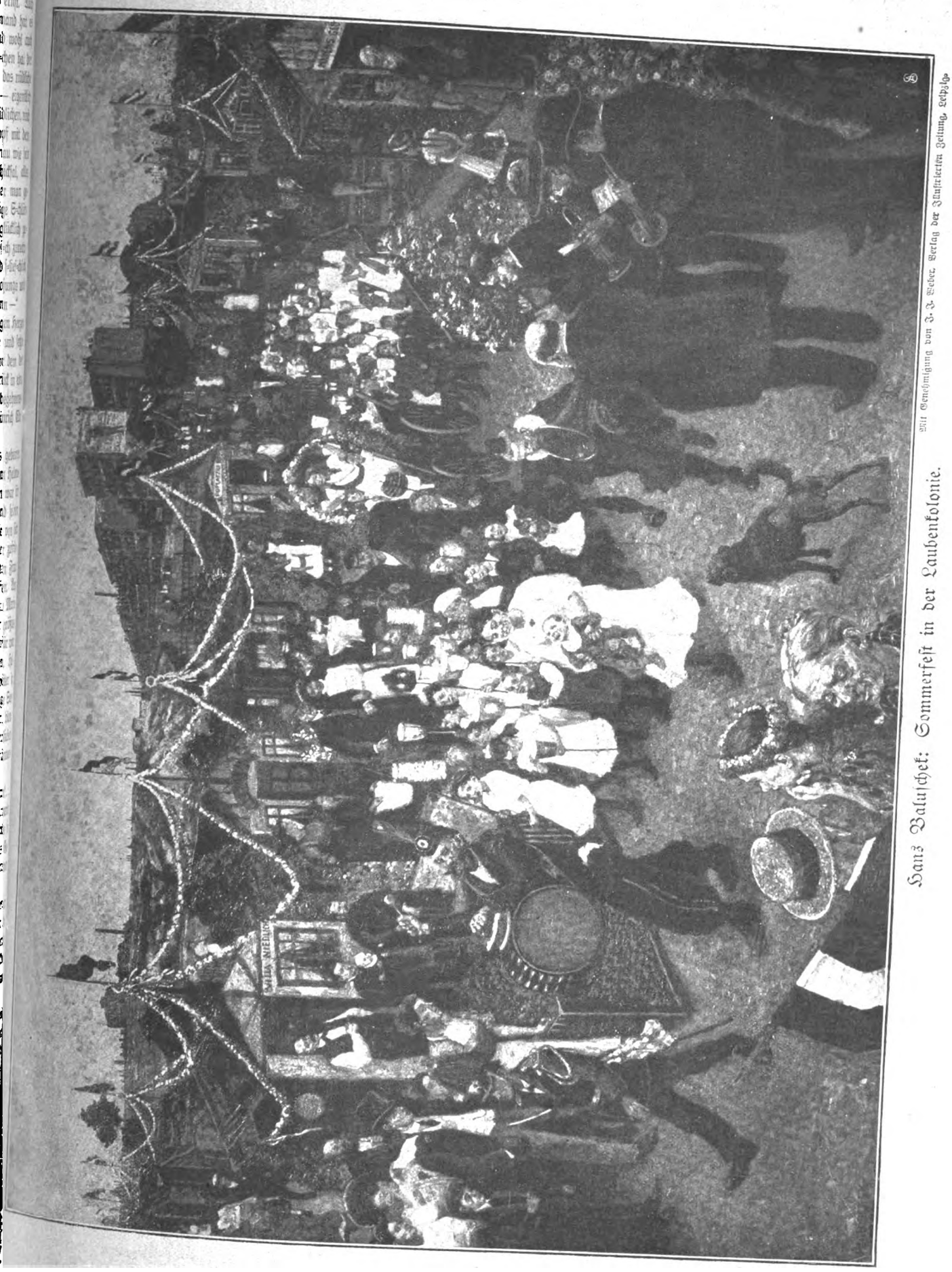
In Ostfriesland als Tochter eines Landmanns geboren. Zu Emden verheiratet. Glücklich gewesen mit ihrem Helmerich ein Jahr — ein einziges kurzes Jahr! Da schon war ihr Helmerich auf Fahrt geblieben — im Kanal. Und seinen Jungen, gerade drei Monate später geboren, hatte sie von sich geben müssen — zum Bruder des Toten. Sie selber zufrieden, bei Mutters Vetter als Pflegerin der erkrankten Frau einspringen und nach deren Tod sogar bleiben zu dürfen. Am Sterbebett der Wöchnerin hatte sie der leidenden Frau Marie versprechen müssen, die beiden kleinen Jungen und ihr größtes Sorgenkind Heinrich Edo nie verlassen zu wollen. Dafür war ihr gewährt worden, ihr eignes Blut zu sich zu nehmen. Helmerich hatte mit den Bojungaschen Erben auch später in Bremen die bessere Schule besuchen dürfen. Ihr Junge Seemannsblut wie der Verschollne. Ihr Junge, ihr stolzer, blonder Helmerich — Steuermann und als Steuermann geblieben just wie sein Vater. Gott strafe die Nordsee, den männermordenden Kanal! . . .

„Helmerich — mein Junge! Helmerich — mein Mann! . . . Helmerich — Reimer . . ." Der Kopf sank der Träumerin vornüber. Frau Sebke schlummerte und schlief am Ende so fest, daß ihr Ohr das Heranrollen des Wagens und das Gedonner der Hufe auf der Graftbrücke nicht mehr vernommen hatte.

Sie fuhr unter einem Schreckruf empor, da jener, den ihr Mund im Traum gerufen, dicht vor ihr stand, ihr die Hand entgegenstreckte und in tiefem Baß erklärte: „'n Abend! Da bin ich — spät. Und du wirst böse auf mich sein. Aber ich werde mich bessern. Die Zeiten ändern sich — ja, ja, Tante Sebke — ändern sich vielleicht schon — bald . . ."

„So schnackt kein Bräutigam, dem Herz und Seele voll sind bis zum Bersten. So gibt sich kein Mann, der aus der Stube der Liebsten kommt", sagte sich die schärfer aufhorchende Frau, während sie die Hand, wie schirmend gegen den Lampenschein, über die Augen hielt, um unter den Hängelidern hervor die Gestalt des Pflegesohns besser mustern zu können. Ganz so stattlich wie ihr toter Junge war Reimer Bojunga zwar nicht, aber doch von ansehnlicher Länge und Breite. Der kurz gehaltene mittelblonde Vollbart, am Mund heller und am Kinn leicht geteilt, paßte auch besser zu diesem Gesicht als ihres Helmerich kecke Schnurrbartspitzen. Halb Bauer wegen seiner blühenden Fülle und Frische, halb Gelehrter schon wegen der goldnen Brille, hinter der die dunkelblauen Augen meist sinnierlich auf ihre Umgebung zu blicken liebten. Schön war der Mann gerade nicht, doch auch gewiß nicht häßlich. Just schön genug, um so ein fremdes, heißblütiges Ding, Kapitän

Digitized by Google



Hans Baluschek: Sommerfest in der Laubenkolonie.

Mit Genehmigung von J. J. Weber, Verlag der Illustrierten Zeitung, Leipzig.

Digitized by Google

Osterlohs Etta — so, ja — so hieß sie ja wohl? — verliebt, bis über die Ohren verliebt zu machen.

Frau Sebke Tiarks gab ihrem Herzen einen Stoß. Reimer hatte sich, was bei ihm nicht alle Tage Mode war, sogar in seiner gemessenen Art höflich entschuldigt. So wollte sie ihm nicht gleich unfreundlich begegnen. „S=chlüngel," erwiderte sie, aber doch mehr gepreßten Tones, „S=chlüngel, eigentlich sollte man ja s=chelten. Wo bist du blos=ch so lange gewesen? Und das s=chon all die Tage hindurch."

„Kann ich dir heute noch nicht verraten. Aber vielleicht morgen, Tante."

„Hmhm, soso!" In ihrer Eigenschaft als Pflegemutter fühlte sich Frau Sebke Tiarks von neuem stark gekränkt. Mein' Zeit! Sie hatte an dem hier das Ihre reichlich getan und hegte ja kaum einen andern Wunsch als den — durch niemand, vor allem durch kein fremdes Weibsvolk gestört —, alle Gegenwarts= und Zukunftssorgen mit ihm teilen zu dürfen, Sorgen um seine Blumenpötte, Mistbeete und sein eigentliches Steckenpferd: die Tierarznei und deren rein private Ausübung in Gesellschaft des Kreistierarztes Doktor Edo Koch.

„Ja, Tante Sebke, erst morgen, nachdem ich mir noch einmal gründlich und gewissenhaft über alles klar geworden bin." Der Hofbesitzer hatte sich dabei breitspurig auf seinen Platz am Eßtisch niedergelassen.

Frau Sebke ihrerseits leistete Verzicht. Sie ergriff den alten silbernen Teetopf mit dem Löwen als Deckelknopf und schenkte stumm ein, während die Magd laut polternd die Glasschale dicker Milch, die Eier und die Wurst verteilte.

Dr. Reimer Bojunga warf einen kurzen, leicht unsichern, wenn nicht scheuen Blick auf die stille, sonst eher redselige Alte, die, nachdem die Magd gegangen war, sich ihm gegenüber an den Tisch gesetzt hatte. Ganz übertrieben, jetzt noch die Gekränkte spielen zu wollen. Ungemütlich kam es ihm vor.

Langsam begann er zu essen, wobei er sich nochmals entschuldigte: „Es tut mir aber wirklich leid — so spät. Und es beruhigt mich: Ich sehe, du hast wohl schon gegessen?"

„Gegeg=chen, vorgeges=chen? Gar nich hab' ich geges=chen. O, so'n S=chlüngel. Den Appetit hat's mir verdorben. Mein' Zeit! Geärgert hab' ich mich über dich. Is das noch die alte Ordnung? Den Kopf werd' ich dir was=chen — ja, wenn's not tut, die Zähne weisen."

„Die Zähne weisen — mir? . . . Tante! Frau Sebke Tiarks, nun hör' Sie mir aber auf! Sie ist wohl nicht recht bei Trost. Hab' ich's nötig, Ihr gegenüber den Herrn herauszubeißen?"

Da — Wetterumschlag. Die Alte brach in Tränen aus.

Das war Dr. Reimer Bojunga aber noch viel weniger bequem. Weibertränen. Er bot seiner kläglich wimmernden Hausgenossin über den Tisch hinweg die Hand, die anzunehmen sie ihm freilich rundweg unter Kopfschütteln verweigerte.

„Ich habe dir für allerhand zu danken. Ich weiß doch, wie viel du uns allen hier gewesen bist, Tante. Und mir im besondern nach Edos schmerzlichem Ende und — ach Gott, auch nach all dem andern Schweren im Leben, das mich so viele Jahre einsam und trübe machte."

Frau Sebke Tiarks hielt plötzlich im Weinen inne, trocknete sich mit dem Handrücken die Backen und sah ihr Gegenüber starr an.

„Ja — aber, Tante, einmal muß doch das ewige Bemuttern aufhören. Ich weiß ganz genau, was ich zu tun und — hm, oder auch — hm, zu lassen — habe. . . . Tante, morgen will ich bekennen. Sieh, gerade aus Rücksicht auf dich nicht jetzt, die du mir in mancher Hinsicht dabei leid tust, — aber auch nur in mancher, nicht in jeder. Denn sorgen will ich für dich nach wie vor. Du sollst es gut bei mir im Hause behalten — einen schönen, bequemen Lebensabend haben."

„So — so, Reimer."

„Natürlich. Bloß Weibertränen, die kann ich nicht leiden. Ich werde dir morgen also alles auseinandersetzen. Es handelt sich dabei um meine Zukunft und wohl im Augenblick, vor der letzten, allerletzten Entscheidung, mehr noch um meine Vergangenheit. Dir ist es ja nicht verborgen: Hab' Edos Imme auch immer sehr liebgehabt. Vielleicht — nein, nein, gewiß — ganz gewiß viel mehr noch als Edo. Ich habe sie bis heute auch nicht vergessen. Es handelt sich nun darum, ob ich Imme Lübben vergessen kann, ja, so vergessen kann —"

„Nä, Reimer, das kannst du nich."

„So? Woher weißt du denn das so bestimmt?"

„Ich habe doch Ohren, wenn auch nur sehr lüttje und feine." Frau Sebke griff sich mit den Fingern an die Läppchen, an denen je ein altmodischer Ohrbaumel hing. „Dein Vater selig — so'n S=chlüngel, — hat mich manchmal, wenn er sein verliebtes S=chauer hatte oder — hm angeheitert war, daran gezogen und ges=chüttelt."

„Tante, laß mich wenigstens zurzeit in Ruh' mit diesen deinen alten abgeschmackten Geschichten."

„Abges=chmackte Ges=chichten? Deine zweite Mutter hätte ich werden können, wenn ich blos=ch gewollt hätte. Aber der alte S=chürz=chenjäger behagte mir nich."

„Tante, ich weiß. Ich kenn' das ja alles. Es ist Einbildung, törichtes Geschwätz. Vater hätte sich zum andernmal nicht verheiratet. Er hat es mir selbst gesagt. Schon wegen der Erbschaftsteilung nicht. Der Hof sollte schuldenfrei bleiben."

„Weis=ch, weis=ch, Reimer. Aber deine s=weite Mutter könnt' ich dennoch sein. Bin ich auch. Und ledig bin ich ganz aus eignem Ents=chlus=ch geblieben. Hab' nur noch an meinen toten Helmerich gedacht und an seinen und meinen Jungen. Ledig und s=chlau, es nich mit euch, den gros=chen Söhnen, zu verderben. Ja, und dann auch: mein' Zeit, dein Vater war mir ekelhaft geworden, — zumal zum S=chlus=ch in den Jahren —"

„Schweig, schweig nur! Ja, Tante Sebke, mit unserm Vater sah es böse aus zuletzt. Und trotzdem hast du bei ihm ausgehalten. Darum bin ich dir dankbar —"

„Dankbar. Was dankbar? Reimer, ich seh's nich. Ich fühl's nich. Aber ich, deine s=weite Mutter, hab' dir zu sagen: Auf Ordnung und Sitte hält man — mag gewesen sein, was gewesen is — auch heute noch im Haus Bojunga."

„Tante, was — soll das heißen?"

„S=chweig man rein stille, mein Sohn! Denn was mein' Swester und was die Leute da in der Stadt —"

„Tante!"

„Ja, was die Leute über dich in Nordenham und hier bei uns auf dem Hof erzählen —"

„Tante, ist das die Wahrheit? Die Hofleute reden — auch schon über uns?"

„Reden von deinem Umherkutsch=ieren in der Heuernte!"

„So — ach so!"

„Ja, und die Versuchs=chpötte mit dem Mais und der Hirse sind auch all' verdorben, weil niemand da war, sie zu begieß=chen!"

„Tante, das hast du gesehen und nicht verhindert?"

„Ja, alles mit Absicht, um dich zu beß=chern und zu belehren!" lautete die Antwort der Frau, die sich ihres Sieges freute. „Und Johann hab' ich untersagt, nachdrücklich verboten, sich der verkrüppelten Pflanz=chen —"

„Tante, dann — das is ja ganz unerhört von dir! Ich hatte dir doch gesagt, daß gerade diese Versuche dem Professor in Bremen und mir —"

„Ach was, Profeß=cher hin, Profeß=cher her! Da — da siehst du die Folgen! Wer so wie du in der Welt herums=charwenzelt, sich fremdem Weibsvolk an die S=chleppe hängt —"

„Was — was sagst du da, Tante?"

„Tschaaa — mit einem fremden Mäd=chen steht mein Pflegesohn in aller Leute Mund!"

„Dann — dann . . . Ja, aber dann, beste Tante, ist's um so mehr an der Zeit, zum letzten schwerwiegenden Entschluß zu kommen!" (Fortsetzung folgt)

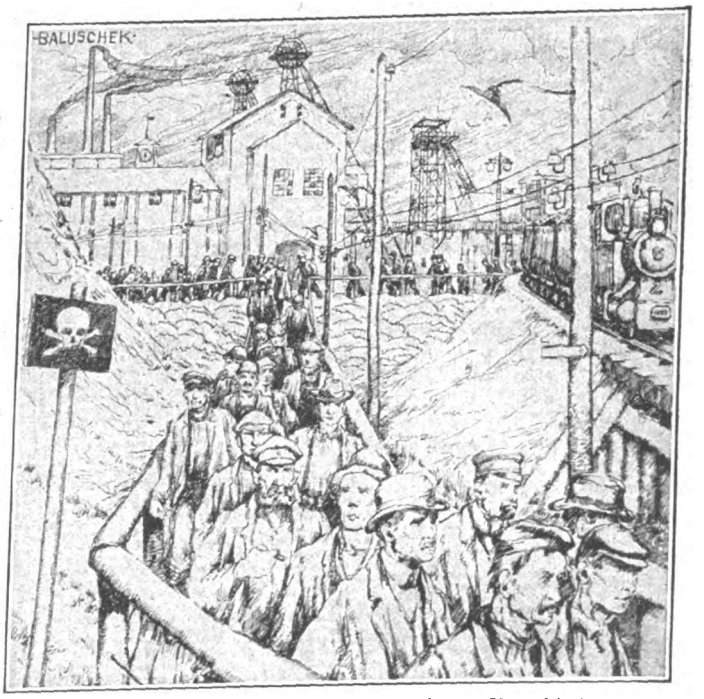
Digitized by Google

Im Kampf um meine Kunst * Von Hans Baluschek.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Nach manchem anderen Selbstzeugnis schaffenden Künstlertums legen wir mit ganz besonderer Freude dies hier von Hans Baluschek den Lesern vor. Selten wird man einen Künstler finden, der es wagen darf, — weil er es kann, — so mit dem Wort vor und neben sein Werk zu treten. Mit derselben sicheren griffigen Art, womit er seine Stoffe greift und seine Bilder formt, handhabt Baluschek auch das Wort, wo es gilt, für seine Sache einzutreten ohne kleinliche falsche Bescheidenheit, wie sie dem Fünfziger, der auf ein großes und reiches Lebenswerk hinweisen kann, schlecht zu Gesicht stehen würde und wie Goethe sie meint und geißelt, wenn er sagt: „Nur die Lumpe sind bescheiden".

Der Vagabund. Von Hans Baluschek.

Baluscheks fünfzigster Geburtstag gab Anlaß zu einer reichen Sonderausstellung im Berliner Künstlerhaus, nachdem der Mann Baluschek mit einer stillen Handbewegung einen Strich gezogen hat zwischen seiner Welt der Klarheit und Ehrlichkeit und dem schwächlichen Blocksbergtreiben der Freien Sezession, wo der kleine Meyer und der kleine Schulze sich einander auf Gegenseitigkeit glauben, sie seien große Hexenmeister, weil sie einen Besenstiel zum Pinsel nehmen und auf einem unfruchtbaren Grundsätzchen reiten. Es braucht solchen Anlaß der Fünfzigjährigkeit nicht, um dem Künstler Baluschek Dank zu sagen für so viele gute und schöne, ja im allergemeingültigsten Sinne schöne Gaben; denn so weit sind doch wohl den Heutigen vor allen eben durch Baluschek selbst die Augen geöffnet, daß man ihnen in vielen dieser Bilder, die ihnen vor zwanzig Jahren erschreckend, befremdend und „häßlich" gewesen wären, die wirkliche innere Schönheit nicht mehr erst nachzuweisen braucht. Dankbar aber ist man jedem Anlaß, der Gelegenheit gibt, einen so breiten Überblick über das Werk Baluscheks zu gewinnen, wie es hier vergönnt war. Es gab Leute, die mit kritischen Kennerfalten in der Stirn glaubten fragen zu müssen, ob drei Säle voll Baluschek auf einmal nicht vielleicht etwas viel für fühlsame Nerven sein würden. Gott sei Dank, die Stirnen haben sich geglättet. Es war niemandem zu viel, und es gab selten eine zugkräftigere Ausstellung. Ja, manches kostbare Bild noch vermißte man. Denn die angebliche Eintönigkeit der Welt Baluscheks ist eine haltlose Legende. Freilich erkennt selbst ein wenig geschultes Auge immer wieder die feste Handschrift Baluscheks, und an dieser Handschrift auf jeder Ausstellung leicht „den Baluschek". Sieht man aber, wie hier, viele Bilder Baluscheks nebeneinander, dann erkennt man mit Erstaunen, mit wie schöpferischer Gewalt diese immer gleiche Hand ihre ohnedies gar nicht enge Welt — die Welt Berlins und seiner Vororte, der



Schichtwechsel. Zeichnung von Hans Baluschek.

Berliner Bilderbuch: Bal champêtre. Von Hans Baluschek.

Digitized by Google

Höfe, Lauben, Fabriken, der Maschinen und der Eisenbahnen, der Armut und des Lasters und der Sonne über Armut, Eisenbahnen und Lauben — zu verwandeln weiß.

Mehr noch und zu herzerhebenderer Freude noch erkennt man gegenüber einem solchen Auszug des Gesamtwerkes das innerliche Wachstum und Werden des Künstlermenschen Baluschek, sein Hinüberreifen vom ätzenden Spott zum heilenden Lächeln, von der Tendenz zur gelassenen Betrachtung, vom Witz zum Humor, vom bitteren Nein zum herzhaften Ja. Unter all dem ein starkes ethisches Pathos, in all dem eine große Liebe und Güte. Und all das erfüllt und getragen von einer Kraft des Könnens und von einer Sicherheit des Wissens um sich selbst und seine Welt, die es ihm erlauben, unbekümmert um das Gekreische derer, die kreischen müssen, um sich und uns ihr Dasein zu beweisen, seinen Weg zu gehen. Übersieht man diesen Weg von der erreichten Höhe aus, so erkennt man mit der großen Freude, die jedes gute Gelingen eines ehrlichen Streiters erweckt, ein stetiges starkes Aufwärts, das immer noch anhält und immer noch über sich weist, und eine Entfaltung, die immer noch größere Fülle verspricht. Ein Kämpfer um sein Ziel auf seinem Wege immer noch — das ist der Künstler Baluschek. Er fühlt sich nicht als „Angelangter"; er will noch weiter. Das ist das Lebendige in ihm. Denn für einen Künstler mehr als für sonst jemanden ist Leben Kampf und Kampf Leben.

Hören wir diesen davon reden.

* * *

„Bilde, Künstler, rede nicht." Das gilt doch wohl nur für Leute, die durch ein zu großes — Selbstbewußtsein noch nicht vorhandene Werte ersetzen wollen. Ist durch einen Künstler auch nur irgendwann mal wirklich Kunst geschaffen worden, so kann er schon über sich reden, meinetwegen auch stottern. Er wird dem Aufhorchenden recht viel zu sagen haben. Der Schaffende kennt sich recht genau, so genau, daß ihm meistens die Verzweiflung näher ist als das Hemd. Er fühlt in sich die geheimnisvollen Gesetze seines Schaffens, erkennt sie zum großen Teil am allerbesten und arbeitet unter dem kategorischen Imperativ zum Werk. Der sich selbst gegenüber ehrliche Künstler — jeder wirkliche Künstler ist in diesem Sinne ehrlich — weiß auch, was er kann und was ihm geglückt und nicht geglückt ist. Nur braucht er nicht der Öffentlichkeit auf die Nase zu binden, daß er hier und da entgleiste. Selbst ein Angeklagter erfreut nur selten durch ein Geständnis seine Richter.

Jeder Künstler sollte sich sein Recht, das Werk, das ihm gelungen erscheint, hartnäckig gegen Unverstand und Böswilligkeit zu verteidigen, auch in der Öffentlichkeit nicht nehmen lassen, wenn er die Lust dazu verspürt. Zum mindesten darf er über sein Wollen sprechen und schreiben. Sein Wollen ist sein Schicksal und seine Persönlichkeit im ethischen und ästhetischen Sinn. Und wenn er gar darüber schreibt, so zwingt ihn seine künstlerische Ehrlichkeit, das Wort zu wägen. Niedergeschriebene Gedanken haben ihr eigenes Leben. Nicht nur Taten folgen dem Menschen nach, auch gedruckte Worte.

Wege der Maschine: Am Friedhof. Von Hans Baluschek.

Also:

Ich habe um meine Kunst viel zu kämpfen gehabt und kämpfe noch. Darauf bin ich stolz. Da ich mir nicht denken kann, daß ich talentlos bin, so muß doch etwas Eigenes in meinem Opus stecken. Was verletzte ich eigentlich in dem Mitbürger, der mich gezwungen oder freiwillig genießen sollte oder wollte? Man hat mir meine „Motive" vorgeworfen, man klagte mich an, ich verstieße gegen die Gesetze der Schönheit! Man nannte mich trocken, spröde, unmalerisch, einen Registrator, einen Übertreiber und Fälscher. Der Akademiker konnte mich nicht verknusen, weil ich ihm als Maler zu wild war! Der Impressionist rügte, meine Malerei sei keine „Malerei". Der Symbolist und Phantast wurde ob meiner Phantasielosigkeit vom Ekel gepackt; wie sich Dadaisten und Expressionisten zu mir stellen, habe ich mich noch nicht bemüht, herauszubekommen — man verachtet mich sicher. Im allgemeinen nennt man mich einen Naturalisten, der sich vom Photographen nur durch malende Prätension trennt, — und da der Naturalismus doch nun mal schon Anfang 1900 „überwunden" ist, bin ich „altes Spiel". Alle diese Urteile haben mir körperlich nicht geschadet, auch sonst nicht.

Recht wertvolle Menschen haben sich in stets wachsender Zahl weit über Berlin hinaus — sogar bis ins Ausland — freudig zu meiner Kunst gestellt. Na — da kann ich schon weiter so verbohrt sein, meine eigene Kunst zu machen.

Was bin ich nun eigentlich, und was will ich? Zunächst bin ich kein Anhänger eines „ismus". Mir ist die malende Masse, die an demselben Karren zieht und schiebt, ein Greuel. Für mich ist Kunst der Künstler, der Eigenmensch. Kunst die in sich geschlossene persönliche Welt eines Menschen, der diese mit individuellen Mitteln mitteilen soll, kann und muß. Hätte ich je einen Schüler gehabt, der in meine Fußtapfen als Nachahmer treten wollte, so hätte ich ihn wegen Talentlosigkeit entfernt. Ich bin eben Ich; meine Kunst könnte naturalistisch scheinen. Sie soll so wirken — das gebe ich zu — allerdings nur, um die Suggestion meiner Welt recht stark zu gestalten.

Was mich um mich herum irgendwie berührt, ergreift, packt, erschüttert, gibt mir die Impulse zu meinen Bildern. Dann formt sich die Komposition, und aus meinem reichlichen, in meinem Gehirn aufgespeicherten Typenmaterial stellen sich die Figuren ein. Auch vierstöckige Mietskasernen mit ihren Hinterhäusern haben ihren Typ, ebenso wie Straßenlaternen, Trottoirbäume, Eisenbahnsignale und Lokomotiven. Ich habe sie durch Beobachtung in ihrem Wesen erkannt und hebe mit Leichtigkeit das zwingend Charakteristische hervor. Daher gebe ich für meinen jeweiligen künstlerischen Zweck ihre Porträte. So bemühe ich mich, meine Stoffe in das Geistige der Dinge an sich und durch meine Tendenz ins Persönliche zu heben. Schon bin ich demnach kein Photograph.

Vielleicht bin ich demnach mehr Expressionist. — Zwar behaupten viele vor meinen Bildern, die Gegend, die Menschen darauf

Digitized by Google

genau so irgendwo gesehen zu haben! — Trotzdem werden Studien und Skizzenblätter zu meinen Bildern und ähnlicher Krimskrams in meinem einstigen Nachlaß von Sammlern schmerzlich vermißt werden.

Ich gehe gleich unter dem Impuls aufs Ganze, sofort an die Leinwand oder an das Papier. Und ist mir die Sache mißglückt oder nicht mehr diskutabel, so verschwindet manche mühevolle Arbeit. —

Als ich ein zehnjähriger Junge war, verpflanzte mich unser Dienstmädchen in die Hasenheide, wenn sie an manchem Sonntagnachmittag mit mir spazierengehen sollte. Dann tanzte sie schnell auf dem „Bal champêtre" einmal rum, und ich saß gehorsam an einem von Bierflecken klebrigen Tisch im Gewühl der

Die Bierleiche. Von Hans Baluschek.

lärmenden Menschen, umbrüllt von der Karussellmusik und dem Ausrufer der Schaubuden, erschreckt von dem Knallen in den Schießbuden und den Hammerschlägen auf den Holzblock am Fuß der Kraftmesser, jener langen Stangen, an denen auf einer Schiene ein Klötzchen je nach der Kraft des Schlagers verschieden hoch hinaufgleitet, um vielleicht endlich oben an der Zahl 1000 die Glocke sieghaft anzuschlagen. Und über allem Lärm Staub, Staub, sonnendurchglänzter Staub.

Nie habe ich mich bedrückter gefühlt als an jenen Sonntagen.

Und da fing es an.

Das menschliche Leid trat immer näher an mich heran, das Elend und der Jammer quollen nur so auf mich zu und fraßen sich in mich hinein. Hinter den Freuden des Sonntags lau-

Kohlenfuhren. Von Hans Baluschek.

Digitized by Google

erte es. Und so lächerlich manches war, so frei wurde ich niemals, daß ich späterhin einen anderen als „bitteren" Humor aufbringen konnte.

Medizinische, philosophische und volkswirtschaftliche Studien beschäftigten mich neben dem Erleben im Osten, Südosten und Norden Berlins und in seinen Vororten. Arbeiter, Kleinbürger, Spießer, Dirnen, Zuhälter entstanden in meiner Kunst zu dem neuen Leben, das ich wollte. Armut, Beschränktheit, Not, Verkommenheit, Laster materialisierte ich — wenn auch nur zweidimensional. Ich fühle mich als das Instrument des Gottes, der den dürftigen Menschen, die ich erleben muß, wohlwill. Ich weiß, was Schönheit ist, zeige, wo sie nicht ist, und suche sie. Ich sehe das Böse und Schlimme, konzentriere es auf einem Rechteck von Papier oder Leinwand und suche das Gute. Ich bin nicht sentimental und liebe sanfte Form des Protestes nicht. Meine Waffen: Pinsel, Kohle, Feder, Bleistift, sollen hauen und stechen. Mit Vergnügen und voller künstlerischer Selbstverantwortung scheide ich mich von den „Nur-Malern", den Leuten, die alle Bedingungen der Kunst erfüllt zu haben glauben, wenn ihnen der malerisch gute Fleck gelingt. Derartige Resultate halte ich für nur selbstverständliches Handwerk. Ich glaube, daß mir nebenbei manche gute Malerei geglückt ist. —

Da sich der Ausdruck, die Technik dem Motiv und der beabsichtigten Wirkung anpassen muß, so habe ich mir eine farbige Form ausgedacht, die für meine kleineren Bilder, die ich unter Glas präsentiere, charakteristisch ist. Es kommt mir so sehr auf die in meinem Sinn zwingende Zeichnung an, daß ich viel aquarelliere. Um nun nicht dem Maletischen zuliebe zu flockig und fleckig malen zu müssen, gebe ich die Farben hart an in der Form der Zeichnung, die ich absolut halten will. Und jetzt nach diesem Stadium gehe ich mit Ölkreidestiften über die Konturen, Vorder- und Hintergründe. Der Stift läßt die Zeichnung, Fläche und Fleck in seiner Form, läßt sie aber durch seine Striche vibrieren und verschwimmen — so wie ich es zur Stimmung des Bildes brauche.

Die Ordnung, die ich in meinem Denkapparat halte, gab mir die Möglichkeit, an der Maschine nicht verständnislos vorüberzugehen. „Wir stehen im Zeichen der Maschine", sagt man so schön. „Triumph des Menschengeistes" wird sie liebevoll genannt. Na ja! Für mich ist sie außerdem positive Schönheit — und da werde ich auch positiv, wenn ich sie darstelle. Zweckmäßigkeit, Rhythmus des Baues, Rhythmus und Musik des Ganges — das sind ihre Eigenheiten, die ich liebe wie einen vollendeten menschlichen Körper.

Ich vertiefe mich in ihre Einzelheiten, wie in eine gelungene Architektur. Ich höre auf ihren Gesang mit dem empfindlichen Ohr des Ingenieurs. Sie ist die Seele der Industrie, deren Feuer- und Flammenspiele mich entzücken, wie den Sonntagsgast die Feuerwerke in den Sommerlokalen. Die Menschen haben sie zur Königin geschaffen und halten ihr die Treue der Sklaven bis zur eigenen Opferung.

Und da, wo sie nicht an den Boden gefesselt ist, wo sie ein individuelles Lebewesen mit verschiedenster Physiognomie als Lokomotive auf eiserner Bahn ihre Pflichten erfüllt, wo sie umgeben ist von dem bunten Zauber der Signallaternen, die sie leiten und warnen, wo pompöse Empfangshallen ihrer warten, Telegraphen und Glocken sie melden, da bin ich — Romantiker von heute.

Man mag sich also an dieser Seite meines Schaffens schadlos halten, wenn es mir nicht gelingt, von der anderen her dem Mitmenschen so nahezukommen, wie ich es möchte.

Ich will meine Betrachtungen über mich mit einigen Worten Rodins schließen, weil es sich so gut macht und ich in meiner Verteidigung vor dem Richterstuhl der Zeit jede Chance für mich wahrnehmen will. Er sagt: „In der Kunst ist tatsächlich einzig und allein das schön, was ‚Charakter' hat.

‚Charakter' heißt die große innere Wahrheit eines jeden schönen oder häßlichen Naturschauspiels. Ja, man könnte hier sogar von einer ‚doppelten Wahrheit' sprechen denn es handelt sich um eine innere, die durch eine äußere zum Ausdruck gebracht wird.

Seele, Gefühl, Ideen gelangen durch die Gesichtszüge, Gebärden und Handlungen eines Menschen, durch die Färbungen eines Himmels, die Linie eines Horizontes zum Ausdruck.

Für den, der den Namen Künstler verdient, ist in der Natur alles schön, weil seine jede äußere Wahrheit unerschrocken aufnehmenden Augen darin, wie in einem offenen Buch, mühelos jede innere Wahrheit zu lesen vermögen."

Und damit halte ich mich der Kunstgeschichte bestens empfohlen!

Der Morgen * Von Willy Schäfer.

Von diesem lauten Nachtgewitter
Droht über dem erschrocknen Wald
Noch eine letzte dunkle Wolke,
Zu einer Riesenfaust geballt.

Doch unten mit dem frohen Leuchten
Geht hin der erste Sonnenstrahl
Und küßt und tröstet Busch und Welle
In dem geliebten lieben Tal.

Und jenseits dieser nächt'gen Trauer,
Die über meiner Seele hing,
Ist mir, als ob ein neues Freuen
Zag noch und leise mit mir ging.

Brot und Brotknust in der Volkssitte meiner Heimat * Von Heinrich Sohnrey.

Nun haben sie auch am und im Sollinge schon seit einigen Jahren angefangen, statt selbst zu kneten und selbst den Backofen zu heizen, wie es sonst in jedem Hause geschah, das Brot aus der Stadt mitbringen zu lassen. Zu einem guten Teile ist das wohl mit durch den Milchwagen gekommen, der seit der Begründung der Molkerei alle Morgen nach der Stadt fährt und so jeden Tag frisches Brot mitbringen kann. Es gibt also nun gewiß auch in den Dörfern, wo man auf das Selbstbacken verzichtet hat, kein schimmliges Brot mehr; — es gibt aber auch kein kräftiges, schwarzkrustiges, herrlich aromatisches „Bauernbrot" mehr, denn Bäckerbrot ist Bäckerbrot.

Wo indes noch selbst gebacken wird, da wird die backende Frau gewiß auch die drei Kreuze noch nicht vergessen haben, die die Mütter und Großmütter über den Brotteig zu machen pflegten, — damit die Hexen nicht daran könnten, wie mir eine Frau sagte; meistens wußte man einen Grund, weshalb die Kreuze gemacht würden, gar nicht anzugeben. Immerhin kann man annehmen, daß die drei Kreuze ebensosehr im Aberglauben wie im rechten Glauben gemacht worden sind. Ein Pastor, der nur den Aberglauben darin sah, verbot seiner Magd, diese Kreuze zu machen. Als sie nun wieder einmal buk, vergaß sie den Sauerteig, und als sie hernach sieht, daß der Teig nicht angehen will, ruft sie den Pastor: „Da sehen Sie nun, Herr Pastor, wie es ist, wenn man keine Kreuze macht, nun können wir den Teig wegschmeißen."

„Mache denn also die Kreuze nur wieder!" soll der Pastor darauf verfügt haben.

Wenn der alte Bauer Nickel in Dinkelhausen ein Brot anschnitt, so machte er immer erst drei Kreuze unter dem Brote und sagte: „In Gottes Namen".

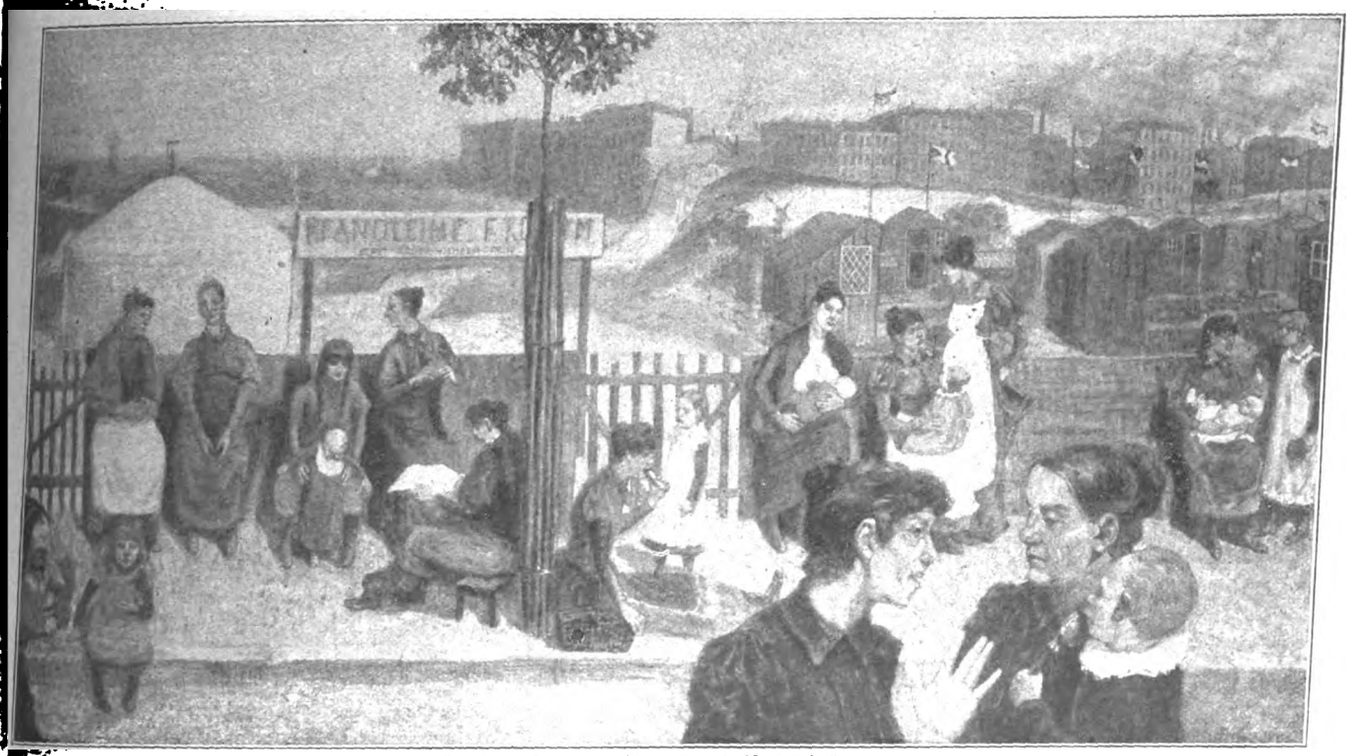
Das Brot ist das Kostbarste und Ehrwürdigste im Leben, man muß darum auch ehrfürchtig mit ihm umgehen: Wenn ein Brot auf dem Rücken liegt und ein Kind ins Messer fällt, soll man erst das Brot auf die rechte Seite legen, ehe man das Kind rettet.

Eine schöne Sitte war es bei den alten Sollingern, daß sie das erste Brot vom ersten Back nach der Ernte den Armen brachten.

Eine Bauersfrau in Dinkelhausen, die „Steuineweesche", hatte aus Dank dafür, daß die Schnecken ihre Saat nicht abgefressen hatten, zu Weihnachten einen ganzen Malter Korn zu Brot für die Armen verbacken. Als ihr Kind krank und wieder gesund geworden war, tat sie ein gleiches für die Armen. Wenn hernach ein Kind im Dorfe krank wurde und man nach dem Doktor lief, wurde gesagt: „Sollen mant de Dokters weglaten un 't säau maken as de Steuineweesche!"

Eine ganz besondere Bedeutung hat im alten bäuerlichen Volkstum immer der Brotknust gehabt. Ich entsinne mich dessen von Jugend an. Als ich, kaum 14 Jahre alt, von Hause Abschied nahm, um auf eine ferne Schule zu gehen, hatte mir meine Mutter in meinen Reisepacken auch einen Brotknust zwischen Strümpfe und Hemde gelegt. So ist es auch im Solling alter Brauch gewesen, daß man dem Abschiednehmenden einen Brotknust so zwischen das Zeug legte, daß er nichts davon wußte und merkte. Dann sollte er vor dem Heimweh bewahrt bleiben.

Digitized by Google



In der Sonne. Von Hans Baluschek.

Mich hat's freilich dennoch gepackt und stärker mitgenommen als irgend etwas anderes in der Welt.

Der erste Knust, der von einem ganzen Brote geschnitten wird, ist der „Lacheknust"; der letzte dagegen, mit dem das Brot zu Ende geht, der „Heuleknust" (Weineknust), — zwei Bezeichnungen, die deutlich genug für sich selber sprechen.

Noch sei erwähnt, daß der Brotknust auch einen bedeutsamen Bestandteil der althergebrachten Hochzeitssitte bildete und vielleicht auch noch heute bildet. So muß die junge Frau beim ersten Willkommen im Hause sich ein gefülltes Weinglas über den Kopf werfen und von einem frischgebackenen Brote den Knust abschneiden. In Fredelsloh pflegte die Schwiegermutter gewöhnlich schon mit dem Brote dazustehen, an dem sie den Knust so weit vorgeschnitten hatte, daß er bequem abging. Die junge Frau mußte in den Knust beißen und ihn an ihrem Busen herunterfallen lassen. Der Knust wurde dann im Koffer aufbewahrt, denn solange er da war, sollte die Familie auch immer Brot haben. Man kann noch alte Frauen treffen, die den Knust bis in ihr Greisenalter aufbewahrten. Er schimmelte nicht, sondern wurde steinhart und erhielt so eine unverwüstliche Dauerhaftigkeit. Das ganze Brot, von dem der Knust geschnitten war, wurde guter alter Sitte gemäß einer armen Familie geschenkt.

Zweite Jugend * Novelle von Lisbeth Dill.

Fortsetzung.

Er hatte die Angewohnheit, des Nachts zu lesen, und raschelte mit den Zeitungen, ich konnte nicht schlafen. Ich durfte nicht umziehen, er duldete das nicht. „Er soll dein Herr sein", hatte der Priester damals vor dem Altar gesagt. Und er war es, den sie Lord nannten im Städtchen. Einen anderen Willen als den seinen gab es in diesem Hause nicht, das fühlte ich schon als junge Frau. Und was damals nicht in meiner Macht stand zu ändern, ist später versteint und Gewohnheit geworden. Seine Umgebung, die Dienerschaft, die Kinder, alle zitterten vor ihm. Wenn er ins Zimmer trat, schien eine kühle Luft hereinzuwehen, man erhob sich unwillkürlich vor seiner herrischen und gebieterischen Gestalt. Er hatte etwas von einem Feldherrn, der über Leichen geht, von einem Inquisitor am spanischen Hofe. Warum er gerade mich auserwählt hatte zu seiner Gefährtin? Ich weiß es nicht. Ich wurde, als er um mich warb, gar nicht gefragt. Die älteste von sechs Geschwistern, vermögenslos, die Braut eines Douarier?! Man wollte das Glück erst gar nicht glauben! — Hatte gedacht, der Lord würde eine Prinzessin heimführen. Er brachte nur mich. Und er führte mich in das große steinerne Haus mit dem riesigen alten Park und den gepflegten Blumenbeeten, die ich als Kind schon immer durch das Gitter bewundert hatte . . .

Dann habe ich die Ehe kennengelernt; wenn ich jene Jahre, in denen ich so viel leiden mußte, bei den rasch aufeinander folgenden Geburten meiner Kinder, noch einmal erleben müßte, ich würde lieber auf das Leben verzichten. Ich bin Mutter von sieben Kindern geworden, bin dreimal operiert, habe zwei Fehlgeburten gehabt und drei Kinder verloren, an Diphtheritis, Scharlach und einen Jungen durch einen Unglücksfall. Er stürzte in den Steinbruch, als er kaum zwei Jahre alt war. Die Jahre sind an mir vorübergerauscht wie ein langer Tag, an dem es keinen barmherzigen Schlaf, kein Ausruhen und keine Erholung gab. Das große Haus, eine vielköpfige Dienerschaft, unruhige Gäste, Geselligkeit und Verpflichtungen, die Familie ließen mich niemals zu dem kommen, was ich Ruhe nannte. Die großen Reisen mit dem lärmenden Gefolge von Kindern und Bedienung waren für mich nichts als die Fortsetzung meines geräuschvollen, geplagten Lebens . . . Familienfeste, Familientage, Taufen und Hochzeiten — ich wurde in Familie erstickt. Ich hatte nicht einmal Zeit, krank zu sein, meine Hausfrauenlasten folgten mir auch ins Krankenzimmer nach. Die Sorgen umstanden mein Bett Tag und Nacht. All meine Wünsche, Musik zu pflegen, der Kunst zu leben, hatte ich eingesargt. Meine Töchter spielten ja Klavier, sie sangen, meine Söhne mußten lernen, mein Kopf war immer voller Gedanken für andere, ich vergaß oft, daß ich auch dasei . . . Alles drehte sich um den Hausherrn, um die Kinder. Sie waren schwer zu erziehen, trotzig oder verstockt, unruhig oder zart, und ihre Gesundheit machte mir Sorge. Bis sie aus dem Kindesalter heraus waren, waren meine Nächte nie ungestört. Dann kamen die Schulen, das Lernen, die Schwierigkeiten, die Söhne sollten etwas werden, die Töchter verheirateten sich, ich sah mich von neuen Sorgen

Digitized by Google

umgeben. Ich war Großmutter mit sechsunddreißig Jahren, und eines Tages sah ich im Spiegel, daß mein Haar ergraut war. Nun bist du alt, dachte ich.

War ich denn einmal jung gewesen? Nein! Mit siebzehn Jahren hatte ich geheiratet, ich hatte eine Generation übersprungen. Daß eine solche Frau auch Wünsche haben kann, Sehnsucht nach etwas anderem, daran dachte kein Mensch. Eine verheiratete Frau hat ihren Wirkungskreis, ihre Pflichten und muß dankbar sein, aus einfachen Verhältnissen in eine so glänzende Lage versetzt worden zu sein. Ach, sie muß wohl keine selbstverständliche Tugend sein, die Dankbarkeit. Und sie wird zu einer drückenden Last, wenn sie Pflicht wird. Es war wirklich nicht leicht, dankbar zu sein dafür, daß man aus einem warmen sonnig-rheinischen Hause in das marmorkalte Haus der Douariers verpflanzt war, in dem der Zwang herrschte und eine spanische Etikette. Die Kälte, die von dem Hausherrn ausging, schien sich in die Tapeten eingenistet zu haben, denn es gab Räume, die trotz der kostbaren alten Fayenceöfen im Winter glitzerten, wie von einer Eiskruste überzogen. Ich habe als Kind nie geweint, ich habe es in der Ehe gelernt . . . Ich weinte oft um ein Nichts . . . einfach, weil die Nerven nachgaben . . . Und jetzt, da die Zeit der Tränen gekommen war, da man von mir erwartet, daß ich schmerzgebeugt und zerrissen mein Schicksal trage, kann ich nicht weinen . . . Alles ist in mir erstarrt. Ich weiß nur das eine: Ich bin frei, frei, frei! —

* * *

Ich spiele Komödie, in schwarzem Krepp.

Meine Kinder sind rücksichtsvoll zu mir und wollen, daß ich verreise. Sie finden, daß ich nicht gut aussehe, ich schlafe schlecht, immer wieder sehe ich ihn . . . er gönnt mir das Zimmer nicht, er hat es mir nie gegönnt, mit mir allein zu sein. Er neidet es mir, noch jung zu sein und leben zu dürfen, wie ich will. Er quält mich damit des Nachts.

Ich werde an den Rhein gehen, es ist soviel Sonne dort, die Luft macht dort schon fröhlich . . . Ich möchte Menschen einmal wieder lachen hören . . . Ich werde reisen, bald, morgen vielleicht.

* * *

Seit ich der kleinen Stadt den Rücken gekehrt habe, bin ich wie verwandelt. Draußen fließt der funkelnde Rhein, und auf den Bergen wächst goldener Wein, weiße Schiffe ziehen vorbei, Tücher winken mir zu. Ich liege auf meinem Balkon in der Sonne und schaue zu.

Auf den schattigen Promenaden flutet heiter bewegtes Leben. Nachen treiben auf dem Rhein, Musik klingt aus dem nahen Kurgarten, und überall blühen noch die Rosen, sie ziehen sich wie ein Girlande von Garten zu Garten an dem Flußufer hinab.

Alle Gefühle, die in mir im Laufe der langen Jahre künstlich zurückgehalten waren und gehemmt, lösten sich und machten sich Luft. Ich weinte Tränen der Freude. Ich weinte, wie jemand, der, aus dem Gefängnis entlassen, unter Gottes freiem Himmel die Sonne wieder sieht. Meine Nächte sind ruhig. Des Abends kommt der Mond über den blauen Bergen herauf und übergießt das reizende Tal mit silbernem Glanz, und alles sieht verzaubert aus.

Wie wenig braucht man dazu, glücklich zu sein!

Nur etwas Freiheit . . .

Wenn ich die Augen schließe, träume ich, ich sei wieder siebzehn Jahre, und jemand sagte mir, daß er mich liebt . . . Nur träumen will ich das.

* * *

Alle Menschen, die mir hier begegnen, scheinen froh zu sein und haben einen festen elastischen Schritt. Ich unterhalte mich mit ihnen auf der Terrasse, man ist so rasch mit ihnen bekannt . . . Ich werde wieder Rheinländerin hier. Merkwürdig, nur ein paar Bergrücken schieben sich zwischen unser Städtchen und den Rhein, und doch trennen sie wie eine Mauer . . . Dort hinten saß ich dreiundzwanzig Jahre lang . . .

Ich habe die schwarzen Kleider abgelegt, hier mag ich sie nicht tragen. „Weiß ist auch Trauer", sagte eine Kölnerin zu mir. Es ist heiß, und die Sonne brennt, die Weinberge leuchten von weißen Kopftüchern der Arbeiterinnen. Bald ist es Herbst . . Ich will die Sonne genießen, solange sie scheint. Ich bin ruhig, bin wunschlos geworden und glücklich . . . Ich habe mit dem schwarzen Krepp meine Trauer abgelegt. Ich will nicht mehr lügen müssen. Ich gehe unter die Menschen, höre Musik in dem abendlichen Garten, knüpfe Bekanntschaften an mit Menschen, die mir sympathisch sind, ich musiziere und lese. Ich lebe wieder.

* * *

Ich habe einen Freund. Seit gestern sind wir bekannt. Er ist Ingenieur in einer Glashütte, eben auf Urlaub und wohnt im Hotel. Wir gehen täglich zusammen am Rhein spazieren. Er kannte mich schon als Junge, denn er kommt aus dem Städtchen. Er ist ritterlich und aufmerksam und bringt mir Bücher, und oft musiziert er auf dem Flügel im Salon. Dann kann ich stundenlang sitzen und zuhören. „Was kann Sie trösten?" fragte er. Das Wort gibt mir Flügel. Ich brauche so etwas. Eine weiche gütige Hand. Bin ich zu glücklich? Darf ich das nicht sein? Ich lebe in einer anderen Welt, die frühere versank hinter jenen Bergen.

* * *

Gestern hab' ich etwas erlebt. Ich weiß nicht, warum es mich gerade so packte, an und für sich war es etwas ganz Unbedeutendes. Ich hatte bei der Tafel den Wunsch ausgesprochen, einmal eine Glashütte zu sehen. Mein Freund erbot sich, mir die Glashütte zu zeigen. Wir fuhren zusammen hin und sahen, wie die Flaschen geblasen wurden und wie alle diese Gläser und Schalen entstanden. Ein junger Arbeiter, groß und schlank, mit einem Körper wie ein Grieche, stand halbnackt vor uns und schwang seinen gläsernen Kelch an dem langen Stab, er formte Sektkelche, und während das tropfende rote Glas sich in seiner geschickten Hand zu einem spitzen Schaumweinglase verwandelte, schaute er mit einem dunklen Blick darüber weg uns an.

Uns beide.

Sektkelche und immer wieder Sektkelche entstanden in seiner Hand. Kelche, aus denen er niemals trinken würde.

Welche Sehnsucht mochte ihn wohl bewegen, während er diese Kelche formte, aus denen andere den Rausch schlürfen? —

* * *

An diesem Abend gestand mir mein Freund, daß er mich liebe . . . Seit jenem ersten Abend, als ich in meiner schwarzen Witwentracht auf die mondscheinbeleuchtete Terrasse kam, hatte er nichts anderes mehr gedacht.

Wir fanden uns am Rhein. Ich weiß nichts mehr von jenem Abend. Bande fielen ab und lösten sich, und es tat nichts mehr weh, ich empfand nichts mehr als eine unsagbare Seligkeit, ich war erlöst . . .

Wenn man liebt, weiß man nichts mehr, was um uns vorgeht. Ich weiß nur noch den Augenblick, als wir allein waren; als sich die Tür hinter uns schloß und wir zusammen waren, wußte ich nichts weiter. Als er fort war, weinte ich vor Glück . . . .

* * *

Ich bin glücklich, wunschlos, ich möchte sterben . . . .

Die Augen geschlossen, mich hinübertragen lassen mit dem Gedanken an diese letzten Tage.

Tausendmal ließ ich es mir sagen, dieses Wort, das jede Frau einmal in ihrem Leben zu hören wünscht, das sie willenlos macht . . . Ich liebe dich . . . .

Digitized by Google

Wie hatte ich mich danach gesehnt! Nach Liebe, Güte und nach Verständnis, nach einer weichen Hand, die lenkt, ohne zu verletzen, die führt, ohne wehe zu tun, nach einer Liebe, die nicht zugleich Kampf ist und Bestialität .... Ich wußte nur, daß Liebe Kampf sei auf Leben oder Tod mit dem Mann als Sieger ....

Und Ehe ein Ringen unter einer eisernen Faust, ein ohnmächtiges Sichaufbäumen unter saufenden Hieben, während vernichtende Blicke die Gefühle abtöteten.

Hatte ich gelebt? Nein, ich hatte vegetiert! Ich war einem Ganzen eingefügt worden wie ein fehlendes Rad in eine große Maschine. Ich hatte diesem Ganzen genützt, aber was hatte ich dafür erhalten?

Nichts.

* * *

Ich lebe nur von einem Wiedersehen zum andern.

Ich wußte nicht, daß man so lieben kann! —

* * *

Gestern besuchte mich mein ältester Sohn. Er kam des Mittags, als die Gäste eben von Tisch aufstanden. Er wollte nach mir sehen. Wir gingen in den Kurgarten, aber er wollte keine Musik hören und wunderte sich, daß ich das kann. Schon jetzt ...

Er fragte, wann ich heimkäme, und brachte eine Welt von Sorgen mit. Die Luft des Douarierschen Hauses. Er war überrascht, daß ich so zerstreut zuhörte und daß ich keine schwarzen Kleider mehr trage. Irgend etwas stand trennend zwischen uns. Ich fühlte es wie einen Schmerz. Er sah auch den andern ... Die beiden begegneten einander und grüßten sich. Mein Sohn fragte, wer das sei. Ich gab eine ausweichende Antwort. Er schwieg und betrachtete mich stumm ... Dann trennten wir uns ... Kühl war er beim Abschied. — Ich habe die ganze Nacht schlaflos dagelegen und über meine Zukunft nachgedacht.

Genieße den Tag! sage ich mir, aber eine warnende Stimme spricht dagegen. Tags darauf erschien unerwartet meine jüngste Tochter; blond und anmutig wie eine Blume stieg sie aus dem Wagen ... Sie brachte mir Blumen aus den Treibhäusern und fragte, wann ich heimkäme. Onkel Benjamin läßt mich auffordern, zurückzukommen, wegen des Testaments ... Er ist ja Testamentsvollstrecker.

Sie machte mich nervös mit den vielen Fragen. Kann ich nicht einmal krank sein, solange ich will? Und ich bin krank, ich fühle, wie mein Herz zittert, sobald ich jemand von ihnen sehe, die mir die ganze Vergangenheit erwecken. Ich will nicht fort von hier. Meine Tochter sah mich an. Wie ähnlich sie ihrem Vater sieht. Ihr Blick wurde fest und hell und kalt. „Du siehst so blühend aus, ganz verändert. Du bist nicht krank ... Das große Haus muß verwaltet werden, die Leute machen, was sie wollen."

„So soll es zugeschlossen werden und die Leute entlassen", sagte ich.

Meine Tochter schwieg, sie war wie erstarrt ... Dann sagte sie mühsam: „Was hast du nur, Mama, wir finden dich alle so ... verändert ... Kommst du nicht zu uns zurück?"

Da schlang ich meine Arme um ihren Hals und gestand ihr alles.

* * *

Das arme Kind war erschüttert, verwirrt. Offenbar verstand sie mich nicht, sie konnte sich in den Gedanken nicht finden, daß ihre Mutter, die nie etwas anderes war als eine Hauswirtschafterin, die man nie anders sah, als für andere sorgend, nun einmal selbst ihr eigenes Leben leben wollte.

Sie war wie beschämt von meinem Geständnis, und ich hatte das Gefühl, als hätte ich schweigen sollen. Ich ließ sie alleine zurückfahren.

* * *

Gestern traf ein Brief von Onkel Benjamin ein. Spitze steile Zeilen und wenig Worte, aber jedes saß ...

Er erlaubte sich, mich daran zu erinnern, im Falle ich meinem Leben eine neue Wendung zu geben gedächte, daß sich in dem Testament eine Klausel befand, worin es hieß, daß „im Falle einer späteren Heirat das Vermögen restlos an die Kinder fallen solle". Daß darin von einer etwaigen Rente nicht die Rede sei, daß ich also in „diesem unglaublichen Falle" entweder von meinen Kindern abhängig sein oder ohne Mittel dastehen würde ... Ich zerriß den Brief.

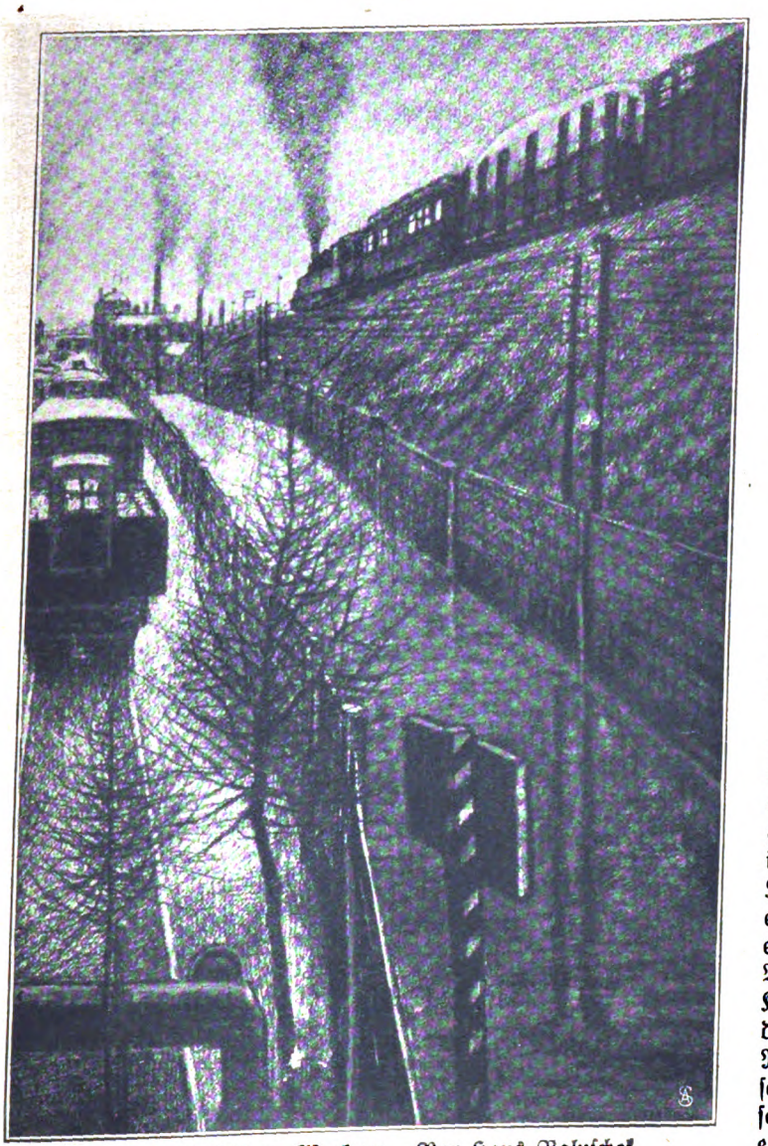
Oh, der Alte hatte immer gewußt, wo die empfindlichste Stelle der andern saß. Er war der beste Schütze, wenn es galt, andere zu verwunden.

Und mich hat er nie geschont ....

Nein, ich will nicht mehr dorthin zurück! Ich habe es heute auch nach Hause geschrieben, daß ich nach Ägypten reise. Ich will den Winter im Süden zubringen. Ich fürchte mich vor dem Zurück, vor dem langen nebligen Winter in der engen Stadt, vor all dem Familienklatsch und den Whisttagen, den entsetzlichen Sonntagen, vor dem großen kalten Hause mit den eisglitzernden Wänden, die niemals warm werden. Ich will in Sonne leben, wieviel Jahre habe ich noch??

* * *

Der Kampf geht hin und her; Briefe und Depeschen .. Sie suchen mich zu überreden, daß ich heimkommen soll.



Wege der Maschine: Werkweg. Von Hans Baluschek.

Digitized by Google

Ich fühle schon wieder die eisernen Fesseln um den Hals, und mein sonniges Balkonzimmer kommt mir plötzlich eng und dunkel vor wie ein Gefängnis, und ich fühle mich fast beschämt, daß ich weiße Kleider trage und Rosen . . . .

Gestern hatten wir eine heftige Szene . . . Mein Sohn Rolf und ich. Er sagte mir offen, daß ich durch mein Benehmen der Familie schade. Ich verbat mir den Ton, und wir haben uns eine halbe Stunde lang gezankt. Sehr unwürdig war es, sehr häßlich, ich schämte mich meiner Heftigkeit nachher.

Meine ältere Tochter hat ihr zweites Kind getauft, ohne daß ich anwesend war. Sie hat mich nicht dazu aufgefordert, denn ich hatte schon vorgebeugt. Ich will nicht mehr, ich bin müde davon . . . Ich mag keine Familie jetzt, sie kommt mir vor wie eine Mauer zu dem Leben. Sind wir einmal allein, so muß man immer fürchten, daß jemand dazwischenkommt. Aber für diese seltenen Stunden Glück wollte ich gern den Rest meines Lebens büßen.

Sie sind so süß, und die Luft ist wie von Rosenduft erfüllt . . . Er will mich mitnehmen nach Amerika. Dort hat er Verbindungen, er wird eine Stelle drüben auf einem großen Werk annehmen, ich brauche nur meine Koffer zu packen . . . Ich kann es nicht, noch nicht, ich bewege mich erst zu kurz in meiner Freiheit . . . Er ist kein Abenteurer, wie die andern behaupten, kein Narr, wie Onkel Benjamin schreibt, und er will gar nichts von meinem Gelde . . . .

Er ist nur ein Mensch, und er hat mich lieb. . . .

Man reißt sich so leicht nicht los von der Heimaterde. .

Meine Kinder sind verändert zu mir. Offenbar hat Onkel Benjamin sie scharf gemacht. Rolf hält den anmaßenden hochfahrenden Ton mir gegenüber fest, der mich reizt, und meine Töchter sind fremd und kalt. Wir verstehen uns nicht mehr. Sie versuchen, mich zu überreden, von dem andern zu lassen. Sie wollen ihn nicht kennenlernen, nicht einmal etwas von ihm hören. Sie brachen die Unterredung als zwecklos ab, und wir gingen feindlich auseinander.

* * *

Er kam und wollte mich trösten, aber ich bin mit mir selbst zerfallen. Nicht einmal mein Glück gönnt man mir! Sie sind ja alle satt . . . Sind jung und dürfen weiße Kleider und Rosen tragen . . . Vielleicht haben sie recht?

Meine heimliche Verlobung hat einen Sturm bei den Douariers aufgewühlt. Jeden Tag kommt eine andere Verwandte angefahren, um mich zu bewahren, daß ich keine „Torheiten" begehe. Aber in mir ist, seit ich den andern kenne, ein Trotz erwacht. Ich lehne mich auf gegen jeden fremden Willen! Ich lasse mich nicht unterjochen! Sie wollen nicht, daß ich mich wieder verheirate. Natürlich wollen sie es nicht. Von Onkel Benjamin, dem Senior, bis zu meiner jüngsten blonden Tochter. Es paßt ihnen nicht! Ich soll nicht jung werden, darf nicht glücklich werden, ich soll das bleiben, was ich war: eine Douarier mit grauem Haar, von der man nun bald ein Pastellbild anfertigen lassen wird, wie von allen Douarierschen Frauen, wenn sie alt geworden sind. Wir haben in der Familie nur die Porträte alter Damen, — ich weiß nicht, warum. Es gehört zu den Familienüberlieferungen. Vielleicht ging es ihnen wie mir, sie hatten vorher dazu keine Zeit. Dann haben sie sich in Mullhaube und Perücke und das Kinn verhüllenden Spitzenkrausen malen lassen, als es zu spät dazu war. Man hat schon den Maler bestellt. Ich soll heimkommen. Aber ich verzichte gern darauf, eine Douarierschе Ahne darzustellen. Ich habe es gestern meinem Sohn gesagt. Er schaut mich an, als ob ich irrsinnig geworden sei.

(Schluß folgt.)

Streiflichter

Ein Steuertrick. Die in Halle hatten den Feuermelder etwas spät in Bewegung gesetzt, als sie erklärten, das Proletariat werde von allen ihm zu Gebot stehenden Machtmitteln „gegen die brutale Maßnahme des zehnprozentigen Steuerabzugs vom Einkommen" Gebrauch machen. Eine Woche vor dem 1. Juli einigten sich Arbeiter, Angestellte und Beamte auf eine dahingehende Entschließung. Das heißt denn doch nichts anderes, als beim Läuten des Armsünderglöckchens gegen ein Todesurteil Revision einlegen. Steuerzahlen gehörte zu den scheußlichsten Einrichtungen des monarchischen Systems; dann kam die Republik, und siehe da: die Peitsche des Steuereintreibers wurde zum Skorpion. Wir erinnern uns noch sehr wohl dieses Beamten alten Schlages; eine rauhe Außenseite barg oft ein weiches Herz, er ließ mit sich reden, aber auch die in verbindlichsten Formen abgestatteten Pflichtbesuche vermochten nicht, ihm Volkstümlichkeit und Beliebtheit zu verschaffen. Letzten Endes verkörperte er doch die harte Staatsnotwendigkeit, und wie diese war er selber eine verhaßte Persönlichkeit. Die Republik begriff bald, daß ihre Beamten von der Liebe des Volkes getragen sein müssen; sie suchte und fand daher einen Ausweg: Nicht der beamtete Steuerbote wurde mit der Einziehung der Steuer, im vorliegenden Falle der Einkommensteuer von zehn bzw. zwanzig Prozent, betraut, sondern dies heikle Geschäft wurde abgebürdet auf die Dienstherrschaft, auf den Unternehmer, den Fabrikanten, den Gutsbesitzer. Sie müssen die Abzüge von Lohn und Gehalt vornehmen; sie haften dem Staat für den richtigen Eingang dieser Steuer und sind mit Strafe bedroht, wenn sie ihrer Pflicht nicht genügen. Das Verfahren ist ebenso demokratisch wie sinnreich. Die Volksbeauftragten der republikanischen Mehrheit haben diesen Steuermodus geschaffen und das damit verbundene Odium jener Bevölkerungsschicht zugeschoben, die im Geruche des Kapitalismus steht. Wollen nun die Arbeiter, Angestellten und Beamten in Halle und anderswo die ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel anwenden, so müssen eben jene Kapitalisten daran glauben. Diese Stiefkinder der Mutter Republik sind plötzlich in die Klemme geraten: Machen sie keine Abzüge, so schwingt das Stiefmütterchen die Rute und sperrt sie ein; ziehen sie vorschriftsmäßig ab, so begehren die Stiefbrüderlein auf, veranstalten Steuerkrawalle, und die Halleschen roten Arbeiterkompagnien schlagen alles kurz und klein, was sie um so unbesorgter tun können, als derartige Ausschreitungen unzweifelhaft einen politischen Beigeschmack haben und auf den Blitz der Revolte eben unzweifelhaft der Donner einer Amnestie folgt. Damit hat sich dann die Republik ihren rechten Kindern wieder einmal als wahre kluge Mutter erwiesen und erntet die Früchte der Anerkennung für ihre umsichtige Gesetzgebung. Das hätte der alte plumpe Racker von Staat niemals fertiggebracht.

Der Untergang des Buches — so ist man fast, in Anlehnung an den Titel des schnell berühmt gewordenen Werks von Spengler über den „Untergang des Abendlandes", versucht, zu rufen, wenn man die gegenwärtigen Zustände im deutschen Buchhandel betrachtet. Einst, und das ist noch gar nicht so lange her, war uns Deutschen das Buch ein Symbol des Geistigen, es verkörperte im schlichtesten wie im kostbarsten Gewande Aufschwung und Seele des Volkes, dem es diente. Und selbst als der Krieg durch die Unterbindung anderer Vergnügungen und Genüsse das Lesebedürfnis breiter Schichten ins Ungemessene steigerte und kaum so viel Bücher da waren oder hergestellt werden konnten, wie verlangt wurden, blieb es im großen und ganzen noch dabei: Jeder achtete noch im Buch den geistigen Inhalt. Es bedurfte erst der in den letzten Kriegsjahren einsetzenden gesellschaftlichen Umwälzung, es bedurfte erst der vergiftenden Einwirkung des Umsturzes mit seiner entsetzlichen Verflachung aller Moral, um auch das von Grund auf zu ändern. „Luxus"-Ausgaben tauchten auf, eigens hergestellt für die Herren Kriegs- und Revolutionsgewinner, für deren funkelnagelneue Bücherschränke und Bibliotheken die alten Bestände der Buchhändler und Verleger an gut ausgestatteten Büchern schnell nicht mehr ausreichten. . . . „Luxus"-Ausgaben, in Seide, Pergament und Leder gebunden, numeriert und signiert, auf Bütten- und auf Japanpapier gedruckt, und vor allem t e u e r: aber was drin stand, war egal! Sie sollten ja auch nur verblüffen, sollten nur ein Prunkgegenstand sein, mit dem man renommieren konnte. Der Inhalt war Nebensache. Und schon erstand, unter bibliophilem Mäntelchen, eine ganze Industrie, die derlei Bücher fix und behende verfertigte. — Aber auch das Gegenspiel war da: das Buch, das nur auf Massenabsatz rechnete, nur Masseninstinkten dienen wollte. Pappband und Holzpapier triumphierten. Denn es galt alleine, möglichst schnell auf dem Plan zu sein, um die Konkurrenz totzuschlagen. Immerhin: dies billige Buch — das ja auch Freytags oder Hauptmanns Werke sein konnten — wird noch gelesen; die „Luxusdrucke" dagegen werden nur gekauft, um im nicht minder üppigen Bücherschrank zu paradieren. Mit anderen Worten: Gerade das Ding, das berufen ist, Leben zu vermitteln, wird zum Totsein verurteilt, die äußere Hülle ist alles, der Inhalt nichts. Und der Preis, mit dem man protzen kann, die Hauptsache. Das ist eine Schändung des Buches, ist Unkultur, ist Blasphemie im Geistigen. Das „Volk der Dichter und Denker" ist auf dem besten Wege, das zu Tand herabzuwürdigen, was Generationen hindurch sein größter Stolz war. a. n. x.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Vom Spielen der Kinder * Von Elly Heuß-Knapp.

Wo immer sich die Erwachsenen griesgrämig oder wohlweise gegen die „Verspieltheit" der Kinder wenden und gar zuviel wehren wollen, da steht Schiller mahnend auf und sagt sein weises Wort: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel." Über solchen Sinn des Spiels sollten die Mütter nachdenken.

Eine Verkäuferin im Spielwarenladen sagte mir neulich: „Bei uns werden fast nur Spiele verlangt, mit denen sich ein Kind allein beschäftigen kann, besonders die sogenannten Geduldspiele; Kasperletheater und ähnliches kauft niemand, da müßten ja die Eltern mitspielen, und dazu haben sie keine Zeit." Nun läßt sich ja manches Gute von den Geduldspielen sagen, schon ihr Name lobt ihren pädagogischen Wert. Sie lehren Konzentration, bilden den Willen und die Ausdauer, tun unschätzbare Dienste beim kranken und genesenden Kinde — aber heute wollen wir mehr an die geselligen Spiele denken, die die Familie gemeinsam fesseln.

Wer über die Wurzeln des Spiels nachdenken will, der sehe sich unsere Schulbuben in der Pause oder beim Heimweg an. Kaum dem Zwang zum Stillsitzen entflohen, regt sich der Bewegungstrieb, und das Drängen, Stoßen, Toben führt schnell zum ewig-alten Kampf. Wie die jungen Tiere, halb im Scherz und halb im Ernst, beginnen die Knaben die Körperkräfte zu messen. Und wir Mütter sollten nicht zu ängstlich sein: Der Kampf stählt, und manch verwöhntes Büblein lernt unter den Kameraden trotzig und mutig Schmerzen ertragen, die ihm zu Hause bittere Klagen entlockt hätten.

Die Kraftproben werden von der einfachen Balgerei gesteigert zu Wettspielen aller Art, Hasch-Hasch, Fangen, zu Geschicklichkeits-Wetteifern beim fast klassischen Ballspiel bis zum Turnen und den lieben Reigenspielen, bei denen auch der Geist erprobt wird, das Gedächtnis sich schult an überlieferten Liedern und Reimen. Wer mag wissen, aus welchen dunklen Vorzeiten ein Teil unserer Reigenspiele stammt!

In den Reigentänzen tritt das Motiv des Kampfes zurück gegenüber der Nachahmung des Dramatisierens, dieser zweiten Wurzel des Spiels. Die Philosophen, die es versuchten, auch das Spiel zu erklären und einzuordnen — dem Schmetterlingssammler vergleichbar —, erkennen als Triebfeder des Spiels einmal die überschüssige Lebenskraft, dann aber auch die Vorbereitung für das Handeln der Erwachsenen, das Probieren, Üben, Sichselberschulen. Jede Mutter weiß, wie gern die Kinder gerade die Arbeit der Großen nachahmen, helfen und die schwierigen und mechanischen Arbeiten gern verrichten, denn sie spielen „Großsein" dabei. Das Telephon, diese Plage der Erwachsenen, ist herrlichstes Spiel für die Kinder. Schule-spielen beglückt am meisten den, der den Lehrer darstellen darf. Und welche Fülle von Beobachtungen steckt oft hinter einer solchen Rolle! Manche Kinder haben ein ausgesprochenes parodistisches Talent, ihnen entgeht nichts, was Erwachsene Komisches tun oder an sich haben. Andere lieben es mehr, die zarte Welt des Märchens lebendigzumachen, und oft ist die Phantasie so stark, daß etwa der „Wolf", der das „Rotkäppchen" fressen soll, von wahrer Angst vor sich selber befallen wird. Wenn ein Kind vom andern urteilt: Das kann nicht spielen, so meint es in der Regel: Es hat keine Phantasie oder keine Initiative, oder aber: Es mag sich nicht unterordnen. Denn alle diese auf der Nachahmung beruhenden Spiele verlangen Disziplin. Wer zusieht, wie etwa ein Häuflein Kinder „Vater" und „Mutter" spielt, der merkt, daß unsere Kinder alle noch das Autoritätsprinzip in der Erziehung hochhalten — wenigstens, wenn sie die aktive Rolle des Erziehers ausüben! Aber wenn wir vorhin Kampf und Feindschaft als Wurzeln des Spiels erkannten, so sehen wir hier auch die Liebe am Werk. Welche Sorgfalt und Zärtlichkeit wird auf Puppen verwendet — wir sagen nicht „verschwendet", da wir das Spiel als Vorbereitung für das Leben einschätzen.

Die herrlichsten Spiele sind solche, die von Tag zu Tag weitergehen, ohne einförmige Wiederholung. Etwa Robinson oder Indianer spielen. Dazu gehört schon mancherlei: Erfindung, Einfälle, Geschicklichkeit, Organisationstalent, Verwendung alles wertlosen Materials, List, Mut, Geistesgegenwart. Ein Indianerwigwam auszustatten, Feste zu feiern, Gefangene zu beschäftigen, ihre Flucht zu verhindern, Waffen herzustellen, sich in allen Arten von Kampf und Diplomatie zu üben — kann es nicht auch die Großen locken, einmal eine ganze schöne Ferienzeit an die Durchführung dieses Planes zu wenden?

Das führt schließlich zu der Frage der Teilnahme von Erwachsenen an den Spielen der Kinder. Sollen sie, die aus dem Paradiesgarten der Kindheit Verstoßenen, nur verstohlen über den Zaun schauen, wohl wissend, daß ein Meltau auf das kindliche Spiel fallen kann, wenn die Kinder sich beobachtet und gar bewundert fühlen? Oder dürfen sie ab und zu einmal auf kurze Stunden zurück in das verlorene Paradies, selbst zu Kindern werden und alle Sorgen im Spiel vergessen? Freilich ist das erlaubt! Und wohl den Eltern, die ihre Erholung nicht immer nur fern von ihrer Familie in Theater oder Kino, Gasthaus oder Kaffeegesellschaft suchen, sondern die an Sonn- und Feiertagen in den Jungbrunnen des Kinderspiels zu steigen wissen. Glücklich auch die Kinder, bei denen Eltern mittun im fröhlichen Spiel. Das ist die beste Gelegenheit, ihre Kinder kennenzulernen.

Darüber hinaus sei der Erwachsene, sei vor allem die Mutter Anreger zum Spiel. Das kleine, noch nicht schulreife Kind hat ja keinen besseren Spielgenossen als die Mutter, die, ohne sich in ihrer häuslichen Arbeit zu unterbrechen, durch ein Wort, eine Hilfe, die Kleinen zum Spielen anleiten kann. Sie wird helfen, Material zu finden. Aus leeren Streichholzschachteln, Fadenrollen, Paketknebeln, aus buntem Papier, Perlen, Muscheln oder Sand können die Kinder sich Spielzeug schöner herstellen, als sie je im Laden finden werden. Sie muß bei der Auswahl des Spielzeugs wissen, daß es Freund oder Feind des Kindes werden, die Phantasie, den Gestaltungstrieb des Kindes wecken oder sie töten, Schöpferfreude oder Übersättigung hervorrufen kann. Jedes selbstgemachte Spielzeug hat doppelten Wert, weil es eigene Gedanken enthält. Selbst die an und für sich etwas geistlosen Gesellschaftsspiele, bei denen der Würfel das Glück entscheidet, können wertvoll werden, wenn mit Buntstift oder Glanzpapier etwa eine eben erlebte Reise im Spiel festgehalten wird, wobei die Spielregeln in gemeinsamer Denkarbeit festgelegt werden.

Neben dem Anregen bleibt der Mutter die Aufgabe, das Schädliche zu unterdrücken. Denn auch das Spiel hat Gefahren. Schon im Zuviel droht die gesteigerte Erregung und dann die Erschöpfung. Maß zu halten — diese Weisheit des Alters — muß sie lehren. Die Entartung des Wettkampfes in Roheit zu verhindern oder die Unterdrückung der Schwachen durch den Starken — das gehört zur Mutterpflicht, „sie lehret die Mädchen und wehret den Knaben".

Wir sind arm geworden. Aber eins können und müssen wir unsern Kindern geben: eine heitere Jugend. Niemand kann ihnen diesen Schatz rauben.

Vielleicht . . . Von Ina Seidel.

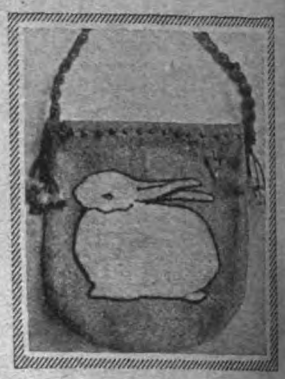
Vielleicht geht mein Sohn einmal nach Afrika
und von dort aus um die Erde.
Vielleicht auch sitzt er, wie ferne Väter, ein
Bauer, am rauchigen Herde.
Vielleicht rodet er Ödland und trocknet
Sümpfe aus
Und baut mit eignen Händen in steiniger
Wildnis sein trotziges Haus . . .

Gott weiß es. Mein Sohn ist noch klein,
seine Hände sind blumenzart.
Er hat noch ein Vogelstimmchen. Er träumt
nicht von Fährde und Fahrt.
Er liegt in der Wiege, — er schlummert, —
er greift in den Sonnenschein.
Er blüht, er lächelt, er schimmert. Mein
kleiner Sohn ist noch mein.

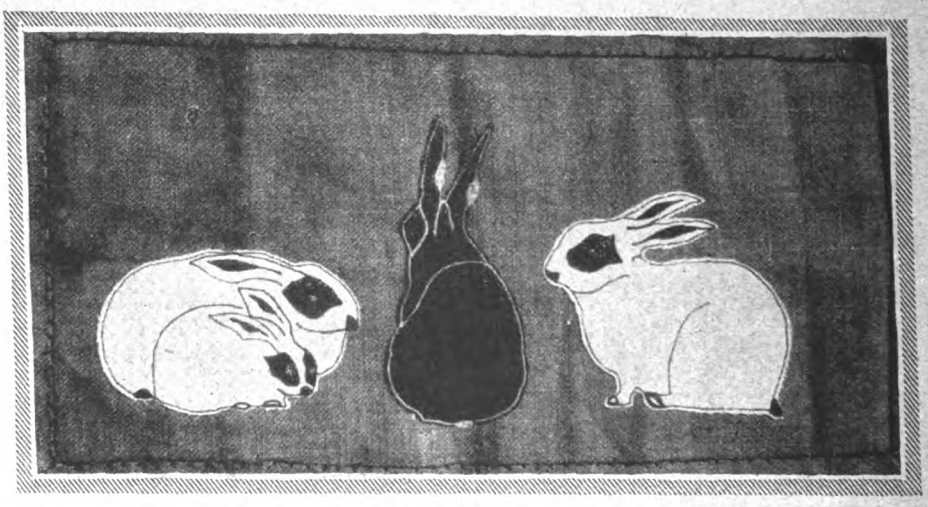
Digitized by Google

Handarbeiten aus Resten.

Mit 3 Abbildungen von Alice Matzdorff.



Unsere Abbildungen, zwei Kindertäschchen und ein Kinderstuben-Wandbehang, sind aus Resten angefertigt. Die Farbenwahl ist daher eine den Umständen angepaßte, sie braucht deshalb nicht geschmacklos zu sein. Diese kleinen, am besten aus einem waschbaren Stoff angefertigten Taschen sind geeignet, Ordnungsliebe und Sauberkeit bei einem Kind zu wecken. Sie beherbergen, wenn sie klein sind, wie unsere erste Abbildung, das Taschentuch, das hier zweckmäßiger untergebracht ist als in der Tasche des Kinderfräuleins oder in dem Behälter für die Spielsachen und etwaige Frühstücks- oder Vesperbrote. Die Tasche bestand aus hellblauem Leinen, das Kücken aus gelbem Kattun. Die Figur ist erst aus Papier zu schneiden, dann aus Stoff, und wird dann auf die Tasche gebracht, ehe sie mit Futter versehen ist. Mit schwarzem Stickgarn ist die Figur umrändert. Die Ränder der Tasche sowie der Boden, auf dem das Tierchen steht, sind mit einer schmalen Borte, im zweiten Fall mit kleinen Streublumen bestickt. Es ist dem Geschmack und der Phantasie der Verfertigerin überlassen, die Ausschmückung anders zu gestalten. Auch Blumen lassen sich aus allerlei bunten Restchen zurechtschneiden und aufnähen. Ist man genötigt, eine solche Tasche aus nicht waschbarem Stoff anzufertigen, so nehme man ein auswechselbares Futter. Es wird genau nach der Form der Tasche geschnitten und mit Druckknöpfen eingesetzt.



Der Wandbehang für das Kinderzimmer mit drei Kaninchen in verschiedenen Stellungen geschmückt, ist leicht herzustellen. Er kann auch als Spielunterlage dienen. —ke.

Schön sein, das ist: gesund sein!

Die Gesundheit ist der Urquell aller Schönheit, das harmonische Gleichgewicht der Natur. Nicht Salben, Puder, Schminken können ein gestörtes Gleichgewicht wiederherstellen, d. h. also schöner machen. Erfolgsicherer ist es, das durch Unterernährung, Nervosität, Blutarmut etc. verschlechterte Aussehen durch eine Biomalz-Kur zu bessern und sich gleichzeitig zu kräftigen und für künftige Zeiten widerstandsfähiger zu machen.

Man rechnet 8 Dosen für eine konsequent durchgeführte Biomalz-Kur innerhalb einer Zeit von 4—8 Wochen.

Bei den in der Ernährung heruntergekommenen Personen macht sich eine Hebung des Appetits und des Gewichts bemerkbar. Die Gesichtsfarbe wird frischer und rosiger, nervöse Erschlaffungszeichen verschwinden allmählich — kurz:

Das Aussehen wird besser und blühender.

Das ist das beste Zeichen für den Wert und die Wirkung des Biomalz, das auch alternden Personen, Wöchnerinnen, schnell wachsenden blassen Kindern, Lungen- und Verdauungsleidenden, Rekonvaleszenten, Blutarmen, Bleichsüchtigen etc. empfohlen werden kann.

Eine Dose kostet 12 Mark. Das ist in Anbetracht der viel höheren Preise für andere Kräftigungsmittel nicht zu teuer. Man bestelle rechtzeitig bei seiner Apotheke oder Drogenhandlung, da der Vorrat nicht sehr groß ist. Wo nicht zu haben, weisen wir Bezugsquellen nach oder wir versenden von 3 Dosen an franko gegen Nachnahme.

Gebr. Patermann,
Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 • Nr. 28 Wöchentlich 1,25 Mark

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Gartenlaube

Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.

Ein Blumengruß. Von C. Max.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (1. Fortsetzung) . . . . . Seite 457
Knabenporträt. Gemälde von K. Spilling . . . . . „ 457
Der gespiegelte Stern. Gedicht von Ernst Lissauer . . . . . „ 459
Die Parseierspitze in den Tiroler Alpen. Von Ernst Platz. Mit sieben Originalzeichnungen des Verfassers . . . . . „ 462
Zweite Jugend. Novelle von Lisbeth Dill. (Schluß) . . . . . „ 466
Drei Gedichte und eine Skizze von Max Jungnickel. Mit einem Porträt des Verfassers von Emil Orlik . . . . . Seite 469
Drei Römische Briefe. Von Curt Bauer. II. Wie man in Rom lebt . . . „ 470
Streiflichter . . . . . „ 471
Die Welt der Frau: Pflegeämter für sittlich gefährdete Frauen . . . „ 471
Was die Mode bringt . . . . . „ 472

:: Bekanntmachung ::

10000 Mark Belohnung!!!

erhalten die geschätzten Leser und Leserinnen dieser Zeitschrift bei Nichterfolg!! Wollen Sie wirklich schönes, volles, üppiges, samtweiches Kopfhaar und wunderbare Augenbrauen?? Wollen Sie den Haarausfall und die lästigen Schuppen vollständig beseitigen?? Dann schreiben Sie bitte sofort zwecks **Gratisauskunft** eine Karte (30 Pf.) an die Firma

Laboratorium Merkur, Karlsruhe B, Kronenstr. 1

Ueber 2000 Dankschreiben in einigen Monaten eingelaufen. — **In Paris bis 1914** mit verblüffenden Erfolgen.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Junge Dame aus gutem Hause wünscht Aufnahme in gebildeter Familie ein. größ. Stadt zw. Erlern. d. Haushaltes u. Vervollk. d. gesellsch. Formen. Angebote u. **K. 7245** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Feingeb. unabh. Dame
Haush., Näh., Pfl. erf., spracht., musik., tätigk. i. Landhaush. **ohne Gehalt.** Zuschr. unter **F. 7273** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.
Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Ehrliches, solides Mädchen, nicht unter 20 Jahren, als

Hausmädchen

für kleinen Haushalt sofort gesucht. Kinderfräulein u. Waschfrau vorh. Zeugn.-Abschr., mögl. mit Bild, an Frau Direktor L. Muschan, **Glashütte i. Sa.** Tel. 27.

Ältere, perfekte

Herrschafts-Köchin

bei hohem Lohn, guter Behandlung und Verpflegung per 1. August gesucht. Offerte mit Zeugnisabschriften an **Frau Direktor Rudolf Vogt, Perleberg, Bez. Potsdam.** *

Ordentliches

Mädchen

sofort für besseren Privathaushalt bei gutem Lohn gesucht. *
Emil Bergmann,
Mittenwalde b. Berlin, Yorkstr. 23.

Suche z. bald Eintritt eine tüchtige **Stütze** aus besserer Familie, nicht unter 28 Jahren, d. i. ganzen Haushalt erfahren ist, kochen, einmach., nähen, bügeln kann u. gern überall hilft. Vertrauensstell. u. Familienanschluß. Zeugnisabschr. u. Gehaltsansprüche an Frau **Otto Schleicher Düren Rhld., Bonner Str. 43.** *

Wegen Erkrankung meines jetzigen Kinderfräuleins suche ich zum möglichst baldigen Eintritt

Kindergärtnerin I. oder II. Klasse

zu zwei Knaben (7 und 2 Jahre). Bewerberinnen, die der französischen Sprache mächtig sind, erhalten den Vorzug. Angebote unter Anzahe von Referenzen und Lichtbild an

Frau Fränzel Fatio, Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 31A.

Suche eine einfach. **Stütze,** die am Büfett u. im Haushalt tätig sein muß. Schneidern erwünscht. **Finsterwalde, Ratskeller, Gottfried Reißig.** *

Suche sofort ein erfahrenes, gebild

Fräulein

für ruhigen Haushalt. Mädchen vorhanden.
Fr. Witt, Wernigerode, Schülerstraße 17.

Fräulein, nicht unter 30 Jahren, als

Stütze

für **sofort gesucht.** Kenntnisse im Kochen u. Haushalt und Liebe zu Kindern Bedingung. Scheuer- u. Waschfrau vorhanden. Schriftliche Angebote mit Gehaltsansprüchen erbeten an **Frau Direktor Leitmann, Arnstadt,** Roonstraße 5. *

Selbständige Köchin
sucht sofort
Frau v. Killisch-Horn, Reuthen, Lausitz. *

Junges Hausmädchen,

nettes, anschnliches, im Kochen erfahren, welches in allerersten Häusern tätig war, für vornehmen, frauenlosen Haushalt sofort gesucht. Angebote an **Boecker, Berlin-Wilmersdorf, Lietzenburger Str. 31.**

Zum 1. oder 15. 8. suche ich ein in ihrem Fach durchaus tüchtige, zuverlässige, erfahrene, nicht zu junge

Wirtschafterin.

Dauerstellung. Zeugnisabschriften mit Bild und Gehaltsansprüchen einsenden an
Frau B. Teute,
Domäne Jerichow, Elbe, Bez. Magdeburg.

Ein besseres **junges Mädchen,** sehr kinderlieb, Kenntnisse im Kochen und Nähen erwünscht und welche sich auch allen vorkommenden Arbeiten unterzieht, als

Stütze der Hausfrau

bei Familienanschluß gesucht. Aufwartung und Waschfrau vorhanden. Stellung angenehm. Gehalt nach Übereinkunft. Persönliche Vorstellung mit Zeugnissen erwünscht. **Annelise Fischer, Bitterfeld, Innere Zörbiger Str. Nr. 24.**

Vermischtes

10jähr. Knabe in Pflege, evt. als eigen zu vergeben. Offerten unter **S. 7246** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Kind,

Junge, 6 Tage alt, in gute Hände zu verschenken. Off. unt. **Nws. 2478** an die **Nebenstelle des Berliner Lokal-Anzeigers, Berlin-Weißensee, Berliner-Allee 35.**

Für 26jähr. jun. e Dame aus einf. Verh., Braut e. Kfm., Res.-Offz., wird

Aufenthalt

gesucht in gediegener Familie zwecks Weiterbildung im Haushalt u. gesellschaftl. Leben. Betr. ist evgl., prakt. veranl. u. v. best. Charakter. Zuschriften erbeten unt **M. 7281** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Vornehme Dame,
39, jugendl. Ersch., größeres Verm., elegantest. Einricht., w. **Neigungsehe** m. höherem Beamt. Selbstinserent. Nichtanon. **Cam. 392 Berlin, Depeschensaal, Unter den Linden 3.**

28jährige Dame von Geist, Charme und Gemüt, mit Geld, Ausstattung und Geschäft, sucht einen guten Freund als Lebenskameraden. Bedingungen: Keine Herren, die sich zu versorgen wünschen, werden um gefällige Bewerbung gebeten unter **E. 7254** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fräulein, 38 Jahre, Eigenheim, etwas Vermögen, wünscht **Heirat** mit besserem Herrn, auch Witwer. Offerten **Ox. 594** an **Nebenstelle des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin, Martin-Luther-Str. 10.**

Ärztwitwe,
29, Vermögen, Eigenheim, wünscht **Wiederheirat.** Offerten **M. 787** an **Nebenstelle d. Berliner Lokal-Anz., Berlin, Bülowstr. 25.**

Selbstinserent,
selbst. **Kaufmann,** Berlin, 28 J., mittlerer Größe, vermögend, sucht zwecks **Heirat** Bekanntschaft geb., hübscher Dame, bis 22. Größ. Vermögen erwünscht. Vertrauensvolle ausführl. Offert. **Wa. 999** an **Nebenst. d. Berl. Lok.-Anz., Berlin, Königstr. 55.**

Heirat

wünscht junger Kaufmann, 25 Jahre alt. Witw. mit 1 Kind (selbständ. Geschäft in mittl. Stadt von 25 000 Einw.), gute Bildung, musikalisch und Vermögen erwünscht. Ausstattung vorhanden. Nur ernstgem. Offert. mit Bild unter **C 255** an **Lübecks Annoncen-Expedition Schönebeck-Elbe.**

Neigungsheirat.

Auslandsdeutscher, selbstst. Kaufm. mit hohem gesichert. Einkommen, liebev. grader Charakter, kernig und gesund, große, stattliche, sehr sympathische Erscheinung, umfassende Allgemeinbildung (Humanist., Freidenker, aus sehr guter Familie, nach langjährigem Aufenthalt Übersee jetzt dauernd nach Deutschland übergesiedelt, wünscht, da ohne geeigneten Bekanntenkreis in der Heimat, auf diesem Wege eine junge Dame nicht über 30 Jahre alt, Witwe ohne Kinder nicht ausgeschlossen, zwecks Heirat kennen zu lernen. Vermögen nicht erforderlich. Bedingung: Echter grader Charakter, liebev., heiteres Temperament, umfassende Allgemeinbildung, Liebe zu eignem Heim u. Familie, sympathisches Äußeres, stattliche Figur, aus guter, am liebsten höherer Beamten-, Gelehrten- oder Offiziersfamilie, evtl. Lehrerin. Gewerbsmäßige Vermittlung streng verbeten. Einführung durch Eltern oder Verwandte sehr willkommen.
Nicht anonyme Antworten mit Bild und vollen Angaben über Verhältnisse, welche in jedem Falle unter Wahrung strengster Diskretion auf Ehrenwort zurückgesandt werden, vertrauensvoll erbeten unter **16637** an **Ala, Berlin W. 35.**

Kaufmann,
38 Jahre alt, ev., gebildet, Hauseigentümer, Inhaber eines Engrosgeschäfts i. Vorort Berlins, elegante, große Erscheinung, sucht Bekanntschaft zwecks baldiger Heirat. Gewünscht wird vermögende junge Dame aus guter Familie. Nur ausführlich., ernstgemeinte Angebote mögl. mit Bild erbeten unt. **H. 7131** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Gerichtsaktuar,
27, ev., wünscht mit geb., häuslich erzogener Dame zw. spät Heirat in Briefwechs. zu treten. Zuschrift. unt. **Zam. 385** an **Nebenstelle d. „Berl. Lokal-Anz.", Berlin, Alt Moabit 36.**

Rittergutsbesitzer,
Ende 30er, sucht verm. Dame, über ½ Million, nicht unter 30 J., zwecks Heirat. Meldg. schriftl. mit Photo an **Seehaus,** Dahme (Mark). Diskretion Ehrensache. *

Eheanbahnung,
vornehm und diskret, vermittelt
Frau Marga Evers,
Klotzsche-Dresden, Querallee 8. *

Nebenverdienst
bis 1000 Mark monatlich, leicht zu hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Dr. Treuring

löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Briefzusendung unserer begeistert aufgenomm. Broschüre: „Lebenskameraden". — **Treuring Verl., Berlin, Schellingstr. 96.**

Justizsekretär i. schön. St. Westfalens, 30/5 alt, evgl., dunkelbld., statti. Ersch., ob. Verm., gesund, w. glückl. **Heirat** m. hübsch. verm. Dame i. Alt. v. 20–25 J. Gefl. Off. m. Bild erb. unt. **L. 7260** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Mittl. Beamter, Junggeselle, Sachs., 173 cm, 31 J., w. Bekanntsch. eines bess., nicht unvermög. Fräul. oder Witwe zw. spät. Heirat. Reelle Angeb. m. Bild unt. **T. 7265** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet in vornehmer Form Gelegenheit, die Wahl des Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, sond. sich, alle Vorurteile überwindend, in Wahrung von Takt u. Diskretion zu finden durch gegens. Suchen unt. Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder pers. Rücksichten gebunden zu sein od. sich sof. jedem Fremden offenbaren zu müssen u. ohne Zeit zu verlieren. Man fordere uns. interessant. Bunaesschr. gegen Eins. von 70 Pf. von:
Verlag G. Bereiter, Leipzig 607, oder von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstr. 31.

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Digitized by Google

Nr. 28 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

1. Fortsetzung.

Dr. Reimer Bojunga erhob sich schwer vom Stuhl, entledigte sich des Sonntagsrocks und zog die Jacke an, die am Kleiderhaken neben dem Ofen schon für ihn bereitlag.

Derweilen kramte die Alte den Tisch auf. Sie warf das Eßgerät ungewaschen in die Schublade der Anrichte, klapperte mit den Schüsseln und — da, gerade als der Hausherr sich anschickte, die Stube zu verlassen, zerbrach ihr sein Leibglas in harter Hand.

Ein böser Blick schoß der eifersüchtigen Frau aus den Augen und suchte scheu den Rücken des Mannes im Rahmen der Gartentür. Reimer wandte sich nicht um. Er hatte es nicht bemerkt.

„Das wird ihm leid sein. Andenken vom Vater!“ triumphierte Frau Sebke Tiarks. Sie betrachtete lange den Adler, der ihr gebrochen zwischen den Fingern hing. „Scherben deuten eher auf Glück!“ Sie zuckte die Schultern. „Kann's zu den Rosen im Wappenschild tun! . . .“

Dann schellte sie der Magd und befahl ihr, die Reste des Glases irgendwo sicher zu vergraben. —

Dr. Reimer Bojunga wandelte langsam den geraden Mittelweg des Gartens entlang. Rechts und links seine Versuchsbeete. Der Himmel gab sich sternenklar, alle Gegenstände waren deutlich in ihren Umrissen zu erkennen. Aber der völlig in sich versunkene Mann war zur Stunde für seine Umgebung blind.

Erst da er vor der Graft den Schlüssel aus der Tasche zog, um das Schloß des Pförtchens, das den Weg über die Brücke vermittelte, zu öffnen, faßte der Grübler den ersten für ihn greifbaren Gedanken.

„Diese Stunde soll der Vergangenheit gehören“, sagte er sich laut. „Das bin ich den Toten — das bin ich vor allem Imme Lübben schuldig!“ Seine Gestalt hob sich kraftvoll. „Was dann zu geschehen hat, mag der junge Morgen entscheiden! Die Nacht — den Toten! Der Tag . . .“

Elf Glockenschläge hallten von irgendwoher durch die Spätabendstille . . Sanfter Ruch drang von der alten Wegeinfassung des Garteneingangs, Ruch von Reseden, die noch von der Mutter stammten, und mischte sich mit dem des Heus, das überall auf den Wiesen gehäuft und gebreitet lag. Der Duft legte sich schmeichelnd um die Sinne des späten Wanderers, sein Innenleben weckend und zugleich doch besänftigend.

Reimer hatte den Graftgraben überschritten, das jenseitige Ufer gewonnen und den Schienenstrang Großensiel-Nordenham überquert. Jetzt eilte er schnelleren Schrittes dem Deiche zu, auf dessen Höhe ihn die Bank anzog, die zum Gehöft gehörte, da der Vater sie seiner kranken Frau derzeit als Ruhesitz gestiftet hatte.

Dort sah sich der Wanderer am Ziel.

Für Augenblicke, bevor er sich setzte, blieb er stehen. Machtvoll, in breiter Strömung glitt die Weser drunten fast geräuschlos an ihm vorüber. Nur dann und wann ein

Knabenporträt. Gemälde von K. Spilling.

Digitized by Google

leises Klingen — Sang der Wellen — gegen die Uferböschung.

Dr. Reimer Bojunga hob den Blick. Über ihm der klare, gestirnte Junihimmel. Jenseit der Weser im fernsten Ost ein lichter Streif, der den Aufgang des Vollmondes kündete.

Langsam sank die Gestalt des nächtlichen Deichbesuchers auf die Bank zurück. Der Einsame, der gekommen war, Einkehr bei sich und Rückerinnerungen ins Reich seiner schönsten Kindheitsträume zu halten, griff sich mit der Rechten an den Ringfinger der Linken. Dort trug er noch immer den silbernen Reif mit dem grünen Stein. Schon der Vater hatte ihn als Knabe am Strand zwischen Tang und Uferschutt erwischt und ihn der Mutter als Brautgeschenk gegeben. Nach deren Tod hatte der Ring so lange in einem der Fächer des väterlichen Schreibtisches verborgen gelegen, bis Reimer ihn dort entdeckt und Erlaubnis erhalten hatte, ihn an sich zu nehmen. Nicht, um ihn selbst zu tragen! Um ihn zu verschenken! . . .

Ja, Emmchen — Imme Lübben! Zwischen hüben und drüben war immer schon reger elterlicher Verkehr gepflogen worden. Der Pastor, selber aus Bauernblut und darum mehr Bauer als Geistlicher, hatte den Jugendfreund von der gemeinsamen Knabenpension her diesseit der Weser oft zu wirtschaftlicher Besprechung besucht und Emmchen, seine blonde, blauäugige kleine Imme, dann gern mitgenommen als seltenen weiblichen und darum doppelt begehrten Spielgefährten für die Bojungajungen.

Dr. Reimer Bojunga lächelte still beseligt und schloß die Augen.

Waren das Zeiten, lustige Stunden, selbst Tage gewesen! Da hatten Edo, der Pflegebruder Helmerich und er die Besuche zu erwidern gewagt. Mit Hilfe des Bootes, das, derzeit zu dauernder Nutzung am Ufer unterhalb der Deichbank angekettet, immer für sie bereitgelegen hatte! Edo, der Älteste der drei, schon damals bei weitem der Ausgelassenste von ihnen! Heimlich stromauf und stromab geflitzt. Und heimlich war auch Emmchen Lübben — nach anfänglichem Widerstreben — mit ihnen gekommen. So hatten sie die grüne Luhnenplate und auf ihr den einzigen menschlichen Bewohner, den Rinderhirten des Herrn von der Hellen, in der Einsamkeit zwischen seinen Herden besucht.

Die Zeit — ach, Gott, ja — die Zeiten!

Und als der ganz in Erinnerungen versunkene Mann auf seiner Deichbank die Augen langsam wieder aufschlug, hing vor ihm nicht mehr der zart-grüngraue Schleier der Sommernacht zwischen Himmel und Erde. Das blickhemmende Gespinst war von seinen wach träumenden Augen genommen. Die Mondscheibe leuchtete ihm als Sonne, bestrahlte hell sein weites, grünes Jugendparadies, das Land Würden jenseit der Weser mit den brüllenden Kühen, seinen blühenden Dörfern und —

Da! Da — horch! . . . Glockenläuten durchschwingt die Stille. Heilige Ostern! Sonntag!

Und Dr. Reimer Bojunga hört ganz deutlich Bruder Edos frohlockende Stimme: „Gut, Helmerich, der Weiberfeind, ist nicht mit uns gegangen! So wünschen wir Imme allein viel Glück!"

Und Reimer vernimmt seine eigenen schwer bedrückten Worte: „Doch du schenkst ihr allein in Vaters Namen. Du gibst ihr das schöne Buch. Ich habe zwar auch ein Geheimnis erdacht — aber nur ein sehr kleines."

„Ja, du denkst immer, Reimer! Ich denke eigentlich nie. Mir fällt das Glück stets ganz von selbst in den Schoß! Und Tante Sebke sagt darum: Ich bin ein echtes Sonntagskind."

Hei! Über die matte Frühlingswiese mit dem ersten gelben Huflattich und mit den Schlüsselblumen geht es im Sturmschritt hinweg. Edo nimmt in Überlaune den niederen Zaun des Pastorengartens mit einem Satz, während er, der bedachte Reimer, es vorzieht, sittsam durchs Pförtchen den Einlaß zu gewinnen.

Drinnen im Haus steht Emmchen Lübben im Kreis älterer Schwestern und Basen. Sie trägt das schwarze Einsegnungskleid und dankt Edo strahlend für das „Vergißmeinnicht" im Goldschnitt.

Reimer zögert noch. Erst da der Schwarm der Gäste sich verzogen hat, zieht er Imme über den Flur in den Garten. Unter dem Hasel, an dem die Kätzchen hängen, macht er mit ihr halt, nimmt sein Schmuckkästchen hervor und sagt: „Ich habe auch an dich gedacht — ganz für mich allein! Mutter hat den Reif hier, der aus der Weser stammt, denn Vater hat ihn am Ufer der Luhnenplate aus dem Wasser gefischt, auch schon getragen. Ich hab' ihn für dich neu aufmachen lassen. Sieh, der Malachit ist wie die Luhnenplate — flach und grün! Und das Silber des Ringes stellt die Weser dar, die das Eiland zärtlich umschließt! Ich hab' es mir wenigstens so gedacht. Und wenn du's mir nachdenkst, wird es dich an alle Fahrten und Stunden erinnern, die wir gemeinsam glücklich verlebt haben. Es ist ein Freundschaftsring. Vergiß mich nicht, wenn ich übers Jahr die Schule verlasse und die Universität beziehe! Edo bekommt den Hof. Ich brauche ihn nicht zu übernehmen, denn Vater hat nichts mehr dagegen einzuwenden. So kann ich meinen Neigungen nachgehen. Ich studiere dann Pflanzenkunde und Tierarznei."

„Reimer, du denkst zu viel. Der lustige Edo hat darin recht. Aber dies hast du zu gut — zu lieb und schön für mich erdacht! Ich danke dir! Ich will dich nie vergessen."

„Nie, Imme Lübben?"

„Nein, nie — nie!"

— — — — — — — — —

Da weicht Reimer, der Denker und Träumer, jäh vor den Erinnerungen zurück. Flammen! Rot und gelb leuchtendes Gewürm — Schlangen züngeln an der Gestalt des geliebten Mädchens empor — zur Rechten und zur Linken. Auch steht Imme nicht mehr unter den Weidenkätzchen des Frühlingsgartens. Emmchen, Imme Lübben, steht im Rahmen der Haustür des väterlichen Pastorats. Neben ihr ragen steif die kerzengeraden Stockrosen, die um Sommerzeit als Lieblingsblumen des Pastors zur Rechten und zur Linken den Eingang des Hauses zieren.

Imme sieht ihn, den Freund, an. Ihr flimmerndes, schlichtes Haar wölbt sich als Krone über der keuschen, klaren Stirn. Ihre Wangen im Oval des zarten Gesichts sind gerötet. Und da ihre Lippen sich lösen zu leise anklagendem Wort, klingt es nicht heiter, aber auch nicht gar zu traurig: „Reimer, warum hast du so lange geschwiegen? Warum hast du, zumal in letzter Zeit und während deines Vaters schwerer Krankheit, zu viel an deine Bücher und — zu wenig an dich und mich gedacht? Vater und Mutter bedrängten mich, verwiesen mich auf die Bibel, die Kindern befiehlt, Gott und den Eltern zu gehorchen. Und als dein Vater in den letzten Zügen lag, da — am Tag vor deinem Kommen — gab ich dem Sterbenden das Versprechen, Edo und den Hof nicht zu verlassen . . . Nun bin ich deines Bruders Braut. Ob zu meinem Glück oder Unglück? Wer kann's wissen! Du, Reimer, hättest vielleicht besser zu mir gepaßt als der leichtlebige Hoferbe. Mir ist nicht fremd: Er ähnelt eurem Vater. Auch er liebt schon die Flasche. Aber ich habe Mut. Mag sich sein leichter Sinn an meinem stärkeren Wesen brechen! Nimm drum den Ring zurück, Reimer! Gewiß, nur ein schlichtes Freundschaftszeichen! Und doch — ist's besser so! Denn, Reimer, ich habe dich immer sehr liebgehabt — dich nie vergessen . . . Reimer — vergiß mich!"

„Und du, Imme?"

„Ich — dich nie!"

— — — — — — — — —

Brausen. Brausendes Sausen!

Im breiten Lebensstrom der schwanke Kahn der beiden Menschen, Edo und Imme!

Und Reimer abseits treibend — allein!

Er hat sich gegrämt. Und hat's doch überwunden — wenigstens scheinbar! Denn er ist gekommen aus Liebe zu

Digitized by Google

dem jungen Paar, gekommen, wenn auch nicht zu Hess-Hochzeit, so doch nach einem Jahr — voll Versöhnlichkeit.

Bruder Edo, an sich harmlos und tätig, außer sich in seiner Freude, den Bruder ganz so wie früher um sich zu sehen. Imme hingegen eher still und in sich gekehrt.

„Bist du glücklich, kleine Imme?" Reimer fragt es. — Fragt nicht laut. Nur Ernst im Blick.

Und nach Mittag in Festlaune, trotz brüderlicher Warnung, trotz drohenden Gewittersturms und trotz der in Springflut schon wild genug schäumenden Weser, die heimliche Fahrt im neuen Segelboot stromab!

Er dem Paar nach in langen Sätzen, bis der Strom mit den gischtgekrönten, sturmgepeitschten Wellen ihm Halt gebietet.

„Edo!" Seine Stimme sucht das Gebrause der Luft zu übertönen. „Edo, dein tollkühnes Wagnis — ich hab' es ja nicht — für bare Münze genommen! Der böige Wind! Dein Weib — du darfst — darfst Imme nicht so gefährden! Verflucht — das Schiff droht — zu kentern! . . ."

„Reimer!" Imme ruft und winkt mit der Hand. Ihr blasses Gesicht leuchtet. Es leuchtet silbern unter dem kippenden Segel hervor und grüßt, grüßt — ihn! . . .

So sieht er's. So sieht er's dauernd. Es verfolgt ihn, folgt ihm ins Leben . . .

Wo Sonne und Sterne am Freudenhimmel Dr. Reimer Bojungas?

Als den Träumer auf der Deichbank ferner Donner aus Erinnerungen weckte, die ihn heiß pulsendes Leben deuchten, lag gen Mitternacht, wo sein Blick die Umrisse der Luhnenplate vergeblich suchte, stockfinstere Nacht.

Dort, am oberen Ende des Eilands, hatte man nach Tagen eifrigen Suchens die Leiche des Bruders, ganz in Tang und Uferalgen verstrickt, gefunden, während Immes irdische Hülle die Nixen im Weserbett zu fest in den Armen hielten. Sie blieb ungeborgen.

‚Edos und Immes Tod — ich warnte sie — hab' ich nicht verschuldet!' dachte Dr. Reimer Bojunga zum erstenmal nach langen trauerverhüllten Jahren ganz ohne Scheu. „Auch dünkt's mich kein Wunder, daß ich dich, blonde kleine Frau, noch immer nicht vergessen habe. Nur bedrückt's mich, daß ich Abschied von dir nehmen muß. Ich fühle es — so, wie es kam — als Schuld, von der mich nichts befreien kann, nichts — es sei denn das Leben selbst . . ."

Dr. Reimer Bojunga wandte den Blick. — Ein flammendes Leuchten stand über dem fernen Nordenham. Verstärkter Donner drang herüber.

„Etta!" rief Reimer, der die Deichböschung langsam hinabzusteigen begann. „Etta, mahnst du mich? . . . . Ich höre dich! Deine Stimme grollt. Sie ist so eigen tief gestimmt! Etta, im stillen Garten der ‚Harmonie' nach dem letzten, atemberaubenden Tanz mit dir und unter den bunten Lampen . . . Und das war nicht — nur meine Schuld! Es war weit eher — die deine! Denn das Blut rollt dir heißer durch die Adern als mir . . . Wir stehen im Gerede der Leute, du so gut wie ich. Und ich — ich fühle ja: nicht ich dich, nein, du bedrängtest mich! Du willst meinen Hof, meine Heimat sehen, willst hören, daß du die Meine bist vor aller Welt — in Ehrsamkeit . . . Etta, verzeih'! Ich habe dich lange warten lassen. Aber von Stund' an soll dies anders werden. Denn ich habe mit der Vergangenheit Schluß gemacht — gebrochen um deinetwillen, hab' Abschied genommen von allem, was längst — längst hinter mir liegt in Jugendglanz und Frühlingskeusche. Frühlingskeusche — darum wird Immes Liebe zu mir und meine Liebe zu ihr auch ewig mein stilles Geheimnis bleiben. Geheimnis selbst vor dir, Etta! Denn du würdest mich darin ja doch nicht verstehen! Was dir und mir die Zukunft bietet, gibt sich anders, ganz anders! Du, Etta, bist wie die Glut der pulsenden Mittagstunde. Du trägst mir den Hochsommer ins Leben, ein mir bislang noch unbekanntes Glück, aber fremd auch allem, was da stromwärts liegt, versonnen und verträumt, hinter grüner Deichwand verborgen und geborgen . . ."

Als Dr. Reimer Bojunga von neuem die Graftbrücke betrat, fielen schwere Regentropfen auf das Blättergewirr der Erlen, Eschen und Ulmen, die den Graftgraben fast ganz verdeckten.

Digitized by Google

Reimer fühlte: Die Einkehr bei sich war ehrlich und darum recht gewesen. Etta brauchte sich nicht zu sorgen. Ihre Ehre war von nun an — bei Gott! — auch die seine.

Von den Fenstern der Stube drang Lichtschein herüber. Es überraschte den Hausherrn. Warum — wozu? War die Tante denn noch nicht zu Bett gegangen?

Er beeilte sich, ins Haus zu kommen. Der Regen floß stärker. Im Rahmen der offenen Tür machte Reimer unwillkürlich halt.

Um die Lampe des Eßtisches surrte ein Schwarm dickleibiger Nachtfalter. Das unheimliche, schwirrende Geräusch wurde jedoch von einem andern, einem laut sägenden, übertönt. Im Ofenlehnstuhl saß die Alte, den Strickstrumpf im Schoß, tief in sich zusammengesunken — schlafend.

„Die gestrenge Hüterin meiner Hausehre", sagte sich Dr. Reimer Bojunga nicht ohne Rührung. „Aber auch der Drache, der mich und mein Glück bewacht. Wahrhaftig, fehlte nur noch der fette, schwarze Hauskater auf ihrem Schoß, und das Bild der leibhaftigen Marschenhexe, vor der sich die Kinder graulen, wäre fix und fertig. Tante — Tante Sebke!" Seine Hand hatte die Schulter der ruhenden Frau leicht berührt. Der Kopf kam hoch. Schlaftrunken öffnete sie die Augen und starrte den Störenfried erst blöde und dann in sinnlosem Entsetzen an.

„Ha, Tante, du siehst wohl mal wieder Gespenster? Ich bin's."

„Jes — ja. Mein' Zeit!..." Tief aufatmend, kam die Alte vollends zu sich.

„Aber warum hast du noch auf mich gewartet?"

„Kann nich schlafen. Hab' ja den ganzen Tag meine Vorahnungen gehabt. Ganz recht, seh' überall Geschichte."

„Stimmt nicht, Tante Sebke. Gut hast du geschlafen. Ich kann's bezeugen. Auch ist nachtschlafne Zeit — eine Stunde nach Mitternacht. Hm — ja, wir sind 'n bißchen laut auseinandergegangen. Nun will ich mich dafür aufs schnellste mit dir versöhnen. Der junge Tag ist schon angebrochen, und wir beide sind noch wach. Gut, so sollst du's bereits in dieser Stunde wissen. Tante — Tante Sebke, ich bin mir ganz schlüssig geworden. Du hast mich gewarnt. Ich will den Leuten nicht länger Grund zu Gerede geben. Ich werde also morgen — bestimmt Herrn Kapitän Osterloh und Tochter den Landauer senden. Für gutes Mittagessen wird natürlich zu sorgen sein, denn der alte Herr ist vom Lloyd und darum — hm, verwöhnt."

„Den, Reimer, will ich woll satt kriegen. Aber — aber . . ." Die Alte schnappte nach Luft und griff sich an die Zähne.

„Da ist kein Aber mehr. Ich errate, was du sagen willst. Ich halte es sogar für gut, wenn sich die junge Dame vorher Haus und Hof besieht. Dann weiß sie, ob sie mich haben will und — na, na, freilich, ich glaube: Damit hat's kein bißchen Not."

„Auch nicht so viel. Ha, glaub' ich auch!" Der Einwurf klang beißend scharf.

„Wie — wie meinst du das, Tante?" fragte Dr. Reimer Bojunga in offensichtlicher Bestürzung.

„Hm — man blos so hin."

„Dann hättest du dir die Bemerkung schenken können, Tante Sebke." Reimer stand länger mit gesenktem Kopf.

Plötzlich gab er sich einen Ruck. „Tante," begann er, und das, was er sagte, klang sachlich und fest, „seit Jahren pflege ich keinen Verkehr mehr mit den Stadtfamilien. Du weißt, warum nicht. Ich habe den Kapitän und sein Kind kürzlich und rein zufällig bei meinem Freund, dem Kreistierarzt, kennengelernt, gesehen und gesprochen. Etta gab sich mir gegenüber von Anfang an völlig anders als die übrigen Mädchen. Sie — ja, wie es eigentlich war, kann ich mir selbst nicht mehr recht sagen. Wenn ich heute überhaupt ans Heiraten denke, so ist Etta allein daran schuld. Ich nehme nur sie. Keine andere. Ja, Tante, ich habe vergessen. . . ."

„Und darum, um zu vergessen, läufst du so lange auf'm Deich um Mitternacht spazieren? Betrüg dich, aber nich mich! Und ob ich für den Herrn Kap'tein das gute Essen habe —"

„Tante, mit dir ist heute nichts anzufangen. Bessre dich bis morgen. Ich muß es dir sogar dringend raten. Denn wenn ich Gäste zu mir ins Haus bitte, hab' ich auch meine Wünsche. Tante, vergiß deine Stellung nicht. Frau Sebke Tiarks ist meine Wirtschafterin. Gute Nacht, Tante Sebke."

Der Hausherr hatte, ohne die Alte dabei angesehen zu haben, die Stube verlassen und die Tür laut knallend hinter sich zugeworfen.

Frau Sebke Tiarks stand da, den Mund in verhaltenem Spott verzogen. Die Hand, wie zumeist auf die Hüfte gestemmt, sah sie auf die Tür, die noch leise in den Angeln bebte. Sie hörte den Herrn, ihren alten Pflegling, die Treppe hinaufstürmen, — jetzt auch über sich seine Schritte in der Kammer. Es machte ihr Mut. Sie fühlte sich nicht mehr allein. Kurz entschlossen nahm sie die Lampe aus dem Gehänge und leuchtete, wie sie allabendlich vor dem Schlafengehen tat, in das kleine Nebenzimmer.

Auf dem Fußboden lag ein heller Gegenstand — eine Photographie. Sie war aus dem Fächer gefallen, in dem die Familienbilder steckten. Und als die Alte den Gegenstand aufhob, erkannte sie Imme Lübben, wie sie ein Jahr vor der Hochzeit gewesen war.

„Ein Schicksalswink", gestand sich Frau Tiarks, während sie das Bild in ihrem weiten Kleiderrock verschwinden ließ. „Mein Spukgeschichte is aufgeklärt. Merkt er's, so wird er der Diebin den Kopf nich gleich abreischen. Und merkt er's nich — hm, um so bescher."

Noch lange hörte die Wärterin des Hauses, da sie neben der Stube in der Spukkammer entgegengesetzter Richtung ihr Sorgenhaupt aufs Kissen drückte, die Schritte des Herrn über sich.

Die Bilder Edos und Immes nahm Reimer von den Wänden und schloß sie in den Schrank ein, um von nun an nicht mehr morgens mit dem ersten und abends mit dem letzten Blick an seine tote Liebe erinnert zu werden.

Lange besah er den grünen Stein am Ringfinger seiner Linken. Endlich erklärte er: „Von ihm werde ich mich nicht trennen. Es ist kein Bild. Und es ist auch ein Andenken an Mutter. Den Trägerinnen hat der Ring kein Glück gebracht. Es wäre ja Wahnsinn, als Forscher und Naturfreund ernstlich an so was zu denken. Tante Sebke ist . . . ja, ist übergeschnappt."

Aber im Traum, als er sich bei geöffnetem Fenster in der Schwüle der rauschenden Gewitternacht beunruhigt auf den Kissen wälzte, sah Dr. Reimer Bojunga, der Forscher im Tier- und Pflanzenreich, den harmlosen Ring doch mit andern Augen an.

Er glaubte neben Imme Lübben auf dem Grund der Weser zu ruhen. Der Thronsitz der Toten ein grüner Stein tief unter der Luhnenplate. Und um sie herum — Weserssilber — tausend matt blinkende Reifen. — Reimer schaute Imme in die blauen Augen, die plötzlich grau und dann dunkel, beinahe schwarz, waren. Er berührte ihr Haar. Es war nicht licht. Es glich den Farben ihrer Augen.

„Gib mir den Reif an deinem Finger", sagte Imme. „Ich will ihn behüten, denn der Ring gehört nicht dir — gehört mir. Auch er stammt hier aus dem Weserschatz, um den die Schwestern in Trauer klagen. Reimer, Reimer! Sag', liebst du mich noch? . . . Liebster — Liebster . . . Etta — Etta, die Tochter des Lloydkapitäns? Reimer, ich warne! . . . Hüte dein Schiff! Und hüte das ihre! Treib's nicht an den Luhnenstrand unserer Plate! Treib's nicht an den Schatz, vor dem die Nixenschwestern wachen! Dein Silberring mit dem grünen Stein gehört uns — zu uns. Komm, Reimer — hierher, hierher! Denn ich bin voll Eifersucht. Sag', bin ich dein Schatz nicht mehr, dir nicht mehr die Liebste unter allen Mädchen und Frauen?"

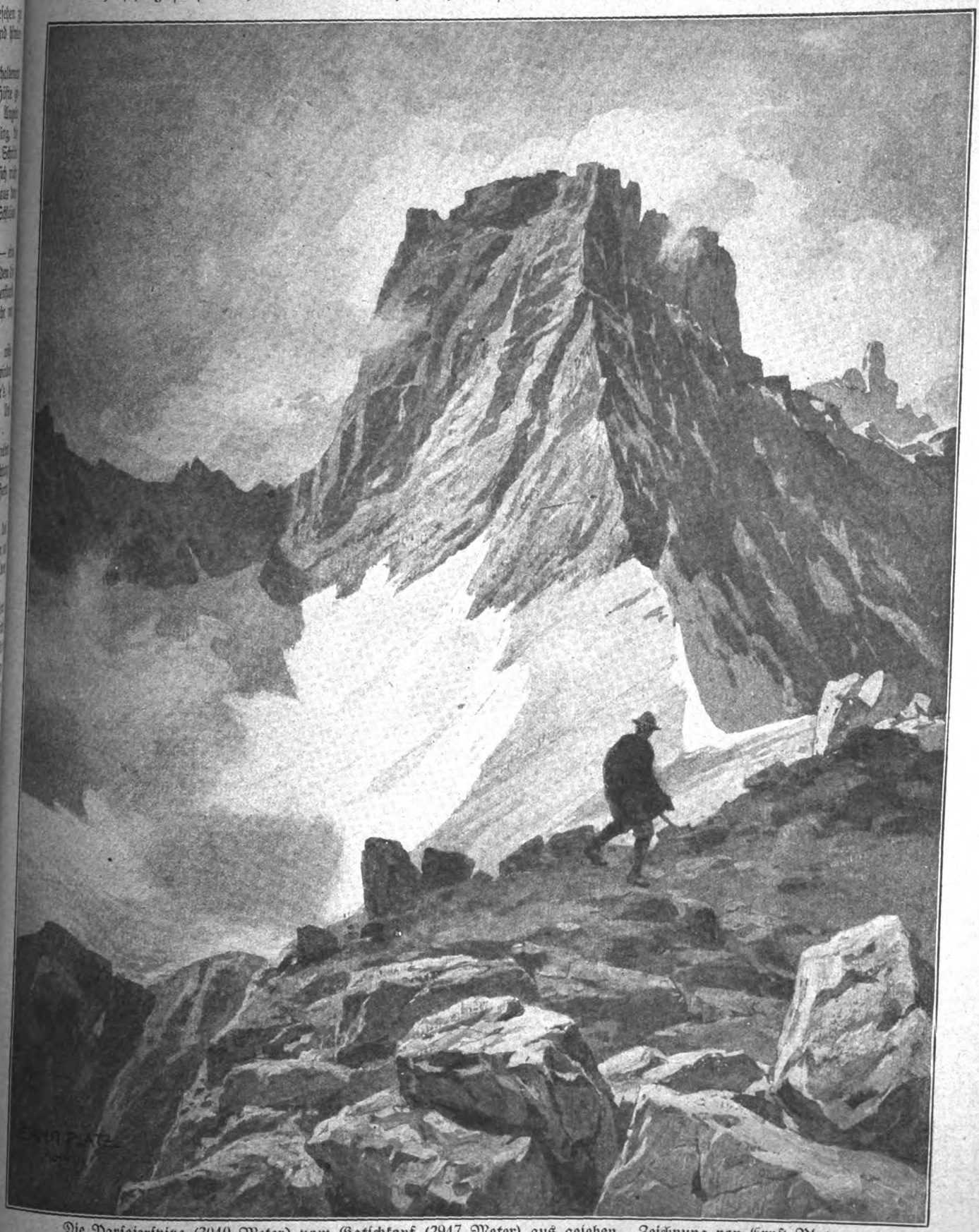
Digitized by Google

Und Reimer erschrak in seinen Träumen. Die Gestalt, die er umfangen hielt, mit dunklen Augen und mit dunklem Haar, war nicht Imme, — war Etta.

„Etta, Etta! . . .“ Er rief es so laut, daß ihm bei langsamem Erwachen der eigne Schrei hell in den Ohren gellte, da sich die Algenarme der Luhnenplate von seinen Gliedern lösten und er den Morgen, der hell, gewitterrein und gesund zu ihm ins Fenster sah, tief aufatmend begrüßte.

Die Uhr schlug fünf. Schon war man wach im Haus. Reimer hörte die Stimme der Wirtschafterin, die ihre Befehle prahlte.

Da kleidete sich auch der Hausherr an. Er eilte nach kurzem Ausblick vom Altan, unter dem der Garten bereits in hellstem Sonnenschein lag, die Tropfen des luftreinigenden Gewitters an Baum und Strauch blinkten, und wohin von fern der silberne Weserstreif schimmerte und vom jenseitigen Ufer das Würder Land zu ihm herübergrünte, hinab in die untern Räume.



Die Parseierspitze (3040 Meter) vom Gatschkopf (2947 Meter) aus gesehen. Zeichnung von Ernst Platz.

Digitized by Google

Reimer öffnete die Stubentür, trat schnell durch das Zimmer in sein Arbeitskabinett und begann mit dem gleichen Räumungsgeschäft wie nachts zuvor in der Kammer.

Von den Wänden verschwanden auch hier alle Bilder, auf denen Imme Lübben mit dem Bruder und ihm oder allein zu finden war.

Es blieb noch die Photographie auf dem Schreibtisch, die, da sie Imme ohne jede Begleitung und in der Blüte ihrer Mädchenjahre wiedergab, ihm immer lieb, besonders lieb und —

Reimer stutzte betroffen. Wie — das Bild nicht mehr an der alten Stelle? . . . Nebenan in der Stube Tante Sebkes Ramentern mit Kaffeetassen und Löffeln.

„Tante — ach, komm doch mal her."

Und als die Alte dem Ruf zögernd gefolgt war: „Das Bild Immes ist aus dem Fächer verschwunden. Tante, sag', kannst du mir das erklären?"

„Mein' Zeit. Ich? Ich — wieso?"

Reimer hob die Brille von der breiten, geraden Nase, wie er gern tat, sobald er in der Nähe besser zu sehen wünschte. Er blickte die Tante an. Ihr Gesicht zeigte eine ihm sonst fremde Blässe. Aber Argwohn beschlich Reimer nicht. Argwohn lag ihm nicht, war ihm wider die Natur. „Schlecht geschlafen — arme, liebe Tante — wegen gestern?"

„Mein' Zeit! Guten Morgen! — S-chlecht ges-chlafen? Ja, ja, das kann s-chon sein."

„Na, aber das Bild. Weißt du mir nichts über seinen Verbleib zu sagen? Hast du reingemacht? Mal wieder bei mir so gründlich aufgeräumt?"

„Reingemacht? Ja, ja. Natürlich, reingemacht. Hm, wird wohl die Magd bei ihrer Entlas-chung mitgenommen haben. Meine war nas-chhaft und machte lange Finger."

„Aber dies, gerade dies Bild — ohne Kerl darauf — wird sie doch ganz gewiß nicht angelockt — dies wird sie doch ganz gewiß nicht haben mitgehen heißen."

„Hm, Reimer — Johann war hier und —"

„Ach was. Das glaubst du ja selber nicht. Johann ist dafür noch viel zu jung und harmlos. Eine durch und durch ehrliche Haut."

Frau Sebke Tiarks errötete, schämte sich nun doch so bei kleinem, da sie schleppenden Tones mit: „Tschaaa — unser Tschunge is ehrlich . . ." zu Platze kam. Aber das Bild schaffte sie damit nicht wieder.

„Nun — einerlei. Kein Unglück. Laß es verloren sein. Es sollte ja doch von der Bildfläche verschwinden. Diese lieben Andenken alle. Freie Bahn für ein neues Leben im Haus muß geschaffen werden. — Tante, bring' mir jetzt ein Glas Milch. Kaffee macht mich immer zu heiß. Er treibt mir das Blut hoch. Und ich will gerade heute besonders klar und frei in meinen Gedanken bleiben."

Frau Sebke suchte das brüderliche Glas aus der Anrichte. Es war ganz so wie das zerbrochene, nur, daß bei ihm in der leeren Hälfte des Wappenschildes ein kleines eingeschliffenes „E" statt des „R" zu finden war.

Die Alte schenkte mit zitternder Hand die Milch ein, während ihr betrogener Pflegling nichts vom Tausch merkte und obendrein noch das Bedauern für sie hatte: „Dir fliegen ja die Glieder. Das kennt man doch sonst nicht bei dir . . . Tante, ach, Tante, nimm doch nicht alles so schwer, was da nun kommen muß. Es wird schon werden. Und du machst alles schön für unsre Gäste. Dafür danke ich dir und werde Etta —"

„Guten Morgen," sagte die Tante. Zuckenden Mundes, funkelnden Blickes verließ sie ihren Platz am Eßtisch. „Ich — ich habe keine Zeit mehr zum S-chnacken. Hab' in Haus und Küche zu tun. Wünsche nich, das-ch die Gäste hernach sagen, es sei unordentlich bei den Bojunga zugegangen."

„Recht so. Du gute alte Seele. Das laß ich gelten. Und wenn's heute zu einer, was ich ganz sicher glaube — hm, zu einer Verlobung mit Etta Osterloh kommt, will ich ihr sagen, ihr gleich als Allererstes sagen — was mir Tante Sebke Tiarks gewesen, ja, auch noch ist, und daß sie dich — hm, Tante, bist zwar 'n bißchen schwer — auf den Händen tragen soll."

Aber die Alte war, ohne die letzten wohlwollenden Worte des Hausherrn zu hören, schon zur Tür hinaus und im Hausraum verschwunden.

Reimer folgte ihr — wenigstens bis zur Küche — und trat dann selbst auf die Tenne hinaus. Zwischen den beiden Toren des Berges lagen die Pferdeställe. Er musterte einen jeden der Stände einzeln. Die Mäuler wühlten fügend in den Krippen. Eile mit Weile! Erst um sechs ging es zum Pflügen auf die Mistkoppel hinaus.

Draußen auf dem Hof traf Reimer auf Meins Jürgens. „Morgen, Meins! Bi Tiden afföhr'n. De Herr Kap'tain is eegen!"

„Dat sind wi ok!" lautete die Entgegnung.

Und der Kutscher begann, die Wagen und die Heugeschirre mit Hilfe seiner Leute rechts vom Berg vor dem Tagelöhnerhaus und dem Wagenschauer und links vom Berg vor dem Hühnerhof und dem Schweinestall, just wie die Kanoniere mit ihren Geschützen tun, in langen Reihen aufzubauen und zu richten.

„Hier wird alles auch ohne mich aufs feinste blank", gestand sich der Hofbesitzer. Befriedigt trat er seinen Rundgang durch die Feldmark an. Er pflegte dies — längst dafür zu bequem geworden — nicht oft zu tun. Aber heute wollte er das Heu und vor allem die blühenden Bohnenfelder sehen, um hernach seinen Gästen alles besser zeigen und erklären zu können. (Fortsetzung folgt.)

Die Parseierspitze in den Tiroler Alpen * Von Ernst Platz.

Mit sieben Originalzeichnungen des Verfassers.

Auf die Frage, welcher unter den kühnaufragenden Bergspitzen der bayerisch-tiroler Kalkalpenketten der Name einer Königin gebührt, wird wahrscheinlich jeder ohne großes Bedenken die Zugspitze nennen. Und wenn es auf höchste Erhebung des Gipfels über der Talsohle, also auf die sogenannte „relative" Höhe des Berges, wenn es auf den majestätischen Eindruck des Gebirgsaufbaus und auf die unbeschränkte Beherrschung der Höhen und Täler und des Flachlandes in weitem Umkreis ankommt, dann gebührt jener Rang unstreitig der Zugspitze.

Aber die absolut höchste Erhebung der nördlichen Kalkalpen ist sie doch nicht. Weit abgelegen von ihr, verborgen zwischen den stillen Quelltälern des Lech und Inn, gegen die Ebene von Norden her verdeckt durch die Kette der Algäuer Berge und hart an der Grenze der vergletscherten Tiroler Zentralalpen, erhebt in jenem ungeheueren Gebiet wilder Felsgipfel zwischen Fernpaß und Arlberg, die man als „Lechtaler Alpen" zu bezeichnen pflegt, die Parseierspitze, 3040 Meter hoch, ihr schroffes Felshaupt als höchste Zinne der gesamten nördlichen Kalkalpen und als einzige zugleich, in der die Höhenlinie von 3000 Meter oder 10 000 Fuß überhaupt erreicht wird.

Dort, wo bei Landeck, dem Verkehrshauptort des nordöstlichen Tirols, die Arlbergbahn den Inn verläßt und sich in scharfer Steigung durch finstere Tunnels und über kühngespannte Viadukte durch die enge Talschlucht der wildschäumenden Rosanna am südlichen Berggehänge emporschraubt, türmt sich über der gegenüberliegenden Talseite das Hochgebirge unmittelbar und scheinbar stufenlos zu gewaltiger Höhe. Schier erdrückt von der Wucht dieser Gebirgsmassen liegt wohl 100 Meter unterhalb des Schienenstranges auf der schmalen Talsohle, fast wie ein Spielzeug, das schmucke Dörfchen Pians. Darüber in schwindelnder Höhe, verloren an der Grenze, wo das Grün des Pflanzenwuchses im toten Grau der kahlen Felsregion verschwindet und schon vereinzelte Schneelager zwischen finsterem Gewänd und fahlen Geröllreißen herabschimmern, erspäht das Auge des gebirgskundigen

Digitized by Google

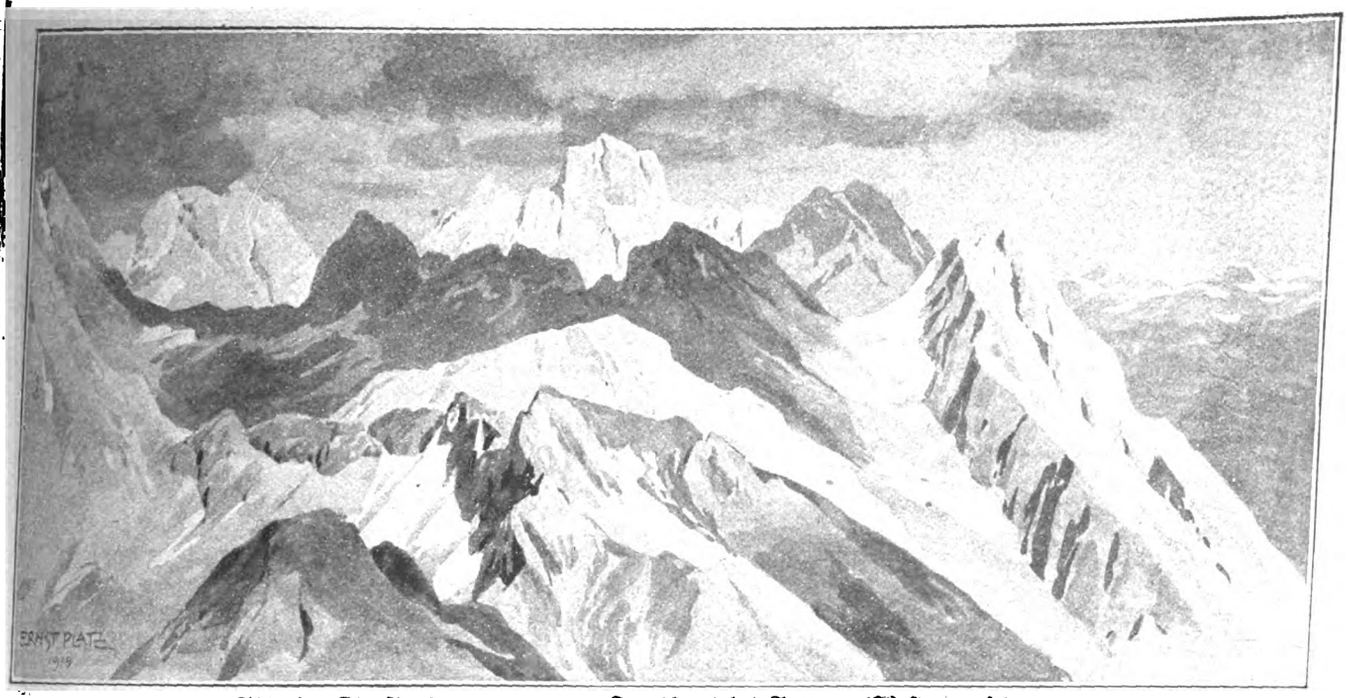


Abb. 1. Die Parseiergruppe vom Stanskogel bei Pettnen (Westen) gesehen.

Touristen einen aus dem Graugrün der Gehänge hervorleuchtenden winzigen hellen Punkt: die Augsburger Hütte, eine der ältesten Zufluchtsstätten, die der Deutsche und Österreichische Alpenverein in den unwirtlichen Höhen dem Bergwanderer errichtete. Und noch höher droben, zwischen vorspringenden Bastionen des Gebirges, verliert sich ein finsteres Felstrapez in den Wolken: das ist die Parseierspitze, die das Geröllbett der Rosanna um volle 2200 Meter überragt, dem Bahnreisenden aber freilich nur auf wenige Augenblicke sichtbar wird. Viel später erst, im Hintergrunde des Rosannatales, kommt die Spitze nochmals zum Vorschein. Überhaupt ist sie ein trotz seiner gewaltigen und fast unvermittelten Erhebung über dem Talboden merkwürdig versteckter Berg, und hoch hinauf muß der rüstige Wanderer in diesem wildzerschluchteten Gebirge steigen, bis er das eigenartig abgehackte Felshaupt dieses einsamen Riesen erschaut (Bild 1.)

Daß dieser stolze Gipfel, im Gegensatz zu allen übrigen beherrschenden Häuptern der nördlichen Kalkalpen, jungfräulich geblieben war noch zu einer Zeit, als bereits Gipfel weit geringeren Ranges ihre Bezwinger fanden, ist gewiß nicht weniger auf seine Abgelegenheit als auf das abschreckende Aussehen seiner nackten Wände und auf die Unwirtlichkeit seiner Umgebung zurückzuführen. Denn trotz der ganz bedeutenden Schwierigkeiten, die seine Bezwingung zumal bei der damals in den Ostalpen sich erst allmählich entwickelnden Technik des Felskletterns bot, mußte er sein trotziges Haupt dem ersten Angriff beugen. Diese Eroberung gelang dem durch zahlreiche Erstbesteigungen in den Ostalpen bekannten Alpinisten J. A. Specht aus Wien mit dem Führer Peter Sieß aus Grins, dem am Fuß des Berges oberhalb Pians' gelegenen und damals als Ausgangspunkt in Betracht kommenden Dörfchen, im Sommer 1869. Neun Stunden erforderte der Aufstieg. Dann hatte die einsame Spitze wieder fünf Jahre lang Ruhe, bis die Besteigung wiederholt wurde, und zwar zunächst durch wohlbekannte Bergsteiger der damaligen Zeit, über deren Erfolge an dem kühnen Felshaupt das große Ostalpenwerk des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins berichtet Aber wohl noch ein Jahrzehnt sollte vergehen, bis die Zahl der Besteigungen in merklicher Weise zunahm, und erst etwa seit Mitte der 80er Jahre, nach Erbauung der Augsburger und später der Memminger Hütte, durch welche der Zugang zu dem früher nur unter vielen Mühseligkeiten und Strapazen erreichbaren Gebiet erschlossen worden ist, nimmt die Parseierspitze in der Reihe der bekannten und vielbesuchten Alpengipfel den ihr gebührenden Rang ein

Abb. 2. Auf dem Weg zur Augsburger Hütte.

Wen jenes unbeschreibliche Empfinden schon einmal überwältigt hat, in Wolkenhöhen auf unumschränkter Bergwarte zu stehen, ringsherum ein brandendes Gewoge von Graten und Spitzen, Talestiefe im bläulichen Duft und umkränzt die ganze weite Gotteswelt von dem Ornament der schimmernden Gipfel ohne Ende, wer jenes unnennbare Hochgefühl kennt, dies alles errungen zu haben aus eigener Kraft, als Sieger über die Schwere des Lebens, geschwellt das Herz vom unbändigen Drang in die Ferne, in die Höhe, und geweitet die Brust vor der unermeßlichen Schöpfung, entrückt der Armseligkeit knechtender Sorgen des Alltags in den Tiefen, der komme nun mit in die Welt von Fels und Firnschnee!

Digitized by Google

Abb. 3. Abend auf der Augsburger Hütte.

Auf der Station Pians wollen wir die Bahn verlassen. Wir steigen ins Tal hinab in die Ortschaft, wo die Brücke über die rauschende Rosanna führt. Gleich dahinter geht's durch die steile Gasse. Der lange Anstieg beginnt, 2200 Meter Höhenunterschied müssen bewältigt werden. Unser Weg führt uns in einer halben Stunde auf eine Vorstufe des eigentlichen Hochgebirges, die sich östlich über Landeck hinaus erstreckt. Im dichten Grün versteckt liegt hier das Dorf Grins, eines der malerischsten im Land Tirol. Ein kleiner Imbiß im altehrwürdigen „Hirsch" wird nichts schaden. Wir sind erst in 1000 Meter Meereshöhe, und 1300 Meter höher liegt das Wanderziel des heutigen Tages, die Augsburger Hütte. Es kostet einen herzhaften Entschluß, aus der kühlen Gaststube wieder hinauszutreten in die heiß niederbrennende Morgensonne, den wohlgepackten Rucksack auf der Schulter. Denn der Weg am schattenlosen Südhang des Gebirges hinauf verspricht warm genug zu werden. Wir wandern hinter dem Dorf zunächst ein gutes Stück auf einer ziemlich breiten sonnigen Bergrippe über quellenreiche Wiesen dem von häßlichen Muren und Schuttrinnen durchfurchten Gebirgsabhang entgegen. Dort wendet sich der Pfad der tiefeingefressenen Schlucht des Gasillbaches zu, der, von verborgenen Firnlagern genährt, hoch oben im Gerö', unweit der Augsburger Hütte, seinen Ursprung hat. Er bildet auch für unsern Aufstieg die „Leitlinie" bis in die höchste Zone des Gebirges. Nun geht's zur Seite der Bachrunse in anhaltender Steile empor. Der gutangelegte „Muliweg", auf dem ja auch die Vorräte für die Hüttenwirtschaft auf dem Rücken der ausdauernden Maultiere hingeschafft werden müssen, ist wohl bequem genug, aber die Mittagshitze wird hier an der von der Sonne durchglühten Berglehne zwischen den blendendhellen Geröllreißen und den üppig wuchernden Latschen oder „Zundern", wie der Tiroler die Krummföhren, diese zähesten Vorkämpfer des Baumwuchses, nennt, wie in einem Backofen zurückgestrahlt und treibt uns ganze Bäche von Schweiß aus. In schier endlosem Zickzack klimmen wir hinan zur „Muesmanns-Ruhe".

Schon längst hat sich das Landschaftsbild geweitet, im Südosten wächst über den fernsten Höhenlinien jenseit des Rosanna und des Inn eine Kette wildgezackter, von Firn-

Abb. 4. In den Wänden der Parseierspitze: Die Südostflanke des Gipfels wird über steile Wandstufen und Plattenbänder durchklettert.

Digitized by Google

umlagerter Hörner und Spitzen empor, die kühnen Zinnen zwischen dem Kaunser- und Pitztal mit der mächtigen Watzespitze, einem der trotzigsten Gipfel in den Kämmen der Ötztaler Alpen (Bild 2). Und hoch oben, schwindelnd am Rand eines scheinbar unzugänglichen senkrechten Wandabsturzes, winkt endlich auch die weiße Mauer der Hütte herab. Nun nimmt uns die oberste, schon im kühlen Nachmittagsschatten liegende Gafillschlucht wieder auf, bis uns schließlich, um einige „Stockwerke" höher, ein Quergang nach rechts heraus auf eine beraste, rings von Steilabstürzen abgeschlossene Plattform führt, auf der die Augsburger Hütte erbaut ist. In vierstündigem scharfen Anstieg haben wir damit eine Höhe von 2300 Meter erreicht. Wohl wäre der Weg in der Kühle des abendlichen Schattens angenehmer zu machen, aber die köstlichen Spätnachmittagsstunden im Genuß des „Hüttenkomforts" und der prachtvollen Aussicht auf die Ötztaler Fels- und Gletscherriesen entschädigen reichlich für die überstandenen Strapazen des heißen Aufstiegs.

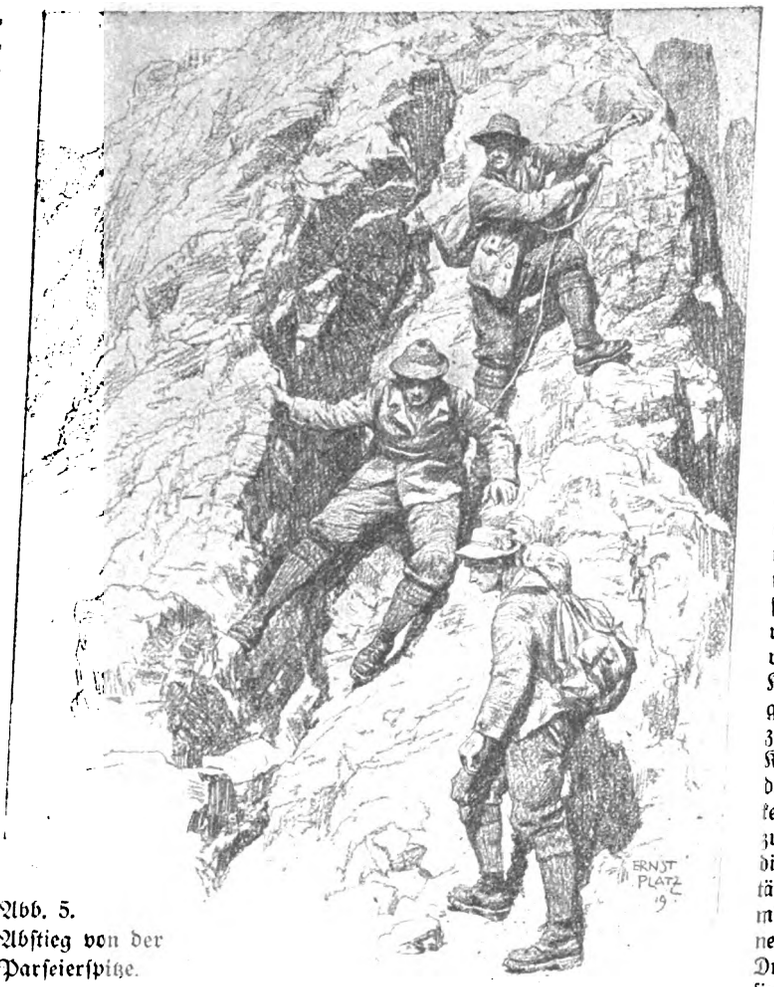


Abb. 5.
Abstieg von der Parseierspitze.

Kletterei auf dem Ostgrat unterhalb des Gipfels.

(Bild 3.) — Die Hütte liegt an der äußersten Grenze des geschlossenen Graswuchses. Gleich darauf beginnt das Reich der nackten Felsen und des unvergänglichen Schnees. Zwei Steige führen hier empor zum Fuß der Parseierspitze. Der eine, überaus steil und felsig, erklimmt die Abhänge des Gatschkopfs, des östlichen Vorbaus der Parseierspitze, mit der er über die leichte Einsenkung der Patrolscharte zusammenhängt. Wir wählen aber den andern, indem wir in die Gafillschlucht zurückkehren und in vielen Serpentinen auf ihrem stark verbreiterten Geröllboden wohl 300 Meter bis zu ihrem obersten Ende emporsteigen. Eine jähe Felswand will hier den Weiterweg versperren aus dem finsteren Kessel, der uns noch gefangen hält. Aber in der Nähe zeigt sich die Wand von Klüften und Felsbändern durchzogen, die durchaus keine großen Schwierigkeiten zu bieten scheinen und überdies durch die rastlose Bautätigkeit des Alpenvereins mit einer Menge von eisernen Klammern und durch Drahtseile reichlich gesichert sind. Diese Steiganlage ist

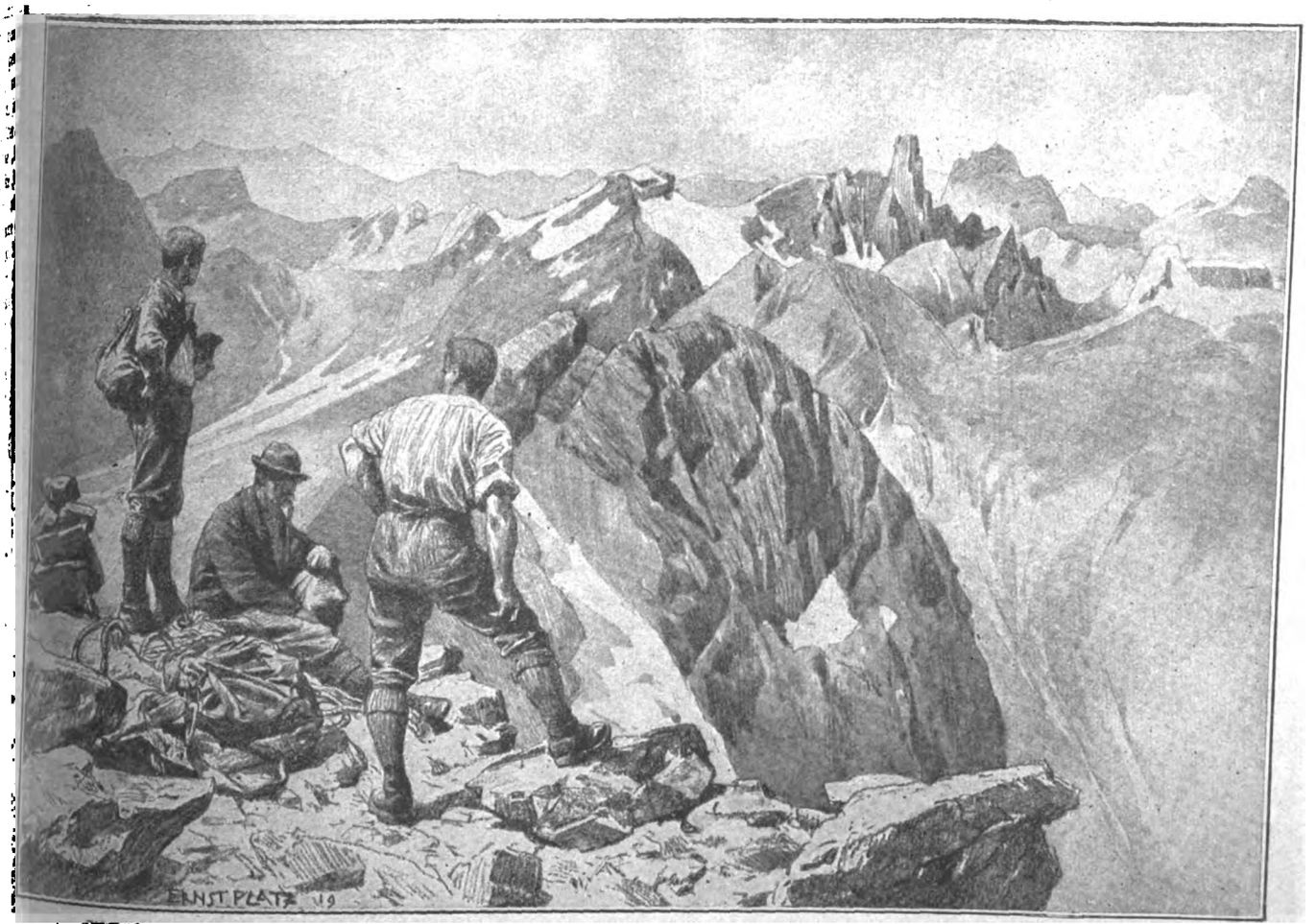


Abb. 6. Auf dem Gipfel der Parseierspitze: Aussicht gegen Westen mit der 2898 Meter hohen Wetterspitze.

Digitized by Google

übrigens weniger für die Besteigung der Parseierspitze selbst ausgebaut. Sie bildet vielmehr einen Teil des überaus kühn angelegten Weges, der die Ansbacher Hütte oberhalb Flirsch im Westen der Parseiergruppe mit der Augsburger Hütte und über die Patrolscharte hinweg mit der Memminger Hütte verbindet und im Spätjahr 1913 in diesem höchsten und schwierigsten Teil vollendet worden ist. So überwinden wir die Wand ohne Zaudern und klimmen über breite Felsstufen rasch hinan, bis sich plötzlich vor uns ein breites Schneefeld, der Grinn Ferner, weitet. Aber es ist nicht so sehr der unvermutete Anblick dieses gerade über dem erkletterten Wandabsturz abschneidenden Firnfelds, der das Auge fesselt, als die über ihm aufgetürmte gelbgraue Riesenwand der Parseierspitze, der wir endlich in greifbarer Nähe gegenüberstehen. Recht freundlich sieht diese anscheinend völlig senkrechte und ungegliederte Mauer, die uns von der ersehnten Spitze trennt, nicht aus. Es gehört geübter Bergsteigerblick dazu, um zu erspähen, daß ganz rechts, wo die Schneezungen am höchsten ins rauhe Gewänd hinaufleckten, schräge Felsbänder gegen den Absturz des nahen Ostgrats hinanziehen und daß sich hier offenbar die beste Gelegenheit zu einem Angriff bietet. Auch der Ostgrat selber scheint für einen kecken Felsklimmer keineswegs ungangbar, wenn er auch einen recht luftigen Klettergang darstellt. Er ist erstmals von dem Schriftleiter des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins Heinrich Heß aus Wien als Alleingänger bezwungen worden. (Vollbild.) In einer Viertelstunde überschreiten wir den kleinen, sanft ansteigenden Gletscher. Wir stehen am Fuß der 200 Meter hohen Felswand und legen Hand an sie. Jäh bäumen sich die dunklen Mauern über uns auf, und Tritt um Tritt müssen wir uns emporarbeiten im steilen Gestein, das sich in plattigen Stufen hinanzieht. Zunächst geht's noch ganz harmlos über schuttbedecktes rauhes Geschröf. Aber nicht lange. Steiler richtet sich die Wand des Berges auf, und es beginnt eine eigenartige Kletterei über Steilstufen und jene schräg nach rechts emporführenden Plattenbänder, die wir von unten bemerkt haben. Wir erklettern sozusagen ein Stockwerk nach dem andern, und die sandigrauhe Struktur der Schichten des gelblichen Liaskalkes, die den mächtigen Unterbau des Gipfels bilden, gibt dabei der benagelten Sohle festen Halt. Es fehlt auch keineswegs an guten und sicheren Haltepunkten für die Hände. Aber mit jedem Meter, den wir an Höhe gewinnen, wird die Kletterei luftiger, nimmt die Steile der Wand, an der wir hängen, zu. Es ist eine freie und ungemein „ausgesetzte" Wandkletterei, wie der Fachausdruck in der Sprache der Alpinisten lautet. Stehen wir über der eben erklommenen Felsstufe auf schmaler Leiste und schauen über die Schulter hinab in die Tiefe, so finden wir keinen Ruhepunkt für das Auge. Unvermittelt gleitet der Blick vom Rand des Standpunkts ins Leere, bis er endlich auf die fast senkrecht zu unsern Füßen verschwimmende weiße Fläche des Gletschers auftrifft. Gleich Mauerschwalben kleben wir am Fels, der sich immer wieder in senkrechten Stufen über uns auftürmt. (Bild 4.) Gelegenheit zur gründlichsten Schwindelprobe ist also reichlich geboten. Aber wenn auch die Kletterei an sich dem schwindelfreien und geübten Felssteiger keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten bietet, so ist doch Voraussetzung, daß die beste Anstieglinie sorgfältig eingehalten wird. Jedes seitliche Ausweichen von ihr bringt uns gleich in ganz üble Platten, wo jedes Weiterklettern äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich wird und der Rückzug nur zu leicht verhängnisvoll werden kann, besonders beim Abstieg. Und es ist eine leider wenig erfreuliche Tatsache, daß wir die Parseierspitze mit unheimlicher Regelmäßigkeit in der Chronik der alljährlichen alpinen Unglücksfälle genannt finden. Sie ist geradezu berüchtigt durch die Zahl der Opfer, die sie bereits gefordert hat. Und doch liegt der Grund keineswegs in besonderen Gefahren oder Schwierigkeiten des Berges, sondern vielmehr fast ausnahmslos in der Unbesonnenheit der Verunglückten, die, ungeübt und unerfahren, in törichtem Verkennen der tatsächlichen Schwierigkeiten und der eigenen Leistungsfähigkeit fast durchweg ihrem falschen Ehrgeiz, den Gipfel allein und ohne Führung zu ersteigen, zum Opfer gefallen sind.

Ungangbares Gewänd drängt uns in halber Wandhöhe, wo übrigens auch an einer leicht zum Versteigen verführenden Stelle ein Richtungspfeil aus Blech befestigt ist, allmählich scharf nach rechts, und die gutgestuften Felsbänder leiten uns schließlich hinaus bis auf den Ostgrat selbst, wo wir auf einer luftigen Kanzel einen Augenblick Atem holen. Nun ist der Gipfel aber auch nicht mehr allzufern, und wir benutzen zum Höherkommen weiterhin in steiler und recht luftiger, aber durchaus sicherer Kletterei den Grat. Denn das eigenartige Gestein des „roten Lias", der die oberste Gipfelzone keilartig durchsetzt, ist von so rauher, vielgriffiger und dabei fester Beschaffenheit, daß es eine wahre Lust ist, über die letzte schmale Gratschneide hinanzuturnen. Und noch wenige Minuten, dann liegt nach einstündigem flotten Klettern der letzte Aufbau des stolzen Gipfels zu unseren Füßen: Da liegt die ungeheure Alpenwelt ausgebreitet im Sonnenschein. Und nun schauen wir stumm in die weite Welt hinaus und genießen die Stunde. Denn sie ist kurz. Wir schauen mit allen Augen, mit ganzer Seele!

Wir müssen Abschied nehmen von dem gewaltigen Rundbild, dort von dem weitgespannten Kranz der Gletscherriesen, hier von dem Gewoge der näheren Lechtaler Spitzen und Felszinnen mit der schlanken Säule der Wetterspitze (Bild 6), einem ganz eigenartigen Bilde, dem Bänke roten Gesteins einen merkwürdigen Farbencharakter verleihen. Wir packen unsere bescheidenen Habseligkeiten zusammen und verlassen die dreieckige Gipfelplattform, von der sich nach drei Seiten die scharfen Grate des Berges wildzerhackt oder jäh niederbrechend absondern. Einen Augenblick später ist das Bild entschwunden. Mit aller Sorgfalt gilt es wieder auf Griff und Tritt zu achten, wo Hand und Fuß ihren wohlberechneten Stützpunkt finden (Bild 5), bis wir ohne Unfall am Fuß der schwindelnden Steilwände auf dem sicheren Boden angelangt sind. Einen letzten Blick noch, einen Blick der Befriedigung hinauf auf die überwundene Riesenmauer, dann wandern wir hinüber zur nahen Patrolscharte am Fuß des Ostgrates und über samtweichen Schutt auf den nur wenig hervortretenden 2947 Meter hohen Gatschkopf. In eindringlicher Größe steht hier die einsame Felsgewaltige noch einmal vor uns, auf der wir noch vor einer kurzen Stunde gerastet haben, einer drohenden Festung ähnlich, ein Bild von seltener Formenstrenge und Erhabenheit. (s. Vollbild.)

Ein Wetter kommt vom Arlberg herübergezogen. Der grollende Donner mahnt uns, mit dem Abstieg nicht länger zu säumen, damit wir das schützende Hüttendach erreichen, bevor die Wut der Elemente entfesselt wird. Und von den heranjagenden Nebeln umtost, steigen wir talwärts.

Zweite Jugend * Novelle von Lisbeth Dill.

Schluß.

Mein Freund mußte in seine Stellung zurückkehren. Aber er bleibt nur noch kurze Zeit. Dann geht er nach drüben. Und ich gehe mit. Ich bleibe vorläufig hier, scheinbar Kur gebrauchend, und warte auf das nächste Schiff. Ich bin ganz ruhig jetzt.

Wir haben gestern abend Abschied genommen. Ich weiß nicht, warum mir so unsagbar schwer ums Herz ist, wir sehen uns ja bald! —

Ich öffne keine Briefe meiner Angehörigen mehr. Sie enthalten doch nur Anklagen und Vorwürfe.

Ich lebe meiner „Kur", die meisten bekannten Gäste sind abgereist, die Herbstsaison hat begonnen, es blühen nur wenig Rosen in den Anlagen, und die Sonne wärmt nicht mehr . . .

Bald, bald! Das Schiff! Ich sehe es wie eine Vision auf dem Meere ziehen mit seinem wirbelnden Rauch . . .

Ich bin glücklich . . . . ich will es sein . . . .
Man schickt Depeschen, ich zünde sie an der Kerze an.
Manchmal habe ich schlaflose Nächte vor Angst . . . .

* * *

Wie klug das alles eingefädelt war. Ich mußte noch einmal zurück in die enge kleine Stadt. Das spitze Pflaster, das mir schon seit dreiundzwanzig Jahren wehe tut, schmerzt mich auch heute wieder. In dem Steinbruch leuchtete die Sonne.

Mein Haus empfing mich groß, leer und kalt . . . Die Hälfte der Dienerschaft hatte Rolf eigenmächtig entlassen, die anderen taten, als sei ich Luft. Meine Tochter führt das Regiment. Sie begrüßte mich kühl, fast feindlich, sie beherrschte sich nur schwer.

Das Temperament der Douariers.

Digitized by Google

Bei Tante Nini war Whistabend angesetzt. Ich dankte. Die andern gingen, und ich blieb allein, um mit Onkel Benjamin einiges zu besprechen. Er ging in dem Zimmer auf und ab, die Hand in dem Rock, die andere auf dem Rücken, wie ein Theater-Napoleon, auf dessen Ähnlichkeit er sich so viel einbildet . . . Und er setzte mir das auseinander, was er mir wahrscheinlich in all seinen von mir ungelesenen Briefen bereits gedroht . . . Mittellos dazustehen, scheint einem Douarier schlimm, das Schlimmere aber, von seinen Kindern abhängig sein zu müssen. „Ich habe ja, Gott sei's geklagt, keine Kinder," fuhr der alte Heuchler fort, „aber ich weiß es, daß schon in der Bibel, die du sicher sehr eifrig am Rhein gelesen hast, Beispiele angeführt sind, daß es keine angenehme Existenz für eine Mutter ist. Also, sieh dich vor, mein Kind."

Es paßt ihnen nicht, daß ich Klavier spiele und Briefe schreibe, von denen man nicht weiß, an wen . . .

Die Glashütte mit dem Sektkelchformer lebt vor mir. Und ich habe doch erst den Schaum auf den Lippen verspürt, es berauscht mich, daran zu denken, daß der Traum wahr werden könnte. Ich habe keine anderen Gedanken mehr, als ihn wiederzusehen. Es wird mir schwer gemacht.

Man bewacht meine Wege, ich fühle es . . . Wohin ich gehe, überall tritt mir jemand in den Weg. Sogar auf der kleinen Post, auf der ich meine Briefe aufgebe, sehe ich erstaunte Blicke . . . Die Beamten beginnen sich zu wundern; es kommen so viele Briefe an mich, und alle von derselben festen Männerhandschrift, das ist seltsam . . .

Der Diener, der mir morgens meine Korrespondenz neben den Teetisch legt, legt diese Briefe stets mit demselben faunischen Gesicht hin. Vielleicht ist er bestochen, wer weiß?

* * *

Das Hin und Her macht unruhig. Ich schlafe wieder schlecht . . . Ich habe seit einigen Tagen angefangen, meine Briefe auf der nächsten Postanstalt aufzugeben. Die hiesige klatscht, ich weiß es durch meine Jungfer. Der letzte Brief von ihm sah aus, als hätte man ihn vorsichtig geöffnet und dann wieder zugeklebt . . .

Das ist mir verdächtig.

Er will noch einmal kommen, mich sehen; er schreibt sehnsüchtig, wann . . . wann? Aber er darf nicht herkommen, die ganze Stadt hat ihre neugierigen Augen auf mich gerichtet, meine Kinder sind meine Feinde geworden . . . Sie bewachen mich hinter meinem Rücken, spionieren andere aus . . . Ich werde plötzlich auf meinen Spaziergängen begleitet . . . Mein Sohn duldet es nicht, daß ich allein weite Wege gehe . . . Es sind so viele Handwerksburschen in den Wäldern . . .

Ich gehe dennoch heimlich des Abends, ich schleiche mich durch die Hintertür fort und gehe mit Herzklopfen meine dunklen Wege, um ihm einen Gruß zu bringen.

* * *

Seit einer Woche kein Brief mehr von ihm!

Ich höre nichts mehr . . . Ist er abgereist?

Es ist zum Wahnsinnigwerden, dieses Warten. Mir zittern die Hände, wenn ich den Diener mit der Post ankommen sehe.

Wieder nichts? Ich glaube, er lächelt hämisch dazu.

Warum quält man mich so? Was will ich denn? Verlange ich denn mehr als andere? Die Pflicht hält mich mit eisernen Krallen umfaßt! Und in mir zittert die Sehnsucht. Wir haben nicht mehr viel Zeit! Jugend kann warten, wir nicht mehr, nicht ich . . .

* * *

Wir haben uns wiedergesehen . . . Eine Stunde nur, aber er war doch gekommen, ich hatte so verzweifelt gerufen . . .

In der alten Kapelle der Douariers, hoch oben im Wald. Eine kurze, wunderbar selige Stunde waren wir allein, in dieser leeren, kühlen, halbdunklen Kapelle mit ihren steinernen Grabdenktafeln und den braunen, verwelkten Totenkränzen an den Wänden. Auf den Stühlen lagen die Samtkissen und standen die Fußbänkchen der Tanten verschoben auf den kalten Fliesen; ein Hauch von Weihrauch lagerte über dem von violettem Halbdunkel erfüllten Raum, in dem die Douariers zum letztenmal mit ihren Angehörigen zusammen sind, ehe man sie in die Erbgruft versenkt. Er hat meine letzten Briefe gar nicht erhalten, wie ich die seinen nicht. Es war Zufall, daß dieses Telegramm, das ich an ihn sandte, doch durchkam . . . Er geht in drei Tagen fort. Und ich gehe mit ihm. Es ist beschlossen, ich bin ganz ruhig . . . Ich löse mich los von allem, was mein war.

Es ist mir gleichgültig geworden, was die Meinen dazu sagen werden. In drei Tagen sind wir auf dem Schiff. In fieberhafter Eile habe ich alles hier geordnet, ich nehme die Nächte dazu . . .

Niemand darf etwas davon wissen, kein Mensch, nur meine Jungfer . . . Wie mir das Herz schlägt. Sie wollen nicht, daß man über ihre Mutter lächelt, sagte gestern meine älteste Tochter, und sie sah dabei strenge aus wie er — der Lord. —

* * *

Ach, diese Schmerzen, diese Ungeduld, diese Angst, ob es alles ausführbar sein wird . . . ob mir jemand begegnen wird auf dem Wege zur Bahn und mich zurückhalten? Aber ich würde mich zur Wehr setzen . . .

* * *

Mein armes kleines Tagebuch, wie lange hab' ich dich nicht aufgeschlagen. Verstaubt und vergessen bist du, wie ich.

In meinem Käfig sitze ich hinter eisernen Gittern und rüttle, schreie, rufe, und niemand kommt. Nur die Wärterin in ihrem blauweißgestreiften Kleid, die mir das Essen bringt, oder der Anstaltsarzt mit dem kühlen glattrasierten Gesicht, der mir den Puls fühlt und mich tröstet. Sie haben mich gefangen, wie ich ahnte, auf dem Weg zum Bahnhof . . . Ich habe mich wie eine Verzweifelte gewehrt, aber sie überwältigten mich schließlich. Und dann brachte man mich hierher.

Ich habe so viele Briefe geschrieben, meine Hände sind ganz müde davon, aber an mich schreibt kein Mensch . . .

Zuweilen kommen sie nach mir fragen, aber ich lasse niemand herein, will sie nicht sehen, niemanden sehen, die mich betrogen haben.

Ich bin irrsinnig? Mag sein. Onkel Benjamin hat das gesagt, und er hat immer das letzte Wort. Er wird neben meinen Namen auf dem Stammbaum ein Kreuzchen machen . . .

Ich lebe in meinem stillen weißen Zimmer wie ein Einsiedler. Durch die vergitterten Fenster sehe ich draußen grüne Bäume, Rasen und Blumen und die Sonne, und in der Ferne schimmern Hügelketten, dort fließt der Rhein.

Ich hab' so viel geweint in den ersten Tagen, daß ich nicht mehr weinen kann. Ich bin stumpf geworden, mag niemand mehr schreiben. Er ist ja fort . . . auf dem Schiff übers Meer, ohne mich . . . Ich besann mich gestern nacht vergebens auf den Titel eines Buches, das ich einmal las, von einer jungen Frau, die sich nicht mit ihrem Mann verstand. Sie quälten einander so lange, bis er sie in eine Anstalt brachte . . . Sie war nicht irrsinnig, aber sie wurde es langsam, man ließ sie nicht mehr heraus . . . So soll es mir nicht gehen, ich bin ganz klar, ganz ruhig und ganz vernünftig. Ich quäle den Arzt nicht mehr, weine nicht mehr und versuche nichts mehr an diesen eisernen Stäben. Sie geben ja doch nicht nach. Wenn ich die Wärterin frage, wann man mich entlassen wird, sagt sie mit ihrem sanften Gesicht stets: „Morgen . . ."

* * *

Digitized by Google

Seit Weihnachten liege ich zu Bett. Das Aufstehen fällt mir schwer, und das Gehen ermüdet mich. Mein Gedächtnis hat nachgelassen, oft muß ich mich darauf besinnen, wie ich heiße . . . Namen, Personen, Städte, Begebenheiten, alles verschwimmt mir und verändert sich . . . Mit meiner Familie habe ich mich, wie das heißt, ausgesöhnt. Sie besuchen mich zuweilen, setzen sich an mein Bett und sprechen zu mir, wie man mit kranken Kindern redet . . . Aber ich bin nicht krank, nur müde . . . und werde beim Gehen oft schwindlig. Damit ich nicht hinfalle, wie neulich auf der Treppe, hat man mich zu Bett gebracht. Ich finde das angenehmer als das Sitzen hinter dem vergitterten Fenster.

Gestern brachte mir meine Tochter ein kleines blondes Kind ans Bett. Es war hellblau gekleidet, und als es mich sah, schrie es laut und klammerte sich an den Hals seiner Mutter, als wollte ich ihm ans Leben. Es sollte mir Blumen bringen, aber es warf sie rasch alle fort, sie fielen auf den Teppich. Man schalt es, und es wurde fortgebracht. Tante Nini ist unsterblich, und wenn sie erscheint, trägt sie rauschende silbergraue Taftkleider und Veilchen am Hut... und sie schwatzt so viel, so unendlich viel . . . Die Namen dieser Leute haben gar keine Bedeutung für mich, ich kenne sie ja nicht.

Des Morgens belustige ich mich damit, den Spatzen vor das Fenster Brotkrumen hinzuwerfen vom Bett aus, hinter dem Rücken der Schwester. Sie sagt, man soll Spatzen nicht verwöhnen, denn es sind unnütze Tiere. Was geht das mich an, es beschäftigt mich und amüsiert mich. Sehnsucht, Sehnsucht . . . Qual und Gedanken, immer dasselbe — Tag und Nacht.

* * *

Die Wärterin frisiert mich jeden Morgen wie ein Hirtenmädchen, sie legt mir mein langes Haar einfach in Zöpfen geflochten um die Stirn. Sie sagt, das mache jung . . . Ich finde, daß es mir ein verändertes Aussehen gibt, man sieht so fromm aus, wie Leute, die vor dem Hingerichtetwerden noch einmal photographiert werden . . .

Nun habe ich meiner Jungfer doch umsonst das viele Geld geschenkt. Sie hat mich sicher verraten.

Nein, ich mag keine Menschen mehr, sie töten mich mit ihrer Neugierde. Der Tag ist so lang . . . Die Nacht ist Erlösung, dann kommt der Schlaf. Die Nacht ist barmherzig, sie löscht alles aus mit ihrem großen dunklen Mantel . . . die Gedanken beruhigen sich, legen sich hin und vergehen, alles wird dunkel, weich wie Samt . . .

Ich liebe die Nacht . . . Der Tag ist so hell und grausam . . .

* * *

Die Wärterin spielt nach Tisch zuweilen Lotto mit mir oder Domino. Sie gewinnt meist. Wir spielen um Mignonschokolade, die ißt sie am liebsten.

Der Arzt hat mir das Schreiben erlaubt, ich darf schreiben, soviel ich will, nur keine Briefe, das strengt an . . . Aber an wen sollte ich auch schreiben? ?

Ich schlafe so gut, seit ich das weiße Pulver bekomme. „Geben Sie es ihr nur, wenn sie es verlangt," sagte der Arzt zur Wärterin. „Es ist ja einerlei." Weshalb ist es einerlei? Ich weiß wohl, daß man mich belügt. Alle lügen, die Wärterin mit ihrem strohblonden Haar, der magere Professor, den zuweilen der Arzt mitbringt, mit seinem langen Christusbart, und meine Töchter lügen, mein Sohn lügt. Sie sagen, ich dürfe bald aufstehen und reisen. Aber der Tag kommt nie.

* * *

Neulich wollte ich fort, ich hatte schon meinen großen Koffer gepackt und den Wagen bestellt, denn das Schiff wartet nicht . . . Aber als ich zur Tür herauswollte, hielten sie mich fest . . . Und die Wärterin schrie, bis die Wärter kamen und mich überwältigten . . . Ich hatte vierzehn Tage blaue Flecken am Arm von ihren rohen Griffen. Nun liege ich still, ich spreche mit niemand und frage nach keinem Menschen mehr. Es ist alles so gleichgültig, ich bin so müde zum Sterben . . . Sterben ist keine Qual, warum fürchten sich die Menschen davor? Es ist die Nacht, sie ist sanft und dunkel und still . . .

* * *

Zuweilen fahre ich im Bett auf, dann habe ich geträumt. Immer will ich abreisen, und man hält mich am Kleid fest . . . Jemand hat sich an mich gehängt, und sie schreien hinter mir her . . . Onkel Benjamins versteinertes Gesicht sieht mich drohend an, er schüttelt seine Krücke. Ich habe ihn immer gehaßt . . . den Heuchler . . . Jetzt weckt er mich sogar aus meinem Schlaf . . .

Im Park sehe ich des Morgens den Kranken zu, die dort spazierengeführt werden. Nur die Kranken. Die Gesunden dürfen auf ihrem Zimmer bleiben. Neulich weinte ein großer starker Mann mit grauem Bart, er wollte durchaus nicht in die Sonne . . . aber sie schleppten ihn mit Gewalt hinaus. Das war häßlich von den Wärtern . . .

Mein Sohn fragte mich gestern, ob ich ihnen böse sei? Und ich antwortete, daß ich keinem Menschen etwas nachtrage. Ich zürne niemand, warum sollte ich das? Sie lügen, weil sie Menschen sind, alle Menschen lügen . . . Ich habe auch dreiundzwanzig Jahre gelogen . . . Und habe meinen Namen unter die größte Lüge meines Lebens gesetzt. Ich bin schuldiger als sie alle . . . Er beugte sich über meine Hand und schluchzte wie ein Kind . . .

* * *

Das Tagebuch brach hier unvermittelt ab. Die letzten Zeilen waren in kindlich ungelenken Buchstaben geschrieben und liefen wie müde nach rechts herunter, wie jemand im Dunkeln schreibt oder einer, der erblindet ist.

Der Fremde schaute lange auf diese letzte Seite. Es fröstelte ihn. Das Feuer war ausgegangen, und durch die Fenster schimmerte fahl der Morgen . . . Da tat er die Blätter behutsam in die kleine grüne Mappe zurück und nahm seinen Mantel und ging.

Der Morgen graute, die Sonne ging eben auf. Das Städtchen schlief noch, die Gassen lagen leer, und auf dem kleinen Fluß wogte der Nebel.

In dem Wiesental, das sich vor der Stadt auftat, funkelte der Tau auf den Hecken und in dem feuchten Gras, das in flachen Schwaden auf den gemähten Wiesen ausgebreitet lag. Aus einem alten Park ragt das rote Dach eines stattlichen Hauses.

Das rostige Tor hing schief in seinen Angeln und stand weit offen. Niemand zeigte sich in dem stillen, vermodernden, feuchten Park. Dunkel gähnte die grüne Verlassenheit, und zwischen der breiten Freitreppe, die zu dem Hause führte, wuchs das Gras in Büscheln. Ihr Haus. Er betrat das alte Haus der Douariers und wanderte durch seine leeren, verödeten Säle mit den stauberblindeten Fenstern und morschen Türen, die lose in den Angeln hingen. Von den Decken fiel der Stuck auf die alten Böden, leere, kalte, große Kamine gähnten ihn rauchgeschwärzt an. Seine Schritte hallten wie ein trauriges Echo in diesen leeren Räumen. Er suchte etwas . . .

In dem letzten Zimmer stand er still; durch die geschlossenen Läden fiel das Licht ungewiß über die silbergrauen Tapeten, die in Fetzen von den Wänden hingen. Man sah feuchte Spuren an diesen kalten Mauern, und verschossene Vierecke der von Schimmel zerfressenen Wandbekleidung zeigten die Stellen, wo einst die Pastelle der Douariers gehangen hatten. Zwischen den Fenstern hatte

Digitized by Google

...gel gestanden und dort an dem Fenster ihr Schreib-...n dem sie ihm damals jene heimlichen letzten Briefe ...ben hatte . . .

...ge stand er in diesem Raum. Wie eine Vision sah ...lich durch jene morsche Tür eine Frau in weißem ... sie trat rasch ein. Mit scheuen Blicken sah sie sich ...nd ihre Hände verbargen rasch etwas in ihrer Taille. ... stand vor ihm, mit ihren leuchtenden Augen und dem-...haftlichen roten Mund. Es übermannte ihn. Er ... sich, und seine Hand glitt liebkosend über die Stelle ...Boden hin, wo ihr Schreibtisch gestanden.

...ann wandte er sich und ging. — Er schritt langsam, wie alte Leute gehen, die kein Ziel mehr vor sich haben in den kühlen, klaren herbstlichen Morgen hinein, den Kopf tief geneigt, wie in Gedanken, und der Wind spielte mit seinem grauen Bart. Über den Gartenmauern hing in bunter Pracht der flammende wilde Wein. Vor ihm auf dem Wege trieben welke Blätter, und aus den Steinbrüchen klang der dumpfe Widerhall der Sprengungen. Die Sonne leuchtete auf der gelben Erde, als loderten dort Feuerschlünde, und der alte Berg stand trotzig und unverändert da, wie ein Riese, während sich die glänzenden Zacken von seinem Gipfel lösten und als Geröll, andere mitreißend, donnernd in die Tiefe fielen.

Drei Gedichte * Von Max Jungnickel.

Dorfgasse.

Die Frühlingsgasse kriecht durchs Dorf
Im güldnen Glanz aus Sonnenschein.
Die Häuser reißen die Augen auf,
Und der Lenzwind stolpert hinterdrein.

Ein Birkenmädchen strählt ihr Haar.
Die Stare zanken vom Dach.
Ich schreibe mit frühlingsfroher Hand
Die Lieder der Lerchen nach.

Meine Mutter.

Es singt um dich so froh wie Erntesegen.
Die Feierglocke klingt auf deinen Wegen,
Und dein Gesicht ist wie ein Buch,
In das dein Leben Lieb' und Tränen trug.
Und ... Altäre deines Herzens brennen Lichter,
Drin spieg...n sich die schönsten Engelsangesichter.

Nächtlich.

Blau springen auf die Fliederherzen,
Süß brennen die Kastanienkerzen,
Und eine alte Linde schneit.

Ein greiser Turm summt seinen späten Psalter,
Und wie ein Himmelsfähnchen fegt ein Falter
Durch eingeschlafne Frühlingsherrlichkeit.

Der Titel * Von Max Jungnickel.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Titel.

Aber ich sage euch, der hatte einen feinen Titel.

Wie Zwanzig-Markstücke klingelte der, und der Mann trug einen Schnurrbart, den der teuerste Friseur in der Stadt täglich streichelte und pflegte.

Wenn der Mann auf der Straße ging, dann raunte und tanzte der Titel vor ihm her und trompetete, trompetete und klingelte: „Kom — merzien — ra — t, — Herr — Kommerzien — rat!“ — —

Und der Titel ging an die Leute an, nahm ihnen die Zigarre aus dem Munde, riß ihnen die Mütze vom Kopfe, strich den Frauen das Umschlagetuch zurecht und beugte die Rücken ganz tief.

Und der Mann ging stolz und gebieterisch vorüber.

Aber einmal, es war an einem Frühlingsnachmittag, da stand auf dem Marktplatz ein barfüßiges Mädchen mit einem Fliederbusch.

Der Titel kam angerannt, und hinter dem Titel her stolzierte der Mann.

Zwei braune Bettelmädchenaugen blickten bittend durch den großen Fliederstrauß: „Herr Kommerzienrat!“

Da hat der Titel mit seinem Herrn haltgemacht und hat die traurigen Bettelmädchenaugen glänzend und jubelnd gemacht.

Und dann sind sie alle drei durch die Stadt gegangen: Der Titel und der Mann und der Fliederstrauß.

Ach, da hat sich die ganze Stadt gewundert!

Denn es will viel heißen, wenn ein so großer Titel, wie der einer war, und ein so feiner Mann, wie der einer war, mit einem Fliederstrauß durch die Stadt laufen.

Digitized by Google

Drei römische Briefe * Von Curt Bauer.

II. Wie man in Rom lebt.

Als ich nach Rom zurückkehrte, dachte ich zunächst an eine jener schönen Terrassenwohnungen mit malerischen Winkeln und großen Räumen, aus deren Fenstern der Blick auf zaubervolle Stadtbilder oder gar in Campagnaweiten führt. Denn in keiner Stadt gab es früher eine solche Auswahl von möblierten Wohnungen, Zimmern und Pensionen in schöner Lage wie in Rom. Um so schwieriger war es allerdings schon in Friedenszeiten, leere Wohnungen zu finden. Seit dem Jahre 1870 hat sich die Bevölkerung Roms um das Doppelte vermehrt. Hohe Mietpreise und Kautionen veranlaßten Beamte und Kleinbürger, einen Teil ihrer Wohnung möbliert zu vermieten. Daher das große Angebot. Während des Krieges jedoch ruhte das Bauhandwerk ebenso wie bei uns. Andererseits strömten infolge der Zentralisierung der zivilen und militärischen Behörden in Rom aus allen Gegenden Menschen herbei, denen es in der ewigen Stadt so gut gefiel, daß sie nicht wieder fort wollten. Dazu kamen die Flüchtlinge aus dem Venetianischen und eine Menge russischer Flüchtlinge, die zusammen mit den von der Valuta profitierenden Engländern und Franzosen Rom übervölkern helfen.

Wer also heute in Rom eine Wohnung, möbliert oder unmöbliert, sucht, erhält sofort die Auskunft: Unmöglich, ganz unmöglich! Vielleicht ein möbliertes Zimmer in guter Familie, aber auch da heißt es, wochen- oder monatelang **suchen**. Ein italienischer Journalist, mit dem ich diese Verhältnisse besprach, hatte selbst Frau mit Kind zu ihrer Mutter nach Perugia zurückgeschickt, weil er im Hotelzimmer leben mußte. Oft findet man mehrere Familien zusammen in einer Wohnung hausen. Zwar wird diese geräuschvolle Überfüllung mit Humor ertragen, denn der Italiener liebt es, viele Menschen um sich zu haben. Der Fremde jedoch sitzt im Hotel oder in einer teuren Pension, bis er im Glücksfalle nach Monaten eine bessere Wohngelegenheit zu Wucherpreisen findet. Auch im Hotel erhielt ich nur auf Empfehlung eines italienischen Freundes sofortige Unterkunft. Immerhin fühlte ich mich darin wohler als andere Landsleute in teuren Pensionen, wo sie das zweifelhafte Vergnügen haben, sich bei Tisch von den maliziösen Blicken der Franzosen und Belgier die Bissen in den Mund zählen zu lassen. Wir bereiteten uns im Hotel natürlich Kaffee und kaltes Abendbrot selbst, um Kosten zu sparen. Man wird indessen auch angesichts unserer Kriegspreise erstaunen, daß wir monatlich zum Kochen von Kaffee und Tee für 30 Lire (nach dem Stande der damaligen Valuta 120 M.) Brennspiritus verbrauchten. Um im Winter unser sonnenloses Zimmer warm zu halten, mußten wir monatlich für 90 Lire (= 360 M.) Petroleum kaufen, da die Zentralheizung der hohen Kohlenpreise wegen abgestellt war. Am besten ist man in Rom jedenfalls in bezug auf die Ernährungsfrage aufgehoben, vorausgesetzt, daß man einen eigenen Haushalt führen kann und auf italienische Art zu leben weiß. Welch ein ungewohnter Anblick war es für uns, wieder einmal vollgepfropfte Schaufenster zu sehen! Ein goldener Überfluß von Früchten, Gemüsen, Speck, Fleisch, Würsten, Konserven usw. Alles teuer zwar, doch erschwinglich. Aber sogar in den Trattorien speist man noch beinahe ebenso gut wie vor dem Kriege. Die Questura wacht streng darüber, daß die Portionen nicht kleiner werden. Außerdem sind die Preise in Hotels und Trattorien von der Stadtverwaltung nach drei Kategorien festgelegt und in den Lokalen durch Anschlag bekannt gemacht, so daß jeder Gast vor Übervorteilung gesichert bleibt. Diese Überwachung gewährleistet eine gute, reichliche Volksernährung, wenngleich die Trattorienpreise um das Drei- bis Vierfache gegen früher gestiegen sind. Jedenfalls werden die Restaurationen zu den Mahlzeiten stark besucht und nicht nur von Alleinstehenden, sondern auch von Familien. Sehr verändert haben sich die ehemals so fröhlichen Lebensbilder in den Osterien. Die unerschwinglichen Preise (3 Lire pro Liter), der immer schlechter werdende Wein halten den Mittelstand fern. Meist werden sie nur von Arbeitern frequentiert. Vor allem fehlt das frühere fröhliche Gemisch italienischen Volkslebens und internationaler Lebensflut. Denn die deutsche Künstlerwelt, die romantisch angehauchten Zechbrüder zogen fort, und die Engländer und Franzosen meiden im allgemeinen das Volksleben. Die antike „Basilica Ulpia" ist heute zu einem nüchternen Speisesaal degradiert. Im „Piccolo uomo", in der „Goldkneipe", im „Pippo Burrone" u. a. ist das bunte Leben erloschen. Eine Fahrt in die Kastelle jedoch, wo man sich früher wenigstens zur Erntezeit an einem unverfälschten Wein erlaben konnte, wurde durch die hohen Fahrpreise und sonstigen Spesen eine selten erschwingliche Kostspieligkeit.

Desto billiger und ausgiebiger aber kann man sich in der Molkerei in Villa Borghese an Vollmilch sättigen. Nach dem Mittagessen erstiegen wir zunächst den Monte Pincio, um unser kaltes Zimmer zu umgehen und die immerhin recht fühlbaren Strahlen der römischen Wintersonne auf uns einwirken zu lassen. Dort glaubte man tatsächlich selbst an kühlen Tagen im Sommer zu leben und sog mit Wohlbehagen die Wärme in die Glieder, während man auf einer Bank Apfelsinen verspeiste. Der ganze Pincio war übersät von Menschen, die den Rücken gegen die Sonne wandten und sich hier für den ganzen Tag mit Heizung versahen. Dann gingen wir durch die herrliche Villa zu den schattigen Pinien der Molkerei. Ein richtiges Kinderparadies breitete sich vor unseren Augen aus. Alles angefüllt von buntgekleideten fröhlichen Kindern mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Sie spielten auf weiter grüner Wiese und saßen um große Laubentische. Aus der Molkerei drang der gesunde Kuhstallgeruch und das Blöken der Tiere. Eine beruhigende Geborgenheit ging von diesem Duft und diesen Tönen aus. Am Büfett floß die Vollmilch in Strömen, verzapft von weißgekleideten Männern. Auch hier wieder Kinder mit ihren Wärterinnen, die große Krüge und Flaschen zum Füllen bereithielten. Die Gesättigten beobachten dann noch ein Stündchen die kecken Sprünge der Pferde, die sich mit ihren Reitern drüben auf der Rennwiese im lockenden Sonnenschein tummeln. Ja, etwas Geplauder, etwas Betrachtung, etwas Bewegung im bunten Gewühl, so gehen in Rom die Tage dahin, auch heute noch.

Die wertvollste Unterhaltung in Rom bieten die Sammlungen. Vieles Neue findet dort der Besucher, das seine Augen in Entzücken versetzt. Einen besonderen Genuß bereitete mir der Besuch des kleinen Museums in „Villa Giulia", dessen Gärten an ein verwunschenes Dornröschen erinnern. Gleich daneben in der „Valle Giulia" sehen wir immer noch den großen Plan, aus Rom eine internationale Kunststadt zu machen, in den ersten Anfängen stecken geblieben. Wo früher jeder große Staat seinen Ausstellungspalast erhalten sollte, kam es über den Bau der römischen Nationalgalerie und der amerikanischen Akademie nicht hinaus. Wie eine stumme Frage blickt der riesige Platz zu Rom empor, das inzwischen eine Soldatenstadt wurde und jeden Raum für militärische Zwecke requirierte. Ein neues Museum war auch in dem beschlagnahmten österreichischen Botschaftssitz, Palazzo Venezia, angelegt worden, das Kunst und Kunstgewerbe vom 13. bis 17. Jahrhundert in auserlesener Zusammenwirkung veranschaulichte. Kaum eröffnet jedoch, wurde es wieder zur Gewinnung von Bureauräumen abgetragen! Ein bureaukratisches Bravourstückchen der „Roma Quarta". Zum Glück besitzt Rom so viele Sehenswürdigkeiten, daß man darin eine unbemerkt missen kann. Zu den schönsten Sonntagsfreuden gehört jedenfalls ein Rundgang auf dem Palatin, der ebenfalls um verschiedene Ausgrabungen von größter Wichtigkeit, zu der namentlich die Freilegung eines Teiles des Nero-Hauses unter der Ära Domitian und eines antiken, durch Wasserdruck betriebenen Fahrstuhls gehören, bereichert worden ist. Überall macht sich indessen ein gewaltiger Rückgang des Fremdenbesuches bemerkbar. War doch Deutschland vor dem Kriege in Rom unter allen Nationen mit der größten Anzahl wissensdurstiger Besucher vertreten. Diesmal fand ich z. B. am Feste der heiligen Cecilia in der St. Callistus-Katakombe höchstens den dritten Teil der ehemaligen Besucher. Aber vielleicht wirkte die Feier gerade deshalb so ergreifend.

Was der Deutsche heute noch in Rom am meisten vermißt, ist etwas deutsche Geselligkeit. Die schwierigen Lebensverhältnisse im Auslande machen das Bedürfnis nach Aussprache mehr als je fühlbar. Dazu waren wir früher vom deutschen Künstlerverein her in dieser Hinsicht stark verwöhnt worden. Ihn wieder ins Leben zu rufen, ist bisher noch nicht gelungen, obwohl uns seine wertvolle Bibliothek glücklicherweise gerettet wurde. Unsere Bemühungen um einen engeren geselligen Zusammenschluß des deutschen Lebens in Rom scheiterten vor allem an der Unmöglichkeit, einen geeigneten Raum zu erschwinglichem Preise ausfindig zu machen. So beschränkten wir uns auf gelegentliche Verabredungen in Osterien, wo der Aufenthalt jedoch, wie gesagt, nicht mehr die einstigen Anregungen bietet und eine größere Gruppe Deutscher wenn nicht Antipathie, so doch Aufsehen erregt. Auch in den Hotelzimmern besuchten wir uns abends, denn nur ganz wenigen war es geglückt, ihre früheren Wohnungen oder wenigstens einen Teil davon zurückzuerhalten. Die meisten sitzen auf der Lauer nach einer einigermaßen günstigen Wohngelegenheit

Digitized by Google

und können dem Besucher kaum etwas von deutscher Gemütlichkeit bieten. So bleibt man in seinem Umgange ganz auf die früheren Freunde, soweit sie bereits zurückgekehrt sind, oder auf Italiener angewiesen. Die Freude des Wiedersehens ist unter solchen Umständen freilich besonders groß. Man kehrt zur größten Anspruchslosigkeit zurück, um ein Stündchen miteinander plaudern zu können. Als erster Schritt zur Wiedereroberung des deutschen Lebens in Rom mag die Eröffnung der deutschen protestantischen Kirche gelten. Der Zufall wollte es leider, daß die zur Feierlichkeit Versammelten, noch tief ergriffen von der ersten patriotischen Veranstaltung, beim Austritt auf die Straßen die Zeitungsverkäufer gerade den Kapp-Putsch ausrufen hörten! Die Andacht war neuen Sorgen um die Heimat gewichen. Aber der Auslandsdeutsche hat ein hohes Vertrauen zur Zukunft Deutschlands — ein Vertrauen, in dem ihn das italienische Volk oft sogar noch in übertriebenem Maße bestärkt.

Streiflichter.

Ein Staatsgeschenk. Wenn wir hören, der Staat sei in Gebelaune, so wundern wir uns nicht: er hat's ja dazu. Es verhält sich damit wie in gewissen Theatern; kein Plätzchen frei, eine beifallsfrohe Menge macht zwar dem Herzen des Kenners bang, aber der Unerfahrene glaubt, das Geschäft gehe glänzend. Er irrt sich; der Herr Direktor kämpft mit der Pleite, und die Zuschauer bilden das letzte mittels Freibillette herangeholte Aufgebot. Er verschenkt Plätze, wie die vormalige Regierung neue Beamtenstellen schuf, und nun soll ihre Nachfolgerin von Gebelaune befallen sein? Beruhigen wir uns! Herr Konrad Haenisch versteht unter dem „Geschenk", das er von seinen Getreuen ankündigen läßt, die Erhöhung des Schulgeldes von jährlich 240 auf 500 M. Die Notlage des Staates sei so furchtbar, daß er unter obwaltenden Umständen diese Erhöhung noch als Schenkung bezeichnen müsse. Es handelt sich also um eine preußische Angelegenheit, und es wäre schön, wenn wir erführen, ob dieser Schulnotstand durch Mehreinstellung von Lehrern in den höheren Schulen — denn diese sind ins Auge gefaßt — oder Vermehrung der Beamtenschaft im Kultusministerium und Entlassung politisch unsicherer Kantonisten entstanden ist. Der vor nahezu 30 Jahren entworfene Wunschzettel des Erfurter Programms hat allmählich das Aussehen einer Wirtshauspeisekarte angenommen: Die meisten leckern Sachen sind gestrichen, und wenn Parteigenossen nicht darüber murren, so gehören sie eben zu den Eingeweihten, denen hintenrum das Gewünschte verabfolgt wird. Ob dazu die Unentgeltlichkeit des Unterrichts usw. in öffentlichen Volksschulen und in den höheren Bildungsanstalten gehört, erfahren wir nicht. Um die Unentgeltlichkeit ist es nämlich so bestellt: Sie wird, was meistens übersehen wird, nur denjenigen Schülern und Schülerinnen gewährt, „die kraft ihrer Fähigkeiten zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden". Aber dieser programmatische Punkt scheint zu den auf der Karte gestrichenen zu gehören, vielleicht deshalb, weil er, in die Praxis übersetzt, tatsächlich einen Damm gegen die Proletarisierung des Nachwuchses der gebildeten Stände darstellen würde. Kein Beamter mit 4 oder 5 Kindern im schulpflichtigen Alter vermag, wenn er nicht über Privatvermögen verfügt, 2000—2500 M. jährlich für Schulgeld zu erschwingen. Aber er soll sich beim Herrn Kultusminister noch obendrein für dies „Geschenk" bedanken! Die Bildungsfeindlichkeit der Sozialdemokratie geht folgerichtig zu Werke; sie beschneidet nicht nur der alten Mittelschicht die Bildungsmöglichkeit ihrer Nachkommenschaft, sie verkürzt auch den Hochschulen die Bildungsmittel, und so entpuppt sich dieser Abschnitt der Revolution als ein Rückfall in Kulturbarbarei. Der Handarbeiter vermag jede Lohnerhöhung durchzusetzen, die Pflege der geistigen Güter verelendet, gerade sie, deren Aufbau die Wiedergesundung eines wirtschaftlich zerschmetterten Volkes im Sinne Fichtes gewährleisten würde. Fichtes! Die Nennung dieses Namens in Versammlungen der Genossen genügt heute, und wer ihn auszusprechen wagt, wird alsbald belehrt, welche vorzügliche geistige Waffe ein Stuhlbein ist. Herr Haenisch ging neulich im Wannsee bei Berlin, wie glaubhaft bezeugt wurde, über Bord, augenscheinlich, weil er sich an kräftigen, auf Flasche gezogenen Partei-Idealen übernommen hatte. Sollte das ein Vorzeichen für das Ende seiner Ministerherrlichkeit gewesen sein? Es ist zu wünschen. Bei Fortsetzung seiner Schulreformerei müßte die höhere Schule in Preußen veröden.

Die Welt der Frau.

Pflegeämter für sittlich gefährdete Frauen und Mädchen sind eingerichtet von der Stadtverwaltung in Altona, Halle und Plauen, vom Staat in Dresden. Im Entstehen begriffen sind solche Ämter als städtische Einrichtungen in Berlin gemeinsam mit Charlottenburg und in Breslau, als staatliche Einrichtung in Bremen und Hamburg. Eine dem Pflegeamt ähnliche städtische Einrichtung besteht in Barmen, Chemnitz, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Mainz, Nürnberg, Stettin und Stuttgart. Auch in Augsburg, Karlsruhe, Kiel, Lübeck und Neukölln ist eine derartige städtische Fürsorge vorhanden, doch beschränkt sie sich in diesen Städten nur auf die sittlich gefährdeten minderjährigen Mädchen. Die Fürsorge wird von gemeinnützigen Vereinen ausgeübt in Crefeld, Danzig, Dortmund, Essen, Köln, Königsberg, Magdeburg und Saarbrücken. Die Vereine erhalten in der Mehrzahl namhafte Unterstützungen von den Städten. Das Pflegeamt ist in Altona, Dresden und Halle der Polizeiverwaltung angegliedert, in Plauen dem Wohlfahrtsamte. In Bremen soll es dem Wahlfahrtsamte und in Hamburg der Polizeidirektion angegliedert werden. Über die Aufgaben und die Organisation berichtet z. B. Düsseldorf folgendes: Seit dem Jahre 1915 besteht bei der Polizeiverwaltung zu Düsseldorf eine Fürsorgestelle, zu deren Aufgaben es im wesentlichen gehört, sittlich gefährdete Frauen und Mädchen nach Möglichkeit von dem Wege der Prostitution zurückzuhalten und diejenigen, die sich bereits auf diesem Wege befinden, wieder dem bürgerlichen Leben zuzuführen. Es geschieht dieses durch Unterbringung in Heimen, durch Zuweisung von Arbeit und durch Aussöhnung mit dem Elternhaus. Es gehört weiter zu den Aufgaben der Polizeifürsorgerinnen Düsseldorfs, Frauen, die unter Kontrolle gestanden haben und sich wieder einem geregelten Broterwerb zuwenden wollen, die Wege dazu nach Möglichkeit zu ebnen. Durch Verfügung des Herrn Polizeidezernenten wird neuerdings kein Mädchen mehr unter Kontrolle gestellt ohne vorherige Anhörung der Fürsorgestelle bei der Polizeiverwaltung, welche sich nur in ganz seltenen Fällen für eine Unterkontrollstellung ausspricht, im übrigen jedoch durch soziale Maßnahmen diese Frauen und Mädchen unterstützt. Auf diese Art und Weise hofft die Fürsorgestelle mit dem Abbau der Reglementierung zu beginnen. Die Fürsorgerinnen bei der Polizeiverwaltung sind nicht Organ der Strafverfolgung, sondern Organ der Fürsorge. Daher wurde der in manchen Städten ausgeführte Gedanke, die bei der Sittenpolizei eingelieferten Frauen und Mädchen durch die Fürsorgerin vernehmen zu lassen, als nicht in das Bereich der Fürsorge fallend, abgelehnt. Durch Abgabe der Akten, aus denen womöglich das Eingeständnis einer strafbaren Handlung hervorgeht, an die Sittenpolizei nach vorgenommener Vernehmung durch die Fürsorgerinnen würde das Vertrauen der Schützlinge zu den Fürsorgerinnen beeinträchtigt werden. Die Fürsorge erstreckt sich auch auf kriminelle Jugendliche, Männer, Mädchen und Frauen, die obdachlos und mittellos und infolgedessen der Gefahr ausgesetzt sind, dem Verbrechen in die Arme getrieben zu werden. Sodann kommen für die Fürsorgestelle bei der Polizeiverwaltung alle die Fälle in Betracht, denen eine sittliche Gefährdung zugrunde liegt und die zum Teil aus dem Kreise der Bürgerschaft, zum Teil aus den verschiedenen Dienststellen der Polizeiverwaltung der Fürsorgestelle gemeldet werden. Die Fürsorgestelle bedient sich der Mitarbeit aller am Ort tätigen Fürsorgeorganisationen, die größtenteils auf konfessioneller Grundlage aufgebaut sind, und zwar bei den Fällen katholischer Konfession des katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder und des Katholischen Männer-Fürsorge-Vereins, bei Fällen evangelischer Konfession des evangelischen Jugendpfarramts. Die Fälle, in denen eine religiöse Beeinflussung nicht gewünscht wird, fallen der Bearbeitung des Vereins für Jugendfürsorge resp. der Fürsorgestelle bei der Polizeiverwaltung anheim. Die Leiterin der Fürsorgestelle ist vom Verein für Jugendfürsorge angestellt, der ein Teil zum Gehalt mit Hilfe der Regierung beisteuert; den größten Teil des Gehaltes trägt die Stadt. Am 1. April 1920 ist auch die Leiterin der Fürsorgestelle vollständig von der Stadt übernommen worden, so daß die ganze Einrichtung eine rein städtische ist. Auf der Fürsorgestelle bei der Polizeiverwaltung ist sodann noch eine zweite Fürsorgerin — ebenfalls mit sozialer Frauenschulbildung — und eine Sekretärin tätig. Diese beiden letztgenannten Personen sind Angestellte der Stadt Düsseldorf. Im übrigen erfreut sich die Fürsorgestelle der regelmäßigen Mitarbeit von ehrenamtlich arbeitenden Frauen. Den größten Raum in dem Arbeitsgebiet der Fürsorgestelle nimmt die organisatorische Arbeit in Anspruch. So werden die polizeilichen Unterbringungsräume durch die Polizeifürsorgerinnen in verschiedenen Zeiträumen besichtigt und, falls nötig, an zuständiger Stelle Vorschläge gemacht, die darauf hinzielen, das Los der dort eingelieferten Schutzbefohlenen nach Möglichkeit zu erleichtern. Ebenso sind von der Polizeifürsorgestelle aus auf der Polizeistation der städtischen Krankenanstalten Kurse eingerichtet, in denen Lehrerinnen zweimal wöchentlich die dort untergebrachten Frauen in Lebenskunde und Handfertigkeit unterrichten. Da diese Station dauernd überfüllt war, ist auf Anregung der Fürsorgestelle eine Ambulanz eingerichtet, in der die Frauen, die eine feste Wohnung haben und zuverlässig zu sein scheinen, zur Behandlung gelangen.

Digitized by Google

Was die Mode bringt.

Neben den leichten, duftigen Stoffen sind es vor allem die kurzen Ärmel und die mehr oder minder tiefen Ausschnitte, die an den heißen Tagen als besonders angenehm empfunden werden. Außerdem haben diese Kleider den Vorteil, daß sie später als kleine Gesellschafts- oder Abendkleider getragen werden können, da man bei der jetzigen Stoffteuerung ziemlich tolerant geworden ist. Die Vorliebe für zweierlei Material zu einem Kleide ist besonders ausgeprägt. Dieses Zweierlei sichert ihm die lebhafte Wirkung, die ein Merkmal der jetzigen Mode ist. Unsere Gruppe zeigt drei Kleider, die sowohl für den Sommer wie für kleine Veranstaltungen geeignet sind und die sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte leicht nacharbeiten lassen.

Das Kleid aus Waschstoff hat sich seinen uralten Platz in der Sommergarderobe wiedererobert. Schade nur, daß es für die ältere Frau nicht genügend Auswahl und Musterungen gibt, die sie an dieser Mode teilnehmen lassen können. Selbständige Frauen tun es. Sie tragen das Kleid aus grobfädigem Dunkelblau, eingefärbtem russischen Leinen oder aus Rohnessel. Ungefärbt, in Naturfarbe, sind Kleider und Röcke aus diesen Stoffen trotz aller Seifennot eine billige Tracht — ihrer Unverwüstlichkeit wegen. Die Kittelkleider aus Rohnessel verziert man nur wenig mit Umhäkelung aus waschechtem Garn. Der Rohnessel soll vor dem Verarbeiten gewaschen werden, weil er einläuft. Es soll noch einmal betont werden, daß diese Kleider nur schön in ihrer Einfachheit sind. Sie sind im Dirndl-Schnitt, nur mit schwarzem Hexenstich verziert, besonders kleidsam. Nur schlanke Figuren sollten sie tragen. Das Meter wurde schon für neun Mark angeboten. Man muß vergessen, daß dieser Nessel in „alten" Zeiten nur dreißig Pfennig das Meter kostete. Es ist überhaupt praktischer mit gegebenen Dingen rechnen lernen, als sich in nutzlosen Klagen über vergangene bequemere Zeiten zu verlieren. Das gilt auch in bezug auf die Kleidung.

Außer Nessel und russischem Leinen verarbeitet man auch grobe, fast wie Sackleinen wirkende Stoffe zu einfachen Kleidern. Sie werden mit bunter Stickerei besetzt, als Gürtel dient eine bunte Schnur. Die meisten jungen Mädchen und Frauen gehen „hutlos" durch diesen Sommer. Die Frisur ist, wenn genügend Haar vorhanden, so einfach wie möglich. Hängezöpfe, ein Flechtenkranz, Schnecken — sie kleiden die Jugend vortrefflich. Auch die Pagenfrisur sieht man oft, besonders im Kreise der Studentinnen. Sie ist kleidsamer als der Tituskopf der Frauenrechtlerin von einst. Korsettlos — in Sandalen — sicher mit Schuhen ohne hohe Absätze — im Kittelkleid, das meist selbstgefertigt ist, schreitet die neue deutsche Mädchenschaft mutig und frohgemut dem Leben und seinen Kämpfen entgegen. Daneben können auch unsere einfachen und der Zeit angepaßten Moden bestehen. Die Hauptsache ist, daß jeder seinen eigenen Stil entdeckt.

Abb. 76. Karierter rostfarbener Taft und ebensolcher Schleierstoff dienten zur Herstellung des hochmodernen Kleides, dessen runden Ausschnitt ein weißes Tüllplissee umrahmte. Das ziemlich glatte Leibchen hat Rückenschluß und unten offene Halbärmel. Den Taillenschluß betont ein weiter Ledergürtel. Der schlanke Rock aus kariertem Taft wird zum großen Teile von dem langen Überkleide verdeckt, das in dichte Plisseefalten gepreßt ist und die schlanke Linie wahrt. Zu diesem sehr aparten und für schlanke Figuren geeigneten Kleide ist der Schnitt in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu M. 4.— vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,85 Meter.

Abb. 77. Ein schlichtes Schlupfkleid für junge Damen. Weißer Schleierstoff mit einer rosa Tupfenkante und rosa Handbogen ergab hierzu das Material, während der Gürtel aus bischofslila Samtband bestand. Das ziemlich glatte Leibchen hat vorn einen ziemlich tiefen verschnürten Schlitz und kurze angeschnittene Ärmel. Den vorn spitzen Ausschnitt umrahmt die gestickte Kante. Der durch Quetschfalten geleitete Bandgürtel hält in Taillenschluß das Leibchen zusammen; das kurze Schößchen ist ausgebogt. Dem Leibchen ist der flotte, kurze Rock untergesetzt, der, oben leicht eingereiht, unten durch die Stickereikante verziert wird. Der zur Anfertigung dieses auch in etwas derberen Stoffen recht hübschen Kleides erforderliche Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 Zentimeter halber Oberweite zu M. 3.50 erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,90 Meter.

Abb. 78. Zu diesem Anzuge war für die Bluse lila Seide und für den Rock etwas heller getönter lila Schleierstoff verwendet. Die vorn und im Rücken spitz ausgeschnittene Seidenbluse hat angeschnittene Glockenärmel, deren tiefen Schlitz eine Verschnürung von schmalstem Samtband zusammenhält. Die gleiche Verschnürung wiederholt sich vorn, wo sie die Vorderteile verbindet. Der eingesetzte Latz aus Schleierstoff läßt den Hals in viereckigem Ausschnitt frei; im Rücken steigt er hoch hinauf. Der reichlich weite Rock aus Schleierstoff (seine untere Weite beträgt 3 Meter) vertritt die neueste Rockmode. Er ist oben eingereiht und fällt in weichen Reihfalten herab. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu M. 3.— und der der Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu M. 2.50 vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,20 Meter für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,80 Meter.

Abb. 76. Kleid aus rostfarbenem Taft.

Abb. 77. Schlupfkleid aus weißem Schleierstoff

Abb. 78. Bluse aus lila Seide mit dunklerem Rock.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 76 bis 78 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstr. 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, während für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie zu messen ist, anzugeben ist.

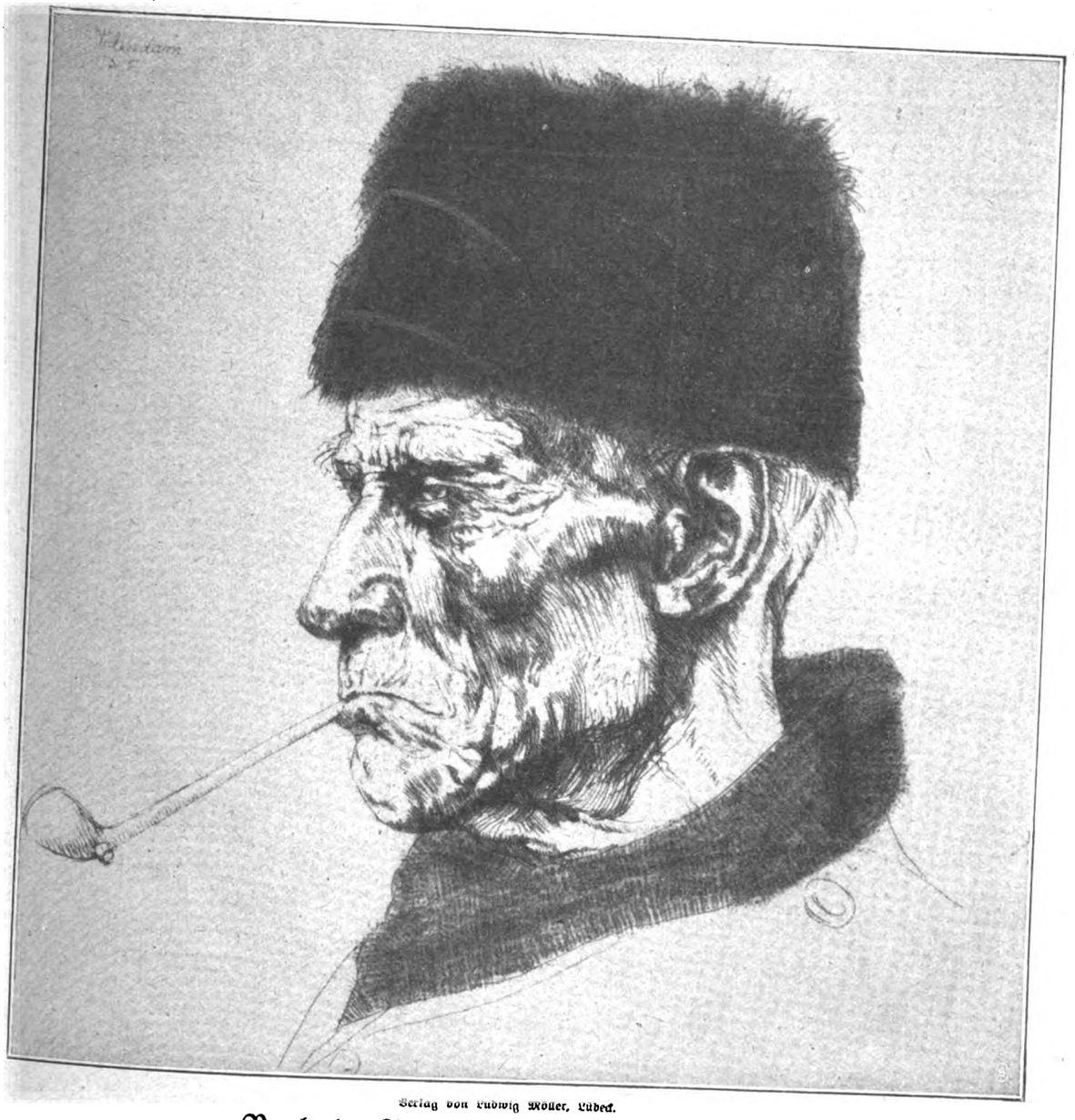
Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 29

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.

Rauchender Alter. Radierung von A. Forster.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (2. Fortsetzung.) . . . . . Seite 473
Erste Liebe. Radierung von J. Wiener. . . . . „ 473
Ständchen. Gedicht von Kurt Siemers. Mit einer Abbildung nach dem Gemälde von Karl Spitzweg. . . . . „ 475
Die Stimme des Wächters. Von Rudolf Schäfer. (Aus „Bildermappen fürs deutsche Haus".) . . . . . „ 477
Posen unter dem weißen Adler. Mit Abbildungen nach Radierungen von P. E. Gabel . . . . . „ 479
Drei römische Briefe. Von Curt Bauer. III. Reisen in Italien. . . . . „ 481
Lief das Lachen jubelnd übers Land. Gedicht von Alice Weiß von Ruckteschell. Seite 482
Wolfram von Eschenbach. Zu des Dichters 700. Todestage. Von Dr. E. K Fischer. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 483
Die Lerche. Von Friedrich Hussong. . . . . „ 485
Der Bulle von Swetnoi-Pustosch. Eine Steppengeschichte von Georg Holland. „ 486
Streifschichter. . . . . „ 486
Die Welt der Frau: Clara Viebig. Zum 17. Juli 1920. Von Dr. phil. Ella Spiero. (Mit Porträt.) . . . . . „ 487
Moderne Kleiderfickereien. Von Helene Keppler. Mit Abbildungen . . . . „ 488

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,

bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Suche für m. Nichte, 20 Jahre, evangel., in Pension oder Privathaushalt

Stellung

zur Erlernung der Küche. Familienanschluß erwünscht. Angebote unter **M. 4412** an die Anzeigen-Vermittlg. v. **S. D. Küster Nachf., Bielefeld.**

Suche für meine evangelische 30jähr., gesunde, lebensfrohe u. jugendfrische, musikalische (Klavier, Gesang, Gitarre) led. Tochter herzl. **Aufnahme** in guter Familie mit reg. Geselligkeit zwecks Betätigung in Haus, Küche, Landwirtschaft, gemeinschaftl. mit der Hausfrau und bei gleichberechtigter Teilnahme am Familien- und gesellschaftl. Leben. Meine Tochter hat sich während des Krieges ununterbrochen als Turn- u. Handarbeitslehrerin an öffentl. Mittelschule betätigt und meinen Haushalt wiederholt und für längere Zeit mit Dienstboten selbständig geführt. Ich möchte ihr Gelegenheit geben nachzuholen, was ihr infolge Krankheit und Tod der Mutter, Vorbereitung zu den Staatsexaminas und dann durch die Kriegsverhältnisse — ich selbst u. beide Söhne (der ältere ist Arzt, der jüngere gefallen) standen als Offiziere im Felde — bisher vorenthalten wurde.

Angeb. mit näheren Angaben über Beruf des Hausherrn, Familienverhältnisse, Pensionspreis u. etwaige Auskunftspersonen erbeten u. **„E. F. 627"** an **Invalidenbank Wiesbaden.**

Stellenangebote

Selbständige Köchin

sucht sofort

Frau v. Killisch-Horn, Reuthen, Lausitz.

Fräulein, nicht unter 30 Jahren, als

Stütze

für **sofort gesucht.** Kenntnisse im Kochen u. Haushalt und Liebe zu Kindern Bedingung. Scheuer- u. Waschfrau vorhanden. Schriftliche Angebote mit Gehaltsansprüchen erbeten an **Frau Direktor Lottmann, Arnstadt,** Roonstraße 5.

Suche eine einfach. **Stütze,** die am Büfett u. im Haushalt tätig sein muß. Schneidern erwünscht.

Finsterwalde, Ratskeller, Gottfried Reißig.

Ältere, perfekte

Herrschafts-Köchin

bei hohem Lohn, guter Behandlung und Verpflegung per 1. August cr. gesucht. Offerte mit Zeugnisabschriften an **Frau Direktor Rudolf Vogt, Perleberg, Bez. Potsdam.** *

Einf. Stütze, erfahren in Küche, Einmachen, Näherei, für Hofgut Wiesbaden gesucht. Gehaltsansprüche und Referenzen an

v. Goetz, Wiesbaden, Adolfsallee 32

Gesucht zum 1. August od. später

einf. Hausmädchen erfahren in Wäschebehandl., f. ländl. Haushalt. Lohnanspr., Zeugn. erbittet **Frau von Reinersdorff, Labes, Landgestüt.**

Ich suche zum Herbst d. J. ein

einf. erfahr. Fräulein

z. Pflege meiner 4 Kinder u. zu m. Unterstützung i. Haushalt, ferner 1 **einf. Fräulein** f. alle hausarbeit bei gutem Lohn und Verpflegung. Evangelische ostdeutsche Familie. Angeb. erbeten **Frau Geheimrat Lang, Köln,** Sechzigstraße 46.

Ordentliches Mädchen

sofort für besseren Privathaushalt bei gutem Lohn gesucht. *

Emil Bergmann, Mittenwalde b. Berlin, Yorkstr. 23.

Zum 1. Okt. ein fl. sauberes evgl.

Dienstmädchen

aufs Land, i. Oldenburgischen, i. kl. herrschaftl. Haushalt, b. g. Verpflegung, g. Lohn gesucht. Bewerbg. m. Zeugnisabschr., Bild, Gehaltsanspr. z. richten an *

Frau Kirchberg, z. Zt. Velen, Westf., Heidehaus.

Suche zu mögl. bald. Antritt ein

2. Hausmädchen

für Gutshaushalt bei hohem Lohn. Anerbietungen zu richten an **Frau E. Ehlers,** Schiepzig bei Salzmünde (Bez. Halle a. Saale).

Saubere, fleißige **Köchin** oder einfache **Stütze** zu sofortigem Eintritt gesucht. 2 Hausmädchen vorhanden. Offerten mit Bild erbeten **Frau Dr. Ludwig Roth, Wetzlar** a. d. Lahn, Brühlsbachstr. 6

Sauberes, gewandtes

Stubenmädchen

für sofort gesucht. Kräftiges

Küchenmädchen

desgleichen. *

Frau Ilse Hille, Rittergut Königshain, O.-L.

Suche z. bald Eintritt eine tüchtige **Stütze** aus besserer Familie, nicht unter 28 Jahren, d. i. ganzen Haushalt erfahren ist, kochen, einmach., nähen, bügeln kann u. gern überall hilft. Vertrauensstell. u. Familienanschluß. Zeugnisabschr. u. Gehaltsansprüche an Frau **Otto Schleicher, Düren Rhld., Bonner Str. 43.**

Kindergärtnerin

I. Klasse,

Lyzeumsbildung, zu drei Knaben, 11, 9 und 5 Jahre, sofort bei hohem Gehalt gesucht. **Frau Braunsberg, Hannover,** Bleichenstraße 3.

Kauf u. Tausch-Verkehr

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-Ställe, tragb., Futtermaschinen, Brutöfen u. s. w. Preisliste frei. Geflügelhof in Mergentheim 451.

Ia. **Tuch-Hausschuhe,** mit steifer Kappe, Ledersohle u. nied. Absatz Nr. 24—35 P. 16 M., m. Spg. 23 M, „ 36—41 „ 18 „ „ 25 „ „ 42—46 „ 22 „ Bei Bestell. v. 4 Paar freie Zusendung. *

Otto Denzer jun., Versandhaus, Lauffen a. Neckar.

Vermischtes

Adoption. Altadliger Name ist auf eine pekuniär sehr gut situierte Persönlichkeit durch Adoption zu übertragen. (Kein Heim). Offerten unter **G. 7292** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Kinderloses Ehepaar ist Gelegenheit geboten, ½ jähr., ganz entzückendes Mädel diskreter Herkunft zu adoptieren bezw. an Kindes Statt anzunehmen. Event. Erziehungsbeihilfe. Zuschr. erb. u. **G. 7310 A. Scherl G.m.b.H., Berl. SW 68.**

2 Freundinnen, 25 u. 26 J. alt, gr., dunkelbld., angen. Erscheinen., lebenslustig u. wirtschaftl. erzogen, suchen zw. Heirat die Bekanntschaft gebildeter Herren. Ang. u. **F. 7309 a. Ang. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Wünsche m. Schwest. (ev., 46 J., aber bedeut. jüng. erscheinend, sehr wirtschaftl., kinderl., m. Beamtinnenpension u. einig. Vermög., a. Wirtschaft) mit Herrn gut bürgerlicher Kreise — Wi wer mit Kindern nicht ausgeschlossen — zu verheiraten. Nachricht mit näh. Ang. erb. u. **J. L. 4015** an **Rudolf Mosse, Berlin SW 19.**

Auslandsdeutsch., 30, größ. Verm., gr., stattl. Ersch., vorn. ideal. Denkungsart, sucht **Lebensgef.** tadell. Rufes, am liebst. Einheirat in Gut, wo er Betätig. fände. Off. u. **K. 7295** an **Ang. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Rittergutsbesitzer,

Ende 30er, sucht verm. Dame, über ½ Million, nicht unter 30 J., zwecks Heirat. Meldg. schriftl. mit Photo an **Seehaus, Dahme** (Mark). Diskretion Ehrensache.

Suche für meinen Freund, **strebs., angesehener Landwirt,** Bes. eines schuldenfr. Gutes i. westf. Industriebezirk, ev., 40 J. alt, gr. stattliche Erscheinung, von tadellos. Ruf und Charakter, eine passende **Lebensgefährtin,** am liebsten, wo Einheirat in ein Gut ländl. Gegend möglich. Strengste Diskretion zugesichert und erbeten. Briefe, möglichst mit Bild, welches zurückgesandt wird, unter **S. 7287** an **August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68.**

Witwer, 50 Jahre, ev., ohne Anhang, groß. Vermög., möchte **einheiraten** in bess. Geschäft od. Landwirtschaft. Anonym zwecklos. Offerten **Ba. 42 Nebenst. d. Berliner Lokal-Anz., Berlin, Königstr. 55.**

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.

Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1

gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499

größtes und ältestes

Institut für Ehe-Vermittlung.

„Welt-Detektiv"

Auskunftei Preiss Berlin 23

Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Leben heißt, mit gefalt. Händ durch ein Land voll Wunder gehen, u. Lieb, ein Mensch. erleb. bis in die letzt. Tief. sein. Seins. Ich ersehne zur Ehe ein. treuen, „gut. Kamerad", v. 18-35 J., ein rein., anmut. Mädch. aus best. Fam., sonnig u. feinfühl., wirtschaftl. von zierl. Gestalt u. wärmst. Gemüt, das äußer. körp. Fehler nicht abhält v. inn. Lebensgem. Ich bin Akad., Dr., in Staatsst., Mitte 20, o. Schefftr., heitr. ideal. Wes., etw. verm. u. wünsche eine neue „Welt" z. bauen, ein „Haus in d. Sonne". Br. m. Bild erb. u. **M. 7279 Ang. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Heiratsuchende

auch nach Schweiz, verlangen „Glückliches Heim" mit guten Partien, auch **Einheirat.** Probenummer Mark 1.50. **Heimverlag, Uhldingen-Bodensee.**

Globin

beste Schu...

gibt mühelos schönsten dauerhaften Hochglanz färbt nicht ab u. erhält das Leder. Überall zu haben.

Allein. Fabrik: Fritz Schmidt jun. A.-G. ...

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 66.**

Im Kampfe gegen das Vorurteil allein lösen sorgende Eltern und heiratsfähige Töchter die große Schicksalsfrage:

„Wie findet man den richtigen Lebensgefährten?"

Dazu bieten sich ihnen berufene Helfer, die auf ethischer Grundlage neue, reiche Möglichkeit haben, heiratsuchende Damen und Herren der gebildeten Kreise in taktvollster, allen guten Formen Rechnung tragender Art schnell zum Ziel zu führen, nämlich

Die Fackelträger

Gesellschaft zur Förderung der Eheschließungen.

Kostenlose, ausführliche Mitteilungen in verschlossenem Brief ohne Aufdruck durch den **Rheingold-Verlag Abt. 73, Crefeld.** — Verschwiegenheit strengstens verbürgt. — Briefrückporto erwünscht.

Digitized by Google

Nr. 29 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

2. Fortsetzung.

Als Dr. Reimer Bojunga nach doppelstündigem Verweilen in seiner Feldmark zu guter Letzt noch die Hofweide mit dem Jungvieh in Augenschein nahm, freute er sich über die beiden Goldfüchse. Eine Lust, sie den Städtern vorzuführen!

Sein Blick glitt seitab und überflog noch den nahen Hof und das Wohnhaus, dessen Giebelspitze in den blauen Äther tauchte. Das Vollgefühl des Glückes am Besitz des Erbes der Väter glaubte Dr. Reimer Bojunga seit langem nicht mehr so warm und voll Dankes empfunden zu haben wie eben jetzt.

Vor der Graftbrücke machte der Herr des Hofes noch einmal halt, weil der Dienstwagen des Kreistierarztes von der Heerstraße auf den Privatweg eingelenkt war. In scharfem Trab kam das Pferd heran.

Der Freund schwenkte einen Brief in der Rechten, während sein Mund unter dem weißblonden Schnurrbart von einem Ohr zum andern lachte. „Alter Schwerenöter,“ rief er, „gratuliere! Man ja keine Bange! Durchaus keine Absage! Sie kommen! Aber Kapitän Osterloh nimmt bei dem warmen Sommerwetter gern die Gelegenheit beim Schopf und fährt als echte Wasserratte mit dem Motorboot die Weser 'rauf.“

Dr. Reimer Bojunga nahm das rosa Schreiben, das starken Wohlgeruch ausströmte, mit spitzen Fingern in Empfang. Gleichzeitig rümpfte er die Nase.

„Ja, das stinkt!“ bestätigte Dr. Edo Koch. Sein rotes, rundes Gesicht strahlte dabei vor Vergnügen. „An solche Düfte wird sich deine ehrliche Junggesellen- und Bauernnase freilich noch sehr gewöhnen müssen! Mist stinkt anders! Aber so lieben's nun mal die Weiber! Du und ich, wir zwei sind immer noch unbeweibt geblieben. Ich für meine Person habe immer noch nicht die richtige Witterung gehabt, den richtigen Anschluß gefunden. Doch ehrlich gesprochen: Du alter Schwerenöter sollst freilich nach dem neuesten Urteil der Nordenhamerinnen von uns jetzt der bei weitem Schlimmere sein! Aber was wollen denn die Klatschbasen! Ihr hattet die Papierlampen doch schlauerweise vorher ausgeblasen! Nachteulen können im Stickedustern auch nicht recht gucken. Na, keine unbescheidene Frage! Wir kennen uns doch! Ist's denn wirklich nur so ein Honignippen und nichts mehr gewesen? Bei der unnahbaren Etta Osterloh mehr freilich kaum anzunehmen! Sonst gegen jede Mannsperson beinahe grob abweisend! Bloß bei dir — hm, Reimer —“

Erste Liebe. Radierung von J. Wiener.

Im Gesicht Dr. Reimer Bojungas zuckte es. „Zieh, bitte, die Frage zurück! Verstehst du mich?“

„Na, aber, mein lieber Alter, natürlich! Aber doch natürlich — ganz selbstverständlich!“

„So, dann ist's gut!“

Die Freunde reichten einander die Hände. Reimer dabei blutübergossen. Er senkte den Blick, den er jedoch schnell, beinahe herausfordernd, wieder hob.

„Wir sind Männer, keine Weiber“, begütigte nochmals Dr. Edo Koch. „Kein Mißverständnis, bitte! Du wirst mich alten Freund doch deswegen nicht von deiner Hochzeit ausschließen? In meinem Haus, vergiß das nicht, hast du Fräulein Osterloh zum erstenmal gesprochen. Heute will ich dir gern verraten: nicht zufällig! Deine

Digitized by Google

Auserwählte hatte mich selbst darum gebeten. Ihr krankes Windspiel war dabei bloß Finte! Hahahaha!"

„Mich überrascht deine Mitteilung nicht. Ich hatte es mir ganz so gedacht, Edo!"

„Und ihr nicht übelgenommen! Vergiß das nicht hinzusetzen!"

„Ja, du hast recht! Und — ihr — hernach — nicht übelgenommen!" Die Worte der Erwiderung kamen schleppend — gequält.

„So, nun muß ich weiter! Beim Esenshamer Lübben steht der wertvolle Hengst krank. Gern hätt' ich dich mit hinübergenommen!"

„Kann ja geschehen! Liegt nichts im Weg! Gestern schon bin ich dort gewesen. Interessant! Nach meiner Ansicht nicht lebensgefährlich! Ein kleiner gewaltsamer Eingriff! Ich wollt' ihn schon machen."

„Jetzt, Reimer? . . . Heute? . . . Nein, gerade heute darf Fräulein Osterloh nicht auf dich warten!"

„Da schlage denn doch 'n Donnerwetter drein! Ich will — und das, mein Junge, gilt in Zukunft auch für meine Frau — mich nicht von irgendwelchen Pflichten abhalten lassen! Hier — da, meine Hand! Immer, jeden Augenblick kannst du mich auch künftig für eine Mitfahrt haben."

„Na, na! Du kennst das nicht! Wart's ab! Sei erst verheiratet!"

„Nimmst du mich mit oder nicht?"

„Ja — soviel an mir liegt —"

„Na, dann vorwärts!" Der Fahrgast stieg auf.

„Halt — halt, Meins! Brief! Frau Tiarks geben! Lesen! Landauer braucht nicht nach der Stadt —".

Jäh sauste das Pferd mit den beiden Insassen des Wagens davon.

Dr. Koch, dem es leid war, seine Begrüßung, die scherzhaft hatte sein sollen, ungelenk vorgebracht zu haben, war ärgerlich auf sich. Der sonst stets muntere Gesell verhielt sich schweigsam, dies um so mehr, als sein Begleiter sich auch nicht rührte und noch verstimmt zu sein schien.

„Trägst du mir meine taktlosen Worte nach?" fragte der Lenker des Gefährts auf halber Strecke.

„Du sagtest nur, was die Leute denken", entgegnete Reimer. „Lassen wir's! Reden wir von etwas anderm!"

Kurz vor dem Hof des Gestütsbesitzers von neuem die abbittende Stimme: „Und du wirst mir auch künftig deine Assistenz nicht vorenthalten?"

„Das hab' ich dir, meine ich, schon deutlich genug zum Ausdruck gebracht."

„Wär' auch ein Jammer um die Wissenschaft! Und ein Jammer bleibt's, daß du damals unter unserm Geheimrat das Studium nicht wieder aufgenommen hast. Heute wärst du schon ordentlicher Professor und —"

„Ja, ja, kann wohl sein! Aber das Unglück bei der Luhnenplate, das mir zwei teure Menschen nahm, machte mich jahrelang elend. Der Hof war meine Rettung. Mein Bauernblut! Hier bin ich seelisch doch wieder gesundet. In den ersten Jahren gab ich mich ganz dem Ackerbau hin und kultivierte die Wiesen. Unter Vaters Leitung war viel verfahren. Meins hat mich inzwischen abgelöst. Seitdem füllen die Versuche im Garten meine Zeit aus. Ich schaffe an wissenschaftlichen Werken. Und du, mein treuester Bundesbruder" — Dr. Reimer Bojunga schlug den ehemaligen Studiengenossen derb auf die Schulter — „du bist nicht eifersüchtig wie die Weiber! Freust dich, wenn die Leute mich für ihren zweiten Tierarzt erklären."

„Sag' ruhig: für den ersten", meinte Dr. Koch in ehrlicher Bewunderung. „Denn sieh, auch heute bei diesem seltenen, mir ganz unbekannten Fall —"

„Ein Fall, bei dem ich damals rein zufällig dem Geheimrat behilflich sein durfte."

„Sei nicht zu bescheiden! Dein Wissen auf tierärztlichem Gebiet ist einfach fabelhaft!"

„Na, na!"

Auf dem Hof angelangt, nahm Dr. Reimer Bojunga den „seltenen Fall" sofort unter das Messer.

Nachdem die Hauptsache erledigt und die weitere Behandlung dem Freund überlassen war, bestieg Reimer den Wagen und fuhr in schärfster Gangart allein nach seinem Hof zurück.

Der Herr des Hauses freute sich. Tante Sebke empfing ihn in der Stube bereits im schönsten Wichs. Frau Sebke Tiarks hatte sich eine weiße Spitze an Stelle der schwarzen aufs Haupt gedrückt, ihre längsten Ohrbaumel, weil Gegensätze den Blick des Beschauers schärfer auf sich lenken, in die Öhrchen gesteckt und ihr Schwarzseidenes, ein Weihnachtsgeschenk des Herrn, angelegt.

Die Zeit drängte, drängte sogar sehr.

Reimer fuhr mit den Armen in den Gehrock, der noch von gestern her am Haken neben dem Ofen gehangen hatte.

„Und so, in diesen Dreckschuhen willst du auf Freite gehen? Na, ich danke!" spottete des Hauses Stütze, halb schadenfroh, halb gekränkt in ihrer Ordnungsliebe. Sie befahl der Magd, die Spuren der Lehmsohlen von den Dielen zu kehren.

Mit Hilfe Johanns, des ewig gefälligen Mädchens für alles in Haus, Stall und Garten, gelang es dem Herrn doch noch, „patent" zu werden.

Nun selber aus seiner Gelassenheit aufgescheucht, trat er hinaus ins Freie, scheinbar nur, um zwischen seinen Beeten gleich wieder auf Abwege zu geraten. Er blieb vor den Versuchsfeldern der Erbsen stehen und verglich die einzelnen Stücke miteinander — bald so, bald so — auf die Schnelligkeit ihres Wuchses. Plötzlich fielen ihm seine Sünden, die vergessenen Mais- und Hirsetöpfe, ein. Er eilte zurück, blieb auf halbem Wege wie im Entsetzen über sich selber stehen und stürzte glücklich in der alten Richtung über Brücke, Wiese und Schienenstrang hinweg dem Deich entgegen.

Als er die hohe Dossierung erklommen hatte, flimmerte das Wasser unter ihm wie eitel Silber.

„Es ist ganz gut so! Mir bleibt nicht Zeit zur Sammlung meiner Gedanken", gestand sich Dr. Reimer Bojunga. „Dort naht schon das Boot!"

Er ging ans Ufer hinab.

Der Kapitän saß. Ettas hohe, schlanke Gestalt stand im Vorderteil des Schiffes. Das weiße Taschentuch flatterte im Wind zum Gruß.

Da zog Reimer den Panama und winkte kräftigst wieder.

„Sie kommt, wahrhaftig, wie eine Wassernixe zu mir herauf", sagte sich der harrende Mann am Ufer. „An sich fehlen mir poetische Vergleiche, weil ich zu nüchtern bin. Aber im Traum, hab' ich gemerkt, mangelt auch dem Gelehrten jede Selbsterziehung. Was für dummes Zeug war das! Ja, man hat nicht für nichts und wieder nichts Frau Sebke Tiarks auf dem breiten Märchenschoß gesessen."

Während Reimer es dachte, mußte er lachen. Und mit dem gleichen befreienden Lachen in der Stimme begrüßte er die Gäste, da zuerst das Fräulein beschwingt ans Ufer sprang, sich schnell wieder wandte und dem Vater beim Aussteigen half.

Auch Reimer war hinzugesprungen. Er hatte dem alten Herrn, der keuchend zwischen Etta und ihm schwankte, hilfreich unter den Arm gegriffen.

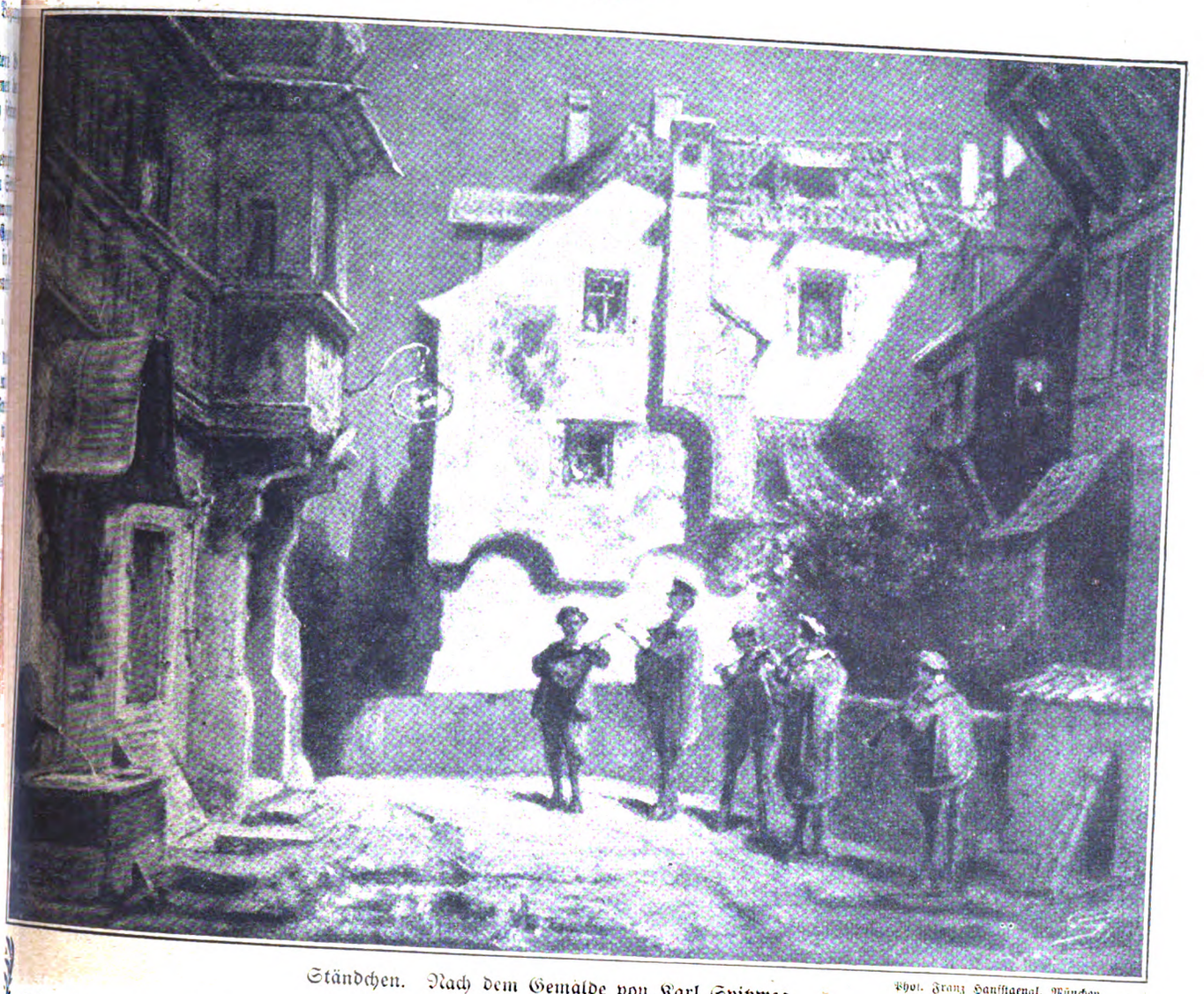
„Kinder, Kinder, ist das 'ne Bullenhitze auf dem Wasser", grollte die rauhe, tiefe Stimme.

„Seien Sie nur erst bei mir im Haus, Herr Kapitän! Der Empfangsportwein steht schon bereit. Werden schnell aufleben!"

„Seebär, brumm' doch nicht immer! So, Papa, nun wirst du wohl wieder allein auf den kurzen Beinen stehen können, und ich — darf den Doktor begrüßen."

Kapitän a. D. Osterloh kämmte sich kurz mit einer kleinen Bürste und mit Hilfe eines Spiegels den von Brillantine künstlich funkelnden Bart, der ihm zur Hälfte das Vorhemd verdeckte, in dem ein großer Edelstein blitzte.

Digitized by Google



Ständchen. Nach dem Gemälde von Karl Spitzweg. Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Vollmond flimmert in den Gassen,
Sterne wandern rund.
Und es glühn die abendblassen
Giebel blau und bunt.

Hinterm Fenster, dichtverhangen,
Ging ein Schatten um.
Leise kommen wir gegangen,
Stehn im Kreis herum.

Türen knarren, und wir harren,
Bis der Schatten da:
Trummscheit, Flöte und Gitarren —
Späte Musika.

Uebern Abend wandern Sterne,
Brunnen rauscht und singt.
Dunkle Flöte kichert ferne —
Und der Schatten winkt.

Kurt Siemers.

Die hellen Augen zwinkerten vergnügt. „Dreh' mich schon um. Tut euch keinen Zwang an!"

Etta hatte die Arme um den Nacken des Mannes geschlungen, dem ihr Sein, ihr ganzes Denken und Fühlen gehörte. Sie nahm ihm den Hut ab und strich ihm mit den behandschuhten schmalen Fingern über das leicht gewellte Haar mit dem Seitenscheitel. Dabei blickte sie ihm tief in die Augen.

Und Reimer? Auch er sah das Mädchen an, das ihm am Herzen lag, ohne ein Wort zu sagen. Er grub seinen Blick in ihre dunklen Sterne, die aber nicht, wie er bislang gemeint hatte, ganz von brauner Färbung waren. Vor allem das eine Auge spielte, je nach dem Fallen des Lichts, bald ins Graue, ja auch Blaue, bald in ein dunkles Braungrün!

„Was geht in deiner Seele vor, Etta?"

Und als Antwort: Ettas Kuß.

Und er — küßte wieder.

Das blaßliche Gesicht mit der kaum merklich gebogenen Nase und dem feinen Schnitt des Mundes lächelte. Und von stolzen Lippen die Frage, das leise, fast demütig klingende Wort: „Sag', bist du auch — froh über mein Kommen? In mir ist ein unaufhaltsamer Drang gewesen und — ist auch noch! Ich fühl's. Ich weiß, ich selbst hab' mich zu dir geladen. Warum ist's so? Warum nicht anders?"

„Warum? Ach Gott — frag' nicht! Fühle! Fühlst du's denn nicht? . . . Heute erst werbe ich um dich, um deine Seele, da ich, der Bauer, dir meine Bäume und Sträucher, meine Wiesen und Weiden zeige — mein Haus, meine Heimat, den vielhundertjährigen Sitz der Familie Bojunga — meiner Ahnen."

„Ja", nickte Etta. „So ist es. So ist's. Dein Haus — deine Heimat und" — sie vollendete leiser —, „bitte, bitte, Reimer, auch dein Herz!"

Da drückte er ihr die Hand.

„Kinder," rief der Kapitän, „eilt nicht so! Nehmt mich mit!"

Das Paar blickte sich um.

„Papa — ach, Papa, ermuntere dich doch! Hier auf der Wiese stehen Obstbäume! Gleich kommst du in Schatten", tröstete Etta, ließ den Arm ihres Begleiters und flog über den Wiesenteppich zurück, in dem ihre Füße kaum einen Abdruck hinterließen.

Etta nahm ihres Vaters Arm.

Über der Graft machte der Kapitän halt. „Genau so stand ich auf der Brücke meines letzten Dampfers ‚Aller'",

Digitized by Google

frohlockte der prahlsüchtige alte Herr. „Da hatte ich auch immer einen ägyptischen schwarzen Storch und die fetten Seeadler so an der Hand wie Sie hier Ihre Gösen und Enten!"

„Na, Doktor, Sie kennen unseren Papa. Kann's Aufschneiden nun mal nicht lassen", bemerkte die Tochter.

„Schade," sagte Reimer, „der veränderte Reiseplan Ihres Herrn Vaters ist schuld daran, wenn sich unser Berg" — der Hofbesitzer wies mit der Hand auf das Wohnhaus — „jetzt von der Rückseite weniger stattlich ausnimmt, als vom Hof aus gesehen."

Befremdet schaute Etta auf die Versuchsbeete, die ihren Weg beiderseits begrenzten. „Dies hier sollte aber doch eigentlich ein Haus- und darum ein Ziergarten sein?" stand ihr im Blick.

„Ja, ich merke wohl: Sie sind erstaunt! So, Fräulein Etta Osterloh, sieht es in meinem Garten aus. Aber das nur scheinbar eintönige Bild wird sich schnell vor Ihnen beleben, sobald ich erkläre." Und Reimer begann, ausführlich den Zweck jedes einzelnen Feldes auseinanderzusetzen.

Die Hörerin war klug genug, ihren Gedanken keinen Ausdruck zu geben. Sie erinnerte sich seiner Worte: „Heute will ich zum erstenmal durch meine Heimat ernstlich um dich werben!" Sie fühlte diese sonderbare Heimat. Hier war ein Stück seiner Welt, an die sie nicht rühren durfte. Wenigstens jetzt nicht!

Eine dunkelrote Kremserrose wand sich die Hausmauer bis hoch zum Altan des oberen Mittelfensters hinan.

Etta bewunderte — bewunderte ehrlichen Herzens doppelt laut, weil sie glücklich darüber war, ihrem Führer etwas ihm Angenehmes sagen zu können. Sie hatte sich während ihrer Worte vom Vater freigemacht und stand von neuem auf Reimers Arm gestützt.

Doch als sie einen Rosenzweig, der ihr gut zu ihrer Blässe und zu ihrem braunschwarzen Haar zu passen schien, brechen wollte, hinderte Reimer sie daran.

„Laß sie lebend welken", bat er. „Wozu? Sie duften nicht. Das Leben dieser Gottesgeschöpfe ist so kurz. Ich liebe die Kletterrose auch und —"

„Aber Rosen sind doch da, um gebrochen zu werden."

„Etta, entschuldige! Darüber später mal ein längeres Wort, wenn dir meine Heimat vielleicht selber sagt, was sie dir erlaubt und was sie verbietet." Da sie noch voll Enttäuschung neben ihm stand, leiser: „Etta, wenn du darauf bestehst: — Nimm dir einen Zweig!"

Etta Osterloh schüttelte den Kopf. „Du hast recht. Es wäre zwecklos, sie selbst zu brechen. Nur durch eine andere Hand, durch eine liebe! Reimer, wie sagtest du doch: ihr, du und die Heimat — ja, so ist es!" Unter jähem Ruck und unter Augenblitzen nahm sie den stolzen Kopf in den Nacken. „Ihr sollt die Werbenden sein!" Und noch einmal nach kurzer Gedankenpause: „Werbt um mich! — Komm, Papa wartet!"

Derweilen hatte die Schaffnerin des Bojungaschen Hauses hinter einem der Fenstervorhänge Posten gefaßt. Ohne fürchten zu müssen, von der Gesellschaft entdeckt zu werden, die Schritt für Schritt dem Eingang näher kam, des öfteren stehen blieb und dann länger verweilte, fand Frau Sebke Tiarks Muße, heimlich Beobachtungen zu machen. Sie hatte sich dafür den Feldstecher vom Schreibtisch des Herrn geholt. Zunächst nahm sie Etta Osterloh aufs Korn und — zuckte zurück.

„Vor so 'ner Deern — wahrhaftig — kann man sich verjagen. Der S-chlüngel hat Ges-chmack", gestand sich die Tante.

Dann spielte das Glas um den männlichen Ehrengast des Hauses. Und je länger es spielte, um so entzückter der Ausdruck im Gesicht der eitlen alten Frau.

„Bitte, näherzutreten und fürlieb zu nehmen", rief die Stimme des Hausherrn.

Etta sah sich unwillkürlich mit kurz prüfenden Blicken im Zimmer um.

„Ja, mein liebes Fräulein Osterloh, auch hier werden Sie allerhand sonderbar finden und zu bemängeln haben. Meine Eltern waren schlichte Leute. Und ich selbst bin in meinem Geschmack auch einfach geblieben. Im Stadtland und in Butjadingen liegen bei den Verwandten überall Teppiche über die Dielen gebreitet. Hier hingegen streut man noch Sand. Aber — hm, ich würde meiner jungen Frau nie verwehren —"

„Herr Doktor, Sie verkennen mich."

„Na, na, Ettchen. Schweig man rein stille", gebot der Kapitän. „Hier dein Vater selbst hat dich verwöhnt und —"

„Ja, ja, Papa. Aber im Augenblick ist mir alles das, ach Gott, wie gleichgültig."

Etta fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn und drückte ihr Gesicht in seine Spitzen.

„Ja, ja, ja, die Hitze, mein Mädchen. Wir sind abgespannt —"

„Tante — Tante Sebke! Wo bleibt denn der Portwein? Wo — Tante, steckst du denn bloß?" schickte der Hausherr seine laut schallenden Fragen auf den Flur hinaus.

Da raschelte der Seidenrock auf dem Sofa des kleinen Kabinetts.

„Jetzt man ja nicht in die Höchte springen", ermahnte sich die entdeckte Frau. „Ruhig sitz-chen bleiben. 's kommt nu alles auf die ersten paar Augenblicke der Begrüs-chung an. Will mich euch Eindringlingen gegenüber s-chon zu benehmen wis-chen." Von neuem schüttelten die Hände den raschelnden weiten Rock.

„Meine Tante, Frau Sebke Tiarks. Herr Kapitän Osterloh — Etta, Fräulein Etta Osterloh", vermittelte Dr. Reimer Bojunga, ohne seiner Erregung, die halb aus Verlegenheit stammte, dabei Herr zu werden.

„Scharmante alte Dame", dröhnte der Baß des Kapitäns. „Freut mich sehr, Ihre werte Bekanntschaft zu machen." So laut, während er für sich hinzufügte: Du bist also der alte Satan, der meiner Tochter das Leben sauer genug machen kann. Doktor Bojunga hat mir gestern schon allerhand verraten. Gut, ich will dich hofieren, daß dir die Ohrringe wackeln.

Schämig sah die Alte den Blick ihres Bewunderers auf ihre „Öhrchen" gerichtet.

„Den Portwein, Tante."

„Ja, ja."

Absichtlich an der dargebotenen Hand Etta Osterlohs vorüberstreifend, suchte die Alte die lange Hanfschnur und klingelte.

Im Umsehen stand Johann im Rahmen der Tür. Er trug die Flasche und auf der silbernen Platte die kleinen Kristallgläser.

„Bewahre, Tantchen. Heute die da nicht. Im allgemeinen bin ich ja nur ein schlechter Zecher. Aber zum Empfang meiner heutigen Gäste möcht' ich die beiden Ehrengläser mit dem Familienwappen haben."

Frau Sebke Tiarks durchzuckte es. „So, nu kommt's an den Tag. Nu bin ich geliefert." Erschrocken sah sie den Hausherrn an.

„Was ist denn? Hab' ich dich schon wieder gekränkt?"

Nur stoßweise vermochte Frau Sebke Tiarks zu entgegnen: „Das eine Glas is-ch kaputt. S-chon gestern hab' ich — das Glas-ch — deines Bruders — genommen. Das — das Glas-ch — is-ch —"

„Mein altes Glas? Zerbrochen, verloren, verschwunden! — Den Donner auch! Wozu hab' ich denn — eine Wirtschafterin im Haus. Wie, damit hier täglich was verschwindet? Das, nein — geht hier nicht mit rechten Dingen zu."

„So — hab' ich gestohlen?"

„Ist nicht von mir behauptet worden", klang die Antwort schroff. Und Dr. Reimer Bojunga fügte ihr nichts mehr hinzu. Nicht der Gedanke an den Verlust des Glases, der Gedanke an das von ihm vermißte Bild verstimmte ihn — gerade wie in der Frühe schon einmal —, machte ihn

Digitized by Google

Die Stimme des Wächters.

Von Rudolf Schäfer.

Aus „Bildermappen fürs Deutsche Haus", Stiftungs-Verlag, Potsdam.

Digitized by Google

wirklich Sorge. Doch er beherrschte sich, schwieg mit Vorbedacht und trank mit dem Kapitän gemeinschaftlich aus dem noch heil gebliebenen Kelch.

Es war nicht mehr zu verhindern. Als der Hausherr sich umsah, nahm die Alte hastig ihr Gedeck selbst vom Tisch.

Reimer stand sprachlos.

„Scharmante alte Dame," begann plötzlich die rauhe Kapitänstimme, „hören Sie nicht auf den Tyrannen. Hören Sie auf mich. Denn ich bin gegen Damen — das lernt man bei uns so auf dem Schiff — immer Kavalier gewesen. Hier, bedienen Sie sich meines Arms. Ich führ' Sie zu Tisch. Ich darf doch wohl annehmen: mir wird die Ehre." Der alte Herre dienerte und blinzelte dazu mit den kregeln Augen. „Scharmante alte Dame, entziehen Sie uns nicht den Genuß Ihrer werten Gesellschaft. Ich weiß, wir würden sämtlich schmerzlich darunter leiden. Recht so — der nette Junge da legt Ihnen das Gedeck schon wieder zurecht. Und legen Sie Ihren werten Arm man getrost auf den meinen. So — na, da seh'n Sie, was der gute Wille tut. — Aber, aber — halt. Zuvor noch — Sie erlauben — aus alter, guter Gewohnheit — aus Schönheitssinn und Ordnungsliebe —"

Kapitän Osterloh nahm vor dem Fensterspiegel Stellung, reckte sich auf seinen kurzen, rundlichen Beinen, die in Hosen mit Bügelfalten steckten, und strich sich mit dem Taschenkamm Kopf- und Vollbarthaare. Dann erst glaubte er, sich neben seine „scharmante alte Dame" setzen zu dürfen. „So, meine Gnädigste, nun können wir, wenn's not tut, Haare lassen", sagte er.

Etta war dem Vater dankbar. Er hatte hier, wie so oft auf seinem Schiff, die „Situation" gerettet. Etta saß neben dem Hausherrn an der Breitseite des Tisches mit dem Blick in den Garten. Die beiden Alten ihr und Reimer gegenüber „auf der Schattenseite des Daseins", was zu bemerken, der spottlustige alte Schäker sich nur mit Mühe verkniff.

Der Gastgeber verhielt sich zunächst ziemlich schweigsam. Er war durch den Ärger über den Vorfall mit der Tante doch zu stark verstimmt, um ihn, schwerblütig, wie er nun einmal war, so bald von sich abzuschütteln. Hin und wieder kam ihm störend die Erinnerung an das verschwundene Bild mit der Erkenntnis: „Sie hat es genommen. Ich kann ihr von nun an nicht mehr trauen." Die Gegenwart seiner beiden Gegenüber beengte ihn. Er fand, als der Kalbsbolten vor ihm stand, nicht den rechten Dreh zur Begrüßungsrede.

Dies hinwieder wirkte verstimmend auf Etta, die einige Worte erwartet hatte. Sie musterte das gediegene Tischzeug. Der Aufbau der Tafel schien ihr lieblos. Lange forschte sie nach den Gründen. Ihm fehlten die Sommerblumen, das Atmen der Jahreszeit. Ein einziger bescheidner Blumentopf hätte dem Ganzen gleich Leben gegeben. Sie sagte es Reimer.

„Verzeih', Etta. Ja, lebende Blumen, dawider hab' ich nichts." Bei seinen Worten zog er ihre Hand an sich, was Tante Sebke trotz ihrer hängenden Augenlider sofort mißbilligend bemerkte.

Reimers Finger zuckten zurück. Man beobachtete ihn.

„Alles bis nachher. Dann flüchten wir uns. Gedulde dich nur", bat er leise.

„Nun blüht mir der ganze Tisch", erklärte Etta. Viel zu feurig, um in überquellender Freude ihre Stimme mäßigen zu können, lachte sie aus vollem Herzen.

„Nä, Kinder." Der Kapitän schmunzelte, trank sein Glas aus und widersprach: „Nä, für mich der gute Kalbsbraten, der auf dem Tisch steht. Ich sehe nix von Blumen. Mein' Deern, halt' dich an 'n Braten."

„S=chmeckt — s=chmeckt er Ihnen, Herr Kap'tän? Den hab' ich auch mit eigner Hand begos=chen. Blos=ch daher is er so s=chön saftig", pries sich Frau Sebke Tiarks und legte dabei ihrem Nachbar zum drittenmal vor. „Da — für alle die s=chönen Ges=chichten, die Sie zu erzählen wis=chen. Aber wis=chen Sie, eigentlich sollte 'n Mann wie Sie sich 'ne Frau, wieder 'n richtige Frau, aus=ch=suchen. Töchter können den Vater doch nich so s=chön zurecht swicken un swacken und einpacken."

„Na, Frau Tiarks, wer sagt Ihnen denn, daß ich keine richtiggehende Frau mehr hätte?"

„Snackewat. Denn so hätten Sie Ihre Frau heut' sicher, ganz sicher mitgebracht."

Der Kapitän schlug sich aufs Knie und lachte Tränen. „Ja, ganz recht. Sie und — hm, meine Frau unter einem Dach, das wär' was — das wäre just die richtige Geschichte."

Die Tafel wurde aufgehoben.

„Papa, Herr Bojunga sagt, bevor du dich hinlegst, ist ein Rundgang über Tenne und Hof als bekömmlich zu empfehlen."

„Na, denn man los, Kinder."

Voran das junge, etwas nachklappend das alte Paar. So ging es durch den Windfang nach der Tenne.

Im Gulf war man schon wieder mit dem Heuabladen beschäftigt.

Droben in der Luke lag Wabbe, die Viehmagd, mit ihrem sommersprossigen Fuchs, dem Schweineknecht, und rief, als die vier unter ihrem Stand vorbeizogen: „Fifat, Fifat! Hoch schallt Se leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Posen unter dem weißen Adler.*)

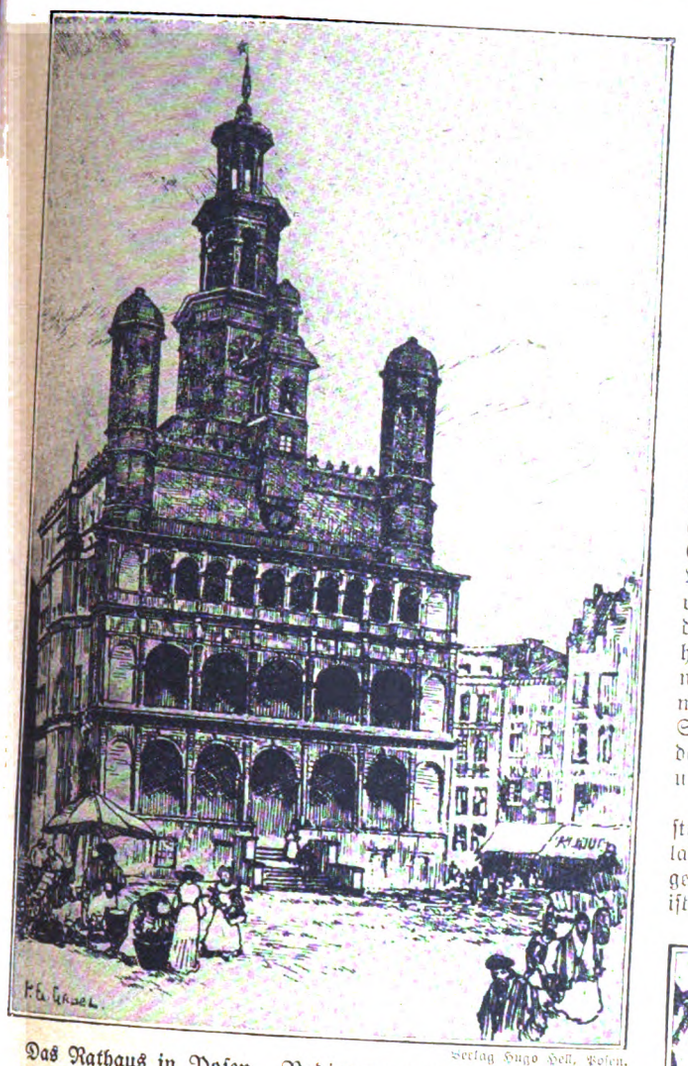
Die Grenzplackerei in Bentschen — nein: Zbagczyn — liegt hinter uns, Posen, vielmehr: Poznan, vor uns. Nervöse Menschen schimpfen noch ein bißchen über die dreistündige Verspätung und vergessen die Pechvögel, die dank polnischer Pünktlichkeit in „Zbagczyn" geschlagene vierundzwanzig Stunden auf ihren Berliner Zug lauern müssen. Sie regen sich noch auf über die ägyptische Finsternis des unbeleuchteten Abteils und das holzvernagelte Fenster und vertrösten sich schließlich mit der Aussicht, ihre deutschen Reichskassenscheine — die rotgestempelten Bläulinge sind besonders gesucht — vorteilhaft in „Kosciuszkos" zu wechseln und sich ohne Fleischkarte für wohlfeile „Marek" und „Fenigow" einige Sybaritentage in Poznan zu leisten.

„Poznan!" — Die Elektrische macht acht Uhr abends Schluß. Strommangel. Straßenbeleuchtung durch Mond und Sterne. Die Hotels überfüllt. Geld spielt keine Rolle. Warschau und Kongreßpolen, wo anscheinend mancher Mann mit strotzender Brieftasche seine eigene Notenpresse besitzt, verderben den Posenern die Preise. Papyrossen, Zigarren — sechs Mark die wirkliche Uckermark oder Pfalz —, Gonzorek und Podpipienta brandteuer. Der Fischmarkt eine verklungene Sage, ein schimmliger Hering vier Mark, ein Anzug aus „gutem" Papierstoff oder verdächtigem Kriegsgewebe dreitausend Mark — Berliner Preise in polnischer Umprägung. Aber die Fleischer verkaufen noch freihändig, nach deutschen Begriffen billig. Die Korn- und Fleischkammer des einst preußischen Ostens ist noch gefüllt; Getreideschober nach Ostern noch unausgedroschen auf den Feldern, die Ställe gut besetzt. Aber Kongreßpolen mit der alles verschlingenden Bolschewistenfront klopft gebieterisch mit der Faust gegen die Wirtschaftsgrenze, die Posen gegen die polnischen Brüder im Osten noch immer gesperrt hält. Springt sie auf, so fluten die Warschauer Preise herein, und die Schieber sorgen dafür, daß Posen lernt, „hintenrum" zu erschleichen, was heute noch offen und erträglich im Preise zu kaufen ist: Brot und Fleisch.

Man könnte den Überschuß nach Berlin verkaufen und ein gutes Geschäft machen. Aber das wäre gegen das politische Programm und gegen den Willen der — Franzosen. Ja, sie wimmeln auch in Posen in Menge über Straßen und Plätze, sitzen in den teuren Restaurants, promenieren mit ihren Dämchen und genießen nach Kräften die polnische Gastfreundschaft. Die blaugrauen Röcke und goldgeränderten Käppis aufdringlich neben der Rogatka, wohin du kommst. Zwanzigtausend polnische

*) Der Verfasser dieser Schilderungen aus der Hauptstadt der geraubten deutschen Ostmark muß aus begreiflichen Gründen Wert darauf legen, ungenannt zu bleiben.

Digitized by Google



Verlag Hugo Heß, Posen.

Das Rathaus in Posen. Radierung von P. E. Gabel.

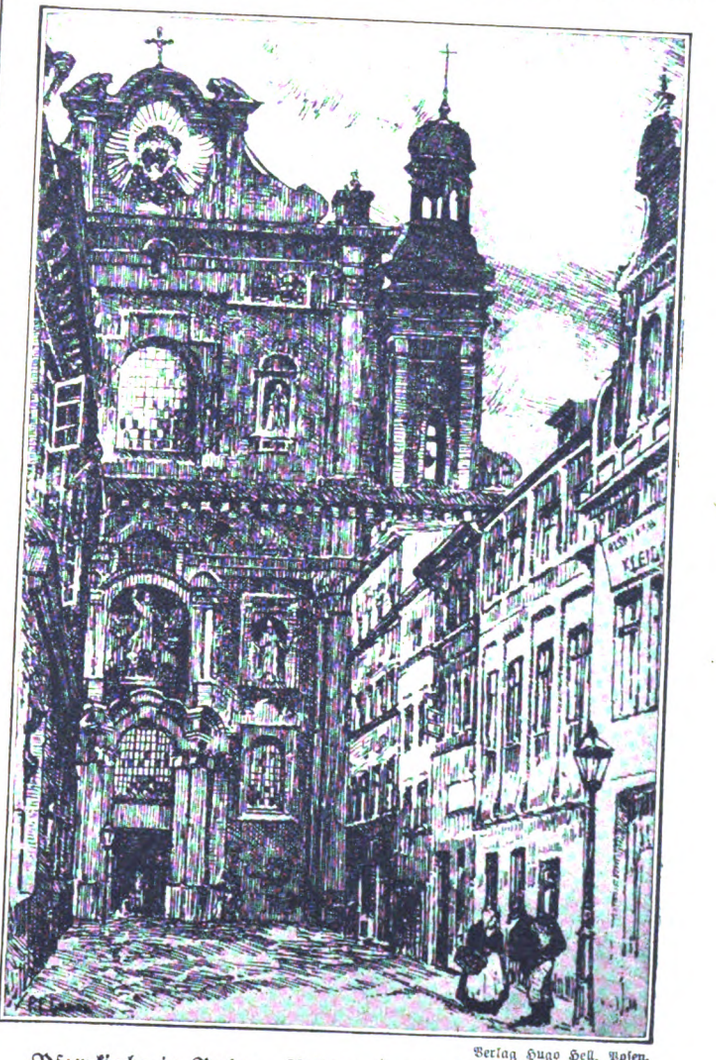
Mark Monatssold für einen simplen Leutnant, der in seiner Pariser Mansarde froh war, wenn er seinen „Pot au feu“ vor dem Löffel hatte, sind keine schlechte Versorgung im „Algier des Ostens“. Besuche auf den großen polnischen Gütern, Champagnerdiners, Jagden sind angenehme Abwechslung und kosten keinen Sou, wenigstens den „amis et alliés“ nicht. Dreißigtausend Mark hat einem gastlichen Polen ein solcher Massenbesuch gekostet, wie er mir vertraulich gestand. Auch der patriotische Schlachtschitz findet mählich die Matka dieses Freudenweines bitter.

Am „Stary Rinek“ — Alter Markt sagt kein Mensch mehr. Wer hundert polnische Wörter im Vorrat hat, gebraucht sie mit Betonung. Die alte Berliner Straße ist die „Ulica 27 Grudnia“ (Straße des 27. Dezember) geworden, des Tages, da vom „Bazar“ aus die Revolution gemacht wurde, die dank sorgfältiger Regie und deutscher Dummheit den Polen das alte deutsche Posen und Milliardenwerte an deutschem Heeresgut in die Hände spielte. Man kann amüsante Geschichten hören von der Klugheit und der Polenkenntnis deutscher „Diplomaten“, die mit dem Segen der Berliner Novemberleute in Posen als Unterhändler auftraten. Champagnerräusche und schwerer Kater werden angedeutet, Schmunzeln und Augenzwinkern bilden die Würdigung solcher Staatskünstler der Ära Scheidemann.

Tschingdara! Bumbum! — Militärmusik. „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka —“ Die Wache zieht auf. Stramm, preußische Schule. Griffe, Postenwechsel — alles nach schwarzweißer Erinnerung. Aber „Jesze Polska“ als Präsentiermarsch. Überhaupt — das Militär die einzige Augenweide im polnischen Posen. Die deutschen Magazine haben das feldgraue Tuch und das Lederzeug geliefert, der polnische Adler an der Rogatka und die silbernen geschlängelten Schnurlitzen am Kragenspiegel waren leicht zu beschaffen. Prachtvolles Pferdematerial lieferten die Remonten der Provinz. Das Militär spielt die große Rolle. Überall Uniformen. Das Militär hat heute das Heft in der Hand. Jede Militärrevolte würde die Regierung wegfegen. Die Macher der Revolution wissen es am besten. Das Militär hält die feindlichen Brüder in Warschau und Posen zusammen. Die Gefahr bolschewistischer Verseuchung an der Front grinst herüber.

Das deutsche Beispiel im Westen ist lehrreich: Man kämpft also weiter. Der Krieg kostet Menschen. Nachts fahren die langen Lazarettzüge in Posen ein, nachts werden sie entladen. Aber den Ersatz sieht man; die langen Kolonnen der Rekruten, junge und jüngste Jahrgänge dabei, trotten zwischen aufgepflanzten Seitengewehren vorüber. Neue Haubitzenbatterien werden verladen. Neue Geldscheine speit die Notenpresse. Schon nennt der Bankenwitz die Farbe der papiernen Kosciuszkos das „Bankrot(t)“. Fernsprecher und Telegraph arbeiten immer noch unter Kriegsvorschrift, das Wort dringend nach Berlin — gewöhnliche Telegramme brauchen mehrere Tage — kostet schon fünf und eine halbe Mark. Schon wird die Zwangsanleihe im Innern neben den Steuern für das kommende Jahr angekündigt — elf Milliarden —, nachdem es Herrn Paderewski vorbeigelang, in New York die große heißersehnte Anleihe zu landen. Voll edler Entrüstung hat er die Yankees gestraft: er sagte seine Konzerte ab. Auch der Beamtenapparat nationaler Farbe will nicht recht arbeiten, seitdem die preußischen Beauftragten entlassen wurden. Ein kleiner jüdischer Assessor versieht den Richterdienst bei drei Amtsgerichten zugleich, Termine warten seit einem Vierteljahr vergeblich der Erledigung. Nur die polnische Ansiedlung, die den pompösen Bau der deutschen Ansiedlungskommission bezogen hat, arbeitet prompt. Die Enteignung der deutschen Siedler, die nach 1908 kamen, wird ohne viel Federlesen durchgeführt. Domänenpächtern wird trotz unanfechtbarer Kontrakte gekündigt. Sie mögen in Berlin Recht und Hilfe suchen, in diesem Berlin des neunten November, über dessen Proteste man in Warschau und Posen mit Hohnlächeln quittiert.

Die deutschen Juden, die am Alten Markt und den Hauptstraßen ihre Geschäfte hielten, verkaufen ihre Häuser und verlassen die einst so nahrhafte Stadt Posen. Ihre Glaubensgenossen aus Warschau und Galizien rücken nach. Auch für sie ist Posen nur Etappe auf dem Zuge nach Breslau und Berlin.



Verlag Hugo Heß, Posen.

Pfarrkirche in Posen. Radierung von P. E. Gabel.

Digitized by Google

Die kleinen Juden vom Topfmarkt, die Geflügelkrämer und „Schmudeljuden" in Kaftan und Peijes, sind verschwunden. In Kongreßpolen blühen ihnen andere und unbegrenzte Möglichkeiten, solange der Krieg währt und die Notenpresse klappt. Aber auch für sie wird Posen Etappe auf dem Abzuge nach Westen werden. In den alten Judenstraßen, wo die deutsche Obrigkeit aufräumte und die schmutzigen Winkel säuberte, ist Raum für sie. Ghettobilder gibt es in Posen kaum noch. Hier und dort lugt ein alttestamentlicher Althändler unter schäbigem Trödel und berieselten Stiefeln weg nach Kundschaft und träumt von segensreichen Jahren vor dem Kriege, wo die Planwagen der Bauern hereinrasselten, wo die Schenken belagert waren und der Reibach blühte. Der Liebhaber polnischen Orients muß sich mit spärlichen Resten begnügen. Der Schnaps ist teuer geworden. In den guten alten Weinstuben fordert man Preise, die selbst einen Kriegsgewinnler stutzig machen können. Die alten Kellerlager, der schöne Rotspon, der feurige Ungar — alles dahin. Ersatz nur über Danzig und Berlin zu Schieberpreis. Die Flasche Sekt fünfhundert Mark. Aber im „Bazar", dem feudalen polnischen Hotel am Wilhelmsplatz, trotzdem Hochbetrieb. „Was die Welt morgen bringt — — heute ist heut!"

Auf dem Wilhelmsplatz locken die Klänge des Militärkonzerts am Mittag. Uniformen, polnische und französische, die flanierende Jugend beiderlei Geschlechts, Landvolk in wonnigem Schauen, Bamberkas in der alten fränkischen Tracht, die bunten Kopftücher, die roten Korallenschnüre, die farbigen Röcke — alles wandelt um Oboen, Klarinetten, Helikon und Hörner. Surrend zieht ein Flieger seine Kreise und vollführt Kunststückchen. Die lästigen deutschen Heldenbilder auf dem Platz stören die Patrioten nicht mehr: Leere Sockel melden die Heldentaten des süßen Pöbels, der die Erzbilder der Kaiser stürzte und wegschleifte. Auch Patrioten im kostbaren Gehpelz griffen die Schleiftaue an und gaben die hinderlichen Pelze ihren Brüdern aus dem Volk zum Halten. Leider waren die teuren Pelze mit den Brüderchen aus dem Volke verschwunden, als die Bilderstürmerei vollendet war.

Auch die Kirche traut dem guten Volke nicht mehr unbedingt. Wer die Pfarrkirche, die Bernhardiner- und Karmeliterkirche besuchen will, findet sie außer den Stunden des Gottesdienstes geschlossen. Langfingergefahr. Nur bei den Dominikanern und auf der Dominsel standen die Pforten offen. Die alten Altarbilder bei den Dominikanern, gemalte Köpfe und Hände und silbergetriebene Gewänder, die alten farbenglühenden Fenster des Kreuzgangs, die Marienkapelle mit altpolnischen Heiligtümern predigen ein Stück Geschichte versunkener nationaler Herrlichkeit, die man gegenwärtig galvanisch beleben will. Die Dominsel, einst die Zentrale polnischer Irredenta, liegt still im Sonnenmorgen. Ledochowskis Grabmal aus vergoldeter Bronze im Dom erweckt Erinnerungen an den alten Kampf zwischen Germanen und Slawen, Bismarck und Rom, das auf der Dominsel seinen festesten Hort besaß. Noch herrscht auf dem Lande der Propst. Noch fehlt im Stadtbilde nicht seine kräftige Gestalt in den soliden Röhrenstiefeln unter dem schwarzen Priesterrock. Aber die Richtung aus Kongreßpolen ist nicht nach seinem Geschmack. Was soll man dazu sagen, wenn mitten in Posen zur Nachtzeit ein hochwürdiger Herr ausgeraubt, von der Eisenbahnbrücke auf die Schienen gestürzt und vom Zuge zermalmt wurde? Einheimische Elemente wären solcher bolschewistischen Greuel unfähig. Aus dem Lande der „Kongressumpfes" kommt solches Gesindel. Schon tauchen auf dem platten Lande Banden auf. Gendarmen tun nachts auf den Zufahrtstraßen nach Posen Postendienst.

Die Verseuchung aus dem Osten schleicht durchs Land. Arbeiterstreik auf den Gütern mit den üblichen Tariforderungen ist an der Tagesordnung. Der polnische Gutsbesitzer, der von den Deutschen geordnete Wirtschaft gelernt hat, trauert den vergangenen Zeiten patriarchalischer Unterordnung nach und verwünscht die neue Richtung der Landarbeiterverbände, die aus russischen und deutschen Programmen neue Offenbarungen gelernt haben. Adel und Klerus, die in Posen die Revolution gegen Preußen machten, fühlen, wie ihnen langsam das Heft aus den Händen gleitet. Von Osten weht der neue Wind, der ihnen nicht gefällt. Er wird zum Sturm werden, wenn die Schranken gegen Kongreßpolen fallen oder wenn die Front zermürbt wird.

Noch hält der Traum von einem großen Polen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer die Patrioten in der Rogatka zusammen. Die Auseinandersetzung über die Machtfragen im Innern soll erst kommen, wenn über Danzig und Kiew der Weiße Adler weht. Danzigs glaubt man bereits sicher zu sein. Der Freistaat ist nur Platzhalter für Polen. Oberschlesien wird polnische Wojwodschaft. Dazu wird Frankreich helfen. Während der Grenzsperre, die angeblich der Kronenabstempelung wegen angeordnet wurde, konnte man das oberschlesische und Danziger Programm ohne Zurückhaltung aus polnischem Munde hören. Dreißig Millionen, die vom Freistaat Danzig über polnisches Gebiet nach Deutschland gesandt wurden, sind vor der Ablieferung an der deutschen Grenze aus dem plombierten Waggon gewaltsam weggenommen worden. Den Berliner Protest wird man zu den übrigen legen. Und Danzig, wo eine wilde Spekulation auf die kommenden goldenen Ernten des Übergangshandels nach Polen eingesetzt hat, ist doch sozusagen schon polnisch. Wenigstens in den Augen der polnischen Spekulanten, die von Danzig aus eine oder mehrere Dampferlinien nach den Ostseehäfen und über den Atlantischen laufen lassen wollen. Dazu braucht man natürlich deutsche Seeleute und deutsches Kapital, so still nebenbei. Vor allem aber den guten Danziger Hafen. Und die Entente wird schon für diesen sorgen. Das steht für den echten Polen fest.

Ich fürchte nur, daß die Polen in solchen großen wirtschaftlichen Fragen sich ebensowenig zurechtfinden wie in den neuen polnischen Straßenbezeichnungen der Stadt Posen. Ein frontbrauner Schlachtschitz in Majorsuniform forschte auf Grund seines polnischen Straßenverzeichnisses vergeblich nach dem rechten Weg. Offiziere und Soldaten vermochten ebensowenig zu helfen. Endlich half ein Deutscher aus. Wehe aber dem Polen, der ohne Not heute noch das Deutsche gebrauchen wollte! Städtische Arbeiter in den Anlagen erlebten einen bösen Anpfiff seitens eines polnischen Hauptmanns, als sie auf eine deutsch gegebene Anordnung auch deutsch antworteten. Nur die Straßenbahner geben auf deutsche Fragen noch deutsche Antwort. Man kann das freilich bei einem Fahrpreis von sechzig Pfennig für die Fahrt eigentlich verlangen. Aber man ist vorsichtig, sehr vorsichtig geworden im Gebrauch der deutschen Sprache in Posen. Man hat die Zeit noch nicht vergessen, da Tausende deutscher Bürger der Stadt vom Fleck weg, aus den Elektrischen, den Geschäften und Schreibstuben in die ehemaligen Gefangenenlager an der wolhynischen Grenze wanderten. Jeder Tag kann neue Beweise solcher Kultur bringen. Wenn man kleine deutsche Blondköpfe in der Matrosenmütze, auf deren Band „Hindenburg" oder „Weddigen" steht, mit dem Schulranzen sieht, möchte einem bange werden. Schon setzt die polnische Kultur auch bei den Schulen ein. Planmäßig werden die deutschen Schulen stillgelegt. Sobald die Mindestschülerzahl, deren Höhe in dem Belieben der Behörde liegt, nicht vorhanden ist, wird die deutsche Schulstelle eingezogen. Wer seine Söhne nicht polonisiert sehen will, mag ins Ausland gehen. Er mag seine Scholle verlassen, einen polnischen Käufer findet er jeden Tag. Städtische Grundstücke und bäuerliche Besitzungen gehen in Menge in polnische Hände über. Lediglich der schlechte Kurs des polnisches Geldes in Deutschland hält manchen zurück, dem es schon zu heiß auf dem Boden der Ostmark wird. Die Auswandererzüge sind trotzdem stark besetzt. Man muß das Herz festmachen und den Grimm verbeißen, wenn man die Männer und Frauen in die deutsche Heimat retten sieht, was zu retten ist, nachdem sie lange Jahre schwerer Arbeit und hoffnungsfrohen Schaffens der Ostmark und dem Deutschtum weihten. Ihnen nach schauen die Türme der Kaiserburg in Posen. Eine deutsche Pfalz in der Ostmark sollte sie sein. Der polnische Adler breitet heute seine Fittiche über ihren starken und kostbaren Bau.

In der Akademie daneben wird polnisch gelesen. Die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek ist polnisches Institut. Im „Teatru Wielko", dem schönen Posener Stadttheater, mit deutschem Gelde gebaut, gehen polnische Stücke über die Szene, klingt französische und polnische Opernmusik. Eine Bromberger Truppe müht sich, deutsche Gastspiele durchzuhalten. Natürlich in einem gemieteten Theaterchen.

Im Goethepark und in den Anlagen sehe ich mich vergeblich nach den Denkmälern um. Daß man den ehernen Bismarck beseitigte, kann man begreifen, wenn man die ehrliche Feindschaft des Kanzlers bedenkt, der den Polonismus für die Wurzel alles Übels erklärte. Daß man aber die Marmorbüste Schillers und den Olympier aus Weimar ins Wasser warf, erregt verwundertes Kopfschütteln bei den Gutgläubigen, die Polen zum abendländischen Kulturkreise zu rechnen gewohnt waren und Henryk Sienkiewicz, Reymont und Krasewski in ihrer Bücherei einen Platz gönnen. Mögen sie sich trösten am Beispiel des Grafen Raczynski, der die goldene Kapelle im Dom mit Rauchs Standbildern des ersten Miecyslaw und Boleslaw Chrobry bauen half und der Stadt Posen die schöne Bibliothek schenkte, die seinen

Digitized by Google

Namen trägt. Der „Dank“ seiner polnischen Mitbürger trieb ihn zum Selbstmord. — — Wer möchte vom rotweißgetünchten Posen Abschied nehmen, ohne sich im Rathaus umgesehen zu haben? Der heilige Nepomuk steht noch immer altersgrau am Stary Rynek, auch die alte Prangersäule und der Proserpinabrunnen. In den kleinen Läden, unter den Lauben des Rathauses nistet der betriebsame Kleinhandel noch immer. Die Ehrentafeln für die beiden Bürgermeister, die ihre Preußentreue 1806, als die Franzosen in Posen auch die Herren spielten, mit ihrem Blute besiegelten, hat man noch an der Wand des Rathauses gelassen. Noch verkündet die alte Inschrift die Verleihung der Stadtrechte anno Domini 1256. Das Magdeburger Recht galt in der Ostmark, wo deutsche Kolonisten das Rathaus bauten. Der welsche Baumeister Giovanni Battista aus Lucca modelte den Bau um, und die letzte Erneuerung durch deutsche Opferwilligkeit hat pietätvoll alles erhalten und erneuert, was von diesem Umbau zu retten war. Freilich, die Spitze des Turmes trägt heute den polnischen Adler. Die Köpfe der drei slawischen Brüder Czech, Ruß und Lech — von letzterem wollen die Polen stammen — unter einem Hut sind auf dem Dach erhalten geblieben, als Sinnbild des Allslawentums heute in besonders hohen Ehren. Im Rittersaal, im Richterzimmer, im Goldenen Saal reden Wände und Decken von Glanz und Glück der alten Stadt Posen. Steinkugeln erinnern an schwere Belagerung durch Schweden, Sachsen und Brandenburg. Der Ratskeller ist so deutsch in Traulichkeit und Wesen wie seine Brüder in Bremen und Dortmund. Aber kein deutsches Schildlein ziert die Amtsstuben. Polnisch jeder Buchstabe von der Pförtnerstube bis zum Turm, an dessen Stiegen der gewaltige Bismarck hinter einem dürftigen Verschlage in der Verbannung weilen muß. Im Sitzungssaal der Stadtväter nur polnische Erörterung, die deutschen Sitze in arg geschrumpfter Zahl, dazu ein Israelit, ein Sozialdemokrat, sonst alles Polen, und zwar radikale, zielbewußte Polen, die längst vergessen haben, daß Posen groß und betriebsam wurde durch deutsche Arbeit, deutsche Umsicht. Ein

Verlag Hugo Heß, Posen.

Die Akademie in Posen. Radierung von P. E. Gabel.

Blick auf die städtischen Neuanlagen im Westen, wo an der regulierten Warthe das neue Gelände geschaffen wurde für die Werke der Industrie, die Plätze des Handels, auf die Festungswerke im weiten Bogen, die den starken Platz der Ostmark schirmten, auf die neuen regelmäßigen Stadtteile lehrt, daß Posen unter dem preußischen Schutz die stolze Stadt wurde, als die sie sich fühlte. Aber die neuen Herren wollen nichts von dieser Wahrheit sehen. Sie sägen den Baum an der Wurzel an, in dessen Schatten sie sicher saßen.

Vom Kernwerk, der alten Zitadelle der Feste Posen, tönen die Signale des Zapfenstreichs, die alten preußischen Signale. Die Lichtsignale der Fliegerstation huschen am Himmel hin. Grau, düster ragt die Flugzeughalle. Ein Schuß knallt durch die Stille. Sokols üben auf den Rasenplätzen des Sollatscher Parks. Militärlastkraftwagen hupen schwer durch die Straßen und vergrößern die Risse und Löcher der Asphaltdecke, die niemand ausbessert. Man greift nach der Abendzeitung. „Kurjer Poznanski“. Das „Posener Tageblatt“ hat kein Papier. Warum bläst es nicht ins polnische Horn wie andere geschäftstüchtige Leute? Die polnische Flut brandet über das alte Posen weg. Mühsam halten sich die Reste aufrechten Deutschtums. Wie lange noch?

In den Apriltagen wurden polnische Arbeiterversammlungen in Posen abgehalten. „Zurück nach Berlin! Los von Warschau!“ hieß es auf ihnen. Wirtschaftliche, nicht deutschfreundliche Gründe lagen dieser Entschließung zugrunde. Sind sie Vorzeichen künftiger Wandlung? Ein starkes Berlin, ein starkes Deutschland könnte der Magnet sein für abgesprengte Teile des neuen Polen, in dessen Fugen es bedenklich knistert. Aber mir steht das Trüpplein Reichswehr an der deutschen Grenze vor Augen. Wo fände heute der ausschauende Mann in der alten Ostmark ein starkes Deutschland? Er sieht nur das Deutschland nach dem Schmachfrieden von Versailles, der Posen und die Ostmark dem alten Reiche stahl. Solange das Siegel von Versailles an der Friedensurkunde hängt, wird Posen bleiben, was es heute ist: Poznan.

Drei römische Briefe * Von Curt Bauer.

III. Reisen in Italien.

Heute im Zeitalter der Maschine meint der Europäer: Wenn man in der Eisenbahn sitzt, so ist es gleichgültig, wo. Die vorbeifliegende Landschaft wechselt zwar, aber die mechanische Beförderung mit ihrem „Drum und Dran“ bleibt dieselbe. Nun, so ganz doch nicht. Es gibt Anzeichen, nach denen man auch mit geschlossenen Augen und Ohren bereits vor dem Kriege den Übergang der Eisenbahn nach Italien bemerken konnte. Wer es sich früher von Berlin im durchgehenden Zuge nach Rom bequem machte, fand in Ala nicht selten Anlaß, einen heftigen Lärm zu schlagen, sobald sich der fünfte Mann auf seine vorschriftsmäßig zu vier Plätzen berechnete Bank zweiter Klasse schob. Dies war ein Italiener, der lächelnd auf die Tafel zeigte, deren mittlerweile umgedrehte Aufschrift jetzt in italienischer Sprache die Platzzahl auf fünf anzeigte. Gleichzeitig bemerkte der Reisende eine ganz erhebliche Zunahme der Fahrgeschwindigkeit. Der Stiefel Italiens hat nämlich eine unverhältnismäßige Länge, die man durch erhöhte Geschwindigkeit wett zu machen sucht. Dazu zwingt eine gewisse Unordnung in den Stationen, den Aufenthalt oftmals zu verlängern: eine Verzögerung, für deren Einholung dem Lokomotivführer an der Endstation eine Kilometerbezahlung zusteht. Wer die schlechten Grundgehälter der italienischen Beamten kennt, kann sich das rasende Tempo erklären, in dem manche Strecken, so z. B. die Endstrecke von Chiusi nach Rom, zurückgelegt werden. Diese Geschwindigkeit, vereint mit der leichten Bauart der italienischen Wagen, schüttelt die Fahrgäste an manchen Kurven, auch ohne daß ein Eisenbahnunglück stattfindet, aufs heftigste durcheinander. Wenn trotzdem bei diesem Betriebe Eisenbahnunfälle in Italien sehr selten sind, so liegt es an der geringen Verzweigung der langen doppelgleisigen Strecken, namentlich im Süden, und an dem geringen Zugverkehr auf den Hauptlinien.

Bevor der Reisende an der Schweizer oder Tiroler Grenze den italienischen Zug besteigt, sollte er sich einer gründlichen Waschung unterziehen, denn in der italienischen Eisenbahn wird sich ihm schwerlich Gelegenheit dazu bieten. Die Toiletten sind auf das primitivste eingerichtet und meist verschmutzt. Nur ein eifer-

Digitized by Google

ner Handgriff ermöglicht es ihm, geschickt über den Wassern zu schweben. Den Mangel an Waschvorrichtungen empfindet man um so peinlicher, als die zunehmende Hitze und der eindringende Staub, verbunden mit dem in den vielen Tunneln hereinströmenden Ruß, das Bedürfnis nach öfterer Reinigung erhöht. Dazu kommt neuerdings eine Überfüllung der Wagenabteile und der Gänge, die es kaum ermöglicht, den Fuß irgendwohin zu setzen. Auf manchen Strecken ist sogar die Plattform dicht belegt. Bis auf die Trittbretter staut sich die Menge. In dieser infernalischen Hitze und in diesem Gedränge gibt es jedoch etwas, das den Aufenthalt erheblich erleichtert: die Höflichkeit der italienischen Mitreisenden, die ganz besonders den Frauen gegenüber zur Geltung gelangt. Auf der ganzen Strecke von Chiasso nach Rom gerieten wir stets in überfüllte Wagen. Trotzdem brauchte meine Frau nicht einen Augenblick stehen. Verschiedentlich beobachteten wir, wie sich die Mitreisenden gemeinsam gegen Herren wandten, die einer hinzukommenden Dame nicht sogleich ihren Platz anboten. Diese höfliche Art berührt sehr wohltuend, wenn man aus dem heutigen Deutschland kommt. Übrigens möchte ich dabei nicht unterlassen, ein kleines Renkontre zu erwähnen, das wir in der Schweiz hatten. Wir waren ein Weilchen ausgestiegen, um frische Luft zu schöpfen, als es sich inzwischen ein Herr auf dem durch einen Blumenstrauß belegten Fensterplatz meiner Frau bequem gemacht hatte. Keine Vorstellungen, auch seitens des Eisenbahnpersonals, vermochten den Kavalier dazu zu bewegen, einen anderen Sitz in dem übrigens sonst leeren Abteil einzunehmen. Es handelte sich nämlich um einen Angehörigen der im Volksaberglauben als ritterlich bekannten französischen Nation.

Früher mußte man in Italien die zweite Wagenklasse benutzen, um in bezug auf Sauberkeit und Gesellschaft so gut aufgehoben zu sein wie etwa in der dritten Klasse der deutschen D-Züge. Heute kann der anspruchsvollere Reisende in Italien nur noch die erste Wagenklasse wählen. Ganz abgesehen von der Überfüllung in der zweiten und dritten Klasse, herrscht hier eine Verschmutzung, die jeder Beschreibung spottet. Das kleine Volk und besonders die vielen Soldaten, die jetzt zweiter Klasse fahren, tragen so viel Schmutz an sich und um sich, daß der nicht an das italienische Volksleben gewöhnte deutsche Reisende sich davor entsetzen würde. Befindet sich der Zug gar eine Strecke in Bewegung, so sorgen die hinzugekommenen Speisereste dafür, daß man sich wie auf einem wahren Müllhaufen fühlt. Namentlich gehört das häufige Ausspeien zu den Gewohnheiten des südländischen Volkes, an denen der Nordländer Anstoß nimmt. Tatsächlich muß man ganze Stiefelsohlen besitzen, um ungefährdet durch die sich allmählich bildenden Seen zu gelangen. Wie aber der physische Schmutz die zweite und dritte Klasse kennzeichnet, so tritt der moralische Sumpf der „Roma Quarta" dem Reisenden bereits in der ersten Wagenklasse entgegen. Eine nicht geringe Anzahl geschminkter Kokotten angelt in den Gängen ziemlich unverhohlen nach Jagdbeute, die sich dann auch meistens schnell unter der reiselustigen Soldateska findet. Der Schützengraben hat den italienischen Mann an französische Sitten gewöhnt, die der ehemals äußerlich so Sittenstrenge nun mit wahrem Feuereifer der weiblichen Jugend seines Landes einimpft.

Der starke Betrieb in den italienischen Eisenbahnen ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß die Preise der Fahrkarten enorm gestiegen sind, ich glaube auf das Dreifache von früher. Infolge des Zonentarifes macht sich das besonders auf kurzen Strecken bemerkbar. Kleine Ausflüge in die Umgebung von Rom sind daher heute schon mit ganz bedeutenden Kosten verknüpft. Wer also eine große Strecke mit kurzen Unterbrechungen zurückzulegen hat, tut wohl daran, gleich das ganze Billett zu lösen, zumal dies immer ziemlich lange Fahrtunterbrechungen gestattet. Geradezu verblüffende Kosten jedoch verursacht das Passagiergut. Wenn irgendmöglich, so sollte sich der Reisende in Italien auf die Mitnahme von Handgepäck beschränken. Auch zum Übernachten in den Hotels muß man jetzt den doppelten bis dreifachen Betrag bereithalten. Zwar ist man hier wenigstens vor Übervorteilung geschützt, weil neuerdings jedes Hotel verpflichtet wurde, den von der Questura festgelegten Zimmerpreis ersichtlich zu machen. Jedenfalls darf der Reisende es nicht versäumen, sich telegraphisch ein Zimmer zu sichern, da er sonst bei dem Andrang, hauptsächlich in Norditalien, auf der Straße kampieren müßte. Natürlich ist es ratsam, das Telegramm einige Tage vorher abzusenden, da es ihm bei den dortigen Verkehrsverhältnissen andernfalls passieren dürfte, daß er selbst vorher eintrifft.

Jeder, der heute zum erstenmal nach dem Kriege Italien betritt, fühlt sich wohl von der Frage bewegt: Wie werde ich als Deutscher aufgenommen werden? Schon in der Eisenbahn aber entgeht es ihm nicht, daß etwaige Besorgnis überflüssig war. Der Italiener ist von Natur zu höflich, um den Fremden im Normalzustande seine Abneigung merken zu lassen, auch nicht, wenn er unter dem Einfluß französischer Wühlarbeit steht. Die überwiegende Mehrheit der Italiener, vor allem das Volk, sieht den Deutschen mit Freuden wiederkommen. Auch auf Landsleute trifft man bald, die einem zurufen: Du bist in Italien gern gesehen! In Mailand war unser Hoteldiener Deutsch-Österreicher. In Florenz hieß uns der Hotelwirt als Deutsche willkommen, während der Garçon uns gleichzeitig in der Muttersprache bediente. Er war ebenfalls Deutscher. Hingegen konnten wir schon auf der Strecke Florenz—Rom beobachten, daß die Alliierten mit einem gewissen zurückhaltenden Mißtrauen behandelt wurden. Als gar eine Französin den Schaffner mit französischem Gelde bezahlen wollte, weigerte sich dieser unter starken Ausdrücken zu wechseln, indem er bissig auf den besseren Stand der französischen Valuta anspielte. Andere Deutsche haben in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die sich tief in ihr Herz schrieben. Ein deutscher Maler, der mit Frau und Kindern die ermüdende Reise durch Tirol hinter sich hatte, geriet in ein von rückkehrenden Soldaten angefülltes Abteil dritter Klasse, was ihm zunächst nicht geringes Unbehagen verursachte. Kaum erfuhren jedoch die Soldaten seine Nationalität, als er sich mit einer wahren Flut von Freundlichkeiten überschüttet sah. Die Soldaten räumten den Kindern Platz zum Schlafen, deckten sie mit ihren Mänteln zu, holten ihnen Erfrischungen und behüteten sie wie gute Mütter. Sie schrieben dem ältesten Knaben zur Erinnerung freundliche Worte in sein Skizzenbuch, und triumphierend zeigte mir dieser die Kriegsmedaille, die ihm ein neapolitanischer Soldat zum Abschied geschenkt hatte.

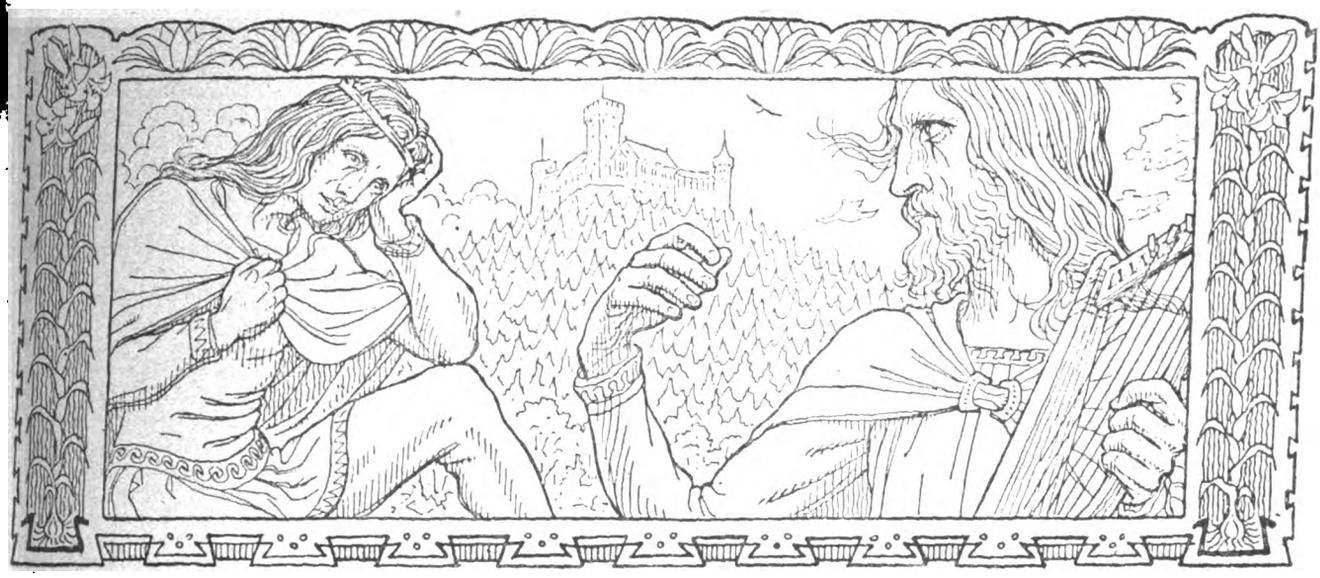
Man ersieht aus alledem: Manche Widerwärtigkeiten, die das Reisen in Italien heute bereitet, werden doch reichlich durch liebenswürdige Eindrücke aufgewogen. Keine Hindernisse vermögen uns das herrliche Gefühl zu verleiden, das uns unwillkürlich beschleicht, wenn wir hinter dem St. Gotthard den Mantel abwerfen und in rasender Geschwindigkeit hinabsausen in das Land der Sonne. Freilich empfängt uns der eigentliche Zauber des Südens erst hinter Bologna. Die malerischen, an uralte Felsen gelehnten Dörfer, die an unseren Wagenfenstern vorbeieilen, berauschen die Augen wieder wie einst. Wir vergessen darüber nur zu schnell das Unbehagen der anderen Sinne und lassen uns gern hinüberführen in den Traum einer von der Heimat so verschiedenen Welt. Ein Fiaschetto guten Landweines erleichtert uns den Übergang. „Der Wein tötet die Bazillen", sagt der Italiener. Und auch der Deutsche schüttelt unter seiner Einwirkung das Bazillenfieber der anstrengenden, von Schmutz und Staub behinderten Reise ab. Er überläßt sich williger der Umgebung. Er verschließt sozusagen seine Nase und öffnet Auge und Herz der Natur- und Menschenschönheit des Südens.

Lief das Lachen jubelnd übers Land.

Lief das Lachen jubelnd übers Land,
Eine Märchenblüte in der Hand.
Lind die Luft — die Mittagsonne glühte,
Schwer von Dufte war die Märchenblüte.
Ihres rosenroten Kelches Süße
Sang von einem jungen Glücke Grüße,
Und das Lachen sang bei jedem Schritt,
Und die bunten Wiesen sangen mit.
Doch die Quellen, die in Tiefen schäumten,
Wurden still und schliefen ein und träumten,
Und die Tore, die ins Dunkel gingen,
Fielen zu bei seinem Jubelsingen. — —
Sieh — ein Herze wollte wandern gehn —
Blieb vor einer Rosenhecke stehn. — —
Kam das Leid daher mit müdem Schritt,
Brachte einen güldnen Schlüssel mit,
Sprach kein Wort und schaute voller Güte
Auf die rosenrote Märchenblüte.
Und am dornumhegten Waldesorte
Schritt es stumm zu der verschloss'nen Pforte.
Ganz von Tränen war sein Blick umwoben.
Und es hat die Hände stumm erhoben.
All die Quellen, die im Grunde schliefen,
Sprangen auf und sangen in den Tiefen,
Und es sprangen all die finstern Pforten,
Und die Welt war wieder weit geworden!

Alice Welty von Ruckteschell

Digitized by Google



Aus dem Vollband I der Germanenbibel, herausgegeben von Wilhelm Schwaner, Berlin-Schlachtensee.
Wolfram von Eschenbach. Von Fidus.

Wolfram von Eschenbach * Zu des Dichters 700. Todestage * Von Dr. E. K. Fischer

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert besinnt sich die deutsche Dichtkunst zum erstenmal so recht eigentlich auf sich selbst durch Schaffung einer eigenen Literatursprache, dichterischen Form und künstlerischer wie menschlicher Ideale. Vorher hatte der Deutsche solch gewaltige wirtschaftliche und kulturelle Wandlungen durchmachen müssen, daß von einem geistigen Leben außerhalb der Klöster nur noch an wenigen Fürstenhöfen gesprochen werden konnte. Aber das war kein eigentlich deutsches Geistesleben, denn es begann und endete mit unselbständigen Versuchen, in der lateinischen Sprache der Kirche die neue Lehre des Christentums der zünftigen Priesterschaft zu offenbaren. Das war freilich keineswegs eine geringe Leistung, wenn auch die Auslegung des Neuen Testamentes bisweilen auf wunderliche Abwege geriet, aber die Denkkraft und Phantasie wurden doch geschult, und als vollends der Versuch gewagt wurde, das Neugefundene in deutscher Sprache breiteren Kreisen zu verkünden, wuchs das Ausdrucksvermögen der Muttersprache gewaltig. Neben dieser geistlichen Dichtung ging eine ungelehrte weltliche her, die das Andenken an die Heldentaten der Völkerwanderungszeit und des germanischen Altertums wach hielt und in kunstlosen Versen Abenteuer und Wundermären, Brautraubgeschichtchen und Weltreisen zum besten gab. Spielleute, die wenig angesehen, aber trotzdem beliebt waren, zogen mit diesen Epen von Ort zu Ort, von Burg zu Burg und wetteiferten als die einzigen „Journalisten“ ihrer Zeit mit Seiltänzern, Bärenführern und sonstigem fahrenden Volk um die Gunst des Publikums. Gebildete Angehörige der weltlichen Stände gab es nur wenige, die Ritterschaft beschränkte sich auf den Waffendienst, und höchstens die adeligen Frauen, wie die Herzogin Hadwig in Scheffels „Ekkehard“, trieben bisweilen gelehrte oder literarische Studien. Da kam als zweite große Epoche des Mittelalters die Zeit der Kreuzzüge, die, wie einst die Völkerwanderungszeit, die Nationen in engste Fühlung miteinander brachte. Deutsche Ritter kämpften neben welschen und britischen im Heiligen Land und lernten fremde Ritterfitte kennen. War das Ergebnis der Völkerwanderung schließlich die Christianisierung Europas, seine Durchdringung mit römisch-kirchlichem Geiste gewesen, so war das Ergebnis der Kreuzzüge der Sieg der neuen weltlich-lateinischen Kultur Südfrankreichs über die barbarischeren Völker des Kontinents. Der Minnesang und das höfische Epos sind die dichterischen Schöpfungen dieser Kultur, in denen ein neues gesellschaftliches Ideal sich ausspricht. Über den Rhein herüber kam das neue Singen und Sagen, nach Belgien und dem einstigen Burgund, nach Franken und Schwaben, auch nach Thüringen an den Eisenacher Hof, und schließlich nach Bayern und Österreich. Und wie die Geistlichen ein paar Jahrhunderte früher in den Fußtapfen der Kirchenväter gewandelt waren, so wandelten jetzt die Ritter und Hofleute in denen der welschen Troubadours und huldigten der neuen Konvention, die sie verpflichtete, der Gattin ihres Dienstherrn Liebeslieder zu singen, in denen der Name der Geliebten nicht genannt werden durfte. Das war mehr gesellige Spielerei als persönliches Erlebnis, und die Kunst der Minnesänger wurde demzufolge eine Formkunst, deren Möglichkeiten sich bald erschöpfen mußten. Sehnsucht, Abschied, nächtliches Stelldichein, das gewöhnlich von einem „Merker“ belauscht wird, Groll über Zurückweisung, Freude über ein Zeichen der Gunst, viel mehr vermochten diese Dichter kaum zu besingen. Reichere Möglichkeiten bot das Epos. Wohl galt auch hier der neue gesellschaftliche „Comment“, aber der Fabulierkunst bot sich ein reiches Feld, denn das Abenteuer des alten Spielmannsliedes konnte sich mit dem Frauendienst des Minnesangs zu einer höheren Einheit verbinden, zu der der christliche Gedanke als krönender Abschluß hinzukam, der den Ritter zum „miles christianus“, zum Kämpfer

Wolfram von Eschenbach.
Miniatur aus der großen Heidelberger Liederhandschrift.

Digitized by Google

in Gott machte und seiner Abenteuerlust wie seinem Frauendienst einen ernsteren Hintergrund gab. Aber immer war es die Konvention, die Dichtung und Dichter beherrschte, die des höfischen oder die des ritterlichen Ordenslebens, nie der Gedanke der freien Persönlichkeit.

Den zu gestalten und eindeutig zum Hauptmotiv zu machen, blieb zwei deutschen Dichtern vorbehalten: Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Walther steht Weib und Volk, Gott und Kaiser als freier Mensch gegenüber, Wolfram fühlt sich Gott und der Menschheit verantwortlich. Das sittliche und soziale Gewissen ist in ihnen erwacht und vereint sich mit dem künstlerischen Können, das sie den Franzosen verdanken.

Als Minnesänger überwinden beide Dichter die herkömmliche Ethik, Walther, indem er sich der „niederen Minne", dem Lob der schlichten Mädchen aus dem Volke zuwendet, die man auch wirklich lieben darf, Wolfram, indem er das Lob der Ehe zu verkünden wagt statt das des gewünschten oder vollführten Ehebruchs nach welschem Sinn. Aber selbst, wo er sich herkömmlicher Motive bedient, zeigt er die Klaue des Löwen. So beginnt er ein Taglied: „Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen, er steiget auf mit großer Kraft; ich seh ihn grauen täglich, wenn es will tagen, den Tag." Freier bewegt sich der große Franke im Epos. Sein „Parzival", eine freie Nachdichtung des gleichnamigen Werkes von Chrestien von Troyes, zeigt seine deutsche Eigenart ganz deutlich. Wo der Franzose sich um die Darstellung der ungeklärten Symbolik des heiligen Grals müht, gestaltet Wolfram das Bild einer Persönlichkeit, die, immer strebend, sich bemüht, bis sie Erlösung findet. Wo Chrestien kurz und verächtlich von den Frauen spricht, spendet ihnen Wolfram reiches Lob aus liebevollem Herzen. Überall sieht er die Eigenart seiner Menschen, er erlebt, wo der Franzose konstruiert, und deshalb gibt er wirkliche Dichtung, wo sein Vorbild nur kunstreiche Architektonik aufweist. Wie köstlich schildert er Parzivals Kindheit! Der Schmerz des Knaben über den Tod der Vögelein, die er doch selbst geschossen hat, seine rührende Frage „O weh, Mutter, was ist Gott?", sein kindliches Gerede mit den fremden Rittern, deren einem er Ringlein vom Eisenhemd abzwicken will, nachdem er ihn zuerst für den lieben Gott in persona gehalten hat, das alles zeugt von echt deutscher Gemütstiefe, wie wir sie nur bei Goethe, Mörike, Keller oder Raabe wiederfinden. Wohl sind die Hauptmotive nicht neu, englische, irische, italienische und französische Dümmlingsmärchen enthalten sie auch, aber — c'est le ton qui fait la musique, sagt der Franzose, der gleichwohl unsere Abhängigkeit von seiner Kunst gar nicht genug unterstreichen kann, als ob es auf das Was ankomme und nicht zu allererst auf das Wie. Die Torheit Parzivals ist die des Deutschen gegenüber einer fremden Welt der Konvention, in der er allenthalben anstößt, bis er sie überwunden hat. Der erste Gastfreund, zu dem sein Ritt ihn führt, ist der Ritter Gurnemanz, der ihn über Rittersitte belehrt.

Wie ihn des Burgherrn Diener abends entkleiden, entdecken sie unter seiner Rüstung, die er dem roten Ritter Ither im Zweikampf mit ungleichen Waffen abgewann, das Torenkleid, in dem seine Mutter ihn ausreiten ließ, damit er vom Artushof, zu dem er zunächst auszog, mit Spott wieder heimgeschickt werde zu der sehnsüchtig harrenden Mutter. Solch ein Torenkleid trug auch Herr Wolfram selbst unter dem Rittermantel, und alle Augenblicke blitzt der Schalk oder lächelt das gutmütige Kind aus den Augen des lebensfrohen Bajuvaren. Welch köstliche Bilder findet er oft, seine Erzählung zu beleben! Da bekämpft der edle Ritter Gawan, der Unbesiegbare, entgegen aller Rittersitte, seine Feinde mit Schachbrett und Mauerriegel, oder er rast nachts auf rollendem Bett durch das Wunderschloß wie der Held im Märchen, der das Gruseln lernen wollte. Ein andermal haut Parzival im Kampf so heftig auf den Fürsten Klamide ein, daß der meint, man bewerfe ihn mit Steinen aus der Stadt.

Manchmal ist Wolframs Humor von einer Derbheit, die uns abstößt. Dabei dürfen wir aber nie vergessen, in welcher Zeit des rohesten Faustrechts, der schlimmsten Selbstzerfleischung Deutschlands und der sittlichen Verwilderung der Dichter des „Parzival" lebte. Das ist gerade das Wunderbare an ihm, daß sein Saitenspiel so viele Töne gibt: Er liebt den Wein und ringt um das Gotteserlebnis, er liebt die Frauen und verzehrt sich in Mitleid mit menschlicher Leibes- und Seelennot, er macht derbe Späße und formt Bilder von unendlicher Zartheit, kurz: er ist skrupelloser Genießer und demütig anbetender Gottesknecht und Liebender zugleich. So kann er an einer Stelle des „Willehalm" den Riesenknaben Rennewart einen Küchenjungen an die Wand schmeißen lassen, daß er zerspringt, als wenn er angefüllt gewesen wäre, bloß weil ihm der Unglückliche einen Wasserzuber umwarf, und anderswo, im „Parzival", läßt er den Helden über drei rote Blutstropfen im Schnee, die ihn an sein süßes Gemahl Kondwiramur erinnern, in tiefe Melancholie versinken.

Sooft Wolfram von Frauen spricht, wird er gütig und weich, und selbst der häßlichen Gralsbotin Kundrie gegenüber läßt er seinen Helden Geduld üben. Eine stattliche Reihe von Frauengestalten wandelt durch das Epos. Da ist die zarte und treue Sigune, seine liebliche Anverwandte, die großes Herzeleid so mannhaft trägt, oder die schuldlos leidende Jeschute und sein getreues Eheweib Kondwiramur. Auch an niedlichen Backfischchen fehlt es nicht, und den Lichtgestalten stehen die hämische Orgeluse und die teuflische Kundrie gegenüber. Mit allen müht sich der Held ab, und nicht gefahrloser noch leichter sind die Abenteuer mit diesen Frauen als die andern, die er im Kampf mit dem roten Ritter Ither, mit Herrn Orilus, mit dem närrischen Seneschall Keie, dem unbesiegbaren Gawan oder mit seinem Halbbruder Feirefiz, dem Halbmohren und Heiden, besteht.

Durch all den Kampf reift Parzival zum Mann. Unwissenheit hat den Jüngling zum Sünder gemacht gegenüber der Gattin eines andern, Unwissenheit verschloß ihm den Mund bei seinem ersten Besuch auf der Gralsburg, Unwissenheit und von Gurnemanz angelernte „Höfischheit". Da sah er den Gralsherrn Amfortas leiden, ohne die erlösende Frage nach der Ursache dieses Leidens zu tun.

So bleibt Amfortas unerlöst, und Parzival muß auf langer Irrfahrt durch weltliche Abenteuer das Versäumnis wider Wissen und Willen büßen, bis er, durch die Lehren des Lebens und die weisen Worte des Klausners Trevrezent vom Zweifel zur „Staete", zur Treue gegen sich selbst, gebracht wird und im Ideal des christlichen Ritters das Heil für sich und die andern sieht. Dieses Ideal verkünden die Schlußworte der Dichtung:

„Wes Leben so sich endet,
Daß er Gott nicht entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld,
Und er daneben doch die Huld
Der Welt mit Ehren sich erhält,
Der hat sein Leben wohl bestellt."

Griechisch klar ist diese Lösung, weltfreudig und Gott zugewandt, eine neue Weltanschauung, die die Einseitigkeit der kirchlichen Lehre und der späten, „diesseitig" denkenden Antike vermeidet und eine Harmonie anstrebt, die freilich in stetem Kampf besteht zwischen Gott und Welt, Krieg und Frieden, Haß und Liebe, Zweifel und „Staete". Sei keusch und froh zugleich, mahnt Kundrie den Helden, dessen Zweifelsucht an Faust gemahnt.

Aber gerade der Zweifel führt zur stetigen Auseinandersetzung mit dem Leben, das Parzival von allen Seiten kennenlernt, als Liebender, als Ritter, als Büßender und Genießender.

Selbsterlösung und Erlösung durch Gnade wirken zusammen, ihn von der „Schuld" zu befreien, die ihm — ein echt nordischer Zug! — tief in seiner Natur und keineswegs in seiner äußeren Absicht begründet liegt: Er tut nicht, wie er von sich aus muß, weil er sich an Gesetze gebunden glaubt, die von außen an ihn herankommen. Er soll auch durch sie gebunden sein, aber nicht auf Kosten seines Eigengesetzes, in dem göttlicher Wille sich ausspricht. Parzivals Weg führte nicht nur zur Treue, sondern auch zur Erkenntnis, und ihre Frucht ist das Mitleid, das ihn die Frage an Amfortas stellen läßt, und die Idee der Toleranz, die er dem Aufklärungszeitalter vorwegnimmt. Der Mohr Feirefiz, der die Gralsherrin Repanse de Schoye heiraten darf und, nachdem er sich taufen ließ, als Priester Johannes das Gralskönigtum nach Indien trägt, ist mit so liebevollem Humor gezeichnet wie nur irgendeiner der christlichen Ritter des Werkes.

Was sein französischer Vorgänger Chrestien von Troyes in den Mittelpunkt seiner Darstellung schiebt, das Wunder des heiligen Grales, das spielt bei Wolfram die kleinste Rolle. Der Gral ist ihm ein wunderwirkender Stein, dessen Anblick verjüngt und ewiges Leben verleiht. Wie viele Märchen schildern ähnliches. Aus Engelshänden ist der Gral auf ein Geschlecht ritterlicher Könige romanischen Stammes übergegangen. Ganz anders bei dem Franzosen. Ihm ist der Gral eine Schale, die beim heiligen

Digitized by Google

Abendmahl herumgereicht wurde und in der Joseph von Arimathia Christi Blut unter dem Kreuze auffing. Die Erklärung des Namens nimmt viel Raum ein, und der symbolischen Ausdeutungen findet er kein Ende.

Die Leistung seines unvergänglichen Hauptwerkes, des „Parzival", konnte Wolfram nicht mehr übersteigern. Sein „Willehalm" ist eine Brautraubgeschichte, in deren Mittelpunkt eine schmerzensreiche, charakterfeste Frau steht, der „Titurel", nur bruchstückweise erhalten, gibt köstliche Liebesszenen zwischen Sigune und Schionatulander, die übrigens schon im „Parzival" eine Rolle spielen.

Wolframs Sprache ist bunt und bilderreich wie sein Leben und seine Werke. Aus Dorf und Burg, aus Frankreich und Franken, aus höfischer Dichtkunst und alten Spielmannsliedern holt er sich seinen Wort- und Formenschatz zusammen, und die alten Wörter Wigant, Recke, Heerfahrt und Urlüge stehen neben französischen Ausdrücken. Man sollte Wolfram mittelhochdeutsch lesen, um den ganzen Reichtum gerade auch seiner Sprache mitzuerleben. Aber das wird manchem zu schwer sein. Der greife getrost zu der trefflichen Übersetzung von Wilhelm Hertz. Das, was wir als Deutsche vor allem an Wolfram schätzen, das gibt sie so gut wie das Original: sein männliches und gütiges, sein weltfrohes und religiöses, sein kampflustiges und duldsames, sein derblustiges und mitleidvolles Welterleben, das nicht Ergebnis einer kühlen Überlegung oder angelernten Wissens ist, sondern Frucht eines bunten, gestaltenreichen Lebens.

Die Lerche * Von Friedrich Huffong.

Die Frühlingserde wirft, wie tausend Freudenrufe, tausend Lerchen gegen den Himmel. Dort bleiben sie den ganzen Sommer über stehen. Dort hangen sie noch und tönen als tausend Lobpreisungen des Lichtes durch den ganzen hellen Herbst.

Die Lerche ist ein tönender Punkt in dem blauen Meer über mir. Rings um mich Wiese und Baum und Busch und still wogende Saatfelder, auf denen über grünen Halmwäldern schon ein güldener Rauch und Hauch von Reife schwebt wie ein lebendiger Heiligenschein. Über all das gießt sich wie ein klingender Regen der Sang der Lerchen, stürzen wie Kaskaden die Triller und Wirbel der Lerchen, verschränken sich wie lautgewordenes Licht zu unzähligen Strophen und Kantilenen die hellen Tonreihen der Lerchen. Es ist, als wären die hundert weißen Wölkchen da oben mit Klang und Pfeifen überladen und müßten sich in lieblichen Gewittern unaufhörlich entladen.

Die Lerche ist die Stimme der frohen Erde. Die Lerche ist das steigende, fliegende, schwebende Lied der Sommererde vom Licht.

Es gibt zwei Sorten von Lerchen: die Lerche an der Erde und die Lerche am Himmel. Die Lerche an der Erde ist ein grauer Spatz; die Lerche am Himmel ist ein unsichtbares wohllautendes Wunder.

Die Lerche an der Erde ist ein Laufvogel. Obgleich sie nur Tau der Blätter trinkt, ist sie doch ein gefräßiger Esser, badet sich im Staub und baut in eine selbstgescharrte Grube sich ein liederlich gemachtes Nest. Sie heißt Feld-, Korn- oder Saatlerche.

Die Lerche am Himmel heißt Taglerche oder Singlerche oder Himmelslerche.

Es sind zwei Seelen in der Brust dieses kleinen, grauen, geflügelten und geschnäbelten Faustulus: Die eine hält sich an die Erde, an das Bad im Staub, an das Nest in der Scharrgrube, an Stein und Pfahl, an ein unstetes Zanken und Streiten mit ihresgleichen; die andere sucht den Himmel und das Licht, von dem sie geboren ist.

Zitternd reißt das Lichtseelchen immer wieder sich von der grauen Erde los. Es ist, als ob es jedesmal einen Schmerz und eine Erschütterung koste, die Scholle zu verlassen. Ich sehe, wie der kleine Vogel zitternd von ihr forttaumelt, wie gestoßen, wie gerissen. Aber da ist der Riß auch schon geschehen. Und nun schraubt er sich fest und sicher in die Höhe, und mit dem Flug steigt sein Lied empor. Unendlich breitet sich unter ihm die Feldererde, er sieht unter sich Saaten und Weiden und die Bänder der Bäche, und um ihn steht der Himmel unendlich offen, um ihn steht der Ozean des Lichtes, Licht immer wieder über ihm, immer wieder Lichtstufen über Lichtstufen hinaufleuchtend zum Thron Gottes. Die kleine Vogelseele wie vom Licht gezogen, gehoben, getragen und immer klingender, immer klingender gemacht. Zwischen Himmel und Erde irgendwo steht ihre Stimme, eine Botin von oben, eine Botin von unten, ein priesterliches Klingen; das hörbar gewordene Licht.

Die Lerche gehört hundert Ländern. Ihnen allen ist sie das Lied vom Licht, das Lied zum Licht. Weite tote Steppen leben nur vom Liede der Lerche. Doch ist sie eine Freundin des Bodens, der Menschen trägt und Saat der Menschen und Ernte der Menschen. Sie ist nicht seltener geworden, wo die Axt den Wald fraß und der Pflug die Erde aufriß. Sie liebt die menschliche Erde; sie wurde zahlreicher, wo aus Wald Weide ward und aus Wüstnis Acker. Über ein deutsches Saatfeld gehört eine Lerche wie ein Punkt übers „i".

Strophenreich ist die singende Lerche, und lernt noch eine von der andern; sie lernt den Finken, Amseln und Rotkehlchen noch ihre Weisen ab. Sie verschränkt ihre Töne kunstvoll, wie gesponnenes Glas; sie sind ein gesungenes, gepfiffenes Glitzern und Gleißen. So hängen sie fein wie tausend Lichtfäden über mir und meiner Wiese. Die Lerche ist reich; aber sie wird ihres Reichtums nicht satt; eine selige Unersättlichkeit. Sie hat Überfluß, aber ihr Überfluß genügt ihr nicht; eine heilige Begierde, das Lied vom Licht und von des Lichtes Unendlichkeit höher zu tragen und vollkommener zu singen. Darum verliert sie auch keine Stunde des Sonnentages und keinen Tag der Sonnenzeit des Jahres. Darum steigt sie der ersten Dämmerung entgegen und singt schon oben im Licht, wenn über den Wiesen unten noch silberner Schatten liegt. Darum schwimmt sie und singt sie noch oben im Gold, wenn unten schon der Abend aus den Gräben und aus den dunklen Büschen kriecht. Darum singt sie am ersten hellen Frühlingstag, wenn unten noch der Schnee schmilzt; darum singt sie am letzten weißen Herbsttag, wenn die Nacht unten schon mit bereiften Schuhen über die Erde ging. . . .

Ich liege im Gras, das über meinem Gesicht schwankende, bebende Wälder in den Himmel baut. Und jenseits der Wälder, jenseits der Erde steht das Lied meiner Lerche im Raum. Überall, nirgends, irgendwo. Jetzt erscheint senkrecht über mir im blassen Blau ein ungewisses Pünktchen — ein Punkt. Jetzt wird er ein wenig größer und wird ein kleiner Vogel. Meine Lerche kommt aus dem Himmel zurück, von seinem Lichte noch tönend. Sie senkt sich langsam herab. Jetzt schwebt sie ganz mit sich und der Luft und dem Licht im Gleichgewicht. Sie und ihr Lied stehen ein Weilchen im Zenit meines Himmels still. Dann senkt sie sich wieder, langsam noch, dann schneller, schneller, nun fällt sie flügelschlagend in die Tiefe, nun preßt sie die Flügel an und stürzt wie ein toter Klumpen aus dem Himmel zur Erde. Erst ganz zuletzt mildert sie flügelspreizend und flatternd den Sturz und Stoß. Sie fällt stumm in die Wiese.

An der Erde ist sie stumm, Feld- und Kornlerche. Sie tönt nur am Himmel. Singlerche, Himmelslerche. Zitternd, taumelnd reißt sie sich von der Erde los. Dann steigt sie, schwebt und tönt. Aber wie entseelt stürzt sie endlich wieder aus dem Himmel und dem Licht, wie ein gestorbener Freudenschrei der Erde. Sie ist die steigende, fallende Sehnsucht der Erde nach dem Licht.

Digitized by Google

Der Bulle von Swetnoij-Pustosch * Eine Steppengeschichte von Georg Holland.

Ach, könnte man doch sein wie der Gemeindestier von Chuttor (kleine Ansiedlung) Swetnoij: so dickfellig und selbstbewußt wie dieser starke braune Stier mit dem schleppenden Gang und den weitausladenden Hörnern.

Gut hätte man's im Leben und nicht so schwer; aber den Leuten, die uns nicht lieben, könnte man das Leben verdrießlich und schwermachen.

Die Geschichte des Bullen aber, der viel Schläge erduldete, ja sogar einen Teil seiner Mannesschönheit auf dem Altar der Dickfelligkeit opferte, ist diese:

Man hatte ihn in der Stadt gekauft zu Zuchtzwecken; und die beiden Bauern Wanja und Wasja erhielten von der Gemeinde den Auftrag, ihn heimzutreiben. Aber das Chuttor lag weit von der Stadt; fast siebzig Werst Steppenweg mußte man zurücklegen; und zwar einen Weg voller Löcher und Mistpfützen.

Nun, die beiden Bauern schlangen dem „Bick" einen Baststrick um die Hörner und seilten ihn hinten an die Tarantas (kleiner Korbwagen). So fuhren sie los; mitten durch die trostlose herbstliche Steppe. Und da es vorher tagelang geregnet hatte, waren die Wege eigentlich keine Wege mehr, sondern stellenweise nur noch üble Sümpfe. Pferd und Bulle kneteten knietief in der seifigen Schwarzerde.

Das mißfiel dem „Bick".

Und weil die Bauern ihn auch noch des öftern grob anließen und durch Zerren und Prügel schneller vorwärts zu bewegen trachteten, schnaufte er plötzlich einige Male sehr stark, röchelte sein Och! und ließ sich gemütlich im Steppenkot nieder.

Natürlich ärgerten sich Wanja und Wasja über diese Widerspenstigkeit. Sie riefen ein paarmal, fluchten ein paarmal so innig und gemütlich, wie eben nur russische Bauern fluchen können; dann hüpften sie vom Wagen herab und bearbeiteten den „Bick" abwechselnd mit einem dicken Birkenknüppel und einer zölligen eisernen Brechstange; auch mit den Stiefelabsätzen traten sie ihn in allen möglichen Leibesgegenden, die ich mich wohl hüten werde, näher zu bezeichnen.

Indes „Bick" schnaufte nur, sagte och! och! und rollte ein bißchen vorwurfsvoll mit den Augen.

Da sprach Wasja zu Wanja — nein, er sprach es nicht, er kreischte es: „Wanja," kreischte er wütend, „wir wollen diesem dicken Aas den Hintern räuchern, da wird er wohl aufstehen."

Gesagt, getan. Man raffte ein Bündel Erbsstroh zusammen, trug einen netten Haufen trockener Kuhfladen herbei, und während Wasja den Schwanz des Bullen steil hochhob, schichtete Wanja mit vor Wut zitternden Händen unter dem Schwanz einen Scheiterhaufen. Man zündete das Erbsstroh an; beide Bauern knieten nieder. Mit vollen Backen bliesen sie das Feuer an. Die Pausen jedoch, die ihnen ihre anstrengende Tätigkeit ließ, benutzten sie, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Und sie schimpften: „Magst du geräuchertes Schweineaas die Seele der lieben Mutter Gottes von Kasan vergewaltigen! Steh auf, du Satan von einem Bullen; mag der Teufel mit dir abfahren, wenn du nicht aufstehst!"

Allein, vergebens waren die Flüche; vergeblich verbrannten Stroh und Kuhfladen. Nur och! och! machte der Stier und rollte mit den großen dunklen Augen; aber im übrigen rührte er sich nicht.

Als nur noch ein Häuflein Asche unter dem versengten Hinterteil des Bullen glimmte, sprang Wanja plötzlich wie ein Besessener auf, packte den Schwanz des Bullen und begann, wie ein Irrsinniger daran zu drehen. Und drehte und drehte emsig, während Wasja wortlos zusah, bis der Schwanz geknickt herabhing und kein Drehen mehr nötig war. Indes, auch diese Folter rührte den „Bick" nicht. Da warfen sich die Bauern verzweifelt ins Gras und schliefen.

Grau zog der Morgen herauf über der endlosen Steppe. Ein nadelfeiner Regen weckte Wanja und Wasja. Sie sprangen auf, rieben sich die Augen und schauten nach dem Bullen. Der stand schon reisefertig; seine Ruhe hatte er ja gehabt und seinen Willen durchgesetzt; nun konnte es seinetwegen losgehen. Der Schwanz war freilich fort und das Hinterteil angebraten. Aber was braucht man einen Schwanz, wenn man nur seine Ruhe hat.

So trollte er weiter. Und nach etlichen Stunden zogen Wanja und Wasja mit dem schwanzlosen Bullen ins Swetnoij-Pustosch ein und mußten viele Schmäh- und Schimpfreden über sich ergehen lassen, weil sie den Gemeindestier, den Gemeindestolz, zu einer Gemeindeschande gemacht hatten.

Oft noch sah ich diesen Bullen, wenn er an der Seite seiner Kuhliebsten hinter der Herde trottete, sein Och! Och! grölte und mit dem fingerlangen Schwanzstummel wackelte.

Und jedesmal gifteten sich die Bauern bei diesem Anblick, und Wanja und Wasja mußten all die Flüche und Schimpfreden über sich ergehen lassen, mit denen sie damals den Bullen belegt hatten.

Ich aber dachte: Wie schön ist es doch mit der Dickfelligkeit, und wie dumm ist es, wenn man aufgeregt wird; denn überall, wo man hinschaut, bleibt der Dickfellige Sieger.

Streiflichter.

Vorsicht beim Gebrauch von Schlagwörtern. Als die Nachricht von der geplanten Erhöhung der landwirtschaftlichen Erzeugerpreise um durchschnittlich 55 v. H. die Gewerkschaftskommission Groß-Berlins erreichte, erachtete sie es für ihre Pflicht als Nebenregierung, gegen das Landwirtschaftsministerium einzuschreiten und beim Reichsrat und bei den Reichstagsparteien vorstellig zu werden. Es würde zu weit führen, diese einseitig gegen die „Großagrarier" gerichtete Anklage zu prüfen, nur so viel sei angemerkt, daß nicht zu verstehen ist, wie sich die Kleinagrarier den Preiserhöhungen entziehen sollen, da sie doch wohl unter denselben Bedingungen schaffen müssen wie die Großgrundbesitzer. Oder etwa günstiger? Darauf wird, wenn wir den Kleinagrarier unter die Lupe nehmen, eingegangen werden. Zunächst steht hier in Frage die Flagge, unter der die Gewerkschaftseingabe das rote Meer durchsegelt; sie trägt die Aufschrift: „Gegen die Liebesgaben an die Agrarier." Es war in Vergessenheit geraten, das alte, liebe Schlagwort, und nun hören wir es endlich wieder. Aber die es im Munde führen, sollten die Bezeichnung Liebesgabe vermeiden. Ist doch unser ganzes Staatswesen von heute mit Hilfe von Liebesgaben aufgebaut. Stellen die durch die Gehaltsaufschwemmung hervorgerufenen Riesenfehlbeträge des Staatshaushalts keine Liebesgaben dar? Eine Liebesgabe nach der andern wird in Form von Ämtern den im Partei- (nicht im Staats-) dienst Bewährten verabfolgt, und die allgemeine Korruption hat darin ihren Grund. Der schamloseste Nepotismus ist das Kennzeichen der verflossenen Revolutionsregierung, in Staat und in Gemeinden. Die Einzelfälle zu nennen, ist unmöglich; jeder Tag bringt neue. Wer wird die Novemberschwärme dieses Sternschnuppenfalls zählen wollen! Hier fände ein Kato Arbeit! Leider sind die Partei-Katos so selten wie zweiköpfige Kälber und enden als Volksbelustigung in der Schaubude. Aber den „Kleinagrarier" wollen wir uns näher betrachten: als solcher hat nicht nur der Bauer, Büdner, Kossät usw. zu gelten, vor allem auch der Hofgänger und der Landarbeiter. Ihre Löhne, ihr Deputat erregen Neid in Fabrik, Kontor, Bureau; sie sind es, denen die Zwangswirtschaft das Füllhorn der Liebesgaben in den Schoß geschüttet hat. Sie sind die Stützen des ländlichen Schleichhandels, nicht der Großagrarier, dessen Tun, von Hunderten von Augen bewacht, keine Gelegenheit hat, sich wettbewerbend in das Verschieben von Getreide und Kartoffeln, in das Schwarzschlachten einzumischen. In Nieder-Österreich, dessen Anschluß wirtschaftlich geschulte Köpfe als Ballast einschätzen, stellt sich das Einkommen des Landarbeiters, wenn seine neuesten Forderungen durchdringen, auf jährlich rund 50 000 Kronen, ein leuchtendes Ziel für unsere Kleinagrarier, die auch ihre übertriebensten Lohnforderungen nicht als Liebesgaben empfinden, während der Großagrarier die Liebesgabe in Gestalt von Handgranaten, Maschinengewehrfeuer und Flintenkugeln verabreicht kriegt. Man lasse also längst begrabene Schlagwörter ruhen, sonst zeigt sich, daß im Wandel der Zeiten sie einen anderen Inhalt gewonnen haben.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Clara Viebig * Zum 17. Juli 1920

Von Dr. phil. Ella Spiero.

Wir wollen mit Clara Viebig Geburtstag „feiern". In einer Feierstunde mag man nicht zunftmäßig vorgehen, sondern man will vom Überfluß des eigenen Fühlens auf den Gefeierten etwas ausströmen lassen. Das uns beherrschende Gefühl aber ist Dankbarkeit.

Wir sind der Dichterin dankbar für viele anregende Stunden, in denen sie uns gerade dadurch, daß sie oft tief in den Alltag hineinführte, über diesen Alltag und über unser persönliches kleines Selbst hinaushob. Wir Frauen sind ihr besonders dankbar, weil sie es verstanden hat, unser Geschlecht in allen Arten seiner Vertreterinnen zu schildern.

Frauen und Mädchen, Gattinnen, Mütter, sorgsam Umfriedete und Behütete, rauh vom Leben Angepackte, heiß Sinnliche, kühl Berechnende, Warmherzige, Hausbackene und solche, die leidenschaftlich aus der Alltäglichkeit herauszukommen trachten, all diese Typen finden sich bei Clara Viebig. Fest, ruhig, kraftvoll stehen ihre Bäuerinnen aus der Eifel oder aus dem Posenschen vor uns. In Brunst lodert das „Weiberdorf", der Trieb ist allmächtig, überwuchert jedes andere Gefühl im Weibe. Doch neben diesen rein sinnlichen, durch qualvolle Entbehrung wie innerlich verzehrten Wesen tauchen andere Frauen auf. Da sind Arbeitstiere, da schafft Mine Reschke von früh bis spät, um das „tägliche Brot" zu erringen. Da vergeht Josefine Rinke der kärgliche Liebesfrühling ihrer Mädchenzeit, und sie wird die ehrenfeste Bürgerin, die stolze Mutter des Jünglings, der mit „die Wacht am Rhein" halten muß. Wo der Boden vom „schlafenden Heer" unterminiert ist, wirkt Helene Doleschal, die blonde deutsche Hausfrau und Mutter, ein Gegenbild zu der engherzigen stammverwandten und zu der leichtfertigen polnischen Gutsnachbarin. Schwarzäugige Töchter drängen sich um die arme Dörflerin an der belgischen Grenze, wo „das Kreuz im Venn" ragt, liebliche halbwüchsige Mädchen voll naiver Sinnlichkeit und katholischer Inbrunst. Diese Inbrunst, gesteigert, unheimlich, ein Gegengewicht und Deckmantel verbrecherischer Anlage, durchdringt Frau Tiralla, eine seltsame, zwiespältige Erscheinung, die auf das erlösende „Absolvo te" harrt. Verbrecherisch gleich ihr, doch primitiver ist die alte Kretschmar, die Mordbrennerin und Feindin der Stieftochter mit dem „einfältigen Herzen". Wie soll sie Liebe zu der haben, die sie nicht geboren hat? Aber treibt Mutterliebe nur immer zum Kinde des eigenen Blutes? Gibt es nicht Frauen, so durchglüht von Mutterssehnsucht, so ganz auf dies Gefühl gestellt, daß sie auch dem Kinde der Wahl Spenderin tiefsten Glückes sein können? Qualvoll scheitert Käte Schlieben an diesem Problem; sie kann die Macht des Blutes nicht besiegen, das Geheimnisvolle, das darin liegt, „einer Mutter Sohn" zu sein.

Lang ist die Reihe der Viebigschen Frauengestalten, nur wenige konnte ich mit flüchtigen Strichen hier umreißen. Was macht sie uns so wertvoll? Scheint es doch, als ob wir in einen Spiegel schauten, in dem wir uns erblicken, so daß wir klar über uns selbst werden können. Es ist eine tiefe Freude, ein Buch mit der Empfindung zu lesen: Hier pulst Blut von deinem Blute, hier taucht ein Stück von dir auf, hier spricht eine Künstlerin aus, was die eigene zage Lippe nicht zu formen weiß. Jede von uns kann in der reichen Welt Clara Viebigs die ihr verwandte, ihr gemäße Seele entdecken, kann das vielleicht am ehesten in der Fülle von weiblichen Wesen, die als „Töchter der Hekuba" vor uns stehen. Wie auf einem Film ziehen im Buch dieses Titels Bilder am Leser vorüber, kein Roman im eigentlichen Sinn bietet sich, sondern ein Ausschnitt aus dem Weltkrieg. Was aber daran fesselt, uns Frauen fesselt, ist jenes Gefühl gemeinsamen Erlebens, das uns alle umschließt, uns deutsche Frauen, uns Frauen der ganzen Erde. Und erwartungsvoll blicken wir Clara Viebigs jüngster Schöpfung „Das rote Meer", der Fortsetzung der „Töchter der Hekuba", entgegen. Nicht nur die Schicksale der einzelnen Gestalten dieses Werkes wollen wir erfahren, sondern wir fragen: „Wie zeigt Clara Viebig die Frau im zerbrochenen Deutschland, im gewandelten Europa, die Frau der Revolution? Was haben ‚Hekubas Töchter' aus der alten Zeit in die neue hinübergenommen? Was ist jung und neu in ihnen selbst entstanden? Wie wollen sie die tausend Probleme der Gegenwart lösen, diese deutschen Frauen, diese Frauen aller Länder?"

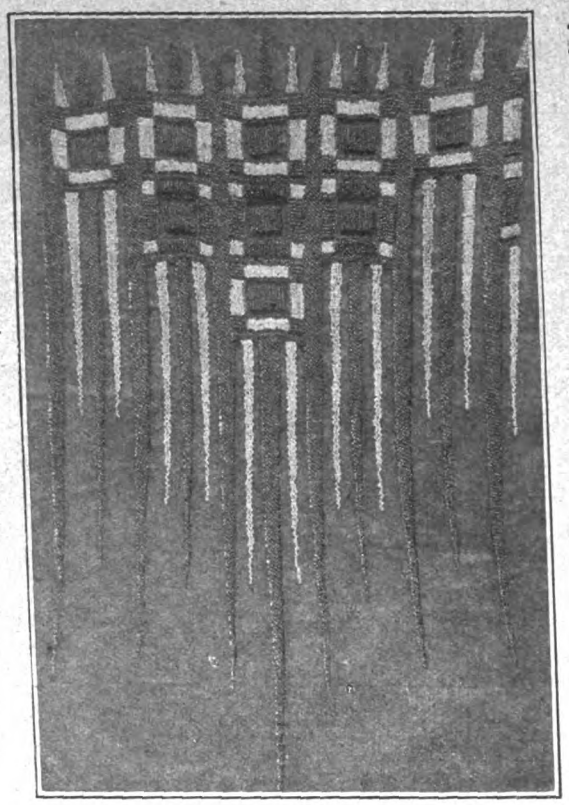
Clara Viebig ist deutscher Gesinnung; nationale Gedanken durchzittern ihre Schöpfungen. „Das gab ich dir", sagt Josefine Rinke stolz in Erinnerung an den fürs geeinte Deutschland gefallenen Sohn. Jedoch Clara Viebig weiß, daß sich der Gemeinsinn der Frau über die Grenzen des Vaterlandes hinaus erstreckt, daß sie letzten Endes und im Kern ihres Wesens Weib ist. Wenn Luise Witte („Das Eisen im Feuer") auf den Barrikaden „Freiheit" schreit, so tut sie es im Gedanken an den geliebten Mann, den sie dort sucht. Wenn Josefine Rinke Frankreich haßt, — ihr Haß zerbricht gegenüber dem sterbenden Franzosen, dessen letztes Lallen der Mutter gilt.

„Mutter!" Vielleicht liegt darin das Geheimnis. Ob wirklich selbst Gebärerin, ob nicht, — Leben wecken, Leben erhalten, das will das Weib. Dieser Instinkt vereint die Frauen des ganzen Weltkreises in Freud und Leid, in Jubel und Tränen. Clara Viebig hat sie so geschaut, so gezeichnet; und ihr, der Künderin des Ewigmenschlichen, sagen wir Frauen heute Gruß und Dank.

Clara Viebig.

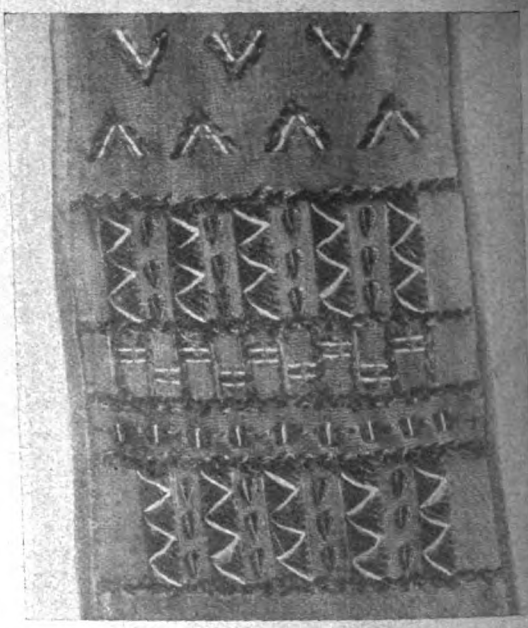
Digitized by Google

Moderne Kleiderstickereien * Von Helene Keppler.



Blusenteil mit Perlarbeit. A. Matzdorff phot.

Unsere Abbildungen zeigen neuartige Kleiderstickereien, wie sie die Mode augenblicklich bevorzugt. Das erste Bild gibt ein mit Perlenstickerei geziertes Blusenteil wieder, das zweite eine einfache, aber wirkungsvolle Stickerei auf kupferfarbigem Grund mit schwarzer Chenille, weißer Seide und Goldfäden ausgeführt. Die zuerst erwähnte Perlenstickerei und die Maschinenstickerei werden vorwiegend in den großen Spezialbetrieben der modeschaffenden Städte angefertigt, die in engster Verbindung mit den Modehäusern stehen und deren Aufträge sehr schnell zu erledigen haben. In ihnen besteht der rege Wunsch, Arbeiterinnen — man scheue vor diesem Wort nicht zurück — heranzuziehen, die auf Grund ihrer Bildung und ihres durch überlieferte Kultur gehobenen Geschmackes sich mit der Zeit zu leitenden Stellungen emporarbeiten können. Voraussetzung dafür ist selbstverständlich eine entsprechende längere Lehrzeit, die in alle technischen und künstlerischen Betriebszweige einführt. Ohne Fleiß und willige Einordnung kann man auch in der Kunststickerei nichts erreichen, und diejenigen würden enttäuscht sein, die da glauben, daß sie, wenn sie gelegentlich für den eigenen Bedarf eine nette Blusenstickerei ausgeführt haben, nun sofort nach ihrer Einstellung eine hohe Entlohnung beziehen werden. Die Leistungen entscheiden; ob sie von einem Mädchen des Volkes oder einer „Dame" ausgeführt sind, ist Nebensache.



A. Matzdorff phot.

Handstickerei auf kupferfarbigem Grund.

Jedenfalls aber ist der Beruf der Modenkunststickerin ein solcher, der jetzt strebsamen Frauen empfohlen werden kann — er ist aussichtsreicher als der der mehr oder weniger vorgebildeten Kunstgewerblerin, die schon Bedeutendes leisten muß, um in dieser schweren Zeit lohnendes Auskommen zu finden.

Besseres und blühenderes Aussehen verschafft Biomalz.

Läßt das Aussehen zu wünschen übrig, so nehme man nichts anderes als Biomalz. Die Wirkung dieses aus Hafer hergestellten Kraftnahrungsmittels ist überraschend und stellt sich schon nach dem Gebrauch mehrerer Dosen ein:

Die Gesichtsfarbe wird frischer und rosiger,

eckige und schlaffe Gesichtszüge runden sich allmählich, das Gewicht nimmt zu, die Arbeits- und Lebenslust steigt. Auch blasse, schnell wachsende Kinder, werdende und stillende Mütter, wie überhaupt alle, die der Kräftigung und Auffrischung bedürfen, nehmen Biomalz mit dem besten Erfolge.

Die Pfunddose kostet 12.— Mark. Andere Nahrungsmittel mit geringerem Nährwert sind oft viel teurer. Biomalz kann nicht billiger, es kann nur teurer werden. Rechtzeitige Eindeckung ist zu empfehlen.

Man nehme nichts anderes, nichts angeblich Ebensogutes. Nur Biomalz!

Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach, oder wir versenden von 3 Dosen an franko gegen Nachnahme.

Gebr. Patermann,
Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 30 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Amsler & Ruthardt, Berlin W 8.

An die Schönheit. Radierung von Max Klinger †.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

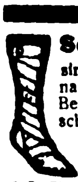
Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (8. Fortsetzung) . . . . . . Seite 489
Sehnsucht. Holzschnitt von Konrad Elert . . . . „ 489
Lesende Frau. Gemälde von W. Müller-Schönefeld . . . . „ 491
Aus deutschen Alpen. Gemälde von Alfred Otto . . . . „ 493
Max Klinger †. Von Hans Rosenhagen. Mit 5 Abbildungen nach Werken des Künstlers . . . . „ 495
In einer kleinen Stadt. Von Friedrich Hussong . . . . „ 498
Die Teuerung im Zoologischen Garten. Von Prof. Dr. L. Heck. (Mit Abbild.) Seite 499
Deutschlands künftige Energieversorgung. Von Hans Dominik . . . . „ 501
Lilienduft. Gedicht von Eva von Collani . . . . „ 502
Streiflichter . . . . „ 503
Die Welt der Frau: Das Einkochen der Früchte ohne Zucker. Von Luise Marelle . . . . „ 503
Mode. (Mit Abbildungen) . . . . „ 504



Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür**, Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art**, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma**, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung** von

Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg 68.

Warnung für die Hausfrauen!

Schokolade und Kakao dürfen nur verpackt mit Firma und Preisaufdruck verkauft werden. Wer dies mißachtet und lose Ware kauft, läuft Gefahr, verfälschte oder minderwertige Ware zu erhalten.

Verband Deutscher Schokoladefabrikanten E. V.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.

Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57

(im Deutschen Zahnärztehaus).

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—, Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf u. Tausch-Verkehr

Ia. Tuch-Hausschuhe, mit steifer Kappe, Ledersohle u. nied. Absatz Nr. 24—35 P. 16 M., m. Spg. 23 M, „ 36—41 „ 18 „ „ 25 „ „ 42—46 „ 22 „ Bei Bestell. v. 4 Paar freie Zusendung. *

Otto Denzer jun., Versandhaus, **Lauffen 8,** Neckar.

Stellengesuche

Langjährige **Gemeindekrankenschwester** sucht bis Mitte Sept. oder 1. Okt. Privatpflege. Landaufenthalt vorzuziehen; würde auch Hausarbeit übernehmen. **Gemeindeschwester F. F.,** Dußlingen b. Tübing.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule. Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Zum **1. Okt. ein kl.** sauberes evgl.

Dienstmädchen

aufs Land, i. Oldenburgischen, i. kl. herrschftl. Haushalt, b. g. Verpflegung, g. Lohn gesucht. Bewerbg. m. Zeugnisabschr., Bild, Gehaltsanspr. z. richten an *

Frau Kirchberg, z. Zt. **Velen, Westf., Heidehaus.**

Ordentliches

Mädchen

sofort für besseren Privathaushalt bei gutem Lohn gesucht. *

Emil Bergmann, Mittenwalde b. Berlin, Yorckstr. 23.

Suche zu mögl. bald. Antritt ein

2. Hausmädchen

für Gutshaushalt bei hohem Lohn. Anerbietungen zu richten an **Frau E. Ehlers, Schiepzig** bei Salzmünde Bez. Halle a. Saale.

Ältere, perfekte

Herrschafts-Köchin

bei **hohem Lohn, guter Behandlung und Verpflegung** per 1. August cr. gesucht. Offerte mit Zeugnisabschriften an **Frau Direktor Rudolf Vogt, Perleberg, Bez. Potsdam.** *

Sauberes, gewandtes

Stubenmädchen

für sofort gesucht.

Kräftiges

Küchenmädchen

desgleichen. *

Frau Ilse Hille, Rittergut Königshain, O.-L.

Suche zu sofort tüchtige, einfache

Mamsell,

perfekt im Kochen, Einm., Wäschebehandlung, Hühnerzucht u. allen Arbeiten eines ländlichen Haushalts. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche an

Frau Oberamtmann Jaeckel, Dom. Buntowo b. Flatow (Westpr.). *

Einfaches

Fräulein oder besseres Dienstmädchen

als **Stütze** gesucht, das kochen, nähen und bügeln und die Hausfrau im Haushalt vollständig vertreten kann. Hoher Lohn, Familienanschluß.

Frau Dir. H. Sprick, Heidelberg, Bergstr. 75.

Suche für sofort tüchtige, einfache

Mamsell,

perfekt im Kochen, Einmachen, Wäschebehandlung, Hühnerzucht, und allen Arbeiten eines ländlichen Haushalts. Bild, Zeugnisse und Gehaltsansprüche an

Frau Ruth Bethge, Gut Eichberg (Netzekreis), Posen (Deutschland).

Älteres, erfahrenes, ehrliches

Hausmädchen

für ruhigen Haushalt gesucht bei gut. Verpflegung. **Frau A. Hayungs, Bremen, Drakenburgerstraße 36.**

Vermischtes

Hochgebildete Dame, 24 Jahre alt, Gutsbesitzerin, aus guter Familie Süddeutschlands, heiteres Wesen, hübsche Erscheinung, vermög. und tüchtig, sucht gebild., schaffensfreud. Herrn von angen. Auß. u. Charakt. beh. Ehe kennen zu lernen. Ernste Zuschr. m. Bild und Ang. bisherig. Wirkungskr. u. Verm. erb. u. **R. 7335** a. **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ich suche e. **treuen Lebensgef.** v. tdll. Ruf u. Char., gebild. u. in sich. Posit. Gutsbes. bevorz., a. n. Bed. Bin 40 J., Wwe., evgl., a. sehr gutsit. Fam., äuß. arbfr., etw. Verm., vorh. 2 Kn. 19 u. 13 J. Ausf. Zschr. mal m. Bild u. gen. Ang. d. Vh. u. **M. S. 100 Aug. Scherl G. m. b. H., Frankf. a. M.** Ehrw. Diskr. geg. u. verl.

Gebd. Dame, M. 30 verm. u. Mitbes. e. ich V Ua, d. es a. pass. Herre bek. fehlt, da a. kl O te, w. m. Hrn. i. Briefw. z. tret. zw. spt. Heir. Off. mgl. m. Bild u. **B. 7342 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Einlieb. Mädchen suche ich. Bin 28 J. alt, Hannoveran., Börsenvertr. einer Großbank. Habe größ. Verm. u. Eink. und sehne mich nach einer lieb. Gefährtin f. Leben. Off. unt. Klarleg. d. Verhält. m. Bild, d. zurückerf., u. **E. 7326** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Neigungsehe

wünscht Dame, 37 Jahre, sympathisches Äußeres, heiteres Wesen, gemütliches Heim, M. 50.000 Vermögen, mit Herrn in guter Position u. Herzensbildung. Ausführl. Briefe erbitte u. **A. O. 11538 k** an **Ala-Haasenstein & Vogler, Kiel.**

Eheanbahnung,

vornehm und diskret, vermittelt *

Frau Marga Evers, Klotzsche-Dresden, Querallee 8.

Studienrat, Dr. phil., Anfang 30, evang., 173, sehnt sich nach Glück m. gebild., vermög. ideal. Dame m. geist. Inter. **zw. Heirat.** Direkte o. indir. Anbahn. m. Darleg. u. **F. 7245** an **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Lehrer, Anf. Dreißiger sucht Briefwechsel zw. Heirat. Nur ernste, nicht anonyme Zuschr., auch von Damen ohne Verm. erb. Herzensbildung Beding. Off. unt. **Hga. 305** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Dtsch.-Amerikaner,

25 Jahre, mit gutem Charakter, in sicherer Stellung und etwas Vermögen, wünscht sich ein

deutsches Mädchen,

19—23 Jahre alt, nicht über 1,60 groß, ev.-luth., zur Frau.

Gefällige Zuschriften erbitte ich vorerst — möglichst mit Bild — unter **P. 7316** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** niederzulegen.

Kaufmann,

stattliche Erscheinung, gesund, lebensfroh und welterfahren, möchte gebildete norddeutsche Dame zwecks Heirat kennen lernen. Musikalische, häuslich erzogene Damen im Alter von 25 bis 32, wenn auch unvermögend, da selbst sehr wohlhab., werden um Zuschrift gebeten. Strengste Verschwiegenheit.

Offerten unter **H. M. 1257** bef. die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse, Hamburg.**

Herr i. Hamburg, Inh. e. Chemikalien-Firma, 30er J., würde mit Dame aus vermög. Hause bei Neigung die Ehe eing. u. bittet um Nachr. u. **B. 7324** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Junggeselle, Mitte 30, gute Erschein., 80 Mille Verm. u. hohes Eink., in landsch. schön. Gegd. in der Nähe ein. Großstadt wohn., sucht gesund., idealges. Mädchen mit Liebe fürs Landleben (Obst- und Gartenbau, Kleintierzucht) u. i. ders. Vermögenslage, als Lebenskameradin. Off. m. Bild, **welches zurückg.,** unt. **G. 7328** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

V. Amte heimkehr. (bin höh. Beamt., Dokt. juris, evang., 46 J.), ers. alleinst. Gedankenaustausch mit tiefverani. Mädchen- od. Frauenseele zw. Heir. Besitze schön. Heim, ab. kein Verm., ab auch kein Schuld. Gef. Zschr. u. **P. 7288** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fabrikbesitzer,

39 Jahre, idealer Charakter, mit hohem Einkommen u. Vermögen, ersehnt glückliche **Ehe** mit Dame aus bester, gu sit. Familie. Briefe m. Bild u. **N. O. 66** an **Frau Dir. Marga Evers, Klotzsche b. Dresden.**

Handwerksmeister mit schönem Betrieb u. Grundbesitz, 26 J., groß, dunkel, wünscht **Lebensgefährtin** aus guter Familie mit vornehmer Herzensbildung. Off. unt. **H. 7293** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Aufrichtig!

Dr. med., höherer Staatsbeamter, **39 Jahre alt, große,** stattliche Figur, 8 jährige, äußerst traurige Ehe durch Schuld der Frau für nichtig erklärt, ersehne wirkliche

Lebensgefährtin.

Suche **echtes Innenleben, bin Nichttänzer.** Meine Erholung Garten, Landwirtschaft, Jagd. Trotz guter Praxis folge jedem aussichtsreichen Wunsche. Bild sofort zurück. Vermittler zwecklos. Ernstgemeinte Zuschriften unter **L. G. 16664** an **Ala-Haasenstein & Vogler, Leipzig.**

Witwer, Anf. 50er, ev., gesund, m. groß. Vermög., irdl., ruh. Wesen, wünscht **Neigungsehe** m. Fräul. (auch Witwe) v. angen. Auß., m. symp., anschmieg. Wesen u. tiefer Herzensbild. im Alter v. 40 bis Mitte 50. Vermög. n. erfordl., jed. Beding. Sinn f. Häuslichk. sow. all. Gut. u. Schön. Br. vertrv. erb. u. **Z. 7286** d. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.** Anonym zweckl. Unbed. Vrschw. zuges.

Gebildeter, gewandter Kaufmann,

36 J., evang. **Konf.,** solid, wünscht junge **Dame** kennen zu lernen. Einheirat in größeres Geschäft oder Unternehmen nicht ausgeschlossen. Gefällige Zuschriften erbeten unter **Ut. 112** an die **Nebenstelle des Berliner Lokal-Anzeiger, Berlin-Charlottenburg, Savignyplatz 4.**

Der Treuring

löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Briefzusendung unserer begeistert aufgenomm. Broschüre: „Lebenskameraden". — **Treuringverl., Berlin, Schellingst. 16.**

Kaufmann ev., Thüringer, aussichtsreiche, gesich. Stellg. d. elektr. Ind., 28 J., Akad., Oberl. d. R., musik., naturl., m. Verm., sucht, da durch Krieg und Trauer d. gesellsch. Leben entzog., auf d. Wege d. Bekanntsch. musik. gebild. gemütv. Dame entsp. Alt. m. Verm. zw. Heirat. Einh. erw. Bttl. a. d. nahe Verw. Verschwh. selbst. Gef. Zuschr. **H. 7329** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ **Passauerstr. 1**

gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499

größtes und ältestes

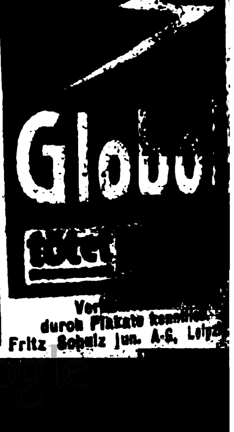
Institut für Ehe-Vermittlung.

Mittlerer Postbeamter

in Hamburg, ev., 36 J., Witw. m. 6j. Knab., sucht zw. Heirat Lebensgef. m. Herzensbild. v. mittl. Fig., 24—30 J., Vermög. erw. Gut. Hausstand vorhanden. Zuschriften erbeten unter **Hgp. 20/308** an **August Scherl G. m. b. H., Hamburg,** Neuer Wall 2.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, Leipzig 607 oder von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstr. 31.



Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Nr. 30 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

3. Fortsetzung.

Der Kapitän äugte aufwärts und entdeckte die beiden freundlichen Schalksknechte. Er griff — immer freigebig, immer nobel — in die Zigarrentasche und reichte dem männlichen eine Handvoll in die Höhe.

„Lesen Sie den amtlichen Anschlag“, mahnte der Hofbesitzer. „Rauchen auf der Tenne ist zur Heuzeit doppelt verboten.“

„Ja — aber was für 'ne eklige Bestimmung. Sogar auf meinem Schiff war das Rauchen doch nicht untersagt. Und wenn ein Schiff, so'n Schnelldampfer, erst einmal lichterloh brennt —“

„Verzeihung, Herr Kapitän, Schiff und Heutenne sind doch wohl zwei sehr verschiedene Dinge.“

„Gewiß, gewiß.“ Und da der alte Seebär sah, daß der Hofherr seine Zigarre in einer eisernen Hülle trug, kehrte er das Aschenende seines Glimmstengels der inneren Handfläche zu. „Machen wir aber, daß wir aus diesem ungastlichen Raum, aus diesem — pschi, tschi — rauchlosen Pulver des Heubodens herauskommen.“

Vor dem Tennentor auf den Klinkern des Hofes brütete die volle Mittagshitze.

„Na, schafft's nur allein. Ich tu' nicht mehr mit. Oooh — oha“, stöhnte der Kapitän im Gähnen und machte mit seiner Begleiterin kehrt.

Etta flog zurück an die Seite des Vaters. „Treib's nicht zu arg. Wenn sie dahinterkommt, wie sehr du sie“ — Ettas glühendes Gesicht schob sich an des Vaters Ohr — „genasführt hast —“

„Ach, ach, was.“ Der Kapitän klopfte der Tochter zärtlich die Wangen. „Wie schön du heute bist, wie —“ und er küßte seinem Liebling die schmalen, weichen Lippen — „wie — wie schön, mein Mädchen! Hm, deine Mutter, wenn sie nicht vorzöge, durchs große Bullerwasser getrennt von uns zu leben, brauchte nicht eifersüchtig auf diese Dame zu sein“, sagte der Kapitän, während sein Blick Frau Sebke Tiarks verfolgte, die schon ein paar Schritte vorangegangen war.

„Wie? Was hat sie gewollt?“ fragte die Alte lauernd, da ihr Begleiter ihr von neuem den Arm bot. „Sich von seiner eigenen Brut beschnacken lasschen? Ja nich! Man ja nich! Jeder Mensch hat doch das gute Recht, erst mal an sich zu denken.“

„Sehr richtig, Frau Tiarks! Gott, was für vernünftige Ansichten Sie haben!“

Die weiteren Worte verloren sich im Geräusch der Tenne. Und das junge Paar sah sich plötzlich allein vor dem Tor auf der glühenden Hofseite.

„Nur das alte Wappen möchte ich dir, bevor auch wir uns wie

Sehnsucht. Holzschnitt von Konrad Elert.

Digitized by Google

die beiden Alten da aus dem Staube machen, an unserem greisen Hausgiebel zeigen", begann Dr. Reimer Bojunga. „Der Reichsadler ist von uns nicht willkürlich ins Wappen genommen worden. Friesensöhne, die den Reichsadler im Wappen führen, sind stolz auf dies Zeichen . . . Als unsere Ahnen unter Barbarossa gegen die Heiden gefochten hatten, reihte der Gewaltige sie als die Tapfersten seiner Leibgarde ein. Und es war gut und klug getan. Denn später retteten sie bei tückischem Überfall dem Kaiser das Leben. Zum Dank wollte Friedrich der Rotbart ihnen Lehn und Geschenke geben. Aber die Marschensöhne, reich genug durch ihre Höfe, nahmen das Lehn nicht an. Da freute sich Kaiser Rotbart über der Friesen Stolz und gab den Getreuen als Zeichen seiner Huld den Reichsadler ins Wappen . . . Schau, Etta, nun hast du den goldenen Glanz der Bojunga, der bis ins Mittelalter reicht, gesehen. Das ist die Vergangenheit. Die Gegenwart liegt um uns, sicher geborgen unter diesem stolzen Dach. Komm! Die Sonne brennt zu heiß. Sie verspricht mir eine süße Traubenernte an meiner Hausmauer. Komm, wir wollen zurückkehren! Ich will dir den Berg im Innern zeigen und dann — Etta, was bedrückt dich? Du bist heute stiller — viel stiller als sonst."

Etta Osterloh hatte den Arm ihres Führers, als suche sie nach einem Halt, fest ergriffen.

„Was ist dir? Du leidest unter den sengenden Strahlen der Sonne!" Und Reimer mühte sich, seinem Gang Flügel zu verleihen. Aber seine Begleiterin stützte sich zu schwer auf seinen Arm.

„Nein — ach, mir fehlt nichts! Bloß — ich sehe überall den Gegensatz zwischen deinem und meinem bisherigen Leben und — und doch! . . . Reimer, ich kann nicht anders. Ich, die Städterin — du, der gelehrte Mann und Bauer. Du willst mir überall deinen Besitz, deinen Reichtum zeigen. Ich bin ein armes Kind dagegen. Ich habe nichts — nur mich! Und darum, Reimer, gebe ich dir — mich ganz! Du — Reimer! . . ." Ihre Stimme hob sich wie in verhaltener Freude — „Reimer — ganz! . . . Das ist es! Das ist es!" . . .

„Du bist rührend in deiner Leidenschaft, Etta", entgegnete Dr. Reimer in wachsender Zärtlichkeit. „Aber ich dächte doch: Es wäre gut, wenn du zuvor mal alles bei uns sähest . . ."

„Heute — Reimer? Ha, viel zu spät! . . . Ach du!" Sie schlug ihm derb auf die Wange. „Es liegt mir nicht, überall mit dir umherzugucken — so, als ob wir einen Handel miteinander abzuschließen gedächten! Das will ich — gar nicht! Das mag, bäuerlich betrachtet, nützlich sein. Ich hörte mal, da tut man so! Aber ich komm' aus der Stadt zu dir. Sogar aus der Großstadt Nordenham. Und war zuvor in New York und San Francisco! Wär' ich besorgt um mich, so hätte sich Etta Osterloh gewiß nicht mit dir eingelassen — gar nicht erst angefangen. Und gestern? Ja, da war mein einziger Wunsch, schnell wieder zu dir zu kommen."

„Etta!"

„Ja, ja, Reimer! Soweit kennen wir uns nun doch! Wenn du mich aber noch weiter umherführst, um mich gucken zu lassen, lauf' ich davon!"

Reimer stand mit ihr vor der geöffneten Küchentür. Aus der großen Stube drang das laute Schnarchen der Tante, und ein entfernteres gab ihm — noch tiefer sägend — Antwort. Etta widerstand ihrem Begleiter nun doch nicht länger. So sah sie auch die Mägdestuben.

„Und hier", erklärte der Hausherr, indem er die Kammertür der Tante öffnete, „wird leicht ein Durchbruch nach dem Wohnzimmer zu machen sein. Ein beschaulicher Raum für die Hausfrau oder auch die sogenannte beste Stube. Etta — ja, ja, meine liebe Etta — ein Raum für dich."

„Für mich?" Sie warf sich ihm an den Hals und preßte das Gesicht fest in den weichen, wohlgepflegten blonden Bart.

„Aber mein Drache da drinnen wird nicht so leicht zu verscheuchen sein, Etta!"

„Sag', Reimer, auch nicht, wenn ich dich vielleicht mal darum bitten, ja, dringend, innig, innig darum bitten muß?"

„Mädchen, du bist gescheit!"

„Ja, Reimer, ich bin nicht dumm! Und ich bin auch nicht blind! Aber du hast mir nicht geantwortet! . . . Sag', Reimer! . . ." Während ihrer Worte bog sie den Kopf hoch.

Statt aller Antwort hoben die festen Arme Dr. Reimer Bojungas die leichte Gestalt Etta Osterlohs. Und seine Lippen küßten brennend genug, um das Herz des leidenschaftlichen Mädchens höher schlagen zu machen.

Reimer stürmte mit der Erwählten die Treppe hinan, auf halber Bahn noch einmal zurücklauschend.

Oben ließ er Etta, die sich an ihn schmiegte, behutsam niedergleiten. „Liebste!" rief Reimer unter tiefem Atemholen. „Hier — schau, hier! Hier hause ich!"

Die Kammertür flog auf.

„Hier?" Etta sah in dem hellen Raum umher. Sämtliche Möbel weiß, glänzend weiß lackiert: Schrank, Tisch und Stühle. Die Bettstelle und die Waschkommode. Etta wandelte wie im Traum von Gegenstand zu Gegenstand. Ihre Hand berührte jedes Stück einzeln. Sie strich sanft über die Laken und nahm das Bild der Eltern, das über dem Bett an der Wand hing, mühsam vom Haken. Sie betrachtete es stumm und setzte sich dabei auf den Bettstuhl.

„Ich soll Ähnlichkeit mit dem Vater zeigen. Der Bruder glich hingegen mehr der Mutter", sagte Reimer.

„Du bist schöner als der Vater — männlicher", widersprach ihm Etta bestimmt. „Dein Vater hat einen weichlichen Zug. Den hast du nicht, Reimer."

Der Sohn des Toten staunte. Etta hatte scharfen Blickes recht gesehen.

„Ja, Reimer, den Zug — den hast du nicht! Ich glaube, ja, ich weiß, du kannst auch hart sein. Du bist der männlichste unter allen Männern. Gleich zu Anbeginn, da ich dir gegenübertrat, hab ich's gewußt: nur du! Du bist's! Ich bin noch nie in einen anderen Mann verliebt gewesen."

„Etta! Etta!"

„Ich kann nicht anders! Bin hilflos gegen mich selbst. Ich — ich liebe dich!"

„Und ich — ich habe nur dich, Liebste! . . . Ich habe nur — dich!" . . .

Mit unterdrücktem Aufschrei flog Etta, das schöne, stolze Mädchen, dem Auserwählten entgegen. „Dem einen — dem einzigen!" stand ihr im Blick.

Der Anprall kam so jäh und hart, daß sie im Schmerz die Lippen preßten.

Das Paar stand wie im Traum.

„Etta!"

„Reimer!"

„Etta!"

„Nun bist du es, der um mich wirbt! Reimer — Reimer!" . . .

Mit fiebernden Pulsen — berauscht, hielt Reimer die Geliebte in den Armen.

Ein weißer Blütenkranz von Bohnen, der alljährlich um Junineige Wiesen und Weiden des Gehöfts umschloß, mischte seinen Duft mit dem Ruch des frischen Heus und dem der Gartenreseden. Er stahl sich in die Schwüle des Gemachs und legte sich den beiden Menschen, die sich in Liebe suchten, geisternd um Herz und Seele . . .

Da Reimer — nur mühsam — sich wieder auf sich selbst besann, hockte Etta vor ihm auf den Kattunrosen des Banksofas an der breiten Mittelwand.

Ettas blasses Gesicht, durch den letzten verglimmenden Schein hochwogender Leidenschaft noch geadelt, hob sich stolz aus dem Nackt des sommerlichen Kleidausschnittes.

„Bist du glücklich?" fragte sie. „Hast mir Baum und Strauch und dein Haus mit dem goldenen Wappenschild gezeigt! Aber ich, Reimer, bin doch auch nicht so ganz arm!

Digitized by Google

Ich habe mich selbst! Und ich — kann geben ... wenn ich will!"

„Und hast mir dein ganzes Herz geschenkt! Mädchen, geliebte Etta!" Reimer hatte sich von neuem vor ihr aufs Knie niedergelassen, küßte und drückte ihr die Hand — beide Hände und bat, bat rauh, beinahe gebieterisch: „Wünsch' dir was! Ein Verlobungsgeschenk! Fordere — fordere nur!"

„Alles?" sah Etta ihn fragend an.

„Alles!"

„Auch dort von den roten Kletterrosen, deren Zweige sich gegen die Fenster neigen?"

„Auch — auch das!" Er stürzte auf den Altan hinaus, wühlte und riß, trotz der Dornen, in der vollen roten Pracht und wählte die schönsten Zweige.

Und er kam zu ihr zurück, nur, um ihr die Blumen aufs Haupt zu legen. Und noch einmal eilte er hinaus.

Wieder pflückte und brach und riß er mit vollen Händen. Die Dornen ritzten ihm die Finger. Sein Mund sog das Blut.

„Da, Etta — da!" sagte er. „Blühendes Leben! Blutopfer — Blumen!"

Wie rote Blutstropfen glitten ihr einzelne Blüten in den Schoß, die Reimer ihr, rauh lachend, auf das gewellte Haar und den hellen Scheitelstrich gelegt hatte.

„Da, nimm! Etta — noch mehr!" Reimer nestelte ihr den üppigsten Zweig vorn in das Gürtelband. „Nun sind wir quitt! ... Leben um Leben!" ...

„Bist du mir böse?"

„Nein", sagte er kurz. „Aber nun sind wir quitt!"

Sie sah ihn erstaunt an. „Ja, du sagtes! Aber ich kann mir nichts dabei denken!"

Dr. Reimer Bojunga zuckte die Achseln.

Als Etta sich vor dem Spiegel geordnet hatte, bewunderte Reimer: „Die roten Rosen passen zu deiner Haar- und zu deiner zarten Hautfarbe! Liebste, du bist königlich!"

„Dann laß uns meinen und — ha, auch deinen Thronbau besteigen. Wir werden uns von der Menge huldigen lassen, denn ich höre Stimmen im Garten. Ob Papa und die alte Tante wohl auch schon miteinander einig sind?"

Reimer mußte hell auflachen. Er putzte sich die Brillengläser, um draußen besser sehen zu können.

So trat das Paar Arm in Arm auf den Vorbau hinaus.

Der Gartensteig ruhte zufolge seiner Ostlage bereits im Hausschatten, aber die Hitze drunten war vermutlich noch sehr groß. Trotzdem trippelten auf ihm die beiden Alten eifrig auf und nieder, wobei sie lebhaft mit den Händen fuchtelten.

Jetzt zog der Kapitän das buntseidene Taschentuch. Pustend wischte er sich die Tropfen von der Stirn. „Na, nu hören Sie aber auf, Frau Tiarks! Das — das hab' ich Ihnen nicht gesagt!"

„Tja, tja, tja — das haben Sie doch — doch woll zu mir gesagt!"

„Wahrhaftig, Etta, ich wette, die beiden kriegen sich beim Wickel!" Reimer schmunzelte seine Wahrnehmung in sich hinein.

„Wir zwei hier oben Faust und Margarete!" erwiderte Etta. „Und die dort unten: nein, mein herzensguter Papa hat nicht im geringsten das Zeug dazu, Goethes Mephisto zu spielen! Aber deine liebenswürdige Frau Tante — du, Reimer, zu der werde ich in meinem Leben nicht Tante sagen — scheint mir der leibhaftige Mephisto im Weiberrock!"

„Da — sie entdecken uns!" entfuhr es beiden.

Im Umsehen hatte Etta den Arm fest um die Hüften ihres Verlobten geschlungen und ihren Kopf an seine Brust gedrückt, während der Hausherr sich nicht scheute, seiner Etta einen Kuß auf das rosengeschmückte Haupt zu geben.

„Gratuliere — gratuliere, Kinder! Volldampf voraus! Und go-

Lesende Frau. Gemälde von W. Müller-Schönefeld.

Digitized by Google

den Wind!" Kapitän Osterloh winkte ausgelassen vor Freude mit dem Buntseidenen hinauf.

Frau Sebke Tiarks hingegen stutzte ganz betroffen. Dann faßte sie ebenso plötzlich mit beiden Händen den Kleiderrock und lief, lief, was sie konnte, dem Hause zu.

„Die läßt sich heute nicht wieder blicken! So 'n verrücktes — so 'n verbohrtes Frauenzimmer! Hat sich faktisch in den Kopf gesetzt, ich — ich solle sie heiraten! Gut, daß ich mich schon heute verplappert habe! Solange man in Frisko seine von Vater und Kind getrennt lebende Frau hat, soll man nicht mit dem Feuer spielen!"

Das Paar beeilte sich hinabzukommen.

„Gut, Tante Sebke sind wir für heute los", sagte Reimer.

„Ja", pflichtete Etta bei. „Vater hat sich bei der Alten — ich sage: einfach unmöglich gemacht."

In der Stube stand der Kapitän vor der Gartentür. Da er die Verlobten plötzlich vor sich hatte, wiederholte er seine guten Wünsche voll Herzlichkeit. Immer wieder klopfte er dem Schwiegersohn die Schulter, während er äußerte: „Gar nicht gut, daß mein Racker stets seinen Willen kriegt! Hat Etta sich was in den Kopf gesetzt, so führt sie's auch durch. In diesem Falle hieß ihre Losung: Etta Osterloh wird — koste es, was es wolle — Frau Dr. Reimer Bojunga! Na, und ich, als Vater, sage: Gut, daß sie am Ziel steht! Denn selbst im Klub quasseln schon die Leute über sie Dinge, die mir gar nicht recht in den Kram passen. Herren mögen Etta im allgemeinen leiden, weil sie sich eigenartig gibt und offen sagt, was sie denkt. Das können aber die Damen beileibe nicht vertragen! Unter den Frauen und Mädchen Nordenhams steht meine Tochter fast ganz vereinsamt da. Gut, daß sie aufs Land kommt, wo sie sich tüchtig betätigen und ihre Eigenart beibehalten kann, ohne darum gleich verlästert zu werden!"

Auf dem Eßtisch stand schon der Butterkuchen. Und die Magd brachte den Kaffee.

Frau Sebke Tiarks erschien nicht.

Etta erhob sich, um die Hausfrau zu spielen. Die zweite Tasse trank man auf ihren Wunsch im kleinen Nebenzimmer.

„Eigentlich gegen die Hausordnung! Tante Sebke würde, wenn sie zugegen wäre, schelten", legte der Hausherr versteckt Einspruch ein.

Etta machte runde Augen.

Auf dem roten Plüschsofa saß das Brautpaar gleich darauf eng umschlungen beisammen.

Der Kapitän ließ sich die Havanna schmecken. Reimer liebäugelte mit der langen Pfeife, die an der Wand hing.

„Gern!" erlaubte ihm Etta. „Dann gib mir aber von den Zigaretten da!"

„Hm, so! Ja, du rauchst — richtig!" erinnerte sich Reimer und zog die Stirn kraus.

„Es ist das einzige, was ich von Mama angenommen habe. Denn drüben stechen die Moskitos. Im übrigen, nicht wahr, Papa, bin ich ein guter deutscher Junge. So sagst du doch immer."

„Ja, gottlob, nicht wie die Mama."

Dr. Reimer Bojunga sah den Sprecher durchdringend an. „Mir ist bekannt, Sie leben nicht glücklich mit Ihrer Frau, Herr Kapitän."

„Mein Gott, wie förmlich. Sagen Sie doch gleich du zu mir. Umgekehrt tu ich's auch. Well — well, my boy!" Der Alte tauschte mit seinem künftigen Schwiegersohn über den Tisch hinweg kräftig die Rechte. „Im übrigen lassen wir meine verdammte Familiengeschichte — heute! Gewiß, Reimer, du hast jetzt das Recht, so zu fragen. Du wirst auch noch mehr als angenehm darüber zu hören bekommen, das heißt, wenn du durchaus willst. Vermutlich hat Etta dir schon erzählt, daß ich drüben auch noch eine zweite, acht Jahre jüngere Tochter habe. Etta ist gestern fünfundzwanzig geworden. Ettas früherer Schützling. Eben dies Kind macht mir Sorgen. Meiner Frau ist nichts — hm, direkt nachzuweisen. So hat sie die Jüngere bei sich behalten dürfen, während ich mit meinem deutschen Jungen hier" — der Vater kam aus dem Schaukelstuhl empor und klatschte der Tochter ein paarmal zärtlich-derb die Wangen — „über das große Bullerwasser auf Reisen ging und — na, und so weiter."

„Etta, du bist gestern fünfundzwanzig geworden? Ein Viertel Jahrhundert auf dem Nacken! Das müßten wir doch feiern!"

„Zu feiern immer bereit!" rief der Kapitän. „Ich sehe, der nette Boy von heut mittag bringt schon 'n Sektkühler!"

„Den Leuten werde ich nach der Arbeit ein Faß Bier auflegen", bestimmte der Hofbesitzer. — „Johann, segg Meins: He schall anspannen un 'n Fatt Beer ut'n Dorp halen laten! Denn so: kiek, dat is mine tokünftige Fro un ok van nu an for mine Lüde de Fro."

Johann starrte sein Gegenüber an.

Etta nickte ihm freundlich zu.

Da kam der treuherzige Bursche um den Tisch herum, dienerte und brachte seinen Glückwunsch an.

Etta gab Johann die Hand, und er zog ab.

„Auf den und Meins Jürgens, unsern Kutscher, kannst du dich verlassen, Etta. Wabbe, bloß Viehmagd, weil Tante Sebke sie nicht leiden kann, ist aber die Beste von allen! Überhaupt, meine Leute halten sämtlich treu zu mir. Eine große Familie! Und so soll's bleiben. . . So, Etta, nun das Geschenk!"

„Meinen Verlobungsring — ja, den schenk' mir gleich morgen! Das wär' mir das liebste."

„Den kriegst du morgen sowieso. Wünsch' dir was anderes."

Etta wies auf die Rosen an ihrer Brust.

„Hm — allerdings, die Rosen — die Rosen — die kann ich dir zum andernmal nicht wieder geben! Etta, das war" — der Sprecher bekam einen feuerroten Kopf — „hm — na ja . . ." Er drückte ihr die Hand. „Etta, ich will dir einen Schmuck schenken!"

„Ja, Liebster, das tu! Was — hast du denn da — selbst am Finger? Danach wollt' ich dich schon immer mal fragen!" Ihm die eigne Linke fest auf die Rechte drückend, griff Etta mit der freien Hand nach seiner Linken.

Reimer wünschte, sie ihr zu entziehen. Doch Etta rang mit ihm und behielt seine Hand, bis sie den Ring gesehen hatte.

„Ein Stück, wie man's nicht alle Tage zu sehen bekommt, Reimer."

„Der Ring stammt von meiner Mutter. Ja, und ich behalte ihn", lautete die Entgegnung beinahe unfreundlich.

Etta schwieg. Wenn sie den Ring trüge, würde er ihn nicht verlieren, ihn nur mit ihr gemeinsam haben. Aber sie wagte es nicht, ihm darüber heute ihre Meinung zu sagen.

Johann brachte die Flasche.

Reimer erhob sich. Er ließ den Pfropfen knallen und schenkte selber ein.

Als vom Hof her das Feierabendzeichen der Glocke ertönte, ließ sich der Herr mit den Gästen auf der Tenne blicken.

Das Faß war bereits angestochen, und die ersten Gläser kreisten unter den Zechern. Man ließ das Brautpaar hochleben. Und da Kapitän Osterloh — sehr zum Schaden der Seinen — bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit nur zu gern Spendierhosen trug, zog er auch hier den Beutel.

„Papa! Mußt du denn immer alles gleich auf die Spitze treiben? Weniger hätte doch auch erfreut!"

Auch der Hofbesitzer schüttelte mißbilligend den Kopf. Aber da er sah, wie herzlich seine Braut in diesem ihrem

Digitized by Google

Aus deutschen Alpen. Gemälde von Alfred Otto.

Zukunftskreis empfangen und bewundert wurde, kniff er die Augen zu. Er drückte sich abseits, um mit Meins die Abfahrt der Stadtleute zu besprechen.

Gleich nach dem Abendbrot hielt der Landauer vor dem Tennentor.

Der Kapitän und Etta stiegen ein.

Reimer ging neben dem langsam fahrenden Wagen einher. Er hielt dabei Ettas Linke. „Morgen komm' ich", sagte er. „Dann besprechen wir noch so manches. Auch können wir am besten gemeinsam die Trauringe aussuchen."

Am Wegkreuz der Land- und Heerstraße hielt plötzlich das Gespann. Meins dachte eben an alles!

Etta sprang lachend auf das Straßenpflaster. Sie warf sich ihrem Schatz noch einmal wild stürmend an die Brust.

„Kinder, Kinder! Man sachte — sachte! Das könnt ihr später noch genug haben", bemerkte der Kapitän schmunzelnd. „Aber das Leben — ja, ist am Ende nur kurz! Der süße Wahn verrauscht hernach verdammt schnell."

Reimer sah dem davonrollenden Gefährt nach. Er setzte sich auf die aus Klinkern errichtete Bank unter die Eschengruppe des Wegrains und dachte: „Der Kapitän kennt die Welt! Inwieweit mag er rechthaben? Der süße Wahn kann, nein — hm, m u ß einmal verfliegen! Dann erst wird's sich zeigen, was man hat — was von allem zurückgeblieben! . . ."

Der Grübler empfand, an sich viel zu schwer veranlagt zu sein, um sein Treiben von heute gutheißen zu können. Der Kuß unter den gelöschten Lampen der Harmonie war ja nichts im Vergleich zu dem gewesen, was der heutige Tag Etta und ihm gebracht hatte.

Für Augenblicke drohte Reimer der Gedanke an Etta Osterloh zu verblassen. Er fühlte sich ihr entrückt, da er glaubte, auf der Deichbank zu sitzen, von wo der Blick über den Strom hinweg ins Grün der Unendlichkeit und der keuschen Träume schweifte und wo die Luft reiner und frischer wehte.

Doch der scharfe Duft des Bohnenfeldes vor ihm gab ihn schnell der Gegenwart zurück. Der gleiche Ruch hatte, nur durch die Entfernung geschwächt, um Mittag droben in seiner Kammer gelegen. „Etta, Etta!" Reimer Bojunga rief laut ihren Namen. „Ich will von nun an ja nur dir gehören! Ich bin es dir schuldig. Nach diesem Tag doppelt! Aber dann hab' ich die Bank der Erinnerung ganz zu meiden! Nun will ich hier mit dir nach unserem Tagewerk rasten! Dein sei dieser Ruhesitz — dein die Gegenwart und was da kommt! . . . Dein ist auch der Duft der Blumen hier, . . . er geht stark! Wir, du und ich, stammen aus verschiedenen Welten. Das fühlte ich gleich bei unserem ersten Zusammentreffen. Ich wollte dein krankes Windspiel, das Geschenk deiner Mutter, durch sanftes Betäuben erlösen. Du nahmst die Pistole selbst in die Hand . . . Etta, Etta — eigen, ganz eigen! Denn du hast, h a s t ein Herz! Ich sehe es am schönsten im Verkehr mit meinen schlichten Leuten. Und doch, du mußtest das edle Tier töten — mit sicherem, bewundernswert sicherem Schuß! So hätte ich, der Schütz, es bei meinem Jagdhund nicht selbst vermocht."

Digitized by Google

Volle Wolken des Blütenduftes umlagerten den Mann auf der Steinbank. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und spürte den Duft als beklemmenden Schmerz. „Deine Blumen, Etta — sie tun mir weh", vollendete Reimer sein Selbstgespräch. „Aber dein Duft zwingt mich. Es verlangt mich nach deiner Nähe. Der Duft verstärkt in mir den Wunsch, dich bald wiederzusehen — schon morgen ganz in der Frühe! Etta, du so schön und stolz, so gut und —" sein Blick ging über das weißgrüne Blütenland hinweg — „auch rein — nie häßlich! Rein und stolz, wenn auch von andrer Art als wohl die meisten Frauen und Mädchen der Marsch! . . . Etta, ich will dich, auch wenn die Bohnen nicht mehr duften, hier, an dieser Stelle, suchen! Immer wieder werde ich dich finden" — Reimer erhob sich — „nur nicht drüben — da! . ." Sein Finger wies kurz gen Morgen, wo der Deich im Abenddämmer blaute, wo der grau-silberne Strom als Silberring die grüne Luhnenplate umschloß . . .

Dem Hausherrn gab die Nacht jene seelische Frische wieder, die der an sich eher gemächliche Mann in der Wirrnis der sich häufenden Ereignisse zeitweilig glaubte schon eingebüßt zu haben. Traumlos hatte der Schläfer gelegen, da ihn die Morgensonne weckte.

Er erhob sich, kleidete sich an und verließ die Kammer, ohne einen Blick auf den Balkon hinauszutun, wo noch Reste zerzauster Rosenblätter traurig auf dem Söller lagen.

Er durchstreifte kurz den Garten, goß hie und da mit dem Gießer, den er an der Graft füllte, und setzte sich erst dann zu ruhigerem Nachsinnen in Tantes Sorgenstuhl am Fenster. Die Alte nebenan war auch schon zu Beine!

„Guten Morgen, Tante Sebke", grüßte der Herr des Hauses ernst.

„Jes!" Die Alte prallte noch innerhalb der Tür überrascht zurück.

Reimer überkam ein Anflug von Mitleid. Denn die ordnungsliebende Frau glich einem im Regen- und Sandbad verplusterten Huhn. Die Morgenhaube hing ihr schief auf dem Scheitel.

„Schlecht geschlafen? Ich sehe schon. Und doch mit dem Traumbuch in der Hand. Beste Tante, laß doch bloß das schmierige Buch in Frieden! Wir wollen heute mal ohne Traumdeuterei der Zukunft klar und ohne Bitternis ins Auge sehen. Ich habe mich nun verlobt. Aber du hast es für gut befunden, Etta Osterloh und mir kein Wort, kein einziges freundliches Wort zu sagen. Von meiner alten Pflegemutter, von meiner langjährigen Wirtschafterin hatte ich einen Glückwunsch erwartet. Du hast mich durch die Unterlassung nicht beleidigt, aber mir deutlich gezeigt, was meine zukünftige Frau von dir zu erwarten hat."

„Mein' Zeit — mein' Zeit!" Frau Sebke Tiarks sank auf den nächsten Stuhl nieder. „Mein' Zeit, was hab' ich denn blos-ch getan? Die Nacht über hab' ich so s-chwere, s-chreckliche Träume gehabt, das-ch mir noch s-chlecht, ganz s-chlecht zu Sinn is." Hastig blätterten die Finger in dem zerlesenen Buch.

„Laß doch die Traumdeuterei, Tante Sebke! Außerdem — lächerlich hast du dich gestern mit deiner Flucht aus unserer Gesellschaft gemacht."

„Lächerlich? . . . 'n s-chlechten, s-cheus-chlichen Kerl! Verheiratet is 'r, dein Kap'tän, und hat mir —"

„Dir," unterbrach sie der Hörer, „dir, Tante Sebke, hat mein Schwiegerpapa durchaus nichts weisgemacht! Seine Frau, von der er getrennt lebt, hat er keinen Augenblick vor dir verleugnet. Du hast dir bloß, genau wie damals hier mit unserm Vater, Torheiten, alberne Grappen in den — hm, greisen Kopp gesetzt."

„Greisen Kopp! Grappen! . . . sagst du?" Frau Sebke Tiarks weinte plötzlich laut.

Und Dr. Reimer Bojunga ließ sie weinen.

Erst, da die Tränen sanfter flossen, begann der Hausherr mit ruhigerer Stimme noch einmal: „Es werden natürlich Änderungen im Haus gemacht werden müssen. Sieh, Tante, das hab ich für mich hier in der Frühe schon alles durchdacht! Eine Tür durch die Wand dort! So erhält Etta ihr eigenes Wohnzimmer, wie sie's beim Vater hat. Du aber mußt wohl hinauf in die Fremdenkammer! Wähl dir das kühlere Stübchen links von mir in nördlicher Lage! Das rechter Hand wird dir im Sommer zu heiß sein. Und schließlich, liebe Tante, wenn du damit einverstanden bist: Ich möchte dir ein freundliches Haus am Hofeingang errichten, dicht neben der Brücke. So hast du ein Altenheim, wie's dir genehm sein dürfte! Wenn du nicht willst, kommt von dir ungesehen niemand zu uns auf den Hof!"

„Den s-chlechten Kap'tän las-ch ich zu uns nich 'rein, mein Junge!"

„Wirst ihn schon 'reinlassen müssen! Der kommt auch ungebeten! Daß du dich vor ihm schämst, kann ich begreifen."

„S-chweig!" erwiderte die Alte, ergriff ihr Traumbuch, ging festen Schrittes zur Tür hinaus und — in die Wirtschaft.

Der Herr des Hauses folgte ihrem Beispiel, ging auch hinaus, aber nicht in die Wirtschaft. Er nahm den Besuchsrock und das perlgraue Beinkleid aus dem Schrank. So rüstete er sich feierlichst, um schon mit dem Frühzug nach Nordenham zu fahren.

Kapitän Osterloh und Tochter bewohnten außerhalb der Stadt das höchstgelegene Stockwerk eines Mietshauses, von wo man die Mastspitzen der Überseeschiffe über den Deich hervorragen sehen und den Hammerschlag der nahen Werften hören konnte.

Der alte Seebär war ein Frühaufsteher. Er saß im weichen Flanellschlafrock am geöffneten Fenster und winkte dem Gast mit dem Fernrohr sein Willkommen zu.

„Fräulein Braut schläft noch", verkündete er, da der Besucher bei ihm Anker geworfen hatte. „Ich habe nach dem Glück am Himmel Ausschau gehalten. Alle Wetterzeichen für den Ehebund sind freundlich. Na, und was macht meine Budjadinger Lady?"

„Mit Tante Sebke alles schon im Lot", erwiderte Dr. Reimer Bojunga lachend. „Erhält ihren Altensitz zwar auf dem Hof — das, lieber Schwiegerpapa, geht nicht gut anders — aber völlig getrennt von unserm Haus."

„Alle Achtung!" rief der Kapitän. „Da hat der Hausherr Mut gezeigt. Sich von dem Weibervolk nicht unterkriegen lassen! Ja nicht, ja nicht! Auch nicht von Etta!"

Da erschien sie. Und das Brautpaar begrüßte sich zärtlich.

Etta hatte ihr Rotseidenes gewählt. Ihre blasse Hautfarbe empfing vom Rot des Kleides und zeigte weichen Glanz. Weil Reimer Etta lange und wie in Frage ansah, forschte sie: „Nicht zufrieden mit mir?"

„Du bist für die Welt vielleicht — zu schön und für mich —"

„Ach was! Sein kein Philosoph!" fiel ihm Etta ins Wort. „Drück' dich einfacher aus. Ich kenne dich schon besser, als du denkst: für die Nordenhamer Klatschbasen zu auffällig, willst du sagen. Hab' ich selbst schon gedacht. Aber soll ich nur um der Leute willen meinen besseren Geschmack verleugnen? Bewahre, da kennst du mich schlecht! Der Welt in solchem Fall trotzen! So, wie ich bin, führst du mich! So stell' ich mich auch neben dich später als deine Frau."

„Darüber wirst du am besten ohne mich entscheiden, liebe Etta! Ich habe nicht die Absicht, dir darin gerade heute irgendwelche Vorschriften zu machen! Das wäre ja noch schöner! Erst, wenn die Ringe für uns geschmiedet sind —"

„Also auf dem Rückweg, Reimer?"

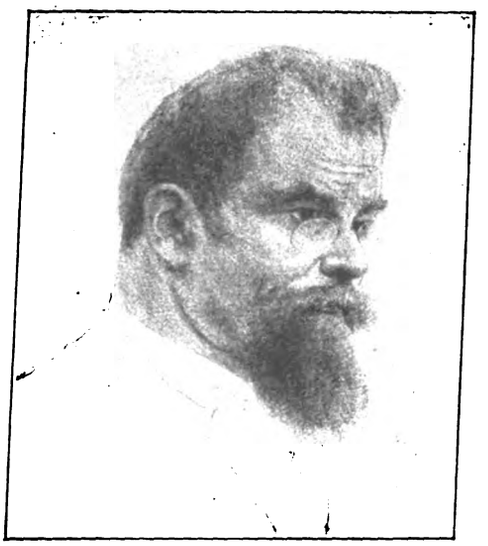
Er schloß ihr den Mund mit den Fingern. „Mit dir will ich heut', du hörst es doch, nicht streiten."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Max Klinger † * Von Hans Rosenhagen.

Man kann wohl die Art eines bestimmten Talents in eine Formel fassen, nie aber das Wesen des Genies, weil das Genie — ob es als Michelangelo oder Beethoven, als Rembrandt oder Goethe über die Erde wandelt — immer etwas Maßloses hat, etwas, das über die gewohnten Vorstellungen und Begriffe hinausgeht und kaum aus der Ferne der Jahrhunderte in seinem ganzen Umfange übersehen und erkannt werden kann. Auch Max Klinger, der am 4. Juli d. J. in Großjena an der Unstrut dahingeschieden ist, war ein Genie, von zarterem Wuchse zwar als die Heroen früherer Jahrhunderte, aber alles in allem doch eine Erscheinung, deren Bedeutung nicht mit einem Schlagwort auszudrücken ist und die im eigenen Lichte leuchtet. Das Geniale spricht sich bei Klinger nicht nur in dem Umfange, sondern vor allem in der Tiefe seiner Begabung aus und in den hohen Zielen, die er sich gesetzt und erreicht. Er strebte danach, ein Künstler zu werden und zu sein in der umfassenden Bedeutung, wie die großen Renaissancemeister Künstler waren, und wenn man bei ihm von Vorbildern reden darf, so hat er sie vielleicht in Persönlichkeiten wie Signorelli, Piero della Francesca und Leonardo da Vinci gesehen. Ein universaler Geist, war er „inwendig voller Figur". Seit Dürer hat kein Künstler soviel Tiefsinnigkeit, so hohe Gedanken in seine Schöpfungen gelegt wie er. Dieses Gedankliche in seiner Kunst lief freilich der Zeitströmung ganz entgegen, und daher hat Klinger weder Volkstümlichkeit erreicht noch den Künstlerruhm, auf den er mehr Anspruch gehabt hätte als alle anderen namhaften Künstler neben ihm. Und Klinger ist in seiner Kunst ein echter Deutscher, trotz oder gerade wegen seiner Neigung zur Antike. Man könnte die Richtung dieser Kunst als realistische Romantik oder als romantischen Realismus bezeichnen, wenn sie nicht etwas Höheres wäre, nämlich der vollkommene Ausdruck einer ganz allein für sich dastehenden starken Persönlichkeit, die sich für die Äußerungen ihres geistigen und künstlerischen Erlebens eine eigene Sprache geschaffen hatte.



Max Klinger. Radierung von Emil Orlik.

Klinger darf mit vollem Recht als eine der reichsten Begabungen bezeichnet werden, die Deutschland je hervorgebracht. In ihm waren vereinigt ein Künstler, ein Dichter und ein Denker, und es ist schwer zu sagen, ob der Künstler Größeres als Maler oder als Radierer oder als Bildhauer geleistet hat. Jedenfalls gehörte er zu den wenigen deutschen Künstlern der Gegenwart, die ein Werk nur dann aus der Werkstatt lassen, wenn sie glauben, daß es bis ins Letzte vollendet und weder nach der geistigen, noch nach der handwerklichen Seite weiterzubringen ist. Mit dieser Auffassung stand Klinger als Künstler etwa zwischen Böcklin und Menzel, und gewiß ist, daß er diese beiden Meister aufs höchste verehrte. Das bezeugen besser als alle Worte die herrlichen radierten Widmungen, die er ihnen geweiht. Die an Böcklin mit der wunderbaren südlichen Meereslandschaft und der aufschäumenden Flut, die sich oben zu einem Ruhesitz von Gott-

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Beweinung Christi. Gemälde von Max Klinger.

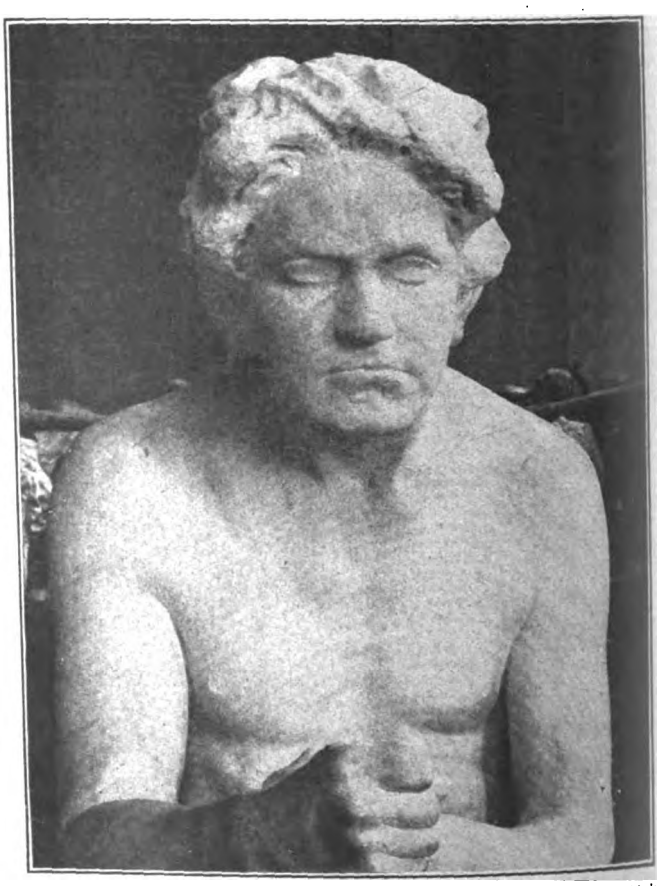
Digitized by Google

heiten entwickelt, deren eine, wohl Aphrodite, den auf ihrem Knie sitzenden jünglinghaften Eros das Spannen des Bogens und das Anlegen des Pfeiles lehrt; die an den großen Berliner Künstler gerichtete mit den aus der Meeresflut auftauchenden märchenhaften Gestalten, denen ein starkes Armepaar eine mit dem Namen „Menzel" versehene Felsplatte auf die Häupter drückt. Deutet er mit der einen Widmung an, daß Böcklins Kunst auf die Herzen, auf die Empfindung zielt, so gibt er mit der anderen dem Gedanken Ausdruck, daß die Phantasie in der deutschen Kunst nie ins Ungemessene wachsen könne, solange ein Meister von so unerschütterlichem Wirklichkeitssinn wie Menzel da sei und mit seiner kräftigen Hand die allzu dreiste Phantastik daniederhielte.

Max Klinger: Bär und Elfe. Federzeichnung.

Daß Klinger zuerst als Radierer vor die Öffentlichkeit trat und nicht als Maler oder Bildhauer, hat seinen Grund wohl darin, daß der junge Mensch übervoll war von Ideen und, um sich von dieser Fülle zu befreien, zu dem Mittel griff, das ihm dafür am geeignetsten schien und am schnellsten zum Ziele führte. In der Zeichnung und der mit ihr verwandten Radierung durfte er sich aussprechen, ohne den Beweis zu liefern, daß er in jedem Falle die Natur befragt. Der Zeichner erzählt, der Maler schildert, der Bildhauer formt. Und Klinger hatte viel zu erzählen, von seinen Träumen sowohl als von seinen Erlebnissen, und nach dem Beispiele Callots und Goyas, denen er für die Technik der Radierung wohl das meiste verdankt, sprach er sich am liebsten in blätterreichen „Zyklen" oder „Folgen" aus. Noch als Schüler der Berliner Akademie errang er sich 1878 mit dem Zyklus „Zum Thema Christus" und den „Paraphrasen über den Fund eines Handschuhs" den ersten Erfolg. Das waren zwar nur Folgen von Zeichnungen, die aber, wenigstens der „Handschuh", schon im nächsten Jahre als Radierungen erschienen, denen sogleich die „Radierten Skizzen", die köstlichen „Intermezzi", „Eva und die Zukunft" und „Amor und Psyche" folgten. Schon bei diesen ersten Arbeiten zeigte sich die erstaunliche Vielseitigkeit des Künstlers, der sich mit der gleichen Leichtigkeit in der antiken Welt wie in der mittelalterlichen und der der Wirklichkeit bewegte und mit derselben Eindruckskraft die Erlebnisse eines modernen Menschen, ein griechisches Märchen und einen Dürerschen Vorwurf zu gestalten wußte. Je älter Klinger wurde, um so durchdachter und beziehungsreicher wurden seine Darstellungen. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle näher auf die tiefsinnigen Dinge einzugehen, die er bei den dem Leben der Großstadt entnommenen Folgen „Ein Leben", „Dramen" und „Eine Liebe" äußert, oder den gedanklichen Inhalt der beiden, den Höhepunkt von Klingers Radierkunst bildenden Folgen „Vom Tode" zu zergliedern. Nur ein Mensch, der unablässig über die Rätsel des Seins, des Werdens und Vergehens gegrübelt hat, vermag sich so bedeutungsvoll und beziehungsreich zu äußern. Und wer dem Künstler den Vorwurf macht, daß vieles in diesen wunderbaren Blättern dem einfachen Verstande erst durch Erklärungen zugänglich gemacht werden müsse, sei darauf hingewiesen, daß auch der volkstümliche Dürer in seiner „Melancholie" oder in „Ritter, Tod und Teufel" Schöpfungen geliefert, die nicht allgemein verständlich sind. Hat nicht auch der so klare Goethe der Erklärer bedurft? Um die unsägliche Schönheit von Klingers „Brahms-Phantasie", dieser unerhört geistvollen Radierungsfolge, ganz zu empfinden, muß man freilich auch die Musik des deutschen Meisters kennen und verstehen. Aber um die Verdienste Klingers als Radierer richtig, ihrem vollen Werte nach einzuschätzen, muß man auch über die Technik der Radierung unterrichtet sein, muß man ermessen können, wie reich, originell und erfindungsreich der Künstler in dieser Richtung ist, wie selbstherrlich er alle Mittel dieser Technik benutzt und verbindet und Wirkungen zu erzielen weiß, die vor ihm niemand erreicht hat.

In seiner kleinen Schrift „Malerei und Zeichnung" sagt Klinger einmal, daß wir wohl Künste, aber keine Kunst mehr hätten, und es erweckt den Anschein, daß er sich von dieser Erkenntnis aus bemühte, Kunst im umfassenderen Sinne hervorzubringen, indem er Mal- und Bildwerke mit der ausgesprochenen Absicht schuf, sie in Zusammenhang mit einer architektonischen Umgebung zu bringen. Er wirkte mit dieser Absicht aufsehenerregend, weil sie vor dreißig Jahren noch neu war und weil er sie in jedem einzelnen Falle mit größter Selbständigkeit zur Geltung brachte. An den Fresken von Puvis de Chavannes im Pariser Pantheon hatte er bemerkt, wieviel die einfachen Horizontalen und Vertikalen im Bilde zu einer monumentalen Wirkung und für die harmonische Verbindung mit einer bestimmten Architektur beitragen. So dachte er sich nun einen griechischen Tempel und schuf für diesen sein erstes Monumentalgemälde, „Das Urteil des Paris", mit dem er in der Berliner Kunstausstellung von 1887 vor die Öffentlichkeit trat. Ähnlich wie die „Genoveva" des französischen Vorbildes, erscheinen die drei Göttinnen in Vertikalstellung, auf einer mit farbigem Marmor ausgelegten Plattform, hinter der sich eine herrliche südliche Landschaft dehnt, vor dem sitzenden Königssohn, neben dem ein nackter, von rückwärts gesehener Jüngling steht. Ein von dem Maler entworfener, reich skulptierter und bemalter Rahmen deutete die



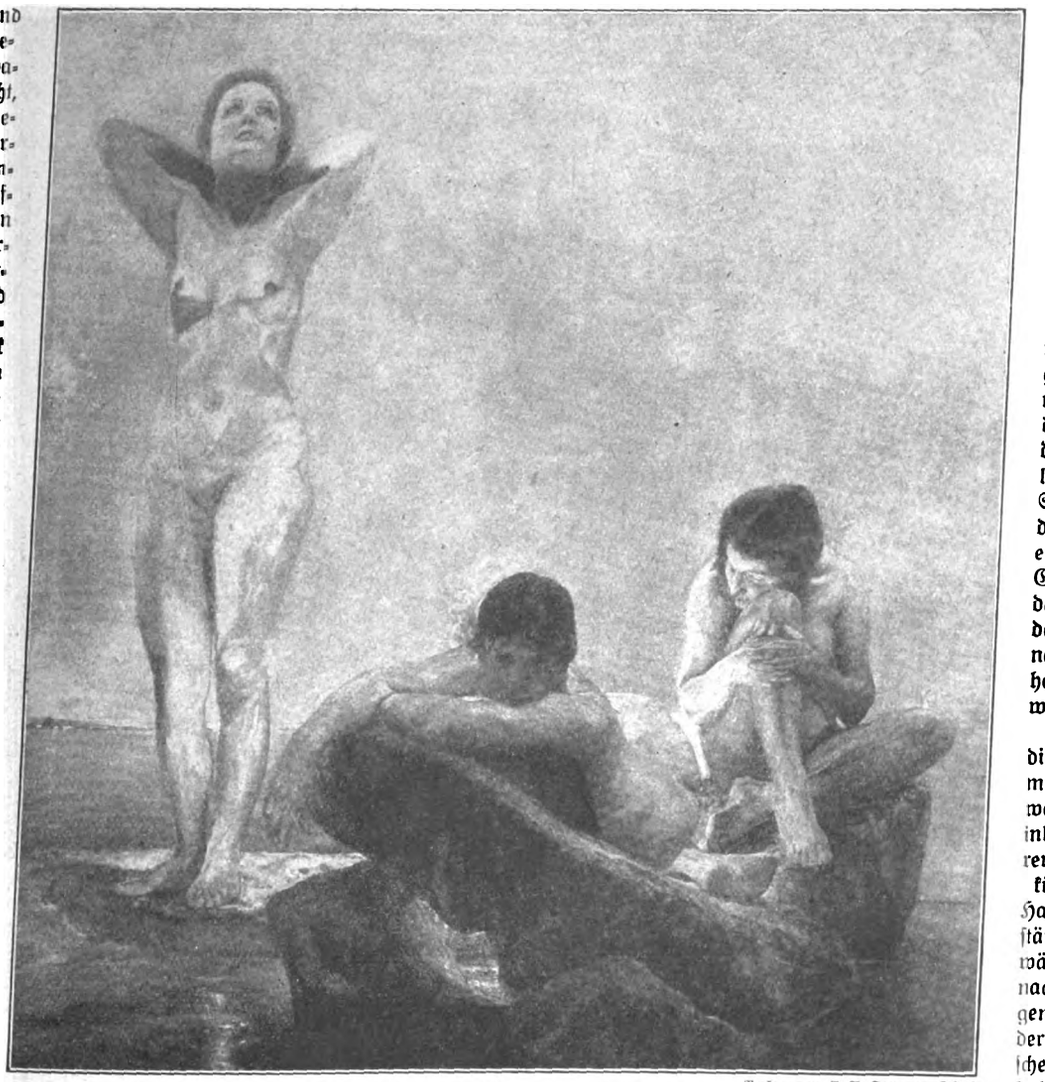
Vorderansicht der Figur des Denkmals. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Max Klinger: Beethoven.

architektonische Umgebung an. Das Werk erregte damals das Entsetzen der Ausstellungsbesucher; denn die Göttinnen entsprachen in keiner Weise dem üblichen Schönheitsideal, außerdem standen sie in einer den Augen von damals noch völlig ungewohnten, aber ausgezeichnet gegebenen Freilichtbeleuchtung, und endlich fand man die vorherrschenden geraden und senkrechten Linien

Digitized by Google

gesucht und langweilig. Trotz der damaligen Ablehnung darf man von diesem „Parisurteil“ als von einem Meisterwerk sprechen. Das Riesengemälde enthält neben der erfundenen so viel sorgsam beobachtete und wiedergegebene Natur, ist koloristisch und kompositionell so fein empfunden und durchdacht, daß kein Lob dafür zu hoch ist. Wenige Jahre später erschien Klinger mit seinem zweiten Monumentalgemälde, der „Kreuzigung“, in einer Ausstellung der „Elf“ in Ed. Schultes Kunstsalon zu Berlin. Auch hier wieder die Vorherrschaft der Vertikalen und Horizontalen, eine Plattform als Handlungsbühne und eine bezaubernde Landschaft. Aber hier gab es auch eine seelische Handlung. Der ganz nach rechts gerückten Kreuzigungsgruppe steht auf der linken Seite die gleichgültig blickende Zuschauermenge gegenüber. In der Mitte des Bildes hält der hochaufgerichtet stehende Johannes die klagend zusammenbrechende Magdalena aufrecht, und neben dieser steht mit verzweifelt ineinandergekrampften Händen Maria, ein verhutzeltes Mütterlein, und schaut mit traurigem Ausdruck in die Augen des gekreuzigten Sohnes, der in göttlicher Schönheit und Gelassenheit von dem Schmerzensholze zu ihr hinüberblickt. Diese stille Zwiesprache der Augen gibt der Szene einen unvergeßlichen Ausdruck und hebt das Bild weit heraus über alle ähnlichen Schöpfungen. Gleich darauf zeigte Klinger in der ersten Ausstellung der Münchener Sezession innerhalb der Großen Berliner Kunstausstellung von 1893 die im strengen Stil Mantegnas gehaltene erschütternde „Pietà“ und die köstliche, das Spiel zwischen blauer Dämmerung und einem unsichtbar bleibenden Feuer malerisch schildernde „Blaue Stunde“ und bewies mit diesen beiden Bildern, daß er nicht nur Gedankenmalerei geben könne, sondern jedem malerischen Vorwurf, auch dem schwierigsten, gewachsen sei.



Max Klinger: Die blaue Stunde. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

Dann wieder reizte es ihn, die Verschmelzung von Christentum und Heidentum im Kunstwerk herbeizuführen, die schon Goethe im „Faust“ versucht hatte, und er schuf das am heißesten umstrittene und zugleich das bedeutendste seiner Monumentalbilder, den „Christus im Olymp“. Es würde zu weit führen, den ganzen Ideenreichtum des Bildes hier auszubreiten, die Gegensätze und Gemeinsamkeiten anzudeuten, die Klinger in diesem Werke zum Ausdruck gebracht. Nur soviel sei gesagt, daß der Künstler den Begründer der christlichen Religion nicht als eine den alten Göttern feindliche Macht charakterisiert, sondern als den Friedensbringer, der Versöhnung stiften will zwischen der am Leben und an der Schönheit sich freuenden und der in seelischer Not darbenden Welt. Bewunderswert hat Klinger schon im rein Formalen den Unterschied der beiden Weltanschauungen ausgedrückt. Sie stehen einander bildhaft gegenüber wie hellenische Baukunst und gotische. Die wilde irdische Liebe flieht vor dem neuen Gott, weil sie in ihm und den ihn geleitenden Tugenden Widersacher vermutet; Psyche aber, die Seele, kniet vor dem Erlöser, und Dionysos reicht ihm die weingefüllte Schale, denn auch er fühlt sich als Erlöser. Die übrigen Götter erwarten mehr oder minder gelassen ihr Schicksal. Wenn ihre Herrschaft auch zu Ende geht — sie sind unsterblich. Wiederum umschließt ein architektonisch gedachter Rahmen die in einer prangenden südlichen Landschaft auf blumengeschmückter Wiese dargestellte Allegorie. Auf dem Sockelbilde sieht man die Menschheit aus Schlaf und Traum erwachen und ein paar finstere Männer damit beschäftigt, den Boden zu unterwühlen, auf dem des greisen Zeus marmorner Thronsessel steht. Links und rechts vor dem Sockelbilde sind zwei prachtvolle Marmorgebilde zu sehen, Frauengestalten. Die eine, in ganzer Figur, birgt schaudernd das Gesicht in den erhobenen Armen, die andere, nur ein Torso, blickt sehnsüchtig, mit gerungenen Händen, nach oben. Man darf annehmen, daß der Künstler in ihnen den Schmerz um das Ende der ewig schönen Götterwelt und das Verlangen der Menschheit nach Erlösung hat verkörpern wollen.

Daß gegen diese Schöpfung mit ihrem gewaltigen Ideeninhalt, mit ihrer besonderen künstlerischen Haltung die stärksten Einwände sowohl nach der geistigen wie nach der künstlerischen Seite erhoben wurden, kann, zumal da ihr Erscheinen in die Blütezeit der impressionistischen Malerei fiel, nicht überraschen. Ein Teil dieser Einwände entbehrte gewiß nicht der Berechtigung; aber man hätte nicht übersehen dürfen, daß es sich um ein Werk von ganz einzigartiger Prägung und von so hoher inhaltlicher Bedeutung handelte, daß die bekannten Maßstäbe ihm gegenüber nicht angewendet werden durften, daß es vielmehr richtiger gewesen wäre, es mit allen seinen Mängeln als eine ungeheure, noch niemals dagewesene Leistung anzuerkennen. Klinger hat schwer darunter gelitten, daß seine Schöpfung, die turmhoch über die gesamte zeitgenössische Produktion, ja über die Kunst des ganzen Jahrhunderts emporragte, nicht einmal der gebührenden Achtung begegnete. Und wenn er auch fortfuhr, sich als Monumentalmaler zu betätigen, weil ihn Aufträge für die Leipziger Universität und für Chemnitz dazu nötigten — den Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens suchte er von da ab in der Bildhauerei.

Auch als Bildhauer hat Klinger andere Wege beschritten als die Zunftgenossen. Es ging ihm nicht nur um formale Probleme, auch um seelische. Zugleich dachte er an die Färbung der Bildwerke im Sinne der Antike und an die Verwendung verschie-

Digitized by Google

dener Steinarten und Stoffe zur Erhöhung der lebendigen Wirkung. So gab er seiner „Salome“ schillernde Opalaugen und dunkles Haar, der Kassandra Onyxaugen. Bernstein, Elfenbein, Gemmen, Karneole und vergoldete Bronzen verleihen anderen seiner Schöpfungen erhöhte Realität. In den Halbfiguren der „Salome“ und der „Kassandra“ verkörperte er die grausame Sinnlichkeit und das Ahnungsvolle des Weibes in der wunderbarsten und selbständigsten Weise. Antike Marmorstücke, die er in Griechenland fand, gaben das Material zu der ein eigenartiges Bewegungsmotiv bietenden „Badenden“ und der armelosen „Amphitrite“. Daneben erscheinen die mit dem Zauber stärkster seelischer Belebung umgebenen und ins Monumentale gesteigerten Porträtköpfe von Liszt und Nietzsche, und als Gipfel seiner bildhauerischen Tätigkeit bringt Klinger dann 1902 seinen „Beethoven“, zu dem er die Skizze sechzehn Jahre zuvor entworfen. In göttlicher Nacktheit, die Beine in ein farbiges Marmorgewand gehüllt, sitzt der titanische Tondichter auf einem überreich geschmückten Thron im Augenblick der stärksten Konzentration; vor ihm der aus braunem Porphyr gebildete Adler des Zeus, seines Winkes gewärtig. Man hat manches gegen den mit Sinnbildern und Schmuckformen überladenen Thron, gegen den Mangel eines Zusammenhangs zwischen der Figur und dem Adler sagen können und müssen; der Beethoven selbst jedoch ist, trotz der ungewöhnlichen Auffassung, eine Schöpfung von bezwingender Hoheit und überragender Charakteristik, so daß alle Denkmäler der Heroen daneben verbleichen. Etwas Feierliches, Weltentrückendes geht von diesem Werke Klingers aus, und kein Geringerer als Frankreichs größter Bildhauer, Auguste Rodin, war ein lebhafter Bewunderer dieser und anderer plastischer Schöpfungen Klingers, den er dem im Formalen unbedingt zuverlässigeren Adolf Hildebrandt entschieden vorzog.

Max Klinger hat zu den seltenen Künstlern gehört, die, unbekümmert um materielle Erfolge, ganz ihrem Genius sich haben hingeben können. Er hat diese Gunst des Schicksals mit nie erlahmendem Fleiß, mit einer hemmungslosen Hingabe an seine Arbeit und einer gewaltigen Zahl von herrlichen Schöpfungen bezahlt.

Max Klinger kam am 18. Februar 1857 als Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten in Leipzig zur Welt, bezog mit 17 Jahren die Karlsruher Kunstschule, wo er Schüler Carl Gussows wurde, und folgte diesem 1875 nach Berlin. Der ausgezeichnete Lehrer und Maler war der erste, der Klingers überragende Begabung erkannte, und seine größte Sorge war, ihr die freie Entfaltung zu sichern. Während er an seine übrigen Schüler bestimmte Forderungen stellte, betätigte er sich bei Klinger nur als Berater. 1879 ging der junge Leipziger nach Brüssel, von da nach Paris und München. Das Jahr 1888 sieht ihn in Rom, das ihn vier Jahre lang festhielt. Von da an war er ziemlich ausschließlich in Leipzig tätig, wo er nach dem Beethoven noch ein Brahmsdenkmal, ein Wagnerdenkmal und verschiedene Porträtbüsten geschaffen hat.

Vieles ließe sich über den geistigen Menschen Klinger sagen, über seine Auffassung des Daseins, über den eigentümlich philologischen Zug, der durch sein ganzes Schaffen geht, und die Schwächen, die in gewissen seiner Arbeiten hervortreten; aber es ist hier nicht der Ort, Kritik an einem Künstler zu üben, der so Gewaltiges und Einzigartiges hervorgebracht wie er; auch die Stunde seines Todes wäre nicht geeignet, darzulegen, was man an ihm anders gewünscht hätte. Wohl aber darf hier ausgesprochen werden, daß mit ihm der letzte Künstler großen Stils dahingegangen ist, den Deutschland hervorgebracht, der einzige, der in der Zeit des alles überwuchernden Materialismus mit reinem Herzen und reinen Händen der Kunst gedient und wirkliche Ideale besessen und gepflegt hat. Mögen andere Künstler von dem gegenwärtigen Geschlecht auch höher geschätzt werden als er — sie werden wieder in Vergessenheit sinken; denn sie haben dem Tage gedient. Eine Erscheinung aber wie Max Klinger leuchtet durch die Jahrhunderte, weil sie mit ihrer Kunst zu jenen Höhen weist, auf denen die Menschheit noch immer Erquickung und Erhebung gesucht und gefunden hat.

In einer kleinen Stadt * Von Friedrich Hussong.

Der Schnellzug hat mich in dieser kleinen Stadt ausgesetzt, mich und mein gelbes Köfferchen. Ach Gott, ich hab's nie vorhergewußt, wie gelb das Köfferchen ist. Fünf Stunden lang soll ich hier auf die Klingelbahn warten; fünf stille, stille Stunden, die langsam, Sekunde um Sekunde, wegtropfen. Die Straße des Städtchens ist sehr lang, und trotz der blühenden Rotdornbäume vor dem Ratskeller und der grünen Platanen vor dem „Löwen“ sind sie — nehmt alles nur in allem — eintönig weißgrau. Mein gelbes Köfferchen wirkt in dieser Stille wie ein Schrei, in diesem Weißgrau wie ein futuristischer Farbenputsch. Die Fenster dieser niedrigen Häuser stehen so nahe über dem holprigen Pflaster, daß mein gelbes Köfferchen auf meinem Weg wie ein kleines falsches Sönnchen in sie hineinleuchtet. Es erregt einen seelischen Aufruhr in dieser kleinen Stadt; es wirkt auf die Einwohner wie eine Sensation und fällt mir selbst auf die Nerven.

Ehe ich kam, schliefen Städtchen und Straße, Platanen und Hunde in der Mittagssonne; selbst das Wasser des Bachs ließ sich nur wie im Traum über das Wehr unter die Brücke hinunterfallen. Jetzt räkeln sich die Köter, ein Pinscher bellt mein Köfferchen an; ein paar Weiber an der Ecke nehmen es unter Blickfeuer, aus der Dämmerung stiller Stuben sehen fragende Gesichter nach ihm. Ich komme mir so unberechtigt vor. Aber ein paar barfüßige Jungen, deren einer ein Wägelchen ohne Räder durch den Staub hinter sich herzieht, geben mir ein ehrenvolles Geleit und starren von vorn und von hinten auf mein gelbes Köfferchen.

Ich schlängele mich die Marktgasse entlang zum Markt. Dort steht die Kirche. Ihre Turmuhr hat zwei Zeiger, die stillstehen, und ein hölzernes Zifferblatt ohne Ziffern. Wozu auch, da dem Glücklichen keine Stunde schlägt? Wozu soll diese Straße ihren Tag in Teile zerlegen, wie einen gebratenen Schweinsrücken, da er doch gleichmäßig fortfließt, wie hinter dem Städtchen durch die grünen Wiesen zwischen den silbergrauen Weiden der Spiegel des Baches, immer aus sich selber sich erneuernd, immer sich selbst gleich und selig in sich selbst. Woher nehme ich den Mut, in diesen stillen Glanz, in diese selige Ruhe, in das Selbstgenügen dieser Häuser und Bäume und Hunde und Menschen mein gelbes Köfferchen zu schleudern wie einen Knall in die Andacht?

Hinter dem Marktplatz läuft die Marktgasse weiter durchs Städtchen. Da liegt hinter Rotdornbäumen der Ratskeller. Ich flüchte mich in seine Gaststube. Ein Fräulein träumt hinter dem Schanktisch. Beim Anblick meines gelben Köfferchens wird sie wach. Ein Jüngling döst hinter einem Tisch auf einem Sofa. Beim Anblick meines gelben Köfferchens richtet er sich stramm auf. Ein paar Fliegen zwischen Diele und Decke summen aufgeregter.

Ich setze mich neben einem Fenster hinter einen kleinen Tisch. An der gegenüberliegenden Straßenseite sind vier hölzerne Hökerbuden aufgeschlagen: Eine mit Stiefeln, eine mit Schürzen, eine mit Seife und eine mit Handspiegeln. Die vier Verkäufer und Verkäuferinnen sitzen daneben und schlafen; dahinter auf einer steinernen Haustreppe drei kleine Jungen, und vor den Schürzen zwei kleine Mädchen in stummer, regungsloser Andacht. Eine Szene wie auf dem Hof des eingeschlafenen Dornröschenschlosses. Ich frage das Fräulein hinter dem Schanktisch, was diese Veranstaltung bedeute. Ja, das sei der Jahrmarkt. Der Jahrmarkt? Jawohl, aber es sei vergessen worden, ihn im Blättchen anzuzeigen, und deshalb wisse kein Mensch etwas davon; es komme kein Mensch zum Kaufen, und die unglücklichen Händler seien sehr betrübt. Der ganze Marktumsatz seit dem Morgen bestehe in einer Schürze. Eine Arbeiterin habe sie gekauft, könne sie aber erst nach dem Feierabend abholen, weil sie nicht genug Geld bei sich gehabt habe. Allerdings habe die Plätterin von drüben auch um ein Paar Stiefel gehandelt; es sei aber nichts aus der Sache geworden. Das nächste Jahr würde der Jahrmarkt ja wohl rechtzeitig im Blättchen angezeigt.

Nach einer Weile habe ich wieder Mut, mich mit meinem Köfferchen auf die Straße zu wagen. Ich fühle, wie die Blicke des Schankmädchens und des Sofajünglings dem gelben Ding folgen. Ich fühle und merke, daß sie beide ihren Platz verlassen haben, um hinter den Fenstern zu stehen und die Bahn des Köfferchens zu verfolgen. Draußen trete ich in den schlafenden Jahrmarkt, wie der Märchenprinz in das Dornröschenschloß. Der Schuhverkäufer erhebt sich und wandelt herausfordernd hinter seiner Bude auf und nieder. Die kleinen Jungen flitzen von den Treppenstufen in die Höhe, um mich zu beriechen. Die Spiegelverkäuferin ordnet nervös ein paar Spiegel in ihrer Auslage um. Die kleinen Mädchen wenden sich von den Schürzen ab und meinem gelben Köfferchen zu. Darüber schreckt die Schürzenfrau aus ihrem Nickerchen auf und schilt die Mädchen vorwitzig

Digitized by Google

Ich sehe rechts die Straße hinauf: Sonne und Stille. Ich sehe links die Straße hinab: Stille und Sonne. Wohin wage ich mein Köfferchen zu tragen? Kehre ich um, gehe ich weiter? Umkehren? Noch einmal dieses moralische Spießrutenlaufen? Noch einmal diese stumme Beschämung aus Menschenaugen und Fensterscheiben? Noch einmal dieses gelbe Köfferchen diesen Weg hintragen wie ein sichtbares, greifbares böses Gewissen? Lieber weitergehen! Ich gehe weiter.

Was ist denn das? Drei Jungen sitzen da mitten auf der Straße und kratzen mit Mutterns guten Küchenmessern das Gras vom Pflaster. Oh weh, Jungen! Aber nein, dort sitzt Mutter selber und kratzt auch. Und dort weiterhin knien und sitzen andere und kratzen. Der Magistrat hat's so verordnet. Der Magistrat will nicht, daß es von seiner Stadt heiße, das Gras wachse ihr auf den Gassen und zwischen den Pflastersteinen. Welch ein ungemäßer Ehrgeiz von dem Magistrat! Beinahe höre ich auf, mich meines gelben Köfferchens zu schämen.

Aber ich bin doch froh, daß ich jetzt das Städtchen hinter mir habe. Die Ackerraine und Wiesenwege sind doch duldsamer als die Gassen der kleinen Stadt, und die Kühe auf der Weide nachsichtiger als die Menschen. Ich atme erleichtert auf und wage es sogar, mein Köfferchen ein wenig hin und her zu schwenken. Da sieht mich eine Kuh denn doch verwundert an.

Ich setze mich an den Wegrand und denke über das Weitere nach. Das Köfferchen stelle ich neben mich und bedecke es mit meinem Mantel. Es ist besser so. Es ist so gelb auf der grünen Wiese. Den Rückweg werde ich nachher sozusagen hinter dem Rücken des Städtchens nehmen; hinten herum, zwischen den Gärtchen und Feldern.

Dort ist's schön. Ich sehe über alle Hecken in alle Gärten hinein. Zweige hängen schwer von blühenden Schneebällen; Schwertlilien prunken in tieffarbenen Gewändern; Rosen brennen wie Flammen. An ihren Hecken schwellen und quellen die jungen Stachelbeeren. Der Salat kommt schön und leuchtend, und, ach, die Petersilie! Da steht zwischen Gärten und Feldern sogar eine Bank. Ich raste. Das Köfferchen verhüllt neben mir. Eine Biene summt; und im Kopf singt mir ein alter Vers: „Lawendel, Myrt' und Thymian wächst in unserm Garten."

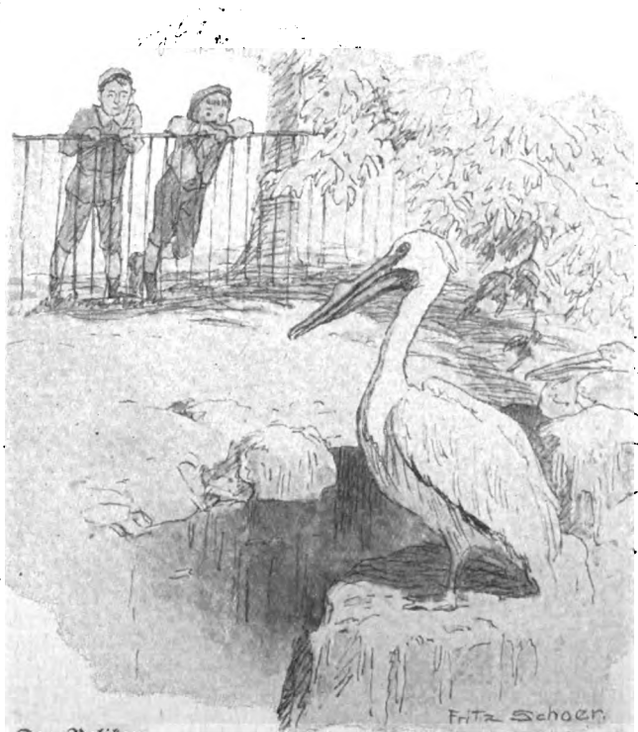
Ich fühle mich sicher und geborgen. Hier kann ich meine Zeit erwarten. Auf diesem Pfad zwischen Gärten und Feldern kann ich mein Köfferchen nachher ungesehen zum Bahnhof schmuggeln. Bis dahin gehört mir dieser Friede, gehören mir die Stachelbeerzäune und die Gärten; für mich brennen die Rosen, prunken die Schwertlilien, leuchten die Salatköpfe. Es ist alles schön und alles mein, und mein schlechtes Gewissen und mein gelbes Köfferchen beschweren meine Stunde nicht mehr.

Die Teuerung im Zoologischen Garten * Von Prof. Dr. L. Heck.

Solange ganz Deutschland noch siegeszuversichtlich war, nahm man auch in unserm Berliner Zoologischen Garten alle Nöte als kurze Prüfung hin. Der vorübergehenden Bewölkung des Himmels sollte desto glänzenderer Sonnenschein folgen. Die Einnahmen gingen allerdings auf die Hälfte zurück, weil der gewaltige Fremdenverkehr Berlins (monatlich über 100 000 Köpfe) aufhörte und die Zahl der einheimischen Besucher sich um die ganze Masse der Einberufenen verringerte. Gerade das reise- und ausgehlustigste Lebensalter! Aber trotzdem war man noch nobel und ließ alles, was feldgrau kam, umsonst herein. Später war ich froh (und meine Kollegen anderwärts mit mir), als in Rücksicht auf die Notlage damit Schluß gemacht wurde; denn die vergnügten Urlauber verübten doch zu viel schweren Unfug, ohne sich selbst dabei etwas Schlimmes zu denken. Daß in Königsberg einer mit dem Seitengewehr einer Löwin den halben Schwanz abhieb, den sie durch das Gitter heraushängen ließ, ging allerdings über den Spaß! Vorläufig war man aber guten Mutes, unterstützte die Familien der eingezogenen Arbeiter und Angestellten (was bei uns übrigens trotz aller späteren Not bis zum Kriegsende durchgesetzt wurde!), und auch das Bankhaus pumpte unverdrossen bis in die Millionen, obwohl uns der Grund und Boden gar nicht gehört (er ist staatlich) und wir als Unterpfand also nur die Tiere und Gebäude zu bieten hatten. Dann gab uns der preußische Staat ein großes zinsloses Darlehen, und die Groß-Berliner Gemeinden folgten mit ebenfalls in die Hunderttausende gehenden Unterstützungen.

Mit leeren Händen.

So recht schlimm wurde es aber erst, als die allgemeine, durch die Teuerung hervorgerufene Lohnbewegung auch unsere Arbeiter und Angestellten ergriff. Bis dahin hatten wir freiwillig und gerne getan, was unsere so überaus schwache Finanzlage irgend gestattete. Hatten wir doch das Verhältnis zu unserem Personal stets so aufgefaßt, daß möglichst jeder bei uns in eine Lebensstellung hineinwachsen, sich dabei nicht gerade aufreiben und auch an seinem Lebensabend noch etwas von uns haben sollte. Deshalb hatte ich es mir gleich in den ersten Jahren meiner Amtsführung angelegen sein lassen, eine Pensionskasse zu gründen, die heute, ohne daß die Nutznießer je etwas dazu beizutragen brauchten, längst eine große, selbständige, von den Schicksalen des Zoologischen Gartens völlig unabhängige Stiftung geworden ist. Man kann ja in einem Zoologischen Garten den „Arbeiter" gar nicht so ansehen wie in der Industrie oder einem anderen Erwerbsbetrieb. Die Tierwärter vor allem lassen sich mit Industriearbeitern absolut nicht vergleichen: Ist doch ihre Arbeit zu einem erheblichen Teile des Tages nur Anwesenheit! Aber diese ist ebenso nötig wie die eigentliche Arbeit, das Füt-



Der Pelikan.

„. . . na, dann beißt er sich in die Brust und füttert seine Jungen damit."

Digitized by Google

tern und Reinmachen; denn sie sollen auch nicht nur das Publikum beaufsichtigen, sondern, was die Hauptsache ist, ihre Tiere beobachten und als Spezialisten, jeder für seine Tiergruppe, mit dieser möglichst innig vertraut werden. Hier sind sie alle solche Spezialisten oder können es wenigstens werden, wenn sie das Zeug dazu haben; denn ich habe ganz zielbewußt im Laufe der letzten drei Jahrzehnte die Anordnung des Tierbestandes im Garten so um- und ausgestaltet, daß jeder Wärter möglichst nur gleichartige Tiere zu versorgen hat. Solche Arbeit ist gar nicht in das den jetzt überall gepflogenen Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zugrunde liegende Schema hineinzuzwängen; das hat man gerade in dem sonst in diesen Dingen an der Spitze marschierenden Sachsen anerkannt, und dementsprechend ist meines Wissens in den beiden sächsischen Gärten, Dresden und Leipzig, der Achtstundentag nicht buchstäblich durchgeführt. Hier ist er durchgeführt, und ebenso die freien Tage und längeren Urlaube, was wieder ständig vier bis fünf Mann Vertreter und Aushelfer nötig macht. Im ganzen beschäftigten wir vor dem Kriege an Tierwärtern, Gärtnern und Gartenarbeitern, Handwerkern und Technikern, Kassen- und Bureaubeamten ungefähr 200 Köpfe und gaben dafür jährlich 350 000 M. aus; jetzt haben wir die Kopfzahl auf ein unumgängliches Minimum von 140 heruntergedrückt und hatten trotzdem 1919 an Löhnen und Gehältern mit Teuerungszulagen eine Gesamtausgabe von 850 000 Mark. Sollten wir nun gar nach den Tarifen zahlen, die jetzt von den Arbeiterorganisationen in Aussicht gestellt werden (die unseren sind beim Transportarbeiterverband organisiert), so würden wir allein für Löhne und Gehälter eine Monatslast von rund 100 000 Mark zu tragen haben und eine Jahreslast von nicht weniger als 1 200 000 Mark. Die ganzen Wintermonate sind aber im Betriebe der Zoologischen Gärten von jeher der Natur der Sache nach schon Verlustmonate, die sogar bei uns in Berlin im Durchschnitt nur 30- bis 40 000 Mark einbrachten. Wenn wir mit solcher ungeheuerlichen Steigerung allein der Ausgaben für Löhne, die die allgemeine Teuerung mit sich bringt, unsere Einnahmen auch nur einigermaßen in Einklang bringen wollten, müßten wir das Eintrittsgeld nicht auf 2 Mark erhöhen, wie wir das jetzt getan haben, sondern auf 10 Mark. Dem steht aber wieder unsere hohe Aufgabe als volkstümliche Bildungs- und Erholungsstätte entgegen, die in dieser Richtung gewisse Schranken zieht, zumal wenn man bedenkt, daß unsere Besucher für die Straßenbahnfahrt zu uns jetzt 70 Pfennig zahlen müssen.

Uns kann daher nur das Reich noch helfen, und es hat auch einen gewissen Anlaß, man darf vielleicht sogar sagen: eine gewisse Ehrenpflicht dazu. Hat doch der Berliner Zoo in den letzten Jahrzehnten die Sache der Zoologischen Gärten international für das ganze Reiche vertreten müssen! Und er hat diese Aufgabe in einer Art und in einem Umfang erfüllt, wie man das billigerweise nur irgend wünschen und verlangen kann. Das darf ich hier wohl mit Fug und Recht behaupten. Zu oft ist es auf allen den internationalen Kongressen, die bei uns tagten, zumal den zoologischen und ornithologischen, in allen Kultursprachen der Erde anerkannt worden: man räumte uns unumwunden den ersten Platz ein. Und damals hatten wir noch nicht einmal das Aquarium, das, in drei Abteilungen und Stockwerke eingeteilt, als eigentliches Aquarium, Terrarium und Insektarium den Überblick über die gesamte Tierwelt von den Säugetieren und Vögeln des Zoologischen Gartens fortsetzt und vollendet bis herunter zu den niedersten Meerestieren.

Diese Unmenge von Fressern verschiedenster Art durchzufuttern durch die Kriegsjahre und die bisherigen beinahe noch schlimmeren „Friedensjahre", das war und ist ein ebenso saures wie teures Stück Arbeit. Man hat von unseren Industriellen gerühmt, wie gut und schnell sie es verstanden hätten, sich als Erzeuger in der Kriegszeit „umzustellen". Nun, die Zoologischen Gärten mußten das als Verbraucher ebenso gut und schnell machen, sonst wären uns die Tiere sehr bald verhungert. Mit einem der wichtigsten Futterstoffe, dem Pferdefleisch, half uns allerdings die Stadt Berlin durch Überweisung für menschliche Nahrung nicht geeigneter Stücke zu billigem Preise: eine sehr zu schätzende mittelbare Kriegsunterstützung! Unsere Raubtiere haben also wenig gelitten, obwohl sie manchmal fasten mußten. Das müssen sie aber in der Freiheit auch, ohne daß es ihnen schadet und anzumerken ist. Trotzdem wurden sie vom Publikum „mager" gefunden, weil dieses von der städtischen Fleischlieferung nichts wußte und nach seiner schnell fertigen Überzeugung bei dem allgemeinen Fleischmangel daher „die armen Tiere hungern" mußten.

Aber in allem übrigen galt es nun, mit den Kriegsbehörden und Kriegsgesellschaften Fühlung zu nehmen und da herauszuholen, was möglich und gesetzlich zulässig war. Das ließ ich mir denn auch nach Kräften angelegen sein und war an allen diesen Amtsstellen bald so bekannt, daß ich gar keine Visitenkarte mehr abzugeben brauchte. Man hat mir auch nach Kräften gegeben, das muß ich dankbar anerkennen; aber man hatte oft selbst nichts oder wenig, was ich gebrauchen konnte, und das war das Schlimme. Auf viele gerade der besten Futterstoffe, die wir in den Zoologischen Gärten massenweise verbrauchten, wie Brot, Reis, Getreide, mußten wir bald ganz verzichten, weil sie nicht zu haben oder für Tierfütterung verboten waren. Das hat uns viel Sorgen und Kopfzerbrechen gemacht, und „Ersatz" wurde auch in den Zoologischen Gärten das Losungswort des Tages. Wir schafften ihn uns nicht zum wenigsten dadurch, daß wir uns mit Abfallmehl eine Art „Kriegs-Tierkuchen" buken und noch backen, mit dem wir die verschiedensten Tiere füttern und insbesondere Affen und Vögel ganz gut durchgehalten haben. Gerade diese empfindlichen und oft so kurzlebigen Tiere! Wenn man bedenkt, daß seit fast sechs Jahren nichts gekauft werden konnte, so dürfen wir stolz darauf sein, heute noch nicht weniger als 40 Affen zu besitzen, darunter 9 zarte Meerkatzen. Und wer die beiden Schauhallen unseres großes Vogelhauses mit den drei Käfigreihen übereinander voller Papageien und anderer fremdländischer Kleinvögel durchmustert, der mag wohl staunen, was da alles noch zu sehen ist. Diese Kriegsjahre haben wieder so recht augenfällig bewiesen, was die kundigen Vogelpfleger längst wußten: daß nämlich alle „besseren" und zarteren Vögel sich im Einzelkäfig, wo sie ungestört leben und nach ihren persönlichen Bedürfnissen gepflegt werden können, viel länger halten als im großen Gesellschaftsflugkäfig, wo sie sich „so schön ausfliegen" können. Ich freue mich jeden Tag, wie wacker die kleinen „Kriegsveteranen" in unserem Vogelhause, deren Freileben oft gewiß keine sechs Jahre dauert, auch ohne „Obst und Südfrüchte" aushalten; sobald wir können, möchte ich ihnen das alles doch wieder gönnen. Und den Hühnern und Tauben, Fasanen und Enten ihre Gerste! Eier und kräftige Jungtiere kann man da nicht verlangen, wenn man nicht ein Getreidekorn geben darf. Wenn man in den letzten Jahren im Herbst einen Junghahn kaufte, so war das noch ein Kücken, und im nächsten Frühjahr sah er auch noch aus wie zu Friedenszeiten im Herbst vorher schon: Man konnte gar nicht wagen, solch unentwickeltes, unreifes Tierchen zu den Hühnern zu setzen und dann „Bruteier" von diesen zu verkaufen. Und Preise hat alles Rassegeflügel jetzt! In meiner Kölner Direktorenzeit, Ende der achtziger Jahre, fuhr ich einst nach Hannover zur Junggeflügelschau und kaufte da für 600 Mark eine ganze Mustersammlung von Rassehühnern und -tauben zusammen, aus deren Bruteiern mancher Rheinländer nachher Preistiere züchtete. Jetzt kostet ein Stamm, ein Hahn und zwei Hühner, beinahe ebensoviel, und die schweren Rassen, die Kochins und Brahmas, früher die vornanstehenden Paradestücke jeder Geflügelausstellung, sind überhaupt kaum mehr aufzutreiben, aus Futterschwierigkeiten fast verschwunden.

Überhaupt Tierpreise, das ist jetzt auch so ein Kapitel, in dem man wohl oder übel (eigentlich nur übel!) umlernen und sich umstellen muß. Fragt sich nur, ob man es als Deutscher dazu hat. Neulich hatte ein Tierhändler wieder einmal einen Elefanten von der durchschnittlichen Größe, wie sie so aus Indien eingeführt zu werden pflegen, knapp mannshoch oder niedriger. Der hätte vor dem Kriege höchstens 7500 Mark gekostet. Jetzt ging er natürlich ins Ausland und soll da nach unserem Gelde sage und schreibe 80 000 Mark gebracht haben! Was müßte, an diesem „Tagespreise" gemessen, unser großer indischer Elefantenbulle wert sein, wohl einer der schönsten und größten Elefanten, die je in einem Zoologischen Garten gezeigt worden sind? 200- bis 250 000 Mark. Was heißt das aber, ins allgemeine übersetzt? Daß jetzt ein deutscher Zoologischer Garten aus dem Ausland eingeführte Tiere kaum gegen bar kaufen kann, solange unsere vielbesprochene Valuta sich nicht wesentlich bessert. Inzwischen können wir uns nur durch Tauschgeschäfte helfen, die ja überhaupt jetzt wieder an der Tagesordnung sind, und ich konnte glücklicherweise bereits mit mehreren anderen Gärten derartige Abkommen treffen in dem Sinne, daß wir jetzt nirgends mehr ein einzelnes Tier, unbenutzt zur Zucht, stehen lassen wollen. Auch neutrale Gärten haben mir nach Friedensschluß in sehr dankenswerter Kollegialität wieder die Hand geboten. So dürfen wir doch hoffen, daß wir unsere gemeinnützige Sache auch in der Zukunft mit Ehren und Anstand weiterbringen. Neulich schrieb mir zwar jemand, „bei dem geringen Tierbestand wären jetzt jedenfalls Wärter überflüssig, ich möchte ihm also einen ablassen. Ich schrieb der Wahrheit gemäß zurück, daß wir immer noch sehr viel mehr Tiere hätten, als mancher Zoologische

Digitized by Google

Garten in seiner besten Zeit gehabt habe, und jedenfalls viel mehr, als das Berliner Publikum mit seinen ebenso oberflächlichen wie schnell fertigen Redensarten immer einer dem andern nachspreche, ohne sich viel dabei zu denken.

Wer hat denn überhaupt Zoologische Gärten? In der Hauptsache nur die Völker germanischen Blutes und unter diesen wieder bei weitem am meisten die Deutschen. Wir haben tatsächlich so viel Zoologische Gärten wie alle unsere altweltlichen Feinde

„Akkurat wie 'n Mensch!"

und „Vertragsgegner" zusammengenommen, und das hängt ohne Zweifel mit unserer hohen Schul- und Volksbildung zusammen. Solche ist ja dabei unumgänglich notwendige Voraussetzung. Was soll einem Analphabeten ein Zoologischer Garten? Menschliche Rasseeigentümlichkeiten kommen hinzu. Der Romane ist nun einmal nicht tierfreundlich wie der Germane. So finden wir in Italien nicht einen einzigen zoologischen Garten (der Hagenbeck-Park in Rom, hauptsächlich von Fremden besucht, war mit Kriegsausbruch wieder dahin); in Frankreich, d. h. auch in diesem Falle, wie in den meisten andern: in Paris allerdings zwei, die uralte „Menagerie" im Pflanzengarten mitten in der Stadt und den Akklimatisationsgarten draußen im Boulogner Gehölz, die aber beide nicht recht leben und sterben können. Die Menagerie war wenigstens früher einmal groß, vor hundert und mehr Jahren, zur Zeit Cuviers und Buffons, da Frankreich mehr wirkliche Berechtigung hatte, sich als „Gipfel der Zivilisation" zu fühlen als heutzutage.

Schwer wird's uns freilich, diesen Vorrang in Sachen der zoologischen Gärten zu behaupten, unter unseren derzeitigen Teuerungsverhältnissen, die sich bekanntlich nicht zum wenigsten auch auf die Futterpreise erstrecken. Der Zentner Heu kostet heute genau das Zehnfache dessen, was er vor dem Kriege gekostet hat, und dabei haben wir im vorigen Winter Zeiten gehabt, wo wir nur für wenige Tage noch versehen waren. Trotz krampfhafter Bemühungen in ganz Berlin kein Halm aufzutreiben und von auswärts erst recht nicht infolge aller möglichen Verkehrshindernisse. Das waren bange Tage: mögen sie nie wiederkehren mit dem quälenden Seelendruck, unter dem man da lebte! Zu anderen Zeiten mußte man wieder um die kleinen Exotenvögel zittern, wenn es keine Hirse und keinen Rübsen, und um die Papageien, wenn es keinen Mais gab; denn einzig und allein mit „Ersatz" lassen sich „bessere" Tiere doch nicht jahrelang erhalten. Nicht anders als beim Menschen: Ein kleines, dünnes Scheibchen Speck wenigstens muß er zu den Rüben und Kartoffeln haben Und was kostet alles! Ich kann nur wiederholen, buchstäblich und zahlenmäßig: Wenn wir da wirklich einen Ausgleich schaffen wollten durch unsere Einnahmen, müßten wir das Eintrittsgeld von 1 Mark vor dem Kriege nicht auf 2, sondern auf 10 Mark erhöhen. Die artigsten „Ersatzfresser" sind noch die Wasservögel: Schwäne, Gänse, Enten. Sie bekommen so eine Art Heuhäcksel, gebrüht und gemischt mit sogenannter Spitzkleie, einem Kleieabfall, der oft viel Milben enthält und deshalb gedämpft werden muß, weil diese Milben eine gewisse giftige Wirkung üben sollen. Deshalb sieht der vorübergehende Besucher auf unserem Wirtschaftshofe wohl mit einem gewissen Staunen eine leibhaftige „Gulaschkanone" stehen, mit der sich dieses Dämpfen der Kleie am besten bewerkstelligen läßt. Ich freue mich aber unter diesen Umständen um so mehr für unsere braven Schwimmfüßler, wenn ich sehe, daß ihnen die Besucher einige Brocken übers Teichgitter zuwerfen.

Das Publikum füttert jetzt doch wieder viel mehr, mit anderen Worten: es hat wieder viel mehr. In dem berüchtigten Kohlrübenwinter war das anders. Da wurden uns z. B. unsere Bären so schwach, daß sie nur noch so in der Haut hingen; mit

„Nur keine Pralinés!"

ihrer „Bärennatur" haben sie es aber ausgehalten, und heute geht's ihnen wieder glänzend. Man sehe nur die beiden jungen Russen an, die uns Oberst Bruhn mitgebracht hat: wie die sich entwickelt haben!

Soll ich schließlich auch noch schimpfen oder stöhnen über die derzeitigen „Friedenspreise" für Baustoffe und Handwerkerarbeiten? Ich habe meine Kopfhaut dagegen abzustumpfen gesucht, daß sie mir nicht zu oft die Haare sträubt beim Prüfen der Rechnungen und Voranschläge, und ich verzichte hier um so lieber auf Beispiele, als es sich dabei ja nicht um besondere Teuerungssorgen und -schmerzen des Zoologischen Gartens handelt, sondern um eine Last, die alle im Staate gleich schwer drückt.

Deutschlands künftige Energieversorgung * Von Hans Dominik.

Die Kohlenförderung Deutschlands im letzten Jahre vor dem Kriege betrug rund 200 Millionen Tonnen. Einiges davon wurde ausgeführt, aber andererseits verbrauchten auch namentlich die Städte an der Wasserkante viele englische Kohle, so daß Export und Import sich ziemlich genau die Wage hielten. Von der genannten Fördermenge wurden nun etwa 50 v. H. für reine Wärmeerzeugung, also als Hausbrand, in metallurgischen Öfen, in der keramischen und Glasindustrie usw. verbraucht. Die andere Hälfte dagegen fand zur Energieerzeugung Verwendung. Dabei kann man durchschnittlich einen Verbrauch von etwa einem Pfund Steinkohle für die erzeugte Pferdekraftstunde annehmen. Ein Kilogramm liefert also 2, eine Tonne 2000 Pferdekraftstunden. Rechnen wir das Pferdekraftjahr zu 8000 Stunden, so benötigt man für seine Erzeugung 4 Tonnen Kohle und hat also mit 100 Millionen Tonnen 25 Millionen Pferdekraftjahre.

Wenden wir uns nun den deutschen Wasserkräften zu, die ja bei dem gegenwärtigen Stande der Technik als vorzügliche Energiequellen und vollwertiger Kohlenersatz, weiße Kohle, in Betracht kommen, so ist ihre Abschätzung nicht ganz einfach. Theoretisch ist ja jedes von Berg zu Tal strömende Wasser eine

Digitized by Google

Energiequelle. Praktisch jedoch erfordert fast jede natürliche Wasserkraft erst noch die sogenannte Fassung, d. h. eine besondere Bauanlage, beispielsweise in Form eines Staudammes, durch welche das nutzbare Gefälle auf einen Punkt des Wasserlaufes zusammengebracht wird und nun durch Wasserturbinen erst gut ausgenutzt werden kann. Man wird bei der Einschätzung der deutschen Wasserkräfte erstens solche, die sehr leicht faßbar sind, unterscheiden müssen, zweitens solche, deren Fassung Mittel bis an die Grenze der Wirtschaftlichkeit beansprucht, und drittens solche, zu deren Fassung man überhaupt nur in äußersten Notfällen schreiten würde. Schon diese Einteilung macht die Schätzung unsicher. Dazu kommen Unklarheiten des Friedensvertrages, so daß wir gegenwärtig noch nicht einmal wissen, ob uns von den Wasserkräften des Rheins überhaupt etwas erhalten bleibt.

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände schätzt man die in Deutschland innerhalb der Grenzen der Wirtschaftlichkeit noch nutzbar zu machenden Wasserkräfte auf rund 5 Millionen Pferdestärken. Bei dem heutigen Stande der Turbinentechnik können davon 70 v. H. in Form von Elektrizität gewonnen werden, so daß also 3,5 Millionen elektrische Nutzpferde vorhanden wären, welche im Jahr 3,5 Millionen Pferdestärkenjahre liefern könnten gegenüber 25 Millionen durch Kohlenverbrennung erzeugten Pferdekraftjahren.

Diese nüchternen Zahlen zeigen, daß die Wasserkraft zwar ein wertvolles Hilfsmittel ist, welches noch rund 15 v. H. der Kohlenarbeit übernehmen könnte, daß wir aber mit dem größten Teile unseres Energiebedarfs immer noch auf die Kohle angewiesen bleiben, sofern es nicht gelingt, anderweitig für Ersatz zu sorgen. Als solche Ersatzmittel aber kommen völlig unabhängig von der Kohle nur die Windkraft und die Flutkraft in Betracht. Beide Kräfte sind in den langen Friedensjahren, in denen die Kohle so billig war, stark vernachlässigt worden. Für einzeln liegende Landhäuser, Gehöfte und Siedlungen ist der Windmotor eine ganz vorzügliche Kraftquelle. Die klimatischen Verhältnisse sind in Deutschland so, daß wir nicht mit wochenlanger Windstille zu rechnen haben. In Verbindung mit einer nicht allzu großen Akkumulatorenbatterie und Dynamomaschine kann ein mittelgroßer Windmotor daher die Beleuchtung solcher einzelnen Baulichkeiten recht gut besorgen und darüber hinaus in den Zeiten geringen Lichtbedarfes noch gehörig Wasser pumpen. Bei Errichtung eines größeren Motors kann sogar die elektrische Beheizung von Wohnräumen mit übernommen werden. Dabei erfordert eine solche Anlage nur wenig Beaufsichtigung und denkt nicht ans Streiken. Der Windmotor, der mit Leistungen bis zu etwa 200 Pferdestärken gebaut wird, ist aber der typische Motor für Einzelbauten. Für den Energiebedarf größerer Städte und Industrien, der gleich nach vielen Tausenden von Pferdestärken zählt, kommt er nicht in Betracht. Beim Flutkraftwerk wiederum erfordert die Fassung der Kraft sehr erhebliche Summen. Die größte Differenz zwischen Flut und Ebbe beträgt an der Nordseeküste etwa 2 Meter. Nur etwas weniger als die Hälfte dieses Spiegelunterschiedes kann aus theoretischen Gründen nutzbar gemacht werden, und man muß daher ganz gewaltige Wassermengen in Bassins von Quadratmeilengröße aufspeichern, wenn man wirklich große Energiemengen im Betrage auch nur von Hunderttausenden von Pferdestärken gewinnen will. Immerhin aber bleibt diese Energiequelle beachtenswert, wenn ihre Leistungen bei der gegenwärtigen technischen Entwicklung auch nur Bruchteile von derjenigen der eigentlichen Inlandswasserkräfte ausmachen.

Dieser kurze Überblick zeigt, daß wir einstweilen doch in der Hauptsache auf die Steinkohle als die ergiebigste Kraftquelle angewiesen sind, und es hilft nichts, an dieser Tatsache vorbeizureden. Nur durch eine gründliche Erhöhung der Förderziffer kann unsere schwer erkrankte Volkswirtschaft wieder gesunden und können außerdem noch die drückenden Kohlenlieferungen an die Entente geleistet werden. Das Problem lautet sehr einfach: Können wir unsere heute auf etwa 130 Millionen Tonnen gesunkene Steinkohlenförderung auf das Doppelte erhöhen, so werden wir langsam gesunden. Dieses Problem ist aber lösbar, und es ist vielleicht nicht uninteressant, daß es gegenwärtig in der englischen Volkswirtschaft in ähnlicher Form auftritt und daß die praktischen Engländer sich sehr intensiv mit seiner Lösung beschäftigen.

Die Arbeit des Kohlenhäuers war in den letzten Jahrzehnten unter der Herrschaft eines uneingeschränkten Kapitalismus in der Tat so anstrengend und gesundheitsschädlich geworden, daß die deutsche Bevölkerung der Grubenarbeit immer mehr den Rücken wandte und Scharen von Polen und Rumänen nach Westfalen kamen. Heute fehlen diese billigen ausländischen Arbeitskräfte. Das deutsche Volk aber ist durch die Hungerblockade körperlich geschwächt, und schließlich ist auch die Arbeitslust durch die ganze wild bewegte Zeit stark zurückgegangen. Es lohnt sich nicht, über diese Dinge nachträglich zu klagen, wohl aber sollte man mit den Mitteln unserer hochentwickelten Grubentechnik schleunigst Abhilfe schaffen, und das ist leider bis jetzt bei uns noch nirgends geschehen.

Wir müssen unsere Grubenbetriebe schleunigst und vollständigst mechanisieren, d. h. wir müssen dem Grubenarbeiter Maschinen in die Hand geben, die ihn von der schweren körperlichen Arbeit entlasten. Die Sprenglöcher dürfen nicht mehr von der Hand gebohrt werden, nachdem wir seit 20 Jahren über vorzügliche elektrische Grubenbohrmaschinen verfügen. In gleicher Weise muß die Schrämmarbeit durch Schrämmaschinen geleistet werden. Nur das Einwerfen der geschossenen Kohle in die Hunde muß vorläufig Handarbeit bleiben. Der Transport der gefüllten Hunde bis in die Eisenbahnwagen kann wieder mechanisch vonstatten gehen. Durch eine solche Betriebsverbesserung läßt sich auch mit den heutigen unterernährten und teueren Arbeitskräften die notwendige Erhöhung der Förderziffer erreichen, die uns der Sorge entheben würde, fieberhaft nach Ersatzmitteln für die Kohle zu suchen. Es wird aber nachgerade höchste Zeit, daß in dieser Richtung etwas geschieht, denn bevor die Energiequelle nicht wieder in alter Stärke fließt, ist an eine Gesundung der Wirtschaft und an eine Verbesserung der Ernährung kaum zu denken. Wir müssen uns des alten Sprichwortes erinnern: Hilf dir selbst und Gott hat dir geholfen, und dürfen nicht auf irgendein Wunder oder eine unerwartete Rettung von außen hoffen.

Überängstliche Gemüter könnten vielleicht noch einwenden, daß man durch solche intensive Förderung auch die vorhandenen Kohlenschätze entsprechend schnell zur Erschöpfung bringe. Darüber aber brauchen wir uns heute wirklich nicht den Kopf zu zerbrechen. Für die nächsten 1000 Jahre reichen die deutschen Kohlen noch sicherlich. Schon aber sehen wir in der Morgenröte einer neuen Naturwissenschaft Energiequellen von märchenhafter Größe sprudeln. Theoretische Physik und Relativitätstheorie lehren uns, daß in einem Fingerhut voll irgendwelcher Masse ebensoviel Energie enthalten ist wie in 3000 Tonnen Kohle. Dieser theoretischen Erkenntnis wird aber sicher in absehbarer Zeit auch die Praxis folgen und diese Energiemengen wirklich ausnutzen. Wenn auch die Gegenwart recht trübe ist, so eröffnet uns doch gerade die reine Wissenschaft bezüglich der Energieversorgung Ausblicke von überwältigender Schönheit. Wir können, ohne uns irgendwelchen Utopien hinzugeben, bereits von einem gar nicht zu fernen Zeitalter träumen, in welchem die Steinkohlenzeit als eine abgeschlossene Kulturepoche hinter uns liegen wird, wie heute etwa die Bronzezeit oder das Zeitalter der Sklaverei, von einer Zeit, in welcher uns unerschöpfliche Energiemengen zur Verfügung stehen werden, von einer Epoche, die vielleicht mit dem goldenen Zeitalter der Dichtung einige Ähnlichkeit besitzen wird.

Lilienduft * Von Eva von Collani.

Ein Hauch von Süße füllt die Abendluft
Und steigt als sel'ges Sehnen zu den Sternen.
Von meinen Beeten zieht der Lilienduft
In stiller Keuschheit in die Dämmerfernen.

Wie zarte Mädchen, schlank und weiß und rein,
Stehn meine Lilien duftend in dem Garten —
Sie schauen in die Sommernacht hinein,
Als ob sie auf ein süßes Wunder warten.

In ihrer Kelche märchenweißem Kleid,
Darin die klaren goldnen Augen liegen,
Stehn sie wie Heil'ge, die für kurze Zeit
Aus Sternengärten erdenwärts gestiegen . . .

Ein Hauch von Süße füllt die Abendluft,
Webt auch in meinen einsam stillen Räumen.
In meiner Lilien wundersamem Duft
Ward alles Wünschen leis' zu lichten Träumen. —

Was mir im Herzen glühte heiß und schwül,
Zieht nun geläutert in die Dämmerfernen;
Es wurde still und rein und keusch und kühl
Und steigt als sel'ges Sehnen zu den Sternen.

Digitized by Google

Streiflichter.

Streikprobleme. Der Streik gilt im Lohnkampf als kommentmäßige Waffe. Auch Waffen sind der Mode unterworfen und verschwinden, um durch andere ersetzt zu werden. Manche Volkswirte wollen aus gewissen Ansätzen schließen, daß auch die Tage der Streikwaffe gezählt seien. Sollte auch nur der Wunsch der Vater dieses Gedankens sein, so ist er immerhin bei den Ausartungen der ewigen Streikerei zu verstehen, wofür deren Hinübergleiten auf das reinpolitische Schlachtfeld einen Beleg bietet. Zwei Beispiele unter vielen seien herausgegriffen. Nachdem im vergangenen Juni die Generalversammlung des Verbandes Deutscher Buchdrucker in Nürnberg eine sonderbar verklausulierte Auslegung des Begriffs Preßfreiheit in die Welt gesetzt und ihr eine Spitze gegen die die Arbeiterschaft des Zeitungsgewerbes „bedrohende" Vertrustung dieses Gewerbes gegeben hatte, zogen unlängst Setzer in Kiel Folgerungen daraus und weigerten sich, Artikel mit ihnen nicht genehmem Inhalt zu setzen. Bemächtigen sich andere Gewerbe dieses Gedankens, so gehen wir einer Zeit des deutschnationalen Bauernbrots, demokratischer Zwiebeln, sozialdemokratischer Stiefel und ähnlicher Erzeugnisse der Parteiverkehrtheit entgegen, und die gesamte Warenerzeugung vollzieht sich unter dem Gesichtspunkt, nur für gesinnungstreue Anhänger einer bestimmten Richtung zu arbeiten. Mit anderen Worten, der allgemeine große Kladderadatsch wird zum Dauerzustand erklärt. Das zweite Beispiel: In Meiningen harrt ein Mädchenmörder seiner Hinrichtung; sie kann nicht vollzogen werden, weil die darum angegangenen Scharfrichter in Halle und München die Urteilsvollstreckung ablehnen. Aus welchem Grunde? Streik liegt jedenfalls vor. Aber vielleicht sind die Nachrichter während der Revolution blutscheu geworden, oder sie haben den § 211 des StGB., wonach der wegen Mordes mit dem Tode bestraft wird, der vorsätzlich und mit Überlegung einen Menschen tötet, mit falscher Nutzanwendung gelesen. Kompetenzbedenken könnten gleichfalls mitsprechen und, nicht zu vergessen in dieser Teuerungsperiode, vergrößerte Honorarforderungen. Oder waren gar politische und rein menschliche Erwägungen für die Weigerung beider Henker maßgebend? Wir kennen den seinerzeit in Rodach verübten Mädchenmord nicht näher, aber wenn der Mörder Kommunist sein sollte, was wir nicht wissen, wird er für seine Tat vermutlich politische Beweggründe anführen und für sich selbst als einen Gegner der Todesstrafe deren Nichtanwendung auf seine eigene werte Person beanspruchen. Sollten die Scharfrichter selber sich diese Anfichten angeeignet haben und deshalb streiken? Der Reichspräsident Ebert ist von seinen früheren Berufsgenossen wegen Bestätigung eines Todesurteils gewerkschaftlich gemaßregelt worden; vermutlich weil sie ihn noch heute als einen Sattler ansehen, der auch als Präsident allen Staatsbürgern zuzurufen hat, den Kopf hübsch oben zu behalten. Aber im Munde eines Henkers würde sich diese Ermunterung doch gar zu bönhasenmäßig ausnehmen.

Eine frohe „Botschaft". Die Nachricht, Frankreich beabsichtige in München eine eigene Gesandtschaft einzurichten, ist von der deutschen Presse mit den Hinweis auf Artikel 78 der Reichsverfassung begleitet worden, wonach die Pflege der Beziehungen zu den auswärtigen Staaten ausschließlich Sache des Reiches ist. Es zeigt sich also hier wie in andern Punkten, wie wenig der Vertrag von Versailles mit der Reichsverfassung in Einklang zu bringen ist, und wenn andere Staaten dem französischen Vorgehen folgen, werden wir bald wieder das Gewimmel von fremdländischen Gesandten, bevollmächtigten Ministern, Ministerresidenten, Geschäftsträgern, Legationssekretären usw. in den verschiedenen deutschen Ländern haben wie vor dem Kriege. Wenn die mit dieser Einrichtung beglückten amtlichen Stellen in München, Dresden, Stuttgart, Darmstadt usw. auch den diplomatischen Verkehr verfassungsmäßig über Berlin ableiten, vermögen sie doch nicht, den Hauptzweck des diplomatischen Apparats zu unterbinden. Nach einer alten Begriffsbestimmung ist ein Gesandter ein vir bonus peregre missus ad mentiendum rei publicae causa, zu deutsch: ein ins Ausland geschickter Ehrenmann, der von Staats wegen zu lügen hat und, wie wir hinzufügen dürfen, damit eine umfangreiche Spionagetätigkeit zu verbinden pflegt. Sollten der Entente die von ihr in Deutschland festgesetzten Kommissionen nicht genügen für ihre Überwachungszwecke, so steht ihr zu diesem Behufe ihre kleinstaatliche Diplomatie zur Verfügung, die nicht verfehlen wird, zur Vernichtung des früheren Föderativprinzips Absonderungsbestrebungen zu unterstützen. Die Förderung, die Dorten und Genossen französischerseits bereits erfahren, gibt einen deutlichen Fingerzeig und verständigt uns, was mit einer französischen Gesandtschaft in München bezweckt wird.

Die Welt der Frau.

Das Einkochen der Früchte ohne Zucker.

Von Luise Marelle.

„Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren", so die Hausfrauen an das noch im Kriege anerkannte Recht auf eine gewisse Menge Zucker zum Einkochen der Früchte. — Um nicht ganz auf das Einmachen zu verzichten, heute, wo die großen Vorratskammern der Warenhäuser versagen, die in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege alle kleinen Speisekammern, Töpfchen und Kröpfchen versorgten, muß man zu alten und neuen Methoden des Einmachens ohne Zucker greifen.

Der Zusatz des Zuckers beruht nicht nur auf Erhöhung des Wohlgeschmacks, er bedeutet Sicherung der Haltbarkeit des Obstes. So muß beim zuckerlosen Einkochen das oberste Gesetz aller Einmachekunst noch gewissenhafter befolgt werden; Auswahl gesunder und trockener Früchte, peinliche Sauberkeit der Aufbewahrungs- und Kochgefäße, der Näpfe und Tücher zum Trocknen, — endlich Dichtigkeit des Verschlusses, als Garantie für die keimfreie Erhaltung. Letzteres bietet augenblicklich die größte Schwierigkeit bei Gläsern und Steintöpfen, auch bei Anwendung des Weckapparates, wegen der minderen Qualität der Gummiringe. — Von dem Einmachen in Blechbüchsen hat man in Privathäusern längst abgesehen. Bei unseren Großmüttern in den kleinen Städten ging der Klempnerlehrling in der Einmachezeit von Küche zu Küche mit dem Lötkolben, — zu den Honoratorenfrauen begab sich der Meister selbst, um den Deckel zu verlöten über den in dickem Zuckersaft eingekochten Edelfrüchten, die man schon auf dem Beete und am Baum mit Kritik ausgewählt hatte.

Auch die Schweinsblase spielte einst eine große Rolle — erscheint jetzt übrigens wieder auf dem Markte — Pergamentpapier ist in etwas besserer Qualität zu haben. Das zuverlässige Verschließen von Gläsern und Töpfchen mit einigen Lagen gewöhnlichen weißen Papiers und einem Leinenlappen, der dann mit Mehlkleister luftdicht befestigt wurde, versagt jetzt.

So spielt bei dem Einmachen ohne Zucker die Wein- und Sekt-Flasche eine Rolle wegen leichterer Verschlußmöglichkeit.

Heidelbeeren und auch Preiselbeeren, unreife Stachelbeeren und Johannisbeeren, entfernte saure Kirschen fülle man roh in gut gespülte, trockene, möglichst geschwefelte Flaschen bis 5 Zentimeter unter dem Rande ein, füge eine Messerspitze Salizyl hinzu. Heidelbeeren verschließe man zuerst nur mit einem Wattepfropfen, da sie den Korken leicht heraustreiben, Kirschen mit einem in heißem Wasser weich gemachten Korken. Man stelle die Flaschen mit dazwischengestopftem Heu oder Holzwolle in einen Waschtopf mit kaltem Wasser bis Handbreit unterm Rande, lasse sie vom Momente des Kochens an eine halbe Stunde kochen — schiebe den Topf beiseite, ohne die Flaschen zu rühren, bis sie erkaltet sind. Dann abtrocknen, auch die Heidelbeeren fest verkorken und versiegeln oder vergipsen bis über den Flaschenrand. Vielfach wird auch kalter Wasserzusatz auf die Früchte empfohlen, 1 Teelöffel vor dem Verkorken und Sterilisieren.

Aprikosen: halbiert und entsteint, desgl. Pfirsische und Zwetschen koche man, ein Klgr. mit ¼ Ltr. Wasser (rchlch.), weich (fleischige Kirschen und Pflaumen ohne Wasser im eigenen Safte) und fülle sie schnell mit Schaumkelle in enghalsige, ganz trockene Gläser, eine Messerspitze Salizyl darauf, da Papier in Rum getaucht jetzt nicht zu beschaffen ist. Die mit geweichtem, abgetrocknetem Pergamentpapier fest verbundenen Gläser bewahre man an dunklem und kühlem Orte auf. Konservenbüchsen, mit Gummicing, Deckel und Bügel gleich verschlossen, kann man ebenso wie verkorkte Flaschen mit gekochtem Inhalt umgestülpt zum Erkalten aufstellen, da die heiße Füllung alle etwa am Rand oder Verschluß vorhandenen Fäulnispilze ertötet.

Obstmus aus Äpfeln, Birnen, Pflaumen, in Stücke geschnitten, koche man in etwas Wasser, besser nur Dampf, weich, die durch ein Handsieb gestrichene Masse nochmals 15—20 Minuten unter Umrühren ein und fülle sie wie oben in Gefäße. Ganz eingedickt, kann man das Obstmus in Pasten verwandeln, die man, in kleinen Schüsseln erkaltet, möglichst im Bratofen trocknen läßt, in Pergamentpapier einrollt und vor dem Gebrauch zu Saucen, Suppen oder Kompotten über Nacht in Wasser einweicht. — Empfohlen wird russische Kirsch-Kreide. Etwa 15—20 Liter halb süße, halb saure gute Kirschen schüttet man entkernt in den Einmache-Kochtopf, kocht sie ohne jedes Wasser unter beständigem Umrühren mit einer Holzkelle möglichst dick ein, füllt zum Erkalten in einen sauberen Steintopf, den man am anderen Tage in den Brat- oder Backofen schiebt, um die Masse völlig fest und trocken werden zu lassen. Nach dem Auskühlen verbindet man den Topf mit Blase oder Pergamentpapier und bewahrt ihn am trockenen Orte auf. Ebenfalls vor dem Gebrauch in Wasser zu schmackhafter Obst-Sauce oder Suppe aufkochen.

Man kann dasselbe von Mirabellen, kleinen Aprikosen, Brombeeren, Reineclauden usw. bereiten. Mit Gasfeuerung dürfte es sich jetzt zu teuer stellen, dagegen kann man es auf der vielempfohlenen, verbesserten „Grude" wohl bereiten.

Digitized by Google

Was die Mode bringt.

Leute, die einen guten Modeinstinkt haben, sagen voraus, daß die Todesstunde der allzu kurzen Röcke bald schlagen wird. Ja, man sieht in Modeblättern des Auslandes bereits Röcke, die vorn länger sind als hinten. Da viele, nicht alle deutschen Frauen, sklavisch sich nach dem Ausland richten, erleben wir es wahrscheinlich bald, daß der kurze Rock verschwindet. Das wäre sehr schade, denn der mäßig weite, nicht zu kurze Rock ist für die Frau der Gegenwart, für die Frau, die sparen und arbeiten muß, die beste Art, sich zu kleiden. Wer es versteht, in der Mode eine Art Anregung zu sehen, eine langweilige Eintönigkeit zu unterbrechen und neu zu beleben, wird aus dem Dargebotenen das für sich Passende herausfinden. Es wäre eigentlich notwendig, daß in den Mädchenschulen erzieherisch und belehrend auf die jungen Mädchen eingewirkt würde, daß man ihnen die Gesetze des guten Geschmackes, der Kleiderkunst ebenso nahebrächte als die der Koch- und Ernährungskunst. Beide sind gleich wertvoll für das menschliche Wohlergehen.

Abb. 79. Das auch für reifere Damen, sofern sie schlank sind, geeignete Kleid aus pflaumenblauem Taft erhält seine Garnitur durch ausgeschlagene Rosenfaltenrüschen und eine weiße Seidenunterbluse, die auch mit hochschließendem Bündchen gearbeitet werden kann. Die sich vorn weit öffnende Überbluse hat angeschnittene Ärmelglocken, die im Rücken in ein pelerinenartiges Teil übergehen, unter dem nur wenig von der übrigen Bluse sichtbar wird. Dieses Pelerinenteil schließt mit einer Rosenfaltenrüsche ab. Dem glatten Ärmel entquillt eine weiße Seidenpuffe mit breitem Bündchenabschluß. Um die Taille drapiert sich ein faltiger Gürtel, unter dem der schlanke Rock hervorfällt, den eine lange, leicht gereihte Tunika vervollständigt. Durch die Rüsche wird sie unten abstehend erhalten. Schnitt vorrätig in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4.— M. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4,60 Meter.

Abb. 80. Ein elegantes Kostüm für schlanke Damen. Aus braun-schwarz-gelb kariertem Stoff gefertigt, wird es durch braune Seiden-Plissees und eine ebensolche Seidenschleife belebt, die den hinten hochgestellten Umlegekragen abschließt. Die schlanke, halblose Jacke hat vorn wie im Rücken leicht geschweifte Nähte, aus denen vorn am Schoß das Plissee hervorkommt. Den Taillenschluß betont ein lose umgelegter schmaler Gürtel. Der schlanke Ärmel ist nach unten leicht erweitert. Der schlichte Miederrock weist in der vorderen Mitte eine Kellernaht auf. Oben sind ihm Taschen eingeschnitten. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116, 125 135 Zentimeter Hüftweite zu 2,50 M. und der der Jacke in 44, 46, 48, 52, 56 Zentimeter halber Oberweite zu 3.50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 5 Meter.

Abb. 81. Das leicht herzustellende Kinderkleidchen aus grellviolettem Stoff erhält seine reizende Garnitur durch die in Stiel- und Plattstich ausgeführte leichte Buntstickerei, die das glatte Leibchen verziert. (Aufplättmuster für Größe 28, 32, 36 zu 1,75 Mark vorrätig.) Das Leibchen ist auf der Achsel geschlossen und mit Langettenstich umrandet. Das kurze, den Seitenteilen angeschnittene Ärmelchen ist nach unten weiter geschnitten. Das gereihte Röckchen ist dem Leibchen untergesetzt und an jeder Seite nach unten zu geschlitzt. Außer einer Verschnürung bilden Langettenstiche seine Garnitur. Hierzu ist der Schnitt in 28, 30, 32, 34, 36 Zentimeter halber Oberweite zu 2.50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimeter Breite 1,80 Meter. Diese mit Stickerei verzierten Kinderkleidchen sind sehr kleidsam. Man kann verschiedene Stoffreste zu ihrer Anfertigung verwenden, natürlich müssen die Farben zueinander passen. Die bunte Stickerei muß dann in der Farbengebung so gehalten sein, daß sie eine Verbindung zwischen den Stoffarben herstellt.

Abb. 82. Ein Gesellschaftskleid aus rosa Chinakrepp mit hellblauem Samtgürtel. Das im Rücken geschlossene, leicht blusige Leibchen zeigt den beliebten Querausschnitt, den eine doppelte Berte umrandet. Ihr Rand ist ausgebogt und in Abständen mit einzelnen zartblauen Blümchen bestickt. Unter dem unteren Bertenteil fällt noch ein kurzes, gleichfalls gebogtes und besticktes Ärmelchen hervor. Der elegante Rock ist in dichte Plisseefalten gebrannt, die ziemlich schlank herabfallen. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3.— M. und der der Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2.50 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4,80 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 79 bis 82 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke ist das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird, anzugeben. Es empfiehlt sich Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind außerdem noch 40 Pfennig (bei Auslandssendungen 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Abb. 79. Kleid aus pflaumenblauem Taft.

Abb. 80. Jackenkleid aus kariertem Stoff.

Abb. 81. Kinderkleid mit Buntstickerei.

Abb. 82. Gesellschaftskleid aus Chinakrepp.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 31

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Ausfahrende Fischer. Gemälde von F. Klein-Chevalier.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (4. Fortsetzung.) . . . . . Seite 505
Waldlandschaft. Radierung von Hanna Müller-Fürer. . . . . „ 505
Im Garten. Gemälde von Paul Haeniger. . . . . „ 507
Ernte im Taunus. Gemälde von Philipp Frank. . . . . „ 509
Glockenseele. Von Friedrich Hussong. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 510
Ein verlorenes Paradies. Das Los unseren Ostafrikaner. Von Rudolf de Haas. . . . . „ 514
Von Versailles nach Spa. Von Rolf Brandt. . . . . Seite 5 6
Die Lazarenschwestern. Von Georg Holland. . . . . „ 517
Mädchen mit Katzen. Von Reinh. Kuebart. (Abbildung.) . . . . . „ 517
Am Weichsel-Ufer. Von Job Zimmermann. . . . . „ 518
Die Welt der Frau: Das Verwandlungskleid. Von Luise Marelle. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 519
Hauswirtschaft und Küche. . . . . „ 520

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,

bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 8.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf u. Tausch Verkehr

1a. Tuch-Hausschuhe, mit steifer Kappe, Ledersohle u. nied. Absatz Nr. 24—35 P. 16 M., m. Spg. 23 M, „ 36—41 „ 18 „ „ „ 25 „ „ 42—46 „ 22 „ Bei Bestell. v. 4 Paar freie Zusendung.
Otto Denzer jun., Versandhaus, Lauffen 8, Neckar.

Vollbesetztes Töchterheim

in herrlich gelegenem Badeort umständehalber zu verkaufen. Zwei Villen mit gr. Waldpark. Gef. Angebote an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68 unter M. 7315.

Stellenangebote

Suche für sofort tüchtige, einfache

Mamsell,

perfekt im Kochen, Einmachen, Wäschebehandlung, Hühnerzucht, und allen Arbeiten eines ländlichen Haushalts. Bild. Zeugnisse und Gehaltsansprüche an
Frau Ruth Bethge, Gut Eichberg (Netzekreis), Posen (Deutschland).

Älteres, erfahrenes, ehrliches

Hausmädchen

für ruhigen Haushalt gesucht bei gut. Verpflegung. Frau A. Hayungs, Bremen, Drakenburgerstraße 36.

Sauberes, gewandtes

Stubenmädchen

für sofort gesucht.
Kräftiges

Küchenmädchen

desgleichen.
Frau Ilse Hille, Rittergut Königshain, O.-L.

Gesucht

für Landschloß in Schlesien

Hauslehrerin

im Besitz von Unterrichtserlaubnis für Kinder bis zu 13 Jahren. Gefl. Offerten an
Kammerherrn v. Trützschler, Irrsingen, Post Herrnlauersitz.

Zum 1. Oktober für Arzthaus auf dem Lande

Stütze der Hausfrau

gesucht aus guter Familie; in Kochen und jeder Hausarbeit erfahren und zuverlässig; Familien-Anschluß, 2. Mädchen wird gehalten. Angebote unter J. 7366 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Suche zu sofort tüchtige, einfache

Mamsell,

perfekt im Kochen, Einm., Wäschebehandlung, Hühnerzucht u. allen Arbeiten eines ländlichen Haushalts. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche an
Frau Oberamtmann Jaeckel, Dom. Buntowo b. Flatow (Westpr.).

Vermischtes

Eine fast 81jährige, kränkliche Mutter bittet ihr behilflich zu sein bei der Erlangung einer Nachricht über ihre Tochter, Frau Julia Wecnec-Mogeau, zuletzt in Ruby City, Alaska, vorher in Seattle, Wash., u. Monterey, Calif. Letztes Lebenszeichen datiert vom August 1915. Im voraus herzlichen Dank. Witfrau Franziska Baumgart, Waldenburg i. Schl., Mühlenstraße 23 II.

Gutsituiertes kinderlos. Ehepaar

in süddeutscher Großstadt wünscht ges. Kind distr. Geburt oder Ganzwaise bess. Standes, n. u. 4 Jahr., geg. einmal. Erziehungsbeitrag a. s. eigen anzun. Gefl. Off. unt. I. 7355 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Kaufmann, 29 J., welch. zurückgezogen lebt, wünscht anregend. Briefwechs. mit Herrn zw. Gedankenaustausch. Zuschrift. an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, unt. F. 7363 erbeten.

Handschriftendeutung

Feststellung des Charakters aus der Handschrift, gegen Einsendung von 3 Mark. J. Wulf, Königsberg (Pr.), Wiebestraße 101.

Pension gesucht!

Für junge Dame, 22 Jahre alt, heiteren, liebenswürd. Charakters, wird auf größer. Gut Pension gesucht, wo sie die gute Küche erlernen kann. Familienanschluß Bedingung. Erwünscht wäre Haushalt mit gleichaltriger Haustochter. Offerten mit Preisangebote an Johanne Martin, Zehlendorf b. Berlin, Alsenstr. 24 I.

Charakter-Schlokal Geburtsd. u. Schriftpr. 5 u. 10 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23.

Fräulein, Mitte Dreißig, ansehnlich, gute Vergangenheit, ersehnt Neigungsehe. Verm. verb. Off. F. 306 Nebenst. d. Berl. Lok.-Anz., Berlin, Brunnenst. 74

Geb. ev. Dame a. angef. Beamtenfamilie, 31 J., angen. Aeuß., wirtsch. u. r. musik., w. Heirat. Off. u. D. 7379 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Sonnige Herbsttage!

Dame, 43 J., dunkelbl., mittelgr., vollschlank, jugendl., wenig Verm., sonn. Wesens, ernst. Denkgsart, tief empfd., lebenstücht. u. fein gebild., möchte im Sept. i. Erholgsort, w. sie mit jüng. Schwest. bef. w., zwecks Neigungsehe ritterl. vorn. Herrn, naturl. u. feinf., in angesch. Stellung, auch Witwer mit Kd., kennen lernen. Bildofferte erbeten unter M. 7369 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Chef.-Chem., M. 30, ev., (geo. Tour.), gr. Fig., hoh. Geb., f. l. Lebensgef. m. Verm. Diskr. Ehrens. Off. u. S. 7354 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Akad. Beamter, (37), ev., blond, 1.76, i. aussichtsr. Stell., erb. ehrl. gemeint. Heiratsangeb. m. B. von geb. Damen, auch Witw., v. 33 an, i. gut. Verhältn. Nahe Berlins erw. Off. u. U. 7358 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Ob. Staatsbeamter, Freiburg i. B., rund 24 000 Mk. Geb., Wwr., rüstig. Fünfzig., traut. Heim, sc. bst. Kinder, sich friedl. Wesen, sucht Ehe m. Fräulein o. Wwe. Ang. üb. Alter, Aussteuer, Vermög. sowie Einsend. v. Bild erwünscht. Unbedingte Verschwieg. Off. u. K. E. 3703 an Ala-Haasenstein & Vogler, Karlsruhe i. B.

Ein lieb. Mädchen suche ich. Bin 33 J. alt, Hannoveran., Börsenvertr. einer Großbank. Habe gröss. Verm. u. Einf. und sehne mich nach einer lieb. Gefährtin f. Leben. Off. unt. Marlen. d. Berhält. m. Bild, d. zurückerf. u. E. 7326 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Fritz Podszus

Berlin W 50 * Passauerstr. 1 gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Höherer Staatsbeamter a. D., 53, sucht Wiederheirat m. vermög. Dame, ev., fl. Figur, auch mit körperl. Fehler, aber bestem Ruf und edlem Herz. Angeb. mit Bild unter S. 7364 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Student, 25 J., ev., groß, sehr solide, ges. u. mus. wünscht lieb. frisch. Mädel m. Verm. kenn. z. lern. Gut. Einheirat i. landwirtsch. Betrieb. Ant. B. 378 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Reisemelder

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke. Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat Dr. Römer.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Bayern.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Tennis. Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier, Dir.

Davos-Dorf „Guardaval". Vornehmes Sanatorium. Chefarzt Dr. Friedrich Bauer. Prospekt.
Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige, Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt.

Digitized by Google

Nr. 31 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring • Roman von Wilhelm Schaer.

4. Fortsetzung.

Im Schaufenster des Juweliers bewunderte Etta einen schmalen modischen Reif, der neben dem Brillanten einen Rubin in der Fassung zeigte.

Reimer erinnerte sich seines Versprechens, dem bräutlichen Geburtstagkind einen Schmuck zu schenken. Er ließ sich den Reif vorlegen, nachdem man zwei schwer goldene Trauringe gewählt hatte, und reichte ihn Etta, während der Juwelier abseits einen neuen Kunden bediente, mit den Worten: „Die roten Rosen, die dir gestern noch in Haar und Gürtel blühten, sind heute nicht mehr. Möge daher dieser rote, feurig leuchtende Edelstein ihre Erstehung bedeuten, indem er dich dauernd, solange du neben mir durchs Leben gehst, an meine Liebe erinnert. Sie war in jenen Augenblicken stärker als alle Vernunft, Etta! Wir müssen künftig mehr Alltagsgedanken hegen. Ich denke, ein Blick auf die Rose dieses Ringes wird es dir leichter machen, auch dann an meine Liebe zu glauben, wenn ich dir im Leben einmal Wünsche abschlagen müßte, deren Erfüllung sich mit meinen Grundsätzen nicht verträgt.“

Etta paßte der Ring wie angegossen. Sie behielt ihn sogleich am Finger und küßte Reimer unter den Augen des lachenden Juweliers rubinfeurig auf den Mund.

Der Stadtverkehr gab sich schon belebter, als Reimer und Etta wieder auf die Straße traten.

„Wahrhaftig, da kriecht uns gerade die Richtige in den Weg!“ rief Etta und wies mit dem Sonnenschirm auf eine ältere Dame, die drüben an der Ecke stehengeblieben war. „Von der ist aller Schnickschnack über uns ausgegangen. Verlobungsanzeigen brauchen wir jetzt gar nicht mehr drucken zu lassen.“

„Schnickschnack? Etta, wir wollen gegen uns ehrlich sein. Ist denn alles nur Klatsch gewesen?“

„Pedant!“ Reimer empfing von unbehandschuhter Hand, an der sein Ring blitzte, einen derben Klaps auf den Arm. „Nun wird die Frau Amtshauptmann gleich schlankweg behaupten: Die Neuverlobten schlagen sich schon auf der Straße. Dr. Reimer Bojunga steht schon unter dem Pantoffel seiner künftigen Frau.“

Reimer lachte belustigt auf. Aber er grüßte den baumelnden Lockenkopf der greisen Dame unwillkürlich tiefer, als er sonst getan haben würde.

Den Schmuckhändler hatte Reimer beauftragt, ihnen die Trauringe, nachdem er sie mit Namen und Jahrestag versehen habe, nach der Konditorei bringen zu lassen. Darum und weil Etta Durst verspürte, ging man sogleich dorthin.

„Auch können wir uns da im Sitzen ungestörter miteinander unterhalten als hier unter den Blicken dieser zudringlichen, dauernd

Waldlandschaft. Radierung von Hanna Müller-Fürer.

Digitized by Google

an uns herummusternden Stadtmenschen", meinte der Landbewohner.

Aber bevor das Paar am Fenstertisch Platz nahm, schleuderte Etta die Messingringe mit dem Spitzenvorhang energisch zur Seite.

„Warum denn nur?" tadelte Reimer.

„Weil es hier unerträglich heiß ist. So, nun noch da oben die Luftklappe hoch. Ah — das gibt Frische in die Bude!"

„Aber die Leute. Ich dächte doch, wir wollten gerade der Leute wegen —"

„Wozu hat man denn seinen Rücken?" Etta zeigte den Straßengängern plötzlich die Kehrseite, indem sie sich auf dem Sitz herumwarf und dem rechten Knie eine Ruhelage auf dem linken gab. „So, mit übergeschlagenem Bein soll's zwar auch ganz unfein sein." Gleich darauf aber griff Etta sich nach dem Rücken. „Mein Himmel, die Sonne meint's zu gut! Ich schmore! Ich muß mich flüchten."

So bekam Reimer seinen Willen. Man wechselte die Plätze und setzte sich in die Tiefe des Zimmers.

„Hier auf dem Sofa läßt's sich plaudern. Schatz, erzähl' mir", bat Reimer. „Erzähl' endlich mal ein bißchen mehr von dir selbst und auch von den Deinen."

„Meinen Papa brauch' ich dir nicht erst lange vorzustellen. Den kennst du. Er ist der Beste. Und dann erst — kommst du, Liebster", scherzte Etta. „Papas Familie kann dir keinen Kummer bereiten. Großpapa war sogar ehrwürdiger Pastor und hatte zehn Kinder. Papas Brüder leben über alle Erdteile verstreut. Nur seine einzige Schwester wohnt hier in der Nähe von Wilhelmshaven. Aber Onkels Hof am Jadebusen liegt in einer feuchten Niederung. Die Tante ist fast dauernd krank am Marschenfieber und kommt für mich als Freundin und Beraterin gar nicht in Betracht. Gott sei Dank, Reimer, denn sie ist unliebenswürdig und hatte während meines kurzen Besuches nur an mir herumzunörgeln. Und das — kann ich nun mal nicht vertragen. Das Leben da drüben hat mich viel zu selbständig gemacht. Ich habe meinen Dickkopf und kann mich doch" — die Erzählerin streichelte die Hand ihres Liebsten — „fügen, wenn man mich nur ein bißchen zu nehmen versteht. — Papa lernte seine Frau in San Franzisko kennen. Und nun — hm, kommt die Geschichte der Familie meiner Mama. Die ist nur in ihren Anfängen poetisch. Die Familie stammt nämlich gar nicht, wie die Klatschbasen immer meinen — aus Amerika. Sie stammt vom schönen deutschen Rhein. Mein Großvater mütterlicherseits wanderte aus und nahm sich drüben eine deutsche Frau. Rein deutsch ist mein Blut. Deutscher als der Rhein. Rein deutsch wie hier das Wasser unserer Weser."

Reimer zog Etta näher an sich. „Deutscher Junge, sagt Schwiegerpapa."

„So mein Ehrenname. Aber von dir will ich nicht Junge genannt sein. Ich bin deine Etta, deine Braut und künftige Frau." Etta breitete die Arme aus. „Dein — dein — dein!" Unter jähem Ansturm lag sie dem überraschten Mann auf dem Schoß.

„Wir sind hier nicht allein, Kind — bestes Kind", mahnte Reimer.

Etta zog sich zurück. „Gott, daß ich auch immer so — so heftig sein muß, so — so — ach, ich weiß ja gar nicht . . ."

„Wenn wir allein sind, zeig' mir, wie du fühlst. Nur hier, Liebste . . . Komm, es hat uns niemand gesehen. Erzähl', bitte, weiter."

Etta besann sich. „Ja, wie soll ich's dir denn sagen? . . . Papas Schwiegereltern hatten in San Franzisko ein boarding house. Dort lernte Papa als Gast seine Frau kennen. Ich sag' dir: Mama — bildschön. Etwas Ähnlichkeit soll ich mit ihr haben, denn ich bin dunkel und blaß wie sie. Meine Schwester gleicht mehr Papa. Seelisch hab' ich wohl auch was von Mama. Ihr Temperament. Doch sonst — nein, nein, man soll von mir nicht sagen dürfen: ich sei wie Mama. Sie ist ganz anders als ich. Ich bin wie Papa: offen — wahrheitsliebend und gerade im Wesen. Das alles ist Mama — hm, viel weniger. Sie ist — oh, wie ich den armen, lieben Papa bedaure! Schon damals, als ich noch ein kleines Mädchen war, fiel mir auf — aber damals hatte ich in Dummheit immer meinen Spaß daran — daß, wenn Mama mit mir einen Spaziergang machte, alle Herren sich nach ihr umsahen und sich vor ihrer Schönheit verneigten. Mama sah sich dann auch um, lachte und — Reimer, laß es gut sein! Sie bleibt für mich doch die Mama! Als es vor Jahr und Tag zu lautem Zank zwischen den Eltern kam — dies mag dir alles sagen — hielt ich durch Dick und Dünn zu Papa. Mama und ihre Eltern haben nämlich das Vermögen. Mama ist sehr üppig. Papa kann ihr das gar nicht so geben — die Kleider und die vielen neuen Hüte. Und darum ist Mama ja auch drüben geblieben. Ich erklärte aber einfach, nicht länger bei ihr bleiben zu wollen — ohne, ja, ohne Papa. Nur ein Trübes ist noch dabei. Meine Schwester haben wir drüben zurücklassen müssen. Es macht mir oft Sorge. Denn ich weiß, was es heißt — mit Mama. Ich bin fest genug gewesen, habe stramm zu meinem Papa gehalten. Unser Liebling ist hingegen weich, aus anderm Stoff geformt als ich, die freche, so wenig weibliche, ja, männliche Person. Ich, der Schreckgeist der hiesigen Mütter und ihrer artigen, sittsamen Töchter, der nachplappernden Gänschen, von denen mich die meisten im geheimen doch anstaunen und bewundern. Übers Jahr wird drüben die Entscheidung fallen. Dann soll das achtzehnjährige arme, liebe Ding sich für oder wider Papa erklären. Emma hat Neigung für die medizinische Wissenschaft und Krankenpflege. Sie möchte Schwester des Roten Kreuzes werden. So schreibt sie wenigstens. Das hebt unsre Hoffnung. Denn es zeigt: Mama hat's Spiel verloren. Arzt und Krankheit — Mamas größte Schrecken. Die lebenslustige Frau fürchtet sich vor dem Tod, — einfach zum Lachen."

„Zum Lachen? Na, Etta, und — du? Kennst du denn keine Furcht vor dem Tod?"

„Ich? Nein! Aber zuvor will ich gelebt haben mit dir! Reimer, ich fürchte den Tod nicht. Ich würde mir," — Ettas Augen blitzten auf in Erregung und Übermut — „ich würde mir sogar ganz leicht das Leben nehmen, wenn —"

„Na, na, Etta! Wann zum Beispiel?"

„Wenn du mir Grund gäbest, eifersüchtig zu sein. Ganz einerlei, auf wen. Und wär' es meine kleine Schwester."

„Na, aber ernstlich. Dabei hört denn doch Verschiedenes auf. Außerdem ist sie ja gar nicht hier — ist drüben."

„Kann aber 'rüberkommen, viel schöner sein als ich. Und sicher ist sie sanfter, fraulicher und darum besser . . . Ja, und dann noch die Toten —"

„Was sollen die Toten?" fuhr Reimer auf. „Laß Tote ruhen! Etta, wer dich nicht kennt, müßte sagen: frivol!"

„Frivol ist das nicht", bekannte Etta. „Es ist ein Stück unseliger Natur. Fühle ich, daß Männer feige sind, — preise ich laut den Krieg, obwohl ich ihn hasse. Und können alte Schachteln Blut nicht sehen, — wünsch' ich mir flugs ein Stiergefecht, bei dem ich nota bene in Madrid sanft in Ohnmacht gesunken bin. Dir beschwöre ich die Lebenden und die Toten. Reimer, mein Held! Du hast Nordlandsblut! Das will ich wecken!"

Dr. Reimer Bojunga schüttelte den Kopf, sah seine Braut schweigend an und sagte sich: „Deine Leidenschaft hab' ich nicht zu wecken! Seelische Hochzeit! . . . Ob wir sie je erleben werden? Ob ich dir je gestehen kann, was war? . . ."

Digitized by Google

„Reimer, da bringt uns der Bote die Ringe.“ Etta hatte sich erhoben.

Und die Braut nahm den einen Ring, steckte ihn dem Geliebten an die Linke und fand am gleichen Finger den Silberring mit dem grünen Stein.

Dr. Reimer Bojunga zuckte leicht in sich zusammen, denn Etta hatte das alte Erinnerungszeichen wie in Losung gestreift.

„Liebst du mich?“ fragte sich Etta, aber nicht laut. Ihr Blick fiel auf Reimers Geburtstagsgeschenk, den Rubin, neben dem der Trauring steckte. „L i e b st — du — mich?“

Aber der tote Stein gab der Fragestellerin keine Antwort. Und auch das Leben neben ihr schwieg.

Reimer saß mit krausgezogener Stirn und starrte auf die beiden Ringe an seiner Hand.

„Ich gäbe viel darum, sogar den Reif mit der Rubinrose, wenn ich an seiner Stelle den silbernen mit dem grünen Stein am Finger hätte“, gestand sich die Beobachterin. „Aber den will er mir nicht geben. Reimer sagt mir nicht alles — so wie ich eben ihm. Den Silberring und sein Geheimnis muß ich mir erst erkaufen.“

Das Paar brach auf.

„Papa dürfen wir nicht warten lassen“, sagte die Tochter. „Wir wollen auch nicht zu Haus, wir wollen im Klub zu Mittag essen. Da brauch' ich heute nicht zu kochen. Bin ganz für dich da, Reimer.“

Auf einer der um Mittag belebten Straßen trafen die beiden mit dem Kreistierarzt zusammen.

Am liebsten hätte Reimer den Freund in den Klub mitgenommen.

Hernach gestand er es Etta.

„Den?“ meinte sie abweisend. „Gerade den Kreistierarzt finde i ch nun mal von allen Herren hier am unfeinsten.“

„Bullerig gibt sich mein Studienfreund. Aber treu wie Gold, sag' ich dir, Etta. Wie herzlich hat er mir nicht gleich seine Freude gezeigt, als er mir den Brief deines Vaters als Bote brachte.“

„Gefällig und gradsinnig mag er schon sein. Und über seine Grobheiten will ich mich auch nicht beklagen. Aber mir ahnt — sieh, da hast du gleich ein nettes Pröbchen meiner Eifersucht. Ihr zwei steckt ja dauernd zusammen. Edo Koch nimmt dich fast täglich mit auf seine Landfahrten. Wird mir von deiner Gesellschaft noch viel übrigbleiben? Glaub's nicht.“

Reimer blieb kurz stehen. „Ach, Etta, das ist doch nicht dein Ernst? Du machst Scherz.“

Etta antwortete nicht.

Von drüben her wurde das Paar gegrüßt.

Und auf dem Bürgersteig vor ihm tauchte überraschenderweise der Kapitän auf. Er rief: „Bin schon im Klub gewesen. Zimmer bestellt. Da können wir dann alles, was nötig ist, besprechen. Verlobungsanzeigen — 'raus! Meine Geschwister sollen doch gleich vom Glück meiner Etta wissen! Na, und drüben Frau Mama und die Lüttje auch — well!“

Im Garten. Gemälde von Paul Hoeniger.

Digitized by Google

„Der schreib' ich selbst."

„Telegramm, Kind! Die sollen's gleich mit Blitzzugsschnelle wissen!"

„Kostet aber 'ne Menge Geld, Papachen!"

„Denkst du schon wieder an die Aussteuer? Man kennt dich so ja gar nicht, Etta! Bist doch ne Daus! Die geborne Gutsfrau und —"

„Ich bezahle das Telegramm an meine kleine Schwägerin", rief der Verlobte. „Na — aber doch ganz selbstverständlich! Oder, Etta, macht dich das —"

„Eifersüchtig, Reimer, willst du sagen! Gut, ich habe Strafe verdient! Mein liebes gutes Schwesterchen!"

„Achtung! Vorwärts! Mit Volldampf zur Post!" befahl der Kapitän und übernahm die Führung.

Während des Mittagessens zeigte sich Meinungsverschiedenheit in bezug auf den Empfang der Besucher, die zu erwarten waren.

„Sonntag — natürlich! Gleich Sonntag müssen bei uns im Haus die Glückwünsche entgegengenommen werden", bestimmte der Kapitän mit sichtlichem Behagen.

„Ich verzichte gern darauf! Sogar grundsätzlich!" rief Etta heftig.

„Dumm's Zeug! Hier wirst du auch zum erstenmal nicht allein gefragt, liebe Tochter!"

„Reimer und ich denken darin aber gleich. Wir sind uns einig, Papa!"

„Doch nicht ganz, liebe Etta", erwiderte der Verlobte ruhig. „Nach dem Ableben meiner Nächsten bin ich selbst einsam geworden. Ich habe Verkehr nicht gesucht. Klopfen aber die Menschen bei mir an, gut, so stoß' ich sie durch schroffe Antwort nicht vor den Kopf und ruf': Herein! Später, wenn du mit mir allein bist, wird dich nach Verkehr verlangen. Ich habe dann meine Arbeit und kann mich nicht dauernd um dich kümmern."

„Liebliche Aussicht, wahrhaftig, Reimer! Na, aber Arbeit, die hab' ich draußen auch."

„Wenn du dich bei uns eingelebt hast, geht der Haushalt ganz von selbst."

„Zankt euch nicht, Kinder", ermahnte der Kapitän. „Bei mir ist Sonntag feierlicher Empfang. Allein wird man mich schon nicht sitzen lassen. Na — oder — Reimer, bring deine — verrückte Tante mit! Die alte Lady läßt mich nicht im Stich. Prost, Kinder, Prost! Stoßt mit mir an auf euer Wohl und auf ein langes glückliches Leben im Ehestand!" —

Und am kommenden Sonntag empfing Etta.

Ihr Verlobter staunte. Sein Schatz hatte ein schlichtes, beinahe zu einfaches Kleid gewählt.

„Warum denn das?" forschte Reimer, der mit seiner schönen Braut gern Staat gemacht hätte.

„Bin ich dir etwa nicht gut genug — so?" Etta drehte sich vor ihm im Kreis.

Er ließ seinen Blick zum andernmal prüfend über ihre schlanke Gestalt gehen, die nicht ganz ohne Fülle war. „Ich muß zugeben, du verstehst, durch Einfachheit zu wirken. Und dein üppiges Haar, vorn schlicht gescheitelt und hinten hochgegriffen, kommt tadellos zur Geltung."

„Na, also! Was willst du denn mehr!"

Und Etta Osterloh feierte ihren Schlichtheitstriumph. Neidblicke fing sie mit gesucht freundlichem Entgegenkommen auf.

Und die wenigen Worte ehrlicher Anerkennung, wie sie Frau Sanitätsrat Edzard, selber bekannt als schlichte Frau, ihr zum Abschied durch die Töchter ins Ohr zuflüstern ließ, beglückten.

Freilich, sowohl Reimer als auch Etta hatten am Schluß ihres Tagewerks den Eindruck gewonnen: Etta war hier fremd geblieben, wenn nicht gar fremd geworden!

Die Braut Dr. Reimer Bojungas entschied sich für eine baldige Hochzeit und ließ hierin auch dann nicht mit sich handeln, als der Hofbesitzer ihr sachlich auseinanderzusetzen suchte, warum vor Spätherbst ein gründliches Instandsetzen des Hauses nicht gut zu bewerkstelligen sei.

„Schatz, laß alles ruhig bis zu meinem Einzug liegen", bat Etta. „Mir gerade recht, selbst dabei zugegen zu sein. Ich richte mir dann alles ein, wie ich's am liebsten habe. Ich — ich kann arbeiten. Und ich — ich muß arbeiten. Bin keine von den exotischen halb Urwald- halb Weltstadtprodukten, die nur von Brillanten und Eiern leben, Eiern, die sie zur Pflege ihrer schwarzen Indianerhaare nötig haben. Mein Schönheitssinn, Liebe für leuchtende Farben und starke Wohlgerüche stammen vom Rhein. Verraten werd' ich dir von meinen Plänen nichts. Selber erleben. Dein die Herrlichkeit. Aber ich selber schaffe mir mein Reich."

Etta betrieb auch die Beschaffung ihrer Aussteuer. Sie war sehr wählerisch. Und doch sollte der Gesamtpreis die väterlichen Mittel nicht übersteigen.

Als der Verlobte seine Braut bat, bei Einkauf der Möbel für die Wohnstube ja nicht zu knausern, sein Geldbeutel stehe ihr dafür doch jederzeit zur Verfügung, erwiderte sie ihm bestimmt: „Nein, Reimer, meinen Kindern will ich auf ihre Fragen nicht sagen müssen: ‚Dies schöne Stück hier stammt zwar aus meiner Aussteuer, aber euer Vater hat eurer Mutter das Geld dafür in die Hand gedrückt.'"

Und weil Reimer dennoch in sie drang, meinte sie: „So spreche ich als Braut. Wirst noch dein Wunder erleben. Als Frau rede ich ganz anders. Denn mein Schönheitssinn läßt sich bei dir da draußen gewaltig entfalten. Es tut sogar not. Dein Garten ist geradezu ein Unding — einfach scheußlich."

„Mein Garten — scheußlich?"

„Nein, nicht dein Garten! Deine Versuchsbeete! Sogar Edo Koch hat's neulich zugegeben. Versuchsfelder passen nicht in den Hausgarten. Dahinein gehören Blumen und Ziersträucher. Na, ja auch — das wenigstens hat dein Busenfreund für dich als Zugeständnis mir noch abgerungen — etwas Gemüse, obwohl mir scheinen will, daß bei der Fette deines Bodens der edle Kohl hinter die Graft ins freie Feld gehört." — —

Und wieder einmal, wie schon so oft seit seiner Verlobung mit Etta Osterloh, saß Dr. Reimer Bojunga im Abenddämmer statt droben auf der Deichbank drunten auf dem beengten, niedern Steinsitz vor seinem Bohnenfeld und sann und dachte — dachte nach über sich und den Wandel der Zeit . . . Die Bohnen vor ihm waren längst verblüht. Die Schoten schwollen. Ettas Blütendüfte um ihn nicht mehr werbend, ihn nicht mehr berauschend, so atembenehmend schwer. . . .

Aber der Gedanke an Etta, die ihm zuliebe auch ihr Taschentuch weniger stark mit Wohlgeruch durchtränkte, beschwerte ihm die Seele, sobald er sich die Frage stellte: „Kann Etta neben mir glücklich sein? Und werde ich selber mich je gewöhnen an ihr Wesen, das mit dem meinen in dauerndem Widerspruch zu stehen scheint? . . ."

Schon gestern hatte er auf Ettas dringende Bitte hin das Aufgebot veranlaßt — drei Wochen eher, als von ihnen vorgesehen war. Heu in den Wiesen sollte duften, — das Grummet — wenn ihre Hochzeit war!

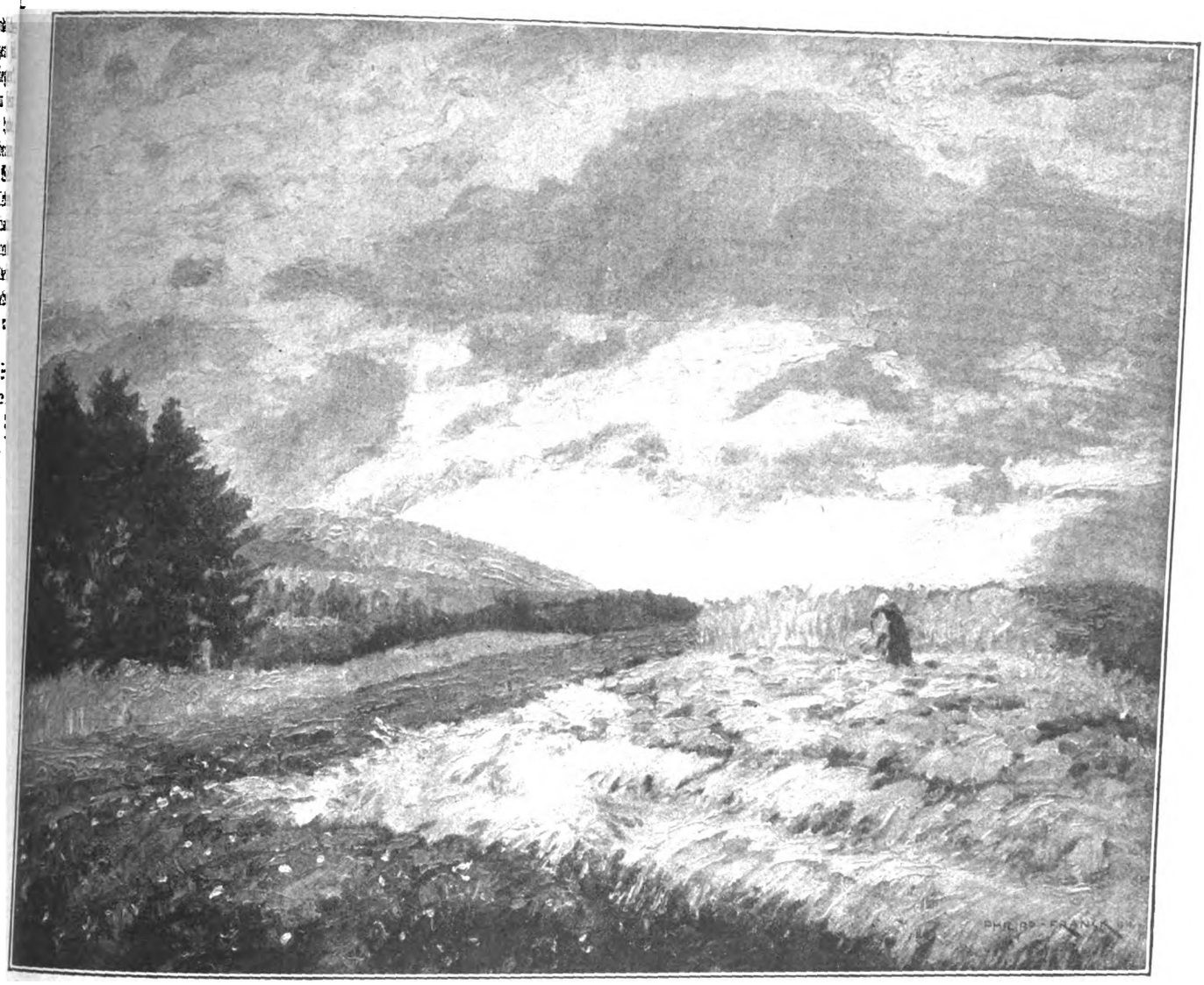
Und Reimer gedachte des Tages, der zum erstenmal Etta mit ihrem Vater zu ihm auf den Hof gebracht hatte. Heu auf den Wiesen auch damals — Heurausch! . . .

Seitdem war seine Braut nicht wieder bei ihm gewesen. Er selber hatte es so gewünscht — um ihretwillen.

Reimer erhob sich, ging an seinem Bohnenfeld entlang und prüfte die größten Schoten. Bald erntereif!

Schon am nächsten Mittag kam er wieder. Und wieder gedachte er Ettas, — bei hellem Tagesschein freundlicher, weniger ernst und bedrückt in Gedanken. Ettas Liebe über allem Zweifel erhaben! Und über Zweifel erhaben sollte auch seine Liebe sein!

Digitized by Google



Ernte im Taunus. Gemälde von Philipp Franck.

Gut daran hatte er getan, sich trotz der Mittagsglut hierher zu begeben. Er hatte zuvor lange prüfend vor Tante Sebkes Altenheim gestanden. Wenn der Bau so weiterging, konnten Etta und er Hochzeit halten, und die Alte durfte ihre Kisten packen, ins neue Haus hinüberziehen.

Auf der Heerstraße rollte ein Wagen heran — war schon ganz nahe gekommen — und seine Insassen winkten. Dr. Reimer Bojunga erhob sich. Er stand sprachlos. Neben dem Kreistierarzt thronte Etta. Der Freund war herabgesprungen. Er half dem Fahrgast vom Wagen.

„Mein Himmel! Kind — du hier? Was hat das zu bedeuten?"

„Dank — Dank! Das werde ich Ihnen nie vergessen! Edo Koch. Herr Doktor, Sie sind der edelste Mensch und Helfer dieser Welt!" rief Etta, da sie dem Lenker des Gefährts beide Hände reichte.

Dann wandte sie sich. „Ja, Reimer, da — da bin ich!" Langsamer als sonst, fast sinnig, kam Etta ihrem Verlobten entgegen. „Ich bin's wirklich! Du wirst gewiß sehr zürnen. Hast auch allen Grund dazu, aber — es ließ mir keine Ruhe — Reimer . . ."

„Freilich, alter Freund, deine liebe Braut hat mich so dringend um die Mitfahrt gebeten, daß ich ihr nicht habe widerstehen können. Wir sind, um die Schwätzer da nach Kräften in die Irre zu führen, in nördlicher Richtung davongefahren. Allerdings, daß Fräulein Braut es wagt, mit einem andern Junggesellen als ihrem Bräutigam im Sonnenschein spazierenzufahren, muß sie allein auf die Kappe nehmen. Nun hat der Mohr seine Schuldigkeit getan. Der Mohr wird nach Großenfiel hinüberfahren und nach einer Stunde wieder an Ort und Stelle halten. So, nicht wahr, Fräulein Braut, ist's zwischen uns abgemacht?"

Edo Koch bestieg flink den Wagen und fuhr davon, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

„Liebster," schluchzte Etta, „straf mich, wie du willst! Nur verstoß mich nicht! Weise mich nicht zurück!"

„Ich? Wie sollt' ich denn?" rief Reimer unsicher. Ettas Ton ihm gegenüber war ein ganz anderer als sonst. Anschmiegend, ja, wie verschüchtert barg sie den Kopf an seiner Schulter und hielt wie in Ermattung die Augen halb geschlossen.

„Wach' doch auf, Etta! Du und ich, wir wandeln ja wie im Mittagstraum! Und wenn ich ihn Tante Sebke erzähle —"

„So bist du gar nicht so böse auf mich, weil ich's einfach nicht mehr aushalten konnte ohne dich? Reimer, jetzt mit einem Male fühle ich: Zu dumm war ja meine Furcht, meine gräßliche Sorge, gestern, da du zum erstenmal ausgeblieben! Gleich das Schlimmste anzunehmen! Papa weiß auch nichts von dieser Reise. Ich mußte mir Gewißheit darüber holen, daß du noch hier bist, daß du mich noch liebhast und daß du mich nie — nie — nie verlassen wirst, komme, was will!"

„Du bist krankhaft aufgeregt, Etta. Ich hatte gestern viel Arbeit durch Tante Sebkes Haus da drüben. Ja, das kannst du gleich sehen, weil du nun doch einmal da bist.

Digitized by Google

Vor unsern Leuten brauchen wir uns nicht in acht zu nehmen. Die schwatzen nicht und finden auch kaum was Besonderes in deinem Tun. Na, und Tante Sebke? . . . Ach, Gott, du hast gar nicht so unrecht! Man sollte sich über allen albernen Zwang hinwegsetzen. Vielleicht tust du aber doch besser, Etta, gerade mit solchen Fahrten —"

„Du bist also gar nicht mehr böse auf mich?"

„Bin nie ernstlich böse auf dich gewesen. Deine Liebe rührt mich. Deine Augen zeigen einen weichen Schein. So mußt du später deine und meine Kinder ansehen. Ja, so — so fraulich — so mütterlich! Nein, denk' ja nicht, ich sei dir böse! Ich freue mich jetzt sogar, daß du hier bist trotz meines warnenden Verbots. Ganz recht: Laß die Leute reden, was sie Lust haben!"

„Und das sagst du, Reimer?"

„Ja, das sage ich!"

Da nahm Etta ihrem Schatz den breitrandigen Hut vom Kopf. Und ihre Küsse brannten ihm jäh auf Stirn, Augen und Mund.

„Halt ein — Etta, Etta! Bist doch immer die gleiche! Halt — halt ein!"

„Willst du mich denn anders haben?"

Er schüttelte stumm den Kopf.

„Reimer — jetzt hab' ich mich glücklich wieder! Und ja — will ganz so bleiben, wie ich immer gewesen bin! Am achten September ist Hochzeit! Gestern hat's Papa doch zugegeben! Und morgen wirst du kommen, und alles wird hübsch miteinander besprochen!"

„Groß — ganz groß soll wohl unsre Hochzeit sein, Etta?"

„Nein, Reimer, wenn du mich fragst: Laß sie bescheiden sein! Nur Papas Schwester, die Tante, mit ihrem Mann und Sanitätsrats. Na, und natürlich Edo Koch! Den laden wir gemeinsam ein, mündlich und schriftlich und für alle Tage hinterher. Nur darf er dich nicht immer mit auf Praxis nehmen. Nein, Reimer, das — das darf er nicht!"

„Von meinen nächsten Verwandten ist niemand mehr", erklärte Reimer Bojunga, wobei er in seinen alten, ernsten Ton verfiel. „Vetter Lübben, der Nachbar, muß geladen werden und — na, Tante Sebke! Das wären glücklich alle! So einsam wirst du es hier bei mir finden!"

Etta erwiderte nichts. Sie hing wie in völliger geistiger Abwesenheit am Arm ihres Verlobten, geisterte weiter trotz der Mittagshelle und hörte ferne Glocken läuten. — —

Und die Glocken läuteten — Etta Bojungas Hochzeitsglocken — an einem Septembertag, so klar wie nur je ihrer schönsten einer.

Grün-goldner Flimmer. Auf den Wiesen der Heuduft. Lind die Abendlüfte. Linder noch die Lüfte der Nacht, die ihren Balsam in die weiße Kammer schickte, die mit allen vier Fenstern vom Obergeschoß über den Deich ins ferne Land und auf die Weser blickte.

Reimer träumte, obwohl er in dieser Nacht zum erstenmal nicht mehr allein in seiner weißen Kammer lag, von einem Ring. Es war nicht der Trauring seiner Frau, auch nicht der Ring mit der roten Rose. Menschen haben keine Macht über ihre Träume. Der Ring war silbern, grün sein Stein.

Dr. Reimer Bojunga war beim Erwachen ärgerlich auf sich. „Träume — keine Schäume!" So hatte Tante Sebke ihn gelehrt. Er aber der Wissenschaftler, der weder an gute noch an böse Träume glaubte! Und doch war Dr. Reimer Bojunga sehr böse auf sich.

Er sah gerührt auf sein Weib, das ihm noch schlafend zur Seite ruhte. Etta hatte auf jede Hochzeitsreise verzichtet, obwohl man auch dies im Städtchen unpassend finden würde. Verzichtet, weil Reimer das Reisen so gar nicht liebte. So war Etta von der Hochzeitstafel durch Meins Jürgens und Johann als Diener auf dem Bock des Landauers auf geradestem Weg in ihre neue Heimat befördert worden.

Reimer dachte, da er sich langsam anzukleiden begann, an die Hochzeitsfeier zurück. Ein warmer Blick traf dabei die schlummernde Frau. Der Kreis der Gäste war klein geblieben. Tante Sebke hatte sich im Augenblick des Aufbruchs noch geweigert mitzufahren und hatte erklärt, den „ekeligen Kap'tän" bestimmt nie wiedersehen zu wollen. Wenn jemand von ihnen bei der Hochzeit fehlen müßte, so eben sie, die allerorts überflüssig gewordene Frau, die treue, mütterliche Freundin der Bojungajungen. Zögernd hatte sie die Hand zum Abschied gereicht und ihm, dem Hochzeiter, einen kurzen Gruß an die künftige Hausfrau aufgetragen. — Die Schwester des Kapitäns hatte krankheitshalber nur den Gatten geschickt. Edzards mit zwei Töchtern und einem Sohn, Lübbens mit zwei Söhnen und Edo Koch — hierzu der Pastor — das waren die Teilnehmer gewesen. So durfte sich Reimer sagen, daß Etta sich nur für ihn so stolz geschmückt hatte. Im mattgelben Spitzenkleid, den Brautschleier mit den Myrten im Haar, hatte sie in freundlichem Stolz — weniger Geliebte als Weib — neben ihm in der Kirche gestanden. Nur Ettas Blässe war zum Erschrecken gewesen. Sie hatte sich aber hernach gemildert unter den schweren Rotweinen, die noch aus dem väterlichen Keller stammten.

Noch ein kurzer Blick auf Etta, und Reimer verließ die Kammer.

(Fortsetzung folgt)

Glockenseele. * Von Friedrich Hussong.

Nach langer Zeit sah ich ein Dorf wieder, dem ich im Herzen immer durch eine Dankbarkeit für lichtbegnadete Tage, für graufilbrige Morgenfrühen, für tief durchsonnte, groß schweigende Pansstunden, für sternenkühle Abende verbunden war. Ich ging vertraute Wege durch die silbergraue Frühe, durch den weißen Mittag bis in die dunkelsamtene Nacht. Es war alles wie ehedem; über die unruhvollen Schicksale der Menschenherzen schwieg die festgegründete Erde ja weg; sie wußte und weiß, wie leise und lind deren Spur ist und vergeht, ein gelassen lächelndes Gewesen. Aber etwas in mir war leer geblieben. Auf irgendein Wiedererkennen wartete meine Seele immer noch vergebens. Ich sah von Hügelhöhe über nächtiges Dorf, über dunkle Gärten und über Felder, die im Ungewissen schwachen Mondlichtes schwammen. Ich hörte von der Kirche her die Uhr schlagen; zehn schepperige Schläge in die Nacht. Sie verscheppern; die Stille trinkt sie auf. Dann wieder Schweigen.

Plötzlich weiß ich, was das Wiedersehen mit diesem Dorf mir schuldigblieb: Die Stimme seiner Glocke. Sie sang nicht in der Frühe; sie grüßte den Mittag nicht, sie lobte nicht den Feierabend; und jetzt bleibt hinter den schepperigen Uhrschlägen in der Nacht die Gute-Nacht-Rede der Zehn-Uhr-Glocke aus. Daher die geheime Leere an irgendeiner Stelle meines Herzens. Die Glockenseele, die ich hier kannte, ist nicht mehr. Der Krieg hat die Glocke geholt; ihre Stimme ist gestorben. Wo sie reden müßte, starrt ein nächtiges Schweigen.

* * *

Tausend und tausend Glocken sind verschwunden, die zwischen deutscher Erde und deutschem Himmel wohnten. Tausend und tausend Stimmen sind verstummt, die wie durch Wunder trotz ihrer ehernen Unveränderlichkeit ganzen deutschen Geschlechtern zu Stimmen all ihrer Freude, all ihrer Trauer wurden, zu Stimmen der festlichen Erhobenheit und der rufenden Not, des frohen Grußes und des bangen Scheidens.

Ein befremdlicher Gedanke die Selbstverständlichkeit, daß diese Erde einmal ohne Glocken war, daß diese erzenen Stimmen ihr erst erfunden und von Menschenhänden geschenkt werden mußten, daß lange Jahrhunderte uns verhältnismäßig noch nahe Geschichte sie nie gehört haben. Klingen sie uns doch wie natürliche Stimmen der Erde und des über die Erde wandernden Ta-

Digitized by Google

…d es doch die Erde selber und der schwindende Tag, die …geläute von Turm zu Turm reden.

„Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor."

…s ist nicht totes Erz, es ist lebende Seele, was aus ver…en Geläuten redet. Wohl der Stadt und dem Dorf, die diese …e durch die Gefahr des fressenden Krieges gerettet haben. …sind um ein Köstliches reicher geblieben als alle die anderen.

* * *

Daß die Glocken Seele haben, hat das Volk immer gewußt. …er hat es sie gewertet wie lebendige Persönlichkeiten. Im… hat es lebendige Kräfte bei ihnen gewußt und gesucht; Kräfte …Segens, Kräfte zur Strafe, zur Heilung, zur Warnung, zum …cken und zur Freude. Kleinlicher Übereifer hat der katholi… Kirche es zum Vorwurf gemacht, daß sie Glocken „tauft". …Eifer ist wohl verstummt. Der lebendige Sinn der Sitte ist …gebueben, und in den Gebets…

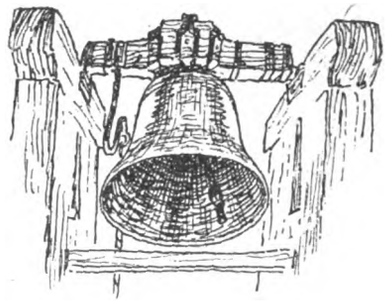
worten, bei denen der weihende Bischof die Glocke bei der Namensgebung mit Wasser besprengt, ist gefaßt und geformt, was das Volk —

Ludwig Richter: Kirchgang (Lied von der Glocke).

es gibt auch heute noch ein anderes Volk, als das die Gassen der Städte mit dem Müll des Aufklärichts erfüllt — seinen Glocken zutraut. Der Bischof betet, daß überall, wohin der Schall der Glocke töne, „sein bleibe die Kraft der Nachstellenden, der Schatten der bösen Geister, der Einfall der Stürme, das Einschlagen der Blitze, der Schaden der Donner, das Unglück der Ungewitter und jegliche Gewalt der Regengüsse". Hundertfach hat sich um die Vorstellung von solchen Seelenkräften der Glocken und des Geläutes Glauben und Aberglauben geschlungen, Sage, Legende und Lied hundertfach, wie ein blühender hundertarmiger Rosenbaum.

Die Glocken gehören dem Himmel und dem Licht nicht minder als der Erde. Die Glockentürme sind Herzen der Sehnsucht dieser Erde nach dem Himmel. Darum sind die Glocken dem Unterirdischen und dem Bösen zum Haß und zur Furcht. Wo die Glocke klingt, verlieren die bösen Geister die Kraft, wird der Böse selber machtlos. Wo Frechheit diesen Bann des Guten brechen will, gewinnen die Glocken selber Macht zur Strafe. Den falschen Meister, der von dem Glockengut, das ihm zum Guß vertraut war, das Silber sich behielt, erschlägt die neue Glocke mit ihrem ersten Schwung, nachdem sie bis zu seinem Nahen Schwung und Ton versagt hat. Dutzendfach ist die Sage von dem ungetreuen Meister durch den Kreis der Christenheit hin gewandelt worden und gewandert.

Immer ist die Glocke beseeltes Wesen eigenen Willens und eigenen Rechtes, obgleich ein Sprichwort sagt: „De Klock geiht, as de Köster de Kopp steiht." Ungetaufte Glocken verlassen ihre Höhe und ihren Turm und wühlen sich in die Erde ein. Oft wird eine solche Glocke wiedergefunden und bleibt, wo man gutes Glockenrecht mit Namen und Weihe ihr gewährt. Zwanzig Orte rühmen ihrer Glocke solche Herkunft nach.



Glocken, die mißbraucht werden, rächen sich. Das Kloster, dessen Nonnen die Glocke zum Begräbnis eines Lieblingshundes läuten, wird von der Erde verschlungen. Eine andere Glocke ist bei ähnlicher Gelegenheit minder rachsüchtig; sie reißt nur sich selber vom Glockenstuhl und fliegt davon. An ihrem Turm und ihrem Ort hängt die Glocke nicht nur mit ehernem Band. Sie *will* dort bleiben. „Anna Marie heiß ich / Alle Wetter weiß ich / Alle Wetter vertreib' ich / In St. Pauls bleib' ich." Verkaufte Glocken kehren an ihren Ort zurück. Oder sie setzen der Fortführung unüberwindlichen Widerstand entgegen. Oder sie geben am neuen Ort ein entstelltes Geläute, falls sie's nicht etwa ganz versagen.

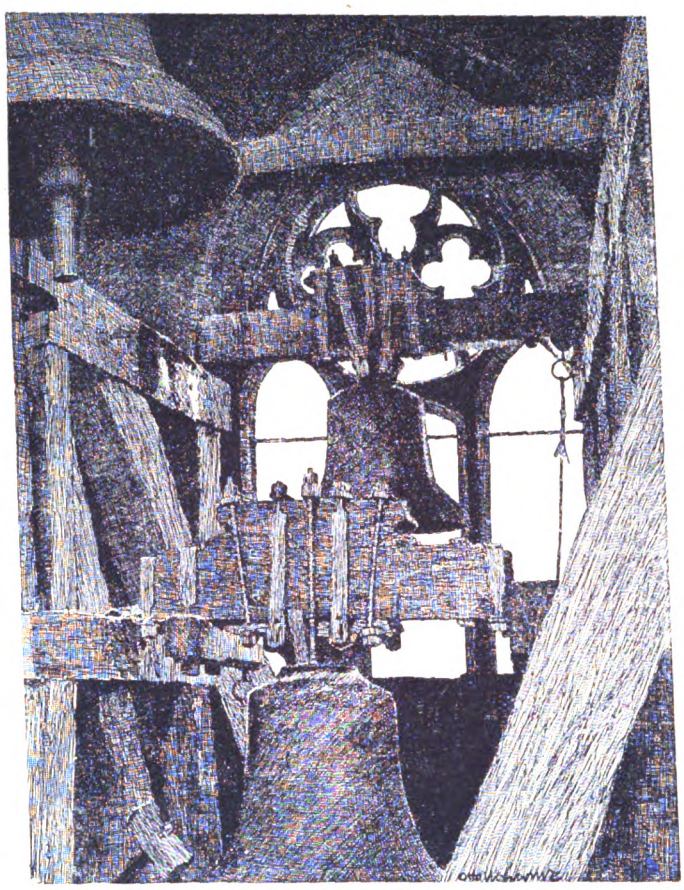
Wird aber den Eigenwilligen ihr Recht und ihre Würde, so werden ihre Seelen zu freundlichen, spendenden Genien. Die sonst straften, werden zu freundlichen Mahnerinnen. Sie mahnen zum Haus Gottes und zum Guten; sie zeigen Gefahr an; sie warnen vor dem Bösen. Wobei denn fruchtloser Mahnung leicht die Strafe folgt. Die schnurrig-schreckhafte Kinderromanze Goethes von der „Wandelnden Glocke" ist nicht willkürliche Erfindung des Dichters. Ihre Fabel war und ist in Thüringen und weiterhin verbreitet.

* * *

Die Glocken bekränzen das Jahr der Kirche und den Tag der Menschen mit ihrem Lied. Ihre gegossenen Akkorde stehen wie Musik gewordene Statuen den Weg des Tages und des Jahres entlang. Aber weit über ihren wirklichen Beruf und ihre wirkliche Leistung hinaus schreibt der Volksglaube der Glocke Beruf und Leistung zu. Ihm schreckt sie böse Geister, ihm scheucht sie schwere Wetter. Zauberische und Heilkraft wohnt in ihrem Klang, in ihrem Metall, im Glockenfeil, ja in dem Fett, womit die Achsenlager des Glockenstuhles geschmeidigt sind. Die Glocke klagt Verbrecher an, sie fängt Diebe, sie entdeckt Heiliges und Unheiliges, sie hebt verschüttete Ehre ans Licht und offenbart übertünchte Schande. Eine Glocke in Gent stürzt sich von ihrer Höhe auf die Räuber des Kirchenschatzes, straft, richtet und rettet. Eine andere hebt beim Nahen der Räuber an zu läuten und ruft so Hilfe herbei. Heiligen Einsiedlern, fern von allen menschlichen Siedelungen, ertönen Glockenstimmen vom Himmel, um ihnen die Zeiten zum Gebet anzusagen. Den heiligen Papst Cölestinus V. weckt eine himmlische Glocke täglich zum Gebet auf.

Gut katholisch sind die Glocken auf katholischen Türmen. Am Karfreitag verstummen sie alle, weil ihre Seelen nach Rom zum Heiligen Vater fliegen, neue Kraft und Weihe sich zu holen. Dann geht bis zum Osterfest nur das mißtönige hölzerne Geklapper der Ratschen um die katholischen Kirchen statt des klingenden Geläutes. Die protestantischen Glocken läuten auch an diesen Tagen, weil sie natürlich keine Wallfahrt nach Rom mitmachen. — Die goldene Legende der Heiligen klingt und tönt von Glocken. Bei der Geburt künftiger Heiliger heben Glocken zu läuten an, ohne daß Menschenhand sie rührt; die Glockenseele weiß das Zukünftige. Den heiligen Reinold haben Bösewichte ermordet und ins Wasser geworfen. Da der Leichnam zu Lande treibt, heben alle Glocken der Stadt Köln an zu läuten; sie wissen verborgene Missetat und offenbaren geheime Heiligkeit. Als der Erzbischof Rainald von Dassel die Überreste des heiligen Apollinaris auf dem Berge bei Remagen bestatten läßt, beginnen die Glocken des Kirchleins auf dem Berge von selbst zu läuten. So beim Begräbnis der frommen Jungfrau Brinhildis, so bei dem des heiligen Ludgerus. Dutzendfach wandelt dieses Motiv des Prophetischen Seherischen der Glockenseele sich in Sage und Legende. Dem heiligen Virgil wird der Tod eines fernen Freundes durch Glockenläuten angesagt. Oder — um eines der lieblichsten dieser

Digitized by Google



Otto Ubbelohde: Glockenstuhl der Elisabethkirche in Marburg.
Aus Hessenkunst 1912. Verlag von Adolf Ebel, Marburg an der Lahn.

Bilder noch zu fassen — als die heilige Verena auf der Aar an Klingenau vorüberfährt, da wird ihr Schifflein von allen Glocken hell gegrüßt. Sie sind wissend, wo die Menschen nichts wissen. Sie wissen das künftige Heil und Heilige, aber auch kommendes Unheil. Als der neunte Leo auf dem Stuhl Petri zum Sterben kam, sagten alle Glocken der Welt es klagend vorher. So manche Klosterglocke sagt jeder Nonne Tod voraus. Wie im römischen Süden, so im protestantischen Norden. Alle Glocken im schwedischen Smaland fangen an zu klagen und zu sagen in der Stunde, da fern über Land und Meer Gustav Adolf stürzt und stirbt. Die Speyerer Kaiserglocke hebt an majestätisch zu reden, da fern in Lüttich der vom Sohn vertriebene und geschändete Kaiser Heinrich IV., ein unbekannter, verachteter Bettler, im Elend stirbt. „Weiß niemand, wo der Kaiser starb?" sagen und fragen da die Speyerer. Als aber der verräterische Sohn im prunkenden Kaisersaal zu sterben kommt, da hebt statt der Kaiserglocke die Armesünderglocke zu wimmern an, und „Wer wird denn wohl gerichtet heut?" fragen die Speyerer.

* * *

Die Glockenseele lebt ihr eigenes Leben. Roland heißt die Glocke auf dem Belfried des Genter Rathauses. Ihr Spruch sagt:

„Myn naem is Roeland:
Als ick klippe, dann ist brandt,
Als ick luyde, ist victorie in Vlaenderland."

Die Glocke Roland kämpft lebendigen Willens den Kampf der Vaterstadt mit. Und als der Kaiser-König aus Spanien die Stadt schlägt und straft, wird auch die Glocke Roland mit Verbannung geschlagen und gestraft, die die Bürger zu den Waffen rief, die Sturm „klippte" und Victoria läutete. Da der hispanische Herrscher die Stadt wieder in Gnaden annimmt, wird die Glocke Roland in den Frieden mit einbeschlossen und darf aus der Verbannung wiederkehren. So erkennen selbst die Mächtigsten der Erde das eigene Recht und Leben der Glockenseele an.

In hundert Sprüchen reden die Glocken von diesem Recht und Leben.

„Solang ich sitze, bin ich stumm,
Doch schwing ich mich im Turm herum
Und werf mein' Zungen hin und her,
So ruf ich dich zu Gottes Ehr,
Zu Predigt, Orgel und Gesang.
Den Dieb ruf ich zum Galgenstrang,
Den Witwen bring ich Traurigkeit,
Dem Brautpaar bring ich frohe Zeit,
Auch des kreierten Doktors Ruhm
Verkünd ich in der Stadt herum;
Zu Märkten, Schlachten und zu Brand,
Ruf ich die ganze Stadt zu Hand."

Es ist ein Glockenspruch aus Marburg, der so den vielfachen Beruf der Glocke kündet; aus dem Marburg, dessen Elisabethkirche das schönste alte Geläut unter all den tausend Geläuten Deutschlands trägt; das tonreichste Vermächtnis aus der klassischen Zeit des deutschen Glockengusses.

* * *

Denn der Glockenguß ist eine Kunst und hat, wie die Dichtung und die Musik, seine klassischen Meister und seine klassischen Zeiten. Seine größte Zeit hatte der deutsche Glockenguß im Mittelalter. Das war zu der Zeit, da Gerhard de Wou den Erfurtern für ihren Dom die Glocke Gloriosa goß, die für die Krone aller Glocken gilt und den Ruhm des Meisters bis auf diese Tage singt. Aus jener Zeit stammt die klingende, tönende Fülle der schönsten alten deutschen Geläute. Doch gibt es Geläute, die um Jahrhunderte älter sind; so das Geläute des Merseburger Domes mit der berühmten Glocke „Clinse". Sie stammt schon aus dem zwölften Jahrhundert. Welchen gewaltig gewandelten deutschen Schicksalen hat sie mit ehernem Munde die Stunden gemessen! Aber kurz vor dem Weltkrieg, der das Reich begrub, stieg sie mit gesprungenem Herzen von ihrem Turm herab und verstummte. Glockenseele?

Der Dreißigjährige Krieg zerstörte mit so vielem auch die Blüte der Glockengießerkunst. Doch taucht auch nach ihm noch hier und dort ein Meister auf. Auch ergreift der Verfall nach dem großen Krieg namentlich den deutschen Osten, während der rheinische Westen noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert immer auf guter Höhe bleibt.

Im Widerspiel zu so vielen anderen kulturgeschichtlichen Entwicklungslinien führt dann gerade die Zeit der siebziger Jahre

Nach einer Originalzeichnung von **Georg Lilie.** Aus dem Thüringer Kalender 1920. Gebr. Richters Verlagsanstalt, Erfurt

Digitized by Google

Concordia.

Aus Ludwig Richter: Schillers Lied von der Glocke in Bildern.

des vorigen Jahrhunderts, die Zeit der Butzenscheibenlyrik, des Epigonendramas und der Muschelaufsatzrenaissancemöbel, im Glockenguß wieder auf eine neue Höhe. Der Dresdener Glockengießer Hermann Grosse steht als ihr Meister an der Schwelle dieser neuen Blütezeit. Die neunziger Jahre, da die Epoche des von beflissenen Strebern und hämischen Mäklern vielumzeterten eifrigen, nicht immer und nicht überall ganz auf Religiosität gegründeten Kirchenbauens in Deutschland einsetzte, waren dieser neuen Blüte durch reiche Aufträge natürlich sehr günstig.

Was der reiche Friede gab, hat der Räuber Krieg wieder genommen, genommen mit Wucherzinsen; wenn auch das Wertvollste von Altertumskennern und Kunstverständigen ausgesucht und geschont wurde. Dennoch: Die sieben mageren Jahre haben die sieben fetten gefressen. Manchem Dorf ist seine Stimme verstummt, mancher Stadt ihr Geläute verstümmelt. Die wenigsten werden sobald wieder zu dem Ihren kommen, wie etwa die Münchener Lukaskirche, deren größte Glocke jetzt das bittere Wort trägt: „Umsonst für das deutsche Vaterland geopfert. Neugegossen ...“ Tausend Glocken sind gestorben. Und nicht immer, meistens nicht die durch Alter ehrwürdigsten, die durch Kunst köstlichsten, die durch Klang gewaltigsten waren es, deren Seele am eindringlichsten zu Seelen redete. Glocken sind ein Stück Heimat, und die ärmste Heimat wird nicht minder geliebt als die reichste.

* * *

Glocken sind beseelte Wesen. Ihren Leib kann man verderben und vernichten, die Glockenseele führt dennoch ihr eigenes geisterhaftes Leben. Wie Menschen nach ihrem Tode umgehen, so auch Glocken. Eine von Gottlosen versenkte Glocke hebt sich in der Johannisnacht über das Wasser, schwebt, läutet, klagt und klagt an. Im Schlesischen hört man in einem toten Odergraben dann und wann die versunkenen Ritschener Glocken läuten. Im Westfälischen bei Quickspring hört man zur Christnacht und in der Osterfrühe aus dem tiefen Grunde des Quickborns helle Glocken läuten. Im tiefversteckten Waldteich bei Lüdinghausen läuten versunkene Glocken. Am „Likweg“, am Leichenweg in der Wankumer Heide lag einst die schöne Heidenstadt Lil. Sie verdarb und versank. Ein Teich bezeichnet ihre Stelle, und aus dem Teich, über dem Teich läuten in der geweihten Zeit des Jahres gespensterhafte Glocken. Allenthalben gehen geisterhaft Glockenseelen um. Aus dem Ugleisee hört man sie klagen. Unter Wassern liegt die in Sünden gestorbene Stadt Stavoren; bei stiller See sieht man wohl ihre Dächer und Gassen; dann hört man wohl auch ihre Glocken singen. Auf Nordstrand wohnten einst die stolzen Rungholter, trotzten in Übermut auf ihre Schätze und ihre starken Deiche. Da zerbrach die See ihre Deiche und fraß ihre Schätze und fraß das ganze Land Rungholt und sieben Kirchspiele dazu. Auch Rungholts Türme glaubt mancher Schiffer bei stiller See gesehen zu haben. Auch seine Glocken läuten oft unter dem Wasser.

Aufruhr.

Aus Ludwig Richter: Schillers Lied von der Glocke in Bildern.

Überall geistert mit den Klängen versunkener Glocken Gewesenes. An der Küste Usedoms sieht das Auge der Gläubigen bei stiller See oft die versunkenen Trümmer Vinetas, der berühmten stolzen Stadt, die dort vor tausend, tausend Jahren glänzte und herrschte und aus Stolz in Übermut kam, aus Übermut in Laster und aus Laster in Verderben. Zu furchtbarem Strafgericht brachen Sturm und See ins Land und verschlangen Land und Stadt. Aber jeden Abend noch hört man über jenen Wassern das verhaltene Klingen der silbernen Glocken der versunkenen Türme von Vineta. Das Gewesene geistert über der See des Heute.

Überall in Deutschland ist Vineta. Überall in Deutschland verschlang die See des Heute Gewesenes. Überall liegen glänzende Türme und Glocken begraben. Überall hören in stillen Stunden hörige Herzen sie läuten: Gewesen, gewesen. Nicht ohne Schuld ist das Gewesene untergegangen. Da war Sünde, wie in der Stadt Lil; da war Übermut, wie in Land und Stadt Rungholt; da war Üppigkeit, wie in Vineta. Aber über alles Maß ist furchtbare Strafe verhängt worden. In der See des Leids wird das deutsche Vineta entsühnt und geläutert. Die Seelen seiner versunkenen Glocken läuten mit reinen Stimmen, mit silbernen Mündern: Gewesen, gewesen, — Werden, Werden! Denn es ist eine alte Prophezeiung, daß Vineta wieder auferstehen wird zu einem entsühnten neuen Leben.

Die Glockenseelen des deutschen Vineta geistern über dunklen Tiefen. Aber wir leben im wachen, wirren Tag und dürfen nur in seltenen Feierstunden einmal ihnen lauschen. Unsere Pflicht und Stunde sagt uns keine Glocke; die müssen wir in uns tragen. Denn, sagt ein gutes Sprichwort, die Glocke mag gehen, wie sie will, der weise Mann weiß seine Zeit.

Ludwig Richter: Die wandelnde Glocke.

Digitized by Google

Ein verlorenes Paradies * Das Los unserer Ostafrikaner * Von Rudolf de Haas.

Fahlgelbe, ausgedörrte Steppe, soweit das Auge reicht. Stachlige Mimosen und Akazien ragen allein als Wahrzeichen des Lebens in saftigem Grün aus dem flimmernden Meer des Lichts.

Es ist heller Tag. Totenstill ist das weite Land. Die Sonne ist nicht das milde, segenspendende Gestirn der Heimat. Wie ein Würgengel ist sie am Horizont dräuend emporgerast. Eine entsetzliche Katastrophe scheint hereinzubrechen. Alles Leben verkriecht sich und wartet voll Bangen auf die verhängnisvolle Entladung. Der Schöpfer will, scheint's, das Gebilde seiner Hand wieder vernichten. Das wütende Gestirn stürzt sich auf alles Geschaffene und schlägt ihm die glühende Lohe seines Odems ins Antlitz. Alles Dasein muß vergehen. In der tiefsten Ebbe rinnt das Leben vor dem fürchterlichen Feuerball davon. So schleichen bange Stunden dahin.

Da reißen die Wolken rings am Horizont! Hoch über dem Gebirgsmassiv, das den ganzen Osten ausfüllt, über der Urwaldswelt, die aus den zerfetzten Schleiern tritt, über dem Riesensockel rotglühender, schmelzender Bronze wird der blaue Thron des Kilimandscharo sichtbar; das mächtige Berghaupt blickt in die weite Welt. In seinem Haar flimmert die Krone von Diamant, der Schnee des Nordens über dem grünen Tropenwald.

Er schaut nach Westen hinüber, wo eben der Bruderberg in Flammen versinkt, die ungeheure Felsenpyramide des Meru. Ein Kranz von Wolken umflattert den Riesen von Aruscha, immer neue stürmen heran, blutrot wie Rubin, bald violett erschimmernd. Noch strahlt das Haupt, sein Auge lächelt dem Kibo zu, ehe die Fittiche der Nacht sich abwärts senken.

Schon ist im Norden die scharf umrissene Silhouette des schönen Longidoberges versunken. Das Purpurmeer erbleicht, das über die Erde geflutet. Nur hoch oben über der nächtigen Welt ragt noch in einsamer Majestät, in überirdischer Klarheit, von dem längst dem Auge entschwundenen Sonnenball auf die Stirne zum Abschied geküßt, der Kibo in ewigem Eis. Bald verschwimmen auch seine Züge.

* * *

Da regt sich das Leben der Steppe. Der Alpdruck der Sonne ist von der Schöpfung genommen. Des frisch erkämpften Daseins freut sich die afrikanische Tierwelt. Längst schon sind die Thomson- und Grantgazellen durch das Grasmeer getänzelt. Strauße schreiten majestätisch durch die Ebene. Ein mächtiger, fast schwarzer Giraffenbulle zieht mit seinem Rudel langsam der Steppentränke zu. Zebras und Gnus tummeln sich voll Lebenslust.

Plötzlich ertönt die Stimme des Königs der Tiere, und einen Augenblick hält die Schöpfung den Atem an, und jede Antilope äugt. Leise fährt der Nachtwind durch die Liane, die in bräutlicher Umschlingung sich an die riesige Podokarpe lehnt, am Ufer des Kalten Flusses, des hoch von den Gletschern des Kilimandscharo kommenden, Kühlung spendenden Engare Nairobi.

Ein Paradies der Tierwelt ist dieses Dreieck zwischen den ungeheuren Bergen. Hier hat die Erde in einem einzigartigen Naturreservat ihren überall sonst vertriebenen Kindern ein Asyl bewahrt, hier stört nur gelegentlich die Büchse den tiefen Frieden.

Kibo, Meru und Longido bilden das Portal einer Urwelt, wie sie großartiger selbst auf dieser an Wundern reichen afrikanischen Erde meinem Auge nicht erschien. Hier ging mir zuerst die herrlichste Offenbarung der Fauna auf, in wilden Jagden hinter Oryxantilopen und Elenbullen und bunten Giraffenrudeln her, als ich den Tierfang rossekundiger Buren und Vertreter Hagenbecks ansah.

* * *

In dieses Dorado der Tierwelt dringt mit einem Male ein Laut, der schlimmer ist als die Donnerstimme des Königs der Tiere, der auf Raub ausgeht. Wie die Trompete des jüngsten Gerichts schmettert ein schriller Ton durch die Lande.

An den Wassern des Kalten Flusses, auf einem der Kopjes mitten im Reich der Löwen, regt sich fremdes, seltsames Leben. Von seinem ewigen Thron her schaut der Kibo statt der blinkenden Lanzen der Nomaden der Wildnis Kanonen und Maschinengewehre der Zivilisation. Wo wandernde Massai vorübergehend ihre Krale bauten, schlagen weiße Männer ihre Zelte auf. Sie holen Holz aus dem Urwald des Kilimandscharo und bauen ihre Häuser an den Ufern des Engare Nairobi. Es sind Kriegshütten, die sie bauen, für die primitivsten Bedürfnisse berechnet, Hütten aus Gras, dicke Schichten übereinander, zum Schutze gegen die fürchterliche Sonne, die am Tage sticht, und die eisigen Winde, die von den Gletschern des Kibo kommen, in Nacht und Sturm. Die Steppe liefert ihnen das Wild als Nahrung, der Bur unten am Fluß verkauft ihnen Maperabirnen, die Früchte des Melonenbaums Papaya und köstliche Anonen.

So entsteht das Lager auf dem Doppelhügel, der Horst der ostafrikanischen Reiter.

Wer sind die Männer, die hier Hütten bauen in der Wildnis, die ihre Pferde an den Wassern des schnellfließenden Engare Nairobi tränken, die im Schatten dieser uralten Podokarpen, dieser ungeheuren Lianen lagern, die in den Bananenhainen der Farm des Buren ihre Waffen putzen, die durch die Steppe brausen wie der Sturmwind, die zu dritt und viert endlose Ritte machen in dem gliederausdörrenden Sonnenbrand, wenn das fürchterliche Gestirn wie eine brütende Henne über der Steppe liegt?

Es sind Männer aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, vom Meer der Balten und vom Friesenstrand bis zu den Alpenfirnen, von den grünen Wellen des Rheins und dem ewigen Dom bis zu den Steppen der Sarmaten. Österreichische und ungarische Brüder haben sich ihnen angeschlossen. Palästinenser sind gekommen, die Deutschland nie gesehen haben, von Jaffa und Sarona, von Jerusalem; sie haben sich unter den ersten freiwillig gestellt, das Land zu verteidigen, das ihre zweite Heimat wurde. Leute von den Schiffen sind unter der Fahne, aus der Internierung in Mosambik entronnen, Matrosen von „Zieten" und „Planet". Kriegs- und jagdgewohnte Südafrikaner sind da, Veteranen aus dem Burenkriege, wie Nieuwenhuizen und van Rooyen, und viele andere, die in Deutsch-Ost ein neues Vaterland fanden, seit Transvaal und Oranjeland englisch geworden. Sie greifen zur Büchse gegen den uralten Erbfeind, der ein Stück Afrikas nach dem andern ländergierig an sich reißt. Die Schweizer Zellweger und Bucher, ja ein paar Italiener treten gleich im ersten Kriegsjahr unter die deutsche Fahne. Alle Stände sind vertreten: Eisenbahner, Regierungsangestellte, Lehrer, Missionare, Pfarrer, Referendare, Kaffee-, Sisal- und Kautschukpflanzer, Viehhändler, kleine und große Kaufleute und Gewerbetreibende, Farmer, Seeleute, einfache Stewards, die zu den besten Kriegsleuten sich entwickeln. Jeder Standesunterschied verschwindet mit der Zeit.

Ganz junge Kriegsfreiwillige sind unter ihnen, die man in Deutschland noch nicht nehmen würde, zu zart und schmächtig, aber zu gebrauchen im Steppenkrieg um ihres Adlerauges willen, sichere Schützen und leichte Reiter. Neben den ganz jungen putzen ganz alte Freiwillige ihre Pferde, die an keine Wehrpflicht mehr dachten, die aber, ohne auf einen Appell zu warten, gleich zur Fahne kamen, weil sie wußten, man würde sie gebrauchen.

Zumeist sind die Grenzler vertreten, Leute aus dem Aruscha- und Moschidistrikte, Pflanzer, Farmer und Viehzüchter. Fast alle sind Jäger und geborene Reiter, mit der Steppe und ihren Gefahren vertraut, Leute, die mehr als einmal dem Löwen Auge in Auge gegenüberstanden und den Elefanten und den wilden Büffel erlegten.

Unter diesen Kriegern sind erfahrene Männer, die England kennen und Englands Geschichte, die in England gelebt haben und in Englands Kolonien, in Kapland und Natal, in Australien und Indien. Es sind Leute, die den Feind nicht unterschätzen, die seine ungeheuren Hilfsquellen kennen und seine noch größere Zähigkeit, die da wissen, daß dieser Krieg ihre ganze Kraft erfordert, daß es um Sein oder Nichtsein geht, besonders für die Kolonisten, daß ihnen Afrikas Tor vor der Nase zugeschlagen wird, wenn wir nicht siegen, daß der erste Einsatz dieses Krieges ihre mühsam angelegten Farmen und Plantagen sind.

Sie wissen, daß Englands Kolonialkriege fürchterlich sind. Sie kennen das Vorgehen Englands in Amerika, die Greuel der Indianerkämpfe, die Eroberung Indiens, die Schrecken Südafrikas. Sie zittern um Weib und Kind, um Aruscha und Moschi zumal. Wird England tun, was es von jeher tat, wird es die Eingeborenen in seinen Dienst stellen, ihnen Freiheit und Reichtum versprechen und alles Vieh des Feindes? Wird der Feuerbrand in die friedlichen Heimstätten fliegen?

Die Haltung der Schwarzen im Lande ist der Angelpunkt ihrer Sorgen. Werden die einsamen deutschen Frauen auf ihren Pflanzungen und Betrieben sicher wohnen am Meru und am Kilimandscharo? Was werden die Wadschagga um Moschi anstellen, die sich früher oft empört? Wer bürgt für die wilden frechen Stämme von Aruscha, die mitten unter den Weißen hausen? Wie wird der kriegerische Hirtenstamm der Massai sich

Digitized by Google

verhalten, dessen Oberhaupt jenseit der Grenze wohnt auf englischem Boden, unter englischer Oberhoheit, unter englischem Einfluß?

So lastet schwere Sorge auf diesen Reitersleuten, Sorge um Weib und Kind, um Haus und Hof, um allen mühsam errungenen Besitz, um die unsichere Zukunft, um das Schicksal von Deutsch-Ost, an dem sie mit brennendem Herzen hängen.

Aber nicht bloß das spätere Los der Kolonie, das in der Schwebe liegt, ängstigt die Herzen, schon die nächsten Sorgen drücken: Das kleine Tagesbündel scheint riesenschwer zu tragen.

Schon füllen die Kriegsprofitler ihre Scheuern. Griechen, Italiener, Inder, alle Ausländer machen mit der Regierung ungeheure Geschäfte. Sie liefern, was man braucht, und liefern es um schweres Geld. Sie treiben Vieh- und Getreidehandel mit den Schwarzen und verkaufen alles mit Riesengewinn.

Die Grenzler leiden zumeist. Ihre eigenen Farmen und Pflanzungen veröden, die Arbeiter kommen nicht mehr, es ist keine Aufsicht da, die Betriebe verwildern. Wer wird sie entschädigen? Sie hören schöne Worte, aber bange Zweifel plagen ihre Herzen. Und man steht erst im Anfange des Krieges, eines Weltkrieges, dessen Ende gar nicht abzuschätzen ist, der durch Jahre sich erstrecken mag, die kein Mensch übersieht.

* * *

Heute schreiben wir das Jahr 1920.

Vor dem Auge der Seele sind meine ersten Kriegseindrücke von 1914 wieder lebendig geworden, als die Wende der Zeit für Deutsch-Ostafrika anbrach. Wie klein waren damals unsere Sorgen, die uns so groß erschienen, im Verhältnis zu dem ungeheuren Leid, das über alle Ansiedler der Kolonie hereingebrochen ist! Selbst der schwärzeste Pessimist hat das nicht geahnt, was kam. Wir haben nicht nur den Krieg und die Kolonie verloren, wir sollen auch das wundervolle Land mit den Augen nie mehr schauen, obwohl es unsere zweite Heimat geworden war und wir Haus und Herd da gebaut, nachdem wir den Urwald im Schweiße unseres Antlitzes gerodet!

Nie kam die Freudenbotschaft, auf die wir so lange und so tief gehofft, daß der Krieg gewonnen sei und dem heißumstrittenen Deutsch-Ost die Erlösung winkte! Wie zuversichtlich hatten wir gedacht, uns halten zu können, bis die Heimat siegte! — — —

Bis auf ein winziges Häuflein wurden im Laufe der Jahre alle Verteidiger der Kolonie von der Übermacht des Feindes bewältigt und in Kriegsgefangenschaft fortgeschleppt.

Ein Schiff brachte uns nach Ägypten, ein gekapertes deutsches Schiff. Maschinengewehre wurden auf uns gerichtet, als wir von Tanga Abschied nahmen. Die Stadt, in der wir einst ruhmvoll gekämpft, war unser Kerker geworden. Schlaft wohl, ihr tapferen Toten unter euren Affenbrotbaumriesen! Lebe wohl, du blaues Usambaragebirge am fernen Horizont! Lebe wohl, du Wunderberg im Norden, ewiger Kilimandscharo!

Verfrachtet wie das Vieh, so schleppte man uns fort aus der Heimat, fort von Weib und Kind! Vae victis! Wehe den Besiegten!

Man trieb uns durch Kairo. Wir waren der erste Hunnentransport. Scharen von Wachen zu Fuß und zu Pferde. Britische Offiziere in ihren blitzenden Uniformen, wir mit unserem Päckchen unter dem Arm. Neugierig starrte uns die Bevölkerung an, Griechen, Italiener, Levantiner. Ein paar Französinnenweiber riefen: „Boche!" und spuckten aus. Die Araber hielten sich würdig zurück.

Dann ging es hinter den Stacheldraht, in öde Fabrikmauern hinein. Zweieinhalb Jahre lebendig begraben! Die einst die Steppe durchbrausten in wildem Freiheitsdrang, haben jetzt gerade so viel Platz ein jeder, wie er im Sarg braucht!

Plötzlich bricht Deutschland zusammen. Der Boden tut sich uns auf unter den Füßen. Die Heere gehen zurück. Die Revolution bricht aus. Der Kaiser flieht. Der Waffenstillstand wird geschlossen. Die Brückenköpfe am Rhein werden besetzt. Keulenschlag auf Keulenschlag prasselt auf die ahnungslosen Gefangenen am Nil hernieder.

Noch ein ganzes Jahr weiter schmachten wir im Kerker. Dann schlägt die Stunde der Freiheit, die heiß ersehnte, oft erträumte. Endlich, endlich gehen wir mit Sack und Pack aus dem Stacheldraht heraus. Draußen stehen wir in Todesangst, ein Gegenbefehl könne kommen. Wir fahren nach Alexandria. Wir schleppen unsere wenigen Habseligkeiten auf das Schiff. Wir sind frei. Eng sind wir zusammengepfercht, aber wir denken nur an die neugewonnene Freiheit, und die Verpflegung ist gut. So kommen wir über Gibraltar und Plymouth nach Hause.

Brunsbüttel liegt im Schnee da, Glockengeläut empfängt uns in der Novembernacht; vielen stehen die Tränen in den Augen. —

Nun sind wir hier!

„Gar viele am Ziele, zu den Toten entboten, in Luft und in Leid!"

Wir suchen eure einsamen Gräber in der afrikanischen Steppe, die keine liebende Hand mehr mit Kränzen ehren kann; einsam und namenlos liegt ihr in dem verlorenen Land! Wir klagen um euch, ihr toten Kameraden, wie David um Jonathan geweint!

Und ihr, die ihr lebt, was habt ihr gelitten! Ich meine nicht das äußere Leiden, daß viele von euch siech auf Lebenszeit zurückgekehrt sind, denen die Malaria das Mark verdorrt, denen die Strapazen das Rückgrat vor der Zeit gekrümmt; ich meine nicht die, die besonderes Unglück erfahren, denen vom Geschoß das Auge ausgerissen, das Bein, der Arm gelähmt ward; ich meine nicht, daß ihr arm an äußeren Ehren wiederkehrt, die ihr zum Teil viel zu bescheiden wart, von euren eigenen Taten und Leistungen zu sprechen. Was ist aus euch geworden, ihr tapferen Kameraden, die ihr damals zu den kühnsten und verwegensten gehörtet in Deutsch-Ost, die heute kein Mensch mehr kennt, vor denen kein Kanzlist im Ministerium sich verbeugt, die ihr an dem Ariadnefaden der Geduld durch das Labyrinth des Berliner Fuchsbaues in der Mauerstraße 45-46 — Wilhelmstraße 62 euch von Tür zu Tür tastet, die ihr zum Teil heillose Mühe gehabt und noch habt, um euren wohlverdienten Sold endlich zu erlangen!

An die Entschädigungen wage ich gar nicht zu rühren! Wie lange mag es dauern, bis die Spruchkommissionen alle getagt, bis endlich die Auszahlung kommt für die Leute, die ihr alles verloren, die man von Haus und Hof getrieben, nach verlorenem Krieg, die England, das großmütige, hochzivilisierte England aus dem Lande, das ihre zweite Heimat wurde, nackt hinausjagte mit dem Wort: Wende dich, du Enterbter, an dein eigenes Volk, an deinen eigenen, zerschlagenen Staat!

* * *

Was soll ich erst sagen von dem größten, schwersten Leid, daß ihr das Land verloren habt, das ihr so heiß geliebt, um das eure Seele weint — — —

Wie ist die Zukunft?

Sollen die Palmen am Strande von Tanga und Daressalam nur noch durch unsere Träume rauschen, soll der Steppenwind der großen Hochebenen nur noch durch unsere Erinnerung klagend ziehen?

Soll das blaue Meer des Südens nimmer unser Auge mehr erfreuen? Werden die Kasuarinen nicht mehr weich und zart wie Frauenhaar die Sinne euch umschmeicheln, ihr Ostafrikaner? Wird das rote Kirchdach von Daressalam nicht mehr vom Meere her euch den ersten Gruß der Hauptstadt entbieten, lange vor der Einfahrt in den paradiesischen Hafen?

Alle Gefangengewesenen dürfen zurückkehren in ihre Heimat, nur ihr nicht? Ihr, die ihr doch tapfer und ehrenvoll gefochten habt und überwunden wurdet nicht durch Waffengewalt, nein, durch den Waffenstillstand! Ist das das Ende?

Ist das der Völkerfriede? Ist das Gerechtigkeit? Ist das Wilsons Gedanke? Ehrt der großmütige Feind so Lettows Krieger?

Ihr habt genug ausgehalten, ihr Krieger aus Deutsch-Ost! Die Kongolesen schlugen einige von euch mit Kolben und mit der Faust ins Gesicht, sie schlangen euch Stricke um den Hals und schnürten euch die Kehle zu, sie legten euch halbnackt in die glühende Sonne und trampelten auf euren Leibern herum; aber die Kongolesen taten euch nicht halb, was euch die Weißen taten, die Stricke der Kongolesen schnitten euch nicht so ins Fleisch wie jene Stricke der Männer von Versailles euch in die Seele schneiden!

Eine Toteninsel liegt in Tanga mitten im Hafen, mit den Gräbern unserer ersten Pioniere. Eine große Toteninsel ist ganz Deutsch-Ost für uns geworden, denn dort sind nicht bloß die Gräber unserer Kameraden, die Gräber unseres Fleißes und unserer Habe, Deutsch-Ost ist das Grab unseres Glückes! Wollt ihr euch damit zufrieden geben, ihr Ostafrikaner? Wollt ihr feige die Kolonien aufgeben?

Sie sind verloren, plärren die Schwachherzigen.

Ihr habt ausgehalten im finsteren, heimatfernen Kolonialkrieg, wollt ihr schlapp werden im Frieden?

Das sei ferne!

Digitized by Google

Wir glauben alle in tiefster Brust an ein ewiges Deutschland, alle Söhne unseres Volkes, ob sie es offen bekennen oder nicht. Unser Blut schäumt noch so stolz in den Adern wie einst in der Väter glorreichen Tagen. Wir tragen alle in unserer Seele eine flammende Vision von einer Auferstehung unseres Volkes aus Nacht und Schmach. Das eiserne Geschlecht, das nicht das Schwert, das nur der Hunger bezwungen, wird ein eisernes Geschlecht wieder erzeugen. Wenn der Wille zur Auferstehung in uns lebt, werden wir siegen auch ohne das Schwert.

Die Zeit von 1920 offenbart uns nicht das wahre Deutschland, es ist eine Übergangszeit.

Wir wollen arbeiten und nicht müde werden, an Deutschland, unserem Vaterlande, und für die Wiedererlangung unserer schönen Kolonie.

Der koloniale Gedanke war Fleisch und Blut, ja mehr als das, ein Feuer in unserer Seele, es kann nie wieder erlöschen.

So lange ist Deutsch-Ostafrika nicht verloren, als wir es selbst nicht aufgeben!

Von Versailles nach Spa * Von Rolf Brandt.

Von Versailles nach Spa geht der Weg eines Jahres, zwischen Versailles und Spa liegen zwölf Monate voll von Leiden, Hoffnungslosigkeit und bitterem Ringen um das Bestehen des Tages. Man hätte meinen sollen, da es für die entzweigeschlagene Welt nicht viel Zeit zu verlieren gab, endlich daran zu denken, wie man heilen, wie man anständig wieder aufbauen könnte. Sie dachten an anderes. Sie brachten den Raub von Versailles in Sicherheit, aber unter ihren unsicheren und allzu beutegierigen Fingern löschten die Flammen nicht aus, die im Osten und im Süden, in Europa, in Asien und so nahe den britischen Inseln emporzüngelten, und der wehende Ostwind konnte leicht das wahnwitzige Gebäude von Versailles vollkommen in Flammen setzen.

Lloyd George hat im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen so etwas wie Intuition. Es wird erzählt, wie er in San Remo die Idee der Konferenz von Spa plötzlich zwischen zwei Sitzungen hineingeworfen habe, und wie er sie dann aus endlosen Wortgefechten herausgerettet hätte.

Ob es sich lohnte? Von der Idee, mit der unverbesserliche Idealisten auf diese Konferenz blickten, kam während der vierzehn Tage in Spa nichts zum Vorschein. Man sprach im Ton eines Lehrers zu einem Schüler, der seine Aufgabe nicht gelernt hatte, man schlug dröhnend auf das törichteste Buch der Weltgeschichte, auf den Versailler Vertrag, und verlangte, daß die Paragraphen, die im Wahnsinnsrausch eines Sieges entstanden waren, nun vor dem Sinn einer kühler gewordenen Zeit bestehen sollten. Die großen Probleme: Wiederaufbau Europas, Verteilung der Kohlenproduktion Europas nach gerechten Schlüsseln unter alle, Recht des Arbeitenden auf genügende Ernährung, wurden gelegentlich gestreift. So nebenbei. Die Hauptzeit mußte der tönenden politischen Phrase gewidmet werden, der Aufhebung von Sitzungen, der Androhung von Strafen, dem Austausch von „Décisions", der Pose und dem Vortrag der Generale. Was sich vernünftige Menschen im Laufe eines Nachmittags hätten auseinandersetzen können, dazu wurden rund vierzehn Tage verbraucht. Dabei wurde nicht nur Deutschland, sondern halb Europa in ein politisches Fieber versetzt und der Krisenzustand in Permanenz erklärt. Diese politische Maschine arbeitete erbärmlich. Wenn man überhaupt etwas wie einen Fortschritt bei dieser Konferenz der Krisen feststellen will, so sind es vielleicht die paar einstündigen Unterredungen, die Minister Simons in den letzten zwei Tagen mit Lloyd George und Millerand und mit beiden zusammen hatte.

* * *

Zunächst war für den Deutschen, der nach Spa kam, allerdings ein deutlicher Unterschied der Atmosphäre gegenüber der von Versailles zu merken. Es schien eine Art Verabredung bei den andern zu sein: Also ist es entschieden, die Deutschen sind in Spa, wir müssen mit ihnen reden. Nehmen wir die Geste an, sie träten wirklich wieder in den Kreis. Den Engländern ging das leicht von der Hand. Sie hatten alles erreicht, was sie je zu erreichen gehofft hatten, und es ist nicht englische Art, den törichten Sieger zu spielen. Die englischen Presseleute gaben sich von Anfang an kollegial, gaben sich selbstverständlich, und die Franzosen holten das Selbstverständliche mit großer oratorischer Gebärde herbei.

Mitten in dem kleinen Badeort, über dem die blauen Berge leuchten, liegt das gelbe Haus der Halle aux Bains, in dem die Werkstätte der internationalen Presse untergebracht war. Das heißt, so international war sie im Anfang nicht. Große Zettel an den schönen Freitreppen verkündeten, dies Haus sei „Reservé à la Presse alliée". Eines Tages verschwanden die Zettel, das „Mißverständnis" wurde aufgeklärt. In Wirklichkeit handelte es sich von Anfang an um eine ruppige Lüge, denn auch den Neutralen war die Benutzung der Einrichtungen vom ersten Tage an freigegeben. Man hatte nur den Versuch gemacht, die Deutschen auszuschließen. Ein Versuch, den zwei keineswegs deutschfreundliche Amerikaner ihren alliierten Kollegen gegenüber als taktlos und ohne Würde bezeichnet hatten. Nach diesen ersten Tagen begann aber ein eifriges Brückenschlagen der anderen, und meine kleine Stube in einem Privathause — die deutsche Regierung hatte es nicht für nötig gehalten, die deutschen Pressevertreter irgendwie zulänglich unterzubringen — war manchen Nachmittag und Abend in einen grauen Nebel von Zigarettenrauch gehüllt, aus dem lange, lange schöngeformte französische Sätze und gute englische Bemerkungen herausklangen. Für den Franzosen konnte man mit Engelszungen reden. Sie wollten die Lage Deutschlands nicht begreifen, wie sie wirklich ist, und ihre oft gutgemeinten Ansätze zu vernünftiger Besprechung des Verhältnisses zwischen zwei Kulturvölkern blieben immer dabei stecken, daß sie die Pose des Siegers nicht vergessen konnten, daß sie nicht über das zerstörte Nordfrankreich hinfortkamen, und daß der Gott, zu dem sie beteten, Foch hieß.

Ein halbes Tausend Journalisten aus aller Welt, aus fast allen europäischen Staaten, aus Nord- und Südamerika und selbst aus dem fernen Osten schaffen eine fiebrige Atmosphäre. Schon aus dem Zwang des Berufes heraus, der das Neue wissen will, ehe es noch recht Wahrheit geworden. Die Worte, die Diplomaten und Generale noch kaum zu Ende gesprochen hatten, lagen schon ein paar Minuten später auf den Telephonleitungen nach London, nach Paris, nach Berlin und jagten durch Kabel oder im Funkenverkehr hinüber nach Amerika.

* * *

Ich weiß nicht, ob von den vielen Augen, die täglich über die grünschimmernden Wiesen, die sachtbewegten Baumwipfel, die mattleuchtenden Fernen hinwegglitten, auch nur etwas von der leuchtenden Schönheit dieser Sommertage aufgenommen wurde. Man vergaß, daß überhaupt eine Jahreszeit war. Man vergaß Essen und Trinken und hörte noch im schweren Halbschlaf das Wort „Décision" und fühlte den Alpdruck des ungeheuren Völkerschicksals, mit dem hier Diplomatenhandwerk kühl agierte.

Von deutscher Seite trug Minister Simons wohl fast allein Last, Verantwortung und Führung der Verhandlungen. Ein Mann. In einem dieser Nachtgespräche, da man durch die stiller gewordenen Straßen von Spa ging, sagte mir ein Engländer aus der näheren Umgebung von Lloyd George: „Sie mögen es glauben oder nicht, aber es wäre gut, wenn Sie es glauben: Lloyd George hat Vertrauen zu Ihrem Außenminister. Es sind viele von uns, die meinen, es wäre richtig, eine Hypothek auf dieses Vertrauen zu geben."

Von dem Schattentanz der anderen alliierten Staatsmänner habe ich keinen Eindruck. Graf Sforza zeigte sich oft liebenswürdig, elegant im dichten Kreis der italienischen Journalisten auf der Hauptstraße, auf der die Welt, die dabei sein muß, ihr Wesen trieb. Man rühmte seine liebenswürdige, seine elegante Klugheit. Von ihm wurden die meisten Anekdoten erzählt. Vielleicht sind sie nicht wahr. Aber sie beleuchten die Stimmung. Graf Sforza im Gespräch mit Foch. „Was gedenken Ew. Exzellenz zu tun, wenn durch die Besetzung des Ruhrgebiets im übrigen Deutschland der Bolschewismus ausbricht?" — „Wir werden das in Ordnung bringen!" — „Mit welchen Truppen, wenn ich fragen darf, Ew. Exzellenz?" — „Mit den alliierten natürlich." — „Darf ich dazu bemerken, daß italienische Truppen dafür nicht in Betracht kämen." — „Das weiß ich. Von den englischen vermute ich es." — „Also mit belgischen und französischen! — Darf ich mir nun gerade noch einmal die Frage erlauben, mit welchen Truppen Ew. Exzellenz nach Berlin marschieren wollen?" — Wenn die Geschichte erfunden ist, ist sie im Sinne Sforzas erfunden, der die Ironie als diplomatische Waffe meistert.

Foch trat mehrere Male auf diese Bühne von Spa. Der Klingelzug nach den Generalen war höchste Weisheit der Alliier

Digitized by Google

ten. Wenn der Marschall durch den Park der Villa de la Fraineuse ging, sich von den jungen Mädchen anschwärmen ließ, huldreiche Worte an die jungen Frauen richtete, gab er sich ganz als der alte berühmte General, der Frankreich gerettet hat. Ganz Retter, ganz berühmt und immer bereit, weiter zu retten. Die Neutralen, die sehr scharfe Augen haben, fragten, ob man den General Foch nicht unerträglich eitel fände? Ich kenne zu wenig französische Generale, um das feststellen zu können; und vielleicht wäre es auch falsch, von dem General eine andere Pose und andere Gedanken zu erwarten, die wären den Staatsmännern zugekommen. Aber deren letzte Weisheit war eben der General. Nur bei Lloyd George hatte man den Eindruck, daß er namentlich in den letzten Tagen, als die Nachrichten aus dem Osten immer vernichtender klangen, etwas von dem Uhrschlag der Zeit hörte: Fünf Minuten vor zwölf.

So kam die Konferenz schließlich zu einer Art friedlichen Auseinandergehens, und Lloyd George stellte am Abend dieses Sonnabends, da die Entscheidung gefallen war, vor der englischen Presse fest: Es sei eine große Sache gewesen. Man habe miteinander gesprochen und sehe viele Dinge in anderem Lichte als vorher.

Auch für Deutschland brachte der letzte Tag den wichtigsten Erfahrungsgewinn. Als der Vorsitzende der Konferenz, de la Croix, zum sechsten Male in das Zimmer der deutschen Delegation trat, die gesondert in der Villa Fraineuse tagte, um die Unterschrift Deutschlands unter die Einmarschklausel mit allen Mitteln der Drohung und der Beredsamkeit zu erreichen, sagte ihm Minister Simons: „Wir sollen eine Ohrfeige einstecken und dann erklären, daß eine Ohrfeige keine Ohrfeige gewesen wäre. Wir werden das nicht tun. Sie müssen begreifen, um was es sich handelt. Wir sind am Ende. Sagen Sie das bitte den Herren!“ Nach fünf Minuten kam de la Croix und erklärte, die Deutschen möchten den Vertrag ohne die Einmarschklausel unterzeichnen. Dann fuhr man fort von der gelben, drückenden Sommersonne von Spa und dem Platz, an dem die Rede noch immer vor dem menschlichen Wort gestanden hatte. Die Ankündigung der neuen Konferenz in Genf war das letzte Wort von Spa. Der Weg geht weiter, der Leidensweg unseres Volkes ist lang, aber aus der Tiefe unseres Schmerzes wird langsam die Größe unseres Aufschwungs steigen . . .

Während ich dies schreibe, rollen schon auf den polnischen Schlachtfeldern neue Würfel um das Schicksal Europas.

Die Tatarenschwestern * Von Georg Holland.

Die alte Sisa hatte einen Haufen von Töchtern und Nichten und Enkelkinder bei sich wohnen. Zwei der Enkelinnen, zwei Mädchen von 14 und 15 Jahren, waren meine Bedienerinnen geworden. Beide Kinder waren bildhübsch, beide hatten rabenschwarzes Haar und Augen wie glimmende Kohlen. Aber die eine sah aus wie ein frischer Apfel und hieß Sulicha, und die andere hatte ein edles schmales Gesicht und hieß Fatima.

Wenn es etwas in meinem Haushalt zu tun gab: Hühner rupfen oder Wasser holen oder den Samowar putzen oder den Fußboden scheuern, so waren die beiden Mädchen zur Stelle; kichernd und lachend standen sie mit ihren nackten braunen Füßen in einer Sintflut von Wasser und schrappten mit dem Spachtel die Bretter.

Eines Abends kamen die Kinder zu mir herein und baten mich, ihnen von Deutschland zu erzählen. Doch das war wohl nicht der Hauptgrund; denn da in Baschkurdistan die Menschen früher reif werden und die Mädchen schon mit sechzehn, ja mit vierzehn Jahren heirateten, liebten Sulicha und Fatima es, mit mir herumzualbern und zu kokettieren.

Das war ihnen eigentlich verboten. Aber mich als einen Ungläubigen nahmen sie nicht ernst; und wenn ich, durch dies Kreuzfeuer von Blicken und Worten erregt, mich wirklich einmal vergaß und einen von den kleinen Wirbelwinden anfaßte, so wurden sie ganz ärgerlich und riefen nach Sisa, der Großmutter, die im Nebenraum wohnte: „Ebe, Ebe, Alte, Alte, Haireddin macht Dummheiten!“

Nun, an diesem Abend machte es mir Spaß, den beiden Mädchen ein paar deutsche Brocken einzutrichtern; und begierig sprachen beide gleich Papageien das nach, was ich ihnen vorsprach und dessen Sinn sie doch nicht begriffen: Ich liebe dich, ich liebe dich nicht.

Aber das „Ich liebe dich“ konnten beide nicht behalten; seltsamerweise sprachen sie beide bald, allerdings mit sonderbarem Gaumenlaut, den Satz: „Ich liebe dich n i c h t.“

Schließlich wurde ich ärgerlich und sagte zu Fatima: „Du bist eine Mistbiene“ und schob sie zur Tür hinaus, und zu Sulicha sagte ich: „Du bist auch eine kleine Mistbiene, mach', daß du fortkommst.“

Einige Wochen danach, es war längst Winter, stand ich vor dem großen Ofen meiner Stube und buk Schmalzkuchen, denn ich sollte Besuch bekommen: Ein Deutschpole mit seiner Gattin kam zufällig durchs Dorf und wollte bei mir Tee trinken. Fatima kam herein: „Haireddin, was für Brot backst du?“

„Das ist kein Brot, das sind Kuchen, es werden Gäste kommen.“

„So, so, Gäste; Männer nur oder auch Weibsbilder?“

„Ein Mann und ein Weibsbild.“

„So, so, die werden diese Kuchen, die recht gut riechen, alle auffressen.

„Ja, sie werden sie essen.“

„Schade, Haireddin, schade um die Kuchen; wie oft schon hat die ‚Alte' dir von unserem Weißbrot geschenkt, und du gibst mir nie etwas.“

Ich griff in die Steinschüssel und reichte Fatima einen Kuchen: „Hier iß, Fatima!“

Sie streckte zögernd die Hand aus. „Ist auch nichts von einem Dongus, von einem Schwein daran?“ fragte sie. „Was für Fett ist das?“

„Das ist Hammelfett“, log ich.

Nun biß Fatima mit den weißen Perlzähnen lustig in den Kuchen hinein, aber da mußte sie zum Unglück den Topf mit dem Schweineschmalz entdecken. Wütend schleuderte sie den angebissenen Kuchen in die Ecke. „Pfui! Dongus, Dongus!“ rief sie und würgte sich vor Ekel und spie aus, und dann weinte sie und ging zur Tür hin, drehte sich aber noch einmal um und rief, indem sie nach mir spuckte: „Die Cholera dir, Haireddin! Ich spei' dich an.“

Ich lachte über den kleinen Teufel; ich wußte ja schon, in einer Stunde hatte Fatima alles vergessen und war lustig und vergnügt.

Mädchen mit Katzen. Von Reinh. Kuebart.

Digitized by Google

Meine Gäste kamen: Herr und Frau von Kwilecka; er ein Kavalier, sehr elegant, sie eine Dame, sehr elegant. Wir saßen in meiner bescheidenen Hütte und tranken Tee und aßen Kuchen.

Auf einmal öffnete sich die Tür; Fatima und Sulicha traten unnatürlich artig und bescheiden in die Stube, pflanzten sich vor der Dame auf und starrten sie wortlos an.

„Was wollt ihr?" fragte ich.

„Nichts; wir wollten nur das deutsche Weibsbild betrachten."

Und nach einer Weile stummen Staunens: „Kann das Weibsstück nicht Tatarisch reden?"

„Nein, sie versteht es nicht," sagte ich, „macht nun aber, daß ihr fortkommt; ihr stört uns nur."

Beide gingen, doch in der Tür blieb Fatima stehen, richtete sich stolz auf und sprach: „Wenn das Weibsbild nicht Tatarisch kann, so können wir doch Germanisch reden."

Und ehe ich's verhindern konnte, sprach sie schnell, zur Frau von Kwilecka gewandt: „Ich liebe dich nicht — kleine Mistbiene. . ."

Ich war nicht gerade erfreut. Aber Frau von Kwilecka, die nicht recht verstanden hatte, rief: „Sprechen die Kinder Deutsch? Was sagten sie denn?"

Und noch einmal wiederholte Fatima, die offenbar den Sinn der Frage verstanden hatte: „Ich liebe dich nicht, kleine Mistbiene."

Da errötete Frau von Kwilecka sanft und fragte nicht weiter.

Am Weichselufer * Von Job Zimmermann.

Bei Kurzebrake laufen hohe grüne Dämme und Deiche bis an das Bett des in Ewigkeit leise und stetig fließenden Silberstromes. Sinkt die Sonne, so erglänzt der breite Flußlauf von wunderbar aufflammenden Lichtern und verglühenden Feuerfarben. Köstliche, tiefe Ruhe lagert über dem grünen Land, das sich an dieser Stelle dem Blicke weit nach Westen öffnet. — Drüben, auf dem anderen Ufer der Weichsel, erstreckt sich das deutsche Gebiet, das ohne Volksabstimmung der polnischen Herrschaft überantwortet worden ist.

Die deutschen Dörfer — sie sind so augenfällig deutsch — dienen zum Quartier den polnischen Gendarmen und Grenzern, die den harten Anordnungen landfremder Staroste mit aus deutschen Beständen entlehnten Schwertern Nachdruck verleihen.

Ganz hinten, in der Ferne, liegt unter einer leichten Wolke von Dunst und Rauch Neustadt. Die Polen haben die Stadt Weihorowo genannt. Sie haben eine eiserne Stirn . . .

* * *

Wie wehrlos und stumpf doch unsere Nation in sich zusammensinken konnte! Ist es nicht geradezu ungeheuerlich, wie schnell man im Reiche die Vergewaltigung der heute polnisch heißenden Landstrecken links der Weichsel vergessen und verschmerzt hatte?! — Über einige schwächliche Proteste und Demonstrationen ist es nicht hinausgekommen. — „Schicksal ist Schicksal", und die Zigarre schmeckt den flammend entrüsteten Rufern aus der Zeit vor Unterzeichnung des Versailler Vertrages gar bald wieder. Es gibt so ein bequemes Sprüchlein von der Gewalt, gegen die schlecht anzugehen ist; ein Sprüchlein, das den wortreichen Patrioten auf gute Weise den Weg hinüber zur „erbitterten" Resignation vermittelt.

Hinzukamen die bewußten Kräfte im Lande, die seit dem Niederbruch wie Sumpfblumen florieren und zu deren vornehmsten Aufgaben es gehört, nationale Momente jeder Art den Brennpunkten des öffentlichen Empfindens fernzuhalten, was um so leichter zu gelingen pflegt, als ihnen eine zweckdienlich und vorsichtig geleitete Presse zur Verfügung steht. —

Das Reich, das Mutterland vergaß die schönen, fruchtbaren Gebiete im Osten. Die deutsche Bevölkerung gewöhnte sich überraschend schnell daran, vom polnischen Pomerellen zu sprechen. Im vergewaltigten Westpreußen aber ist dies alles von vornherein anders gewesen. — Wo hier Gleichgültigkeit und Vergeßlichkeit die Gemüter beherrschten, fanden sich dort Schrecken und Furcht, Verzweiflung und — Betäubung.

* * *

Nun ist es anders geworden über Nacht. —

Nur scheinbar ruhig liegt das Land unter den violetten und dunkelroten Schleiern des herabsinkenden Abends. Es gärt in seinen Städten und Dörfern. — Am 11. Juli, da östlich des Stromes die Volksabstimmung die deutsche Wahrheit an den Tag legte, daß den Leuten bis Paris die Ohren davon gellten, ist es aus dumpfer Betäubung erwacht. In den stillen Häusern, an den Stätten werktätiger Arbeit regt sich die glühende Sehnsucht zum Deutschtum, zur angestammten Nationalität. Es spannen sich die Muskeln der Männer, Fäuste ballen sich insgeheim, und den rechten Frauen wird das Herze weit, wenn sie hinüber zur Weichsel blicken . . .

In allen Gassen und Straßen aber, an allen Wohnplätzen regt sich der Haß, der bittere Haß gegen die blutsfremden, lächerlich unfähigen und anmaßenden Zwingherren.

* * *

Das alles hat vermocht die Volksabstimmung in Marienwerder und Allenstein. Sie hat die Herzen neu belebt und die Köpfe klargemacht in Pomerellen. Die Bewohner schicken sich an, vor dem Ohre der Welt — soweit sie alliiert und assoziiert und also maßgebend ist — ihr Recht auf Selbstbestimmung geltend zu machen. Sie hoffen darauf, hinter den kühlen Stirnen der leitenden Engländer und Franzosen Gerechtigkeit zu finden. Sie hoffen auf ihre Volksabstimmung . . .

Diese Volksabstimmung ist wirklich ein deutsches Ereignis von erschütternder Eindringlichkeit gewesen. Wenn heute von gewisser Seite geflissentlich in die Welt gesetzt und von bedenkenlosen Schwätzern willig nachgeplappert wird, daß es Hamsterei gewesen ist, die die meisten der Stimmberechtigten zur Reise in die alte Heimat veranlaßt hat, so kann diese wirklich perfide Fälschung der Tatsachen nicht laut genug an den Pranger gestellt werden.

Freilich ist das Ergebnis der Abstimmung all den Leuten ein Dorn im Auge, die seit der Novemberrevolution aus „guten" Gründen stets von der „Vernunfterwägung" ausgehen, daß die Geschicke unseres Landes heute ausschließlich im Sinne der als alliiert geltenden Mächte zu lenken und zu bereiten seien. — Aber sie sollten nicht zu so plumpen Methoden greifen, um der ganzen Angelegenheit den verwünschten nationalen und idealen Zug zu nehmen. Sie werden ohnehin nicht ändern können, daß dieser ideale Zug nunmehr wieder stark und stärker durch die deutsche Welt gehen wird und daß er in den Brut- und Pflegestätten internationaler und linksdemokratischer Weltanschauung die Türen springen und die Fenster klirren machen wird. . . .

* * *

Leise, ganz schwach, dringt ein Pochen an das Ohr. Es kommt von drüben. Am polnischen Ufer des Flusses werden Flöße gezimmert. Dunkel und lang lagern die Holzmassen. Winzig harrt ein Gespann. Geschäftige Männlein kommen und gehen, wie wandernde Punkte. — Das ist nun ihre Arbeit, dort drüben, ihre polnische Arbeit. Sie sind begeisterte Holzfäller und Flözer, selbst nach Feierabend, und wüsten natürlich in den deutschen Waldbeständen, daß jedem Forstmann das Herz blutet. Es ist so nett unkompliziert und bequem, das Holz zu schlagen. Nicht etwa, um es zu verarbeiten — Gott soll schützen! — sondern um es zu verkaufen. Ein Geschäft, das die Glieder stärkt und den Mann ernährt. Wer will da sagen, daß dies eine Wirtschaft auf Abbruch, eine polnische Wirtschaft bedeute?! — Weiß der Himmel, wie lange dem Warschauer Holzhändler der deutsche Wald noch wächst! Es wird abgeholzt. Man muß den Tag nützen, wie man es versteht. —

* * *

Und so führt das silberne ewige Fließen der Weichsel deutsches Holz für polnische Händler den Strom hinab. Die Ziehharmonika singt und klagt, die Holzflözer lachen, und die buntröckigen Weiber aus Kongreßpolen kreischen und springen, bis die Nacht alles dunkel macht. Aus der Richtung von Neustadt aber tönt in kurzen Abständen dünn und dennoch deutlich das langgezogene, scharfe Kreischen einer Sirene herüber. Seltsam böse und ernst erklingt sie dem Ohr, als gäbe sie Kunde von Brand und von Blut. Blut. . .

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Das Verwandlungskleid * Von Luise Marelle.

Im Juni wurden im Deutschen Lyceum-Klub Kleider gezeigt, die von Frauen des Mittelstandes — nicht von zünftigen Schneiderinnen — für Frauen des Mittelstandes gefertigt waren im Hinblick auf Gründung einer Genossenschaft ohne Unternehmergewinn. Vorweg sei gesagt, daß nach dem Urteil Sachverständiger die „Abarbeitung" tadellos sachgemäß war. Einige Modelle brachten beachtenswerte Neuerungen.

Die zehn ausgestellten Kleider waren entworfen, zugeschnitten und bei der Anfertigung beaufsichtigt von einer bekannten Bildhauerin, die jetzt in Weimar lebt, nachdem sie 1914 aus Frankreich flüchten mußte.

Einem alten Thüringer Geschlechte entstammt, studierte sie u. a. bei Rodin und wurde 8 Jahre hintereinander im „Salon" in Paris zugelassen, ein Beweis anerkannter Künstlerschaft. Vom Herzogspaar Vendôme führte sie in London Porträt-Statuetten aus. In Berlin stellte sie 1912 in der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" die Büste der Herzogin d'Uzès aus, Veranstaltung des Lyceum-Klub Paris; 1916 eine Kaiserbüste, die jetzt im Auftrage des Käufers, Grafen Th., bei Gladenbeck gegossen wird.

Neben der großen Kunst beschäftigte sie sich stets mit kunstgewerblichen Entwürfen und Erfindungen. Vor ein paar Jahren gelangen ihr ganz außergewöhnlich gut wirkende originelle Möbel in gotischem Stile. Sie erwarb beim Abbruch des alten Logenhauses in Weimar schöne Ornamente (etwa 14. bis 15. Jahrhundert), tönte sie braun, entwarf Verbindungsteile dazu für eine Anrichte, eine hochlehnige Bank mit Baldachin, eine Sitztruhe usw., die unter ihrer Anleitung von einem geschickten Dorftischler zusammengesetzt waren und jetzt tatsächlich in ihrem reizvollen dämmerigen Atelier in Weimar nahe der Belvedere-Allee wie Museumsstücke wirken. In ihren kleinen Tanagra-Porträt-Statuetten bemüht sie sich besonders Bewegungsstudien festzuhalten: ein zwischen zwei Ästen auf der Schaukel sich schwingendes lachendes Mädchen, die reizvolle, überaus lebensvoll wiedergegebene Tochter einer bekannten Schriftstellerin in Weimar; ein Krocket spielendes Mädel mit flatterndem Rock in Laufschritt, der eine Skizze aufnehmende Maler von Eschwege u. a. gelangen ihr so gut wie die originelle Silhouette der rühmlichst bekannten Radiererin und Schriftstellerin von Freytag-Loringhoven. — Allerhand Erfindungsprobleme beschäftigten sie daneben, so das Modell einer durch wenige Handgriffe auf jede Größe und Stärke verstellbaren Kleiderpuppe, die sie soeben als Patent anmeldete. Die „Schneiderkunst" übte sie schon als Kind an Puppenkleidern, später an den eigenen, reich gestickten Hofschleppen.

„Das Kleid auf zwei Seiten zu tragen" ist ihre Lieblingsidee. Heute empfängt sie ihre Gäste im dunkelblauseidenen Nachmittagskleide, — morgen im hellbraunen auf der Futterseite.

Als Kraftprobe eigenen Beherrschens des Handwerkes stellte sie ein Straßenkleid aus; Außenseite: feiner Wollpopeline-Rock mit halbanliegender Jacke; Innenseite: Taft-Faltenrock mit gegürtelter Blusenjacke. — Arbeitskleider aus dunklen Nesselstoffen waren soutachiert mit fortlaufenden Mustern, die sie ohne Aufzeichnung aufnähen läßt. Ein Kittelkleid, mehrfach in Tuch ruchbestellt, zeigte reiche kubistische Stickerei in Kunstseide. — Sehr hübsch wirkte auf dem leinenen Jung-Mädel-Kleide ein leichtes Sternblumenmuster, aus weißer Schnur mit Zierstichen freihändig ausgeführt. — Die untenstehenden Aufnahmen bringen das „Verwandlungskleid": Kurzärmelig, mit kleinem Halsausschnitt, ist es bequem für Bureau-, Haus- und Gartenarbeit und wird in ein kleidsames Straßenkleid umgewandelt durch anzuknöpfende Unterärmel und ein Rücken- und Brust-Jackenteil mit Stuartkragen, das am Gürtel befestigt wird.

Erwähnenswert sind die langen „Hamstertaschen", in die man zur Not den Schirm wie ein Seitengewehr stecken kann.

Möchte es der Künstlerin gelingen, das nötige Kapital zusammenzubringen, die Rohstoffbezugsquellen zu sichern, um ihren Plan einer Genossenschaft von Frauen für Frauen des Mittelstandes zur Anfertigung praktischer wie auch gefälliger Kleider auszuführen. Denn das praktische und doch nicht häßliche Kleid der Frau des Mittelstandes ist eine ernste Angelegenheit in unserer bettelarmen Zeit. Die Lösung der Frage: Womit sollen wir uns kleiden? ist doch mindestens ebenso wichtig wie die: Womit sollen wir uns ernähren?

Für die Straße.

Für das Haus.

Digitized by Google

Hauswirtschaft und Küche.

Sommerarbeiten. Im Sommer lasse man vom Töpfer die Öfen nachsehen und etwa abgebröckelten Lehm ersetzen. Auch die Dichtigkeit der Fensterscheiben sollte nachgeprüft und vorhandene Risse sollten gut ausgekittet werden. Ebenso lasse man die Ziegeldächer nachsehen, damit der kommende Herbst mit seiner Regenzeit und der Winter mit seiner Schneelast keinen Schaden anrichten können.

Brennholz, das im Winter benutzt werden soll, muß im Sommer an einem luftigen und sonnigen Ort vollständig austrocknen. Stockig gewordenes Holz verliert seine Heizkraft vollständig. Buche, Birke und Eiche ist dem Erlen-, Tannen- und Fichtenholz vorzuziehen. Das Holz muß so geschnitten sein, daß es dem Ofenheizraum entspricht, es darf nicht länger als die Rostfläche sein, auf der es liegen und brennen soll. Holz, das zwei Jahre lang vor dem Gebrauch gefällt und geschnitten ist, heizt am besten. Verfügt man nicht über solches vollkommen ausgedörrtes Holz, so müssen die zur Verwendung kommenden Holzstücke erst einige Tage hinter dem Ofen oder in der Nähe des Herdes liegen, damit sie brauchbar werden. Es ist jeder Hausfrau anzuraten, so frühzeitig als möglich ihren Holzbedarf einzukaufen.

Papierbriketts sind das beste und billigste Anheizmaterial, zumal da das zum Anheizen käufliche Holz sehr teuer ist und außerdem nur in Ausnahmefällen trockene Beschaffenheit zu zeigen pflegt. Um die Papierbriketts herzustellen, muß man das Papier weichreiben, dann anfeuchten und zu runden Kugeln zusammenballen. Wenn die Papierbriketts, im warmen Raum auseinandergebreitet, wieder trocken geworden sind, kann man sie mit gutem Erfolg als Holzersatz zum Feueranmachen benutzen.

Unreife Melonen, die man manchmal in Handelsgärtnereien kaufen kann, finden eine ganz vorzügliche Verwendung zu Zitronat oder Sukkade, welche wir gerade für manches Weihnachtsgebäck schmerzlich vermissen werden. Man schält die nicht ganz reifen Melonen, entfernt Kerne und weiches Fruchtfleisch und schneidet die Melone in fingerlange Streifen. Für ein Kilogramm Melonenstreifen muß man ½ Liter Essig, ebensoviel Wasser und — hier kommt nun allerdings die jetzige Schwierigkeit — ein Kilogramm Zucker nehmen; in dieser Flüssigkeit wird die Melone am ersten Tage nur kurz aufgekocht, worauf man sie im Saft langsam erkalten läßt, um dann das Aufkochen und fünfminutige Weiterkochen der Melone täglich zu wiederholen, und zwar so oft, bis der Zuckersaft ganz dick wie Sirup geworden ist. Dann werden die vom Zucker jetzt ganz durchdrungenen Melonenstücke zum Abtropfen auf ein Sieb gegeben und auf ein weißes, mit Zucker bestreutes Papier gelegt, auf dem sie abtrocknen müssen. Nun erst zieht man die Melonenstücke auf Fäden und läßt sie ganz trocken werden, so daß die Melonenstücke die Beschaffenheit von Zitronat erhalten. Dieses Melonenzitronat ist von ganz ausgezeichnetem Geschmack.

Hagebutten. Wer Gelegenheit findet, Hagebutten zu sammeln, lasse sie nicht ungenutzt vorübergehen. Das Entkernen ist zwar etwas mühsam, aber ein Vorrat dieser getrockneten aromatischen Früchte bietet im Winter Ersatz für das Eingemachte, das aus Zuckermangel in vielen Speisekammern fehlen wird. Getrocknete Hagebutten können zu Suppen und Tunken verkocht werden, auch unter Dörrobst gemischt, erhöhen sie dessen Wohlgeschmack. Wer die entkernten Früchte frisch zu einer sehr köstlichen Marmelade verkochen will, weiche sie einige Tage in wenig Wasser ein, koche sie auf, treibe sie durch ein Haarsieb und rechne auf ein Pfund des gewonnenen Marks 250 Gramm Zucker. Die Masse muß unter beständigem Rühren mit einem neuen Holzlöffel auf langsamem Feuer ungefähr eine Stunde kochen. Man bewahrt sie, in Gläser gefüllt, an einem kühlen, trockenen Ort auf.

Bohnensalat. Weiße Bohnen — aber nicht die kleinen, bitteren, die jetzt überall billig angeboten werden — werden langsam (Kochkiste) weichgekocht, ohne daß sie zerfallen. Man läßt sie an einer warmen Herdstelle, von allem Wasser befreit, stehen, damit sie nicht vollständig erkaltet sind, ehe man sie mit einer reichlich bemessenen Tunke vermischt, die aus gutem Essig, Öl oder in Ermangelung dessen aus ausgelassenem Speck ohne Grieben, wenig Mostrich, einiger Löffel zerquirlter saurer Milch und folgenden feingewiegten Kräutern: Petersilie, Pimpernell, Boetsch, Esdragon, Schnittlauch besteht. Der Salat wird mit Tomatenscheiben belegt, hält sich aber, der Kräuter wegen, nur einen Tag.

Obstkuchen. Man kann Kirschen, Pflaumen oder auch Äpfel zum Belegen eines gewöhnlichen Mürbe- oder Hefeteigs nehmen und diesen dann mit folgendem Guß ungefähr kleinfingerhoch bestreichen. Weißer Käse wird durch ein Haarsieb getrieben und schaumig gerührt, dazu gibt man auf ein halbes Pfund ein ganzes Ei und einen knappen Löffel weißes Mehl, Zucker nach Belieben, eine Prise Salz und etwas abgeriebene Zitronenschale. Wenn möglich, legt man obenauf einige Butterflocken und backt den Kuchen in einer Springform bei guter Oberhitze gar. Nachdem bestreut man ihn mit feinem Zucker. Der Kuchen kann kalt und warm gegessen werden.

Schlechtes Aussehen? Nimm Biomalz!

Man kann schlechtes Aussehen nicht mit äußerlich anzuwendenden Mitteln verbessern; man kann es dadurch nur verschlechtern. Wo Unterernährung die Säfte verdirbt, wo die Verdauung schlecht, der Appetit mangelhaft ist, da verliert das Antlitz seine Frische, es verblüht und welkt vor der Zeit.

Nur von innen heraus lassen sich die Ursachen des schlechten Aussehens beseitigen, nur von innen heraus kann man mit einer Biomalz-Auffrischungs- und Kräftigungskur ganze Arbeit machen.

Biomalz ist ein bekannt vortreffliches Kraftnahrungsmittel aus Hafer. Es wirkt auf Verdauung und Stoffwechsel anregend ein, es bessert Blut und Säfte, kräftigt die Nerven. Bald tritt die Wirkung des Biomalz-Genusses auch äußerlich zutage:

Das Aussehen wird besser und blühender,

eckige und schlaffe Gesichtszüge verschwinden allmählich, die Arbeits- und Lebenslust steigt.

Die Pfunddose kostet 12.— Mark. Andere Nahrungsmittel mit geringerem Nährwert sind oft viel teurer. Biomalz kann nicht billiger, es kann nur teurer werden. Rechtzeitige Eindeckung ist zu empfehlen.

Man nehme nichts anderes, nichts angeblich Ebensogutes. Nur Biomalz!

Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach, oder wir versenden von 3 Dosen an franko gegen Nachnahme.

Gebr. Patermann,
Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

Friedman

68. Jahrgang 1920 · Nr. 32

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Der Kaschube. Radierung von Christian E. Beutter.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Kells Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaec. (5. Fortsetzung.) . Seite 521
Frauenkopf. Radierung von Max Pietzschmann. . . . . „ 521
Im Ire bad. Gemälde von Karl von Bergen. . . . . „ 523
Kaschubenland. Von J. Gulgowski. Mit Abbildungen nach Radierungen von Christian E. Beutter. . . . . „ 525
Die Unhaltbarkeit der heutigen Wetterlehre. Von Georg Wutke. . . . . „ 527
Zwei Welten. Von Herta Korten. . . . . „ 527
Goethes philosophischer Schuster. Von Paul Schumann, Dresden. (Mit Abb.) Seite 538
Neue Wege zur Verbesserung der Volksernährung. Von Professor Dr. R. Hennig. . . . . „ 532
Ludwig Ganghofer †. Von Dr. C. Mühling. Mit Porträt . . . . . „ 533
Streiflichter. . . . . „ 534
Die Welt der Frau: Die gute Sitte. Von Else Otto. . . . . „ 535
Was die Mode bringt. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 526

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Bad Wildungen.

Kinder jeden Alters finden in schönem, gesundem Heim in nächster Nähe herrlicher Waldungen liebevolle Aufnahme und Erziehung. Einfache, aber gute und kräftige Ernährung; ärztliche Überwachung; höhere Schulen am Platze, Beaufsichtigung und Nachhilfe durch Akademiker. Preis monatlich 300.—, 400.— Mark. Anfragen unter C. N. 890 an Annoncen-Expedition Invalidendank, Cassel, erbeten.

Stellengesuche

Landwirt, 45, Flüchtling, alleinsteh., sucht Stellung als Wirtschafter (auch kl. Wirtsch.), evtl. Einheirat. Off. an Fr. Böttcher, Berlin, Thaerstr. 54 IV.

Junges Mädchen sucht zwecks vollständ. Ausbild. i. Haush. u. gesellsch. Formen Aufnahme i. bess. Hause. Ob Stadt od. Land ist gleich. Zuschr. üb. Pensionspr. u. Näh. erbet. u. A. 7395 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Wir suchen für baldigen Eintritt eine gute, katholische

Näherin

gegen Lohn und gute Behandlung. St. Vinzenshaus, Beckum i. Westf.

Suche sofort tüchtiges

Hausmädchen od. Stütze.

Fr. G. Warnecke, Ketzin b. Potsdam.

Für kleine Vorstadtvilla

einfach. Stütze od. Mädch.

für 3 Erwachsene sucht Rechnungsrat Koeppen, Schwerin (Warthe)

Frau Krause,

wo haben Sie bloß das liebe, fleißige Dienstmädchen her?"

„Durch ein Inserat in der „Gartenlaube", Frau Baurat. Das Hauspersonal, das man auf diesem Wege bekommt, hat stets Tugenden, denn ein Blatt wie die „Gartenlaube" wird nie von liederlichen, vergnügungssüchtigen, sondern von soliden, anständigen Mädchen gelesen. Sie können sich darauf verlassen, daß Sie durch die „Gartenlaube" das finden, was Sie lange vergeblich suchen. Ich habe gleich auf das erste Inserat eine hübsche Auswahl von Briefen bekommen. Schreiben Sie nur bitte gleich an die Anzeigen-Abteilung der „Gartenlaube", Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. Weiter haben Sie nichts zu tun. Alles andere besorgt die „Gartenlaube"."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Krause. Ich werde sofort einen Inseratentext hinsenden! Und wenn ich das finde, was ich brauche, gebe ich Ihnen ein halbes Pfund Butter!"

„Dann bitte ich, Frau Baurat, mir das halbe Pfund Butter gleich zu geben, denn — verlassen Sie sich darauf — Sie finden bestimmt, was Sie brauchen!"

Vertrauensstellung.

Gesucht zu Anfang Oktober nach Westfalen für herrschaftlichen Haushalt (2 Personen) durchaus tüchtige, ältere, evangelische

Haushälterin.

Gründliche Kenntnisse im Kochen, Backen, Einmachen u. Behandlung des Federviehs. Bedingung (zwei Mädchen und Putzfrau vorhanden). Gefl. Gesuche mit Zeugnissen zu richten an Frau Komm.-Rat Burgers, Gelsenkirchen.

Suche zu sofort tüchtige, einfache

Mamsell,

perfekt im Kochen, Einm., Wäschebehandlung, Hühnerzucht u. allen Arbeiten eines ländlichen Haushalts. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche an

Frau Oberamtmann Jaeckel, Dom. Buntowo b. Flatow (Westpr.).

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Rent- und Forstamt Schloß Neindorf bei Oschersleben (Bode) sucht eine tüchtige weibliche Kraft mit guter Schulbildung, welche mit der Feder und Schreibmaschine gewandt, namentlich aber in Stenographieren und Rechnen sicher und in ihrer Haltung zuverlässig sein muß. Damen, die bereits in der Buchführung und der Bearbeitung von Amts- und Standesamtssachen Erfahrung besitzen, werden bevorzugt. Antritt 15. September d. J. Wohnung und Verpflegung im Schlosse. Schriftliche Bewerbungen nebst Schul- und sonstigen Zeugnissen, Lebenslauf, Bild und Gehaltsansprüchen sofort erbeten. Persönliche Vorstellung nur auf Ansuchen.

Vermischtes

Wer sitzen bleibt

hat oft selbst Schuld. Wer ein gut abgefaßtes Inserat in die „Gartenlaube" setzen läßt, hat die größte Aussicht, dem „Sitzenbleiben" zu entgehen und mit einem lieben Lebenskameraden glücklich zu werden. Niemand lehnt heute diesen Weg ab. Unsere in allen guten Häusern aller deutschen Lande sehr beliebte „Gartenlaube" gibt Ihnen die Gewähr, einen soliden Gatten zu finden, denn der Charakter unseres Familienblattes bringt es mit sich, daß es nur in soliden Kreisen gehalten wird.

Wir wollen Ihnen gern behilflich sein, Ihr Glück zu finden. Bitte senden Sie uns vertrauensvoll einen An eigenwortlaut ein. Wir senden Ihnen diskret (im Kuvert ohne Firmenaufdruck) eine Mitteilung über die Kosten. Niemand erfährt etwas davon. Wenn Sie darauf nicht antworten, nehmen wir an, daß Sie die Einschaltung eines Heiratsgesuches nicht wünschen und schweigen. Gemahnt werden Sie nie! Wir haben schon vielen zu großem Glück verholfen. Bitte schreiben Sie umgehend an die Anzeigenabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41.

Geb. Mädchen, Kleinstädt., Anf. 30, g. Fam., nicht ganz unbem., wünscht m. nett., bess. Herrn i. Briefw. z. tret. zw. spät. Heirat. Angeb. erb. u. S. 7330 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Ber in SW 68.

Dame, 32 J., ev., hübsch., blond. Erschein., sehr wirtsch. u. gesch., verm., m. guter Friedensausst., w. d. Bekanntsch. ein. nett. Herrn, Geschäftsm. od. Beamter, auch Förster sehr bevorzugt., zwecks Heirat. Zuschriften erbeten unter F. T. 229 Filiale „Zülichauer Nachrichten", Unruhstadt.

Feingebild. junges Mädchen, höh. Beamtentochter, 23 Jahre, sehr zurückgezogen lebend, von großer Herzensgüte, idealer, ernster Lebensauffassung, wenig Vermögen, möchte gern eines Mannes treue Lebensgefährtin und, da sehr kinderlieb, event. Kindern eine liebevolle zweite Mutter werd. Briefe erb. E. 7382 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Junge Frau, 42 Jahr, schuldl. gesch., m. 7jähr., wohlerz. Töcht. u. Verm., w. gebild. Herrn zw. Heirat kenn. zu l. Beamt. i. fest St. v. 45-50 J. Witw. m. gut., herz., treuem Charakt. w. e. traut. Heim z. schätz. weiß. Bitte Off. u. K. 7385 a. A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Des Junggesellenlebens müde, wünsche ich eine passende

Lebensgefährtin

kennen zu lernen. Geschäftsinhaber der Bau- und Holzbranche in Industriestadt Thüringens mit groß. Einkommen, 37 J., ev., mittelgroß. Damen in gleichen Verhältnissen oder deren Verwandte bitte ich um freundl. Zuschriften unter T. 7391 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68. Diskretion selbstverständlich. Gewerbsmäßige Vermittler verbeten.

Jg., geb. Landwirt,

25 J. alt, ev., von statt. Erschein., groß u. kräftig, sucht Bekanntschaft mit Dame bis 35 J. zw. sp. Heirat. Gefl. Zuschriften erbitte unter Beifügung einer Photographie u. R. 7389 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Eheanbahnung,

vornehm und diskret, vermittelt Frau Marga Evers, Klotzsche-Dresden, Querallee 8.

Tüchtiger, kunstgewerblicher Maler, 3', ev., Spez. f. Malerei auf Seide, Kleiderst., Schals, Kissenpl., Lampenk., m. eig. klein. Betr., möchte sich m. pass. Dame, welche sich kaufm. o. künstl. betät. kann, verheir. Charakt., Edelm., wirtsch., Vorzüge und Ersparn. sehr erw. Off. erb. u. Cd. 573 Nebenst. d. Berl. Lok.-Anz., Berlin, Gr. Frankfurt. Str 36. Erw. Verm. find. i. m. f. Opf

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Treuring

löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Broschüre: „Lebenskameraden". — Treuringwerk, Berlin, Schillingstr. 96.

Hotelierstochter,

Erbin väterl. Gesch., 26 j., ersehnt Neigungsehe. Zuschr. u. Hgs. 312 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. hat als erstes, größtes und weitverbr. Unternehmen eine Organisat. aes Sichfindens eingeführt, die i. beispiell. Weise Gelegenheit bietet, unter Gleichgesinnten pass. Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende v. Erfolgen. Verl. Sie uns. interess. Bundesschr. geg. Eins. von 70 Pf.

Verlag G. Bereiter, Leipzig 607 oder von Verlag G. Bereiter München 607, Maximilianstr. 31.

Junger Bankbeamter,
Kriegsteilnehm. 14-19, 2 J. Gefgsch., sucht Erholung auf gr. Gut. Gefl. Zuschriften erbeten Kz. 980 Berlin W 8, Depeschensaal A. d. Linden 3.

Ernstgemeint!
Suche für mein. Freund u. Teilhaber i. Geschäft, 31 J., mittl. Gr., solid u. strebs., zwecks Heirat d. Bekanntschaft einer Dame, auch Kriegerw. m. K. in gesetzt. Alter. Weg. spät. Vergröß. d. Geschäfts Vermögen erwünscht. Offerten unter Hgp. 20/291 an Aug. Scherl G. m. b. H., Hamburg.

„Welt-Detektiv"

Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

32)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Hotel Augusta Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Schweiz.

Arosa „Alpensonne", erstklassiges Kurhotel. Alle Zimmer fließendes Wasser. Prospekt.

Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Hotel Bellevue. vornehmes Haus. Sonnenlage. Mäßige Preise. Prospekt.

Basel Grand Hotel Victoria & National, bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer: Paul Otto.

Davos-Dorf Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Lugano-Castagnola Kurhaus Monte-Brè. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Verpflegung uneingeschränkt. Arzt: Dr. Kornmann.

St. Moritz Savoy-Hotel, vornehmsten Ranges in herrlicher Südlage.

Digitized by Google

Nr. 32

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

5. Fortsetzung.

Unten im Arbeitszimmer waren für die Vermählten die Geschenke auf einer Tafel aufgebaut. Der Hausherr suchte. Tante Sebke hatte ihm und seiner Frau nichts gegeben.

Da — überrascht prallte Reimer vor seinem Schreibtisch zurück. Im Fächer stand an seinem alten Platz Imme Lübbens vermißtes Bild, sogar mit einem Myrtenzweig geschmückt.

„Ist die Alte denn ganz verdreht geworden? . . . Fort! Weg damit!" entfuhr es dem leicht erblaßten Mann. „Gut, das Bild hat sich wiedergefunden! Aber es mir heute ausgesucht mit Myrten zu umkränzen? . . . Ein wahres Glück, daß ich es ohne Etta finde! . . ." Seine Hand schloß das Bild im Schrank des Schreibtisches ein.

Und Dr. Reimer Bojunga war sehr zufrieden mit sich. Er dachte an sein Weib, dessen leichte Schritte er über sich hörte, und fühlte: „Mehr als je gehört Etta meinem Herzen. Es wird alles gut werden."

Reimer setzte sich an den Schreibtisch, um noch vor dem Erscheinen der jungen Hausfrau einen Brief an die Versuchsstation zu erledigen, und freute sich, mit dem Geschäftlichen fertig zu sein, da sein Weib zu ihm ins Zimmer sah.

„Dich hat der Schlaf gestärkt! Ich sehe schon!" rief Reimer froh, während er sich schnell erhob. Er küßte Etta. Und sie erwiderte es vielfach.

Dann brachte zum erstenmal Eka, die Tochter des Kutschers, der Herrin die Schokolade. Reimer war seiner Milchsuppe treu geblieben.

Bevor das Ehepaar den Morgenspaziergang antrat, besah auch die junge Frau die Geschenke.

Sogar Wabbe und ihr Rotfuchs hatten eine Gabe gestiftet.

„Wink mit dem Zaunpfahl", dämpfte Reimer Ettas Lob und Freude. „Halten nämlich am kommenden Sonntag selber Hochzeit."

„Wo hinaus geht's?" forschte die junge Frau, als sie das Haus verließen.

„Ich denke, zunächst auf Tenne und Hof. Dort begrüßen wir kurz die Leute. Im Gulf wird Heu abgeladen. Weißt du noch? . . . Genau wie vor zehn Wochen."

„Ja, ja", nickte Etta.

„Und dann, Frau, möchte ich unsere Bohnen sehen. Sie werden wohl gemäht sein."

„So! Rein wirtschaftlich", erwiderte Etta. „Ich hätte dir wenigstens für heute gern einen poetischeren Weg in Vorschlag gebracht — auf den Deich! Ich liebe so sehr das Freie! Ich möchte einen weiten Blick hinaus tun — gerade heute!"

„Das kannst du auch auf meiner Bank vor dem Bohnenfeld haben", beharrte der Landmann.

Etta folgte ihm gesenkten Hauptes. Wohl etwas enttäuscht, doch ohne Widerspruch. Sie

Frauenkopf. Radierung von Max Pietschmann.

Digitized by Google

hatte sich den weißen Strohhut mit den Mohnblumen aufgesetzt. Sie sah zauberschön aus.

Die Leute auf der Tenne stellten beim Erscheinen des Paares die Arbeit ein. Sie boten den Neuvermählten die schwieligen Hände.

„Und Sonntag komm' ich bestimmt zu eurer Hochzeit", gab die Frau des Hofbesitzers ihr Versprechen.

„Platt mußt du noch lernen", sagte Reimer.

„Werde ich auch", lautete die ruhige Entgegnung. „Papa hat mir schon etwas davon beigebracht."

Vor Frau Sebke Tiarks' Altenheim, einem Häuschen zu ebener Erde mit zwei Fenstern neben der Haustür, machte das Paar halt.

„Wir werden jetzt nicht bei ihr einkehren. Wir wollen uns die gute Stimmung jetzt nicht verderben lassen", entschied Reimer und eilte, weiterzukommen.

Die Bohnen — ganz recht! — lagen schon gemäht am Boden. Der Blick war dadurch weit geworden. Und er gab sich nicht unschön. Stoppelfelder, Wiesen und Weiden mit grasendem Vieh, einzelne Gehöfte und baumbeschattete Dörfer belebten das Bild, über das der blaue Septemberhimmel goldglänzenden Schimmer warf. Am fernen Horizont drehten ein paar Mühlen die Flügel lustig im frischen Morgenwind. Die Lerchen jubilierten.

Und doch blieb Etta dabei: „Bin Papas Tochter! Ich liebe das Wasser — die Weser! Mein Reich da drüben ist schöner!"

„Dein und mein! Nein, Etta, unser müssen wir versuchen, jetzt zu sagen. Und darum wollen wir auch nach der Deichbank hinübergehen — gemeinsam."

Etta sah ihren Gatten verwundert an. „Nun doch?" fragte sie. Aber sie hängte sich ihm gern von neuem an den Arm und zog mit ihrem Führer auf einem Richtsteig unter Bäumen, an denen rotwangige Äpfel hingen, zwischen der nördlichen Gartengraft und den Braken, stillen, rohrumsponnenen Gewässern, dem Ziel entgegen.

„Die Braken verdanken ihre Entstehung früheren Deichbrüchen", erklärte der Hofbesitzer. „Nach dem Verfluten des Wassers sind die Teiche dort zurückgeblieben. Ihnen entnehmen wir das Rohr — sieh dort! — für unser Hausdach."

Etta ließ sich des längeren erzählen. „Sind denn auch Deichgrafen in eurer Familie gewesen?"

„Bin sogar selber einer!" Dr. Reimer Bojunga lachte. „Und du bist die Gräfin, Etta!"

So pirschte sich das Paar im Geplauder an den Deich hinan. Und Reimer geriet, da er, auf der Deichkappe neben seiner Frau stehend, auch hier so frei und froh in die Weite zu blicken vermochte, über sich selbst fast in Erstaunen.

Er setzte sich mit Etta auf die Bank und hielt Umschau.

„Ist das da drüben die Luhnenplate?" fragte Etta.

„Ja!"

„Wo dein Bruder mit seiner jungen Frau ertrank?"

„Ja, Etta. Ich rede darüber nicht gern. Doch woher weißt du?"

„Edzards und andere Nordenhamer Bekannte haben mir davon erzählt."

„So — die Tatsache?"

„Ja, was denn anders? Es ist eine traurige Tatsache."

„Ganz recht, Etta — traurig! So traurig, daß ich nur ungern davon spreche."

„Wenn ich meine kleine Schwester verlöre, würde ich auch mit niemand darüber reden mögen."

„Das ist schön von dir!"

„Nur natürlich, Reimer!"

„Ja, Etta!"

Und Reimer sagte sich: „Sie kennen da drüben nur die Tatsache: Imme Lübben — Edos Braut und Frau! Was weiß die Menschheit von dem, was mir die Tote gewesen! . . . Jetzt reden? Etta alles sagen? Nein, nein, selbst heute nicht — am Tage nach ihrer und meiner Hochzeit! Schweigen, weil trotz aller Liebe, Schönheit und Leidenschaft sich in Etta ein anderes, ganz anderes verbirgt, das sich mit Imme Lübben nie verträgt — ihr Andenken nicht berühren darf, bevor Etta mir nicht im Leben offenbart, der Toten ebenbürtig zu sein — ihrer würdig in ihrer, wenn auch andern Art."

Während der Gatte stumm neben ihr saß, hielt Etta ihm die Hand — die Rechte mit dem Trauring — fest umspannt. „Woran denkst du, Reimer?"

Da hielt der Befragte die Linke jäh empor. „An den Weserring", sagte er.

Etta griff zu, erhaschte seine Linke und zog an dem silbernen Reif.

„Der sitzt zu fest! . . . Aber, Etta, ich will ihn dir schenken!"

„Reimer!"

„Ja, Kind!" Er nahm seine Frau in den Arm. „Bleib', wie du bist. Ich will dich ja — wie ich dir schon mal gesagt — gar nicht anders haben. Ich schenke dir den Ring — aber nicht jetzt, erst später. Ich muß dich erst stark sehen oder so schwach, daß deine Schwäche mir groß genung erscheint, Tote zu rühren. Dann — Etta!"

„Wenn dich die Luft hier auf dem Deich zum Grübler macht, so laß uns nicht bleiben! Ich trage im Augenblick nicht das geringste Verlangen nach deinem Weser-, Wasser- und Nixenreif. Ich habe den Trauring. Ich weiß ihn jetzt zu schätzen!"

„Na, siehst du, Ettchen!"

„Sag Etta! Ich heiße Etta Bojunga!" Schroff erhob sie sich. „Laß uns nach Hause gehen!"

Vor der Brücke arbeitete auf dem Kartoffelacker eine Frau mit Buckel und rotumränderten Augen.

Etta sprach sie an.

„Es ist unsre Großensieler Dorfhexe", erklärte Reimer im Weitergehen. „Ein Typ unserer Marsch — voll Aberglauben. Sie kam vor langen Jahren als Händlerin auf den Hof. Tante Sebkes Traumbücher stammen wohl alle von ihr. Später blieb sie ganz bei uns. Ihre Gönnerin hatte mich darum gebeten. Heute trinkt die Alte und treibt Dinge, von denen die Polizei nichts sehen darf. Einmal hat man schon Haussuchung bei ihr gehalten. In Tante Sebkes Nähe ist sie oft zu finden. Sie legt ihr die Karten und unterhält sich mit ihr über Spiritismus und Traumdeutung."

„Nichts für mich", sagte Etta.

„Glaub' ich gern."

Das Paar durchschritt den Garten.

Schon Mittag. Das Glockenzeichen schrillte herüber.

„Das wahre Schlaraffenleben hier", meinte Etta. „Spätaufstehen, Spaziergang und pünktlichst auch das Tischleindeckdich."

„Ja", pflichtete Reimer ihr bei. „Acht Tage Flitterzeit. So lange halt ich's aus. Länger kaum! Dann Etta —"

„Dann — Reimer?"

Sie maßen einander kurz mit den Blicken.

Beide lachten und setzten sich an den gefüllten Mittagstisch. Die alte Küchenfrau trug zur Feier des Tages die Suppe selbst herein, fragte hernach, ob's schmecke — Frau Tiarks sei ja nun nicht mehr dabei — und wünschte: „Gesegnete Mahlzeit!"

Dann hielt das Paar Mittagsruhe oben in der weißen Kammer. Und nach dem Kaffee am Eßtisch Reimer zu Etta: „Ich habe noch etwas vor. Muß zur Alten hinüber."

„Gut! Ich gehe gleich mit!"

„Nein, Etta! Erst hab ich mit der Tante ein ernstes Wort allein zu reden. Ich hole dich ab, wenn sie vernünftig ist."

Da der Stifter des Häuschens den Zugang zu Tante Sebkes Altenheim öffnete, schlug ihm dichter Kohle-

Digitized by Google

qualm entgegen. Denn um die Trocknung des frischen Mauerwerks zu beschleunigen, hatte man eiserne Kessel mit Holzkohlen gefüllt.

„Guten Tag, Tante Sebke! Hab' ich's nicht gleich gesagt und dich gewarnt. Da hast du die Bescherung. Hättest ruhig bei uns im Haus bleiben und die Wohnung ein paar Wochen oder Monate länger austrocknen lassen sollen. Holst dir noch das Gliederreißen!"

„Mein Zeit! S=chön ist das gerade nich, lieber Reimer. Aber die blaue Luft liegt mir leichter auf der Lunge als die Taf=chentücher deiner Frau."

„Meiner Frau Taschentücher sind heut völlig geruchlos", erwiderte der neugebackene Ehemann, halb belustigt, halb erbost. „Viel zu klug ist meine liebe Frau. Wenn sie merkt, daß ich etwas nicht mag, unterläßt sie's."

„Na, na!"

„Ja! Aber du verfolgst sie mit deiner Eifersucht und hassest sie!"

Die Alte, die sich im Glashaus des Hinterzimmers sonnte, erhob sich aus ihrem Plüschstuhl.

„Ja, Tante Sebke! Alles hast du Ettas wegen nur in bester Absicht so ‚nüdlich' ersonnen. Tante Sebke — so, nun hör' zu! Ich sehe zu meiner Freude: Dein Haus gefällt dir! Du hast dir's gemütlich gemacht, obschon den feuchten Wänden die Bekleidung noch fehlt. Hast du den Wunsch, in diesem Haus zu verbleiben, bis dich der Himmel ruft, so knüpf' ich daran eine Bedingung, — ja, meinen Befehl: Nie sprichst du mit meiner Etta über Edo und dessen Frau! Fragt sie, so hast du zu sagen: Der Herr hat's verboten! Ich darf keine Antwort darauf geben.' Warum ich dies will? Etta soll durch nichts beunruhigt — nicht an die Zeit erinnert werden, die für mich" — der Sprecher hob die Stimme und brüllte laut — „tot, tot sein soll! Tante Sebke, was Imme Lübben mir gewesen, weißt nur du allein! Und darum, weil ich dich durchschaue, war deine heutige Gabe, dein Hochzeitsgeschenk, in meinen Augen eine — Gemeinheit! Tante Sebke, auch du, ja, du nur bist es immer wieder gewesen, die mich — zumal während der letzten Jahre — künstlich in meiner Trauer festzuhalten wußte durch Reden — Reden und dauerndes Mich=Erinnern! Warum du es getan? Jetzt weiß ich's. Aus Selbstsucht. Um mich ganz an dich zu ketten, in mir den gesunden Wunsch nach einer Lebensgefährtin zu ersticken! Ja, die gleiche Eifersucht treibt dich, mir meine Etta zu verderben, deren Leidenschaften stark sind und in der Eifersucht zu wecken ein Spiel mit dem Feuer ist. Weib vom Weibe! Sag', das hast du sofort erkannt!"

Aber die Alte sagte nichts, saß von neuem zusammengekauert in ihrem weichen Stuhl und kaute mit leeren Backen.

„Gestehe! Ich habe dich durchschaut!" donnerte der Hausherr zum andernmal. Er stampfte dazu mit dem Fuß auf die Diele.

Frau Sebke Tiarks schloß die hängenden Augenlider. „Ich sehe dich nicht mehr! Ich will von der s=chlechten Welt nich=s mehr wis=chen."

„Aber ich will Klarheit haben, ob Etta und ich künftig vor deinem Ränkespiel sicher sind! Meine Frau möchte dich besuchen. Sie darf dies nur, wenn ich dein Wort habe. Willst du schweigen? Willst du in deinem Häus=chen bei uns bleiben oder —" mit erhobener Rechten wies der Herr des Hofes auf die Tür.

Im Freibad. Gemälde von Karl von Bergen.

Digitized by Google

Tante Sebke öffnete langsam die Augen und sah entgeistert auf ihren früheren Schützling — den Herrn. „So — so s-chwitz-chern die Jungen! Ja, ja, mein' Zeit! Wer hätt' das für möglich gehalten! Hm — s-chweigen! Deine Frau kann zu mir kommen. Ich will in meinen alten Tagen nich auf die blanke Straß-che gehen — will Frieden haben!"

„Und wir in unsrer Ehe! So, da nimm meine Hand, Tante", begütigte ruhiger der erzürnte Mann. „Ich werde Etta gleich zu dir schicken." Doch zwischen Tür und Angel noch einmal: „Schweigen! Daß du mir dein Wort nicht brichst! Sonst — ich schwör es — werde ich mit dir nicht fackeln!"

„Mein' Zeit! Das war kein s-chöner Traum", stöhnte die Alte und sah giftend auf die Tür, die sich hinter dem Herrn ihres Häuschens unter Krachen und Zittern geschlossen hatte.

„Die Bahn zu ihr ist frei! Komm!" sagte Reimer zu Etta, die schon im Tennentor voll Ungeduld harrte.

Doch als er dicht vor der Tür des Häuschens von seiten Ettas ein Zögern zu bemerken glaubte, begann er sogleich zu warnen: „Der dichte Qualm, der dir aus dem Zugang entgegenschlägt, schreckt dich. Bleib' gern zurück! Wir hier sind Hänsel und Gretel. Das Haus mit den saubern Fenstervorhängen — alle, wie's scheint, aus deinem und meinem Hausschatz — sieht äußerlich zwar knusperig genug aus. Aber in ihm schmort die leibhaftige alte Hexe. Schon seit vier Wochen dampfen bei ihr die Holzkohlenfeuer. Ich wollte, mein Baumeister hätte die Alte gleich mit verbrannt!"

„Böse Menschen kenn' ich zur Genüge. Ich geh' überall meinen eignen Weg. Auch hier! Ich habe kein bißchen Angst!"

„Aber ich hab' meine Sorgen", entgegnete Reimer. „Nimm dich in acht! Und bleib' nicht zu lang!"

Die Hände auf den Rücken gelegt, ging der Hofbesitzer vor dem Altenheim in ungeduldigem Warten auf und nieder.

Es währte länger, als er geglaubt hatte. Mehr als ein Viertelstündchen.

Hochgeröteten Gesichts, den Mohnhut am Arm, erschien Etta wieder auf der Bildfläche.

„Mein Himmel! Dir ist doch nichts geschehen?"

„Nein", lachte die junge Ehefrau. „Aber da drinnen — wahrhaftig eine Hitze zum Umkommen! Tante Sebke hat mich sogar freundlich, beinahe herzlich empfangen. Sie hat mir auch noch ein Geschenk gemacht. Hier — das Gesangbuch deiner seligen Mutter."

„Wie — woher hat sie denn das genommen? Lange hab' ich das Buch vermißt. Weil ich's als Knabe bei der Einsegnung schon brauchte, hab' ich's als Erinnerungsstück vor ein paar Tagen noch gesucht. Wie manches ist mir letzthin so abhanden gekommen! Immer mehr muß ich einsehen: gut, daß die Alte gegangen ist!"

„Das wäre ja allerdings abscheulich!" rief Etta. „Na, und hier — noch was! Ein Traumbuch! Die Alte behauptet: sogar ein besonders gutes! Unser Glück habe sie schon lange aus ihm herausgelesen. Darum, und weil ich gegen sie nicht unfreundlich sein wollte, hab' ich's mitgenommen."

„Nein, Frau, gib her! Das will ich nicht haben! Der dumme Aberglaube hört auf! Dies Buch gehört nicht mehr unter mein Dach!"

„Wirst unter dem Strohdach dort in den Mägdekammern noch viele Bücher dieser Art finden können! Auf eines mehr oder weniger kommt's da nicht an!"

Weil Reimer ihr das Buch aus der Hand zu reißen versuchte, lief sie vor ihm davon.

Keuchend kam der Herr des Hofes ihr nachgelaufen. Erst in der Stube traf er wieder mit ihr zusammen.

Da lachte er doch.

Und sie sagte: „Meinen Willen muß ich immer erst haben. Doch nun — sieh — so!" Vor seinen Augen zerriß Etta das Traumbuch. Der Laubfrosch auf der Leiter, der Glücksfrosch, den Johann zur Hochzeit geschenkt hatte, quarrte: „Gut' Wetter — gut' Wetter!"

Und das gute Wetter hielt an. Reimer und Etta durften ihre Flitterwochen genießen. Nicht nur der Himmel blaute in tiefstem Spätsommerglanz. Auch das eheliche Wetter erfuhr keine Trübung, von kleinen Reibungen abgesehen, die, wie Etta behauptete, das Leben nur bunter machten.

„Märchenhaft! Wir haben längst unser Tischleindeckdich! Wir haben nun auch unser richtiges Knusperhäuschen mit der Hexe, und der verzauberte Prinz ist unser glückkündender Wetterprophet im Glas! Reimer, was wünscht sich das Herz da noch mehr!"

Der Hausherr, der am Schreibtisch saß und in seinen Büchern und Handschriften blätterte, sah sein Weib fragend an. Sprach Etta im Ernst oder im Scherz so? „Arbeit!" entgegnete er endlich kurz.

„Arbeit? Ja, das stimmt. Sie fehlt auch mir. Wie soll das bloß werden? Ich hatte mir Landarbeit doch ganz anders gedacht. Hier läßt der Herrgott das Gras auf Wiesen und Fettweiden fast ohne das Dazutun der Bauern wachsen. Na, und die wenigen Weizen- und Bohnenbreiten! Ach Gott, ja, gewiß. Das ist Arbeit. Aber nach dem, was ich drüben auf Onkels Farm gesehen habe, ist auch damit hier nicht allzuviel los. Riesenarbeit auf solch einer Farm. Schaffen, schaffen. Sich völlig dabei ausgeben. Ja, so was denk' ich mir — famos! Ähnlich wie draußen bei dir und den Leuten steht's hier bei mir und den Mägden im Haus. Alle Räder laufen wie am Schnürchen. Die Alte in der Küche ist von Tante Sebke auch in der Milchkammer so eingedrillt, daß ich kaum noch den Mund aufzutun wage. Denn sie ist sehr empfindlich. Eta, Meins Jürgens' verläßliche Tochter, versteht ihre Arbeit in Stube und Kammer. Bleibt nur noch Wabbe mit ihrem Hühner- und Schweinestall. Bei ihrer Gutmütigkeit würde sie mir ja erlauben, ihr zu helfen. Aber" — Etta lachte hell auf — „ich müßte mir Holzschuhe und grobe Röcke anlegen. — Dann wüßte ich nur noch Arbeit im Garten. Aber dabei ist für mich nicht viel zu suchen. Und mit der alten Wupke Bremermann hast du mir ja auch schon zu sprechen verboten. Ich tat's aber doch! In der Frühe stand sie hinter der Graftheke im Kohl. Wer mit den Leuten klönt, erfährt allemal was Neues. Ich weiß etwas, was du nicht weißt, Schatz. Ja, rate einmal. Tante Sebke, die Wabbe Tantzen und ihren Mann nicht leiden kann, hat Wupke Bremermann gebeten, für Wabbe bei ihr einzutreten. Die Rotäugige hilft ihr von nun an im Haus."

„Die gehören zusammen. Das sind mir just die rechten!" rief Reimer und erhob sich vom Schreibstuhl. „Aber ich bitte dich, laß dich mit Wupke Bremermann ebensowenig näher ein wie mit Tante Sebke. Sie sind kein Umgang für dich. Und am Ende, Etta," — Reimer breitete die Arme aus — „bin ich doch für dich da! Morgen werde ich ja wieder meine wissenschaftlichen Arbeiten aufnehmen müssen. Man drängt schon und hält Nachfrage. Mein Werk über die Keimungsversuche soll ins Reine. Edo Koch will mich — da liegt sein Brief! — auch schon morgen statt übermorgen aufsuchen. Drüben in Altendeich harrt ein schwieriger vierbeiniger Patient. Derweilen kannst du Papa besuchen oder Sanitätsrats oder — na, und demnächst, wenn ich dann erst wieder Ruhe habe, werden wir, wenn du willst, auch Fahrten in die Nachbarschaft machen. Lübbens haben schon durch ihren Boten, wie du weißt, anfragen lassen, ob uns ihr Besuch zu Sonntag gelegen sei. Hätten, wahrhaftig, ruhig noch ein bißchen mit ihrer Anfrage warten können. Zudringlich."

„Ja, zudringlich", pflichtete Etta eilfertig bei. „Wir fühlen uns allein miteinander doch immer noch am wohlsten

Digitized by Google

Laß die fremden Leute! Nur Papa — ja, den möcht' ich bald wiedersehen. Und dann — ja, ja, und dann — möcht' ich auch an meine neue Wohnstube denken. Das gibt mir zu tun. Laß die Maurerarbeiten ruhig schon während dieser schönen September- und Oktobertage machen. Dann hab' ich im Frühjahr — Reimer — Reimer — du, man kann's doch nicht wissen . . . Sag', würdest du dich über kleine Kinder freuen? Ich glaube, mir schenkt der Himmel noch 'ne Masse!"

„Na, ich danke!"

„Wie, Reimer?"

„Na, Etta, zwei, höchstens drei!"

„Hm, doch wenigstens etwas", beruhigte sich Etta.

„Ja, Kind, mehr Lärm bei meiner Arbeit hier" — Dr. Reimer Bojunga wies auf den Schreibtisch mit der Fülle angehäufter Schriften — „könnte ich beim besten Willen nicht ertragen."

Gegen Abend stellte sich der Kapitän ein — überraschenderweise. Er hatte sich sogar einen Mietwagen geleistet, was dem Schwiegersohn gar nicht recht war. „Für dich, Papa, sind meine Gäule doch immer zu haben."

Der alte Herr war über alles, was er da sah und hörte, erfreut. Etta betrübte es hingegen, als ihr Vater von einer Reise sprach, die er bald anzutreten gedenke, um sich so schneller an das Leben ohne seine Tochter zu gewöhnen.

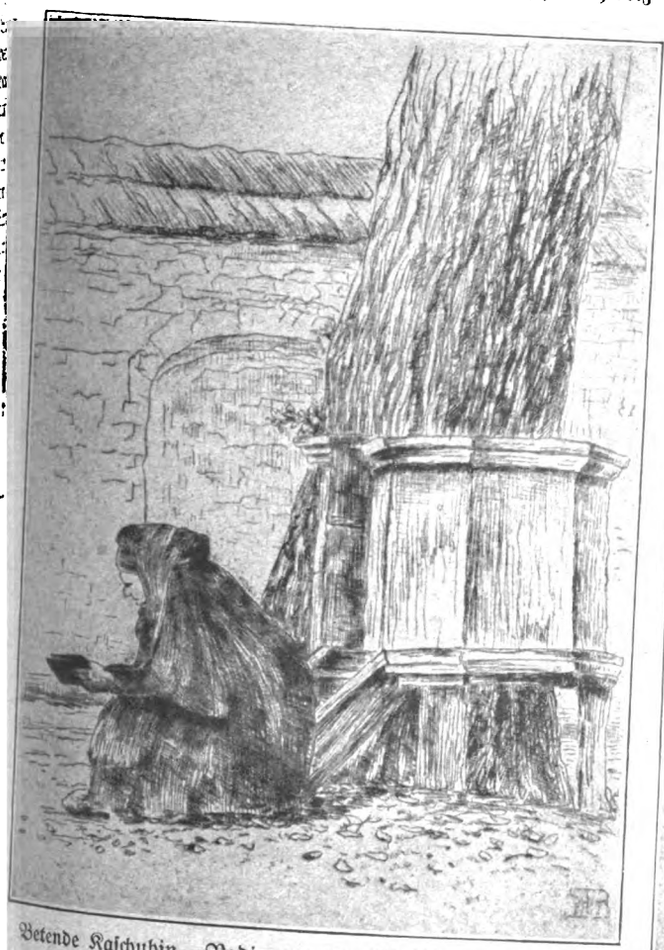
Beim nächsten Besuch in der Stadt fand Etta die väterlichen Koffer schon gepackt.

„Hast ja ihn, Kind", tröstete der Seebär und klopfte der Tochter die blassen Wangen. „Nicht ganz auf dem Damm, mein' Deern?"

(Fortsetzung folgt.)

Kaschubenland * Von J. Gulgowski.

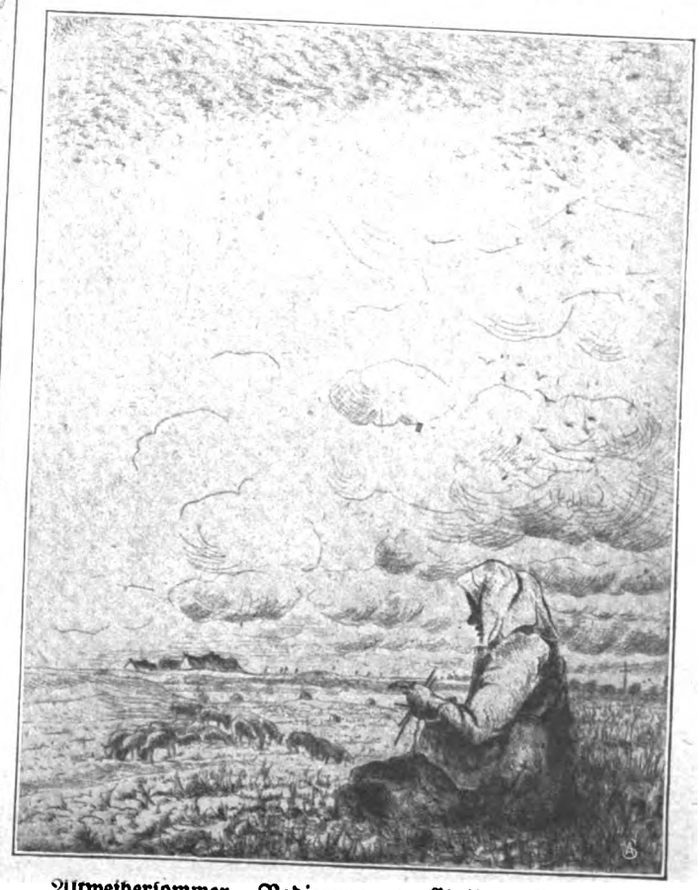
Die Kaschubei bildet den wesentlichen Anteil von Pommerellen, die Kreise Putzig, Neustadt, Berent, Konitz. Sie ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Und die „Kaschubische Schweiz" ist auch über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt. Der Mittelpunkt, Karthaus, war stets ein beliebter Luftkurort. Doch hier, wo die alles ausgleichende Kultur bereits ihren Einzug gehalten hat, wird unser Interesse weniger gefesselt. Uns kann die Gegend abseits der großen Landstraße weit mehr bieten. Am unbekanntesten ist der Landstrich, der sich zwischen Berent und Konitz ausbreitet. Meilenweit durchstreift der Wanderer einsame Strecken, wo sich kein Dorf, keine menschliche Wohnung findet. Es ist das Reich der Heide, mit dem blauen Himmel und dem weiten Horizont. — Aber es ist auch das Reich der Maler, der Poeten und der stillen Naturen, die Frieden und Einsamkeit suchen. Es war zuerst der Landschaftsmaler Karl Hendel, Berlin, der hier seine Studien gemacht hat. Der Maler Hellgrewe hat an dem 6000 Morgen großen, zerklüfteten Weitsee sein stilles Landhaus. Und nun hat es den Danziger Radierer Beutter gepackt, dessen künstlerische Stärke in der Wiedergabe des Naiv-Primitiven liegt.



Betende Kaschubin. Radierung von Christian E. Beutter.

Hier gibt es wahre Erholungsstätten für weltmüde und nervenüberreizte Kulturmenschen. Kein Lärm stört die Ruhe, keine qualmenden Schlote verunreinigen die Luft. Und wo ein Flüßchen geräuschlos seinen Lauf zieht oder wo ein See friedlich zwischen den Erlenstämmen erglänzt, da liegen im dichten Grün der Sauerkirschen die kleinen Dörfer, als wollten sie sich vor neugierigen Blicken verbergen. — Hier findet man noch unverfälschte Natur, wie sie uns der Herrgott geschenkt hat. Man ist erstaunt, soviel eigenartige Urwüchsigkeit der Landschaft in einem Kulturstaat anzutreffen.

Die Dorfbilder der kaschubischen Heide haben ein eigenartiges Gepräge. Die niedrigen Holzhütten liegen tief versteckt in dem dichten Gestrüpp der Sauerkirschen, als schämten sie sich ihres bescheidenen Kleides. Riesige Föhren breiten ihre knorrigen Arme über die verwitterten Strohdächer aus, auf denen eine dicke grüne Moosschicht leuchtet. Den anheimelnden Reiz der kaschubischen Dörfer erhöhen noch die alten Holzkirchen; mit den



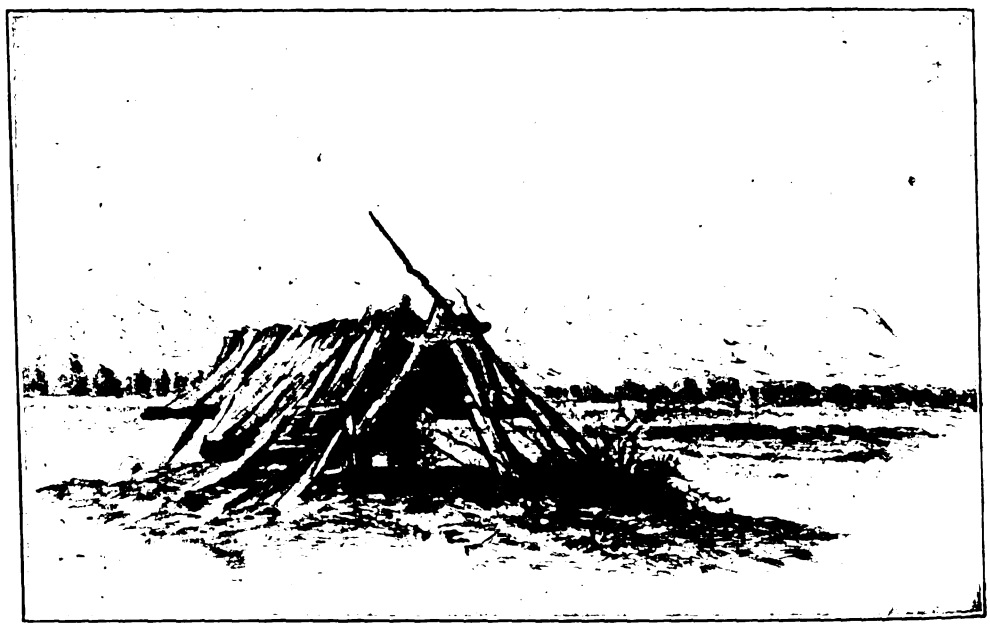
Altweibersommer. Radierung von Christian E. Beutter.

Digitized by Google

zahlreichen Türmchen, den bemoosten Schindeldächern, umgeben von uralten Linden, vervollständigen sie die ländliche Harmonie. Die Lebensbedingungen der Leute sind für die Jetztzeit nicht ungünstig. Fast ein jeder Arbeiter hat sein eigenes Häuschen. Es ist zwar oft von ganz primitiver Art: Eine Stube und eine Kammer müssen für eine vielköpfige Familie genügen Aber es ist sein Eigentum und fesselt ihn an die Scholle. Und den wahren Wert des eigenen Heims auf dem Lande, mit einem Stück Acker dazu, hat der Mensch erst im Kriege schätzen gelernt. Die Kriegsentbehrungen hat das Volk nicht gespürt. Zum Teil hat ihnen die kleine Wirtschaft mit einer Kuh und ein paar Schweinen ein kleines Vermögen abgeworfen.

In der Bauweise bevorzugte früher der kaschubische Bauer das Laubenhaus, von denen man hier und dort noch eins findet. Ein solch typisches Baudenkmal habe ich in Sanddorf im Kreise Berent angekauft und es zu einem kleinen „Dorfmuseum“ ausgebaut. Die Überreste kaschubischen Volkstums hatte ich in langen Jahren gesammelt und die Gegenstände zur Einrichtung einer Bauernstube verwendet. — Die Kaschuben haben freilich keine hochentwickelte Volkskunst gehabt, die sich in üppigen Schnitzereien, in prächtigen Einlegearbeiten, in reicher Eisen- und Schmiedekunst zeigt. Das Volk war verhältnismäßig arm, und seine Dorfkunst paßte sich den Verhältnissen an. Unsere heutige Auffassung von Volkskunst ist auch eine viel tiefere. Wir lassen mit Recht gerade das als wahre Volkskunst gelten, was das Volk in einsamen Mußestunden aus eigenem Antrieb gefertigt hat, mag es zur Verschönerung des eigenen Heims dienen oder einen praktischen Gebrauchsgegenstand darstellen. — Eine große Vorliebe hatten sie für bunte Farben. Alle ihre Hausgeräte, als Truhen, Bänke, Tische, Stühle, Schränke verzierten sie mit leuchtenden Ornamenten. In der Zusammenstellung der Farben zeigten sie eine ausgeprägte Harmonie, und obwohl ihnen die Gesetze der Farbenzusammenstellung nicht bekannt waren, so verstießen sie nie gegen die Regeln. — Ganz im Rahmen der Volkskunst hatte sich in einigen wenigen Handbetrieben die Töpferei erhalten. Auf der Drehscheibe formte der Töpfer die Gefäße. Er verzierte sie aber jetzt nicht mehr mit bunten Mustern, sondern ließ sie einfarbig. Die Bauern verloren allmählich den Sinn für die bunten Tonwaren. Wie sie überhaupt das festere Emaillegeschirr bevorzugten.

Eine selbständige Volkstracht hat das Volk nicht mehr. Die Frauen trugen am Sonntag das silber- oder goldgestickte Samthäubchen, worüber ein seidenes Tuch gebunden war. Unterm Kinn wurde der Kopfputz mit seidenen Bändern zusammengehalten. Für den Werktag hatte man weiße oder bunte Kattunhauben. Die Kleider bestanden aus selbstgefertigten Stoffen, die in der Färberei mit schwarzen Blumen auf rotem oder grünem Grund bedruckt wurden. Die Taille war anschließend mit bauschigen Ärmeln, die in der Mitte durch ein Band zusammengehalten wurden. Der Rock mußte möglichst viele Falten haben. Von besonderem Wert waren die schweren, wollenen, meist braun grundierten Tücher, die über die Schulter gelegt wurden. — Die Männer trugen langtaillige Röcke aus dunkelblauem selbstgewebten Stoff, mit blanken Knöpfen, lange Stiefel und einen weiten Pelerinemantel. Von der Männertracht hat sich bis auf den heutigen Tag nur die große blaue Pelzmütze in ihrer ganzen Originalität erhalten.



Backofen. Radierung von Christian E. Beutter.

Kaschubenhaus in Edingen. Radierung von Christian E. Beutter.

Die Stoffe zu den Kleidern hatte sich das Volk selbst gewebt, zum Teil die Flachs- und Wollgarne selbst gesponnen. Webstuhl und Spinnrad sind auch bis in die Gegenwart nicht ganz verschwunden. Und jetzt beginnt man wieder den Wert der selbstgefertigten Stoffe zu schätzen. Der Webstuhl kommt zu seinem Recht. Der Krieg hat uns gezeigt, daß alle modernen technischen Einrichtungen nur einen bedingten Wert haben. In der Selbsthilfe des einzelnen liegt eine starke moralische Kraft.

Die ungünstigen Bodenverhältnisse und die Abgeschlossenheit vom Verkehr bedingten es, daß das Volk sich alle im Haushalt nötigen Gegenstände selbst anfertigte. Aus Kiefernwurzeln flocht man dauerhafte und praktische Gefäße für Salz, Pfeffer, Mehl, ja sogar Wassereimer und Wasserkannen, die dann innen mit Pech ausgegossen wurden.

Die Netze für die Fischerei wurden selbst gestrickt. Ja sogar die Boote aus dicken, mächtigen Holzstämmen ausgehauen. Vor 20 Jahren konnte man sie noch auf dem Weitsee in Betrieb sehen. Ich habe die drei letzten für mein Dorfmuseum gerettet.

All die primitiven Einrichtungen aus der Vorzeit erwiesen sich in der Kriegszeit als äußerst wertvoll. Namentlich auch die

Digitized by Google

alten Handmühlen. Zwei glatt behauene, nach Art der Mühlsteine zusammengesetzte Feldsteine. Darin haben die Leute ihr Korn selbst geschrotet. Als nun die Brot- und Mehlkarten aufkamen, da hat sich mancher Bauer an seine alte Handmühle erinnert und sie aus dem Winkel herausgeholt, zu neuer, freilich geheimnisvoll behüteter Tätigkeit.

Meine eingehenden Studien des kaschubischen Volkstums*) veranlaßten mich, die ländliche Volkskunst wiederzubeleben. Es waren in erster Linie wirtschaftliche und erzieherische Momente, die den Anstoß gaben. — In der Kaschubei ist der landwirtschaftliche Kleinbetrieb vorherrschend. Er kann aber nicht den Leuten ein ausreichendes Auskommen geben. Sie sind auf Außenarbeit angewiesen, die sie in den Nachbarprovinzen in ausreichendem Maße finden. Zum Winter kehren alle zurück. Durch das Aufgeben des alten Hausfleißes sind die Leute in den Wintermonaten ohne Beschäftigung und Verdienst. Das führte zur Armut und veranlaßte eine starke Abwanderung nach den Industriegegenden. — Die Wiederaufnahme der alten Hausfleißtechniken sollte dem Übel abhelfen. Ich richtete Kurse für Weberei, Stickerei, Flechterei, Filetarbeiten ein. Ich wollte die vergessene Volkskunst zu neuem Leben erwecken und gleichzeitig den Leuten Arbeit verschaffen. Beides ließ sich sehr gut vereinigen. Ich habe die Erfahrung machen können, daß in dem Volk die natürlichen Anlagen, das unbewußte Schönheitsempfinden, noch nicht ertötet waren und leicht geweckt werden konnten. Es galt nicht einen neuen Zweig der Heimarbeit zu schaffen, sondern eine selbstproduzierende Volkskunst. Die Erzeugnisse fanden überall ungeteilten Beifall und leichten Absatz, so daß dadurch neue Verdienstmöglichkeiten für die Winterzeit geschaffen wurden. — Meine Bemühungen hatten zwar mehr einen lokalen Wert; sie galten als ein nachahmenswertes Beispiel. Es waren Bestrebungen im Gange, diese Einrichtungen auf einer breiteren, den ganzen Landstrich umfassenden Grundlage aufzubauen. Der Krieg kam leider dazwischen und brachte die Entwicklung vorzeitig zum Stillstand, zumal ich mit dem ersten Tage ins Feld mußte.

Zwischen den Gräbern von Oxhöft. Radierung von Christian E. Beutter.

Aber die Vorarbeiten sind nicht umsonst getan. Heute tritt die wirtschaftliche Bedeutung derartiger Bestrebungen noch schärfer hervor. Das Volk greift unaufgefordert zur Selbsthilfe. Die Zufuhr von Rohmaterialien ist unterbunden, fertige Fabrikate an Bekleidungsstoffen haben eine phantastische Höhe erreicht. Die Preise sind für die breite Masse unerschwinglich. Da wird der Flachsanbau wieder aufgenommen, die Schafhaltung vergrößert, um Rohmaterial im eigenen Haushalt zu gewinnen. — Es liegt nun daran, diese Ansätze der Selbsthilfe durch eine wohlgeordnete Organisation kräftig zu unterstützen. Es gilt heute: Werte schaffen. Darin sind die Fundamente zum Wiederaufbau des Staates begründet.

*) Vergl. Gulgowski, Von einem unbekannten Volke, Land und Leute der Kaschubei. Hausfleiß und Volkskunst in der Kaschubei. Beide: Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Die Unhaltbarkeit der heutigen Wetterlehre * Von Georg Wutke.

Wir geben hier einem Mitarbeiter das Wort, dessen Gedanken über die kosmischen Erscheinungen in starkem Widerspruch stehen zu den Lehrsätzen der Zunft. Kein Grund, sie zu unterdrücken. Stand doch alles große originale Denken immer erst im Widerspruch mit der Zunft. Die Unzulänglichkeiten gerade unseres meteorologischen Wissens und Denkens liegen auf der Hand. Niemand wird bestreiten können, daß die Gedanken Wutkes da wirken wie frische Luft in eine muffige Stube. Auf alle Fälle müssen seine Aufklärungen lebhaft anregend wirken auf alles Denken über kosmische Dinge.

Von allen Naturerscheinungen sind die Vorgänge im Luftmeer, die Witterungserscheinungen, für den Menschen die wichtigsten, hängen doch Handel und Wandel und die gesamten Lebensbedingungen eines Volkes aufs engste mit ihnen zusammen.

So viel nun auch über das Wetter und seine Ursachen nachgedacht und geschrieben worden ist, so wenig wissen wir noch immer darüber. Wie gering unser Wissen ist, erhellt am besten daraus, daß wir nicht einmal imstande sind, die Witterungserscheinungen glaubhaft zu erklären, geschweige denn sie auf irgendeinen Zeitabstand von praktischer Bedeutung vorausbestimmen.

Warum haben wir in manchen Jahren Mißwuchs und Dürre und in anderen wieder große Fruchtbarkeit? Warum herrscht in manchen Wintern eine wahrhaft sibirische Kälte, in anderen im Gegensatz dazu eine auffallende Milde? Warum haben wir im März oder April häufig kältere Tage als im Januar, obgleich die Sonne im April doch bedeutend höher steht und die Tage erheblich länger sind? Man weiß es nicht. Die Antworten, die uns die Vertreter der Wissenschaft auf diese oder ähnliche Fragen geben, sind alles andere als befriedigend, laufen vielmehr auf Verlegenheitsphrasen und Scheinerklärungen hinaus, bei denen man sich beständig im Kreise dreht.

Um uns über die Zusammenhänge der Erscheinungen, deren Gesamtbild wir als „das" Wetter kennen, keinen falschen Vorstellungen hinzugeben, müssen wir uns zunächst klarmachen, welche Einflüsse dabei mitwirken. Wenn wir vom Wetter schlechthin sprechen, denken wir an die Ergebnisse von Wind, Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit gemeinsam. Wind, Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit sind also Witterungsfaktoren, die in ihrer Gesamtheit den Begriff des Wetters ausmachen; jede, auch die geringste Änderung der Witterung hängt von Änderungen in der Betätigung der genannten Faktoren ab, geht mit ihnen parallel. Ändert sich das Wetter, so ändert sich also auch der Luftdruck, der Wind usw., ebenso wie jede Änderung des Luftdrucks oder des

Digitized by Google

Windes mit einer Änderung des Wetters Hand in Hand geht. Das ist eine Selbstverständlichkeit oder sollte es wenigstens sein.

Wenn demgegenüber die Wissenschaft heute Witterungsumschläge mit der Begründung zu „erklären" sucht, das Wetter habe sich geändert, weil sich die Luftdruckverhältnisse geändert oder „verlegt" hätten, so läuft das auf die bekannte Weisheit Onkel Bräsigs hinaus, die Armut komme von der Powerteh. Was wir bei der Frage nach dem Wetter wissen wollen, ist ja gerade, warum sich der Luftdruck und nicht nur dieser allein, sondern vor allem auch der Wind und die anderen Witterungsfaktoren geändert haben.

Die Antwort der Meteorologen auf diese Frage ist nach mehr als einer Hinsicht kennzeichnend. Man erklärt nämlich die Änderung des Luftdrucks als Wirkung der Änderungen des Windes oder der Temperatur, d. h. als Ergebnis der Witterungsfaktoren, deren Verhalten in ihrem Zusammenwirken eben das bedeutet, was wir als das jeweilige Wetter bezeichnen. Mit anderen Worten: man führt die Änderungen des Wetters auf die Änderungen des Wetters zurück, schiebt also der Lösung eine Wiederholung des Rätsels unter.

Natürlich sind sich die Beteiligten über das Unhaltbare solchen Verfahrens wenigstens gefühlsmäßig nicht im unklaren, wenn sie auch der Erkenntnis vom ganzen Umfange der Abwegigkeit ihrer Theorie scheu ausweichen. Alles ist darauf aus, die Armseligkeit der Disziplin vor sich selbst und anderen scheu zu bemänteln. Dies geschieht namentlich, indem man jedes ernsthafte Eingehen auf das Problem geflissentlich von sich abwälzt, sich nicht für zuständig erklärt, die Zuständigkeit in ihrem ganzen Umfange vielmehr dem zuschiebt, der Lust hat, sich dazu zu bekennen. Jeder hütet sich wohl, der Narr zu sein, der persönlich in die Bresche springt.

So begründet man z. B. ganz allgemein Luftdruckverlegungen am Orte der Fragestellung, beispielsweise in Mitteleuropa, mit Luftdruckveränderungen an anderen Stellen, z. B. auf dem Atlantischen Ozean oder auf Island. Der Laie staunt ob solcher Gelehrsamkeit und gibt sich mit dieser Erklärung vollauf zufrieden. Würde man bei dem Wetterkundigen auf Island anfragen, so bekäme man die gleiche ausweichende Antwort. Der Herr würde sich ebenfalls für unzuständig erklären und auf anderwärts eingetretene Wetteränderungen verweisen.

Woran liegt es nun, daß man das Wetter nicht deuten kann und sich bei den Versuchen, es zu erklären, aussichtslos im Kreise dreht?

Sehr einfach. Es liegt daran, daß die Meteorologie von Grund aus auf falschen Wegen wandelt. Wo steht es, daß Wind, Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit sich gegenseitig bedingen? Es ist unmöglich, ihnen ihr Geheimnis abzuringen, solange man den Zusammenhang sucht, in dem sie sich gegenseitig bedingen. Dagegen fällt es einem wie Schuppen von den Augen, sowie man sie — ihrem, wie schon erwähnt, tatsächlichen Wesen gemäß — als Parallelerscheinungen, also aus gemeinsamen Bedingungen hervorgegangen, zu betrachten beginnt.

Mit der Ebbe und Flut parallel gehen Strömungen, geht ein Steigen und Fallen des Meeresspiegels an den Küsten. Es wird aber keinem Menschen einfallen, im Strömen des Wassers oder im Wechsel in der Höhe des Wasserstandes die Ursachen der Ebbe und Flut zu suchen. Überdies würde jeder Erklärungsversuch dieser Art von jedermann sofort als Unsinn verworfen werden. Ebensowenig wird man auf den Gedanken kommen, die in Verbindung mit einem Erdbeben eintretenden Zerreißungen und Schwankungen des Bodens als Ursache der Erdbeben hinzustellen, ganz abgesehen davon, daß genau genommen die Bodenschwankungen nicht etwa die Folge der Erdbeben, sondern der Vorgang selbst, das Erdbeben an sich sind. Wenn man von Zerstörungen als der „Folge" von Erdbeben sprechen will, so muß man dabei an Zufälliges denken, das mit dem Beben an sich nichts zu tun hat, z. B. den Einsturz eines Hauses. Einstürze von Häusern gehören nicht zum Wesen des Erdbebens wie die Schwankungen des Bodens, sondern sie finden nur dort statt, wo Häuser vorhanden sind, was keineswegs in jedem Erdbebengebiet der Fall ist.

Für die Meteorologie liegt der Fehler aller Fehler in der vollständigen Verkennung des Wesens der Luftströmungen, also der Winde. Sie sollen eine Wirkung der Sonnenstrahlung, genauer der zwischen Pol und Äquator herrschenden Wärmeunterschiede sein. Weil es am Äquator heiß, an den Polen dagegen kalt ist, sollen die Luftmassen in Fluß geraten und so zur Entstehung der Winde Anlaß geben. Das ist grundfalsch! Selbst wenn man der Tatsache keine Rechnung trägt, daß die kalten Luftmassen am Pol und die warmen am Äquator gar nicht unmittelbar aufeinander einwirken können, weil sie durch Luftschichten, deren Temperaturen allmählig gegeneinander abgestuft sind, voneinander getrennt werden, müßte das von der Theorie verlangte Aufsteigen warmer und das Niedersinken kalter Luft zu einem Wärmeausgleich in der Senkrechten und damit zu einem Wehen der Winde in vertikaler, aber nicht in horizontaler Richtung führen. Bei der Frage nach dem Zustandekommen der Luftströmungen verwechselt man ganz offenbar Ursache und Wirkung. Denn nicht das gar nicht vorhandene Bestreben polarer und äquatorialer Luft, sich auszugleichen, führt zur Entstehung der Winde, sondern die Winde sind es, die diesen Temperaturausgleich gewaltsam herbeiführen. Die Luft ist zudem ein viel zu schlechter Wärmeleiter, um derart stürmische „Temperaturausgleiche" wachzurufen, wie wir sie im Gefolge der Winde wirksam werden sehen.

Die Sonnenwärme hat meiner Auffassung nach mit der Entstehung der Winde nichts zu schaffen, sie erschöpft sich vielmehr im wesentlichen darin, die Luftmassen zu erwärmen, ist also die Ursache, daß wir neben kalten auch warme Winde haben, während das Wehen der letzteren von einer besonderen Kraft herrührt, um deren Wirkungen man sich bisher nicht gekümmert hat, weil man sie als nicht vorhanden wähnte. Sie liegt, was ausdrücklich betont sei, in der Bewegung der Erde und deren Ursachen, d. h. der Faktoren, die an der Bewegung der Erde beteiligt sind. Man hat bisher aus den Bewegungen der Erde, entgegen aller Physik und ohne alles Verständnis für naheliegende Zusammenhänge, Arbeitsleistungen nicht abgeleitet, sondern die bewegte Erde als ruhende Masse betrachtet. Hierin liegt der Fundamentalirrtum der gesamten heutigen Naturlehre, die moderne Meteorologie einbegriffen.

Auf die Begründung meiner Lehre, weshalb die Erde entgegen der bisherigen wissenschaftlichen Auffassung bei ihrer Bewegung Arbeit leistet und so die großen Bewegungsvorgänge in ihrem Bereich bewirkt, kann ich hier nicht eingehen; sie ist in meinen Schriften, insbesondere in „Was entsteht aus den Bewegungen der Erde"? ausführlich und auch für den Laien verständlich niedergelegt.

Im übrigen: Liegt es wirklich so fern, in der Bewegung der Erde die Quelle der Bewegungserscheinungen auf ihr und damit auch der Winde zu sehen? Gibt man doch auch jetzt schon ohne weiteres zu, daß der Wechsel der Jahreszeiten, der doch nichts ist als eine regelmäßig wiederkehrende Änderung im Gesamtcharakter der Witterung, mit der wechselnden Bestrahlung durch die Sonne im engsten Zusammenhang steht. Ist aber deren Ursache etwas anderes als die Bewegung der Erde? Läge es da nicht von vornherein nahe, zu prüfen, inwieweit auch andere Schwankungen des Wetters auf demselben Wege erklärt werden können?

Ein Einwand liegt nahe. Man wird hier sofort fragen, woher es kommt, daß trotz des scheinbar so gleichmäßigen Ganges der Erde die Erscheinungen so außerordentlich wechseln — daß sich der Charakter der Witterung von heute auf morgen so vollkommen ändern kann. Woher rührt denn die sprichwörtliche Unbeständigkeit des Wetters? Die Antwort ist schnell gegeben. Beides rührt daher, daß der Lauf der Erde eben keineswegs so gleichmäßig ist, wie allgemein angenommen wird, daß er vielmehr allen möglichen Veränderungen unterliegt, ganz abgesehen davon, daß sich auch der Angriffspunkt der Kräfte infolge der mit der Revolution der Erde gleichmäßig einhergehenden Rotation beständig verschiebt. Nicht nur der Einfluß der Sonne, sondern auch der der anderen Sterne, des Mondes und der Planeten spricht dabei mit. Sie alle wirken bewegungsstörend auf den Gang der Erde und damit störend auf den Verlauf der Witterung. Auf Grund dieses Hinweises wird es auch verständlich, weshalb die Witterung von Jahr zu Jahr trotz der gleichen Stellung der Erde zur Sonne so grundverschieden ist und warum namentlich der Mond starken Einfluß auf das Wetter ausüben muß. Der Mond wie die Gestirne überhaupt sind eben von deutlichstem Einfluß auf den Erdgang. Dieser Einfluß äußert sich heute so morgen so, je nach ihrer Stellung zur Erde und ihrer Stellung untereinander.

Die Alten hatten also vollkommen recht, wenn sie die Witterung mit dem Lauf des Mondes und der Sterne in Verbindung brachten und darauf meteorologische Voraussetzungen gründeten. Freilich fehlte ihnen ein Glied in der Kette der tatsächlichen Zusammenhänge, nämlich das Wissen um die Bewegung der Erde und deren Wirkungen. Wir im Gegensatz dazu sind zwar im Besitz der Kenntnis der Bewegung der Erde, haben aber aus ihr die richtigen Folgerungen zu ziehen bisher nicht verstanden.

Digitized by Google

haben somit für krassen Aberglauben gehalten, was ein Teil der Wahrheit, allerdings nur ein Teil davon war und haben unvollständige Wissenschaft als Afterwissenschaft verworfen, während unsere Wissenschaft selbst auf Aberglauben beruhte.

Die Wissenschaft sträubte sich bisher sehr energisch dagegen, den Einfluß des Mondes auf das Wetter anzuerkennen, trotz seiner offenbaren Unleugbarkeit. Aus guten Gründen! Da die heutige Meteorologie auf der dynamischen Wirkung der Wärme fußt, der Mond aber keine meßbare Wärme ausstrahlt, so konnten und durften die Meteorologen seinen Einfluß auf die Witterung nicht gelten lassen! Denn mit dem Gegenteil wäre ihre ganze Lehre unhaltbar geworden und in sich zusammengebrochen.

Tatsächlich steht und fällt die offizielle Meteorologie mit dieser Frage, mit der Frage also, ob der Mond das Wetter beeinflußt oder nicht. Sie schließt in sich die Frage des Einflusses der Gestirne überhaupt und ist letzten Endes auch eins mit der Frage nach Arbeitsleistung oder Nichtarbeitsleistung der bewegten Erde.

Zwei Welten * Von Hertha Korten.

Ein braungepolstertes Eisenbahnabteil zeitgemäßer Aufmachung. Draußen ziehen die Wälder, Seen und Felder Mecklenburgs vorbei, friedsam, sonnbeglänzt, von einer lebenbejahenden Solidität, wie sie auch den Menschen dort eigen ist.

Auf den Mittelplätzen sitzen Papa und Mama einander gegenüber — am Fenster das Töchterlein in schwarzer seidener Golfjacke. Die Mama ebenfalls in Schwarz — der Papa hat eine schwarze Binde um den linken Ärmel seines karierten Pfeffer- und Salz-Anzuges. Also Familientrauer — man sieht nach einer weitverzweigten, im Grundbuch des Landes wohlvertretenen Familie aus. — Das Töchterlein macht den immerhin kühnen Versuch, sich wohlig in ihre Ecke zu kuscheln, was Mama sichtlich mit Besorgnis erfüllt. Über sich ins Gepäcknetz langend, erfaßt sie eine schwarzseidene Zipfelmütze und meint — sie dem Töchterlein zuwerfend — mit einer hübschen Kameradschaftlichkeit im Ton: „Wie wär's, Kind, wenn du diesen Isolator zwischen dich und das von arabischen Wohlgerüchen duftende Polster brächtest?"

Worauf „das Kind" die schwarzbezipfelte Mütze über die alltäglich braunen Haare zieht, die Mama mit einem durch diese Umrahmung noch runder gewordenen Gesichtchen anlacht und das Stumpfnäschen weiter zum Fenster hinaus spazierenführt.

Durch dieses offenbare geographische Interesse veranlaßt, zieht Papa sogleich eine Landkarte hervor und erwägt den Plan, die vorbeifliegenden Wasserläufe einmal zu „befegeln" . . . .

„Das Kind" scheint gleich Feuer und Flamme für die Idee. Ihre braungebrannte, ein wenig kurzgliedrige Mädchenhand verfolgt sachkundig seine Ausführungen auf der über Papas gebügelfaltete Knie gebreiteten Karte. Dabei wippt ein unbekümmertes Bein im festen, hohen Sportschuh übergeschlagen im Takt des Zuges. Langsam nähert man sich — westwärts getragen — einer der großen Seestädte des Nordens.

An einer Station wird das Idyll jäh unterbrochen.

Im Abteil steht plötzlich etwas Hohes, Schlankes, in raffiniert gearbeitetem blauen Tuchkleid, winzigem Topfhut. Es ist merkwürdig, wie schlecht die geborstene Stimme, mit der sie schrill die Stille zerhackt, zu der Erscheinung paßt.

„Der Kerl ist wohl meschugge geworden! Faselt ejal von Damencoupé!"

Und das nachsteigende männliche Wesen echot empört, zynisch grinsend: „Damencoupé! Wat heißt heutzutage Damencoupé! Jibt's ja jar nich!"

Nun installiert man sich „dem Kind" schräg gegenüber, von Herzen ungeniert. Ganz als ob man bei sich zu Hause wäre.

„Das Kind" schaut mit großen Augen — hat so viel zu gucken, von den spinnwebdünnen Strümpfen, durch die man die elfenbeinerne Haut durchschimmern sieht — jedesmal, wenn der Schlitz des Rockes sich auseinanderschiebt — bis zu den schwarzen Haarsträhnen, die rechts und links unter dem enganliegenden Hut hervorquellen und in wunderlichen Schneckenwindungen auf den Schläfen liegen.

„Ob sie die anklebt?" denkt „das Kind" verwundert.

Der Begleiter bemerkt das Staunen, fühlt sich geschmeichelt und greift mit einem breiten Besitzerlächeln und einem fetten kleinen Finger, an dem eine breite Brillantbrücke glitzert, tändelnd nach den schwarzen Schnekken, was ihm ein wohltrainierter Blick unter dunklen Wimpern zu genau gleichen Teilen verweist und lohnt.

Übrigens verfehlt der Blick seine Wirkung, denn das Besitzerlächeln des damit Bedachten hält noch an, mit einer sprechenden Dreistigkeit an

Heimkehr (Kaschubei). Radierung von Christian E. Beutter.

Digitized by Google

die Adresse des „Kindes“ gerichtet, so daß plötzlich dessen Stumpfnäschen wieder intensiv zum Fenster wandert. Das ist bewußte Abwehr; und unbewußt ballt sich dabei die kleine, kurze Mädchenhand.

„Nischt ze machen!“ konstatiert der Beringte innerlich, geringschätzig, und da er sehr müde zu sein scheint, sinkt er bald in seinen Sitz zurück; die feisten Beine spreizen sich, der Kopf sinkt immer mehr nach rechts hinüber, wo der Arm seiner Begleiterin lehnt, bis die halbgeöffneten, schwulstigen Lippen ihn fast berühren.

Er muß sehr müde sein.

Seine Nachbarin hat inzwischen einen wildlederen Handschuh von der langen, schmalen Hand gezogen und betrachtet aufmerksam ihre mit Henna gefärbten, raubtierartig spitzen Fingernägel. Von Zeit zu Zeit geht ein beobachtender Blick zu dem tiefatmenden Mund an ihrer Schulter

„Wie ein schönes Raubtier!“ muß Mama denken und blickt besorgt zu dem „Kind“ hinüber. Das sitzt mit weitgeöffneten Augen in seiner Ecke, hat die Knie hochgezogen, die Arme wie in Abwehr unter die Brust gelegt und starrt den wulstigen, schlafenden Männermund an, der jetzt die Schulter der anderen berührt — der andern, die nicht älter ist als sie selbst. Und langsam steigt in den Kinderaugen ein Entsetzen auf, erschütternd, ahnungsvoll, so daß Mama mehr als froh ist, als endlich der Zug hält und man aussteigen muß.

Papa hat währenddessen über seiner Karte nichts von dem allen bemerkt.

Zu dritt gehen sie den Bahnsteig hinunter, Papa, Mama — und „das Kind“ in der Mitte.

Aus gemalten Augen sieht ihnen die andere lange nach.

Goethes philosophischer Schuster * Von Paul Schumann (Dresden).

Jedem gebildeten Deutschen ist die reizvolle Schilderung bekannt, die Goethe im 8. Buche von Dichtung und Wahrheit von seiner ersten Reise nach Dresden im Frühjahr 1768 entworfen hat. Jeder weiß auch, daß Goethe damals, um sich ganz ungestört seinen Studien in der Dresdener Gemäldegalerie hingeben zu können, nicht bei einem seiner guten Freunde oder in einem Gasthof Quartier nahm, sondern bei einem einfachen Schuster in der Friedrichstadt, dessen Namen er uns nicht nennt. Er beschreibt seinen Aufenthalt bei ihm und seinen Verkehr mit dem Schuster so anschaulich und kennzeichnet ihn in seiner Eigenart so lebendig, daß der Wunsch, Näheres über ihn zu wissen, die Goethe-Forschung zu immer neuem Suchen geführt hat — bisher immer vergeblich.

Goethe kannte diesen Schuster schon in Leipzig, und zwar aus den Briefen, die er regelmäßig mit seinem Stubennachbar, einem Theologen namens Johann Christian Limprecht, wechselte. „Er war mir“, so sagt Goethe, „wegen seiner Äußerungen schon lange höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines die Blindheit befürchtenden Vetters erwiderte, war ganz eigen: denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind; aber die heitere Art, womit er sein eignes, enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Übeln und Unbequemlichkeiten abzewann, die unverwüstliche Überzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sei, teilte sich demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch, wie ich war, hatte ich diesen Mann öfter verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennenzulernen, geäußert. Dieses alles vorausgesetzt schien mir nichts natürlicher, als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennenzulernen. Mein guter Kandidat gab mir, nach einigem Widerstreben, einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.“

Goethe kommt in Dresden an, findet den Schuster bald in der Vorstadt, überreicht seinen Brief, und der Schuster begrüßt ihn als einen „wunderlichen Christen“, weil er sich „in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekenne, in dem andern aber nicht“. Denn es scheine, als sei Goethes Absicht, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das sei schön und diese Nachahmung des Herrn löblich. Goethe aber solle dabei bedenken, daß Jesus lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Goethe bei dem Schuster das Gegenteil finden könnte. Dieser lustige Anfang versetzte Goethe gleich in guten Humor, und sie neckten einander eine ziemliche Weile herum. Bei der Verhandlung über das Nachtquartier hatte der Schuster sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch auf Gottfrieds Chronik bezogen; und so kamen sie endlich überein und „brachten einen sehr heiteren Abend zu“. Goethe urteilt weiter über seinen Wirt: „Er blieb sich immer gleich, weil alles aus einer Quelle floß. Sein Eigentum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in der gleichmäßigen, hergebrachten Tätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Notwendigstes; daß er alles Übrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen anderen in die Klasse derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt wurden.“

Während seines ganzen Aufenthalts in Dresden, der sonst ganz der Galerie und auch der Kunstsammlung des Direktors von Hagedorn gewidmet war, vertrug sich Goethe mit seinem Schuster ganz gut. Der Schuster war „geistreich und mannigfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist und von andern verlangt, daß sie das gleiche tun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgeregt (heute = angeregt), aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollen mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirtin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.“

So war der Schuster selbst wie ihn Goethe sah. Von seiner Wohnung erfahren wir nur etwas über den Eindruck den sie auf Goethe machte. „Als ich (nach dem Besuch der Galerie, wo ihn fast ausschließlich die Niederländer fesselten) bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Die Stellung der Gegenstände,

Phot. Martin Müller, Dresden und Stettin.

Das Wohnhaus von Goethes philosophischem Schuster in Dresden.

Digitized by Google

Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erstemal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung

Phot. Martin Müller, Dresden und Stettin

Der Hof des Hauses.

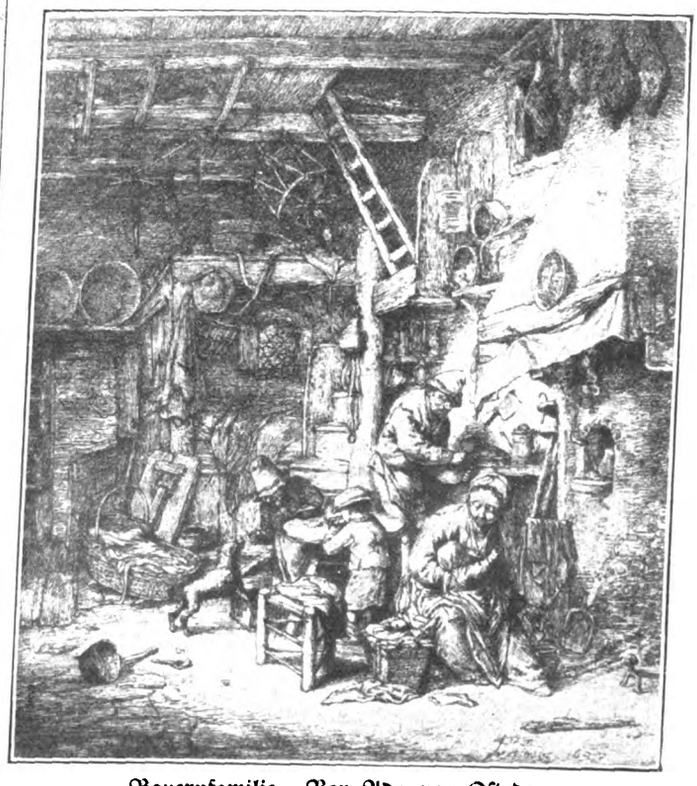
eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen."

Es ist wohl begreiflich, daß Goetheforscher, wie Biedermann, Richard M. Meyer u. a. sich eifrig bemühten, Näheres über Goethes Schuster und seine Dresdner Wohnung zu erkunden, ohne jeden Erfolg. Was ihnen nicht gelang, ist ganz unvermutet dem Dresdner Kunstforscher Moritz Stübel durch einen zufälligen Fund im Archiv des Amtsgerichts Dresden-Altstadt geglückt. Er fand bei ganz anderen Studien ein Aktenstück mit der Aufschrift „Acta Publica, den enthousiastischen Schuhmacher Johann Gottfried Haucken zu Friedrichstadt betreffend, ergangen beim Amte Dresden 1774". Stübel kam sofort auf den Gedanken, dieser Hauck müsse Goethes Schuster sein, und diese Vermutung bestätigte sich bei Stübels weiteren Nachforschungen durchaus, so daß wir jetzt fast mit Gewißheit sagen können: Goethes philosophischer Schuster hieß Johann Gottfried Haucke und war in Dresden eine ziemlich bekannte Persönlichkeit. Er wohnte in der Friedrichstraße, und dieses Haus nebst den Räumen, in denen Goethe damals wohnte, ist heute noch so erhalten wie im Jahre 1768

Was enthält das Aktenstück? Es berichtet darüber, daß am 22. Oktober 1774 der „in Spangenbergs Hause" in der Friedrichstadt wohnende Schuhmacher Johann Gottfried Haucke dem Amtsgericht „ein versiegeltes Paquet" übergeben habe. Es enthielt einige Schriftstücke und „ein mit vergoldetem Pappiere geheftetes, mit bunten Bändern äußerlich umwundenes Buch, welches dann nebst den anderen Pappieren um des willen, weil dieser bekanntermaßen zerstreute Schuhmacher, so blutarm seyn soll, mehreren Personen hiesigen Orts mit dergl. Schriften aufwartet, anhero colligiret und nähere Erkundigung seinethalben einzuziehen angeordnet worden".

Am 29. Oktober erscheint der Schuster wieder vor Gericht, „betet einen Teil des Vaterunsers mit geäußerter Rührung", überreicht wieder ein ähnliches Paket, erzählt, daß „er nunmehro das große überreichte Werk, wozu ihn der Höchste bestimmt, mit Beihilfe der Nächte geendiget", und erbittet dann 6 Taler Unterstützung, da er „unter der gehabten Begeisterung nicht allein sein Handwerkszeug, sondern auch den schönsten Teil seiner Effekten aus Noth habe verstoßen müssen".

Oberamtmann Hofrat D. Reinhold bewilligt dem Schuster die erbetenen 6 Taler und ermahnt ihn, sein Handwerkszeug in Ordnung zu bringen und fortan fleißig und arbeitsam zu sein. Zugleich wird der Friedrichstädter Pastor Magister Christian Ehregott Raschig um Auskunft über Haucke ersucht. Raschig berichtet, Haucke führe einen ordentlichen und eingezogenen Wandel, habe sich mit seiner Profession abgemüht und sich mit seiner Ehefrau christlich zu ernähren gesucht. Schon zu seines Vorgängers Zeit sei „ihm eine Art des Enthusiasmus angekommen". Diesem habe er Briefe über theologische Dinge teils ins Haus geschickt, teils in der Kirche auf den Altar gelegt, und auch ihm, dem Pastor Raschig, habe er „ein Volum von etlichen Buch Pappier" mit Sprüchen und seinen Anmerkungen, ohne Ordnung zusammengeschrieben, übergeben. Raschig habe wiederholt versucht, den Schuster zur Vernunft zu bringen, aber ohne Erfolg: „Er beleidigt sonst niemand und ist auch ganz bescheiden bei seiner eingebildeten göttlichen Offenbarung, bei welcher fixen Idee er fest beharret." Raschig regt schließlich an, es möge dem Schuster Haucke das Recht gewährt werden, seine Ware — die er infolge der Zunftprivilegien nur in der Vorstadt Friedrichstadt absetzen durfte — zu Markte zu bringen (d. h. auf dem Altmarkte feilbieten zu dürfen), „damit ihm auch die Motion zu Statten komme, seine Einbildung gedämpft und sein Gemüth wieder nach und nach in Ordnung gebracht werde". Ob dieses Mittel des Pastors, den Schuster durch Bewegung in freier Luft von



Bauernfamilie. Von Adr. van Ostade.

seinen religiösen Wahnideen zu heilen, von der Behörde angewendet, dem Schuster also das Marktrecht gewährt worden ist, erfahren wir nicht.

Dagegen sind dem Aktenstüa Hauckes schriftliche Aufzeichnungen, Sprüche, Evangelienverse usw. beigegeben, und aus eigenen Sätzen Hauckes erfahren wir, daß er wähnt, einer hohen Offenbarung gewürdigt worden zu sein: „Es stehet die Hilfe des Großen Gottes vor meiner Stubentür! Wie mag solches zugehen?

Digitized by Google

Hast du denn schon vergessen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist? Grüble, zweifle auch nicht daran, wie das geschieht. Die Mittel und Wege, die der Herr dazu erachtet hat, die kann kein Fürst, kein König, kein Kayser, ja alle hochgelehrten Doktoriusse auf der ganzen Welt nicht rathen. Aber ich, Johann Gottfried Haucke, ich weiß sie. Ja, warum denn das? Darum, weil sie mir der große Gott aus lauter väterlicher Güte und Gnade hat selbsten in die Hand gegeben. Das hat mir mein Oberschreibemeister selbst zugesteckt, denn ich habe mit dem Herrn aller Herren selbst Unterhaltung gepflegt. Man hat gar nicht nötig, dieses mein Schreiben unter die Bank zu stecken, man kann es als ein helles Licht vor allem Volke mit der ganzen Welt leuchten lassen. Ehre sei Gott in der Höhe. Johann Gottfried Haucke an Lutheri statt. Zu dem Reformationsfest 31. Oktober 1774."

Es ist dann spaßig zu lesen, wie Haucke mit seinen Wahnideen die Geistlichkeit, die ihm vergebens auszuweichen sucht, geblendet hat, was er selber in recht kräftiger und anschaulicher Ausdrucksweise beschreibt. Jedenfalls war die Überzeugung, daß ihm eine hohe Offenbarung zuteil geworden, und daß er nie aufhören dürfe, sie zu verkünden, bei Haucke felsenfest begründet. „Wenn der Allwissende Gott", so schließt er einen seiner Briefe an Magister Raschig, „rufen wird, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben: So soll man mir diese Schriften unter mein Haupt legen, denn ich sehe schon, daß des Schreibens eher bei mir kein Ende wird nehmen, bis man mich ins Grab wird tragen."

Daß nun dieser fromme, bibelfeste, „enthusiastische", d. h. gotterfüllte Schuster tatsächlich Goethes Hauswirt von 1765 ist, darf man so gut wie als sicher annehmen. Ein Beweis von unbedingter Gewißheit allerdings läßt sich nicht führen. Aber Stübel macht es durch seine seelische Zergliederung und Vergleiche der Schriften Hauckes und der Beschreibung Goethes so wahrscheinlich, daß ein Zweifel kaum übrigbleibt. Sonst ist freilich nicht viel Näheres über Hauckes Persönlichkeit zutage gekommen. Aber Stübel hat wenigstens seinen Begräbniseintrag im Totenregister der Friedrichstädter Matthäuskirche vom Jahre 1777 aufgefunden. Er lautet: „Johann Gottfried Haucke, ein Ehemann und Schuhmacher, alt 72 Jahre, gestorben am Schlagfluß, begraben den 18. Oktober." Und weiter war es Stübel nicht schwer, das Spangenbergsche Haus in der Friedrichstraße aufzufinden: es ist das Haus, das heute Nr. 5 führt. Zwischen zwei Mietkasernen, die inzwischen entstanden sind, steht es noch heute genau so wie zur Zeit Goethes. Es ist höchst wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Amtsmaurermeister Johann Georg Gebhardt erbaut worden. Es besteht einschließlich des Erdgeschosses aus drei ziemlich niedrigen Stockwerken: Das Erdgeschoß ist steinern, die Obergeschosse anscheinend aus geputztem Fachwerk. Die Schauseite nach der Friedrichstadt hat fünf Fensterchen und ist ganz einfach gehalten. Im Hof hat es rechts ein Seitengebäude. „Hier läuft die Obergeschosse entlang eine hölzerne, jetzt vom Alter tief gebräunte Galerie, auf die die Treppe mündet und von der man in die einzelnen Räume gelangt. Die Zimmer sind verhältnismäßig geräumig und haben zum Teil noch die alten Stuckdecken aus dem 18. Jahrhundert. An den beiden Schmalseiten ragt das Dach über und wird von je einer kleinen Steinsäule getragen." . . . „Steht man im Hofe des Hauses Friedrichstraße 5" — so schließt Stübel seine anziehenden und überzeugenden Darlegungen*) — „die Goethesche Schilderung im Gedächtnis, so hält es nicht schwer, sich gleich Goethe in niederländische Stimmung zu versetzen. Auch das Äußere des Hofes und seine Gebäude rufen Gemälde von Ostade oder Teniers vor das Auge, und man überredet sich gern, daß hier der jugendliche Goethe geweilt und hinter den kleinen Fensterchen des niedrigen Seitengebäudes schalkhafte Gespräche mit seinem Schuster geführt hat."

Im Schlußkapitel behandelt Stübel das Goethesche Gedicht vom ewigen Juden, dessen Person Goethe, wie er selbst sagt, mit den Grundzügen des Dresdner Schusters ausgestattet hat Wir können hier darauf nicht eingehen. Jedenfalls hat sich Moritz Stübel das Verdienst erworben, die alte Frage nach dem Goetheschen Dresdner Schuster, die so viele Forscher vergeblich beschäftigt hat, gelöst zu haben. Dresden aber ist um eine Goethe-Stätte reicher geworden, die ihre Anziehungskraft nicht verfehlen wird.

*) Vgl. Goethe, Schuster Haucke und der Ewige Jude, ein Beitrag zu Goethes Dresdener Aufenthalt im Jahre 1765 von Moritz Stübel. Dresden 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung Lehmann & Schulze, einmalige Veröffentlichung in 350 Stück Nr. 1—50 auf Büttenpapier in Halbpergament mit einer signierten Originalradierung von Prof. Georg Erler, Nr. 51—350 auf holzfreiem Dickdruckpapier, in nachgeahmtem Pergament mit einer Originallithographie von Cl. Hofmann.

Neue Wege zur Verbesserung der Volksernährung * Von Prof. Dr. R. Hennig.

Der wesentliche Grund, warum Deutschland den großen Weltkrieg verlor und schließlich, am guten Ende verzweifelnd, die Waffen streckte, war die seelische Zermürbung infolge der langjährigen englischen Hungerblockade. Deutschland war bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein überwiegend agrarisches Land gewesen, das seine Ernährung aus eigener Kraft sicherstellen konnte, hatte sich seither aber zu einem in der Hauptsache industriellen Land entwickelt und war infolgedessen, trotz anerkennenswerter Fürsorge der Regierung für die Landwirtschaft, im steigenden Umfang von der ausländischen Nahrung abhängig geworden. Dieser Umstand ist uns im Kriege verhängnisvoll geworden, und es wäre daher eine würdige Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert, Deutschland in bezug auf seine Alltags-Nahrungsmittel wieder zum autarkischen, d. h. sich vollständig selbstversorgenden Land zu machen. Natürlich dürfte ein solches Ideal nicht erkauft werden mit einer Minderung der industriellen Bedeutung des Landes und einer Rückentwicklung zu vorwiegend agrarischer Wirtschaftsform. Wenn nicht alles täuscht, wird dies aber auch nicht erforderlich sein, ja, es ist vielleicht sogar möglich, daß eine Steigerung der industriellen Entwicklung geradezu ein Anreiz zu stark erhöhter landwirtschaftlicher Erzeugung werden kann, was natürlich eine denkbar günstigste Lösung sein würde, eine Lösung, die zunächst wie ein unerreichbar schönes Ideal, ein freundliches, nie zu verwirklichendes Märchen anmutet und die nach den Erfahrungen jüngster Zeit dennoch durchaus im Bereich einer nahen Möglichkeit liegt.

Die deutsche Chemie und Physik hat in den letzten hundert Jahren schon mehr Zaubereien vollbracht als jede andere Wissenschaft der Welt. Justus von Liebigs wundervolle Untersuchungen über die Bodendüngung und die daraus hervorgegangenen künstlichen Maßnahmen, den landwirtschaftlichen Ertrag des Bodens zu vervielfältigen, nahmen dabei eine ganz besonders hervorragende Rolle ein, ja, sind vielleicht die größte Segnung, die je ein einzelner für die Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechts zuwege gebracht hat. Jetzt nun stehen wir allem Anschein nach vor einer ganz ähnlich weittragenden Entdeckung, die, wenn sich die darauf gesetzten Hoffnungen erfüllen, jegliche Hungersnot und Lebensmittelknappheit, wie sie die furchtbaren letzten fünf Jahre gebracht haben, für immer unmöglich machen wird.

Die Mittel und Wege, die uns künftig einmal zu einer überreichen Produktion des eigenen Bodens verhelfen sollen, sind so überaus eigenartig, daß es geboten scheint, ein wenig weiter auszuholen.

Überall dort, wo große Mengen von Koks verbrannt werden, insbesondere also in den Hochöfen unserer Eisenindustrie-Gebiete, entstehen in überreicher Fülle die sogenannten Hochofengase, die von jeher höchst unbeliebt, berüchtigt und wegen ihres überaus verderblichen Einflusses auf die Vegetation der ganzen Umgebung gefürchtet sind. Und gerade eben diese Hochöfengase hofft man jetzt ausnutzen zu können, um dem Boden viel reichere Erträge als bisher zu entlocken. Das erscheint paradox, aber ganz bestimmte Erfahrungstatsachen lehren, daß es sich um mehr als eine bloße Hoffnung, daß es sich um eine wissenschaftliche Errungenschaft allerersten Ranges handelt, die die Not des großen Krieges geboren hat.

Was die Hochofengase so gefährlich für die Pflanzenwelt macht, ist ihr Bestand an schwefliger Säure, die vernichtend auf die Vegetation zu wirken pflegt. Da man die Gase nun im Betrieb der Hochöfen als völlig wertlos in die Luft entweichen ließ, wurde die Nachbarschaft der Hochöfen dazu verurteilt, in Wüstenland verwandelt zu werden. Kann es nun etwas Erstaunlicheres geben als daß dieselbe Nachbarschaft der Hochöfen fortan für den Acker- und Gartenbau der Umgebung eine Quelle des Segens werden soll?

Es wird dies aber möglich sein dank dem besonders reichen Gehalt an Kohlensäure, der den Hochofengasen zu eigen ist. Daß die künstliche Zuführung von Kohlensäure das Gedeihen aller Arten von Pflanzen kräftig zu fördern vermag, war schon früher bekannt und auf Veranlassung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft durch Versuche festgestellt worden. Zu diesem Zweck

Digitized by Google

hatte man Pflanzen, sowohl in Treibhäusern als auch im Freien, einer Behandlung mit flüssiger Kohlensäure unterworfen. Die Erfolge waren sehr vielverheißend: Aus einer Tomatenkultur, die sonst im Durchschnitt 29½ Kilogramm Tomaten ergab, wurden nach der Zuführung flüssiger Kohlensäure volle 81,3 Kilogramm Früchte geerntet.

Dennoch konnte man auf diesem Wege keine Erfolge großen Stils erhoffen, denn das Verfahren war viel zu teuer, als daß man hätte daran denken können, die gelegentlichen Versuchsergebnisse im großen zu wiederholen.

Theoretisch war aber damit ein bedeutsamer Weg gewiesen, und es fragte sich nur, ob es gelingen werde, ein ausreichend billiges Verfahren zu ermitteln, um den Pflanzen den begehrten Kohlenstoff zuzuführen.

Da war es nun der General-Direktor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. Vögler, der auch als Mitglied der Weimarer Nationalversammlung viel genannt wurde, der auf den Gedanken kam, den in den wertlosen Abgasen reichlich vorhandenen Kohlenstoff für den gedachten Zweck nutzbar zu machen. Er regte 1917 einen gewissen Dr.-Ing. Riedel an, gemeinsam mit der Dortmunder „Union" entsprechende Versuche zu machen, und kürzlich hat nun Dr. Riedel in der Zeitschrift „Stahl und Eisen" über die wahrhaft staunenswerten Ergebnisse berichtet, die die Verwirklichung des Vöglerschen Gedankens gezeitigt hat.

Die von ihren schädlichen Bestandteilen gereinigten Abgase der Hochöfen wurden in verdünnter Form zunächst Gewächshäusern zugeführt. In diesen stieg nun, als Folge der reichen Kohlenstoff-Ernährung, der Ertrag einer bestimmten Gurkenkultur auf das 1,7fache, von 138 auf 232 Kilogramm, der einer Tomatenzucht sogar auf das 2¼fache. Diese vielversprechenden Ergebnisse ermutigten zu einem Versuch im Freien. Zunächst wurden einzelne Äcker in Bearbeitung genommen, denen aus durchlochten Zementrohren die gereinigte Hochofen-Kohlensäure zugeführt wurde. Die gesteigerte Fruchtbarkeit des Bodens erwies sich alsbald als außerordentlich. Auf einem Lupinenfeld wurde ein 2,7fach erhöhter Betrag erzeugt, auf einem Spinat- und Kartoffelfeld ein 2,5- bzw. 2,8facher, während ein bestimmter Ertrag an Gerste durch die Vergasung verdoppelt wurde. Das Höchstgewicht einer einzelnen Kartoffel, das vorher 140 Gramm betragen hatte, stieg durch die Behandlung mit Kohlensäure bis auf 330 Gramm, also rund ¾ Pfund!

Schließlich ging man zu einer Erprobung im großen Maßstabe über. Ein 30 000 Quadratmeter großer Acker wurde der bewährten Behandlung unterworfen, und auch in diesem Fall wurden die Hoffnungen nicht enttäuscht: An Tomaten wurde mehr als das Doppelte gegenüber den früheren Erträgen geerntet, an Kartoffeln sogar eine 4fache Menge.

Die Lehre, die sich hieraus ergibt, lautet, daß die Landwirtschaft nicht nur, wie bisher, mit Stickstoff, Kali und Phosphor düngen muß, sondern auch mit Kohlensäure. Diese steht aber in nahezu unbegrenzten Mengen überall dort zur Verfügung, wo ein größerer Hochofen sich befindet. Zur Erzeugung von 1000 Tonnen Stahl sind täglich 1100 Tonnen Koks erforderlich, deren Abgase man nun in nicht weniger als 4000 Tonnen Kartoffeln umzuwandeln vermag! Wohlgemerkt: Dieser ansehnliche Mehrbetrag gestattet den Rückschluß, daß bei geschickter Ausnutzung aller Verhältnisse im Umkreis eines einzigen Hochofens im Jahre bis zu 1½ Millionen Tonnen Kartoffeln mehr als vorher gewissermaßen aus dem Nichts müssen erzeugt werden können.

Daß hiermit das große Problem der ausreichenden und guten Volksernährung für alle Zeiten gelöst sein würde, bedarf keines weiteren Beweises. Wenn Kartoffeln und Getreide in unbegrenzten Mengen erzeugt werden können, sobald nur die von den Hochöfen benötigten Koksmengen verfügbar sind, so braucht eine Zeit des Hungers und des Elends, wie wir sie fünf schlimme Jahre hindurch durchlebt haben, nie wieder über unser Volk zu kommen. Reichliche Kartoffelerzeugung bedeutet aber auch Reichtum an fetten Schweinen und somit an Fetten selber, so daß auch derjenige Teil der tierischen Ernährungsprodukte, der uns neben der Milch am meisten fehlte, in überreicher Menge jederzeit hervorgebracht werden kann.

Auf ohnehin gut und sorgsam gedüngtem Boden werden mit dem Vöglerschen Kohlensäure-Verfahren die weitaus besten Erträgnisse erzielt. Mit Mist und Kunstdünger allein ließ sich die von einem Acker bestimmter Größe gewonnene Nahrungsmittel-Menge um 18 Prozent steigern; trat aber außerdem die Kohlensäure-Behandlung hinzu, so schnellte die Verbesserung des Ertrages von 18 bis auf 82 Prozent empor.

Die durch diese Erfindung gebotene Perspektive ist in ihrer ganzen Großartigkeit heute noch kaum zu übersehen. Nur soviel scheint sicher zu sein, daß deutscher Erfindungsgeist nicht nur das eigene Vaterland, sondern die gesamten Industrie-Gegenden der Erde mit einem kostbaren Geschenk beglückt hat, das sich in bezug auf volkswirtschaftliche Segnungen kühn neben die unvergängliche Ruhmestat eines Justus von Liebig stellen kann.

Wieder einmal ist auf das von haßerfüllten Feinden im Kriege durch die ganze Welt verbreitete alberne Gerede vom „deutschen Barbarentum" die einzige würdige und richtige Antwort erteilt worden.

Ludwig Ganghofer † * Von Dr. C. Mühling.

Am Ende des ersten Bandes von Ganghofers Beschreibung des eignen Lebens steht ein kleines Gedicht, das im letzten Sommer der Kindheitszeit entstanden war. Die letzten Verse dieses Gedichtes lauten:

Doch neulich war's, da schrie im Wald
Ein Guggezer, ein feiner,
Der schrie: Du wirst so froh und alt
Wie unter Tausend Einer.

Diese Verse können nur deshalb am Schluß dieser Kindheitserinnerungen ihre Stelle gefunden haben, weil der Fünfundfünfzigjährige, der sie in alten vergilbten Papieren wiederfand, seinen Lesern die angeborene Ursprünglichkeit des Optimismus beweisen wollte, der uns aus jeder Seite dieser lebensbejahenden Autobiographie entgegenweht.

Froh wie unter Tausenden Einer, mein lieber alter Freund, bist du nun freilich geworden, aber so alt, wie deine Kindheit es erhoffte, nicht, denn kaum zehn Jahre, nachdem du von neuem bestätigt hattest, daß diese Hoffnung noch immer in dir lebte, hat dich das Schicksal gefällt wie eine grünende Eiche in deinem geliebten Wald.

Der Optimismus dieses Unverwüstlichen freilich ist bis in die letzten, auch für ihn an seelischen Leiden reichen Jahre nicht erschüttert worden. Ihm hat auch der Zusammenbruch alles dessen, was ihm wert und teuer war, nichts schaden können. Denn am ersten Neujahrstage nach der Revolution schrieb er mir aus Ehrwald: „Du fragst mich, wie ich mich in das neue Deutschland finde? Hinein kann ich mich nicht finden, heraus kann und will ich mich nicht finden, will ein Deutscher mit hoffendem Zukunftsglauben bleiben, bis mir die Augen brechen. Wäre ich um zwanzig Jahre jünger, wüßte ich, was ich täte. Ich bin aber alt und krank. Da bleibt mir nichts anderes, als zuzusehen und nach Möglichkeit über den Irrsinn der Zeit zu lachen, so weit es mir noch gelingt."

Ludwig Ganghofer.
Nach einem Aquarell von F. A. von Kaulbach.

Nur leise klingt durch die Worte „So weit es mir noch gelingt" das in der tiefsten Tiefe auch dieses lebensfrohen Herzens verborgene Leidgefühl. Aber im Grunde ist diese Kraftnatur aus dem deutschen Wald wie in seinen Werken, so in seinem Leben auch in den Stürmen der Kriegs- und Revolutionstage sich selbst treu geblieben, bis zur letzten Stunde. —

Mit den Lesern der „Gartenlaube" war Ludwig Ganghofer seit sechsunddreißig Jahren auf das innigste verbunden. Die Mehrzahl seiner Romane, die ihn in Hunderttausenden von

Digitized by Google

deutschen Häusern zum lieben und vertrauten, in jedem Jahre mit Spannung erwarteten Gast gemacht haben, hat hier das Licht der Welt erblickt, vom „Edelweißkönig" im Jahre 1885 bis zu den „Trutzen von Trutzberg" im Jahre 1915. Darum brauche ich an dieser Stelle, von der aus ein so großer Teil seines Lebenswerkes in die weitesten Kreise verbreitet worden ist, von diesem Werke nicht zu sprechen. Hat es doch hier für sich selbst gesprochen. Ich will heute nur noch einmal, wie Ostini schon vor zwölf Jahren zum Jubiläum der fünfundzwanzigjährigen Mitarbeiterschaft Ganghofers, am kaum geschlossenen Grabe des Dichters zum Ausdruck bringen, wieviel die „Gartenlaube" und ihre Leser ihm verdanken und wieviel sie mit ihm verloren haben.

Es drängt mich heute unter dem erschütternden Eindruck der Todesnachricht, mehr vom Menschen und vom Freunde als vom Dichter zu sprechen, zumal gerade in Ganghofer, der ein großer Lebenskünstler war und sich sein Leben selbst aus einem Guß geschmiedet hat, der Künstler mindestens ebenso sehr im Dienste des Menschen wie der Mensch im Dienste des Künstlers gestanden hat. Ihm war Leben und Schaffen identisch. Seine Romane, seine Erzählungen und seine Lyrik sind unzertrennlich verbunden mit den Stätten, an denen sie entstanden sind. Aus der Natur des Berchtesgadener Landes sind seine Watzmannromane geboren worden, in denen er die Eigentümlichkeit einer der herrlichsten Gegenden seines Vaterlandes und ihrer Bewohner in ihren Wandlungen durch ein Jahrtausend verfolgen wollte. Und nicht nur aus dem „Schweigen des Waldes", sondern aus jeder von den liebevollen Landschaftsschilderungen aller seiner Berg- und Waldromane reden zu uns die Stimmen, die er in der gewaltigen Natur der Wettersteine erlauschte, an deren Abhängen er die Gemse schoß und den Hirsch schreien und den Hahn balzen hörte. Dort oben zwischen Mittenwald und Ehrwald in der Abgeschiedenheit einer großen Natur, wo sein Jagdhaus auf der Tyllfußalp hinuntersah ins Gaistal, mußte man ihn in seiner Gebirgstracht mit den nackten Knien und den gamsledernen Hosen, die Flinte auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand, oder abends im holzgezimmerten Jagdzimmer, an der Zither improvisierend, sehen und hören, wenn man ihn kennenlernen wollte. Im Gesellschaftsanzug oder gar im Frack ist er sich selbst immer wie in einer Verkleidung vorgekommen.

Als ich vor zehn Jahren — ich kam von den Passionsspielen in Oberammergau — auf einige Wochen dort bei ihm war, da hatte gerade ein furchtbares Unwetter sein ganzes immer mit so großer Liebe gepflegtes Jagdrevier, eine der größten und besten Hochjagden Österreichs, die er zum Teil von der österreichischen Krone, zum Teil von der Gemeinde Ehrwald gepachtet hatte, verwüstet. Die Gebirgsbäche hatten Brücken fortgerissen und Wege überschwemmt, und es war nicht ganz einfach gewesen, in die Abgeschiedenheit der Hochgebirgswelt vorzudringen. In dieser Zeit ging auch zu allen anderen Schrecken der Natur eine Erdbebenwelle durch das ganze Tiroler Gebirge und das bayerische Hochland. Mitten im Stürmen der Naturgewalten erschien uns damals das Jagdhaus Hubertus wie ein Hort des Friedens und der Gastlichkeit, und sein Herr schien sich in Donner und Blitz, in der Arbeit an der Wiederherstellung der zerstörten Wege und Brücken, im Kampf gegen die entfesselten Elemente ganz besonders wohl zu fühlen. Ich schrieb ihm damals eine sapphische Ode ins Jagdbuch, die hier eine Stelle finden möge, da sie vielleicht einen Begriff von der Stätte vermittelt, an der seine besten Werke geschaffen wurden, und ohne die sie undenkbar sind:

Donnernd rollt zu Tal die Lawine, und der
Hundertjähr'ge Stamm der gewalt'gen Tanne
Bricht dem Halme gleich, und entwurzelt stürzt er
Nieder zur Erde.

Aus der Felsenhöh mit der Kraft von tausend
Riesen, angeschwellt aus des Himmels Schleusen,
Rast das Wasser, reißt das Gestein herab zur
Schwindelnden Tiefe,

Steigert seine Wut an dem selbstgeschaffenen
Trümmerwall und hebt mit den Wurzelklammern
Aus der Erde Schoß die zum grauen Himmel
Ragende Fichte.

Und es steigt der Strom in des Tales Sohle;
Jede Brücke, die ihm den Weg versperrt,
Bricht sein weißer Arm, und es sinkt der Weg im
Schäumenden Strudel.

Stöhnend schwankt der Wald, und wie Orgelbrausen
Klingt des Sturmes Lied, und geborst'ne Stämme
Sperren jeden Pfad, und zum Friedhof wird die
Lachende Lichtung.

Über diesem Werk der Zerstörung schimmert,
Fest aus Holz gefügt, auf der Alm das Jagdhaus;
Drohend wehrt der Not auf des Daches First das
Kreuz des Hubertus.

Auf dem Schlachtfeld steht's wie ein Hort des Friedens,
Gastlich grüßt der Spruch an der Giebelwand den
Wandrer, furchtlos nah'n seiner Schwelle selbst die
Tiere des Waldes.

Dankerfüllt erfleh ich des Himmels Segen
Deinem Haus, das mir und den Meinen wieder,
Wie schon einst, beschert so behaglich stille,
Fröhliche Tage.

Wie es leise nur, als die Erde bebte,
Schwankte, und dann fest in den Fugen ruhte,
Soll es immer steh'n, wenn der Himmel zürnt, im
Sturme des Schicksals.

Und es soll durchweh'n deine trauten Räume
Stets des Frohsinns Hauch, und es sollen strahlen
Auf dein schlichtes Dach eines reinen Glückes
Leuchtende Sterne.

Aus dieser Stätte des Friedens und des Glücks haben Ganghofer der Krieg und die Revolution vertrieben. Schon seit zwei Jahren hat er die Jagd aufgeben müssen und sich, da ihn die Räterepublik veranlaßte, auch München den Rücken zu kehren, und da er ohne innige Berührung mit der Natur überhaupt nicht leben konnte, in Tegernsee ein Haus mit großem Garten gekauft. Der Abschied von der Welt, in der er seit Jahrzehnten mit seinem Denken und Schaffen lebte, ist ihm gewiß sehr schwer geworden. Aber er hatte auch ihn überwunden. Das Glück von Hubertus wäre wohl mit nach Tegernsee gezogen, da alle Lieben, wenn auch nicht ganz unversehrt, ihm aus dem Felde heimgekehrt waren. Denn die Sonne brachte er mit, wo er auch weilte. Da traf ihn ganz plötzlich der Tod wie auf einen Hieb. So hast du dir ihn immer gewünscht, alter Freund. Und so bist du bis zur Todesstunde ein Sonntagskind geblieben. Das sei der Trost der Deinen, denen du so viel Glück gegeben hast, der Freunde, mit denen du durch ein ganzes Menschenleben treu zusammenhieltest, und der großen Gemeinde aller derer, die dich aus deinen Werken liebgewonnen haben.

Streiflichter.

Das Buch vom Landrat. Zu den ungeschriebensten Büchern der Neuzeit gehört das vom Landrat. Dieser Beamte war von jeher der preußischen Demokratie ein Dorn im Auge, und die Erinnerung an die Landratskammer der fünfziger Jahre genügte, um ein rotes Meer von Tinte in Wallung zu versetzen: Alle Schrecken der Reaktion verkörperten sich im Landrat, und selbst die Kreisordnung mit ihrer Selbstverwaltung entkleidete ihn nicht seines volksgefährlichen Charakters. Er war und blieb eine typische Figur, und wenn niemals ein Karikaturen-Sammelwerk sich seiner Person bemächtigt hatte, so hatte das seinen guten Grund: Die ewige Wiederholung derselben Gestalt des agrarischen Kreistyrannen wäre tödlich langweilig gewesen. Mit dem 9. November hätte nun doch wohl eine Änderung sich vollziehen müssen. Aber zunächst zeigte sich, daß im Punkte Landrat Selbstverwaltung und Republikanismus wie Feuer und Wasser aufeinanderstießen, und zwar derart, daß der republikanische Löscheimer das andere Element schleunig erstickte. Was mit Hilfe von Zwangsmaßnahmen den Kreiseingesessenen als Landrat vor die Nase gesetzt wurde, erwies sich als Spottgeburt von Dreck und Feuer. Leibhaftige Karikaturen jeglichen Beamtentums tauchten auf, veraasten die Kreisgelder mit kostspieligen Kraftwagen und gaben mit ihrem Vorleben eine Erklärung für die von ihnen beliebte bodenlose Mißwirtschaft. Niemals im Laufe der preußischen Geschichte hat sich eine so anrüchige Gesellschaft im Amt breitmachen dürfen wie heute. Aus den verschiedensten Kreisen werden Klagen darüber laut, und die Liste der Gewerbe und Berufe, in denen viele der neugebackenen Landräte früher tätig waren, würde humoristisch anmuten, wäre damit nicht eine schwere finanzielle Gefahr für den Staat verbunden. Einem pommerschen Gewächs dieser Gattung wird nachgerühmt, daß es seine Laufbahn begonnen habe als Zeitungsausträger und sich weiterhin „bewährte" als Bäckerlehrling, Mühlenarbeiter, Knecht, Waldarbeiter, Schreiber, Kohlentrimmer, Hafenarbeiter, Privatsekretär, Eisenbahnarbeiter, Journalist, Schriftleiter, Schriftsteller und Verleger. So vielseitig sind zwar nicht alle seine neuernannten Berufsgenossen, aber Vielseitigkeit ist aller Kenn-

Digitized by Google

zeichen, gewürzt durch Verdienste um die S. P. D. und U. S. P. D. und völlige Unerfahrenheit in landwirtschaftlichen Dingen. Diese Revolutionsgewinnler könnten die Stifte von Hunderten von Karikaturisten in Bewegung setzen, und Millionen Deutscher würden durch den zur Grimasse gewordenen Verwaltungsterror zu gellendem Hohngelächter gereizt werden. Selbst erhebliche Vorstrafen waren in den Augen der vorigen Regierung nicht imstande, die Anstellungsfähigkeit ihrer Lieblinge herabzumindern, und bis in die jüngste Zeit haben wir immer wieder noch Neueinstellungen sozialdemokratischer Landräte buchen müssen, die in dieser Form für ihre ehemalige Parteitätigkeit Belohnung einstrichen. Unter diesen Umständen muß natürlich das Buch vom Landrat ungeschrieben bleiben, denn so wechselnd auch die neuzeitlichen Typen sind, so endlos erscheint ihre Reihe; es ist ein Filmband ohne Ende, und die neue Regierung verrät offenbar keine Neigung, mit einem kühnen Schnitt den Unfug beenden.

Mein Haus ist meine Burg. Die deutsche Reichsverfassung wurde dem Volke als ein unvergleichliches Geisteswerk angepriesen; es ging damit wie mit den amerikanischen Betonschiffen. Ihr Ruf erfüllte alle Welt und erregte den Neid aller Erfinder; dann stellten sich Mängel heraus, und allmählich wurde es stiller und stiller; die Erfindung hatte sich in der Praxis nicht bewährt, was einige zweifelsüchtige Fachleute gleich vorausgesagt hatten. Keinem Amerikaner fällt es ein, den Mißerfolg offen zuzugeben, aber ebensowenig ist er geneigt, mit derartigen Fahrzeugen den Atlantik zu durchqueren; nur wir unglückseligen Deutschen müssen das mit dem Beton der Verfassung zurechtgegossene Reichsschiff weiter benutzen. Da klappt denn vieles nicht. Engländer und Franzosen pfeifen auf die Verfassungsartikel und errichten Gesandtschaften in München; die Bayern, und zwar die Urbayern, streben verfassungswidrig zum Föderalismus zurück; mit der Selbstverwaltung wird von der Regierung Fußball gespielt, kurz diese Anfänge könnten vielleicht mehr als Kinderkrankheiten, Fehler des Organismus sein, die sich nicht verwachsen, sondern ihn schließlich zerstören. Wir haben also eine Verfassung, aber sie findet hier und da keine genügende Beachtung, namentlich nicht auf seiten der Entente, für die der Friede von Versailles mit der deutschen Reichsverfassung gleichbedeutend ist. Das zeigt der Fall von Haussuchung, die in Dahlem bei Berlin von zwei englischen Offizieren und einem Unteroffizier nach Waffen vorgenommen wurde. Vorsorglich hatten die Herren Werkzeuge zum Erbrechen der Türen mitgebracht, brauchten sie aber nicht anzuwenden, da der Hausbesitzer der Gewalt wich. Daß es gerade Engländer waren, die sich kurzerhand über Recht und Gesetz hinwegsetzen, ist besonders reizvoll, da das englische Sprichwort „Mein Haus ist meine Burg" das Palladium der bürgerlichen Freiheit bezeichnet. Was wäre geschehen, wenn die Offiziere niedergeschossen worden wären! Wir Deutsche leben nach unseren Gesetzen und werden uns unserer Haut zu wehren wissen, wenn die Beauftragten der Entente, ohne sich an die deutschen Vorschriften über Haussuchung zu halten, in fremdes Privateigentum eindringen. Für uns hat unser Recht trotz des Versailler Friedens Gültigkeit behalten, und es würde den Beginn der Anarchie bedeuten, wenn fremdländische Offiziere Maßnahmen ergreifen wollten, die in Deutschland nur dem Richter zustehen. Dieser hat die Durchsuchung von Wohnräumen anzuordnen, und die Vollziehungsbeamten unterstehen nur seinen Weisungen. Die deutschen Gerichte bleiben trotz des Versailler Friedens die vermittelnde Instanz, und es steht zu befürchten, daß bei Nichtachtung dieses Grundsatzes Mord und Totschlag entsteht, denn auch in Deutschland heißt es: Mein Haus ist meine Burg. Wir sind noch nicht auf die Stufe eines Negerstaates herabgesunken, noch keine englische Kolonie, in der das Faustrecht des englischen Offiziers gilt. Im besetzten Gebiet ereignen sich beinahe täglich derartige Übergriffe. Im Weichbild von Großberlin ist den Ententevertretern indessen Vorsicht zu empfehlen. Sie sollten sich erinnern, wie damals die Wilddieberei der französischen Soldaten ausging. Selbsthilfe ist am Ende begreiflicher als ein kostspieliger Gang zum Rechtsanwalt. Das sollten die Ententevertreter in Berlin bedenken.

Die Welt der Frau.

Die gute Sitte * Von Else Otto.

Die sogenannte gute Sitte hat zu allen Zeiten und in jedem Lande ein anderes Gesicht. Früher galt es für fein, seine Gäste bis zur Erschöpfung zum Essen zu nötigen; der ebenso feine Gast widerstrebte der Nötigung bis zum äußersten, um endlich mit einem „Ich bedaure die Unkosten" zu dem heißersehnten Stück Kuchen zu greifen. Heutzutage gilt Nötigen und Sichnötigenlassen für unterirdisch. In Deutschland gilt es für unfein, einer Dame ein Kompliment über ihr Kleid zu machen; in Italien erfordert es die Sitte, daß man bei einer Unterhaltung mit einer Dame an passender Stelle ein solches Kompliment einfließen läßt. Im ersten Falle also heuchelten unsere Vorfahren der Sitte zuliebe eine Mäßigkeit und Bescheidenheit, die sie in den seltensten Fällen besessen haben werden; wir aber heucheln eine Sicherheit und ein Selbstbewußtsein, die wir ebenso selten besitzen mögen. Im zweiten Fall unterdrückt der Deutsche unter Umständen ein starkes Wohlgefallen, das nach Worten drängt, der Italiener unter Umständen ein helles Entsetzen über die Geschmacklosigkeit seiner Dame. Also ist die gute Sitte nichts als eine Lüge zugunsten der gerade hoch im Kurs stehenden Tugenden.

Diese Definition des Begriffs der guten Sitte war das Ergebnis eines tiefsinnigen Gesprächs, das eine Gesellschaft junger Leute im Alter von 12 bis 18 Jahren eines Abends miteinander führte. Sie waren von nah und fern zu einer Ferienwoche in einem großen Gutshaus zusammengekommen. Sie wurden sich einig, daß sie dank ihrer höheren Einsicht dazu berufen seien, die Welt von der Lüge der guten Sitte zu befreien, und beschlossen, sich vom nächsten Morgen an nur noch die Wahrheit zu sagen. Das Vorhaben wurde durch feierliches Händereichen bekräftigt. Der Hausherr brummte ärgerlich: „Ihr seid wohl verrückt, das ist ja der reine Schwur auf dem Rütli." Die Hausfrau lächelte still. Der nächste Morgen kam, und die Wahrheiten schwirrten nur so durch die Luft. Da sie natürlich alle nicht schmeichelhafter Art waren, so erhitzten sich die Gemüter mehr und mehr; und schließlich gerieten die Jüngsten, zwei zwölfjährige Buben, aneinander und mußten getrennt werden, denn der Kampf nahm lebensgefährliche Formen an. Bei Tisch fehlte eine junge Dame. Die Tochter des Hauses saß mit rotgeränderten Augen schief auf dem Stuhl und drehte ihrem Nachbar den Rücken zu. Der eine Bube hatte eine blutige Schmarre quer über die Backe, der andere eine rote, dickgeschwollene Nase. Der Hausherr fragte: „Na, was hat es denn hier gegeben?" — „Klaus hat gesagt, mein Vater wär' ein Idiot", brüllte der mit der Schmarre los. „Und wer hat angefangen?" brüllte Klaus dagegen und sprang auf, daß der Stuhl hintenüberfiel. „Meine Schwester hat Plattfüße, hat er gesagt, der Lümmel!" „Wollt ihr sofort still sein", rief nun auch der Hausherr. Die Hausfrau legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. „Es ist ja nur der Schwur auf dem Rütli", sagte sie leise. „Ach so", sagte der Hausherr und griff sich erinnernd an die Stirn. „Wo ist denn Eva?" — „Sie liegt mit Kopfschmerzen zu Bett." — „Max hat zu ihr gesagt, Sommersprossen seien ein Schönheitsfehler und entstellten die Gesichtszüge", fuhr es einem naseweisen Backfisch heraus. „So, so! Na, ich habe mich an dem Schwur zwar nicht beteiligt, aber nun will ich doch auch einmal eine Wahrheit sagen", donnerte der Hausherr. „Narren seid ihr allesamt. Grobheiten sind eure Wahrheiten, weiter nichts. Klaus weiß ganz genau, daß Konrads Vater kein Idiot ist, und Max ist so verliebt in die Sommersprossen, daß er jedesmal rot wird, wenn man ‚Eva' sagt. Jetzt ist Schluß mit der Wahrheit, verstanden? Geh rauf und hol die Eva runter", herrschte er seine Tochter an. „Sag ihr, ich würde dafür sorgen, daß sie die Wahrheit erfährt."

Wir können dem Hausherrn in diesem Fall nur Recht geben; aber er löste den Knoten nicht, er zerhieb ihn. Denn ganz so einfach liegt die Sache mit der guten Sitte nicht. So lächerlich die Folgerungen der jungen Leute waren, in dem Gefühl, von dem sie ausgingen, lag etwas Wahres. Die sogenannte gute Sitte der bürgerlichen Gesellschaft hat das Lügennetz geknüpft, in das jetzt alle Völker Europas verstrickt sind.

Die wahrhaft gute Sitte ist der ganz feine, zarte Strich zwischen Roheit und Heuchelei. Wie sollen wir uns aber auf diesem Striche halten? Wir können uns doch nicht bei jedem Wort und jeder Bewegung nach unseren Motiven fragen, und Bewegung und Wort genau mit diesen in Einklang bringen. Da stürzen wir ja, wie wir bei den jungen Leuten sahen, aus der Heuchelei in die Roheit. Aber da liegt ja der Fehler, darum handelt es sich ja gar nicht. Die gute Sitte fragt gar nicht nach Motiven. Unsere eigenen Motive sind auch für uns selber unergründlich, und wer ihnen auf die Spur kommen will, verfällt dem psychiologischen Zersetzungstaumel unserer selbstsüchtigen Zeit. Die gute Sitte denkt gar nicht an sich selbst; sie fragt nur nach der Wirkung dessen, was sie tut und sagt. Sie fühlt bei jedem Wort und jeder Handlung im voraus, ob sie verletzen oder erfreuen werden. Sie fragt sich nur: Muß ich in diesem Falle verletzen? Darf ich in jenem Falle erfreuen? Die sogenannte gute Sitte aber ist nur die gesellschaftliche Sitte. Es hat Zeiten gegeben, deren gesellschaftliche Sitte aus der guten Sitte entstanden war. Es waren Zeiten, wo Menschen mit innerer Gesittung, die sich für jedes Wort und jede Tat bis zum äußersten verantwortlich fühlten und ihre Sinne für die Erwartungen und Gefühle der Nebenmenschen aufs äußerste schärften, die Formen der gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Sitte schufen. Solche Menschen aber haben die Sitte unserer bürgerlichen Stände nicht geschaffen. Diese haben durchaus nicht das Recht, sich über die Proletariersitten zu entrüsten. Sie ist genau so gut gesellschaftliche Sitte, hat mit der guten Sitte genau so viel oder so wenig zu tun wie diese, und unterscheidet sich nur dadurch von ihr, daß sie nach der Seite der Roheit von dem zarten Strich entgleist und die bürgerliche Sitte nach der Seite der Heuchelei. Da man nun seinen eigenen Fehler zu lieben pflegt, den der anderen aber nicht, so ist es den Proletariern gar nicht zu verdenken, wenn sie ihre gesellschaftliche Sitte der der höheren Stände vorziehen und sie, da sie jetzt die Herrschenden sind, dem ganzen Volke aufnötigen. Hätten die höheren Stände, die die Träger der Gesittung sein sollen, die wahrhaft gute Sitte besessen, so wäre es nie dazu gekommen, daß eine Proletarierfrau sich im Theater auf den Stuhl der verjagten Fürstin setzt und ihr Gehabe nachäfft; oder daß ein Herr Cohn sich erdreistet, einen ehrwürdigen Greis, den Generalissimus des deutschen Heeres, der den Feind von den Gauen des Vaterlandes ferngehalten hat, zu verhöhnen.

Innerhalb der höheren Stände ist im besonderen die Frau berufen, die Hüterin der guten Sitte zu sein. Der Mann schafft für seine Mitmenschen, die Frau fühlt für sie. Also liegt es ihr am nächsten, ihre Sinne für Erwartungen und Gefühle der anderen aufs äußerste zu schärfen. Es ist recht eigentlich die Erfüllung ihres Wesens.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an —

läßt Goethe die Prinzessin im „Tasso" sprechen. Der Dichter durfte diese Frau so sprechen lassen, denn er hat sie mit dem feinsten Zartgefühl innerer Gesittung ausgestattet. Sie vermeidet jedes Wort, das ihre Umgebung demütigen, verletzen, einschüchtern oder verstimmen könnte; sie kommt ihren geheimsten Wünschen entgegen und läßt sie nie vergebens auf ein ermunterndes, beruhigendes, tröstendes Wort warten. „Sie ist eine Dichtung", wird man einwerfen. In der Dichtung aber hält der Dichter den Lebenden einen Spiegel vor, und dieser Spiegel zeigt uns das wahre Bild der Zeit. Laßt uns in diesen Spiegel blicken.

Was die Mode bringt.

Seidenkleid mit quergereihtem Leibchen. (Abb. 83). Das moderne Nachmittagskleid aus blauem Taft wurde durch sandfarbene, blaubedruckte Foulardseide belebt. Durch die lange in Fransen ausgehende Tunika erhält das Kleid einen eleganteren Charakter. Die Tunika ist fadengerade, während der rundgeschnittene Futterrock nur einen geraden Ansatz aus Oberstoff aufweist, der unter der Tunika hervortritt. Das quergefaltete Leibchen zeigt vorn einen tiefen, eckigen Ausschnitt, den zum Teil ein gereihter Latz aus weißem Seidenmusselin füllt. Längs des Ausschnittes und um den Nacken als Kragen hochstehend, zieht sich ein gerader Streifen aus Foulardseide, der vorn im Ausschnitt verschwindet und im Taillenschluß wieder, unter dem Leibchen hervorkommend, auf die Tunika hinabfällt. Der halblange Ärmel ist dem Leibchen eingesetzt. Ein abstehender Aufschlag aus gemusterter Seide garniert den unteren Rand. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 52, 56 Zentimeter halber Oberweite zu 4 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,75 Meter.

Hängerartiges Samtkleid. (Abb. 84). Als äußerst reizvoll und jugendlich präsentiert sich dieses stilvolle Kleid aus goldbraunem Seidensamt. Der fadengerade Rock ist gereiht und dem Futterleibchen angesetzt, dem auch die halblangen offenen Ärmel eingesetzt sind. Darüber ist das glatte, vorn gerafftе Jäckchen gezogen, das vorn und hinten spitzen Ausschnitt zeigt, dessen Tiefe durch ein paar Lagen von rosa Seide gemildert wird. Ein Vorstoß von rosa Seide kantet den Ausschnitt ab. Die vordere Mitte, wo das Jäckchen gerafft ist, ziert ein ellipsenförmiger Besatzteil, der mit goldbraunen Perlen benäht ist. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 Zentimeter halber Oberweite zu 3,50 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,65 Meter.

Jackenkleid mit Falten im Schoß. (Abb. 85). Von besonders vornehmer Wirkung ist dieser schlichte Straßen-Anzug aus weinroter Gabardine. Er ist nur mit gleichfarbiger Stepperei verziert, wodurch das einfache Kostüm eleganter erscheint. Die Jacke zeigt geteilte Vorderteile und seitlich angesetzten, rundgeschnittenen Schoß, der an jeder Seite, vorn und hinten, eine gelegte Falte aufweist. Den Ansatz des Schoßes decken durchgesteppte Gürtelteile, die im Rücken aufknöpfen und vorn in der Teilungsnaht verschwinden. Die glatten, eingesetzten Ärmel sind mit einem breiten eckigen Aufschlag versehen, der auch ganz durchgesteppt ist. Den breiten Halsausschnitt begrenzt ein sich tief herabziehendes Herren-Revers. Der gereihte Rock ist fadengerade und mit einer breiten Steppereikante versehen. Sein Schnitt ist in 96, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 2,50 Mark und der der Jacke in 44, 46, 48, 52, 56 Zentimeter halber Oberweite zu 3,50 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 2,45 Meter, für den Rock 2,25 Meter.

Abb. 83. Seidenkleid mit quergereihtem Leibchen.

Abb. 84. Hängerartiges Samtkleid.

Abb. 85 Jackenkleid mit Falten im Schoß.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 8 bis 85 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlänge gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verloren sind 40 Pfennig das Porto beizufügen

Digitized by Google

№ 33 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring • Roman von Wilhelm Schaer.

6 Fortsetzung.

Die Familien Edzard und Lübben waren vom jungen Ehepaar je einmal eingeladen worden. Ebenso der Kreistierarzt, der sich insofern aber häufiger zu Gast lud, als er die regelmäßigen tierärztlichen Besuchsfahrten mit dem Freund wieder aufgenommen hatte und bei solcher Gelegenheit sein Pferdchen gern in den Bojungaschen Stall führte, wie sich selber in die Bojungasche Stube.

Auch die Bojunga waren letzthin verschiedentlich ausgebeten worden. Sogar die Frau Amtshauptmann hatte sich aus Neugier überwunden und Etta zum Kaffee eingeladen. Aber die junge Frau hatte wegen Unpäßlichkeit gedankt.

Ja, ja, Frau Etta Bojungas Unpäßlichkeit! Sie schaffte der Leidenden Sorgen. Wie es sonst nicht ihre Art: Frau Etta sann über ihren Zustand nach und scheute sich, davon ihrem Gatten etwas zu sagen.

Einmal — heimlich — fiel sie sogar eine Ohnmacht. Und solches zu einer Zeit, da's ihr am allerwenigsten passen konnte. Denn der Maurermeister war mit dem Zimmerdurchbruch beschäftigt, und die Malerarbeiten hatten begonnen. — Etta überwand sich, ließ niemand ihre Schwäche merken und musterte tapfer die Tapeten, die man zur Ansicht geschickt hatte, wählte die teuerste, weil sie in Farbe und Muster die geschmackvollste war, und maß genau die Einlaßstelle für ihr Klavier ab, das der Vater ihr zur Hochzeit geschenkt hatte. War Etta doch sehr musikalisch! Unter Butjadiner Bauern eine Seltenheit. Die Kunst stammte auch nicht vom Papa. Die einzige gute Mitgift für ihr Leben von Mama.

Als die Hauptarbeit getan war, brach Etta abermals in sich zusammen. Diesmal im Garten.

Frau Wupke Bremermann, die Bucklige, stand in der Nähe und beguckte sich „de Fro“. „Schall ick wat verschrieven?“ fragte sie.

Etta nahm ihre Kräfte zusammen und floh — floh vor der schmutzigen, rotäugigen Alten. Von der nicht länger berührt werden. Zu heilig dünkte sie der eigene Körper, die Hülle, die vielleicht ihres Hauses Erben zu bewahren hatte, um sich von „so einer“ anpacken zu lassen.

Mädchen am Klavier. Gemälde von E. Spiro.

Sich Gewißheit holen! Aber die junge Frau lief auch nicht zur Tante ins Altenheim, die sie gelegentlich besuchte und die sich selber auch ab und zu auf der Tenne und in der Küche blicken ließ. Die Herrin bat die freundliche junge Frau Wabbe Tantzen zu sich. Etta wußte, daß Wabbe Mutterfreuden entgegensah. Und das schon ganz bald nach der Hochzeit. Darum hatte der Braut der übliche Myrtenkranz gefehlt, als Etta mit dem Gatten Wabbe und ihren Boß während des Tanzes auf der Hochzeitstenne begrüßt hatte.

Durch Wabbe erhielt Frau Etta Gewißheit.

Sie vertraute sich dem Gatten an.

Digitized by Google

Reimer stutzte. „Wie — was? Ach, Kind, nä! Du führst mich bloß an!"

„Tu ich nicht! Reimer, mein heiliger — heiligster Ernst!"

Etta hatte erwartet, daß der Gatte sie dabei in die Arme nehmen würde, beseligt und vielleicht auch sehr dankbar gegen sie. Doch der Gatte sah sie zunächst nur lange zweifelnd und dann beinahe vorwurfsvoll an.

Da glaubte sie ihn zu verstehen. „O Gott — o Gott!"

Und als Reimer, ihrer Enttäuschung gewahr geworden, zu ihr kam, um sie trotz seines leisen Vorwurfs ans Herz zu drücken, wich sie rauh vor ihm zurück. Sie sah ihn hocherhobenen blassen Gesichts steif an und verließ das Zimmer.

Erst kurz vor Nacht fanden sie sich wieder zusammen. Etta weinte, während Reimer tröstend meinte: „Wenn der Junge nur gesund ist! . . . Etta, nicht meinetwegen! Ich denke ja nur an dich dabei, und dann — tust du mir leid."

„So . . . das? . . . Die Frau Amtshauptmann — und so weiter. Mann, nun freu' ich mich erst so recht auf den Jungen! Und es wird ein Junge sein! Und ein schöner Junge! Ein strammer Junge — unser Junge! Schöner noch als Papa — mein ganzer Stolz."

Da sah Dr. Reimer Bojunga seine Frau plötzlich mit ganz anderen Augen an. „Wie schön du in deinem Stolz bist", sagte er. „Bleib mir nur gesund. Etta, damit alles gut geht: ich schenke dir meinen Garten. Wenn der Junge kommt, ist Frühling. Noch stehen Winter und Weihnachten vor der Tür. Und der Winter wird dir lang werden."

„Ja", gab Etta zu.

„Du willst dein eigenes Reich haben, dich betätigen, weil du fürchtest, sonst zu verdorren?"

„Ja, Reimer!"

„Ich muß dir Opfer bringen. Das sehe ich ein. Aber, Etta, du forderst viel. Und ich gebe dir mit meinem Garten mehr, als ich eigentlich verantworten kann. Einige der Versuchsbeete werden auch vorerst noch bleiben müssen."

„Reut's dich schon?"

„Nein, nein, so ist's nicht gemeint!"

„Hm, Reimer, so danke ich dir für das Geschenk an deinen Jungen."

Den Besuch des Sanitätsrats, den der Gatte in Vorschlag brachte, lehnte Etta rundweg ab. Dafür unternahm sie täglich, obwohl die Spätherbstwochen Nebel und nasses Wetter gebracht hatten, ihren Gang ins Freie. Reimer begleitete sie immer seltener. Er spann sich mehr und mehr in seine Winterarbeit ein und besuchte nur einmal wöchentlich den Klub und außerdem jene Vorträge, die der Landwirtschaftliche Verein, dessen Vorsitz er führte, zu veranstalten pflegte.

Als kurz vor Weihnachten Schneewetter und Schneeschmelze wechselten, wurden die Pfade, die nach dem Deich führten, infolge des glitschigen Bodens so unwegsam, daß die junge Frau, die von nun an behutsamer als sonst gehen lernte, sie am Ende mied. Somit blieb ihr nur noch die klinkerbepflasterte Straße. Täglich morgens und nach Mittag wandelte Etta einmal um die Hofweide, auf der kein munteres Tierleben mehr zu verfolgen war. Füllen und Kälber beherbergte längst der warme Winterstall der Tenne.

Das Klavier im eigenen Wohnzimmer konnte die Bewohnerin der sogenannten besten Stube eigentlich nur benutzen, wenn der Gatte nicht bei der Arbeit saß. Vor allem ihr Gesang sollte trotz geschlossener Türen stören.

Im Wunsch, sich zu betätigen, bat Etta Reimer, ihm bei seiner Arbeit helfen zu dürfen. „Ich bin gar nicht dumm", sagte sie. „Ich hätte drüben das Lehrerinnenexamen bestanden, wenn ich nach Papas und Mamas Trennung nicht freiwillig mit auf Reisen gegangen wäre. Du kannst mir diktieren."

Der Versuch wurde gemacht.

Doch schon nach wenigen Sätzen die Stimme Reimers: „Ja, du darfst mir aber nicht fortwährend mit deinen Fragen dazwischengeraten!"

Etta versprach, sich zu bessern.

Darauf ging die Sache zunächst glatt. Dann vergaß sich Etta und verfiel in ihren alten Fehler.

„Es geht nicht. Das wirst du selbst einsehen müssen. Deine Lebhaftigkeit geht eben immer mit dir durch."

„Und ich, deine Frau, dir auch!" Die Feder flog auf den Tisch und Etta selbst zum Zimmer hinaus.

Kopfschüttelnd sah Reimer der gekränkten Seele nach.

„Wenn Menschen meine Hilfe nicht annehmen wollen, so will ich mich wie früher wieder mehr mit Tieren befassen."

Sie holte den Kater, Tante Sebkes ehemaliges Schoßkind, hinter dem Kachelofen der Eßstube hervor. Aber das Tier fauchte sie an.

„Kein Wunder", gestand sich die Schmeichlerin. „Denn ich kann im Grunde genommen das Katzenwesen nicht leiden. Tante Sebke hat dir viel zugute getan, schwarzer Kater. Aber du hast sie, obschon du oft genug ins neue Haus hinübergelockt worden bist, doch immer wieder verlassen. Treue zum Herrn zeigt am schönsten der Hund."

„Da will ich mir wieder einen Jagdhund anschaffen", nahm sich der Hausherr vor. „Für die Hasenjagd kann ich ihn gebrauchen, und du, mein Kind, hast — bis der Junge kommt, Gesellschaft, wenn ich nicht bei dir sein kann."

Der Rüde, ein deutscher Vorstehhund, kam. Er gewöhnte sich schnell an Etta und war, da der Jäger ihn mit auf Jagd nehmen wollte, wie behext. Er wünschte durchaus, bei seiner Herrin zu bleiben.

„Dann geh' ich mit auf die Jagd", ereiferte sich Etta. „Die Verwandten drüben hab' ich oft auf die Jagd begleitet."

„Hm, das wär' was für die Mäuler! Nein, Frau, in Deutschland gehen keine Frauensleute auf Jagd."

„Reimer, dann will ich dir den Hund aber auch ganz lassen."

Damit zeigte sich Feldmann hinwieder nicht einverstanden. So wurde er zum Vermittler zwischen Mann und Frau. Abends, wenn der Hausherr Feierabend hielt, lag der Hund still zu beider Füßen, die Schnauze fest auf Ettas zierliche Füße gestreckt.

Von den Tieren geriet die Herrin des Hofes auf bestem und natürlichstem Weg wieder zurück zu ihren Mitmenschen.

In der Kate Wabbe Tantzens lag ein dralles Mädchen in der Wiege, und Etta kam, die Mutter zu begrüßen. Sie nahm die Kleine nackt auf den Schoß und tätschelte die prallen Schenkel mit wahrem Behagen. Und sie dachte dabei an das, was ihr selber im andern Jahr blühen sollte.

Die Hofherrin nahm die Patenschaft an. Sie trug Wabbe die Suppe zu. Weitere Pflege kam für die kräftige Landfrau nicht in Frage.

„Nu drawst du mi aber ock nich vergäten!"

„Nä, nä! Ick help gern bi Se ut, riek twee Lüttjen de Bost" —

„Nä, lüttje Mudder, dat beforg ick sülwst bi minen Jungen."

Das war am Tage des Heiligen Christ.

Abends saßen Reimer und Etta allein zu Haus, auch ohne die Tante.

Ein Bäumchen war aber im Dämmer des Abends hinübergetragen worden, und die Hausfrau hatte von den selbstgebackenen Kuchen hinzugetan. Aus Spaß nur von den großen braunen Herzen.

Etta wurde von ihrem Gatten mit einem Smyrnateppich für ihre Stube bedacht. Sie hatte ihn auswählen dürfen und wie damals auch hier wieder den üppigsten herausgepickt. Diesmal unter der Begründung: „Weil du recht genug bist, dein Heim so schön und geschmackvoll wie möglich einzurichten. Dich zu belehren, wie's gemacht wird, ist deine Frau aus der Stadt da."

„Wenn ich aber die Einfachheit liebe? Wenn mir jede Veränderung im Haus Qual bereitet — ein Greuel ist?"

Digitized by Google

Heute, am Heiligen Abend selbst, kam Etta mit der Erklärung, daß sie den Teppich, da er den Schall dämpfe, gar nicht legen lassen wolle, wenigstens nicht in ihrem Wohnzimmer.

„Wenn's den Schall dämpft, ist mir's aber just zupasse." So der Hausherr mit fast kläglicher Stimme.

Etta sah ein, daß sie gut daran tat, dem Gatten hierin nachzugeben. Dafür ließ sie hinwieder nicht locker: Reimer mußte, ob er nun wollte oder nicht, ihr Geschenk, einen Schrank für seine Briefe und Handschriften, sofort in Benutzung nehmen, mochte er auch behaupten, alles durcheinanderliegen haben zu müssen, genau so wie früher die langen, langen Jahre hindurch bei Tante Sebke, und mochte er noch obendrein heimlich denken: ‚Gemütlich — ja, ist mein Haus! Aber ungemütlich wird es durch eine Frau, wenn der an sich ruhige Ehemann schon auf die Vierzig losschießt und sie ihren eigenen Willen hat, Klavier spielt, singt und gern das Unterste zu oberst kehrt.

Dennoch nahm der Hausherr selber teil am Gesang, da die Knechte und Mägde mit rauhen Marschenstimmen Lieder unter Ettas Begleitung sangen.

„Der Leutegesang ist doch am schönsten gewesen", meinte Reimer, da er hernach seiner Frau zuliebe wach zu bleiben wünschte. Ums Haar wär' er ja eingenickt — bei einer Beethovenschen Sonate.

Am Weihnachtsmorgen wurde Etta durch eine besondere Aufmerksamkeit des Gatten überrascht. Reimers Lieblingsblumen waren die Kakteen, die er während der milderen Jahreszeit in einem Glashäuschen des Gartens hegte, um sie zwischen Weihnachten und Pfingsten als schönsten Zimmerschmuck in seinen Blumenständern zu haben.

Die beiden größten Gliederkakteen prangten vor Ettas Fenstern, wahre Musterstücke in Baumform.

„Die blutroten, lachs- und cremefarbenen sind noch prunkender. Sie kommen aber erst später", bedauerte der Blumenfreund. „Während deines Brautstands hab' ich dich mit Blumen nicht gerade verwöhnt. Frau, du weißt, warum nicht. So bin ich's dir noch schuldig und bringe dir von meinen selbstgezogenen lebenden Pflanzen."

„Herrlich sind sie!" bewunderte Etta dankbar. „In unserer Liebe zu den Blumen finden wir uns zusammen und sind uns über Wesen und Zweck ihres Daseins doch nicht einig."

„Etta, sie sollen dein Herz erfreuen, nicht nur deine Augen! Frohsinn möcht' ich um dich verbreiten, bis unser Junge kommt, mein bester Vertreter, wenn ich fern von dir bei meiner Arbeit bin. Etta, ich habe ohne dein Wissen alle deine Freundinnen zum Silvesterkaffee zu dir geladen."

„Was, ohne mich zu fragen? Mir gar nicht recht. Und außerdem die Störung — du steckst doch mitten in deiner Arbeit für den Vortrag im Landwirtschaftlichen Verein."

„Ich denke jetzt zunächst mal nur an dich. Es ist Festzeit. Und obendrein: Du mußt abgelenkt werden."

„Wovon?"

„Na — auch der Sanitätsrat sagt's."

„Wie — weiß er denn? . . ."

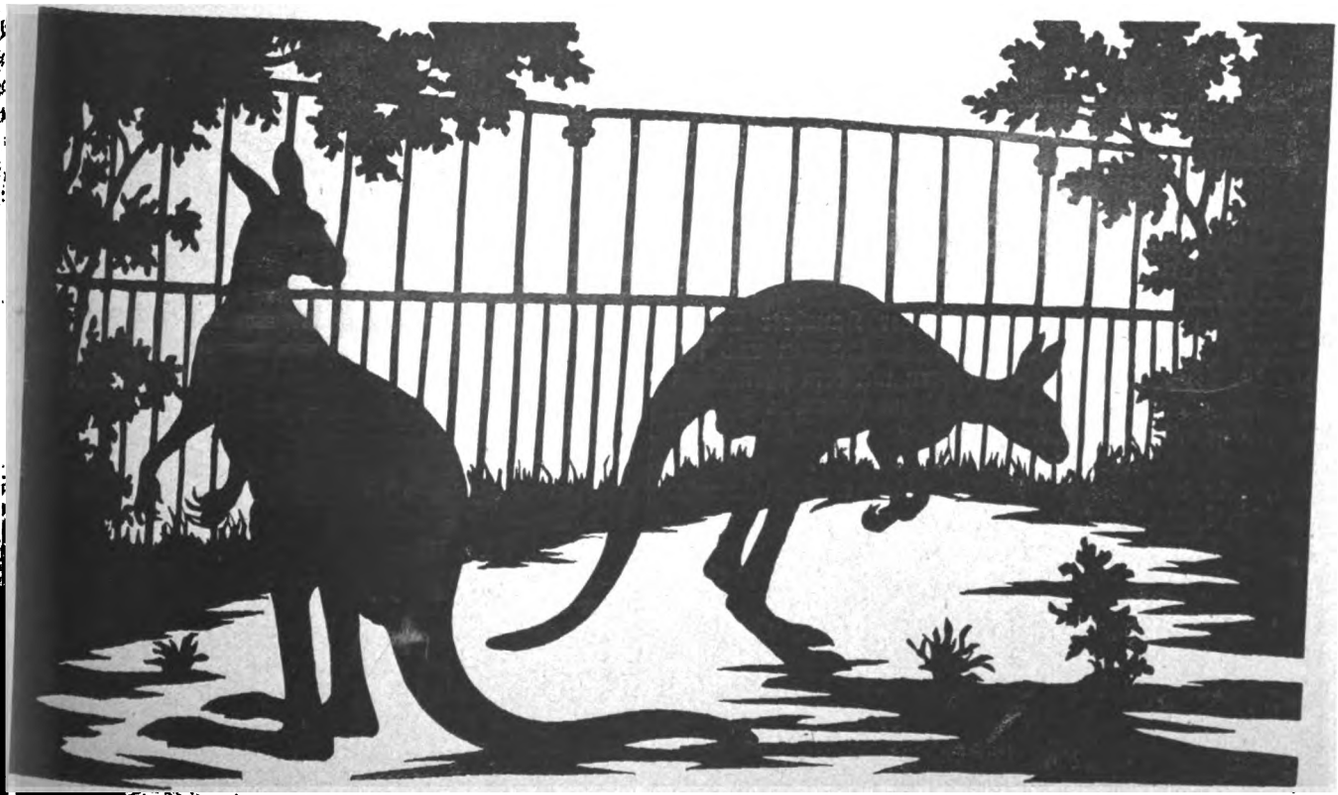
„Ei, natürlich! Und warum auch nicht. Über deine neue Zimmereinrichtung geht schon ein wahrer Rattenkönig märchenhaft aufgebauschter Geschichten um, sagt Edzards Alma. Die Tapete soll aus Paris und der Teppich aus San Franzisko verschrieben worden sein. Protz', was du kannst! Das macht mir in diesem Fall Vergnügen."

„Ich habe mir mein Heim nicht schön gemacht, um zu protzen. Ich hab' es für mich getan", sagte Etta. „Aber daß du so besorgt um mich bist" — sie drückte ihm die Hände um die Wangen und küßte ihm den Mund —, „versöhnt mich mit dem Gedanken, den ganzen albernen Stadtklatsch von früher um mich zu versammeln."

Der Hausherr war zu Ettas Überraschung bei dem Damenkränzchen als selbstgebetener Gast zugegen, blieb als Hahn im Korbe und meinte nach Schluß der Sitzung: „Mein Kredit in Nordenham beim Kaufmann wird steigen, denn, daß du's ja weißt: Der Teppich ist nicht aus Paris. Er kommt sogar direkt aus Damaskus. Und der erste Ölbildversuch deiner Schwester, ihr niedliches Hochzeitsgeschenk, ist zum echten Trübner geworden."

„Mehr als ein Trübner ist mir das Bild meiner Schwester. Und wertvoller noch ihr Brief zu Neujahr. Da — lies!"

„Es muß ein fixes, liebes Ding sein — deine Schwester", meinte Reimer, da er gelesen hatte. „Nun ist sie schon ins Schwesternhaus eingetreten. Schneidig, wie du."



Riesenkänguruhs. Scherenschnitt von Otto Wiedemann.

Digitized by Google

„Nein, Reimer, aber gar nicht. Darum ja immer meine Sorge. Wenn man seine so viel jüngere Schwester täglich auf dem Schoß gehalten und auf dem Arm getragen hat —"

„Du, Etta — sag' mal, war der Kaffeekuchen gestern eigentlich von dir oder aus der Stadt vom Konditor?"

„Na, Reimer, auf meine Schwester eifersüchtig brauch' ich nicht zu sein! Deine Teilnahme für sie scheint nicht allzu groß."

„Hast du nicht irgendein Bild von ihr?"

„Nur ein nichtssagendes aus frühester Zeit. Das zeig' ich dir nicht."

Gleich nach Neujahr brachte der Blumenfreund Etta die erste großblütige Kaktee. Dunkel von Farbe. Etta staunte.

Um Fastnacht kamen mattrote und gelbe Nachfolgerinnen.

Auch Azaleen in leuchtendster Pracht. Das schon um Mitte des Frühlingsmonds — März!

So blühte um Etta Bojunga lachendes, leuchtendes Leben, obwohl draußen noch Schnee lag und der erste Apriltag noch Frostwetter brachte.

Der Schneepflug schob für die Herrin einen gangbaren Weg diesseit und jenseit der Schienenstränge, denn Etta verlangte danach, bei guter Sicht nach dem langen Stubenhocken einen längeren erfrischenden Marsch zu machen.

Als der Gatte von ihrem Vorhaben erfuhr, das Meins Jürgens dem Herrn in bester Absicht verraten hatte, ging er ihr nach.

Er fand die Gesuchte oben auf dem Deich bei windstiller Luft in den Schneemassen hin- und wiederstapfen.

„Reimer!" rief Etta beim Anblick des Gatten. „Nein, Reimer. Schau' weg, ja, schau' mich nicht an. Komm im Mai oder im Juni wieder. Dann ist schöne Aussicht."

Mit einigen wenigen Sätzen stand er oben neben ihr. Da drüben die reine, beschneite Weite — das winterliche Land . . . und im Strom die ferne Insel — bei flimmerndem Schnee kaum zu erkennen . . .

Kühl nach außen, aber diesmal seelenwarm, ergriff Dr. Reimer Bojunga die Hand der Gattin. Er hatte die Absicht, ihr etwas zu sagen — wenn möglich, das Schönste. Denn ihr Gesicht, noch blasser als sonst, zeigte ihm einen Ausdruck, so rein, so ergreifend schön und —

Da! Großer Gott! Schon wankte ihm ihre Gestalt entgegen . . .

Da! Schon schlossen sich ihre großen tiefdunklen Augenlichter . . .

Aber der Mund vermochte noch lächelnd die Worte zu sagen: „Reimer — ach, ich glaube: Schon heute — ich schick' dich in den April! Bring mich lieber schnell — nach Haus!"

Der Erbe des Bojungaschen Hofes besah zwischen Lerchentrillern und Sonnenglast in der herben Keusche des Lenzes seiner Heimat und angesichts des hoch aufwallenden Frühlingsstroms der Weser — unter Gottes freiem Himmel das Licht der Welt.

Und ein Stündchen später ließ der Hausherr Meins Jürgens die Pferde vor den Landauer spannen und ihn zum alten Hausfreund Edzard fahren mit dem schriftlichen Bescheid: Seine liebe Frau habe einem gesunden Jungen das Leben gegeben. Es gehe ihr sehr gut. Nur der Vorsicht halber bitte er, sofort zu kommen.

Der beglückte Vater saß oben in der weißen Kammer vor dem Bett Ettas, die erklärte, nur müde, reichlich müde zu sein. Als der Arzt kam, schlief sie.

Der alte Herr besah sich den Stammhalter, der in einem Korb munter wachte.

„Ein schönes Kind!" rief der Kenner. „Bojunga — Doktor, ich wünsche Ihnen und der Mutter Glück! Donnerwetter, hat Ihre Frau Schneid besessen. Die haben wir in ein paar Tagen wieder hoch!" Er gab die nötigen Anweisungen und meinte unter einem Lächeln, da die Wiege noch fehlte: „Ein bißchen überraschend gekommen. Wie — hä?" Reimer nickte mit gepreßten Lippen.

„Na, aber hören Sie mal! Sie wollen doch nicht empfindlich sein? In solchen Dingen bin ich frei von Vorurteilen. Der Junge ist ein Prachtkerl."

„Ich bin meiner Etta dankbar", erklärte der Gatte und Vater. Er drückte dem Sanitätsrat die Hand.

Etta war nach Verlauf weniger Ruhetage schon wieder so weit hergestellt, wie sie selber es gehofft und der alte Arzt es ihr vorausgesagt hatte. Sie durfte das Bett verlassen, mittags, gut verhüllt, auf dem Altan in der plötzlich weich einsetzenden Frühlingsluft neue Kräfte sammeln und als ersten Besuch den Wabbe Tantzens empfangen. Ihre Ammendienste brauchte sie nicht anzunehmen. Etta nährte ihren Knaben selbst. Der Gatte ließ sich täglich mehrmals in der stillen weißen Kammer blicken.

Heute hatte er der Gattin von seinen Blumen wieder mitgebracht. Er saß neben ihr auf dem Balkon und sagte: „Du hast nun dein großes Erleben hinter dir, Etta! Ob du jetzt als junge Mutter mich besser verstehen wirst als damals, da du noch Braut warst? Dein Kind, wir alle — auch die Blumen hier sind Kinder eines Willens, eines Ursprungs, den wir das Göttliche heißen. Gott in der Welt und die Welt in ihrem Sein und ihrem Wesen in Gott — alles eins. Sieh, liebes Weib, das ist die Erkenntnis des Naturfreundes. Mühsam hab' ich sie mir erst abringen müssen. Meine Religion ist ernst. Meine Religion ist schlicht. In Weihestunden wie jetzt, da ich neben dir sitze und das Kind in seiner Schaukelkiste vor mir habe, fühle ich mich doppelt eins mit allem Leben." Dr. Reimer Bojunga strich in freundlichem Ernst mit der Hand über die roten Tulpen seines Blumentopfes. „So werden dann die Frühlingsblüten zu unseren Schwestern. Ich bringe dir heute diese hier! Damals in Leidenschaft empfingst du von meinen Rosen. Ich habe so oft daran zurückdenken müssen. Aber das Göttliche kennt keine niedere Vergeltung, denn es hat mir durch dich den schönsten Knaben der Welt geschenkt. Etta, ich bin Gott in dir so dankbar. Und ich glaube, daß dir schon einmal, da wir zuletzt vor der Deichbank zusammenstanden, etwas Ähnliches, auf jeden Fall etwas Schönes und Gutes, habe sagen wollen . . ."

Da erfaßte die junge Mutter die Hand des Gatten. „Ich danke auch dir", sagte sie tief ergriffen. „Du hast mir ein Stück deiner eigenen Welt gezeigt, die mir so oft fremd scheint. Ich verstehe auch heute nicht alles, was du mir bekennst. Verspürst du noch immer Reue? Ich liebe dich in alter Leidenschaft. Und es wird so sein, auch wenn du glauben könntest: ich liebte dich nicht mehr. Trägerin einer neuen Menschenblüte — durch deine Liebe! Ich will hier die roten Blüten sanfter fassen als sonst und sie nähren mit dem Blumengießer wie meinen Buben." Sie hob das Kind aus den Kissen und nahm es an die Brust. „Ja, so in diesem Bild die Welt gesehen, versteh' ich, daß alle Geschöpfe Kinder eines Gottes sind. Reimer, mir kommt ein Teil deines Erkennens. Kannst du, der du klüger sein mußt als ich, mich denn in meiner Art nicht besser verstehen? Verstehen, daß ich nicht bereuen kann und darf! Verstehen, daß ich Blumen knicken müßte, wenn sie mir den Weg zu dir versperrten, und daß ich, falls du mir hier oder im Jenseits unerreichbar zu werden drohtest, mein eigenes Leben wie das Leben andrer opfern würde als keuschen Ausdruck meiner Liebe, die in Leidenschaft besteht?"

„Etta, Etta, lästre nicht! Beherrsche dich, solange das Kind dir am Busen liegt! Deine Erregung wird dir und dem Kleinen schaden!"

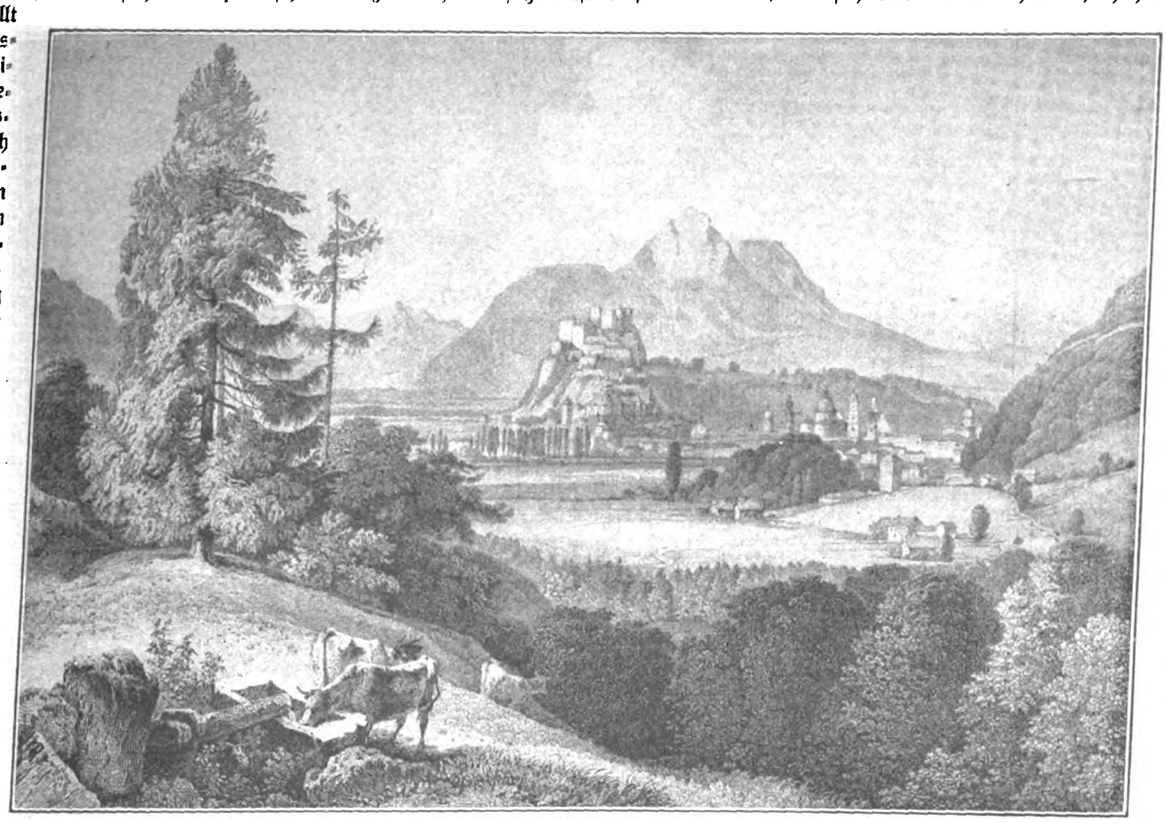
„Ich lästre nicht, Reimer. Du hast deine eigene Religion. Ich hab die meine. Gott kennt mich. Und ich kenne ihn. Gott ist die Liebe. Gott ist auch die Keuschheit. Gott hat auch Leidenschaft. Denk an die Bebern und Wassernöte! Ja, ja, Gott wird mich schon verstehen! Reue? Deiner schwerblütigen Natur mag sie entsprechen. Meiner nicht." — —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Untersberg in Landschaft, Geschichte und Sage * Von Jos. Jul. Schätz.

Im südöstlichsten Winkel des Deutschen Reiches, nahe dem Zusammenfluß der die Berchtesgadener Alpen umschließenden Flußläufe Saalach und Salzach, dicht vor der lieblichen Alpenstadt Salzburg, erhebt sich mit massiger Behäbigkeit ein Gebirgsstock von ureigenster Art und sonderbarster Gestaltung: der Untersberg. Zwischen den drei alten Bezirken Salzburg, Berchtesgaden und Reichenhall fußend, bildet er, weit ins Flachland ausladend, die äußerste Warte dieser Kalkalpen, und mitten über sein tafelförmiges Plateau führt die politische Grenze Bayern-Österreich. Er stellt eine gewaltige Felspyramide mit dreiseitiger Grundgestalt vor, mit ausgedehnter, jedoch unebener Gipfelfläche und steilen Seiten. Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus bietet der Berg eine mannigfaltige Abwechslung von Felswänden, Talschluchten, steilen Matten, Felsköpfen, von Höhlen, Schlünden und Rinnsalen und gewährt nah und fern überraschende Seitenumrisse und Ansichten. In gewölbtem, flachem Bogen neigen sich von der tafelartig verebneten Höhe des Berges die Felsen staffelförmig nach Norden. Längs der Basis jedoch, hoch oben, spannt sich das Gewölbe zu einer Kuppel aus; dieser gewölbte Gratrücken weist eine tiefe Einschartung, die halbkreisförmige Mittagsscharte, auf, welche die Hauptkulminationspunkte des Massivs, den Berchtesgadener Hochthron (1973 Meter) mit seinen Trabanten, dem Gamsalmkopf (1888 Meter) und dem Raucheck (1854 Meter), von dem östlichen Teil, dem Salzburger Hochthron (1858 Meter) mit dem kreuzgezierten Hohen Geiereck (1806 Meter), trennt. Vom Scheitelkamm weg senkt sich das überaus unregelmäßige, zerklüftete Plateauterrain, das sich aus runden Höckern, hohlen



Salzburg mit dem Untersberg vom Kreuzberg aus. Nach einem alten Stich.

Der Untersberg. Auf dem Wege vom Königssee. Nach einem alten Steindruck.

Trichtern, Kuppen Mulden, nackten Karrenflächen und undurchdringlichen Latschenfeldern zusammensetzt, nach Nordwesten, erhebt sich mit einer Eckkuppe, dem Hirschangerkopf oder Reichenhaller Hochthron, und verläuft gegen Norden mit sanfter, durch Mulden geteilter Staffelfläche, die mit Hochwald bewachsen ist. Nach Westen fällt der Plateaurand mit Wandgürteln gegen den Paß Hallturm ab. Auf der Süd- und Ostseite aber brechen seine mächtigen Gewölbeplatten wie abgeschnitten plötzlich ab und bilden einen hohen, wallartigen Kranz, der mit prallen,

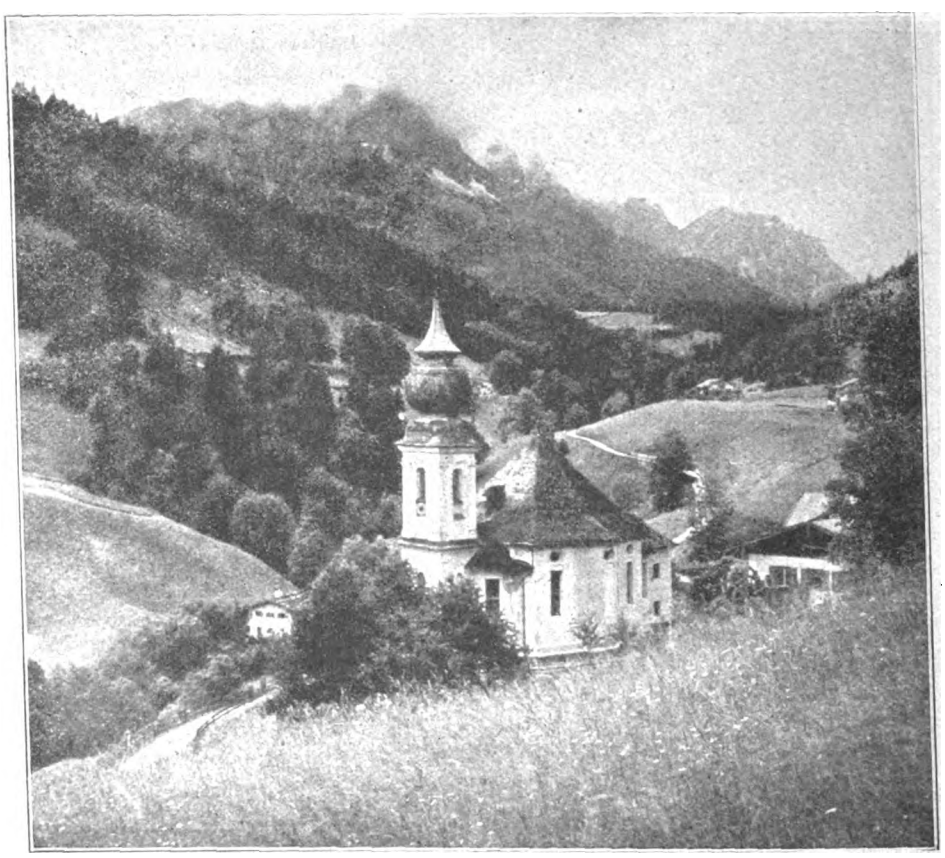
Digitized by Google

scheinbar undurchsteiglichen Steilwänden auf die Wiesenberge niedersetzt. Auf dieser Seite, besonders in dem sonnigen Tal der Gern, weht um die einsamen Siedlungen altertümlicher Geist; in die waldige Wildnis des Almbachtals, das vom Berchtesgadener Hoch hron und der Almbachwand wohl zwei Stunden lang sich hinabstreckt und südlich von Schellenberg in das Tal der Berchtesgadener Ache mündet, führt die lange, schauerlich-schöne Almbachklamm. Besonderes Interesse bietet der Berg durch seine großartigen Höhlenbildungen, von denen die Kolowratshöhle die größte ist. Noch sehenswerter ist die zweitgrößte, die Schellenberger Eishöhle, die jedoch nur unter Zuhilfenahme von Seilen, langen Eishaken, Steigeisen begehbar ist. Auch die in der Nähe befindlichen, tief in den Berg hineinführenden „Gamslöcher" sowie die Windlöcher und die Eishöhle zwischen Klingeralpe und Vierkaser können unter kundiger Begleitung besucht werden.

Die Hauptmasse des ungemein klotzigen, wuchtigen Untersbergstockes besteht aus Kalkmassen von ungleichem Alter und Gefüge, aus Hauptdolomit, Dachsteinkalk und Liaskalk, die an vielen Stellen als Marmor zutage treten und besonders auf der Kante gegen Nordwest viele Versteinerungen bergen. Was die Fauna anbelangt, so trifft man besonders viel Gemsen an. Die Fruchtbarkeit am Plateau hat im Laufe der Zeit abgenommen, weist aber stellenweise in botanischer Hinsicht noch sehr vielartige Alpenpflanzen auf. Die Hochfläche birgt eine große Anzahl von Almhütten, Kaser genannt, die jedoch nur mehr zum Teil bezogen sind, außerdem zwei Schutzhäuser des D. und Öst. Alpenvereins: im südlichen Teil das Stöhrhaus, im nördlichen das Salzburger oder auch Untersberghaus. Die Hauptausgangspunkte zu diesen Unterkunftshäusern sind Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden. Sie bilden die Scheitelpunkte und sind miteinander durch Bahnlinien verbunden, so daß man um den ganzen Gebirgsstock herumfahren kann. Wer aber die Eigenart und Wunderwelt dieses Berges und seine hohe landschaftliche Schönheit voll auf sich einwirken lassen will, wird sich mit der Fahrt nicht begnügen, sondern seinen Schritt von einer der Zwischenstationen Hallturm, Bischofswiesen, Schellenberg oder Grödig weg bergwärts lenken; von hier aus gleiten gut angelegte, gefahrlos zu begehende Wege auf den Berg, dessen Überquerung über seine Haupterhebungen von einer Schutzhütte zur andern eine außerordentlich lohnende und genußreiche, wenn auch mühevolle Höhenwanderung darstellt. Aber auch der Kletterer wird auf seine Rechnung kommen. Er wähle die Südabstürze und die Ostflanke des Berges, durch welche teils äußerst schwierige Routen führen. Infolge seiner freien Lage ist die Aussicht von den Gipfeln des Untersbergs wohl eine der umfassendsten in den Nordalpen. Ganz nahe zeigen sich die stolzen, kahlen Titanenburgen des Berchtesgadener Bergkranzes; dahinter, in weiter blauer Ferne, leuchten in ruhiger samtener Klarheit des Urgebirgs hohe Eispaläste. Aus der Tiefe grüßt manch schmuckes Bergdorf, manch dunkles Seenauge. Weit, fast unermeßlich ist der Blick nach Norden: Das schöne Bayernland liegt ausgebreitet da bis zum Donauufstrand mit den sanften Höhen des Böhmerwaldes.

* * *

Um den Untersberg regte sich uraltes Volksleben. In seiner Nähe liegen Salzquellen, die seit den ältesten Zeiten bekannt sind. Es genügt hier, auf das Denkmal der Alunen, Salzgottheiten, das in der Nähe von Traunstein gefunden wurde, und auf die Römermünzen aus dem hintersten Steinbruch am Untersberg hinzuweisen. Die Gegenden um Salzquellen — das geheiligte Wasser (heilawace) — waren aber selbst heilig, denn das Salz betrachtete man als der nahen Gottheit unmittelbare Gabe. Tacitus berichtet über die Verehrung, in welcher die Salzquellen bei den Deutschen standen, daß man in solchen Gegenden dem Himmel näher stehe, nirgends anders wo würden die Bitten der Sterblichen so wohlwollend angehört. Zu den Zeiten des heiligen Rupert waren diese Salzbrunnen auch längst im Betrieb, und es gab in Reichenhall eine große Anzahl „Püten", Schöpfbrunnen, welche auf die salzhaltigen Lager niedergetrieben wurden, aus denen dann die Sole mittels „Galgen" oder Schöpfzeug gehoben und über Öfen, vermutlich in Kesseln, zu Salz gesotten wurde. — Der Untersberg zählt ohne Zweifel zu den ältesten Schenkungen des damaligen Hochstifts Salzburg. Er begrenzte jene vier Quadratmeilen, welche den Kern des Stiftlandes bildeten. Bereits um das Jahr 800 war auf den Vorhöfen des Untersbergs, am Schlanken- und Schnittstein, Landbau und Viehzucht vorgedrungen, weshalb auf dem Tafelgebirge ein mehr als tausendjähriges Alpenleben existiert. Man kann somit auch überzeugt sein, daß infolge der frühen wirtschaftlichen Nutzbarmachung der dortigen Alpen unser Felszyklop jedenfalls schon in altersgrauer Zeit erstiegen ward.



Phot. J. J. Schäb.

Maria Gern mit dem Untersbergmassiv. In den Wolken Berchtesgadener Hochthron, rechts Salzburger Hochthron.

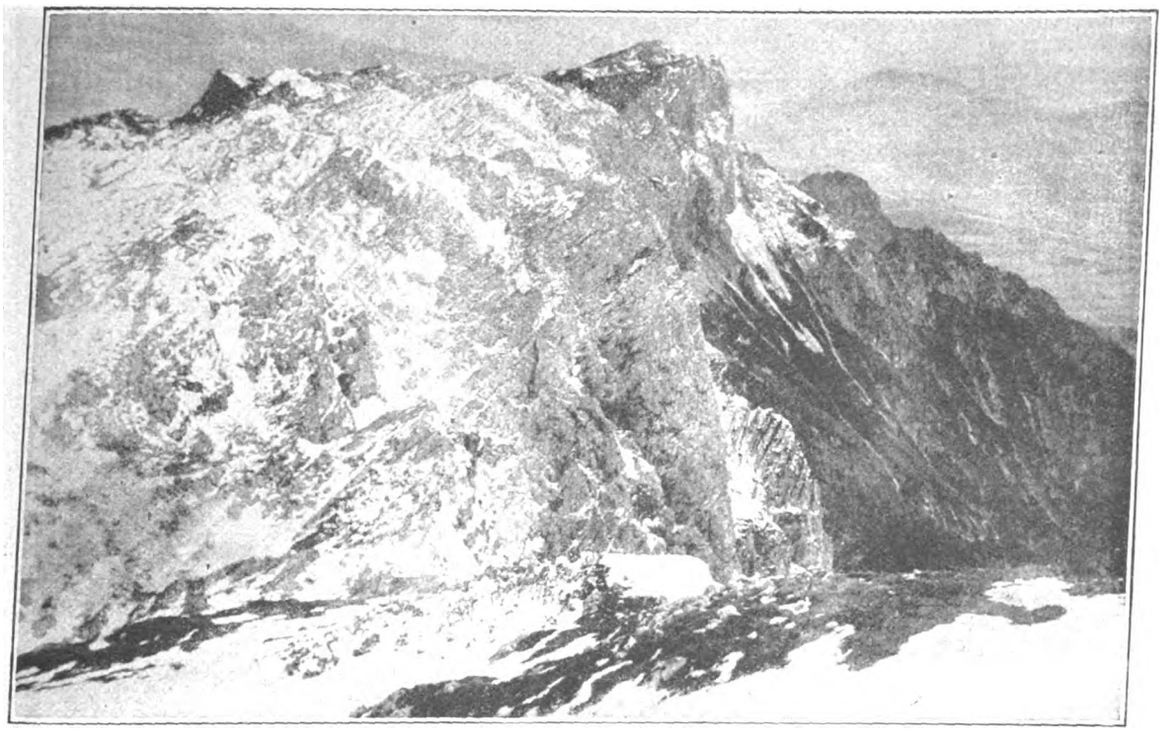
Im Jahre 1123 schenkte Erzbischof Konrad einen Teil des Salzwerks zu Tuval (jetzt Schellenberg) den Salzburger Domherren. 1211 wird das ganze Almbachtal, Tiefenbach, Unterstein, Lercheck usw. zum Salzsieden bestimmt, während die Hänge des Untersbergs nördlich von Schellenberg noch Salz und Holz für das Erzstift lieferten. So besaß daher der Untersberg seit den ältesten Zeiten für seine Umwohner eine große Wichtigkeit. In den dichten, stämmigen Hochwäldern klirrte die Axt, die Milchwirtschaft gründete Hütten zwischen den grünen Matten und sonnigen Klippen; ein stilles Alpenleben waltete auf den gerodeten Hängen. Heute noch findet man im Lande der Salzach, am Fuße des Untersbergs, älteste Bauweise und Ansiedlung, alte Sitten und Gebräuche. Die Abgeschlossenheit des Ländchens „Berchtosgaden" sowie Salzburgs und ihre stetige wechselseitige Eifersucht durch Jahrhunderte hindurch, endlich die Eigenschaft beider als geistliche Hochstifte waren einem regen Volksleben und lebhaften Verkehr nicht günstig. Deshalb umgab auch den Untersberg bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die ehrwürdige Wolke des Geheimnisses, des Wunderbaren, des Ungeheuerlichen, und es ist daher erklärlich, daß das Volk im Untersberg mannigfaltige Überreste alter Vorstellungen fand.

Digitized by Google

Die alpine Besteigungsgeschichte beginnt mit dem Jahre 1880. Als erster Tourist, der den Berg betrat, gilt wohl mit Recht der älteste Bergsteiger in modernem Sinne, der Ramsauer Pfarrer Valentin Stanig. Im Sommer 1880 bestieg er zum erstenmal den Untersberg und im Dezember desselben Jahres sogar im Winter unter unsäglichen Mühen und Beschwerden — für diese Zeit wahrhaftig eine Tat, die sich mit den größten Leistungen des modernen Alpinismus messen kann. An den in den folgenden Jahren vorgenommenen Höhenmessungen beteiligten sich neben Stanig A. v. Humboldt, A. v. Braune, v. Buch, F. Keil, P. C. Turwieser. Salzburger der älteren Bergsteigergilde waren es, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Weg über die Steinerne Stiege anlegten und die wundervolle Kolowratshöhle und andere Untersberghöhlen erforschten und zugänglich machten sowie eine Weganlage herstellten, die, über eine fast senkrecht abfallende Felswand führend, ob ihrer Kühnheit zur heutigen Zeit noch Bewunderung erregen muß. Dieser Steig führt von Osten auf das Hohe Geiereck und ist nach dem verdienstvollen Salzburger Bergsteiger Dopplersteig getauft. Die jüngere Salzburger Bergsteigergeneration fand im sogen. Grubensteig den ersten Durchstieg durch die jähen Ostabstürze des Berges. Die anderen Durchstiege durch die schwierigen Ost- und Südwände erfolgten erst im vergangenen Jahrzehnt, und zwar wieder durch Salzburger Kletterer.

* * *

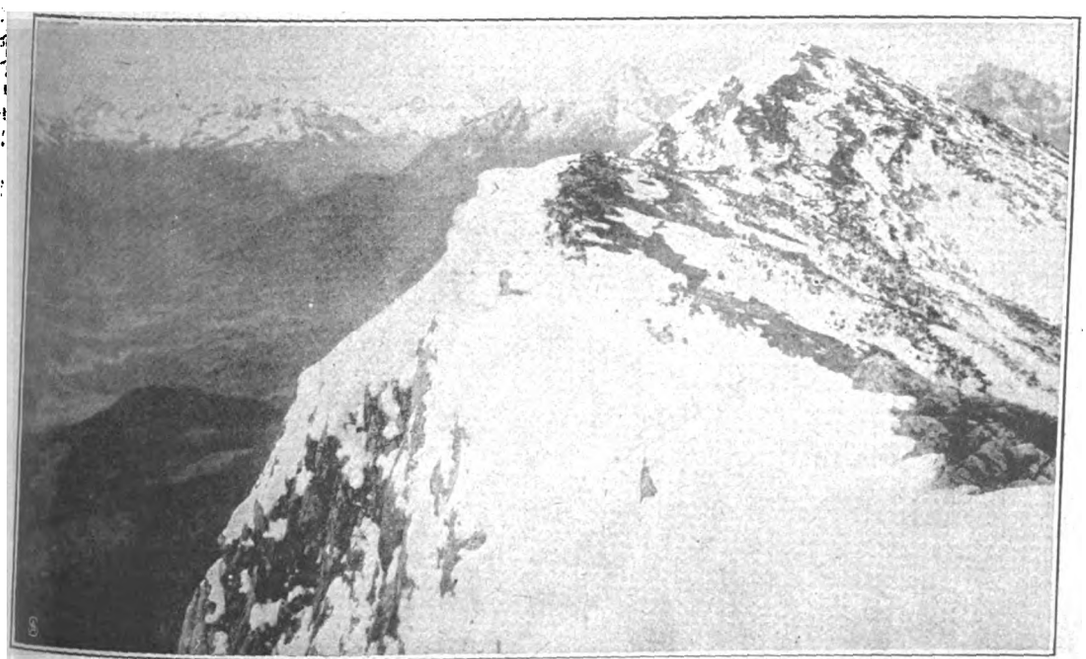
Den Namen Untersberg, dem Deutschen schon aus seiner frühesten Kindheit vertraut als Träger träumerischer Märchen mit dem Rufe, daß er ungeheure Schätze in seinem Innern berge, hat die Phantasie des Volkes untrennbar mit der Zukunft der Geschicke Deutschlands verwoben und in den Kaiser-Sagen zum Denkmal einstiger deutscher Größen gestempelt.



Die höchste Erhebung des Untersberges: Der Berchtesgadener Hochthron. Phot. J. J. Schätz.

Es wird kein zweites Stück Erde geben, an das sich so viel Sagenhaftes knüpft wie an den Untersberg. Unendlich reich ist die Geschichte dieses Berges an Riesensagen, Sagen von geheimnisvollen Orten und Vorgängen, Sagen von Wildfrauen und Waldmännern, Zwergensagen, Kaisersagen. Aus dieser Fülle kann hier nur in aller Kürze einiges herausgegriffen werden.

Die Riesen. Alte Männer aus dem Dorf Feldkirchen erzählten im Jahre 1645: Als wir noch unschuldige Buben waren, haben wir mit eigenen Augen gesehen, daß einige alte Riesen aus dem Untersberg hervorkamen und sich auf die nächst diesem Berge stehende Grödiger Pfarrkirche lehnten, mit unterschiedlichen Personen Gespräche hielten, doch niemand Leid zufügten, sondern ihren Weg wieder in Frieden zogen. — Andere sahen Riesen mit flammenden Augen aus dem Untersberg hervorbrechen. Sie stützten sich nachts auf die Dachfirste der Häuser und blickten sehnsuchtsvoll gen Morgen, bis der anbrechende Tag auf den fernen Eisgipfeln des Salzkammergutes flammte. — Vor mehreren hundert Jahren hauste auch der Riese Abfalter auf dem Untersberg. Noch sieht man einen großen Felsgraben auf dem Rücken des Berges, der ihm zum Lager



Gipfel des Berchtesgadener Hochthrons: Blick gegen Steinernes Meer, Watzmanngruppe, Hochkalter. Links in der Tiefe das Berchtesgadener Tal. Phot. J. J. Schätz.

Digitized by Google

diente. Die Hügel von Wals, Liefering und Maxglan sollen von den Steinen herrühren, die er bisweilen zum Zeitvertreib herabwarf. Am Fuße des Gaisbergs soll er einst einer Riesenjungfrau begegnet sein, welche Steine in der Schürze trug, um auf diesen als Trittsteinen über die Salzach zu schreiten, selbe aber unterwegs unbemerkt bei Plainfeld verloren hatte, weil die Schürze ein Loch bekam. Abfalter soll sie dann über die Salzach getragen haben.

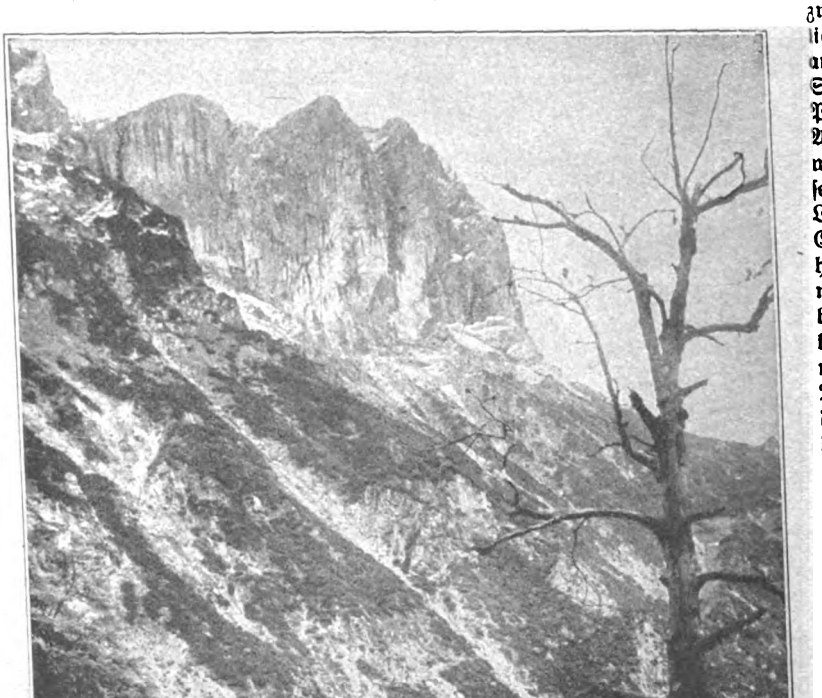
Unterweltsagen. Zuweilen tönt aus den Tiefen des Untersbergs kriegerische Musik und Waffengeklirr, besonders bei herannahenden Kriegen. Wilde Ritter und Knappen auf feurigen Rossen, in glühenden Panzern und flammenden Waffen durchstürmen um Mitternacht die benachbarte Gegend und kehren mit Tagesgrauen wieder in den Berg zurück, dessen eherne Pforte zwischen den emporragenden, durchklüfteten Felsstücken (Ofen) bei Hallturm hinter den Trümmern der Burg Plain dem Wanderer nur selten sichtbar wird. — Auf den „Zehn Kasern", einer Alpe am Untersberg, ist im Hochsommer kein Wasser zu haben, weder für Menschen noch Tiere, weshalb es oft stundenweit geholt werden muß. Da suchte nun vor vielen Jahren eine Sennerin nach einer Quelle. Nicht weit von der Alphütte entfernt fand sie auch richtig eine Öffnung im Felsen, wie ein Ziehbrunnen und in rotem Marmor ausgehauen. In der Tiefe dieses Brunnens sah und hörte sie einen Bach fließen. Sie ging nun zurück und nahm noch eine Sennerin mit Wassergeschirren mit. Als sie aber heraufschöpfen wollten, hörten sie unten lärmen, als wenn eine Menge Menschen unten wäre und Türen auf- und zuschlüge. Darüber erschraken sie so, daß beide ihre Gefäße nahmen und davonliefen.

Die Zwerge. Hoch oben am Untersberg, wo nur Almenrausch und Latschen in dichtem Gestrüppe wachsen, hausen in der Einsamkeit Bergmännlein und hüten die Gemsen. Aus der Gemsenmilch machen sie Käse, die so lange wieder wachsen und ganz werden, wenn man sie angeschnitten hat, bis man sie unbesonnener Weise einmal ganz und gar aufgezehrt, ohne ein Restchen übrigzulassen. Still und freundlich lebt dies Zwergenvölklein in den innersten Felsklüften und arbeitet ruhig fort. Wenn man sie in mondhellen Nächten auf den Matten tanzen sieht, bedeutet das ein gesegnetes Jahr. Verirrte Lämmer führen sie oft den Leuten nach Hause, und arme Kinder, die Holz suchen gehen, finden zuweilen einen Napf mit Milch im Walde stehen, auch Körbchen mit Früchten, die ihnen die gutmütigen Zwerge hinstellen.

Schatzsagen. Ein Söldner machte sich einst auf den Weg zum Untersberg, um Wurzeln zu suchen. Mit dem Ausgraben von solchen beschäftigt, führte er mit seinem Spaten manch kräftigen Streich in den steinigen Boden, als plötzlich ein großes Stück sich loslöst und in die Tiefe versinkt. Durch die entstandene Öffnung schauend, sieht er zum größten Erstaunen eine neue Welt, die geheimen Wunder des Berges seinem Auge bloßgelegt. Wie durch eine zweite Sonne war dieser Raum glänzend erleuchtet, Quellen rieselten mit Geräusch über Fels und Stein, und die Felswände hingen bis in seiner nächsten Nähe voll von Smaragden, Rubinen und Diamanten. Auch Männlein bemerkte man weiter unten, die Gold und Silber klopften. Als er das Gold so schimmern und sich den reichen Schätzen so nahe sah, da faßte ihn das Verlangen, auch davon zu besitzen. Er streckte seine Hand hinab und griff nach den Edelsteinen; doch plötzlich verschwand das Gesehene, und als er die Hand zurückzog, hielt er statt des Schatzes nur Wurzeln darin.

Kaisersagen. Friedrich Barbarossa war vom Papste in den Bann getan worden. Man verschloß ihm Kirchen und Kapellen, und kein Priester wollte ihm mehr die Messe lesen. Da begegneten sich auf den Walserfeldern der Erzbischof von Salzburg und der Kaiser. Ihre Zwiesprache endigte mit den harten Worten des Bischofs, der Kaiser werde so wenig bei Gott Gnade finden wie der Baum, unter dem sie stünden, je wieder aufwachsen würde. Damit ließ der Erzbischof vor den Augen des Kaisers den Birnbaum kurz über der Erde fällen. Der Kaiser ritt vor Ostern auf die Jagd, damit er die Christenheit nicht hindere, das hohe Fest zu begehen. Keiner wußte seinen Mut und seinen Sinn. Er hatte sein prächtiges Gewand angelegt, das er aus Indien bekommen hatte, und bestieg sein edles Roß. Wenig Herren waren ihm in den dichten Wald gefolgt, der in der Nähe des Untersbergs lag. Auf dem Walserberge nahm der Kaiser plötzlich ein wunderbares Fingerlein in die Hand und war verschwunden.

Im Untersberg sitzt außer andern fürstlichen und vornehmen Personen auch Kaiser Karl, mit goldener Krone auf dem Haupte und dem Zepter in der Hand. Auf dem weiten Walserfelde wurde er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt, wie er sie vorher auf der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart ist grau und lang gewachsen. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Teile geteilt, einer liegt auf der rechten, der andere auf der linken Seite, mit einem kostbaren Perlenband umwunden. Alle hundert Jahre erwacht Kaiser Karl und sendet von seinem dem Leben wiedergegebenen Gefolge einen Edelknecht hinauf zum Geiereck um nachzusehen, ob die Raben noch den Berg umkreisen. Während dessen naht des Kaisers holde Tochter, mißt die Länge des Bartes an der Rundung des Tisches, und wenn sie sieht, daß er zum drittenmal noch nicht herumreicht, entströmen Tränen ihren Augen und werden im Geflechte des Haares zu Perlen. Auf des zurückkehrenden Edelknaben Meldung, daß noch Raben den Berg umschwärmen, neigt sich das Haupt des Kaisers wieder auf die Brust, und mit einem Wehruf verläßt er mit seinem glänzenden Gefolge in die alte Erinnerung. Doch wenn die Zeit der höchsten Not hereinbricht, dann erfüllt sich auch der Spruch der Verzückung. Die Raben verlassen dann den Berg, und die Leiber der edelsten Recken, welche durch Verrat gefallen im Kampfe der Zwietracht oder gegen Unterdrückung, zu zerhacken und der ausgesandte Edelknecht meldet dann endlich ihr Verschwinden.



Die Südostabstürze des Untersbergs. Phot. J. S. Eder.

Digitized by Google

Das Problem der Hypnose * Von Dr. med. Hans-Theodor Sanders.

In überraschender Weise mehrt sich in der letzten Zeit die Zahl der hypnotischen Vorstellungen, die von Wanderhypnotiseuren in allen Städten des Landes abgehalten werden. Der außerordentliche Zulauf, den solche Vorführungen — mögen sie nun Experimental-Vortrag über Psychoanalyse oder ähnlich benannt sein — fast immer zu verzeichnen haben, beweist klar das große Interesse, welches im Publikum für diese überraschenden und mystisch anmutenden Erscheinungen vorhanden ist. Die Erfahrung lehrt, daß solche Vorführungen viel Unheil anrichten. Der weitaus größte Teil der Zuschauer ist psychologisch so unerfahren, daß er das Gesehene ganz falsch deutet und abergläubischen Anschauungen verfällt. Deshalb erscheint es um so angebrachter, das Problem der Hypnose vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auch in breiterer Öffentlichkeit zu erörtern.

Hypnose ist abgeleitet von hypnos = Schlaf und bezeichnet einen dem Schlaf verwandten Zustand, den man beim Menschen künstlich hervorrufen kann. Während nun aber der Schlafende alle Beziehungen zur Außenwelt aufgegeben und gleichsam alle Brücken, die sein Bewußtsein mit der Umgebung verbanden, abgebrochen hat, bleibt der Hypnotisierte in engster Verbindung oder, wie der Fachausdruck lautet, in „Rapport" mit seinem Hypnotiseur. Charakterisiert wird die Hypnose durch eine Blendung des Bewußtseins und eine enorme Steigerung der Suggestibilität. Als Suggestibilität bezeichnet man die Empfänglichkeit für Suggestionen, d. h. für Eingebungen eines andern. Das Wesentliche beim Suggestionsvorgange ist das Erwecken bestimmter Vorstellungen, die sich mit zwingender Gewalt dem Bewußtsein der Versuchsperson aufdrängen und ihren Willen lähmen. Suggestibel ist bis zu einem gewissen Grade jeder normale Mensch. Daraus ergibt sich, daß es auch gelingt, den größten Teil aller Menschen in hypnotischen Schlaf zu versetzen. Es ist durchaus irrig, anzunehmen, nur „willensschwache" Personen verfielen der Hypnose. Es ist sogar möglich, Menschen wider ihren Willen zu hypnotisieren. Der ist ein ungeschickter Hypnotiseur, dem es nicht gelingt, 80 Prozent seines Materials zu beeinflussen. Unsere besten Hypnotiseure, die als Ärzte zu therapeutischen Zwecken die Hypnose gebrauchten, wir nennen hier Forel und Wetterstrand, vermochten bei 98 Prozent ihres großen Materials hypnotischen Schlaf zu erzielen. Dabei ist der Hypnotiseur durchaus kein Wundermann, ausgestattet mit einer mystischen Kraft. Jeder wird mit einiger Sachkenntnis und Geschicklichkeit in vielen Fällen das Ziel erreichen können.

Die physiologischen Wirkungen der Hypnose gehen überraschend weit. Unter günstigen Bedingungen hat der Hypnotiseur einen fast unbegrenzten Einfluß auf das Seelenleben des Hypnotisierten. Der eigene Wille der Versuchsperson ist in der Hypnose vollständig ausgeschaltet. Durch entsprechenden Befehl werden bestimmte Muskelgruppen gelähmt und Hautbezirke gefühllos gemacht. Wir sehen den Hypnotisierten erröten und erblassen, wie es sein Meister will. Die Reflexe Husten, Gähnen und Niesen kann er auslösen oder unterdrücken. Die Denkvorgänge und die Gefühle sind beliebig beeinflußbar. Der Hypnotisierte ist fröhlich und traurig, zornig und sanftmütig in überraschend schnellem Wechsel nach der entsprechenden Suggestion. Auch die vegetativen Funktionen können beeinflußt werden: Blutungen können zum Stillstand gebracht, und die Drüsensekretion kann verändert werden. Durch den Fortfall der für gewöhnlich wirksamen Hemmungen können manche Fähigkeiten beim Hypnotisierten eine bedeutende Steigerung erfahren. Experimentell nachgewiesen sind überraschende Verschärfungen der Sinnesorgane in der Hypnose, z. B. der Gehör- und Gesichtsempfindung. Daraus erklärt sich auch manches verblüffende Phänomen, das den Hypnotisierten mit übernatürlichen Kräften auszustatten schien. Die Innervation von Muskelgruppen kann so weit gesteigert werden, daß Kraftleistungen daraus resultieren, die sonst einfach unmöglich sind. Bekannt ist als Schlager aus den Vorstellungen der Hypnotiseure die Vorführung eines Hypnotisierten im tiefsten Stadium der Hypnose, der mit bretthart gewordenen Muskeln so auf zwei Stühle gelegt wird, daß er nur an Kopf und Fersen gestützt wird. Zur Erhöhung des Reizes dieser Produktion pflegt sich der Hypnotiseur dann noch mitten auf den so ausgestreckten Körper zu stellen, ohne daß dieser einknickt. Weit mehr überraschen uns aber die Tatsachen, die man als posthypnotische Wirkungen bezeichnet hat. In der Tat kann die Hypnose noch wirksam sein, wenn die Versuchsperson schon erwacht ist, und wir sehen sie einen Befehl prompt ausführen, der ihr im hypnotischen Schlaf gegeben wurde, ohne daß sie sich darüber klar wird, daß diese Handlung nicht ihrer eigenen Initiative entspringt. Der Hypnotisierte wird zu einem gefügigen Werkzeug des Hypnotiseurs, und dieser kann ihn in erstaunlichem Maße beeinflussen. Mit Recht gilt vom Hypnotismus Hamlets Wort: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt!" Das einst so dunkle Gebiet ist für uns heute aber durch die Forschung so erhellt, daß wir die Grenzen deutlich sehen und daß wir mit aller Entschiedenheit die Übertreibungen ablehnen können, die der Spiritismus seinen Anhängern vorsetzt. Wir haben schon betont: Die Feinheit der Sinne kann in der Hypnose bedeutend verschärft werden, in überraschender Weise kann die Muskelkraft erhöht werden, ja wir können sogar einen rascheren und sichereren Ablauf mancher geistigen Tätigkeit in der Hypnose erzielen durch Fortfall der für gewöhnlich vorhandenen Hemmungen. Dem Hypnotisierten werden aber durchaus nicht Erkenntnisse zugängig, die er vorher nicht hatte. Er kann weder in die Zukunft schauen, noch kann er mit den Geistern Verstorbener in Verbindung treten. Behauptungen, die darauf abzielen, sind als Schwindel oder Selbsttäuschung erkannt.

Schon in den ältesten Zeiten waren der Hypnose ähnliche Zustände bekannt. Das beweist der Tempelschlaf der Ägypter und der Griechen. Im Mittelalter waren es besonders Sekten wie die der Rosenkreuzer, die den Hypnotismus für ihre Ziele benutzten. Von Anfang an hat die Hypnose das Interesse der Ärzte auf sich gezogen, mußte ihnen ja auch die Erkenntnis dieses wichtigen Heilmittels besonders am Herzen liegen. Die medizinische Wissenschaft war es denn auch, welche die so geheimnisvoll anmutenden Erscheinungen methodisch erforscht und Klarheit auf diesem Gebiete geschaffen hat. Eingehend beschäftigte sich zuerst der Wiener Arzt Anton Mesmer (1734—1815) mit der Frage des Hypnotismus. Er bezeichnete ihn als „tierischen Magnetismus" und glaubte, der Träger dieser geheimnisvollen Kraft sei ein besonderes „Fluidum", das vom Hypnotiseur auf den Hypnotisierten übertragen werde. Von der vollen Ausnutzung dieser magnetischen Kraft erhoffte Mesmer die höchste Vollendung der Heilkunde. Mit Magneten behandelte er seine Kranken und hatte zweifellos große Erfolge aufzuweisen. Durch rücksichtslose geschäftliche Ausbeutung brachte er seine Entdeckung aber bald in Verruf. 1784 beschrieb der Marquis von Puységur zuerst einen schlafähnlichen Zustand, den er Somnambulismus nannte. 1819 wies der Portugiese Faria nach, daß man diesen somnambulen Zustand durch Befehl herbeiführen könne und daß lediglich die Einbildungskraft der Versuchsperson und nicht ein mystisches Fluidum diesen Zustand hervorrufe. Der englische Arzt James Braid führte in seinem 1846 erschienenen Buche: „Die Macht des Geistes über den Körper" aus, daß die Hypnose durch eine Ermüdung der Sinne herbeigeführt werde. Damit stellte er die Erforschung der hypnotischen Erscheinungen auf eine wissenschaftliche Grundlage. Liébault und Bernheim korrigierten die Anschauungen von Braid, und ihr Verdienst ist es, als erste die Beziehungen der Hypnose zur Suggestion in aller Schärfe erkannt zu haben. Sie sind die Begründer unserer theoretischen Anschauungen über das Wesen der Hypnose. Große Verdienste um den Ausbau dieser Theorie haben die Forscher Heidenhain Forel und Oskar Vogt. Nach der modernen Anschauung beruht die Hypnose, durch welche Methode sie auch herbeigeführt sein mag, letzten Endes auf Suggestion. Jeder Mensch ist empfänglich für Suggestion, d. h. er neigt dazu, ohne scharfe Nachprüfung Vorstellungen von einem anderen zu übernehmen. Die betreffende Vorstellung schleicht sich in sein Bewußtsein ein. Er erkennt dabei nicht, daß etwas Fremdes in seine Seele eingedrungen ist. Für das Kind sind die Eltern unantastbare Autorität. Von ihnen übernimmt es unbesehen fertige Urteile. Der Befehl: „Das mußt du tun!" löst automatisch die entsprechende Handlung aus. Die Macht der Autorität büßt für einen großen Teil der Menschen auch späterhin nichts von ihrer überzeugenden Kraft ein. Unbelehrbar und unentwegt wird an der vorgefaßten Meinung festgehalten. Blind läuft die Masse hinter ihren Führern her. Wie beeinflußbar die meisten Menschen sind, davon können wir uns leicht überzeugen. Sagen wir in Gesellschaft anderer z. B. einer Dame: „Sie werden ja ganz rot!", so sehen wir fast regelmäßig, wie sofort eine flammende Röte ihr Gesicht überzieht. Es ist bekannt, daß Lachen und Gähnen zur Nachahmung veranlaßt. Das alles sind echte Suggestionswirkungen, und auf solchen Suggestionswirkungen beruht die Hypnose. Die Hypnose ist eben keineswegs ein ganz allein dastehender, unbegreiflicher Vorgang, wie es zunächst schien. Sie ist vielmehr eine Form der seelischen Beeinflussung und unterscheidet sich nicht prinzipiell von anderen

Digitized by Google

Formen der seelischen Einwirkungen: etwa der Erregung von Vorstellungen durch Befehl oder Drohung. Die Wirkung ist nur eine weit intensivere, da alles Entgegenstehende ausgeschaltet ist. Der Hypnotiseur überrumpelt die vernünftige Überlegung des anderen und redet der Versuchsperson bestimmte Vorstellungen ein. Er erzielt zunächst leicht erreichbare Resultate und überzeugt dadurch den Beeinflußten von seiner Macht. Die eigenen Assoziationen der Versuchsperson bringt er in Unordnung, und diese geraten unter seine Leitung. Die Hypnose ist also ein Eingriff in die Assoziationstätigkeit unserer Seele unter Ausschaltung des Willens und eventuell auch des Bewußtseins. Die Ganglienzellen und die Gehirnbahnen, welche der Sitz dieser Bewußtseins- und Willensakte sind, werden ausgeschaltet und blockiert. Damit haben wir die psychologischen Zusammenhänge dargelegt, die uns rastlose Forscherarbeit erschlossen hat. Licht ist in ein lange in mystisches Dunkel gehülltes Gebiet unseres Seelenlebens gefallen, und die Lösung des Problems der Hypnose ist dadurch auf eine sichere Grundlage gestellt.

Suggestion und Hypnose sind nun aber durchaus nicht Erscheinungen, die nur ein Gegenstand spekulativer Forschung sind und die man als seltene Kuriosa auffassen müßte. Es handelt sich hier um Tatsachen von eminent praktischer Bedeutung, denn Hypnose und Suggestion sind in ihren leichteren Graden etwas ganz Alltägliches. Wo Menschen zusammen leben, sind suggestive Kräfte in Tätigkeit. Welch starken Einfluß ein Mensch auf den anderen auszuüben vermag, sehen wir an dem Verhalten der Kinder ihren Eltern und Erziehern gegenüber. Deutlich zeigt sich das z. B. auch im Verhältnis des Schülers zum Lehrer, des Soldaten zum Offizier und des Patienten zu seinem Arzt. Der Energische und Zielbewußte übt auf seine ganze Umgebung einen tiefgreifenden Einfluß aus kraft der suggestiven Wirkung seines Auftretens. Schwache Menschen unterliegen schnell den Einflüssen ihrer Umgebung, und es ist allgemein bekannt, wie verderblich Jugendlichen der Umgang mit schlechter Gesellschaft zu werden pflegt. Die Bedeutung der Suggestion in der Erziehung wird heute noch viel zu wenig beachtet. Die Frage der Unterdrückung schlechter Anlagen durch eine planvolle Anwendung der Ergebnisse der modernen Suggestionslehre ist ein Zukunftsproblem von allergrößter Bedeutung, und der Pädagogik erschließt sich hier ein reiches Arbeitsfeld. Von größtem Interesse ist die Beobachtung des suggestiven Momentes im Liebesleben des Menschen. Der Liebesrausch hat eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Zustand eines in leichter Hypnose Befindlichen. Bei beiden sehen wir eine Einengung des Bewußtseins, die zu Illusionen und Urteilsfälschungen führt. Der Verliebte erweist sich in erstaunlichem Maße blind gegen die Fehler und Schwächen seines Ideals. Beim Weibe sehen wir diesen Zustand der Liebe, den man als suggerierte Selbsttäuschung bezeichnen kann, meist weit ausgeprägter. Aber nicht allein der einzelne unterliegt diesen suggestiven Kräften. Die Geschichte und das öffentliche Leben zeigt, daß auch eine größere Menge leicht diesen Suggestionswirkungen zugängig ist. Durch Schlagworte im politischen Kampf, durch eine geschickt aufgemachte Reklame, durch die Presse und die Moden werden solche Massensuggestionen erzielt. Kritik- und urteilslos verfällt die Menge diesen Einflüssen, und je eingehender wir diese Erscheinungen studieren, um so überraschter sind wir zu sehen, wie wenig selbständig und unabhängig die größte Mehrzahl der sogenannten „freien" Menschen ist. Aus der Geschichte erinnern wir an die Züge der Kreuzfahrer und der Flagellanten, die ein klassisches Beispiel dafür bieten, welch ungeheure Wirkungen solche in die Massen gebrachten suggestionsstarken Ideen hervorrufen können. So kam auch der Wahnsinn des Kinderkreuzzuges zustande, der etwa 30 000 Kinder dem sicheren Verderben entgegenführte. Doch auch die Jetztzeit, der Weltkrieg und die Revolution bieten uns Beispiele in reicher Fülle. Wir können jedoch im Rahmen dieses Aufsatzes nur kurz darauf hinweisen. Etwas eingehender müssen wir aber noch die Bedeutung der Hypnose und der Suggestion für die Heilkunde und die Rechtspflege darlegen. Der Arzt arbeitet bewußt und unbewußt in weitgehendstem Maße mit Suggestionen. Sein Erscheinen, sein beruhigender Zuspruch vermag schon auf den Patienten, dessen Vertrauen er besitzt, einen sehr wohltuenden Einfluß auszuüben. Gelingt es dem Arzte ferner, den Kranken so in seinen Vorstellungen zu beeinflussen, wie es im Interesse seiner Heilung liegt, so ist damit oft mehr gewonnen, als Medikamente zu leisten imstande sind. In unserer Zeit der Spezialisten wird dieses wichtige Moment meist sehr zu Unrecht vernachlässigt. Weit besser haben die Kurpfuscher es verstanden, sich diese Kräfte nutzbar zu machen, und ihnen verdanken sie ihre oft nicht abzuleugnenden Erfolge. Die durch die Hypnose hervorgebrachten Schädigungen sind ins Maßlose übertrieben worden. Sie verschwinden ganz, wenn wir die Heilerfolge betrachten, die von namhaften Forschern angegeben werden. Zu betonen ist, daß die Hypnose natürlich nicht Unbegrenztes leisten kann, bei sachgemäßer Anwendung und in der Hand eines erfahrenen Arztes ist sie aber ein Heilmittel, das ganz Hervorragendes leistet. Sichergestellt durch vielfache Beobachtung sind Heilerfolge bei Neuralgien, Neurosen, bei funktionellen Lähmungen, bei Krämpfen, bei der Neurasthenie usw. Zur Bekämpfung der Schlaflosigkeit und zur Schmerzlinderung wird die Hypnose wohl in immer weiterem Maße zur Anwendung kommen. Da der Hypnotisierte wenigstens in den tieferen Stadien zu einem willenlosen Werkzeug des Suggestors wird, so ist es ohne weiteres klar, daß in der Hypnose eine verbrecherische Handlung mit ihm vorgenommen werden kann. Ferner kann er in der Hypnose und als posthypnotische Handlung ein Verbrechen selbst ausführen. Das ist durch sorgfältige Versuche von Forel zweifelsfrei festgestellt. Es gehören dazu freilich besonders geeignete Objekte. Die kriminalistische Bedeutung ist aber zum Glück nicht so groß, wie man wohl zuerst angenommen hat, denn ein vorbedachtes Verbrechen erfordert eine so sorgsame Vorbereitung, ein so geschicktes Eingehen auf alle Veränderungen der Situation, die nicht von vornherein vorauszusehen sind, daß ein Hypnotisierter sich ziemlich ungeschickt benehmen und daß man das Abnorme meist sofort erkennen wird. Im übrigen ist darauf hinzuweisen, daß kriminelle Wachsuggestionen für normale Menschen ziemlich ungefährlich sind, leichter verfallen ihnen schon Jugendliche und Leute ohne sittliche Widerstandskraft. Das Gesetz bietet übrigens genügende Handhaben, um solche Beeinflussungen und Verleitungen strafrechtlich zu erfassen. Zu fordern ist aber dringend, daß sich unsere Juristen mit den neuen Ergebnissen der Suggestionslehre vertraut machen, denn dann erst wird sich ihr Blick schärfen für psychologische Zusammenhänge, die ihnen sonst gänzlich dunkel bleiben müssen.

Daß sich unsere Dichtung mit den Erscheinungen der Hypnose befaßt hat, ist selbstverständlich, hat doch von jeher den Dichter die Lösung der schwierigsten psychologischen Fragen lebhaft interessiert. Schon Homer motiviert besondere Taten durch übernatürliche Eingriffe in das Seelenleben seiner Helden. Bei ihm sind es die Götter, die diese Einflüsse ausüben. Die Tatsache der Verzauberung, der Faszination durch den Blick ist von vielen Dichtern beschrieben worden. Wir denken an Schiller (Jungfrau von Orleans), Kleist, Ibsen und Shakespeare. Die Wirkung der Fremd- und Autosuggestionen schildern in hervorragender Weise Dostojewski in „Raskolnikow" und Zola in seinem Romane „Lourdes". Entgleisungen sind die plumpen Schauerromane wie Samarows „Unter fremdem Willen". Leider trägt auch das hierhin gehörende Werk des unvergleichlichen Meisters der französischen Novelle, Maupassants „Horla", schon deutliche Zeichen des späteren geistigen Verfalls des Dichters. Dieser Novelle in wesentlichen Zügen ähnlich ist die moderne Arbeit von Strobl „das Grabmal auf dem Père Lachaise". Wir müssen diese sensationellen Darstellungen vom wissenschaftlichen Standpunkte als maßlose Übertreibungen ablehnen. Sie verbreiten im Publikum ganz falsche Vorstellungen über die Hypnose und ihre Ausstrahlungen und verkennen vollkommen die hervorragende Rolle, die Suggestion und Hypnose in der menschlichen Gesellschaft seit den ältesten Zeiten gespielt haben.

Sommerstunden * Von Else Torge.

Einmal noch um meine Erde
Ging der Frühling blühend auf.
Einmal noch mit Glanz und Klingen
Steigt der Sommer mir herauf.
Oh ihr Tage, laßt euch fassen!
Segnet jeden Atemzug!
Müßt auch ihr im Herbst verblassen,
Trank ich mir doch Glücks genug!
Einmal noch in jugendtollen
Schauern spielt erlöst mein Blut.
Einmal noch im übervollen
Becher schäumt die Lebensglut, —
Doch geklärt, in heller Reine,
Ganz von Zweck und Ziel befreit.
Oh du letzte, schöne, meine
Stolze Seelenreifezeit!

Digitized by Google

Indianermärchen * Von Friedrich Hussong.

Der Jugend des Einzelnen und der Jugend des Volkes gehören das Spiel und der bunte Traum der Märchen. Im Märchen hört man Quellen der Menschheit klingen. Wie zwischen Kindern auf einer frühen Stufe keine oder doch nur für den schärfer Hinhorchenden Anklänge von den später so entscheidenden Unterschieden zu finden sind, so sind auch die Völker in ihren Märchen, diesen Zeugnissen ihrer Jugend, einander noch näher als auf späteren Entwicklungsstufen. Wesentliche Unterscheidungen sind wohl vorhanden. Die besondere geistige Anlage, die reichere oder dürftigere Natur, die Tierwelt, die Eigenart der ganzen Umwelt zeichnen bestimmte Züge in das Märchen dieser und jener Völker. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man die Märchen der Lappländer hört oder der Sizilianer, die Märchen afrikanischer Neger oder indische Märchen. Dennoch wird es kaum auf einem anderen Gebiete menschlicher Geistesübung so handgreiflich sichtbar, daß alles Dichten, Phantasieren und Fabulieren eines Volkes, ja schließlich der Menschheit auf eine erstaunlich geringe Anzahl von Grundmotiven zurückgeht. Wenn man die Märchen der Stämme eines Volkes und der Völker der Erde daraufhin ansieht und überdenkt, so wird man gewahr, daß die scheinbar so unendlich bunte, vielgestaltige, scheinbar vom unberechenbarsten Spiel der Willkür und der Laune geschaffene Welt der Märchen in Wahrheit so einförmig und eintönig ist, wie der Idee nach auch eine gewaltige Rosenhecke eine einförmige Wiederholung und Vervielfachung immer desselben Wunderkeimes ist. Um so wunderbarer freilich, wie diese gewaltige Rosenhecke der Märchen die ganze Erde umblüht, alle Völker und alle Zeiten. Wie die einzelnen Grundmotive des Märchens die ganze Welt umwandern, von Volk zu Volk zu Gaste gehen, eines jeden Sprache, Gesicht und Prägung annehmend.

Affenfrau und Affenkind.

Der Jaguar.

Mythen der Völkerjugend schlummern in den Märchen. Von Wissen und Weisheit, sonst verschollen und verschüttet, ist hier noch ein Raune nund eine Erinnerung, mehr dem ahnenden Gefühl wohl als der wissenschaftlichen Erkenntnis faßbar. Eine exakte wissenschaftliche Erfassung dieser uralten, in Menschheitsjugenddämmerungen sich verlierenden Zusammenhänge wird nie möglich sein. Sie durchaus aufklären und ausdeuten wollen, heißt diesen zarten, ungewissen Dingen Gewalt antun. Das Wesentliche, daß man hier zu den gemeinsamen Wurzeln der Völkergeister zurückspürt, wird dennoch erkennbar. — Schwer, unmöglich oft, festzustellen, was an den Märchen eines Volkes selbst nur in dem relativen Sinne, in dem dies überhaupt möglich ist, eigenes Gut, was Lehngut ist. Wenn man in einer Sammlung lappländischer Märchen drei oder vier Varianten des Homerischen Märchens vom Riesen Polyphem findet, so wird man geneigt sein, an eine gemeinsame Quelle zu glauben. Dennoch dürfte die Annahme einer Wanderung des Märchens die zutreffendere sein. Die Wege und Weisen solcher Wanderungen sind wunderbar und erstaunlich. Ist es doch z. B. ganz unverkennbar, daß den chilenischen Indianern deutsche Märchenstoffe aus der Sammlung der Brüder Grimm zugetragen und von ihnen angeeignet worden sind.

Der Idiot, der fliegen wollte.

Bei anderen südamerikanischen Indianerstämmen treffen wir andere Grundmotive der uns vertrauten Märchen- und Sagenwelt wieder, offenbar aber nicht als eingebürgerte Zuwanderer, sondern als bodenständige Ureinwohner, als Zeugnisse jenes ehrwürdigen geahnten Geheimnisses der Ureinheit alles Menschentums.

Es ist kein gutes Zeichen, wenn ein einzelner über das Märchen glaubt die Nase rümpfen zu sollen als über eine abgestandene Sache, die ihn nichts mehr angehe und die weiterer Beachtung nicht wert sei. So ist es kein gutes Zeichen, wenn ein Volk seine Märchen vergißt und verachtet, wenn ihm ein Müllhaufen Aufklärricht wichtiger dünkt als der Blumengarten seiner Volksdichtung. Es gilt hier dem Volk, was Schiller seinen Carlos dem Einen sagen läßt: „Sag' ihm, daß er soll Achtung tragen vor den Träumen seiner Jugend, wenn er ein Mann sein wird." So ist es ein gutes Zeichen, daß kein Volk liebevoller als seit den Brüdern Grimm das deutsche Volk seine Märchen gesammelt und gehegt hat. So ist es ein gutes Zeichen, daß seit einer Reihe von Jahren in Deutschland die „Märchen der Weltliteratur" planmäßig in ein großes Sammelwerk zusammengefaßt werden, das seinesgleichen in der Literatur keiner Nation hat. („Die Märchen der Weltliteratur." Herausgegeben von F. v. d. Leyen und P. Zaunert. Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Hier erhält die Märchenforschung ihre Bibel; hier ist der künstlerischen, der dichterischen, der sozusagen seherischen Erfassung und Anschauung durch eine stattliche Bändereihe schon jetzt Stoff und Grundlage gegeben, um mit ahnender Seele die geschwisterliche Verwandtschaft aller Völkerkindheit zu begreifen.

Der Brüllaffe.

In dem jüngsten Bande der Sammlung, „Indianermärchen aus Südamerika" von Theodor Koch-Grünberg, finden wir, wie in allen früheren, in den Bänden afrikanischer, indischer, nordischer, russischer Märchen, neue Bestätigung für den Gemeinbesitz der verschiedensten Völker an den wesentlichsten Grundmotiven des Märchens. Eine geistige „Ganerbschaft" der Menschheit. So stückhaft auch noch die Kenntnis von den Märchen der südamerikanischen Indianerstämme ist, so gibt sie doch schon vollkräftig diese Bestätigung. Man darf sich nur nicht irre machen lassen durch die starke, unserem Empfinden leicht grotesk erscheinende Abwandlung, die ein solches Urmotiv oft erfährt. Man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, daß man die Schwanenjungfrau des deutschen, germanischen Märchens bei einem südamerikanischen Indianervolk als Affenfrau wiedertrifft, die von einem indianischen Mann gebannt wird, indem er ihr die abgestreifte Affenhaut entfremdet, und die ihn samt ihrem Kinde verläßt, um sich wieder dem Affenwesen zu ergeben, da er ihres Ursprungs nicht schonsam genug gedenkt. Ein andermal handelt es sich um eine Tochter des Geierkönigs, so daß das Schwanenjungfraumotiv leichter wiedererkannt wird. Wie bei uns, so wandern und wandeln sich auch bei den Indianerstämmen die Märchen von Stamm zu Stamm. So zum Beispiel finden wir eben das Motiv von dem schlecht gewahrten Geheimnis, durch dessen Preisgabe Unheil und Verlust heraufbeschworen wird, bei diesen Indianerstämmen in den verschiedensten Abwandlungen. Wenn der Schwanenritter Lohengrin in blinkender Silberrüstung die Bühne betritt, schlägt jedes europäischen Backfischs Herz höher; es würde Entrüstung und Empörung schlagen, wenn jemand behaupten wollte, das sei eigentlich dieselbe Geschichte, wie die, welche der Indianerstamm der Arowaken in Britisch-Guyana sich von dem Jaguarweibchen oder der Brüllaffenfrau erzählen, die heilbringend einem irdischen Mann sich gesellen und die auch wieder in ihre Sphäre verschwinden, weil die Torheit oder Neugierde oder Unvorsichtigkeit es nicht dauernd vermag, ihr Geheimnis zu schonen und zu schützen.

Wettflug zwischen Storch und Kolibri.

Im Ernst und Scherz sehen wir Grundmotive unserer eigenen Märchenwelt in

Der Ameisenbär.

Digitized by Google

der indianischen wieder auftauchen. Eine eigene Gattung, auch über ganz Nordamerika verbreitet, bilden die Märchen vom Besuch eines Menschen in der Oberwelt, wobei ihm dort regelmäßig drei scheinbar unlösbare Aufgaben gestellt werden, die er dennoch jedesmal mit Hilfe freundlicher Tiere löst: Die Kolibris helfen; die Ameisen dichten loses Geflecht, mit dem er Wasser schöpfen und tragen soll; die Regenwürmer bohren Felsen für ihn an; die Spechte bauen ihm ein Boot oder hauen und setzen ihm Pfosten und Balken; der Webervogel deckt und dichtet ihm Dach und Turm, die Libellen schöpfen ihm einen Fluß aus; Vögel bringen ihm Rat und Meldung. Wem fallen dabei nicht die immer wieder sich erneuernden Abwandlungen derselben Motive im deutschen Märchen ein? Die magische Flucht, bei der Verfolgte und Verfolger mit List und Zauberkraft einander bekämpfen, ist ein Lieblingsmotiv der indianischen Märchen wie der unseren. Die böse Schwiegermutter des deutschen Märchens ist dem indianischen nicht fremd. Und wie im Bedrohlichen, so sehen uns dort auch im Scherzhaften wesentlichste Züge des deutschen Märchens wie aus einem dunklen Spiegel seltsam fremd und seltsam verwandt an. Unser Lügenmärchen findet sein Gegenstück in den ungeheuerlichen Übertreibungen des „Waldgeistes mit den großen Ideen". Verblüffend ist zu sehen, wie ein so deutsches Märchen, ein uns so ans Herz gewachsenes Stück wie der „Wettlauf zwischen Has und Swinegel", der ja auch bei uns schon ein Seitenstück in dem Wettflug zwischen Adler und Zaunkönig hat, bei diesen südamerikanischen Indianern allenthalben seine gemäße Abwandlung findet: Bald ist es ein Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte, der eigentlich ganz genau die wahre aber lügenhaft zu erzählende Geschichte vom Hasen und Swinegel ist; bald ist es ein Wettbewerb zwischen Zecke und Strauß oder zwischen Bremse und Fuchs, wobei der Schwächere den Stärkeren jedesmal mehr in der Weise überlistet, wie unser Zaunkönig den Adler.

Das Dorf.

Wie die Grundmotive einzelner Märchen, so ähneln sich ganze Gruppen hier und dort. Diese Indianer haben, wie wir und alle Völker, ihre Schöpfungssagen und ihre Sintflutsagen. Wie bei uns und allen Völkern, war bei ihnen einer der wichtigsten Antriebe zur Sagenbildung und Märchendichtung das Bedürfnis, sich irgendwie geistig mit Naturvorgängen und kosmischen Erscheinungen abzufinden. So entstanden dort, wie allenthalben, die unzähligen naturgeschichtlichen Märchen und Sternensagen.

Die Vertrautheit des deutschen Märchens mit den Tieren des Hauses, Feldes und Waldes wird bei diesen Naturvölkern zur völligen Gemeinschaft, zu einem völligen Gleich und Gleich. Alle Tiere können sprechen und singen wie die Menschen, die Menschen leben wie die Tiere. Ehen zwischen Menschen und Geiertöchtern, Menschen und Jaguaren, Menschen und Tapiren schließen sich so leicht wie die zwischen Mensch und Menschen. Wie im deutschen Märchen, so treten in dem indianischen ganz scharf umrissene Tierpersönlichkeiten hervor: der dumme Jaguar, der schlaue Fuchs, das harmlose, schwache, kleine Aguti, der kluge, flinke Kolibri, die geschickte Ameise, der törichte Tapier, der hilfreiche Ibis, die pfiffige Schildkröte, Adaba, der Frosch, Kaiman, der Alligator. Manchmal ist die Grenze zwischen Tier und Mensch so verwischt, daß man nicht weiß, was man eigentlich vor sich hat. Da erscheint „eine Frau, die eigentlich ein Frosch ist".

Hier sieht man, wie den allgemeingültigen Grundmotiven schon durch die umgebende Natur, durch die Eigenart der Pflanzen- und Tierwelt ihre besondere Prägung gegeben wird. Der Kulturstand, die jeweils erreichte religiöse Stufe tun das übrige, um eine Märchenwelt, die in wichtigsten Grundzügen der unseren so verwandt erscheint, ihr dennoch so fremdartig und fern erscheinen zu lassen. Von der Lieblichkeit unserer Grimmschen Märchen, in deren Formung der Volksgenius sich mit dem sprachlichen und künstlerischen Genie zweier Meister verbunden hat, von der Schalkhaftigkeit, Tiefe, Innigkeit und dunklen Wehmut dieser deutschen Märchen ist in den Indianermärchen, wie sie hier vorliegen, herzlich wenig. Nur hie und da gemahnt ein einzelner Zug an diese Dinge. Dort ist eben die von Meistern endgültig geformte Volksdichtung eines zur Höhe aller menschlichen Kultur gediehenen Volkes; hier das Stammeln in der Tiefe haftender und untergehender Naturvölker.

Um so stärker rührt es uns an, wenn wir aus dieser Tiefe etwas aufklingen hören, was wie ein Echo zu hellenischer Weise tönt: Eine indianische Amazonensage, eine Sage von einer indianischen Penthesileia: „Am Badeplatze der Frauen sagte To-eyza: ‚Manche sagen, die Ehe sei ein Schatz; ich halte sie für eine gemeine Unterwerfung. Lieber wäre ich tot! Was können wir, die von den Eltern vergeben werden, von Liebe wissen? Alle unsere Tage verleben wir in Plage. Arbeit heute und Arbeit morgen, immer Arbeit und Leid! Widersetzt euch mit mir dieser schmachvollen Knechtschaft!'" Eine revolutionäre Frauenbewegung bei den Indianern Südamerikas. Unter der dämonischen To-eyza Führung bestehen die Frauen den Kampf der Gewalt und der List gegen die Männer, entgehen endlich allen Gefahren und bilden auf eigenem Boden einen Amazonenstaat. Wie die Griechen ihre Amazonen im Skythenlande wohnhaft sein lassen, so weist auch die indianische Sage den ihren einen festen Platz an: Sie wohnen in einem Gebirge auf der rechten Seite des unteren Uraricuera, das daher den Namen „Weibergebirg" trägt. Dort wurde To-eyza Königin und gab den Ihren strenges Gesetz: „Männer sollen uns als Liebhaber willkommen sein, wenn sie als Wanderer zu uns kommen, aber keiner darf sich bei uns niederlassen. Ihre Söhne, die von uns geboren werden, schicken wir fort. Aber wenn wir Mädchen gebären, so wollen wir sie freudig aufziehen als unsere Nachfolgerinnen." So das Gesetz To-eyzas. „Jahre sind seitdem vergangen. Ihre Töchter gehorchen noch immer diesem Gesetz."

Grundprobleme aller menschlichen Gesellschaftsordnung im Spiegel der Märchen eines armen Naturvolkes. Was wir im Mittagsscheine hellenischer Sonne zu sehen und zu denken gewohnt sind, überflackert von unsicherem Schein indianischer Lagerfeuer.

Und gewaltiger noch rührt es uns an, wenn wir hier die ewige Menschheitsklage hören um das verlorene goldene Zeitalter, um die Zeit des Friedens auf Erden und über die menschliche Schuldhaftigkeit, die beides zerstört hat. Es ist, als ob der tiefe Menschheitsschmerz um das Verlorene auch den Mund des indianischen Märchenerzählers beredter als sonst gemacht hätte; denn mit einer dichterischen Kraft, die er sonst selten erreicht, geht ihm hier die Rede: „In uralter Zeit, als die Großmütter unserer Großmütter noch nicht geboren waren, war die Welt ganz anders als heute. Die Bäume trugen unaufhörlich Früchte das ganze Jahr hindurch. Die Tiere lebten in vollkommener Eintracht, und das kleine Aguti spielte ohne Furcht mit dem Bart des Jaguars. Die Schlangen hatten kein Gift. Die Flüsse flossen gleichmäßig dahin. Selbst das Wasser der Kaskaden glitt langsam und sachte von der Höhe der Felsen. . . . Es lebte noch kein Mensch, und Adaheli, den wir jetzt als unseren Gott anrufen, der sich aber damals die Sonne nannte, war betrübt darüber." Darum stieg der Sonnengott vom Himmel zur Erde und wurde der Stammvater der Menschen. Da hob der Jammer an auf Erden. Es wuchs ein Abelgeschlecht von bezaubernder Schönheit; daneben ein Kaingeschlecht der Gezeichneten. Und zwischen diesen kam es zu Schuld und Rache. Ein Kain Kaikutschi, in dem die Natur des Menschen und die des häßlichen Alligators ununterscheidbar ineinanderfließen, erschlägt den reinen Menschen Makonaura. Da nimmt der Dämon der Rache Besitz von der Mutter des Gemordeten: „Wer hat das Lebenslicht meines Sohnes ausgelöscht? Wer schickte ihn in das Tal der Schatten? Unglück, Unglück über ihn! Ach, ihr seht es, ihr meine Brüder und meine Freunde, ich bin nur eine arme und schwache Frau! Ich vermag nichts! Wer wird mich rächen?" So stimmt verwundete Mutterliebe zum erstenmal den schrecklichen Kemaimu an, den wilden Rachegesang. Und die Männer ihres Stammes nehmen ihn auf und tanzen zum erstenmal den Tanz der Rache. Die Seele der Riesenschlange dringt ein in die Leiber der Rächer und die Seele des schwarzen Jaguars. Das Böse wird Herr auf

Digitized by Google

Erden. Die Rache zeugt wieder Rache. — Das Gebot der Blutrache wird das Gesetz der Erde. Die sanfte Blüte der Frauenschaft, die süße Anuanaita selber wird zur schrecklichen Dienerin der Rache. Ihre sonst so milde Stimme tönt Entsetzen. „Plötzlich erhob sie sich, die Haare verwirrt, das Gesicht brennend, und mit vibrierender Stimme hob sie den schrecklichen Kemaimu an zu singen. Sie tanzte ihn auch. Die Seele einer Klapperschlange hatte von ihr Besitz genommen." Als Anuanaita, die Süße selber, sich so verwandelte, da ward alle Süße der Welt zu Gift, da starb das goldene Zeitalter der Unschuld, da „trat eine unerhörte Veränderung in der Natur ein. Die Winde antworteten darauf mit einem Geheul, das die Bäume niederriß und entwurzelte, überall, wo Anuanaita ihren Weg nahm. Dichte Wolken verhüllten das Antlitz des Sonnengottes und schleuderten in die Finsternis unheilbringende Blitze unter dem furchtbaren Krachen der Donner. Eine Sintflut von Regen mischte sich mit dem Austreten der Quellen. Die Tiere, bisher friedlich, töteten einander. Die Schlange begann zu beißen; der Kaiman ließ seine schrecklichen Kinnbacken erschallen; der Jaguar zerriß und verschlang das unschuldige Aguti," das bis dahin ihn furchtlos am Bart gespielt hatte.

Stückhaft ist, was Forscher und Sucher, Reisende und Missionare von den Märchen der südamerikanischen Indianer erhorchen konnten. Weite Gebiete jenes Kontinentes liegen noch unerforscht. Wohin Forscher und Missionare drangen, dort setzte dennoch die Sprachfremdheit dem Verständnis ungeheure Schwierigkeit entgegen. Endlich war der Missionar, der durch seinen oft langjährigen Aufenthalt bei einem Stamm diesem am nächsten kam, meist nicht der Berufenste zu unbefangener Wiedergabe empfangener Wissenschaft. Seine europäischen Erinnerungen mischten sich ein, seine betont christliche Anschauungsweise modelte mit bei der Wiedergabe des Gehörten, oder seine Gewährsleute selber, Leute natürlich aus *seiner* Einflußsphäre, waren bereits beeinflußt von europäischen Ideen, befangen in christlicher Anschauungsweise.

Was die weißen Männer uns wiedererzählen können, ist natürlich nur ein Abglanz dessen, was der rote Märchenerzähler am Lagerfeuer der Völker den Seinen sagte; er, der Dichter und Seher seines Volkes, für den all dies, was uns leicht vielfach kraus und kurios erscheinen mag, mythische Wahrheit ist, schwer von Bedeutung, spiegelnd Menschenschicksale, Volksschicksale, Weltschicksale. Und wie all dies im einzelnen uns fremd und fern sei, so reicht es doch mit letzten Wurzeln und Quellen dorthin, wo unsere eigenen Quellen und Wurzeln sind. Wir sehen Fäden gesponnen von *unseren* Wäldern zu denen Südamerikas; wir hören einen Widerhall von Dingen, die uns nur hellenisch oder nur deutsch oder nur nordisch schienen und deren Kern wir nun als Gemeingut aller Menschheit erkennen. Wir fühlen uns, wo wir siriusfern und siriusfremd waren, irgendwie verwandt und verbunden.

Der farblose Film und Goethes Farbenlehre * Von Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich.

Vor einiger Zeit trat an mich ein ärztliches Komitee mit der Anfrage heran, ob ich gewillt sei, innerhalb eines Zyklus von Fortbildungsfilmen zu Bildern aus der Krankheitslehre begleitende Vorträge zu halten resp. an der Aufstellung solcher Belehrungsfilme mich wissenschaftlich zu beteiligen. Ich habe das abgelehnt unter Motiven, welche in der Filmfrage überhaupt von einigem Interesse auch für das breite Publikum, dem eigentlichen Erhalter und Lenker der Filmindustrie, sein dürften. Ich habe nämlich rundweg erklärt, daß ich mich an einer filmgemäßen Belehrung des Publikums über krankhafte Gebilde an Mensch, Tier und Pflanze nicht eher beteiligen würde, bis der vollendete *farbige* Film tadellos funktioniere. Ich sähe in der Farblosigkeit solcher Filme eine große Gefahr, nämlich die, dem Laien ein gänzlich falsches Bild von der Krankheit, den Formen und Wesenheiten des Leidens beizubringen. Nur eine schiefgerichtete Anschauung vom Wesen des kranken Lebens könne der farblose Film übermitteln. Für krankhafte Gebilde sei zu ihrer Erkenntnis die Farbigkeit unerläßlich, oft sei es ausschließlich der Farbenton, welcher z. B. diesen oder jenen Ausschlag der Haut, eine Entzündung, eine Mißbildung oder eine innere Erkrankung von anderen ähnlichen absondere. Licht und Schatten allein als Produzenten von Krankheitsbildungen seien völlig unzulänglich, die Natur zu kopieren. Die Laien müßten dadurch zwingend eine durchaus falsche, halbe und schematische Vorstellung vom Wissenswerten erhalten. Da aber in wissenschaftlichen Dingen gar keine Anschauung weniger schädlich sei als eine falsche, die immer zur hemmenden Halbbildung führe, so halte ich den ärztlich-wissenschaftlichen Film für ein durchaus falsches Popularisierungsmittel der Bildung und lehne eine Beteiligung so lange ab, bis der Film einwandfrei farbig arbeiten könne.

An diesem einfachen und leicht mit zwingenden Beispielen belegbaren Gedanken mögen sich nun einige Erwägungen anknüpfen, welche geeignet sind, den Grund gewisser, nicht ableugbarer Schädigungen der Volksseele durch nicht sorgfältig ausgesuchte Filmschaustellungen klarzustellen. Der farblose Film gibt nämlich überhaupt ein durchaus falsches, schiefes und höchst einseitiges Bild aller Lebensvorgänge insgesamt. Es ist, einzig auf Licht und Schatten gestellt, eine Welt des kalten Graus, eine gespenstige, unheimliche, verzerrende, irreführende Welt der Erscheinungen, welche er übermittelt. Goethe war der erste, welcher den ungeheuren Orientierungswert der Farben in der Umwelt auf das wundervollste betont hat. In dem Roman des Lichtes, den er in seiner Farbenlehre geschrieben hat, findet sich eine ganze klassisch-vollendete Psychologie der Farbe, eine richtige Analyse der Seelenwirkung der einzelnen Farben und ihrer Mischungen, aus welcher gerade die moderne Malkunst tiefe Erkenntnisse geschöpft hat. Goethe maß der Farbe die höchsten Erkenntniswerte des Lebens überhaupt bei, und Paul Ehrlich hat mittels der Verwandtschaft von Farbe und geheimsten Lebensvorgängen die verstecktesten Lebensprobleme über Giftwirkung und Heilung, Leben und Krankheit überhaupt enthüllt. Wer diese Rolle der Farbe im Leben nicht einmal sehr eingehend durchdacht hat, hat keine Ahnung von der Breite und Wichtigkeit, welche die Farbennuancen für unser Geistes- und Seelenleben besitzen. So ist z. B. die ganze Mimik des Gesichtsausdrucks, welche unsere Worte begleitet, sehr wesentlich auf Farbe gestellt. Ich erinnere an die Bedeutung, die ein Erröten oder Erblassen für die verschiedensten Deutungen von Gemütsverfassungen unserer Mitmenschen hat, ich verweise darauf, daß die gesamte Physiognomik, das Spiel seelischer Motive, die Erkennbarkeit vieler Krankheiten, der Ausdruck von Gemütsbewegungen in und um das Auge mit seinen Farbenringen sehr wesentlich auf Farbe gestellt ist. Soll ich erst darauf aufmerksam machen, welche Rolle die Farbe der Natur für unsere Gemütsstimmungen und unseren Seelenbetrieb wie für unsere geistige Orientierung in der Umwelt spielt? Das Frühlingsgrün belebt, die Blütenpracht begeistert, Sonnenauf- und -untergänge greifen tief ins Gemüt, der Farbenton des Waldes, der See, des Himmels, der Wolken können direkte praktische Bedeutung für unsere Tagesentschlüsse erhalten. Farbe ist ein gewaltiger Seelenmotor, und striche man sie aus dem Leben, so bliebe eine Welt von Gespenstigkeit und grauenvoller Schemenhaftigkeit übrig, die ihr jede Beziehung zu unserem tiefinnerlichsten und äußeren Erleben nehmen würde. Die Welt ohne Farbe wäre wie eine Welt ohne Musik, wie ein Schattengemisch ohne Töne; wie man Musik ganz kalt als eine Verkettung mathematischer Zahlenverhältnisse darstellen könnte, der jeder Gemütswert abginge, so müßte eine farblose Welt eine Welt ohne Innigkeit und Herzensfrische sein, sie müßte das Leben gleichsam wie einen anatomischen, rein mechanischen, schattenrißartigen, seelenlosen Wirrwar erscheinen lassen, in welchem die Seele langsam verarmen und ersticken müßte.

In der Tat, durch diesen Sachverhalt wird auch das auf der Kinobühne gespiegelte Leben ein Gespenstervorgang. Durch das Fehlen von Ton und Farbe — ersterer kann leichter ergänzt werden als letztere — erhalten die Lebensbeziehungen etwas Kaltes, frostig Eisiges, Entzaubertes, Reizloses, das nicht ohne Rückwirkung auf des Beschauers Seele sein kann. Dem ständigen Besucher eines Kinos, dem häufigen Betrachter der Welt durch die das Leben und den heiligen Augenblick listig einfangende Kinolinse muß allmählich die Welt in eine unwahre, falsch beleuchtete Objektivität gerückt werden. Die Sehnsucht zum Schauen von Ereignissen ist der tiefe biologische Trieb, unser persönliches Leben zu ergänzen durch Erlebnisse in der Kunst. Man erlebt nicht alles; das, was andere in der Kunst uns als ihre Erlebnisse glaubhaft vorführen, wird unser eigenes Erlebnis und erweitert neben dem ästhetischen Genuß den Kreis und den Inhalt unseres eigenen nur beschränkten Lebens. Dieser Instinkt, sich lebendig zu bereichern, treibt die Massen vornehmlich in das Kino und in die Theater, zur Musik, zu den Bildern. Alles in der Kunst beschreibt und erweckt das Leben. Nun er-

Digitized by Google

hält aber im Kino der Beschauer eigentlich den Stein statt des Brots des Lebens. Die farblose Welt ist nur in beschränktem Maße ein Bild der Wirklichkeit. Es fehlt ihr die Wärme, die Eindringlichkeit, die Haftbarkeit. Wie rapid schnell vergißt man Kinobilder, wie schnell verwischen sich so gewonnene Natureindrücke und der Ablauf der Situationen. Am tiefsten geht unstreitig noch alles ausgesprochen Rhythmische: der Wellenschlag, der Vogelflug, der Tanz, die große Geste, das Spiel der Tiere, der Reiter, der Läufer, der Schwimmer usw. usw., weil hier die Naturtreue des Rhythmus den Zauber der Farbe überrumpelt. Sonst aber sind Kinobilder schlechte Erinnerungsobjekte, eben wegen des Mangels der Farbe. So kann allgemein das Kinobild zwar belehren, ergreifen, erstaunen machen, aber es kann nicht eigentlich erwärmen und schöpferisch befruchten. Es befriedigt die Neugier nach Leben und Natur, ohne die Liebe zu ihnen zu wecken.

Doch mag jedem einzelnen völlig überlassen bleiben, wie tief seine Seele beim Kinoschauen bewegt wird, es fragt sich nur, ob die Farblosigkeit nicht in ihrem Erfolge Schädigungen hat, welche die Allgemeinheit doch lebhaft angehen dürften.

Es ist für mich keine Frage, daß gewisse Kinodarstellungen durchaus geeignet sind, verrohend auf die Volksseele zu wirken, und zwar sehr erheblich eben durch den Mangel an Farbe. Der naive Mensch und auch der nachdenklichere gewöhnt sich gerade durch die Farblosigkeit an viele Scheußlichkeiten, die ihm farbig vorgeführt, Abscheu und Entsetzen statt Schauensgenuß vermitteln würden. Ein Mord, schon irgendeine Verletzung wird sich ganz anders ausnehmen, wenn dabei die Verwundungen sich farbig dokumentierten, das strömende Blut, freigelegte innere Teile usw. usw. würden ein weit tieferes grenzenloses Staunen, einen ethischen Schauer erregen, der fortfällt, wenn alles nur Licht und Schatten bleibt. Manch ein zum Verbrechen disponierter Rohling muß beim Anblick von Körperverletzungen schwerster Art den Eindruck bekommen, als sei so ein Hieb, so ein Stich eigentlich gar nicht so schlimm, wenn man sie so ruhig mitanschauen könne. Was ist dabei, wird er denken, das bringst du zur Not und gegebenen Falles auch noch fertig! Was ist ein Feuer, ein Brand, ein Häusereinsturz ohne Farbe? Die ganze Dämonie der Vernichtungswut der Elemente und der Menschenhand fällt fort, alles erhält einen Stich ins Objektive, Gleichgültige, Kaltlassende, das nicht ohne moralische Rückwirkung zur Unempfindlichkeit der Seele, zu einer Schwächung des Mitgefühls, unseres menschlichsten Besitzes bleiben kann. Man legt da Feuer an mit ein bißchen helleren Lichtflecken, um die ein Rauchschatten farblos züngelt. Die Glut schwelt kalt wie weiße Tünche, das höllische Rot ist mild wie Schreibpapier, dem Rauch fehlt Schwefelgelb und Harzbraun; aus den zusammenstürzenden Wänden schieben sich Papiermachémöbel, kein Plüsch, keine farbige Tapete flattert in züngelndem Rot, die Balken starren nicht gelblich wie gebrochene Knochen an dem zerrissenen Leib der Wohnung, die ihre innere Farbigkeit und Behaglichkeit dem Elemente preisgeben muß. Der rollenden See fehlen die hinreißenden Kaskadensprünge der bunten Farben, dem Sonnenaufgang das Ueberwältigende, Hypnotisierende durch ungeheure Farbenflächen und Sinfonien himmlischer Beleuchtungen, die Wolken fliehen kalt wie Wattebausche, in den Wäldern flattern graue Platten statt zitternder Blättchen, das Gold des Kornfelds ist schraffiertes Gitter usw. Die Natur wird durch Ausschluß der Farbe entzaubert. Der äußere plumpe Rhythmus ist da, aber ihr inneres, tief geheimes Bewegen, die Zauberarbeit der feinsten Nuancen am Gespinste des Lichtes, welche eben die Farbe hervorzaubert durch Spiel von Millionen kleiner Prismen, dieses eigentliche Wunder der Erscheinungen wird abgefangen, fortgelöscht, und die blühende, in Farben leuchtende Welt wird erstickt. Sie wird zur Welt ohne Märchen und Symbole.

Auch die menschlichen Züge verlieren mit der Farbe das eigentliche Leben; nicht nur die Hautfarbe ist für die agierende Persönlichkeit von ausschlaggebender Bedeutung, das Spiel der Schatten leitet der feinste Hauch von Färbungen in Gelblich, Rötlich, Weißlich, dem blaue und grüne Töne erst das eigentliche Leben, den Seelenrhythmus einhauchen.

Ich habe das Glück gehabt, die bekannte May-Gesellschaft in Woltersdorf unter Leitung des berühmten Direktors Joe May, eines Organisators im Napoleonsstil, unter Führung der entzückenden und von hinreißenden Farben blühenden Mia May beim Werke zu sehen, als der Einzug der Königin von Saba von Tausenden von bunt kostümierten Personen eingeübt wurde. Es konnte nichts Hinreißenderes gedacht werden, als mit einem Male aus der aufgereihten Schar der bunten Priesterinnen fünfhundert weiße Tauben auf einen Pistolenschuß gegen den strahlend blauen Himmel emporflatterten. Ein Farbenbild von unvergeßlich schöner Pracht.

Da wurde es klar, was der Film einst sein wird, wenn er farbig, wahrhaft farbig, nicht durch falsche Anilinkünste erlogen farbig, sein wird. Dann wird er wirklich oder durch die Echtheit des Milieus ein gefährlicher Konkurrent des Theaters, nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch in ästhetischem Belang. So lange er das nicht ist, mag er zwar manche künstlerischen Bestrebungen rein und treu erfüllen, aber es kann ihm eine gewisse nivellierende, entzaubernde, manchmal bedenkliche Wirkung auf das Menschengemüt als einer seiner Mängel auf Grund seiner Farblosigkeit mit guten Gründen vorgehalten werden. Mögen diese Erwägungen die Entdecker stacheln, daß sie uns bald das Kinobild der Welt und ihrer Wunder in Farben schenken!

Das Kalb * Eine Geschichte aus Rußland * Von Georg Holland

Das Lehmhäuschen des Bauern Timofe ähnelte einem etwas zusammengedrückten Zylinderhut, so verkrumpelt waren die Wände im Lauf der Jahre geworden.

Als wir drei aus Petersburg in dies Steppendorf Verbannte eintrafen und mit dem Hausherrn über ein Quartier verhandelten, sagte er von seiner Bettstatt aus, auf der er gerade herumrekelte:

„Ja, bleibt nur hier; wir haben genug Platz, auch für euch drei noch; bezahlt jeden Monat einen Rubel und wohnt bei mir, solange ihr wollt."

Damit war der Mietkontrakt geschlossen. Und weil sich die Familie gerade um eine große Waschschüssel mit Hirsebrei zu gruppieren begann, verfehlte Timofe nicht, uns einzuladen.

„Kommt und schlürft mit," sagte er freundlich, „nachher werden wir ein Gläschen Tee trinken."

Wir waren leider noch zu sehr Europäer und der laktierten Holzlöffel ungewohnt; indes wir nahmen Platz und aßen wie die andern. Als die Schüssel abgeräumt war, und wir um den Samowar saßen, flog plötzlich die Tür, die unmittelbar zur Straße führte, auf, und ein fast jähriges Kalb kam in die Stube gesprungen; rannte einen Stuhl um, auf dem einige Werkzeuge und Timofes Bastschuhe lagen, schnupperte daran und kroch dann zwischen unsern Beinen hindurch unter den Tisch. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich einen Blick auf dies Haustier zu werfen. Es schien sich in seiner Lage sehr wohl zu fühlen; jedenfalls blökte es einige Male ganz laut und wackelte vergnügt mit den Ohren.

Timofe aber sagte: „Es ist nachgerade Zeit, daß man dies Kalbsbiest schlachtet: Teufel, es ist wahrhaftig Zeit, daß es einem unter den Füßen fortkommt."

Unzweifelhaft war das Wohnen bei Timofe mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft. Daß man sofort eine gründliche Sozialisierung sämtlicher Gebrauchsgegenstände vom Kamm bis zur Tabakspfeife und den Karten vornahm, erschien uns nach unsern bisherigen Erfahrungen in den Gefängnissen begreiflich. Wir konnten es ja ebenso machen, und unser Wirt hätte sicher nichts einzuwenden gehabt.

Jedoch ein großer Übelstand lag darin, daß Timofes Haus allzu vielen lebendigen Wesen Unterkunft gewähren mußte.

Daß die Stube eines russischen Bauern in den Wintermonaten allerhand Jungvieh beherbergen muß, ist wohl nicht zu umgehen; denn die Tiere würden, da die Ställe fehlen, in der Kälte umkommen. Doch was zuviel ist, ist zuviel. Außer unserm Wirt, seiner Alten, zwei Schwiegersöhnen und deren Frauen, sechs Kindern im Alter von 6 bis 13 Jahren und uns drei Einmietern beherbergte der Raum eine wohl vier Zentner schwere

Digitized by Google

...tersau mit neun Ferkelchen, die außerdem noch einen ... Hund als Ziehkind angenommen hatte, der mit ... Ferkelchen um die Wette sich an den vollen Brüsten ... Mama gütlich tat. Außerdem standen drei Körbe mit ...enden Gänsen unter dem einzigen Bett; ein Hühner... pickte herum; zwei langbeinige unbeholfene Lämm... vollführten ihre Sprünge. Aber das Kalb, ja das ... Kalb war doch das übelste Vieh von der ganzen ...ellschaft und geradezu eine Plage für die übrigen Ein...ner.

Besonders während der Nacht wurde das zutrauliche ...er unangenehm. Für Timofe und seine Alte zwar nicht; ...e wohnten hoch oben auf dem Ofen. Und der älteste Schwiegersohn und dessen Frau hatten auch nichts zu ...ben, denn sie schliefen in der Bettstatt; ebensowenig das ...üngste, ein etwa dreijähriges Mädchen, das in einer ...iege, die mit einer starken Sprungfeder an der Decke befestigt war, wie in einem Fischnetz zwischen Himmel und Erde schwebte. Allein wir anderen, die wir auf dem gestampften Lehmfußboden unser Nachtlager aufschlagen mußten, wurden häufig von dem nervösen Kälbchen getreten und beschnuppert; einmal wachte ich sogar auf, weil das Vieh an meinen Ohren herumnagte.

Als ich dies am anderen Morgen, da wir unter dem güldenen Heiligenbild beim Tee saßen, dem Hausvater mitteilte, sagte der nur: „Ja, Onkelchen, du hast recht, man muß das Biest schlachten."

Aber es kam vorläufig noch nicht dazu, und das Kalb hätte noch lange sein Unwesen getrieben, wenn nicht ein sonderbarer Umstand es schlachtreif gemacht hätte . . . Die Hühner, Gänse, Lämmer und Kinder verrichteten, da es draußen noch kalt war, ihre Notdurft einfach auf dem Lehmfußboden. Und weil dieser Boden infolge seiner schlechten Beschaffenheit ziemlich auffaugefähig war, so konnte man nicht viel dagegen sagen. Das Kalb jedoch, weil es zu groß war, nahm an dieser Vergünstigung nicht teil. Weil es indes nicht wie die Schweine und Menschen hinausging, hatte man einen Nachttopfscherben angeschafft. Und sobald sich das Tier in eine entsprechende Positur mit gespreizten Beinen und steil emporgerichtetem Schwanz hinstellte, rief die Mutter oder einer der Erwachsenen ein Kind herbei, das schnell mit dem Topf bei der Hand war, um ein Unglück zu verhüten.

Eines Tages rief die Mutter ihrer Tochter zu: „Dunia! Dunia! Schlepp den Topf her!" — Dunia eilte, so schnell sie ihre kleinen bestiefelten Beine trugen. Dabei stolperte sie, der Topf fiel hin und zerbrach in viele Teile. Und das Kalb erledigte seine Angelegenheiten wie das andere Kleinvieh auf dem Lehmfußboden.

Da kletterte Timofe vom Ofen herab, führte das Kalb wortlos auf den Hof und schlachtete es.

Als wir später beim Tee saßen, konnte ich mich nicht enthalten, Timofe zu fragen, warum er das Kalb geschlachtet habe. Und er antwortete, indem er ein angebissenes Stück Zucker wieder in den Napf zurückwarf: „Das mag Gott verhüten, Onkelchen, das mag Gott verhüten, daß unsere Stube womöglich zum Dreckhaufen wird."

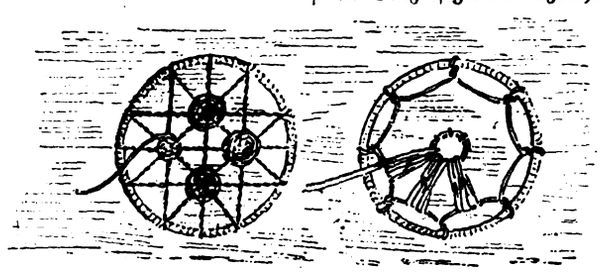
Abend * Von B. v. Bülow.

Wie blaß und silbern heut' der Himmel schien
Und stand so leuchtend über gelben Ähren —
Die neigten ihre vollen, früchteschweren
Demüt'gen Häupter tief zur Erde hin.
Und schlummermüde geht das Feld zur Ruh,
Im Dämmergrau stehn schon die ersten Sterne,
Und scharf gezeichnet strebt in blauer Ferne
Der letzte Wagen seinem Dorfe zu.

Die Welt der Frau.

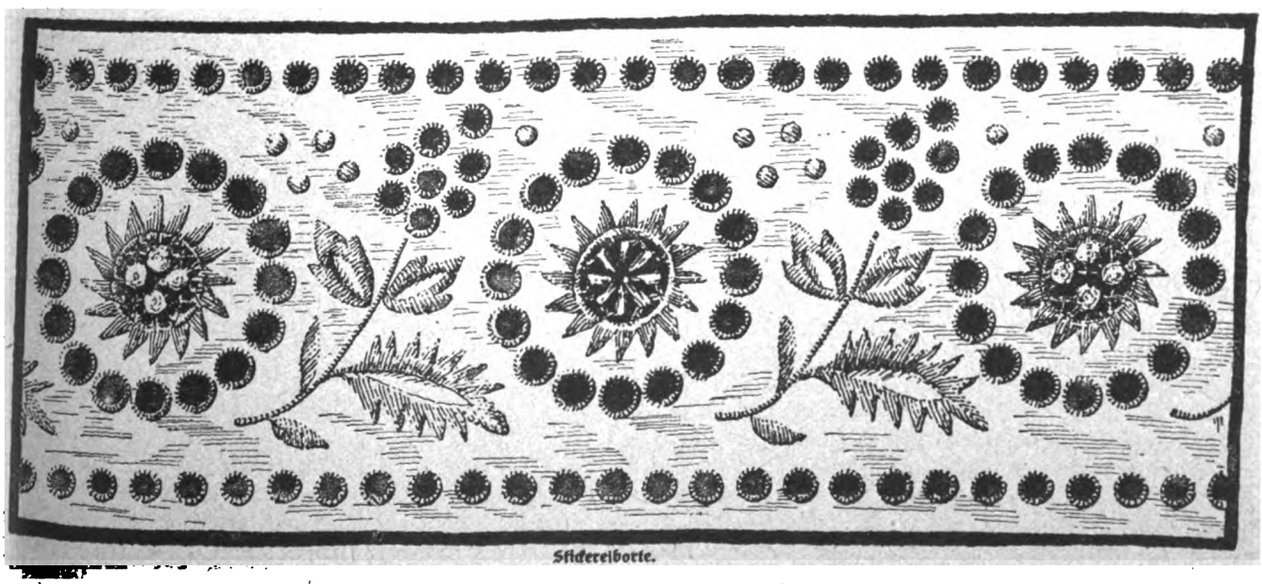
Weißstickerei * Von Doris Kiesewetter.

Das schöne Muster des Kragens, den wir als Hauptansicht geben, soll nicht nur dazu anreizen, den Kragen nachzuarbeiten, sondern auch die sehr wirkungsvollen Einzelfiguren einzeln oder in anderer Anordnung anzuwenden. Durch die naturgroß gegebene Teilansicht ist es nicht nur möglich, den Kragen hiernach vollständig aufzuzeichnen, sondern man kann auch alle Einzelfiguren abzeichnen und sie nach Belieben nachsticken.



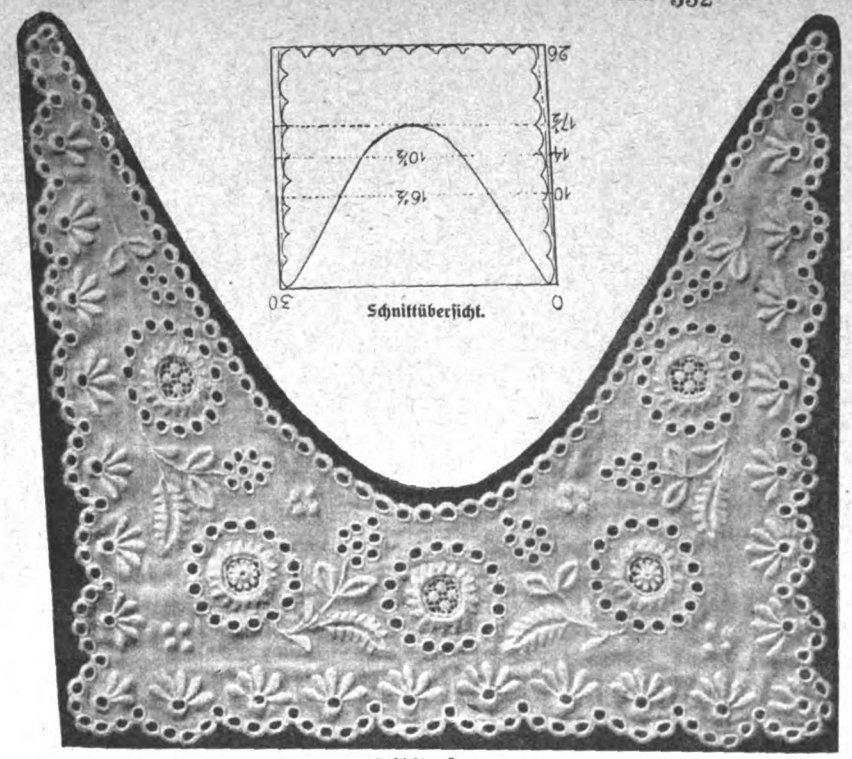
Ausführung der Spitzen.

Ein Beispiel geben wir in der aus dem Kragenmuster komponierten Borte, die für Blusen- und Kleidergarnituren sehr wirkungsvoll anzuwenden ist. Wenn man das Muster des Kragens genau betrachtet, so wird man finden, daß für kleinere Verzierungen viel daraus zu entnehmen ist. Man kann die vom



Stickereiborte.

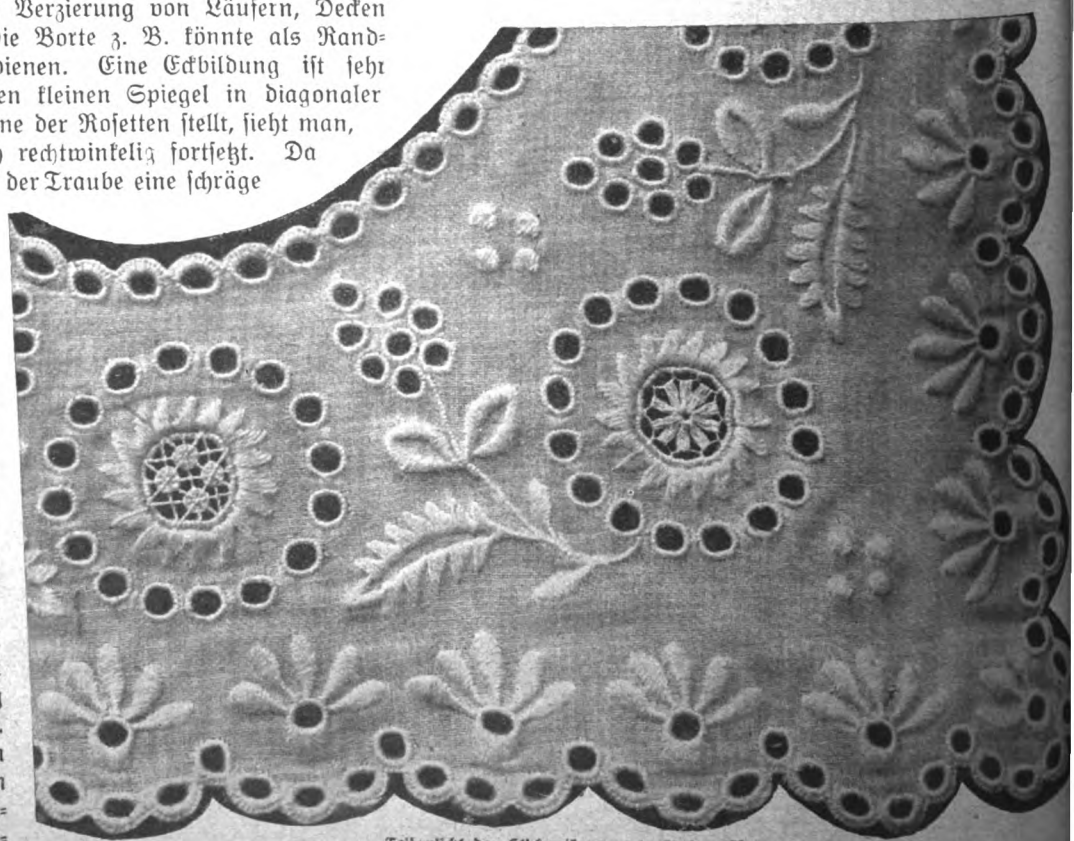
Digitized by Google



Schnittübersicht.

Gestickter Kragen.

Löcherkranz umgebenen Rosetten als Einzelfiguren anwenden, ja sogar auch das reizende Mittelstück ohne den Löcherkranz. Ebenso anwendbar ist das Sträußchen mit der Löchertraube. Die Bogenborte mit der in jedem Bogen befindlichen Blättchengruppe ist auch einzeln zu verwerten, ebenso die Blättchengruppe als Streublümchen. Bei Sommerkleidern und Blusen wirken solche sparsam eingestreuten Musterteilchen bei geschickter Anordnung ganz reizend. Die Schattenlöcherreihe des Halsausschnittes kann auch den Kleiderausschnitt und den Ärmelrand verzieren. Wenn man bei der Ausschmückung von Kleidern wieder schöne geschmackvolle Handarbeit anwendet, so erhält man einen gediegenen, wertvollen, nicht von jeder Moderichtung zu vertreibenden Schmuck, ohne allzu große Geldausgaben. Daß sich dieses schöne Muster auch zur Verzierung von Läufern, Decken usw. eignet, ist klar. Die Borte z. B. könnte als Randverzierung einer Decke dienen. Eine Eckbildung ist sehr leicht. Wenn man einen kleinen Spiegel in diagonaler Richtung senkrecht auf eine der Rosetten stellt, sieht man, wie gut das Muster sich rechtwinkelig fortsetzt. Da aber das Sträußchen mit der Traube eine schräge Richtung hat, müßte von der Bortenmitte der Decke an das Sträußchen in entgegengesetzter Richtung gezeichnet werden. So würden sich die Musterfiguren überall in den Mitten und in den Ecken in gleicher Weise begegnen. Die Ausführung der Weißstickerei kann man als bekannt voraussetzen. Die in die große Mittelöffnung der Rosetten eingesetzten Spinnen sind extra in der Ausführung vergrößert dargestellt. Man beginnt mit dem Einsetzen der Spinnen erst, wenn die betreffende Figur fertig gestickt ist. Bei der zuerst gezeigten Spinne heftet man in der Mitte einen doppelt gelegten Faden wie ein Kränzchen mit acht Überfangstichen auf und schlingt einen feinen Stickfaden in acht Bogen um den runden gestickten Rand. Bei jedesmaligem Einschlingen ist dieser Faden zweimal umeinander zu wickeln. Dann werden die acht Stäbe wie ersichtlich eingestopft. Nach Fertigstellung dieser Spinne werden die Heftstiche des Mittelkränzchens von der Kehrseite aufgeschnitten und entfernt. Dann schneidet man vorsichtig den Stoff unter der Spinne fort. Die Herstellung der zweiten Spinne ist die bekannteste: Das Einstopfen einer Rundung in senk- und wagerecht und diagonal gespannte Fäden, die im Zurückspannen umwickelt werden. Hier nun, bei dem viermaligen Einstopfen der Spinne, hat man darauf zu achten, daß der Spannfaden zum Weiterstopfen bez. beim Zuendestopfen zum Umwickeln freibleibt. Es würde sich wohl am meisten empfehlen, die diagonalen und die mit ihnen zusammenhängenden senkrechten und wagerechten Fäden zu spannen und vollständig zu umwickeln. Zuletzt die beiden Mittelfäden jeden für sich zu spannen und hierbei je zwei und zwei Rundungen auszuführen. — Wenn man derartige Stickereien auf einem leichten durchsichtigen Stoff, z. B. Waschvoile, auszuführen wünscht, empfiehlt es sich, diesen doppelt zu nehmen und die zweite Stofflage nach der Ausführung von der Kehrseite fortzuschneiden und ihn nur dort stehen zu lassen, wo die doppelte Stofflage zur Erhöhung der Wirkung beiträgt, z. B. bei den Blättern und Trauben, wie es bei unserem Kragen der Fall ist. Auch könnte das Stehenbleiben des Stoffes zwischen Mitte und Löcherkranz der Rosette sehr gut aussehen. Man muß die Wirkung je nach der Dichtigkeit des Stoffes ausprobieren. Beim Anwenden von Einzelfiguren ist das Unterheften einer zweiten Stofflage zu empfehlen. Ein feiner durchsichtiger Stoff wird hierdurch gestärkt, die Stickerei in der Wirkung verbessert.


Teilansicht des Stickereikragens in Naturgröße.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 34 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Aus dem Mappenwerk: Friedrich Lißmann. Eine Sammlung seiner Werke. Hanseatischer Kunstverlag, Hamburg 36.

Friedrich Lißmann: Auffliegende Silberreiher.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (7. Fortsetzung.) . . . . Seite 553
Im Sonnenschein. Gemälde von Ernst Eimer . . . . . „ 553
Die Alten im Schifferhaus. Gemälde von Otto Roloff . . . . . „ 555
Friedrich Lißmann. Von Mia Lenz. Mit 9 Bildern aus dem Mappenwerke: Friedrich Lißmann, eine Sammlung seiner Werke . . . . . „ 557
Sommerglück. Gedicht von Rolf Brandt . . . . . „ 562
Einiges über den Staub. Von C. Hoffmeister . . . . . „ 562
Die drei Schlösser Dornburg. Zu Goethes Geburtstag am 28. August. Von Ludwig Sternaux. (Mit 4 Abbildungen.) . . . . . Seite 564
Wortschicksale. Von Dr. Ernst Wasserzieher. Einseitigkeit . . . . . „ 566
Streiflichter . . . . . „ 567
Die Welt der Frau: Hausfrauenplauderei. Von Luise Holle . . . „ 567
Was man zum Herbst trägt. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 568

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Nachahmungen weise zurück!

—— Ueberall erhältlich. ——
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel, entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Ausfäll. d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohl. Dosen zu M. 2,—, 3,50 und 5,— bei Damencoiffeuren, in Parfümerien.

Erfinder wenden sich zwecks Anmeldung und Verkaufs ihrer Erfindungen an Zivilingenieur R. Liebschner, Dresden 21.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee Programm durch das Sekretariat.

Matrizen von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert. August Scherl G. m. b. H., Klischee-Abteilung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Augenbrauen schön und dicht, lange, schattige Wimpern. Schnelles Wachstum durch Planter-Augenbrauensaft 7,50. Reichel's orient. Augenbrauenfarbe, färbt echt und ist unverwaschbar. In blond, braun und schwarz M. 8,75. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Bad Wildungen. Kinder jeden Alters finden in schönem, gesundem Heim in nächster Nähe herrlicher Waldungen liebevolle Aufnahme und Erziehung. Einfache, aber gute und kräftige Ernährung; ärztliche Überwachung; höhere Schulen am Platze, Beaufsichtigung und Nachhilfe durch Akademiker. Preis monatlich 300.—, 400.— Mark. Anfragen unter C. N. 890 an Annoncen-Expedition Invalidendank, Cassel, erbeten.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule. Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

In der staatlich anerkannten Krankenpflegeschule im Stadtkrankenhaus Offenbach am Main können noch einige gesunde junge Mädchen mit guter Familienerziehung und höherer Schulbildung unter günstigen Bedingungen Ausbildung finden. Näheres durch die Oberin der Schwesternschaft des Stadtkrankenhauses Offenbach a. M. *

Jungfer, welche selbständig schneidern kann, wird baldigst gesucht. Offerten mit Bild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen an Privatsekretär Stolpe, Barnth (Mark).

Sofort gesucht für kleineren Gutshaushalt saubere **Wirtin,** perfekt in Leute- und Herrschafts-Küche, Einmachen und Geflügelzucht. Zeugnisse und Gehaltsansprüche an Gutsverwaltung Kramskmühle, Kreis Schlochau, Westpreußen.

Suche zu sofort gut empfohlene, jüngere **Wirtschafterin,** die perfekt in allen Arbeiten eines Gutshaushaltes ist und Erfahrung in Geflügelzucht besitzt. Zeugnisse, Gehaltsforderung und Bild einsenden an Frau Diesner, Domin. Mustin, Kreis Herzogt. Lauenburg.

Ältere Wirtschafterin, welche einen Geschäftshaushalt (3 Personen) selbständig führen kann, in allen Zweigen eines Haushaltes perfekt ist, wird sofort gesucht. Dienstmädchen vorhanden. Offerten mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen erbeten a. Apotheker C. A. Hinlüber, Drogerie zum goldenen Adler, Sangerhausen.

Für Haushalt mit 3 Kindern
Stütze
(mit Familienanschluß) zum 1. Oktober 1920 gesucht. Aufwartung wird gehalten. Angebote mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen an Frau Landgerichtsrat Stephan, Cottbus, Kaiserstr. 7.

Ein besseres Kindermädchen oder ein **einfaches Kinderfräulein** zu zwei Kindern im Alter von 5 und 8 Jahren gesucht. Ausgezeichnete Verpflegung und gute Behandlung zugesichert. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche erbeten. Julius Salinger, Neustettin (Pommern), Getreidegeschäft.

Suche zum 1. Oktober resp. 1. November ein
1. Hausmädchen
mit guten Zeugnissen, perfekt im Zimmerreinigen, Servieren, Bügeln und Ausbessern, und ein
2. Hausmädchen,
das in allen häuslichen Arbeiten mit zur Hand gehen kann. Zeugnisse, Gehaltsforderung u. Bild einsenden an Frau A. Diesner, Domin. Mustin, Kreis Herzogt. Lauenburg

In den Städt. Krankenanstalten Dortmund (staatlich anerkannte Krankenpflegeschule) sind **Lernschwestern** mit gut. Schulbild. (nicht unt. 21 J.) i. gründl. Ausbild unt. günst. Bed. Sofortige Gehaltszahlung. Auch **staatlich geprüfte Schwestern** können aufgenom. werden. Meld. m. Lebenslauf an Oberin H. Meyer.*

Nebenverdienst bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Sie finden zuverlässiges Haus- und anderes Personal durch unsere seit 68 Jahren stets bewährte „Gartenlaube". Inserat-Annahme durch August Scherl G. m. b. H., :: Berlin SW 68. ::

Suche sehr nettes, umsichtiges **Alleinmädchen** für seinen kleinen Haushalt bei hoh. Lohn. Hilfe jeder Art vorhanden. Margarethe Büchler, Buchholz i. Sa.

Stütze nach Bayern neben mir im kl. Haush. sof. ges. Beding.: absolut. Zuverläss. Etw. Kenntn. i. Kochen u. Liebe z. einz. Kinde, Mädel v. 6 J. Protest. Bewerberinnen aus gutem Hause bevorzugt. Ang. tunl. mit Lichtbild an Frau Ingenieur Loewe, Ansbach (Mfr.)

Stellengesuche

Suche für meine Tochter, 24 J. alt, zum 1. Sept. od. später auf einem kleinen Gut od. Försterei eine Stellung zur Erlernung des Haushaltes bei vollem Familienanschluß. Zuzahlung nach Übereinkunft. Umgebung von Hannover bevorzugt. Off. unt. M. 120/ an Annonc.-Exped. Carl Ludewig, Hannover, Georgstr. 23.

Vermischtes

Wer sein Kind von Hause weg in eine Unterrichts-Anstalt oder Pension geben will, bevorzuge bei Wahl eines Instituts stets solche, die in unserer „Gartenlaube" verzeichnet sind, und nehme bei allen Anfragen stets auf die „Gartenlaube" Bezug.

Juristenwitwe, 34, m. 8jähr., geb. Knaben, leicht. Friedensausst., aber nur klein. Vermög., wünscht, da sie sehr zurückgezogen lebt, auf diesem Wege wieder ideale Ehe. Nächst traut. Heim liebt selb. Natur u. Musik. Off. u. Z. 7448 a. Ang. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Ausgang 30, m. guter Kleider- u. Wäscheaussteuer u. einig. Tausend., mittelgr., dunkl., kinderl., möchte sehr gern ein. gel. Mann, welch. ein glückl. Familienl. z. schätzen weiß u. sich i. nur gut., geordn. Verh. befindet, Lebenskam. sein. Nur ernstgem. Off. u. W. 7447 a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Treuring löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Briefzusendung unserer begeistert aufgenomm. Broschüre: „Lebenskameraden". — Treuringverl., Berlin, Schellingstr. 98.

In kl. hübsch. Besitz, Landh. 1914, 10 Zimmer, elektr. Licht, 8 Morg. Grundbes., schön., friedl. Lage, Prov. Sachs., schönheitlieb., rührig. Gattin ges., d. klug u. gut ist. Verm. erw., jed. n. Bed. Alt. bis 50 J., selbst 44, ges., gut. Fam. Deutsch. Gemüt. Off. u. T. 7463 a. Ang. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Geb. Dame aus angesehener Beamtenfamilie, 28 J., angenehmes Äußeres, vermögend, wünscht glückliche Ehe. Zuschriften unt. O. 87 an Ang. Scherl G. m. b. H., Halle a. Saale.

Neigungsehe wünscht Dame, 30 J., große, schlanke Erscheinung, verträglich, liebev. Charakt., reiz., gemütl. Heim, mit Herrn in guter Posit. u. Herzensbild. Ausf. Off. u. F. G. 4 a. Scherl G. m. b. H., Kiel, Holtenauerstr. 27.

Assessor, Dr. jur., 33 Jahre, in gut. Lebensstell., wünscht die Bekanntsch. m. entsprechend vermögender junger Dame a. gut. Hause zw. Heir. Ernstg. Off. (Namenang. freigest.) u. J. 7456 a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Ernste Heirat! Suche Bekanntschaft mit jung. Dame aus gut. Hause. Bin 31 J., 173 gr., dklb., verm., ges., aus gut., evgl. Fam. Beruf: in sich. staatl., pensionsber. Stell. mit kaufm. Bildg.; gewandt, gutsit. In westfäl. Stadt i. Ravensberg. Lande zu Hause. Ersehne glückl. Heim mit liebevoll., frohsinn., häusl. od. geschäftl. veranlagt. verm. Frauchen. Geschäftsdam. u. Landwirtstöchter nicht ausgeschl. Damen, den. nichts z. ein. Heirat im Wege steht u. e. Heim einricht. könn., woll. Off. unter S. 7462 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, send.

Damen aus **guten Kreisen,** welche **Ehe** mit **Fabrikbes., Direktoren, Akademikern, Rittergutsbesitz. usw.** wünschen, erhalten ständig **erstklassige Vorschläge** durch: **Frau Direktor Marga Evers, Dresden 96,** Lindenaustr. 8.

Dr. phil., Gewerbetreib. mit über 300 000 M. Verm. u. gut. Eink. eig., schön. Haus u. Gart. i. schön. Stadt d. nordwestl. Mitteldtschl., 46 J., mittl. Fig., ev.-luth., ges., sehr arbeitsf., bescheid., v. rein. Wesen u. selt. gut., fest. Charakt., lebensfreud., a. begütt. Familie d. Prov. Sachsen m. 120 J. Chronik, früher weit gereist, sucht sich jetzt zu verehelichen mit haushält. u. wirtschaftl. tücht., junger Dame mit mind. 200 000 M. Barvermög., mit lieb., wohlerzog., edler Denkungsart guter Eltern von freundl., ruhigem Wesen, einem Nibelungenkinde. — Treue Verschwiegenheit. Zuschr. m. Bild erbeten unter K. W. 6873 an Rudolf Mosse, Köln.

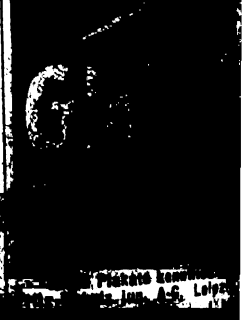
Fritz Podezus Berlin W 30 * Passauerstr. 1 gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499 größtes und ältestes **Institut für Ehe-Vermittlung.**

Neigungsehe! Oberlehrer, Dr. phil., Ende dreißig, vermögend, Naturfreund, sucht zwecks baldiger Ehe gebildete Dame aus gutem Hause kennen zu lernen. Herzensbildung Grundbedingung, Vermögen Nebensache. Offerten unter Hg. A. 1003 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

„Welt-Detektiv" Auskunftei Preuss Berlin 23 Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Verloben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.



Digitized by Google

№ 34

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

7. Fortsetzung.

Tante Sebke hatte sich bislang bei der jungen Mutter nicht gezeigt, ihr nur durch Reimer, den sie auf dem Hof begrüßt hatte, Gutes wünschen lassen.

Doch eines Mittags, da der Hausherr mit dem Kreistierarzt endlich einmal wieder über Land gefahren war, ließ sich Frau Sebke Tiarks bei Etta melden, die ihren Knaben nährte und dabei, wie zumeist, auf dem Söller saß.

„Er ist weg, glücklich weggefahren! Ich habe drauf gelauert“, begann die Alte. „Ich weiß-ch ja, dein Mann sieht es nicht gern, wenn du zu mir kommst. Da darf ich auch dich nicht besuchen. Hab' für den kleinen S-chlüngel was mitgebracht.“

Es waren die ersten Schuhe des Hausherrn.

Etta dankte und bat die Alte, den Stammhalter des Hauses gründlich in Augenschein zu nehmen.

Die Alte tat es. Sie setzte sich die Brille auf und entblößte den Kleinen, der anfing zu schreien. „Ja, ja,“ — sie gab dem „S-chlüngel“ „Klappf-che“ — „du kannst alte Damen woll nich leiden? Das lernt sich! Ja, ja, du wirst vielleicht bald eben so f-chlimm wie deine beiden Groß-chpapas! Klippeklappf-che!“

„Ganz mein Mann, nicht wahr?“ fragte die junge Mutter.

„Mein' Zeit, so'n Lüttjen! Da kann man noch nich viel von sagen! Er is f-chön. Er is sogar 'n sehr f-chöner Junge. Da wird er woll, weil Edo von den Brüdern immer der Schönere gewesen is, gerade so wie sein Onkel werden — ebenso nüdlich.“

„So, wie mein Schwager?“ sagte Etta leicht enttäuscht. „Könnt' ich doch nachprüfen, wer von euch recht hat! Aber leider fehlen — wahrhaftig — das ist mir ja noch gar nicht mal so recht bewußt geworden, fast jegliche Familienbilder! Wie kommt das, Tante? . . . Von Edo und seiner Frau wird doch irgendwo ein Bild im Haus verborgenstecken?“

Die Besucherin hob langsam den Kopf. Der Blick der schläfrigen Augen mit den Hängelidern ging hinüber und sah auf die Brücke zwischen der Gartenulme und den Grafteschen.

„Was ist? Was suchst du denn da?“

„Das ist wie 'n Ges-ch-icht um hellichte Mittags-ch-zeit! Das is nich gut! Wupke Bremermann sagt's auch! Das is nich gut! Das hat was zu bedeuten!“

„Mein Himmel, Tante! Wenn ich nicht frei vom Aberglauben wäre, könnt' einem ja bange vor dir werden! Du glaubst an Mittagsgespenster, die da drüben vom Deich her zu uns herübersehen oder gar herüberkommen sollten?“

„So hab' ich nich gesagt. Aber deine Frage is nich gut getan. Ich sehe da drüben das Ges-ch-icht deines S-chwagers und — noch eins! Davon darf ich man nich —“ Die Alte legte die Finger vor den Mund.

„Wie? Versteh ich dich recht? Du darfst von Edos Frau nicht zu mir sprechen? Wer — hat mein Mann —“

Die Besucherin erhob sich schroff. „Laß-ch das, Kind! Ich will gehen! Dein Mann kann kommen.“

„Oh, noch lange nicht!“

„Doch, doch! Ich will man lieber gehen!“ — Frau Sebke

Im Sonnenschein. Gemälde von Ernst Eimer.

Digitized by Google

Tiarks blieb innerhalb der Tür noch einmal stehen und sah zögernd zurück.

Etta wußte nicht: War der Blick gut oder ungut gemeint?

„Und hat mir doch ein Gespenst zurückgelassen!“ rief die junge Frau aufgeregt, da sich die Tür hinter der Alten geschlossen hatte. Etta schickte ihre Blicke durch die Baumlücke nach dem Deich hinüber und begann laut sich zu trösten: „Es soll dir nicht glücken! Ich durchschaue dich, Tante Sebke. Ihr edelstes — stärkstes Liebespfand, das Gatten einander geben können, ist das Kind. Es wird mich vor deinen Mittagsgespenstern schützen! Wo ist hier ein Gesicht? Ich — sehe nichts!“ Ihr Fuß stampfte heftig auf. „Ich will keine Gespenster!“

Am nächsten Tag ließ Etta sich mit ihrem Kind in allen möglichen und unmöglichen Stellungen photographieren. Auch Reimer mußte „sitzen“. Er sagte sich, es seiner Frau schuldig zu sein. Er tat es lammsgeduldig, wenn auch geteilten Gefühls, da er Schaustellungen mit sich nicht schätzte.

Mit den Bildern behängte Etta alle Wände ihres Schlafzimmers und auch die des Arbeitskabinetts des Gatten, wo nur ein Plätzchen dafür zu finden war. „Ein solides Haus muß Familienbilder haben“, sagte sie mit Nachdruck, da der Gatte ihr Beginnen unter Staunen verfolgte.

Edo Koch besah sich während seines nächsten Besuchs den neuen Wandschmuck angelegentlichst, schlug sich aufs Knie und schüttelte sich vor Lachen. Aber sein mündliches Urteil lautete: „Deine Frau, lieber Reimer, zeigt immer Eigenart. Das muß man ihr lassen! Sie ist modern dabei!“ Er wies auf ein Bild, das Etta mit ihrem Knaben an offener Brust zeigte. „Modern! Komposition fein — sogar sehr fein! Und darum: Absolvo te!“

„Absolvo te?“ gab Reimer zurück.

„Ja, alter Junge, soviel Latein wirst du ja wohl noch verstehen! Ich erteile Absolution. Ich spreche dich vor der göttlichen Welt rein.“

„Sooo?“ Reimer nahm das Bild und trug es in die Kammer hinauf. Er wählte an dessen Stelle ein Bild, das seinen Stammhalter im Kinderwagen zeigte, von der Mutter geschoben.

Etta war mit dem Tausch nicht einverstanden. „Albernheit!“ schalt sie.

„Nein, keine Albernheit!“ entgegnete Reimer plötzlich sehr bestimmt. „Koch muß dich in deinem Tun immer in Schutz nehmen. Alles findet er schön oder wenigstens begreiflich. Von ihm als Freund recht nett! Ich, liebe Etta, finde ja ebenfalls das Bild — gerade dies — sehr gut. Ich sehe es mit reinen Augen an. Aber es gibt Leute, die in solchen Darstellungen etwas Häßliches entdecken. Dagegen wollen wir uns schützen.“

Ihre regelmäßigen Spaziergänge hatte Etta schon in der sechsten Woche nach der Niederkunft wieder aufgenommen. Der Deich war zwar Ettas Hauptziel. Aber ihre Freude an dem freien Sitz hoch über der Weser hatte nachgelassen. Etta fühlte sich beengt, wenn sie auf der Deichbank Reimers gedachte. Sie mied den Sitz nicht völlig, suchte ihn aber weniger oft auf, als es wohl der Fall gewesen wäre, wenn Tante Sebke ihr nicht den Deichsitz durch Gespenstergeschichten schreckhaft oder doch weniger freundlich gemacht hätte.

Heuruch und Bohnendüfte. Jedes zu seiner Zeit! Alles sich wiederholend! Der betäubende Blütenstaub hing in der frühsommerlichen Marschenluft genau wie vor einem Jahr. Und genau wie vor zwölf Monden saß das Herrenpaar vom Hof auf seiner Bank an der klinkerbepflasterten Heerstraße, Umschau zu halten. Umschau nach außen und Umschau nach innen! Das keuschblütige Bohnenfeld war Reimers und Ettas Blicken so gut wie entrückt. Es schimmerte zwar herüber durch Dämmerung und Schwüle, aber nur aus der Ferne. In der Nähe hatte es einem andern Platz gemacht. Schwarzer, schilfblättriger Weizen stand aufrecht vor dem Sitz der Steinbank, steil und geil — kraftstrotzend.

Etta hielt die Hand ihres Mannes und dachte: ‚Der Mond steigt hinter uns über dem Deich auf. Es wäre die Zeit, meinem Gatten alles zu beichten. Doch ich werde mich hüten, ihm von Tante Sebkes Gesicht etwas zu sagen. Ich werde mich hüten, ihn jetzt zu befragen! Ängstlich hütet er vor mir seine Toten. Gespenster will ich nicht beschwören, solange mir die Lebenden nichts Böses antun. Reimer sagt mir ja auch nicht alles. Ich will die Stunde mit ihm nach Möglichkeit genießen.‘

Und Reimer? Er hielt Etta mit dem rechten Arm umfaßt. Jetzt lag seine linke Hand über ihrer Rechten, die Linke mit dem Silberring, dem Ring mit dem grünen Stein! Freilich, zur Stunde gingen Reimers Gedanken andere Wege. ‚Ob sie sich dessen erinnert, wie's war vor einem Jahr? Etta hat mich durchaus haben wollen. Und sie hat mich nicht betrogen. Der Stammhalter ist da.‘

Die Gestalt in seinem Arm zuckte belebt empor. „Reimer, woran denkst du?“

„An unsern Jungen!“

„Ich — auch!“

Und die Hände der beiden fanden sich fester.

„Wir müssen bald taufen lassen“, sagte der Vater. „Möglichst festlich, denn es ist mein Stammhalter, unser Erster!“

„Ja, ja! Möglichst schön! Bunt — mit hell schmetternder Musik!“

„Aber . . .“ besann sich Reimer, „zu einer solchen Taufe gehören Gäste. Hast du welche? Ich fürchte — fürchte, nicht zahlreich genug.“

„Dann laß uns ohne Gäste Taufe halten! Im Garten wird geblasen. Auf der Tenne tanzen unsre Leute, und du und ich — wir tanzen mit, sind froh und wollen alle kleinlichen Menschen um uns vergessen!“

„Arme Tante Sebke! Ich hatte schon gedacht, sie könnte mit uns feiern. Denn in letzter Zeit hat sie sich artig benommen. Daß sie dir, liebe Frau, für unsern Jungen meine ersten Stiefelchen brachte —“

„Nein, Reimer! Diesmal will ich Tante Sebke nicht! Die sieht doch überall bloß Gespenster und was sie aus ihren Traumbüchern liest.“

„Wunderlich! Vor einem Jahr dachte i ch anders über die Alte. Da war ich hart. Und heute bist du es.“

„Ja, Reimer, wenn sie aber durchaus mit dabei sein soll . . .“ — —

Gut Wetterzeichen! Der Laubfrosch in seinem Glashaus quarrte. Und hundert Stimmen in Gartenheck, Graft, Braken und Wiesen gaben ihm schmetternd Antwort. Hell leuchtete der Tauftag über dem Erstling Reimer und Etta Bojungas.

Der Papa war noch nicht von der Reise zurück. Aber der junge Pastor hatte seine Sache freundlich gemacht. Und Frau Sebke Tiarks war gnädig genug gewesen, als einziger Taufgast im Haus der Bojunga zur Festschokolade zu erscheinen.

Hatte der Hausherr gehofft, seine Frau durch Kinderwarten von ihren ihn stark beunruhigenden gärtnerischen Gelüsten abgelenkt zu sehen, so war er sich während der letzten Tage, die der Taufeier vorangegangen waren, doch darüber klar geworden, daß Etta nicht mit sich handeln ließ und auf Einhaltung seines gegebenen Wortes bestand.

Rechts und links vom Hauseingang hatten die ersten Versuchsfelder hohen Rosenstöcken Platz gemacht. Ebenso waren längs der beiden Seitengräben vor der Hagebuchenhecke an Stelle der Warmbeete und Bretterbuden Sträucher und Blumen, zum Teil in Kübeln, getreten.

Der Pastor ging mit der Hausfrau und ließ sich die Bezeichnungen der seltenen Gewächse sagen. In Freude über

Digitized by Google

das, was sich in so kurzer Zeit schon hatte schaffen lassen, fand Etta warme Worte im Eifer des Erklärens.

Auf der Bank unter der Ulme im Graftwinkel saß der Hausherr mit Tante Sebke.

„Mein' Zeit — ja, ja! Was sich das hier all geändert hat! Wie s=chön stille haben wir s=wei hier doch unsre Tage genos=chen! Macht das dauernde Gerif=chel und Gera=chel im Haus dich denn nich —" Tante Sebke beschrieb mit der Hand einen Kreis.

„Ja, das kannst du mir glauben! Auf der Tenne wird mir der Lärm nie zu viel! Aber hier vor meinem Arbeitstisch — und obendrein der Junge! Na, schon gut, daß er gesund und kräftig schreit! Etta meint: Tenor!"

„Na, na — je, ja! Man nich gefackelt! Klippeklappf=che, wenn er s=chreit!"

„Ach Gott, Tante — ja, die alte Zeit! Ruhiger ist es bestimmt gewesen. Aber das hätte ich mir ja im voraus sagen können."

„Mein' Zeit! An deiner Stelle würde ich mir das hier so nicht bieten las=chen."

S..t, s..t, Tante! Das verstehst du nicht! Etta muß Betätigung haben. Das stille Hauswesen bringt ihr davon nicht genug. Ich seh' es ein. . . . Was mir leid, doppelt leid ist: Die Ulme soll zum Herbst fallen. Etta liebt lichtern Raum. Auch soll alles im Garten bunt und möglichst lebhaft werden. Etta findet die Ulme, unsern guten alten Marschenbaum, so finster wie ein Gesicht, das aus der Vergangenheit unfreundlich zu ihr herüberblickt."

„A=ha!" machte Frau Sebke Tiarks.

„Sie will aber erst den Obergärtner hören, ob die Akazien, die sie des starken Geruchs und der weißen und rosa Blüten wegen besonders liebt, schnell genug wachsen. Akazien gedenkt sie dann an die Stelle der Ulme zu setzen und so die Lücke zwischen den Grafteschen, die von der Kammer da oben den Blick auf den Deich zuläßt, zuzupflanzen! Das tut mir in der Seele weh. Aber ich kann es meiner Frau nicht sagen. Ich rate dir, tu es auch nicht. Ja nicht, Tante! Oder mit unsrer alten neuen Freundschaft ist's gleich und für immer vorbei. Vielleicht ist's ja auch gut, daß die Lücke ganz verdeckt wird. Mit der Vergangenheit hab' ich abgeschlossen, und die Gegenwart mit unserm Jungen ist schön." "

„Ja, mit dem Jungen. Aber mit deiner Frau? Na, ich will nix=ch=nich gesagt haben und 's gewis=ch nich wieder mit dir verderben, denn so ganz ohne bist du alter S=chlüngel auch nich. Das hab' ich am eignen Leibe erfahren. Das Wohnen im Häus=chen is aber s=chön, seit die Tapeten sitz=chen. Armer S=chlüngel — tust mir leid! Nä, so'n Getu' mit Gesang und Gedudel hielt — ich nich aus."

Etta und der Pastor nahten.

Frau Sebke Tiarks schwieg. Sie fühlte, auch gerade genug gesagt zu haben. — —

Der Garten war von nun an Frau Etta Bojungas ureigne Welt, ein Stück Paradies, aus dem ihr Kleinhajos blondes Haupt als Sonne entgegenfunkelte, sobald sie kam, ihren Stolz aus den Wagenkissen hob und ihn an die Brust legte. Ihre Freude wuchs mit ihrer Schöpfung, mit einer jeden neu erschlossenen Rose und mit einem jeden neu gepflanzten seltenen Blütenbusch. Edo Koch war ihr als Helfer dabei zur Seite, indem er ihr ausländische Gewächse durch bekannte Kapitäne verschaffte.

Die Alten im Schifferhaus. Gemälde von Otto Nolff.

Digitized by Google

Adda und Theda hatten der jungen Mutter anzügliche Glückwünsche auf den Tauftisch Klein-Hajos zu legen sich erdreistet. Voll Empörung war Etta damit zu ihrem Gatten gegangen. „Siehst du's ein, daß ich auf ihre Gesellschaft verzichten muß? Unsaubere Füße dulde ich nicht auf meinem Teppich! Unsaubere Mäuler nicht an meinem Tisch!"

Dies Wort hatte Reimer gefallen. Ganz Etta Bojunga! Unter ihrer Führung blieb seine Schwelle rein. Reimer sah ein, Etta Gelegenheit geben zu müssen, sich auf den ihm bekannten und verwandten Höfen Entschädigung für die Stadtfreundschaft zu suchen.

Aber schon nach den ersten Besuchsfahrten bat Etta, von weiteren abstehen zu dürfen. Auf dem Sebbenschen Hof hatte ihre Offenheit, da sie die Trunksucht des Besitzers zu tadeln gewagt hatte, Anstoß erregt und bei den Illies ebenso Anstoß ihr kurzes, flott sitzendes Kleid und ihre Anspielung, nur e i n e wahre Leidenschaft zu besitzen — das Zigarettenrauchen.

Dr. Reimer Bojungas gesellschaftliche Stellung als die eines Mannes, der Träger eines alten Marschennamens und zudem reicher Besitzer war, galt für so in sich gefestigt, daß auch unter den Nordenhamer Familien kaum eine es gewagt hätte, ihm und seiner Frau die Tür zu verschließen. Aber da das Anpochen unterblieb, war auf ein Herein nicht zu rechnen. Nur im Klub, dies wünschte Reimer, hatte sich Etta bei besonderer Gelegenheit mit ihm blicken zu lassen: Geburtstag des Landesherrn. Großer Ball um Neujahr.

Im Herbst fiel die Ulme unter den Axthieben eines fremden Knechtes. Meins Jürgen und die Seinen hatten sich geweigert, den Riesen zu fällen. „Leewer nich, Fro. Man kann't doch nich wäten . . . Wi doht alles for Se, blot düt nich."

Reimer versetzte das laut donnernde Gekrach des sinkenden Baumes einen Stich ins Herz. Er zerdrückte heimlich hinter dem Fenster seines Zimmers eine Träne. Er hatte fest gehofft, daß Etta ihm diesen Schlag ersparen würde. Nur mühsam hielt er einen Wutausbruch zurück. In seiner Seele haftete der Groll.

Etta empfand wohl, was sie ihrem Gatten mit dem Fällen der Ulme angetan hatte. Aber sie tröstete sich damit, daß der Garten viel lichter geworden sei und die Sonne auch dem erzürnten Gatten bald wieder ins Herz scheinen werde.

„Was haben die Leute mit ihrem Wort ‚leewer nich, Fro, man kann't doch nich wäten!' sagen wollen, Tante Sebke?" fragte Frau Etta bei nächster Gelegenheit.

„Daß-ch man nich gut tut, S-chönes, was vergangen is, zu verges-chen", erwiderte die Alte. „Reimer hängt an seinen Erinnerungen, an seinen Toten und an der guten alten Zeit — mit mir."

„So," entgegnete die junge Frau gereizt, „aber mir erzählt er nie von seinen Toten! Eifersüchtig hütet er sie vor mir. Bin ich denn schlechter als sie? . . . Gut, daß es mit dem alten Gespensterbaum, denn das ist er mir durch dein Gesicht, das über den Deich gucken soll, geworden, nun glücklich ein Ende hat!"

„Glaubst du?" fragte die Alte und sah die Herrin des Hauses mit ihren wasserblauen Augen wie im Traumschlaf an.

„Ja, und wenn ich dich jetzt weiter fragte, würdest du mir doch nichts sagen, Tante!"

„So, so — ei, ei! Mich nich fragen mögen! Hm — so frag' mein s-chönes Traumbuch! Hab' dir doch eins gegeben! Aber Traumbücher müs-chen zu lesen geierat werden. Kartenlegen, das kann ich nich. Wupke Bremermann — die legt Karten."

Frau Etta ließ die Alte stehen. Nach ein paar Schritten sah sie sich noch einmal wütend nach ihr um: „Seid beide Dorfhexen!" — —

Und der Oktobermond schickte seine kalten Graupelschauer über die Weser ins Butjadinger Marschenland. Graues Gespinst hing Etta über den Wegen, wenn sie ihre jetzt völlig einsamen Spaziergänge machte. Reimer begleitete sie fast nie mehr.

Aber abends in seiner Stube saßen sie nach wie vor regelmäßig beisammen. Die Wiege dann oft zwischen ihnen! Der Vater war ja so stolz auf den Jungen, der ihm von Monat zu Monat ähnlicher wurde.

Etta versuchte Reimer vorzulesen, weil das Klavierspiel ihm keine Freude machte. Mit der Auswahl des Lesestoffs traf Etta ebensowenig den Geschmack des Gatten wie vordem mit ihren Klavierstücken.

Reimer las rein wissenschaftliche und unter diesen am liebsten landwirtschaftliche oder doch naturwissenschaftliche Werke. Für gute Unterhaltungslektüre, zu der er auch die Klassiker zu rechnen liebte, fehlte ihm die mitschwingende Seele, die Phantasie.

„Du bist nüchtern wie deine Versuchsbeete", tadelte Etta ihn oft, worauf Reimer ihr nie Antwort gab.

Auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet somit ihre Pfade völlig getrennt suchend, trafen sich die Gatten außer an der Wiege Klein-Hajos fast täglich auf der winterdämmrigen Tenne vor der Box der Füllen.

Hier waren es vor allem die beiden Goldfüchse, die sommerlichen Bewohner der Hofweide, die ihrer Herrin Zuneigung und steigende Bewunderung immer wieder auf sich lenkten. Auch der Hofbesitzer war stolz auf die edlen Tiere, Muster der Oldenburger Rassezucht, denen längst die Aufmerksamkeit der Händler gehörte. Aber ihr Eigentümer gedachte sie auf die Ausstellung zu bringen und so bedeutend höher zu verwerten.

Als Etta davon hörte, geriet sie außer sich und rief: „Immer das ekle Geld! Bäuerlicher Gelehrter, Theorie und Praxis hinken bei dir! Den Blumen gegenüber bist du so empfindlich! Tiere, zumal so edle, sind höherstehende Schöpfungen als Pflanzen. Wie kannst du nur daran denken, Dedo und Gerold zu verkaufen! Nicht umsonst hast du gerade diesen die Namen jener dir anverwandten Friesensöhne gegeben, die lieber haben sterben wollen, als ihre Freiheit an die Bremer verschachern!" Etta koste den schlanken Hals ihres sonderlichen Lieblings und küßte ihm die rosigen Nüstern. „Du wirst's nicht dulden! Du wirst aufbäumen gegen deinen fremden Herrn! Du wirst den Kaufmannssohn, der sich auf deinen Rücken schwingt, nicht tragen! Reimer, gib Dedo mir, wenn du ihn selbst nicht reiten magst! Du besteigst nur selten ein Pferd. Bist schon zu bequem geworden! Johann wird ihn mir zureiten. — Johann, hä, hörst du? Deihst mi düssen Gefall'n?" — Der freundliche Bursche lachte und sah im Zweifel zu seinem Herrn hinüber. „Ja, der wird ihn mir zureiten, und dann, Reimer — hui über alle Gräben und Hecken! Hui im Sprung über die Weser ins weite, grüne Land!"

„Etta!" mahnte Reimer erschrocken. „Du, die Mutter eines Kindes! Die Phantasie geht wieder mit dir durch!"

„Völlige Wirklichkeit! Ich kann reiten. Ich liebe es. Und du liebst es nicht. Das ist der Grund deiner Weigerung. Er genügt mir aber nicht."

„Nein, Etta! In Amerika — wohl möglich! In unseren Großstädten und auch auf adligen Riesengütern mögen Damen zu Pferde sitzen. Ich bin kein Ritter, bin Hofbesitzer. Hier reiten unsere Frauen nicht. Und Mutter — m e i n e Mutter!" Reimer lachte auf. „Kann mir so was ja gar nicht denken."

„Hör'! Du lebst in der Gegenwart mit mir! Du, Reimer, denkst aber — was ich längst gemerkt habe — mit Vorliebe an die Vergangenheit! Mann, hier zeig', daß du mich liebst mehr als alles, was hinter dir liegt! Ich wünsche mir zu Weihnachten einen Damensattel und Dedo."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Friedrich Lißmann * Von Mia Lenz.

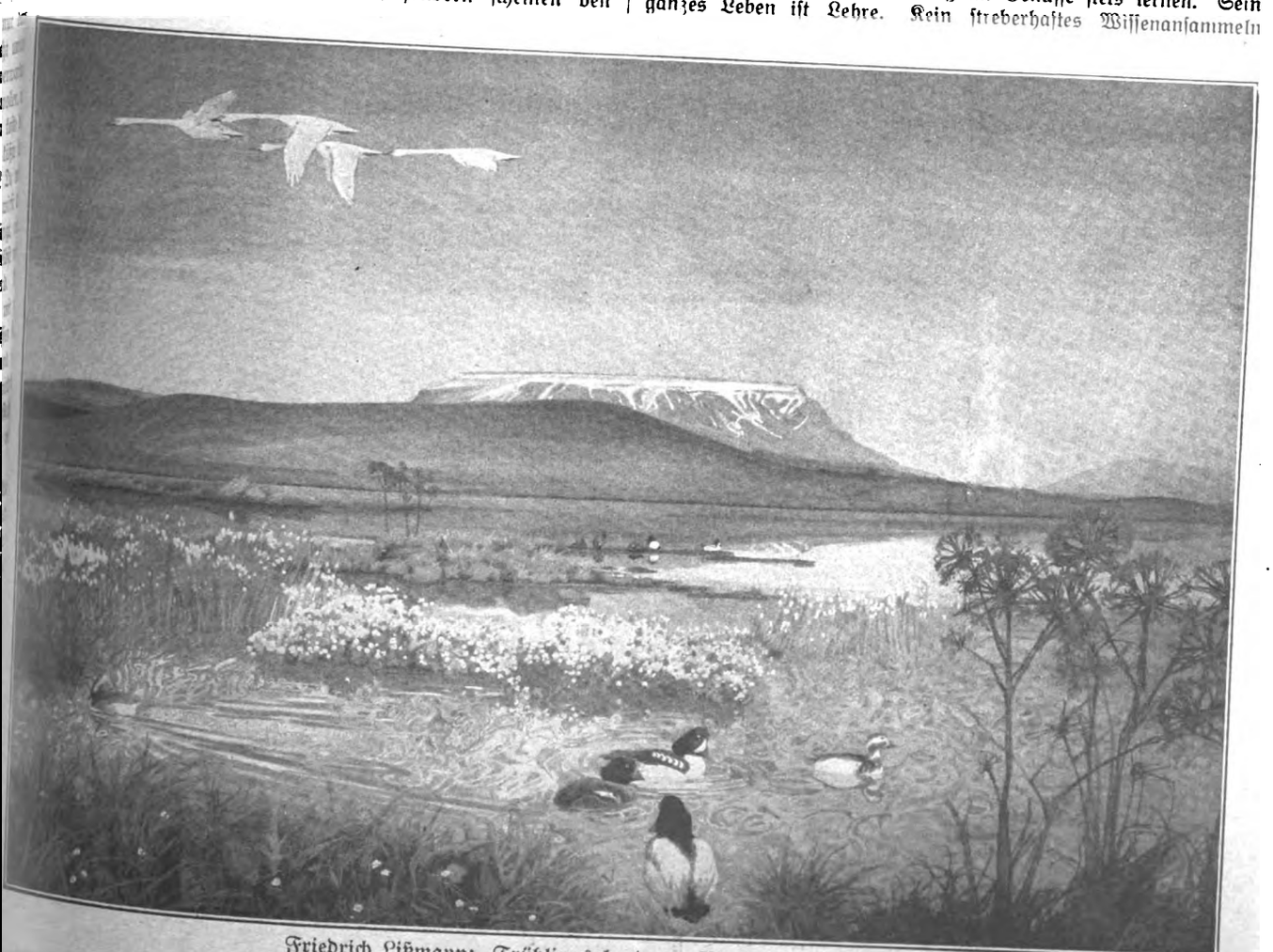
Mit 9 Bildern aus dem Mappenwerke: Friedrich Lißmann, eine Sammlung seiner Werke. Hanseatischer Kunstverlag, Hamburg.

Ein oft gesehenes Bild steht mir vor Augen: Über den kahlen Wipfeln einer schneeverwehten städtischen Anlage kreisen Möwenscharen in diesen weiten, wiegenden, wundervoll großartigen Hebungen und Senkungen, die sie von dem mächtigen Wellenschwung der See gelernt zu haben scheinen. Lange schon währt ihr ruhloses Spiel. Aber plötzlich verändern und verkürzen sich die weitausholenden Flugkreise. Hälse recken sich — Augen spähen. Ein bekanntes Geräusch läßt die Vögel aufmerken. Ob die kalte Wintersonne niederstrahlt oder der scharfe Ost Schneeböen über die graue Stadt treibt — fast auf die Minute öffnet sich um die Mittagsstunde in einem der vielstöckigen Häuser hoch oben ein Fenster. Dies Geklirr wirkt wie ein Signal. Jäh verengen sich die Bogen, die die weißen Flügel ziehen, und kreischend sammeln sich die Tiere um den Turm, um vom breitvorgenagelten Futterbrett blitzschnell im Fluge die ausgestreute Atzung zu schlingen. Wie eine Schneewolke stäubt es nun flatternd, flügelschlagend, sich drängend vor dem offnen Fenster, und die hellen durchdringenden Schreie des Gieriers sind nicht nur Laute der Gier, sondern scheinen den Menschen und Freund zu grüßen, der hier in Notzeit so reichlichen Freitisch gewährt.

Der Mann, der seine kurze mittägliche Arbeitspause benutzt, um der hungernden Kreatur Futter zu streuen, ist Friedrich Lißmann.

Friedrich Lißmann: Nonnenenten.

Wer ihn da stehen sieht, die Hände behaglich in die Taschen des Arbeitskittels versenkt, um den bartlosen Mund ein still beschauliches Lächeln, dem ist der freundliche, knabenhaft wirkende Mann wohl nur ein vergnügter Genießer. Und doch arbeitet — ihm selber kaum bekannt — im Unterbewußtsein schon wieder der lerneifrige Beobachter. Aufblitzend verschärft sich dann und wann sein kluger Blick beim Verfolgen des erregten Geflatters, des scheuen Auseinanderstiebens, des kampflustigen Drängens, dieser ewig wechselnden geschmeidigen und grotesken Stellungen der Vögel. Wie verwandt und ähnlich ist dann sein spähendes Auge dem scharfen Möwenblick, der zu ihm herüberzuckt! Es liegt in der Gründlichkeit seiner Natur — er kann nur lernend genießen oder muß im Genusse stets lernen. Sein ganzes Leben ist Lehre. Kein streberhaftes Wissenansammeln



Friedrich Lißmann: Frühlingsabend am Mückensee, Island.

Digitized by Google

und trockenes Rubrizieren — nein: ein tiefinneres lebhaftes Genießenwollen alles Seins und Werdens — ein warm-werbendes Erschließenwollen aller geheimnisvoll scheinenden und doch so wundervoll klaren Zusammenhänge im Wirken der Natur.

Der unermüdlich gesammelte, dem lebendigen Leben selber abgewonnene Wissensschatz des Dreißigers ist so groß und so unbeirrbar lückenlos, daß man sich zuweilen fragt, ob der Gelehrte Lißmann dem Künstler Lißmann nicht noch überlegen ist. Und doch ist dieser Vielwisser bis zu seinem frühen Tode ein frisch empfängliches Kind mit unverbrauchten Sinnen gewesen. Ein dankbar Bescheidener. Ein noch nicht aus dem Paradiese Vertriebener. Blumen, Steine und Getier sind ihm immer geschwisterlich nahe gewesen. Und in seinen großen klargrünen Augen ist neben der Freudigkeit des Genießers und der Wachsamkeit des Forschers immer ein drittes zu lesen: Bruderliebe.

Denn er war der Kreatur ein Bruder. Und wer sich von seinen Bildern festgehalten fühlt und sich erbaut an der Wahrhaftigkeit der Darstellung, an der köstlichen Sicherheit der Zeichnung und dem Adel seiner Farben, der mag wissen, daß nicht diese Vorzüge allein so seltsam dringlich zu fesseln vermögen. Begabung und Verstand schaffen hier Außerordentliches. Aber die Liebe, mit der er dem Getier auf Schritt und Tritt nachspürte, die Liebe, mit der er jeden Wesenszug seiner geflügelten Geschwister zu erkennen strebte, und die Liebe, die ihm den Pinsel führte — sie ist's, die so stark zu uns spricht und um Gegenliebe bei uns wirkt. — Lißmanns Leben ist nach außen hin von so einfacher und gerader Linie, so sensationslos und gut bürgerlich, daß der Biograph ein wenig verlegen wer-

Friedrich Lißmann: Pelikane im Rohr.

den möchte um Stoff. Er wurde geboren, lernte, arbeitete und starb, könnte man sagen, wenn nicht die Art seines Arbeitens so unendlich bedeutsam gewesen wäre.

Arbeit ist ihm Lebensfüllung und Lebenserfüllung. Sein Fleiß trägt ihn leicht und stark durch die Tage. Sein Werktag ist ihm stets Freudentag. Seine wärmste Achtung gehört jeder gut und ganz getanen Arbeit. Sein gleichmäßiger Frohsinn wurzelt in bedingungsloser Pflichterfüllung. Sein Glück ist Schaffen.

Und wo ihn das Leben auch hingestellt hätte — Handwerker im schönen und starken Sinn des Wortes wäre dieser, der Hände Arbeit so hoch bewertende Mann stets geworden. Mit dem Hammer, mit der Maurerkelle, an der Drechselbank oder am Webstuhl — er mußte ein überragender, ein Beispiel und Vorbild werden an jedem Platze. Der Arbeit war ihm ein heiliger Begriff, Arbeitstreue eine sittliche Forderung.

Friedrich Lißmann: Isländischer Fjord mit Kormoranen und Eiderenten.

Digitized by Google

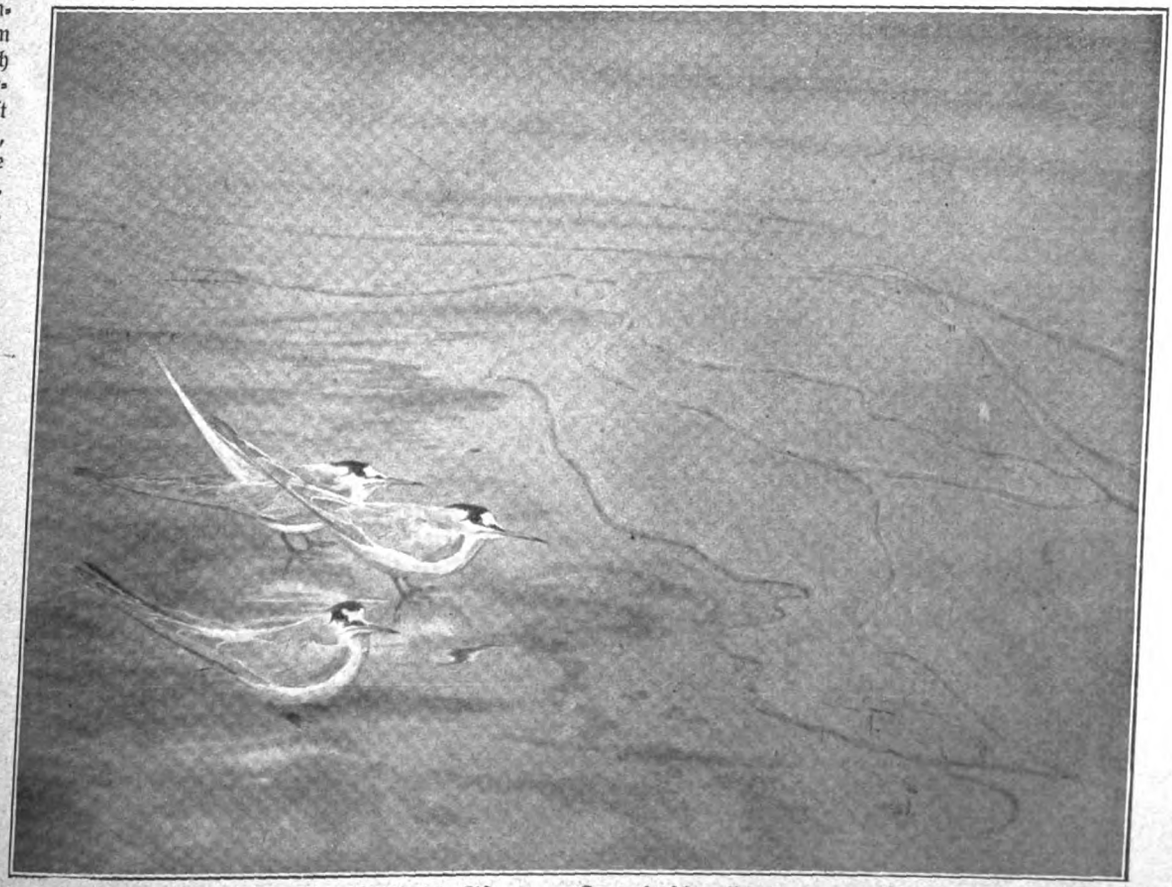
Er adelte jede Arbeit, die er anfaßte. Und arbeitend wuchs er in aller Einfachheit zur Größe.

Daß er groß ist, weiß er nicht. Er schafft, um sich auszuwirken. Er gibt, weil ihm gegeben wurde. Daß jeder Begabte als „getreuer Knecht" mit dem anvertrauten Pfunde redlich zu wuchern hat, ist ihm, dem Gewissenhaften, ernste Selbstverständlichkeit. Aber das sind bei ihm nicht Dinge der Überlegung. Sein ganzes Menschen- und Künstlertum entwickelt sich nach einfachsten Naturgesetzen. Er wächst wie der Baum, grünt, weitet seine Krone, trägt Frucht, alles zu seiner Zeit. Eine weniger komplizierte Natur als die seine ist kaum denkbar. Die verliehene Begabung nutzt er dankbar und tut seinen treuen Fleiß und seine stille Freude dazu. Mit dem Sicherheitsinstinkt des Tieres fühlt er die Richtigkeit des Weges und vertraut kindlich dem Vorwärts und Aufwärts, das dem goldenen Fleiß naturnotwendig folgen muß. So wächst er in seiner unverdorbenen, naturnahen, erdgesunden Art bald zu einer starken Persönlichkeit heran, die sich selber ihres Wertes nicht bewußt ist.

Friedrich Lißmann: Isländische Pferde in vulkanischer Sandlandschaft.

Der ruhige Mann ist einmal ein fröhliches Kind gewesen — der älteste Sohn des Sängerpaares Friedrich und Marie Lißmann. Diese Eltern sind ebenso feinsinnige Künstler wie warme Menschen, und ihre liebende Sorgfalt umfängt in allen Freistunden, die der Beruf ihnen läßt, die Kinder aufs herzlichste. Friedrich Lißmann ist 1880 in Bremen geboren, zweijährig mit den Eltern nach Hamburg übergesiedelt und dort immer seßhaft gewesen. Ein Kind wie alle Kinder, tappt, springt und klettert er ins Leben hinein, aber im Gegensatz zu seinen früh zum Musikalischen neigenden Geschwistern freundet er sich bald mit dem Bleistift an. Regelmäßige Besuche im Zoologischen Garten wekken seine Beobachtungslust. Bald fängt's auf allen erreichbaren Zetteln an zu kribbeln von seinen unbeholfenen Tierzeichnungen. Aber selbst in der größten Unbeholfenheit steckt schon eine gute Portion Nachahmungsgabe.

In einem Skizzenbuch des Achtjährigen, das ich verwahre, gibt es wildbewegte Jagdbilder und Tierszenen, die der Abc-



Friedrich Lißmann: Zwergseeschwalben.

Digitized by Google

Schütze gewissenhaft mit Titeln versieht. Da ist eine „Löwenjagt, ein Naßhorn, eine Hi = ene, ein Elephant, ein Strantwolf" und andre orthographische Merkwürdigkeiten, bei deren Anblick sich die Haare des Herrn Schullehrers sicher gesträubt hätten. Ein Musterschüler ist der junge Fritz nicht — die nüchterne Schablonenhaftigkeit des Unterrichts lähmt ihn. Viel lieber blättert er im bunten, fröhlichen Lehrbuch der Natur. Und daß er's mit Nutzen tut, zeigen diese allerersten Skizzen.

Bei aller Naivität der Ausdrucksmittel — wie richtig gesehen ist der niederstoßende oder der himmelwärts steigende Vogel. Wie hält der Raubvogel glaubhaft seine Beute gepackt! Hirsch und Hase fliehen wirklich vor dem fürchterlich bellenden, glotzäugigen Hund. In der „Löwenjagt"-Landschaft wachsen Palmen und Kakteen — in der deutschen, wo ein Mann auf Esels Rücken Mehl zur Mühle bringt, steht sinngemäß die Linde mit dem am Stamm hämmernden Specht. Und zeichnet er einen Garten, so zeigen alle Bäume und Pflanzen unter dem Strich, der den Erdboden darstellen soll, getreulich Wurzeln und Würzelchen.

Die Gewissenhaftigkeit des kritzelnden Kindes nimmt der Mann, der ein vorbildlicher Zeichner wird, mit ins Leben. Eine fast pedantische Gewissenhaftigkeit bis in die allerkleinsten Dinge — eine Wahrheitsliebe, die nicht einen Strich verzeichnen will, und die ich denen gegenüber stark betonen möchte, die da meinen, er habe stilisiert oder gar phantasiert. Wer seine Skizzenbücher gesehen hat — diesen kostbaren Wertbeweis seiner eigenartigen Begabung —, mit dieser viel hundertfachen Wiederholung eines Themas, mit den verblüffend sicher erfaßten und hingeworfenen Bleistift-Momentaufnahmen, mit mühevollen allerfeinsten Darstellungen von Gräsern, Blüten und Halmen, mit Wolkenumrissen, peinlich genauen Notierungen über Farbtöne, über Färbungswechsel zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten — wer diese Unsumme unermüdlicher Vorarbeit kennt, der sich mit der Zeichen- und Farbstudie nicht begnügt, sondern die Pflanze und den Vogel zerlegt, um das innerste Gefüge zu durchforschen — wer den klar wissenschaftlichen Aufbau seines Schaffens kennt, der wird von Stilisieren und Phantasieren nicht reden.

Friedrich Lißmann: Seepapageien auf den Westmännerinseln.

Jede noch so geistreiche Spielerei, Anlehnung, Beeinflussung, alle geistigen Anleihen sind seiner starken und geraden Natur fremd. Ihm wurde Kraft genug zu eigenem Bekenntnis gegeben. Schon der junge Akademiker — als Schüler Weißhaupts und Trübners — der bescheiden und musterhaft fleißig wie ein solider Handwerker die Handgriffe der Malkunst erlernt, entfernt sich mit stiller Bestimmtheit vom Wege des Hergebrachten. Intensive Tier-, Pflanzen- und Steinstudien sondern ihn von der Mitschülerschaft ab. Seine Kindergewohnheit, am Ei schauten und Erlebten zu lernen, wendet er nun mit Bewußtheit an. Bücherweisheit zieht er nur nachträglich und zum Vergleich zu Rate. Die Art seines Lernens ist soviel leichter, frohe und bei aller Ergötzlichkeit soviel gründlicher und dauerhafter. Er schwankt nicht — er fühlt instinktiv Weg und Ziel.

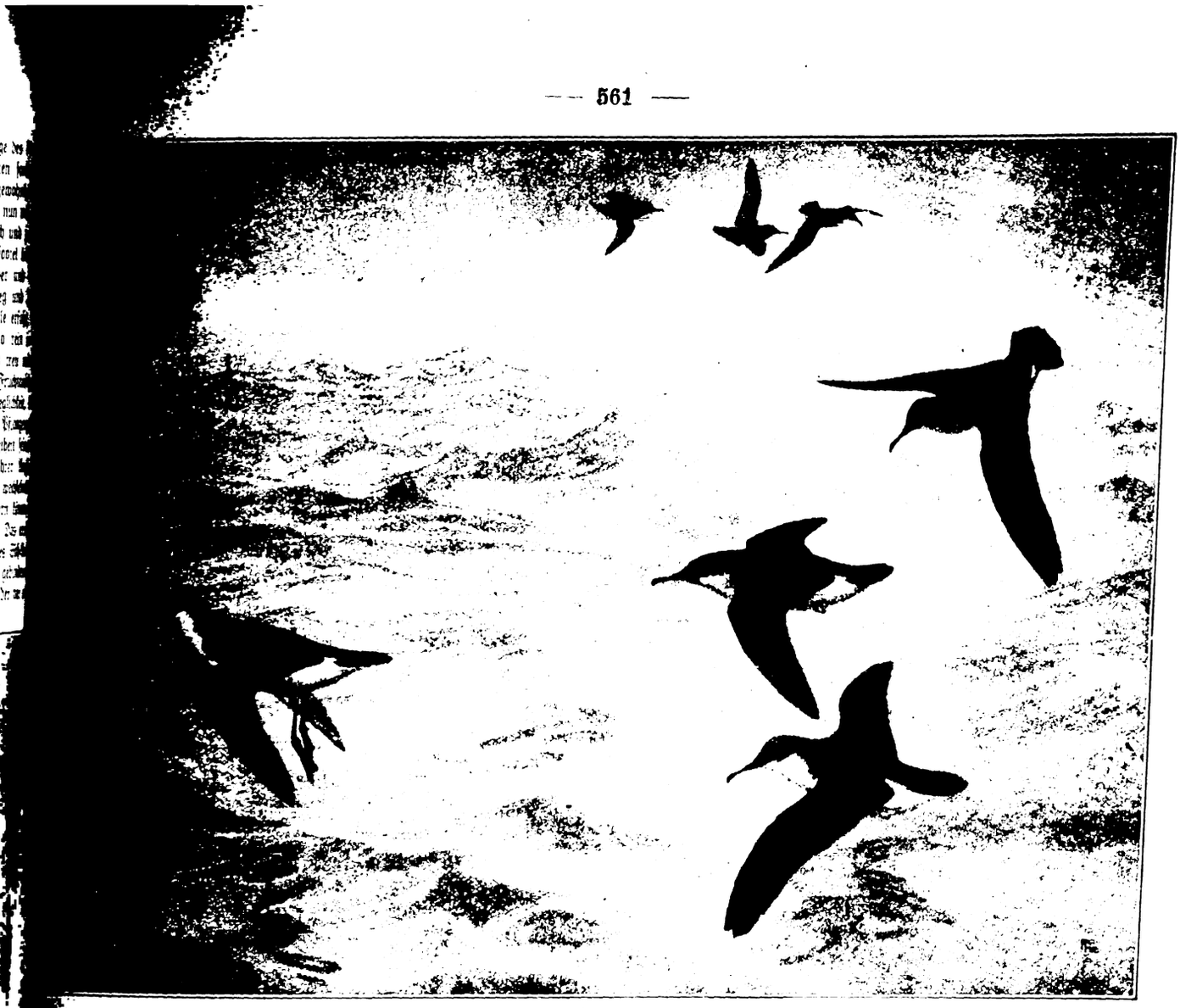
Was seine Augenlinse viele hundert Male erfaßt, was seine Seele so warm mitgefühlt hat, was sich so rein in ihm ge spiegelt hat — muß er es nicht klar und treu widerspiegeln können? Jedes Stadium des Blühens, Fruchtansetzens und Fruchtbringens — die feine nervöse Beweglichkeit, die selbst seine wurzelfesten, an den Platz gebannten Pflanzengeschwister haben — die kühne, köstlich freie Beschwingtheit seiner Vogelbrüder — alle Ausdrücke ihrer Ruhe, ihrer Angst, ihres Zornes — die Buntheit des Gesteins — die wechselvolle farbige Schönheit der Wolken — er muß sie schildern können, sobald er die technischen Ausdrucksmittel beherrscht. Das erreicht sein Fleiß schnell. Und nach einem kurzen Jahr des Sich-Versuchens — auch in diesen noch ein wenig akademisch gebundenen Erstlingswerken redet ein Eigner — stellt er Bilder vor uns hin, die in Absicht und Fähigkeit wundervoll einheitlich, stark und staunenswert geschlossen sind.

Man hat oft geglaubt, betonen zu müssen, daß Lißmanns Schaffen nicht frei von japanischen Einflüssen sei: Man hat ihn gleiche mit Morikuni, Hiroshige, Harunobu, Hokusai und andern ostasiatischen Geistesverwandten gezogen — ja, man hat von Lißmanns „japanischen Lehrmeistern" gesprochen, während er aus Erfahrung weiß, daß er diese gelben Herren Kollegen nicht kannte, sie nie studiert hat, sich erst um ihre Werke gekümmert hat, als ihn der leise Ärger um das ewige Vergleichen dazu trieb.

Friedrich Lißmann: Kormorane im Ried.

Daß ein Japaner, der [illegible] Redlichkeit, Liebe, Spürsinn und hellen Augen des Vogels Leben und die den Vogel bergende Landschaft studiert, zu demselben [illegible] chen Wissen kommen muß wie ein Niederdeutscher, ist klar. Daß dieser Japaner, wenn Gott ihm die hohe Gnade einer leichten sicheren Zeichenhand und feinen Farbsinn schenkt, seine Erfahrung ebenso meisterlich, bald zart, bald gewaltig auf der Leinwand wiedergeben kann wie der Niederdeutsche, ist abermals klar. Daß nun gleich der kritische [illegible] stock gehandhabt werden [illegible]

Digitized by Google



Friedrich Lißmann: Taucherturmvögel.

Japan und Niederdeutschland, daß tiefsinnig Beziehungen, Übertragungen und Beeinflussungen herausgespürt und der staunenden Mitwelt als geheiligte Tatsache verkündet werden [illegible], ist mir durchaus nicht klar.

Muß man in Japan schon so „orientiert" ist, einem Okyo oder Utamaro heutiger Tage geistige Abhängigkeit von Lißmann nachzuweisen?

Auch die tun dem toten Manne keinen Gefallen und verzeichnen sein schlichtes, starkes Persönlichkeitsbild, die meinen, seinem Künstler- und Menschentum nur mit tönenden Phrasen gerecht werden zu können, die von Symbolik und Visionen reden und Worte wie phantastisch, gespenstisch, unwirklich, fatamorganahaft usw. gebrauchen. Seine Größe war so einfach wie sein Wesen. Wer ihn wirklich gekannt und geliebt hat, kann nur in Stille von ihm reden. Lob machte den Bescheidenen erröten — Überschwang verletzte ihn oder weckte seine nicht oft in Erscheinung tretende Ironie.

Guter, stiller, scheuer Freund, mit wieviel Kopfschütteln, Verlegenheitslächeln und gutmütig-ärgerlichem Gebrumm würdest du solche „Würdigungen" von dir gewiesen haben!

Es ist müßiges Beginnen, ihm irgendwelche großartigen Gedanken oder versteckten Tiefsinn andichten zu wollen. Er zeichnet und malt, was er sieht, ohne viel Sinnieren — einfach und gebefroh, wie er als Kind Muscheln, Steine und Blumen verschenkt hat. Die Natur zeigt ihm ein Großes oder ein Liebliches — er zeigt es uns wieder. Jedes Drama, jede Idylle, jede kleine humorvolle Szene, die er im Tierdasein erlebte, läßt er uns wiedererleben mit allen köstlichen Einzelheiten. Gott hat ihm die Gabe der feinsten, edelsten Ausdrucksmittel verliehen — so kann er uns den schreienden Aufruhr und die stillste Stille, alle Schwere und Sonnenfröhlichkeit, Brutalität und Duldenmüssen aus dem Leben der gefiederten Kreatur in höchster Vollendung vor Augen führen, kann uns Sinn und Seele erfreuen, erheben und erschüttern. Aber Rätsel aufgeben, unsre Gedanken ins Geheimnisvolle auf die Suche schicken, das kann und will er nicht.

Seht ihr, so war's — so und nicht anders, scheint er in seiner klaren Art zu sagen. Ist das nicht herzerquicklich und liebenswürdig? Packt euch diese Wildheit des Vorgangs und der Szenerie nicht ebenso schwer, wie sie mich erschütterte? Wußtet ihr schon, wie rührend unbeholfen und dumm-niedlich so ein junges Pelikan-Kleeblatt im Röhrichtnest hocken kann?

So sollte man ihn auffassen und aufnehmen. Das „So ihr nicht werdet wie die Kinder" gilt auch von seiner Kunst. Einfältigen und offenen Herzens sich seiner freuen, das wird jedem Beschauer reichen Gewinn bringen. Nur so ehrt man diesen wahrhaftigen, großen Gestalter recht.

Er war ein Einsamer unter den Menschen, mußte es sein, weil er sein Leben restlos in den Dienst seiner Arbeit stellte. Aber seine Einsamkeit ist eine fröhlich selbstgewollte, fruchtbare und gesunde. Er baut sinnenfreudig einen schönen bunten Hausrat um sich auf, drechselt in den Erholungsstunden formfeine Schmuck- und Notwendigkeitsdinge, läßt Sauberkeit und Helle, Blumen und Blattgrün um sich sein. Der vom frühgestorbenen Vater ererbte Schatz auserlesener Bücher ist um ihn versammelt. Seltene Schmetterlinge leuchten märchenfarbig in den Glaskästen, Frösche und Kröten hüpfen in den Aquarien, und lange sind zwei drollige Käuzchen seine verwöhnten und unterhaltsamen Hausgenossen.

Schickt er die Menschen auch fort und sondert er sich von ihnen, um sich ohne Störung der Arbeit hinzugeben, so ist er zu Hilfe bereit, sobald man ihn braucht, und zu jedem, auch zu dem fremdesten Menschen von einer stillen Liebenswürdigkeit. Und wie der Künstler Lißmann nur Bewunderer hatte, so war der stille, kindliche, aufrichtige Mensch Lißmann ohne Feinde.

Seine Studienreisen haben ihn stets in entlegene Küstengegenden gebracht, wo er seinen Vogelbeobachtungen unbehelligt nachgehen konnte — Bequemlichkeit verschmähend, ja oft Schlaf, Essen und Trinken versäumend. Von jeder Studienfahrt kommt er erkenntnisreicher und gereifter heim. Und als erste nennenswerte Einnahmen ihm den Herzenswunsch ermöglichen, das Ziel seiner Träume, Island, zu durchstreifen, öffnen sich letzte Ver-

Digitized by Google

standes- und Seelentüren in ihm, und er strömt sein Allertiefstes und Allerbestes in die Kunst aus.

Der Kampf mit Rauheit und Unwirtlichkeit, Entbehrung und Überwinden schwerer äußerlicher Hindernisse stärkt seine Energie. Die Strenge und Größe der arktischen Welt stählt ihn und sein Können. Ein großartiger Zug kommt in sein Schaffen. Sein Mitteilungsbedürfnis wächst. Losgebundner scheint seine ganze Natur. Edler noch wird seine Klarheit — sicherer sein Strich. Unter Opfern und Beschwerden in der grenzenlosen Weltabgeschiedenheit der fernen Insel verdient er sich die Meisterwürde.

Ein junger Meister von noch nicht 35 Jahren, wird er der Welt und der Kunst genommen — als Opfer des großen Krieges, der viel edelste Menschen zu Gott rief. Gott wird wissen, wen er rief und warum er es tat.

Der jähe Szenenwechsel, das Herausgerissenwerden aus stillster Zurückgezogenheit und das Verpflanztwerden in den lärmenden Massenbetrieb des Kasernen- und späteren Schützengrabenlebens erschüttert den Gleichmut des einsamen Malers, und es steht viel stumme Anklage zwischen den Zeilen seiner einfachen Briefe, wenn er auch äußerlich in seiner gefaßten, wortkargen Art der pflichttreueste Soldat und beste Kamerad ist. Die Leichtflüssigkeit oder Schwungkraft, sich in der Größe des Augenblicks ganz von sich zu lösen, sich tragen zu lassen vom Strom der Begeisterung und das Grauen des Krieges über seiner hohen Schönheit zu vergessen, ist ihm leider versagt geblieben.

Er leidet, bis ihm die Kugel den schnellen, ehrenvollen Soldatentod bringt. Einen großen, seiner würdigen Tod — so schmerzlich sein frühes Ausgelöschtwerden auch sein mag. Er liegt nicht sterbend in heiße Kissen gewühlt, kein Messerschneiden, kein Medizinreichen, keine kleinen, erbärmlichen Behelfe gibt es für ihn und keine Qual.

Die von Gott bestimmte Kugel führt ihn blitzschnell vom Leben zum Tode. Das gesunde, starke Kind der Erde, der unverdorbene Naturmensch, um dessen ganzes Dasein etwas wie frischer Erdgeruch ist, der fleißigste aller Arbeiter, stirbt arbeitend. Erdschollenhebend, den Spaten in der Hand, sinkt er mit ausgebreiteten Armen an das große Herz der Mutter Erde zurück.

Sie behält sein Leibliches, Sterbliches und läßt uns sein Geistiges, Unsterbliches. Ist er nicht in seinen stillen, starken Werken mitten unter uns geblieben? Sein Wert und sein Werk ist an keine Zeit gebunden und wird uns alle überdauern. Wer ihn vor seinem Tode nicht kannte und den Spuren seines reichen Schaffens heute begegnet, wird immer der Freude begegnen und die Stärke seiner Persönlichkeit lebensvoll empfinden. In jedem ganzen wahrhaftigen Arbeiter und echten Könner, sei er Künstler oder Handwerker — in jedem freudig seiner Pflicht Lebenden oder Gottes Schöpfung Erforschenden und dankbar Liebenden grüßt mich Lißmanns große Seele. Er war ein leuchtendes Beispiel, und wer ihm und seiner Lebensart Gefolgschaft leistet, macht sich zum Erben und Erhalter seines helläugigen, reinherzigen und starken Geschlechts.

Sommerglück * Von Rolf Brandt.

Ich muß die Augen senken,
Der Sommer sieht mich an,
Im Blick so reiches Schenken,
Daß ich kaum danken kann.

Ein Träumen und ein Reifen,
Ein Lächeln süß und schwer ...
Lern', Herze, doch begreifen,
So kommt das Glück einher.

Wie sacht die Wolken wehen,
Wie zärtlich streicht der Wind!
Lern', Herze, doch verstehen,
Wie schön die Stunde rinnt.

Du meinst: auch sie wird blassen
Wie Sommergrün verweht? —
Lern': Zwischen Lieb' und Lassen
Die gold'ne Stunde steht.

Einiges über den Staub * Von C. Hoffmeister.

Es gab eine Zeit, da man sich die Welt aus vier „Elementen" aufgebaut dachte: Feuer, Wasser, Erde und Luft. Der Begriff des Elements ist bekanntlich auch in die neuere Chemie übergegangen und bezeichnet hier jene „Grundstoffe", die man nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht weiter zerlegen kann. Jene vier alten Elemente jedoch finden sich unter diesen Grundstoffen nicht vor. Das Feuer als eine Erscheinungsform der Materie und die Erde als Gemenge sehr verschiedener Bestandteile scheiden ja ohne weiteres aus. Das Wasser erwies sich als eine chemische Verbindung zweier Elemente: Wasserstoff und Sauerstoff, und die Luft, die für die folgenden Betrachtungen von besonderer Bedeutung ist, stellt lediglich ein Gemisch mehrerer Gase dar, ohne daß diese im chemischen Sinne miteinander verbunden sind.

In der Nähe der Erdoberfläche besteht die Luft aus etwa 78 Raumteilen Stickstoff und 21 Raumteilen Sauerstoff, außerdem aus geringen Beimengungen der sogenannten Edelgase: Argon, Neon, Xenon, Krypton und Helium. Ferner sind stets vorhanden Spuren von Wasserstoff, wechselnde Mengen von Kohlendioxyd („Kohlensäure") und zumeist großer Gehalt an gasförmigem Wasser, von dem die Luft um so mehr aufzunehmen vermag, je wärmer sie ist und unter je höherem Druck sie steht, eine Tatsache, die für die Witterungserscheinungen insofern von größter Bedeutung ist, als durch Abkühlung und Luftdruckabnahme die Verdichtung des Wassergases zu Nebel und Wolken begünstigt wird.

Reine Luft findet man in der Natur überhaupt nicht vor. Stets enthält sie eine mehr oder minder große Anzahl von Fremdkörpern, die wir unter dem Begriff des Staubes zusammenfassen und die, wie wir sehen werden, im Haushalt der Natur eine recht wichtige Rolle spielen. Staub entsteht durch Verwitterung und Zerfall von Gesteinen und organischen Stoffen, bei allen Betätigungen von Menschen und Tieren und vielen anderen Gelegenheiten, und der Wind sorgt dafür, daß er nicht alsbald wieder zu Boden sinkt, sondern sich der Luft immer von neuem beigesellt. Der Hausfrau ist er mit Recht verhaßt: Alle Einrichtungsgegenstände überzieht er mit einer weißgrauen Schicht, zu deren Entfernung täglich der Wischlappen in Tätigkeit treten muß, und auch der Arzt, insbesondere der Hygieniker, muß sich mit ihm und seinen schädlichen Einflüssen auf den menschlichen Organismus befassen. Wenn ein Sonnenstrahl in ein scheinbar staubfreies Zimmer fällt, so erschrecken wir ob der Menge der in seinem Lichte schimmernden Staubteilchen, die wir doch mit jedem Atemzuge in uns aufnehmen müssen und von denen trotz der von der Natur getroffenen Abwehrmaßnahmen ein Teil in unsere Lungen gelangt.

Der Zimmerstaub besteht größtenteils aus Fasern, die durch die Abnutzung von Kleidern und Möbeln entstehen. Im Freien wirbelt der Wind staubförmige Massenteilchen aller Art empor, die die Lufthülle in großer Zahl bis in beträchtliche Höhen erfüllen. Die gröbsten fallen zwar nach kurzer Zeit wieder auf die Erde zurück, doch werden kleinere allein durch den Wind immerhin bis auf 1000 Meter Höhe emporgeführt. Aufsteigende Luftströme, wie sie alltäglich durch die Sonnenstrahlung entstehen, veranlassen eine Verunreinigung der Luft bis auf etwa vier Kilometer Höhe, und darüber hinaus werden kleinste Fremdkörper bis elf Kilometer Höhe emporgetragen durch die senkrechten Strömungen, die aus den großen Druckschwankungen in der Atmosphäre folgen. In dieser Höhe befindet sich zwischen der unteren Schicht der Lufthülle, der Troposphäre, in der sich die Witterungserscheinungen abspielen, und der darüber liegenden wolkenfreien und gleichmäßige Temperatur aufweisenden Stratosphäre eine ziemlich scharfe Grenze, die nur schwer und unter außergewöhnlichen Verhältnissen durch aufsteigende Luftströme durchbrochen werden kann. Beispielsweise tritt dies dann ein, wenn bei Vulkanausbrüchen stark erhitzte Mengen des sehr leichten Wasserstoffgases emporsteigen, bei welchen Gelegenheiten dann auch vulkanischer Staub in sehr hohe Luftschichten emporgeführt werden kann. Diese Massen feinsten vulkanischen Staubes sind von besonderer Bedeutung für die atmosphärische Optik, jene Wissenschaft, die sich mit den Erscheinungsformen des Lichtes in der irdischen Lufthülle befaßt. Sie verbreiten sich von einem Ausbruchsherd aus im Laufe einiger Monate nicht selten über einen großen Teil der Erdoberfläche und vermögen sich in hohen Luftschichten oft für die Dauer mehrerer Jahre schwebend zu erhalten. Die durch sie veranlaßte Trübung beeinflußt vor allem den Verlauf der Abend- und Morgendämmerungen, die sich durch überaus lebhafte, leuchtende Farben und ungewöhnlich lange Dauer auszeichnen. Vielen

Digitized by Google

Lesern wird noch der rote Abendhimmel erinnerlich sein, der im Sommer 1902 nach der Vulkankatastrophe von Martinique auftrat. Viel glänzender verliefen die Erscheinungen im Anschluß an den Ausbruch des Krakatau in der Sundastraße im Jahre 1883. Damals wurde auch erstmalig der später bei ähnlichen Gelegenheiten stets wieder beobachtete Bishopsche Ring gesehen, ein rötlichbrauner Kranz, der die Sonne in einem Abstand von etwa zehn Bogengraden umgibt und durch Beugung des Lichtes an den Staubteilchen entsteht. Aus dem Durchmesser des Ringes konnte auf die Größe der ihn verursachenden Staubteilchen geschlossen werden: Nach der Berechnung des Meteorologen Pernter besaßen die größten einen Durchmesser von 0,00342 Millimeter, die kleinsten einen solchen von 0,00185 Millimeter. Es handelt sich also um winzige, nur mikroskopisch wahrnehmbare Stäubchen. — Nebenbei sei bemerkt, daß die gewöhnlichen Sonnen- und Mondringe durch Zurückwerfung des Lichtes an den Flächen kleiner Eiskristalle entstehen, also mit dem unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht wahrnehmbaren Bishopschen Ring nichts gemein haben.

Doch nicht nur von der Erde, sondern auch von außen, vom Weltraum her gelangt beständig Staub in die oberen Luftschichten. Man weiß heute, daß der Raum zwischen den Planeten keineswegs so leer ist, wie man sich dies noch vor nicht langer Zeit vorstellte. Vor allem bewegen sich durch ihn jene kleinen Weltkörper, die bei ihrem Eintritt in die Erdatmosphäre durch den Luftwiderstand in lebhaften Glutzustand versetzt werden und als Sternschnuppen oder Feuerkugeln in Erscheinung treten, je nach ihrer Größe. Sie verfallen dabei in den weitaus meisten Fällen innerhalb weniger Sekunden der vollständigen Auflösung, und ihre staubförmigen Reste kann man nicht selten noch einige Zeit nachleuchten sehen. Große Feuerkugeln hinterlassen am Tageshimmel oft auch dunkle Rauchstreifen. — Die schwächsten dem bloßen Auge noch sichtbaren Sternschnuppen wiegen wohl nur Bruchteile eines Gramms, doch wäre es verfehlt, für ihre Größe eine untere Grenze anzunehmen. Vielmehr ist es ziemlich wahrscheinlich, daß, wenigstens innerhalb des Planetensystems, der Raum überall von staubartigen Massenteilchen erfüllt ist. Sind diese sehr klein, so sind sie den Gesetzen der Schwere nicht mehr unbedingt unterworfen, indem bei ihnen der Einfluß des von den Sonnenstrahlen ausgeübten Lichtdrucks überwiegt, ein Vorgang, der bei der Auflösung der Kometen und der Bildung ihrer Schweife eine Rolle spielt. Als eine solche kosmische Staubwolke, die den ganzen inneren Teil des Planetensystems bis zur Bahn des Mars hin ausfüllt und im zurückgeworfenen Sonnenlicht leuchtet, ist wohl auch das Tierkreis- oder Zodiakallicht anzusehen. Man erblickt es als matten pyramidenförmigen, gegen Süden hin geneigten Lichtschimmer nach dem Ende der Abend- oder vor dem Beginn der Morgendämmerung, und zwar am besten im Frühling abends am Westhimmel und im Herbst morgens am Osthimmel. Manche Erfahrungen, insbesondere aus den letzten Jahren, sprechen dafür, daß durch das Eindringen kosmischen Staubes in die irdische Lufthülle auch jene optischen Störungen, die sich durch ungewöhnliche Dämmerungserscheinungen und durch Veränderungen im Polarisationszustand des zerstreuten Himmelslichtes äußern, veranlaßt werden können. Nicht immer hat man nämlich Vulkanausbrüche für ihren Eintritt verantwortlich machen können. Den Niederschlag kosmischen Staubes, sei es, daß er in dieser Gestalt in die Atmosphäre eingedrungen oder erst durch die Auflösung der Meteore entstanden ist, hat man übrigens auf dem ewigen Schnee der Hochgebirge und den weiten Eisfeldern der Polargebiete unmittelbar nachweisen können.

Wäre die Luft völlig staubfrei, so würden dies unsere Atmungsorgane wohltätig empfinden, und die Krankheiten, die durch das Einatmen von Bakterien oder durch chemische und mechanische Wirkungen mancher Staubarten entstehen, wären uns unbekannt. Die Luft würde durchsichtiger sein, der klare Tageshimmel ein tieferes, gesättigteres Blau zeigen, als wir es gewohnt sind. Ähnliche Erfahrungen macht man ja auf hohen Bergen oder auf Inseln inmitten des Weltmeeres, und besonders dann, wenn günstige Umstände beiderlei Art zusammentreffen. Aber auch an solchen Orten ist die Luft nicht völlig staubfrei; es fehlen nur die groben Teilchen.

Den Vorteilen der reinen Luft würden indessen sehr wesentliche Nachteile gegenüberstehen. Man hat nämlich beobachtet, daß das in der atmosphärischen Luft enthaltene gasförmige Wasser sich nur dann zu Nebel, also zu flüssigem Wasser, verdichten kann, wenn gleichzeitig winzige, nicht gasförmige Teilchen vorhanden sind, auf denen sich das Wasser niederschlägt, so daß ein jedes dieser Teilchen den Kern eines Wassertröpfchens bildet. Man bezeichnet sie deshalb als Kondensationskerne (Verdichtungskerne). Wie schon eingangs erwähnt wurde, kann eine bestimmte Menge Luft immer nur eine begrenzte Menge gasförmigen Wassers aufnehmen, und zwar um so mehr, je wärmer die Luft ist und unter je höherem Druck sie steht. Daher ist in kalter Luft beispielsweise der weiße Dampf der Lokomotiven viel besser und länger sichtbar als an warmen Sommertagen, weil er in letzterem Falle sofort in den gasförmigen Zustand übergeführt wird. Eine Luftmenge, die keinen weiteren Wasserdampf aufzunehmen vermag, bezeichnet man als mit Wasserdampf gesättigt. Schließt man solche Luft in eine Flasche ein und kühlt sie ab oder vermindert mittels einer Luftpumpe den Druck, so sinkt das Fassungsvermögen, und ein Teil des Wasserdampfes geht in den flüssigen Zustand über, verdichtet sich also zu Nebel. Benutzt man zu diesem Versuch völlig staubfrei gemachte Luft, so bilden sich, weil die Kondensationskerne fehlen, keine Nebel, sondern das Wasser schlägt sich an den Wänden der Flasche nieder. Auf die freie Natur übertragen, sagt uns diese Erfahrung: Gäbe es keine Kondensationskerne, so gäbe es auch keinen Nebel und keine Wolken, keinen Regen, Schnee und Hagel. Vielmehr würde sich die Feuchtigkeit an allen festen Körpern, selbst im Innern der Häuser, niederschlagen. Wir sehen somit, daß auch den allerfeinsten Stäubchen im Haushalte der Natur eine wichtige Rolle zugeteilt ist und daß die aus ihrem Fehlen für das menschliche Dasein entstehenden Nachteile die Vorteile bei weitem überwiegen würden.

Den soeben beschriebenen Vorgang bei der Verdichtung des Wasserdampfes benutzte der englische Physiker Aitken, um einen Apparat zu bauen, der die Anzahl der in bestimmten Luftmengen enthaltenen Kondensationskerne zu ermitteln gestattet. Er schlug das bereits geschilderte Verfahren ein, indem er die Verdichtung des Wasserdampfes in einem geschlossenen Glasgefäß durch Druckverminderung herbeiführte. Um jedes Stäubchen bildet sich dabei ein kleines Wasserkügelchen, das infolge seiner Schwere zu Boden sinkt. So ist es nicht schwer, die Zahl der Kerne zu bestimmen, die beispielsweise im Raume von einem Kubikzentimeter enthalten sind, wenn man die Niederschläge zählt, die etwa auf einem Quadratmillimeter der Bodenfläche eines entsprechenden Würfels erfolgen. Aitken ließ die Tröpfchen auf einen Silberspiegel fallen und zählte sie unter dem Mikroskop. Übrigens ist in gewöhnlicher Luft die Zahl der Kerne meist so groß, daß die Niederschläge den Boden des Meßgefäßes völlig bedecken würden und die Zählung nicht möglich wäre. Man muß die zu untersuchende Luft deshalb zunächst in bekanntem Verhältnis mit gereinigter, völlig staubfreier Luft mischen.

Die frühere Annahme, daß auch die gröberen Staubteilchen bei der Verdichtung des Wasserdampfes eine Rolle spielten, mußte verlassen werden, nachdem sich gezeigt hatte, daß auch bei ihrem Fehlen Verdichtung eintritt und daß die Zahl der Kerne außerordentlich groß ist. In Städten sind 100 000 Staubteilchen im Kubikzentimeter gar nicht ungewöhnlich viel, und in Wohnräumen findet man noch größere Zahlen, die höchsten indessen in Fabrikräumen, in denen eine stark stauberzeugende Tätigkeit ausgeübt wird. Die meisten der Stäubchen sind so klein, daß auch die besten Mikroskope nicht hinreichen würden, sie sichtbar zu machen. Dies erhellt schon daraus, daß das Gewicht des in einem Kubikmeter der Luft eines Wohnzimmers enthaltenen Staubes durchschnittlich nur 1 bis 2 Milligramm beträgt. Nimmt man an, daß im Kubikzentimeter 100 000 Stäubchen enthalten sind, so würden auf ein Milligramm dieser Fremdkörper etwa 65 Milliarden einzelner Teilchen entfallen! Eine sehr starke Erhöhung der Kernzahlen wird durch Gasflammen bewirkt, — und die Zahl der Teilchen, die ein Zigarettenraucher bei jedem Zuge aussendet, wird auf etwa vier Milliarden geschätzt.

Angesichts dieser unglaublich großen Zahlen muß sich auch der Unkundige sagen, daß die dabei in Frage kommenden Stäubchen mit dem groben, im Sonnenlicht schimmernden Staub der Zimmerluft nicht viel gemein haben können. In der freien Natur dienen als Kondensationskerne wohl vor allem Verbrennungsprodukte, also etwa die im Rauch enthaltenen Kohlenstoffteilchen. Man hat aber auch beobachtet, daß gelegentlich in scheinbar staubfreier Luft Kondensation eintreten kann. Die Tröpfchen bilden sich dabei um Kerne, die unter dem Einfluß des Sonnenlichtes rasch entstehen und deren chemische Natur erst vor einigen Jahren teilweise aufgeklärt worden ist. Offenbar kommen dabei wässerige Tröpfchen von Stickstoffoxyden, Wasserstoffsuperoxyd, Ammoniak und Nitraten in Betracht. Ob man diese zum Teil flüssigen Verunreinigungen der Luft auch als Staub bezeichnen will, hängt von der Beschränkung dieses Begriffes ab. Die Frage ist zu ver-

Digitized by Google

neinen, wenn man unter Staub nur feste Teilchen organischer oder mineralischer Natur versteht; sie muß bejaht werden, wenn man jeden nicht gasförmigen, der Luft beigemengten Fremdkörper als Staub bezeichnet, soweit eine gewisse Größe nicht überschritten wird, aber etwa mit Ausschluß der Wassertröpfchen. In der Tat kennt ja auch der gewöhnliche Sprachgebrauch sehr wohl flüssigen Staub oder das Zerstäuben von Flüssigkeiten.

Die allerfeinsten Stäubchen fester oder flüssiger Natur sind es vor allem, die die Verdichtung des Wasserdampfes ermöglichen und damit die oben dargelegte, außerordentlich wichtige Rolle spielen. Der mit bloßen Augen sichtbare Staub kommt dafür nur in untergeordnetem Maß in Betracht, und wenn wir vorher von den Vorteilen der stauberfüllten Luft sprachen, so müssen wir nunmehr die groben Teilchen ausschließen. Auf ihre Anwesenheit würden wir deshalb gern verzichten. Die kleinsten Teilchen jedoch sind im Haushalte der Natur unentbehrlich, denn die Entstehung flüssiger Kondensationskerne in staubfreier Luft ist ja doch immer an besondere Vorbedingungen und Umstände, wie sie beispielsweise bei der Verbrennung oder auch nur beim Sonnenschein auftreten, geknüpft. Wie sooft, zeigt sich auch hier gerade im Kleinsten mit besonderer Deutlichkeit die wunderbare Einrichtung des Naturgeschehens.

Die drei Schlösser Dornburg

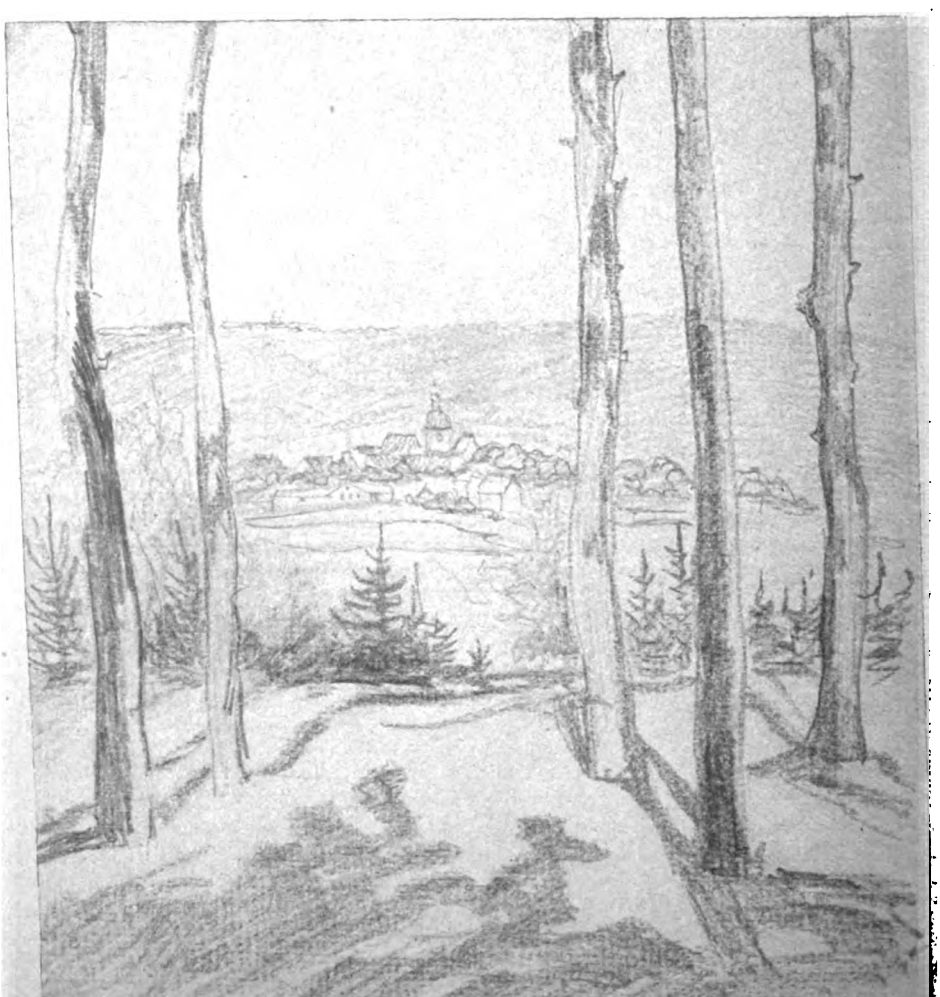
Zu Goethes Geburtstag am 28. August

Von Ludwig Sternaux.

„An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn . . .“ singt das Volkslied. Es meint, sagt man, die sagenumsponnenen Ruinen von Rudelsburg und Saaleck bei Kösen. Es könnte aber auch die drei Schlösser von Dornburg meinen, die nicht weit davon, auf halbem Wege zwischen Kösen und Jena, liegen, — nicht ganz so malerisch wie jene, das ist richtig, aber auch sie auf steiler Bergeshöh, von der man weit in das sanfte, gesegnete Saaletal blickt. Das alte Volkslied meint sie vielleicht auch, wer will das wissen? Aber während zu der verfallenen Rudelsburg alljährlich Tausende hinaufsteigen, voran die Studenten aus dem nahen Halle, die dort auf historischer Stätte mit Vorliebe ihre großen Feste feiern, kommen nach Dornburg nur die wenigsten: Einsam und verlassen thronen die drei Schlösser, die diesen Namen tragen, auf ihrem grauen Felsen, ganz von Efeugrün und Weinlaub umrankt, und nur selten, zufällig nur fliegt einmal der Blick eines Reisenden zu ihnen hinauf, wenn der Münchener D-Zug unten im Tal vorüberdonnert. Sie liegen zu sehr seitab der großen Straße, die drei Schlösser Dornburg, und wäre es nicht die Erinnerung an Goethe, die ab und zu einen Weimar-Pilger zu ihnen führte, so wohnte hier allein die Vergangenheit.

Es war nicht immer so einsam hier. Und es ist auch noch gar nicht so lange her, daß der Weimarische Hof für kurze Sommerwochen immer nach Dornburg übersiedelte, um sich in dieser weltverlorenen Stille der Rosen und der Nachtigallen zu erfreuen. Denn wie die drei Schlösser jetzt dem Weimarischen Staate gehören, der sie, pietätlos, wie solch ein Staat von Umsturzgnaden ist, an wohnungslose Häusler und Fabrikarbeiter vermieten will, so waren sie vor dem blutigen November 1918 Eigentum des weimarischen Herzogshauses. Das alte Schloß, das schon den wilden Sorbenhorden des frühen Mittelalters trotzte, ein wuchtiger Bau aus grauer Vorzeit, fiel bereits 1672 an die weimarische Linie der sächsischen Herzöge. Ernst August, der baulustige Großvater Karl Augusts, stellte dann neben das düstere und winklige Gemäuer, das, eng und unwirtlich, wie es war, wohl als flüchtige Jagdherberge, nicht aber als heitere Sommerresidenz eines anspruchsvollen Hofes dienen konnte, ein kleines Sanssouci in italienischem Barock: das „Schlößgen“, wie Goethe es in einem Brief an Frau von Stein nannte, als der blutjunge Minister 1779, vom Herzog wieder einmal zur Rekrutenaushebung ins Land geschickt, hier wohnte . . . wie schrieb er damals doch, an der „Iphigenie“ dichtend, an die Geliebte? „Auf meinem Schlößgen ist's mir sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedanckt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Plaz, auf dem böesten Felsen eine warme gute Stätte zubereit.t ist.“

Erst viele Jahre danach, 1824, hat Karl August das dritte Schloß erworben, das die Südecke des Felsplateaus einnimmt, das ehemalige Stohmannsche Freigut. Auch dies, ursprünglich wohl ein Kloster, ein Bau des Mittelalters. Mit seinen dicken, braunen Mauern scheint es unmittelbar aus dem Felsen herauszuwachsen, kein Weg führt, wäre er auch noch so schmal, am Abhang entlang, wie bei den beiden andern, und die Weinspaliere klettern geradeswegs aus der Tiefe hinauf zu den drei barocken Giebeln, mit denen eine spätere Zeit die kahle, nüchterne Front gekrönt hat. Das ist das „Goethe-Schloß“. Denn hier hat Goethe gewohnt, als er im Sommer des Jahres 1828 nach dem Tode des fürstlichen Freundes in der Einsamkeit Dornburgs, aufs tiefste erschüttert, Trost und Linderung suchte. Zu gemeinsamem Aufenthalt hatte Karl August das alte Haus ausbauen lassen, hat sogar Goethe zuliebe die enge beschwerliche Wendeltreppe, die in einem erkerartigen Turm der Gartenfront zu den beiden niedergen Geschossen führte, durch eine ichne, bequeme Freitreppe ersetzt . . . nun kam, im J... war's, und wie... einmal blühten ... Rosen, der ... Dichter allein, ... mehr ein Acht... jähriger, und ... der seines Lebe... treuer Kamerad ... wesen, beim ... man in Wei... unter „dü... Functionen“.



Blick auf das Städtchen Dornburg. Zeichnung von Hanna Mitzlaff.

Digitized by Google

Er kam, wie gesagt, nicht als Fremder. Schon in frühen Jahren, im Spätherbst Anno 1776, hatte er Dornburg kennen gelernt und liebgewonnen. Der Zufall hatte damals zwei müde Reiter, ihn und den jungen, stets abenteuerlustigen Herzog, von Apolda aus hierher geführt. Eine Zeichnung Goethes, an Frau

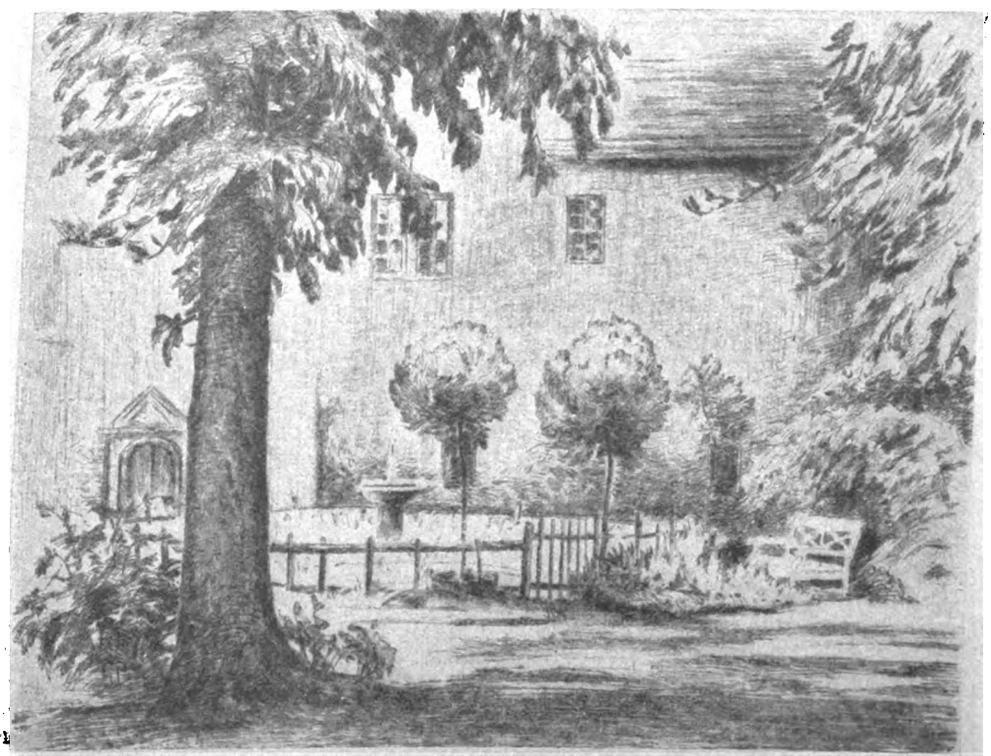
Gartenfront des Goetheschlosses. Zeichnung von Hanna Mitlaff.

von Stein geschickt, gibt Kunde davon; sie trägt auf ihrer Rückseite die Verse:

„Ich bin eben nirgend geborgen,
Fern an die Saale hier
Verfolgen mich manche Sorgen
Und meine Liebe zu dir."

Und diesem ersten Besuche waren im Laufe der Jahre viele andere gefolgt, ob Goethe nun, wie 1779, auf dienstlicher Reise hier flüchtig sein Quartier aufschlug oder ob er die unglückliche Herzogin Louise in ihre Sommerresidenz begleitete, ob er, später, mit Christiane und dem kleinen August von Jena aus eine „Partie" nach Dornburg machte, oder ob er, nun schon Witwer, der Einladung des Kanzlers von Müller folgte, der ihn mit Julie von Egloffstein, Goethes „schöner Schülerin", zusammen in dem „allerliebsten Feenschlößchen" erwartete .... ein wundervoller Frühlingstag war das, und wundervoll ist auch die Schilderung, die Müller davon in seinen „Unterhaltungen" gibt, die mit den Worten anhebt: „Blütenburg sollte man Dornburg nennen, denn Dornen fanden wir keine, aber duftende herrliche Blüten in Menge", und die damit schließt, wie Goethe gegen Abend, in seinen weiten, hellgrauen Mantel gehüllt, die Gesellschaft verläßt und ins Tal hinabsteigt, kein Mensch mehr, nein, ein Gott, Merlin der Alte, der in der Dämmerung verschwindet und eins wird mit Blume, Gras und totem Stein.

Das war 1818. Nun, zehn volle Jahre später, geleiten ihn Kümmernis und dunkle Trauer wieder den steilen Berg hinauf zu vertrauter Stätte. Hofgärtner Sckell (der ein Menschenalter danach die Erinnerungen an die en denkwürdigsten Besuch Goethes in einem kleinen Buche andächtig gesammelt hat) hat ihm in dem kürzlich erst übernommenen neuen Schloß ein paar Räume des ersten Stockwerks hergerichtet, und hier in der sogenannten „Bergstube" hat Goethe denn, wie noch jetzt eine blasse Inschrift von seiner Hand am Fensterrahmen erzählt, „vom 7. Juli bis den 12. September verweilt". Man findet die bescheidenen Zimmer, vor deren Fenstern das ganze Saaletal mit Fluß und Mühlenwehr, mit Wiese, Feld und fernem Wald sich in ergreifender Lieblichkeit dehnt, noch heute so, wie Goethe sie damals bewohnt hat . . . man fand sie wenigstens bis vor kurzem noch so: das kärgliche Mobiliar, das schmale Bett, den Säulenofen mit der Schlange, die alten Stiche und Silhouetten. Denn inzwischen hat sich, wie schon eingangs dieser Zeilen angedeutet wurde, vielleicht mancherlei verändert. Vielleicht hat rauhe Hand schon das, was ein ganzes Jahrhundert hier als kostbare Reliquien gehütet, zerstört oder beiseite gebracht, um „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" die sattsam bekannten Notwohnungen zu schaffen; vielleicht erfüllen Kinderlärm und widriges Gezänk die niederen Stuben, in denen Deutschlands größter Genius einst der Menschheit ewiggültige Sentenzen prägte; vielleicht hängt in dem Fenster, aus dem ein Goethe „dem aufgehenden Vollmond" entgegengezittert (denn hier entstand, am Vorabend seines 80. Geburtstages, jenes herrliche Gedicht), armselige Wäsche zum Trocknen; ja, vielleicht! Und ist's noch nicht geschehen, so besteht doch die Absicht, droht als Schicksal, was bittrer Schmerz hier in düsteren Farben gemalt hat. Darf



Die Lieblingsbank Goethes im Schloßpark. Zeichnung von Hanna Mitlaff.

Digitized by Google

es sich erfüllen? Nein. Es hieße Raubbau treiben am ideellen Besitz der Nation, wollte eine übel angebrachte „Großmut“ auf Kosten jeglicher Pietät den Ort entweihen, den Goethes Fuß in Ewigkeit geadelt hat.

Oder soll etwa durch jene Tür der Alltag aus- und eingehen, die die alte Inschrift trägt:

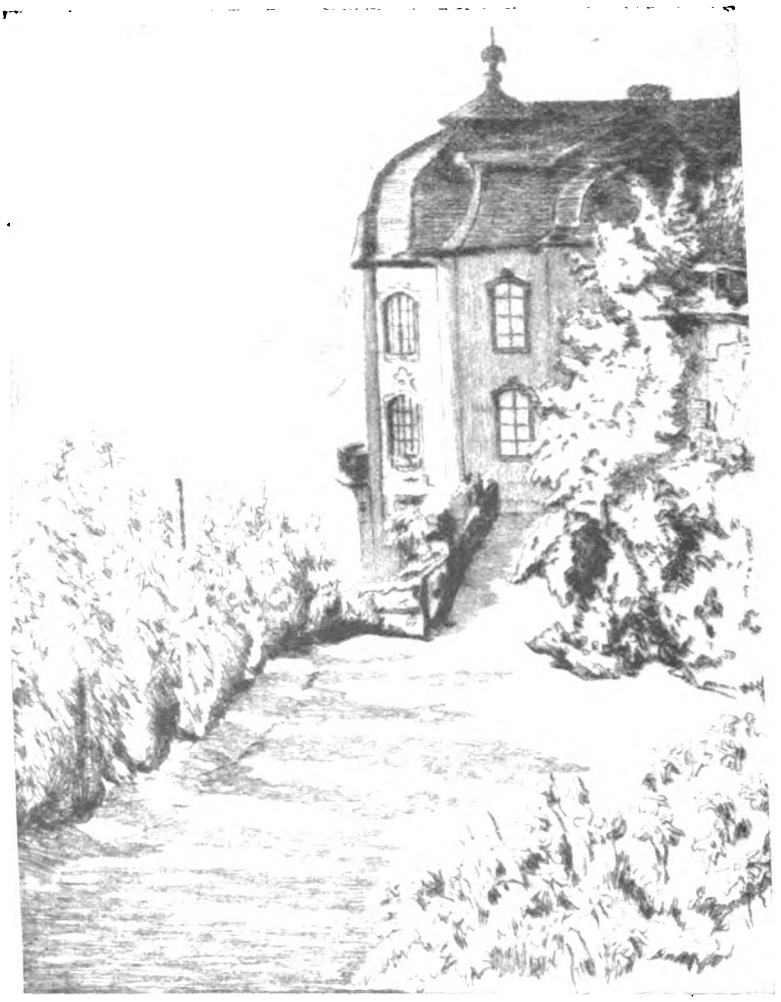
„Gaudeat ingrediens
laetetur et aede recedens
His qui praetereunt det
bona cuncta deus“?

Das wolle Gott verhüten! Sie war es, die den trauernden Goethe tröstend empfing, als er im Juli 1828 gramverhüllt die Schwelle dieses Schlosses überschritt; ihr hat er, als die wundersame Stille von Haus und Garten ihre lindernde Wirkung ausgeübt, die deutsche Form gegeben:

„Freudig trete herein und
froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wanderer
vorbei, segne die Pfade
dir Gott.“

Und da er, herbstlichen Erschütterungen nach segensreicher Sommerzeit ausweichend, am 10. September sich zur Rückkehr nach Weimar anschickte, formte seine Seele dankbar im Anklang an diesen Portalspruch das Abschiedsdistichon:

„Schmerzlich trat ich hinein, getrost entfern' ich mich wieder;
Gönne dem Herren der Burg alles Erfreuliche Gott.“



Schlößchen Dornburg. Zeichnung von Hanna Mitzlaff.

Der Herr war damals der stille Großherzog Karl Friedrich, der Gatte der schönen Maria Paulowna. Ihm folgte Karl Alexander, der mit der niederländischen Prinzessin Sophie vermählt war: Wie diese beiden Menschen jegliche Erinnerung an Goethe sorglich pflegten, so auch Dornburg. Eine Zeit neuen Glanzes brach für die einsamen Schlösser an, und die „Rosenfeste“, die der Hof Karl Augusts hier gefeiert, die Teeabende der blassen Herzogin Louise auf dem „Fünfeck“ neben dem Barock-Schlößchen fanden ein reizendes Widerspiel im Gewande einer anderen Zeit. Immer aber stand, ehrfurchtgebietend, der Schatten Goethes unter den feiernden Enkeln. Darüber ging das Jahrhundert hin. Noch sonnte sich ein Weilchen im Strahlenlicht des neuen der Urenkel Wilhelm Ernst, auch er noch sich des Segens erfreuend, den der Dichter des „Faust“ für den „Herrn der Burg“ vom Schicksal erbeten, wenn er auch, hochmütig, des stillen Dornburg fast vergaß . . bis das Verhängnis des Krieges kam und das Wappen zerschlug, das ein Jahrtausend geleuchtet: Goethes „Gott“ zürnte.

Aber von dem Glanze dieses Wappens erzählen die drei Schlösser Dornburg weiter. Die Erinnerungen, die hier schlafen, tilgt kein Umsturz. In Vollmondnächten erwachen sie. Dann hebt in des wunderlichen Ernst August graziösem „Feenschlößchen“ ein geheimnisvolles Leben an, seidene Schleppen rauschen, Stöckelschuhe trippeln über das Parkett, und frohes Lachen und Gläserklang erfüllen den ovalen Speisesaal, in dem sonst nur noch der Staub fällt und die Mäuse tanzen. Im „Goethe-Schloß“ aber, am Fenster der „Bergstube“, steht Goethe, groß und schattenhaft, eine mythische Gestalt. Sein dunkles Auge wandert über das silberglänzende Tal, seine Seele sucht Suleika, die ewigferne Geliebte, und über seine Lippen gleiten leise die Worte: „Überselig ist die Nacht!“

Wortschicksale. Von Dr. Ernst Wasserzieher.

Einseitigkeit.

Als die Sprache das Wort Fluß bildete, da bezeichnete sie nur eine Eigenschaft dieser Naturerscheinung; sie hat aber mehrere. Der Fluß glänzt auch, er rauscht, er trägt Gegenstände, er beherbergt Fische und anderes Getier — kurz, von allen seinen Eigenschaften hat die Sprache nur eine hervorgehoben und festgehalten, und jedenfalls die hervorstechendste oder wenigstens die, welche den ersten Bildnern dieses Wortes die hervorstechendste schien. So geschieht es stets bei der Sprachbildung; mit einem Wort können ja auch unmöglich mehrere Eigenschaften festgehalten werden, geschweige denn, daß die Natur eines Gegenstandes oder einer Person erschöpfend ausgedrückt werden könnte. Die Griechen haben ein Wort marmairo, glänzen, zu einem Stamm mar; damit benannten sie den Stein, der in Griechenland so reichlich vorkommt, als glänzenden Stein: Marmor. Die übrigen Seiten blieben weg: Daß der Marmor hart und fest ist, daß er meist eine weiße Farbe hat, daß er eine gewisse Schwere besitzt — das alles kam nicht in Betracht bei der Namengebung und mußte zurückstehen vor der einen Eigenschaft des Glänzens. Die Sprache deutet also nur einzelnes an und erwartet, daß wir den angefangenen Faden weiter spinnen, daß wir weiter denken.

Würfel kommt von werfen; doch daran denkt man gewöhnlich nicht, wenn man das Wort braucht, sondern eher an die Gestalt, die sich in unserer Vorstellung dieser geometrischen Figur gebildet hat. Feind heißt Hassender, Freund Liebender; wer möchte leugnen, daß damit die wichtigsten Eigenschaften in den Vordergrund gestellt sind, gegen die etwaige sonstige Eigenschaften gänzlich zurücktreten? Haus, Haut, Hut, Hütte, Hose bedeuten sämtlich Verhüllendes, Bergendes, und doch sind diese fünf Wörter begrifflich stark unterschieden; jedes hat noch andere Eigenschaften außer denen, die die Sprache ausdrückt. Die Wespe ist die Webende; andere Tiere, die ebenfalls Netze weben, führen dagegen Bezeichnungen, in denen diese Eigenschaft gar nicht zum Ausdruck kommt; die (Honig-)wabe ist das Passiv von weben und heißt Gewebtes (von den Bienen); andere Eigenschaften der Wabe bleiben unausgesprochen.

Sowohl Streu als Stroh bedeutet Hingestreutes, aber das inhaltlich Wichtigste, woraus denn Streu und Stroh entstehen, geht nicht aus den Worten hervor. Verhältnismäßig spät gebildet sind Wörter wie Tischler und Schreiner; der Norddeutsche braucht jenes, der Süd- und Westdeutsche dieses. Wer das Wort Tischler gebildet hat, dachte nur an eine Seite der Tätigkeit dieses Handwerkers, an das Verfertigen von Tischen, während der Tischler doch auch Schränke, Stühle usw. macht; wer „Schreiner“ gebildet hat, dachte dabei an Schreine, die dem Benennenden als Wichtigstes erschienen.

So verfährt die Sprache oft willkürlich, launisch, urteilt nach dem ersten Eindruck, nach dem Äußeren, vernachlässigt bisweilen das Hauptsächliche. Sie überläßt dem Menschengeiste, dieses hinzuzudenken, Gedankenbrücken zu schlagen, zwischen den Zeilen zu lesen. Bemühen wir uns, das auch zu tun.

Digitized by Google

Streiflichter.

Der Geist der Zeit. Das Vertrauen ist gestorben in der Welt. Treu und Glauben gingen vor die A- und S-Räte. Sie sind Gespenster aus gewesenen Tagen; Märchenspuk. Der Geist dieser Zeit ist das Mißtrauen. Niemand mehr traut einem Mitmenschen über den Bürgersteig; niemand mehr erwartet, daß ihm getraut wird. Habe ich in ehrlichem Schleichhandel um der schönen Augen des Schleichhändlers willen ein Pfund Butter zwar nicht über meinen Bedarf, aber über meinen Geldbeutel hinaus erworben, so wag' ich's meinem Busenfreund nicht anders anzubieten als zehn vom Hundert unter dem Selbstkostenpreis, und fürchte doch immer noch, und wahrscheinlich immer noch mit Grund, daß er annimmt, ich hätte zwanzig vom Hundert an ihm verdient. Der Geist der Zeit, der bekanntlich der heilige Geist ist, erlaubt ihm keine andere Annahme außer der, daß ich ein rettungsloses Schaf sei. Und — so sagt die neue Ethik — lieber ein Schubbiack als ein Schafskopf. Wenn mir ein getreuer Nachbar frische Landeier anbietet, weil ihm, dem Glücklichen, seine Tante und seine Schwiegermutter gleichzeitig welche geschickt haben, so freue ich mich zwar, daß ich Eier bekomme, die vermutlich frischer und sicherlich um zwanzig Pfennig billiger sind als die beim Händler; aber im stillen wurmt's mich doch, daß der getreue Nachbar dabei trotz allem noch fünf Pfennig verdienen könnte. Der Geist der Zeit, welcher der heilige Geist ist, verbietet mir die andere Annahme, der getreue Nachbar sei ein so reiner Tor, daß er ein Hühnerei zum genauen Selbstkostenpreis abgeben könnte. Ich habe einen Freund, der vor dem Krieg Hemdkragen fabrizierte, dann während des Krieges in die Lederbranche, von da in die Filmbranche und endlich mit der Revolution in die Konfektions- und Lebensmittelverschiebung geriet. Der hat den Geist der Zeit mit so inbrünstiger Überzeugung erfaßt, daß er sich selber zehn vom Hundert mehr berechnet, wenn er beim Essen ein Ei aus einer Hand in die andere schiebt. Der Geist der Zeit ist das Mißtrauen. Ihm opfert der Bürger, der von seiner weißen Weste spricht; ihm opfert der Volksmann, der in schwäbischen Kehllauten vor versammelter Volksvertretung von seinem blanken Schild redet; ihm opfert der Geschäftsmann, der in Fettdruck seine Reellität preist; ihm der Anreißer an der Straßenecke, der versichert, jede Dose Schuhwichse wieder zurücknehmen zu wollen, wenn ihr Inhalt nicht seinen Anpreisungen entspreche. Es hieß ja ehedem schon, Mißtrauen sei die erste demokratische Tugend. Aber heute ist das Mißtrauen die Gottheit selber. Hieß es einst: Treu und Glauben, so heißt es jetzt: Übertölpeln und Mißtrauen. Aber wer mit dem Gott ringt wie Jakob, den segnet er. Darum ist der Inhalt unserer Tage ein hunderttausendfaches Ringen mit dem Mißtrauen; darum hörten und lasen wir nie so oft, daß jeder Betrug ausgeschlossen sei, daß zehn Gerichtschemiker das Ersatzmittel für vollwertig erklärt hätten; daß ein Preis der niedrigste, ein Angebot das selbstloseste sei; daß ein neues Unternehmen nichts bezwecke als Wohltat an der Menschheit, und daß alles echt und unverfälscht sei. Auf meinem täglichen Weg zum Bahnhof sitzt an einer der verkehrsreichsten Straßen Berlins auf dem Pflaster des Bürgersteigs ein Mann, der nach der Angabe einer Schrifttafel, die ihm um den Hals hängt, „auf beiden Augen gänzlich blind" ist. Ein schriller Appell an das Mitleid. Aber er genügt nicht. Ach Gott, die Welt ist so verdorben und die Konkurrenz so groß und das Mißtrauen so mächtig. Da genügt es nicht, den Jammer der Blindheit zur Schau zu stellen. Man muß ihn auch gleich gegen Mißtrauen und Konkurrenz schützen. Und so steht denn auf der Tafel, die der Mann um den Hals hat, auch noch dick unterstrichen: „Kein Schwindel! Garantiert blind!" Der Zucker, den man an der Halenseer Brücke kauft, erweist sich daheim als Salz; den französischen Kognak, den man am Potsdamer Bahnhof kauft, erkennt man sterbend, aber zu spät, als Methylalkohol; das blütenweiße Schleichhandelsweizenmehl gibt sich im Kuchen als Gips zu erkennen; die Waschseife ergibt den Befund „neunzig v. H. Lehm". Sollen wir darum verzweifeln? Nein! Um eines Gerechten willen wollte Gott eine Welt schonen. Um eines Echten willen wollen wir an diese Welt glauben. Hier sitzt er an der Königgrätzer Straße: „Kein Schwindel! Garantiert blind!" Wenn alles in Deutschland gefälscht sein sollte, die Seife, die Butter, der Kognak, die Wurst, das Leder und der Zucker, so ist doch das deutsche Elend echt. Aber wo bleibt da der heilige Geist des Mißtrauens? Nun, gestern und heute saß der Mann mit der garantiert echten Blindheit nicht mehr da. Warum nicht? Das Geschäft ging gut. Es gibt keinen besseren Platz in ganz Berlin. Wo blieb der Mann? Sollte ein mißtrauischer Mitleidiger . . ., sollte eine mißtrauische Polizei . . .? Sollte er doch nicht echt gewesen sein? Mein letzter Glaube wäre erschüttert. Aber der Geist der Zeit, der heilige Geist des Mißtrauens dürfte triumphieren.

Die Welt der Frau.

Hausfrauenplauderei * Von Luise Holle.

Als wir noch in den „billigen" Zeiten lebten, haben wir Hausfrauen schon immer ein Augenmerk auf sparsame Wirtschaftsführung gerichtet, um wieviel größer ist aber jetzt unser Bestreben, tunlichst zu sparen, da wir uns in der Zeit der Teuerung und hohen Lebensmittelpreise befinden. Es ist schon immer eine Kunst gewesen, gut und billig zu kochen, jetzt ist es geradezu ein Meisterstück zu nennen. Jede Leserin wird daher mit besonderer Freude neue Gerichte kennenlernen, die ausgezeichnet munden und dabei zu erschwinglichen Preisen herzustellen sind, von solchen Speisen möchte ich nachstehend eine Anzahl geben. Hoffentlich gelingen sie gut.

Gefüllter Kartoffelberg mit würziger Fülle. Zur Füllung gebraucht man nur wenig von dem teuren Fleisch, schmort dieses in Fett und Brühwürfelbrühe und schneidet es in kleine Würfel, auch zwei geschmorte kleine Gurken und vier geschälte reife Tomaten sowie 125 Gramm gedünstete Champignons schneidet man klein, um diese Zutaten miteinander zu mischen. Aus brauner Mehlschwitze, dem Fleischsaft und der Pilzbrühe muß man eine recht gebundene Tunke kochen, sie mit Pfeffer und geriebener Zwiebel würzen und die zerschnittenen Zutaten mit ihr an heißer Herdstelle durchziehen lassen. Auf bekannte Weise kocht man einen Kartoffelbrei, richtet ihn bergförmig auf heißer Schüssel an und hebt aus der Mitte so viel Brei heraus, daß eine Vertiefung entsteht, in die man das Würzgericht füllt. Der ausgehobene Kartoffelbrei wird wieder darübergestrichen, die Oberfläche mit einer Mischung von Semmelkrumen und geriebenem Käse bestreut, kleine Fettflöckchen darauf verteilt, um dann den gefüllten Kartoffelbrei im Ofen lichtbraun zu backen. Zu dem außerordentlich wohlschmeckenden Gericht gibt man einen grünen Blattsalat.

Kompott von Karotten und von Gurken. An Stelle des übermäßig teuren geschmorten Obstes kann ein Kompott aus Karotten oder Gurken treten, beide sind wohlschmeckend und bedeutend billiger. Zum Karottenkompott muß man die Karotten schälen, dann waschen und möglichst gleichmäßig wie feinste Nudeln schneiden, einmal kurz in siedendem Wasser aufwallen und dann abtropfen lassen. Apfelwein kocht man mit etwas Zucker, Zitronenschalen und dem Saft einer Zitrone, gibt die abgetropften Karotten hinein und kocht sie ganz langsam in dieser Flüssigkeit weich. Die Karotten müssen vierundzwanzig Stunden mit dem Saft durchziehen, der sie ganz durchtränken soll, bevor man sie anrichtet. Will man aus Gurken ein Kompott kochen, dürfen die ausgewachsenen Gurken noch keine Kerne haben. Man schält sie alsdann, schneidet sie in gleichgroße Würfel, kocht sie in siedendem Wasser einmal ab und läßt sie abtropfen. Apfelwein wird mit Zimt, Nelken, Zitronensaft und Zucker aufgekocht, die Gurkenwürfel werden in den heißen Saft gelegt und darin vierundzwanzig Stunden stehen gelassen.

Tomatenpuffer. 500 Gramm kleingeschnittene frische Tomaten werden mit Salz, wenig Pfeffer und geriebener Zwiebel im eigenen Saft weichgeschmort, abtropfen gelassen und dann durchgestrichen, so daß man einen recht dicken Brei erhält. 1 Kilogramm am Vortage gekochte kalte Kartoffeln reibt man fein, gibt den Tomatenbrei, ein Ei, eine geriebene Zwiebel, Salz und so viel Mehl hinzu, daß man einen nicht zu weichen Teig erhält. Von ihm sticht man mit einem Löffel Klößchen ab, drückt sie in der Pfanne, in der man Bratfett heiß werden ließ, zu kleinen Puffern auseinander und brät diese auf beiden Seiten goldbraun. Zu den Tomatenpuffern gibt man Bohnensalat.

Hessische Bauernspeise. Aus frischen, entsteinten Zwetschen oder gut vorher geweichten Dörrzwetschen kocht man auf bekannte Weise ein Kompott. Aus 500 Gramm Mehl, einem halben Liter Magermilch, 50 Gramm Margarine, etwas Salz und zwei Eiern (Eierkeks) nebst einem halben Paket Backin bereitet man einen ziemlich festen Teig, der kräftig geschlagen werden muß. Von ihm werden mit dem Löffel Klöße in siedendes Wasser abgestochen und darin gargemacht. Die Klöße werden mit dem Obst gut durchmengt und kleine gebratene Speckwürfelchen darübergestreut.

Haferflockenkuchen mit Obst. Aus zwei Tassen Haferflocken, ebensoviel Mehl, 150 Gramm Zucker, einer Tasse Milch und einem Paket Backpulver wird ein Teig zusammengerührt, von dem man auf ein gut gefettetes Blech eine Platte streicht und goldgelb bäckt. Vorher schmort man beliebiges Obst, das man nach dem Erkalten auf die abgekühlte Kuchenplatte füllt. Man kann über das Obst noch eine Creme aus Puddingpulver streichen und diese mit geriebenen Nüssen und etwas geriebener Schokolade bestreuen, dann ist dieser einfache Kuchen fein und wohlschmeckend.

Diese Vorschriften geben nur eine kleine Auswahl preiswerter Speisen, und sie bilden nur den Anfang einer hin und wieder in dieser Zeitschrift erscheinenden Folge

Digitized by Google

Was man zum Herbst trägt.

Die neuen Jackenkleider bevorzugen immer wieder die halblange oder längere Jacke mäßig losen Schnittes. Die elegante Schneiderjacke zeichnet sich durch größte Schlichtheit und sparsame Garnitur aus. Neu ist die Vorliebe für eine Art Stuartkragen und ähnliche Gebilde, die den Hals ziemlich hoch umschließen. An den Mänteln macht sich viel Neigung für die lose, stark verlängerte Taille geltend, der der Rockteil dann meist leicht gereiht angesetzt ist. Die mäßig weiten Röcke sind teils glatt, teils mit seitlich gelegten Faltenbahnen versehen. Tressen und sonstige Besätze werden, wie an den Jackenschößen, gern an die Seite verlegt.

Abb. 86. Das zierliche Kindermäntelchen aus braunem Samt war an unserer Vorlage mit einer gleichfarbigen Soutachestickerei ausgestattet, die den Ansatz des Ärmels deckte und sich gleichzeitig etwas an den Vorderteilen und im Rücken fortsetzte. Als Halsumrandung ein hochzustellender Kragen, vorderer Knopfschluß. Sein Schnitt ist in 30, 32, 34, 36 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. und das Aufplättmuster zur Stickerei zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 1,60 Meter.

Abb. 87. Beigefarbener Stoff mit dunkelgrauen Streifen diente zur Herstellung des Jackenkleides. Die halblange Jacke ist lose gehalten und im Taillenschluß durch ein ganz schmales, sandfarbenes Ledergürtchen zusammengenommen. Der breite, quergestreifte Rückenteil ist ebenso wie die gleichfalls quergenommenen Vorderteile den seitlichen Teilen aufgesteppt. Der verbreiterten Schulter ist der Ärmel glatt angesetzt. Seinen Abschluß bildet eine angesetzte, leicht geschweifte Manschette. Der schlankfallende Rock ist oben leicht eingereiht und durch einen Gürtel abgeschlossen. Der Vorderbahn sind oben außerdem noch taschenartige Patten aufgesetzt, die scheinbar durch Knöpfe gehalten werden. Schnitt vorrätig in 96, 100, 108, 116, 125 Zentimeter Hüftweite zu 3 M., für die Jacke in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,50 M. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 2,20 Meter, für den Rock 2 Meter.

Abb. 88. Die lose Jacke hat glatte, durchgehende Vorderteile, während dem glatten Rücken das wie eine breite Quetschfalte wirkende Schoßteil angesetzt ist. Dem schmalen Seitenteil ist eine sich in der Mitte begegnende Plisseefaltengruppe als Schoßteil untergesetzt. Der lose umgelegte Gürtel ist unter dem Seitenteil hindurchgeleitet und vorn geschlossen. Den Vorderschluß bilden Knöpfe. Der gestellte Kragen kann beliebig hochgestellt werden. Die schlanke Wirkung des oben leicht gereihten, in einen schmalen Bund gefaßten Rockes wird keineswegs durch die an jeder Seite befindlichen Faltengruppen beeinträchtigt. Die eine Falte bildet die Vorder- und Hinterbahn, unter der an jeder Seite eine zweite Falte hervorkommt, die in Hüfthöhe mit einer Ecke abschließt. Der Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der der Jacke in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3,50 M erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 2,60 Meter, für den Rock 2,05 Meter.

Abb. 89. Dieser Herbstmantel aus leicht gerauhtem grauen Stoff erhält seine Garnitur durch großkarierte Aufschläge. Der lange, lose Leibchenteil schließt vorn mit zwei Knöpfen; den spitzen Ausschnitt umrahmt ein karierter Schalkragen. Der breiten Schulter ist der Ärmel glatt angesetzt, ein breiter, karierter Besatzteil bildet seine Garnitur. Kariert sind auch die Patten, die über die großen, aufgesetzten Taschen fallen. Der Rockteil ist ganz leicht eingereiht und dem Leibchenteil untergesetzt. Zu diesem praktischen Mantel ist der Schnitt in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 3,20 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 86 bis 89 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenweite gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte. Dem Betrage sind 40 Pf. (Ausland 80 Pf.) für das Porto beizufügen.

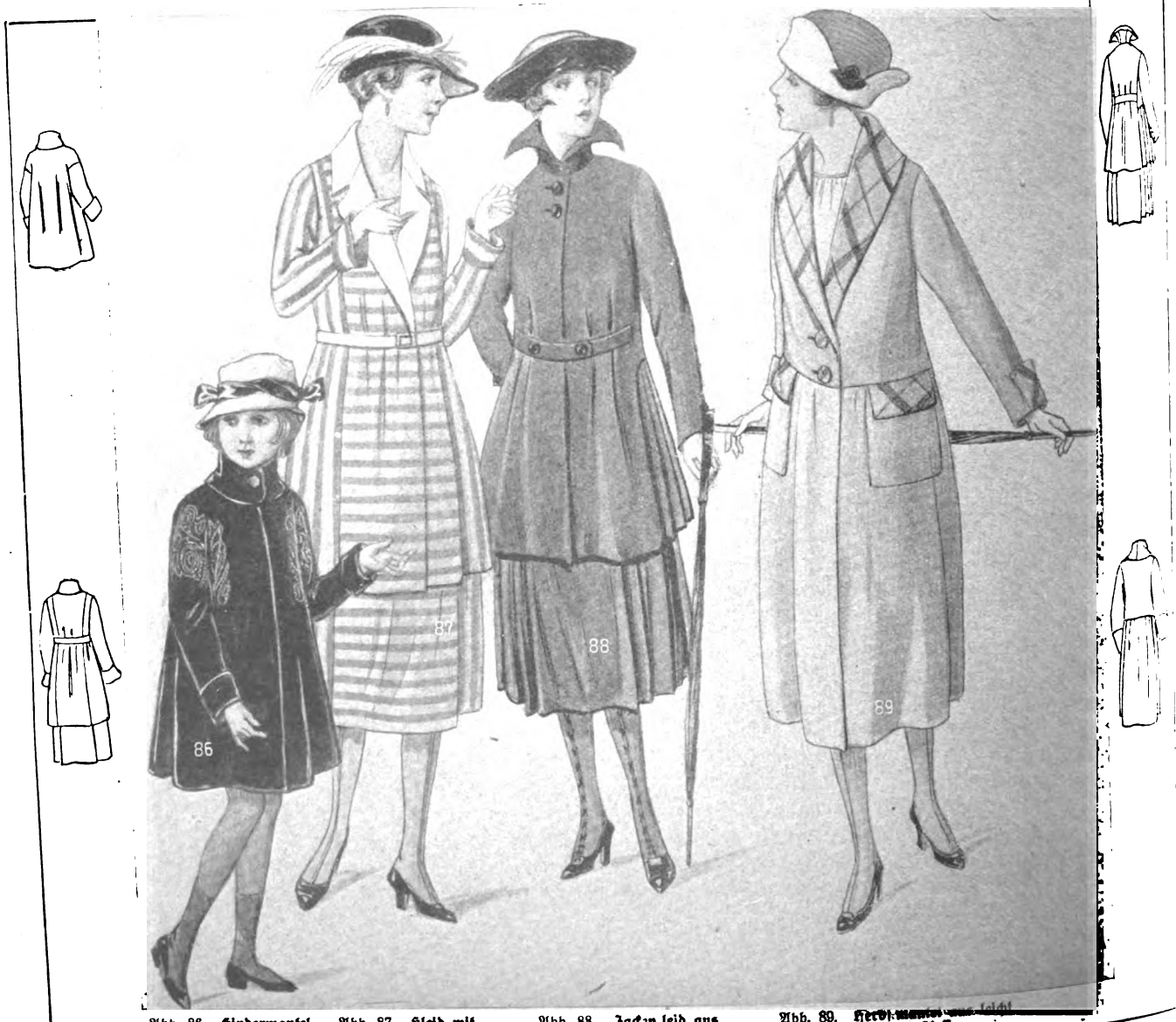


Abb. 86. Kindermantel aus braunem Samt. — Abb. 87. Kleid mit halblanger Jacke. — Abb. 88. Jackenkleid aus brauner Gabardine. — Abb. 89. Herbstmantel aus leicht gerauhtem Stoff.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 ▪ Nr. 35 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Aus der Mappe: Die Schönheiten der deutschen Landschaft. 32 Federzeichnungen. Verlag von Franz Schneider, Berlin-Schöneberg

Herbert Kuron: Riesengebirgsbaude.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (8. Fortsetzung) . . . . . . Seite 569
Die beiden Alten. Radierung von Ernst Bischoff-Culm . . . . „ 569
Schlafendes Kind. Zeichnung von E. Gericke . . . . „ 571
Das Gesicht Deutschlands. Von Friedrich Hussong. (Mit Abbildungen) . . „ 573
Die deutsch-amerikanische Dichtung. Von Otto Lohr, New York . . . . . . „ 576
Harry Christlieb: Affenfamilie Marmor). (Abbildung . . . . „ 577
Farbe und Düfte der Kindheit. Von Karl Röttger . . . . Seite 579
Der verzauberte Blumentopf. Federzeichnung von Walter Wellenstein . . „ 579
Napoleoniden. Von Dr. A. von Wilke. (Mit Abbildungen . . . . „ 580
Vom Bauern Sergei. Von Georg Holland . . . . „ 582
Streiflichter . . . . „ 582
Die Welt der Frau: „Nur keine Gesellschafterin!“ Skizze von Irene Braun „ 583

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Ascaridin das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Musikinstrumente aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig 43 Querstr. 26/28
Preisliste frei.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf- u. Tausch-Verkehr

Vollbesetztes Töchterheim

in herrlich gelegenem Badeort umständehalber zu **verkaufen.** Zwei Villen mit gr. Waldpark. Gef. Angebote an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** unter **M. 7315.**

Stellengesuche

Suche für meine Tochter,

24 J. alt, zum 1. Sept. od. später auf einem kleinen Gut od. Försterei eine Stellung zur

Erlernung des Haushaltes

bei vollem Familienanschluß. Zuzahlung nach Übereinkunft. Umgebung von Hannover bevorzugt. Off. unt. **M. 1207** an **Annonc.-Exped. Carl Ludewig, Hannover, Georgstr. 23.**

Gebildetes Fräulein, Beamtentochter, Halbwaise, 25 J., musik., sucht Aufn. in nur feiner Fam. od. bei alleinsteh. ält. Dame ohne gegens. Vergüt. zur Gesellsch. d. Dame u. zur weit. Ausbild. i. Haushalte. Beding. vollst. Familienanschl. Ang. u. **P. 7495** bef. **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Stellenangebote

Jungfer,

welche selbständig schneidern kann, wird baldigst gesucht. Offerten mit Bild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen an Privatsekretär **Stolpe, Baruth (Mark).**

In der staatlich anerkannten

Krankenpflegeschule im Stadtkrankenhaus Offenbach am Main

können noch einige **gesunde junge Mädchen** mit guter Familienerziehung und höherer Schulbildung unter günstigen Bedingungen Ausbildung finden. Näheres durch die

Oberin der Schwesternschaft des Stadtkrankenhauses Offenbach a. M.

Suche zum 1. Oktober resp. 1. November ein

1. Hausmädchen

mit guten Zeugnissen, perfekt im Zimmerreinigen, Servieren, Bügeln und Ausbessern, und ein

2. Hausmädchen,

das in allen häuslichen Arbeiten mit zur Hand gehen kann. Zeugnisse, Gehaltsforderung u. Bild einsenden an **Frau A. Diesner, Domin. Mustin, Kreis Herzogt. Lauenburg.**

Aeltere Wirtschafterin,

welche einen Geschäftshaushalt (3 Personen) selbständig führen kann, in allen Zweigen eines Haushaltes perfekt ist, wird sofort gesucht. Dienstmädchen vorhanden. Offerten mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen erbeten a. **Apotheker C. A. Hinüber, Drogerie zum goldenen Adler, Sangerhausen.**

In den Städt. Krankenanstalten Dortmund

(staatlich anerkannte Krankenpflegeschule)

finden **Lernschwestern** mit gut. Schulbild. (nicht unt. 21 J.) f. gründl. Ausbild. unt. günst. Bed. Sofortige Gehaltszahlung. Auch **staatlich geprüfte Schwestern** können aufgenom. werden. Meld. m. Lebenslauf an Oberin **H. Meyer.**

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Vermischtes

Wer sein Kind

von Hause weg in eine Unterrichts-Anstalt oder Pension geben will, bevorzuge bei Wahl eines Instituts stets solche, die in unserer „Gartenlaube“ verzeichnet sind, und nehme bei allen Anfragen stets auf die „Gartenlaube“ Bezug.

Suche für meine Schwägerin, 30 J. alt, blond, wirtsch., sehr musik., vermög., w. Mangels an Herrenbek. gebild. Hrn. i. gut. Lebensst. zw. Heir. Str. Diskr. erb. Off. m. Bild u. **J. 7491** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Für meine Freundin, 28 J. alt, angenehme Ersch., dunkel, aus gutsit. Fam., tücht. im Haushalt, musikal., suche Lebensgefährten zw. Gründ. eign. gemütl. Heims. Str. Diskr. erb. Off. m. Bild u. **K. 7492** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Feingeb. Fräulein, am Rhein, 25j., ev., mus., häusl. erzog., wünscht m. geb. Herrn, bis 40 J., Briefw. zw. Heirat. (Verm. jetzt 35—40 000 M., spät. 20 000.) Gefl. Zusch. u. **A. 7485** erb. an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Zwischen Sommer u. Herbst! Welcher vorn., edeldenkende Herr würde einer ebensolchen Dame, jedoch ohne Vermögen, Herz u. Heim bieten? Bin 42 J., „Schwester“ seit frühest. Jugend, Waise, stamme aus erster Familie, mittelgr., vollschlank, sonniges Wesen, feingeb., häusl. u. prakt., musik. Während des ganzen Krieges im Felde tätig gewesen. Offerten unter **F. T. 16197** an **Ala-Haasenstein & Vogler, Frankfurt a/M.**

Fabrikantentocht., 32, f. wirtschaftl., heirat. Fabrikbes., Großkauf., Akad. Mitgift: 75 000 M., g. Wäsche, a. Möbel. Tunlichst Bildoff. **Z. 7500** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Treue Lebensgefährtin suche ich für m. Neffen, Kolonialb., Gutsbesitzerf., Mitte 30, gr., vorn. Ersch., mit über 100 000 M. Verm., da er i. d. Heimat fremd. Nur ernste u. vorn. Bewerber find. Berücks. Vermitt. d. Elt., d. i. Kind ein. ges., nücht. u. charakterf. Mann v. vorn. Ges. anvertr. woll., ang. Diskr. Ehrens. Off. erb. u. **W. 7499** an **August Scherl G.m.b H., Berlin SW 68.**

Höh. Staatsbeamter (Akad.), 41 J., ev., gesund, v. gut. Auss. u. Char., vrm., sucht geb., gr., hübsch. Lebensgef., blauäug. u. m. voll. Haar. Verm. u. mus. Begb. erw. Ausf. Ang. u. **M. 7494** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ingenieur, in den Dreißigern, in sicherer Stellung, mit gutem Einkommen, außerdem gut situiert, in einer nordd. größeren Stadt (aber nicht an diesen Wohnsitz gebunden), stammend aus ländl. Verhältnissen, sehr naturl., mit vielseitig. Interessen, wünscht Briefw. mit ansehnl., gebild., wirtschaftl. tücht. Dame, von einfachem, natürl. Wesen, möglichst aus ähnlichen Verhältnissen, zwecks harmonisch. Ehe bei gegenseitig. Neigung. Nur Damen mit tadelloser Vergangenheit, wahrer Herzensbildung und liebevoll. Gemüt werden frdl. gebeten, gegen Zusicherung taktvollster Beachtung aller Wünsche, vertrauensvoll ausführlich zu schreiben unter **P. 7478** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Akadem., Dr. phil., i. Indust. tätig, Christ, 32 J. alt, symp. Charakt. u. Auß., ersehnt z. H. Bek. mit jung. Dame v. heit. Wesen u. gediegener Herzens- und Geistesbild. Zuschr. m. Bild unt. **Hg. E. 1010** an **August Scherl G. m. b. H., Hamburg.** Diskr. selbstv.

Wahres Eheglück!

Export-Kaufmann, 31 J., evgl., Inhaber einer anges. Firma mit hoh. Verdienst, Witwer mit 2 lieben Mädchen von 4 u. 5½ J., mit größ. Vermögen und prachtv. Einricht., wünscht Dame aus **guten Kreisen** als liebevolle Mutter seiner Kinder glücklich zu machen. W. ausf. — nicht anon. — Briefe mit Ang. ü. Fam.- u. Verm.-Verh. u. **J. L 100** an Frau Direktor **Marga Evers,** Dresden, Lindenaustraße 8.

Deutsch-Amerikaner,

Jungges., Landwirt, 40 J., 1,75 m gr., ev., stattl. Ersch., friedl. Charakter, g. Allgemeinbildg., 400 000 M. Verm., s. liebe **Lebensgefährtin** von 26 bis 38 J. Witwe ohne Kinder angen., auch gerne Einheirat in Gut oder Hof. Zuschr. unt. **L. 7493** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2490
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Charakter - Schicksal
Geburtsd. u. Schriftpr. 5 u. 10 M.
Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23.

Ob.-Beamter d. Zolldienstes stattl. Erschein., kleines, aber behagl. Heim u. Vermögen vorh., sucht kunstverständige gebildete Dame zwecks baldiger

Heirat

k. z. l. Auf Ausst. u. Vermög. wird nicht Hauptwert gelegt. Zuschr. unter **Hg. D. 1006** bef. **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

Rosige Wangen von ... Kolorit erhöh. Liebreiz ... heit machtvoll. Jugend... natürl. Wangenrot von ... Lebensfrische. Fl. M. 5.50 ... **Otto Reichel, Berlin** **SO., Eisenbah...**

Wissensch... jährig erprobtes Sp... Kräuterheilkunde ... rezepten und ...

Existe...

ohne Vorkenn... sehr gutem Eink... einmalige Abfindu... Näh. ...

№ 35 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

8. Fortsetzung.

Das Tennentor öffnete sich, und eintrat der Kreistierarzt.

Etta flog ihm entgegen. „Sie kommen wie gerufen! Doktor, helfen Sie mir! Ich will reiten. Und mein Mann glaubt es mir nicht erlauben zu können, weil — hm, seine Mutter nicht ritt.“

Edo Koch sah den Freund an und dann Frau Etta.

„Deine Frau scheint mir allerdings Gewicht auf die Erfüllung ihres Wunsches zu legen. Die Frau Ummo Schröters und die Töchter des Seefelder Lübben reiten zum Beispiel auch. Nach ärztlichem Urteil ist es für Frauen durchaus gesund.“

„Setz' Etta doch keine neuen Grillen in'n Kopp! Den Garten hat sie ja längst glücklich weg als meine Liebesgabe“, sagte Reimer Bojunga verärgert. „Sie ist Mutter und wird's vielleicht bald wieder sein! Ja, ich bin zu ängstlich! Will's gern zugeben! Aber dies ewige Wünschen, Wollen und Gutmachen und Doch-wieder-gerade-das-nicht-tun, was man selber gern sähe, macht nervös.“

„Wenn du ängstlich bist, wünsch' ich mir schon keinen Damensattel mehr“, lenkte Etta ein. „Dann setz' ich mich wie ein Mann aufs Roß. Das ist sicherer. Papa sagt's auch. So bin ich in San Franzisko mit geritten —“

„Hier reitest du aber nicht so! Das wär', wahrhaftig, grade das wäre! Eben aus den Haulern'raus, und nun noch wieder so 'ne neue taktlose Geschichte! Frau, erinnere dich doch bloß an das, was du mir gestern gesagt hast! Du wirst in den nächsten Monaten doch sowieso nicht ans Reiten denken können.“

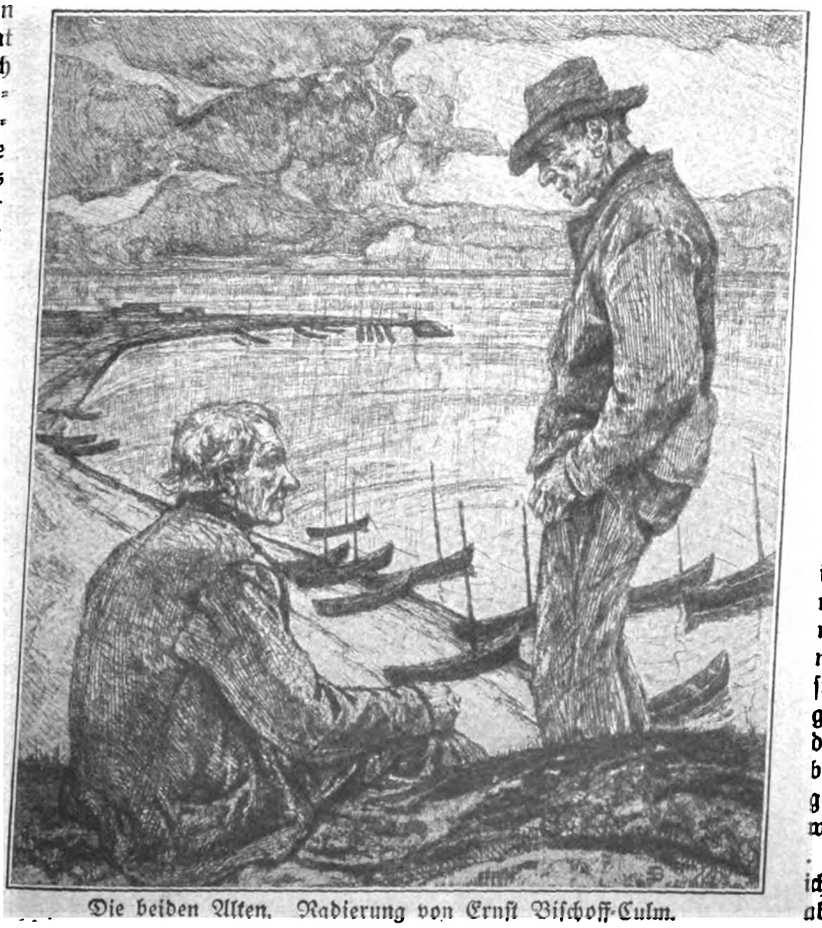
„Ja, allerdings — da hast du — leider recht! Na, aber dann später! Dann schenkst du mir Dedo, wenn wieder getauft ist. Dedo, mein Liebling — komm, komm — du bleibst — doch wenigstens hier —“

„Und der andere Bursche da mag auch hierbleiben! Ich schenke dir schon heute beide Füchse, Frau! Aber reiten wirst du sie nicht. Ich selber werde sie dir einfahren. So hast du ein Paar Kutschpferde wie keine zweite Butjadinger Hofbesitzersfrau rundum.“

Freilich, Etta war damit nur halb zufrieden.

Edo Koch, dessen rundes, rotes Gesicht mit dem Semmelschnauzbart glühte, sprach, während er sich mit der Hausfrau dem Windfang langsam näherte, freundlich erregt auf sie ein: „Sie sehen doch, wie gut Ihr Mann es mit Ihnen meint, wie weit er Ihnen entgegenkommt!“

Frau Etta schüttelte trübe den Kopf. „Den Garten, ja, den hat er mir geschenkt! Aber in ihm — ich sehe es kommen — hab' ich in einigen Jahren nichts mehr zu tun! Dann sind auch die Kinder größer und werden nach der Schule in Oldenburg oder Bremen fortgegeben. Dann sitz' ich wieder allein und kann . . . Ach Gott, wenn ich Reimer wenigstens abends vorlesen dürfte!



Die beiden Alten. Radierung von Ernst Bischoff-Culm.

Digitized by Google

Musizieren mag er nicht. Aber beim Lesen schläft er auch ein. Ich hab' sogar schon daran gedacht, die alte Köchin gehen zu lassen. Das hält Reimer aber für grausam. Und ich muß ihm darin recht geben. Ach Gott! Ach Gott! Ich hab' eben zuviel überschüssige Kraft! Hier ist alles so beengt, ich möchte —"

„Sie sehen zu schwarz, Frau Bojunga! Freuen Sie sich jetzt mal über die beiden schönen Füchse! Das Selbstkutschieren hat auch seinen Reiz. Sie fahren dann mit den Kindern, wenn sie in den Ferien bei Ihnen sind. Und sind sie nicht da, na, so fahren Sie eben ohne die Kinder! Das Alleinfahren — Sie sehen es doch an mir — erhält frisch! Und schließlich, wenn alle Stricke reißen, gut — holen Sie mich ab! Ja, ja, Frau Etta, holen Sie mich ab! Wir zwei — was meinen Sie? — wollen uns schon vertragen — reisen zusammen in die weite Welt hinaus! Hier — da, schlagen Sie ein! Können sich jeden Augenblick auf mich verlassen! Ja, ja — so machen wir's!"

„Ach, schweigen Sie doch, Bester! Ich fühle, wie ehrlich Sie es mit uns meinen! Aber ich sehe nicht zu schwarz in die Zukunft. Überall lauern auf mich ja schon die Gespenster. Im Garten drüben guckt was herüber. Und hier im Gang ist mir auch schon wer begegnet. Tante Sebke weiß etwas, was sie nicht sagen darf. Aber das, lieber Doktor, kann ich Ihnen gar nicht so schnell erzählen."

„Wenn Sie nur wollen und mir vertrauen, können Sie's doch! Sie wissen, ich bin zugleich der beste Freund Ihres Gatten."

„Das — das ist's ja gerade, Doktor! Sie sind der Jugendfreund meines Reimer. Sie und Tante Sebke — Sie beide müssen — müssen es wissen. Und darum, weil Tante Sebke schweigt, werden Sie es mir jetzt sagen. Denn Sie sind auf der Universität mit meinem Mann immer zusammengewesen. Da muß er Ihnen doch erzählt haben von den Seinen. Und Sie werden Reimer in den Ferien hier sicher auch mal besucht haben. Ich weiß von allem so gut wie nichts. Wenn ich meinen Mann nach Edos Frau frage, weicht er mir aus. Doktor, wie war meines Schwagers Frau? Doktor, wie stand mein Mann zu ihr? Sagen Sie mir, hat Reimer vielleicht die Frau seines Bruders selbst — gerngehabt? Hat Reimer die Tote vielleicht, bevor sie Edos Frau wurde, selbst leidenschaftlich — leidenschaftlicher als mich, seine Frau — geliebt?"

Der Hörer war sehr ernst geworden. Er fühlte das Zittern des Armes und der Hand der Frau, die ihm plötzlich so schwer an der Seite hing, daß es ihn im Gehen behinderte. Daher blieb er mit ihr stehen und sagte ruhig: „Liebe Frau Etta, wenn Ihr Reimer den Vorhang vor seine Vergangenheit zieht, wird ein Mann wie er seine Gründe dafür haben. Ich als Freund habe zu schweigen, obwohl mir niemand verboten hat, darüber zu reden. Ich kann Ihnen nur raten: Fragen Sie ihn selbst!"

Heftig entzog Frau Etta Bojunga ihrem Begleiter Arm und Hand. Zornig funkelte sie ihn an. „Wie, was glauben Sie denn? Ich — ich ihn fragen? Wenn er's mir nicht selber sagt: Ich frage ihn nicht! Nie! Ich sage Ihnen: niemals!"

„Dann dürfte ich meinem Freund vielleicht einen Wink geben, einen guten Rat erteilen?"

„Nein, nein! Auch das nicht! Ich — ich verbiete es Ihnen! Ich — ich muß Sie bitten, nun dringend darum bitten, es nicht zu tun! Schonen Sie meinen Stolz! Sagen Sie ihm nichts! Nur unbeeinflußt hätte sein Geständnis Wert für mich. Ich will Sie auch nie wieder mit Fragen bestürmen! Ich weiß genug! Ich hab' es längst gewußt. Ich — ich sehe überall ein Gesicht, das mir fremd ist! Doktor, kennen Sie Mittagsgespenster? Ich habe bislang auch nicht an so was geglaubt. Aber hier in der Marsch, da hat Reimers alte Wirtschafterin und Verwandte ganz recht, ist alles möglich! Es gibt Mittagsgesichte. So, und nun haben Sie auch eins gesehen!" Knallend flog die Stubentür hinter Frau Etta ins Schloß. Hoch erhobenen Hauptes war Etta den Blicken Dr. Edos Kochs entschwunden.

Der Kreistierarzt schüttelte den Kopf. Er ging durch den Windfang zurück, seinen alten Jugend- und Studienfreund zu suchen, der, ganz in Gedanken versunken, bei den Leuten auf der Dreschtenne zurückgeblieben war. Der Besucher schob ihm die Hand unter den Arm. „Komm, Alter! Hab' mit dir ein ernstes Wort zu reden."

Und so ging Edo Koch wie kurz zuvor mit der Hausfrau, jetzt den Hausherrn am Gängelband führend, langsam die Tenne entlang nach dem Windfang. „Du mußt für Zeitvertreib deiner Frau sorgen", sagte er. „Sie fängt Grillen."

„Mein Gott, ich liebe Etta! Hab' ich denn nicht alles für sie getan? Garten — Pferde — hm, meinen Jungen, alles hat sie! Aber meiner lebhaften Frau scheint das alles noch nicht genug. Spielt mir alle Tage Theater. Hast's selbst gesehen. Mußt es doch selber zugeben! Gemütlich ist das nicht! Und erst recht nicht, wenn ich in meinem Zimmer bei der Arbeit bin! Es stört und erschreckt mich. Sie meint es ja gut! Bums fliegt mir Hajo ohne Windel — halb nackt auf'n Schoß! Gerade zwischen meine Feder und meine Handschriften! Dann hab' ich oft die Beschwerung. Etta will sich jedesmal totlachen. Mir ist das, weiß Gott, nicht spaßig."

„Es zeigt den gesunden Übermut, die Lebenslust deiner Frau. Sei dankbar dafür! Du und sie an die rechte Stelle gesetzt, nicht hinterm Deich auf dem faulen, stillen Marschenhof, ihr ergäbt ein wahres Arbeitermusterpaar. Sorg' doch bloß für Zerstreuung, damit die Grappen in Frau Etta nicht überhandnehmen! Besuch' mit ihr die jetzt neu beginnenden Konzerte!"

„Ich bin unmusikalisch."

„Aber sie liebt die Musik."

„Würdest du es an meiner Stelle tun? Koch, bist als echter Butjadinger genau so musiklos wie ich!"

„Ich tät' es gewiß, alter Junge! Morgen abend hält mein Wagen vor eurem Berg. Ich hole deine Frau ab. Hab's schon halb mit ihr verabredet. Darfst dich uns anschließen."

Etta dankte dem Hausfreund gerührt, da sie von seinem Vorhaben hörte.

Und wirklich hielt am andern Abend die „Kreistierarztequipage", der flotte Einspänner, vor der Tenne der Bojunga. Das Ehepaar fuhr mit Edo Koch zum Konzert nach Nordenham.

„Na, das wäre noch schöner!" rief Reimer nach Heimkehr, als Etta ihm drohte, falls es bei seiner Weigerung bleibe, mit Edo Koch allein das Schauspiel in Oldenburg zu besuchen.

„Wir haben bloß deinetwegen keine Oper, die mir auch lieber wäre, gewählt. Du gehst mit, Reimer!"

„Ich kann nicht. Meine beste Kuh liegt in hohem Fieber. Ich muß meine Pflicht tun und auf dem Hof bleiben."

„Du wählst von zwei Pflichten die kleinere! Nein, deine Hauptpflicht ist, mich zu begleiten. Sanitätsrat Edzard hat dir doch selbst gesagt, Zerstreuung sei für mich Lebensnotwendigkeit in meinem Zustand — gerade jetzt! Aber du denkst mehr an dein Vieh als an deine Frau!"

„Das nimmst du zurück! Das wirst du mir zurücknehmen müssen! Ja, ich fahre mit, Etta! Es ist abscheulich empörend!"

Der Kreistierarzt bekam im letzten Augenblick eine dienstliche Behinderung. So fuhr das Ehepaar allein.

Als es zurückkehrte, lag die Kuh tot im Stall.

Dem Hofbesitzer standen die Tränen nahe. „Das meine Schuld! Hätte ich mich nicht bereden lassen — ich glaube bestimmt, die Kuh, das arme Tier, wär' noch am Leben! Mein wertvollstes Stück dabei."

Digitized by Google

Schlafendes Kind. Zeichnung von E. Gericke.

„Ich werde gern auf jedes Weihnachsgeschenk verzichten", erwiderte Etta kleinlaut, die den Vorfall des Gatten wegen ehrlich bedauerte Im stillen häufte sie die heftigsten Vorwürfe auf sich.

„Ach Gott, so meint' ich es nicht", lenkte Reimer ein „Aber du hast mich daran gehindert, meine Pflicht zu tun Und schlimmer noch: Ich, der Mann, bin nicht fest genug gewesen. Ich hätte dir nie und nimmer darin nachgeben dürfen."

Weihnachten lag in der Stube mit dem dicken rotweinfarbenen Smyrnateppich der Tisch doch voll kostbarer Geschenke. Und Klein-Hajo, nun schon fast neun Monate alt und größer und kräftiger als manches Kind doppelten Alters, kreischte in die Lichterpracht des brennenden Baumes

Tante Sebke kam und nahm die Bescherung in Augenschein Und weil sie die ungeteilte Freude sah, trat sie geräuschlos als Mahnerin an den Familienvater heran, um plötzlich überlaut zu fragen und zu sticheln: „Denkst du an die tote Kuh? Du, Reimer, die würde ich unter der Bank, wo die f—chöne Ulme verf—chwunden is, begraben af—chen! Da wachf—chen die neuen Bäum—chen bef-cher"

„Tante du brauchst mich an meine Pflichtvergessenheit nicht zu erinnern! Daß ich meine Schuldigkeit nicht getan habe, weiß ich. Es wird so leicht nicht wieder passieren"

Wütend auf den alten Hausdrachen, löschte Etta die Wachskerzen Die Feststimmung war verflogen

Dennoch zeigte sich Frau Etta unverbesserlich Als am zweiten Festtag Edo Koch als Festgabe Theaterkarten für die nächste Wagneraufführung in Bremen brachte, war sie bereit, dem Ruf zu folgen, mit Dank anzunehmen.

„Nein!" entschied Reimer sofort „Ich fahre diesmal bestimmt nicht mit."

„In Trauer um die Kuh", spottete die Gattin. „Ich hab' mir mehr als die halbe Festzeit durch Gedanken an die Kuh versauert. Nun ja, wir hätten dich in diesem Fall nicht überreden dürfen! Es war unrecht, Reimer! Daran ist leider nichts mehr zu ändern. Aber heute liegt kein Grund dazu vor, unsere Lebensfreude zu hemmen Deine Schwerblütigkeit ist dir und mir eine Last. Reimer — ich fahre"

„Ja, gut — fahr doch!"

„Fahr doch! Fahr doch! Das kannst du leicht sagen oder — ja, Doktor Koch, Sie können auf mich rechnen!"

„Etta, du gehst nicht!"

„Werde schon wissen, was ich tue!"

Bei Edos Kochs Aufbruch lagen die Karten für die beiden Opernplätze noch auf dem Eßtisch.

Im Rücken ihres Mannes griff Frau Etta die Karten auf und schloß sie in ihren Nähtisch ein.

Als Tag und Stunde gekommen war, da für die Fahrt nach Bremen hätte gerüstet werden müssen, stand Doktor Reimer Bojunga schon auf dem Sprung, zum Besuch einer landwirtschaftlichen Versammlung ins Dorf zu gehen.

Digitized by Google

„Mann," rief Etta hell, „fährst du nicht mit — nach Bremen?"

„Fahr nur!"

„So, erlaubst du?"

Auf dem Gartensteig — über die Graftbrücke ging der Hofbesitzer davon.

Frau Etta handelte von nun an wie im Fieber — wie in wachem Traum. Sie befahl Eka, die sie als völlig zuverlässig kannte, ausschließlich bei dem Kleinen zu bleiben. Sie gab für den nächsten Tag den Küchenzettel bekannt, kleidete sich um, wählte ihr schlichtgraues Straßenkleid, dazu den einfachen Hut mit Band, und packte die Handtasche.

So erschien sie auf der Tenne, wo sie Johann anwies, das „Milchpferd" vor den Einspänner zu schirren. Sie müsse sofort nach der Stadt.

Johann zögerte nicht. Bald war alles bereit, und das Pferd trabte auf der Heerstraße davon.

Als Etta vor Edo Kochs Haustür halten ließ, bog der Einspänner des Kreistierarztes von der entgegengesetzten Seite um die Ecke.

Edo Koch starrte die Frau seines Freundes an.

„Ja, da bin ich", frohlockte Etta und glitt behutsam vom Wagen. „Nun machen Sie mich lächerlich vor meinem Mann, wenn Sie Mut dazu haben! Lassen Sie mich hier stehen — hm, dann, lieber Doktor, wär' es mit unserer Freundschaft aus für immer. Sie kennen doch Frau Etta Bojunga! Schnell, kommen Sie! Sie haben 's sich eingebrockt. Jetzt löffeln Sie den Brei mit mir aus; Sie sind mein Reiseführer — wohlan!"

„Im Ernst?"

„Ja, Doktor!"

„Den Deubel auch! . . ."

„Doktor, der Zug wartet nicht!"

In Kürze stand der Kreistierarzt Doktor Edo Koch, ebenfalls mit einer Handtasche ausgerüstet, neben Frau Etta Bojunga reisefertig auf der Straße. — —

Einen halben Tag lang sprach der Gatte mit seiner Frau kein Sterbenswort, als sie am nächsten Mittag bei ihm und dem Jungen wieder angelangt war.

Aber, da die Nacht ihre Schatten über das Bett des Ehepaares gebreitet hatte und Reimer das anhaltende leise Weinen seiner Frau nicht mehr ertragen konnte, faßte er mit der Hand hinüber und zog Frau Etta stumm zu sich heran. „Siehst du ein, wie töricht du gehandelt hast?" fragte er halblaut.

Keine Antwort.

„War 's denn schön — in der Oper?"

„Ich habe genossen — für dich und Lütt-Hajo mit! Edo Koch hat mich hernach ins Hotel gebracht und ist selber zu seinem Freund gegangen. Aber ohne dich — Reimer, kann ich ja gar nicht mehr sein! Als Koch fort war, begab ich mich gleich zu Bett und hab' die ganze Nacht — geweint und nur gegen Morgen lange von dir geträumt."

„Was denn, Etta?"

„Nun, daß du an meinem Grab ständest und sehr traurig wärest. Reimer, würdest du noch weinen — heute, wenn ich jetzt wirklich stürbe?"

„Etta, Etta! Wie kannst du fragen!"

„Ja, doch — doch! . . . Ich weiß, du hast die Toten — deine Toten gern. Wär' ich auch tot, so würdest du mich liebhaben, wie's dir nicht möglich ist, solange ich noch bei dir bin. Aber vorher, ehe dies geschieht, muß ich Lütt-Hajo noch sein Brüderchen bringen und dir den zweiten Sohn."

„Meine Etta! Mein Weib! . . . Ich errate, warum du dich so grämst. Man hat dich und Koch im Theater gesehen und mich in eurer Gesellschaft vermißt, euch hämisch angesehen oder euch angesprochen und gewitzelt. Ja, siehst du ein, daß dein Benehmen auffällig war, daß man es vermeiden muß, die Blicke unnötig auf sich zu ziehen, und daß du in den Augen der Leute nun völlig unmöglich geworden bist?" Da der stille Mahner den Druck ihrer Hand in der seinen spürte, begann er noch einmal: „Dich kenne ich. Und wenn ich nicht wüßte, welch guter, lieber Kerl, das reinste Kind, Edo Koch von jeher gewesen ist, so müßte ich mit ihm brechen oder doch sehr böse auf ihn sein. Ihm die Meinung gründlich sagen — ja, das werde ich ohnehin! Und du darfst auf den Besuch des Neujahrsballs im Klub wohl nicht mehr rechnen."

„Da — das ist es ja, um was ich dich bitten möchte. Aber ich wagte es nicht. Laß uns den Ball auf keinen Fall besuchen."

„Großes, dummes Kind und doch so klug. Etta, man hat's nicht immer leicht mit dir! Freilich, böse sein auf die Dauer? Nein, Etta, das kann man — dir nicht."

In der Frühe stand Reimer mit Etta am Fenster.

Das Morgenrot warf seinen Schein in die weiße Kammer.

Reimer sah seinem Weibe lange in die Augen.

Und Etta schlug den Blick nicht nieder. — —

Gegen Mittag stürmte Dr. Edo Koch das Bojungasche Haus.

„Mensch — Menschenskind, was magst du von mir bloß denken?"

„Edo, hör': Du hättest klüger getan, die Frage vor eurem Streich an dich zu richten. Gedacht hab' ich, daß die Sache harmlos ist, weil zu öffentlich, um schlimm zu sein. Aber ein unerhört leichtfertiges Beginnen bleibt's, Edo. Unwürdig deines Alters. Denn meine Etta hast du — daran ist nicht zu rütteln — in unschönes Gerede gebracht. Es kränkt mich. Es beleidigt mich."

„Reimer! Hier — da!" Der Freund hielt beide Hände hin. „Mit wem soll ich mich schießen?"

„Dummer Junge!"

„Dummer Junge? Na, Reimer, da hört denn doch —"

„Steck' den dummen Jungen ruhig zur Pistole in die Tasche! So, und nun, Etta, der Herr Kreistierarzt will deine beiden Füchse sehen. Dedo lahmt. Ja, ja, das kennt man. Wenn Menschen und Tiere hintausschlagen, — folgt die Strafe. Etta, jetzt bitt' ich's mir aber aus! Sonst ist stolz und siegesgewiß! Laß — laß das Weinen!" — —

Noch stiller um Etta. Kein Konzert. Kein Klubball. Nicht die geringste Zerstreuung mehr. Endlich eine Kaffeeeinladung der Sanitätstöchter. Etta, nicht in Stimmung, dankte und blieb zu Haus.

Nur der Neujahrsgruß Papa Kapitäns, der gegen Ende des Hornung eintraf, brachte Frau Etta ins ewige Einerlei der Tage die erwünschte Anregung. Der Brief kam aus San Franzisko. Bedauerlich, daß die Scheidung der Eltern nun doch noch zur Tatsache geworden war. Darüber um so erfreulichere Nachricht von der Schwester. Unter dem väterlichen Schreiben stand: „Grüß' Euch Ihr Lieben, und meinen kleinen Neffen doppelt, auf den ich schon ganz stolz bin. Über sein Bild freute ich mich herzlich. Freilich, mein Bild kann ich Euch nicht schicken. Ein volles Jahr bin ich schon unter den Krankenschwestern. Doch erst, wenn ich mir die weiße Brosche mit dem Roten Kreuz erworben habe, laß ich mich für Euch photographieren. Solange müßt Ihr Euch gedulden. Es sei denn, daß ich Euch mich selber schicke. Denn ich gedenke mit Papas Erlaubnis mein Studium in Deutschland fortzusetzen. Wann? Darüber steht die Entscheidung noch aus."

Der Februar brachte stürmische Tage mit Schnee. Etta stand vor ihren Fenstern, auf deren Borten wie auf den Tischen vor ihnen die Kakteen blühten. Ihr Knabe, der von der Mutter längst nicht mehr getragen werden konnte, saß dann vor ihr, immer lallend, summend und singend, drückte das Näschen gegen die Fensterscheiben und folgte hellen Blickes dem winterlichen Flockenfall des Schnees.

Frau Etta folgte auch dem Flockenfall. Sie sah über den lockigen Blondkopf ihres Knaben und über ihre sorglich mit Tannengrün verpackten Rosenbeete hinweg auf die ver-

Digitized by Google

Sturm gepeitschten Eschen- und Erlenbäume. Solange ihr Liebling unter ihren Blicken spielte, kamen ihr keine Mittagsgespenster. Schlief aber der Kleine, und stand sie allein am Fenster, so trat sie wohl plötzlich erschrocken zurück, weil der Tanz in der Luft ihr den Sinn zu verwirren drohte und ihr ein Druck — nicht nur seelisch, nein, auch körperlich — fühlbar wurde.

Dann sank sie in den Lehnstuhl, schloß die Augen und glaubte hernach, aus tiefer Ohnmacht heraus zu neuem Leben zu erwachen. (Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht Deutschlands * Von Friedrich Huffong*)

Das Antlitz einer Gegend nennen wir Landschaft. Hundert Antlitze hat das deutsche Land. Sie scheiden sich voneinander, wie Menschenantlitze, durch Jugend und Alter, durch Härte und Weichheit, durch Strenge und Lieblichkeit. Und wie Menschengesichter anders blicken in Lust und Leid, in Zorn und Liebe, so blickt das Antlitz der Landschaft anders in Licht und Schatten, in der Melancholie eines Herbstregens, in der Lust eines Maisonnentages. Hundert Landschaftsgesichter in hundert wechselnden

Wummsee in der Mark. Federzeichnung von Willy ter Hell.

Stimmungen machen zusammen das Gesicht Deutschlands aus.

Wer kennt dies Gesicht? Niemand lernt es ganz aus. Die deutsche Landschaft ist ein Buch ohne Anfang und ohne Ende. Sie ist eine Bibel aus tausend Büchern. Du bist im Kahn über mecklenburgische Seen gefahren, über Haff und Hafen trugen dich Dampfboot und Fischerkutter, du sahst auf Rügen das Geheimnis der Hünengräber, du wandertest über blinkenden Kreidewänden durch die Säulenhallen smaragdener Buchenwälder und sahst Ozeane von Licht in die dunkle See stürzen; du fühltest die Öde der samländischen Küste. Auf der Kurischen Nehrung standest du und sahest gewaltige Wogen aus Sand, die hart vor dem jähen Überfturz der Welle erstarrt waren; gewaltige kahle Dünen, in die der Wind gestreifte Achatmuster gezeichnet hatte oder erstarrte leise Wellenkreise und tausend Landschaften wie von einer Mondphotographie. Windgetragenen Sand sahest du wie einen gesträubten Pelz über den breiten Rücken und den im Sturm atmenden Flanken der Dünen stehen und hörtest im Sang von Millionen Sandkörnern das Marschlied der wandernden Sandberge. Auf masurischem See bist du gefahren vom Tag in den Abend und sahest, wie der See um Mittag war wie ein blaues Auge, gegen Abend wie ein Rosenblatt, in der Dämmerung wie eine Perlmuttmuschel, wie ein Opal, und endlich in der Nacht wie eine ungeheure geheimnisvolle Tintenlache, die der Mond mit silbernem Streusand überglitzerte.

Über Weichselniederungen hast du von Uferborden geschaut, wo noch das Feste mit dem Flüssigen rang; auf den Stämmen des toten Waldes hast du den Strom befahren bis zum Meer. Auf ostpreußischen Weiden sahest du Herden von Pferden und in holsteinischen Koppeln von Knick zu Knick grasende Herden von Rindern. Zwischen märkischen Kiefern sahest du Sonne und Schatten über gleißende und matte Spiegel einsamer Seen spielen. Unter den Ulmen am Rande der Spreewaldwiesen fuhrest du auf flachem Kahn die hundert Wasserwege dahin. Die Heide sahest du rot aufglühen und braun verglimmen. Zwischen Wäldern träumten Klostergespenster, und auf Bergen geisterten Burgruinen. Du sahest die Wildheit der Alpen und die Lieblichkeit Thüringens. Du atmetest die arme Einsamkeit des Riesengebirges, — wenn nicht eben die Ferienprozession der

Spreewald. Federzeichnung von Curt Messerschmidt.

*) Die Illustrationen hierzu sind verkleinerte Wiedergaben von Federstrichzeichnungen aus der Mappe „Die Schönheit der deutschen Landschaft". (Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg.) Diese Sammlung enthält 32 Federstrichzeichnungen moderner Künstler.

Digitized by Google

Berliner über den Kamm wanderte von Schreiberhau bis nach Krummhübel, — und standest staunend vor der Bergstraße und ihren Wundern der Fruchtbarkeit. Den Main und die Tauber sahest du wie Ehrenbänder um die Brust Frankens geschlungen, und den Rhein sahest du, das zerfetzte Band um die Brust Deutschlands selber, des wehwunden. Von den Brücken des Oberrheins sahest du die ewig getrennten, ewig zusammengehörigen Zwillingsbrüder, jenseits die Vogesen mit der Hardt und diesseits den Schwarzwald mit dem Odenwald. Der Herrgott hat sie in e i n s gebaut. E i n Strom, e i n Tal, e i n Land, e i n Volk. Und es ist wahr, was der Schilderer Deutschlands sagt: „Wer von der Breisacher Brücke die Gebirge mit e i n e m Blick umfaßt, mag leicht irre werden, wo der badische Belchen und wo der Elsässer steht in den von Kamm zu Kamm in langgedehnten Wellen weit hinauswogenden Gebirgen. Die blühenden Städte und Flecken am Rand, die Walddörfer, die Burgen auf den rheinwärts vortretenden Hügeln und die alten Klöster in stillen Talgründen sind beiden gemein."

Was sahest du nicht? Was lasest du nicht im Gesicht Deutschlands, falls du offenen Sinnes und offener Seele durch deine Tage gingest? Wie aus Märchenaugen sahen die Kraterseen der Eifel dich an. Der Wasigenstein des Wasgaus erzählte dir uralte Mär, von uralter Mär rauschte der Teutoburger Wald. Du gingest ein in das Sommermärchen der Heide: „Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte die Erika ihr rotes Band." Von dem trauernden Wacholder hing Sehnsucht, und über Moor und Tümpel Melancholie. Die weithin sich wellenden runden Kuppen und weichen Täler der Mittelgebirge, die Irrblöcke der endlosen Ebene erzählten dir die Geschichte des Landes und der Erde eindringlicher noch als die Wuchten und Schluchten des Hochgebirges. Sie erzählten von Dingen jenseit alles Menschengedenkens und Menschenseins. All das ist Denkmal des Gewesenen. All das ist das Gesicht der Gegenwart. All das trägt Zukunft. „Die Erde bleibt noch lange jung."

Und das Gesicht Deutschlands kennst du immer noch nicht; nie

Lüneburger Heide. Federzeichnung von Herbert Kuron.

lernst du es aus. Es ist ein Proteusgesicht; ewig es selbst und ewig ein anderes. Ewig d i r dasselbe und doch ein anderes; wie du dich wandelst, bleibt es dir verwandt. Das Leben spielt über deine Seele mit Sturm und Stille. So spricht heute zu dir stärker die Majestät der Alpen und die grandiose Symphonie der Nordsee; so morgen mehr die Stille der Mark oder ein sanftes Tal zwischen milden Höhen, die von uraltem Erleben und Erleiden ausgeglichener sind als die jüngeren, zackigeren, kantigeren Riffe und Schroffen des Hochgebirges. Und wie Sturm und Stille über die Seele, spielen über die Landschaft, über das hundertfältige Gesicht Deutschlands gleich einem Farbenspiel über schillernden Opal Tag und Nacht, Sonne und Schatten, Frühling und Herbst, Winterbrausen und Sommerruhe.

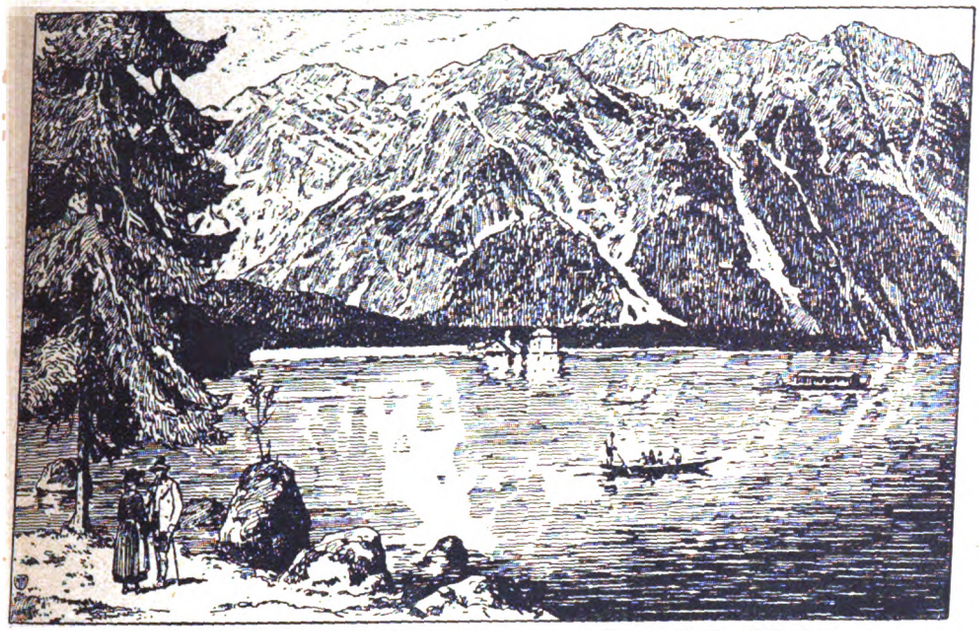
Wie den Altersstufen und Stimmungen, den Temperamenten der einzelnen Menschen ein Landschaftsgesicht verwandter ist als das andere, eines stärker spricht als das andere, so ging es ganzen Geschlechtern und ganzen Zeitaltern.

Wie das Kind noch keine Landschaft sieht, so auch ein ganzes Volk auf einer sehr frühen Stufe. Auch die Erkenntnis des Gesichtes der Landschaft will erworben sein. Die bildende Kunst ist der beste Führer durch die Kulturgeschichte des landschaftlichen Geschmacks und der landschaftlichen Erkenntnis. Ein reizvolles Kapitel für sich. Das Mittelalter sieht eine andere Landschaft und sieht eine Landschaft anders als die Neuzeit; das sechzehnte, das siebzehnte, jedes folgende Jahrhundert hat ein anderes landschaftliches Auge, ein anderes landschaftliches Ideal. Wenn man in d i e s e r Zeit überhaupt etwas zu d e r e n Lobe sagen darf, so darf man wohl feststellen, daß sie in diesem Stück vielseitiger, unbefangener, aufnahmefähiger und dankbarer ist als frühere Epochen. Das haben wir der Schule des Naturalismus und des Impressionismus in Dichtung und Malerei zu danken. Wir sind nicht mehr befangen in der Idee von einer heroischen, einer klassischen, einer romantischen Landschaft. Unser Auge ist fähig, das Grandiose einer unberührten Hochgebirgslandschaft mit Freude aufzunehmen und sich an dem gezirkelten Wesen eines Zopfzeitparkes zu erheitern; wir sehen mit Dank das Meer, die Ebene und das Gebirge, die Heide, den Fluß und den Wald.

Schwarzwald im Winter. Federzeichnung von Karl Biese.

Digitized by Google

Und im Gesicht Deutschlands fehlt kaum ein Zug, den Natur und Kunst, den die Ober- und Unterirdischen oder der Mensch je und je in das Bild der Landschaft eingezeichnet haben. In der deutschen Landschaft ist Gewordenes, Vergehendes und Werdendes; sie hat Geschichte und Zukunft. Wir sehen in den Formen der Felsen, in den Linien der Gebirge, in der Führung der Täler die Werke der scheinenden Sonne, des wehenden Windes und des waschenden Wassers; die Werke der Oberirdischen. Wir sehen in Bergformen und Seekratern, in Erdfalten und Brüchen, was mit Schlägen und Stößen ungeheurer Hämmer Vulkane geformt und Erdbeben zurechtgestoßen haben; Werk der Unterirdischen. Und zwischen beiden, zwischen Phöbus' und Plutos Reichen schmal und bedrängt die Wirkungslinie des Menschen, beider Knecht und vor beiden in Furcht, und durch Furcht und Notwehr doch endlich beider Herr. Er, der Mensch, hat Landschaften zerstört und hat Landschaften geschaffen, wo er sein Leben in das der Erde mischte. Wer niederrheinische Industriegebiete sah oder sächsische, der hat gesehen, wie der Mensch als Feind der Landschaft zu ihrem Zerstörer wurde. Gott hatte ihr ein Gesicht gegeben, und er machte ihr ein anderes; kein schöneres.

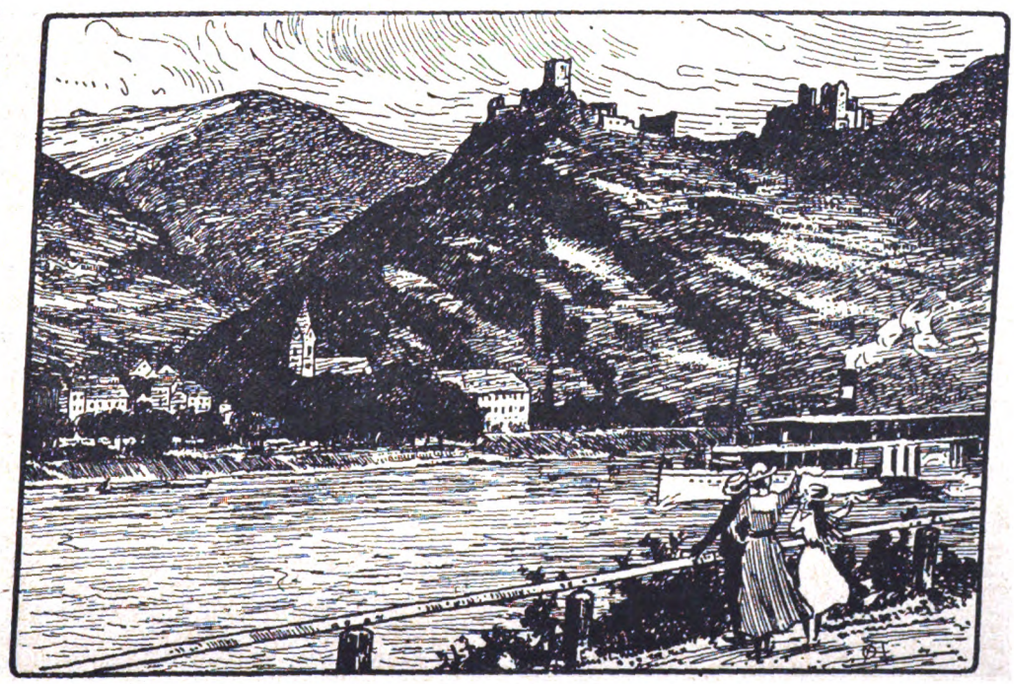


Königssee mit Watzmann. Federzeichnung von Franz Müller-Münster.

Aber nicht nur Feind und Zerstörer wurde er ihr. Auch Freund, Bildner, Neuschöpfer. Der deutsche Faust hat mit seinen Dämmen, seinen Buhnen doch nicht nur „Neptunen, dem Wasserteufel, neuen Schmaus" bereitet, wie Mephisto höhnt. Er hat Strom und Meer und sumpfiger Niederung neue Landschaften, Schatzkammern der Bauernarbeit, abgerungen. Er hat dunklen Wald zu lichten Wiesen geschaffen und Wiesen zu bunten Äckern.

Weithin hat der Bauer dem Land das Gesicht gegeben mit seinen Äckern, seinen Saatfeldern, seinen Rebengärten. Die pommerschen Getreidefelder im Frühlingsleuchten, im goldenen Sommersegen, im braunen Bruch des Herbstes, die Weiden Ostpreußens, das grüne Meer hochgezogener Weingärten, die gestufte Ordnung gepfählter Weinberge im braunen, unbelaubten Holz, im Rausch des Blütenduftes, in der schweren Herbstreife; — all das ist Gesicht Deutschlands. Die holsteinische Knick- und Koppellandschaft ist eine nur von Menschenhand in dies Gesicht gezeichnete Linie und doch so unverwischbar und unverkennbar deutsches Gesicht, daß man noch nach Jahrhunderten in der Fremde es untrüglich wiedererkennt. Eine Erinnerung: Jenseits der damals deutsch-russischen Grenze, auf polnischem Boden; Weichselebene. Weitaus keine Aussichtsmöglichkeit als von der stattlichen Höhe des Gradierwerkes der Salzsiedereien von Ciechocinek. Blick über weite Ebene. Und in dieser Ebene, wie mit dem Bleistift säuberlich auseinandergezeichnet, gleichförmig und schrankenlos fortlaufende Felderöde neben gegliederter, Koppel für Koppel umgrenzter, umbuschter Knicklandschaft, wie im fernen deutschen Holstein. Und Holsteiner sind es auch, die vor zweihundert Jahren hier angesiedelt wurden und die der polnischen, slawischen Landschaft ein so deutsches Gesicht gaben, daß es unvermischt und unverwischt neben dem slawischen steht wie ein strohblonder Schopf zwischen schwarzhaarigen.

Immer mehr Erkenntnisse und Freuden hat der deutsche Mensch Geschlecht um Geschlecht aus dem mütterlichen Antlitz der deutschen Erde gelesen. Immer reicher an landschaftlichen Eroberungen des Auges und der Seele sind wir geworden. Wie lange doch haben wir gebraucht, um die Landschaft, das Gesicht allerengster Heimat durch Vergleich wirklich zu erkennen; wie lange, um neben einem Geliebten dieses und jenes anderen Erkannten uns dankbar zu freuen. Wie lange, um nur die wesentlichsten Gegensätze in ihrer Besonderheit und in ihrem symphonischen Zusammenklang zu erkennen: das Felsgerippe einer Bergland-



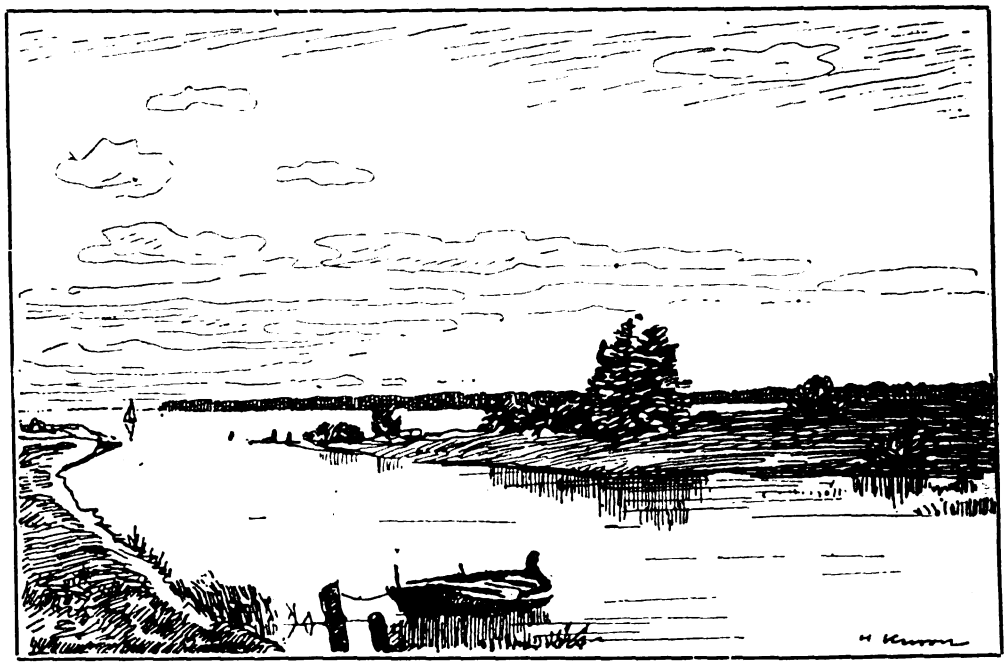
Der Rhein bei Camp Bornhofen. Federzeichnung von Otto Antoine.

schaft, die Domesfeierlichkeit eines Buchenwaldes, die Heiterkeit einer offenen Landschaft, den stillen Ernst eines engen Tales, die inneren Weisen und Musiken der Berge oder der Ebene, die Volksliedweise des Dorfes, die moderne, mit kühnen Disharmonien wirkende symphonische Weise der Großstadt, die Seele der Einöde, die Heide mit ihrem dünnen Pflanzenteppich, mit ihren feinen Dünsten über Mooren, mit ihrem Zwang zur Luft, zum

Digitized by Google

Licht, zum Himmel.

Alles das hat uns Geschlecht um Geschlecht das Gesicht Deutschlands geschenkt und Stufe um Stufe uns offenbar gemacht von der herbstklaren Gipfeleinsamkeit des großen Gebirges, die erhebt, indem sie überwältigt: „Von Gebirg zu Gebirg schwebet der ewige Geist, ewigen Lebens ahndevoll," — bis zu der Verlassenheit des weiten Moores zwischen Winter und Frühling, wo eben das Feste von dem Flüssigen sich erst scheidet: ‚De Borrn bewegt sik up un dal / . . . dat Water schülpert inne Graff, / de Grasnarv bewert op un af'." Aber noch vieles sicherlich bleibt uns im Gesicht Deutschlands zu erkennen und zu entdecken. Und keiner ist, der sich rühmen könnte, es ganz zu kennen und seelisch zu besitzen. Zehntausend neue Blicke werden eben jetzt den Fliegern und Luftschiffern geschenkt. Noch hört die Masse von ihnen wie von Fabeln und Märchen. Einmal werden die zehntausend neuen Blicke allen geschenkt sein, wie heute jeder auf den hohen Berg steigen kann, den vor hundert Jahren kaum ein Fuß noch berührte, weil für feindlich galt, was heute beglückendes Ziel für Wanderleute und Wanderherzen ist.



Am Plauer See (Mecklenburg). Federzeichnung von Herbert Kuron.

Das Gesicht Deutschlands ist das Gesicht einer ewig jungen, ewig schönen, ewig neu geschenkten Geliebten.

Die deutsch-amerikanische Dichtung * Von Otto Lohr, New York.

Die deutsche Dichtung ist schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit auswandernden Sektierern über das Weltmeer gezogen. Sie setzte in der Nordhälfte der Neuen Welt mit den Reimen des deutsch-amerikanischen Erzvaters Pastorius, mit Spruchweisheit und Knittelversspielereien ein. Das ganze achtzehnte Jahrhundert und der Anfang des neunzehnten waren fast ausschließlich Domäne geistlicher und verwandter Dichtung. Die pennsylvanischen Pietisten und Mystiker, Mennoniten und Tunker, Herrnhuter und Schwenkfelder gaben sich im ersten Neulandeifer schier endlosem Versemachen hin. Benjamin Franklin druckte bereits 1730 die erste Liedersammlung für das Siebentägerkloster Ephrata bei Lancaster: „Göttliche Liebes- und Lobesgetöne", eine Auslese von 62 in Nordamerika entstandenen Gedichten. Diese Schwärmergemeinde brachte unter ihrem Führer Konrad Beissel ganze Quartbände eigener Lieder, Texte und Melodien hervor, gereimte Mystikerverzückungen, die auch äußerlich, in den Handschriften mit ihren bemalten Verzierungen, an das mittelalterliche Klosterleben erinnern. Am „Paradiesischen Wunderspiel" von 1766, der letzten und vollständigsten dieser Sammlungen, waren 35 Brüder und 22 Schwestern beteiligt. Kaum minder eifrig gingen die Herrnhuter in ihren pennsylvanischen Urwaldrodungen zu Werk, besonders nachdem der Besuch ihres Stifters, des Grafen Zinzendorf, in den Brüdergemeinen und Indianermissionen zu einem Band „Hirtenlieder aus Bethlehem" (1742) sich verdichtet hatte.

Dieser Erstlingsdichtung haftete von der Seelenverfassung ihrer Urheber, der Entstehungszeit und Umwelt allerlei Verworrenes, Unausgeglichenes und Verkümmertes an. Sie war eben Diaspora- und Grenzdichtung, zuweilen reines Urwalderzeugnis. Doch offenbart sich selbst in den Ephrataer Ergüssen — mit dem Fachmann Oswald Seidensticker zu reden — ein Zug geistiger Rührigkeit und ein gewisses Geschick, mit der Sprache und den metrischen Formen umzugehen. Ein paar Proben mögen diese Frühzeit veranschaulichen.

An Jakob Tellner vor seiner Europafahrt.

Man muß nach solchen Gütern ringen,
Die, wann das Schiff durch Sturm zerbricht,
Ein Nackender selbst fort kann bringen —
Und dies ist Gold und Silber nicht.
Papier, sonst leicht, ist dann beschwerlich;
Nichts als Verstand und Frömmigkeit
Sind, wann die Zeiten so gefährlich,
Auf See und Land vor Raub befreit.

Franz Daniel Pastorius, Germantown, 1698.

Aus der 9. Ode des Johannes Kelpius (aus Siebenbürgen): „Ein verliebtes Girren der trostlosen Seele in der Morgendämmerung, oder von des Willens Auf- und Abstieg und Stillestehen. 1706 im Mai, als ich in Christian Warners Hause in einem engen Bette, einem Sarge nicht ungleich, geschwächt daniederlag.

O quälende Liebe, o süßeste Plag',
Verlege, verschiebe nicht länger den Tag!
Verkürze die Zeiten, laß kommen die Stund'!
Denk an den getreuen, genädigen Bund
Und mache denselben für alle Welt kund."

Schwester Iphigenia (Anna Lichty) im Ephrataer „Zionitischen Weihrauchshügel", 1739: Wo ist der Schönste, den ich liebe?

. . . . Wo ist mein Brunn, ihr kühlen Brünne?
Ihr Bäche, sagt, wo ist mein Bach,
Mein Ursprung, dem ich gehe nach,
Mein Quell, auf den ich immer sinne?
Wo ist mein Lustwald, o ihr Wälder?
Ihr Ebenen, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder?
Ach, zeigt mir doch zu ihm die Bahn!

. . . . Wo ist mein Leitstern, meine Sonne,
Mein Mond und ganzes Firmament?
Wo ist mein Anfang und mein End'?
Wo ist mein Jubel, meine Wonne?
Wo ist mein Tod und auch mein Leben?
Mein Himmel und mein Paradeis,
Mein Herz, dem ich mich so ergeben,
Daß ich von keinem andern weiß? . . .

Konrad Weiser, als Kind mit seiner Familie aus Württemberg zugewandert und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die tonangebende Persönlichkeit im pennsylvanischen Deutschtum, verfaßte zur Einweihung der lutherischen Jesuskirche zu Tulpehocken 1743 ein Festlied:

Jehova, Herr und Majestät,
Hör' unser kindlich Flehen.
Neig' deine Ohren zum Gebet
Der Scharen, die da stehen
Vor deinem heil'gen Angesicht',
Verschmähe unsre Bitte nicht —
Um deines Namens willen.

Dies Haus wird heute eingeweiht
Von deinem Bundesvolke:
Laß uns, Herr, deine Herrlichkeit
Hernieder in der Wolke,

Digitized by Google

Daß sie erfülle dieses Haus
Und treibe alles Böse aus, —
Um deines Namens willen. . . .

Vom Siebenjährigen Krieg an und vollends im Zeitalter der Revolution gesellte sich in unbeholfenen Versuchen zum religiösen das weltliche Gedicht: Politische Kampf- und Spottverse und Gelegenheitsstrophen in Zeitung, Flugblatt und Kalender — Ausläufer des Meistergesanges.

Mit den lutherischen Pastoren Kunze und Helmuth meldete sich um 1770 die im Bann Klopstocks, Gellerts und Geßners stehende neue Zeit; von Kunze sind Bruchstücke einer deutschamerikanischen Messiade erhalten. Die seit 1781 erscheinende „Philadelphische Korrespondenz" räumte neben der altheimatlichen auch der einheimischen Lyrik eine eigene „Dichterstelle" ein. Gustav Friedrich Goetz und Gustav Anton von Seckendorff, beide gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Philadelphia, dem Vorort Deutschamerikas, ansässig, bemühten sich, eine Brücke zum Schrifttum der Klassikerzeit zu schlagen. Das 1811—1817 (in der Zeit des Verfalls deutscher Art und Einrichtungen in den Vereinigten Staaten) von Helmuth herausgegebene „Evangelische Magazin", eine gehaltvolle Vierteljahrsschrift, pflegte die Eigendichtung als besonderes Fach.

Der erste, der mit beiden Füßen in seiner Zeit und der amerikanischen Wirklichkeit stand, war ein Anonymus, dessen Gedichte von 1799 an in der „Philadelphischen Korrespondenz" erschienen; darunter das nachstehende:

Auf Washingtons Grab.

Hier ruht die Asche des Manns, der die Tore des Tempels der Freiheit
Wieder mit siegendem Schwert aufschloß den Völkern der Zeit.
Dieser Marmor nicht nur — den dankbar dem Helden, dem Vater
Setzte Columbias Volk — der ist Washingtons Mal;
Nein, all dies glückliche Land, mit des Söhnen er Freiheit erkämpfet,
Bildet ein Monument ihm, ewig so wie sein Ruhm.
Und wir schwören hier hoch bei seiner heiligen Asche
Ewige Freiheit, empor zu dem Himmel den Eid!
Schwören: Hier falle der Greis, hier falle der Jünglinge letzter,
Eh' ein Bedrücker da herrsch', wo der Unsterbliche schläft!

Dichterische Erzeugnisse, die den Ansprüchen eines geläuterten Geschmacks genügen, brachte in größerem Umfang erst das Deutschtum der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hervor. Wenn man ein Anfangsjahr festsetzen will, so wäre dies 1832, das Todesjahr Goethes; das Jahr, in dem Lenau sich in den neuweltlichen Urwald flüchtete, Freiligrath den Zug übers Meer in seinen „Auswanderern" verewigte und Franz Wolfram Gräter von Pennsylvanien aus seine Ode an Deutschland richtete:

Bei dem Tode zugleich denk' ich auch an das Schwert, / Und ich hoffe, daß Gott meinen Wunsch mir gewährt: / Daß ich sterb' mit dem Schwert in der Rechten! / Daß er komme, der Tag, der die Despoten erschreckt, / Daß er komme, der Tag, der die Deutschen erweckt, / Ein Germanien sich zu erfechten.

. . . O Gedanke, du Deutscher: Einig ein Vaterland, / Ein germanisches Volk und ein Schwert in der Hand! / Werde Wirklichkeit, dann will ich sterben; / Will als Opfer gern bringen mein Herz, mein Blut, / Könnt' ich sterbend dein Heil mit kühn entschlossenem Mut, / Deutsches Volk, durch den Tod dir erwerben.

Die Dichter dieses Zeitraumes waren meist Flüchtlinge der Revolutionszeit, Akademiker, deren Erscheinen für Deutschamerika einen in jeder Hinsicht neuen Abschnitt bezeichnet. Der Bedeutendste unter ihnen, Karl Follen, brachte „mehr Wirklichkeiten hervor als Gedichte; vielleicht nur, weil meine kühnsten europäischen Gedichte hier Wirklichkeiten sind". Franz Lieber schrieb hier nur noch gelegentlich ein deutsches oder englisches Gedicht nieder, und diese seine formreifen und gedankenschweren Tagebucheintragungen kamen erst nach seinem Tod in die Öffentlichkeit. Auf der anderen Seite ist der ebenfalls aus der Reaktionsheimat nach Amerika verschlagene große Volkswirtschafter List bei der Ausübung seiner Zeitungsschreiberpflichten zum Versmacher geworden; er übersetzte die Marseillaise, besang den Präsidenten Jackson und dergleichen mehr.

Die alte Gepflogenheit, den trockenen Ton des politischen Leitartikels und die ewige Prosa der Tagesnachrichten durch poetische Rosinen schmackhaft zu machen, war in den besseren pennsylvanischen Zeitungen nie ganz ausgestorben. Und als nun im Zusammenhang mit der wachsenden Einwanderung und der Abwanderung nach dem Westen neue und, weil zum Teil von hochgebildeten Neuankömmlingen geleitet, bessere Organe ins Leben traten, da kam auch die „Dichterstelle" wieder zu Ehren. So namentlich in der seit 1834 zu Philadelphia erscheinenden „Alten und Neuen Welt". Hier hatten Wilhelm Wagner, Ludwig Bosecker und Gräter, ehemalige Burschenschafter, das Wort, und brachten Harro Harring sowie John F. Brinckman Gedichte zum Abdruck. (Die letzteren zwei kehrten beizeiten nach Europa zurück.)

An der damaligen Grenze der Zivilisation, zu Detroit im Staate Michigan, entstanden in den Jahren 1838 und 39 die „Lieder der Nacht" des katholischen Missionspriesters Klemens Hammer aus Joachimsthal in Böhmen. Darunter die „Harfenklänge", deren Adagio hier folgt.

Grab und Mond (Detroit, 1839).

Silberblauer Mondenschein / Fällt herab;
Senkt so manchen Strahl hinein / In das Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond, / Schweige nicht:
Ob im Grabe Dunkel wohnt / Oder Licht?

Alles stumm! — Nun, stilles Grab, / Rede du;
Zogst so manchen Strahl hinab / In die Ruh';

Birgst gar manchen Mondesblick / Silberblau,
Gib nur einen Strahl zurück! / „Komm und schau!"

Die Resonanz, die der deutschamerikanischen Lyrik bis dahin gefehlt hatte, stellte sich ein, als von der Jahrhundertmitte ab eine gehalt- und zahlenmäßig bedeutende Oberschicht aus Deutscheuropa zuzog. Diese Flüchtlinge der Erhebung von 1848-49, Zeit- und Gesinnungsgenossen Herweghs, Freiligraths und Fallerslebens, fanden allerdings in dem Erlebnisbereich, der Emerson und Whitman, Whittier und Longfellow zu poetischer Eigenart und Größe ausreifen ließ, wenig, was ihre verstimmten Revolutionsgemüter zum vollen Mitschwingen brachte. Im großen ganzen ist auch die Dichtung dieser Achtundvierziger bloßes Flüchtlingsschrifttum. Ihre besten Gedichte sind Heimwehjammer, Erinnerungsklagen und Resignationsseufzer. Das Drauf und Dran des Bürgerkriegs lüftete den Druck etwas, der auf ihren zwiespältigen Seelen lastete. Aber erst die Siege von 1870 riefen herzhaften Lebensjubel hervor.

Das Jahr 1876 brachte im „Deutschamerikanischen Dichterwald" eine erste dürftige Blütenlese. Reinhold Solgers Preisgedicht zur Schillerfeier von 1859 war vielleicht die erste Probe deutschamerikanischer Lyrik, die über das

Harry Christlieb: Affenfamilie. (Marmor.)

Digitized by Google

ganze Land hin Aufsehen erregte. Im selben Jahr erschien ein Schilleralbum, 1864 ein Schleswig-Holsteinalbum. Der Kampf gegen die Negersklaverei und staatliche Zersplitterung, der aus dem reichen Arsenal der Idealisten Follen, Lieber, Stallo und Schurz die rechtsphilosophisch vertiefte Beweisführung bezog, hat den poetischen Sprechern Deutschamerikas nicht in gleichem Maße die Zungen gelöst. Kaum mehr als ein forsches Reiterlied des Feldapothekers Edmund Märklin erinnert daran, daß nahezu eine Viertelmillion deutscher Einwanderer im Bürgerkrieg für Erhaltung des Bundesstaates mit der blanken Wehr eingetreten ist. Sein „teutscher Kavallerist" machte — ein anderer Paul Revere — die Runde durch alle unionstreuen deutschen Blätter des Landes:

. . . . Nun fühl' ich mich erst als rechten Mann,
Seitdem ich den Waffen ergeben;
Jetzt, da ich reiten und streiten kann,
Nun fang' ich an zu leben.
Verkauft, verraten, des Jänkis Spott,
Ums tägliche Brot nach dem niedrigen Gott,
Dem schuftigen Dollar, zu jagen,
Das mag der Teufel ertragen! . . .

In der alten Heimat wurde man zum erstenmal in weiteren Kreisen auf den Ableger deutscher Dichtung in der Neuen Welt aufmerksam, als die „Gartenlaube" im Jahre 1868 „Entsagung und Trost" von Konrad Krez als eines der beiden besten im Freiligrathalbum veröffentlichen Gedichte abdruckte. (Das andere stammte von Robert Prutz.) 1870 erschienen die „Heimatgrüße aus Amerika", ein Dichterzuruf an die unter Waffen stehende alte Heimat, und 1871 die „Dornrosen, Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika", beide im Steigerschen Verlag zu New York.

Das bekannteste der Krezschen Gedichte und vermutlich das meist wiederholte deutschamerikanische Lied überhaupt ist sein Hymnus „An mein Vaterland": Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern. . . . Es steht im Allgemeinen deutschen Kommersbuch. Vom dichterischen Wortführer der Achtundvierziger, Kaspar Butz, stammt der „Gruß der Deutschen in Amerika" (15. Juli 1870):

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Blitz und Donnerschlag
Der längst Verbannten Zürnen jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig übers Meer,
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer! . . . . .

Die deutsche Einigungszeit von 1870/71 fand ihren Widerhall in den Versen dreier Geschlechterfolgen ausgewanderter Dichter, der Flüchtlinge der Metternichschen Reaktion, der Achtundvierziger und des in einzelnen Vertretern lyrisch erstarkten Zuzugs der sechziger Jahre. In den Heimatgrüßen stand gleich hinter Butzens „Gruß" Brachvogels „Letztes Kyffhäuserlied". Und eines der ausdrucksvollsten Gedichte, die jene Wochen gezeitigt, kam aus der Feder des 1838 eingewanderten Alfred Schücking (Bruder Levins, des Freundes der Droste): „Frei bis ans Meer!"

Die Nachsiebzigerzeit ließ einen leichteren Ton aufkommen; Humor und Mundartdichtung wurden zum ständigen Beiwerk. Es meldeten sich aber bald auch die Sänger der „Freiheit", wie sie in der roten Fahne sich verkörpert. Um bestimmte Organe bildeten sich besondere Dichterkreise: Hie „Puck" und Humor, hie „Freidenker" und Religiösradikale, hie „Armer Teufel" und soziale Dichtung! Seit der Zweihundertjahrfeier der Gründung Germantowns 1883 wurden vielfach deutschamerikanische Stoffe herangezogen. 1888 — 1892 gab Konrad Nies eine Zeitschrift „Deutschamerikanische Dichtung" heraus. Eine erste umfassende Auslese deutschamerikanischer Lyrik bot G. A. Zimmermann 1892 unter dem Titel „Deutsch in Amerika", eine Nachlese G. A. Neeff 1905 in der Sammlung „Im Lande des Sternenbanners".

Nachfahr unter Nachfahren war Udo Brachvogel, stark in der buntschillernden Ballade und in der glatten Umdichtung. Er griff aus der Weltgeschichte Pilotz- und Makartbilder heraus: Die hängenden Gärten, den Tod des Achill, Kleopatra, den Brand Roms, Capua:

Von jedem Lenz umquollen,
Die heiße Brust entblößt,
Das Gürtelband der vollen
Holdseligkeit gelöst:
So lagst du vor dem Sinne
Des wunden Puniers da
Und schmolzest ihn in Minne,
Sirene Capua! . . . . .

Dem Baltimorer Zeitungsmann Eduard F. Leyh wurde in amerikanischer Umwelt die germanische Vorväterzeit lebendig, so z. B. in „Dietrichs Dienstwerbung":

Verfemt und vertrieben,
Enterbt und entehrt,
Ist nichts mir geblieben
Als du nur, mein Schwert!
Du Schwert meiner Ahnen,
Das Helden bezwang,
In der Hand meines Vaters
Die Herrschaft errang.
Dir, hunnischer König,
Sei's künftig geweiht:
Für dich will ich's schwingen,
Für dich soll's erklingen
Und Ruhm dir erringen
Zu jeglicher Zeit!
. . . . Gefallen in Schlachten,
Verschollen zur See
Ist all meine Sippe,
Vereinsamt ich steh'.
Mein einziges Erbe
Bliebst, Siegbringer, du!
Und du wirst noch mein sein,
Legt man mich zur Ruh.
So wie wir uns beide
Einander geweiht — —
Noch in spätesten Tagen
Wird man singen und sagen,
Wie wir Schlachten geschlagen
Zu unserer Zeit!

In derselben Reihe steht der humorvolle Hesse Georg Asmus, der Verfasser des „Skizzebüchelche", ihnen gegenüber der Vorkämpfer der neuen Forderungen des Nachsiebzigertums, Robert Reitzel. Die späteren lyrischen Äußerungen dieses Freundes der Henckell und Makay sind schon vom Hauch der jüngstdeutschen Literaturrevolution gestreift, das Letzte von ihm ist von bitterem Weltschmerz durchdrungen:

. . . . Zeiget mir des Tronjers Trotzen,
Wenn am Mund die Wasser stehn,
Spiele, Volker, Liedgeselle,
Wenn die Saiten flöten gehn!

Heldentum heißt: einsam pfeifen,
Pfeifen auf die ganze Welt,
Bis das Faß im letzten Reifen
Lautlos auseinanderfällt.

In Henry Harbaugh (ursprünglich Herrbach) erstand der pennsylvanisch-deutschen Mischsprache ein eigener Dolmetsch; er besang das Heemweh, das Krischkindel, das alt Schulhaus an der Krick, Busch und Schtedtel, die ganze altmodische Gemütlichkeit der in drei oder vier Geschlechtern in Nordamerika heimisch gewordenen Landsleute. Ein Nachfolger H. L. Fischer hat den Biedermeierrhythmus der pennsylvanischen Großväterwirtschaft in einem stilechten „Altzeit-Fuhrmannslied" festgehalten:

Noch Boltimore geht unser Fuhr'
Mit dem gedeckte Wage;
Der Turnpike zeigt uns die Geschpur,
Die Gäul sin gut beschlage.
En guter Schluck, Glück zu der Reis',
Der Whiskey schteigt, Flaur fallt im Preis — —
So blose die Posauner — —
Hott Schimmel, hottü Brauner!

Mer fahre bis zum Blaue Ball,
En deutscher Wirt, en guter Schtall —
Hott Schimmel, hottü Brauner!
Do schteht en Berg, dort ligt en Dal,
En Zollhaus gegenüwer — —
Es singt e Lerch, es pfeift en Schtar — —
„Die Freiheit isch uns liewer" — —
Hott Schimmel, hottü Brauner! . . . .
(Turnpike = Schlagbaum, Flaur = Mehl.)

Seiner Aufgabe, Verkünder deutschen Schauens und Schaffens in der Neuen Welt zu sein, ist der deutschamerikanische Dichter wohl noch nie so bewußt nachgegangen wie im letzten Vierteljahrhundert. Doch ist ihm eine selbständige und großzügige Erfassung Amerikas oder Deutschamerikas im Gedicht noch nicht gelungen — von einer neugearteten deutschsprachlichen Offenbarung ganz zu schweigen. Nicht als ob es an Charakterköpfen mangelte! Da ist Konrad Nies, der in zwei Hemisphären bekannte Spielmann von Alzey; Georg Edward, einst einer der Schönheitssucher der Georgeschen Gruppe; Martin Drescher, ein Nachzügler des radikalen Reitzelkreises:

. . . . Mir selbst genug, durchschreit' ich meine Bahn,
Wohin mich Wind und Wellen führen, treib' ich:
Niemandes Herr, niemandem untertan.
Kein Spielmann bin ich, keinen roten Mund
Lock' ich zum Kusse, dennoch ward ich, bleib' ich
Ein Kind der Sonne, ich, der Vagabund!

Der Zusammensetzung der deutschen Einwanderung in den Vereinigten Staaten und der Entwicklung dieses Elementes entsprechend, ist der Kreis der Jünger Apolls vielgestaltig und eigenartig. Neben germanistisch geschulten Sprachbeherrschern, wie Kuno Francke, Julius Goebel, Julius Hofmann und Emil Doernenburg, stehen stammelnde Naturdichter wie Wilhelm Benignus und Otto Sattler. Der in München geborene Erotiker Georg Sylvester Viereck, der nur in der amerikanischen Landessprache dichtet, hat zum Antipoden den in St. Louis, Missouri, geborenen katholischen Pfarrherrn Johannes Rothensteiner, von dem drei Gedichtbände vorliegen. Eine der letzten Gaben des St. Louisers war ein viel nachgedruckter „Gruß eines Deutschamerikaners an Deutschland": „Wir träumen von dir bei Tag und bei Nacht, wir deine verlorenen Söhne." — Aus früheren Tagen stammt sein kerniges Bekenntnis zum Deutschtum: „Gott will es!"

Digitized by Google

Ein jeder, wie das Glück ihm lacht
Im wirren Völkertreiben;
Doch der uns ehrlich deutsch gemacht,
Gott will, daß deutsch wir bleiben.

Die Kriegszeit hat den Satiriker und Balladendichter H. K. Tippmann, den Begründer des Witzblattes „Zeppelin", in den Vordergrund gerückt. Das Frauengeschlecht stellt zwei Vertreterinnen in Edna Fern und Anna Nill. Die Halbschlächtigkeit des entwurzelten Auslanddeutschtums hat im Fernschen Gedicht „Deutschamerikaner" ihre bündige Formel gefunden:

Im tiefsten Herzen deutsch geblieben
Und doch so fremd dem deutschen Blut,
Kein rechtes Hassen, rechtes Lieben,
Das ist der Fluch, der auf uns ruht.

Farben und Düfte der Kindheit * Von Karl Röttger.

Nicht erst seit gestern, seit Jahren denk' ich darüber nach, was das Bestimmendste im Leben des einzelnen sein mag. Man wird es nie ganz wissen. Aber etwas klarer sehen lernt man durch vieles Horchen und Hinschauen. Durch vieles Sich-vor-sich-selbststellen, Selbstbesinnen und Zu-Gericht-sitzen über sich selbst.

Es gibt so vieles Unscheinbare, Unsichtbare und wenig Sichtbare; so manche nur im Vorbeigehen gestreifte Dinge, Worte, Hauche, die bei der glücklichen Gelegenheit bis unters Bewußtsein rutschten und da leise wie keimendes Gras anfingen zu wirken und das Wasser unserer Seele grün machten wie eine Wiese. Wer weiß, was alles in uns war und ist. Wenn ich von meiner Kindheit schreibe, bin ich wie ein Wanderer, der ein Land erforscht, nicht mal ein Märchenland, sondern ein wirkliches Land. Und so will ich auch tun wie ein Forscher und nicht „dichten". Ich will nachsinnen über das Wunder. Ich sitze am Rand der Kindheit manchmal wie am Rand der Wüste, manchmal wie am Zaun eines Gartens, manchmal wie am Saum einer endlos grünen Wiese, deren Grün weit hinten schwarz wird am Rande des Horizonts. Und seit ich bescheiden ward, liebe ich das Geheimnis und bin nicht geschmacklos genug, Erklärungen zu geben, wo ein Verwundern besser paßt.

Ich denke aber nicht groß von mir und kenne keinen Stolz. Auch keine Anklage gegen andre. Es ist alles so gekommen, wie es kam. Und schließlich, wer immer sich besinnt und stehen bleibt und sich umsieht — dem fällt alles Selbstverständliche ab, und er steht in seiner wohlbekannten Welt mit einem mal als ein Fremder, wie ein verzauberter Ritter plötzlich sich umsieht und merkt, er reitet in einem unbekannten Land.

Eine Melodie aber geht durch alles Kindsein hindurch, auch durch diese Blätter: das Lied von der einsamen Kinderseele und der Ton von der Schönheit, die das Fühlen des ärmsten Kindes schafft. — —

Am Samstag- und Mittwoch-Nachmittag durften die Kinder der Stadt in den Berg gehen und das trockene Holz holen. Sie mußten nur einen „Schein" vom Förster bei sich haben, der kostete 5 Pfennig und mußte alle Monat neu geholt werden. Diesem Holzholen aber haftete der Geruch der Armut an; im wirklichen und übertragenen Sinne. Und dafür hatte ich als kleiner Junge schon ein sehr richtiges Gefühl. Wir als Kinder eines Handwerkers, der mit dem Leben arg ringen mußte (wir merkten es immer wieder), waren oft im Zweifel, zu welcher Klasse wir gehörten, zu den „Armen", oder zu denen, die sich getrost sehen lassen konnten. Ich muß dies letzte so unbestimmt sagen; denn „wohlhabend" war kaum ein Handwerker der Stadt, wohl aber zählten sich alle zum selbstbewußten „Mittelstand". Wir aber, wir Schusterkinder, wußten oft nicht, wo wir dran waren. Ich wenigstens fühlte so. Ich fühlte auch das Holzholen so: als eine leise Degradierung, und doch war ich gern mit dabei. Und wer weiß, wie leicht es bei mir gewesen wäre, mich von allen solchen falschen Schamgefühlen frei zu machen, wenn ein ganz milder, weiser Mund und eine weise Hand mir nahegewesen wären. Noch viel später habe ich dagegen sehr ankämpfen müssen, wenn ich als Seminarist in den Ferien nach Hause kam und dann oft Landarbeit mittun mußte.

Ich weiß kaum noch Einzelheiten von diesen Waldgängen, von denen wir schwere „Trachten" heimtrugen: mit dem Strick das Holz zusammengebunden und an einem senkrecht hineingesteckten Stock das Bund tragend, auf dem Rücken, so daß das Ende auf der Erde nachschleppte. Ich sehe uns im Wald „die Tracht" binden, sehe uns den steinigen Bergweg herabkommen an der „Steinkuhle" vorbei, sehe uns das Bund hinwerfen vorm Hause und aus einem verschwitzten Gesicht lächeln. Und um alle diese Erinnerungen schwebt der Geruch des Holzes. Man konnte es jedem anriechen, der Holz getragen hatte. Dieser Geruch hatte für mich etwas Seltsames, Schönes. Das Wesen des Waldes war darin. Wenn mein Vater ein Fuder Holz auf der Auktion gekauft und der Fuhrmann es vor unserem Hause abgeladen hatte, dann war auch der Geruch da, nur üppiger, reicher. . . .

Es gab auch andere Düfte, die mich rührten. Ich weiß, wie ich zum erstenmal mitging zum Maiglöckchensuchen, und wie wir zwei oder drei Blüten fanden und selig heimtrugen. Gierig atmete ich den ganzen Weg lang den Duft und kriegte nicht genug davon. Ich pflanzte mir Maiglöckchenpflanzen vors Haus in unser Gärtchen, und im andern Jahr blühten sie. Ich sehe mich sitzen — manchmal saß ich so —, das Gesicht über den Blüten, in immer volleren Atemzügen Duft einsaugend, schauend, sinnend, grübelnd, um das Geheimnis des Duftes zu ergründen. Aber ich fand es nicht. — —

Der verzauberte Blumentopf. Federzeichnung von Curt Wellenstein.

Die Düfte sind unzertrennlich von vielen Stimmungen. Wenn ich an manchen Sommerabenden dahinging, kam mir der warme Wind entgegen, und da habe ich manchmal gespürt, wie ein Duft kam und verschwand. Das kam mir so rätselhaft vor: wie man etwas an einer Stelle fühlen konnte, das dann gleich nachher nicht mehr da war.

Oder ich stand in der Dämmerung und roch den Abendbrotduft in den Straßen der Kleinstadt. Und der war so ganz eins mit der Umgebung, mit den alten Giebelhäusern, den großen Türen und Toreingängen und den kleinen Fenstern, den wenigen Menschen auf der Straße. Und ich stand einsam in dem allen wie in einer Geschichte, die man nicht weiter weiß, und wußte nicht, was ich mit mir anfangen sollte; und in solchen Stimmungen war mir das Weinen nahe, weil ich mich nicht mehr verstand. —

In der Stadt war ein großer Garten mit einer hohen Mauer drum. Beide, Mauer und Garten, schlossen an ein großes, altes Haus an. Von dem Garten sah man nichts als Holunder und Sy-

Digitized by Google

ringen, die über die Mauer guckten. So war uns der Garten eine Sage. Und wenn ich vorbeiging, sah ich die Mauer immer an und die Äste, die herübergucketen, als müßte ich durch die Mauern sehen, damit ich das Geheimnis dieses Gartens erführe. Zwischen Haus und Garten war ein leerer Hof, wo zwischen den Steinen das grüne Gras emporwucherte, und der nach der Straße ein Tor hatte, durch dessen Lattenritzen man durchsehen konnte. Aber vom Garten sah man nichts. Nur die Stämme der ganz alten hohen Akazien sah man stehen, die im Juni so weiß blühten und so voll süßen, wundersüßen Duftes hingen. Ein paar Zweige hingen über das Tor bis auf die Straße, und die weißen Blüten fielen bis auf den Gänsemarkt; das machte der Juniwind. Und wer vorbeiging, blieb wohl einen Augenblick stehen unter dem süßen Duft.

Ich habe oft so gestanden auf der Straße, so sinnend, wie ich wohl vor den Abendwolken stand oder vor Mutter Zugrouleaus, oder vor der Ferne oder am Wasser. Da rührte mich das Geheimnis, das Namenlose. Und der Akazienduft war mir das Symbol des Gartens, der mitten in der Stadt lag und doch eine Sage war.

Das Namenlose, das an meine gläubige Seele in so vielerlei Gestalt rührte. — —

Hinterm Altar in der Kirche waren ein paar Fenster mit buntem Glas. Wenn wir Konfirmanden auf dem „Chor" saßen, konnte ich die lange ansehen (der Predigt hörte ich doch oft nicht zu), und da bohrte ich manchmal die Augen tief ins Blaue, daß zuletzt vom Blauen alles überfloß. Oder ich sah dann davon weg ins Rote; erst den Reiz des Wechsels von Blau und Rot auskostend (den Streit und dann das Sichdurchdringen der Farben), bis ich zuletzt ganz im roten Meer versank. Und dann geschah es wohl, daß grad' die Kirche aus war, weil der Pastor das letzte Gebet gesprochen hatte, und die Orgel zu spielen anfing, um allen Kirchgängern das Geleit nach Hause zu geben. Dann waren alle Farben weggewischt, nachdem sie ein Weilchen meinen Blick auf die Menschen und Dinge noch gehindert hatten, — und dann ging mein Blick auf die kahle, weiße Wand und weiter: hindurch ins Nichts, ins farbenlose Geheimnis. Dann lauschte ich nur, dann schwang die Seele, dann war das Namenlose wieder da und rührte meine Seele an mit Tönen. Dann kam jenes quälende Gefühl des Nichtwissens, des Ziellos-sich-Sehnens. Bis mich die letzten Kirchgänger streiften und stießen und ich merkte, daß ich nach Hause gehen mußte. — —

Ich habe einmal vor einem dicken Bukett von Kornblumen gesessen und immer hineingesehen. Bis ich ganz berauscht war von dem Blau. Ich bin ein paarmal in Häuser der Reichen gekommen, irgendwie zufällig. Und da habe ich in einem Hause eine Portiere oder einen Vorhang gesehen, der war von Samt oder einem ähnlichen schweren Stoff, rot oder dunkelblau, ich weiß nicht recht mehr. Da habe ich auch so sonderbar bewegt davor gestanden und immer in die Farbe gesehen.

Und einmal wurde unsere Haustür angestrichen. Grün, grasgrün. Das war fein. Wie sie fertig waren, saß ich auf der Holzbank vorm Hause und sah die Tür lange an. Die Abendsonne schien so darauf, und wenn ich so hinsah, wurde die Fläche weit, sehr weit, wie eine große grüne Wiese in der Abendsonne.

Und an noch mehr erinnere ich mich: an den Himmel. Sommers der blaue, wolkenlose Himmel. Ich hörte manchmal sagen (oder hatte ich's gelesen?), in Italien sei er noch blauer. Das konnte ich mir gar nicht denken. Ich lag wohl manchmal im Gras und sah hinein. Und dann war's wohl, als löste sich alles auf in mir in dieser ganz reinen blauen Farbe.

Anders war noch der stahlblanke, dunkle Nachthimmel in den mondlosen Nächten, wenn die Sterne klar funkelten. Da konnte ich auch furchtbar lange stehen und immer die endlose Fläche ansehen; — wie ein Meer ohne Ende war das, und nirgends Land. Ich habe oft gedacht, das müßte schön sein, da durchzufahren durch das weite, gleichmäßig dunkle Blau; bis ich dann fühlte (nicht wußte): da würde der Kahn nie zur Insel kommen. Und dann legte sich's wie Kälte um mich.

Das Schönste aber war doch immer das Abendrot. Das Abendrot, das nur Farbe war, — kein Land, nicht mit Rosenwolken oder weißen Wolken dazwischen, sondern einfach der rote, wolkenlose Himmel. So habe ich einmal ein weißes Blatt Papier genommen und es in Erinnerung an solch roten Abendhimmel mit Rosafarbe aus meinem Farbkasten angestrichen, so gut ich's konnte: unten rot und oben blasser werdend. Und habe dann davor gesessen wie vor einem wunderschönen Gemälde.

Napoleoniden * Von Dr. A. von Wilke.

. . . „Es scheint, daß die erlauchte Witwe Napoleons III., die untröstliche Mutter des kaiserlichen Prinzen, sich endgültig losgemacht hat von der Gesellschaft des Kaiserreichs, deren leuchtender Mittelpunkt sie war. So viel Tod und Trauer ist zwischen sie und jene Jahre des Glanzes getreten, daß sie ihre Gedanken, ihr Erinnern am liebsten ihrem ersten Vaterlande zuwendet. Ihren spanischen Verwandten gelten vornehmlich ihre Sympathien."

So urteilte bereits im Jahre 1887 in einer Pariser Zeitschrift ein genauer Kenner der bonapartistischen Kreise über die ehemalige Kaiserin Eugenie, die jetzt, nicht mehr weit von der Schwelle eines hundertjährigen Lebens, in Spanien, ihrer angestammten Heimat, gestorben ist — wie eine Kerze, die still erlischt, wenn ihr Docht von der Flamme aufgezehrt ist.

Seitdem ihr einziger Sohn Louis — ihr „Loulou" — am 1. Juni 1879 in Afrika unter den Speeren der Zulukaffern einen frühen und grausamen Tod gefunden hatte, schien die Kaiserin sich in der Tat von jedem politischen Interesse abgekehrt zu haben. Doch blieb sie das stillschweigend anerkannte Haupt des Bonapartismus, auch nachdem dessen Hoffnungen auf den Prinzen Viktor Napoleon übertragen worden waren. „Prinz Napoleon" — so nennt er sich unter Fortlassung seines Taufnamens Viktor, um sichtbar zum Ausdruck zu bringen, daß er der „Chef der kaiserlichen Familie in Frankreich" ist. Der am 18. Juli 1862 in Paris geborene, demnach heute bereits 58jährige Prinz ist als ältestes von drei Kindern — zwei Söhnen und einer Tochter — aus der Ehe hervorgegangen, die Napoleons Vetter, Prinz Napoleon, mit dem Spitznamen „Plon-Plon", am Beginn des Jahres 1859 mit der Prinzessin Klothilde von Savoyen geschlossen hatte: Der alternde Lebemann und Zyniker mit einem vierzehnjährigen, in strengster Frömmigkeit erzogenen Kinde, dem die Natur nur spärliche Reize in die Wiege gelegt hatte. Die Heirat vertiefte noch den Zwiespalt, der zwischen den Tuilerien, dem Sitz des Herrscherpaares, und dem Palais Royal, der Residenz des Prinzen Napoleon, bestanden hatte. Denn die Tochter des Königs Viktor Emanuel II. und der österreichischen Erzherzogin Adelheid zeigte offen, daß sie sich abgestoßen fühlte durch den frivolen und parvenuhaften Ton, den die Kaiserin in ihrer Nähe duldete. Ratschläge für ihr Verhalten hatte sie gleich anfangs mit der verletzenden Bemerkung zurückgewiesen, die Kaiserin möge nicht vergessen, daß sie an einem Hofe aufgewachsen sei und solcher Unterweisungen nicht bedürfe. Kehrte Prinz „Plon-Plon" bald zu seinen alten Gewohnheiten, seinen Neigungen und Liebschaften, zurück, so sparte die Prinzessin Klothilde sich immer mehr in Einsamkeit und fromme Übungen ein, ihr oberitalienisches Schloß Moncalieri bis zu ihrem Tode selten verlassend. Ihre Tochter Laetitia, die heute noch eine üppig-schöne Frau ist, wurde 1888 die Gattin ihres Oheims Amadeus von Savoyen, Herzogs von Aosta, die sie schon 1890 als Witwe zurückließ.

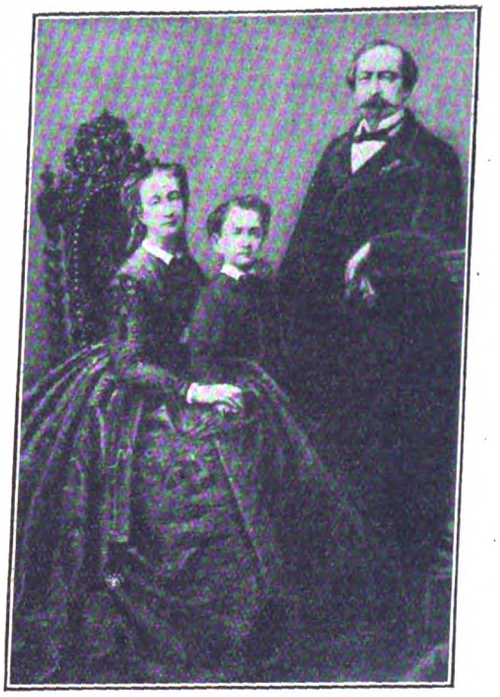
Das Geburtshaus der Kaiserin Eugenie in Granada, Calle de la Gracia Nr. 12.

Digitized by Google

Kaiserin Eugenie im Reitkleid.
(Seltene Aufnahme.)

Ihr jüngerer Sohn Louis trat in russische Dienste, die er als Generalleutnant aufgab, der ältere, Viktor, wählte seinen Standort in Brüssel. Lange ließ er es sich hier in der Existenz eines unabhängigen und stark galanten Grandseigneurs behagen, doch nach dem Tode des Königs Leopold II. der Belgier wurde dessen jüngste, schon 38jährige Tochter Klementine, eine der begütertsten Fürstinnen Europas, seine Gattin. Ihr Vater hatte seine Zustimmung zu ihrem Bunde mit dem Prätendenten beharrlich verweigert.

In der Avenue Louise in Brüssel, in dem Villenviertel der belgischen Hauptstadt, steht das Haus, wo der residiert, der nach dem Wunsche seiner Parteigänger die französische Kaiserkrone auf sein Haupt setzen müßte. Aber getreu der bonapartischen Tradition — oder, wenn man lieber will: der Fiktion, daß das Kaisertum der Bonaparte immer auf dem freien Entschluß des französischen Volkes beruhte, beansprucht der Prinz Napoleon die Kaiserwürde nicht etwa als Ausfluß eines erblichen Rechtes oder legitimistischen Gottesgnadentums, sondern er fordert, daß das französische Volk durch eine Abstimmung sich für oder gegen ihn entscheide. Die über Frankreich verstreuten Zweigstellen der bonapartistischen Organisation sind deshalb nachdrücklich „Comités plébiscitaires" betitelt. Der Prinz unterhält einen Haushalt, der kaum einem kleinen Hofe verglichen werden könnte. In regelmäßigem Turnus versehen jüngere Mitglieder der Aristokratie, die das erste und das zweite Kaiserreich schuf, einen „Ehrendienst" bei ihm, und in der Öffentlichkeit, in der er selbst nur hin und wieder durch ein Manifest das Wort ergriffen hat, dient seiner Sache eine Anzahl von Provinzblättchen. In Paris widmet ihm innerhalb der großen Presse namentlich der von Monsieur Arthur Meyer geleitete feudale, monarchistische „Gaulois" eine ehrerbietige Unterstützung, die freilich nicht minder respektvoll und in gleichem Maße dem Herzog von Orleans zuteil wird.



Kaiser Napoleon III. mit seiner Gemahlin, Kaiserin Eugenie, und seinem Sohn, Prinz Louis.

Der Prinz Napoleon hatte sich mit der seinem Vater bitter verfeindeten Kaiserin Eugenie längst völlig ausgesöhnt, ohne daß dies politisch sonderlich bemerkbar wurde. Er war vor seiner Heirat wohl auch pekuniär von ihr abhängig. Sein eigener Ehrgeiz ist zweifellos nur schwach entwickelt, wogegen während des Krieges, als unter dem Eindruck der ersten deutschen Siege alle Gegner der Republik das Haupt erhoben und die Regierung nach Bordeaux geflohen war, erzählt wurde, die Prinzessin Klementine sei überzeugt, daß sie bald in der Notre-Dame-Kirche zu Paris mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt werden würde. Seit sie am 23. Januar 1914 einem Söhnlein das Leben schenkte, beseelte neue Zuversicht die Reihen der Bonapartisten, deren Eifer und Glauben bedenklich abzuflauen drohten.

Soweit die Dinge im Moment zu überschauen sind, läßt sich indes keine ernsthafte Erhöhung der bonapartistischen Chancen

Kaiserin Eugenie während eines Aufenthaltes in Ägypten.

Digitized by Google

wahrnehmen. Zwar ist Frankreich ein Land der Überraschungen, in dem es noch mißlicher ist als anderswo, den Propheten abgeben zu wollen, doch braucht man wahrlich nicht mit hellseherischen Kräften begnadet zu sein, um zu erkennen, daß der Krieg in Frankreich wie überall, vorläufig die radikalen, revolutionären Elemente an die Oberfläche gedrängt hat. Die Fragen des Lohnes und Tarifes, der Versorgung mit Nahrung, Heizung und Licht erfüllen die Gemüter auch in Frankreich weit mehr als irgendwelche andern, und der — unerhoffte — Sieg im Weltkriege läßt das Andenken an die Glorie des Kaiserreiches verblassen.

Das Kaiserreich stützte sich auf die Armee und den Beamtenstand. Sicherlich mangelt es nicht in der französischen Armee an bonapartistischen Sympathien — Tendenzen wäre wohl zu viel gesagt —, der Beamtenstand aber darf als überwältigend ehrlich republikanisch eingeschätzt werden. Und die bonarpartistische Aristokratie, die Nachkommen der Marschälle und Staatsmänner, die Napoleon I. zu Herzögen, Fürsten und Grafen machte, sind kein politisch wichtiger, in sich zusammengeschlossener Faktor. Sie sind, mit Ausnahmen einiger Deputierten, politisch überhaupt indifferent, sind elegante Klubleute und mit dem royalistischen Adel versippt und verschwägert.

Auf dem Prinzen Viktor Napoleon und seinen Abkömmlingen ruht die Fortdauer des Bonapartismus. Es gibt da freilich noch die von Napoleons Bruder Lucien herrührende — eigentlich ältere — Linie Bonaparte, an deren Spitze der gelehrte Prinz Roland steht. Ihm hat indes seine Frau, eine Tochter des Spielpächters Blanc in Monte Carlo, außer ihren Millionen nur eine Tochter Marie hinterlassen, die — Europas reichste Erbin — seit 1907 mit dem Prinzen Georg von Griechenland vermählt ist. Im Gegensatz zu ihrer Schwägerin, der Königin Sophie, der Schwester Kaiser Wilhelms II., gruppierten sich um sie die Trabanten der Entente in Athen.

Von Napoleons I. und seiner Brüder Lucien, Joseph, Louis, Jérôme rechtmäßiger Nachkommenschaft ist sonach niemand mehr vorhanden außer dem Prinzen Viktor Napoleon und seiner Deszendenz, seinem Bruder Louis und dem Prinzen Roland Bonaparte, mit dem sein Zweig aussterben wird.

Eine erschöpfende Liste der illegitimen Bonapartes aufzustellen, wäre eine schwierigere Aufgabe. Sie wäre lang, diese Liste! Die Grafen Walewski müßte sie enthalten, die Abkömmlinge Napoleons I. und der schönen Polin Maria Colonna-Walewska, von denen sich aus einem galanten Abenteuer des Grafen Walewski, der seines Vetters Napoleon III. Botschafter und Minister war, mit der Tragödin Rachel noch ein doppelt illegitimes, ungräfliches Ästchen absplitterte. Die amerikanischen Bonapartes gehörten, streng genommen, hierher, die aus Jérômes erster, durch einen Machtspruch Napoleons I. annullierter Ehe mit der Miß Patterson herkommen. Auch manche wenig bekannte Bastarde aus dem Blut der Bonapartes wären zu registrieren, wie Monsieur L. N. de Céligny in Paris, der ein Sohn „Plon-Plons", also Stiefbruder des Prinzen Viktor Napoleon, ist. Und des ferneren die Grafen von Orx und von Labenne, zwei Brüder, die ihr Dasein einem kleinen Roman verdanken, den Napoleon III. als Gefangener auf der Festung Ham mit einem Wäschermädel anknüpfte und deren lebendige Konsequenzen er als Kaiser mit Domänen beschenkte und unter deren Namen zu Grafen erhöhte.

Vom Bauern Sergei * Zwei nachdenkliche Geschichten * Von Georg Holland.

Der Bauer Sergei aus Uglowka war einer von der nachdenklichen Sorte.

Einmal schlachtete er ein Schwein, ein schönes, fettes Schwein. Er weidete es aus und machte sich daran, die Därme zu reinigen, denn er wollte Wurst machen.

Was für eine Dummheit, dachte er bei sich, als er den Schmutz entfernte. Sehen die Därme nicht aus wie prall gestopfte Leberwürste? Erst macht man sie mit Gewalt leer und füllt sie hinterher mit vieler Not wieder voll und kocht sie. Wie wäre es bequem, wenn man die Därme gleich, wie sie sind, zu Würsten binden könnte und kochen. Wieviel Mühe würde man sparen.

So dachte Sergei. Und die Wurstgedanken wichen nicht mehr aus seinem Kopf. Er grübelte und grübelte, wie er sich die Arbeit des Därmereinigens vom Halse schaffen möchte.

Endlich fand er einen Ausweg. Sechs Wochen vor dem Schlachten, als das Schwein zum Mästen in den Koben gekommen war, begann er es mit auserlesenem Futter zu füttern. Er schüttete ihm Rosinen und Mandeln vor und gab ihm nur noch schönen reinen Kisluschka (eine Art Met) zu saufen. Als nun das Schlachtfest kam und das Tier ausgeweidet wurde, putzte er nicht die Därme, sondern band sie, gefüllt wie sie waren, gleich zu Würsten und warf sie in den großen Kessel, trotz aller Gegenreden seiner Alten.

„Du wirst dir nach diesen Würsten noch die Finger lecken," sagte er zu ihr, „weißt du nicht, daß ich das Schwein nur mit Mandeln und Rosinen und mit reiner Kisluschka gemästet habe? Das ist jetzt alles in den Därmen. Wohin soll es sonst wohl gekommen sein? Ißt du vielleicht keine Rosinen? Schmeckt dir die Kisluschka nicht?"

Als man jedoch bei Tische saß und die wohlgerundeten Leberwürste anschnitt, erhob sich ein ganz greulicher Gestank, und alle ekelten sich, und niemand mochte essen. Bis auf Sergei, der ekelte sich zwar auch, aber er langte mutig zu, schnitt ein großes Stück von seiner Wurst ab, verzehrte es wacker und sagte:

„Du kannst stinken, soviel wie du willst, ich weiß d o c h, was du gefressen hast."

*

Eben derselbe Sergei besaß ein Pferd, übrigens nur eins, denn er hatte nur sehr wenig Land. Da kam ein Hungerjahr über die Gegend, und Sergeis Hafer verdorrte, und sein Heu verfaulte, so daß er Hafer und Heu für schweres Geld kaufen mußte, um sein Pferdchen durchzubringen.

Er fütterte das Tier sehr sparsam, denn er war bei aller Klugheit recht arm geblieben, und geizig war er obendrein auch noch ein wenig. Wie wär's, dachte er, wenn man dem Pferd das Fressen ganz abgewöhnen könnte. Wenn man hübsch vorsichtig und allmählich dabei zu Werke geht, merkt es das dumme Tier vielleicht gar nicht, und ich spare viel Geld.

Nach einem wohlüberlegten Plan begann er sein Vorhaben auszuführen. Jede Woche setzte er die Futterration um ein weniges herunter. Im September hatte er noch ein ganzes Pud Hafer verfüttert. Im Dezember mußte es eine Handvoll tun.

Und voller Stolz verkündete Sergei den anderen Bauern von Uglowka seinen Erfolg. „Bald bin ich am Ziel," sagte er stolz, „und ihr anderen könnt zusehen, wie ihr eure Pferde durchbringt."

Eines Tages sah Sergei sehr betrübt aus. „Was ist denn mit dir los?" fragte der Bauer Iwan ihn, als er ihm auf der Dorfstraße begegnete. „Ist dein Pferdchen nicht gesund? Frißt es womöglich wieder?"

„Ach, mein Pferdchen," seufzte Sergei, „mein armes Pferdchen! Nichts will mir geraten. So schön hatte ich meine Rechnung mit dem Aas, dem Pferd gemacht. So schön weit hatte ich es gebracht, daß es in den letzten drei Tagen kein Körnchen Hafer mehr fressen wollte, ganz von selbst nichts mehr fressen wollte. Da legt sich das dumme Biest plötzlich hin und stirbt. Sage selbst, Iwan, ist das nicht ärgerlich?"

Streiflichter.

Die Gegenrevolution der Greise. Die Revolution der Jungen ist in Gefahr. Karlchen Mießnicks neuliche Erklärung auf der Reichsschulkonferenz, daß die heutige Quarta mit dem heutigen „Lehrermaterial nichts anfangen" könne, bedeutet ohnehin vielleicht den Höhepunkt und den Punkt des Umschwungs in dieser Komödie. Nun kommt dazu noch die akute Gefährdung der Revolution der Jungen durch die Gegenrevolution der Greise, die doch die unvermeidliche Folge der Verjüngungserfindung des Wiener Professors Steinach sein muß. Von der einen Seite drängt Karlchen Mießnick mit dem Heerbann der noch Jungen zu den Futterkrippen des Lebens; von der anderen führt Professor Steinach die wieder junggewordenen Greise heran. Ein furchtbarer Zusammenstoß, eine Weltkatastrophe muß die Folge sein. Die Katastrophe des großen Sterbens, die der Krieg brachte, wird ein Kinderspiel sein gegen die Katastrophe der Lebensüberfüllung, die Herr Professor Steinach bringt. Die Menschheit wird einer Wurst gleichen, die zwei verschiedene Wurstmacher, Karlchen Mießnick und Professor Steinach, von beiden Seiten her zugleich gewaltsam stopfen. Die Folge: Eine furchtbare Explosion der ganzen Wurst. Schleunige gesetzgeberische Maßnahmen scheinen dagegen angezeigt. Etwa eine Wiedereinbringung jener alten einschlägigen Gesetznovelle: „Alt werden, das ist Gottes Gunst; jung bleiben, das ist Lebenskunst." Hoffentlich kommt ein Kompromiß beider Parteien auf dieser Grundlage noch rechtzeitig zustande.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

„Nur keine Gesellschafterin!"

Skizze von Irene Braun.

Auf der Veranda einer hübschen Villa in einem Vorort von M. wurde mit Muße gefrühstückt, denn der Zug, der den Herrn Hofrat wie jeden Morgen in die Stadt bringen sollte, ging erst in einer Stunde.

Es saß sich gut und behaglich im Schatten der hohen Buchen, über dem blühenden Rosenbeet. Der Hausherr dachte mit einiger Wehmut an sein verflossenes Auto und die ehemaligen Frühstücke, während er sein Marmeladenbrot strich; seine noch jugendliche Gattin — sie hatten die silberne Hochzeit zwar schon vor einigen Jahren gefeiert — las eben einen umfangreichen Brief ihrer Schwiegermutter zu Ende und schaute nachdenklich in die Rosenpracht hinunter.

„Was schreibt die Mutter?" fragte der Gatte.

„Was ich gefürchtet habe. Sie ist ja gut angekommen, gut untergebracht und reichlich verpflegt, aber sie fühlt sich unglücklich und einsam. Hier schreibt sie: ‚Ich hätte nicht hierherkommen sollen; die Erinnerungen verfolgen mich auf Schritt und Tritt und machen mich elend. Gerade hier! Die schönen alten Zeiten mit meinem guten Mann, dann mit Euch, und vor zwei Jahren der letzte Urlaub meines Jüngsten, der nicht wiederkommt, — nein, das hätte ich wissen können, so sehr es mich gerade hierherzog. Ja, wenn ich was zu tun hätte oder unbehindert lesen könnte! Aber die Augen haben wieder abgenommen, das ist zu schlimm. Und Verkehr — dies Jahr sind gar keine Bekannten da, und neue Bekanntschaften mache ich nicht mehr. Es ist eine Menge vergnügter glücklicher Leute hier, die sich selber genug sind. Da man an einzelnen Tischen speist, sitze ich in Einzelhaft und höre nur, wie sie nebenan lachen. Und für dieses Vergnügen zahle ich die teure Pension. Wenn die Bäder nicht wären, die mir doch guttun, ginge ich wieder heim, obwohl es da auch nicht lustig ist. Ich bin zuviel allein mit meinen Gedanken. Nun höre ich Euch sagen: Sie sollte eben nicht so eigensinnig sein und es nochmal versuchen mit einer Gesellschafterin. Aber das könnt Ihr wirklich nicht verlangen, nach meinen Erfahrungen; bitte, gebt Euch keine Mühe in diesem Punkt. Ich sehe es ja auch bei anderen: meine Schwägerin steht ganz unter dem Pantoffel ihres überlegenen Fräuleins, das ihr Szenen macht wie mir meine Verflossene. Die Baronin Berg klagte mir, sie habe eigentlich einen egoistischen Logierbesuch statt einer Hilfe; sie habe das Fräulein neulich gebeten, ihr etwas an einem Spitzenkragen zu flicken; da sagte dieses: ‚Aber das sind ja Zofendienste, die Sie mir zumuten!' Sind sie still und diskret, so langweilt man sich mit ihnen; sind sie's nicht, so erfährt man, ob man will oder nicht, ihre unglücklichen Lieben, — nein, solange es geht, mache ich's allein, und dann sucht Ihr mir ein ordentliches Sanatorium oder Diakonissenhaus, aber nicht in M.; denn Euer Klima vertrage ich nicht. Einstweilen bade ich also und döse allein in den Wäldern herum; die sind wenigstens noch so kühl und harzduftig wie einst. ‚Die Einsamkeit ist schön, es muß aber immer jemand da sein, zu dem man sagen kann: Wie schön ist die Einsamkeit!', sagt der ‚Wiener Spaziergänger'. — Aber ein fremdes Fräulein würde mir auch nichts helfen und nur eine Menge kosten."

Der Hofrat nickte betrübt vor sich hin. „Ja, so ist sie, und mit 71 werden wir sie nicht mehr ändern. Die paar Wochen dort gehen ja herum, aber für künftig . . . du weißt auch keinen Rat?"

Frau Marianne schüttelte den Kopf: „Wie hab' ich mich schon zersonnen! Aber sie läßt sich ja nicht raten. Und die schreckliche Sparsamkeit! Für sich braucht sie nicht zu sparen und für uns doch auch nicht."

Der Hofrat packte mit einem Seufzer seine Zeitung zusammen und machte sich auf den Weg, während seine Frau einen zweiten Brief öffnete. Die Handschrift war ihr fremd; sie sah nach dem Namen. „Ihr getreues Laufmädchen" war der Brief unterzeichnet. Sie lächelte; ja so! Der Bahnhofsdienst mit Kaffeeausschank vom letzten Kriegswinter stieg wieder vor ihren Blicken auf und das nette Mädchen in der weißen Schürze, das durch seine flinke Hilfsbereitschaft sich diesen Übernamen erworben hatte.

„Sie haben mir erlaubt, verehrteste Frau Hofrat, Ihnen einmal Nachricht von uns zu geben, und ich möchte so sehr gern wissen, wie es Ihnen geht. Denken Sie noch manchmal an unsere zugige Bahnhofshalle und unsere großen Kübel, unsere erstarrten Finger, die wir daran wärmten?

‚Und alles umsonst gewesen!', sagte neulich unsere Obmännin. Aber nicht wahr, das muß man doch anders ansehen? Unsere Feldgrauen waren verfroren und hungrig, und wenn wir sie mit unserem heißen Kaffee erquickten, so war das etwas, und sie hatten's verdient. Mich reut keine Stunde, die ich dort verbracht habe, und daß ich Sie, verehrte Frau Hofrat, dabei kennenlernte, ist allein viele Grade minus wert." Dann folgten Familiennachrichten: „ . . . meine Schwester ist wieder wohl und in ihre Schulstellung zurückgekehrt. Nach ihrer Abreise klappte ich zuerst recht zusammen; Pflege und Haushalt mit wenig Hilfe war doch fast zu viel gewesen. Jetzt geht's wieder. Ich suche mir einen billigen Landaufenthalt, wo es wenigstens Milch gibt und einen Grasgarten für meine Hängematte. Dann werde ich im Herbst wieder arbeits- und erwerbsfähig sein."

„Gutes, tapferes Mädel", sagte die Hofrätin vor sich hin, während sie die Briefe zusammennahm und den Schlüsselkorb ergriff, um allerhand Stärkendes für ihr „Laufmädchen" zusammenzuholen.

Acht Tage später kam ein weiterer Brief der Schwiegermutter an, auch nicht vergnügter als der erste.

„Daß dies Jahr aber auch keine bekannte Menschenseele hier ist! Leute genug — aber mich gelüstet's nicht nach neuen Bekanntschaften, die Gesellschaft ist ganz verändert; Gestalten und Gesichter — die sehr erwachsenen jungen Damen laufen wie die Schulmädchen herum, schon mehr knie- als fußfrei, und die Mütter dazu schauen aus wie alte Backfische; dabei sind die ausgestellten Beine und Knöchel durchaus nicht alle sehenswert. Ich bin die einzige hier, die einen anständigen Rock trägt. Nein, seit gestern abend ist noch eine da, eine Dame um die Dreißig, die auch allein sitzt und bei Tisch Zeitungen liest. Wenn diese nicht so schlecht gedruckt wären und nicht lauter so greuliche Sachen darin ständen, täte ich es auch."

Wieder acht Tage später.

„ . . . das Fräulein, von dem ich Euch, glaube ich, letzthin schrieb, ist wirklich ganz nett; sie paßt eigentlich gar nicht hierher in das elegante Badehotel, sieht aber immer ganz gut aus; sie scheint dieselben Wege zu lieben wie ich und grüßt, wenn sie mir begegnet, im Gegensatz zu anderen jungen Damen, die ohne Gruß vor mir zur Tür hinauslaufen und sie mir womöglich vor der Nase zuschlagen. Doch ist sie sehr zurückhaltend. Vorgestern saß sie auf einer Bank am Bach mit einem Buch. Ich setzte mich mit meiner langweiligen Häkelei ans andere Ende der Bank; sie grüßte freundlich, las aber ruhig weiter. Nach einiger Zeit gab ich meinem Knäuel einen kleinen Schubbs, daß er in die Wiese hinunterrollte. Da sprang sie auf und holte ihn mir, ich dankte und fragte irgend was, sie antwortete ziemlich kurz und sah bald wieder nach ihrem Buch. Na, meinetwegen, dachte ich, stand auf und ging. Schade, daß sie nicht zugänglicher ist, einer alten Frau gegenüber."

Im nächsten Brief hieß es: „Denkt, was mir gestern passiert ist, — lacht mich aber nicht zu arg aus! Ich war meinem Lieblingsweg jenseit des Forellenbachs gegangen, weiter als gewöhnlich, so daß schon die Mittagsglocke läutete, als ich in Sicht des Hotels kam. Die Straße macht einen Umweg über die Brücke, ein schmaler Steg ohne Geländer führt ganz niedrig direkt übers Wasser auf die Wiese vor dem Haus, ich bin ihn oft gegangen. Was ich nun in der Eile gemacht habe, — ob ich meinen Stock neben das Brett gesetzt und mich darauf gestützt habe oder einfach daneben ins Wasser gepascht bin, weiß ich nicht, — kurz, ich lag auf einmal einseitig im Bächlein, und die Forellen werden sich über den dicken neuen Fisch gewundert haben. Als ich versuchte, mich aufzurappeln, da flog etwas Helles über die Wiese herunter auf mich zu, und es war Frl. Lenz (so heißt das unmoderne Fräulein, von dem ich euch schrieb). Sie griff geschickt zu und half mir auf. Lebensgefährlich waren die dreißig Zentimeter Wasserhöhe ja nicht, ich war nur etwas verdutzt vom Sturz und ziemlich ärgerlich, weil der Speisesaal mit acht jedenfalls reichlich besetzten Fenstern gerade auf die Unglücksstätte schaut. Ich nahm dank-

Digitized by Google

bar ihren Arm und ging triefend, aber erhobenen Hauptes an den Fenstern vorbei zu mir hinauf. Sie ließ mich nicht allein, sondern half mir auf die liebenswürdigste Weise in trockene Kleider und Pantoffel; ihre steife Zurückhaltung ist nur äußerlich, gestern war sie wirklich lieb. Ich ließ dann das Mittagessen für uns beide heraufkommen, obwohl das für jede Person 50 Pfennig extra kostet, — hatte noch weniger Lust als sonst auf die Tischgesellschaft. Da plauderten wir ganz gemütlich. Schließlich legte sie mich auf meiner Ottomane zurecht zum Mittagsschlaf, und heute fragte ich sie, ob sie sich künftig mittags an meinem Tischchen decken lassen wollte. Das nahm sie schließlich gern an. Denk, und sie kennt Dich! Aber viel weiß sie nicht von Dir; ich erzählte ihr allerhand und bin jetzt wirklich froh über mein Ungeschick von gestern. Sie will mir vorlesen, aber einstweilen schwatze ich lieber mit ihr."

Aus einem Brief der Schwiegertochter:

Daß Du so erfreuliche Ansprache gefunden hast, freut mich herzlich. Ja, ich kann mir gut denken, daß Dir Frl. Lenz gefällt. Grüße sie schön und frage sie doch, ob sie für den Herbst schon eine Stelle in Aussicht hat. Sie sprach einmal davon, daß sie verdienen müsse, und ich glaube, ich wüßte für sie einen guten Posten mit anständigem Gehalt bei einer alten Dame. Wenn ich nicht mein Fremdenzimmer hätte abgeben müssen, würde ich sie gern ein paar Wochen einladen, zum Dank dafür, daß sie Dich so schön gerettet hat."

Die Schwiegermutter antwortete umgehend:

„Meine liebe Marianne, Deinen Gruß und Dank an Frl. Lenz habe ich ausgerichtet, aber Deinen Auftrag nicht. So dumm werde ich doch nicht sein, dieses famose Mädel einer anderen zu überlassen, die sie womöglich gar nicht zu schätzen weiß. Wenn sie so eine Stelle sucht, die kann sie näher haben, bei einer alten Dame, die auch nicht eckliger ist als andere, und deren Schrullen sie jetzt bereits kennt. Ich fragte sie gleich, ob sie will — und sie sagte ja und kommt in vier Wochen mit mir heim. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr vor dem Winter, und Ihr werdet auch zufrieden sein.

Siehst Du, wie gut, daß Du Dich nicht um eine Gesellschafterin für mich bemüht hast? Jetzt habe ich durch Zufall eine bekommen, die mir nicht nach Szenen aussieht. Ich fühle jetzt schon, daß es gehen wird. Du mußt dann bald kommen und sie näher kennenlernen."

Hofrats saßen wieder in der Veranda, als dieser Brief kam. Frau Marianne lachte laut auf bei dem Wort „Zufall" und rieb sich vergnügt die Hände. Der Gatte sah fragend auf, und nun erzählte ihm seine Frau die wahre Geschichte von der Gesellschafterin. Er war starr: „So eine Intrigantin habe ich zur Frau und weiß es nicht?"

„Ja, diesmal hat der Zweck die Mittel geheiligt", sagte Frau Marianne und holte einen anderen Brief hervor, in dem ihr „Laufmädchen" sich innigst bei ihr bedankte.

„Leicht war die Rolle nicht, die Sie mir zugeteilt hatten! Unartig weiterlesen, wenn Ihre liebe Frau Schwiegermutter absichtlich ihren Knäuel hinunterwirft, um mit mir anzubandeln — das ging beinahe über meine Kraft. Ich habe auch ein ganz schlechtes Gewissen dabei — müßte ich's ihr nicht doch gestehen? (Unsinn! schaltete Frau Marianne ein; wenn die gute Mutter erst wüßte, mit welcher alten Dame ich ihren Entschluß zum Reifen gebracht habe!) Und hier schreibt sie noch: „Da ich jetzt ein gutes Gehalt in Aussicht habe, müssen Sie mir erlauben, die Futterkosten des hiesigen Aufenthaltes, der mir so herrlich bekommt, zurückzuerstatten." „Kleines Schaf", sagte der Hofrat.

Worte für die Zeit: Gegeneifer nährt die Glut der Geschicklichkeit, und ein Nebenläufer frischt dir den Fuß an, daß er im Wettlauf nicht ermüde.

Ob einer hinter oder vor mir sei, kann mich beides treiben, daß ich nicht der letzte werde. Der Schütze, welcher niemals einen andern hat sehen anschlagen, kann selber schwerlich in das Schwarze treffen. In einem Wort: Was uns fehlet, das sehen wir nicht allein an uns, sondern auch an andern.

Samuel von Butschky.

*

Man vergesse nicht, daß, wer sich einer Partei hingibt — seinem freien Geist, seinem unbefangenen Urteil Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen muß. Goethe.

*

Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geschehen. Denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der guten Menschen zum Guten leitet. Goethe.

Eiweiß- und Phosphorspeicher in der Natur und ihre Ausnutzung für die menschliche Ernährung.

Die Wenigsten wissen, daß das Getreidekorn, wie es in den Mühlen zur Vermahlung gelangt, einen schlummernden Keim in Form eines kleinen eigelbfarbenen Sprößchens von Stecknadelkopfgröße besitzt. Dieser schlummernde Getreidekeim enthält prozentual viermal soviel Eiweiß, zwei- bis dreimal soviel Nährsalze (Phosphorverbindungen) und fünfmal soviel Fett wie das Getreidekorn selbst, und man sieht auch hier wieder, daß die Mutter dem künftigen Organismus die wertvollsten Bestandteile mitgibt. Die Eiweißstoffe des schlummernden Getreidekeims sind schon von der Natur aus in Form von Eiweißbausteinen vorhanden, bedürfen also keiner Verdauungsarbeit.

Es ist gelungen, aus dem ideal zusammengesetzten Eiweiß- und Phorphorspeicher der Pflanze ein Kräftigungsmittel zu bereiten, ohne daß in die natürliche Zusammensetzung von Menschenhand eingegriffen wird. Der von der Natur dargebotene Keim wird gereinigt und nach einem patentierten Verfahren in der Luftleere von Bitterstoffen befreit. Das so entstehende bräunliche Pulver, das nußkern- und malzartig schmeckt, hat sich als vorbildliches Kräftigungsmittel für in der Ernährung Zurückgebliebene, Nervöse, Blutarme, werdende und stillende Mütter, sowie für in der Entwicklung befindliche Kinder bewährt. Kostspielige Reklame kann für das Materna benannte Kräftigungsmittel wegen des niedrigen Preises von 3 Mark für das ½-Pfund-Paket nicht gemacht werden. Jeder Arzt kennt es. Apotheken, Drogen- und Lebensmittelgeschäfte führen oder beschaffen Materna von dem Nahrungsmittelwerk Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, das auch post- und bestellgeldfrei allen denen, die es wünschen, wörtliche Auszüge aus den wissenschaftlichen Arbeiten von hervorragenden Ärzten und Ernährungsforschern zusendet.

Die mit Muttermilch aufgezogenen Kinder gedeihen am besten.

Immer wieder weisen die Kinderärzte darauf hin, daß auch sorgsamst gewonnene Kuhmilch Muttermilch nie ersetzen kann, da sie eine andere Zusammensetzung hat und mehr oder weniger schädliche Keime enthält.

Nur in den Fällen, in denen die natürliche Ernährung des Säuglings unmöglich ist, die Muttermilch nicht ausreicht und nachdem das Kind entwöhnt worden ist, soll man Kuhmilch und ein geeignetes Kindernahrungspräparat verwenden. Viele Mütter greifen zu den vielfach angepriesenen sogenannten Kindermehlen, die meist aus gemahlenem, Rübenzucker enthaltenden Zwieback hergestellt werden. Da Rübenzucker den Kindesmagen versäuert, so ist an eine einwandfreie Kindernahrung die Anforderung zu stellen, daß sie aus Getreidemehlen hergestellt wird, deren Stärkegehalt teilweise durch die Einwirkung der Kraft des keimenden Gerstenkornes in eine leichtverdauliche Form übergeführt wird. Ein besonders gutes Kindernahrungspräparat entsteht, wenn die eiweiß- und phosphorreichen, schlummernden Getreidekeime nach einem patentierten Verfahren durch Behandlung in der Luftleere aufbereitet und bei der Herstellung von Kindernahrungspräparaten mit verwendet werden. Dadurch entsteht eine leichtverdauliche, an Eiweiß, Nährsalzen und Ergänzungsnährstoffen reiche Nahrung, die, der Kuhmilch zugesetzt, eine günstigere Zusammensetzung, leichtere Verdaulichkeit des Milchkindernahrungsgemisches und — was sehr günstig ist — ein feineres Gerinnsel im Kindesmagen bewirkt, während Kuhmilch allein in größeren, schwerer verdaulichen Flocken gerinnt.

Das Erzeugnis, das auch vielfach von Ärzten als Diätspeise für Erwachsene verordnet wird, wird von dem Nahrungsmittelchemiker Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, hergestellt, von dem auch Gebrauchsanweisungen und Auszüge aus den wissenschaftlichen Arbeiten kosten- und postgeldfrei zugesandt werden. Da der Preis mit Rücksicht auf die gesunkene Kaufkraft, namentlich kinderreicher Familien, äußerst niedrig gehalten ist, kommt es vor, daß Dr. Klopfer-Kindernahrung in den Geschäften nicht vorrätig gehalten wird, und es liegt im Interesse des Verbrauchers, auf die Anschaffung und Lieferung von Dr. Klopfer-Kindernahrung zu bestehen.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 ▪ Nr. 36 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Verlag von Ludwig Möller Lübeck.

Ich gratuliere. Radierung von A. Forster.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts=Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (9. Fortsetzung) . . . . . . Seite 585
Hausmutter. Von Rudolf Schäfer. (Abbildung.) Aus Bildermappen fürs deutsche Haus . . . . . „ 585
Im Stall. Gemälde von W. Fahrenbruch . . . . . „ 587
Hügellandschaft. Radierung von F. Stichling . . . . . „ 589
Kinderlügen. Von Gerhard Budde . . . . . „ 590
Das neuzeitliche deutsche Exlibris. Von Walter Henrich. (Mit Abbildungen) „ 591
„Rif“. Von Karlernst Knatz . . . . . Seite 594
Sommerabend. Gedicht von E. v. Weitra . . . . . „ 595
Das Wurzelmännlein. Ein Märchen. Von Friedrich Huffong. Mit Abbildungen von Walter Wellenstein . . . . . „ 596
Streiflichter. . . . . . „ 599
Die Welt der Frau: Hausfrauenplauderei. Von Luise Holle . . . „ 599
Was die Herbstmode bringt. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 600

WOLLGARN.

Schwanen-Häkelgarne
Schwanen-Strickgarne
Schwanen-Tapisseriegarne

sind im Herbst wieder in allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Fabrik: Sächs. Wollgarnfabrik A.-G.
vorm. Tittel & Krüger Leipzig-Plagwitz

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Nr. 27 Nymphe

Dekam Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter und neuer Meister i. künstlerischer Ausführung

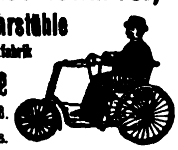
Wie Originalgemälde auf Blendrahmen :: gezogen, ohne Glas zu rahmen ::

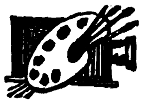
Spezialität: Von Künstlerhand mit besten Oelfarben übermalte

„Dekam Gemälde“
Wirkung wie Originalgemälde.

Dr. Karl Meyer, G.m.b.H., Leipzig-Wahren 6.
Vertreter in allen Teilen Deutschlands und im Auslande gesucht!

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8.
Katal. gratis.





— Für Unterhaltung, Studium und Erwerb! —
Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergröß.- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Gegenst. Keine Glasbilder nötig. Prosp. 62 frei dch. Fabr. Schmehle Nchf., Dresden 27/82.

Erfinder
wenden sich zwecks Anmeldung und Verkaufs ihrer Erfindungen an Zivilingenieur R. Liebschner, Dresden 21.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik [illegible] Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden [illegible] und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Suche für meine Tochter, 24 J. alt, zum 1. Sept. od. später auf einem kleinen Gut od. Försterei eine Stellung zur **Erlernung des Haushaltes** bei vollem Familienanschluß. Zuzahlung nach Übereinkunft. Umgebung von Hannover bevorzugt. Off. unt. M. 1207 an Annonc.-Exped. Carl Ludewig, Hannover, Georgstr. 23.

Wirtschaftsfrl., 40 Jahre, sucht Stellung, wo Dame i. Hause. Vertraut m. Krankenpflege u. allen häusl. Arbeit. Land- od. Villenhaush. bevorzugt. Gefäll. Offerten unter Hls. 5671 an August Scherl G. m. b. H., Berlin-Halensee.

Fräulein, 18 J. a., ein. kath. Bildungsinstit. entlass., in all. obligat. deutsch. Lehrfäch. gut geschult, auch i. Zeichn., Mal., Französ. u. Klaviersp. geübt, i. all. Handarb. gut bewand., sucht entsp. Stell. z. Fam. m. Kind. (nicht Großst.), Süddeutschl. vorgez. Phot. u. Zeugn. z. Dienst. Zuschr. erb. an C. Gersbach, Säckingen a. Rh., Rheinbrückstr. 1.

Für uns. Bruder (aus 5j. Gefangenschaft zurückgekehrt), Handlgsgehilfe, Mitte 30, verheir., such. wir e. Existenz. Da e. intell., gewissenh. ist, würd. e. sich bald, a. i. and. Berufe, einarb. Frdl. Zusch. erb. u. MJ. 100 postl. Glauchau.

Suche f. m. Tocht., 16½ J. a., Töchterschule absolv., z. 1. Okt. Stell. a. Lehrfrl. z. Erlern. des Haush. Oberförsterei od. Gut bevorz., wo Dienstmdch. f. d. gröb. Arb. vorh. Bedg.: Fam.-Anschl. Gef. Off. erb. an Frau Anna Wennrich, Königsberg i. Pr., Magisterstr. 44.

Stellenangebote

In der staatlich anerkannten **Krankenpflegeschule im Stadtkrankenhaus Offenbach am Main** können noch einige gesunde junge Mädchen mit guter Familienerziehung und höherer Schulbildung unter günstigen Bedingungen Ausbildung finden. Näheres durch die **Oberin der Schwesternschaft des Stadtkrankenhauses Offenbach a. M.**

Erstklassige Erzieherin zu drei Kindern im Alter von 3, 6 und 9 Jahren gesucht. Die betreffende Dame muß von gutem Herkommen sein, über eine gute Bildung verfügen und darf sich nicht scheuen, gelegentlich sich hauswirtschaftlich zu betätigen. Den Vorzug erhält etwas ältere Dame, der es darauf ankommt, in einem solid geführten Haushalt tätig zu sein. Gefällige Offerten mit Lebenslauf, Gehaltsansprüchen und Angabe von Referenzen erbeten unter M. 7544 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche per sofort oder später **durchaus zuverlässige, kinderliebe Erzieherin** (keine Anfängerin) mit besten Empfehlungen, für meine drei Kinder im Alter von 4, 5 und 11 Jahren, welcher an einer dauernden Stellung gelegen ist. Erfahrung in Kinderpflege erwünscht. Offerten mit Zeugnissen, Bild und Gehaltsansprüchen an Frau Cilly Altmann, Schneidemühl, Zeughausstraße 15a.

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule. Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Wegen Heirat der jetzigen zum 1. Oktober nach Potsdam gesucht **eine perfekt schneidernde Jungfer** und eine in allen Zweigen der **Kochwirtschaft erfahrene, selbsttätige Köchin.** Küchenmädchen vorhanden. Nur Bewerberinnen mit erstklassigen Zeugnissen aus guten Häusern wollen sich unter Beifügung v. Bild, Zeugnissen, Gehaltsansprüchen melden bei **Prinzessin Oskar v. Preußen, z. Z. Klaeden, Krs. Stendal.**

Suche für meinen Haushalt (alleinstehende Dame) ein gut empfohlenes, **besseres, älteres Mädchen** für bald. **Margarete Saupe,** Weißenfels/Saale, Saalstraße 7.

Suche für bald ältere **gebildete Stütze,** die gute bürgerliche Küche versteht. Nur Dauerstellung gewünscht. Ebenso älteres, ehrliches, tüchtiges **Mädchen** für Haus und Küche. Offerten mit Bild u. Gehaltsansprüchen an Villa Victoria, Sooden a. Werra, Töchter-Pensionat.

Suche für bald junge, einfache **Stütze** für kleinen Haushalt (2 Personen, 1 Kind) bei guter Beköstigung und Gehalt. Frau Geißler, Hamburg 15, Nagelsweg 19 I.

Nebenverdienst bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach [illegible]

Vermischtes

Gebildete Witwe, 39 J., würde sich gern wieder verheiraten. Witwer mit Kindern angenehm. Gefl. Zuschriften unter S. 7530 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

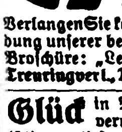
Seel. vereins. Dame a. g. H., 43 J., stattl., gutsit., s. ält., vermög., vornehm. Akad., Industr., z. Heir. Anonym verb. Bildoff. u. L. G. 547 an Aug. Scherl G.m.b.H., Leipzig, Petersstr. 22, erb.

Suche die Bekanntsch. e. gebild. jung. Dame aus nur gut. Fam. im Alt. bis z. 30 J., von angenehm. Auß., zwecks bald. Heirat. Prov. Hannov., Sachs. sowie Braunschweig bevorzugt. Bin Großkaufm., i. gut. Verh., 40 J., ev., dunkelbl., 1,70 gr. Distr. Ehrens. Gef. Angeb. mit Bild unter P. 7545 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Wo finde ich treuen Lebensgef. vornehmster Gesinnung, in sich., gut. Lebensst., welch. wirtschaftl. Tüchtigkeit, gut. Erzieh., Gesundh. u. natürl. Charakt. einer Frau höher zu schätzen weiß als Geld u. Gut, u. der s. n. Ordnung u. Sonnenschein i. s. einsamen Dasein sehnt. Bin Mitte 30, evang., habe viel Freude a. d. Natur u. Wand., Musik u. all. Schön., gr. Inter. f. Gartenb. u. Kleintierzucht. Ausf. Zuschriften mit Bild erbitte unter L. 7526 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Hausdame, 40 J., gut aussehend, tüchtig, heiter, gebildet, möchte heiraten. Nicht anonyme Offerten K. K. 100 Berlin, Postamt 50.

Dame, 33 J. alt, aus gut. Kreis., blond, mittelgr., mit gut. Zügen, aber durchaus nicht hübsch, jahrel. i. Ausl. berufl. tät. gewes., dah. i. Deutschl. fremd geword., möcht. versuch., a. dies. wenig sympat. Wege vielleicht noch ein Eheglück i. d. Heimat zu find. 60000 M. Vermögen (50000 in bar, 10000 in Reichspapier.), sehr gute, vollständ. Wäsche- u. teilw. Möbelausst. (Schlafzimm., Eßzimm. 2c.) vorhand. Bevorzugt würd. geist. viels. interess., weitblickend. höh. Beamter, Kaufm. oder Industriell., zwisch. 40 u. 55 J., in klein., hübsch. Stadt. Mögl. nicht anonyme Zuschriften erbeten unt. G. 7522 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.



Der Treuring löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Briefzusendung unserer begeistert aufgenomm. Broschüre: „Lebenskameraden“. — Treuringverl., Berlin, Schellingst. 96.

Glück in Neigungsehe ersehnt vermögende Lehrerin (31), von tiefer, schlichter Wesensart. Briefe unter Hg. F. 1015 befördert Aug. Scherl G. m. b. H., Hamburg.

Geb. Dame, 33, ev., 1,62 gr., schl. Ersch., wirtsch., musik., sensible Nat., Kleinstadt. gut. Fam., w. Neig.-H. m. geb. Herrn. Disk. selbstv. Off. m. Bild erfolgt sofort zurück, unt. F. 7521 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Damen aus guten Kreisen, welche **Ehe** mit Fabrikbes., Direktoren, Akademikern, Rittergutsbesitz. usw. wünschen, erhalten ständig erstklassige Vorschläge durch: Frau Direktor Marga Evers, Dresden 96, Lindenaustr. 8.

Schuldl. Geschieb., 40 J., gut. Charakt., Erschein., häusl., 40000 M. Vermög. (2 Söhn., 18 u. 21 J.), wünscht, da Söhne auß. Haus, sehr eins. fühl., gutsit. Hrn. i. Alt. b. 55 J., v. gut. Char., kenn. z. lern., zw. spät. Heirat Off. erb. u. G. 7539 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Was will der Lebensbund??
Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von Verlag G. Bereiter, München 60, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 60.

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen

In altbewährter guter Friedensware wieder überall zu haben
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G. Leipzig

Digitized by Google

Nr. 36 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

9. Fortsetzung.

Zur Stunde war der Wagen vom Hof gefahren, um den zurückgekehrten Kapitän zu Schwiegersohn und Tochter zu holen. Kapitän Osterloh, gerade von See kommend und an frische Luft gewöhnt, hatte den leichten offenen Wagen befohlen. So saß denn der alte Seebär mit dem glitzernden rötlichen Vollbart behaglich in der Mitte des Sitzes — vor ihm der Kutscher — und kommandierte: „Recht so, min olen Jung. Bring mi man sicher in'n Haben 'rin. Stopp' de Maschin'! Backbord — roet Licht!" Mit dem roten Licht war Frau Sebkes Backsteinhaus gemeint, dessen Wände im fahlen Märzsonnenschein mit den Fensteroorhängen um die Wette leuchteten.

„Doch alles — all right?" fragte der Ehrengast leicht betroffen, als ihn der Schwiegersohn auf der Tennentorschwelle allein in Empfang nahm.

„Ja. Aber Etta fühlt sich etwas matt", erwiderte der Herr des Hofes sichtlich befangen. „Das kennt man bei meiner Frau sonst gar nicht. Sie wartet auf dich mit dem Jungen in der Stube. Freut sich unbändig."

„Na, kann ja immer mal so vorkommen! Hoffentlich nicht von Bedeutung!"

Etta stand mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt. Absichtlich, um den Papa durch ihr elendes Aussehen nicht gleich zu erschrecken. Der Stammhalter des Hauses stand vor ihr. „So, nun lauf und begrüß' deinen Opa!" ermunterte ihn die Mutter.

Wilhelm Hajo im weißen Kleidchen setzte sich auf den strammen nackten Beinchen in Bewegung. Der Kapitän hob sein Patenkind zu sich empor. „Den Donner, bist du 'n smarter Bengel!" Schnell stellte er den Enkel, den „Pluck", wieder auf die Füße.

Etta war dem Kinde gefolgt. Sie legte dem ersehnten Gast die Arme um den Nacken und drückte „Papachen" einen leidenschaftlichen Kuß auf die Lippen.

Von Rudolf Schäfer.

Aus Bildermappen fürs deutsche Haus. Stiftungsverlag Potsdam.

„'n büschen blaß. Well, aber was das Küssen anbelangt: Deern, bist doch immer noch die stürmische Alte!"

Etta nahm sich zusammen. Sie wollte unbedingt gesund, nicht leidend erscheinen. Wenigstens nicht während der nächsten Tage. Stundenlang mußte der Weltreisende ihr erzählen. Da lebten die alten, schönen Erinnerungen greifbar vor ihr auf. Frisko! Ihr strahlendes, goldenes San Franzisko! Und die lustige Vetterschaft, die flotten Basen und die Tennisplätze.

„Ja, und Vetter Edo — der war doch woll immer noch dein Bester — hat mir für dich was mitgegeben, 'n Hochzeitsgeschenk. Hm, ha, kommt damit 'n büschen spät zu Platze."

Etta aber war schon gar nicht mehr Ohr für Vetter Edo und sein verspätetes Hochzeitsgeschenk. Sie fragte lebhaft nach Schwester Emma.

„Brauchst dir gar keine mütterliche Sorge mehr um deinen Schützling zu machen", meinte der Kapitän. „Und übers Jahr, spätestens in zwei Jahren, haben wir unsere Kleine hier bei uns."

„Und wie ist sie? Wie sieht sie jetzt aus?"

Digitized by Google

„Etta, schöner als du."

„Ach, jetzt neckst du mich!"

„Ist Emma so dunkel wie du?" fragte plötzlich Reimer, der an seinem Schreibtisch saß.

„Nein. Weißt du das denn nicht? Hellblond."

„So! Aber groß?"

„Nein, eher klein."

„Lebhaft?"

„Meine Tochter Numero zwei ist die richtige kleine Butjadinger Hausmutter", rief der Kapitän.

„So — soso!" Der Kopf des Frageſtellers ſenkte ſich.

Etta merkte auf. Reimers Hand glitt mit der Feder über die Seite des Manuſkripts, als raſe ſie wie gepeitſcht davon. Weitere Fragen ſtellte er nicht.

Erſt am dritten Tag, kurz vor ſeiner Abfahrt, rückte der Kapitän mit dem vetterlichen Geſchenk heraus, das er zu unterſt im Koffer glücklich wiedergefunden hatte. Auch Etta hatte keinen Augenblick mehr an Vetter Edo Oſterlohs „Hochzeitsgeſchenk" zurückgedacht.

Es war eigene Handarbeit des jungen Juweliers. Kamm, Broſche, Kette und Armband. Grüne Steine. Malachit in goldener Faſſung. Reimer, der am Eßtiſch neben Etta ſtand, als ſie den Schmuckkaſten entgegennahm und öffnete, ſah überraſcht auf die Steine.

Etta legte ſich ſofort Broſche, Kette und Armband an, die ſich, da die Steine heller waren, leuchtend vom dunklen Grün ihres Wollkleids abhoben. Dann trat ſie zwiſchen die Fenſter vor den Spiegel und tat auch den Kamm ins Haar, der wundervoll zu deſſen Farbe paßte. Aber ihr blaſſes Geſicht litt unter dem Grün der Broſche und der Kette. Etta bemerkte es nicht.

„Wie findet ihr mich?" fragte ſie und blickte ſich um.

„Wer iſt Edo Oſterloh?" fragte Reimer plötzlich ſtatt aller Antwort.

„Papas älteſter Neffe. Ich hab' viel mit ihm Tennis geſpielt. Er iſt — er iſt der netteſte Menſch auf der Welt. Immer luſtig. Immer bereit zu tollen Streichen. Und dabei in ſeinem Fach ſo tüchtig. Der beſte Juwelier von ganz Friſko! Er iſt — ich hätte —" Hier verſagte Etta der Atem. Nur mit Mühe vermochte ſie zu vollenden: „Edo Oſterlohs Schmuck werde ich von nun an immer tragen — zur Erinnerung."

„Auch wenn ich dir ſage, daß dich das Grün zu blaß macht? Etta, ich könnte dir den Schmuck umfaſſen laſſen. Nimm Karneol. Er iſt rot."

„Ich liebe aber die grünen Steine. Und grüne Erinnerungsſteine liebſt du ja auch!" Etta wies auf den Silberring an ſeiner Linken.

Reimer zuckte zuſammen. „Ja, Etta — dann? . . . Allerdings, dann — trag die grünen Steine."

„Kinder, ihr kriegt euch doch nich beim Kopf?" fragte Papa Kapitän unzufrieden.

„Oh, das kommt unter Eheleuten manchmal ſo vor", erwiderte Etta ſchnippiſch.

„Kinder, das macht unter euch ab. Laßt wenigſtens mich und den unſchuldigen Vetter dabei aus dem Spiel!"

„Der da — eiferſüchtig auf — auf Edo Oſterloh! Das — das iſt ja zum Totlachen! Reimer, du — du biſt —" Da fiel Etta, noch eben rechtzeitig, ihre Reiſe mit einem anderen Edo nach Bremen ein. Verlegen einlenkend, ſagte ſie: „Ich bin manchmal ſo — ſo . . . Reimer weiß recht gut, daß ich in der Welt keinem Edo oder anderen Männern nachlaufe. Aber — aber ja, den Schmuck will ich doch — doch — doch tragen. Und wenn er mich auch ganz blaß, elend, krank, ja — tot macht!" Weinend ſank die junge Frau mit der grünen Nixenkrone im Haar und den Steinen an Hals und Bruſt unter dem Spiegel zuſammen.

Der Weinkrampf dauerte lang. Etta konnte gar nicht wieder zu ſich kommen.

Papa Kapitän blieb, um ſein Kind im höchſten Grad beſorgt, bis Etta, einigermaßen wieder in Faſſung, ſelber erklären konnte, ſich beruhigt zu haben und ſich wieder ganz wohl zu fühlen. Ihr Ausſehen ſtrafte ſie Lügen.

Etta lag auf dem Sofa, als Reimer, der dem Schwiegervater das Geleit gegeben hatte, ins Zimmer zurückkehrte.

Die Gatten ſahen einander an.

„Du machſt Papa und mir Sorge. Papa will Edzard bitten", erklärte Reimer kurz.

„Dann ſende Johann als reitenden Boten ſofort hinterdrein! Ich — ich ſage dir — ſofort! Ich laſſe nicht ſo über mich verfügen. Ich bin kein Tier. Unvernünftige Geſchöpfe befragt man nicht. Da ſchickt man zum Arzt, wenn ſie krank ſind. Ich bin auch nicht mal krank. Ich will keinen Sanitätsrat. Reimer, du machſt mich von neuem — raſend."

Da ſah Reimer ein, hier war es klüger, nachzugeben. Johann ſollte verſuchen, das Fuhrwerk einzuholen, um Schwiegerpapa die Gegenbotſchaft zu überbringen.

„Ich habe deinen Wunſch erfüllt", ſagte Reimer zu Etta. „Biſt du nun beruhigt und zufrieden?"

„Gib mir deinen Ring, und ich gebe dir meine Steine!" Etta kehrte dabei das Geſicht gegen die Wand und warf ihre Geſtalt herum.

„Behalte die Erinnerungen, wenn ſie dir lieb ſind, Etta. Und laß mir die meinen. Trag' die grünen Steine. Und ich — trage den Ring!"

Für Augenblicke war Totenſtille eingetreten.

Plötzlich griff ſich Etta ins Haar, nahm den Kamm mit den grünen Kugeln, zeigte dem Gatten von neuem das Geſicht und warf den Schmuck ſo heftig auf den Boden, daß er zerbrach.

„Frau, was ſoll denn nun — das ſchon wieder?"

„Ja, Reimer, wenn ich mehr ſagen würde, wären wir miteinander fertig. Erinnerungen hab' ich nicht. Was ſind mir denn die Vettern. Aber deine Toten ſind lebendig. Sie ſpuken in dir wie Geſpenſter. Der blonde Geiſt deiner Schwägerin geht wohl im Haus um?"

„Schweig, bei Gott! Berühr' mir nicht die Keuſchheit meiner Toten! Du haſt recht, wenn du mehr ſagſt, wenn du . . . das — das iſt's ja! Die Reinheit meiner Toten darf deine Heftigkeit, dein Jähzorn, deine überreizte, unlautere Leidenſchaft nicht berühren! Ja, deine Leidenſchaft iſt mir zuwider, weil ſie in dir Eiferſucht erzeugt, die ſelbſt vor Toten nicht halt macht!"

„Prediger! Predige mir nicht!"

„Etta, ich ſag' dir — ſchweig! Jetzt keine Auseinanderſetzung! Du biſt offenbar leidender, als du weißt: Ich ſehe es ein. Und ich muß — will, will dich ja auch ſchonen! . . ."

Frau Etta Bojunga lag auf dem Sofa wie ein Bild aus weißem Marmor.

Sie hielt die Augen geſchloſſen und ſtand in Gedanken bald vor einem der unteren Stubenfenſter, bald droben auf dem Altan ihres ehelichen Gemachs und blickte durch die Baumluke hinüber nach dem fernen grau-grünen Deich. „Nun hat das Mittagsgeſpenſt, wenn's mir entgegentritt — ſein Geſicht", ſagte ſie ſich. „Es iſt mir nicht mehr fremd — ſo weſenlos. Es wird mir ſchon eher greifbar. Die verſtorbene Frau ſeines Bruders iſt es. Eine blonde, rundliche und auch wohl hausbackene Kleine. Ich bin nicht hausbacken. Edos Frau, ein helles, blauäugiges Hausmütterchen — nicht dunkel, nicht ſchlank, nicht hochragend, nicht, wie ich, beinahe eine Handbreit größer als Reimer, nein, in jeder Hinſicht anders — in keiner einzigen: Frau Etta Bojunga."

Dr. Reimer Bojunga blickte auf die Uhr der Anrichte. Der Kapitän hatte Etta und ihn bald nach dem Mittageſſen verlaſſen. Er ſelber mußte nun auch ſeinen Pflichten nachgehen. Juſt heute mit dem Zug ſo weit hinauf, um in einem landwirtſchaftlichen Verein den angeſagten Vortrag zu halten. Juſt heute, ſo unmittelbar nach dem neuen peinlichen Zuſammenſtoß mit ſeiner Frau! Durch Ettas rätſelhaftes Weſen, durch ihre übergroße Gereiztheit und

Digitized by Google

durch ihre ihn schwer kränkenden Worte so ganz aus der Stimmung gebracht! Und dazu die Sorgen, ja, ja, die ernstlichen Sorgen um —

„Ach Gott! Etta! Etta!“ Ihm waren die Worte in Verzweiflung entschlüpft.

Die Frau auf dem Sofa legte den Kopf zur Seite. „Du rufst?“ fragte sie müde. „Du willst — nun fort?“ Sie hielt ihm die Hand entgegen. „Wohl — geh nur! Es ist ja auch gut — ganz gut so . . .“

„Aber kann ich dich denn in solchem Zustand, wie ich ihn gar nicht bei dir kenne, so — so hinfällig und — Etta — mein Gott! Ist's denn vielleicht — schon so weit?“

„Nein — nein! Beruhige dich!“ Daß Reimer sich trotz allem um sie sorgte, stimmte sie plötzlich weich. „Nein, erst im Frühsommer, wenn die Frösche quarren und die Rosen — meine neuen, schönen Rosen da draußen im Garten blühen.“

Reimer ging, und Etta war mit sich allein, denn der Kleine, der, obwohl oder gerade weil er ein außergewöhnlich kräftiges Kind war, es schwer mit den Zähnen hatte, schlief unter Ekas Wartung. So hätte sich die Hausfrau der Ruhe hingeben dürfen. Aber Etta tat es nicht.

Sie erhob sich von ihrem Sitz. Sie trat, wie eben in Gedanken, nahe an eins der Fenster hinan und starrte hinaus.

Und da — plötzlich — weseraufwärts schob es sich heran. In dichten Ballen quoll es über den Deich, wälzte sich eilig über das Hinterland durch die kahlen Bäume an der Graft und legte sich — Etta spürte den eisigen Hauch ganz deutlich im Gesicht und an den Händen — wie mit Eisfingern um sie.

„Gesch-penster“, sagte eine Stimme hinter ihr.

Das war zuviel. Unter einem Aufschrei sank Etta, da ein drohender Nebelarm mit Klauen sie zu greifen suchte, hintenüber Tante Sebke in die Arme.

„Du scheinst sehr aufgeregt, mein Kind. Ich seh's schon. Was ist denn mit dir los-ch?“ begann die gleiche Stimme. „Nu die Luft hier rein von dem alten Herrn, bin ich gleich wieder da und guck' mal nach dem Rechten. — Das is der Seenebel, der im Frühling zu uns kommt. — Das is kein böser Spuk. Ich hab' dich damit geschreckt. Und es tut mir leid. Denn ich mein' es gut mit dir. Blos-ch einmal, da hab' ich's schlecht mit dir gemeint. Aber nu is ja alles swischen dir, Reimer und mir wieder hübsch bei S-chick. Nein, wie aufgeregt, mein Kind! Komm mal her!“

Etta überwand sich und folgte fast willenlos der Führung der Alten.

„Du — leg' dich hin! Das ist die Hauptsache. Und den alten Edz-chard, den willst du nich haben? Hm — klug von dir. Doktors glauben, alles zu wis-chen, und können doch nichts-ch. Kann man viel billiger haben. Wupke Bremermann tut's für 'n Ei und Butterbrot.“

„Die soll mich aber nicht anfassen“, wehrte Etta ab.

„Mein' Zeit! Ja, ja. Die mag nicht jeder leiden. Ich bin aber heute doch bei ihr gewesen. Meine S-ahnschmerz-

Im Stall. Gemälde von W. Fahrenbruch.

Digitized by Google

chen hat sie kuriert, blos=ch mit Auflegen der Hand. Körpermagnetis=chmus und Übertragung. So nennt sich das Ding. Ich sag' dir, wie weggeblasen. Will's gleich mal mit dir versuchen. Ich weis=ch, das kann ich auch. Vor meiner Hand hast du doch keine Bange?"

„Nein, Tante Sebke!"

Etta ließ sich von neuem aufs Sofa nieder.

Frau Sebke Tiarks setzte sich zu ihr auf einen Stuhl und legte ihr die Hand auf die heiße Stirn. Währenddessen hub sie an, ganz ruhig und dabei nur halblaut zu erzählen von Körpermagnetismus und Sympathie. Und daß drüben in Esensham gerade wie in Seefeld und in dem noch fernern Varel Vereine gegründet werden sollten. Sie und Wupke Bremermann seien dabei. „Sians=chen" habe man heimlich auch schon gehalten.

Etta schloß die Augen. Sie fühlte, wie das Auflegen der weichen Hand, das sanfte Streichen und der beruhigende Tonfall der Stimme ihre Erregung milderten. Sie glaubte — glaubte mit einem Male an Tante Sebkes geheimnisvolle magnetische Übertragungskraft. Müde — müde! Die Augenlider fielen ihr zu, — gerade wie bei Tante Sebke — und dann — sanft schlummerte Frau Etta ein.

Als die Patientin nach Stunden festen Schlafs erwachte, fand sie sich nebenan in ihrem Wohnzimmer zwischen Kissen ihrer eigenen Bettstatt wieder.

„Hab' alles so für dich zurechtmachen las=chen. Schön gesorgt", erklärte Tante Sebke. „Dafür kann dein Mann mir, wenn er nach Haus kommt, auch woll was S=chönes s=chenken, 'n neues Kleid oder Gardinen. Denn die ich mir hier aus deiner S=chwiegermutter Kammer mit eingepackt, sind all ganz mors=ch und voll Motten. Nu — nu — man ganz=ch ruhig — ganz=ch ruhig, meine liebe Tochter!" Frau Sebke Tiarks lächelte. Ja, ja, sie hatte es immer schon gedacht. In ihr schlummerten die gleichen Geheimkräfte wie in ihrer Freundin Wupke Bremermann.

Am andern Morgen lag Frau Etta Bojunga in schwersten Fieberträumen.

Der Sanitätsrat traf seine Anordnungen. Eine Wartefrau sollte kommen. Aber Tante Sebke meinte, sie sei so gut wie jede andere Frau und zugleich mit dem Hauswesen aufs beste vertraut.

So durfte Frau Sebke Tiarks bleiben, mit dem Hausherrn in der Pflege wechseln.

Und Reimer hörte, was die Kranke in ihren Fieberträumen sah. Gebilde in wilder Leidenschaft aufgepeitschter Phantasie, mit denen sich Etta in dauernd wachsender Unruhe stritt. Nebelschwaden, aus denen sich drohende Arme reckten . . . greise Häupter zu Etta herüberschauten . . . ein blonder Mädchenkopf sich löste . . . Dann pflegte die Fieberkranke auch Namen zu nennen: Reimer . . . Etta! Reimer, Reimer und wieder Reimer, um unter lautem Aufstöhnen und In=den=Kissen=sich=aufbäumen dem Gesicht mit dem blonden Haar sinnwidrige Anklagen und Verwünschungen entgegenzuschleudern, denen der Lauscher zu entnehmen vermochte, daß Etta im Kampf mit einer Toten um ihn, ihres Gatten Leib und Seele rang.

Dann entschlüpften Reimer wohl laute Worte: „Etta, Etta! Siehst du nun selbst, wie gut ich daran tat, das Andenken meiner Toten still vor dir zu hüten?" um doch im nächsten Augenblick, sobald sein Weib, zerschlagen an allen Gliedern, teilnahmlos und mit geschlossenen Augen von neuem vor ihm lag, voll bitterer Reue hinzuzufügen: „Am liebsten würde ich den Silberring mit dem grünen Stein mir jetzt vom Finger lösen, damit du, wenn du erwachst, ihn an dir siehst, dich freust und schnell gesundest — meine Etta! . . . Aber der silberne Reif aus der Weser, der Findling von der Luhnenplate, ist ein Erinnerungszeichen, das, mir in meiner wehesten Stunde gegeben, von mir auch nur in weihevollen Augenblicken geopfert werden kann . . . Ein Ring, ganz ohne Leidenschaft zu tragen. Ein Ring, der meiner seligen Mutter nur zu kurz gehörte und Imme Lübben das Glück nicht brachte, und mir? . . . Etta, Etta, sag' — bist du denn mein Glück? . . . Etta, Etta, du, die schöne, stolze Frau und die Mutter meines Kindes? . . . Etta, du bist die, deren ich, nicht allzu schwer gekränkt, in meinem Mannesstolz nicht allzu sehr verletzt, in Scham und Seligkeit gedenke, gedenken muß, weil du im ersten Ansturm deiner heißen, werbenden Gefühle Sieger — die Siegerin warst über mich. Ich der Besiegte! . . ."

Und das Schweigen der Gegenwart, die auf die Antwort der Zukunft wartet, lag in dem stillen Raum der Stube.

— — Neben Frau Ettas Wochenbett stand in diesem Jahr keine Wiege.

Als die Frösche in Heck, Graft und Braken quarrten und die Hausfrau mit ihrem Knaben an der Hand zum erstenmal zwischen ihren üppig erblühten Rosen lustwandelte, träumte kein neuer Erdenbürger in den Armen der Mutter. Aber das Glück des Hauses ob der Gesundung Frau Ettas leuchtete aus Klein=Hajos Augen, der voll Seligkeit zu seiner schönen, blassen Mutter aufsah, ihr in kindlicher Leidenschaft die Hände preßte und sein heißes Mündchen auf sie drückte.

Der Hausherr kam in den Garten, den er, seit dort die letzten Versuchsbeete verschwunden waren, nur selten betrat. Heute war seine Freude groß. Die Genesung Ettas nach dreimonatigem Kranksein hatte ihn dankbar gestimmt. Für Tante Sebke, die auf der weißlackierten Bank, da, wo früher unter der Ulme eine verwitterte graue gestanden, die Kissen zurechtlegte, hatte der Gatte schon in der Frühe einen klingenden Händedruck bereitgehalten.

„Tante," sagte ihr ehemaliger Pflegesohn freundlich, während er mit Etta am Arm langsam herankam, „du hast deine Sache in meiner Frau und meinen Augen gut gemacht, wennschon der Sanitätsrat anderer Ansicht ist. Er meint, mit deinem Körpermagnetismus und Gesundbeten regtest du die Kranken unnötig auf."

„Soso — hmhm! Für das Gesundbeten bin ich nich zu haben. Und das weis=ch deine Etta auch. Seit meine Katz=che durch mein Gesundbeten doch nich wieder geworden is, hab' ich mich mit 'm Himmel verzürnt. Der alte Edz=chard hätte überhaupt nich nötig gehabt, seine Füß=che so oft unter euern Tis=ch zu strecken. Als er kam, um mir ins Handwerk zu pfus=chen, waren Etta und ich mit unserm Körpermagnetis=chmus s=chon auf guten Wegen. Nich Etta?"

„Ja," lächelte Etta matt, „ja, Tante Sebke."

„Ihr seid mir die Rechten", rief Dr. Reimer Bojunga halbwegs aufgebracht. „Du, die Bremermann und nun gar meine sonst so verständige Frau!"

„Vergis=ch dich selber nich, mein Junge! Wer war denn so böse auf die alte Tante, als sie vergangen' Jahr, da wir noch im Unfrieden miteinander lebten, vergess=chen hatte, beim Frühaustrieb der Rinder die Ax=st vor die Haustür zu legen? Drei Kälber unterm Wetter und dann noch die fieberkranke Kuh sind drum geblieben."

„So, Reimer, glaubst also auch du, der du mir während meiner Krankheit so viel Vernunft gepredigt hast noch an Ammenmärchen?"

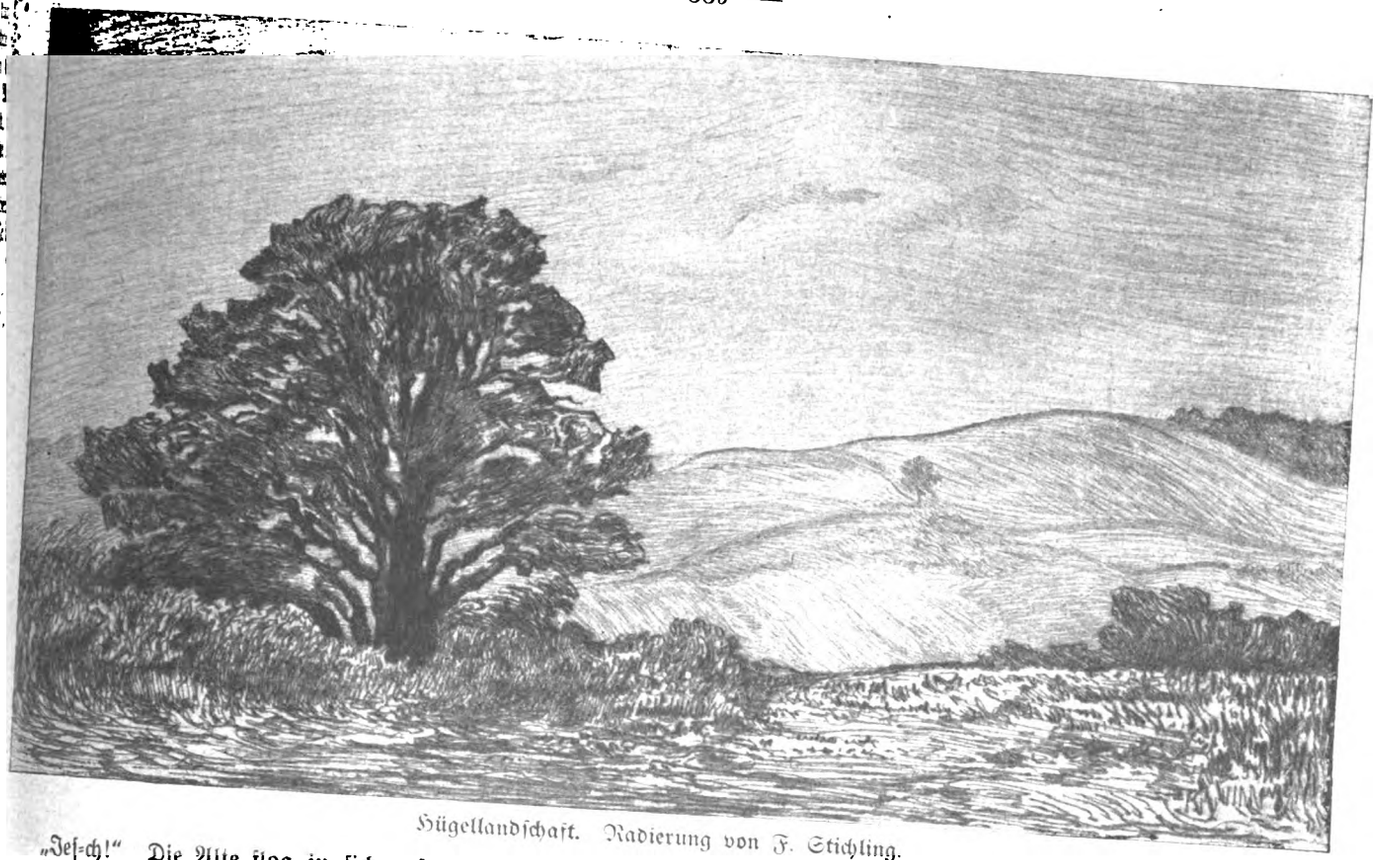
„Das sind keine Ammenmärchen! Das ist alte Sitte."

„Mein lieber Reimer, es ist ein richtiges Ammenmärchen!"

„Sag' das nich", rief Frau Sebke Tiarks böse. „Oder ich helf' dir nie wieder mit meinem übers=chüs=chigen Körpermagnetis=chmus aus! Wer glaubt bei uns in der Mars=ch nich an überirdis=che Sachen! Du, Kind, tust's doch auch! Über'n Deich zu dir herübergucken schrecklich Ges=chichte —"

„Tante Sebke", rief Reimer mit Donnerstimme.

Digitized by Google



Hügellandschaft. Radierung von F. Stichling.

„Jes=ch!" Die Alte flog in sich zusammen.

Etta blickte plötzlich trübe. „Was hat uns die Stunde so verdorben?" Und sie sank ermattet auf die Bank.

„Tante Sebkes Schnackerei! Aber ich denke, sie versteht mich und wird von nun an ihre Zunge besser hüten."

Frau Sebke rückte eilfertig an den Kissen, schob Etta eine Fußbank hin und hauchte unter leisem Seufzer: „S=chicksal!"

Der Sitz unter den jungen Akazien erwies sich nach einigen Tagen, da Etta sich frischer fühlte und die Wärme weniger suchte, als noch allzu stark dem Sonnenbrand ausgesetzt.

Die Hausfrau setzte sich künftig auf die Bank neben der Haustür, die von Mittag an im Schatten des „Berges" lag. Von hier aus pflegte sie Johann anzuleiten. Der breite Mittelweg, der Ettas Auge gleich beim ersten Anblick verletzt hatte, wurde schmaler und in einer Krümmung um das große Mittelstück der Anlage gelegt, das im kommenden Sommer ein Teppichbeet zieren sollte. Reimers verwaiste Mistkästen waren durch einen früheren Schiffsoffizier Papa Kapitäns schon mit seltenen Pflanzen besteckt worden. Die beiden Magnolien — rot und weiß — sollten auf dem Rasen vor der Graft den Höhepunkt bilden und dem Gartenbild den künstlerisch erwünschten Abschluß geben. Mußte das eine duftige Farbenpracht werden!

Der Hausherr fand vor allem die Verlegung des Weges in Windungen höchst unpraktisch, da der alte Pfad ihn schneller an die Pforte geführt hatte.

Etta, die, als Reimer zum erstenmal diesen seinen Einwurf erhob, auf der Hausbank saß, voll Eifers, mit fliegenden Fingern die ersten jungen Schoten palte und gleichzeitig Klein=Hajo hütete, der vor ihr auf seinem Sandhaufen spielte, lachte hell auf: „Zeit ist auf unsern Marschhöfen billig, Reimer!"

„So, hättest's wohl am liebsten, daß ich mein altes Erbe aufgäbe, um zu deinem Vetter Dingsda auf die amerikanische Farm zu ziehen?"

„Ja," sagte Etta und erhob sich halb, „arbeiten kann ich jetzt wieder! Ich möchte —" Sie streifte mit der Hand ihr helles Waschkleid und ihre große Arbeitsschürze. Sie breitete plötzlich die Arme aus — „Ich möchte wie ein Mann, so wie Johann dort, mit dem Spaten schuften! Und morgen, wenn ich meinen breitrandigen Strohhut habe, den Papa mir dafür schenkt, geht's los. Wahrhaftig, Reimer, ja, ich wollte, du säßest irgendwo mit mir auf einer Farm, und ich hätte einen Riesenhaushalt unter meiner Leitung. Geistige und körperliche Arbeit zugleich — Gott, ja, das wär' was. Dir tät' es auch sicher besser. Hier hast du viel zu wenig körperliche Anspannung. Dein rein geistiges Tun macht dich noch schwerblütiger und grüblerischer, als du schon bist. — Haji! Hajo", unterbrach sich Frau Etta selbst und drohte ihrem Liebling, der Gefahr lief, sich das Kleid mit nassem Sand zu beschmutzen. Wieder begann sie ihre Arbeit und sprach, während sie mit ihren Blicken beim Kinde blieb, zum Gatten von weitgehenden, selbst nach ihrer Meinung unerfüllbaren Wünschen und Plänen. Schließlich erhob sie sich und trat auf das Kind zu. „Du hast dir dein Kleid schmutzig gemacht. Du darfst nicht mit Wasser spielen! Nur mit Sand. Wer hat dir denn den Eimer mit Wasser gefüllt? Eka — die böse Eka! Nie wieder mit Wasser spielen! Kleidchen nicht schmutzig machen!" Frau Etta berührte in sanftem Schlag die lieben, patschigen Händchen.

Reimer lachte von Herzen: „Tante Sebke zog mir ordentlich welche 'rüber, wenn ich mich unsauber machte. Das weiß ich heute noch — der alte Racker!"

„Warum prügeln? Hajo kann schon recht gut verstehen, daß er sich mit Wasser und Sand nicht beschmutzen darf."

„Könntest du meine Handschrift wohl mal einsehen?" fragte Reimer. „Es ist die Arbeit über den Molkereibetrieb, deren Abschrift mir Mühe macht. Sie muß fehlerlos werden."

Etta erhob sich sofort und begab sich mit dem Gatten ins Haus. Kaum hatte die Lesung begonnen, als Klein=Hajo, dem das Kuchenbacken im Sand ohne Beisein der Mutter offenbar reizlos geworden war, auf der Türschwelle erschien. In der Rechten hielt der Knabe sein Geschenk für die Mutter, eine halb zerflatterte Rose.

Im Umsehen sprang Etta vom Stuhl auf. Beinahe erschrocken rief sie den Gatten an: „Der Junge hat eine meiner schönsten Rosen — ich sehe schon, die gelbe mit dem hellgrünen Kelch —"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kinderlügen * Von Gerhard Budde.

Die Kinderlügen werden von manchen Erziehern, Eltern und Lehrern zu tragisch genommen. Jean Paul sagt einmal über die Kinder, die lügen: „Sie scheinen zu lügen, indes sie bloß mit sich selber reden", und an anderer Stelle: „Sie spielen gerne mit der ihnen neuen Kunst der Rede; so sprechen sie oft Unsinn, nur, um ihrer eigenen Sprechkunst zuzuhören." Dabei hat Jean Paul offenbar an die sogenannten Phantasielügen der Kinder gedacht, die man oft bei lebhaften und phantasievollen Kindern antrifft und die keineswegs auf innere Verdorbenheit schließen lassen.

Eine der interessantesten Phantasielügen, von denen berichtet wird, ist zweifellos diejenige, die Gottfried Keller in seinem Roman „Der grüne Heinrich" von sich aus seiner Kinderzeit erzählt. Als der siebenjährige grüne Heinrich einmal, mit einem Spielzeug beschäftigt, hinter dem Tische saß, sprach er einige höchst unanständige und rohe Worte vor sich hin. Diese hörte eine Frau, die gerade bei der Mutter Heinrichs zu Besuch war, und sie machte die Mutter darauf aufmerksam. Zugleich fragte sie und die Mutter den Knaben mit ernster Miene, wer ihn diese Worte gelehrt habe. Nach kurzem Besinnen nannte Heinrich den Namen eines Knaben, den er in der Schule zu sehen pflegte, und fügte dann gleich noch zwei oder drei andere hinzu, mit denen er noch kaum ein Wort gesprochen hatte. Alle diese Knaben wurden nach einigen Tagen in der Schule, wohin die Mutter den Vorfall berichtet hatte, von dem Lehrer und dem Geistlichen, der den Religionsunterricht erteilte, einem strengen Verhör unterzogen. Sie waren ganz erstaunt, weil sie sich keiner Schuld bewußt waren, was sie auch zum Ausdruck brachten. Als dann der Geistliche den grünen Heinrich fragte, wo er jene unanständigen Worte von den anderen Knaben gehört habe und wie es dabei zugegangen sei, da gab der Junge eine so lebhafte, bis ins einzelne gehende Schilderung der Lage und der Vorgänge in dem Gehölze, in dem er die angeschuldigten Knaben getroffen haben wollte, daß der Geistliche und der Lehrer stutzig wurden. Die Angeklagten aber gerieten außer sich und beteuerten mit Tränen, daß sie teils seit langer Zeit, teils gar nie in jenem Gehölze gewesen seien, am wenigsten mit dem grünen Heinrich. Nun wurde dieser aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen er mit den Knaben gegangen sei. Obgleich er die Wege des betreffenden Gehölzes nur vom flüchtigen Hörensagen kannte, stellte sich jedes Wort zur rechten Zeit ein. „Sogleich", heißt es in Kellers Roman, „lag derselbe (der Weg) deutlich vor meinen Augen, und angefeuert durch den Widerspruch und das Leugnen eines Märchens, an welches ich nun selbst glaubte, da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte, gab ich nun Weg und Steg an, die an den Ort führen." Dabei erzählte Heinrich dann noch eingehend, was er mit den anderen Knaben in dem Wald getrieben habe, wie sie Feuer gemacht, gestohlene Kartoffeln gebraten, einen Bauernjungen verprügelt hätten usw. Zum Unglück hatten einige der angeklagten Knaben gerade um die Zeit, in der Heinrich mit ihnen zusammengetroffen zu sein behauptete, die Schule geschwänzt, und so fand der Erzähler Glauben, und die Angeklagten wurden verurteilt, und zwar unschuldig, denn die ganze Erzählung des grünen Heinrich war erfunden. Das Unheil, das er angerichtet hatte, war diesem gleichgültig, ja, er fühlte eher noch eine Befriedigung in sich, daß infolge seiner Erzählung etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde. „Ich begriff gar nicht," heißt es, „wie die mißhandelten Jungen so lamentieren und erbost sein konnten gegen mich, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand und ich hieran so wenig etwas ändern konnte als die alten Götter am Fatum." Erst nachträglich begann die Angelegenheit den heranwachsenden Heinrich zu beunruhigen.

Hier haben wir ein typisches Beispiel einer kindlichen Phantasielüge. Der grüne Heinrich, von Natur mit lebhaftester Phantasie begabt, hatte durch seinen täglichen Verkehr in einem Trödlerladen, in dem er die wunderlichsten Dinge sah und hörte, seine Phantasie derart erhitzt, daß er allerlei Situationen frei erfand und diese Erfindungen dann schließlich für Wirklichkeit hielt.

Wenn man nun auch von solchen kindlichen Phantasielügen durchaus nicht auf einen schlechten oder verdorbenen Charakter zu schließen braucht, so können sie doch für die Entwicklung der Kinder zu einer Gefahr werden, wenn sie in sogenannte pathologische Lügen ausarten, d. h. eine Lügenhaftigkeit, bei der die Unterscheidungsfähigkeit zwischen Phantasiegebilden und Außenwelt krankhaft getrübt ist und Innenwelt und Außenwelt nicht mehr deutlich getrennt werden. Um solcher Ausartung der an sich meist harmlosen Phantasielügen vorzubeugen, empfiehlt es sich, mit lebhafter Phantasie begabte Kinder oft ruhig und ernst an bestimmten Beispielen auf die große Bedeutung einer zuverlässigen Aussage aufmerksam zu machen. Auch soll man ihre eigene Fähigkeit in dieser Richtung üben, indem man sie zu genauer Wiedergabe gesehener oder gehörter Dinge anhält.

Die moderne experimentelle Psychologie redet von einer „Erziehbarkeit der Aussage" durch eine sogenannte „Erinnerungspädagogik"; sie empfiehlt, für jüngere Kinder ein Wandbild mit verschiedenen Gegenständen (Schere, Apfel, Hammer, Tasse, Säge usw.) einige Sekunden zu exponieren, dann zu verhüllen und zu fragen: „Was für Gegenstände habt ihr gesehen?" Man wird über die dabei auftretenden Irrtümer erstaunt sein. Das Interesse der Kinder an genauem Hören und Sehen und an der Erziehung ihres Erinnerungsvermögens kann auch dadurch geweckt werden, daß man ihnen in besonders sinnfälliger Weise vor Augen führt, wie schlecht es auf diesem Gebiete noch mit ihnen bestellt ist. „Man lasse die Kinder z. B. improvisiert die Linie des Hinterbeines eines Pferdes an die Tafel zeichnen und zeige ihnen an ihrer Wiedergabe, wie ungenau sie selbst täglich erscheinende Dinge beobachten und wiederzugeben wissen. Man veranstalte auch Übungen in der genauen Wiedergabe bestimmter Vorgänge oder bestimmter Anschauungsbilder." Durch solche Versuche werden die Kinder auf die Unzuverlässigkeit ihrer Aussagen aufmerksam und gewinnen ein Interesse daran, sie zu verbessern. „Die Wahrnehmung ihrer starken Beeinflußbarkeit ist ihnen sehr unangenehm, sie werden hellhörig für alle Vorschläge, die zur Zuverlässigkeit der Aussage anleiten."

Der amerikanische Kinderpsychologe Stanley Hall nennt außer den phantastischen und den pathologischen Kinderlügen noch heroische und egoistische. Zu den egoistischen Lügen wäre vor allem die Feigheitslüge zu rechnen. Schopenhauer bezeichnet die Feigheit geradezu als Hauptmotiv aller Unwahrhaftigkeit.

Wer deshalb die Kinderlügen bekämpfen will, der suche vor allem den Kindern die Feigheit auszutreiben. Bei diesen Versuchen wird er stets auf Entgegenkommen von seiten der Kinder rechnen dürfen, denn das Verlangen nach Tapferkeit und Festigkeit ist eine Haupttriebfeder der Jugend. „Das Jugendalter", sagt der Moralpädagoge Foerster, „ist voll lebhafter sittlicher Antriebe, nur ist alles noch unausgeglichen und ohne Konsequenz; Mut und Feigheit, Grausamkeit und Mitleid, Hingebung und Selbstsucht wohnen ohne Bewußtsein des Widerspruches nebeneinander. Der echte Erzieher bildet dadurch, daß er seine Forderungen als Konsequenzen gewisser, von der Jugend selbst anerkannter Bestrebungen und Empfindungen darzustellen weiß. Für Konsequenz ist die Jugend außerordentlich empfänglich — daher auch so hellsichtig für alle praktische Inkonsequenz im Leben der Erwachsenen." In diesem Zusammenhange sei auch noch folgende Bemerkung eines führenden englischen Pädagogen über die Behandlung der Feigheitslüge erwähnt: „Ein Kind", sagt er, „muß für furchtlose Wahrhaftigkeit gewonnen werden, es kann nicht hineingeschlagen und hineingestoßen werden. Man appelliere vor allem an den Sinn für Selbstachtung und an die persönliche Würde. Was ist des Kindes eigenes Ideal? Man zeige, daß Unwahrhaftigkeit damit im Widerspruch steht. Ein furchtsames Kind muß zur Gewohnheit der Wahrhaftigkeit gebracht werden, indem man ihm zu verstehen gibt, daß Zuverlässigkeit das Zeichen der ‚erwachsenen' Tüchtigkeit ist. Zu sein wie ein Erwachsener aber ist sein Ideal."

Am harmlosesten ist bei Kindern die sogenannte heroische Lüge, denn bei ihr handelt es sich um ein Lügen aus edlen Beweggründen.

Eine solche heroische Lüge liegt zum Beispiel dann vor, wenn ein Knabe seinen Mitschüler dadurch retten will, daß er dem untersuchenden Lehrer sagt, er wisse von nichts, auch wenn er um das Vergehen seines Kameraden weiß oder wenn er darüber aus demselben Grunde etwas Falsches aussagt. Natürlich muß der Erzieher trotz der edlen Beweggründe, die zu einer solchen Lüge veranlassen, auch ihr vorzubeugen versuchen, weil die Wahrhaftigkeit höher steht als jene Beweggründe. Er wird darauf hinweisen, „daß mit solcher Praxis der Grundsatz anerkannt werde, daß der Zweck die Mittel heilige, während es in

Digitized by Google

Wirklichkeit gar keine Zwecke im Leben gibt, welche den sittlichen Zwecken übergeordnet werden dürfen".

Der Psychologe W. Stern unterscheidet zwischen interessierten und uninteressierten Kinderlügen und sagt, daß man sich immer fragen müsse, ob die innere Ursache der Lüge im Gedächtnis und in der Phantasie oder in den Affekt- und Willensfunktionen des Kindes liege. Gegen alle uninteressierten Lügen soll der Erzieher nicht strafend, sondern nur mahnend und aufklärend vorgehen, denn sie entspringen nicht einem bösen Willen. Wer auf Kinder, die sich ihrer schuldig machen, das bekannte Wort anwenden wollte: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht", würde diesen Kindern bitter unrecht tun. „Welche Unsumme von Verstocktheit und Ratlosigkeit wird in jungen Seelen erzeugt dadurch, daß solche Konflikte polizistisch statt seelsorgerisch behandelt werden! Und liegt nicht im Grunde in der ernsten und ruhigen Erörterung der Frage weit mehr wahre sittliche Strenge als in jenem oberflächlichen disziplinarischen Dreinfahren, das jedes Eingehen auf die tieferen Ursachen des Widerstandes vermeidet, sich um die inneren Konflikte der Kinder gar nicht kümmert und darum auch in den letzteren jeden Wunsch ertötet, sich mitfühlend in die Position des Lehrers zu versetzen?" (Foerster.)

Das neuzeitliche deutsche Exlibris * Von Walter Henrich.

Bereits im 15. Jahrhundert in Deutschland entstanden, hat das Exlibris oder Bücherzeichen, nach einer Periode des Stillstandes und Rückganges, im 19. Jahrhundert in immer steigendem Maße wieder an Bedeutung gewonnen. In neuester Zeit hat es sich in weiten Kreisen zahlreiche neue Freunde und Anhänger erworben, und viele bekannte und berühmte Zeitgenossen führen heute ein Exlibris. Die Exlibrisproduktion ist in den letzten Jahren stark gestiegen und heute sehr bedeutend. Ein Hauptgrund für diesen Aufschwung ist, daß das Exlibris ein begehrtes Sammelobjekt geworden ist. Seine Verwendung als Gebrauchszeichen ist hier erst an zweiter Stelle zu nennen. Die Gemeinde der Exlibrissammler wächst stetig, was nur zu begrüßen ist. Bildet und fördert doch diese Sammeltätigkeit durch das reichhaltige und vielseitige Anschauungsmaterial, welches künstlerisch oft sehr wertvoll und bedeutend ist, den Kunstsinn ungemein und trägt so zur Anerziehung eines geläuterten Kunstgeschmackes bei. Viele Blätter sind kleine Kunstwerke, die dem Besitzer schon beim Betrachten einen ästhetischen Genuß bieten, ganz abgesehen von ihrem materiellen Sammelwert. Außerdem, was am schwersten zu seinen Gunsten in die Wagschale fällt, schafft das Exlibris aber auch zahlreichen Künstlern Verdienstmöglichkeiten, und vielen ist dieser Zweig der Gebrauchsgraphik eine liebgewordene Tätigkeit.

Abb. 1. Von Otto Hupp.

Früher meist nur ein einfacher Holzschnitt oder Stich, hat sich das Exlibris heute auch alle modernen Techniken, bis zum siebenfarbigen Holzschnitt und zur farbigen Radierung, erobert. Solche wertvollen Blätter wird freilich niemand in seine Bücher einkleben. Nur der Sammler besitzt diese teueren originalgraphischen Arbeiten für seine Tauschzwecke. Das reine Gebrauchsexlibris wird meist in Klischeedruck, der ungezählte Abzüge ermöglicht, hergestellt. An Künstlern, die auf dem Gebiete des Exlibris Gutes leisten, ist Deutschland nicht arm. Wie schon früher so bedeutende Künstler wie Albrecht Dürer, H. S. Beham, Hans Holbein und Lukas Cranach Exlibris verfertigt haben, so befaßt sich auch die Mehrzahl unserer heutigen anerkannten Graphiker, unter denen auch Max Klinger nicht fehlt, mit dieser Kleinkunst, und das Exlibriswerk manches in Sammlerkreisen geschätzten Künstlers geht in die Hunderte. Hier kann der Künstler bei einem verständigen Auftraggeber seine schöpferische Phantasie frei entfalten. Allerdings gibt es auch Leute, die in ihr Exlibris so viel hineinkomponiert haben wollen, daß es dem ausführenden Künstler bei allem Können und bei allem Ideenreichtum oft schwer fällt, alles zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Ein solches Blatt wirkt dann nicht selten durch die Überladung unschön und verliert viel an künstlerischem Wert.

Abb. 2. Von Emil Doepler d. J.

Früher war in der Hauptsache die Heraldik das Gebiet des Exlibris. In der Gegenwart treten die heraldischen Blätter stark zurück, obwohl auch jetzt noch von bedeutenden Wappenkünstlern, unter denen Otto Hupp wohl an erster Stelle zu nennen ist, vortreffliche heraldische Bucheignerzeichen geschaffen werden. (Abb. 1.) Heute ist das Stoffgebiet der Darstellung fast unbegrenzt, und nicht selten, besonders bei Blättern, die von vornherein nur als Tauschobjekte gedacht sind, steht die Darstellung in keiner Beziehung mehr zum eigentlichen Zweck des Exlibris oder zur Person des Bucheigners. In der Regel kommt aber dem dargestellten Gegenstand eine symbolische Bedeutung zu. Auf manchen Bücherzeichen wird der eigentliche Zweck des Exlibris, das Buch als Eigentum einer bestimmten Person zu kennzeichnen und zu schützen, durch die Darstellung noch besonders hervorgehoben. Ein gutes Beispiel dieser Art ist das von Emil Doepler d. J.-Berlin gezeichnete Exlibris des Kunstgewerbe-Museums in Berlin, auf welchem die den Hammer umspannende Faust auf dem aufgeschlagenen Buche die Aufgabe des Exlibris gut dokumentiert. (Abb. 2). Oft ist auch noch ein

Abb. 3. Von Georg Barlösius.

Digitized by Google

Abb. 4. Von Arthur Halmi.

bezeichnender Spruch angebracht, wie auf dem von Georg Barlösius-Berlin geschaffenen Exlibris Carlshausen: „Wer dies puech behalt, des hand verfallt." (Abb. 3). Vorherrschend sind aber Beziehungen zur Person des Bucheigners. Sei es, daß auf dessen Name, Beruf oder Charaktereigenschaften, auf seine Neigungen oder seine Liebhabereien hingedeutet wird. Solche Blätter geben in ihrer klaren Symbolik dem Beschauer meist keine großen Rätsel auf, und ihre Deutung fällt nicht schwer. Es gibt aber auch Blätter, in die so viel hineinkomponiert ist, daß selbst ein guter Kenner des Gebietes den Sinn der Komposition nicht immer ergründen kann. Zu Arbeiten dieser Art gehört das hier abgebildete, von Franz Staffen-Berlin entworfene Exlibris des Schriftstellers Eduard Stucken. (Abb. 11). Durch die Überladung verlieren solche Blätter meist auch viel von ihrer dekorativen Wirkung, die doch bei einem Exlibris in erster Linie erstrebt werden sollte. Schon ein einfaches Monogrammexlibris kann von guter dekorativer Wirkung sein.

Eine besondere Art sind die sogenannten „redenden" Exlibris, bei denen die Darstellung den Namen des Buchbesitzers symbolisiert. Arthur Halmi-München zeichnete für Siegfried Hirth einen Hirten mit seiner Herde vor den Toren Münchens, des Wohnorts des Bucheigners. (Abb. 4.) Hermann Hirzel-Berlin wählte für den Dichter Victor Blüthgen, in Ableitung des Namens von Blüte, eine blühende Landschaft. (Abb. 5.) Mannigfaltig sind die Hinweise auf den Beruf des Buchbesitzers. Hubert Wilms Exlibris für den bekannten Bühnenschriftsteller Max Halbe zeigt eine schöne Theatermaske. (Abb. 6.) Auch Mathilde Ade-Grünwald wählt oft den Beruf zum Vorwurf ihrer humoristischen Blätter. Hübsch ist das Bildchen auf dem Exlibris des Dr. M. A. Heberle mit dem schauerlichen Richterkonzilium und dem durch die Kunst des Verteidigers weißgewaschenen Raben, der im wiedergewonnenen Selbstgefühl einherstolziert. „Dies Kind, kein Engel ist so rein!" (Abb. 7.) Symbolische Darstellungen von Neigungen und persönlichen Liebhabereien, Liebe zur Kunst, Musik und Literatur finden sich auch oft auf Bücherzeichen. Auch auf sonstige, mit der Person des Bucheigners verknüpfte Geschehnisse kann die Darstellung hinweisen So zeigt das Exlibris des kürzlich verstorbenen berühmten Gelehrten Ernst Haeckel verschiedene Tiefseelebewesen, sogenannte Radiolarien oder Strahltierchen, die Haeckel als einer der ersten entdeckt hat und deren erster Monograph großen Stils er wurde. (Abb. 10.) Eine sehr feine Arbeit ist auch das hier zu nennende Exlibris Johannes Merck von Emil Horst. Ein kleines Bild — der spanische Junker Don Quixote de la Mancha in großen Folianten studierend — in kunstvoller altspanischer architektonischer Umrahmung, ein Hinweis auf die zahlreiche spanische Literatur in der Bibliothek des Buchbesitzers. (Abb. 8.)

Abb. 6. Von Hubert Wilm.

Manche Bucheigner lassen auch das Porträt ihres Lieblingskomponisten auf ihrem Exlibris anbringen. Das tiefempfundene, stimmungsvolle Blatt von Alois Kolb für Elisabeth Leuschner zeigt im Mittelpunkt der Komposition das Haupt Franz Schuberts. (Abb. 12.) Eigentliche Porträtexlibris mit dem Bilde des Buchbesitzers kommen auch vor, sind aber selten. Eine andere Gruppe bilden die landschaftlichen Exlibris, auf denen der Geburtsort, der Wohnort oder das Wohnhaus des Bucheigners wiedergegeben ist. Ein schönes Blatt dieser Art ist das von Annette Versel radierte Exlibris Eduard Rießer mit der Ansicht des Eisernen Steges und des Domes in Frankfurt a. M. (Abb. 9.) Abbildung 13 und 14 zeigen zwei Arbeiten von Otto Ubbelohde-Goßfelden. Er wählt mit Vorliebe — meist mit figürlicher Staffage — schlichte Motive aus seiner hessischen Heimat, die er in seiner großzügigen Weise wiedergibt. Eine hauptsächlich Deutschland eigentümliche Art ist das landschaftliche Stimmungsbild ohne Beziehung zur Person des Bucheigners. Diese Gruppe findet in neuester Zeit viele Liebhaber. Ein vortreffliches Blatt dieser Art von großem Reiz hat Helma Fischer-Ols für sich selbst radiert. (Abb. 15.) Felix Hollenberg-Stuttgart, Richard Kaiser, Rudolf Sieck und Georg Bröhl in München, Hans am Ende-Worpswede und andere haben hervorragende landschaftliche Exlibris geschaffen.

Abb. 5. Von Herm. Hirzel.

So verschieden die Darstellung, so verschieden ist auch die angewandte Technik, deren richtige Wahl die Wirkung eines Motivs oft noch bedeutend erhöht. Vorherrschend beim reinen Gebrauchsexlibris ist die Zinkätzung, während die originalgraphischen Techniken, wie Lithographie, Holzschnitt und hauptsächlich die Radierung mit ihren Abarten, mehr beim Tauschexlibris angewandt werden. Die gewöhnlichen Klischeedrucke haben nur geringen Sammelwert; es sei denn, daß die Zeichnung von einem ersten Künstler herrührt und das Blatt in keiner anderen Technik ausgeführt wurde. Ungleich begehrter sind bei den Sammlern die Originalarbeiten, voran die Radierung. Und einen je besseren Klang der Name des Künstlers hat, desto höher steht natürlich das Blatt im Wert, und desto begehrter ist es. Erstes Erfordernis für den Exlibrissammler ist ein eignes Bücher-

Abb. 7. Von Mathilde Ade.

Digitized by Google

Abb. 8. Von Emil Horst.

trage ihn mit der Ausführung. Meist wird der angehende Sammler für sein Exlibris zuerst einen einfachen Klischeedruck wählen. Schließt er sich dann einem Sammlerverband an, so bekommt er bald eine Anzahl Blätter zusammen. Ein besseres Blatt wird aber selten den Weg zu ihm finden, weil naturgemäß jeder Sammler sein eigenes Exlibris nur gegen Gleichwertiges abgeben will. Überhaupt wird er bald merken, daß der Klischeedruck das Aschenbrödel unter den verschiedenen Exlibrisarten ist. Viele zeichen, das er zum Austausch anbieten kann. Zu warnen ist hier vor Dilettantenarbeit. Wer in seinem Verwandtenkreis eine malende Tante oder sonst irgendein sogenanntes Mal- oder Zeichentalent hat und sich von diesem sein Exlibris entwerfen läßt, der wird, wenn er das Blatt dann tauschen will, grausam enttäuscht werden. Man wende sich gleich an einen wirklichen Künstler und beauf-

Sammler lehnen den Tausch von Klischeedrucken überhaupt ab und sammeln nur noch originalgraphische Blätter. Auch der angehende Sammler wird bald die Freude am Sammeln der Klischeedrucke verlieren, da diese zahlreich sind wie Sand am Meer und täglich neu entstehen. Fehlt es nun nicht an dem nötigen Mammon, so wird er sich von einem anerkannten Graphiker eine Exlibrisradierung schaffen lassen. Nun kann er wirklich mit Erfolg tauschen und wird auch Freude an seinen Erwerbungen haben. Wo Geldmittel sehr reichlich zur Verfügung stehen, legt sich der Sammler oft eine ganze Anzahl Exlibris (bis zu 50 Stück), von ersten Künstlern in den verschiedenen Techniken ausgeführt, zu. Die Sammlung wird dann bei reger Sammeltätigkeit rasch stark anschwellen. Bald aber verliert die Sache ihren Reiz, und der Sammeleifer läßt nach, weil, wenn der

Abb. 10. Von Mathilde Ade.

Abb. 9. Von Annette Versel.

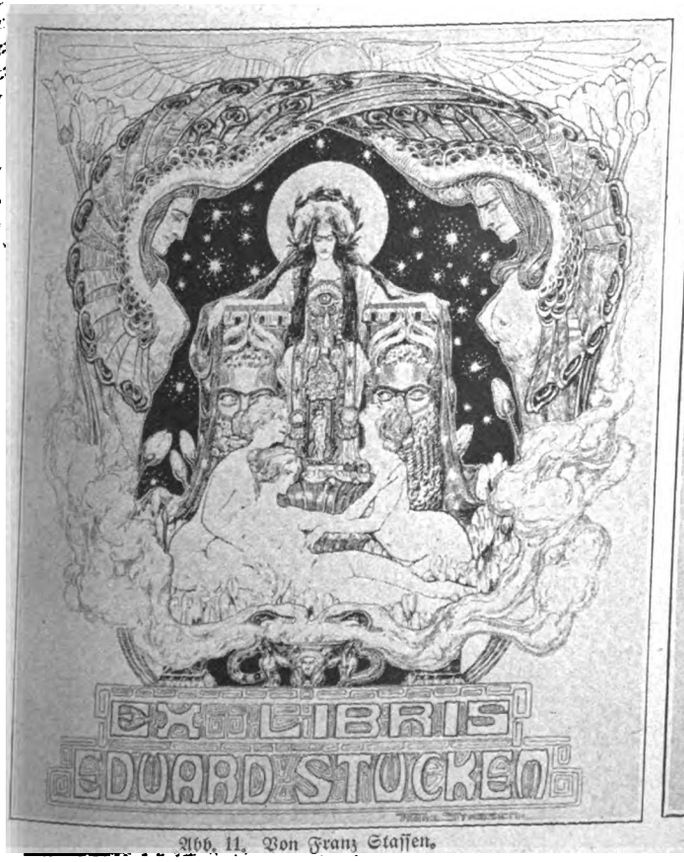


Abb. 11. Von Franz Staffen.

Abb. 12. Von Alois Kolb.

Digitized by Google

Abb. 13. Von Otto Ubbelohde.

Kostenpunkt keine große Rolle spielt, die Erwerbungen zu leicht gemacht sind. Solche Sammler wenden sich dann oft von den modernen Blättern den alten Exlibris zu. Das Sammeln dieser Blätter besitzt für sie viel größeren Reiz, weil die Druckplatten der meisten alten Exlibris nicht mehr existieren oder nicht mehr benutzt werden können und von keiner deutschen Sammlung erreicht wird, so gibt es doch in Deutschland auch verschiedene wertvolle Sammlungen bis zu 50 000 Stück.

Die Exlibrisliteratur ist ziemlich bedeutend. Gut orientierende und reich illustrierte neuere Bücher sind: Graf K. E. zu Leiningen-Westerburgs „Deutsche und österreichische Bibliothekzeichen", W. von Zur Westens „Exlibris" (Velhagen & Klasings Monographien Bd. 4) und R. Braungarts „Neue deutsche Exlibris".

Abb. 14. Von Otto Ubbelohde.

Abdrucke davon nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden sind.

Exlibrissammler gab es schon im 18. Jahrhundert. Die größte Sammlung ist die jetzt im Britischen Museum in London aufbewahrte von ca. 100 000 Stück. Wenn auch diese Riesenzahl

„Rlf". * Von Karlernst Knatz.

„Rlf". — Diese Sonderrechtschreibung hat sich der, von dem hier die Rede ist, selbst gemacht. Sie springt noch rücksichtsloser mit der uns gewohnten um, als die, die uns demnächst amtlich beschert werden soll. Aber wenn man Stamm und Herkunft ihres Erfinders in Betracht zieht, so — doch ich will nicht verletzende Vergleiche ziehen. Fest steht, daß der Erfinder dieser Rechtschreibung — noch lebt. Ein ganzes Buch, das vor einigen Monaten erschien, handelt von ihm. Es sind sozusagen seine „Erinnerungen". Aber da wir in einer Zeit leben, in der alle „Erinnerungen" es sich gefallen lassen müssen, „mit der schärfsten Sonde der Kritik durchleuchtet zu werden", wie jener bildfeste Abgeordnete sagte, so kann sich „Rlf" nicht wundern, daß auch ihm ein gleiches geschieht.

„Rlf" ist der eigenpfotig geklopfte Namenszug des klugen Hundes „Rolf". Seine Geburt ist, wie früher oft die großer Geister, in das bewußte Dunkel gehüllt. Der Airedaleterrier lief 1911 einem Gärtner in Freudenheim bei Mannheim zu. Jetzt ist von seiner späteren Besitzerin und Lehrerin, der inzwischen verstorbenen Frau Paula Moekel, bei Robert Lutz in Stuttgart ein Buch erschienen: „Mein Hund Rolf, ein rechnender und buchstabierender Airedaleterrier." Vor Jahren ist bereits viel über diesen Hund geschrieben worden, aber, wie in solchen Fällen durchweg, in der Art, wie über die große Seeschlange berichtet zu werden pflegt. Auch „wissenschaftliche" Untersuchungen des Falles sind in nicht eben beweisender Form veranstaltet worden.

Da ich in einem tieferen Zusammenhang seit geraumer Zeit an der Seele des Tieres lebhaften Anteil nahm, richtete ich sofort, nachdem ich in dem Buch noch einmal die Zusammenfassung der erstaunlichen Behauptungen über diesen Hund gelesen hatte, an den Herausgeber Dr. F. Moekel in Mannheim die Bitte, er möge mir in Gemeinschaft mit einem namhaften Tierkenner und Tierschriftsteller eine Prüfung des Hundes gestatten, deren Bedingungen wir, natürlich unter unbedingter Gewähr, den Hund in keiner Weise zu schädigen, festsetzen würden. Leider kam eine Absage. Die Besitzerin Frau Paula Moekel hatte letztwillig bestimmt, daß der Hund Prüfungen nicht mehr überlassen werden soll. Bleibt also nichts anderes übrig, als sich auf Grund des Buches ein Urteil zu bilden.

Man kann ohne weiteres sagen, daß in diesem Rattler, wenn die Angaben seiner Besitzerin als unwiderleglich gelten dürften, im Verhältnis eine gewaltigere Offenbarung des Geistes verkörpert worden wäre, als in Plato oder Goethe. Seine Leistungen würden die Darwins und Kants, Keplers und Schopenhauers überragen. Ramsays und Einsteins wissenschaftliche, Rousseaux' und Marx' soziale Entdeckungen müßten verblassen vor den fabelhaften Leistungen dieses Hundes. Unterschiedliche philosophische, psychologische und biologische Grundgesetze, die wir annoch für einigermaßen fest halten, wären erschüttert und müßten purzeln wie durcheinandergerüttelte Schachfiguren. Dieser Airedaleterrier hat, so wird versichert, durch bloßes Zuhören die Sprache der Menschen, wohlgemerkt die wortbegriffliche Sprache, gelernt. Er konnte, im wesentlichen von selbst, also angeboren, rechnen wie Kepler, nach aufgeschriebenen Zahlen und mit Quadratwurzeln. Bald konnte er auch ein bißchen Französisch und Lateinisch, diktierte Briefe, kannte, nannte und dachte alle Gegenstände wie ein Mensch. Noch nie hätte die Natur ihren sonst überall erkennbaren Grundsatz des „non facere saltus" unerhörter verleugnet als im Mannheimer Terrier „Rolf". Von einem saltus wäre überhaupt nicht mehr zu reden, es läge ein wolkenkratzerhafter Luftsprung in eine völlig veränderte Welt vor.

Abb. 15. Exlibris von Selma Fischer.

Man sieht, die Begeisterung liegt nahe. Aber man erinnert sich, wie still es von den „klugen Pferden" des Herrn von der Osten geworden ist, und man darf annehmen, daß den trefflichen Rolf bald das gleiche Schweigen bedecken wird. Es wird ihm erträglich werden durch eine einträgliche Tätigkeit im Varietétheater, wo er als besonders gelehriger Vertreter seiner Gattung zwischen amerikanischen Exzentriks und Kunstpfeifern eine durchaus annehmbare Rolle spielen kann.

Denn das „Naturwunder" läßt sich schon durch eine erbarmungslose Prüfung des Buches, durch das es bewiesen werden soll, als Fabel nachweisen. Man kann sich in der noch umstrittenen Frage, ob die Natur zwischen Mensch

Digitized by Google

Tier in der Art des Intellekts durch die menschliche Fähigkeit fflichen Denkens mit allen ihren tiefgreifenden Folgen eine gesetzt hat oder ob auch hier Übergänge vorliegen, durch- für dieses letzte entscheiden. Undenkbar aber ist, daß, auf er Stufe der Stärke auch der Intellekt eines lebenden ns stehen mag, er nicht seiner Beschaffenheit und Tätigkeit von der Gattung seines Trägers bestimmt wäre. Die formen des Intellekts: Zeit, Raum und Ursache — Wir- — mögen auch im Tier sich den menschlichen mehr oder er nähern. Man kann, um „Rolf" entgegenzukommen, in Einräumung beliebig weit gehen. Sicher aber ist, daß Raus „mausig" und ein Pferd „pferdlich" denken muß, onst könnte es nicht leben. Sehr wahrscheinlich sind sogar ämtliche Sinne nach der Gattung eingerichtet. Der Mann- Hund aber wäre von der Natur auch über diese Klippe einem kühnen Sprung herüberbefördert worden, denn er , ohne Einschränkung, menschlich. Wir müßten schon ins Gröbste gehende Verwirklichung der Seelenwanderung, ie nur als abgrundtiefe metaphysische Wahrheit der Erörte- rung zugänglich, so allein auch von europäischen und östlichen Weisen behandelt wird, annehmen, wenn wir die kindischen Ge- schichten von Rolf glauben sollten. Die guten Leute, denen des Hundes Klugheit gewiß viel Spaß gemacht hat und die immer wieder versichern, daß alles „wahr" sei, haben ganz vergessen, einmal daran zu denken, daß auch ein Hundegenie ein Hund bleibt. Darauf hätten sie einmal ihre Prüfungen richten müssen, dann wäre der Humor von der Sache zweifellos schnell zutage gefördert worden.

So aber wird uns der erstaunliche Fall aufgetischt, daß ein Hund, der angeblich rechnen und lesen kann, der jeden Gegen- stand, den man ihm zeigt, richtig in der Menschensprache bezeich- net, niemals von seinem besonderen Hundewesen auch nur ein Sterbenswort verlauten läßt. Und er hätte uns doch so viel erklären können, was wir gern wissen möchten! Es ist jammer- schade: Einmal kann so ein Köter sich mit uns begrifflich unter- halten, und dann schweigt er sich über sämtliche Geheimnisse, die ihm allein bekannt, uns verborgen sind, wie ein Grab aus! Er schreibt Briefe an die „klugen Pferde", seine Wunderkollegen im Geiste, äußert aber um die Welt nicht den Wunsch, mit ihnen zusammen zum unermeßlichen Heile der Wissenschaft einen aka- demischen Lehrstuhl für Tierpsychologie zu errichten, vor dem wir grübelnde Menschen mehr lernen könnten als Darwin, Cuvier, Treviranus, Brehm, Wundt, Haeckel, Bölsche, Doflein, Bruno Wille, Th. Zell und wer sonst noch uns je beibringen konnten. Er unterläßt es gänzlich, seine armen Mithunde nur notdürftig an seiner umstürzenden Fähigkeit des Gedankenaustausches mit dem Menschen teilnehmen zu lassen. Obgleich er doch Kindern die Schulaufgaben macht, sich sachverständig über die Intervalle der europäischen Musik äußert, Geographie treibt und die Vorgänge des Weltkrieges zum Anlaß bemerkenswerter Urteile nimmt!

Im Ernst: Daß dieser Hund in allen seinen angeblichen Ver- standeswundern niemals Hund, sondern immer Mensch ist, ge- nügt, um die von ihm behaupteten Wunder dahin zu kehren, wo sie hingehören: ins Reich der menschlichen Selbsttäuschungen. Einiges sei angeführt: Menschliche Musik ist Hunden zum größe- ren Teil völlig gleichgültig, zum kleineren unangenehm. Der Hund ist ein Nasentier, er wird also im Wald an ganz anderen Dingen Anteil nehmen und, könnte er es in menschlicher Sprache, sich über alles andere eher äußern als über den Gesang der Vögel(!), wie in dem Buch gefabelt wird. An zwei winzigen Stellen habe ich in dem Buche den Geruchssinn erwähnt gefunden. Einmal be- schnuppert Rolf einen Schuh, um sich dann über seine — Farbe zu äußern; das andere Mal soll er zu zwei Taschentüchern, von denen das eine mit Kölnischem Wasser bespritzt ist, Stellung neh- men, worauf Rolf „klopft": gribld, was dann als „zerknüllt" gedeu- tet wird. Da schlage einer lang hin! Ein „sprechender" Hund, der nicht seiner Empörung über den grausamsten Angriff auf sein edelstes Organ sofort kräftigsten Ausdruck gibt!? Dabei hätten die Mannheimer Deuter der von Rolf „geklopften" Sphinxsprache sich noch besser gestanden, wenn sie „gribld" mit „kribbelt" ver- dolmetscht hätten. Aber in diesem Fall ist ihrer verliebten Glaubens- seligkeit das Passende nicht eingefallen. — Rolf hält sich über- haupt immer nur an den Gesichtssinn. Er bewundert „schöne Kleider", die jedem andern Hund das Gleichgültigste von der Welt sind. Er beriecht auch die Gegenstände, die er bezeichnen soll, selten. Ein Blick, und dieser erstaunliche Nichthund unter- scheidet einen Hausschlüssel von einem Drücker.

Ich denke, es ist genug des unterhaltsamen Unsinns. Eine der menschlichen auch nur angenäherte Befähigung zur Bildung von Begriffen, mit darausfolgendem begrifflichen Gedächtnis, Zahlendenken, Urteilskraft usw. wäre bei Tieren nur mit einer an Unmöglichkeit grenzenden Unwahrscheinlichkeit anzunehmen. Wäre auch völlig überflüssig, da die Natur ihre Gaben sichtlich nach dem Zweck und der Lebensart der Gattung verleiht. Der Mensch hat Intellekt, weil er weder gefährliche Zähne noch Hörner hat, nicht laufen wie die Hufer, wittern wie die Hunde, klettern wie die Affen, sehen wie die Katzen, fliegen wie die Vögel kann. Würde aber selbst aus einer unfaßlichen Laune der Natur ein solches Monstrum: Tier + menschlichem Intellekt ohne Vorbe- reitung und Übergang in die Erscheinungswelt geschleudert, so müßte noch ein weiteres Wunder dazukommen, ehe es, wie der göttliche Rolf, Kubikwurzeln ohne jeden Unterricht ziehen könnte.

Bleibt noch die Frage, wie menschliche Selbsttäuschungen von so tollem Ausmaß möglich sind. Die Erklärung im Falle „Rlf" ist wohl einfacher, als sie zunächst scheint. Rolf hat seine Weis- heiten „geklopft", d. h. er hat, so erzählt seine Besitzerin, sich zunächst von selbst durch Pochen mit der Pfote verständlich zu machen versucht, und diesem Pochen hat dann die Herrin ein „Alphabet" unterlegt; ein Klopfer für f, vierzehn Klopfer für k usw., d. h. Rolf hat selbst (!) angegeben, was er für jeden Buchstaben klopfen wolle. (Nebenbei: das überkluge Tier, das doch offenbar schon lange vorher die Menschensprache im ge- heimen gründlich studiert hatte, stellt sich betrübend dadurch bloß, daß es für den häufigsten Buchstaben im Deutschen, e, zehn Schläge ansetzt, für das erheblich seltenere o aber nur zwei.) Bei der ersten Klopferei mögen Zufälle mitgespielt haben — sie er- klären sich wahrscheinlich durch die Tatsache, daß das Tier, wie mitgeteilt wird, eine gebrochene Vorderpfote hatte — danach aber beginnt die offensichtliche spaßige Selbsttäuschung der Men- schen, die freilich zu grotesken Formen gediehen zu sein scheint. Rolf klopft nämlich hintereinander, wie naiv zugegeben wird, „ohne Wortpause" zwischen den „Buchstaben". Ob er „Satz- pausen" macht, wird nicht klar erklärt oder verneint. Was Rolf nach seinem „Alphabet" also zusammenklopft, sieht etwa so aus: „fnsdrgnaufmagn". Diese geklopfte Buchstabenwurst ergrün- det dann Frauchen tiefsinnig und verfügt: Das heißt: Fnsdr gn aufmagn — Fenster gehen, aufmachen! Siehst du wohl! Nimmt man nun hinzu, daß Rolf seiner eigenen Rechtschreibung (trotz- dem er doch „lesen" konnte wie geschmiert) auch noch die Mann- heimer Mundart hinzufügte, so ist ersichtlich, daß blinde oder gläubige Gemüter aus den Pfotenbewegungen jeden, aber auch jeden beliebigen Sinn herausdeuten konnten, der nur irgendwie passen wollte. Daß der Hund, sobald er das immer gut belohnte oder durch Strafen unterstützte Gehabe mit seiner Pfotentätig- keit merkte, bei jeder Gelegenheit „klopfte" — manchmal tat er's übrigens auch nicht, was jedem Tierkenner selbstverständlich er- scheinen wird — liegt an sich durchaus in den gewöhnlichen Ver- standes- und Instinktfähigkeiten der Gattung. Zur restlosen Er- klärung des Wunders sind dann noch die üblichen durch Natur und Dressur gegebenen Möglichkeiten heranzuziehen: die auf die Herrin gerichtete, weit über das menschliche Maß gehende Sinnesschärfe des Hundes, Gewohnheit und eine in diesem Fall wahrscheinlich besonders vollkommen ausgebildete Klug- heit des Hundes.

Das Wunder des „sprechen- den" Airedaleterriers von Mann- heim ist demnach, wenn durch- aus ein Wunder gesucht werden soll, in der menschlichen Psycho- logie zu finden, nicht aber in der tierischen. Vermutlich hat das die verstorbene Besitzerin des klugen Rolf dunkel geahnt, als sie die vorsichtige Bestimmung traf, daß nach ihr und ohne sie niemand das Mannheimer vier- beinige Klopfgenie einer behut- sam-schonungslosen Prüfung un- terziehen solle.

Sommerabend * Von E. v. Weitra.

Der Regen plaudert leise mit den Rosen
Vor meiner Tür ... das Flüstern nimmt kein Ende ...
Nun drückt er, eh' er geht, mit letztem Kosen
Der Birke noch die schlanken, kühlen Hände!

Dann wird es still. Aus dunkler Schatten Tor
Fällt Lichtschein auf die feuchtgewordne Rampe ...
Ich glaube, hinter der Gardine Flor
Entzündet Nachbar Mond die Abendlampe ...

Digitized by Google

Das Wurzelmännlein * Ein Märchen * Von Friedrich Hus[illegible]g.

Es war ein schönes Mädchen, das hieß Leitrud. Schlank war sie und fein, aber der Arbeit ungewohnt. Sehr gern spielte sie mit ihren weißen Fingern; sonst mochte sie wenig tun.

Sie war aber ganz armer Leute Kind. Ihr Vater war ein Schwarzschuster gewesen, rasch zufahrend und auffahrend, bis der Tod kam und ihn ganz still und ruhig machte. Seit seinem Tode lebte die Tochter Leitrud bei ihrer Mutter und wurde im stillen Müßiggang zwanzig Jahre alt und immer schöner. Wenn sie beim Essen am Tisch ihrer Mutter gegenübersaß, sah die alte Frau auf die weißen Hände und auf das schöne, schmale, blasse Gesicht ihrer trägen Tochter, auf ihre sanften, dunklen, langbewimperten Augen und auf den seidenglänzenden Fluß ihrer schwarzen Haare, wie auf ein seltsames Naturspiel, das ihr nun einmal zugefallen war und das sie darum unterhalten mußte. Die Mutter vergaß über diesem Ansehen manchmal das Essen, während Leitrud mit ihren schlanken Fingern sehr eifrig ihren Löffel führte, mit ihren sanften dunklen Augen immer die besten Bissen ersah und in den ein wenig großen, aber sehr schönen Mund steckte, auf den die feine gerade Nase mit wunderbarem Ernste hinabwies.

Schlank war sie und fein, . . .

Mutter und Tochter wohnten in einem kleinen armseligen Häuschen an der Stadtmauer. Da sah Leitrud oft den jungen König mit vornehmen Jünglingen und Jungfrauen der Stadt zum Ballspiel vor das Tor reiten. Die Feinste darunter war immer die junge Maja Ansmund; die ging und stand in ihren hellen Kleidern und im Schmuck ihrer blonden Haare, die glänzend unter der runden, seidengestickten Haube hervorquollen, leichter und zierlicher als alle andern. Es hieß, sie sei dem jungen König die liebste und solle seine Frau werden.

Der Glanz der Herrenkinder machte Leitrud sehnsüchtig und neidisch. Sie hatte oft die zierliche Tracht und den Schmuck der feinen Jungfrauen, oft die höfliche Art der Jungherren von fern sich eingeprägt. Während sie ihren eigenen Genossen und Genossinnen auswich, ging sie mit ihren Gedanken gern im Schwarm der Herrenkinder. Dann ward die dürftige Leinwand ihres Kleides sanft glänzender Samt, in ihrem dunklen Haar trug sie weich schimmernde, glänzende Perlen und an ihren schlanken Fingern Ringe von rotem Gold und Steine, die von rotdunklem Licht bluteten.

Eines Tages, da die Sonne sehr schön schien, ging Leitrud vor das Tor, um auf dem Wiesenanger den jungen König und die Herrenkinder Ball spielen zu sehen. Am Rande des Wiesengrundes, auf dem das geschah, zog sich ein Wald hin; in den ging Leitrud ein Stückchen hinein, um selber noch sehen zu können, nicht aber gesehen zu werden. Sie schämte sich vor den Vornehmen ihrer schlechten Kleider.

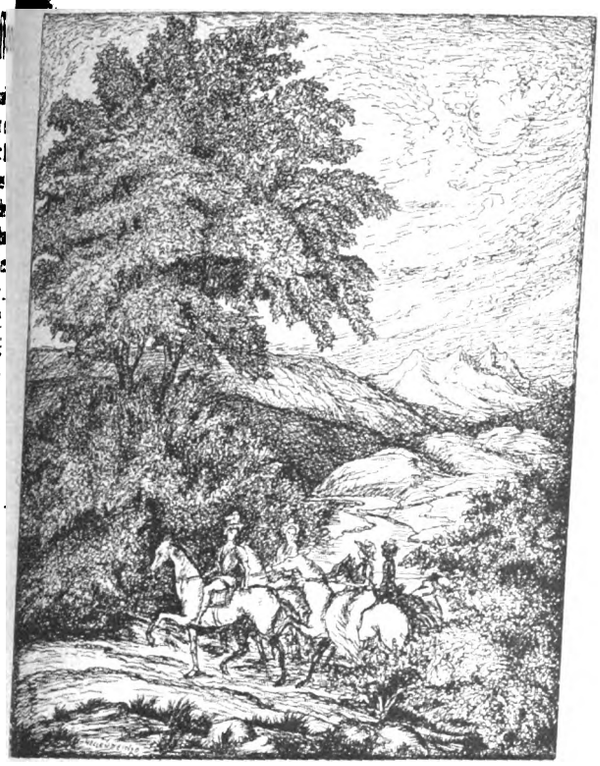
Nun hatten sich am Rand des Gehölzes zwei Spielleute, ein Flötenbläser und ein Geiger, niedergelassen; die dachten, es werde für sie an den Herrenkindern vielleicht etwas zu verdienen sein. Sie hatten sich im Schatten des Waldrandes gelagert. Der Bläser, ein alter Spitzbube, saß da, die Ellenbogen auf die Oberschenkel gestützt, und spielte a[illegible]ner Flöte leise eine eintönige Weise. Der Geiger war [illegible]ha-gerer, sonnenverbrannter Kerl mit dunklen unruhige[illegible]en. Er lag längelang auf dem Bauch, die Ellenbogen [illegible]ras gestützt und das Kinn in die Hände. Ein kleiner, [illegible]Hut saß ihm im Genick. Er kaute an einem säuerlichen [illegible]er-stengel und ließ seine Augen hin und her gehen. Au[illegible]mal sprang er mit beiden Füßen zugleich in die Höhe; [illegible]utte seitwärts in einem Haselnußgesträuch Leitrud en[illegible] die zusah, wie draußen auf der Wiese die Herrenkinder [illegible]piel sprangen und wie der junge König gar höflich sich [illegible]um die schöne Maja Ansmund machte. Leitruds dun[illegible]nft so sanfte Augen wurden im Betrachten glühend und[illegible]rig.

Der Geiger schlich sich [illegible] der Seite an Leitrud heran. [illegible] bemerkte ihn erst, als er dic[illegible]eben ihr war. Da standen sich [illegible] ein Weilchen stumm und un[illegible]glich gegenüber. Des Fahrende[illegible]ugen glänzten unruhig; seine Lipp[illegible] deckten in frechem Grinsen seine [illegible]sam-mengepreßten gelben Zähne auf. Die schöne Dirne Leitrud aber sah ihn verächtlich an. In ihre weiße Stirn grub sich eine senkrechte Zornfalte. Nach einer Weile stummen Ansehens schritt sie ohne alle Hast an ihm vorbei und wollte am Waldrand entlang dem Stadttor zugehen. Jetzt aber überholte der Geiger sie rasch, faßte sie um den Leib und zog sie nach dem Wald zurück. Da fuhren ihre Zähne knirschend zusammen, und ein Schlag ihrer Hand traf ihn mit verzweifelter Kraft mitten ins Gesicht, daß ihm die Funken aus den Augen stoben.

„Ah, du Hexe!“ fuhr er nun auf, und mit beiden Armen umfaßte er sie, hob sie hoch und trug sie waldeinwärts. Den Ruf hatte der Flötenbläser gehört; er wandte sich danach um; als er die schöne Dirne in den Armen des Burschen sich sträuben sah, fing er an zu lachen und rief: „Glück zu! Glück zu!“ — Dann nahm er wieder seine Flöte, spielte ein paar schnelle Läufe, lachte wieder und spielte wieder vor sich hin. Leitrud machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, sich aus eigener Kraft von dem Geiger zu befreien. Als sie fühlen mußte, daß ihr Ringen vergeblich war, stieß sie dreimal nacheinander einen lauten Schrei nach Hilfe aus.

Der [illegible]

Digitized by Google



Da sah Leitrud oft den jungen König zum Ballspiel vor das Tor reiten . .

Eben war der junge König ganz nahe an den Waldrand gekommen. Er hörte das Rufen und ging ihm nach rasch in den Wald hinein. Bald sah er Leitrud sich gegen den Geiger wehren. Da sprang er hinzu und faßte hart dessen Handgelenke, so daß er das Mädchen fahren lassen mußte. Zornig wandte der Geiger sich um. Als er aber den König erblickte, drückte er sich seitwärts in den Wald.

Als so Leitrud zum erstenmal und allein vor dem jungen König stand, zitterte sie vor Aufregung; ihr Gesicht war bleich bis in die Lippen; aber ihre Augen funkelten, und ihre Haltung war stolz. Der König betrachtete sie hochmütig, trat an sie heran und sagte: „Sieh, dieses schöne schwarz-weiße Hexlein! Ei, wie das zornig blickt! Aber recht; dieses Fellchen ist zu weiß und weich für einen verwetterten Fahrenden. Zu einem Herrenliebchen taugst du und sollst es sein."

Dabei wollte er die Schlanke umfassen. Sie aber entglitt ihm. Sie war fast noch bleicher geworden, und ihre Augen brannten. Sie stand zu verzweifelter Abwehr bereit. Da ließ er sie. Aber er lachte und sagte:

„Ei nun, die wildeste Dirne gibt das geschmeidigste Liebchen. Zu gelegenerer Zeit wollen wir weiter handeln." Er wollte sich zum Gehen wenden. Da aber umzog ihren Mund ein solches Weh und zugleich ein solcher Haß und Hohn, daß er betroffen innehielt.

Sie trat einen Schritt zurück; sie richtete sich stolz auf und sagte zu ihm: „Ach, du Königssohn und König, machst dich vor einer armen Magd zum Tölpel. Jene feingeputzten Mägdlein magst du betrügen mit deinem zierlichen Brauch und Schein. Ich aber will dich auf dem Markt der Stadt anspeien und allen dich zeigen, wie du bist, wenn du noch einmal ein freches Wort gegen mich wagst."

Diese Worte trafen seinen Hochmut wie Peitschenschläge. Er wollte in raschem Sprung auf die Dirne zu und sie greifen. Sie aber, statt waldwärts zu fliehen, sprang halb ihm entgegen und an ihm vorbei aus dem Bereich der Bäume hinaus auf die Wiese. Da wandte sie sich noch einmal gegen ihn zurück und sagte: „Ja, Königlein, du sollst laufen um mich, als ging's um dein Leben. Bitten und winseln sollst du um mich, oder dein letzter Knecht soll vor dir Gunst von mir erfahren."

Dann ging sie mitten über die Wiese, gerade auf das junge Herrenvolk zu und zwischen ihm durch. In deren Nähe blieb sie dann stehen; sie kümmerte sich gegen ihre Gewohnheit um keinen Blick neugieriger Augen; sie betrachtete die Herrenkinder, wie man spielende Sperlinge betrachtet. Als der König wieder mitten unter diesen war, sah er einmal mit funkelnden Augen zu ihr hinüber. Da begegnete sie seinen Augen mit einem so verächtlichen Blick, daß ihm abermals war, als versetzte sie ihm einen Peitschenhieb. Leitrud jedoch wandte sich gleichgültig ab und ging langsam, ohne sich umzusehen, nach Hause. In des Königs Seele aber blieb Unmut und Lust, verletzter Hochmut und erwachte Begier.

In der Stadt des Königs wohnte eine alte Hexe, vor der alle Leute sich scheuten; die hieß Waltrun. Sie wohnte in einem kleinen, schwarzen Haus, das alle Menschen mieden. Am Abend dieses Tages trat in der Dunkelheit Leitrud in dieses Haus. In dem Flur war es so dunkel, daß sie keinen Schritt darin tun konnte. Da blieb sie stehen und rief den Namen der Alten. Eine Tür tat sich auf; aber Leitrud konnte zunächst nichts erblicken als die grünen Augen eines großen Katers. Diese warfen einen solchen Schein auf Leitrud, daß sie jetzt in einer unheimlichen matten Helligkeit stand. Eine Stimme fragte:

„Ah, bist du es, mein Töchterchen?"

Leitrud zweifelte, ob das nicht die Stimme des Katers gewesen sei, da sie sonst niemanden erblicken konnte. Sie zögerte mit ihrer Antwort. Da fragte dieselbe Stimme:

„Und was willst du von mir, mein Töchterchen? Komm und tritt in meine Stube!"

Da merkte Leitrud, daß hinter dem Kater die alte Waltrun selber im Dunklen stand und zu ihr sprach. Nun trat das Mädchen auf die Alte zu und sagte: „Einen Hexensegen will ich von dir haben."

Die Alte kicherte: „Hihi, einen Hexensegen sagt das Kind, hihi. Und wie weiß das Kind denn, ob ich eine Hexe bin?"

„Die Leute sagen es, und ich glaube es", antwortete Leitrud.

„Und fürchtest dich nicht vor mir?"

„Wenn ich rechtschaffen wandle, wird die Hexe mir nicht schaden können; wenn ich einen Pakt mit ihr machen will, wird sie mich willkommenheißen."

In der Stadt des Königs wohnte eine alte Hexe . . .

Digitized by Google

„Du hast Mut, mein Kindchen," kicherte die Alte, „und du hast leider recht; es ist wenig, was einer armen alten Frau gegönnt ist. Wer mir die Hand nicht reicht, den kann ich nicht fassen. Und doch tue ich meinen Freunden nichts als Liebes und Gutes und möchte alle zu Freunden haben. Aber tritt in die Stube, tritt in die Stube!"

Dabei faßte sie Leitruds Hand und führte sie hinein. Der Kater ging ihnen voran und beleuchtete die Stube mit dem grünen Licht seiner Augen. Die Alte führte Leitrud zu einem Sitz; sie selber nahm auf einem Sessel Platz. Der Kater setzte sich zwischen sie und ließ seine Augen langsam hin und her rollen, so daß der grüne Lichtschein immer abwechselnd mit seiner vollen Stärke jetzt auf die alte Hexe, jetzt auf die junge Dirne fiel. Dabei sah Leitrud, daß der Sessel der Alten aus lauter Knochen zusammengesetzt war. Unheimlich aber war es, zu fühlen, wie ihr eigener Sitz sich unter ihr leise bewegte. Als jetzt der Kater die Augen ihr zuwandte, sah sie auch, wovon das kam: Vier Schlangen standen da auf ihren Schwänzen; die hatten sich in der Mitte ihres Leibes zu einem Knoten verschlungen. Von da an strebten sie wieder auseinander. Sie trugen in ihren vier Mäulern, an ihren Zähnen aufgehängt, die vier Ecken eines Sitzgeflechts; dieses aber war geflochten aus mehr als hundert ganz dünnen Schlänglein, deren Köpfe am Rande des Geflechts hin nebeneinandergereiht waren und aus deren offenen Mäulern mehr als hundert dünne, lange, rotglimmende Zünglein leckten.

Die Hexe nahm auf einem Sessel Platz . . .

Leitrud fuhr erschreckt in die Höhe. Die Alte aber sagte: „Bleibe nur sitzen, mein Töchterchen. Es sind harmlose, unschuldige Tierchen, ohne Zahn und Zorn, ohne Galle und Gift." Da setzte Leitrud sich wieder, aber nicht gerne.

„Und nun, mein Töchterchen, sage mir, was du von mir willst," fuhr die Hexe fort, „aber recht offen und ehrlich, und behalte nichts für dich; sonst kann ich dir nicht helfen."

„Ich will dir alles sagen," antwortete Leitrud, „obgleich es mir nicht leicht wird."

„Ich will dir's leichter machen," sagte die Hexe, „ich bin nicht neugierig; ich will's nicht für mich wissen. Aber die Sache verlangt, daß du aus innerster Seele sprichst. Wenn deine Wünsche dir nicht aus innerster Seele quellen, kann ich sie dir nicht segnen. Darin sind wir streng unterwiesen. Und der droben — ich will ihn nicht nennen — kann das auch nicht anders. Aber ich will dir's leichter machen. Tu' die Augen zu, Kater! Laß es dunkel sein! — So, mein Töchterchen, jetzt kannst du mich nicht sehen und ich dich nicht. Jetzt wirst du leichter reden können. Jetzt sprich zu deiner eigenen Seele, nicht zu mir!"

Da hub Leitrud im Dunkeln an zu sprechen: „Es ist mir alles verhaßt ohne das e i n e. Den jungen König will ich haben. Er soll verschmachten nach mir und nicht sein können ohne mich. Er soll auf seinen Knien um mich betteln und sich vor mir demütigen. Er soll allen Glanz auf mich häufen. Aller Glanz der Welt soll ihm nicht genug sein zu Spiel und Schmuck für mich. Er soll die goldhaarige Maja Ansmund verachten um mich. Er soll mich mit Gold und Perlen schmücken und mit den köstlichsten Stoffen antun. Er soll gegen alle Welt geizig sein, um für mich ein Verschwender zu werden. Was er von der Welt und den Menschen erraffen kann mit aller Gier, soll er mir zum Zeitvertreib wegwerfen wie nichts. Es soll sein Fluch sein, daß er der Knecht meiner Schönheit sein muß. Dies will ich, und alles wird mir verhaßt sein ohne dies."

Aus dem Dunkel sagte eine Stimme, und Leitrud wußte nicht, ob es die Stimme der Alten war: „Der Wunsch soll gesegnet sein, der aus dem Grund der Seele wächst. Ist dies dein innerster Wille?"

Und Leitrud antwortete: „Es ist mein innerster Wille!"

Die Stimme im Dunkel fuhr fort: „Nur den kann ich fassen, der mir selber die Hand reicht. Was ist in dem König Böses?"

Und Leitrud antwortete: „Er ist hochmütig."

Da sagte die Stimme im Dunkeln: „Daran kann ich ihn fassen."

Jetzt machte der Kater seine Augen wieder rund auf, daß sie mit ihrem Schein das Zimmer wieder erhellten und Leitrud die Hexe wieder vor sich sitzen sah. Die sagte gar freundlich: „Hast du mit deinem Herzen gesprochen, Töchterchen? Das ist gut, das ist gut. Ich will mich da gar nicht dreinmengen. Ich mische mich nie in anderer Leute Angelegenheiten. Ich lasse jeden mit sich selber fertig werden. Das habe ich von meinem Meister."

Sie machte eine Pause und sah Leitrud greinend an. Dabei kraute sie dem Kater in den Haaren, daß fortwährend die hellen Funken herausstoben. „Ein liebes, harmloses, treues Tierchen", sagte sie dabei, und der Kater guckte Leitrud dazu mit seinen talerrunden, talergroßen Augen an, als ob er sie fressen wollte.

Die Alte aber fuhr fort: „Geh du nun ruhig nach Hause, mein Töchterchen. Was ich tun kann und mein Meister mir zuläßt in deiner Sache, das wird geschehen. Du wirst es bald spüren. Und wenn du mich wieder brauchst, komme wieder. Ich altes Weib freue mich, wenn in meiner Einsamkeit die Jugend mich einmal besucht."

Da stand Leitrud auf; der Kater ging vor ihr her zur Stubentüre und leuchtete ihr von da über den Flur. — —

Am nächsten Tage ward in der Stadt bekanntgemacht, im Königsschloß werde eine Kammerjungfer gesucht; es müßte aber die schönste von allen jungen Dirnen sein. Dazu hatte der König seine Mutter überredet. Er hoffte, es werde sich auch die melden, die er meinte. Es kamen nun viele blonde, braune und schwarze; die alte Königin ließ sie all in ihre Kammer kommen und fragte den König bei jeder, ob das die rechte wäre. Die rechte war aber nicht darunter. Als nun sehr viele dagewesen waren und keine mehr kommen wollte, ward der König zornig und traurig. Als seine Gespielen kamen, um mit ihm vors Tor zu reiten, schickte er sie wieder fort, und als die blonde Maja Ansmund ihr

Digitized by Google

darum verwundert ansah, wandte er sich verdrießlich von ihr ab. Hernach aber ging er allein aus dem Schloß und aus der Stadt und streifte voller Unruhe draußen umher. Zuletzt kam er auch wieder nach dem Gehölze, wo er gestern Leitrud getroffen hatte. Da saß sie auf einem Baumstamme und wartete auf ihn. Er trat ungestüm auf sie zu und sagte: „Warum bist du nicht ins Schloß gekommen?"

Leitrud sah ihn gleichmütig an und antwortete: „Warum hätte ich kommen sollen? Ich bin noch nie dagewesen."

„Hast du nicht gehört, daß die Königin die schönste Dirne zur Kammerjungfer sucht?"

„Ich habe keine Lust, deiner Mutter Kammerjungfer zu sein."

„Aber ich will wissen, wer du bist, wie du heißest und wo du wohnst."

„Wer ich bin, siehst du an meinen Kleidern: ein armes Mädchen; wie ich heiße, kannst du wissen so gut wie jeder andere: Leitrud; wo ich wohne, kann jedermann erfahren, der sich die Mühe macht, danach zu sehen."

Der König ward zornig und sagte heftig: „Du bist sehr hochmütig. Weißt du nicht, daß ich der König bin und du in meiner Gewalt bist?" (Fortsetzung folgt.)

Streiflichter.

„Müßig hängt das Eisen in der Halle." In der Markthalle nämlich, in Berlin, das Eisen der Selbsthilfe. Eine reiche Pflaumenernte haben wir zu erwarten, die Äste brechen fast unter der Last des Obstsegens, und die Berliner lassen sich dafür unerhörte Preise abnehmen mit einer Schafsgeduld, die bei einer nach aller Richtung hin durchorganisierten Bevölkerung unbegreiflich ist. Die Obsthändler erfreuen sich im Groß- und Kleinhandel einer ausgiebigen Organisation; geraten sie sich gelegentlich gegenseitig in die Haare, so haben die unglückseligen Käufer der Ware die Kosten des Friedensschlusses zu tragen. Wenn diese sich einmal zusammenschließen und nur eine Woche lang das leicht verderbende Obst boykottieren wollten, wie es in anderen Städten geschieht bei Preisüberforderungen, so würden die Verkäufer notgedrungen andere Saiten aufziehen. Aber es regt sich nichts. Zeigen sich Ansätze zu einem Widerstand, so findet der Straßenhändler merkwürdigerweise immer bereitwillige Federn, die seine „Notlage" schildern, und jeder Boykott verläuft, bevor er richtig auf dem berlinischen Pflaster in Fluß gerät, im Sande. Aber wer sind die Abnehmer der teuren Ware? Nicht die Angehörigen des verarmenden alten Mittelstandes, sondern die des neuen entproletarisierten. Die können sich's leisten und auf die bei Streiken so beliebte Waffe der Selbsthilfe verzichten. Oder ist es mehr Gedankenlosigkeit, die das große Publikum an der Abwehr gegen die Ausbeutung hindert? Der Berliner stand doch sonst im Rufe, besonders geistig regsam und schlagfertig zu sein, und schmeichelte sich mit der Bezeichnung Spree-Athener, fiel in der Provinz und auf Reisen zuweilen durch die Betonung seiner großstädtischen Intelligenz unangenehm auf. Das hat erheblich nachgelassen, und man scheint draußen im Reich jetzt bei Berlinern mehr an Böotier zu denken. Hier scheint wirklich der Krieg und sein trauriger Ausgang lähmend gewirkt zu haben.

Die Herrschaft der Esel. Mit jedem neuen Tage empfängt das deutsche Nationalgefühl einen neuen Schlag ins Gesicht. Wenn wir ihn zähneknirschend von Ententehänden entgegennehmen, muß es denn subalternen Geistern erlaubt sein, sich freiwillig zum Backpfeifen-Empfang zu drängen! Meldet da die Tagespresse — nicht etwa die linksradikale —, aus der Berliner Nationalgalerie sei das Anton v. Wernersche Bild „Im Etappenquartier von Paris" entfernt worden mit Rücksicht auf die französischen Besucher. Man könnte rasen! Wieder ein Mosaiksteinchen zu dem Gemälde der amtlichen Würdelosigkeit und der Unempfänglichkeit für das Gefühl der Entehrung, aus denen es sich zusammensetzt! Warum schließt man nicht Galerien überhaupt, entfernt die Viktoria vom Brandenburger Tor, die Siegessäule vom Königsplatz, die Denkmäler aller unserer Feldherren von ihren Postamenten? Auf Schritt und Tritt spüren die Franzosen in Berlin Erinnerungen an ihre wohlverdienten Niederlagen in Feldschlachten, und wenn sie in der Erkenntnis, daß die Scham unserer Behörden wirklich zu den Hunden geflohen ist, eines Tages eine ihren Empfindungen entsprechend gereinigte Reichshauptstadt verlangen sollten, werden sie damit bei den kultusministeriellen, auf die materialistische Geschichtsauffassung eingestellten Gemütern auf wohlwollendes Verständnis stoßen. „Wo die Esel zur Herrschaft gelangt, kann's wenig gedeihen. Ihren Vorteil suchen sie wohl, was kümmert's sie weiter?" Derartige scheinbar unbedeutende Vorgänge wie die Entfernung des harmlosen Bildes müssen dem Gedächtnis der Jugend eingebrannt werden, damit künftige Geschlechter begreifen, wie tief wir durch den 9. November gesunken sind.

Die Welt der Frau

Hausfrauenplauderei * Von Luise Holle.

Die früheren guten „Hausmittel aus Großmutters Zeiten", die sich vor dem Kriege, da uns die chemische Wissenschaft viele gute neue Heilmittel brachte, überlebt zu haben schienen, sie sind wieder in unserer Zeit zu Ehren gekommen. Und sie erweisen sich bei leichten Erkältungskrankheiten, Verdauungsstörungen sowie bei mannigfachen kleinen Verletzungen, die in jeder Familie vorkommen, von unschätzbarem Nutzen, so daß sie in jedem Haus immer zur Hand sein sollten, denn das Gerüstetsein zu augenblicklicher Hilfe ist gerade das Wertvollste der Hausmittel. Man sollte diese verschiedenen Hausmittel in einem nur für diese Mittel bestimmten, mit reinem weißen Papier ausgelegten Schubfach oder in einem besonderen kleinen Schränkchen, gut und übersichtlich geordnet, vorrätig haben.

Jede kleine Hausapotheke muß zwei Abteilungen haben, eine für innere, eine für äußere Mittel; sie muß auch Verbandszeug und kleine Instrumente besitzen. Als zweckmäßige Mittel nebst ihrer Anwendung nenne ich die folgenden. Die Abteilung für innere Mittel muß enthalten: Brausepulver, als Hilfsmittel gegen Sodbrennen eine Mischung von gleichen Teilen doppeltkohlensaurem Natron und Magnesia carbonica, im Stöpselglas aufbewahrt, Rizinusöltabletten und ein Fläschchen Feigensirup als Abführmittel, Hoffmannstropfen als Anregungsmittel bei Schwächezuständen, Choleratropfen für gereizten Darm und außerdem noch verschiedene Teesorten. Von letzteren erweist sich der Kamillentee äußerlich für Umschläge und Bäder, innerlich für Blähungen nützlich, Lindentee sowie Fliedertee leisten bei Erkältungskrankheiten gute Dienste als schweißtreibende Hausmittel, Faulbaumtee hilft gegen Verstopfung, Pfefferminz- und Wermuttee bei Durchfall und Leibschmerzen. Für Halsschmerzen sollte chlorsaures Kali stets vorrätig sein; zwanzig Tropfen von ihm auf ein Glas lauwarmen Wassers geben ein gutes Gurgelwasser.

Die zweite Abteilung muß mit den folgenden Dingen versehen sein, die notwendig bei kleinen äußeren Verletzungen zur Hand sein müssen. Keimfreie Watte muß vorhanden sein, die man am besten in Rollenform von 5 Zentimeter Breite kauft, auch ein gutes Heftpflaster darf nicht fehlen. Vorrätighalten muß man verschiedene Mullbinden, auch etwas Billrothbatist oder Guttaperchapapier, Streifen von alter Leinwand sowie weißes Band in verschiedener Breite. Daneben soll stets ein kleines, scharfes Messer, eine kleine Schere und ein Kästchen mit verschieden großen weißen Sicherheitsnadeln liegen. Außerordentlich praktisch ist eine Bardelebensche Brandbinde, die bei eintretenden Verbrennungen sofort um die verletzte Stelle geschlungen wird und ein Entstehen von Brandblasen fast immer verhindert, auch den Schmerz nach kurzer Zeit wohltuend lindert. Gut ist es auch, wenn man etwas Lysol oder Karbolsäure vorrätig hat, damit man bei Hilfeleistungen die Hände reinigen kann; neben diesem Reinigungsmittel muß eine gute Handbürste liegen, die nur für diesen Zweck dient.

Sorge muß man auch in der Hausapotheke für Linderungsmittel bei Verstauchungen, Quetschungen und dergleichen tragen, die rasch zur Hand sein müssen, sollen sie ihren Zweck erfüllen; man muß daher 100 Gramm essigsaure Tonerdelösung sowie Arnikatinktur bereithalten. Gegen Insektenstiche ist Salmiakgeist oder Eukalyptusöl ein gutes Mittel, das am besten bei sofortiger Anwendung nach dem Stich hilft. Für rheumatische Erkältungsschmerzen leistet das Einreiben mit Kampferspiritus und nachfolgende Einhüllen mit einem Stück weichen Wollstoffs gute Dienste, während Borsalbe für wunde Haut wohltätig wirkt. Nicht fehlen darf eine kleine anatomische Pinzette, mit der man Dornen und kleine Splitter gut und behutsam herausziehen kann.

Ist noch Platz im Schubfach oder Schrank, so findet in ihm zweckmäßigerweise noch eine Klistierspritze, eine Schnabeltasse, ein nur zum Einnehmen von Arznei bestimmter Porzellan-Eß- und Teelöffel, ein kleiner Salbenspachtel, der Salben gleichmäßig verteilt, eine Wärmflasche, ein Beutel, der Eis zur Kühlung bei hohem Fieber aufnimmt, und ein Fieberthermometer Unterkunft; man hat dann immer alle für Krankenpflege nötigen Dinge zur Hand und kein zeitraubendes aufregendes Suchen nötig.

Digitized by Google

Stets jedoch muß Schrank oder Schubfach, das die verschiedenen Haus- und Krankenpflegemittel birgt, unter sicherem Verschluß gehalten werden; man muß aber unbedingt zwei Schlüssel dafür haben, einen soll die Hausfrau ständig bei sich tragen, der zweite Schlüssel dagegen soll an einer den „erwachsenen" Mitgliedern des Hauses bekannten Stelle hängen, so daß niemals eine Verzögerung eintreten kann und auch kein zeitraubendes Suchen eintritt. Kleine Unfälle, Verletzungen und Indispositionen kommen selbst bei größter Vorsicht und Vorsorge in jeder Familie vor, nicht leicht aber wird die Hausmutter dann in ratlose Verlegenheit kommen, wenn sie wohlgeordnet allerlei gute, erprobte Hausmittel in ihrer Hausapotheke vorrätig hat.

Was die Herbstmode bringt.

Die Modelinie des Herbstes weiß sich den Bedürfnissen der einzelnen anzupassen. Hier die Betonung einer gewissen Schlankheit, dort einer stärkeren oder mäßigeren Breithüftigkeit. Während die neuen Kittelformen noch immer einer mäßigen Schlankheit huldigen, die nichts mehr mit Geradlinigkeit zu tun hat, macht ein Teil der neuen Straßenkleidung der breiten Hüfte Konzessionen, die, abgesehen von den plissierten Kleidern, vor allem immer wieder für das Gesellschaftskleid maßgebend ist. Im Durchschnitt beanspruchen alle Neuschöpfungen ein Mehr an Stoff, da der Eindruck des Kriegsmäßig-Sparsamen überall vermieden ist und heute selbst an den schlichteren Kleidern durch Faltenbahnen oder Überwürfe eine leichte Fülle erstrebt wird, für die ein weiterer Preisabbau hinsichtlich der Gewebe sehr zu wünschen wäre. Man stellt immer noch gern zweierlei Stoff zusammen, in der Art, daß Über- und Unterkleid voneinander abstechen. Unsere heutige Gruppe bringt zwei herbstliche Nachmittagskleider und ein Abendkleid, zu denen gutsitzende Schnitte vorrätig sind, die ein leichtes Nacharbeiten ermöglichen.

Abb. 90. Das ebenso reizvolle wie jugendliche Abendkleid war aus zartrosa Chinakrepp und etwas dunkler getöntem, hellblau gemustertem Schleierstoff gefertigt, dessen Kanten dunkelblaues Samtband einfaßte. Die kurzen Ärmelchen der Bluse, von der nur wenig sichtbar wird, bestehen aus zwei übereinanderfallenden Falbeln, über die zum Teil die rund ausgeschnittene Überbluse fällt. Sie ist vorn wie im Rücken seitlich drapiert und unten durch den schmalen Samtbandgürtel abgeschlossen. Der kurze, flotte Rock weist an den Seiten je eine Gruppe von Plisseefalten auf, die das drapierte Überkleid freiläßt. Oben eingereiht und auf der Hüfte breitstehend, fällt es vorn wie auf der Rückseite schürzenartig herab. Zu diesem eleganten Kleide ist der Schnitt für das Leibchen in 40, 42, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. und für den Rock in 96, 100, 108, 116, 125 Zentimeter Hüftweite für 3,00 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,90 Meter, für die Taille 1,85 Meter.

Abb. 91 zeigt ein vornehmes Herbstkleid aus dunkelbraunem Samt, dessen Ausstattung ein in Altsilber ausgeführtes Stickereimotiv bildete. Mit breiter Schulter gearbeitet, setzt sich der seitliche Schluß des Leibchens auch über den Rock fort. Den Halsabschluß bildet ein Stehbündchen mit weißem Umlegekragen, mit dem der Aufschlag des schlanken Ärmels harmoniert, der glatt der breiten Schulter untergesetzt ist. Den Taillenschluß betont ein breiter Gürtel, der das Ornament überschneidet. Der mäßig weite Rock ist seitlich eingereiht und in der vorderen und hinteren Mitte in je eine breite Quetschfalte geordnet. Zu diesem schönen Kleide ist der Schnitt in 40, 42, 44, 46, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4,00 M. und das Stickereimuster zu 1,75 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,40 Meter.

Abb. 92. Ein elegantes Herbstkleid aus grauer Gabardine mit einer leichten dunkelgrauen Seidenstickerei. Eine Machart, die besonders für Damen empfehlenswert ist, die schlank aussehen wollen. Das ziemlich glatt den Oberkörper umschließende Leibchen hat Rückenschluß und vorn einen tiefen Schlitz, den oben eine Spange zusammenhält. Als Halsabschluß ein hochstehender, vorn eckiger Kragen. Der schlanke Ärmel ist der breiten Schulter glatt untergesetzt. Die seitlichen Tunikateile sind dem Leibchen angeschnitten und an ihren Außenkanten gleichfalls mit Stickerei verziert. Vorn wie im Rücken tritt das Leibchen in leichten Falten in einen schmalen Gürtel, der vorn geknöpft wird. Der schlank fallende Rock weist in der vorderen und hinteren Mitte je eine breite Bahn aus dichten Plisseefalten auf. Der Schnitt für dieses vornehme Kleid ist in 44, 46, 48, 52 und 56 Zentimeter halber Oberweite zu 4,00 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4 Meter.

Abb. 90. Jugendliches Abendkleid — Abb. 91. Herbstkleid aus dunkelbraunem Samt — Abb. 92. Elegantes Herbstkleid.

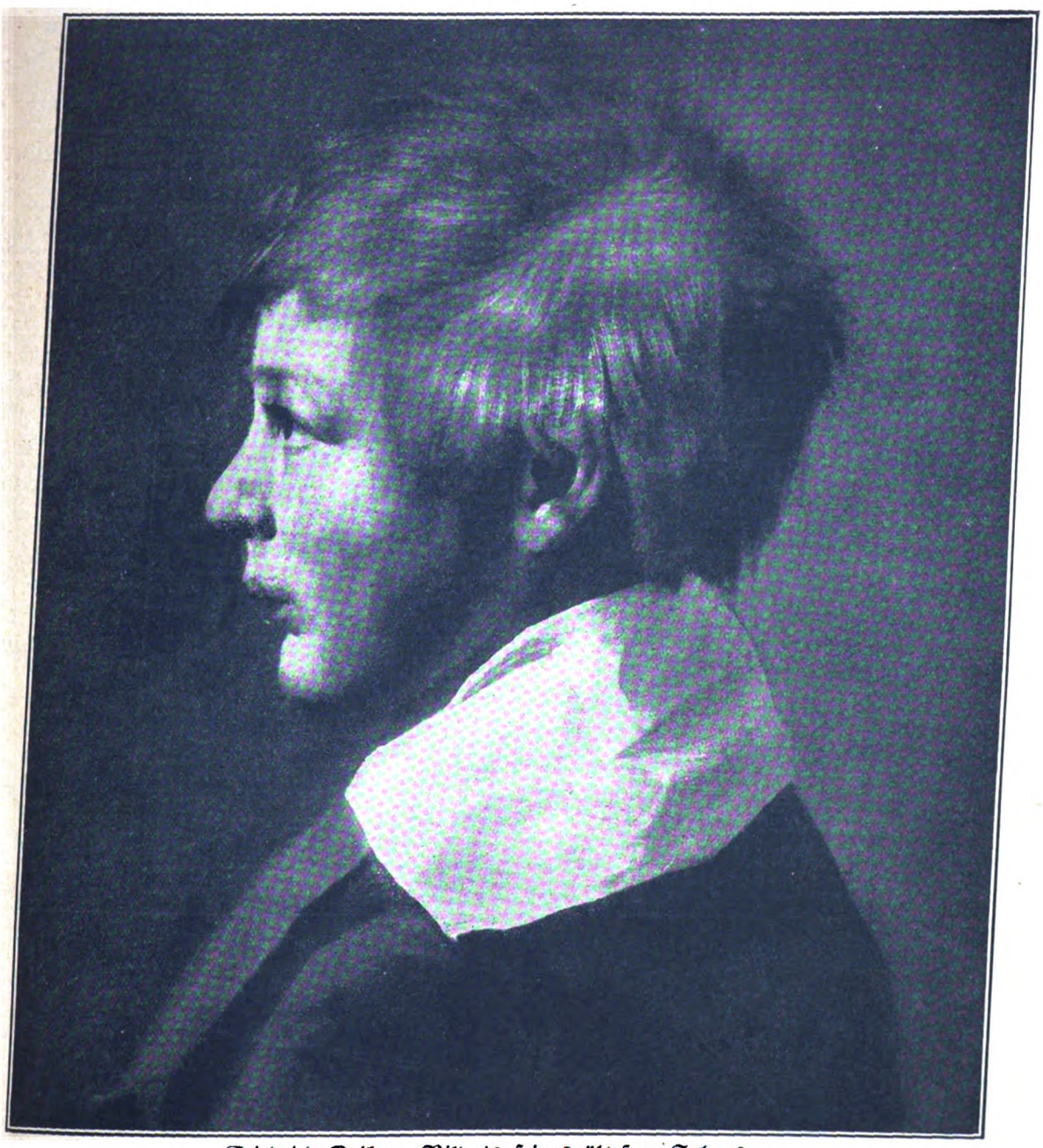
Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 90 bis 92 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 37 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Friedrich Deiker: Bildnis seines ältesten Sohnes.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (10. Fortsetzung.) . . . Seite 601
Mädchenbildnis. Gemälde von Karl Spilling. . . . . „ 601
Ballspiel. Radierung von Otto H. Engel. . . . . „ 603
Burg Falkenstein im Harz. Von Dr. R. Woltereck. Mit 6 Federzeichnungen von Dorothea Milde, Quedlinburg. . . . . „ 605
Vier Jahre unter Kannibalen im Innern von Neuguinea. Von F. Hills. . . „ 608
Das Wurzelmännlein. Ein Märchen. Von Friedrich Hussong. Mit Federzeichnungen von Walter Wellenstein. . . . . „ 610
Rock-Papua. Originalzeichnung von Hauptmann Detzner. . . . . [illegible]
Der deutsche Anteil an der Entdeckung und Erschließung des La Plata-Gebietes. Von Erdmann A. Schaefer, Lichterfelde. I. Neue Ausgaben des ältesten deutschen La Plata-Buches (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 612
Die Großwasserflora als Rohstoffquelle. Von Hans Dominik. . . . . „ 614
Die Welt der Frau. Hausgewand mit Stickerei. Von Helene Keppler. Mit 3 Abbildungen von Alice Matzdorff. . . . . „ 615
Dies und Das. . . . . „ 616

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf u. Tausch Verkehr

Ein in Ostpreußen idyllisch gelegener See (zirka 127 Morgen Wasser und 10 Morgen Land), fischreich, 3 Kilometer vom Ort entfernt, sofort zu verkaufen. Bei Bau eines Blockhauses im norwegischen Stil herrlicher Aufenthalt für erholungsbedürftige, großstadtmüde Familie. Anfragen unter „Zukunft" an die Geschäftsstelle d. Jarmener Zeitung, Jarmen (Pomm.), erbeten.

Stellenangebote

Suche per sofort oder später **durchaus zuverlässige, kinderliebe Erzieherin** (keine Anfängerin) mit besten Empfehlungen, für meine drei Kinder im Alter von 4, 5 und 11 Jahren, welcher an einer dauernden Stellung gelegen ist. Erfahrung in Kinderpflege erwünscht. Offerten mit Zeugnissen, Bild und Gehaltsansprüchen an **Frau Cilly Altmann, Schneidemühl,** Zeughausstraße 15a.

Für die Heilerziehungsanstalten Bethlehemstiftung und Helenenhof Potsdam werden zum 1. Oktober und später

Erzieherinnen

(möglichst Kindergärtnerinnen erster Klasse mit Lehrbefähigung und Erfahrung im Haushalt) **gesucht.**

Meldungen an den **Direktor der Prov.-Anstalt für Epileptische in Potsdam.**

Suche für bald junge, einfache

Stütze

für kleinen Haushalt (2 Personen, 1 Kind) bei guter Beköstigung und Gehalt. **Frau Geißler, Hamburg 15,** Nagelsweg 19 I.

Stütze,

zuverlässig, welche 3½ jähriges Kind beaufsichtigt, ausbessert, plättet und Hausarbeit übernimmt, Gehalt Mk. 120,— monatlich, gute Verpflegung, ohne Familienanschluß, nicht unter 27 Jahren, für Villenhaushalt sucht

Fabrikbesitzer Fischer, Berlin-Dahlem, Humboldtstraße 12.

Stütze

von jungem Ehepaar mit Kind gesucht. **Studienrat Friedrichs, Potsdam,** Auguste-Viktoriastr. 19.

Suche zum 1. Oktober d. Js. eine

gute Köchin.

Schriftliche Offerte **G. Koch, Berlin** W., Tattersall a Brandenburger Tor.

Dauerstellung.

Geprüfte Säuglingsschwester mit nur guten Empfehlungen aufs Land gesucht. Genaue Angaben erbeten. Off u **N. G. 497** an **Ala Haasenstein & Vogler, Königsberg, Pr.**

Suche ein einfach., bescheid. jung.

Mädchen als Jungfer,

Nähen, Servieren und persönliche Bedienung u. etwas Zimmerarbeit verlangt. Angebote und Photographie einsenden an

Frau Oberstleutnant Rupprecht, München, Leopoldstr. 16, I.

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Vermischtes

Suche f. m. Freundin., symp., stattl. Ersch., ev., Mitt 20, Juristentcht., hsl. erz., musik., m. heit., sonn. Wes., nicht gz. unbem., Briefw. m. vorn. denk. Herrn a. gt. Fam zw. Heir. Mldg. z. r. u. **A. 7560** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Kriegswitwe, 36 J., Inh. ein. flott-geh. Wäsche- u. Wollwarengeschäft., mittelgr., gesund, geschäftstücht. u. wirtsch., wünscht höh. Beamt. oder Kaufm. m. etw. Vermögen zwecks bald. Heirat kenn. zu lernen. Nur Herren v. echt christl. deutsch. Ges., i. Alt. v. 40—50 J., welch. mein. 12j. liebewert. Mädch. gern e. gut. Vater sein würd., woll. ihre Zuschrift. unt. genau. Ang. ihr. Verh. u. **Z. 7568** an **A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** send.

Gebildetes Mädchen, 25 Jahre, angenehmes Äußeres, heiteres Gemüt und sehr naturliebend, sucht, da aus ein. Kleinstadt, auf diesem Wege die Bekanntschaft eines Herrn zwecks Heirat. Wäsche sowie Möbel zur Ausstattung vorhanden. Offerte, wenn möglich mit Bild, zu senden an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** unt. **D. 7571.**

An ehrenhafte, diskrete Bewerber.

Ich suche für meine Tochter, evang., 34 J. alt, etw. unter Mittelgr., gesund, gutherzig, bescheiden u. von angen. Äußeren, einen Lebensgefährten im Alter bis zu 40 J., evang., am liebsten Beamten oder Kaufmann, dem an einer anspruchslosen, heit., guterz., wirtsch., nicht unvermög. Frau gelegen ist. Meine Tochter, die wenig in Gesellsch. kom, weiß von diesem Schritt nichts. Sie führte über 12 J., bezw. nach dem Tode der Mutter in einwandfr. Weise meine Wirtsch. und erzog ihre jüng. Geschw. Nur ehrenhafte Selbstbew. wollen unter Beifügung eines zutreff. Bildes und erschöpf. Angaben sich vertrauensvoll an mich wenden, der ich ebenso meine Tochter glücklich sehen möchte, wie ein. Schwiegers. gew., auf den ich stolz sein kann. Beiders. Verschw. Bedg. Adr. u. **L. G. 566** a. **A. Scherl G. m. b. H., Leipzig,** Petersstr. 22.

Gebil. d. Witwe, 37 J., sehr jugendl. Ausf., musik., wirtschaftl., mit liebev. Wesen, nett. Heim, wünscht **Heirat** mit edelgesinnt. Herrn, der sie durch die rauh. Stürme d. Lebens sicher leitet u. ihren Kindern ein lieb. Vater sein möchte. Angeb. z. richt. u. **F. 7573** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Gebildete Dame, 40 J., ev., von gut. Figur, wirtschaftl. tücht., wünscht Lebensgefährt. v. gedieg Char. u. i. gesich. Lebensst., a. liebst Witwer m. 1—2 Kd. Ausf. Zusch. m. Bild erb. u. **W. 7567** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Für meinen Freund,

Baumeister, 40 J., von stattl. elegant. Erscheinung und bestem Charakter, mit sehr hoh. Einkomm. u. i. Besitz einer schön. Villa, suche ich eine Lebensgefährtin v. elegant., recht ang., Äuß., aus nur best Kreisen, vermög., im Alter bis zu 30 J., auch Witwe angenehm. Um ausführl. Zuschriften mit neuer. Bild. unt. Zusich. strengster Diskret. wird gebet. l Berufsvermitt. unbed. verbet. Mitteil. u. **L. 7578** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Akademiker,

Dr., 34 J., vollk. gesund, w. Briefw. zw. Heirat. Einheirat i. kaufm. Betrieb od. dergl bevorz. Zuschriften unt. **M. 7561** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** erbeten.

Zahnarzt, 35 J., ev., gute Erscheinung, mit hohem Einkommen aus eigner Praxis, sucht durch Vermittl. der Eltern od. Verwandt. Heirat mit wirtschaftl., naturl. Dame im Alter v. 24—27 J., aus guter Familie u. entspr. Verhältn., auch junge Witwe. Ausf. Antwort m. Bild, dessen Rücks. sof. erfolgt, erbet. u. **L. G. 582** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Leipzig,** Petersstr. 22.

Sonniges Heim. Herr, in rüstig Jahr., prot., m. reich Interesse für Natur, Kunst u. Lit., 12000 M Rente, sucht als Fachm. in Privatschule od. Pensionat einzuheir. Off. u. **P. 7590** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

Digitized by Google

Nr. 37 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

10. Fortsetzung.

„Was tust du nun, du, die moderne Mutter?" forschte Reimer. „Du kennst meine Ansicht über das Blumenleben. Auch sie ist modern. Aber dir, Frau, ist sie erst spät verständlich geworden. Erst unter meiner Führung. Was tust du in diesem Fall mit dem Jungen? Sag', wie willst du ihn belehren?"

Statt der Antwort trat Frau Etta auf ihren Knaben zu — gar nicht überhastend — ganz ruhig. Ganz ruhig hob sie ihm das Röckchen und klopfte ihn mit der flachen Hand ein paarmal fest. Dann ließ sie ihn vom Schoß gleiten. Sie zeigte ihm die Blumen und sagte streng: „So, mein armer Schelm, jetzt weißt du, wie's kommt, wenn man Blumen abpflückt."

Klein-Hajo hatte gar nicht geschrien. Erst nachträglich verzog er das Gesicht zum Weinen.

Frau Etta schob ihn zur Tür hinaus. „Es tut mir so leid", bedauerte sie. „Unsere Ansichten über den Wert des Blumenlebens kann ich ihm aber nur so beibringen."

„Du bist die geborene Erzieherin! Hätte ich nie gedacht, Frau!"

„Wollte ich ja auch werden! Wenn der Junge so weit ist, hoffe ich, ihn unterrichten zu können."

„Ja, gottlob, das wäre ein passendes neues Schaffensfeld für dich! Es böte dir Anregung genug. Weil du als moderne Mutter den Hasel nicht schwingen wirst — hast eben aber ganz nett geprügelt! — will ich zu meinem Heil annehmen, daß es in deinem Zukunftsstaat weniger lebhaft beim Unterricht zugehen wird als damals zwischen unserm Lehrer und Edo, Helmerich und mir. Dann werde ich ja wohl endlich mal Ruhe vor dir haben."

Um seinem Jungen die ihm aufgedrückten ersten Prügel versüßen zu helfen, ließ der Hofbesitzer die beiden Füchse, die von ihm inzwischen gründlich eingefahren waren, vor den Wagen schirren.

Etta stand freudig überrascht. Der nur zweisitzige und mit einem Rücksitz für den Kutscher oder Diener versehene Wagen war ein Geschenk Reimers. Dazu noch das Juchtengeschirr mit den silbernen Zierstücken.

„Mit solchem Gespann kannst du dich überall — na, wenn du durchaus willst — auch einmal allein in Nordenham bei der lieben Freundschaft sehen lassen", protzte der Rosselenker, als er neben Frau und Kind auf der Heerstraße in scharfem Trab dahinfuhr. Dabei kaum eine Erschütterung infolge der tadellos nachgebenden Federung und der zudem musterhaft gepflasterten Wege.

Grüne Fettweiden. Grasende Herden. Üppige Weizen-, Bohnen- und Haferfelder. Reiche, eschenbeschattete Flecken und Dörfer. Auch hie und da Brücken über breite Entwässerungsflete, die schwungvoll überwunden wurden.

Überall, wohin sie kamen, sahen die Leute auf das edle Gespann mit dem stattlichen Menschenpaar und dem strammen, hellen kleinen Jungen, der auf Ettas Schoß saß und mit seinen großen blauen Augen seine Umgebung so lange beguckte, bis er am Ende im Arm der Mutter einschlief. . . .

‚Alle Leute halten uns

Mädchenbildnis. Gemälde von Karl Spilling.

Digitized by Google

für glücklich. Ich sehe es an ihren Blicken. Und glücklich — ja, das bin ich', sagte sich Frau Etta. — —

Später nahm Etta immer nur einen der Füchse vor den Einspänner, weil Reimer es der Sicherheit halber so lieber sah, wenn sie allein mit Hajo ausfuhr. Kutschierte sie durch Dorfschaften und traf sie auf eine junge Mutter mit niedlichem Kind, so machte sie gern halt, ließ sich das Bübchen oder Mädchen herreichen und nahm's, rein oder schmutzig, halb nackt oder gut bekleidet, für Augenblicke kosend neben ihren Jungen auf den Schoß. So kam es, daß Frau Etta Bojunga, die in Nordenham kaum Freundschaft hatte, in den umliegenden Dörfern alle jungen Mütter auf ihre Seite zog.

Frau Etta fühlte sich gesund, gesunder noch als je zuvor.

Im Garten blühten jetzt zum zweitenmal die Rosen. Und da Meins Jürgens die Füchse bei der Kornernte brauchte und obendrein nasses Wetter war — um Mittag fast dauerndes Donnern aus schwüler Luft —, vermißte Etta einen Schutz über ihrem Gartensitz. So erklärte sie dem Gatten: „Ich habe gestern zum Schlosser geschickt, Reimer. Ich muß eine große, geschützte Veranda haben."

Damit fiel die hämmernde Schlosserarbeit mitten hinein in Dr. Reimer Bojungas zweiten Teil der Molkereiabhandlung, die zum Herbst als Buch erscheinen sollte. Auf Grund dieses Werkes hoffte der Verfasser auf den zweiten Direktorposten der großen Nordenhamer Molkerei. Gegen Etta hatte er von seinen Plänen noch kein Sterbenswort verlauten lassen. Heute eröffnete er sie ihr. Die Versuchsbeete, die schließlich auf freiem Feld gleich hinter der Graft angelegt waren, sollten eingehen, da Reimer behauptete, sein Interesse an ihnen verloren zu haben, nachdem er die für seine Zwecke nötigen Versuche fast sämtlich ausgeführt habe. Heute sei die Molkerei sein Steckenpferd. Bei der Lage des Hofes zur Stadt werde er den ehrenvollen Posten leicht ausfüllen. Er habe dann den Schwerpunkt seiner Betätigung sicher zu Ettas eigener Annehmlichkeit außerhalb des Hauses liegen.

Als die Veranda fertiggebaut war und Etta mit ihrem Knaben festlichen Einzug hielt, lagen im Garten schon die Akazien- und Eschenblätter, nahm Johann die Topfgewächse ins Warmhaus, drückte Etta ihr Gesicht in den Kelch der letzten Rose, nahm Abschied vom Sommer und wußte, was mit ihr war. Sie sagte es dem Gatten.

Reimer sah seine Frau an. „Wird es dir schwer?" fragte er.

„Wie meinst du? . . ."

„Nun, schwer nach allem!"

„Pflicht! Dir zuliebe alles und außerdem" — in alter Leidenschaft warf sie sich dem Gatten in die Arme — „wie wird Hajo sich freuen, wenn er ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bekommt!" — —

Dr. Reimer Bojunga hatte die leitende Stellung in der Molkerei auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeit und als praktischer Landmann erhalten. Diese Mitteilung war die Gegenleistung, durch die er Etta für das, was sie ihm anzuvertrauen gehabt hatte, zu erfreuen hoffte. Aber seine Frau zeigte sich für die gute Nachricht weniger empfänglich, als er erwartet hatte.

„Ich begreife dich nicht! Du müßtest dich mehr darüber freuen", tadelte er Etta.

„Was hab' ich denn davon! Kannst du mich nicht als Direktrice gebrauchen?"

„Du bleibst dir immer gleich! Aber du wirst mich noch dicke kriegen, wenn ich abends verärgert vom Tagesgeschäft heimkehre, in meiner Sofaecke sitze und schlafe."

„Liebliche Aussichten!" rief Etta. „Gut, daß ich Hajo habe und mein Klavier. Wir werden so viel Radau machen, daß du in unserer Nachbarschaft an Schlaf nicht denken kannst! Du sollst mich, wenn du nach Haus kommst, mit dem neuesten Stadtklatsch füttern, mein Lieber. Sonst rühr' ich keinen Finger mehr für deine Gemütlichkeit!"

„Na, Etta, was das anbelangt: Verwöhnt hast du mich just nicht mit Gemütlichkeit! Deine Domäne liegt ganz wo anders. Deine Gemütlichkeit heißt: Leidenschaft, Heftigkeit und 's Haus auf 'n Kopf stellen."

Etta schlug den Gatten mit der Hand auf die Schulter und ging Klein-Hajo suchen. „Mein Junge, bei dir hol' ich mir den Kuß, den dein Vater mir zu geben vergessen hat. Du sollst eine lüttje Schwester oder einen lüttjen Bruder haben!" Sie nahm dabei ihren Liebling in die Arme und drückte ihn so, daß er plötzlich laut weinte.

Der Winter blieb, ähnlich wie sein Vorgänger, für Etta ohne stärkere äußere Anregung. Den großen Klubball machte sie nicht mit, obwohl man von verschiedenen Seiten in sie drang, doch wiederzukommen und mitzumachen. Lübbens meldeten ihren Besuch an, und Bojungas meldeten sich bei ihnen pünktlichst wieder. Edzards kamen und mit ihnen Großvater Kapitän in Begleitung seines früheren Ersten Offiziers mit Familie. Dr. Koch war monatlicher Tischgast geworden. Er ließ sich im übrigen seltener bei Etta sehen, da er den Freund für seine Fahrten jetzt bequem in der Molkerei zu fassen vermochte.

Tante Sebke nicht zu vergessen: Sie war die treueste Besucherin, seitdem Lütt-Hajo durchs Haus tobte. Sie liebte den Jungen aus ähnlichen Gründen, wie Etta ihn liebte. Des Vaters Ebenbild!

„Noch schöner", pflegte Tante Sebke dann zu sagen, was Etta nicht gelten ließ, die erklärte: „Schöner kann er nicht sein, denn mein Mann ist der schönste der Welt — jetzt. Früher war's mein Papa!"

„Das hast du mir, glaube ich, schon mal gesagt. Schweig mir von dem alten Schwerenöter!" Frau Sebke Tiarks hob ganz sacht die Röcke über die Fußspitzen und strich sich die Mauseöhrchen.

Heute überbrachte sie eine Einladung des Spiritistenvereins, worüber Etta hell auflachte.

„Mein' Zeit! Was is dabei groß zu lachen", schalt die Alte. „Der Mensch muß sich zu bilden trachten — überall! Tischrücken haben wir auch schon gehabt, und morgen kommt 'n Medium zum Gedankenlesen aus Berlin."

„Ich will mit solchem Hokuspokus nichts zu tun haben! Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich deinen Magnetismus angenommen. Wer weiß! Es hat mir vielleicht geschadet. Du sagst, es habe mich beruhigt. Der Sanitätsrat behauptet das Gegenteil. Diesmal werde ich mich ganz auf den Sanitätsrat verlassen. Was der sagt, tu' ich und halte mich streng danach."

„Dann is mit dir nich viel zu wollen! Man wird mit dir nich recht warm, mein' Deern. Es wird noch mal eine Zeit kommen, dasch du mich ganz von selber nötig hast. Davon darf ich man nich schnacken, weil dein Mann mir das verboten hat."

„So — wieder die alte Geschichte. Die ist aber für mich erledigt. Ich will gar nichts mehr davon hören. Was gewesen ist, sei gewesen!"

„Soso — hmhm. Mein' Zeit, wie sich alles schnell ändert!"

„Ich habe meinen Jungen! Ich bin gesund. Mich plagt auch wohl — hm, keine Eifersucht, solange Tote nicht lebendig werden."

„Soso — hmhm." Tante Sebke versicherte Etta abermals: „Mit dir is nich warm zu werden. Da weisch ich ein blondes, nüdliches Mädchen. Mit dem war's ganz anders. Mit ihm bin ich immer gleich warm geworden."

Etta hatte die Farbe gewechselt, denn Klein-Hajo war ihr im Augenblick nicht zur Hand. „Soll ich meinem Mann das sagen?" rief sie. Und die Stimme überschlug sich dabei.

„Das is deine Sache! Da bin ich nich lange mehr auf deinem Hof. Etta — Frau Etta Bojunga, ich bin eine arme alte Frau! . . ."

Digitized by Google

Ballspiel. Radierung von Otto H. Engel.

„Ja, Tante", erwiderte Etta, in der sich Mitleid regte. „Deine Bitte beruhigt mich. Mein Mann würde dich, ganz recht, vom Hof jagen, wollt' ich sprechen!"

„Du sagst es. Und — du s-chweigs-t!"

„Ja."

„Dann will ich vergeß-chen, was du da S-chlechtes von mir gesagt! Dann besuch' mich ruhig wieder. Es kann dir noch mal von Nutz-chen sein!" — — —

Die Tage heller, ja sonniger in Frau Ettas Stube, obwohl gerade in diesem Jahr viel Schnee in der Luft hing und der Garten kaum zu betreten war bei dem ständigen Schlackerwetter im März und erst recht im April.

Nur die Abende waren trüber, wiewohl „er" da war, auf den Etta den ganzen Tag voll Ungeduld zu warten pflegte, denn es war genau so gekommen, wie zu erwarten gewesen. Da lag Reimer nun übermüdet in seiner Sofaecke und schlief.

Dann setzte Etta sich ans Klavier oder nahm ein Buch hervor und las. Wachte der Hausherr auf, so pflegte es Zeit für sein „Zu Bett" zu sein.

Frau Sebke Tiarks war wegen der zahlreichen Anordnungen hart mit ihrem alten Gegner Edzard aneinandergeraten und so gut wie kaltgestellt. Seit ein paar Tagen schaltete in den Räumen der Hausfrau eine fremde Alte.

Noch früh in der Jahreszeit. Die Eschen an der Graft, die Wahrzeichen der Marsch, wiesen als verrufene Spätlinge im Frühlingskranz noch kaum eine Spur werdenden Lebens. Frau Ettas junge Akazien taten es darin ihren Nachbarinnen gleich. Nur an den Fliederbüschen schwollen die Blütenballen. Das frisch-lenzliche Grün leuchtete herüber und sandte seinen würzigen Ruch bis in die Veranda. Maitag. Und doch war es nach eisigem Vorfrühling während der letzten Tage des Wettermonds schon fast sommerlich schwül gewesen. Frau Etta hatte sämtliche Fenster der Veranda öffnen lassen.

Sie ruhte schlummernd.

Plötzlich ein heftiger Windstoß. Die Wartefrau sprang empor und schloß sofort alle Fenster.

„Frau Bojunga, hinter der Weser steht ein Wetter und will zu uns 'rüber: Wenn's aus dem Osten kommt und über den Fluß drängt, bedeutet 's nichts Gutes. Wachen Sie auf!" mahnte die Alte, eine große, breite Marschenhebamme, mit einem verdächtig blauroten Nasenknopf und mit Hüften — mächtiger noch als die Tante Sebkes.

Etta öffnete die Augen. Ihr hatte von Kletterrosen geträumt. Ein Traum aus der Wirklichkeit! Der schöne Rosenstock am Haus drohte abzusterben, zu verdorren. Die Folge des Baues der Veranda! Reimer darüber sehr betrübt, und sie — ach, auch! Ettas Blicke fielen auf ihren Rubin, den Rosenring.

‚Warum verzieht mich mein Gatte so oft und versagt mir doch so viel?' . . . fragte sich Etta. ‚Warum hat mir von den verdorrten Rosen geträumt?'

„Frau Bojunga, nicken Sie nicht wieder ein! Es soll nicht gut sein, zu schlafen — im Gewitter! Das Wetter kommt. Es ist da!" rief die furchtsame Tochter der Marsch.

Reimer war von einem Gang noch eben rechtzeitig zurückgekehrt. Er war besorgt. „Frau! Komm, steh' auf! Komm schnell herein!"

„Nein, ich bleibe! Gerade wenn das Wetter schwer wird! Es erregt und beruhigt mich! Einfach wunderbar!"

„Mich beunruhigt's", gestand Reimer ehrlich. „Im Gulf liegt ein Teil des Heus. Und das Vieh ist, sobald ein Riederdach brennt, kaum zu retten."

Digitized by Google

„Dann solltest du, wie ich dir schon oft in Vorschlag gebracht habe, das Riederdach aufgeben."

„Nimmermehr! Das glaubst du ja selber nicht!"

„Nein, allerdings nicht!"

Ein greller Blitz mit knatterndem Donner im Gefolge ließ selbst Frau Etta verstummen.

Die Eschen drüben bogen, sturmgepeitscht, ihre Kronen. Äste rieben sich knarrend aneinander. Und die laublosen Zweigruten schlugen wirr durcheinander, schüttelten sich förmlich vor dem wild über sie hereinbrechenden Graus.

Blitz auf Blitz folgte. Es donnerte ohne jede Unterbrechung.

„Ein Gewitter, wie 's die Marsch nur in unserer Wesereecke kennt", meinte der Hofbesitzer. „Der arme Papa! Er wollte heute kommen. Es läßt mir keine Ruhe! Ich sehe noch einmal hinaus."

Er verließ das Zimmer. Kam aber bald zurück. Der Kapitän war im Wetter angekommen.

Reimer hatte gerade noch erzählen können, daß auf der Tenne überall Licht brenne und daß Papa Kapitän im Fremdenzimmer oben sein nasses Zeug ablege. Zweimal habe es auf der Heerstraße in die Eschen geschlagen. Da knitterte und knatterte es in den Baumspitzen der Eschen des Gartens. Eine blaue Schlange glitt durchs Gezweig, glitt an einem der Stämme hernieder und verschwand lautlos im Erdboden oder auch im Wasser des tiefen Grabens, Feuer in den Zweigen zurücklassend. Die Krone brannte lichterloh.

„Schön! Einfach wundervoll! Herrlich!" bewunderte Etta die unheimliche Naturerscheinung. Sie stand ganz allein in der Veranda. Vater, Sohn und Pflegerin hatten sich in das Zimmer zurückgezogen.

„Guten Tag, mein' Deern!" dröhnte plötzlich die Stimme des Kapitäns mit dem Geknatter und Rollen da draußen um die Wette. „Drüben im Garten hat's eingeschlagen. Aber der Regen wird die Flammen schnell löschen! Komm — komm 'rein jetzt! Ich hab' euch was mitgebracht. Etta sieh hier: Unf're lüttje Emma hat geschrieben! Euch schickt sie das Bild. Sie wünscht sich damit im besondern ihrem Herrn Schwager zu empfehlen."

Der Kapitän entnahm seiner Brieftasche eine Photographie, die Etta in ungestörtem Genuß zunächst allein betrachten durfte. Sie wischte sich in aufquellender Rührung mit der Hand über die Augen. „Wenn ich dich jetzt hier bei mir hätte! Gerade jetzt."

„Das bringt die Kleine auch in Vorschlag. Früher so schüchtern, jetzt schon so sicher durch die Erziehung im Schwesternhaus! Will, wenn wir ihr telegraphieren, sich sofort auf den nächsten Dampfer setzen."

Etta reichte ihrem Gatten das Bild hinüber, der es im Schein des Fensterlichts betrachtete. Beim ersten Blick prallte Reimer zurück. Emma Osterloh und Imme Lübben sahen einander wie Schwestern ähnlich.

Ohne seiner innern Erregung Herr werden zu können, ließ Reimer die Photographie sinken.

Weil Reimer schwieg, begann Etta in ihn zu dringen: „Gefällt sie dir nicht? Magst du ihr Bild nicht leiden?"

Eine Störung überhob Reimer der Antwort. Johann erschien, um einen Herrn von der Molkerei zu melden, der den Herrn Direktor zu sprechen wünsche. Zeitgewinn! Was sollte Reimer sagen? Wie seine seelische Erschütterung verbergen? Er legte das Bild stumm auf den Tisch und eilte hinaus.

Er besprach sich kurz mit dem Herrn und erteilte dabei seine Aufträge so zerstreut, daß dieser erstaunte Blicke auf den sonst so ruhigen Betriebsleiter warf.

„So — erst werde ich mich sammeln", beschwichtigte sich Reimer, da er sich glücklich wieder allein fand, und ging auf dem menschenleeren, dunklen Dreschgang langsam auf und nieder. „Ich habe das Bild nicht zu scheuen. Ich kann Etta reinen Gewissens ins Auge sehen. Etta und ich sind miteinander durchaus glücklich. Kommt Emma Osterloh nach Deutschland, so wird mich ihre Ähnlichkeit mit der Toten zwar eigen berühren, sie wird mich auch zeitweilig trübe stimmen können, aber unlautere Wünsche wird sie in mir nicht wecken."

Die Gestalt des grübelnden Mannes reckte sich. Aufrecht schritt Reimer durch den Windfang, trat wieder zu den Seinen in die Stube und setzte sich neben Etta auf das Sofa.

Ohne das Bild, das gerade vor ihm lag, im Gespräch zu berühren, nahm er es von neuem kurz in die Hand.

„Etta," begann er, „ich kann es wohl verstehen, wenn du den Wunsch hegst, deine Schwester gerade jetzt bei dir zu haben. Ist es aber verständlich, Schwester Emma darum die weite Reise zuzumuten? Voraussichtlich bist du — wir hoffen es doch alle ! — bis dahin längst wieder obenauf. Deine Schwester käme dann als Pflegerin gar nicht mehr für dich in Frage. Stören wir sie doch nicht unnötig in der Ausübung ihrer dortigen Pflichten! Papa reist ohnehin übers Jahr kurz nach drüben. Wenn du willst, schließt du dich ihm an, grüßt deine Schwester von mir und sagst ihr — na, hm, — ich hätte mich sehr über ihr Bild gefreut."

Während seiner Worte war Etta ihrem Gatten ganz nahe gerückt. Sie sah ihm forschend in die Augen. Dann legte sie die Arme um ihn und sagte: „Dich und — die Kinder verlasse ich nicht. Nach drüben fahren ohne euch, das kann ich ja gar nicht."

„Schwiegersohn, hast recht! Reimer, ich teile deine Meinung. Emma kann warten. Ich sehe sie bald wieder. Und in einem Jahr habt ihr sie für immer hier."

— — Acht Tage später wurde dem Haus Bojunga nach schweren Nöten der zweite Junge geboren.

Der Geburtstag verhalf Frau Sebke Tiarks zu ihrem höchsten Triumph. Da wußte auch der Hausherr, wer seine Rumflaschen in der Anrichte so gründlich zu leeren für gut befunden hatte. Als die Not am größten, hatte die Fremde mit der blau-roten Knopfnase völlig bezecht in ihrem Bett neben der Wöchnerin gelegen. Man hatte Tante Sebke schließlich herbeiholen müssen. Die Fremde war zur Stunde an die Luft geflogen. Von nun an schaltete und waltete Tante Sebke wieder an alter Stelle.

— — Der Hausherr und die Alte standen vor dem Bild der blonden kleinen Schwester Frau Etta Bojungas.

Nebenan schlief die junge Mutter. Und neben ihr das Kind, ein zarter, braunflaumiger Junge mit dunklen Augensternen. Weder schön noch häßlich. Nichts von ihm zu sagen. Aber der Vater und die Mutter freuten sich seiner.

„Tante Sebke, du hast uns heute einen großen Dienst erwiesen. Ich glaube, dir am besten zu danken, indem ich dir vertrauensvoll — ganz offen hier die Photographie meiner Schwägerin zeige", begann Reimer halblaut. „Betrachte sie einmal genau. Wem gleicht sie?"

Die Alte nahm die Brille hervor und besah das Bild. „Mein' Zeit — ja, ja! . . ." Frau Sebke Tiarks stand der Mund offen.

„Nun, ich merke schon, auch du hast sofort erkannt, daß die Ähnlichkeit groß ist. — Hm, ja — gewiß — bin manchmal ein absonderlicher Mensch und habe meine Mucken. Zu einem Sohn der Marschen, wie ich einer bin, gehört's einmal. Wir tragen daran alle. Du schwörst auf deine Traumbücher und glaubst, wie die meisten hier, noch an Gespenster. Ich — nicht, Tante Sebke. Aber schwerblütig, habe ich auch so meine eigenen Gedanken. Sieh, ich trage hier noch immer meinen Silberring mit dem grünen Stein in Erinnerung an die Tote. Ich habe auch Imme Lübbens Bild nicht vergessen. Es liegt da drüben im Schreibtisch irgendwo verschlossen. Aber in meinem Herzen steht nur das Bild meiner Frau. Über gewisse Dinge komm' ich freilich nie ganz hinweg. An ihnen halt' ich fest. Etta kennt nicht die Bedeutung des Ringes. Und ich habe mich auch — da

Digitized by Google

weißt du ja — mit ihr nie groß über Edos Frau unterhalten. Diese Ähnlichkeit mit Imme Lübben bleibt ein Geheimnis. Nicht wahr, du verstehst mich? Etta braucht nichts davon zu wissen."

Frau Sebke Tiarks nickte. Sie guckte dabei ganz eigen bald auf das Bild, bald auf ihren früheren Pflegesohn. —

Etta war darüber betrübt, daß sie ihren Zweiten nicht wie ihren Hajo selbst nähren konnte. Wabbe Tantzen, die ein paar Wochen früher auch wieder Mutter geworden war, ward seine Amme.

„Edo" wurde Ettas Zweiter benamt nach seinem verstorbenen Onkel und nach dem Kreistierarzt, dem treuesten Freunde seiner Eltern.

Die Taufe selber fand diesmal der Mutter wegen nicht in der Kirche, sondern still im Berg der Bojunga statt. Edo Koch hatte seinem Patenkind ein Sparkassenbuch mit hundert Mark Einlage mitgebracht und obendrein eine Veilchenwurzel für die ersten Zähne.

Etta erholte sich nach dem Ausspruch des Sanitätsrats durchaus befriedigend. Sie ruhte mehrere Wochen. Dann machte sie mit dem Kind ihren ersten Gang im Garten, der in leuchtendstem Rosenschmuck prangte. Die Magnolien hatten schon geblüht. Aber die Akazien dufteten. Sogar die Kletterrose am Haus hatte sich auf sich selbst besonnen.

Reimer zeigte es Etta als Überraschung. Ein Zweig des Stammes war erhalten geblieben und strebte zum Altan empor.

Frau Sebke Tiarks deutete diesmal freilich weniger erfreulich. „Die alte Kletterrose is der Stamm der Bojunga", sagte sie. „Ein S=weig wird am Leben bleiben, der andre blos=ch ein kurzes Dasein haben."

Ein ungut Wort, so daß Frau Etta erschrocken auf ihren Hajo blickte, der neben ihr einherging, und ihn an sich zog. Dann neigte die Mutter ihr blasses Gesicht auch über ihr zweites Kind, das im Wägelchen schlief und von Tante Sebke geschoben wurde.

Ihr sonderlicher Liebling blieb Hajo. Sie zog ihm schon an seinem dritten Geburtstag die ersten Hosen an und sorgte für leuchtend blaue und rote Seidenschleifen, die sie liebte, um ihn vor aller Augen so schön wie nur möglich zu machen, ihn, das verjüngte Ebenbild des Vaters.

Klein=Edo vernachlässigte sie dabei ganz gewiß nicht. Sie führte ihn treu mit sich an der Hand, da sie im zweiten Jahr seines Daseins wieder ihre regelmäßigen Spaziergänge aufzunehmen begann. Der Deich kam, weil zu weit für den Kleinen, nur selten dabei als Ziel in Frage. Hajo liebte ihn freilich wegen der Steine und Muscheln, die am Ufer lagen. Aber noch mehr liebte er als echter Bauernjunge und Sohn seines Vaters die Fahrten mit Dedo, dem schönen Fuchs.

Einmal empfing die Familie, während sie im Freien am sonntäglichen Kaffeetisch saß, auch den Besuch des früheren Ersten Offiziers des Dampfers Aller, der jetzt sein eigen Schiff fuhr. Er hatte Etta stark duftendes Mimulus aus den Tropen mitgebracht, Pflanzen für ein großes Beet im kommenden Sommer. Herr von der Hellen, ein Vetter des Besitzers der Luhnenplate, schlug bei dem schönen Wetter eine Fahrt mit seinem neuen Segelboot, einem tadellosen Läufer, vor.

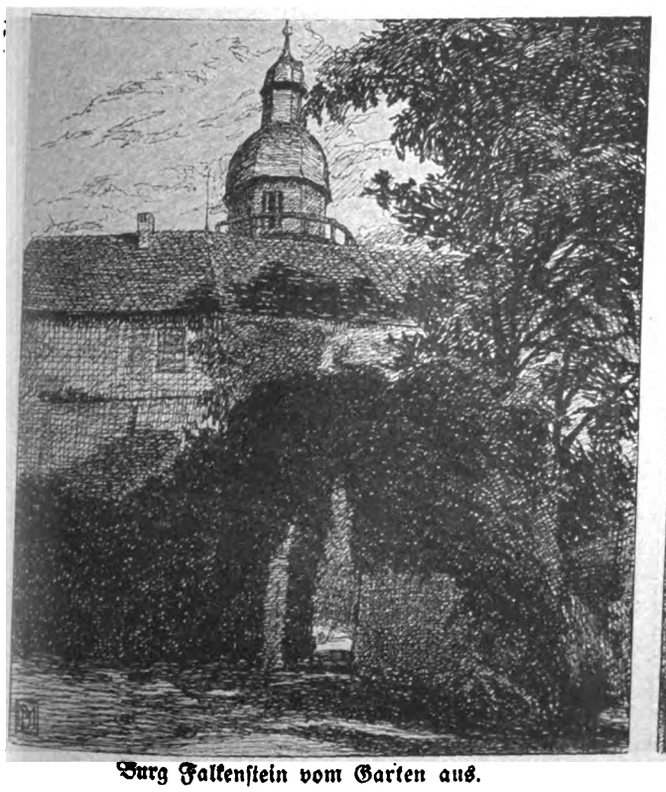
(Fortsetzung folgt.)

Burg Falkenstein im Harz * Von Dr. K. Woltereck.

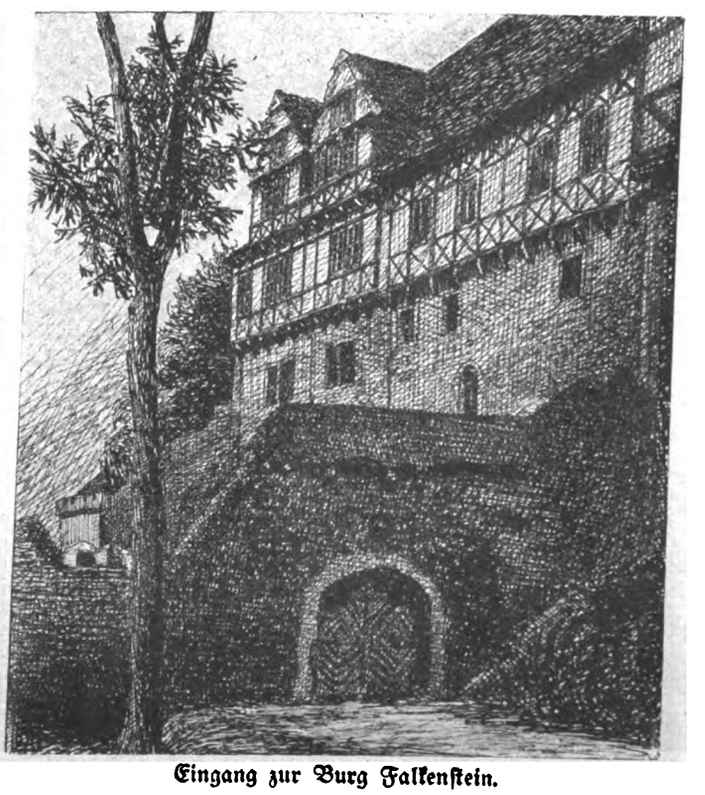
Mit 6 Federzeichnungen von Dorothea Milde, Quedlinburg.

Die Burg Falkenstein ist eine der wenigen Harzburgen, die sich aus dem fehdefreudigen Mittelalter bis in unsere Tage fast unverändert erhalten haben. Sie wird heute noch bewohnt. Frei und stolz wie dazumal hält ihr alter Bergfried Umschau, und unverletzt schützen die alten Ringmauern die Feste, die auf hochragendem Felskegel im Selketale emporwächst.

Hier übertrug einst der Schöffe Eycke von Repkow als Gast des Grafen Hoyer von Falkenstein sein berühmtes Rechtsbuch in die deutsche Sprache. Die dankbaren Eingangsstrophen zeugen noch von dem Aufenthalt, von dem uns J. Wolff in seinem Roman „Der Sachsenspiegel" ein weiteres Bild gegeben hat. Klopstock soll auch gern und oft als Gast auf dem Falkenstein geweilt haben, und Bürger, der Pfarrerssohn aus dem nahen Molmerswende, hat hier den Stoff zu einer seiner großen Balladen gefunden. Aber noch manch anderen dankbaren Stoff birgt die dramatisch bewegte Geschichte derer von Falkenstein.



Burg Falkenstein vom Garten aus.



Eingang zur Burg Falkenstein.

Digitized by Google

Wie die Überlieferung erzählt, verdankt die Burg einem blutigen Morde ihre Entstehung. Danach wurde sie um 1100 von einem Burchard von Konradsburg nach einer mörderischen Tat seines Vaters erbaut; die alte, unweit Ermsleben vor dem Harz gelegene Stammburg wurde verlassen und frommen Benediktinern zur Entsühnung übergeben. Auch den väterlichen Namen legte der Sohn ab und führte hinfort den der neuen Burg. Der alte Konradsburger Graf aber wurde zur Strafe geblendet und mußte als Bettler in die weite Welt wandern. Dafür ließ ein späterer Falkensteiner einen seiner Hirten, namens Tidian, blenden, als dieser ohne sein Wissen Gold verkauft, das er in einer Höhle auf seinem Lehnsbezirk gefunden hatte. Der Goldstrom soll hinfort erloschen sein; die Tidianshöhe ist aber noch heute im lieblichen Selketal zu sehen.

Graf Hoyer, Repkows Freund, lebte im 13. Jahrhundert. Er hat viel für die Verschönerung der Burg getan, nachdem er die einträgliche Schirmherrschaft vom Stifte Quedlinburg an die Blankenburger verkauft und sich mit dem Komitat von Wolmirstädt begnügt hatte, das er von dem Brandenburger Markgrafen als Afterlehen trug.

100 Jahre später überließ ein Burchard von Falkenstein nach dem frühen Tode seiner Gemahlin die Burg nebst Grafschaft dem Bischof von Halberstadt und erhielt dafür eine Kurie in der Stadt, wo er nach weiteren guten Taten im Jahre 1334 verstarb. Denn eine sonderliche Mischung müssen die Herren von Falkenstein gewesen sein, bald eigenwillig und jähzornig bis zum Totschlag, dann wieder selbstlos alles opfernd.

Aber die Nessen des letzten Falkensteiners, Mansfelder und Regensteiner Herren, sochten das neue Burgrecht der Halberstädter an und zogen dafür zu Felde. Lange blieb die Entscheidung aus und die Burg allein niederen Burgmannen überlassen. Da zogen nach abermals 100 Jahren (1449) die Herren v. d. Asseburg als neue rechtmäßige Besitzer ein, und dieses Geschlecht, das aus dem Ambergau kam und den berühmten Feldherrn Otto IV., Gunzelin v. Wolfenbüttel als Ahnherrn verehrt, ist noch heute im Besitz der alten Ritterburg. Ihr jetziger Herr und Beschützer ist Graf Friedrich v. d. Asseburg.

Einer der ersten Asseburger, der auf dem Falkenstein saß, muß ebenfalls ein großer Kriegsheld gewesen sein. Er erwarb die Burgen Hoym, Ballenstedt und Radisleben als neuen Pfandbesitz hinzu, aber sein Ende war tragisch und ohne Ruhm. Denn er wurde im Wortstreit mit einem seiner Burgmannen niedergeschossen und sein Leichnam aus einem Fenster der Burg die steilen Berghänge hinabgestürzt. (1524). Darauf stand die Hauptburg wiederum fast 100 Jahre verödet und verlassen. Erst 1592 zog wieder Leben dort ein, nachdem der Herrensitz neu instand gesetzt war. Aus dieser Zeit stammen die Fachwerkgeschosse mit den schönen Renaissanceschnitzereien, und der alte Bergfried erhielt um diese Zeit eine überschieferte, helmartige Überdachung. Auch die frommen Inschriften über den Toren stammen aus der Zeit des Grafen August v. d. Asseburg, der ein treuer Anhänger der Reformation war. Luther selbst hatte schon früher in der Burgkapelle gepredigt, die ebenfalls jetzt neu hergerichtet wurde.

Ein altes „Inventarium" berichtet aus dieser Zeit von „eilff Stuben mit der Pfort und Backstuben, item eilff Schlafkammern .. gar räumig mit 25 Bett Spunnigen, ein Molkenhaus, ein Bottcherhaus, eine Rüstkammer, 12 Malzböden (!) . . . 7 Pferdeställe . . . können im Notfall gar räumig 60 Pferde uffm Hause gestellt werden . . . usw." Wir sehen, es ließ sich in jenen Zeiten auf dem Falkenstein schon leben.

Der Dreißigjährige Krieg brach dann mit seinen Schrecken auch in das stille Selketal. Erst Wallensteiner, dann Schweden, Österreicher und wieder Schweden pochten an das Burgtor und verlangten Unterkunft und Verpflegung. Mehr als einmal hat in dieser Zeit auch dem Falkenstein Untergang durch rohe Gewalt gedroht. Aber die klugen Burgherren wußten ihre Rechte zu behaupten, nur die letzte feindliche Besatzung im Jahre 1643 zwang den Grafen, mit seiner Familie auf kurze Zeit nach Aschersleben zu übersiedeln. Im 18. Jahrhundert war der berühmte Staatsmann Achaz Ferdinand v. d. Asseburg Besitzer, der aber wenig Zeit fand, in der Burg seiner Väter Aufenthalt zu nehmen. Um diese Zeit drohte neuer Verfall; da rettete 1816 der preußische Oberjägermeister Ludwig Aug. v. d. Asseburg den kostbaren Besitz durch eine neue umfassende Instandsetzung. Er hat auch, sooft es sein Dienst gestattete, daselbst Aufenthalt genommen, und das alte Jägerleben erwachte wieder, wie zur Zeit der ersten Falkensteiner, die der Burg den Namen gegeben.

Spinnstube in der Burg Falkenstein. Federzeichnung von Dorothea Milde*).

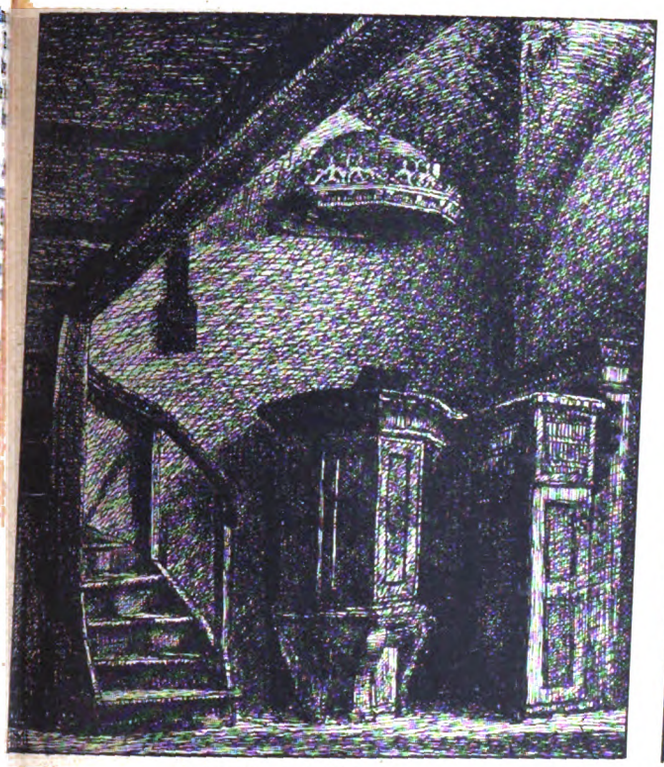
Im Jahre 1843 sind daselbst am gleichen Tage drei Könige, die Könige von Preußen, Hannover und Sachsen, zur Jagdzeit eingekehrt. 1846 besuchte Bismarck mit seiner späteren Braut und Gattin nebst den Freunden Blankenburg den Falkenstein zum ersten Male. Er ist dort auch später in Begleitung seines kaiserlichen Herrn noch wiederholt als Jagdgast aus und ein geritten.

Zwar ist es nur wenigen vergönnt, als bevorzugte Jagdgäste dort einzukehren, aber der jetzige Besitzer erlaubt auch Fremden, seine schöne Burg zu besichtigen.

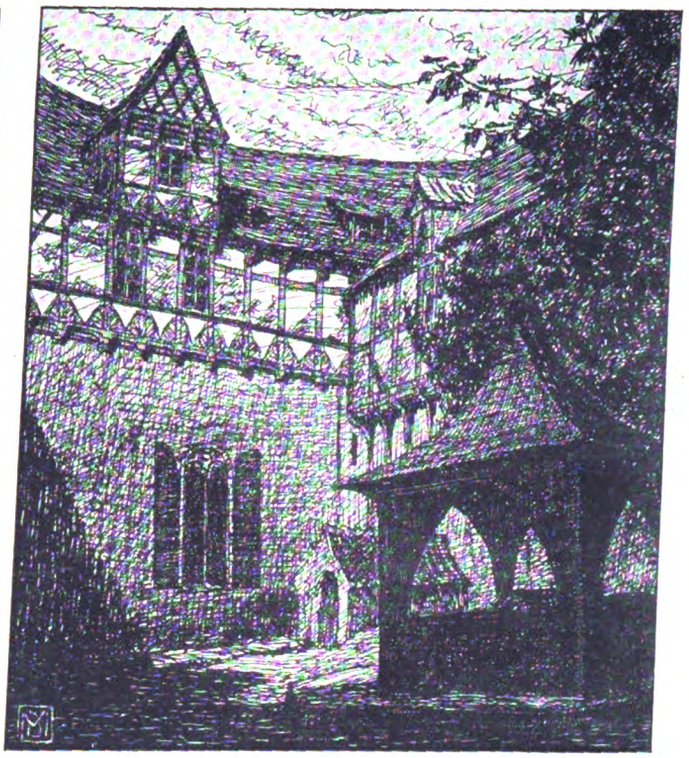
In einer knappen halben Stunde kann man den mächtigen Schieferfelsen ersteigen, dessen Kuppe in spitzwinkligem Dreieck den geräumigen Burgenbau trägt. Nach drei Seiten bilden schroff abfallende Felsen die beste Wehr. An der östlichen Zugangsseite schützten früher noch besondere Außenwerke die steilaufstrebenden Ringmauern. In der Mitte der Westseite liegt das

*) Im Selbstverlag der Künstlerin ist eine Mappe „Burg Falkenstein, 12 Federzeichnungen" erschienen, der diese Abbildungen im verkleinerten Maßstab entnommen sind.

Digitized by Google



Kapelle mit Kanzel.



Hof mit Ziehbrunnen.

Haupttor. Dann führt der Gang durch den Zwinger und über Höfe und Gärten an den Wohnungen der einstigen Burgmannen vorbei durch sechs weitere Tore zu der höchst gelegenen Hauptburg, dem eigentlichen Herrensitz. Eine enge Treppe gilt es zuletzt noch zu erklimmen, und endlich stehen wir in dem malerischen Innenhof, vor Palas, Kemnaten, Kapelle und hochragendem Turme, der auch den alten Brunnen hier schützt.

Mancherlei Schätze bergen die alten Räume. Wertvolle Bilder schmücken die Wände; ein Kruzifix, von Benvenuto Cellini aus Elfenbein kunstvoll geschnitzt, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich, oder die kleine Statue des gelehrten Otto von Freising, wie auch eine antike kupferne Vase, die, wie wir hören, Blücher einst seiner Tochter, einer Gräfin Asseburg, aus Paris mitgebracht. Aus tiefbuchtigen Fenstern sehen wir nach der Ebene zu die fernen Türme von Magdeburg am Horizonte auftauchen, oder auf der anderen Seite ein weites Wäldermeer, die Harzberge bis zum Brockengebiete.

Unter dem schönen Jagd- und Rittersaal aber liegen die tiefen Gewölbe, wo die Opfer der Raubritterzeit schmachteten, denen hier auf dem Falkenstein auf die verschiedenste Weise vom Leben zum Tode verholfen werden konnte. Man spricht von einer eisernen Jungfrau, von einem Sarge für Lebendige, von einem Menschenkamin und anderen schönen Dingen, die dazu gedient. Doch wir steigen lieber wieder ans Tageslicht und halten Rast unter hohen Linden, wo Johanna v. Bismarck als Mädchen im Mondschein geschwärmt. Der Brief an die Mutter berichtete darüber anderen Tags: „Abends saßen wir bis zehn Uhr unter den hohen Linden auf der schönsten Stelle des Schlosses auf einem Felsen und sahen in den Mond . . . hörten die Eulen schreien und tief unten das scheue Wild an den Bach schleichen.“

Glücklich, wer eine ähnliche Mondnacht dort erleben kann!

Burg Falkenstein von der Schönen Aussicht aus.

Digitized by Google

Vier Jahre unter Kannibalen im Innern von Neuguinea * Von F. Hüls.

Seit Jahrzehnten sind wir auf dem Gebiete der Entdeckungen und Forschungen verwöhnt worden: die Pioniere der Wissenschaft im dunkelsten Afrika, die kühnen Bezwinger der nördlichen und südlichen Polarwüsten, die unerschrockenen Wegsucher in den Hochländern Innerasiens — sie alle haben gewaltige Leistungen vollbracht und Unerhörtes erlebt und erlitten. Und dennoch tritt heute ein Forscher mit stolz-bescheidenem Bericht vor uns hin, dessen Erlebnisse und Schicksale alle Abenteuerlichkeit früherer Expeditionen noch übertreffen. Denn wenn alle bisherigen Forscher an ihre Aufgabe nach weitausschauenden Vorbereitungen mit ausgereiften Plänen herantreten konnten, begleitet von der Teilnahme und der Hilfsbereitschaft der ganzen Kulturwelt, so mußte hier ein einzelner, vom Wirbel des Weltkrieges in die Wildnis verschlagener Weißer allen Nöten und Gefahren ohne fremde Hilfe trotzen. Niemand in der weiten Welt wußte von ihm, selbst die nächsten Freunde und Landsleute glaubten ihn tot. . . . Wie Robinson lebte er unter den Wilden, wie Odysseus durchirrte er heimwehkrank die Fremde, wie Livingstone wurde er jahrelang vom Ring der Feinde im Urwald festgehalten, wie Lettow-Vorbeck blieb er mit seinem kleinen Häuflein schwarzer Getreuer Sieger im ungleichen Kampf. Als Flüchtling und Kämpfer entdeckte und erforschte der deutsche Schutztruppenhauptmann Hermann Detzner im Innern Neuguineas eine neue Welt, von der sein Buch „Vier Jahre unter Kannibalen" nun die erste Kunde bringt. (Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin.)

Wohl hatten schon früher verschiedene Reisende versucht, ins Innere der geheimnisvollen großen Südseeinsel einzudringen, aber sie mußten alle ihre Kühnheit mit dem Tode büßen: Die Kannibalen schlugen jeden Fremdling nieder. Doch das Rätsel Neuguineas lockte immer wieder. Phantastische Pläne erstanden; man wollte ein Luftschiff ausrüsten und in gefahrlosem Überfliegen die Geheimnisse des Landes enthüllen. Heute wissen wir, daß es keiner Millionen für eine Luftschiffexpedition bedurfte, sondern nur der Tatkraft eines kühnen und verständigen Mannes, um das Rätsel jener fremden Welt zu lösen.

Amtlicher Auftrag führte den Hauptmann der deutschen Schutztruppe, der schon vordem in Kamerun geographische Expeditionen geleitet hatte, in die unerforschten Grenzgegenden zwischen Britisch- und Deutsch-Neuguinea. Es galt, den geographischen Verlauf der Grenze und die Vermutungen über den Charakter jener Landstriche richtigzustellen. Hauptmann Detzners Expedition war vom Glück reich begünstigt. Die Ergebnisse seiner Forschungsfahrt im Sommer 1914 stoßen alle bisherigen Annahmen über das Innere des Landes um und machen die Umarbeitung der früheren Karten von Neuguinea notwendig. Merkwürdiger noch als seine geographischen Feststellungen war die überraschende Entdeckung eines gänzlich neuen Eingeborenenstammes, der die Hänge der zentralen Wasserscheide bewohnte. Ein Papuastamm von ausgeprägter Eigenart, dem in seiner völligen Unberührtheit jede Kenntnis von anderen Papuastämmen, geschweige denn von weißen Menschen fehlte. Ein friedliches und arbeitsames Völkchen, dessen kunstvoll angelegte Gehöfte und Felder eine Ordnung und Sauberkeit aufwiesen, wie sie keinem anderen Eingeborenenstamm eigen sind. Die Eigenkultur und Abgeschlossenheit der neuentdeckten Menschen geht am auffallendsten aus der Tatsache hervor, daß sie weder den Tabak noch die Gewohnheit des Rauchens kannten, obwohl doch beides in ganz Neuguinea außerordentlich geschätzt ist. Detzner nannte sie „Rock"-Papua, weil die Männer auffallend lange Grasröcke trugen und deshalb zuerst von den schwarzen Expeditionssoldaten für Frauen gehalten worden waren. Für Detzners Forschungspläne war die unerwartete Entdeckung der neuen Menschen auch von größter praktischer Bedeutung. Denn nun konnte er es wagen, seine Expedition entlang der Grenze bis zum holländischen Gebiet auszudehnen, ohne befürchten zu müssen, daß seine Pläne an den Schwierigkeiten der Nahrungsversorgung scheitern könnten. Doch gerade an dem Tage, da er, in das Hauptlager zurückgekehrt, seinen kühnen Entschluß in die Tat umsetzen wollte, erreichte ihn auf Umwegen die Nachricht vom Weltkriege!

Es war im November 1914, als Hauptmann Detzner schweren Herzens die so erfolgreiche Expedition abbrach und in Gewaltmärschen zum Ausgangspunkte seiner Reise, der Polizeistation Morobe an der Finschhafen-Küste, zurückkehrte. Was er gefürchtet, war schon eingetreten: Die Australier hatten die Hauptstationen der Küste besetzt und gebärdeten sich als Sieger. Als sie bald darauf mit drei Kriegsschiffen auch vor Morobe erschienen, blieb nur die Wahl zwischen Kapitulation oder Flucht. Detzner wollte sich nicht ergeben. Zu stark beschäftigte ihn der Plan, auf eigene Faust zu versuchen, nach Holländisch-Neuguinea zu gelangen. Für ihn hatte ja die Wildnis des unerforschten Inlandes ihre Schrecken verloren. So sammelte er die getreuen eingeborenen Soldaten, die ihn schon auf seiner großen Fahrt begleitet hatten, um sich und marschierte mit ihnen in die westlichsten Berge der Finschhafen-Halbinsel. „Und nun", sagt Detzner, „huben sie an, die Tage, Wochen, Monate, Jahre — ein Glück, daß es den Menschen versagt ist, in die Zukunft zu schauen — der Einsamkeit, der Entbehrungen und Anstrengungen, der Hoffnungen und Enttäuschungen, der verzweifelten Versuche, aus der Abgeschlossenheit herauszukommen, und der ihnen folgenden Fehlschläge, des seelischen Aufgeriebenwerdens, aber auch der Jahre innigsten Vertrautwerdens mit der Natur, der Freude an der Treue der Begleiter, der schönen und erhebenden Erfahrungen, daß der einmal mit einem Deutschen in enge Fühlung getretene Farbige bei ihm auch unter den schwierigsten Verhältnissen ausharrt." — —

Sein Standquartier schlug Detzner zunächst bei den Hube- und Burrum-Leuten auf, die an den östlichen Abhängen des unerforschten Saruwaged-Massivs wohnen. Zwar standen diese Stämme erst in den Anfangsgründen der Missionierung, aber durch den Einfluß ihrer östlichen Nachbarn, der hochstehenden Käte, waren sie lernbegierige Anhänger des Deutschtums geworden. Die Käte, Hube und Burrum wetteiferten miteinander, dem deutschen Master, den sie den „Bongbong", den guten großen Geist nannten, alle nur mögliche Unterstützung zu gewähren. Ihre Treue und ihr zähes Festhalten am Deutschtum erscheinen um so bewunderungswürdiger, als die Australier mit schweren Drohungen die Eingeborenen einschüchterten. Selbst der Seniorchef der lutherischen Mission, der unter dem Druck der Australier in allzu peinlicher Auslegung seines geleisteten Neutralitätseides den Eingeborenen jede Unterstützung des deutschen Hauptmannes untersagte, konnte die Käte in ihrem Deutschgefühl nicht irre machen. Sie erklärten, daß sie den Lehren ihres Missionars Keyßer, der sie zum Deutschtum erzogen habe, treu bleiben würden, und verweigerten dem Oberhaupt der Mission zum erstenmal den Gehorsam. Gestützt auf die Hilfe dieser treuen Stämme und die unbedingte Ergebenheit seiner wenigen eingeborenen Soldaten, versuchte Detzner, sich einen Weg durch das Innere der Insel nach Holländisch-Neuguinea zu bahnen. Aber alle Versuche mußten doch an den Mängeln der Ausrüstung scheitern. Zweimal wählte Detzner den Weg über das Saruwaged-Gebirge, das den geraden Weg zur Ramu-Ebene versperrte. Beim ersten Male gelangte er wohl in das gewaltig zerklüftete, burgartige Hochmassiv des bis zu 4200 Meter Höhe ansteigenden Gebirgsstockes. Doch der fürchterliche Berggott Tamburan, der Schrecken der Schwarzen, bedrohte die Eindringlinge mit Schnee- und Hagelböen; er ließ das Wasser hart werden und bedeckte die weiten Grasflächen an jedem Morgen mit silbergläuzendem Staub, so daß die Schwarzen nicht wagten, ihren Fuß hineinzusetzen, weil sie sonst sterben müßten. Denn das Kaltwerden der Füße, das sie nur bei Kranken kannten, galt ihnen als sicherstes Zeichen des herannahenden Todes. Nur die Anhänglichkeit an ihren „Master Haumann" gab ihnen die Kraft, ihren Aberglauben zu überwinden, aber die Unbilden der ungewohnten Witterung warfen die meisten der Schwarzen aufs Krankenlager und nach wochenlangem Umherirren in Nebel und Kälte mußte Detzner umkehren. Erst nach mehrmonatiger Ruhepause konnte ein zweiter Versuch gemacht werden. Diesmal wurde das Gebirge bezwungen, die Macht des bösen Berggeistes gebrochen, schon lag die breite Ramusenke vor den erfreuten Reisenden, da wurden die Alarmtrommeln, mit denen die mißtrauischen Insel-papua die Ankunft der Fremdlinge von Ort zu Ort meldeten, der Expedition zum Verhängnis. Eine australische Abteilung versperrte den Weitermarsch, und Detzner mußte in mühlamer Kletterei an den unbekannten schroffen Hängen der zentralen Wasserscheide einen Rückweg suchen. Auch ein neuer Plan, die Küste entlang in nächtlichen Kanufahrten das rettende neutrale Land zu gewinnen, scheiterte an der Wachsamkeit der scheuen und feindseligen dortigen Eingeborenen.

Zu Beginn des Jahres 1918 raffte sich Detzner nach langen Wochen größter Niedergeschlagenheit zu einem neuen Durchbruchsversuch auf. Wieder stand er auf der von ihm erforschten höchsten Kuppe Deutsch-Neuguineas im Saruwaged-Massiv, — da machte ein plötzlicher Blutsturz allen Plänen ein Ende. Seine Getreuen selber halb krank vor Angst und Aufregung, trugen den zusammengebrochenen „Bongbong" auf ihren Armen hinab

Digitized by Google

Standquartier, sie pflegten ihn mit rührender Hingabe und nie ermüdender Sorge, und sie hüteten das Geheimnis seiner Erkrankung aus Furcht vor den Australiern so gut, daß niemals auch nur die leiseste Kunde davon zu den deutschen Missionaren, geschweige denn zu den Feinden drang. Ihre Treue und Liebe war dem Einsiedler in langen trüben Genesungswochen und Monaten qualvollen Harrens der beste Trost. Seine vielseitige Tätigkeit als Forscher und Kolonisator mußte ihn für die Mißerfolge des Kämpfers entschädigen. Er lebte ja in so enger Berührung mit den Eingeborenen, daß er Gelegenheiten zu Studien und Beobachtungen fand, wie sie unter normalen Verhältnissen wohl kaum einem Forscher geboten werden. Und wenn er auch fern von der ringenden Heimat weilte, und niemals eine sichere Nachricht über den Krieg seinen Zufluchtsort erreichte, so lebte er doch unter deutscher Flagge, unter Naturkindern, die ihm als dem Vertreter des Deutschtums unbedingte Gefolgschaft leisteten, denen das deutsche Lied „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand" zum innersten Bekenntnislied geworden war.

Rock-Papua. Originalzeichnung von Hauptmann Detzner.

Endlich nach vier Jahren ungebrochenen Durchhaltens schlug die Befreiungsstunde; die Nachricht vom „Frieden", von Missionsjungen der Küstengegenden in die Berge getragen, drang auch in den verborgenen Zufluchtsort des deutschen Hauptmanns. Wie ein aus dem Grabe Erstandener erschien der längst Totgeglaubte zuerst bei dem nur wenige Tagemärsche entfernten Missionar Keyßer, dem hervorragenden Lehrer und Erzieher des Kâte-Völkleins. Ein großes Friedens- und Abschiedsfest der Mission vereinte noch einmal Tausende der treuen Schwarzen mit dem „Bongbong", dann verließ Detzner die Berge, um nun mit dem australischen Kommando Fühlung zu suchen und sein Privateigentum, das er vor der Flucht ins Innere in einer abgelegenen Missionsstation geborgen hatte, wieder an sich zu nehmen. Doch welch bittere Enttäuschungen harrten seiner! Australische Soldateska hatte die Station geplündert, die wissenschaftlichen Aufzeichnungen der großen Grenzexpedition, Photographien, Karten usw. gestohlen oder vernichtet, all sein persönliches Hab und Gut als gute Beute verschwinden lassen. Das australische Kommando in Morobe empfing ihn zunächst höflich mit dem Bescheid, daß er sich nach Rabaul, dem Sitze des Oberkommandos, einschiffen solle. Kaum aber war das Schiff vom Ufer abgestoßen, kaum war das Abschiedslied seiner treuen Jungen „Ich hab mich ergeben" am Strande verklungen, da wurde Detzner von dem ihn begleitenden britischen Offizier zum Kriegsgefangenen erklärt! In Rabaul höfliche und achtungsvolle Behandlung — bis zu dem Augenblicke, da die Australier den Jubel der deutschtreuen Eingeborenen über das Wiedererscheinen einer deutschen Uniform bemerkten. Das Verlangen der Eingeborenen nach der Rückkehr der Deutschen war so offenkundig, daß man es vorzog, den aufsehenerregenden Kriegsgefangenen eiligst nach Australien zu überführen und ihn dort dem sicheren Schutze des Stacheldrahts anzuvertrauen . . .

Als unterlegener Sieger kehrte Detzner heim, beraubt seines Eigentums, beraubt vor allem des wissenschaftlichen Materials seiner großen Expedition, aber reich an Erlebnissen, Erfahrungen und Erkenntnissen. Was er in diesen Jahren an wissenschaftlichen Entdeckungen in sich aufgenommen, was er an Erhebendem und Traurigem erlebt hatte, das konnte kein Australier zerstören. Darum ist sein Bericht eine Fundgrube für jeden, der aus irgendeinem Grunde der fernen Inselwelt Neuguineas Interesse entgegenbringt. Detzners Mitteilungen — mögen sie geographischer oder ethnographischer Natur sein, mögen sie von den Schönheiten der Urwälder und den Geheimnissen der fremden Tierwelt erzählen oder von Sitten und Glauben der Eingeborenen —, schöpfen nur aus eigenem Erleben. Daß er Hunderte von Kilometern weit in unberührte Gebiete eindrang und die geographischen Verhältnisse des Inlandes klärte, sichert ihm den unbestrittenen Ruhm des ersten Neuguineaforschers. Seine kolonialpolitischen Verdienste aber liegen vor allem in dem von ihm praktisch geführten Nachweis, wie kulturfähig die Inlandsbewohner trotz ihres Kannibalismus sind, wenn sie mit Verständnis und Liebe behandelt werden. Über den Kannibalismus der Papua gibt Detzner überhaupt Aufschlüsse, die unsere landläufige Meinung von den „Menschenfressern" gänzlich umstoßen.

Die Weißenmorde früherer Zeit, die man einfach auf kannibalische Mordgier zurückführte, haben nach Detzner einen rechtlichen Grund. Dem Papua gilt der Felddiebstahl als das größte Verbrechen, das nur durch den Tod gesühnt werden kann. Der Weiße, der sich an den Feldfrüchten eines Stammes vergriff, mußte also nach Recht und Gerechtigkeit die Strafe für sein Vergehen erleiden. —

Aber abgesehen von seinem wissenschaftlichen Werte ist Detzners Buch „Vier Jahre unter Kannibalen" einzigartig um seines seelischen Gehaltes willen. Es ist kein Buch, das man nach Befriedigung der Neugierde beiseite legt, das man leichthin durchblättern kann. Es ist mit all dem gründlichen Ernst des deutschen Forschers in schmuckloser Wahrhaftigkeit geschrieben, es kennt keinen Aufputz, keine Selbstbespiegelung oder Ruhmredigkeit. Aber es ist durchleuchtet von mannhaftem Tatidealismus, von glühender Vaterlandstreue, von gemütvoller Natur- und Menschenliebe. Die Tatsache, daß ein versprengter Deutscher vier Jahre lang um den Weg zur Heimat kämpft und die Zeit des bittersten Wartenmüssens mit nutzbringender Arbeit für das Vaterland, sei es als Forscher, sei es als Erzieher der Eingeborenen, ausfüllt, diese Tatsache allein wirkt in unserer schlimmen Zeit befreiend und erhebend. Darum soll man Detzners Buch auch unseren heranreifenden Jungen in die Hand geben, damit sie daran lernen, was es heißt, ein deutscher Mann zu sein!

Digitized by Google

Das Wurzelmännlein * Ein Märchen * Von Friedrich Hussong.

Mit Federzeichnungen von Walter Wellenstein.

Leitrud sah ihn spöttisch an und sagte: „Ach, Königlein, meinst du, ich sehe nicht, daß vielmehr du in meiner Gewalt bist? Habe ich dich gesucht oder du mich? Ich will nichts von dir. Wenn du von mir etwas willst, magst du immer kommen und darum bitten.“

Damit stand sie auf und wollte an ihm vorbei- und weggehen. Er aber faßte sie am Arm und hielt sie fest. Da zog sie aus ihrem Kleid ein scharfes Messer und sagte: „Sieh dieses Messer, Königlein! Eher will ich mich damit töten, als von dir das geringste gegen meinen Willen erleiden.“ Da ließ er sie frei, und sie ging, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, in die Stadt zurück. Der König folgte ihr von weitem und sah, in welches Haus sie ging.

Er konnte aber keine Ruhe mehr finden und mußte immer an ihre schwarzen Haare denken und an ihren weißen Hals, an ihre dunklen Augen und an ihre schimmernden Hände. Aller Zeitvertreib war ihm zuwider, und aller seiner Gespielen ward er überdrüssig, am meisten der blonden Maja Ansmund. Er mochte nicht mehr trinken und essen und ward ganz traurig und blaß. Seine Mutter, die alte Königin, fragte ihn: „Warum magst du nicht mehr mit deinen Gesellen spielen? Warum bist du so still und gedrückt? Wovon bist du so traurig und blaß?“

Da antwortete er seiner Mutter: „Weil ich nicht ohne die schöne Leitrud sein kann.“

Die Königin sagte: „Gehe hin zu ihr und biete ihr viel Gold an und Perlen und feine Kleider.“

Er ging in das Häuschen, wo Leitrud wohnte, und fand sie allein in ihrer Stube, wie sie gerade mit ihren schlanken weißen Fingern spielte. Als er eintrat, sah sie auf, und als sie ihn erblickte, lachte sie. Da ward der König ganz verwirrt und kleinlaut; sie aber fragte ihn: „Was willst du denn, Königlein?“

Da sagte er: „Ich will dich bitten, daß du meine Liebste wirst!“

„Ach,“ erwiderte sie, „hast du das Bitten schon gelernt? Und was willst du mir dagegen tun, daß ich deine Bitte erfülle?“

Er antwortete: „Ich will dir viel Gold geben und Perlen und feine Kleider.“

Da schüttelte sie den Kopf und sagte: „Meine roten Lippen sind schöner als dein rotes Gold. Meine weißen Zähne sind weißer als deine weißen Perlen. Meine weichen Wangen sind weicher als dein weicher Samt. Mein dunkles Haar ist seidiger als deine feine Seide. Wenn du nichts Besseres zu bieten weißt, behalte du das deine und ich das meine.“

Der König, als er sie so reden hörte, ward traurig, ging wieder zu seiner Mutter und sagte: „Ihr Stolz ist nicht mit Gold und Perlen zu erkaufen. Aber ich kann nicht sein ohne sie.“

Die alte Königin riet ihm von neuem: „Gehe hin und biete ihr Gewalt über Land und Leute. Sage, daß ihr Wille gelten solle in deinem Reich.“

Er ging wieder zu Leitrud und sagte: „Wenn du meine Liebste sein willst, will ich dich mächtig machen über alle andern. Dein Wille soll über alle gelten in meinem ganzen Reich. Und wenn es deine Laune so ist, magst du Land und Leute verderben.“

Leitrud aber schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn du nicht mehr zu bieten weißt, behalte du das deine und ich das meine.“

Er ward noch trauriger als vorher, ging wieder zu seiner Mutter und sagte: „Was soll ich tun? Land und Leute sind ihr nicht genug.“

Die alte Königin sagte: „Dann laß sie fahren.“

„Ich kann aber nicht sein ohne sie“, entgegnete der junge König, und sein Mund zitterte beim Sprechen vor heftigem Kummer.

Nun vergingen wieder einige Tage, da kam der König zu einem Entschluß und sagte zu sich selber: „Ich will noch einmal hingehen und das Letzte versuchen.“ Er ging wieder zu Leitrud und trat in die Stube, wo sie saß und mit ihren schönen Händen spielte. Als er eintrat und sie ihn erblickte, lachte sie und sagte: „Bist du wieder da, Königlein?“

„Ja“, sagte er und ward wieder ganz verzagt, als er sie so lachen sah.

Sie fragte ihn weiter: „Und hast du das Bitten noch besser gelernt?“

Er antwortete: „Ich will dich bitten, wie ich immer kann. Ich will dir geben, was du forderst. Ich will mich selber dir anbieten und es danken, wenn du mich erhörst.“

Da lachte Leitrud von neuem: „So mag ich's hören, und so soll es sein.“

Er aber ward auf einmal froh und sagte: „Du bist die Schönste, darum sollst du meine Frau sein und Königin über mein Land. So hast du von selber Gewalt über Land und Leute, und Gold und Perlen und feine Kleider fallen dir von selber zu. Ich aber will alles tun, was du befiehlst. Dafür will ich deine seidenen Haare streicheln und mit deinen weißen Händen spielen, ich will deine weichen Wangen küssen, und dein Mund soll mir lachen.“

Dann ging der König fröhlich weg, schickte ihr zwei Dienerinnen mit feinen Kleidern und einen goldenen Wagen mit zwei Kutschern, der sie nach dem Schloß abholen sollte. Auch ihre Mutter sollte in das Schloß kommen; die aber wollte lieber in ihrem Häuschen bleiben; in das Königsschloß passe sie nicht; sie sei schon zufrieden, daß ihre faule Tochter nun nicht mehr fürchten brauche, nach ihrer Mutter Tod verhungern zu müssen, da ihr ein Glücksfall begegnet sei, so seltsam wie sie selber, und wie sie ihn immer zu erwarten das Ansehen gehabt hätte.

Sie zog ihren grauen Mantel darüber und ging mit dem Lichtlein in der Hand aus dem Schloß.

Die alte Königin war sehr zornig, als sie hörte, daß ihr Sohn eine arme Dirne heiraten wolle. Aber das half nichts, denn er war der König. Bei der Hochzeit jedoch fehlten beide, die Mutter der Braut und des Bräutigams.

Nun wohnte Leitrud im Königsschloß und war des Königs Frau und Königin über das Land. Es war alles, wie sie es bei der Hexe sich gewünscht hatte. Er häufte Glanz auf sie, und kein Reichtum war ihm reich genug zum Spiel und Schmuck für sie. Er ward gegen alle Menschen geizig und habgierig, um nur immer mehr an sie verschwenden zu können. Er drückte um ihretwillen Land und Leute und ward hart gegen alle.

Das gefiel Leitrud, und sie wünschte sich eine Weile nichts anderes. Es verging aber mehr als ein Jahr, und alles blieb immer dasselbe; da fing sie an, sich nach anderem zu sehnen. Es ward ihr zum Überdruß, daß der König gar nichts mehr sah als ihre Schönheit und

Digitized by Google

sich um sonst nichts mehr kümmerte. Sie fing an, sich einsam zu fühlen und zu spüren, daß ihr Herz leer war. Da wünschte sie sich immer mehr ein kleines Kind. Aber so sehr auch ihre Sehnsucht wuchs, ging doch ihr Wunsch nicht in Erfüllung.

Eines Tages zog sie einen grauen Mantel über ihre königlichen Kleider und ging in der Dunkelheit zu dem Häuschen der Hexe.

In dem dunklen Flur blieb sie stehen und rief die Alte beim Namen. Da sprang drüben die Stubentür auf, der Kater erschien, machte einen krummen Buckel und leuchtete mit seinen grünen Augen gegen Leitrud hin. Aus der Stube aber rief die Hexe:

„Herein! Herein!
Wer's auch mag sein!
Ich bin ein frommes altes Weib,
Mit Beten mir die Zeit vertreib!"

Als sie aber trotz der Dunkelheit Leitrud erkannte, kicherte sie: „Ei, mein Töchterchen, du bist es? Da brauch' ich wohl weiter keine Umstände machen. Bin grade dabei, mir ein Schälchen Milch zu melken. Ich armes Weib kann am Abend nichts vertragen als ein Schälchen frische Milch; sie muß eben warm von der Kuh kommen. Leucht' her, Kater, daß ich nicht danebenmelke."

Der Kater leuchtete in die Ecke; da stand aus der Wand ein hölzerner Zapfen hervor; den strippte die Hexe wie ein Kuheuter und murmelte ein Sprüchlein dazu:

„Vom reichen Meier
Die Hühnereier,
Butter und Speck,
Brot und Weck
In meinen Sack!"
„Worum er belügt
Und andre betrügt,
Darum will ich ihn dreifach schröpfen,
Seinen Blumenkohl köpfen,
Aus seinen Fässern schöpfen,
Seine Kühe melken,
Und sollen ihnen die Euter welken!
Füll' dich, Näpfchen, bis zum Rand!
Uns gehört alles unrechte Gut im Land!"

Nun gingen sie eine ganze Weile . . .

Leitrud verstand die Worte der Hexe nicht; aber sie sah, wie jetzt aus dem Holzzapfen ein Strahl von weißer Milch sprang, bis der Napf zum Rand auf gefüllt war. Da nahm ihn die Hexe und richtete sich auf: „Ich bin eine arme Frau, mein Töchterchen," kicherte sie, „ich kann mir keine Kühe halten; ich muß mich behelfen, wie ich kann; und wenn's nicht anders sein kann, so muß es ein armseliger Holzzapfen sein. — Aber du bist lange nicht dagewesen, Töchterchen. Freilich, du bist vornehm geworden, du bist die Erste im Lande geworden. Da vergißt man leicht ein armes, altes Weib — freilich, freilich! Was führt dich heute her?"

„Du mußt mir helfen", sagte die Königin Leitrud.

„Helfen, mein Töchterchen? Und wozu und womit könnte eine arme, alte Frau einer jungen, schönen, reichen Königin helfen?"

Da schämte sich Leitrud und sagte: „Heiß den Kater die Augen zumachen!"

Darauf die Hexe:

„Mach' die Augen zu, Katerchen, laß' das Licht ausgehen!
Wir wollen nichts hören und nichts sehen.
Die schöne Königin will mit sich selber reden.
Derweil will ich einen Hexensegen beten.
Wir wollen sie nicht stören,
Nichts sehen und nichts hören."

Der Kater machte die Augen zu, und die Königin Leitrud sagte in der Dunkelheit: „Meine Seele ist leer, und ich habe Sehnsucht. Ich habe Sehnsucht nach einem kleinen Kinde. Ich will eines haben, sonst kann mir aller Glanz und Gleiß nicht helfen. Das will ich und sonst nichts."

Nun wartete die Königin eine Weile auf Antwort; aber niemand sagte etwas. Die Dunkelheit blieb stumm, und etwas Fürchterliches atmete in der Stille.

Da schlug der Kater die Augen wieder auf, und die Hexe sah halb höhnisch, halb ärgerlich die Königin an, gab aber, sobald es hell ward, ihrem Gesicht rasch wieder einen freundlich grinsenden Ausdruck. Leitrud war bekümmert, weil sie keine Antwort erhalten hatte, und fragte: „Soll mein Wunsch nicht erfüllt werden?"

Die Hexe grinste noch mehr, noch freundlicher und sagte: „Muß es gerade das sein? Kann es nicht ein wunderbarer Vogel aus Gold sein, mit dem du sprechen und spielen kannst? Oder Edelsteine, wie keine andere Königin sie hat? Das sind seltenere Dinge als ein kleines Kind, das die ärmsten Leute haben."

Betrübt aber sagte die Königin Leitrud: „Nichts, nichts anderes kann es sein als das allein. Wenn du mir dazu nicht verhelfen kannst, will ich nichts mehr von deinen Künsten wissen."

Die Hexe warf der Königin einen bösen Blick zu und erwiderte ihr: „So will ich das Äußerste versuchen, wenn der Meister es erlaubt. Das aber ist nicht umsonst."

Schnell erwiderte die Königin: „Ich will alles darangeben; meine rote Krone selbst sollst du haben."

Sagte die Hexe: „Deine rote Krone magst du behalten; mein Meister hat mehr rotes Gold als du. Aber deine Seele mußt du ihm geben und ganz dich selber."

Es trat eine kleine Stille ein; dann fragte furchtsam die Königin: „Wer ist dein Meister?"

Die Hexe kicherte und sagte: „Wirst ihn schon kennen. / Er hört nicht gerne sich nennen; / Namen aber hat er viele, / Soviel als die bösen Wünsche und Ziele."

Die Königin Leitrud verschränkte ihre schlanken, weichen Hände ineinander und sagte leise: „Ich will seinen Namen nicht wissen. Aber wenn er mir helfen kann, will ich ihm gehören. Ich fürchte mich sehr vor ihm. Aber wenn er mir helfen kann, soll er mein Herr sein hier und dort. Ich fürchte mich sehr vor ihm. Aber wenn er diesen Wunsch erfüllen will, mag er mich verderben jetzt und ewig."

Während die Königin das sagte, begann ringsum vor ihren Augen die Dunkelheit zu glühen, wie von rotem Feuer, und

Da kamen sie zu einem Galgen, an dem hing ein Dieb . . .

Digitized by Google

aus des Katers Augen und von seinen gesträubten Haaren fuhren grünliche Blitze.

Die Hexe aber sprach nun: „Es ist eine große Sache, die du begehrst, Töchterchen, das Äußerste, was der Meister gewährt. — In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend sei eine halbe Stunde vor Mitternacht am Tor der Stadt. Da will ich dich erwarten."

„Das will ich tun," antwortete Leitrud, „aber wie komme ich in der Nacht aus dem Schloß, ohne daß der König es merkt oder das Gesinde?"

Die Hexe ging in eine Ecke und nahm etwas von einem Wandbrett. Dann kam sie zurück und gab Leitrud einen kleinen Gegenstand, indem sie sagte: „Weißt du, was das ist?"

„Es sieht aus wie ein Totenbeinchen von einem kleinen Kinde."

„Es ist ein Lichthalter."

Dann gab sie ihr noch etwas und fragte: „Weißt du, was das ist?"

„Es sieht aus wie ein Finger von einem Menschen", antwortete Leitrud und entsetzte sich.

„Es ist ein Kerzenstümpfchen", entgegnete die Hexe. „Ich bin eine arme Frau, Töchterchen, und muß mir helfen, wie ich kann. Geld habe ich keines, um mir Kerzen zu kaufen; die Toten aber brauchen ihre Finger nicht. Mit ein bißchen Kunst lassen sich ganz brauchbare Lichterchen daraus machen. — Nimm du dieses! Wenn du es anzündest, kann niemand es wieder auslöschen als du selber, und niemand kann bei seinem Schein gegen deinen Willen aufwachen oder nur sich rühren. Und nun fahr wohl, Töchterchen Königin!"

Leitrud nahm Totenbein und Menschenfinger, obschon sie sich davor fürchtete, und ging. Der Kater gab ihr bis zur Stubentür das Geleit und leuchtete ihr über den Flur.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, als es elf Uhr geschlagen hatte, erhob die junge Königin sich von ihrem Lager, zündete das Hexenlichtlein an und schlüpfte in ihre Kleider. Sie zog ihren grauen Mantel darüber und ging mit dem Lichtlein in der Hand aus dem Schloß. Niemand rührte sich auch nur im Schlaf.

Durch die Straßen fegte ein Sturm; er zerrte an Leitruds Haaren und Kleidern, daß sie kaum von der Stelle kam. Das Hexenlichtlein aber flackerte mit einem blauen, blassen Schein vor ihr her, ohne zu erlöschen.

Als Leitrud ans Stadttor kam, wartete die Hexe schon auf sie. „Bist du da, Töchterchen?" grüßte sie. „Das ist recht. Ei, wie der Sturm pfeift. Recht, um dazu auf einem Besenstiel in der Luft zu tanzen. Aber so weit bist du noch nicht, Töchterchen. Wir werden gehen müssen. Ich tue es nicht gern, aber ich tue es deinetwegen."

Nun gingen sie miteinander auf das Tor zu. Der Wächter stand davor, und Leitrud begann zu fürchten, er möchte sie erkennen. Die Hexe aber nahm ihr das Lichtlein aus der Hand, ging auf den Wächter zu und hielt es ihm gerade unter die Nase. Da sank er um und schlief wie ein Sack. Die Hexe schob den Riegel des Tores zurück, öffnete und ging mit Leitrud hinaus aus der Stadt.

Als sie eine Weile gegangen waren, blieb die Hexe stehen und sagte: „Ich bin das Gehen nicht gewöhnt, ich muß mich so erst zurechtfinden." Sie schnupperte in die Luft und meinte: „Wie herrlich das nach Leichen riecht! Wir müssen nach dieser Seite gehen, Töchterchen."

Nun gingen sie eine ganze Weile, da kamen sie über einen Kirchhof; und wieder eine Weile, da kamen sie zu einem Galgen, an dem hing ein Dieb. Dem schnitt die Hexe die Finger ab und steckte sie in ihre Tasche. „Das gibt neue Kerzen, Töchterchen." Dann suchte sie eine Weile unter dem Galgen im Gras umher, fand aber nichts und sagte endlich: „Hier ist es nicht, wir müssen weiter."

Sie gingen wieder, bis sie an einen anderen Galgen kamen; an dem hing wieder einer. Als die Hexe dem die Finger abschneiden wollte, fing er so an zu lachen, daß es Leitrud kalt durch alle Adern rann. Da sah die Hexe, daß der Gehenkte keine Finger mehr hatte. „Aha," sagte sie und gab ihm einen kleinen Stoß, daß er an seinem Strang hin und her baumelte, „Schäker! Hat die Base Lämmermeier sie schon abgeholt!" Dann suchte sie auch hier an der Erde umher, fand nichts und sagte: „Es hilft nichts, hier ist's auch nicht; wir müssen zum nächsten."

Sie gingen wieder und kamen an einen dritten Galgen, an dem hingen zweie, ein Dieb und eine Diebin. Sagte die Diebin: „Warum stößt du mich an die Beine?" — „Ich bin es nicht," sagte er, „der Wind ist es." — „Ach, du bist immer ein Schelm gegen mich gewesen." — „Nein, du hast mir nur immer Schuld an allem gegeben und wirst es tun, bis wir hier verfault sind."

„Was habt ihr zu schwatzen, Gesindel?" sagte jetzt die Hexe. „Ich werde euch zur Strafe die Finger abschneiden." Sie tat's und bückte sich dann, um auch hier an der Erde umherzusuchen. Nach einer Weile richtete sie sich auf und sagte: „Freue dich, Töchterchen, hier ist es. — Siehst du dieses kleine, gelbliche Blümchen?"

Leitrud nickte, und die Hexe fuhr fort: „Dieses Blümchen findet man nur Freitags um Mitternacht und nur unter bewohnten Galgen. Es wächst aus einer Wurzel, die das einzige Mittel ist, durch das dir dein Wunsch erfüllt werden kann. — Nun wollen wir ans Werk gehen."

Sie nahm aus der Tasche ihr Messer und fing an, rings um die Wurzel die Erde aufzustechen und die Wurzel selber freizulegen. Als sie so weit war, sagte sie: „Nun, Töchterchen, paß auf jedes meiner Worte und sprich mir jedes nach! Versieh dabei nichts, sonst ist alles umsonst, und wir müssen nach sieben Wochen wieder herkommen."

(Schluß folgt.)

Der deutsche Anteil an der Entdeckung und Erschließung des La Plata-Gebietes.

Von Erdmann A. Schaefer, Lichterfelde. I. Neue Ausgaben des ältesten deutschen La Plata-Buches.

Es hat in der großen Zunft der deutschen Landsknechte recht viele gegeben, die mit der Feder nicht weniger gut umzugehen wußten als mit Hellebarde, Muskete und Spieß. Aber nur einem einzigen war es beschieden, sich durch eine schriftstellerische Leistung den Ruhm und die hohe Ehre eines ersten Geschichtschreibers riesiger Ländermassen und eines überaus zukunftreichen neuen Kulturgebietes zu erwerben: Utz Schmidl aus Straubingen, den kein geringerer als Argentiniens großer Staatsmann, Literat und Feldherr Bartolome Mitre für die Schilderung seines Anteils an der großen Mendoza-Expedition von 1535 und seiner zwanzigjährigen Kreuz- und Querzüge durch Pampas und Urwald in den Rang eines „Tacitus für das La Plata-Gebiet" erhoben hat. Heute noch erinnere ich mich mit großer Lebhaftigkeit jenes Gefühles nationaler Beschämung, das mich vor jetzt dreißig Jahren beschlich, als mich der inzwischen verstorbene argentinische Patriot mit einer Widmungs-Nummer seines Prachtwerkes über „Ulrico Schmidl, Primer historiador del Rio de la Plata" überraschte. Ich fühlte mich dieser Auszeichnung um so weniger „gewachsen", als ich trotz meines damals sich schon über zwei volle Jahre erstreckenden Aufenthaltes auf den gastlichen Gestaden des Silberstromes von unserem so hoch bewerteten Landsmann Schmidl und seiner glänzenden Leistung kaum mehr gehört hatte als all die Millionen meiner anderen deutschen Volksgenossen in Heimat und Fremde. Mit gleicher Lebhaftigkeit empfinde ich aber auch jetzt noch die hohe Befriedigung darüber, daß mir die „Gartenlaube", ihren besten Überlieferungen als ältestes und verbreitetstes Blatt der Auslanddeutschen getreu, im großen Amerikajahr 1892 Gelegenheit bot, die längst fällige Schuld gegen unseren tapferen „Bruder Straubinger" durch eine kleine literarische Huldigung tilgen zu helfen.*) Wie ein warmer, in eine bessere Zukunft weisender Strahl leuchtet mir der unver-

*) Jahrgang 1892. Nr. 27.

Digitized by Google

Vierte Schiffart.
Warhafftige Historien.

Einer Wunderbaren

Schiffart / welche Ulrich Schmidel von Straubing/ von *Anno 1534.* biß *Anno 1554.* in *Americam* oder Nauwewelt/ bey *Brasilia* vnd *Rio della Plata* gethan. Was er in diesen Neuntzehen Jahren außgestanden/ vñ was für seltzame Wunderbare Länder vnd Leut er gesehen: durch ermelten Schmidel selbst beschrieben/ An jetzt aber an Tag geben mit Verbesserung vnd Corrigierung der Stätt/ Länder vnd Flüß Namen/ deßgleichen mit einer nothwendigen Landtaffel/ Figuren/ vnd anderer mehr Erklarung/ gezieret/ Durch

LEVINVM HVLSIVM.

EDITIO SECVNDA.

NORIBERGÆ.
Impensis Levini Hulsij ANNO 1602.

wartete Erfolg meiner damaligen bescheidenen Arbeit in die jetzige düstere Nacht nationaler Schmach und Schwäche. Der Wunsch, auch das jüngere und jüngste Geschlecht der „Gartenlaube"-Leser dieses Gefühls der Befriedigung über die glänzende Leistung Schmidls und späterer Vertreter deutscher Arbeit am La Plata teilhaftig werden zu lassen, liegt den folgenden Nachträgen und Ergänzungen zugrunde.

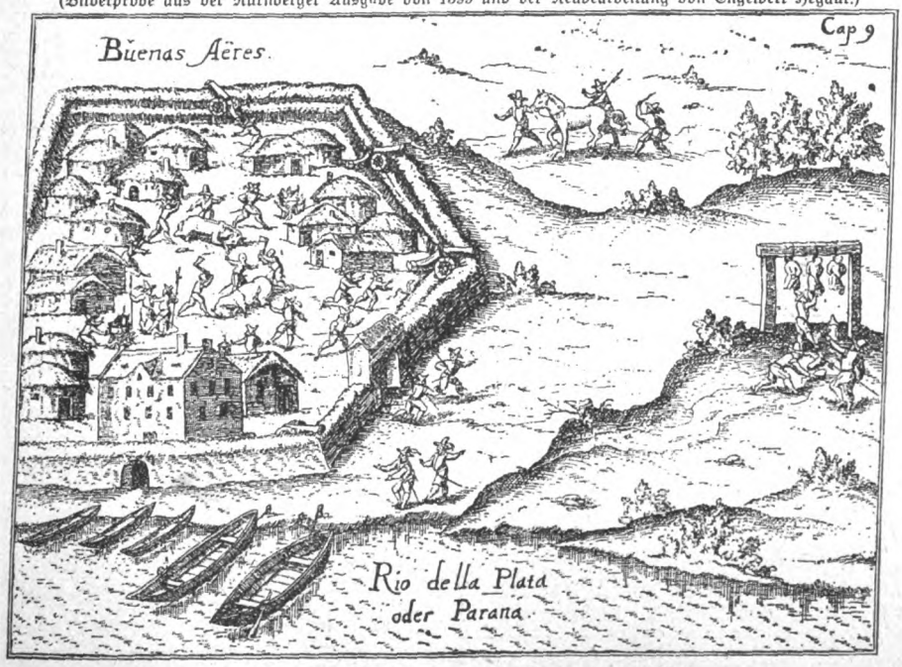
Kaum ein Jahr nach dem Erscheinen meines Aufsatzes konnte der Altmeister der Schmidl-Forschung Realschuldirektor Johannes Mondschein in Straubing die erfreuliche Meldung erstatten, daß es ihm gelungen war, in der K. Bibliothek in Stuttgart die so lange vermißte erste Niederschrift des berühmten Reiseberichtes „Durch die Hand Ulrich Schmidls" (Nr. 153 der „Historischen Handschriften") aufzufinden. In einem Programm zum Jahresbericht der K. Realschule Straubing für 1892-1893 wurde der kostbare Fund der gelehrten Welt übermittelt. Mondscheins erste grundlegende Arbeit über das Leben Schmidls und sein Buch, die schon im Jahre 1881 in derselben anspruchslosen Form eines Schulprogramms erschienen war, gelangte damit zu einem höchst befriedigenden Abschluß.

Einen würdigen Nachfolger fand der Schmidl-Forscher Mondschein in der Person des deutschen Professors Robert Lehmann-Nitsche, der seit einer Reihe von Jahren an den Universitäten zu La Plata und Buenos Aires die geistige Erbschaft des großen Hermann Burmeister verwalten hilft. Die kleine Lebensgeschichte Schmidls, die Lehmann-Nitsche im Jahre 1909 zuerst in Buenos Aires und später in München erscheinen ließ, stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in anziehender Form weitesten Kreisen zugänglich und damit auch zur Pflege eines wurzelechten Volksgefühls verwertbar zu machen.

Kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges sollte auch der lange gehegte Wunsch nach einer für die ganze deutsche Leserwelt bestimmten Neuausgabe des Buches selbst befriedigt werden durch die Aufnahme der „Wahrhaftigen Historie einer wunderbaren Schiffahrt, welche Ulrich Schmidl von Straubing von 1534 bis 1554 in Amerika oder Neuewelt bei Brasilia oder Rio della Plata getan", in die von Engelbert Hegaur herausgegebene Reihe älterer Lebensbilder und Reisewerke (Berlichingen, Simplizissimus usw.). Diese Neubearbeitung zeichnet sich durch alle Vorzüge aus, durch die jene Sammlung sich die Gunst der deutschen Bücherfreunde gesichert hat, und sollte deshalb ebenso wie das Schriftchen von Lehmann-Nitsché überall zu finden sein, wo man die Pflege des nationalen Gedankens als eine Ehrenpflicht anerkennt, also nicht nur in den Büchereien der deutschen Vereine und Schulgemeinden im Auslande, sondern auch bei allen ähnlichen Anstalten in der Heimat. Der kleine Schönheitsfehler in Gestalt eines minderwertigen „Handweisers" wird aufgewogen durch die Wiedergabe der reiz- und wertvollen Kupferstiche aus der ersten Nürnberger Ausgabe von 1599. — Auch im Auslande ist der Sinn für Schmidl und sein Buch weiterhin lebendig geblieben. So erschien beispielsweise im Jahre 1891 zu London eine neue englische Übersetzung aus der Feder des dortigen argentinischen Gesandten Luis L. Dominguez. In den La Plata-Ländern selbst kann man geradezu von einem neuen Aufschwung der Schmidl-Literatur sprechen. Die Glanznummer in der beträchtlichen Reihe von neueren Darstellungen bildet das Schmidl-Buch, das der „Verein für amerikanische Geschichte und Münzenkunde in Buenos Aires" im Jahre 1903 als ersten Band seiner Veröffentlichungen herausgab. Das Buch enthält außer einem Neudruck des vorerwähnten Werkes von Mitre auch die von diesem 1890 in Aussicht gestellte Neuübersetzung des Reiseberichtes ins Spanische nebst wertvollen Studien seines Herausgebers Lasone Quevedo.

(Nachbildung der eigenhändigen Unterschrift Schmidls auf einer von dem argentinischen Präsidenten Bartolome Mitre im Staatsarchiv von Assuncion entdeckten Urkunde).

Hungersnot in der neugebauten Stadt Buenos Aires im Jahre 1535.
(Bilderprobe aus der Nürnberger Ausgabe von 1599 und der Neubearbeitung von Engelbert Hegaur.)



Erläuterung, zugleich Textprobe aus der Stuttgarter Handschrift:

„Da haben wier ein statt gepaudt die hat gehaissen Wonnaß Eiereß, daß ist gesagt auff theusch guetter winndt . . . vnd ein starckt hauß fuer vnnssern oberichsten hauptman Thon Pedro Manthossa vnd ein erdne mauer umb die statt so hoch alß einer mit einem rapier reichen mocht. Auch war die selbigen mauer praidt 3 schue vnd waß man heundt (heute) pauett, daß fiel morgen wiederumb ein; dan das folgt (Volk!) hedt nit zu essen und starb vor hunnger vnd hetten grosse armuet. Auch tham es letzlich darzu, daß die pferdt nit klechten (ausreichten). Eß war ein solche nott vnd jammer von hunger, daß weder ratzen noch meiß, schlangen vnd annder vnziefer nit klechten, auch die schue und leder, eß mueß allß gessen sein.

Textprobe aus der Hegaurschen Neuausgabe:

Es begab sich, daß drei Spanier ein Roß entführten und dasselbige heimlich aßen; und als man solches inne ward, wurden sie gefangen und mit schwerer Pein derwegen gefragt. Als sie nun solches bekannten, wurden sie zum Galgen verurteilt und gehenkt. In derselben Nacht gesellten sich drei andere Spanier zusammen, die sind zu diesen dreien Gehenkten zum Galgen kummen, haben ihnen die Schenkel vom Leib abgehaut und große Stücker Fleisch aus ihnen geschnitten, und trugen dieselben zur Ersättigung ihres großen Hungers in ihr Losament. Item hatte auch ein Spanier seinen Bruder, so in der Stadt Buenos Aires gestorben war, aus übermäßigem Hunger gessen."

Digitized by Google

Die Großwasserflora als Rohstoffquelle * Von Hans Dominik.

Rohr und Schilf umsäumen unsere Flüsse und Seen und bedecken in Form ausgedehnter Rohr- und Schilfhorste an vielen Stellen weite Flächen, die früher offenes Gewässer waren. Wir sehen den Halmwald dieser Horste in jedem Frühjahr von neuem grün aus dem Wasser emporschießen, sehen sein Blühen und sein Verdorren im Herbst. Ebenso mächtig wie über dem Wasser arbeitet diese Vegetation aber auch in der Tiefe im Seegrunde. Alle die Halme entsprießen einem dicht verschlungenen Wurzelteppich, der den Seeboden mit etwa einem halben Meter Mächtigkeit durchwuchert und sich von Jahr zu Jahr weiter ausdehnt. Die horizontal im Boden verlaufenden Wurzeln von Schilf und Rohr, die sogenannten Wurzelachsen, erreichen durchschnittlich anderthalb Zoll Stärke und Längen bis zu 20 Meter. Dabei senden sie nach allen Richtungen hin Seitenachsen aus und schieben sich unaufhaltsam in das freie Wasser vor, solange noch die Möglichkeit besteht, von dort aus Halme bis über die Wasseroberfläche zu bringen, d. h. solange die Wassertiefe drei Meter nicht überschreitet. Auf diese Weise sind aber innerhalb des Deutschen Reiches ungeheure Wasserflächen mit der Verrohrung und Verschilfung bedroht, und schon heute schätzt man die Gesamtfläche der in Deutschland vorhandenen Rohr- und Schilfhorste auf etwa eine halbe Million Hektar. 100 000 Hektar sind als im öffentlichen Besitz befindlich sicher nachgewiesen.

Die Nutzung dieser Horste war bis zum Kriege nur sehr gering. Man brauchte das trockene Herbstrohr für Bauarbeiten und zum Dachdecken und verwendete das grüngeschnittene Schilf als Viehfutter. Erst während des Krieges kam man dazu, sich auch mit den Wurzeln dieser Flora genauer zu beschäftigen, und entdeckte in ihnen ein gewaltiges Lager äußerst wertvoller Rohstoffe. Hier ist nun bei der weiteren Betrachtung zwischen Schilf und Rohr zu unterscheiden. Das Schilf, welches immer den äußeren Wasserrand des Horstes einzunehmen pflegt und durch seine kolbenartigen, als Schmakeduzien bezeichneten Blütenträger auffällt, besitzt eine massive Wurzel, das Rohr, welches in grasförmigen Büscheln blüht, eine hohle. Die Schilfwurzel besteht aus schönen, glatten Fasern, die sich für mannigfache Gespinstzwecke vorzüglich eignen. Dabei aber ist jede Faser von einem Zylinder aus reiner Stärke umgeben. Quetscht man also die Schilfwurzel, so kann man danach ohne Verwendung irgendwelcher Chemikalien die Stärke mit reinem Wasser auswaschen und erhält auf der einen Seite eine erhebliche Portion dieser vorzüglichen Stärke, auf der anderen Seite ein Bündel langer, fast weißer Gespinstfasern. Ganz anders stellt sich dagegen die Rohrwurzel dar. Sie ist, wie gesagt, hohl, und ihre etwa drei Millimeter starke Wandung besteht nicht aus durchgehenden Fasern, sondern aus einzelnen Zellen. Aber diese Wurzel ist durch einen erstaunlich hohen Zuckergehalt gekennzeichnet. In den Wintermonaten der Vegetationsruhe, in denen sich alle wertvollen Stoffe der Pflanze in den Wurzelstock zurückziehen, beträgt der Zuckergehalt der Rohrwurzel bis zu 36 Prozent ihres Trockengewichtes oder bis zu 6 Prozent ihres Naßgewichtes. Außerdem besteht die Trockensubstanz der Wurzel aus Zellulose. Man hat daher schon während des Krieges die Rohrwurzel in großem Maßstabe getrocknet, gemahlen und auf diese Weise ein Kraftfutter für das Vieh von hervorragendem Nährwert und guter Verdaulichkeit gewonnen. Nach dem lateinischen Namen der Rohrpflanze, arundo phragmites, wurde dies Kraftfutter unter dem Namen Fragmit auf den Markt gebracht. Es hat sich während des Krieges recht gut bewährt, was bei seiner chemischen Zusammensetzung auch nicht wundernehmen kann. Zurzeit sind Versuche im Gange, das Fragmit noch mit dem bekannten Abfall der Rübenzuckerfabriken, der Melasse, zu tränken. Sie sind bisher recht vielversprechend und ergeben ein Kraftfutter von 94 Prozent Verdaulichkeit. Daß man außerdem den Zucker der Rohrwurzel auch rein dargestellt hat, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Er war dem besten Rohrzucker ebenbürtig. Insbesondere waren auch die aromatischen Stoffe unseres einheimischen Rohres denen des indischen Zuckerrohres so ähnlich, daß sich ein sehr guter Rum aus der Rohrwurzel erzeugen ließ.

Alle diese vorstehend entwickelten Tatsachen sind ja nun zweifellos recht interessant. Ihre praktische Bedeutung hängt aber natürlich von der Möglichkeit einer Ausnutzung großen Stiles ab, und darüber sei folgendes bemerkt: Die Herausnahme des Wurzelteppichs, die Rodung des Horstes, wie man technisch sagt, erfolgte während des Krieges durch die gerade erhältlichen Bagger. Zurzeit hat der Rohstoffverband, welcher die Ausnutzung dieser Großwasserflora betreibt, besondere baggerähnliche Rodungsmaschinen in Betrieb, welche die Wurzeln noch gründlicher und schonender herausholen. Dabei wurde auf das Hektar gerodeten Horstes durchschnittlich eine Wurzelmenge von 200 Tonnen geerntet, wovon etwa zwei Drittel Rohrwurzeln, ein Drittel Schilfwurzeln waren. Überläßt man nun eine derartig gerodete Fläche sich selbst, so schießen aus den stets im Seeboden zurückbleibenden Wurzelresten schon im nächsten Jahr wieder vereinzelte Halme empor. Von Jahr zu Jahr wird der Rohrwald dichter, und im vierten Jahre hat der Wurzelteppich die alte Stärke nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten. Es macht sich hier zweifellos eine kultivierende Wirkung der Rodung infolge der Bodenauflockerung und Lichtung bemerkbar. Man kann also die eingangs erwähnten 100 000 Hektar in vierjährigem Umtriebe bewirtschaften, so daß jedes Jahr ständig 25 000 Hektar gerodet werden. Die Ernte würde dann jährlich fünf Millionen Tonnen Wurzeln ergeben, von denen etwa 3,3 Millionen Rohrwurzeln wären, die wenigstens 165 000 Tonnen reinen Zucker enthalten. Die restlichen 1,7 Millionen Tonnen Schilfwurzeln würden dagegen in etwa 300 000 Tonnen Trockensubstanz 150 000 Tonnen Stärke und 150 000 Tonnen Faserstoff ergeben. Man sieht wohl, daß dies Mengen sind, die einen Großbetrieb lohnen. Die Technik hat sich nun aber weiter auch noch mit den Teilen von Rohr und Schilf zwischen Seegrund und Wasseroberfläche beschäftigt. Gerade in diesen Tagen sind die Versuche zum Abschluß gekommen, welche die Gewißheit ergeben, daß man aus diesen bisher ganz ungenutzten Schaftteilen ein recht gutes Papier herstellen kann und bei der Menge des verfügbaren Materials in solchem Umfange, daß dadurch der Papiernot wesentlich gesteuert werden dürfte.

Die hier geschilderte Ausnutzung unserer Rohr- und Schilfhorste wurde nun bereits während des Krieges, wenn auch in kleinerem Maßstabe, vom Rohstoffverband betrieben. Sie wird aber jetzt in weit größerem Umfange in Angriff genommen in der zielbewußten Absicht, möglichst bald eine jährliche Rodung von 25 000 Hektar zu erreichen. Wie gelegen die dabei zu gewinnenden Rohstoffe unserer notleidenden Volkswirtschaft kommen werden, bedarf wohl kaum noch einer besonderen Unterstreichung. Daß die Rodung darüber hinaus auch noch der Fischerei zugute kommt, verdient immerhin Erwähnung. Ist doch nach der Rodung wieder klares sonnendurchwärmtes Gewässer vorhanden, wo vordem ein Schilfdickicht die Entwicklung der Fische und der Fischbrut unmöglich machte. Noch viel wichtiger aber ist der Umstand, daß diese neue Form der Wasserwirtschaft auch Siedlungsmöglichkeiten in ausgedehntem Maße bietet. Die Anlage ist hier so gedacht, daß die Rodung auf einer unmittelbar am Seeufer gelegenen Wasserfläche von einem Hektar definitiv erfolgt. Es genügt dazu, die im nächsten Jahre auf der gerodeten Fläche treibenden Rothalme grün zu schneiden. Die Wurzelreste gehen dann endgültig ein. Weiter wird nun der beim Baggern mit heraufgebrachte Boden einerseits zur Verbesserung und Erhöhung des Seeufers verwendet, und ferner wird mit ihm ein Damm aufgeschüttet, der diese definitiv gerodete Fläche so umgibt, daß sie einen von allen Seiten abgeschlossenen Teich bildet. Dieser Teich von einem Hektar oder vier Morgen und festes Land am Seeufer von zwei Morgen werden nun zu einer Teichbauernsiedlung zusammengefaßt. Solche Siedlungen, zu mehreren Dutzenden zusammen, sollen an See- und Flußufern angelegt werden. Die Siedler arbeiten dabei dauernd im Dienste des Rohstoffverbandes bei den Rodungen oder in den Verwertungsanlagen der geernteten Stoffe und verdienen hier im achtstündigen Arbeitstag ihren Lebensunterhalt. In ihren freien Stunden dagegen schaffen sie nach dem System Schmude an ihrer Siedlung, indem sie dieselbe urbar machen, einzäunen, bepflanzen und schließlich, von Kollegen unterstützt, an die Errichtung eines Hauses gehen. Dabei aber haben sich bereits der Schlick des Seebodens, vermischt mit Wurzelwerk, für die Hausmauern, und das Rohr für die Bedachung als wertvolle Baustoffe erwiesen. Es sind nach diesem Verfahren recht wohnliche und ansprechende Häuser sehr billig hergestellt worden.

Man rechnet damit, daß es auf diese Weise möglich werden wird, 10 000 Siedler anzusetzen, die dauernd in der neuen Rohstoffindustrie tätig sind, auf zwei Morgen Land einen großen Teil ihres Bedarfes an Lebensmitteln ziehen und in Teichen von je vier Morgen eine systematische Karpfenzucht treiben. Mit den Familien würde es sich also immerhin um etwa 40- bis 50 000 Menschen handeln, für die hier neue Lebensmöglichkeiten im deutschen Vaterlande gewonnen werden.

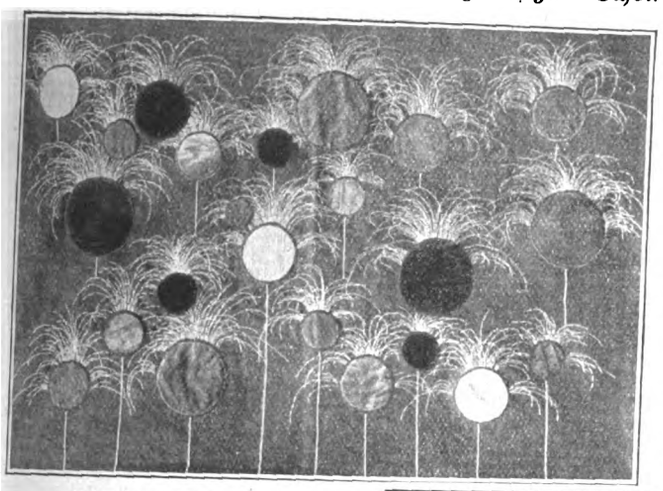
Digitized by Google

Die Welt der Frau

Hausgewand mit Stickerei * Von Helene Keppler.

Mit 3 Abbildungen von Alice Matzdorff.

Ein schönes Hausgewand zu besitzen ist der Ehrgeiz wohl jeder Frau, die Freude an schöner und dem augenblicklichen Zweck entsprechender Kleidung besitzt. Schon



Maschinenstickerei mit Samtapplikation.

von dem Worte „Hausgewand" geht ein eigener Zauber aus, man denkt an ein ruhevolles, schönes Zimmer, an Kaminfeuer, verschleierte Lampen, an zartes Teegeschirr und an Menschen, die dem Herzen nahestehen, mit zärtlichem Auge das Spiel der losen Falten verfolgen, die sich weich um den Körper schmiegen, an Lippen, die den Arm leise küssen, der sich schlank und weiß aus dem zurückfallenden weiten Ärmel hebt. Welche junge, schöne Frau träumte wohl nicht von solchen Stunden und von solchem Hausgewand, das zwar ein Luxusgegenstand ist und zu der selbsttätigen praktischen Hausfrau eigentlich nicht so recht stimmen will, trotzdem oder vielleicht gerade darum aber so viel Begehrenswertes in sich schließt.

Hausgewand nach japanischer Art.

Werden in den eleganten Modengeschäften jetzt Hausgewänder — die Engländer nennen sie „Teegewänder" und kennzeichnen damit ihre besondere Bestimmung — von raffiniertestem Schnitt und in zartesten Stoffen und Farben angeboten, die oft stark an das Kokottenhafte streifen, so stellt die klassische Form des Hausgewandes doch der einfache Kimono dar, den wir von der Tracht der Japanerin übernommen haben. Sein Schmuck sind die wundervollen Handstickereien, in denen das Land der aufgehenden Sonne ja Meister ist, die von uns aber, wenn auch nicht mit der gleichen Feinheit der Ausführung, doch in annehmbarer Weise nachgebildet werden. Allerdings wendet sich das Auge des kritischen Beobachters zuweilen auch voll Grauen von den groben „japanisch" sein sollenden Stickereien, die an den in Warenhäusern angebotenen, durchaus nicht billigen „Kimonos" angebracht sind. — Verbieten es die Verhältnisse, sich ein h a n d gesticktes Hausgewand anzuschaffen, wie es unsere Abbildung zeigt, das auf mattblauer Seide weiße, mit Goldfäden belebte Chrysanthemen trägt, so sollte man lieber die Maschinenstickerei zu Hilfe nehmen und auf den Stoffbahnen, die man ja selbst zuschneiden kann, soweit dieser Ausdruck für die gerade aneinandergereihten Bahnen zutrifft, durch eine der großen Modenstickereifirmen ausführen lassen. Ihre künstlerische Leistungsfähigkeit ist in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen und durch allerlei besondere Techniken, wie Applikation von Stoffteilen, Verwendung von Perlen usw., bereichert. Unser nebenstehendes Bild gibt eines der Muster eines führenden Kunststickereihauses wieder, das phantastisch-zierliche Blüten zeigt, deren Mittelpunkte Samtapplikationen in den verschiedensten, aber harmonisch aufeinander abgestimmten Farben bilden. Es ist für den Ausputz leichter seidener Hausgewänder sehr geeignet, ebenso wie das keck entworfene Rankenmuster, auf dem Bienen sich lustig zwischen Blättern und Blüten tummeln.

Für schwere Stoffe, wie Samt, empfiehlt sich eine in edler Musterung gehaltene Metallstickerei, für Tuche die neuartige Himalajastickerei, deren ausgekämmte lose Wolle wie ein Pelzflaum wirkt. Bei ihrer Wahl muß man bei der Bestimmung des Musters jedoch acht geben, daß es nicht zu sehr an die Kostümkonfektion erinnert, für die diese Stickereiart ja in den letzten Jahren gern verwendet wurde. Jedenfalls kann man mit Hilfe der Kunststickerei sich selbst wundervolle Hausgewänder herstellen, die allerdings im Preise immer noch recht hoch sind, sich aber doch wesentlich billiger stellen als die selbst mit schlechten Handstickereien verzierten Kimonos der Warenhäuser. Selbstverständlich muß man ein gewisses Stilgefühl besitzen, um Farbe und Art des Stoffes und die Töne sowie die Musterung der Stickereien gut aufeinander abzustimmen, denn ein Hausgewand soll und muß harmonisch wirken und ruhige Stimmung verbreiten, wird es doch nur in Stunden angelegt, die dem Selbstbesinnen oder der anregenden Erholung gewidmet sind.

Maschinenstickerei (Bienenmotiv).

Digitized by Google

Dies und Das.

Die Frau des Mittelstandes. Jedermann weiß, daß sie die Sorgenbeladenste ist in dieser sorgenreichen Zeit. Sie will die Familie vor dem geistigen Niedergang retten, sie will ihren Kindern die Bildungsmöglichkeiten erhalten, unter denen sie selbst „etwas geworden" ist. Sie muß dem Mann die Gemütlichkeit des Hauses bewahren, die ihm die Quelle der notwendigen Erholung ist. Es ist bewunderungswürdig, was diese Frauen leisten. Ich kenne nicht nur eine, nein, hundert Frauen, die ohne Mädchen die Fünf-Zimmerwohnung in Ordnung halten, die Beköstigung einer fünf- bis siebenköpfigen Familie durchführen und noch außerdem alle Flickarbeit leisten an der gesamten Garderobe der Familienmitglieder, die heute nicht gering ist. Aber dabei bleibt es nicht. Auch die neuen Kleidungsstücke entstehen, soweit es sich um die weiblichen Mitglieder handelt, unter ihren Händen — vielleicht mit Hilfe eines kleinen Nähmädchens. Ich kenne Frauen, die sich sogar an das Wenden eines Männerrockes wagten. Einfach gezwungen von der Tatsache, daß es nicht möglich war, den Schneider in Anspruch zu nehmen. Diese Frauen, die noch den Mann und Ernährer zur Seite haben, sind glücklich zu preisen im Gegensatz zu den andern, die als Witwen ihr Leben schaffen müssen. Es gibt deren Legion. Eine Witwe mit zwei oder drei jungen Kindern, gezwungen, außer dem Haus zu arbeiten — ohne Hilfe einer Großmutter oder eines anderen weiblichen Wesens — was leiden sie für Qualen! Unsere Zeit bringt kaum einem Menschen so viel Last und Kummer als diesen Müttern. Und dabei gibt es so viele Mädchen und Frauen, die „Zeit" haben, die sich solcher Kinder annehmen könnten. Annehmen müßten, wenn es ihnen Ernst wäre, dem Vaterland an seinem Wiederaufbau zu helfen. Es ist gar nicht nötig, neue Krippen etwa zu gründen — bewahre doch; kinderlose Leute oder solche, deren Kinder bereits erwachsen sind, nehmen über Tag sich der Kinder an, holen sich eine neue Freudenquelle für ihre alten Tage ins Haus. Viele werden den Kopf schütteln! Freudenquelle? Ja doch — wenn man es richtig anfinge, würde die Freude die Last überwiegen. Wenn ich Frauen mit einem Luxushund auf dem Arm begegne, denke ich jedesmal, ob es nicht freudenreicher wäre, ein Kind zu betreuen als ein Hündchen? Übrigens schlösse ja das eine das andere nicht aus.

Jedenfalls muß diese Frage eine brennende genannt werden. Was wird aus den Kindern der zum Erwerb gezwungenen Frau? Das Ausland nimmt sich unserer halbverhungerten Kinder an — neutrale Völker, sogar unsere Feinde tun es. Und wir selbst? Tuen wir genug? Die Kinder, sind sie nicht eines Volkes Zukunft? Diese Mütter, die hinaus müssen in das feindliche Leben — haben sie nicht Anspruch auf unsere Hilfe? Und wenn diese einfache Art, dem Hilfebedürftigen beizustehen, an der menschlichen Unzulänglichkeit scheitert, nun, dann muß eben auf andere Weise Rat geschaffen werden. Dann müssen mehr Krippen und Kindergärten sich öffnen oder Neueinrichtungen geschaffen werden, die Abhilfe bringen.

Alte Briefe. Sooft, wenn ein Nachlaß zu verteilen ist, ergibt sich für die Hinterbliebenen eine Schwierigkeit: Es sind Berge von Briefen vorhanden, die im Drang der Geschäfte nicht durchgesehen und gesichtet werden können. In unberufene Hände sollen sie nicht gelangen, niemand hat Platz für Kisten voll Papier, bis zu genauerer Prüfung, und so entschließt man sich zur Vernichtung im ganzen. Zu spät erinnert sich dann wohl der Sohn oder die Tochter des Verstorbenen mit Schmerz an viel Wertvolles, das dabei zugrunde gegangen sein wird. „Man soll alte Briefe selbst verbrennen", sagt ein moderner Jüngling. Vielleicht. Aber wer hat nicht schon in alten Briefen geblättert, aus denen die Stimmen der eigenen Jugend so lebendig wiederklingen? Ist es nicht, als ob man lebende Wesen vernichten sollte? Kein Wunder, daß man sich dazu nicht entschließt; aber man kann beizeiten das aussondern, was für die Jüngeren noch Interesse haben wird, und über den Rest die Verfügung treffen: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen." Dann kommen beide Teile zu ihrem Recht.

* * *

Äpfel und Birnen sollten niemals ungeschält gedörrt werden. Die Mühe des Schälens wird reichlich gelohnt, da das fertige Dörrobst sehr viel feiner im Geschmack ist als solches, an dem die oft bittere Schale haftet. Apfelschalen können getrocknet zu einem wohlschmeckenden Tee Verwendung finden, Birnenschalen wandern in den Futtertrog für Schweine oder Hühner. Es ist auch ratsam, zum Dörren gute Sorten zu verwenden anstatt des sauren Fallobstes, da später bei der Kompottbereitung viel weniger Zucker erforderlich ist. Aus Falläpfeln bereitet man besser Gelee oder Saft.

Unsere Postabonnenten

bitten wir, die Bestellung auf das neue Vierteljahr freundlichst umgehend aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Beschwerden über unregelmäßige Lieferung sind ebenso wie die Bestellungen direkt bei der Post einzureichen.

Unheilvolle Wirkung des Krieges und der Revolution auf die Volksernährung.

Was kann der Einzelne dagegen tun?

Die Ernährung des deutschen Volkes wurde durch zwei Ursachen im Kriege und nach dem Kriege so überaus schlecht und unzureichend, und zwar erstens auf Grund der Absperrung durch England, das den Krieg auch gegen Deutschlands Frauen, Kinder und Greise führte, und zweitens durch die Maßnahmen der Kriegsgesellschaften, deren Bestimmungen von falschen Gesichtspunkten aus die Erzeugung von Nahrungsmitteln im Inlande hemmten und immer nur auf die „Verteilung", aber nicht auf die Förderung und Ermutigung der Produktion ausgingen. Auch war beim Einkauf von Nahrungsmitteln aus dem Auslande die Rücksichtnahme auf die deutsche Valuta vielfach zu weit getrieben. Die Gesunderhaltung der Bevölkerung durch Hereinschaffung hochwertiger Nahrungsmittel hätte ausschlaggebend sein müssen. Zigaretten und andere Genußmittel sind nach dem Kriege in Milliardenwerten nach Deutschland gekommen, während das Volk nach Eiweiß und Fett hungerte. Die deutsche Landwirtschaft, die im Kriege unendlich durch das Fehlen von Stickstoff- und Phosphordüngemitteln gelitten hat, konnte sich bis jetzt nicht erholen, weil durch die im Verlaufe der Revolution sich jagenden Streiks und Unruhen die Stickstoffabriken nicht in Gang gehalten werden konnten. Eiweiß ist Stickstoffsubstanz. Ohne Stickstoffdüngung ist das Gedeihen der eiweißführenden Pflanzen, die für die menschliche und tierische Ernährung maßgebend sind, ausgeschlossen. Durch den Mangel an Eiweiß ist die Milcherzeugung auf eine die Volksernährung so überaus bedrohende Minderleistung gekommen. Wir sind kaum noch in der Lage, die Säuglinge, die nicht gestillt werden können, und die größeren Kinder, die der Milch noch bedürfen, mit den unbedingt erforderlichen Mengen zu versorgen. Auch die Ernährung der Erwachsenen hat durch den Milchmangel unendlich gelitten, da zahlreiche Speisen, die sonst von der geschulten Hausfrau richtigerweise mit Milch hergestellt wurden, nicht mehr bereitet werden können. Da die Milch nicht nur Eiweiß und Fett, sondern auch wichtige Nährsalze und vor allem Phosphor und Kalk enthält, so ist durch den Milchmangel die tägliche Ernährung in Deutschland in jeder Hinsicht in Qualität gesunken. Der Kalk- und Phosphormangel ist durch das Seltener- und Teuerwerden der Hühnereier noch gesteigert worden. Dazu kam die Verschlechterung des Brotes durch die zuweitgehende Streckung mit vielfach ungeeigneten Streckungsmitteln.

Die Forscher der Ernährungswissenschaft und die Ärzte für Stoffwechsel- und Kinderkrankheiten sind sich darüber einig, daß besondere Maßnahmen für die bessere Ernährung, namentlich der im starken Wachstum begriffenen Kinder und — im Interesse unserer Volkskraft — der werdenden und stillenden Mütter getroffen werden müssen, um die Nahrung reicher an Eiweiß, Kalk, Phosphor und Fett zu gestalten. Die allgütige Natur schafft jedes Jahr in Deutschland zweihundert Millionen Pfund eines hochwertigen Nährmittels, das 40 Prozent wertvolles Eiweiß, 10 Prozent Fett, 7 Prozent wichtige Kalk- und Phosphorverbindungen aufweisende Nährsalze und 40 Prozent größtenteils lösliche Zuckerstoffe enthält. Dieses Nährmittel ist für den Aufbau von menschlicher Körpersubstanz so überaus wichtig, weil in ihm Stoffe enthalten sind, die die neuere Ernährungswissenschaft als Vitamine, Nutramine oder Ergänzungsnährstoffe bezeichnet, und die eine ganz hervorragende Wirkung zur Entgiftung des menschlichen Körpers und zum Aufbau von Blut, Muskeln und Nerven entfalten. Dieses wunderbare Nährmittel, das von keinem künstlichen, von Menschenhand zusammengesetzten Nährstoffgemisch auch nur annähernd erreicht werden kann, ist der in jedem gewöhnlichen Getreidekorn schlummernde Getreidekeim, der bisher bei der Vermahlung in den Mühlen in die Kleie ging. Der Nahrungsmittelchemiker Dr. Volkmar Klopfer hat schon im Jahre 1911 auf die große Bedeutung der schlummernden Getreidekeime für die menschliche Ernährung und für die Wichtigkeit der daraus hergestellten Kräftigungsmittel für in der Ernährung Zurückgebliebene, nervöse, blutarme Erwachsene, werdende und stillende Mütter, sowie in der Entwicklung gehemmte Kinder hingewiesen. In den Therapeutischen Monatsheften hat der größte Kenner der Stoffwechselkrankheiten, Herr Geheimrat Prof. Dr. von Noorden, umfangreiche Erfahrungen mit schlummernden Getreidekeimen als Nährmittel veröffentlicht. Auch andere bedeutende Forscher haben den ungeheuren Wert dieses Eiweiß-, Kalk- und Phosphorspeichers erkannt.

Wer sich näher für dieses wichtige Ernährungsgebiet interessiert, erhält kosten- und postgeldfrei von Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, die gesamten wissenschaftlichen Arbeiten zugesandt, die von Ernährungsforschern und Ärzten veröffentlicht worden sind.

Materna, nach Deutschem Reichspatentverfahren nur aus schlummernden Getreidekeimen gewonnenes, natürliches, phosphorreiches Kräftigungsmittel, ist das billigste Nährmittel, das sich auf dem Markte befindet; ½ Pfund kostet Mk. 3,00, in Apotheken und einschlägigen Geschäften zu haben.

Für Säuglinge, die aus irgendwelchen Gründen nicht gestillt werden können, verwende man als nährsalzreichen Milchzusatz Dr. Klopfer-Kindernahrung, die aus Hafer und schlummernden Getreidekeimen als eiweiß-, kalk- und phosphorführende Bestandteile hergestellt wird. Preis ½ Pfund Mk. 3,00.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 38

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Beschaulichkeit. Radierung von Alex Eckener.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Co... by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Le... 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (11. Fortsetzung) . . . . . Seite 617
Einsame Birke. Radierung von Hanna Müller-Fürer . . . . . „ 617
Aufbruch nach einer Veteranenversammlung. Gemälde von Erich Mattschaß „ 619
Otto Speckter. Von Konrad Ekert. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 621
Wie steht's um den Christenglauben? Von Georg Steinberg . . . . . „ 623
Das Wurzelmännlein. Ein Märchen. Von Friedrich Hussong. Mit Federzeichnungen von Walter Wellenstein. (Schluß) . . . . . „ 625
Die Bewegung der Erde als Energiequelle. Von Georg Wutke . . . . . Seite 628
Das moderne Siedlungswesen. I. Der Kulturgedanke des Siedlungswesens. Von Curt Bauer . . . . . „ 629
Spätsommer. Gedicht von Franz Graetzer . . . . . „ 630
Resignation. Gedicht von Hans Erich Winckler . . . . . „ 630
Die Welt der Frau: Was die Mode bringt. . . . . „ 631
Die Mutter singt. Skizze von Hedwig Forstreuter . . . . . „ 631

WOLLGARN.

Schwanen-Häkelgarne
Schwanen-Strickgarne
Schwanen-Tapisseriegarne

sind im Herbst wieder in allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Fabrik: Sächs. Wollgarnfabrik A.-G.
vorm. Tittel & Krüger Leipzig-Plagwitz

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen. **Dannenberg,** Imker, **Zernsdorf** 7 (i. d. M.)

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

NÄHR- und KRAFT = MITTEL
Preis: pro Karton M. 6.–
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co, HAMBURG 19

Zucker
garantiert rein, in Postpaketen à 9 Pfund netto, erhalten Sie franko zollfrei als
Liebesgabe
unter Wertpaket direkt aus Kopenhagen, wenn Sie Mark 112,50 sofort an meine Adresse einsenden.
O. E. Berck, Warnemünde
Import und Export
Po tscheckk. Nr. 35 517. Hamburg

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung** von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 6K.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Der einzige preiswerte **Sicherheits-Goldfüllfederhalter,** 14kar., M. 58.- portofrei. **„Dia" Versand-Abt., Berlin SW 47,** Hornstrasse 6.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.
Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5—8.

Suche für bald junge, einfache
Stütze
für kleinen Haushalt (2 Personen, 1 Kind) bei guter Beköstigung und Gehalt. **Frau Geißler, Hamburg 15,** Nagelsweg 19, I.

Suche ein einfach., bescheid. jung.
Mädchen als Jungfer,
Nähen, Servieren und persönliche Bedienung u. etwas Zimmerarbeit verlangt. Angebote und Photographie einsenden an
Frau Oberstleutnant Rupprecht, München, Leopoldstr. 16, I.

Stütze,
welche Kenntnisse in Küche, Hausarbeit u. Nähen hat, wird zum 1. 10. oder früher für Landhaushalt gesucht. Mädchen vorhanden. Angebote mit Bild u. Gehaltsanspr. an **Fr. Fabrikbes. K. Siebert, Swinemünde, Ostswine.**

Gesucht zum 1. Oktober **Kindergärtnerin 2. Klasse** für vier Kinder, 9, 8, 3, 1 Jahre. Zeugn., Gehaltsanspr., Bild an **Gräfin Eulenburg, Bednarken bei Döhlau,** Ostpreußen.

Möchte tiefveranlag. Herrn liebevolle, sorg. Gattin sein. Bin bald 36 J., gesund, ev., aus Akad.-Fam., gut aussch., sehr g. geist. Bild., aber besond. Veranlag. f. Hausw. u. Gart., kann kein Geld biet. (sp. einig. Verm.), aber frohe Arbeitskr. u. Fähigk., lieb. Heim z. schaff. Gute Ausst. Zuschr., nicht anonym, unter **U. 7611** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Sehr gebild. Witwe (Mecklenbg.), Anfang 30, gute Erscheinung, des Alleinseins müde, sucht älteren, gutsituierten Herrn kennen zu lernen zwecks späterer Ehe. Gefällige Offerten erbeten unter **F. 7600** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Neigungsehe w. bayr. Lehrerin, 30 J., ev., jugendl., angen. Aeußere, vorn. Char., f. wirtsch., m. sch. W. u. M.-Ausst., einig. bar, m. Herrn, a. l. v. Lehrberufe. Frdl. Zuschr. u. **T. 7583 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Schlicht. ges. Fräul., ev., best. Fam. u. Ruf, 31 J., 10 000 M., ers. gr., dankb. Wirkungskr. a. Frau ein. ernst., wirkl. gebild. Witw. u. tr. 2. Mutt. klein. Kind., erf. i. Haus u. Gart., Schneid., Säugl.-Pfl. erl. A. l. Kleinst. od. Land. Off. u. **P. 7625 A. Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68**

Alleinsteh., geb. Dame, 39, gut. Fam. u. tadell. Ruf, ang. Äuß., m. sch. Heim u. Erst. a. d. Lande, s. gebil. Lebensgef., 40-50, m. et. Barvm. od. Pens., b. wrkl. sonn. u. gemüt. Heim schätzt, a. s. nützl. beschäf. w. Zusch. m. Bild (ff. zur. !) u. **K. 7622 a. A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Katholischer Kaufmann, 36, wünscht Einheirat in Geschäft oder Unternehmen gleich welcher Art, auch nach außerhalb. Es kommen nur kath. Damen pass. Alt. i. Frage. Vermittl. d. Verm. angen. Off. erb. u. **S. 7582 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fabrikbesitzer
in Thüringen, 36 Jahre, 1,65 gr., ev., eigene Villa mit schöner Einr. u. Auto, wünscht die Bekanntschaft einer geb. Dame zw. sp. Heirat. Off. mit Bild unter **J. 7603** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** erbeten.

Damen aus **guten Kreisen,** welche
Ehe
mit **Fabrikbes., Direktoren, Akademikern, Rittergutsbesitz. usw.** wünschen, erhalten ständig **erstklassige Vorschläge** durch: **Frau Direktor Marga Evers, Dresden 96,** Lindenaustr. 8.

Heirat.
Jurist, Doktor, im westlich. Deutschland, kath., mit gutem Einkommen, von **sehr einnehmendem Aeußern** u. jugendl. schlank. Erscheinung, vierzigjähr., gemütvoll u. schönheitssinnig veranlagt, wünscht mit wirklich anmutiger u. stattlicher, kath. Dame in den zwanziger Jahren, die Bildung des Geistes u. Herzens besitzt, zwecks Eheschließung bekannt zu werden. Standesgemäß. Vermög. erwünscht. Diskretion beiderseits selbstverständl. Gef. Zuschriften mit wirklichkeitsgetreuem Bilde, das zurückgesandt wird, erbeten unter **S. 7609** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Kaufmann,
in gröss. Stadt Nordd., 35, evang., blond, 1,86 gr., in guten Verhältn. lebend, Witwer m. 2 niedl., wohlerzog. Kind. (2 u. 5), ersehnt, des Alleinseinsmüde, Wiederheirat. Erwünscht ist ansehnl., feingebild., vollschlanke Blondine, gesund. heiter, natürl., v. ausgeglichenem Wesen, linderlieb, m. Sinn f. Häuslichk. u. Natur. Str. Verschw. zugesichert u. verlangt. Gewerbsm. Verm. verbet. Ernstgem. Zuschr. m. Bild, w. zurückgef. wird, erbeten unter **R. 7608** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Fabrikant,
Ende 40er, mittelgroß, vermögend, von gutem Charakter, mit 16jähr. Sohn, möchte sich wieder verheiraten. Gebildete Damen ohne Anhang, welche Sinn für Häuslichkeit und alles Gute und Schöne haben, werden gebeten, Bild mit Angabe näherer Verhältnisse vertrauensvoll, nicht anonym, unter **B. G. 906** einzureichen an **Invalidendank, Leipzig.** Verschwiegenheit unter allen Umständen gesichert.

Der Treuring
löst für jeden die Frage n. d. ersehnt. Daseinsgefährten in vollkommenst. Weise. Verlangen Sie kostenfreie Briefzusendung unserer begeistert aufgenomm. Broschüre: „Lebenskameraden". — **Treuringverl., Berlin, Schellingst. 9b.**

Jung. Kaufm., 26 J., a. best. Fam., schl., eleg. Ersch. (ehem. Offiz.), intellig. u. strebs., sucht zw. **Heirat** junge, gebild. vermög. Dame v. tadell. Ruf u. heit. Char., Berlin. bervorzugt, Einheirat in Geschäft erwünscht. Angebote m. Phot. u. Darleg. d. Vermögensverh. unter **W. 3307** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, Str. Diskr.**

Geb. Beamter, Vorort, Geb. 20 000, etw. Verm., Wtw., 51, g. Ersch., musik., 3 nette berufst. K., w. m. gemütv., anf., wirtsch., alleinst. D. Briefw. zw. Heirat. Zuschr. **D. 3311** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund??
Der L.-B. bietet Gelegenheit, f. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

Südamerika.
Akadem., Dreißiger, gutsit., stattl. Ersch., w. Bek. jung. Dame zwecks Heirat. Soll sein ansehnl., schlank, feingebildet, evang., gesund, natürl. u. sonnig i. Wesen, häusl., aber nicht Hausklavin. Etwas Verm. erw., aber nicht Hauptsache. Zuschr. mit Bild unt. **G. 3485** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Schöne, volle Figur

erhält jede Dame durch **Plastosan.** Verlangen Sie sofort ein Probepäckchen nebst Beschreibung: Die Hygiene der plastischen Schönheit durch Pflege, Stärkung und Vergrößerung der Körperformen, **gratis** gegen Einsendung einer 40-Pfennig-Marke für Porto von **Frau Elisabeth Schwarz, Berlin SW 68.** Abt. 6.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 11.50. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Ueberall zu haben!!
Ausgezeichnet
wirkt Margonal-Hausalbe (ges. gesch.). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein, auch Wund. b. Kind. u. off. Frostwund. Originalkrüge zu M. 3.-, 5.50, 7.50. **Margonal Comp. 60, Berlin SW 29.** Preisl. grat.

Vermischtes

Feingeb. Dame, 35 Jhr., angen. Aeuß., tadell. Vergangenh., wirtsch. äußerst tücht., sehr kinderl., möchte Witw. i. gut. Verh. kenn. lern., u. ihm tr. Gefährt. u. s. Kind. lbv. Pflegem. z. s. Off. u. **A. 7587 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68**

Nebenverdienst
bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Digitized by Google

Nr. 38

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

11. Fortsetzung.

Etta war gleich Feuer und Flamme für den Segelausflug. Sie zeigte größte Lust. Sie blickte ihren Gatten an, der stumm vor sich niederschaute.

„Ich sehe wohl ein, verzichten zu müssen“, sagte sie. „Der Deich ist mir, sozusagen, verboten.“

„Der Deich — dir verboten? Etta, übertreib nicht!“

„Nun, wenigstens hab' ich die Freude an ihm verloren. Ich sitze nie mehr dort oben — auf der Bank mit dem freien Blick.“

„Deine Sache“, erwiderte Reimer kurz und vielleicht kürzer, als er es gewollt hatte.

„Wollen wir?“ fragte der Gast verlegen und blickte unsicher bald auf den Herrn des Hauses, bald auf dessen schöne, blasse Frau.

„Nein,“ sagte Etta plötzlich, „wir wollen nicht. Ich muß danken.“

Reimer hob den Blick. Er sah seine Frau an, beinahe heiter. Als der Gast gegangen war: „Etta, wenn du mir und deinen Kindern dies angetan hättest! Die Luhnenplate — schon einmal ist sie dem Haus Bojunga zur Stätte des Unheils geworden. Etta, ich habe seitdem nie wieder die Weser mit einem Segelboot befahren. Von dir ein gleiches zu fordern, ist freilich viel verlangt. Ich erlege dir ein Opfer auf. Ich dachte dabei an dich, die Kinder und —“

„Nun — Reimer?“

„Nun — in erster Linie an mich — Frau Etta . . .“

„Du Lieber! Du Süßer!“

Reimer erwehrte sich erschrokken ihrer wild-leidenschaftlichen Liebkosung. „Die Kinder! Der Junge — Etta, du bist immer noch wie die Windsbraut.“ — —

Bereits in seinem vierten Jahr begann Etta, Hajo, der gern mit den Fingern die Tasten des Klaviers berührte und dazu die klare Stimme versuchte, regelmäßig Unterricht zu erteilen. Die Begabung des kleinen Musikers war unverkennbar. So ließ der Vater es geschehen. Aber er zeigte sich wenig erbaut davon, daß Etta ausgesucht die Stunde nach Mittag — selbst Sonntags — wenn der Hausherr zugegen war und zu ruhen liebte, dafür angesetzt hatte.

Dann pflegte die Mutter dem Vater manchmal ihren Zweiten lachend über den Kopf hinweg auf die Brust zu setzen und zu rufen: „Da — nimm ihn. Das ist deiner.“

Edo war im Gegensatz zu seinem Bruder klein geblieben, lief daher immer noch im Röckchen und zeigte sich ganz unmusikalisch.

„Ja, laß ihn mir nur“, pflegte Reimer dann gutwillig zu sagen. „Edo ist ja meiner.“ Aber ehrlichen Herzens war es, was Etta wohl erkannte, der andere — viel mehr.

Das Kind saß still seinem Vater zu Füßen, las, ohne lesen zu können, in einem Bilderbuch, nur, um den Ruhenden nicht zu stören, und trug ihm hernach Steine und Schneckenhäuschen zu, die es in den Graftbüschen suchte, nie Blumen, weil diese zu pflücken ja nicht erlaubt war. Schenken war Klein-Edos ganze Freude. Dann ging ein Glanz über sein Gesicht mit der Stumpfnase, daß man gar meinen konnte, es sei schön.

Frau Etta hatte sich fest vorgenommen, Hajo im Lesen, Schreiben und Rechnen den grundlegenden Unterricht selbst zu erteilen.

Aber Hajo, der in fast anbetender Verehrung an seiner schönen und gegen ihn durchaus nicht weichlichen Mutter hing, zeigte sich wenig erfreut, sein Leben, wenn auch nur für wenige Tagesstunden, von Garten und Tenne in Vaters Studierstube verlegen zu sollen, um unter der Mutter Zucht Buchstaben auf die Tafel zu malen.

Einsame Birke. Radierung von Hanna Müller-Fürer.

Digitized by Google

„Ach was. Gefackelt wird nicht!"

Aber Klein-Hajo entwich und versteckte sich in den Heumassen des Gulfs. Um Mittag mußte ihn der Vater erst mit Gewalt die lange Leiter herab- und zur Mutter zurückholen.

Die war derweilen durch ihren Rosengarten nach der Graft hinabgegangen, hatte sich einen Stock aus dem Hasel geschnitten und ihn neben die Schiefertafel auf den Tisch gelegt.

‚Ob sie es tun wird?' fragte sich Reimer.

Nein, Etta tat's nicht. „Nur für alle Fälle!" erklärte sie. „Nur, damit er ihn dort liegen sieht."

Friedlich verlief Frau Etta Bojungas Unterricht.

Der Gatte und Vater staunte. Willig schaute der große, starke Junge zu seiner Mutter auf. Er las ihr alles — jede Bitte, jedes Wort von Aug' und Lippe ab.

Bei trockenem Wetter erteilte Frau Etta ihren Unterricht gern im Garten. Dann saß Klein-Edo mit ihr und Hajo am weißen Tisch unter den Akazien, meist mit seinem Bilderbuch, und wünschte sich, daß er so alt sei wie Hajo.

Der Garten und der Unterricht blühten beide zu ihrer Schöpferin Freude. Von nun an kannte Frau Etta keinen Wunsch mehr nach anderer Arbeit und Zerstreuung. Sie hatte ihren stillen Wirkungskreis gefunden. Hier in der Enge erträumte Frau Etta sich jetzt eine Ewigkeit in Gemeinschaft mit dem Gatten.

Blaue Wolken, ganze Wellenberge duftender Syringen um die Maien, die Frau Ettas Sinn in Träume hüllten. Und mit dem Flieder die leuchtende Farbenpracht von Goldregen, Rotdorn und Schneeballen.

Im Juni die Rosen. Rote Kremser als Ehrenbogen über und neben den Steigen der Graft. Von dem alten, löcherigen Weißbuchenzaun kaum mehr ein Blatt zu erkennen. An ihm empor bunte Kappern- und Bohnenblüten mit Schmetterlingen und schillernd in allen Farben.

Ja, und dann erst im Hochsommer! Das wirre Gemisch betäubender, sinnberückender Düfte von Goldlack, Heliotrop, Reseda und Levkoje. Der zarte, giftig-süße Zauberruch der Oleander und Kapitän von der Hellens tropischer Mimulus-Moschusduft, Ruch des Todes wie von Blumen- und Menschenleichen, dem Dr. Bojunga vergeblich immer wieder zu entfliehen suchte und den Frau Etta doch so über alles liebte!

Die Zauberin des Gartens hatte gehalten, was sie dem einstigen Pfleger der Versuchsbeete bei Empfang seines Geschenkes gelobt. Auch Dr. Reimer Bojunga zeigte sich überwältigt von der sommerlichen Schönheit einer Welt, die seine Kindheit nicht gekannt hatte.

Von weitem kamen die Blumen- und Gartenfreunde, um den farbigen Zauber in Frau Ettas Schöpfung zu sehen. Aber die hohe, blasse Frau mit der dunklen Haarkrone ließ nur selten Gäste bei sich ein. Sie wollte die Welt nicht mehr. Sie hatte sie gesucht, aber war unverstanden von ihr zurückgestoßen worden. Sie hatte von den Menschen genug.

In diesem Sommer trat Frau Etta an den Gatten mit einem neuen Wunsch heran. Er war im Vergleich zu allem, was ihm an Wünschen vorausgegangen war, höchst bescheiden. Trotzdem fand er nicht Reimers Billigung.

Frau Etta wünschte sich eine Bank im Grund jenseit der Graft am Ufer der Braken, jener rohrumsponnenen Weiher, deren Frosch- und Unkengequarre allabendlich zu ihr herüberdrang, ein Konzert, musikalisch fein wie nur eins und nur selten untermischt von dem dumpfen, unheimlichen Geschnarr der Rohrdommel.

„Warum gerade dies? Du hast doch den Garten. Du hast die Bank an der Heerstraße, wo wieder mal ein Bohnenfeld blüht. Und du kannst auch Mutters Deichsitz mit den Kindern aufsuchen, wo die gesundeste Luft weht. An den Braken ist es feucht, und in nassen Jahren wird man sich dort leicht Fieber holen."

„Ich habe verzichtet, als Kapitän von der Hellen mich zur Segelfahrt einlud. Dafür danktest du mir und sagtest: ‚Wünsch' dir was, Etta!'"

„Ja, ich sehe, du hast ein fabelhaftes Gedächtnis", erwiderte Reimer, schon unsicher im Ton.

„Auf der Deichbank sitz' ich nie mehr. Da gespenstert's am lichten Tag", rief Frau Etta. „Da sehe ich —"

„Was du da siehst, will ich nicht wissen. Laß die Meinen aus dem Spiel, Etta! Du bist eifersüchtig auf meine Erinnerungen. Laß sie mir. Berühr' mir nicht die Toten!" Der erzürnte Sprecher nestelte am Ringfinger der Linken. „Gut, du sollst deinen Willen haben!"

„Reimer!"

„Nun — hast du noch Wünsche?"

„Reimer, so fragst du? Hast du mir nichts mehr zu sagen? Die Bohnenblüte. Daran hast also auch du wieder gedacht! Deine üppigen Felder stehen dir wohl deutlicher vor Augen als — ja, als ich, deine Frau? Gut, ich seh' an deinem Erröten, es fällt dir glücklich doch noch ein andres ein: um Bohnenblüte unsere Verlobungsfeier! Reimer, heute zum siebenten Mal, und bald jährt sich auch wieder unser Hochzeitstag!" Etta bot ihrem Gatten die Hand. Ihr Händedruck war immer fest. „Siebenjähriger Krieg ist nun gewesen. Reimer, ich habe mich dir gegenüber oft heftig gezeigt. Du hast auch durch mich gelitten — bisweilen! Aber letzthin ist es, denke ich, ruhiger um uns geworden. Reimer, mein Mann, Vater meiner Kinder, du bist und bleibst — mein alles!"

„Etta, daß du mich erst daran erinnern mußtest! Verzeih — ach, Gott, ja — verzeih. Gewiß, es ist letzthin stiller um uns geworden — geruhiger. Zu deinem und meinem Heil. Nimm es als Gutwetterzeichen. Ich danke dir. Ich danke dir immer wieder für meine Kinder, die uns auch immer wieder zusammenführen werden, wenn deine und meine Natur aufeinanderplatzen müssen, ja, müssen, Etta. Deine und meine Schuld ist's nicht. Meine heutige Unterlassungssünde tut mir leid!"

„Mein Hochzeitsgeschenk hab' ich von dir im voraus erhalten. Es sei die Bank. Und ich" — sie fiel ihm um den Hals — „nein, sträub' dich nicht gegen die Wildheit meiner Küsse! Denn heftig ist und bleibt meine Liebe zu dir, Reimer, ich — ich liebe dich — bis in alle Ewigkeit!"

In den frühen Morgenstunden durfte der Garten von niemand außer seiner Herrin betreten werden. Frau Etta erging sich, ihren Leib zu stählen, nur mit einem Luftbadgewand und Sandalen angetan, zwischen den Blumenbeeten.

Gegen Mittag sprangen ihre Knaben herzu. Hajo in Badehose. Klein Edo völlig nackt. Und Frau Ettas sommerliche Lichtgestalt erschien bald unter den blaugrünen Eschen und Erlen der Graft. Wie die Sommergöttin selbst. Sie hielt Ausschau nach ihren Knaben, die drüben in der Beet, die in der Nähe der Braken ihren Weg nach der Weser nimmt, badeten und auf der Wiese umhersprangen. Dann stand sie, die Augen mit der Rechten gegen die Sonnenstrahlen beschattend, und sah von fern dem jauchzenden Leben zu. Sie genoß das Sommerbild mit den hell schimmernden Gestalten ihrer Jungen.

Manchmal trat sie auch aus dem Dunkel der Bäume hervor, wandelte ihren Lieblingen entgegen und hob sie zu sich empor, erst den einen, dann den andern. Sie trug den Kleinen bis ans Haus, die Beinchen dabei um sich schlingend, zärtlich mit den Fingern über die rundlichen Glieder tastend und sich aller Schönheit des jungen Leibes freuend.

Und der Sommer blieb heiß. Etta konnte die Brakenbank nutzen. Meist allein, mit einem Buch und mit dem treuen Jagdhund als Begleiter. Denn Hajo spielte in der Freizeit schon lieber auf dem Hof, wo größere Knaben waren, und Klein-Edo schien Etta, weil sein Vater ängstlich war, besser im Garten aufgehoben.

Allein — träumend — lesend und kaum noch neue Pläne schmiedend, so saß Frau Etta auf ihrem Hochsommersitz im siebenten Jahr ihrer Ehe! Aber sie dachte letzthin gern zurück an die Zeit in Frisko — an die kleine blonde Schwester, die immer noch nicht nach Deutschland zu Besuch

Digitized by Google

gekommen war. Schon Leiterin einer Abteilung des Stifts! Doch in einem ihrer letzten Briefe hatte Emma dem Vater geschrieben, ihm vielleicht bald eine Überraschung bereiten zu dürfen. Keine Verlobung. Die komme bei ihr nicht in Frage.

Das Buch war Frau Ettas Hand entsunken. Sie mußte wohl eingenickt gewesen sein und schön geträumt haben. Denn nur langsam kam sie zu sich in die Wirklichkeit zurück . . . sie saß auf ihrer Bank an den Braken. Dort, von drüben her, hatten sie Stimmen hell — jubelnd gerufen.

Und richtig — um die Ecke des Rohrfeldes schoß Hajo, die Mütze schwenkend, flog ihr stürmisch um den Hals und verkündigte: „Sie kommen — sie kommen schon! Sieh, da sind sie! Vater und Großvater und — Mutter, rat — ja, rat einmal: Tante Emmchen aus Frisko!“

Eine mittelgroße Gestalt in dunklem Kleid löste sich langsam von ihrem Begleiter und kam plötzlich schneller heran.

Etta war aufgesprungen. Sie stand regungslos, hoch aufgerichtet in ihrem weißen Kaschmirkleid.

„Liebe Schwester Etta, kennst du mich denn gar nicht mehr?“

Da begann die helle Gestalt sich von neuem zu beleben. Ein Zittern freudiger Erregung befiel Frau Etta. „Mädchen, Mädchen — Kind!“ rief sie. „Da bist du wirklich! Meine kleine Emma, mein Immchen —“

„Ja, ja — da bin ich! Nur größer! Vielleicht auch ein bißchen ernster! Gar nicht mehr so schüchtern wie früher! Das wirst du bald sehen! Aber die Hauptsache — wir haben uns wieder, Etta — Etta!“

Lange lagen die Schwestern einander in den Armen.

Inzwischen war auch Reimer herangekommen. Er stand wortlos neben den beiden, die sich drückten und küßten.

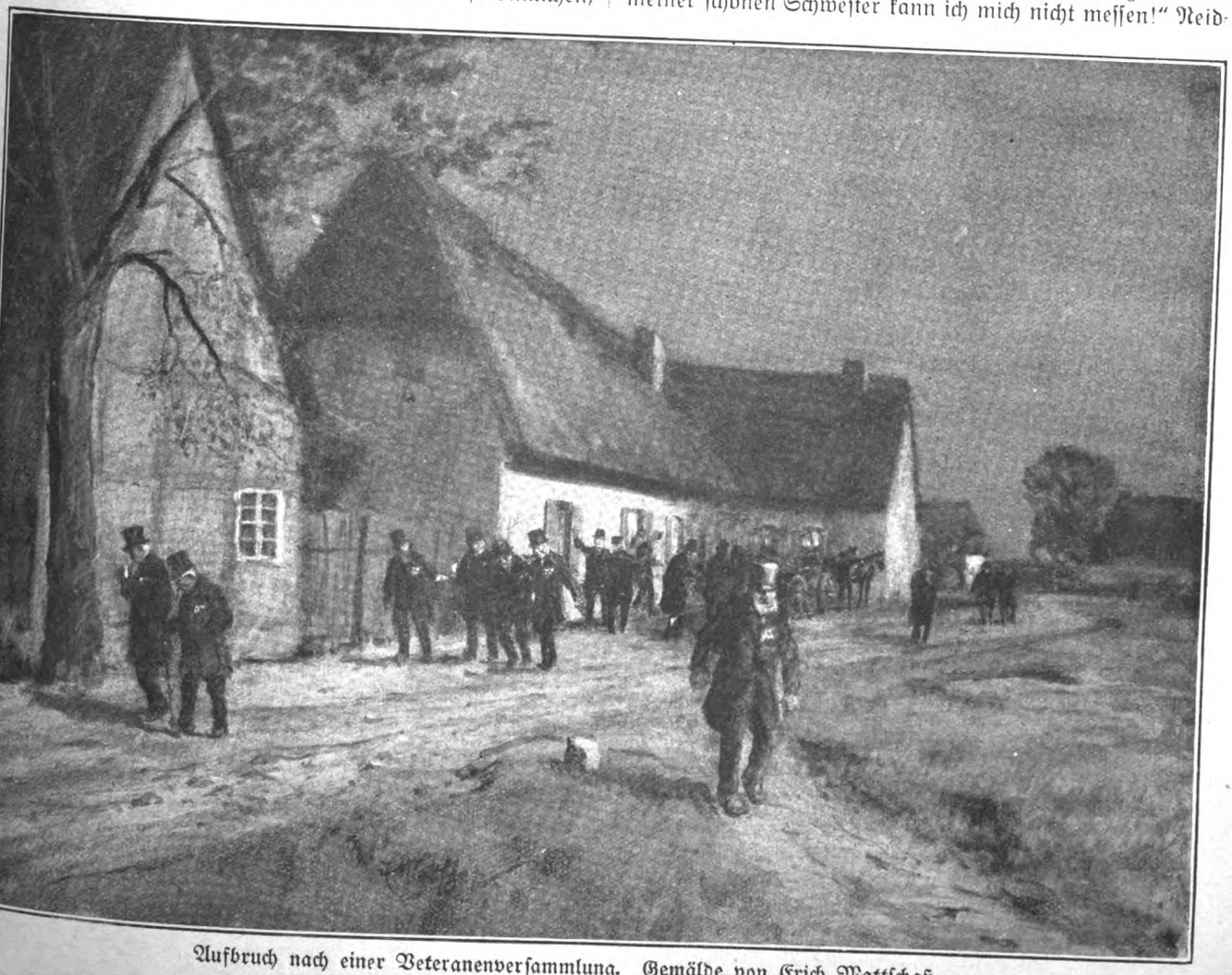
Plötzlich sah Etta auf, erkannte den Gatten unmittelbar neben sich und sah ihn scharf an. „Das ist Emmchen, unsre Imme“, sagte sie wie zur Erklärung und in einer fühlbar verlegenen Zurückhaltung, die ihr fremd stand.

„Allerdings —“ erwiderte der Gatte, gezwungen auflachend. „Das weiß ich nun so bei kleinem auch schon! Zu spät aufgestanden! Hast die Ankunft auf dem Hof verpaßt und hier Frösche gefangen. Mich hat man glücklicherweise rufen können, denn Hajo spielte mit den Jungen auf der Brücke, als die alte Mietskarrete dicht vor dem Hoftor das Rad verlor. Ganz Schwiegerpapa! Warum den schlechten, teuren Mietswagen? Hätte doch die Bahn benutzen oder mir einen Boten nach der Molkerei senden können! Dann hätte unser Wagen die Gäste abgeholt! Aber alles muß amerikanisch sein. Immer Überraschungen! Na — die Überraschung ist ja für dich nun auch noch glücklich gewesen! Drüben in der hochstehenden Wiese stöhnt Papa über die Hitze und schilt auf deine Idee, die er verrückt nennt, hier bei den Braken ein Wigwam aufzuschlagen, während drüben im Garten die Blumen verblühen und es unter den Graftbäumen schön kühl ist! Na, ich stimme ihm bei und — na, und was nun, Etta?“

„Zunächst Papa begrußen!“ entschied Etta, streifte noch einmal, wie prüfend, das jetzt völlig ruhig dreinschauende Gesicht des Gatten und dachte: Schade, ich wäre bei der ersten Begrüßung dieser beiden zu gern zugegen gewesen . . „Komm, Emmchen!“ rief sie, während sie den Arm der Schwester durch den ihren zog und die kleine, sonnverbrannte Hand zärtlich druckte. „Reimer, wie hast du denn unsre Kleine gefunden?“

„Nun, wie sollt' ich denn anders als — na, hm, bei so kurzem Beisammensein! Wir werden uns doch erst, wenn wir da drüben im Haus —“

„Sag' nur: Bin enttäuscht gewesen, Schwager! Mit meiner schönen Schwester kann ich mich nicht messen!“ Neid-



Aufbruch nach einer Veteranenversammlung. Gemälde von Erich Mattschaß.

Digitized by Google

los klangen die Worte. Und neidlos blickten die Augen der kleinen Blonden zu der Dunklen empor. „Ja, doch — doch, Schwager, bitter enttäuscht! Du warst sogar für Augenblicke ganz blaß. Denn jetzt hast du viel lebhaftere Farben."

Etta zuckte die Hand.

„Ach, liebe, alte Mama — ja, ja, das bist du mir früher gewesen! — kann dein Reimer mich denn gleich nett finden? Kennt mich noch gar nicht! Aber ich hoffe, wir werden uns schon miteinander vertragen! Und dann deine prächtigen Knaben!"

Die Tante machte sich frei und nahm Hajo in die Arme. „Hab' dir auch was aus Amerika mitgebracht. Eine ganze Indianerausrüstung!" Da war der Jubel laut.

„Und der kleine Edo," berichtete die Tante, „wie gern wär' er mit durch die Wiese gesprungen! Doch sein Vater litt's nicht bei der Bruthitze. Höchst verständig! Ja, euer Zweiter sieht zart aus! Aber — so leicht täusche ich mich nicht — den Jungen kriegt ihr durch! Schaut viel zu klar und lebensfroh aus den Augen!"

„Nimm dich seiner nur ein bißchen an", warf Reimer ein. „Hajo wird ihm von der Mutter vorgezogen."

„Eine Mutter macht darin keinen Unterschied", bestritt Frau Etta.

Dann erfolgte die Begrüßung des Kapitäns. Und die Freude über seine Überraschung gab sich nun allseitig herzlich und ungezwungen.

Die erste Berührung mit ihr — überstanden, sagte sich Reimer. Die Ähnlichkeit zwischen Emma und Imme liegt nicht nur in den Namen — wahrlich nicht! Aber der Blick der lebenden Imme ist — gottlob — anders als der meiner Toten! Emma hat einen dunklen Fleck in dem einen und einen hellen in dem andern Auge, ähnlich der lichtern Schattierung in den dunklen Augen meiner Frau. Es ist so sinnfällig, daß ich's auf den ersten Blick hin entdecken mußte. Auch gibt sich ihre Sprache anders. Sie ähnelt der Ettas, nur, daß sich bei Etta schon das Fremde mehr abgeschliffen hat.

Im Haus angelangt, konnte man bald zu Tisch gehen. Da nahm Reimer, der die Schwägerin zur Rechten neben sich hatte, auch einen rötlichen Schimmer im Haar seiner Nachbarin wahr, den die verstorbene Imme nicht gehabt hatte. Wie vieles zeigte sich an der Lebenden anders, als er es dem Bilde nach erwartet hatte! Gottlob! Er wollte mit Emma Osterloh schon fertig werden! Heiter nahm er die Unterhaltung mit ihr auf, stieß sein Glas zum Willkommen an das ihre und sah seine Gattin dabei an. Die Schatten, die er unter dem Licht der Wiesensonne in Ettas Gesicht glaubte entdeckt zu haben, waren auf jeden Fall gewichen. Etta sah beinahe strahlend glücklich aus. Sie winkte ihm zu und achtete offenbar weniger angespannt auf jedes Wort, das zwischen ihm und seiner Nachbarin gewechselt wurde.

Emma gab sich hier nicht mehr so lebhaft wie zuvor bei ihrer ersten stürmischen Begrüßung mit der Schwester. Sie schien Reimer sogar außergewöhnlich ruhigen Geblüts. Erst da sie ihm und Etta von der Reise und von den Gründen ihrer plötzlichen Abfahrt zu erzählen begann, belebten sich wieder ihre Züge. Was sie zu sagen hatte, klang sachlich und bestimmt, so daß Etta erstaunt auf ihr früheres Sorgenkind blickte.

„Frau Oberin ist von Bord sofort nach Berlin weitergereist. Ich werde ihr in Kürze folgen, um die hygienischen Vorlesungen zu hören. Auch will ich mich in der Wochenpflege noch mehr ausbilden. Dabei ist mir völlige Bewegungsfreiheit zugesichert. Was ich nach Beendigung meines Studiums in Deutschland beginnen werde, soll sich finden. Vorderhand bin ich zufrieden, einige Tage und Wochen bei Papa und bei euch zu sein. Ich will freilich niemand durch meine Anwesenheit stören! Gehe auch in meinem Dabeisein jeder seinen Pflichten nach!"

„Ich sehe, du bist meiner mütterlichen Fürsorge längst entschlüpft", stellte Etta fest. „Ich staune über die Veränderung deines Wesens!"

„Ja, das Leben hat mich ernst gestimmt. Der Verkehr mit meinen Kranken gab mir die erwünschte Sicherheit. Ich bin glücklich, selbständig zu sein. Trotzdem werde ich mich von dir, liebe Etta, herzlich gern wieder ein bißchen verziehen lassen, — wenn es dir Spaß macht und auch Schwager Reimer nichts dagegen hat."

Der Hausherr schwieg und sah vor sich auf den Teller.

Etta wartete. Ihr Gatte sollte sprechen.

Da er aber hartnäckig blieb und keine Einladung an die Schwägerin, wie Etta doch bestimmt erwartet hatte, ergehen ließ, übernahm sie es. „Mein Reimer ist nicht immer höflich", sagte sie. „Ein lieber Butjadinger Bauersmann und sinnierlicher Gelehrter! Er hätte dich jetzt fragen müssen: ‚Willst du nicht gleich ein paar Tage zu uns kommen?' Ich springe daher für ihn ein. Sag' — Immchen, willst du?"

„Zunächst laßt m i r meine kleine Deern! Ihr habt e u c h ! Ich hab' niemand", knurrte Papa Kapitän. „Kann gern alle Tage nachmittags oder auch schon früh zu euch 'rauskommen! Ich liebe die Fahrten bei der Hitze nicht. Kinder, ich glaube, mein Herz hat gelitten."

Emma unterhielt sich mit den Jungen. „Tüchtig will ich mich mit euch tummeln", sagte sie. „Alles sollt ihr mir hernach zeigen."

„Mutter spielt nie mit uns! Bei der muß ich immer lernen!" rief Hajo vom Tischende her.

„Spiele ich nicht Klavier mit dir, Hajo, du Schlingel?"

„Das — ja, aber nicht Kriegen und so was!"

„Schade", bedauerte die Tante. „Es wird wohl so sein, wie's Hajo behauptet! Eigentlich gespielt hast du auch mit mir nie, Etta. Es lag dir nicht. Anderes dafür um so mehr. Sieh dort den herrlichen Blumengarten. Sicher dein Werk. Schönheitssinn und Farbenliebe waren immer deine Stärke. Drüben rühmt man's dir heute noch nach." Voll Bewunderung hingen die Blicke der freundlichen Blonden an Ettas ausgeschnittener Taille, ihrem blendend weißen Hals und dem roten Gestein an feiner Goldkette. „Du bist Königin. Ich bin — ja, was bin ich denn eigentlich? Ein schlichter, stiller und hoffentlich guter Geist für alle!"

Reimer blickte auf und sah die Schwägerin an. ‚Ein schlichter, stiller und freundlicher Geist für alle', wiederholte er bei sich. ‚So war Imme Lübben auch. Wie grundverschieden sind doch die beiden Schwestern, die sich da einander gegenübersitzen!'

„Reimer, woran denkst du?" forschte Etta.

„An dich!" Damit log der Gatte nicht. Er lächelte, hob die Tafel auf und gab Etta einen Kuß auf die Stirn. — —

Die nächsten Wochen brachten den amerikanischen Gast fast täglich ins Bojungasche Haus. Die Kinder genossen. Und Frau Etta nicht minder. Schwester Emma war, genauer besehen, doch ganz das liebe Blondchen geblieben.

Reimer, der während der Besuchszeit der Schwägerin geschäftlich und auch durch den Freund Kreistierarzt mehrfach stark in Anspruch genommen wurde, sah den Gast meist nur des Sonntags. Dann saß er gern in „Tante Emmas" Gesellschaft. Denn seine kleine blonde Schwägerin ging reger, als er erwartet hatte, auf alle seine Ausführungen ein, die er ihr über die Landwirtschaft, im besonderen über sein Vieh machte. Einmal begleitete sie ihn sogar zu Wagen in die Nachbarschaft, wo sie der Wochenstall einer Stute anzog, was Etta stark mißbilligte. Aber Schwester Emma schien sich genau darüber klar zu sein, was sie wollte und was sich für eine Krankenschwester schickte.

„Liebe Etta, das verstehst du nicht! Es schlägt in mein Fach!"

Reimer nannte die blonde Schwester mit Vorliebe „Schwägerin", selten „Emma", nie „Immchen" oder „Imme". „Laß diesen Kosenamen, Etta. Ich bitte dich. Ich finde, für deine ernste Schwester paßt ‚Emma'!"

„So ernst ist sie gar nicht! Das glaubst du ja selbst nicht!"

„Dann unterlaß es trotzdem!"

Digitized by Google

Etta schüttelte den Kopf, tat es von nun an absichtlich alle Augenblicke und unterließ es selbst dann nicht, als Reimer drohte, in diesem Fall lieber hinauszugehen, was er schließlich tat.

„So ist er leider", klagte Etta. „Ich glaube, daß man die Frau seines Schwagers immer so genannt hat. An der hat er seinen Narren gefressen. Das hab' ich längst gemerkt und mich sogar in schlechten Stunden heimlich damit herumgequält. Nie erzählt er von ihr. Und dann, Emma, hast du seinen Silberring beachtet? Ich weiß, den hat er ganz bestimmt von ihr."

„Wenn er es dir nicht sagt, so laß ihn! Ich finde, dein Mann ist furchtbar gut. Er sieht dir ja alles von den Augen ab."

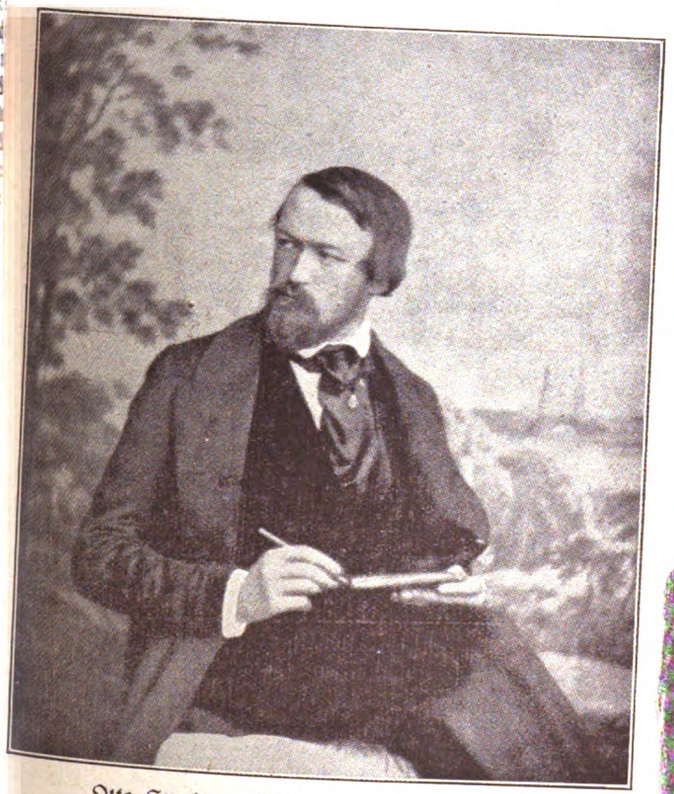
„So, findest du? "

„Gewiß. Du merkst es nicht. Du könntest gegen ihn viel zuvorkommender sein. Reimer hat dich arg — arg verwöhnt!"

(Fortsetzung folgt.)

Otto Speckter * Von Konrad Ekert.

Unsere Kinderbücher — ja, das waren eigentlich die unserer älteren Geschwister und die unserer Eltern. Es waren nicht viele. Ich weiß noch genau, wie sorgsam sie eingepackt und weggelegt worden waren, als mein älterer Bruder ihnen entwachsen war; und daß sie wieder ausgewickelt wurden, als ich groß genug war, sie in Gebrauch zu nehmen; und daß alles dies sich genau so wiederholte, wie es geschehen war, als mein Bruder groß genug für sie befunden worden war. Das waren die Bücher, die uns vorgelesen wurden und die wir dann selbst lesen durften. Aber es gab ein paar, die kamen gar nicht dazu, eingepackt zu werden; denn sie wurden ohne Unterbrechung gebraucht: das waren die, die Bilder hatten, und zu ihnen gehörten vor allem die Fabeln von Wilhelm Hey mit Otto Speckters Bildern — Speckters Fabeln, wie sie kurzweg hießen. Wenn ich heute daran zurückdenke, so muß ich gestehen, daß mir von den Worten Heys kaum etwas im Gedächtnis geblieben ist; aber die Bilder weiß ich noch fast alle. Denn sie gaben dem Büchlein erst das eigene Gepräge, das es von den andern Büchern unterschied. Es sah fast aus, als wären die Fabeln nach ihnen entstanden und nur die leise Untermalung dieser Zeichnungen. Die Haustiere, die unsere Gespielen waren, sahen wir nun mit ganz anderen Augen an. Wir wußten auf einmal, daß sie nicht dasselbe wie unsere Holzpferde und das andere Spielzeug waren, denen unsere Phantasie erst Leben und Wesen gab, sondern daß sie reden konnten und gut zu uns sein und ihren Schabernack mit uns treiben — kurz, daß es eigentlich Menschen waren, denen die Natur nur eine andere Gestalt und eine andere Sprache mitgegeben hatte. Wir verglichen die Bilder mit der Wirklichkeit und fanden bald an ihnen, bald an den Originalen etwas auszusetzen und fragten die Mutter, weshalb unsere Katze nicht die kleinen Vögel auffräße, und unsere Katze wäre doch weiß und hätte schwarze Flecken — ach, es gab soviel zu fragen . . . Wieder und wieder nahmen wir die Bücher vor und besahen die Bilder. Als wir lesen gelernt hatten, lasen wir wohl auch einmal den Text dazu, aber er versank bald wieder in die Tiefen kindlichen Vergessens, und nur die Bilder blieben unsere Begleiter.



Otto Speckter. Nach einer Photographie.

Die starke Welle sich immer erneuender Jugendeindrücke ging über Speckters Bilder hin. Doch sie tauchten immer wieder auf, wenn irgendeine Saite anklang . . „das sieht aus wie in dem kleinen Fabelbuch . ." Sie wurden mit den Jahren deutlicher und klarer, und groß war die Freude, als wir eines Tages unter vielen alten Büchern auch jene Fabeln fanden, mit all den Bildern, deren liebevolle Lebendigkeit so feste Eindrücke hinterlassen. Da kam gleichzeitig die Frage: Wie konnte es geschehen, daß man sie in den langen Jahren nie unter den Kinderbüchern der nächsten Generation, nicht einmal in den Buchläden gesehen? Ja, man überfütterte die Kinder mit absichtsvoll für sie zurechtgemachter Kunst, man glaubte reformieren zu müssen und übersah, daß gerade an Kinderbüchern ganz Vortreffliches vorhanden war. Mit vielen andern wurde auch Speckter in die Versenkung getan, man nahm sich gar nicht die Zeit, sich seine Bücher einmal gründlich anzusehen; und erst jetzt fängt man wieder an, sich seiner zu erinnern — zuletzt, nach all den andern um Richter und Schwind.

Das ist begreiflich — und auch wieder nicht begreiflich. Otto Speckter hat gar nichts Geklügeltes oder gesucht Einfaches in seiner Art. Wie bei allen großen Künstlern, nicht nur seiner Epoche, ist der Grundzug seiner Zeichnungen Meisterlichkeit, auch

Kupferstich aus dem „Gestiefelten Kater". Von Otto Speckter.

Digitized by Google

Der fliegende Koffer. Lithographie zu Andersens Märchen. Von Otto Speckter.

im engeren Sinne. Ihr Ausgang ist nicht allein gediegenes handwerkliches und künstlerisches Können, sondern vielfach das Handwerk selbst. Nicht die schlechtesten Künstler der Radiernadel sind vom einfachen Kupferstich hergekommen, und so hat auch Speckter einen ähnlichen Weg gemacht. Sein Vater war der Gründer und Besitzer der ersten lithographischen Anstalt in Hamburg, und schon in jungen Jahren wurde der 1807 geborene Otto vor einen harten Verzicht gestellt. Ein Familienstipendium, auf das er und sein älterer Bruder Erwin gleiches Anrecht hatten, trat er, nicht leichten Herzens zwar, auf den Wunsch der Seinen dem Bruder ab. Damit verschloß er sich den Weg in das freie Künstlertum; der Kreis seines Schaffens war ihm gesteckt. Mit voller Kraft nahm er sich des väterlichen Geschäfts an, dessen Seele er mehr und mehr wurde. Er scheute keine Art der Arbeit, und manche Alltäglichkeit, Weinkarten, Frachtbriefe, Notenumschläge, hat er in diesen Jahren gezeichnet. Auch die Reproduktion bekannter Gemälde zog er in seinen Arbeitskreis. Denn die eben erfundene Lithographie trat nun in Wettbewerb mit Kupferstich und Holzschnitt und brachte berühmte Bilder in billigen Blättern unter das Volk. Speckter zeichnete einige damals viel beliebte Bilder auf den Stein, und seine Arbeiten fanden beim Publikum starken Anklang. Eine gewisse Unbefriedigtheit lebt aber dennoch in ihm und ließ sich nicht bannen. „Obgleich es von Jugend auf mein Wunsch gewesen war, Maler zu werden, konnte ich durch die täglichen Arbeiten in der Steindruckerei nicht dazu gelangen, bis ich 1847 meine ersten Versuche bei Bottomley machte", schreibt er selbst.*) Aber ein glücklicher Zufall eröffnete ihm das Feld, das das eigentliche, bisher vielleicht nur dunkel geahnte Sondergebiet seiner Begabung werden sollte und das ihm die Gelegenheit bot, die von ihm erstrebte rein künstlerische Betätigung mit seinen handwerklichen Erfahrungen zu vereinen. 1832 trat der Verleger Friedrich Perthes an ihn mit der Bitte heran, die Fabeln des Pastors Wilhelm Hey zu illustrieren, und Otto Speckter nahm sich gern dieser Aufgabe an. So entstanden alle jene Bilder, die wir kennen und lieben, deren Gegenstand, dem Stoff entsprechend, hauptsächlich Tiere untereinander waren — eine kleine besondere und doch nicht enge Welt. In alle Sprachen wurden diese Fabeln dieser Bilder wegen übersetzt, und in Japan haben sie es sogar zum Schulbuch gebracht. Wohlgemerkt in Japan; in Deutschland hat es nur der eine oder andere Holz-

Holzschnitt aus den Fliegenden Blättern des Rauhen Hauses. Von Otto Speckter.

Heimkehrender Fischer. (Aus dem Quickborn.) Von Otto Speckter.

schnitt zur Aufnahme in die Fibel gebracht. Abgesehen von ein paar Bildern zu einigen literarisch weniger glücklichen Büchern bleiben als die Glanzpunkte Speckterschen Schaffens die Illustrationen zu Andersens Märchen, zum Gestiefelten Kater und zu Klaus Groths Quickborn. Andersen selbst war ein begeisterter Verehrer der Zeichnungen. Und über die Quickborn-Illustrationen schrieb Storm an Speckter: „Maler und Dichter ergänzen sich hier in seltener Weise, und oftmals geht der erstere über den letzteren hinaus und gibt die vollendete Darstellung des Stoffes, wo die Worte des Dichters nicht ausreichten, noch öfterer wetteifern beide an Tiefe und Innigkeit." In demselben Brief berichtet er auch über Adolph Menzels Freude an den Bildern Speckters: „Bald wurde der kleine schwarze Mann ganz Feuer und Flamme. Mehrmals nahm er das Buch und lief damit zu Kugler hin. ‚Seh'n Sie mal! Tausend ja! Wie das gemacht ist!'" Menzels Entzücken ist begreiflich. Heute, in einer Epoche einer gewissen Verwahrlosung handwerklichen Könnens, stehen wir wieder bewundernd vor dieser Sicherheit der Linien und der geschickten Behandlung der jeweiligen Technik, noch mehr aber vor der Ehrlichkeit und Schlichtheit des Ausdrucks. Speckters Bilder haben vielfach nicht die Gefälligkeit

*) „Otto Speckter." Von F. H. Ehmke, Furche-Verlag, Berlin 1920.

Digitized by Google

Hausmäuschen und Feldmäuschen.

und Leichtigkeit der Arbeiten Ludwig Richters, sie sind spröder und herber. Aber sie sind auch tiefer, und man spürt an jedem kleinsten der Bilder das Ringen um die volle Ausschöpfung des Stoffes. Wie ernst und gründlich er seine Aufgaben anfaßte, kann man daraus sehen, daß er, bevor er sich an die Quickborn-Arbeit machte, nach Holstein ging, um dort noch einmal tüchtig Land und Leute zu studieren. Kraftvoll und doch weich sind diese Bilder geworden, voll Wirklichkeit und doch umgeben von jenem Hauch tiefen Verstehens,

Eingangsbild zu Hanne Nüte.

der selbst Alltäglichkeiten ihre Nüchternheit nimmt. Dazu ein gesunder, ursprünglicher Humor, Leben, Bewegung, wie sie mancher vielleicht diesem Künstler der Beschaulichkeit kaum zugetraut hat. Und doch weisen schon die Märchenbilder vom Gestiefelten Kater und Andersen darauf hin. Ich wüßte keinen zu nennen, der die märchenhafte Unwirklichkeit des Fliegens — es ist die Andersen-Geschichte vom Fliegenden Koffer — so wundervoll getroffen hat wie Speckter; man spürt ordentlich, wie dem jungen Kaufmann der Wind um die Ohren pfeift und wie er sich mühsam festhalten muß, um nicht aus dem seltsamen Flugzeug herauszufallen. Den Maler hält mit diesen von ihm kongenial illustrierten Dichtern das gemeinsame Band der Liebe zum Kleinen, die sich doch nie ins Kleinliche verliert — die eben nie aus den Augen läßt, daß alle diese Kleinigkeiten Teile der unendlich reichen großen Natur sind. Sie alle zeigen in dem kleinen Ausschnitt, den sie geben, das Ganze; nicht aufdringlich-absichtlich, sondern mit der leisen Lehrhaftigkeit eines Erfahrenen, der dem Leser und Betrachter

Glückwunschkarte. Von Otto Speckter.

die Aufgabe erleichtern möchte. Es ist eine ganz große Kunst, diese Beschränkung auf den scheinbar so engen Kreis. Denn dieser Kreis ist ganz gefüllt, hier ist nichts leer geblieben, jeder kleinste Strich ist eingegeben von einer unendlichen Liebe zum Gegenstand und zur Darstellung — einer Liebe, die zu sich hinzwingt, die zu einer Konzentration zwingt, wie sie in dem Hasten unserer Zeit als eine Ruheinsel von manchem ersehnt wird.

1871 ist Speckter gestorben. Das Leben hatte ihm reiche Erfolge gebracht und ihn für den heroischen Verzicht seiner Jugend voll entschädigt. Einem scheinbar widerwärtigen und harten Schicksal, das den Künstler traf, verdankt es die Welt, daß ihr Kunstwerke von unvergänglichem Wert entstanden. Deutschland hat wenige Meister, die so urdeutsch in Ausdruck und Empfinden schufen, wenige, deren Werke so dafür bestimmt sind, der Jugend wieder und immer wieder schon ins Unbewußte hinein unzerstörbar den Begriff „Deutsch“ zu pflanzen und ihr den Sinn zu schärfen für im besten Sinne nationale Kunst. Sein Werk darf nicht wieder in Vergessenheit geraten!

Wie steht's um den Christenglauben? * Von Georg Steinberg.

Wie der einzelne Mensch, sinken auch ganze Völker ins Grab, sobald sie ihre Widerstandskraft gegen die Umwelt verloren haben. Schlägt jetzt diese Schicksalsstunde für die Deutschen? Fast scheint es so. Täglich kann man zwar noch die tröstliche Überzeugung in mehr oder minder kräftiger Form aussprechen hören: Wie auf 1806 ein 1813 folgte, so kommt auch nach 1918 der Tag der Erlösung. Oder: Ein Sechzigmillionenvolk ist noch niemals untergegangen. Oder: Bisher ist bei allem Drüber und Drunter am Ende stets das Vernünftige Sieger geblieben. Letzteres ist richtig, fragt sich nur, ob das Vernünftige ausgesucht das jetzige Deutschtum ist. Auf die sechzig Millionen dürfen wir nicht allzu fest pochen; denn es gingen andere Völker zugrunde, die einen viel größeren Anteil der Erdbevölkerung bedeuteten, und darunter gerade die größten Kulturvölker: Chaldäer, Ägypter, Römer, Goten, Azteken, und wie sie alle heißen.

Einen Vergleich mit Preußen vor hundert Jahren hält leider unser Volk nicht aus. Einziger Vergleichspunkt ist bisher nur der Zusammenbruch von 1806/7. Dagegen wie verschieden sind alle anderen Verhältnisse! Preußen war damals im wesentlichen ein Bauernvolk, das sich schließlich selbst ernähren konnte, im übrigen in England einen leistungsfähigen Helfer besaß, der an der Wiederaufrichtung arbeiten mußte, wenn er nicht selbst erliegen wollte. Heute ist das verstümmelte Deutschland ein Industriestaat, der sich nicht selbst zu ernähren vermag, eine durch mehr als vierzigjährigen Frieden und glanzvollen Aufstieg anspruchsvolle Fabrikbevölkerung besitzt und von Kräften regiert wird, die den Befähigungsnachweis überragenden Geistes noch nicht erbracht haben.

Macht ein großes Geschäftsunternehmen Bankerott, so kann es nur dann wieder hochkommen, wenn man all die Fehler ausschaltet, die den Zusammenbruch herbeiführten. Man muß überall größte Sparsamkeit üben, angestrengter arbeiten denn zuvor und bessere Fachleute an alle entscheidenden Posten stellen. Nach diesen Grundsätzen verfuhr man vor hundert Jahren — und jetzt? Was die damalige Zeit groß machte, war die allgemeine sittliche Erhebung. Stein, Arndt, Fichte, Schleiermacher, Körner und wie sie alle heißen, sie riefen die geistigen Kräfte auf den Plan und gaben ihnen vom Weltbürgertum die Richtung zum Vaterlande. Heute erleben wir mit Grauen den umgekehrten Vorgang. Ein tiefer Riß spaltet unser Volk in zwei und mehr Parteien, die einander nicht mehr verstehen und von denen die größte ihr Ideal in einem Völkerbunde sieht, der sich bisher nur mit der Zerstörung deutscher Kraft beschäftigt hat.

Noch schlimmer als all das ist aber die allgemeine sittliche Verwilderung, die wie eine Seuche das Volk erfaßt hat. Was gilt im früheren „Vaterlande der Treue“ Wahrheit, Ehre und Eigentum, was Ehe und Menschenleben? Ein krasser Materialismus, wie ihn Deutschland noch niemals gesehen hat, hat eine vollständige Verwirrung der Rechtsbegriffe gezeitigt. Schiebertum, Jagd nach Gewinn, Bestechlichkeit und Streiksucht, Genußsucht in jeder Form sind an der Tagesordnung, Arbeitsamkeit gilt als Dummheit oder gar als Verbrechen.

Digitized by Google

Sehen wir einen derartigen moralischen Zusammenbruch wie jetzt im Vaterlande Luthers, dann müssen die Kräfte versagt haben, die für seine sittliche Gesundheit verantwortlich sind. Das ist letzten Endes der Volksglaube und das, was wir Staatskirche nannten. Wodurch ist diese machtlos geworden? Antwort: Durch die sogenannte Aufklärung mit Pantheismus, Monismus und sonstigen Ismen, die allmählich an die Stelle traten, die früher der Glauben beherrschte. Man wende nicht ein, daß die uns feindlichen Völker ähnliche religiöse Zustände haben wie wir. Mag sein, trotzdem hinkt der Vergleich; denn an jene ist eine so schwere vierjährige Belastungsprobe noch nicht herangetreten, und dort wurden die Staaten von geschickteren, zielbewußten Händen geleitet. Überdies berechtigt wohl auch unsere vierhundertjährige Kirchenspaltung zu dem Schluß, daß im Gemüte der Deutschen der Glauben zu einer größeren Rolle berufen ist als anderwärts. Was sich heute bei uns ereignet, dürfte zudem morgen auch im übrigen Europa in die Erscheinung treten. Denn wenn nicht alles trügt, stehen wir wieder im Beginn einer gewaltigen allgemeinen Umwälzung, wie sie Völkerwanderung, Kreuzzüge, Reformation und Französische Revolution sahen.

Müssen wir anerkennen, daß die Kirche ihre alte Macht über die Menschen verloren hat, dann erhebt sich die Frage: Wie war dies nur möglich? Was wir Religion nennen, ist doch unbestritten innerste Herzenssache jedes einzelnen — seine unmittelbare Stellung zum ewigen Gott. Kein fremder Mensch kann sich da eindrängen, ebensowenig wie jemand einem anderen den Tod abzunehmen vermag. Annahme überzeugten Glaubens ist daher auch die freiwilligste Tat jeder Menschenseele — ein Ding, das ihr niemand aufzuzwingen, ebensowenig aber eine Macht der Welt zu rauben vermag, sobald die Seele das Bewußtsein der Verbindung mit Gott gefunden hat. Glauben ist die Kraft aller Märtyrer. Keine Philosophie, das lehrt die Erfahrung, kann dem Menschen die Religion ersetzen. Predigt neuerdings ein ästhetischer, monistischer oder sonstiger materieller Religionsersatz einen Kultus des Wahren, Schönen und Guten, so mag dieser in ruhigen Zeiten manchem Herzen genügen, in schwierigen und im Tode aber nimmermehr, wo es gilt, das innerste Ich von der Welt des Sichtbaren zu lösen. In diesem Falle sind wir heute.

Die Frage nach der Ursache, wie es geschehen konnte, daß moderne Irrlehren den Gottesglauben aus der Volksseele herausrissen, in der er doch so tief verankert war, läßt als letzten Grund die tiefe Kluft erkennen, die sich zwischen dem aus dem Altertume stammenden Weltbilde der Kirchenlehre und dem neuen aufgetan hat, das seit dem fünfzehnten Jahrhundert durch die großen geographischen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen allmählich gewonnen wurde. All die zahllosen Unternehmungen, diese Kluft zu überbrücken, sind verlorene Liebesmüh — weil Versuche mit untauglichen Mitteln. Denn der Gläubige alten Schlages ist gewohnt, als letzten Beweis stets die Autorität des Bibelwortes und des Glaubensbekenntnisses ins Feld zu führen, während andererseits der moderne Mensch beides nur so weit gelten läßt, als nicht offenbar Unstimmigkeiten mit dem durch den Verstand erfaßbaren neuen Weltbilde entstehen.

Mit Recht riet daher der verstorbene schweizerische Jurist Hilty, wer heute den Wunsch habe, Christ zu werden, solle sich zunächst nicht mit kirchlichen Lehrsätzen beschäftigen und keinesfalls in dogmatische Spitzfindigkeiten vertiefen, sondern frischweg ein Leben beginnen, das sich die Bergpredigt zur Richtschnur nehme. Dieser Rat ist das schlüssigste Zeugnis eines gläubigen Christen, daß die Form der Kirchenlehre für das lebende Geschlecht versagt.

Und was zeigt die kirchliche Praxis bezüglich des Nachwuchses? In kurzer Zeit verschwinden alljährlich die Konfirmanden wieder aus den Gottesdiensten, voran die männlichen. Also, während man sonst im Leben überall die Jugend, deren Vorzug nun einmal die Begeisterungsfähigkeit ist, frisch ans Werk gehen sieht, sobald sie die Flügel regen darf, bietet sie auf kirchlichem Gebiete den Anblick völliger Teilnahmlosigkeit — ausgesucht in kirchlichen Dingen, deren ausgesprochen einziger Zweck doch die Erhebung des Herzens ist. Welch Unterschied zu den früheren Zeiten! (Kinderkreuzzug!) Versagt etwa nur die moderne Pädagogik? Keineswegs, wir rühmen uns ja der Fortschritte unserer Methoden! Die Tatsache läßt sich jedenfalls nicht abstreiten, daß im lebenden Geschlechte die eindrucksvollsten Jahre für die Erziehung im Christentum verlorengehen.

Und bei alledem herrscht zunächst fast überall ein dunkles Gefühl, daß dem Leben etwas fehlt, und heißes Ringen, eine Harmonie zwischen Weltbild und Kirchenlehre herzustellen, beseelt insbesondere die akademische Jugend — bis man es als vergeblich aufgibt und sich mit dem Schicksal anderer Mitchristen tröstet.

Welchen Ersatz für das Christentum bietet nun der gerühmte Monismus? Er unternimmt es — gleichfalls ein Versuch mit untauglichen Mitteln —, den Durst des Herzens mit Wissenschaft, also lediglich durch den Verstand, zu stillen. Der Jünger soll das Wahre, Gute und Schöne verehren lernen und dann durch „Entwicklung aus sich selbst" Lüge, Neid, Trägheit, Genußsucht, Geiz usw. loswerden und ins seelische Gleichgewicht kommen. Nur zu bald geht ihm die Erkenntnis auf, daß Formenschönheit häufig genug nur Deckmantel für Unsittlichkeit ist, der eigene Nutzen der Wahrheit im Wege steht und die Lehre von der sittlichen Entwicklung auf stofflichem Wege gerade bei den höchsten Problemen das Gegenteil des Gepriesenen beweist. Denn wie will man durch den Stoff- und Kraftwechsel der Atome die alltägliche Erscheinung der Reue erklären oder gar die des Gewissens, das doch das für das erstrebte Glücksgefühl unzweckmäßigste Gepäck ist, das sich der Übermensch zum Kampfe ums Dasein anschaffen konnte?

Mit Hilty fühlen daher ernste Christen schon längst, daß es lediglich die Form der Kirchenlehre ist, die dem suchenden Herzen nicht mehr genügt, vor allem die des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses (abgekürzt: Apostolikum). Aber nur wenige machen sich hierüber eine klare Vorstellung.

Wie kommt man denn zum Glauben? Man kann heute antworten: Wenn Jesus selbst die drahtlose Verbindung zwischen unserer Seele und dem Herrgott herstellt, oder richtiger: wenn er die Empfangsstation dafür in uns baut; denn alles andere für den Verkehr steht längst bereit — vergl. Off. 3, 20, Joh. 6, 37. Als solche Empfangsstation gilt bisher offiziell nur das Apostolikum — und das versagt leider.

Wie entwickelt sich der Glaube in uns? fragen wir weiter. Nun, durch Belehrung und Erfahrung am eigenen Leibe — wie bei jeder Kunst. Überall sonst in der Welt wird die Erfahrung höher bewertet als die Lehre. Ist doch die Lehre schließlich nichts weiter als die Erfahrung unserer Voreltern. Die Lehre muß sonach der Erfahrung standhalten können — oder durch sie verbessert werden. Vom Glauben singt Zinzendorf: „Wir erfahren Mit den Jahren, Was wir denen, die uns fragen, Von der Hoffnung Zions sagen." Das gilt also auch in religiösen Dingen.

Leider hat sich die Staatskirche auf den entgegengesetzten Standpunkt festgelegt. Nach ihr gilt die alte Form der überlieferten Lehre mehr als der Inhalt, man könne zum Inhalt des Glaubens — zur erlösenden Wahrheit — nur durch Annahme der Lehre in der alten Form gelangen. Ein nachgerade verhängnisvoller Irrtum, der auch durch das ehrwürdigste Alter nicht Wahrheit wird und nur begreiflich ist, wenn man sich die Stellung der Staatskirche als solcher und die geschichtlichen Zusammenhänge vergegenwärtigt.

Als unter Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion des römischen Weltreiches erhoben wurde, entstand alsbald das Bedürfnis, eine brauchbare Formel zu finden, um die mancherlei Lehrstreitigkeiten zu beseitigen, die damals die christlichen Gemeinden beunruhigten, insbesondere auch solche über die Person Christi. Das Kirchenkonzil zu Nizäa nahm deshalb im Jahre 325 als Norm ein Glaubensbekenntnis an, das in der abgekürzten, im Laufe von Jahrhunderten entstandenen Form des Apostolikums noch heute den Kirchenkultus beherrscht. Naturgemäß konnten Vorstellungen des Weltbildes, wenn sie damals in das Bekenntnis Aufnahme fanden, nur solche sein, die mit dem im Altertume geltenden Weltbilde übereinstimmten. In der Tat atmet auch das Apostolikum griechisch-heidnische Vorstellungen.

Wenn hierin in der Folge nicht schon längst Wandel geschaffen wurde, so liegt der Grund einmal in der berechtigten Scheu, eine ehrwürdige religiöse Formel zu ändern, noch dazu eine solche, die ein gemeinsames Band um die ganze Christenheit schlingt. Bei den evangelischen Kirchen wirkte aber außerdem jener weitverbreitete Irrtum mit, der das Apostolikum für den Glauben ansieht, während es doch nur als eine Formel für eine besondere Lehrmeinung zu bewerten ist. Drittens mußte sich bei einer Änderung sogleich die Frage erheben: Was soll künftig an die Stelle des Apostolikums treten?

Lange Friedenszeiten sind zur Ordnung solcher Fragen nicht geschaffen. Auch das Apostolikum beschäftigte im neuen Deutschen Reiche wiederholt die Fachkreise. Heute, wo eine Kulturwelt in Trümmer zu gehen droht, steht unser Volk seiner Religion und dem Apostolikum gewissermaßen sachlicher gegenüber und bekommt allmählich ein Verständnis dafür, was wir am Christentume haben. Denn heute ist das Christentum die letzte, aber auch die stärkste Kraft, die uns die sittliche Erneuerung bringen kann, ohne die ein Fortbestand Deutschlands unmöglich ist.

Digitized by Google

Man verschanze sich deshalb gegenüber solchen das Innerste des Menschen aufwühlenden Fragen nur nicht hinter die Behauptung, mit dem Apostolikum stehe und falle die ganze Kirche. Das ist keineswegs der Fall. Denn auch das Apostolikum ist Menschenwerk, und Grundstein der Kirche ist allein Christus. Man mache sich vielmehr völlig klar, was in der Christenlehre nicht überall mit dem gehörigen Nachdruck betont wird, daß wahrer Glaube nur durch Kampf mit sich selbst zu erringen ist. Da alles Irdische, zu dem ja auch alles Formelwesen gehört, vergänglich ist und bleiben wird, bedürfen selbst die vortrefflichsten Formeln einer Anpassung an die veränderten Zeiten, wofern sie nicht schließlich wert- und wirkungslos werden sollen; denn noch immer tötet der Buchstabe, und nur der Geist macht lebendig.

Blieb es doch sogar den Jüngern, die des Herrn Worte noch aus seinem eigenen Munde gehört hatten, nicht erspart, sich erst von der Überlieferung freimachen zu müssen. Einem Petrus kostete es gewiß schwerste Überwindung, die neugewonnenen Heidenchristen von der Forderung der Aufnahme ins Judentum (Ap. 11, Gal. 2) freizusprechen. Und Paulus beteiligte sich noch nach seiner dritten Missionsreise in Jerusalem (Ap. 21, 26) an Tieropfern. Die Kirche gab in der Folge sogar die Feier des gottgeheiligten siebenten Wochentages, die alte Zählung der Gottesgebote auf usw. Und der Herr selbst? Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen die Formel und für den Geist. Sein Wort (Mk. 2, 27): „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen" — es gilt auch vom Apostolikum, und die hartnäckigen Verteidiger der Formeln trifft das vernichtende Wort Matth. 23, 13.

Am schwersten irrt vollends, wer etwa meint, nur das Apostolikum halte die jetzige Kirche zusammen. Wer die Zeichen der Zeit versteht, ahnt im Gegenteil gewaltige geistige Bewegungen in der Tiefe, die es nur zu wecken gilt. Die Gemeinschaftsbewegung, der starke Kirchenbesuch während der ersten Kriegsjahre, auch die Möglichkeit, daß ein Familienblatt einem Aufsatz wie dem vorliegenden seine Spalten öffnet — das sind alles Zeugnisse weitreichenden religiösen Bedürfnisses.

Eine neue Form muß natürlich aber so gestaltet sein, daß sie nicht zu eng wird. Sie darf weder die treuen alten Jünger in ihren besonderen Vorstellungen beeinträchtigen, noch auf die zahllosen neuen, die es in aller Welt zu gewinnen gilt, einen Gewissenszwang ausüben. Beides wird nur möglich sein, wenn Herrenworte an den entscheidenden Platz kommen:

Ich glaube an Gott unsern Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden: an Gott, der ist Geist, hehres Licht und weltüberwindende Liebe.

Ich glaube an Jesum Christum den Gekreuzigten, unsern Herrn, der uns den rechten Weg zum Vater führt. „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde," spricht der Herr, „so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein. Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst."

Ich glaube, daß Gott uns seinen heiligen Geist gibt, der uns erneuert, stärkt und tröstet, uns zur Vergebung der Sünden verhilft und zur Seligkeit. Amen.

Das Wurzelmännlein * Ein Märchen * Von Friedrich Hussong.

Mit Federzeichnungen von Walter Wellenstein.

Da sprach die Königin Leitrud der Hexe diese Worte nach:

„Hier sag' ich ab dem alten Herrn, / Hier sag' ich mich los von dem da droben. / Will ihn nicht nennen mehr noch loben, / Tät' ich's in Nöten noch so gern, / Tät' ich es noch so gern in Freude. / Zunge, sei Blei, wann ich ihn will rufen! / Fuß, lahme vor der Kirche Stufen! / Hand, wenn ich dich zu ihm will heben, / Wie ich es tat bis hier und heute, / So nehm' dir Lähmung Kraft und Leben! / Hier geb' ich mich in dessen Gewalt, / Den der droben abtrünnig schalt, / Der im Hasse wirkt und waltet, / Der im Dunkel haust und schaltet. / Seel' und Seligkeit sei sein, / Sei die eine Freude mein! / Hier sag' ich mich los von Heil und Licht, / Hier übergeb' ich mich dem Gericht. / Hier spring' ich aus der Gnade Kreis / In der Hölle Ring, glühend und heiß; — / So gib denn, Meister, mir den Preis!"

Als sie das gesagt hatte, ritzte ihr die Hexe einen Finger mit dem Messer, so daß drei Tropfen ihres Blutes auf die freigelegte Wurzel träufelten. Dann faßte die Hexe den oberen Teil der Wurzel und zog sie vollends aus der Erde. Da stieß die Wurzel einen furchtbaren, gellenden Schrei aus, daß die Nacht zitterte und die zwei Gehenkten an ihrem Galgen zusammenschauerten. Leitrud selbst fühlte einen durchdringenden Schmerz und mußte auch einen lauten Schrei ausstoßen vor Weh.

Die Hexe aber sagte jetzt: „Es ist schon vorbei, Töchterchen. Hier haben wir sie."

Es schienen eigentlich zwei Wurzeln zu sein, die senkrecht nebeneinander in der Erde gesteckt hatten und nach oben zu einem kurzen, ungefügen Knorren zusammengewachsen waren. An diesem Knorren saß links und rechts noch je ein kürzerer Wurzelarm. Blüte und Blätter schnitt die Hexe ab. Nur kurze Fasern und Borsten blieben oben stehen. Das ganze Wesen hatte ein koboldartiges Aussehen.

„So, mein Töchterchen," sagte die Hexe grinsend, „da haben wir das Kindchen."

Nun nahm sie aus ihrer Tasche zwei schwarze runde Wacholderbeeren, stach dem Wurzelmännchen zwei Löcher in den Kopf und setzte in diese die Wacholderbeeren als Augen ein. Dann kicherte sie und sagte wieder: „Da haben wir das Kindchen. Nun können wir gehen."

Auf einem kürzeren Weg, als sie gekommen waren, gingen sie in die Stadt zurück. Beim Tore lag noch der Wächter und schlief. Ehe sie sich trennten, sagte die Hexe zu Leitrud: „Dieses Wurzelmännchen nehme ich mit mir. Gehe du nur nach Hause und gedulde dich noch ein Weilchen, Töchterchen Königin! Jetzt wird sich schon ein Prinzlein finden."

Leitrud ging nach dem Königsschloß und in ihr Schlaf-

Als nun die Hexe Waltrun Wärterin in des Königs Schloß ward, . . .

Digitized by Google

Es drehte ihr Nasen . . .

gemach. Das Gesinde und ihr Gemahl schliefen alle regungslos. Sie zog ihre Kleider aus, legte sich zu Bett und löschte das schier zu Ende gebrannte Hexenlichtlein aus.

* * *

Über eine Weile kam nun die junge Königin Leitrud ganz plötzlich in Kindesnöte. Da erschrak und freute sich der König. Weil aber keine Dienerin zur Stelle war, lief er auf die Straße, um eine Helferin für seine Frau zu suchen. Als er vors Tor kam, stand da ein altes Weib, das redete ihn an: „Wohin so eilig, Herr König?"

„Ach," sagte der König, „meine Frau will ein Kindlein kriegen, und niemand ist da, um ihr zu helfen."

„Wenn es weiter nichts ist," entgegnete die Alte, „so will ich der Frau Königin wohl helfen."

Der König war froh und nahm die Alte mit ins Schloß. Es war aber die Hexe Waltrun, die er nicht kannte.

Nun dauerte es keine Stunde mehr, da krachten Böllerschüsse und verkündeten, daß die Königin ein Kindlein gekriegt hatte. Es war aber ein häßliches Kind mit langen Spinnenbeinchen und mit kurzem, höckerigem Rumpf, mit kreisrunden, schwarzen, seltsam rollenden Augen und starren, struppigen, unregelmäßig verteilten Härchen auf einem breiten Schädel. Es sah gleich bei der Geburt aus wie ein Dreijähriges und schrie mit einer quäkenden, durchdringenden Stimme. Der König betrachtete betrübt das sonderbar häßliche, unkönigliche Wesen. Die Königin aber hielt es in ihren Armen und drückte es an ihre Brust, als wäre es das schönste und feinste Kind.

„Es ist ein Knäblein," sagte die Hexe und greinte und grinste dazu, „wie nicht oft eins zur Welt kam."

„Warum ist es so häßlich?" fragte der König.

„Häßlich?" meinte die Hexe. „Das mag Geschmackssache sein. Man muß des Himmels Gaben nehmen, wie sie sind. M i r gefällt das Kindlein."

Das häßliche Knäblein wuchs nun eine Weile gar schnell heran und war sehr bald wie ein siebenjähriges Kind. Es war aber vorwitzig, geschwätzig und bösartig, und kein Mensch mochte es leiden. Dem König war es in der Seele zuwider. Die Königin Leitrud aber liebte den Balg abgöttisch.

Als des Königs Mutter die Wöchnerin einmal besucht hatte, sagte sie zu ihrem Sohn: „Das ist gar kein Menschenkind, das ist eine große, schreiende Spinne."

Als der Königin Mutter zu Besuch kam, betrachtete sie das Kind und sagte dann zu Leitrud: „Was ist das für ein Unwesen? Es sieht aus wie eine Zaunrübe. Es ist ein Wechselbalg, den man dir in die Wiege gelegt hat."

Je mehr aber alle anderen das Knäblein verabscheuten, desto abgöttischer liebte die Königin Leitrud es. Sie weinte ganze Nächte lang an der Wiege des häßlichen Kindes und fing an, alle Menschen zu hassen, weil sie das Unding nicht leiden mochten, und ihren Mann, den König, haßte sie am meisten.

Das Kind aber, das in wenigen Wochen wie ein siebenjähriges geworden war, hörte mit einmal auf zu wachsen und zu lernen. Es blieb von nun an, wie es war, und nahm nur noch zu an Bosheit und grölender Widerwärtigkeit. Die Königin hatte nur Leid und Tränen durch es. Sie konnte keine seiner Launen befriedigen und ihm nichts recht machen und nicht den kleinsten Dank an ihm verdienen.

Eines Abends ging sie zur Hexe und sagte zu ihr: „Ich kann dem Kinde keinen seiner Wünsche erfüllen und kann ihm nichts recht machen. Du mußt mir helfen. Du mußt mit mir ins Schloß kommen und dort bleiben und des Kindes Wärterin sein."

Die Hexe sagte: „Dir und unserem Prinzchen zuliebe will ich es tun, obgleich ich manche meiner kleinen Bequemlichkeiten entbehren werde."

Als nun die Hexe Waltrun Wärterin in des Königs Schloß ward, verwunderten sich alle Leute. Viele von des Königs Gesinde baten um ihren Abschied, weil sie sich vor jener fürchteten. Der König selbst fing an, seine Frau zu scheuen. Viel Demütigung und Kummer hatten seinen Hochmut gebrochen. Er fing wieder an, gegen seine Untertanen freundlich zu sein. Dadurch gewann er aller Liebe, und alle waren mit ihm traurig über das Wesen der Königin. Der Prinz aber hieß in der ganzen Stadt nur noch Prinz Zaunrübe, wie ihn seine eigene Großmutter genannt hatte.

Seit die Hexe im Schloß war, konnten nun dem widerwärtigen Wesen seine Wünsche erfüllt werden, so sonderbar sie immer waren. Aber es kostete eine Laune des verzwackten Wurzelprinzleins immer ein fremdes Menschenglück. Dadurch entstand täglich viel Leid und eine immer größere Last auf Leitruds Seele, da sie das Unrecht wohl erkannte, ihm aber ganz verfallen war.

Einmal ward das Prinzlein krank und schwach und wollte sterben. Leitrud weinte und wehklagte und bat die Hexe um Hilfe. Da sagte diese: „Ich weiß wohl den Willen des Meisters. Ein langes Leben aus sich selber ist unserem Wurzelmännlein nicht beschieden. Aber wir können seiner Dauer etwas zusetzen, wenn wir es teilnehmen lassen an fremder Lebenskraft."

„Tu das," sagte die Königin, „wenn du es vermagst."

„Mit deiner Zustimmung, Töchterchen Königin, will ich es tun."

Da ward das Wurzelprinzlein mit einmal wieder gesund und frecher als je zuvor. Die Königin aber hatte weniger als je Dank oder Liebe von ihm, so sehr sie sich darum mühte.

Nach einiger Zeit ward es abermals krank und schien sterben zu wollen. — „Woran liegt's?" fragte Leitrud bekümmert. — „Es liegt daran," sagte die Hexe, „daß die Person, an deren Lebenskraft unser Prinzlein teilnahm, keine Kraft mehr abzugeben hat."

„Kann das Kind dann nicht an eines anderen Leben teilnehmen?" fragte Leitrud. „Kann es nicht teilnehmen an dem meinen?"

Da antwortete die Alte: „Warum an dem deinen, Töchterchen? Da ist des Pförtners Tochter. Die ist stark und gesund. In ihr ist mehr Kraft als in dir."

Am nächsten Tage ward das Wurzelprinzlein wieder ausnehmend gesund und frech und gegen die bekümmerte Leitrud herzloser als zuvor. Es drehte ihr Nasen und biß und kratzte sie.

Des Pförtners Tochter aber ward plötzlich krank und fing an hinzusiechen. Eine Weile danach lag sie auf den Tod. Da erschrak die Königin und fragte die Hexe: „Wird sie sterben?"

Die greinte und grinste und sagte: „Sie wird sterben."

„War ihr Leben", forschte die Königin, „so kurz bestimmt, oder ist es dein Hexenwerk, daß die junge Kraft verdorrt?"

Die Hexe wollte nicht heraus mit der Sprache. Die Königin aber fuhr fort: „Ich habe mich dir und deinem

Digitized by Google

Meister zugeschworen und bin ihm verfallen. Dafür aber soll unser Handel ehrlich sein. Wenn du mich betrügst, zerreiße ich unsern Pakt."

Nun mußte die Alte Rede stehen, wie sie sich auch wand. „Höre, Töchterchen Königin," sagte sie, „um unser Galgenmännlein am Leben zu erhalten, muß ein Mensch so viele Jahre verlieren, als unserem Prinzlein Tage zufallen sollen. Das ist ein kostbares Leben, Töchterchen. — Aber was tut's? Es gibt so viele Menschen, und so lange du willst, kann ich fremde Kräfte in unser Prinzlein herüberleiten. Es kann dabei hundert Jahre alt werden, und die Menschen sterben noch nicht aus. Die Pförtnerstochter muß freilich sterben, aber wie munter war auch unser liebes Männchen in diesen Tagen."

Der Königin Leitrud graute es; ihre Seele entsetzte sich. Endlich sagte sie: „Mit meinem Willen sollst du keinen Menschen mehr siech machen und töten. Aber ich will erleben, daß das Wesen, daran ich mein Herz gehängt habe, einmal meine Liebe fühlt und mir dankbar ist. Darum sollst du mein eigenes Leben in es hinüberleiten, daß es so viele Tage davon lebt, als mir Jahre bestimmt sind. Wenn es mir nicht gelingt, so einmal an sein Herz zu dringen, so soll der Tod mir lieb sein, der mich von diesem Leid erlöst. Ich bin müde, und mein Herz kommt in Einsamkeit um. Ich habe viel Böses gedacht und getan und nicht nur unwissentlich viel Böses zugelassen. Nun will ich einmal etwas aus gutem Herzen tun und sterben!"

Die Alte krümmte und wand sich bei diesen Worten und entgegnete: „Nicht doch, Töchterchen! Nicht doch! Du sollst leben, und dein Prinzlein soll leben. Wie kannst du einsam sein? Wir sind immer bei dir. Wie kannst du müde sein? Ich erfülle dir jeden Wunsch."

Da sah Leitrud sie traurig an und sagte: „Ich war töricht und böse. Aber du erst hast mich ganz von allem Guten getrennt. Du hast mich in die Einsamkeit gebracht, in der meine Seele verschmachtet. Seit ich meine Armut erkannt habe, wollte ich oft meine Hand zu dem Himmel heben; aber sie war mir schwer wie Blei und der Arm wie gelähmt. Ich wollte oft den Namen anrufen, den ich verschworen habe, aber da ward mein Mund stumm. Ich habe es jetzt wohl erkannt: Satan, den ich nicht nennen soll, und du, ihr könnt wohl mit Teufels- und Hexenwesen die Schöpfung verhunzen und törichte Menschen verderben. Aber etwas Rechtes selber machen könnt ihr nicht. Ach! Rolle du nur die Augen! Ich fürchte dich und deinen Meister nicht mehr, da ich ihm nicht tiefer mehr verfallen kann. Kein Stückchen echten Lebens könnt ihr schaffen, ihr Nachäffer des Schöpfers, und keine kleinste rechte Freude könnt ihr bereiten, ihr Verfälscher des Glückes und des Lebens. Nicht ein kleinstes Fünkchen Liebe könnt ihr entzünden. — Ach, knirsche nur in die Zähne und grinse Hohn! Ich habe doch eure Armseligkeit erkannt, wie ich die meine erkannt habe. Um meiner Torheit und Bosheit willen bin ich eurem Verderben verfallen. Es ist recht so. Aber dieses Letzte will ich mir von euch nicht nehmen lassen. Darum sollst du meine Jahre in Tage dieses unseligen Kindes verwandeln und mich vor ihm sterben lassen; ob ich einen Funken Liebe aus ihm schlagen mag mit dem guten Menschenwillen, der noch in mir ist, nicht mit Teufels- und Hexenwesen, von dem ich mich noch wenden will, ob es für mein Heil schon zu spät ist."

Bei dieser Rede der Königin wechselten im Gesicht und in der Haltung der Hexe Haß, Hohn und Zorn sich ab. Zuletzt aber ward die Alte unruhig und ängstlich. „Ach, mein Töchterchen," sagte sie unterwürfig, „du bist heute schlecht gelaunt. Aber du wirst deine alte Freundin deine schlechte Laune nicht entgelten lassen. Morgen wirst du wieder mein liebes Töchterchen sein. Ich habe dir immer gut geraten, und du bist mir immer gefolgt. Du wirst mir auch diesmal folgen. Wir wollen noch lange in Freuden zusammen leben, ich, du und dein Prinzlein. Gib mir nur die Erlaubnis, ihm neue Lebenskraft zu leihen. Du brauchst ja gar nicht zu wissen, von wem. Nur gib mir die Erlaubnis. Ohne deine Erlaubnis kann ich es nicht tun."

Die Königin aber erwiderte: „Ich will in nichts Böses mehr willigen. Du aber willst mich hindern, diese eine Tat aus gutem Herzen zu tun. Das rät dir dein Meister, der Teufel. Ich aber will dies, und jeder Wunsch und Wille, der recht aus dem Herzen kommt, soll sich erfüllen."

Wie aus dem Schornstein des Schlosses in Rauch und Feuer der Teufel fuhr...

Die Hexe wimmerte nun und flehte und sagte endlich: „Noch ist Zeit zur Überlegung bis morgen, Töchterchen. Morgen will ich dich noch einmal um deinen Willen fragen."

Leitrud antwortete: „Das magst du tun, obschon du meine Antwort weißt. Jetzt aber laß mich allein."

In dieser Nacht weinte die Königin Leitrud unaufhörlich und bereute alles Böse und dachte an Gott, den sie nicht mehr nennen durfte und zu dem sie die Hände nicht mehr heben konnte. Als die Nacht aber schon zum Morgen kam, schlief sie weinend ein.

Da war es ihr, als sähe sie einen großen Glanz, dem sie keinen anderen Glanz vergleichen konnte und der stärker und immer stärker wurde und zuletzt alles verschlang und auflöste. Da dachte Leitrud: ‚Dies ist der Glanz Gottes!'

Da sagte eine wunderbare Stimme aus dem Glanz, die sie aber nicht mit ihrem leiblichen Ohr hörte,

Digitized by Google

. . . lag darin nur eine verdorrte und verhuzelte Wurzel von wunderlicher Geſtalt.

wie ſie den Glanz nicht mit ihren leiblichen Augen ſah: „Dies iſt der Glanz Gottes!“ Da fragte Leitrud verwundert und weinte jetzt vor Freude: „Darf ich ihn ſehen?“

Die Stimme ſprach: „Du darfſt ihn ſehen!“

Und Leitrud ſagte im Traum froh und laut: „Ich darf den Glanz Gottes ſehen.“

Da hatte ſie Gottes Namen genannt, den ſie verſchworen hatte. Sie erſchrak und ward wach vor Schrecken und war noch voller Verwirrung und ſagte in Schrecken und Verwirrung: „Der Glanz Gottes! Sein Name! Sein Name!“

Da falteten ſich ihre Hände, da erhoben ſich ihre Hände, da brach ſie in Tränen aus und fiel auf ihr Antlitz und rief: „Sein Name! Sein Name!“

In dieſem Augenblick durchgellte das Schloß und gellte weit über die Stadt hin ein furchtbares Geſchrei. Nachtſchwärmer, die draußen durch die Straßen zogen, ſahen mit verſteinten Geſichtern und voll Furcht, wie aus dem Schornſtein des Schloſſes in Rauch und Feuer der ſchwarze, geſchwänzte und gehörnte Teufel fuhr und auf ſeinem Rücken die Hexe davonführte, die man gellend ſchreien hörte, ſolange man den Schwarzen mit ihr durch die Luft fahren ſah. —

Die Dienerinnen fanden die Königin Leitrud ohnmächtig an der Erde liegen. Da riefen ſie den König und die Ärzte; die brachten ſie ins Leben zurück. Sie aber ſtaunte und ſtammelte: „Ich habe mit Gott geſprochen und ſeinen Glanz geſehen.“

Da verwunderten ſich alle. Der König aber freute ſich, als er ihre große Veränderung ſah. Er ſchickte alle hinaus und blieb allein mit ihr. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ſie legte die ihrigen um ihn, und als er ſein Geſicht zu ihr neigte, küßte ſie ihn voller freundlicher Liebe, wie ſie nie getan, und auch er fühlte eine neue Liebe zu ihr, wie nie zuvor.

Dann befragte er ſie, und ſie erzählte ihm alles und ſagte: „Nun will ich wieder in meiner Mutter Haus gehen, wo ich hingehöre.“

Er aber ſagte: „O nein, vordem hat uns der Teufel zuſammengeführt zu unſerem Fluch; nun aber tut es Gott zum Segen. So ſoll es bleiben, und wir wollen dankbar behalten, was uns gegeben iſt, du mich und ich dich.“

Als man nun nach der Wiege des Prinzen Zaunrübe ſah, lag darin nur eine verdorrte und verhuzelte Wurzel von wunderlicher Geſtalt. Von einem plumpen Wurzelknollen gingen zwei längere Wurzeläſte nach unten, zwei kürzere ſtanden ſeitwärts ab. In eine Runzel des oberen Knollens war eine vertrocknete Wacholderbeere eingeklemmt; eine andere war herausgefallen und lag daneben auf dem Kiſſen.

Der König und die Königin aber lebten von da an fromm.

Dieſes enthexte Wurzelweſen ward — wo es heute noch zu ſehen iſt — in der Kirche zum ewigen Andenken und zur Warnung auf weißem Samt unter Glas geſetzt.

Der König aber und die Königin Leitrud lebten von da an fromm und lebten noch lange und kriegten nacheinander neun lebendige, fröhliche Kinderchen.

Die Bewegung der Erde als Energiequelle * Von Georg Wutke*).

Als Galilei im Jahre 1632 ſeine Lehre von der Bewegung der Erde verkündete, da gerieten die Geiſter in nicht geringe Zweifel und Aufregung. Man wollte es kaum faſſen, daß eine ſo einfache und leicht feſtſtellbare Tatſache der Menſchheit ſo lange hätte verborgen bleiben können — vorausgeſetzt, daß ſie zutraf. Unverſtändlich erſchien es vor allem, daß ſich die Erde um ihre Achſe und im Raum bewegen konnte, ohne daß man davon das geringſte ſpüren ſollte. Wenn Druck Gegendruck erzeugt, warum ſollte da nicht auch Bewegung Gegenbewegung erzeugen? Man ſagte ſich, daß die Gegenäußerungen der Erdbewegung ſogar ganz gewaltige ſein und in einem Darunter- und Darüberpurzeln der Gegenſtände auf der Erde zum Ausdruck kommen müßten — wenn eben die von Galilei behauptete Bewegung überhaupt ſtattfand. Von dieſem Darunter- und Darüberfallen war aber offenbar nicht das mindeſte zu merken. Wenn Galilei und ſeine Anhänger ihrem Ruf als Phyſiker nicht Unehre machen wollten, ſo mußten ſie für dieſes Wunder der Bewegung ohne Wirkung baldigſt eine Erklärung ſchaffen. Das lag auf der Hand. So wurde denn dieſe Erklärung auch prompt gefunden. Auf Grund theoretiſcher Erwägungen folgerte man nämlich, daß auch ein bewegter Körper — wie z. B. die Erde oder ein anderes Geſtirn — ſich wie ein ruhender verhalten, mit anderen Worten, daß eine Verſchiebung ſeiner Teilchen untereinander und damit eine Störung ſeines Beharrungsvermögens nicht eintreten werde, ſofern die Bewegung nur gradlinig und mit gleichbleibender Geſchwindigkeit vor ſich gehe. Gradlinig und mit gleichbleibender Geſchwindigkeit! Darauf ſollte es ankommen. Die Phyſiker nannten eine Bewegung, die der Gradlinigkeit und der gleichbleibenden Geſchwindigkeit entſprach, eine gleichförmige. Und man ſtellte den Lehrſatz auf, daß gleichförmige Bewegung Ruhe oder Wirkungsloſigkeit nach ſich ziehe; d. h. ein gleichförmig bewegter Körper ſollte ſich im Hinblick auf ſein eigenes Gefüge nicht anders verhalten als einer, der ſich in der Ruhelage befinde. Damit ſollte zunächſt einmal bewieſen ſein, daß eine Bewegung ohne Gegenäußerung, ohne Störung keineswegs ins Gebiet des Unmöglichen gehöre.

Wenn es nunmehr gelang, den Nachweis zu erbringen, daß die Erde im Sinne des neuen Lehrſatzes ſich gleichförmig bewege, ſo war damit der Haupteinwand der Gegner Galileis entkräftet. Es war dann ein für allemal dargetan, daß aus der Bewegung der Erde wie der Geſtirne überhaupt Kraftwirkungen nicht entſtehen konnten.

Eine Schwierigkeit allerdings ſtellte ſich bald ein. Es war nicht zu leugnen: die Erde bewegte ſich weder gradlinig noch mit gleichbleibender Geſchwindigkeit! Ihre Bahnlinie war ja eine Kurve, und ihre Geſchwindigkeit wechſelte ja auch ſtändig. Was die letztere anlangte, ſo nahm ſie ſtändig zu auf der periheliſchen und ſtändig ab auf der apheliſchen Bahnhälfte. Außerdem rotierte die Erde auch um ſich ſelbſt, wobei ſich die Erdteilchen in krummlinigen Bahnen um die Erdachſe bewegten. So war der neue Lehrſatz auf die Bewegung der Erde, zu deren Beleuchtung er doch gefunden war, überhaupt nicht anwendbar? Die Schwierigkeit war groß; doch fand ſich auch da ein rettender Gedanke. Die Geſchwindigkeitsänderungen der Erde auf ihrer elliptiſchen Bahn erfolgten ja doch „gleichförmig“, und ebenſo „gleichförmig“ vollzog ſich auch die Bewegung der Erde um ihre Achſe! In dieſem Sinne ließ es ſich allenfalls verantworten, die Bewegungen der Erde als phyſikaliſch gleichförmig anzuerkennen; im übrigen mußten ſie es ja auch wohl ſein, da man ſonſt von ihnen augenſcheinlich etwas ſpüren müßte!

Und doch! Wie Galilei damals nach ſeinem Prozeß beim Verlaſſen des Gerichtsſaals, ſo rufe auch ich: „Eppur si muove!“

*) Vgl. die Vorbemerkung der Schriftleitung zum Artikel „Die Unhaltbarkeit der heutigen Wetterlehre“ desſelben Verfaſſers auf Seite 527 des laufenden Jahrganges.

Digitized by Google

Und sie bewegt sich doch! Allerdings in anderem Sinne! Ich behaupte, daß die Erde sich bei ihrer angeblich gleichförmigen Bewegung keineswegs in dem Zustande relativer Ruhe befindet. Ich behaupte, daß sie ganz im Gegenteil sich in allen ihren Teilen und Teilchen bewegt, einem lebenden Wesen vergleichbar, das da atmet, Wärme erzeugt und von ständigen Strömungen in seinem ganzen Körper durchflossen ist, oder auch einer gewaltigen Maschine ähnelnd, die infolge ihrer gewaltigen Masse und ihrer gewaltigen Bewegung Arbeit in ebenso gewaltigem Umfange leistet.

Die Erde ein Motor, der Arbeit leistet und unaufhörlich Kraft erzeugt? Wenn die Behauptung richtig ist, worin besteht dann das Ergebnis solcher Arbeit, und warum konnte es der Menschheit bislang verborgen bleiben? Es besteht in der Betätigung der geheimnisvollen Kräfte, die im Innern der Erde ihren Sitz haben und in Gestalt von Vulkanismus, Erdbeben, Erdwärme, Erdmagnetismus usw. zutage treten. Es besteht in den ständigen Lageänderungen, die an der Oberfläche der Erde und hier besonders sinnfällig in deren flüssigen und luftförmigen Bestandteilen wahrnehmbar werden, in den Winden also, in den Meeresströmungen, der Ebbe und Flut usw. Man hat sich die Natur der genannten Erscheinungen bisher falsch vorgestellt, hat sie mit der Bewegung der Erde ursächlich nicht in Verbindung gebracht, weil man sich hinsichtlich deren Wirkung ganz falschen Vorstellungen hingab. Man war von der Annahme ausgegangen, daß die Wirkungen der Bewegung der Erde geradezu katastrophal sein müßten, wenn sie überhaupt vorhanden wären. Und da die Katastrophen ausblieben, so konnten nach Ansicht der Wissenschaft auch die an sich zu erwartenden Wirkungen nicht bestehen. Auf den Gedanken kam man dabei leider nicht, zu prüfen, ob nicht am Ende beide Annahmen falsch sein könnten und Lebensäußerungen von der bewegten Erde doch ausgingen, nur in weit schwächerem Umfange, als die Vertreter der Katastrophentheorie vermuteten. Schwächer schon deshalb, weil die Erde ja gar nicht so viel Umdrehungen um ihre Achse vollführte als die Scheiben, mit denen man experimentierte, sondern innerhalb 24 Stunden nur eine einzige! Auch darauf kam man nicht, daß der Lehrsatz von der gleichförmigen Bewegung — wenn es einer war — auf die Erde keine Anwendung finden konnte, weil diese sich ja gar nicht gleichförmig in seinem Sinne bewegt. Wenn es richtig ist, daß zur gleichförmigen Bewegung die Beibehaltung der Richtung und Geschwindigkeit gehört, so kann man eben eine Bewegung, die das gerade Gegenteil davon bedeutet, nicht gleichförmig nennen. Mit andern Worten: Wenn zur Ruhe eines Körpers das Verharren in der gleichen Richtung bei gleichem Zeitmaß gehört, so kann eine Änderung der Richtung oder des Zeitmaßes, selbst wenn sie „gleichförmig" erfolgt, nicht ebenfalls Ruhe bedingen, — nur weil das Wörtchen „gleichförmig" dabei ebenfalls im Spiele ist! Soll der Lehrsatz einen Sinn haben, so muß bei gleichförmiger Änderung der Richtung oder Geschwindigkeit eben eine gleichförmige Störung der Ruhe oder des Beharrungsvermögens eintreten. Wie sollte sie eigentlich ausbleiben? Ohne jeden Zweifel ist hier den Physikern ein Trugschluß von geradezu monumentaler Bedeutung untergelaufen. Psychologisch zu erklären ist der Trugschluß aus dem Bedürfnis, eine Lieblingstheorie, die notleidend zu werden drohte, zu retten. Der Fall steht nicht einzig da in der Geschichte der Wissenschaft. Gerade von einer Störung des Beharrungsvermögens hatte man nichts wissen wollen. So ließ man sich verleiten, die Gleichförmigkeit dadurch als ausreichend bewiesen anzusehen, daß man sie behauptete.

Und wie in der Theorie, so verfuhr man auch in der Praxis, wo man die Tatsachen einfach im Sinne der Theorie umdeutete und z. B. die Meeresströmungen, die doch ganz besonders gebieterisch auf die Erdrotation als ihre Ursache hinwiesen, mit dem Hinweise auf die angebliche Gleichförmigkeit der Erdbewegung auf sich beruhen ließ, bzw. unter grundsätzlicher Vermeidung der gegebenen Ursache mit gekünstelten anderweitigen Erklärungen abtat. Wie bei den Meeresströmungen, so ging man auch den anderen Erdphänomenen gegenüber zu Wege. Man ersann auch hier Erklärungen, die zwar keine waren, sich aber im Laufe der Zeit doch sozusagen das physikalische Ehrenbürgerrecht als bewiesene Wahrheiten erwarben und daraufhin schließlich ihrerseits als Beweis für das Dogma von der Wirkungslosigkeit der Erdbewegung herhalten mußten. So häufte man Irrtum auf Irrtum und verrannte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr in falsche Anschauungen.

Gegen sie soll hier Front gemacht werden, so befremdlich, was ich hier behaupte, zunächst auch klingen mag. Aber liegt es wirklich so fern, das kosmische Geschehen mit der Bewegung der Gestirne und das Geschehen auf der Erde mit den Bewegungen der Erde in Verbindung zu bringen? Und ist die Folgerung nicht unabweisbar, daß sich die Wirkungen der Erdbewegung, falls sie vorhanden sind, auf alle Bestandteile unseres Planeten erstrecken, daß sie also in seinen festen Bestandteilen, als seinen Hauptmassen, am gewaltigsten sich auswirken, in der Lufthülle der Erde, als in ihrer flüssigsten Schicht, aber sich unseren Sinnen am auffälligsten offenbaren müssen? Wo eigentlich soll die Ruhe, von der die ihrem Meister nicht ebenbürtigen Jünger Galileis reden, zu finden sein? Wohin wir unsern Blick auch wenden, überall stoßen wir auf Bewegung, wenn uns dieselbe auch nicht immer so sinnfällig entgegentritt wie in den Ozeanen und im Luftmeer. Selbst der Erdboden, das Symbol der Ruhe, ist in Wahrheit ganz und gar nicht unbewegt. Empfindliche Apparate haben längst festgestellt, daß auch er in ununterbrochener Bewegung ist, in einer Art von Beben, die der Fachmann als mikroseismische Zitterbewegung bezeichnet. All das liegt auf der Hand, ist für jedermann unschwer festzustellen. Aber die Welt braucht Zeit, sich aus dem Bann überlieferter falscher Anschauungen zu lösen. Die Arbeit eines halben Menschenalters, die ich darauf verwandt habe, war bis jetzt nutzlos vertan. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, den Sieg der hier nur angedeuteten Gedanken zu erleben. Vielleicht sind auch die Verhältnisse dem Siege der Wahrheit jetzt günstiger als noch vor kurzem. Der Krieg hat furchtbares Unheil über die Welt gebracht. Wir brauchen Kohle oder entsprechenden Ersatz, und wir brauchen eine Landwirtschaft, die aus dem Boden herausholt, was nur herauszuholen ist.

Meine Lehre enthält, was uns hilft. Der Motor, der uns Kraft in unbegrenzten Mengen zu liefern imstande ist, ist unsere Erde selbst. Tag und Nacht, jahraus und jahrein steht er uns ununterbrochen und kostenlos zur Verfügung. Wir müssen uns nur der Tatsache nicht verschließen, daß er Arbeit leistet. Mittel und Wege, seine Kraft uns dienstbar zu machen, werden sich schon finden. Die Erkenntnis, daß die Erde bei ihrer Bewegung Arbeit leistet, wird der Anfang eines neuen, eines anderen wissenschaftlichen Betriebs sein. Denn in ihrem Schoße liegt die Möglichkeit, alle Naturerscheinungen, vom Wetter angefangen bis zum Eintritt von Erdkatastrophen, auf beliebig lange Zeit im voraus zu errechnen. Was das für den Landwirt, für den Schiffer, für den Bewohner erdbebenreicher Gebiete bedeutet, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Das moderne Siedlungswesen * Von Curt Bauer.

Der Kulturgedanke des Siedlungswesens.

Es ist ein tröstliches Zeichen, wenn sich nach gewaltigen Völkerkatastrophen die Aufmerksamkeit der Massen wieder der Erdscholle zuwendet, die ihnen Kraft und Genesung verheißt. Dem Untergange geweihte Völker, wie z. B. die alten Römer, brachten aus sich die Kraft, mit der eigenen Scholle zu beginnen, nicht auf. Erst die Söldner Odoakers mußten für sie dies Werk unternehmen. Das heutige Siedlungswesen stellt eine Regenerationsbewegung zur Bodenständigkeit und Schollensicherheit dar, wie sie vorher kein anderes Kulturvolk kannte. Im Gegensatz zum russischen Kommunismus, dessen revolutionäre Richtung Werte zerstört, handelt es sich hier um eine lediglich aufbauende wirtschaftliche Strömung sittlicher Natur. Von allen durch den Krieg gegangenen Völkern ist Deutschland trotz seiner Niederlage das einzige, das der überall zunehmenden Entartung eine derartige Bewegung entgegenzusetzen vermag, wie wir sie im Siedlungswesen haben. Ebenso wie jene anderen Länder der Entsittlichung ihrer Jugend nichts entgegenstellen können, das dem Einflusse unserer Wandervogelbewegung gleichkäme.

Wer siedeln will, denkt wohl in erster Linie daran, ein Dach über seinem Haupte und eine nährende Scholle unter seinen Füßen zu haben. Er entflieht einer brüchigen Kultur, um zu ursprünglichen, primitiven Lebensformen zurückzukehren. Selten kommt es ihm dabei in den Sinn, daß er mit dem Abstreifen der verderbten Kulturwelt vieles aufgibt, was er nicht dauernd zu entbehren vermag. Trotz dieses Strebens des einzelnen Siedlers in einen primitiven Urzustand ist heute in weitesten Kreisen die Überzeugung verbreitet: Nur vom Siedlungswesen her kann

Digitized by Google

Deutschland — vielleicht der ganzen Welt — eine neue, gesunde Kulturblüte kommen. Aber auch der Siedler selbst — mag ihn die Not in die primitivsten Lebensverhältnisse treiben — fühlt dunkel, der Pionier einer Kulturarbeit zu sein, die ihn einst in ihren gewaltigen Strom einschließen wird. Man darf in diesem unerschütterlichen Glauben die Paarung deutscher Arbeitskraft mit deutscher Kulturfreudigkeit erblicken: eine Verbindung, die nur in einem Volke bestehen kann, dem noch die Zukunft gehört. Denn Arbeit ohne Kulturglauben wäre dumpfe Verzweiflung. Ein Kulturglaube jedoch ohne Arbeitswillen bedeutet Degeneration.

Eine Kultur, wie sie im Rahmen des modernen Siedlungswesens läge, hätte tatsächlich alle Vorzüge völkischer Verjüngung zu versprechen. Natürlich werden die Zentren für Kunst und Wissenschaft stets die Großstädte mit ihren Hochschulen, Museen, Universitäten u. a. bleiben. Während aber all solche Hochburgen der Kunst und des Wissens mit ihrer Umgebung hastig in die unbestimmte Zukunft treiben, fußt eine wohlorganisierte Landsiedlung gleichzeitig fester auf dem Boden der Vergangenheit. Ihre enge Verbindung mit den ursprünglichen Lebensformen entlegener Landgegenden hält sie zur Pflege gesunder Sitten und Gewohnheiten an, die aus den Zeiten starker Urkraft herdringen. Andererseits vermögen sie bei guter Verbindung mit der Großstadt deren erste Kräfte auf dem Gebiete von Kunst und Wissen zur Pflege der allgemeinen Volksbildung heranzuziehen. Diese Verquickung des Ursprünglichen mit den komplizierteren Kulturerscheinungen wird erfrischende, schöne Harmonie auslösen helfen. Gute, alte Sitten werden sich dabei veredeln und viele Auswüchse der modernen Zivilisation abstreifen lassen. Die Siedlungen bilden auf diese Weise den Brennpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft, das natürliche Bindeglied zwischen Ausgang und Ziel. Mögen sie es auch den Großstädten anheimstellen, letzte Werte zu produzieren, so können sie doch jenen moralischen Ventilator herstellen, ohne den einem Volke die feste Basis für seine Entwicklung fehlt. Der wohltätige Einfluß einer derartigen Ventilation würde vor allem den Großstädten selbst zugute kommen. Vielleicht gäbe es dann noch eine Zeit, in der beispielsweise die städtische Jugend unbeschadet ihrer akademischen Studien bei ihren Vergnügungen nicht mehr den „Boston" oder „Fox Trot" tanzt, sondern zu der schönen Sitte der niedersächsischen Tanzspiele zurückkehrt, wie wir dies heute tatsächlich schon in vielen west- und mitteldeutschen Kleinstädten sehen. Man braucht nicht mehr Utopist zu sein, um von den Siedlungen einen solchen reinigenden Einfluß zu erwarten. Zeigen sie doch schon eine starke Tendenz, die Großstädte enger zu umspannen, angeregt durch das Bedürfnis vieler Intellektueller, sich in nicht zu weiter Entfernung vom Orte ihrer Berufstätigkeit anzusiedeln. Sogar Berlin beginnt sich bereits mit einem Gürtel von großen Siedlungen zu umgeben. So an der Oberhavel, in Nowawes u. a. Wie Pioniere kommen sie Berlin immer näher auf den Leib gerückt, um es wie eine Festung zu umlagern und mit ihrem frischen Atem die Stickluft moderner Unkultur zu erquicken.

Es darf nicht verkannt werden, daß gegenwärtig noch unter den Siedlungslustigen in bezug auf die Kulturaufgaben des Siedlungswesens eine scharfe Spaltung besteht. Einerseits sind es die Ideologen, die aus der Not eine Tugend machen wollen und in der Tonne des Diogenes, in der größten Bedürfnislosigkeit das Heil der Zukunft suchen. Tatsächlich kenne ich einen Siedler, der solch ein Kastenhäuschen in die Erde grub, um sich gegen die Witterung zu schützen und damit den Idealzustand menschlicher Wohnkultur gefunden zu haben wähnte. Es wiederholt sich hier eine lange schon in der Kunst des Expressionismus herumspukende Sehnsucht nach der Rückkehr zum Primitiven. Ihr gegenüber steht die Zahl der Intellektuellen, denen die Primitivität lediglich ein durch die Not aufgezwungener Übergangszustand erscheint, aus dem man nach Vervollkommnung und Verschönerung streben muß.

Darunter befinden sich viele Angehörige geistiger Berufe, wie Schriftsteller, Künstler usw., die neben der Handarbeit etwas Zeit zu geistiger Betätigung behalten wollen. Ihnen rufen die andern eifersüchtig zu: „Wer siedelt, muß seine Scholle allein bestellen, ohne fremde Hilfe; einen Kompromiß gibt es nicht!" Im Grunde haben wir es hier mit derselben sozialen Strömung zu tun, die heute auch die Großstädte durchdringt und dem geistigen Arbeiter das Anrecht auf Erleichterung in seinen primitiven Lebensverrichtungen bestreitet. Eine unvernünftige Forderung, die neben der geistigen Schaffenskraft noch die physischen Kräfte und Übungen des Handarbeiters verlangen möchte! Fand doch schon der Grieche für sie das treffliche Gleichnis von den Gliedern, die dem Magen den Dienst aufkündigten. Gerade im Siedlungswesen müssen diese Gegensätze verschwinden, soll ihm nicht von vornherein sein Kulturboden entzogen werden. Es muß darin Platz sein sowohl für den Handarbeiter wie für den geistigen Arbeiter. Dieser wird angesichts seiner erblühenden Scholle erkennen, daß er durch teilweise körperliche Tätigkeit auch für seine geistige Produktion an Qualität gewinnt, was er ihr an Quantität opfert. Jener wird bald dahinter kommen, daß ein Verzicht auf die geistigen Errungenschaften der Kultur, wie sie sich in Religion, Kunst und Wissenschaft manifestieren, nicht eine Rückkehr zum Urmenschen, sondern zum — Wilden bedeuten würde. Denn es ist ein Unterschied zwischen dem kraftvoll emporstrebenden Noch-Urmenschen und dem seine Kultur abstreifenden Wieder-Urmenschen. Kein Gesetz könnte dem umsichgreifenden Verbrechen, der Verwilderung der Jugend Einhalt gebieten, wenn nicht durch die Pflege der Volksbildung eine Veredelung der Seele zu erzielen wäre. An Stelle der Schollensicherheit würde die Schollenunsicherheit treten, die den Siedler und seine Kinder um die Frucht ihrer Arbeit bringen müßte.

Es wäre vermessen, bereits jetzt voraussehen zu wollen, was alles von den Erwartungen, die Abertausende von Volksgenossen an das Siedlungswesen knüpfen, Erfüllung finden oder Utopie bleiben wird. Indessen unsere bedrückte Zeit ist zu arm an Auswegen, als daß wir diesen einen, in dem sich Augenblicksnotwendigkeiten und Zukunftsmöglichkeiten wie nirgend sonst vereinen, nicht mit ganzer Kraft ins Auge fassen sollten. Die Pflicht jedes einzelnen bleibt es daher, sich Rechenschaft über die Wichtigkeit einer Sache abzulegen, die, aus der Not des Tages geboren, über ihre primitiven Notwendigkeiten hinaus in eine neue Kulturblüte zu führen verspricht.

Spätsommer * Von Franz Graetzer.

Ein Feldweg ruht in trübem Sonnenglast.
Blau grenzt ihn Wald; der Abend steht betörend.
Ob müder Kätnerkinder Grabenrast
Kreist Krähenflug, schreckloses Schweifen störend.

Doch weicher Windenduft schwimmt, hell, im Raum,
Und wagrecht werfen weiße Falter Wellen.
Verschleiert dringt, von ferner Siedlung Saum,
Dorfbrunnenkeuchen, Hufschlag, Hundebellen.

Die kleinen Hütten lagern wie verwaist,
Mit Vogelscheuchen, hoch in Apfelbäumen;
Spätsonne senkt sich sanft und übergleißt
Die grünen Läden, die in Leere träumen.

Ein Feldweg rinnt zum Himmelsbord zu Gast:
Der beugt sich wölkend, wiegt sich wie erhörend,
Ein Winkel Welt verleiht sich Rand und Rast.
Blau grenzt ihn Wald; und Abend fällt betörend.

Resignation * Von Hans Erich Winckler.

Kein Lufthauch mehr, der draußen zag sich regt,
Aus matten Sternen schimmert Gottesfriede — —
Was hat mein Herz, daß es so seltsam schlägt,
So seltsam traurig, todestraurig müde? —

Hat es im Ringen, dessen Lärm gedämpft
Die grauen Mauern uns entgegentragen —
Hat es im ew'gen Kampf sich allzu matt gekämpft,
Daß seine Schwingen lahm am Boden schlagen?

Ist es der Liebe unlösbar Problem,
Das ihm die Kraft, die Ruhe hat genommen,
Fand's keinen Ausweg mehr aus alledem,
Was es an Stürmen wildlings überkommen?

Vergebens, daß der Sinn sich plagt und frägt,
Ihm fehlt der Text zum großen Lebenslied — —
Das Herz ist matt, und seltsam leis' es schlägt,
So seltsam traurig, todestraurig müde — — —.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Was die Mode bringt.

Abb. 93. **Gesellschaftskleid für reifere Damen.** Zur Herstellung des eleganten Anzuges war glänzende graue Seide mit etwas hellerem Schleierstoff zusammengestellt, der durch eine reiche Stickerei von dunkelgrauer Chenille belebt wurde. Die lange Schoßbluse hat Rückenschluß und zeigt den spitzen Ausschnitt durch ein Tüllhemdchen gefüllt und durch einen grauen Seidenkragen begrenzt. Mit halblangen, unten weiten und offenen Ärmeln gearbeitet, sind diese gleichfalls durch Stickerei verziert. Die Bluse ist im Taillenschluß in Gruppenfalten eingereiht, die durch die Stickerei betont werden. Der lange Schoß fällt in mäßigen Falten aus. Der schlichte, aus geraden Bahnen bestehende Seidenrock ist seitlich leicht eingereiht, sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. erhältlich. Schnitt für die Bluse in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. und Aufplättmuster für 6 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,60 Meter, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,20 Meter.

Abb. 94. **Tanzkleid für junge Mädchen.** Das jugendlich-zarte Kleidchen bestand an unserer Vorlage aus leichter zartrosa Seide und einer Unterbluse aus weißem Tüll, der mit Schmelzperlen bestickt war. Vorn und im Rücken viereckig ausgeschnitten, ist der Bluse das mit Perlfranse abschließende kurze Ärmelchen angeschnitten. Die sehr tief ausgeschnittene Überbluse aus Seide greift mit schmalen Trägern über die Schulter, im Taillenschluß schließt sie ein schmaler altrosa Samtbandgürtel ab. Der gereihte Rock ist ziemlich weit und inwendig mit Hüftstützen versehen, die ein Breitstehen bewirken. Seine Garnitur bilden an jeder Seite zwei feine Plisseefältelchen, die die vordere und hintere Rockmitte freilassen. Zu diesem anmutigen Kleidchen ist der Schnitt für die Taille in 44, 45, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 1,50 M. und der des Rockes in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,20 Meter, für die Taille 1,55 Meter.

Abb. 95. **Quetschfaltenkleid für Schulmädchen.** Das niedliche Kleidchen aus dunkelblauem Wollstoff wurde durch eine Garnitur aus weißem Tuch aufgehellt, die in Verbindung mit schwarzem Samtband stand. Im Rücken geschlossen, zeigt die glatte Passe einen hochstehenden Kragen und einen Samtbandschlips. Das Kleidchen ist vorn wie im Rücken in je zwei breite Quetschfalten geordnet, über die der schmale Gürtel hinweggreift. Am Röckchen springen die Falten aus. Den leicht blusigen Ärmel ziert eine faltige weiße Manschette, die ein Samtband abbindet. Schnitt vorrätig in 32, 34, 36, 38 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,50 Meter.

Abb. 96. **Tanzkleid aus verschiedenen Stoffen.** Mattblauer Seidenschleierstoff vereinigte sich mit schwarzem Tüll und schwarzer Seide zu einer hochaparten Wirkung. Das spitz ausgeschnittene duftige Leibchen hat Halbärmel und im Rücken einen spitzen Ausschnitt. Das schwarze Seidenmieder drapiert sich in leichten, ungezwungenen Falten um den Körper, unter ihm fallen tiefe, schwarze Bandschlupfen auf den Rock. Dieser besteht aus Schleierstoff und wird von der zipfligen, gereihten Tunika aus schwarzem Tüll zum Teil verschleiert. Den Abschluß bildet ein Perlkäntchen. Der zur Herstellung dieses eleganten Kleides erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 5,70 Meter.

Abb. 93. **Gesellschaftskleid für reifere Damen.** Abb. 94. **Tanzkleid für junge Mädchen.** Abb. 95. **Quetschfaltenkleid für Schulmädchen.** Abb. 96. **Tanzkleid aus verschiedenen Stoffen.**

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 93 bis 96 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenweite gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte. Dem Betrage sind 40 Pf. (Ausland 80 Pf.) für das Porto beizufügen.

Die Mutter singt * Skizze von Hedwig Forstreuter.

Sie treffen sich täglich auf ihren Spaziergängen, die drei alten Herren. Der Zeiger ihres Lebens weist schon auf eine hohe Zahl. Aber sie lassen sich weder vom Wetter noch durch allerlei kleine Leiden des Körpers an ihren gemächlichen Wanderungen hindern.

Das Gespräch der Alten geht stets um die Dinge des äußeren Lebens, um Politik und Wirtschaftsfragen. Von persönlichen Sachen kein Sterbenswort. Das bleibt den Frauen überlassen, die mit trippelnden Altersschritten dieselben Wege gehen oder auf den Friedhofsbänken herumsitzen, wie viele dunkle Vögel auf einer Stange.... So wissen die drei Herren wenig mehr voneinander als ihre Namen. Bis ein Ereignis alles verändert. Ein Freund fehlt beim mittäglichen Stelldichein, einen Tag wie alle folgenden. Die beiden Übriggebliebenen werden schweigsam und scheu miteinander. Sie vermeiden, von dem Fernen zu sprechen, bis ihnen nach Wochen unvermutet Aufklärung wird, daß ihr Kamerad gestorben und auf dem alten Friedhofe zur Ruhe gebracht sei. Da gehen sie, seinen Hügel zu suchen. Und finden ihn nahe dem Kinderbegräbnisplatze, neben dem Hügel einer Frau, die seinen Namen trägt. Die alten Herren wußten nicht, daß ihr Gefährte jemals verheiratet war.

Ihr Grab grenzt noch dichter als das seine an den Ruheplatz der Kinder; Efeuranken spannen sich von ihrem Steine aus über den Weg und strecken sehnsüchtige Arme nach den kleinen Hügeln. Die Hand des Wächters scheint hier nichts zu stören, was wachsen will. Die beiden Freunde stehen stumm vor dem frischen Hügel; sie legen ungeschickt ihre Blumen nieder und geraten dann unver-

Digitized by Google

sehens zu den Kindergräbern. Schon bei dem ersten stocken ihre Schritte. Denn steht da nicht der Name des Paares auf winzigen Doppelsteinen? — Sie schieben die Efeuranken zurück — alten Augen fällt das Sehen schwer — und richten sich dann mit erschreckten Mienen auf. Ihre Blicke gehen zum Grabe des Gefährten: Wenn nicht ein gleicher Name sie irreführt, schlummern hier seine Kinder, beide nach kaum zwölf Monaten ihres Daseins dem Tode verfallen.

Die Männer schweigen in Erschütterung. Ihre Gesichter, sonst frisch trotz aller Furchen, sehen schmal und angestrengt aus. Sie denken dem Leben des Mannes nach, der jahrelang ihr Gefährte war und von dessen Schicksalen sie nichts wissen als diese stummen traurigen Zahlen, so einsam trug er sein Leid. — Sie reden von ihm in leisen behutsamen Worten und hören nicht, daß ein Wächter an ihnen vorüberschlurrt. Erst als er sich an den Gräbern zu schaffen macht, werden sie aufmerksam und rücken an den Hüten.

Der Wächter schiebt die Kränze zurecht. „Nu hat er auch seine Ruh, mei Herrn, nun sin sie alle zusammen, die Frau un er un die beiden Kleinen."

„Ruhen seine Kinder dort? Er sprach nie von ihnen."

„Das glaub' 'ch wohl, mei Herrn, das will 'ch wohl glauben. Er sprach nich davon, un sie auch nicht. Aber genagt hat's an ihr, bis sie starb. Es war ne schöne, lebenslustige Frau, un sie wußte nich, was es heißt, 'n Kreuz zu tragen. Ich hab sie gekannt, als sie'n Mädchen war. Sie sang wie 'ne Grasmücke, fein un leise, denn sie hatte 's auf der Brust. Un sollte nich heiraten, weil sie so zart un weiß war. Ihre Mutter hat sie hergeben müssen an derselben Krankheit, die dann die Kleinen wegnahm.

Als sie beim ersten Kind am Grabe stand, da weinte sie un hielt sich an ihrem Manne un hatte noch Kraft, mir zuzunicken, als ich 'nen Busch Grünes auf die Schaufel tat für sie statt Erde. Aber bei dem zweiten Kindchen, mei Herrn, da kam sie ganz starr un steif hierher un hielt die Augen weit offen, aber ich möcht' nich schwören, daß sie was gesehn hat. Von da an hat sie Tag für Tag auf'm Friedhof gesessen, und wenn abends ihr Mann sie abholte, dann ging sie mit wie'n Kind, stumm un ängstlich. Froher wurde sie erst wieder, als sie meinte, nu würde sie bald selbst zu den Kleinen gehn. Von da an sprach sie mit mir und mit meinem Jungen, der mir half. Un manchmal, wenn keiner in der Nähe war, sang sie am Grabe, ganz leise, als käm' die Stimme unterm Efeu her. Aber am Ende plagte sie der Husten. Einmal kam ihr Mann, als sie so sang, un stand hinterm Baum un hörte zu, un ich sah, wie ihm Tränen über die Backen liefen. Dann ging er fort. — Das war das letzte Mal, daß ich sie zusammen sah; drei Wochen später brachte er sie heraus, da war sie still un brauchte nur noch die grüne Decke. . . . ‚Nahe zu den Kleinen' soll'n ihre letzten Worte gewesen sein. Un darum, mei Herr, krieg ich's nich übers Herze, daß ich den Efeu an ihrem Grab beschneide. Ich darf 'n nich zu den Kindern rüberlassen, der Ordnung wegen, aber 'n paar Ranken bleiben immer stehn."

Er schwieg und sah die beiden alten Männer an. „Wenn Ihr Freund mit Ihnen auf den Bänken schwatzte, un wenn 'r mit mir am Brunnen stehnblieb, dann redete er nur von Zeitungen oder vom Wetter. Alles andere besprach er hier bei der Frau. Darum ging er auch nie lange aus der Stadt fort, un im letzten Jahre kaum 'nen andern Weg als zum Friedhof. — Un ich meine, wenn es ganz still gewesen is um ihn, dann hat er die Frau singen hören, wie damals am Grabe der Kleinen. Ich reim' mir das so zusammen, weil er mal sagte: ‚Still!', sagte er zu mir, ‚heute singt sie wieder, und ich glaube, sie singt auch für mich'.

Traurig is er nich gewesen un nich allein. Er hatte die beste Gesellschaft, auch wenn er Sie mal nich traf, mei Herrn. — Allein war der nich!"

Die Friedhofwege dämmern im ersten Herbstzwielicht, Nebel schwebt über den Gräbern, und wie der Wind jetzt in den Ästen aufwacht zu singendem Getön, treffen sich drei Augenpaare und ruhen dann auf den Gräbern der Vereinten. Nein, hier gab es keine Einsamkeit mehr und keine Trauer. Auch der Schmerz der Mutter, der nun lange ruhte, war kein Leid im letzten Sinne gewesen, nur erhöhtes Leben, wie alle Liebe.

Von ihr sprechen die alten Junggesellen, wenn sie sich nun treffen, und es scheint ihnen fast, als hätten sie die Frau des Freundes gekannt, als ruhten ihnen selbst Kinder in geheiligter Erde. Und so vermissen sie den toten Freund nicht, er geht mit ihnen und plaudert wie ehedem, nur belebter und wärmer. Und wenn sie in den Friedhof einbiegen, dann wird ihr Gespräch leiser, und in den Pausen halten sie den Atem an und lauschen, ob nicht die Mutter singt.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 39

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Mädchenkopf. Zeichnung von Else Gericke.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (12. Fortsetzung.) . . . Seite 633
Weinselig. Gemälde von Curt Leyde. . . . . „ 633
Wütende Pferde. Radierung von Curt Meyer-Eberhardt. . . . . „ 635
Das Bad der Wohlfarts. Von Ludwig Sternaux. (Mit Abbildungen.) . . . „ 637
Zikaden und Heuschrecken in Dichtung und Wirklichkeit. Von Prof. Dr. V. Franz. „ 640
Die Protokolle des Malers. Zu Bildnissen von Emil Orlik. Von F. H. . . „ 642
Menschen und Blumen. Gedicht von Fritz Jöttl. . . . . Seite 644
Kleist und unsere klefste Not. Von Franz Wugk. . . . . „ 644
„Ling" und Co. Von Karlernst Knatz. . . . . „ 645
Streiflichter. . . . . „ 646
Die Welt der Frau: Drei Taschen mit Kreuzstichstickerei. Von Doris Kiesewetter. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 647

Für glückliche, oft ganz schmerzlose Entbindung.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,

bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Liphagol zahnsteinlösende überfettete Zahnpasta.

Liphagol enthält natürliches Karlsbader Sprudelsalz (zahnsteinlösend) und ist überfettet, daher vollkommen reizlos. Liphagol wirkt zuverlässig, desinfizierend und erzeugt gesunde weiße Zähne. Geschmack sehr angenehm. Hervorragende Gutachten deutscher Universitätskliniken und Aerzte.

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden-A.**

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co.

G. m. b. H., Berlin W 30/171 Eisenacherstr. 16.

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32B. Hiltensbergerstr. 6.

Graue Haare

erhalten garantiert ihre alte Jugendfrische und Glanz wieder ohne zu färben, durch meinen seit 12 Jahren glänzend bewährten **Haarbalsam „Ceres"**, 1 Orig.-Flasche **M. 7.50.** **R. Kurz, Ulm a. D. 5, Zeitblomstr. 46.**

Kapitalanlage

Gothaer Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.

Bisher abgeschlossene Versicherungen:

2 600 Milliarden Millionen Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Witwenrente — Altersversorgung — Invaliditätsversicherung

Ia Bienenhonig

feinster Qualität, gar rein, aus eigener Imkerei von 9 Pfund an lieferbar. Pfund 15 Mark. **Karl Ulmicher, Wendfeld A bei Stadtlohn i. Westf.**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Mürks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Fräulein aus guter Familie möchte sich im Kochen vervollkommnen und sucht Aufnahme in bürgerlichem Haushalt oder Landgut. Zuschriften unter **F. 7635** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68**

Für meine 20jähr. Tochter

(evang.), die im Haushalt gut eingeführt ist und über vorzügliche literarische Kenntnisse und gesellschaftliche Umgangsformen verfügt, suche ich

auf größerem Landsitz, Rittergut oder Oberförsterei

Aufenthalt

bei vollem Familienanschluß und ohne gegenseitige Vergütung, zwecks weiterer Ausbildung im Haushalt oder zur Gesellschaft einer älteren Dame oder bei größeren Kindern. Anträge erbitte unter **J. O. 13727** an **Rudolf Mosse, Berlin SW 19.**

Für die Hausdame

meiner jetzt verstorbenen Mutter, welche dieselbe aufopfernd und mit größter Umsicht gepflegt hat, suche ich sofort geeignete Stellung in gutem Hause und gebe auf Wunsch ausführliche Auskunft. Fabrikbesitzer **Dinse, Berlin-Niederschönhausen,** Blücherstraße 23.

Süddeutsche,

26 Jahre, evangl., große, schlanke Erscheinung, intelligent, gute Familie, Freude an der Natur, harmonischem Familienleben, Aussteuer, späteres Vermögen, sucht Lebenskameraden aus guter Familie und tadellosem Charakter. Off. u. **F. 7653** a. **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Geschäftstochter,

28 Jahre, ev., häusliche Kenntnisse, g. Ausst., spät. Verm., sucht Lebenskameraden, dessen Charakter u. Stellung Gewähr für Miteinandergehen bietet. Würde auch gern mit willenskräftigem, intelligentem Menschen in gesich. Stell. deutsches Heim im Auslande gründen. Briefe u. **E. 7652** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Suche treuen Lebensgefährten

in sich. Stellung, dem ich ein guter Kamerad sein werde. Bin 21 J. alt, frisch an Geist u. Körper, musikalisch, für alles Schöne u. Gute empfänglich, tüchtig in Haus u. Garten. Schöne gediegene Aussteuer vorhanden. Vorl. 6000 M. Mitgift. Zuschriften unt. **T. 7645** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Junge Dame, aus d. best. gesellsch. Kr. Danzigs, ev., 28 J., recht gut aussehend, sehr kinderlieb, Lehrerin, heit. Temp., sucht, d. d. Elt. f. zurückgez. leb., a. d. Wege gut. sit. Kaufm., Akad. od. Offiz., a. liebst Witw. m. 1—2 kl. Kind., zwecks Neigungsehe kenn. zu lernen, dem sie d. ihr. wirtsch. Tal. u. d. ihr. Frohsinn ein glückl. Heim schaff. kann. Angeb. u. **Z. 7648** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ernster Wunsch.

Kaufm., Mitte 30, evgl., a. g. Z. am., angen. Ersch., vertr. Char., sucht, da w. Kriegsteiln. (a. Ref.-Offz.) und jetziger angestr. Berufstätigkeit in kleiner Stadt ihm pass. Damenbekanntschaft fehlt, d. Vorurteil g. d. Weg überwindend, junge Dame von großschlank, schön Ersch. aus g., rein deutsch. Fam. u. von symp. vorn. Char. kenn. zu lernen, d. gleich ihm sich treuehrl. Lebenskameraden wünscht. Es kommt nur Neigungsehe i. Frage, ev. spielt d. Vermögenslage keinerlei Rolle. Beziehe selbst groß. Einkomm. bei gesich. Zukunft. Briefw. könnte zunächst auch ohne Namensnenn., bei sonst offen. ausführl. Schilderung, eingel. w. Bild erw. Rückseud. u. Diskr. Ehrens. Gew. Verm. verb. Zuschriften unter **P. 7642** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Geschäftsmann,

Anfang 40, Junggeselle, mit gutem, altem Geschäft, größerem Vermögen u. Grundstück auf dem Lande, sucht ansehnliche, gebildete, wirtsch. tüchtige Dame von einfach, natürlich. Wesen, bis 33 Jahre, zwecks Heirat kennen zu lernen. Ernstgem. Off. mit Bild u. Angabe der Familienverhältnisse erbeten unt. **K. 7639** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

„Der praktische Ratgeber für Schwerhörige"

Empfehlensw. Aufklärungsschrift m. Abbildung gut. Hilfsmittel. Von ein. schwerhörigen Kriegsbeschäd. Preis M. 2.50 (Selbstkosten). **G. R. Schulze,** Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 16. Postscheckk. 82139 Berlin.

Stellenangebote

Hauslehrerin,

evangel., z. 1. Nov. gesucht z. Erziehung zweier Kinder. Pension im Hause. Beding.: Flottes Klavierspiel. Off. mögl. mit Bild u. Zeugn. an **Frau Hofbesitzer Voigts, Arendorf bei Ebstorf, Kr. Uelzen.**

Vermischtes

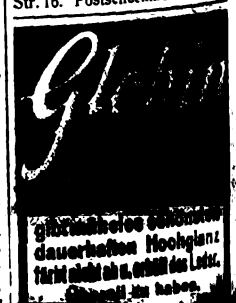
Ingenieur, 28, symp. Ersch., wünscht Bekanntsch. m. hübsch., geb. Mädch. zw. Heir. Nation. Ges. Beding. Ehemögl. nur b. einwdfr. Vergangh. Zusch. u. **L. 7658** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607



gibt meine Methode dauerhaften Hochglanz

№ 39 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

12. Fortsetzung.

Drei Wochen verweilte Schwester Emma bei den Ihren. Dann reiste sie in Begleitung des Vaters nach Berlin.

Und Weihnachten wollte sie wiederkehren, um die Festzeit im Familienkreis zuzubringen.

„Freust du dich?" fragte Reimer Etta, als der Brief der Schwägerin eintraf.

„Ja, sag' du mir, ob du dich freust!" gab die Gattin dem Gatten zurück.

„Ich freue mich für dich. Dann kriegst du endlich mal wieder weibliche Gesellschaft. Sanitätsrats haben dich letzthin auch nicht besucht. Liegt da was vor?"

„Wie du mißtrauisch bist! Bauer!" tadelte Etta halb im Ernst und halb im Scherz. „Bin ich in deinen Augen etwa noch unweiblicher geworden, als ich schon immer war?"

„In meinen Augen nicht! Und die alte Edzard hat mir noch kürzlich gesagt, wie stolz ich auf meine Frau sein könne — auf die wahre Mutter ihrer Kinder!"

Kurz vor dem Fest hatte die Schulinspektion zum erstenmal bei Frau Bojunga und ihrem Lehrbuben nach dem Rechten gesehen und Etta wie Hajo ein glänzendes Zeugnis erteilt. Aber im Betragen buchte die Lehrerin „Nicht ganz genügend", denn Frau Ettas Liebling konnte sich manchmal recht bockbeinig zeigen.

Einmal war sogar der Hasel aus der Zimmerecke hervorgelangt und ihr großer, strammer Schlingel von ihr über den Schoß gelegt worden. Drei harte, genau abgezielte Schläge. Mehr nicht. Aber kreideweiß war ihr Junge da geworden. — „Hajo, glaube mir, es hat mir weher getan als dir!" Und während ihrer Worte hatte sie plötzlich laut aufgeschluchzt. — „Mutter, Mutter — du, du darfst nicht weinen! Nie will ich's wiedertun, nie wieder so widerspenstig sein!" Lange hatte Hajo an ihrem Herzen gelegen und bitterlich geweint.

Jetzt, im letzten Augenblick vor dem Fest, strich Etta die schlechte Note und gab Hajo nur Nummern für Leistungen.

Ungeteilte Freude sollte herrschen. Und ungeteilte Freude war, als der Kapitän mit seiner Tochter am Christabend im Haus der Bojunga erschien, um mit zu bescheren.

Weinselig. Gemälde von Kurt Leyde.

Auch Tante Emma hielt für jeden ein Geschenk bereit. Für die Kinder als die Hauptpersonen der Festzeit bei weitem am meisten. Für Etta, weil es ihr Wunsch, eine silberne Zigarettendose, ähnlich jener, die sie in San Franzisko verloren hatte. Für ihren Schwager eine gestickte Weste. Schwarzer Stoff mit silbergrauen Seidensternen.

„Hast du deinem Mann denn nichts gearbeitet?" fragte die kleine Blonde erstaunt, ohne bei ihrer Harmlosigkeit zu ahnen, welch Unheil in ihren Worten lag.

„Das hat meine Frau noch nie getan."

„Mein Mann hat mir noch nie gesagt, daß er Wert darauf legt."

„Wenn man's erst sagen muß, verliert's an Reiz, Frau — hat's keinen Zweck!"

Digitized by Google

„Ich finde Arbeiten, die man schnell und dabei hübscher kaufen kann, überflüssig. Ich arbeite an deinen Jungens herum. Das gute Zeugnis Hajos ist nicht nur seine, auch meine Arbeit — für dich zu Weihnachten!"

Da nahm Reimer seine Frau in den Arm und bat sie leise um Verzeihung. „Ich bin schuld an dem Zank, nicht Schwester Emma."

„Deine Schwägerin versteht besser, deine Wünsche zu treffen, als ich", erwiderte Etta, indem sie auch die Stimme dämpfte. „Nur das ist es, was mich dabei kränkt."

Als das Ehepaar Bojunga am ersten Festtag der Einladung „zum Teller Suppe" folgte und im Hause des Schwiegerpapas erschien, war überraschenderweise auch der Kreistierarzt zu Tisch gebeten worden.

„Ich habe dir und deiner Frau damit eine Freude bereiten wollen, denn ich weiß, der gute Freund verbringt den ersten Festtag sonst bei euch im Haus."

„‚Wo Kapitän Osterloh mit Schiffsabenteuern und Kreistierarzt Edo Koch mit Kuhstallgeschichten zusammen wirken, kommt ein Dritter auf seine Kosten', heißt es sprichwörtlich bei uns im Klub", erläuterte Reimer der Schwägerin, die sich als Tischnachbarin Edo Kochs über Langeweile nicht zu beklagen hatte.

„Dauernd steckt ihr drei ja die Köpfe zusammen", bemerkte Frau Etta am Kaffeetisch. „Plant ihr am Ende schon wieder zu dritt eine Fahrt über Land?"

„Nicht doch, Frau! Aber hör' nur. Koch möchte Emma ganz für Deutschland gewinnen."

„Wieso?"

„Nun, er findet, daß eine deutsche Kraft wie Emma hierher, nicht nach Amerika gehört. Doktor Edzard junior will in der Nachbarschaft Nordenhams eine Frauenklinik gründen, und Koch ist der Ansicht, daß nur Schwester Emma als Oberin da hineinpaßt."

„Was — ernstlich?" staunte Etta.

„Ja, und hat mit Edzard bereits darüber gesprochen, der auf den Köder anbeißt, morgen Papa und Emma seine Aufwartung machen will und —"

„Ei, ei — und du, Emma?"

„Ich wäre bald einverstanden. Denn so bliebe ich unserm Papa zur Seite, dessen Herzleiden zwar nicht von Bedeutung ist, — ja, ja, das gute Essen der Lloydküche! — dem aber im Alter ein Aufpasser fehlt." — — —

‚S-chicksal', sagte sich Frau Sebke Tiarks in ihrem Altenheim, als sie um Ostern von der Gründung einer Edzardschen Klinik zum Herbst und von der Oberin, die Frau Ettas Schwester war, in der Zeitung gelesen hatte. ‚So bleibt auch die S-weite in unsrer Nachbars-chaft! Das abgelaufne Wagenrad bei ihrer Ankunft. . . . Meine alten Augen sehen überall Feuer im Haus der Bojunga. Denn die Ähnlichkeit mit der Toten is uns-chwer zu erraten. Mein' Zeit, alles is blos-ch S-chicksal!'

Ja, das Rad am Schicksalswagen der Bojunga lief. Als es im Hochsommer Regen und immer wieder nur Regen gab, schwollen die Grasten, traten die Wiesenbeeke über ihre Ufer und drohte die Weser mit ihrem Hochwasser, so daß der Deichgraf Dr. Reimer Bojunga seine Sorgengänge die Deichkappe entlang machte, eine besondere Deichschau anordnete und Frau Etta das Sitzen an der Brake der Graftwiese verbot. Doch schon zu spät!

Frau Etta hatte das Marschenfieber gepackt. Ihr Leib schüttelte sich in heißen und kalten Fieberschauern. Emma kam ungerufen, sie zu pflegen.

Frau Etta hatte sich die Pflege der Schwester nicht gewünscht, sie aber nicht verhindert.

Reimer war sogar in Bedrängnis geraten: es könne so kommen, wie's nun gekommen war.

Nur Schwester Emma ging unbekümmert ihren Pflichten als Pflegerin nach. Wenn der Duft der Mimulus, dessen Bedeutung Emma nicht kannte, der aber in den Fieberträumen der Kranken eine spukhafte Rolle spielte, sich mit dem zarten Gifthauch der Oleander mischte, schloß Schwester Emma die Fenster. Denn Frau Etta sah im Fieber blonde Gesichte, die auch die treue Hüterin erschreckten. Fragte Emma den Schwager, so schüttelte er den Kopf und sah abseits, als glaube er nicht weniger an Gespenster und an spukhafte Traumgesichte. Die Pflegerin hatte es nicht leicht zwischen ihren beiden großen Marschkindern, die sie liebte.

Neben der Krankenwartung sorgte Emma für ihren Schwager. Sie setzte sich, wenn er die Morgensuppe löffelte, zu ihm. Von Etta erzählte er ihr dann: Sie habe das eigentlich nie getan . . . Und Emma hielt für ihn die Zeitung bereit, wenn er von der Molkerei abends nach Hause kam. Auch ließ sie ihm die Pantoffeln zurechtsetzen, damit er bei feuchtem Wetter das Wechseln des Schuhzeugs nicht vergesse. Alles das sollte Etta nie für ihn getan haben. . . .

„Ich werde meine Schwester darauf hinweisen, wenn sie gesund ist", nahm sich die kleine Blonde vor. „Sie muß daran denken. Solche Kleinigkeiten ‚liegen' ihr nicht."

Aber Schwester Emma hatte es gar nicht nötig, Frau Etta dies zu sagen. Etta vernahm es seinen Ohres, ohne groß zu lauschen, durch die geöffnete Tür. Nebenan trieb man ja keine Heimlichkeiten. Sie hörte, wie Reimer sich für alle kleinen Aufmerksamkeiten bedankte, an die sie leider — leider nicht zu denken gewußt hatte. Ihr hatte das Gefühl für solche Dinge nicht im Blut gelegen. Schwester Emma lag es hingegen im Blut. Und darum war sie gezwungen, Reimers Dank zu hören. Und darum biß sie sich jetzt in die Lippen. — Kam Reimer zu ihr, so sagte sie nichts. Und kam Emma, so sagte sie auch nichts. Alles in sich hineinwürgen! Sich darüber grämen — ja! Aber sich nicht darüber ärgern und sich mit den Ihren deswegen auf keinen Fall erzürnen. Liebte sie ihren Gatten doch über alles. Und sie liebte auch ihre kleine blonde Schwester — ihr Mittagsgespenst vom Deich, das doch kein Gespenst war, nein, Leben gewordene Vergangenheit — ihre heimliche Sorge. Dinge und Sorgen, von denen man zu niemand spricht. Nein, nein, zu niemand! Schon aus Stolz nicht.

So dachte Frau Eta, solange sie sich krank fühlte. So dachte sie aber schon nicht mehr, als sie wieder aufrecht zwischen den Ihren umherging und die Fieber immer seltener kamen, auch von Mal zu Mal kürzer währten.

Eines Tages, da strahlende Sonne über ihren Blumengarten flutete, überraschte Frau Etta die Ihren durch den Bescheid: „Von heut' an nehm' ich das Heft im Haus wieder allein in die Hand!"

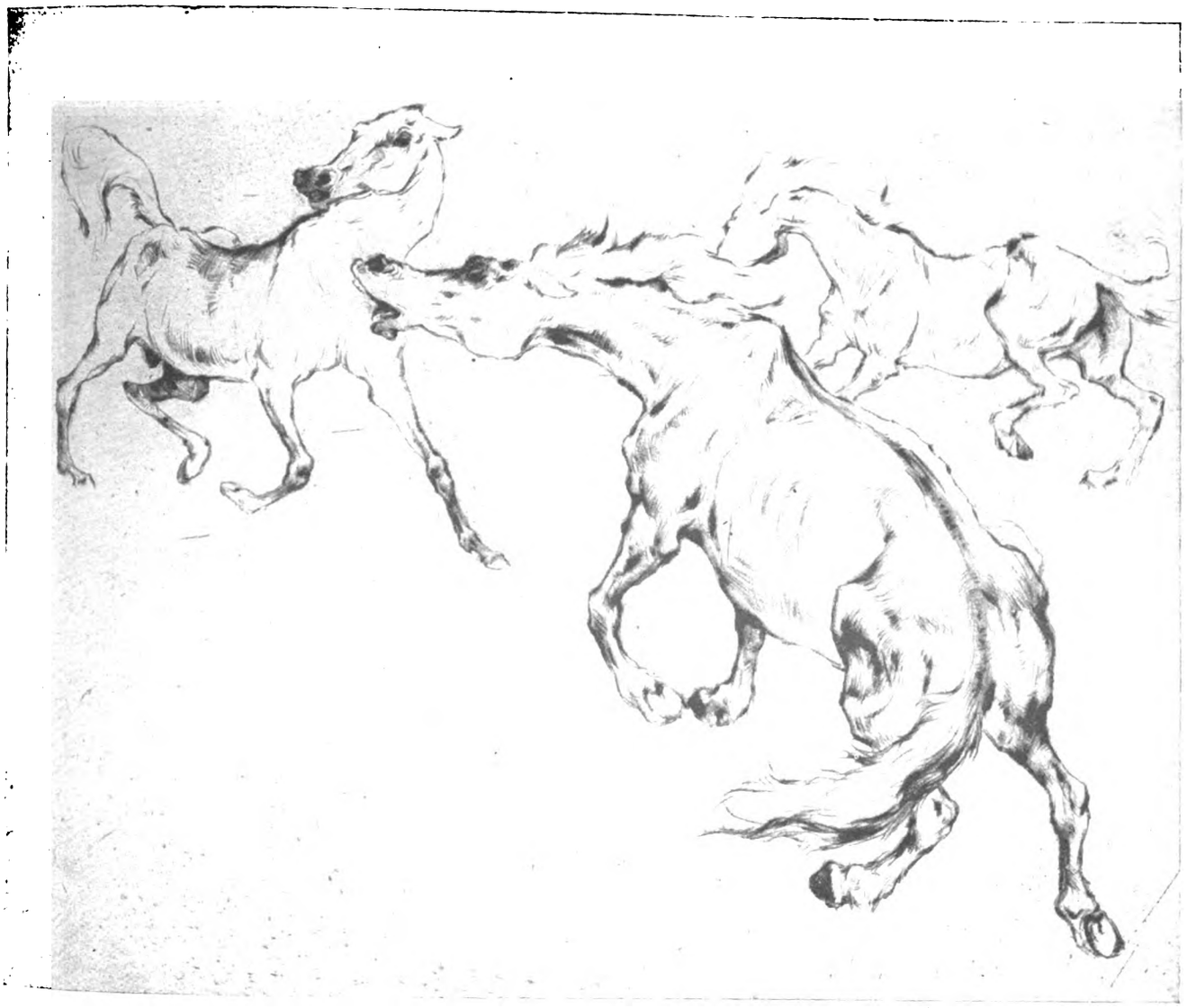
Etta dankte der Schwester nochmals für die treue Pflege. Sie schenkte ihr aus ihrem Schmuckschatz das Malachitgeschmeide, in dem nur der Kamm mit den grünen Kugeln fehlte. „Den Kamm würdest du in deinem blonden Haar ja doch nicht tragen können", sagte sie. „Aber Brosche, Kette und Armband gehen zur Not. Vetter Edo, den du auch immer hast leiden mögen, hat ihn mir zur Hochzeit geschenkt. Doch Reimer will nicht, daß ich die Steine trage. Bei dir hat er sicher nichts dagegen einzuwenden. Du machst ihm ja alles recht, alles so viel gemütlicher im Haushalt — ja, jawohl, gemütlicher als ich."

Schwester Emma wußte nicht, ob sie nehmen oder ablehnen sollte. Nur mit Widerstreben nahm sie schließlich das Geschenk an, das ihr geradezu aufgedrungen wurde.

Etta begann, noch bevor die Schwester zum Vater zurückkehrte, den Unterricht wieder. Sie erklärte den frühzeitigen Beginn mit den Worten: „Deine Tante hat dich fürchterlich verwildern lassen."

Dann, als der Wagen vor dem Tennentor hielt, abermals Etta zu Emma: „Kleines Immchen! . . . Ich danke dir. Aber geh — geh nur. Denn du bist mein blondes Mittagsgespenst aus dem Traum — weißt du? Und du

Digitized by Google



Witternde Pferde. Radierung von Curt Meyer-Eberhardt. Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

bist auch meine kleine, unschuldige Schwester. Du kannst nicht erraten, was mein Traumbild bedeutet. Dein Versprechen hab' ich, Reimer nichts davon zu verraten. Oder erfuhr er es doch schon? Hat er mich belauscht wie du?"

„Ich habe dich nicht belauschen wollen — pfui, Etta! Und Reimer — beruhige dich! — ist nie allein bei dir gewesen, wenn du im Fieber lagst. In meiner Gegenwart hat er nichts durch dich vernommen. Manchmal sollte man wirklich meinen, es spreche noch ein Rest des Fiebers aus dir."

Tante Sebke erschien, sowie der Wagen die „amerikanische Krankenschwester" davongefahren hatte.

Frau Etta erschrak fast vor dem Gesichtsausdruck ihrer alten Pflegerin Haß sprach aus deren Zügen, da sie zu klagen anhub: „Ich bin hier überflüssig geworden. Hab' mich darum auch gar nich bei dir sehen lassen, obwohl du nach mir geschickt. Deine Schwester bringt dir kein Glück und keine Gesundheit. Gleich mit 'nem Unglück is sie zu dir ins Haus gekommen. Sieh dich vor, rat' ich dir!"

„Du brauchst mich vor meiner Schwester nicht zu warnen, Tante Sebke!"

„Mein' Zeit! Tu ich's denn? Ich sagte nur: Ich habe kein schönes Geschicht im Traum. Alle meine Träume sind wieder so schrecklich schwer. Deine Schwester allein hat mich wieder von euch getrieben. Erst du, dann sie im Haus. Die Osterlosch sind mein Schicksal. Und auch Edzchard, der alte, is nich mein Freund. Edzchard hat mich gestern aufgesucht und mir gedroht, mich wie Wupke Bremermann zu verklagen. Er hat aber eingesehen, mit dem, was Wupke Bremermann im Dorf getan hat, hab' ich wenig zu schaffen. Die wird nun wohl sitzchen müschen — die arme, alte Frau!"

„Wenn Wupke Bremermann Unfug im Dorf treibt, so brauchst du mir nichts davon ins Haus zu tragen. Ihre Hilfe suche ich nicht, wie du weißt. Und deine? Ich will schon allein mit meinen bösen, häßlichen Gedanken fertig werden."

Schwester Emma lebte nach ihrer Abfahrt vom Hof still beim Vater. Ihre Übersiedlung in die Edzardsche Klinik konnte erst im Frühwinter erfolgen. Ihr blieb daher Zeit, zu den Geschwistern hinauszufahren, sowie sie nur gerufen wurde. Aber Schwester Etta ließ sie nur selten bitten. Die Neffen jubelten bei dem Eintreffen der Tante freilich auch gar zu laut! Aber das war's nicht! Darüber freute sich Etta am Ende ja auch. Die Fahrten mit Reimer beim Kommen und Gehen, die schienen es zu sein. Sie waren es, die Etta störten.

„Sag', soll ich lieber zu Fuß oder mit der Bahn kommen, Etta?" fragte der Ankömmling, da Etta die Schwester durch den Gemüsewagen, der jeden Sonnabend nach der Stadt fuhr, hatte herbeiholen lassen. „Ich glaube, du siehst es nicht gern, wenn Reimer und ich zu viel Gelegenheit haben, über dich miteinander zu reden. Das geschieht — ich gebe dir mein Wort — eigentlich nie. Ich sag' ihm nur, was ich dir jeden Augenblick auch sagen könnte. Ich rede vor ihm zum Beispiel nicht von deinem Mittagsgesicht, wie du es nennst. Denn ich glaube, er würde sehr ungehalten darüber sein, dich so abergläubisch zu sehen."

Digitized by Google

„Schäfchen — ach Gott, du meine liebe, süße kleine Schwester!“ Etta nahm Emma dabei in den Arm und führte sie durch Tenne und Windfang ins Haus.

Da sie im Zimmer angelangt waren, sagte Emma: „Du, Etta, ich möchte dir unter vier Augen gern etwas anvertrauen. Verstehe: Nicht, daß ich mich unbescheiden in deine und deines Mannes Angelegenheiten mischen will! Nur ein zarter Wink! Sei deinem Gatten gegenüber, wenn er von der Arbeit müde heimkehrt, noch zuvorkommender als bislang! Lesen, Kartenspielen und vor allem Musizieren kann er dann nicht leiden. Dir bleibt dafür noch Zeit genug. Setz' dich zu ihm, plaudre von den Kindern, wenn er's hören mag, oder beschäftige dich in seiner Gegenwart mit einer Handarbeit! Ich habe, da ich dich während deiner Erkrankung bei den Deinen vertreten durfte, so oft gemerkt, wie empfänglich der Schwager für jede bescheidene leise Handreichung ist.“

„Ich liebe Reimer mehr als mein Leben. Ich tu', was ich kann.“

„Nein, Etta, du irrst dich! Du denkst zuviel an dich selbst! Dies wenigstens kann ich als Pflegerin wohl beurteilen, die gelernt haben muß, möglichst nur an andre Menschen zu denken.“

„Ich habe heute morgen im Unterricht nur an Hajo gedacht. Und wenn ich an Hajo denke, denke ich an meinen Mann. Hajo ist ganz wie sein Vater. Darum habe ich ihn am liebsten um mich, sobald mein Mann fern von mir ist und keinmal an mich denkt.“

Die kleine blonde Emma schüttelte den Kopf und sah trübe vor sich nieder.

„Um dir zu zeigen, daß ich dir nichts übel vermerkt habe, Emmchen, bitt' ich dich gleich, noch ein paar Tage länger bei uns zu bleiben, als du dir vorgenommen hast. Ich will dich von nun an immer selbst von der Stadt abholen, wenn unser Ruf an dich ergeht.“

Der Hausherr betrat die große Stube.

„Ärger in der Molkerei gehabt“, erklärte er, ging im übrigen achtlos an Frau und Schwägerin vorüber und warf sich in seinem Zimmer aufs Sofa. „Außerdem: Der seligen Mutter Vetter, Bohlke Lübben in Ruhwarden, ist gestorben — Patonkel von mir! Muß hinüber und folgen!“

„Erst sagt man doch mal guten Tag! Emma ist auch da!“

„So — Emmchen?“

„Ja, Emma — von mir nicht zu reden! Ich bin ja nur deine Frau!“

Die kleine Blonde starrte die große Dunkle erschrocken an.

„Ach, was — müde! Mann, laß doch den alten Onkel, der sich nie um dich gekümmert hat, allein hinfahren.“

„Ich werde aber sein Erbe sein, heißt es. Ich werde auf jeden Fall alles ordnen müssen. Emma, willst du dann solange bei meiner Frau bleiben?“

„Bleibt schon! Habe sie längst eingeladen!“

„Gut — sehr gut! Emma, komm doch mal her! So — deine liebe treue Hand! Danke — danke dir! — Frau, Hajo soll jetzt aber nicht üben. Ich will das nicht.“

„Des alten Onkels wegen?“ grollte Etta und folgte der Schwester ins Nebenzimmer.

„Hajo, mein Junge,“ sagte sie hart, „komm! Hörst du? Dein Vater will, daß du jetzt nicht übst. Und deine Tante Emma will auch, daß du jetzt nicht übst.“

„Etta — aber Schwester!“

„Ja, Emma — so ist er! Lächerlich, um den alten toten Knaben so viel Gefühl. Sein Hajo soll darunter leiden, verbummeln, verbauern und — lauf, lauf doch, Junge! Vater und Tante Emma wollen's so haben.“

Am kommenden Morgen — einem Sonntag — da der Vater mit der Tante schon nach dem Kälberstall aufgebrochen war, um die jüngste Zucht zu mustern, und Hajo verspätet seine Morgensuppe gelöffelt hatte, rief die Mutter ihren Sohn zu sich ans Klavier.

Nur zögernd kam der Knabe der Aufforderung nach. „Ich will jetzt aber nicht. Ich soll mit Tante Emma und Vater“, erklärte er.

„Was, immer Tante Emma und Vater! Ich befehle dir, sofort — auf der Stelle zu üben!“

„Tante Emma hat aber gesagt, als sie bei uns Mutter war, ich soll am Sonntag nicht üben, bloß mit den Jungens auf dem Hof spielen. Und was Tante Emma sagt, ist immer das Beste — hat Vater gesagt.“

„Du — du übst jetzt!“ schrie die Mutter, völlig außer sich.

„Nein!“

„Dann . . .“ Etta sah sich im Zimmer um. Der Hasel nicht zur Hand! Im Umsehen war sie — ohne den Stock — über den Jungen her, warf ihn über den nächsten Stuhl, zog ihm die Hose straff und schlug und schlug.

Und weil dauernd das „Nein, nein, ich will nicht; ich will nicht!“ erscholl, sprangen plötzlich die Hosenknöpfe. Es schlugen die Hände, die geballten Fäuste hart auf das entblößte Fleisch.

Da gellten laute Schreie. „Vater! Tante Emma, Tante Emma!“

„Halt — halt ein! Frau, bist du denn toll — ganz toll geworden?“

Reimer stand mit dem Hausbesuch auf der Türschwelle und starrte erschrocken auf das, was da vor sich ging. Seine Frau, die musterhafte Erzieherin seiner Kinder, die den Stock im Unterricht — ganz gegen seine Meinung — nicht zu gebrauchten liebte, schlug — schlug blindlings auf ihren Hajo ein.

„Mann — o Gott!“ Atemlos, beinahe entsetzt, sah sich Frau Etta im Zimmer um, erkannte Gatten und Schwester und vor sich den zuckenden Unglücksklumpen.

„Warum hast du ihn denn so gestraft? Mein Gott noch mal, Frau!“

„Ich — ich habe ihn gestraft, weil ihr, Tante Emma und du, ihn verderbt! Er will nicht am Sonntag üben. Tante Emma soll's ihm verboten haben und — und du ja wohl auch!“

„Wie kannst du den Jungen so ungerecht züchtigen! Wenn Tante Emma ihm das gesagt haben soll, so wird es sich auch so verhalten. Damals galt ihr Befehl, als du krank im Bett lagst. Heute hat der Junge dir natürlich zu gehorchen.“

„Hajo, komm her!“ rief Emma. „Komm, ich helfe dir, wir gehen ins andre Zimmer und — hinauf.“

Etta vergrub das Gesicht in beide Hände. „O Gott, meine Heftigkeit riß mich fort — der Ärger um euch.“

„Ja, der Ärger um uns! Da erkennst du die Wahrheit!“

„Ja, ja! Es war nicht der Junge. Ich strafte euch in ihm wegen eures Befehls, mir ungehorsam zu sein.“

„So — haben wir's nicht gemeint, Etta!“

„Nein, nein! Aber ihr haltet dauernd gegen mich zusammen!“

„Das bildest du dir ebenfalls ein. Ich mache mir sogar oft den Vorwurf, mich nicht freundlich genug gegen Emma zu benehmen — hm, deinetwegen.“

„So — soll ich dir das glauben?“

„Versuch's oder laß es!“

Frau Etta sah lange dem Gatten nach, der plötzlich ihr Wohnzimmer verlassen hatte und sich in sein eignes setzte, nachdem er zuvor die Tür laut zugeschlagen hatte.

Nach Mittag, da der Hausherr zum „Einkleiden“ und „Ins-Holz-legen“ des alten Lübben nach Ruhwarden davongefahren war, zog Etta ihren großen Jungen zu sich heran. Hajo sah blaß aus. Sonst hatte er die frischesten Farben. Etta sagte zu ihm: „Du, ich bin ungerecht gegen dich gewesen. Ich hab' dich zu hart gestraft. Es soll nie wieder geschehen. Und darum will ich den Hasel, der in des Vaters Stube steht, zerbrechen und in die Graft werfen.“

Digitized by Google

Der Junge sah die Mutter an.

„Mein Junge, ich bin gewiß, daß du mir von heute an immer folgen wirst — selbst, wenn Tante Emma befehlen sollte: ‚Tu dies!' und ich: ‚Tu das!'"

„Will sie denn das tun?" fragte Hajo erstaunt.

„Das weiß ich nicht. Ich glaube es ja auch nicht. Ich will damit nur sagen, du sollst mich immer noch viel lieber haben als Tante Emma."

„Tu' ich schon! Du bist doch meine Mutter!"

„Sieh, dies wollte ich gern von dir hören." Sie küßte ihn und sah ihm dabei leuchtend in die Augen.

„Meine schöne Mutter!"

„Nein, deine gute Mutter, sollst du fühlen. Ich schenke dir zu Weihnachten den Pony, von dem du immer sprichst. Und ich zeig' dir im Frühling auf der Weide, wie man ihn reitet. Und Vater geht auch mit und freut sich."

„Und — und Tante Emma?"

Halb enttäuscht, doch lächelnd, ließ Frau Etta ihres Herzens Stolz aus den Armen. „Bist ebenso hartnäckig wie dein Vater. Und er behauptet dann — wie ich."

„Glaubst du, daß Vater früher auch mal so unartig gewesen ist wie ich heute, Mutter?"

„Danach mußt du ihn selber fragen oder Tante Sebke."

‚Ich glaube doch', dachte Frau Etta. — (Fortsetzung folgt.)

Das Bad der Wohlfarts * Von Ludwig Sternaux.

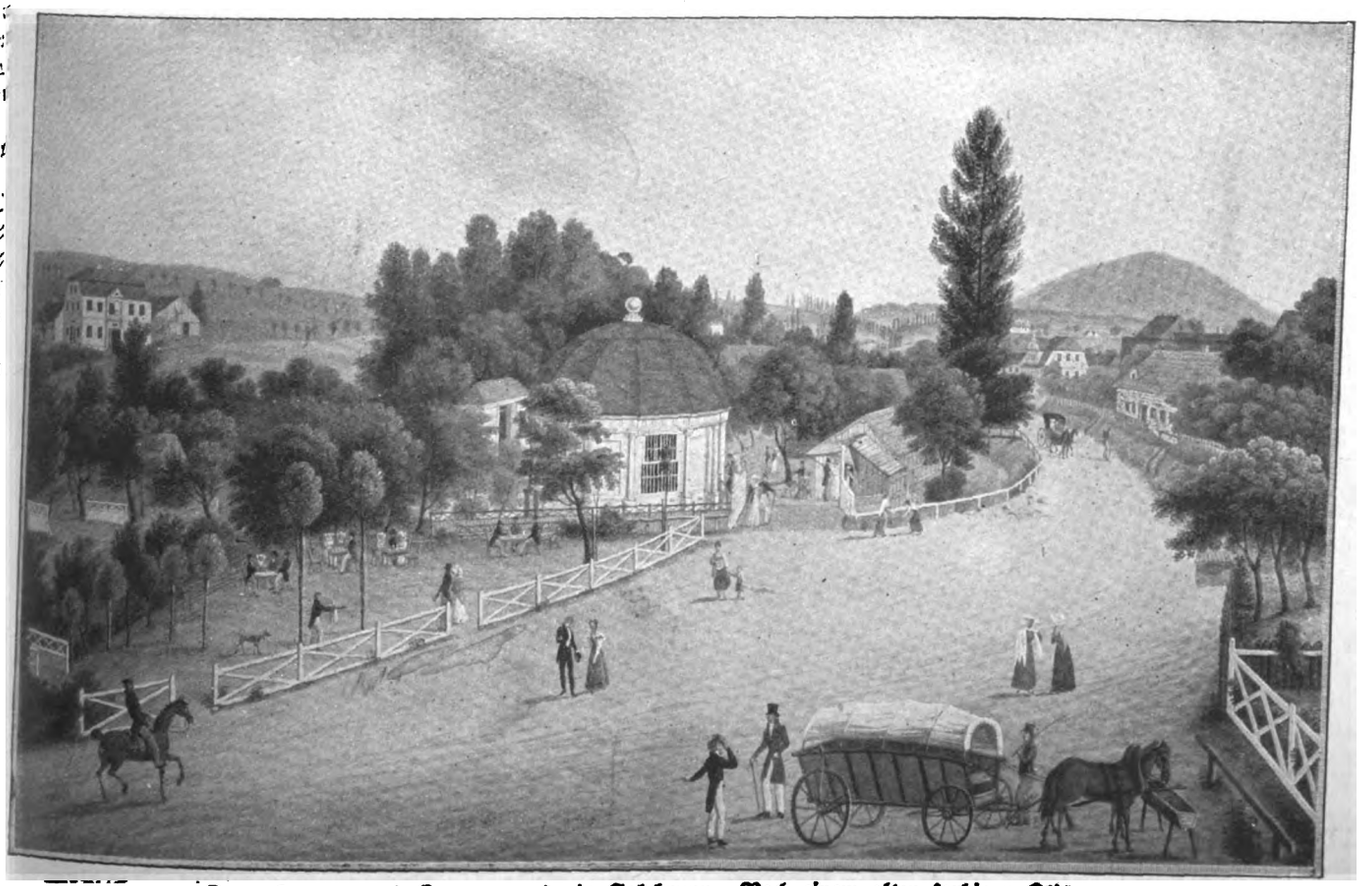
Das Bad der Wohlfarts? Auch wer „Soll und Haben" gut im Gedächtnis hat, wird sich nicht erinnern können, darin auf den Namen Salzbrunn gestoßen zu sein. Das ist auch sehr natürlich. Denn er kommt auch nirgends darin vor, bis zum Schlusse nicht, wo Herr Schröter, Inhaber der Breslauer Firma T. O. Schröter, Kolonialwaren und Produkte en gros, die Hand des wiedergewonnenen Freundes und neuen Kompagnons in die seiner Schwester Sabine legt und die Liebenden sich umschlungen halten . . . nirgends kommt Salzbrunn vor.

Aber gute Romane haben eine Eigentümlichkeit. Sie sind gar nicht fertig, wenn man die letzten Seiten umgeblättert hat und das Buch nun zuschlägt. Zumal Gestalten, die einem so lieb und vertraut geworden sind wie die von Anton Wohlfart und Sabine Schröter, von Fink und Lenore, leben weiter, nur allzugern spinnt eigene Phantasie den Faden fort, an dem uns der Dichter bisher durch die Schicksale seiner Helden und Heldinnen geleitet hat, und wir verfolgen im Geiste den Weg, den sie, wären sie Wirklichkeit, vielleicht geschritten wären.

Und so ist „Soll und Haben", nun schon in vierter und fünfter Generation das ewigjunge Lieblingsbuch der Jugend, die ihrer Indianer- und Pensionsgeschichten müde ist, denn auch nicht damit zu Ende, daß der Anton seine Sabine, die Firma T. O. Schröter, Kolonialwaren und Produkte en gros, einen neuen Kompagnon erhalten hat; nein, im Gegenteil, es fängt von vorne an, und das schöne ist, daß jeder sich auf seine Weise ausmalen kann, wie nun wohl das Leben in dem alten Kaufmannshause in Breslau weiter verlaufen sein mag.

Da ist es nun wohl sicher, daß Anton und Sabine zunächst Hochzeit gehalten haben, vielleicht gleichzeitig mit den fernen Freunden im polnischen Starostenschloß. Und die Sabine ist höchstwahrscheinlich eine sehr schöne Braut gewesen. Man muß, will man sich vorstellen, wie sie ausgesehen haben mag, an Bilder von Stieler oder Magnus denken. Auch Stevens und Schwind haben solche Frauengestalten in Reifrock und Mantille gemalt. Dann ist Sabine Mutter geworden, und Antons alte Gipskatze, die den schmächtigen jungen Menschen so freundlich angeschnurrt, als er zum erstenmal in fremdem Hause sich zur Ruhe legte, hatte Gelegenheit, neue Purzelbäume des Vergnügens zu schlagen, als sie den längst zum Mann Gewordenen als glücklichen Vater sah . . . ja, so mag's gewesen sein. Und wie die Jahre gingen, wurde das alte Geschäftshaus für zwei Familien zu eng: da bauten sich die Wohlfarts irgendwo in gefälliger Gegend Breslaus ein schönes neues Haus, solch ein stilles Haus, wie sie in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich die wohlhabenden Leute bauten, im Kroll-Stil, mit Säulenfront und Terrasse und einem großen Garten, in dem die Kinder spielen konnten. Und Anton, nun ein Vierziger, fuhr morgens im eigenen Landauer ins Geschäft.

Damals wurde es auch Mode, daß man im Sommer ein Bad aufsuchte. Das gehörte zum guten Ton. Die Eisenbahn, rasch



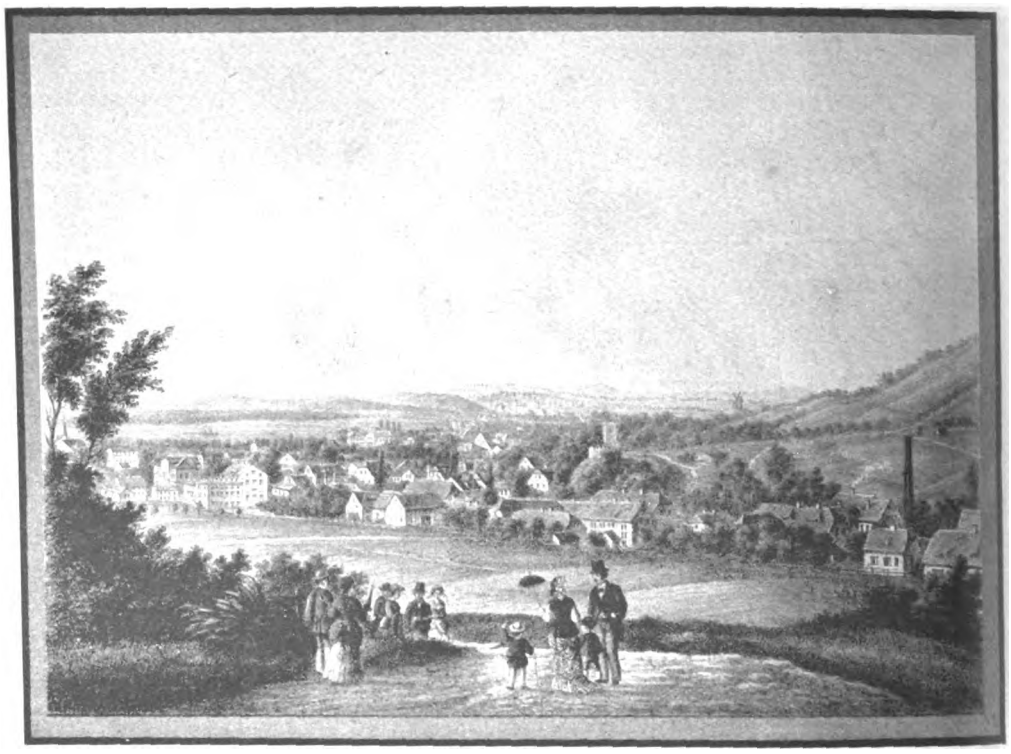
Kronenbrunnen und Kurpromenade in Salzbrunn. Nach einem alten farbigen Stich.

Digitized by Google

eingebürgert, hatte ja das Reisen, das bis dahin tausend Schwierigkeiten geboten hatte, ungemein erleichtert, und führte sie auch noch nicht geradeswegs überall dahin, wohin es einen zog, so doch wenigstens nahe heran. Den Rest der Reise mußten nach wie vor Post und Chaise bewältigen.

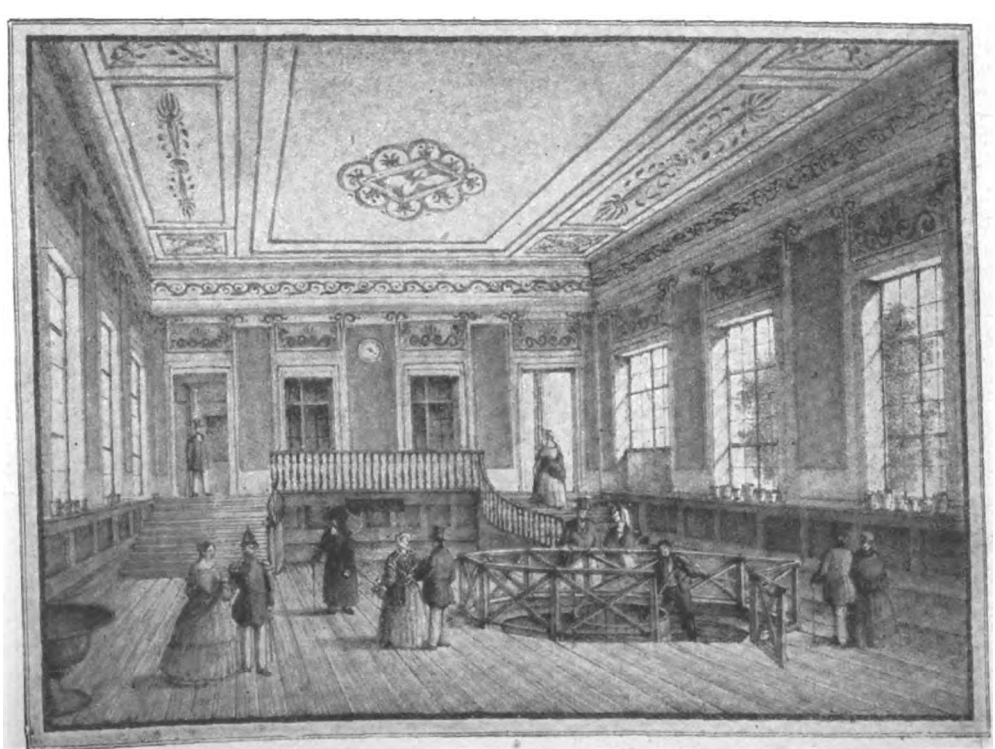
Das war die Blütezeit der schlesischen Bäder, war auch die Blütezeit des kleinen Bades Salzbrunn im Waldenburger Bergland. Denn dort traf sich im Sommer, teils bei den heilkräftigen Quellen Erholung und Genesung, teils in einem unterhaltsamen Kurleben Zerstreuung suchend, halb Breslau. Auch der schlesische Adel gab sich dort gern ein Stelldichein, und da es das erste deutsche Bad von einigem Rang war, das Polen und Galizien nahe lag, so kamen auch von dort die Gäste in Hülle und Fülle.

Und so reisten denn auch Wohlfarts (denke ich mir) gerne nach Salzbrunn . . . vielleicht fuhr Sabine mit den Kindern und der Tante zunächst alleine hinüber, und Anton und der Bruder kamen nur über Sonntag zu Besuch; vielleicht fuhr man aber auch in corpore und traf sich einmal mit den Finks. Denn Fink und die schöne Leonore hatten natürlich auch längst geheiratet, und der alte Baron von Rothsattel genoß nach so viel Gram und Kummer ein letztes leises Glück, wenn sich die Enkel froh an die Knie des Blinden schmiegten . . . man traf sich also einmal mit den Finks, und das war dann besonders nett. Da lebte die ganze alte Zeit noch einmal auf, Erinnerungen drängten sich heran und erzählten die Legende toter, längst verrauschter Jahre, die man gemeinsam verbracht, durchbangt, verträumt.



Salzbrunn. Gesehen von Friedrichsruh. Nach einem alten Steindruck.

Woher ich das alles weiß? Nun, das wieder hat mir Salzbrunn erzählt. Denn Salzbrunn ist, auch heute noch, wo wir das Jahr 1920 schreiben, wie ein schönes altes Buch, aus dem, blättert man darin, der Duft von abgelebten Zeiten steigt. Daran ändert es auch nichts, daß man jetzt mit der Eisenbahn Salzbrunn so leicht und bequem erreichen kann, daß eine Reise von Breslau dorthin nur noch einen Katzensprung bedeutet, und daß es mittlerweile überhaupt ein großes Bad mit einem Riesenhotel à la Adlon und allen sonstigen Errungenschaften unserer Tage geworden ist . . . das ändert gar nichts oder doch recht wenig. Denn eigentlich ist es noch, blickt man nur etwas tiefer, ganz das Salzbrunn, nach dem die Wohlfarts reisten; unter der modernen Tünche schimmert allenthalben die alte Farbe jener sechziger Jahre hervor, da man noch halb von den Gefühlswerten der Romantik zehrte und alle Häuser im Tudor-Stil erbaute, ob's nun ein Ausspann, ein Fabrikgebäude oder ein Landhaus war: sie alle erhielten Schießscharten, Rundtürme und gotische Spitzbogenfenster mit bunter Verglasung. So fühlt man sich, zumal, wenn die Dämmerung kommt und alles allzu Neue mildert, alles allzu Grelle dämpft, immer wieder an manche Teile von Potsdam oder Weimar erinnert — so an das Potsdam Friedrich Wilhelms IV. und das Weimar Liszts. Auch an Putbus denkt man, Rügens verschlafene und verträumte Residenz von Anno dazumal, da Heine und Gutzkow dichteten. Und die Menschen, die einem dann begegnen, schattenhaft in Haltung und Gebärden, sind nicht mehr Herr und Frau Soundso von 1920, sondern wandeln sich in Gestalten aus alten Romanen Spielhagens und Heyses. Oder Gustav Freytags.

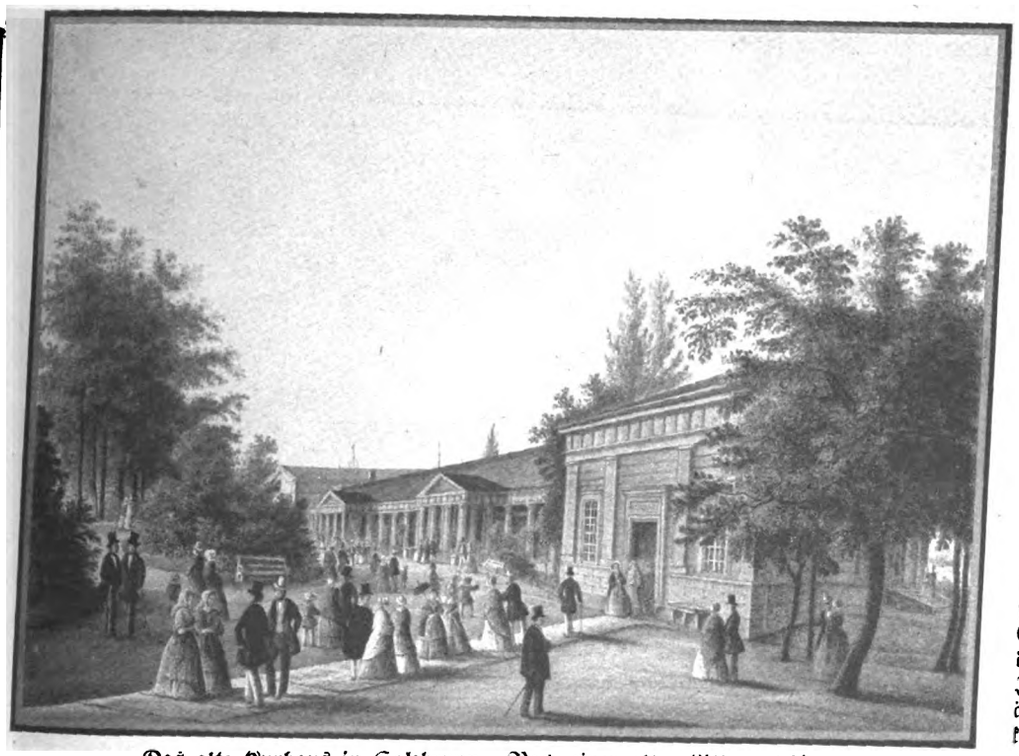


Innere Ansicht des Oberbrunnens in Salzbrunn. Nach einem alten Steindruck.

Oder Gustas Freytags. Das ist's. Wie oft habe ich vor einem der stillen, grauen Häuser gestanden, an denen Salzbrunn noch so reich ist und die alle so schöne, altmodische Namen tragen wie Striegauer Hof, Bunzlauer Hof, Breslauer Hof, Warschauer Hof, und habe gedacht: Hier könnten wohl die Wohlfarts aus „Soll und Haben", hier der Professor Werner und die schöne Frau Ilse aus der „Verlorenen

Digitized by Google

Handschrift“ gewohnt haben! Oder vor dem „Posthof“ gegenüber dem langgestreckten, ganz kleinstaatresidenzlichen Kurhaus: Hier sind die Finks abgestiegen, wenn sie, Viere lang, in eigener Reisekutsche aus ihrem fernen Grenzschloß eintrafen! Denn alles



Das alte Kurhaus in Salzbrunn. Nach einer alten Lithographie.

spiegelt das Gefühlsklima eben dieser Zeit, die grauen, etwas nüchternen Häuserfronten, die hohen schmalen Fenster mit ihren vielzerteilten Scheiben, die braunen, gekuppelten Ziegeldächer mit dem breiten Halbrund der Mansardenfenster. Noch heute könnten hier die Krinoline und der hohe, schmale Zylinder von Anno 1860 ebensogut spazieren gehen wie damals, als sie letzte Mode waren und Menzel und Krüger sie malten.

Die gleiche Atmosphäre beschwört das Hotel „Zur preußischen Krone“, — ein Provinz-Gegenstück zu dem alten Hotel Windsor in Berlin Unter den Linden und, wie dieses, Kulisse der Heinezeit. Noch steht es fast unverändert so, wie es damals die vornehmen Adligen aus Kurland und Polen aufnahm, die zur Kur nach Salzbrunn kamen . . . langgestreckt und fensterreich, mit breitem Treppenhaus, weiten Sälen, großen Stallungen. Denn die meisten kamen mit eigenem Wagen und eigenen Pferden. Und daß auch viele reiche Juden und Polen aus Galizien kamen, in Kaftan und Ringellocken, machte das Leben und Treiben hier noch bunter. Sie alle empfing, stolz und behaglich vor seinem Hause stehend, Herr Robert Hauptmann, der gleichzeitig im gleichen Hause eine Leinenwarenhandlung betrieb (wie unser Bild es zeigt), und dieser Robert Hauptmann ist der Vater des Dichters Gerhart Hauptmann gewesen. Hier, in der „Preußischen Krone“, wo also die Kronen-Quelle entspringt, ist der Dichter der „Weber“ geboren worden, hier hat er seine Kinderjahre verlebt, von hier ist er ins Leben getreten, ein Knabe . . . oder wie er selbst später auf das Bild geschrieben hat, das jetzt dort im Treppenhaus hängt: „Lachend verließ ich das Elternhaus, als Schatten kehre ich heim!“

Man kümmert sich in Salzbrunn nicht eben viel um Gerhart Hauptmann. Das „Schatten“-Bild und eine Kutscherkneipe, die man „Zum Fuhrmann Henschel“ genannt hat, erinnern an ihn. Und eine „Villa Rautendelein“. Das ist alles. Philistermißmut verfolgt den Dichter: man will ihm nicht vergeben, daß der Jugendliche ein paar Salzbrunner Typen in seinen ersten Dramen nicht gerade schmeichelhaft verwandt hat . . nun, er wird's ertragen. Und schließlich ist es ja auch gleichgültig, ob eine Allee in den Kuranlagen Zemplin-Weg oder Gerhart-Hauptmann-Weg heißt. Dem Wissenden genügt die „Preußische Krone“ als Geburtshaus, Salzbrunn als Geburtsort.

Salzbrunn vor allem. Wie schnell gewinnt man's lieb in seiner Weltverlorenheit, die doch in manchem Echo, wenn auch leises Echo und Abglanz ist vom Glanz und Rausch der Welt, die da draußen ihr Wesen treibt. Zwar, einiges hat sich doch verändert gegen früher, da der kleine Hauptmann hier vielleicht vor der Kurhalle oder dem Kronenbrunnen mit Anton Wohlfart dem Jüngeren gespielt hat . . . die Kurhalle, die noch die nebenstehenden alten Stiche zeigen, die ich in dem Bureau der Fürstlich-Plessischen Kurverwaltung aufgespürt habe, ist 1893 abgebrannt, und an Stelle der schönen weißen Säulenhalle im Schinkel-Stil ist ein Allerweltsbau der neunziger Jahre getreten

Schloß Fürstenstein, aufgenommen vom Louisenplatz. Nach einer alten Lithographie.

mit Holzarchitektur und glasierten Ziegeln. Auch der kleine Rundtempel der Kronenquelle ist verschwunden und hat einem geschmacklosen Ausstellungspavillon Platz gemacht. Schade! Damit ist viel verlorengegangen. Aber, wie gesagt, nicht alles. Noch steht ein Teil des alten Kurhauses, in seinen schlichten For-

Digitized by Google

men und mit den steilen Fenstern und der „Kranzler"-artigen Terrasse ganz das Biedermeier unserer Stiche. Noch steht, im Kurpark, tief in Grün und Blumenbeete gebettet, der „Brunnenhof", ein Kleinod romantischer Baukunst, ein Zwilling der wundervollen Villa Liegnitz im Schloßpark von Charlottenburg, die Schinkel gebaut hat. Und man braucht gar nicht viel Phantasie zu haben, um hier sich heitere Feste jener Tage zu erträumen, da Fanny Elßler tanzte und die junge Ulrike von Levetzow das Herz des alten Goethe gewann. An diese Tage und ihre Gefühlsseligkeit mahnt auch der „Dachroeden-Hof", ein kleines Landhaus, das so heißt und das mit seinem gelben Putz, seinen grünen Fensterläden, seinem mächtigen braunen Dach gegenüber dem prunkvollen Luisenbad wie ein verwunschenes Schlößchen anmutet. Und wohl auch ist. Denn es gehört dem Fürsten Pleß, und Leben zieht hier immer erst ein, wenn es die Herberge fürstlicher Gäste wird.

Geburtshaus Gerhart Hauptmanns in Salzbrunn.

Dies alles ist, wie vor alters, von Gärten umrankt und eingeschlossen, die über ganz Salzbrunn Duftwellen streuen . . . ob nun in Maitagen der Flieder blüht und die Kastanien ihre weißen Wunderkerzen aufstecken, ob sich in schwülen Sommernächten die Rosen entfalten und der Jasmin das Sternenbild des dunklen Himmels spiegelt, oder ob im Herbst an den Spalieren der Wein reift. Leise und bedächtig geht das Leben dazwischen seinen Gang, es ist, als ob niemand die Vergangenheit stören will, die hier von toten Abenteuern träumt. So ist Salzbrunn selbst jetzt noch, wo die reichen Breslauer in Autos hierhereilen und letzte Eleganz sich brillantenfunkelnd auf der Kurpromenade spreizt, so war es, als . . . nun ja, als also meine lieben Wohlfarts bescheiden in der Postkutsche ankamen und statt im „Schlesischen Hof" irgendwo in einem der anderen „Höfe" Unterkunft suchten, die mit jenem Luxushotel nur die Benennung gemein haben. Und in denen jetzt Gevatter Schneider und Handschuhmacher wohnen.

Immer aber steht groß und erhaben über Salzbrunn der „Hochwald", ein spitzer Bergkegel, um den die Wolken wandern, wenn Sturm ist, und sonst glasklar der opalene Äther schwingt, ein Fushijama Schlesiens. Er trägt auf seinem Gipfel ein Gasthaus, eine künstliche Burgruine. Wieder grüßen Schießscharten und Spitzbogen! So ist selbst er hörig der Zeit, die den Tudorstil über alles liebte. Ich wette, daß Sabine Wohlfart und ihre Kinder sich ebenso wie ich der bunten Lichtkringel gefreut haben, die die farbige Verglasung der gotischen Fenster auf den Boden der Gaststube malt, wenn die Sonne sie durchleuchtet!

Zikaden und Heuschrecken in Dichtung und Wirklichkeit * Von Prof. Dr. V. Franz.

Zikaden sind bei uns zulande wenig bekannt. Zwar jeder Gärtner kennt die 3 Millimeter lange, überaus schädliche Rosenzikade, ein grünliches oder gelbliches, stets sprungbereites Tierchen mit dachartig zusammengelegten Flügeln, das seine Eier in junge Triebe oder Rindenritzen legt, und wer hätte nicht schon als Knabe im Frühjahr auf Wiesenschaumkraut den sogenannten Kuckucksspeichel, den Schaum, den die Larve der Schaumzikade aus ihrem After abscheidet, gesehen! Aber das sind kleine Tierchen, nicht zu vergleichen mit den Singzikaden (Cicadidae) Südeuropas, die schon dem Altertum bekannt waren und wegen ihres sogenannten Gesanges, der durch ein am Bauche sitzendes Stimmorgan hervorgerufen wird und manchmal nicht unschön geklungen haben mag, so beliebt gewesen sein sollen, daß man sie deshalb in kleinen Binsenkäfigen hielt und sich an ihrem Gezirp erfreute wie heutzutage an dem Lied der Stubenvögel. Der gute Ruf, den sie genossen, klingt zu uns herüber in einem Lied voller Sommerstimmung und Freude am stillen Frieden in der Natur. Als dreiundvierzigste Ode des Anakreon wird das Gedicht geführt, aber nicht von ihm, sondern von einem „Anakreontiker" soll es herrühren, wie die heutige Sprachforschung meint:

An die Zikade.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackerleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen
— Phöbus selber muß dich lieben —
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut geboren,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Bekanntlich ist es Goethe, dem wir diese Verdeutschung der griechischen Ode verdanken. Auch noch andere Dichter haben sie ins Deutsche übertragen, so Ramler und später Stadelmann. So vielen Anklang fand des Anakreontikers Liedlein, während anderweitige aus dem Altertum stammende Äußerungen, die den Zikaden nicht zum Lob gereichen, viel weniger im Gedächtnis der Nachwelt haften. So sang Xenarchos auf Rhodos: „Glücklich leben die Zikaden, denn sie haben stumme Weiber", und der römische Dichter Virgil seufzte über das gellende Geräusch, das die Zikaden hervorbringen.

Auch in neuerer Zeit sind die Stimmen der Zikaden verschieden beurteilt worden. So schrieb Goethe auf seiner italienischen Reise am 10. September 1786: „Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn mutwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern." Shaw dagegen beschreibt das Zikadengezwitscher als ein unbändiges Gezirp und einen unangenehmen, ohrenbetäubenden Lärm; diese Kerse seien mit ihrem stundenlangen Gequarr die unverschämtesten von allen.

Wahrscheinlich beruht diese verschiedene Beurteilung zum Teil schon darauf, daß sehr verschiedene Arten von Singzikaden beobachtet wurden. Thilo Krumbach, der Leiter der deutschen zoologischen Station in Rovigno, besprach unlängst im Zoologischen Anzeiger die vier Zikadenarten des Roten Istrien; die Strophe der einen Art ist ein Ammerliedchen, das von tiefen Quinten begleitet ist, die mit seltsam metallischem Klang leise jammern und wimmern; die der zweiten erinnert teils an das Lied der Heidelerche, teils an Scherenschleifergeräusche; eine dritte Art macht einen fast diabolischen Gebrauch von ihrem laubfroschartigen Geschrei „äpp, äpp".

So singen oder zwitschern also schon die Singzikadenarten sehr verschieden. Hinzukommt, daß sich die Angaben der Alten wahrscheinlich nur zum Teil auf Singzikaden beziehen, zum Teil aber auf Heuschrecken, Tiere ganz anderer Art, die es freilich im Tonerzeugen nicht über das Zirpen, wie es auch bei uns auf Wiesen und Büschen ertönt, hinausbringen, welches aber immerhin auch von uns manchmal als „Singen" bezeichnet wird und

Digitized by Google

namentlich bei der großen grünen Laubheuschrecke oft ein unermüdliches ist. Krumbach erwähnt nach seinen Erfahrungen, man könne Zikaden in Käfigen überhaupt nicht halten, da sie sehr rasch ermatten und absterben. Heuschrecken in Gefangenschaft zu halten und hier zum Zirpen zu bringen, ist bekanntlich, wenigstens für einige Zeit, gut möglich. Schon Zacher, der Vater des heutigen Orthopterenforschers, sagte 1884, die Andeutungen sprächen dafür, daß die Alten meist die große grüne Laubheuschrecke im Sinne gehabt hätten, wenn sie von Zikaden sprachen. Unlängst erwähnte ferner E. Lindner, er habe im Sommer 1917 in Serbien viel eine in Südeuropa weitverbreitete Grillenart Oecanthus pellucens Scop., mit zartem, aber in der Gestalt heuschreckenartigem Körperbau kennengelernt, deren laut schallender Ton der angenehmste von all dem Gezirpe und Gefiedel der Zikaden, Grillen und Heuschrecken sei und am ehesten an das „Tig" der Griechen und das „Kit" der Römer erinnere, welches in dem griechischen Wort für Zikade, Tettix, und dem lateinischen Cicada enthalten ist. Wer weiß, ob denn nicht auch diese Tierform bei den Alten in dem unbestimmten Sammelbegriff Zikade enthalten war.

Die stets langbeinigen, insbesondere mit langen Hinterbeinen ausgerüsteten Heuschrecken gehören mit den Grillen, Schaben und Ohrwürmern zur Ordnung der Geradflügler (Orthoptera), die beißende Mundteile haben; die Zikaden aber, unter denen die Singzikaden eine Familie bilden, gehören mit den Blattläusen, Schildläusen und Wanzen zu den mit stechenden Mundteilen ausgerüsteten Schnabelkerfen (Rhynchota). In Deutschland gibt es, wie schon angedeutet, Singzikaden nicht oder doch kaum. Zwar kommen sie bis Thüringen vor, aber in unserem Klima, führte Taschenberg in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift aus, sind auch ihre Männer stumm, wie im Süden nur ihre Weiber, und nördlicher als bei Bozen oder Meran werde man kaum Gelegenheit finden, der mit Geräusch verbundenen Musik von Zikaden zu lauschen. Darum sei jeder Schriftsteller im Irrtum, der in unseren Breiten Zikaden singen oder zirpen läßt.

Dieser Irrtum ist, wie Taschenberg hervorhob, zunächst Goethe widerfahren in jenen Worten, mit denen er Mephistopheles im Prolog zum „Faust" das Wesen und Treiben des Menschen schildern läßt:

„Es scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedlein singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark vergräbt er seine Nase."

Es ist klar, daß hier Goethe das Bild der Heuschrecke vorschwebte. Denn diese, aber keine singende Zikade, ist langbeinig, fliegt und springt, manche Arten singen zwar auf Bäumen, viele aber sitzen dauernd im Grase, und manche vergräbt in jeden Quark ihre Nase. An eine Verwechselung mit der auch in Deutschland an klimatisch begünstigten Orten vorkommenden Oecanthus-Grille ist ja wegen deren Seltenheit bei uns nicht zu denken. Goethe schreibt also hier Zikade statt Heuschrecke, wie er Heuschrecke wahrscheinlich für Zikade setzt in seinen obenerwähnten Worten aus der italienischen Reise. Auch Spielhagen, erwähnt Taschenberg noch, läßt in seinen Erzählungen Zikaden statt Heuschrecken zirpen, und noch ein dritter derartiger Fall kann angeführt werden: Schon vor Goethe dichtete Lafontaine:

„Die Zikade, ohne Harm,
Sang, solang' der Sommer warm.
Doch des Winters streng Gebot
Bringt ihr Hungersnot . . ."

Diese fast in jedem französischen Schulbuch zu findende erste Fabel Lafontaines, „Zikade und Ameise", sollte offenbar nicht von der Zikade, sondern von der Heuschrecke handeln, wie ja in allen Tierfabeln Lafontaines, für die französische Jugend geschrieben, dort einheimische häufige Tierarten oder höchstens sehr bekannte aus den Tropen, wie der Löwe, auftreten.

Dieser somit öfters wiederkehrende Fehler erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß ein im Schrifttum des Altertums bewanderter Dichter, der seine Tierkenntnisse meist aus Deutschland oder Frankreich hat, in unseren Heuschrecken die Tiere vorfindet, an die er am ehesten denken muß, wenn er Tettix oder Cicada liest und sich bemüht, die anakreontische Ode auch in ihren Einzelheiten zu verstehen. Übrigens wird's ja ein Fehler erst dadurch, daß wir in der Naturgeschichte unter Zikade etwas anderes verstehen als unter Heuschrecke, während, wie gesagt, für die Antike Tettix und Cicada sowohl Zikade als auch Heuschrecke bedeuteten. Die Naturwissenschaft konnte denn auch, ohne einen Fehler zu begehen, einer Heuschreckengattung den wissenschaftlichen Namen Tettix geben. Der von den Dichtern begangene Fehler ist also nach mehrerer Richtung hin entschuldbar.

Aber selbst wenn das nicht wäre, würde ich fragen: Ist der Irrtum, in dem sich unser Goethe befand, schwer genug, um überhaupt eine Hervorhebung zu verdienen? Ich glaube vielmehr, man hätte allen Grund, die Goetheschen Zikadenverse ganz anders zu betrachten.

Man vergegenwärtige sich doch nur die erstaunliche Treffsicherheit, mit der in den Worten Mephistos das vielseitige Gebaren der Heuschrecken in wenigen Zeilen einwandfrei und fast erschöpfend geschildert ist. Man sieht die Tiere vor sich, wie sie sind, nichts ist ihnen hinzugedichtet wie der Lerche und anderen Vögeln oder sonstigen Tieren in zahlreichen Liedern unserer Dichter, aber es fehlt auch nichts von der Anschauung, die jedermann seine eigene nennen kann.

Vergleichen wir mit dieser Naturtreue den Inhalt von Lafontaines Gedicht, so finden wir, Lafontaine hat sich seine Naturkunde zusammenphantasiert. Denn keine Heuschrecke oder Zikade hungert im Winter, sondern da schläft sie, und nie wird sie, wie es Lafontaine ihr fernerhin andichtet, die Ameise um Lebensmittel anbetteln. Der Tonfall des französischen Gedichts, sein erziehlicher Gehalt und sein Anschein, als erzählte es etwas vom Tierleben, mag es zum angenehmen Lesestoff für Kinder machen, dagegen fehlt ihm jede Naturbeobachtung und auch jener tiefe Wahrheitsgehalt des deutschen Märchens, in welchem manch sprechendes Tier eingeführt erscheint wie nach Eindrücken aus stimmungsvoller Waldeinsamkeit, in der man mehr die Gleichheiten von Mensch und Tier empfindet als die Unterschiede. Lafontaines Naturkenntnis war nur Kinderbücherwissen von den bekanntesten Tierarten.

Oder nehmen wir beispielsweise ein anderes Heuschreckengedicht: Im Lahrer Kommersbuch fand ich's, und es fängt an:

„Was ein g'rechter Heuschreck' is',
Sitzt im Sommer auf der Wies . . .",

und weiterhin heißt es, die edle Heuschreckin pflege sein mit treuem Sinn,

„Und an ihrem grünen Busam
Schläft der Heuschreck nächtlich ruhsam,"

und dergleichen mehr. In solchen Gedichten sind die Tiere Menschen, für Menschen, und zwar im letzteren Falle für Studenten, dargestellt.

Wie weit übertrifft diese Dichter Goethe an Wahrhaftigkeit und Naturbeobachtung!

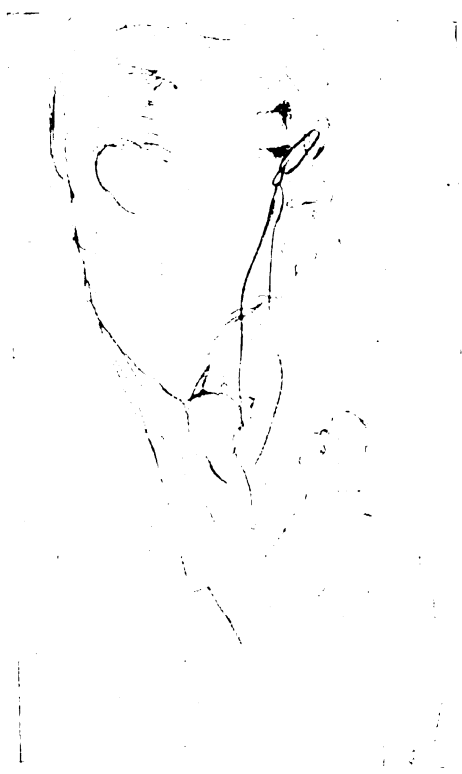
Und so noch in vielen ähnlichen Fällen. Mögen wir uns vergegenwärtigen, wie Goethe die verschiedenen Stimmungen des Mondlichts kannte, während in beliebten deutschen Liedern der Mond immer einer und derselbe ist, oder wie naturgetreu und genau Goethe im zweiten Teil des „Faust" das Erwachen des Morgens, die Belebung der taufrischen Erde mit Licht und Farben, in wenigen Zeilen zu schildern wußte; wir bemerken immer dasselbe, und zwar das, was Goethe in einem Gespräch mit Eckermann so ausdrückte: „Ich habe niemals die Natur poetischer Zwecke wegen beobachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle"; oder ein anderes Mal: „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie bin ich denn doch großenteils jener großen Aufmerksamkeit und Übung des Auges schuldig geworden; sowie ich die daraus gewonnene Kenntnis hoch anzuschlagen habe."

Ich meine daher, der Irrtum, den man Goethe hat nachweisen wollen, ist nicht schwerer, als wenn der Volksmund die prachtvollen Gehäuse von Meerschnecken als Muscheln bezeichnet oder jeden Nachtfalter als Motte, und es ist mithin überhaupt kein Irrtum. Bewundern können wir jedoch an diesem Beispiel Goethes Naturbeobachtung und Naturtreue und uns klarmachen, daß sie im Grunde nichts anderes ist als der Wirklichkeitssinn, mit dem Goethe auch alle menschlichen Verhältnisse betrachtete. Dieser Wirklichkeitssinn ist es, der Goethe zum Naturforscher unter den Dichtern machte, er ist's aber auch, der ihn alles Menschliche so wahr, so echt darstellen ließ, daß darum seine Werke ewigen Wert haben, passend für jeden Menschen, als wären sie eigens für ihn und heute oder gestern geschrieben.

Digitized by Google

Die Protokolle des Malers * Zu Bildnissen von Emil Orlik * Von F. H.

„Das Gesicht ist das Protokoll des Charakters", sagt der sonst oft bis zum Läppischen überwitzige alte Karl Julius Weber. Diesmal hat er recht. Aber die Protokolle aufzunehmen oder auch nur verstehend zu lesen ist nicht jedermanns Sache. Es sagt sich wohl leicht, daß das Antlitz der Spiegel der Seele sei. Aber der Spiegel ist meist trübe oder rissig oder ein Zerrspiegel. Es ist wohl wahr, wenn Schiller sagt: „Es gibt noch eine Kunst, die innerste Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen." Aber wer kann die Kunst? Es gibt unter der Masse des Abwegigen und Abstrusen, das die Menschen ausgebrütet haben, weniges, was abwegiger und abstruser ist als physiognomische Systeme und ihre Anwendungen. So gute Namen wie die Lavaters und Galls widerlegen das nicht; sie bestätigen es. Und doch bleibt es wahr: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Darum werden wir immer wieder darauf angewiesen sein, in der sinnlichen Erscheinung den Ausdruck des geistigen Wesens aufzusuchen. So oft die Urkunde des Menschenantlitzes irrt, so oft sie irreführt; so oft sie grobe Fehler oder grobe Fälschungen enthält, — wir bleiben auf sie angewiesen. Es irrt der Enthusiast, es irrt der Mißtrauische. Anastasius Grün leiht einer noch immer landläufigen optimistischen Stimmung Worte:



Peter Altenberg.

„O Menschenantlitz! Wundervoller Spiegel,
Vom lauen Hauch der Gottheit leis umflossen,
Du heilig Buch, in dessen Purpurspiegel,
Des Himmels ewge Rätsel tief verschlossen."

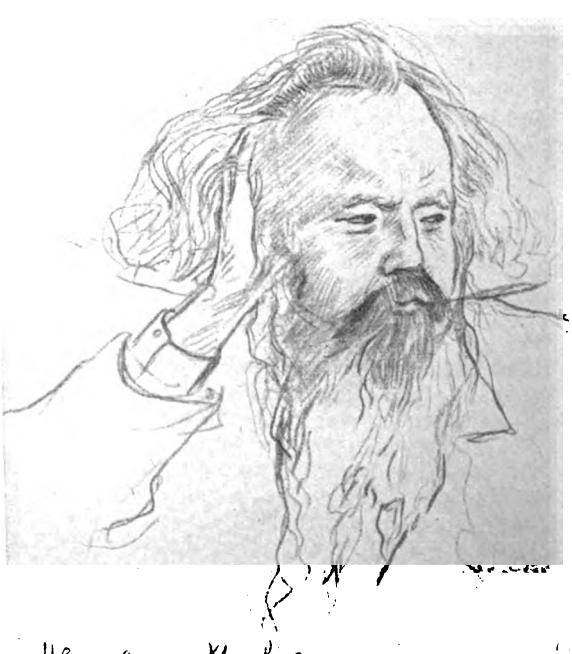
Solcher Überschwang der Vertrauensseligkeit muß irren. So leicht macht's die Gottheit uns nicht; so klar ist die Handschrift nicht, die sie in den Menschengesichtern schreibt. Aber auch das Mißtrauen irrt, das da nie glauben will, was es sieht. Und die Grämlichkeit irrt, die da grämelt: „Der Mensch darf sich nur seh'n, damit er sich nicht brüste!"

Wer nun liest uns die Urkunde des Menschenantlitzes? Wer nimmt das Protokoll des Charakters auf, das im Gesicht enthalten ist? Es gibt nur einen, der's kann: den Künstler, den Bildner, den unwissend Weisen, der ohne Lehrbuch der Physiognomik und ohne Umweg über ein System und eine Theorie die Absicht Gottes in der Kreatur begreift. Wenn man in dem Band „95 Köpfe von Orlik" (Verlag Neue Kunsthandlung, Berlin W. 50) die Blätter durchmustert, auf denen ein Zeichner wie Emil Orlik Kopf um Kopf die Protokolle von Charakteren aufnahm, so gewinnt man in der Tat die unmittelbare Anschauung einer seelischen Erscheinung. Orlik zeigt uns mit dem Bleistift bald in flüchtigster Linie das Entscheidende, bald lehrt er uns eindringlich und sorgfältig eine Menschenerscheinung sehen und erkennen. Mitten hinein in einen Menschen, recht in seines Herzens Herz glauben wir da zu blicken.

Anders als der Philosoph zeigt und deutet der Bildner uns des Menschen Bild. Der Philosoph sucht und weist uns das nach, was dem Menschen gemeinsam ist. Ihm kommt's darauf an, zu erkennen und zu zeigen, daß — wie einer der besten von der Zunft es beschreibt — „in jedem Menschen etwas von allen Menschen ist". Der Künstler im Gegenteil will das Besondere in jedem Menschen zeigen. Gerade dies ist ihm das Entscheidende. Die leise Spur der Berührung, womit der Finger Gottes jeden Menschen vor allen andern unterscheidet, sucht er auf und macht sie auch blöden Augen sichtbar. Mit einem Strich oft und auf einen Blick macht er uns begreiflich, worüber wir sonst in langwieriger Mühe und vielleicht vergeblich uns Rechenschaft zu geben suchen würden. Blättern wir:

Richard Dehmel.

Peter Altenberg — gewiß, das ist ein Begriff für jeden, der des toten Wieners Bücher kennt. Aber welche Mühsal, den Begriff für sich oder gar für andere in Worte zu fassen! Auf dem Blatt Orliks ist er gegeben, dieser Begriff, unmißverstehbar und unwiderstehlich: Die Kreuzung von Bedeutung und Verschrobenheit, die sensible Schnauzbärtigkeit dieses Zuschauers am Rande der Gesellschaft und des Lebens. Oder ein anderes Blatt, das einen anderen Wiener zeigt: Hermann Bahr; es bleibe zweifelhaft, ob der Bildner ganz wußte, was er da aussagte. Diese Zwanglosigkeit, in der man Absicht spürt; diese leise Pose in der Nachlässigkeit; diese Patriarchalität, die ein wenig nach Theater riecht. Absicht oder nicht Absicht — es ist da und wirkt. Man glaubt alles auf Strich und Tüpfelchen. Schwer, von diesem Hermann Bahr sich danach noch ein anderes Bild zu machen als



Hermann Bahr.

Digitized by Google

Max Pallenberg.

dieses. Welch eine Urkunde der Menschenseele das Blatt mit den Zügen Richard Dehmels! Ein Wühlen von innen heraus, ein Wetterleuchten von innen heraus. Ein heißes Hinhorchen, ein heißes Sagen: „Und immer noch dies dunkle Du, / Und durch die Nacht dies hohle Sausen . . / Und Schritt für Schritt dies dunkle Du, / Es scheint von Pol zu Pol zu sausen; / Und tausend Worte hör' ich brausen . . .“ Hinter so schrundiger Stirnwand nur konnte das gesungen werden. Ein Literaturhistoriker kann zwei Stunden lang reden; er wird von der Seele Dehmels uns nicht so viel verraten, als uns hier ein Blick verrät. Ein anderes Blatt: Gerhart Hauptmann. Wie vertraut die Züge des Mannes, den wir dankbar als einen Meister ehren. Auch dies Blatt ehrt ihn. Aber macht es nicht auch sichtbar, wie in der rückwärtsfliehenden Stirn, in der Partie um Nase und Mund dieser Kopf einen letzten Zug von Kraft schuldig bleibt? Wird so nicht sichtbar, was in der geistigen Erscheinung dieses Meisters als tragischer Zug vielen wohl längst dunkel fühlbar sein mochte, hier aber ihnen ins Bewußtsein gehoben wird? Gleichgültig, ob die Hand des Zeichners das wußte und wollte oder nicht. Sie führte ein Dämon; sie ward Werkzeug einer schöpferischen Erkenntnis, die unmittelbar vom Werk Gottes auf das Werk des Künstlers übersprang. Blättern wir weiter: Max Reinhardt, der Theatermann, bei der Probe. Spottet das Blatt? Nein, Orlik vertieft sich hier mit der nämlichen selbstvergessenen Hingebung in sein Spiel der Darstellung wie Reinhardt in das seine. Man kann lächeln, aber in diesem Lächeln ist mehr Rührung über diese Hingabe als Heiterkeit über dieses Sichverlieren. Hellauflachen kann man, wenn man zusieht, wie Orlik dem Komiker Pallenberg die Geste seiner Komik nachspielt, wie er Seele und Wesen dieser Komik bloßlegt und dem flüchtig vorüberfliehenden Tun des Mimen eine dauernde Wirkung entnimmt und schenkt.

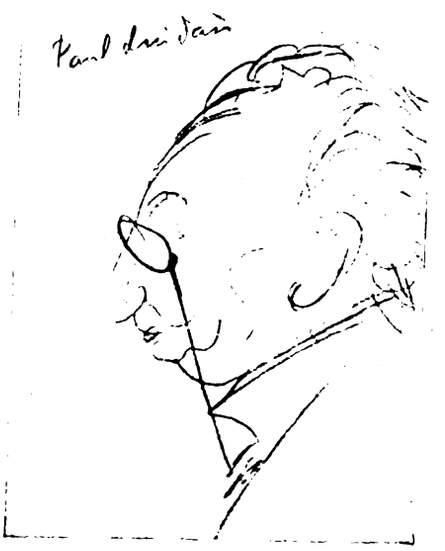
Gerhart Hauptmann.

Tilla Durieux.

Max Reinhardt.

Weiter: Die Blätter mit den Erscheinungen Tilla Durieux und Paul Lindau. Hier wird das Protokoll des Künstlers zum Steckbrief. Man darf hier gar nicht mit Worten nachsprechen, was er mit der Kraft einer Urkunde aussagte.

So Blatt um Blatt und Schnitzel um Schnitzel. Es ist ein altes Wort: „Die Menschen sind unseres Herrgotts Kartenspiel.“ Hier aber guckt ihm einer helläugig in die Karten und läßt uns selber ein wenig mitkiebitzen.



Paul Lindau.

Digitized by Google

Menschen und Blumen * Von Fritz Zöttl.

Das ist der große Garten,
Allwo sie drinnen sind
Die Menschen und die Blumen,
Und drüber haucht der Wind

Dort neben den Sommerbeeten
Eine Mutter sitzt und sinnt,
Da schauen auf junges Leben
Die Rosen im Todeswind.

Und welke Blütenblätter
Streut sammetweich und lind
Der jungen Frau zu Füßen
Der Rosendieb, der Wind. —

Auf toten Blättern gehet
Den ersten Schritt das Kind, —
Die Mutter lauscht dem Leben,
Das blüht und stirbt im Wind

Kleist und unsere tiefste Not * Von Franz Wugk.

Was ersehnen wir heute am heißesten? Eine Tat, einen Tatmenschen, einen Helden. Der große Held allein könnte uns aber nicht retten; er muß Tausende, Hunderttausende, Millionen von kleinen Helden hinter sich haben; den heldischen Willen eines ganzen Volkes. Die Hälfte des deutschen Volkes indessen, ja, die deutsche Mehrheit haßt und fürchtet heute nichts so als Tat und Heldentum; in Schwatzen und Grölen, in Streiken und Putschen, in Schieben und Hamstern, Stimmzettel- und Parteikuhhandel, roter Fahne, Ministerportefeuilles, Majoritäts-Austüftelungen, Kino, Kabarett- und Ballhausfreuden sieht die teutsche Nation seit zwei Jahren ihre Welt. Erst muß ein eisiger Sturm dies Pestgedünst aus der deutschen Luft und den deutschen Schädeln herausfegen; erst muß ein heiliger Blitz die Stank- und Stick-Wolken zerreißen, damit ein vom heutigen Fluch erlöstes Geschlecht wieder reinen Atem schöpfen, reines Herzens und reines Geistes mit hellem Auge um sich blicken und mit starkem Arm ans Werk gehen kann. Der Sänger muß dem Helden den Weg bereiten — und unsere Zeit bringt nur Lohnkampfapostel hervor, Parteisekretäre, Futuristen „intimer" Bühnen und literarische Novembergewinnler. Das schwarzrotgoldene und rote Deutschland ist geistig ebenso bankrott wie wirtschaftlich und politisch.

Und doch: Der alte Alliierte da oben hat uns auch heute nicht verlassen, er tut noch heute Wunder — er hat einen Toten auferweckt, der als heimlicher Kaiser durch die deutschen Lande zieht und die Scharen der Getreuen sammelt; der — auferstanden — nun selbst neuen Atem und neues Leben einhaucht dem Leichnam des am 9. November 1918 gemordeten Deutschland. Der größte Dichter völkischer Erhebung, der glühendste Prophet des Vaterlands-, Einheits-, Freiheits- und Staats-Evangeliums war ein Sohn des so unpolitischen und national so schwachnervigen deutschen Volkes: Heinrich von Kleist, diese preußische Vereinigung von Tyrtäus und Shakespeare. Was sind alle die schrill und unaufhörlich krähenden Chanteclers von 1789 bis heute gegen diesen einen Adler? Ehre den Arndt, Jahn, Körner, Schenkendorf — die Reklame-Größen unserer Tage sind nicht wert, den Braven von 1813 die Schuhe zu putzen —, als Dichter und Denker sind jene Patrioten doch aber nur Unteroffiziere neben dem Feldherrngenie Kleist. Und was heute gar Verse schmiedet und „Sturm und Drang" in kitschiger und dadaistischer Ersatzware fabriziert, bringt es wohl zu Flugsandbergen, aber läßt uns nicht in die Sonnenhöhe Kleistischer Eisalpen aufsteigen. Es ist die Tragödie des Menschen Kleist, daß er bei den Ebenbürtigen seiner Zeit kein Verständnis fand und daß es ihm unmöglich gemacht wurde, auf die Massen seines Volkes einzuwirken. Mit den Liedern Körners zogen die Freiwilligen von 1813—1815 ins Feld, und niemand dachte in Kampf und Sieg an Kleist; 1864, 1866, 1871/71 war langsam eine Ahnung der Größe Kleists in die geistige Oberschicht eingedrungen — von einer hinreißenden Volkstümlichkeit des politischen Werthers war aber noch immer keine Rede. Im Herbst 1914 schien es, als wenn endlich, endlich der Tag Kleists anbreche — es schien aber auch nur so. Das internationalistisch blökende oder brüllende Heute ist gar weiter entfernt von Kleist als irgendeine Zeit vorher. Kleist ist ja die Verkörperung alles dessen, was den Machthabern der deutschen Gegenwart verhaßt ist — und was ihnen gefährlich scheint. Um so sicherer wird Kleistische Flammenlohe diejenigen durchglühen, die kommen werden, uns zu einem neuen Teutoburg und Fehrbellin zu führen. Man sagt, die heutige Welt sei noch nicht reif für das Goethe-Ideal des schönen, guten, in Harmonie mit der Natur sich auslebenden Menschen; das Deutschland von 1920 ist aber auch noch nicht reif für Kleistisches Heldentum. Doch unser Volk muß zu dieser Reife erzogen werden. Nur hier liegt Rettung, nur hier liegt Heil. Kleist hat die dichterische Gewalt, Kleist hat das Ungestüm der Rasseleidenschaft, um ein Siebzigmillionenvolk zum Äußersten zu bringen. Nur müssen die stumpfen Ohren und verschlossenen Seelen der Massen diesen unerhörten Orkanen erst freigelegt werden. Als der alte Wieland, der doch das Höchste vernommen hatte, zum erstenmal aus Kleists stammelndem Munde Guiskard-Verse hörte, geriet er in jugendliches Entzücken. „Wenn die Geister des Äschylos, Sophokles, Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen. . . Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist." So ist es: Das Reich, in das uns Kleist führt, ist Neuland; ein Reich, in dem die Schlagwörter Klassizismus, Romantik, Realismus, Idealismus als leere Schlagwörter erkannt werden und verhallen. Doch ist es nicht einmal so sehr der dichterische Genius des Dramatikers — als welcher Kleist gewiß in der Weltliteratur den Platz an Shakespeares und der anderen Großen Seite beanspruchen kann; — es ist die Wahrheit, Tiefe, Kraft, das verzehrende Feuer des Deutschgefühls, das Kleist zu einer notwendigen Ergänzung Goethes und Schillers macht. Nicht wollen wir streiten und kritteln; wir wollen uns freuen, daß wir solche „Kerle" unser nennen können. Jedem das Seine: Goethe sieht die Einzelseele im All, Schiller träumt Menschheitsglück, Kleist ist der deutsche, der preußische Mensch — aber nicht eine Verengerung und Verflachung wird diese Zurückführung, sondern eine höchste Steigerung, über den Individualismus und Kosmopolitismus des klassischen Menschenbildes hinaus. Kleist war nicht ein Fremder in den Gefilden des Weimarer Humanismus. Auch das Kleistherz hatte für Rousseau und für Hellenismus geschlagen, aber es hatte etwas Stolzeres erfaßt; das Unglück des Vaterlandes hatte ihn zum Preußen werden lassen, zum Deutschen. Von der abstrakten Freiheits- und Heimatsliebe des „Tell" führt uns Kleist zum germanischen Volksgefühl und Unabhängigkeitsdrang der „Hermannsschlacht" und von da zum preußisch-deutschen Staatsgedanken des Großen Kurfürsten. Fichte wollte mit dem deutschen Volk die ganze Menschheit befreien und heben, denn dem Menschheitsideal schien der Deutsche am nächsten zu stehen. Kleist wollte den Sieg des Deutschen schlechthin; ganz einfach, weil es das Deutsche war und ist; aus keinen über das Nationale hinausgehenden geschichtsphilosophischen, weltpädagogischen Gründen. Dieser großartige Wirklichkeitssinn trennt Kleist von den anderen. Es mag glänzende Zeitläufe geben, in denen glücklichere Menschen dem Goethe-Schiller-Ideale den Vorzug einräumen. Für das unglückliche Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts kann nur Kleist uns die Wehr und Waffen geben zum Kampf ums deutsche Dasein. Und da ist es eben vielleicht ein Glück, daß Kleist in den einhundertundzehn Jahren, die nun bald seit seinem Tode verflossen sind, noch nicht in Mode gekommen ist, also auch nicht durch die Mode verbraucht und abgegriffen und verpöbelt werden konnte. Als ein neues Wunder des Himmels soll dies Gestirn den irregeleiteten Massen aufleuchten und sie auf den rechten Weg zurückführen. Nicht Preisgabe der Schwärmerei für das Glück einer verbrüderten Menschheit bedeutet der Name Kleist, er bedeutet, daß wir der Welt und der Zukunft nur dann dienen, wenn wir zuerst unser eigenes eigenstes Volkstum zur höchsten Kraftentfaltung bringen. Ohne ein starkes, frohes Deutschland kein Frieden, kein Fortschritt für alle anderen Völker der Erde. — — —

Als etwas Neues soll Kleist, der ewige Jüngling, in unsere Gegenwart treten und auch wir, die wir jede Zeile von ihm zu kennen glauben, sollen ihn heute als eine ganz frische Offenbarung in uns aufnehmen. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß es keine Brücke gibt vom roten Heute zur schwarzweißen Kleist-Seele. Was den „Homburg"-Dichter zum Erzieher der gegenwärtigen sozialistisch-pazifistischen Volksschichten macht, ist gerade die Tatsache, daß er selbst vom weltbürgerlichen Nebelheim ausgegangen ist und erst nach den schmerzlichsten Erfahrungen zum festen, heiligen Boden des Vaterlandes den Weg fand. Kein Rückschritt also und Niedergang, sondern ein Fortschritt und Aufstieg ist der Patriotismus. Eben in sein stolzes Garderegiment eingetreten, schrieb Kleist: „Gebe uns der Himmel nur Frieden um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschen-

Digitized by Google

freundlichen Taten bezahlen zu können!" Und als er den bunten Rock ausziehen kann, erklärt er wie ein „Unabhängiger" von 1920: „So wurde mir der Soldatenstand verhaßt. Die größten Wunder militärischer Disziplin wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Offiziere hielt ich für so viele Exerziermeister, die Soldaten für so viele Sklaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei."

Im Jahre 1806 kam die Wandlung: Das Unglück Deutschlands machte den Weltbürger zum Preußen, zum Krieger, zum Schürer wildester Kampflust. Sein Haß gegen den Unterdrücker ging so weit, daß er daran dachte, Napoleon mit eigener Hand umzubringen. Der Gluthstrom Kleistischer Leidenschaft wurde in ein enges Bett gedrängt und raste sich hier mit allzersprengender Gewalt aus. Was der Dichter Kleist hätten leisten können, ermessen wir am „Guiskard"-Brocken und an der „Penthesilea", die ihresgleichen nicht hat. Als Apostel des Freiheitskampfes aber und als Lehrer des preußischen Staatsgefühls erreicht Kleist in den Meisterwerken der „Hermannsschlacht" und des „Homburg" eine nie gekannte, vor ihm und nach ihm nie erreichte Höhe, und in seinen Prosaschriften, seinen Gedichten, seinen Briefen gehen ganze Gewitter von wegweisenden Blitzen, Feuergarben brandstiftender Begeisterung, Donnerkeile des Hasses und Ozeane von vernichtenden Fluten und prasselnden Hagelschloßen nieder. Der um sein armes wirtschaftliches Dasein schwer ringende Kleist streut seine Gedichte wahllos ohne jeden Gedanken an schriftstellerischen Vorteil aus („Ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz und könnte sie vom Harz herab den Deutschen absingen"). Ein Genius, wie er nur in Jahrhunderten geboren wird, eint sich in Kleist mit einem vulkanischen Temperament, wie es die germanische Rasse wohl überhaupt noch nicht hervorgebracht hat. Es war schon vorher echt kleistisch, einem einmal erfaßten Gedanken bis in die allerletzten Folgerungen nachzugehen; einem Gefühle mit der alleräußersten Rücksichtslosigkeit den verwegensten Ausdruck zu geben; einem Entschluß gemäß zu handeln bis zum Zerbersten des eigenen Ich. In der vaterländischen Liebe und im vaterländischen Haß fand aber Kleist erst endlich den Gegenstand, der einer so titanischen Inbrunst würdig war.

„Was gilt es in diesem Kriege?" Mit diesem Aufsatz des Jahres 1809 — der auch heute geschrieben sein könnte — zeigt Kleist das Ziel seiner eigentlichen Heldenlaufbahn. Es gilt, ein Volk (das zwar nicht so entartet wie das heutige, wohl aber in Schlaffheit, Ausländerei, Verzagtheit annähernd ebenso tatfeindlich geworden war wie das Deutschland von 1920) über sich selbst hinauszureißen. Wir sehen, wie Kleist in der „Hermannsschlacht" und z. B. den satirischen Briefen sich gar keinen Täuschungen über die Schwäche dieser Rasse hingibt. Der Zweck muß jedes Mittel heiligen, und so hat denn auch der Hermann etwas vom Machiavelli. Listen und Hinterlisten müssen helfen, die entzweiten, mit den Todfeinden buhlenden, in Sonderbündeleien und erbärmlicher Vorteilsjägerei auseinanderlaufenden Germanen für die Freiheit zu entflammen, für das Volksgefühl zu erziehen und zur Einigkeit zusammenzuhämmern. Es ist bezeichnend für die deutsche Spießerei, daß sowohl Kleists Zeitgenossen wie die späteren deutschen Moralphilister bis zum heutigen Tage an Hermanns Abweichungen vom strengen Sitten-Katechismus der Tütchendreher, Waschweiber, Zipfelmützen und Filzschuhe ernsten Anstoß genommen haben. Die Trottel, Unken, Schulfüchse, „Ziegenhirten" bleiben sich eben immer gleich, welcher Farbe in Schwarzrotgold sie auch angehören mögen, und ob sie einen Friedrich, einen Kleist oder einen Bismarck aus ihrer Frosch- oder Käsemadenperspektive abzukanzeln haben — und die roten „Revoluzer" sind dabei noch jämmerlichere Bangbüchsen als alle anderen. Es hielt schwer in Hermanns Zeit, die „deutschen Uren" in Bewegung zu setzen; schwerer noch war es in Kleists Tagen, am schwersten aber wird es heute sein, denn es wimmelt von Aristans und sonstigen Verrätern deutschen Reichs und deutscher Einheit. Wenn das Nationalgefühl und die Freiheitssehnsucht nicht genügen, müssen Haß und Rachedurst helfen, das träge, laue Blut in Wallung zu bringen und die Muskeln zu straffen. Kleist ist ein Dithyrambiker des Hasses, wie die Welt kaum einen zweiten gesehen hat — aber nur wer glühend hassen kann, kann auch glühend lieben. Ist es unsere Schuld, wenn der Haß von den Feinden in unsere Seelen gebrannt wird? Haben wir den Varus nach Germanien und den Davoût an die Elbe oder die Foch-Neger an den Rhein gebracht? Haben wir die Versailler Tollheiten ausgeklügelt und die tausend täglichen Quälereien am deutschen Volk zu unserer Ergötzung vorgenommen? In seinem „Katechismus" nimmt Kleist die Antwort auf die Anklagen vorweg, die später gegen sein Haßevangelium gerichtet wurden: Derjenige, der weder zu lieben noch zu hassen vermag, kommt in die siebente, tiefste, unterste Hölle! Unser heutiges doktrinäres Deutschland ist es wieder, von dem Kleist sagt, der Verstand der Deutschen habe durch einige scharfsinnige Lehrer einen Überwitz bekommen; „sie reflektierten, wo sie empfinden und handeln sollten, meinten alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können und gaben nichts mehr auf die alte, geheimnisvolle Kraft des Herzens. . . ." An Geld und Gut hingen sie mit unmäßiger und unedler Liebe; sie meinten, ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei alles, was sich in der Welt erringen ließe. Deshalb ist das Elend über sie gekommen, ihre Hütten sind zerstört, ihre Felder verheert; diese Güter sollen ihnen verächtlich gemacht werden, und sie sollen angeregt werden, nach den höheren und höchsten hinzustreben. Kleist nennt: Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft, Kunst. (Schluß folgt.)

„Ung" und Co. * Von Karlernst Knatz.

Karl Scheffler hat vor einiger Zeit auf eine stilistische Unart hingewiesen, die ihm (und vielen anderen!) allmählich zum Halse herauswuchs. Was Scheffler über das sprachliche Dickhäutertum gegenüber dem Unterschied zwischen „haben" und „besitzen" schrieb, ist aber eigentlich nur ein Ausschnitt aus einem ganzen Kapitel. Worum es sich handelt, läßt sich einigermaßen auf eine Formel bringen. Während noch heute reichlich ungewiß ist, was in den schäumenden Fluten politischer Weltumwälzung wirklich aus neuen vulkanischen und fruchtbaren Quellen fließt, oder was in der gleichlaufenden künstlerischen Bewegung (Expressionismus) als bleibende Bereicherung anzusehen ist, scheint in der deutschen Schriftsprache sich die zuckende Unruhe der Erwartung von Ungewissem schon seit Jahrzehnten, mählich anschwellend, vorbereitet zu haben. Neigt man dazu, überall im Menschlichen tiefere Zusammenhänge anzunehmen, so ist hier der Schreistil, der Prunk- und Prachtstil, die Künstelei bis zur bewußt gesuchten Unnatürlichkeit verstehend einzuordnen. Wie auch der neue „Internationalismus" sich durch eine neue Welle in allen Zungen meist falsch stammelnder Welscherei ankündigte.

Eduard Engel hat in seinem Buche „Deutsche Stilkunst" der Beispiele genug für diese Gattungen wuchernder Schreibungeheuerlichkeiten aufgespießt, die sich jeden Tag vermehren ließen. Ein Zeitgenosse schreibt über Kleist: „Es sind donnernde, brennende, zischende, wühlende Leidenschaften, die Kleist in seinen Stücken ausgewittern läßt, und, in den großen historischen Rahmen gespannt, bringen sie in die plumpen, schweren, unförmigen Massenbewegungen der Historie ein Element intimer, persönlicher, nuancenreicher Charakteristik." Geschriene, nicht geschriebene Sätze ähnlich dem folgenden: „Das Problem der rationellen Züchtung des eßbaren Kaninchens harrt noch immer seiner definitiven Lösung" können jederzeit zu Dutzenden in deutschen Zeitschriften und Zeitungen gefunden werden.

Vorläufig ist es so, daß niemand mehr einfach schreiben will, daß selbst der kleinste Berichterstatter auf seine Weise ein Stil-Lessing, Stil-Platen oder Stil-Nietzsche zu sein sich auf eine höchst abgeschmackte Art bemüht. So wiederholt sich im Sprachlichen, was Scheffler auf allgemeiner Ebene dieser Zeit und diesem Geschlecht einmal anmerkt: es will jeder gleich ein Genie sein; niemand mehr, beileibe, in überlegener und wahrhaft weiser Selbsterkenntnis, ein Talent. Mir scheint, die geistige „Blähung" hat einen ebenso gefährlichen Grad erreicht wie die wirtschaftliche. Nirgends mehr ein zuträglicher Ausgleich zwischen den beiden ewigen Weltbetrachtungsweisen des „Makrokosmos" und des „Mikrokosmos". Das geistige und körperliche Gesicht der Dinge grinst heute rings in makroskopischen Verzerrungen.

Wenn nun heute jemand einen starken Schneefall schildert oder über eine Versammlung streikender Straßenbahner in Köln berichtet, so will er um jeden Preis „bunt" sein. Denn bunt ist das Modewort. Alles soll „farbig" sein. Die überwältigende Mehrzahl der Schreiber, deren durchschnittlich geschliffenes Seelenprisma zum Buntsehen nicht ausreicht, bemüht sich krampfhaft, wenigstens im Stile die „Farbigkeit" vorzutäuschen. Mit furchtbarem Haß wird das schöne einfache Zeitwort verfolgt. Es wird ersetzt durch die entsetzlichen Hauptwort-Ungetüme auf — ung, in Verbindung mit hohlrasselnden Allerweltszeitworten wie gewähren, bieten, gelangen, kommen, erzielen, zeitigen usw. Sie glaubt „farbig" zu sein, diese Sprache, und sie ist in Wahrheit verwässert, kanzleimäßig vertrocknet. Es ist lauter sprachliches Sperrgut, das in Zeilen aufgestapelt wird. Lesen? Nein. „Zur Verlesung bringen." Erwägen? Nein. „In Erwägung ziehen." Verteilen? Nein. „Zur Verteilung bringen." Ein

Digitized by Google

Zug entgleist? Nein. Er „ist zur Entgleisung gekommen". „Die Anregung zur Ausgestaltung der Volkshochschulbildung gelangte in breitester Form zur Erörterung."

Noch schonungsloser aber verfährt man mit den bescheidenen, allzeit dienstwilligen Hilfszeitwörtern haben und sein. Schlagt sie tot! Sie sind nicht bunt, sie sind nicht farbig! Vier hohle, aufgeputzte, dämliche Zeitwörter werden vom Gemeinen zwangsweise zu Generalen befördert und befehligen nun auf einmal Wortgruppen, Satzgefüge, ganze Heeresabteilungen deutschen Sprachgutes. Diese ebenso zuchtlosen wie aufgeblasenen Bandenführer des neuzeitlichen deutschen Prachtstils heißen: „bilden", „sich befinden", „zeigen" und „darstellen". Es gibt noch mehr von der Sorte. Aber diese greife ich heraus.

Heute schreibt kein „interessanter" Schreiber mehr: Er oder es hat die Kühnheit, hat den Anschein, die Gewohnheit, das Bestreben usf., sondern er wählt hier überall das Wort „zeigt" oder, noch „farbiger" „bezeigt". Das fast überflüssige, nicht eben schöne und für den Stilisten mit innerem Ohr nur sehr selten brauchbare „sich befinden" drängt sich an die Stelle des in seiner Schmucklosigkeit völlig hinreichenden „sein". Heute „befindet sich" alles in Zuständen. Eine Stadt liegt nicht irgendwo, sondern sie „befindet sich". Ein gesuchter Raubmörder ist nicht wahrscheinlich jenseits der Grenze, sondern er „befindet sich". Gesetze sind nicht — was sie ja jetzt reichlich tun — in Vorbereitung, sondern sie befinden sich in diesem wenig versprechenden Zustand. Daß sie einfach „vorbereitet werden" — wer wird so schmucklos sich ausdrücken! Man ist nicht im Irrtum, man „befindet sich" in ihm. Der völlig klare Unterschied zwischen Zeitworten des Dauernden, Ruhenden, Zuständlichen und denen des Werdens, der Entwicklung, des Handelns wird kaum noch gefühlt. Wagt man unter diesen Umständen überhaupt noch jemand zu fragen „Wie befinden Sie sich?"

Es ist traurig zu sehen, wie „sein" und „haben" sich verzweifelt ihres einfachen, gesunden Lebens gegen die gespreizten Klopffechter der sogenannten Farbigkeit wehren. Was „bildet" heute nicht alles eine Gefahr! Das herrlichste tiefsinnigste Wort herabgewürdigt, den „Gegenstand" einer Versammlung zu „bilden"! Die Bolschewisten „bilden" eine Landplage.

Wo aber zeigen, bezeigen, sich befinden und bilden noch nicht farbig genug sind, da rückt mit dem Donnergepolter seiner fast unanständigen Lautgruppe das Wort „darstellen" an. Irgendein Wahlrecht wird stracks dazu verdammt, „eine undemokratische Vertretung darzustellen". Englands geistige Kriegführung „stellt" die größte Lüge des Jahrhunderts „dar". Alles mögliche soll die „Grundlage" von diesem oder jenem „darstellen". Eine Handlung „stellt" den Ausfluß (!) einer bestimmten Gesinnung „dar". Was alles eine „Frage" darstellt, ist gar nicht abzusehen. Es soll mich wundern, ob heute noch jemand den Mut hat, zu sagen: „Sie sind ein Rindvieh." Man wird zum mindesten farbig sein wollen und behaupten: „Sie stellen ein Rindvieh dar!" Lohnt es sich noch, daß der Künstler wahrhaft darstellt, wenn heutzutage tausend festgepichte Stilklischees in hundert gemeinplätzlichen Verbindungen etwas „darstellen" dürfen?

Zeigten, nein, hätten doch alle, die zu Sachwaltern des deutschen Sprachgutes berufen sind, die Freundlichkeit, als öffentliche Erkenner ihre Macht auch dem Kleinkampf um Sprachliches, der eine Notwendigkeit nicht bildet, aber ist, sich zuzuwenden. Das würde etwas ungemein Nützliches zwar nicht darstellen, aber sein!

Streiflichter.

Von Hannibal Fischer zu Erzberger. Wenn bis dahin ein Zustand tiefster nationaler Erniedrigung Deutschlands in einen Namen gefaßt werden sollte, so sagte man: Hannibal Fischer. Es ist der Name des Mannes, der im Jahre 1852 im Auftrage des Bundesrates die im Bremer Hafen liegende deutsche Kriegsflotte versteigerte. Seitdem geht der Unselige als ruheloses Gespenst der Schmach in der deutschen Geschichte um. Erlöst werden konnte er nur, wenn nach ihm ein anderer Deutscher so viel größere Schmach der gleichen Art auf seinen Namen häufte, daß die Deutschen darüber die Tat Hannibal Fischers als eine Belanglosigkeit vergessen mußten. Heute ist er erlöst. Denn jetzt ist drüben in England die ausgelieferte deutsche Handelsflotte zum Verkauf angeboten worden; eine Sache, wogegen die Versteigerung der Bundesflotte von 1852 nicht ins Gewicht fällt. Zwei Millionen Tonnen Schiffsraum, 42 Passagierdampfer und über 100 Frachtschiffe, darunter die Wunder aller Schiffsbaukunst, der „Bismarck", das größte Schiff der Erde, und der „Imperator", der war wie eine schwimmende, leuchtende, tönende Märchenstadt zwischen den Festlanden der Menschen. Und der Name, der an diesen Punkt tiefster deutscher Erniedrigung ewig gebunden sein wird? Es ist der Name des Mannes, der unter dem schmerzlichen Aufschrei aller, die in Deutschland eines Gedankens nationaler Würde und nationalen Lebenswillens noch fähig waren, die deutsche Flotte lächelnd und bedingungslos an die Feinde auslieferte. Jeder denkende, sehende Mensch sah und wußte, daß es eine Auslieferung auf Nimmerwiedersehen war. Nur die Regierung, deren Hauptheld Herr Matthias Erzberger war, suchte durch die Kleinen von den Seinen sich und uns einzureden, wir würden die ausgelieferte Flotte wiederbekommen. Und sie ging so weit, versichern zu lassen, wir müßten uns mindestens so stellen, als ob wir an eine Rückgabe glaubten; dann würden wir durch die Kraft unseres Glaubens den Feinden drüben selber das Gefühl ihrer sittlichen Verpflichtung zu solcher Rückgabe einflößen. Der Schwindel ist vorüber. Das Ende ist die Ausschreibung der deutschen Flotte zum Verkauf und der Wettbewerb der englischen Kauflustigen. Hannibal Fischer ist erlöst durch Matthias Erzberger, der eben vergeblich ein dickes Buch geschrieben hat, um aus Schwarz Weiß zu machen. Indem er zu seiner Reinwaschung spricht, spricht er sich dennoch selbst das moralische Todesurteil. Indem er den tückischsten und gefährlichsten Dolchstoß, den er rücklings gegen das ums nackte Leben ringende Reich geführt hat, indem er die Preisgabe des Czerninschen Geheimberichtes über die angebliche Unmöglichkeit weiterer Kriegführung an unsere Feinde abzuleugnen sucht, bestätigt er vielmehr mit seiner eigenen Ausrede seine Schuld, die in ihrer Wirkung jedem todeswürdigen Hoch- und Heimatverrate gleichkommt, der je begangen wurde. „Die Abschrift selbst hielt ich gegen jedermann absolut geheim", schreibt dieser Ehrenmann und Vaterlandsretter, um gleich darauf selber festzustellen, daß er den Geheimbericht Czernins, der unseren Feinden in ihrer tiefsten Bedrängnis den Entschluß und Mut zum Weiterkampf eingab, allerdings Ende Juni 1917 in Frankfurt am Main auf der Tagung des Zentrumsausschusses verlesen habe. Mehr ist ihm aber nie und nirgends in dieser Sache vorgeworfen worden. Herr Erzberger bestätigt also die schwerste Anklage, die je gegen ihn erhoben wurde und die je gegen einen — hm, Staatsmann erhoben werden kann, mit eigenen dürren Worten. Der Run der englischen Schiffsmakler auf unsere Flotte und die Erlösung Hannibal Fischers sind die Folgen eines Unwesens, das in jenem beispiellosen Frankfurter Bruch jeder Treue und jedes Glaubens wohl seinen Höhepunkt fand.

Das neue Babel. Wir leben in einer babylonischen Begriffsverwirrung. Wenn einer heute von Freiheit spricht, meint er die Diktatur seiner Willkür. Wenn einer heute von wünschenswerter Regierung spricht, meint er eine Handlangerin seines Gelüstes. In Erfurt tagen derzeit die deutschen Eisenbahner. Aus dem anarchistischen Wirrwarr ihrer Verhandlungen und Entschließungen, die immer wieder die Willkür einer Gruppe über die Hoheit des Ganzen stellen, sobald jene Willkür sich an dieser Hoheit stößt, sei ein Dringlichkeitsantrag herausgegriffen, der verlangt, „die Generalversammlung beauftrage die Kontrollkommissionen, daß sie die Überwachung des Verkehrs nach wie vor nach den Richtlinien des Internationalen Gewerkschaftsbundes vornehmen und die Richtlinien der Reichsregierung nur anerkennen, soweit sie sich mit ersteren Richtlinien decken". — Es ist gleichgültig, wie diese Reichsregierung heißt; gleichgültig, was für Richtlinien sie aufstellt; gleichgültig, was dieser Internationale Gewerkschaftsbund ist und will. Nehmen wir an, der internationale Bund sei die Organisation der Weisheit selbst, die Regierung aber die fleischgewordene Torheit und die Erfurter Eisenbahnertagung ein ökonomisches Konzil von Heiligen, — so kann das doch nicht über den grundlegenden Unsinn hinweghelfen, der eine Versammlung regiert, in welcher solche Anträge mit Aussicht auf Annahme möglich sind. Es wäre viel weniger bedenklich, wenn die Antragsteller ihren Gedanken wenigstens folgerichtig zu Ende gedacht und beantragt hätten, daß der Internationale Gewerkschaftsbund die Regierung Deutschlands diktatorisch übernehme und daß das Deutsche Reich zu einer Bezirksorganisation oder Zahlstelle des Bundes gemacht werde. Dann hätte man vermutlich gleich in Erfurt selber erkannt, daß das Ganze ein aus völliger Begriffsverwirrung geborener Unsinn sei. Leider trifft man heute fortwährend und allenthalben auf solche halbgaren Anträge und Beschlüsse einer Begriffsverwirrung, von der noch unentschieden ist, ob sie mehr unzulänglichem Verstande entspringt oder mehr unzulänglicher Kuraſche, die nicht wagt, ihre Katze ganz aus dem Sack zu lassen und deutlich Farbe zu bekennen. Anträge von der unmöglichen Halbheit dieses Erfurter Musters zeugen nicht von offenem Mut, sondern von heimischer Feigheit, die sich wohler fühlt bei einer völligen Begriffsverwirrung, wobei man im trüben fischen möchte, als bei einer säuberlichen Klarheit über die grundlegenden Dinge, wobei jedermann leicht erkennen würde, daß man nicht von Ordnung, Regierung, Freiheit und Gerechtigkeit reden darf, solange jeder Schulbube sich das Recht vorbehält, den Diktator des Lehrers zu spielen, solange heute die Eisenbahner, morgen die Metallarbeiter, übermorgen die Bankbeamten erklären, nicht mehr im Staat mitspielen zu wollen, wenn das Spiel nicht so eingerichtet wird, daß sie die Gewinner sind. Das Ganze erinnert an die chaotischen Räuberspiele der Knaben auf den Gassen, bei denen der und jener immer nur mitmachen will, wenn er der Räuberhauptmann sein darf. In solcher Begriffsverwirrung können nicht einmal Knabenspiele gedeihen, geschweige denn Staat und Reich und der Wiederaufbau, von dem selbst die ungewaschensten Mäuler früh und spät uns vordeklamieren.

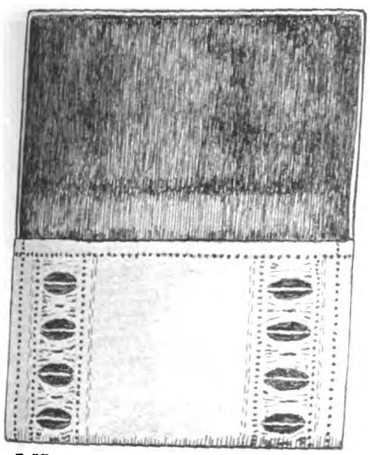
Digitized by Google

Die Welt der Frau

Drei Taschen mit Kreuzstichstickerei

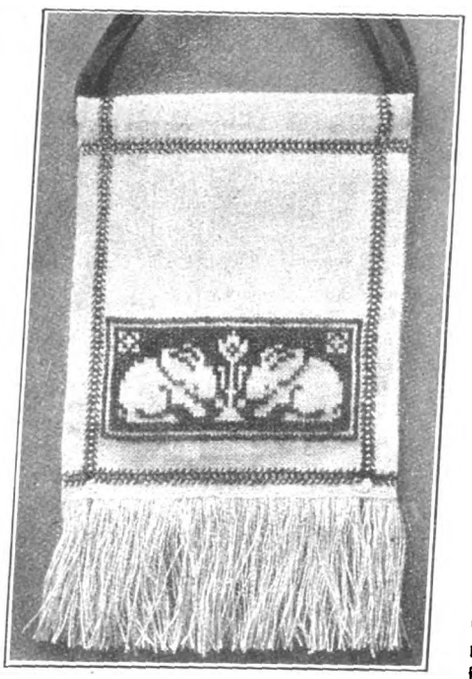
Von Doris Kiesewetter.

Nach den Mustern der drei Taschen, deren Verzierung hauptsächlich in Kreuzstichstickerei besteht, kann man noch manches andre verzieren und entwerfen. Bei der heutigen Materialarmut läßt sich eine bestimmte Ausführung ja nicht vorschreiben. Es sollen aber alle drei Taschen, wie sie in Wirklichkeit sind, beschrieben werden, dabei aber Ratschläge

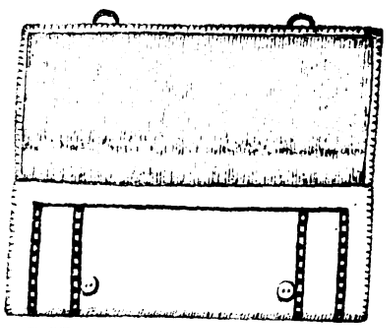


Geöffnete Ansicht der Handarbeitstasche.

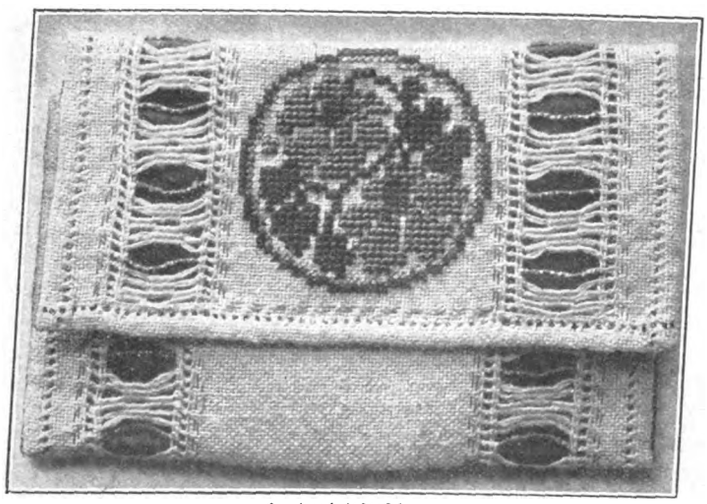
gegeben werden, wie man sich mit verschiedenem Material helfen kann. Kreuzstichstickerei wirkt selbstverständlich am besten auf gutem Leinen ausgeführt. Es ist die natürlichste und edelste Art der Ausführung, den Zählstich auch in ein Gewebe mit abzählbaren Fäden zu sticken. Jedoch kann man sich durch Aufheften von Stramin bei anderen Stoffen helfen. Unsere drei Taschen sind noch aus Resten von gutem, extra für Stickereien gewebtem sogenannten Künstlerleinen gearbeitet. Jedes wirkt in seiner fein abgetönten Farbe, zusammen mit dem einfachen Stickmaterial, ganz außerordentlich reizvoll. Die Kindertasche ist aus hellrosa Leinen, das Stickmaterial ist schwarzes Stopfgarn. Das Täschchen ist aus zwei gleich großen Platten zusammengesetzt. Die Plattengröße ist 13 zu 16 cm. Die Franse ist 6 cm breit. Man braucht also, wenn die Franse und der Umschlag für die Säume dazugerechnet sind, zwei Stücke von je 16 zu 25 cm. Der obere Hohlsaum ist 2 cm, die beiden seitlichen Hohlsäume sind je 1 cm breit. Sie werden nach genauer Auszählung des Kreuzstichmusters ausgeführt, und zwar mit dem recht starkfädigen Stopfgarn in der bekannten Art der Hohlsäume. Man sieht, eine wie hübsche Verzierung diese schwarze Hohlnaht bildet. Man kann den Kaninchenfries auf beide Seiten der Tasche sticken, man kann die zweite Seite auch nur mit den Hohlnähten verzieren. Bei Ausführung der unteren Hohlnaht verbindet man beide bis hierher fertiggestellte Platten mit der unteren Nahtreihe so, daß man bei jedem Stich beide Stoffplatten faßt. Außerdem werden durch feine überwendliche Stiche mit gleichfarbigem Nähgarn beide Platten seitlich verbunden, und sechs Fäden tiefer als die untere Hohlnaht werden durch Schürzstiche mit demselben gleichfarbigen Nähgarn beide Platten zusammengenäht. Nun werden die Querfäden des überstehenden Stoffes ausgezogen, und es entsteht eine schöne volle Franse aus den freigewordenen Fäden der beiden Stoffplatten. Die Stickfäden für den Kaninchenfries waren nicht ganz so stark genommen worden wie für die Hohlnähte. Das hierzu angewendete Stopfgarn ließ sich sehr leicht spalten. Die oben angegebenen Maße ergeben sich natürlich aus der Fadenstärke des Leinens. 6 Stiche nahmen den Raum eines Zentimeters ein. Es würde sich das kleine Bildchen auch auf grobem Stoff gestickt als Wandbild für ein Kinderzimmer oder als Verzierung für eine Spielschürzentasche ꝛc. eignen. — In den oberen Saum der Tasche ist eine Fischbeinstange einzuziehen, und in das Innere der Tasche ist ein leichtes Futter von derselben Form einzusetzen.



Kindertäschchen.

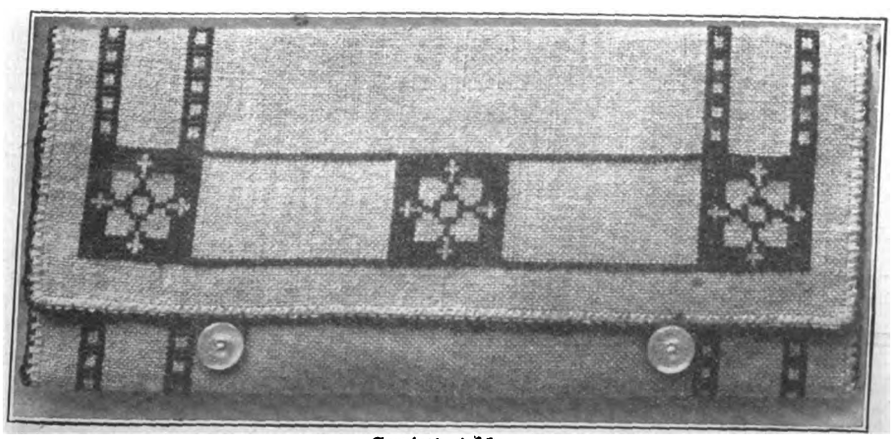


Geöffnete Ansicht der Serviettentasche.



Handarbeitstasche.

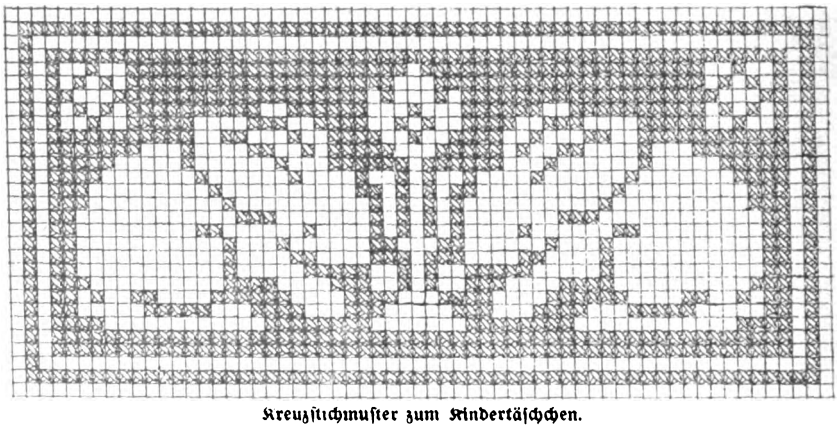
Die Handarbeitstasche hat eine Größe von 17 zu 11 cm. Sie ist aus einem 17 cm breiten, 30 cm langen ekrüfarbenen Leinenstreifen, dem aber die Einschläge für die Hohlsäume zuzugeben sind, hergestellt. Bei der geöffneten Ansicht der Tasche sieht man, wie der Streifen erst einmal zur Tasche umgelegt ist. Mit feinen schwarzen Langettenstichen sind die Seitenränder zusammengenäht. Wie ein Deckel fällt das freigebliebene Stück über die Tasche. Die Verzierung der Tasche



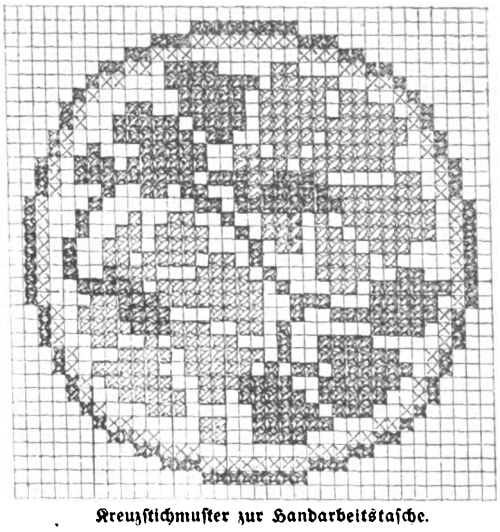
Serviettentasche.

Digitized by Google

ist reich durch den ringsumlaufenden schmalen Hohlsaum und durch die beiden breiten Durchbruchstreifen, die mit gleichfarbigem Glanzgarn ausgeführt sind. Mit Goldfaden sind die freistehenden Stäbe in dem Durchbruchmuster umwickelt, Goldfaden begleitet in der Art der Webestiche die Ränder des Durchbruchs. Für das farbig in Kreuzstich gestickte Medaillon geben wir das Muster fast naturgroß. Die Blumen sind hellrot, Blätter, Stiele und Kelche sind in einem kräftigen Grün gestickt. Der äußere Rand ist mit schwarzem, der innere Rand mit feinem Goldfaden ausgeführt. Alle Blatt- und Blumenformen und die Stiele sind mit Stichen aus feinem Goldfaden umrahmt.

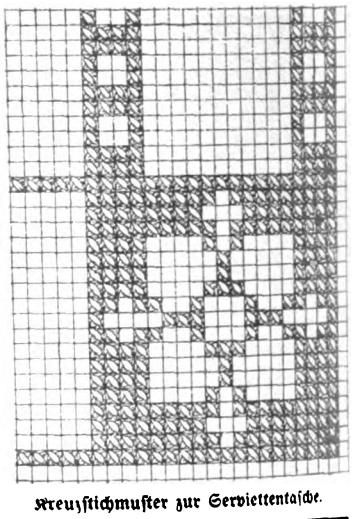


Kreuzstichmuster zum Kindertäschchen.



Kreuzstichmuster zur Handarbeitstasche.

Für die Serviettentasche ist auch ein Leinenstreifen in derselben Art wie für die Handarbeitstasche verarbeitet. Der Streifen ist 23 cm breit, 27 cm lang. Hier ist ein feiner grauer Ton gewählt, die Stickerei ist in einem Ton grün ausgeführt worden. Farbiges Seidenfutter in der Farbe der Stickerei. Zu beiden Taschen ist seidener Stickfaden angewendet worden. Ebenso wie beim Kaninchenfries ist hier das Muster durch Aussparen der Formen hervorgebracht. Es wirkt bei unseren Taschen natürlich die Farbe des Leinens sehr vorteilhaft mit. So wäre, wenn nur weißes Leinen zur Verfügung steht, das Färben des Leinens zu empfehlen. Man erhält z. B. ein sehr schönes Ekrü durch Färben mit Tee. Dem starken Teeaufguß setzt man Salz hinzu, legt das nasse Leinen in den heißen Teeaufguß und läßt es einige Zeit darin liegen, spült und trocknet das Leinen. Der Tee muß sorgfältig durch dichte Tücher durchgegossen werden. Jedes zurückbleibende Teeblättchen oder -stäubchen gibt einen Flecken.



Kreuzstichmuster zur Serviettentasche.

Schlechtes Aussehen? Nimm Biomalz!

Die Wirkung dieses aus Hafer hergestellten Kräftigungsmittels ist überraschend und stellt sich oft schon nach dem Gebrauch mehrerer Dosen ein: Das Aussehen wird besser und blühender, eckige und scharfe Gesichtszüge runden sich allmählich, Appetit und Körpergewicht nehmen zu, Arbeits- und Lebenslust steigt.

Biomalz kann allen empfohlen werden, die der

Kräftigung und Auffrischung

bedürfen, auch blasse, schnell wachsende Kinder, werdende u. stillende Mütter, alternde Personen 2c. nehmen Biomalz mit bestem Erfolge. Pfunddose 12.– Mark (Zucker u. Butter sind teurer). Biomalz kann nicht billiger, es kann nur teurer werden. Nimm nichts angeblich Ebensogutes. Nimm nur das echte Biomalz, nichts anderes. Wo nicht zu haben, versenden wir von 3 Dosen an franko. Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 40 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Alfred Rethel: Die Mutter des Künstlers.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (13. Fortsetzung) . . . Seite 649
Kirche am Wasser. (Abbildung) . . . . . . „ 649
Gottlieb Schick: Caroline v. Humboldt. . . . „ 651
Carl Begas d. Ältere: Familienbild. . . . . „ 653
Die Not . . . Gedicht von Wilhelm Lennemann. . . . „ 654
Berliner Bildnisse. Von Hans Rosenhagen. (Mit Abbildungen) . . . . „ 655
Die deutsche Eisengießerei. Von Reg.-Rat Professor Dr. Leidig. (Mit 3 Abb.) Seite 658
Kleist und unsere tiefste Not. Von Franz Wugk. (Schluß.) . . . . „ 660
Aus der Skizzenmappe Georg Schöbels. . . . . „ 661
Streiflichter. . . . . . . „ 662
Die Welt der Frau: Herbstliche Nachmittagskleider. . . . „ 663
Weltfrauenrat und deutsche Frauen. Von Beda Prilipp. . . . „ 664

Sauerstoff als Heilmittel.

Die menschliche Nahrung erfüllt ihren Zweck nur, wenn sie sich in Blut, Körpersäfte und Zellgewebe umwandelt durch eine Reihe von Umsetzungen, die in ihrer Gesamtheit den Stoffwechsel bilden und welche in chemischem Sinne gleichbedeutend sind mit Verbrennung der Nahrungsstoffe. Die Stoffwechselvorgänge vollziehen sich, wie jede Verbrennung, mit Hilfe des Sauerstoffs. Sobald nun aber das Blut aus irgendwelchen Gründen nicht mehr genügend mit Sauerstoff versorgt wird, können die Nahrungsstoffe nur noch ungenügend verbrannt werden und müssen, gleich schlecht verbrannter Kohle, viel Schlacken und Ruß hinterlassen. Diese giftig wirkenden Rückstände, insbesondere die so überaus schädliche Harnsäure, rufen in den verschiedensten Organen Reizzustände, Entzündungen oder sonstige Störungen hervor und führen zu einer Reihe von Krankheitserscheinungen, z. B. Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden, Diabetes, Nervenleiden, Blutarmut, Aderverkalkung, Nierenentzündung, Stuhlträgheit, Magen- und Darmstörungen, kurz dem fast unübersehbaren Heer der Leiden, die man insgesamt als Stoffwechselstörungen bezeichnet. Diese durch die Verarmung des Blutes an Sauerstoff hervorgerufenen Leiden können rationell nur durch Sättigung des Blutes mit Sauerstoff wieder beseitigt werden. Das bereits seit Jahren eingeführte Sauerstoffpräparat Hämazon hat sich für diesen Zweck als besonders erfolgreich erwiesen. Es ist ein fast geschmackloses, völlig ungiftiges Pulver, das in verschiedenen Zusammensetzungen, innerlich gebraucht, Sauerstoff vom Magen aus an das Blut abgibt. Die Wirkungen dieses Präparates sind oft geradezu wunderbar und finden ihren Ausdruck in Tausenden von dankerfüllten Zuschriften, wie folgende: **Neurasthenie, Darmleiden, Abmagerung.** Selbst Arzt und in N. Y. ansässig, bin ich zur Heilung meiner Frau nach Europa gekommen. Mit unserer Kunst bin ich zu Ende, auch habe ich verschiedene Autoritäten mit wenig oder gar keinem Erfolg konsultiert. Meine Frau leidet seit fünf Jahren an hochgradiger Neurasthenie mit allen ihren Erscheinungen — Schmerzen in allen Körperteilen, großer Erregbarkeit und Gereiztheit, Mutlosigkeit, geschwächtem Gehör, Gefühllosigkeit in verschiedenen Körperteilen, Gedächtnisschwäche zu gewissen Zeiten usw. Sie leidet auch an chronischer Dickdarmerkrankung und Abmagerung. Wir beide sind schon ganz mutlos geworden. — Bericht nach sechs Wochen: Mein Schwager hat so viel Zutrauen zu Ihrem Heilverfahren durch die Fortschritte in der Heilung der Krankheit meiner Frau gewonnen, daß er . . . . . **Gicht und Nierensteine.** Es existiert wohl kein bekanntes Gichtmittel, seien es Medikamente, Mineralwässer oder Bäder, welches ich nicht zur Bekämpfung der Gicht und Nierensteine — ohne Rücksicht auf Geldopfer — angewendet hätte. Alle diese Mittel waren ohne nennenswerten Erfolg, bis auf Ihr Sauerstoffpulver. In Anbetracht des unbedingten Heilerfolges auch in sehr vielen anderen mir bekannten Fällen halte ich Ihr Mittel für das beste der Gegenwart gegen Gicht und Nierensteine. **Magenneurose, Arterienverkalkung.** Die Wirkung Ihrer Sauerstoffpräparate übertrifft bei mir alle Erwartungen. Ich bin wie neugeboren. Auch auf meinen Magen, der durch Nikotin ziemlich ruiniert war, hat die Kur einen ausgezeichneten Einfluß gehabt. Leute, die mich seit dem Frühjahr nicht gesehen haben, sagen, ich sähe bedeutend jünger als vor der Kur aus. Ich halte Ihre Kur für einen Segen für die Menschheit. **Magenleiden.** Das Mittel hat mir bei schweren Magengeschwüren mit zwei lebenbedrohenden Magenblutungen vorzügliche Dienste getan, und ich schreibe nach Gott nur diesem Mittel meine Genesung zu. 23 Jahre habe ich daran gelitten, und kein Arzt konnte mir helfen. Nur durch Ihr Präparat bin ich von diesen schrecklichen Schmerzen befreit und wieder gesund geworden. **Stuhlträgheit.** Schon als 14jähriger Junge litt ich, erblich belastet, an schwerer Verdauung. Ein ordentlicher Stuhlgang pro Woche war große Freude. Deswegen werde ich auch immer Ihr Abnehmer bleiben, denn die Wirkung Ihres Mittels ist großartig und unfehlbar im Gegensatz zu allen übrigen Mitteln, die ich ausnahmslos gebraucht habe, die aber immer nur einige Zeit halfen.

Lassen Sie sich sofort die aufklärende Schrift „Die Oxydationstherapie“ kommen, welche kostenlos versendet das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36, O. 4.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—, Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Jg. Dame, 21 J., w. ab 1. Dez. Aufn. a. mittelgr. Gut, um d. Kochen u. Wirtschaften zu erlern. Gehalt nicht erw., ev. w. zugezahlt. Fam.-Anschl. erw. Kreise Angermünde, Prenzlau, Königsberg bevorz. Gef. Off. u. Tm. 978 Nebst. Berliner Lokalanzeiger, Berlin, Potsd. Str. 9.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.
Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Zur Führung des Haushaltes sucht alleinstehender Fabrikant

Dame

mit guter Allgemeinbildung, kath. Konfession, im Alter von etwa 30—40 Jahren. Kinderlose Witwe nicht ausgeschlossen. Angebote mit Angabe bisheriger Tätigkeit, Referenzen u. Bild unter G. 7708 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Stütze gesucht,

in allen Zweigen des Haushalts durchaus erfahren, für kleinen herrschaftl. Haushalt (erwachsener Sohn und 2 Kinder). Anfangsgehalt:
220 Mark monatlich.
Angenehme Stellung, sehr gute Verpflegung, Küchenmädchen, Zweitmädchen und Waschfrau vorhanden. Angebote unter B. 7722 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.*

Suche sofort ein evgl. **Fräulein zur Stütze der Hausfrau.** Selbständiges Kochen erwünscht. Dienstmädchen vorhanden. *
Karl Tobüren, Altenhundem i. Westf.

Nebenverdienst

besonders für Frauen geeignet, bei hohem Gewinn. Näheres durch **G. Werner, Bad Reichenhall, Postfach 16/Gl.**

Vermischtes

Ich suche Briefwechsel mit gebild., älterem Herrn zwecks späterer

Heirat.

Ich bin 38, evangel., dunkelblond, hübsche, elegante Erscheinung, gute Allgemeinbildung, beruflich tätig als Hausdame und Erzieherin, möchte meine reichen Erfahrungen in Haushalt u. Kinderstube gern im eigenen kleinen Kreise verwerten. Ernstgemeinte Zuschriften, auch von Witwern mit Kindern, erbeten unter M. 7677 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

„Daß ich bin, hat keinen Sinn, weil ich allein nichts fertig bringe. Daß du bist, ist Gottes List, daß ich von seiner Schöpfung singe.“
„Mann und Frau sind der Welt süßer Morgentau. Ludwig Finkh.“
Wer möchte mit mir 36jähr., groß, schlankem, aus gut. Familie stamm. Menschen in glücklicher Ehe Leid und Freud teilen? Gesinnung, Charakter ein. ganz deutsch fühl., geistig bedeut. Mannes höh. Stand. ist mir alles, sein Alt. Nebens. Angeb. B. 7668 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Suche für meine Schwester,
40 J., Landwirtstochter, aus kleinen, einfachen Verhältnissen, sehr wirtschaftlich, von Beruf seit 13 Jahren Schwester, mit eigener Privatklinik und mindestens 200 000 M. Vermögen, in der Provinz Pommern, passende Gelegenheit, sich zu verheiraten. Am liebsten mit Arzt od. Akademiker usw. Off. unt. M. 7695 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

28jähr. schuldl. geschied. Frau mit 2 Söhnchen, vermög., Aussteuer vorhanden, sucht Bekanntschaft mit Akad., Arzt od. Jurist zwecks Heirat. Stamme aus bester Familie, ev. (Offizierstochter). Angebote unter L. G. 632 an August Scherl G. m. b. H., Leipzig, Petersstr. 22. *

Geb. symp. Dame, ev., 37 J., Ausst. und 25 000 M. Verm., w. Briefw. zw. Heirat mit pensionsber. Akad. od. h. Beamt., eventl. Witw. m. K. Off. m. B. unt. E. 7724 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Dreißigerin, gebildet u. arbeitsfreudig, sucht lieb. Weggenossen, auch Witw. m. Kind. nicht ausgeschl. Off. u. Hg. R. 1036 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Hamburg, erb.

Reichsbeamter, früh. Landwirt, vier J. i. Felde gew., 33 J. alt, evg., gr., schl. Ersch., gutsit., sucht, d. e. i., durch d. Lage s. jetz. Aufenth. bed., an gut. Familienverk. mangelt, zw. Heirat i. Verb. z. tr. mit ein. j., häusl. erz. verm. Dame, a. liebst. a. ldw. Kreis. Suchend. ist ber., falls erw., i. d. ldw. Beruf zurückzut. Brf. m. gen. Ang. u. Bld. u. Zus. strengst. Verschw. u. D. 7669 a. August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, erbet.

Neigungsehe wünscht tüchtiger Kaufmann, in sicherer Existenz, große, schlanke Erscheinung, gesund, ev., 35 J., aus sehr guter Familie, alleinsteh., mit gebildeter, häusl. Dame mit Herzensbildung u. Gemüt, in guten Vermögensverhältn., ev. auch Witwe mit Kd. Am liebsten Einheirat in größ. Geschäft. Nur ernstgem. Offert. unter Z. 7631 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Inhab. ein. gutgehenden Papier- u. Buchhandlung in mittl. St. Sachs., 38 Jahre alt, Jungges., vermögend, gesund, vernünftig denkend, sucht häusliche, tüchtige **Lebensgefährtin.** Zuschr. unt. P. 7678 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Neigungsehe.

Ingenieur in fester Stellung, 34 J. alt, große, stattliche Erscheinung, mit eig. Vermögen u. hoh. Einkomm., sucht Lebenskameradin für Freud u. Leid. Vermögen nicht ausschlaggebend, da nur Neigungsehe beabsichtigt. Zuschrift. unt. Hg. T. 1039 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68. Anonym und Vermittler zwecklos.

„Der Bund“

Organisation des Sichfindens in all. gebild. Kreisen. Keine Vermittlung! Ohne Vorschuß! Individuell! Glänzende Anerkennungen! Unverbindliche Aufklärung gegen 75 Pfg.
Lehmann & Co., Zentrale Kiel.
Zweigstellen überall.

Ingenieur,

Ref.-Offiz., 34 Jahre alt, evang., 1,75 m groß, wünscht vorläufigen Briefwechsel zwecks **Ehe** mit sympathischer Dame. Vermögen erwünscht. Gefl. Angebote mit Bild u. näheren Angab. erb. unt. H. 7691 a. Aug. Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68.

Staatsbeamter Kl. VII-IX, 29 Jahre, wünscht Bekanntsch. verm. Dame mit angen. Aeuß. zw. Heirat. Nicht Verm. — Reig. Beding. Bildzuschr. u. E. 7670 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

Flechten-leidende!

Dr. Lehmann's Hautstein (D.R.-P.) beseitigt Flechtenleiden aller Art. Preis M. 15,—. Auskunft kostenlos. Glänzende Dankschreiben. **R. Kurz, Ulm a. D. 5, Zeitblomstr. 46.**

Charakter - Schicksal
Geburtsd. u. Schriftpr. 5 u. 10 M
Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, Zernsdorf 7 (i. d. M.)

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus)

GLOB[illegible]
Rostf[illegible]
Entfer[illegible]
unentbehrl[illegible]
für Wäsche
[illegible] durch Plakate kenntlich
Fritz Schulz jun. A.-G., Le[illegible]

[illegible]
und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hä[illegible] unreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Salterin** seit 30 Jahren wirksam erprobt. Mk. 4.—. Obl. 3 Sch. 11[illegible]
Otto Reichel, Berlin 61, [illegible]

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Digitized by Google

Nr. 40

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

13. Fortsetzung.

Es war ein stürmischer, dunkler Abend. Die Knaben längst zu Bett. Aber Frau und Schwägerin wachten noch. Sie erwarteten die Rückkehr des Hausherrn.

Der Regen prasselte auf das Glas der Veranda. Der Sturm ging brausend über den Deich. Er pfiff durch die Eschenkronen und heulte im Schornstein des Kachelofens.

Die Schwestern saßen einander am Eßtisch gegenüber. Zwischen ihnen standen die verdeckten Schüsseln und vor dem Platz des Hausherrn Teller und Wappenglas Reimers.

Schwester Emma sah bald auf ihr stummes Gegenüber, bald auf die Zeiger der unentwegt pendelnden Uhr der Anrichte, die auf elf zeigten. Auch Frau Etta verharrte voll Ungeduld. Sie lauschte gespannt in die Nacht hinaus, um das Heranrollen des Wagens durch Sturm und Graus eher hören zu können. Sie horchte vielleicht noch angespannter auf ein andres, das leise tickend aus dem Holz der alten Truhe, in der Reimer sein Schuhzeug zu bergen pflegte, zu ihr herüberdrang.

„Was hast du nur, Etta?“ fragte die Schwester. „Du grübelst zu viel. Euer Meins Jürgens fährt sicher, wenn die Wege auch noch so finster sind.“

„Ach was, daran denke ich gar nicht“, log Etta.

„Ich bedaure deinen Mann in dem Wetter aber furchtbar.“

„Das wäre meine Sache.“

Und wieder lag das alte Schweigen zwischen den Schwestern.

Mittags schon einmal hatte es Meinungsverschiedenheit um Reimer gegeben. Da hatte Emma gefunden, daß Etta ihrem Gatten die Beerdigung des Onkels durch ihre Mitfahrt wohl hätte erleichtern können. Solche Einwendungen der Schwester konnte Frau Etta ganz und gar nicht leiden.

Die Uhr zeigte halb zwölf an. Ein schnarrender, langanhaltender Schlag.

Der Kopf Frau Ettas neigte sich zur Seite.

„Schläfst du?“ fragte Emma.

„Ach was! Ich — ich horche nur! Hör' — hörst du nicht das unheimliche Geräusch da drüben? Es tickt die Totenuhr! Tante Sebke sagt: ‚Wenn die Totenuhr eine ganze Stunde tickt, kommt 'n Toter ins Haus.‘ Die Alte mit ihrem Aberglauben ist unausstehlich. Darum hab' ich sie auch abends, sobald ich alleinsitze, nie zu mir gebeten. Schrecklich, sie mit ihrem Aberglauben, und dann — hier im Haus spukt noch mehr. Reimer sollte offenherziger gegen mich sein. Es wäre besser und —“

„Etta, mein Gott, ich bitte dich! Der Holzwurm ist harmlos. Er verdirbt nur die Möbel.“

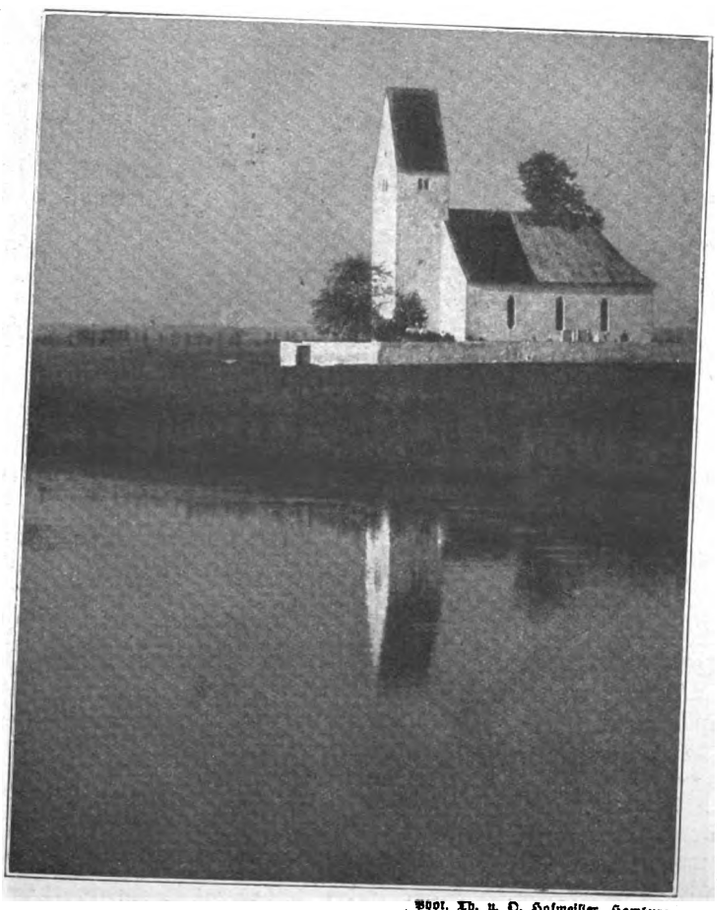
„Ich habe die Truhe schon mit Petroleum eingerieben. Das schien zu helfen, und nun — ist es doch wieder da.“

„Ja, allerdings, der Käfer klopft. Tu's ruhig zu deinen Traumgesichten und — da, da — ich glaube — der Wagen kommt.“

Etta sah ihr Gegenüber beinahe feindselig an.

Fünf Minuten später stand Reimer zwischen Tür und Angel.

„Himmel noch mal!“ Etta war aufgesprungen. „Du — du kommst ja so — so überraschend wie der



Phot. Th. u. O. Hofmeister, Hamburg

Kirche am Wasser.

Digitized by Google

fliegende Holländer. Plötzlich stehst du da." Sie suchte zu scherzen. Doch verbarg sich hinter ihren Worten der Ärger darüber, nicht die erste gewesen zu sein, die sein Kommen gehört hatte. Heimlich schalt sie sich kindisch. Sie flog dem Gatten entgegen, doch scheute sie im letzten Augenblick vor seinem nassen Regenrock zurück.

„Ja, Frau," lachte der Ankömmling gut gelaunt, „der Fliegende ist nicht trocken, wenn er von See kommt. Er hat dir was mitgebracht. Was, das rätst du nicht. Nein, Emma, ich danke dir! Nimm mir den nassen Rock nicht ab."

„Mann — das Mädchen! Eka soll kommen! Ach, ach — so, ja! Schon längst zu Bett geschickt. Emma — nein, auf keinen Fall! Der Gummimantel riecht. Er gehört nicht hierher an den Ofen." Die Hausfrau entriß der Schwester den Mantel und warf ihn zur Tür hinaus.

Reimer beachtete es nicht. Er setzte sich unter Händereiben schmunzelnd auf seinen Platz. Und er schmunzelte anhaltend, da er sah, wie Etta ihm die Schüsseln bequemer stellte. „Das hast du deiner Schwester ja schon hübsch abgeguckt, liebe Frau", meinte er und tätschelte der Gattin die schlanke Hand.

Etta entzog sie ihm und setzte sich wieder auf ihren Stuhl.

„So, nachdem ich die ersten Hungerbissen hinabgeschlungen habe, will ich euch erzählen", begann Reimer heiter. „Wie ich dir schon verriet, eine Riesenüberraschung bring' ich dir ins Haus, Etta. Wirklich wahr mit der Erbschaft. Dieser liebe, wunderliche Onkel! Na, haben den alten Süffel, der sogar zu guter Letzt mit auf der Säuferliste gestanden hat — liegt in so mancher Familie — so mancher alten, guten Butjadinger Familie — haben ihn sauber ins Holz gelegt. Ganz nach alter Sitte. Darin hat Bohlke Lübben also noch auf sich gehalten. Alles genau von ihm selbst bestimmt. Zitronen auf dem Sargdeckel und beiderseits lange, dicke Rauchkerzen. Na, und die Kuchenberge! Frau, das wär' was für dich gewesen! Hättest mitkommen sollen! Schokolade und Portwein hat's gegeben. Sag' euch, 'n Portwein, daß sogar ich mir davon zwei Gläser geleistet habe, zwei volle Gläser auf des seligen Bohlke allerletztes Wohlergehen. Nun aber Scherz beiseite!"

„Wird auch Zeit", sagte Frau Etta. „Man kennt dich ja gar nicht wieder. So aufgekratzt von einer Beerdigung zurückzukehren. Gut, daß niemand dich gehört hat."

„Bin ich etwa niemand?" fragte Schwester Emma und lachte. „Der alte Herr in Ruhwarden muß der richtige Kauz gewesen sein. Papa hat mir von ihm erzählt. Liebe hat er nicht gesät im Leben. Da darf er hernach nicht klagen, wenn ihm keine Träne nachgeweint wird."

„Mußt doch Reimers Worte wenigstens beschönigen!"

„Durchaus nicht! Schwager Reimer, bessre dich! Hörst du?"

Der Erzähler schmunzelte: „Also der Schatz, den ich dir, liebe Frau, und deinen Kindern zutrage. Nicht ich bin der Bedachte! Unsre lieben Jungen sind von Onkel Bohlke als Erben eingesetzt. Ich habe nur das Nähere zu verfügen. Der Hof unweit Ruhwardens, der so groß wie der unsre ist, zeigt sich völlig verlottert und hat salziges Brunnenwasser zum Erbarmen. Das Haus ist gänzlich im Verfall. Den wertvollen Teil des Erbes macht eine kleine Hofstelle bei Fedderwarden aus. Die kriegt darum auch nicht unser Hoferbe, sondern der andre. Freilich, Bohlke, der Faulpelz, hat den Schatz, der dort in seinem Acker steckt, noch gar nicht mal gehoben. Und das" — der Erzähler wickelte sich die Hände vor Vergnügen — „das soll mein eigner Anteil an dem schönen Erbe sein. Das Beste, die reichste Arbeit meines Lebens, steht mir bevor. Das Erbe meiner Söhne nutzbar und wertvoll zu machen, wird meine Zukunftsaufgabe sein. Etta — Emma! Der Acker dort ist Wühlerde durch und durch. Zu ‚Wühlern' werden ich und meine Jungen werden, richtige, tüchtige Butjadinger Wühler!"

Da Reimer bei seinen Hörerinnen nur auf verständnislose Gesichter stieß, begann er gleich lebhaft zu erklären: „Wer Wühlerde besitzt, ist ein reicher Mann. Unter der dünnen Ackerkrume steckt mehrere Fuß tief Kalk. Das ist das Silber unsrer Felder und bringt goldne Frucht! In schmalen Abschnitten werden wir das Land mit Gräben durchziehen, das Silber ans Tageslicht fördern und es über das Land verteilen. Etta, Frau, nun können unsre beiden Jungen Bauer werden! Etta, nein, keiner meiner Söhne wird Seemann, wie du es dir immer erträumst! Zwei Landratten wie ich! Und Großvater Kapitän wird sich in diesem Fall sehr bald zu trösten wissen. Leben — Leben, wird das jetzt ein freudiges Arbeiten sein! Und zu dem, der ich heute bin, hast du mich erst gemacht, meine Etta! Du — mich einzig und allein durch meine Jungen! Heute bin ich glücklich, für meine Kinder schaffen zu können. Die Molkerei ist ja nur ein Notbehelf. Meine wissenschaftliche Arbeit! Sie steckt zum Teil in meiner neuen Tätigkeit. Und Edo Koch kann mich auch dort besuchen."

„Du willst — von hier fortziehen? Ist das dein Ernst — hier von deinem alten Erbe in — ja, in jene Wildnis?" rief Etta entsetzt.

„Fort von hier? Wer sagt das? Fällt mir ja nicht im Traum ein! Nur für die nächsten paar Sommer ziehen wir dorthin, bis alles von mir gehörig in Gang gebracht ist."

„Ich ziehe aber nicht mit, Reimer."

„Wie — wieso?" Jetzt war es an Reimer, sich unangenehm überrascht zu zeigen.

„Mein Haus hier verlassen? Meinen Garten? Meine erst durch Kämpfe glücklich gewonnene Welt? Früher, ja, da hätte mir ein größerer Wirkungskreis behagt. Heute ist mir der kleine lieber. Früher wär' ich dir gefolgt, wohin du gewollt hättest." Frau Etta legte dem Gatten die Hand auf den Arm und blickte ihn an mit dem unbestimmten Farbenschillern ihrer Augen. „Auch heute, wohin du sonst willst! Aber in geradezu vorsintflutliche Verhältnisse — nein, das seh' ich nicht ein! Da lasse mich lieber, wo ich jetzt bin. Kurz, Reimer, schlag dir solche Pläne aus dem Sinn! Ich tu' nicht mit!"

„Auch nicht, wenn ich dich darum bitte, nur erst mal einen Versuch zu wagen? Ich glaube ja selbst —"

„Ja, du glaubst selbst nicht daran, mich nach dem Salzbrunnen und den verwitterten Bauernkaten im Norden verschleppen zu können! Ich — ich danke! Werde mich hüten! Und darum will ich dies unliebenswürdige Erbe deines Bohlke Lübben mit der roten Nase auch bestimmt nicht mit dir besichtigen. Ja, nicht mal zur bloßen Inaugenscheinnahme fahr' ich hinüber. Vermag ich noch deutlicher zu werden?"

„Was, Etta, bleibst du dabei? Ist dies deine wahre Meinung?"

„Aber liebste Schwester! Beste Etta —"

„So, nun fängst auch du noch an?"

„Reimer tut mir so leid! Siehst doch selber, wie er sich freut, freut über einen Wirkungskreis, der den Kindern Nutzen und dem Haus Ehre bringt!"

„Ach, was verstehst du denn davon!"

„Ich verstehe, daß dein Mann unter bitterster Enttäuschung leidet, die deine Weigerung ihm verursacht."

Frau Etta war aufgesprungen. „Dann geh du doch mit ihm! Bereite ihm keine Enttäuschung, wenn er dich bittet!"

„Schwägerin, gut, kommst du mit?" rief Reimer. „Die Art meiner Frau ärgert mich!" Ihm blitzten die hellen Augen. Sein Herz arbeitete schneller.

„Falls ich dir dort nützlich sein kann?"

„Ja! Ja — durchaus!"

„Ich denke, Etta besinnt sich noch eines Bessern, Reimer! Oder wir fahren wenigstens zusammen —"

„Nein! Nein, fahrt — fahrt nur allein! Mir gerade recht! Fahrt meinetwegen schnurstracks ins Wasser der

Digitized by Google

Gottlieb Schick: Caroline v. Humboldt.

Nordsee. Die — ja, die Nordsee, sie wäre noch das einzige, was mich da oben locken könnte, nachdem man mir für den Deich . . . .“ Plötzlich schwieg Etta. Sie trat ganz nahe an den Gatten heran, glühte ihn an mit ihren großen, glänzenden, weit aufgerissenen Augen und ging dann leise pfeifend ins dunkle Nebenzimmer.

Die beiden am Tisch schwiegen.

Endlich fand Reimer das erste Wort. „Verzeih' ihr! Du kennst sie ja, Emma!“

„Sie hat mir nichts zu verzeihen, denn ich habe ihr die Erlaubnis ja gegeben, mit dir zur Besichtigung zu fahren“, scholl es aus dem Dunkel. Und nach einer Pause: „Wirst du es wirklich wagen? Ich kenne die Leute!“

„Na, und um allen Albernheiten aus dem Weg zu gehen, kannst du die Nacht auch in Tossens bleiben! Da ist ein sehr gutes Gasthaus“, entschied Reimer.

Aus dem Nebenzimmer erfolgte keine Erwiderung mehr. Etta hatte sich leise zu Tür hinaus und, grenzenlos verärgert, allein nach oben begeben.

Als der Gatte bei ihr erschien, stellte sie sich schlafend.

Durch die Reise ermüdet, fand der Hausherr seine Nachtruhe. Etta schlief hingegen nicht.

Am nächsten Morgen fuhren Schwager und Schwägerin gemeinsam vom Hof nach Nordenham.

Am Kaffeetisch war von der geplanten Besichtigungsreise nicht wieder die Rede gewesen. Nach dem, was vorausgegangen war, ein Zeichen dafür, daß jeder geheim an sie dachte. Ehe Reimer vor dem Haus des Kapitäns halten ließ, sagte er: „Deine Schwester wird hartnäckig bleiben. Ich täusche mich nicht. Kommst du mit?“

„Ich werde es mir noch einmal gründlich überlegen“, sagte Emma.

„Ich fahre schon morgen und gleich für acht Tage nach dort.“

„Dann könnte ich dir vielleicht nachkommen. Ich glaube, der Sanitätsrat und sein Sohn fahren letzthin öfters auf Inspektion in die dortige Gegend.“

„Wenn du es vorziehst? . . .“ Reimer sah Emma warm an.

Da errötete sie tief und verfügte: „Ich komme nun doch ganz bestimmt mit Edzards. Was ich einmal versprochen habe, halte ich. Mich verlangt danach, dein künftiges Schaffensfeld zu sehen. Ja, ja, ich werde mein Wort halten, obwohl mir plötzlich stärkere Bedenken kommen. Etta ist viel gereizter als früher. Sie hat mir die Erlaubnis, dich zu begleiten, zwar gegeben, aber ihre Einwilligung kam mehr erzwungen als freiwillig. Ich fürchte, sie wird es mir hernach übel deuten.“

Wie in letzter Zeit so oft, war die Vermittlerrolle zwischen den streitenden erwachsenen Leuten Hajo und Edo zugefallen. Ihr harmloses Geplauder hatte die Stunde vor der Abfahrt des Vaters und der Tante gekürzt und der Mutter wenigstens erträglich gestaltet.

Jetzt, da Etta von neuem allein mit ihren Gedanken war, Hajo seine Aufgaben neben ihr machte und Edo oben im Kinderzimmer spielte, zwang sich ihr sofort wieder die Frage auf: „Wird Emma es wagen, mit ihm allein nach Ruhwarden zu fahren?“ Gewißheit konnte die Antwort, die aus dem eigenen Innern zu ihr heraufklang, ihr ja nicht verschaffen — wie Emma ist — Bedenken kommen. Sie wird n i c h t fahren.'

Den Gatten daraufhin anzusprechen, verbot Etta der Stolz, da Reimer abends in seinem Zimmer saß und sie am Eßstubentisch sitzen geblieben war.

Andern Morgens bei Tagesgrauen nahm der Gatte von seiner Frau, die noch im Bett lag, Abschied. Er bot ihr die Hand und strich ihr über die Augen. „Ich sehe, du hast schlecht geschlafen. Werde mir nicht krank — inzwischen.“

‚Sorgst dich um mich, du leidenschaftlich geliebter Mann! . . du Guter —' dachte Etta. ‚Wäre ich nicht Frau Etta Bojunga, so würde ich jetzt aufspringen und mit dir fahren. Aber ich will meinen Willen! Gegen dich und Emma — Kampf!'

‚Sie tut es doch!' Es war der endgültige Bescheid auf ihre Frage, da das Gestampfe der Pferde, das auf der Graftbrücke donnerte, mit dem Rollen des Wagens von fern zu ihr herüberdrang.

Mit einem wilden Satz sprang Etta auf und riß die Vorhänge von den Scheiben. Da, lieber Himmel, was tat sie denn? Auf dieser Seite des Hauses war ja kein Blick auf die Hofbrücke! Drüben schimmerte der Morgen — von jenseit des Deiches her. Und dort — ganz deutlich — stand wieder ihr Gesicht. Das blonde Haargeflecht der toten Imme Lübben wie Morgengold in blutrote Tinten getaucht!

Frau Etta taumelte zurück. „So, nun hab' ich von jenseits her die Gewißheit. Emma wagt es. Kann gar nicht anders. Ich habe damals noch ganz anderes auf mich

Digitized by Google

genommen, um zu dem Mann zu gelangen, den ich liebte. Die kleine blonde Schwester ist nicht mehr die Kleine. Sie hat auch ein Herz im Leibe, das gegen die Rippen schlägt. Daher ihr Zartgefühl für alle die feinen, heimlich gehegten Wünsche meines Gatten — ihres Schwagers, den sie, wie sie mir selber sagt, bewundert. Was man bewundert, wird auch geliebt! Emma ist von derselben Mutter wie ich. Darum wird sie Leidenschaft haben. Leidenschaften, aber heimlicher als ich! Ich — ich flamme vor aller Welt, wenn die Liebe über mich kommt. Schwester Emma aber erträumt's still im Verborgenen, und dann —"

An diesem Morgen fiel Hajos Unterricht aus.

„Warum denn, Mutter?"

„Weil ich nicht kann."

„Bist du krank, Mutter?"

„Nein — nur sehr einsam. Dein Vater hat uns verlassen für lange acht Tage. Da mußt du ihn mir ersetzen. Mein Liebling, nicht, du bleibst bei mir den ganzen Tag? Wirst ebenso groß und stark wie der Vater! Man kann sich schon auf dich stützen." Sie zog den Arm des Knaben an sich und ging mit Hajo, ohne Hut und Mantel anzulegen, in den Garten, wo der glitschige Kleischlamm an den Schuhen klebte und ihr den Schritt beschwerte. Aber sie bemerkte es nicht. Neben ihr der große, schöne Sohn, der so ganz wie sein Vater war. Und sie ritt in Gedanken mit Vater und Sohn über die Wiesen im Frühlingsgarten. Reimer auf Gerold, sie selber auf Dedo, und Hajo zwischen ihnen auf dem Weihnachtspony.

Hajo war begeistert — ganz erfüllt von den Erzählungen der Mutter und küßte, küßte sie immer wieder auf den Mund. Und die Mutter beugte sich allemal willig zu ihm nieder und küßte auch wieder — gerade auf den Mund. „Mein Reimer, — mein Hajo! Hajo, wenn ich dich nicht hätte! Verlaß mich nicht! Bleib bei mir!"

Aber um die Vesperzeit wünschte Hajo doch hinüberzulaufen zu den Spielgenossen auf dem Hof.

Seine Mutter hatte auch nichts dawider. Denn über die Mutter war plötzlich die Unruhe gekommen, die sie häufig befiel. Dann war's mit ihrer Liebe und Zärtlichkeit aus, und man tat gut daran, sich von ihr fernzuhalten.

Frau Etta ging nach dem Altenheim Tante Sebkes.

„Da bin ich", sagte Frau Etta. „Der Tag ist da. Nun hilf mir. Mein Mann und meine Schwester sind davongefahren. Ich bin ganz allein und sehe das Gesicht auf allen Wegen — das blonde, das vom Deich kommt, und das blonde meiner eigenen Schwester."

„Soso! Mein' Zeit! Ja — ja, die blonden Ges=chichte! Denk' daran, ich darf nich von der Frau deines S=chwagers mit dir s=chnacken! Aber mit dem Gedankenlesen — das kann ich! Da, nimm meine Hand. Und ich führe dich. Denk' dabei nur an das, was=ch dir — hm, selber immer liegt im Sinn . . ."

Frau Etta schüttelte den Kopf. „Ich glaube ja nicht daran. Aber gut, es kommt auf den Versuch an."

Um die Mundwinkel der Alten kroch ein häßlicher Zug. „Dann bleib doch weg von mir! Nur wer den Glauben hat, is mir willkommen. Ich bin mit dir nie warm geworden. Aber s=chlecht bist du zu mir ja nie gewesen. Darum will ich, daß=ch dir die Augen aufgehen und sie, was vergangen is, s=chauen! Denn deine S=chwester mag ich nich leiden. Und Reimer hat Wupke Bremermann, meine treue Freundin, mit'n alten Edz=chard ins Unglück gebracht. Sie s=chmachtet heute noch im Gefängnis=ch. Mein' Zeit, an Reimer und seine Wünsch=che brauch' ich nich immer zu denken! Er tut's ja auch nich bei mir — der alten Frau!"

‚Sie ist halb kindisch. Man soll sie in Frieden lassen!', sagt Reimer. ‚Ich glaubte es auch', gestand sich Frau Etta. ‚Aber was ich wissen will, das weiß sie. Ganz einerlei, auf welchem Weg sie's mir verrät.'

Und sie gingen gemeinsam, Hand in Hand, über den dämmerigen Hof, so daß es niemand sah. Sie wandelten langsam über die Tenne. Etta fühlte genau, daß alles, was die Alte mit ihr trieb, Schwindel war und sie doch ans ersehnte Ziel führen mußte.

Erst da sie durch die Stube ins Zimmer ihres Gatten einbog, pochte ihr das Herz schneller. Ihr flog die Hand.

„S=chicksal! Du — denk' bloß=ch daran! Nur an das Eine, immer an das Eine", mahnte Frau Sebke Tiarks.

Plötzlich blieb die Alte vor dem Schreibtisch des Hausherrn stehen und nickte.

Etta berührte das obere Fach.

Die Alte schüttelte den Kopf.

Etta berührte mit der Hand das Aufsatzschränkchen.

Da nickte die Erzzauberin und zog einen Schlüssel aus der Tasche.

Die Hausfrau blickte starr. So hatte die alte, treulose Person ein „Sesam" zum Geheimfach ihres Herrn! Da hörte denn doch . . . Aber Frau Etta duckte sich unter ihren eignen Gedanken. War s i e denn viel besser? Ach was, ganz einerlei! Nur ans Ziel — ans Ziel!

„Den S=chlüs=chel hab' ich mir — erspart. Der stammt noch aus der Kinderzeit meines Jungen. Ich hab' bloß=ch vergeß=chen, ihn wieder zurückzugeben."

Der Schlüssel drehte sich im Schloß. Das Fach sprang auf . . . Die Hand griff zu . . . und vor den Augen der kaum noch erstaunten Frau lag ein Bild . . . Doch im Zimmer war es schon zu dunkel geworden, um die Züge des Gesichts erkennen zu können.

Etta zündete mit fliegenden Händen die Wachskerze auf dem Schreibtisch an. Sie nahm das Bild auf und preßte, während sie es betrachtete, die Zähne in die Lippen, die, je länger Etta hinsah, um so farbloser wurden. Schließlich wandte sie sich um. Die Alte stand dicht hinter ihr.

„Ist das — Imme Lübben?" fragte Frau Etta, obwohl sie es längst erraten hatte.

Tante Sebke nickte wie eine Pagode.

„So — sah sie also aus! Ich hatte es mir gedacht!"

Ritsch — ratsch! Zornbebend riß Frau Etta das Bild in Stücke. Halb wie in Verzweiflung schleuderte sie die einzelnen Teile zu Boden.

„Oh — oh!" machte Tante Sebke. „Imme Lübben is immer ein gutes Mädchen gewesen. Kind, was soll denn das=ch?"

„Ja, du hast recht! Die Verstorbene hab' ich nicht zu fürchten. Aber die tote Imme ist wieder lebendig geworden. Ihr Ebenbild umschwirrt und sticht mich. Es ist meine eigne Schwester!"

Tante Sebke wiederholte ihre seltsame Kopfbewegung wie die Pagoden drüben im Nippschrank, nur daß sie nicht die Zunge dabei herausstreckte. Aber dafür sagte sie: „Imme Lübben is nich s=chlecht gewesen. Aber s=chlecht is das=ch von deiner kleinen blonden S=chwester. Was soll nun werden?"

Die Frage gab Etta die Herrschaft über sich selbst zurück. „Das geht dich nichts an, Tante Sebke!"

„Und der S=chlüs=chel?"

„Den behalte ich! Den nehme ich jetzt in Verwahrung."

„Verrat mich nich! Reimer kennt darin keinen Spaß=ch. Und mein s=chönes Häus=chen? Ich flieg' hinaus."

Da mußte Frau Etta trotz allem über die Alte lachen. „Nein, dein Pflegesohn, dem du, als er noch klein war — was er mir selbst erzählt hat — alle die alten Geschichten und alle seine gefährlichen Nucken in den Kopf gesetzt hast, läßt dich nicht zur Tür hinausfliegen. Wäre sonst längst geschehen. Tante Sebke, sag', bist du denn plötzlich ganz verrückt geworden? Du drehst ja ständig den Kopf und nickst und nickst! Nein, ich gebe dir das Versprechen, alte verrückte Leute setzt niemand von uns an die Luft. Aber nun geh, denn ich habe keine Zeit mehr für dich. Ich muß jetzt an meine eignen Sachen denken."

Da die Alte noch immer nicht ging: „Was willst du denn noch? Worauf lauerst du?"

Digitized by Google

„Ich — ach, ich könnte wohl schon mal wieder neue Gardinen in meinem schönen Häuschen gebrauchen und —"

„Ja, ja, ja! Für den schnöden Verrat an deinem Herrn sollst du ein Geschenk von mir haben. Ehrensache seiner Frau. Komm! Ich gebe dir im Windfang aus dem Schrank. Sag', hast du noch mehr Schlüssel aus dem Haus?"

Die Alte schüttelte giftig blickend den Kopf.

Und als sie ihr Geschenk erhalten hatte, sagte Frau Etta noch einmal, aber diesmal so laut, daß die Mägde es in der Küche hören mußten: „Wenn ich jetzt für ein paar Tage verreise, um meinen Mann zu besuchen, betrittst du mir nicht das Haus! Vor allem nicht die Kinderstube! So, und nun geh still hinaus. Und ich — ich danke dir! Gott, Gott — ist das häßlich! Mich ekelt vor der ganzen Welt. . . ."

Längere Zeit kramte Etta im Finstern zwischen ihren Sachen umher, völlig zweck- und wahllos. Erst, da sie Klarheit über das gewonnen hatte, was von ihr geschehen sollte, wurde sie plötzlich ruhiger — sogar ganz eigen ruhig.

Sie ließ Hajo rufen, der von der Tenne durch den Windfang zu ihr in die Stube sprang.

„Morgen fahren wir zusammen nach Ruhwarden und besuchen Vater! Dort, denk' ich, kriegst du auch wieder ein Stück vom Meer zu sehen — noch schöner und weiter als damals mit Großvater in Bremerhaven. Dein Geburtstagsgeschenk, das große Schiff, nehmen wir auch mit und lassen es dort noch viel besser schwimmen als hier auf dem Graftgraben."

Hajo jubelte.

Die Nordsee und die stolzen Schiffe galten ihm also mehr als die Tenne des väterlichen Berges. Ein Teil der Sehnsucht nach dem großen Wasser von Großpapa Kapitän und ihr. Voll Liebe und Leidenschaft zog sie den Knaben an sich, der seinen Arm um sie schlang. „Mein Junge — mein Reimer — mein Liebling — nun mein Einziger — mein alles, alles in der Welt", schluchzte Frau Etta.

„Aber — aber, Mutter, sag' — warum weinst du?"

Hastig trat Frau Etta aus dem Schein der Hängelampe zurück. „Ih bewahre — ich lache vor Freude, daß ich — dich — dich — dich habe!" Wieder ergoß sich Ettas leidenschaftliche Zärtlichkeit über den Knaben.

Hajo hielt ganz still dabei und schloß in den Armen der Mutter die Augen.

„So, nun komm mit! Wir bestellen gleich den Wagen", sagte Frau Etta.

Sie erteilte Johann den Auftrag, morgen in der Frühe den kleinen offenen Wagen mit dem Lederverdeck, der ihr persönliches Eigentum war, und Dedo, ihren eignen Dedo, für sie bereitzuhalten.

Sie versorgte die Kinder beim Abendbrot. Als sie die Knaben zu Bett gebracht hatte, ging sie nicht wieder hinab. Zu unheimlich in den weiten Stuben! So ganz allein und verlassen! Sie nahm Edos Hand und hielt sie so lange, bis der Kleine eingeschlafen war. Hajo schlief längst.

Sie suchte den Handkoffer hervor und packte ihn für sich und ihren Reisebegleiter.

Carl Begas d. Ältere: Familienbild.

Digitized by Google

Bald ging sie zu Bett, doch ohne zu ruhen. Draußen goß es in Strömen. Sturm rüttelte an den Fenstern, Sturm an ihrer Seele. Reimer, ihren abgöttisch angebeteten Mann, zu verlieren! Sie konnte — konnte es sich ja nicht denken! Noch fehlte ihr der eigentliche Beweis. Noch durfte, durfte sie hoffen! Aber vor ihr inneres Auge drängte sich das Bild Imme Lübbens. Und wenn sie die Augen weit öffnete, war es auch da und blieb nicht nur, nein, verdoppelte sich, denn neben das Bild stellte sich das Emmas, der Schwester. Mochte Reimer die Tote haben vergessen wollen — Etta erinnerte sich: „Imme" hatte sie Emma nicht nennen dürfen — sie war wiedererstanden! Vielleicht zunächst sehr gegen Reimers Wunsch. Alle die kleinen Schroffheiten im Anfangsverkehr zwischen Schwager und Schwägerin fielen Etta plötzlich ein. ‚Doch warum vorher die Heimlichkeit mit dem Bildnis der Toten?' fragte sie sich. Die Heimlichkeit mit der Lebenden kam Frau Etta weit verständlicher vor. Aber wie lange die Grüblerin auch sinnen mochte, ein Ausweg aus der Wirrnis, aus Zweifel und Widerspruch fand sich nicht. Aufklärung konnte ihr nur an Ort und Stelle werden.

Stärker noch drückte die Sturmkraft am Morgen gegen die ächzenden, knirschenden Scheiben der Fenster. Frau Etta schwand der letzte — allerletzte Zweifel im Sturmbeben des eignen Herzens. Reimer und Emma waren, während sie hier in Einsamkeit wachlag, zu Ruhwarden vereint. Sie, Frau Etta Bojunga, hatte ihren Gatten verloren.

Unter einem Aufschrei sprang Etta von ihrem Lager auf.

Dadurch war Hajo vorzeitig wach geworden. „Mutter, hast du einen bösen Traum gehabt?" fragte er.

„Ja, ja!" stöhnte die gequälte Frau. „Ich habe einen bösen Traum." Sie riß den Jungen aus den Kissen empor. Sie schlang sich Hajos Arme um den Hals und seine Beine um die Hüften. „Du wirst dich jetzt hübsch waschen und ankleiden, nicht? Und ich bleibe bei dir und sehe dir dabei zu. Du willst jetzt mit mir gleich deine Milchsuppe essen und gibst mir von deinem Brot einen süßen Bissen ab? Nicht, du willst auch mit mir fahren bis — bis ans Ende der Welt, wenn Vater und — ja, und Tante Emma mich verlassen? Du bleibst doch bei mir — immer?"

„Das hab' ich dir ja schon einmal gesagt. Und ich freue mich auch auf die feine lange Fahrt mit Johann und Dedo. Und auf das große Wasser mit den vielen Schiffen freu' ich mich auch." Hurtig sprang er auf die Füße und tat alles, was die Mutter von ihm wünschte.

Edo schlief noch, als die Mutter mit Hajo die Kammer verlassen wollte. Zuvor beugte sie sich über den Schläfer. „Gut, daß er noch nicht munter ist. Er würde sonst auch mitwollen", sagte Etta.

„Ja, aber heute fahren wir zwei ganz allein!" frohlockte Hajo. „Und ich — ich bin dein Beschützer!"

Alles übrige im Hause entwickelte sich schnell. Eka versprach, treu zu sorgen und Tante Sebke weder als Aufpasser in der Küche noch in der Kinderstube zu dulden. Etta war die Alte doch recht unheimlich geworden.

Über dem Hof lag noch die Morgendämmerung, als die Halbkutsche, deren Verdeck aufgeschlagen war, sich in Bewegung setzte.

Hajo in ein Wolltuch — was ihm gar nicht paßte — bis an den Hals verhüllt. Die Mutter neben ihm auch unter der Lederschutzdecke wohl verwahrt. Aber die Arme hatte sie sich frei gehalten, um sie jeden Augenblick fest um ihren Liebling schlingen zu können.

„Ich säße viel lieber auf'm Bock bei Johann!" rief Hajo.

„Bei mir hier sitzest du im Trocknen", wehrte die Mutter ab.

„Ja, aber ein Schiffer darf vor Wasser nicht bange sein! Großpapas Schiff soll schwimmen!" Im Futtersack unter dem Bocksitz lag Hajos Segelschiff, an das er dabei dachte.

Die Mutter zog die schützende Hülle noch fester um den Knaben, denn bei einer scharfen Biegung der Heerstraße peitschte der Sturm den Regen in den nur halb verdeckten Wagen.

Doch die Störung währte nicht lange. Von neuem hielt der Lenker des Gefährts die Richtung ein zwischen Abend und Mitternacht. Sturm und Regen hinter sich, rollte der Wagen, wie von unsichtbaren Händen vorwärtsgetrieben, auf den glatten Klinkern dahin. Hajo jubelte. Sein Mund plapperte fort und fort.

Nach zwei Stunden ließ Frau Etta in einem größeren Ort halten. Sie stiegen aus. Johann bekam einen steifen Grog. Auch Mutter und Sohn nippten, und zwar aus e i n e m Glas, um sich den Magen und die erstarrten Glieder zu erwärmen.

Das Getränk hatte Hajo müde gemacht. Während der weitern Fahrt schlief er in der Mutter Arm. Frau Etta hielt ihn fest, bettete seinen Kopf an ihre Brust und dachte dabei an Hajos Vater. Da sie des Vaters gedachte, war sie mit ihren Gedanken schon wieder bei Hajo: Sein Junge — ihr Junge! Warum nur liebte sie gerade Hajo so grenzenlos? Gatten und Sohn sah sie immer nur in e i n e m Bild, sie gehörten zusammen. Reimer und Hajo! Ihr Reimer konnte ihr ja, was auch geschehen mochte, gar nicht genommen werden.

Frau Etta war, je näher sie ihrem Ziele kam, um so gesänftigter statt unruhiger geworden. Sie drückte ihren Knaben, wenn möglich, noch fester ans Herz. Wie dankbar sie ihm war für seine Mitfahrt, für sein gespensterverscheuchendes Geplauder und für seinen stillen Schlaf an ihrer Seite.

Als Johann eine Stunde vor Mittag Dedo Halt geboten, fühlte sich Frau Etta wundersam gestärkt an der Ruhe ihres Kindes.

Sie stieg als erste aus dem Wagen, der auf weitem, ungezäuntem Grasanger hielt und vor einem weißgetünchten, riedgedeckten Haus, das aber nicht den geringsten herrschaftlichen Eindruck erweckte. Rechts der gefürchtete Salzbrunnen und links eine kleine, geflickte Kate. Hierher hatte Reimer sie entführen wollen aus ihrem Rosen- und Resedengarten mit den Mimulusdüften. Es war doch zu empörend!

(Fortsetzung folgt.)

Die Not . . . Von Wilhelm Lennemann.

Harm und Last sind nun versunken
Und der Becher ausgetrunken,
Den der Morgen voll mir bot.
Ach, und wie ich auch gerungen,
Immer hielt mich eng umschlungen
Meines Lebens bittre Not.

Einsam geh' ich durch die Gassen,
Dunkel sind sie und verlassen,
Nur die Not geht nebenher.
Und ich hör' im Weiterschreiten,
Wie es raunt an meiner Seiten
Diese Worte inhaltsschwer:

Eisen muß im Feuer glühen,
Alle Schlacke muß versprühen,
Bis es lauter wird und rein.
Dir auch muß die Unrast schwinden,
Willst du Trost und Frieden finden,
Die dich von dir selbst befrei'n.

Glaube nur an deine Erde,
Trage deines Tags Beschwerde,
Der dir Arbeit gibt und Brot!
Sieh, die Welt ist voller Güten,
Jeder Tag gibt Glanz und Blüten
Und ein gülden Abendrot.

Was zu tiefst in dir verborgen,
Hebt sich wie ein Maienmorgen,
Und du nimmst als wie ein Kind
Alle Wunder fromm entgegen,
Gehst und siehst, wie deinen Wegen
Alle Himmel offen sind! — — —

Schwieg die Stimme mir zu Seiten,
Und ein Stern aus dunklen Weiten
Seinen Wandergruß mir bot.
Und ich bat und hob die Hände:
Kröne du mich und vollende
Tag und Werk, du liebe Not!

Digitized by Google

Berliner Bildnisse * Von Hans Rosenhagen.

Das Verhältnis der Allgemeinheit zu dem von Künstlerhand geschaffenen Bildnis hat von zwei Seiten her schwere Schädigungen erfahren. Einmal sind die meisten Menschen durch die Photographie dazu gebracht worden, Zweck und Wert eines Bildnisses in der nüchternsten Ähnlichkeit zu sehen. Sodann ist dem Publikum das gemalte Porträt durch jene Maler gründlich verleidet worden, die ihre Unfähigkeit hinter der Ansicht verschanzen, es käme bei einem Bildnis weniger auf die getreue Wiedergabe einer bestimmten Persönlichkeit an als auf die Offenbarung ihrer in der Regel vielen Schwankungen und Wandlungen ausgesetzten künstlerischen Überzeugung. Wer mag sich unter diesen Umständen noch malen lassen? Man braucht nur in die Vergangenheit zurückzuschauen, um festzustellen, wieviel dabei nicht nur die Kunst verliert, sondern wieviel ärmer auch die Menschheit durch den Rückgang der Bildnismalerei an idealen Schätzen wird. Wenn die Photographie auch noch so künstlerisch gehandhabt wird — sie kommt nicht darüber hinaus, von der porträtierten Person mehr als eine bildmäßig hergerichtete Wiedergabe der äußeren Erscheinung zu bieten, während der Bildnismaler, wie er sein soll, den Dargestellten nicht nur in seiner Körperlichkeit, sondern auch als geistige Persönlichkeit und als Typus einer bestimmten Zeit wiedergibt. Nach dieser Richtung hin haben die guten Maler aller wichtigen Kulturperioden als Porträtisten sich betätigt und der Nachwelt auf diese Weise, außer den Zügen bestimmter Menschen, auch deren Wesen und damit den Kulturausdruck vergangener Zeiten erhalten. Nebenbei gewähren ihre Bildnisse aber noch Einblicke in die Art, wie diese Maler persönlich empfanden, und in ihre künstlerischen und geistigen Vorzüge oder auch Schwächen. Ihre Leistungen bieten deshalb nach den verschiedensten Seiten hin Interesse und Anregungen, vermögen also den Betrachtenden immer wieder zu fesseln. Wer nur einmal im Salon Carré des Louvre längere Zeit verweilte und den ganz individuellen Zauber gespürt hat, der von den hier vereinigten Bildnissen — Leonardos „Mona Lisa“, Raffaels „Graf Castiglione“, Tizians „Mätresse“, „Franz I.“ „l'homme au gant“, Velasquez' „Infantin Margareta“ und Rembrandts unvergleichlicher „Hendrikje Stoffels“ — ausgeht, oder in der Bildnisgalerie der Uffizien die dort befindlichen Künstlerporträte mit Andacht studierte, weiß, welcher Wert und welche Bedeutung dem gemalten Bildnis innewohnt, und daß es niemals durch die Photographie, deren objektiven Charakter auch der begabteste Lichtbildkünstler nicht aufzuheben vermag, zu ersetzen ist.

Wert und Bedeutung des gemalten oder gezeichneten Porträts hängen in erster Reihe von der Begabung des Künstlers ab, der es schuf, von der Leistung des Malers und von seiner Fähigkeit, das Geistige, das Besondere einer Persönlichkeit zu ergründen, zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen. Grade diese Fähigkeit steht im engsten Zusammenhang mit der Individualität des Malers, und je reicher und vielseitiger diese ist, um so höher wird seine Leistung zu schätzen sein. Bis zu welchem Grade diese Fähigkeit bei großen Meistern entwickelt ist, drückt Jakob Burckhardt aufs treffendste in seiner Charakteristik Tizians aus, wenn er von ihm sagt: „Daß er den Dingen und Menschen jene Harmonie des Daseins anfühlt, die in ihnen nach Anlage ihres Wesens sein sollte oder noch getrübt und unkenntlich in ihnen lebt; was in der Wirklichkeit zerfallen, zerstreut, bedingt ist, das stellt er als ganz, glückselig und frei dar.“ Was hier als besondere Eigenschaft Tizians gerühmt wird, war allerdings mehr eine Eigentümlichkeit der Zeit, der er in seinen Schöpfungen freilich den höchsten Ausdruck gegeben hat. Das beruhigend Harmonische findet sich in fast allen Bildnissen der italienischen Hochrenaissance, ist also etwas, das man als das Typische der Zeit ansprechen muß. Und wie während der Renaissance der Wille nach Harmonie das ganze Dasein beherrscht, die Harmonie das Ideal aller ist, so hat jedes Zeitalter im Ausdruck und Charakter seiner Bildnisse etwas, das ausschließlich ihm gehört, und es gibt kaum eine anziehendere Beschäftigung für den Kunstfreund, als sich klarzumachen, welche die besonderen Züge eines Zeitalters sind, und ihnen dann in den einzelnen Fällen nachzuspüren. Immer wird man finden, daß die Sorgen und Wünsche der Zeiten in ganz eigener Weise in den Gesichtern der Menschen sich ausprägen und daß sie sämtlich dadurch etwas Gemeinsames haben. Die Abweichungen von

Franz Nadorp: Peter v. Cornelius.

Franz Krüger: Varnhagen v. Ense.

Anton Graff: Daniel Chodowiecki.

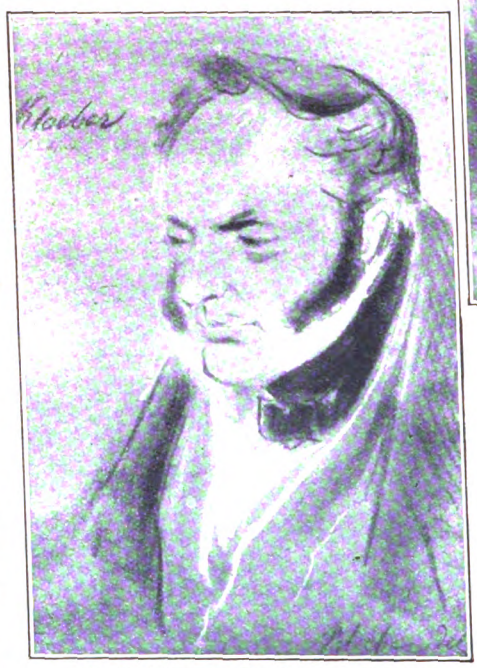
Digitized by Google

diesem Zeittypischen sind allerdings stets bedingt durch die Individualität des Dargestellten und die des Künstlers, der ihn malte oder zeichnete. In dieser Art mit Kunst sich zu beschäftigen, hat für viele etwas sehr Anregendes. Das zeigt sich vor allem in dem starken Besuch der Bildnisausstellungen, die von Zeit zu Zeit veranstaltet werden und deren letzte in der Akademie der Künste zu Berlin im Frühjahr dieses Jahres stattfand. Ihr, die Schöpfungen Berliner Künstler und Bildnisse Berliner Persönlichkeiten von der Mitte des 18. Jahrhunderts an bis in die jüngste Zeit enthielt, sind auch die Porträte entnommen, von denen hier gesprochen werden soll.

Da ist zunächst einmal das von Anton Graff, dem besten deutschen Bildnismaler des 18. Jahrhunderts, geschaffene Porträt seines Freundes, des berühmten Kupferstechers Daniel Chodowiecki, der durch seine Kupfer zu den deutschen Klassikern und Almanachen bekannt ist und seines gesunden Wirklichkeitssinns halber als Begründer der realistischen Berliner Malerei und als der Vorläufer Franz Krügers und Adolph Menzels gilt. Chodowiecki ist noch ein Rokokomensch, aber nicht aus der leichtfertigen Periode, sondern aus der Zeit der Aufklärung, wo man die Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit betrieb und von der Würde der Menschheit zu sprechen liebte. Der Zopf ist gefallen, der gute Daniel trägt bereits die modische Stutzperücke; aber die Liebenswürdigkeit und Anmut des Rokoko sind noch geblieben und leuchten aus allen Zügen des ehrlichen, noch eben über die Arbeit gebeugten, jetzt aber einem eintretenden Besucher zugewendeten Gesichts. Was diesem Bildnis etwas ganz Eigenartiges gibt, ist der momentane Ausdruck, der teils in der Bewegung der Hände, teils in dem beredten Blick der Augen, teils in dem ein Begrüßungswort formenden Munde liegt. Dieses Lebensvolle war ein besonderer Vorzug der Graffschen Bildnisse und erhebt sie hoch über die vieler gleichzeitiger Maler.

Von diesem sprühenden Ausdruck des Lebens weiß schon die nächste Künstlergeneration nichts mehr. Die Antike ist in ihren Gesichtskreis getreten und beherrscht mit plastischen Stellungen und Formen auch die Malerei, wobei der seelische Ausdruck und die Malerei ganz in den Hintergrund treten. Die Bilder haben den Charakter kolorierter Umrißzeichnungen. Der Stuttgarter Gottlieb Schick gehörte zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu den Malern, auf die die deutsche Kunst glaubte stolz sein zu müssen. Er hatte bei David in Paris studiert und die Unterweisungen des Bildhauers Dannecker genossen, sah außerdem in dem deutschen Propagandisten für die Antike in Rom Jakob Asmus Carstens seinen Führer zur Kunst. Seine großen Kompositionen „David vor Saul", „Dankopfer Noahs" und „Apollo unter den Hirten", die die Stuttgarter Galerie bewahrt, genießen heute kaum noch

Eduard Magnus: Ad. v. Menzel.



Karl Blechen: Maler v. Kloeber.

Eduard Magnus: Ernestine v. Wildenbruch.

Schätzung. Schicks Glück war es, daß er während seines von 1802 bis 1811 dauernden Aufenthaltes in Rom im Hause und in der Familie Wilhelm von Humboldts, die er in Paris kennengelernt, verkehren und einzelne Mitglieder derselben malen durfte; denn in diesen Bildnissen steckt das von seiner Begabung, was ursprünglich war. Da er Caroline von Humboldt, die Tochter des preußischen Ministerresidenten, nicht gut in antikem Gewande malen konnte, gab er ihr ein romantisches Kostüm, rotes Mieder, grünen Rock, dessen Faltenwurf wie bei einer Statue geordnet erscheint, und die romantische Laube. Sie sitzt auf einem im antiken Stil geformten Sessel in einer Haltung, die sehr schöne Linien hergibt. Durch die Fensteröffnung blickt man auf eine Campagnalandschaft. Ein Korb mit Handarbeitsgerät soll darauf hindeuten, daß das junge Mädchen, trotz der Laute, ein fleißiges Hausmütterchen ist. Dennoch sieht man in diesem Bildnis, so liebenswürdig es auch wirkt, nicht den Menschen, wie er sich in Wirklichkeit zeigt, sondern wie ihn der Maler zu seinem Gebrauch hergerichtet. Schick starb mit dreiunddreißig Jahren in Stuttgart, nachdem er in Rom einige Jahre vorher mit seinen Karikaturen bekannter Persönlichkeiten der besten Gesellschaft einen großen Skandal hervorgerufen, der nur durch die Bemühungen der Frau von Humboldt beigelegt wurde. Diese Handlungsweise der gütigen Gönnerin ist um so höher zu veranschlagen, als Schick auch sie ihrer äußeren Erscheinung nach zum Gegenstand seines Spottes gemacht hatte.

In dem gleichen Jahre, da Gottlieb Schick Rom verließ, hielt Peter von Cornelius dort seinen Einzug und gewann, indem er die Führung der kleinen Nazarenergruppe übernahm, eine sehr viel größere Bedeutung für die deutsche Kunst, als der Stuttgarter Maler sie je besessen. Die hier wiedergegebene Zeichnung von Franz Nadorp, einem in Rom tätig gewesenen, sehr vielseitigen Künstler, dürfte um 1830 entstanden sein, also Cornelius im Alter von etwa 47 Jahren darstellen. Sie hat, wenn man will, in der

Digitized by Google

Carl Steffeck: J. G. Schadow.

nialen Menschen Cornelius. Das Leidenschaftliche, Glühende und zugleich Feste seines Wesens kommt sicherlich höchst überzeugend zum Ausdruck.

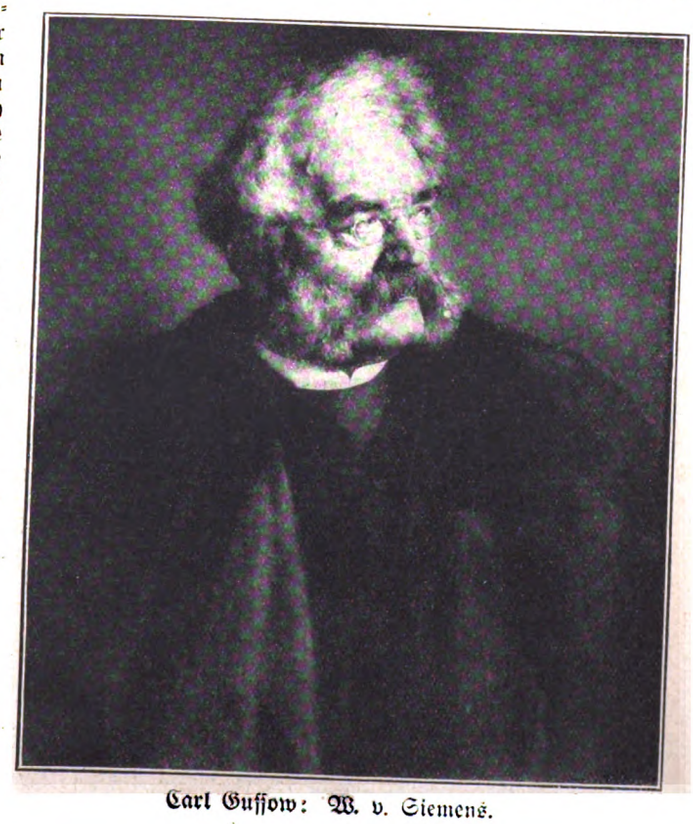
Auch Joh. Gottfried Schadow, der große Berliner Bildhauer, von dem die Quadriga auf dem Brandenburger Tor, die Standbilder Zietens und des Alten Dessauers auf dem Wilhelmplatz zu Berlin und viele andere köstliche Schöpfungen herrühren, hat zwei Jahre in Rom verlebt und die wertvollsten Anregungen dort empfangen. Allerdings kam er ein Vierteljahrhundert vor Cornelius in die Ewige Stadt. Als ihn Carl Steffeck malte, stand er am Ende seines Lebens. Der Maler hat ihn nicht als Bildhauer dargestellt, sondern als den strengen Direktor der Berliner Akademie, der seinen Schülern eine Projektionslehre schreibt, ihnen den „Kanon des Polyklet" durch Zeichnungen verständlich zu machen sucht und für sie „Nationalphysiognomien" feststellt. Noch immer eine machtvolle, ungebeugte Persönlichkeit, steht der alte Herr mit dem Augenschirm hinter seinem Pult. Ein urwüchsiger Berliner mit gesundem Menschenverstand und viel Humor, hat er selbst den großen Goethe auf ästhetischem Gebiet in die Enge getrieben.

In drastischen Äußerungen stellte er seinen Mann. Als seine Schüler ihn einmal fragten, warum er, bevor er eine menschliche Gestalt zeichne, immer erst gewisse Punkte festlege, antwortete er: „Det hab ick von meinem Alten; der war nämlich Schneider." Einem Schüler, der eine mißlungene Zeichnung mit schlechtem Zeichenmaterial zu entschuldigen suchte, sagte er: „Mein Sohn, der Bleistift ist nicht dumm." Seine Abneigung gegen die Italienmalerei, die in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch das Vorbild Leopold Roberts unter den jüngeren Künstlern Mode geworden war, kleidete er in die Worte: „Ick bin nich vor Italien, die Beeme jefallen mir nich. Die einen sehen aus wie uffjeklappte Rejenschirme, die andern wie zujeklappte."

Carl Steffeck, der seinerzeit großes Ansehen als Bildnis- und Pferdemaler genoß und den Ruhm hat, der Lehrer von Hans von Marées, Thomas Herbst und Liebermann gewesen zu sein, war wieder ein Schüler Franz Krügers, des großen Berliner Realisten, Hof-, Pferde- und Parademalers. Franz Krüger hat in Gemälden und Zeichnungen eigentlich das ganze Berlin der vierziger und fünfziger Jahre porträtiert und das Typische der Zeit in seinen Bildnissen wunderbar zu treffen gewußt. In der farbigen Zeichnung, die er von Varnhagen von Ense angefertigt und die die Staatsbibliothek bewahrt, gibt er eine höchst gelungene Persönstrengen Formengebung etwas von der Zeit, da die deutschen Künstler sich bemühten, Dürer und anderen großen deutschen Meistern wieder ähnlich zu werden, und wenn sie auch nicht eigentlich einen Zeittypus gibt, so doch jedenfalls ein sehr lebensvolles und ähnliches Porträt des gelichkeitsschilderung des kaltgestellten Diplomaten und kritischen Zuschauers; aber auch eine feine Charakteristik von dessen geistiger Anmut. Varnhagen, der als Biograph entschiedene Verdienste hat, war bekanntlich der Gatte der geistvollen Rahel Levin, in deren berühmtem Salon die literarischen Größen Deutschlands aus und ein gingen. Varnhagens Tagebücher und Denkwürdigkeiten sind lange Zeit eine Fundgrube für die Literarhistoriker gewesen.

Ad. v. Menzel: Generalarzt Dr. Lauer.

Überzeugender vielleicht als in dem Bilde des zur Literatur zählenden Legationsrates tritt das Typische der sogenannten „Biedermeierzeit" in den Damenbildnissen von Alfred Rethel und Carl Begas hervor. Und es ist nicht allein die Tracht, die diese Wirkung erzeugt. Frauen sind anschmiegsamer und wissen sich leichter in das Neue zu schicken. Außerdem sind sie empfindsamer als die Männer und haben ein offenbares Vergnügen daran, dem Zeitgeschmack zu folgen. Was fingen die Dichter und Schriftsteller an, wenn nicht die Frauen wären, die sich für ihre Schöpfungen begeisterten und ihnen Anhänger, ja ganze Gemeinden gewännen! Was wären Goethe und Heine, Novalis und Arnim oder Immermann, wenn das weibliche Deutschland nicht von Anfang an für ihre Lieder und Gestalten geschwärmt hätte! Von 1780 bis etwa 1850 sind die Frauen die wahren Mäzene der deutschen Literatur gewesen, indem sie sich bald für Klopstock, bald für Jean Paul, Geibel oder Redwitz erklärten und mit ihrem Interesse die Männer mitrissen. Liest nicht auch die stattliche Mutter auf dem Familienbildnis von Carl Begas, auf der Gartenveranda ihres Hauses sitzend, den lauschenden Töchtern irgendwelche Verse! Sie selbst zeigt auf ihrem hübschen Gesicht lächelndes Verständnis für den Schwung des liebenden Dichters; die ältere Tochter träumt mit glänzenden Augen seinen klingenden Geständnissen nach, denn auch sie liebt; die jüngste Tochter aber weiß mit dem Gehörten noch nichts anzufangen. Ihr Herzchen schlummert noch, und sicherlich ist ihr die Vorlesung ein wenig langweilig. Der liebenswürdige Frauen- und Mädchentypus zwischen 1830 und 1840 könnte gar nicht besser getroffen sein, als es hier der Fall ist. Carl Begas, der



Carl Gussow: W. v. Siemens.

Digitized by Google

Vater des Bildhauers Reinhold Begas, gehörte zu den Berliner Kunstgrößen unter Friedrich Wilhelm III und dessen Sohn und genoß bedeutenden Ruhm als Historien- und Genremaler. Der Gegenwart sind seine Bildnisse interessanter als seine biblischen Bilder oder seine bekannte „Mohrenwäsche", sowohl ihrer intimen und liebenswürdigen Auffassung halber, als auch wegen ihrer malerischen Vorzüge. Carl Begas zählte zu den ersten Berliner Malern, die sich ihr Rüstzeug in Paris holten, und verblüffte daheim durch koloristische Vorzüge, die er bei Gros erworben.

Wie Alfred Rethel als Künstler hoch über Begas steht, so wirkt auch das Bildnis seiner Mutter, das um die gleiche Zeit entstanden sein muß, bedeutender als das der drei Damen des Berliner Malers. In der Tracht der beiden Mütter ist kaum ein Unterschied festzustellen, wohl aber in der Auffassung. Dort die ihrer Unterhaltung hingegebene Weltdame, hier eine ernste Frau, in deren Gesicht die Sorge ihre Linien gegraben. Der ganze Ausdruck dieser Mutter hat etwas Machtvolles, Großartiges und gemahnt daran, daß Rethel der größte Monumentalmaler war, den Deutschland im 19. Jahrhundert besessen. Man weiß, daß diese Mutter, eine Aachener Fabrikantentochter, an der Seite ihres Gatten ein Leben geführt hat, das voll von Schicksalsschlägen war. Das Bildnis Rethels ist auch als malerische Leistung um vieles schlichter und großzügiger als die Frauengruppe von Begas. Er hat keine äußerlichen Zugaben nötig, um das Wesen dieser Frau, die seine Mutter ist, zu charakterisieren. Was und wie sie ist, liegt in Stirn, Augen und Mund ausgedrückt. Eine längst festgestellte Tatsache ist hier wieder zu beobachten: Keinen Menschen malen die Maler so gut wie die eigene Mutter; denn niemand hat sie so tief in sein Herz blicken lassen wie eben die Mutter.

Eduard Magnus war einer der Maler, die in den vierziger und fünfziger Jahren den Charakter der Berliner Kunst bestimmten. Jedenfalls war er einer der gesuchtesten Bildnismaler der Zeit, den vorzüglich die Frauen schätzten, weil er sie zart, liebenswürdig und elegant zu schildern und ihnen jenen lebendigen und geistreichen Ausdruck zu geben wußte, den man damals für Porträte liebte. In diesem Sinne hat er auch die Mutter des Dichters Ernst von Wildenbruch gemalt. Man glaubt gegenüber diesem Bildnis den Worten des Biographen des Dichters, Litzmann, der von ihr sagt, daß sie „das Ideal einer Diplomatenfrau und, was mehr ist, einer Frau überhaupt" gewesen sei und an politischer Einsicht und klarem Verstande manchen Staatsmann übertroffen habe. Sie kann wohl nicht als Schönheit gelten; aber Geist, Klugheit und Vornehmheit leuchten aus diesen sympathischen Zügen, und zweifellos hat man hier einen äußerst ansprechenden Typus aus der besten Berliner Gesellschaft um 1850 vor sich. Die ausgezeichnete Frau starb 1858 im Alter von 53 Jahren. Magnus hat übrigens auch eine Anzahl bedeutender Männer der Zeit porträtiert, und neben seinem Thorwaldsen, Rauch, Mendelssohn-Bartholdy macht Menzel, den er als zweiundzwanzigjährigen Menschen für den gemeinsamen Freund, den Tapetenfabrikanten Arnold, aquarellierte, nicht die schlechteste Figur. Gelang es ihm doch, außer der skurrilen Erscheinung des kleinen, zwerghaften Mannes auch dessen innerliche Bestimmtheit und geistige Kraft vollkommen zur Darstellung zu bringen. So komisch die überlangen Arme, der hohe graue Hut und der schlechtsitzende Rock auch wirken — der kleine Kerl hat etwas in seinem Gesicht, durch das das Lächerliche der Erscheinung durchaus aufgehoben wird. Das ist nicht irgendwer, sondern jemand, der sich Respekt zu verschaffen weiß. Und Magnus hat zu den ganz wenigen Künstlern gehört, die in Menzel das Genie damals erkannten und verehrten.

Über Adolph Menzels Bedeutung und Begabung braucht man heute kein Wort mehr zu verlieren. Er ist der größte Meister, den Preußen hervorgebracht, nächst Dürer der redlichste Wahrheitssucher, den Deutschland besessen, und unzweifelhaft einer der vielseitigsten Maler des 19. Jahrhunderts. Würden ihm die Zeitgenossen Porträtaufträge gegeben haben — er hätte alle Berühmtheiten der Zeit übertroffen. Aber leider taten sie das nicht, und deshalb lassen nur einige Gelegenheitsarbeiten, Studien und Zeichnungen erkennen, wie unglaublich begabt er für das Bildnis war, mit welcher Sicherheit er Charakter und lebendigen Ausdruck zu treffen wußte. Als Beispiel möge hier die aquarellierte Studie des Generalarztes Dr. Lauer, des Leibarztes Kaiser Wilhelms I., für das Krönungsbild dienen, in der er die Person und einen Beamtentypus der sechziger Jahre festgehalten hat.

Die den Professor von Kloeber darstellende Kreidezeichnung ist nicht nur als geistvolle Arbeit, sondern vor allem darum merkwürdig, weil ihr Urheber ein Landschaftsmaler, der 1840 verstorbene geniale Karl Blechen ist. Wie er, ohne sie zu kennen, die Maler von Fontainebleau, die Rousseau und Daubigny, in seinen intimen Landschaften vorgeahnt hat, so wirkt er in diesem Bildnis wie ein Vorfahr des kecken Toulouse-Lautrec, wenigstens gibt er eine Persönlichkeitsschilderung nicht minder schlagend, mit dem gleichen Nichts von Mitteln. Und wie dieser Franzose ist Blechen jung gestorben. Von Aug. von Kloeber weiß die heutige Generation kaum noch; doch sieht sie seine dekorativen Gemälde im Berliner Schauspielhaus, Opernhaus und im einstmaligen Kronprinzen-Palais, und in der National-Galerie seinen „Jubal". Was die Zeit an ihm um 1850 herum schätzte: Sein leichtes, gefälliges Talent, seine Grazie und seinen Humor, hat Blechen in der flüchtigen, wohl am Kneiptisch entstandenen Skizze erstaunlich sicher getroffen.

Von Carl Gussow sprach in Berlin einst alle Welt. Seine derbrealistischen Gemälde „Das Kätzchen", „Die Dorfsparzen", „Der Blumenfreund" beleidigten den Geschmack, interessierten aber. Ungleich wertvoller waren seine Bildnisse. Sie gehören zu den vorzüglichsten, die zwischen 1870 und 1895 in Berlin gemalt wurden, und geben die Typen der Gesellschaft in dieser Zeit in unübertrefflicher Weise und in ausgezeichneter Malerei. Dieser unerschrockene Realist wurde den Dargestellten aber auch nach der geistigen Seite hin vollkommen gerecht. Das beweist das Bildnis Werner von Siemens', das Gussow sieben Jahre nach dessen Tode aus der Erinnerung malte. Das Willensstarke, Überlegene, Berechnende, Geniale und Humorvolle des Begründers der Berliner elektrischen Industrie kommt prachtvoll in diesem Porträt heraus. Es ist intim und repräsentativ zugleich und stellt dem Lehrer Max Klingers das Zeugnis aus, daß er, wie alle großen Bildnismaler, nicht nur mit dem Pinsel, sondern auch mit dem Herzen malte und mit dem Wesen des Dargestellten auch das Wesentliche seiner Zeit sichtbar zu machen wußte.

Die deutsche Eisengießerei * Von Regierungsrat Professor Dr. Leidig.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins deutscher Eisengießereien, Gießereiverband.

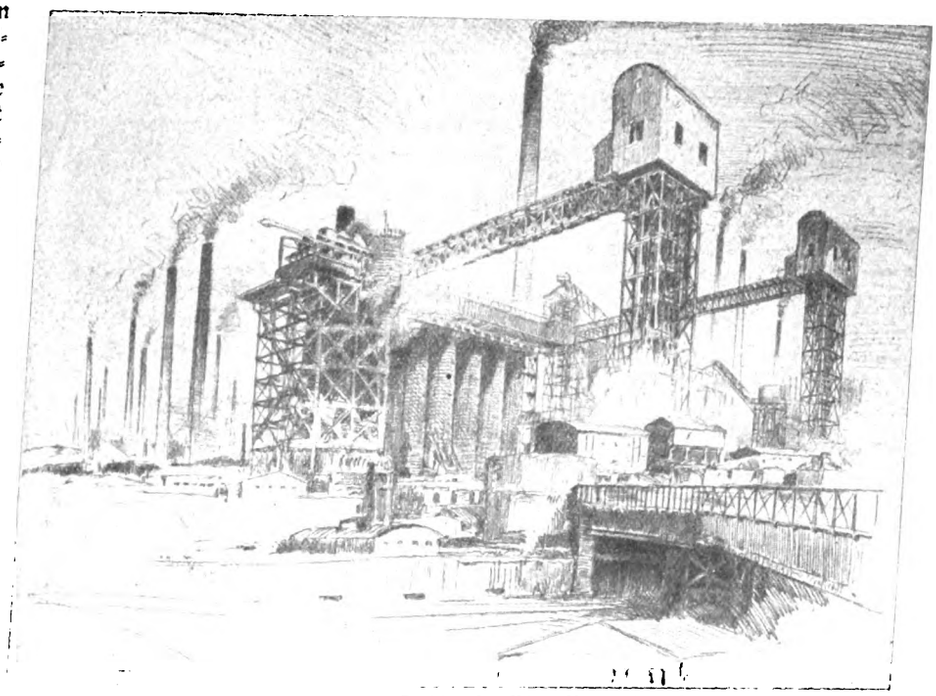
Die Kunst des Gusses von Metallgegenständen führt bis in den Beginn menschlicher Kultur, über die Zeiten unseres historischen Erkennens zurück, dagegen ist die Geschichte des Eisengusses verhältnismäßig kurz. Erst gegen Ende des Mittelalters finden sich die ersten Nachweise gegossener eiserner Gegenstände; sie dienen der neuaufkommenden Kriegstechnik; Kanonenkugeln, bald auch Geschütze, die etwa um 1400 nachweisbar sind, stellen die Erstlinge der Eisengießerei dar. Aus der Zeit um 1450 stammen dann Berichte über die Anwendung des Gießereiverfahrens auf Friedensartikel. Wir hören von gußeisernen Wasserleitungsröhren, einem noch heute wichtigen Gegenstande der Gießereiindustrie. Später kamen dann namentlich die gußeisernen Zimmeröfen, deren Platten häufig mit künstlerisch wertvollen Darstellungen verziert waren, in Aufnahme und gewannen weite Verbreitung. Auf der Gießereiausstellung, die der Verein deutscher Eisengießereien, Gießereiverband, vom 6. bis 8. Oktober in Dresden veranstaltet, sind schöne Stücke solcher reichverzierten Platten zu sehen.

Als Gießerei bezeichnet man ein Verfahren, bei dem Gegenstände dadurch hergestellt werden, daß man eine flüssige, demnächst erstarrende Masse in Formen gießt, denen sich die Masse anpaßt und deren Formen sie wiedergibt. Bei der Eisengießerei wird flüssiges Roheisen verwendet, das entweder, wie bei den sogenannten Hochofengießereien, unmittelbar aus dem Hochofen entnommen wird, oder aber es wird erkaltetes Roheisen in den „Gießereien zweiter Schmelzung" im Kugelofen nochmals geschmolzen und dann diese wieder flüssig gewordene Masse zum Gießen benutzt. Diese zweite Schmelzung erfolgt um deswillen, weil das aus dem Hochofen kommende Eisen in seinen Eigenschaften verschieden ausfällt und den Bedürfnissen der Gießerei je für den bestimmten Zweck des einzelnen Falles nur durch Mischung von mehreren Roheisensorten und von Alteisen genügt wird. Diese Mischung, die früher erfahrungsmäßig, gewissermaßen eine Geheimkunst war, geschieht heute streng nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Man nennt sie Gattierung.

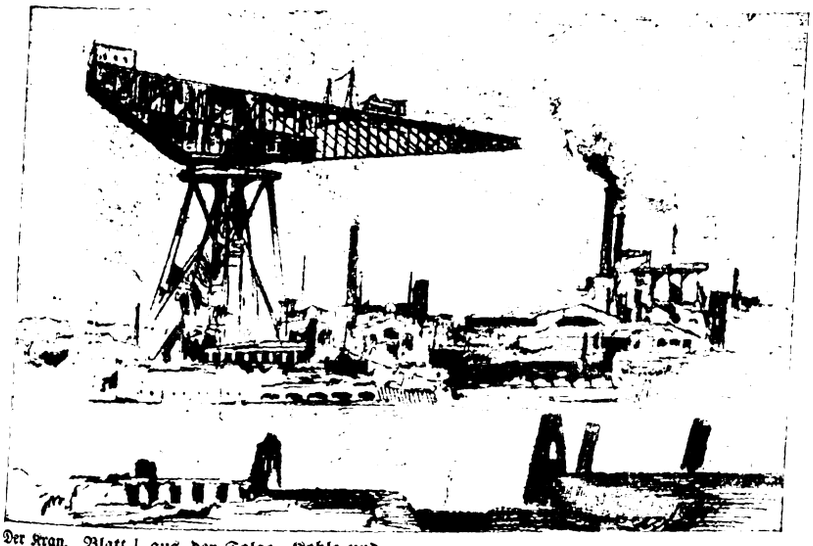
Die deutsche Eisengießerei, von der sich dann die Stahlgießerei wieder abgezweigt hat, ist, zusammen mit dem Erstarken der deutschen Eisenindustrie überhaupt, während des letzten Jahrhunderts zu einem der bedeutendsten Zweige der deutschen Industrie er-

Digitized by Google

wachsen, die jetzt in etwa 1700 Betrieben mehrere hunderttausend Arbeiter beschäftigt und viele Millionen an Werten darstellt. Die Zahl der Gießereierzeugnisse ist ungemein groß und ihre Art äußerst mannigfaltig. Von den gußeisernen Röhren und den gewaltigen Gußstücken, die den Riesenmaschinen eingefügt sind, oder dem Steven eines Schiffes mit seinem viele tausend Kilogramm ausmachenden Gewicht bis zum Kochtopf oder dem kleinen, zierlichen Schlüssel eines Kästchens dehnt sich der Betätigungsbereich der Gießerei, und ebenso vielgestaltig sind die Betriebsformen, die von den ausgedehnten, große Arbeiterscharen beschäftigenden Gießereien eines Krupp oder einer Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft durch alle möglichen Größen der Gießerei bis zu der fast handwerksmäßig, mit wenigen Hilfskräften betriebenen kleinen Reparaturgießerei herabgehen. Diese ungemein große Verschiedenheit der einzelnen Betriebe zeigt auch, wie schwer die Zusammensetzung und der Ausgleich der Interessen der Gießereibetriebe ist.



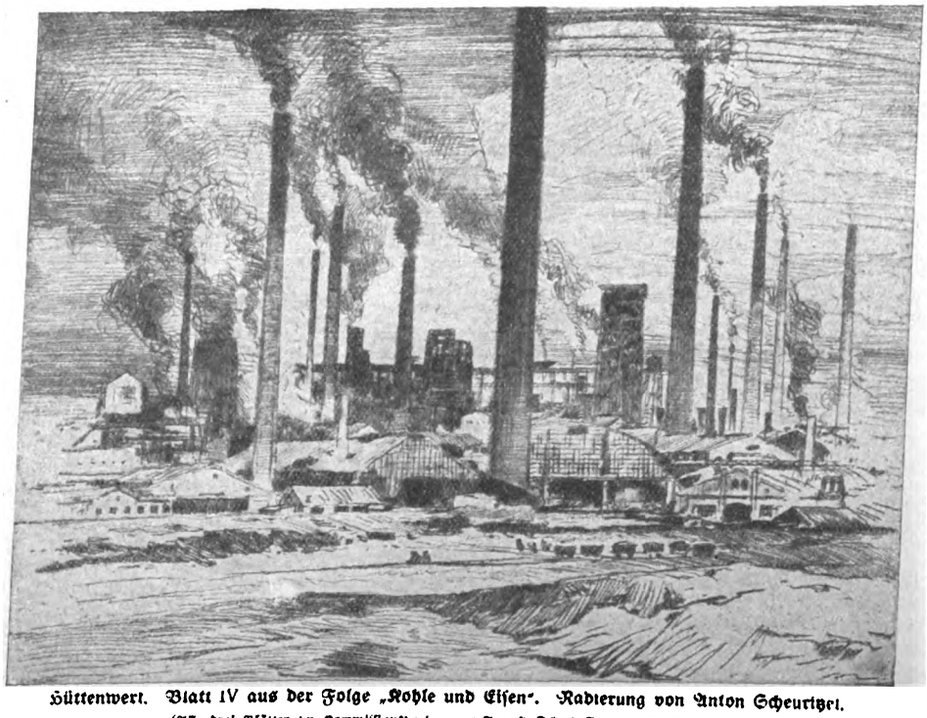
Stahlwerk. Blatt V aus der Folge „Kohle und Eisen". Radierung von Anton Scheuritzel.



Der Kran. Blatt I aus der Folge „Kohle und Eisen". Radierung von Anton Scheuritzel.

Die Eisengießerei ist sowohl eine Halbstoff- wie eine Fertigwarenindustrie; das will besagen: Teils liefert sie Erzeugnisse, die noch weiter bearbeitet werden und dann erst in den Verbrauch und Verkehr übergehen, teils finden ihre Erzeugnisse unmittelbare Verwendung in Verkehr und Verbrauch. Diejenigen Gießereien, die Fertigwaren herstellen, bezeichnet man als Handelsgießereien; solche Fertigwaren sind beispielsweise Badewannen, Ausgußbecken, Seifennäpfe, Kochgeschirre und viele andere Gegenstände des häuslichen und gewerblichen Gebrauchs. Eine besondere Gruppe bilden die Röhrengießereien, welche Gas- und Wasserleitungsröhren herstellen, teils dickwandige, die den Druck der durch sie hindurchgetriebenen Stoffe auszuhalten haben, teils dünnwandige, die nur zur Abführung der Hauswässer und zu ähnlichen Zwecken dienen. Wieder eine andere Gruppe stellt Bauguß dar: gußeiserne Platten, gußeiserne Säulen, gußeiserne Fenster und vieles andere. Andere Gießereien dienen den Bedürfnissen der Industrie; vor allem die chemische Industrie verlangt gußeiserne Kessel und Apparate, deren Eisen besondere Eigenschaften haben muß, vor allem gegen Säure beständig sein soll. Da muß die Zusammensetzung der „Gattierung" sorgfältig berechnet werden.

Die zweite große Gruppe der Eisengießereien stellt Halbstoffe, vor allem Maschinenguß her; sie liefert die Teile der Maschinen, die dann in der Maschinenfabrik weiter bearbeitet und zu den vielen tausend verschiedener Maschinen, von der gewaltigen Dampfmaschine bis zu der kleinen Fleischhackmaschine, die die Hausfrau in der Küche gebraucht, zusammengesetzt werden. Der Maschinenkonstrukteur liefert der Gießerei die oft ungemein komplizierten Zeichnungen und teilt ihr gleichzeitig seine Anforderungen an den Guß hinsichtlich der Härte, Widerstandsfähigkeit, Druckfestigkeit, Biegsamkeit mit, die der Gießer dann



Hüttenwerk. Blatt IV aus der Folge „Kohle und Eisen". Radierung von Anton Scheuritzel.

(Alle drei Blätter im Kommissionsverlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin.)

Digitized by Google

durch die Zusammensetzung seines Materials zu erfüllen bestrebt ist. Der wissenschaftlich gebildete deutsche Gießereiingenieur vermag heute auch den schwierigsten Anforderungen, die der Maschinenkonstrukteur und in neuerer Zeit der Konstrukteur der Automobile, Unterseeboote und Luftfahrzeuge gestellt hat, zu genügen.

Man sieht aber aus dem Mitgeteilten, daß die vielfältigen Gießereierzeugnisse eine sorgfältige Arbeit erfordern; vor allem ist die Herstellung der Formen für zusammengesetzte Gußstücke eine Arbeit, die auch bei dem Arbeiter, dem Former, Überlegung und Geschick erfordert, das unter schwierigen Umständen fast bis an künstlerisches Können heranreicht; tüchtige Former sind deshalb gesucht und werden hoch bezahlt. Einfachere Massenerzeugnisse werden heute auch maschinell geformt.

Da der Maschinenguß eine notwendige Vorarbeit für die Maschinenherstellung ist, haben zahlreiche Gießereien sich zu einer Maschinenfabrik ausgestaltet, oder Maschinenfabriken haben sich einer Gießerei angegliedert, aber es gibt auch zahlreiche selbständige Gießereien, die den Guß an die Maschinenfabriken als „Lohngießereien" liefern.

Die bisherigen Darlegungen haben schon gezeigt, wie verschiedenartig die organisatorische Gestaltung der Gießereiindustrie ist. Große, mittlere und kleine Betriebe; Betriebe, die Halbstoffe und solche, die Fertigerzeugnisse herstellen; selbständige und gemischte Betriebe; die gemischten Betriebe wieder verbunden mit der Vorstufe, dem Hochofen, der das in der Gießerei verwendete Roheisen herstellt, oder mit der Nachstufe, der Maschinenfabrik, die das Gießereierzeugnis weiter verarbeitet. Die Belange all dieser Gruppen versucht nun technisch, wirtschaftlich, wirtschafts- und sozialpolitisch zu fördern der Verein deutscher Eisengießereien, Gießereiverband, der vom 6. bis 8. Oktober in Dresden das Gedenken seines fünfzigjährigen Bestehens in einer unserer ernsten Zeit würdigen Art durch eine Ausstellung, die das Können der deutschen Gießereiindustrie der Öffentlichkeit vorführt, und durch wissenschaftliche Vorträge begeht. Eine der ältesten und der bedeutendsten Industrieorganisationen Deutschlands tritt damit in das zweite Halbjahrhundert ihrer Tätigkeit; wir hatten gehofft, in einem starken und wirtschaftlich aufstrebenden Deutschland, statt dessen stehen wir nun mit vor der Wiederaufrichtung unseres zerschlagenen Vaterlandes. Die Gießereiindustrie läßt aber die Hoffnung nicht sinken. Wir haben die Tüchtigkeit unserer Gießereiingenieure, die wieder schnell zunehmende Arbeitslust, Sorgfalt, Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit unserer Arbeiter, den Weitblick, die Organisationskraft und den Wagemut unserer Unternehmer und Betriebsleiter, — so geht die Gießerei und ihre Organisation, der Verein, unter Führung seines tatkräftigen Vorsitzenden, Dr.-Ing. Werner, mutvoll auch in die dunkle Zukunft unserer Wirtschaft: Trotz alledem!

Kleist und unsere tiefste Not * Von Franz Wugk.

Schluß.

Vor einhundertundzehn Jahren wurde tatsächlich auch die Mahnung des Schicksals beherzigt — heute aber geht trotz des Zusammenbruchs die Mehrheit des deutschen Volkes in der Gier nach Erpressung höherer Löhne oder höherer Wuchergewinne auf; man pfeift auf Vaterland und Freiheit, und der patentierte Landes- und Hochverrat triumphiert. Vor einhundertundzehn Jahren bedurfte es der Kleistschen Fanfaren gar nicht, um Deutschland wieder zur Erhebung zu bringen. Aber heute müssen die Kleistworte wie die Posaunenstöße des jüngsten Gerichts über das große Grab der deutschen Ehre und des deutschen Glückes dröhnen. Und Kleists Stimme ist — dem Himmel sei Dank — so gewaltig, so schneidend, so reißend, daß sie zwei Jahrtausende toter deutscher Menschheit zum Wiederaufrasseln in allen Waffen wecken kann — sollte sie da nicht vielleicht mit ihrem versengenden Hauch die wilsonistische Watte und den partei- und klassenbewußten Talg verbrennen können, die sich der Michel seit drei Jahren so tief in die Ohren gestopft hat? „Ich stecke, wenn sich niemand rührt, — die ganze Teutoburg an allen Ecken an", ruft Hermann. Ja, Kleist, gehe mit deiner Fackel durch die deutschen Lande, läute die Sturmglocken und laß die Feuersbrunst taghell auflodern. Laß uns in jedem Atemzug an Hally, die geschändete Jungfrau, denken, die du zum Sinnbild des gemordeten, geschändeten, verratenen Vaterlandes gemacht hast:

Wir zählen funfzehn Stämme der Germanen —
In funfzehn Stücke mit des Schwertes Schärfe
Teil' ihren Leib und schick' mit funfzehn Boten,
Ich will dir funfzehn Pferde dazu geben,
Den funfzehn Stämmen ihn Germaniens zu.
Der wird in Deutschland, dir zur Rache,
Bis auf die toten Elemente werben;
Der Sturmwird wird, die Waldungen durchsausend,
Empörung! rufen, und die See,
Des Landes Rippen schlagend, Freiheit! brüllen.

Nicht leicht wird dem Germanen so wilder Aufruhr; Sanftmut und Versöhnlichkeit liegen dem Deutschen besser — und so singen die Barden:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein.

Milde ist Kleists Heldenbild, — „der Frühling kann nicht milder sein" — aber in einer Welt römischer Unterjocher und Henker und ekler feiler Rheinbündler aller Spielarten kann nur „Haß mein Amt und meine Tugend Rache sein". Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens „sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm — muß durch das Schwert der Rache jetzt sterben".

Uns bleibt der Rhein noch schleunig zu erreichen,
Damit vorerst der Römer keiner
Von der Germania heil'gem Grund entschlüpfe.
Und dann — nach Rom selbst mutig aufzubrechen!
Wir oder unsere Enkel, meine Brüder!
Denn eh' doch, seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!

Zwei Jahre, bevor diese Verse geschrieben sind, war Johann Ludwig Palm durch Napoleons Söldner erschossen. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Ist unsere Erniedrigung nicht schlimmer als die von 1806? Sind wir sicher, daß solche „militärgerichtlichen" Aburteilungen nicht auch im Zeichen von Versailles und Spa — in unbesetzten oder besetzten Gebieten sich wiederholen? Kleist würde heute seinen Ruf ebenso furchtlos erschallen lassen wie damals. In einem Deutschland aber, wo alle Staatshandlungen zum öden Schwatz werden — welch' ein Labsal, eine Sprache zu hören, in der jedes Wort Tat, jede Silbe Hammerschlag und Schwertblitz ist! Auch in manchen seiner Erzählungen läßt Kleist das Leitmotiv des Hasses und der Rache zu durchsichtigem Zweck anklingen.

Nur wenige Gedichte hat uns Kleist geschenkt — aber diese wenigen sind dafür auch eigenartig und stark. Wie volkstümlich der große Einsame reden konnte, zeigt er im „Kriegslied der Deutschen". Ganz auf der Höhe der Aufgabe, die er sich am Schluß seiner fortreißenden Einleitung zur Zeitschrift „Germania" stellt, zeigt sich Kleist in dem unvergleichlichen Ruf „Germania an ihre Kinder". Wenn die deutsche Jugend einmal erwacht, wird sie — wie die Jamben der Hermannsschlacht und des Homburg — diese Verse aus eigenem freudigen Willen und ganz von selbst auswendig hersagen:

„Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder, —
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?
Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis.
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein. . . .
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen.
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.
Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun:
Oder unser Grab ihn sein!"

Sie haben uns als „Barbaren" geschimpft. Nun, so mögen sie hören, wie einer unserer Größten ihnen antwortet — zwar nicht mit barbarischer, wohl aber germanischer Urkraft. Etwas anders klingt's als das Summen auf pazifistisch-internationalistischem Seidenpapier, das uns nach Versailles und Spa gebracht hat! Und

Digitized by Google

Aus der Skizzenmappe Georg Schöbels. Vom Weihnachtsmarkt, Aus dem Felde, Tierstudien.

Ein guter alter Bekannter wohl der meisten Leser dieser Blätter wird an diesem 10. Oktober sechzig Jahre alt: Georg Schöbel, der Geschichtsmaler, von dem im Laufe von Jahrzehnten so manches Blatt in der „Gartenlaube“ erschienen ist. Ein Künstler, dessen größtes Thema der Ruhm Preußens war, wird heute nicht in Feierstimmung sein. Um so dankbarer werden an seinem Ehrentage seiner viele gedenken, die bei dem Jammer der Gegenwart die einzige Gewähr für eine hellere Zukunft in einer glorreichen Vergangenheit finden. Wir entnehmen aus diesem Anlaß der Skizzenmappe Schöbels eine Anzahl Studien, die gleichsam Randzeichnungen zu seinem Lebenswerk sind.

Digitized by Google

wenn unsere gewohnheits- und gewerbsmäßigen Niederducker des deutschen Selbstgefühls bei den Kleistfunken schreckensblaß nach Paris schielen, mögen sie sich erinnern, daß bereits vor hundertzehn Jahren auch noch andere Männer als Kleist und sogar Frauen das Wort Vergeltung auszusprechen wagten, wenn auch nicht mit so zermalmender Wucht. Der politisch vorsichtige Gneisenau schrieb nach der Leipziger Schlacht: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen." Frankreich hat fünfzig Jahre lang nichts anderes gedacht als Revanche, und nur dem Volk Kleists sollte die Hoffnung auf Vergeltung verboten sein, die Treitschke mit Recht „unzertrennlich von jeder Erhebung eines mißhandelten Volkes" nennt?

Die Ergänzung zur „Hermannsschlacht" ist der „Prinz von Homburg", in dem aus der Orgie der Nationalleidenschaft lichter Hochgesang auf Staat, Soldatentum, Einordnung geworden ist. In seinen Prosaaufsätzen und vor allem seinen kostbaren Briefen hat Kleist gezeigt, daß er auch staatsmännischen Weitblick und tiefe, ruhige Gedankenarbeit sowie militärische Gaben in den Dienst der deutschen Sache zu stellen hatte — und mit Meisterschaft verstand er es, den Stoßdegen spitzigster Ironie zu gebrauchen. Man denke nur an die köstlichen Briefsatiren, an das „Lehrbuch der französischen Journalistik" oder an kleine gallenbittere Anekdoten, wie die von der „Franzosenbilligkeit". Da kommt ein Bürger und gibt, mitten im Kriege, eine Anzahl im Pontonhof liegender Stämme dem französischen General zu des Feindes Besten an. Der General will nichts davon wissen. „Warum nicht?" fragt der biedere Bürger. „Es ist königliches Eigentum!" „Eben darum" — spricht der General — „der König von Preußen braucht dergleichen Stämme, um solche Schurken daran hängen zu lassen, wie Er." Solche „deutsche" Bürger, politische und unpolitische, laufen heute zu Tausenden herum, leider machen sie aber mit den französischen Generalen bessere Geschäfte als mit dem anständigen General Hulin von einst.

* * *

Von der Weimarer Fürstengruft bis zum Wannseegrab ist ein weiter Weg. Kaum ein Sonnenstrahl hat den Pfad Kleists erhellt, und auch nach seinem Tode ist unserem dritten Klassiker das „unerhörte Unglück" treu geblieben. Sein Leben war, wie er selbst in einem Abschiedsbrief schreibt „das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat". In elendester Not um die paar Groschen fürs tägliche Leben; ausgestoßen und abgewiesen von den Nächsten und Liebsten, schließlich sogar von der Schwester; seine Zeitung dem Untergang geweiht, er selbst von den Behörden beargwöhnt und verfolgt; stumpfe, blöde Gleichgültigkeit und Unverstand bei Verlegern und Theaterleitern. Endlich eine trügerische Hoffnung auf Wiedereinstellung ins Heer — aber auch diese Hoffnung wird zum Spott, denn er kann doch nicht einem mit Napoleon verbündeten Kriegsherrn dienen! Er bietet seinen „Homburg" an — und erhält überhaupt keine Antwort. Dem Beethoven, der seine Sinfonien nicht hören kann, stellt sich Kleist, dieser verkörperte Genius des Dramas, zur Seite, der niemals eines seiner Dramen auf der Bühne gesehen hat. Die schmählichste Hefe gemeinster Erniedrigung muß es auskosten, dies stolze Herz, das sich danach sehnte „ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt". Wer ganz die Tiefe dieser todwunden Kleistseele ermessen will, senke sich in den unergründlichen Schmerz des „letzten Liedes" hinab. Es gibt nicht viel, was diesen düster-prachtvollen Mollakkorden verglichen werden kann. Nach Ruhe, nach Musik hatte sich dieser unstete Kämpfer von Knabenzeiten an gesehnt. „Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe."

Auch noch im Tode ist Kleist mißverstanden, und sogar ein Treitschke nennt das Ende Kleists jämmerlich. Da war ein Fouqué gerechter, der trotz seiner religiösen Bedenken feststellte: „Nicht leicht ist ein Selbstmord mit so klarer Besonnenheit, mit so starrer Tapferkeit als dieser vollführt worden." Und auch Kleists größtes Wort: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann", ist als „gräßlich" verurteilt. Hört man denn nicht die Harmonien, die hier zusammenklingen mit der Stimme des Evangelisten — und andererseits mit den Träumen der Mystiker, mit der höchsten Zarathustralehre? Man hatte dem Helden das Vaterland gemordet und besudelt, die Lebensluft erstickt, die Seele langsam erdrosselt: er sah nur noch einen Ausweg, und er ging ihn in kalter Sicherheit.

Er ging ihn zu früh — und das war seine Schuld. Aus seinem Grabe ruft er uns zu: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! Er hätte nur zwei Jahre noch auszuharren brauchen und die Freiheitssonne im Osten aufgehen sehen können. Danken wir unserem Kleist dadurch, daß wir nicht verzweifeln, sondern in seinem Sinne arbeiten.

Einige Monate vor seinem Tode bat Kleist den Staatskanzler Hardenberg um ein paar Louisdor Vorschuß für seine Equipierung. Das Gesuch wurde keiner Antwort gewürdigt. Schließlich konnte Hardenberg — froh, den Unbequemen los zu sein — die Randverfügung auf die Eingabe Kleists machen: „Zu den Akten, da der pp. Kleist 21. 11. 11. nicht mehr lebt." Kanzler und Minister haben sich auch vor dem November 1918 schon oft blamiert. Kleist ist nicht tot: er lebt — und dies zu beweisen, wird die heilige Aufgabe des neuen Deutschland sein!

Streiflichter.

Der neue Rechtsanwalt. In dem Berlin-Moabiter Prozeß gegen die Kommunisten von Weißensee sieht man einen Rechtsanwalt als Verteidiger fungieren, über den seine eigenen Genossen in Erstaunen geraten, die doch an allerhand gewöhnt sind. Dieser Herr, der sich hier offenbar die kommunistischen Sporen verdienen will, beschimpft die Zeugen, kritisiert das Gericht, fährt dem Vorsitzenden über den Mund, erklärt die Erziehung des Gerichts für die eigentliche Aufgabe des Verteidigers, schreit den Vorsitzenden an: „Ich will fortgesetzt Kritik an dem Gericht üben", und kreischt im Gerichtssaal voll jener geifernden Revolutionshysterie, die aus unsern Gassen fürs erste wieder verschwunden ist: „Das Gesetz ist für mich gar nicht maßgebend . . ." Ein Rechtsanwalt! „Was ist denn das Gesetz? Das, was schwarz auf weiß gedruckt ist? Nicht das ist das Gesetz, sondern das, was wir daraus machen!" Ein Rechtsanwalt! „Ich verachte das Gesetz!" Ein Rechtsanwalt! Und zum Schluß droht er offen mit Sabotage des ganzen Rechtsverfahrens, mit „Ausnahmemaßregeln", mit Niederlegung der Verteidigung und Bearbeitung der Angeklagten in dem Sinne, daß sie dem Gericht kein Wort mehr vergönnen, so daß nach seiner Meinung das Gericht gegen sie ohnmächtig wäre. Erstaunlich, dieser Herostrat des Gerichtssaals. Erstaunlicher dünkt es den Laien, der nur seinen gesunden Menschenverstand befragen kann, daß man einen solchen juristischen Amokläufer überhaupt erst zu der Drohung mit Niederlegung der Verteidigung kommen läßt, daß man einen Menschen, der offen darauf ausgeht, jede gesetzliche und sittliche Grundlage für das Rechtsverfahren, an dem er helfend mitwirken soll, zu zerstören, — daß man ihn nicht vielmehr zur Niederlegung der Verteidigung zwingt, da er keine der sittlichen und gesetzlichen Bedingungen für die Bekleidung des Verteidigeramtes erfüllt. Nur die allgemeine Revolutionsverängstigung und Begriffsverwirrung macht es begreiflich, daß ein deutsches Gericht es möglich und erlaubt findet, Mitwirkende und Bühne für das eitle Schauspiel eines juristischen Herostrat zu stellen, der die Revolution des Mobs in den Gassen als Revolution des Rechtsanwalts im Gerichtssaal fortsetzt. Nur Revolutionspsychose macht es erklärlich, daß man im Gerichtssaal, der letzten Burg der Ordnung und des Gesetzes, als Funktionär des Rechtes einen Halbirren anerkennt, der das Chaos für sein Reich und die Anarchie für sein Gesetz erklärt, und der ja doch schließlich mit seinem Wildemannspiel so weit recht hat, als man es sich gefallen läßt.

Krapülinski und Waschlapski. Das schöne ehemals deutsche Stadttheater in Posen ist seit der „Eroberung" Posens durch die Polen natürlich eine polnische Kulturzentrale geworden. Die Folgen zeigten sich schon: Das Haus mußte wegen — Verlausung geschlossen und ausgedämpft werden. Wenn das nicht ein Kulturstieg ist. . . . Wir wollen nicht überheblich sein, wollen uns erinnern, daß kurz nach dem glorreichen November 1918 das Berliner Reichstagsgebäude ebenfalls wegen Verlausung geräumt und desinfiziert werden mußte. Aber im Reichstag hatte damals eine verluderte Revolutionssoldateska gehaust, und wir sind und waren unbewußt, daß jene Lausegeschichte ewig den tiefsten Tiefstand Preußisch-Berlins bezeichnen wird. In Posen jedoch feiert man doch polnisch-nationale Höhenzeit, und im Posener Stadttheater hat man diese Zeit über doch polnische Kultur praktiziert. Es hat dort doch das geistige Polen sich ein Hauptquartier errichtet, und der Einzug in das einst deutsche Musenhaus bedeutet doch einen Gipfelpunkt polnischer Glorie, einen Triumph polnischer Kultur. Wenn die polnischen Siegerläuse sich dennoch auf die preußischen Revolutionsläuse sollten berufen wollen, so stellen wir gern fest, daß es den Polen schon rühmlich erscheint, wenn ihr höchster nationaler und kultureller Triumph zum Verwechseln ähnlich ist dem beschämendsten und tiefsten deutschen Tiefstand. Preußens Niederbruch und Polens Aufstieg — beides eine gleich lausige Sache.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Herbstliche Nachmittagskleidung.

Der Lieblingsstoff für das warme Kleid ist in diesem Herbste wieder der — allerdings etwas kostspielige — Samt. Neben schönen Knöpfen sind es vor allem Bunt- und Metallstickereien, die bei sparsamer Verwendung die Schönheit des Gewebes ins rechte Licht zu stellen wissen. Ein glücklicher Gedanke ist es ferner, den Samt mit den gleichfalls wieder in hoher Gunst stehenden Karostoffen zu verbinden, die man zum Herbst und Winter viel in Plisseeröcken sehen wird und die zu verhältnismäßig wohlfeilen Preisen erschwinglich sind. Die Farben sind etwas gedämpfter geworden, immer aber noch von einer gewissen Lebhaftigkeit, die alles Einförmige ausschaltet. Die Formen bald breithüftig, bald schlank, je nachdem es die Figur der Trägerin verlangt. Zur Vervollständigung des Straßenkleides hat man kleinere Kragen und vielfach Capes, die oft mit einer Weste in Verbindung stehen und die sich leichter herstellen lassen als die meist etwas komplizierten Jacken. — Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Mode Rücksicht nimmt auf die Bestrebungen, unsere Sitten und Gewohnheiten zu vereinfachen. Sie kommt damit einem Bestreben entgegen, das weite Kreise erfaßt hat: Vereinfachung — Verantwortlichkeitsgefühl gegen die Allgemeinheit. Viele Frauen, besonders ältere, deren Gestalt nicht mehr ganz tadellos gebaut ist, kleidet ein Cape viel besser als eine Jacke, und die gut gewachsene Frau wird noch besser aussehen in einem Cape oder Kragen, wenn sie dies Kleidungsstück zu tragen versteht. Es gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, mit einem Cape fertig zu werden. Es ist allerdings auch nicht ganz leicht, ein gutsitzendes Cape anzufertigen. Es darf im Rücken nicht kürzer sein als an seiner Vorderseite. Jedenfalls entsprechen die „Gartenlaube"-Schnitte diesen Anforderungen in jeder Weise.

Abb. 97. Herbstkleid mit breithüftigem Rock.

Abb. 98. Samtkleid mit gestickter Weste.

Abb. 99. Herbstanzug mit Westencape.

Abb. 97. **Herbstkleid mit breithüftigem Rock.** Das schöne Herbstkleid war an unserer Vorlage aus glattem grauen Wollstoff hergestellt und mit einer leichten Stickerei in buntfarbiger Wolle ausgestattet. Das dem Rock aufsitzende Leibchen zeigt vorn wie im Rücken ein breites aufgesetztes Latzteil, dessen glatte Fläche vorn in Taillengegend ein Stickereiornament belebt. Den Halsabschluß bildet ein hohes Stehbündchen, der halblange Ärmel ist den blusigen Seitenteilen angeschnitten, seinen Abschluß bildet eine Falbel. Unter dem Vorderteil kommen zwei schmale Gürtel hervor, die die Seitenteile und den Rücken nach unten abschließen. Der ringsum gereihte Rock ist in der vorderen Mitte in eine Gruppe gelegter Falten geordnet, seitlich fällt aus ihm ein schmales glattes Teil heraus, das, mit Knöpfen besetzt, die Hüfte verbreitert. Zu diesem Rocke ist der Schnitt in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der des Leibchens in 44, 46, 48, 52, 56 Zentimeter halber Oberweite zu 2 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimeter Breite 1,35 Meter, für den Rock 2,15 Meter. Das Stickereimuster ist zu 2 M. erhältlich.

Abb. 98. **Samtkleid mit gestickter Weste.** Schwarzblauer Samt vereinigt sich mit einer farbig gestickten Tuchweste an diesem Kleide zu schöner Wirkung. Das ziemlich glatte Bolerojäckchen hat lange angeschnittene Ärmel und einen glatten, nahtlosen Rücken. Im Taillenschluß etwas blusig gehalten, tritt es dort in einen schmalen Gürtel, der hinten schnebbig in die Höhe steigt. Die vordere Mitte belebt eine sandfarbige schmale Tuchweste, die ziemlich dicht mit bunten Wollstickereimotiven bedeckt ist und auf dem Rock in zwei Spitzen, am Halse aber in einem Stehbündchen ausläuft. Der hochaufsteigende Rock ist seitlich leicht eingereiht und in der vorderen und hinteren Mitte in je eine Gruppe sich begegnender Plisseefalten gelegt. Zu diesem vornehmen Kleide ist der Schnitt in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 Mark und das Stickereimuster zur Weste zu 2 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 110 Zentimeter Breite 3 Meter.

Abb. 99. **Herbstanzug mit Westencape.** Ein hochmoderner Straßenanzug aus dunklem Schottenstoff und Samt. Das schlichte Kittelkleid, dessen ziemlich glattes Leibchen mit rundem Ausschnitt gearbeitet ist, hat angeschnittene lange Ärmel und vorn einen ziemlich tiefen Schlitz, den oben eine Spange zusammenhält. Die gereihte Tunika ist tief angesetzt, unter ihr kommt der glatte Samtrock nur wenig zum Vorschein. Der kurze Umhang zeigt vorn eine durchgeknöpfte Weste, die, oben in einen Stuartkragen endigend, durch einen schmalen Gürtel festgehalten wird. Die karierte Pelerine ist im Rücken einer schmalen Passe angesetzt, nach vorn zu fällt sie in nach unten weiten offenen Ärmeln aus. Der zur Herstellung dieses auch für reifere Damen recht vorteilhaften Anzuges erforderliche Schnitt ist für das Kleid in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. und für das Cape in 44, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimeter Breite 1,25 Meter, für das Kleid 3,15 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 97 bis 99 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilnug der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

Weltfrauenrat und deutsche Frauen.

Von Beda Prilipp.

Das Reichshaus zu Christiania hat sein prachtvolles Hauptportal, über dessen Schwelle sonst nur zur feierlichen Eröffnung der König schreitet, weit aufgetan, um den Weltfrauenrat festlich und würdig zu empfangen. Und wir hören von strahlendem Blumenschmuck, von wehenden Fahnen und von herzbewegenden Begrüßungsreden — dazu von mancher Botschaft schmerzlichen Vermissens. Denn — die deutschen Frauen sind nicht dabei! Haben wir recht daran getan, daß wir fernblieben? So manche Stimme gibt uns unrecht, redet von verpaßter Gelegenheit, für Deutschland zu wirken. Sehen wir näher zu!

Dem Weltfrauenrat zu Christiania voran ging der Internationale Frauenstimmrechtskongreß zu Genf. Dorthin entsandte die deutsche Regierung als offizielle Vertreterin der deutschen Frauen die alte Führerin im Stimmrechtskriege, Marie Stritt. Inoffiziell ging die Sozialdemokratin Frau Adele Schreiber hin, die sich alsbald in kongenialem Handeln zur Vertreterin Österreichs, Adelheid Popp, gesellte. Denn alles, was nach mühseligem Hin- und Herberaten etwa in gemeinsamen Beschlüssen über Frauennachtarbeit, Reglementierung u. a. — innerpolitische Fragen, wohl zu merken! — herauskam, geht für uns unter in dem einen: Die französische Delegierte Frau Veronne verlangte Schuldbekenntnis und Abbitte der deutschen Frauen, und dem ist in bedingter Form entsprochen worden. Die deutschen Delegierten haben nicht erhobenen Hauptes den Saal verlassen, und Frau Stritt, die Regierungsvertreterin, hat geschwiegen. Und dieses ist's, und nichts anderes sonst, was den nationalempfindenden deutschen Frauen Genf für alle Zukunft bedeuten wird.

Was sich an Delegierten in Christiania versammelte, gehört zu den Nationen des Völkerbundes, mit Ausnahme Österreichs und etwa Bulgariens. Aber Österreich liegt noch tiefer am Boden als wir und kann uns nicht maßgebend sein. Die Leitung des Bundes Deutscher Frauenvereine tat recht, neuen Demütigungen aus dem Wege zu gehen — falls sie nämlich nicht die stählerne Kraft in sich fühlte, vor dem Weltfrauentribunal mit flammenden Worten zu reden von der Schuld des Feindbundes und von Deutschlands Not. Ein stolzes Bekenntnis, einen Hinweis auf die ungeheure Leistung des Volkes, das mit mählich versagender Kraft gegen die Übermacht stand — und demgegenüber die endlos lange Kette der Anklagen: von der Hungerblockade, die das Völkerrecht durchbrach und uns dadurch zum U-Boot-Krieg zwang, bis zu dem schmählichen Betrug des Waffenstillstandes und dem Schandfleck der Geschichte, dem Schmachfrieden von Versailles!

Unmöglich! — Politisch! — höre ich rufen. Der Weltfrauenrat ist unpolitisch, ebenso wie der Bund deutscher Frauenvereine! Mit Verlaub: eine Frauenversammlung, die über den Völkerbund berät, ist hochpolitisch, und eine Bundesleitung, die die Vermittlung des Weltfrauenrates anruft, die ist auch politisch, wenn auch diese Politik keineswegs nach unserm Geschmack ist. Wir lehnen aufs schärfste die Gemeinschaft mit einer derartigen Bitte ab; mögen andere Führerinnen oder Vertreterinnen sie für ihre Person aussprechen, wenn ihnen danach zumute ist, die deutschen Frauen haben nichts damit gemein. Denn wie könnte ein Völkerbund gleich diesem das schwere Schicksal unseres niedergetretenen Landes irgendwie lindern? Es bedeutete nur neue Gelegenheiten für den Sieger, unsere Abgeordneten wieder und wieder zu demütigen.

Es ist gut, daß der Bund keine Vertretung nach Christiania sandte; sie hätte kaum nach unserem Sinne gesprochen. Und — da man so viel vom Vermissen der Deutschen und vom taktischen Fehler ihres Fernbleibens redet — wer hat uns denn vermißt? Uruguay und Schweden, dazu das gastliche Norwegen! Merkwürdig, daß China nicht dabei ist! Jedenfalls: die Mächtigen haben geschwiegen oder davon gesprochen, daß „selbstsüchtiger Nationalismus die Menschheit nicht mehr lenken dürfe". Dieses sagte — vergessen wir's nicht! — eine Engländerin! Nein — der ganze Versöhnungsrummel muß Lüge bleiben, solange sich Frauen, die repräsentativ sein sollen, selbst belügen! Ich bin mir, während ich, wie früher schon, die außenpolitische Haltung der Bundesführerinnen tadle, des Wertes der Bundesarbeit voll bewußt. Hier reicht vieles auf dem Gebiete der Erfahrung — nicht so auf dem internationaler Gesetzesangleichung, die noch utopistisch ist — über die Grenzen der Staaten hinüber, und hier wird man die Arbeit der Deutschen suchen. Doch heißt's: abwarten und sich suchen lassen — keinesfalls sich beeifert zeigen!

Unzertrennlich gehören wir zu Deutschland und seinem Schicksal. Und das entscheidet sich nicht auf Frauentagungen und Kongressen.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 - Nr. 41

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Blick aus Beckers Schneiderwerkstatt auf das Rathaus zu Breslau.
Radierung von Hugo Ulbrich.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer (14. Fortsetzung) . . . . . Seite 665
Rike mit Witz. Bronzeskulptur von Joh. Robert Korn . . . . . „ 665
Alt-Breslau. Von Hans Reisiger. (Mit Radierungen von Hugo Ulbrich und Helma Fischer-Lenz.) . . . . . „ 671
Feuerkugeln und Steinfälle. Von Cuno Hoffmeister. (Mit 3 Abbildungen.) „ 673
Das moderne Siedlungswesen. II. Die Organisation des Siedlungswesens. Von Curt Bauer. . . . . „ 675
Unterredung mit Fritzchen. Von Friedrich Huffong. . . . . „ 676
Vom ersten Landesschießen der bayrischen Einwohnerwehren in München. Zeichnung von R. v. Neumann. . . . . Seite 677
Streiflichter. . . . . „ 678
Hoffnung. Gedicht von Ferdinand Heymach. . . . . „ 678
Herbst. Von Curt Fischer. . . . . „ 678
Die Welt der Frau: Okkultismus und Nervenhygiene. Von Dr. Helene-Friederike Stelzner. . . . . „ 679
Der Sprachdienst der Frau. Von Luise Glaß. . . . . „ 680

Für glückliche, oft ganz schmerzlose Entbindung.

Rad-Jo
Ein Segen für werdende Mütter!
Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,
bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.
Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.
Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.
Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch
Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof
oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.
Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Dr. Möller's Sanatorium, Dresden-Loschwitz. Schroth-Kur Kurhs. Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Strickgarn
Versand an Private und Händler, Proben nur gegen Einsendung von 1 Mark.
Trikot-Hemden
für Herren 35 M., mit farb. Oberhemdeinsätzen 50 M., Trikotunterhosen 25 M. Gute Herrenstrümpfe Paar 12 M. Versandspesen extra.
Paul Joske, Saalfeld a. d. Saale 14.
Erfinder Merkkalender u. aufklärend Broschüre gratis Patent-Ingenieur Ebel, Breslau, Posener Strasse 55.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten (Spulwürmer) M. 4.—
Salbe (Madenmaden) M. 6.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Aufklärung!
Warum raten voreingenommene Aerzte und gewissenlose Ignoranten von der Anwendung des Rad-Jo zur Erzielung einer leichten und oft schmerzlosen Entbindung ab?! — Aufklärende Schriften erhalten alle werdenden Mütter kostenlos und franko zugesandt. Eine ausführliche Broschüre gegen Einsendung von Mk. 2.— franko in Briefmarken oder Papiergeld. Die Wahrheit über das segenbringende Mittel Rad-Jo für werdende Mütter muss ans Licht kommen!
Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Radjoposthof.

Lacto-Eipulver
(Lactovolin)
ist ein wertvolles Hilfsmittel in Küche und Bäckerei.
In Beuteln zu Mk. 1.— und in Paketen zu Mk. 4.85 (ermäßigter Preis).
Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!
Lactowerk Gebr. Schredelseker, Worms.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Beamte aus bekannten Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Bergh. zum Katzenstein, Bad Sachsa, Besitzer C. Riemenschneider, bietet Erholungsbedürftigen (auch Kindern) bei kräft., guter, bürgerl. Verpflegung zu bedeut. ermäß. Preise angenehmen Aufenthalt. Milch reichlich vorhanden. Schönste geschützte Lage d. Südharzes. Volle Pens. 20 M.

Stellenangebote

Stütze gesucht,
in allen Zweigen des Haushalts durchaus erfahren, für kleinen herrschaftl. Haushalt (erwachsener Sohn und 2 Kinder). Anfangsgehalt:
220 Mark monatlich.
Angenehme Stellung, sehr gute Verpflegung. Küchenmädchen, Zweitmädchen und Waschfrau vorhanden. Angebote unter B. 7722 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche sofort ein evgl. Fräulein zur Stütze der Hausfrau. Selbständiges Kochen erwünscht. Dienstmädchen vorhanden.
Karl Tobüren, Altenhundem i. Westf.

Gesucht eine gute Köchin, einfache Stütze oder Wirtschaftsfräulein. Gehalt nach Übereinkunft. Angebote erbittet
H. v. Beckerath,
St. Magnus bei Bremen.

Vermischtes

Wahres Glück! Ich möchte einem Mensch. zum Segen werd., Licht u. Wärme i. d. Leb. ein. Einsam. trag., d. in ein. reich., fein. Frauenherz, das d. sehr. Probleme d. Ehe als Weib u. Mutter voll u. ganz zu lös. vermag, d. höchst. Schatz erblickt, der mir — arm a. ird. Gut. — Heimat, Lieb. u. Verst. geb. u. d. ich durch m. schlicht. Menschentum beglück. k. Schreib. ist 31 J., sp., symp. Erscheinung, umfass. Bildg., musik., wirtsch., g. Naturfr. Ausf. Br. u. G. 7744 a. Ang. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Welchem Handelsherrn oder Industriellen ist Überleitung seines Unternehmens an einen jungen, erfahrenen Kaufmann durch
Einheirat
erwünscht? Bis 1914
Prokurist
in der Textilbranche, seit 1918 in gleicher Eigenschaft als kaufm. Organisator in einem Verlag tätig, wo jedoch Stellung bei hohem Einkommen wenig erweiterungsfähig erscheint. Wechsel nur möglich, wenn ein glücklicher Zufall mich an die Seite einer gebildeten, den ersten Kaufmannskreisen angehörenden jungen Dame mit viel Herzensbildung und von sympathischem Äußeren führt. Ich bin 38 Jahre, kerngesund, sport- und musikliebend und stamme aus sehr guter Familie. Ernstgem. Zuschrift. unt. G. 760 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Bankbeamter,
39, sucht auf diesem Wege Bekanntschaft mit Dame aus guter Familie, auch Witwe nicht ausgeschl., zwecks späterer Heirat. Etwas Vermögen erwünscht. Off. unt. T. 129 194 an [illegible]

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Verleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Durch den Tod lieber Angehöriger plötzlich vereinsamt, sehne ich mich nunmehr nach ein. Lebensgefährtin u. suche daher, i. voll. Ver., a. dies. Wege m. Ziel a. schnell zu erreich., die Bekanntsch. ein. wirklich hübsch. u. eleg., wenn vermögenslos. jung. Dame, m. Familie mit viel Gemüt u. behagl. gedieg. Häuslichkeit. Inhaber einer alten, [illegible] firma mit bedeut. [illegible] mögen, Mitte[illegible] mittelgroß, v. [illegible] Eingericht. Wes[illegible] vorurteilsfr. [illegible] Bevorzugen [illegible] Zuschr. [illegible]

Bade- oder [illegible]
Geb. Herr, Junggeselle, [illegible] aus bestgeh. [illegible] Ende Vierz., vermög. [illegible] 3-Zimmereinr. u. wertv. Ausstatt., kostb. Dekorat., sehnt sich nach glückl. Ehe u. beabs. i. Bade- od. Kurort [illegible] niederzulass. resp. in Logierhaus ein[illegible] wünschenswert ob. [illegible] Zuschriften ob. [illegible] Deutsch[illegible] Berlin [illegible] Bankkonto [illegible] a. M. [illegible] Bankkonto [illegible]

Digitized by Google

Nebenverdienst.
bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch C. Möbel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 29.

Nr. 41 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

14. Fortsetzung.

Frau Etta warf den Kopf in den Nacken und ging aufrecht, ihren Knaben an der Hand, bis an das Tor der Tenne, auf dessen Süll ein kleiner Alter in Holzschuhen erschienen war, der infolge seiner rot-grauen Haarkrause unter dem Kinn eher einem Schiffer als einem Landmann ähnlich sah. Er blickte die Ankömmlinge mißtrauisch aus seinen grauen Augen an, behielt die Hände in den sackartigen Taschen und spie seinen Priem Frau Etta vor die Füße, bevor er auf die Frage, ob der Herr zu Haus sei, ein kurzes knurrendes „Nä!“ als Antwort erteilte.

Frau Etta nahm sich zusammen. Ihr schlug das Herz bis an die Kehle hinan. Von neuem begann sie: „Is he denn alleen?“

Und abermals sein kurzes: „Nä!“

Da riß der Frageſtellerin die Geduld. Sie stampfte mit dem Fuß auf. Ihre Augen blitzten. „Wo is de Herr? Wannehr kummt he wedder?“

Da sah sich der Alte den Besuch von oben bis unten an und drehte sich kurz um. „Dat wät'k nich!“

Bellend, keifend, zähnefletschend schoß plötzlich ein gelbes Hündchen aus dem Tennentor hervor und biß sich fest in Frau Ettas Mantel.

Nicht minder flink war Hajo zurückgesprungen. Er riß die Peitsche vom Bocksitz und schlug wütend den bissigen Kläffer in die Flucht. „So, Mutter, nun hab' ich dich beschützt! Bange bin ich nicht!“

„Du bist mein Held, mein lieber, tapfrer Junge! Ist das hier ein Empfang!“

Neben dem Alten tauchte der Kopf einer Frau auf. Sie schaute freundlicher drein aus ihren rotgeränderten Augen. „De Herr is in Fedderwarden. He kann alltid nah Huse kamen“, sagte sie.

„Gut, dann können wir ausspannen lassen“, entschied Frau Etta.

Die beiden Alten machten verwunderte Augen.

Ein spöttischer Zug umspielte Frau Ettas blasse Lippen. „De Herr is nich alleen hier, seggt ji,“ hub sie noch einmal an, „is sine Fro denn bi em?“

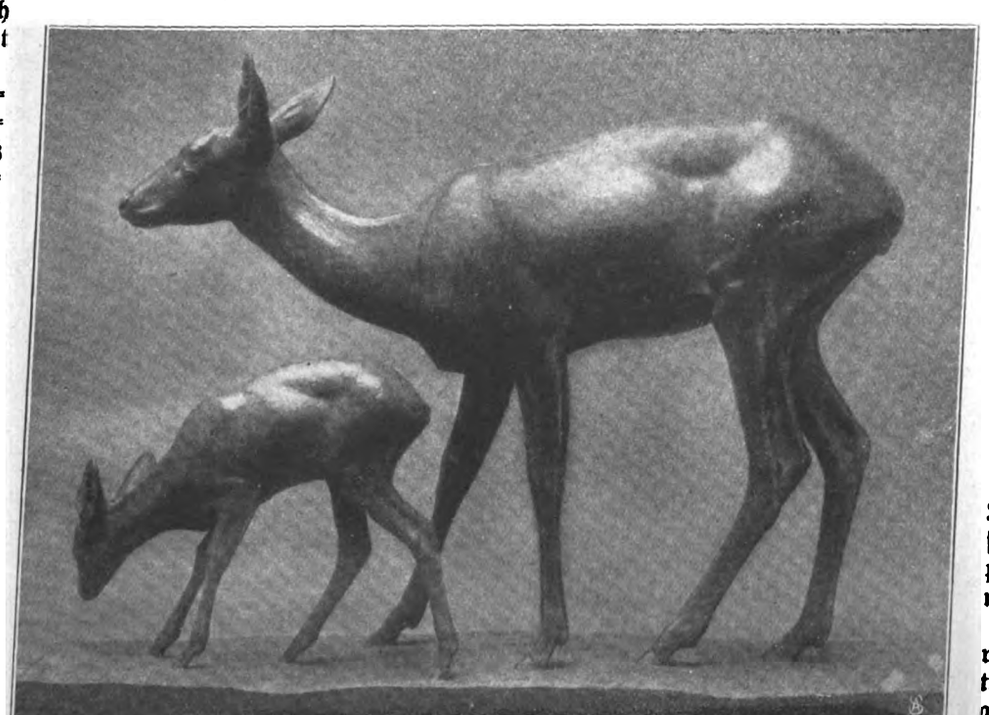
„Nä, nä, sine Fro is dat nich! Det is blot 'ne lüttje Süster van't Roe Krüz“, sagte die Alte.

Etta richtete sich zu voller Höhe auf. „So schallt ji beide denn wäten: Ick bin sine Fro! Und ick heff hier to regeern! Ick bitt mi von nu an 'n bäten mehr Achtung ut! Is dat bi'n ledigen Bohlke so modisch wesen? Bi mi is 't dat nich! — So, un nu, Mudder, segg ick di goden Dag! Du kannst mi dat Hus wiesen un min'n Jungen, Hajo heet he“ — stolz blickte die Mutter auf ihren Begleiter — „Melk, Butter und Brot bringen!“

Da erst zog der Alte die Mütze vom Kopf, kam näher und dienerte ungeschickt.

„He kann Johann bi't Utspannen helpen!“ befahl die neue Herrin kurz.

Die Alte wischte sich die tränenden Augen. „Dat kummt van 'n



Ricke mit Kitz. Bronzeskulptur von Joh. Robert Korn.

Digitized by Google

välen Wind", erklärte sie ungefragt. „Hier weiht't alle Dage, un de salze Luft soort mi ut." Sie führte die Gäste über die unordentliche Tenne in die Stube.

Der freundliche Hausgeist sorgte für mehr, als Frau Etta erwartet hatte. Bald standen Suppe, Bratkartoffeln und eine große Schüssel geräucherter Fische auf dem Tisch.

„Goldfische!" begrüßte sie Hajo mit Jubel.

Da erzählte ihm die Alte, daß die Goldfische der Räucherei entstammten, die zum Hof gehöre, aber drüben im Dorf liege. Hajo wollte immer noch mehr wissen und ließ sich den Weg nach der Fischräucherei beschreiben, denn ihm mundete das Gericht. Etta hingegen verzichtete auf Speise und Trank. Ihr war, weiß Gott, nicht eßlustig zumute. Aber sie freute sich über den Jungen und legte ihm immer wieder von seinen „Goldfischen" vor.

Dabei ließ sie zerstreut die Blicke durchs Zimmer gleiten. Als sie länger an einem Glasschrank haften blieben, in dem silberne Becher und Schalen standen, begann ihr die Alte von neuem zu erzählen. Es seien die Ehrenpreise des Herrn für Siege im Klotschießen, da er noch jung gewesen sei. Das Saufen habe der selige Bohlke bei den vielen Festgelagen nach seinen Siegen gelernt.

Frau Etta nickte dazu. Sie hatte von dem uralten Landesspiel durch den Gatten vernommen und es damals ihm gegenüber gut befunden, die Kräfte beim Werfen der Holzkugel zu stählen. Im Augenblick fand sie es roh und sah in dem Saufgelage der Butjadinger Jungmannschaft ein Laster. Da war ihr Reimer mit seiner vornehmen Neigung, seiner wissenschaftlichen Arbeit und stillen Grübelei doch lieber.

Hajo ließ sich das Spiel beschreiben, bei dem sich der Kämpfer in rasendem Schwung um sich selbst dreht, um sein Geschoß möglichst weit und mit den wenigsten Würfen ans Ziel, meist das nächste Dorf, zu tragen.

Hajo wünschte natürlich auch, Klotschießer zu werden, und Hajo wünschte vor allem, erst mal die Fischräucherei aufzusuchen.

„Soll ich denn den ganzen langen Tag mit dir auf Vater und Tante Emma warten, Mutter?" fragte er.

Frau Etta sprang auf. „Sprich mir nicht von Tante Emma!" sagte sie nur.

Hajo sah die Mutter überrascht an. „Ja, dann mußt du aber mit mir laufen! Ich will das große Wasser suchen und mein Schiff darauf schwimmen lassen."

Frau Etta sah ein, der Junge war ihr zuliebe mitgefahren, da hatte er von ihr zu fordern. Er sollte seine Zerstreuung haben. Vielleicht war's auch die ihre!

Die Alte, die den Fremden gegenüber völlig aufgetaut war, wollte beiden den Weg nach der Räucherei und dem Deich zeigen. Sie ging mit ihnen über die Tenne.

„Schön is dat hier nich bi us", gestand die greise Führerin. „Min Mann het van'n seligen Bohlke ok wat van't Supen afkreegen. Ick hol em man blot to stramm un lat em gar nich mehr 'rut. So leewt wi twee hier ganz eensam, kriegt nie nich 'n Minschen mehr ut 'n Dorp to sehn."

Frau Etta hörte kaum noch auf ihre Worte. Erst, da die Alte von einem Schloß, das der neue Herr an Stelle des baufälligen Hauses errichten wolle, zu erzählen begann, hörte Frau Etta wieder aufmerksamer zu. In die neuen Verhältnisse werde sie mit ihrem Theiß wohl kaum mehr hineinpassen. Dann zögen sie ab, zu Dorf, weissagte die Alte traurig.

Also auch an ein Schloß oder doch an ein neues Haus, das diesen häßlichen Kasten ersetzen sollte, war von Reimer allen Ernstes schon gedacht worden! Ein Haus — für wen denn? Für wen? Frau Etta packte es, schüttelte es in jähem Jammer.

„De lüttje blonde Süster is ok all hier wesen", schloß die Alte den Bericht. „Un de Baumester ut Tossens un noch twee annere Herren mit dat Auto! Se hefft sick dat hier all ganz genau ankeeken. Und dat lüttje Fräulein will ok wedderkamen. Ick glöw, all morgen. Se harr keen' Tid bi't erste Mal."

„Wer will wedderkamen?" fragte Frau Etta wie im Traum.

„De lüttje blonde Süster!"

„Is se denn nich alleen hier wesen?"

„Ick segg' ja, all gistern!"

„Und will wiederkommen! . . ." Langsam war Frau Etta die Besinnung, die Klarheit ihrer Gedanken zurückgegeben. „So," sagte sie und blieb vor dem Ausgang der Tenne stehen, „wo blimt denn dat Fräulein tor Nacht?"

„Wät't nich!"

Frau Etta starrte die Alte an. Das wußte sie nicht? Mein Gott, die Alte mußte — mußte doch wissen, wo — ja, wo die andre blieb und zu nächtigen wünschte! Emma konnte doch nicht dauernd auf der Landstraße liegen! Herrschte am Ende auch hier, wie bei Tante Sebke, ein Schweigegebot? Aber das, ach Gott, war doch unmöglich, ganz — ganz unmöglich, einfach ausgeschlossen!

Nochmals ihre Frage.

„Wät't nich", kam es gleichmütig zurück.

„Un wo känt min Junge un ick denn äwer Nacht bliewen?"

„In de Kamer baben van usen sel'gen Bohlke, denk' ick. Blot sin Bett steiht nich mehr in. Dat hefft wie verbrennen mäten. So woll dat de Dokter. Een Fedderbett is noch dor. Dat nehmt wi. De nee Herr slöppt jimmer up't Sofa un hett sine eegen' Decke."

Frau Etta überlief es heiß und kalt. Die Luft hier auf der Tenne, mein Gott, so stickig und faul! Von da drüben her wehte ein reinerer Hauch. „Doht Se, wat Se for recht halt!" rief sie. „De Weg tum Diek is licht to finnen! — Hajo, sieh — dort! Und durch das Dorf kamen wir ja schon mit dem Wagen."

Den Knaben neben sich, stürmte Etta über den Anger auf die Heerstraße. Sie wollte nicht zurückdenken und auch nicht erinnert werden an das, was vor ihr liegen mochte. Sie wünschte nur, mit ihrem Hajo der Gegenwart zu leben, zu plaudern, zu spielen und zu laufen — zu laufen.

Hajo lachte hellauf über seine ausgelassene Mutter und haschte sie flink.

„Komm!" Sie wollte ihren großen Jungen huckepack nehmen. Nein, das ließ er sich doch nicht mehr gefallen! „Nimm meinen Arm! Stütz' dich drauf, Mutter!"

Da gingen die beiden wie erwachsene Leute Arm in Arm und fanden nur zu bald gleich eingangs des Dorfes die Räucherei, die zu ihrem eignen Hof gehörte.

Vom Duft der Heringe und Sprotten geschwängerte dicke Luft preßte Mutter und Sohn den Atem, da sie den niedern Hausraum durchquerten. Frau Etta übersah schon: Geradeaus durch die Tür ging es auf den Hof und nach der Räucherei.

Draußen hingen die Goldfische in langen Reihen zum Trocknen, und in der Räucherei selber schürte ein hagerer Mann das schwelende Feuer.

Der Lange griff an die Mütze und zeigte kurz, was zu zeigen war. Es schien der Mutter nicht viel. Hajo fesselte es, weil ihm alles neu war.

Vater Frankfen war ein ganz Stummer. Ehedem Fischer gewesen. Sturmverschlagen, gegen die Deichmauer geworfen. Mit einem lahmen Fuß.

Als Mutter und Sohn den Hausraum wieder betraten, empfing sie eine ebenso hagre, lange Frau. Sie hielt ein Kind an der Brust und bat, da sie Frau Ettas Namen hörte, einzutreten.

Die Stube, in der es sehr sauber aussah, war mit verbrauchter Luft angefüllt — schlimmer noch als draußen im Vorraum. Frau Etta schloß fast erschrocken den Mund. Sie gedachte, schnell wieder zu gehen, besah sich das Kind auf dem Arm der Mutter pflichtschuldigst und —

Digitized by Google

„Mutter, sieh doch mal hier! Da ist ja noch eins! Aber mit ganz rotem Gesicht und — fühl' mal — mit ganz heißem Kopf!"

„Hajo — zurück!" Frau Etta riß ihren Jungen an der Bluse von der niedern Holzwiege fort.

„Ihr Kind — wohl Zwillinge? — scheint allerdings stark zu fiebern! Sie müssen zum Arzt schicken!" rief Frau Etta erregt.

„Nä, nä! Dor is so eene! Wie doht 't mit Zümpathie." Spuken denn überall, auch hier, Tante Sebke und Wupke Bremermann? fragte sich Frau Etta.

„Nä, nä, keen'n Dokter! Wo de hinkummt, geiht allen's gliek dot!"

„Mein Himmel! Sollt' es was Ansteckendes sein? Hajo, komm — komm flink!" Sie zerrte ihren Liebling mit sich. „Gut, Hajo, daß wir jetzt gleich den Deich erreichen! Da weht eine frische Brise. Sie reinigt Herz und Sinn und treibt uns den Dunst aus den Kleidern."

Das Paar lief über die Wiese dem hohen, grünen Erdwall zu, kletterte über Zäune und übersprang — es ging noch so eben — einen Graben.

Nach einem halben Stündchen sah sich Frau Etta mit Hajo am Ziel.

Ihre hohe Gestalt im lichtgrünen Mantel, ohne Hut — um das Haar hatte sich Frau Etta ein Tuch gewunden — stand aufrecht da und schaute und schaute. Wie weit, wie frei, wie unendlich! ‚O Gott — Gott, warum hat mich Reimer damals nicht hierher geführt! Reimer — Reimer, damals! . . . Die ich die wilde Welt so sehr liebte und suchte, fand den Platz bei dir hinter sicherm Deich, an sicherm Fluß! Hierher — hierher! . . . Reimer — Reimer, aber man nahm mir auch die Freude an dem bescheidnen Deich am Weserufer. Enge vertrieb mir die Weite und machte mich selber eng. Reimer — Reimer, hättest du mich damals hierher geführt — damals! Nein — nicht heute! Du hättest alles — alles in und an mir gefunden, was du jetzt vergeblich bei mir suchst! Mein Herz ist so zag und klein geworden in meinem Blumengarten und dem stillen geordneten Haus! Hier — hier wäre die Arbeit gewesen, die ich so sehr vermißte!' Und Frau Etta blickte kurz zurück auf das Land auf der anderen Seite ihr zu Füßen — das Land mit seinen vielen grünen Flächen und der Stätte, wo der Hof lag, von dem sie kam.

„Mutter," rief Hajo und stand auch mit weit aufgesperrten Augen, „Mutter, Mutter, ist das hier schön und groß! Und sieh nur die vielen hohen Wellen! Aber gar keine Schiffe."

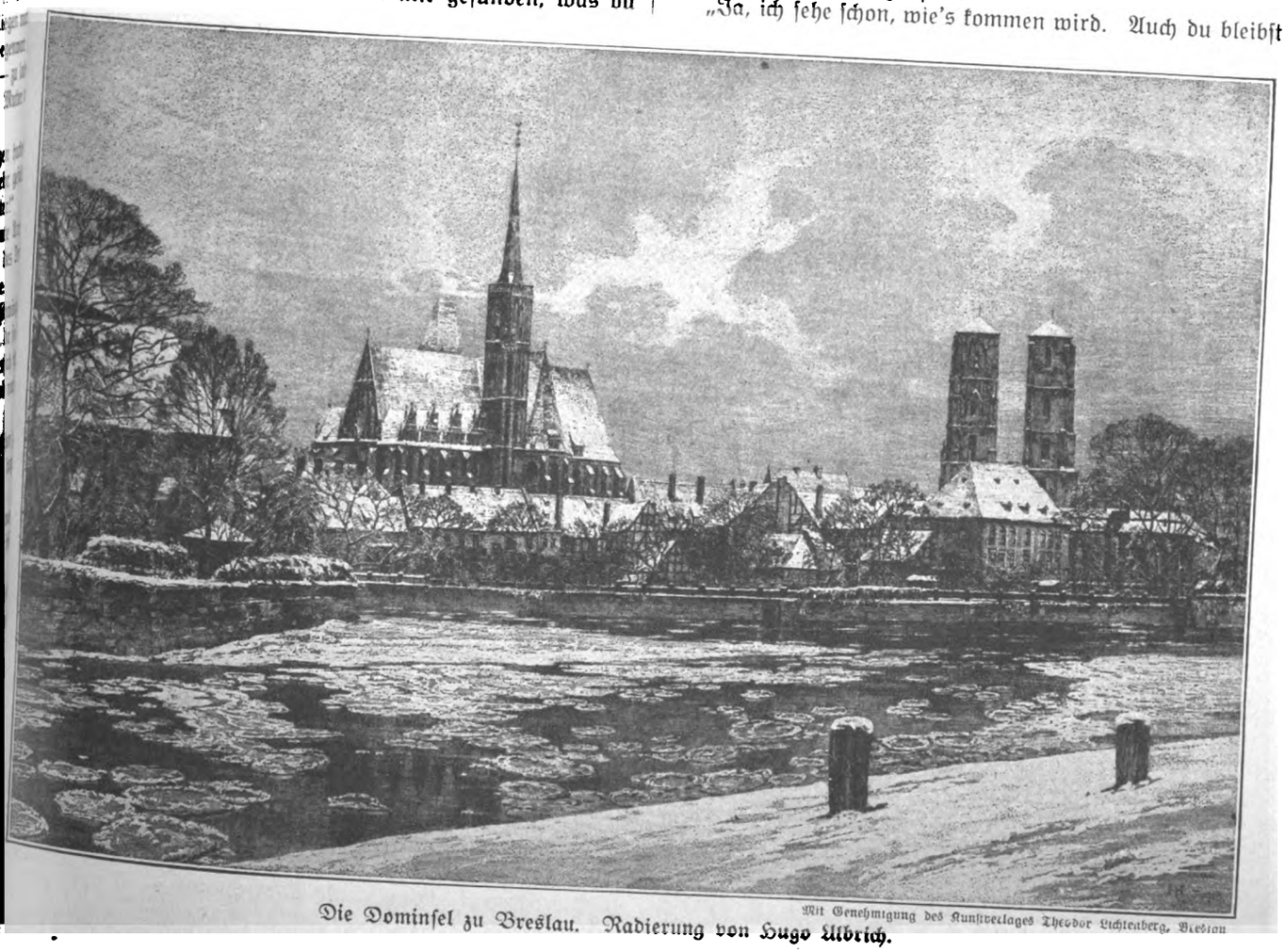
Da wies Frau Etta, die ihren Knaben dicht vor sich stellte, mit der Hand auf das gischtspritzende Wellenspiel, auf das brausende Sichbiegen und Sichglätten. Der Wind war — wie im Herbst so oft — jäh umgeschlagen. Nordwest stand auf die Küste. Er hatte bei Flut das Watt ganz überflutet und mit ihm das grüne Vorland, die Groden. „Da, mein Junge, siehst du deines Großpapas Wunderwelt, das Solthörner Wattenmeer! Da hinüber ist er in seiner Jugend so oft gefahren, um bei Ebbe Granat, Krebse und Fische in den Baljen und auf den Watten zu fangen. Tu's ihm nach!"

„Ja, Mutter, tu' ich. Bin gar nicht bange!"

„Bist du nicht", gab ihm die Mutter zurück. „Darum bin ich auch mit dir hier. Nimm den weiten, freien Blick mit in die Enge deines Hofes! Jungens, behaltet gern euern Hof! Aber dienen müßt ihr eurer Mutter zuliebe in Großpapa Kapitäns Marine! Vor allem du, mein Hajo, sollst ein Stück von der Welt sehen und dein eigen Schiff schwimmen lassen! Dafür will ich, deine Mutter, sorgen! Du und dein Bruder, ihr müßt selbst wählen können. See oder Land! Eigen Schiff oder Hof!"

„Hof! Vaters Hof! Denn hier kann ich mein Schiff nicht schwimmen lassen. Die Wellen schmeißen es um. Und der Wind geht viel zu stark."

„Ja, ich sehe schon, wie's kommen wird. Auch du bleibst



Mit Genehmigung des Kunstverlages Theodor Lichtenberg, Breslau

Die Dominsel zu Breslau. Radierung von Hugo Ulbrich.

Digitized by Google

auf deines Vaters Hof. Laß dort dein Schiff sicher schwimmen auf der Graft! . . . Hajo — mein kleiner Reimer — mein Junge! . . ." Frau Etta nahm ihrem Sohn die flatternde Schiffermütze vom Kopf und küßte ihn mitten aufs blonde Haar, das im Strahl der Abendsonne, die durch graues Gewölk blickte, flimmernd goldete. „Mein Reimer — mein Hajo — mein Junge!"

Sie blieben noch eine Weile und schauten, ein jeder auf seine Weise und unter seinen eignen Gedanken, auf das wild schäumende Wattenmeer und atmeten die Frische der salzigen Brise.

Dann hatte Hajo genug, und Frau Etta wandte den Blick. Sie fühlte, einer der schönsten Augenblicke ihres Lebens war gewesen. Sie und ihr Hajo zusammen vereint auf dem Deich mit dem Ausguck aufs Solthörner Watt — das deutsche Meer — Großvaters Reich . . .

‚Da drüben liegt wieder der Hof', sagte sich Frau Etta beim Hinabsteigen von ihrer grünen Höhe. ‚Hier oben ist Mittag gewesen, eine helle Stunde im Schutz meines Knaben. Nun kommt die Dämmerung allmählich herauf. Schon liegen blaue Schatten über Wiesen und Äckern. Und dort' — Frau Etta drückte sich die Hände vors Gesicht, weinte hellauf — ‚wird sein Schloß am Meer stehen, von dem ich nicht weiß, ob es mir gehört! . . .'

„Mutter, was hast du?"

„Das sind Tränen der salzen Luft! Hörtest es doch von der Alten."

„Nein, das sind Tränen von dir!"

„Küß sie hinweg, mein kleiner Reimer-Hajo!"

Für Augenblicke weinte Frau Etta laut in die Weite. Dann nahm sie sich, da Hajo allzu erschrocken schaute, mit Gewalt zusammen.

„Was für eine törichte Mutter du hast", sagte sie.

Hajo schüttelte nur den Kopf. Er preßte die Lippen. Er sagte nichts.

Als Mutter und Sohn in der Vesperzeit den Hof wieder erreichten, hatte die Alte in der Stube die Lampe schon angezündet und die Kaffeekanne mit einer Mütze versehen. Das Getränk dampfte bald in den Tassen. Ein Stück Kuchen für Hajo fiel auch dabei ab. Alles gut gemeint. Aber das Gespräch Mutter Cornelius' begann Frau Etta zu belästigen. Um mit Hajo allein gelassen zu werden, schützte sie Müdigkeit vor und legte sich aufs Sofa. Sofort erhob sie sich wieder, als die Alte gegangen war.

Sie entdeckte auf dem Nebentisch ein Kartenspiel. Es sah abgegriffen aus. Aber sie stieß sich nicht an dem Aussehen der Karten, nahm sie in die Hand, zeigte Hajo allerhand Kunststücke und spielte Leben und Tod mit ihm. Dabei horchte sie auf jedes Geräusch, das von außen her kam. Noch immer kein Wagen mit Reimer! Während des Spiels sah sie immer wieder ihrem Knaben in die Augen und dachte dann an ein andres Augenpaar — ebenso blau, ebenso ernst und — ehrlich.

„Reimer, kleiner Reimer", schmeichelte sie.

Und der kleine Reimer-Hajo lachte. Er glaubte, seine Mutter zu verstehen. „Ja," meinte er, „ich kann schon genau so gut wie Vater! Der gewinnt auch immer, und du verlierst."

So verging die Zeit bis zum Abendbrot.

„Wir wollen nun gleich zu Bett gehen!" bestimmte Frau Etta, als nach dem Abräumen des Tisches Mutter Cornelius auf dem Stuhl an der Tür wieder hängenzubleiben drohte. „Hajo und ich sind müde von der Fahrt und vom Deichgang, nicht wahr, mein Junge? Wenn Vater kommt, hör' ich es und werde ihm noch guten Abend sagen."

Hajo war der ganze Tag ein Fest gewesen. Und nun noch mit Mutter zusammen schlafen — in einem Bett! Ach, wie komisch! Und, ach, wie lustig und dabei schön!

Das Licht war inzwischen ausgeblasen worden. Der Knabe schlief.

Frau Etta hingegen lauschte bald auf das Singen des Windes im Ofen, wo noch die Reste eines Feuers glommen, bald auf Hajos Atemzüge, hin und wieder emporschreckend, weil sie glaubte, das Heranrollen des Wagens vernommen zu haben.

Dazwischen tausend hastende Gedanken! ‚Emma — hiergewesen! Emma in Begleitung zweier oder dreier Herren! Wer — die Herren? Und wo hatte Emma die letzte Nacht zugebracht? Die Tracht schützte sie . . . Drei Herren! Gott, Gott, das war ja Blödsinn! Einer! Aber einer? . . . Ihr Gatte — war er dieser eine? . . . In Gesellschaft der Herren, die Mutter Cornelius meinte, war er ja wohl nicht gewesen?! . . .' Frau Etta gestand sich, aus all dem nicht mehr klug zu werden. Aber dies war sicher: Wenn Emma einen Mann gernhaben konnte, so ihren Reimer! Der kleinen blonden Schwester der beste Mann unter Gottes Sonne! Nur nicht Reimer, ihr eigner. Um ihn hieß es kämpfen, und darum war sie jetzt hier. Kämpfen bis zum letzten Atemzug.

Hajo neben ihr hatte gehustet.

Die Mutter zuckte zusammen und horchte über ihr Kind hinweg. Sie nahm Hajo in den Arm. Er schlief fest. Und sie drückte ihn an sich, wobei sie einen Namen nannte, nicht seinen, wieder den seines Vaters. Wie heftig ihr das Herz dabei pochte. Sie ließ den Knaben in ihrem Arm, zog die Decke um ihn und wurde ruhiger — ganz ruhig. Sie, die Mutter, hatte ihn ja bei sich. Gott erhalte ihn ihr gesund!

Da — plötzlich mußte sie des fieberkranken Kindes im Hause der Fischräucherei gedenken. Was mochte dem Würmchen fehlen? Hajo war der Wiege so nahe gekommen! Er hatte den Kopf des kranken Kindes mit der Hand berührt!

Frau Etta zündete Licht an. Sie blickte auf ihren Knaben und leuchtete ihm ins Gesicht. Ihr schien es, als liege eine Blässe um den im Lächeln halb geöffneten Mund. Sie küßte die Lippen. Sie faltete die Hände über dem Haupt ihres Kindes und betete, wie sie es selten tat, ein langes Gebet aus ihrer Mädchenzeit. Sie löschte getröstet das Licht und dachte nun selbst: ‚Wie abscheulich du doch im Haus deines Gatten geworden bist! Wie schwerblütig! Dir selbst oft ganz fremd!'

Und sie erinnerte sich zugleich seines Blumenglaubens, der ganz der ihre war. Sie nahm den warmen Körper des Kindes wieder still neben sich und fühlte ein anderes Gebet, das nicht ihrer Mädchenzeit entstammte. Ihrem gereiften Frauenleben gehörte es: „Ich bin eins mit dir, mein Liebling, eins mit meinem Gott, eins mit der ganzen Welt ohne Anfang und ohne Ende. So — soll — es — sein! . . ."

Da dämmerte Frau Etta sacht hinüber, todmüde von der eisigen Wagenfahrt im Novembersturm und Regen, von dem hehren Deicherlebnis und vom Kummer um Reimers Geheimnis, den Silberring mit dem grünen Stein und das Bild im Geheimfach seines Schreibtisches. Müde auch vom Kummer um die kleine blonde Schwester Emma! Imme Lübben, die Tote, fürchtete sie nicht mehr! . . .

Andern Morgen war es spät geworden, als Mutter und Sohn in der Stube bei Mutter Cornelius erschienen.

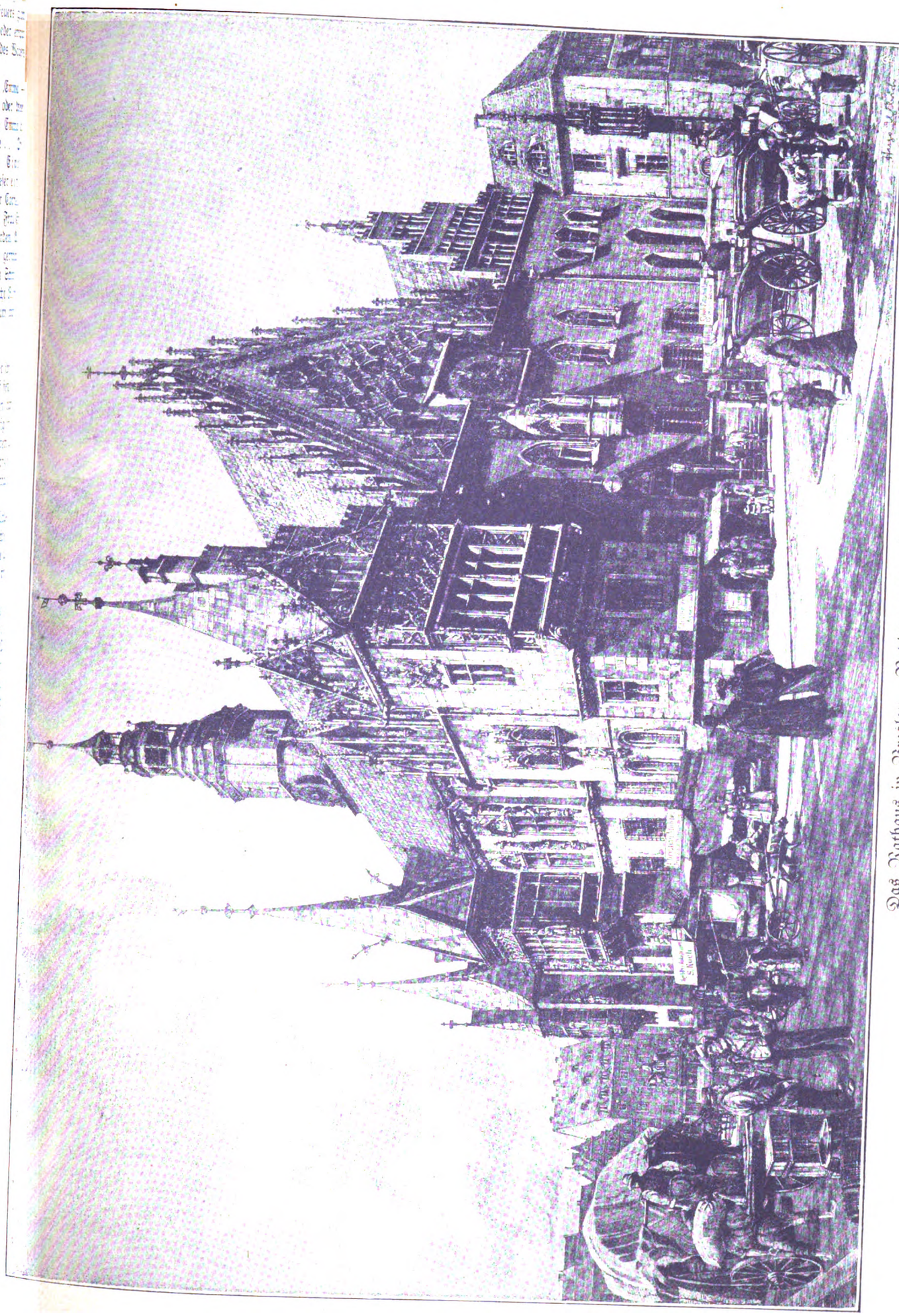
Frau Etta fragte Hajo nach seinem Ergehen. Dreimal habe er nachts gehustet.

Er lachte. Er sei doch gesund — ganz gesund!

Bis Mittag spielte Hajo, da ihm dafür die Stube zu eng und die Tenne zu schmutzig, im Grasgarten mit dem kleinen Hund, der inzwischen zutulich geworden war. Theiß Cornelius schenkte Hajo einen Seestern, den er beim Fischen am Strand gefunden haben wollte, und versprach ihm, von nun an für ihn zu sammeln.

Frau Etta, allein in der Stube, grübelte und überlegte, ob sie mit Johann nach Fedderwarden hinüberfahren solle. Sie ließ auch anspannen. Aber als der Wagen vorm To

Digitized by Google



Das Rathaus in Breslau. Radierung von Hugo Ulbrich.

Digitized by Google

hielt, besann sie sich plötzlich eines andern. Ihr Knabe wollte durchaus mit, was sie auf keinen Fall wünschte. Dreimal nachts gehustet! Lächerlich, gewiß, an sich recht lächerlich, darum ängstlich zu sein. Aber sie konnte von dem Knaben nicht loskommen. Daher hatte sie den Gegenbefehl schon gegeben, sofort wieder auszuspannen.

„Hajo, fehlt dir was?"

„Nein, Mutter, nein — nein! Ich kann's doch nicht bloß dir zu Gefallen sagen!" Der zärtliche Junge trennte sich von Theiß Cornelius und dessen Hund nur, um die Mutter nicht länger allein zu lassen. Er spielte wieder mit ihr Karten und ließ sich hernach das Mittagessen schmecken.

Erst bei der Vespermilch sagte er: „Mutter, ich habe Halsweh."

Frau Etta erschrak heftig. Aber sie antwortete ruhig: „Du hast dich also doch erkältet!"

Als Mutter Cornelius die Stube betrat, bat Etta um Salz. Der Junge sollte gurgeln.

Gurgeln? Das kannte die Alte nicht.

Hajo lachte. Er wollt' es ihr gleich einmal vormachen. Das hatte er bei Vater schon als kleiner Junge lernen müssen. Und Mutter Cornelius konnte es nicht. Und war doch schon so alt.

Frau Etta forschte, ob hier in der Gegend eine Kinderkrankheit herrsche, worauf die kinderlose Frau Cornelius nur zu sagen wußte, um andrer Leute Kinder kümmere sie sich nicht. Sie selber sei nie krank gewesen. Bloß einmal als Mädchen. Da habe sie zu lange auf dem feuchten Deich gelegen.

Gegen Abend packte Hajo ein Schüttelfrost. Kurzerhand steckte ihn Frau Etta ins Bett. Sie blieb bei ihm. An ihren Gatten hatte sie seit Vesperzeit überhaupt nicht mehr gedacht. Jetzt suchten ihn ihre Gedanken wieder, aber in einer andern Weise. Nicht mehr in Verbindung mit seinen Geheimnissen. Nur noch im Wunsch, daß er kommen möge, Hajo sehen und ihm helfen.

Horch! Gott Lob und Dank! Das war der Wagen. Der Pfiff, der die Pferde halten ließ.

Frau Etta blickte auf den Knaben. Sie befühlte ihm den Puls. Hajo lag dabei ganz ruhig. So wagte sie es, hinabzugehen.

Reimer, der von der Ankunft seiner Frau noch nichts erfahren hatte, denn Theiß Cornelius war mit den Knechten beim Göpeldreschen und hatte das Nahen des Wagens überhört, stand sprachlos.

„Ja, ich bin hier", sagte ihm die Gattin schlicht. „Ich bin hier, ganz einerlei, warum! Das nachher! Hajo muß sich stark erkältet haben. Er liegt oben und fiebert. Er klagt, wenn auch nicht schlimm, über den Hals."

„Was — Hajo hast du mit hierhergebracht? Das ist ja ganz unerhört! Wie konntest du nur!" Er stieß Ettas Hand zurück.

„Unerhört? Na, Reimer, ich bitte mir aber aus! . . . Bald wirst du anders darüber denken! Doch lassen wir das. Ich mache mir Sorgen. Bin gestern mittag in der Räucherei gewesen, wo ein krankes Kind lag."

„Wie, im Ort bist du auch mit ihm gewesen? In Ruhwarden und rund umher herrscht Diphtherie! Mein großer Gott — Etta, Etta!"

„Reimer — das — hab' ich nicht gewußt! Was soll ich tun? O Gott — o Gott! Hilf! Reimer — Reimer!"

„Erst will ich ihn sehen."

Dr. Reimer Bojunga riß sich den Mantel herunter und warf ihn im Windfang in die Ecke. Er stürzte nach oben — an das Bett seines Kindes.

„Hajo — Hajo, mein Liebling, was fehlt dir denn?"

„Hals, Vater", sagte Hajo. „Aber ich bin nicht bange. Es tut nur so weh hier."

Der Vater besah den Hals genau. „Noch ist nicht viel zu entdecken. Aber ich werde gleich selbst nach Tossens fahren. Vielleicht ist Edzard wieder da."

Etta hatte nicht mehr vernommen, was Reimer ihr sagte. Ohnmächtig war sie am Bett ihres Jungen zusammengebrochen.

An sich gesund, erholte sie sich bald.

„Nein," entschied sie, „ich will kein Bett! Diese Nacht hab' ich mit Hajo zusammen geschlafen! Ich schlafe auch diese Nacht —"

„Ich verbiete dir, was du da vorhast", sagte Reimer gedämpft. „Du bist ja selbst krank vor Erregung! Na — ja, ganz natürlich! Der Junge kann es sich aber auch anderwärts zugezogen haben", fügte er aus Schonung für Etta hinzu. „In Nordenham sind Einzelfälle vorgekommen. Von den Molkereileuten hat's einer. Daß unser Hajo Diphtherie hat, ist übrigens noch keine Gewißheit."

Als Reimer schon auf der Treppe stand, um schnell hinabzueilen und nochmals davonzufahren, erschien Etta plötzlich dicht hinter ihm. „Wohin willst du? Was sagtest du?" fragte sie.

„Ich will Edzard holen, der in Tossens ist. Auch Schwester Emma!"

„Daß du mir das nicht tust! Emma, weiß ich schon, ist hiergewesen! Sie hat es wirklich gewagt, dich hierher zu begleiten! Ich will allein meinen Jungen pflegen. Ich laß es mir von niemand, am allerwenigsten von Schwester Emma, aus der Hand nehmen! Ich würde sie mit meinen Fingernägeln . . . Daß sie sich nicht untersteht! Jetzt ist unser Liebling krank! Über Emma jetzt kein Wort mehr! Das — das bis morgen!" Etta hielt sich am Treppengeländer fest. Ihr drohte, schon wieder schwindlig zu werden. Um Gottes willen stark sein — jetzt — jetzt!

„Frau, du bist so maßlos aufgeregt, daß ich am besten tu', dir nichts zu erwidern! Ja, darüber morgen!"

Frau Etta ging taumelnd zurück.

Und als der Sanitätsrat gekommen und wieder gegangen war, nachdem er eine Einspritzung gemacht, wußten Reimer und Etta, daß Hajo Diphtherie hatte.

Die Nacht brach an. Im Zimmer des kranken Kindes saßen die Eltern an seinem Bett und wachten.

Der Kleine zeigte sich geduldig. Er hielt die Hand der Mutter und sah dem Vater dabei ängstlich in die Augen. Das Sprechen wurde ihm schwer. „Ich bin nicht bange", sagte er tröstend. „Du auch nicht, Vater? Morgen geh' ich auf den Deich mit Mutter. Und mein Schiff soll schwimmen, aber bei dir, Vater, auf unsrer Graft."

„Ja, ja, mein Schelm!" antwortete der Vater und zeigte mühsam ein heitres Gesicht. „Wir wachen beide bei dir und wecken dich, sobald du gurgeln mußt. Versuch' zu schlafen!"

Aber der Kranke vermochte es nicht. Er lag wachen Auges.

Um Mitternacht kam der erste atemberaubende Krampf mit stärkstem Schüttelfrost.

Reimer stützte Hajo, dem Schweißperlen auf der Stirn standen.

‚Laß ihn mir!' dachte Etta. Aber sie wagte nicht, darum zu bitten.

Da es vorüber und das Kind vor Ermattung eingeschlafen war, fragte Etta: „Reimer, hast du noch Hoffnung? Du tust mir so unsagbar leid! Er ist nicht nur mein Junge! Deiner auch!"

Keine Antwort.

„Reimer, um alles in der Welt, laß ihn besser werden! Wenn er nicht besser wird, wenn er —" Wieder brach Frau Etta ganz in sich zusammen und hing vornüber auf dem Stuhl.

Der Gatte erhob sich und faßte ihr Haupt, um es zu küssen. Etta duldete es. Mit geschlossenen Augen empfing sie sein Liebeszeichen, zuckte nur merklich unter ihm zusammen.

„Reimer, er darf nicht sterben! Geht er von mir fort, so hab' ich nichts mehr, und ich — bin schuldig!"

Digitized by Google

„Denk an Edo! Denk an mich, Etta!“

„Mein Hajo — mein Liebling!“ Sie tastete nach der Hand des Kranken. „Bleib bei mir! Bleib bei mir oder — nimm mich mit!“

„Etta — Etta, setz' nicht alles auf den einen! Versündige dich nicht! Denk auch an uns!“

Wieder saßen die Gatten einander gegenüber. Jetzt hielten beide je eine Hand ihres Kindes und schwiegen.

Endlich Reimer noch einmal bittend: „Denk an uns! Leg' dich nieder, dort aufs kleine Sofa! Ich hole dir Decken.“

„Ich bleibe hier am Bett.“ Etta versuchte, den Gatten feindlich dabei anzublicken. Aber sie vermochte es nicht. Alle Sorgen um sie standen ihm im Gesicht. Ihr Ausdruck wurde wärmer — inniger. „Reimer —Reimer! . .“ rief sie leise. Ihre weitern Worte waren nur noch ein schwaches Stöhnen. — Da öffnete Hajo die Augen und schaute hilfesuchend um sich.

Etta nahm ihn sofort in den Arm, half ihm, stützte ihn — es währte eine lange, bange Zeit — und nannte ihn, als er erleichtert in die Kissen zurücksank, immer wieder mit all den zärtlichen Namen, die sie für ihn hatte, unter denen „Klein-Reimer“ der zärtlichste war.

Sein Vater vernahm es. Aber so — meinte er es noch nie von Etta gehört zu haben.

Wieder wollte er seiner Frau etwas sagen, aber sie wehrte ab. „Hier nicht — hier nicht!“

Er verstand und saß vornübergebeugt da wie ein alter, wegesmüder Mann.

Da erhob sich Frau Etta und ging zu ihm. Sie legte dem Gatten die Hand auf die Schulter und schluchzte ein paarmal auf.

Weil der Kranke sich rührte, war sie sofort wieder still und zog sich auf ihren Platz zurück.

Lange sahen Reimer und Etta einander schweigend an.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Breslau * Von Hans Reisiger.

Vom mährischen Gesenke herab, zuerst ein zaghaftes Stückchen nach Süden strömend, dann durch die Wasserscheide der Beskiden nach Norden umgelenkt, trägt die Oder ihre schweren, langsamen, gelbbraunen Gewässer, wie in stummem Verzicht auf kühnere und farbigere Landschaften, in das oberschlesische Flachland hinein. Sie spült sich ihr von Versandung bedrohtes Bett am schwärzlichen Kohlengebiet vorbei, durch die Bereiche des Kalks und Zementstaubs und weite, oft überschwemmte Wiesen hin, von Weiden, Pappeln und Eichen oder Kiefern gesäumt und vom Goldlicht fruchtbarer Kornbreiten oder vom heißen Gelb duftender Lupinenfelder streckenweise beglänzt.

Die Städte, die sie durchfließt, werfen keine stolzen und schönen Schatten auf ihren Spiegel, kein Abbild von Burgen, Domen oder ehrwürdigen Häusern, und es ist, als glitte ein Seufzen in den langsamen Fluten mit, darüber, daß es ihr nicht vergönnt sein werde, dem fernen Meere eine bilderreiche Kunde von ihrem Lebenslaufe mitzubringen. Da aber verdunkelt sich, indes sie der Mitte Schlesiens sich nähert, der Horizont vor ihr: Eine mächtige steinerne Wolke scheint tief vor ihr gelagert, von Türmen spitz oder stumpf überragt, undeutliches, tausendstimmiges Brausen der Gegenwart und zugleich das lautlose Rauschen der Geschichte ihr entgegensendend: Breslau, Wratislavia, das jahrhundertealte Herz Schlesiens, liegt offen und leibhaftig vor ihr.

Mit Genehmigung des Kunstverlags Theodor Lichtenberg, Breslau.

Ring mit Elisabethkirche zu Breslau. Radierung von Helma Fischer-Lenz.

Nun scheinen ihre Gewässer zum ersten Male wie in tieferem Atemzuge zu schwillen und sich zu dehnen. Gleich als wolle sie diese Größe und Fülle, die sich ihr zum ersten Male entgegenbreitet, so innig und vielfältig wie möglich durchdringen und in sich aufnehmen, spaltet sie ihren Lauf in reiche Adern: die eine, die „Alte Oder“, strömt in weitem nordwestlichen Bogen hoch um die Stadt herum, gleichsam ihre Grenzen abtastend und sich zugleich in den Dienst der Stadt stellend, um, als Kanal ausgebaut, die Großschiffahrt an ihr vorbeizuleiten; die kürzeren Adern verzweigen sich in der Stadt selbst, umarmen kleinere

Digitized by Google

Teile von ihr als „Inseln“: die „Sandinsel“, die „Vorder- und Hinterbleiche“, die „Matthiasinsel“, den „Bürgerwerder“, und füllen mit ihrem abgeleiteten Wasser auch noch den „Stadtgraben“, der die ganze Altstadt, den Kern Breslaus, von Osten, Süden und Westen her umzirkt.

Dies ist der deutliche Grundriß Breslaus: in der Mitte die Altstadt, von dem Stadtgraben und einem Stück Oderlaufs umschlossen, und rings um sie her die fünf Vorstädte: Oder- und Sandvorstadt im Norden, Ohlauer Vorstadt im Osten, Schweidnitzer und Nikolaivorstadt im Süden und Westen.

Das eigentliche Stadtbild Breslaus wird durch die Altstadt bestimmt. Jahrhunderte spiegeln sich hier in der dunklen Oder. Auf Dom- und Sandinsel dicht zusammengedrängt, ragen die schwärzlich rotbraunen Leiber dreier großer Kirchen empor; hier ist das eigentliche Geburtsnest Breslaus, in die feuchten, oft verschleierten, bei Sonnenuntergängen wunderbar schwermütig aufleuchtenden Niederungen gesetzt, leibhaftiger Niederschlag aus den grauen Tiefen slawischer Geschichte. Als ältester der Dom zu St. Johanni, Breslaus Schutzheiligem, im Jahre 1148 vom Bischof Walther begonnen, als Mittelpunkt des ums Jahr 1000 begründeten deutschen Bistums der damals zu Polen gehörigen Stadt, die den Namen Wratislavia trug, nach ihrem ersten Erbauer Wratislaw, dessen W noch heute im Wappen Breslaus steht.

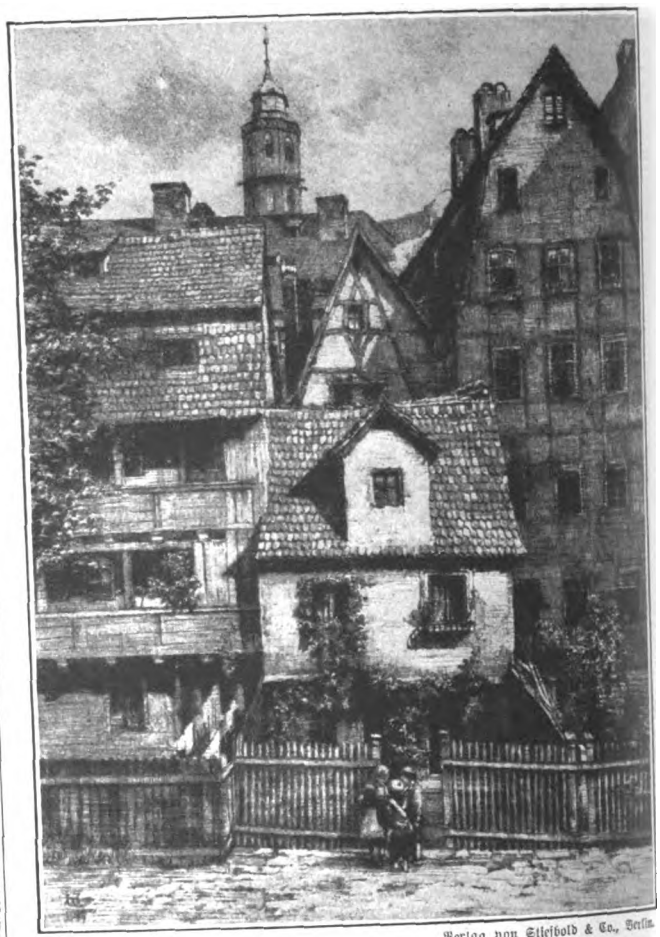
Vollendet wurde dieser gotische Bau im 15. Jahrhundert, um dann im 17. und 18. Jahrhundert noch im Renaissancestil erweitert zu werden. Den mächtigen Türmen brannten im Jahre 1759 ihre Spitzen weg, die ihnen heute noch fehlen. Aus etwas späterer Zeit stammt die neben dem Dom sich erhebende schlankere Kreuzkirche, ein Backsteinhallenbau in Kreuzform, und die schwere,

Mit Genehmigung des Kunstverlages Theodor Lichtenberg (August Koelsch) Breslau.

Christophoruskirche im Winter. Radierung von Hugo Ulbrich.

mächtige Kirche „Unserer lieben Frau auf dem Sande“, gemeinhin Sandkirche genannt, die beide im 13. und 14. Jahrhundert entstanden.

Um diese dunklen, großen Kirchenleiber drängen sich die Behausungen der Kleriker und enge Gäßchen; Mauern am Wasser entlang, von Weinlaub überwuchert, umschließen das steinerne Sumpfnest, und wenn man hier, etwa gegenüber auf der alten Ziegel-Bastion oder Holtei-Höhe, steht und über die Breite der stillen Oder hinweg zur Stunde des Sonnenuntergangs dieses gedrängte Stück alter Welt erblickt, von feuchten, glühenden Luftschleiern phantastisch überbaucht und umzüngelt, so ist es einem, als hörte man die alten Silberschätze im Innern der dunklen Steinleiber leise klirren und als tönten die schweren Mauern noch von uralten Orgelmelodien und Chorälen zum Ruhme des in fremdes Land vorgeschobenen mächtigen deutschen Bistums, das zu seiner Zeit wegen seines Reichtums das „Goldene“ ge-



Verlag von Stiefbold & Co., Berlin.

An der Kätzeohle. (Hinter der Stadtmauer.) Radierung von Hugo Ulbrich.

nannt wurde. Ich kenne nur eine Stadt, die Bilder von ähnlicher schwermütiger Macht in sich birgt: Prag.

Auf die Geschichte dieses Bistums sei hier nur andeutend hingewiesen. Es wurde im 14. Jahrhundert durch den Erwerb des Fürstentums Grottkau und Neiße zum Fürstbistum, was es bis heute geblieben ist. Sein Sprengel erstreckt sich auch über Teile von Österreichisch-Schlesien sowie seit 1853 auch über die katholischen Gemeinden von Brandenburg und Pommern.

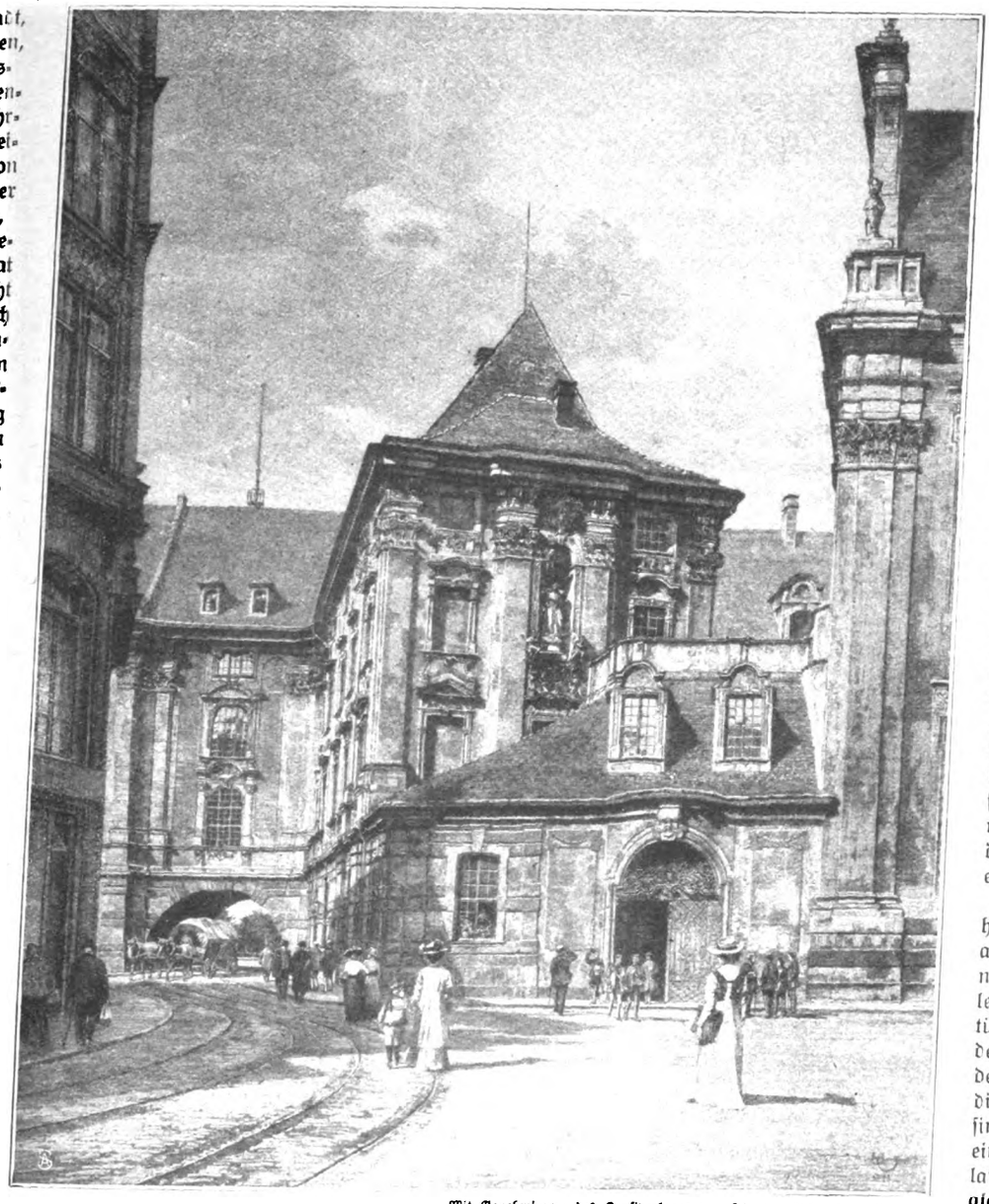
Jene wunderbare Schwermut liegt — gleichsam wie über einem stehenden Gewässer — über Alt-Breslau überhaupt, trotz der lebhaften, kräftigen Geschichte, die es hat, und trotzdem es eine der wenigen deutschen Städte war, die den Dreißigjährigen Krieg fast ungeschwächt überdauerten. Die weltliche Herrschaft über die Stadt war im Jahre 1163 von Polen an die selbständigen Piastenherzöge übergegangen, unter denen eine lebhafte Einwanderung deutscher Kolonisten erfolgte; der letzte Herzog von Breslau, Heinrich VI., verkaufte die schon völlig deutsche Stadt im Jahre 1327 an Böhmen, das sie schließlich 1526 an Ferdinand von Österreich verlor. Friedrich der Große riß sie dann zu Preußen, für dessen Befreiung im Jahre 1813 sie der eigentliche Ausgangspunkt wurde.

Jene stille Schwermut Breslaus ist auch nicht verscheucht worden durch den gewaltigen Aufschwung, den es als Handels- und Industriestadt genommen und der es unter den Städten Preußens an die zweite Stelle gehoben hat, vor allem durch Weiterleitung der gewaltigen Güter Oberschlesiens, deren Abgang für Breslau unersetzlich wäre. Über dem lebhaft freundlichen Wesen der Bevölkerung, die in den Straßen wimmelt, liegt irgend etwas unbestimmbar Nachlässiges, Weiches, Redseliges, etwas dem ein lichen Sichgehenlassen Verwandtes; die äußeren Einrichtungen

Digitized by Google

der alten Stadt, ihre Anlagen, Vergnügungsstätten, Straßenbahnen, Fuhrwerke, tragen einen Hauch von Abseitigkeit oder Verträumtheit, trotz allem Getriebe. Man hat gleichsam nicht das Gefühl, sich hier zusammennehmen und dem Leben mit blankgeputzter Haltung entgegentreten zu müssen: Alles geht seinen gemütlichen Gang, und irgendwie scheint das Seelische, Religiöse, Kirchliche leise in das öffentliche Leben einzuströmen. Man hat — trotzdem der größere Teil der Bevölkerung protestantisch ist — ein starkes Gefühl von Katholizismus, der aber durchaus von deutschem Empfinden beherrscht ist, wie überhaupt die Bewohner Breslaus, als Erben der alten Kolonisatoren gegen Osten, leidenschaftliche Patrioten sind. Man begreift irgendwie aus der Tiefe heraus, weshalb hier die seit 1523 mächtig gewordene Reformation nicht so sonderlich kampflustig war, sondern Bischof, Domkapitel und Mönche in ruhigem Besitze ließ. Ein allgemeines, wortloses Verstehen der eigentlichen inneren Angelegenheiten des Menschenherzens, eine Erfahrung in den allen Lebenden gemeinsamen Sorgen und Kümmernissen, Krankheiten und Schmerzen liegt tief im Wesen dieser Bevölkerung, ein gelindes Überlassen der Lösung aller Schwierigkeiten an einen Höheren. Nie habe ich, als ein Protestant, so den Zauber des katholischen Kultus empfunden als etwa in einer Maiandacht in einer der alten wunderbaren Kirchen Breslaus.

Ein solches Wesen der Bevölkerung, das auch durch das schwere, feuchte Niederungsklima Breslaus, des Paradieses der Mücken, beeinflußt wird, fügt sich so wundersam in die alten engen



Mit Genehmigung des Kunstverlages von Theodor Lichtenberg, Breslau.

Die Universität in Breslau. Radierung von Hugo Ulbrich.

Straßen der innersten Stadt. Das herrliche spätgotische Rathaus, im 14. bis 16. Jahrhundert erbaut, blickt mit seiner altersgeschwärzten Buntheit und Zierlichkeit so innig und verwandt darauf nieder. Der trauliche, nicht übermäßig saubere „Ring" umgibt es, mit seinen Verkaufsbuden und mit der alten Staupsäule und seinen vier so absonderlich benamsten Straßenseiten, die wie aus einer Märchenstadt klingen: Goldene Becherseite, Grüne Röhrseite, Naschmarkt, Sieben Kurfürstenseite. Und umwanderst du, in die Promenade einbiegend, am „Stadtgraben" hin die Altstadt, an diesem braunen, grünlich schillernden Grabentümpel entlang, dessen hohe Borde mit Efeu dicht bewachsen sind und auf dem ein paar weltverlassene Schwäne gleiten, und steigst zu der leicht ergrauten Liebichshöhe empor und wendest dich dann vielleicht wieder zu jener alten Ziegelbastei, auf der das Denkmal Holteis steht und von wo sich dir im Abendschein jener volle, stille, glühende Blick auf die getürmte Sand- und Dominsel auftut — so magst du dich wohl jäh von einer so erschütternden Wehmut, von einem solch stummen Gefühl der Einsamkeit alles Lebendigen ergriffen fühlen, daß du die Tränen nicht unterdrückst. Und nun hörst du vielleicht der hinabgleitenden, scheidenden Oderfluten lautloses Lied, das da ein Dank ist, zwischen diesen Mauern geschmückt worden zu sein mit dem Widerschein einer Krone, die als eine der östlichsten Städtekronen Deutschlands vor der gestaltlosen Weite Polen—Rußlands in starker Eigenart und mit aller innigen Bedeutung der Geschichte leuchtet.

Feuerkugeln und Steinfälle * Von Cuno Hoffmeister.

Am 1. Juli dieses Jahres ist im linksrheinischen Deutschland, westlich von Bingen a. Rh., im Hunsrück, ein großer Meteoritenfall erfolgt. Das Meteor war vorher innerhalb einiger Sekunden in einer 900 Kilometer langen Bahn über Ungarn, Österreich und Deutschland hinweggezogen und schließlich 28 Kilometer hoch über dem Hunsrück durch den Luftwiderstand zum Stillstand gekommen. Unter starkem Donner ging darauf ein Steinregen nieder, doch sind nur wenige Bruchstücke gefunden worden. Zwei davon liegen vor mir auf dem Schreibtisch.

Unter den Himmelserscheinungen verdienen die großen Meteore oder Feuerkugeln schon darum besondere Aufmerksamkeit, weil jedermann ohne weiteres in die Lage kommen kann, sie wahrzunehmen. Sie drängen sich dem Beschauer auf, ohne daß dieser irgendwelche Hilfsmittel in Anwendung bringt oder auch nur nach ihnen Ausschau hält. Das Überraschende ihres Auftretens, ihre manchmal gewaltige Lichtstärke und wunderbare Farbenpracht machen sie zu den eindrucksvollsten Schauspielen, die der Sternenhimmel uns überhaupt bietet, und nur ihre verhältnismäßige Seltenheit und die leider immer noch geringe Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse bringen es mit sich, daß auch von dieser Gruppe der Naturerscheinungen nur wenigen Menschen etwas Näheres bekannt ist.

Noch ein weiterer Umstand ist indessen zu berücksichtigen, der gerade auf diesem Gebiet irrtümliche Auffassungen begünstigt: das

Digitized by Google

sind die zahlreichen Sinnestäuschungen, denen die Beobachter großer Meteore nur allzuleicht unterliegen. Beim Vorüberziehen einer Feuerkugel vermeint man Hitze zu spüren, hört Zischen und Brausen und glaubt schließlich fest, daß das Meteor, dem man meist die Größe einer Faust oder eines Kinderkopfes beilegt, in nächster Nähe zu Boden gefallen sein müsse. Der Astronom, der sich mit der Erforschung der Meteore befaßt, erhält bei jeder größeren Erscheinung dieser Art ähnliche, auf Irrtum beruhende Berichte, und oft ist es kaum möglich, die Einsender solcher Nachrichten zu überzeugen, daß sich der beobachtete Vorgang in hundert oder mehr Kilometer Entfernung von ihnen abgespielt habe. Schon der Umstand, daß eine Feuerkugel, die beispielsweise über Mitteldeutschland hinwegzieht, im gleichen Augenblick oft von der Meeresküste bis zum Alpenland hin gesehen wird, beweist, daß es sich dabei nicht um einen kleinen Leuchtkörper handeln kann, der irgendwo in der Nähe eines Beobachters zu Boden fällt, sondern daß die Erscheinung sich zum mindesten in großer Höhe über der Erdoberfläche abspielen muß. Die Erde ist bekanntlich eine an den Polen sehr wenig abgeplattete Kugel, die frei im Weltraum schwebt. Der Weltraum muß als völlig luftleer betrachtet werden, denn wenn er dies nicht wäre, so würden die Weltkörper in ihren Bahnen einen Widerstand finden, ihre Bewegung würde gehemmt und schließlich ganz vernichtet werden, so daß beispielsweise die Planeten in die Sonne stürzen müßten. Die Luft umgibt unsere Erdkugel allseitig in einer gleichmäßigen Schicht, deren Höhe man zu etwa 300 Kilometer annehmen kann. Erscheint uns diese Höhe auch sehr beträchtlich, so ist sie doch recht gering im Vergleich zur Größe des Erdkörpers.

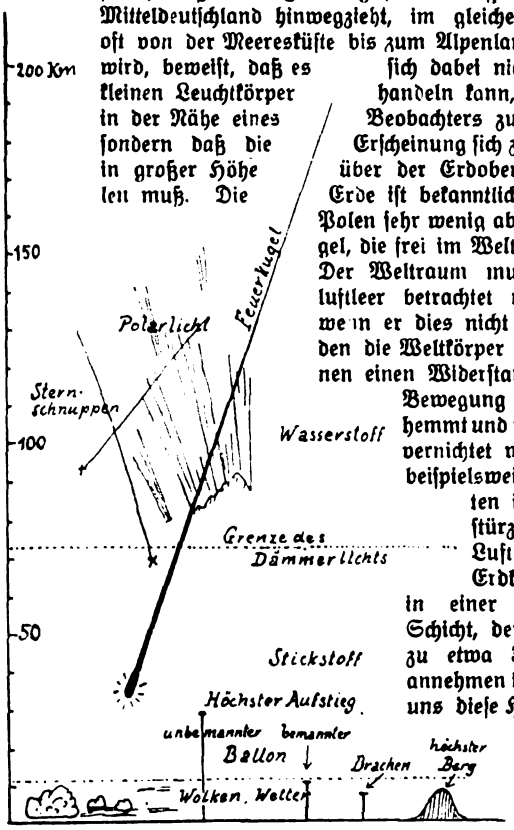


Abb. 1. Idealer Schnitt durch die irdische Lufthülle.

Denken wir uns diesen als einen Globus von etwa 130 Zentimeter im Durchmesser, so würde die Luftschicht nicht höher als drei Zentimeter ausfallen, und dabei ist in größeren Höhen die Luft bereits so verdünnt, daß unsere besten Hilfsmittel kaum hinreichen würden, ihre Spuren nachzuweisen. Abb. 1 stellt einen idealen Schnitt durch die irdische Lufthülle dar. Man nimmt an, daß in größeren Höhen die leichteren Gase vorherrschen. Während am Erdboden die Luft eine Gasmenge von 21 Teilen Sauerstoff, 78 Teilen Stickstoff und geringen Beimischungen anderer Gase ist, würde mit der Höhe zunächst der Gehalt an dem leichteren Stickstoff noch zunehmen und schließlich der Wasserstoff das Übergewicht gewinnen. Alle Vorgänge, die wir als Wetter bezeichnen, also alle Wolkenbildungen, spielen sich übrigens in der untersten, nur etwa 11 Kilometer hohen Schicht der Lufthülle ab. Wie stark die Verdünnung der Luft in den höheren Schichten sein muß, geht daraus hervor, daß diese unterste Schicht, die Troposphäre, obgleich sie räumlich nur etwa ein Dreißigstel des ganzen Luftozeans ausmacht, doch drei Viertel der gesamten Luftmasse in sich vereinigt! In den oberen Luftschichten haben ihren Sitz die Polarlichter, die wahrscheinlich durch elektrische Strahlungen der Sonne verursacht werden, und die Meteore. Unter dieser letzteren Bezeichnung faßt man im heutigen wissenschaftlichen Sprachgebrauch die kleineren und größeren Erscheinungen dieser Art, also die Sternschnuppen und Feuerkugeln, zusammen.

Über die Natur der Meteore bestand noch vor nicht allzu langer Zeit ein Widerstreit der Meinungen unter den Gelehrten. Es sind erst etwa 120 Jahre verstrichen, seitdem die Beobachtungen der deutschen Physiker Brandes und Benzenberg in Göttingen des Rätsels Lösung brachten. Vordem hatte man geglaubt, daß die Sternschnuppen vielleicht durch Entzündung brennbarer Gase entständen, hatte sie etwa auf die gleiche Stufe mit dem Blitz gestellt, bis durch jene Beobachtungen erwiesen wurde, daß die Sternschnuppen zweifellos sehr kleine Weltkörper sind, die sich mit mindestens der Geschwindigkeit der Planeten durch den Raum bewegen und beim Eindringen in die Lufthülle der Erde durch den Widerstand der Luft zum Glühen und Verdampfen gebracht werden. Etwa gleichzeitig mit der Erlangung dieser Kenntnis, nämlich im Jahre 1798, wurde durch den großen Meteoritenfall von Laigle in Frankreich die bis dahin oft und hartnäckig bestrittene Annahme bestätigt, daß Steine, d. h. Bruchstücke solcher kleinen Weltkörper, vom Himmel fallen können. Die astronomische Theorie der Sternschnuppen ist dann später durch den italienischen Astronomen Schiaparelli ausgebaut worden.

Das große Publikum weiß auch heute noch von den Sternschnuppen und Feuerkugeln recht wenig, und es sei deshalb nochmals ausdrücklich festgestellt: Die Meteore sind sehr kleine Weltkörper, Steine oder Eisenmassen im Gewicht von Bruchteilen eines Grammes aufwärts bis zu mehreren Zentnern, die sich mit außerordentlich großer Geschwindigkeit bewegen, an sich kalt und dunkel sind und erst, wenn sie in die irdische Lufthülle eindringen, erhitzt und zum Glühen gebracht werden. Mit den Sternen haben die Sternschnuppen also nichts zu tun. Jene sind mächtige Weltkörper, manchmal viel größer als unsere Sonne, die uns nur wegen ihrer unvorstellbar großen Entfernung als winzige Punkte erscheinen, die Meteore dagegen sind kleine Steinchen, meist nicht größer, als wir sie auf der Straße oder im Bett eines Baches finden, und bewegen sich in geringem Abstand von uns durch den irdischen Dunstkreis, gehören also, sobald sie aufleuchten, gewissermaßen zur Erde. Welch gewaltiger Unterschied! Und doch erscheinen uns die Sterne und die Sternschnuppen etwa von gleicher Helligkeit, was nur verständlich wird, wenn wir die sehr verschiedenen Entfernungen berücksichtigen.

Die Höhen, in denen die Sternschnuppen aufleuchten und erlöschen, liegen meist zwischen 150 und 70 Kilometer. Feuerkugeln, die sich von den Sternschnuppen wahrscheinlich nur durch ihre Größe unterscheiden, kommen dagegen gelegentlich bis auf 15 oder 20 Kilometer der Erdoberfläche nahe. Ihre Geschwindigkeit beträgt zwischen 40 und 80 Kilometer in der Sekunde, ist also hundertmal so groß wie die eines Gewehrgeschosses. Nur so erklärt es sich, daß diese Körper bereits durch den Widerstand der äußerst verdünnten oberen Luftschichten zum Glühen gebracht werden. Die dabei erzeugte Wärme ist so groß, daß kleinere Meteore fast im Verlaufe eines Augenblicks nicht nur zur Weißglut gebracht, sondern auch schon verdampft sind. Noch niemals ist eine Sternschnuppe zur Erde gefallen! Alle gegenteiligen Angaben beruhen teils auf den eingangs erwähnten Sinnestäuschungen, teils hat man Gegenstände durchaus irdischer Herkunft irrtümlicherweise mit den Sternschnuppen in Verbindung gebracht.

Je größer dagegen der eingedrungene Weltkörper ist, desto länger wird er der verzehrenden Glut Widerstand leisten. Das ist der Grund, warum die großen Feuerkugeln fast stets viel längere Bahnen durchlaufen und viel tiefer herabkommen, ehe sie erlöschen. Meist aber teilen auch sie das Schicksal der Sternschnuppen und werden in Gas und Staub verwandelt, ehe sie die Erde erreichen können. Letzteres ist in seltenen Fällen möglich, wenn die Massen des Meteors so groß sind, daß Teile davon die Wirkung der Hitze überdauern können. Man spricht dann von einem Meteoritenfall. Für den einzelnen Ort ist diese Erscheinung naturgemäß recht selten. Im allgemeinen finden Meteoritenfälle doch wohl häufiger statt, als man meist annehmen wird, denn oft es zwar geneigt ist, vorkommen, daß die Feuerkugel beobachtet wird,

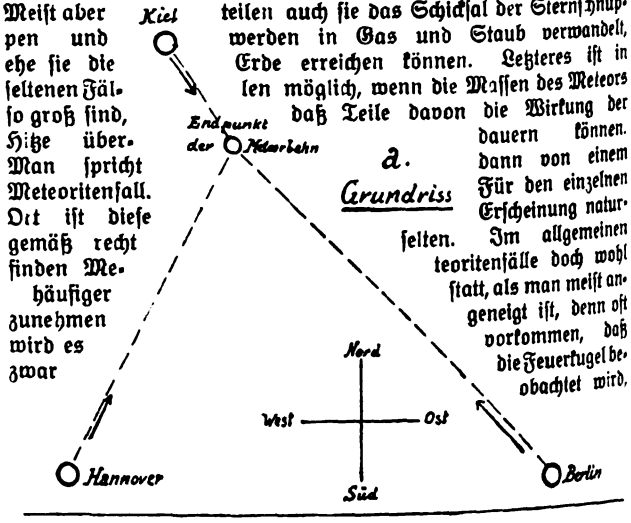
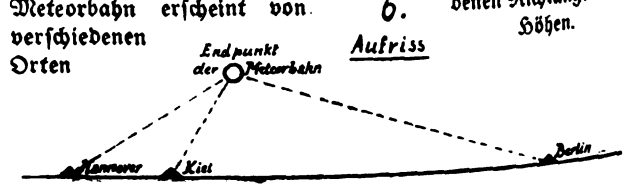


Abb. 2. Der Endpunkt einer Meteorbahn erscheint von verschiedenen Orten aus in sehr verschiedenen Richtungen und Höhen.



Digitized by Google

die herabgefallenen Steine aber nicht gefunden werden, weil der Niederfall ungesehen in einem Walde oder an einem sonst entlegenen Ort erfolgte. Daß Menschen von einem Meteorstein erschlagen worden sind, ist auch schon dagewesen, dagegen müssen die gelegentlich durch die Tagespresse verbreiteten Nachrichten von Brandstiftungen durch Meteore wohl meist in das Reich der Fabel verwiesen werden, denn es ist ein großer Irrtum, wenn man annimmt, die Meteoriten kämen glühend herab.

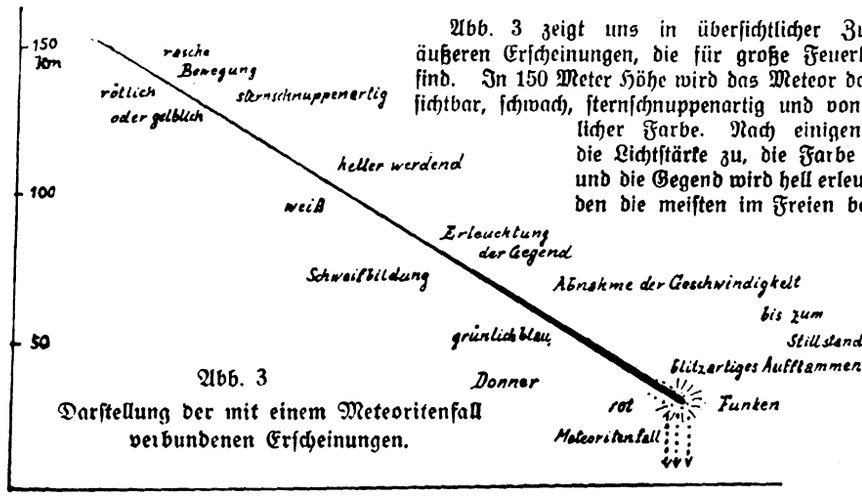


Abb. 3

Darstellung der mit einem Meteoritenfall verbundenen Erscheinungen.

Abb. 3 zeigt uns in übersichtlicher Zusammenstellung die äußeren Erscheinungen, die für große Feuerkugeln kennzeichnend sind. In 150 Meter Höhe wird das Meteor dem Beobachter zuerst sichtbar, schwach, sternschnuppenartig und von gelblicher oder rötlicher Farbe. Nach einigen Sekunden nimmt die Lichtstärke zu, die Farbe geht in Weiß über, und die Gegend wird hell erleuchtet. Jetzt erst werden die meisten im Freien befindlichen Personen auf die Erscheinung aufmerksam und können den meist überaus glänzenden und farbenprächtigen Endverlauf des Meteors noch verfolgen. Mit der Zunahme des Lichtes sieht man auch die verdampften Massen als Schweif zurückbleiben. Schon macht sich aber der Luftwiderstand fühlbar, und die Feuerkugel zieht merklich langsamer. Immer noch steigert sich indessen die Helligkeit, und die Farbe nimmt einen grünlichblauen Ton an. Plötzlich beginnt das Licht zu flackern, das Meteor scheint fast stillzustehen, einige mächtige Blitze blenden das Auge, und die Erscheinung hat ihr Ende erreicht. Nur einige rote Funken und der in der Bahn zurückgebliebene Schweif geben dem Auge noch Zeugnis von ihr. Dafür kommt bald das Ohr zu seinem Recht, denn die beschriebenen Vorgänge verlaufen nicht geräuschlos. Nicht allein bei der Hemmung der Geschwindigkeit am Endpunkt, sondern bereits in höheren Teilen der Bahn entsteht durch die starke Lufterschütterung Donner und Knall von einer Stärke, die dem Donner der schwersten Geschütze mindestens gleichkommt. Wegen der Entfernung von meist einigen Zehnern von Kilometern erreicht der Donner das Ohr des Beobachters indessen erst nach einigen Minuten, zu einer Zeit also, da die Lichterscheinungen längst vorüber sind. Angst und Schrecken vermag dieser aus heiterem Himmel kommende Donner zu verbreiten. Am 18. Februar 1912, als ein glänzendes Meteor über Thüringen hinwegzog und trotz des Sonnenscheins zahlreiche Blicke auf sich lenkte, entstanden aus Anlaß der gewaltigen, kanonenschußartigen Schläge, die weithin vernommen wurden, abenteuerliche Gerüchte über Gasanstalts- und Pulverexplosionen, und bei dem Meteoritenfall von Treysa in Hessen am 3. April 1916 flüchtete ein Teil der Bewohner erschreckt in die Keller, in der Meinung, ein feindlicher Flieger werfe Bomben ab. Auch der Absturz der Meteoriten erfolgt stets erst einige Zeit nach den Lichterscheinungen. Manchmal kommt nur ein einzelnes großes Stück herab, manchmal ein wahrer Hagel von Tausenden kleinerer Steine. Nach ihren Bestandteilen unterscheidet man Eisen- und Steinmeteoriten. Zu letzteren zählen auch die gelegentlich abgestürzten glasartigen Massen. Alle diese Erscheinungen verlaufen nicht immer in derselben Weise. Vielmehr zeigen sich von Fall zu Fall starke Verschiedenheiten, wie dies nach der Natur der Dinge nicht anders zu erwarten ist. Übrigens sind die Astronomen bei der Erforschung der großen Meteore fast ausschließlich auf die Angaben zufälliger Augenzeugen angewiesen, denn vorausberechnen kann man diese Erscheinungen nicht. Daher sollte jedermann, der eine große Feuerkugel beobachtet, seine Wahrnehmungen, insbesondere hinsichtlich der Bahn des Meteors, einer Sternwarte mitteilen. Er leistet damit der Wissenschaft unter Umständen einen nicht zu unterschätzenden Dienst.

Es dürfte noch von Interesse sein, zu erfahren, wie man denn die Höhen ermittelt, in denen die Meteore aufleuchten und erlöschen. Es geschieht dies mit Hilfe von Beobachtungen aus verschiedenen Orten. Da nämlich die Erscheinung dem Beobachter ziemlich nahe ist, sieht man sie von verschiedenen, nicht einmal weit voneinander entfernten Stellen der Erde aus auch an verschiedenen Punkten des Himmels. Derjenige, über den das Meteor hinwegzieht, sieht seine Bahn durch den Scheitelpunkt gehen, ein Beobachter, der hundert Kilometer davon entfernt steht, wird dagegen die Bahn näher am Horizont sehen. Ähnlich ist es mit der Richtung, in der der Anfangs- und Endpunkt der Bahn erscheint. Nehmen wir an, ein Meteor erlösche beispielsweise über der Gegend von Lübeck, so wird man diesen Vorgang von Berlin aus im Nordwesten, von Hannover im Nordnordosten, von Kiel aus im Südosten beobachten können (Abb. 2a). Hat man umgekehrt diese Richtungen und soll die Lage des Endpunktes finden, so braucht man nur die Richtungsstrahlen von den betreffenden Orten aus in die Landkarte einzutragen, um genähert den Punkt zu finden, über dem das Meteor erlosch. Zur Ermittlung der Höhe dienen dann die beobachteten Höhenwinkel (Abb. 2b).

Das moderne Siedlungswesen * Von Curt Bauer.

Schluß: Organisation des Siedlungswesens.

Die Idee des Siedelns liegt heute in der Luft. Unzähligen erscheint es eine vitale Notwendigkeit. Tatsächlich jedoch sind seine praktischen Versuche noch immer in den Anfängen steckengeblieben. Namentlich fand sich für die Mittel und Wege dazu bisher keine allseitig befriedigende Lösung. Die wesentlichsten Hindernisse bilden die Höhe der Arbeitslöhne sowie des Materialpreises und das spekulative Unternehmertum. Auch der Regierung fehlte trotz der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Fragen für das gesamte Volksleben die nötige Initiative. So sieht sich der Siedlungslustige stets vor den alten Bescheid gestellt: Zum Siedeln gehört Geld! Er besitzt indessen nur Arbeitskraft. Auch an Land fehlt es nicht, das Städte und Gemeinden überall bereitwilligst unentgeltlich zur Verfügung halten. Daher scheitern die meisten Siedlungsversuche an der Geldfrage. Die von der Regierung bewilligten Zuschüsse sind viel zu gering, um selbst bei der billigsten Baumethode das bescheidenste Heim errichten zu helfen. Zweifellos fänden sich Privatleute, die Geld auf Hypotheken für Siedlungen hergeben würden. Aber wo sie erkunden? Der moderne Mensch ist so daran gewöhnt, seinen Rückhalt in allgemeinen Organisationen zu suchen, daß seine Initiative zur privaten Fühlungnahme im einzelnen leicht versagt. Hier täte zunächst eine großzügig organisierte Propaganda not, deren Aufgabe es wäre, die erforderlichen Geldmittel nachzuweisen. Neben dem Nachweis von Hypotheken müßten Kollekten im ganzen Lande veranstaltet werden. Werbung von

Digitized by Google

Mitgliedern mit kleinsten Beiträgen müßte einen Fonds gründen helfen, der dem unbemittelten Siedlungslustigen den Anfang ermöglicht: Vorschüsse, die auf sein Grundstück geschlagen und später allmählich von ihm mit Zinsen zurückgezahlt werden. Vor allem hätte diese Propaganda aufklärend und aneifernd auf die breiten Massen zu wirken. Denn es genügt nicht, daß die Sache des Siedlungswesens heute in allen Köpfen spukt. Um der Menge von ihr eine konkrete Vorstellung zu übermitteln, muß für sie die präzise Formulierung gefunden werden, die jedermann ihre Bedeutung und Realisierungsmöglichkeit veranschaulicht.

Inzwischen hat man zur Verbilligung einfacher Bauweisen durchgreifende Mittel und Wege gefunden. Erdstampfbau, Schilfdach usw. ermöglichen es, ein überall an Ort und Stelle zu hebendes Material kostenlos zur Aufführung von Siedlungshäusern zu verwenden. Dabei handelt es sich um eine dauerhafte, bereits von unseren Vorfahren erprobte Bauweise, über die Siebold u. a. eine einwandfreie, reichhaltige Literatur gesammelt haben. Zur Vermeidung der hohen Löhne hat man hie und da Baufreundschaften gegründet. Eine Anzahl von Siedlern mit ihren Familien hilft sich in der freien Zeit gegenseitig unter Führung fachlich geschulter Handwerker ihre Häuser errichten. Dies überaus verbilligende Verfahren ermöglicht es dem Siedler, sein Grundstück so wenig mit Zinsen zu belasten, daß er darauf nicht teurer wohnt als in seiner städtischen Wohnung und daß er die Siedlung überdies durch Amortisation in seinen Besitz zu bringen vermag. Indessen stellen sich der Gründung von Baufreundschaften für viele Siedler unüberwindliche Hindernisse entgegen. Ihre berufliche Tätigkeit liegt oft zu entfernt vom Siedlungsgebiet, als daß ein Mithelfen in der freien Zeit dort möglich wäre. Um jedoch seine Familie während der Bauzeit an Ort und Stelle zu unterhalten, dazu fehlen dem Siedler die Mittel. Außerdem dürften dem Intellektuellen selten physische Kräfte und Gewohnheit zur Verfügung stehen, um sich selbsttätig an den Baufreundschaften zu beteiligen. Hier wäre einer propagandistischen Sammelstelle Gelegenheit geboten, Geldmittel unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse in einer Weise vorzustrecken, daß jede selbsttätige Mitarbeit eine geringere Zinsbelastung der Siedlung bedeutet.

Eine Aufgabe von weitgehendster Wichtigkeit wird im Siedlungswesen dem Architekten zufallen. Denn einfach bauen, heißt keinesfalls unschön bauen. Vielmehr erfordert es die höchste Kunst, in der primitivsten Form Zweckmäßigkeit und Schönheit zu vereinen. Auch die Siedlung muß der Persönlichkeit des Eigentümers und seinen individuellen Bedürfnissen gerecht werden, soll er sich bodenständig und behaglich fühlen. Das Streben zu größter Einfachheit darf dies Ziel nicht behindern. Mit den gleichen Mitteln läßt es sich erreichen. Man kann beispielsweise das Licht durch zwei symmetrisch an einer Wand angebrachte Fenster in die Wohnküche führen, so daß diese kalt und stimmungslos bleibt. Oder man kann diese Fenster einander an zwei Wandecken so gegenüberstellen, daß zwischen ihnen eine belichtete Eßtischecke Platz findet und sich so der Raum der Wohnküche anheimelnd einteilt. Schon der Beruf des Siedlers wird bei der Anlage des Hauses eine wesentliche Rolle spielen. Der Arbeiter oder der Handwerker braucht eine andere Raumverteilung als der Intellektuelle. Aus diesen Gründen bereits ist die von vielen Kreisen angestrebte Typisierung durchaus zu verwerfen. Die durch sie zu erzielenden Ersparnisse sind zu gering gegenüber ihren nie wieder gutzumachenden kulturellen Nachteilen. Es hieße geradezu, dadurch die Kultur der Zukunft im Siedlungswesen verbauen. Die zweckmäßige Vielgestaltigkeit, das persönliche Gepräge ist es eben, das im Siedler und in seinen Kindern die Freude an der Förderung des eigenen Besitzes wach hält. Sie allein vermag auch den Vorübergehenden anzusprechen. Was erfreute uns wohl am Anblick alter Städte, wenn nicht jene architektonische Eigenart und Vielgestaltigkeit, die vom Geiste und vom Leben der einstigen Bewohner künden? Man denke nur an die Belebung der Wanderfreudigkeit der Jugend, die in den Volkshäusern der Siedlungen Unterkunft fände und so, durch ganz Deutschland ziehend, eine anregende und lebendige Heimatkunde zu treiben vermöchte. Also bereits in der primitivsten Anlage muß der Keim zu ihrer logischen Weiterentwicklung vorhanden sein, soll die Kultur des Siedlungswesens nicht an ihrer eigenen Primitivität zerschellen. Dazu bedarf es des geschickten Architekten, der Seele wie äußere Lebensumstände des einzelnen Siedlers kennt und seine künftigen Bedürfnisse verständnisvoll vorauszuahnen imstande ist.

Namentlich gilt dies für den Bebauungsplan einer ganzen Siedlung. Die Lage der Straßen zum Volkshause, dem geistigen Zentrum der Siedlung, wo die Jugend auf grüner Wiese ihre Spiele und Tänze abhält, die Bewohner sich zu Unterhaltung und Vorträgen versammeln, erlangt immer größere Bedeutung, je weiter die Siedlung sich entwickelt, ihre Kultur sich zu einem das Ganze zusammenhaltenden Faktor emporschwingt. Ferner wird die überwiegende Art der Bevölkerung, aus der die Siedlung besteht — ob dies Bergleute, Landarbeiter, Handwerker, Intellektuelle sind — sowohl das einzelne Haus als auch den Bebauungsplan der Siedlung bestimmen und ihr bereits architektonisch eigenen Charakter aufdrücken. Sodann wäre im Straßenplan die Lage der Siedlung zu den großen Verkehrsstraßen, zum Markte der Stadt, zu den Eisenbahnlinien zu berücksichtigen. Da sich jede Verbauung in dieser Richtung bald rächen würde, so dürfte keine kleinste Siedlung angelegt werden, ohne daß vorher ein weitblickender Bebauungsplan zugrundegelegt wird. Zunächst mag davon noch so wenig ausgeführt werden, was jedoch gebaut wird — und sei es das erste Haus —, müßte sich nach seiner Angabe errichten. Wäre gleich die ganze Umgebung noch eine bloße Sandwüste: auf dem Bebauungsplan müßte sie bereits in eine blühende Strecke umgewandelt sein und davon zeugen, was sie einst werden soll. Nur so schützen wir die Kultur des Siedlungswesens vor dem Schicksal der modernen Städte, deren nüchterne Planlosigkeit heute vergeblich nach städtebaulichen Korrekturen ringt.

Will man das Siedlungswesen nicht nur als einen vorübergehenden Notbehelf der Zeit betrachten und seine künftige Entwicklung nicht im Keime ersticken, so ist eines im Auge zu behalten: Seine praktische Organisation steht im engsten Zusammenhange mit seiner Kulturaufgabe. Eines ohne das andere bleibt halbe Arbeit, denn unsere künftige Kultur hängt von der Gesundung an der Scholle, der deutschen Erde, ab. Große, sehnsüchtig harrende Volksmassen mit Arbeitskraft und -willen suchen sie im Siedlungswesen. Wort und Schrift dürfen heute nicht ruhen, um dasjenige, was diese vielen tatkräftigen Volksgenossen ahnend erstreben, ins klare Bewußtsein aller zu leiten. Das Geringste, das der einzelne beizusteuern vermag, wächst ins Riesige, sobald sich alle zielbewußt zusammenschließen. Gilt es doch der daniederliegenden Volkskraft Gesundung, die jedermann in gleichem Maße zugute kommt, dem Städter ebenso wie dem Siedler selbst.

Unterredung mit Fritzchen * Von Friedrich Hussong.

Eine schlichte Frau in Filzpantinen und Arbeitsschürze öffnete mir die Tür.

„Ach, entschuldigen Sie, sind Sie wohl Frau Schnösel?"

„Ja doch!"

„Könnte ich wohl mal Ihren Sohn Fritz sprechen?"

„Jott nee," sagte die schlichte Frau, „hat se wieder wat ausjefressen, die Rotzneese?"

„Nicht doch, Frau Schnösel, ich komme wegen der religionslosen Schule. Ihr Sohn ist doch derselbe Fritz Schnösel, der bei der Kinderkundgebung im Lustgarten für die religionslose Schule die bemerkenswerte Ansprache gegen den Kultusminister Haenisch gehalten hat."

„Det wird wohl sind. Hat's ihm ja der Rechtsanwalt Meyer acht Tage lang injetrichtert. Ich war nich dabei. Mir hängt det armslang zum Hals raus."

„Frau Schnösel, ich interessiere mich sehr für die neueste Jugendbewegung. Sehen Sie, wer die Jugend hat, hat die Zukunft . . ."

„Nu kommen Sie auch noch damit", sagte die Frau. „Damit liegt uns der Meyer ewig in die Ohren . . ."

„Ich will Sie nicht belästigen. Aber wenn Sie mir erlauben würden, zu meiner Belehrung ein paar Minuten mit Ihrem Herrn Sohn . . ."

„Da könn'n Se och wat Schönes lernen. — Fritz!" rief die Frau in den dunklen Flur, „Fritz!"

Eine Tür tat sich auf. Ein miekriger Junge erschien in der Ungewißheit zwischen Licht und Dunkel.

„Wat willst'n?"

„Da is'n Herr, der will dir was fragen. Jeh'n Se man ruhig in die Stube mit'n."

Digitized by Google

Der miekrige Junge sah mich etwas mißtrauisch an, als er mich an sich vorbei ins Zimmer ließ. Die Frau schloff in die Küche. Ich war mit Fritz Schnösel unter vier Augen. Ich begann die Unterhaltung tastend: „Ja . . . also . . . wie soll ich sagen . . ."

„Sagen Se ruhig: Sie", schlug Fritz Schnösel vor.

„Ja, sehen Sie, ich habe Sie bei der großen Kinderkundgebung für den religionslosen Unterricht gesehen und gehört. Sie trugen ein großes Plakat . . . Ach, da steht's ja noch: ‚Laßt uns nicht im Dunkeln!' Und auf der anderen Seite, wenn ich mich recht erinnere: ‚Macht hier das Leben hold und schön! / Im Jenseits gibt's kein Widerseh'n.'"

„Stimmt", sagte Fritz Schnösel.

„Haben Sie das so ausgesucht?"

„Nee, der Meyer", sagte Fritz Schnösel und popelte sich mit der Spitze des linken kleinen Fingers diskret im rechten Nasenloch.

„Und wodurch sind Sie zu Ihrer Rolle in der ganzen Bewegung gekommen?"

„Durch das Vertrauen der Masse."

„Wieso?"

„Als gewählter Schülerrat."

„Ah," sagte ich ein wenig unsicher, „Sie sind wohl, wenn ich fragen darf, elf Jahre alt?" — Er sah aus wie höchstens zehn, aber ich wollte ihn nicht kränken.

„Erlauben Se mal," sagte er gereizt, „ich war vorichtes Monat dreizehn. Aber det is ja die Verleumdungskampanje der kapitalistisch verseuchten Presse . . ." Er holte ein paar Zeitungsblätter aus der Röhre des Kachelofens. „Da schreiben se, die Schmierfinken: ‚Die Sechs- bis Achtjährigen überwogen die Dreizehn- und Vierzehnjährigen.' Eine hundsföttische Verleumdung. Ick bin über dreizehn. Sie sagen ‚elf' aus Urteilslosigkeit. So ein bezahlter Schmierfinke des Kapitalismus schreibt ‚achte' aus berechnender Gemeinheit, damit det se das Niwoh unserer Kundgebung herunterdrücken."

Jetzt erst merkte ich, während er zum ersten Male länger sprach, daß in der Tat auf dem miekrigen Körper eines scheinbar Zehnjährigen ein ältlicher Kopf saß.

„Na, ich will mir darüber weiter nich mehr ärjern", schloß Fritz Schnösel. „Wer in der Öffentlichkeit steht, muß sich an Gemeinheiten jewöhnen. Det läuft an mir ab, wie Wasser vom schmutzigen Stein."

„Darf ich nun mal fragen . . ."

„Immer los, fragen Se . . ."

„Was denken Sie und Ihre Kameraden sich eigentlich bei all dem? Warum halten Sie Reden gegen den Kultusminister Haenisch, der doch wahrhaftig schon die ganze Schule auf den Kopf gestellt hat? Was wollen Sie, daß geschehe, und was versprechen Sie sich davon, falls es geschieht?"

„Was wer uns dabei denken? Was sollen wer da jroß bei denken? Hauptsache ist: Die jottvafluchte Zufriedenheit muß endlich auch aus der Schuljugend ausjetrieben werden. Es muß ma vor allem jähren. Wenn't erst jährt, wird sich det Ibrige finden. Aber der Haenisch, det is'n Beruhigungskommissar traurigster Giele. Bürjerlich anjefault bis auf de Knochen. Die Schülerräte sollen, wenn's nach ihm jeht, ooch Sand in de Augen sein. Womöglich Werkzeug der Reaktion. Aba, wir wer'n schon ein brauchbares Instrement für die Proletarisierung der Schule draus machen. Hier is de Losung, wie anderswo: Alle Macht den Räten! Die Schule den Schülern! Hoch die internationale Solidarität der Jugend! Nieder mit die Ordnungsbestien! Det sind de Lehrer! Mit dem alten Lehrermaterial kann die befreite Jugend nischt aufstellen, wie schon mein Freund Emil in de Reichsschulkomferenz ausführte. Den hat auch der Meyer . . ." Er unterbrach sich und fuhr sich verlegen in die Nase, faßte sich aber und fuhr fort: „Ick meene bloß . . . mein Freund Emil hat vollkommen det Schwarze unterm Nagel jetroffen . . . Also Haenisch muß weg. Von Haenisch zu Hoffmann, Adolf Hoffmann, Zehnjebote-Hoffmann — wissen schon. Un so lang det nich is, wollen wa Haenisch wenigstens den Loewenstein uf de Pelle setzen. Det ist so'ne richtige Laus im Pelz; der Loewenstein is da grad der Richtige für, sagt der Meyer . . ." Er unterbrach sich wieder.

„Dieser Herr Meyer . . .", sagte ich tastend.

„Ach, det is eine Frage interner Organisation", sagte Fritz Schnösel etwas geschwollen abweisend.

„Und Sie nehmen keinen Anstoß dran, daß der künftige Oberschulrat von Berlin kein Fachmann ist?"

„Im Gejenteil. Seh'n Se: Fachleute, die sind ebend der Fluch; die verstehen immer alles besser. Wie soll det in einem freien Staat möglich sein? Fachkenntnis is weiter nischt als eine Sklavenkette für die Freiheit des proletarischen Geistes. Was verlangt heute die Zeit? Fachkenntnis? Gesinnung verlangt se. Un die hat der Loewenstein. Massenhaft: Nieder mit die Religion! Hoch die Räteregierung, hoch die Diktatur des Proletariats, hoch die Internationale!"

„Die zweite oder dritte?"

„Weeß ick nich", sagte Fritz Schnösel.

„Aber das bedeutet in der Anwendung auf die Berliner Schulen doch eine Vergewaltigung der Gewissen."

„Det macht nischt", sagte Fritz Schnösel.

„Aber Ihre Prinzipien . . ."

„Die Primpipien", sagte Fritz Schnösel, „sind taktische Maßnahmen und müssen von Fall zu Fall den Tatsachen und der Sachlage angeglichen werden. Klar wie Tinte: Wenn das Proletariat die Mehrheit hat, dann is es im heiligen Rechte der Mehrheit. Wenn die Reaktion die Mehrheit hat, so tritt das heilige Recht der Revolution auf die Seite des Proletariats. Klärchen, wat?"

„Sagt Herr Meyer?"

„Natierlich . . . nee, sage ich; alle beede." Er fuhr sich in die Nase.

„Und Sie denken, die gewaltige Mehrheit der Lehrer, Eltern und Schüler wird sich der Diktatur Herrn Loewensteins fügen?"

„Wird woll müssen. Wir haben die Macht, und wir wollen sie jenießen."

„Und wie denken Sie sich nun den Ausgang der Sache?"

Fritz Schnösel machte ein Gesicht, so wichtig wie ein Bezirksorganisationsleiter. „Die Sachlage is klar: Entweder der Burschoah fügt sich oder — er fügt sich nich."

Ich sah den Propheten verwundert an.

„Jawoll," sagte er mit erhobener Fistelstimme, „entweder die Reaktion kuscht oder aber sie kuscht nich!"

Vom ersten Landesschießen der bayerischen Einwohnerwehren in München: Der Festzug. Zeichnung von R. von Neumann.

Digitized by Google

„Ja, aber . . ."

„Gar nicht aber . . . beides is unser Gewinn . . ."

„Nanu!?"

„Jawoll! Kuscht de Reaktion, feiern wir Triumph. Vastehn Se?" . . .

„Gewiß, aber . . ."

„Und kuscht se nich, denn jibt's ebend Schulstreik."

„Ja eben . . ."

„Gar nischt eben. Gibt's Schulstreik, denn streiken wir natierlich mit, und denn feiern wer erst recht Triumph."

„Ah so . . ."

„Natierlich; besser als Schule Haenisch is Schule Loewenstein; besser als Schule Loewenstein is jar keene Schule. Es ist allens ein Übergang. Loewenstein ist ooch nur Etappe."

„Sagt Meyer."

„Nee, diesmal der Schülerrat. — Loewenstein is für uns nur Etappe. Überhaupt sind im Schülerrat viel weitajehende Forderungen vatreten worden. Karl Wulicke valangt, daß och Jeschichte und Naturlehre umjehend abjeschafft werden. Und für die Aufhebung des Rechenunterrichts war sogar schon eine kompakte Mehrheit vorhanden. Was wa öffentlich jefordert ham, war 'n Kompromiß, das durch Vermittelung von'n Jenossen Adolf Hoffmann zustande kam. Wissen Se, Hoffmann is ja 'n juter Kerl, aber 'n bisken sehr alte Schule. Er hat so 'n kleinbürjerlichen Bildungsfimmel. Die Abschaffung des Religionsunterrichts kann natierlich nischt sein als eine Abzahlung. Dafier wer'n wir Jungen sorgen. Wir sind die Zukunft. Das Endziel is und bleibt: Politisch die Aufhebung des Staates. Kulturell die Aufhebung der Schule. Wenn die kapitalistisch durch und durch verseuchten Elternräte und Lehrerschaften uns helfen wollen, durch Schulstreik das Endziel unmittelbar zu erreichen — wir sind dabei. Die Sache liegt also so: Wir können nur völlig siegen oder noch völliger siegen."

Ich war mattgesetzt. Ich war verlegen. Ich suchte einen schicklichen Rückzug zu gewinnen. Fritz Schnösel grinste, als ich mich empfahl.

„Na," sagte ich, „ich freue mich, zu sehen, daß Sie politische Gegensätze nicht persönlich nehmen."

„I, wo wer ick denn", sagte er; „wissen Se, erscht hab ick Ihnen nischt Jutes zujetraut. Ick dachte, Sie kommen von's Kriminal wegen de Ohlertschen ihre Ladenkasse."

„Was ist das für eine Sache?"

Fritz Schnösel wurde ernst: „Lassen Se man; det is eine interne Anjelegenheit", sagte er.

Ich schwieg diskret. Mit dem Finger in der Nase brachte er mich bis zur Flurtür.

Streiflichter.

„Kultur." Eine Zeitungsnotiz aus Berlin: „In der Eröffnungsvorstellung des . . . theaters tritt Herr . . . . auf. Er bekommt für den Abend 8000 Mark." Sonst nichts. Keinerlei Andeutung, was Herr . . . . tun wird, ob er dem beglückten Teil der Nation, der anwesend sein wird, Goethe oder Blumenthal, Beethoven oder Paul Lincke vermitteln wird. Wozu auch? Eine Abendgage von 8000 Mark ist ein Beweis, daß es sich um eine erstklassige Sache handelt. Goethe oder Blumenthal bleibt Goethe oder Blumenthal, ob's in Berlin ist oder in Posemuckel, ob im klassischen Zirkus oder in der Vorstadtschmiere. Aber 8000 Mark Abendgage für einen Mimen, das ist eine Bürgschaft, die jeden Kaffer überzeugt, daß es sich lohnen muß, dabei zu sein.

Ein Fest des Vaterlandes. Der Name Vaterland ist einigermaßen in Verruf getan. Es ist beinahe ein wenig gefährlich, ihn auszusprechen. Der Jargon der Revolution hat an die Stelle von Volk und Vaterland Menschheit und Internationale gesetzt. Die feiert man auf allen Gassen. Es ist kennzeichnend für die ganze Mißverfassung unseres verwirrten öffentlichen Denkens und Fühlens, daß eine ganze Flut von Verwunderung, Befremdung, ja Entrüstung und Empörung über weite Kreise ganz Deutschlands ging, da zum erstenmal seit Jahr und Tag eine Veranstaltung ganz großen Maßes sich offen und unverhohlen unter das Banner des Vaterlandes stellte, da zum erstenmal seit Jahr und Tag deutsche Männer im Zeichen des Vaterlandes festlich zusammenkamen. Etwas anderes bedeutete das bayrische Landesschießen in München nicht, zu dem aus Nord und Süd Zehntausende nach der Isarstadt zusammengeströmt waren. Aber schon das war genug, um einen Chor von Verdächtigungen und Verleumdungen zu entfesseln. Leute, die mit dreister Stirn erklären: „Jawohl, wir haben Waffen, aber wir denken nicht daran, sie abzugeben", wagten es, eine vollkommen gesetzliche, vor aller Ohr und Augen restlos offenliegende Veranstaltung als eine Verschwörung, als ein Umsturzunternehmen zu beschimpfen. Leute, die gegenüber dem bewaffneten Terror einer äußersten Linken nicht einmal im Interesse der nackten Selbsterhaltung eine klare Stellungnahme wagen, sondern wie das Kaninchen auf die Klapperschlange, so auf das Verhängnis von links starren, verdächtigten diese Münchener Landesfeier und machten sich so zu Helfershelfern und Schrittmachern der bewußten, skrupellosen Verleumdung. Aus solcher nationalen moralischen Abgestorbenheit blüht ein Unternehmen wie das bayrische Landesschießen, wo Zehntausende sich zusammenfanden, um den Namen Vaterland zu bekennen, hervor wie Frühling aus der Schneeschmelze.

Hoffnung. Von Ferdinand Heymach.

Als Knabe schaut' ich große Tage:
Das alte Reich, so lange Zeit
Ein Traum nur, eine traute Sage,
Erstand in junger Herrlichkeit.
Da hob sich stolz auf starken Schwingen
Der deutsche Aar im Morgenstrahl,
Zu Sonnenhöh'n emporzudringen —
Es war einmal!

Nun bin ich alt und grau geworden,
Um dieser schweren Zeit Geschehn,
Die Not und Drangsal allerorten
In deutschen Landen noch zu seh'n.
Nun heißt es, das Verhängte tragen
Und dulden der Besiegten Qual —
Was frommt's zu hadern jetzt, zu klagen?
Es ist einmal!

Doch nicht kleinmütiges Verzichten
Für immerdar sei drum Gebot:
Die Hoffnung gilt es aufzurichten
Auf bessrer Zukunft Morgenrot.
Und mag's auch noch so lange währen,
Bis es erwacht ob Berg und Tal,
Die deutsche Erde zu verklären —
Es wird einmal!

Herbst * Von Karl Fischer.

Nach Wochen ist der Regenvorhang gerissen, und die Sonne steht wieder am hohen, hellen Himmel.

Eine Sonne von mattem Gold und mit gedämpftem Glanz.

Eine Sonne, die die Erde noch einmal segnet, bevor der Schmutz kommt und der Schnee, die Kälte und die Kraftlosigkeit.

Unter den Strahlen dieses Segens steht das Land strotzend in der Fülle der Früchte und unerhört leuchtend in allen Farben der Schönheit, die lieblich und lockend ist.

Der letzte Schmetterling schaukelt um die letzte Rose.

Die Erde ist geschmückt wie eine Braut zum Tanz, in deren Augen die Trauer schwingt, daß sie bald dahinschwinden muß und ausgelöscht wird durch den Tod.

Und das tolle Glühn und Blühn auf allen Feldern und in allen Gärten ist wie ein Taumel, wie ein letzter, leuchtender Aufschrei der Verzweiflung vor Vernichtung und Verwesung. All diese Prunken und diese Pracht ist krank und kraftlos.

Der Tod liegt auf der Lauer, um mit schwerer, ungeschickter Hand, die vor der Schönheit nicht haltmacht und sich um die Kunst aller Kräfte der Natur nicht kümmert, alles Leuchten auszulöschen.

Winde, die des Abends hart und häßlich sind, holen von allen Bäumen die Blätter herunter.

Sie fallen, fallen, welken, faulen . . .

Durch die breite Allee geht eine alte Frau.

Die vielen welken Blätter umwirbeln ihre Füße wie die Wellen einer traurigen, trüben Flut, in die die Alte immer tiefer hineinschreitet und in der sie bald ertrinken wird:

Herbst!

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Okkultismus und Nervenhygiene.

Von Dr. Helenefriderike Stelzner.

„Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich auftun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgeistern des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor." Mit diesen Worten leitet Gottfried Keller eine seiner schönsten Züricher Novellen, die „Ursula" überschriebene, ein, in der er die Not und die Verkehrtheiten der Armen im Geist, die durch die Schweizer Reformationsstürme im Glauben irre geworden waren, schildert. Aber auch wenn politische Bekenntnisse sich wenden, kommt es zu allerlei Seltsamkeiten und Umstellungen innerhalb der menschlichen Psyche. Das Alte ist noch unvergessen, das Neue verwirrt, und das Kommende droht. Von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem in disharmonischen Stößen beeinflußt, sucht die Seele nach gangbaren Wegen in Gefilde der Ruhe, der Ordnung und des Friedens. Wir beobachten täglich, wie ein Teil des Volkes, die Jugendlichen und die Leute mit robustem Gewissen, sich dem Lebensgenuß in seinen materiellsten Formen zuwendet, viele mit der bewußten oder unbewußten Angst vor einem Zustand gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Aber daneben sehen wir auch, daß nicht nur die Tanz-, Trink- und Spielstätten überfüllt sind, sondern daß der Drang, aus der Trostlosigkeit des Daseins zu irgendeinem Ausblicke zu gelangen, auch die Kirchen wieder füllt und überfüllt. Wir sehen aber auch weiter, daß neben dieser normalen Reaktion — denn als solche wird sie schon durch das alte Sprichwort „Not lehrt beten" charakterisiert — sich entsprechend den gesteigerten Anforderungen an die Persönlichkeit gewisse verkehrte Abwehrfunktionen einstellen. Aus Glauben wird Aberglauben und Irrwahn; die unfaßbaren Beziehungen religiöser Natur werden umgesetzt in spiritistische Bestrebungen mit dem Endzweck, das Unsinnliche sinnlich wahrnehmbar zu machen, während anderseits alltäglichen Vorkommnissen eine übersinnliche Bedeutung beigelegt wird.

Immer ist es tiefste menschliche Not, welche zum Wunderglauben verführt. Das weiß jede Kartenlegerin, und sie beginnt ihre Weisagungen denn auch mit der wenig gewagten Behauptung, daß die Klientin — sie ist weit häufiger als der Klient — einen Verlust zu beklagen habe, an einer Schicksalswende stehe, oder mit ähnlichen rückschauenden Betrachtungen, aus denen die vorwärtsführenden sich von selbst ergeben. Ist nun ein ganzes großes Volk in Not und wagen die Schwachen darunter nicht das Zukunftsgespenst ruhig ins Auge zu fassen, wollen sie durchaus einen Hoffnungsanker sehen, so gehen sie zum Kartenorakel, zu den Hellsehern, Chiromanten, Spiritisten, allenfalls auch werden sie Mitglieder einer Sekte, die sich, wie die Adventisten, mit mystischen Bibeldeutungen befaßt, oder sie flüchten zu den Gesundbetern, deren wunderbare Heilungen ihnen Vertrauen einflößen. Leidet eine Vielheit an denselben Schmerzen der Hoffnungslosigkeit, so liegt das Moment der Massensuggestion, der geistigen Ansteckung mit demselben Krankheitsstoff nur zu nahe. Das können wir heute überall beobachten. Schon während des Krieges, aber noch viel mehr, als das Allerschlimmste über uns hereinbrach, wagten sich Propheten hervor, die an eine allgemeine Reinigung, an ein Höherwachsen der Menschheit glaubten, andere wieder, die annahmen, das Ende der Welt sei nahe.

Wie Morphiumsucht ist es über die Menschheit gekommen. Wie die Präparate der Mohnpflanze von dem einen als schmerzbetäubendes, von dem anderen als berauschendes Mittel gesucht werden, so geht es auch mit den okkulten Bestrebungen. Die von der Not der schweren Zeit ganz Daniedergeworfenen, deren tiefe Verstimmungen bis zum Lebensüberdruß gehen, gelangen auf der Suche nach erträglichen Zuständen schließlich in jene dunklen Gebiete der Wahngläubigkeit, während andere die Spiele der Phantasie, die jene Zusammenkünfte Wundergläubiger oder auch die Prophezeiungen einzelner wecken, als einen Rausch empfinden.

Bei Beleuchtung der hygienischen Frage dieser Angelegenheiten wäre zunächst ihr Nutzen oder Schaden auf den psychischen Gesamtorganismus festzustellen. Um beim Vergleich mit Morphium oder irgendeinem anderen einschläfernden und schmerzstillenden Mittel zu bleiben, so sei daran erinnert, daß der gewissenhafte Arzt dies ja auch nur in Notfällen anwendet und vom Kranken sehr bald eigenes Eingreifen, den Willen, mäßige Schmerzen ohne das Mittel zu ertragen und sich selbst zur Ruhe zu zwingen, fordert. Wo irgendwelche andere ungünstige Umstände vorliegen, wie sie z. B. durch mit stöhnenden, jammernden Menschen überfüllte Lazarette im Kriege gegeben waren, da kam es nur zu leicht zu krankhaftem Morphiummißbrauch.

Hypnose und Suggestion gehören, von einem erfahrenen Arzt ausgeübt, nicht in das Gebiet des Okkultismus. Es sind Methoden geistiger Beeinflussung, die nur mit irgendeinem Heilzweck im Auge, als z. B. einem nervenberuhigenden, schlaffördernden, falsche und eingebildete Vorstellungen über gewisse körperliche Vorgänge richtigstellenden, von dem dazu Berufenen angewandt werden sollen. Das Spiel mit der Reizsamkeit mancher Personen, wie es jetzt gelegentlich gewissermaßen als gesellschaftliche Zerstreuung getrieben wird, ist als in vielen Fällen gesundheitsschädlich durchaus zu verwerfen. Schon das Abhängigkeitsverhältnis, in das viele Personen durch häufige Hypnosen und Schlaf- oder Wachsuggestionen kommen, muß schließlich ein Gefühl von Schwäche und Unselbständigkeit auslösen. Gelegentliche ungeschickte Manipulationen des Hypnotiseurs haben geradezu Nervenzufälle herbeigeführt. Diese besondere Art, das seelische Geschehen umzustimmen, unterscheidet sich nur dem Grade nach von so vielen anderen Bestrebungen und Autosuggestionen, die auf das Wunderbare gerichtet sind. Wer sich die Karten legen oder aus der Hand wahrsagen läßt, hofft natürlich zunächst etwas Angenehmes zu hören und dies vor allem herauszuhören. Anderseits sind die Fälle nur zu oft schon dagewesen, wo eine Prophezeiung zu allerlei unsinnigen Vornahmen, zu Rechtsbeugungen bis zur Kriminalität führten, jedenfalls das Individuum dazu brachten, neben seinem wirklichen Lebenskreis noch einen anderen eingebildeten in Betracht zu ziehen und in diesen Zwiespältigkeiten den klaren Kopf und die ruhigen Nerven zu verlieren. Eine vielleicht noch ungünstigere Einwirkung haben die spiritistischen Bestrebungen. Hier tritt zunächst vorbereitend die Massensuggestion ein. Es handelt sich ja meist um einen Zusammenschluß nervöser und sonstwie geeigneter Personen, die im verdunkelten Raum unter den Reizen eines lange dauernden Erwartungsaffektes auf die Offenbarungen der Geister verstorbener, womöglich verwandter oder bekannter Personen lauschen. Der ganze Vorgang ist nach äußerer und innerer Einstellung zunächst als ein das Nervensystem stark erregender und schließlich die Phantasie ungesund beeinflussender und die natürliche Stellung zu den Dingen der Umwelt heftig erschütternder anzusehen und den Schädigungen des chronischen Morphinismus zu vergleichen. Daß auch die jetzt so beliebten bedingt öffentlichen Vorführungen von Hellsehern und Hellseherinnen in derselben Richtung, aber etwas abgeschwächtem Maße reizbare Personen ungünstig beeinflussen können, ist selbstverständlich. Ein weiterer vielfach betretener Weg im Suchen nach dem Wunderbaren, ein Betäubungsmittel gegen die Schmerzen der augenblicklichen Zeitlichkeit zu finden, ist der Anschluß an eine den Landeskirchen mehr oder weniger nahestehende Sekte. Einige von ihnen — die Mitgliedschaft der meisten hat sich in letzter Zeit stark gesteigert — scheinen mit einem gewissen philosophischen Einschlag den Glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, zu verquicken und zur Ruhe, Gefaßtheit und zu milder Freundlichkeit und Nächstenliebe erziehen zu wollen. Verwirrend sind hier auch die Ausnahmestellung und die persönlichen Beziehungen zu Gott, besonders aber auch die aus der Bibel herausgelesenen Prophezeiungen oft erschreckender Natur.

Dort wie bei uns und wie zu allen Zeiten gewaltiger Volkserschütterungen, im Dreißigjährigen Krieg, in den Reformationsstürmen der verschiedenen Länder, ja selbst im Wehen der großen französischen Revolution, sehen wir den schwächeren und besonders den weiblichen Teil der Bevölkerung ungesunden mystischen, okkulten Bestrebungen und Betätigungen zufliehen, sehen ihn nach Betäubungen und Berauschungen haschen, während es doch gerade in diesen Zeiten gilt, offene Augen, gesunde Nerven, klares Denken zu behalten. Über den Berg, der vor uns liegt, müssen wir hinweg. Niemand wird in einer Sänfte hinübergehoben, und die Flügel, die der Rausch gibt, tragen nicht über Abgründe. Darum fort mit den häßlichen Tazzelwürmern des Okkultismus, fort mit den Ratten und Mäusen ungesunder Rauschzustände. Aus der Gruppe der Spieler und Tänzer können wir das Heil nicht erwarten, sondern vielmehr von den ernsthaften und sorgenvollen Leuten.

Digitized by Google

Der Sprachdienst der Frauen * Von Luise Glaß.

Warum die Frau sich um die Sprache kümmern muß? Die deutsche Frau um die deutsche Sprache?

Nicht nur weil unsere Frauen jetzt überall zu Wort und Tat im öffentlichen Leben mitberufen werden — dort haben sie nur die gleichen Rednerpflichten wie der Mann —, sondern vor allem als Hausfrau und Mutter, ganz und gar im gestrigen Sinne und im heutigen erst recht.

Die Mutter ist dem Kinde Vorbild und Maß, viel mehr, als sie selbst das gemeinhin weiß; ist seine erste Lehrerin in allen Dingen, also auch seine erste Sprachlehrerin. Das verpflichtet. „Wer andre wohl zu leiten strebt", muß auch auf seine Sprache achten. Nichts haftet so fest in Hirn und Seele, nichts beeinflußt so dauernd unser Tun und Denken wie die ersten Eindrücke. Was dem kleinen Menschenkind in den ersten Jahren seines Lebens begegnet, „drückt" sich ganz buchstäblich „ein" in das weiche, noch ungefurchte Gehirn.

Spricht die Mutter nachlässig, spricht sie falsch, so muß sich das Kind unnötig in der Schule quälen, um einst leicht gelernte Fehler schwer wieder zu vergessen, und trotz aller Mühe werden die wenigsten den Klang aus der Kinderstube los.

Spricht die Mutter fremdwortreich, so verleitet sie zu unklarem Denken von Anfang an. Etwas ist „interessant" — ja, was ist's denn nun eigentlich? Reizend? Schön? Fesselnd? Spannend? Aufregend? Wichtig? Merkwürdig? Seltsam? Befremdlich? Erfreulich? Verdächtig? Alles das kann sich unter dem schillernden Wort verstecken. Aber es versteckt sich. Es wird in so vielerlen Fällen gebraucht, daß das Kind keinen klaren Begriff damit verbinden kann. Die Fremdlinge erschweren auch das Sprechenlernen — Kinder bilden gern, und oft mit großem Geschick, neue Wörter aus ihrem kleinen Sprachvorrat. — Das Fremdwort steht kahl da ohne Familie, ohne Gefolge. Z. B. vis-à-vis. Wie soll das kleine Gehirn das verknüpfen? „Gegenüber" hat Verwandte, schließt sich an, läßt sich geteilt und verschiedentlich verwenden. Oder „direkt" — wie nackt und bloß. Gleich, geradeswegs, alsbald und all die andern, die man für den kleinen Schmarotzer brauchen kann, fügen sich zu Bekanntem, locken Gefährten. Sie vermehren also den Sprachschatz des Kindes, das Fremdwort läßt arm.

Spricht die Mutter gespreizt, verbrämt sie ihre Sätze mit öden Modewörtern, wie z. B. dem furchtbaren Nicht? — oder gar Nich? — mit dem jetzt manch eins 99 seiner Sätze schließt, ehe einer vernünftig endet, so wird schon in der Jugend Geschmack und natürlicher Sinn verdorben. Davor soll man die Kinder mehr hüten als vor reiner, einfältiger Mundart. Einfältig in seiner ursprünglichen Bedeutung von einfach — schlicht, nicht vielgestaltet. Neben Alltagsrede und Plauderei steht das Spiel, das meist mit Verschen beginnt, mit dem Kinderreim, dem Kinderlied. Wir haben da einen guten Stamm aus uralten Zeiten, einen Stamm von Reimlein und Verschen, die im ganzen Bereich der deutschen Zunge verbreitet sind. Wohl sind manche dazugedichtet worden, aber nicht viele treffen den kindlichen Ton; selbst großen Dichtern ist der häufig versagt. Robert Reinick, Rückert, Oskar Pletsch hatten ihn, aber beginnen sollte man mit den alten Verschen, die, auch wo sie närrisch klingen, Heimatreim und Heimatrhythmus haben und den echten Kinderton, denn sie stammen aus der Kindheit unseres Volkes. Mit den Märchen ist's ebenso. Aber da hat es die Mutter leicht. Das beste Deutsch, das ich kenne: klar, eindrucksvoll und von schlichter Schönheit, ist das Grimmsche Märchen. Die liebenswürdigsten Kinderfreunde sind unsere alten Geschichten, wie die Brüder Grimm sie aufgezeichnet haben. Andersens Märchen stehen ihnen nahe. Auch der geschichtenfrohe Däne hat aus dem geschöpft, was die Ältermutter erzählt. Doch muß man hier schon darauf achten, daß man eine gute Übersetzung ins Haus bringt, die seine dichterisch-schlichte Urschrift schlicht und richtig wiedergibt.

Alles dies sind keine Kleinigkeiten; so wichtig es dem Gärtner ist, der gute Frucht erzielen will, daß er guten Samen ins Land senkt, so wichtig ist das, was einem Kind Herz und Ohren füllt. Und was wäre zurzeit, wo man uns alles nehmen möchte, wichtiger als die Sprache? Sie ist das Kennzeichen unserer Gemeinsamkeit, sie ist das Land, das uns mit unsern abgetrennten Brüdern verbindet, das unsere Auswanderer dem Mutterland erhält, sie ist die Form, in der sich unser bestes Teil enthüllt, sie ist das einzige, was keine Gewalt uns nehmen kann. Pflegt und liebt unsere Sprache, lehrt unsere Kinder sie schätzen, schützen und lieben!

Yolanthe Galiard. Der Roman einer genialen Frau. Von Clara Blüthgen. (Heinrich Finck-Leipzig.) Die Verfasserin entwirft hier das nahezu getreue Bild einer unlängst aus dem Leben geschiedenen bekannten Malerin und Dichterin, deren Künstler- und Charakterbild wie im Leben so auch jetzt noch einigermaßen schwankt. Wer die einschlägigen Verhältnisse des gewählten Milieus näher kennt, wird das literarische Vorgehen Clara Blüthgens zwar nicht gerade übermäßig diskret finden, nichtsdestoweniger aber das Schicksal der Heldin und ihrer Nebenspieler in dieser temperamentvollen Schilderung gern verfolgen. Der Schlüsselromancharakter des Buches war übrigens für die Verfasserin kein Hindernis zur Entfaltung ihrer lebhaften Phantasie. R. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

An die Leser der Gartenlaube, eine Auslese des deutschen Volkes.

Leser von ernstgerichteten Blättern, wie es die Gartenlaube ist, stellen gewissermaßen eine Auslese des deutschen Volkes dar und unterscheiden sich in Geist und Gemüt, in ihrer Stellung zum Deutschtum, bei der Pflege des Geschmackes, in der Ehrfurcht vor dem, was höchste Achtung fordert, und der aus dem Ernst der Zeit sich ergebenden Stellungnahme zu den Geboten der Pflicht und der Nächstenliebe grundsätzlich von den Lesern derjenigen Blätter, die nur Oberflächenkultur, Unterhaltung über die Tagesereignisse, Äußerlichkeiten und dem Geschmack der großen Masse schmeichelnde Stoffe behandeln. Die Leser der Gartenlaube sind daher eine Art Gemeinde von ähnlicher oder gleichgerichteter Geistes- und Gemütsart und können daher unendlich viel tun für die Stärkung des Deutschtums, die Hebung des guten Geschmackes in Sprache, Kunst und Gewerbe, in der Erziehung der Kinder zu ernster Lebensauffassung und Abwendung vom Unsittlichen, Oberflächlichen, von Fremdtümelei und Kinokultur, sowie für die Überbrückung der Standesunterschiede, Abminderung des Klassenhasses, als auch für das gegenseitige Sichverstehen der Angehörigen verschiedener Stände und die Versöhnung der handarbeitenden Bevölkerung mit den Geistesarbeitern. Aus diesen inneren Verpflichtungen heraus ergibt sich auch im praktischen Leben die Unterscheidung dessen, was inneren Wert hat, gediegen und zweckmäßig ist, von dem, was nur auf den Schein, die äußere Aufmachung, den Augenblickswert und den Geschmack der Massen hergerichtet ist. Es besteht daher auch ein enger Zusammenhang zwischen den in den Blättern verschiedener Geistesrichtung empfohlenen Erzeugnissen, und es ist für denjenigen, der die Kultur unserer Tage studiert, sehr interessant, den Anzeigenteil der sogenannten Familienblätter und Zeitschriften durchzusehen.

Die nach guten Herstellungsverfahren und soliden Grundsätzen arbeitenden Werkstätten können nicht ganz auf die Werbearbeit in der Öffentlichkeit verzichten, da die Kenntnis von der Güte eines Erzeugnisses sich nur langsam von Mund zu Mund fortpflanzt. Sie sind aber immer auf die Weiterempfehlung von einem, der gute Erfahrungen gemacht hat, auf den anderen, der die Werkstätten und ihre Erzeugnisse noch nicht kennt, angewiesen. Das gute und gediegene Erzeugnis braucht marktschreierische Werbearbeit, bisher „Reklame" genannt, nicht. Das Bekanntwerden eines gehaltreichen, allen Erfahrungen der Wissenschaft entsprechenden Kräftigungsmittels z. B. muß auf anderem Wege erreicht werden, als z. B. eines Schönheitsmittels zweifelhafter Herkunft. Gute, innerlich gehaltreiche Erzeugnisse müssen mit Angabe der Herkunft und Rohstoffe bekanntgegeben werden, und zwar wenigstens gegenüber einer Auslese von Verbrauchern, die auf Grund ihrer erzieherischen Fähigkeiten in der Lage sind, die guten Erfahrungen von Mund zu Mund zu tragen. Andernfalls würde das Erzeugnis durch eine zu kostspielige Werbearbeit viel zu sehr belastet und der Preis zu hoch werden. Das Einhalten eines mäßigen Preises gediegener Erzeugnisse, wodurch diese allen Kreisen und auch den kinderreichen Familien zugänglich gemacht werden, ist nur möglich, wenn die Werbekosten auf das äußerste beschränkt und der Hersteller auf die Mitarbeit der Verbraucher seiner Erzeugnisse zum weiteren Bekanntwerden rechnen kann.

Ein Beispiel ist auf dem Gebiete der Ernährung die Ausnützung der wissenschaftlichen Erfahrungen über die Eiweißstoffe, die natürlichen Mineralsubstanzen (Nährsalze) und die neuerdings erforschten Ergänzungsnährstoffe (Vitamine, Nutramine). Die schweren Schäden, die namentlich die heranwachsende Jugend in ihrer Entwicklung im Wachstum, im Aufbau der Knochen und Zähne erlitten hat und noch erleidet, können gemildert werden, wenn die von der Natur in freigebiger Weise zur Verfügung gestellten Schätze richtig benutzt werden. Der Nahrungsmittelchemiker Dr. Volkmar Klopfer in Leubnitz-Neuostra bei Dresden stellt allen, die an ihn schreiben, kostenfrei die Auszüge aus den wissenschaftlichen Arbeiten zu, die über das aus schlummernden Getreidekeimen gewonnene Kräftigungsmittel veröffentlicht wurden, sowie über das Säuglingsnährmittel Dr. Klopfer-Kindernahrung, das als nährsalzreicher Milchzusatz für alle solche Fälle in Betracht kommt, in denen die Mutter nicht in der Lage ist, ihr Kind zu stillen.

Der schlummernde Getreidekeim, der in jedem zur Vermahlung gelangenden Getreidekorn enthalten ist, weist doppelt soviel Eiweißstoffe als Fleisch auf (noch dazu in vorverdauter Form), besitzt aber vor allem einen überaus wertvollen Gehalt an Phosphorbestandteilen und Kalkverbindungen und an den Organismus entgiftenden, den Aufbau des Zellgewebes, der Nerven und des Blutes fördernden Ergänzungsnährstoffen. Der bekannte Ernährungsforscher, Geheimrat Prof. von Noorden, hat in den Therapeutischen Monatsheften und in dem Handbuch der Ernährungslehre (Verlag Julius Springer, Berlin) auf die hervorragenden Eigenschaften dieses natürlichen Kräftigungsmittels hingewiesen, das die Natur in idealer Beschaffenheit liefert und von Dr. Volkmar Klopfer nach einem patentierten Verfahren gewonnen wird. Es ist so billig (½ Pfund M. 3,—), daß vielfach verwöhnten Leuten die Ansicht geäußert wurde, das Erzeugnis könne ja gar nicht etwas besonders Gutes sein, da es ja zu billig sei. Der Preis ist aber so niedrig gestellt, damit auch kinderreiche Familien in der Lage sind, das Kräftigungsmittel zu benutzen. Dieser Preis kann auch nur aufrecht erhalten werden, wenn die oben ausgesprochene Hoffnung, daß eine Auslese von Verbrauchern die weitere Werbearbeit übernimmt, in Erfüllung geht.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 42

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Der Alpsee. Gemälde von Alfred Otto.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vor... Ernst Kells Nachfolger G...

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer (15. Fortsetzung . . . . . Seite 681
Der Narr. Steindruck von Konrad Eiert . . . . . „ 681
Märkische Kiefern bei Glatik w. Gemälde von Hugo Wolff . . . . . „ 683
Tischgesellschaft. Gemälde von Paul Plontke . . . . . „ 685
Frankenwanderung. Von Otto Hartmann. (Mit Federzeichnungen des Verf.) „ 687
Was wissen wir vom Schlaf? Von Dr. med. Hans-Theodor Sanders . . . „ 690
Revolutions-Zinken. Von Otto Lindekam. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 691
Aus dem tropischen Amerika. Von Ing. Werner Hopp. I. Bogotá . . . „ 693
Aus dem bolschewistischen Rußland. Von Iwanoff. Der Volkskommissar . . „ 694
Die Welt der Frau:
Was die Mode bringt. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 695
Allerlei gute Ratschläge für Küche und Haus. . . . . „ 696

Gegen Gicht, Rheuma,
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Aufklärung!
Warum raten voreingenommene Aerzte und gewissenlose Ignoranten von der Anwendung des Rad-Jo zur Erzielung einer leichten und oft schmerzlosen Entbindung ab?! — Aufklärende Schriften erhalten alle werdenden Mütter kostenlos und franko zugesandt. Eine ausführliche Broschüre gegen Einsendung von Mk. 2.— franko in Briefmarken oder Papiergeld. Die Wahrheit über das segenbringende Mittel Rad-Jo für werdende Mütter muss ans Licht kommen!
Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Radioposthof.

Verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?
Bei Schwindelanfällen, Blutandrang, Kopfschmerzen oder Schlaganfall verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.
Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H., Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

Ia. Wirtschafts-Handtücher
Grau, Schnittgröße ca. 40/100 cm, Stück M. 12.50. Probe 5 Stück im Brief M. 64.20. Portofreie Nachnahme. Gerstenkorn, hausgebleicht, Schnittgröße ca. 48/90 cm, Stück M. 14.85. Probe: 5 Stück im Brief M. 76.—. Portofreie Nachnahme. Glänzend bewährt!
Schreiben Sie noch heute, ehe Vorrat vergriffen. Meine Hauszeitung „Die Küche im Monat" gibt Ihnen wundervolle Anregungen auf allen Gebieten des Haushalts. Schreiben Sie noch heute darum.
Erich Lindau, Altenburg S.-A. 58.
Gegr. 1860. Gegr. 1860.

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, Beingeschwür, Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von
Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg GK.

Sanatol-Creme
dauernd benutzt die vollendete Schönheits-Pflege
Sanatol-Werke
Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümerie-Fabrik F. Riemenschneider - Frankfurt a. M.

Prima Kammgarnstrickwolle
(Qual. Volkswolle GBN).
Nähgarne, Nähseiden, Stickseiden, Häkelgarne usw.
Schnürsenkel, Mako, Eisengarn, Seide
liefern
Gebr. Barenholz, Nordhausen
Verkaufskontor für Leipzig: Yorkstraße 28.

Rheumatismus
Ziehen und Schmerzen in den Gliedern, Gicht, Hexenschuss und dergl. Steiners Einreibung „Tonnin" gänzend u. tausendfach bewährt. Bester Erfolg! Streng reell! Man bestelle sofort eine Versuchstube zu M. 10,- Grosse Doppeltube M. 18,50.
Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co G. m. b. H., Berlin W 30/6, Eisenacherstr. 16.

Die drückendste Hitze, das schlechteste Regenwetter vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten
Meggendorfer-Blätter
dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.
Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12.60 Einzelne Nr. Mk 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6,20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag der Meggendorfer-Blätter, München

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Burghotel zum Katzenstein, Bad Sachsa, Besitzer C. Niemeyer, bietet Erholungsbedürftigen (auch Kindern) bei kräft., guter, bürgerl. Verpflegung zu bedeut. ermäß. Preise angenehmen Aufenthalt. Milch reichlich vorhanden. Schönste geschützte Lage d. Südharzes. Volle Pens. 2.- M.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.
Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eichenheimer Anlage 5–8.

Suche sofort ein evgl. Fräulein zur Stütze der Hausfrau. Selbständiges Kochen erwünscht. Dienstmädchen vorhanden.
Karl Tobüren, Altenhundem i. Westf.

Vermischtes

Doktorswitwe, Anfang 40, mit 7jähr. Bub, 80 000 M. Verm., wünscht in Briefw. mit ält. Herrn zwecks Heirat zu treten. Herren, die sich eine traute Häuslichkeit wünschen, wollen vertrauensvoll ihre Adr. unter F. 7743 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, einsenden. Verm. verbeten.

28jähr. schuldl. geschied. Frau mit 2 Söhnchen, vermög., Aussteuer vorhanden, sucht Bekanntschaft mit Akad., Arzt od. Jurist zwecks Heirat. Stamme aus bester Familie, ev. (Offizierstochter). Angebote unter L. G 662 an August Scherl G. m. b. H., Leipzig, Petersstr. 22.

Einen tapferen, treuen Lebenskameraden
suche ich. Bin Ende 20, aus guter Familie, mittelgroß, blond u. wirtsch., aber unvermögend. Eine Frohnatur, die sich jeder Lebenslage anzupassen versteht. Da in Kleinstadt ohne Verkehr lebend, wird dieser Weg gewählt. Offerte unter U 7736 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Akademiker, freier Beruf, Anf. 30, gesund und lebensfroh, sucht Briefwechsel zw. späterer Heirat. Vertr. Zuschrift erbeten unt. K. 7747 a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Wer sein Kind
von Hause weg in eine Unterrichts-Anstalt oder Pension geben will, bevorzuge bei Wahl eines Instituts stets solche, die in unserer „Gartenlaube" verzeichnet sind, und nehme bei allen Anfragen stets auf die „Gartenlaube" Bezug.

„Der Bund"
Organisation des Sichfindens in all. gebild. Kreisen. Keine Vermittlung! Ohne Vorschuß! Individuell! Glänzende Anerkennungen! Unverbindliche Aufklärung gegen 75 Pfg.
Lehmann & Co., Zentrale Kiel. Zweigstellen überall.

Adliger Großkaufmann u. ehem. Rittergutsbes., bekannter Erfinder, 25 J., ev., 160 gr., blond, mit vornehmem edlen Charakter, sucht auf diesem Wege eine gesunde, kluge
Lebensgefährtin
mit heiterem Gemüt zwecks bald. Ehe. Lege Wert auf wirkl. Herzensgüte, geistige Regsamkeit, Liebe zur Natur u. Sinn für traute Häuslichkeit. Vermittl. d. Angehörigen erwünscht. Refl. werden gebeten, Adresse unter Niederlegung der Verhältnisse unter L. Z. 7341 an Rudolf Mosse, Leipzig, einzusenden. Diskretion Ehrensache.

Was will der Lebensbund??
Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 607.

Junger Kaufmann, ... gr. schl. Figur, wünscht mit häusl. erzog. Dame, von liebevoll., heiterem Wesen, die auch Liebe z. Natur hat, zw. Heirat bekannt zu werden. Unter mit Bild bitte unter M. 7767 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Matrizen
von Strichzeichnungen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert.
August Scherl G. m. b. H.
Klischee-Abteilung.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen), Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, nordischen Orten.

Nebenverdienst
bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrei & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Digitized by Google

Nr. 42 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welle Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ • Illustriertes Familienblatt • Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring • Roman von Wilhelm Schaer.

15. Fortsetzung.

Gegen Morgen wurde der Kranke ruhiger. Reimer maß wieder das Fieber und durfte Etta erklären: „Es scheint etwas besser zu sein.“

Der Sanitätsrat kam und untersuchte. Er sprach leise mit dem Vater. Beim Abschied drückte er der Mutter die Hand.

„Was hat er dir gesagt?“ fragte Etta den Gatten stockend, da sie wieder allein waren.

„Der Sanitätsrat gibt uns Hoffnung“, log er. Bei sich dachte er: ‚Ich habe so lange Jahre ein Geheimnis vor Etta gehütet aus Furcht vor ihrer Leidenschaft und aus scheuer Sorge um eine Tote, daß ich aus Mitleid — aus Liebe mich nicht scheue, ihr auch jetzt die Wahrheit zu verschleiern.‘

„Großer Gott, ich danke dir! Wenn mir nur mein kleiner Reimer bleibt! Alles — alles so mir —“ Da sah sie wieder den Blick des Gatten auf sich gerichtet. Ohne zu weinen, aber totenblaß, überließ sie sich seiner Führung und legte sich aufs Sofa nieder.

Aber nicht lange. Neue Unruhe peitschte sie empor.

Reimer preßte den heißen Kopf gegen den Fenstergriff. Sein Blick streifte irr und leer über das Gärtchen hinweg, aus dem ihm die Kohlstrünke häßlich weißgelb entgegengrinsten, und weiterhin über die Stoppelfelder und die fettglänzenden schwarz-braunen Äcker, die der Pflug schon umgelegt hatte. Dort seiner Knaben Zukunftsland, das er hatte helfen wollen, ihnen fest zu verankern, ihnen reicher, immer reicher zu gestalten. Ohne Hajo, seinen stolzen, lebensfrohen Jungen, schien ihm sein ganzes Mühen plötzlich nutzlos, ohne jeden Zweck. Für den stillen, in sich gekehrten Edo blieb mit dem alten Erbhof an der Weser ja mehr als genug.

Und er hörte, wie Etta Hajo wieder und wieder ihren Einzigen hieß und ihn in Leidenschaft ihren kleinen Reimer nannte.

‚Nie wird sie über den Tod ihres Jungen hinwegkommen, sich von mir trösten lassen‘, gestand sich Reimer. ‚Auch dann nicht, wenn es mir gelänge, die häßlichen Schatten, die sich zwischen uns legen, ihre Eifersucht, zu bannen.‘ Und weiter fragte sich der Grübler am Fenster: ‚Hab‘ ich meiner Frau Veranlassung gegeben, mir zu mißtrauen? Hätte ich trotz meiner Bedenken am Ende doch bekennen müssen, was für mich gewesen — Imme Lübben?‘

Dr. Reimer Bojunga atmete schwer, so schwer, daß die Frau am Krankenbett aufmerksam auf ihn wurde und zu ihm hinübersah.

„Reimer, du solltest die dumpfe Stube meiden“, bat sie. „Du siehst, ich kann’s auch ohne dich! Hajo schläft ruhiger.“

„Ja, du magst recht haben! Die dumpfe Kammerluft! Ich muß ins Freie! Hier ist’s . . .“ Er schluckte — schluckste ein paarmal wie ergrimmt heiser auf.

‚Wie schwer er es nimmt! Kann ja auch gar nicht anders sein‘, sagte sich Frau Etta, da der Gatte die Kammer verlassen hatte. ‚Und ich — ich bin die Schuldige! Sein und mein Kind — durch meine Schuld! . . .‘ Sie fiel vor dem Bett ihres Lieblings in die Knie und weinte lange in die Hände.

Dann erinnerte sich Frau Etta, doch ohne sich dadurch beruhigt oder gar getröstet zu fühlen, daß der Sanitätsrat Reimer und ihr Hoffnung gelassen haben sollte. ‚Warum ist mein Mann nach günstigem B:-

Der Narr. Steindruck von Konrad Elert.
(Fritz Zeßner in „König Lear“.)

Digitized by Google

scheid so erregt, so finster-erregt?' fragte sie sich. Und statt der Zweifel beinahe die Gewißheit: ‚Er hat mich belogen, aus Mitleid oder — aus alter Gewohnheit!' Hart preßten sich ihr die Lippen. Sie begab sich ans Fenster, an dem kurz zuvor der Vater ihres Kindes gestanden hatte, und sah, je länger sie stand und ins Leere hinausstarrte, ihre innere Unruhe wachsen.

Reimer war derweilen hinab- und nach kurzem Aufenthalt vor der Tenne in die Stube gegangen, um sich für ein Stündchen aufs Sofa zu legen — todmatt! Er bewunderte Etta. Bei ihr war Hajo ebenso gut wie bei ihm aufgehoben, wenn nicht besser.

Als der erschöpfte Mann längere Zeit mit geschlossenen Augen gelegen und wohl auch geschlafen hatte, ließ ihn ein zages Pochen gegen die Tür aufhorchen. Halb hob er sich empor. „Wer? Was ist geschehen? Herein!"

Auf der Schwelle erschien die helle, zierliche Gestalt seiner Schwägerin.

„Emma — um alles — was — was willst du? Hatte ich dir durch Edzard denn nicht sagen lassen, lieber jetzt nicht zu uns zu kommen?" Erschrocken, ja hilflos sah Reimer Schwester Emma dabei an, die trotz des wenig freundlichen Empfangs — so was kannte sie ja längst an ihrem Schwager — sich gelassen den Mantel und sogar das Schwesternhäubchen, unter dem das lichte, lockige Haar hervorquoll, abnahm, offenbar in der Absicht, sich hier länger einzurichten. Denn sie hatte auch einen Handkoffer mitgebracht, der gleich am Eingang des Zimmers zurückgeblieben war.

„Glaubst du, daß mir mein Neffe Hajo so wenig nahesteht? Ich Pflegerin! Und ihm da nicht helfen?"

„Seine Mutter sorgt für ihn aufopfernd, wahrhaftig!"

„Natürlich! Aber ich will gerade der armen Etta dabei zur Seite sein."

„Nein, nein, liebe Emma, gerade das — das ist's ja, was nicht geht! Komm! Setz' dich! Ich — ich mach' dir hier Platz und sehe ein, daß — ja — daß ich dir reinen Wein einschenken muß." Reimer erhob sich.

„Bleib doch ruhig liegen, Schwager!" Sie drückte Reimer ebenso sanft wie bestimmt auf den Sitz zurück, während sie sich bescheiden auf einen Stuhl niederlassen wollte.

„Dann rück' ich wenigstens zur Seite. Da — in der andern Ecke ist jetzt Platz."

Schwester Emma erhob sich und setzte sich, wobei ein weiter Raum zwischen ihnen blieb, neben den Schwager.

„So, nun erbitte ich mir zunächst eine Erklärung. Was ist mit Etta und mir?"

„Liebe Schwägerin, die Erregung, die Sorge um Hajo macht Etta so verstört und, ja, unzurechnungsfähig! Etta zeigt sich mit einem Male so eifersüchtig auf mich und ist dir böse, weil du — wie sie sich so ausdrückt — es gewagt hast, mich hier zu besuchen —, daß sie mich beauftragt hat, dir die Pflege bei ihrem Jungen — zu verbieten. Verzeih' ihr das und auch mir, wenn du kannst, Emma." Er streckte der Schwägerin, die tief erschrocken auf ihn blickte, die Hand hin.

Emma nahm sie kurz und wandte sich erregt zu ihm herum. „Mein Gott noch mal, hast du ihr denn nicht gesagt, daß ich . . . Allerdings, ja, ja — ich hätte dich hier später doch aufgesucht! Aber durchaus mit Ettas Wissen! Sie selbst hatte uns den Vorschlag gemacht. . . . Reimer, was ich sagen wollte: hast du ihr denn nicht berichtet, daß Edzards meine Pflege in Tossens wünschen, daß ich nur, um dir dies mitzuteilen, herübergekommen war und —"

„Nichts, liebe Emma, hab' ich von allem sagen können. Etta wies schroff jede Aufklärung zurück. Du kennst doch ihre rasende Leidenschaft, die unnötig aufzurühren, ich stets vermeide. Du wirst mir allerdings den Vorwurf nicht ersparen, manchmal zu rücksichtsvoll gegen Etta zu sein. Doch im Augenblick dürfte der Tadel nicht ganz zutreffen! Bedenk' die rasende Angst um das Leben ihres Hajo! Sie liebt ihn abgöttisch. Da ihr widersprechen? Ich glaube, sie würde dabei den Verstand völlig verlieren, und dem Kranken — mein Gott — unserm armen, lieben Jungen könnt' es schaden! Sieh, du nickst! Du gibst mir darin recht. Es freut mich. Sie jetzt zu reizen — wäre ihr Tod! Es gäbe einen schrecklichen Auftritt! Mein Gott, ich würde ja hernach nie wieder ruhig werden können! . . ." Reimer besann sich. Er blickte stumm vor sich nieder.

Schwester Emma saß still in ihrer Ecke. Sie weinte lautlos. Nur ein paar Tränen perlten ihr schnell über die Wangen. Wie leid ihr Etta und Reimer taten! Wenn man ihnen bloß helfen könnte!

Dann wieder die gedrückte Stimme des Gatten und Vaters: „Der Sanktätsrat hat mir eigentlich gar keine Hoffnung gelassen. Unser armer lieber Junge — unsre Freude — unser Stolz. Hajo! . . . So hab' ich auch hierin Etta aus Zartgefühl von neuem belogen. Geheimniskrämerei überall, um ihre Heftigkeit nicht ständig aufzupeitschen! Manchmal denke ich ja auch: Du hast nicht gut daran getan, ihr jede Störung aus dem Weg zu schaffen und ihren Wünschen überall nachzukommen. Sie selber kennt deine Wünsche leider nicht immer und meint's doch gut mit dir, ganz unverkennbar. Emma, Schwägerin! Du und ich — wir hätten einander stets verstanden! Besser als Etta und ich uns! Sag', meinst du nicht auch?"

Die Befragte blickte geradeaus gegen die Stubentür. „Ja", sagte sie, „wir hätten uns immer verstanden! Reimer — ganz sicher!"

„Und dir, Emma, hätte ich alles sagen können — alles, von Anfang an. Selbst das, was fern in meiner Vergangenheit liegt, und wovon zu Etta zu sprechen ich mich nicht entschließen kann. Seit sie Mutter geworden war und ihren Pflichten so ehrlich und über alles Lob erhaben nachkommt, hab' ich mich dann und wann wohl gefragt: Ob ich's ihr jetzt sagen soll? Ob sie reif für mein Geheimnis? Reif, um zu verstehen, um mich an der empfindlichsten, keuschesten Stelle meines Seelenlebens nicht zu verletzen? Ohne Leidenschaft? . . . Ohne Eifersucht? . . . Emma, liebe Schwester, es handelt sich dabei nicht um eine Lebende, wenigstens zunächst nicht. Später freilich? . . . Jetzt? . . . Emma, Emma — o mein Gott!" Reimer schlug sich die Hand vors Gesicht und schwieg.

„Wenn ich dich verstehen soll, mußt du mir schon alles sagen, Schwager", bat Emma unsicher, mit leise bebender Stimme.

Und Reimer gestand ihr alles, was ihn mit der toten Imme Lübben verbunden hatte und was ihn heute mit ihr im geheimen verband, weil er Etta von ihr zu erzählen sich nicht hatte überwinden können während der vielen langen Jahre ihrer Ehe . . . „Sieh, das ist die schwere Art unseres alten Stammes unter dem Riederdach hinterm Deich", schloß er. „Schon als Kind, da mich die schrullige, halbgebildete Verwandte streng und wunderlich zu nehmen verstand, bestärkte sie, Tante Sebke, mich in meinem Hang, mich in mich selbst zu verschließen und abseits von der Welt zu halten. Ein Wunder noch, daß ich so bin, wie ich bin. Sie kannte meine Liebe und wußte den Tod meiner Schwägerin für ihre kleinlichen, selbstsüchtigen Zwecke auszunutzen. So blieb ich lange ledig, bis Etta kam, und verschwieg ihr, was Imme Lübben mir gewesen . . . ."

„Das war nicht gut, Reimer", sagte Schwester Emma ernst, da Reimer in seinem Bekenntnis innehielt.

„Nein, Emma, es war nicht gut. Denn Etta, viel zu klug, erriet wohl manches aus dem, wie ich mich ihr gegenüber gab. Sie erriet vieles von dem, was ich ihr nie zu sagen wagte. Etta kennt mich wie sich selbst. Aber alles wurde ihr doch nicht offenbar! Ob die Alte, Tante Sebke, der ich Schweigen auferlegte, das Ihre dazu tat? Ich — weiß es nicht. . . ." Der Erzähler neigte sich tief

Digitized by Google

vornüber. Er schwieg. Und dann plötzlich freier — ganz frei und offenherzig: „Emma, Schwester — und nun von der Toten zur Lebenden! Die Blonde bist du! Du gleichst Imme Lübben nicht nur in deinem Äußern, auch im Wesen! Daher, daß ich mich oft so ablehnend gegen dich verhielt. Denn ich wollte deine Ähnlichkeit mit der Toten vor mir selbst nicht gelten lassen — aus Sorge. . . . Aber ich habe mich hindurchgerungen. Sei meiner längst verblichnen ersten Liebe ähnlich, denn sie war keusch und mädchenhaft wie du . . . Nicht Imme Lübben, die blonde Imme — du stehst, wie Etta in Eifersucht meint, zwischen ihr und mir. . . ."

„Reimer, das ist entsetzlich!" rief Schwester Emma fassungslos.

„Ja", sagte Reimer.

„Was kann man da nur tun, Schwager?"

„Ich — ich weiß nicht."

Tiefes Schweigen zwischen den beiden . . . Sie hatten einander die Hände gereicht und saßen da wie Kinder . . .

„Ich weiß nichts. Mir fällt nichts ein. Deine Schwester ist unberechenbar — zumal jetzt. Ich fürchte für uns alle das Schlimmste."

Ein schwaches Lächeln glitt über das Gesicht der kleinen blonden Schwester. „Ich kennte wohl einen Ausweg! Jetzt hab' ich mich kaum noch zu bedenken. Du weißt, daß ich meine schöne, leidenschaftliche Schwester sehr liebhabe. Ich schulde ihr Dank! Eure Knaben sind mir während meines Hierseins ans Herz gewachsen. Nicht nur Hajo, auch Edo mit seinem zarten Gemüt. Dich, Reimer, achte ich — und mehr! Um eurer, unserer aller willen bin ich entschlossen, einem gewissen Jemand mein Jawort zu geben! Auch der junge Edzard hat mich gefragt, ob ich statt Oberin Herrin seines Krankenhauses werden wolle." Die Schwester schüttelte den Kopf. „Ich schätze Edzards Tüchtigkeit. Aber er ist herrisch. Und wenn ich mich auch selbstverständlich als Pflegerin streng seinen Anordnungen füge, als Frau möchte ich doch meinen eignen Willen behalten. Ja, Reimer, so steht es um mich! Ich war mir aber über meine Antwort noch nicht klar genug. Jetzt bin ich's. Denn ich bekomme, falls ich ja sage, einen sehr guten Mann. Edo Koch ist es. Sag' Etta, daß ich mich verlobt habe. Morgen wird Edo wissen, daß ich die Seine bin. Wünsch' mir Glück, Reimer! Ich bin Braut."

Reimer schwieg. Er sah seine kleine blonde Schwägerin voll Rührung an.

„Na, bist du nicht einverstanden?"

„Doch, doch! Aber . . . Emma, sag', liebst du ihn?"

„Ich achte ihn. Und ich werde ihn lieben. Was ich will, kann ich auch. Um so mehr, da ich fühle — euch bringt's Frieden. Und mir, Reimer, mein lieber, lieber Schwager" — Emma neigte sich über seine Hand — „mir, mir ja auch! . . . ."

„Emma!"

„Ja, ja, Reimer! Ich habe — dich und Etta und die Kinder sehr — sehr lieb!"

„Ich weiß nicht, ob ich dir danken soll!"

„Tu's nur! Und Etta muß du sagen —"

„Nein, Schwester, du darfst dich nicht für uns opfern! Das — das geht nicht! Da erhebe ich Einspruch! Überleg' dir's zu ruhigerer Stunde!"

„Spricht so der Freund meines künftigen Mannes?"

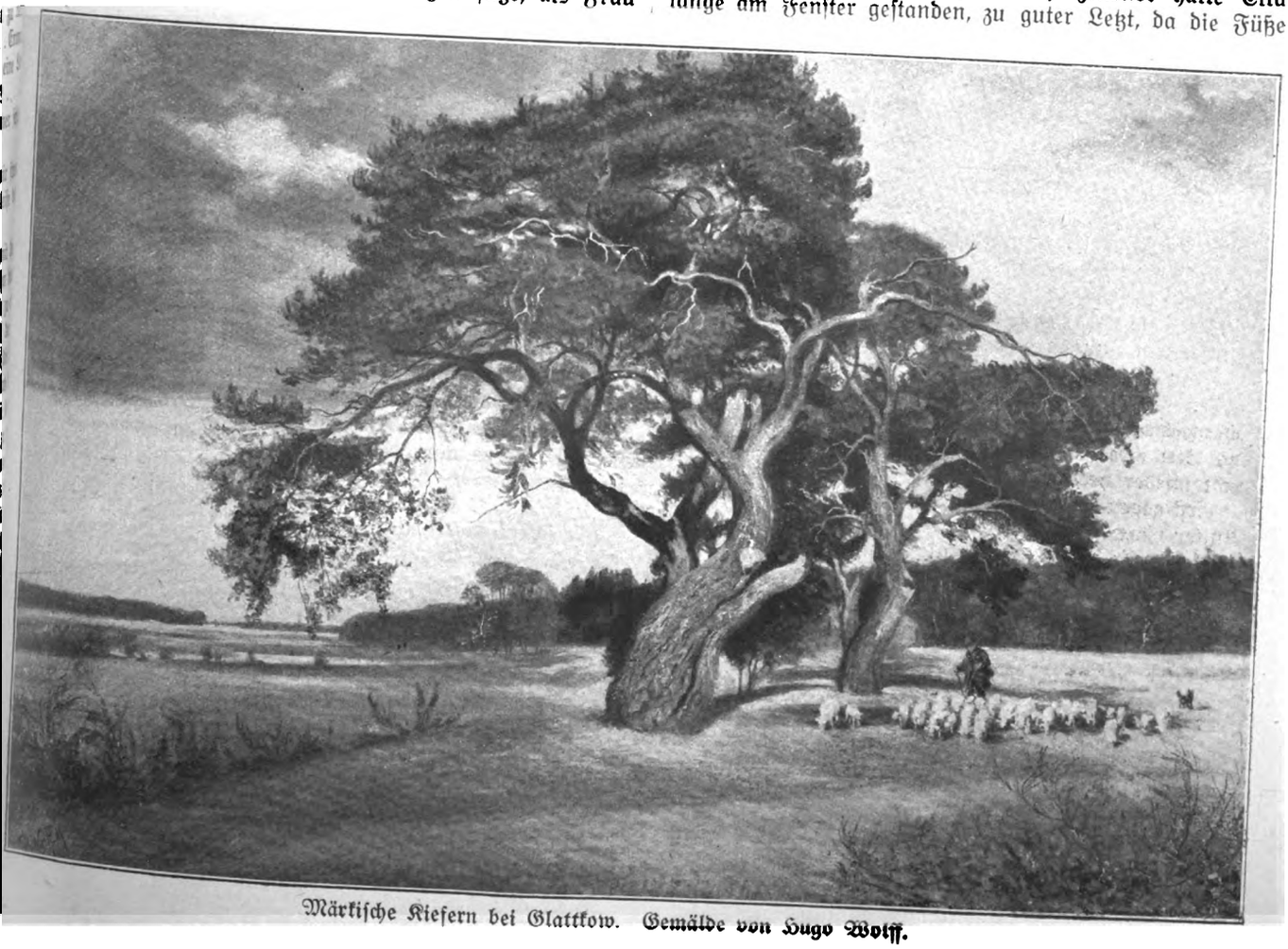
„Emma, Emma! Was tust du! Nein — nein! Ich kann dir nicht danken, Emma! Nein, nein — jetzt nicht!"

„Tu's nur! Tu's ruhig!"

Reimer war aufgesprungen. Erschüttert, in herzlicher Zuneigung und doch in nur mühsam gehüteter Scheu drückte er der kleinen blonden Imme immer wieder die Hände.

Derweilen hatten die beiden die hastenden Schritte über sich nicht vernommen.

In steigender Erregung und Herzensnot hatte Etta lange am Fenster gestanden, zu guter Letzt, da die Füße



Märkische Kiefern bei Glattkow. Gemälde von Hugo Wolff.

Digitized by Google

sie nicht mehr hatten tragen wollen, auch gesessen. Ihr war unter der wachsenden Gewißheit, die Wahrheit über Hajos Zustand durch den Gatten nicht erfahren zu haben, die Schwere der Luft im Zimmer so unerträglich geworden, daß sie es sogar über sich gewann, Mutter Cornelius, die in die Kammer sah, zu bitten, kurz, nur für wenige Augenblicke, statt ihrer des Kranken zu warten. Hinaus! Nur ein paar Atemzüge im Freien tun, sich stärken und —

Frau Etta, die noch auf der Treppe stand, horchte auf und lauschte schärfer — angespannt .... Reimer schien in der Stube Besuch zu haben. Seine tiefe Stimme und eine hellere — weibliche. ...

Die Lauscherin preßte sich die Hand aufs Herz. Ein Zittern durchlief ihre Gestalt.

Dann zwang sie sich, näherte sich schnell dem Stubeneingang, drückte hart auf die Klinke und stieß die Tür auf.

Sie hatte sich's gedacht! Reimer und Emma!

Hoch aufgerichtet stand Frau Etta im Rahmen der Tür. Ihr Blick ging hinüber, erst flammend und dann, da man sie fassungslos überrascht anstarrte, kühl, in unverhohlener Verachtung. „Hajo liegt über euch im Sterben", sagte sie. „Ich weiß es. Und ihr? ... Laßt euch nicht stören! Ich gehe wieder — wollte nur kurz Erholung suchen, weil mir die Luft —" Die geisterbleiche Frau lehnte gegen den Türpfosten. Sie griff mit der Hand seitwärts, um sich besser aufrechtzuhalten. „Nein, nein! Ich brauche keine Hilfe!" Ihre letzten Worte waren nur ein gellender Schrei.

„Frau, was sagst du da? Hier sitzen deine Nächsten. Und du tust so —"

„Schwester, ich bin ja einzig und allein da, um dir zu helfen! Nimm meine Pflege für Hajo an! Es kann doch nicht dein Ernst sein! Ich sollte nicht kommen dürfen? Ich kann — kann ja gar nicht anders."

„Schweig', schweig', Emma! Ich rat' es dir! Hajo stirbt in meinen Armen! Ich lasse niemand hinauf zu ihm. Niemand. Und dich am wenigsten!"

„Etta, was hab' ich dir denn getan?"

„Frau, hör' — so hör' doch auf uns! Mäßige dich! Bändige deine Heftigkeit! Emma ist völlig unschuldig. Hör' — hör' doch nur das eine Wort —"

„Nichts will ich hören!"

„Emma, deine Schwester, ist — verlobt!"

„Hast du nicht gehört, daß — ja, daß ich nichts hören will? Quäl' mich nicht mit Emma! Nenn mir den Namen nicht! Auch hör' ich nichts von dem, was ist und was sein wird. Ich — ich höre nur die schweren Atemzüge meines Kindes. Ich — ich will wieder hinauf zu ihm. Laßt mich mit meinem Jungen allein. Habt doch Erbarmen, ich —"

Frau Etta wankte der Treppe zu. Bleierne Schwere in den Gliedern. Mit zitternden Knien erreichte sie das Obergeschoß und die Kammer. Tränenlos setzte sie sich an das Bett ihres Kindes, das sie den ganzen Tag hindurch nicht wieder verließ.

Erst gegen Abend wagte es Reimer, der hin und wieder Mutter Cornelius geschickt hatte, zu ihr zu gehen.

Seine Frau rührte sich nicht.

‚Er ist der Vater — trotz allem! Ich kann es ihm nicht wehren', sagte sich Frau Etta.

Und da Reimer sich ihr in aufwallender Rührung zu nähern versuchte, sagte sie es ihm mit kühlen Worten selbst.

„Es ist unverständig von dir, mich nicht anhören zu wollen", erklärte er leise. Ihm bebte dabei die Stimme. „Ich werde dich schonen — bis zuletzt. Ich werde bis zum Äußersten Rücksicht nehmen, wenn ich auch selber dabei zugrunde gehe. Es ist ja kaum noch zu ertragen."

Die Gestalt am Bett regte sich. Ihr zuckten die Schultern. Ihr flog das Herz. Und ihre Seele sprach: ‚Ich habe ihn verloren. Ich liebe sein Kind. Ich liebe es von nun an nur noch um so zärtlicher und schmerzlicher. Hajo, stirb — stirb mir nicht — Reimer! ...'

Der Kranke schlief. Er rührte sich in den Kissen.

Die Mutter schrak in sich zusammen. Sie hatte wohl laut — gedacht! ... Aber da der Sanitätsrat kurz darauf ins Zimmer trat, beruhigte sie sich. Hajo mußte ja nun doch geweckt werden. Der Arzt wünschte ihn zu untersuchen.

„Nein, nein! Mir selber sollen Sie es sagen, Herr Sanitätsrat! Sie lügen nicht! Eine Mutter können Sie nicht belügen!" rief Frau Etta. „Mein Mann sagt mir nicht die Wahrheit!"

Der alte Edzard sah den Vater des Kindes an. Er zögerte mit der Antwort.

„Meine Frau errät doch alles."

„Dann ist Offenheit besser! Es steht nicht gut um Ihren Jungen!"

„Ha!" Nur dieser kurze Aufschrei.

Als der Arzt gegangen war, sagte Etta: „Reimer, ich überlasse dir jetzt die Pflege am Bett. Ich will mich dort legen — aufs Sofa. Ich werde dann stärker sein."

„Tu's, Frau!" — —

Sie fand den Schlaf, den sie gewollt hatte; es war Morgen, als sie erwachte.

„Du hast fest geruht, Etta!" Sie vernahm es sofort durch den Gatten, der es ihr freudig meldete, weil er hoffte, die Gattin weniger abgespannt und darum empfänglicher für das zu sehen, was er ihr zu sagen wünschte. Aber Etta zeigte sich im Gegenteil höchst erregt. Sie schalt sich pflichtvergessen, begab sich unter einem heftigen Tränenschauer zunächst ans Fenster und saß dann still am Bett.

So verging der Tag.

Der Abend kam. Und vor Frau Etta und ihrem Einzigen, ihrem Alles — lag die dritte Nacht.

Noch spät erschien der Sanitätsrat. Früher hatte er der vielen Kranken wegen nicht kommen können.

Hajos Hals war dick geschwollen, sein Kopf rot aufgedunsen, glühend heiß, sein Keuchen so bedrohlich, daß der Helfer sich entschloß, dem Leidenden Linderung zu verschaffen. Er setzte am Hals nach erfolgtem Einschnitt das Glasröhrchen ein.

Etta sah es. Sie stand daneben. Ihr ganzer Körper flog. Aber als der Arzt auch diesmal wieder mit dem Vater verhandeln und das Einsetzen der Röhre ihm zeigen wollte, der obendrein mit ärztlichen Dingen umzugehen verstand, stieß Etta Reimer beiseite.

„Zeigen Sie es mir! Mir, bitte!" Frau Etta hatte, während sie die Worte sprach, in Verzweiflung eine so drohende Haltung angenommen, daß der alte Mann, tief ergriffen, der Mutter willfahrte und ihr, nicht dem Vater, die nötigen Handgriffe zeigte.

Dann kam die Nacht — die dritte!

Der Knabe lag schon halb bewußtlos.

Da schüttelte es Frau Etta selbst wie im Fieber. Sie fühlte, jetzt ging es ums Letzte. Und sie war gewillt, zu ringen mit der ganzen Wildheit ihrer heißen Seele um ein Leben, ohne das ihr das eigne Dasein nur noch Hölle erschien.

Sie riß ihr sterbendes Kind aus den Kissen zu sich empor, bevor Reimer, der neben ihr stand, sie daran hindern konnte, drückte ihm die Lippen auf den röchelnden Mund und schrie und stöhnte und schrie wieder: „Mein Liebling — mein Einziger — mein Süßer! Mach' nur noch einmal die Augen auf! Sieh nur noch einmal deine Mutter an! Verlaß sie nicht! Ich gehe mit dir! Reimer — mein Lieber — mein Süßer — mein Einziger! Reimer, Reimer — verlaß mich nicht! Küß mir noch einmal die Lippen! Sieh — sieh deine sterbende — Mutter an! ...

Und der Knabe erfüllte seiner Mutter, wohl unbewußt, die Bitte. Er schlug die Augen auf. Ob er sie noch erkannte? Der Blick ging irr und scheu. — Frau Etta drückte ihrem Liebling die Lippen.

Digitized by Google

„Frau! Etta! Um Gott, Etta, was soll das? Gib her! Gib — gib mir — den Jungen!"

„Wer," rief Frau Etta, „wer wagt es — mich jetzt zu stören? Lieber Gott, nimm mir Reimer und Edo und Vater, meinen alten Vater, und — laß mich tausendfach sterben, bloß — er — — Er stirbt mir! Reimer! . . ."

Der Kopf des Knaben war zurückgesunken, hing nur noch schwer zwischen den Händen — den bebenden Fingern Frau Ettas.

Von einem fernen Kirchturm drangen durch das halb geöffnete Fenster zwölf Glockenschläge — leise — langsam — feierlich — heiter!

Da nahm Dr. Reimer Bojunga sein totes Kind und legte es aus den Armen der Mutter aufs Bett zurück. Der Vater war es, der Hajo die Augen schloß.

Die Mutter ließ starr und sprachlos zunächst alles mit sich und dem Toten geschehen.

Gemeinsam knieten sie an Hajos Totenlager. Etta reglos, ohne jede Bewegung. Reimer leise stöhnend.

Als der gebeugte Mann sich erhob, kniete sein Weib noch, das dunkle Haupt vornüber auf die Bettstatt gelegt.

Plötzlich sah Etta sich nach ihm um. Es waren unruhig gehende Blicke, die den Gatten trafen.

Der Herr des Hauses gedachte, Mutter Cornelius zu rufen, um mit ihr die ersten Anordnungen für die Aufbahrung zu treffen.

Da er mit der Alten zurückkam, fand er die Sterbekammer verschlossen. Seine Hand pochte, pochte lauter. Kein Geräusch drang von innen her zu ihm herüber. . . .

Leise, dann mit erhobener Stimme rief Reimer den Namen seiner Frau.

Noch immer das gleiche Schweigen — keine Antwort.

Ihn packte Sorge. Er wurde dringender. Ohne Rücksicht auf die Ruhe des Toten befahl er, sofort zu öffnen.

„Ich öffne nicht", kam es fast drohend zurück. Und am Ende so drohend vorwurfsvoll, daß der Mahner nicht zu widersprechen wagte. Er zog sich zurück. —

Erst am nächsten Morgen war der Zugang frei.

Frau Etta kam dem Gatten entgegen, als er bei ihr eintrat. Ihr Gesicht schien ihm wie aus Stein gemeißelt. Das Haar hing ihr ungeordnet an den Schläfen. Vor seiner Umarmung wich Etta zurück, aber sie sagte ihm ruhig, ganz seltsam ruhig und freundlich: „Ich bin nun bereit! Rede nicht unnötig mit mir. Mich berührt nichts mehr. Wenn du mir noch einen Wunsch erfüllen willst — laß mich möglichst allein! Alles, was du hier zu tun für nötig hältst, soll geschehen. Aber laß es mich machen. Hernach, wenn Mutter Cornelius und ich Hajo gebettet haben, mögen sie kommen — alle, die meinen Liebling noch einmal sehen wollen. Viele werden es nicht sein! Sag', Reimer, wird es bald sein müssen?"

„Ja. Der Ortsarzt war schon bei mir. Wegen der Ansteckungsgefahr alles so schnell wie nur möglich!"

„Ich mache euch keine Schwierigkeiten mehr. Es soll alles nach Vorschrift ausgeführt werden — alles", sagte Etta.

Das letzte Ruhebett mit der Leiche verblieb zunächst oben im Sterberaum.

Tischgesellschaft. Gemälde von Paul Plontke.

Digitized by Google

Erst kurz vor der Feier trug man den Sarg in den Windfang hinab, nicht auf die staubige, häßliche Tenne. Hier im Dämmer des Raumes hatte auch Bohlke Lübbens irdischer Teil zum feierlichen Abschied aufgebahrt gestanden.

Der Sarg war auf Ettas Wunsch nicht geschlossen worden, obwohl Reimer versucht hatte, Einspruch dagegen zu erheben.

„Nein, ich will ihn sehen — bis zuletzt!"

Aber bei der Trauerfeier zugegen zu sein, lehnte Etta ab. Sie wollte weder den Pastor noch die Gäste empfangen. Wer die Gäste sein würden, wußte sie nicht. Sie hatte gar nicht danach gefragt.

Eine volle Stunde zuvor erschien Etta mit Reimer, der die hohen silbernen Leuchter des Hauses, alte Erbstücke, rechts und links zu Häupten seines toten Sohnes angezündet hatte.

„Blumen hat er nicht", klagte Frau Etta. „Aber du wirst ihm Opfer bringen, Reimer! Auf Gräber der Kinder gehören Blumen. Wenn die roten Kletterrosen an unserem Haus blühen, leg' einen Kranz auf Hajos Ruhestätte. Sie wird weit sein — von dir. . . . Ich hatte einmal einen Traum. Oder war es Wirklichkeit? . . ." Die trauernde Mutter fuhr sich mit den schmalen Fingern über die Augen. „Da war ein Zweig der Rosen verdorrt, der andre blühte. Der Hajos ist dahin. Tot durch meine Schuld vielleicht. Edos Zweig zeigt Leben. Der arme Kleine! Nun kann er seinen großen Bruder nicht mehr sehen. Von den Rosen muß er ihm bringen — alljährlich!"

„Es soll so sein, wie du willst, Etta! Kein Opfer die Rosen! Hajo, mein lieber — lieber Junge! . . ."

Etta ließ Reimer die Hand. So standen sie lange.

Endlich Frau Etta von neuem wie in Träumen: „So, Reimer, nun laß mich zum letzten Abschied noch einmal kurz mit ihm allein!"

Stumm wurde ihr die Erfüllung ihrer Bitte.

Als Frau Etta sich unbehelligt fand, trat sie schnell vor die verhangenen Türen und prüfte. Kein Lichtschimmer drang hindurch. Kein Lauscher war. . . .

Da kehrte sie zu dem Toten zurück. Die Kerzen flackerten. Sie belebten die Züge ihres wie schlummernd ruhenden Knaben.

‚Ich will volle Sicherheit', sagte sich Frau Etta und beugte sich über den Mund ihres Lieblings. „Nimm mich mit, du meine Schuld — du meine Sühne! Laß mich ganz in deiner lieben, reinen Seele aufgehen! Zieh mich zu dir hinab und — empor! . . ." Und sie preßte die Lippen ganz fest auf die Lippen des Toten. Schauer durchrieselten ihren Leib — wie droben in der Kammer schon einmal. Eiskalt wurden ihr dabei die Glieder. Und sie trank sich satt. . . .

Als Geräusch und Stimmen von jenseit der Glastür, die nach der Tenne hinausführt, herüberdrangen, flog Etta empor. Nur noch ein heißer langer Blick galt ihrem toten Liebling. „Reimer — Reimer!" rief sie.

Dann stürzte sie in entgegengesetzter Richtung durch die Tür, flog die Treppe hinan und warf sich auf das leere Bett ihres Knaben, das noch in der Kammer stand. — —

Die Feier war gewesen. Die Gäste gegangen. Es waren nur der Pastor, Schwester Emma, Edo Koch und Vater Theiß Cornelius mit seiner Frau gewesen. Alle übrigen Hausgenossen hatten sich aus Furcht vor Ansteckung ferngehalten. Großpapa Kapitän hatte man absichtlich erst spät die Anzeige erstattet. So war ihm sein Kommen von vornherein unmöglich gemacht worden.

Der Hausherr suchte seine Frau.

Etta, die keine Trauerkleidung angelegt hatte, empfing ihn sitzend auf dem Bett des Toten. Sie hatte — ganz offensichtlich — auf Reimer gewartet.

„Hier — so? Was — Etta? . . . Etta, was — bedeutet das?" fragte der Gatte erschrocken. „Weißt du denn nicht — das ist gefährlich! Es ist — mein Gott — es ist doch das Sofa da, und außerdem — die Kammer nebenan ist geheizt worden! Dort solltest du — Etta, sag', warum tust du das? Warum hast du das — getan?"

„Weil ich hier in diesem Zimmer, wenn es so weit ist, zu sterben wünsche, Reimer! Sieh, ich bekenne dir dies ganz ruhig und dulde keinen Widerspruch! Wenn du mir sagst: Ich will zum Arzt schicken, so wird es dir nichts nützen. Denn mein Wille ist fest. Ihn kennst du. Hier, Reimer, wird's sein! Nicht in meinem lieben Haus! Edos wegen geht es ja nicht! Reimer, wart' auch du so lange, bis jede Gefahr für Edo ausgeschlossen ist!"

Der Hörer stand wie angewurzelt. Sein Schreck über das, was Etta ihm da offenbarte, ihr Wunsch, ihrem Liebling zu folgen, klang so grausam sicher, daß Reimer Zeit bedurfte, um aus seinem Erstarren sich wieder auf sich selbst zu besinnen.

„Bist du für dich ängstlich?" fragte Frau Etta.

Jetzt kam Bewegung in Reimer. Er stürzte sich förmlich auf Etta, riß sie vom Bett empor und trug sie aufs Sofa, ohne daß sie sich, wie Reimer erwartet hatte, dagegen sträubte.

„Hier bleibst du liegen!" herrschte er sie an. „Ich — ich hole natürlich den Arzt. Er wird dich untersuchen."

„Beleidigen laß ich mich nicht, Reimer. Aber du kannst mich ja überhaupt nicht mehr kränken wollen. Ich habe meinen kleinen Reimer so viel und so oft, wenn du es nicht sahst, geküßt, daß dies wohl allein schon genügen müßte — für mich. Aber nun hab' ich Sicherheit! Kommst du mir mit dem Arzt, so nimmst du mir meine schöne Ruhe. Sei doch zufrieden, daß ich jetzt stiller geworden bin — ohne alle Heftigkeit und Leidenschaft. Denn meine Leidenschaft, ich — ich fühlte es manchmal, war dir so fremd. Aber Sünde war sie nie! In keinem Fall! Reimer — nein — nie! . . ."

„Frau, ich höre dich reden. Und jede Minute ist kostbar. Etta, ich kann dich ja gar nicht hier jetzt so allein lassen. Mutter Cornelius, der alte Theiß und Meins Jürgens sind ja da. Meins — er soll kommen."

„Und mich, Reimer, bewachen?" Etta lachte fast heiter auf. „Ach, Reimer, das glaubst du ja selbst nicht! Ich würde mich von keinem Arzt berühren lassen. Mein Mund schließt sich fest, wenn ich will. Hast du mir nichts andres zu sagen — geh. Reimer, ich glaube aber, du bleibst! Du hast mir noch viel zu sagen! . . . Reimer — mein Reimer, ich — dir ja auch."

Da sank der Gemahnte vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und schrie fast: „Du — du bleibst, Etta! Du — du darfst nicht sterben!"

„Meinst du, Reimer? . . ."

„Mein Gott, Etta, wer bin ich, und wer bist du denn?"

„Ich bin — deine Frau noch immer. Wir gehören doch zusammen, Reimer! Ich bin nur eine andre, ganz andre als vor wenigen Stunden. Sag', willst du noch gehen und den Arzt holen? Oder willst du jetzt bei mir bleiben und mir sagen — was du mußt?"

„Etta, erst zum Arzt! Ich — ich kann nicht anders! Ich würde mir ja ewig Vorwürfe machen, wenn — ach, wenn dir wirklich was geschähe!"

„Nein, mach' dir ja keine Vorwürfe. Nie darfst du das tun. Aber zum Arzt darfst du erst recht nicht schicken. Denn was dann folgen würde, daraus müßtest du dir ein Gewissen machen! Gehst du zum Arzt, so behalt auch deine Geheimnisse. Dann werden wir uns ja doch nie verstehen. Sieh, das hatte ich mir wenigstens von dieser Stunde erhofft! Der Gedanke daran hat mich auch ruhiger gemacht — während der letzten Tage am Bett meines Hajo."

„Etta, ich will dir zuliebe tun — alles, alles, nur —"

„Dann bleibst du bei mir! Dann ist ja alles gut, Reimer. Will eine Frau und Mutter sterben, so kann sie es auch

Digitized by Google

ohne ärztliche Hilfe. Als mir die Gewißheit wurde, daß unser Hajo uns verlassen werde, da schon kam mir der Wunsch, alles Kleinliche, Enge und Häßliche von mir zu streifen, und mit dem Wunsch war auch der Wille und mit dem Willen die Sicherheit. Reimer, ich habe mich schon im Fieber geschüttelt! Reimer, mir liegen die Glieder so schwer wie noch nie! Am Sarg meines Knaben hab' ich mir die letzte Sicherheit geholt. Reimer, es wäre nicht nötig gewesen! Mein Hals! Noch kann ich sprechen! Raub' mir nicht die Zeit — sie wird uns kostbar werden, Reimer, Reimer! . . ." Etta schüttelte sich in kaltem Erschauern. Sie verstummte.

Reimer trug ihr Kissen, die auf den Stühlen lagen, herbei. „Von dem Toten!" schrie er auf und schleuderte sie erschrocken fort. „Was tun? Wie dir helfen? Ich — ich bin ja doch kein Arzt! Etta! Etta!"

„Beruhige dich! Es ist — nichts! . . . Reimer, komm! Setz' dich. Wir wollen — nein, vergessen kann man nicht gleich alles. Aber wir wollen versuchen, einander zu verstehen." (Schluß folgt.)

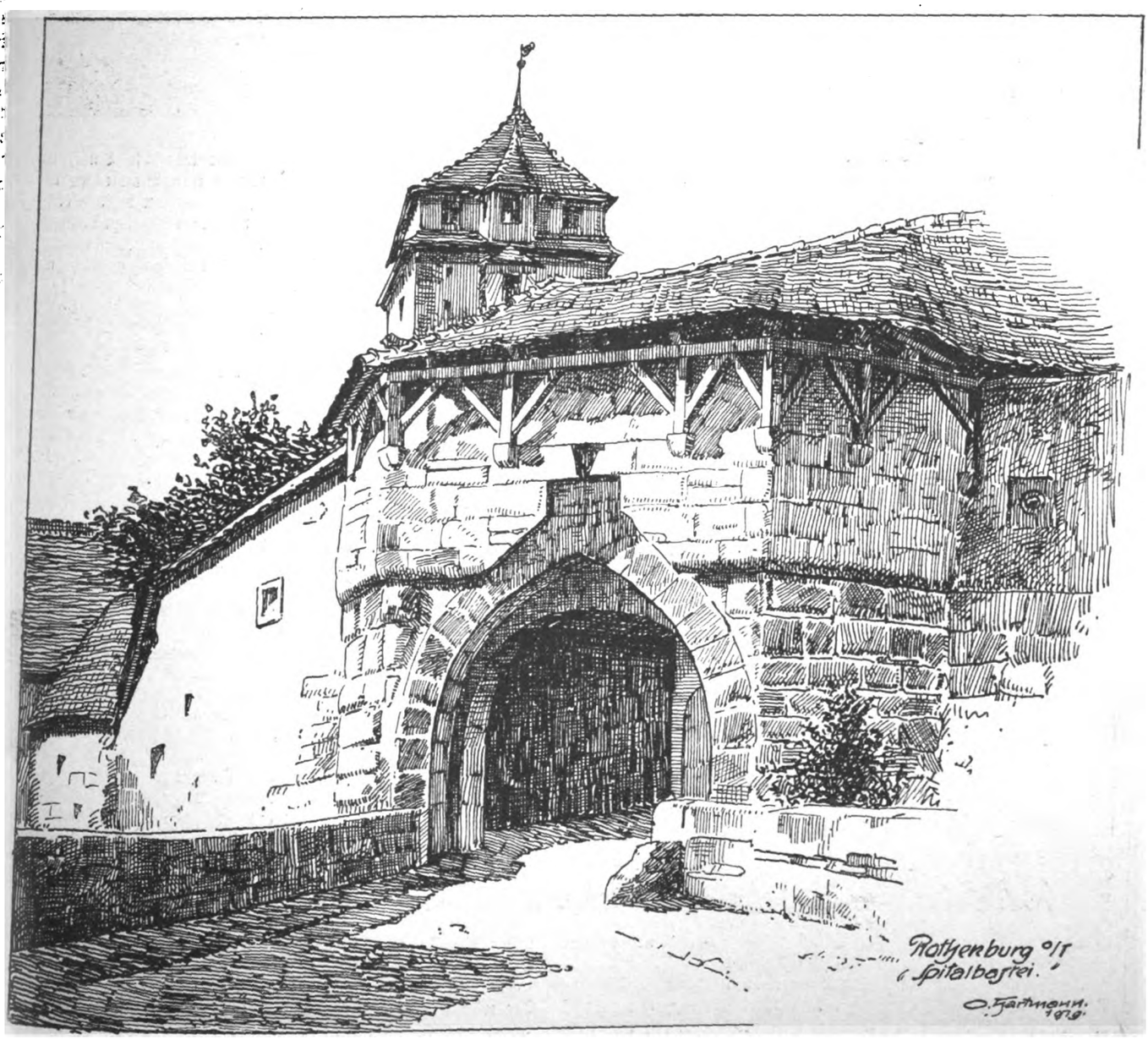
Frankenwanderung * Von Otto Hartmann.

Allerweltsweisheit ist es, daß man die Schönheit nur an heimlichen Orten suchen soll, in stillen Winkeln, abseits der breiten Straße, die der Menschenstrom zieht; doch diese Weisheit nicht zu befolgen, ist Allerweltsbrauch.

Franken!

Ich liebe deine Schönheiten, die so tief auf das Gemüt wirken, deine blauen Berge und Wälder, deine Städtchen und Dörfer, die Perlen gleich im Lande verstreut liegen. Verschlafene Städtchen, die erst durch den Weltkrieg zum Leben erwachten, um nun wieder in das Vergessen zurückzusinken. Wenn man zum ersten Male eine unbekannte Stadt betritt, wirkt stets der Eindruck des Kommenden auf uns, wir ahnen den Reiz des Neuen, das wir erst suchen müssen. Ob wir auf breiter Straße wandern oder durch enge Gäßchen streifen, in Winkel und Höfe gucken, immer bleibt uns Entdeckerfreude, offenbart sich ein inniger Zusammenhang von Haus und Volk, ein natürliches Verwachsensein und Ineinanderwurzeln.

Vor allem denke ich an die kleineren Orte, die ihr Kleinstadtwesen noch nicht verloren haben, bei denen höchstens die Bahnhofstraße neuzeitlichen Charakter zeigt. Heute, wo unser Blick für das Bodenständige geschärft ist, fällt uns der Unterschied zwischen alter kleinbürgerlicher Bauweise, die im Volke selbst wurzelte und aus ihm selbst geboren wurde, und der heutigen abgezirkelten, künstlichgewollten erst recht auf. Ein Erker, ein Giebel, eine Haustür, ein bißchen Grün können lehren, daß überladener Zierat nicht immer verschönert. Das Wesen alter Weise, einem Rätsel

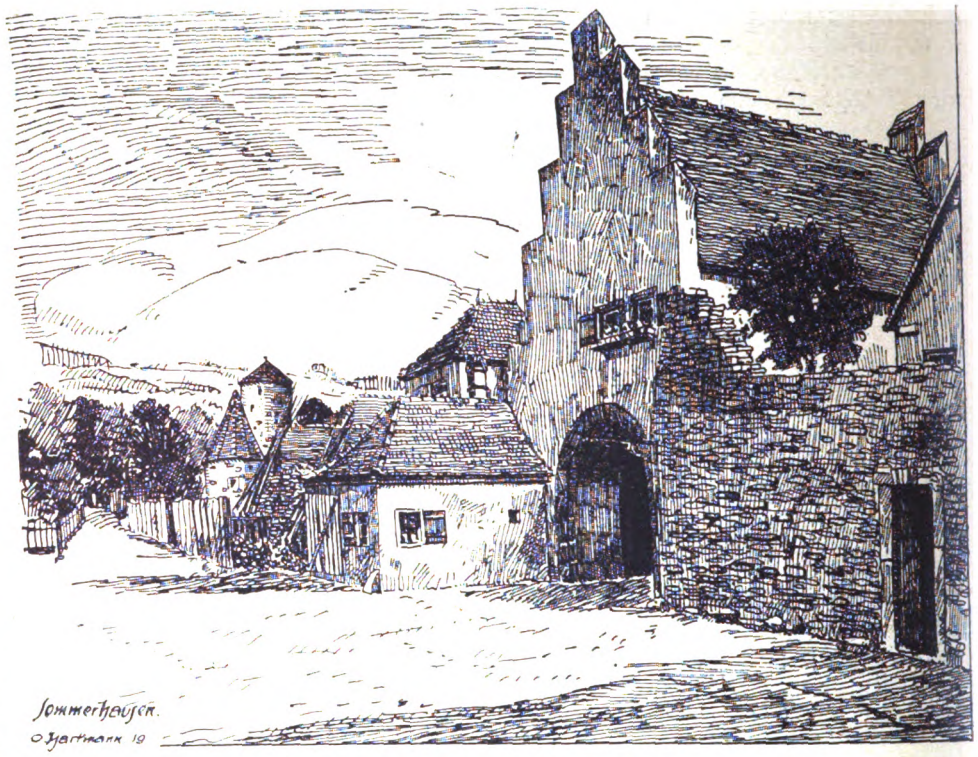


Digitized by Google

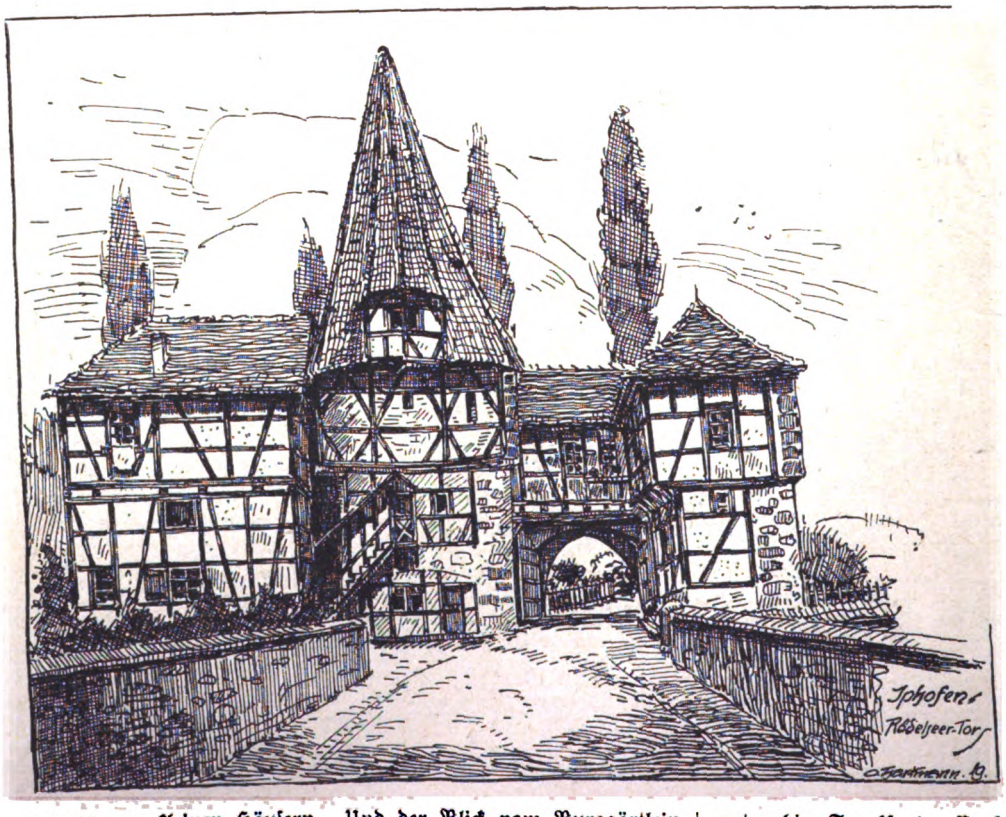
gleichend, wird doppelt schwer verständlich in unserer hastenden, unruhigen Zeit, die nimmer in die Tiefe schürft, die dem Menschen das Beste nimmt, die Liebe zur Heimat und zu sich selbst.

Rothenburg, ein Name von helltönendem Klang!

Als ich das erstemal die Mauern betrat, war es in später Nachtstunde im hohen Sommer: Hell lag das Taubertal im Mondenschein. Meister Spitzweg, du Lieber, in jener Nacht ist mir das Verständnis für deine Kunst erst aufgegangen, mit deinen Augen sah ich die schlafende Stadt, die mondhellen Gassen mit tiefen Schatten; gespenstisch zogen die Wolken, ein Brunnen plätscherte geheimnisvoll, leicht schlug ein Fenster im Winde, und eine Wetterfahne knarrte leise. Märchenstimmung, die das Herz zum Sehnen bringt nach dem großen Unbekannten, das irgendwo in der Ferne wohnt.



Rothenburg, deine Schönheiten alle zu schauen, zu schauen mit dem Blick des Genießens, würde Jahre beanspruchen, um alsdann sofort wieder von vorne zu beginnen, da man unterdessen wohl allerlei Neues gefunden hätte, was wieder des Betrachtens wert wäre. Bilder von unvergleichlich malerischem Reiz erschließen sich unseren Augen, vor allem der Marktplatz mit seinem gewaltigen Rathaus, die Tore und Türme, die Kirchen, Straßenbilder mit tausend Einzelheiten, die Rödergasse mit dem Röderbogen, oder die Gassenspaltung am Plönlein oder das Kobolzellertor oder — ich weiß nicht, was ich noch nennen soll, die Augen gehen mir über — verträumte Winkel und Höfe von Patrizierhäusern, mit Grün überwucherte Gärtlein an kleinen Häusern. Und der Blick vom Burggärtlein in die Weite!



Im Sonnenglast flimmert das Taubertal; ein schmales, silbernes Band in unzähligen Windungen und Verschlingungen verbindet blumenübersäte Wiesen und Felder, fern grüßen Berge und stille Wälder; tief im Tal liegt, umgeben von helleuchtenden Häuschen, das alte Kirchlein von Dettwang.

Dettwang, du Kleinod des Taubertals, du kannst uns die Ruhe geben, die wir so nötig gebrauchen; still vergessen liegt das Örtchen hinter blumigen Wiesen, außer dem Hämmern eines Schmiedes kein Laut. Vor dem Wirtshaus die Linde, ein Riesenbaum, durch deren vielästige Krone und Blattgewirr das Auge vergeblich den Himmel sucht; seltsamer Zauber, den dieser Baum in sich birgt; tagelang rührt und regt sich kein Blättchen, bis auf einmal ein Rauschen und silbernes Klingen anhebt, als wollte sie Grüße in die blaue Weite senden.

Das Taubertal hat manch liebliches Plätzchen, wo sich es am Ufer der Tauber still träumen läßt; am schönsten ist es abends, wenn herbstliche Farben die Wälder schmücken, wenn Nebel über dem Tauberbach aufsteigen und leichter Dunst einen Ausgleich der Farben schafft. In der Ferne leuchtet in der untergehenden Sonne das letzte Rot auf Türmen und Giebelhäusern von Rothenburg, das Klingen heimkehrender Herden, in der Ferne den Abendsegen läutende Glocken versetzen uns in traumhaften, märchengleichen Zustand; gleich einem schnell aufleuchtenden Funken, der sich in die Weite verliert, läßt uns ein singender Ton aufhorchen, unsere Sinne bannend: die Sehnsucht der Seele. Vor unseren Augen stehen die Wünsche als plastische Bilder, verschwimmend in unendlicher Ferne!

Als im Jahre 1520 Albrecht Dürer durch die fränkischen Gaue fuhr, reiste er von Bamberg aus mit dem Schiff den Main hinunter bis Frankfurt. Es hat sich wohl wenig geändert an der Landschaft seit jener Zeit, die Städtchen und Dörfer sind die gleichen geblieben. Nur die Menschen sind nimmer dieselben. Dürer, wohl der erste deutsche Maler, der die Seele der Landschaft entdeckte, wird gar manches Mal mit dem Stift den Reiz der Gegend in seinem

Digitized by Google

Skizzenbuch festzuhalten versucht haben. Auch die damalige Zeit ähnelt in vielem der heutigen; unser Vaterland sah aus wie ein schillernder Schmetterlingsflügel: bischöflich bambergische und würzburgische Orte wechseln mit gräflich Rieneckschen, Wertheimschen oder Seckendorffschen Ländchen, bald schiebt sich ein markgräflich Ansbach-Bayreuther Gebiet dazwischen.

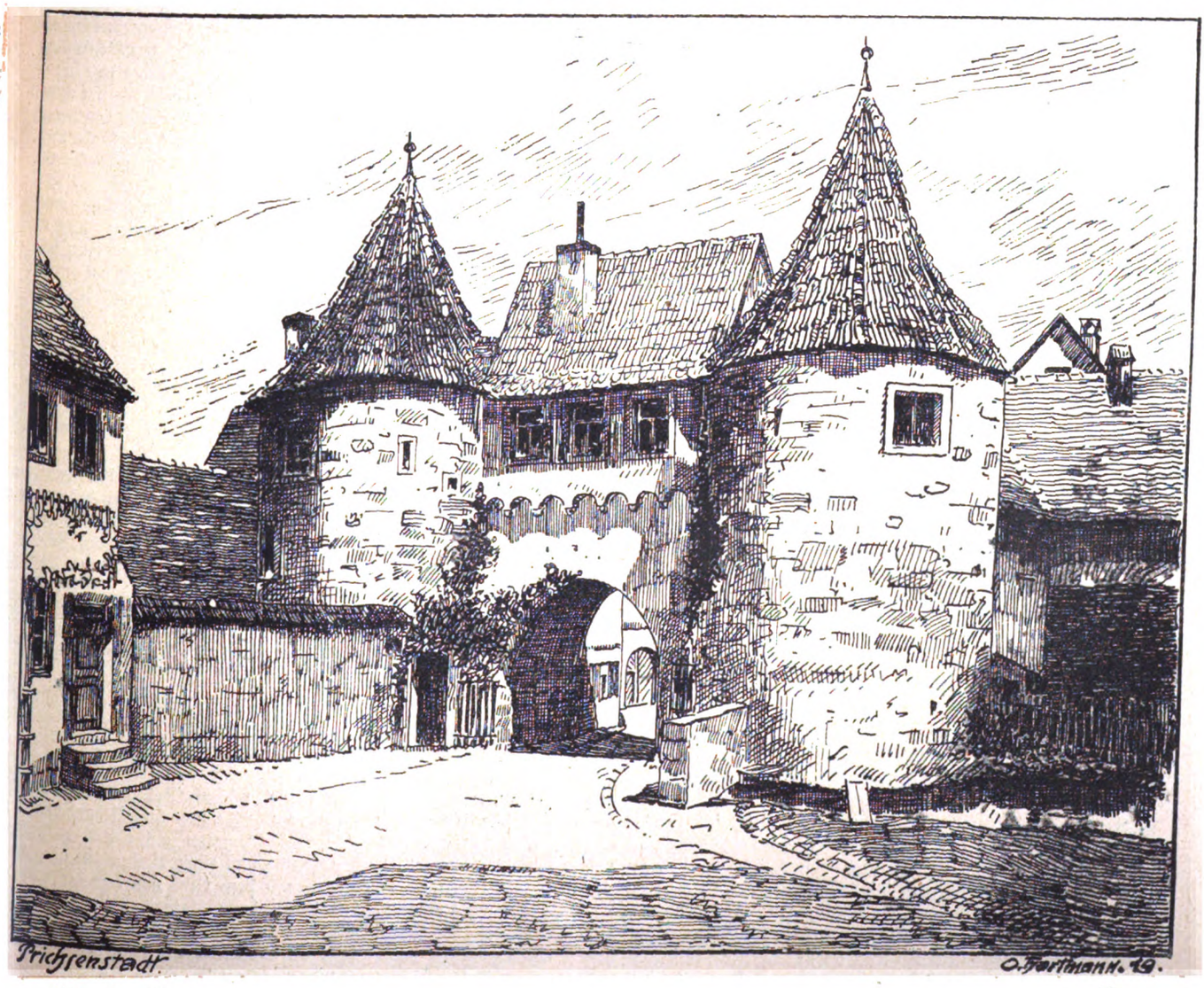
Städtchen am Main! Wir fühlen uns in eine Zeit versetzt, wo Kampfesrecht und Fehde galt, aber auch Saitenspiel und Minne gepflegt wurden.

Ich vermag die Städtchen und Dörfer, die sich im Main spiegeln, der gleich einem Silberband im Wiesengrün erglänzt, nicht alle zu nennen; geschweige die Örtchen, die aus Rebenbergen grüßen oder in Waldeinsamkeit liegen.

Iphofen, vor allem seiner Tore wegen, die eigentlich schon mehr Burgen gleichen, beachtenswert, ist für den Kunstfreund und Künstler mindestens ebenso interessant wie Rothenburg. Ein Kleinbürgerstädtchen mit regem Weinbau, umschließt es in seinen Mauern eine Unzahl malerischer und architektonischer Motive. Die gut erhaltenen Toranlagen sind unter sich sehr verschieden in Anlage und Ausgestaltung. Während beim Rödelseer Tor das äußere und das innere Tor getrennt liegen, gleicht das Einersheimer Tor einer festen Burg; im übrigen hat sich das Städtchen seinen altfränkischen Charakter bewahrt.

Wer kennt Prichsenstadt? Wer Gerolzhofen? Fesselt uns ersteres durch seine mittelalterliche Stadtbefestigung und seine netten Fachwerkshäuser, so ist dies nicht minder der Fall bei Gerolzhofen, das eine Fundgrube für Motive der Barockzeit abgibt. Hier wird das Scheiden schwer!

Ein buntes Durcheinander von Städten und Marktflecken und Dörfern erschließt sich uns: Das schon moderne Kitzingen, der Wallfahrtsort Dettelbach, das Rokokostädtchen Volkach, die netten Örtchen Miltenberg, Mainbernheim, Münnerstadt, Haßfurt und wie sie alle heißen, und vor allem die geistlichen Städte Würzburg und Bamberg. „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken.“ Nur der kann all die Schönheit, die hier ihre Heimat gefunden hat, ermessen, der in gründlichem Schauen die ewig wechselnden Bilder in sich aufnimmt.



Digitized by Google

Was wissen wir vom Schlaf? * Von Dr. med. Hans-Theodor Sanders.

Eine der wichtigsten Lebensfunktionen des Menschen ist der Schlaf. Für den Fortbestand des Lebens ist er wichtiger selbst als die Nahrungsaufnahme, denn ohne Nahrung kann der Mensch bei Wasserzufuhr sein Leben 30 Tage und darüber fortsetzen. Vollständige Schlaflosigkeit dagegen würde ihn schon in wenigen Tagen zugrunde richten. Direkte Beobachtungen am Menschen liegen hierüber zwar nicht vor, und die in der Literatur häufig wiederkehrende Angabe, in China würden Verbrecher in wenigen Tagen unter grausamsten Qualen dadurch zu Tode gebracht, daß man ihnen konsequent den Schlaf durch dauerndes Wecken entzöge, ist freie Erfindung. Aus Versuchen an Tieren können wir jedoch jene Annahme mit Sicherheit ableiten. Experimente an jungen Hunden stellten fest, daß 3—4 Monate alte Tiere dem Tode verfallen waren, wenn man sie 4—5 Tage jeden Schlafes beraubte. Auch die sorgfältigste Pflege nach dieser Zeit vermochte sie dann nicht mehr zu retten. Erstaunlich war, daß diese Hunde nur etwa 5 bis 13 Prozent ihres Gesamtgewichtes verloren hatten. Von allen Organen erlitt das Gehirn die größte Abnahme. Im Gegensatz dazu zeigte das Gehirn bei verhungerten Hunden nur einen ganz geringen Gewichtsverlust, trotzdem diese Tiere bis zu 50 Prozent ihres Gesamtgewichtes eingebüßt hatten. Die Entziehung des Schlafes schädigt also das wichtigste Organ des Körpers, sie trifft ihn gleich an seiner empfindlichsten Stelle.

Alle höher entwickelten Tiere bedürfen zur intakten Erhaltung ihres Lebens unbedingt des Schlafes. Wovon dieses in weiten Grenzen schwankende Schlafmaß in seiner Intensität abhängig ist, ob etwa geistige Tätigkeit eine Steigerung des Schlafbedarfs bedingt, das wissen wir heute nicht. Diese Fragen bedürfen noch der Untersuchung. Bekannt ist das äußerst geringe Schlafbedürfnis der Vögel.

Der Mensch verschläft etwa ein Drittel, der Hund gar zwei Drittel seines Lebens. Trotzdem ist der Hund das wachsamste Tier, weil bei ihm die Tiefe des Schlafes sehr gering ist, und weil die feinsten Geräusche ihn zu wecken vermögen.

Was ist nun der Schlaf, der bei dem Menschen einen so großen Teil seines Daseins mit Beschlag belegt, seiner Natur und seinem Wesen nach? Wir treten an das Lager eines Schlafenden. Er bemerkt unser Kommen nicht. Mit geschlossenen Augen liegt er regungslos da. Seine Sinne, die im Wachzustande den Verkehr mit der Außenwelt unterhalten, ruhen. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man den Schlafenden fast für tot halten. Leicht überzeugen wir uns jedoch, daß Herz und Lungen rastlos weiterarbeiten. Sie erholen sich jedesmal in den kurzen Pausen zwischen ihrer Tätigkeit und dürfen im Interesse des gesamten Organismus nicht lange aussetzen. Exakte Beobachtungen am Schlafenden haben festgestellt, daß im Schlafe alle Funktionen des Organismus auf ein Minimum herabgesetzt sind. Die Verdauung ist besonders stark vermindert. Speisen werden während der Nacht oft im Magen zurückgehalten. Der trägere Stoffwechsel bedingt ein Herabsinken der Körpertemperatur.

Nun etwas sehr Auffälliges!

Kitzeln wir einen Schlafenden mit einer Feder an der Nase, so macht er mit der Hand eine Abwehrbewegung. Außerdem sehen wir, wie er eine unbequeme Stellung wechselt, wie er die herabgefallene Decke in die richtige Lage bringt. Das alles tut er, ohne daß er erwacht, ohne daß er sich seines Handelns bewußt wird. Die geschilderten Bewegungen kommen ohne Beteiligung des Gehirnes zustande. Es handelt sich um sogenannte Reflexe. Damit haben wir auch das Charakteristische des Schlafes festgelegt. Der Fortfall des Bewußtseins und daher auch die gänzliche Ausschaltung der Intelligenz und des Willens, das ist das Wesen des Schlafs. Da die Großhirnrinde der Sitz des Bewußtseins und die Stelle ist, von der die Willensimpulse ausgehen, so können wir auch in der vollständigen Ausschaltung und Stillegung dieser Großhirnrinde das Charakteristische des Schlafes erblicken. Ein teilweises Erwachen einzelner Gehirnpartien bedingt unsere Träume, auf deren interessante Erscheinungen wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können.

Jeder weiß, daß wir nicht immer gleich tief schlafen. Eingehende Versuche von Kohlschütter haben uns ein Bild von der Tiefe des Schlafes zu verschiedener Zeit nach dem Einschlafen gegeben. Kohlschütter bestimmte die Reizstärke, die notwendig war, um nach bestimmten Stunden des Einschlafens die Versuchsperson zu wecken. Man hat zwar Einwände gegen die Zuverlässigkeit dieser Methode erhoben, indem man darauf hinwies, daß es offenbar nicht allein auf die Quantität des Reizes, sondern vor allem auf seine Qualität ankomme. Bekannt ist ja, daß die besorgte junge Mutter bei dem leisesten Ton, den ihr Liebling von sich gibt, erwacht, während sie bei viel stärkeren anderen Geräuschen ruhig weiterschläft. Trotzdem geben Kohlschütters Versuche im großen und ganzen ein richtiges Bild. Danach verdichtet sich der Schlaf sehr schnell, nach einer Stunde schon hat er seine größte Tiefe erreicht. Am Ende der zweiten Stunde läßt die Tiefe bedeutend nach, und von nun an tritt eine weitere Verflachung bis zum Nullwert ein, der etwa in acht Stunden erreicht wird. Auf Grund dieser interessanten Ergebnisse wird es verständlich, daß Leute wie Friedrich der Große, Napoleon und Virchow, die nachgewiesenermaßen nicht mehr als 4—5 Stunden täglich schliefen, dies ohne Schädigung ihrer Gesundheit tun konnten. Ihnen genügte die Zeit der größten Tiefe des Schlafes.

Eine ganze Reihe von Ausnahmen sind jedoch von diesem Typus gefunden worden. Bei vielen Menschen geht die Vertiefung des Schlafes langsam vor sich. Erst nach 3—4 Stunden wird das Maximum erreicht, das dann erst ganz allmählich in eine mittlere Tiefe übergeht. Bei dieser Kategorie geht das Erwachen sehr langsam vor sich, diese Leute fühlen sich morgens müde und unlustig zur Arbeit. Erst im Laufe des Tages werden sie recht munter, und abends können sie lange aufbleiben, ohne Müdigkeit zu verspüren. Jede Verkürzung des Morgenschlafes empfinden sie sehr unangenehm. Kräpelin unterscheidet den Typ des Morgen- und Abendarbeiters. Der Morgenarbeiter erwacht gleich morgens frisch und zur Arbeit disponiert. Abends dagegen wird er früh müde, und langes Aufbleiben fällt ihm sehr schwer.

Das individuelle Schlafmaß ist, wie wir sehen, bedeutenden Schwankungen unterworfen. Aber auch bei demselben Menschen wechselt das Bedürfnis nach Schlaf in den verschiedenen Lebensaltern sehr. Der Säugling schläft fast immer. Auch der heranwachsende Mensch braucht viel Schlaf. Dann aber nimmt das Bedürfnis ab, und es ist bekannt, daß alte Leute mit einem erstaunlich geringen Maße auskommen, ohne ihre Gesundheit irgendwie zu beeinträchtigen. Die genannten Versuche von Kohlschütter geben uns auch eine wissenschaftliche Grundlage für die Beantwortung der Frage: „Wie lange sollen wir schlafen?" Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß der alte Hufeland in der Regel: „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf!" für den Erwachsenen durchaus das Richtige getroffen hat. Dieser alten hygienischen Forderung wird die jetzt erreichte achtstündige Arbeitszeit gerecht. Ein Zuviel an Schlaf kann wohl kaum, ein Zuwenig dagegen sehr viel Schaden anrichten. Deshalb sagt Schleich mit Recht: „Verschlafe, wenn du Talent dazu hast, ruhig die Hälfte deines Lebens; du wirst die andere doppelt gelebt haben!" Wer seinem Körper nicht eine Zeit der Ausspannung und einen Schlaf von ausreichender Dauer gönnt, der wird die üblen Folgen bald bemerken. Der Organismus läßt sich nicht lange ungestraft mißhandeln. Für die übermäßige Entziehung des Schlafes rächt er sich. Alkohol und Nikotin vermögen eine Zeitlang den erschöpften Organismus weiterzupeitschen, dafür verfällt er aber rettungslos der Neurasthenie, der Kulturkrankheit unserer Tage.

Während des Wachseins müssen die Gehirnzellen in andauernder Tätigkeit stark arbeiten. Sie erschöpfen sich, wie jeder andere dauernd tätige Mechanismus. Um neue Kräfte zu sammeln, schlafen wir. Diese Neubelebung, diese Restitution der Gehirnzellen ist das Wertvolle am Schlaf, und sie unterscheidet den Schlaf auch von andern Zuständen der Bewußtlosigkeit, z. B. der Ohnmacht und der Narkose. Bei diesen Zuständen sind die Gehirnzellen gelähmt, von einer Restitution kann nicht die Rede sein. Genau so ist es mit den Schlafmitteln — besser „Einschlafmittel" genannt —.

Sie bewirken zunächst eine Narkose, die dann allmählich in normalen Schlaf übergeht. Vor dem wahllosen Gebrauch von Schlafmitteln kann nicht oft und nicht eindringlich genug gewarnt werden. Der Arzt wird nur dann zu ihnen seine Zuflucht nehmen, wenn alle anderen Mittel, wie physikalische, diätetische und psychische Behandlung, versagen. Gerade die Behandlung der Schlaflosigkeit erfordert feinstes Eingehen auf alle Einzelheiten. Wer hier schematisch verfährt und von einer Maßnahme alles Heil erhofft, dem wird es ergehen wie dem Arzt, von dem der Physiologe Bunge erzählt. Als jener einem Patienten, der ihn wegen Schlaflosigkeit konsultierte, den Rat erteilte: „Sie müssen sich mehr Bewegung in freier Luft verschaffen!", erhielt er die Antwort: „Herr Doktor, ich bin Landbriefträger!"

Digitized by Google

Das Einschlafen ist der kritische Moment des Schlafes, und die hierfür erforderlichen Bedingungen sind recht kompliziert. Wie schlafen wir ein? Wir suchen ein ruhiges Lager auf und schalten nach Möglichkeit alle äußeren Reize aus. Wie wichtig gerade das letztere ist, lehrt ein aus der Wiener Klinik von Strümpell beschriebener Fall. Der betreffende Patient hatte eine Lähmung fast aller Sinnesorgane. Er besaß nur noch ein funktionsfähiges Auge und ein Ohr. Am ganzen Körper war der junge Mann sensibel gelähmt, auch die Mundschleimhaut war gänzlich unempfindlich. Nur durch das eine Auge und das Ohr konnten Reize der Außenwelt ins Innere dringen. Brachte man den Patienten in eine bequeme Lage, verstopfte ihm dann das eine Ohr und verband ihm das eine Auge, so schlief der Kranke nach 2—3 Minuten regelmäßig. Mit aller Deutlichkeit zeigt dieser Fall, wie abhängig der Akt des Einschlafens von der Ausschaltung der Sinnesreize ist. Wichtig ist ferner das Fehlen eines stärkeren Affektes. Wer in Kummer und Sorgen oder auch in großer Freude sein Lager aufsucht, der wird oft lange auf den Eintritt des Schlafes warten müssen. Ferner verscheucht starke geistige Tätigkeit, das Suchen nach der Lösung schwieriger Probleme den Schlaf. Sodann spielen bestimmte Gewohnheiten: Wahl der Stunde und Art der Stellung beim Einschlafen, eine große Rolle. Das alles ist natürlich nur relativ zu verstehen, denn wie oft haben wir im Felde beobachten können, daß unsere Leute beim heftigsten Feuer und in den unbequemsten Stellungen ruhig und fest schliefen. Ja, wer sich an das Rumpeln und Dröhnen in unruhigen Frontabschnitten gewöhnt hatte, dem konnte es passieren, daß er aus tiefem Schlafe erwachte, wenn eine Pause im Feuer eintrat.

Das sind in kurzen Umrissen die Erscheinungen des Schlafes, wie wir sie experimentell festlegen und nachprüfen können. Sobald wir uns die Frage beantworten: Worauf beruht der Schlaf? Welcher Mechanismus liegt ihm zugrunde?, betreten wir das Gebiet der Hypothese, das hier nur kurz gestreift werden soll. Die herrschende Ansicht ist heute wohl die, welche lehrt, daß der Stoff- und Kräfteverbrauch im Zentralnervensystem der Urheber der Ermüdung und des Schlafes ist. Nachdem schon vorher von Preyer die Anhäufung von Zerfallsprodukten (Kohlensäure) in den Gehirnzellen als Urheber des Schlafes angesprochen war, schließt sich der bekannte Bonner Physiologe Max Verworn dieser biochemischen Theorie an. Er verweist aber ausdrücklich auf die verschiedenen Bedingungen des Einschlafens, als deren Resultate der Schlaf erscheint. Verworn führt aus: „Während der Dauer des wachen Zustandes unterhalten die Sinnesreize fortwährend starke dissimilatorische Erregungen in den Ganglienzellen der Großhirnrinde und setzten deren Erregbarkeit durch Erschöpfung herab. Wir schlafen dann ein, wenn wir die Reize, die von den Sinnesorganen her zum Gehirn gelangen, ausschließen. Infolgedessen fallen die Bedingungen für die Erregungen fort, und die dissimilatorische Erregung klingt ab. Auf Grund des Gesetzes von der Selbststeuerung des Stoffwechsels vollzieht sich alsdann die Restitution durch das Überwiegen der Assimilationsprozesse und Beseitigung der Ermüdungsstoffe von selbst, so daß die Erregbarkeit allmählich wieder steigt. Am Morgen ist die Erholung vollendet. Die Erregbarkeit hat ihr physiologisches Maximum erreicht, und die schwächsten Reize wecken uns auf." Unter Ermüdung versteht Verworn die lähmende Wirkung der sich in den Nervenzellen anhäufenden Stoffwechselprodukte, unter Erschöpfung den Mangel an Ersatzstoffen. Erholung ist die Wegspülung der Toxine.

Gegen diese biochemische Auffassung vom Wesen des Schlafes hat man Einwendungen gemacht. Man wies darauf hin, daß Ermüdungsgefühl und wirkliche Erschöpfung unabhängig voneinander sind. Sehr starke Ermüdung macht nicht selten das Einschlafen unmöglich. Die Schläfrigkeit stellt sich meist zur gewohnten Stunde ein. Ist dieser Zeitpunkt überschritten, so verschwindet die Schläfrigkeit oft, trotzdem die Ermüdung doch zunehmen müßte. Säuglinge schlafen fast immer trotz fehlender Gelegenheit zur Ermüdung. Auch im Alter tritt der Schlaf gewohnheitsgemäß ohne vorhergegangene Arbeit ein. Daher sagte man, der Schlaf sei ein Instinkt, der wie alle Instinkte beim Menschen durch Vorstellungen reguliert wird. Claparède äußert daher: „Der Schlaf ist nicht die Folge eines einfachen Stillstandes der Funktionen. Er selbst ist eine positive Funktion, ein Instinkt, der diesen funktionellen Stillstand zur Folge hat. Nicht, weil wir vergiftet sind oder erschöpft, schlafen wir, sondern wir schlafen, um es nicht zu werden."

Man konstruierte dann auch noch ein besonderes Gehirnzentrum für den Schlaf und stellte sich vor, daß von dieser Stelle des Gehirnes aus der Schlaf aktiv ausgelöst würde. Für diese neuen Anschauungen lassen sich gewichtige Gründe ins Feld führen. Es wird noch rastloser Forscherarbeit bedürfen, um hier Klarheit zu schaffen und die letzten Schleier zu lüften, die uns heute noch zum Teil das Wesen des Schlafes verhüllen.

Revolutions-Zinken * Von Otto Lindekam.

In Zeiten politischer Gärung und gewaltsamer Umstürze feiert nicht nur der Fanatismus seine Orgien, sondern auch das Verbrechertum, das jede Gelegenheit wahrnimmt, die öffentliche Unruhe nutzbringend zu verwerten, fühlt sich in seinem Element. Sogar die alte, von uns längst überwunden geglaubte Räuberromantik erlebt ihre Auferstehung und bringt uns in der modernsten Gegenwart lebenden Menschen in Zeitabschnitte zurück, die uns anmuten, als hätte sich ein Stück finsterstes Mittelalters in die heutige Periode verirrt. Nicht nur Gewalttaten und Verbrechen abschreckendster Art, wie sie einstmals der wahnwitzige Menschengeist ersann und ausführte, tauchen wieder auf, auch viele jener alten Begleiterscheinungen und äußerlich betrachtet als Nichtigkeiten anzusprechenden Dinge treten in die Wirklichkeit, von denen wir kaum je etwas gehört haben. Von diesen scheinbar nebensächlichen Überbleibseln einer längst vergangenen Zeit sind es in der Revolutionsperiode, die unser armes Deutschland noch heute zu durchlaufen hat, nicht zuletzt die sogenannten Zinken, die dem aufmerksamen Beobachter aller Vorgänge auffallen und ihn daran erinnern, daß auch noch in der gegenwärtigen Revolutionszeit die Kampfesart manches aus dem Räuberleben und Verbrechertum an Häßlichem und Geheimnisvollem zu entlehnen versteht.

Als die große französische Revolution so unendlich viele unschuldige Menschen auf die Schlachtbank zerrte, stand der geheimnisvolle Zinken bereits in hoher Blüte. Er war damals oft das einzige von dem eingeweihten Schergen der blutgierigen Machthaber lesbare Merkmal an Häusern, in denen politisch verdächtige Personen wohnten, und zugleich die stumme Aufforderung, die angezeichneten Bewohner unschädlich zu machen. An den Haustüren mit Kreide oder Farbe angebracht, boten diese Zinken den fanatischen Revolutionären die Wegweiser bei ihren Beobachtungen und Festnahmen von Personen, die das Mißfallen irgendeines Revolutionsspitzels erregt hatten. So war z. B. eine einfache Wellenlinie, die an der Hauspforte angebracht wurde, damals das Kennzeichen, daß das Gebäude von revolutionär gesinnten Menschen bewohnt war, während ein krauser Strich, über dem sich eine gerade Linie hinzog, den Häschern kundgab, daß revolutionsfeindliche Personen in dem Hause ihre Wohnungen hatten.

Jeder der damaligen politischen Klubs hatte dazumal solche Zinken, so daß es Gleichgesinnten nicht schwer war, sich völlig unauffällig und sicher zu orientieren oder gegenseitig zu warnen.

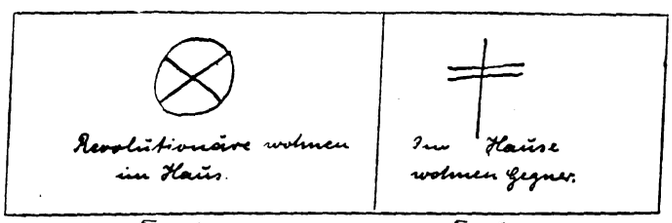


Fig. 1. Fig. 2.

Diese Methode der politischen Geheimzeichen machte natürlich nicht vor ihrer Anwendung als gewöhnlichen Revolutionszinken halt, sondern dehnte sich auch auf die Ausweispapiere der verschiedenen Behörden aus, so daß der Vorzeiger eines derartig kenntlich gemachten Personalpapiers sofort von dem Eingeweihten als das eingeschätzt und behandelt wurde, was er in Wirklichkeit war. Das Zeichensystem war dabei so unauffällig, daß bereits die Interpunktion ihre Harmlosigkeit dazu hergeben mußte, inhaltsschwere Beschreibungen der betreffenden Personen sowie Urteile politischer Art zu vermitteln.

Genau die gleiche Waffe hat die Revolution in Deutschland hervorgebracht, um politisch mißliebige Personen zu kennzeichnen. Sie wurde insbesondere in der Zeit der Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte nicht wenig benutzt, indem Militärpässe, Eisen-

Digitized by Google

bahn-Fahrtausweise usw., vor allem aber die Zugehörigkeitsausweise zu revolutionären Organisationen gezinkt wurden. Sogar an Militärtransportzügen wurden diese Zinken zur Beschreibung ihres Inhaltes angeschrieben, so daß die Vertrauenspersonen, die auf allen größeren Bahnstationen vorhanden waren, sich unverzüglich genügend vergewissern konnten, welcher politischen Gesinnung die heimfahrenden Soldaten waren.

Die bald darauf einsetzenden offenen Kämpfe in den Straßen unserer Städte brachten uns auch den gewöhnlichen, vorwiegend in der Verbrecherwelt vergangener Zeiten viel benutzten Zinken in neuer Auflage, jenes schnell an Häusern usw. angemalte geheime Zeichen, das, äußerlich betrachtet, aussieht, als hätte eine nichtsnutzige Knabenhand Krikelkrakel gemacht, das in Wirklichkeit aber eine ungemein wichtige Rolle im Kampfe der revolutionären Geister gegen das ruhige Bürgertum spielt. Genau wie damals, als die blutrünstigen Jakobiner ihre Henkersfeste feierten, wurden und werden die geheimen Revolutionszeichen auch jetzt wieder angewandt, um die rebellierenden Massen auf diejenigen zu hetzen, die nicht mit den „Helden der Straße" dahinziehen wollen, sondern sich ihnen und dem unheilvollen Treiben entgegenstellen.

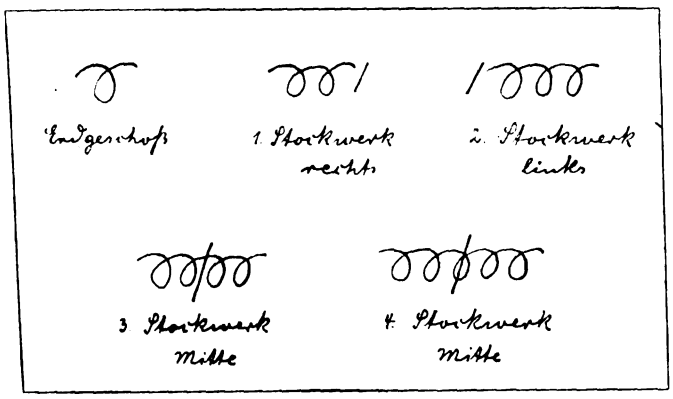


Fig. 3.

Die Revolution hat in den deutschen Städten, die von politischen Unruhen heimgesucht wurden, bislang eine ganze Reihe solcher Zinken hervorgebracht, wenigstens auf seiten der äußersten Linken, bei den sozialistischen und kommunistischen Parteien. So wurden in vielen Ortschaften des Ruhrgebietes während der Kämpfe im März 1920 derartige Merkzeichen einwandfrei festgestellt. Darunter befand sich beispielsweise ein durchkreuzter Kreis (Figur 1), der besagte, daß das gezinkte Haus unbedingt von den Angehörigen der revolutionären Armee zu schonen war, weil in ihm Genossen der Rebellen wohnten. Das Gegenteil, nämlich feindlich gesinnte Personen, machte u. a. ein Kreuz mit doppeltem Balken kenntlich (Figur 2). Daneben hatten die Rotgardisten noch verschiedene andere, z. T. bis jetzt noch nicht restlos aufgeklärte Zinken in Anwendung gebracht. Ihre Benutzung im revolutionären Interesse ist im allgemeinen jedoch einwandfrei festgestellt worden. Dagegen hat man bisher noch nichts davon vernommen, daß auch die den revolutionären Bewegungen feindlich gegenüberstehenden Parteien und Organisationen sich derselben Hilfsmittel der Personenkennzeichnung bedient hätten.

Diese Revolutionszinken haben selbstverständlich keine einheitlichen Formen gehabt. Die unterschiedlichsten politischen Aussichten, denen die Revolutionäre in Deutschland anhängen, kamen vielmehr in den verschiedenen Gegenden ganz verschieden zur Geltung und nur dort, wo die Rotgardisten unter einer einheitlichen Führung standen und Passierscheine an die Bevölkerung ausfertigten, z. B. im Ruhrgebiet, scheinen bis zu einem gewissen Grade allgemeine, gleiche Kennzeichnungsarten geherrscht zu haben.

Anders lagen in bezug auf das System der „Ankreidung" der „feindlichen Häuser" die Verhältnisse in Leipzig. Dort machte es gelegentlich der Unruhen im März 1920 den Eindruck, als hätte sich die Kampfleitung der spartakistischen und unabhängig-sozialistischen Arbeiterscharen eines einheitlichen Zinken-Systems bedient. In Leipzig richtete sich die Wut der Revolutionäre damals vorwiegend gegen die Mitglieder des Zeitfreiwilligen-Regiments, die, einer gewaltigen Übermacht trotzend, die schnell und gut bewaffneten Arbeitermassen in Schach hielten. An den Türen der Häuser, in denen Zeitfreiwillige wohnten, konnte man daher immer wieder dieselben, scheinbar von Kinderhand hingeschmierten Geheimzeichen sehen, die ohne weiteres den Rebellen sagten, in welchen Stockwerken sie die verhaßten Kämpfer für Recht und Ordnung zu suchen hatten, um sie mit ihren skandalösen „Haussuchungen" und Räubereien belästigen zu können. Diese Häusermarkierung war den Revolutionären schon um deswillen wichtig und wertvoll, als sehr viele Zeitfreiwillige nicht selbst Wohnungsinhaber, sondern, als Studenten usw., nur Abmieter von solchen waren und die bewaffneten Arbeiter sich immerhin befleißigten, die übrige Bevölkerung nicht auch noch durch ein planloses, widerrechtliches Eindringen in die Wohnungen Unbeteiligter zu ihren offenen Feinden zu machen. Um hierin möglichst wenig Fehlgriffe zu tun, wendeten sie in den ersten Tagen der Unruhen und Streifzüge auf Zeitfreiwillige die mit Kreide, teilweise auch mit Ölfarbe gezogene Spirale, und zwar in fünf verschiedenen Grundformen, an. Eine einfache Spirale bedeutete z. B., daß ein Zeitfreiwilliger im Erdgeschoß des gezinkten Hauses wohnte, eine doppelte dasselbe vom ersten Stockwerk usw. Die Lage der Wohnungen in den Geschossen wurde an den Spiralen durch senkrechte oder schräge Striche rechts bzw. links neben den Zinken sowie durch Striche durch die Mitte der Zeichnung angedeutet (Figur 3).

Als in Leipzig zum zweiten Male Unruhen gelegentlich der Reichstagswahlen befürchtet und von gewissen Herrschaften herbeigewünscht wurden, hatte eine besonders radikale Gesellschaft — wahrscheinlich Angehörige der wahlfeindlichen Kommunistischen Arbeiter-Partei — wiederum die Häuser der Zeitfreiwilligen gezinkt. Sie hatten diesmal zu dem recht eigenartigen Mittel gegriffen, irgendein kurzes Wort mit schwarzer Farbe, hier und da auch nur mit Kreide an die Wand links der Haustür zu schreiben, das ein rundes „s" enthielt, z. B. „Oskar", „Hans" usw. Sogar das schöne Wort „Esel" kam verkehrt geschrieben in Anwendung. Dieses „s" sagte den Eingeweihten alles. Wie aus den Beispielen an der Figur 4 ersichtlich, nannte es ebenso wie die vorerwähnte Spirale genau das Stockwerk und die Lage der Zeitfreiwilligen-Wohnung, nämlich durch die Ersetzung des s-Schlußbogens durch rechts oder links angebrachte wagerechte Striche. Ob die Urheber dieser Zinken auch die in der Mitte eines Stockwerkes belegene Wohnung angedeutet hatten, konnte nicht festgestellt werden. Wahrscheinlich ist dieses aber auf jeden Fall, da das leicht mit irgendeinem Merkmal, wie Punkt, Strich, Verkürzung des „s" usw., bewirkt werden kann.

Als ganz einfaches Zinken der Häuser wurde weiter, sicher von einer der übrigen an Putschen interessierten Gruppen das bloße Beschmieren der Haustüren mit hellblauer Ölfarbe bewirkt. Diese Kennzeichnungen hatten eine Größe von 4 bis 6 Zentimeter und sahen aus, als hätte ein Maler seinen Pinsel probiert.

Diese letzte Art der Kennzeichnung rechnet natürlich nicht mehr zu den eigentlichen Revolutionszinken. Zudem dürfte sie auch ihren Zweck, der doch darin besteht, möglichst unauffällig, geheim zu sein, kaum erfüllen, da diese blauen Stellen an den Häusern sofort jedermann ins Augen fallen und den Seher zum Nachdenken anregen. Der Reichswehrbrigade waren daher auch unmittelbar nach dem Anbringen dieser Zeichen Nachrichten zugegangen, die sie veranlaßten, die immerhin nicht gering bedrohten Zeitfreiwilligen rechtzeitig zu warnen und durch vorübergehende kurzfristige Einstellung in die Reichswehr vor der Rache der Putschfreunde und Revolutionäre zu sichern.

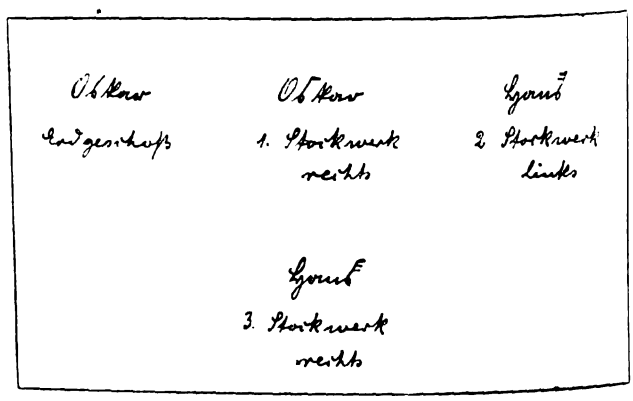


Fig. 4.

Wir sehen an den wenigen Beispielen, daß in der revolutionären Bewegung von radikaler Seite heute nichts unbenutzt gelassen wird, wenn es gilt, den bürgerlichen Gegner zu schädigen, und daß das Kind des Verbrechertums, der geheime Zinken, ebenfalls gut genug ist, wenn politische Heißsporne und rachsüchtige Geister Verbrechen planen.

Digitized by Google

Aus dem tropischen Amerika * Von Ing. Werner Hopp.

Nach Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens.

Wer nach Puerto Colombia, dem wichtigsten Hafen der Republik Kolumbien, kommt, sieht ein wenig schönes Bild vor sich. Eine schmale, lökerig gebaute Mole, auf der eine Art kleine, schmalspurige Eisenbahn fährt, dahinter hohe Dünen, bewachsen mit kleinen, grauschimmernden Mimosen und anderen Dornensträuchern. Am Fuße der Sandhügel ein paar Häuser, etwa 30 an der Zahl, im höchsten Grade verwahrlost, an morastigen Wegen gelegen. Die auf der Mole gesichtete primitive Eisenbahn bringt mich vom Meere fort. Einige graue Pelikane umkreisen den Zug und stürzen sich mit großer Wucht ins Wasser. Zwischen Puerto Colombia und der Haupthandelsstadt des Landes, Barranquilla, setzt sich die unscheinbare Sandlandschaft noch fort mit spärlichem Wuchs von Kakteen und verkrüppelten Palmen. Ab und zu taucht eine Sumpfwiese auf, die von mageren Kühen auf Eßbares untersucht wird. Bei den Haltestationen finden sich Scharen schreiender Bettler ein, die, verkrüppelt und unendlich schmutzig, einen sehr niederdrückenden Eindruck hinterlassen. Auch Barranquilla selbst enttäuscht den Besucher. Langweilige Straßen, in denen der glühendheiße Wind Staubmassen herumwirbelt. Nur die Hauptstraßen haben solide Steinhäuser, während die weitere Stadt armselige, mit Palmblättern gedeckte Hütten aufweist. Zum ersten Male sieht man hier die Indianer des Magdalenenstromes mit ihren nicht unsympathischen Gesichtern, schwarzen, strähnigen Haaren und mongolisch-geschlitzten Augen; keine gerade schönen, aber auch nicht ausgesprochen häßliche Gestalten. Das Volksleben entwickelt sich auf dem Mercado, dem Marktplatz, der an einem müde dahinschleichenden Seitenarm des Magdalenenstromes liegt. Das Wasser ist beinahe unsichtbar vor den unzähligen Wasserpflanzen, die, mit großen Luftbehältern versehen, auf der Oberfläche schwimmen. Längs des Wassers ist ein langer Schuppen errichtet, unter dem die Marktware ausgebreitet liegt, meist an der Luft getrocknete Fische mit strengem Geruch, dazwischen unsaubere Tische, an denen die Arbeiter für einen Cent ihren Kaffee einnehmen. Das Mittagsmahl dieser Gäste gestaltet sich denkbar primitiv, das einzige Tischgerät, Messer, Gabel und Löffel ersetzend, ist ein Stückchen harte Fruchtschale, „Tatuma" genannt, in plumper Löffelgestalt. Rings um das „Kaufhaus" hocken malerische, zerlumpte Gestalten mit Eismaschinen. Unendlich viel gefrorene Milch oder Schokolade wird in Barranquilla gegessen. Ein Laden ohne Eismaschine ist kaum denkbar, und wo diese Einrichtung fehlt, ist wenigstens ein Eishobel vorhanden, mit welchem der junge Geschäftsmann Schnee schabt, diesen in die Milch zusammen mit etwas Zitronensaft schüttet und verkauft. Tatsächlich ist dieses Getränk bei der fürchterlichen Hitze ein ausgezeichnetes Erfrischungsmittel.

Ich benutzte die erste Gelegenheit, um das heiße, unangenehme Barranquilla zu verlassen. Endlich, nach fünf Tagen, ging ein Magdalenenstromdampfer den Fluß aufwärts nach „La Dorada", der Endstation des Unterlaufes. Die Dampfer, wenigstens die Passagierdampfer, sind ziemlich große, bis zu 1000 Tonnen Fracht führende Kästen, mit einem großen Schaufelrad am Hinterteil, sie haben elektrische Beleuchtungsanlagen, Eismaschinen und in den Kabinen Ventilatoren.

Die Fahrt auf dem Magdalenenstrom ist eins der herrlichsten Dinge der Welt. Nur am ersten Tage ist das Landschaftsbild noch ziemlich einförmig. Der Strom ist an der Mündung sehr breit, schmutzig-gelb und mit Wasserpflanzen bedeckt. An den Seiten tauchen Wälder auf, ab und zu eine Kokospalme und Bananenstauden, die eine Bretterhütte anzeigen. Gegen Abend wurde mir eine besondere Freude zuteil, da sehr viele prächtige Schmetterlinge, die smaragdgrünen Uranus Leilus, über dem Dampfer hin und her gaukelten. Am nächsten Morgen gelangten wir nach Mompoz, wo ich für unglaublich geringes Geld starke, aber ausgezeichnete Zigarren einkaufte. Der Markt von Mompoz weist mehrere Roulettes auf, auf denen leidenschaftlich gespielt wird. Tropische Früchte, die lächerlich billig sind, und Tonwaren, die ihre antiken Formen bewahrt haben, wie sie wohl vor Hunderten von Jahren schon verwendet wurden, liegen ausgebreitet. Hinter Mompoz wird die Reise sehr interessant, die Natur unbeschreiblich schön. Zahlreich liegen die Krokodile oder Kaimans auf den Sandbänken, Baumstämmen gleich, die beim Nahen des Dampfers schwerfällig ins Wasser gleiten, manchmal aber auch mit einem elegant-komischen Sprunge sich hineinschnellen. Selten kommt es vor, daß ein solches Tier im Schlafe verharrt. Dann liegt es, den Schädel auf einen Baumstumpf stützend, mit weitgeöffnetem Rachen da, und kleine, rosagraue Vögel spazieren munter zwischen den Zähnen umher, Würmer und Fleischreste aufstöbernd.

Zu Tausenden scharen sich graue und weiße Reiher an den Ufern, Wildenten, allerlei Vögel mit buntem Gefieder, Wasserrosen und seltsam geformte Schlingpflanzen. Dazu gesellen sich immer zahlreicher die Kokospalmen und Fächerpalmen wohl von 50 Meter Höhe, untermischt mit den schneeweißen Rinden und dem feinen, dunkelgrünen Laub der Mimosen. Auf den Zweigen wiegen sich Papageien, von denen besonders prächtig die großen, langschwänzigen Aras sind. Herrliche Orchideen prangen auf den immer größeren Umfang annehmenden Bäumen. Wer kann mit ein paar Federzügen die ganze Pracht des tropischen Urwaldes, der „Selvas Virgines", wie die Spanier den Urwald nennen, wohl beschreiben! Aber mit den Naturschönheiten nimmt auch die Hitze immer mehr zu und steigert sich bis zur Unerträglichkeit. Vor uns im Süden tauchen fern im blauen Dunst die riesigen Gebirgsketten der Anden auf. Zu den Seiten des Magdalena breiten sich ungeheure Mangobäume aus, die wie Eichen knorrig emporragen. Die Zweige reichen oft bis ins Wasser, übersät mit tausenden feuerroten Früchten. Einmal passierte es, daß solch ein Baum den Dampfer streifte und in Massen die köstlichen Mangoäpfel, die wohlschmeckendsten aller Tropenfrüchte, auf das Deck warf. Während sich die Indianer und Matrosen auf diese unvermutete Gabe stürzten, sah vom nahen Ufer eine ungeheure Boa verwundert zu, die schillernd ihren Riesenleib um eine Mimose schlang.

Die Verpflegung an Bord richtet sich natürlich nicht nach den Europäern, die als Passagiere mitfuhren — ich und ein Engländer vertraten Europa —, sondern nach den Kolumbianern. Trotzdem mundete es mir stets vorzüglich. Morgens gab es beispielsweise Rauchfleisch, geröstete Bananen, Butter, Honig, ausgezeichneten Kaffee und Milch. Kolumbien hat nämlich nicht nur alle tropischen Gerichte, sondern ebensowohl auch die meisten europäischen Naturprodukte, da sich in diesem Lande die entsetzlichste feuchte Tropenhitze mit allen Übergängen vorfindet bis zum ewigen Schnee, der vom Tolima, dem höchsten Berg des Landes, herübergrüßt. Ein Mittagsmahl enthält folgendes: Schildkrötensuppe, Huhn mit Reis, Beefsteak mit Kartoffeln und Bananen, Kakao mit süßem Käse angemacht, eine kolumbianische Spezialität, und Backpflaumen in Honig gekocht, häufig auch Eis. Die Indianer bekommen meistens Fleisch, mit Bananen zusammengekocht, in großen Schüsseln vorgesetzt, aus denen sie mit den Händen zulangen.

Vom Volksleben sieht man wenig auf der Fahrt. Einzelne kleine Häuser sind schon eine Stadt und auf meiner Karte groß verzeichnet. Im übrigen war die Karte englischer Herkunft und enthielt, obwohl sie die beste existierende sein soll, zahlreiche Fehler. Der Rio Cauca fließt z. B. 60 Kilometer südlich von Mompoz in den Magdalena, nicht 50 Kilometer nördlich davon. Auch sind mehrere Eisenbahnen eingetragen, die wohl Projekte waren, aber niemals zur Ausführung gelangt sind. Da an jedem Tag zweimal, gewöhnlich früh am Morgen und spät abends, Holz eingenommen wird, hat man immerhin Gelegenheit, sich umzusehen. Häufig begegnet man den Kautschuksammlern in ihrer einsamen Tätigkeit. Ein kunstloses Floß, bedeckt mit kleiner Palmblatthütte, und einige Tongefäße, in denen sie den Kautschuk sammeln, sind ihre Ausrüstung. Meist leben sie mit ihrer Frau wochenlang auf diesem Floß, von Baum zu Baum sich mit langen Stangen stoßend. Bananen, Fische und ein erlegter Vogel bilden das Mahl, ein Trunk aus dem Strom die einzige Erquickung in unerträglicher Hitze.

Herrlich ist die Fahrt im Vollmondschein auf dem Magdalena, wunderbar wie im Feenlande. Noch größer als am Tage starren die Urwaldriesen zu beiden Seiten des Stromes in die Nacht, und geisterhaft im Hintergrunde lagern die gewaltigen Felsmassen der Kordilleren. Balsamisch süße Luft wogt. So saß ich eine Stunde nach der andern an Deck, bis ich einschlief. An einem andern Abend lernten wir auch die Schrecken des Urwaldes ausgiebig kennen. Der vielen Felsblöcke wegen, die im Strom liegen, konnten wir nicht weiterfahren. Man schläft auf gespannter Leinwand, mit großem Gazezelt umgeben, das, oben geschlossen, unten bis auf den Boden reicht. Aber Wolken, Milliarden von Moskitos senkten sich auf das Schiff, Hunderte drangen unbegreiflicherweise durch die Gaze, umsummten das Ohr, saßen auf den Händen und stachen. Bald verwandelte sich der Handrücken in eine Blutlache, wenn man darüberwischte. Kein Mensch tat ein Auge zu; von der Gluthitze und den Bestien gequält, verfluchte jeder tausendmal sein Leben. Für die wirklich qualvollen Stunden entschädigte uns ein herrlicher Sonnenaufgang hinter den fernen Bergen. Hunderte von Aras, blaue, rote und gelbe, saßen mit fröhlichem Geschrei zwischen

Digitized by Google

den Orchideen, auf den Bäumen und gaben in der Morgensonne ein farbenprächtiges Schauspiel ab.

Nach vierzehntägiger Fahrt kam der Dampfer in „La Dorado" an, von wo ich in achtstündiger Eisenbahnfahrt nach Beltran gelangte. Beide Städte weisen äußerste Armseligkeit auf und sind von zahlreichen Bettlern bevölkert, die mit Elefantiasis, Lepra, dem Aussatz und anderen bösartigen Krankheiten behaftet sind. In Beltran ist der Magdalenenstrom schon kleiner, die Navigation ist schwierig, mehrere kleine natürliche Wehre gefährden die Schifffahrt, daher wird die geringe Entfernung bis Girardot in zwei Tagen zurückgelegt. Hier beginnt die Eisenbahn, die in zehn Stunden nach Bogotá, der Landeshauptstadt, führt.

Diese Bahnfahrt ist für den Passagier, der eine Reise von 16 Tagen durch tropische Üppigkeit hinter sich hat, eine kaum für möglich gehaltene, außerordentliche Steigerung der schönsten Eindrücke. Einige Stunden bewegt sich der Zug noch in Windungen durch farbenglühende, heiße Steppen, in denen die Fächerpalmen Inseln bilden. Dann beginnt die Steigung in großen Serpentinen. Tiefe Schluchten werden überbrückt, und bald sind 1000 Meter Meereshöhe erreicht bei der Station La Mesa. Hier ist in den drei beim Bahnhof gelegenen Hotels zu Mittag gedeckt. Nach einstündigem Aufenthalt geht es weiter, und bald erblickt man den Tolima, den 5400 Meter hohen, schneebedeckten Berg Kolumbiens. Noch schlängelt sich zu unerhörtem Kontrast die Eisenbahn durch die herrlichsten Palmenwälder. Erst bei 2000 Meter Höhe verlieren sich allmählich die Palmen und mit ihnen die Papageien; die Landschaft gibt mehr und mehr den tropischen Charakter auf. Mit Entzücken sieht das Auge das erste Kornfeld. Manchmal erscheinen noch einige Bananen dazwischen, aber auch diese verschwinden, und nun ist die Gegend mit einem Schlage verändert. Tannenwälder, Kohlfelder, Kartoffeläcker, Gerste und Roggen tauchen auf. Wiesen mit lauter alten Bekannten aus Deutschland: Klee, Salbei, Mohn, Brombeeren, Erdbeeren. Letztere sind prachtvoll aromatisch und werden von kleinen Indianerkindern an den Stationen in Blätterkörbchen feilgeboten. Das Auge sieht sich nicht satt an dem veränderten, aber doch so wohlbekannten Bilde. Immer höher kriecht zwischen Felswänden die Bahn empor, die uns in 5 Stunden von 300 Meter auf 3000 Meter Meereshöhe bringt. Die Pflanzenwelt wird schließlich ausgesprochen alpin mit Enzianen, Alpenveilchen, Soldanella und Steinbrecharten. Charakteristisch sind auch weiße, rote und gelbe Fingerhutpflanzen, die an den Felskaren zu Hunderten gedrängt stehen. Ist die höchste Höhe erreicht, so geht es auf ebener Strecke zwei Stunden lang durch leuchtende Blumenwiesen in roten, blauen und gelben Farben. Schließlich senkt sich die Eisenbahn in einen weiten Talkessel, und in 2600 Meter Höhe liegt Bogotá, herrlich zwischen bunten Alpenmatten, auf denen Pferdeherden weiden, in weitem Kreise von hohen Bergen umschlossen. Ein Paradies des ewigen Frühlings, wenige Stunden von dumpfen Tropenwäldern entfernt, in fast stets gleicher, gemäßigter Temperatur. Man geht in Bogotá zum Unterschiede von den Bewohnern der „Terra Caliente", des heißen Landes, sehr sorgfältig und sauber gekleidet; die reichen Bogotánerinnen hüllen den schneeweißen Nacken in kostbare Pelze und kleiden sich auf eine Art, die man in Berlin als „todschick" bezeichnen würde.

Aus dem bolschewistischen Rußland * Von Iwanoff.

Der Volkskommissar.

In ein dunkles Haus in einer engen Gasse sieht man allerlei Gestalten eintreten. Ganz verschiedenartig bekleidet, alle Gesichtstypen sind vertreten. Die einen mit größter Gewichtigkeit, die anderen mit stumpfem Gleichmut, wieder andere mit dem Ausdruck der Neugierde.

Es ist keine geheime Zusammenkunft von Verschwörern, nein, bloß eine Sitzung von Kommissaren.

Wer ist in Sowjet-Rußland der glücklichste Mensch?

Der Kommissar.

Wer genießt in Sowjet-Rußland das größte Ansehen?

Der Kommissar.

Wem bringt man das größte Vertrauen entgegen?

Dem Kommissar.

Wer wird mit Ehren und Würden überhäuft?

Der Kommissar.

Wer kennt in Rußland den Hunger nicht, wer leidet weder unter Kälte, noch unter Mangel an Kleidung und Schuhwerk?

Der Kommissar.

Das Wort „Der Kommissar" ist das Symbol von Ansehen und Macht. Ohne den Kommissar wird in Rußland niemand geboren, heiratet niemand, lebt und stirbt niemand.

Was stellt denn dieser hohe und so grenzenlos verehrte Stand dar? Sind das nicht ebensolche Menschen wie alle anderen? Tragen sie einen von der Vorsehung aufgedrückten Stern an der Stirn, wie es in den alten russischen Kindermärchen geschrieben steht?

Vielleicht sind es außerordentlich gebildete Leute? Vielleicht ganz besonders kultiviert? Oder auch von besonders hoher Abstammung?

Nein, nein, nein! Im Gegenteil, die Zunft der Kommissare zeichnet sich in jeder Beziehung durch einen großen Mangel solcher Eigenschaften aus, und dennoch ist der Kommissar die Säule, auf der das ganze Sowjet-Rußland ruht.

In erster Linie ist der Kommissar ein tief überzeugter Bolschewist. Das heißt, er ist eigentlich verpflichtet, ein solcher zu sein. Aber wenn es vorkommt, daß er dieser Bedingung nicht voll und ganz entspricht, so hat das nicht viel zu bedeuten, wie denn überhaupt das Fehlen so mancher Eigenschaft, die für einen anständigen Menschen unerläßlich ist, bei ihm keine allzu große Rolle spielt. Seine Hauptaufgabe ist die Beaufsichtigung und die Unschädlichmachung aller für die Sowjetmacht feindlichen Elemente. Wie weit er diesem Zwecke nachkommt, das weiß nur Sowjet-Rußland selbst, das ohne schwere Geburtswehen den Kommissar zur Welt gebracht hat.

In Sowjet-Rußland spielen das Wort und das „Papier" zurzeit die allergrößte Rolle. Worte können zwar hin und wieder ohne den Kommissar gesprochen werden, aber kein einziges „Papier", keine einzige Erlaubnis und kein einziges Verbot kann das Licht der Welt erblicken ohne Gegenzeichnung des Kommissars.

Bevor man sie unterzeichnet, muß man die Akte jedoch auch gelesen haben. So war es wenigstens seit der Erschaffung der Welt. Also muß der Kommissar auch lesen können. Aber hier liegt der Haken. Der Kommissar ist dazu häufig gar nicht imstande. Doch auch hier hat das weise Sowjet-Rußland einen Ausweg gefunden. Der Kommissar hat einen Sekretär. Dieser liest alles und schreibt alles, ja, er setzt auch seine Unterschrift unter das Schriftstück „an Stelle des Schreibunkundigen". So ist der Sekretär die rechte und zugleich die linke Hand des Kommissars.

Es gab einst im alten Rußland eine treffliche nationale Zeitung, die die Losung ausgab: „Rußland den Russen!" Braucht im heutigen Rußland ein Kommissar ein Russe zu sein? Nein, er bedarf dessen nicht. Nationale russische Kommissare gibt es in Rußland nur sehr wenige. Alle übrigen sind Letten, Juden, sogar Deutsche. Im übrigen sind die Kommissare meistens Fabrikarbeiter, aus dem Gefängnis Entlassene, angeblich wegen politischer Vergehen gegen die alte Regierung Vorbestrafte, verschmitzte und gerissene Schieber. Zum größten Teil junge Männer von geringem Wissen, die es aber verstehen, sich „einzurichten".

Und das alles lebt wie ein unter einem glücklichen Stern geborenes Völkchen, zum Schrecken des Volkes, aber zu seinem höchsten eigenen Vergnügen.

Die Praxis seiner Tätigkeit besteht, wie gesagt, darin, daß der Kommissar alles, was ihm nur zugänglich ist, unter seine Aufsicht bringt. Und da in Sowjet-Rußland das Mißtrauen allen Nicht-Bolschewisten gegenüber oberster Grundsatz ist, so gibt es keine einzige und selbst nicht die kleinste Institution, in der nicht ein Kommissar sein Wesen treibt.

Eins der wichtigsten Merkmale Rußlands ist die Gleichberechtigung der Frauen. So gibt es denn nicht nur Kommissare, sondern auch noch Kommissarinnen. Fabrikarbeiterinnen, frühere Hausmädchen, Mädchen, von denen man nicht laut spricht. Und doch ist der weibliche Kommissar für den Staatsbürger immerhin meist noch besser als der männliche. Denn eine Frau hat im allgemeinen doch ein weicheres und zarter empfindendes Herz, sie gibt einem auch einmal die Erlaubnis für den Einkauf einer Flasche Milch für das kranke Kind oder von vier Arschin Zitz für eine gar zu armselig bekleidete Frau. Dafür wird sie sich freilich keinen Augenblick bedenken, einen Bourgeois erschießen zu lassen, genau so, wie das der grausamste Kommissar tun würde.

Doch, was erzähle ich!? Die Sitzung der Kommissare dauert noch fort, und ich plaudere über sie. So schnell wie möglich fort von hier! Sie haben ja unbegrenzte Vollmachten. Selbst die Gedanken dürfen sie kontrollieren. Mir ist das Leben aber noch teuer.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Was die Mode bringt.

Abb. 100. **Mädchenkleid mit langer Taille.** Das für Schulmädchen bestimmte niedliche Kleidchen war aus einem der praktischen Schottenstoffe hergestellt, wie sie zurzeit besonders modern sind. Die lange lose Taille ist in der vorderen Mitte durch Knöpfe geschlossen und mit breiten Achselstücken gearbeitet, unter denen die Teile vorn wie im Rücken in leichten Reihfalten hervorfallen. Den spitzen Ausschnitt begrenzt ein weißer Piteekragen mit schwarzer Schleife. Den eingesetzten Blusenärmel schließt ein Bündchen ab. Das gereihte Röckchen ist angesetzt und der Ansatz durch ein schwarzes schmales Gürtelband gedeckt. Schnitt vorrätig in 30, 32, 34, 36 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,90 Meter.

Abb. 101. **Ballkleid mit doppeltem Überwurf.** Wasserblauer und zartrosa Seidenschleierstoff dienten zur Herstellung des eleganten Abendkleides, während der Rock aus hellblauer Seide bestand. Das mit Querausschnitt gearbeitete ziemlich glatte Leibchen hat kurze angeschnittene Ärmelteile, die wie den Ausschnittrand schwarze Perlen begrenzen. Über die vordere Mitte spannen sich kreuzende schwarze Samtbänder, die sich oben über den Reihfalten des Rockes fortsetzen und das Gürtelmotiv aus Jett halten, von dem lange Perlschnüre herabhängen. Das an den Seiten wasserfallartig herabfallende Überkleid ist wie das Leibchen hellblau gehalten. Der rosa Überwurf fällt gerade herab und wird nur an den Seiten sichtbar. Der eigentliche ziemlich enge Rock ist mit einem breiten Plisseevolant aus blauer Seide besetzt. Der zur Anfertigung dieses auch für Tüll geeigneten Kleides erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 6,20 Meter.

Dieser duftige, von so überaus zarter Farbengebung ausgezeichnete Anzug erfordert Strümpfe und Schuhe, die in den Farben mit ihm harmonieren.

Abb. 102. **Nachmittagsanzug mit Schoßbluse.** Der elegante Anzug zeigt zu einem Falbelrock aus hellbraunem Taft eine etwas dunkler getönte Samtbluse, die durch ein faltiges Latzteil aus weißem Chiffon aufgehellt wurde. Die überaus leicht herzustellende Bluse hat vorn einen viereckigen Ausschnitt und einen leicht blusigen nahtlosen Rücken. Der Halbärmel ist angeschnitten. Vorn öffnet sich die Bluse über dem Latzteil. Im Taillenschluß hält sie der schmale Gürtel zusammen, unter dem der kurze faltige Schoß hervorfällt. Der flotte Rock besteht aus zwei breiten, übereinanderfallenden Falbeln, die, in dichtes Plissee gepreßt, in der Bewegung ein graziöses Faltenspiel entwickeln. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der der Bluse in 44, 46, 48, 52, 56 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,20 Meter, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 3,25 Meter.

Abb. 103. **Langer, loser Mantel mit Pelzbesatz, Toque aus Samt.** Der schöne Mantel aus hellila flauschartigem Stoff war an unserer Vorlage mit dunklem Pelz garniert und durch eine Toque aus lila Samt vervollständigt. Völlig lose gehalten, fällt er nach unten etwas glockig aus und zeigt als Halsabschluß einen breiten, hochgestellten Pelzkragen. Die rund geschnittene, kurze Pelerine setzt sich ein Stück unterhalb desselben an und läßt die vordere Mitte frei. Den Vorderschluß betont eine Knopfreihe. Knöpfe besetzen auch die den vorderen Mittelteilen angeschnittenen Patten. Die Nähte können nach Belieben noch durch Vorstoß betont werden. Der mäßig weite Ärmel schließt mit einem Pelzaufschlag ab. Die schicke Toque aus Samt braucht zu ihrer Herstellung einen 82 Zentimeter langen Schrägstreifen von 28 Zentimeter Breite, der nach der dem Schnitt beiliegenden Beschreibung zusammengenäht und über die selbstgefertigte Linonform drapiert wird. Preis für den Schnitt 2,50 M. Für den Mantel ist der Schnitt in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,35 Meter Breite 3,80 Meter.

Abb. 100. Mädchenkleid mit loser Taille.
Abb. 101. Ballkleid mit doppeltem Überwurf.
Abb. 102. Nachmittagsanzug mit Schoßbluse.
Abb. 103. Langer, loser Mantel mit Pelzbesatz, Toque aus Samt.

Da Filzhüte außerordentlich teuer sind, wird die sparsame Hausfrau gezwungen sein, sich öfters mit Hilfe einer Linonform die Kopfbedeckung selbst anzufertigen. Übung macht auch hier den Meister. Seiden- und Samtreste, zusammengesetztes Band geben das Material. Da die Mode farbenfreudig ist, können diese Hüte getrost ein wenig bunt ausfallen. Nur der gute Geschmack muß gewahrt bleiben.

* * *

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 100 bis 103 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

Allerlei gute Ratschläge für Küche und Haus.

Alles ist teuer in unserer Zeit, daher ist auch das Obst nur zu hohen Preisen zu haben, aber wir können jetzt doch wenigstens wieder nach Sorten wählen und uns die für unsere Zwecke passenden aussuchen. Anders werden wir die Wahl treffen, wenn wir Obst kochen oder einmachen oder roh als Tafelobst auftischen wollen, trotzdem kann ich an dieser Stelle keine Sortenwahl für die eine oder andere Verwendung geben, denn in jeder Gegend unseres Vaterlandes beherrschen andere Obstsorten den Markt, von denen dieselbe Sorte in verschiedenen Gegenden auch noch einen verschiedenen Namen haben kann.

Schlesisches Himmelreich. 500 Gramm Pökelfleisch wird dreißig Minuten angekocht und drei Stunden in die Kochkiste gestellt, auch geschälte halbe Birnen kocht man in Zuckersaft mit Zitronenschale weich, auch bereitet man einen Kloßteig nach der bekannten Vorschrift. Dann mischt man den Birnensaft mit einem Viertelliter Pökelfleischbrühe und bindet beides mit glattgerührtem Kartoffelmehl. Das Pökelfleisch wird in Scheiben geschnitten, mit den Birnen bedeckt und beides mit der gebundenen Tunke überfüllt, die Klößchen legt man als Rand herum.

Gefüllte Birnen auf Reissockel. 250 Gramm Reis brüht man ab, kocht ihn mit verdünnter Dosenmilch und Zitronenschalengewürz an und stellt ihn zum Ausquellen in die Kochkiste. Große Birnen schält man, halbiert sie, entfernt das Kernhaus und kocht sie in leichtem Zuckersaft weich, worauf man sie mit geschmorten Brombeeren oder anderen eingemachten Beerenfrüchten füllt. Man legt vom Reis einen zweifingerdicken Sockel auf eine passende Schüssel und ordnet die gefüllten Birnen darauf.

Thüringer Birnenpfanne. Ein Stück frisches, fettdurchwachsenes Schweinefleisch legt man in die Mitte einer am Boden leicht mit Wasser bedeckten Bratpfanne. Das Fleisch wird mit Salz bestreut und dicht mit einer Reihe feinschaliger, ungeschälter Birnen und dann mit einem Kranz kleiner geschälter, mit Salz bestreuter Kartoffeln umgeben. Unter wiederholtem Nachgießen von etwas kochendem Wasser schmort man das Gericht verdeckt langsam, bis alle Zutaten gar sind. Das Fleisch wird dann in Scheiben geschnitten und mit den Birnen und Kartoffeln umgeben angerichtet.

Rubinspeise von Birnen. Kleine Bergamottebirnen werden mit dem Buntschneidemesser geschält und in einer halben Flasche Apfelwein mit etwas Zucker und Zitronenschale so weich geschmort, daß sie sich leicht durchstechen lassen. Sie werden behutsam aus dem Saft genommen und in diesem dann die abgewaschenen Birnenschalen so lange gekocht, bis die Brühe lichtrosa aussieht. Man gießt die Flüssigkeit durch, gibt sechs Tafeln rohe, aufgelöste Gelatine daran und läßt sie erstarren. Die Sulze wird gröblich gewiegt, und auf dieser roten Sulze werden die weißen Birnen pyramidenförmig angerichtet.

Eierkuchenspeise mit Birnen. In Scheiben geschnittene Birnen müssen in gesüßtem Apfelwein und Wasser gar schmoren und auf einem Sieb abtropfen. Aus einfachem Eierkuchenteig bäckt man drei Eierkuchen, belegt sie mit den Birnenscheiben, rollt sie auf und bestreut sie mit einer Mischung von Kokosraspel und Zucker. Zu dem Birnensaft gibt man ein Glas Himbeersaft, bindet die Brühe mit etwas Kartoffelmehl und gibt sie zu den aufgerollten Eierkuchen.

Und nun zum Schluß noch einige Vorschriften für haltbare Birnenvorräte.

Süßsaure Birnen. Gute Einmachebirnen werden geschält, halbiert und vom Kernhaus befreit. Auf 5 Kilogramm Birnen nimmt man ein Liter Weinessig, ½ Liter Wasser und 1¼ Kilogramm Zucker. Der Zucker wird in der Flüssigkeit gelöst, ihm etwas ganzer Zimt, einige Nelken und etwas Zitronenschale zugesetzt und die Birnen darin weichgedämpft. Man legt sie in Steintöpfe, kocht den Saft etwas ein, seiht ihn durch und füllt ihn über die Birnen. Nach drei bis vier Tagen muß man den Saft noch einmal einkochen, nach dem Erkalten über die Birnen geben und diese zubinden.

Senfbirnen. Feinschalige saftige Birnen sind dafür nötig, sie werden ungeschält verwendet, gewaschen und in Wasser so lange gekocht, bis sie sich leicht durchstechen lassen, worauf sie in ihrem Kochwasser erkalten müssen. Guter, aber nicht zu scharfer Essig wird mit Senfkörnern, Meerrettichscheiben, Nelken und Pimentkörnern aufgekocht, abkühlen gelassen und über die Birnen gegossen, die mit Pergamentpapier zugebunden werden. Man kann die Senfbirnen auch süßsauer einmachen, dem Essig dann 500 Gr. Zucker zusetzen und die Meerrettichscheiben fehlen lassen.

Birnensirup. Saftige Birnen werden geschält und auf einem Reibeisen gerieben, worauf man die Birnenmasse kräftig durch ein gebrühtes Leinwandsäckchen preßt. Der Saft muß unter Rühren dick einkochen, zuletzt 750 Gramm Zucker zehn Minuten dazugeben. Der Birnensirup kann als Brotaufstrich dienen, aber auch zum Süßen von Suppen und Obstspeisen verwendet werden

Luise Holle.

Schluß des redaktionellen Teils.

Schlechtes Aussehen? Nimm Biomalz!

Die Wirkung dieses aus Hafer hergestellten Kräftigungsmittels ist überraschend und stellt sich oft schon nach dem Gebrauch mehrerer Dosen ein: Das Aussehen wird besser und blühender, eckige und scharfe Gesichtszüge runden sich allmählich, Appetit und Körpergewicht nehmen zu, Arbeits- und Lebenslust steigt.

Biomalz kann allen empfohlen werden, die der

Kräftigung und Auffrischung

bedürfen, auch blasse, schnell wachsende Kinder, werdende u. stillende Mütter, alternde Personen 2c. nehmen Biomalz mit bestem Erfolge. Pfunddose 12.– Mark (Zucker u. Butter sind teurer). Biomalz kann nicht billiger, es kann nur teurer werden. Nimm nichts angeblich Ebensogutes. Nimm nur das echte Biomalz, nichts anderes. Wo nicht zu haben, versenden wir von 3 Dosen an franko. Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 · Nr. 43

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Rudi Hammer: Frau und Kinder des Malers.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Der Silberring. Roman von Wilhelm Schaer. (Schluß) . . . . . Seite 697
Vierländerin (Abbildung) . . . . . „ 697
Birken am Meer. Gedicht von Konrad Ekert. Mit einer Zeichn. des Verf. „ 699
Aus einem alten Stammbuch. Von Ludwig Sternaux. (Mit Abbildungen) „ 700
Werfen und Treffen bei Tieren. Von Hermann Radestock. . . . . „ 702
Die Fontäne. Gemälde von Karl Spilling. . . . . „ 703
Die Kipper und Wipper im Kirchenlied. Von Bertha Witt. . . . . „ 703
Die Pflanze als Erfinder. Von R. H. Francé. (Mit Abbildungen) . . . . „ 705
Versöhnung. Von Roderich Müller. . . . . Seite 706
Aus dem bolschewistischen Rußland. Ein bolschewistisches Meeting. Von Iwanoff „ 708
Graudenz. Von Karl Kyser. (Mit Abbildung) . . . . . „ 709
Weiße Segel. Von Karl Demmel. . . . . „ 710
Die Welt der Frau:
Schleswig-Holsteins Dichterin. Von Franz Wugk. . . . . „ 711
Die Sprache der Hausfrau. Von Luise Glaß. . . . . „ 712
Buchbesprechungen. . . . . „ 712

Strumpfwaren:
Damen- u. Kinderstrümpfe, Socken, Füßlinge, Sportgamaschen, Handschuhe, Strickwolle i. erstklass. Qualitäten.

Haus- und Straßenschuhe:
Militärtuch, Ledersohlen, nied. Absätze, warm gefüttert M. 25.— p. P.
desgl, mit Schnallenschluß, halbhoch, „ „ „ 30.— „ „
ganz aus Leder, außergew. haltbar, „ „ „ 38.— „ „
Preise für Damengrößen 36—42, andere Größen entspr.
Von M. 100.— ab franko, Nachnahme, Umtausch gestattet.
Viele Dankschreiben. **L. Rösch, Lauffen a. Neckar,** Württbg.

Gummi-Regenmäntel
versendet auch an Private
Clara Gottlieb, Hamburg 4.
Muster und Preisliste frei!

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Erfinder Merkkalender u. aufklärend.
Broschüre gratis Patent-Ingenieur **Ebel, Breslau,** Posener Strasse 55.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Geolin
bester flüssiger Metallputz

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig.

Aufklärung!

Warum raten voreingenommene Aerzte und gewissenlose Ignoranten von der Anwendung des Rad-Jo zur Erzielung einer leichten und oft schmerzlosen Entbindung ab?! — Aufklärende Schriften erhalten alle werdenden Mütter kostenlos und franko zugesandt. Eine ausführliche Broschüre gegen Einsendung von Mk. 2.— franko in Briefmarken oder Papiergeld. Die Wahrheit über das segenbringende Mittel Rad-Jo für werdende Mütter muss ans Licht kommen!

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Radjoposthof.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen.

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Kriegs-Safari

Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen Lettow-Vorbecks durch das östliche Afrika

von

Richard Wenig

Oberleutnant z. See

Mit zahlreichen Originalphotographien und einer Kartenbeilage

„Ein Buch von bleibendem Werte, formal und inhaltlich nur mit Kapitänleutnant Mückes „Emden" und „Ayesha" zu vergleichen. Ein Buch, das unserer Jugend, besser noch den Männern und Frauen in die Hände gelegt werden sollte, die Not und Sorge des Alltags völlig hat vergessen lassen, was Deutschland in mehr als vier Kriegsjahren geleistet . . . Der junge Offizier erzählt einfach, frisch, lebendig, ohne Spur von Ruhmredigkeit oder Sentimentalität." . . Münchener Neueste Nachrichten.

★

Preis geheftet 25 M., gebunden 35 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Digitized by Google

Nr. 43

Die Gartenlaube

1920

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Der Silberring * Roman von Wilhelm Schaer.

Schluß.

Und Reimer tat, wie sie wünschte, weil Etta ihn dazu zwang. Er blieb bei ihr. Er ließ ihr das Sofa mit der kleinen Decke, die sie während der Krankenpflege benutzt hatte, und fühlte jetzt erst, wie kalt es in der ungeheizten Kammer war.

„Es ist hier jetzt ganz warm“, widersprach Etta. „Schließ nur das Fenster!“

Und er tat auch dies. Dann rückte er den Sessel für sich heran.

Er setzte sich.

Etta begann: „Reimer, ich will dir alles erleichtern, dir alles so leicht machen wie nur möglich. Ich stehe jetzt hoch über dem, was gewesen ist. Ich kenne meine Schwächen, ich kenne meine Kraft. Ich kenne auch meine Schuld. Aber ich kenne nun auch meine Sühne. Reimer, zu dieser Erkenntnis brachte mich die stille Pflege dort! Ich habe Klarheit über so vieles erlangt.“

„Klarheit, Etta? Wie meinst du das? Du irrst dich! — Etta, Edo Koch und Emma sind miteinander verlobt! — Du — du weißt es nicht! Nein, nein, du weißt es nicht! Denn du hast es nicht hören wollen.“

„Doch — doch, kann sein. Mögen die beiden glücklich werden. Reimer, du wirst es nicht sein. Aber vielleicht, — wenn du an mich zurückdenkst.“

„Du sollst leben! Leben sollst du!“ rief Reimer, tief erschüttert, und sprang vom Sessel auf.

„Wenn du gehst, um Edzard zu holen, schweige ich.“

„Rede — rede! Ich habe dir ja auch noch so viel zu sagen. O Gott — Etta, Etta.“

Leise fuhr die blasse Frau in ihrem Bekennen fort: „Damals kam ich zu dir! Unsre Gegensätze, sie zogen einander an. Sie haben uns das Leben schwer gemacht, und doch, Reimer, auch schön. Ich möchte keine der Stunden, weder die guten noch die bösen, in meinem Leben mit dir missen! Daß du ähnliche Wünsche hegst, kann ich freilich von dir nicht erwarten.“ Ein tiefer Seufzer zitterte bang durch die stille Kammer.

Frau Etta erhob sich halb und richtete den vollen Blick auf den Gatten. „Reimer, es gibt eine keusche Leidenschaft! Weißt du das? . . .“ Und da er schwieg: „Ich weiß wohl, du kennst sie nicht. Deine Keuschheit ist eine andere als jene, die ich meine. Reimer, ich sehe meinen Hajo vor mir — ganz so wie du. Und Hajo war das Kind meiner einzigen großen Leidenschaft — meiner Liebe! Hajo, mein reiner, stolzer Knabe! Ihr schenkte ich dir aus all meiner Liebe heraus, die voll Leidenschaft war. Und darum können meine Liebe und Leidenschaft, die mein Schöpfer mir in Körper und Seele senkte, nicht unrein sein. Das sollt' auch du dir sagen. Aber du hast lange davon nichts wissen wollen. Ich weiß es. Ich weiß es wohl. Heute — Reimer? . . .“

Vierländerin. Phot. Th. Hofmeister, Hamburg.

Digitized by Google

„Ja, Etta — heute! Ich will dir gestehn. Meine Scheu vor dem ersten Ansturm deines Wesens blieb dir nicht fremd. So, wie du mir, konnte ich dir ja nicht geben! Alles stiller — scheuer! Da ich dich zu der Meinen machte, wußte ich, was ich dir schuldig geworden war. Meine Neigung wuchs und wurde Liebe. Als du mir die Knaben schenktest, war sie heiß, und sie ist — Etta, ich schwör' es dir — nie erkaltet. Du hast mein Geheimnis erraten. Ich mochte nicht sprechen, noch immer in der alten Furcht, du könntest das, was mir heilig ist, verletzen und wild vernichten. — Das ist mein Fehler gewesen bis heute."

„Und heute, Reimer?"

„Heute kenne ich kein Geheimnis mehr."

„Ja, Reimer, dein Geheimnis war mein Gesicht. Ich sah es, wenn ich am Deich mit dir saß. Ich vermied es, in meiner Leidenschaft zu keusch, davon zu reden. Immer in der Hoffnung, du selber würdest mir vertrauen und sprechen. Aber du sahst und fühltest es nicht. Und als dann meine Schwester, die andre Imme, erschien, da bekam dein Geheimnis Blut in die blassen Züge. Die Tote, vor der ich mich zu fürchten verlernt hatte, war erwacht. Da erst begann meine Eifersucht. Tante Sebke hat zwar nicht gesprochen, aber in Torheit und Aberwitz gedeutelt und mit ihrer Heimlichkeit gewuchert nach Art der Leute unter riedgedecktem Dach. So fand ich das Bild der Toten. Reimer, es liegt nicht mehr im Schrank. Und ich nahm, um mich in meiner Verzweiflung zu trösten, den Knaben mit hierher — dich, dich, Reimer, in deinem Knaben selbst!"

Hier brach Frau Etta in ihrem Bekennen ab. Sie lag da, leeren, wunschlosen Blickes, und starrte gegen die kalkgetünchte Decke.

Kein Weinkrampf. Kein Überschäumen ihrer Leidenschaft in heftig aufbrausendem Schmerz. Und doch sah Reimer, wie stummer Jammer um ihr totes Kind und wie die Reinheit ihrer Erkenntnis die weit hintübergesunkene Frau rüttelten und schüttelten in Fieberschauern.

Er suchte ihre Hand und hielt die kalten Finger zwischen den seinen. Er sank neben ihr nieder, seine übergroße Liebe in mühsam verhaltene eigene Leidenschaft dämmend, und nahm den Silberring mit dem grünen Stein. Er gab ihn ihr. Er steckte ihn ihr selbst an den Finger . . .

Und sie merkte es nicht . . .

Stumm lag die Mutter des Toten da.

Nur einmal fuhr sich Frau Etta wie im Schmerz mit der Hand an den Hals und — schluckte heftig.

Reimer fing ihren Blick auf. „Etta, du fühlst dich krank?" fragte er leise.

Sie nickte.

Da nahm er sie leise auf den Arm, brachte sie nebenan in die erwärmte Fremdenkammer und legte sie auf ein Unterbett ohne Bettstatt.

Reimer blieb. Er schickte zu keinem Arzt.

Einmal glaubte Reimer in Ettas Gesicht ein schwaches Lächeln wahrzunehmen. Hatte die Gattin den Silberring erkannt? . . .

Dann schlummerte sie ein und schlief, schlief bis zum andern Morgen und länger . . . schlief noch um Mittag des zweiten Tages.

Als Frau Etta das Bewußtsein langsam wiederkehrte, war es kein völliges Erwachen. Frau Etta lag wie traumumhüllt . . .

Und so blieb es.

Blieb ähnlich auch dann, als man die nervenkranke Frau längst ins alte Heim zurückgeschickt hatte und der alte Edzard als Freund und Arzt des Hauses erklärte, daß der Versuch mit einer Heilanstalt gemacht werden müsse.

Es geschah. — —

Nach einem halben Jahr holte der Gatte die Gattin als ungeheilt in sein Haus zurück.

Ettas Zustand verblieb der alte.

Sie ging im Sommer zwischen ihren Blumen umher. Sie zeigte für Edo, ihren nun in Wahrheit „Einzigen", freundliche Teilnahme, wenn er in den Ferien zu Besuch in die Heimat kam. Und Frau Etta saß von nun an stiller, weit stiller als ehedem, wintertags neben dem Gatten im kleinen Arbeitszimmer. Die alte, von Leben überschäumende Frau war sie nicht wieder geworden.

Das Haar war ihr geblichen unter ihrer Krankheit, die doch keine eigentliche Krankheit sein sollte, wie die Ärzte sagten.

Kam Hajos Todestag, so fuhr sie nach Ruhwarden hinüber. Und leuchtete der Rosenmond, so brachte sie dem Toten einen Kranz — den versprochenen.

Die Felder um das neue Haus zu Ruhwarden, das kein Schloß geworden war, nur ein einfacher Neubau, denn auch Reimer mied es, dort länger zu heimen, die Wiesen und vor allem die Äcker mit der Wühlerde zeigten unter dem neuen Besitzer ein so üppiges Aussehen wie nie zuvor.

Reimer pflegte seine Frau auf die Veränderungen aufmerksam zu machen.

Und sie nickte dann, sah es freundlich.

Aber das alte Leben schien in Frau Etta tot. Nur die stolze, gerade Haltung war ihr geblieben. Auch Edo nannte sie gern seine „schöne" Mutter. Und für schön galt Frau Etta jetzt allgemein unter ihren Bekannten im Städtchen. Die silberne Haarkrone verlieh ihr erhöhten Glanz. Und ihr Wesen pries man als unantastbar.

Dem Verein für Kinderpflege und dem für arme Wöchnerinnen schenkte Frau Etta noch immer ihre alte Sorge.

Und dennoch nicht voll genesen.

— — — — — — — — — —

Brausend war die Weltensturmflut des Jahres 1914 auch über das Wesermarschenland hereingebrochen.

Im dritten Jahr des großen Krieges meldete sich Reimer freiwillig. Länger litt es ihn nicht mehr daheim.

Der Sohn noch zu Haus.

Es war, als habe in Frau Etta eine tote Stelle neues Leben gewonnen. Und das war ihr deutsches Herz.

„Keine Sorge. Ich stehe in der Heimat meinen Mann", sagte sie zu Reimer.

So ging der Herr, dem die ersten Altersstreifen und -fädchen die Schläfen umspielten, von seinem Hof.

Frau Etta schaffte. Und was Frau Etta unter ihre Obhut zu nehmen begann, pflegte zu gelingen, wuchs in Gehalt an innerem Wert.

Sie nahm sich der Wirtschaft an, selbst der zu Ruhwarden, und sah sich sogar nach den Wühlern um, die das letzte Stück Ackerland mit dem Silber des Feldes, dem leuchtenden Kalk, überkarrten und überwarfen. Und sie schuf mit im Verein des Roten Kreuzes an der Seite ihrer kleinen blonden, nicht minder rührigen Schwester, Edo Kochs Gattin.

Dem Kochschen Ehepaar war längst ein Junge und letzthin ein Mädchen beschert. Der Kapitän wohnte seit kurzem bei seinen Stadtkindern, da der Achtzigjährige verstärkter liebevoller Pflege bedürftig war.

Es war Sommer, strahlendster Sommer, als Reimer zum erstenmal auf Urlaub in die Heimat kam.

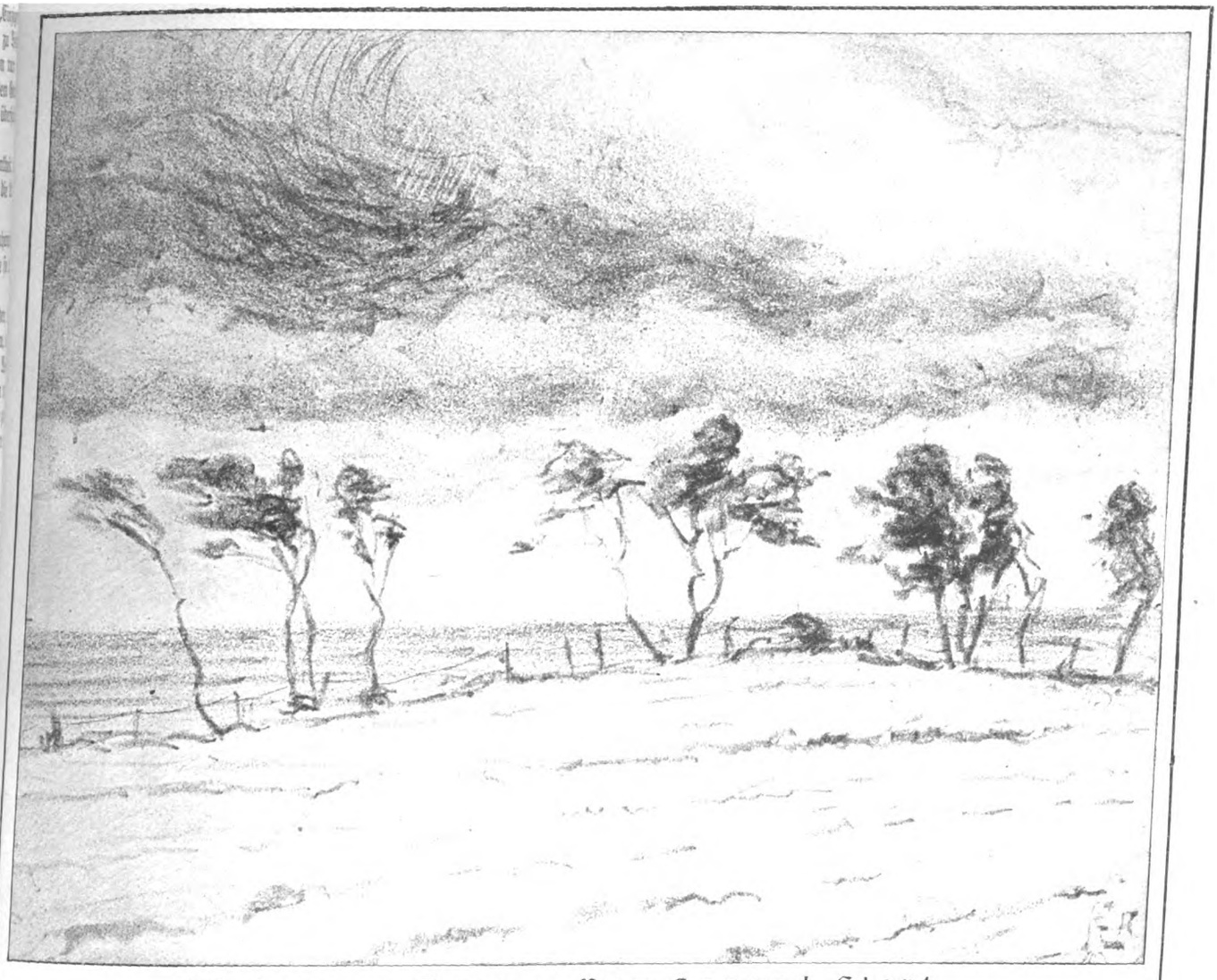
„Laß uns gleich am ersten Tag unsern abendlichen Rundgang aus der ersten Zeit unserer Ehe wiederaufnehmen", bat Etta den Urlauber.

Und so gingen sie durch den Blumengarten.

Auf dem Weg zwischen Graftbrücke und Deich nahm der Gatte den Arm seiner Frau und legte ihn in den seinen. „Mein treuer Weggenoss'! Mein tapferer Kamerad", schmeichelte Reimer. „Ohne deine Hilfe hätte der steinalte Meins mir die Wirtschaft nicht zusammenhalten können. Aber ich merke schon, alles läuft hier wie am Schnürchen."

Auf dem Deich blieb das Paar lange in den Anblick der Landschaft versunken.

Digitized by Google



Birken am Meer * Von Konrad Elert.

Junge starke Schwestern, reichen sie einander die Hände und fliehen tanzend vor dem singenden Wind,
Tanzend auf steilem Uferrand: eine Gitterkette vor Wolken und Meer.
Hinter ihnen wandern die Wolken,
Hinter ihnen dehnt sich das Meer; hinter ihnen schläft die Unendlichkeit

Junge weiße Schwestern, breiten sie in stummer Hilfe einander die Hände entgegen:
Der Sturm wird sie an einem schönen wilden Tag fortreißen hinab zu den Wellen —
Und Wolken und Meer werden ihren ewigen Weg wandern,
Und kein schweigender, schwingender Reigen wird zwischen uns und der Unendlichkeit sein —

Beider Blick ging hinüber. Unverschleiert, nicht geheimnisvoll, klar und offen lag vor ihnen die Welt.

„Du mußt mir noch viel von Imme Lübben erzählen", meinte Frau Etta. „Wie oft hab' ich, während du nicht bei mir warst, ihrer wohl gedacht. Ob sie es wie ich hier oder besser gemacht haben würde?"

„Besser als du, Etta?" Reimer sah auf die eigenartige Frauenschöne seiner Gattin, ihr weißes Haar . . . ihre blendende, noch immer jugendfrische Hautfarbe und den spielenden Glimmer ihrer Augen, die nicht hell und auch nicht eigentlich dunkel waren. Voll Rührung hielt er ihren zagen Blicken stand. „Sie hätte es nicht besser machen können als du", versicherte er.

„Soll ich's glauben?" sagte Frau Etta lächelnd. „Ich glaube dir ja schon seit langem alles. Das Leben hat uns in seine herbe Schule genommen. Meine Wandlung, Reimer, ist wohl sehr groß?"

„Meine hoffentlich nicht minder?" frohlockte der Befragte. Die Gattin blickte auf den feldgrauen Waffenrock ihres Mannes „Du bist so frei — so ritterlich geworden. Mein Nibelungenheld — mein Reimer!"

„Nibelungen?" fragte er.

„Ja. Du wirst freilich nichts davon wissen. Denn deiner Wissenschaft gehört's nicht an. Aber ich hab' letzthin davon gelesen. Die deutsche Nibelungensage soll ihren Ursprung in unsrer Nähe haben — im Oldenburger Land. So sind die Rheintöchter am Ende den Weserschwestern, die den silbernen Schatz der Luhnenplate da drüben hüten, stammverwandt."

Und da das Paar, wie Frau Etta es gewünscht hatte, sich langsam dem Weserstrand näherte, begann die hohe, schlanke Frau neben Reimer noch einmal bittend: „Wie wär's, wenn wir den Silberring mit dem grünen Stein seinen früheren Besitzerinnen wiedergäben? Sie hüten den Schatz voll Eifersucht. Der Ring hat auch uns kein reines Glück beschert." Ihre Hand wies gen Mitternacht. „Morgen werden wir da hinüberfahren und unserm Hajo seinen Kranz roter Rosen bringen. Abergläubisch bin ich nach allem, was gewesen, wohl nicht mehr. Und Zeichen deiner Treue, mein Reimer, brauch' ich heute auch nicht. Ich habe dich und habe dich immer, — selbst wenn ich dich verlieren müßte."

„Wir stehen in Schicksals Hand, meine Etta. Aber falls nicht alle Zeichen trügen — mich alten Knaben hat

Digitized by Google

man da vorn an der Front nicht mehr so recht gebrauchen können, mein Platz ist leider ganz hinten in der Etappe — so kehr' ich dir aller Voraussicht nach auch zum andern Mal gesund zurück."

„Mann — ja, ja, laß uns den Ring den Stromjungfrauen wiedergeben. Ich habe nicht umsonst so lange Jahre unter dem Riederdach der Bojunga geheimt. Besser ist besser. Reimer, nimm! Nimm ihn hin und —"

Im Bogen flog der Ring — und da die Abendsonne ihn beschien, in rosigem Halbbogen — ins Wasser.

„Nun haben sie Ruh' da unten — vielleicht . ." sagte Dr. Reimer Bojunga.

Eine Weile standen sie noch, blickten zu Füßen auf das Spiel der Wellen und wandten sich dann.

Durch die Wiese an den Braken vorüber gelangten sie weiterhin auf die Heerstraße.

Vor der Steinbank prunkte in diesem Jahr wieder eins der für den Bojungaschen Besitz schon fast sprichwörtlich gewordenen mannshohen Bohnenfelder.

Noch immer der berauschende, leidenschaftsvolle Duft.

„Gestern war unser Verlobungstag", sagte Etta.

„Ich habe längst daran gedacht. Bin nur darum schon heute mit Extrapost gekommen", scherzte Reimer und zog mit jähem Griff sein Weib an sich.

„Reimer — Reimer!" mahnte sie und schlang ihm doch in altem Feuer die Arme fest um den Nacken. „Denk daran! Wir sind alte Leute!"

„Ich alt? An der Seite einer so jungen Frau?" Leidenschaftlich, nur noch stürmischer, zog der Gatte die Gattin an sich.

Als sie vor dem Hof ihren Ring um das Grün der Brakenwiese schlossen, huschte der Kopf der nun schon fünfundachtzigjährigen Frau Sebke Tiarks am Fenster ihres Altenheims hin und wieder.

„Sie ist nun ganz kindisch", berichtete Frau Etta.

„Böser Geist in unserm Märchen", sagte Reimer.

„Alberich", bestätigte Frau Etta. „Wie Alberich, der Zwerg, im Rheingold — Tante Sebke im Weserfilber unseres Ringes."

Unter dem hohen Hausgiebel mit dem goldenen Adlerwappen der Bojunga stand der Hoferbe.

„Wie er stolz unter seiner leuchtenden Sekundanermütze dreinschaut! Ist doch ein fixer Kerl geworden. Frau, nicht ganz so schön wie seine Mutter!"

„Aber von Herzen gut, wie sein Vater", vollendete Etta.

Dem Ehepaar schloß sich der Sohn an.

Sie traten über die Tenne durch den Windfang in die Stube. Nicht, wie früher so oft gegen den Willen des Hausherrn, war die sommerliche Abendtafel in der Veranda gedeckt. Man aß am alten Platz, der ihm so lieb war, am alten, guten Eßtisch im Dämmer des kühlen Zimmers.

„Jetzt muß es auf dem Altan droben herrlich sein", sagte Reimer nach der Mahlzeit. „Junge, warte — nur noch ein Weilchen! Mutter und ich werden gleich wieder bei dir sein."

Frau Etta verstand den Wink ihres Gatten. Sie eilte mit ihm hinauf in die traute weiße Kammer.

Keine Gespenster mehr, keine Gesichte und Gesichter. Klare Welt. Ihre unbefangene Liebe brannte wie ein helles Licht hoch auf.

„Du bist jung geworden", lachte Frau Etta; „du bist nie so jung gewesen."

„Und du bist die Zauberin, die mir diese Jugend erweckt. Mein Weib — mein teuerstes Gut! So weiß ich, wofür ich, für wen und um was ich mit da draußen stehe. In dem Kampfe um das Ganze habe ich mich und mein Eigenes gewonnen. Das kann mir nicht mehr genommen werden, wie feindlich mich's auch manchmal aus meiner eigenen Schwere anwandle. Nun, immer noch geht mein Blut schwer, Etta, und mitten in aller Freude seh' ich Schatten, Geister der Unlust und des Neides unter uns!"

Etta legte wie schützend ihre Hand auf seine Stirn: „Sei in der Welt, was da sei, Reimer. Aber in unserm Leben gibt es keine Eifersucht und keinen Unfrieden mehr! Tröste dich! Komme, was da kommen mag. Wir besitzen uns und das Unsere in uns. Denk an unsere Besten! Glaube! Denk an unser tägliches Werk und unsere täglichen Helfer. Denk an unsern alten Meins, an Johann, an Vater Tantzen und an den eisgrauen Theiß zu Ruh' warden, der mir trotz seines Rheumas so wacker beigestanden hat! Das Trinken hat er ohne seinen alten Herrn und unter Mutter Cornelius' Zucht ganz verlernt. In all dem, in all denen stecken Treu und Kraft. Bang' steh' ja auch ich oft. Ich fühle, wenn ich ihn auch nicht sehe, den scharfen Anprall der Wogen, und hör' es ungestüm an die Tore der Werften pochen. Schmach mag von außen kommen. Aber rein bleibt's in uns. Rein wie der Ring, den die keuschen Wesernixen hüten. Behüt' der Himmel unsre Marsch, unsre Heimat und uns . . ."

Das Paar stand auf dem Altan.

Frau Etta brach die Zweige für den Kranz Hajos.

Beide Gatten suchten in ihren Gedanken den deutschesten der deutschen Ströme und die im blauen Dämmer verschwimmenden fernen Umrisse der Luhnenplate. Beide standen — standen lange in mitdämmernden Träumen aller Geheimnisse ihrer Vergangenheit. Und in der frohen Dämmerung ihrer Seelen verging das Dunkel und wuchs das Licht.

Aus einem alten Stammbuch * Von Ludwig Sternaux

Tote Zeiten stehen auf, blättert man in alten Stammbüchern. Sie sind allgemach recht rar geworden. Denn es ist lange her, daß sie einmal in Mode waren, und wenn auch Familienpietät sie als Erinnerungsstücke ein paar Generationen hindurch sorgfältig hütete und aufbewahrte, schließlich kamen sie doch einmal abhanden, gerieten wie so vieles andere aus Urvätertagen in Bodengerümpel, wo sie verstaubten und vergilbten, oder gar in Trödlerhände, die sie, bestenfalls, an Bücherantiquare weitergaben. Da erlebten sie dann wohl, fand sie ein Sammler oder Liebhaber, eine kleine Auferstehung; aber meistens wurden sie Makulatur, die eines schönen Tages in die Stampfmühle wanderte.

Unersetzliches ist so verlorengegangen, nur sehr Weniges erhalten geblieben. Ab und zu glückt's einem Sonntagskinde ja, solch ein Stammbuch unter altem Krimskrams aufzustöbern — vielleicht, daß eine Großmutter dem Enkel erlaubt, in ihren Kisten und Kasten zu wühlen, und daß dem Suchenden dort unter Schleifen und verwelkten Blumen auf einmal ein violetter Samtdeckel, ein verschlossener Seidenband entgegenleuchtet! Vielleicht auch, daß ein frommes Stift in Potsdam oder Ballenstedt den Erben einladet, den Nachlaß einer kaum gekannten Tante zu sichten, und daß er da unter mürben Briefen und Almanachen im Mahagonisekretär die Blätter findet, die die toten Tante Vater oder Mutter sich in jungen Tagen von Freundschaft und Liebe „zur ewigen Erinnerung" widmen ließ . . vielleicht! Aber die Zeit des Stammbuchs ist uns schon so fern, und meistens ist das, was man so aufspürt, doch nur ein Poesie-Album, wie es später Mode wurde, auch hübsch, auch unterhaltsam, aber, wie das diese spätere Zeit mit sich brachte, im ganzen belanglos.

So ist es nur natürlich, daß die wenigen wirklichen Stammbücher von Wert, die, die tatsächlich in ihren Eintragungen das Gefühlsklima ihrer Zeit atmen und Dichtung und Kultur ihrer Tage spiegeln, als Kostbarkeiten gehütet werden. Solch eine Kostbarkeit ist z. B. das Herslebsche Stammbuch, das sich im Besitz des Goethesammlers Kippenberg in Leipzig befindet: es doch einst in Goethes Hand geruht, der es mit einer Tuschzeichnung schmückte, und weist es doch des weiteren Eintragungen

Digitized by Google

Blatt vom „Maler Müller", gezeichnet in Rom 1783.

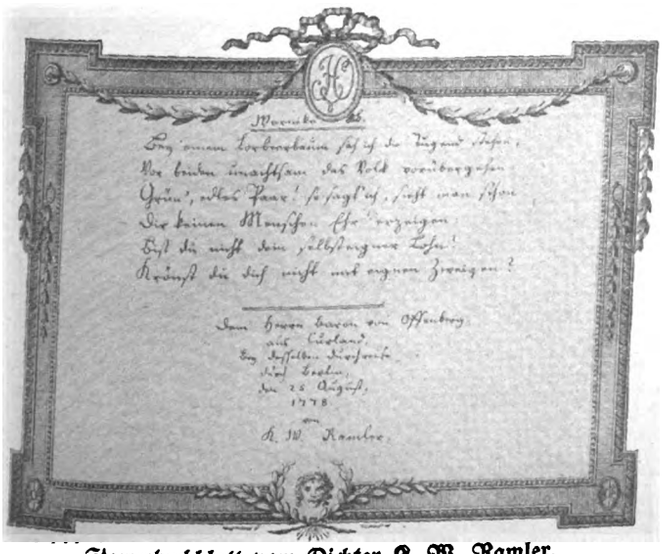
Zeichnung vom Dichter und Maler Salomon Geßner, Zürich 1779.

auf von Klopstock, Wieland, Ramler, Mendelssohn und Chodowiecki! Der Besitzer hat dies Stammbuch dann der Allgemeinheit in einem Faksimiledruck des Insel-Verlages zugänglich gemacht, und der kleine schmale Lederband in Quer-Oktav ist dem, der es in dieser Form sein eigen nennt, eine Quelle steter Freuden.

Solch ein Stammbuch ist auch das des kurländischen Barons Heinrich von Offenberg, das Prof. Dr. Otto Clemen im Kriege im Provinzial-Museum in Mitau entdeckt hat: ein voluminöser Band, der von Erinnerungen in Bild und Wort strotzt. Es lag dort unter Schloß und Riegel, Augenweide allein der Gelehrten, die es für ferne und abseitige Forschungen benutzten. Nun aber hat der Insel-Verlag es auch veröffentlicht, wenigstens die hauptsächlichsten Blätter davon, und der hochrote Pappband mit dem türkisfarbenen Deckelschildchen, in dem es jetzt vor uns liegt, beschwört schon äußerlich die Zeit, da der damalige Kammerjunker von Offenberg seine beiden großen Reisen durch Europa machte, die ihn mit zahllosen Leuten von Bedeutung zusammen-

Widmung von W. Schadow.

führten: Die Zeit Kants und Goethes. Noch stärker aber spricht diese Zeit auf uns ein, wenn wir in dem Buche blättern. Verblaßte Schatten gewinnen Leben und erzählen uns die Legende ihrer Erdentage: von Kant an, der dem jungen Studenten, datiert: „Regiomonte den 23. September 1773", das lateinische Wort ins Stammbuch schreibt: „Nullum numen abest, si sit prudentia — —", bis zu Schadow, der dem Greis 1824 eine Zeichnung nach Raffael für sein Album stiftet. Und dazwischen in buntem Reigen eine Fülle von Gestalten aus aller Herren Ländern, um deren mehr oder minder berühmte Namen der stete Reisewechsel abenteuerlichen Glanz legt: Deutschland mit Gleim, Ramler und Chodowiecki; England mit Benjamin West, dem Maler, und mit Raspe, dem Münchhausen-Herausgeber, auch Angelika Kauffmann und deren Mann Antonio Zucchi, die beide damals in London weilten, sind mit Zeichnungen vertreten; in der Schweiz trifft Offenberg mit Bodmer und Pestalozzi, mit Salomon Geßner und dessen Sohn Konrad zusammen, und nur ein Zufall verhindert



Stammbuchblatt vom Dichter K. W. Ramler.

Zeichnung von Angelika Kauffmann, London 1779.

Digitized by Google

es, daß auch Goethe sich in das Stammbuch einzeichnet; er war gerade mit dem Herzog Karl August aus Schaffhausen abgereist, als der Baron Offenberg dort eintraf; und in Rom lernt der Weltgewandte dann auch Philipp Hackert und Maler Müller kennen.

Das alles ist aber nur eine kleine Auswahl, und ob die schöngerandeten Blätter dieses einzigartigen Stammbuches nun nur Handschrift oder Zeichnung oder gar Malerei zeigen, immer ist der Name von Reiz und weckt die Person des Eintragenden Erinnerungen. Man begleitet den kurländischen Baron von Ort zu Ort, von Land zu Land; Historie blüht auf und nimmt gefangen, der Reichtum einer Welt blendet, die sich längst überlebt hat und doch in ihrem Abglanz ewig bleibt. — Ja, tote Zeiten stehen auf, vertieft man sich in diese krause Welt von Traum und Wirklichkeit. Wie so oft, ist der, der sie im Brennglas seines Stammbuchs eingefangen, ein Vergessener: kaum, daß Geschichte seinen Namen kennt! In Mitau, fern in Kurland, liegt er begraben, ein letzter Zeuge alter Herzogherrlichkeit, die 1795 zersplitterte. Aber Zauberformel hat die Gruft des 1827 als russischer Geheimrat Gestorbenen geöffnet, und das Buch, das seines Lebens Freude gewesen, wird, ein kostbarer Fund, in seiner zweiten Gestalt den Namen Offenberg ebenso lebendig erhalten wie das Herslebsche den des sonst unbekannten Norwegers, der es einst besaß.

Werfen und Treffen bei Tieren * Von Hermann Radestock.

In seiner fünften Reiseschilderung erzählt Sindbad der Seefahrer in „Tausendundeine Nacht" vom Felsstücke auf ein Schiff schleudernden „Vogel Rock" und von Affen, die sich durch Hinabwerfen von Kokosnüssen aus Palmenwipfeln gegen ihre Verfolger verteidigen. Letzterem Bericht liegt insofern ein glaubwürdiger Kern zugrunde, als gewisse, sonst meist am Boden lebende und auf allen Vieren laufende Arten, wie Hundsaffen, Paviane und Mandrills, die sie verfolgenden Eingeborenen so wenig fürchten, daß sie von Hügeln und Bäumen aus ein Frucht- und Steinhagelgefecht gegen sie eröffnen. Bei der Menge von Tieren und Geschossen kommen natürlich Zufallstreffer vor, aber richtig zielen und die Entfernung schätzen konnten selbst die auf der Teneriffa-Station beobachteten Schimpansen nicht, wenn sie zum Zeitvertreib einmal mit Steinen nach auf Bäumen sitzenden oder fliegenden Vögeln hinaufwarfen. Denn in der Freiheit, zum Beutemachen, genügt dem Affen seine vorzüglich entwickelte Balancier- und Kletterkunst, während der Mensch der Vorzeit schon früh beim Stein- und Lanzenwerfen sowie beim Bogenschießen die schwierige Kunst lernen mußte, die Muskeln des Schultergelenks immer gerade so stark beim Schleudern anzuspannen, daß das Geschoß die vom Verstand schnell abzuschätzende Entfernung des Zieles erreichte. Sehr schwer, und für das Zielen des wenig standfesten Affen doppelt schwer, ist auch die gefühlsmäßige, rasche Berechnung des Winkelunterschiedes, der zwischen dem in der Mitte des Körpers sich betätigenden Auge und dem weit von der rechten Seite aus schleudernden Arm besteht. In dem Punkte waren schon die ausgestorbenen Flugsaurier, unter ihnen der Vogel Rock und Vogel Greif des Märchens, im Vorteil, ebenso sind es noch heute die Schlangen und durch ihren ganzen Körperbau die aus den Amphibien hervorgegangenen Vögel. Bei letzteren übernimmt der zielende Kopf zugleich die Eigenschaft eines zentral liegenden Wurfkörpers, der von einem wurftechnisch äußerst zweckmäßig gebauten Halse nach vorn geschleudert wird. Während alle Säugetiere stets nur sieben Halswirbel besitzen, finden wir bei den Vögeln je nach der Art acht bis dreiundzwanzig, deren Ineinandergreifen und sförmige Krümmung bei den am besten zielenden Schwimm-, Tauch-, Sumpf- und Raubvögeln noch durch besondere scharnierartige Wirbelfortsätze und Knochenbrücken gegen seitliche Verschiebung geschützt ist. Diese Vorrichtung ermöglicht jenes blitzartig schnelle und zielsichere Vorschleudern des Schnabelbajonetts bei Verteidigung und Angriff, beim Erfassen der laufenden, fliegenden oder schwimmenden Beutetiere. Ein Werfen mit fremden Gegenständen hat der Vogel für diese Zwecke dank seinem Körperbau also nicht nötig.

Bei gewissen anderen Betätigungen jedoch sind neuerdings recht hübsche Wurfzielkünste beobachtet worden. So verstand es eine Gans auf dem Gute des Grafen Bülow von Dennewitz, den an einem Brunnenrohr befestigten Gummischlauch so mit dem Schnabel zu packen und mit Hilfe des Halses so geschickt über dem Rücken zu halten, daß der dann immer vor Wonne Schnatternden eine kunstgerechte Volldusche zuteil wurde. Ferner wird von ernsthaften Jägern und Forschern übereinstimmend geschildert, wie der männliche Kranich bei seinen komischen Balzspielen nach vielem Trompeten und Knicksemachen vor der Angebeteten ein Stückchen Holz mit dem Schnabel vom Boden aufnimmt, es hoch emporwirft, geschickt wieder auffängt, dieses Fangspiel eine geraume Zeit fortsetzt, dann ins Wasser rennt und unter fortwährendem Trompeten und Flügelschlagen die Auserkorene gut, mit feinen Strahlen spritzend, zu treffen weiß. Und der schwedische Forscher Lundström beobachtete unlängst die gelungenen Erziehungsversuche eines Kormoranweibchens. Die beiden Jungen saßen am Seestrande auf einem angeschwemmten Baumstamm. Kam nun die Mutter mit einem Fische im Schnabel, so kreiste sie erst eine Zeitlang über den Jungen, die ihre Hälse emporstreckten und schrien. Dann warf die Alte ihnen aus drei bis vier Meter Höhe den Fisch plötzlich zu. Gelang es keinem der Jungen, ihn zu erhaschen, so hob ihn die Mutter rasch wieder vom Sande auf und wiederholte die Übung so lange, bis der fallende Fisch noch in der Luft erschnappt wurde. Sehr merkwürdig erschien auch den Hamburgern im Jahre 1909 das Gebaren eines Schwarmes Krähen. Diese warfen fortgesetzt Knochen, auch versehentlich Horngriffe von Stöcken und Schirmen, auf die Glasdächer der Kunsthalle, wobei zahlreiche Scheiben zertrümmert wurden. Die Aufklärung dieser sonderbaren „Spielerei" brachte eine im Sommer 1913 von Badegästen bei Wyk auf der Insel Föhr beobachtete Gepflogenheit dieser Tiere. Sie ließen nämlich damals sehr häufig aufgelesene Seemuscheln aus der Höhe auf die etwa sieben Meter breite Uferschutzmauer fallen. Die Muschelschalen zerbrachen, und der nahrhafte Inhalt wurde von den dann im Gleitflug herabkommenden Krähen verspeist. Von denen lernten das Kunststück die Möwen. Sie bildeten es noch weiter aus, indem sie solche Muscheln, die nicht gleich beim ersten Werfen zersprangen, noch einmal aufnahmen und aus größerer Höhe, und dann mit Erfolg, herabfallen ließen. Also eine unbewußte tiertechnische Anwendung der Fallgesetze!

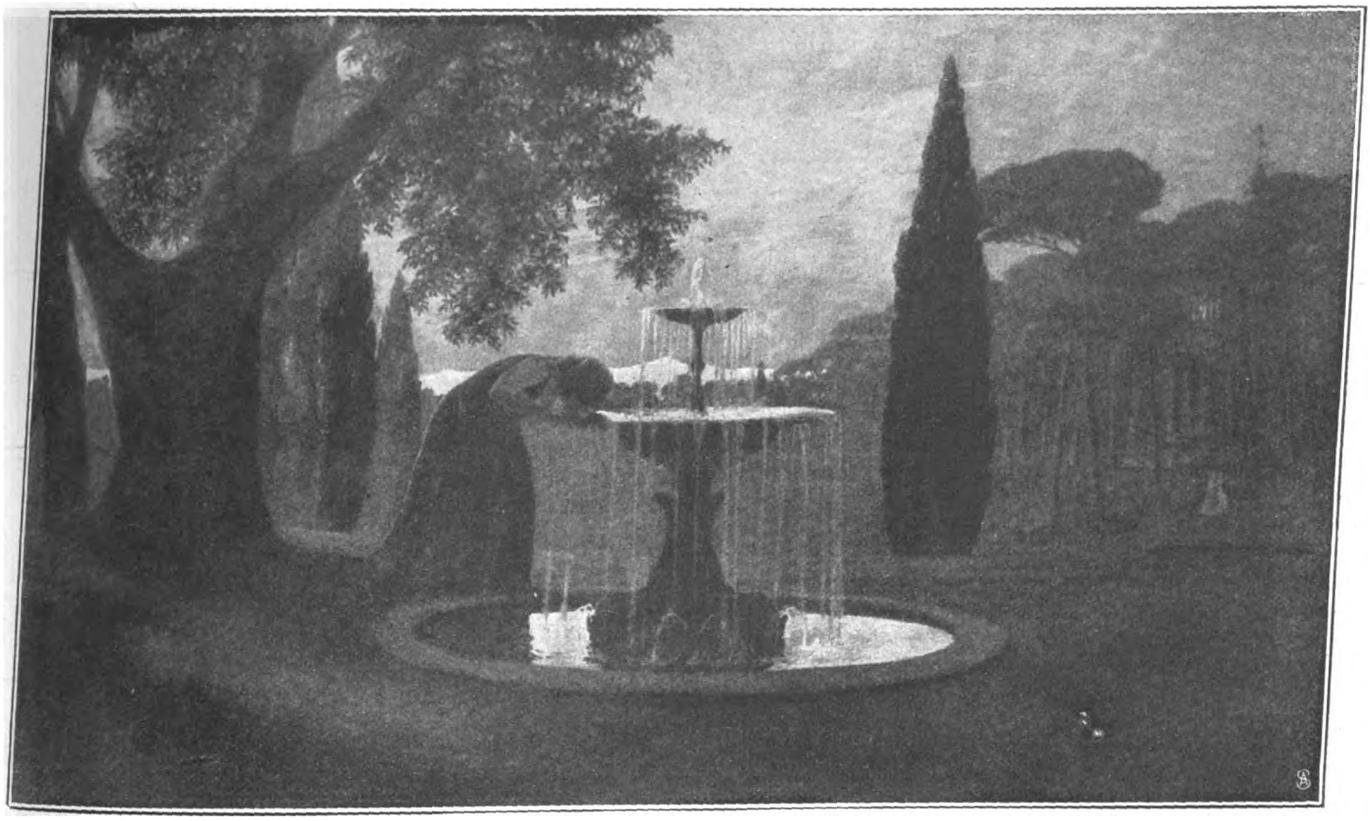
Schade, daß diese wie überhaupt alle die seltenen Fälle des Werfens der Tiere nicht photographisch oder kinematographisch festgehalten werden konnten. Recht schwierig allerdings würde eine derartige Aufnahme bei den aus großer Höhe werfenden Adlern und Geiern sein. Lange Zeit wurde ja nicht nur das schon erwähnte Schleudern der Flugsaurier, sondern auch die vom römischen Geschichtsschreiber Plinius dem Älteren mitgeteilte Tötung des greisen Tragödiendichters Äschylos durch eine von einem Adler bei Gela auf Sizilien im Jahre 456 v. Ch. herabgeworfene Schildkröte für Märchen gehalten. Nun besitzen wir aber aus dem großen Kriege die einwandfreie Beobachtung eines guten Vogelkenners, des Majors von Viereck, die dieser in Mazedonien an einem riesigen Bartgeier gemacht hat. Das Tier begann nach einem längeren Segelhochflug plötzlich in etwa 300 Meter Höhe genau über einem einzelnen Felsblock zu rütteln und ließ dann auf diesen eine erbeutete griechische Landschildkröte niederfallen. Letztere hatte einen so harten Panzer, daß der Geier den Wurf ein paarmal wiederholen mußte. Herr von Viereck konnte daher gut beobachten, wie sorgfältig der Geier vor dem Abwurf nach dem verhältnismäßig kleinen Felsblock zielte. Dem Tiere kam dabei die Kunst des Rüttelns, jenes kurzen, heftigen Flügelschlagens mit schroff nach unten geknicktem Schwanze, sehr zustatten. Das Rütteln bewirkt sofortiges Halten an einer beliebigen Stelle des Luftraumes. Beim Abwerfen fällt daher der bei unseren Kampfflugzeugen unvermeidliche und schwer berechenbare Vortrieb des Geschosses weg. Aber um ganz sicher zu treffen, tat unser Geier noch ein übriges: kurz vor dem Abwurf hob er nämlich jedesmal ein wenig die Flügel. Dadurch senkte er sich ein Stück, und in demselben Augenblick gab er bei vorgeschleudertem Kopf und Halse der nun aus seinen Fängen gleitenden Schildkröte noch einen gut senkrecht gezielten Stoß mit auf den Weg.

Diese Vogelzieltechnik mit ihren Einzelheiten macht uns erst das meist so erfolgreiche „Stoßen", d. h. das Sichselbsthinunterwerfen der Falken, Habichte usw. auf eine fliegende Beute, recht verständlich. Der Raubvogel nimmt auf der Jagd von Fluggesellschaftsvögeln beim Zielen stets ein Einzeltier oder wenigstens eine bestimmte, dichtgedrängt fliegende Gruppe aufs Korn. Der ererbte Erfahrungsinstinkt hat auch die Angegriffenen, wie man jetzt weiß, gelehrt, sich je nach ihrer Art gerade gegen diesen Einzelzielstoß zu schützen. Am Bieler See (Schweiz) wurde un-

Digitized by Google

längst eine große Schar Schwalben beobachtet, über die emporzukommen einem Seefalken gelungen war. Bevor er aber stoßen konnte, hatten die Schwalben einen geometrisch tadellosen Ring gebildet, der sich mit größter Schnelligkeit horizontal drehte. Der Falke konnte kein sicheres Zielobjekt finden und mußte schließlich ohne Beute abziehen. Unsere Stare, die in ihren Winterquartieren zu großen Schwärmen von 2000 bis 3000 Stück vereinigt leben und in Spanien oft von kreisenden Geiern und Adlern bedroht sind, helfen sich ganz anders. Sie fliegen dem rüttelnden Feinde steil aufwärts entgegen, schließen sich plötzlich ganz eng zusammen und vollführen so als geschlossene Masse ihrerseits einen jähen Sturzflug. Folgt nun der stoßende Adler dem Schwarm, so gerät er, wie dies kürzlich bei Sevilla zu sehen war, in den von dem großen Starenklumpen erzeugten Luftwirbel, durch den er gänzlich aus seiner Stoßbahn herausgeschleudert wird. Die Stare aber sind gerettet dank ihrer klugen Erfindung des vereinigten Wirbelwindmachens.

Von den niederen Tieren ist bis jetzt nur die Larve der Landlibelle (Myrmeleon formicarius L.), der sogenannte Ameisenlöwe, als Wurfkünstlerin bekannt. Ihre Schleuderkraft und Treffsicherheit ist nach Professor Dofleins neuen Forschungen ganz ausgezeichnet. Sie baut ihre trichterförmige Fallgrube nur im rieselnden Sande. Stößt nun eine Ameise auch nur ein Sandkorn vom Rande auf das in der Trichtertiefe lauernde Tier, so antwortet dieses mit einem so gut gezielten, gewaltigen Sandhagel, daß die Beute meist rettungslos in die steilwandige Falle gleitet, von der kleinen „Löwin" sofort gepackt, unter den Sand gezogen, getötet und ausgesogen wird. Das ganze leere Skelett wirft das kleine, durchschnittlich 22 Milligramm, meist viel weniger wiegende Tierchen mit einem Ruck zum Trichter hinaus, ja, Doflein sah oft bis zu 43 Milligramm schwere Steinchen zehn Zentimeter über den Trichterrand hinausfliegen! Ein wahres Glück, daß die Natur die Wurfgeschicklichkeit ihrer Tiergeschöpfe nicht weiter ausgebildet und verbreitet hat!



Die Fontäne. Gemälde von Karl Spilling.

Die Kipper und Wipper im Kirchenlied * Von Bertha Witt.

Wer früher einmal Gelegenheit gehabt, sich in alten Chroniken und Geschichtswerken über die Kipper- und Wipperzeit zu unterrichten, die am Anfang des Dreißigjährigen Krieges steht, der mag sich eines teilnehmenden Grausens, aber auch eines ungläubigen Kopfschüttelns nicht erwehrt haben, denn allzu undenkbar erschien einer fortgeschrittenen Menschheit, was sie selber nicht mehr als Geschehnis für möglich halten konnte. Ein bedeutendes Ereignis, aus der Perspektive einer großen zeitlichen Distanz betrachtet, völlig nachzuerleben und nachzuempfinden, ist der Nachwelt auch bedingungsweise kaum möglich. Erst unsere Zeit, die als eine groteske Wiederholung der Kipper- und Wipperherrschaft erscheinen muß, vermag uns eine Ahnung jener unheimlichen Einrichtung und ihrer Wirkung zu geben, die das deutsche Volk eine Zeitlang in einen wüsten Taumel versetzte, dem ein furchtbares Erwachen folgen mußte.

Die Kipper- und Wipperzeit war im Grunde genommen nichts anderes als jener Revolutionstaumel, den man vor fünfviertel Jahrhunderten in Paris, den man heute in Deutschland durchgemacht hat; sie äußerte sich auf genau dieselbe Art, verrät die gleichen Ursachen einer moralisch völlig zerrütteten Gesinnung und war höchstens genötigt, äußerlich einen andern Ausgangspunkt zu suchen, als er sich heute bei der auf völlig anderer Grundlage ruhenden Art des Geldverkehrs noch anwenden ließe. Der ganze Unterschied liegt darin, daß das Wirtschaftsleben von damals weder Wertpapiere noch Papiergeld kannte, und daher das gemünzte Geld das einzige Objekt war, an dem sich die Habgier versündigen konnte. Das Geld von heute dagegen ist ein Papierzettel, dessen relativer Wert durch die Kreditfähigkeit des ganzen Volkes garantiert wird. Eine äußere Entwertung des Papiergeldes durch Kippen und Wippen, wie man es damals bei dem gemünzten Geld bezeichnete, ist heute unmöglich; es kann sich hier nur um eine innere Entwertung handeln. Das merkwürdige und doch ganz natürliche ist dabei, daß eine Papiergeldentwertung nur eine Folge ist der mangelnden Leistungsfähigkeit des Staates, das heißt also des Volkes. Und so deckt sich diese Erscheinung genau mit der früheren, die den Wert des Geldes in dem gleichen Maße hinschwinden sah, wie der Strom wertlosen Geldes anzuschwellen begann; denn es kommt auf eins heraus, ob der Feingehalt der Münzen bis auf ein Minimum verschwand, oder ob die Leistung, die man mit Geld bezahlt, im Verhältnis zur Summe des Entgeltes dahinschwindet. Jede Leistung hat eine gewisse Stabilität; sie birgt ihren Wert in sich, so daß dieser Wert durch höhere Bezahlung nicht zu vergrößern ist; folglich muß sich der Wert des Entgeltes dem Wert der Leistung anpassen. Infolgedessen gibt es nur eine Zahlenverschiebung, nicht eine Wertverschiebung; darin liegt das ganze Geheimnis der Geldentwertung.

Digitized by Google

Man ist leider auch heute noch viel zu wenig dahintergekommen, die Kipper- und Wipperzeit als ein Gleichnis zu betrachten, das zu wiederholen, eine aufgeklärte und fortgeschrittene Menschheit keine Veranlassung hätte suchen sollen. Leider ist fast von Anfang des Krieges an das Gegenteil der Fall gewesen. Der Wahnsinn, das Geld zu entwerten, indem man immer höhere Preise forderte und bereitwillig zahlte, war so beliebt geworden, daß fast das ganze Volk davon ergriffen wurde. Man glaubte zu schieben, und man ward geschoben. Und was erblickt man als Folge dieses Taumels, der allerdings, um der Wahrheit die Ehre zu geben, teilweise der Notwendigkeit entsprang, die Leibesnotdurft zu beschaffen, die einem die Zwangswirtschaft nicht ausreichend geben konnte? Wir sehen, daß es keinen Ausweg aus dem Chaos mehr gibt, daß uns das Geld unter den Händen fortläuft, obgleich wir in einer schier unerschöpflichen Geldflut waten, und daß nur die Gesellschaft der Erz- und Oberschieber bisher Sieger über diese unglückliche Konjunktur geblieben ist, die einzuführen durch Preistreibereien, Lohnforderungen, Streike und Schiebereien wahrlich mehr als die Hälfte des Volkes redlich geholfen hat.

So sind die Kipper und Wipper, anstatt uns ein Schreckbild zu sein, uns ein Vorbild geworden. Ihr plötzlich entdecktes Geheimnis, ohne viel Mühe reich zu werden, sah allerdings anders aus, aber sie trieben die Geldentwertung genau so willkürlich, wie wir heute sie treiben. Die Münzmeister fingen an; sie „wippten" das Geld so rasch von der Wage, daß niemand sah, wieviel Feingehalt beim Ausmünzen daran fehlte, oder sie „kippten" vom Rand der Münzen so viel, daß das also gerupfte Geld bei diesem ständigen Kippen immer kleiner und eckiger wurde. Dann kamen die stets um Geld verlegenen Fürsten hinter das Geheimnis; sie ließen das Geld mit ständig verringertem Feingehalt ausprägen, immer reichlicher wurde rotes Kupfer hinzugesetzt, immer aufs neue wurden die im Umlauf befindlichen Münzen umgeprägt, um mit immer weniger Silbergehalt wieder abgesetzt zu werden, bis überhaupt nur noch weißgesottenes Kupfergeld nachblieb, das dann in ganz kurzer Zeit zunderrot wurde. Anfangs erkannte das Volk die Gefahr nicht, und mit Behagen vertauschte es seine silbernen Taler, Gulden und Pfennige an Juden und Geldhändler, die ein hübsches Agio zahlten, mit der Zeit 50 bis 60 Prozent. Dann aber begann das Volk die Mode des Geldmachens mitzumachen. Deutschland hat während des Weltkrieges nicht mehr entkupfert werden können als Anno 1620, da jeder, der einen gefälligen Münzmeister zum Freunde hatte, sich aus einem alten Fischkessel, einem Dachrohr oder einem Taufbecken, das man aus der Kirche stahl, ein blankes Vermögen schlagen lassen konnte.

Ein Strom roten Geldes ergoß sich über das Reich, ohne daß er sich eindämmen ließ, da die Gesetze diesen öffentlichen Betrug schützten. Wenigstens nannte man es bisher Betrug, obgleich es heutigen Verhältnissen gemäß diese Bezeichnung in dem gleichen Maße nicht verdient, wie wir ja auch die willkürliche Geldentwertung unserer Zeit nicht als Betrug anzusehen geneigt sind.

Die Folge war eine unglaubliche Finanzverwirrung. Die Preise stiegen unaufhaltsam; Schulden, die man in schwerem Geld aufgenommen, wurden schleunigst mit leichtem bezahlt; Reichtum verschwand, Elend und Not stellten sich ein; jeder weigerte sich, das leichte Geld zu nehmen, niemand wollte arbeiten; Dienstboten und Arbeiter entliefen zum Troß der Heere, dem großen Verwüster blühender Landstriche, die er wie ein Heuschreckenschwarm abfraß. Die Einfuhr stockte; die Bäcker wollten nicht mehr backen; Plünderungen und Verwüstungen durch das erbitterte Volk waren die unausbleibliche Folge. Im allgemeinen stiegen damals alle Preise um das Fünffache, soweit man für Geld überhaupt noch etwas erhielt. Viele zogen das Tauschgeschäft vor oder verkauften auf Rechnung, in der Erwartung besserer Zeiten.

So hatte die rasende Geldgier weiter Kreise erst ein ganzes Volk in den wüstesten Taumel gerissen und dann an einen gähnenden Abgrund geführt. Man hatte geglaubt, Geld sei Geld; jetzt sah man, daß Geld nur ein Wertmesser war, der das Wertverhältnis der Leistungen untereinander bestimmte. Erst hatte man vielleicht für manche blanke goldene Mark, die sonst als Schatz und Notgroschen in der Truhe gelegen (dem Sparkassenbuch früherer Jahrhunderte), Berge von weißem Kupfer eingetauscht, und jetzt liefen einem die rotgewordenen wertlosen Füchse unter den Fingern dahin, daß es ihrem Besitzer schier unheimlich wurde. Es war genau wie heute; je mehr man von dem neuen Geld zusammenzuraffen suchte, je höhere Preise man nahm, je mehr Lohn man verlangte, um so eiliger floß es dahin. Die unbegrenzte Leistungsfähigkeit der Münzstätten vermochte das Bedürfnis, in Geld zu wühlen, wohl zu befriedigen, aber dies Geld war falsch, leicht, untreu, denn es entlief einem noch rascher, als man es haschte.

Dieser Zustand erschien dem Volke zuletzt so unheimlich, eine Wendung zum Bessern aus obrigkeitlicher Kraft so unmöglich, daß man keine andere Zuflucht gegen die Kipper und Wipper mehr wußte als die verzweifelte Hoffnung auf den strafenden Zorn jenes allmächtigen Lenkers aller Geschicke, der dem wüsten Treiben der Volksverräter nicht immer gleichgültig zusehen konnte. In der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg befindet sich eine Handschrift aus jener Zeit mit „Etzlichen Kipper-Liedern", in denen sich der ganze verzweifelte Zorn des Volkes und diese Zuflucht zu Gott ausdrückt. Natürlich suchte man dem großen zeitlichen Übel auch auf alle mögliche Art beizukommen oder es wenigstens gebührend zu brandmarken, so durch Zeitungen, Bilder, Flugblätter, Broschüren, Kanzelreden, in denen die Wut und die frommen Wünsche des Volkes gegen die vermeintlich Alleinschuldigen kein Blatt vor den Mund nahmen; auch von dieser unerschöpflichen Papierflut liegt noch manches Interessante in Archiven und Bibliotheken verborgen. Zwei jener oben bezeichneten Lieder mögen nun hier mit Ausschluß einiger Strophen folgen.

Von den Kippers und Wippers.

Ach Gott vom Himmel sieh darein
Und lasz dich desz Erbarmen.
Wie wenig sind der gerechten dein,
Verlaszen findt wir Armen.
Das gelt man laszt nicht bleiben schwer,
Silber und Golt vermünzet sehr,
Viel diebische Kipper haben.

Sie treiben eitel falsche list,
Was eigen nutz erfindet,
Ihr gelt und münz betrüglich ist,
In Schelmstücken gegründet.
Sie schinden uns ohn alle maß,
DasSilber kompt ihn wol zuPasz
Und bawen davon grosze Heuszer.

Gott wolle straffen ins gemein,
Die falschen Münzer umbbringen,
Den ja ihr Hertz spricht stetz allein:
Es thutt uns woll gelingen.
Wir üben schelm- und diebstück sehr
und bleiben doch in groszer ehr,
Der Henker uns nicht schendet.

Darumb, spricht Gott, ich musz auf sein,
Die Armen sind verstöret.
Ihr seufftzen dringet zu mir herein,
Ich hab ewer Klage erhöret.
Darumb blitz, fewer und mein almacht
Soll dermahl eins bey dag und nacht
Heller und steller würgen.

Du wolleſt Gott erhören doch
Uns nicht so gar verlaszen,
Und lindern uns das schwere Joch,
So uns krenket ohne maszen.
Der heilosen Kipper gelt lauff
Bey fisch, fleisch und auch Eller Kauff
Uns Armen sehr verwirret.

Sey lob und ehr der obrigkeit,
Und den Bürgern hoch erkhoren,
Die ohne Ansehen Lieb und Leidt
Straffen aus christlichem Zorren
Der Kipper wipper Buberey,
Die sie getrieben ohne scheuw,
Umb Leib, ehr, gudt, bludt Amen.

Darumb ihr euch auch bemühet stark,
Den Kaufmann verachtet mit Pratzen.
Welche nicht 20 000 Mark
Auf einmal könt erkratzen.
Ist das nun ehrliche Kauffmanschafft,
Zum Bann mit solcher diebischer macht,
Schon lengst verdient das henken.

Uhrlaub ihr Kipper in gemein,
Euch sey das Liedt gesungen,
Ob euch die schelm und dieberen
Eine Zeitlang wohl gelungen,
Wirds doch zuletzt gedeien nicht:
Last ab ihr schelm und böszewicht,
Gott wird einmahl abrechnen.

Kipper- und Wipper-Lied.

Wo Gott der Herr nicht bey Uns helt
Wen falsche Müntzer Toben,
Und er absetzet das leichte gelt
Mit blitz und feuer von oben,
Wo er der Armen schutz nicht ist,
Und selber strafft der Kipper list,
So ists mit uns verlohren.

Was Müntzers geitz und wunsch anfecht,
Uns armen stetz thutt plagen.
Er sitzet an der höchsten stedt,
Dem müssen wir es klagen.
Weil sie doch nimmer halten still
Und die Obrigkeit nicht straffen will,
So brauch Gott deinen Zoren.

Die Kleinen Diebe Leiden schmach
Und hoch am Galgen schweben,
Die Reichen fragen nichts darnach,
Sicher und prechtig Leben.
Seiden, Sammet, gold, silber fein
Musz ihrer Diebes Hautt Dekel sein.
O Gott stehe auff zu straffen.

Sie sein ja all in Deiner Handt
Darzu ihr gelt und blute.
Wie sie bauwen ist woll bekandt,
Stattlich aus Ubermuthe,
Noch will man ernstlich straffen nicht
Und rotten aus die böszewicht
Nach recht mit fewer und Galgen.

Mandirt nicht, was unmöglich ist.
Uns armen nichts zu plagen.
Es wirts loben kein frommer Christ
Und mag Gott nicht behagen.
Man schaff zuvor guth gültig gelt
Ohnschaden durch die gantze welt
Darauff ortnung kan bestehen.

Es kan ja nicht gar nackt und blosz
Der gemeine Man das büszen,
Was so viel Diebe klein und grosz
Allein haben thun genieszen.
Man zurück halt, ist unszer rahtt.
Dieses unzeitige Mandat,
Wirt sonst nicht woll gelingen.

Digitized by Google

Das Mandat, auf welches der Verfasser hier Bezug nimmt, scheint einer jener Erlasse gewesen zu sein, womit die Regierungen dem leichten Geld einen Zwangskurs zu geben suchten, um das weitere Steigen der Preise zu verhindern. Solche Maßnahmen waren jedoch völlig zwecklos; erst die Rückkehr zur alten Münzordnung, also daß man wieder Münzen mit dem vorgeschriebenen Feingehalt ausprägte und das entwertete Geld aus dem Verkehr zog, konnte hier helfen. 1623 begann man schleunigst mit der Durchführung dieser Notwendigkeit. Der Erfolg war überraschend. Aber eine unheilvolle Verwüstung erblickte man hinter sich, eine völlige Zerrüttung der alten stabilen Verhältnisse, eine Hölle, die noch lange nicht aufatmen ließ. Nur die „neuen Reichen" hatten die Zeit wohl überstanden, denn an dieser Sorte Menschen fehlte es auch damals nicht; sie hatten das Glück gehabt, bei dem Taumel der großen Masse nach oben zu kommen. Wann wird auch unsere Zeit begreifen, daß sie erst das Wertverhältnis der Leistungen zum Geld wieder berichtigen muß, wenn sie die Geldentwertung, die Kipper- und Wipperzeit von heute, überwinden will?

Die Pflanze als Erfinder * Von R. H. Francé

Unendlich viel ist darüber nachgedacht und geschrieben worden, wie die Erfindungen zustande kommen, im Vergleich dazu überaus wenig dagegen über die Entstehung unserer riesenhaft entwickelten Technik. So kommt es, daß in dieser Beziehung sogar in gebildeten Kreisen sehr merkwürdige, oft komische Anschauungen verbreitet sind. Ganz unausrottbar ist der Glaube, daß die Technik erst mit der Erfindung der Dampfmaschine und des Eisenhochbaues begann. So sehr ist man gewohnt, unter Technik und Industrie als ihrer Anwendung im Großen das Bild der modernen Fabrik mit ihren Schloten und eisernen Arbeitshallen und Kranen und Geleisen zu verstehen.

(Abb. 1.) Eine Raubwespe, im Begriff, mit einem Steinwerkzeug den Verschluß ihrer Bruthöhle festzustampfen.

Aber die Technik ist weit älter. Sie begleitet den Menschen auf seiner ganzen sorgenvollen Bahn aus den Anfängen seiner Urzeit, ja, der erste Wilde, der auf den Gedanken geriet, das Fleisch eines erlegten Beutetieres mit einem spitzen Stein abzuschaben oder eine Schlucht mit Hilfe eines darübergelegten Baumstammes zu überschreiten, übte damit Techniken aus, von denen eine ununterbrochene gerade Linie winzigster Verbesserungen zu den heutigen Werkzeugen, eisernen Brücken und sonstigen technischen Leistungen der Gegenwart führt.

Das Prinzip wurde damals entdeckt, das Gesetz des Technischen wurde in jenen Urtagen aufgefunden; unser Zeitalter hat es übernommen und nur verbessert. Will man daher das Gesetz des Technischen erkennen, muß man zu jenen primitiven Anfängen zurückgehen. Und auf diesem Wege entdeckt man, daß Technik gar nicht das Privileg des Menschen sei. Es gibt sogar Tiere, die sich der Werkzeuge bedienen. Nicht nur der einen Baumast als Stock und Waffe verwendende Affe, sondern sogar ganz niedrigstehende und von dem Verdacht der Menschennachahmung freie Tiere haben ihre eigenen Techniken erfunden.

Bild 1 stellt eine kleine Raubwespe dar, wie sie allenthalben an sandigen Böschungen fliegt und, um ihre Nachkommenschaft besorgt, in den losen Sand kleine Gänge gräbt, in denen Futter eingetragen wird für den Sprößling, der dort seine Larvenzeit verleben soll. Ist alles bereit, wird der Gang verschlossen und Sand darübergestreut. Und zuletzt ergreift die kleine Raubwespe einen ihrer Größe angemessenen Kieselstein und stampft mit ihm den Boden glatt.

Seitdem es das auf Erden gab, war die Pflastertechnik erfunden. Gewisse einzellebende Blumenbienen, denen die Wissenschaft die wie ein holder Mädchenname klingende Bezeichnung Osmia gab, tapezieren die Wiege ihrer Kinder mit sorgfältig halbmondförmig zurechtgeschnittenen Rosenblättern. Sie sind das Vorbild der Tapezierer und dazu der Desinfekteure, denn sie wählen nur solche Blattarten, die viel Gerbsäure enthalten. Dadurch ist die in derartigen feuchten, dunklen Erdhöhlungen besonders zu fürchtende Schimmelbildung von vornherein wirksam bekämpft.

Die Webera meisen bedienen sich winziger Insektenpuppen, die einen Spinnsaft gleich den Seidenraupen absondern, und nähen mit ihnen, indem sie sie gleich einer Nadel samt Faden in den Kiefern halten, Blätter zusammen.

Statt an diesen wenigen Beispielen könnte man die gleiche Tatsache, daß die Technik nicht erst menschliche Erfindung sei, an beliebig vielen erhärten, wenn man nur genügend tief in die Untergründe der Natur hinabsteigt.

Auf diesem Wege kommt man sehr bald dazu, daß der Begriff der Technik auch nicht an den Gebrauch eines fremden Werkzeuges geknüpft ist, sondern daß als Technik die Herstellung von Einrichtungen bezeichnet werden muß, die irgendwie zur Sicherung, Erleichterung, Bereicherung des Lebens dienen. Ihr Wesen ist es, daß sie auf einer „Erfindung", das heißt auf der sinnvollen Verwendung und Verknüpfung von Dingen beruht, die dadurch neue Funktionen ausüben.

Im Wesen der Erfindung steckt es also, daß sie irgendeine Weltgesetzlichkeit verwendet, um einen Zweck besser zu erfüllen. Stets wird zu diesem Zweck ein „Mittel", das heißt in den meisten Fällen ein Material, in eine besondere Form gebracht (in die technische Form), wodurch der angestrebte Zweck erreicht wird.

Dieser etwas sehr abstrakte Satz wird sofort lichtvoll, wenn man ihn auf Beispiele überträgt.

Irgendwelche Sandkörnchen oder Steinchen werden aufeinandergeschichtet in besonderer Form, um eine Öffnung zu verschließen (Abb. 2 und 3).

Das Material des Steines wird zum Mittel, um den Zweck zu erreichen. Das ist eine Erfindung: Die des Bausteines. Und es mag nun sehr merkwürdig berühren, daß sie dreimal voneinander unabhängig auf Erden gemacht wurde! Einmal von den Menschen, als sie das Bauen lernten. Wir kennen Spuren des Urmenschen, die verraten, daß er das noch nicht konnte und deshalb in Höhlen lebte. Im Nilal hat er es etwa im vierten oder fünften Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung erfunden, und eines der allerältesten Baudenkmäler sind die Pyramiden, deren Eingang Abb. 2 darstellt.

(Abb. 2.) Der Verschluß der Cheopspyramide. (Vgl. dazu Abb. 3.)

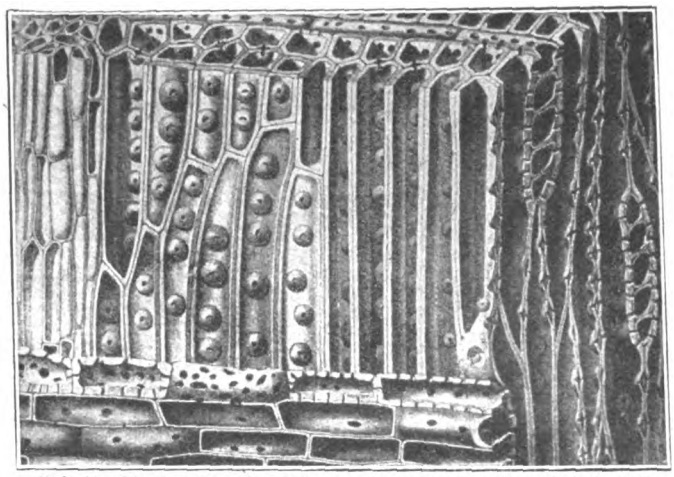
Man fühlt sich von dem Hauch eines Unbegreiflichen angeweht, wenn man an den „Bauten" heimischer Ameisen derselben Erfindung und Bautechnik begegnet (Abb. 3). Nicht nur, daß auch sie Bausteine verwenden, sondern auch deren Anordnung zum Verschluß des „Tores" erinnert an die ägyptische; sie verwirklicht dieselben mechanischen Prinzipien.

Über die Ursache, warum das geschieht, lassen sich vielerlei Vermutungen aufstellen, an der Tatsache der Übereinstimmung aber läßt sich nicht zweifeln, und für praktische Zwecke braucht man sich nur an sie zu halten.

Welchen Grad erreicht jedoch die Verwunderung, wenn die Erfindung des „Bausteines" uns in der Natur noch einmal entgegentritt und noch dazu in hundertfacher Abänderung und Bereicherung! Auch der Lebensstoff benützt das Prinzip des „Bausteines", namentlich, wenn er in Gestalt der Zelle die großen Bauten des Pflanzenkörpers aufführt. Was man gemeinhin Holz nennt, bietet schon bei

(Abb. 3.) Verschluß der Wohnungsbauten der Ameise Pogonomyrmex, ein Meisterwerk der Biotechnik.

Digitized by Google



(Abb. 4.) Die Bausteine der Pflanze. Holzzellen des Nadelholzes, teils in Außenansicht, teils angeschnitten. Stark vergrößert.

geringer Vergrößerung den Anblick von Abb. 4. Regelmäßig, wie die Ziegel aufeinandergelagert sind die Zellen, und je eingehender man diese Bauten betrachtet, desto tiefere Achtung erfüllt uns vor der vollendeten Zweckmäßigkeit, die sich in ihnen ausspricht.

Vor allem ist es die Güte des Baumaterials, welches unsere Verwunderung erregt. Alle Vorzüge, welche dem Holz (man denke nur an Eichenholz und seine Bewertung) auch in der menschlichen Bautätigkeit seine hervorragende Stellung verschafft haben, gehen auf den Holzstoff der Zellwände zurück. Es wäre eine Erfindung von unausdenkbarer Bedeutung, wenn es den Chemikern gelänge, Holzstoff künstlich herzustellen, wovon man derzeit noch weit entfernt ist. Andere Bausteine der Pflanzengebäude bestehen aus elastischem Material von solcher Güte, daß wir wieder mangels gleichwertiger Erfindungen nichts Besseres tun konnten, als uns ihrer bedienen. Baumwolle, Jute, Hanffaser, Leinwand sind die Produkte, die auf diesen „Erfindungen" der Pflanzenzelle beruhen. In wieder anderen Fällen ist das Material glashart und in Bergkristall umgewandelt, was allerdings sein Gegenstück in unseren glasierten Ziegeln hat. Nur ist die Pflanze imstande, durch Verbindung von elastischen und harten Elementen Bauten aufzuführen, die Festigkeit mit Elastizität in einem Maße verbinden, daß der Getreidehalm, der z. B. ein solches Bauwerk ist, bei schmalster Basis an seiner Spitze wohl eine für seine Größe überaus schwere Ähre tragen kann, trotzdem aber so elastisch ist, daß er vom Winde, ohne Schaden zu nehmen, bis zum Boden niedergebeugt werden kann, sich aber dennoch wieder aufrichtet. Übersetzt in die Verhältnisse der menschlichen Technik, würde das bedeuten, daß ein Eisenbau von 33mal größerer Höhe als der Kölner Dom mit seiner Spitze den Boden berühren könnte, ohne zu brechen!

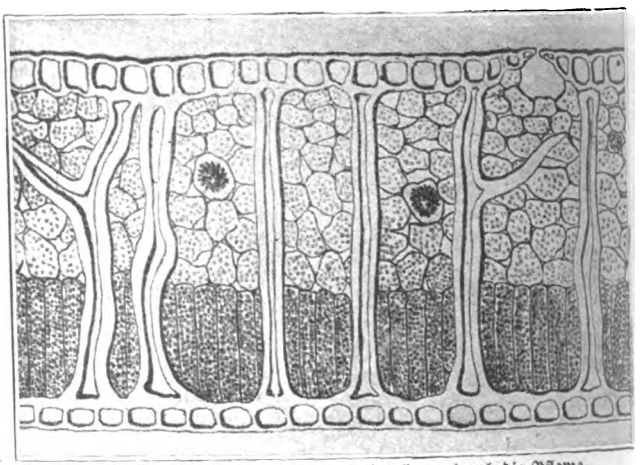
Nicht weniger erstaunlich ist aber die Verbindung der einzelnen Bausteine. Als man dem nachforschte, fand man im Bau der Pflanzen eine Reihe von Prinzipien verwirklicht, deren sich der moderne Eisenhochbau bedient. Um nur eines zu nennen, bedient sich auch die Pflanze der I-Träger, mit deren Hilfe unsere Bauten (vgl. Abb. 5) ihre Festigkeit bei größter Sparsamkeit des Materials erreichen.

Alles das deutet darauf, daß es offenbar nur eine Art geben kann, um „Erfindungen" zu machen, d. h., daß bestimmte Funktionen durch die Weltgesetzlichkeit immer nur in derselben technischen Form ablaufen können, wenn sie ihren Zweck wirklich voll erfüllen sollen. Sonst könnten nicht Tier und Mensch, die vernunftlose Pflanze so oft die gleichen technischen Formen hervorbringen, wie wir das an den obigen Beispielen gesehen haben. Es steckt kein anderes Geheimnis dahinter, als daß sich die Wirkung erst dann einstellt, wenn das Gesetz des Zusammenhanges erfüllt ist, ganz gleich, ob dieses Gesetz nun von dem Menschen erfinderisch erprobt oder bewußt berechnet wird, oder ob es aus Lebensgesetzlichkeiten oder zufällig verwirklicht wird. Sooft unter eine Platte sich aus irgendeiner Ursache eine Stütze schiebt, wird die Platte am Fallen verhindert, und die „Erfindung" des Tisches ist verwirklicht.

Die Pflanzen und Tiere, die Natur überhaupt sind nun in diesem Sinne der ältere Erfinder als der Mensch. Da aber alle Erfindungen, die sich bewähren, eben wegen ihrer Zweckmäßigkeit sich auch vererben, jedenfalls sich erhalten, ist der Organismus geradezu durchtränkt von den wunderbarsten Erfindungen, die oft mit den menschlichen übereinstimmen, ebenso oft aber auch technische Lösungen darstellen, die dem menschlichen Intellekt bewußt noch nicht gelungen, manchmal noch gar nicht eingefallen sind.

Durch das Studium der Organismen vom technischen Standpunkt aus lassen sich also zahlreiche Anregungen für die Technik in weitestem Sinne gewinnen.

Das sind die grundlegenden Gedanken der neuen Wissenschaft, der Biotechnik*), die in den letzten Jahren allerorten Beachtung



(Abb. 5.) Die Verwendung von I-Trägern durch die Pflanze. Verspreizungen aus Bergkristall, welche dazu dienen, das Gebäude eines Teeblattes zu festigen. Stark vergrößert.

gefunden hat und durch verschiedene neue Erfindungen und Anregungen im Begriff ist, gerade in den kritischen Jahren der Gegenwart der Technik neue Wege zu zeigen.

Es hat sich herausgestellt, daß im Bau des Pflanzenkörpers weit über hundert der bedeutsamsten menschlichen Erfindungen verwirklicht sind, viele von ihnen in Formen und Abänderungen, die für die Technik selbst neu sind. Schon hat sich die technische Wissenschaft ihrer bemächtigt und arbeitet gegenwärtig verschiedentlich daran, diese „Naturerfindungen" auf unsere Bedürfnisse hin zu prüfen und umzugestalten, und je mehr sie mit ihrem geschulten Auge sich in das von diesem Gesichtspunkt aus noch niemals betriebene Studium der Biologie vertieft, desto reicher fließt der Born neuer Erweiterungen, nicht nur des Wissens, sondern auch des menschlichen Könnens. So deutet alles darauf hin, daß die Biotechnik einer der ganz großen Wendepunkte in der Geistesgeschichte sein wird und vielleicht sogar eine grundlegende Umgestaltung der menschlichen Lebensführung nach sich ziehen kann.

*) Die Grundlegung der Biotechnik erfolgte in dem Werke: R. France: Die technischen Leistungen der Pflanzen. Leipzig 1919. Eine gemeinverständliche Darstellung ihrer Bedeutung findet sich in meinem Büchlein: Die Pflanze als Erfinder. Stuttgart. 1920. 24. Aufl.

Versöhnung * Von Roderich Müller.

Das Haus der Witwe Pannewitz in Firma Eduard Pannewitz — Papier- und Galanteriewaren — war ein altes Haus in einer kleinen Stadt. Die Buchbinderwerkstatt lag im Erdgeschoß, und ihr einziges Fenster sah in den schmalen Hof. Giebel und Schuppen und Überbauten nahmen ihm das Licht und machten die Werkstatt finster. Eng war es auch in ihr, viel Papier, viel Pappe, ein paar Tische mit Maschinen, zudem ein säuerlicher Geruch von Leim und Kleister, der sich in die Wände und in den Fußboden, in alles, was er erreichen konnte, gierig eingefressen hatte.

Auf dem Fenstersims standen etliche dürftige Blumenstöcke. Wenn es regnete, stellte sie Robert Jännecke mitten in den Hof, damit sie etwas von dem nassen Segen abbekamen und nicht vergaßen, daß es einen Himmel gab. Robert Jännecke arbeitete nun fast 25 Jahre als Geselle in dieser Werkstatt. Er unterbrach seine Tätigkeit selten, kaum Sonntags. Wozu auch? Er war halb taub. Das war so im Laufe der Jahre gekommen.

Die Witwe Pannewitz war eine freundliche, hübsche Frau. Sie verstand nichts von der Buchbinderei, schaffte

Digitized by Google

vorn in ihrem Laden, verkaufte dort Schreibwaren, Spielzeug, billigen Schmuck, Vasen und Aschenbecher, hundert Kleinigkeiten. —

Als Eduard Pannewitz vor nun 25 Jahren das Geschäft eingerichtet hatte, war Jännecke als Geselle bei ihm eingetreten. Pannewitz versorgte den Laden, Jännecke versorgte die Buchbinderei. Sie hatten sich klar in die Arbeit geteilt, als wären sie gleichberechtigte Teilhaber. Indes Pannewitz hatte das Geld, und Jännecke hatte keins. Das war der Unterschied.

Eduard Pannewitz starb bald, und als er abtrat, war das Geschäft noch kaum so recht in Schwung gekommen. Das begann erst später.

Frau Pannewitz war eine fleißige und freundliche Frau. Sie lachte gern; das freute die Kunden. Der Laden hatte Zuspruch. Man mußte eine Verkäuferin einstellen und ein Lehrmädchen, und in der Ladenstube, in der ein Sofa stand, in der man aß und Kaffee trank, und wo Frau Pannewitz ihr Pult und ihre Bücher hatte, wurde es lebhafter.

Jännecke sah von seiner Werkstatt aus durch ein Fenster in diese Stube. Sie hatte sich im Laufe der Jahre doch sehr verändert, war behaglich und lustig geworden; die Mädchen lachten darin, und das gute Gesicht von Frau Pannewitz strahlte in ihr immer gütiger, je mehr das Geschäft zur Blüte kam.

Jännecke fühlte sich in seiner Werkstatt etwas abseits. Frau Pannewitz war immer herzlich zu ihm. Sie brachte ihm die Sachen, die einzubinden waren, oder gab Aufträge:

„Robert, die Rechenhefte werden knapp."

Und Robert machte Rechenhefte, schnitt sie zu, gab ihnen einen blauen Umschlag und klebte kleine, weiße Schildchen darauf.

Auch die Ladenmädchen fegten in die Werkstatt, braune, blonde, mit großen Schleifen im Haar, mit raschelnden Röcken, oder einfach und bescheiden, wie die Jahre sie brachten. Sie trugen ihm dies und jenes auf, dann waren sie wieder hinaus in diese größere Welt, die aus der Stube und dem Laden bestand, in der die sauberen Glasschränke blitzten, und die immer schöner und vollkommener wurde.

Herrn Jännecke gefiel das nicht. Der Unterschied wurde zu groß. So eigentlich beklagen konnte er sich ja nicht. Frau Pannewitz war freigebig, sie besserte ihm den Lohn immerzu auf, und er war am geschäftlichen Aufschwung reichlich beteiligt.

Auch wenn man da vorn aß und trank und fröhlich war, irgend etwas feierte, so lud man Herrn Robert dazu ein. Aber Robert mochte das nicht. Er paßte in seinem Arbeitskittel und auch sonst kaum unter diese lustigen Menschen.

Die Lustigste und Hübscheste von allen aber war Fräulein Dora, die Tochter von Frau Pannewitz. Jännecke hatte sie miterlebt, von ihrer Geburt an bis heute. Sie stellte so recht den ganzen Aufstieg des Hauses dar, ein frisches, reizendes, sorgloses Fräulein.

Sie war stets freundlich zu Herrn Robert und lachte ihn an, wenn sie ihn nur sah. Aber lag das nun daran, daß Jännecke schwerhöriger wurde? Je schmucker sich Dora entwickelte, um so weniger verstand sie Herr Jännecke. —

Frau Pannewitz hatte ihr Geschäft erweitert; es war jetzt eines der ersten am Platze. Es gab eine Leihbücherei und gab den Verkauf von Konzert- und Theaterkarten, wenn irgendeine Darbietung am Orte stattfand.

Nur die Buchbinderei blieb in den alten, bescheidenen Grenzen. Es bestand kein Grund, sie zu vergrößern, die Werkstatt war zu eng. Herr Robert war gut beschäftigt, und auch Robert war einverstanden, daß man es dabei bewenden ließ.

Frau Pannewitz und Dora und alle die Ladenmädchen liebten Konzert und Theater. Die Leute, die so etwas veranstalteten, kamen gern zu Frau Pannewitz, damit sie die Eintrittskarten verkaufe. Sie kamen meist aus der Großstadt, nach der man mit der elektrischen Bahn in einer Stunde fuhr. Es wurde dann ganz besonders lebhaft in der Ladenstube, Frau Pannewitz ließ Frühstück und Wein bringen oder Kaffee und Kuchen. Dann lachte man nebenan so vergnügt und laut, daß Herrn Jännecke die kranken Ohren schmerzten. Namentlich, wenn der Theaterdirektor kam, der im Winter allmonatlich mit seiner Truppe im Gasthof zum Roß eine Vorstellung gab. Er neckte Dora und verpflichtete sie für seine Gesellschaft, denn sie war so schön und schlank und fein.

Aber Dora rief: „Niemals, niemals!" streckte komisch die zarten Hände vor, wie man das auf der Bühne macht, und schüttete sich aus vor Lachen.

Jännecke ging nie in das Theater, obschon sie ihm Freikarten anboten, soviel er mochte. Was sollte er dort? Er verstand zu schwer.

Eine Reihe Häuser weiter hatte er seine möblierte Stube, bei einer alten Frau, die ruhig war wie er. Er hatte sein Gasthaus, wo er mittags aß und abends sein Bier trank, mit ein paar Kameraden zusammensaß, die die Zeitung lasen und sie dann brummend zur Seite legten. Sie alle waren nicht unzufrieden, aber sie waren auch nicht zufrieden mit der Zeit. Sie verstanden wohl selbst nicht recht, was das mit ihnen war.

Fräulein Dora mußte ein wenig in das größere Leben. Man konnte ja doch nicht wissen, wie schließlich alles kam. Sich ein wenig anderweit bilden, war kein Schade. Sie lernte in der Stadt die Buchführung, dann arbeitete sie in einer Bank. Da man soviel Geld einnahm, war es gut, das Geldwesen an seinen Quellen zu studieren.

Jännecke paßte das alles nicht. Wozu? Dora entzückte jeden, der sie sah. So mußte sie bald da draußen einen reichen Bräutigam finden. Ein Auto würde eines Tages kommen, das Dora wegholte, das Frau Pannewitz wegholte, das mit der ganzen Vergangenheit davonfuhr und nur Herrn Robert zurückließ, mit einem Nachfolger, den er nicht und der ihn nicht verstand.

Jännecke wurde immer verschlossener. Er bekam fast einen Haß auf das Treiben da vorn. Er wünschte Frau Pannewitz nichts Böses. Was sollte sie auch Böses treffen? Das Geschäft war grundsolid, da konnte es niemals Überraschungen geben. Es konnte abbrennen. Gewiß. Aber Frau Pannewitz war gut versichert, und ihr Geld hatte sie auf der Bank.

Aber Jännecke dachte doch, einmal eine ordentliche Lehre, ein richtiger Dämpfer könne nichts schaden. Was waren sie so vorangeeilt, und er war hintennach geblieben! —

Es kam der Tag, an dem Robert vor 25 Jahren in seine Werkstatt eingezogen war. Frau Pannewitz ließ es sich nicht nehmen, das anständig zu feiern. Man wollte ein fröhliches Abendessen halten, Robert, Frau Pannewitz, Dora, die Ladenfräulein, das Lehrmädchen.

Aber Jännecke wollte davon durchaus nichts hören. Frau Pannewitz mochte feiern, er selbst hatte schließlich keinen Grund dazu. Er machte allerhand Ausflüchte. Die Ohren schmerzten ihn bei lauter Fröhlichkeit. Er vertrug das reichliche und späte Nachtessen nicht, und Fräulein Dora konnte mittags aus der Stadt nicht abkommen. Aber alles half nichts. Man würde das Lachen nach Kräften zügeln, Fräulein Dora würde sich am Abend beeilen, man würde sehen, daß man sich früh zu Tische setzte. Jännecke gab schließlich nach.

Der Tag war da. Er brachte Glückwünsche, Blumen, Geschenke, eine goldene Uhr und abends das Fest.

Jännecke saß am Abend in seiner Werkstatt, beschäftigte sich dort noch ein wenig. Es war ihm ungemütlich, warum nur ließ man ihm sein Ruhe nicht. Er wartete, und alle warteten auf Dora, warteten und warteten.

Plötzlich gab es ein Gewirr von Stimmen. Jännecke verstand das nicht recht. Alle liefen davon. Er hörte etwas von elektrischer Bahn, Unfall. Fräulein Dora hatte Eile gehabt, war schnell vom Tritt herunter, wie man das so

Digitized by Google

macht, hinter dem Wagen herum über das Geleise. Da kam eine Bahn von der anderen Seite. Die Schienen sind glatt bei Regen, nicht wahr, und die Schaffner können schwer anhalten. Da hatte es Dora erfaßt.

Sie lag oben, der Arzt war bei ihr, die Mutter und die anderen. Fräulein Dora würde heute nicht zum Fest herunter in die Ladenstube kommen können. — —

Und dann ging ein Raunen durch das Haus, schwoll an, jagte über Flur und Gassen, drang bis zur Werkstatt.

Fräulein Dora würde niemals mehr in die Ladenstube kommen — niemals — niemals — mehr. Dora war tot.

* * *

Dora hatte einen großen Strauß Rosen bei sich gehabt, schöne rote Rosen. Das Lehrmädchen brachte sie in die Werkstatt, legte sie schweigend hinein, sie konnte nicht sprechen, ihre Augen waren verquollen vom Weinen.

Jännecke saß auf seinem Schemel, die Hände im Schoß. —

Die Leute verliefen sich allmählich, draußen wie drinnen, man schloß lautlos die Läden, dann wurde es ganz still im Hause.

Jännecke ging nach vorn. Es roch nach dem Braten, den die gute Frau Pannewitz ihm zu Ehren in die Pfanne gelegt hatte. Dort standen die Weinflaschen und warteten, daß das Fest beginne. Zufall einer Sekunde, und der Tisch blieb leer, für Zeit und Ewigkeit blieb Doras Platz nun leer.

Jännecke schlich in seine Werkstatt zurück; er konnte nicht fort, Feierabend machen, wie er alle anderen Tage Feierabend machte.

Er setzte sich an seinen Arbeitsplatz. Der Duft von Doras Rosen erfüllte den engen Raum, als sei ein Engel hindurchgezogen, der den Geruch nach Leim und Kleister und den Alltag mit seinen nichtigen Sorgen daraus vertrieben hatte.

Lange, lange saß Jännecke da, das Haus war stumm und tot. Nur in Roberts kranken Ohren klang es immerzu wie fernes, herzzerbrechendes Weinen.

Es war Mitternacht, als er sich leise nach Hause schlich. —

Dora wurde begraben.

Jännecke sah sie noch einmal, sie lag in ihrem Sarge, blaß und schön, und um die Stirn hatte sie ein weißes Tuch, daß man die große Wunde nicht sah. Dann trug man sie hinaus und mit ihr den Aufstieg und das Glück des Hauses, das lustige Lachen der vielen Jahre und den Frohsinn der sonnigen Ladenstube.

Was Jännecke je beneidet hatte, alles das begrub man für immer in der Erde.

Es verging geraume Zeit, aber schließlich sah man die Witwe Pannewitz wieder in ihrem Laden. Das Geschäft war lebhaft wie früher, und Frau Pannewitz war freundlich wie immer, aber so voll Wehmut, und sie wurde so alt, so alt und schwer.

Der Theaterdirektor kam, wenn die Zeit seiner Vorstellungen nahte, er erhielt Wein und Frühstück oder Kaffee und Kuchen wie einst. Aber wie still war es jetzt bei alledem.

Jännecke hörte fast gar nichts mehr. Sein krankes Ohr vernahm dafür innere Stimmen, die klangen wie das ferne Jammern, das zu ihm drang, als Dora tot im Hause lag.

Auch er wandelte sich, obschon es niemand merkte. Was hatte ihn damals die Jahre durch aufgebracht und zornig gemacht? Daß andere lachten, aufwärtsstiegen und sich ihres Lebens freuten.

O blinder, blöder Tor, der er gewesen war. Jetzt trug er schwerere Bürde, Reue und Sehnsucht. —

Doras Zimmer stand leer. Frau Pannewitz bat Herrn Robert, hineinzuziehen. Wozu sollte er, der zum Hause gehörte, außerhalb wohnen? Seine Nähe tat der verlassenen Frau wohl. So siedelte Jännecke ganz in das Pannewitzsche Besitztum über. Jetzt hatte er, was er erträumte, als er vor einem Menschenalter hoffnungsfroh die Arbeit bei Eduard Pannewitz begann: In voller Gleichheit Freund des Hauses Pannewitz zu sein. Es hatte sich erfüllt, auf anderen Wegen freilich, als er dereinst es dachte.

Frau Pannewitz war zu ihm voll rührender Anhänglichkeit und Güte. Er vergalt das durch eine Teilnahme, die nicht in seinen Worten, sondern in seinen Augen lag.

Der große Jammer dieser Erde hatte sein armes Leben und das der einst reichen Frau Pannewitz geeint.

Was war Erfolg, was war Aufstieg, was war Glück?

Die schwarzen Todesvögel kreisen über Land und Städten, stoßen herunter, reißen mit sich, was ihnen gefällt. Sie machen vor niemand halt, packen hoch und niedrig, reich und arm, ihnen gilt jeder gleich.

Sie lassen zurück zerrissene Herzen und bitteres Schluchzen und nur einen schwachen Rest von Glück — einen schwachen Rest, und doch in ihm einen Anfang der himmlischen Reinheit, die uns verheißen ist: Das stille Mitleid, das über alle Schranken hinweg dem vom Weinen Zerbrochenen tröstend die Hände reicht. —

Aus dem bolschewistischen Rußland * Von Iwanoff.

Ein bolschewistisches Meeting.

Ein leuchtender Sonnentag. Riesenplakate auf den Straßen: Ein „bolschewistisches Meeting". Eines besonderen Vorwandes für eine solche Veranstaltung bedarf es nicht. Die Ankunft irgendeines provinziellen Volkskommissars in Moskau kann schon dazu führen. Zwei, drei mit feuerrotem Stoff ausgeschlagene Rednertribünen auf den Hauptplätzen der Stadt, rote Fahnen mit dem fünfzackigen Stern, fanatische Gesichter ringsum, die blöde „Internationale" auf aller Lippen, und das Fest ist fertig!

An einer Tribüne drängt sich die Masse. Man fragt: „Wer wird sprechen?"

„Weiß ich's? Aber warten wir ab, es wird schon jemand vortreten. Wenn er aber nicht kommt, gehen wir selbst nach oben."

„Abwarten, es wird schon ein Redner erscheinen. Vielleicht der neue Kommissar. Euch wird man schwerlich das Reden erlauben."

„Oho, das wäre ja ein schönes Meeting, auf dem ich nicht sprechen würde. Wir haben Freiheit des Wortes, und ich kann reden, wo, wie und wie lange es mir gefällt."

„Nun, nun. . . ."

„Ach was, hier hat ein Burschui (Bourgeois) nichts zu meinen. Bist wohl ein Gegenrevolutionär, der mit der ‚Außerordentlichen' Bekanntschaft machen möchte?" —

Der Wortwechsel flackert weiter. Der kleine siebzehnjährige Bolschewist läßt sich nicht zur Ruhe weisen. Aber die Menge drängt ihn weg, und es wird wieder still.

Die Tribüne besteigt ein Mädel im Bauernröckchen und mit einer roten Schleife im Haar. Ein niedlicher Fratz mit dünnem Stimmchen. „Towarischtschi, keine unnötige Aufregung, der Redner kommt in fünf Minuten. Er redet noch auf einem anderen Platz. Bis dahin singen wir die Internationale."

„Bravo, Towarischtsch Marjussa, hast recht . . ."

Man stimmt an. Es klingt zwar falsch und unrein, aber was macht das dem Bolschewisten? Er ist kein zimperlicher Ästhetiker. Sein Gehör leidet weder unter dem wilden Gebrüll der Menge, noch unter den scharfen Juchzern einzelner.

Endlich erscheint der Redner auf der Tribüne.

„Towarischtschi!" Aber das Gesinge geht weiter. „Towarischtschi, zum Teufel noch mal, wollt ihr endlich den Mund halten! Ich kann doch bei einem solchen Höllenlärm nicht reden."

Nach einigen Minuten wird es stiller.

„Towarischtschi," schreit der Redner, „ich bringe euch Grüße von der Roten Armee."

„Hurra!" antwortet die Menge.

„Unsere Armee ist ohne Kleider und Stiefel, hat nichts zu essen, bekommt zu wenig Brot!"

„Hurra!" schreit die Masse.

„Hört mal, Towarischtschi, was brüllt ihr darüber Hurra?" Es entsteht eine kleine Verwirrung.

„Ihr, die ihr zu Hause sitzt, müßt unserer Heldenarmee zu Hilfe kommen. Müßt die Gegenrevolutionäre bekämpfen, das Schiebertum, die antibolschewistische Propaganda! Hört ihr?"

Digitized by Google

„Das wäre ja noch schöner," flüstert ein Arbeiter seinem Nachbar ins Ohr, „habe ja gestern abend meiner Wirtin 4 Pud Mehl zu 25 000 Rubel das Pud verschoben! Hab's ja selbst von der Front mitgebracht."

Der Redner spricht weiter. „Towarischtschi, ihr müßt der Truppe Geschenke an die Front senden."

„Hurra!" brüllt die Masse, „machen wir!"

Man fängt an zu disputieren, während der Redner noch spricht: „Warum auch nicht? Man beschlagnahmt ja bei uns doch alles. Also schicken wir!"

„Towarischtschi, ich bin am Ende", sagt endlich der Redner und verläßt unter lautem Händeklatschen die Tribüne, um feierlichst das wartende Auto zu besteigen. Man harrt seiner schon mit Ungeduld an einer dritten Tribüne, von der er dieselben Worte zum Volk sprechen wird.

Das Meeting geht aber noch weiter.

Inzwischen eilt ein weiblicher Kommissar in ein benachbartes Haus: „Lolja, liebe Gute, gib mir deinen roten Rock, ich will eine Fahne anfertigen. Habe einen Volkszug durch die Straßen in Szene gesetzt. Sei unbesorgt, bekommst aus dem bolschewistischen Lager einen neuen. Will dir auch bescheinigen, daß du deinen Rock für eine rote Fahne geopfert hast."

In zwei Minuten ist der Rock zerschnitten, und die Fahne ist fertig. Sie binden sie an einen Stock, und die neue Jungfrau von Orleans betritt mit ihr die Straße. Die Volksmasse hinter ihr her. Man bewegt sich durch die Straßen, und überall steht das Volk und redet und gestikuliert und redet. Sinnloses Zeug zwar, aber wer fragt viel nach einem Sinn. Ein wahrer Bolschewist ist darüber erhaben. Man hat gepafft, gezankt, geschrien, gesungen, man hat sich an sich selber berauscht; man hat sich mit Worten und Massengefühlen betäubt und berauscht, wie man sich mit Wudki hätte berauschen können, wenn man ihn gehabt hätte. Das bolschewistische Meeting mit seinem Rederausch muß die Schenke mit ihrem Branntweinrausch ersetzen. Das ganze bolschewistische Rußland ist eine Art seelischer Opiumhöhle. Je länger und schwerer der Rausch ist, desto fürchterlicher wird der Katzenjammer sein.

Graudenz * Von Hans Kyser.

„Ihr seht sie hoch am Strome thronen,
Eine Orgel spielt geheim,
Da wächst um Dächer, Turm und Bastionen
Wie Nordlicht weit ein Heiligenschein."

So singt einer der tiefsten Lyriker unserer Zeit, Oskar Loerke, in seinem Wanderschafts-Gedicht „Graudenz" von dieser Stadt seiner westpreußischen Heimat, verloren unserem Vaterlande, unverlierbar unserem Herzen. In ihrer steilen Weichselfront mit den grauen, von mächtigen Pfeilern gestützten Speichern, der immer von Dohlen umflatterten, breitgetürmten Nicolaikirche und dem roten Bergfried, dem Klimek, wie der Volksmund den letzten ragenden Rest des alten Ordensschlosses nennt, hat sie etwas Nordisch-Trotzendes und Wehrhaft-Abgeschlossenes. Wenn die Abendsonne über die Niederung ihr großes Licht spielen läßt, der von elf mächtigen Bogen überspannte Strom mit seinen Weidenkämpen und Buhnen schon dunkelt, flammt noch bis zum letzten Schein ihre Stadtkrone, klar sich einprägend und wesenhaft gezeichnet, wie sie nur wenige Städte des Ostens besitzen. Dann tönen wohl zuweilen Zuruf und Gesang der aus Rußlands Wäldern ihre breitrudrigen Holztrafften herfahrenden Flissaken auf und erinnern an die gewaltige slawische Fremde, gegen die seine Burg vor mehr als sechshundert Jahren der deutsche Ritterorden hier gegründet hat, zwischen dem südlichen und nördlichen Eckpfeiler des deutschen Weichsellandes, den beiden Ordens- und Hansastädten Thorn und Danzig, als den eigentlichen Mittelpfeiler.

Man kann diese Stadt, gleich ausgezeichnet durch ihre Lage wie den Ruhm ihrer Geschichte, mit gutem Recht den „Stier des Ostens" nennen. Sie trägt in ihrem Wappen einen Stierkopf, wie ihn das Banner ihres letzten Ordenskomturs, Wilhelm von Helfensteins, zeigt, unter dem dieser mit seinem bis zum Tode getreuen Häuflein Graudenzer Bürger in der Schlacht von Tannenberg niedersank. Stierköpfig gleich dem Sinn dieser Bauern ist sie geblieben. Eine dreihundertjährige Polenherrschaft konnte wohl ihre Blüte, aber nicht die Saat ihres Deutschtums vernichten. Als der große Friedrich an den wieder schwarz-weißen Schlagbäumen vorbei durch ihr Thorner Tor einzog, zählte sie kaum zwölfhundert, von den Starosten und dem fremdsprachigen Klerus an den Bettelstab gebrachte Einwohner. Verwahrlost lag das reiche Land, geschützt nur von dem Werk Meinhards von Querfurt, den treuen Weichseldämmen, verfallen das hohe Ordensschloß mit seinen Gräben und Palisaden, seiner Vorburg und seinem stolzen gotischen Haupthaus. Deutsche Arbeit und Ordnung richteten zum zweitenmal Stadt und Land auf, und wo noch die alten Ordenstürme standen von Culm und Neuenburg, Roggenhausen, Rehden, Engelsburg und Starkenberg, Schwetz und Marienwerder grüßten sie mit Freudenfeuern zum Graudenzer Schloßberg hinüber, neben dem sich, stärker und schützender, die neue „Veste Graudenz", das Werk Friedrichs des Großen, erhob. Nicht weit von ihr, auf der Ebene des Ossaflüßchens, bei dem Dorfe Mockrau, hielt er alljährlich seine großen Revuen ab, und heute schmückt die Stätte seines einfachen, mit Stroh gedeckten „Revuehauses", in dem er, im Postwagen über Schlochau-Konitz nach Graudenz kommend,

Alte Kirche mit Speicher am Schloßberg in Graudenz. Radierung von Albert Fothe.
Verlag der Köppe'schen Buch- und Kunsthandlung, Allenstein.

Digitized by Google

wohnte und seine Regierungsgeschäfte erledigte, ein Denkmal aus mächtigen Findlingssteinen mit seinem Reliefbild und der Inschrift „Hauptquartier des Großen Königs während der Revuen bei Mockrau in den Jahren 1772—1786". Wieviel Männer dieser Stadt und dieses Landes für ihr Vaterland in den Feldzügen des letzten Jahrhunderts gefallen sind, zeigen viele Inschriften und Denkmäler; und die größte Verlustliste eines einzigen Regimentes im siebziger Kriege — 1654 Mann — steht in den vier eisernen Tafeln des Kriegerdenkmals ihrer „44er" auf dem Festungsberge eingezeichnet.

Alle Geschichtsbücher kennen die Feuertaufe dieser Festung und die Antwort ihres Gouverneurs de l'Homme de Courbière an den besonderen Abgesandten Napoleons, General Savary, der ihn mit der Begründung, daß es keinen König von Preußen mehr gäbe, zum sechstenmal zur Übergabe auffordern ließ. „Wenn es auch einen König von Preußen nicht mehr gibt, so existiert doch noch ein König von Graudenz", womit natürlich — entgegen der Geschichtslegende — Courbière, der einst die preußischen Garden gegen das republikanische Frankreich geführt und Verdun eingenommen hatte, nicht sich, sondern seinen königlichen Herrn gemeint hat. Er hatte ihm, als Friedrich Wilhelm III. im November 1806 zum letztenmal die Festung besuchte, in die Hand gelobt: „Solange noch ein Tropfen Blutes in meinem Körper ist, wird die Feste Graudenz nicht übergeben." So machte er hier seinen hugenottischen Wappenspruch: „de l'Homme sois homme": Sproß eines Mannes, sei ein Mann! — wahr wie den tieferen Sinn desselben „Vom Menschen sei Mensch!" damals, als er, Kommandant von Emden, dem deutschen Dichter Johann Gottfried Seume, wegen rückfälliger Desertation zum Spießrutenlaufen und Tode verurteilt, durch seine Gunst das Leben errettete.

Nicht weit von seinem eigenartigen, von offenen Mörsern, flammenden Bomben und ehernen Fahnen gebildeten Denkmal ruht er auf der nach ihm benannten „Feste Courbière", auf der ein anderer, ebenso menschlich adliger Kommandant, Oberst von Toll, einem anderen deutschen Dichter den Lebensmut wieder geschenkt hat. Fünf Jahre hatte schon auf den Festungen von Glatz, Glogau und Magdeburg der zum Tode verurteilte und zu dreißigjähriger Festungshaft als „königlich preußischer Staats- und Stubengefangener" begnadigte Jenenser Germane Fritz Reuter nach seiner Freiheit geschmachtet, als er, von dem alten Weichselfährkrug aufbrechend, mit „de Kapteihn", seinem Leidensgenossen Albert Schultze, zum erstenmal die Feste Graudenz betrat: „De Muren un Wäll segen von butwennig eben so trostlos un langwillig ut, as alle de annern, ehre Durweg wiren ebenso düster, aewer von innwennigtau war dat doch en anner Ansehn. Frilich wiren dor ok ringsüm luter Kasematten, un de kennt ick all von S. her, aewer sei wiren sauber afputzt un von buten leten sei recht schön, un denn gung dorch de gunze Festung 'ne Reih Hüser entlang, so dat Einer seihn kunn, dat hir ok anner Lüd wahnen deden as blot Soldaten un Gefangene, un ok Alleen wiren da von Linden und von Pöppeln; kort, de irste Anblick war nich slicht as Adam säd, as hei Eva tau seihn kreg." Und so blieb es, bis er von hier nach einjähriger leichter Haft in seine mecklenburgische Heimat abgeschoben wurde.

„De grote Reis'kuffert", wie er seine Kasematte „in't tweite Stock" genannt hat, ist von den Freunden seiner Kunst zu einem Reutermuseum ausgestaltet, und zwischen den beiden vergitterten Fenstern steht die Inschrift: „In dese Kasematten hett Fritz Reuter sine Festungtid afseten." De Kinderschaul und die kleine Linde, an denen er sich so oft erfreut hat, sind verschwunden, aber sein Werk ist geblieben, und in ihm Graudenz als das Ende seiner Fessel, als der Grenzpfahl seiner Schmach.

Wer an großen Strömen wohnt, atmet in der Freiheit. Der Strom hat diese Erde mit seiner Kraft durchpflügt; er rauscht durch ihre Sagen und Geschichten; er ließ Handel und Industrie aufblühen; langsam begann er mit stockenden und neuen Zungen aus den Dichtern des deutschen Ostens zu sprechen. Nicht nur in den alteingesessenen deutschen Bauernfamilien seiner fruchtbarste Meilenweiten aufreißenden Niederung behielt die Heimatliebe etwas Religiöses. Man kann die Bürger von ihren Heimstätten, die Bauern von ihren Schollen vertreiben, die deutsche Trotzsprache des dreizehnten Jahrhunderts wird fortreden in den alten Bauten und in dem gewaltigsten Werk, dem Weichseldamm. Wer mit dem „Stier des Ostens" polnisch pflügen will, soll sich nicht wundern, wenn er deutsch erntet.

Weiße Segel * Von Karl Demmel.

Der märkische See liegt weithin schillernd. Sonne des Sonntagnachmittags gleißt wehmütig darüber. Stille Zufriedenheit. Die Stranddörfchen liegen so verlassen; aus einem Gasthaus kommt hölzernes Kegelgepolter.

Der Himmel hängt lichtblau herab. Mit den Schwalben ziehen weiße leichte Wolken.

Ruhe, Friede, Beschaulichkeit.

Der Kiefernwald am steilen Sandufer steht schweigend; Sonnenstrahlen brechen durch trockenes Geäst und lagern sich altgolden auf Moos und dürren Kiefernnadeln.

* * *

Zwischen hohem Schilf ruht auf Pfählen im Wasser das sommerliche Strandhaus. Dumpfe Kühle ist in den kleinen Räumen, die Ruhestatt für die unruhigen Nerven der Leute der brausenden Weltstadt.

Wie weiße Blumen im Schilf grüßt hier und da ein Strandhaus; gefesselt an Landungsstegen schaukeln Boote und windlustige Segler.

Draußen auf dem weiten See glänzen die weißen Segel mövenfarben auf blauem Wasser auf. Sind unscheinbar in der Ferne, kommen näher, werden groß und stolz und verschwinden zu lichten Pünktchen.

Eine feiertägliche Farbensymphonie.

In lässigen Stühlen duftige Frauen in weichen Sommerkleidern. Grüne und rote Sonnenschirme, Bücher, Zigaretten. Braungebrannte Männer heroischen Wuchses. Mondäner Plauderton nachmittagslangweilig näselnd. Vom Strandhaus läuft der Segler ab — zieht tiefe Wasserfurchen — schafft sich kühn Bahn zwischen großväterlichen Ruderbooten und überladenen Dampfern. Scharf wenden die Segler, schräg gelegt, kurz vor Ufern. Wasserregen sprüht. Du bist Freiheit geworden, träumender märkischer See.

* * *

Eine blonde Frau starrt auf den sonntäglichen See hinaus. Es ergreift sie ein Sehnen — nach etwas, wofür sie keinen Namen kennt.

Sommersehnsucht! Sehnsucht, mit weißen Segeln irgendwo hinzufliegen in ein brennesselumwuchertes Nest voll Bienensummen und Dorfkirchengeläut. Sehnsucht nach Leben und übersatter Eleganz.

Gischende Dampfer zufriedener Menschen kommen. Wellen brechen am Pfahlgerüst — schlucksen — glucksen; schlagen erregt an der steilen Kiefernwaldküste empor.

Blüht im Sonnenstrahl golden ein Turmfenster fern auf, blinzt und blinzt — — —

* * *

Die blonde Frau sitzt auf dem Landungssteg hingeschmiegt in ihren Stuhl.

Lautlos gleiten Segler, verschwinden, kehren. Zieht ein windgeblähter vorüber; dunkeläugig ein Mann am Reep. Wendet das Schiff nahe vor der blonden Frau, die erschreckt aufsieht. Vier Augen begegnen sich kurz — trinken gegenseitiges Wohlgefallen. Der Segler enteilt. Zwei-, dreimal sieht der Fährmann zurück.

Die blonde Frau ist erregt — leis erregt.

Das Segel verschwindet unter vielen.

Die blonde Frau sieht lange nach — sie weiß es nun nicht mehr zu finden. Gedanken hämmern in ihrem Kopf:

Das Schiff wird zurückkommen; vielleicht — es ist Sünde, daß sie es denkt — bricht Sturm auf und treibt den Segler hilflos zurück. Sie wollte als Retterin bereitstehen.

Die blonde Frau träumt wie abwesend über den See; sie betet insgeheim: Sturm, brich heulend auf! Wellen tost, bringt ihn zurück!

Der Fährmann wandte nicht sein Schiff.

Der Tag erstarb.

Eine heimliche Wunde blutete in der blonden Frau. Sie sah am Abend den letzten Segler hafenwärts einlaufen.

Andere Tage kamen.

Hoffnung blühte in ihr wartend — starb am Abend leer wie eine Seifenblase.

Das Schiff kehrte nicht mehr. Die blonde Frau litt darum.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Schleswig-Holsteins Dichterin * Von Franz Wugk.

Immer und überall lieben wir das am meisten, was uns verloren ist oder was uns zu entgleiten droht. Wie lieben wir heute unser deutsches Danzig und unser deutsches Straßburg! Mit welcher Leidenschaft setzten wir uns für Flensburg ein, das wir in glücklicheren Tagen kaum beachteten. Das meerumschlungene Schleswig-Holstein, dessen Erlösung einst der Ausgangspunkt unseres nationalen Aufstieges war, verdient unsere Liebe noch besonders durch die Schönheit seiner Landschaft und durch die treuherzige Eigenart seiner Menschen. Land und Leute sind kerndeutsch, denn sie haben genug um ihr Deutschtum gelitten. Dazu kommt, daß Schleswig-Holstein durch seine Dichter uns allen so lieb und herzlich vertraut geworden ist. Auch wer niemals über Hamburg und Lübeck nordwärts hinausgekommen ist, kennt doch außer Hebbel unsern Storm, unsern Klaus Groth, unsern Liliencron, unsern Timm Kröger.

Man kennt auch überall in deutschen Landen die treffliche Dichterin von Fehmarn, Charlotte Niese. Aber man kennt sie eben immer noch nicht genug. Und damit läßt man sich einen Quickborn entgehen, dessen Labe- und Stärkungskraft man gerade in der heutigen Jammerzeit zehnfach nötig hat. Es soll hier nicht darum gestritten und nicht untersucht werden, welchen Platz in der Reihenfolge der heutigen deutschen Schriftstellerinnen Charlotte Niese beanspruchen kann und in welchen literaturgeschichtlichen Schubkasten ihr Werk gehört. Das Schöne und das Große an ihr ist, daß sie so wenig Literatur ist! Nicht nach Tinte, Papier, Druckerschwärze, nicht nach den verschiedenen „. . . ismen", die heute das unglückliche Europa zugrunde richten und die auch in der Kunst alle Geister verwirren, riecht es in der Welt der Niese, sondern nach feuchter schwarzer Erde, nach Korn und Wiesenblumen, nach Heide und Meer; auch nach dem Tabak alter Sonderlinge, nach dem Lavendel stiller Alt-Jungfernstübchen, nach reinem Linnen in schweren Truhen, nach Bauernküche und nach Zimmern in altmodischen Schlössern, die nur selten ihre Vorhänge aufziehen und ihre Fenster öffnen. Es riecht auch nach Hamburg und seiner Mischung von Schiffsteer, gebranntem Kaffee, geräucherten Fischen und Kohlenrauch. Aber niemals riecht es nach Zeitungen! Und das ist eben das Gesunde und das Wohltuende in der Niese-Welt.

Daß die Niese ihr „Handwerk" kennt, ist selbstverständlich. Besonders in ihren kleineren Erzählungen ist die „Technik" ganz auf der Höhe. Wir bewundern die Kunst, die mit kleinen Strichelchen, manchmal aber auch mit einem einzigen Kennzeichen einen Menschen, eine ganze „Umwelt" vor uns lebendig werden läßt. Wir freuen uns an der glücklichen Beobachtung menschlicher Eigentümlichkeiten und der Kraft, Menschen zu gestalten, die ihren eigenen Atem, ihre eigene Sprache, ihr eigenes Herz und ihren eigenen Willen haben. Wir möchten die Niese zu den „Realisten" rechnen. Indessen: Das alles macht den Reiz des Niese-Lesens noch nicht aus, denn andere Schriftstellerinnen haben, was das reine „Métier" anlangt, ähnliche glückliche Anlagen und Kunstfertigkeit. Das Fehlen jeder „Aufmachung", die vollendete Natürlichkeit ist es, mit der die Niese erzählt, und die uns von der ersten Zeile an fesseln. Wir vergessen das Buch und glauben zuzuhören — und nicht mehr zu lesen. Charlotte Niese spricht und schildert mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, als wenn sie selbst bei allen Geschehnissen mit dabei gewesen ist, und wir selbst glauben in den Gassen des kleinen Fehmarnnestes, in dem alten Adelshause, im Damenstift, in den holsteinischen Dörfern, am Meer, in den Straßen von Hamburg und Altona herumzugehen, und möchten den Leuten, die wir da kennenlernen, bei nächster Gelegenheit, wenn wir sie beim Spazierengehen treffen, guten Tag sagen und uns nach ihrem Befinden erkundigen und fragen, wie es ihnen inzwischen ergangen ist, seit wir sie zuletzt bei Charlotte Niese gesehen haben. Und ebenso können wir mit den Bewohnern von Mayen an der Mosel plaudern, wenn die „Hexe" auch schon seit 250 Jahren tot ist, und wir wohnen Seite an Seite mit Robespierre oder mit der Kopenhagener Hofgesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts und machen die Nöte und Aufregungen der französischen Emigranten oder den napoleonischen Schrecken im Hamburg des „Damals" durch oder den Choleragraus; wohnen auch einmal eine „Saison" in einer Pension des ewigen Rom.

Am liebsten freilich weilen wir in den kleinen holsteinischen Städten, Dörfern und Schlössern, in denen die unzähligen schrulligen, verdrehten und sinnierenden Männer und Frauen hausen. Es ist unglaublich, wie vielgestaltig diese Niese-Welt trotz ihrer räumlichen Beschränkung ist. Die vollendete „Objektivität" unserer Dichterin gestattet ihr, uns mit derselben Leibhaftigkeit z. B. einen alten Übeltäter, der treuherzig verdächtige Jugenderinnerungen auskramt, grüblerische Einsiedler, gallige alte Damen, heiratstolle Dienstmädchen, absonderliche Landjunker, noch absonderlichere Etatsräte, Kammerherren, Pensionäre, Hamburger Hafenaufhetzer, sanft schwermütige alte Jungfern und kecke Welt- und Halbwelt-Dämchen usw. vorzuführen. Echteste Niese führt uns zu den schweigsamen Marschbauern und wortkargen alten Kutschern, zu den gesprächigen gutherzigen Altweiblein und vor allem zu den Kindern. Es wimmelt bei der Niese von putzigen kleinen Kerls und „süßen Deerns". Richter und Pletsch könnten kommen und uns Bilder zu diesen Kindergeschichten schenken. Die Meisterwerke der Niese sind daher auch die Erzählungen aus ihrer eigenen Jugendzeit. Hier ist alles mit dem Kinderauge gesehen, kindsköpfig beobachtet, mit dem Kinderherzen erfühlt: und dennoch erleben wir oft durch diese kindisch-kindliche Vermittelung Menschenschicksale von tragischer Größe, wie z. B. in der Mamsell van Ehren. Gerne rückt die Niese auch ihre anderen Geschichten in das Dämmerlicht längst dahingegangener Zeiten zurück; ergreifende Wehmut umklingt dann die Erinnerungen der um Lebens- und Liebes-Glück Betrogenen.

Und doch muß die Niese zu unseren Humoristen gerechnet werden. Sie lächelt unter Tränen, oder sie kann auch herzhaft lachen, und sie geht auch bis an die Grenze des Grotesken. Tun das etwa Dickens und Raabe und auch Reuter etwa nicht? Am häufigsten aber ist es ein behagliches Schmunzeln, mit dem wir uns in der Niese-Welt ergehen. Dieser Humor der Niese ist ein Ausdruck ihrer Weltanschauung. So sehr sie nämlich bei ihren Erzählungen ihr Ich hinter den dargestellten Menschen und Ereignissen verschwinden läßt — so unparteiisch sie ihre Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, in Wahrheit leben wir doch in der Philosophie der Niese; welche Philosophie natürlich ebensowenig etwas mit Fakultätswissenschaft und Büchergelehrsamkeit zu tun hat, wie ihre Geschichten mit „Literatur" und Kaffeehaus-„l'art pour l'art" zu tun haben. Timm Kröger, der Landsmann der Niese, sagt einmal: „Humor ist die Gabe, allen Widerwärtigkeiten aus der Zuversicht heraus zu begegnen, daß unser Leben nur das Schattenspiel eines anderen, hinter ihm stehenden besseren Daseins ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient." Ein solcher edler Optimismus, der mit dem „verruchten" Optimismus kalter Gleichgültigkeit und Selbstsucht nichts zu tun hat, durchwärmt auch noch in den düstersten Ecken die Niese-Welt. Dieser Optimismus ist auch ein Ausfluß dessen, was wir im Sinne Goethes die reine Menschlichkeit nennen wollen. Die Niese versteht alles in diesem wunderlichen widerspruchsvollen Menschentier; auch das Böse und das Niedrige versteht sie und sucht es zu entschuldigen, und sogar über die ärgsten Sünder neigt sie sich noch mit sanftem Vergebungswillen.

Wir empfinden in gleicher Weise trotz der künstlerischen Selbstverleugnung der Niese ihre Stellungnahme zu den anderen großen Menschheitsfragen. Die Stärke unserer Dichterin liegt gewiß zum großen Teil in ihrer „Heimatkunst" — aber auch der Heimatdichter klopft ja — um abermals mit Timm Kröger zu reden — mit allen unlösbaren Fragen des Warum und Wie und Wohin an die Tore des Ewigen. Die Gegner dieser Heimatdichtung „nehmen an, die Ideen ihrer Zeitdichtungen seien für uns zu groß — und ahnen nicht, daß sie uns zu klein erscheinen". In dem Reich der Niese stoßen wir auf alle Probleme, und wer richtig in — und zwischen — den Zeilen lesen kann, hört auch die Antwort, die unsere Dichterin selbst darauf geben zu können glaubt. Sie selbst hat neulich in diesen Blättern von ihren Landsleuten gesagt, sie seien „im ganzen konservativ. Heute so, morgens anders, paßt ihnen nicht". Nein, das paßt auch der Charlotte Niese nicht. Sie wurzelt tief im holsteinischen Heimatboden, sie wurzelt tief im geschichtlichen Übereinkommen. Eine edle, eine deutsche Frau tritt uns in ihr entgegen, die schon mit dem Herzen sich für die gute richtige Sache entschieden hat, ehe noch der kluge Kopf die logischen Gründe dafür hat herbeischaffen können. Und schließlich ist es doch überhaupt gerade die Persönlichkeit der Charlotte Niese selbst, wie wir sie trotz aller Neutralität und Objektivität aus ihren Schriften kennenlernen, die den stärksten Zauber ausübt.

In der Kunst wie im Leben muß es mit der Ausländerei aus sein für uns. In der Kunst wie im Leben hält Charlotte Niese an dem Spruch fest: „Osten und Westen: Te Huus is am besten." Und das muß im engeren wie im weiten und übertragenen Sinne auch unser Leitgedanke sein und bleiben; auch dann, wenn wir wieder einmal unsere schwarzweißrote Flagge über alle Meere flattern sehen werden. Heimatliebe ist nicht Spießerei. Die Niese weiß das aus ihrer kleinen Inselheimat.

Digitized by Google

Die Sprache der Hausfrau * Von Luise Glaß.

Die Kinderstube erschöpft die Pflichten der Hausmutter gegen die Sprache nicht, wenn dort auch ihre vornehmsten sind. Die Küche verlangt auch Achtung. Es ist lächerlich, dort Französisch und Englisch zu reden, wo die eigene Sprache ausreicht. Weshalb wir statt Lende Filet sagen und statt Mus Purée habe ich nie begriffen, denn in dem Thüringen meiner Kinderzeit „zerlegte man den Ochsen in deutsche Wörter", aß Kartoffel-, Apfel- und Quittenmus, gab Eingemachtes zum Braten, trank Fleischbrühe und legte Wert auf eine sämige Bratenbrühe. Wohl drängten sich nach 1871 mit dem Reichtum auch bei uns allerlei „feine" Fremdlinge ein, doch in uns Kindern saß das Deutsche schon fest, und das Fremde kam uns mehr drollig als fein vor. Aber die Sprache der Hausfrau tritt auch hinaus. Sie hat Anzeigen zu verfassen, etwas ganz und gar Unpolitisches, was doch in die Öffentlichkeit tritt. Und es scheint eine schwierige Sache zu sein — würden sonst so viele törichte, fehlerhafte, drollige, geschmacklose Anzeigen die Zeitungen bevölkern? An die Silberhochzeit hat man sich schon beinahe gewöhnt; ich habe freilich heute noch, wie beim erstenmal, die lächerliche Vorstellung von sich verheiratendem Silber, statt eines Paares zu gedenken, dessen braunes Haar, dessen grüner Kranz silbern geworden ist. — „Per sofort" ist ein Wechselbalg, der sich breitmacht, wo „sofort" allein genügt. „Zu sogleich" ist eine gedankenlose Verdeutschung; auch hier ist sogleich allein gut und deutlich. Wer Zimmer vermieten will, bietet sie gern mit „separatem" Eingang an. Besonderer Eingang sagt dasselbe, sagt es feiner — schon weil separat vom chambre séparée einen leidigen Beigeschmack hat. — Kürzlich wurde eine Lernantin(!) für ein Rittergut gesucht, und das von einer Frau der gebildeten Oberschicht. Welch fürchterliche, ganz und gar ungebildete Wortschöpfung! Vermutlich sollte die Scholarin vermieden werden, aber weshalb dann nicht schlicht und richtig: Eine Lernende?

Auch gesellschaftlicher Verkehr verlangt Sprachgeschmack. Es gibt hier allerdings der Mode untertänige, mit der Mode wechselnde Formen, die dem Unbehilflichen helfen. Schöner ist's, wenn man auch dabei, ohne zu entgleisen, Persönlichkeit zu zeigen vermag. Einladungen, Beileidkarten, Glückwünsche, Drahtungen — alles will bedacht sein. Thé dansant und diner kommen hoffentlich nicht mehr vor. Das p. b.; p. c; p. p. c. auf Besuchskarten ist endlich verschwunden. War's nicht, als hätten wir uns ein Sklavenzeichen aufdrücken lassen, wenn wir mit unserer weltumspannenden Bildung französische Wörter — Buchstaben! — brauchten, um unser Mitgefühl auszudrücken? Jour fix und five o'clock tea werden glücklicherweise auch altmodisch. Wir sind jenseit unserer Grenzen oft genug um dieser Ausländerei willen verhöhnt worden. Empfangstag und Fünfuhrtee sagt dasselbe, und sagt es für uns besser. — Eine niedliche five o'clock tea-Geschichte habe ich am Luganer See erlebt. Wir waren auf schmalem Uferweg nach dem Felsennest Gandria gewandert und suchten in dem Gewirr von Treppchen, Gäßchen, Häuschen, Höhlen und Pferchen, wo man eine Erfrischung bekäme, die eine sogenannte Kulturzunge zu schmecken vermöge. Da stand über einer klapprigen Tür: „five o'clock tea", so deutlich wie richtig. Hoffnungsvoll fielen wir ein. Es gab eine kleine Laube mit traumhaft schönem Ausblick auf den blauen See, gab Ziegenmilch, gab roten „Nostrano" (Landwein) — Tee gab es nicht. — „Tee?" Staunendes Schütteln nachtschwarzer Locken. „Tee? Niemals — non giammai!" — „Aber da steht's ja!" — Noch erstaunteres Schütteln: Das hieße Tee? — Sie hatten es nachgemalt, weil dort, wo das stand, die Fremden einfielen, während ihre liebliche Laube unbesucht blieb. Was es bedeutete, wußten sie nicht, es war ihnen eine Art Zauberspruch, und der Zauber hatte ja auch gewirkt: Wir waren da und — tranken, was sie uns boten.

Unser Garten. Eine Hand voll Schollenglück von Friede H. Kraze. Alexander Duncker-Verlag, Weimar. Die in der „Welt der Frau" in loser Folge erschienenen Artikel über ihr Gartenglück hat die Verfasserin zu einem Band vereinigt, der gewiß für ihre vielen Freunde eine große Freude bedeuten wird. Mit einem wundervollen Humor werden die Widerstände geschildert, die sich dem Glück, einen eigenen Garten zu besitzen, entgegenstellen. Voller Poesie sind die Bilder, die die Verfasserin von diesem geliebten Fleckchen Erde entwirft, das sie im Verein mit der Freundin aus einer Wüste zu einem blühenden Paradies umgewandelt hat. Wir wünschen dem liebenswürdigen Buch den verdienten Erfolg. ke.

Josephine Siebe, Feriengäste im Silbernen Stern, Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. Die jungen Leser finden in diesem liebenswürdigen Buch der bekannten Erzählerin alte Bekannte wieder. Nämlich die kleinen Helden und Heldinnen aus der Erzählung: Rose, Linde und Silberner Stern. Wie kaum eine andere Jugendschriftstellerin verfügt Josephine Siebe über die Gabe, die Herzen der Kinder zu gewinnen und gleichzeitig erziehend auf sie einzuwirken, ohne im geringsten steif und langweilig zu erscheinen. Die Kinder lieben Josephine Siebe, und die Mütter sind ihr von Herzen dankbar für das, was sie an schönen Vorbildern in die Kinderstube bringt.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 44

Die Gartenlaube

Wöchentlich 1,25 Mark

Ernst Bischoff-Culm: Sonntag in Nidden.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.
Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbe… Ernst Keils Nachfolger G…

Die Lälsdrucher Wirren. Roman von Friedrich Hussong . . . . . Seite 713
Ernst Bischoff-Culm. Von Carl Meißner. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 719
Aus dem tropischen Amerika. Von Ing. Werner Hopp . . . . . „ 722
Warum haben wir die Dezimalrechnung? Von Dr. Ernst Wasserzieher . . „ 723
Das Leid. Gedicht von Helene Brauer . . . . . „ 724
Der Jugend Spiel und Handwerken. Von Hermann Bousset. (Mit Abbildungen) Seite 725
Streiflichter. . . . . „ 726
Die Welt der Frau:
Was die Mode bringt. (Mit Abbildungen) . . . . . „ 727
Dies und Das. . . . . „ 728

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Levathol

patentamtl. gesch. unter Nr 194007 Schutz-Marke
richtig angewandt, hilft immer.
Rheumatismus u. Gichtkranke
verlangen kostenlos aufklärende Broschüre durch
C. F. ASCHE & Co HAMBURG 19
Kein Geld senden!
Best.: rad. sarsaparillae 5 amm. spiric. 5 potass. jodid. 5 f. leg. art. tabl 100
Mühlenstr. & Johler, HAMBURG

Emser Wasser

gegen Katarrhe EMS u. s. w.
Schutzmarke

Yohimbin-Lecithin

auf wissensch. Grundlage aufgeb. Kräftigungsmittel.
30 Portionen 25.— Mark, 60 Portionen 47.— Mark
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover 23.

Krampfadern, offene Beine,

Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.

aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich **juckende, nässende** und sehr **entzündliche Ekzeme** heilt sofort die kühlende **„Fridosan-Heilsalbe"** D. R. P. angemeldet. Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt beim Hersteller: **Dr. Strauss & Co., Berlin W 15, Uhlandstraße 146/B.** Preis der Original-Dose M. 12.— gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.
Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! • Prospekt kostenfrei.

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür**, Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art**, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma**, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 61.

Libidan — Arbeitskraft-Lebensfreude
Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib! Nie versiegende Quelle d. Nervenkraft. Prospekt gegen Rückporto
Erhältlich in Apoth. Drog. u. einschlög. Geschäften, sonst direct
Sexan-Versand, Dr. Wittkop, **München 22/S.**

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Bonn a. Rh., Luisenstraße 7 * **Pensionat Munscheid** sorgfältige hauswirtschaftl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildung.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.
Ländl. gesunder Aufenth. mit Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen.
Halb- und Jahreslehrgang.
Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan wird gegen Einsendung von 1 Mark abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.
— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen:
A. **Töchterheim** mit Frauenlehrjahr.
B. **Haushaltungsschule.**
C. **Landwirtschaftliche Frauenschule.**
D. **Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.**
Gleichberechtigung in Preußen.

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt
Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftsheft

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Georgenthal (Thüringen) * Fremdenheim „Quisisana". * 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¼ Jahr 600 M. — Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme. —

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Bad Kehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Töchterheim Haus Fridericiana, Salzuflen i. L., Moltkestr. 10. In eig., sonn. Hs., schön gel., geb., evgl. jg. Mädch. liebev. Aufn. z. grdl. Erlern. d. Haush., gesell. Form., Handarb., Pflege. Pens.-Pr. jährl. z. Z. 3000 M. Best. Ref. Gt., reich. Verpfl. Prov. g. Portoeinl. Fr. Charlotte Behnk.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden z. 1. 1. 1921 liebev. Aufnahme z. grundl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch **Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.**

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M.- u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen, prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. jorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. m. Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim Prosp. S. Wageners Gartenb., Gera-R.-Tinz.

Schulen und Lehranstalten

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.
Abitur., Prim., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfung u. a. Schulklass.

Privat-Realschule mit Handelsfächern * Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse.
Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Dr. Rustik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen. Leipzig L. Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

SYSTEM WESTPHAL
München Luisenstr. 70
Bewegungskunst — rhythmische Gymnastik — Mimik — Gesti… — Plastik. Tanz — alte Tänze — **moderne Tänze** Kunsttänze — Reigen — Pantomimen — Reliefs. Vollständige Ausbildung bis zur Lehr… Außerordentl. Erfolge. Anfragen zu richten an das Institut. D…

Digitized by Google

Nr. 44 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

Der Posthalter, Wirt und Bäckermeister Paul Seidenschwanz stand in dem kleinen Erker, in dessen Fenstern er die knusprigen Werke seiner Kunst für seine Lülsbrucher Mitbürger verlockend auszustellen pflegte, und sah zwischen Semmeln und Weißbroten durch die beschneite Straße entlang das Biesetal auf und ab. Über das Haus weg warf der Haselberg schon seinen Schatten auf die Straße, aber jenseits sah man das Tal der Biese noch in gleißendem Lichte der Nachmittagssonne von seinem Winterschmuck funkeln. Herr Seidenschwanz sah den Weidenbäumen nach, die trotz Eis und Schnee den Weg des Baches zeichneten. Sie standen das Tal entlang, wie ein Zug von vermummten Kobolden und Fabelwesen. Herr Seidenschwanz sah dem Zug talab nach, dann denselben Weg rückwärts und talauf bis zur Brücke, die droben im lose hingestreuten Orte unterhalb Kirche und Pfarrhaus sich mit einem weiten Bogen breit über den Bach legte und die Hauptstraße hinüberführte.

Es hätte keine Maus talauf oder talab gekonnt, ohne von Herrn Seidenschwanz gehörig bemerkt, geprüft und nach dem Woher und Wohin gebührend erforscht zu werden. Aber es kam niemand talauf gegangen oder gefahren, und niemand von den Lülsbrucher Mitbürgern kam talab, um unter dem Frischgebäck des Herrn Seidenschwanz eine vorteilhafte Auswahl zu treffen. Hin und her blieben Straße und Tal in ihrer stillen schneeblinkenden Einsamkeit. Ein paar Spatzen, die mit verzagtem Zwitschern hinter seinen eigenen Fensterläden duckten, und der blaue Rauch, der talauf und talüber aus den Lülsbrucher Schornsteinen senkrecht in die Höhe stieg, waren das einzige Lebendige, das draußen zu erspüren war.

Der Herr Posthalter wandte sich gelangweilt und verdrießlich von seinem Erker weg in seinen Bäckerladen und trat unter die offene Tür, die von diesem in die große Gaststube seiner Wirtschaft „Zur güldenen Bretzel“ führte. Auf der Steinbank des Riesenkachelofens, der mitten in dem niedrigen, weitläufigen Raum stand, saß Frau Seidenschwanz bei ihrem Spinnrad. In Gedanken versunken sah der Posthalter ihr eine Weile zu, wie sie den Finger leckte und den Faden drehte. Er schüttelte mißvergnügt den Kopf und schwieg, schüttelte abermals den Kopf zu seinen eigenen Gedanken und tat den Mund auf zu grämlicher Rede:

„Sieh, Klara,“ sagte er und sah seine Frau betrüblich an, „das kommt von der Sektiererei, von dem Religionskrieg, von den Neuerungen: Nichts als Druck und Verdruß. Das soll ein ‚schwarzer Montag‘

Ernst Bischoff-Culm: Auf der Insel Marken.

Digitized by Google

sein: vier Uhr vorbei und nicht einer von den Herren in Sicht. Natürlich, wo ein Religionskrieg in der Luft liegt, da leidet's die Gemütlichkeit und Geselligkeit nicht. Die geistlichen Herren sehen einander mißtrauisch an und wollen sich nicht aussetzen. Sie ziehen sich zurück und bleiben daheim in ihrer Klause. Und die Gemeinde spürt das nach bis in die Knochen. Die ganze Menschheit fängt an, einander für Schelmen und Aushorcher oder für Ketzer zu halten, und kein Mensch traut dem andern mehr über den Weg. Es ist ein Fluch. Ich bin gegen alle Neuerung; insofern bin ich für den Herrn Pfarrer Ebelowen; aber wenn nun die Neuigkeit einmal von oben verordnet und nicht zu hindern ist, dann soll man sich dem biegen und fügen, und insofern bin ich gegen Ebelowen. Die Neuerer haben unrecht, verstehst du, denn wozu soll Neuerung dienen? Und insofern bin ich gegen sie. Aber sie sind vielleicht die mehreren, muß man bedenken, und insofern bin ich für sie. Ich bin Geschäftsmann und muß mich danach halten. Meinen leeren Bierfäßchen riecht man's nicht an, wer sie ausgetrunken hat. Mein Frischgebäck vertrocknet, ob mir's die eine Partei ungekauft läßt oder die andere. Aber es ist ein solcher Fluch in solchem Religionskrieg, daß, glaub' ich, alle beiden Parteien weniger kaufen und verbrauchen. Es drückt auf die Leute, sie werden ungemütlich, sie haben nicht die rechte Laune, um Weißbrötchen einzustippen. Die Feinbäckerei geht mit der Behaglichkeit zurück. Leute, die einander am liebsten die Köpfe zerbrechen möchten, denken nicht daran, Brezeln zu brechen. Unfriede in der Gemeinde ist eine schlimme Sache für einen Gewerbsmann. Er sucht es allen Parteien recht zu machen und kriegt doch von allen Nasenstüber und Rippenstöße. Aber ich werde ins Wochenblättchen fürs Biesetal einrücken, daß bei mir altgläubige und neugläubige Wecken zu haben sind. Mehr kann man von einem Geschäftsmann doch nicht verlangen."

Die Frau Posthalterin ließ Hand und Fuß rasten, dieweil ihr Mann ihr diesen grämlichen Vortrag hielt. Als er zu Ende war, nickte sie und sagte: „Ja, du hast schon recht, Seidenschwanz. Aber halte dich nur still und ärgere dich nicht. Ärger macht Dummheiten."

„Du hast gut reden," grollte Herr Seidenschwanz, „ich will mich natürlich nicht ärgern, aber ich habe eine abzehrende Wut in mir. Es wird mir auf die Leber schlagen. So ein einfacher Lülsbrucher Ackerbürger weiß gar nicht, wie gut er's hat. Der ist für den Pfarrer Ebelowen oder für das Konsistorium, wie er will. Der sitzt hier beim Biere und schlägt hin auf den Tisch oder her auf den Tisch und schreit sich aus, wie's ihm ums Herz ist. Deswegen wachsen ihm doch seine Kartoffeln, und den Altgläubigen gibt ihre Kuh Butter so gut wie den Neugläubigen. Aber beim Wirt wollen die einen nicht bleiben, wenn er die anderen nicht hinausekelt, und die anderen wollen nicht dieselben Wecken fressen, wie die einen. Am Ende muß ich froh sein, wenn nicht beide ausbleiben. Man müßte vielleicht eine Partei ergreifen."

„Dazu hast du die Kurasche nicht, Seidenschwanz."

„Die Kurasche hätte ich wohl schon. Wenn ich nur wüßte, welches die stärkere Partei ist."

Herr Seidenschwanz ging bekümmert nach dem Erker im Bäckerladen zurück, kam aber rasch wieder und sagte hastig: „Klara, da kommen doch zwei Herren vom ‚schwarzen Montag'. Ist die Herrenstube in Ordnung? Sie kommen von der Kirche her. Na, dann wird's ja doch wieder einmal zusammengehen. Ich will nur sehen, wer's eigentlich ist. Licht brauchst du aber noch keines anzuzünden. Für die zwei muß es so reichen."

Die Frau Posthalterin hatte schon die Klinke zum Herrenstübchen in der Hand. Indes ihr Mann wieder zu seinem Auslug zurückkehrte, rief sie ihm nach: „Und wenn die Herren kommen, red' keine Dummheiten, Seidenschwanz!" Sie schürte das Feuer im Ofen und wischte noch einmal mit der Schürze über den Tisch.

„Ah," sagte Herr Seidenschwanz, der wieder unter der Tür zum Bäckerladen erschien, „es ist der Pfarrer von Hückeswagen mit dem Helfer von Gottesgrab."

„Na, wenn die den Weg nicht scheuen, sollten die anderen auch herfinden."

„Das sagst du so, Klara. Aber Zeit und Streit ändern die Begriffe. Kömmt etwa unser Herr Ebelowen her? Und der wäre doch der allernächste dazu. Aber da kommen die Herren schon."

Vor der Zimmertür in dem Windfang hinter der Haustür hörte man stampfende Schritte. Dann traten zwei Gäste ein: Der alte Pfarrer Andreas Muffel von Hückeswagen, ein untersetzter, starker Mann mit ingrimmigem Gesicht, von einem störrischen grauen Backenbart und kurzgeschnittenen grauen Haaren eingerahmt, und der Helfer Kuchenmeister von Gottesgrab, eine lange, viel zu schlotterige Figur in viel zu weiten Beinkleidern und mit einem schmalen Johannesgesicht. Hellbraune, glatte Haarsträhnen hingen ihm in die Stirn. Um schön zu sein, war sein Gesicht nur etwas zu fleischlos und zu knöchern.

„Guten Tag," sagte der Pfarrer Muffel und schlug an der Ecke der Ofenbank einen hartgetretenen Schneeklumpen vom Stiefelabsatz, „wer ist schon drinnen von den Herren?"

Der Posthalter rieb sich die Hände, erfreut über den Besuch und kummervoll über die Antwort, die er geben mußte. „Noch gar niemand," klagte er, „weiß Gott und leider Gottes noch gar niemand. Sie kommen spät, aber Sie sind die ersten."

„Nun steigt man schon wie ein Winterbär aus seiner Höhle hervor," knurrte Pfarrer Muffel, „möchte hören, was in anderen Höhlen getrieben wird, und nun ist niemand da. Tut mir leid um Sie, lieber Kuchenmeister, daß Sie da nichts Zarteres zu belecken finden als mich alten Petz."

Die Posthalterin strich sich währenddessen unaufhörlich über die Schürze und knickste fast vor den geistlichen Herren als sie ihnen nun die Tür zum Herrenstübchen öffnete.

„Ei, ei," rief da Herr Seidenschwanz mit gut gespieltem Unwillen, „noch keine Lampe angebrannt, Klara! Sollen die Herren etwa im Dustern sitzen? Man sagt zwar: Im Dunkeln ist gut munkeln, haha — aber wenn die Herren lieber gleich Licht haben wollen?"

„Nein, lassen Sie's vorderhand so," sagte der Helfer von Gottesgrab, „es ist noch hell genug für unser Geschäft. Ei, wie wohlig und warm! Und wie die roten Flammen im Ofen springen und summeln!"

* * *

Die Bickweiler Straße herauf, das Biesetal entlang klingelte durch den Winterabend der Postschlitten. Am wolkenlosen Himmel stand klarer Mond. Die breiten Kuppen hoher Hügel, niedriger Berge standen über dem Tal und der Straße. In gleichem Trab klingelte der Postschlitten talauf. Zwei vermummte Männer saßen hinter dem Postillion in dem Schlitten, schweigend und schauend.

Eben trabten die Gäule an der breiten, waldbestandenen Berghalde hin, welche „Gerichtsbänke" hieß und über die sich die runde Kuppe erhob, deren Name „Galgenkopf" noch von seiner einstigen Bestimmung erzählte. Mit sanfter Wendung folgte hier die Straße dem Laufe des Baches und Tales, bis sie in gerader langer Linie nördlich lief und dorthin einen weiten Blick talauf eröffnete.

Der eine von den beiden Fahrgästen richtete sich ein wenig auf, spähte nach vorn und sagte zu seinem Gefährten: „Hier ist Ihre Bestimmung, Herr Amtsbruder; dies hier vorn sind Lülsbrucher Lichter. Wir werden bald da sein."

Der Angeredete blickte der weisenden Hand nach. Jenseit des Baches sah er vor sich erleuchtete Fenster an dunkler Halde hingestreut. Er strengte seine Augen an, um etwas Einzelnes zu erkennen. Aber es war vergeblich.

Digitized by Google

„Wie fühlen Sie sich gestimmt?“ fragte sein Begleiter.

„Recht so,“ antwortete der Gefragte, „wie ich es vor mir sehe: Ich fahre in ein Schweigen und in ein Dunkel. Noch sehe ich kein sicheres Ziel, und noch antwortet mir nichts.“

„Es ist Nacht und Dunkel, Freund Leubing“, sagte der andere; „es wird Tag werden. Sie sind jung, Sie haben Mut und tragen eine gute Sache. Gott und seine Kirche mit Ihnen, woran will's da fehlen? — Ihre Aufgabe ist freilich ungewöhnlich und schwer. Aber welcher Preis, welches Ziel! Sie können der allgemeinen Kirche einen Sieg über Sektiererei erkämpfen, Sie werden einen Zerstörer niederzwingen und am Schaden hindern. Sie werden ihn hindern, weiter Steine aus dem Bau unserer Kirche zu brechen. Sie werden eine verwirrte, abspenstige Gemeinde in den Schatten der Kirche zurückführen.“

Ernst Bischoff-Culm: Netzträgerinnen am Kurischen Haff.

Der junge Pfarrer Leubing antwortete nichts. Er sah nach den Lülsbrucher Lichtern, denen man sich näherte. Es war ihm, als müsse er doch etwas aus dem ungewissen, schneeglimmernden Dunkel vor sich herauslesen können. Nach einer Weile sagte er zu seinem Gefährten:

„In einem bin ich anderen Sinnes als das Konsistorium, das mich hierherschickt, anderen Sinnes als Sie, Herr Dekan. Sie sagen: Hier ist eine abspenstige Gemeinde, die aus Kurzsichtigkeit sich vom Ganzen der Kirche lösen will, die lieber einen Schatz verlieren will als einen Pfennig mit in Kauf nehmen, der ihr minderwertig erscheint. Sie haben mir's als meine Aufgabe vorgestellt, auf diese Gemeinde zu wirken, sie überredend zu überzeugen. Sie schicken mich hierher, wie zu einer Disputation, wo es gilt, Gründen Gründe entgegenzustellen. Ich, Herr Dekan, erwarte nicht so sehr, eine Gemeinde zu finden, die aus sich heraus etwas will und etwas ablehnt, als einen Mann, einen einzelnen, dem die Menge, über die er Kraft gewonnen hat, sich nicht entziehen kann; ganz abgesehen von dem, was er will oder sie nicht will. Und von diesem Mann weiß ich so gar nichts. Ich gehe einem Kämpfer entgegen, dessen Kräfte ich nicht kenne. Es war die Rede von dem, was ich verteidigen sollte, nicht von dem, gegen den ich es verteidigen soll. Es war viel die Rede von einer Irrmeinung, gegen die ich auftreten soll, wenig von dem Manne, der ihr hier Geltung und Kraft gibt. Man hat mir von dieses Mannes Unrecht gesprochen, aber nicht von seinem Recht. Und es muß doch auch ein Recht sein bei ihm und seiner Sache.“

Der Dekan sah den Sprecher kopfschüttelnd an. „Mein lieber Herr Pfarrer,“ sagte er dann, „machen Sie mich nicht in der letzten Stunde noch irrig und ängstlich um Sie. Als der Pfarrer Ebelowen in seinem Lülsbruch anfing, sich gegen die Einigung in der Kirche zu setzen, als er seine Gemeinde abseits hielt von dieser Einigung und endlich in aller Form aus starrem Trotz eigensinnigen Verharrens, aus beschränkter Einsicht und aus menschlicher Eitelkeit seiner Person sich mit ihr lossagte von dem neuen Ganzen der Kirche, da fiel die Wahl des Konsistoriums, wohl ein wenig gelenkt durch meine Kenntnis Ihrer Person, auf Sie als auf einen Mann der Wahrheit und Klarheit, als auf einen lauteren Mann von großen Gaben. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben sollten Sie in diese Lülsbrucher Verwirrung wieder Ordnung der Gedanken und Meinungen bringen. Und nun wollen Sie selber anfangen zu grübeln, gar zu zweifeln und innerlich zu schwanken?“

„Sie mißdeuten mich, Herr Dekan. Ich werde nicht grübeln und zweifeln, wenn ich den Gegner vor mir sehe. Ich wünsche nur endlich ein klares Wissen von der Stellung dieses Gegners, ein Bild dieses Menschen und seiner Kräfte; ja seiner Kräfte. Denn seine Schwäche hat man mir ausführlich genug dargelegt. Sie liegt in seiner Sache. Seine Kräfte müssen ganz in seiner Person liegen.“

„Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest?“

„Nichts vor Gott; ein Gewaltiges gegen den Menschen.“

— — Der Postschlitten war inzwischen den Lülsbrucher Lichtern näher und nahe gekommen. Jetzt klingelte er an den ersten Häusern vorbei; jetzt hielt er bei der Posthalterei, bei der Wirtschaft „Zur güldenen Bretzel“, und Herr Seidenschwanz selbst kam herausgeeilt, half den späten Gästen aus ihren Decken und führte sie in die lichte Wärme des Hauses.

* * *

Die Sonne schien dem Pfarrer Leubing schon in die Fenster, als er am nächsten Morgen in der Stube erwachte, die ihm die Frau Posthalterin gerüstet hatte. Aber es war bitter kalt, und die Eisblumen an den Fensterscheiben waren um nichts aufgetaut. Auf dem Waschtisch hatte das Wasser in Schüssel und Kanne eine Eiskruste angesetzt. Als Leubing während des Ankleidens das Fenster öffnete, das über die Straße hinüber aufs beschneite Tal sah, stand ihm der Atem dampfend vorm Mund. Er ging trotz der Kälte eine Weile sich sammelnd und besinnend mit starken Schritten in der kleinen Stube auf und ab; dann rasch hinunter durch das große Gastzimmer ins wohlerwärmte Herrenstübchen, wo der Dekan frühstückend ihn schon erwartete.

Leubing setzte sich ihm gegenüber, ohne etwas anderes anzurühren als eine Tasse heißen Kaffees, die er rasch austrank. Er sah versonnen seitwärts durch das Fenster auf dasselbe Bild, das er oben schon betrachtet hatte.

„Hübsche Gegend“, sagte der Dekan; „im Sommer ganz reizend.“

Leubing schwieg.

Digitized by Google

„Nun, nun," sagte der Dekan, „immer noch Wolken? Jetzt ist's Tag, zu wirken, Herr Pfarrer."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte Leubing, „und ich will nicht zögern; „aber sehen Sie dieses Bild von Frieden. Es will mich doch jammern, daß wir's mit Unfrieden füllen sollen."

Der Dekan strich sich eben Honig auf eine Butterschnitte. Er hielt inne, klopfte mit dem Messerstiel vorsichtig auf den Tisch und sagte: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Leubing antwortete nicht, und da ihm nichts entgegnet wurde, gab der Dekan seine Kampfstellung auf, hielt seine Brotschnitte in die Sonne und sah wohlgefällig, wie der Honig goldig über der weißen Butterschicht leuchtete. — —

Nach dem Frühstück gingen die beiden geistlichen Herren talauf die Straße nach Lülsbruch hinein zum Pfarrhaus. Eine hohe Doppeltreppe führte von der Straße zur Haustür. Als die Besucher diese öffneten, schepperte eine laute Klingel durch den weiten Hausflur.

Aus einer Tür trat ein junges Mädchen. Eine feste, feine Gestalt in einem einfachen Leinenkleid. Ein lichtes Gesicht, über heller Stirn braunes, seidiges Haar, schlicht gescheitelt. Als das Mädchen die Besucher erblickte, den Dekan erkannte, flackerte ihr über Wangen und Stirn ein hohes Erröten. Sie neigte sich grüßend gegen den Dekan und erwartete seine Anrede.

„Sieh da, Gott grüße Sie, mein liebes Kind", sagte der Dekan. „Herr Pfarrer, dies ist Fräulein Thele Ebelowen, die Tochter Ihres Vorgängers im hiesigen landeskirchlichen Amt. Dies, Fräulein Ebelowen, ist Herr Pfarrer Leubing. Wir suchen Ihren Herrn Vater. Ist er zu Hause?"

Thele Ebelowens Gesicht flammte aufs neue. Sie neigte sich wieder und tiefer gegen Leubing, um ihre Augen und ihr Erröten zu verbergen. Leubing sah sie erstaunt an. Als sie nun das Gesicht wieder hob und ihn anblickte, verwirrte sich sein Blick vor dem ihren.

Die Tochter des Pfarrers Ebelowen wandte sich nach der breiten Holztreppe, die nach oben führte. „Wollen die Herren mir folgen", sagte sie und lief rasch treppan den beiden voran, öffnete oben eine Tür, sprach ein paar Worte hinein, wandte sich gegen die langsam nachfolgenden Besucher um und ließ sie an sich vorüber durch die geöffnete Tür eintreten.

* * *

Der Pfarrer Ebelowen erhob sich hinter seinem Arbeitstisch und sah den Eintretenden entgegen. Leubing sah einen hochgestalteten Mann, große klare Züge des Gesichts, freien unverhohlenen Blick aus blauen Augen.

Die Begrüßung war zunächst stumm. Ebelowen sah den Dekan wartend an. Der nahm das Wort.

„Herr Pfarrer, Sie erraten den Zweck unseres Besuches."

Ebelowen nickte.

„Dies ist der Herr Pfarrer Leubing. Es ist Ihnen wohl schon bekannt, was ich Ihnen amtlich mitzuteilen habe und hiermit mitteile, daß das Konsistorium nach der Annahme Ihrer Austrittserklärung aus der Landeskirche zu Ihrem Nachfolger in dem landeskirchlichen Amt den Pfarrer Johannes Leubing bestellt hat."

„Das ist mir bekannt", antwortete Ebelowen kurz, wandte sich an Leubing, sah ihn ein Weilchen prüfend an und sagte dann, sich ein wenig reckend: „Ich freue mich, Herr Pfarrer, daß sie einen Mann geschickt haben, dessen Gesicht mir gefällt. Je nun, das wird man sagen dürfen. Es tut mir leid, daß wir einander entgegen sein müssen. Die Hand zuvor."

In einer raschen Aufwallung streckte Leubing ihm die Hand entgegen. „Mit allem guten Willen", sagte er.

Der Dekan war ein wenig betroffen von dieser Wendung. Er lächelte ein wenig auf zusammengepreßten schmalen Lippen, als er nun sagte: „Die Herren wissen einer ersten Begegnung, über deren gewissermaßen Peinliches wir alle uns ja nicht täuschen können, ein Menschlich-Wohlgefälliges abzugewinnen. Ich muß bitten, es meinem Amte zuzurechnen, wenn ich dagegen weiter mich eines Auftrages vorgesetzter Behörde entledige, ohne Gefühlswallungen in mir aufkommen zu lassen, die mich abwegig und umwegig machen könnten. Herr Pfarrer, es ist meine Pflicht, Ihnen amtlich mitzuteilen — was Sie sich ja freilich selbst schon werden gesagt haben —, daß Sie sich von Stund an aller Tätigkeit und aller Amtshandlungen in der hiesigen landeskirchlichen Gemeinde zu enthalten haben."

In Ebelowens Auge und Gesicht zuckte etwas, aber er schwieg.

„Ich habe Sie fernerhin aufzufordern," fuhr der Dekan fort, „die Amtswohnung umgehend Ihrem Nachfolger zu räumen. Damit wäre mein Auftrag an Sie erschöpft."

Ebelowen hatte ein wenig an seiner Lippe genagt, während der Dekan dies mit betonter Sachlichkeit vorbrachte. „Soll ich", fragte er jetzt, „dies alles ganz buchstäblich nehmen: von Stund an und umgehend?"

Der Dekan erwiderte: „Buchstäblich so ist mein Auftrag. Ich habe nichts dazugetan und nichts davonzutun."

„Was die Räumung des Pfarrhauses betrifft," fiel Leubing ein, „so hat es damit keine Eile. Sie sind nicht allein. Ich bin ein einzelner mit leichtem Bündel. Ich kann mich eine Weile behelfen."

„Ich werde mit Dank von Ihrer Freundlichkeit einen kurzen notwendigen Gebrauch machen", sagte Ebelowen.

Der Dekan meinte zögernd: „Ich will hierin nicht gegen das sein, was die Herren miteinander für ein kurzes Provisorium vereinbaren. Wenn Sie, Herr Pfarrer Leubing, hier ein Opfer bringen wollen, wird die vorgesetzte Behörde sich dem wohl nicht widersetzen. Immerhin muß ich daran erinnern, daß Sie eine zerrüttete Gemeinde wieder sammeln und aufbauen sollen. Sie werden Besprechungen abhalten, Versammlungen berufen müssen. Dazu bedarf es genügenden Raumes und würdigen Ortes."

Leubing sagte ein wenig ungeduldig: „Ich bin überzeugt, daß Herr Ebelowen mich nicht länger hinhalten wird, als es für die Ordnung eines Haushaltes nötig ist. Jedenfalls bitte ich, in dieser Sache, die doch im wesentlichen mich persönlich angeht, mich persönlich so weit entscheiden zu lassen, als die Rücksicht auf meinen Auftrag es zuläßt. Wir haben ja nebenan die Kirche und haben die Schulräume für Versammlungszwecke."

Der Dekan widersprach nicht weiter.

„Ich werde die Sache beeilen, wie ich kann", sagte Ebelowen; „was das andere betrifft, Herr Dekan, daß ich von Stund an mich jeder geistlichen Handlung in der Gemeinde zu enthalten habe, so frage ich, ob diese so scharf gelten soll, daß ich nicht einmal mehr an diesem Sonntag in meiner alten Kirche ein letztes Mal sprechen soll?"

Der Dekan ließ jede Silbe seiner Antwort sorgfältig von seinen dünnen Lippen gleiten: „Hier muß ich allerdings bitten, die Weisung der landeskirchlichen Behörde ganz buchstäblich zu nehmen. Sie haben den Austritt aus der Landeskirche von Ihrer Seite vollzogen. Das Konsistorium hat mit der Annahme Ihrer Austrittserklärung unter Bedauern nur Ihren eigenen Wunsch erfüllt. Hier ist der Nachfolger, den man Ihnen gab, um den von Ihnen angestrebten und leider zum großen Teil schon bewirkten Verfall einer landeskirchlichen Gemeinde zu hindern. Ich muß gestehen, daß es mir bei solchem Stande der Dinge eine etwas weitgehende Zumutung an die landeskirchliche Behörde erscheint, wenn Sie annehmen, diese könne auch nur noch einen Tag, nur noch eine Stunde lang Ihren Abbau am Hause der Kirche einer irregeführten Gemeinde gegenüber scheinbar billigen, ja

Digitized by Google

geradezu fördern, könnte Ihnen die Kirche zur Verfügung stellen, um gegen dieselbe Kirche zu arbeiten."

„Die Herren im Konsistorium", sagte Ebelowen, „scheinen über die Ansprüche an die Seelen einer Gemeinde eine etwas krämerhafte Buchführung zu belieben. Glauben Sie wirklich, mich mit so äußerlicher Behinderung so rasch und reinlich von meiner Gemeinde scheiden zu können? Glauben Sie wirklich, daß mich an diese nichts bindet als eine papierne Bestallung? Glauben Sie wirklich, daß es da kein anderes Recht gibt als das des Konsistoriums?"

„Es ist nicht mein Amt," erwiderte der Dekan, „hier nach dem Recht des Angreifers zu suchen, sondern die Rechte der angegriffenen Kirche zu wahren, und zwar mit den Mitteln, die ihr dabei zu Gebote stehen. Am allerwenigsten liegt es im Sinne meiner Aufgabe, solche Mittel zur Wirkung, die klarerweise der Kirche zustehen, in der Hand des Angreifers zu lassen."

An Ebelowens Schläfen schwoll es auf. „Sie nennen mich", sagte er, „einen Angreifer gegen die Kirche. Mit welchem Recht? Weil ich mich und meine Gemeinde nach meinem Gewissen verwahre gegen Neuerungen aus der Willkür zeitlicher Oberer?"

„Es ist ein Wort, Herr Pfarrer Ebelowen: Seid untertan der Obrigkeit!"

Ernst Bischoff-Culm: Holzsammlerin.

Digitized by Google

„Herr Dekan, es ist ein anderes Wort: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen."

„Es ist mir nicht unlieb," sagte der Dekan und lächelte mit seinen dünnen Lippen, „daß Sie Ihrem Nachfolger den ganzen Gegensatz, der hier waltet und bis hinunter in die Wurzel jeder Möglichkeit ersprießlicher Gemeinschaft zersetzend wirkt, von vornherein recht klar zur Anschauung bringen. Er lernt so rascher ganz erkennen, welches allein seine Stellung gegen Sie sein kann. Herr Pfarrer Leubing, der Ihnen eben erst bewiesen hat, wie fern er davon ist, durch zelotischen Übereifer das Menschliche in sich verkümmern zu lassen, mag selbst sich erklären, ob er für unbillig hält, daß die Kirchengemeinde nach gefallener Entscheidung auf einer raschen und reinlichen Neuordnung der Dinge besteht."

Ebelowen wandte sich auffordernd gegen Leubing, der, so gedrängt, bekannte: „In der Tat, hier ist wohl kein Raum mehr für persönliches Entgegenkommen. Auch ich glaube kein Recht zu haben, hierin auch nur um ein geringstes von der Weisung der Behörde abzuweichen."

„Von einer sicherlich wohlerwogenen Weisung," fiel der Dekan ein, „Herr Ebelowen. Man kennt gar wohl Ihren Einfluß auf zahlreiche Gemüter. Man kennt auch Ihre große Geschicklichkeit in der Behandlung und Leitung, leider auch, wie es sich jetzt der Kirchenbehörde darstellen muß, in der Mißleitung Ihrer Anhänger. Es wäre unverantwortlich, wollte man Ihnen für das Aufbieten solchen Einflusses gegen die Kirche Gelegenheit in der Kirche selber schaffen. Es wäre — vom Standpunkte der Kirchengemeinde und ihrer Diener, die wir sind — Verrat."

Ebelowen richtete sich auf: „Dies ist Kampfansage. Wohlan, auch ich will kämpfen um das, was ich für Gottes und das Meine halte. Herr Dekan, ich werde für meine Predigt eine andere Kanzel finden als die Ihre und für meine Rede weiteren Raum als Ihre Kirche. Herr Pfarrer Leubing, Sie haben das Konsistorium; ich glaube, ich bin hier dennoch im Vorteil."

Leubing antwortete ruhig: „Es ist mir klar, daß Sie hier noch stärker sind als ich; aber ich hoffe etwas von der Sache, die ich führen soll. Ob ich der rechte Mann für diesen Streit bin, weiß ich nicht. Aber ich bin des Glaubens, daß es für einen Diener der Kirche Recht und Pflicht sei, die Kirche gegen eine Schwächung zu verteidigen. Es gab für mich keinen Grund zur Weigerung, als das Konsistorium mich aufforderte, die Pfarrverwaltung in Lülsbruch wegen eines drohenden Schismas schleunigst zu übernehmen."

„Sie sprechen von Schwächung der Kirche", sagte Ebelowen, und seine Stimme wurde hart; „wer schwächt die Kirche? Ihr oder ich? Ihr sucht ihre Kraft in einer äußerlichen Stärke, in der großen Zahl. Um das zu gewinnen, wollt ihr durcheinanderquirlen, was bis dahin so wohl nebeneinander stand. Das ist nur möglich aus dem Geist der Lauheit und Laschheit. Es ist Ernte von der Saat der Vernünftler. Sie haben die Seelen in ihrem Verhältnis zu ihrem Bekenntnis so lange gelockert, bis man es wagen konnte, von oben her ganze Teile als unwesentlich auszumerzen oder einzufügen. Aber es gibt kein Unwesentliches in einem so Lebendigen, wie das Gottesbekenntnis des Menschen es ist. Hier ist nichts zu schneiden, nichts zu flicken. Daß es doch geschieht und von dieser Seite geschieht, ist Abfall eines Kirchenregiments von sich selber. ‚Lässet auch ein Haupt sein Glied?' Hier l ä ß t ein Haupt sein Glied."

„Es sucht im Gegenteil", erwiderte Leubing, „das Haupt auch die zum Schaden der Einheit zerstreuten Glieder an sich zu ziehen.. Endlich will man im deutschen Protestantentum der Zerteilung nach konfessionellen Spitzen hin steuern. Endlich will man über eine unnatürliche Trennung ob menschlich unzulänglichen Wortformeln hinweg und in die e i n e Kirche, da nur der Herr selber vor den Seelen steht. Es ist eine so weite Gemeinschaft der Lehre und des Lebens. Und nur solche geringen Namen wie lutherisch oder reformiert bilden gewähnte Trennungen."

Ebelowen hatte ungeduldig zugehört. „Was nennt ihr geringe Namen und gewähnte Trennungen?" rief er jetzt; „ich bin mit Fleisch und Blut, mit Seele und Leben, mit Wünschen und Bedürfnissen, mit meiner Unzulänglichkeit und mit meinem Besten dem Niedrigsten und dem Höchsten gleich wie ein Bruder. Was ist es, das mich vom König unterscheidet oder vom Bettler? Ein Geringstes, ein wenig Gewöhnung, ein wenig armseliges Wissen oder Unwissen, ein Titel oder Schein, ein Nichts vor Gott. Und doch sind diese Unterschiede, an den Kräften menschlicher Willkür gemessen, gewaltige von Gott gesetzte Schranken, und sie zerstören wollen wäre Aufruhr gegen den Gott, vor dem sie doch nichts sind. Eine leiseste Spur, vom Finger Gottes durch mein Gehirn gezogen, macht mich zu einem einzigen unter Millionen. Und s o, wie er mich mit dieser leisen Spur unter Millionen gezeichnet hat, s o bin ich ihm für mich verantwortlich. Und nach diesem einzigen wird die Frage sein bei der großen Rechenschaftslegung. Und so wird die Frage an mich gehen nach dieser Gemeinde, wie er sie mir zu hüten gab. Ich will da nicht stehen und verstummen müssen. Wo ist die geistige Not, die mich zwänge, am Bekenntnis dieser Gemeinde rütteln zu lassen? Im Geringsten rütteln zu lassen. Auch diese Gemeinde ist vom Finger Gottes gezeichnet und zu einer einzigen gemacht. Und ich sollte die unheiligen Hände eines unruhigen Kirchenregiments daran rühren lassen? Warum? Welcher Schaden droht dieser Gemeinde, wenn sie bleibt, wie sie ist? Welchen Schaden droht sie irgendwem, wenn sie bleibt, wie Gott sie bis daher gelassen hat? Sind wir Eiferer und Haderer? Machen wir jemanden irre auf seinem Weg? Warum eifert man gegen uns? Warum möchte man uns irre machen? Habe ich jemandem mich und das meine angetragen und aufgedrungen, dem ich und das meine fremd waren? Warum will man u n s ein Fremdes andrängen? Warum sollen wir auf einmal nicht mehr so geduldet werden, wie wir immer waren? In des Vaters Hause sind viele Wohnungen. Laßt uns in unserer Stube! Haben wir nicht bis dahin schon zusammengestanden? Und uns des Gemeinsamen tätig erfreut? Wer dachte viel an die kleinen Unterscheidungen, die nur waren wie harmlose Erkennungszeichen, wie eine Kleidermode? Wen stören sie?"

Leubing lächelte: „Und wen kann es stören, wenn ein Stückchen davon schwindet?"

„Was vorher niemanden bewegte, was auf sich selbst beruhte, das habt ihr aufgeregt und zu einem Gewissenspunkt gemacht. Indem ihr begannt, die harmlosen Unterschiede zu verwischen, habt ihr uns genötigt, uns gegen eure Willkür auf sie zu besinnen. Ihr scheltet mich, uns unduldsam. Hindern wir euch, zu tun, was euer Gewissen euch erlaubt? Warum wollt ihr uns aufzwingen, was das unsere uns verbietet? Ihr wollt uns nicht neben euch ertragen. I h r seid die Lauen und Lazen, denen unsere Unterscheidungen nichts bedeuten. Und i h r seid dennoch die Eiferer und Unduldsamen, die das Nichtsbedeutende nicht dulden können."

Leubing stutzte einen Augenblick. Dann sagte er: „Aber ist nicht doch dies Unduldsamkeit, dieses Versagen eines kleinsten Eigenen, wo es ein großes Gemeinsames zu gewinnen gilt? Es gilt eine Mehrung der Kirche, eine Stärkung der gegenseitigen Duldung, ein Wachsen aller in wahrem Christentum."

„Das Kleinste wird das Größte, wenn es ans Gewissen rührt. Es ist in jedem Teilchen das Ganze. Ein Stück meiner Seele kann nicht vom anderen lassen. Ich kann davon nichts aufgeben als nur aus Lauheit. Aber mein soll glühen. Ich rühre niemandem an das Seine. Mir lasse mir das Meine! Ich kann das Fremde n e b e n mir lieben; aber nicht i n mir dulden."

Digitized by Google

Der Dekan machte eine ungeduldige Bewegung. Ebelowen sah es und sagte: „Sie haben recht, Herr Dekan. Dies ist unnütze Rede vor Ihren Ohren. Sie hatten ein Geschäft und haben es abgetan. Ich werde Sie heute so wenig überzeugen, wie Sie mich bei Ihrem vorigen Besuche überzeugt haben."

Diese Erinnerung war dem Dekan peinlich. Er war gesandt worden, um Ebelowen vom Austritt aus der Landeskirche abzuhalten, und hatte dabei einen Mißerfolg seiner Wohlredenheit erzielt. Das hatte ihn gereizt. „Ich glaube in der Tat," sagte er, „daß eine Disputation hier nichts nützen kann. Wir werden Kräfte sparen, wenn wir uns auf unser Geschäft beschränken. Fürs erste, glaube ich, sind wir damit fertig."

Ebelowen verbeugte sich: „Ich will Sie nicht länger festhalten." Er ging den Besuchern zur Tür voraus und öffnete sie.

Der Dekan ging mit förmlicher Verbeugung an ihm vorüber aus dem Zimmer. Leubing blieb eine Sekunde vor Ebelowen stehen und sah ihm in die hellen Augen. Die letzten Reden hatten einen härteren Glanz darin zurückgelassen, doch gaben sich die beiden Männer die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Pfarrer."

„Thele," rief Ebelowen die Treppe hinunter, Thele!" Und als die Mädchenstimme von unten antwortete, setzte er hinzu: „Öffne den Herren die Tür!"

Sie stand unten bei der Haustür. Ein kleiner Junge von vier Jahren hielt sie an der Hand. Sie sah die beiden Besucher ruhig an. Aber Leubing bemerkte, daß sie ganz blaß geworden war. Das Kind stand schlank und heiter neben ihr. „Ach, Thele," sagte es, „was wollen die Männer?"

Thele Ebelowen fuhr dem Jungen über die blonden Haare und ermahnte ihn: „Sag' guten Tag, Peterchen!"

„Guten Tag", sagte der Junge.

„Guten Tag, mein Kind", sagte der Dekan dagegen und zu der Haustochter: „Leben Sie wohl, liebes Fräulein."

Thele öffnete die Tür und ließ ihn an sich vorüber hinaustreten.

Leubing sah den kleinen Jungen an, der seinem Blick mit großen blauen Augen begegnete. „Ist er ein Brüderchen von Ihnen, Fräulein Ebelowen?"

„Ja," sagte Thele, „mein kleiner Bruder."

„Und sie ist meine Schwester Thele", sagte der Junge.

Leubing lachte: „Das trifft aber gut zusammen. Und wie heißt du, mein Junge?"

„Peter Ebelowen."

„Da hast du einen hübschen Namen. Gibst du mir eine Patschhand?"

Der Junge legte ein weiches Händchen in Leubings Rechte. Der hielt es fest und sah das Kind nahe an.

Er sah von dem Jungen zur erwachsenen Schwester hinauf und begegnete denselben blauen Augen. Er sprach mit herzlicher Stimme: „Es ist mir leid, Fräulein Ebelowen, daß ich Ihnen als ein Feind Ihres Friedens erscheinen muß. — Ach, — — und dieses Kind . . ." Er stockte und wühlte in den blonden Haaren des Knaben. „Es ist mir bitter leid."

Das Mädchen sah ihn freundlich an. Ihre hellen Augen waren verdunkelt, aber sie lächelte. (Fortsetzung folgt.)

Ernst Bischoff-Culm * Von Carl Meißner.

Als der Weltkrieg ausbrach, war Ernst Bischoff-Culm vierundvierzig Jahre alt. Ein Jahr mehr, und er wäre „Heimarbeiter" geblieben und lebte heute noch! — Der Krieg legte seine reife, gesunde Kraft nicht lahm. Hatte seine Kunst, seine tiefe, ehrliche, vollkommen phrasenlose Kunst bis dahin auf den Wegen des Impressionismus mehr einer ruhigen Spiegelung der Wirklichkeit von Mensch und Landschaft gedient: unsentimental, keusch und knapp starke Gefühle auszudrücken, war ihm ebenso gegeben wie „reine Malerei"! Und so wurde er denn schon September 1914 Mitbegründer der „Wachtfeuer" und zeichnete ebenso rasch wie reif dafür eine Fülle Gelegenheitsblätter. Das brachte uns alte Jugendfreunde aus gemeinsamen Elbinger Gymnasialzeiten wieder näher zusammen; denn ich schrieb und dichtete viel für das Blatt. Länger als ein Jahr genoß ich noch einmal Bischoff den Menschen, der hinter einem grotesk trockenen, eigentümlich schlauen Humor, der sich in seiner Kunst noch kaum ausgeprägt hatte, eine große Freundschaftswärme und vornehme Lauterkeit der Gesinnung verbarg. Dann holte uns beide 1916 das Bezirkskommando. Sein Körper ertrug noch die Ausbildung als Infanterist. Im Sommer 1917 nahm ihm an der belgischen Front eine weittragende englische Granate seine beiden schaffensgewohnten Hände; 24 Stunden darauf starb er. In den letzten Lebensjahren war er wie ich okkulten Überzeugungen zugeneigt, wußte also, daß der Weg nicht ins Nichts führt.

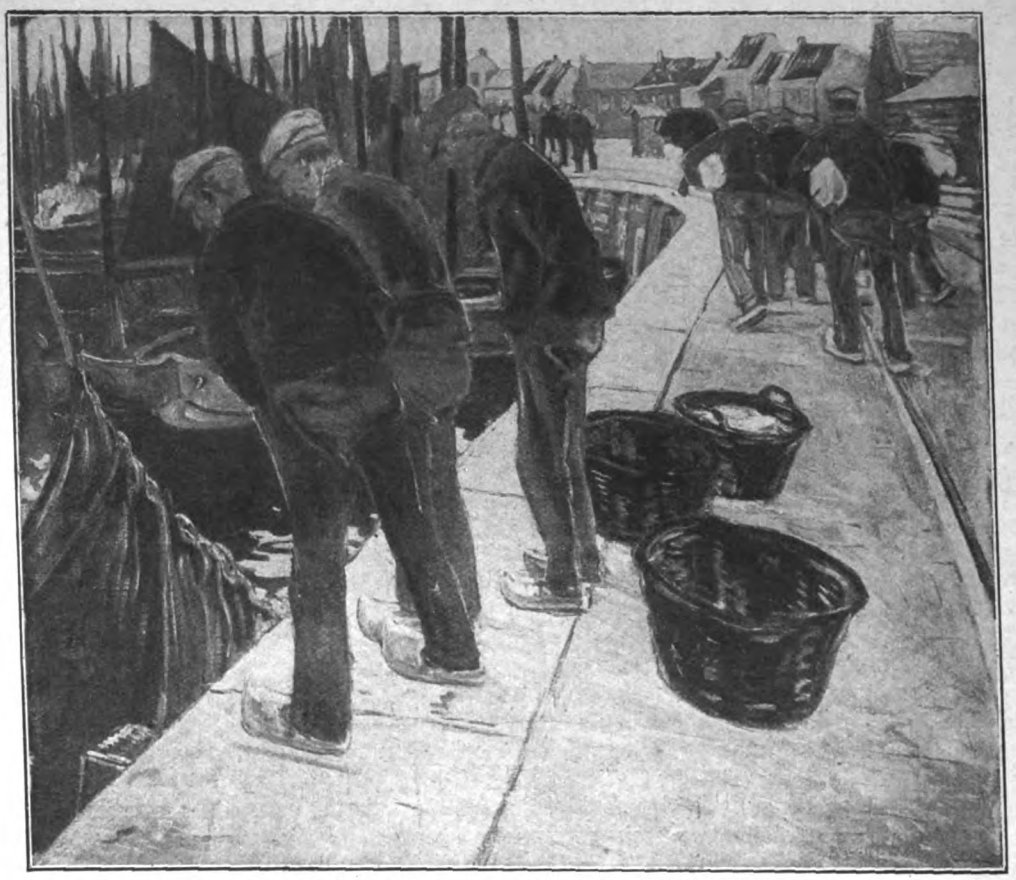
Die Granate, die ihn traf, kann aus Nieuport oder Dixmuiden gekommen sein, wo er, wie auf der Insel Marken, ein paar Studiensommer gelebt und gemalt hat. Was ihn dorthin zog war die andere, die Nordseeluft, — denn Meer, Küste, Dünen, Fischer, Hafen mußte es bei ihm sein. Er war in jenen Jahren von der Neigung beherrscht, die lichtumflossene Farbigkeit der Dinge zur höchsten Leuchtkraft zu steigern, und so zog er denn, indem er hierherging, eine Art Sicherheitsventil. Denn Nordseeluft stimmt bekanntlich die Farben viel häufiger harmonisch zusammen als Ostseeluft; sie gestattet auch die kühne Farbsteigerung, ohne daß die „Tonschönheit" zu leiden braucht. — Fischer- und Hafenleben war ihm lange vertraut, und so brachte er gute Studien und Bilder heim. Aber diese Sommer waren doch nur eine Episode. Die heimatliche Ostsee, die Kurische Nehrung, hatten ihn bald wieder. „Sieh mal," sagte er mir ungefähr, „so geschmackvolle Lüfte, wie die Franzosen und Belgier sie an ihrer Nordküste haben, wo der Ton eigentlich immer stimmt, und wie ich sie ja auch in Nieuport gemalt habe, so viel valeursichere Natureleganz haben wir dort im Nordosten ja nicht. Aber wir haben da anderes. Und darum muß man da auch anders malen." — Ja, dort hatte er „anderes", dort hatte er Heimat. Ernst Bischoff ist in Culm am 13. März 1870 geboren, wuchs in Elbing auf und studierte dann an der Königsberger Akademie, später in Berlin und Paris. In einem Skizzenbuch des siebzehnjährigen Akademikers fand ich ein Stück Tage-

Phot. Peter Oettel.

Bildnis des Künstlers.

Ernst Bischoff-Culm: Fräulein W.
Die Braut des Künstlers.

Digitized by Google



Ernst Bischoff-Culm: Hafenarbeiter in Nieuport.

buch, das er schrieb, als er zum erstenmal ein Stück Kurische Nehrung abwanderte: „Der Wald ist vom Haff zurückgetreten, und jene Bodenformation zeigt sich hier schon im Dorf zwischen jeder Hütte, die so charakteristisch für eine Nehrung ist. Jeder Blick entzückt das an solche Bildung noch nicht gewöhnte Auge. Wie hat hier die Natur selber Bilder zusammenkomponiert! Eigenartig geformte Weiden und phantastische Kiefern wechseln mit den Hütten ab, die halb unter einer Sandstauung liegen. Die Menschen und ihre Tracht gehen damit zusammen. Herrliche Fischertypen fanden wir."

Dieser jungen Malerliebe zum nördlichsten Stück seiner Heimat hat der Künstler 30 Jahre die Treue bewahrt und den Lohn empfangen, ein Stück Neuland künstlerisch zu erschließen. Er wurde das Haupt der kleinen Malerkolonie, die Jahr um Jahr in Nidden auf der Kurischen Nehrung (heute zum Memeler Land gehörig) saß. Was er in diesem schmalen Nehrungsstrich zwischen Haff und See fand, war eine Natur, die ein absonderliches Stück Erdgeschichte spiegelt, und in der Wind, Wasser und Sand über die organische Natur und den Menschen oft genug gesiegt haben. Das zunächst tragische Schlußkapitel dieses Stücks Erdgeschichte begann im 18. Jahrhundert. Da baute der Westwind an der geologisch schutzlos gewordenen Küste am Meer eine gewaltige Wanderdüne auf und trieb sie, Jahr um Jahr drei bis sechs Meter vorrückend, über die Nehrungsbreite. Acht Dörfer — noch im 19. Jahrhundert Kunzen, Neuregeln und Neupillkoppen — hat sie verschüttet. 1797 schildert der Königsberger Dichter Rhesa das Zugrundegehen seines Heimatdörfchens in diesen Hexametern:

„Und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und Hütten
Lief vom Walde herab bis zu des Haffes Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand! – Wo
Ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?

— — — — — — — — —

Hinter dem Walde empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand,
Der die Tannenwipfel und weit die Flut überschaute,
Stürmend trugen die Winde am Hang und Gipfel den Sand ab
Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umschattung,
Ach, kein sperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,
Und allmählich verschlang er Teich' und Gärten und Häuser."

Heute steht die Wanderdüne auf weiten Strecken vor dem Haff und rinnselt allmählich hinein. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat der Mensch den Kampf gegen die Natur aufgenommen und durch quadratische Besteckung mit totem Holz, durch Strandhafer und allmählich anwachsende Kiefernschonung die Düne zum Teil gefestet. So wurden Pillkoppen und Nidden gerettet und der sichernde Waldgürtel um Schwarzort verbreitert.

Die Menschen nun, die diese gefahrenumdrohte Einsamkeit, diese Dorfoasen zwischen Wasser und Sand, bewohnen, sind auf

Ernst Bischoff-Culm: Fischmarkt in Nieuport.

Digitized by Google

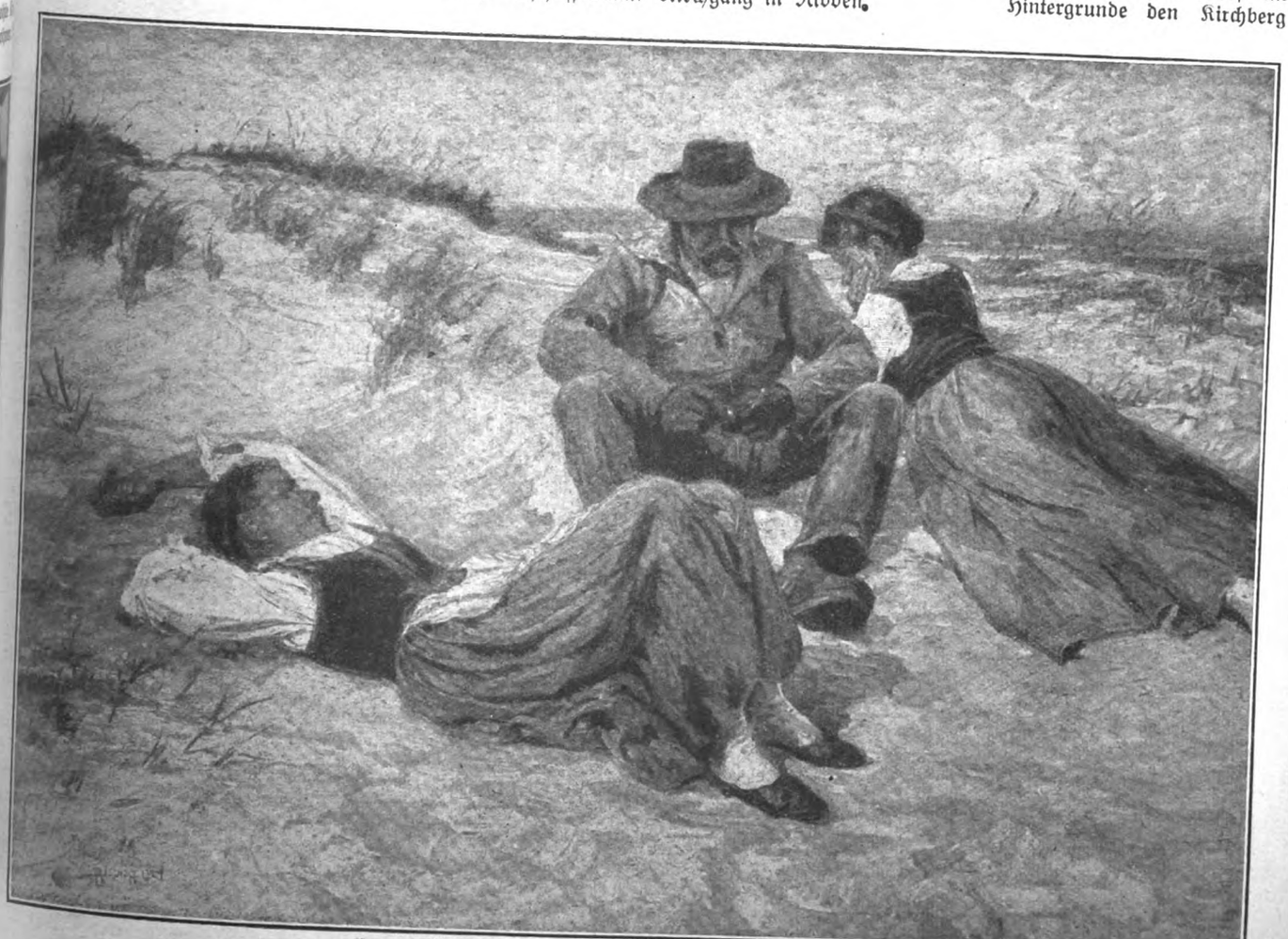
der nördlichen Hälfte der Kurischen Nehrung die „Kuren“, ein Volkssplitter, der vor einem halben Jahrtausend aus Kurland auswanderte. Mit dem kriegerischen Volke der Kuren, das im 13. Jahrhundert der Orden im Kurland vorfand und das fast ausgestorben ist, haben sie nichts zu tun. Sie sind Letten, die noch heute nur einiges Dialektische von den „Latwija-Letten“ im Norden unterscheidet, trotzdem sie durch die ihnen verwandten umwohnenden Litauer lange Jahre von ihrem Ursprungslande abgetrennt waren. Bildete der Kampf um Boden und Brot sie zäh, so ist ihre Art im Verkehr eher zag: stille, sinnige Menschen, deren Kinder selten laut spielen, nicht „leicht-fertig“ mit dem Leben. Namentlich die Alten neigen zu einer sektiererischen Frömmigkeit, die ein bißchen „muckert“. Das Lied ist selten und dann meist geistlich. Die nur vom Winde laute Stille, der erhabene Ernst von Dünen und Wasserwelt weist sie nach innen.

In diese Menschen hat sich Ernst Bischoff-Culm, der doch vor allem Menschenmaler war, tief hineingelebt. In seinen frühen Niddener Bildern strebt

Ernst Bischoff-Culm: Kirchgang in Nidden.

er vor allem danach, ihre völkische und seelische Eigenart treu zu spiegeln. Da haben wir die „Holzsammlerinnen am Meer“ mit ihrer umstürmten Mühsal; da sehen wir das heiterer klingende Dünenbild von der Seeseite mit den ausrastenden Mädchen und dem Fischer; da tragen am Haff die Fischermädchen die Netze; da steht eine stille Frau mit dem Gebetbuch im Kiefernwalde vor der Kirche in Nidden; sie lächelt in stiller Zufriedenheit, daß sie nach der Woche Arbeit nun zu ihrem lieben Gott kommt.

In dieser stillen Welt wuchs der Künstler von Jahr zu Jahr und wurde freier. Nicht nur das rein malerische Problem des Höhersteigerns von Licht- und Farbkraft ward ihm wichtiger, nein, es gelang ihm auch, Seelisches weniger völkisch gebunden, mehr als allgemein menschliches Symbol zu geben. — Könnte man nicht die beiden einfigurigen Gemälde, die wir größer wiedergeben, einfach „Sonntag“ und „Alltag“ oder „Feiern“ und „Mühsal“ unterschreiben? Das junge Mädchen, das im besten Sonntagsstaate still gesammelt vor dem dunkelbunten Dorf im Hintergrunde den Kirchberg



Ernst Bischoff-Culm: Auf der Ostseedüne bei Nidden.

Digitized by Google

emporsteigt, ist Feiertag, und die alte Frau, die in der Dünen-einsamkeit sich mit lastgebeugtem Rücken so schwer aufstützt, ist Werktag. Der Bildgedanke hat hier die einfachste Form erreicht, die zugleich etwas Monumentales bekommt. Alles ist wirklich und wirkt doch symbolisch. So hat auch Millet seine Menschen in den freien Raum gestellt. Es ist nicht mehr ein Daseins-augenblick, es ist ein Leben gemalt.

Der hier sein Bestes gab, konnte Vieles. Neben geschmack-sicheren Architekturbildern aus seiner Elbinger Jugendheimat steht eine Reihe von Porträts, die fast alle mehr geworden sind als Brotarbeit. Wir zeigen im Bildnis von Fräulein W. den Typus der Frau, der ihn am stärksten fesselte. Und wir wissen aus Entwürfen aus dem Atelier: Dieser Meister hatte sich noch nicht ausgegeben, brauchte noch nicht erprobte Äcker weiter zu bebauen, sah noch Wege zu Höhen vor sich, wollte, konnte! —

Mein Ernst Bischoff, mir und deinen vielen Freunden ist mit dir ein Klang stumm geworden, der ganz echt und tief ehrlich war. Wie gern hätten wir ihn weitertönen hören bis zur rein-sten Harmonie! — Die Zeit der Erniedrigung und Minderwertig-keit, die wir durchleben, hätte dich nicht klein gesehen. Warum auch du? Welch Sterblicher begreift ein Karma? So bleibt uns nichts, als von deinen Werken zu sprechen, damit geachtet werde, was wertvoll bleibt.

Aus dem tropischen Amerika * Von Ing. Werner Hopp.

(Schluß.)

Der Cayambe.

Der Cayambe ist mit einer Höhe von 5400 Metern der dritt-höchste Berg Ekuadors, ein erloschener Vulkan, der sich rühmen kann, der einzigste Berg der Welt zu sein, durch dessen vereisten Gipfel die Äquatorlinie führt.

In etwa 60 Kilometer nordöstlicher Richtung von Quito, der Hauptstadt des Landes, entfernt, ist er der höchste Punkt der Ost-Kordillere im Norden Ekuadors und für ganz Kolumbien.

Keiner hat ihn je bestiegen, doch ist er von den Reisenden Stübel, Mayer und Wymper besucht und beschrieben worden. Der alte erloschene Vulkan ist durchaus vergletschert, und seine Abhänge sind so steil und so zerklüftet, daß man nur von wenigen Stellen aus über die Schneegrenze gelangen kann.

Am 15. März des Jahres 1916 versuchte ich einen Aufstieg, den ich hier schildern werde:

Das kleine Städtchen Cayambe, das jeder Charakteristik ent-behrt und deshalb nicht näher beschrieben zu werden braucht, liegt an den Hängen des Berges, in 2800 Meter Höhe, und diente mir zum Ausgangspunkt für einige Ausflüge, die ich, teils um die beste Seite für den Aufstieg zu wählen, teils um besseres Wetter abzuwarten, unternahm. Seit einigen Tagen regnete es in Strömen. Im „Verano", worunter der Ekuatorianer die regen-arme Zeit versteht, ist eine Besteigung der äußerst heftigen Winde wegen, die so stark sein sollen, daß selbst Felsmassen in die Tiefe gerissen werden, gänzlich ausgeschlossen. In der Regenzeit jedoch kommen nach einigen schlechten Tagen stets gute, wolkenfreie und windstille, bei denen sich eine Besteigung am besten ausführen läßt.

Meine Ausrüstung bestand aus einem Maultier für mich zum Reiten, zwei Maultieren für die Lasten, vier Indianern, die das kalte Hochlandsklima gewöhnt waren, und dem nötigen Proviant für meine Begleiter und mich. Bei schlechtem Wetter, früh am Morgen, setzte sich unsere kleine Kolonne in Bewegung. Es ging zu einer Hazienda „El Hato" durch Wege, die so voll Morastlöchern waren, daß es nur sehr langsam vorwärts ging; mußten doch von Zeit zu Zeit die Lasten den Tieren abgenommen werden, da diese bis an den Bauch im tiefen Lehm nicht weiterkonnten.

„El Hato" liegt am Nordsattel des Cayambe und ist eine Hazienda, auf der trotz des rauhen, unfreundlichen Klimas Gerste und Kartoffeln vorzüglich gedeihen. Ich traf dort viele Indianer, ungefähr 50 Mann, versammelt, um einem Viehhirten, der in den hochgelegenen Weiden verunglückt war, das letzte Geleit zu geben. Der Tote wurde, wie es bei den Indianern üblich ist, unter den Klängen des „Toquadors", eines pfeifenähnlichen Instrumentes, aus Kondorfedern gefertigt, unter Mitgabe von allerlei Gerät-schaften, wie einem Löffel, Krug, Getränken und Speisen, ein Meter tief unter die Erde gebettet.

Nach üblicher Rast und um die letzte menschliche Stätte zu feiern, ferner um den guten Anfang zu würdigen, bekamen meine Indianer, deren, barfuß wie sie waren, noch mancherlei Mißbill harrte, einen großen „Trago" (Zuckerrohrschnaps) gespendet, und die Kolonne setzte sich mit dem Vorsatz „Auf zum Gipfel!" in Bewegung.

Schwere Dunstwolken jagen uns voran; die Vegetation wird kürzer, gedrungener; alpenrosenartige Sträucher, Myrtazeen, En-ziane, Bärlappe, Anemonen und ein starres, langes Gras, Paja genannt, das eine vielseitige Verwendung hat, zeigen die schon bedeutende Höhe an.

Paja dient als Bett, wird zu Hüten und Matten verarbeitet, auch Seile, um Lasten zu schleppen, macht man aus diesem Gras. So ließ ich, um oben in der Region des ewigen Eises eine Hütte erbauen zu können, die Lasttiere mit Paja beladen.

Um drei Uhr nachmittags gelangten wir in die Schneeregion, wo ich haltmachen ließ, um die erste Unterkunftshütte zu er-richten. Die Indianer sind sehr geschickt in der lei Arbeit, und in wenigen Stunden war eine behagliche, warme Hütte erbaut. Meine Baro-meter zeigten 4200 Meter über dem Meer; es herrschte eine ziem-liche Kühle von nur 3 Grad über Null. Die Vegetation in dieser Höhe ist prächtig. Die Pflanzen haben sich alle ein wolliges Kleid zugelegt, die Blüten sind im Verhältnis zur Pflanze sehr groß geworden.

Das „Freilejon" ist die charakteristischste Pflanze des Paramos (Bergeinöde), eine Komposite, (espeletia) und formt mitunter auf den sumpfigen Hochflächen der Anden große Wälder.

Der Steinbrech mit seinen vielen Verwandten hat mächtige harte Polster geformt, die mit roten, blauen und gelben Blüten überstät sind. Die Lupine ist am meisten entartet, und es gehört schon einige botanische Kenntnis dazu, sie in dem wolligen langen Zuckerhut wiederzuerkennen. Die Insektenwelt ist nur spärlich vertreten. Von den Schmetterlingen gelangt als größter und farbenprächtigster eine Hyperchirie in die Höhe, sonst findet man an der Schneegrenze nur kleine, unscheinbare Spanner und Eulen. Die Käferwelt ist etwas reichlicher, jedoch sehr artenarm vertreten. Ich habe auf all meinen Ausflügen in die Schneeregionen stets nur Ruteliden und Rüsselkäfer angetroffen, andere Arten fehlten ganz.

Sehr zahlreich sind die Mücken und Fliegen, und es gibt perio-denweise ganze Wolken dieser lästigen Insekten. Sonst findet man nicht viele Tiere: die Maus, einige rebhuhnartige Vögel, den Fuchs, hierzulande fälschlich „Lobo" (Wolf) genannt, und als letztes Tier, als höchstes, den Kondor, der seine Kreise noch hoch über den Schneegipfeln in 6000 Meter Höhe zieht.

Die Maultiere wurden an einige in den Boden gerammte Pflöcke gebunden, die Hütte mit Paja verstopft, im Innern ein Feuer angefacht und das Abendessen bereitet.

Draußen fing es an zu schneien, und die Temperatur sank schnell unter Null. Um acht Uhr abends hatten wir in der Hütte trotz Feuer und Menschenwärme nur — 1 Grad.

Schlafen konnte ich nicht; ich dachte an den kommenden Tag, der mich in das noch nie betretene Gebiet des Gletschereises führen sollte, und sah ab und zu nach dem Wetter, von dem ich nur fest-stellen konnte, daß es nicht besser geworden war. Zerrissene Wolken jagten am Himmel vorüber, und der abnehmende Mond zeigte seine halbe Scheibe zaghaft durch den Nebel. Um vier Uhr morgens sah ich gespenstig nahe vor mir im unsicheren Lichte des Mondes das Haupt des Cayambe, frei von Wolken; die Hütte und die Maultiere waren fast ganz zugeschneit. Ich rief die In-dianer zum Aufstehen und ließ Feuer anmachen, um bei Tages-anbruch fertig zum Abmarsch zu sein.

Glücklich waren um 6 Uhr denn auch die Maultiere bepackt, und weiter ging es durch tiefen Schnee der Höhe zu. Oft kamen wir über Grasbänder, an bizarren, übereisten Felsen vorbei, und es herrschte eine eisige Kälte. Als aber um 8 Uhr die Sonne durchbrach und die — ach, so ersehnte Wärme spendete, da wandelte sich unsere trübe Stimmung in Fröhlichkeit um, und rasch schritten wir vorwärts.

Zu Mittag mußten wir die Tiere absatteln, und die Indianer nahmen nun die Last auf ihren Rücken. Wir waren, der Zunge des Westgletschers ausweichend, an einen Felskegel gekommen, der überschritten werden mußte, und der mit seiner Neigung von 30 Grad zu steil für die Tiere war. Aussicht nach dem Tal hatten wir keine, nur der Blick auf den Gipfel blieb frei, und die Sonne brannte mit fürchterlicher Gewalt auf uns herab und strengte selbst meine durch graue Gläser geschützten Augen an; meine Begleiter banden, in Ermangelung anderer Schutzmittel,

Digitized by Google

Tücher um die Augen und blinzelten von Zeit zu Zeit, um die Richtung nicht zu verlieren. Das Fehlen der Fußbekleidung verursachte bei einem meiner Indianer heftige Schmerzen in den Füßen, und ich mußte mich entschließen, ihm meine Reserveschuhe zu geben. Die Höhe von über 5000 Meter machte sich besonders bei den schwer bepackten Lastträgern bemerkbar, so daß es nur sehr langsam vorwärtsging.

Oft mußte ich mit meinen Steigeisen voraus, um meine Begleiter am Seil nachzuziehen.

Bis zu 5400 Meter Höhe hatte ich es vermeiden können, den sehr zerrissenen Gletscher zu betreten; Felspartien, die sich am Rande des Gletschers hinzogen, benutzte ich zum Aufstieg. Aber hier ging es nun notgedrungen auf das Eis.

Ernst Bischoff-Culm: Holzsammlerinnen am Strande.

Eine kleine Einsenkung an dem Übergang zum Gletscher schien mir geeignet, um das Nachtquartier zu beziehen.

Mit der wenigen Paja, die die Indianer hatten tragen können, Decken und Regenmantel als Dach verwendend, wurde eine ganz kleine Hütte hier, 5500 Meter über dem Meer, errichtet.

Die Nacht war bitterkalt, 10 Grad unter Null. Ich legte mich in die Mitte meiner Begleiter, um so etwas wärmer zu werden, jedoch es ging nicht. Von Schlaf war keine Rede. Langsam rannen die Stunden. Zu Mitternacht ging ich ins Freie. Herrlich war die Pracht der Sterne anzusehen. Die Milchstraße markierte sich scharf als weißer Streifen, der Planet Jupiter war so hell, wie man sonst nur die Venus sieht, und ich glaubte, die vier kleinen Monde erkennen zu können. Auch die Aussicht nach dem Gipfel war herrlich. Ganz nahe mir zu Häupten, nur wenige hundert Meter höher, sah die dreieckige Schneekuppe zu mir nieder.

In der weiten Ferne erkannte man die Hauptstadt des Landes an dem Lichterglanz, den die Bogenlichter verbreiteten; auch andere kleine Städte, die über elektrisches Licht verfügten, konnte ich erkennen. Es war 15 Grad unter Null. Bald kroch ich wieder in das Zelt zurück.

Endlich kam der Morgen. Heller und heller färbte sich der Himmel — da, auf einmal, wie ein Blitz, ein heller Fleck im Süden, der Gipfel des Cotopaxi, von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet. Andere Berge tauchen auf, alles färbt sich rosenrot, und plötzlich ist es Tag. Froh und heiter lachte die Sonne, ganz Ekuador lag mir zu Füßen, ich sah bis zum Cumbal im Norden und bis zu den Schneegipfeln des Chimborasso und Cerro Altar.

Das herrliche, überwältigende Naturschauspiel, die überirdische feierliche Fernsicht ließen mich alle Entbehrungen, alle ertragene Kälte und alle Anstrengungen vergessen. Das Gepäck wurde zurückgelassen, den Photographenapparat, die Barometer, die deutsche Fahne und zwei der besten Indianer nahm ich mit.

Jetzt ging es Schritt für Schritt, angeseilt, über den Gletscher, der gräßlich zerrissen ist. Tiefe Spalten umgehend, jeden Augenblick über dünne Brücken, aus Eis gebildet, kriechend, so erkämpften wir uns Schritt für Schritt, Meter für Meter. Der nahe Gipfel vor uns läßt den furchtbaren Durst und die Atemnot vergessen. Die Lungen pfeifen, die Hände, Arme und der Hals sind aufgesprungen und brennen unsagbar, Blut kommt aus Nase, Augen und Ohren.

Die Sonne wirkt wie ein Brennglas; die Indianer sind schneeblind geworden und wollen nicht weiter. Sie haben Angst vor den dröhnenden, langgezogenen, krachenden Lauten, die der Gletscher von sich gibt, und die wahrscheinlich durch die scharfe Sonnenwirkung verursacht werden.

Nach längerer Rast und Essenspause zwinge ich sie weiter. Ich hatte keinen Bissen zu mir nehmen können, mir war übel. So geht es stundenlang fort. Überall Hindernisse, überall Spalten, die besiegt werden müssen, da — eine große, tiefe Spalte; wir suchen sie zu umgehen, unmöglich, so weit der Blick reicht, tief und breit der Abgrund.

Das Barometer zeigte 5650 Meter, als ich den Vorsatz, den Cayambe zu bezwingen, aufgab. Hier pflanzte ich die deutsche Fahne als Zeichen meiner erreichten Höhe auf, nahm die letzte photographische Aufnahme vom Cayambe und trat den Rückweg an.

Unsere in dem Schnee zurückgelassenen Spuren zeigten uns den Weg und die Richtung, und schon nach eineinhalb Stunden erreichten wir unser Nachtlager. Das Gepäck wurde aufgenommen, und das brennende Verlangen nach dickerer Luft verlieh uns Flügel; so gelangten wir noch vor Sonnenuntergang zu der ersten Übernachtungsstelle, wo wir unsere Tiere vorfanden und beschlossen, noch am selben Abend nach „el Hato" zu kommen.

Herrlich lag der Gipfel hinter uns im Sonnenglanz! Schier in die Unendlichkeit reichte der Blick in der klaren Luft in die Tiefe, und fern sah ich an dem Gipfel des Chimborasso die Sonne verglühen.

Die Maultiere, die auch froh sein mochten, wieder ihre tieferen Weiden zu erreichen, liefen, was sie konnten.

So kam ich noch in derselben Nacht zur Hazienda, um die müden Glieder auszuruhen.

Ich kehrte zwar, ohne den Gipfel besiegt zu haben, nach dem Städtchen Cayambe zurück, schwarz verbrannt, mit Blasen auf dem Gesicht und dem Hals, aber froh und gehoben von der einzigartigen Schönheit eines Tropenriesen.

Warum haben wir die Dezimalrechnung? * Von Dr. Ernst Wasserzieher.

In uralte Zeiten reichen unsere Zahlen zurück. Und doch müssen wir uns die Zeit, wo der Mensch nicht zählen konnte, noch viel länger denken. Das Zählen setzt schon eine hohe Kulturstufe voraus. Können etwa Affen zählen? Wenn auf dem Waldboden an einer Stelle drei Nüsse und an einer anderen fünf oder acht liegen — kann der Affe diese zahlenmäßig unterscheiden? Wir wissen es nicht. Und seit wann der Mensch es kann, entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis. Auffallend ist aber eins: daß wir so sehr wenig Zahlen haben. Oder ist diese Behauptung etwa falsch? Wir können doch sehr weit zählen, bis 1000, bis 100 000 und noch viel weiter. Ein Mensch kann sein ganzes Leben lang zählen und kommt doch nicht ans Ende. Wir wollen uns genauer ausdrücken, indem wir sagen: Einfache Zahlen gibt es nur wenig, wahrscheinlich sogar nur zehn. Alle anderen, wie 13, 14, 15, 26, 39, 127 usw. sind zusammengesetzt. Trotz der ungeheuren Kulturhöhe, die wir in den Jahrtausenden nach Erwerbung der Fähigkeit zu zählen erklommen haben, sind wir in bezug auf die Zahlen stehengeblieben. Während Tau-

Digitized by Google

sende und aber Tausende neue Wörter gebildet sind, neue Zahlen befinden sich nicht darunter: wir haben uns mit dem winzigen Vorrat unserer Ahnen begnügt bis auf den heutigen Tag.

Der Urmensch hatte kein Bedürfnis zu zählen. Er lebte von der Hand in den Mund, hatte keinen festen, dauernden Besitz. Als er aber anfing, Haustiere zu zähmen, da mag ihm allmählich der Zahlbegriff gekommen sein. Denn so viel sah er, daß fünf Rinder etwas anderes und Besseres waren als drei. Körperlich weit geschickter als wir Nachfahren, war er geistig ganz ungeschult, und das Zählen ist eine abstrakte Tätigkeit, auf die der Naturmensch so gar nicht eingerichtet ist. Er haftet am Konkreten, am Sichtbaren und Greifbaren. Wenn er nur eine Unterstützung beim Zählen gehabt hätte, eine Art Rechenmaschine! Da muß ihm plötzlich eine Erleuchtung gekommen sein. Er fand, daß er wirklich eine Rechenmaschine besaß, eine einfache, praktische, die er sich nicht erst anzufertigen brauchte. Und die er sogar, ohne jede Beschwerde, immer bei sich führte. Es waren seine beiden Hände mit je fünf Fingern. Das gab also eine Rechenmaschine, die bis zehn reichte. Das genügte dem einfachen Menschen vollständig. Er kam nicht einmal auf den Gedanken, an den Zehen, die er doch immer deutlich vor sich sah, weiterzuzählen, so daß er bis zu zwanzig gekommen wäre. Er blieb bei den zehn Fingern, an denen zählte er ab. Unsere Kinder machen es ja auch so, und wir Erwachsenen gelegentlich ebenfalls; die uralte, konkrete Stütze beim Rechnen benutzen wir unbewußt noch heute. — Und als sich nun der Gesichtskreis und mit ihm der Zahlenkreis erweiterte, da fing der Mensch wieder bei dem ersten Finger der ersten Hand an und fuhr beim zweiten fort und bildete die zweite Zehnerreihe durch Zusammensetzungen: 13, 14, 15, usw. Aber wie ist es denn mit elf und zwölf? Sind das keine einfachen Zahlen? Sie sehen doch wahrlich nicht wie Zusammensetzungen aus. Und doch sind sie es. Man braucht nur die älteren Wortformen von elf anzusehen, und man merkt, daß es aus eins zusammengesetzt ist. Noch vor 50—60 Jahren konnte man eilf lesen, und im Althochdeutschen hieß es einlif, also ganz deutlich eins mit einem allerdings merkwürdigen Zusatz. Man hat lange geforscht, was denn dies lif wohl eigentlich sei, und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es zu einer indogermanischen Wurzel lik — übrigsein gehört, daß also elf bedeutet: eins über, wozu zehn zu ergänzen wäre. Daß in zwölf zwei steckt, liegt auf der Hand, und die althochdeutsche Form zwelif und die gotische Form twalif zeigen es noch deutlicher als unsere neuhochdeutschen Formen. Es hieße dann also zwölf: zwei über zehn; zwei Finger über die zehn der beiden Hände mußte man ansehen oder berühren, um den Zahlbegriff zwölf zu bilden und festzuhalten.

So sehen wir also, daß wir tatsächlich zehn einfache Zahlen haben, zu denen die übrigen nur Zusammensetzungen sind. Auch zwanzig, dreißig, vierzig usw. geben sich als solche durch die stets eintönig wiederkehrende Endung zu erkennen. Diese Endung ist nichts anderes als zehn, was auch der sprachlich weniger Geschulte fühlt. Zugrunde liegt gotisch tigus = Zehner; zwanzig sind zwei Zehner, dreißig drei Zehner, achtzig acht Zehner.

Wie ist es nun aber mit hundert?

Auch dies ist keine einfache, sondern eine zusammengesetzte Zahl, die „zehn Zehner" bedeutet. Freilich ist sie im Laufe der Jahrtausende so verändert und verstümmelt, daß man es ihr nicht ohne weiteres ansieht. Man muß die älteren Formen zu Rate ziehen, um die Grundbedeutung zu erkennen. Gotisch taihuntéhund heißt zehnzig, zehnzehn; die Endung in hund — ert, im Englischen noch deutlicher hundred, gehört zu gotisch rathjan = zählen. Hundert heißt also demnach Hundertzahl, noch genauer Zehnzehnerzahl. Im Lateinischen, das urverwandt ist, fehlt der zweite Bestandteil: kentum (so sprachen die Römer centum aus); wir haben davon Zentner, Zentimeter u. a. Wörter abgeleitet.

Bis 999 sind also alle Zahlen zusammengesetzt, und sie sind in allen indogermanischen Sprachen gleich, wobei natürlich die lautgesetzlichen Einflüsse in Betracht zu ziehen sind, die äußerlich große Verschiedenheiten hervorgerufen haben. Wir können annehmen, daß das ungetrennte indogermanische Urvolk schließlich bis 999 hat zählen können. Merkwürdigerweise lauten aber Zahlwörter für tausend ganz verschieden bei Germanen und Slawen einerseits und Griechen und Römern anderseits: thusundi ist die älteste, noch deutlich erkennbare deutsche (gotische) Form, dagegen chilioi die griechische, mille die lateinische. Wir müssen also annehmen, daß das Wort für 1000 den indogermanischen Einzelvölkern nach ihrer Trennung verlorengegangen ist und sie dann, jedes für sich, ein neues gebildet haben, oder daß der Zahlenkreis damals eben tausend noch nicht umfaßt hat.

Was bedeutet aber unser deutsches tausend? Die altnordische Form thus hundrath klärt uns darüber auf, daß wir es mit einer Zusammensetzung zu tun haben, deren zweiter Teil hundert ist. Der erste Teil dürfte zu altindisch tuvi = viel gehören, so daß tausend = vielhundert wäre. Die genaue Festsetzung auf zehnmal hundert ist erst später erfolgt; es erinnert diese Bildung an italienisch millione, das eigentlich großes Tausend heißt: mille mit der Endung one, die „Vergrößerung" bedeutet. Wir haben das Wort als Million entlehnt und verbinden damit den ganz bestimmten Zahlbegriff tausendmal tausend.

Nach all diesem ist es wohl klar, daß das Urvolk der Indogermanen so viele Zahlen kannte, wie es Finger hatte, und daß spätere, geistig geschultere Generationen dabei geblieben sind, indem sie je nach Bedarf durch Zusammensetzung neue Zahlen aus den ursprünglichen 1—10 bildeten. Deshalb konnte auch kein anderes Zahlsystem aufkommen als das Zehner- oder Dezimalsystem; hätte der Mensch 12 Finger, so hätten wir das Duodezimalsystem, und hätte er seine Zehen mitbenutzt zum Zählen, so hätten wir das Zwanzigersystem.

Aber beinahe scheint es, als ob dem Naturmenschen die zehn Finger schon zu viele Schwierigkeiten bei der Übersicht bereitet hätten, und als ob er sich mit noch weniger begnügt hätte. Zu dieser Erwägung gibt die Betrachtung der Zahlen acht und neun Anlaß. Diese Acht ist vielleicht auch schon keine einfache, sondern eine zusammengesetzte Zahl. Das t am Schluß ist verdächtig; es deutet auf einen kümmerlichen Rest von zwei, dessen neuhochdeutsche Form freilich nicht maßgebend sein kann. Das plattdeutsche twe, twei, gotisch twai, englisch two, altindisch dva, griechisch dyo, lateinisch duo, russisch dva, litauisch du zeigen noch das t oder d. Damit ist uns aber zunächst nicht geholfen, solange wir nicht wissen, was ach (ohne t) bedeutet. Nun steht bekanntlich der Daumen von den übrigen Fingern dermaßen ab, daß die Hand unter Umständen bei oberflächlicher Betrachtung auch als vierfingrig gelten kann. Bedenkt man nun, daß altindisch as, ash flache Hand heißt, so liegt es nicht allzufern, altindisch astau, das acht bedeutet, als zwei flache Hände (ohne Daumen) zu deuten. Im lateinischen octo und griechischen októ tritt die zwei am Ende ebenso deutlich wie im Altindischen zutage, während sie im Deutschen bis auf das t abgeschliffen ist. Es handelt sich hier natürlich um keine Tatsache, sondern um eine Vermutung, die jedenfalls Beachtung verdient. Auffallend ist auch, daß die nach acht folgende Zahl neun fast mit neu gleich lautet; wie auch lateinisch novem neun und novus neu sich außerordentlich nahestehen. Nimmt man nun an, daß es dem Naturmenschen sehr schwer fiel, größere Zahlbegriffe zu bilden und zu übersehen, so kann man begreifen, daß er sich der besseren Übersicht halber kleine Zahlengruppen bildete, vielleicht die erste Gruppe bis vier, die zweite bis acht; mit neun finge dann die neue Gruppe an, die dritte Vierergruppe (oder Tetrade). Fünf wäre der Anfang der zweiten Gruppe. So würde sich auch die Redensart erklären: Er kann nicht bis fünf zählen. Sie ginge zurück in uralte Zeiten, wo es eine Kunst der Vorgeschrittenen war, bis fünf zu zählen, und wo sich der mittelmäßige Kopf begnügte, die Zahlen an den Fingern ohne Daumen abzuzählen.

Wir sehen: weite Blicke in ferne Zeiten eröffnen sich uns mit Hilfe der sprachgeschichlichen Betrachtung. Vieles wird uns plötzlich klar, was bis dahin dunkel und rätselhaft war; vieles wird freilich trotz aller Bemühungen auch fernerhin unaufgeklärt bleiben.

Das Leid * Von Helene Brauer.

Komm, Schmerz! Du bist mir heilig wie das Glück.
Ich trink' den Becher dieser dunklen Stunde
Mit durstigem Munde,
Und keinen Tropfen lasse ich zurück.

Und wie der Trunk heiß in mein Leben quillt,
Bricht klirrend meiner Freuden Kelch in Scherben;
Doch Trotz und Wirrsal fühl' ich in mir sterben,
Und meine Unrast schlummert jäh gestillt.

Weit um mein Haus hinwogt die Einsamkeit,
Ich höre nur den Wind in Wipfeln singen,
Und um mich rauschen unsichtbare Schwingen:
Groß vor des Tages Tand stellt sich mein Leid.

Das macht, was laut war, feierlich und still,
Ins Leben schreit' ich tief auf scheuen Füßen —
Wie demutsvoll werd' ich die Freude grüßen,
Wenn sie noch einmal mir begegnen will.

Digitized by Google

Kasparfigur von Carlo Böcklin.

Der Jugend Spiel und Handwerken * Von Hermann Bousset.

Kasparfigur von Carlo Böcklin.

Einer der stärksten und klarsten Züge in unserer neudeutschen Jugendbewegung ist die Rückkehr zum handwerklichen Schaffen. Die Loslösung von dem schalen großstädtischen Zivilisationsgedanken, von dem Stolz des Hypergebildeten, der auf den Handwerker und seine Arbeit lächelnd herniedersah. In der handwerksmäßigen Arbeit steckt das Wertgut, die Arbeit selbst ist es, nicht ihr Ertrag. Nicht darauf kommt es an, wie fett mein Portemonnaie ist, sondern darauf, daß ich verstehe, mit wenigem glücklich zu leben. Nicht mönchisch, verbittert, weltabgewandt, sondern fröhlich. Unsere Jugend soll lachen, tanzen, spielen und werken. Bringt sie das fertig, geht sie ihren sieghaften Weg.

Zu dem Ziele führt die Erkenntnis, daß das Wertgut an die Heimat, an die Scholle gebunden sein muß. Aller Feingeschmack der Hyperzivilisation ist nichts als schwacher Nahrungsersatz. Der wahre Quell des Lebens, der Kunst des Lebens, steckt in der Bauernkunst, der Volkskunst, ist bodenständig. — Darum: Unsere Jugendbewegung wird völkisch sein oder wird nicht sein. Unsere Jugend will spielen, basteln, selbst schaffen. Es kommen eben die langen Herbst- und Winterabende, wohlan! Greifen wir etwas auf und an!

Der alte Kasper, der alte deutsche Kasper, dieser Kerl, in dem so viel deutsches Wesen, deutsches Lachen drinsteckt, ist wieder lebendig geworden. Carlo Böcklin, der Sohn des großen Meisters Arnold, hat einmal ganz famose Kasperfiguren geschnitzt, Beate Bonus hat Stücke dazu geschrieben, und Böcklin hat wieder Bilder dazu gemalt. Das ist ein feines Spiel. Der Verlag der „Jugendlese" (Berlin SW 61, Tempelhofer Ufer 21) bringt es neu auf den Markt. Man kann die fertig angezogenen Figuren haben, man kann sie sich aber auch selbst anziehen, damit Spiel und Werken verbunden und die Sache nicht so teuer werde. Man kann schließlich die Köpfe selbst nachbilden, will's in Holz nicht glücken, wozu gibt es dicke Kartoffeln? Du machst dir schließlich selbst neue Figuren, denn der Kasper ist in dir selbst lebendig, er kramt alle deine tiefsten Geheimnisse aus, er macht deinen Gefühlen Bahn, spricht deinen Witz und sprudelt allen Ärger aus dir heraus.

Unsere Jugend will und soll sich nicht verlieren in dem duzendfachen Tand der Warenhausspielsachen. Sie will ihr handfestes Spielzeug haben, das ihr folgt durch die Jahre und hinüberreicht von Eltern zu Kindern. Die Jugend soll und will noch mehr. Sie will das Spielzeug im eigenen Schaffen zum Spielwerk machen. Im Berliner Norden gibt es eine Wandervogel-Arbeitsgemeinschaft. Das Haupt dieser kleinen, treuen, fröhlichen Gemeinde ist Carl Liwowski mit seiner Frau. Die haben unermüdlich mit den schönen Böcklinschen Kasperfiguren der Volksjugend von Berlin Nord-Nord vorgespielt in einem Schuppen, irgendwo da oben in der grauen öden Stadt. Hatte man sich am Spiel genug belustigt, wurden Volkstänze getanzt, und dann wurden Lichtbilder vorgeführt. Die waren alle entstanden aus Aufnahmen der Wandervögel, die sie auf ihren Fahrten machten. Und nun erzählt Liwowski den Kindern von deutscher Heimat und deutscher Wanderlust zu den Bildern. So ward das Spiel zu einer wahren inneren Freude, in der Geber und Nehmer beide mit ihren ganzen Seelen stecken. Aber das Spiel ward noch mehr, es ward zum Werken. Als die Liwowskische Gemeinde größer wurde, genügten die kleineren Böcklinfiguren nicht mehr, und er kam auf den Gedanken, sich selbst neue herzustellen. Er wollte aber die vorhandenen nicht nachahmen; er ging daran, sich ein Faustspiel zu schaffen, die alte tiefsinnige Faustsage neu lebendig zu machen. Liwowski hat die Figuren zu diesem Zweck geschaffen, er, der als Kaufmann niemals künstlerischen Unterricht gehabt, dem kein Mensch gesagt, wie man das Messer beim Schnitzen ansetzt, dem kein Maler geholfen, die Farben zu mischen, er hat köstliche Figuren gemacht, ein Werk, herausgewachsen aus der Lust am Spiel und der Sehnsucht nach der Natur. Da ging Liwowski im Walde, und die Jungens, die um ihn waren, fanden eine lange knorrige Wurzel und vergnügten sich, sie in die Lüfte zu schleudern. Da sah er in dieser fliegenden Wurzel einen Vogel, nahm das knorrige Stück heim, schnitzte, bastelte daran herum, nahm den Farbentopf, und der Sagenvogel mit seinem mächtigen Schnabel und seinem scharfen Auge ward fertig. So

Selbstgefertigte Kasperlfiguren zum Faustspiel von Carl Liwowski.

Digitized by Google

ging's ihm wieder, als er die Teufelchen im Walde fand. Dann hatte er einen groben Klotz, der zerrissen und gerillt war. In ihm sah er die scharfen Züge des Todes und schuf den markanten Totenkopf für sein Spiel. Wie ist die feine tiefsinnige Art in dem Faustkopf gelungen, wie ist der Mephisto aus einem Schnitt, von den spitzen Ohren bis zu dem geschwungenen Spitzbart! Das Spiel ward zum Werk, und im Werken ward ein junger Künstler. Das wohl ist das höchste Ziel; und diese Figuren, die in ihrer Eigenart und Natürlichkeit, das heißt dadurch, daß sie wirklich aus der Natur herausgewachsen sind, nicht vervielfältigt werden können, geben nun doch wieder den unmittelbaren starken Anreiz zum Nachschaffen. Der Erste und Zweite hält sich möglichst an die gegebenen Figuren, der Dritte ändert an ihnen — und nun beginnt die kleine ureigene Schaffensfreude. Der Fünfte, Sechste und Zehnte macht dasselbe, dem Hundertsten vielleicht gelingt nur das völlig eigene selbständige Werk, das sich über die Vorlage erhebt. Aber ein Hundertster will jeder werden, daran liegt es.

Zum Basteln und Werken gibt es noch mancherlei. Ganz anders und neu beseelt wollen wir die verkitschte Laubsägenarbeit wieder aufnehmen. Der Verlag „Jugendlese" gibt auch Laubsägeblätter heraus, fröhliche und sinnige Zeichnungen von Pfaehler von Othegraphen und Eichhorn. In der Umstellung dieser Zeichnungen in das andere Material, das Holz, liegt das eigene Schaffen. Diese Laubsägearbeiten werden allerliebste Lichtbildchen ans Fenster zu hängen oder, mit Stoff hinterlegt, Wandschmuck, oder, eingefügt in einen Kasten, heben sie ihn aus seiner maschinellen Alltäglichkeit und machen ihn zu jenem Wertgut, das man der Mutter oder Schwester auf den Weihnachtstisch legen darf. All das geht auf die Qualität, das Wertgut der Arbeit, in ihr liegt Sinn und Hoffnung der Jugendbewegung.

Streiflichter.

„Spotten ihrer selbst . . ." In dem Teil Kärntens, der am 10. Oktober durch Volksabstimmung über seine Zugehörigkeit zu Deutschösterreich oder Jugoslawien entscheiden sollte, hat trotz aller jugoslawischen Schreckensherrschaft, trotz slowenischer Prügelgarden, trotz der Kerker von Laibach und Belgrad, trotz Verbannung, trotz Stockprügel auf den Magen und trotz aller bis ins einzelnste durchorganisierten Bedrohung und Schädigung Widerstrebender an Leib und Leben eine überwältigende Mehrheit der deutschen *und* slowenischen Kärntner sich für ein einiges Kärnten im Verbande Deutschösterreichs entschieden. Damit sollte das endgültig entscheidende Wort in dieser Sache wohl gesagt sein. Weit gefehlt. Die Erfüllung eines Punktes der Erwürgungsverträge von Versailles und Saint-Germain bedeutet für die Entente, die diese Verträge den Unterliegern aufgezwungen hat, noch lange nicht die Erledigung dieses Punktes. Davon hat man so viel Erfahrung. Siehe Ostpreußen; siehe Westpreußen! Die Stipulierungen der Verträge haben für unsere Fronvögte nur einseitige Gültigkeit, insofern sie *uns* binden. Wo die Bindung unseren Partnern unbequem und ärgerlich wird, da wird sie automatisch aufgehoben. Siehe Oberschlesien; siehe Saardeutschland! Das erscheint den Ententebrüdern so selbstverständlich, daß sie einen besonderen Beschluß für nötig halten, wenn sie einmal in irgendeinem Punkte die von ihnen selbst festgesetzten und aufgezwungenen Vertragsbedingungen halten wollen. So im Fall Kärnten. Die Pariser Presse meldete acht Tage nach der Volksabstimmung, daß die Botschafterkonferenz der Entente die Wiener Regierung ausdrücklich habe wissen lassen, die Verbündeten würden das Ergebnis der Volksabstimmung in Kärnten respektieren. Das spottet wahrhaftig seiner selbst. Die Verbündeten schließen nicht nur einen Vertrag; nein, sie teilen Jahr und Tag nach feierlichem Abschluß dieses Vertrages auch noch mit, daß sie einen Punkt dieses Vertrages innehalten werden. Man könnte das für eine rührende Ungeschicklichkeit halten, wenn es das erstemal wäre. Das ist aber nicht der Fall. Und vor allem hat man tatsächlich in vielen Fällen die selbstgesetzten Bedingungen nicht erfüllt, sondern die Unterschriften unter den Verträgen als „kleines Ehrenwort" behandelt. Na, die Kärntner können lachen; *sie* haben ja nun das „große Ehrenwort" der Entente: Sie hat die Volksabstimmung in Kärnten nicht nur angeordnet; sie will ihr Ergebnis auch respektieren.

Etwas für den Michel. Die Professoren der Universität Oxford haben an die deutsche Gelehrtenwelt eine Kundgebung gerichtet, in der sie dazu auffordern, die Erbitterung und feindselige Gesinnung, die „während des Krieges unter dem Antriebe loyaler Vaterlandsliebe entstanden sein mögen, zu zerstreuen" und die gegenseitigen Beziehungen wieder aufzunehmen und, wie früher, zu pflegen. „Während die politische Zwietracht die edle Höflichkeit der großen europäischen Staaten zu verlöschen droht, wollen wir", so heißt es da sehr schön, „jene freundschaftliche Wiedervereinigung beschleunigen helfen, die die Zivilisation erfordert." Darob freut sich nun der gute deutsche Michel. Er denkt, spricht, schreibt und druckt entzückt: „Die Mauern fallen" und sieht beinahe ein goldenes Zeitalter wieder heraufkommen. Es sollen auch der gute Wille und die gute Meinung der Oxforder Herren nicht angezweifelt werden. Sie haben ein gutes Wort gesprochen. Aber wo soll es eine gute Statt finden? In einem Deutschland, gegen dessen Zukunft bis ins dritte und vierte Glied noch heute England und seine Genossen einen ingrimmigen Krieg der Vernichtung und Vergiftung führen? In einem Deutschland, dessen noch ungeborene Kinder nach dem Zeugnis eines der bedeutendsten englischen Sachverständigen noch auf unbegrenzte Jahrzehnte hin schon im Mutterleibe zur „englischen Krankheit" der Unterernährung und physischen Minderwertigkeit verurteilt sind? Oder sollten die Oxforder Herren nicht wissen, was ihr Kollege Dr. Saleeby hierüber geschrieben hat? In einem Deutschland, demgegenüber nach dem Zeugnis des englischen wirtschaftlichen Vertreters bei dem Pariser Friedensdiktat alle englische Politik darauf hinausläuft, ihm bis ins Unendliche immer wieder „die Haut bei lebendigem Leibe über die Ohren zu ziehen"? Oder kennen die Oxforder Herren nicht das glänzende Buch ihres Landsmanns Keynes, bis zu seiner Amtsniederlegung des ersten wirtschaftlichen Ratgebers Englands in den Pariser Verhandlungen, — das glänzende Buch über diese Verhandlungen und „die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages"? Dann wäre es Sache der deutschen Gelehrten, ihre Oxforder Kollegen auf diese Dinge aufmerksam zu machen und ihnen bei aller Anerkennung ihrer guten Meinung zu sagen, daß für eine Nation, gegen deren Kinder im Mutterleibe man noch auf alle absehbare Zeit hinaus Krieg führen will, eine gar zu schwache Grundlage für eine „freundschaftliche Wiedervereinigung" gegeben ist, solange „die edle Höflichkeit der großen europäischen Staaten" ihren Kindern die Brüste der Mütter verdorrt. Lassen wir uns doch nichts weiß machen, und machen wir uns doch nicht selber etwas weiß! Die freundlichen Worte der Oxforder Herren haben nichts von der Gewalt der Posaunen von Jericho. Sie können die Mauern von Einsamkeit und Not, die der Haß einer immer noch feindlichen Welt um uns aufgerichtet hat, nicht zum Einstürzen bringen.

„Arbeiten und nicht verzweifeln!" Tief drinnen im Ostenholzer Moor in Sumpf und Bruch der Hannoverschen Heide — geschaffen und geleitet von dem Kurländer Baron von der Recke — kämpft die „Baltische Arbeitsgemeinschaft" in harter, körperlicher Arbeit im Moor um ihr tägliches Brot. Im Frühjahr dieses Jahres mit einigen wenigen Gliedern ins Leben gerufen, umfaßt die B. A. heute, Frauen und Kinder mitgerechnet, weit über 100 Personen. Alle Stände sind hier vertreten, vom deutschen Kolonisten-Bauerssohn bis zu den Vertretern des baltischen Uradels. Forscht man nach dem Beruf des einzelnen, so findet man im bunten Wechsel: Ingenieure, Journalisten, Musiker, Studenten, Landwirte, Oberlehrer, Kaufleute, Handwerker. Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches brach auch das baltische Deutschtum zusammen. Eine 700 Jahre alte Kultur wurde zerstört. Im harten Kampf gegen die Übermacht, dank englischer Tücke ging dies Stück Deutschtum unter. In Scharen mußten die Balten in die alte Heimat ihrer Vorfahren flüchten, um nur das nackte Leben zu retten. Aber auch in Deutschland war und ist die Not — man denke nur an die Scharen der Arbeitslosen — groß und schwer. Freiherr von der Recke, dem die Not der Landsleute ans Herz griff, beschloß denen zu helfen, die schwere körperliche Arbeit nicht scheuen, und so entstand auf seine Anregung und mit Unterstützung der Flüchtlingsfürsorge die Baltische Arbeitsgemeinschaft im Ostenholzer Moor. Es ist ein früheres Kriegsgefangenen-Barackenlager, 45 Kilometer von Hannover, 7 Kilometer von der Station Hademstorf in der Hannoverschen Heide gelegen. In der B. A. haben alle Kameraden gleiche Rechte und Pflichten. Ein jeder Arbeitskamerad erhält beim Eintritt Wohnung, Beheizung, Bett mit Bettwäsche, das notwendige Inventar und Arbeitsgerät sowie Arbeitskleidung kostenlos geliefert. Für die volle Verpflegung ist pro Tag 7 Mark zu zahlen. Die zu leistende Schwerarbeit besteht in Kulturarbeiten im Moor, wie z. B. Torfstich, Entwässerungsarbeiten, Dämmebauen, Baumroden. Der Tagelöhner verdient bei 10stündiger Arbeitszeit 18 bis 22 Mark täglich, während die Einnahmen des Akkordarbeiters je nach Befähigung und körperlicher Ausdauer meist höher sind. In der Genossenschaftskantine, in der die besten Zeitungen und Zeitschriften ausliegen — auch eine kleine Bücherei ist vorhanden — gibt es zu mäßigen Preisen Erfrischungen und Getränke verschiedener Art. Ein Bildungs- und Vortragsverein „Kultur im Moor" hat sich begründet, um Sonntags nach getaner Arbeit für Zerstreuung und Unterhaltung durch Vorträge und musikalisch-deklamatorische Darbietungen zu sorgen. — Schwer ist die Arbeit der Kulturpioniere wohl, die hier geleistet werden muß, um das Moor in anbaufähiges Land zu wandeln, aber der Mut der Balten ist noch nicht gebrochen. Wenn ihnen auch ein böses Schicksal Heimat, Wohlstand und fast alles geraubt hat, was das Leben lebenswert macht, so verzagen sie trotzdem nicht in ihrem Arbeiter-Baracken-Leben. Bei Wind und Wetter, in Sturm und Sonnenschein kämpfen sie in harter Schwerarbeit den Kampf ums Dasein in der Hannoverschen Heide getreu dem Geleitwort: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" *Woldemar Broedrich.*

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Was die Mode bringt.

Der Bluse fällt in diesem Herbst und Winter wieder eine führende Rolle zu. Neben der völlig losen, meist zum Schlüpfen eingerichteten Wamsbluse tauchen als letzte Neuheit ziemlich anliegende Formen auf, die man mit mehr Recht als Leibchen bezeichnen könnte, wenn — sie nicht zum abstechenden Rock getragen würden. Diese aus Wollstoff oder Samt gefertigten Blusen sind meist hochgeschlossen, vornherunter geknöpft und bei glatten Vorderteilen im Taillenschluß etwas faltig gehalten. Nicht selten fraßen auch von den Seitennähten leichte Falten nach der Büste zu aus. An eleganten Blusen wird viel Wert auf den Gürtel gelegt, der aus Perlstickerei, Perlenketten, Metallmotiven oder auch aus besticktem Band bestehen kann. Dem hohen, zuweilen angeschnittenen Stehkragen begegnet man öfters in Verbindung mit dem beliebten schmalen Brustschlitz, einer Zusammenstellung, die zweifellos eine kecke Modelaune bedeutet. Die Kimonobluse hat sich wieder das Feld erobert. Ihr angeschnittener Ärmel wächst sich nicht selten zur Pagodenform aus, falls man ihn nicht halblang hält. Unsere Gruppe zeigt neben zwei für den täglichen Gebrauch bestimmten Blusen eine solche für festliche Veranstaltungen. Für alle Abbildungen sind gutsitzende Schnitte vorrätig. Nach diesen mustergültigen Schnitten läßt sich sehr gut arbeiten. Auch Frauen, die nicht sehr geübt sind, werden sich leicht mit diesen Vorlagen einarbeiten. Es braucht nicht erst betont zu werden, welche Ersparnis das bedeutet, wenn eine Hausmutter oder Haustochter ihre Garderobe selbst anfertigt. Gerade Blusen eignen sich als Anfangsarbeit besonders gut. Auch hier heißt es: Wer wagt, gewinnt. Und es ist so notwendig, daß heute jeder sein eigener Handwerker ist. Denn alle Arbeitsleistungen müssen heute so teuer bezahlt werden, daß die Frauen notwendigerweise zur Selbsthilfe greifen müssen. Und wie glücklich machen solche ersten gut gelungenen Versuche.

Abb. 104. Hausanzug mit Hemdbluse. Abb. 105. Samtbluse mit breithüftigem Rock. Abb. 106. Gesellschaftsanzug mit Spitzenbluse.

Abb. 104. **Hausanzug mit Hemdbluse.** Die hübsche Bluse aus grauem Wollbatist wird durch feine Plissees aus weißer Waschseide belebt, mit denen die Ärmelgarnitur und der flotte Umlegekragen harmonieren. Die sich über den Plissees öffnenden Vorderteile sind ebenso wie der lose Rücken mit Gruppen feiner Stüfchen gearbeitet; die Schultern deckt ein schmales Achselstück. Der eingesetzte Blusenärmel endigt in einer hohen, mit Plissee umrandeten Manschette. Der schlanke Miederrock besteht aus drei glatten Bahnen, von denen die vordere Mittelbahn etwas schmäler gehalten ist; in der hinteren Mitte weist der Rock eine Naht auf. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116, 125, 135 Zentimeter Hüftweite zu 2 M. und der der Bluse in 44, 46, 48, 52, 54 Zentimeter halber Oberweite zu 2.50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,50 Meter ohne Plissee, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,05 Meter.

Abb. 105. **Samtbluse mit breithüftigem Rock.** Dunkelbrauner Lindener Samt diente zur Herstellung der losen Bluse, während der Rock aus hellerem leichten Wollstoff gefertigt war. Die Bluse war durch eine eingesetzte Weste und einen breiten Umlegekragen aus weißem Tuch vervollständigt, was dem Ganzen eine freundliche Note verlieh. Die halblangen Ärmel sind angeschnitten. Die Vorderteile fallen in leichten Reihfalten unter dem tief auf den Ärmel übergreifenden Achselstück hervor. Unten tritt die Bluse in einen schmalen Gürtel. Der elegante Rock weist in der vorderen Mitte eine Gruppe gelegter Falten auf, im übrigen ist er oben eingereiht. Der Hüftverbreiterung dienen abstehende schmale Teile aus doppeltem Stoff, die Samtknöpfe beleben. Der zur Anfertigung dieses für den Nachmittag geeigneten Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Bluse in 44, 46, 48, 52 cm halber Oberweite zu 2,50 M. und für den Rock in 96, 100, 108, 116 cm Hüftweite zu 3 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 m Breite 2,15 m, und für die Bluse bei 1,10 m Breite 1,50 m.

Abb. 106. **Gesellschaftsanzug mit Spitzenbluse.** Die zarte Bluse aus weißem Spitzenstoff ist über den Kopf zu ziehen, was der tiefe viereckige Ausschnitt erlaubt, den vorn ein lila Banddurchzug zusammenhält. Die unten weiten und offenen Ärmel sind angeschnitten, der faltige Schoß vorn und im Rücken zipfelig gehalten. Interessant wirkt der in Lila und Orange gestickte Perlengürtel, den an jeder Seite eine lila Verschnürung zusammenhält. (Das Typenmuster zur Perlstickerei ist zu 2 M. erhältlich.) Der blaßlila Rock aus glänzender Seide ist ziemlich weit und in dichte Plisseefalten gebrannt, die dann beim Gehen ein graziöses Faltenspiel entwickeln. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der der Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,60 Meter, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 3 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 104 bis 106 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

Dies und Das.

Fleischallerlei. Das Fleisch löst man am Tage vor dem Gebrauch von den Knochen, die letzteren zerkleinert man möglichst, um sie mit einem Liter Wasser und kleingeschnittenem Suppengrün gründlich auszukochen. Am folgenden Tage schneidet man das Fleisch in Stücke und brät sie mit reichlich kleingeschnittenen Zwiebeln in etwas Fett von allen Seiten bräunlich, streut Mehl über das Fleisch, füllt die Knochenbrühe darüber und schmort das Fleisch weich. 500 Gramm Mohrrübenwürfel muß man für sich in Salzwasser garkochen, auch muß man zwei geschälte Salzgurken und 200 Gramm eingemachte rote Rüben in Würfel schneiden. Diese Zutaten gibt man zu dem geschmorten Fleisch, bindet das Gericht mit glattgerührtem Mehl, schmeckt es mit etwas Suppenwürze ab und läßt es fünf Minuten an heißer Herdstelle ziehen. Man richtet das Gericht auf tiefer Schüssel an und legt einfache kleine Kartoffelklöße obenauf.

Buntes, festliches Streckgericht. Festlich, weil es aus Schweinefleisch bereitet wird, das, obgleich es reichlich vorhanden, immer noch sehr teuer ist und infolgedessen selten gekauft werden kann. Deshalb bereiten wir es auch ganz besonders wohlschmeckend in einer Teigkruste zu. Man vermengt 350 Gramm Haushaltsmehl mit 1 Paket Backin, gibt 1 Ei, 30 Gramm weichgerührte Margarine, eine Prise Salz und wenig Wasser hinzu und wirkt davon einen glatten Teig. Er wird dünn ausgerollt und mit zwei Dritteln davon eine Form, die man vorher einfettet, gut ausgelegt. In die Form füllt man alsdann schichtweise rohe Kartoffelscheiben, das in Stückchen geschnittene Schweinefleisch, Apfelscheiben, Zwiebelscheiben und feinblättriggeschnittene rote Wurzeln. Man gießt einen Schöpflöffel heiße Brühwürfelbrühe über die eingeschichteten Zutaten und legt dann das letzte Drittel des Teiges als Deckel über die eingeschichteten Zutaten. Der Teigdeckel wird mit zerlassenem Fett und etwas glattgerührtem Eipulver bestrichen, die Speise muß bei Mittelhitze langsam eine Stunde backen. Man trägt sie in der Form auf und gibt eine Tomatentunke nebenher.

Weißes Fleischgericht. Wenn Kalbfleisch vorhanden ist, bereitet man es folgendermaßen: Das Kalbfleisch wird in Stücke zerlegt, mit wenig Fett rasch durchgebraten, mit etwas leichter Brühwürfelbrühe überfüllt, zwei entkernte Zitronenscheiben darangetan und weichgeschmort. Außerdem muß man 500 Gr. kleingeschnittene geputzte Schwarzwurzeln — in entsprechender Jahreszeit diese durch Spargelstückchen ersetzt — in Salzwasser garkochen, auch 500 Gr. Erdschocken mit der Schale kochen und abziehen und darauf in Stückchen schneiden und endlich 1 Kilogramm frische Speisemuscheln auf bekannte Weise säubern, kochen, aus den Schalen lösen und ebenfalls in Stücke schneiden. Wenn die Kalbfleischwürfel gar sind, mengt man die übrigen Zutaten damit durch, bindet nun die Tunke mit glattgerührtem Mehl, schmeckt sie leicht säuerlich ab und zieht sie mit einem verquirlten Eigelb ab. Das Gericht muß dann sofort angerichtet werden; man gibt Salzkartoffeln oder Gemüsenudeln dazu.

Leberstreckgericht. Man kann aus 375 Gramm Leber mit 750 Gramm Äpfeln und etwa 20 Stück kleinen Zwiebeln ein treffliches mundendes Gericht herstellen. Die Zwiebeln schält man, brüht sie mit kochendem Wasser ab und schmort sie in leichter Brühwürfelbrühe mit einem Stückchen Margarine weich. Die Äpfel werden zuerst zur Hälfte geschält, in Scheiben geschnitten und in wenig Wasser und Fett gargeschmort, ohne daß sie zerfallen dürfen. Die vorbereitete Leber schneidet man in kleine, aber nicht zu dünne Scheiben, bestreut sie leicht mit Salz und wenig Pfeffer, wendet sie in Mehl und brät sie in etwas Fett bräunlich und gar, legt sie auf eine heiße Schüssel und stellt diese zugedeckt auf einen Topf mit kochendem Wasser. In das Leberbratfett, dem man etwas kochendes Wasser und einige Löffel Apfelwein zusetzt, gibt man nun die zweite Hälfte der inzwischen geschälten Äpfel, die man ebenfalls in Scheiben schneidet; sie werden ganz zerkocht und dann durchgestrichen, so daß man eine dicke Tunke erhält. Sie wird über die Leber gefüllt und die geschmorten Äpfel, Zwiebeln und kleine geröstete Kartoffeln in dickem Kranz herumgelegt.

Plinsen. Man bereitet aus Wasser, Salz, weißem Weizenmehl und Eiern einen Teig, der dickflüssig sein muß, backt ihn zu sehr dünnen Pfannkuchen oder Plinsen, rollt sie, die recht knusprig sein müssen, zusammen und reicht sie zu Salat oder Kompott oder feinem Gemüse. Erkaltet, fein geschnitten, ergeben sie eine Einlage in Knochenbrühsuppe. Auf ein Ei rechnet man vier Löffel Mehl und so viel Wasser, als erforderlich ist. Da das Mehl verschieden ausquillt, kann man kein festes Maß angeben. Ungefähr rechnet man auf vier Eier ein knappes halbes Liter Wasser.

Berberitzen. Der Berberitzenstrauch, besonders der veredelte, ist eine Zierde für jeden Garten, denn sein rötliches oder dunkelgrünes Blattwerk sowie seine gelben Blütentrauben gewähren einen schönen Anblick im Verein mit anderen blühenden Sträuchern. Aber zur Herbstzeit sind seine granatroten Früchte eine sehr angenehme, säuerliche Frucht, deren Saft die Zitronensäure in jeder Weise ersetzt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Materna

Das Kräftigungsmittel, welches nach Deutschem Reichspatentverfahren aus schlummernden Getreidekeimen bereitet und in dessen Zusammensetzung von Menschenhand nicht eingegriffen worden ist.

Man verlange die kostenfreie Zusendung der Auszüge aus den wissenschaftlichen Arbeiten der Ernährungsforscher Geh. Rat Prof. v. Noorden, Geh. Rat Prof. Adolf Schmidt und Prof. Boruttau von

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 ▪ Nr. 45

Die Gartenlaube

Wöchentlich 1,25 Mark

In beschaulicher Ruhe. Radierung von Hermann Gradl.

August Scherl G. m. b. H., Kgl. Kunstverlag, Berlin.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Die C.-lsbrucher Wi.ten. Roman von Fr.ed ich Hussong. (1. Fortsetzung) . Seite 729
D r Bücherwurm. Radierung von Walter Wellenstein . . . . „ 729
Rehbock. Gemälde von Heinrich Schütz . . . . „ 731
Nächtl.:e Wanderung. Das Sch.ff der Wün;che. Gedichte von Edith von Troesch „ 734
Der Alte von Braunschweig. Zu Wilhelm Raabes zehntem Todestag. Von Franz Wugk. (Mit Abbildungen) . . . . „ 735
Das wandernde Herz. Bild im Volkston. Von Wilhelm Poeck . . . . . . „ 736
Ländliche Geselligkeit. Von Agnes Harder . . . . „ 737
Aus den Geheimnissen des Pflanzenlebens. Von Hans Dominik . . . . . „ 7.8
Die Not der Museen. Von Franz Servaes . . . . „ 739
Beduin. Zeichnung von Richard Müller . . . . Seite 7.9
Die Siedlung des Hauptmanns Schmude. Von Gerhard Thimm . . . . . „ 740
Uns're Dieselmotoren. Von H. J achim . . . . „ 741
Das Hindernis. Spaziergang. Silhouetten von Frau Hannes Petersen . „ 741
Aus dem bolschewistischen Rußland. III. (Schluß.) Märchen. Von Iwanoff „ 742
Streiflichter . . . . „ 742
Die Welt der Frau:
Einer Jugendschriftstellerin (Josefine Siebe) zum 50. Geburtstag. Von Luise Glaß. (Mit Porträt) . . . . „ 743
Fast in letzter Stunde. Eine dringliche Mahnung. Von Paula Kaldewey „ 743

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus)

Krampfadern, offene Beine, Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.
aller Art, auch ganz veraltete Leiden namentlich **juckende, nässende** und sehr **entzündliche Ekzeme** heilt sofort die
kühlende „Fridosan-Heilsalbe“
D. R. P. angemeldet Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt beim Hersteller: **Dr. Strausz & Co., Berlin W 5, Uhlandstraße 146/B.** Preis der Original-Dose M. 12.— gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.
Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! • Prospekt kostenfrei.

Korpulenz
beschwerliche Leibesfülle, starke Hüften, Doppelkinn beseitigt ohne besondere Lebensweise
„Graziana“
gesetzlich geschützt. Vollkommen unschädliches, natürlich wirkendes Entfettungsmittel 30 Jahre höchst erfolgreich bewährt 1 Pak. 12.50, 3 Pak 35.—
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4

DÜRKOPP NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
★ DÜRKOPPWERKE ★
AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

Emser Pastillen EMS
gegen Heiserkeit, Husten usw
Warnung vor Nachahmungen.

Dr. Kimbachs
Hygienisches Korsett „Charis“ gesetzl. geschützt
entspricht allen Anforderungen, die Gesundheit und Schönheit an ein Korsett stellen. Es **hebt und trägt** Büste und Leib, **verschönert** und gibt älteren Damen den Reiz jugendlicher Figur, **drückt nicht** die zarten Gewebe u. Organe, **hilft zu richtiger Atmung**
Jungen Mädchen besonders zu empfehlen
Aufklärende Broschüre 1 üb dies nach mod Prinzipien angefertigte Korsett versende
Frau A. L. Schwenkler, Charis BERLIN W 57, Potsdamer Str. 86 B

Eine leichte Entbindung
erzielt jede werdende Mutter d Gebrauch uns. **ärztl. empf.** „Salus“-Pillen. Geg. Nachn. 10,80 M. **„Seleco“** Berlin 34/44, Kopernikusstraße 20.

Rheumatismus
Ziehen und Schmerzen in den Gliedern, **Gicht, Hexenschuss** und dergl Steiners Einreibung **„Tonnin“** glänzend u. tausendfach bewährt. Bester Erfolg! Streng reell! Man bestelle sofort eine Versuchstube zu M.10,- Grosse Doppeltube M.18,50. **Chem Fabrik O. Franz Steiner & Co. G.m.b.H., Berlin W30/6, Eisenacherstr.16.**

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M exkl. Porto Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederkreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Bevor Sie ein Buch kaufen vrlg Sie kostenl. u. unverb uns. **Weihnachtskatalog:**
Die besten Bücher d. Gegenwart.
Eine reiche Auswahl gehaltvoller Geschenkliteratur sowie von Büchern für d. Haus u. d. Privatbibliothek. Wir liefern jed. Buch z. Originalverlegerpreis, außerd. bei Barzahlung vollkom. porto- und spesenfrei, halten uns auch z Bezuge geg. monatl. Teilzahlg. von M 5.- an bestens empfohlen.
Verlag u. Versand für deutsche Literatur Berlin SW 19, Grünstr. 25-26, Abtlg. 20.
Senden Sie mir sofort Ihren Weihnachtskatalog:
Name u. Adr ....
Ausschneider, f. 10 Pf. Porto offen einsenden.

Hau.-, Harn- und Frauenleiden
Spezialärztliche Beratung und Behandlung ohne Berufsstörung. Verlangen Sie kostenlos aufklärende Druckschrift.
Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt. Leit Arzt Dr v. Hahn Berlin 202, Potsdamer Strasse 109 d. — 3-7 Sonntags 11—1. —

Musik-Heilinstitut „Energetos“
Hugstetten (Baden).
Umformung schlecht gebild. u. funkt. Hände von Laien und Berufskünstl. 4—8täg. Kurse. Ergebnis: **Erstaunl. Vervollkommn. d. Technik.**

Erfinder Merkkalender u. aufklärend. Broschüre gratis Patent-Ingenieur Ebel, Breslau, Posener Strasse 55.

Versandstelle vergebe in jedem Ort. Meld. Schließfach 187, Breslau I.

UNTERRICHTS-Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

„Die Frau“
das Buch v. Frau A Hein, fr Oberhebamme a. [illegible] Klinik d Kgl. Charité Berlin. 2 M. Ill Bea. f. artik f. f. Frauen u. bes. u. billi st Katal gratis.
Fr. Anna Hein, Berlin 92 Potsdamerstr 106.

Gegen Würmer
Spul- u. Madenwürm. gebr. Sie, wenn and Mittel schon erfolglos angewandt, das neue, wohlschmeckende Wurmmittel in flüssiger Form **„Contraverm-Neu“, 10 M.,** mit Salbe (geg. Madenwürmer nöt.) 15 M. Nur zu beziehen durch **Apoth. H. Maass. Hannover 23.**

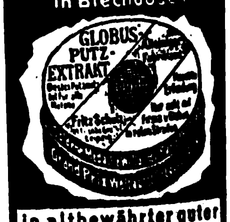
Matrizen von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert
August Scherl G. m. b. H., Klischee-Abteilung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Wildhirt & Eilbrecht, Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer Krankenfahrstühle

Katalog gratis

Gummihandschuhe
hygienische Artikel etc. Verlangen Sie kostenlos Katalog.
Gebr. Liemann, Berlin NO 43, Keibelstr 11.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

GLOBUS-Putz-Extrakt in Blechdosen


in altbewährter guter Friedensware wieder überall zu haben.
Alleinfabr. Fritz Schulz jun. A.G. Leipzig

Brehms Tierleben 13 Bde.
4. Aufl., ro. Halb einen M. 1040.- **Luegers Lexikon d. ges Technik** 10 Bde. 2 Auf. geb. M. 1040.- Antiquarische Exple. billiger.
Alfred Thörmer Leipzig Buchhandlung u. Antiquariat

Wer an **Nervenschwäche** nervösen Beschwerden jeder Art leidet, verlange kostenfrei ausführ. ärztl. Broschüre über Nervenleiden **Dr. Gebhard & Cie.,** Berlin 102, Potsdamer Strasse 104 b.

Lerne Klavier spielen! Erlernbar ohne Not. u. Lehrer in 3 Lehrbrief. à M. 12,—. I. Lehrbr. m. Sammlung Lieder; II. u. III. m. Sammi. Tänze u. Operettenmusik. Vollst. Ausg. M 35.-. Anleit. ohne Samml. M. 9.— (Nach Ausl Vorauszahlg. **Musetta-Verlag, Sinzig (Rhein).**

Ascaridin das ideale Wurmmittel für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 4.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 6,50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Patent-verwertung
Broschüre kostenlos. **Pigeit & Hübscher,** Breslau 5 B

Erfindungen
werden zu kaufen gesucht Näheres durch **Int. Patentbörse, Cassel 106.**

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

45)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Chemnitz Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung. Vollkommenste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Gute diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Prospekte frei. Chefarzt Dr. Loebell.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof. I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Digitized by Google

Nr. 45 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welle Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

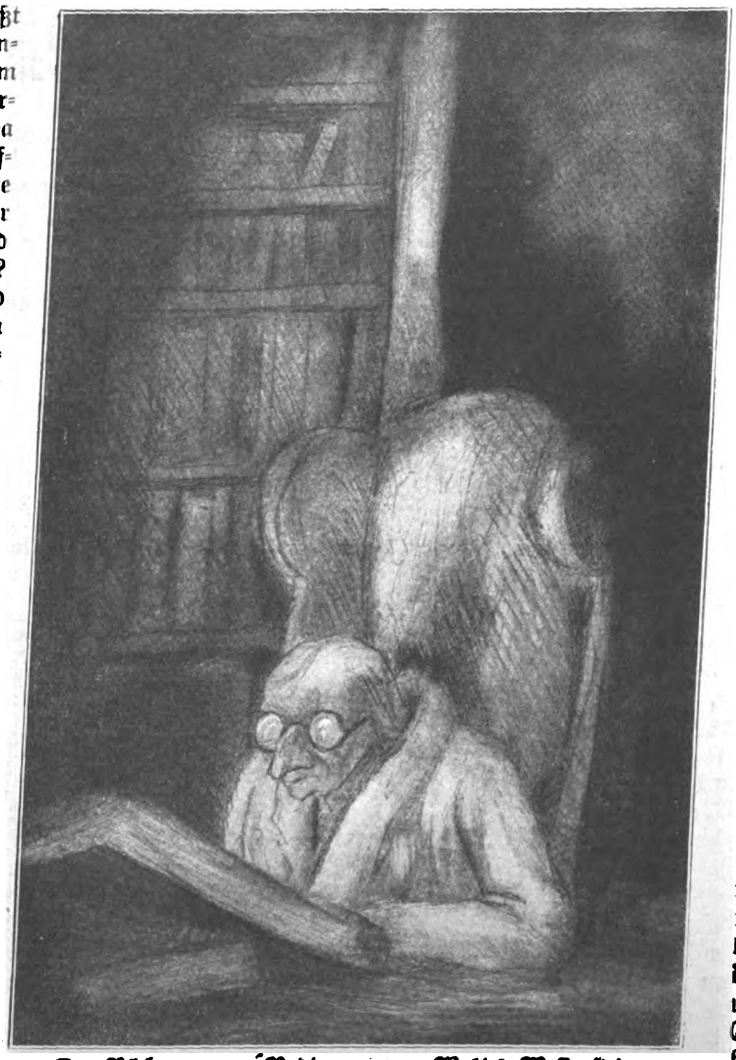
Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

1. Fortsetzung.

In der Gaststube der „Güldenen Bretzel" ging es am Samstagabend lebhaft zu. Herr Seidenschwanz hatte schon das dritte Fäßchen auflegen müssen.

Es lag etwas in der Luft, was die Leute unruhig machte. Der Geiger und Korbmacher Adam Zerngiebel, der in einer Ecke an einem kleinen Tischchen bei dem nachdenklichen Viehhirten Velten Eyb saß, sagte zu dem: „Du bist noch ein junger Kerl, Velten; aber daran mußt du dich auch noch entsinnen: So war's auch im Winter von siebenundvierzig auf achtundvierzig. Da tranken sie auch so aufgeregte Schoppen, unsere Lülsbrucher Ackerbürger und Handwerksmeister. Und was kam im Frühjahr? Die Revolution kam, und die Lülsbrucher verlangten hier Freiheit und Gleichheit, bis der breite Frickinger merkte, daß seine Tagelöhner auch Gleichheit haben wollten. Da war's aus bei ihm. Ja, das mußt du auch wissen, wie sie damals eine Abordnung nach der Amtsstadt schicken wollten, um dort die Freiheit abzuholen und die Revolution von den Lülsbruchern zu grüßen. Wurde aber nichts daraus, weil das Pastörchen durchaus mit in die Abordnung wollte, obwohl es keiner von den großköpfigen Reichen war und nicht im Gemeinderat saß und überhaupt schon damals nichts hatte als sein unruhiges Maul. Ja, ja, damals waren wir hier auch sehr aufgeregt. Der Gemeinderat hielt Beratungen darüber ab, was denn für die Lülsbrucher Freiheit zu verlangen wäre. Fiel ihnen aber nichts ein, als daß die Postkutsche nach der Amtsstadt zweimal des Tags laufen müsse. Na, und das haben sie ja auch durchgesetzt, und der glatte Seidenschwanz, der den guten Gedanken gehabt hatte, wurde Posthalter dahier."

Velten Eyb, der Viehhirt, zog an seinem Tonpfeifchen und nickte. „Ja, ja," sagte er langsam, „ich weiß wohl. Ich bin auch mit dabeigewesen damals. Ich war in der Amtsstadt. Sand dort in Arbeit. Wir waren wie wild. Das rottete sich in den Gassen. Wir zogen vors Stadthaus. Da waren geladene Gewehre. Ich höre noch die Scheiben in Fetzen springen. Die Gendarmen verkrochen sich. ‚Schlagt die Türen ein! Steckt das Haus an! Die Büttel tot! Den Bürgermeister heraus!' Eine Flinte ging los, Steine flogen, klirr, klirr gingen die Scheiben in Fetzen. Nichts wagte sich gegen uns zu regen. Wir waren toll vor Sieg. Da ging oben die Tür auf, und über die Treppe herunter kam einer. Der ging ganz langsam und ruhig die Stufen herunter und sah jeden, der ihm nahe kam, mit solchen großen, hellen Augen an und ging mitten unter uns durch. Es war der Pfarrer Ebelowen. Da sah er mich unter den andern, blieb stehen und schüttelte den Kopf, lachte ein wenig und sagte: ‚Ei, ei, Velten Eyb, bist du auch mit dabei? Bist du des Teufels,



Der Büchertwurm. Radierung von Walter Wellenstein.

Digitized by Google

Velten? Schreist hier nach Freiheit? Was ist das für eine Freiheit? Was willst du damit machen? Wenn du mir's sagen kannst, sollst du sie haben. Komm nur mit mir! Wir wollen bei einem Schoppen darüber reden.' He, und ich? Kann nichts, als die Kappe in der Hand halten und mit ihm gehen. Einige, die gehört hatten, was er sagte, lachten und gingen hinterdrein. Andere lachten nach, weil sie vorlachen hörten. Und das Lachen verträgt so eine Revolution nicht. Es gingen dem einen immer andere nach. Schließlich lief alles auseinander, und für den Tag war die Revolution aus und für den nächsten auch, denn da lag eine Abteilung Militär mit einem Leutnant in dem Stadthaus, und es hatte niemand Lust, mit denen anzubinden. Das war ein merkwürdiges Jahr. Ich rede noch oft darüber mit dem Pfarrer Ebelowen, wenn ich ihm begegne, oder wenn er mich einmal trifft auf seinen Gängen. Das ist ein gerader Herr."

„Ja," sagte der Geiger, „hat jetzt aber eine krumme Sache und macht selber Revolution."

Der Viehhirt machte eine abwehrende Bewegung: „Still davon, Geiger! Es ist schwer, mit der Sache fertig zu werden. Hab' sie hin und her gewendet, bis mir schwindlig wurde. Ein böses Stück."

Der Geiger lachte. „Alles so schwer, wie's einer sich macht. Mich schert's den Teufel. Aber du bist ein Sinnierer. Und der Ebelowen möchte durchaus über den Zaun, wo er am höchsten ist. Warum?"

Velten Eyb gab keine Antwort. Er sog heftig an seinem qualmenden Tonpfeifchen und glotzte, in schweres Nachdenken versunken, mit stieren Augen vor sich auf die nackte Tischplatte. Der Geiger ließ ihn in Ruhe und wandte sich an die Wirtin, die auf der Ofenbank saß und einen Hahn rupfte, der frisch geschlachtet war. „Mein', Base Seidenschwanz, das ist eine besondere Zeit zum Hähnchenschlachten. Ist der Posthalter so näschig?"

„An dem ist es nicht, Adam. Ich hab ihn müssen schlachten."

„War er krank?"

„Pfui Teufel, Geiger, nein. Aber es ist ein siebenjähriger. Das war mir zu gefährlich in dieser Zeit."

„Donner auch! Gefährlich?"

„Weißt du das nicht? Wenn ein siebenjähriger Hahn ein Ei legt, fällt Feuer vom Himmel und gibt's groß Unheil. Ist das eine Zeit, um's auf dergleichen ankommen zu lassen?"

„Da habt Ihr freilich recht, Posthalterin. Vorsicht ist besser als Nachsicht."

Vom großen Tisch her hatte ein kleines Männchen mit unruhigen Äuglein das Gespräch mit angehört. Es sprang jetzt auf und stellte sich zwischen den Geiger und die Posthalterin: „Schämt Ihr Euch nicht, Posthalterin," rief das Männchen mit einer durchdringenden, krächzenden Stimme, „schämt Ihr Euch nicht, dergleichen Unsinn zu glauben?"

„Warum soll ich mich schämen? Meine Mutter und Großmutter haben's auch geglaubt und waren rechtschaffene Weiber."

„Aber närrisch wie Ihr."

„Ihr seid mir der letzte, Pastörchen, den ich wegen Glauben und Unglauben fragen und hören will."

„Ihr seid eine Närrin, sag ich Euch, und der Geiger ist ein Spitzbube, der Euch in der Narrheit bestärkt. Haltet Euch an Eure Vernunft. Warum kann nichts dran sein an diesem Euren Aberglauben, warum? Weil zwei mal zwei vier ist und weil ein Hahn nach dem Lauf der Natur kein Ei legt."

„Ihr seid mir ein Gescheiter", höhnte die Posthalterin; „eben weil er nach dem Lauf der Natur keine legt, muß es ein Unheil bedeuten, wenn er es doch einmal tut. Ist's wahr oder nicht, Zerngiebel?"

„Ihr habt recht," sagte der Geiger, „Pastörchen, das ist eine glatte Rechnung. Warum soll ein Hahn auch keine Eier legen? Warst du schon einmal dabei? Wie kannst du also darüber sprechen?"

Die Posthalterin sah das Pastörchen triumphierend an.

„Der Geiger ist ein Spitzbube", krächzte das Männchen.

„Ihr seid selber ein Naseweis," sagte Frau Seidenschwanz, „der keinen Glauben und keinen Respekt hat. Der Zerngiebel ist ein gescheiter Mann, obschon er lauter Dummheiten im Kopf hat und obschon er ein Geiger ist und dem jungen Volk törichte Beine macht. Denn Tanzen und Heudreschen gibt gleichviel aus. Aber der Zerngiebel hat Witz trotz einem Doktor und versteht sich auf manches, weil er auch etwas glauben kann. Hat er mir nicht draußen im Garten einen Johannisbeerstock mit Sympathie gepflanzt? Geht's dem Stock gut, geht's mir gut; geht's ihm schlecht, mir schlecht. Da draußen steht er, und es stimmt, seit er dasteht: Es geht uns allen beiden gut."

„Hokuspokus," schrie das Pastörchen, „Hokuspokus!"

„Was, Hokuspokus," rief die Posthalterin zornig, „Ihr Vernunftsnarr? Könnt Ihr vor lauter Vernunft nicht glauben, was Ihr vor Augen seht? Da draußen steht der Stock, und hier sitze ich. Ist das Hokuspokus? Oder war das Hokuspokus mit der alten Hanjörgin? Die wollte auch nicht an Sympathie glauben. Ich war dabei, wie der Geiger ihr wahrsagte. ‚Hanjörgin,' sagte er zu ihr, ‚es ist eine Sympathiekrankheit, Eure Gicht. Es ist eine Sympathie zwischen Eurem Kornschnaps und Eurer Gicht, und ich sage Euch wahr: Laßt Ihr den Kornschnaps nicht, läßt Euch die Gicht nicht.' Und wie er sagte: Sie hat weiter gesoffen bis an ihr Ende und die Gicht behalten bis an ihr Ende. Dafür sind hier Zeugen genug, die sie gekannt haben und ihre Gicht und ihren Kornschnaps."

Am großen Tisch entstand Lärm. Der schwarze Scherer, der so hieß, obgleich ihm die Haare längst weiß geworden waren, war gegen Jan Lorkes aufgestanden, der ihm gegenübersaß, und rief so laut, daß die ganze Stube hinhorchte: „Du bist ein unsauberer Prophet für die neue Kirchensache. Immerhin sage für die Neuheit, was die Dummheit dir eingibt. Aber höre auf, aus deiner giftigen Bosheit gegen den Mann Ebelowen zu geifern! Ich will's nicht leiden."

„Er will's nicht leiden," höhnte Jan Lorkes und krallte sich mit den Fingerspitzen in die Backe, daß sein hageres, kahles Gesicht sich zu einer Fratze verzog, „er will's nicht leiden, daß einer seine Meinung sagt. Ha, wenn ich noch gegen Ordnung und Obrigkeit redete, wenn ich ein Aufrührer wäre und für eine schlechte Sache. Aber er will's nicht leiden, daß ich für Friede und Ordnung in der Gemeinde rede, für eine Sache, die die Obrigkeit verordnet hat, und gegen einen Aufrührer und Entzweier, gegen den Händelstifter Ebelowen."

Dem alten Scherer brannten die Augen vor Zorn. „Hinterhältiger Hund, darfst du so gegen den Mann bellen? Aber freilich, ein Hund hebt das Bein auf gegen ein Königshaus wie gegen einen Abtritt. Wie sollst du einen Unterschied machen können zwischen dir und dem. Ich bin sechzig Jahre alt und habe viele Gesichter gesehen. Keines schäbiger als das deine, Jan Lorkes, und keines so über alle wie das des Pfarreres Ebelowen."

Das Pastörchen war wieder an den großen Tisch gesprungen und kreischte jetzt dazwischen: „Was du sagst, Scherer, beweist nichts für Ebelowen. Luzifer war der Engel weißester und ward der Teufel schwärzester."

„Hört das Pastörchen," sagte Jan Lorkes greinend, und sah in der Stube umher, „der versteht's."

„Ihr Männer," rief der breite Frickinger, „seht die Dinge an, wie sie sind! Seht sie ruhig an, dann braucht sich niemand zu überschreien. Du auch nicht, Jan Lorkes. Man weiß ja schon, warum du so gar giftig bist gegen den Ebelowen: Weil er den Schäferhof für sich und seine Altgläubigen kaufen will, auf dem du bisher so billig sitzest."

Digitized by Google

Der spitze, hagere Kaspar Zisterer, der dem breiten Frickinger Geld schuldig war, lachte zu dessen Rede beflissen Beifall. Das Pastörchen krähte: „Das sagst du ihm eben richtig, Frickinger, das sagst du ihm richtig. Er hängt am neuen Glauben weniger als am alten Mammon.“

„Und wenn schon,“ sagte Lorenz Nützel mit dem nüchternen, seelenlosen Gesicht, „wenn schon. Warum soll einer nicht bedenken, was ihn eine Sache kosten kann. Ein Narr, wer's nicht tut. Ich bin auch gegen die Altgläubigen. Warum? Wenn viele austreten aus der Landeskirche, kann's passieren, daß wir höhere Umlagen zahlen müssen. Je mehr Abfall, desto mehr Aufschlag.“

„Das heißt reden aus einer Dreckseele“, rief der alte Scherer und schlug auf den Tisch.

„Es heißt reden als ein Geschäftsmann“, entgegnete Bernd Gock, der Gemischtwarenhändler. „Ein jeder soll reden, wie's sein Geschäft fordert. Der Nützel ist ein Handelsmann und muß rechnen. Ich bin ein Gemischtwarenhändler und muß auch rechnen. Ich kann nicht mein eigener Feind sein und für die Altgläubigen stimmen, die eine eigene neue Kirche bauen wollen, wo doch mein Laden neben der alten liegt. Mein bestes Geschäft ist das Sonntagsgeschäft mit den Kirchgängerinnen aus den Bauernschaften ringsum. Wenn die Hälfte von ihnen oder mehr künftig nach der neuen Kirche am anderen Ortsende läuft, bin ich ihre Kundschaft los.“

„Es wird's noch manch anderer verspüren,“ sagte Jan Lorkes hämisch, „der sich's heute nicht träumen läßt. Und wird mancher sich zu dem besinnen, worüber er heute mault und schimpfiert. Es wird keinem erspart bleiben, und jeder wird Partei nehmen müssen, jeder. Ja, ja, Posthalter!“

Der Posthalter fuhr vom großen Ofen auf, an dem er sich den Buckel gewärmt hatte, ohne sich irgendwie in die Unterhaltung am großen Tisch zu mischen. „Was geht das mich an,“ rief er und wehrte mit beiden Händen ab, „was hab' ich mit Religionshändeln zu schaffen? Ist die Wirtsstube eine Kirche? Sind Semmeln Religion? Mir sind alle gleich lieb, die Altgläubigen und die Neugläubigen. Ich bin Posthalter, ich bin Wirt, ich bin Bäckermeister, aber auf keine Weise Religionsstifter und Kirchenkämpfer. Ich bin duldsam, in Glaubenssachen duldsam. Ich lasse jeden, wie er ist. Ihr Männer, das brauchen wir: Toleranz; Toleranz vor allem anderen. Sonst geht nichts zusammen, nichts. Ihr Männer, macht euch einander die Köpfe nicht heiß mit diesen Dingen! Es tut nicht gut. Respekt, Respekt, Scherer, vor deinem Herrn Ebelowen! Ein rechter Mann das, ein rechter! — Ihr anderen, Respekt vor eurem Herrn Leubing. Auch ein rechter Mann, auch einer, ich muß es wissen. Er wohnt oben bei mir samt dem Dekan. Alle Hochachtung vor den beiden, alle Hochachtung! Sie kommen von der Obrigkeit; sind die Verordneten.“

„Das ist's,“ rief der Frickinger, „das ist's: Sie sind die Verordneten. Darauf kommt's an. Es kann meinetwegen rechte Männer geben hüben und drüben; danach kann man sich nicht richten. Es kommt darauf an, welche Partei die

Rehbock. Gemälde von Heinrich Schütz.

Digitized by Google

Ordnung bedeutet und welche die Revolution. Oh, ihr Leute, wir haben's ja doch erlebt, und es steht in den Büchern: Ordnung muß sein, und es muß jemand sein, der sie dekretiert, und das kann nur die Regierung sein, das gesetzte Regiment. Darum bin ich unbesehen für den neuen Pfarrer Leubing und gegen Ebelowen; unbesehen!"

„An dem ist's schon, Frickinger," krächzte das Pastörchen, „denn warum? Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Aber ihr fahrt doch alle schief geladen; du, Frickinger, du, Bernd Gock, und ihr, Nützel und Lorkes. Euch hält nicht Gottesdienst, sondern irdische Knechtschaft bei den Altgläubigen. Selig sind, die reines Herzens sind. Aber wie sieht's bei euch aus? Wie Kraut und Rüben, vergleichsweise zu reden. Oder wie ein Acker voll Unkraut. Wo der Gotteskindschaftssamen ins Licht aufgehen sollte, da wuchern Irdischkeitsgedanken, wie Mohn und Kuhblumen, und nehmen ihm den Atem und drücken ihn zu Tode. Da weist sich's dann, Frickinger, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher ins Himmelreich. Oder da könnt ihr dann innewerden, du, Lorkes, und ihr, Nützel und Bernd Gock, daß man nicht zwo Herren dienen kann, nicht Gott und dem Mammon. Und dann: Wehe Jerusalem!"

„Hört das Pastörchen predigen!" rief Kaspar Zisterer mit seiner schepprigen Stimme. Von dem Seitentisch her, wo er wieder bei dem grübelnden Viehhirten saß, rief der Geiger Zerngiebel: „Ja, hört ihn nur, denn er hat recht. Und die Wahrheit bleibt wahr, auch wenn sie ein Narr vorträgt."

Der alte Scherer wandte sich an Jakob Hennes und Niklas Kagerer, die bis dahin still zuhörend nebeneinander gesessen hatten: „Da habt ihr eure Glaubensbrüder: der aus Angst um Ruh' und Sicherheit, der aus Gedankenlosigkeit, der aus Eigennutz, der aus stinkendem Haß und der da" — er wies auf das Pastörchen — „aus geistlicher Narrheit. Und ihr?"

Die beiden sahen ihn bedenklich an. Nach einem Weilchen legte Jakob Hennes ihm die Hand auf den Arm, die so groß war wie eine Schaufel, und sagte: „Ich bleibe, wo meine Leute bleiben. Da gehöre ich hin. Da kann ich atmen."

„Ha," krähte das Pastörchen, „es ist geschrieben, daß man Vater und Mutter und Weib und Kind verlassen soll und ihm nachwandeln."

„Ja, nachwandeln," meinte Hennes, „aber auf welchem Weg?"

„Suchet in der Schrift!"

„Da finde ich viel. Aber es allewegen aufs rechte deuten, ist wohl nicht unsere Sache. Ich denke, es kommt in Kirchensachen auf Treu und Glauben an und daß man geistlich trägt, was einem aufgelegt wird. Wozu sind die Oberen und die Lehre? Sie stehen dort, um aufzugeben. Ich stehe hier, um zu tragen. Sie müssen verantworten, was sie mir aufgeben. Mich wird's nur fragen, ob ich getragen habe. Scherer, du kannst einen so alten Knorren von Baum nicht mehr umpflanzen."

Niklas Kagerer nickte zu der Rede. „Du bist immer ein Hitzkopf gewesen," sagte er zu Scherer, „du wirst dich nicht mehr ändern; aber ich auch nicht. Das kann ich mir nicht ausdenken, daß ich nicht mehr in meiner alten Kirche sollte auf dem Presbyterstuhl sitzen. Es wird mir schwer genug sein, daß ich mich auf meine letzten Tage an eine neue Stimme von der Kanzel soll gewöhnen und an ein neues Gesicht. Aber an meinem Platz will ich bleiben."

„Der alte Kagerer," höhnte das Pastörchen, „hat eine Theologie wie eine Katze. Die bleibt beim Haus, ob da Luther gelehrt wird oder der Papst."

„Laß du die Katze, Hansnarr", sagte der alte Kagerer. „Ich bin kein Irrlichtelierer. In der alten Kirche kenne ich jede Steinfliese, jeden Riß in der Wand, jede bunte Scheibe in den Fenstern. Ich weiß, wie die Lichter vom Eingangslied bis zum Segen über die Wände und Bänke und Fliesen laufen, und ich kenne das Echo beim Lied und beim Amen. Laß du die Katze. Das ist keine hohe Gottesgelehrtheit, aber ein Kirchenwissen, wie's für den alten Kagerer paßt. Diese auswendigen Dinge sind lauter Merkzeichen für meinen inwendigen Menschen, und meine Gedanken sind drin verwachsen wie der Eppich in die Mauer."

Das Pastörchen suchte den Alten aufs neue irrezumachen: „Ihr sollt euch keine Bilder und äußeren Zeichen machen! Ihr sollt Gott dienen überall und nicht am Tempel hängen, sondern am Geist."

Aber der schwarze Scherer selber fuhr ihm in die Rede: „Halte dein loses Maul, Pastörchen! Du eiferst mit einem leeren Worteifer hin und her als ein Haselant und Geck. Laß mich ungeschoren mit dieser Helferschaft. Ich will lieber uneinig leben mit dem alten Kagerer als einig mit dir!"

An dem kleinen Nebentisch saß noch immer der Viehhirt Velten Eyb und grübelte vor sich hin. Die Tonpfeife war ihm kalt geworden und hing ihm lose vom Munde. Der Geiger klopfte ihm auf die Schulter: „Du, du, rutsche nicht unter den Tisch, Sinnierer!"

Velten Eyb sah auf und dem Geiger unruhig ins Gesicht. Ein paarmal setzte er zur Rede an, schwieg aber immer wieder kopfschüttelnd. Endlich sagte er mühsam, indem er mit den Augen auf das Pastörchen wies: „Was sagt er da von Luzifer? War der Engel weißester und wurde der Teufel schwärzester? Kann das sein?"

„So ist's erzählt."

„Das ist schlimm, schlimm."

Velten Eybs Lippen bewegten sich noch eine Weile wortlos. Er sank hinter dem Tisch in sich zusammen. Der Geiger betrachtete ihn halb spöttisch, halb mitleidig. „Velten," sagte er nach einer Weile, „laß dir nicht deinen dummen Kopf verwirren von einem Narren, wie das Pastörchen einer ist."

Der Viehhirt sah nicht auf, als er langsam antwortete: „Aber er redet immer mit der Schrift."

* * *

Durch den dunklen Wintermorgen kamen sie von allen Seiten hergegangen nach Lülsbruch. Die Bickweiler kamen das Biesetal aufwärts, abwärts kamen die von Steinbrücken und von Haselmühle den Haseler Weg her. Wo sie an den Siebenlinden vorbeikamen, begegneten sie den Leuten vom Heidenhof, die über die „Steinerne Treppe" von ihrer Höhe herunterstiegen. Auch die von Uhlenhorst kamen und viele kleine Gruppen und einzelne von den vielen Höfen in den Thälern und auf den Höhen ringsum, von Krähwinkel und von den Dreisteinen, aus der Kaffeekanne und aus den Fuchslöchern.

Die gingen schwer und nachdenklich durch die weichende Dunkelheit auf den weißen Wegen der Kirche zu. Als über der Heidenhöhe der Himmel erst glomm, dann glühte und endlich die Sonne heraufkam, da sah sie die Lülsbrucher Straßen voll schwarzen Menschengewimmels.

Der Pfarrer Leubing war nach einer unruhigen Nacht früh aufgestanden und ging schon lange in seiner kalten Stube hin und her, weil er sich nicht entschließen konnte, unten durch das Gastzimmer nach dem Herrenstübchen zu gehen, wo der Dekan beim Frühstück saß und hinaushorchte nach den erregten Gesprächen in der großen Gaststube.

Das erste Läuten war schon in der werdenden Morgenhelle verklungen. Leubing sah von seinem Fenster aus die Bickweiler Kirchgänger talauf kommen und an dem Haus vorübergehen, wenn sie nicht etwa noch in der „Güldenen Bretzel" kurz ankehrten. Jenseit des Tales und seines Baches sah er um den Ödberg herum die Uhlenhorster ihren Weg kommen. Vermummte Männer und Weiber; sie hatten etwas Feindseliges, so schien es ihm; sie kamen wie zu einem Gerichtstag.

Digitized by Google

Zu diesen, die er nicht kannte, sollte er sprechen, diese sollte er überreden, überzeugen, gewinnen. Keiner von ihnen war ihm verbunden, als vielleicht durch eine zähe vorgefaßte Abneigung. Er war ihnen ein Eindringling. Er war gesandt, um zu tadeln und zu schelten, aber er hatte das Gefühl, daß er selber erst der Rechtfertigung vor diesen bedürfe. Er dachte an den Dekan. Bedeuteten diese Bedenken an der eigenen Sache nicht eine Untreue durch Mißtrauen? Er dachte an Ebelowen. Wäre es nicht eitler Hochmut gewesen und lieblose Kahlheit des Herzens, nicht zu empfinden, mit wieviel gutem Glauben und gutem Recht dieser Gegner an der Stelle hing, von der man ihn entsetzte, an dieser Gemeinde, die man ihm absprach, an diesen Seelen, die man ihm abgewinnen wollte?

Leubings Schritt wurde schwer und schwerer, indem er mit solchen Gedanken rang. Er schreckte auf, als plötzlich die Tür sich öffnete.

Der Dekan trat ein. „Guten Morgen. Ich dachte mir, daß ich Sie so finden würde: Ihre Seele waffnend. Dies ist ein großer Tag, dies ist ein schwerer Gang, den Sie gehen. Ich will Sie nicht stören, wollte mich Ihrer nur vergewissern. Und noch eines: Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß hier unter den Leuten viel Erbitterung wach ist. Dieser Mensch Ebelowen verstand es, seine Leute zu verarbeiten. Man sagt mir, und ich vernehme es selbst aus nebenher vernommenen Gesprächen, daß bei vielen seiner Anhänger und namentlich bei den Bauernschaften der Umgebung ein recht fleischlicher Haß glimmt gegen den, der gekommen ist, um an Ebelowens Stelle zu stehen. Wir müssen einige Vorsicht üben. Nicht als ob ich Ihren Mut herabstimmen wollte. Im Gegenteil: Sie müssen heute ein Adler sein. Aber unser Mut sei klug. Es gehen Stimmen, die sagen, man solle den neuen Pastor nicht in die Kirche, nicht lebendig auf Ebelowens Kanzel kommen lassen. Und gewiß, es sind fanatische Elemente in der Bevölkerung. Ich rede von einer bloßen Möglichkeit, von einer schwachen Möglichkeit vielleicht, aber doch von einer Möglichkeit. Ich habe den Küster nach der Sakristei geschickt, Ihren Talar hierher zu bringen. Vor dem geistlichen Gewand haben diese Leute Achtung. Auch die Rabiatesten werden vor ihm zurückscheuen."

Leubing war unangenehm berührt. „Ich kann an solchen Haß nicht glauben," wandte er ein, „ich kann ihn aber auf keinen Fall fürchten. Ich gestehe, daß mich dies alles aufs tiefste bewegt. Ich war niemals in meinem Innersten so aufgewühlt. Mein Herz brennt mich, und mein Gewissen zittert. Aber ich finde nichts in mir von persönlicher Sorge."

„Um so mehr darf ich für Sie sorgen. Der Küster muß gleich hier sein. Da läutet es schon zum zweitenmal. Ich will Sie nicht länger in Ihrer Sammlung stören. Ich erwarte Sie, sobald das große Läuten anfängt."

Leubing blieb wieder allein. Er ging wieder schweren Schrittes in seiner Stube auf und nieder. Ab und zu blieb er am Fenster stehen, um über das Tal zu blicken, das jetzt gleißend in Morgensonne lag, und um zu sehen, wie diesseit die Leute von Bickweiler und jenseit die von Uhlenhorst talauf gingen, ernst, wie zum Gerichtstag.

* * *

In seinem Arbeitszimmer stand der Pfarrer Ebelowen am Fenster und sah nach seiner alten Kirche hinüber. Eben begann das zweite Läuten. Er öffnete das Fenster und fühlte, wie die Luft schütterte von dem nahen Schwung und Dröhnen der Glocken. Noch nie hatte sein eigenes Herz so mitgeschüttert. Er stand regungslos und horchte auf die starken Schläge der Glocken und seines Herzens.

Sachte ging hinter ihm die Tür auf und wieder zu. Seine Tochter trat leise ein und stand bei der Tür still. Doch er fühlte ihre Gegenwart. Nach einer Weile wandte er sich lächelnd zu ihr um.

Sie kam rasch auf ihn zu. Sie faßte seine Hand mit ihren beiden Händen. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern, um seinen Hals und preßte ihr Gesicht an seine Brust. Nach einer Weile bog er ihren Kopf zurück und sah ihr in sorgenvolle Augen. Er fuhr ihr über die Stirn.

„Ich befehle dir, froh und getrost zu sein", sagte er scherzend; und ernster: „Wofür fürchtest du und wovor?"

Thele sah ihn fest an: „Für dich und vor dir", antwortete sie.

„Törin, liebe Törin," sagte er und schüttelte leise den Kopf, „sei du fröhlich! Die Fröhlichen sind stark."

Ein paar Kinderschuhe klapperten die Treppe herauf und gegen die Tür. Der kleine Peter polterte herein und stand den beiden mit unwilliger Miene gegenüber. „Wo bist du denn, Thele? Ich bin so allein. Ach, und du, Vater, zieh dir doch deinen schwarzen Kirchenmantel an! Es läutet schon. Muß ich heute mit in die Kirche? Ich will lieber hierbleiben und spielen. Ich spiele: Die Küchenbank ist mein Schlitten. Thele soll mein Pferd sein. Kann sie auch lieber hierbleiben? Oder können wir mal richtig raus? Mit meinem richtigen Schlitten? Ja? Ich denke mir, sonst ist der liebe Gott böse. Sieh mal, er macht uns den Schnee und den Schlitten, und dann fahren wir nicht. Ich denke, das macht ihn traurig. Komm, Thele!"

Ebelowen hatte dem schwatzenden Kind die Hand in den Nacken gelegt und sah ihm in die offenen Augen: „So lauf nur zu deiner Küchenbank, Bübchen," sagte er, „Thele kommt auch mit. Und vielleicht könnt ihr später auch noch hinaus zum Schlittenfahren."

„Ja, Vater, und Velten Eyb will auch mein Pferd sein. Er hat es mir versprochen. Und er will mir auch meinen Schlitten rot anstreichen."

„Das ist recht. Das wird sehr schön aussehen."

„Und vielleicht noch blau und weiß zur Verzierung. Ob er es wohl heute machen kann?"

„Du mußt einmal fragen, wenn du ihn siehst. So, und nun lauf nach deiner Küchenbank."

„Na, dann komm, Thele!"

„Ja, Thele, geh mit ihm!" Ebelowen legte die Hand an Theles Wange. „Dies ist wirklich sehr wichtig, Kind. Sorge, daß dies bleibt, der Glanz von dieser Freude und diesen Augen."

Thele nickte. Sie stand mit zusammengepreßten Lippen. Sie wandte sich und trat ans Fenster. Sie sah hinaus nach der Kirche und auf die durch Schippe und Besen vom Schnee befreiten Steinfliesen des Weges, der am Pfarrhaus vorbei über den alten, verschneiten Friedhof hinüber zum Kirchenportal führte. Da sie wieder ihrer Rede Herr geworden war, sagte sie:

„Und du sollst wirklich heute diesen Weg nicht gehen in deinem schwarzen Talar? Und du sollst wirklich nicht mehr durch diese Tür gehen, und ich soll nicht mehr drüben an meinem Platz sitzen und dich durch die Reihen vorübergehen und dich auf deiner Kanzel stehen sehen?"

„Kind, das sind auswendige Dinge."

„Seit ich denken kann, Vater, ist mir die Andacht in ihnen erschienen und stellt sich mir in ihnen das Heilige dar. Mir ist, als müßte diese Kirche ohne deine Rede ein Ding ohne Seele bleiben. Und es ist mir, als ob deine Rede und Predigt überall sonst ins Leere, Grenzenlose, ohne Widerhall verklingen müßte."

Ebelowen faßte sie schier heftig an der Schulter. „Wohnt Gott in diesen Steinen?" Der Geist ist es, der lebendig macht. Den haben wir im Wort. Den tragen wir mit uns. Wir sind Gottes Tempel. Wo wir gehen, geht Gottes Priestertum. Wo wir stehen, ist seine Kirche. Wo wir beten, ist der Altar. Kind, wir haben den Geist und haben das Wort."

„Ist dieser Geist so hart, daß er so gar abstößt? Und das Wort so scharf, daß es wie Messer schneidet und scheidet? Ist dies alles so schwer und dunkel?"

Digitized by Google

Ebelowen legte die Hände auf seiner Kinder Häupter und sagte sanft: „Es ist dem Kinde licht und hell. Es ist dem Manne schwer und dunkel. Es muß jedes damit ringen und daran tragen nach seiner Kraft. Es wird jedem so viel Widerstand geweckt, als er zu überwinden vermag. Ihr seid Kinder und fröhlich im Spiel. Ich will fröhlich sein im Kampf. Geh mit dem Bübchen, Thele!"

„Ja, Thele, komm doch, komm", bettelte das Kind.

Thele bückte sich zu ihm und nahm es in die Höhe. Der Junge jauchzte und strampelte mit den Beinen wild in der Luft, bis sie mit dem Ungebärdigen zur Tür hinaus war.

* * *

Einzeln, paarweise, truppweise gingen die Leute zur Kirchenpforte ein. Aber viele säumten auf der Straße und vor dem Pfarrhause. Die waren dem neuen Pfarrer unfreundlich gesinnt und hielten es mit dem alten, oder sie waren unsicher und unschlüssig, schwankten zwischen der alten Kirche und dem alten Pfarrer.

Jan Lorkes ging hin und her, von Gruppe zu Gruppe, und suchte Schwankende zu einem entschiedenen Kirchgang bei dem verordneten neuen Pfarrer zu bereden. Das Pastörchen ging hin und her, suchte die Sicheren irre zu machen und die Unsicheren zu ängstigen. Der alte Scherer stand in seinem feierlichsten Sonntagsstaate bei der Treppe des Pfarrhauses und hielt durch seinen Anblick und sein Ansehen viele um sich zusammen, die entschlossen waren, zu Ebelowen zu stehen. Nahe bei dieser großen Menge stand auch der Geiger und Korbmacher Adam Zerngiebel, und bei ihm Velten Eyb.

Da waren Peter aus dem Kräwinkel und Minchen aus der Kaffeekanne mit ihren Eltern und Verwandten. Peter und Minchen hatten für heute ihr erstes Aufgebot bestellt. Über zwei Stunden Weges waren sie durch den Schnee und die weiße Dunkelheit des Wintermorgens hergekommen, um altem Brauch zu folgen. Und nun auf einmal auf der Straße vor der Kirche hörten sie, daß nicht mehr der alte Pfarrer sei. Das traf sie wie ein Unglück. Sie wurden irre und schwankend. Es war plötzlich etwas so ganz anderes, als was man in Gedanken hergetragen hatte. Sie redeten halblaut und scheu untereinander, und Minchen trat von Peter weg zu ihrer Mutter und schämte sich vor den Leuten, als ob ihr plötzlich ein Makel anhinge.

Jan Lorkes sah die Verwirrung und Unschlüssigkeit dieser Gruppe. „Ha," rief er, „da seid ihr aus dem Kräwinkel hergekommen. Hätt's euch sagen können, daß ihr hier heute Ärgernis findet. Hab' eh am Anschlag gelesen, daß die Jungen sich wollen von der Kanzel werfen lassen. Ja, da steht ihr nun und wißt nicht, ob vorwärts oder rückwärts. Und wer ist schuld daran? Wer hat hier alles unsicher gemacht? Wer hat die Gemeinde aufgewiegelt, daß sie in Haufen gegeneinanderstehen? Alles der eine Ebelowen. Und alles aus Halsstarrigkeit. Wenn sie sich nachher in der Kirche bei eurem Aufgebot schlagen sollten wie im Wirtshaus, könnt ihr euch bei *ihm* bedanken. O ihr Menschen, so was ist noch nicht erhört worden, daß die Leute am Sonntag müssen vor der Kirche stehen und wissen nicht, ist es mehr Sünde, hineinzugehen, oder mehr Sünde, draußen zu bleiben. O ihr Menschen, dafür bedankt euch bei Ebelowen!"

Das Pastörchen war auch hinzugetreten. „Was?" krähte es. „Aufgebot, Verlöbnis, Hochzeit in *den* Zeiten, in *der* Ungewißheit, bei *dem* Ärgernis? Seid ihr auch klaren Gewissens? Wißt ihr auch, welches der rechte Segen ist, der alte oder der neue? Der rechte Mann, der alte oder der neue? Ist das eine Sache, um sie zwiefältigen Herzens abzutun? Beim alten Pfarrer habt ihr den Segen bestellt; beim neuen wollt ihr ihn abholen? Leutchen, Leutchen! Oder wollt ihr zum alten dennoch gehen, den die Oberen verworfen haben? Der nicht mehr am Amt ist, und dessen Aufgebot vielleicht keine Kraft mehr hat? Leutchen, Leutchen, überdenkt es zehnmal, ehe ihr's tut."

Peter aus dem Kräwinkel stand mit rotem Kopf und redete angelegentlich mit seinem Vater und dem Brautvater. Minchen, die Braut, hielt ihr Taschentuch vor die Augen und weinte. Da entschloß sich der Brautvater, der alte Hanjochen, und trat an den schwarzen Scherer hin, der wie eine Ehrenwache auf den unteren Treppenstufen zu Ebelowens Pfarrhaus stand und den großen Haufen überragte, der sich zu ihm hielt. Das war ein Mann von Ansehen; daran ließ sich ein Anhalt finden. Hanjochen aus der Kaffeekanne trug dem alten Scherer seinen Fall vor.

„Ich will euch nicht beschwatzen," sagte der, „wie andere hier tun. Aber wenn ihr mich fragt, kann ich euch nur raten, wie ich's meine. Ich meine aber: Bleibt wie ihr seid. Wo man richtiger lehrt, mögt ihr schwer entscheiden. Ihr seid keine Schriftgelehrten. Aber ihr könnt euch die Leute ansehen hier und dort. Wer macht euch irrig? Das Pastörchen. Wer ist das? Ein Schwätzer. Wer redet gegen Ebelowen? Jan Lorkes. Was ist der? Ein Sack voll Gift und Haß. Wer steht hier? Seht sie euch an! Sind das Leute, deren man sich zu schämen braucht? Ihr kennt sie oder viele davon. Hier steht Philipp Erlenwein; dort ist Jakob Lindemann; dort der alte David Duster. Ihr wißt, was für Männer das sind. Wir stehen hier zum alten Pfarrer, und wenn ihr wollt, stehen wir zu euch, und was wir gelten, geltet ihr."

Der alte Hanjochen erwiderte nichts. Aber er winkte seiner Frau und seiner Tochter, winkte seinen Gesippen und denen aus dem Kräwinkel, und sie traten zu der Menge, die sich um Ebelowens Haus und Treppe scharte. Die Leute machten Platz, und die Brautleute mit den Ihren traten an die unteren Treppenstufen, dicht zu dem alten Scherer. Dann schloß sich die Menge wieder im Halbring um sie zusammen. Sie fühlten sich in eine Gemeinde gültig aufgenommen. Sie sahen wieder freier um sich, und die Braut hörte auf zu weinen und wagte wieder an Peters Seite zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Gedichte von Edith von Troesch.

Nächtliche Wanderung.

Kühle Winde, blasse Weiten.
Langsam stirbt der Sonne Schein,
Fröstelnd muß ich rascher schreiten
Über Moos und Felsgestein.
Dämmrung hat mich längst
umschlungen,
Da ich zu den Höhen will,
Wachsend aus den Niederungen
Kroch sie bergwärts, grau und still.
Weithin hallt mein harter Schritt,
Fast, als ob's ein and.er wäre,
Tausend Laute wandern mit
Und verklingen in der Leere.
Flüstern hör' ich hinter mir:
„Warum störst du unsre Reise?
Warum schreitest du nicht leise
Wie des Nachts das Waldgetier?"
Und ich hielt im Wandern an,
Ließ auf einen Fels mich nieder,
Tief in fremder Mächte Bann
Hörte ich der Urwelt Lieder:
Winde, die ums Haupt mir bliesen,
Sternensang und Wolkergang
Und die Wucht der Felsenriesen,
Die erschütternd mich durchdrang.

Das Schiff der Wünsche.

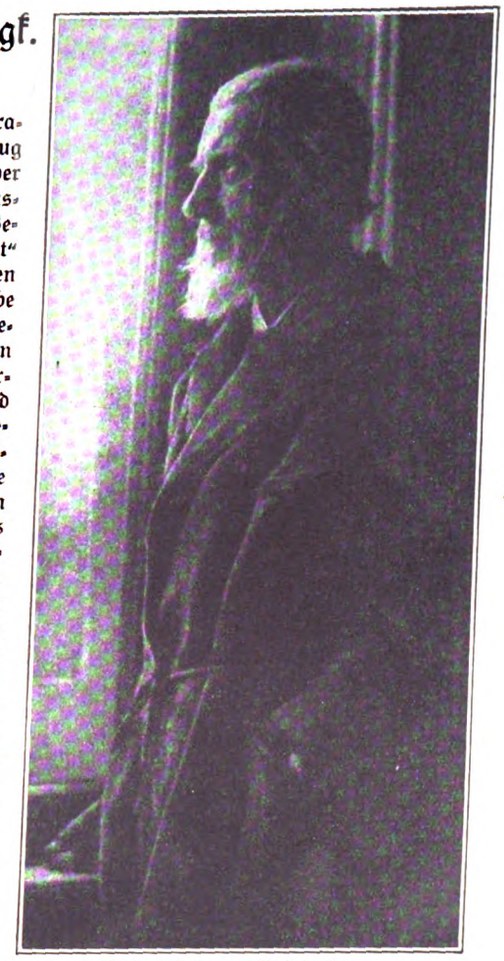
Es landet ein buntbewimpeltes Schiff
An einem einsamen Felsenriff.
Es trägt die Wünsche von vielen Leuten,
Die manches erhofften, ersehnten, bereuten.
Und jeden Abend landet das Schiff
Der Wünsche an jenem Felsenriff.
Dort wohnt eine Göttin seit tausend Jahren
Mit Saphiraugen und goldenen Haaren,
Die prüfet die Wünsche, erfüllt sie nach Macht
Und sendet sie heimlich in stiller Nacht
Als Traum, als Tod, als Wahrheit
In des Lebens groteske Narrheit.

Digitized by Google

Der Alte von Braunschweig * Von Franz Wugk.

Zu Wilhelm Raabes zehntem Todestag.

„Braunschweig! Von elters her berühmt durch Heinrich den Löwen, den ‚Heldenherzog' Friedrich Wilhelm, Wurst und Honigkuchen. Neuerdings durch Spargel und Wilhelm Raabe." So schrieb einmal launig der Alte von Braunschweig. Er hat es — wohl ihm — nicht mehr erlebt, daß die Zeit des Wahnsinns, der Schande und des Massenverbrechens der alten Okerstadt noch ganz andere Kränze für ganz andere Berühmtheiten winden sollte. Vor zehn Jahren ging er zum letztenmal durch die Straßen, die er so oft in seinen Geschichten uns durchwandern ließ. Raabe war kein „Heimatdichter" und wollte auch keiner sein. Das stolze, schöne Wort des Freiherrn vom Stein, das Raabe seinem letztvollendeten Werk an die Stirne schrieb, war auch sein Wegweiser gewesen: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" Aber das Kind von Eschershausen blieb eben doch ein echtes, treues, gutes Erngewächs braunschweigischen Bodens, trotz der Magdeburger und Berliner Lehr- und Wanderjahre und trotz der langen, sonnigen Zeit im lieben Schwabenlande. Hören wir den Namen Raabe, sehen wir die Türme von Braunschweig oder die stillen Winkel von Wolfenbüttel oder die Wälder und Wiesen des Weserlandes und der Vorberge des Harzes. Und durchstreifen wir die Gassen zwischen Martini- und Katharinen-Kirche, so werden wir fortwährend den Bewohnern der Raabe-Welt begegnen. Das ganze Braunschweig ist dann nur eine vergrößerte Kröppelstraße, und wir sehen mit den Augen der Base Schlotterbeck die Schatten der Gestorbenen, mit denen wir durch Raabe gute Freundschaft geschlossen, und mit denen wir so herzlich gelacht und geweint hatten. Wir fühlen den großen Alten im langen Rock und Schlapphut uns zur Seite gehen und hören seine Worte lächelnder Entsagung, bitteren Ernstes, sanften, starken Trostes und reinster Menschenliebe. „Hab' acht auf die Gassen, blick' auf zu den Sternen!" Es waren Braunschweigs Gassen, es waren die Sterne, wie sie ins braunschweigische Herz scheinen, die unserem Raabe diesen berühmten Spruch seiner Lebensweisheit eingegeben haben. Und wenn Raabe die Verse schrieb: „Über den Marktplatz zu schweifen — Durch die Gassen zu streifen — Licht aus Schatten zu greifen — Das ist Dichterberuf!" so war es abermals braunschweigisches Licht, das er in braunschweigischem Schatten fand. Wohl machen wir an seiner Erzählerhand Ausflüge nach Berlin und Magdeburg, ins Land des trefflichen Stiftlers Pechlin, nach Thüringen, nach Kopenhagen, Holland und in tropische Fernen; aber so ganz zu Hause fühlt sich Raabe doch nur zwischen den blaugelben Grenzpfählen und ihrer Nachbarschaft. Oft hat er die heimischen Schauplätze seiner Dichtungen genannt, oft aber nennt er sie auch nicht, und doch empfinden wir dann in jedem Satz die braunschweigische Umwelt. Zu einem Bilde des Altstadtmarkts schrieb Raabe einmal: „Städte wie Menschen tragen oft einen Zug im Gesichte, der sich fast unauslöschlich dem Gedächtnis einprägt" — einen solchen Zug fand Raabe mit Recht in diesem gemauerten Zeugen der uralten Pracht und Schönheit der niedersächsischen Bürgerherrlichkeit. Die Kirche des heiligen Martinus und das Rathaus stammen aus dem 13. Jahrhundert; der Brunnen wurde am 25. November 1408 — am Tage der heiligen Katharina — gegossen. Aus ihren Mauernischen haben, wie Raabe es so malerisch schildert, der große Städteerbauer Heinrich mit seiner Mathilde, der Löwe Heinrich, Kaiser Lothar und die vier Ottonen mit ihrem burgundischen, griechischen, aragonischen und hohenstaufischen Kaiserinnen auf manche tolle Lustbarkeit oder blutige Tragödie hinabgeblickt. Mancher Stein und manche Geschützkugel sind seit tausend Jahren auf die alte Stadt hinabgekracht — aber immer hat Braunschweig seine reiche Mauerkrone hochgehalten, und der rote Löwe — wie wir ihn vor der Burg Dankwarderode sehen — hat sich unter dem heiligen Schutz des ehrwürdigen Doms allezeit tapfer gegen äußere und innere Feinde gewehrt; nicht zum wenigsten auch gegen die eigenen Landesherren. „Wenn eine deutsche Stadt ein ruhiges, behagliches Greisenalter verdient hat, so ist es dieser stolze Vorort des Niedersachsenlandes. Möge es ihm zuteil werden."

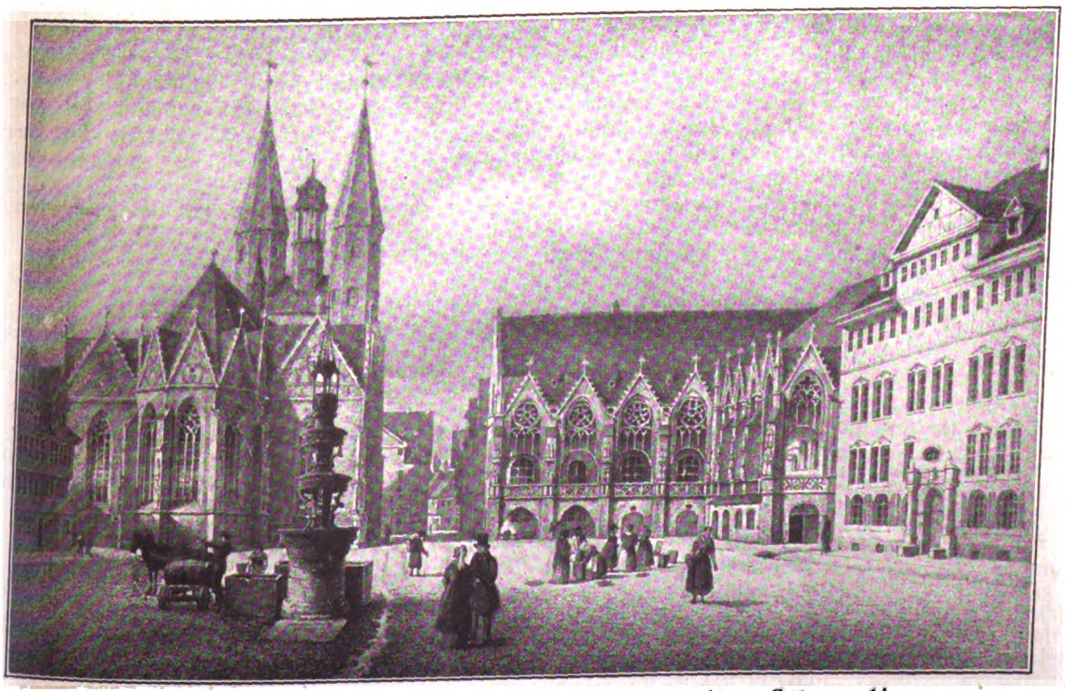


Originalaufnahme von Prof. F. Timmer.

Wilhelm Raabe, am Fenster stehend.

Photogravürenverlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel.

Nahe vor dem Steintor erhebt sich das Kloster Riddagshausen, das höchsten Ruhm im ganzen Mittelalter genoß — und am Lustschloß Altrichmond vorbei gelangen wir nach Wolfenbüttel, dessen im 17. Jahrhundert gegründete Bibliothek durch Leibniz und vor allem Lessing zu solchem Ansehen kommen sollte. Hier hat der im kleinsten Städtchen des Herzogtums Eschershausen geborene und in Holzminden und Stadtoldendorf aufgewachsene Raabe wichtige Entwicklungsabschnitte durchge-



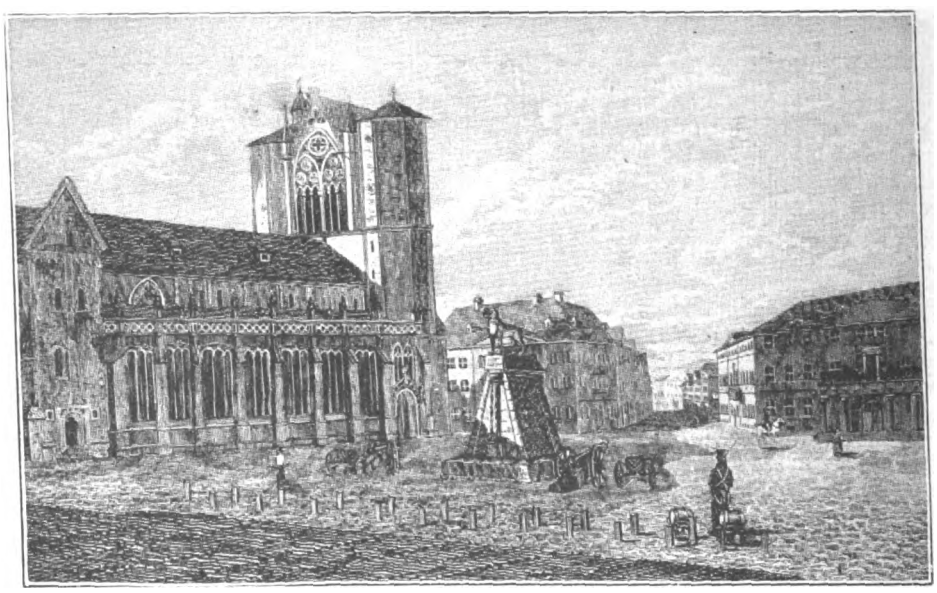
Der Altstadtmarkt zu Braunschweig. Nach einer alten farbigen Lithographie.

Digitized by Google

macht. In Wolfenbüttel werden uns verschiedene „Raabe-Nester“ gezeigt; seit 1901 hat die „hübsche, stille, kleine Stadt“ auch eine Wilhelm-Raabe-Straße. Draußen liegt die „Weiße Schanze“, und dem Freunde von Raabes „Stopfkuchen“ geht hier das Herz auf. An der Straße nach Braunschweig können wir im „Großen Weghaus“ einkehren, dem Hauptquartier der „Kleiderseller“, die sich hier am ersten und dritten Sonnabend jedes Monats versammeln. Die Aufgabe dieser „ehrlichen Kleiderseller“ war es ursprünglich gewesen, alte Bilder, Waffen, Geräte, Schriften, Münzen sowie sonstigen geschichtlich oder künstlerisch wertvollen Kram und Trödel für das entstehende Museum aufzustöbern und einzuhamstern. Später wurde daraus eine vom Raabe-Geist durchwehte Gesellschaft von Männern, die das Zeug dazu in sich haben, dann und wann sich aller Hemmungen, Unterschiede, Bedingungen, Ketten des sogenannten wirklichen Lebens zu entledigen und rein als Menschen unter sich „einen gesunden Atemzug zu tun“. Lange Zeit war das Lager der Kleiderseller im „Grünen Jäger“ gewesen, und alles, was in einer erreichbaren Entfernung von „Krähenfelde“ hauste, eilte herbei, die erlauchte Gesellschaft und ihr Oberhaupt zu begrüßen und zu bewundern.

Ein Stammgast war Raabe auch im Braunschweiger Künstlerklub „Zum feuchten Pinsel“, und jeden Abend las er im „Großen Klub“ seine Zeitungen, und jeden Abend trank er in der Herbstschen Weinstube (nahe am Bahnhof) seine halbe Flasche Rotwein. Die Ungunst der Zeiten hat heute diesen Stammtisch etwas in Vergessenheit gebracht, denn die Tafelgenossen Raabes waren zwar reich an Gaben des Herzens und Geistes, aber nicht reich genug an irdischem Gut, um allabendlich sich den Rebensaft einzuflößen, der im Zeitalter der sozialen Demokratie ein Vorrecht der schiebenden Kriegs- und Revolutionsgewinnler geworden ist. Wer aber nach Braunschweig kommt, wird von den Getreuen freundlich empfangen und mit Vergnügen zu allem hingeleitet, was sehenswert und denkwürdig für den Raabefreund in Braunschweig ist — und das ist so viel, daß man immer einige Tage zulegen muß; und sehr gern zulegt, denn das Pflaster und die Luft sind da günstig für Dichter, Künstler und Geschichtsgrübler — trotz der neuen Merges-Mode im politischen Leben. So pilgern wir denn auch nach der Leonhardstraße, wo Raabe gewohnt hat und wo er von seinem Fenster aus den großen Platz betrachten konnte, auf dem sich Braunschweiger Jugend im Turnspiel kräftigte. Dieselbe „Elektrische“, die uns zu Wilhelm Raabes Wohnhaus fährt, bringt uns auch nach dem Friedhof, wo sie vor nun zehn Jahren dem „alten Botenläufer“ die letzte irdische Ruhestatt bereitet haben. Oft hat er uns in seinen Werken an das Lager von Sterbenden treten lassen. Mit dem Gedanken an den Tod hatte er sich längst vertraut gemacht. „Damit bin nun im reinen!“ sagte er. Am 15. November gegen Abend erlosch dies Licht — sanft, klar, warm bis zum letzten Augenblick. „Und gib uns deinen Frieden — Amen!“ Leise wie ein Kind, das sein Abendgebet spricht, läßt Raabe seine Phöbe (in den „Unruhigen Gästen“) dies Segenswort sagen. Mit Kirche und Katechismus hat Raabe es nicht sehr genau genommen, und doch hat er als guter, wahrer Christ gelebt und ist als guter, wahrer Christ im Sinne von Minchen Ahrens aus Altershausen gestorben. „Ja, ja, wenn es Gottes Wille gewesen ist, so ist es auch der meinige gewesen.“

Auf dem großen Sohl im Hilsgebirge nahe dem heimatlichen Eschershausen ist — noch zu Lebzeiten Raabes — ein Denkmal errichtet. Zwischen diesem Denkmal und dem Braunschweiger Grabstein hat sich Raabes Leben abgespielt. In diesem Land hat er den Schüdderump rumpeln gehört, hier hat ihm die Schusterlampe ihre Geheimnisse gestrahlt, hier liegen seine Vogelsangs, Krähenfelde, Bumsdorf und Nippenburgs, hier seine „versunkenen Gärten“, hier die vielen „alten Nester“, hier die Katzenmühlen, von hier kamen seine Leute aus dem Walde. Von hier stammen seine Lieblingshelden — insonderheit sein guter Herzog Ferdinand —, und hier erblühte der holde Kranz von duftigen Frauenblumen. Hier wuchert auch das Gestrüpp der Sonderlinge, Träumer, verschrobenen alten Jungfern, halb oder ganz verrückter Welträtseldeuter. Man hat Raabe oft mit Gottfried Keller einerseits, mit Fontane andererseits verglichen. Wer aber das ganz und gar Unvergleichliche in Raabe erkennen und genießen will, muß das ausgesprochen Niederdeutsche, das Braunschweigische in ihm verstehen. Und dieses Eigenste, was ihn von Keller und Fontane trennt, ist vielleicht sein Bestes. Wer unter einem Humoristen einen Spaßmacher meint, bleibe fern von Raabe; zu lautem Lachen kommen wir in dieser Welt nie, wohl aber zum stillen, oft tränenfeuchten Lächeln — und dann zum verhaltenen Schluchzen und schließlich zum befreienden Aufatmen; zur erlösenden Überwindung der schlimmen Welt und des Weltlichen in uns selbst; wir gelangen ins Reich „wo es nicht mehr aufs Erdenwetter ankommt“, ins Reich der Mechtilde Grosjin. „Die Erde ist für uns beide untergegangen, aber wir beide — du und ich — sind doch gerettet“ ins Reich, in das Else von der Tanne die Seele des Predigers Friedemann Leutenbacher entführte; ins Reich der Frau Claudine und der schönen Nicola. „Sie weinen nicht mehr, dort hinter den Blumen, dort unter dem morschen Dache. Sie sitzen still, und still ist es um sie her, sie verlangen nichts mehr.“ Wie sein Hans Unwirsch hatte auch Wilhelm Raabe auf alle Höhen steigen, geheimste Wunder ergründen wollen. Aber aus dem gewaltigen Sehnen, unendlichen Schweifen war er heimgekehrt ins Land von Braunschweig. „Nun sind umschlossen — im engsten Ringe — im stillsten Herzen — weltweite Dinge.“



Der Dom zu Braunschweig. Nach einem alten Stich.

Ein solcher Dichter und Denker, ein solches Lebensevangelium ist nicht für den großen Markt und die Menge. Noch im Jahre vor seinem Tode beklagte sich Raabe: „Ich habe eben kein Glück, weder in meinem Volk (außer den Besten!), noch im Buchhandel gehabt. Inwiefern ich selber daran schuld gewesen bin, weiß ich recht wohl.“ Aber die Zahl der „Besten“ ist heute doch schon gewaltig groß geworden — wenn auch immer noch viel zu klein. Daß Wilhelm Raabe selbst einer der Besten, weil einer der Deutschesten war, die uns vom alten Alliierten da oben geschenkt sind, wird heute — zehn Jahr nach Raabes Hinscheiden — von niemand mehr bestritten werden. Um das Grab auf dem Braunschweiger Friedhofe schlagen heute Hunderttausende von dankbaren Herzen!

Das wandernde Herz * Lied im Volkston * Von Wilhelm Poeck.

Ein Herz will hin zum andern,
Das ist sein Lebenslauf,
Denn wie die Sterne wandern,
So tun's die Herzen auch.
Sie rennen zu viel Hausen,
Sie büßen in viel Klausen
Die Luft mitsamt dem Rauch.

Die Sternen an dem Himmel,
Die wissen ihren Weg.
Herzen im Weltgetümmel,
Die irren grad' und schräg.
Gar niemand tut sie führen,
Sie müssen es probieren,
Bis sie der Tod hinlegt.

Und grämen sich die einen
In ihrer schwarzen Trub',
Tun wohl die andern weinen:
Lieb Herz, wo bliebest du?
Konnt' keins das andre finden,
Sie waren ja die blinden,
Schenk' ihnen Gott die Ruh!

Digitized by Google

Ländliche Geselligkeit * Von Agnes Harder.

Ganz erloschen war sie in den Jahren des Krieges. In der Stadt „behalf" man sich. Wenn möglich, behielt man wenigstens seine Teegäste. Zu unmöglichem Kuchen aus Möhren und Haferflocken, von denen man sich einredete, daß sie „fast" wie Friedensgebäck schmeckten. Das hätte man auf dem Lande nicht nötig gehabt. Nährte sich doch die entstehende Verstimmung der Verbraucher gegen die Erzeuger hauptsächlich vom Neid der an die Ration Gebundenen auf die Selbstversorger. Nein, zu einer Geselligkeit auf dem Lande fehlten — die Menschen! Männer und Söhne waren im Feld. Und die Frauen hatten plötzlich so ungeheure Pflichten zu tragen, wurden so erdrückt von der Verantwortung gegen die Abwesenden, gegen das Vaterland, dessen notwendigste Stützen sie plötzlich sein sollten, daß ihnen gar kein Gedanke an Geselligkeit kam. Höchstens schleppte man im Sommer soviel Verwandte und Freunde mit durch, als die Verhältnisse gestatteten. Das war aber dann auch alles.

Dann kam der sogenannte Frieden. Männer und Söhne kehrten heim. Aber während man den Kranz wand, der sie willkommen hieß, starrten die Augen auf die Rosen, die fehlten. Doppelt schwer bäumte sich der Schmerz um das Verlorene auf in dieser bitteren Heimkehr. Der Taumel der sinnlosen Vergnügungen, der in der Stadt mit dem Augenblick des Waffenstillstandes einsetzte, fand auf dem Lande kein Echo. Hier trug man gemeinsamer an der Erniedrigung des Vaterlandes. Auch hatten die Fesseln der lähmenden Zwangswirtschaft sich nicht gelockert. Nein, weniger als je dachte man auf dem Land an Feste. Nur die heiligen Zeiten feierte man in der Kirche inniger und tiefer.

Aber die Sommergäste waren geblieben. Ja, ihre Zahl hatte sich womöglich noch vermehrt. Gab es doch Unzählige, die sich von den Beschwerden des Feldes erholen mußten, von der seelischen Folter der Gefangenenlager, den Internierungen, dem monatelangen Schlafen im Gummimantel, der Unterernährung. Die Güter in Ostelbien, die vielgehaßten, die allein aus genauer Kenntnis die Grundlage dieser kurzen Betrachtung ergeben, verdienten sich da einen Gotteslohn. Studenten, die sich auf ihren Doktor vorbereiteten, junge Tänzerinnen, die sich erholen sollten, Geiger, Maler, Schriftsteller erweiterten plötzlich einen Kreis, dem man nie einen anderen Vorwurf als den zu strenger Abgeschlossenheit hatte machen können. Denn das starke Beharrungsvermögen des Landmenschen, die eigentliche Grundstimmung der alten konservativen Lebensauffassung, färbte auch auf seine Erholungszeit, auf die Geselligkeit, ab. Die jüngeren Söhne, fast immer Offiziere und Regierungsbeamte, fanden sich selbstverständlich in den kurzen Ferien in den Ton des Hauses zurück. Der Hauslehrer, die Erzieherin paßten sich von selbst an. Die Landgeselligkeit vor dem Kriege war sehr herzlich, durch die Jugend oft reizend belebt und heiter, frei von törichten Konventionen — aber nicht gerade geistig anregend. Denn in der Politik, die im Kreis der Männer immer eine große Rolle spielte, wurde ein Abweichen vom Parteiprogramm nicht geduldet. So verschwenderisch wie in reichen Stadthäusern war die Aufnahme nie. Es war nur alles sehr reichlich vorhanden.

Darin hat der Krieg nun den stärksten Wandel geschafft. All die heimkehrenden Söhne hatten eine Welt gesehen. Hatten Menschen aller Art kennengelernt und tausend Fähigkeiten zu Liebe und Haß, zum Genuß und zur Arbeit aus der Seele sprossen gefühlt wie junge Saat. Für ein Leben war Stoff zu Gesprächen da. All die Erholungsbedürftigen aber, die Sommer- und Wintergäste, gaben den bunten Einschlag in das Gewebe. Man fand es plötzlich ganz natürlich, daß der Tisch aus der Mitte des Zimmers entfernt wurde und die junge Tänzerin im leichtesten Gewand zur „blauen Donau" einherwirbelte oder zu einem schwermütigen Chopin indische Gebetstänze vorführte. Sie durfte ruhig auch als Puck im Garten auftreten. Der Student, der Regisseur werden wollte, aber auch nach dem Vortragspodium der Großstadt strebte, las im größeren Kreis Rainer Maria Rilke oder Däubler, ohne daß die Bäume vor Schreck ihre Blätter abwarfen. Man ließ die in diesen Wochen entstandenen Skizzen des Malers von Hand zu Hand gehen und äußerte sich dazu. Man fühlte plötzlich ganz deutlich: In dieser Zeit geistiger Not war dem Lande noch eine andere Aufgabe vorbehalten als die bis zum Überdruß gepredigte Ernährung des Volkes unter dem Selbstkostenpreis, soweit es sich um abgabepflichtige Werte handelte. Nein, auch Kulturhüter mußten die abgelegenen stillen Güter werden. Hier mußte sich kräftig aussprechen, ausdichten und vielleicht auch austanzen, was die tollgewordene Großstadt abstieß oder was von ihr abgestoßen wurde.

Daß auf dem Lande, wenn einmal getanzt wird, der Ton anders ist als auf den Dielen der Hauptstadt, braucht nicht betont zu werden. Natur schützt immer vor Verrohung, wenn sie auch von jeher ebenso in Feindschaft zur übergreifenden Zivilisation stand. Solche Gegensätze sind nicht erst seit dem Rokoko beliebt, und noch die Birch-Pfeiffer konnte in ihren geschickt zurechtgemachten Stücken, wie in „Dorf und Stadt", davon zehren.

Warum in diesem Augenblick die Gedanken zum „Vikar von Wakefield" schweifen? Vielleicht, weil das Pfarrhaus auf dem Lande immer eine gesonderte Stellung einnimmt, ohne daß man es doch aus der Landgeselligkeit streichen kann. Liegt es in einem Bauerndorf, so ist ihm die Pflege einer allgemeinen Geselligkeit Pflicht, die sich fast nur auf den Winter beschränkt, das sommerliche Kirchenkonzert abgerechnet, das die Frau Pfarrer als Vorstandsmitglied des Vaterländischen Frauenvereins veranstaltet, und das von einem gemeinsamen Kaffee im Dorfgasthaus gekrönt wird. Was zum Wintervergnügen gehört, meist eine Theateraufführung, in der man einmal sogar nach der „Jungfrau von Orleans" griff, mit einer neuen Jungfrau für jeden Akt, um möglichst viele glücklich zu machen — das brauchte eine Abhandlung für sich, eine ziemlich umfangreiche dazu, denn hier setzt das Soziale ein. Anders steht es mit der Privatgeselligkeit der Landgeistlichen. Besonders in der Nähe der Universitäten sind Pfarrhäuser vor allem mit hübschen Töchtern das Wanderziel manches Studentenausflugs. Hat man sich dann gar zu sehr verplaudert, versungen und verlesen, sind Novalis und Hölderlin, Eichendorff und Storm gar zu süß und beseligend gewesen, so weiß sich die vorsorgliche Hausfrau zu helfen. Sie hat bei der sanges- und dichterseligen Jugend ausgehalten bis zuletzt, während der Pfarrer sich leise drückte. In die Nacht hinaus läßt sie die jungen Freunde nicht. Aber einen reinen Bezug und frische Handtücher droben im Gaststübchen mag sie ihnen auch nicht opfern. So gibt sie den jungen Gästen ein Kissen und eine Decke. Sofa und Diwan sind behaglich genug — und im Morgengrauen klinkt jemand leise die Tür auf und sieht nach dem freundlichen Haus zurück, abschiednehmend wie der Wanderer auf dem Schwindschen Bilde.

Landgeselligkeit! Wie wird heute die Tafel geschmückt? Mit einem dicken Kranz der schönsten Jahresblumen in der Mitte oder mit Streublümchen nach Art des Meißener Porzellans? Wer macht die Sträuße? Die Fülle sichten ist auch eine Kunst. Und hier ist ja Fülle, von den blauen Veilchen an bis zum roten Herbstlaub. Sonst ist manches anders geworden in der Aufnahme. In den Straßen der Stadt hört man jetzt im Vorübergehen oft Bruchstücke von Gesprächen wie: „Da gab es wieder eine Zeche von über 1000 Mark!" — Oder: „Ein Platz in der Diele 60 Mark und dann der Wein." Das alles, Dielenzauber und Kinos, aber auch gutes Theater und Konzerte, entbehrt der Landbewohner. Bei den heutigen Reiseschwierigkeiten viel mehr noch als früher. Selbst das tägliche Glas Bier, an das die meisten Männer so gewöhnt sind, fällt hier fort. Es wird nicht etwa durch Wein, sondern meist durch Buttermilch ersetzt. Die Bewirtung liefert immer das Gut selbst, der Garten und die eigene Jagd. Die Kriegszeiten, in denen es oft genug vorkam, daß eine schwere silberne Terrine mit Erbsensuppe allein auf dem Tisch prangte und höchstens ein Apfel die Nachspeise bildete, auch wenn Hausgäste da waren, sind nun vorüber. Doch verlangt eine festliche Zusammenkunft noch heute einen besonderen Mittelpunkt. Einen aus der Gefangenschaft Heimgekehrten, ein Brautpaar. Die schönsten Landfeste sind immer die Hochzeiten. Aber auch sie wetteifern nie mit den berühmten Bauerntafeln, entfalten dafür aber eine Herzlichkeit und ein Familiengefühl, von dem alle Wärme des deutschen Herdes strahlt.

Denn auf dem Lande laufen alle Fäden nach dem einen Mittelpunkt: der Familie. Darum gewinnen Fremde so schwer Zutritt und müssen sich in Freunde wandeln, soll die Harmonie nicht gestört werden. In diesem Zeichen steht alle Geselligkeit. Es ist nutzlos, ein oder zwei Stunden zu fahren, oft auf schlechten Wegen, um einige gleichgültige Worte zu wechseln. Dazu ist all diesen tätigen Menschen ihre Zeit zu kostbar. Hier haben alle Beziehungen etwas vom Segen des Lutherwortes behalten, der auf gut Regiment, gut Wetter, Frieden, Gesundheit, frommen und getreuen Oberherren liegt, wozu denn treu Gesind', gute Nachbarn, fromme und gesunde Kinder von selber gehören. Hier ist noch heute die Wurzel der menschlichen Beziehungen, aus denen sich Familie und Staat aufbauen. Eine Blüte an diesem schönen Baum gesunden Wachstums ist eben die ländliche Geselligkeit, die so vorteilhaft von ihrer städtischen Schwester absticht.

Digitized by Google

Aus den Geheimnissen des Pflanzenlebens * Von Hans Dominik.

Unter dem Titel „Life reactions of plants" hat ein indischer Gelehrter, Professor Bose, von der Universität Kalkutta kürzlich einen inhaltreichen und sehr beachtenswerten Vortrag in Berlin gehalten. Wir sind sonst wohl von indischen Gauklern und Fakiren an allerlei wunderbare Vorstellungen gewöhnt, bei denen man nie genau weiß, wo das Mysterium aufhört und die Taschenspielerei anfängt. Diesmal brachte ein ernsthafter Wissenschaftler jenes alten Kulturlandes Darbietungen und Vorführungen, die mit den Mitteln modernster Meßkunst und Präzisionsmechanik zustande kamen und doch an das Wunderbare grenzten.

Was weiß der Laie vom Wachstum der Pflanzen? Begreiflicherweise nicht allzuviel. Der Indier führte nun in seinem Vortrage neben vielem anderen auch aus, daß das durchschnittliche Wachstum krautartiger Pflanzen in der Sekunde höchstens den 10 000sten Teil eines Millimeters erreicht. Da der 24stündige Tag einige 86 000 Sekunden besitzt, ergibt ein solches Wachstum in 24 Stunden schon eine Verlängerung des Stengels um 8,6 Millimeter. Im Durchschnitt ist das Wachstum meistens erheblich geringer, und die Längenzunahme in der Sekunde bleibt in der Größenordnung unter dem zehnten Teil einer Lichtwellenlänge, also unter 0,00005 Millimeter. Die Pflanzenphysiologie will aber nicht nur dieses Wachstum zu den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten genau messen. Sie will auch weiter feststellen, wie die mannigfachen äußeren Reize, wie Wärme, Licht und allerlei Chemikalien, im Laufe von Sekunden auf das Wachstum wirken. Diese Aufgabe ist nur zu lösen, wenn es gelingt, die Wachstumsbewegung in riesenhafter Vergrößerung sichtbar zu machen. Die modernen Pflanzenphysiologen müssen buchstäblich in der Lage sein, das Gras wachsen zu sehen, wenn ihre Forschungen erfolgreich sein sollen. Daß optische Mittel hierbei versagen müssen, liegt auf der Hand. Das beste Mikroskop würde eine tausendfache Vergrößerung gestatten, würde also die Wachstumsbewegung in einem Tempo von etwa einem zwanzigstel Millimeter in der Sekunde darstellen können, wenn nicht leider das ganze Wachstum bei dem Einspannen der lebendigen Pflanze unter dem Objektiv in die Brüche ginge.

Bose hatte folgenden sinnreichen Apparat ersonnen. Eine sehr feine Stahlnadel war als zweiarmiger Hebel angeordnet. Das kurze Ende dieses Hebels wurde in den zu beobachtenden Pflanzenteil gesteckt. Das andere, freie Ende führte die Wachstumsbewegung in hundertfacher Vergrößerung aus. Dieses freie Ende aber war magnetisiert und wirkte auf einen zweiten winzigen Magneten, der mittels zweier Quarzfäden in dem Apparat befestigt war und eine spiegelnde Facette trug. Auf diese Facette fiel schließlich ein Lichtstrahl, der auf eine weiße Skala an der Wand reflektiert wurde. Durch diese Kombination läßt sich eine Vergrößerung der Wachstumsbewegung bis auf das 50 000 000fache erreichen. Der Apparat, den Bose bei seinem Vortrag benutzte, war für eine 5 000 000fache Vergrößerung eingestellt.

Der Fachmann wird nun ohne weiteres die Möglichkeit derartiger, weit über die Leistungen sogar des Ultramikroskopes hinausgehender Vergrößerungen zugeben. Er wird aber auch sicherlich der Befürchtung Ausdruck verleihen, daß solche Apparate gegen alle anderweitigen Einwirkungen äußerst empfindlich sein müssen. Dem Indier ist aber in der Tat eine Konstruktion gelungen, die vollkommen unempfindlich gegen dergleichen, beispielsweise gegen das Gehen von Personen in der Nähe des Apparates, ist. Um zunächst ein Beispiel für die Empfindlichkeit des Apparates zu geben, spannte der Erfinder an Stelle eines lebendigen Pflanzenteiles einen Messingdraht in den Apparat, trat zurück und wartete, bis der Lichtpunkt auf der Skala zur Ruhe gekommen war. Näherte er nun seine Hand dem Messingdraht auf ein halbes Meter, so mußte dieser infolge der Wärmeausstrahlung der Hand natürlich eine minimale Erwärmung und dementsprechend auch eine freilich fast undenkbar kleine Verlängerung erfahren. Diese aber war durch ein deutlich sichtbares Wandern des Lichtpunktes auf der Skala um mehrere Zentimeter sofort wahrzunehmen.

Nach diesem Präludium brach der Indier von einem Geraniumzweig, der während des Vortrages auf dem Tisch gelegen hatte, ein Stück ab und spannte es an Stelle des Messingdrahtes in den Apparat. Der Lichtpunkt begann sofort zu wandern und legte in gleichmäßigem Tempo in je zwanzig Sekunden genau ein Meter auf der Skala zurück. Da ein Meter gleich 1000 Millimeter ist und das Vergrößerungsverhältnis des Apparates mit 5 000 000 bekannt war, so ergab sich also, daß dieser seit Stunden von der Mutterpflanze getrennte Teil immer noch um 1000 : 5 000 000 Millimeter in zwanzig Sekunden oder um genau den hunderttausendsten Teil eines Millimeters in jeder Sekunde wuchs. Diesem Zweiglein wurde nun eine ebenfalls mikroskopisch geringe Dosis Chloroform injiziert, eine Dosis, die nur Bruchteile eines Milligramms betrug. Der Effekt war bereits eine Sekunde nach der Injektion zu beobachten. Das Wachstum schnellte in die Höhe und erreichte schließlich genau den zwanzigfachen Betrag der ursprünglichen Größe. In jeder Sekunde lief der Lichtpunkt ein volles Meter über die Skala. Jener abgebrochene Zweig lebte und wuchs also nicht nur, sondern er reagierte auch prompt auf das Chloroform. Die „Life reaction" war deutlich vorhanden. Nun wurde dem Zweige eine erhebliche größere Dosis Chloroform gegeben, und die Wirkung ließ nicht auf sich warten. Was die Zuschauer jetzt an dem Lichtpunkte beobachten konnten, das war der realistische Todeskampf eines lebendigen Wesens unter konvulsivischen Zuckungen. Erst schnellte das Wachstum noch weiter in die Höhe, dann wurde es unregelmäßig, dann kam es zum Stillstand, dann, während der eigentlichen Todeszuckungen, flatterte der Lichtpunkt bald vorwärts, bald rückwärts, und dann war der vergiftete Zweig wirklich tot. Langsam glitt der Lichtpunkt auf der Skala nach rückwärts, ein Zeichen, daß die Pflanzenleiche allmählich einzuschrumpfen begann.

Mit Apparaten der hier geschilderten Genauigkeit und Empfindlichkeit lassen sich die Lebensäußerungen der Pflanzen natürlich sehr exakt erforschen und die Forschungsergebnisse in Form von Kurvendarstellungen zusammenfassen. Das nun hat jener Indier in einer zwanzigjährigen Arbeit getan, und das Ergebnis seiner Forschungen gipfelt darin, daß sich der pflanzliche Organismus in allen seinen Lebensäußerungen genau so verhält wie der tierische. Die Pflanze führt ebenso wie das Tier auf jede mechanische oder elektrische Reizung eine Art Abwehrbewegung aus. Diese Bewegungen sind im allgemeinen von einer viel höheren Größenordnung als das Wachstum, so daß sie sich bereits durch eine einfache Hebelübertragung beobachten und auf einem berußten Zylinder aufzeichnen lassen. Wird beispielsweise der Blattstengel einer Pflanze durch einen mechanischen Schlag gereizt, so führt er eine auf- und abgehende Bewegung aus. Die Größe dieser Bewegung hängt dabei nicht nur von der Stärke des Schlages, sondern auch von dem jeweiligen Zustande der Pflanze ab. Die Reaktionsbewegung erfolgt schneller und in stärkerem Maße, wenn die Pflanze während ihrer wachen Stunden gereizt wurde, als wenn die Reizung während ihrer Ruhezeit eintrat. Sie hängt aber auch sonst noch von scheinbaren Kleinigkeiten ab. Bei einem seiner Versuche in Indien fand Bose beispielsweise, daß die Reaktionsbewegungen, die er im Laboratorium studierte, plötzlich bedeutend schwächer wurden. Er entdeckte schließlich, daß gerade zu dieser Zeit ein paar Wolken am Himmel in der Nähe der Sonne vorbeizogen. Die Lichtschwächung war so geringfügig, daß er sie selbst gar nicht gemerkt hätte, wenn ihn nicht die verminderte Reaktion der Pflanzen veranlaßt hätte, auch den Himmel zu beobachten. Bei diesen Versuchen wurde ebenfalls der lähmende Einfluß der Kälte und verschiedener Chemikalien festgestellt. Weiter wurde die Leitungsgeschwindigkeit der Nervenbahnen des Pflanzenkörpers ermittelt. Bekanntlich ist für die Fortleitung von Schmerzempfindungen und Willensimpulsen im menschlichen Körper eine ziemlich erhebliche Zeit notwendig. Während wir von der Elektrizität her ganz gewaltige Geschwindigkeiten gewöhnt sind, pflanzen sich die Meldungen in unseren Nervenbahnen nur mit etwa 50 Meter pro Sekunde fort, und eine ähnliche Größe wurde auch für die Pflanzennerven ermittelt.

Ein weiteres Gebiet der Forschung bildete die Reaktion der Pflanzen auf die Schwerkraft. Man weiß zwar seit langem, daß die Pflanzenwurzel nach unten, der Pflanzenkeim nach oben wächst, gleichviel in welcher Lage man das Samenkorn in die Erde gebettet hat. Aber erst in neuerer Zeit gelang die Feststellung besonderer auf die Schwerkraft reagierender Organe im Pflanzenkörper, und es zeigte sich, daß diese ganz ähnlich gebaut sind wie die dem Gleichgewichtssinn bedienenden Organe des menschlichen Körpers. Es sind Hohlzellen, die Stärkekörner enthalten. Diese Körner sinken stets nach unten und lösen elektrische Ströme dieser oder jener Richtung im Pflanzenkörper aus, je nachdem sie auf diese oder jene Seite der inneren Zellenwand zu liegen kommen. Die Ströme aber reizen nun wieder die Pflanze, so zu wachsen, daß eben der Stamm nach oben und die Wurzel nach unten geht.

Schließlich haben die Untersuchungen Boses auch noch automatische, pulsierende Bewegungen an vielen Pflanzenteilen fest-

Digitized by Google

gestellt, welche durchaus den Pulsationen des menschlichen Herzens entsprechen. Auch hierbei wurde ein völlig gleichartiges Verhalten beider Organismen gegenüber verschiedenen Giften festgestellt. Die Kurven, die einerseits am Froschherz, andrerseits an den pulsierenden Pflanzenteilen aufgenommen wurden, zeigten verblüffende Ähnlichkeit. Auf die gleichen Gruppen von Giften blieben sie schließlich in zusammengezogenem bzw. in geöffnetem Zustande stehen. Es haben also diese mit den schärfsten Mitteln moderner Wissenschaft unternommenen Versuche in der Hauptsache die alte indische Lehre bestätigt, daß Tier und Pflanze aufs engste wesensverwandt, daß alle lebendigen Geschöpfe in ihrem Fühlen gleich sind.

Die Not der Museen * Von Franz Servaes.

Sind wir noch ein Kulturland? Das ist sehr die Frage. Geht es nach dem Willen der Länder, die sich unsere „ehemaligen" Feinde nennen, insbesondere Frankreichs, so bleiben wir's nicht mehr lange. Uns in unserer Wehrkraft und Wirtschaft zu schwächen, genügt dem durch Angst verschärften Hasse ja längst nicht mehr. Unser Selbstbewußtsein, unsere geistige Leistungsfähigkeit, unser Kulturgefühl müssen getroffen werden, um uns ja recht kleinzukriegen. Was haben unsere Museen mit dem verflossenen (?) Weltkriege zu schaffen? Gar nichts. Aber sie stehen auf stolzer Höhe, sie sind vorbildlich organisiert, sie gebieten über weltberühmte Kunstschätze — genügend Grund, um ihnen zu Leibe zu gehen und sie, wo es nur möglich ist, zu schädigen. Das braucht nicht immer direkte aktive Tücke zu sein, wie bei der „Rückforderung" der vor hundert und mehr Jahren auf legalem Handelswege erworbenen Gemälde, z. B. derer des Genter Altars aus dem Berliner Kaiser-Friedrich-Museum. Die Entwickelung der Zeit sorgt schon dafür, daß es auch indirekt geschieht, so daß ein Niedergang der deutschen Museen sich gleichsam ganz von selber vollzieht. Die Widersacher mögen getrost die Hände in den Schoß legen und brauchen bloß die heilige Valuta walten zu lassen: bald genug werden die Museen von sich aus erledigt sein. Sie sind nicht mehr konkurrenzfähig.

Laien meinen mitunter: Es ist nicht notwendig, daß Museen fort und fort kaufen; sie haben ja schon so schrecklich viele Sachen, die sollen sie nur gut verwahren und günstig zugänglich machen; das wird fürs erste genügen . . . O wie schief ist das geurteilt! Museen sind lebendige Organismen, die in sich erstarren und zerbröckeln, wenn sie nicht unausgesetzt neue Nahrung bekommen und in kreisender Bewegung gehalten werden. Ohne ständige und rege Fühlung mit dem Weltkunstmarkt, der naturgemäß niemals stillesteht, verlieren die Museen nach außenhin jegliches Interesse und müssen verfallen. Man rechnet nicht mehr mit ihnen, man bekümmert sich nicht um sie. Tauchen irgendwo bedeutsame Funde auf oder werden, etwa aus Privatbesitz, wichtige Kunstwerke auf den Markt geworfen, so müssen die Museen als eventuelle Käufer zur Stelle sein, wofern sie irgendwelche Bedeutung weiterhin beanspruchen sollen. Daran können aber unsere Museen heute gar nicht mehr denken. Die Kaufsummen, die ihnen zur Verfügung stehen, sind bei den heutigen Preisverhältnissen so lächerlich gering, daß die deutschen Museen als Rivalen gegenüber auswärtigen Anstalten oder einheimischen Vertretern des neuen Reichtums gar nicht mehr auftreten können. Hie und da können sie einmal eine Geringfügigkeit erhaschen, um irgendwo eine neue, von den intimsten Fachkennern bemerkte kleine Lücke zu verstopfen oder um ihr Dasein sozusagen schüchtern zu markiern. Daß sie aber als gefährliche Konkurrenten zur Stelle wären, die etwa auf Auktionen das Beste wegzuschnappen vermöchten, kommt nicht mehr vor. Das Gegenteil ist der Fall. Unsere Museen beginnen selber zu verkaufen. „Abstoßen" nennt man das mit einem vornehmeren, gebildeter klingenden Wort. Um hie und da etwas mehr Geld in die Hand zu bekommen, veräußern sie, teils unter der Hand, teils auch auf öffentlichem Wege, ganze Reihen ihrer Bestände. Die Fühlung mit dem Weltmarkt ist hierdurch wiederhergestellt — freilich nicht auf aktivem, sondern auf passivem Wege.

Beschämend auf alle Fälle! Selbst wenn man zugestehen mag, daß das Abstoßen in manchen Fällen sachlich gerechtfertigt, vielleicht sogar löblich ist. Zumal in Sammlungen moderner Kunst hat sich ja vielerlei angehäuft, das durch die Schwankungen der ästhetischen Wertskala zum Teil gründlich gesunken, wo nicht gar total entwertet ist. Wohl jedes Museum dieser Art besitzt eine Reihe platzraubender „Schinken", die einmal den Gegenstand modischer Bewunderung bildeten und die bereits veraltet, mißachtet, überholt und ein Ärgernis sind. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß es sehr vielen Ankäufen aus unserer Zeit in vielleicht noch weit kürzerer Frist geradeso ergehen wird. Jedenfalls ist auf dem Gebiete der zeitgenössischen und angrenzenden Kunst fast jeglicher Wert heute ungemein schwankend. Schrecklich, wie rasch heute die strahlenden Sterne erbleichen und wie eilig in sehr vielen Fällen die „Dämmerung" heraufzieht und mit Schatten der Vergessenheit und hiermit des rapide sinkenden Kurswertes droht. Es ist also verständlich, wenn fast alle größeren modernen Museumssammlungen, besonders lebhaft Bremen, doch nicht unerheblich auch die Berliner Nationalgalerie, ihre älteren Bestände ausräumen und an den Mann zu bringen suchen. Zum Glück für diese Anstalten gibt es ja noch allenthalben in deutschen Landen genügend „rückständige Leute", die mit Begierde nach dem greifen, was aufgeklärten Museumsdirektoren, sei es mit Recht oder Unrecht, nicht mehr gefällt. Da füllen sich dann allmählich wieder die Kassen, freilich auf etwas ungewöhnlichem Wege. Hört man aber dann, was an Stelle des Fortgegebenen neu erworben wurde, so muß man oft genug den Kopf schütteln. Teils wirkt es ärmlich, teils problematisch. Als Anfang einer neuen Museumsblüte aber erscheint es fast nie.

Doch auch auf dem Gebiete alter und, wie man glauben sollte, gutfundierter und keinerlei Wertschwankungen mehr ausge-

Wendin. Zeichnung von Richard Müller.

Digitized by Google

setzter Kunst sind die Abstoßungs-Aktionen unserer Museen jetzt ziemlich lebhaft im Gange. Vielfach geschieht dies ja in verschämter Weise, hinter verschlossenen Türen und in allerstillstem Kämmerlein. Doch kommt es auch vor, daß die Öffentlichkeit recht munter dafür in Anspruch genommen und mit wohleinstudierten Tamtamschlägen geflissentlich aufmerksam gemacht wird. Dies ist ja leider nötig, wenn in außerordentlichen Fällen ein irgendwie nennenswertes Ergebnis erzielt werden soll. Darum ist der Weg der Auktion, ja der sensationellen Versteigerung noch immer derjenige, der sich am meisten empfiehlt und der auch gewählt wird. So fand schon vor einem Jahre im Berliner Auktionshause von Lepke eine vielbesprochene Amtshandlung statt, bei der die ehemals königlichen sächsischen Staatssammlungen herrliche Meißener und chinesische Porzellane sowie Gläser, Waffen u. a. als Dubletten öffentlich veräußerten und Millionengewinne dafür einheimsten. Dies scheint Appetit gemacht zu haben. Denn in diesem Jahre wurde die Sache, in noch vergrößertem Maßstabe, in Dresden selbst, auf der Brühlschen Terrasse wiederholt. Vom 12. bis zum 14. Oktober versammelten sich die Kauflustigen, nachdem ihnen vorher drei Tage lang die Köstlichkeiten, die aus dem Johanneum, dem Grünen Gewölbe und der Gemäldegalerie stammten, öffentlich gezeigt worden waren. Derartiges ist natürlich nur möglich innerhalb so überreich ausgestatteter, stellenweise selbst verschwenderisch überladener Sammlungen, wie es seit altersher die Dresdener sind. Wird doch behauptet, daß die betreffenden Sammlungen den Abgang, der in die Tausende von Exemplaren geht, gar nicht einmal spüren sollten. Und dabei sind auch diesmal wie im vorigen Jahre wahre Prachtstücke darunter: große plastische Porzellanfiguren, namentlich Tierstücke, aus der Meißener Herold-Händlerzeit; vor allem aber Hunderte ganz köstlicher Gefäße aus Altchina, wobei alle „Familien", die grüne, die rote, die blaue, zumeist mit Unterglasurmalerei, in ganz hervorragenden Exemplaren vertreten sind. Ein prächtig ausgestatteter Katalog, der reichlich verschickt wurde, hatte Stimmung gemacht, und so kann man sich nicht wundern, wenn auch diesmal wieder das gewünschte Resultat voll erzielt wurde (sieben Millionen).

Man wird unseren Museen es von Herzen gönnen, daß sie auf solchen Wegen nach und nach Gewinne ziehen, die ihnen hoffentlich die Anschaffung wirklich wesentlicher Stücke, die bisher fehlten, ermöglichen. An sich aber ist der eingeschlagene Weg ein recht bedenklicher. Er erschüttert nicht bloß die vornehme Position, die unsere staatlichen Kunstsammlungen bisher zu behaupten wußten, er läßt auch nicht wenig vom unschönen Händlergeist unserer Zeit in unsere Museumsverwaltungen eindringen und verschiebt so vielleicht die Stellungnahme bei Neuerwerbungen. Die Berührung zwischen Museum und Händlertum verengert sich ja zusehends. Die Fälle häufen sich von Monat zu Monat, wo ehemalige Museumsbeamte, weil man sie nicht mehr genügend zu bezahlen vermag, zum Kunsthandel abschwenken und hier z. T. üppig prosperieren. Nicht minder vollzieht sich in fast erschreckender Weise eine mitunter recht fühlbar werdende Abhängigkeit der Museumskreise von dem immer großmächtiger werdenden Kunsthändlertum. Was aber hierdurch für Perspektiven sich eröffnen, das möge lieber gar nicht erst erörtert werden. Es möchte zu schmerzliche Empfindungen erwecken.

Die Siedlung des Hauptmanns Schmude * Von Gerhard Thimm.

Arbeiten soll die Parole des deutschen Volkes sein, wenn der Wiederaufbau unseres zusammengebrochenen Wirtschaftslebens von Erfolg begleitet sein soll.

Mancherlei wurde geschrieben, mancherlei Idee zutage gefördert, erörtert, bekämpft — und an praktischer Arbeit wenig oder nichts geleistet. Da war es ein ehemaliger Offizier, Hauptmann Schmude, der zuerst den Weg der Tat beschritt. Mit fünfzig Magdeburger Arbeitslosen ging er im Mai 1919 ins Bergwerk — Zeche Bismarck bei Völpke im Magdeburger Braunkohlenrevier —, um über die Arbeit im Bergwerk zur Siedlung zu gelangen. Sein Gedanke war der: Grundbedingung für den Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft ist eine vermehrte Kohlenproduktion. Um sie zu erreichen, ist es nötig, mehr und bessere Arbeitskräfte heranzuholen und für sie und die schon vorhandene Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Das kann geschehen durch ein großzügiges Siedlungswerk in den Quellgebieten der Kohlenproduktion. Und zwar sollte dieses Werk aus eigener Kraft der Bergarbeiter, die siedeln wollen, geschaffen werden. Dieser Gedanke fand alsbald unter den Arbeitern der Zeche Bismarck, wo Schmude und seine fünfzig Kameraden arbeiteten, großen Anklang. Man schloß sich zu einer Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft „Neu-Deutschland" zusammen, Schmude wurde zum Führer erwählt und mit der Organisation beauftragt. Er machte sich nun alsbald mit der ihm eigenen Tatkraft an die Verwirklichung seines Planes. Er verschaffte sich eine eingehende Kenntnis der im Jahre 1919 geschaffenen Siedlungsgesetze, trat in Verhandlungen mit der preußischen und braunschweigischen Regierung, Landesbehörden und Bergwerken, und so gelang es ihm, zunächst auf Grund des Gesetzes zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot, das die Enteignung von Land für Siedlungszwecke vorsieht, Land zu beschaffen, zwei Morgen für jede Heimstätte. Weiter führten dann die Verhandlungen nach Überwindung mancherlei Schwierigkeiten zur Gründung der „Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland m. b. H." am 27. Januar 1920 mit einem Stammkapital von 85 000 Mark, an der die preußische, die braunschweigische Regierung, ein Kaliwerk und einige Gemeinden des Magdeburger Kohlenreviers beteiligt waren. Außerdem gelang es, aus Reichsmitteln die Zahlung von Baukosten-Überteuerungszuschüssen zu erlangen. Im März 1920 konnte mit der Bautätigkeit begonnen werden. Die Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft zählte bereits über 1000 Mitglieder, immer neue Siedlungslustige drängten sich hinzu, vor allem unter der heimischen Bergarbeiter-Bevölkerung, die vom Gelingen des Werkes die Verwirklichung ihrer alten Sehnsucht nach der eigenen Scholle, „der Kuh des Bergmanns", wie der Volksmund hierzulande sagt, erhoffte. Es galt nun, billiges Baumaterial zu beschaffen. Direktor Stiegmann von der „Heimstätten-Gesellschaft" hatte das Glück, eine alte Ziegelei in Völpke, die abgebrochen werden sollte, sehr preiswert zu erwerben, aus deren Altmaterial die ersten Häuser gebaut werden sollen. Hierdurch und durch Beschaffung von anderem billigen Baumaterial, wie Holz von alten Heeresbaracken, Ankauf von zwei weiteren alten Ziegeleien im braunschweigischen Staat, wurden die Baukosten außerordentlich ermäßigt. Sie betragen zurzeit etwa 40 000 Mark für ein Haus mit Kleinvieh-Stall nebst zwei Morgen Land. Davon gehen ab die Überteuerungszuschüsse mit 15 000 Mark und der Ertrag der Selbsthilfe, der je nach der Arbeit des Siedlers sich auf etwa 6- bis 8000 Mark beläuft. Die Selbsthilfe ist die Arbeit, die der Siedler selbst an seinem Bau oder dem seiner Kameraden leistet und die ihm mit zwei Mark pro Stunde auf sein Haus gutgeschrieben wird. So werden die Kosten, die der Siedler selbst aufzubringen hat, stark vermindert, so daß ihm nach einer Anzahlung von 1500 Mark nur ein Betrag von 15- bis 20 000 Mark zu zahlen bleibt, die er in einem groß bemessenen Zeitraum abtragen kann. Die Bautätigkeit schreitet rüstig vorwärts. Es wird bereits in 20 Ortschaften des Magdeburger Kohlen- und Kaligebietes gebaut von 22, über die sich das Gebiet der Siedlungsgemeinschaft erstreckt. In Völpke werden bis zum Winter bereits 16 Häuser fertig; drei Familien bewohnten, als ich fortging (20. 9.) schon ihr eigenes Heim. Das Zukunftbedeutende der Schmudeschen Siedlung ist der kameradschaftliche Geist, die gegenseitige Mithilfe, auf der sich das Werk aufbaut. Hier arbeiten Kopf- und Handarbeiter gemeinsam zur Erlangung des ersehnten Zieles, beide gleich am Gelingen des Unternehmens interessiert. Und gearbeitet wird!

Wenn die Siedler von ihrer achtstündigen Schicht im Bergwerk kommen, gehen sie an die Arbeit an ihrem Bau. Auch Frauen und Kinder helfen tüchtig mit. Jeder hat den Wunsch, möglichst viel zu arbeiten, um möglichst bald in den Besitz der eigenen Heimstätte zu gelangen und um die Baukosten für sein Grundstück möglichst zu verbilligen. Auf diese Weise werden viel teure Arbeitskräfte erspart. Die eigentlichen Bauarbeiten werden selbstverständlich von Facharbeitern ausgeführt, aber bei der Heranschaffung von Ziegelsteinen, Bauholz, Sand, bei Handlangerdiensten gibt es eine Fülle von Arbeit, die der Siedler und seine Familie selbst leisten können. Ja, die Arbeit ist schwer. Und nur ein wirklich tüchtiger, unternehmungslustiger und arbeitsfreudiger Mensch kann sie leisten. Dadurch wird von selbst eine Auslese der Tüchtigsten geschaffen. Denn wer die Arbeit nicht zu leisten vermag oder sie scheut, der wird fernbleiben. — Man hat gegen die Schmudesche Siedlung eingewendet, daß sie die Siedler durch die Arbeit an ihrem Land von ihrer eigentlichen Berufsarbeit, der Arbeit im Bergwerk, abhalte. Das ist durchaus nicht der Fall. Denn die eindreiviertel Morgen Kartoffel- und Gemüseland können sehr gut von Frau und Kindern und dem Mann in seiner schichtfreien Zeit bestellt werden. In Völpke hatten die Bergarbeiter von

Digitized by Google

jeher schon ein bis zwei Morgen Pachtland. Soviel reicht gerade aus, um einer Familie von fünf bis sechs Köpfen ihren Bedarf an Kartoffeln und Gemüse sicherzustellen.

Hauptmann Schmude hat ein Werk geschaffen, das Bestand haben wird. Die Aussichten für die Weiterarbeit sind günstig, da noch viel billiges Baumaterial zur Verfügung steht. Land kann auch jederzeit enteignet oder von staatlichen Domänen in Erbpacht vergeben werden. Auch interessiert sich die preußische Regierung sehr für das Unternehmen. Ihre Aufgabe muß sein, das Bestehende, aus sich selbst heraus Geschaffene mit allen Mitteln weiter auszubauen und zu fördern und nicht neue Organisationen von oben her, vom grünen Tisch aus, nebenbei zu schaffen, die nur verwirrend wirken können.

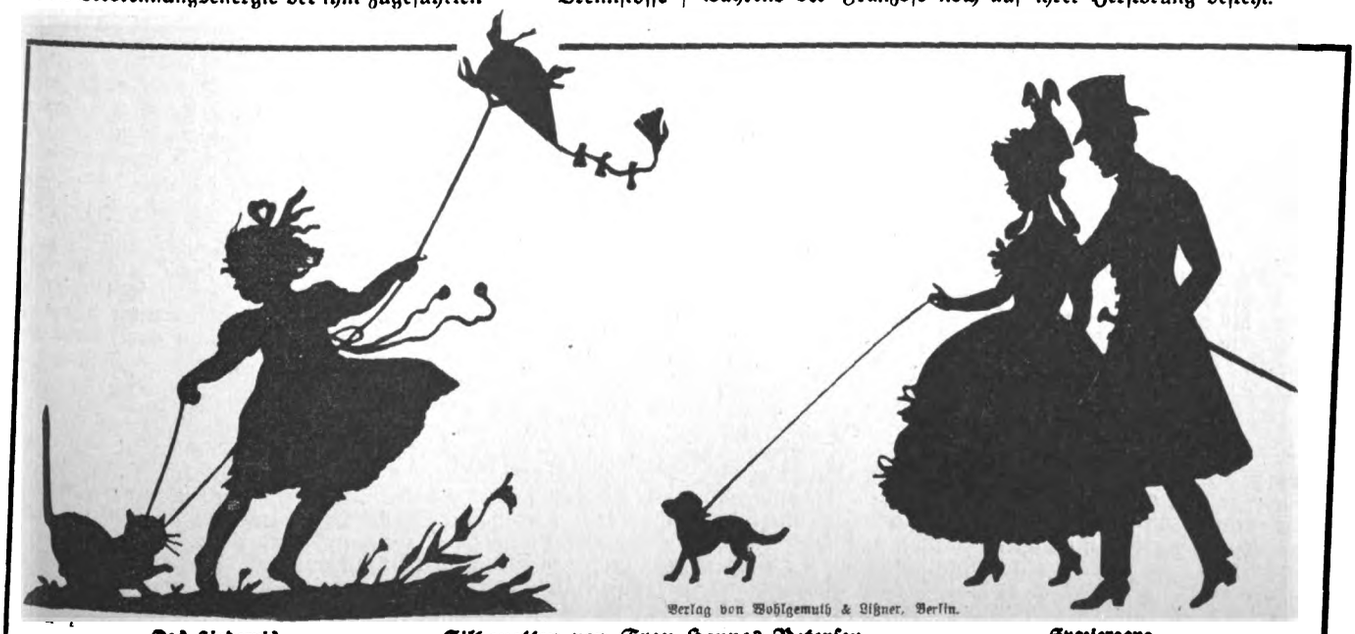
Durch die Ansiedlung von Arbeitern auf deutschem Boden wird ein neuer Typ des deutschen Arbeiters geschaffen, der sich nicht, wurzellos, von internationalen Verbrüderungsideen gefangen nehmen läßt, sondern es lernt, sich auf deutschem Boden als Deutscher zu fühlen, wie die Siedler des Hauptmanns Schmude. Nicht zuletzt aus diesen Gründen wollen wir den Siedlungsbestrebungen stetes Wachsen und Gedeihen wünschen.

Unsere Dieselmotoren * Von H. Joachim.

Der in der letzten Zeit sooft genannte Dieselmotor ist eine Erfindung des deutschen Ingenieurs Rudolf Diesel. Der Erfinder, der, wie wohl noch erinnerlich, ein Jahr vor Kriegsausbruch auf einer Reise nach England spurlos verschwand, ging bei seiner Erfindung von rein theoretischen wärmetechnischen Grundsätzen aus und schuf auf dieser wissenschaftlichen Grundlage eine praktische Maschine, die in Wirtschaftlichkeit und Leistungsfähigkeit alle bis dahin bekannten Systeme bei weitem übertraf.

Der Dieselmotor gehört zu den Motoren mit innerer Verbrennung im Gegensatz zur Dampfmaschine, bei welcher die Wärme erzeugende Verbrennung außerhalb der Maschine unter dem Kessel erfolgt. Er ist also ein Explosionsmotor und verwandt mit den Benzinmotoren der Automobile und mit den Gasmotoren. Während aber bei diesen beiden Motorarten der Kolben der Maschine ein explosibles Gemisch von Luft und Leuchtgas bzw. Benzindampf in den Zylinder einsaugt, welches dort durch einen elektrischen Funken zur Explosion und Arbeitsleistung gebracht wird, arbeitet der Dieselmotor anders. Bei ihm saugt der Kolben nur reine Luft an und komprimiert diese beim Zurückgange auf etwa 30 Atmosphären. Infolge dieser gewaltsamen Kompression erhitzt sich diese Luftmenge im Zylinder auf mehrere 100 Grad. Man könnte sagen, sie wäre hellrotglühend, wenn Luft glühen könnte. In dem Augenblick nun, wo der Kolben im Zylinder seine Bewegungsrichtung umkehrt, die eingeschlossene Luft sich also eben wieder auszudehnen beginnt, wird durch eine exakt arbeitende Pumpe ein genau abgemessenes Quantum irgendeines flüssigen Brennstoffes mit gewaltigem Überdruck in die heiße komprimierte Luft hineingeschleudert. In Bruchteilen einer hundertstel Sekunde hat sich der Brennstoff nebelförmig mit der heißen Luft vermischt und kommt durch deren Hitze zur Explosion. Das ist das heute so einfach klingende Prinzip des Dieselmotors. Aber seine theoretische Ausarbeitung hat zehn, seine praktische Ausbildung noch einmal zehn Jahre gekostet. Im Jahre 1890 erschien die erste grundlegende Broschüre Rudolf Diesels über das Prinzip, im Jahre 1900 liefen die ersten Versuchsmotoren, und erst von 1910 an begann der Motor in der Technik der Krafterzeugung eine bedeutsame Rolle zu spielen. Seine Vorzüge sind vornehmlich zwei. Erstens nutzt er die Verbrennungsenergie der ihm zugeführten Brennstoffe von allen bisher bekannten Wärmekraftmaschinen bei weitem am vorteilhaftesten aus. Die besten Diesel-Großmotoren machen 35 bis 40 Prozent der theoretisch vorhandenen Energie wirklich praktisch nutzbar. Zweitens aber ist der Motor anspruchslos. Er braucht nicht Benzin, Benzol oder ähnliche hochwertige und teure Kohlenwasserstoffe, sondern er ist auch mit gemeinem Teeröl, mit Masut, ja sogar mit pulverisierter Kohle zufrieden. Diese beiden Umstände haben ihm schon in der Friedenstechnik eine stetig zunehmende Verbreitung gesichert. Besonders wertvoll wurde er weiterhin aber auch in der Kriegstechnik, als Betriebsmaschine für U-Boote.

Platz und Gewicht sind im U-Boot auf das äußerste beschränkt. Eine Maschine ohne Kesselanlage kam daher ausschließlich in Frage. Dadurch beschränkte sich die Zahl der möglichen U-Boot-Antriebsmaschinen auf die Explosionsmotoren. Unter diesen mußte aber natürlich der Dieselmotor bevorzugt werden, da er mit jedem flüssigen Brennstoff laufen konnte, während die anderen Explosionsmotoren sehr wählerisch waren. So kam es, daß unsere sämtlichen U-Boote für die Überwasserfahrt mit Dieselmotoren ausgerüstet wurden. Da nun der Krieg für uns unglücklich ausging, kommen große Dieselmotoren für U-Bootzwecke nicht mehr in Betracht. Man müßte ja erst den U-Boot-Körper auf irgendeiner Werft errichten, man müßte die ganze recht komplizierte elektrische Einrichtung beschaffen, und es ist bei der pazifistischen Stimmung unserer Arbeiterschaft gar nicht daran zu denken, daß ein solcher Versuch, wenn er wirklich unternommen werden sollte, über die ersten Anfänge hinauskäme. Wohl aber brauchen wir Dieselmotoren so notwendig wie das liebe Brot zur Krafterzeugung für allgemeine industrielle Zwecke. Dazu sind auch die U-Boot-Typen der Dieselmotoren, d. h. jene Großmotor-Typen, die während des Krieges für die U-Boote entwickelt wurden, ohne weiteres und ganz vorzüglich geeignet. Wenn daher die Entente jetzt, gestützt auf irgendeinen Paragraphen des Mordvertrages, die Zerstörung unserer Diesel-Großmotoren verlangt, so geschieht das nicht, um uns irgendwelche geheimen Rüstungen unmöglich zu machen, sondern, um unser wirtschaftliches Leben weiter zu ruinieren und zu knebeln. Bezeichnenderweise hat ja denn auch bereits der Engländer von seiner Seite aus die Freigabe jener Motoren erklärt, während der Franzose noch auf ihrer Zerstörung besteht.



Das Kindermik. **Silhouetten von Frau Hannes Petersen.** Spaziergang.

Digitized by Google

Aus dem bolschewistischen Rußland * Von Iwanoff.

(Schluß.)

III. Märchen.

„Kinder, ich bin müde, stand den Tag über vor dem Laden; und nun ich euch Brot gebracht habe, soll ich euch noch ein Märchen erzählen?"

„Mütterchen, erzähle uns was, die alte Nanja erzählte uns immer noch etwas, bevor wir uns schlafen legten."

„Nun denn hört, Kinderchen: Es war einmal eine gute Mutter, die ihren Kindern Milch, Weißbrot mit Butter zu essen gab und . . ."

„Mütterchen, wann war das?" unterbricht sie die kleine Fünfjährige.

„Das ist lange her, liebes Kind, und du warst damals noch nicht auf der Welt . . ."

Die Kinder wollen nicht mehr zuhören, denn die Mutter erzählt ihnen von ganz weltfremden Dingen. Sie schlafen ein.

Die Mutter seufzt vor sich hin. Schwere Gedanken erfüllen ihr Haupt. Nie ist ihr das Leben so schwer erschienen. Die Kinder unterernährt, blaßwangig, selbst kann sie sich vor Müdigkeit kaum noch fortbewegen. Eine Hilfe im Hause hat sie nicht, ist auch verboten. Noch hört sie die Worte des fortgehenden Mädchens: „Genug der Herrschaft, arbeite selbst!"

Sie arbeitet, mehr als ihre Kräfte erlauben. Ihre Hände sind vom Waschen noch ganz vertaubt. Mußte die Wäsche ohne Seife waschen, denn Seife gibt es nicht, auch wenn man sich tagelang am Laden anstellt. — So träumt sie hin, träumt, träumt.

„Was schlaft Ihr hier? Im Nachbarhause gibt es Butter, noch dazu ohne Karten", ruft jemand plötzlich zum Fenster hinein.

„Für alle?" fragt sie zaghaft zurück.

„Für alle!"

Schnell läuft sie die Treppe hinab und steht gleich an der Tür des Nachbarhauses. Hier wartet bereits ein Menschenhaufen. Strahlende Gesichter. Sie tritt mit den andern ins Haus. Vor ihren Augen taucht ein Zauberbild auf: Berge von Butter in der einen Zimmerecke, in einer anderen Brot, Fleisch, Gemüse. Ihr schwindelt es vor den Augen.

„Was wartet ihr! Nehmt und tragt es heim!"

Schwer bepackt verläßt sie das Haus. Die Straße leuchtet, und die Geschäfte sind voller Licht. Sie kauft eilig ein, fieberhaft kauft sie Stoff, Strümpfe, Kinderschuhe und Mäntel und Kleidchen und Wäsche. Ganz bepackt ist sie mit den Einkäufen. Aber nach Hause geht sie nicht, denn — welch ein Glück! — ihr begegnet ihre einstige Köchin, und der übergibt sie ihre Schätze, damit sie sie heimträgt und auch ein Abendessen bereitet.

„Gnädige Frau, man hat Ihnen alle acht Zimmer Ihrer Wohnung zurückgegeben", berichtet diese.

Sie stürzt in ein Möbelgeschäft. „Eine Einrichtung für acht Zimmer, so, wie ich sie früher besessen! Schicken Sie mir die Sachen gleich zu! Inzwischen bereite ich zu Hause alles vor."

„Auch Blumen will ich kaufen und etwas Sakuska und eine Flasche Wein. Denn heute gibt es bei uns Gäste. Ach ja, auch im Musikgeschäft muß ich vorsprechen. Es sind neue Noten eingetroffen. Und dann noch zur Schneiderin, sonst wird mir das Kleid zum Ball nicht fertig.

Werd's zu Fuß nicht mehr schaffen. Bin zu schwer bepackt."

Ein Auto kommt heran. Sie fliegt nach Hause.

„Sollte ich zu spät kommen und die Gäste schon versammelt sein? Der Gatte wird schelten. Er ahnt ja nicht, was sich eine Dame von Welt zu placken hat."

Sie eilt in ihr Boudoir. Die Kinder schlafen, die Gäste sind beim Hausherrn. Man muß Toilette machen. Sie läutet. Das Mädchen erscheint.

„Bringen Sie mir das Blausamtene mit Silberfuchs!"

Ein Blick in den Spiegel. Sie ist noch jung und hübsch. Ein paar Falten an den Augenwinkeln, aber immerhin, sie hat noch ein reizendes Gesichtchen. Sie geht durch den Speiseraum. Ihr erfahrener Blick streift den Tisch; wie stets sind auch Blumen hingestreut, sie läßt noch große Weinpokale hinstellen. . . .

Das Souper ist in vollem Gange. Hübsche Worte werden gesprochen, aber in ihnen zittert eine leise Erregung. Plötzlich fliegt ein Stein ins Fenster. Ein Gefäß poltert vom Tisch, Geschrei von Menschen auf der Straße dringt ins Zimmer, wüster Lärm, Schüsse fallen, Wehklagen und Aufschrei. Kalter Schweiß tritt auf die Stirnen. Wilde, vertierte Gesichter tauchen auf, jemand ergreift die Hand der Frau, reißt ihr die Spitzen vom Kleide, zieht ihr die Ringe von den Fingern, reißt ihr die Ohrringe vom Gesicht. . . .

„Towarischtisch Kommissar! Die Burschuika soll mal zeigen, wo sie ihr Geld hat!"

Eine Hand preßt ihr die Gurgel zu, ein kreischender Schrei. . . .

Sie erwacht. . . .

Welches Entsetzen! Noch einmal im Traum durchlebt, was sie bereits einmal in Wirklichkeit erlebt. Tränen rinnen über ihre Wangen, und ein lange zurückgehaltenes Schluchzen füllt den kleinen Raum mit dem trübe brennenden Lämpchen.

„Mein Gott, was schickst du mir so schweres Leid?"

Der junge Tag bricht an. Und abermals beginnt das Stehen vor den Geschäften, und die Kinder hungern, sind halb erfroren, husten und haben nichts auf dem Leibe. Sie leben im Kellergeschoß. Aber in ihrer Wohnung macht sich die einstige Köchin nebst Familie breit. Der Gatte der Köchin ist ja Bolschewist! —

Streiflichter.

Doch nichts für den Michel. Schon war die Freude groß. Schon hieß es in fettgedruckten Stichwörtern und Zeitungsüberschriften: „Die Mauern fallen!", weil eine Anzahl Oxforder Professoren die deutschen Kollegen aufgefordert hatte, die durch den Krieg entstandene feindselige Erbitterung zu zerstreuen und über politische, wirtschaftliche, kriegerische Trennungen weg die Gemeinde des Geistes und der Geister wiederherzustellen. Man muß die schönen Worte der Oxforder schon wiederholen, um die große Freude Michels zu verstehen: „Während die politische Zwietracht die edle Höflichkeit der großen europäischen Staaten zu verlöschen droht, wollen wir jene freundschaftliche Wiedervereinigung beschleunigen helfen, die die Zivilisation erfordert." Begreiflich, daß das Micheln gefiel. Ein unsympathisches und unfrohes Geschäft, demgegenüber daran erinnern zu müssen, daß nach dem eigenen Zeugnis der ersten wirtschaftlichen und medizinischen Urteiler Englands selber die ganze englische Politik gegenüber Deutschland nichts ist als eine Fortsetzung des Erwürgungskrieges mit unblutigen, aber infameren Mitteln, als die Waffen der Soldaten es waren. Wir unterzogen uns dem unangenehmen Geschäft dennoch, auf die Gefahr hin, der Mießmacherei geziehen zu werden. Es wäre Sache der deutschen Gelehrten, so erlaubten wir uns zu bemerken, „ihren Oxforder Kollegen bei aller Anerkennung ihrer guten Meinung zu sagen, daß für eine Nation, gegen deren Kinder im Mutterleibe man noch auf alle absehbare Zeit hinaus Krieg führen will, eine gar zu schwache Grundlage für eine ‚freundschaftliche Wiedervereinigung' gegeben ist, solange die ‚edle Höflichkeit der großen europäischen Staaten' deutschen Kindern die Brüste der Mütter verdorrt". Die leise Besorgnis, damit der guten Meinung und dem Versöhnungswillen Englands zu nahe zu treten, erweist sich rasch und gründlich als überflüssig. Es ergibt sich, daß nicht einmal das gelehrte England, das noch lange nicht England ist, daß nicht einmal Oxford, das noch lange nicht das gelehrte England ist, hinter dem Schreiben aus Oxford steht. Der Vizekanzler der Universität Oxford selber verurteilt in einem öffentlichen Brief in der „Times" jene unter seinen Oxforder Kollegen, die es gewagt haben, an die deutsche Gelehrtenwelt ein höfliches Wort zu richten. Er stellt öffentlich und mit großer Betonung fest, daß die Universität Oxford in keiner Weise etwas mit jenem Schreiben zu tun habe, noch zu tun haben wolle. Mit der großen Freude für Michel ist es also nichts; die Mauern sind keineswegs gefallen. Nach wie vor soll der gute Wille der Unterzeichner jenes Briefes auf keine Weise angezweifelt werden. Im Gegenteil: Je feindseliger die Stimmung gegen Deutschland in England nach wie vor ist, desto anerkennenswerter ist der gute Wille einzelner Engländer, dieser Stimmung etwas Abbruch tun zu wollen. Aber die Wirkung dieses Versuchs in England selber zeigt, wie töricht es ist, bei uns ob einer solchen vereinzelten freundlichen Geste willen schon in Entzücken geraten zu wollen. Wenn England jetzt z. B. darauf verzichtet, künftig deutsches Privateigentum in England stehlen zu wollen — keineswegs etwa darauf, das bisher gestohlene zu behalten —, so ist das ebensowenig Grund, schon die Mauern von Not und Einsamkeit zusammenbrechen zu hören, die Englands Haß um Deutschland gebaut hat. Es geschieht lediglich aus Interesse am Geschäft mit Deutschland. Es geschieht im englischen Interesse, wenn ein einzelner deutscher Professor, der hervorragender Spezialist auf einem für die englische Industrie hochwichtigen Gebiete ist, aufgefordert wird, hinüberzukommen und den Engländern drüben treu und bieder zu erzählen, was sie von ihm wissen wollen. Kein Grund aber für den deutschen Michel darob irgendwie zu jubilieren. Es stürzen darüber keine Mauern ein. Wir bleiben eingemauert von dem Haß und der Mißgunst einer von England dirigierten Feindeswelt.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Einer Jugendschriftstellerin zum 50. Geburtstag

In Luft und Sonne, am springenden Quell, unter wehendem Laub sitzt die Dichterin, läßt die Spindel tanzen und dreht ihren Faden für Junge und Alte, für Frohe und Betrübte, für lachende und sinnende Herzen. Vom deutschen Wald und von deutschen Burgen, von deutschem Stolz und deutschem Leid, von vergangenen Zeiten und vom heutigen Tag weiß dieser schimmernde Faden. Die Spindel tanzt, und der Edelweißbub steht sehnsüchtigen Herzens auf der Talferbrücke in Bozen, die Schelme von Steinach treiben ihren Unfug im Ritterwams von dazumal wie im Bubenkittel von heute. Sie läßt die Affen im Urwald (Joli) ihr halbmenschlich drolliges Leben führen und das Getier unserer Heimat ins Osterhasenwunderland laufen. Sie weiß, wie es im Paradiesgärtlein aussieht und wie es den Oberheudorfer Buben und Mädeln zumute ist; sie läßt Schippels Kinder ein verhärtetes Frauenherz und Dudeleins Garten erobern, das Wunderbett erzählt dem kranken Bärbeli Geschichten, Meister Schnuphase redet schnurrige Weisheit, die goldne Brücke führt wunschreiche Jugend ins Reich des Erbarmens, und das lügenlose Land umkleidet seine strafenden Wahrheiten mit den bunten Schleiern der Phantasie.

Josefine Siebe.

Die Spinnerin in Luft und Sonne, die uns — Großen wie Kleinen — soviel liebe Bücher „gesponnen" hat, ist Josefine Siebe, und sie wird uns noch viel schenken, denn sie steht auf der Höhe des Lebens, von der aus sie zufrieden zurückblicken kann auf das Geschaffene und freudig vorwärtsschauen auf den Weg, den sie nun in der vollen Reife ihrer Kraft wandern darf: sie vollendet am 10. November ihr 50. Jahr. — Geburtstage sind Merkstellen des Lebens, wir sollen sie feiern. Sie mahnen wie das leise Knacken der Weiche nach manch ungezählter Drehung: Dies Gebind ist fertig — halt an, denk nach! — Und von allen Geburtstagen verdient es vielleicht der fünfzigste am meisten, daß man seiner gedenke: er ist die Vollreife des Lebens.

Josefine Siebe entstammt dem Herzen Deutschlands und ist ihm treu geblieben, außen und innen. Norddeutsche Klarheit und süddeutsche Wärme vereinigen sich in ihr, und das „lachende" Thüringen hat ihr die seltene Frauengabe Humor geschenkt. Leipzig und das Land um Jena sind ihre eigentliche Heimat, doch hat sie auch Jahre im Osten verbracht und mit schönheitsfrohen Augen manches Stück Fremde geschaut, „als die Welt noch offen war". Sie hat auch zärtliche, dankbar schwärmende Freunde, wo überall Kinder deutscher Zunge wohnen, wo sinnende und fröhliche Jugend im engen Bild das weite Leben vorausahnen möchte, und manche Mutter hat erst durch Jos. Siebes Erzählungen vom Kind (Die Welt im Kinderköpfchen) die Geschehnisse in der Kinderstube recht begriffen. Der Mutter, die zu lesen versteht, geben auch die Bücher für Kinder dies Erkennen der jungen Herzen. Das mag einer der Gründe sein, der all diese Kindergeschichten den Erwachsenen so lieb macht. Da ist auch noch ein uralter Kinderliebling, dem Josefine Siebe neues Leben geschenkt: Kasperle, das lustige Kerlchen, das schon soviel Großen und Kleinen vergangener Zeiten den Alltag vergoldet hat. Ihn schloß die Dichterin sichtlich ins Herz, und indem sie ihn dem Heute anpaßte, gab sie der alten Form neuen Gehalt, ja vielleicht — ihren alten zurück. Das erstemal taucht er in den Sternbuben auf, wo er zur Leipziger Messe sein gutherziges Spiel treibt. Voriges Jahr brachte Josefine Siebe Kasperles Brautfahrt, ein fröhlich-feinsinniges Weihnachtsspiel, im neuen Leipziger Volkstheater auf die Bühne, und in Kürze wird er sich als Kasperle auf Reisen in neue köstliche Abenteuer stürzen. Auf den Weihnachtstisch legen sich heuer die Feriengäste im Silbernen Stern (Stuttgart, Levy u. Müller). Auch dies: lieb und lustig zu lesen und ein ganz Teil mehr, wie aller echte Humor. Eine schöne malerische Begabung (Josefine Siebe wollte Malerin werden, ehe „die Lust zum Fabulieren" sie völlig gefangen nahm) gibt ihren Gestalten Fülle und Anschaulichkeit und ihrer Natur- und Ortsschilderung seltenen Reichtum.

Aber uns erfreut noch etwas anderes. Ihre Werke sind Vaterlandsbücher im schönsten Sinne, Bücher, die Liebe zur Heimatscholle und deutsches Empfinden wecken, ohne irgendwelches äußerliche Gerede. Da ist das liebe Jungmädchenbuch „Deutsches Herz im welschen Kleid". (Josefine Siebes Bücher für die Zeit, da unsere Töchter die Kinderschuhe mit den Tanzschuhen vertauschen, gehören zu den besten dieser Art). Da ist die „Deutsche Jugend in schwerer Zeit", da sind die „Heimatsucher" — Volksgenossen, die aus Amerika heimkehren — und vor allem das Jugend-, Haus- und Familienbuch „Rund um die Rabenburg", wo die schwarzen Vögel fliegen, die schon Wodan auf Kundschaft schickte, die den Kyffhäuser umkreisten, die den deutschen Wald gesehen haben von grauer Urzeit bis zum heutigen Tag — was alles wir im Laufe eines Jahres mit den alten Vögeln und den jungen Menschenkindern erleben und erfahren. Aber auch Josefine Siebes jüngster Roman „Die Helden von Spatzenbühl" gehört zu den Vaterlandsbüchern. Wie die wackeren Ackerbürger des schwäbischen Städtchens nach ihrem denkwürdigen Helden suchen und ihn so ganz ganz wo anders finden oder nicht finden — das ist nicht nur fröhlich und ergreifend, spannend und nachdenklich zu lesen, sondern ist deutsch im tiefsten Sinn.

Möchte Josefine Siebe uns noch viel dessengleichen erzählen.

Luise Glaß.

Fast in letzter Stunde * Eine dringliche Mahnung * Von Paula Kaldewey.

Wie traurig sich auch die Ergebnisse des Weltkrieges sowohl für die Gesamtheit unseres Volkes als auch für den einzelnen gestaltet haben — eines der traurigsten Kapitel in diesem düstern Buche ist und bleibt zweifellos die Wirkung, die die Machtmittel eines grausamen Feindes in Gestalt der Hungerblockade auf unsere Jugend ausübten. Zwar war in Deutschland die Kindertuberkulose auch vor dem Kriege schon stark verbreitet, wurden doch 60,05 Prozent aller im Alter von 10 bis 15 Jahren Verstorbenen Opfer dieser Krankheit, aber da der Kampf gegen die verheerende Seuche bei späteren Lebensaltern so gute Erfolge aufwies, konnte der Grund hierfür nur darin zu suchen sein, daß ein erheblicher Teil der im Kindesalter von Tuberkulose Betroffenen unter sorglicher Pflege genügend Widerstandskraft sammelte oder besaß, um der eingedrungenen Bazillen in Zukunft Herr zu werden. Hierin hat der Weltkrieg eine tief bedauerliche Umwälzung gebracht. Die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht ist bei Erwachsenen und Kindern in Deutschland in den letzten Jahren um das Doppelte und mehr gestiegen. Dazu kommt die Befürchtung, daß der durch die Hungerblockade so außerordentlich geschwächte kindliche Organismus in der Entwicklungszeit nicht mehr die Kraft besitzen wird, die Gefahr, die ihm durch eindringende Tuberkelbazillen droht, wie früher siegreich zu überwinden. Warnend konnte deshalb ein erfahrener Tuberkulosearzt sagen: „Die Erkrankung und Sterblichkeit an Lungenschwindsucht wird während der nächsten zwei Dezennien in grauenerregender Weise zunehmen, wenn nicht heute, fast in letzter Stunde, alles geschieht, um Deutschlands Jugend aus Not und Elend zu befreien."

Erfreulicherweise legen nun jene, die es in erster Linie angeht, die Ärzte und Hygieniker, die Hände nicht müßig in den Schoß. Bei seiner Jahresversammlung in Kassel, im verflossenen September, erörterte der „Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege" die Frage, wie ungeachtet der mißlichen Lage auf dem

Digitized by Google

Baumarkt für die dringend notwendige Unterbringung zahlreicher tuberkulosebedrohter Kinder Erholungsstätten bereitgestellt werden könnten. Nach eingehender Beratung faßte er den Beschluß, bei den Reichsbehörden dahin vorstellig zu werden, daß Versuche unternommen werden, um die nach Lage und Bauart besonders geeigneten Flugzeughallen, die nach dem Versailler Friedensvertrag der Zerstörung anheimfallen sollen, diesem dringlichen Wohlfahrtszwecke zu erhalten.

Eine gleiche Anregung ging von dem Direktor des Hygienischen Instituts der Universität Rostock, Professor Dr. von Wasielewski, aus. Als derzeitiger Prodekan wendete er sich im Namen der medizinischen Fakultät der genannten Hochschule an die interalliierte Luftfahrt-Überwachungskommission und teilte gleichzeitig dem Auswärtigen Amt den an jene gerichteten Antrag mit. In diesem heißt es: „Die interalliierte Luftfahrt-Überwachungskommission möge von der Zerstörung derjenigen Flugzeughallen absehen, die sich nach Lage und Bauart für Wohlfahrts- und Wohnzwecke eignen und herrichten lassen. Dem durch Krieg und Hungerblockade in seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit auf das allerschwerste geschädigten deutschen Volke, dem für geignete Neubauten alle Mittel fehlen, kann unmöglich zugemutet werden, für Wohlfahrtszwecke geeignete Baulichkeiten zu vernichten, für die in hundert Jahren kein Ersatz geschaffen werden kann."

Auch die „Internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose", die im Jahre 1902 mit dem Sitz in Berlin begründet wurde, richtete an den Vorstand des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes die Bitte, in Erwägung zu ziehen, ob diese dringende soziale Angelegenheit nicht den Anlaß zu einer weitgehenden Erörterung und Beschlußfassung in Gewerkschaftskreisen geben könnte. Ebenso wirken bereits zahlreiche Krankenkassen, denen die auf die Tuberkulosebekämpfung gestellten Maßnahmen vor allem am Herzen liegen, für diesen Zweck. Endlich beginnt es sich in einzelnen Gewerkschaften bereits in dem Sinne zu regen.

Allein die höchste Eile tut auch not! Der Tag, an dem die Vernichtung vertragsmäßig durchgeführt sein muß, rückt immer näher. Nun ist es Sache des deutschen Volkes, vor allem aber der deutschen Frauen und Mütter, einmütig die Stimme zu erheben gegen diese unerhörte Vergewaltigung. In öffentlichen Versammlungen, die ohne Zaudern einberufen werden müßten, sollten erfahrene Ärzte dem Ausland noch einmal warnend zurufen: Auch ihr in den angrenzenden Ländern werdet durch die stärkere Ausbreitung der Tuberkulose in Deutschland auf das ärgste gefährdet! Quarantänemaßnahmen und Schutzimpfungen vermögen das Übergreifen der Tuberkulose auf die Nachbarstaaten nicht zu verhindern. Ihr leistet euch selbst den größten Dienst, wenn ihr uns helft, unsere Kinder zu retten. —

Und nach den Ärzten müßten warmherzige Frauen das Wort ergreifen und sich an ihre Schwestern im neutralen Ausland wenden, damit diese mit ihnen vereint den erbarmungslosen Feinden das Gewissen schärfen. Denn jede Flugzeughalle, die am Bodensee oder an der Ostsee dem Willen des Siegers gemäß dem Erdboden gleich gemacht wird, bedeutet mit unumstößlicher Sicherheit die Ausbreitung und Verschleppung der unheimlichen Seuche in verstärktem Maße.

Jedoch wir können nur auf die Unterstützung des neutralen Auslandes — also auch der dortigen Verbände für Volkswohlfahrtspflege — rechnen, wenn wir selbst nichts unterlassen, was in der Angelegenheit zu tun möglich ist! Dazu würde die Absendung von Petitionen gehören, die natürlich Tausende von Unterschriften tragen müßten. Sie wären zu richten an den zuständigen Unterhändler des Auswärtigen Amtes, Herrn Generalkonsul Brode, Berlin W, Wilhelmstraße 74. Eine Fülle von Einsendungen würde diesem gewiß Anlaß zu erneuten Vorstellungen bei der interalliierten Kommission geben, und wenn die letztere spürt: Das deutsche Volk ist doch nicht so stumpf geworden, daß es sein kostbarstes Gut, seine Kinder, kampflos und ohne Auflehnung dem Elend zutreiben sieht, dann findet sie vielleicht doch noch einen Modus, der für uns weniger Härten enthält.

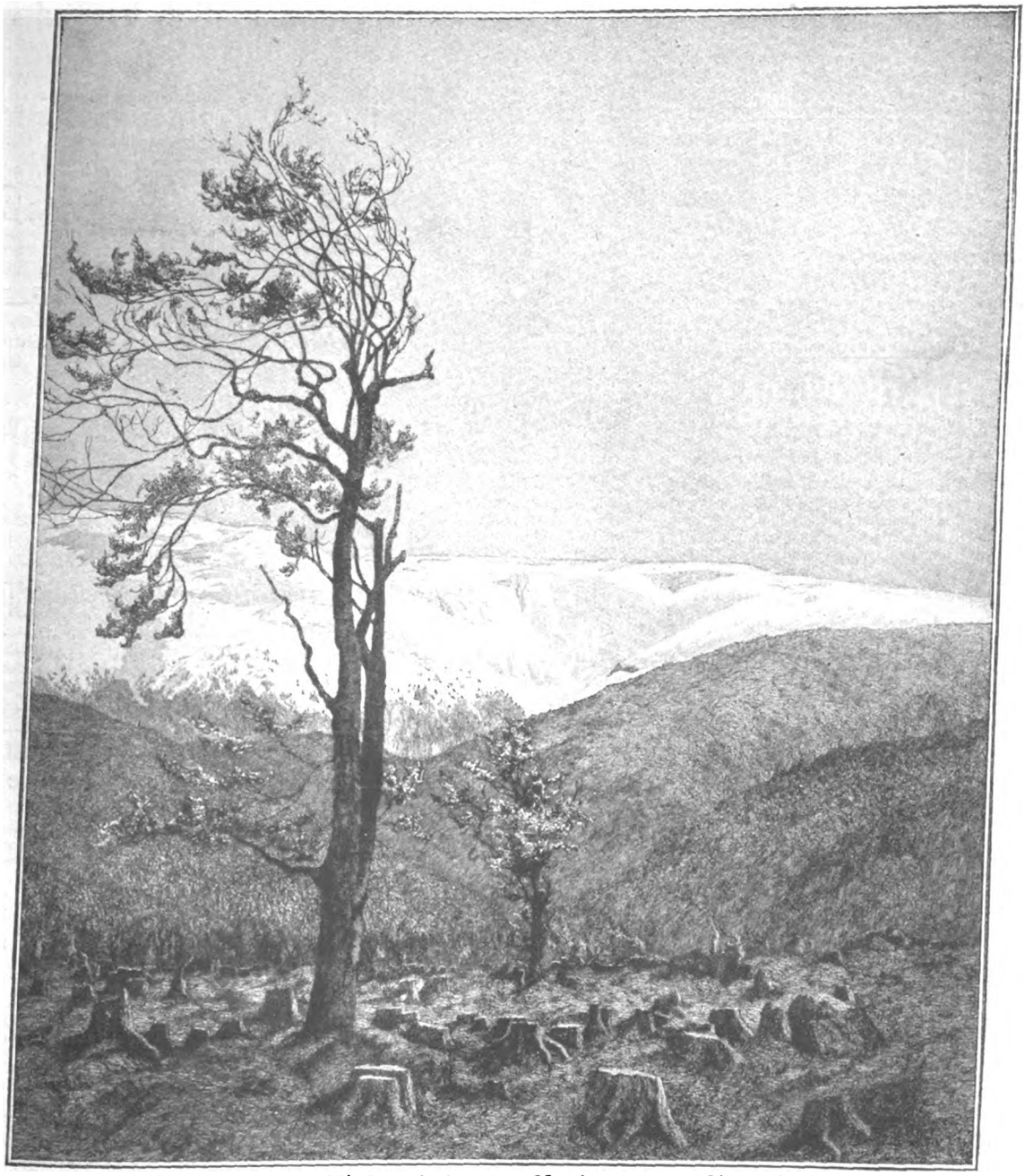
Deshalb, Mütter heraus! Stehet ohne Unterschied des Glaubens und der Partei zusammen, wie in jenen unvergeßlichen Augusttagen des Jahres 1914. Es gilt Großes, es gilt die Zukunft eurer Kinder! Wenn wir jetzt schweigen, dann sind wir nicht wert, den deutschen Namen zu tragen, dann hat jener englische Vertreter der interalliierten Luftfahrt-Überwachungskommission recht, der da mit spöttischem Lächeln sagte: „An eine Entrüstung der deutschen Volksmeinung glaube ich nicht mehr, denn die ist mir seit sechs Monaten immer wieder in Aussicht gestellt worden." Fürwahr ein beschämendes Urteil!

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 ▪ Nr. 46 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Die Letzten des Riesengeschlechts. Radierung von Paul Aust.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Copyright by Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., Leipzig 1920.

Die Lützower Wiesen. Roman von Friedrich Huffong. 2. Fortsetzung . . . Seite 745
„Den Opfern". Von Benno Elkan. Figur der Klage des neuen Denkmals in Frankfurt a. Main . . . . . „ 745
Alte Frau. Gemälde von Adolf Schlabitz . . . . . „ 747
Dampfer am Lehrter Bahnhof in Berlin. Radierung von F. Stichling . . „ 749
Grauer Tag. Gedicht von Carola von Roon . . . . . „ 750
Dämmerung. Gedicht von E. Pfeiffer . . . . . „ 750
Tote Brecher. Von Otto Hartmann-Nürnberg. (Mit Abbildungen) . . . . „ 751
Der Ursprung des Kunstreigs. Von Dr. Th. Zell . . . . . „ 753
Eine merkwürdige Begräbnissitte im Sollinge. Von Heinrich Lohmeyer. (Mit einer Abbildung) . . . . . Seite 754
Vom Deutschen Reich und Recht. Von Professor Dr. Buch-Breslau . . . „ 755
Nebelmond. Von Magda Jähde . . . . . „ 757
Malerei im Gebirge. Radierung von Hanna Müller-Fürer . . . . . „ 757
Streiflichter . . . . . „ 758
Die Welt der Frau:
Was man zu kleinen Veranstaltungen trägt. (Mit Abbildungen) . . . „ 759
Von der Freude. Von Antonie Grosse . . . . . „ 759

Theodor Storms sämtliche Werke

Die glänzende Erzählungskunst Storms hat ihn zum Meister der deutschen Novelle gemacht. Mit leuchtendem Glanze und wundersamer Stilistik ist jede der Erzählungen von nachhaltigster und ergreifendster Wirkung, so daß die **Stunden der Lektüre** der Novellen zu **Stunden der Erbauung und Erhebung** werden. Es ist ein prachtvolles und sehr billiges **Geschenkwerk** in drei starken Bänden. Preis ohne weitere Zuschläge: Volksausgabe, elegant und dauerhaft gebunden, M. 54.–, Geschenkausgabe in Halbleinen gebunden, mit vielen Illustrationen auf Kunstdruckpapier M. 108.–. Ein reizender Geschenkartikel, passend für jede Gelegenheit, ist die

Storm-Bücherei in vierfarbigem Geschenkkarton

Der prachtvoll ausgeführte Karton enthält 4 Einzelbände mit einer Auswahl der schönsten Novellen. Preis M. 12.60 ohne weitere Zuschläge. Um die Anschaffung zu erleichtern, liefert die Volks-Ausgabe d. Storms Werke in monatlichen Raten von **nur M. 15.–** die Halblein.-Ausgabe v. nur M. 25.–, die Storm-Bücherei von nur M. 5.– direkt der

Verlag und Versand für deutsche Literatur · Berlin SW 19, Grünstr. 25-26 · Abtlg. 49

Name: ..... Beruf: ..... Ort u. Straße: .....

Unterschrift gilt als Bestellung. – Nichtgewünschtes ist zu streichen. – Eigentumsrecht vorbehalten. – Erfüllungsort Berlin. – Betrag für 10 Pf. auf Postscheck-Konto 51 965 Berlin.

einsend. offen 10 Pf. frk.

Der kleine Tierschnitzer!

Interessantes Beschäftigungsspiel für Kinder und Erwachsene. Holztiere selbst herzustellen und zu bemalen. Material für ca. 70 Tiere, 6 Sorten, halb- u. ganzfertige Vorlagen, Schnitzmesser, komplett 6.— M. Größere Ausgabe für ca. 100 Tiere 10.— M. Gegen Einsendg. des Betrages und 1.50 M. für Porto und Verpackung freie Zusendung. — Nachnahme 70 Pf. mehr. — Große illustr. Liste über **Riesen-Auswahl Spielwaren, Scherz- und Karnevalsartikel** nur gegen 1.— M. Postscheckkonto Berlin 36623, Porto 5 Pf.

A. Maas & Co., Berlin 134.
Markgrafenstr 84. Gegründet 1890.

Krampfadern, offene Beine,

Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.

aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich **juckende, nässende** und sehr **entzündliche Ekzeme** heilt sofort die

kühlende „Fridosan-Heilsalbe"

D. R. P. angemeldet Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht direkt beim Hersteller: **Dr. Strauss & Co., Berlin W 15, Uhlandstraße 146/B.** Preis der Original-Dose M. 12.– gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.

Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! • Prospekt kostenfrei.

Trocken-Ei

(**kein** Ersatz), ausschl. aus **frischen Hühnereiern,** ohne Zusatz, nur durch Wasserentziehung gewonnen, kehrt durch Beigabe von Wasser sofort in seinen Urzustand des natürlichen Eies zurück und ist dem Frisch-Ei vollkommen gleichwertig. Amtlich auf absolute Reinheit geprüft. Unbegrenzt haltbar. Probesendung, ca. 40 Eidottern entsprechend, **M. 17.50** (einschl. Kosten) gegen Nachn. – Muster gratis. **F. A. Fiedler, Kaufbeuren** (Bayr. Allgau).

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?

Bei **Schwindelanfällen, Blutandrang, Kopfschmerzen** oder **Schlaganfall** verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.

Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H., Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6–8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171 Eisenacherstr. 16.

Hausfrauen!

Färbt Kleider, Blusen, Gardinen usw. **nur** mit

Braunsschen Farben.

Unsere **45jährige Erfahrung** bürgt für beste Qualität. **Weitere Fabrikate zurück,** denn **unsere Farben** sind in allen Farbtönen **wieder lieferbar** und **überall zu haben.**

Wilhelm Brauns G. m. b. H., Quedlinburg

Filialen Berlin, Hamburg, Warschau.

Größte u. älteste Haushaltfarbenfabrik der Welt.

Verlangen Sie unser lehrreiches Gratis-Büchlein über Haushalt-Färberei Nr. 85.

Wie erhalte ich mir meine Arbeitskraft?

So fragt mancher, der spürt, daß er dem ständig lebhafter werdenden Geschäftsleben kaum noch gewachsen ist, oder der schon die Abnahme seiner Arbeitskraft spürt. Im heutigen Geschäftsleben besteht nur der, der durch eine unermüdliche Arbeitskraft alle Gegner überbieten kann. Zur Arbeitskraft gehört: Nervenkraft, Geistesgegenwart, Unermüdlichkeit und Spannkraft. Die dadurch bedingte Leistungsfähigkeit wird gesichert durch das Nerven- und Muskel-Kräftigungsmittel **Sei.** Es ersetzt alle durch den intensiven Arbeitsprozeß verlorengegangenen Stoffe aufs schnellste. **Sei** enthält keine schädlichen Bestandteile, ist billig im Gebrauch und schmeckt wie Schokolade. In allen Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig, bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Gummihandschuhe

hygienische Artikel etc. Verlangen Sie kostenlos Katalog.
Gebr. Liemann, Berlin NO 43, Kelbelstr. 11.

Notscheine Preisliste gratis.
Rudolf Rö'h, Charlottenburg/d, Kastanienallee 21.

• **Wundsein** bringt die Kinder in der Entwickelung zurück, macht sie unruhig und bildet eine stete Sorge für die Mütter. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft lassen sich Wundsein, Entzündungen und Rötungen der Haut leicht und zuverlässig verhindern, wenn das richtige Mittel angewendet wird. **Basenol-Wund- und Kinder-Puder** wird von Tausenden von Ärzten als bestes Einstreumittel für kleine Kinder empfohlen, dessen regelmäßige Anwendung gegen Wundsein und Wundlaufen schützt. Viele Krankenhäuser, Kinderheime und Säuglingsheime wenden deshalb regelmäßig den Basenol-Wund- und Kinder-Puder an, ja manche der Basenol-Wund- und Kinder-Puder äußerst sparsam und billig im Gebrauch ist. — Die gleich glänzenden Anerkennungen, wie die der Basenol-Wund- und Kinder-Puder zur Kinderpflege erhalten hat, sind dem Basenol-Sani-Puder als Körperpuder und dem Basenolform-Puder als Fuß-Puder zuteil geworden. Täglicher Abpudern des Körpers mit Basenol-Sanitäts-Puder hält den Körper frisch, schützt gegen Wundlaufen und Wundwerden und bietet die einfachste und beste Hautpflege. Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß findet der Basenolform-Puder Anwendung.

Digitized by Google

Nr. 46 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

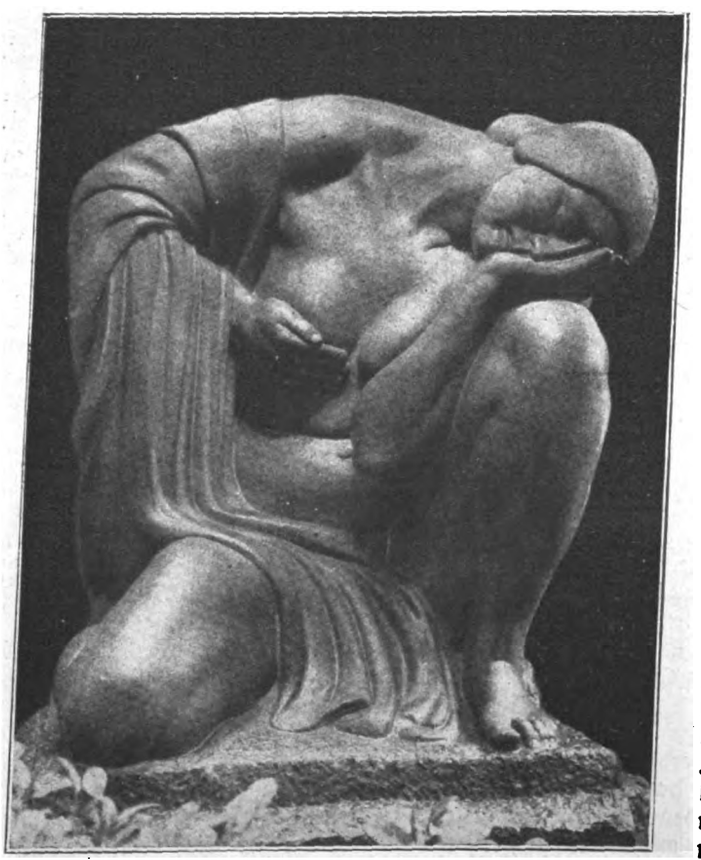
Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

2. Fortsetzung.

Das letzte Läuten. Ein helles Dröhnen. Die stille Winterluft zitterte von dem Schwung und Klang der Glocken. Die letzten von denen, die schlüssig waren, den neuen Pfarrer zu hören, gingen zur Kirchentür ein. Nur Jan Lorkes und das Pastörchen blieben noch zurück. Außer der großen Menge, die sich stumm um das Pfarrhaus zusammendrängte, standen abseits noch Gruppen von Neugierigen und Unschlüssigen.

Leubing und der Dekan gingen die Straße entlang der Kirche zu. Es begegnete ihnen kein Mensch, ehe sie in die Nähe des Pfarrhauses kamen. Als sie hier durch die Gruppen der Neugierigen und Unschlüssigen gingen, wurden allenthalben zögernd Mützen und Hüte gezogen. Jan Lorkes grüßte breit und aufdringlich und zog mit letzter Anstrengung noch ein paar Schwankende mit sich in die Kirche. Hinter den beiden Geistlichen ging das Pastörchen. Als sie an der großen, stumm harrenden Menge beim Pfarrhaus vorbei mußten, kam aus dieser kein Wort und keine Bewegung des Grußes; aber auch kein Laut der Feindseligkeit. Als hinter Leubing und dem Dekan die Kirchentür sich schloß und, wie bräuchlich, bei ihrem Eintritt das Geläut verstummte, als es nun auf der Straße lautlos stille ward, stieg der schwarze Scherer ein paar Stufen höher die Pfarrhausstufen hinauf und redete laut zur Menge:

„Ihr Männer und Weiber! Wir sind aus unserer alten Kirche ausgeschlossen. Da drin fängt jetzt ein Neues an. Aber unter uns soll die alte Lehre gelten und der alte Lehrer über uns. Ihr Männer und Weiber was ein Schulmeister wert ist, das sieht man an der Schule. Seht euch einander an, ob ihr euch einander zu schämen habt. Sollte das ein schlechter Pfarrer sein, der euch hier beisammenhält ohne Glockenläuten und Kirchenmauern? Wenn niemand dawider redet, will ich mit einigen von euch hineingehen und unseren Pfarrer Ebelowen bitten, daß er uns hier ein Wort sagt und eine Weisung gibt, wie wir uns fernerhin halten wollen. Wenn's euch recht ist, sollen die Männer, die mir hier zunächst stehen und so gut dazu sind, wie nur einer von uns, mit mir gehen: Hier Simon Rosenplüt, der auch sonst ein Presbyter war, und hier der alte Propheter, hier der alte Peter aus dem Krähwinkel und etwa noch der Philipp Erlenwein, diese vier — obgleich ich hundert hier sehe, die ebenso gut dazu wären!“



„Den Opfern“. Von Benno Elkan.
Figur der Klage des neuen Denkmals in Frankfurt a. M.

Gedämpfte Zustimmung scholl hier und dort aus der Menge. Die Aufgerufenen traten zum schwarzen Scherer, der ihnen die Treppe hinauf voranging. Als die Türklingel oben hell anschlug und die fünf Männer das Haus betraten, blieb die geschlossene Menge vor dem Haus lautlos. Nach ein paar Minuten kehrte der schwarze Scherer mit seinen Begleitern aus dem Haus zurück; hinter ihnen, vom Presbyter Simon Rosenplut geleitet, der Pfarrer Ebelowen im schwarzen Talar. Die Männer stiegen nieder zu der harrenden Menge. Nur Simon Rosenplüt blieb ein paar Stufen höher stehen. Über allen auf der Höhe der Treppe, die Hände auf die alte Steinbrüstung gestützt, der Pfarrer Ebelowen, wie auf einer Kanzel.

Die Menge blieb in lautlosem Schweigen.

Digitized by Google

Da hub Ebelowen an zu reden. Er sprach aus tiefer Erregung. Mit beiden Händen hielt er sich an dem kalten Stein der Treppenbrüstung, als habe er Rosse zu bändigen. Seine Worte bebten zuerst in der Winterluft, und es kostete ihn Gewalt, sie zu formen. Dann aber sprach er heiß und stürmisch und ohne daß man ein Bedenken oder Zögern in seiner Rede spürte.

Von den alten Glocken sprach er und von der alten Kirche. Von dem Schmerz sprach er, sich von so gewohnten Dingen lösen zu müssen, die gewesenen äußerlichen Merkmale vergessen und für nichts achten zu müssen, die graue steinerne Kirche zu verlassen, diesen ehrwürdigen Leib, um die inwendige Kirche zu erhalten. „Nicht ich bin es, dem ihr anhängen sollt, sondern euer Bekenntnis, das ich einst bestellt wurde zu verwalten. Nicht meine arme Klugheit soll euch weisen, sondern die Weisung eures Bekenntnisses, das in euch lebendig sein muß und dem man als einem Lebendigen nichts ohne Schaden abtun kann, wie man ihm nichts zutun kann als totes Anhängsel. Sie wollen aber dieses Bekenntnis ändern, als wäre es wie eine Maske aus Wachs, der man eine Nase drehen kann so oder so. Sie sagen, die Neuerung sei so gering; es gehe nur um ein paar arme Worte. Wäre dem so, so würde immer noch die Schrift für uns zeugen, die nicht will auflösen lassen auch nur ein Titelchen vom Gesetz. Es darf uns aber nicht ankommen auf dieses oder jenes einzelne, sondern darauf, ganze Sicherheit im Glauben zu bewähren. Nicht um Gottes willen, dem wir nichts nehmen und nichts geben können, sondern um unseretwillen, daß wir ganze Kerle bleiben, — darum müssen wir jeden Buchstaben unseres Bekenntnisses festhalten. Hier ist das Kleinste gleich dem Größten. Das Gewissen scheidet haarscharf; da gibt es nichts Gleichgültiges, da ist nur Recht oder Unrecht, Tod oder Leben, Wahrhaftigkeit oder Lüge, und ein Schritt über die Grenze ist so gut wie tausend. Es gilt hier ein Bekennen, scharf wie ein Schwert und glühend wie Feuer. Kein Leichtes war mir's, diese Trennung zu vollziehen. Ich habe gewacht in Nächten und habe mit mir und Gott gerungen. Ich darf sagen wie der Prophet: ‚Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen, und du hast gewonnen . . .' Wir haben dieses Haus geliebt, aber wir lassen es fahren. Wir waren stolz auf diese großen, reichen Glocken und ihr Lied, aber wir lassen sie fahren. Wir waren freudig in der größeren Gemeinschaft, aber wir lassen sie fahren. Wir behalten nichts als unser Bekenntnis. Das andere reißen wir aus uns, wie's auch schmerze. Der Schmerz ist die Pflugschar Gottes, womit er den Boden unserer Herzen öffnet. Die Scholle, das wißt ihr, muß tief zerschnitten werden und dunkel bluten, wenn das Brot des Lebens wachsen soll. So seien unsere Herzen nur zerrissen, um fruchtbarer zu werden und neue Kraft des Lebens und eines fröhlichen Schaffens zu gebären. Das walte Gott an mir und euch!"

Die Menge stand noch lange stumm, als Ebelowen aufgehört hatte zu sprechen. Manche von diesen Männern, manche von diesen Weibern fühlten seine Erschütterung wie eine eigene. Manche fühlten, daß seine Rede etwas in ihnen emporhob, dessen sie sich bis dahin nicht bewußt gewesen waren. Manche, die gedankenlos nur ihrer Sippe gefolgt waren, die nur getan hatten, wie der Nachbar tat, oder die es für eine Ehrensache gehalten hatten, dem Beispiel eines angesehenen Verwandten zu folgen; mancher Tagelöhner, der dumpf seinem Bauern nachgetreten war, — mancher von diesen fühlte tiefer, daß hier einer von ihnen forderte, der fordern durfte, weil er sich selbst ganz hingab. Viele unter diesen Bauern und Ackerbürgern, in denen sonst nichts wirksam war als Zähigkeit des Beharrens, spürten einen Antrieb, aus sich heraus wirken und bauen zu helfen diesem Baumeister, der so von Lust am Werke glühte.

Der schwarze Scherer stieg wieder ein paar Stufen der Treppe empor. Er hatte den Sonntagshut in der Hand; seine Haare waren fast so weiß wie der Schnee; seine Augen brannten. Er hob Hand und Gesicht zum Pfarrer Ebelowen und sagte laut:

„Sie sind und bleiben unser wahrer Pfarrer und unser Unterweiser. Und es soll Treue um Treue zwischen uns sein. Wer's nicht so halten will, der soll jetzt noch von uns wegtreten und sich von uns scheiden. Hier ist unsere Kirche, hier ist eine Gemeinde. Wer bleibt, der nimmt ein Gelübde auf sich." — Niemand trat aus der Menge.

„Das soll gelten", rief der Alte; „das soll gelten wie Wort und Handschlag. Und da unsere Ordnung noch nicht festgestellt ist, soll es gelten für diesmal, daß ich euch für einen Kantor stehe und unser Lied anstimme." Und der Alte sang laut die Worte, und die Menge stimmte ein, durchzittert von einer seltsamen, fremden Erregung: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Ebelowen stand barhäuptig über der Menge und sang das Trutzlied mit. Dann ward es wieder still, und er sprach wie sonst die Worte des Segens über die Gemeinde und ging in sein Haus zurück.

Die Menge blieb noch eine Weile still. Dann gab es eine leichte Bewegung in ihren Reihen. Man hörte halblaute Gespräche. Und es vollzog sich wie eine rasche, stille Wahl, daß vom Beifall und Wunsch ihrer Umgebung hervorgehoben ein Häuflein Männer sich auf der Treppe um den alten Scherer zusammenfand. Außer denen, die man vorher schon genannt und anerkannt hatte, die Presbyter Appenteker und Kellerknecht und ein paar andere bekannte und angesehene Männer. Diese folgten Ebelowen in sein Haus, um eine vorläufige Ordnung und Vertretung der Gemeinde zu bilden. Die Menge der übrigen erfüllte trotz der beißenden Kälte wartend die Straßen, die hier zum Pfarrhaus und zur Kirche zusammenliefen.

Dicht hinter der Menge, die das Pfarrhaus umdrängte, hatte Velten Eyb gestanden, die Rede Ebelowens angehört und wühlend in sich zu verarbeiten gesucht. Nahe bei ihm stand der alte Arzt Krischan Henike und der Einnehmer Dürr.

Der lange Einnehmer wußte nicht recht, was er aus Ebelowens Rede machen sollte. Halb schien's ihm gefährlich, halb schien's ihm lächerlich. Er suchte sich mit einem mageren Spaß zu helfen. „Na," sagte er, „das erste, was wir von der neuen Religion hier zu spüren kriegen werden, dürften ein paar Dutzend tüchtige Schnupfen sein. Insofern müßten Sie mit alledem sehr zufrieden sein."

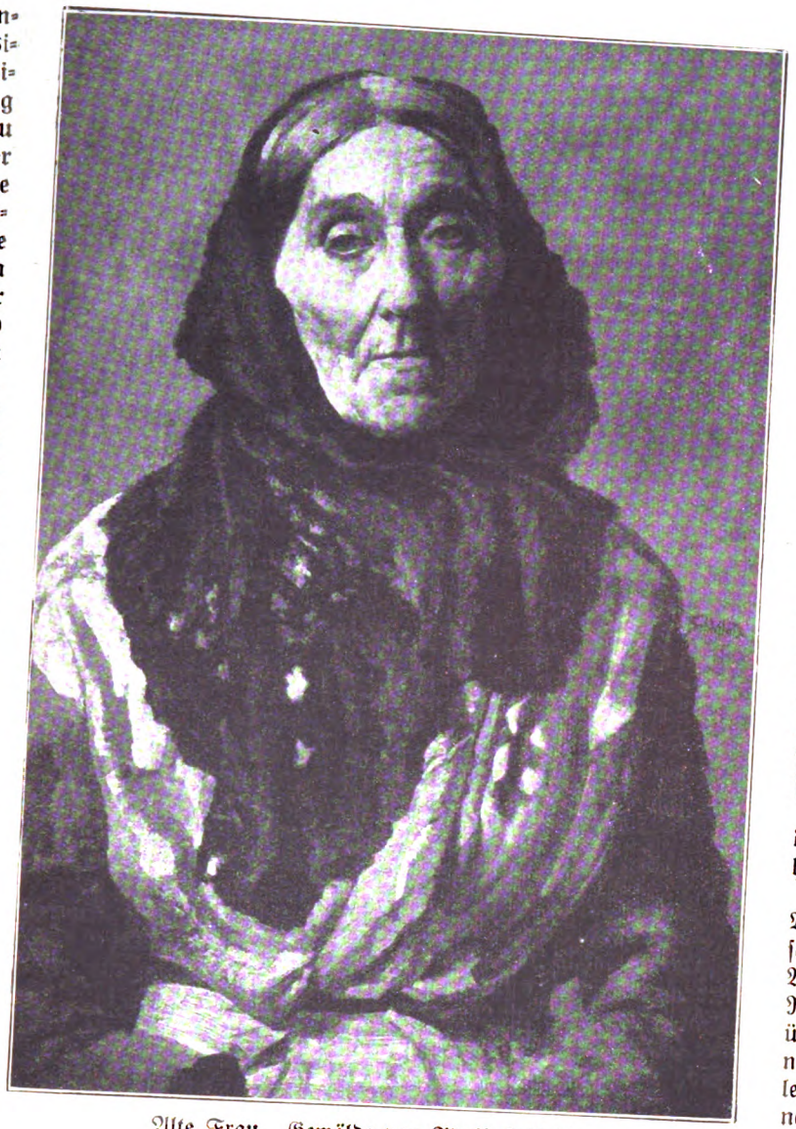
Der alte Krischan Henike fuhr bei diesen Worten aus einem tiefen Nachdenken auf. „So," sagte er, „so!" Und rieb sich heftig das bartlose Kinn mit dem silbernen Fuchskopf seines spanischen Rohres. „So, meinen Sie, das werde das erste sein? Nun, ich habe schon etwas anderes an der Sache gespürt. Und das ist, daß der Ebelowen ein Kerl ist, ein ganzer echter Bursche, der Farbe hält, und um den's schade ist, daß er sich in etwas verbraucht, was nicht der Mühe wert ist. Das heißt: In etwas, wovon ich nicht sehen kann, daß es der Mühe wert wäre. Immerhin beweist das nichts zur Sache. Das ist ein Mensch mit einem gesunden Magen. Der hat einen ganzen Pfaffen in sich verdaut, ohne daß das Pfäffische das Menschliche in ihm zerrieben hat. Das ist etwas, Einnehmerchen. Na, das können Sie nicht verstehen. Das läßt sich nicht mit dem Einmaleins begreifen. Er wird sehen, wie er mit ihnen fährt. Inzwischen will ich den andern doch auch noch hören. Hätte nicht gedacht, einen dergleichen Sonntagmorgen auf meine alten Tage hier zu erleben."

Der alte Arzt ging mit dem Einnehmer nach der Kirche hin. Velten Eyb folgte den beiden.

* * *

Die Kirche war gedrängt voll. Die drei fanden eben bei der Tür, die sie behutsam öffneten und wieder hinter sich schlossen, noch Platz zum Stehen. Der Gottesdienst war schon ziemlich vorgeschritten.

Digitized by Google



Alte Frau. Gemälde von Adolf Schlabitz.

Leubing hatte anfangs mit mancher Widrigkeit in der zahlreichen, mit Spannung geladenen Menge zu kämpfen gehabt. Unter mannigfacher Unruhe hatte er die Kanzel betreten und seine Rede begonnen. Es waren manche Leute in der Kirche, die ihm abhold waren, weil sie einem Skandal hold waren. Ein paarmal drohte es dadurch zur Unruhe zu kommen. Dem Dekan in seinem verschlossenen Stuhl ward es angst und bange. Aber Leubing beschämte mit wenigen Worten die Ruhestörer und stimmte damit auch manchen Zweifelhaften sich günstig.

Leubing mußte behutsam an die Türen dieser Herzen pochen, die er nicht kannte und denen er ein Fremder war. Er sprach nicht gegen die Person eines Gegners, sondern nur für seine eigene Sache. Nur um dieser Sache willen sollte man ihn hören. Seine Sendung sei, Zerfallendes zu erhalten und Zerfallenes nach seiner Kraft wiederherzustellen. Nicht Kampf gegen Widerwilliges sei ihm das Erste seiner Aufgabe, sondern Wirken mit den Willigen und Werben um die Wankenden. Barbarei sei es ihm, mit Widerwilligen um heilige Dinge zu rechten, mit plumpen Worten nach diesen zartesten Dingen zu werfen. Nicht gewaltsame Erregung wollte er vor sich hertragen. Aber auch nicht Gleichgültigkeit sollte ihm dienen bei seinem Werk. Es gelte ihm ein herzliches Überzeugen und Vertrauen. Er wolle das Recht der Gemeinde über die einzelnen geltend machen, die Kirchensatzung gegen die Willkür. Niemand wolle die Gewissen beugen. Im Gegenteil gelte es, eine freie, leichte Duldung mehr noch als bisher zum Ausdruck zu bringen, auch in dem Worte des Bekenntnisses, daran manches starr geworden sei, seit es für die Denkweise ferner Zeiten geformt worden sei. „Es darf nicht Selbstgerechtigkeit gescholten werden, wenn wir unsere Losung für die halten, welche näher an den Sinn Gottes trifft. Ich will darum keinen Kampf suchen. Aber ich darf ihn nicht scheuen, wo er notwendig würde zur Verteidigung des Besitzes der Kirche. Ich setze meine Hoffnung darauf, daß es möglich sein wird, die widerstreitenden Geister hier in Frieden zu scheiden, nicht sie in Haß noch mehr zu verwirren."

Der Dekan war durch die Haltung der Versammlung nach und nach beruhigt. Je mehr sich dies Gefühl der Sicherheit in ihm befestigte, desto ungeduldiger hatte er darauf gewartet, daß Leubing von der milden Rechtfertigung zum Angriff übergehe. Als Leubing aber schloß, ohne daß dergleichen geschehen war, litt es den Dekan nicht mehr als untätigen Hörer. Als Leubing von seiner Kanzel herab und nach dem verschlossenen Stuhl kam, hinter dessen dichtem Gitterwerk der Dekan ihm zugehört hatte, schritt dieser selber mit plötzlichem Entschluß an ihm vorüber, zur Kanzeltreppe und hinauf.

Dem Arzt Krischan Henike hatte Leubings Rede nicht mißfallen, soweit er sie gehört hatte. „Er hat Manier," sagte er leise zum langen Einnehmer, „seine Rolle gefällt weiter nicht, aber der Mann. Es ist Billigkeit in seiner Rede und Maß und Herz." Als jetzt der Dekan auf der Kanzel erschien, arbeitete der Alte nervös an seinem Fuchskopf herum. „Es war gut so," knurrte er, „war gut so. Was will der noch?"

Der Dekan übersah derweil von seinem erhöhten Standpunkt mit gewohnheitsmäßiger Väterlichkeit die Versammlung. Bei ihrem Anblick erwachte der Rednerkitzel in ihm. Er überlegte noch ein wenig, ließ seine Lippen leise spielen, wie um seinen Ansatz zu prüfen, und begann dann nachzuholen, was nach seiner Meinung versäumt worden war.

„Schön ist es und lieblich," hieß es da, „mit Worten des Friedens vor die Gemeinde zu treten. Also schön und lieblich ist euer neuer Pfarrer vor euch getreten. Aber wird es ihm vergönnt sein, auch fürderhin nur schöne und liebliche Worte des Friedens vernehmen zu lassen? Da ist Unkraut gesät unter dem Weizen des Herrn. Das hat der Feind getan. Wenn einem, so ist diesem neuen Wächter auf den Zinnen Zions über seinen Eingang geschrieben das Wort: ‚Gehe hin und predige gegen die Mitternacht also: Kehre wieder, du abtrünniges Israel, spricht der Herr, so will ich mein Angesicht nicht gegen euch verstellen!' Ja du, predige gegen die Mitternacht: Kehre wieder, du abtrünniges Israel! Ja du, Gärtner, reiße aus dem Garten des Herrn das Unkraut, das der böse Feind gesät hat, und verbrenne es mit der Flamme des göttlichen Zornes! Denn hier ist schwere Schuld der Zerreißung der Kirche aus menschlicher Willkür. Wehe dem Menschen, der Ärgernis bringt! Wehe dem Menschen, der die Seelen irre macht! Ist er nicht schlimmer, denn der den Leib tötet? Meine Brüder, ich muß von dem Manne reden, von dem all dies herkommt. Nicht ich als ein selbst Irrender, aber als ein Diener der Kirche, als ein bestellter Mithüter ihrer Rechte. Als Vertreter dieser Rechte kehre ich meine Rede gegen den Mann, der uns einen schmerzlichen Kampf aufgezwungen hat. Als Diener am Regiment zeihe ich jenen Mann, daß er aus menschlicher Eitelkeit also tat. Er will, daß seine Gemeinde nur seine Wege gehe, nicht die der gottgesetzten Obrigkeit. Er will nicht ein Diener, sondern ein Herr sein. Hier vor der Gemeinde muß ich jenen anklagen, denn hier

Digitized by Google

stehe ich für die beleidigte Kirche, für die verstörte, für die noch nicht ganz zerstörte Gemeinde. Denn ist nicht, ihr Brüder, auch diese Versammlung noch eine Gemeinde, und sollte dies nicht die wahre Gemeinde sein? Seid ihr, meine Brüder, nicht die Treugebliebenen? Ihr nicht die Einsichtigen, nicht die Wohlgefälligeren vor Gott? Ihr nicht die geliebteren Kinder, weil die vertrauenderen? Nun, euch rufe ich auf, die zerstörten Reihen wieder zu schließen und als eine Schlachtordnung der streitenden, der um das göttliche Friedensziel streitenden Kirche gegen den Feind zu stehen. Vor allem dürfen wir und müssen wir einen göttlichen Zorn wenden gegen den Mißleiter, gegen den Mann, der alles Übels Quelle, alles Verderbens Anfang und der Vater aller Verführung ist. So stehe ich hier aus Pflicht wie der Prophet, der den Zorn des Herrn herniederbetet auf die Feinde des Herrn und auf die Störer der Kirche mit Feuerworten: ‚Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab, daß die Berge vor dir schwankten, so wie Feuer Reisig anzündet, Feuer das Wasser in Wallung bringt, daß dein Name kund würde . . . Ach, daß du herabführest und die Berge schwankten vor dir.' Ja, der Herr in seinem Grimm wird hier reinigen und läutern müssen im Feuer seines Zornes. Und ihr sollt seine Streiter sein. Darum rüstet euch mit der schimmernden Rüstung göttlichen Zornes. ‚Warum toben die Heiden?' Ja, warum? Da sie doch nichts vermögen; denn der Gott des Zornes ist stark. ‚Wie Töpfe wird er sie zerschmeißen.' Und durch euch wird er es tun. Auch dieses, ihr Christenleute, ist ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg, und euch weihe ich zu seinen Kämpfern."

Der Dekan verließ die Kanzel. Eine starke Bewegung ging durch die Versammlung in der Kirche. Der breite Frickinger sagte zu Lorenz Nützel und Johann Unverdrossen, die neben ihm saßen: „Der versteht's." Jan Lorkes, der inmitten der Kirche unter einem Haufen stand, rieb sich die Hände, daß die knochigen Finger ihm knackten, und raunte unter seinen Nachbarn: „Der gibt ihm die rechten Namen, der tut das rechte Licht auf die Sache. Oh, ihr Leute, den hört!"

„Ja, da haben wir endlich den Rechten", knurrte Krischan Henike zu dem langen Einnehmer, der grinsend neben ihm stand. „Da haben wir endlich den rechten Dünkel, mit seinem Hochmut, des Herrgotts Sache zu führen, die eigene Gehässigkeit als göttlichen Zorn zu deklarieren. Der rührt den Giftbrei um und um. Wird nicht jeder Jan Lorkes, der hier um seinen gemeinen Profit eifert, sich jetzt ein rechter Gottesmann und ein halber Heiliger dabei dünken?"

„Je nun," sagte der Einnehmer, „der versteht sein Geschäft und treibt es."

Der Kantor griff in die Orgel, und Gesang erscholl. Dann trat Leubing noch einmal vor die Gemeinde an den Altar und entließ sie mit dem Segen. Das Volk strömte aus der Kirche.

* * *

Vor dem Pfarrhaus stand noch die Menge derer um Ebelowen. Sie warteten auf den schwarzen Scherer, auf Simon Rosenplüt und die anderen, um zu hören, was weiter werden sollte. Gruppen von Neugierigen standen noch die Straße entlang. Zu diesen und zwischen ihnen hin strömte nun die Menge aus der Kirche.

Männer gingen fremd vorüber und sahen andere ungegrüßt vorübergehen, die sonst einander vertraute Gesellen waren. Burschen warfen einander trotzige und höhnische Blicke zu. Frauen und Mädchen wandten die Augen von solchen, die sie sonst gesucht hatten. Ein großer Teil von denen, die aus Leubings Kirche kamen, sammelte sich an, abgesondert von der Menge vor dem Pfarrhaus und wie ein feindlicher Heerhaufen. Zwischen den Burschen flogen ein paar Spottworte hin und her. Besemakers Hanjörg sah unter denen vor dem Pfarrhaus seinen alten Kameraden Bastian Wilmsen und rief zu ihm herüber: „He, Bastian, wie schmeckt dir dein Zipfel von der Extraglaubenswurst? Oder hast du gar ein Mittelstück erwischt?"

Ein lautes Gelächter folgte diesen Worten, denn der Hanjörg galt für einen rechten Witzbold.

Bastian aber schob sich aus der Menge, in der er steckte, trat mitten unter die Lacher hart an Hanjörg heran und sagte bedrohlich: „Höre, mein alter Kamerad, ich denke, du kennst mich, und ich denke, du weißt, daß ich keinen gern mich mit schlechten Späßen unter der Nase kitzeln lasse. Nimm dich zusammen und spare deinen Witz an mir und meinen Leuten, sonst mache ich einen Heuhupfer aus dir. Sieh, so!" Und dabei faßte er den witzigen Hanjörg an den Ellenbogen und lüftete ihn ein paarmal um Haupteslänge über die Umstehenden, von denen keiner wagte, etwas für den Hanjörg zu sagen oder zu tun, denn der Bastian stand in dem Ruf, eine gute Tischecke mit der nackten Faust abschlagen zu können. Ob es wahr war oder nicht, jedenfalls glaubten die Leute, daß es ein Faustschlag von ihm gewesen sei, der bei der großen Schlägerei auf der vorjährigen Kirchweih zu Hückeswagen den roten Kormann, den großmäuligen Raufbold, der mit dem Messer auf seine Gegner eindrang, mit einmal zu einem so stillen Mann gemacht hatte, wie nur je einer still gewesen war, den die sechs Männer mit der Zitrone und dem Rosmarinzweig in der Hand vor dem Pfarrer Mussel her hinausgetragen und nicht wieder hereingebracht hatten. Ganz klar war die Sache nicht geworden, denn da waren Stuhlbeine und Steinkrüge mit im Spiel gewesen, und einer hatte eine ganze Bank gegen den Messerhelden geschwungen, und es war niemand gestraft worden, weil man niemandem etwas nachweisen konnte, und weil es doch auch eine allgemeine Notwehr gewesen war gegen den trunken Rasenden. Aber viele behaupteten, die Stuhlbeine und Bierkrüge seien nur wie Fliegen um den roten Kormann geschwirrt; da habe der Bastian ihn mit der Faust an die Schläfe getroffen, daß er zu brüllen aufhörte und zusammenstürzte wie ein Stier unter der Axt. Wer konnte es so recht wissen? Aber niemand wollte die genaue Probe darauf machen. Darum blieben Burschen und Männer ringsum still, als der Bastian den Hanjörg hüpfen machte wie einen Hampelmann und ihn dann leichtlich unter sie hinschupfte, daß er Mühe hatte, sich auf den Füßen zu halten.

„Es ist aus alter Kameradschaft," sagte der Bastian, „daß ich dich so davonlasse. Aber jetzt sind wir quitt und du hast nichts mehr herauszukriegen auf die alte Freundschaft. Wenn du noch einmal dein loses Maul auftust über mich oder über einen von uns hier drüben, so wirst du gestrichen wie ein anderer. Bleibt ihr hinter eurem Zaun und laßt uns hinter dem unseren ungehudelt. Sonst soll keiner sich wundern, wenn er dort gekratzt wird, wo er kitzelt."

Und dabei sah der Bastian sich einladend ringsum, ob jemand Lust habe, auch so zu hüpfen wie der witzige Hanjörg, und es sah so kampfnahe aus, daß die braven Polizeidiener Ölhafen und Klaus Appel, die mit strengen Blicken zwischen den beiden feindlichen Haufen Wache gehalten hatten, sich von da an eine zum Zusehen geeignete Hausecke zurückzogen. Denn Ölhafen war Familienvater und Klaus Appel fast sechzig Jahre alt. Aber es machte niemand Miene, sich mit Bastian einzulassen, so einladend er sich auch umsah.

„Seht," sagte Krischan Henike zum langen Einnehmer, „die übersetzen die Ebelowensche und Leubingsche Theologie schon ins Lülsbruchische und Ulenhorstische."

Bei der Kirchentür hatte Jan Lorkes eine Reihe der ansehnlichsten unter den Kirchgängern angehalten, um dem neuen Pfarrer und dem Dekan Ehre zu erweisen. Gar stattlich blähte sich hier der breite Frickinger. Neben ihm stand und redete ihm nach dem Mund der spitze Zitterer.

Digitized by Google

Dann waren da der trockene Lorenz Nützel und der Gemischtwarenhändler Bernd Gock. Die beiden Alten, die nebeneinander mit gesenkten Gesichtern aus der Kirche kamen, Jakob Hennes und Niklas Kagerer, wurden auch festgehalten, um das Ansehen dieser aus dem Stegreif sich bildenden Empfangsabordnung zu mehren. Dann waren da Johann Unverdrossen, Matthes Kannegießer mit dem schiefen Hals und andere. Mitten unter ihnen das unruhige, neugierige Pastörchen. All diese zogen nun die Hüte und Mützen und begrüßten den neuen Pastor, als er mit dem Dekan aus der Kirche trat, zusammen mit dem Schulmeister und Kantor Finger

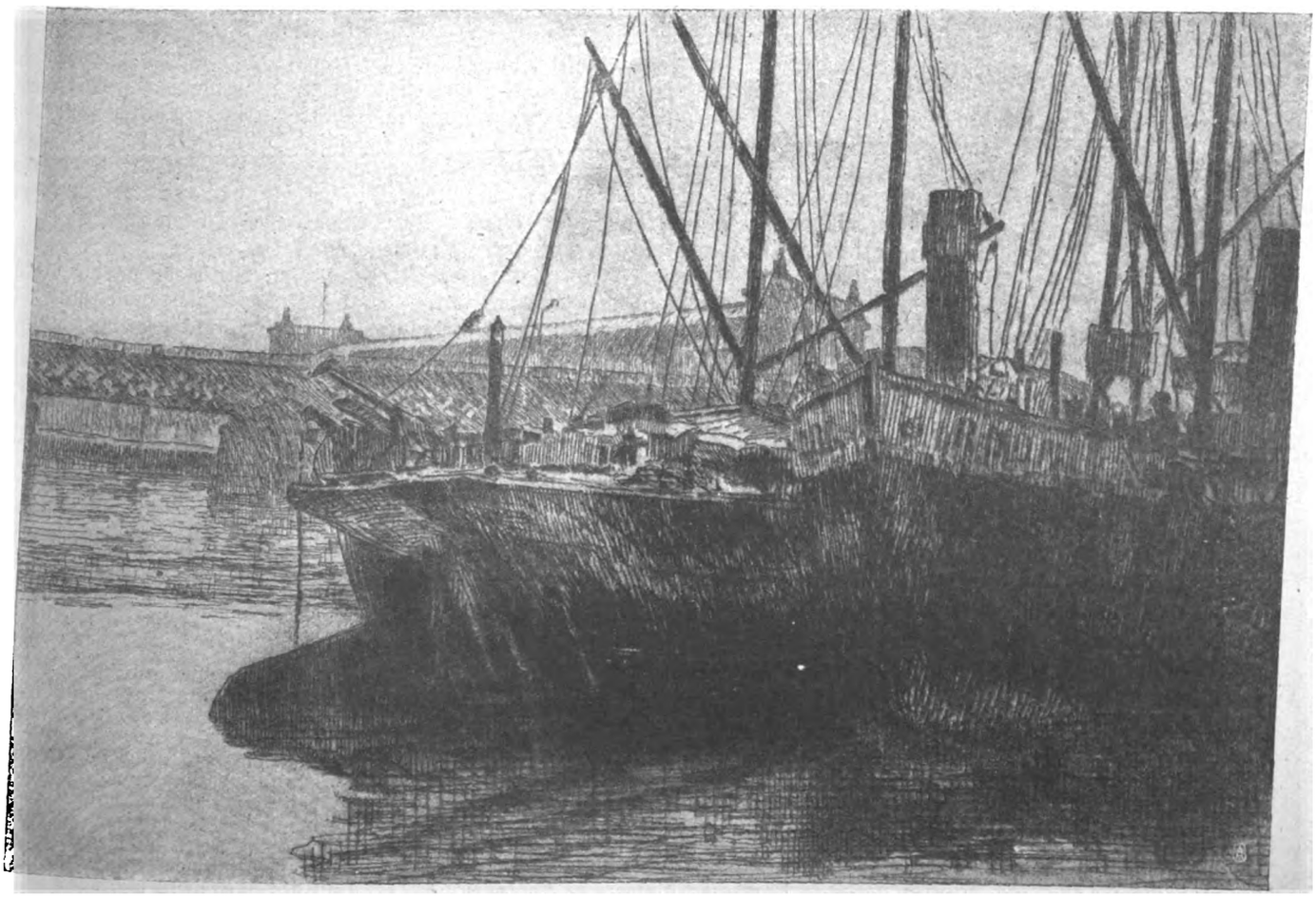
* * *

Am Montag nach diesem Sonntag reiste der Dekan mit dem Postschlitten wieder talab, der Amtsstadt zu. Er hatte mit dem Pfarrer Leubing und seinem vorläufig neugebildeten Presbyterium noch lange verhandelt und sich, wie er sagte, ein Urteil gebildet über das Verlorene, das Erhaltene und das Wiederzugewinnende, vorzüglich aber über die Kräfte, die man zu diesem Zweck zur Verfügung hatte. Jan Lorkes dünkte ihn vorzüglich eifrig und ein wahrer Feuerbrand des Herrn. Nächst ihm empfahl der Dekan den breiten Frickinger als einen Mann von starkem, gesundem Ordnungssinn. „Ich habe Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer," sagte der Dekan gelegentlich, „mit meiner improvisierten Ansprache vor der Gemeinde einen Ton anklingen lassen, den Sie doch nicht stumm sein lassen können auf die Dauer. Hie Schwert des Herrn und Gideon! Glauben Sie mir, der Pfarrer Ebelowen ist ein rechter Zerkneter und Verarbeiter seiner Leute. Er kuriert mit starken Arzeneien. Ihm können Sie nicht nur mit Lindigkeit entgegenwirken. Auch verstehen diese Ackerbürger am ehesten ein kräftiges Lutherwörtlein."

Leubing war froh, als Herr Seidenschwanz sich endgültig versichert hatte, daß dem Herrn Dekan die Beine ordentlich eingewickelt waren, und als dieser in seinem Schlitten endlich um den Haselberg herumklingelte und außer Sicht kam. Er ging hinauf in seine Stube, obgleich dort die blau getünchten Wände trotz der Kälte leise schwitzten und hinter dem Bett, wo man ein Stück der Wand tapeziert hatte, die Tapete feucht und lose an der Wand hing. Es war kein freundlicher Aufenthalt, aber er scheute den in der großen Gaststube und auch den im Herrenstübchen, die jetzt nie ganz leer waren von irgendwelchen Neugierigen. Schon die Beflissenheit des Herrn Seidenschwanz genügte, um sein wundes Gefühl zu schmerzen. Denn wund war seine Seele von einem aufreibenden Streit seiner Gefühle. Nichts war ihm fremder als das robuste Rechthaben des Dekans. Und seit er die Dinge hier gesehen, seinen Widersacher kennengelernt hatte, waren die Widersprüche in seinen Empfindungen ins Große gewachsen.

Er ging in seiner Stube auf und ab und suchte auf eine Weile sich aus dem Sinn zu schlagen, was ihn peinigte. Aber immer wieder sah er in große, lichttragende Augen. Aus Mannesantlitz sahen sie ihn unverhohlen an, aus lichtem Mädchengesicht, aus blondem Kinderkopf. Leubing fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, wie um die Gesichte wegzuwischen. Aber sie waren immer wieder da.

Es klopfte an die Tür. Leubing fuhr auf. Der Schullehrer und Kantor Finger trat ein, den er hatte herbitten lassen. Nun kam er ihm dennoch ungelegen. Er hätte die unfreundlichen Geschäfte gern noch ein wenig von sich geschoben. Er gab dem Eintretenden die Hand. „Guten Tag, Herr Lehrer," sagte er zu ihm, „wir wollen nach unten gehen. Hier ist's zu kalt. Ich wollte nur ein Weil-



Dampfer am Lehrter Bahnhof in Berlin. Radierung von F. Stichling.

Verlag von Stiefbold & Co. Berlin

Digitized by Google

chen keinem Frager begegnen. Ich habe genug in mir selber zu fragen und weiß oft kaum Antwort. Euer Ebelowen liegt mir schwer auf der Seele. Es würde mir leichter sein, gegen ihn aufzutreten, wenn er mir weniger gefallen würde."

Der Schullehrer sah den Pfarrer überrascht an. „Sagt selber," fuhr dieser fort, „ob er nicht ein Mann ist, der einem gefallen kann."

Der Lehrer suchte ein wenig nach einer Antwort. „Je nun, Herr Pfarrer," sagte er dann, „mir gefällt er auch. Ich freue mich, von Ihnen dergleichen zu hören. Ich für mich weiß mir keinen besseren Mann als den Pfarrer Ebelowen."

Leubing nickte nachdenklich. „Und seine Sache?" fragte er.

Der Kantor zuckte die Achseln. „Ich will ein ehrlicher Mann sein," sagte er zögernd, „ich spüre nichts in mir von einem theologischen Parteigänger."

„Aber Sie müssen doch innerlich Partei genommen haben, wie Sie's äußerlich getan haben."

Der Kantor zögerte nochmals mit der Rede, ehe er bekannte: „Nein, Herr Pfarrer, diese Sache wärmt mir das Herz nicht. Ich bin nicht Ebelowens und bin nicht des Konsistoriums. Mir ist's um Ebelowens willen leid, daß dies so kam. Aber mein Platz ist die Schule. Wo die bleibt, bleibe ich. Da gehöre ich hin, wie der Stiefelknecht unters Bett. Nichts für ungut, Herr Pfarrer, aber ich denke, Sie werden auch das begreifen."

Des Schullehrers Rede schmerzte Leubing; denn der Mann gefiel ihm. Er sah eine Weile schweigend und nachdenkend vor sich hin. „Ja, ja," sagte er dann, „er liegt schwer auf mir, euer Ebelowen. Und Sie machen mir ihn nicht leichter, Herr Lehrer. Aber kommen Sie! Wir wollen unsere Arbeit tun."

* * *

Leubing ging unruhig in dem von Ebelowen geräumten großen, leeren Pfarrhaus hin und her und weckte mit seinen einsamen Schritten die Widerhalle, die unter der Treppe, in dem weiten steinernen Hausflur und in den Ecken aller Zimmer schlummerten. Er kam sich in dem großen Haus vor wie ein kleiner Junge, der in den Mantel seines Vaters geschlüpft ist. Er wußte nichts mit all den Räumen anzufangen. Er wohnte und arbeitete oben in dem großen Zimmer, das Ebelowens Amtsraum gewesen war, weil dort die paar Aktenschränke standen, die das einzige waren, was der neue Herr im Hause vorgefunden hatte. Zwei große Tische, ein Bücherregal und ein Haufen Stühle für die vielen Besucher waren aufgetrieben worden, um den Raum brauchbar zu machen. Eine kleinere Stube des Obergeschosses war mit dem denkbar geringsten Aufwand als Leubings Schlafzimmer hergerichtet. Alles übrige war und blieb leer.

In seinen einsamen Stunden machte Leubing endlose Wanderungen durch all die leeren Zimmer und Stuben oben und unten. Sie redeten seltsam zu ihm; lebhafter und eindringlicher, als sie's vermocht hätten, wenn sie eine übliche Ausstattung enthalten hätten. Kein Teppich, kein Behang dämpfte die Stimmen dieser Wände, die in jedem Widerhall seiner Schritte wach wurden. Kein Bild, kein Möbel band durch seine Erscheinung seine wandernde Phantasie.

Thele Ebelowen hatte jeden Raum peinlich gescheuert, ehe sie das Haus verlassen hatte. Wo der Lack der Zimmerböden noch nicht abgetreten war, da blitzte und spiegelte er; Türen und Fenster blink und blank. Keine Spur vom Dasein der vorigen Bewohner war geblieben, alles weggescheuert. Wenn Leubing durch all diese nur ganz nach und nach und sachte sich bestäubende peinliche Sauberkeit ging, wirkte dieser Aufwand von Mühe auf leere, unbewohnte Räume wie mit der stärksten Absichtlichkeit auf ihn. Als ob sie sagen sollten: Hier war eine Welt und ein Wesen; hier wird ein anderes sein, und nicht ein Stäubchen von jenem soll in dieses hinüberkommen.

Wenn Thele Ebelowen sich solcher Absichtlichkeit bewußt gewesen war, so hatte sie sich über deren Wirkung sehr betrogen. Wie die leeren Zimmer und Wände nur mit um so lauteren Stimmen sprachen, so zwang diese scheinbare Absichtlichkeit in der peinlichen Beseitigung jedes Merkmals eines vorigen Menschenwesens in diesem Hause seine Gedanken immer wieder, sich mit diesem Wesen zu beschäftigen und das leere Haus förmlich damit auszufüllen. Die Geister, die da scheinbar hatten ausgetrieben werden sollen, waren vielmehr in die Räume gebannt. Leubing fühlte ihre Gegenwart; immer wieder war ihm, als spüre er, wie diese schlichte, säuberliche Mädchenfigur durch diese Stuben ging.

Dennoch war einiges vergessen worden beim Räumen des Hauses. Im Wandschrank eines Zimmers waren ein paar Bücher zusammengelegt worden, die nachher niemand da weggenommen hatte. Leubing hatte sie durchblättert. Ersichtlich zum bequemen persönlichen Gebrauch aus der Bücherei ausgesonderte Bände mit bevorzugten Lieblingswerken. Darunter ein alter Band mit Schriften des Meisters Ekkehart. Verwundert hielt Leubing dieses Buch in Händen, schlug es hier und dort auf und fand endlich auf dem Vorsatzblatt frische Züge einer klaren weiblichen Handschrift. Er wollte das Buch zuklappen und die Schrift ungelesen lassen, doch war er schwächer als seine Neugier und las. Nur ein paar Worte: „Wie kann Streit um Gott sein? Wie kann Streit um Gottes Verehrung sein? Kann ich über meine Liebe streiten? Könnte ich von ihr reden? Müßte ich nicht eher vor Scham sterben?"

Das war alles. Aber Leubing wurde davon bis ins Innerste erschüttert. Er legte das Buch zwischen die übrigen, packte sie zusammen ein und schickte sie nach dem Schäferhof.

Bei der Besichtigung der Kellerräume fand er in einer Ecke auch noch zwei vergessene Blumentöpfe mit überwinterten Pflänzchen. Die nahm er mit und trug sie hinauf und stellte sie, da der Winter zu Ende ging, in die Sonne vor ein Fenster seiner Schlafstube, wo er sie täglich mit Wasser begoß. In kurzem fingen die Pflänzchen an zu leben und zu wachsen, und Leubing hegte sie sorgsamer in dem Gedanken daran, wie oft in vergangenen Tagen die helle Stirn Thele Ebelowens sich über sie mochte geneigt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Grauer Tag.

Eine graue Perle der Tag —
Schwer und rund aus dem Grund
Der Zeiten getropfte
Verhaltene Träne . . .
Wellen erstarrten darin, die einmal glänzten —
Sonne versank darin, die einmal strahlte
Irgendwo in entlegenen Fernen —
Schwüle lastet von Düften, denen die Flügel gebunden —
Schwere bangt von Klängen, die kein Echo gefunden —
Rätsel starren mit großen, kranken, angstoffenen Augen.
Die vielleicht zur Lösung gesunden
Irgendwo über den Sternen . . . .

Carola von Roon.

Dämmerung.

Langsam, mit verhaltnem Schritt,
Kam die Dämmerung gegangen,
Hat des Tages bunten Glanz
Voller Tücke eingefangen.
Und auf ihrer dunklen Spur
Seh ich müde wanken
Ihre bleichen Weggenossen:
Melancholische Gedanken.
Und sie schleichen in die Häuser
Und sie füllen alle Räume,
Dunkel schwer und müde drängen
Sie in ungezählte Träume.
Bis erlösend Stern an Stern
Sich am Firmament entzündet
Und der bangen Menschenwelt
Göttliche Gesetze kündet.

E. Pfeiffer.

Digitized by Google

Totenbretter * Von Otto Hartmann-Nürnberg.

Der neue Tag, den leuchtendes Abendrot als Sonnentag verkündete, war neblig und trübe angebrochen. Grau lag nasser Dunst auf den Feldern der Chamer Gegend. Mißgelaunt stapften wir durch die schmutzige Dorfstraße hinaus in wogende Getreidefelder, bis schweigender Wald uns umfing. Silbern glänzten Spinnenfäden im herbstelnden Walde, dicke, schwere Tropfen fielen, wenn der Morgenwind in die Wipfel der Bäume fuhr. Als wir in dünneres Gehölz kamen, reißt eben ein Windstoß ein Loch in die Nebelwand: wie blaßblaue Seide schimmert es hervor, ein Sonnenstrahl blitzt auf und zerteilt den Nebel in Schleier und Schwaden, die zerrissen zwischen den Bäumen hängen. Vor unseren Blicken steigt das Wäldermeer des Bayerischen Waldes auf, die

Spitzen des Arber und Osser sind noch unsichtbar, tragen eine Nebelkrone; nach und nach wölbt sich das Blau des Himmels, wie frischgewaschen segeln weiße Wolken in die Ferne; trillernd steigen Lerchen in die Höhe, ein Bauer ackert!

Der Menschenschlag, der in diesem Gebiete wohnt, hängt, mit dem Boden seiner Heimat fest verwachsen, zäh und treu an überlieferten Sitten seiner Väter; sie sind dem Wäldler ein notwendiges Stück Lebensgewohnheit geblieben, und doch — die neue Zeit, auch sie schlägt Lücken in die alten Bräuche. —

Zwischen Laubwerk ein bemoostes Schindeldach, das Haus aus Holz, gebräunt von Sturm und Zeit, ein Glockenturm ragt in die Luft, daneben steht und liegt ein Dutzend Bretter!

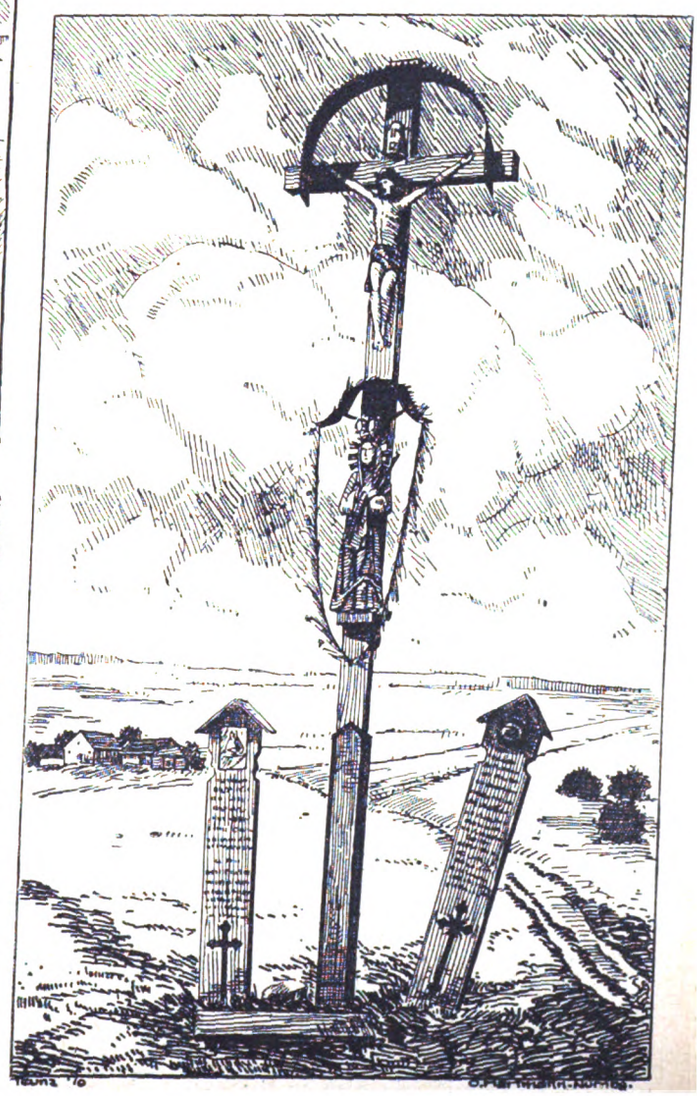
Totenbretter! Ein alter Brauch, der einst dem Toten diente und sich jetzt selbst zum Sterben rüstet.

Das Aufstellen von Toten- oder Leichenbrettern ist eine fast ausschließlich auf den bayerischen Volksstamm beschränkte Sitte; der Brauch, sie zu benutzen, erstreckt sich über den ganzen Bayerischen Wald: von Zwiesel beginnend über das Gebiet des Arbers, Osers und Hohebogens bis nach Waldmünchen im Norden, bis in die deutschen Grenzgebiete Böhmens im Osten, aber auch in der Dachauer Gegend und im Salzburger Land finden wir sie.

Während die Bretter früher zur Aufbahrung des Toten, den man von diesem seinem letzten Ruheort ins Grab gleiten ließ, dienten, worauf man sie mit einer Inschrift versah und sowohl an öffentlichen Wegen, in Flur und Wald aufstellte, sind sie seit Einführung des Sarges eigentlich nur noch Gedenktafel. Je mehr die Erinnerung an die alte Bedeutung der Totenbretter schwindet, desto weniger wird der Brauch ausgeübt.

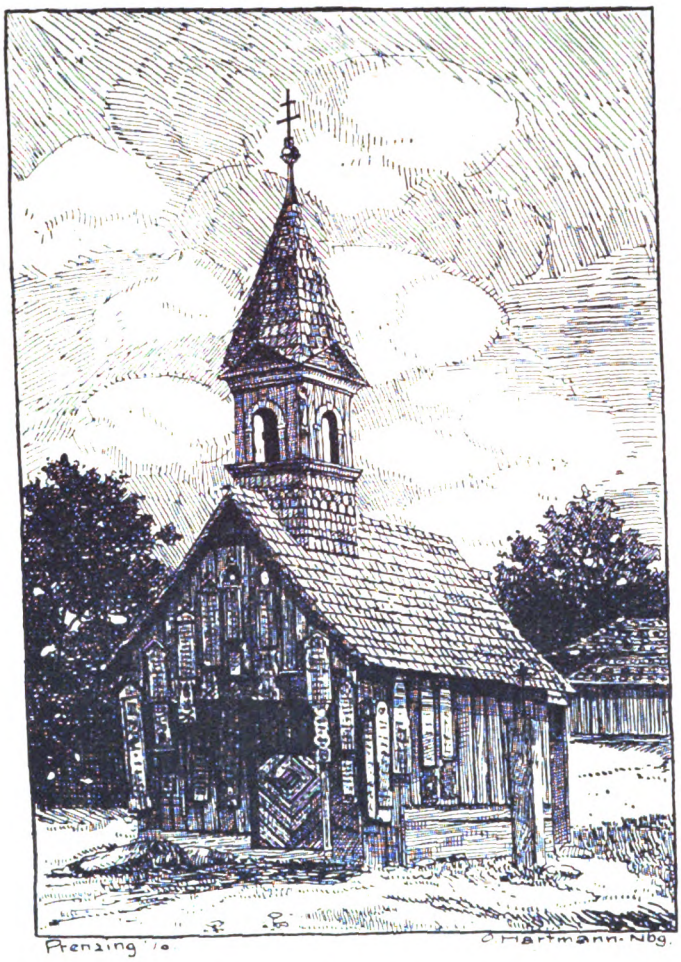
Über die historische Bedeutung ist man noch nicht einig, da in den Leges Bajuvariorm zweierlei Lesarten vorhanden sind; einmal mit der Deutung, daß das Brett bei der Bestattung der alten Bajuvaren als Totenbrett, also wie teilweise heute noch geübt, diente, dann aber mit der Lesart, daß das Brett im sechsten bis achten Jahrhundert zur Überdeckung der Leiche verwendet wurde. Diese letztere Anschauung, so entgegengesetzt sie der ersteren erscheint, hat viel für sich; außer dem Schutz der Leiche vor Steinen usw. kommt vor allem die Meinung auf, daß die Überdachung dazu diente, um den Toten an der Rückkehr aus dem Grabe zu hindern. Es ist ein bekannter Zug im Volksglauben die Scheu vor der Wiederkehr des Verstorbenen; Analogien dieses Aberglaubens finden sich in Bayern, Hessen, Baden u. a. O., wo man beispielsweise über das Grab einer Wöchnerin eine Windel legt, deren vier Ecken mit Steinen beschwert sind, oder in Hessen, wo die armen Seelen durch einen auf das Grab gewälzten Stein festgehalten werden sollen.

Der Gebrauch der Totenbretter erfolgt in der Weise, daß beim Tode eines Familienmitgliedes ein Brett auf die Länge des Verstorbenen abgeschnitten wird, worauf der Tote bis zu seiner Beerdigung aufgebahrt wird; die Bretter bestehen aus weichem Holz, werden in manchen Ortschaften verwendet, wie sie von der Säge fallen, jedoch vielfach auch gehobelt und mit drei Kreuzen versehen. Gewöhnlich werden alle Leichen ohne Unterschied auf diese Weise aufgebahrt, doch sind in verschiedenen Gegenden die Kinder ausgeschlossen; die Sitte wird oft nicht mehr so streng wie früher eingehalten, so daß ein armer Teufel gar manches Mal auf seinem Strohsack liegen bleiben muß, bis er zur allerletzten Ruhe kommt.



Digitized by Google

Verschieden ist nun die Verwendung des Totenbrettes, wenn es seinen Zweck als Leichenbrett erfüllt hat: teilweise wird es verbrannt, manchmal auch für späteren Gebrauch aufgehoben, in der Hauptsache jedoch wird es bemalt und mit Sprüchen versehen, worauf es, an einem Ende zugespitzt, innerhalb oder außerhalb des Dorfes, oft in der Nähe eines Kreuzes, Bildstockes oder einer Kapelle, zur Aufstellung gelangt. Die Bemalung der Bretter ist äußerst verschieden und wechselt in den Bezirken sehr häufig. So



ist bei bayerischen Brettern wie auch im Neumarker Bezirk der Untergrund hauptsächlich grün; in Eisenstein und Umgebung meist blau, dagegen finden wir im Bezirke Depoldowitze schwarz angestrichene. Die Kinderbretter sind in letzterer Gegend oft blau bemalt. Eine Inschrift gibt Namen und Daten des Verstorbenen bekannt, und durch einen oft längeren Sinnspruch, der meist allgemeine Gedanken über das Sterben enthält, wird der Wanderer gemahnt, in stillem Gebete des Toten zu gedenken.

Als weitere Beigabe kommen noch christliche Symbole, das Auge Gottes, eine abgelaufene Sanduhr, eine abgebrochene Lebensfackel, durch eine Kerze dargestellt, ein Engel mit gefalteten Händen, ein Totenkopf über gekreuzten Knochen, der Erlöser am Kreuz mit der Unterschrift: Vater! Es ist vollbracht!, das christliche Monogramm IHS u. a. Gar oft geben gekreuzte Blumen und Ranken dekoratives Beiwerk, je nach der Leistungsfähigkeit des Herstellers. Die Bemalung besorgt in der Regel der Schreiner des Ortes, der auch die ganze Ausführung übernimmt, vom Maßnehmen bis zum Aufstellen.

Das Originellste an den Totenbrettern sind jedoch die Sprüche, die meist von dem Schreiner selbst verfaßt oder Aufzeichnungen entnommen sind, die schon auf Vater, Großvater und Urgroßvater zurückgehen. Es sind neben solchen, die weniger Interesse erwecken, auch Sprüche zu finden, die gute Volkspoesie darstellen. Einige Beispiele mögen dies zeigen. Am oberen Ende des Brettes steht zumeist: „Auf diesem Brett hat geruht bis zu seiner Beerdigung der ehrsame — — —"; oder: „Christliches Andenken an den ehrengeachteten Herrn — —". Dann folgt der Spruch, der sehr häufig als Rede des Verstorbenen abgefaßt ist, oft eine Bitte oder Mahnung enthaltend.

Die Furcht vor dem jüngsten Gericht zeigt nachstehender Spruch:

O Maria! hilf doch mir!
Es fleht ja dein Kind zu dir;
Du bist es ja, die helfen kann,
So nimm dich, Mutter, meiner an.
Hilf mir im letzten Streit!
Es gilt ja die Ewigkeit.
Und wenn dein Sohn mein Urteil spricht,
O Mutter! dann verlaß mich nicht. (Kohlheim).

An den stets zu gewärtigenden Tod mahnt folgender eines siebenjährigen Knaben:

Heute hüpft im Frühlingsglanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Todeskranz
Schon an seinem Grabe. (Arberhütte).

Auf die Auferstehung und das Leben im Jenseits weisen viele Reimsprüche hin:

Trauert nicht, ihr Vielgeliebten!
Das Sterben ist unsere Pflicht
Wir sehen uns einst wieder
Vor Gottes Angesicht. (Grün).

Der frühe Tod ist ein sehr häufig angewandtes Motiv:

In meiner schönsten Jugendblüt'
Hätt' ich es nicht gedacht,
Daß der Tod, der Sensenmann,
An meiner Tür klopfet an.
Bin ich bekannt gewesen dir,
So bitte ein Vaterunser mir;
So bitte ihn mit heller Stimm',
Weil ich so jung gestorben bin. (Eisenstein).

oder:

In meinen schönsten Jünglingsjahren
Mußt ich von dieser Erde fahren;
Kaum begann noch meine Jugendzeit,
So ruft mich Gott in die Ewigkeit. (Kreuzwinkl).

Auch die Verwesung gibt Gelegenheit zu Reimsprüchen:

Wanderer! steh still und schau,
Der du bist, war ich auch;
Der ich bin, das wirst du werden,
Eine Speis' der Würmer und Staub auf Erden. (Lam).

Unendlich mannigfaltig sind die Sprüche auf den Totenbrettern, die auch oft Kirchenliedern oder der Bibel entnommen sind.

Außerdem ist gewöhnlich auf den Brettern noch verzeichnet: „Friede seiner Asche!" „Gott segne seine Asche!" „Es ist vollbracht!" „R. I. P." „Vater unser!" u. a.

Es gilt als arger Frevel, die Totenbretter von ihrem Standorte zu entfernen oder gar zu profanen Zwecken zu verwenden, so daß

Digitized by Google

es sehr schwer hält, von der Bevölkerung solche zu bekommen, trotzdem der Einheimische meist achtlos daran vorübergeht, da sie viel zu zahlreich sind, als daß an jedem ein Gebet gesprochen werden könnte. — Stimmungsvoll ist der Eindruck, wenn man plötzlich auf eine Anzahl solcher Totenbretter trifft, sei es im wogenden Getreidefeld oder im rauschenden Forst; aber ein Gruseln steigt doch manches Mal dem zarter besaiteten Städter auf, wenn sein Weg im Mondenschein solche bleiche und stumme Schar kreuzt.

Aber nicht nur stehend, sondern auch direkt auf dem Boden liegend finden wir die Leichenbretter; manchmal müssen sie sogar einem nützlichen Zwecke dienen, indem sie den Wanderer über sumpfige Stellen tragen.

Dem Wind und Wetter überlassen, zerfallen diese Zeugen eines uralten Gebrauches in absehbarer Zeit in Staub und Moder, und damit schwindet ein Stück deutscher Sitte und Eigenart auf immer dahin.

Der Ursprung des Rennsteigs * Von Dr. Th. Zell.

Auf dem Hauptkamme des Thüringer Waldes läuft ein mehr als 20 Meilen langer Weg, der sogenannte Rennsteig, etwa von Eisenach bis Blankenstein. Dieser Weg besteht nachweisbar schon seit den Zeiten des Bonifazius, ist jedoch ohne Frage viel älter. Er scheidet Thüringen von Franken und ist zugleich die Wasserscheide von Elbe, Weser und Main.

Es ist kein Wunder, daß dieser seltsame Weg, der den Kamm des Gebirges entlang führt, zu verschiedenen Vermutungen über seine Entstehung Anlaß gegeben hat. Übrigens laufen auch auf andern Gebirgskämmen Mitteldeutschlands ähnliche Rennsteige.

Fragen wir einen Förster nach dem Ursprung des Rennsteigs, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach antworten: Es ist ein Wildwechsel. Unter Wechsel oder Paß versteht man die kleinen Steige, die das Wild regelmäßig bei seinen Fortbewegungen benützt und im Laufe der Zeiten ganz glatt tritt. Der Mann hat insofern recht, als tatsächlich die Tiere als Erbauer von Straßen die größte Rolle spielen.

Dem Kulturmenschen ist die Tätigkeit der Tiere als Straßenerbauer weniger bekannt. Aber treffend heißt es in einer Schilderung des amerikanischen Farmerlebens, wie es sich in früheren Zeiten abspielte, daß man in dem dichten Urwald ganz verloren wäre, wenn nicht die Tiere Wege durch ihre Wechsel gebahnt hätten. Zahllose Besucher unserer deutschen Kolonien heben immer wieder die ungeheuere Bedeutung der Wildwechsel hervor. Sie führen gewöhnlich zu einer Tränke, und das ist für den durstigen Wanderer von der größten Wichtigkeit. Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Büffel sind infolge ihrer Massigkeit die geborenen Bahnbrecher durch den tropischen Pflanzenwuchs. Elefanten übersteigen Gebirge an den passendsten Stellen und bilden Wechsel von mehr als 100 Kilometer Länge. Der berühmte Polarreisende Nordenskiöld kam bald dahinter, daß er nichts Klügeres tun konnte, als der Fährte des Eisbären zu folgen. Bei unsern heimischen Tieren ist die Sache nicht viel anders. Hirsche und Rehe halten regelmäßig ihre Wechsel inne, Füchse und Hasen ihren sogenannten Paß. Wie sollte denn der Schlingensteller mit Erfolg eine Schlinge aufstellen können, wenn es nicht Wechsel und Pässe gäbe?

Also ist die naturgemäße Erklärung des Rennsteiges: Er ist ein uralter Wildwechsel. Jeder Jäger wird sie als die nächstliegende geben.

Die Sache hat nur einen Haken. Jeder Wechsel führt bei einem Pflanzenfresser entweder zur Weide oder zur Tränke, bei einem Raubtier zur Tränke oder zur Gelegenheit, eine Beute zu machen. Beim Rennsteig ist all dies ausgeschlossen. In Mitteldeutschland zwanzig Meilen auf dem Gebirgskamme zu laufen, um Wasser zu finden, wäre widernatürlich. Daß es der unpraktischste Weg wäre, um Futter zu finden, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Daß sich ausgerechnet auf dem Gebirgskamme gute Beute für ein Raubtier machen läßt, ist ebenfalls ausgeschlossen. Übrigens können nur Massen von huftragenden Pflanzenfressern den Rennsteig ausgetreten haben, nicht aber einzeln lebende Raubtiere, die nur auf Zehen laufen. Niemals läuft ein Wildwechsel auf dem Gebirgskamm, weil er dort ganz sinnlos ist. Gebirge werden von Elefanten an den bequemsten Stellen überschritten, aber sie laufen nicht oben darauf. Ebenso laufen Steinböcke, Bezoarziegen, Guanakos usw. nicht als Gebirgstiere oben den Kamm des Gebirges entlang. Wäre das der Fall, dann gäbe es in allen Gebirgen Rennsteige. Warum gibt es nur solche in Mitteldeutschland?

Denkende Jäger müssen also einräumen, daß die Erklärung mit dem Rennsteig als Wildwechsel anscheinend versagt. Zu diesem Ergebnis war ich vor etwa zwei Jahrzehnten gelangt.

Ein Forstmeister war deshalb auf eine andere Erklärung verfallen. Unzweifelhaft hat die Jagd bei den alten Germanen die größte Bedeutung besessen. So kam er zu der Vermutung, daß Germanenfürsten eine sogenannte Schneise auf dem Gebirgskamme hatten aushauen lassen, um leichter das Wild erlegen zu können.

Auch wir legen heute noch vielfach Schneisen an, beispielsweise bei der Entenjagd. Die Enten suchen sich im Schilf zu verbergen und sind dort natürlich für Schrote unerreichbar. Deshalb mäht man im Schilfe Lücken, sogenannte Schneisen, und schießt auf die Enten, sobald sie durch die Kähne und Hunde gezwungen sind, diese freien Stellen zu überschwimmen. Also der Gedanke, lange Schneisen im Walde anzulegen, um das Wild besser erlegen zu können, ist an sich nicht übel. Trotzdem ist er unhaltbar aus folgenden Gründen:

Einmal ist, wie ein Kenner früherer Jagdweisen ausführlich nachgewiesen hat, bei den alten Germanen eine solche Jagdart nicht üblich gewesen. Jedenfalls bleibt ganz unverständlich, weshalb die Anlage der Schneise ausgerechnet auf dem Kamme des Gebirges, also an der entlegensten und schwierigsten Stelle, stattfand. Sodann ist eine Schneise von mehr als zwanzig deutschen Meilen selbst für die jagdfreudigen Deutschen eine undenkbare Leistung. Drittens ist eine Schneise ganz unsinnig, sobald sie eine gewisse Länge überschreitet. Schon bei einer Länge von mehr als tausend Metern wird sie sinnlos.

Ausschlaggebend ist aber für mich folgender Umstand. Welchen Zweck hat eine Schneise? Wie wir sahen, um freien Raum für einen Schuß oder Speerwurf zu haben. Wie kommt nun ein zurechnungsfähiger Mensch auf den Gedanken, zu diesem Zwecke nicht nur die Bäume zu fällen — was ja vollkommen genügt hätte —, sondern auch die Stubben auszuroden? Wer da weiß, was es heißt, Baumwurzeln auszugraben, wird ohne weiteres einräumen, daß sich kein Mensch dieser mühseligen Arbeit unterzieht, wenn er es nicht unbedingt muß. Die alten Germanen haben auf Bärenhäuten gelegen, aber sie haben nicht zum Vergnügen Stubben gerodet. Namentlich werden sie wohlweislich die Finger davon gelassen haben, da sie ja auch freien Raum für ihre Waffen hatten, wenn sie die Stubben ruhig stehen ließen. Die Erklärung mit der Schneise zu Jagdzwecken muß also abgelehnt werden.

Durch Zufall bin ich bei der Abfassung eines Buches zu der, wie ich annehme, richtigen Erklärung des Rennsteigs gelangt.

In meinen Büchern habe ich immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß wir unsere Haustiere nur dann wirklich verstehen lernen, wenn wir die Lebensweise ihrer wilden Verwandten gründlich erforschen. Besonders wichtig ist die Hebung der Schafzucht, damit wir mehr Wolle erhalten. Mit dem Wildschaf habe ich mich schon seit Jahren beschäftigt. In ganz Europa leben nur noch auf Sardinien und Korsika Wildschafe, mit denen unsere Hausschafe ohne Frage verwandt sind. Über die Lebensweise der Mufflons sind wir erst seit 1910 genauer unterrichtet. Ein Hamburger Privatmann, Tesdorpf, ist nach den genannten Inseln gefahren und hat seine Beobachtungen in einem Buche veröffentlicht. Bisher hatte immer ein naturgeschichtliches Werk von dem andern abgeschrieben, daß der Mufflon ein Grattier sei. Tesdorpf weist nach, daß das falsch ist. Der Mufflon lebt allerdings im Gebirge, aber nur im bewaldeten Gebirge, da er seine Nahrung im Walde sucht.

Als ich das las, war mir endlich klar, weshalb der Mufflon ein rötliches Fell besitzt. Zu den grauen Felsen paßt die rote Farbe doch nicht, während Tiere des Waldes, die auf verwelkten Blättern ruhen, also Hirsche, Rehe usw., mit Recht ein rötliches Fell haben und deshalb Rotwild heißen.

Warum lebt nun der Mufflon ausgerechnet nur noch in Sardinien und Korsika?

Erstens, weil die Gebirge dort sehr hoch sind, zum Teil über 8000 Fuß, und obendrein sehr steil und unwegsam.

Zweitens, weil die Mufflons in der undurchdringlichen Macchia (Pflanzengewirr aus Lorbeer, Rosmarin und Ziften) vorzüglichen Schutz haben. Obendrein gibt es keine Wölfe dort, und, wie wir Plinius und Strabo entnehmen, gab es auf beiden Inseln selbst im Altertum keine.

Trotzdem wären die Mufflons ohne Schongesetze längst ausgerottet. Als ich mich mit der Ausrottung der Wildschafe be-

Digitized by Google

schäftigte, stieß ich auf eine Äußerung von Professor Heck, dem Direktor des Berliner Zoologischen Gartens. Diese Stelle ließ sofort die Entstehung des Rennsteigs in mir auftauchen. Professor Heck schreibt nämlich, daß er sich mit Professor Matschie, dem bekannten Säugetierspezialisten, über die Ausrottung der Wildschafe unterhalten habe. Es sei doch wunderbar, meint Professor Heck, daß sie in Mitteleuropa so früh ausgerottet seien, während sie in Asien noch lebten, obwohl doch unser Klima erheblich besser sei als das von Innerasien. Hierauf geht Professor Heck näher auf die Ausrottung des Argali, einer Wildschafart in Asien, ein. Früher war er so häufig, daß nach dem berühmten Reisenden Marco Polo, der um 1300 lebte, man die Knochen und Hörner zu Haufen auftürmte, damit sie als Wegweiser während der Schneezeit dienten. Schon zur Zeit der Reisen von Pallas (1772) war eine Unterart des Argali, der Archar, durch die Anlage der Bergwerke und die damit zunehmende Bevölkerung am Irtysch vernichtet oder vertrieben gewesen, und im russischen Taurien waren 1832 nach einem sehr kalten und schneereichen Winter nur noch sechs Stück übrig. Sie wurden von den Mongolen und Kosaken vernichtet, und so vollbrachte der Mensch, was die Natur begonnen hatte.

Im Lichte dieser Tatsachen betrachtet, fährt Professor Heck fort, erscheint es nicht mehr verwunderlich, daß die eigentlichen Hochgebirgsbewohner, Steinbock und Gemse, in der jetzigen Erdperiode auch bei uns noch leben, während die Wildschafe von den Vorbergen und Hochebenen in Mitteleuropa vollkommen verschwunden sind. Daß sie vorhanden waren, beweisen die fossilen Reste.

Das Ergebnis ist also folgendes: Es gab Wildschafe in Mitteleuropa. Die Wildschafe haben gegen starke Feinde als einzige Rettung nur die Flucht in die Höhe. Starke Widder wagen wohl an günstigen Stellen den Kampf gegen den Wolf, aber vor dem Menschen flüchten sie stets in die Höhe. Wie die Steinböcke, Wildziegen und Gemsen, so haben auch die Wildschafe ihre Wechsel, die in die Höhe führen und die sie bei drohender Gefahr benützen. Während aber die erstgenannten in solche Höhen flüchten, wo ihnen schwerlich ein Feind nachfolgt, ist das Wildschaf im Mittelgebirge in einer üblen Lage. Die Höhe eines Mittelgebirges wird von einem Jäger ziemlich leicht erstiegen.

Die Frage liegt nahe, weshalb denn nicht noch Wildschafe in den Alpen leben. Seit Tesdorpf wissen wir, daß das Wildschaf ein Waldtier ist und außerhalb des Waldes wegen Nahrungsmangels umkommen muß.

In Innerasien ist, wie wir sahen, eine Wildschafart an gewissen Stellen durch stärkere Besiedelung in etwa 500 Jahren ausgerottet worden. Da es um 500 nach Christi Geburt schon ein Thüringer Reich gab, das von der Donau bis zum Harz reichte, so müssen zu dieser Zeit die Wildschafe im Thüringer Wald bereits ausgerottet gewesen sein. Wahrscheinlich geschah es schon früher, da bereits im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt nordische Völkerschaften in diese Gegenden zogen. Andererseits könnte man nach der Schilderung von Cäsar vom Hercynischen Wald, der sicherlich auch noch den Thüringer Wald umfaßte, vermuten, daß zu dieser Zeit noch Wildschafe dort gelebt haben.

Doch es ist ganz gleichgültig, ob sie um 500 nach Christi Geburt oder schon in vorgeschichtlicher Zeit ausgerottet worden sind. Tatsache ist es, daß früher bei uns Wildschafe gelebt haben. Tatsache ist ferner, daß eine Besiedlung unserer Mittelgebirge nur langsam stattgefunden hat.

Was taten nun die Wildschafe, als die Menschen auf sie Jagd machten? Sie flüchteten in die Höhe, wie wir wissen. Das war gewiß in vielen Fällen erfolgreich. Als aber die Verfolgungen häufiger wurden, blieb den Wildschafen gar nichts anderes übrig, als oben auf dem Kamme des Gebirges zu leben und sich in dessen Nähe ihre Nahrung zu suchen.

Durch das ständige Hin- und Herlaufen der in Todesängsten lebenden Wildschafe auf dem Kamme des Gebirges entstand der Rennsteig. Er ist der Notwechsel einer vor der Ausrottung stehenden Tierart.

Diese Deutung klärt alle hier anscheinend dunklen Umstände auf:

1. Das Alter des Rennsteigs. Daß lange vor Bonifazius um 725 nach Christi Geburt der Rennsteig bereits vorhanden war, ist hiernach selbstverständlich, da spätestens um 500 die Ausrottung der Wildschafe erfolgt ist.

2. Die Länge des Rennsteigs. Da alle Wildschafe des Thüringer Waldes auf den Kamm flüchteten und dort entlang liefen, so ist die Länge etwas ganz Natürliches.

3. Das Vorhandensein mehrerer Rennsteige. Es ist ganz selbstverständlich, daß überall, wo Wildschafe lebten, sich auch Rennsteige bilden konnten. Voraussetzung ist lediglich, daß sich die Ausrottung durch Jahrzehnte hinzog. Denn eine so lange Spanne Zeit dürfte erforderlich sein, um jeden Pflanzenwuchs auf dem Gebirgskamme durch das ewige Treten zu zerstören.

Daß die von deutschen Jägern bei uns in Mittelgebirgen ausgesetzten Mufflons so gut gedeihen, ist ganz selbstverständlich. Es haben ja früher Wildschafe hier gelebt. Übrigens habe ich in Deutschland befindliche Mufflons seit vielen Jahren eingehend beobachtet.

Der Rennsteig ist also der Notwechsel der in Deutschland vor ihrer Ausrottung stehenden Wildschafe. Sonst kommen Wechsel auf Gebirgskämmen nicht vor, aber ein nur in die Höhe flüchtendes Tier hat vor seinen Feinden keine andere Wahl.

Die sonst für den Ursprung des Rennsteigs aufgestellten Vermutungen verwechseln Ursache und Wirkung. Nachdem der Wechsel ausgetreten war, hat man ihn teilweise zu Handelszwecken benützt. Ebenso sind die Grenzwächter auf ihm entlang geritten, auch hat er militärischen Zwecken gedient, ferner wurde er vielfach Landesgrenze. Aber niemand hat daran gedacht, ausgerechnet den Kamm des Gebirges zu diesen Zwecken auszuroden. An den ältesten und ursprünglichsten Stellen ist der Rennsteig so eng, daß nur ein Pferd hindurch kann. Das paßt ausgezeichnet zu dem Wechsel der Wildschafe, aber nimmermehr zu einer Handelsstraße.

Eine merkwürdige Begräbnissitte im Sollinge * Von Heinrich Sohnrey.

Die Seltsamkeiten alter Begräbnissitten in den Sollinger Walddörfern haben sich nur noch in dem Dorfe Wiensen bei Uslar in voller Ursprünglichkeit erhalten. Vor allem merkwürdig erscheinen die Bräuche, die hier bei der Beerdigung von Kindern und von unverheirateten Leuten beiderlei Geschlechts üblich sind.

Im Gegensatz zu dem Begräbnis der Verheirateten, die man auf gewöhnlichen Wagen fährt (die Wohlhabenderen lassen sich den Totenwagen von Uslar kommen), werden die Kinder, Junggesellen und Jungfrauen den zwanzig Minuten langen Weg zum Friedhof auf der Bahre getragen. Der Friedhof liegt außerhalb Wiensens zwischen Wiensen und der Stadt Uslar und zählt mit seiner alten starken Fichtenheckenumfriedigung zu den schönsten Friedhöfen des Sollings. Eine alte Steinkapelle, die Kluskapelle, die nach einer Inschrift über der Eingangstür im Jahre 1373 erbaut wurde, läßt auf eine alte Siedlung schließen, die an dieser Stelle gelegen haben muß.

Je nach dem Alter der Leichen wechselt die Zahl der Träger zwischen zwei und acht. Den Altersstufen entsprechend sind drei Bahren im Gebrauch, die in der alten Kluskapelle auf dem Friedhofe aufbewahrt werden. Die Träger werden von den Angehörigen bestimmt und aus der nächsten Nachbarschaft genommen. Ebenso wählen die Angehörigen aus der Nachbarschaft soviel junge Mädchen wie Träger, deren Obliegenheit es ist, die Leiche „bunt" zu machen.

Die „Buntmakers", wie diese Mädchen genannt werden, gehen dann im Dorfe herum und holen sich aus den einzelnen Hausgärten, wo Lebensbäume, Buchsbäume und Blumen stehen, soviel grüne Zweige und Blumen zusammen, wie sie zum Schmücken der Leiche brauchen, und jedermann öffnet zu diesem Zwecke aufs bereitwilligste seinen Garten. Jedes Mädchen bindet einen Kranz, dazu kaufen sie gemeinsam einen großen Kranz von einem Gärtner aus Uslar. Eine gewisse Zeit vor dem Begräbnis begeben sie sich mit den Kränzen und sonstigem Grün nach dem Trauerhause, um die Leiche „bunt" zu machen.

Das Hauptstück des Sargschmuckes ist eine alte, mit bunten Bändern gezierte Krone auf einem weißen Kissen. Es sind nur noch ein paar alte Leute im Dorfe, die solche Sargkronen bewahren und an das Trauerhaus verleihen, natürlich ohne jede Gegenleistung. Die Krone kommt auf das Kopfende des Sarges, der gemeinschaftlich gekaufte Kranz auf das Fußende.

Noch merkwürdiger sind die Begräbnisfackeln. Jede „Buntmakersche" besorgt sich zum Begräbnis selbst eine Fackel, nämlich einen Holzstab, um den Buchs- und Lebensbaum gewunden sind. Papierstreifen in allen Farben schlingen sich darum. Der Stab läuft oben in eine vergoldete Kugel aus, zu der man eine mit Knittergold umwickelte Kartoffel verwendet, was später, wenn das Knittergold abgefallen ist, einen recht ernüchternden Eindruck macht.

Digitized by Google

Als ich kürzlich an jenen Kindergräbern stand und die bloßen eingetrockneten Kartoffeln auf den Fackeln sah, habe ich lange darüber nachgedacht, was diese Kartoffeln wohl für einen Sinn haben könnten; sie haben aber anscheinend nur den rein praktischen Zweck.

An jeder Fackel hängt ein Taschentuch, das die Eltern des toten Kindes kauften.

Das Begräbnis beginnt mit dem Glockengeläut, indem die große Glocke zuvor neunmal anschlägt. Die fackeltragenden Mädchen schreiten dem Zuge paarweise voran, die jüngsten vorn und so weiter nach dem Alter abgestuft. Dem Sarge folgen die nächsten Angehörigen, die Männer in bloßem Kopf, den Zylinder in der Hand, einerlei, ob gutes oder schlechtes Wetter ist. Aus jedem Haus des Dorfes folgt mindestens eine Person, und zwar unbestellt und ganz gleich, ob armer oder reicher Leute Kind begraben wird. Die Männer voran, hinterher die Frauen.

Der Geistliche von Uslar, der Wiensen mit zu versorgen hat, erwartet den Leichenzug am Tore des Friedhofes. Trotzdem die Kapelle vorhanden ist und Raum genug böte für alle, wird sie doch nicht benutzt und die Predigt selbst bei dem schlechtesten Wetter am offenen Grabe gehalten.

Nach der Einsegnung der Leiche treten zunächst die Träger an das Grab und werfen drei Schaufeln Erde in die Gruft. Die Mädchen lösen die Tücher von den Fackeln und heften sie den Trägern an die Brust, und zwar nach festem Brauche in der Weise, daß das jüngste Mädchen sein Tuch dem jüngsten Träger spendet. Dann legen sie die Fackeln sorglich beiseite neben das Grab, und nachdem die Leute vom Kirchhofe sich entfernt haben, schaufelt der Totengräber das Grab zu, pflanzt die Fackeln auf dem Hügel in einer Reihe auf, legt die Kränze auf das Grab und schmückt es mit Blumen und Schleifen, die mitgebracht sind. Ist es ein Jungmädchengrab, so darf eine Myrtenkrone darauf nicht fehlen. — Nirgends in der Welt habe ich reicher, vor allem eigenartiger geschmückte Kindergräber gesehen als hier auf dem schönen alten Friedhofe von Wiensen. Ich wundere mich um so mehr, daß die Uslarer, mit denen ich darüber sprach, von dieser Begräbnissitte nichts wußten, trotzdem der Friedhof kaum mehr als eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt. Doch wir sind mit unserer Beschreibung noch nicht am Ende. Geschmückt mit den Taschentüchern, gehen die Träger feierlich ins Dorf zurück. Die Buntmakers schließen sich ihnen an; die beiden jüngsten tragen die Kissenkrone und den gekauften Kranz, die von den Buntmakers in die Kapelle des Dorfes gebracht und zu beiden Seiten des Altars niedergelegt werden, wo sie vier Wochen liegen bleiben.

Am vierten Sonntag müssen die jüngsten beiden Buntmakers den Gottesdienst besuchen, um am Schlusse Krone und Kranz wieder vom Altar wegzunehmen, den Kranz in das Trauerhaus und die Kissenkrone wieder in das Haus der Verleiher zu tragen.

Als noch die althergebrachte Begräbnisfeier mit den reichlichen Leichenschmäusen üblich war, wurde natürlich auch in Wiensen ordentlich gefeiert, so daß man manchmal am Schluß nicht mehr wußte, ob Begräbnis oder Hochzeit war. In den letzten Jahrzehnten spielte der Totengräber dabei eine große Rolle. Er war mit bei Langensalza gewesen, wußte den Kampf und die eigenen Heldentaten immer mit packender Anschaulichkeit zu schildern und hatte, da man von der unvergeßlichen Schlacht nicht genug hören konnte, immer bewundernde Zuhörer um sich.

Heute gibt es keine Leichenschmäuse mehr; wohl aber suchen die Buntmakers und Träger mit den nächsten Angehörigen noch einmal das Trauerhaus auf, trinken ein paar Tassen Kaffee, essen weißen Kuchen dazu und gehen still nach Hause.

Vom Deutschen Reich und Recht * Von Professor Dr. Buch-Breslau.

„Wir wollen das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Wollen predigen und sprechen
Vom Heiligen Deutschen Reich."

Diese Verse Schenckendorfs stammen aus der Zeit, da aus dem Reichsgedanken die größte Sehnsucht strömte für alle Besten im deutschen Volk; und die große Sehnsucht ist es auch, die jetzt in uns lebt und ständig wachsen wird: aus der Schmach wollen wir hinaus in ein würdigeres Sein. Und wer an das deutsche Volk mit ganzem Herzen glaubt, an seine Kraft, an sein Größerwerden im Unglück, der wird nicht zweifeln, daß das Ziel, das neue, starke Reich, einmal erkämpft sein wird.

Eine unglücklichere Staats- und Rechtsgeschichte, als sie das deutsche Volk gehabt hat, wird kaum zu finden sein. Auf dem Schicksal anderer Völker lag mehr Sonne. Und trotz allem ist Deutschland groß geworden durch die Kraft des Germanentums, und es wird wieder groß werden, wenn es jetzt auch halbtot am Boden liegt.

Vom Werden des Reichs und seines Rechts will ich erzählen: Die Germanen traten in die Geschichte nicht als geschlossenes Volk, sondern als eine Vielheit staatlicher Verbände. Landnot und äußerer Druck zwangen sie allmählich zu einer großen Völkerverschiebung, bei der sie erst nach Jahrhunderten zu endgültiger Ruhe und Seßhaftigkeit kamen. Jene Völkerwanderung brachte den einzelnen Stämmen durchweg das Königtum, soweit sie es nicht schon (wie die Ostgermanen) vorher hatten. Unter Chlodowich erwächst dann schließlich aus den fränkischen Stämmen ein Reichsstaat, Germanen und Römer in sich schließend. Die karolingischen Hausmeier weiten und festigen das Reich, und unter Karl dem Großen ist es zum beherrschenden Weltstaat geworden — vom Danewirke bis Benevent, von Barcelona bis Belgrad: ein Reich, groß in seiner zentralen Königsgewalt, fest in seiner Provinzialverwaltung.

Viel Blut war geflossen, ehe es soweit war. Die Stämme hatten von jeher einander zerfleischt, die Kleinkönige einander mit Gift und ähnlichen Mitteln beseitigt. Und am Reichsleben haben sie dann später nur teilgenommen, wenn sie die militärische Kraft der zentralen Gewalt dazu zwang. Die Grafen und Herzöge des merowingischen und des karolingischen Staates wollten nicht Reichsbeamte sein, die ihren Gau, ihre Provinz als Amtssprengel verwalteten, sie wollten selbständige Herrscher mit eigenem Territorium sein. Immer wieder tritt dies Dezentralisationsstreben in der deutschen Staatsgeschichte auf — und zwar um so stärker, je schwächer das jeweilige Königtum ist. Der große Karl — und

Digitized by Google

schon vor ihm Karl Martell — haben diese bedrohliche Entwicklung zum ersten Male aufgehalten.

Das älteste Recht der Germanen war primitiv. Es war Volksgut — wie das Volkslied, ein ungelehrtes, ungeschriebenes Gewohnheitsrecht. Mit dem Ende des 5. Jahrhunderts ging man dann an eine Aufzeichnung dieser alten Stammesrechte, und so entstanden die alten Volksgesetze, die Leges Barbarorum, bei jedem Stamme verschieden vom Recht des anderen Stammes, wenn sie auch aus gemeingermanischer Wurzel gewachsen und äußerlich vielfach durch einander beeinflußt waren. Karl der Groß hat wohl den Plan gehabt, seinem Reich ein einheitliches Recht zu geben, er hat aber später die Undurchführbarkeit dieses Vorhabens einsehen müssen.

Seit 887 ist das ostfränkische Reich (Deutschland) endgültig vom westfränkischen getrennt. Es nimmt unter den sächsischen Königen die Vormachtstellung in Europa ein, und Otto der Große fügt, wie es Karl getan hatte, seiner Königswürde die des römischen Kaisers hinzu. Damit war wiederum die Verbindung mit Italien gegeben, die dem Reich zwar Glanz, aber auch viel inneres Verderben brachte. Die spätere italienische Politik der deutschen Könige, die aufreibende Rivalität mit dem Papsttum hatten in dieser leidigen Verbindung ihren Urgrund. Die Zersetzungstendenzen der Großen des Reichs, ihr Streben, das Königtum zu schwächen, sich selbst aus Reichsbeamten zu territorialen Herrschern mit einer in ihrem Hause erblichen Krone zu machen, tauchten immer wieder tätig auf. Das Lehnswesen mit seiner (ursprünglich nicht vorhandenen) Erblichkeit, das ja das ganze Mittelalter überwucherte, gab diesem Streben die theoretische Stütze. Aber noch einmal gelang es, den Zerfall des Reiches zu hemmen und den mächtigsten unter den Territorialherren, Heinrich den Löwen, der seinem König vor dem Feind die Lehnstreue brach, niederzuringen.

Das sind vereinzelte Lichtpunkte in der deutschen Staatsgeschichte. Der Staat war im übrigen morsch; die Könige gaben ihre Rechte fort oder ließen sie sich nehmen. Die Königsgeschlechter wechselten und hatten darum kein allzu großes Interesse an der Stärke des Reichs. Das Streben der Reichsteile nach Selbständigkeit war durchaus nicht erstickt. Und beim dritten Male setzte es sich durch. Ohne Kampf hatte das Königtum sich allmählich fast aller wichtigen Rechte zugunsten der geistlichen und weltlichen Großen des Reichs begeben; sie waren nicht mehr Territorialverwalter, sondern Landesherren; an die Stelle ihrer Amtsstellung war nun schließlich doch ihre Landeshoheit getreten. Im westfälischen Frieden (1648) sehen wir diese Entwicklung an ihrem vorläufigen Ende: Die einzelnen Reichsteile dürfen selbständig mit dem Ausland in völkerrechtlichen Verkehr treten: das Reich ist sozusagen zur Staatenrepublik geworden.

Den Eindruck maßlosen Zerfalls macht auch die Geschichte des Rechts in jener Zeit: Die alten Volksrechte gerieten in Vergessenheit; man lebte wieder noch Gewohnheitsrecht. Dies entwickelte sich überall sehr verschieden; es spaltete sich örtlich in kleine und kleinste Bezirke. Dazu kam, daß jeder Stand — und das Ständewesen zeigt im Mittelalter eine verwirrende Mannigfaltigkeit — sich sein eigenes Recht bildete, so daß die lokale Rechtszersplitterung von der ständischen (Fürstenrecht, Landrecht, Stadtrecht, Lehnrecht, Dienstrecht, Hofrecht) noch quer durchschnitten wurde. Diese Vielgestaltigkeit mußte zu einer arg verstimmenden Rechtsunsicherheit führen. Da erschien ein Rechtsbuch des anhaltinischen Gerichtsschöffen Eyke von Repgowe, der „Sachsenspiegel", eine Privatarbeit, die Land- und Lehnrecht für Sachsen darstellte, eines der deutschesten Bücher, die es wohl gibt. — Damit begann nun wiederum eine Bewegung der Rechtsaufzeichnung. Der Sachsenspiegel wurde nicht nur in alle deutschen Mundarten übersetzt, sondern auch in fremde Sprachen (auch ins Polnische); er war aus dem Bedürfnis der Zeit geboren und schuf einen Siegeszug deutschen Rechts. Andere Gegenden des Reichs (z. B. Schwaben) folgten mit Rechtsniederschriften, auch allenthalben in den Städten machten sich rechtsfreudige Personen an die Arbeit, und es entstand eine große Zahl von „Stadtrechten".

Hatte dadurch auch das deutsche Rechtsleben einen ziemlich festen Rückhalt bekommen, so war die örtliche und ständische Zersplitterung doch geblieben, und sie bot den inneren Anlaß für einen Vorgang ganz eigener Art: das Deutsche Reich nahm ein fremdes Recht als Ganzes zu sich herüber; es vollzog sich die sogenannte Rezeption — hauptsächlich des römischen und des kanonischen Rechts. Letzteres hatte durch die Kirche und ihre Gerichtsbarkeit schon frühzeitig Eingang in Deutschland gefunden; und für die Aufnahme des römischen Rechts gab es mancherlei Gründe: Man hatte sich daran gewöhnt, es als das für alle Zeiten gültige Recht anzusehen; ein dumpfer Autoritätsglaube lastete auf den Geistern. Dazu kam, daß man das Deutsche Reich als organische Fortsetzung des römischen Weltreichs ansah.

Deutsche Patriziersöhne gingen nach Bologna zum Universitätsstudium, kehrten als Doktoren des römischen und kanonischen Rechts zurück und bekleideten bald in der Heimat Richter- und Ratsherrenstellen. Der Laienrichter verschwand allmählich aus den Gerichten und machte dem Gelehrten Platz, der stets gesonnen war, das römische Recht in seiner bestrickenden Schärfe und Systematik dem primitiveren einheimischen Recht, das er in der Regel nicht kannte oder doch nicht begriff, vorzuziehen.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war die Aufnahme der fremden Rechte in Deutschland vollzogen. Zwar sollte das römische Recht nur aushilfsweise als sogenanntes gemeines Recht, das einheimische Recht aber an erster Stelle gelten; in Wirklichkeit trat jedoch das deutsche Recht, zumal vor den obersten Gerichtshöfen, zunächst ganz in den Hintergrund. Das deutsche Recht war besiegt in einem Maße, wie das mit anderen Rechten germanischen Ursprungs, z. B. dem französischen und dem englischen, nicht geschehen ist. Und doch lebte es fort, und zumal auf den Rechtsgebieten, die eine starke nationale Färbung zu haben pflegen, wie Grundstücksrecht, Familienrecht, Erbrecht, setzte es sich gegenüber dem fremden Recht langsam wieder durch.

Die weitere Rechtsentwicklung lag nicht mehr bei dem schwachen, verfallenden Reich, sondern bei den erstarkenden Gliedstaaten. Hier setzte das Streben nach neuen Landeskonstitutionen ein; man war vom römischen Recht enttäuscht, die Rechtsunsicherheit war nicht gewichen, man wollte etwas Festes, Einheimisches. Es ist schön, zu betrachten, mit welcher Zähigkeit z. B. preußische Herrscher diesen Gedanken auffingen; am ungestümsten seinem ganzen Temperament nach König Friedrich Wilhelm I. Die zu leistende Arbeit war gewaltig. Jahrhundertelang kam man über Anfänge und Entwürfe nicht hinaus. — Unter Friedrich dem Großen kam dann das Gesetzgebungswerk in neue Bahnen, nachdem er es in die Hände des Grafen Carmer gelegt hatte; dessen Mitarbeiter Joh. Gottl. Svarez wurde der eigentliche Schöpfer des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten (1794). Es war eine große, ehrliche Arbeit, die hier geleistet war: deutsch, peinlich bis zur unangenehm wirkenden Kasuistik, dabei das vom römischen Recht Gelernte gewissenhaft und geschickt verwertend. — Das gemeine römische Recht hatte damit in Preußen formell seine Geltung verloren. Andere Länder folgten dieser einzelstaatlichen Gesetzgebung (Baden, Österreich, Sachsen). Dadurch bekamen die deutschen Lande einzelne feste Gesetzbücher von großem örtlichen Geltungsbereich. Aber an einem einheitlichen deutschen Recht fehlte es nach wie vor; die Rechtsgeographie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zeigt immerhin noch ein sehr buntes Kartenbild: hier galt preußisches, dort französisches, badisches, sächsisches oder auch gemeines römisches Recht. Teilweise blieben auch noch der Sachsenspiegel und andere ältere Rechtsbücher in Kraft.

Inzwischen war das Reich immer mehr in das Stadium der Zersetzung getreten. Die Macht der einzelnen Landesherren wuchs. Während sie sich allmählich vom Reichsband losmachten, mußten sie ihre eigenen Gebiete zu konzentrieren und ihrer Macht zu unterstellen und alles das zu meiden, was im Reich zum Zerfall geführt hatte. Das Reich, der Kaiser — waren schließlich blutleere Attrappen geworden. Nach der Rheinbundgründung, bei der sich eine Reihe deutscher Fürsten unter das Protektorat Napoleons stellte, zog Kaiser Franz II. die Konsequenzen aus dieser Entwicklung und erklärte 1806 das alte Reich für aufgelöst.

Die Herrlichkeit von einem Jahrtausend, die oft genug nur in äußerem Glanz bestanden hatte, war zerbrochen.

Als nach den Befreiungskriegen und nach der Gründung des deutschen Bundes (1815) das Sehnen nach einem neuen Deutschen Reich einsetzte, stellte sich auch der Ruf nach einem einheitlichen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch ein. Dieses Werk unterblieb — und das war wohl gut; die Zeit und die Jurisprudenz waren damals noch nicht reif für eine solche Aufgabe. Auch lag sie außerhalb der Kompetenzen des deutschen Bundes, eines losen, mehr völkerrechtlichen als staatsrechtlichen Gebildes. Nur im Handels- und Wechselrecht gelang es, eine künstliche Vereinheitlichung zu schaffen. Der Norddeutsche Bund (1867) bedeutete dann ein festeres Staatsgefüge; man ging an die Kodifikation von Strafrecht und Prozeßrecht und setzte diese Arbeiten nach der Reichsgründung (1871) fort. So entstand schon in den siebziger Jahren eine größere Anzahl vereinheitlichender Reichsgesetze. Gleichzeitig war man 1874 an die große Arbeit der Herstellung eines Bürgerlichen Gesetzbuches gegangen. Am 1. Januar 1900 konnte bekanntlich dieses Werk in Kraft treten.

Digitized by Google

Der Reichsgedanke hatte sich auch im Recht durchgesetzt. Die Reichsverfassung bestimmte, daß Reichsrecht vor Landesrecht gehen solle. Und auch die neue Verfassung vom 11. August 1919 sagt im Artikel 13: „Reichsrecht bricht Landesrecht." Das Landesrecht (das preußische, bayerische usw.) hat danach neben dem Reichsrecht nur insoweit Geltung, als ihm diese vom Reichsrecht ausdrücklich gelassen wird. Das ist auf mancherlei Gebieten, auf denen sich eine einheitliche Regelung nicht empfahl (z. B. Bergrecht, Jagdrecht, Wasserecht), geschehen.

Die Zeit um die Jahrhundertwende stellte einen Höhepunkt in der Reichsgeltung wie in seiner Rechtsentwicklung dar. Wie man das Reich damals um seine Machtfülle beneidete, so lernte man im Ausland von unserem Recht.

Jetzt ist das Reich ein verstümmeltes, mißgestaltetes, ringendes und bettelndes Lebewesen von verächtlicher Natur. Das deutsche Recht dagegen hat noch wenig Einbuße erlitten und kann nie ganz zuschanden werden. Die Revolutionsgesetzgebung hat auch an ihm gekratzt und geschnitzelt und reformiert, aber einstweilen auf Gebieten, deren Veränderung nicht das große Ganze berührt. Die Verfassung ist geändert; sie klingt jetzt äußerlich nicht gar so trocken und bureaukratisch, dafür ist sie geschwätziger und oft von nichtssagender Breite. Die Kriegsnotgesetzgebung wird teils fortgesetzt, teils baut man sie langsam ab. Im Privatrecht hat man die Gesindeordnungen beseitigt, das Tarifvertragsrecht festgelegt, die Landarbeiterordnung geschaffen, das Erbbaurecht neu geregelt usw. Kleine, vom Parteistandpunkt geforderte Dinge. Hoffentlich läßt man es auch einstweilen bei kleinen Dingen bewenden. Denn zu großen gehören geübtere Hände und geschulte Gehirne. Aber auch die vielen kleinen Korrekturen können für das allgemeine Rechtsempfinden verwirrend und verderblich sein; es sind durchaus nicht die besten Regierungen, die möglichst viele Nummern des Gesetzblattes im Jahr herausbringen.

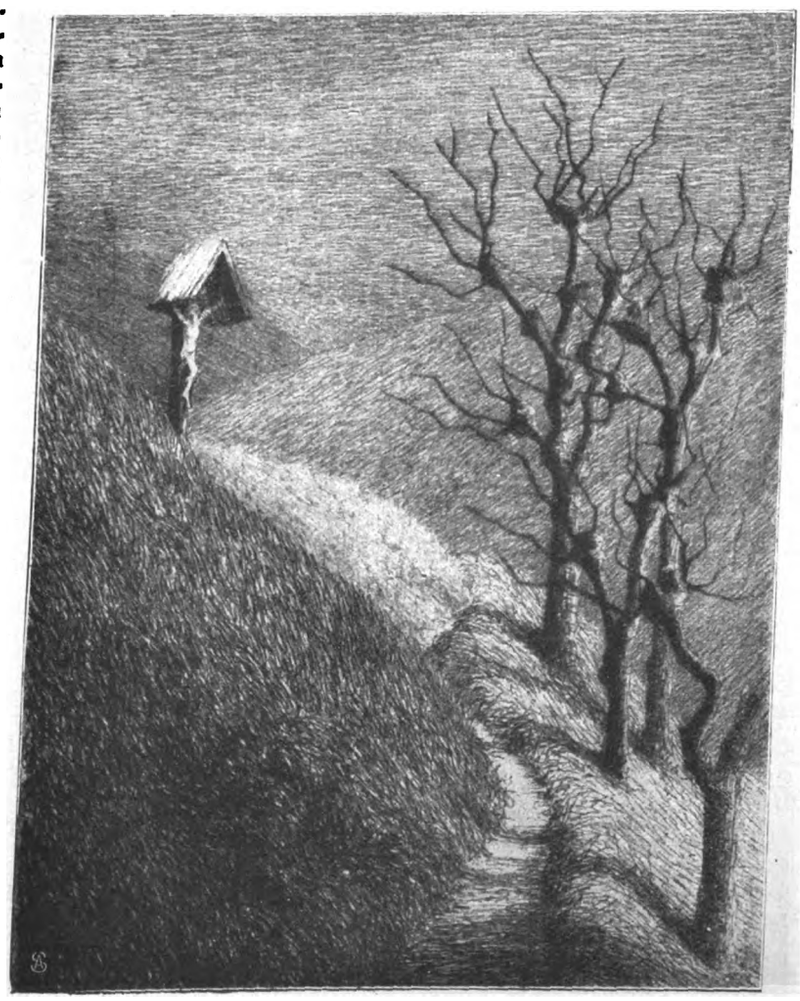
Wir, die wir stumm zuzusehen verurteilt sind, wollen uns deswegen nicht mit Gleichgültigkeit unsere persönliche Bequemlichkeit verschaffen; wir wollen lieber dafür sorgen, daß unser Volk und insbesondere unsere Jugend durch staatsbürgerliche — politisch nicht gefärbte — Bildung die Mittel zu selbständigem Denken erhält, damit bei einem gesunden — und nicht engen — Geist und bei einer selbstlosen Arbeit den Deutschen ihr Reich und ihr Recht nicht ganz zuschanden gemacht werden.

Nebelmond * Von Magda Jähde.

An jeder Wimper hängt ihm eine dicke Träne, die der Nebel geweint hat. Die gibt den Bäumen etwas Lastendes, Schwergebücktes, Leidtragendes, wie es dem Totensonntag ziemt, den die Kirche dem Nebelmond in die Arme gelegt hat im Einklang mit der Natur, die mit einem langen Nebelfetzen die letzten lustigen Farben des Weinmondes wegwischte. Nur die Trauerweide sträubte sich, all ihre Schönheit abzutun, und läßt unbekümmert ihre hellgrünen Nixenhaare ins Wasser hängen — — — wie eine kluge Frau, die sich am Werktag mit einem bunten Kleide schmückt, um den Augen des geliebten Mannes seine Gräue fortzuzaubern.

Stehst du trauernd am Fenster und läßt dir die Seele zerdrücken von all den Tränenlasten da draußen? Nimm einen festen Wettermantel um deine Schultern und bezwinge den mürrischen Monat mit deinem Frohmut, damit er dir seine heimliche Schönheit zeigt! Schauderst du vor der Kahlheit der alten Bäume, die von ihrem reichen Schmuck noch abgeben konnten an Mauern und Kirchen und stolze Hausgiebel? Ich glaube gar, du willst nur Kleider bewundern und wendest dich ab von der schönen Nacktheit des Baumes, die der Nebelmond vor dich hinstellt! Mußt du die knorrige Eiche nicht lieben mit den hüllenlosen, reckenhaften Gliedern an dem riesigen Leibe? Selbst der königliche Schneemantel kann ihren heldischen Wuchs nicht stolzer zur Geltung bringen, als er durch sich selber wirkt. Mit zarten Fingern greifen alle Sträucher nach dir, und die Birken winken mit kühlen, weißen Armen, die die tropfenden Nebeltränen wie mattgeschliffene Perlenketten umwinden. Was für ein feiner Silhouettenschneider doch der Nebelmond ist! Stundenlang könnte man den feinen, haardünnen Linien seiner Baumgestalten auf dem grauen Hintergrund des tief herniedergesunkenen Himmelsgewölbes folgen! Hast dir doch nicht etwa den Geschmack verderben lassen durch den grellen Pinsel des Sommers, der jeden Baum als einen großen grünen Klecks in sein buntes Ölgemälde hineinstopft?

Oder weinst du nach den Blumen, die von der Sonne leben? Drunten im feuchten Waldboden, droben auf den altersgeschwärzten Mauern leben und atmen tausend zierliche Geschöpfchen, die immer Winter wollen und der Sonne sengenden Kuß fürchten wie die Eule den Tag. Zärtlich hält der graue Nebelmond sie an seiner immer vollen Brust — all die zarten, dunkelgrünen Moose, die durstend den Sommer überstanden und nun endlich ihre Blütchen und Früchtchen aus dem samtigen Leiblein aufsprießen lassen dürfen. Das eine trägt eine langschopfige Perücke über dem kahlen Köpfchen, ein anderes hat sich ein goldenes Helmchen aufgestülpt; ein drittes schleckt das köstliche Nebelnaß mit dünnem Zünglein. Ganz Unersättliche halten ein grausilbernes Becherchen unter den tropfenden Wildrosenzweig dort am Abhang, das stets geleert und neu gefüllt werden muß. Wie der alten Fichte die Tränen in den langen, moosigen Graubart laufen, der ihr um den Stamm weht! Und die tausendjährige Eiche duldet das grüne Samtfellchen, das sich ihr kosend um den Hals schlingt, wie ein geduldiger Großvater das Schelmenspiel des Enkels. Natur, die scheinbar schlafende, spinnt und webt im stillen emsig weiter für ihre zahllosen Kinder und wacht, daß keiner ihrer zwölf Dienstleute seinen festbegrenzten Pflichtenkreis versäumt.



Marterl im Gebirge. Radierung von Hanna Müller-Fürer.

Digitized by Google

Aber der Nebelmond ist doch wohl ihr Aschenputtel, das niemand achtet und begehrt, dem nicht die goldnen Augen eignen, die versteckte Anmut zu finden wissen? — Nein, die Natur waltet als eine gerechte Herrin im Hause, und wenn der häßliche Monat tagsüber seine feuchten Pflichten treu erfüllt hat und sich geduldig hat schelten lassen von unmutigen Menschenlippen, dann drück sie ihm zur Nacht des strahlendste Sternendiadem des ganzen Jahres aufs Haupt und pudert ihm das Haar mit goldenen Sternschnuppen, daß der verachtetste unter seinen Brüdern zum heimlichen König der Nacht wird, der stolz den Kopf mit seinem funkelnden Schmuck über den Jammer des Tages hält.

Wie einem schlichten, stillen, treuen Menschen die Arbeit seines Lebenswerkes wie eine nur wenigen sichtbare Krone über der Stirn schwebt.

Streiflichter.

„Der Fall Kaiser." Bringen wir das Abscheuliche der Sache auf drei Worte: Ein deutscher Dichter hat gestohlen. Auf wen wirkt das nicht selbst in dieser Zeit der gegen Abscheuliches abgestumpften Nerven wie Peitschenhieb. Denn diese deutsche Nation war zwar nie das Volk der Dichter in dem Sinn, daß sie ihre Dichter anständig behandelt hätte, aber doch in dem Sinn, daß sie bei ihren Dichtern unter allen Umständen als Selbstverständlichkeit eine sittliche Haltung voraussetzte, die sie von vornherein über die Sphäre des gemeinen Verbrechens erhaben sein ließ. In dieser Nation war es ein ungeschriebenes Gesetz, daß zur Not jeder Mensch einmal stehlen konnte, nur der Dichter nicht. Ein Aberglaube? Nein, mehr! Der Dichter war der Priester seines Daimonions. Der Dichter konnte seine bürgerlichen Angelegenheiten in sträflicher Weise vernachlässigen. Er konnte sich die Haare über die Ohren wachsen lassen. Er konnte Gott lästern. Er konnte Frau und Kind verhungern lassen. Er konnte Vielweiberei treiben. Er konnte den Fisch mit dem Messer essen. Er konnte ein Säufer sein. Es gab beinahe nichts, was ihm der Dämon und das Gewissen der Nation nicht allenfalls erlaubten oder nachsahen. Nur stehlen konnte er nicht. Nur mit Plan und Bewußtsein betrügen konnte er nicht. Beging er ein Verbrechen, so mußte es wenigstens vom Ruch des Außerordentlichen, des Tragischen umwittert sein. Daß aber ein Dichter, einer, der seinem Volk glaubt etwas zu sagen zu haben, einer, den die zünftige Tagesmeinung und der Heulchor der modernen Kritiker schon als Meister ausgeschrien haben, sich in der Sphäre des allergemeinsten und plattesten Verbrechens bewegt, das ist eine so abscheuliche Desillusion, daß man selbst in der Aera der Beamtenkorruption und der billigen Schloßmöbelkäufe durch Revolutionskoryphäen sich dagegen sträubt. Von manchen Seiten ließe sich dieser „Fall Kaiser", dieser Fall des Dichters, der nach den häßlichen Erzählungen der Zeitungen fremdes Eigentum zusammen mit seiner Frau maust und verkauft, anleuchten. Man könnte untersuchen, wieweit etwa die Proletarisierung der geistigen Arbeiter und der geistigen Arbeit durch die brutale, kafferige Überwertung der sparsam geleisteten körperlichen und mechanischen Arbeit Schuld trägt an solcher Beschmutzung des Allerheiligsten. Man könnte untersuchen, wieweit die Auflösung aller sonst geltenden Begriffe durch eine auf unmittelbare „Aktivität" drängende neueste Literatur eine solche sittliche Zersetzung habe schaffen helfen. Man könnte dies und das unter diesem und jenem Gesichtspunkte sagen. Hier sei nur — nach der Feststellung so mancher anderen Verfallserscheinung, — festgestellt, daß der „Fall Kaiser", der Fall des Dichters mit den langen Fingern und der mausenden Egeria, die Schändung des innersten Tempels und die Zerstörung eines allerletzten Glaubens in dem Volke der Dichter bedeutet. Daß Seifenhändler Schokolade verschieben, ist peinlich; daß talentvolle junge Leute Fünfzigmarkscheine fälschen, ist peinlich; daß bei uns ein goldenes Zeitalter für jede Art von Hochstaplern anbrach, peinlich. Aber daß ein deutscher Dichter, den wir allen Ernstes als einen Priester deutschen Geistes aufgeredet bekamen, fremde Möbel verkauft, ist ein Zusammenbruch, vor dem uns die Clique und Claque rechtzeitig hätte bewahren sollen. Statt dessen erleben wir, daß Clique und Claque sich in unglücklichen Versuchen überstürzt, den gemeinen Lauf des Rechtes angesichts gemeinen Vergehens aus seiner Bahn zu locken. Der Richter soll vor der „Geistigkeit" des Literaten ehrfürchtig haltmachen. Eine läppischere Wiederholung des läppischen Verhaltens unserer „Geistigen" im Falle des Herrn Toller, den man auch gern seinem ordentlichen Richter entzogen hätte. Immerhin handelte es sich bei ihm noch um Gemeingefährlichkeit aus politischem Irrwahn. Im Fall Kaiser handelt sich's nun gar um trivialste Strafgesetzangelegenheit, und es ist gar nicht zu verkennen: Warum soll die nicht ihren trivialen Weg gehen. „Geistigkeit" kann keinen Freibrief für sittliche Brüchigkeit bedeuten; höchstens doch nur eine besondere Verpflichtung zu sittlicher Würde. Wenn Cliquen und Claquen und Schriftstellervereinigungen in einen Fall Toller oder in einen Fall Kaiser die „Geistigkeit" und das Dichteramt zu „mildernden Umständen" degradieren, wie sie das Strafgesetzbuch sonst etwa in Trunksucht oder Idiotie erblickt, tun sie damit den „Geistigen" und Dichtern einen üblen Dienst.

Lebensmittel statt Gehalt. Die Erkenntnis, daß die Erzeugnisse der Reichsnotenpresse nur so lange Geld sind, als sie dafür genommen werden, läßt in unseren Beamtenkreisen immer lauter den Ruf erschallen, man wolle wenigstens einen Teil seines Gehaltes in Form von Lebensmitteln oder von Bezugscheinen auf Lebensmittel haben. Das ist ein mehr oder weniger bewußter Rückfall in die Zeiten primitiver Naturalwirtschaft, der beidemal, da wir ihn aus der Geschichte kennen, einen Abstieg von einer hochentwickelten Kultur bedeutet, der durch den Mangel an Hart- und Metallgeld herbeigeführt worden ist. Auch die Zeit des späteren römischen Kaisertums, die so unendlich viele verwandte Erscheinungen zeigt, wie wir sie heute bei uns feststellen können, z. B. einen im Jahre 301 von Kaiser Diocletian unternommenen vergeblichen Versuch, durch Höchstpreise für Lebensmittel des Wuchers Herr zu werden, hat ein plötzliches Verschwinden des Metallgeldes erlebt. Genau wie heute floß das gemünzte Edelmetall durch den unerhörten Luxus der Reichen und der plötzlich Reichgewordenen ins Ausland, von wo die reichen Schlemmer seltene Tafelgenüsse, Edelsteine und feine Gewebe bezogen. Dieses Verschwinden des Silber- und Goldgeldes ließ damals — genau so wie bei uns heute — die Preise ungeheuer in die Höhe schnellen. Das Hartgeld wurde auch damals wieder zur „Ware", und das ganze Wirtschaftsleben glitt in das längst überwundene Stadium der Naturalwirtschaft zurück. Steuern und Gehälter wurden fast nur in Naturalien bezahlt, d. h. meist in der Gestalt von Brotkorn. Man war damit wirtschaftlich wieder bei den Urzeiten Roms angelangt, wo die Soldaten als Sold nur ihre Ration Salz erhalten hatten, jenes Salz, von dem sich heute die Bezeichnung Salär, d. h. Salarium, Salzration, erhalten hat. Wenn also heute unsere Beamten Lebensmittel statt ihres Salärs in Papiergeld fordern, so tun sie nur unbewußt dasselbe, was ihre Kollegen im römischen Kaisertum vor 1600 Jahren getan haben, die mit ihren Anweisungen auf die Staatskasse ebenfalls nichts mehr anzufangen wußten und statt dessen Korn, Salz und Öl verlangten. —ra—

Warum tragen wir einen Trauerflor? Ein Todesfall in der Familie. Man legt Trauer an. Die Frauen hüllen sich ganz in Schwarz. Die Männer begnügen sich oft, und ganz besonders heute, mit einem Florstreifen um den Arm und um die Kopfbedeckung. Ein junger Mann, noch nicht vertraut mit dieser Sitte, will die Binde am rechten Arm anlegen. Nein, wird er bedeutet: Man trägt den Flor am linken Arm... Wer ist nun aber dieser „man", der uns heute zwingt, so und nicht anders zu handeln? Oft ist dieser „man", der uns in diese oder jene Kleidung zwingt, sehr viel jünger, als man gemeinhin meint, wie z. B. bei Volkstrachten, die vielfach gar nicht „uralt" sind, sondern sich zuweilen erst aus der Uniform entwickelt haben, die die Jungburschen beim Militär getragen haben. In diesem Fall, bei den Gebräuchen der Trauer, müssen wir, um jenem rätselhaften „man" nachzuspüren, bis in die Zeiten jenseit der Geschichte zurückgehen. Wie der Prähistoriker Otto Hauser in seinem Buche „Der Mensch vor 100 000 Jahren" nachweist, haben ihm seine Ausgrabungen im mittleren Frankreich gezeigt, daß der Mensch des älteren Steinzeitalters beim Tode eines Stammesangehörigen, besonders eines Häuptlings der Sippe, von ganz anderen Gefühlen beseelt gewesen sein muß, als sie uns heute selbstverständlich erscheinen. Wiegt bei uns der Schmerz um den Verlust des Toten vor, so scheint der Mensch des Steinzeitalters nur die Furcht gekannt zu haben, der Verstorbene könne wiederkehren und seinen oder seine Nachfolger im Recht und Besitz darin stören. So unwahrscheinlich uns solche Gefühle heute dünken mögen, an der Tatsache, die auch Wundt in seiner „Völkerpsychologie" bestätigt, ist nicht zu zweifeln. Grabbauten und Grabplatten, die wir heute als Ehren- und Gedächtnismale ansehen, hatten damals offenbar einen sehr praktischen Zweck, den Toten sicher zu verwahren und seine Wiederkehr unmöglich zu machen. Auch die Verschnürung der Leichen in den bekannten Hockergräbern diente demselben Zweck. Sollte der Tote dennoch zurückkehren, so wollten die Hinterbliebenen wenigstens von ihm nicht erkannt werden. Man verhüllte deshalb seine Stirn- und Armreifen, um sich unkenntlich zu machen — wahrscheinlich so lange, bis erfahrungsgemäß der natürliche Zerfall der Leiche eintrat. In seinen völkerpsychologischen Untersuchungen hat Wundt auf die Parallelität gleicher Erscheinungen bei heute noch lebenden Naturvölkern und bei den Menschen der Steinzeit hingewiesen. Und so finden wir, wie der Forschungsreisende Adolf Heilborn berichtet, bei einigen Naturvölkern heute noch den Brauch, Kopf- und Armspangen, die ja am linken Arm getragen werden, beim Tode eines Angehörigen anders zu färben oder mit Blättern zu verdecken. Richter sagt, der Beweggrund dabei sei, der Verstorbene solle die Hinterbliebenen an ihrem Schmuck nicht wiedererkennen, „um sich nicht etwa an ihnen zu rächen". Es ist also einer der ältesten Bräuche, die sich überhaupt erhalten haben, der uns noch heute zwingt, bei Trauerfällen da ein schwarzes Band anzulegen, wo unsere Urvoreltern ihre Stirn- und Armreifen getragen haben. —ut—

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Was man zu kleinen Veranstaltungen trägt.

Abb. 107. **Tanzstundenkleid.** Das niedliche Kleidchen bestand an unserer Vorlage aus weißer Waschseide, die durch einen kirschroten Seidengürtel belebt wurde. Zusammenhängend gearbeitet, ist das ziemlich glatte Leibchen im Rücken geschlossen und vorn seitlich durch das Gürtelband zusammengenommen. Den runden Ausschnitt wie den Rand der Halbärmel begrenzen je drei schmale Fälbelchen. Die seitlich spitz verlaufenden Schoßteile sind dem Leibchen angeschnitten. Der untergesetzte kurze Rock ist bis auf die vordere Mitte ringsum eingereiht und unten herum ziemlich breit mit dichten schmalen Fälbelchen besetzt. Der zur Anfertigung dieses jugendlichen Kleides erforderliche Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,20 Meter ohne Falbeln.

Abb. 108. **Festkleid für Damen mittleren Alters.** Dunkellila Samt mit schmalstem Chinchillabesatz vereinigte sich an diesem schönen Kleide mit etwas heller getönter Seide zu wundervoller Wirkung. Die schlichte Kimonotaille öffnet sich vorn über einem mit Silber gestickten Latzteil aus lila Seide. Gleiche Seide ergab auch den den schmalen Ausschnitt umrahmenden Schalkragen. Der Halbärmel ist angeschnitten. Ein mit Silberperlen gestickter Gürtel betont die Taillenlinie; unter ihm fällt die kurze Wasserfalltunika aus Samt hervor, die Pelz abschließt. Der weichfallende Seidenrock ist oben eingereiht. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der des Leibchens in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,30 Meter, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,75 Meter.

Abb. 109. **Tanzkleid für junge Damen.** Zartrosa Schleierstoff mit verstreuten Rosen aus rosa Seide gestickt, ergab das Material zu dem reizvollen Abendkleide, das außerdem mit schmalem braunen Pelz verbrämt war. Das schlichte Leibchen hat Rückenschluß und bei rundem Ausschnitt ganz kurze, angeschnittene Ärmelchen. Ringsum blusig überfallend, ist ihr kurzes, krauses Schößchen durch ein kräftig blaues Samtband abgebunden. Der flotte Rock hat eine gereihte lange Tunika, die, unten ausgebogt, nur wenig von dem eigentlichen Rocke sehen läßt. Dieser ist mit zwei flachen rosa Seidenfälbeln besetzt, was sehr flott wirkt. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der der Blusentaille in 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,15 Meter, für den Rock 2,45. Das Stickereimuster ist zu 5 M. erhältlich.

Abb. 110. **Hängerkleid für kleinere Mädchen.** Das durch seine Ausführung besonders aparte Kleidchen war aus römisch gestreiftem und einfarbig dunkelblauem Wollstoff hergestellt und im Rücken durch Knöpfe geschlossen. Mit angeschnittenen Halbärmeln und rundem Ausschnitt gearbeitet, zeigt es eine durchgehende einfarbige Vorderbahn; im übrigen ist das quergestreifte Röckchen in Reihfalten dem einfarbigen Leibchen angesetzt. Das Ärmelchen besetzt ein bunter Streifen. Der zur Anfertigung dieses zierlichen Kleidchens erforderliche Schnitt ist in 30, 32, 34 Zentimeter halber Oberweite zu 2 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 107 bis 110 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 38, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenweite gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte. Dem Betrage sind 40 Pf. (Ausland 80 Pf.) für das Porto beizufügen.

Abb. 107. Tanzstundenkleid.
Abb. 108. Festkleid für Damen mittleren Alters.
Abb. 109. Tanzkleid für junge Damen.
Abb. 110. Hängerkleid für kleinere Mädchen.

Von der Freude * Von Antonie Grosse.

Wißt ihr Menschen von heute denn, was es um die Freude ist? Um eine Freude von der Art, daß sie ihren Glanz über ein Menschenalter hinweg noch in die Alterstage strahlt und die Erinnerung daran noch etwas seltsam Beglückendes hat? Ach ihr, die ihr nur den Genuß kennt oder ihm nachjagt, weil er euch das Erstrebenswerteste dünkt, — ihr kennt sie ja gar nicht, die Freude! Wißt nicht, wie billig und wie kostbar zugleich sie ist und gerade denen am zugänglichsten, die oft meinen, sie seien an Möglichkeiten dazu zu kurz gekommen.

Aber ich wollte von einer Glasschale erzählen. Damit verhielt es sich so: Ich hatte mein erstes Geld verdient, was vor dem schon erwähnten Menschenalter für ein Mädchen eine ganz andere Sache

Digitized by Google

war als heutzutage. Es war nicht leicht verdient und war nicht viel, — es reichte eigentlich nur gerade für die bescheidene Lebensführung, wie ich sie von Haus aus — einem so kinderreichen Haus, wie man's nur noch vom Hörensagen kennt! — gewohnt war. Aber da war ein Wunsch in mir — ein heimlicher, erst ganz allmählich eingestandener, wie eine stille Liebe! Immer wieder hatte ich vor dem Laden gestanden mit den blitzenden Gläsern, Vasen und Schalen aus echtem Kristall. Nun betrat ich ihn und kaufte, kaufte wirklich und wahrhaftig eine zierliche kleine Zuckerschale, trug sie zärtlich nach Hause wie ein lebendiges Wesen und baute sie mir selbst mit fast gerührter Feierlichkeit auf. Bei jeder meiner Mahlzeiten mußte sie auf dem Tisch stehen, und die köstliche Augenweide würzte die reizlosen Erzeugnisse meiner Wirtin. Am schönsten war es am Abend, wenn der feine Schliff im Lampenlicht funkelte und sprühte und die ganze nüchterne Umgebung wie in eine höhere Atmosphäre voll Glanz und Schönheit erhoben wurde. Wie ich sie ausgekostet habe, diese Freude an meiner Schale, bis sich allmählich, ganz allmählich ein neuer Wunsch ins Bewußtsein wagte. Diesmal war's ein Milchkännchen, und wieder viel später ein kleiner Teller, und jeder neue Besitz wurde zum Fest. Dann freilich genügte auch die plumpe, furchtbar gewöhnliche Tasse meiner Schönheitssucht nicht mehr, — sie wurde durch eine echte Meißener ersetzt, der sich — allmählich, ganz allmählich — noch dies und jenes gesellte, zuletzt, und das war fast sündhafter Übermut, aber gerade deshalb berauschend, ein echter silberner Löffel in der schlanken, wundervoll aristokratischen Empireform, bis ich an meinem Teetisch saß wie eine verwunschene Prinzessin. Das Zuckerschälchen aber blieb meine erste Liebe.

Ich hatte eine alte Tante! Arm war sie nicht, — ach, die „Armen" sind ja gar nicht immer die Ärmsten! Das Leben hatte sie schlecht behandelt und die eigene Familie daraufhin erst recht, wie das so in Familien, die „etwas auf sich halten", Usus zu sein pflegt. Ich liebte sie eigentlich auch nicht, d. h. ich kannte sie kaum. Da fiel es mir eines Tages ein, sie in ihrem Häuschen in einer ganz entlegenen Gegend, das eine Art besseres Exil vorstellte, aufzusuchen, und von irgendeiner Straßenecke ging sogar ein Blumenbusch mit, als hätte eine Ahnung ihn mir in die Hand gedrückt, eine Ahnung von der Freude, die ich m i r damit machen sollte. Und die nur der Anfang war, nur die erste Aussaat zu einem immerblühenden Garten der Freude! Wie das ein Geben und Nehmen wurde — hinüber und herüber: ein ganz raffiniertes Gemisch von höchst realen Freuden — allerhand Überraschungen, geradezu üppigen kleinen Mahlzeiten — und den ideellen Freuden des Sichkennen- und Verstehenlernens zweier ein bißchen aus der Art geschlagener Menschen.

Bis sie ging, und bis auch ich eines Tages wußte, daß mir die ganz großen Freuden des Lebens — das sogenannte Glück — nicht beschieden waren. Da kamen böse Zeiten des Haderns mit dem Schicksal, da kam die übliche Verzweiflung am Leben und all der seelische Unfug, den die traditionelle Überschätzung des landläufigen Glücks zeitigt. Bis ich — den sauren Trauben (denn wer dächte nicht an die!) stolz den Rücken wandte und mich wieder auf die Kunst, auf das Geheimnis der kleinen Freuden besann.

Jetzt wurden's Bücher, Bilder — stets aber Dinge, die nicht von heute auf morgen erreichbar waren, um die Gedanke und Wunsch erst lange kreisten: Ausflüge, Reisen, wohl erwogen und genießerisch vorbereitet und immer mit Mitteln, die erst dafür vom Himmel fallen mußten.

Ihr Reichen, ihr Gesättigten, aber auch ihr Kleinmütigen und wieder ihr Begehrlichen, ihr ewig an dem Hängenden, was ihr nun einmal nicht haben könnt, — was wißt ihr von Freude? Das ärmste Waisenkind, dem hin und wieder etwas Gutes zuteil wird, wie die Hand, die es spendet, wissen mehr davon als ihr!

Und doch hat die arme, die geschlagene Menschheit nie mehr der Freude bedurft als heute, wo nichts das kümmerliche tägliche Brot besser zu würzen vermöchte als sie. Daher denn auch nie vielleicht die Gelegenheit günstiger war, sie wieder zu lernen. Sie ist eine der Krücken, an denen wir uns durch diese jammervolle und doch vielleicht gewaltigste aller Geschichtsepochen hindurchschleppen müssen, wenn uns schon der Flug zu jener Höhe, aus der alle Dinge, alles Geschehen in ganz anderen Dimensionen erscheinen, nicht gelingen will.

Die Kinder, eure Kinder lehrt sie vor allem — die Freude! Haltet ihnen jede Erinnerung fern an das, was ihnen in anderen Zeiten als selbstverständlich zukommen würde, aber laßt sie immer Wünsche haben, lenkt dies ihr Wünschen auf Erreichbares, und wenn es lange Wunsch gewesen, dann laßt sie herabsteigen zu ihnen — „die schönste Himmelstochter": die Erfüllung!

Seht nur mein Bübchen an,
Ist's nicht ein strammer Mann?
Bäckchen so kugelrund,
Herzchen so kerngesund,
Von früh bis spät vergnügt —
Wißt ihr, woran das liegt? —
Biomalz kriegt der Wicht,
Das ist sein Leibgericht,
Schmeckt und bekommt ihm fein,
Hoch soll's gepriesen sein!

Frau Dr. S.

Blühenderes Aussehen

verschafft Kindern wie Erwachsenen das aus kraftspendendem Hafer hergestellte Biomalz. Appetit und Körpergewicht nehmen zu, Arbeits- und Lebenslust steigt.

Nimm nur das echte Biomalz, nichts anderes. Preis 12 Mark. Wo nicht zu haben, versenden wir von 3 Dosen franko. Gebr. Patermann, Teltow 72.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 47 Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube

Eggender Bauer. Radierung von A. Stumpf.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vorbehalten. Ernst Keils Nachfolger G.m.b.H., L...

Die Cälsbrucher Wirren. Roman von Friedrich Hussong. (3. Fortsetzung) . Seite 761
Er zum at r. Von Rudolf Schäfer. Aus Bildermappen fürs deutsche Haus . „ 761
Bet ler. G mälde von Paul P ntke . . . . . „ 763
Der M rktplatz in Pirna. Gemälde von Canaletto (1720—1780) . . . . „ 765
Revolutionsgedächtnis. Mit sechs Zeichnungen von Hans Baluschek . . . „ 767
Der Wal ershof. Ein Stück deutscher Tragödie. Von R. Fuhrberg . . . . „ 770
Einsamkeit. Gedicht von Auguste Seelich . . . . . „ 770
Deutsche Kinderhilfe. Unsere bitterste Schuld! . . . . . Seite 771
Caritas. Gemälde von Ludwig Knaus . . . . . „ 771
Der Zweikampf. Eine Tiergeschichte. Von Georg Holland . . . . . „ 772
Ein bedrohtes Wahrzeichen Tirols. Von Hugo Steffen. (Mit zwei Zeichnungen) „ 773
Der Bergrutsch des Sandling im Salzkammergut. Von Dr. Josef Dragler „ 774
Streiflichter . . . . . „ 774
Die Welt der Frau: Die Frau als Handwerkerin. Von Else Otto . „ 775

DÜRKOPP
NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
DÜRKOPPWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

Hausfrauen! Färbt Kleider, Blusen, Gardinen usw.
nur mit
Braunsschen Farben.
Unsere 45jährige Erfahrung bürgt für beste Qualität. Weistandere Fabrikate zurück, denn unsere Farben sind in allen Farbtönen wieder lieferbar und überall zu haben.
Wilhelm Brauns G. m. b. H., Quedlinburg
Filialen Berlin, Hamburg, Warschau.
Größte u. älteste Haushaltfarbenfabrik der Welt.
Verlangen Sie unser lehrreiches Gratis-Büchlein über Haushalt-Färberei Nr. 85.

EMS
Emser Tastillen
gegen Heiserkeit, Husten usw.
Warnung vor Nachahmungen.

Korpulenz
beschwerliche Leibesfülle, starke Hüften, Doppelkinn beseitigt ohne besondere Lebensweise
„Graziana"
gesetzlich geschützt. Vollkommen unschädliches, natürlich wirkendes Entfettungsmittel. 30 Jahre höchst erfolgreich bewährt. 1 Pak. 12.50, 3 Pak. 35 —.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Krampfadern, offene Beine, Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.
aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich juckende, nässende und sehr entzündliche Ekzeme heilt sofort die kühlende „Fridosan-Heilsalbe"
D. R. P. angemeldet. Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt beim Hersteller: Dr. Strausz & Co., Berlin W 15, Uhlandstraße 146 B. Preis der Original-Dose M. 12.— gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.
Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! Prospekt kostenfrei.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Wie ersparen Rheumakranke die teuren Badereisen?
Indem Sie die Erfolge, die eine Badereise bieten kann, einfacher zu Hause haben können. Gut die Hälfte aller Badereisen ist hervorgerufen durch Krankheiten der Verdauungsorgane. Entweder ist das Blut nicht imstande gewesen, die Harnsäure zu entfernen, so daß Rheuma und Gicht entstand, oder Darmträgheit ließ eine allmähliche Vergiftung des Körpers eintreten. Anstatt nun in die teuren Bäder zu reisen, gebrauche man die vorzüglichen, absolut ungefährlichen Levathol - Präparate! Levathol - Tabletten beseitigen in kurzer Zeit die Harnsäure und damit die Ursache des Rheumas und der Gicht. Levathol-Pillen fördern und regeln die Verdauung aufs angenehmste. Levathol ist überall beliebt.
Fordern Sie ausdrücklich Levatholpräparate, weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

6000
aufklärende Schriften gratis, Porto erwünscht, jedoch nicht unbedingt verlangt. Aufklärende Broschüre gegen M. 2.— in Marken oder Papiergeld frko.
Rad-Jo Versandgesellschaft
Hamburg 40 + Radjoposthof
Rad-Jo ist erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reform- u. Sanitätsgeschäften.

Edelweiß
G'schichten und G'spasseteln aus Berg und Wald
von
M. Merk-Buchberg
1920. 12°. 240 Seiten.
Ungebd. 12 Mk. Gebd. 17 Mk.
Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet
Kommanditgesellschaft
Verlagsanteil Regensburg

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171, Eisenacherstr. 16.

REISEFÜHRER

Auskünfte über nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

47)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Harz.

Goslar Sanatorium Marienbad. Erholungsbedürftige, innere Kranke, Nervöse. Sanitätsrat Dr. Benno.

Thüringen.

Bad Blankenburg Thüringer Wald Sanatorium am Goldberg. Leitender Arzt: Dr. Wittkugel.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Süddeutschland.

Bayern.

Partenkirchen Dr. Wenger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Digitized by Google

Nr. 47 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

8. Fortsetzung.

Im neuen Presbyterium des Pfarrers Ebelowen hatte Simon Rosenplüt schief genug dazu gesehen, Jakob Lindemann und Philipp Erlenwein hatten heftig dagegen gesprochen, und gar der trittlige Appenteker hatte eine scharfe Rede darüber getan, daß der Pfarrer Ebelowen etwas über sein Recht tue und das Gut der Gemeinde angreife, wenn er den bisherigen Pächter des Schäferhofes, den Jan Lorkes, weiterhin so gut wie umsonst im Erdgeschoß des neu erworbenen Pfarrhauses, des Wohnhauses auf dem Schäferhofe, wohnen lasse. Zudem sei Jan Lorkes der härteste Feind der Altgläubigen und insbesondere des Pfarrers Ebelowen. Ob da Sinn und Verstand darin sei, sich mit Kosten die Laus im Pelz zu erhalten?

Ebelowen hatte dem widersprochen: Da sei gar wohl Sinn darin, daß er gerade diesem Jan Lorkes ein so weites Entgegenkommen bewiesen habe. Er müsse sie alle daran erinnern, daß man wohltuen solle denen, die einen hassen. Es komme ihm gerade zu paß, daß hier die Möglichkeit gegeben sei, eben den bösartigsten Gegner recht durch die Tat für vielfache üble Nachrede Lügen zu strafen und feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Vielleicht werde man ihn beschämen und so seine Gegnerschaft brechen. Sonst müsse sie ihren Stachel verlieren, weil ja alle Billigdenkenden einen Menschen verachten müßten, der dauernd Haß gegen jene säe, die ihm Gutes erwiesen.

„Ja, alle Billigdenkenden“, sagte Simon Rosenplüt.

„Das ist ein seltenes Publikum“, sagte Appenteker.

Da fuhr ihnen der schwarze Scherer über den Mund: „Was war das für unbeschaffenes Geschwätz, daß der Herr Pfarrer hier über sein Recht tun könnte? Was ist das, unser Gemeindegut? Wessen ist es denn? Doch des Herrn Pfarrers Ebelowen. Hat er nicht all das Seine drangegeben, um der Gemeinde Grund und Boden zu schaffen und ein Haus, dieses Haus hier, und die Möglichkeit zu einem Kirchenbau? Da wollt ihr eure schäbigen Pfennige mitrechnen? Kann der zu viel fordern, der alles gibt? Schämt euch und habt Sorge, daß niemand erfährt, wie kleinherzige Reden ihr hier führt! Der Jan Lorkes ist ein wölfischer Hund, mir so zuwider wie der leibhaftige Böse. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich täte ihm irgend etwas anderes lieber, als ihm den Schädel zerschlagen. Unser Herr Ebelowen hat eine noblere Art, ihm zu Leibe zu gehen, und wenn es schon nicht unsere Art ist, Appenteker, so sollten wir wenigstens desto besseren Respekt davor haben.“

Großmutter.

Von Rudolf Schäfer.

Aus Bildermappen fürs deutsche Haus. Stiftungsverlag Potsdam.

So blieb Jan Lorkes weiterhin in dem weitläufigen Erdgeschoß des Schäferhauses wohnen, dessen Obergeschoß Ebelowen mit Thele und dem kleinen Peter innehatte. Auch Velten Eyb, der Viehhirt, konnte seine Knechtsstube zwischen dem Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden des Schäferhofes behalten.

Das war ein rechtes Fest für den kleinen Peter, daß er jetzt seinem Freund Velten so nahe war. Der konnte und kannte alle guten und schönen Dinge. Der ballte den

Digitized by Google

Schnee so rasch und rund, als wären seine Hände eine Drechselmaschine, und warf die Bälle so weit, daß sich Peters maßlose Verwunderung immer wieder erneuerte. Ein wahrer Hexenkünstler, der Velten. War er nicht ein Künstler im Pfeifen und Blasen auf allerlei Blättern und Stengeln? Kannte er nicht alle Vogelrufe und ahmte sie nach? Wußte er nicht, wo die Vögel nisteten und wann sie Eier hatten und man sehen konnte, wie die Jungen im Nest schrien und ihre Schnäbel ungeheuerlich aufsperrten, daß man ihnen bis in den Magen sehen konnte? Machte er nicht aus Röhren und Blättern des Nachtschattens im Nu komische Männerchen, die mit dem Kopf nickten, und aus Holunderstengeln und dickköpfigen Schuhnägeln Stehaufmännchen? Schnitt er nicht die herrlichsten Ruten und zeichnete sie mit reizenden Ringeln und Spiralen oder klopfte Stücke davon mit einem Messerstiel auf seinen Knien so klug und kundig, daß die weißen Stöckchen glatt aus der Rinde krochen? Verfertigte er nicht die schönsten, tönendsten großen und kleinen Pfeifen draus und verehrte sie seinem kleinen Freund? Und gar die Wunderwerke, die Schalmeien aus junger Baumrinde! Kein Mensch konnte dergleichen außer Velten. Und keiner konnte die schlummernde Seele dieser Kunstwerke so wie er wecken, daß sie hell durch den Wald sang oder sanft über die große helle Wiese oben auf der breiten Kuppe des Heidenberges klang, von wo der kleine Peter so fernhin talauf und talab und nach allen Seiten weit über sonnenbeglänzte Hügel und Täler, über Weide, Wiese, Wald und Acker sehen konnte, wenn sein Vater den Lieblingsweg dorthin mit ihm ging das Biesetal aufwärts an den Siebenlinden vorbei und dann den Steinernen Weg gegen den Heidenhof hinauf. Dort hinauf ging Ebelowen oft mit dem kleinen Peter, oft im Frühjahr, wenn alles neu und blitz und blank war, und dann, wenn die Ginsterbüsche die Halde vergoldeten, oder im Spätsommer, wenn das blühende Heidekraut mit sanftem roten Glühen auf weite Strecken den steinigen Grund überspann. Andächtig und froh lief dort das Bübchen Peter durch die höchsten Gräser, die im Wind schwankten, die nickten, als ob sie ihn grüßten, und die ihn an die Beinchen kitzelten, als ob sie ihn necken wollten.

Ebelowen ging dann seitwärts hinterdrein und genoß einer großen stillen Freude.

Dort oben begegneten sie oft in solchen besten Stunden Velten Eyb, wenn der seine Herde dort weidete. Der Pfarrer setzte sich dann gern auf einen der grauen moosigen Felsblöcke, die über die breite Höhe zerstreut waren, und zeichnete mit seinen Blicken die feinen fernen und nahen Linien der Berge und Hügel nach, sah den Hummeln zu, wie sie um den Ginster brummelten, und horchte auf das Geläute der Herde. Indessen ging, stand und saß das Bübchen bei dem Hirten und hielt den Wortkargen in einem unendlichen Geplauder.

„Und fürchtest du dich nicht vor dem Wolf, Velten?“ fragte der kleine Peter; „hat er dir noch keine Geislein gefressen, oder Ochsen oder ein Kälbchen?“

„Ha, Peterchen, es gibt keine Wölfe“, sagte Velten.

„Was, es gibt keine Wölfe? Oh, du bist wohl ganz dumm? Da ist der Rotkäppchenwolf, und da ist der Wolf von den sieben Geislein, und da ist der Fuchs und der Wolf. Wie, es gibt keine Wölfe?“

„Ei, das war vor alten Zeiten.“

„Vor alten Zeiten? Vor wie alten Zeiten? Voriges Jahr? Oder schon voriges voriges Jahr?“

„Noch viel länger her.“

„Ach du — so lange? War ich da schon groß?“

„Da warst du noch gar nicht auf der Welt.“

„Ach, — und du?“

„Ich auch noch nicht.“

„Ach — und Thele?“

„Auch noch nicht.“

„Na, aber woher weiß sie es denn vom Rotkäppchen und von den sieben Geislein?“ Und weiter in endloser Fragefolge: „Aus dem Buch? — Und wer hat's in das Buch geschrieben? — Und wer hat's dem Mann gesagt? Und woher haben die es gewußt? Und kann denn kein Wolf aus Afrika zu uns kommen? Können sie denn nicht über das Meer springen? Ist das denn so furchtbar weit weg? So weit, wie zu dem ganz, ganz weiten Berg dort? — Ach!“ Und Staunen und neues Fragen und neues Staunen. Und wenn endlich der Pfarrer von seinem Felsblock aufstand und herbeikam, um den Jungen wieder mit sich zu nehmen, dann sagte Velten wohl bewundernd: „Das ist ein gescheiter Junge, Herr Pfarrer. Der will alles haarscharf wissen. Der fragt wie die Mittagsfrau.“

„Ja, das wäre schon gut, Velten,“ sagte dann der Pfarrer, „recht fragen können ist freilich auch schon etwas. Und treulich immer aufs Ziel zu. Wer etwas will können sagen, muß erst verstehen zu fragen. Aber man kann auch zuviel fragen und zu unruhig und zu sehr über alles eigene Verstehen. So wie das Kind da, Velten. So wie kleine Buben, die den großen Heuwagen ziehen wollen. Nun, das ist ein Spaß und Spiel, und die kleinen Buben merken leicht, daß der Heuwagen zu viel ist für sie; oder sie bilden sich ein, daß sie ihn rücken, und sind zufrieden in ihrer Einbildung. Aber die großen Sinnierer, die merken nicht, daß der Heuwagen zuviel ist für sie; oder sie können sich nicht dabei bescheiden, die Grenzen ihrer Kraft zu erkennen. Die rütteln und zerren und übernehmen sich leicht einmal. Wenn dann die großen Geheimnisse und Fragen nicht nachgeben, aber wohl ihr Verstand, daß ihr Denken und Sinnen aus allen Fugen geht, wird's ein haltloses Schwärmen und Irrlichtelieren. Das ist kein Kinderspiel mehr. Darüber gehen Männer zugrunde und richten Unheil an. Und solche Sinnierer gibt's oben und unten, unter den Weltweisen, deren Namen in den Büchern stehen, und unter den Ackerbürgern und Viehhirten.“

Bei solcher Rede des Pfarrers horchte Velten Eyb hoch auf und errötete endlich und putzte mit dem Ellenbogen verlegen seine alte Kappe. Der Pfarrer aber redete weiter mit ihm, als denke er nicht dran und wisse gar nicht, daß die Leute den Velten selber einen Sinnierer nannten.

* * *

Ach, es war Velten Eyb bei solchen Begegnungen nicht mehr so wohl wie vordem. Und fast unheimlich war es ihm, in seinem Stübchen bei den Wirtschaftsgebäuden des Schäferhofes dem Pfarrer Ebelowen so nahe zu wohnen und täglich die Haßreden seines Hausgenossen Jan Lorkes zu hören. Täglich fast erschien hier auch das Pastörchen, um zu horchen und zu fragen und seine Spitzfindigkeiten an den Mann zu bringen. Das Pastörchen hatte sich zu keiner Partei geschlagen, nicht zu Leubings und nicht zu Ebelowens. Es ging nach wie vor hin und her und suchte hüben und drüben die Leute irrezumachen. Wenig genug wirkte er damit. Auch Jan Lorkes gab ihm nur aus Haß gegen Ebelowen so bereitwillig Gehör. Es war ihm Sättigung, nur überhaupt jemanden gegen den Schmälerer seines Vorteils reden zu hören. Und dann sah er mit hämischer Genugtuung die Wirkung des Pastörchens auf Velten Eyb. Denn der sog mit einer gefährlichen Inbrunst das Taumelgift von dessen Zweifelreden in Hirn und Herz und ward nicht inne, daß dies ein Trank war, der ihn nur immer durstiger machte.

Von Veltens Knechtstube aus konnte man über den Hof weg die Fenster von Ebelowens Arbeitszimmer sehen. Wie oft hatte Velten zu ihnen hinaufgestarrt diesen Winter über, wenn durch das weichende Dunkel der Frühe oder durch das werdende des Abends jene Fenster lampenhell herüberleuchteten und manchmal der Schatten Ebelowens über sie hinging.

Wie war das nun? Hatte der Mann recht oder unrecht? War er ein Erhalter der Ordnungen oder ein Umstürzer?

Digitized by Google

Bettler. Gemälde von Paul Plontke.

Engel oder Teufel? Velten Eyb ehrte ihn immer noch mit einer ingrimmigen Verehrung. Aber er suchte sich loszureßen aus dieser Verfangenheit in des mächtigen Mannes Wesen. Denn darin fühlte er sich schwach und parteiisch. Der Herrgott aber, der Grimmige, sah die Dinge anders an, ohne Schwäche und Voreingenommenheit, nach einem strengen Gesetz, so wie das Pastörchen es auf der Zunge trug. Jawohl, das Pastörchen mochte ein geistlicher Narr sein; darin mochte Adam Zerngibel recht haben; aber was er mit seiner närrischen Zunge bewegte, war doch das Wort, das unerbittliche Wort. Wer konnte glühender als Ebelowen selber dafür eifern, daß von diesem nicht ein Titelchen, nicht ein Buchstabe dürfe verrückt werden? Und hatte nicht der Dekan dieselben schweren Worte gegen Ebelowen bewegt? Hatte nicht Ebelowen selber einst mit denselben Worten zu Velten geredet? Und jetzt? War hier Treue oder Abfall? Und war nicht der Abfall um so ungeheurer, je höher im Gehorsam der Abtrünnige bis dahin vor den Augen aller stand? Das giftige Wort des Pastörchens zehrte an Veltens Hirn, das Wort von Luzifer, der der Engel weißester gewesen. Immer wieder ging er die verhängnisvoll in sich selbst zurückmündende Reihe seiner Zweifelsgedanken durch, immer wieder, immer wieder. Er war wie ein gefangenes Eichhörnchen in seiner Tretmühle. Es nahm kein Ende. Er mußte gehen, gehen, eilen, steigen und kam doch nicht vorwärts und nicht aufwärts. Es gab keine Freiheit für ihn; immer derselbe enge Gedankenkäfig. Ach, man müßte ihn zerbrechen können! Man müßte etwas wissen können! Eine Wahrheit so mit Händen greifen und halten können — so, so! Und Velten schloß die Augen, und seine Finger krampften sich um das nächste Ding.

Wenn Jan Lorkes auf den Hof kam und zwischen den Wirtschaftsgebäuden hin und her ging, hielt Velten sich gern still in seiner Kammer, um ein Gespräch mit ihm zu meiden. Aber Jan Lorkes kannte das. Er sah durchs Fenster hinein oder klinkte kurzerhand die Tür auf und war da. So war es heute wieder. Er stand unter der Tür mit einem hämischen Gesicht und wies mit dem Daumen rückwärts über die Schulter nach Ebelowens Fenstern, die schon rötlich vom Lampenlicht in der grauen Dämmerung standen. „Sitzt schon wieder da", sagte er, „und denkt sich etwas aus."

„Hei, es ist sein Geschäft, zu sitzen und sich etwas auszudenken", sagte Velten ausweichend.

„Sauberes Geschäft das", knirschte Jan Lorkes, schob sich uneingeladen ganz in die Kammer Veltens herein und setzte sich auf die Holztruhe unterm Fenster. „Sauberes Geschäft das, die Unruhe in der Gemeinde lebendig halten und am gemeinen Schaden arbeiten. O ihr Menschen! Daß so einer darf sein Handwerk unter euch treiben! Aber es muß einer nur dreist genug sein, nur immer mit den Ellenbogen nach der Leute Augen stoßen; da machen sie ihm Platz. Da ziehen sie die Kappe noch vor ihm ab." Jan Lorkes spuckte wütend vor sich hin. „Den Tag möchte ich erleben, wo sie den wieder von hier austreiben, den Volksvergifter."

Velten stand steif in der dunkelsten Ecke seiner Kammer und rührte sich nicht. Als Jan Lorkes eine Weile vergebens auf eine Antwort von ihm gewartet hatte, spuckte er abermals vor sich hin und schrie Velten an: „Jawohl, Volksvergifter! Gottverräter und Volksvergifter! Aber du bist auch so ein lauer Kerl. Siehst ihm zu und rührst sich nichts in dir. Die Hand müßte einer sich getrauen aufzuheben gegen den Zerstörer. Wie predigte der Dekan gegen ihn?: Aus Eitelkeit zerstört er, was da war, und bricht in fremdes Gehege ein. Herr will der sein. Nur sein Wort soll gelten. Ein Feind aller ist er, und alle sollten seine Feinde sein. O ihr Menschen, es ist euch gesagt, und ihr hört's nicht: Er ist des Verderbens Anfang und der Vater der Aufwiegelung, und ihr solltet alle ein Heerhaufe gegen ihn sein. Voll Feuer und Grimm solltet ihr ihn ausrotten unter euch. He, hast du das schon vergessen?"

Velten hatte es nicht vergessen. Es lag ihm dumpf in den Sinnen, der göttliche Donner aus des Dekans Rede. Er hatte hundertmal in seinem zerschlissenen Buch nachgelesen und nachgeprüft, daß es wahres Wort war, was der Dekan gegen Ebelowen geschleudert hatte, und er hatte wohl hundertmal das wütende Gebet um eine flammende, leuchtende, tönende Gottesoffenbarung nachgelesen, das der Dekan aus des Propheten Mund genommen hatte. Jetzt trieb ihn Jans Rede wie mit einer Stachel-

Digitized by Google

peitsche aus seiner dunklen Ecke. Er trat zu dem Sitzenden, der ihm von unten her mit unsicher gleißenden Augen ins Gesicht sah, und sagte aufgeregt:

„Nichts habe ich vergessen, nichts. Aber was ist das Rechte? Was soll man tun?"

Der andere lachte. „Was man tun soll? Wenn ich wäre wie du, ohne Weib und Kind und ohne Rücksicht, ich wüßte meinen Weg. Aber das ist ein Ding, das muß einer bei sich selbst finden und mit sich selbst abmachen. Man kann niemanden zu einem Sprung stoßen. Was man tun soll? Das Rechte! Wie sagt er selber?: Dein Rechtes ist nur in dir zu finden, sagt er."

Velten stand wie in einem Fieber. Ja, so war Ebelowens Rede. Und war nicht Leubings Rede auch so? Veltens Hände krampften sich zu Fäusten. Er stierte durch sein niedriges Fenster hinüber nach Ebelowens Lampenschein. Aber der stand ruhig und unbewegt in dem fahlen Abend, so gleichgültig wie das Schicksal.

Jan Lorkes saß da und zerknetete sich das bartlose Kinn. Seine Blicke belauerten den vor ihm Stehenden. Als Velten auf ihn heruntersah, leuchtete ihm das Weiße von Jans Augen tückisch entgegen.

Der Durchblick durch die von Jan offen gelassene Tür verdunkelte sich. Wie ein Kobold schob ein Männchen sich herein. Auf weichen Socken das Pastörchen. Ganz plötzlich und lautlos stand er vor den beiden. Vor Vergnügen über die gelungene Überraschung ließ er nacheinander alle Finger in den Gelenken knacken. Das war eigentlich das erste, was die beiden von ihm hörten.

„Ei sieh da, ei hör' da," kicherte das Pastörchen, „eine Disputation sozusagen! Was? Wie? Ein quasi Kolloquium. Ein geistliches Laiengespräch. Und habt ihr das letzte Härchen gespalten? Und habt ihr auch rechtes Gericht gehalten?"

„Tja", sagte Jan Lorkes mit hämischem Lachen und schlug mit der Hand aufs Knie; „Gericht! Wer dazu die Kuraſche hätte! Nicht wahr, Velten, eine Stückchen Kuraſche fehlt uns halt; sonst nichts, sonst nichts."

Velten rang wie in Verzweiflung die Hände umeinander.

„Ja," bohrte Jan weiter, „wer die Kuraſche hätte, so wie der Dekan sagte, ein Streiter zu sein für die rechte Sache. Wer die Kuraſche hätte! Wer kein Hundsfott wäre! Was hat der Dekan gesagt, der heilige Mann — möcht ich ihn nennen. Schrecken muß man gegen den Feind tragen. Ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg — ja, so waren seine Worte. Ei ja, abhacken, abhacken müßte man die Wurzel des Übels — so hat er ihn genannt — abhacken müßte man sie. Sag ich's recht, Pastörchen?"

Das Pastörchen schlenkerte den Zeigefinger drohend in der Luft. „Es ist an dem", rief er: Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist an dem: Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus und wirf es von dir! Da gibt's keine Nachsicht, Rücksicht, Vorsicht. Der Herrgott, das ist ein genauer Herr. Muß er auch, muß er; denn er führt einen gar großen Haushalt. Der läßt sich nichts abhandeln, nicht ein lausiges Buchstäbchen."

„Wie du recht hast", grinste Jan Lorkes.

„Grimmig recht," krähte das Pastörchen, „grimmig, grimmig."

„Aber da sind Unterschiede," wandte Jan ein, „Unterschiede, denke ich. Der Herrgott hat wohl auch eine Reserve und eine Landwehr, und zuerst sollen ihm wohl auch die Jungen dran, die Unbeschwerten, die ohne Weib und Kind. Die bringt ja wohl auch der Herrgott billiger zu Markt."

Da fuhr das Pastörchen in die Höhe, und man sah ihn im Dunkeln heftig gestikulieren: „Falsch geraten, schief kalkuliert. An des Herrgotts Börse sind alle Menschen gleich. Und das Wort gilt da haarscharf, haarscharf: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert.' Alles haarscharf, alter Jan! Da gibt's keine Entschuldigungszettel, und wenn du noch einen vorbringst, wanderst du mit ihm zusammen ins höllische Feuer. Hehe, glaub's wohl, daß dir das nicht paßt; aber da wird nicht gefragt, ob du Jan Lorkes heißt oder Velten Eyb. Da gilt's nichts, wenn sie dich fragen: Was hast du getan, als der Feind in den Garten des Herrn brach? — Da gilt's nichts, wenn du sagst: Ich habe dagestanden und Maulaffen feil gehalten. Da gilt's nichts, wenn du sagst: Ich war wie die Kuh vorm neuen Scheuertor. Dummheit entschuldigt nicht. ‚Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?' Taugt nichts, wird weggeschüttet in die Hölle. Und hast du nicht die Schrift? Suche in der Schrift, so wirst du finden. Ja, da wirst du auch finden, wie du dich zu halten hast gegen den geistlichen Feind und gegen die Rotte Korah."

„Und wie, wie?" grinste Jan Lorkes.

„Darüber wäre kein Ende der Rede zu finden, und läßt sich auch wieder in drei Worten sagen. Ist's nicht ein Wort: ‚Die Übeltäter blühen alle, bis sie vertilget werden immer und ewiglich?' Ist's nicht ein anderes Wort: ‚Herr, siehe, deine Feinde werden umkommen, und alle Übeltäter müssen zerstreut werden.' Wer soll sie zerstreuen? Durch wen sollen sie umkommen? Wer ist zum Streiter des Herrn berufen? Wer?"

„Ha, du hörst es, Velten," triumphierte Jan Lorkes; „was hat der Dekan gesagt? Alle, alle!"

„Jawohl, alle," bestätigte das Pastörchen; „du auch, Velten. Dir ist's auch gesagt: Wie die Töpfe sollst du sie zerschmeißen."

„Ja, zerschmeißen", knirschte Jan Lorkes; „zerschmeißen. O ihr Menschen, wo ist einer, der sich berufen fühlt? Ein Werkzeug; einer, der die Hand anlegt und zieht sie nicht zurück! Einer, der den Weg angeht und nicht umkehrt! Ein rechter Gottesknecht ohne Menschenfurcht und ohne Scheu vor Menschengericht. Einer, der sich hinwirft, wenn es sein muß, wie ein Opfer, und gibt seinen Leib zum Eckstein der Gotteskirche, sein Blut zum Mörtel ihres Baues. Wenn es sein muß, wenn es muß. Aber würde nicht der Herrgott seine Hand über so einem halten? Über seinem Streiter, seinem Kriegsmann? Würde er nicht?"

Veltens Gesicht war von Erregung entstellt, indes er stand und die beiden anhörte und von einem zum andern sah, von Jan Lorkes, der ihn in der immer völligeren Dunkelheit lauernd ganz nahe anstierte, auf das Pastörchen, das händereibend und schadenfroh über seine Verwirrung grinste. Jetzt fuchtelte der Bursche mit den Armen gegen die beiden, als wollte er sie abwehren. „Was wollt ihr von mir?" sagte er, von einem Fieber geschüttelt. „Was wollt ihr von mir? Was soll ich, ich? Wer seid ihr? Seid ihr Boten? Boten von — von — oben? Oder — Versucher? Das sind schwere Dinge. Das sind dunkle Worte. Wer kann sie erleuchten, wer kann sie tragen? Was wollt ihr von mir — von mir? Wer bin ich, ich?"

Jan Lorkes schlug eine höhnische Lache an: „Ja, wer bist du? Ein Hundsfott oder ein Gottesheld?"

Auf dem Hof draußen rief Jans halbwüchsige Tochter mit geller Stimme nach ihrem Vater. Er stand rasch auf und ging. „Das mußt du herausspintisieren", sagte er höhnisch, indem er sich noch einmal zurückwandte; „ein Gottesheld oder ein Hundsfott." Damit verschwand er.

Velten stand noch verwirrt und betäubt. „Was ist das Rechte? Wer bin ich, was kann ich, was muß ich?" sagte er mehr zu einem vorgestellten Gegenüber als zum Pastörchen, das noch händereibend vor ihm stand. „Das sind schwere Dinge, schwere. Eine gar zu harte Prüfung. Warum läßt du, der die Herzen in der Hand hält, das zu, daß der beste Mann sich gegen dich kehrt? Daß der weiße Engel zum schwarzen Teufel wird? Ist das recht? Darfst du das? Warum prüfst du über die Kraft? Wie soll man da bestehen? Herrgott, Herrgott, darfst du das?"

Digitized by Google

Das Pastörchen ließ wieder nacheinander alle Finger knacken.

„He, Velten, willst du murren wie Hiob? Willst du Rechenschaft fordern vom Herrgott? Willst du seine Weisheit nach deiner Dummheit messen? Willst du seinem Willen Grenzen setzen? Heißt es nicht, daß seine Wege unerforschlich sind und herrlich hinausgehen? Willst du ihnen nebenher kläffen, wie der Spitz am Feldweg? He du! Du bist mir ein Rechter. Willst nur gefragt sein, worauf du bequem antworten kannst. Willst nur tragen in aller Kommodität. He, wie soll deine Kraft bis morgen wachsen, als im Greifen nach etwas, das heute noch über ihr ist? Du, hüte dich, ein Mäkler zu sein, ein Krittler und Anzweifler. Von der Sorte hat der Herrgott genug. Es ist etwas anderes, was er braucht und fordert."

„Aber was? Was?" stöhnte Velten.

„Ich sage dir's: Suchet in der Schrift! Wozu habt ihr sie? Aber freilich, es muß einer den Verstand dafür haben. Mancher sieht den Wald vor Bäumen nicht. Es ist nicht jedermanns Sache. Und es ist nicht genug, daß man den Kopf in der Schrift hat; man muß die Schrift im Kopf haben. Da stehen dir Dinge drin, die wollen aufeinander gereimt sein. Es reicht noch lange nicht, ein Studierter zu sein. Man muß die Natur dazu haben. Waren ja auch keine Studierten, die sich der Herr Jesus Christus als Gesellen genommen hat und denen der heilige Geist die Schrift eingeblasen hat. Sondern was waren's, he? Fischer, Tagelöhner, Viehhirten, so was! Leute, wie unsereiner, wie ich und du. Aber sie hatten die Natur dazu. Sind ja nicht nur die Studierten erst vom Examen ab berufen, sondern alle Menschen vom ersten Kindelschrei an. Du bist auch berufen, so gut wie der Ebelowen, so gut wie der Jan Lorkes. Aber wer von euch der Auserwählte ist, das wird sich weisen müssen. An euren Früchten wird man euch erkennen. Der Jan Lorkes wird keine Tat wagen, an der man den wahren Gottesstreiter erkennt, der nicht, der nicht. Kann man auch Trauben pflücken von den Dornen? Man kann's nicht. Aber wer ist der echte Weinstock? Wer? Oder der wahre Feigenbaum, he?"

Das Pastörchen stieß Velten ein paarmal mit pfiffigem Halbgelächter gegen den Ellenbogen: „Ja, der echte Weinstock oder der echte Feigenbaum, — darauf kommt's an, darauf ganz allein. Sieh zu, wie's mit dir steht!" Und das Pastörchen glitt auf seinen lautlosen Socken koboldartig aus der Tür, wie es gekommen war.

Velten Eyb stand noch lange verzweifelt in seiner Kammer. Manchmal schüttelte er den Kopf oder fuhr sich über die Stirn, um die enge Binde abzustreifen oder abzuschütteln, die er um seine Gedanken sich schnüren fühlte. Endlich sank er bei der hölzernen Truhe am Fenster nieder, auf der Jan Lorkes gesessen hatte, und starrte wieder durch seine Scheiben nach den erleuchteten Fenstern Ebelowens, die still in der Dunkelheit draußen standen. Eine Weile war die Kammer erfüllt von einem gepreßten Murmeln, aus dem endlich stöhnend die Worte jenes wütenden Gebetes sich aufrangen: „. . . daß du den Himmel zerrissest und führest herab", und dann wie ein Schrei: „. . . daß dein Name kund würde, — daß er kund würde!" Und dann schlug Velten Eybs Stirn mit dumpfem Schlag auf die hölzerne Truhe. . . .

* * *

Heinrich Propheter war nach einer unruhigen Nacht fast noch im Dunkeln aufgestanden, um nach seinem Garten zu sehen. Sein Garten war seine Leidenschaft. Er züchtete dort die seltensten und feinsten Pflänzchen, die dieser Himmelsstrich aufkommen ließ. Vor kurzem hatte er auf einer Anzahl von Beeten eine Frühjahrsbestellung vorgenommen, von der er sich besondere Freude versprach. Da war ihm in der Nacht darauf gewesen, als ob er Stimmen und Schritte in seinem Garten hörte. Er war aus dem Bett aufgestanden und hatte aus dem Fenster gespäht, aber niemanden entdeckt. Seitdem jedoch quälte den zappeligen Mann eine Unruhe wegen seines Gartens, und noch ängstlicher als sonst überwachte er ihn früh und spät und prüfte, was da werden wollte.

Im Morgengrauen stand er jetzt draußen bei seinen jüngsten Beeten und beäugte sie. Er kniete bei ihnen nieder, beugte sich darüber und betrachtete aus nächster Nähe die grünen Spitzchen, die anfingen, die lockere Erdkrume zu durchbrechen. Er beugte sich noch tiefer und prüfte mit den Fingerspitzen die keimenden Pflänzchen in ihrem Erdreich. Plötzlich sprang er erregt auf und griff sich in seinen zerzausten Ziegenbart. Was war denn das?

Er kniete wieder nieder und grub mit den Fingern die Erde auf und ein Pflänzchen mit den Würzelchen aus.

Der Marktplatz von Pirna. Gemälde von Canaletto. (1720–1780)

Digitized by Google

Dann trat er aus dem Schatten einer Gruppe von Obstbäumen an seinen Gartenzaun und betrachtete im helleren Lichte, was er in der Hand hatte.

So sah ihn der Arzt Krischan Henike, der auf seinem üblichen, sehr frühen Morgenspaziergang am Garten vorbeikam. „Guten Morgen, Meister Propheter," rief der Alte über den Zaun, „was habt Ihr denn da?"

„Die Bosheit der Welt, die Bosheit der Welt. Wollt Ihr Euch das einmal ansehen, Herr Doktor?" Und Propheter hielt die offene Hand über den Zaun.

Der Arzt sah das Ding an.

„Nun?" rief Propheter: „Wofür haltet Ihr das?"

„Für Gras."

„Ei, seht doch! Gras! Und weiter nichts. Weiter nichts darüber, daß sie einem das hier nächtlings zwischen die feine, empfindliche Saat werfen, wie ein Herodes seine Schlächter unter die Kinder Bethlehems. Es war also nicht geträumt, daß sie mir in der Nacht über den Garten gekommen seien. Die Spitzbuben! Schandkerle! Reine nackte Bosheit! Man könnte an des Herrgotts Schöpfung verzweifeln, wenn man bedenkt, daß so eine Menschheit ihre Krone sein soll. Ei pfui, pfui! Was soll ich machen? Die ganzen Beete über und über voll davon. Frißt mir meine zarten Pflänzchen auf. Ach du Barmherzigkeit! Schlimmer als Räuber und Mörder. Ich kann den Dieb begreifen; meinetwegen. Er hat Nutzen von seinem Handwerk. Ich kann Mörder begreifen. Der Mensch weckt Haß. Und Haß — na ja. Aber das, das kann ich nicht begreifen. Menschen können mich reizen, Tiere können mich ungeduldig machen; aber dies — — dies will so gar nichts als still dastehen und ins Licht sehen. Dies ist wirklich unschuldig. Verlangt es Dank? Bläht sich's, wenn man es schilt? Nichts, nichts. Es wächst so still und stirbt so lautlos. Die Luft, die es atmet, gibt es reiner zurück; die wir mit unserem Anhauch verderben. Schämen muß man sich, wenn man so davorsteht und sich das betrachtet und bedenkt. Und nun so ein Bubenwerk."

Der Arzt rieb sich mit dem silbernen Fuchskopf seines Stockes unter der Nase und nickte bedenklich. „Ja, mit solchem Bubenstück führen sie ihren heiligen Krieg. Oder zweifelt Ihr, woher das kommt und warum und wieso?"

Propheter schlenkerte mit der Hand dräuend in der Luft herum: „Das hat der Feind getan. Ah! Sich an den zarten Gotteskreatürchen so zu versündigen. Ach, es sollten Sächelchen werden, Sächelchen, wie sie in Lülsbruch und im Biesetal noch niemand gesehen hat. Und die Kosten! Aber davon will ich gar nicht reden. Es ist nur wegen der Niedertracht, wegen dieses bethlehemitischen Kindermordes. Diese dreckigen, armseligen Herodesbuben! Wenn sie noch ein rechtes Stück sich zu rüsten getrauten! Aber sie sollten sich schämen vor ihrem Meister, der doch noch ein Mordskerl war und einen Herrgott selber umbringen wollte, sie sollten sich schämen vor ihm mit ihrer lumpigen, dünnatmigen, bresthaften Niederträchtigkeit."

„Na, sie werden sich schon noch auswachsen", sagte Krischan Henike; „sie werden schon noch handfestere Stückchen lernen. Das war doch schon ganz nett, was sie gestern dem Martin Bindenschuh in seinem neuen Geschäft angerichtet haben; ein ganz nettes Stück."

„Dem Martin Bindenschuh, dem Kaufmann?"

„Wißt Ihr das nicht? Nun, dem haben sie in seinem Keller über Nacht alle Fässer auslaufen lassen, Öl, Essig und Wein, alles durcheinander in den Sand."

„Ach, der arme Hiob!"

„Es ist ein recht braver Krämer. Aber mit Eurem Hiob hat er nicht viel Ähnlichkeit. Er schimpft jetzt auf altgläubig und neugläubig."

„Was hat er auf die Altgläubigen zu schelten? Haben die ihm wohl seine Fässer leer laufen lassen? Die, zu denen er sich gehalten hat?"

„Ja, er ist doch wohl zu schwach im Glauben. Hat doch wohl zu sehr den Krämer mitrechnen lassen, als er ausrechnete, daß ihm der alte Glauben schwerer wog. Nun findet er hinterher einen Rechenfehler, denn das hat er wohl nicht bedacht, daß die Leubingschen Gottesstreiter ihm seine Fässer könnten auslaufen lassen. Das schmälert natürlich den Segen von der Ebelowenschen Kundschaft."

„Was beweist das gegen Ebelowen? Oder gegen seine Leute? Oder gegen ihre Sache? Oder beweist es etwas gegen sie, daß mir um ihretwillen diese Buben wie Mörder bei der Nacht über meinen Garten herfallen? Es weist aus, wo die schlechte Sache sitzt."

„Der Martin Bindenschuh rechnet wohl anders."

Der alte Propheter fuchtelte wieder mit den gespreizten Fingern durch die Luft und hob seinen Zottelbart himmelwärts. „Ach ja, mein Herrgöttchen, das sind die Leute nicht, die du brauchst. Wer seinen Garten und seine Ölfässer zu sehr liebt, den kannst du nicht brauchen. Aber eine herzbrechende Sache ist's doch, sich das so ansehen zu müssen. Ach du Vorsehung! Wir sind schwache Menschen und kritteln gern und frägeln: Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Ja, und wo bleibt die Polizei? Aber der Ölhafen und der alte Appel — ach du Himmelchen!"

Um die Gartenecke die Straße her kam das Planwägelchen des Juden Salman durch den Morgen gefahren. Das braune alte Gäulchen ging langsam seinen Schritt; nebenher der Handelsmann selber. Er sah die beiden Männer am Zaun und brachte mit einer Handbewegung das Gäulchen zum Stehen. „Guten Tag, ihr Herren," sagte er, „soll mir ein gutes Zeichen sein, daß ich Ihnen zuerst begegne in Lülsbruch, Ihnen, Herr Doktor und Euch, Herr Propheter. Ein gutes Zeichen."

„Den Henker wird's Euch bedeuten," sagte Propheter zornig, „ein gutes Zeichen! Eine Nacht ohne Schlaf, ein Morgen voller Ärger und verdrießlicher Geschichten."

„Was 'n aufgeregter Mann, der Herr Propheter," sagte der Händler, „was 'n aufgeregter Mann! Und die Lülsbrucher, — mein! — schon die vorigen Male, daß ich hier war, lauter aufgeregte Leute. Mein, es is die Rede davon landaus und landein. Und in den Zeitungen is davon zu lesen. Wo man hinkommt, fragen die Leute einen danach, nach den Lülsbrucher Aufregungen. Und könnten so still in dem Ihren sitzen und der Welt ihren Lauf lassen, die Lülsbrucher. Mein, es is e komische Welt. Wer muß fahren und traben landauf und landab, wie unsereiner, der möchte nichts als seine Ruh. Und wer so still und ungehudelt daheimsitzen kann wie die Lülsbrucher, die wollen nun auf einmal mit aller Gewalt aus der Haut fahren. E komische Welt! Unheimliche Leut! Gott soll mich bewahren vor Geschichten! E Narrenhaus von Welt!"

„Was Ihr nicht versteht, das ist Euch Narrenhaus", schrie Propheter.

„Nu, versteht Ihr's?"

„Eine Sache für Christenmenschen, Jud!"

„Jud? Wie heißt Jud? Ich heiße Salman, und Ihr seid immer ein höflicher Mann gewesen, Herr Propheter. Aber Jud, so rufen mich die Buben vom Rinnstein an. Nu, es is kein Schimpfwort. Ich bin e Jud. Es is nicht wegen mir und dem Juden. Es is wegen Euch und den Buben und dem Rinnstein, Herr Propheter. Jud oder Christ, — sind wir nicht hier drei feine Männer?"

„Ja, aber das macht einen Unterschied. Ihr begreift nicht, daß uns etwas anderes noch treibt und mehr treibt als das Geschäft und der Handel. Euch ist rechtgläubig wer im Herbst Eure Socken kauft und Eure Unterhosen, im Winter Eure Näpfe und im Frühjahr Eure Sämereien."

„Nu, wenn das den Juden ausmacht, so habt ihr rechtschaffene Juden unter eurer Lülsbrucher Christenheit."

„Setzt nicht die Ausnahme für die Regel. Nach dem Besten davon bestimmt sich die Art."

Digitized by Google

„Wie heißt euer Bestes?"

„Ich denke, Ihr hört davon reden landauf und landab?"

„Ebelowen."

„Ja, kennt Ihr den?"

„Is 'n aufgeklärter Mann, is 'n liberaler Mann."

Der alte Doktor lachte. „Was lachen Se, Herr Doktor?" fragte Salman. Aber statt Henike gab Propheter ihm zur Antwort: „Ein liberaler Mann? Unser Ebelowen ein liberaler Mann? Tragt Ihr solche Dummheiten landauf und landab? Ebelowen ein liberaler Mann? Der Führer der Orthodoxie ein liberaler Mann!"

„Nu, so is es en liberaler Orthodoxer. Ich kenn ihn doch. Er läßt 'n Juden Jud sein. Er verlangt kein Kalbfleisch vom Ochsen. Ich will Euch was sagen, Herr Propheter, und Ihr könnt's Euch mit Nadelstichen in die Augenwinkel schreiben, obgleich's Euch der Jud sagt: Es gibt liberale Orthodoxe, und es gibt orthodoxe Liberale; und das sind die Schlimmeren. Und ich will Euch noch was sagen: Einer is nicht liberal mit'm Kopf, einer is liberal mit'm Herzen. Hab ich recht, Herr Doktor, oder hat er unrecht?"

Der alte Henike stimmte ihm mit Lachen zu und schickte sich an, mit ihm zusammen die Straße nach Lülsbruch hinein neben seinem Wägelchen herzugehen. Salman trieb sein Gäulchen mit einer Handbewegung an. „Nix für ungut, Herr Propheter," sagte er, „ich denke, wir kennen uns. Und wie is es? Nix zu handeln? Kein Bedarf? Schöne Töpfe und Näpfe, süße Blumenzwiebeln — nix, nix?"

Propheter winkte heftig ab. Während die beiden neben dem Wägelchen her davongingen, stand er und ließ seinen Zottelbart bald betrüblich auf seine geschändeten Frühbeete niederhangen, bald schüttelte er ihn heftig gegen Himmel und Erde. — — —

„Wunderliche Welt, wunderliche Leut'," sagte indes der Handelsmann zum Doktor, „und is ihnen immer noch nicht wunderlich genug. Machen sich noch 'ne wunderlichere in ihren Köpfen zurecht. Wissen nix davon, aber streiten sich drüber, machen sich's Leben sauer, werden zu Todfeinden drüber. Um was? Sie wissen's selber nicht. Um drei Buchstaben, um e Wörtchen. Da erzählt mir mein Schwiegersohn, der weit herumkommt, eine Geschichte aus dem Schlesischen. Da haben sie's in einer Gemeinde wie hier: Mord und Totschlag beinahe. Warum? Der alte Pfarrer hat's mit der Aufklärung gekriegt und hat ein neues Bekenntnis angeschafft. Er glaubt Euch nicht mehr an die Auferstehung des Fleisches, er lehrt nur noch die Auferstehung der Toten. Daraus kommt nun e neue Gemeinde, e neue Kirche, e große Feindschaft und beinah der Untergang der Lebendigen aus der Auferstehung der Toten. Kuriose Welt, kuriose Leut! Nix für unsereinen."

„Na, na," sagte der alte Arzt, „seid Ihr nicht auch so ein Stück kuriose Welt? Seid Ihr nicht ein koscherer Jüd? Eßt Ihr nicht lieber aus Eurem schmutzigen Papierchen ein anrüchiges Stück Fleisch als ein frisches aus der sauberen Schüssel der Frau Seidenschwanz? Haltet Ihr nicht Euren Jehovah für einen feineren Mann als unseren Herrgott?"

Der Jude hielt im Gehen an und lächelte verschmitzt. „Mein," sagte er dann, „mein, Herr Doktor, es is so e alte Firma. Der Vater war schon Kunde da und die Großväter und die Urväter. Mer is das so gewöhnt."

„Also ganz wie bei den anderen: Kuriose Welt, kuriose Leut."

„Nu ja, recht haben Se, Herr Doktor, von hinten bis vorne." — So gingen die beiden hinter des Juden Wägelchen her.

(Fortsetzung folgt.)

Revolutionsgedächtnis * Mit sechs Zeichnungen von Hans Baluschek.

Es erneuern sich im Lauf des Jahres die grauen Nebeltage, aus denen, wie wüster spukhafter Traum aus irrem Hirn, von tückischen Brandstifterhänden geschürt, das schwelende Feuer ausbrach, das unser Haus zerstörte. Schattenhaft, schablonenhaft sahen wir und sehen wir seitdem hundertmal Aufzüge sich erneuern, die vor zwei Jahren mit ihrer Wirkung des Ungewohnten wie Elementargeschehen auf uns wirkten. Wieder, immer noch und immer wieder Menschenströme durch die Gassen der Hauptstadt, Hauptstadt heute unseres Jammers, wie früher unseres Glanzes, unseres wahrsten, besten Lebens. Noch wirkt der giftige Wahn in den Massen. Aber es ist wie bei allen Taumelgiften: Aus dem Rausch ward Katzenjammer, aus dem es keine Rettung gab als neuen Rausch; neuer Rausch aber forderte seither von Monat zu Monat immer schärferes, verderblicheres Taumelgift.

Was vor zwei Jahren genügte, um die Hirne und Herzen delirieren zu machen, die „Friede-, Freiheit-, Brot-" Losung Herrn Scheidemanns, die es starke Seelengift, ist den abgestumpften Nerven und dumpfen Geistern einer tödlich abgehetzten Masse längst viel zu schale Limonade geworden. Die Theriakskrämer, die damals den größten Auflauf und Zulauf um ihre Buden sahen, sind seither schon zehnmal übertrumpft worden. Tyrann übertyrannte den Tyrannen. Der Mehrheitssozialist nahm dem bürgerlichen Demokraten die Kundschaft und dünkte sich Herr der Menschheit. Da fraß der Unabhängige den Mehrheitssozialisten und fühlte sich zur Gottheit anschwellen. Aber der Kommunist kam und schrie vor seiner Bude einen schärferen Teufelsdreck, Marke Lenin, aus, und sofort liefen ihm die Massen verwüsteter und verrütteter Geister zu, da sie spürten, wie aus ihrem Unabhängigkeitsrausch schon der Katzenjammer kroch, gleich der Made aus dem Aas, und da sie vor dem Entsetzen des grauen Elends keine andere Flucht wußten als die in einen neuen Rausch, nur noch zu erzeugen durch das noch schärfere Gift, das nun freilich wohl keiner Verschärfung mehr fähig sein dürfte. Der politische und soziale Massenmorphinismus, als dessen Krankheitsablauf man diese Revolutionsjahre etwa begreifen kann, dürfte damit nächstens bei einem Alleräußersten angelangt sein, bei einem kritischen Punkt, an dem es nur noch zwei Möglichkeiten gibt: Hilfloser Zusammenbruch in nationalem Selbstmord und Chaos oder aber: Durch den Willen aller dem Übel noch widerstreben — der Kräfte Umschwung zur Gesundung. Es ist Sache des

Der Streik.

Digitized by Google

Temperaments, was von beiden man befürchten, was man hoffen muß oder kann.

Vor unserem Erinnern erneuern sich die Bilder jener Tage, da mit erschreckender Wirkung des Niegesehenen die Offenbarungen der neuen Freiheit über unsere Städte hereinbrachen. So oft sich diese Dinge: Auflauf, Aufstand, Tumult, Straßenkampf, Stacheldraht, Streik und hysterischer Massenschrei auch wiederholten und wiederholen, sie strömen doch nicht mehr ganz jene Glut aus wie in den Tagen, Wochen und Monaten nach dem 9. November 1918. Ja, trotz kommunistischer roter Fahnen im Berliner Lust-

Regierungstruppen.

garten, im Herzbezirk einst hohenzollernscher Sphäre, fällt es heute schon schwer, jene ersten Geschehnisse der neuen Zeit wieder lebendig in sich zu machen. Allzuviel, allzu Gleichartiges hat sich immer und immer wieder zwischen das Heute und jene Zeit des ersten Fiebers gedrängt und geschoben. Auch unsere Sinne haben sich schon in hohem Grade gegen die Gleichartigkeit dieser fortwährend sozusagen mechanisch neuerzeugten Revolution abgestumpft. Wir sehen mit müderen Augen, hören mit dumpferen Ohren. Was einst brennendes Erlebnis war, ist schon geschichtlich geworden. Mit einer Art Erstaunen erkennen wir in literarischen oder künstlerischen Spiegelungen heute das Gesicht jener Zeit vor zwei Jahren wieder. Mit dem Erstaunen schmerzlich gewonnener, müder Erkenntnis fragen wir uns: Hat man wirklich in diesem Delirium des Zusammenbruchs Erscheinungen der Erneuerung gewähnt?

In Blättern, die Hans Baluschek während jener Tage gezeichnet hat, ist ihr Gesicht, ihre tragische Miene, ihre Grimasse dokumentarisch festgebannt: Der Fanatismus, der Stumpfsinn, der Leichtsinn, der Haß, die sich in der Zusammenrottung der Gasse zur Wolke des Unheils ballen; die entwaffnete Polizei unter dem bewaffneten Schutz und der Aufsicht der Russisch spielenden Soldatenratsposten; das vor irren Schüssen in Flucht, Sturz und Entsetzen zerplatzende Tagesleben der Gasse; der Barrikadenkampf mit springenden Handgranaten und giftigem Gewürm gleich sich ringelnden Stacheldrähten; die einander überkreischenden Stimmen der Gasse, die Zeitungsverkäufer, die Warnungstafeln, die drohenden Waffen an allen Straßenecken. Wie nah noch alles; wie fern schon, und wie bald wieder vielleicht Gesicht und Inhalt unserer Tage. Denn noch suchen Millionen von Hirnen in verschärftem Rausch und gesteigerten Delirien Zuflucht vor dem endgültigen Zusammenbruch in dem grenzenlosen, grauen Elend, das diesen ekstatischen Berauschungen folgen muß. Noch war Millionen Herzen die bittere Lehre dieser Jahre der Heimsuchung nicht bitter genug.

Und doch hat dies zweite Jahr deutscher Revolutionswirkung die Erkenntnis nur vertieft, verstärkt und bestätigt, die schon das erste wie mit brennenden Zungen predigte. Jenes hat uns mit Peitschen geschlagen, dies aber hat uns mit Skorpionen gezüchtigt.

Die einst hellauf triumphierenden Revolutionsprofitler selber stehen bekniffen vor dem, was diese zwei Jahre Revolution entwickelt haben. Als vor zwölf Monaten zum erstenmal die Novembertage sich jährten, da forderte zwar der sozialdemokratische Parteivorstand in einem Aufruf zur Feier auf; aber in demselben Aufruf zog er das Fazit des ersten Revolutionsjahres und seiner Segnungen mit der Bankrotterklärung: „Wahrhaftig, ernster kann die Lage eines Staates nicht sein." Und heute? „Heute", heißt es in dem offiziellen Jubelartikel des „Vorwärts" zur Feier des 9. November, „jährt sich zum zweitenmal der Tag, an dem die Republik in Berlin öffentlich ausgerufen wurde. Jubelnd begrüßte das arbeitende Volk in Stadt und Land die Tatsache . . ." Aber, so geht's dann statt im Jubelton im Tone des heulenden Elends weiter, „zwei Jahre nach dieser weltgeschichtlichen Umwälzung herrscht kaum irgendwo in Deutschland noch Jubelstimmung". . . Und dann wird beschrieben, was die Novemberrevolution statt der von ihren Nutznießern uns vorgespiegelten schönen Dinge uns brachte, statt des Friedens der Billigkeit, der Freiheit, des Brotes und der Versöhnung, den nur eine republikanische Volksregierung, diese aber auch um so sicherer, uns sollte bringen können. Nun aber meint der Vorwärts, einst das offizielle Organ für jene Vorspiegelungen: „Der damals so heißersehnte Friede ist gekommen, aber nicht so bald, als er erhofft wurde, und nicht in der

Die Barrikade.

befreienden Form, die alle ersehnten. . . Als endlich der Friede in Versailles unterschrieben werden konnte, war es der Friede der Gewalt, das Diktat des militaristischen Sieges, war es der Friede dauernden Hungers und dauernder Entbehrung für alle Deutschen. Unter seinen Folgen leidet die deutsche Wirtschaft, leidet das deutsche arbeitende Volk im besonderen, heute fast ebenso schwer wie unter dem Wüten der Kriegsfurie."

So ist denn alles in Erfüllung gegangen, was die bösen Kritiker an der Revolution als deren naturnotwendige Folgen vorhersagten, und weswegen sie für Lästerer und Verräter an Volk und Freiheit erklärt wurden. Galt es nicht einst für Verbrechen

Digitized by Google

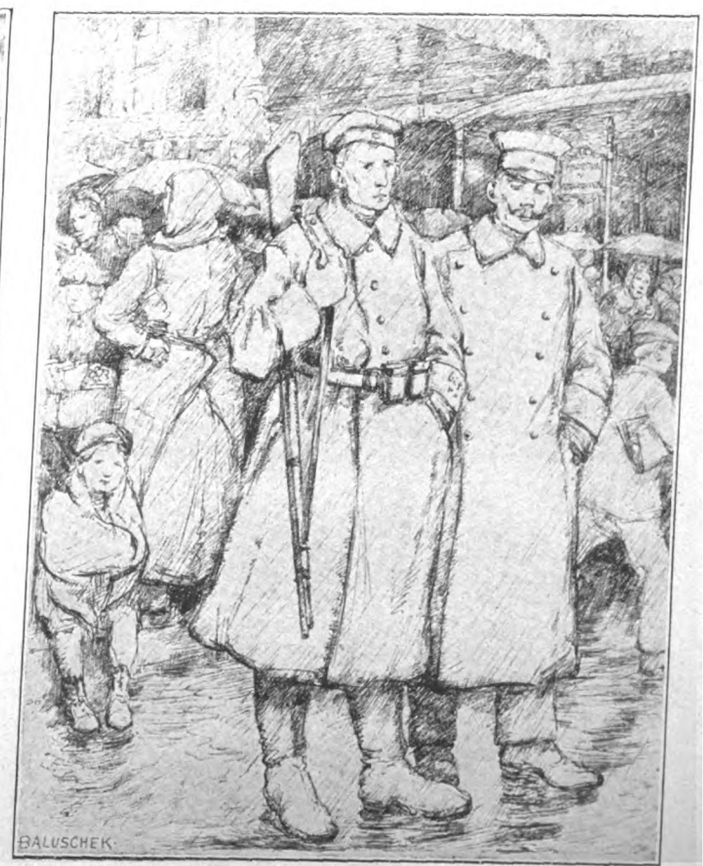
an der Menschheit Herrn Wilsons, von der Möglichkeit oder gar von der Wahrscheinlichkeit eines Hungerfriedens zu sprechen! Und nun findet man im amtlichen Organ der Novemberrevolution als deren Folge und als Schicksal der Gegenwart und Zukunft beschrieben, was einst nur zu nennen oder anzudeuten Verbrechen war. Was einst reaktionäre Verleumdung und Lüge war, ist nun die Wahrheit der Revolution und über die Revolution geworden.

Jede böse, bittere Wahrheit, die am Schluß des ersten Revolutionsjahres zu Schaden, Scham und Schande unter uns aufstand, ist heute doppelt wahr geworden. Doppelt gilt, was damals galt. Die Summe und das Ergebnis der bankrotten Revolution: Scherben und Trümmer. Alles Menschliche und Allzumenschliche zusammengebrodelt zu einem Unmenschlichen. Das angebliche Welterlösungsunternehmen eine blutigschmutzige Lohnbewegung. Tragische Posse, Weinen einer Nation und Gelächter einer Welt. Mörderische Köpenickiade. Das Reich in Fetzen, alle Wirtschaft zerstört. Statt eines billigen Volksheeres, der mächtigsten Wehr der Welt, der größten nationalen Erziehungsanstalt, eine unerschwinglich teure, ohnmächtige, verrufene Söldnerschar. Der deutsche Name ein Zeichen für alle Schmach; unser letzter Besitz, unser Leben, unsere Ehre jeder Willkür höhnisch triumphierenden Feindes preisgegeben. Unsere Fabriken von Faulheit zerstört, unsere Kultur von Roheit verwüstet, unser öffentliches Leben mit jeder Schande vergiftet.

Es wird geschossen!

Und doch in allem und unter allem rühren sich Kräfte der Gesundung. Weite Kreise haben begonnen, sich auf ihre Rechte und ihre Pflichten in diesem Deutschland zu besinnen. Es haben Strebungen der Abwehr, der Neuordnung, der Wiederherstellung des moralischen Gleichgewichts in unserem Volksleben sich zu regen begonnen. Wie lange sie brauchen werden, um sich durchzusetzen, wie schwere und wie viele Rückschläge sie noch erleiden werden, wer wollte es wagen, das zu prophezeien! Aber es sind deren mehr geworden, die auf die Frage „Untergang oder Aufschwung?“ sich zur Partei der Hoffnungen bekennen. Es sind deren mehr geworden in deutschen Landen, denen die Grimasse dieser Revolution nicht mehr in medusenhaft erstarrendem Entsetzen jeden Mut lähmt und tötet. Sie kennen diese Grimasse jetzt; sie haben erfahren, welche völlige Ohnmacht hinter ihr wohnt; sie sind sich der besseren Kräfte in dieser Nation neu bewußt geworden; sie bereiten sich, diese besseren Kräfte einzusetzen. Es kann Rückschläge geben, neue Niederlagen: aber keine noch so grauenhafte Grimasse der Revolution kann uns die gewonnene Erkenntnis von ihrer tödlichen Unfruchtbarkeit mehr vergessen machen.

Zeitungshändler.



Der bewachte Schutzmann.

Digitized by Google

Der Waltershof * Ein Stück deutscher Tragödie * Von R. Fuhlberg.

Ich habe das Land gesucht, wo ich in sorgloser Jugendzeit umherstreifte, von Graben zu Graben eilte und Kaulquappen und Molche, Stichlinge und Wasserkäfer fing, wo ich im hohen, duftenden Grase unter den schiefen, windzerzausten Kopfweiden lag und die Hummeln summen hörte. Ich habe die Wiesen gesucht, wo ich einst jede Kuh für einen Bullen ansah, wo ich jeden Zaun und jede Wasserader auf die Möglichkeit blitzschnellen Überkletterns und sicheren Überspringens hin prüfte. Ich suchte die grünschimmernde Marsch, auf der nesterförmig, feuchtschimmernd, blendendweiß in ihrer Jugend, in ungeheurer Menge die Köpfe von Champignons hervorlugten, ich suchte den schönen, gelben, strahlenden Strand, an dem das rote Wrack der Athabaska seinen letzten Dienst als Träger des Blinkfeuers verrichtete und auf den die langen Wellen in unaufhörlicher Reihenfolge mit klingendem Tone heraufschlugen. Ich suchte das friedliche blaue, von wippendem Schilf umrahmte Wasser, in dem ich meine ersten Schwimmversuche machte und einen furchtbaren Schreck empfand, als ein grünschwarzer Blutegel sich an meinem Beine festgesogen hatte und von meinem Blute dick und schwer wurde. Ich suchte das stille, ruhende Inselreich an der Elbe, das grüne, von Deichen und Gräben durchzogene Eiland, ich suchte mein altes Waltershof.

Als Jüngling segelte ich einmal mit einem frischen, frohen, lachenden Mädel an einem leuchtenden Frühsommermorgen über den glitzernden Elbestrom vor dem rein und stetig wehenden Nordnordwest hinüber nach Waltershof. Mein Mädel und ich, wir verloren einander später, wir gingen unsere eigenen Wege und sahen uns nicht mehr.

Und nun habe ich sie beide wiedergesehen, die Liebe der Knabenzeit und die erste Liebe des werdenden Mannes. Mein junges Mädel ist alt geworden, mein altes Waltershof aber jung. An einem Irrtum ist ihr Leben gescheitert und hat sie ihre Jugend eingebüßt, an einem Irrtum mußte die grüne Elbinsel ihre Schönheit verlieren und zu einem traurigen Zwitterdasein verurteilt werden.

Wo einst braune, moos- und flechtenbedeckte Werftschuppen, halbverfaulte, zerfallene Schutengerippe und leuchtendhelle, harzigduftende Jungboote am feinsteinigen, mit aufgeschwemmtem Binsen- und Schilfröhricht reihenweis bedeckten Strand sich in wohliger Ruhe rekelten, schneidet jetzt eine langweilige, festgefügte, senkrecht aufsteigende Mauer das Land vom Wasser ab. Wo einst auf dem Deich unter hochragenden, dichtbelaubten Bäumen der Weg in malerischen Krümmungen an träumenden Bauernhöfen vorbeizog, wo dann plötzlich der Blick frei wurde, zur Rechten die weißschimmernde Dreimastbark der Seemannsschule auf glattgeebnetem Platz vor dem dreistöckigen Schulhaus gelagert war, zur Linken aber der dunkelgrüne Marschwiesenteppich sich ausbreitete, da liegt jetzt eine trostlose Sandwüste, die nichts mehr erkennen läßt vom einstigen Bilde, die unbeweglich und unfruchtbar, ohne Geschichte und Tradition, öde und langweilig, staubig und trocken auf dem verlorenen Lande lastet, unter der es begraben liegt wie unter den graugelben Massen eines Schlammvulkans. Keine, auch nicht die leiseste Erinnerung bietet der Blick von der neuen Brücke über das neue Waltershof, es ist totes Land geworden, das du betrittst, wenn du den breithüftigen Raddampfer, der dich von Hamburg hertrug, verlassen hast. Sand, Sand überall, schnurgerade, mit festgewalzter Kohlenasche bedeckte Wege, eine Kaffeehalle, hier und da Verwaltungsgebäude, Reihen dürftiger, in schwerem Daseinskampfe stehender Bäume, hochragende Eisengerüste der Hochspannungsleitung, Baubuden, Bretterhaufen, Straßenwalzen, Sandkarren. Neben der Straße ziehen sich endlose Doppelstreifen von Eisenbahnschienen entlang, Güterwagen und Petroleumtanks schlafen neben einer Wellblechbude, als ob sie vergessen seien. Und dann geht die Straße über eine schöne, von weitausholenden eisernen Bogen gehaltene Brücke, und du erkennst die ganze, ungeheuere Tragik des unglücklichen Eilandes. Rechts und links riesige Hafenanlagen, die bereit sein sollten, von der stets wachsenden Zahl der in Hamburg einlaufenden Schiffe in sich aufzunehmen, und die nun einsam und unfertig daliegen und vergebens und nutzlos üppige Weiden und fruchtbares Land verdrängt haben. Einsam sind die massigen Dükdalben, leer und unbewegt liegen die schlafenden Wasser um sie herum, keine Ankerkette rasselt, kein Löschkran dreht sich keuchend und quietschend, kein Schlepper und keine Barkasse machen Wellen aufspritzen und Wellen rauschen. Das Gemäuer der Kais und Schleusen wird überwuchert von Binsen und Disteln, die Brücken haben keine Geländer und tragen statt dessen flüchtig und roh zusammengenagelte Holzlatten, die sich schief und krumm gezogen haben. Aus einem Irrtum heraus sind diese Hafenanlagen entstanden, einem Irrtum ist das alte, schöne Waltershof zum Opfer gefallen, eine Möglichkeit, an die niemand dachte, ist Wahrheit geworden und hat die Rechnung nicht stimmen gemacht.

Über die Insel zieht sich eine endlose lange, sehr solide, anderthalbmannshohe Holzplanke hin, die den Freihafen vom zollpflichtigen Gebiet trennen sollte. Die Planke besteht aus dicken Brettern und wird von vierkantigen, im Querschnitt quadratischen Bohlen gestützt. Man spricht davon, sie zu verkaufen, denn sie ist die einzige nutzbringende Kapitalanlage unter den Neubauten der Insel geworden und hat heutzutage einen Heidenwert — denn die Rechnung stimmte nicht.

In dieser Planke aber ist eine Tür. Du öffnest sie und gehst hindurch und siehst das alte Waltershof vor dir: Der Weg senkt sich herab, rechts und links blinken Gräben, in denen Wasserpflanzen sprossen und blühen, Holzgatter trennen über den Weg hinüber die Wiesen, Stuten mit ihren Fohlen, gescheckte Rinder weiden auf der saftigen Marsch, und am Rande des Geländes schaut zwischen dunkelgrünen Baumgruppen ein behäbiges Bauernhaus hervor. Zwischen den Scheunen steigst du den Deich empor und siehst die alten Kopfweiden unten am Schilffelde schief und zerzaust dastehen, von Finkenwärder grüßt die Kirche herüber, du legst dich ins hohe Gras, die Hummeln summen, und die Wellen plätschern wie einst. Der gerade Strich der langen Holzplanke hinter dir aber läßt dich des wiedergefundenen Jugendlandes nicht froh werden und erinnert dich daran, daß der weitaus größte Teil deiner Insel verloren ist, nutzlos und zwecklos geopfert werden mußte.

Auf der Ostseite des Eilandes sah ich ein Fischerhaus, das ich von früher her kannte. Damals lag es eingesponnen zwischen gepflegten Gärten und unter schattigem Blätterdache, im Frühling blühte der Goldregen, und im Spätsommer und Herbste leuchteten die bunten Kugeln der Dahlien und Georginen. Jetzt lag es an der Grenze von Vergangenheit und Gegenwart. Die Bäume nach dem Wasser zu standen noch, Netze hingen daran zum Trocknen, aber vor dem Hause begann die gelbe Sandwüste mit Bretterstößen und Kohlenaschehaufen, mit Gas- und Wasserrohren, mit kümmerlichen Kartoffelpflanzen und überwucherndem Unkraut, mit Unordnung und Verwahrlosung.

Die Dükdalben knirrschten und stöhnten, als der Dampfer sich mit rauschenden Schlägen der Räder von der Brücke entfernte. Ich warf einen letzten Blick auf die Insel der stummen Verzweiflung zurück. Der Himmel strahlte in wunderbarer Abendklarheit, und scharf zeichnete sich das letzte Bild des entschwindenden Eilandes gegen den leuchtenden Hintergrund ab.

Von der Unterelbe her blitzten die Blinkfeuer auf, und im nächtlichen Osten glitzerten in langen Perlenschnüren die Lichter Hamburgs. Der Wind weht kalt über das Deck. Aus dem Köhlbrand heraus wendet der Dampfer sich hart steuerbords den Altonaer Landungsbrücken zu und schaufelt sich dann machtvoll gegen den Ebbestrom die Elbe hinauf, den Pieren von Hamburg entgegen.

Auf der Terrasse des Landungsbrücken-Restaurants ziehen die Bogen der Geiger in schluchzenden Tönen die Weise herauf und herunter: „Wenn die Liebe stirbt“. Über das Wasser leuchtet ein zitterndes rotes Licht herüber und verschwindet hinter der massigen Gestalt eines eingeschleppten Dampfers.

Einsamkeit * Von Auguste Seelich.

Seeleneinsam bin ich — denn die Pforte
Meines Traumlands hast du nicht gefunden.
Deine Stimme, die mir klang,
Die mir von Erlösung sang,
Ist verzittert in den Fluten
Lichtdurchwogter Sonnengluten.

Fern — wie Glocken — tönt Erinnern,
Das die Herbstnacht um mich webt. — —
Ob wohl einst, im Rausch der Welt,
Der dich wild umfangen hält,
Leises Ahnen dich berührt,
Sehnsucht in mein Traumland führt?

Digitized by Google

Deutsche Kinderhilfe * Unsere bitterste Schuld!

Betteln ist ein bitterer Beruf. Und ein undankbares Geschäft in einer selbst bettelarmen Nation. Wir sind der Klingelbeutel müde, der Blumentage und der Opfertage, der Straßensammlungen und der Hauskollekten. Heißt das nicht, Tropfen auf glühende Steine netzen? Heißt das nicht, ins Faß der Danaiden schöpfen? Heißt das nicht seine Armut aus einer Hand in die andere nehmen?

Aber es gibt unter uns Armen noch Allerärmste. Es gibt unter uns noch Hunderttausende und Millionen von so niederschmetterndem, von so majestätischem Elend, daß selbst unsere Bettlerarmut ihnen noch tributpflichtig bleibt, daß selbst wir Ausgeplünderten noch ihnen Gabe und Fürbitte schuldig sind.

In einem langen grauen Elendsweg gehen sie an uns vorüber: Hunderttausende von verzehrten Müttern, Hunderttausende von verfehrten Kindern; die Opfer des „Frieden-, Freiheit-, Brot"-Friedens, hundertmal jammervoller, hundertmal mitleidswürdiger als alle Opfer des Krieges. Jene kämpften und fielen und wußten, wofür. Diese können nicht kämpfen; sie fallen nicht, sie lodern nicht hinüber; sie verderben und verenden langsam wie unwissendes Getier am Wege; und in ihren verlöschenden Augen steht nur ein großes Nichtbegreifen, ein fürchterliches stummes Fragen an ein Leben, das ihnen wie zum Hohn gegeben ward, nur um sie durch Siechtum langsam zu morden.

Nicht was hinter uns liegt, ist das Furchtbare. Wäre nur das, wir könnten uns aufrichten und sagen: Laßt die Toten ihre Toten begraben. Aber *vor* uns liegt die kommende Zeit jahrzehntweit wie ein ungeheurer Kirchhof, wie eine Gräberwüste deutscher Zukunft. Vor uns liegt durch Menschenalter hin das Siechtum der Schuldlosesten, die zehrende Not eines Geschlechtes, das vom Schicksal um seine Kindheit betrogen wurde, eines Geschlechtes, das geboren wurde aus Armut in Armut. Der Kinder, deren das Himmelreich sein soll, ist heute die Hölle. Sie sind die Ärmsten unter uns. Uns, die wir vor dem Kriege gelebt haben und einmal jung waren, uns bleibt im tiefsten Dunkel unserer Wanderung durch die nächtige Not das Nachleuchten einer Kindheit. Das Geschlecht aber, das die vergangene Not geboren hat, um es der längeren, bittreren Not der Zukunft auszuliefern — wann war es jung und froh, wo hat ihm Kinderglück geblüht?

Wir sind diesem unseligen Geschlecht eine Kindheit schuldig; die bitterste, drückendste, brennendste Schuld von allen, die wir in selbstzerstörerischem Rasen wider uns haben auf uns laden lassen. Diese Schuld abzutragen, müssen wir auch von unserer letzten Armut noch Steuer und Tribut zahlen; diese Schuld zu lindern, dürfen wir uns nicht schämen, und dürfen wir nicht müde werden zu bitten, ja zu betteln.

Die großen Zentralwohlfahrtsverbände aller Art haben sich neuerdings zu einem großen Hilfswerk für die notleidenden deutschen Kinder zusammengetan. An alle Deutschen, an Männer und Frauen, an Väter, Mütter, Schwestern, Brüder, an alle glücklichen Kinder geht Ruf und Bitte, den Ärmsten unter uns zu helfen; denen, die in all ihrer Hilflosigkeit und Bresthaftigkeit berufen sind, einmal deutsche Zukunft zu tragen. Wir helfen uns selbst, wenn wir ihnen helfen. Niemand, dem nicht der Name eines oder mehrerer der Rufer zum Werk die Gewähr gäbe, daß seine Hilfe seinem eigensten Interesse dient. Seien die Rufer darum genannt: Charitasverband für das katholische Deutschland, Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche (Evangelischer Reichs-Erziehungs-Verband); Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz; Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge; Deutsches Rotes Kreuz (Zentral-Komitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz und Ständiger Ausschuß der Deutschen Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz); Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge; Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt; Vereinigung für Kinderhilfe; Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden.

All diese haben sich zusammengetan zu dem Unternehmen „*Deutsche Kinderhilfe*, Volkssammlung für das notleidende Kind." An einer Reihe von Sammeltagen will dieses Unternehmen mit allen Mitteln der Werbung von uns Steuern er-

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg.

Caritas. Gemälde von Ludwig Knaus.

Digitized by Google

heben; Steuern für die deutschen Mütter, die mit Entsetzen dem Winter entgegensehen, Steuern für die hungernden, frierenden Kinder; Steuern für Kinderheime und Krippen; Steuern für alle Einrichtungen der Kinderfürsorge. Wer wagt sich hier zu versagen?

Es gilt letzte, äußerste Abwehr des stummen, unblutigen Erwürgungskrieges, den unsere Feinde gegen die deutsche Zukunft führen, nachdem das weitere Wagnis des blutigen Kampfes durch die Selbstentmannung der deutschen Gegenwart ihnen abgenommen wurde.

Ist man sich klar darüber, was das bedeutet? Hat man eine Vorstellung davon, wieviel furchtbarer als alle lauten vergangenen Schlachten die stumme Schlacht des Hungers unserer Kinder an unserem Volkstum zehrt? Hat man ein Bewußtsein dessen, was das heißt, daß heute in Deutschland jährlich doppelt so viel Kinder sterben als vor sechs Jahren, daß zwei Drittel der Milch fehlen, die wir vor sechs Jahren zur Verfügung hatten; daß die Hälfte aller kleinen Kinder und Schulkinder ungenügend gekleidet geht, krank oder mindestens unterernährt ist? Der Hunger zieht in Städten und Landschaften umher wie ein reißender Wolf, mit heißen, trockenen Lefzen und blutunterlaufenen Augen, und frißt deutsche Kindheit. Die Statistik hat mit wissenschaftlicher Sorgfalt daran gearbeitet, den Umfang dieses Jammers in Ziffern zu fassen. Ein grauenhaftes Werk. Nur ein paar Zahlen zur Probe: In Hamburg wurden von 11 221 Säuglingen 1300, von 57 682 Kleinkindern rund 10 000, von 158 680 Schulkindern rund 25 550 krank befunden. Bei 40 v. H. der Schulkinder ergaben sich deutliche Zeichen von Unterernährung; so in Breslau bei 50 000 von 108 000 Schulkindern, in Karlsruhe bei 15 000 von 20 300 Schulkindern. In Halle wurden stärkere Unterernährung und auffallende Blutarmut bei 90 v. H. der Volksschulkinder, bei 93 v. H. der Kinder der Mittelschulen und bei 80 v. H. der höheren Schulen festgestellt; bei einem Drittel dieser sämtlichen Schulkinder war der Schwächezustand unmittelbar gefahrdrohend. „Etwa ein Viertel aller Kinder vermag infolge allgemeiner Schwäche und Schwäche der Rückenmuskulatur die Wirbelsäule nicht mehr aufrecht zu tragen."

Ein Engländer war's, Dr. Saleeby, der aussprach, was das bedeutet. „Ich spreche aus," so schrieb er, und das sollten wir uns immer vor Augen halten, wenn man uns von Völkerbundglück noch etwas vorzuflunkern wagt, „ich spreche aus, daß nicht nur Zehntausenden von Deutschen ein Leben physischer Minderwertigkeit vorausbestimmt ist, so gewiß, als sei durch ein Gerichtsverfahren ihnen ein Urteil gesprochen, sondern daß Tausende von noch nicht erzeugten Deutschen, wenn ihre Zeit gekommen sein wird, einem solchen Schicksal ins Auge sehen werden. Rachitis wird vielleicht die gewöhnliche Form sein, in der der untaugliche Deutsche der Nachkriegsperiode angetroffen werden wird."

Unsere Kinder lebensfähig zu machen gilt es; unsere Zukunft zu retten gilt es; unsere Ungeborenen vor vorbestimmtem Siechtum zu wahren gilt es. Darum wollen wir bitten und, wo es sein muß, betteln. Darum wollen wir, wenn die „Kinderhilfe" kommt, unsere letzte Armut besteuern. Darum sollen wir uns, wo es um dies letzte, um Leben und Zukunft unseres Volkes geht, des Klingelbeutels und der Sammeltage nicht überdrüssig zeigen.

Es gilt dem unseligen Geschlecht, dem die Verse des Dichters gesprochen scheinen:

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben;
Das wehende Grün in den Tälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Das goldene Brot auf den Äckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in dem Krug.

Was wir der „Kinderhilfe" geben, ist nicht Almosen; es ist Abzahlung auf bittere Schuld; denn wir sind diesem Geschlecht eine Kindheit schuldig. Die bitterste, drückendste, brennendste Schuld von allen.

F. H.

Der Zweikampf * Eine Tiergeschichte * Von Georg Holland.

Wir hatten auf Adamowka einen starken Bullen; es war besser, wenn man ihm aus dem Wege ging. Des Abends pflegte er hinter der Herde herzutrollen und ekelhaft anmaßend zu grölen. Dann riefen die Bauern einander zu: „Macht Platz, macht Platz, der Bulle kommt!"

Dieser Bulle war ein Grobian, ein Boxer, ein schlimmer Raufbold. Einmal hatte er, als ihm ein harmloses Pferd in die Nähe gekommen war, diesem nebenbei den Leib aufgerissen, und der Bauer Jakob war nur mit genauer Not dem Tode entronnen, als er es gewagt hatte, das Vieh aus dem Weizen zu scheuchen.

Sogar die großen Hofhunde, die Hofpolizisten, hatten Angst vor diesem Stier. Hetzte man sie — im allgemeinen war es ihnen ein Vergnügen, gehetzt zu werden —, liefen sie zwar mit viel Amtseifer auf den Bullen zu, blieben jedoch wohlweislich in guter Entfernung stehen und blafften nur einige Male, so der Form wegen; dann sprangen sie schnell fort und taten, als ob sie sich für viel zu gut hielten, sich mit diesem Proleten von einem Stier einzulassen.

Eines Tages indes fand der Raufbold seinen Meister. Und zwar war es der Gemeindeschafbock, ein hämischer, niederträchtiger Geselle, der den Ruf von der Unüberwindlichkeit des Bullen zuschanden machte.

Dieser Schafbock gehörte zu der Art der Fettschwanzschafe; er besaß statt des Schwanzes einen gewaltigen Talgklumpen, der wie ein Balkon über die Hinterbeine hing und beim Laufen hin und her wackelte, was unglaublich lächerlich aussah. Der Schafbock hatte beiläufig die Größe eines jährigen Kalbes, und das gedrehte Gehörn, das ihm über den Ohren wuchs, glich zwei kleinen Mühlsteinen.

An einem Herbstabend kehrte die Herde heim: der Bulle als letzter mit seiner damaligen Frau, einer schwächlichen schwarzbunten Sterke. Der Bulle war offensichtlich sehr verliebt; er wollte seine junge Frau während der Nacht nicht gern alleinlassen, denn als sie in ihren Hof trottete, stampfte er grölend und schnaubend hinterdrein.

Der Hofeingang war nicht gerade schmal, außerdem lief alles ehrerbietig aus dem Wege. Nur der Schafbock blieb traumverloren an einen Torpfosten gelehnt stehen; es sah aus, als ob er dichtete.

Der Bulle, der Grobian, brüllte: „Wat wull du?"

Es reizte ihn, daß der Schafbock nicht auch fortlief; das einfache Vorhandensein des Schafbockes reizte ihn.

„Blobloblobloblo", machte der Widder und tat, als ob er ausspie, gerade, als ob er von altem Adel und der Bulle nur ein dummer Hanswurst wäre.

Der Stier blieb stehen, senkte den Kopf und mahlte den Straßenstaub mit den Hörnern. „Wull du woll!" brüllte er.

Man merkte, hier gab es eine Rauferei; und mit der jungen Frauen eigenen Ängstlichkeit zog sich die Sterke in den Hof zurück; auch das andere Vieh machte, daß es aus der Nähe des Kampfplatzes fortkam. Nur einige Schweine rannten herbei und umstanden aufmerksam grunzend die Widersacher.

Der Bulle, dieser Rüpel, warf mit den Hörnern eine Staubwolke auf und brüllte wieder. Der Schafbock blökte boshaft. Der Bulle kam näher und fuchtelte mit den Hörnern. Und dann stieß er zu. Der Schafbock machte schnell einige Sprünge rückwärts, daß der Stier in die Luft stieß, und blubberte; dann blubberte er noch einmal niederträchtig und widerlich und zielte; senkte den Kopf mit den Mühlsteinen und zielte bedächtig. Nahm einen Anlauf und krach! — prallten die beiden Mühlsteine auf die breite Stirn des Stieres.

Darauf zog sich der Schafbock langsam einige Schritte zurück und besah sich fachmännisch den Erfolg seines Stoßes; dabei legte er den Kopf ein wenig auf die Seite.

Der Stier schüttelte sich und schnaubte erstaunt; blickte dann um sich und rüstete sich zu neuem Angriff. Er war übrigens noch nicht ganz mit den Vorbereitungen fertig, als die Mühlsteinhörner abermals in seine Stirn einschlugen.

Dieser neue Stoß war so gewaltig, daß eine Eichenbohle zersplittert wäre, hätte man sie dazwischengehalten.

Der Bulle dachte: Ich hab' mein Teil; und taumelte in den Hof. Die Schweine grunzten und quiekten vor Entzücken und scheuerten sich aneinander. Aber der Schafbock, niederträchtig, wie er war, nahm einen Anlauf nach dem andern und stieß den Bullen ins Hinterteil, daß der jedesmal in die Knie sackte.

Dann stellte er sich, als ob ihm eine plötzliche Eingebung gekommen wäre, mitten auf dem Kampfplatz und ließ einige Rosinen fallen. Gnädig schaute er auf die ihn bewundernden Schweine. Dann kam eine langhalsige Pute, umschlich den Sieger und pickte mit den Gebärden eines Kammerdieners in dem Rosinenhaufen herum.

Digitized by Google

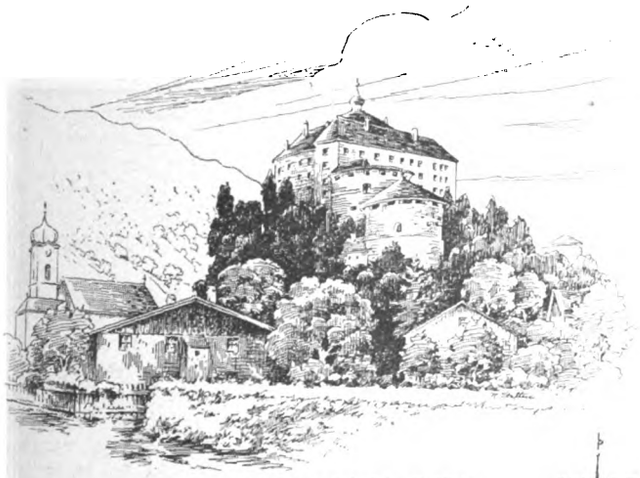
Ein bedrohtes Wahrzeichen Tirols * Von Hugo Steffen.

Mit zwei Zeichnungen des Verfassers.

Ein weit über alle deutschen Grenzen hinaus bekanntes Baudenkmal von höchstem historischen und landschaftlichen Reiz wird durch den Vandalismus der Zivilisation mit Vernichtung bedroht.

Es handelt sich um die alte Feste Geroldseck, das Wahrzeichen Kufsteins, die Wacht am Tore Tirols, jedem unvergessen und unvergeßlich, der es einmal in seinem Leben gesehen hat. Eine Wiener Gesellschaft plant, dieses alte Baudenkmal, das der ganzen Landschaft das Gesicht gibt, niederzulegen und den Bauplatz zu einem noch unbekannten Zweck zu benutzen. Gleichgültig, ob es sich dabei um ein Sanatorium oder ein Hotel in kitschiger Renaissance handelt — es muß auf alle Fälle lauter Einspruch aller kulturliebenden Kreise zu verhindern suchen, daß ein so ehrwürdiges und unersetzliches Denkmal einer kafferigen Spekulation geopfert wird. Weit über Deutschlands und Österreichs Grenzen hinaus wird man schmerzliche Entrüstung empfinden über den Plan der Vernichtung eines der schönsten Landschaftsbilder Europas; eines Bildes, das jedem, der Tirol kennt, ans Herz gewachsen ist. Es ist gar nicht zu ersehen, wie auch nur etwas annähernd Gleichwertiges an die Stelle dieser alten Burg sollte gesetzt werden können. Wie man den sauberen Plan auch frisieren und beschönigen möge, er läuft auf Vernichtung eines Unersetzlichen hinaus. Der Gemeinderat von Kufstein hat denn auch einstimmig gegen die geplante Schändung des Gesichtes seiner Heimat Einspruch erhoben.

Die Anfänge des Schlosses Geroldseck reichen weit zurück in die Zeit der höfischen Kultur der Minnesänger. Das Städtchen Kufstein selber das zu ihren Füßen liegt und landschaftlich mit Berg und Burg zu einer unlöslichen Einheit verwachsen ist, wird gelegentlich schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Eine Erwähnung der Burg Geroldseck findet sich erst im Jahre 1205. Die Zeiten, ihr Geschmack und ihre Bedürfnisse haben seither nach und nach an ihr geformt und schließlich die unvergeßliche Silhouette des jetzigen Burgbildes geschaffen.



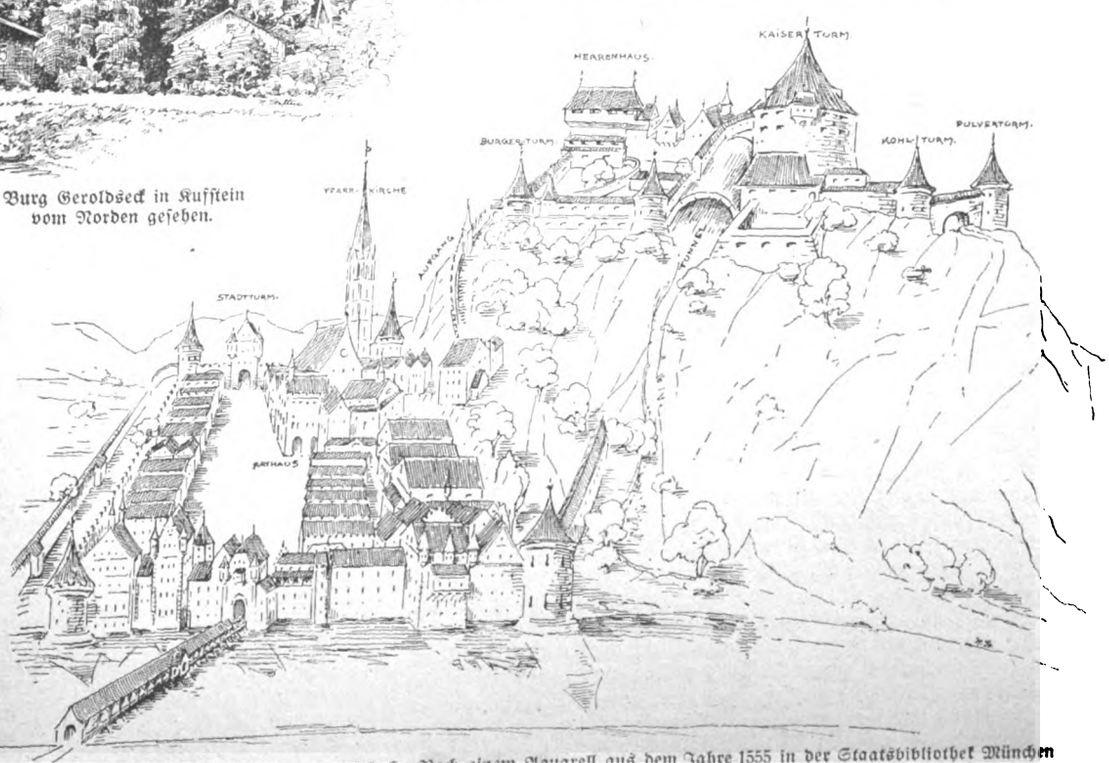
Burg Geroldseck in Kufstein vom Norden gesehen.

Die historisch denkwürdigste Zeit der Burg und des Städtchens Kufstein war wohl der Anfang des 16. Jahrhunderts, die Zeit der Kämpfe des Pfalz-Bayerischen Erbfolgekrieges. Sie endete für Stadt und Festung Kufstein damit, daß sie unter die Herrschaft Österreichs kamen. Die Zerstörungen, die der Burg durch Belagerung und Beschießung zugefügt worden waren, führten zu baulichen Erweiterungen und Erneuerungen, denen namentlich die Errichtung eines neuen bedeutenden Turmbaues, des sogenannten Kaiserturms, zu verdanken ist, der 1522 vollendet wurde und bis heute der markanteste Teil im baulichen Bestand und im Bilde des Schlosses Geroldseck blieb.

Trotz allen Suchens in den Archiven war es nicht möglich, ein Bild der Burg aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert aufzutreiben. Die älteste bildliche Darstellung von ihr befindet sich in der Handschriftensammlung der Münchener Staatsbibliothek in dem Werke „Ehrenspiegel des Hauses Österreich von Johann Jacob Fugger, 1556". Unter den kostbaren Zeichnungen und Aquarellen, die dieses nur in einem Exemplar vorhandene Buch enthält, befindet sich auch ein Bild von der Festung und Stadt Kufstein aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Auf diesem Bilde, das hier in einer Federzeichnung wiedergegeben ist, fällt vor allem hoch oben der Kaiserturm ins Auge, linkshin die übrigen älteren Baulichkeiten des Mittelalters, vor allem das alte Herrenhaus. Weiterhin der Bürgerturm, dann der Kohl- und Pulverturm. Von Interesse ist auf diesem Blatte auch die Ansicht des Städtchens selber mit dem jetzt nicht mehr bestehenden alten Rathaus, das links von der Festung zu ihren Füßen liegt.

Nach zwei Jahrhunderten des Friedens kamen für Stadt und Burg Kufstein im Anfang des 18. Jahrhunderts noch einmal Zeiten der Bedrängnis durch den Österreichisch-Bayerischen Krieg. Abermals Belagerung und Beschießung. Diesmal fielen, abgesehen von den Verlusten im Städtchen selber, wo zum Beispiel das schöne alte Rathaus zerstört wurde, fast alle noch übrigen mittelalterlichen baulichen Bestandteile des Schlosses Geroldseck der Vernichtung anheim; vor allem das schon erwähnte Herrenhaus der Festung. Die spätere Zeit brachte dann den Ausbau der Festung in der Gestalt, wie sie jedem Besucher Tirols vertraut und eine kostbare Erinnerung wurde. Als Festung wurde sie bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgehoben.

Nun droht diesem landschaftlichen Kleinod Untergang durch die moderne Barbarei. Man wende nicht ein, daß wir in Deutschland und Österreich uns nicht den Luxus kostspieliger Sentimentalitäten und romantischer Gefühlsduseleien leisten können. Muß man hier und da solche Einwände schon gelten lassen, so doch nur dort, wo es sich darum handelt, wirkliche, auf keine andere Weise erschließbare Quellen für den Volkswohlstand zu eröffnen. Davon kann hier keine Rede sein. Hier kann sich's nur um die Bedrohung eines wertvollen Stücks Kulturbesitzes der Allgemeinheit durch eine Spekulation auf den Profit einiger einzelner handeln. Dagegen das Recht und das Kulturgewissen der Allgemeinheit geltend zu machen und aufzurütteln, sei versucht.



Älteste Ansicht von Kufstein mit Burg Geroldseck. Nach einem Aquarell aus dem Jahre 1555 in der Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Der Bergrutsch des Sandling im Salzkammergut * Von Dr. Josef Draxler.

Auf dem Sandling, einem 1716 Meter hohen Salzberge in der Prielgruppe der Salzburger Kalkalpen, hat im September dieses Jahres ein Bergrutsch stattgefunden, der noch nicht abgeschlossen ist. Das Geröllfeld ist noch in Bewegung, neue Steinmassen drohen abzustürzen. Ich benutzte diese seltene Gelegenheit zu einem nicht ungefährlichen, aber geologisch fesselnden Spaziergang in dem Absturzgebiet. Von den noch standfesten Wänden betrat ich den arg verwüsteten Boden der vorderen Sandlingalm.

Metertiefe scharfrandige frische Löcher im Rasen künden den Bergsturz. Die länglich geschnittenen Löcher sind leer. Weitab liegen die Felstrümmer, die nach Durchschlagung des festen Erdreichs trotz ihres Gewichtes von vielen Meterzentnern wie Gummibällen wieder von elastischem Boden nach dem Aufstoß hoch

Das neue Geröllfeld am Sandling-Almboden.

Links zwei Blöcke vom alten Einsturz vor 300 Jahren, rechts zwei neue Blöcke, davor die metertiefen scharfkantigen Einschlaglöcher.

emporgeschleudert wurden. Ein Blick über die auf dem Almboden weit vorgeschobenen neuen Geröllfelder zeigt die Mächtigkeit des Absturzes. Dabei fällt auf, daß ein Geröllfeld in der Mitte nach der Längsrichtung um etwa zehn Meter tiefer liegt. Das halbe Geröllfeld ist eingesunken. Der Rasen gegen die Hütten zu ist beinahe schachbrettartig zerschnitten und zersprungen und hängt über die wellenförmigen Bodenerhebungen abwärts. Die Wettertannen sind entweder gebrochen und zersplittert oder mit dem Rasen vorgeschoben. Die meisten stehen schief nach allen Richtungen geneigt. Verschoben und geborsten sind auch die Almhütten. Eine davon ist dachüber in eine Mulde gestürzt. Die Westwand des Sandling zeigt viele neue Bruchstellen. Vorgelagerte Grate und Zacken, die früher nahezu die Gipfelhöhe hatten, sind tief herabgesunken, gespalten, geborsten. In unmöglich haltbaren Stellungen lehnen sie noch gegen den Absturz geneigt und können jeden Augenblick fallen. Ein eigenartiges, seltenes, sofort auffallendes Bild bietet die westliche Seitenwand des Südgrates. Am Fuße der von der Sonne gebleichten glatten Wand ist ein etwa zwanzig Meter breiter, die ganze Wand unten säumender, erdfarbiger Streifen sichtbar geworden. Er ist entstanden durch Absinken der bisher festen, zum Teil begrünten und mit Latschen und Fichten bestandenen Schuttfelder. Die Wand ist durch den Einsturz nach unten zu nunmehr bloßgelegt, infolgedessen kann hier auch die Tiefe des Einsturzes gemessen werden.

Zwischen dieser Wand und dem Bergrücken, der von der Sandlingalm ins Tal zieht, wälzt sich ein mehrere hundert Meter breiter Strom von Geröll, Schutt und Lehm langsam talabwärts. Der früher hier zur Alm führende Weg ist stellenweise von fünf bis zehn Meter hohen Abbrüchen unterbrochen und jetzt, da noch alles in Bewegung ist, nur mit Lebensgefahr zu begehen. Es ist ein ganz eigenartiger Abstieg, bei dem man außer der normalen Aufmerksamkeit bei einem schwierigen Steig auch noch jeden Tritt auf seine Sicherheit gegen Einsturz prüfen und abschätzen muß. Oft ist es allerdings möglich, auf eine untere Schuttpartie zu springen und mit ihr abzufahren. Aber der unheimliche, tückische Erdstrom ist an manchen Stellen so durchweicht, daß man unversehens knietief im klebrigen Schlamm steckt und Gefahr läuft zu versinken. Interessant ist die bei der Talfahrt rechtsstehende Berglehne. Sie ist von dem früher einige Meter höher gehenden Erdstrom so abgeschliffen wie die Seitenwände eines Gletscherbettes. Die Rinnen zeigen eingepreßtes Geschiebe und hängengebliebene, zersplitterte Holzteile der auf dem Strome abwärts getriebenen Baumstämme. Auf dem Wege, den jetzt der Strom nimmt, ist der Hochwald, der früher dastand, spurlos verschwunden. Alle Bäume wurden entwurzelt, niedergedrückt und sind jetzt unter dem Schlamm begraben. Der Ausstieg aus dem Strombett auf die hohen, glattgeschliffenen Ufer hat seine Schwierigkeiten. In dem unteren Teile ist der Erdstrom durchaus naß und klebrig. Ich mußte erst große Steine von einer Felsinsel im Schlammstrome herbeischleppen und in den Strom werfen, um auf diesen Stützpunkten über den Morast zu balancieren. Dann gab noch die Uferwand nach, und nur in Lehm gebadet und mit viel Mühe konnte ich in den Wald gelangen. Es ist nicht abzusehen, wie lange der Erdguß aus dem Bergesinnern noch andauern wird. Augenblicklich ist noch keine menschliche Ansiedlung gefährdet, da der Erdstrom nur durch den Wald geht. Wenn aber durch weitern Einsturz des Bodens bei der Sandlingalm, wo jetzt schon der ungeheure Druck der riesigen neuen Geröllfelder mit zahllosen hausgroßen Felsblöcken lagert, den Graten und Zacken oberhalb der Alm der Stützpunkt entzogen wird und sie dann mit einem Teil der Gipfelwand einstürzen müssen, so kann noch ein großes Unheil entstehen. Die Ursache des Einsturzes ist die Auslaugung des salzhaltigen Gesteines. In der Chronik des Aussees Salzbaues ist ein Einsturz des Stollens unter der Sandlingalm verzeichnet, der vor dreihundert Jahren erfolgt ist und damals zwölf Bergleute tötete. Deshalb wurde die Auslaugung unter der Sandlingalm aufgegeben. Es scheint aber, daß die Natur weiter gearbeitet und endlich den Berg ausgelaugt hat, so daß, durch das Hochwasser im September d. J. beschleunigt, die Katastrophe nun erfolgen mußte. Eine Wanderung in diesem Gebiete ist schon deshalb interessant, weil sie uns das Innere eines Berges bloßlegt und einen Einblick in das Werden und Vergehen der Berge, die wir meist nur von ihrer Außenseite kennen, gewinnen läßt. Die Gipfelwand des Sandling mit ihren Graten zeigt uns jetzt schon das Aussehen unserer Berge nach Tausenden von Jahren, wenn die Wirkung der Erosion, die stetige Arbeit der Wasser in allen Gebirgen, die für mehrere Menschenalter kaum vernehmbare Zerstörung und Abbröcklung bewirkt haben wird. Beim Einsturz des Sandling vollzieht sich der Nivellierungsprozeß in Wochen, und er kann wie der nachrinnende Bergstrom und die täglich, oft stündlich abstürzenden Steinblöcke leicht beobachtet werden.

Streiflichter.

„So'n Dussel!" Berliner Stadtbahn. Straßenbahnerstreik. Sonst 8 Sitzplätze und kein Stehplatz. Jetzt 10 Sitzplätze und 23 Stehplätze. Im Nebenabteil hört man eine Dame in Lebensgefahr stöhnen. Dann einen Herrn sagen: „Suchen wir die Plätze zu tauschen; dann können Sie sitzen." Da lacht neben mir ein Kerl im Pelz zu einem andern. „Bei dem Zustand ooch noch Raum für Höflichkeit, — so'n Dussel." Und der andere Kerl im Pelz lacht, und noch einige Herren lachen oder nicken ernsten Beifall. Unserer Tage Kaffrigkeit ist in den drei Worten, in dem Lachen und in dem ernsten Beifallsnicken. Keiner von diesen bepelzten Burschen, die sicherlich höchsten Wert darauf legen, von Tanzmamsellen und Büfettdamen für Kavaliere gehalten zu werden, kommt auf den Gedanken, daß sich's etwa erst „bei dem Zustand" lohnen könnte, noch Raum und Laune für Höflichkeit zu schaffen und zu haben, daß Höflichkeit etwa erst da anfangen könnte, wo sie ein kleines Opfer bedeutet. Die Valuta der guten Manieren, die Ausdruck innerer Kultur sind, ist gesunken wie die unseres Papiergeldes. Statt der Höflichkeit patzige Selbstgefälligkeit.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Die Frau als Handwerkerin * Von Else Otto.

Der Handwerkerstand hat durch die Industrie sehr gelitten. Manche Zweige des Handwerks sind ganz vernichtet, andere sind entartet. Das letztere gilt besonders von den Handwerken, deren Erzeugnisse nicht nur der Nützlichkeit dienen, sondern auch einen Schönheitswert haben können und darum auch haben sollten. Da die Industrie diese Schönheitswerte trotz aller glänzenden Vorspiegelungen nicht erzeugen kann, so hat sie rückwirkend und durch den Druck der Konkurrenz diese Handwerke entseelt. Es werden viele Versuche gemacht, sie neu zu beleben, vor allem einen neuen Handwerkerstand mit einer neuen Handwerkerehre zu schaffen. Das ist sehr schwer. Die schwierigsten Punkte sind, daß die Handwerker in den Städten viel zu teuer leben und darum viel zu teuer arbeiten, und daß bei der allgemeinen Verdummung und Verrohung und der stetig zunehmenden Verarmung der Kreis der Käufer immer kleiner wird. Man müßte nicht nur neue Handwerker, sondern auch neue Käufer erziehen. Wir sollten jeden, der trotz dieser Schwierigkeiten den Dornenpfad des neuen Handwerks beschreitet, aufs höchste achten und ihm zu helfen versuchen.

Mir war eine Brosche zerbrochen; der Stein mußte neu gefaßt werden. Ich nahm sie mit mir in die Stadt, um sie zu einem Goldschmied zu bringen. Vorher wollte ich Bekannte aufsuchen, die in einer düsteren Straße mit hohen Mietshäusern wohnten. Ich irrte mich im Hauseingang und merkte es erst, als ich ein paar Treppen hoch gestiegen war. Zugleich aber fiel mir an einer Seitentür eine mit Zwecken befestigte Visitenkarte auf, mit dem Namen „Emma Wille" und darunter „Goldschmiedin". Das kam wie gerufen, und ich klingelte. Ein nicht mehr ganz junges, unansehnliches Mädchen mit sanften Augen, in grauem Kleid und leinenem Arbeitskittel öffnete mir. Ich sagte ihr, warum ich gekommen; sie bat mich einzutreten. Die Tür führte direkt in ein großes, hohes Atelier, durch dessen mächtiges Fenster das trübe Tageslicht der Großstadt mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft einfiel. Im vollen Licht stand ein langer Tisch; daran saßen ein paar jüngere Mädchen vor Ziselierkugeln und arbeiteten eifrig mit den Punzwerkzeugen. Mir fuhr es durch den Kopf: „Der neue Handwerker mit Gesellen und Lehrlingen". Wir wurden bald einig, wie der Brosche zu helfen war. Als ich sie nach ein paar Wochen abholte, erzählte mir Fräulein Wille eins und das andere. Sie machte gute Geschäfte. Die Kriegsgewinnler drangen bis in ihren Winkel und kauften, was sie kriegen konnten. „Freude haben sie wohl nicht an den Sachen?" fragte ich. „Die Sachen sind ihnen ganz einerlei, sie dürfen sogar schön sein", sagte sie mit stillem Lächeln. „Und wenn die Kriegsgewinnler kein Geld mehr zu verstecken brauchen?" Sie antwortete nicht, aber es flog ein Schatten über ihr Gesicht. Ich sah vor mir, wie sie sich mit Händlern einlassen mußte, die nicht mehr nahmen, was sie bot, sondern verlangten, was ihr dummer Händlerverstand und die noch dümmeren Käufer gut fanden, oder mit einem der Künstlerinnenvereine, die in keiner großen Stadt fehlen, deren Jury sich aber nur dadurch von den Händlern unterscheidet, daß sie statt der Mode von gestern und heute die Mode von morgen, vielleicht noch von übermorgen zum Maßstab nimmt. Ich sah sie zum Spielball des Marktes werden; denn sie mußte ja leben, des Absatzes wegen sogar in der teuren Großstadt. Dann würde dieses graue Dasein, dem abends kein warmes Familienzimmer mit freundlich gedecktem Tisch winkte, sondern ein kaltes Junggesellenstübchen mit einer Spiritusmaschine, auch noch des Reizes der selbständigen Arbeit entbehren, die beglückt und alles vergessen macht. Selbst das gute Gewissen des ehrlichen Arbeiters, der sein Bestes gibt, würde ihr genommen sein. Wenn ein Familienvater ein so schweres Opfer bringen muß, so bringt er es wenigstens für seine Kinder. Und wenn sie krank oder altersschwach wird? Hat sie keine näheren Verwandten, so ist sie auf die Gutmütigkeit fremder Menschen angewiesen und auf kümmerliche Kranken- und Altersversicherungen. Wärme aber ist nirgends für sie; sie ist wie ein Blatt im Winde.

Als ich die dunkle Treppe hinunterging, stieg die Erinnerung an ein Nonnenkloster in mir auf, das ich einmal besuchte, wo noch heute schöne Paramente nach alten Überlieferungen gestickt werden. Ich sah die Nonnen in ihren hellen, sauberen Zellen am offenen Fenster sitzen, durch das ein flüchtiger Duft von Buchsbaum und Zentifolien aus dem alten Klostergarten heraufdrang. Ich sah sie mit den zarten weißen Händen eifrig und glücklich die schimmernden, goldenen Fäden durch den Seidenstoff ziehen. Als ich später die herrlichen Kaisermäntel im Domschatz zu Bamberg sah, da dachte ich an die Nonnen und ihre stillen, heiteren Gesichter. Was bedeutete für sie die Zeit? Bis an ihr Lebensende war ihnen der Tisch gedeckt; freundliche Mauern schirmten sie; keine Sorge, keine ungeduldigen Käufer drängten sie bei der Arbeit. Sie konnten jahrelang an einem Wunderwerke schaffen, das noch nach Jahrhunderten scheue Ehrfurcht, wie vor etwas Heiligem, im Beschauer wecken mochte. Sollen die alleinstehenden Frauen unserer Zeit in den Zweigen des Handwerks und der Kleinkunst, die ihren Gaben und Kräften angemessen sind, der Goldschmiedekunst, der Keramik, der Kunststickerei, Klöppelei, Knüpferei und Handweberei, der Buchbinderei und dem Buchschmuck, der Batik und dem Handdruck, der Emaillemalerei und Miniatur, etwas leisten, was in seiner geistigen und technischen Vollendung den alten Kaisermänteln ebenbürtig ist, so müssen ihnen Lebensbedingungen geschaffen werden, die sie vor dem unmittelbaren Kampf ums Dasein sicherstellen. Für den Mann, der Vollendetes schaffen will, ist dieser Kampf schon schwer genug und oft verhängnisvoll, die Frau muß er notwendig verstümmeln. Es müssen Gemeinschaften gegründet werden, die den Klöstern in ihrer guten Zeit entsprechen.

Man denke sich ein Gut in der Nähe einer Bahnstation, von einer oder mehreren Städten leicht zu erreichen. Es muß gerade so viel an Brotgetreide, Milch, Butter, Eiern, Fleisch, Obst und Gemüse, möglichst auch Wolle und Leinen hervorbringen, als für die Bedürfnisse von fünfzig Menschen genügt. Die für Frauen körperlich zu schweren Arbeiten, das Pflügen, Umgraben, Mistfahren, Mähen und Einfahren, müßte je nach den landwirtschaftlichen Verhältnissen der Gegend, von Tagelöhnern oder akkordmäßig von umwohnenden Bauern verrichtet werden. Man denke sich ein großes Wohn- und Wirtschaftshaus, das eigentliche Gutshaus, um Garten und Hof verstreut zehn kleine Häuser, etwa in der Art der alten Kavalierhäuser bei fürstlichen Schlössern, jedes mit vier Schlafzimmern im Oberstock und, je nach Bedarf, vier kleineren oder zwei größeren Werkstätten im Erdgeschoß. Im großen Hause wohnt die Verweserin mit neun Helferinnen, etwa 1 Buchhalterin, 2 Köchinnen, 2 Gärtnerinnen, 2 Schweizerinnen, 2 Wäscherinnen und Putzerinnen. Diese Helferinnen dürfen nicht bureaukratisch auf ihre Gebiete beschränkt bleiben, sondern müssen sich gegenseitig aushelfen und in die Hände arbeiten. Eine der Helferinnen ist Unterverweserin und muß die Verweserin im Krankheitsfalle vertreten. Die Verweserin muß eine nicht mehr ganz junge Frau von großer wirtschaftlicher Tüchtigkeit sein, mit überlegenem Geist und Charakter, am besten eine kinderlose Witwe, die schon einen großen ländlichen Haushalt geführt hat und reich an menschlichen, gesellschaftlichen und praktischen Erfahrungen ist. Sie hat in allen Dingen, die nicht fachmännische Fragen des Handwerks sind, die letzte Entscheidung, der sich alle Schwestern des Stifts unbedingt zu fügen haben. Ihr stehen außer der feststehenden Unterverweserin vier jährlich von der Schwesternschaft neu zu erwählende Beraterinnen zur Seite, die das Recht des Vorschlags und der Kritik haben. Nur bei der Entscheidung über die Aufnahme neuer Mitglieder haben diese sechs Frauen nach Stimmenmehrheit zu entscheiden, wobei die Verweserin nur insofern ein Übergewicht hat, als ihre Stimme bei etwaiger Stimmengleichheit den Ausschlag gibt. Wegen des nötigen sachverständigen Urteils über das Können der Aspirantin ist es gut, wenn verschiedene Handwerke in dem Rat vertreten sind. Lernende, die noch keine Meisterschaft besitzen, sind nur als Schülerinnen aufzunehmen. Der im Gutshaus zur Verfügung stehende Raum bestimmt ihre Zahl. Es dürfen nur Schülerinnen mit echter Lehrlingsgesinnung geduldet sein, die in dem Sinne angeleitet werden, daß man sie als Nachwuchs des Handwerks betrachtet. Mädchen, die das Handwerk aus irgendwelchen Luxusgründen erlernen wollen, dürfen nicht angenommen werden. Von den übrigen vierzig Schwestern sind etwa dreißig Handwerkerinnen, etwa zehn mögen durchschnittlich durch Krankheit oder Altersschwäche an der Ausübung ihrer eigentlichen Berufsarbeit verhindert sein. Sie können durch kleine Hilfeleistungen in der Hauswirtschaft, durch Strümpfestricken, Spinnen, Flicken und Wachen am Krankenbett im Stift die Rolle spielen, die die Großmutter in der Familie spielt. Bei der Gründung der Stifte muß darauf gesehen werden, daß gleich von Anfang an alle Altersstufen, etwa von 20—50, vertreten sind, damit nicht alle Schwestern auf einmal alt werden und bei der begrenzten Anzahl der Stellen kein ausreichender Nachwuchs kommen kann. Die Mahlzeiten werden gemeinsam im Gutshaus eingenommen, das außer dem Speisesaal auch einen Gesellschaftssaal mit der Bibliothek und ein Versammlungszimmer enthält. Die Wäsche wird von den dazu bestimmten Schwestern gewaschen, nur muß jede Schwester ihre Leibwäsche selber plätten, auch ihren Schlaf- und Arbeitsraum reinigen und ihre Kleider nähen. Die Stiftstracht muß den denkbar einfachsten Schnitt haben, ein Feiertagskleid im selben Schnitt etwas reicher ausgestattet sein. Die Handwerkerinnen arbeiten auf Bestellung. Die Käufer kommen ins Stift und verhandeln in ihren Werkstätten persönlich mit ihnen. Durch diesen Verkehr mit der Außenwelt ist Weltentfremdung und Einsamkeit ausgeschlossen. Andererseits ist durch das Abseitsstehen vom großstädtischen, gesellschaftlichen und geschäftlichen Getriebe der bei Frauen außerordentlich großen Gefahr der Modesuggestion in hohem Grade vorgebeugt. In überschüssigen Arbeitsstunden können nicht be-

Digitized by Google

stellte Gegenstände gefertigt werden, die zu gelegentlichem sofortigen Verkauf in einem geeigneten Raum des Gutshauses aufgestellt und von den einschlägigen Handwerkerinnen vorgeführt werden. Auch können Museen interessiert werden, die den Vertrieb solcher Sachen übernehmen. Eine Überproduktion darf natürlich nicht stattfinden, damit nicht zuviel Betriebskapital in Waren festgelegt wird. Die Verweserin muß so viel geschäftlichen Scharfblick haben, daß sie hier zwischen Angebot, Nachfrage und Betriebskapital ein Gleichgewicht herstellt. Längere Abwesenheiten dürfen nur zum Zweck eines Familienbesuchs oder Besuchs naher Freunde und nur einmal jährlich gestattet sein; kürzere Abwesenheiten nur zu Studienzwecken (etwa Besuch eines Museums oder vorbildlicher männlicher Werkstätten) oder zum Zweck des Materialeinkaufs, der durch geeignete Schwestern im Auftrag des Stifts ausgeführt wird. Zu solchen Reisen muß die Verweserin Erlaubnis erteilen, auch zu Ausflügen zur Erholung und Erheiterung. Von einem bestimmten Lebensjahr an, etwa dem 30., muß die Schwester sich förmlich fürs Leben dem Stifte verpflichten. Bis zu diesem Jahre ist sie allen Stiftsregeln unterworfen; es steht ihr aber frei, auf vorherige Vereinbarung mit der Verweserin hin, das Stift zu verlassen. Die Stimmberechtigung bei der Wahl der Beraterinnen tritt erst mit dem förmlichen Eintritt ein. Die Beraterinnen selbst müssen auch förmlich verpflichtet sein. Für die Verpflichtung muß eine Art Eidesformel gefunden werden, die die Wortbrüchige mit einem Makel der Ehrlosigkeit behaftet. Sind erst viele solcher Stifte vorhanden, die in wesentlichen Dingen unter einer gemeinsamen Ordensregel stehen und sich in die Hände arbeiten, ist durch die Beziehungen der Schwestern, durch die Käufer und ihre Beziehungen ein sehr großer Kreis von Menschen an diesen Stiften beteiligt, so wird dieser Makel sehr wirkungsvoll sein. Land, Gebäude, Inventar und Betriebskapital müssen durch private, städtische oder landschaftliche Stiftungen aufgebracht werden. Auf dieser Grundlage muß das Stift finanziell balanciert werden. Alle Ausgaben und Einnahmen sind gemeinsam. Privatvermögen der Schwestern verfällt vom Tage des förmlichen Eintritts dem Stift. Die noch nicht verpflichteten Schwestern müssen die Zinsen der Verweserin zur Verfügung stellen. Die Schülerinnen müssen Pension und Lehrgeld bezahlen und unterstehen der unbedingten Autorität der Verweserin. Die fiktiven Arbeitslöhne müssen nach finanzieller Ausbalancierung des Ganzen festgestellt werden. Sie können unter Umständen sehr niedrig sein, so daß die Arbeiten, die ja auch nicht durch Zwischenhandel belastet sind, mit Industrieerzeugnissen konkurrenzfähig werden und der mögliche Käuferkreis sich wesentlich vergrößert.

Der hier nur flüchtig ausgeführte Vorschlag wird mit einem Geschrei der Entrüstung begrüßt werden, das gerade von denen ausgehen wird, für die er gemacht ist. Die törichten Schlagworte „Freiheit und Unabhängigkeit", die man lieber in „Vogelfreiheit und Schutzlosigkeit" umtaufen sollte, sind den Frauen so ins Gehirn eingehämmert, daß sie schwer wieder daraus zu entfernen sind. Dazu fehlt die Einsicht in die sehr vorübergehende Natur der augenblicklichen günstigen Lage des Kunstgewerbes. Wir wollen das unvermeidliche Geschrei nicht allzu schwer nehmen, denn die Frauen, in denen eine wirkliche Handwerkerehre lebt, werden das Freiheitsgespenst fahren lassen, sobald sich ihnen eine Möglichkeit eröffnet, ihrer Arbeit ungestört und ohne Sorge leben zu können. Die das Gespenst aber nicht fahren lassen, sind solche, die Geschick, Geschmack und die bei Frauen sehr verbreitete Gabe der Modewitterung haben und diese Eigenschaften mit Können und Talent verwechseln. Um diese brauchen wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen; sie sind wert, ihre Freiheit bis zum Ende zu kosten.

Wenn der Glaube an die Möglichkeit solcher Stifte durch mündliche und schriftliche Propaganda verbreitet wird, so werden sich mit der Zeit auch die Stifter finden, welche die Mittel beschaffen. Von diesen Stiften könnte vielfältiger Segen ausgehen. Sie könnten Käufer erziehen, die nicht mehr gedankenlos in Läden rennen, um unter zehn Scheußlichkeiten die erträglichste auszusuchen, sondern ihren Wunsch vertrauensvoll zum Handwerker tragen und mit ihm besprechen; die nicht roh und ungeduldig drängen, die das Vollendete freudig in Empfang nehmen, mit Liebe und Schonung behandeln und Kindern und Enkeln als teuren Schatz vermachen. Diese Käufer würden auch dem männlichen Handwerk zugute kommen. Die Stifte könnten Zweige der Kleinkunst und des Kunstgewerbes, die schwer daniederliegen, zu neuer Blüte bringen und unser verarmtes Leben langsam wieder bereichern. Sie könnten helfen, eine neue Handwerkergesinnung zu erzeugen. Die Nonnen arbeiteten zur Ehre Gottes und der Heiligen und für die priesterlichen und königlichen Vertreter Gottes auf Erden. Darum sind ihre Arbeiten Heiligtümer. Die Handwerkerinnen unserer bewußten und entgötterten Zeit müssen die religiöse Inbrunst durch eine sittliche Inbrunst ersetzen, durch das Gefühl, daß sie mit jeder guten handwerklichen Arbeit auf viele Menschen, auch in der Zukunft, wirken, ihnen Freude und Genuß bereiten, ihre Sinne verfeinern, ihnen Achtung vor dem Besitz und Ehrfurcht vor dem Schönen einflößen. Wenn sie in solcher Gesinnung arbeiten, dann können auch ihre Arbeiten zu Heiligtümern werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ernährungs-Forschung,

ihre letzten Ergebnisse und ihre Ausnützung für das praktische Leben.

In den letzten Jahren hat die Ernährungswissenschaft, die auf dem Grenzgebiet von Chemie und Heilkunde arbeitet, außerordentlich bedeutende Fortschritte gemacht und Ergebnisse erzielt, die für die Allgemeinheit von größter Wichtigkeit sind. Dem deutschen Forscher Emil Fischer gelang es nachzuweisen, daß das Eiweiß der Nahrung bei der Verdauung in die kleinsten Bestandteile weitgehend gespalten und in Eiweißbausteine (Aminosäuren) zerlegt wird, aus denen dann das arteigene Körpereiweiß wieder aufgebaut wird. Tier und Mensch sind aber nicht in der Lage, aus reinen Nährstoffen — mögen sie auch die für die Ernährung nötigen Mengen von Eiweiß, Fett, Salzen und Zuckerstoffen enthalten — sich gesund zu erhalten und zu wachsen. Die Tierversuche ergaben, daß bei derartiger Ernährung mit reinen Nährstoffen schwere Nervenstörungen auftreten und die Zeugungsfähigkeit abstarb. Bei Zugabe kleiner Mengen von Stoffen, wie Kleie-Auszügen, fein zerkleinertem Spinat, schlummernden Getreidekeimen usw., hob sich alsbald der Ernährungszustand wieder und die Munterkeit der Versuchstiere stellte sich bald wieder ein. Das Körpergewicht vermehrte sich, auch der Fortpflanzungstrieb und die sonstigen Kennzeichen für die normale Lebenstätigkeit traten wieder auf. Die Forschungsarbeiten deutscher Gelehrter, wie Funk, Schaumann, Bornstein, Abderhalden, Röhmann, Hofmeister, haben ergeben, daß zum Aufbau von Körpersubstanzen nicht nur die bisher bekannten Nährstoffe Eiweiß, Zuckerstoffe, Fett und Salz gehören, sondern daß kleine Mengen von bisher unbekannten, geheimnisvollen Substanzen unerläßlich sind, die als Ergänzungsnährstoffe, Vitamine oder Nutramine bezeichnet worden sind und beim Aufbau von Körpereiweiß aus den Eiweißbausteinen eine ähnliche Aufgabe zu leisten haben wie der Mörtel zum Verbinden der Mauersteine. Diese Vitamine finden sich in allen unversehrten Nahrungsrohstoffen, in Vollmilch, Eiern, Butter, Vollkornmehl, schlummernden Getreidekeimen, frischem Gemüse, nicht aber z. B. in Dörrgemüse, in Blechdosen eingeschlossenen Gemüsen und ähnlichen Konserven. Die letzten Forschungen auf diesem überaus wichtigen Gebiete mußten englischen und amerikanischen Gelehrten überlassen bleiben, da die deutschen Forschungsstätten unter den Einwirkungen des Krieges und der Revolution nicht mehr in der Lage waren, die zu den ausgedehnten Untersuchungen nötigen Mittel zu beschaffen. Die wissenschaftliche Forschung hat also gezeigt, daß der im Menschen und Tier wohnende Instinkt im allgemeinen stets das Richtige bei der Ernährung getroffen hatte und daß der Mensch zu Schaden kam, wenn er sich bei der Ernährung zu weit von der Natur entfernte. Das Abschleifen des Reises z. B. führte bei vorwiegend von Reis lebenden Menschen in Indien, den holländischen Kolonien usw. die fürchterliche Beriberi-Krankheit herbei, die sofort verschwindet, wenn wieder Vollreis verwendet wird, der nicht des elfenbeinfarbigen Häutchens und des schlummernden Keims beraubt ist. Trotzdem wird bei uns noch immer fast ausschließlich abgeschliffener Reis bevorzugt, weil die Hausfrau und daher auch der Händler diesen wegen des scheinbar helleren, glänzenderen Aussehens bevorzugen. Derselbe Trieb der Menschlichkeit hat in den letzten Friedensjahren zur immer weiteren Ausschaltung des Getreidekorns, dem Ausschalten der das Eiweiß, die Nährsalze und die Vitamine vorwiegend enthaltenden Kleberzellengewebe der Getreiderandschicht und damit zu immer hellerem Mehle und Brot geführt — sehr zum Schaden der Ernährung der Erwachsenen und des Wachstums der Kinder. Rhachitis und andere Entwicklungsstörungen der Kinder sind jedenfalls auf das Fehlen der Vitamine in der täglichen Nahrung zurückzuführen. Die neue Vitaminforschung wird daher der Heilkunde neue Wege zeigen, ebenso der Hausfrau für die Behandlung der Nahrungsmittel und der gesamten Ernährungsindustrie von der Müllerei bis zur Herstellung von Hafernährmitteln, Suppenmehlen, Kräutermitteln und Kindernahrungspräparaten.

Schon seit längerer Zeit kämpft der Nahrungsmittelchemiker Dr. [illegible] Klopfer für die Vollkornernährung (Vollkornbrot), das Nicht-Abschleifen des Hafers bei der Bereitung von Haferflocken und die Betonung des schlummernden Getreidekeims zur Herstellung von Kräftigungsmitteln für in der Ernährung Zurückgebliebene, an Erschöpfungszuständen der Nerven leidende Erwachsene und im Wachstum und in der Entwicklung gehemmte Kinder. Das aus den winzigen, eidotterfarbenen Getreidekeimen gewonnene Kräftigungsmittel, von Dr. Klopfer „Materna" genannt, ist ein reines Naturerzeugnis, das nur eine durch Deutsches Reichspatent geschützte Behandlung in der Luftleere durchgemacht hat und seines malzähnlichen Geschmacks wie andere Nährmittel in Puddingform mannigfaltig zur Aufbesserung der täglichen, vielfach unzureichenden Kost zu verwenden ist. Von demselben Gesichtspunkte ausgehend wird für kleine Kinder aus Hafer und schlummernden Roggenkeimen ein [illegible] gesprochenes Kindernährmittel, „Dr. Klopfers Kindernahrung" [illegible] bereitet. Beide Erzeugnisse, Materna und Dr. Klopfers Kindernahrung, sind so billig (½ Pfund drei Mark), daß sie auch von [illegible] Familien verwendet werden können. Allerdings schließt dieser [illegible] kostspielige Reklame-Ausgaben aus; die Verbraucher müssen zur Aufrechthaltung des niedrigen Preises selbst für das weitere Bekanntwerden dieser Erzeugnisse und der diesen zugrunde liegenden Verfahren, Forschungsergebnisse sorgen und den Wiederverkäufer, der wegen des billigen Verkaufsgegenstandes wegen des beschränkten Nutzens kein Interesse hat, veranlassen, diese wichtigen Nährmittel zu führen und vorrätig zu halten. Auszüge aus den wissenschaftlichen Arbeiten bedeutender Ernährungsforscher über Vitamine und die Ergebnisse der Prüfung der erwähnten Kräftigungsmittel können kosten- und portofrei von Dr. Volkmar Klopfer, Leubnitz-Neuostra bei Dresden, bezogen werden.

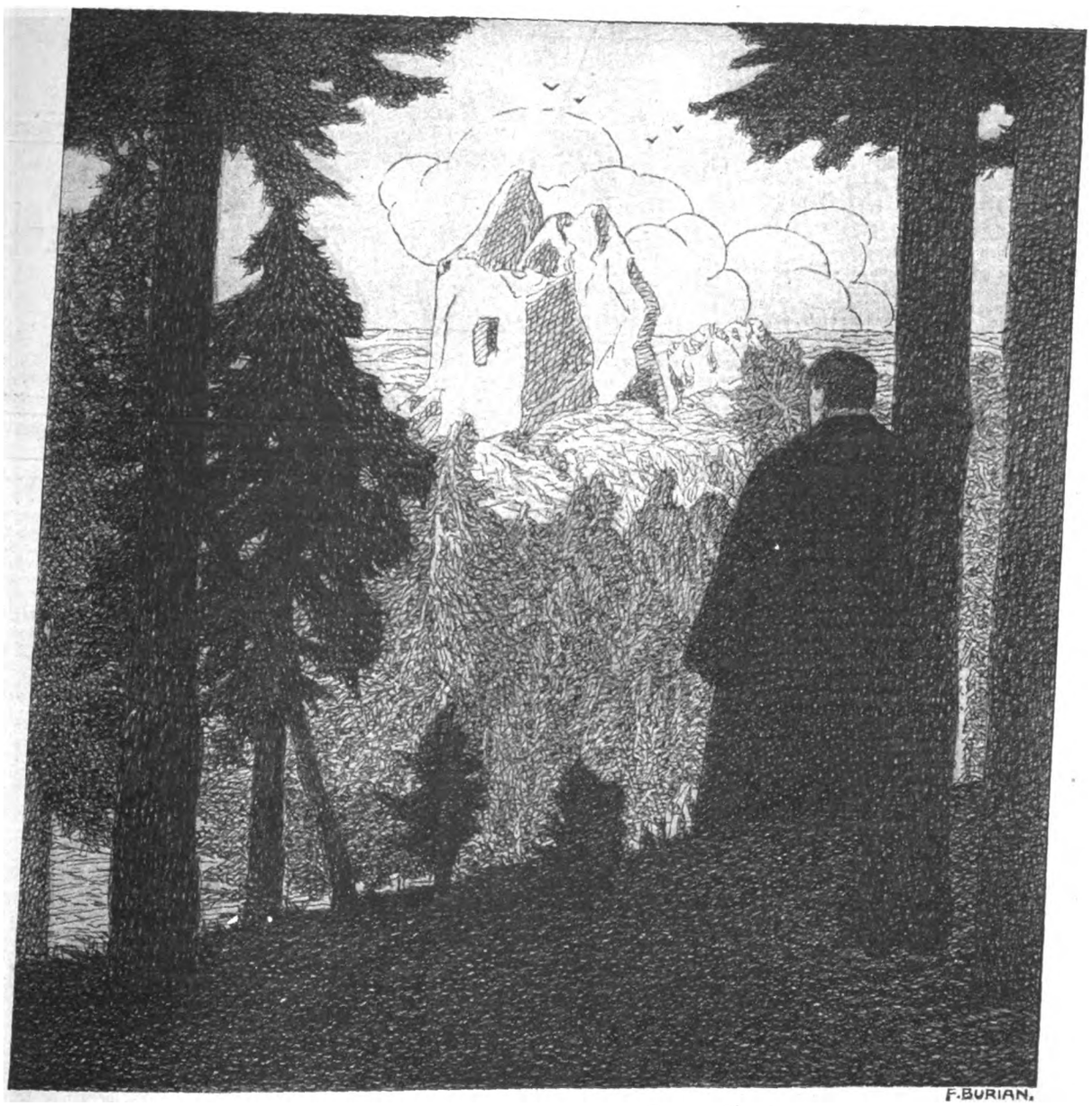
Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

68. Jahrgang 1920 • Nr. 48

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Blick ins Tal. Federzeichnung von Franz Burian.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Zeitschrift ist untersagt und wird verfolgt.

Inhalts-Verzeichnis

Übersetzungsrecht vo… Ernst Keils Nachfolger …

Die Lilsbrucher Wirren. Roman von Friedrich Huffong. (4. Fortsetzung.) . Seite 777
Bei den Schutzleuten. Gemälde von Ernst Eimer . . . . . „ 777
Altes braunschweigisches Amt. Gemälde von Erich Mattschaß . . . . . „ 779
Marabu. Radierung von Wilhelm Kuhnert . . . . . „ 781
Lola Montez. Von Valerian Tornius. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 783
Im Kampfe mit wilden Bienen. Von Karl Müller-Birmasens . . . . . „ 785
Optische Täuschungen. Von Karl Michsch. (Mit Abbildungen.) . . . . . Seite 787
Grimmitz. Eine Dachsgeschichte von Paul Haase. (Mit 4 Zeichnungen.) . . „ 788
Stinsteiner. Vom H. am Hellweg . . . . . „ 790
Die Welt der Frau:
Mode. Für kalte Tage. (Mit Abbildungen.) . . . . . „ 791
Weihnachtliche Ratschläge für Küche und Haus. Von Luise Holle . . . . „ 792

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
— Ueberall erhältlich. —
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(Im Deutschen Zahnärztehaus).

Wollen Sie ein gutes Hausmittel haben, so kaufen Sie
Amol
Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Briefmarken enorm billig Preisl. Auswahl z. Dienst. Versandhaus G. Röhr, Bad Oldesloe (u).

Gegen Würmer
Spul- u. Madenwürm. gebr. Sie, wenn and. Mittel schon erfolglos angewandt, das neue, wohlschmeckende Wurmmittel in flüssiger Form „Contraverm-Neu", 10 M., mit Salbe (geg. Madenwürmer nöt.) 13 M. Nur zu beziehen durch Apoth. H. Maass, Hannover 23.

Neuheit! Märchenspiele!
Schneewittchen, Dornröschen, Aschenputtel. Alle drei in sämtlich. Figuren aufstellbar, hochfein künstlerisch koloriert zusammen 86 Fig., 5 Hintergründe sowie die drei Erzählungen, komplett gegen Einsendung von 11.50 M. franko. Nachnahme 70 Pf. mehr. Große illustr. Liste üb. Riesen-Auswahl Spielwaren, Scherz- u. Karnevalsartikel nur gegen Einsendung von 1.— M. frei.
Märchenspiele
(Postscheckkonto Berlin 38623. Porto bis 25 M. nur 5 Pf.)
A. Maas & Co., Berlin 135, Markgrafenstr. 84. Gegründet 1890.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle.
— Preisliste frei. —
August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 88
Gegr. 1862

Stottern
kein Sprechfehler, nur die Angst ist zu beseitigen. Auskunft gibt Anstalt Hausdörfer, Breslau I, R 14.

DÜRKOPP
NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
DÜRKOPPWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

Ein prächtiges Buch ist:
Waldstille und Weltleid
Roman von A. von Blomberg.
Brosch. M. 9.00, in Pappe geb. M. 13.00, in Lein. geb. M. 22.00.
Aus dem Frieden des weltfernen Waldes, den uns Blomberg in seinem vollen Farbenprunk und friedvollen Stimmungszauber malt, tritt die Heldin des Romans in die große, glänzende Welt, um all das Weh durchzukosten, das sie gleißend verhüllt. Sie sieht den herrlichen Mann an ihrer Seite untergehen, ohne ihn retten zu können, bis sie selbst blumengleich verblüht. Gewaltige fürchterliche Kämpfe sind es, die das stille Kind aus dem Walde durchzukämpfen hat, — Kämpfe, die mit dichterischer Kraft geschildert werden.
Außerdem erschienen von
„Blomberg"
2. Reggfields Tochter;
3. Gegen den Strom;
4. Bis ins dritte und vierte Glied;
5. Das vornehmste Gebot;
6. Höhenluft;
7. Ein Fels im Meer;
8. Er trug sein Kreuz;
9. Dornröschen;
10. Deutsche Treue.
Preise von 2, 3, 5, 6, 7, 9, 10: jeder Roman:
Brosch. Mark 6.50, in Pappe Mark 9.25, in Leinen Mark 17.00.
Preise von Band 4 und 8 kosten jetzt brosch. je Mark 6.50, in Pappe gebunden Mark 8.40, in Leinen gebunden Mark 15.00.
Die gesamten Werke, im geschmackvollen Karton vereinigt, kosten in Pappe gebunden Mark 84.00, in Leinen gebunden Mark 154.00.
Die Blomberg'schen Bücher eignen sich inhaltlich sowie durch ihr schmuckes äußeres Gewand auch prächtig zu Geschenkzwecken.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder den
Verlag E. Ungleich / Leipzig / Talstraße 1.

Trinket Tee:
-weitaus das billigste aller Getränke!

„Z.Z. Deyform"
D. R. Patent
Höchste Neuheit

Hochmodern, Magen frei, Atmung frei. Frauenärztl. glänzend empfohlen. Zu beziehen durch Korsettgeschäfte u. verwandte Branchen. Bezugsquellen weisen gerne nach die
alleinig. Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt (Württbg.).

Mingol-Tabletten
schützen vor Husten,
Heiserkeit und Erkältung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.
Fabrik H. von Gimborn, Akt.-Ges., Pharm. Abtlg., Emmerich a. Rhein.

Kriegs-Briefmarken
7 Saare I. Ausg. 13.50 | 20 Liechtenstein 10.75 | 10 Plebis. O.-Schl. 7.50
15 a. Monten. 7.50 | 8 Russ. Südw. Armee 12.50 | 11 Plebis. Schlsw. 9.50
3 Kowno .. 4.75 | 36 Deutsch. Kol. 31.— | 9 Thurn u. Taxis 15.—
3 Riga Befr. 3.75 | 7 Lettl. Befr. u. Jub. 22.50 | 6 Polen Reichstag 7.—
100 verschied. Kriegsmarken 22.50 | 300 verschied Kriegsmarken 225.—
200 verschied. Kriegsmarken 91.— | 500 verschied. Kriegsmarken 480.50
Max Herbst, Markenh., Hamburg 5.
Illustrierte Preisliste auch über Kriegsnotgeld kostenlos.

MONTBLANC ORIGINAL FÜLLHALTER
GRE GRO
WEIL ELEGANT U. PRAKTISCH
EIN BEGEHRTES
WEIHNACHTS GESCHENK
ERMÖGLICHT GRÖSSTE SCHREIBGESCHWINDIGKEIT
INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT
FÜR DAMEN UND HERREN
FABRIKAT SIMPLO HAMBURG

Die Versicherungsgesellschaft
Thuringia
in Erfurt.
Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.
Vertreter in den meisten Orten.

Krampfadern, offene Beine, Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.
aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich juckende, nässende und sehr entzündliche Ekzeme heilt sofort die kühlende „Fridosan-Heilsalbe"
D. R. P. angemeldet. Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt beim Hersteller: Dr. Strausz & Co., Berlin W 15, Uhlandstraße 146/G. Preis der Original-Dose M. 1.20, gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.
Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! Prospekt kostenfrei.

Digitized by Google

Nr. 48 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Welte Welt" und „Vom Fels zum Meer" * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

4. Fortsetzung.

Um die Mittagszeit rastete der Händler Salman in der „Güldenen Bretzel". Er saß an einem kleinen Tischchen, hatte sein Essen aus dem Papier gewickelt und sich eine Kanne voll heißen Kaffee dazu geben lassen. „Sonst noch was?" fragte Frau Seidenschwanz, indem sie ihm die Kanne hinsetzte.

„Nu, wenn Se vielleicht e bißchen was frischgebackenes Mürbes hätten, Frau Posthalterin. Aber mit Butter muß es gebacken sein."

Frau Seidenschwanz stützte dem Handelsmann gegenüber die Hände auf den Tisch. „Denkt Ihr, wir backen mit Schweineschmalz? Hier wird keiner bemogelt, und wenn's ein Jud ist, und wenn's ein Narr dazu ist."

Salman machte eine abwehrende Handbewegung. „Was ereifern Se sich? Gott, die aufgeregten Lülsbrucher! Bloß noch Ereiferung. Kein Geschäft mehr mit ihnen zu machen. Und jetzt auch noch die Frau Posthalterin, was immer so e vernünftige Frau war. Wollen Se auch Religionsgespräche halten?"

Herr Seidenschwanz, der als ein betrübtes Lämmerschwänzchen mit wehmütig gesenktem Kopf bei dem großen Kachelofen stand, fuhr auf: „Um Himmels willen," sagte er, „bloß davon nichts. Es macht mich nervös, krank; es bringt mich noch um. Klara, bloß keine leichtfertigen Redensarten! Ihr habt gut reden, Salman. Ihr kommt, Ihr macht Euer Geschäft und fahrt fort. Aber ich sitze hier mitten drin und muß drin sitzen bleiben. Ach du Vater! Wie man's macht, macht man's verkehrt. Nichts als Schaden und Abtrag. Seit der Herr Pfarrer Leubing hier ißt, kommt mir kaum noch ein Ebelowenscher ins Haus. Soll ich ihn ausladen? Wär's nicht ein Unsinn? Und eine Ungerechtigkeit? Und trau ich mich denn? Und wenn ich mich traute, — blieben mir dann nicht die neugläubigen Kunden noch mehr weg als jetzt die altgläubigen? Für nichts kann ich was, und von allem hab' ich den Schaden. Kann ich dafür, daß der Herr Pfarrer Leubing ein Junggeselle ist und nicht ungegessen leben kann? Kann ich dafür, daß der Herr Pfarrer Ebelowen eine erwachsene Tochter hat und eine eigene Haushaltung? Sonst möcht' ich ihn wohl auch sehr gern in Kost nehmen. Ich bin ein unparteiischer Gewerbsmann."

„Na also," sagte plötzlich von einer anderen Zimmerecke her Adam Zerngie-

Bei den Schularbeiten. Gemälde von Ernst Eimer.

Digitized by Google

bel, der dort hinter seinem Gläschen saß, „dafür habt Ihr auch von keiner Partei Dank. Das ist doch natürlich.

Herr Seidenschwanz fuhr nervös gegen den Zwischenredner los: „Deine vorwitzigen Redensarten haben mir grade noch gefehlt, grade noch. Sitzest hier wohl herum, um ein bißchen zu horchen, was? Ich werde mich hüten vor deinem losen Maul. Und du, hüte dich auch, Klara, hörst du? Rede dir nichts an den Hals. Ach, das alles bringt mich noch um. Krank bin ich schon."

„Im Hirn," sagte Zerngiebel, „aber das ist schon lange. Was habt ihr für einen Begriff von Menschen? Wann seid ihr eigentlich auf die Welt gekommen? Wie denkt ihr euch das? Bei den Parteien heißt's: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Doch ihr rechnet: Alle würden ein Herz für euch haben, wenn ihr nur selbst euch keines für irgendeinen faßt. Aber freilich: Wer keins hat, kann keins fassen."

„Mein, e gescheiter Narr", warf Salman ein.

Herr Seidenschwanz fuhr aufgeregt von einem zum anderen: „Das sind unbeschaffene Redensarten. Ich hab' genug davon, genug und übergenug." Und er rannte aus dem Gastzimmer hinüber nach dem Bäckerladen und warf die Tür hinter sich zu.

„Du brauchst ihn nicht immer so zu ärgern", sagte seine Frau zu Zerngiebel; „es ist schon wahr: Du kannst dein Maul spazierengehen lassen. Dir verschlägt's nichts. Aber er spürt den Schaden. Könntest ihm schon lieber seine Ruhe lassen."

„Ei was, Posthalterin, soll ich mich von ihm für einen Aushorcher und Spionen verschreien lassen? Könnt' einem ja die ganze Wirtschaft hier verleiden. Und ich häng' nun einmal dran. Um Euretwillen will ich's ihm nicht weiter nachtragen. Darauf muß ich eins trinken; darauf könntet Ihr mir ein Schnäpschen einschenken. Es kann auch ein Schnaps sein. Ich meine, es wird nicht der erste sein. Und Gott vergelt's Euch, aber ich weiß, Ihr tut's gern und tragt den Lohn in Eurem Herzen. Ach, da sehe ich Euch schon auf dem rechten Wege. Na, nehmt ruhig den andern; er ist besser. Was, wie das sauber ins Gläsel läuft! Ist der ein Mensch, den das nicht rührt? Was da alles drinsteckt! Angenehme Träume, Korngold, Sommer, Licht, Wärme, die gescheitesten Gedanken. Na, Eure Gesundheit, Posthalterin! Und du sollst auch leben, Salman! Eine Woche voll guter Geschäftchen und einen angenehmen Schabbes! Kannst dann auch noch einen zum besten geben. Frau Seidenschwanz, der Salman gibt auch noch einen zum besten. Ich hab' das Vergnügen davon und er die Ehre und Ihr den Gewinn. So ist alles gut verteilt. So gut meint's der liebe Gott. Er gibt uns das; er will nicht, daß wir's verschmähen. Er hat die schöne Musik hineingelegt, die da drin liegt; er will, daß einer sie hört." Und er sang: „‚Laß die Leute Leute sein, trink dein Gläschen Branntewein! Trink dein Gläschen Branntewein, laß die Leute Leute sein!' Komm her, du destillierte Sonne! Du gescheites Gläschen! Du Gottesgabchen, Herzenslabchen, Sorgengrabchen! Gluck, gluck, gluck! Ah, brrr! Einer müßte einen Hals haben wie ein Rechenstiel!"

* * *

Am Nachmittag hielt das Wägelchen des Juden Salman auch vor dem Schäferhof. Die Kinder des Jan Lorkes standen neugierig drum herum und sahen ihre Mutter an die kaufgierig in den Tongeschirren und leichten Stoffen wühlte, die der Hausierer feilbot.

Velten Eyb kam vorüber. „Wie is es mit uns, Velten?" rief Salman. „Nix bedürftig? Schöne Hosenträger, gute Messer, e hübsches Tabakspfeifchen — nix?"

Velten schüttelte den Kopf, blieb aber bei dem Kram des Juden stehen und sah der wühlenden Frau Lorkes zu.

„Schlechte Zeiten in Lülsbruch," klagte der Jude, „haben alle den Kopf mit was anderem voll. Will keiner was kaufen."

„Einer möchte wohl," sagte die Lorkessche giftig, „aber woher soll denn das Geld kommen in der Zeit? Kann sich einer ja kaum auf seiner Stelle halten, wenn der Übermut regiert und alles durcheinanderwirft. — Was soll das Band kosten?"

„E Kleinigkeit, weil Ihr's seid", sagte Salman, und die beiden fingen an miteinander zu feilschen.

Der kleine Peter Ebelowen hatte sich zu den gaffenden Kindern gefunden und bestaunte mit ihnen den bunten Kram. Vor allen anderen Herrlichkeiten reizte ein kleiner grüner Vogel aus gebranntem Ton seine Begierde. Er beäugte ihn von allen Seiten und wagte es, ihn mit den Fingerspitzen zu berühren.

„Den möchtest du wohl haben?" sagte Velten Eyb.

Der Junge fühlte sich ein wenig ertappt. Er kriegte einen roten Kopf. Er sah Velten mit aufgeregtem Gesichtchen an und fragte: „Kann er was sagen?"

„Der kann pfeifen", sagte Velten, nahm das Ding und blies hinein: Guguck, Guckuck! Der kleine Peter zappelte vor Freude, Begierde und schwerem Verzicht. „Ach," sagte er und sprang von einem Bein aufs andere, „ach, blas doch noch mal!"

Velten blies. Der Kleine vermochte nicht mehr an sich zu halten. „Könnte ich vielleicht," sagte er atemlos, „könnte ich vielleicht — vielleicht auch einmal blasen — einmal?"

Velten hielt ihm die Tonpfeife an die Lippen, aber es dauerte eine Weile, ehe das aufgeregte Kind wirklich einen Ton herausbrachte. Das grüne Ding selber in die Hand zu nehmen, wagte er nicht. Aber da drückte Velten es ihm zwischen die Finger und sagte: „Du kannst es behalten."

„Ich? Ich soll es behalten?" rief der Junge ganz erschrocken.

„Ich schenke es dir."

Dem Jungen versagte der Atem. „Gehört es dir denn?"

„Ich kaufe es."

Peter sah bänglich nach dem Juden: „Geht das denn?"

„Was soll's kosten?" fragte Velten. Der Jude nannte den geringen Preis. Velten fuchte in seiner Tasche nach den paar Pfennigen und fand sie glücklich zusammen.

„Dir sitzt das Geld ja lose," sagte die Lorkessche gereizt, „und für wen? Für wen? Für den." Sie wies mit dem Gesicht nach den Fenstern des Obergeschosses. „Aber freilich," fuhr sie giftig fort, „der Herr Viehhirt und der Herr Pfarrer Ebelowen, das sind gar nahe Freunde. Und wo was ist, da kommt was zu. Den Meine schenkt keiner was, und wenn ihnen die Augen danach aus dem Kopfe fallen."

Der kleine Peter fühlte die Unfreundlichkeit ihrer Rede und ward ängstlich. Da nahm ihn Velten bei der Hand und führte ihn mit sich weg um das Haus herum nach dem Hof, wo seine Kammer lag. „Komm, Peterchen," sagte er, „wir wollen ordentlich pfeifen."

Derweil hatte der Handelsmann allerhand aus seinen Schätzen ausgesucht und ging damit ins Haus, die Treppe hinauf zur Wohnung Ebelowens. Er klopfte an eine Tür, hörte „Herein" rufen und trat ein.

„Mein," sagte der Jude, „der Herr Pfarrer selbst. Guten Tag, Herr Pfarrer. Ich dachte, das Fräulein Tochter zu treffen. Habe was ausgesucht, was sie könnte brauchen für sich oder für den Herrn Pfarrer oder für den Kleinen."

„Meine Tochter ist weggegangen", sagte Ebelowen.

„Nu, wenn Se meinen, es hat Zweck, kann ich warten oder kann ich wiederkommen."

„Ich glaube, es hat keinen Zweck, denn seht, Salman, die Zeiten sind dürr."

„Sie scherzen, Herr Pfarrer."

„Nein, das ist so. Wir haben uns hier einrichten müssen und müssen uns nach unserer Decke strecken. Ich denke, das Notwendige ist da, und mehr kann da nicht sein."

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß schon. Sie haben Konkurrenz am Platz gekriegt."

Digitized by Google

Ebelowen lachte vor sich hin: „Wenn Ihr's so nennen wollt, Salman, soll mir's recht sein. Jeder mißt mit seiner Elle."

„Ich red' wie ein Mann vom Geschäft. Für mich is alles ein ehrliches Geschäft oder ein unehrliches Geschäft."

„Nun, Salman, ich denke, wir kennen uns als ehrliche Leute."

„Freut mich, Herr Pfarrer. Und weil Sie mich selber für ehrlich taxieren, halten Se mir zugute ein offenes Wort. Ich bin sonst nix vorwitzig und blase nicht gern, was mich nicht brennt. Aber ich muß mich wundern über eins."

„Worüber doch?"

„Über den Schlafkameraden, den Se sich da ins Haus genommen haben." Salman wies mit dem Daumen über die Schulter rückwärts zur Tür. „Is das e Hausgenosse für Sie, Herr Pfarrer? E Kröt, e Salamander. Jeder Lülsbrucher kennt ihn und weiß, es is Ihr giftiger Feind. Und Sie setzen sich so 'ne Laus recht mitten in den Pelz. Aber ich weiß, es is eure Religion, daß sich einer die Laus soll in den Pelz setzen, und soll nicht kratzen, wenn se beißt. Mein, es möcht' eine schöne Religion sein, wenn sich alle dran hielten. Aber sie halten sich eben nicht dran. Und wo nicht Treu und Glauben is, is kein Geschäft — auch kein Religionsgeschäft. Nix für ungut, Herr Pfarrer. Es geht mich nix an, aber weil Se selber gesagt haben: ‚Wir kennen uns als ehrliche Leute.' Nix für ungut. Wenn sie Ihnen nicht ansteht, soll meine Red keine Red gewesen sein. Und was ich höre: Da kommt wohl doch das Fräulein Tochter. Kann vielleicht doch etwas brauchen von meinen hübschen Sächelchen."

* * *

An den Siebenlinden vorbei war Thele mit dem kleinen Peter den steinernen Weg hinaufgegangen, der von der Talstraße hinaufführte auf die Heidenhöhe und dann über den Rücken, den sie die helle Wiese nannten, wegen des vielen Himmelslichtes, das von allen Seiten frei darüberging.

Hier trafen sie wieder einmal Velten Eyb bei seiner Herde. Von weitem schon sahen sie ihn auf seinem Steinblock kauernd dasitzen, ganz schwarz und regungslos gegen den Himmel sich abhebend. Der kleine Peter rannte auf ihn zu und weckte ihn mit lautem Zuruf aus seinem Hinbrüten. Der Bursch fuhr auf, blieb sitzen und empfing den Jungen mit wortloser Freundlichkeit, indem er ihm mit der Hand in die wirren blonden Haare faßte. Bei Theles Näherkommen stand er verlegen auf und grüßte linkisch und scheu, indem er die Mütze abnahm. Sie nickte ihm zu und sagte: „So, hier wollen wir vorm Umkehren ein wenig rasten." Dann setzte sie sich etwas entfernt von den beiden auf einen Felsblock und sah ins Weite, indes die beiden in eines ihrer gewohnten Gespräche gerieten.

Sie erschrak leicht, als plötzlich eine Stimme sie grüßte: „Guten Tag, Fräulein Ebelowen." Als sie sich umwandte, stand Leubing vor ihr.

„Verzeihen Sie meine Freiheit," sagte er ein wenig unsicher, „doch da ich im Vorübergehen Sie hier sah, konnte ich mir's nicht versagen, Sie zu begrüßen."

Sie neigte noch wortlos das Haupt.

„Diese Begegnung ist Ihnen wohl unlieb?" fragte er.

Sie sah verwundert auf.

„Je nun," meinte er erklärend, „ich bin so störend, vielleicht sagen Sie sogar z e r störend, in Ihren Kreis getreten. Glauben Sie mir, es hat mich oft in dieser Zeit gepeinigt, zu denken, daß Sie mir persönlich etwas von dem vorwerfen, was nur in meinem Amt liegt." Er hielt inne, ob sie etwas erwidern würde.

Sie sah ihn eine Weile mit großen Augen an. Dann stand sie auf und sagte: „Ich habe nie dergleichen gedacht. Ich habe empfunden, daß Sie uns menschlich nicht entgegen waren. Ich habe gefühlt, daß sie den echten, rechten Mann in meinem Vater ehrten." Sie hielt inne, als hätte sie vielleicht schon zu viel gesagt.

Lebhaft entgegnete er: „Da ich gezwungen bin, durch

Altes braunschweigisches Amt. Gemälde von Erich Mattschaß.

Digitized by Google

meine Sendung und mein Gewissen gezwungen bin, Ihrem Vater sachlich entgegen zu sein, ist mir dies Zeugnis wertvoller, als Sie sich denken können. Es wird mich in manchem Zweifel ruhiger machen."

Thele Ebelowen sah ihn mit leiser Verwunderung an: „Zweifeln Sie denn? Zweifeln in diesen Dingen?"

Er stutzte, zögerte, faßte sich und fragte zurück: „Zweifelt der Herr Pfarrer Ebelowen nie?"

Sie wog in ihren Gedanken ihre Worte. Dann sagte sie langsam: „Ich glaube, er zweifelt nie."

Leubing sah sie lange an, dann hinüber, wo zwischen weißer Wolke und schwarzem Waldsaum ein leuchtender Streifen blauen Himmelslichtes um ferne Höhe strahlte. Endlich löste sich's von seinem Munde: „Wohl ihm!" Und das klang traurig.

Die Tochter Ebelowens schüttelte leise den Kopf; leise sagte sie: „Neiden Sie ihm das nicht! Mir ist manchmal, als wäre seine gewaltsame Glaubensart seine Schwäche. Dies gibt eine Härte. Dies gibt etwas, das nur zerbrochen werden oder selbst zerbrechen kann. Es bringt in den menschlichsten Menschen etwas Unmenschliches. Aber wem spreche ich davon? Ist dies nicht Verrat?"

Leubing faßte ihre Hand mit einer heftigen Bewegung. Ihre Augen weiteten sich, wie in einem schreckhaften Erwachen, und sie sagte, wie mit einem Entsetzen in der Stimme: „Soll es wirklich schon wahr an ihm geworden sein: Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein?"

„Um Gott, Fräulein Ebelowen," sagte Leubing, „sehen Sie nicht den Widersacher Ihres Vaters in mir! Sehen Sie den teilnehmendsten Menschen! Einen Menschen, dem ehrwürdig ist, was immer in Ihnen miteinander streiten mag. Auch in mir ist so viel Widerstreit. Wenn Sie nun wieder von hier Ihres Weges gehen und ich den meinigen, soll der Gedanke Sie nicht peinigen, daß hier ein Mensch ist, der etwas von dem ahnt, was in Ihnen ist. Es soll Ihnen lieber ein freundlicher Gedanke sein, daß hier ein Mensch ist, der Ihnen helfen möchte wie sich."

Thele hatte wieder ganz ihre freundliche Fassung gewonnen. „So mag es sein," sagte sie, „ich danke Ihnen. Dies tut mir wohl. Man ist hier mit manchem so allein."

„Ja, das ist wunderbar," sagte Leubing, „wunderbar schön gegen die Gemeinheit und wunderbar traurig für unser Gutes, daß solche Siriusweiten der Seelen zwischen den Menschen liegen. Fräulein Ebelowen, unsere Lage zueinander ist so eigentümlich. Darf ich manchmal, wenn die Einsamkeit wie Wüsten um mich liegt, wenn ich an Welt, Leben und Menschen zweifeln möchte, Sie mir wie eine freundliche Fürsprecherin für all dies nahe denken? Mir ist, als sollte mir leibhaftig offenbar gemacht werden, wie alles sich doch zum einigen Kreis rundet. Sollten nach Menschenermessen nicht Sie, die Tochter Ebelowens, und ich, sein Widersacher in der Welt, einander sein wie die entferntesten Punkte nach entgegengesetzten Richtungen ins Leere strebender Linie? Statt dessen sind Sie mir Nächstes. Die Linie rundet sich zum Ring und Reif. Ich will mich, wie unfreundlich sich alles Äußere zwischen uns stellen möge, im stillen Innersten dieses freundlichen Wunders getrösten. Und niemals, wenn meine Aufgabe mich Ihrem Vater entgegenstellt, niemals, wenn sie mich zum Stein des Anstoßes für Sie macht, sollen Sie vergessen, daß ich den Stoß erleide wie Sie."

Gesenkten Hauptes und schweigend stand Thele vor ihm. Er wartete eine Weile auf ihre Augen und ihr Wort.

Dann sagte er: „Ich war wohl zu unbescheiden, zu aufdringlich. Sie müssen meiner ungewöhnlichen Lage etwas nachsehen, Fräulein Ebelowen. Ich bitte Sie darum."

Sie schüttelte den Kopf: „Wer gibt, braucht nicht zu bitten." Und sie sah auf und errötete jäh; aber ihr Blick blieb frei auf ihn gerichtet. „Halten Sie mich nicht für eine unkindliche Tochter, weil ich hier so stehe und so rede. Ich füge mich leicht und gern meines Vaters Willen; ich könnte ihm wohl in jedes Elend folgen. Ich liebe den Vater, und ich ehre den Mann über alle, die ich kenne. Aber ich kann nicht Gewissen meistern wollen und kann mein Herz nicht herrisch machen gegen andere Herzen. Ich kann auch mein eigenes Herz nicht von einem anderen in seinem Fühlen und Glauben meistern lassen; auch von diesem geehrten Vater nicht. Und darin vielleicht bin ich am meisten seine Tochter und seiner ein wenig würdig. Er sieht es wohl auch so an. Denn er achtet dies in mir und drängt nicht auf mich und macht hierin keine Vatergewalt und keine Kindespflicht zwischen uns geltend."

„Er ist ein außerordentlicher Mann", sagte Leubing nachdenklich. „Ich möchte mit keinem lieber zusammen ein Werk wirken, keinem lieber die Hand reichen."

Thele Ebelowens helles Gesicht verdunkelte sich; ihr fester, freundlicher Mund nahm einen bitteren Ausdruck an, als sie antwortete: „So ist es. Die einander am höchsten halten, hadern gegeneinander und wecken einander Feindschaft bei dem Gemeinen. Und beide berufen sich auf dasselbe Recht, denselben Richter, dasselbe Ungeheuer. Ja, ihr macht Gott zu einem Ungeheuer. Ich kann ihn so nicht glauben. Wie ich ihn glauben muß, hat er nichts zu schaffen mit eurem Streit, und jeder Hader um ihn ist ihm ein Greuel." Sie brach ihre Rede jäh ab.

Leubing stand vor ihr und umfaßte sie mit leuchtenden Blicken. „Vielleicht sollten Sie unser aller Lehrerin sein. Wie sollte ich hiergegen etwas vermögen. Sie tragen dies so rein und einfach in sich selbst, und wo Sie es darstellen, ist der Tempel. Ach, es ist uns nicht allen so klar gemacht. Es liegt nicht in uns allen so lauter und simpel. Und wir Männer maßen uns dennoch an, mehr tun zu müssen, mehr tun zu können, als nur uns selbst zu verwalten. Wir maßen uns eine Pflicht an auch für die anderen, für die Gemeinschaft. Und da ist dies Persönlichste nicht mehr zureichend; da muß ein gemeines Maß gefunden werden; Ordnung und Regel müssen wir schaffen und durchsetzen, an die wir dann selbst uns stoßen, und die doch auch somit niemandem genugtun. Da setzt sich dann Wollen gegen Wollen, Meinen gegen Meinen, da wird Parteiung und Widerstreit, und indem man zu entwirren sucht, wird man verflochten und fällt in Fesseln, die man lösen wollte. Aber es ist so in die Mannesseele gelegt und soll doch wohl so sein, daß sie sich über sich selbst hinaus ausbreiten und bekümmern will und sich für mehr verantwortlich fühlt als für ihren selbsteigensten Frieden. — Wir können", schloß er lächelnd, „nicht alle und nicht jeder ganz ein Meister Ekkehart sein."

Sie sah ihn überrascht an.

„Da bin ich Ihnen ein kleines Geständnis schuldig", fuhr er fort; „unter den vergessenen Büchern, die ich Ihnen habe zustellen lassen, war auch ein Meister Ekkehart, und darin ein Wort von Ihnen selbst, das mich durchschüttelt hat und mir Ihre Liebe für diesen zarten Meister verriet. Ich sah und las, ehe ich mir die Neugier verweisen konnte. Und noch eines habe ich zu beichten: Da waren ein paar von Ihren Blumenpflanzen zurückgeblieben; die habe ich mir behalten. Sie blühen jetzt an meinem Fenster, und obgleich ich sie gestohlen habe, bilde ich mir ein, sie seien mir geschenkt."

Thele lachte ein wenig: „Um Ihr Gewissen ins reine zu bringen, will ich die Schenkung bestätigen."

„Oh, ich danke Ihnen," sagte Leubing, „ich danke Ihnen für Ihre Blumen und Ihre Worte und für diesen ganzen Tag."

Thele reichte ihm die Hand. Er hielt sie zwei Sekunden lang in der seinen, neigte sich vor ihr und ging seines Weges weiter, im Weggehen den kleinen Peter durch Rufen und Winken grüßend.

Velten Eyb hatte mit scheuem Staunen die beiden bei einander stehen und miteinander sprechen sehen. Er hörte

Digitized by Google

nicht mehr, was der Junge zu ihm schwatzte. Er sah lange dem aufrecht und leicht über die Höhe schreitenden Mann nach und dann hinüber zu dem Mädchen, das da stand und mit hellem, fast lächelndem Gesicht in die Weite blickte.

* * *

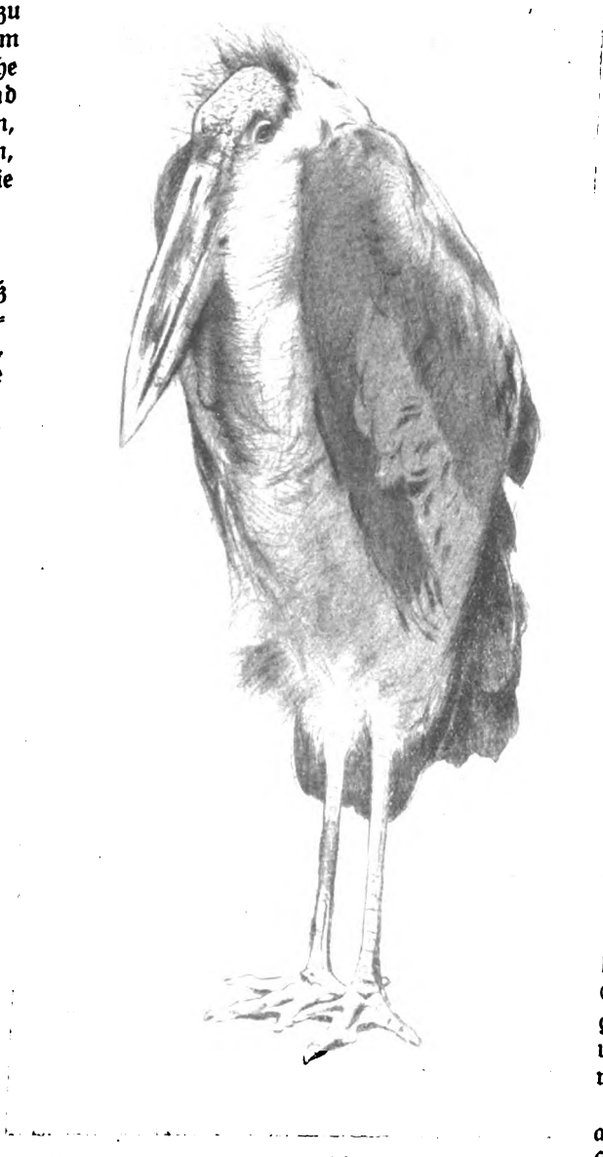
Es war nun so weit, daß die Lülsbrucher und das Konsistorium es an der Zeit hielten, das Provisorium, das durch die Sendung Leubings geschaffen war, zu beendigen und in der verkleinerten, aber wieder gefestigten und in Form gebrachten Gemeinde die Pfarre endgültig zu besetzen.

Das Konsistorium hatte bei den Kirchenältesten sich nach den Wünschen der Gemeinde erkundigt; die hatten geantwortet, man wünsche sich nichts Besseres, als den Pfarrer Leubing zu behalten. Dann war an diesen geschrieben worden, man glaube annehmen zu sollen, auch er werde wünschen, noch weiterhin eine Gemeinde zu verwalten, die er eigentlich selbst geschaffen habe.

In Leubing erneuerte diese Frage den Widerstreit aller seiner Empfindungen. Wie an eine Befreiung hatte er oft daran gedacht, daß er nach der Ordnung der Lülsbrucher Wirren die Leitung dieser Gemeinde einem Nachfolger überlassen könne, dem persönlich nichts mehr von dem Nachgeschmack des durchkämpften Streites anhange. Erleichternd hatte er sich oft und oft diese Möglichkeit vorgestellt, dem persönlichen Gegensatz gegen Ebelowen wieder entrückt zu sein. Aber jetzt, da es so weit war, daß er den Wunsch nach einem andereren Wirkungskreis hätte äußern müssen, standen die Dinge auf einmal mit einem ganz anderen Gesicht vor ihm. Er dachte wohl an Thele Ebelowens bitteres Wort, daß sein Streit hier Gott zum Ungeheuer mache, daß Gott damit nichts zu schaffen habe. Dann hatte er doppelt Lust, hinzugehen, wo er ohne Streit um das Ungewisse dem Gewissen ohne zweifeln dienen könnte. Aber auch dann gerade erhob sich ein Stolz in ihm und erinnerte ihn an das, was er selbst ihr entgegengehalten hatte. Er verwarf seinen Wunsch und die Sehnsucht seiner weichen Stunden und stellte vor sich seine Pflicht und sein Recht auf tätiges Wollen, Zugreifen, Widerstehen und Gestalten. Dann fühlte er lebendig seine Aufgabe in dieser Gemeinde und an diesem Platz. Der Mann Ebelowen stand vor ihm und forderte den Mann. Das helle, stille Mädchenbild Theles wich daneben zurück. Er fühlte, daß sein Fortgehen jetzt ein Weichen wäre, und je stärker es ihn fortdrängte, desto mehr fühlte er sich gehalten.

In solchen Gedanken war es, daß Jakob Hennes, Niklas Kagerer und der breite Frickinger ihn besuchten, um ihm im Namen der Gemeinde die Pfarre zu Lülsbruch auf alle Dauer anzutragen.

Nach der Begrüßung und nachdem die Besucher Platz genommen hatten, ließ Leubing ihnen Raum und Rede.



Marabu. Radierung von Wilhelm Kuhnert.

Aber Hennes und Kagerer räusperten sich und sahen einander verlegen an, dann beide zugleich auf den breiten Frickinger, der wie ein Berg der Zuversicht auf seinem Stuhl lastete.

„Na," hub er an und legte seine gewaltige Hand mit gespreizten Fingern auf den Tisch, „wenn schon keiner von euch redet, will ich das Maul aufmachen. Ich denke, dazu hat man's. Und ich denke, wir haben uns nicht zu genieren mit unserem Anliegen, wenn man das ein Anliegen nennen kann, wo man bar zahlen will."

Seine beiden Genossen rückten unruhig auf ihren Stühlen. Niklas Kagerer hob abwehrend beide Hände in die Höhe. Leubing lächelte und winkte den Männern beschwichtigend zu. Jakob Hennes aber fand auf einmal lebhafte Worte.

„Herr Pfarrer," sagte er, „der Frickinger schlägt mir den Propfen vom Maul mit seiner Rede. Das waren nicht die rechten Worte und nicht unsere Worte und nicht unsere Meinung."

„Aha," sagte der Frickinger, „jetzt weiß der's auf einmal besser. Na, dann sag' du dein Sprüchlein." Und er legte sich gewaltig gegen seine Stuhllehne und spreizte die Finger noch etwas breiter über die Tischplatte.

„Jawohl, jetzt weiß ich's auf einmal besser", sagte Jakob Hennes und sah dabei Niklas Kagerer an, der ihm zunickte. „Herr Pfarrer, es ist uns geschrieben worden, daß die Pfarre hier jetzt wieder nach der Ordnung und auf die Dauer besetzt werden soll. Wir sind gefragt worden, wen wir uns wünschen. Wir halten's für eine wunderliche Frage, aber sie muß ja wohl sein. Sie können sich denken, daß wir uns keinen wünschen, als den wir haben. Die Pfarre hier, das sind jetzt Sie. So für uns. Aber wir haben zu fragen, wie Sie darüber denken. Und darum sind wir hier."

„Na ja," fiel der Frickinger ein, „und was denn nun? Hab' ich nicht dasselbe sagen wollen? Was willst du schon wieder, Kagerer? Hockst selber doch wie ein stummer Ölgötze und hebst die Hände hoch vor Angst, wenn ein anderer ein Wort sagt."

„Laß doch den Hennes reden", sagte Kagerer.

„Ich denke, er hat ausgeredet."

„Ja, ich hab' ausgeredet," bestätigte Hennes, „wenn der Herr Pfarrer sich's daran will genug sein lassen. Wir bitten herzlich. Es ist nicht, wie der Frickinger sagt, vom baren Zahlen . . ."

„Na, na," sagte der Frickinger, „Ehrlich zahlt, und ehrlich, denk ich, sind wir."

„Nein, es ist, wie der Jakob Hennes sagt", gab Niklas Kagerer seine Stimme ab.

„So ist's, und wir wissen, daß man das, was ein Pfarrer sein soll, nicht mit dem Pfennig messen kann. Wenn eine Gemeinde ihren Pfarrer schon ehrlich halten soll, so wissen wir doch, daß sie gegen einen rechten Pfarrer immer

Digitized by Google

im Rückstand bleiben wird. Wir waren immer im Rückstand gegen den Pfarrer Ebelowen; wir wollen gern im Rückstand bleiben auch gegen Sie. Ja, Frickinger, da kannst du dein gescheitestes Gesicht machen, es bleibt doch zu dumm dazu. Das sind Dinge, die gehen über deinen Geldsack, und wir, der Niklas Kagerer und ich und viele andere, wir wissen wohl, daß wir das Beste, was wir von unserem Pfarrer haben wollen und brauchen, ihm nicht bezahlen können. Nun sei auch still dazu und laß den Herrn Pfarrer reden, ob er bei uns bleiben will oder ob ihm zu viel Großnäsigkeit unter uns ist."

Die dreie sahen auf Leubing und warteten auf seine Rede. Er sah von einem zum andern, lächelnd auch auf den breiten Frickinger, und gab dann seine Antwort: „Zuerst danke ich euch für alle gute Meinung, auch dem Herrn Presbyter Frickinger, der auf seine Weise es ja wohl auch gut meint."

„Sollt' ich doch denken! Ich dachte mir schon, daß Sie mich besser verstehen würden als die da."

„Ja, ich weiß, daß überall mancherlei Gemütsart nebeneinander haust. Es gibt überall Kagerer, Henneße und Frickinger."

„Gott sei Dank", sagte Frickinger.

Leubing stimmte fast mit Lachen zu: „Ja, das sei! Und so wollen wir's lassen, wie's der Himmel gemischt hat. Aber zur Sache! Ich habe darüber auch mancherlei nachgedacht in dieser Zeit und habe es hin und her gewendet, und zum Schluß hab' ich gefunden, es sei wohl, alles zusammengenommen, das rechte, wenn ich hierbleibe."

„Das denken wir auch", sagten Hennes und Kagerer, beide fühlbar erleichtert.

„Das hat sich doch denken lassen," fuhr der gewaltige Frickinger heraus, „es ist doch nicht die erste beste Lumpenpfarre."

Leubing überhörte ihn und sprach über ihn weg: „Ich bin gewiß, daß viele ebenso gut wären und viele besser als ich. Aber ich habe nun die Zeit der höchsten Hast und des Haders hier überdauert; ich möchte nun auch sehen, wie Ruhe und Sicherheit sich weiter festigen. Ich glaube, ich habe hier einen Beruf und soll bleiben um euretwegen und um meinetwillen." Er reichte Jakob Hennes, dem Sprecher, die Hand, dann Niklas Kagerer und zum Schluß auch dem breiten Frickinger.

* * *

Noch selbigen Tages fuhr Leubing in der Postkutsche talab zur Amtsstadt und von da weiter, um mit dem Konsistorium das einzelne seiner Bestallung in Lülsbruch zu vereinbaren. Inzwischen rüsteten sich die Lülsbrucher, soweit sie nicht Ebelowens waren, um ihn bei seiner Rückkehr als ihren neuen Pfarrer einzuholen und zu empfangen. Fahnen wurden ausgesteckt, und endlose Kränze aus Buchsbaum und Tannengrün wurden von den Frauen und Mädchen geflochten und mit Blumen geschmückt. Große Leiterwagen wurden mit Girlanden aufgeputzt, auf denen geputzte Menschen dem Pfarrer entgegenfahren sollten. Die Gespanne davor glänzten von frisch gewichstem Leder und poliertem Messing. Die Spitze des Zuges aber bildete ein Reiterhaufe von Burschen und jüngeren Männern.

So zogen die Neugläubigen nach altem Brauch miteinander aus, um den Pfarrer Leubing einzuholen. Aber die Häuser der Ebelowenschen standen still und kahl zwischen den festlich geschmückten.

Leubing kannte den alten Brauch nicht, den seine Gemeinde hier mit geflissentlichem Aufwand erneute, um sichtbar zu machen, wie sehr sie auf ihre Sache hielt. Es war eine ganz und gar gelungene Überraschung, als sein Postwägelchen auf offener Straße in den bunten Zug von Reitern und Wagen geriet, in dem hinter den Reitern auf dem ersten Leiterwagen eine Musikkapelle untergebracht war, die sich heftig abmühte, in ihrem Programm die rechte Mischung zwischen der weltlichen Heiterkeit und der geistlichen Würde des Anlasses zu treffen. Sie spielte abwechselnd: „Hoch tut euch auf, ihr Tore des Herrn!" und „Siehste ihn, da kimmt er".

Bei der Begegnung mit dem Postwagen hielt der Zug inne, und nach einiger Zeit gelang es, die Kapelle zu beruhigen, die seit dem Augenblick der ersten Annäherung wie eine Gesellschaft von Verzweifelten immer wieder drommetete: „Tochter Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem!" Als man sie zum Schweigen gebracht hatte, trat ein Häuflein von Kirchenältesten an das Postwägelchen heran, geführt von Jakob Hennes und vom breiten Frickinger. Der Frickinger öffnete den Wagenschlag, und Jakob Hennes sagte: „He, nun, Herr Pfarrer, weil es so der Brauch ist, sind wir halt gekommen, Sie abzuholen, und bitten halt, daß Sie sich zu uns setzen und mit uns kommen."

Leubing stand erstaunt, erfreut, erheitert noch oben im Postwägelchen und sah über die bewegte Menge, die die Straße versperrte. Er gab den Presbytern die Hand, winkte den Leuten zu und grüßte sie mit lachenden Augen. „Das ist mir ein fröhlicher, herzlicher Brauch", rief er, „den ihr hier haltet. Ich danke euch und grüße euch von Herzen, wie ich von Herzen bei euch wohnen und arbeiten will, solange es sein soll."

Er sprang von dem Postwägelchen und ging zwischen den geputzten Pferden der Reiter zu dem geschmückten Wagen, darauf ihm auf einem bekränzten Holzbänklein ein Ehrenplatz bei einigen Presbytern freigehalten war. Vergnügt kletterte er auf den Leiterwagen und auf seinen Platz. „Das ist freilich etwas anderes," sagte er lachend, „unter Kränzen und Blumen fahren als in dem grauen Postchaislein."

Eine Weile dauerte es, bis die Wagen gewendet waren, der Zug sich wieder geordnet hatte, der Musikantenwagen und die Reiter wieder die Spitze gewannen. Dann führten die Lülsbrucher, wie in einem klingenden, strahlenden Siegeshaufen, ihren Pfarrer talauf.

Man kam bei den äußersten talab gelegenen Häusern von Lülsbruch vorbei. Da winkten Kränze und Fahnen. Dann kam die Stelle, wo etwas seitwärts von der Straße der Schäferhof lag, jetzt das Pfarrhaus Ebelowens. Niemand sprach davon, aber alle dachten daran, als der Zug sich dieser Stelle näherte. Still und tot hatte diese Strecke des Weges gelegen, als sie vorhin ausgezogen waren. Still und schweigend hatte der Zug sie zurückgelegt. Auch jetzt sah man schon von weitem, daß die Fenster und Läden oben geschlossen waren und das Haus wie tot stand. Mit großem Staunen aber bemerkten die Reiter an der Spitze des Zuges gerade vor dem Wohnhaus des Schäferhofes, dicht unter den Fenstern Ebelowens eine über die Straße gespannte Girlande, die vorher nicht dagewesen war, und an ihr aufgehängt zwei Pappschilder mit großer Inschrift. Das Staunen teilte sich dem ganzen Zug mit. Die Presbyter, die bei Leubing saßen, wiesen einander auf den so rasch an so unvermuteter Stelle erschienenen Begrüßungsschmuck hin und machten Leubing darauf aufmerksam. Er richtete sich auf, um besser nach vorn zu sehen und zu lesen, was auf den schwebenden Tafeln stand. Jetzt war der Zug, dessen Musik hier nach Vereinbarung schwieg, mit seiner Spitze unter dem Triumphbogen angelangt, den jene Girlande über der Straße bildete, und Leubing konnte die Inschriften erkennen. Er las:

„Römer 16, 20: Der Gott des Friedens zertrete den Satan unter eure Füße in kurzem!"

Und daneben: „Psalm 94: Herr Gott, des die Rache ist. Gott, des die Rache ist, erscheine!"

Leubing setzte sich wortlos auf sein Holzbänkchen zurück. Er fühlte, wie das Blut in den Herzkammern ihm stockte. Jakob Hennes sah, wie sein Gesicht ganz fahl wurde, als hinter ihm der breite Frickinger lachend sagte: „Das hat der Lorkes sich ausgedacht, der Fuchs. Dort lauert er an

Digitized by Google

der Ecke. Ha, und das Pastörchen dabei; natürlich, wo soll er sonst die Sprüche herhaben. Und der verrückte Viehhirt."

Man hatte den Schäferhof nun hinter sich, und die Musik hub wieder an zu spielen. Man kam an der „Eüldenen Bretzel" vorbei und zwischen die geschlossenen Häuserreihen des Ortes. Menschen vor Türen und Fenstern; Gruß und Zuruf. Aber Leubing fühlte sich wie betäubt. Der schöne Tag war ihm vergiftet. Als der Zug beim Pfarrhaus halt machte, mußte er sich Gewalt antun, um Wort und Ton zu finden, wie die Stunde und die Leute sie verlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Lola Montez * Von Valerian Tornius.

Illegitime Liebschaften hoher Potentaten pflegen gewöhnlich — die Geschichte lehrt es uns an unzähligen Beispielen — keinen sehr heilsamen Einfluß auf die Schicksale der Länder auszuüben. Immerhin gibt es Ausnahmen, und zu ihnen gehört auch der Fall Lola Montez.

Diese kühne Behauptung klingt fürs erste wunderlich, weil sich mit der schönen Andalusierin die Vorstellung von allerlei Unfug und Ärgernis verbindet, die das Charakterbild eines befähigten und um sein Volk verdienten Monarchen, der Ludwig I. von Bayern war, empfindlich schädigen. Aber man darf über den Schatten, welche die Montez-Sensation auf die Regierung des romantischen Wittelsbachers warf, nicht die lichte Tatsache übersehen, daß die Tänzerin — ob aus Absicht oder nicht, das bleibt für das Ereignis an sich belanglos — den König aus den Händen einer Clique befreite, deren kulturhemmende Wirksamkeit dem Lande mehr Schaden zufügte als der Skandal, den die übermütige Spanierin heraufbeschwor.

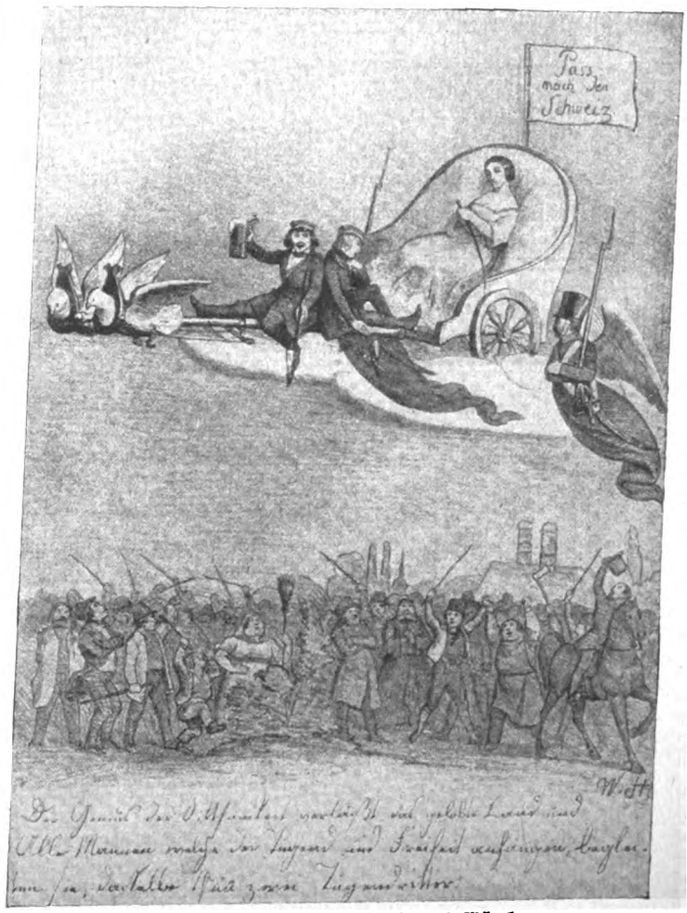
Lola Montez tanzt bayrische Geschichte. (Zeitgenössisches Flugblatt.)

In Bayern regierte seit dem Jahre 1837 das Ministerium Abel, das sich durch seine reaktionären und ultramontanen Tendenzen sowohl bei den Liberalen wie bei den Protestanten in höchstem Grade unbeliebt gemacht hatte. Alle Versuche von gegnerischer Seite, das Ministerium zu stürzen, scheiterten oder führten nur zu kleinen Veränderungen innerhalb des Kollegiums, denn Abel besaß das unerschütterliche Vertrauen des Königs. Da schwirrte plötzlich Mitte Februar 1847 durch München das Gerücht, das gesamte Ministerium habe um seine Entlassung gebeten und diese auch ohne weiteres erhalten.

Wer konnte die Gesinnung des Monarchen so gewandelt und ihn gar zu einem so schwerwiegenden, für Bayern erfreulichen Entschluß bestimmt haben? Man wußte es sofort, nur eine verfügte über eine solche Macht: die schöne Lola von Sevilla, die sich in das Herz des Siebzigjährigen hineingetanzt hatte. Der eigentliche Grund des Ministersturzes war jedoch die Weigerung des Kabinetts, dieser hergelaufenen jungen Dame, die keinen anderen Ausweis besaß als eine ihr auf der Durchreise durch das Fürstentum Reuß j. L. ausgestellte Fahrkarte, auf königlichen Befehl zu einer bayerischen Gräfin zu erheben. Vielleicht hatte man nur mit dem Gedanken eines Rücktritts gespielt und hatte angenommen, der König würde die einmütige Zurückweisung der Zumutung als Warnung nehmen und sich auf sich selbst besinnen. Allein man täuschte sich: die Zuneigung zu Lola hatte bindendere Kraft als das Vertrauen zu Herrn von Abel. Der Dichter-König schwankte keinen Augenblick; er unterschrieb die Entlassungsurkunde leichten Herzens im Gefühl einer gewissen Befreiung und gab dieser Erlösung in einem Sonett flammenden Ausdruck:

„Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht hassen statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!



Leipziger Karikatur auf die Flucht aus München.

Digitized by Google

Mit dem, wie ihr gen mich seyd, gibt's kein Gleichniß,
Die eignen Taten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet."

Diese geschraubten Verse entsprachen gewiß weniger dem eigenen Empfinden des Königs als dem Gefühl der Tausende, die über das jähe Ende des Jesuitenregiments jubelten. Selbst jene, die

Der alte Charon fährt eine Gesellschaft, die sich selbst überlebt, über den Styx in die Unterwelt.

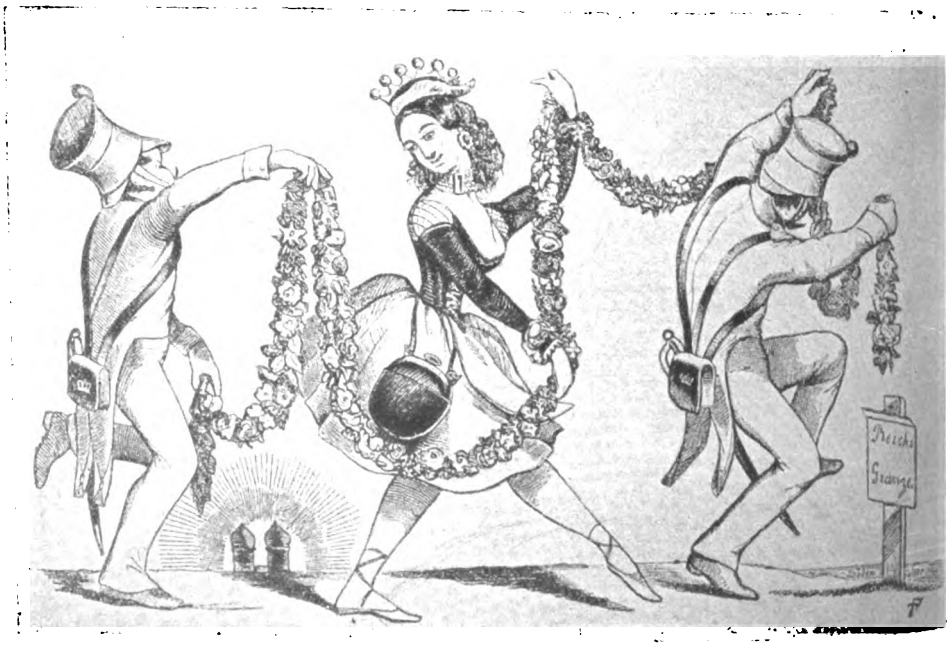
durchaus nicht zu den Verehrern der Tänzerin gehörten, vergaßen ihr die tollen Streiche und söhnten sich mit ihr aus. Und der Wiener Grillparzer, der die Ereignisse nur aus der Entfernung sah, glaubte sogar für die Urheberin eine Lanze brechen zu müssen:

„Drum kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann."

Wer war diese merkwürdige Frau, die eine Zeitlang im Mittelpunkt des in- und ausländischen Interesses stand, auf die Gedichte, Broschüren, Flugblätter, Pamphlete, Karikaturen niederhagelten wie selten auf irgendeinen Sterblichen? Sie selbst hat neun Bändchen Memoiren geschrieben, die sich mit ihrem seltsam verwickelten Lebenslauf beschäftigen. Man darf getrost behaupten: Neun Zehntel davon sind Dichtung und nur ein kleiner Bruchteil Wahrheit. Schon das, was sie über ihre Herkunft berichtet, entspricht nicht den Tatsachen. Sie war weder die Senora Maria Dolores Torris y Montez, für die sie sich ausgab, noch die Tochter eines karlistischen Offiziers und einer irländischen Lady, sondern entstammte wahrscheinlich der Ehe eines englischen Hauptmannes mit einer Kreolin und hieß Maria Elisa Rosa Gilbert. Aber wozu braucht eine Frau, die über so außergewöhnliche Reize verfügt, einen Stammbaum! Ihre Schönheit sprach genug für sie; mit ihr siegte sie über die Männer, unter denen sogar Künstler wie Franz Liszt sich befanden, erzwang sie sich Zutritt zu den Gemächern gekrönter Häupter. „Die ersten Geister des Jahrhunderts", schrieb ein begeisterter Zeitgenosse, „zogen an ihrem Siegeswagen: Dichter, Maler, Bildhauer und Tonsetzer." Ihr Bild prangte auf den Busennadeln der Stutzer und Lebemänner, auf Hals- und Taschentüchern, Ringen, Tabatieren, wurde in unzähligen Lithographien und Schattenrissen feilgeboten.

In der Tat muß ihre Schönheit bezaubernd gewesen sein. Das bestätigen Jules Laure, Kaulbach, Stieler und andere Maler, die sie porträtiert haben. Das Fesselndste an ihr war die Gestalt: ein wunderbar gebauter Körper, schlank, geschmeidig und doch voll. Auf dem schlanken, zarten Halse ruhte in herrlicher Ovalform ein Köpfchen, umrahmt von schwarzem, seidenweichem Haar, das sich schlicht, in Cleo-de-Mérode-Frisur, an die Stirn schmiegte, unter deren feiner Wölbung zwei große dunkle Märchenaugen fragend in die Welt blickten. Sie war eine ausgesprochen sinnliche Schönheit und zündete durch ihre Erscheinung mehr als durch ihre Tanzkunst, die nicht im entferntesten an die der Taglioni oder Fanny Elßler heranreichte.

Auf ihren abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten kam Lola im Sommer 1846 nach München. Da der Intendant ihr die Hofbühne zum Auftreten versagte, wandte sie sich direkt an den König, ihres Erfolges von vornherein gewiß. Es heißt, daß Ludwig, als ihm die Dame gemeldet worden war, geäußert habe: „Was soll ich jede hergereiste Tänzerin sehen?" Nachdem ihn jedoch sein Adjutant darüber aufgeklärt, daß sich der Empfang der Mühe wohl verlohne, ließ er aus Neugier die Angemeldete kommen und stand vom ersten Augenblick völlig im Bann ihrer Schönheit. Es traf sich zudem, daß Ludwigs weites Herz, das sich den Damen des Theaters und Balletts gegenüber stets sehr freigebig erwies, zur Zeit an keiner Leidenschaft krankte, und so hatte Lola gewonnenes Spiel. Bald genoß sie den Ruf einer „maitresse en titre", was im galanten Zeitalter als ein Schmeichelname gegolten hätte, in den schwülen Tagen des Vormärz jedoch einem Schimpfwort gleichkam. Sie prahlte mit ihrer bevorzugten Stellung, unterschrieb ihre Briefe mit „maitresse du Roi", sagte, wenn sie in den Läden Münchens größere Einkäufe machte: „Der König" oder „mein Louis wird es schon zahlen" und betrug sich überhaupt sehr herausfordernd und extravagant. Die biederen Münchener, aufgebracht durch ihr Betragen — sie hatte eine sehr lockere Hand, und wenn ihr etwas mißfiel, griff sie sofort nach der Reitpeitsche — haßten sie bald wie die Sünde, nannten sie Canaille oder „das königliche Mensch" und ihre Anhänger im Gegensatz zu den Ultramontanen „Lolamontanen". Der König aber machte aus seiner Verliebtheit kein Hehl. Man sah ihn oft in die Theresienstraße und später in die Barerstraße wandern, wo er seiner Lolita ein Petit Trianon errichten ließ. Und wenn er nicht



Lola Montez tanzt ihre Memoiren (Kladderadatsch 1851).

Digitized by Google

Verlag von Emil Pahl in Dresden

Soeben erschien als gediegenes Geschenkbuch:

Ein Märchenjahr von Alexandra Gräfin Schwerin.

Preis in vornehmem Geschenkband Mark 9.—.

Ein Märchenbuch für Erwachsene, so voller Eigenart und Gestaltungskraft, daß die Großen wie Kinder aufhorchen. Jeder der Monate enthält ein Erleben, das bis an die Wurzeln des Seins geht; sie bilden aneinandergereiht ein Jahr der Seele.

Die junge Künstlerin findet eine Sprache, die fein genug ist, jedem Märchen eine eigene Stimmung und Farbe zu geben. Ihr Verstehen erfaßt nicht nur die sichtbaren Dinge, sondern auf die innere Welt kommt es ihr an, die ihr nicht weniger lebendige Wirklichkeit ist.

Die Ausstattung des Buches ist so gestaltet, daß sie dessen innerem Wert entspricht und es somit eine Geschenkgabe bildet, die auf dankbare Abnehmer zählen darf. Möge es recht viele freundliche Leser finden.

Für Liebhaber ist eine Vorzugsausgabe in nur 50 einzeln benummerten, von der Verfasserin eigenhändig gezeichneten Stücken hergestellt worden, die auf bestes imitiert Büttenpapier abgezogen und von der Hand in Kalblederrücken mit Batikpapier-Spiegel gebunden sind. Der Preis dieser Ausgabe beträgt Mark 75.—.

Bücherzettel.

(Porto mit dieser Aufschrift in offenem Briefumschlag 10 Pf.)

Aus dem Verlage von **Emil Pahl** in **Dresden** bestelle ich durch die Buchhandlung von

.....

Anzahl

..... Alexandra Gräfin Schwerin, Ein Märchenjahr.
(Preis fein gebunden Mark 9.—.)

..... Dasselbe, Vorzugsausgabe. (Preis Mark 75.—.)
(Hierzu der ortsübliche Teuerungszuschlag.)

Ort und Tag: Anschrift:

.....

(Gefl. recht deutlich.)

Digitized by Google

Digitized by Google

irgendein Schmuckstück als Angebinde mitbrachte, so war es zum mindesten eine Hymne auf blaue Seide gedruckt, die er seiner Dulzinea überreichte und die dann solche verstiegenen Verse wie diese enthielt:

„Wonnemus die Seelen trinken,
Tönt zur Laute dein Gesang,
Hin zu deinen Füßen sinken,
Machet deiner Stimme Klang."

Nicht nur die Verse, die der königliche Freund zu Ehren seiner Heldin sang, sondern sein ganzes Gebaren, das ihn vor der Welt lächerlich machte, forderte zu Parodien und Karikaturen heraus. Im In- und Ausland behandelten die Witzblätter mit Vorliebe dieses Thema. Bald sah man ihn mit Lola im Pas de deux tanzen, bald schlug er vor seiner gekrönten Zuhörerin als Barde in die Saiten, bald zog er als Leierkastenmann mit seiner Angebeteten durch die Straßen, bald führte sie ihn am Gängelbande. Aber alle diese Verhöhnungen und Verunglimpfungen schienen Ludwig nicht aus der Fassung zu bringen. Seine Verliebtheit verdunkelte ihm den Blick.

Lola Montez. Nach dem Bildnis von J. Laure.

Wenn der Sturz des Ministeriums Abel auch in vielen Jubel auslöste, so gab es aber doch maßgebende Persönlichkeiten, die mit dieser Wendung der Dinge keineswegs einverstanden waren und ihrer Mißbilligung deutlich Ausdruck gaben. Zu ihnen gehörte auch der Professor Lasaulx, der deshalb von dem König in den Ruhestand versetzt wurde. Da sich Lasaulx bei den Studenten einer großen Beliebtheit erfreute, so beschlossen diese, ihm einen Fackelzug zu bringen. Die Polizei verhinderte jedoch das Zustandekommen des Fackelzuges, und die erbitterten Studenten zogen nun nach dem Hause der Montez in der Theresienstraße, begleitet von einer radaulustigen Menschenmenge, und inszenierten einen ohrenbetäubenden Skandal. Lola schien dieser Lärm viel Spaß zu machen, denn sie zeigte sich mit einer Anzahl ihrer Verehrer am Fenster und verhöhnte die Studenten und das Volk. Sie konnte es sich leisten; denn Linientruppen und Gendarmerie standen zu ihrem Schutz bereit.

Auch das neue Kabinett Maurer war nicht nach dem Sinn der Tänzerin, und so wurde es nach vierzigwöchiger Regierung nach Hause geschickt. An Stelle Maurers trat Herr von Berks, eine gefügige Kreatur der Montez, und schnell hatte der Volksmund auch den richtigen Namen „Lolaministerium" für das neue Kabinett. Lola stand auf dem Gipfel ihres Ansehens und ihrer Macht; sie herrschte gleich einer Maintenon. In ihrem Palais in der Barerstraße führte sie ein großes Haus: Künstler, Schriftsteller, Militärs, Diplomaten verkehrten bei ihr, und auch ein paar schmucke Korpsstudenten, ehemalige Mitglieder des Korps Palatia, die wegen ihres Umgangs mit der Tänzerin ausgeschlossen worden waren und nun eine eigene Verbindung unter dem Namen „Alemannia" bildeten. Zwischen den Alemannen und den anderen Verbindungen gab es ständig Reibereien, die von neuem zu einem Studentenkrawall führten, der die Schließung der Universität zur Folge hatte. Aber schon drei Tage später, am 11. Februar, gestattete die „Huld des Königs" wieder die Eröffnung. Ludwig war endlich wie Tannhäuser aus seinem Liebesrausch erwacht. Er gewahrte die drohenden Zeichen der Zeit. Schnell glaubte er noch dadurch, daß er das der Lola Montez erteilte bayrische Indigenat einer bayrischen Gräfin Landsfeld aufhob, den Groll der Unzufriedenen zu besänftigen. Zu spät: Die Revolution schlug mit dumpfem Hammerschlag an die Tore des königlichen Schlosses. Nun blieb dem König kein anderer Ausweg, als von dem Schauplatz seiner Tätigkeit abzutreten. Am 20. März dankte er ab, wenige Wochen, nachdem seine Lolita, vor der Wut des Pöbels fliehend, Hals über Kopf München verlassen und, von drei getreuen Alemannen geleitet, zu dem Geisterseher Justinus Kerner sich begeben hatte, um nach einer Eselsmilchkur von neuem ihre abenteuerlichen Wanderfahrten aufzunehmen.

Im Kampf mit wilden Bienen * Von Karl Müller-Pirmasens.

Mit lustig flatternden Wimpeln hatte am Morgen das Motorboot die Bai von Panama verlassen, um seine drei Insassen längs des Festlandes südwärts zu tragen. Gegen Mittag begann indessen der Motor zu versagen, die Reisenden sahen sich daher gezwungen, die Fahrt zu unterbrechen. Während der Führer, ein großer, kräftiger Mann, mit hageren braunen Wangen und mit einem Ausdruck von Entschlossenheit und Willenskraft in den Zügen, damit beschäftigt war, die Maschine in Ordnung zu bringen, standen seine beiden Gefährten abseits, bereit, nach Bedarf Beistand zu leisten. Der kleinste der drei Männer war ein zierlich gebauter Mexikaner, der dritte ein Engländer von mittelgroßer, gedrungener Gestalt.

Da die Nacht herannahte, wurde das Motorboot in einer kleinen Bucht, die durch die Mündung eines ziemlich breiten Flusses gebildet wurde, inmitten einer Gruppe kleiner, mit farbenprächtigen Blumenteppichen bedeckter, palmenbewachsener Inseln verankert. Die Landbrise wehte kräftig und trug einen reichen Orangenduft, untermischt mit anderen köstlichen Wohlgerüchen, über die See mit sich.

„Ich glaube, Eure Erzählung von dem Tale der Bienen ist mindestens ziemlich stark übertrieben, Carlos", sagte der Führer, an dessen rechter Wange sich eine vier Zoll breite Narbe abzeichnete. Er hatte sie sich bei der Entlassung eines Revolverhelden, der in seiner Abteilung beim Bau des großen Panamakanals arbeitete, zugezogen. Die Amerikaner hatten eben die Ausführung jenes kolossalen Werkes in Angriff genommen, mit einer Tatkraft, die in diesem Teil der westlichen Erdhälfte bisher unbekannt war. Williams, so hieß der Amerikaner, war ebenso wie seine beiden Begleiter bei dem großen Kanalbau beschäftigt. Alle drei befanden sich jetzt auf einer vierwöchigen Urlaubsreise.

Auf die zweifelnde Bemerkung des Führers verzog sich der Mund des kleinen Mexikaners zu einem ausdrucksvollen Lächeln, wobei er zwei Reihen unregelmäßiger, sehr gelber Zähne sehen ließ. Gleichzeitig deutete er mit einer leichten Handbewegung in die Richtung, in der das legendenhafte Tal der Bienen liegen sollte. Das Motorboot, mit einem dichten Dach aus Netzen überdeckt, war moskitosicher, und die drei lagen, große schwarze Zigarren rauchend, bequem ausgestreckt auf dem Verdeck. Über ihnen funkelte die Flammenpracht des südlichen Sternhimmels.

Williams zog eine rohskizzierte Karte aus der Tasche, und Reed, der Engländer, rückte näher, um gleichfalls Einblick nehmen zu können. Stillschweigend studierten sie einige Minuten eifrig die Zeichnung, die sie abwechselnd mit dem schwachen Lichte eines Streichholzes erhellten. Reed war der erste, der das Schweigen unterbrach: „Wenn das, was Carlos uns erzählte, auf Wahrheit beruht, so ist dieses Tal, wenn einmal in Besitz genommen, für uns von größerem Werte als eine Goldmine."

„Es ist seltsam," sagte der Amerikaner nachdenklich, „daß die Eingeborenen noch keine Wege gefunden haben, die Schätze, die hier verborgen sein müssen, auszubeuten. Carlos behauptet zwar in seiner Erklärung, daß gegen die ungeheure Anzahl jener Bienen alle menschlichen Mittel versagen müßten, aber ich denke, ein Mann, der im Norden gelernt hat, mit wilden Bienen umzugehen, wird sich auch diese Honigmacher nicht über den Kopf kommen lassen."

Digitized by Google

„Das", fiel Reed ein, „ist auch meine Meinung. Und da wir hier nahe am Platze sind, so halte ich es für das beste, wenn wir das Boot mit der Flut flußaufwärts treiben lassen. Dieser soll ja, wie der Mexikaner sagt, an dem Tale vorbeiziehen. Ich habe zwar noch keine Bienen gesagt, vermute indessen, daß wir sie nicht eher zu stören beabsichtigen, bis wir zu einem aussichtsreichen Handstreich bereit sind."

„Ja, es gilt hier das gleiche wie bei jedem anderen Sport," entgegnete Williams, „und ihr werdet morgen mit Dank erkennen, warum ich auf die Anfertigung der Schutzbekleidung so großen Wert legte."

Ein lautes Schnarchen bewies, daß der kleine Mexikaner bereits eingeschlafen war; die beiden Nordländer folgten seinem Beispiel. —

Die ersten Sonnenstrahlen begannen den Horizont zu überfluten, als die drei Insassen des Motorbootes durch ein seltsames Geräusch aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. In halbsitzender Stellung lauschten sie dem Getös, das vom Land her an ihre Ohren drang. Ein leises, undeutliches Summen zog durch die Luft, das in Stärke nach und nach anwuchs, bis es zuletzt dem wilden Brüllen der Meeresbrandung glich, die an eine zackige Felsenküste schlägt. Carlos schauderte und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Die Bienen beginnen ihr Tagewerk", murmelte er, während Williams und Reed in stiller Verwunderung einander ansahen.

Die Flut begann zu steigen; Williams öffnete daher eine Lücke in dem Netzwerk und zog den Anker auf. Das Boot fing an, langsam mit der Strömung zu treiben. Hin und wieder begegneten ihnen große Bienenschwärme, die über sie dahinzogen, jedoch nicht in geradem Fluge, sondern in Zickzackwindungen, als ob sie durch die Gegenwart des Bootes, gegen das sie ihr Instinkt zu warnen schien, gestört würden. Allmählich erstarb das heulende Tosen wieder zu einem schwachen Summen, wie sie es zuerst vernommen hatten. Plötzlich, das gelbe Gesicht weiß vor Schrecken und Furcht, deutete der Mexikaner mit zitternder Hand gegen ein tiefes Tal, das an einer Biegung des Flusses vor ihnen auftauchte.

„Das Tal der Bienen!" riefen Williams und Reed wie aus einem Munde.

Es war wirklich ein wunderbares Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. Nahezu eine volle Meile erstreckte sich das Tal in einer fast schnurgeraden Linie. Seltsame Formen von wunderlich gestalteten Büschen, die den Talgrund zierten, teilten das Land in unregelmäßige Zwischenräume ab. Zu beiden Seiten, das Tal entlang, wuchsen mächtige Bäume empor, deren altersgraue Stämme unberechenbare Vorräte an Honigschätzen enthielten. Selbst aus der Entfernung des Motorbootes konnten die drei Männer erkennen, wie an den ihnen zugewendeten Seiten der näherstehenden Waldriesen der köstliche Nektar in Strömen niederfloß. Zahllose Insekten hatten sich hier zu Tisch geladen, ungestört, solange sie sich unter der Todeslinie hielten, die durch die schwärmenden Schildwachen der Bienenkolonien gezogen war.

Des Amerikaners Plan war gewesen, im Falle sich die Erzählung des Mexikaners als wahr erwies, einige von den außenliegenden Bienenlagern zu attackieren, soviel Honig als möglich zu plündern und wegzuschaffen, um später, besser ausgerüstet, zu einem größeren Beutezug zurückzukehren. Die Unmöglichkeit, diesen Plan unverändert auszuführen, wurde jetzt handgreiflich. Der einfache Grund war der, daß die Bienen ihre Ansiedlungen mit einem fast menschlichen Scharfsinn angeordnet hatten. Es gab keine außenliegenden Stämme. Jeder einzelne Baum war so gut ein Teil des Ganzen wie der andere. Der Verteidigungsplan war meisterhaft organisiert. Doch selbst jetzt noch hatte Williams weder eine Ahnung von dessen ungeheurem Umfange, noch dachte er daran, mit leeren Händen abzuziehen. Entgegen seiner besseren Einsicht glaubte er hoffen zu dürfen, daß, im Falle er einen Baum angriff, sich nur die Bewohner dieses einzelnen Stammes zur Wehr setzen würden. Reed teilte diese Hoffnung. Nur Carlos, der Mexikaner, hielt beharrlich an seiner furchtsamen Meinung fest und meinte: „Die Bienenteufel fechten in Armeen", überzeugt, daß sich das ganze Bienenvolk des Tales zur Abwehr vereinigen würde.

Die Vorbereitungen, auf welche die Honigsucher jenes Erdstriches gewöhnlich Stunden der eifrigsten und sorgfältigsten Arbeit verwenden, waren in wenigen Minuten getroffen. Der Mexikaner schwur bei allen Heiligen, daß er das Boot nicht verlassen würde. Die beiden anderen schienen auf seine Begleitung auch wenig Wert zu legen; sie hatten seiner nur als Führer benötigt, und nachdem das Ziel erreicht war, dünkte er ihnen im Boot so nützlich wie sonstwo. So nahe wie möglich an das Ufer treibend, stiegen sie rasch an Land.

„Kein lautes Wort," warnte der Amerikaner im Flüstertone, „wir müssen nach Möglichkeit vermeiden, sie aufzuregen, bis uns ein günstiger Augenblick gewärtig ist." Der Engländer nickte zustimmend.

Vorsichtig begannen sie, in das Tal vorzudringen. Überall grüßten erstaunliche Lager von Honig ihre Augen. Der Orangenduft war so stark vorherrschend, daß es schwer fiel, sich nicht in einen blütenreichen Hain jener lieblichen Fruchtbäume versetzt zu glauben. Im Vergleich zu den mächtigen Honigablagerungen war die Menge der Bienen sehr gering, ein Umstand, der den erfahrenen Williams stutzig machte.

Die Lösung dieses Rätsels sollte sich bald zeigen. In einem sorglosen Moment glitt Reed von einem schlüpfrigen Stein, und bei dem Versuche, einen Stützpunkt zu ergreifen, streckte er die Hand nach einem jener seltsamen, schwarz und goldig schimmernden Büsche aus, wie sie zu Tausenden in dem Tale standen. Augenblicklich fand eine sonderbare Verwandlung statt. Der Busch erfüllte sich mit Leben, Summen und Schwingen. Er schwärmte in die Luft und streitbar um die zwei Abenteurer herum, in verzweifeltem Bemühen, einen erfolgreichen Angriff durch deren Netzwehr zu machen. Was sie irrtümlich für einen Busch gehalten, war eine dichte Masse von Bienen.

Und jetzt verdunkelte der Schatten ihrer geflügelten Feinde das Tal. Unzählige Bienenbüsche zogen gegen sie heran. Der Lärm ihres Anfluges glich dem ununterbrochenen Heulen des Sturmwindes, der durch den Forst fährt, und ihre Körper waren so zahllos, daß sie das Licht der Sonne völlig verfinsterten, so daß die zwei Jagdgenossen fast blind herumirrten, fortwährend kämpfend, aber immer bestrebt, einander im Auge zu behalten.

Die Schutzbekleidung, die der Amerikaner hatte anfertigen lassen, war von Aluminiumgeflecht und über leichte Rahmen gezogen, so daß sie vom ganzen Körper sechs Zoll abstand. Wäre sie von einem pflanzlichen Gewebe gewesen, der Ansturm der wütenden Bienen, der in festen, schweren Massen erfolgte, mit der Gewalt mehrerer Kilo Fallgewicht, hätte sie unabweisbar durchbrochen und ihre Träger einem schrecklichen Tode durch die giftigen Stachel der zornigen Insekten überliefert. Aber auch so konnten sie sich noch nicht sicher schätzen, denn die Bienen prüften in rastloser Schnelligkeit jeden Punkt der Netze mit einem Scharfsinn, der beinahe menschlich erschien. Es war vergebens, daß unter den Füßen der beiden Männer Tausende zertreten wurden; wo tausend starben, nahmen zehntausend andere Platz.

Als Williams mit ausgestreckten Händen seinen Weg vorwärts focht, kamen seine Füße mit einem harten, runden Gegenstand in Berührung. Als es ihm mit einiger Anstrengung möglich war, danach zu sehen, erkannte er einen menschlichen Schädel, zu außerordentlicher Weiße gebleicht. Und nun konnte er auch noch weitere Knochen bemerken, die einem halb im dichten Untergras begrabenen Körper angehörten. Ein weicherer Mann würde den Anblick für eine Warnung gehalten haben; Williams jedoch war jetzt mehr denn je entschlossen, die Eroberung des Bienentals zu vollbringen. Vorerst allerdings hatte es den Anschein, als könnten die beiden Männer Gott danken, mit dem bloßen Leben davonzukommen.

Williams, als geborener Waldmann, kannte manche Tricks, zu denen Männer seines Schlages in harter Bedrängnis griffen, und einen solchen dachte er in Anwendung zu bringen, nachdem die zwei Jäger nach unglaublichen Schwierigkeiten einen günstigen Standpunkt gewonnen hatten, wo sie den Wind und den Fluß im Rücken behielten. Das Motorboot war nirgends zu sehen, und die beiden brachen in wilde Verwünschungen aus. Kein Zweifel, daß Carlos, der feigherzige Mexikaner, nur auf eigene Sicherheit bedacht, sich mit dem Fahrzeug davongemacht hatte.

Während des ganzen Vorwärtskämpfens hatte Williams etwa ein halbes Dutzend Zündhölzer in der Hand gehalten, Teile der notwendigsten Ausrüstung eines Bienenjägers. Vor dem Paar lag eine lange Strecke von Buschwerk, unter welchem der Amerikaner eine Art Feuerschwamm bemerkt hatte. Er erinnerte sich, daß der trockene Schwamm wie Zunder brennt, und ein Zündholz mit dem Daumennagel anknipsend — ein gewöhnlicher, aber viel Gewandtheit erfordernder Kunstgriff — ließ er die kleine Flamme durch die Aluminiumgaze durchflackern, um den Schwamm in Brand zu setzen. Obgleich der durch das Schwingen der unzähligen Bienen erzeugte Wind das schwache Flämmchen mehr als einmal auszulöschen drohte, fing der Schwamm doch Feuer.

Digitized by Google

Der Erfolg war grandios. Wie eine Illustration zu dem brennenden Busch Mosis, nur tausendmal prächtiger. Mit lebhaftem Knistern hüpfte eine kleine Feuerschlange, durch den Windhauch angefacht, um den nächsten Busch, dann ein Zischen, und mit einem Male schlug eine haushohe Flammensäule empor; wie das Rauschen eines Orkans erklang es, der das stetig heulende Summen der Bienen verschlang. Als das wütende Element nun von Busch zu Busch sprang, wurde auch das halb trockene Untergras in Brand gesetzt. Obschon die Sträucher grün und in Blüte standen, wurden sie von der gierigen Lohe rasch ergriffen. Das Innere eines jeden Busches verwandelte sich in einen rotglühenden, Hitzegarben ausspeienden Vulkan, über dem sich Myriaden von Insekten tummelten, während sich über das Ganze die blendende Helle des Tageslichtes ergoß, bald durchzogen von Wolken rollenden Rauches. Die Wut des Feuers wuchs und wuchs und breitete sich immer weiter aus; das ganze Tal stand in Flammen, die hoch in die Luft stiegen, in tausend und aber tausend wirbelnden Strudeln die tapferen kleinen Verteidiger des Bienentals in ihren hungrigen Schlund zerrend. Nach einer Viertelstunde war alles vorüber, bis auf den Rauch, der von Orten, an denen das Gras grüner und saftiger gewesen, noch aufstieg. Die Stämme der Bienenbäume waren angebrannt und geschwärzt, aber ihr kostbarer Inhalt blieb unbeschädigt durch das Feuer.

Reed begann seine Aluminiumrüstung, deren Schutz nun nicht mehr nötig war, abzustreifen, und Williams folgte seinem Beispiel. Von der ungeheuren Menge der Bienen blieb nur ein geringer Rest übrig, und deren kriegerischer Geist war durch die Auflösung ihrer vernichteten Armeen gebrochen. Was die Eingeborenen in Jahrhunderten nicht erreicht hatten, war durch das zerstörendste aller Elemente im Bruchteil einer Stunde vollbracht worden.

Das Motorboot wurde am nächsten Morgen an der gegenüberliegenden Seite des Flusses, im Dickicht festgefahren, aufgefunden. Ein Loch im Netzwerk, groß genug, um einen Mann durchschlüpfen zu lassen, schien darauf hinzuweisen, daß der Mexikaner vor Schrecken in den Fluß gesprungen war, als die Schlacht mit den Bienen begann. Ob er sich gerettet hatte oder ob er ertrunken war, konnte nie festgestellt werden, er blieb verschollen.

Die Honigernte, mit der Williams und Reed nun begannen und die noch manche Fahrt zum nächsten Handelshafen erforderte, brachte den beiden kühnen Männern ein Vermögen ein.

Optische Täuschungen * Von Karl Micksch.

Wenn zahllose Vorgänge im Sehbereich des menschlichen Auges von diesem nicht wahrgenommen werden, so erklärt sich das in einfacher Weise aus der Unzulänglichkeit dieses Organs. Der Wissenschaftler, der mit Lupe und Mikroskop arbeitet, kennt außerhalb der rein mikroskopischen Vorgänge zahlreiche Erscheinungen, die dem menschlichen Auge trotz relativer Größe und nächster Nähe verborgen bleiben. Schon Humboldt sagte: „Dem Mechaniker, der mir ein so unvollständiges Werkzeug liefern wollte wie das menschliche Auge, würde ich die Tür weisen.“

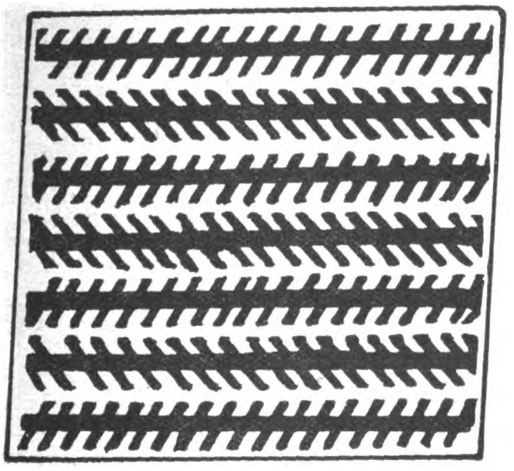


Abbildung 1.

Das menschliche Auge sieht aber nicht nur unvollständig, es sieht auch falsch, und zwar viel öfter, als wir vermuten, und für diesen Mangel findet sich keine so einfache Erklärung wie für das unvollständige Sehen. Dieses Falschsehen beruht nicht auf ungewöhnlichen oder pathologisch veränderten Zuständen des Sehsinnes, sondern erklärt sich aus seiner physiologischen Natur. Sehen wir z. B. einen im Kreise schnell geschwungenen feurigen Punkt als einen roten Kreis, so sind diese Formen der Täuschung durch eine physiologische Ungenauigkeit der Sehperception (des Wahrnehmungsvermögens) bedingt, nämlich dadurch, daß hinreichend schnell wiederholte Eindrücke dieselbe Wirkung auf das Auge haben wie ein ununterbrochener Eindruck. Auf diesem Prinzip beruhen verschiedene optische Spielereien, die stroboskopische Scheibe, das Thaumatrop usw., die als die noch unkultivierten Ureltern des Kinos angesprochen werden können.

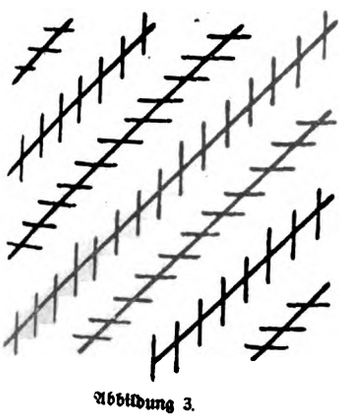


Abbildung 3.

In vielen Berufen, wie in der gewerblichen Malerei, der Tapezier- und Dekorierkunst, der Weberei usw., lassen sich Sehfehler beobachten, die insofern interessant sind, als Konvergenz und Divergenz häufig verwechselt werden. Das heißt, abweichende, auseinandergehende Linien werden für zusammenlaufende, sich nähernde Linien gehalten. Unter geänderter Umgebung tritt ebensooft der umgekehrte Fall ein. Zu derartigen Täuschungen ist weder eine besonders weite Entfernung noch ein auffallend großes Objekt erforderlich. An einem für Zeugdruck bestimmten Muster hat Zöllner eine neue Art optischer Täuschung entdeckt (Abbildung 1). Die abwechselnd scheinbar konvergierenden (sich nähernden) und divergierenden (auseinanderstrebenden) Linien sind sehr deutlich. Durch Ausmessen der Längsstreifen oder Entlangsehen unter einem kleinen Sehwinkel kann man sich aber leicht von deren vollständigem Parallelismus überzeugen. Zöllner weist darauf hin, daß die Stärke der optischen Täuschung von der Lage der Längsstreifen zur Verbindungslinie der beiden Augen abhängt und dann ein Maximum erreicht, wenn sich beide Richtungen ungefähr unter einem Winkel von 45 Grad schneiden.

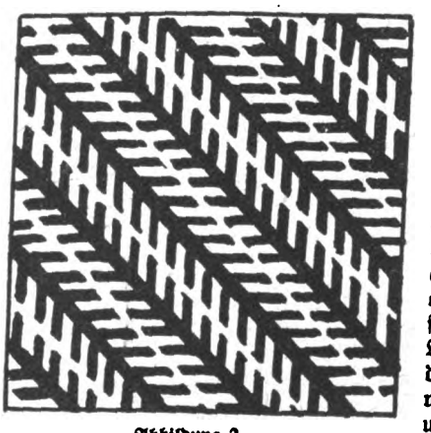


Abbildung 2.

Abbildung 2 zeigt diese Drehung der Längsstreifen um 45 Grad, wobei zugleich zwecks Verstärkung der Täuschung nach dem Vorschlag von W. Wundt die Zeichnung auf schwarzem Grund ausgeführt ist. Die Abbildungen 3 und 4 veranschaulichen die gleiche optische Täuschung; die starken Längs- und Querstreifen sind durch dünne Striche ersetzt worden. Außerdem untersuchte Zöllner noch in der erwähnten Arbeit die Abhängigkeit der optischen Täuschung von der Anzahl der Querstreifen, vom Abstande derselben, von ihrer Neigung zur Richtung der Längsstreifen, vom Abstande derselben und von der Intensität der Zeichnung. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und diejenigen anderer Autoren mögen nun im folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden.

Zweifelsohne veranlassen die zahlreichen Querstriche die optische Täuschung. Diese tritt selbst dann ein, wenn die Parallelen überhaupt nicht vorhanden sind, sondern (wie bei Abbildung 5) in Gedanken ergänzt werden müssen. Aber auch die Querstriche sind bei vorhandenen Parallelen zur Erzeugung der optischen Täuschung nicht unbedingt notwendig. Münsterberg hat dies zuerst an Abbildung 6 nachgewiesen. Diese läßt deutliche Konvergenz und Divergenz der Parallelen im Sinne der optischen

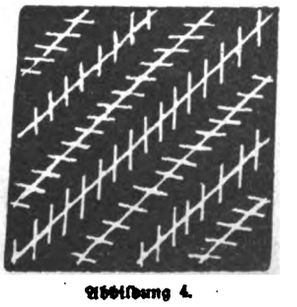


Abbildung 4.

Digitized by Google

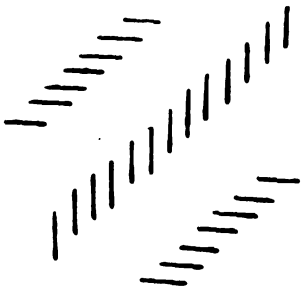


Abbildung 5.

Täuschung von Zöllner erkennen. Die „verschobene Schachbrettfigur" Münsterbergs (Abbildung 7) ist ebenfalls nichts anderes als eine Abänderung der Zöllnerschen Täuschung insofern, als man die verschobenen Quadrate mit unregelmäßig geformten dicken Strichen vergleichen kann. Der scheinbar schräge Verlauf der Linie a b von links oben nach rechts unten ist deutlich wahrnehmbar.

Von großem Einfluß auf die Stärke der optischen Täuschung ist die Anzahl der Querstriche, wie man leicht durch eine einfache Zeichnung nachweisen kann. Die Stärke der Täuschung nimmt mit der Anzahl der Streifen, jedoch nur bis zu einem gewissen Grad, zu. Das gleiche gilt für die Länge der Querstriche. In welchem Maße die Stärke der optischen Täuschung von der Intensität der Zeichnung abhängig ist, kann man durch einen Vergleich der Abbildungen 1 und 3 erkennen, wenn man dabei berücksichtigt, daß Abbildung 3 wegen der Neigung der Parallelen zur Horizontalen die stärkere Täuschung zeigt. Zöllner bemerkt hierzu: „Die Intensität der Zeichnung oder ihr Abheben vom weißen Grunde des Papiers erwies sich ganz ohne Einfluß, und die bewußte Täuschung trat für mich schon ein, sobald nur selbst mit Hilfe der schwächsten Bleistiftstriche eine Vorstellung von der Abbildung erzeugt war." Den Einfluß wachsender Intensität der Querstriche bei gleichbleibender Intensität der Parallelen hat Zöllner nicht untersucht, und Karl Gentil weist in der Zeitschrift für den naturwissenschaftlichen Unterricht nach, daß die Stärke der Täuschung bis zu einem gewissen Grad mit zunehmender Intensität der Querstriche wächst. Eine Abnahme der Stärke der Täuschung erfolgt ganz selbstverständlich mit wachsendem Abstand der Parallelen. Der für die Stärke der optischen Täuschung günstigste Abstand der Parallelen ist ungefähr 1 cm. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat Zöllner dem Einfluß der Neigung der Querstreifen auf die Stärke der Täuschung geschenkt. Das Ergebnis seiner Untersuchung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die optische Täuschung am stärksten bei einem Neigungswinkel der Querstriche von ungefähr 30 Grad gegen die Parallelen auftritt.

Abbildung 7.

Eine seltsame optische Täuschung, die sich nicht ohne weiteres erklären läßt, ist folgende. Man stellt zwei Holzgitter (Staketenzäune) von gleicher Beschaffenheit aufrecht in mäßiger Entfernung von mehreren Metern parallel oder auch im Winkel auf. Geht oder fährt man dann an einem der Gitter entlang und blickt durch dessen Öffnungen nach dem zweiten hin, so entspricht dessen Aussehen durchaus nicht der wirklichen Beschaffenheit, sondern die einzelnen Latten des hinteren Gitters erscheinen etwa dreimal so dick, als sie wirklich sind, und ebensoviel größer kommen dem Beschauer die Zwischenräume zwischen den Latten vor, während das vordere Gitter sein natürliches Aussehen bewahrt. Stellt man die Gitter im spitzen oder rechten Winkel zueinander, so tritt die Täuschung noch deutlicher hervor. Die Wahrnehmung ist jedoch nur bei genau gleicher Beschaffenheit der Lattenzäune möglich. Man könnte also annehmen, daß bei einer bestimmten Stellung des Beschauers eine Latte des vorderen Zaunes eine Latte des hinteren Zaunes bedeckt, so daß man den dreifachen Raum der wahren Lattendicke zu erblicken glaubt. Diese Erklärung ist jedoch nicht ganz unbedenklich, denn man sieht beim Stehenbleiben gleichzeitig eine ganze Reihe dieser scheinbar verdickten Latten, und neben diesen Trugbildern scheinen auch die Zwischenräume die dreifache Weite ihrer wahren Größe zu haben.

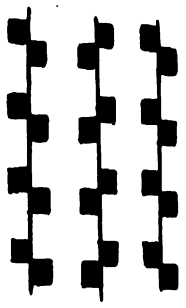


Abbildung 6.

Bei großen Objekten und weiten Entfernungen sind optische Täuschungen entsprechend stärker. Es ist eine bekannte Tatsache, daß uns der Zenit näher vorkommt als der Horizont, daß uns das Himmelsgewölbe wie eine flache Kuppel erscheint. Der lotrecht nach oben gerichtete Radius verhält sich zum horizontalen nach verschiedenen Messungen wie 1 zu 1,3 oder gar wie 1 zu 1,5. Zeigen wir mit ausgestrecktem Arm auf den Punkt eines Himmelsbogens, den wir gleich weit vom Horizont wie vom Zenit schätzen, so pflegen wir den Arm nicht etwa um 45 Grad über die Wagerechte zu erheben, sondern nur um etwa 20 bis 30 Grad, — der Wert ist verschieden bei klarem und bewölktem Himmel, bei Nacht größer als am Tage, am größten in mondlosen Nächten. Zur Erklärung dieser Täuschung sind verschiedentlich physikalische Gründe geltend gemacht worden, indessen scheint doch die alte, u. a. schon von Euler gegebene psychologische Erklärung recht zu behalten. Demnach beruht die Erscheinung auf derselben Ursache, nach der wir eine unbebaute Straße für kürzer halten als eine bebaute von gleicher Länge, — im ersten Falle überfliegt das Auge ungehemmt die ganze Strecke, im zweiten kommt ihm ihre Länge durch die vielen Zwischenpunkte, an denen es entlangläuft, stärker zum Bewußtsein.

Grimmig * Eine Dachsgeschichte von Paul Haase.

Mitten im alten Kiefernbestand, linkerhand der Lüdershäger Straße liegt der Hilgenberg, der „Heilige Berg" zu hochdeutsch, bewachsen mit Blaubeeren und Farnen, begrenzt von Dickungen und Brüchen, so recht ein Standort für Wild aller Art. Hier schiebt sich das Schwein ein, hier hat der zurückgesetzte alte Bock seinen Stand, und hier liegt ein guter Rotwildwechsel, stark begangen.

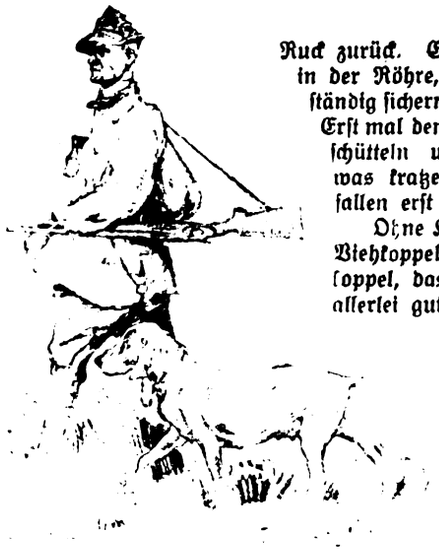
Es ist schon eine Lust, hier zu leben, so wird auch vor vielen Jahren der Dachs gedacht haben, der hier an der Südwestseite des Hilgenberges den Mutterbau anlegte. Grimmigs Ahn muß ein ganz Gerissener gewesen sein, der den Bau so anlegte, daß weder Hacke noch Spaten etwas ausrichten konnten, so mancher Männe, so manche Waldine mußten bös geschlagen den Rückzug antreten, denn Hilfe war ihnen nicht zu bringen. Man wurde also mit der Zeit klug und verzichtete auf das Ausgraben, und die Dachse kamen so um die Kurzweil, sich mit Dackeln zu raufen. Schade, es war manchmal recht lustig. Wenn nicht das ekelhafte Eisen wäre oder der nächtliche Ansitz mit der Schrotspritze — so mancher Dachs wäre hier eines natürlichen Todes gestorben. Aber das Eisen!

Es kneift ganz schrecklich, und sind die Knochen nicht fest und dick genug, so werden sie entzweigeschlagen. Es gehört ein gut Teil Roheit dazu, der armen Kreatur diese Qual zu bereiten, und kein anderer als der Mensch konnte dieses Mittel erfinden, um das Beutetier in seine Gewalt zu bringen. Einfach ist dieses Verfahren allerdings, einfacher, als sich den Fuchs vor die Flinte zu reizen oder ihn mit scharfen Hunden aus dem Bau zu sprengen oder zu graben, aber weidgerecht ist es nicht. Unter weidgerechtem Jagen verstehe ich — dem Beutetier die Todesqual zu ersparen; oder — da dies nicht immer möglich ist — zu verkürzen. Wie häufig fängt sich Nutzwild im tückischen Eisen, Reh und Hase sitzen oft genug fest und erleiden unsägliche Pein, bis sie erlöst werden. Doch was kümmert sich der Mensch darum, Raubwildbälge stehen hoch im Preise — ist nun mal Mode. Deshalb Tod allem Raubwild und mit allen Mitteln: Geldmacherstandpunkt . . . .

Im Eisen.

Grimmig hatte den Tag angenehm verschlafen, gähnt und reckt sich und schiebt sich langsam bis zur Einfahrt seines Baues vor. Mit Vorsicht steckt er die Nase aus der Röhre, lauscht, zieht mit Andacht den Wind in die Nase und fährt mit einem

Digitized by Google



Ruck zurück. Eine Weile sichert er noch in der Röhre, dann erst schiebt er sich ständig sichernd und Wind holend vor. Erst mal den Sand aus der Schwarte schütteln und die Dünnungen etwas kratzen, Zecken sitzen fest und fallen erst ab, wenn sie satt sind.

Ohne Hast trottet Grimmig der Viehkoppel zu. Auf der Viehkoppel, das weiß er, da gibt es allerlei gute Sachen, z. B. Mistkäfer, schöne blaue, dann Larven und sonstiges Gewürm; wenn man sie haben kann, auch eine Maus; der Verdauung außerordentlich zuträglich ist mal etwas Fallobst — so als Nachtisch. Eier! Ja, weshalb ist die Fasanenhenne so dumm und versteckt ihr Gelege nicht besser — vor die Nase legt sie ihm die Eier — schön dumm wäre er, nähme er sie nicht. Der Mensch macht es ja auch nicht anders. Also! — Was wissen die Menschen überhaupt vom Dachs, wer hat ihn beobachtet und gesehen? Wenige! Es wird schlecht über ihn gesprochen, alte törichte Geschichten werden nachgeplappert. Die paar Menschen, die ihn wirklich kennen, wissen, wie nutzbringend er dem Walde ist — er sucht nach Würmern, Puppen, Larven und Käfern, die den Bäumen doch Schaden bringen. Er ist ein guter Waldgärtner. Man muß ihn gesehen haben, wie er den Waldboden wund macht, wie er mit der Nase Furche um Furche zieht. Keine Kreuzotter ist vor ihm sicher, ihr Biß kümmert ihn wenig, sie wird gepackt und gefressen. Dem eigentlichen Nutzwild tut er wenig Schaden; sollte er mal ein krankes, kümmerndes Stück reißen — was schadet es? Es würde doch langsam verenden. Ein schneller Tod ist da Erlösung.

Im Kampf mit Männe.

Wfff! Scheußlich stinkende Fährte, Mensch und hier links daneben Hund — ganz frisch — also Vorsicht, alter Grimmig, derselbe Kerl, derselbe Hund machen das Revier unsicher, du spürst sie seit sechs Jahren, verschiedene Male hast du sie geäugt. Vor fünf Jahren war es, du warst noch jung und dumm; als du den Bau verlassen wolltest, gab es einen Schlag, und deine linke Brante saß im Eisen. Vor Schreck und Schmerz hast du am Eisen gerissen, und du hattest Glück, du kamst frei — eine Zehe nur hatte das Eisen gefaßt, die Feder war auch nicht mehr die beste, sonst hätte es wohl nicht der Jäger fluchend in die Rumpelkammer geschmissen. Seit dem Tage bist du vorsichtig.

„Mazing, kannst du nich mal wieder n' Dachs fangen? De Stäbelsmehr is nu all, kiek mal tau, ob dat nich geit!"

„Ick will mal versäuken, Lütting, ick keff man nich so recht'n Bu. Up'n Hilgenberg sind de Röhren to pil dal, dor fangt da slicht. Un de oll Fettwanst hat mi all mal ansmärt up'n Wessel. Awer versäuken will ick dat ligest. Leiwer wir mi ja'n Foß. der kost upstunds söbhundert Mark, un de oll Dachs deit mi immer leid, so'n oll Burß maakt ja keenen Schaden Na denn man tau, adjüs ok."

Also „Mazing" schiebt ab, im Rucksack zwei Eisen verstaut, Lotte, die Kurzhaarhündin, am Riemen, wandert er dem Hilgenberg zu.

Lotte! — halt. Ungefähr hundert Gänge vom Bau wird Lotte abgelegt. „Kiek mal eener an, frisch rinn und rut is he ok, de oll Grimmig Na töf man, du warst nicht slicht lieken, wenn du irst upsitten deist."

Vorsichtig vor dem Rohre etwas Erde ausgehoben, die Eisen gut eingebettet und verblendet, zurück zur abgelegten Lotte, und feixend wandert Försting dem „Swinkop" zu, „mal tau kieken, wat min Lüh maken!"

Försting — was du dir denkst! Du hättest mal sehen müssen, wie Grimmig, als du an der Röhre herumpuhltest, auffuhr und die kurzen Gehöre spitzte. „Donnerlüchting, da krabbelt mich was vor meiner Tür — man warten — wir haben Zeit — wfff! Jetzt scheint es nachzulassen mit der Krabbelei — man immer warten — wir haben immer mehr Zeit — da! Es wird schon wieder gekrabbelt, nachher mal nachkieken, vorläufig mal mit der Ruhe und ohne Hast ein paarmal rumschlafen." Grimmig rollt sich zusammen, denkt so allerhand und druffelt weiter. Richtigen Schlaf kriegt er nicht wieder, — wer weiß, ob nicht der Kerl mit der Stinkfährte eine neue Gemeinheit ausgeheckt hat. —

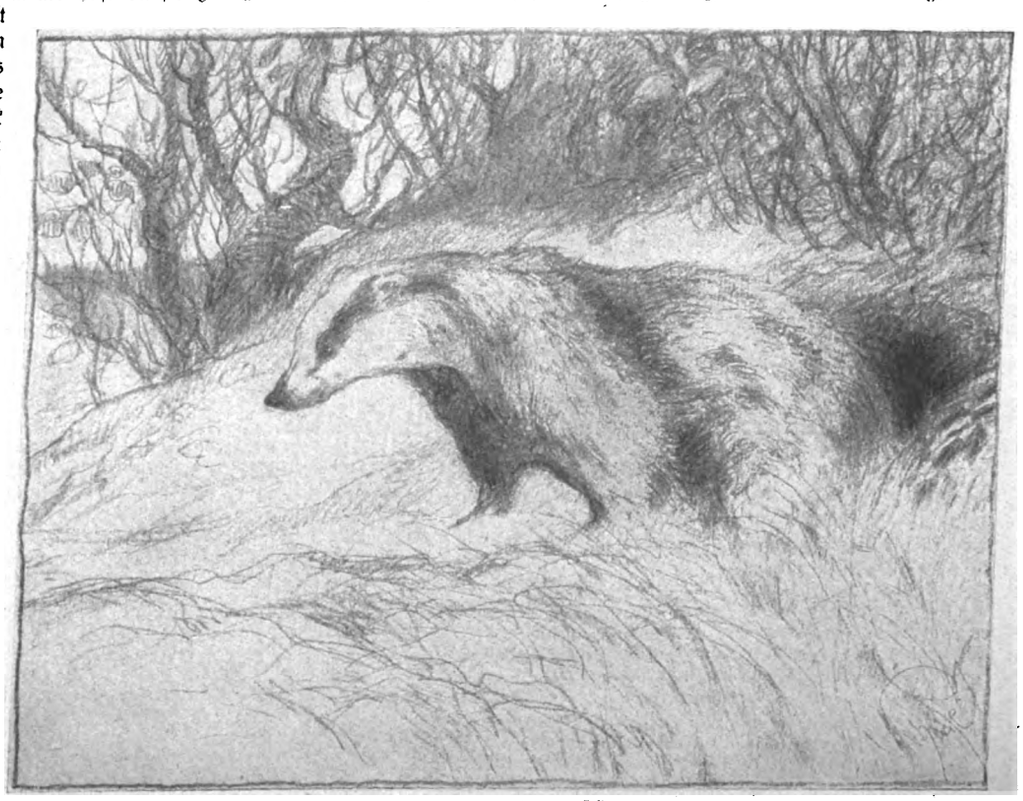
„So — nun woll'n wir doch mal sehen, was eigentlich da vorne los ist!" — Vorsichtig schiebt sich Grimmig nach der Einfahrt vor — da dieser ekelhafte Gestank — wupp, fliegt Grimmig zurück — abermals ein Vorstoß nach kurzer Zeit, bis ganz nach vorne, da — hier stinkt es am stärksten! Mal kieken, ob Stinkfährte nicht wieder mal auf den alten Schwindel verfallen ist und diese ekelhaften Kneifdinger gelegt hat, also mal vorsichtig mit der Brante vorfühlen — aha! Soso, nu kiek mal einer an — also doch! — Na, Stinkfährte, dir kann geholfen werden. Die Brante sachte untergeschoben, ein Ruck — das Eisen liegt um und schlägt zu. Über das zweite wird vorsichtig hinweggestiegen. Der wird kieken, denkt Grimmig und trottet in das Dunkel hinein.

Am andern Morgen, als Försting die Eisen revidierte, sah er die Bescherung. „Dor is nix bi tau maken", brummte er, verstaute die Eisen im Rucksack und verschwand.

Mit äußerster Vorsicht hat sich Grimmig im Grau des Morgens dem Bau genähert, lange hat er gelauscht und den Wind geprüft. Endlich ist er durch die Haupttröhre zu Bau gefahren, knurrend und murrend hat er sich zusammengerollt und den Tag verschlafen.

Als dann die ersten Fröste kamen und der Boden hart wurde, da rollte er sich zum Winterschlaf zusammen, und erst die Frühlingssonne wird ihn wecken.

Auf Wiedersehen am Hilgenberg, mein lieber Grimmig!



Vor dem Spaziergang in der Dämmerung.

Digitized by Google

Sinnfeiner * Von H. am Hellweg.

Mitte 1916 mußte ich in dem Militärgefängnis Woking mehrere Monate abbrummen, die mir für einen mißglückten Versuch, aus der englischen Kriegsgefangenschaft zu entfliehen, zuerkannt worden waren. Etwa ein Dutzend deutscher Landsleute teilte mein Los wegen des gleichen „Verbrechens". Die Hauptmenge der Gefängnisinsassen waren englische Soldaten; Deserteure, denen das Leben zur Hölle gemacht wurde, um sie möglichst schnell zu Gesuchen an den König zu bewegen, auf dem Gnadenwege an die Front entlassen zu werden. Jeden Morgen hatten die Tommies Strafexerzieren auf dem mit hohen Mauern umschlossenen Gefängnishof. Von dem Fensterchen meiner Zelle aus habe ich sie oft verstohlen beobachtet, und die Haare haben mir zu Berge gestanden, wenn ich sah, wie „die Söhne des Landes der persönlichen Freiheit" mit Korporalstöcken und Fußtritten so freigebig bearbeitet wurden, daß sie wie Kinder weinten und vor Schmerzen schrien. Ungeheuerliche, an Brutalität und Gemeinheit nicht zu übertreffende Auftritte habe ich beobachtet.

Eines Mittags zu Anfang des Monats Juni lockten mich wieder Stimmen und Geräusche auf meinen Beobachtungsposten. Eine Schar von etwa 30 bis 40 Zivilisten, von denen jeder ein leichtes Bündel Gepäck trug, stand im Hofe. Der Kommandant des Gefängnisses kam und hielt eine kurze Ansprache. Mit den Händen in den Taschen und mit gleichgültigen Gesichtern standen die neuen Gefangenen da. Als der Kommandant, vor dem sonst alles zitterte, geendet hatte, brachen sie in lautes Lachen aus. „Er redet wie ein Pastor", „Geh zum Teufel, alter Heuchler" und ähnliche Rufe wurden laut. Ich war starr. Und staunte noch mehr, als die Neuen, ohne von den mit ihren Stöcken bereitstehenden Sergeanten windelweich geprügelt zu werden, ruhig in einen bis zu dem Tage leerstehenden Flügel des Gefängnisses abgeführt wurden. Den ganzen Nachmittag über zergrübelte ich mir in meiner einsamen Zelle den Kopf darüber, was das wohl für Leute sein mochten, die ungestraft an diesem Orte des Schreckens und des Sklaventums eine solch freie Haltung einnehmen durften. Gegen Abend ertönte lauter Gesang aus dem Flügel, in dem die geheimnisvollen neuen Gefangenen untergebracht waren. Noch mehr sogar: Sie standen an den Zellenfenstern und unterhielten sich, daß es über den Hof schallte. Die Sache wurde immer rätselhafter für mich. Gesang und laut gesprochenes Wort im Militärgefängnis Woking, wo Sprechen streng verboten war und selbst leises Flüstern unter den Leidensgenossen unerbittlich mit Wasser und Brot, Dunkelzelle und Kettentragen bestraft wurde!

Am nächsten Morgen holte mich ein Aufseher zu einer besonderen Arbeit. Wir kamen an einer Gruppe dieser Leute vorbei, die lebhaft sprechend im Flur vor den geöffneten Zellentüren standen und uns beim Herannahen verächtlich den Rücken zukehrten. Jetzt fiel mir auch noch auf, daß sie zueinander nicht Englisch sprachen, denn ich verstand kein Wort. Der Sergeant, der bei mir war, schnitt ein Gesicht, als habe er Essig getrunken. Meine Furcht, wegen unerlaubten Sprechens hart bestraft zu werden, kämpfte einen schweren Kampf mit der immer stärker werdenden Neugier. Aber die Neugier siegte, und ich fragte:

„Was für Leute sind das, die gestern hier ankamen?"

„Halt die Schnauze, Fritz!" schrie mich der Aufseher erregt an. Fritz oder Jerry waren die Spitznamen, die wir Kriegsgefangenen uns gefallen lassen mußten. Zwanzig Schritt legten wir schweigend zurück, dann überwältigte den Aufseher der Zorn, der in ihm kochte, und er schimpfte los: „Der Teufel soll die Regierung holen, vor allem Asquith, diesen Schwachkopf, und Lloyd George, der zum Kriegsminister so wenig paßt wie Jimmy Wilde zum Fußballspielen. Da haben diese Irländer, diese dreimal verfluchten Sinnfeiner tagelang in Dublin englisches Blut vergossen und englisches Kapital vernichtet; seit Jahren drücken sich diese Schufte davor her, an der Front ihre Pflicht und Schuldigkeit als Bürger des Kaiserreiches zu tun; jetzt haben wir die gefährlichsten dieser Kerle unter unsagbaren Opfern in unsere Gewalt gebracht, und was ordnet unser bloody government an?! Behandelt sie gut, diese Sinnfeiner, und sucht sie zum freiwilligen Eintritt in unser Heer zu gewinnen! Es ist, um verrückt zu werden. Man sollte das Gesindel an die Wand stellen und kurzerhand erschießen."

Den ganzen Morgen lang wetterte der Aufseher über die angebliche Güte und Weichherzigkeit seiner Regierung. Ich hütete mich wohl, ihm zu sagen, daß ich über diesen neuen Versuch der englischen Staatsbehörden, der Welt Menschenfreundlichkeit und edle Gesinnung vorzuheucheln, ganz anders dachte.

Die Helden des irischen Freiheitskampfes waren übrigens ebenfalls keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ihnen im Gefängnis nur aus selbstsüchtiger Berechnung bessere Behandlung gewährt wurde. In der ersten Zeit ihrer Haft ließ der englische Kommandant sie des öfteren auf dem Hofe zusammenkommen und redete ihnen zu, in die englische Armee einzutreten:

„Sie haben ein schweres Vergehen gegen den Geist der Gerechtigkeit und Menschlichkeit begangen. Sie haben die Waffen gegen Ihren König erhoben und dem britischen Kaiserreich schweren Schaden zugefügt. In anderen Ländern würde man mit Rebellen Ihrer Art kurzen Prozeß gemacht haben. Aber unser gnädiger König und seine Regierung meinen es gut mit Ihnen, da sie wissen, daß Sie nur von gewissenlosen Hetzern verführt worden sind. Das englische Reich befindet sich an der Seite aller edeldenkenden Völker der Welt in einem schweren Kampfe. Es gilt, Recht, Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit über die dunklen Mächte der Sklaverei, der Ungerechtigkeit, der Despotie zum Siege zu verhelfen. So schwer Ihr Verbrechen ist, es gibt eine Möglichkeit, es zu sühnen, und Ihr König und seine Regierung wollen Ihnen in nie erschöpfender Gnade diesen einen Weg öffnen, indem sie Ihnen gestatten, in das britische Heer einzutreten und als tapfere Soldaten für unsere gerechte Sache zu streiten."

Musik war es für meine Ohren, wenn dann die Antwort der Iren in Lachen, Kopfschütteln und Protestrufen bestand. „Hört den Lügner!" „Immer für Irland, niemals für England!"

Die englische Presse hat lange Zeit versucht, die Welt glauben zu machen, die Unabhängigkeitsbewegung der Sinnfeiner sei nur von der rauflustigen Jugend gewisser Kreise in Irland getragen. Ein Blick auf die bunte Zusammensetzung der damals in Woking eingesperrten Gefangenen hätte jedermann überzeugt, daß es sich da wieder um eine berechnete Lüge handelte. Denn alle Gesellschafts- und Altersklassen waren unter diesen Leuten vertreten; vom 17jährigen Schüler in kurzen Hosen bis zum gebeugten Greis von 70 Jahren; vom Gentleman in Frack und Zylinder bis zum Dockarbeiter in blauem Arbeitszeug. Jedermann, der diese Schar von Menschen sah, die sich in nichts gleich waren als in dem festen Willen, für ihr Ziel, für die Freiheit ihres unterjochten Vaterlandes, alles zu wagen, wurde überzeugt, daß er die Vertreter einer wahren Volksbewegung vor sich hatte.

Im Laufe der Wochen gelang es uns Deutschen, trotz der strengen Vorschriften des Gefängnisses, mit den Iren in Verbindung zu treten. Wir deutschen Gefangenen verrichteten jeden Morgen einige Stunden Holzarbeiten in dem gleichen Raume, in dem die Iren nachmittags arbeiteten. Unter den Holzstößen versteckten und fanden wir kurze schriftliche Mitteilungen. Auch Zigaretten und Zeitungen spielten uns unsere irischen Leidensgenossen auf diese Weise zu. Die Begrüßung, die uns Deutschen bei jeder Begegnung auf dem Hofe oder auf den Gängen von seiten der Sinnfeiner zuteil wurde, war rührend in ihrer Herzlichkeit und aufrichtigen Freude. Sie winkten, warfen uns in ihrer lebhaften keltisch-temperamentvollen Weise Kußhändchen zu und munterten uns unbekümmert um das Geschimpfe der Aufseher mit Zurufen auf: „Kopf hoch, Jungens!" „Hoch Deutschland und Irland!"

Anfang Juli hatte ich Gelegenheit, einen der Sinnfeiner zu sprechen, d. h. wir mußten beide in einem dunklen Gang auf den Arzt warten und konnten ein paar Minuten miteinander flüstern. Und da sagte mir der einfache Mann, der unter de Valera im Hauptpostamt in Dublin gekämpft und dort gefangengenommen war, Worte, die mich heute ganz besonders eigenartig berühren:

„Kämpft, deutsche Männer! Kämpft mit aller Kraft, die ihr aufbringen könnt. Wehe euch, wenn ihr unterliegt. Glaubt mir, die idealen Worte von Freiheit, Selbstbestimmungsrecht der Völker werden zu bloßen Erinnerungen, wo der Union Jack flattert. England und seine Helfershelfer werden euch aussaugen bis zum letzten Schweißtropfen und zum letzten Schilling, gerade so, wie es mit unserem armen Irland gemacht worden ist. Kämpft, damit euch Irlands Schicksal erspart bleibt!"

Nach mehrmonatigem Aufenthalte in Woking und anderen Gefängnissen wurden dann die Sinnfeiner nach Frongoch near Bala, einer der ödesten Gegenden von North Wales, gebracht. Ich kannte das Lager, denn ich hatte mit etwa 1000 deutschen Kameraden dort schon 1915-16 ein Jahr lang gelebt. In der ersten Hälfte des Jahres 1917 wurden die Rebellen begnadigt und in die Heimat entlassen. Zur Armee hatten sich trotz aller Anstrengungen und Verlockungen der Regierung nur ein paar Verräter gemeldet. Die Hauptmenge der gefangenen Iren ertrug standhaft das harte Los der Internierung in einem kümmerlich ausgestatteten Lager und in einem ungesunden, unwirtlichen Klima. Der Haß gegen den Unterdrücker und die Willigkeit, für die Befreiung des Vaterlandes alles zu opfern, sind in den langen Monaten der Internierung nur noch gewachsen. Das beweisen die bitteren Kämpfe, die gerade gegenwärtig wieder mit besonderer Heftigkeit in ganz Irland gegen den englischen Volksfeind geführt werden. Das zeigten mir auch die Inschriften, die ich vorfand, als mich 1917 das Schicksal zum zweitenmal in das von den Iren verlassene und wieder als Kriegsgefangenenlager eingerichtete Frongoch brachte. Mit ganzen Haßgesängen waren die Türen und Wände der Baracken und Räume beschrieben. Ein Spruch aber war vor allem häufig angeschrieben, gemalt und gemeißelt, der mit seinen vier kurzen Zeilen Stolz, Hoffnung, Entschlossenheit und Gewißheit des endgültigen Triumphes des irischen Volkes zum Ausdruck bringt:

Irland war schon Irland,
Als England noch ein Nichts war.
Irland wird noch immer Irland sein.
Wenn England nichts mehr ist.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Für kalte Tage.

Mit den eingetretenen kalten Tagen stehen allerlei wärmende, mollige Hüllen im Vordergrund des Interesses. Die Jugend liebt vor allem die in diesem Winter so besonders lustig-bunten wollenen Sportjacken, die in ihrer Vielfarbigkeit die Rodel- und Eisbahnen so überaus reizvoll zu beleben wissen. Man sieht oft die gewagtesten Farbenzusammenstellungen vorwiegend in Querstreifen verwendet. Daneben spielt die Franse immer noch eine gewisse Rolle. An den kragenlosen Jacken, die heute nicht allzu lang sind, fehlt fast nirgends der lange, wärmende Schal. Die wollene Mütze vervollständigt dann die Garnitur. Die reifere Dame pflegt unter dem losen Mantel gern noch ein wärmendes Westchen oder Jäckchen zu tragen, das sich, wie unsere Abb. 114 zeigt, durch Häkelei mühelos herstellen läßt und nicht viel Wolle verschlingt. In Haus und Gesellschaft bürgert sich immer mehr das warme Kleid aus dem vorzüglichen Lindener Samt ein, dessen wundervolle Farben eigentlich gar keines weiteren Schmuckes benötigen.

Abb. 112. Loser Flauschmante mit angeschnittenen Ärmeln.

Abb. 111. Eislaufanzug mit Strickjacke.

Abb. 113. Samtkleid mit glattem Leibchen.

Abb. 114. Gehäkelte Überbluse.

Abb. 111. **Eislaufanzug mit Strickjacke.** Der flotte Anzug zeigt eine graublaue handgestrickte Jacke, die, völlig lose, durch einen schmalen Gürtel leicht zusammengehalten wird. Den Halsabschluß bildet ein breiter Matrosenkragen, in den farbige Streifen eingestrickt sind. Vorn ist ihm eine breite Franse angeknüpft. Die aufgesetzten Taschen wie der Abschlußrand des Schoßes sind gleichfalls gestreift gehalten. Den mäßig weiten Ärmel hält unten ein schmaler Aufschlag zusammen. Der schlichte Rock aus derbem Wollstoff betont die schlanke Linie. Etwas rund geschnitten, ist er oben ganz leicht eingereiht und in einen Gürtel genommen. Vorn tritt er seitlich etwas übereinander, was durch Stepperei noch betont wird. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116, 125 Zentimeter Hüftweite zu 2.50 M. und der der Jacke in 40, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 3.50 M. vorrätig. Material zur Jacke: Von 1 Pfund Wolle an, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,30 Meter Stoff.

Abb. 112. **Loser Flauschmantel mit angeschnittenen Ärmeln, Samthut mit Federkranz.** Graulila Flausch gab das Material zu dem hochmodernen Cantel, der durch keinerlei Aufputz verziert war. Reichlich lose gehalten und vorn durch drei große Knöpfe geschlossen, zeigt er einen sich vorn tief herabziehenden Schalkragen, der an seinen Enden übereinandertritt. Der lange und weite Kimonoärmel ist zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnitten, so daß die Naht längs des ganzen Ärmels läuft. Ein wuchtiger Aufschlag schließt den Ärmel ab. In der Rückenmitte ist der Mantel mit schmaler Quetschfalte, an die sich je eine weitere Falte anschließt, gearbeitet. Sämtliche Falten sind oben durch Stepperei niedergehalten. Das schicke Hütchen aus dunklem Samt läßt sich leicht herstellen. Der Schnitt zum Hute ist zu 2 M. und zum Mantel in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Meter Breite 3,10 Meter.

Abb. 113. **Samtkleid mit glattem Leibchen.** Das hübsche Kleid war aus braunem Lindener Samt hergestellt, der durch Vorstoß aus weißer Seide belebt wurde. Das ziemlich glatte, dem Rock aufsitzende Leibchen schließt vorn herunter mit Gruppen kleiner Knöpfe, von denen stets zwei in einer angeschnittenen Klappe sitzen, die durch Vorstoß betont wird. Von den Seitennähten strahlen leichte Falten nach vorn aus. Im Taillenschluß drapiert sich das Leibchen in zwanglosen Falten um den Körper. Der schlanke, lange Ärmel ist der breiten Schulter untergesetzt. Den Halsabschluß bildet ein Stehumlegekragen aus weißer Seide. Der kleidsame Rock ist oben eingereiht und in einen schmalen Gürtel genommen. In der vorderen Mitte mit Kellernaht versehen, sind Vorder- und Hinterbahn oben ziemlich stark abgeschrägt. Schnitt für den Rock in 96, 100, 108, 116, 125 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und für das Leibchen in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2,50 M. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,20 Meter, für den Rock 2,70 Meter.

Abb. 114. **Gehäkelte Überbluse.** Das warme Westchen läßt sich aus beliebig farbiger Wolle herstellen; an unserer Vorlage war es giftgrün mit schwarzen Rändern, aber auch Bischofslila mit Grün sieht sehr hübsch aus. In Form einer Überbluse mit kurzen Kimonoärmeln ist es unten in einen breiten, dicht gehäkelten Gürtel genommen, den Knöpfe schließen. Die Ränder sind an den Vorderteilen wie an den Ärmeln umgeschlagen und mit Schwarz abgekantet. Schnitt vorrätig in 44, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2 M. Materialverbrauch: 300 Gramm Wolle.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 111 bis 114 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenweite gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte. Dem Betrage sind 40 Pf. (Ausland 80 Pf.) für das Porto beizufügen.

Digitized by Google

Weihnachtliche Ratschläge für Küche und Haus.

Hätten wir nur mehr Zucker und Mehl, könnten wir in diesem Jahre schon ein wenig echt weihnachtlicher backen und auch allerlei gutes Selbstgebäck an der Weihnachtstanne aufhängen, das doch immer am besten mundet und auch am besten bekommt, wenn wir es auch zum großen Kummer aller Hausmütter nur mit hohen Kosten herstellen können. Bei dem angeführten Zucker- und Mehlmangel heißt es nun aber auch in diesem Jahre wieder von neuem: „Bescheide dich!" Aber trotz der Beschränkung gibt es allerlei hübsche und wohlschmeckende Süßigkeiten für den Christbaum, die unsere Hände anfertigen können; zu solchen süßen Leckereien gebe ich nachfolgend verschiedene Vorschriften.

Kalifatsfeigen. Gute Feigen, die nicht zerrissen sein dürfen, muß man ganz langsam in etwas leichtem Zuckerwasser mit Beigabe von wenig Zitronensaft weichkochen und dann unter gründlichem Abtropfen erkalten lassen. In jede Feige drückt man darauf in die Mitte ein wenig recht steife Johannisbeermarmelade. Nun schlägt man ein bis zwei Eiweiß zu ganz steifem Schnee, unter den man 40 Gramm geriebene Schokolade und 20 Gramm feinen Zucker mischt. Die Feigen werden einzeln durch den Schnee gezogen, auf ein leicht eingefettetes Backblech gelegt und ganz langsam mehr getrocknet wie gebacken. Man kann sie mit feinem Draht an den Baum hängen oder in kleine Körbchen legen.

Überzogene Kastanien. In einer Kaffeetrommel muß man die Kastanien zehn Minuten brennen, dann kann man sowohl die äußere Schale als auch die innere Haut entfernen. Man kocht nun Zucker mit etwas Vanille und Wasser bis zum Fadenspinnen, färbt die Hälfte mit etwas Himbeersaft rosa und taucht nun die auf eine Spicknadel gesteckten Kastanien mit der einen Seite in den weißen, mit der anderen Seite in den rosa Zuckerguß. Diese karamellierten Kastanien müssen mit der Spicknadel so lange in der Luft gedreht werden, bis die dünne Zuckerschicht erhärtet ist.

Buchstabengebäck für den Baum. Aus 125 Gramm Margarine, zwei ganzen Eiern, 125 Gramm Zucker, etwas Vanillezucker, 375 Gramm Mehl und einem Paket Backin wird ein guter, glatter Teig zusammengeknetet, der dann, ausgerollt, in Streifen geschnitten wird. Die Streifen dreht man zu Röllchen zusammen und formt aus diesen verschieden große lateinische Buchstaben oder auch Brezeln, Ringe und dergleichen. Man setzt das Buchstabengebäck auf ein Backblech und bäckt es in etwa einer Viertelstunde hellgelb. Wenn das Gebäck etwas abgekühlt ist, glasiert man es weiß, rot und braun. Man rührt die Glasur aus feinstem gewalztem und durchgesiebtem Zucker, einem Eiweiß mit Zitronensaft, so daß eine glatte Masse entsteht; ein Teil wird mit etwas Fruchtsaft rot, einer mit Kakao braun gefärbt und der letzte weiß gelassen. Die glasierten Buchstaben müssen in gelind warmem Ofen etwas nachtrocknen.

Weihnachtssternchen für den Baum. Drei Eiweiß schlägt man zu steifem Schnee, unter den man leicht und locker 200 Gramm feinen Zucker, etwas Vanille, 100 Gramm Kokosraspel, 50 Gramm geriebene Mandeln, 50 Gramm Reismehl und ein halbes Paket Backin mischt. Der zusammengewirkte Teig wird auf mit Mehl bestreutem Backbrett ausgerollt und in Sternchenform ausgestochen. In der Mitte sticht man ein kleines Loch aus, damit man die Sternchen anhängen kann. Die Weihnachtssternchen müssen auf eingefettetem Backblech bei gelinder Hitze lichtgelb backen.

Pfefferkuchenherzen. 500 Gramm Kunsthonig kocht man mit 125 Gramm Margarine durch, läßt ihn lauwarm werden und verknetet ihn dann mit 500 Gramm Mehl, einem Teelöffel gestoßenen Nelken, einem halben Teelöffel Kardamom, der abgeriebenen Schale einer halben Zitrone, 100 Gramm Kokosraspel und 15 Gramm Pottasche, die man in etwas Rosenwasser — besser Rum — auflöste. Dieser Teig muß mindestens 14 Tage an warmem Ort stehen, bevor er auf bemehltem Backbrett noch einmal gut durchgeknetet wird. Man rollt ihn darauf aus und sticht ihn nun in Herzform aus. Die Pfefferkuchenherzen müssen in guter Hitze gebacken werden, dann läßt man sie abkühlen und überzieht sie darauf mit einem braunen Guß. Diesen stellt man her, indem man 100 Gramm Zucker unter Rühren in eiserner Pfanne bräunt, dann ein drittel Liter leichtes obergäriges Bier (Braunbier, Malzbier, Weizenbier) an den Zucker gibt und ihn damit kocht, bis er vollständig gelöst ist. Dann gibt man anderthalb Eßlöffel mit etwas Wasser glattgerührtes Kartoffelmehl an die Flüssigkeit, die damit aufkochen muß. Die Pfefferkuchenherzen werden damit ein- bis zweimal gleichmäßig bestrichen, dann müssen sie langsam in linder Ofenhitze trocknen.

Einfache braune Kuchen. 250 Gramm Sirup kocht man mit 50 Gramm Margarine auf, gibt 350 Gramm Mehl, 35 Gramm Zucker, etwas feinen Ingwer, Zimt, Nelken und Kardamom nebst anderthalb Teelöffel Natron dazu und wirkt alles gut zusammen. Man muß den Kuchenteig möglichst dünn ausrollen, dann in verschiedene bunte Formen ausstechen, in der Mitte noch ein Stückchen Teig ausstechen, damit man einen Faden zum Aufhängen später durchziehen kann, und darauf die braunen Kuchen bei gleichmäßiger, nicht zu hoher Hitze backen. Luise Holle.

Schluß des redaktionellen Teils.

Eine Preisfrage.

Das deutsche Volk, besonders der Nachwuchs, leidet unter den bösen Folgen der Unterernährung. Auf 10 000 Lebende starben 1918 an Tuberkulose doppelt soviel als im Jahre 1913. An Tuberkulose erkrankt sind drei- bis viermal Kinder soviel wie früher. Und dieses Elend wird weiter ansteigen. Auch andere Krankheiten und Sterbefälle werden durch die Unterhöhlung der Gesundheit infolge unzureichender Ernährung von Jahr zu Jahr an Zahl größer werden.

Es fehlt an Brot und Milch. Aber es fehlt nicht an Biomalz. Biomalz ist ein gutes Kraftnahrungsmittel. Man spürt seine Wirksamkeit besonders daran, daß es das Aussehen von jung und alt besser und blühender macht. Wenn man es in manchen Familien nicht verwendet, woran liegt es? Ist es zu teuer?

Die Pfunddose kostet 12 Mark. Das ist gewiß nicht wenig. Aber ist Fett und Fleisch und Zucker nicht noch viel teurer? Wenn man das Biomalz nur als Brotaufstrichmittel und zur Streckung von kalter abgekochter Milch verwenden würde, ließen sich dann nicht sogar Ersparnisse machen? Dazu kommt, daß Suppen und allerlei Gerichte und Speisen sowie Kompott mit Biomalz gehaltreicher gemacht werden können, daß durch die dadurch erzielte bessere Ernährung der Körper widerstandsfähiger wird. Sollte sich die Ausgabe für Biomalz aus Hafer somit selbst für sparsame Hausfrauen nicht rechtfertigen lassen?

Um weite Kreise für diese Fragen zu interessieren, erlassen wir ein Preisausschreiben. Die Frage lautet: Kann man mit Biomalz im Haushalt Ersparnisse machen?

Für die besten durch uns zur Veröffentlichung kommenden Antworten, die einen Umfang von 2—4 Quartseiten nicht übersteigen dürfen, setzen wir

Preise von 10000 Mark

aus, und zwar einen Hauptpreis von 3000 Mark, zwei Preise von je 1000 Mark, 5 Preise von je 500 Mark und 10 Preise von je 250 Mark. Einlieferungstermin: Der 1. April 1921. Ein Biomalz-Kochbuch aus der Vorkriegszeit versenden wir kostenlos.

Wo Biomalz nicht erhältlich ist, versenden wir von 3 Dosen an franko, Nachnahme. Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

Nr. 49 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

6. Fortsetzung

Der Spätsommer ging mit Wind und Regen über die Höhen. Es gab Tage ohne einen Sonnenblick. Die Lülsbrucher verkrochen sich in ihren Häusern. Wenn Herr Seidenschwanz in seinem Erker zwischen Semmeln und Brötchen stand und Ausschau hielt, wandte er sich immer wieder grämlich nach der offenen Tür zur Gaststube der „Güldenen Bretzel“, wo seine Frau beim Spinnrad saß: „Keine Menschenseele unterwegs, keine Sterbensseele. Kein Mensch kommt was kaufen, kein Kerl kommt eins trinken.“

„Bin ich kein Kerl?“ sagte aus seiner Ecke her der Geiger und Korbmacher Zerngiebel. „Bin ich keine Sterbensseele?“

„Ach du,“ sagte Herr Seidenschwanz ärgerlich, „freilich bist du ein Kerl, und was für einer.“

„Versündigt Euch nicht, Posthalter! Versündigt Euch nicht an Gottes Werk. Er hat mich gemacht, wie ich bin. Wollt Ihr ihn einen Pfuscher heißen? Aber das kommt davon, Posthalter, wenn man keinen herzhaften Glauben hat. Ihr seid ein Lauling, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht für Ebelowen, nicht gegen Leubing.“

„Fängst du schon wieder damit an?“

„Das ist Anfang, Mitte und Ende. Posthalter, ich bin selber kein Gerechter. Aber darum meine ich's doch gut und rate Euch, Euch anders einzurichten.“

„Halt dein Maul, Korbmacher,“ fiel hier Frau Seidenschwanz ein, „mach' ihn nicht immer noch dümmer, als er ist.“

„Das wär' Überfluß. Gott segne Euch, Posthalterin! Ihr wißt, was Ihr an Eurem Seidenschwanz habt. Eine Liebe ist der andern wert. Ich will Euch zuliebe schweigen. Aber was wollt Ihr mir zuliebe tun?“ Und er ließ sein leeres Glas bedeutsam auf der nackten Tischplatte tänzeln.

„Du bist ein Saufaus“, sagte die Posthalterin.

„Es ist nicht darum, Frau Seidenschwanz. Aber auf Euer Wohl möchte ich trinken, auf das Wohl der klügsten Frau in Lülsbruch.“

Frau Seidenschwanz stand auf und nahm sein leeres Glas. „Wenn du nicht der ausbündigste Spitzbube wärst, tät' ich's nicht“, sagte sie, indem sie nach dem Ausschank ging, um das Glas zu füllen.

„Jeder Grund, um den Ihr's tut, ist gut; auch der schlechteste ist vortrefflich.“ — — —

Zur gleichen Zeit saß in seiner düsteren Kammer Velten Eyb und brütete vor sich hin. Lange saß er regungslos; dann stand er auf und sah durch seine trüben Scheiben nach Ebelowens Fenstern. Vorsichtig ging er in die Ecke zu seiner niederen Bettstelle und suchte unter dem Strohsack etwas hervor, setzte sich auf die Truhe unterm Fenster und hielt das Ding ins matte Licht. Es war eine grobe Pistole. Er hielt sie in den Händen, schwer, wie ein Schicksal. Er zog den Hahn auf und ließ ihn langsam wieder zugehen.

„Nicht mehr, nicht mehr,“ sagte er zu sich selber, „mehr hat der nicht nötig, der droben, um zu richten. Es ist in meine Hand gelegt. — Warum in meine? Wer bin ich? Ein armer Kerl. Gegen wen soll ich die Hand aufheben? Gegen einen Gewaltigen.“

Und er sank auf seiner Truhe in sich zusammen.

Dann regte er sich wieder, hob wieder die plumpe Waffe ins Licht und redete irre: „Ich bin nicht ich. Der Herr ist in mir. Er

Verlag von B. Kühlen, M.-Gladbach.

Matthäus Schiestl: Schlaf, Jesulein, schlaf!

Digitized by Google

tut's durch mich. Warum durch mich, den Viehhirten, den Velten Eyb, der ihn verehrt, den Pfarrer Ebelowen? Weil er stark sein will im Schwachen; weil er die Weisheit mit der Einfältigkeit schlägt, den Gewaltigen durch die Armseligkeit; weil er zeigen will, daß keine Menschenverehrung vor der Gottesverehrung bestehen kann. In diesem kleinen Röhrchen ist Blitz und Donner und Todesgewalt ist Gericht. Und der Herr legt das Gericht über den Mächtigen in diese erbärmlichste Hand. Grade ich werde ausgewählt, der ich nicht wert bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, damit offenbar wird, daß der Herr die Starken mit Strohhalmen erschlägt. Darum, darum!"

Er sank wieder in sich zusammen und hob sich wieder auf und sprach ins Leere:

„Aber das Gericht ist schwer in meiner Hand. Aber das Urteil ist zu gewaltig in meinem Hirn. Ich fürchte sein Auge. Ich bin gar zu gering. Herr, Herr, ich bin zu feige. Ich fürchte zu sehr sein Auge. Sein Wort wird wie Donner über mich gehen. Seine Augen werden mich durch und durch brennen. Es ist schwer in meiner Hand und in meinem Hirn. Aber ich höre schon, ich höre schon. Ich werde gehorchen, wenn du keinen anderen findest. Nur schwer ist es. Wie soll ich die Hand gegen ihn heben, wenn sein Blick über mich flammt? Zu schwer legst du's auf mich, hörst du, Gott? Es drückt auf mich."

Und wieder Hinsinken, Brüten und Schweigen.

Leise öffnete sich die schmale Tür. Leise schob Jan Lorkes sich in die Knechtskammer. Velten Eyb sah verwirrt auf, als er vor ihn trat und ihn an die Schulter rührte. Ein Grinsen irrlichterte über des Jan Lorkes graues Gesicht, als er die irren Augen des Hirten sah und in seiner Hand die Waffe.

„He du, spielst schon wieder mit dem Spielwerk da? Hätt' dir's am Ende doch nicht lassen sollen. Wirst noch ein Unheil damit stiften. He, gib's lieber her!" Und er griff lässig nach der Waffe.

Velten Eyb stand erschrocken auf und barg das Ding hinter seinem Rücken: „Du, laß das! Hörst du, laß das! Gottes Gewehr! Hörst du, laß das!"

„Du wirst noch Unheil damit stiften."

„Ha, ich? Wer bin ich? Ich werde nichts tun. Nichts, niemandem! Ich nicht; nur der Herr Zebaoth."

Jan Lorkes setzte sich auf die Truhe, von der Velten aufgestanden war. Er rieb seine grauen, trockenen Hände aneinander, daß es in der stillen Kammer leise raschelte; dann ließ er nacheinander seine Finger in den Gelenken knacken. Endlich sagte er mit halber, falber Stimme: „Hör', Velten, ich habe mit deiner Rede da nichts zu schaffen."

„Du nicht und niemand. Kein Mensch. Der Herr Zebaoth allein. Kein Menschengericht. Du weißt nichts davon, ich weiß nichts davon. Nicht Velten Eyb. Velten Eyb hebt nicht die Hand gegen den Gewaltigen. Wie sollte er? Ihr kennt ihn doch. Ich habe ihn auch gekannt. Der Herr hat ihn ausgelöscht. Nicht mehr Velten Eyb. Nur noch die Hand des Herrn."

Das Fenster der Kammer war klein, und der Tag draußen hinter Wolken und Regen im Sterben; unter dem Fenster saß Jan Lorkes im tiefen Schatten, fast in völligem Dunkel. Doch ließ er langsam seine Hand über sein Gesicht hin und her gehen, um den tödlichen Glanz zu verbergen, womit seine Augen sich an Veltens Irrsinn weideten. Endlich sprach er wieder.

„Hör, Velten, ich will keine Unbequemlichkeit davon haben. Gib mir das Ding wieder!"

Velten trat in die hinterste Tiefe der Kammer zurück. „Den Blitz und Tod," rief er, „in deine Hand? Die Gott in meine gelegt hat? Sieh, wie sie davon brennt! Sieh, wie es mich zerdrückt! Sieh, wie es mich auslöscht! Aber dies ist nicht meine Hand mehr. Es ist die Hand des Herrn. Ihr willst du den Donner nehmen? Ihr das Gericht? Du, du? Jan Lorkes, du bist ein armer Schächer. Haha, Gottes Knecht lacht über dich. Oder willst du Velten Eyb hier versuchen? Hebe dich weg! Er ist nicht hier; hier nicht mehr, er nicht mehr. Hebe dich weg!"

Jan Lorkes stand auf und trat an die Tür. „Ich habe dir zugeredet um das Schießding," sagte er, „ich habe dir's nicht gegeben, du hast dir's genommen und gibst mir's nicht wieder."

„Der Herr Zebaoth hat mir's gegeben."

„Laß es gut sein mit dem Herrn Zebaoth! Ich hab' es zurückgefordert, du hast es behalten. Ich habe dich gewarnt, hörst du, gewarnt hab' ich dich."

„Ich habe die Weisung des Herrn."

„Laß es gut sein damit!"

„Er ist über mir wie ein Glühen. Er ist vor mir wie ein feuriger Pfad, er ist in mir wie ein brennendes Herz, das will ich auf seine Widersacher werfen."

Jan Lorkes kehrte sich nicht an die Irrlichter dieser Rede. „Ich habe das meine gesagt und getan. Es ist nicht meine Sache, was nun danach kommt."

„Es ist die Sache Gottes und seines Knechtes."

„Hör' du, verwahre wenigstens das Pulver gut!"

„Sollt' ich des Herrn Eigentum vergeuden?"

„Wo hast du's?"

„Eh, du Schalksnarr — Versucher! Soll ich Gottes Geheimnis verraten?"

„So bleib in deiner Narrheit! Sie wird dir schon den Weg weisen. Du bist auf der rechten Spur."

„Gottes Spürhund!"

Jan Lorkes drückte die Tür auf. „Ja, und mein Narr", greinte er vor sich hin. Er schob sich aus der Kammer und schloß sie hinter sich

* * *

Am Vormittag des nächsten Tages saß Velten Eyb in der offenen Scheune des Jan Lorkes und band Strohseile. Wegen des unaufhörlichen Regens trieb er seine Herde nicht aus. Auf dem Hof im Schutz der Vordächer der Wirtschaftsgebäude spielte der kleine Peter Ebelowen. Plötzlich kam der Kleine über den Hof her in die Scheune gerannt, stellte sich vor den Burschen hin und sagte vorwurfsvoll: „Ei, du, Velten, du bist mir ein schöner Versprecher. Hast mir einen Helm und einen Säbel versprochen. Wo sind sie?"

„Eh, Peterchen, du hast recht. Hab's ganz vergessen. Sollst sie aber gleich haben."

„Gleich auf der Stelle? Gib her!"

„Warte du, ich hab's in meiner Kammer. Ist aber noch nicht ganz fertig."

„Mach' es doch fertig."

„He, ich habe hier Arbeit."

„Na, und mein Säbel und mein Helm ist keine Arbeit?"

Velten lachte. „Du bist ein Schlauer, Peterchen. Wart', ich will's schon holen." Und er stand auf und ging nach seiner Kammer. Der Junge hinter ihm her. Gleich neben seiner Tür hatte Velten ein roh zur Säbelform zugeschnittenes Holz liegen und ein großes Stück groben Strohpapiers. Beides nahm er auf und ging damit zur Scheuer zurück, auf dem Fuß gefolgt und wachsam beobachtet von dem Bübchen Peter. Er zog sein dickes Taschenmesser, schlug die große Klinge auf und fing an, den Holzsäbel zu polieren. Der Junge stand vor ihm und sah aufmerksam zu.

„Machst du's auch scharf, Velten?"

„Ganz scharf."

„Kann ich damit Wölfe bekämpfen?"

„Denen du begegnest, die kannst du damit bekämpfen."

„Das ist gut. Wird er mir's auch nicht zerbrechen?"

„Wer?"

„Der Wolf."

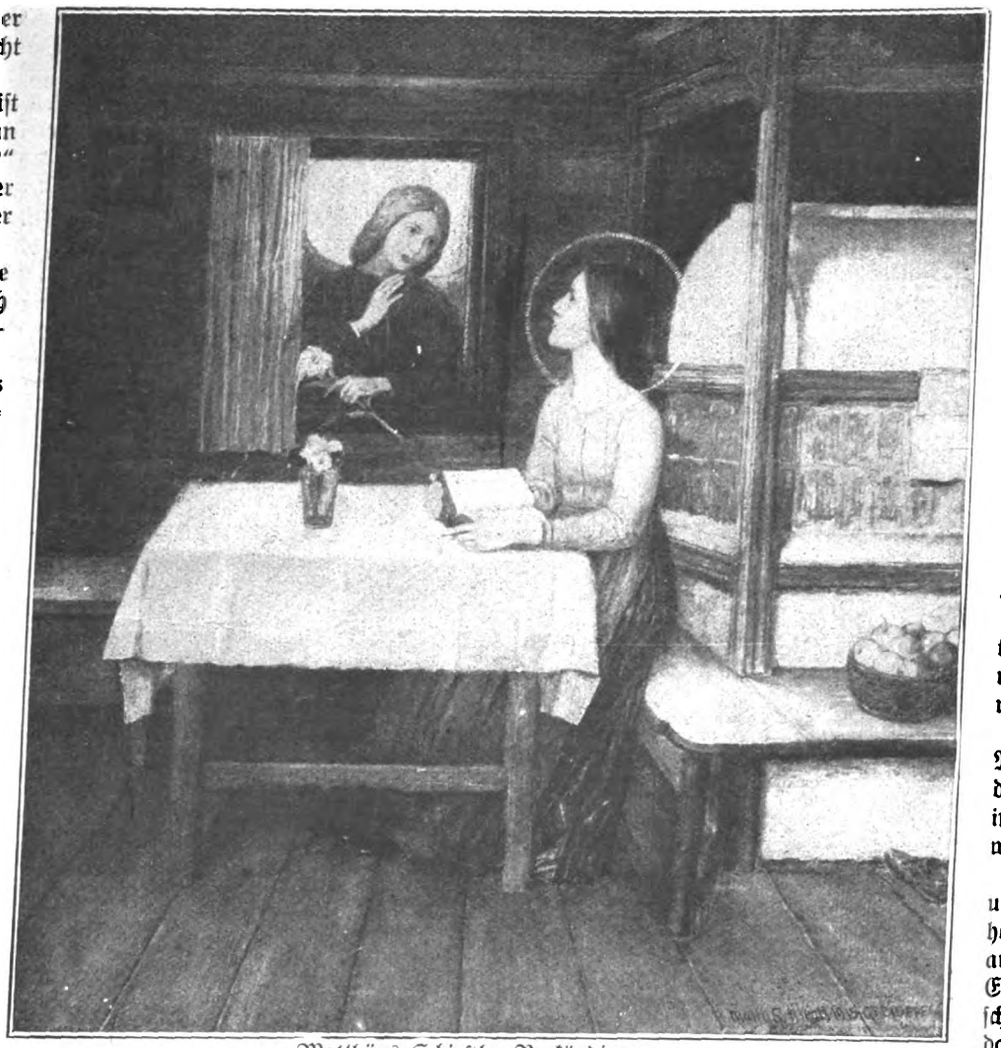
„Nein, wird er nicht."

„Gewiß nicht?"

„Ganz gewiß nicht."

„Ah, das ist gut. Sag' mal, muß ein Wolfskämpfer einen Helm haben?"

Digitized by Google



Matthäus Schiestl: Verkündigung.

„Na, er muß wohl nicht gerad."

„Aber es ist besser, wenn er einen hat?"

„Ja, besser ist's wohl, er hat einen."

„Damit die Wölfe ihn auch erkennen, — wie?"

„So wird's wohl sein", sagte Velten und lachte. Dann hielt er den Holzsäbel vor sich, prüfte mit den Augen seine Krümme und Glätte und fuhr leicht damit durch die Luft.

„Oh, ein feiner Säbel," sagte der kleine Peter, „gib her!"

„Er ist noch nicht ganz fertig, Peterchen."

„Doch doch! Gib her! Ich finde ihn gerade schön so."

„Ich will ihn noch feiner glatt machen und eine Troddel dran."

„Nein, nein, gib her!"

„Meinetwegen, da hast du ihn, ich will dir ein andermal die Troddel dranmachen."

„Ja. Und nun den Helm!"

Velten breitete sein Strohpapier auf der Tenne aus und begann die nötigen Kanten hineinzubrechen. Dieweil hieb der Kleine mit seiner jungen Waffe tüchtig in die Luft, dann wütend auf Veltens frische Strohseile.

„Ei, du machst mir meine Strohseile kaputt, Peterchen."

„Sind keine Strohseile. Sind Würmer und Schlangen. Die muß ich töten. Hu, ihr Lindwürme!" Plötzlich hielt er inne im Kampf und fragte: „Hast du schon mal einen Lindwurm gesehen?"

„Nein; was ist das?"

„Na, ein Lindwurm halt."

„Ah so."

„Ja natürlich. Du, sag' mal, ist der Helm bald fertig?"

„Gleich ist er fertig."

„Das ist gut. Die Lindwürme wollen mich immer in den Kopf beißen."

Velten lachte.

„Und ich kann ihn überhaupt grade heute gut brauchen."

„Warum grade heute?"

„Weil Vater heute fortgeht; da kann ich Thele mit meinem Helm beschützen."

„Ja so," sagte Velten und horchte auf, „und wohin geht denn der Vater?"

„Ach, weit weg, sagt er; wo ich nicht mitkann; so weit."

„Was hat er so weit weg zu tun?"

„Sie haben ihn gerufen. Er soll zu ihnen kommen. In die Fuchslöcher soll er kommen."

„Ach, dahin?"

„Sag' mal, Velten, gibt es denn da viele Füchse?"

„Da gibt's gar keine mehr."

„Na — zu dumm — warum heißt es denn Fuchslöcher?"

„Da hat's mal welche gegeben."

„Ach, wer wohnt jetzt da?"

„Menschen."

„In den Löchern?"

„Aber, Peterchen, du bist wohl dumm geworden?"

„Nein, die Menschen sind dumm, wenn sie in den Löchern wohnen."

Velten stand unruhig auf. Er hörte nicht mehr auf das Kind. Er stand unschlüssig und dachte über etwas nach. Dann ging er verwirrt aus der Scheune nach seiner Kammer zu. Der Junge sprang ihm nach und faßte seine Hand. „Oh, halt du! Meinen Helm! He, du willst ihn mir wohl dieben? Du, dann töte ich dich mit meinem Schwert."

„Ja so, dein Helm", sagte Velten; „hier hast du ihn." Er gab ihn dem Jungen, der ihn aufsetzte und säbelschwingend davonlief.

Velten ging mit raschen, scheuen Schritten in seine Kammer und warf die Tür hinter sich zu. Da stand er, horchte, sann und kam zu keinem Schluß. Er schüttelte sich in Schauern und wies den Gedanken mit Händen und Worten von sich:

„Nicht, nicht, du Herrgott, du! Nicht so strenge mit ihm! Nicht so hart mit mir! Das ist schlimm, ihn durch sein eigen Kind zu verraten, durch das Peterchen. Das ist schlimm." Aber dann fiel Dunkelheit über ihn, und er tappte hilflos ins Irre: „Mach' nicht die Herrgottsstirn so kraus über mir! Ich weiß schon: Ich bin der Knecht und muß gehorchen. Ich bin der Stein, den du nach seiner Stirn schleuderst. Ich bin der Halm, mit dem du Könige erschlägst. He, nun, so schmeiße mich auf ihn, wie Stein auf Töpfe!"

Er nahm eine große lederne Umhängetasche vom Haken, grub die Pistole aus ihrem Versteck und holte den Beutel mit Blei und Pulver aus dem seinen zwischen Decke und Balken. Mit großer Ruhe und Genauigkeit lud er die Waffe und legte sie in die Ledertasche. Die hing er um, setzte seinen Hut auf, spähte und horchte an der Tür und verließ rasch, ungestört und ungesehen den Hof und glitt rückwärts durch Scheune und Garten in das graue Feld.

* * *

Der Pfarrer Ebelowen hatte einen guten Sonntag hinter sich. Gewaltig hatte er beim Gottesdienst in der

Digitized by Google

Frühe gegen den Fürwitz und die Neusucht gepredigt. Philipp Erlenwein und Peter Lindemann mochten es wohl verstanden haben, wem es galt, als er von Leuten sprach, denen die Postverbindung nach der Amtsstadt oft wichtiger werde als die Verbindung mit Gott und seinem Himmel. Ja, herzhaft hatte der Pfarrer wieder einmal zugefaßt. Der Presbyter David Duster hatte wahrhaftig nicht das leiseste Nickerchen tun können, so hatte Ebelowen seine Leute in Atem gehalten. Am Nachmittag hatte er dann seinen Sonntagsschülern eine kräftige Christenlehre gehalten und am Abend als Ehrengast bei dem Taufffest für ein Enkelkind des Presbyters Simon Rosenplüt eine frohe Rede getan über das schönste Menschliche, über Kinderfreude und Elternglück, an denen der Herrgott ahnend erkennen lasse, mit wie grenzenloser Vatergüte er selbst über seinen Menschenkindern walte, indem er hier zeige, wie selbst ein ordinärer Presbyter zu Lülsbruch und werkeltägiger Ackerbürger wie Simon Rosenplüt ordentlich durchleuchtet und verklärt werde von der Liebe, die dieses rötliche Wickelkindchen ihm abzwinge.

Nach dem sonntäglichen Werk hatte Ebelowen sich auf den Montag gefreut, wo er sich ein paar Stunden geruhsamer Betrachtung zu gönnen pflegte. Da hatten sie ihn nun aber zu einem Kranken in die Fuchslöcher gerufen, der das Sterben spürte und den Pfarrer begehrte. Die Fuchslöcher waren der entlegenste Winkel des Lülsbrucher Sprengels. Er hatte den Boten gleich wieder weggeschickt und sagen lassen, er werde in einer Stunde nachkommen. Er rüstete sich geistig; denn solche Wegweisung an Menschen, die hinüberwollten, war ihm wichtiges Werk.

In einer kleinen Tasche trug er als sein eigener Meßner Wein, Brot und Becher; dann wählte er sich den schweren Stock mit der elfenbeinernen Kugel und schloff in die Stiefel mit den hohen Lederschäften.

Als er ging, stand oben an seinem Fenster Thele und sah ihm nach. Er winkte ihr mit dem großen Schlapphut zu. Der kleine Peter kam ihm nachgerannt mit Helm und Säbel und rief ihm zu: „Gehst du schon, Vater? Kann ich wirklich nicht mitkommen? Sieh, das hat mir Velten gemacht!"

„Ein guter Freund, dein Freund Velten."

„Laß mich doch mit dir kommen, Vater! Ich könnte dich so gut beschützen."

„Wovor, du kleiner Kriegsmann?"

„Vor Lindwürmen und Füchsen — — — und — — — Wölfen und allem."

„Das wäre freilich schön. Aber bleibe bei Thele und sei ein manierlicher Ritter! Dann darfst du heute abend auf meinem Stiefel reiten."

„Ei ja, mit dem Helm!"

„Natürlich mit dem Helm."

„Und mit dem Säbel!"

„Ja, auch mit dem Säbel."

„Oh, schön! Kommst du bald genug wieder?"

„Bald genug."

„Nun ja, mit den großen Stiefeln auch. Sind ja wohl deine Siebenmeilenstiefel."

„Ja, du mußt mich nur endlich loslassen. Leb' wohl, mein Junge!" Und hob das Bübchen zu sich auf und hielt es hoch in die Höhe, zum Himmel, ins Licht. „Leb' wohl, mein guter, alter Junge, und grüße Thele!"

Er stellte das Kind hin, sah noch einmal zum Fenster und nickte Thele noch einmal zu. Dann schritt er die nasse, trübe Straße hin, mehr einem Kriegsmann ähnlich als einem Bringer sanfter Tröstung.

* * *

Das Biesetal hinauf führte ihn sein Weg; dann in schräger Steigung links empor an der Lehne des Hungerberges und endlich lang hin über dessen breiten Rücken gegen Gottesgrab und Hückeswagen zu.

Ebelowen schritt rüstig aus. In einer Stunde hatte er die Höhe des Hungerberges fast erreicht. Die Wolken hingen tief. Die nächsten Höhen waren nicht mehr sichtbar. Man war hier unsagbar allein. Ebelowen schritt stark aus, um die Höhe ganz zu gewinnen. Als er oben war, stand er still und sah sich ringsum. Nichts als graue Vorhänge, hinter denen die Welt lag. Er nahm den Hut ab und hielt die Stirn dem leisen Sprühregen entgegen, der fast unsichtbar niederging.

Da sah er auf seinem Wege hinter sich einen anderen Wanderer aus den grauen Vorhängen treten und zur Höhe streben. Er wartete eine Weile, um ihn näherkommen zu lassen. Der Mann selber stand bald stille, bald schritt er mit hastigen Schritten ein Stück Weges vorwärts und aufwärts. Jetzt stand er wieder still und schien unschlüssig.

Ebelowen erkannte jetzt mit Erstaunen Velten Eyb. Er hob Hand und Hut und rief laut: „Was Wunder, Velten! Wir sind Hausgenossen und sehen uns in Wochen nicht, und jetzt treffen wir uns hier fast am Ende der Welt, der Lülsbrucher Welt wenigstens."

Sobald Velten sich erkannt und erwartet sah, schritt er ohne Zögern auf Ebelowen zu, denn er fand nicht den Mut, dessen Aufforderung und Gebärde zu widerstehen. Er kam schnell heran und hielt seinen Hut vor Ebelowen ehrerbietig in der Hand.

„Was hast du auf diesen Wegen zu schaffen?" fragte der.

„Hinüber nach Hückeswagen soll ich."

„Dann sind wir noch ein gutes Stück Weggenossen. Ich muß zu den Fuchslöchern." Und Ebelowen schritt vorwärts über die Höhe hin, den Burschen mit einer Handbewegung an seine Seite ladend. Der gehorchte wie ein Hund.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Ebelowen sann still vor sich hin. Velten sah ihn scheu von der Seite an.

Plötzlich stand Ebelowen still, wandte sich gegen Velten, maß ihn von oben bis unten mit Blicken und sagte: „Höre, Velten, wie ist's mit dir? Man weiß noch nicht, wo du dich hinrechnest. Zur alten Kirche oder zur neuen. Du bist ein Grübler und brauchst länger als die anderen. Ich denke, dann hältst du deine Wahl um so fester. Aber wie heißt die nun?"

Velten schlug die Augen nieder und stand mit gesenktem Kopfe da. „Ei nun, Velten," ermunterte ihn Ebelowen, „laß den Pfarrer! Sag's einem alten Bekannten: Hast du dich gefunden?"

Der Bursche suchte den Mann anzusehen, gewann es aber nicht über sich. Doch rang er nach Worten und sagte endlich stockend und störrisch: „Ich denke, der Gott Jehova hat mich gefunden."

Ebelowen biß sich auf die Lippen und sah den Burschen sehr ernsthaft an. „Ei, ei, Velten," sagte er kopfschüttelnd, „glaub' mir, es taugt nichts, wenn Lülsbrucher Viehhirten reden wie das fünfte Buch Mosis. Hör', dein Gott Jehova gefällt mir nicht."

Hätte Ebelowen Veltens Augen sehen können, würde er bemerkt haben, wie dessen Blick böse und tückisch wurde.

„Was ist das für ein Jehova," fuhr Ebelowen fort, „der dich so unsicher deines Weges gehen läßt, wie du da vorhin tatest. Wußtest ja nicht, ob vorwärts oder rückwärts. Was ist das für ein Jehova, der dein Gewissen verwirrt und dich hier vor dem Menschen Ebelowen stehen läßt wie ein Hühnerdieb, mit den Blicken auf den Stiefeln? Velten, mein Herrgott muß mich fröhlich machen. Mein Herrgott muß mich mutig machen vor den Menschen. Er muß mir die Augen zum Himmel heben. Frei muß er mich machen. Nicht drücken darf er mich, außer, wenn ich auf schlechten Wegen gehe. Ei, Velten, auf was für Wegen gehst du?"

„Gott ist mein glühender Pfad", sagte der Viehhirt mit irrer Stimme, und sein Blick flatterte einen Augenblick lang gegen Ebelowen auf.

Digitized by Google

Der sah ihn aufmerksam an und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Velten, Velten," sagte er, „es ist weit mit dir gekommen. Warte du, wir müssen ruhig und ausführlich miteinander reden. Du wirst sehen, Gott ist für Viehhirten eher eine gute Landstraße als ein glühender Pfad. Warte du, wir werden's als Kameraden besprechen. Jetzt laß mich noch ein wenig an meinen Sterbenden denken. Aber dann wollen wir einander Bescheid tun, Velten. Nun laß uns ausschreiten!"

Ebelowen ging voran. Der Bursche hinterdrein. Fast eine halbe Stunde lang gingen sie so dahin. Ebelowen manchmal in Gedanken den Schritt verzögernd; der Bursche immer scheu hinter ihm. Ein paarmal machte Velten sich an seiner Tasche zu schaffen, öffnete sie, tastete nach ihrem Inhalt und schloß sie wieder. So kamen sie nahe an das Ende des Bergrückens, dahin, wo seitwärts auf dessen höchstem Punkt der Gollenstein stand, eine tote, von der Natur roh behauene, doch wohl von Menschenhänden vor grauen Zeiten hier aufgerichtete Steinsäule, die bei klarem Wetter weithin sichtbar ragte, ein Richtzeichen und Merkmal der Landschaft. Von hier aus fiel der Weg ziemlich rasch die Schmalseite des Berges hinab bis zu dem Punkt, wo er die Fahrstraße nach Hückeswagen kreuzte.

Velten Eyb keuchte vor Aufregung. Bis jetzt hatten sie sich von den Menschen entfernt; jetzt näherten sie sich ihnen wieder. Der Irrsinn kreiste im Hirn des Burschen. Eine schwere Angst fiel auf ihn. Hierher hatte der Herr ihn geführt, ihm als Werkzeug zu dienen, und er zögerte. Unaufhaltsam ging Ebelowen vor ihm her. Jeder Schritt brachte ihn der Fahrstraße näher, auf der bald Menschen kommen konnten. Dies war Gottes Ort; dies war Gottes Stunde. Und er wollte sie versäumen! Er öffnete seine Tasche und griff hinein, griff das kalte Eisen und legte es in seiner Hand zurecht. Dann ging er mit hastigeren, stolpernden Schritten hinter Ebelowen her und dicht hinter ihm. Der maß mit gleichen Schritten den Weg und näherte sich der Fahrstraße. Velten Eyb atmete schwer, und alle seine Glieder zitterten. Eben war es, als fühlte Ebelowen seine Erregung, als wollte er sich aus seinen Gedanken zu seinem Begleiter kehren. Schon zögerte sein Schritt; schon wandte er wie fragend halb das Gesicht. Da hob der hinter ihm die Waffe aus der Tasche, stieß sie dem tiefer schon schreitenden Mann zwischen den Schultern in den Rücken und drückte auf das Eisenzünglein.

Ein kurzer scharfer Knall fuhr tückisch auf und verlor sich in der öden Höhe. Hoch auf richtete sich der Pfarrer Ebelowen mit jäher Bewegung; aber da er im Vorwärts- und Abwärtsschreiten war, riß es ihn weiter dahin. Er warf die linke Hand hoch empor; dann stürzte er schwer nach vorwärts. Noch einmal riß er sich auf; noch einmal brach er zusammen. Um den Knöchel seiner rechten Hand hatte er an einem silbernen Kettchen seinen Stab aufgehängt; auf den stützte er sich im Fallen mit seiner letzten Kraft. Hart schlug er mit der Stirn auf den elfenbeinernen Kugelknauf, daß Blut aus einer kleinen Wunde wie durch feine Äderchen sich über das helle Elfenbein verbreitete. Dann lag der Pfarrer Ebelowen still mit dem Gesicht in dem aufgeweichten Lehm des Bergpfades und rührte sich nicht mehr.

Velten Eyb stand mit schlotternden Gliedern über dem Toten. Das Eisen in seiner Hand rachte träge. Mechanisch steckte er es in seine Tasche zurück. Dann war es, als begriffe er das Ungeheuerliche des Geschehenen. Er schüttelte sich in Schauern, er breitete die Arme, die Hände gegen die Wolken und schrie: „Dein Wort, deine Weisung,

Matthäus Schiestl: Wintermärchen.

Digitized by Google

deine Tat, deine Tat!" Und er floh entsetzt über den öden Berg.

* * *

Wehmütig fuhr von Hückeswagen her der Wagen des Juden Salman bergan, um den Sattel des Hungerberges in seiner Senke zu überschreiten und wieder hinüber ins Biesetal zu fahren. Wehmütig ging der Jude neben dem grauen Wagenzelt her; denn er wollte dem Gaul sein schweres Tagewerk nicht noch schwerer machen. Melancholisch gesenkt trug er seine Peitsche in der Hand, dabei ab und zu nach den Bremsen schwippend, die seinem Gaul um den Kopf schwirrten. Er sah der Radnabe neben sich zu, wie sie sich langsam, langsam drehte, und wie immer wieder langsam dieselben Kotspritzer darauf erschienen und verschwanden. Auf seinen langen, einsamen Wegen hatte der alte Salman sich ein wenig angewöhnt, von Zeit zu Zeit laut mit sich selber zu sprechen. „Mein," sagte er und sah auf seine Radnabe, „so ist die Welt: Immer wieder derselbe Dreck, — immer wieder derselbe Dreck. E Predigt am Wagenrad! Dreck oben, Dreck unten! — Hüh, Braunchen! Hüh, hüh! — Oha, — da biste oben, — oha!" Er ließ das Pferd auf der Höhe des Weges rasten. Langsam ging er um Tier und Wagen herum und blieb dann selber stehen, prüfte mit der Hand den leisen Sprühregen und mit der Nase den Wind und sah betrübt auf und ab nach den Wolken. „Kannst wohl die Ohren hängen, armes Vieh," sagte er zu seinem Gaul, „kann noch lang so fortgehen." Der Jude und der Gaul sahen einander melancholisch an.

Dann sah Salman wieder bergab und bergan den Weg zum Gollenstein hinauf, der da oben stand. Und auf einmal machte er seine Augen klein und sah schärfer dort hinauf. „Mein," sagte er, „was hat's da?" Da oben an der Seite des Weges lag es schwarz hingestreckt über dem braunen Grund. Der aufmerksame Handelsmann ging den Bergweg ein paar Schritte hinan und sah schärfer zu.

Plötzlich hob er erschrocken die Hände, eilte den Weg rascher hinauf, sah noch einmal scharf zu und rief laut: „E Mensch, e Mensch — e toter Mann! Von Gott oder Menschen erschlagen. Was soll ich machen? Was soll ich machen mit 'm toten Menschen? Kann ich ihm helfen? Kann er mir helfen? Müssen's meine Augen gesehen haben?" Und er war im Begriff, sich umzuwenden und mit Schaudern seine Straße zu ziehen. Aber er besann sich und blieb. „Es is mies, ihn so liegen zu lassen. Was würd' ich sagen, wenn i ch da läg' und einer käm' und möchte sprechen: Müssen meine Augen ihn gesehen haben? Mies, würd' ich sagen."

Der Jude lief rasch bergauf bis zu dem dunklen Körper und stand plötzlich starr mit ausgestreckten Händen, als er ihn erkannte. „Vatergott! Der Pfarrer Ebelowen! — Gerechter, er is hin, tot, kaputt. Gerechter, erschlagen haben se ihn, geschossen haben se ihn. Und er liegt da als en toter Mann! Eine grausame Wunde haben se ihm geschossen, die Buben, dem Mann! Er liegt da mit'm Mund in der Erde, als sollt' er sie fressen, und sie frißt ihn. Gottes Weh über die dummen Menschen! Gottes Weh über die schlechten Menschen! Es war ein gewaltiger Mann, es war ein Ehrenmann, es war ein liberaler Mann — heißt, auf seine Weise. In den Rücken haben se ihn geschossen; die Kleider hat's ihm verbrannt von dem grausamen Feuer. Gottes Wut über die Dummheit, über die Bosheit, über die Schlechtigkeit! Sie haben ihm nichts genommen; die Gier hat's nicht getan, die Gefräßigkeit hat's nicht getan. Der Haß hat's getan, der unsaubere Eifer hat's getan, die Dummheit hat's getan. Was soll ich machen mit Ihnen, Herr Pfarrer Ebelowen? Kann ich Se auf meine Schultern laden und wegschleppen, e kleiner Handelsmann den Gewaltigen? Soll ich Se so liegen lassen mit'm Mund im Dreck? Was sollen Se mit der Nase im Lehm? Soll ich davongehen und Leute rufen aus den Häusern ins Feld, daß se sehen, wie's den Gewaltigen erschlagen hat, daß se sehen, wie die Buben triumphieren über den Mann? Soll ich'n liegen lassen, wie'n Stück Holz? Oder soll ich bei em bleiben wie e Ehrenwache? Was bin ich für e Ehrenwache für den da? Was is hier reell? Gehen oder bleiben, laufen und schreien oder bleiben und schweigen? Ach, wir haben da e schlechtes Geschäft miteinander, Herr Pfarrer. Kommt für keinen was raus dabei. Ich möcht 'm wenigstens das Gesicht aus dem Schmutz tun. Aber dann schreit die Kommission: Mein, schreit se, was haste zu rühren an? Ich möcht'n legen mit'm Gesicht gegen den Himmel. Aber: Was haste zu legen? schreit die Kommission. Es war so e stolzer Mann. Es möcht' ihm peinlich sein mit der Nase im Dreck. Ich möcht' ihm die Augen waschen. O ihr Buben! Es war so e vornehmer Mann. Das waren Lichter, seine Augen, und müssen im schmutzigen Weg verlöschen, ausgehen wie e schwälender Span. Was is e Mensch? Was is Menschenstolz? Was is Menschenweisheit, Menschengewalt? Lehm bei Lehm. E Nachtlicht, was verlöscht, e Verlassenheit am Weg, e Klümpchen Hilflosigkeit, e Häufchen Tod. Ich kann ihm hier nix helfen. Ich werd' fahren zu holen Leute. Se werden kommen mit 'ner Bahre, ihn zu holen, ihn zu tragen. Tragen werden se dich, wie e kleines Kind. Liegen wirste wie e totes Lamm oder e Ziege oder e Stückchen Kalb. Nix mehr vom Pfarrer Ebelowen, der gewaltig war. Wo sind seine Blicke wie Flammen? Wo sind seine Worte wie Donner? Wo is seine Klugheit wie ein siebenarmiger Leuchter? Ausgelöscht wie nach'm Schabbes. In seinem weisen Mund, seinem wohlredenden Mund nichts mehr als ein Bissen Erde. Und selber bald ein Bissen Erde. — Das war der Pfarrer Ebelowen."

Der Jude ging rasch zu seinem Wagen zurück, setzte sich vorderwärts unter die graue Plane zu seinem Tongeschirr und seinen Flanellsachen und trieb seinen Braunen hastig bergab ins Biesetal.

* * *

Wie eine Post des Schreckens fuhr der Wagen des Juden Salman durchs Biesetal. Weit oben bei den sieben Eichen traf er die ersten Häuser und hielt an und rief die Leute heraus und sagte ihnen seine Botschaft. Zweimal mußte er sie wiederholen, dreimal. „Was sagt er, was sagt er?" rief der alte Bauer bei den Eichen, der schwerhörig war und mit weitgeöffnetem Munde und aufgerissenen Augen den Händler anstarrte.

„Erschlagen haben sie ihn, erschossen! Droben auf dem Bergweg über der Fahrstraße. Hin geht mit euren Söhnen und haltet Wache bei ihm. Aber laßt ihn liegen mit dem Gesicht im Weg! Sonst schreit die Kommission. Sitzt bei ihm und haltet Wache über ihm, bis die Leute kommen, die Presbyter und der Bürgermeister und die Gerichte, und besehen ihn, wie er da liegt, und tragen ihn heim. Aber lauft, rennt! Es wird ihm grausam einsam sein. Ich will fahren und es ansagen in Lülsbruch und in der Amtsstadt." Er trieb seinen Braunen weiter. Der alte Bauer bei den Eichen und seine Söhne holten ihre guten Mützen und zogen die Hosenbeine aus den Stiefelschäften und gingen eilend die Straße hinauf, die der Jude hergefahren war.

Der trieb seinen Gaul eilig weiter talab und nach Lülsbruch hinein. Er hielt zuerst beim Hause des schwarzen Scherer und rief nach ihm mit einer ganz anderen Stimme als mit der er sonst seine Waren ausrief. Der alte Scherer erschien unter seiner Tür auf seiner Treppe mit seinen weißen Haaren und hörte den Juden sagen: „Den Herrn Pfarrer Ebelowen haben sie erschlagen, auf dem Feld erschlagen. Droben am Hungerberg haben sie ihn geschossen. In den Rücken, daß er mit dem Gesicht in die Erde fiel. Geht hinauf und seid bei ihm, bis die Gerichte kommen. Ich will fahren, es anzusagen. Ach ihr Menschen, ihr Lülsbrucher, was war es für ein Mann! Und liegt da, den Mund in der Erde und Erde im Mund."

Digitized by Google

Der alte Scherer fuhr auf den Juden zu; er faßte ihn bei der Brust am Gewand und schüttelte ihn, als müßte er Irrsinn von ihm abschütteln: „Was sagst du? Erschlagen? Der Pfarrer Ebelowen? Unser Pfarrer?“

„Euer Ebelowen, Scherer, und Ihr braucht mich nicht zu schütteln. Ich bin wach, und Ihr werdet nichts anderes aus mir herausschütteln.“

Dem alten Scherer sträubten sich die weißen Haare über den Schläfen vor aufrauchendem Zorn, als er die Hände gegen Lülsbruch schüttelte und laut rief: „Das haben sie ihm um seine Treue getan. Das haben sie getan, weil er der beste Mann war. Fahr zu, Jude! Schrei's aus! Ich will sehen, ob die Menschen Schafe sind, oder ob man die Meuchelmörder aus ihren Häusern reißt, wie wilde Tiere aus ihren Höhlen. Ich will sehen, ob man sie zu Kot zerstampft. Salman, fahr zu! Schrei's aus, schrei's aus!“

Der alte Scherer rannte blindlings barhäuptig die Straße entlang. Der Händler fuhr weiter, und wo Menschen ihm begegneten, hielt er an, und vor manchen Türen hielt er an: Bei Niklas Kagerer und bei Jakob Hennes, bei Simon Rosenplüt, beim Doktor Henike, beim Bürgermeister und beim Pfarrhaus Leubings und zuletzt bei der Posthalterei und der „Güldenen Bretzel“. Überall sagte er's an: „Sie haben den Pfarrer Ebelowen erschlagen. In den Rücken geschossen haben sie ihn, und er liegt an der nassen Erde, das Gesicht im Lehm. Und sie haben ihn nicht um Geld und Habe erschlagen, sondern um den Glauben.“

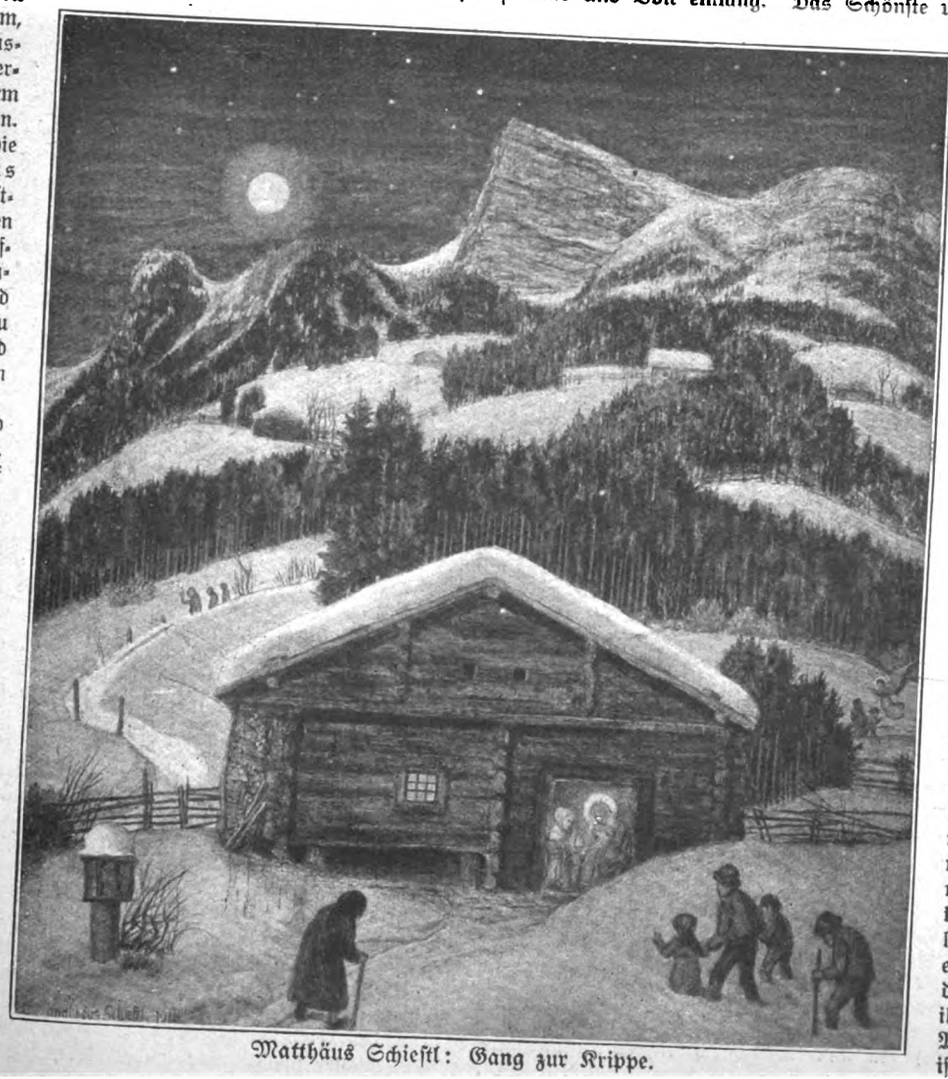
So fuhr der Jude Salman durch Lülsbruch und dachte nicht an sein Geschäft und sagte nichts von seinen Waren und sah nicht nach Kunden um sich. Als er aber zu äußerst am Schäferhof vorbeikam, da wußte sein armer Brauner nicht, wie ihm geschah, so hart peitschte ihn sein Herr da vorüber und weiter das Biesetal hinab gegen die Amtsstadt zu. Als er aber durch Bickweiler fuhr und die Leute aus ihren Häusern kamen, um ihn nach irdenen Töpfen zu fragen oder nach warmen Unterjacken, da dachten sie, der Jude Salman sei verrückt geworden, so sah er sie an, und so redete er sie an, bis sie seine Kunde wußten und begriffen und sich selber entsetzten und ihm nachsahen, wie er auf seinem Wagen dahinfuhr wie einer von den kleinen Propheten. Er hatte aber noch nicht das halbe Dorf Bickweiler durchfahren, da ritt, wie ein Unheil, der starke Bastian Wilmsen aus Lülsbruch auf einem ungesattelten Gaul im Galopp an ihm vorüber und ihm voraus zur Amtsstadt. Da ließ der Jude seinen Braunen langsamer gehen und saß ohne Eile und Eifer unter seiner Wagenplane und dachte schwermütig an die Welt und ihren Lauf und an Lülsbruch und seine Torheiten und an den Pfarrer Ebelowen, der so gewaltig geredet hatte und nun so still da oben lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Meister des Weihnachtswunders * Von F. Hagen.

Wie das Weihnachtswunder, das Wunder der heimlich leuchtenden, goldenen Tage, selber fremdartig und vertraut zugleich in der dunkelsten Zeit des Jahres steht, so steht der Mann und Meister, von dem die Rede hier sein soll, mit seinem Werk in dieser Zeit und Umwelt fremdartig allem, was ihr Treiben ausmacht, und doch vertraut jedem warm lebendigen Herzen.

Fremd blieb die Kunst Matthäus Schiestls der Kunstmode, unter deren Herrschaft sie aufwuchs und sich zuerst entfaltete; fremd blieb sie der bis zu wahnsinnigen und scheinwahnsinnigen Ausschreitungen übersteigerten und überhitzten Mode, die seither Platz griff und nach der hemmungslosen Weise dieser revolutionären Zeit eine freilich schon wieder wankende terroristische Herrschaft über Kunst und Künstler sich anmaßte. Immer blieb Matthäus Schiestl ein Einzelner und Eigener, ein Absettiger und Einsamer, für den kein Klüngel Reklamelärm auf Gegenseitigkeit machte. Langsam und stetig mußten er und seine Kunst sich durchsetzen. Seine Bilder, die wie Form und Farbe gewordene Volkslieder sind, konnten natürlich nie den großen, lärmenden Kunstjahrmarkt beherrschen. Um so sicherer gingen sie ihren stillen Weg auf schönen Wanderpfaden deutsches Land und Volk entlang. Das Schönste und Dauerndste kommt gern lautlos; lautlos — ein Wort Raabes klingt von ferne an — öffnet sich die Knospe zur Blüte; so in stiller Lieblichkeit entfaltet sich die Bilderkunst Schiestls, so unaufdringlich und unwiderstehlich wirbt sie um unsere Seele.



Matthäus Schiestl: Gang zur Krippe.

Woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art? Ein Naturalist ist er nicht, dem es gleichgültig wäre, ob er eine Madonna oder einen Kohlkopf zu malen hat. Ein Impressionist ist er nicht, der nur darauf erpicht wäre, seine Netzhautempfindungen getreulich auf Leinwand zu übertragen. Ein Expressionist ist er nicht, der uns zumutet, in einem kabbalistischen Wirrwarr die Linie einer wirklichen oder vorgeäfften Drehkrankheit aufzufühlen. Und doch ist er ein Naturalist; denn die Natur ist ihm Quelle und Meisterin. Und doch ist er Impressionist;

Digitized by Google

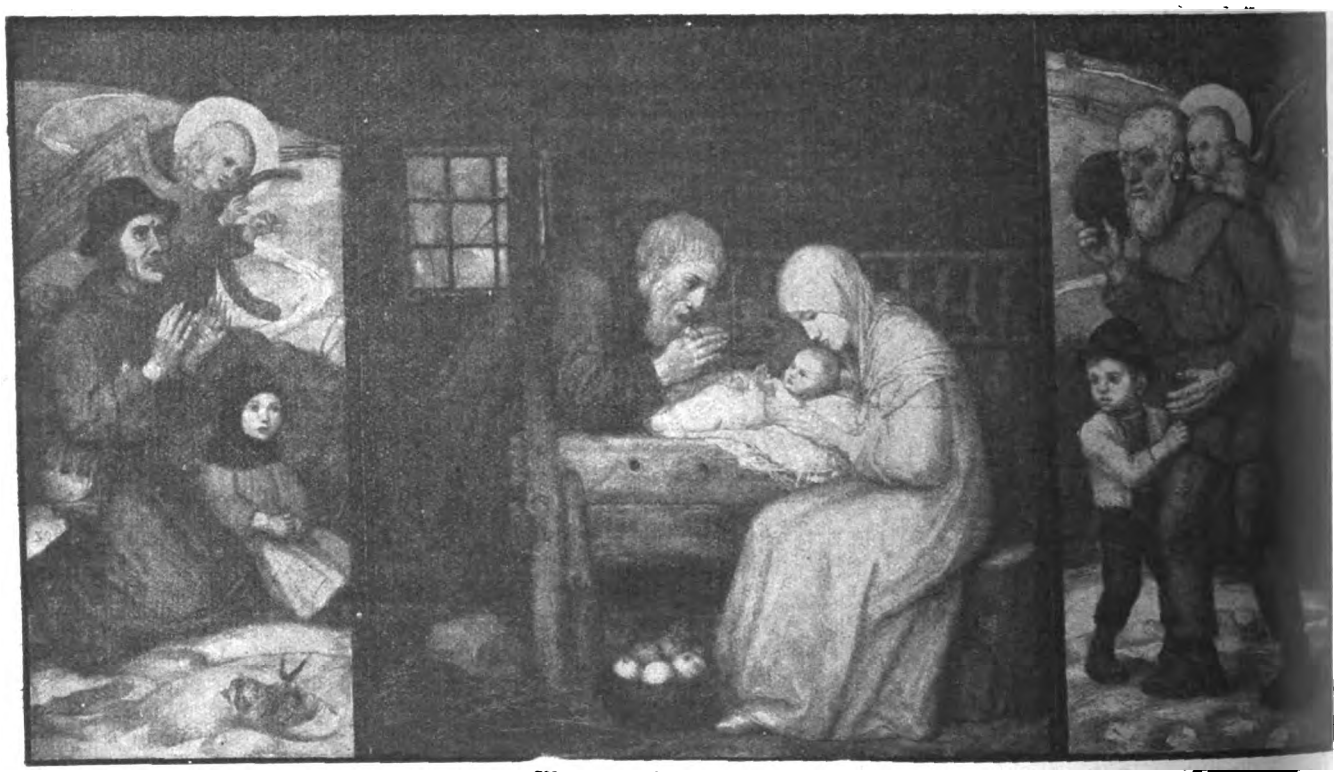
denn er gibt nichts, was er nicht empfangen, was nicht von der Außenwelt her den Weg durch seine Sinne gegangen ist. Und doch ist er Expressionist; denn er schafft nichts, dessen Seele nicht Seele von seiner Seele wäre; er drückt sich und seine Welt in seiner Kunst aus.

Vom Handwerk kam er, von dem alle bildende Kunst kommt und dessen sie nur zu ihrem Schaden vergessen kann. Zehn Jahre lang stand und saß er zu Würzburg mit dem Schnitzmesser in der Holzbildnerwerkstatt seines Vaters. Ein Jahr lang arbeitete er zu Innsbruck in einer Glasmalerei. Das festet Hand und Sinn. Deutlich sind in seinen Bildern die starken Elemente erkennbar, die Holzschnitzerei und Glasmalerei als wichtigen Einschlag in sein Können und Schaffen gaben. Von der Holzschnitzerei hat er die sichere Führung der Linie, die starke und treuherzige Behandlung der Kontur, das gesunde Wissen um den Formwillen der Natur. Von der Glasmalerei hat er die Freude an den tiefen leuchtenden Farben, die er mit altmeisterlicher Liebe auch zum Handwerklichen seiner Kunst sich selber zum Gebrauch herrichtet.

Aber welche leichte, schwebende Geistigkeit ob so erdhaftem Wachstum; welche zartesten Blüten aus so derben Wurzeln; wie geistert Märchen um Wirklichkeiten. Ja, das ist die Welt dieses Künstlers: Wirklichkeit, von Märchen umgeistert. Darum zieht's ihn, den wohlansehnlichen Münchener Malprofessor, immer wieder unwiderstehlich zu dem weltentrückten Blockhaus im stadtfernen Zillertal, zu den Wurzeln seiner tirolerischen Geschlechtsheimat, zu den Wurzeln seines Wesens. Immer wieder kehrt er, wie sein Bruder, der andere, ihm nicht nur dem Blut nach nächstverwandte Rudolf Schiestl, zurück zu den Matten der Tiroler Berge, zu ihren Wäldern, ihren Felsen und Firnen; dorthin, wo man sieht — falls man Augen hat, zu sehen, — wie der Herrgott seine Wunder auch wie ein großer Handwerksmeister aus Stein und Erde und aus gröblichsten Dingen nach festen Gesetzen und ohne Willkür gebaut hat, und wie es eben doch Wunder werden, die ihre Wunderhaftigkeit nicht aus Stein und Erde empfingen, sondern aus göttlichem Sinn. So wird im Bilderwerk Schiestls alle Derbheit des Gewöhnlichen durch den Sinn des Künstlers vergeistigt und über sich selbst gehoben; das Erdhafte wächst ins Überirdische. Was er von der Außenwelt durch seine Sinne empfängt, wird in seiner Seele zum gestalteten Lied, zur geformten Legende, zum farbenleuchtenden Wunder. Als Lied, Legende, Wunder kommt es zur Welt zurück. Wie die Pflanze die Luft, die sie atmet, reiner zurückströmt, so gibt die Künstlerseele Schiestls die Bilder der Natur sinnvoller, beseelter, liebenswerter zurück.

Man kommt bei ihm um das durch kitschig-sentimentalen Mißbrauch und billigen Spott ein wenig fatal gewordene Wort Malerpoet nicht herum. Man darf dabei nicht an das denken, was billige Kitschigkeit und billige Witzigkeit dem Wort für einen Begriff untergeschoben haben; man muß an den tatsächlichen Inhalt denken, den ihm so viele unserer reinsten Künstlerhände geschaffen haben. Die Namen Schwind und Richter blinken hier ganz von selber auf. Aber das waren ja „Romantiker", über die der Mensch von heute auch gern lächelt, namentlich, wenn er etwa selber Maler ist oder Kritiker gar, und wenn er von den Jungen ist. Aber die Schwind und Richter haben mit ihren malenden Dichterseelen gar vornehme Ahnen. Was für Malerpoeten waren's doch, die vor Jahrhunderten in der „schwäbischen Schule" malten oder gar in der „Kölner Schule". Ist nicht ein Mattäus Schiestl ihr echter Erbe? War nicht Albrecht Dürer auch so ein Malerpoet und Vorfahr Schiestlscher Kunstweise?

Lied, Legende und Märchen umstehen den schlichten Mann und Meister. Wenn er einen Einsiedelmann malt, der mit einem kleinen Waldvogel Zwiesprach hält, wird's ein Lied. Wenn er einen Bergalten malt, der einen Steinbock füttert, wird's eine Legende von unwiderstehlicher Stimmungsgewalt. Wie sollte nicht das süßeste, lichteste, tiefste aller Märchenwunder, das Wunder



Matthäus Schiestl: Heilige Nacht.

der Weihnacht, ihm zu einem Brennpunkt seines Schaffens geworden sein. Wie sollte er nicht immer wieder in den Bannkreis dieses Wunders sich gezogen fühlen; wie sollten ihm nicht immer wieder aus dem Lichte des Weihnachtskreises Gesichte und künstlerische Offenbarungen aufgehen. Das Weihnachtswunder ist wie eine Sonne, von der viele der schönsten künstlerischen Wirkungen Schiestls ausgehen wie Strahlen. Durch innersten Beruf ward er ein Meister des Marienlebens, ward er der Meister des Weihnachtswunders. Wie hat er den Weihnachtswunderkreis sich und uns zu eigen gemacht, das Wunder in seiner Kunst erneut mit der einfältigen Selbstverständlichkeit eines gläubig schaffenden Herzens. Und wie hat auch er die heilige Geschichte des fernen Orients bis in die letzte Faser ihres Wesens deutsch gemacht, deutsch gemacht mit einer solchen Selbstverständlichkeit und naiven Sicherheit, daß da auch nicht ein fremdes Restlein bleibt. Dieser bethlehemitische Stall ist eine Blockhütte deutscher Alpen. Wer hat Zeit, sich zu verwundern, daß das judäische Bethlehem von den silbernen und kristallenen Felshäuptern tirolischer Berge überhöht sein soll? Wen setzen auf dem Weg zur Krippe des Kindes diese Tiroler Bauern, Männlein, Weiblein und Kinder in irgendwelches Erstaunen? Wen der gut katholische Bildstock am Weg im altjudäischen Land? Wen die urdeutschen Tannen, wo man viel eher an die Ölbäume des Gartens Gethsemane und an die Zedern des Libanon denken sollte? Wen der verkündende und weisende Engel über deutschem Bergpfade? Märchen, noch so wunderbar, der Malerdichter macht's uns wahr. Man sehe eine der Marien an

Digitized by Google

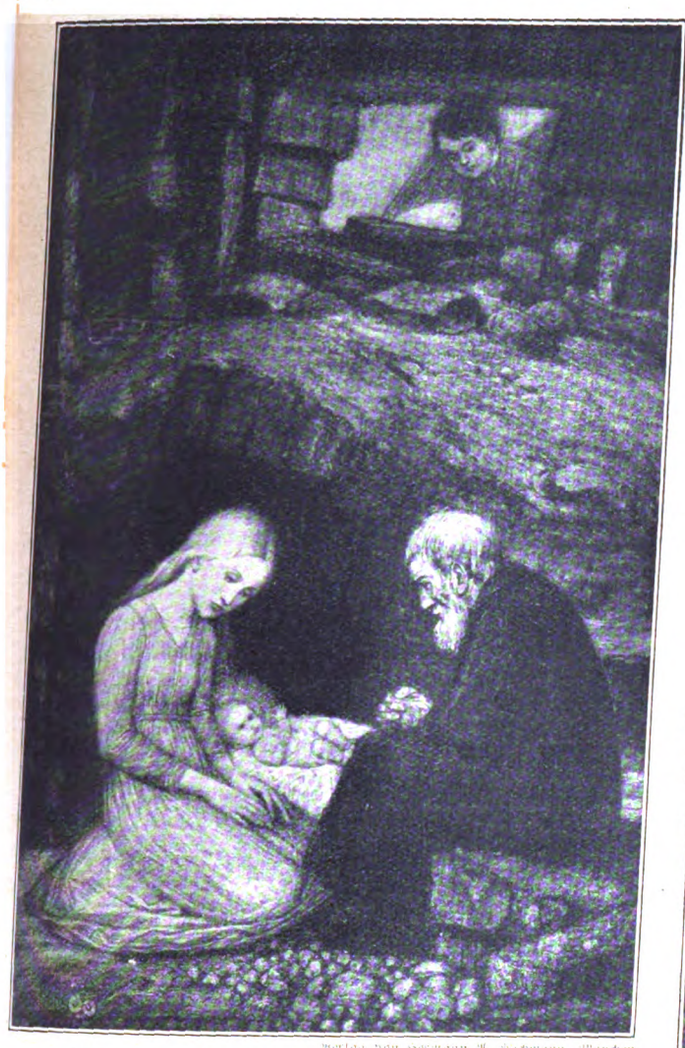
Kunstbeilage der „Gartenlaube". Einzelverkauf untersagt.

Aus den Zeitgenössischen Kunstblättern. Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Anbetung der Hirten. Steinzeichnung von Matthäus Schiestl.

Digitized by Google

Digitized by Google



Verlag von Hermann A. Wachmann, München

Matthäus Schieftl: Weihnachten in der Ruine

Matthäus Schieftls Bildern. Es ist, wie oft, dasselbe blonde, blütenhafte Wesen. Mit ihrem güldenen Scheitel, der Heiligenschein genug ist, mit ihrer vergehenden Demut vor dem Wunder, das aus ihr selber aufgeht wie Duft aus der Blume, ist sie nicht aus dem Stamme Davids, sondern aus dem Stamm deutscher Bauernschaft, naturhaft und wunderhaft, wie die zarte Kirschblüte, deren Lichtwunder unvermittelt aus dem rauhen grauen Holz bricht. Dieser Josef ist ein herzfrommer deutscher Alter, auf jener Grenze stehend, wo Ehrfurcht und Lächeln einander begegnen, der gute Alte der alten deutschen Weihnachtsspiele, mit dem sie bei aller Hochheiligkeit gern ihren Scherz machen. Ist's nicht die Maria des süßen Liedes, die da singt:

„Josef, lieber Josef mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott möge dein Lohner sein!"?

Ist's nicht der Josef der Legendenspiele? Hört man ihn nicht ordentlich ein wenig in den alten Bart brummeln:

„Maria, nun sind wir also arm,
Daß es Gott doch erbarm!
Nun sollt ich Eier haben,
Daß du dich möchtest erlaben.
So haben wir kein Heller in der Taschen
Und auch keinen Wein in der Flaschen.
Ich habe weder Hühner noch einen Braten,
Da ich dich einmal möcht mit beraten . . .
Ich habe weder Butter noch Schmalz,
Kein Öl und kein Salz . . .
So hat mir der Wind die Federn verweht,
Daß ich habe kein Hausgerät.
Daß doch Gott erbarm,
Daß wir sind so arm. . ."

Aber während die dörflichen Bearbeiter der Weihnachtsspiele in ihren Rüpelszenen mit Vorliebe den leisen Humor in dieser Josefsfigur derb steigern, umgibt ihn die Kunst Schieftls vor allem mit der Ehrfurcht, die dem Verwalter des Göttlichen gebührt.

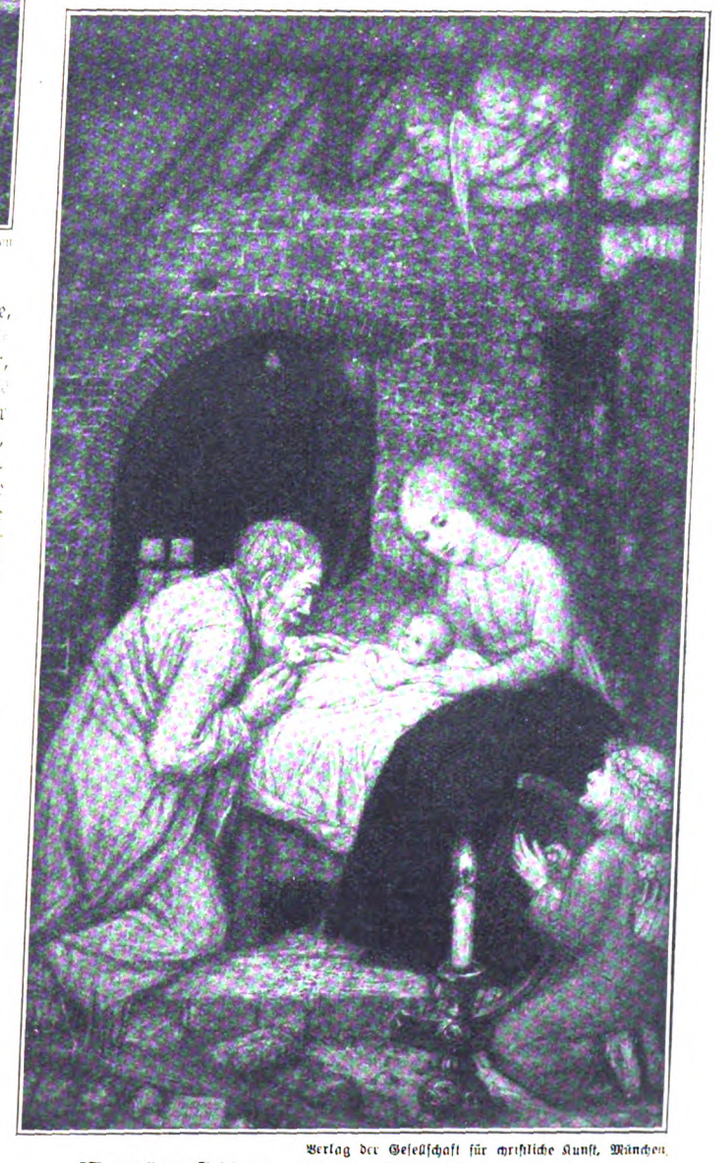
Deutsche Bübchen sind die Engel, die auf Schieftls Weihnachtsbildern durch Dach und Luke in den Stall lugen; deutsch die Kinder, die, der heiligen Furcht voll, zur Anbetung kommen. Deutsche Bauern sind die anbetenden Hirten. Es ist keine einfältigere und inbrünstigere Gebärde der Andacht möglich, als die Schieftl in seiner Anbetung der Hirten dem Alten gibt, der auf Knien und Händen zu dem heiligen Kind herankriecht, um ihm ganz nahe in die Augen zu sehen wie in junge Blütenkelche. Und der da hinter ihm ist gewiß ein naher Verwandter von dem Hirten des alten Spiels:

„Gegrüßt seist du, Jesu Christ,
Dank habe, daß du kommen bist . . .
Zu Trost bist du uns kommen,
Ich bitte dich, daß du die Pflaumen
Läßt uns geraten auch heuer,
Daß sie nicht werden teuer. "

Die Weihnachtsbilder Matthäus Schieftls sind ein heiter-heiliger Zug, rührend geführt von dem lichttragenden Kind des „Wintermärchens". In ihnen leuchtet das Wunder, in ihnen blüht die Legende, in ihnen singt das Lied; aus ihnen läutet's wie mit silbernen Glocken:

Brich an, du schönes Morgenlicht!
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret.
Es ist ein Leuchten aus der Fern,
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,
Von dem ich längst gehöret.

All diese Bilder schließen sich, wie singende Kinder zu einem Reihen, so zu einem Kranz um das Weihnachtswunder zusammen; zu einem Werk, in dem der fromme Maler wahrhaft zum Meister, zum Verkünder, zum Erneuerer dieses Wunders geworden ist.



Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München

Matthäus Schieftl: Weihnachten mit der Kerze.

Digitized by Google

Deutsche Christrosen * Von Peter Landolt.

Titelzeichnung v. M. Schiestl zu Luk. Kilose: Weihnacht. Verlag d. Ges. f. christliche Kunst.

Alle große echte Kunst ist im Tiefsten ihres Wesens religiös. Kunst, die keine Wurzeln im Göttlichen hat, ist zum Tode verurteilt. Was Wunder, daß die religiöse Kunst einen so gewaltigen Teil des Bestandes aller Kunst ausmacht. Um zu bezeichnen, wie weit der Begriff des Religiösen hier gefaßt sein will: Des „Heiden"-Goethe „Faust" ist wesentlich religiös, und in den Toteninsel-Bildern Böcklins schwingen religiöse Stimmungen. Der Expressionismus — um das für die meisten in diesem Zusammenhang Überraschendste zu sagen — ist in seinem innersten Sinne religiös. Eben das macht die Narreteien so besonders widerwärtig, womit tausend angebliche Anhänger ihn kompromittieren, die nur insofern nicht seine Feinde sind, als sie von diesem seinem tiefsten Sinn gar keine Ahnung haben.

Wie hätte sich nicht die Kunst, wie hätte nicht vorab die Kunst eines so religiös veranlagten Volkes wie der Deutschen sich von ihrem ersten Stammeln bis zur Übung höchster und bewußter Meisterschaft immer wieder dem Mysterium der Weihnacht zuwenden sollen! Wie hätten nicht Dichtung und Malerei durch die Jahrhunderte deutscher Kunstübung her immer wieder ihre Kräfte an der Gestaltung, an der Verherrlichung dieses lichten Mysteriums versuchen sollen! Lied und Krippenspiel, Bildmalerei und mystische Versenkung, Laie und Kleriker, der ungenannte und unbekannte Volksdichter und der zünftige Meistersinger, der Dorfkünstler und der Meister weithinklingenden Namens — alle wetteiferten in dem brünstigen Bemühen, das Erlösungsgeheimnis der Christnacht in sich zu begreifen und aus sich heraus licht zu machen. Heißes Bemühen, für sein innerstes Glauben und Schauen durch gestaltende Offenbarung zu zeugen. Expressionismus. Expressionismus bei Hans Memling, bei Martin Schongauer, bei Stefan Lochner, bei Matthias Grünewald. Expressionismus bei Heinrich von Laufenberg, dem Sänger; im Kölner Psalter von 1638, bei Heinrich Seuse, beim Bruder David von Augsburg, ja in den Predigten Johannes Taulers. Alle suchen, indem sie das Mysterium der Weihnacht aussagen, sich selber, ihr Innerstes, ihr Tiefstes und Höchstes auszusagen. Das aber ist der uralte Inhalt des Begriffes Expressionismus.

Wie ein tausendfältiger Flor von Christrosen blüht durch Jahrhunderte her, was deutsche Kunst in Bild und Wort zu Ehren des Festes Weihnacht geschaffen hat; zu Ehren des Festes jener alles Wissens und Eigenwillens sich entäußernden Gläubigkeit, die sich steigert bis zu dem Bekenntnis: „Credo, quia absurdum". (Ich glaube es, weil es wider die Vernunft ist.) Fromme Hand und frommer Sinn haben aus der blühenden Tausendfältigkeit hunderterlei von Wort und Bild zu einem Strauß gebunden, aus dem es uns nun entgegenleuchtet, -duftet und -klingt. Im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst in München hat Paschalis Schmid unter dem Titel „Als Herre Krist geboren ward" ein Buch erscheinen lassen, das mit hingebender Liebe das Schönste aus jenem Flor von Christrosen zu sammeln sucht. Auf vielen für diese Zeit ungewöhnlich schönen Bildtafeln Weihnachtsbilder Memlings und Grünewalds, Altdorfers und Cranachs, Dürers und der beiden Eyck, Stefan Lochners und Hans Holbeins, Schongauers und Baldungs; und im Gefolge so erlauchter Namen viele herrliche Namenlose: der Meister des Hausbuchs, der Meister des Marienlebens, der Meister des Sterzinger Altars, mittelrheinische, niederländische, oberrheinische Meister. Daneben die geistlichen Sänger, die Laiendichter, die Stimmen der Prediger und Mystiker alter Jahrhunderte. Denn nur alte Zeit redet hier zu uns; nur bis etwa zur Reformation hin ist die Lese vorgenommen. Nur weniges in dem Band greift weiter; und schon dadurch wird fühlbar, daß die liebevoll sammelnde Hand ihrer Tätigkeit eine konfessionelle Schranke zog, fühlbar, daß ein Luther hier nicht zu Wort kommt, in dessen Liederdichtung doch einige der allerherrlichsten deutschen Christrosen aufleuchten. Doch bleibt der schöne Band ein Goldenes Buch der Weihnacht, in dem aus der ferneren, entrückteren Zeit vor der Reformation um so mehr altes, verschüttetes Weihnachtsgold ans Licht gebracht wird.

Wie die Planeten um die Sonne, kreist hier alles um das Mysterium der göttlichen Lichtnacht, da, — mit dem Heiligenleben des Hermann von Fritzlar zu sprechen — „Gott ward Mensch und Mensche Gott, . . . Mutter blieb Jungfrau, und Jungfrau ward Mutter, und der Schöpfer ward Kreatur, und der Herre ward Knecht, und der untötlich, ward tötlich und verdienete uns das ewige Leben". Es ist, wie in manchem Bilde der Besten unter unseren Neuesten eine innere Verwandtschaft mit der deutschen Gotik, so in dem inbrünstigen Stammeln des „Fließenden Lichtes" der Schwester Mechthild von Magdeburg oder in dem Büchlein der Weisheit des Heinrich Seuse eine Verwandtschaft mit so manchem, was in unserer Zeit, was in uns selber nach Ausdruck ringt. Jahrhundertelang waren die Schriften eines Bruders David von Augsburg († 1272) tot, Jahrhunderten waren sie unverständlich. Heute darf man ihn wieder zu Lesern reden lassen in der Erwartung, er werde verstanden werden. Jahrhunderten war er eine fremde Sprache, heute verstehen und fühlen wir wieder die Glut des Ringens in diesen Worten, die das Weihnachtsmysterium zu begreifen suchen:

„Das ist ob allen Dingen zu wundern, daß ein Kindelein, nicht eine Hand lang, Himmel und Erde beschäftigt; und daß ein bewindeltes Kind, das Hebens und Legens bedarf, und ein tödtlicher Mensch, dem die Seele von Schwachheit ausging, daß der alle Ding aufhebet und berichtet mit seiner Kraft; und daß ein armer Bettler, der nicht hatte, da er sein Haupt neigte, daß er aller Reiche waltet im Himmel und in Erde; und daß ein unsprechendes Kind die Engel lehrte und aller Weisheit waltet, hoher und niederer. Hiemit hast du uns mehr deiner Kraft gezeiget, daß du schwach stark bist und arm reich und klein groß und kindisch weise, als wenn du große Dinge mit deiner großen Macht hättest allein vollbracht. Wir finden an deiner Menschheit die Größe klein, die Länge gekürzet, die Weite geenget, die Stärke geschwächet, die Höhe vermindert, die Reichheit verarmet, die Weisheit vertoret; und was mehr zu wundern ist: diese Torheit ist die höchste Weisheit, diese Armut gibt die übermäßige Reichheit, diese Schwache füget die ewigen Kräfte, diese Kürze die Ewigkeit, diese Kleine die göttliche Größe."

Es ist dieselbe Inbrunst, die mehr als drei Jahrhunderte danach noch wunderbare Christrosen im deutschen Winter treibt, wo es im Kölner Psalter von 1638 klingt und singt:

O Kind, o wahrer Gottessohn,
O Kripp, o Salomonis Thron!
O Stall, o schönes Paradeis!
O Stroh, wie Rosen rot und weiß! . . .

Dein Leib schneeweiß wie Helfenbein,
Da Saphir eingefasset sein:
Die Saphir deine Gottheit groß,
Das Helfenbein die Menschheit bloß. . . .

Es ist dieselbe Inbrunst hingegebenen Glaubens, die einen Heinrich Seuse im Angesicht des Christkindes sich verzücken macht: „Minniglicher Gott, einen wie kleinen Kehr ich vor dir thue, so geschieht mir als einem Rehlein, das seine Mutter nicht gefunden hat und heftig gejagt wird und so lange fliehet und läuft, bis daß es wieder hin an seinen Ort entrinnet. . . . Eya, du Glückszweig, du Maienreis, du rotblühende Rosenstaude, schließe auf deine Arme, zertue und zerspreite die geblümten Äste deiner göttlichen und menschlichen Natur! . . . O du leutseliger Anblick aller Heiligen, wie recht selig der ist, der deiner süßen Gemahlichkeit würdig ist."

Deutscher Christrosen eine blühende, glühende Rosenhecke. Ein Überschwang, ein Überquellen und Überstürzen von heiß durchbluteter Glaubensinbrunst. Ein fromm-wütiges, unbezähmbares Bedürfnis, zu bekennen, zu bekennen, zu bekennen. Deutsche Christrosen um das Wunder der heiligen Nacht, um das Mysterium der Erlösung durch die Liebe, das mehr als je der Erneuerung in der Menschheit bedarf. Einst vor 600 Jahren schrieb Heinrich von Nördlingen an Margaretha Ebner zu Weihnachten: „Ich wünsche dir in der Gunst der ausströmenden Barmherzigkeit des kleinen neugeborenen Kindes, in ihm zu sein klein und groß, arm und reich, elend und vertraut, niedrig und hoch, verborgen und ihm erkannt, krank und stark, verloren und gefunden, bleich und schön, finster und leuchtend, blind und sehend, hungrig und gesättigt, traurig und der Freuden voll, täglich mit zu sterben und darin des ewigen Lebens voraus zu schmecken. . . . Diese und was der anderen Dinge viel mehr sind, zeiget dieses junge, alte Kind deiner Seele und spielet vor dir mit den Seinen."

Sechshundert Jahre seither. Nichts ist geblieben, wie es war. Aber wenn durch Winterdunkel das Fest Weihnachten leuchtet, warten wir immer wieder des Kindes, das die Liebe heißt, daß es vor uns spiele mit den Seinen.

Digitized by Google

Weihnachten in aller Welt * Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Jahrelang waren wir abgeschnitten von aller Welt und in jeder Beziehung, materiell wie geistig, auf uns allein angewiesen; jetzt lugt der Blick, als ob wir die Falten eines Vorhangs ein wenig auseinanderschlügen, mit Vorsicht hinaus, um sich dort, wo man früher vertraut gewesen, schier neugierig etwas umzusehen. Nationalfeste trennen Völker ebenso wie Nationalspeisen, aber Feste der Natur und der Kirche verbinden durch gemeinsame Weltanschauung und gemeinsame Freude, wenn deren Äußerung auch noch so verschieden in Sichtbarkeit tritt. Deshalb mag Weihnachten die Gelegenheit geben, fremde Sitte mit einheimischer zu vergleichen, um die Gewißheit zu erbringen, daß um die Zeit der Wintersonnenwende überall eine heilige Feier der Liebe begangen wird.

In diesem Sinne hat sich Weihnachten aus dem Fest derbheiterer mittelalterlicher Völlerei für die gesamte europäisch-christliche Menschheit in ein Fest der Süßigkeiten und Spielsachen verwandelt. Trotz einzelner nörgelnder Stimmen wird die innere Berechtigung von Spiel und Spielzeug nie in gleichem Maße anerkannt und erkannt wie in der Zeit der „seligen, fröhlichen" Weihnachtsfeier, deren Schein selbst über die Jahre der Angst und Not hinaus bewahrt wurde und bewahrt wird.

Im französischen poetischen Sprachgebrauch heißt das Jesuskind „petit noël" — kleiner Weihnachtsmann. Dort ist die Idee des winterlichen Festes noch mehr als bei uns in den Gedankenkreis des Kindes geflossen. Und das Kind wird angerufen, um großen wie kleinen Kindern die Erfüllung sehnlichster Wünsche in den Schuh zu legen, der am Christabend vor den Kamin gestellt wird. So hat es das Himmelskind leicht; es kann, klein wie es ist, ohne sich schwarz zu machen, im Rauchfang hinabgleiten und in die Reihe der Pantoffeln, vom winzigsten Babyschuh bis zur „savate" des Erwachsenen, seine Gaben stecken. Möge es auch dort am Feste der Liebe Gaben des Friedens bringen und selbst in den größten Militärstiefel Dinge legen, die vom Geist der Versöhnlichkeit beseelt sind.

Zu Weihnachten wird das Kind geboren, das zum Erlöser der Menschheit bestimmt ist, und die Wintersonnenwende kündet mit wachsendem Tag das Ahnen kommenden Frühlings. Wenn die europäische Menschheit versucht, in die alten Gebräuche ein wenig Ahnung von Völkerfrühling und versöhnender Stimmung zu legen, kann die Weihnachtszeit in aller Welt wieder segenbringend und glückverheißend werden.

Wer die alten, künstlerisch oft sehr wertvollen Weihnachtsnummern durchblättert, wie sie vor dem Kriege aus den nordischen Ländern, aus Frankreich und England in Massen zu uns kamen, kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß im Grunde überall dasselbe Kind dieselben Spielsachen umhüpft, daß überall dasselbe große Kind das gleiche Liebesspiel treibt und von demselben Ehrgeiz für Leben und Streben angestachelt ist. Ob der Lichterbaum die deutsche Familie vereinigt, ob sich die Engländer um den brennenden Plumpudding versammeln oder den Kuß unter dem Mistelzweig erhaschen, ob man sich in den nordischen Ländern den Julklapp zuwirft oder im Süden den Fasttag mit besonders gutem Essen abschließt, überall steht das Gemüt unter demselben Symbol und macht den Menschen geneigt, das Herz versöhnenden Gefühlen zu öffnen.

„Julklapp", der nordische Weihnachtsgruß der Liebe, möge von Skandinaviens Halbinseln und Inseln aus tief hinein nach Europa klingen und verstanden sein! Im nördlichen Deutschland und allenthalben, wo man Fritz Reuter liest, ist das Wort in seiner Bedeutung bekannt. Wem es fremd lautet, diene zur Erläuterung, daß es ein Weihnachtsgeschenk bedeutet, das heimlich, aber mit vernehmbarem Geräusch ins Haus oder Zimmer geworfen wird.

In Schweden überreicht man den Julklapp, unser Weihnachtsgeschenk, allgemein auf folgende Art: In sauber gepacktem, mit Namen und möglichst einem netten humoristischen Vers versehenem Paket wird es für alle um den Lichterbaum Versammelten in einen großen Korb gelegt, und von hieraus erfolgt die Verteilung des geheimnisvollen Julklapp unter lautem Vorlesen der mit Jubel entgegengenommenen poetischen Ergüsse. Ein solches nordisches Weihnachtsfest sollten sich Europas Völker bereiten; an Versen von beißender Ironie würde es wohl kaum fehlen, aber das dürfte nichts schaden, wenn die eingepackte Gabe, von schenkungsfroher Liebe beseelt, die bösen Kinder wieder zueinander führen würde, auf daß sie gemeinsam damit ihr großes Lebensspiel von neuem beginnen könnten.

Mit der Wintersonnenwende, der längsten Nacht, schließt in ganz Europa die düstere, lichtarme Zeit. In dieser Nacht schwält in den Riesenkaminen der englischen Schlösser und in den kleineren der Bauernhäuser seit alters her der „Julklotz", der bis zum Morgen durch glühen muß. Einen Span davon hebt man sorgsam auf, damit er den Julklotz des nächsten Jahres entzünde, auf daß Licht und Glut, Sorgsamkeit und Herzenswärme sich im Haus von einem Jahr zum andern erhalten. Allerlei Aberglaube knüpft sich an das mystische Feuer der Weihnachtsnacht, an dem einst jeder Fremde und Arme in jeder Halle gastlich Willkommen fand.

Unter dem Mistelzweig.
Illustration zu Dickens' Weihnachtsabend von John Leech.

In den Bräuchen der Vergangenheit liegt viel Liebe und Menschlichkeit verscharrt. Eine zu glatte, zu lebensleichte Zeit hat weniges davon für die Gegenwart gerettet, und wo eines oder das andere sich erhalten hat, verwandelte es sich in Spielerei oder leere Form, und nur für das Kind ist Weihnachten ein Christfest geblieben.

Schier märchenhaft klingen heute in den Tagen der Not die Berichte der mächtigen Schmausereien, mit denen Deutschland und England, die großen germanischen Länder, einst dieses Fest begingen: Bei uns blieben als Symbol Tannenbaum und Karpfen, in England der grüne Mistelzweig und der Plumpudding, höchstens noch da und dort der geschmückte Wildschweinskopf als letzte Erinnerung an die übervolle, prächtige gotische Tafel; „by cock and pie" — bei Braten und Pastete — lautete der scherzhafte altenglische Weihnachtsschwur, von dem Ben Jonson, ein Zeitgenosse Shakespeares, in „Mask of Christmas" berichtet. Auch vom „Lord Misrule" erzählt er, einer Art des Prinzen Karneval, der in der frohen Weihnachtszeit sein Wesen trieb und mit seinem lustigen Herrscherstab jedweden etwa auftauchenden trüben Gedanken verscheuchte.

Also überall, in Lied und Symbol, in Speise und Geschenk ein Sieg der Freude über das harte Leben, ein Sieg der Heiterkeit über die trübe Trauer der täglichen Sorge.

Darin liegt das Gemeinsame und Völkerverbindende der winterlichen Feststimmung. Vergangenheit und Gegenwart, Kulturunterschiede und Rasseeigentümlichkeiten schließen sich zu einer Sehnsucht nach Frühling und Erlösung zusammen, ob Weihnacht oder Julfest, Noël oder Christmas oder Natale gefeiert wird. Mit den Stimmen der Weihnachtslieder, die von allen Kirchen in wunderherrlichem Gleichklang zum winterlichen Himmel emporsteigen, zieht durch die gesamte Kulturwelt jener Wunsch nach Frieden und Gemeinsamkeit, der das Vorgefühl besserer Tage ausmacht.

Digitized by Google

M. von Schwind: Der Herr Winter.

In den Lagern der Gefangenen, die des Weltkriegs Völkerwanderung über die ganze Erde verbreiteten, in diesen Stätten des Heimwehs und der Sehnsucht hat sich stets ein Weihnachtsfest abgespielt, das man wirklich als „Weihnachten in aller Welt" bezeichnen konnte. Dort flossen die Sitten der Völker, die Spielarten der Kultur in jenen gemeinsamen Traum der Liebe zusammen, der uns erlösen soll und muß. Dort sang der Russe seine herrlichen Lieder „a cappella" und träumte von den buntprächtigen Zeremonien der orthodoxen Kirche, dort sammelten sich die Südländer, um mit ihren Liebesgaben den „natale" zu begehen, dort schmückte der Deutsche einen kleinen Lichterbaum, und der Franzose stellte den plumpen Schuh, den die Staatsfürsorge bot, vor die Tür. Und alle warteten auf Geschenke, Geschenke der Liebe.

Da ist das Geschenk erst zum recht eigentlichen Symbol des Festes geworden, an dem nach christlicher Weltanschauung Gott Vater seinen Sohn der Menschheit schenkte, und heute wird die Gabe wieder zum Mittel, Gegensätze aller Art auszugleichen, mag sie nun aus Süßigkeiten und Eßwaren bestehen, wie im Süden und Südwesten Europas, oder aus Dingen aller Art, wie sie der Weihnachtsbaum in germanischen Ländern bestrahlt, oder mag sie in einem Scheck verfinnbildlicht sein, wie es manche Kreise der Neuen Welt bereits bevorzugen, wo man sonst die englische Sitte als besonders schick angenommen hat. In der Gegenwart sind es zumeist Bücher, die in London oder Paris, in Berlin oder Kopenhagen, in New York oder Amsterdam von freundlicher Hand gespendet werden. Trotz der Ungunst des mühselig langsamen Verkehrs gehen schon Bücher über die verschiedenen Grenzen als Verheißung besseren Verstehens und beginnen geistige Fäden neu anzuknüpfen.

Die Erscheinungsformen wechseln von Land zu Land und von Zeit zu Zeit, aber der ethische Wert des Festes bleibt sich gleich, und wer es richtig zu feiern versteht, trägt Glück ins Jahr, da wie dort. Wohl sind die Berge von Süßigkeiten verschwunden, die einst den Übersatten kaum ein Lächeln der Befriedigung entlockten, dafür erfreut aber die kleinste Gabe mehr denn je, und Weihnachten trägt in aller Welt ein bescheideneres Gesicht; denn auch die Sieger haben manch üppigen Brauch einschränken müssen.

Was Weihnachten für den größten Teil der Menschheit bedeutet, weil es bei aller Verschiedenheit der Form den gleichen Sinn kundgibt, mag in gebundenem Wort an das Wesen dieses Festes der Liebe erinnern:

Bei allen Völkern, wo das Frühlingsahnen
Die längste Nacht als Wendepunkt erkennt,
Eröffnet Liebe der Verheißung Bahnen.
Ob hier ein Lichtermeer am Christbaum brennt,
Ob kleine Schuhe dort um Gaben mahnen,
Ob fromme Lieder schließen den Advent,
Dem Schenken und Versöhnen gilt das Planen,
Daß keiner feindlich mehr zur Seite rennt.

Wollt ihr verstehen, was das Fest bedeutet?
Seht euch nur um in aller, aller Welt.
Den gleichen Gruß die gleiche Glocke läutet,
Was auch für Fahnen in den Wind gestellt.
Die Menschheit will das Fest vom Leid erlösen,
Zum Ewig-Schönen aus dem Ewig-Bösen.

Das Antlitz des Buches * Von Ludwig Sternaux.

Wieder einmal ist Weihnachten da; wieder einmal werden unzählige Bücher gekauft und verschenkt, wie das nun einmal so zu Weihnachten gute alte Sitte ist. Und wenn erst am Heiligen Abend die Kerzen am Christbaum flimmern, wird manches Auge versonnen auf diesem oder jenem Buche ruhen, das so lange nur Wunsch und stille Sehnsucht war und auf einmal froher Besitz ist; wird manche Hand liebevoll den schlichten Pappband streicheln, den Freundschaft oder Liebe auf den Gabentisch gelegt . . . denn Leinen, Leder und Pergament, einst die gebräuchlichsten Einbandstoffe für ein Buch, sind Kostbarkeiten geworden, und wer nicht ein kleiner Krösus ist oder zu der Familie Neureich gehört, der muß eben mit Pappe vorlieb nehmen. Und kann es auch. Denn es gibt ja jetzt so reizende Bücher in Pappe, daß man der Zeit fast dankbar sein muß, die aus der Not eine Tugend gemacht und die alte, längst verschollene Mode des Pappbandes wieder aufgenommen hat.

Aber dem Heiligen Abend folgen die Feiertage, die selbst dem Gehetztesten gemeinhin einmal ein wenig Ruhe und Erholung gönnen. Da ist es dann gut, in einer stillen Ecke zu sitzen und in Büchern zu blättern, ob's nun die neuen sind, die einem erst der vorhergehende Abend gebracht hat, oder ob man zuvor an den Bücherschrank getreten ist und sich alte Lieblinge herausgeholt hat . . . gleichviel. Da liegen sie, zu einem kleinen Stapel geschichtet, und warten der Hand, die sie aufschlägt, geduldige Freunde, die nur kommen, wenn man sie ruft. Und du rufst. Du nimmst das eine und schlägst es auf, still und ruhig, wie es die stille Stunde mit sich bringt. Und was dir nie geschah, es widerfährt dir jetzt: Der Titel wird zu einem Antlitz, das träumeschwer dir entgegenlächelt, zu einem Antlitz, wie du selbst eins hast, mit Augen, in denen Seele wohnt, mit Zügen, die Leid und Glück spiegeln, mit einem Mund, der rätselvoll ist wie der Mona Lisa Mund. Und dieser Mund beginnt zu sprechen, leise und geheimnisvoll, du mußt schon sehr fein horchen, um diese verhaltene Stimme zu verstehen: sie erzählt dir von Erinnerungen, die dich mit diesem Buche verknüpfen; vielleicht ist es die Jugend, die sich meldet, vielleicht die Studienzeit, da du bei der Lampe die langen Nächte saßest, vielleicht auch eine Liebesstunde, die zwei Augenpaare auf dieser Lettern krausem Schnörkelwerke einte . . . Und ist es ein neues Buch, das du aufgeschlagen, so verspricht der Titel dir, in Bild und Schrift mehr oder minder beredsam, neue Bereicherung der Seele: Unerhörtes von eines fremden Menschen Qual und Traum, wilde Abenteuer und ruhsame Begebenheiten, Legenden toter Zeiten und phantastische Märchen, je nachdem. Denn das Antlitz des Buches ist immer irgendwie der Spiegel seines Inhalts, und der wieder umspannt in der Gesamtheit der Bücher die ganze Welt.

Das sind dann schöne Augenblicke, auch wenn man gar nicht dazu kommt, weiterzublättern, bis des Textes schwarzes Gefüge anfängt, das Buch selbst zu sprechen beginnt; oder man gar nicht weiterblättern will. Nur daß man etwa noch ein zweites, ein drittes Buch zur Hand nimmt und das gleiche erlebt.

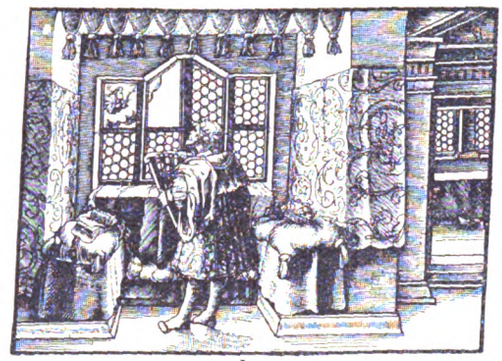
Aber hat denn jedes Buch solch ein Antlitz? Ach ja. Nur ist es wie bei den Menschen: Nicht jedes trägt den Abglanz einer Seele, bei nur allzu vielen ist dieses Antlitz ganz leer und fade, weil der Schöpfer des Buches vergaß (denn ein Buch ist doch ein Ding, das geschaffen wird), dem Titelblatt ein seelisches Gepräge zu geben, in Letter, Bild oder Schmuckornament den Charakter des Buches anzudeuten, den Inhalt zu versinnbildlichen. Denn das ist schließlich die Aufgabe des Titels. Zeiten, denen das Buch das war, was es eigentlich jedweder Zeit hätte sein müssen: ein Kunstwerk nämlich, haben das auch immer beachtet. Aber nicht jede Zeit hat das Buch als solches gleich hoch geschätzt: Auch in der Geschichte der Buchkunst, die ein weites Feld ist und kulturhistorisch noch immer nicht die allgemeine Würdigung gefunden hat, die sie verdient, gibt es ein Auf und Ab. Epochen der Blüte folgen Epochen des Verfalls und umgekehrt — wenn Krieg und Hungersnöte auf Handel und Wandel drückten, lag auch das Buchgewerbe danieder. Das sind ja Selbstver-

Digitized by Google

ständlichkeiten. — Aber es gibt auch Fälle, wo es anders war. Man denke nur an die Zeit nach dem Französischen Kriege von 1870 und 1871, die Deutschland in ungeahnter Weise aufblühen ließ. Ließ sie auch das Buchgewerbe aufblühen? Äußerlich ja. Niemals sind in Deutschland soviel Bücher erzeugt worden wie in den zwei Jahrzehnten von 1870 bis 1890. Niemals aber auch soviel schlechte. Die Masse machte das Geschäft, nicht die Güte. Tag und Nacht arbeiteten die Maschinen, unermüdlich; aber der Buchdrucker, der Buchbinder, das Handwerk also war so gut wie ausgeschaltet, es mußte sich entweder auf die neuen Verhältnisse einstellen oder kümmerlich dahinsiechen. Es war, alles in allem, die Zeit des schlimmsten Verfalls, die das deutsche Buchgewerbe je erlebt hat; es war, um nur kurz daran zu erinnern, die Zeit des „Prachtwerks“ unseligen Angedenkens, das sich in all seiner unechten Pracht selbstgefällig auf den Salontischen spreizte, und obgleich es weit entfernt davon war, wenigstens buchtechnisch und typographisch Qualitätsarbeit zu bieten, entwickelte es diesen falschen Prunk noch dazu auf Kosten der Gebrauchsbücher und der Unterhaltungsliteratur, die bis zu einem unerhörten Grade vernachlässigt wurden. Man hatte völlig der alten Buchkultur vergessen, deren Denkmäler in den Bibliotheken ein unbeachtetes Dasein führten, oder man mißverstand diese Vorbilder in platten und nichtssagenden Nachahmungen, wie man Mittelalter und Renaissance in Architektur und Mobiliar ja auch mißverstand. Das deutsche Buch dieser Zeit mag für diesen und jenen Erinnerungswerte bergen; eine eigene Physiognomie hatte es nicht. Und gerade das ist es, womit das Buch als solches steht und fällt. Sie dem Buch zu geben, war der Ehrgeiz des alten Druckers, der nicht nur Handwerker, sondern immer auch ein Künstler war. Jedes Buch, das seine Offizin verließ, war auch sein Buch: Wie der mittelalterliche Schreiber ans Ende seines Werkes, stolz auf das Gelungene, seinen Namen setzte, so tat es auch der Drucker des 15. Jahrhunderts, ob es nun die Heroen deutscher Drucklunst waren, die Gutenberg, Fust und Schöffer, oder deren bald zahllose Jünger. Aus dem Namen wurde ein wenig später die Druckermarke (die in unseren Tagen eine Wiederauferstehung erlebt hat, wie sich ja aus ihr auch das Verlagssignet entwickelt hat) und schließlich, nun an den Anfang des Buches zum Titel rückend, das Titelbild mit Druckvermerk und Rahmen. Damit gewann das Buch das Antlitz.

Titel des Sachsenspiegels (1516).
Umrahmung von dem Augsburger Kupferstecher Daniel Hopfer.

Will man die Schönheit dieser alten Titelblätter, die meist, aber durchaus nicht immer, in zwei Farben, in Schwarz und Rotbraun, gedruckt waren, ganz verstehen, so muß man jede Einzelheit daran zu würdigen wissen: das weiche und doch festgefügte Hadernpapier, die satte Druckfarbe, die Letter, die Formen und Wirkung der Handschrift nachahmt und auch erreicht, und vor allem den Holzschnitt, der eines solchen Titels Hauptzierde war und einen ornamentalen Rahmen erhielt. Das hört sich, so in kurzen Worten zusammengefaßt, sehr einfach an. Aber bis es Titelblätter wie z. B. das des Sachsenspiegels gab, vergingen immerhin volle hundert Jahre angestrengter Arbeit und tausendfältiger Mühen und Versuche; es mußte eben die Kunst des Illustrators erst ergänzend zu der Kunst des Druckers treten. Da gleitet dann das Buch auch schon langsam aus dem Gefühlsklima der Gotik in das der Renaissance über, die wahre Wunderwerke von Titelblättern schafft; stellt sie doch an die Stelle der gotischen Holzschneider, die in gewissem Sinne immer nur die Miniatoren der Handschriften nachzuahmen versuchten, selbständig schaffende Künstler wie Dürer, Schäuffelin, Hans Baldung Grien und Burgk-



I.

Ol dem der nicht wandelt im rat der Gottlosen/noch trit auff den weg der sünder/Noch sitzt da die Spötter sitzen.
Sondern hat lust zum Gesetz des HERRN/Vnd redet von seinem Gesetze tag vnd nacht.
Der ist wie ein bawm gepflantzet an den wasserbechen/der seine frucht bringet zu seiner zeit/ Vnd seine blettter verwelcken nicht/vnd was er machet/das gerett wol.
Aber so sind die Gottlosen nicht/ Sondern wie sprew/die der wind verstrewet.
Darumb bleiben die Gottlosen nicht im gerichte/noch die sünder im rat der gerechten.
Denn der HERR kennet den weg der gerechten/Aber der gottlosen weg vergehet.

(Später) Die es für ei tel narrheit halten/was Gott redet vnd thut.

(Griechisch) Das ist/sie werden weder ampt haben/noch sonst jmn der Christen gemeine bleiben/ja sie verwehen sich selb wie die sprew vom korn

II.

Warumb toben die Heiden/Vnd die leute reden so vergeblich?
Die Könige im lande lehnen sich auff/vnd die Herrn ratschlahen miteinander/Wider den HERRN vnd seinen gesalbeten.
Lasset vns zureissen jre bande/vnd von vns werffen jre seile.
Aber der im Himel wonet/lachet jr/Vnd der HERR spottet jr.
Er wird einest mit jnen reden jnn seinem zorn/Vnd mit seinem grim wird er sie schrecken.
Aber ich

Eine Seite der ersten Bibelübersetzung Luthers (1524).
Mit Holzschnitten von Lukas Cranach d. Ä.

Titelkupfer zum Simplizissimus (1659).

Vn begabes sich do Vlē spiegel kam an ein ort zů Huß/ vñ fündt die wirtin alleinn/vñ da het die wirtin ein zöttigo Gündlin/den het sie gantz lieb/vnd d müst alle zeit vff der schoß ligen wan er müßig was. Als nun vlenspiegel bei dem füer saß/vñ trēk vß der Kannen. Da het die fraw den Hůd darzů gewent wā sie

Eine Seite des Eulenspiegels (1515).

Digitized by Google

mair in den Dienst des Buches. Jetzt erst entsteht auch, unter Dürers Einfluß, aus der alten Kanzleischrift der Gotik die kunstreich verschnörkelte Abart, die sich als Fraktur die deutsche Welt erobert hat,—gewiß ebenso zu Recht, wie man zu Unrecht die schon seit 1470 immer wieder in deutschen Büchern verwandte Antiqua neuerdings vielfach als undeutsch verschreien will. Denn letzten Endes kommt es doch nur auf die Schönheit an. Das war auch der einzige Gesichtspunkt, den der Drucker der Renaissance gelten ließ, fand er sich vor die Wahl gestellt: Fraktur oder Antiqua (zwei Begriffe, die er übrigens in unserer scharfen Formulierung gar nicht kannte). Und jeder, der nicht Scheuklappen vor den Augen trägt, muß zugeben, daß solch ein Buchtitel der Renaissance in Antiquaschrift mindestens ebenso große Schönheitswerte besitzt wie einer, für den die sogenannte Fraktur schrift verwandt ist. Was letzten Endes aber Geschmackssache ist und bleibt, und wogegen auch keineswegs spricht, daß William Morris, als er versuchte, die Schönheit der alten Titelblätter in den Drucken seiner Kelmscott Preß nachzuahmen, mit Vorliebe die gotische Schrift benutzte. Wer das behauptet, den strafte schon Cobden-Sanderson Lügen, dessen herrliche Antiquatitel in den Doves Preß-Drucken den Arbeiten seines Vorgängers sicherlich an Schönheit und Ausdrucksfähigkeit um nichts nachstehen.

Gottfried August Bürger's

Gedichte.

Herausgegeben

von

Karl Reinhard.

Zweiter Theil.

Göttingen,

bei Johann Christian Dieterich.

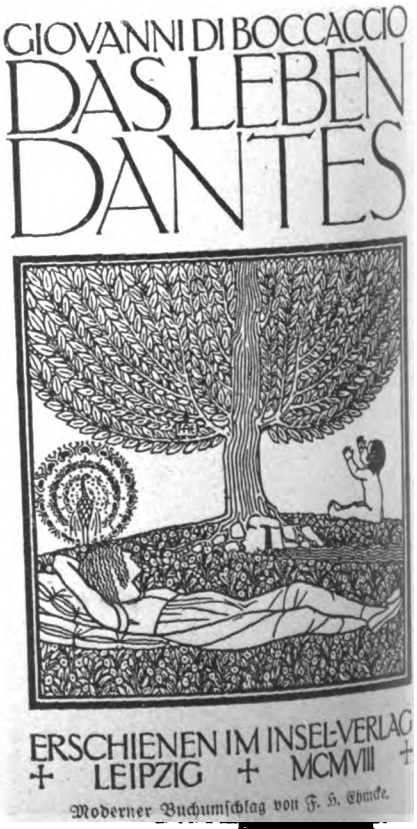
1796.

Im „Theuerdank", den der Augsburger Drucker Schonsperger 1517 für Kaiser Max druckte, einem Wunderwerk der Drucktechnik, das bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden ist, fand das deutsche Buch der Renaissance seine Vollendung. Von nun an geht die Entwicklung wenn auch nicht abwärts, so doch in Verästelungen über; Deutschland tritt zu Italien, Frankreich und den Niederlanden in Wechselbeziehungen, und das einzelne Druckwerk verschwindet als solches in der Fülle, die nun, immer unter Wahrung eines hohen Niveaus, in die Stuben der Gelehrten und Bücherfreunde strömt.

Umschlagskizze von Ludwig Richter (1840).

Rasch folgen sich die Zeiten und damit die Moden: den Humanismus löst die Reformation ab, der vor allem die Lutherdrucke das Gepräge geben und die noch einmal den Holzschnitt in Vollendung zeigt. Diese Lutherdrucke tragen zuerst das typisch deutsche Gesicht. Gleichzeitig schaffen ein Aldus in Venedig, ein Plantin in Antwerpen Meisterwerke von unvergänglichem Reiz. Aber damit ist auch die Herrschaft des Holzschnitts zu Ende, an seine Stelle tritt der Kupferstich, und bald ist der Übergang ins Barock vollzogen: Das groteske Titelblatt des „Simplizius Simplizissimus" zeigt die erste Abschwenkung. Es beweist auch, daß der große Krieg merkwürdigerweise dem künstlerisch arbeitenden Buchgewerbe wenig Abbruch getan hat; fast alle Bücher dieser Zeit zeigen Niveau und Eigenart. Immerhin, die Blütezeit deutscher Druckkunst ist dahin wie die Italiens, und um die Palme ringen nunmehr Frankreich und die Niederlande. Und wenn die nächste Abbildung gleich das unendlich graziöse Titelkupfer von Bürgers Gedichten ist, in Letter, Druckanordnung und Vignette bestes deutsches Rokoko, so liegt dazwischen die Bücherwelt des französischen Rokoko, die zu schildern eine Aufgabe für sich ist. Denn, wie Peter Jessen sagt, bildet das französische Buch des 18. Jahrhunderts neben den Drucken der Gotik und denen der italienischen Renaissance den dritten Höhepunkt der Buchdekoration, und die in Kupfer gestochenen Titelblätter eines Eisen, Gravelot und Moreau sind erlesene Kleinode, die in Linie und Schwung Geist einer graziösen Zeit sind.

Hier kann nur immer wieder betont werden, daß alle diese Zeiten, von ganz vorübergehenden Stagnationen abgesehen, stets im Buch ein Kunstwerk sahen, dessen Herstellung Liebe und Sorgfalt fordert, und daß sie gleichzeitig auch, selbstverständlich untertan ihrer Mode und dem jeweils wechselnden Stil, ebensosehr bemüht waren, ihm in Druck und Ausstattung ein eigenes Gesicht zu geben; man spürt doch immer die große Tradition, die, sicherlich nicht bewußt, aber doch richtungweisend weiter wirkte. Selbst eine in puncto Geschmack und Kultur so vielgeschmähte Zeit, wie die der Romantik, hat gerade in den Titelblättern ihrer Bücher drucktechnische Meisterwerke hervorgebracht, die jedem fein empfindenden Menschen sofort ein Bild romantischen Wesens vermitteln müssen, ihn wie im Vorgeschmack romantischen Zauber kosten lassen. Und die späte Umschlagzeichnung Ludwig Richters zu Dantes Paradies, eine zarte Lithographie, atmet auch etwas von diesem Reiz, obgleich sie schon mehr zur Illustration überleitet, und die ist ein Kapitel für sich. Westhalb auch kein Leser dieser Zeilen erstaunt sein möge, daß hier der Name Chodowiecki, von andern zu schweigen, nicht erwähnt ist. Überhaupt: Namen.



Moderner Buchumschlag von F. H. Ehmcke.

Digitized by Google

Sie sind gewiß nicht bei einem Aufsatz über das Antlitz des Buches Schall und Rauch, wie man so gerne sagt. Aber sie sind Legion. Und einer hätte den andern bedingt.

Wir Menschen leben rasch. Es ist gerade erst ein Menschenalter her, daß in England eine neue, starke Bewegung einsetzte, die in Anlehnung an die alten deutschen Meister wieder das schöne Buch schaffen wollte; die dann nach den ersten englischen Triumphen auf Deutschland übergriff und hier, trotz aller Widerstände und Hemmungen, auf der ganzen Linie siegte. Die Jahrhundertwende war auch dem deutschen Buchgewerbe Schicksalswende. Mit einer Leidenschaft, die an Gutenbergzeiten gemahnt, stellten sich Handwerker und Künstler wieder in den Dienst des Buches, das eine zweite Renaissance erlebte, und jetzt sind wir bereits so verwöhnt, daß wir die Nase rümpfen, wenn wir ein einfaches Buch aufschlagen, und es hat etwa kein Gesicht. Daß wir so weit sind, das verdanken wir der aufopfernden Arbeit einer Handvoll deutscher Künstler, Drucker und Verleger, die dafür ihre Lebenskraft eingesetzt, darin ihre Lebensaufgabe gesehen haben. Das verdanken wir Arbeiten wie dem hier zum Schluß wiedergegebenen Titelblatt F. H. Ehmckes zu dem „Leben Dantes" — einem willkürlich herausgegriffenen Beispiel neudeutscher Buchkunst, dessen Wahl den Verdiensten eines Walter Tiemann und eines E. R. Weiß keinen Abbruch tun soll (um nur zwei Namen zu nennen). In derlei Dingen wirkt wieder die große Tradition; den Anschluß an sie von neuem erreicht und sie in Krieg und Kriegesnot nicht wieder verloren zu haben, ist der Ruhm unserer Zeit. Wir können mit Stolz sagen: Das deutsche Buch hat wieder sein Antlitz, nicht nur der kostbare „Vorzugsdruck", nein, auch das Alltagsbuch, wenigstens im allgemeinen. Nur sehen nicht alle dieses Antlitz, weil sie nicht zu sehen verstehen. Redet doch auch ein Menschenantlitz erst zu uns, wenn wir uns liebevoll in seine Züge vertiefen.

Der Traum der Nacht

von Paul Wolf

Herodes.

Nah ist die Mitternacht. — Sehnsüchtige Grüße
Senden zum Sternendom die weißen Wasser
Im Garten einer stolzen Königsburg.
Sonst stört kein Laut den tiefen Schlaf der Welt.
Da plötzlich ringt aus dem Zypressendunkel
Ein qualvoll Stöhnen sich. Im Sternenlicht
Taumelt ein Mann zu des Palastes Pforten,
Im Fall umklammernd einer Säule Schaft.
Sein stieres Auge sucht
Entsetzt die Wächter, die im Rausch entschliefen,
Und furchtbar steht vor der erwachten Seele
Der Traum der Nacht:
Auf goldner Leiter steigen
Die Boten Gottes zu des höchsten Thron,
Und jeder trägt im Arm
Den blassen Körper eines toten Kindes,
In dessen offnen Augen grauenvoll
Das Sternenlicht sich bricht . . . Die kleinen Hände,
Im Krampf geballt, sie scheinen ihm zu drohen,
Und Flammen glühn im Blick der Cherubim.
Und sieh! Umstrahlt vom Glanze dessen,
Der Menschen schuf, zuoberst steht ein Engel,
Der aus demantner Schale Ströme Blutes
Herabgießt auf den gräßlichsten der Mörder.
Und furchtbar drohend, hoch und immer höher
Wächst riesengroß um ihn die dunkle Flut
Und droht ihn zu ersticken — da erwacht er.

Die Landesflüchtigen.

Der Morgen naht. — Zum fernen Wüstenzelte
Drei armer Landesflücht'ger tritt er leis
Und scheucht mit goldnem Finger Schlaf und Traum.
Zwei edle Menschen, stark und stolz und frei,
Die furchtlos der Gefahr der Wüste trotzten,
Belauschen eines Kindes Atemzüge,
Des Erstgeborenen. Noch schläft er süß,
Da horch! Jetzt lacht er hell im Traum,
Die kleinen Fäuste fassen in die Luft
Und — in des Vaters Bart, da wacht er auf! —
Und wie ihm nun die Brust die Mutter gibt,
Hört staunend sie im holden Zwiegespräch
Aus ihres Mannes Mund den gleichen Traum.
Den sie so süß geträumt:
Auf goldner Leiter steigen
Vom Sternenzelt herab die Gottesboten,
Von Kinderengelscharen froh umschwebt,
Und segnend grüßen sie die wandermüden,
Einsamen Menschen. Gottes Thron am nächsten
Streuet ein Cherub aus demantner Schale
Aufs Lager ihres Knaben — rote Rosen . . .
In seligem Erschauern sehn die Gatten
Sich stumm ins Aug'. — Dann drückt der Leidgenossin
Er fest und treu die Hand, und frohen Sinns
Geht er zu seinem Tier, das freudig wiehernd
Auf der Oase Teppich weidet. — Fern im Westen
Dämmert das Land der Pharaonen . . . .

Die Puppe * Skizze von Rolf Brandt.

Die Straße war überflutet von Weihnachtsbummlern. In den Schaufenstern standen die vielen schönen Dinge, die die andern kaufen. Puppen, die selbst gehen können, Puppen mit merkwürdig pfiffigem Ausdruck im bemalten Gesichtchen, Kasperletheater, große Kaufmannsladen mit blinkenden Wiegeschalen, Flugzeuge, die an seidenen Schnüren umherschwirrten, Indianerausrüstungen mit großen Bogen und Pfeilköchern aus „Pantherfell", stattliche Kochmaschinen mit glänzenden Nickeltöpfen und kleinen weißangezogenen Köchen hinter dem Herd.

Brennende Kinderaugen vor den Wundern. Rechnende Mütter, die überlegten, ob es wohl ginge, dies oder jenes zu erstehen.

Der Nebel quoll langsam die Straße entlang, es war, als ob die Menschen einander näher rückten hinter den weißgrauen Schleiern. Am Dönhoffplatz roch es stark nach Tannen.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau!" Die Dame zuckte zusammen und blickte rückwärts.

Der Herr lüftete den Hut. „Klara, Frau Klara, du — Sie sind in Berlin?"

Die Dame hatte plötzlich ein helles Rot in den Wangen. Ihre Augen bekamen den unsicheren Ausdruck, den er kannte.

„Guten Tag, Robert!" Sie streckte ihm die Hand hin. Der Nebel war jetzt so stark, daß man zwischen den Tannen, die längs

Digitized by Google

des Mittelweges fast die ganze Breite des Platzes einnahmen, wie in Einsamkeit ging. Wie Schatten huschten die Gestalten der Vorübergehenden vorbei.

„Hier muß man sich treffen! Das Fräulein Tochter?" fragte er und fuhr einem elfjährigen Mädchen über die Schulter.

Die großen braunen Augen der Mutter sahen ihn aus dem Kindergesicht an.

Er suchte in dem Gesicht der Frau zu lesen, sie in dem seinen.

„Das sind nun vierzehn Jahre", sagte er.

„Ziemlich genau, denn es war Weihnachten."

„Als Sie sich unter dem Weihnachtsbaum, wie so üblich, verlobten."

„Als Sie erklärten, Sie könnten sich nicht binden."

„Klara, Sie wissen, daß ich ein armer Student war. Wollen wir heute noch, da Sie glücklich verheiratet sind, Vorwürfe . . ."

„Sie begannen damit, obwohl Sie wußten, wie es damals war."

„Was war?"

„Daß mein Vater vor dem Ende stand, dem geschäftlichen Fertigsein."

„Klara, also es war dumm von mir."

„Vielleicht auch klug. Sie sind wohlhabender Junggeselle. Erfolgreicher Großunternehmer."

„Sie scheinen mehr von mir zu wissen als ich von Ihnen."

In ihren Augen, um ihre Lippen stand das Lächeln, das er damals sooft von ihrem Gesicht geküßt hatte.

„Durch seine tollen Studentenjahre flatterten einst ihre Mädchenhaare. Er war ein großer Mann unterdessen . . ." zitierte sie.

„Ach Klara! Gerade zu Weihnachten, da kommt man sich sehr lächerlich vor als Junggeselle und so. Ein Baum und dann ganz alleine Punsch. Ach Klara, glaube mir . . ."

„Ich glaube ja, daß es Ihnen furchtbar schlecht geht. Ihnen ging es immer so schlecht."

„Klara, sag' mal, Klara!"

„Ja."

„Also Klara, könnte ich nicht der Kleinen eine Puppe kaufen?"

„Ja, warum?"

„Ich möchte gern."

„Wenn der Herr Doktor möchte!"

Sie gingen langsam die Straße zurück. Auf ihrem Gesicht war das Lächeln, nicht mehr so spöttisch wie vorher, geblieben.

„Wie geht es, also zum Kuckuck — dir eigentlich?"

„Wie es allen Beamtenfrauen geht."

„Hm. Also?"

„Nicht gut", sagte sie freimütig.

Sie traten in den Laden. Das kleine Mädchen jubelte. Die Verkäuferin legte vor.

„So geht das doch eigentlich nicht", sagte Frau Klara. „Eigentlich muß doch der Weihnachtsmann . . ."

„Ach ja, der Weihnachtsmann! Gott ja, der Weihnachtsmann! Also ich habe sehr gute Beziehungen zu ihm. Haben Sie keine ganz große Puppe, die gehen kann?" fragte er das Fräulein.

Auf dem Ladentisch stand ein Dutzend Puppen.

Das Fräulein brachte immer neue Puppenwunder angeschleppt.

„Laß gut sein, Robert, du machst das Kind ganz verwirrt. So ist das überhaupt nicht möglich. Du, du kannst sie ja schicken. Du mußt sie überhaupt schicken. Es geht doch so nicht."

Er ließ die größte Puppe einpacken und ging mit ihr weiter, die Straße entlang.

Das große Paket trug er vorsichtig im Arm, neben ihm sprach leise die Frau mit dem strahlenden Kind. Die Vorübergehenden sah er wie durch Schleier. Zuweilen wurde er gegen die Frau an seiner Seite gestoßen, daß er ihren Arm streifte; zuweilen traf ihn ein lustiger Blick der Andrängenden: „Der glückliche Vater!"

„So, Robert, jetzt steige ich in die Elektrische. Die Puppe kannst du schicken. Hier hast du die Adresse." Sie gab ihm aus ihrem Täschchen eine kleine Karte.

„Klara?"

„Nein", sagte sie. „Es waren eben ein paar sehr hübsche Minuten. Aber mehr soll es nicht sein, Herr Doktor!"

„Klara!"

Sie stieg schon in den vollen Wagen. In ihren Augen waren Lachen und etwas wie Traurigkeit seltsam vermischt.

„So war sie immer", sagte er vor sich hin und trommelte nervös auf sein großes Paket. „So wie in den paar Minuten hätte es sein können", sagte er. „Das wollte sie mir zeigen."

Er beschloß, eine Flasche sehr schweren Burgunder zu trinken.

Ein Bote brachte am Weihnachtsabend ein großes Paket. Die Puppe, die alle Geschenke weit überstrahlte.

„Was bedeutet das, Klara?" fragte ihr Mann etwas müde, etwas beklommen von der Idee, daß vielleicht wieder etwas zu bezahlen sei.

„Du kannst ja lesen", sagte sie und gab ihm die Karte, die dabeilag. „Einen schönen Gruß vom Weihnachtsmann! Bestelle Mutti, der Weihnachtsmann hätte dem Onkel bei der Gelegenheit gesagt, der Onkel wäre ein großer Esel gewesen."

„Was soll das?"

„Verstehst du nicht? Es ist doch deutlich", sagte sie. „Die Puppe stammt von meinem Onkel Joachim aus Braunschweig, und der ärgert sich nachträglich, daß er soviel für Lotte ausgegeben hat!"

Die Kunst des Schenkens * Von Sabine Marr.

Schenken — das ist lang vertrauter, überkommener Begriff.

Das Wort: „Die Kunst des Schenkens" rüttelt auf, heischt, Forderungen an das eigene Ich zu stellen, und weist in die Ferne.

Wer eine alte, liebgewordene Gewohnheit, an die er nie den Maßstab legte, urplötzlich als schöne und alles Seelische von uns verlangende Aufgabe erkennt, der fühlt wohl zunächst Beschämung.

Die Kunst des Schenkens . . . blind ging mancher bisher an ihr vorüber. Packte unbedenklich zu, wo es einer feinstempfindenden Hand bedurfte, die sich mit sicherem Gefühl in das Seelen- und Gemütsleben des Mitmenschen einzutasten vermag.

Im Schenken liegt die tiefste Hingabe von Mensch zu Mensch. Nie sind wir uns näher — mag es sich um Liebe, Freundschaft oder auch um weniger tiefe Beziehungen handeln — als in jener Zeit, da wir das Geheimnis einer Freude in uns tragen. Einer Freude, die, einem anderen zugedacht, uns selbst die höchste Glücksmöglichkeit gebiert.

Es gibt eine Zeit, da sieht man allen Menschen auf der Straße mit einem Lächeln in die Augen. Advent. . . .

Alle weißen Lichter der Läden scheinen auf Tannenzweigen zu schweben. Die Verkäufer selbst zeigen eine sanfte, verstehende Nachsicht mit all den Unzähligen, Erregten, die schenken wollen.

Ob aber diesem eigenen Glück beim Gabenaussuchen späterhin die freudige Überraschung des Beschenkten entspricht, bleibt nur zu oft die Frage.

. . . In der modernen Putzabteilung des Warenhauses steht die elegante kleine Frau Ditta und fingert mit den in grünes Wildleder geschlüpften Kinderhändchen in Hutagraffen herum. Sie zählt auf: Was wollte sie doch eigentlich? Ach ja — etwas Hübsches für Thea, ihre Freundin, etwas für ihre Ärztin, für ihr Hausmädchen, ihre Gesanglehrerin. . . . Plötzlich ein kleiner jubelnder Schrei: Die entzückendste expressionistische Federagraffe in Orange, Violett und Salatgrün!

Das ist das feschefte von allem — wozu noch länger die ganze Sucherei! Frau Ditta gefällt das Geschenk — Punktum. Erst einmal kauft sie es sich selber und dann viermal den unglücklichen Opfern, die sich auch noch bedanken müssen. . . .

. . . Frau Kanzleisekretär steht im Persianerkragen in der Buchabteilung und sieht durch den goldenen Kneifer auf die Stapel zurückgesetzter Bücher.

„Ausnahmepreis! Statt 18 M. nur 5,50 M.!"

Und sie kauft — kauft für Schwester, Schwägerin und Portierfrau, wie es trifft: Elise Polkos Dichtergrüße — oder Nietzsches Zarathustra. Verschenkt sie beide, ohne auch nur eines von ihnen zu kennen. . .

Es gibt auch solche „Wohltäterinnen der Menschheit", die nicht nur vor den großen Jahresfesttagen, sondern leider immer dann an das Beschenken anderer denken, wenn sie sich selbst die Pausen auszufüllen wünschen.

Es ist so langweilig. . . Bücherlesen strengt die Augen an (Handarbeiten ja bekanntlich nicht), und man entledigt sich so nach der letzten Friedensreste aus der Flickenkiste. Schottisch rot und grün kariert, himmelblaue Seide, eine goldene Schnur, ein Spitzchen: Das „Hausgreuel", das Nadelkissen oder der Postkartenhalter ist fertig.

Und was für wirklich entzückende Gegenstände lassen sich dabei gerade von künstlerisch empfindender Frauenhand aus alten Stoffresten herstellen! Man darf nur nicht wahllos das Vorhandene

Digitized by Google

vernutzen. Erst muß man sein Material sichten und danach entscheiden, wie man daraus einen wirklich schönen, erfreuenden Gegenstand herstellen kann. Und besitzt man selbst nicht die Phantasie und die Geschicklichkeit dazu, so möge man in geschmackvollen Handarbeitsgeschäften oder Journalen nach Vorbildern suchen.

Das gleiche gilt für jedes selbstgefertigte Geschenk, das im engsten Verwandten- und Freundeskreis immer noch den höchsten Wert besitzt. Nur muß es ebenso auf den betreffenden Empfangenden zugeschnitten sein, als hätte seine Neigung es sich selbst hergestellt. Persönlich.

Man kann seine Selbstanforderungen da nicht hoch genug spannen, so gering der materielle Wert der Gabe auch sei. Das prunkende Geschenk, das allen anwesenden Gästen die Augen aufreißen soll, ist in jedem Falle unfein und kann leicht verletzen. Fühlt man sich einem Haus verpflichtet, so wähle man stets einen Gegenstand, der, schlicht und vornehm nach außen, seinen Wert in gutem Material und in der edlen Form trägt.

Ein Hauptbestandteil der Schenkenskunst ist aber das vorsichtige und hellhörige Herausfühlen der Wünsche. Der Herzenswünsche vor allem dann, wenn es sich um Kinder handelt. Gerade bei ihnen, denen Weihnachten ein alljährlich einmaliges Erheben ins Überirdische bedeutet, hat jeder Gedanke an die mögliche Erfüllung eines Wunsches etwas Verklärtes. Das Kind ist oft, durch das bevorstehende Ereignis feierlich gebannt, gar nicht imstande, den Wunsch, der ihm auf den Lippen brennt, zu äußern. Es geht an den leuchtenden Spielwarenläden vorüber und trinkt all die Wunder in sich auf. Manche Kinder vermögen nun sofort mit resolutem Griff das für sie Geeignete — nämlich jenes, was gleichzeitig im Sinne und in den Verhältnissen der betreffenden Mutter liegt — herauszufinden. Es gibt aber auch solche, die das Erlebnis erst in sich verarbeiten müssen. Und sodann die Zartbesaiteten, die sich ihres Wunsches vor den Eltern — schämen.

„So, nun darfst du sagen, was du dir vom Weihnachtsmann wünschst. Aber nur was Verständiges“

Der Nachsatz birgt eine Kinderglückskatastrophe. Seinem Alter entsprechend sieht das Kind statt des ersehnten winzigen Räderhäselens eine wohlarbeitende, intelligente Spieluhr, statt der spaßigen Puppe mit den seitlich lugenden Riesenaugen eine Schulmappe und ein Tintenfaß.

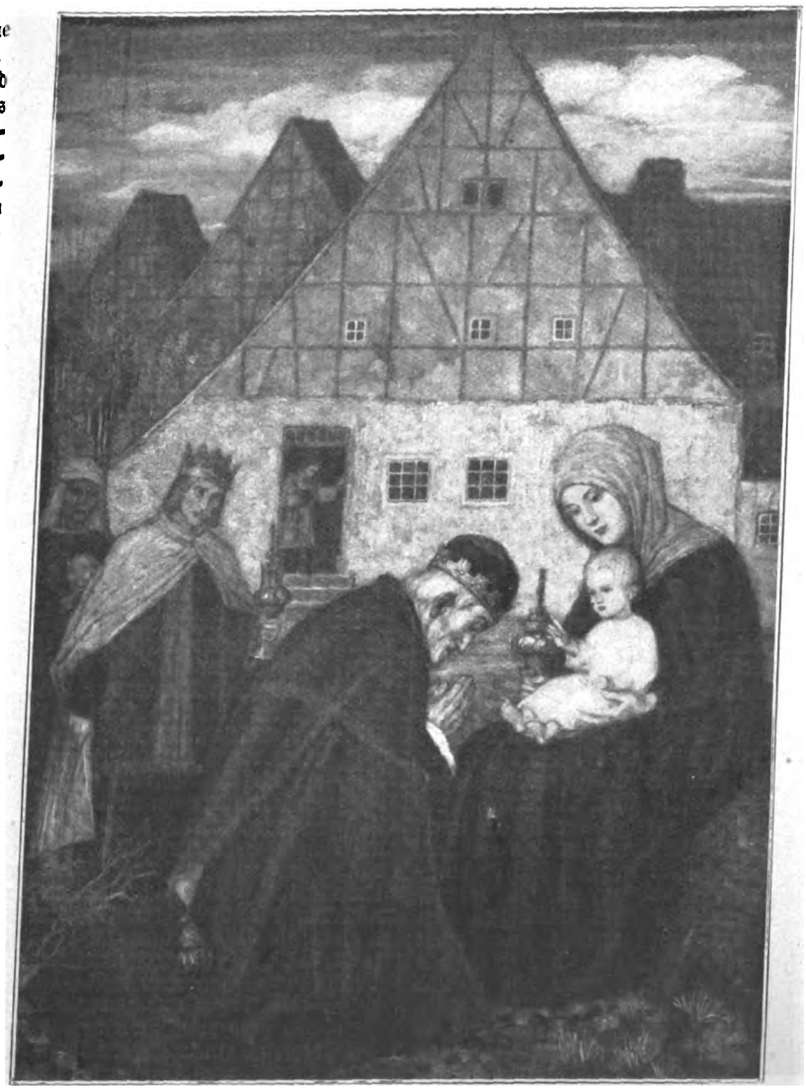
Die Kriegszeit hat allerdings die kindlichen Wünsche in weit größerem Maße als je zuvor auf die „verständigen“, nützlichen Gegenstände zurückgeführt. Heute freut sich das Kind wieder über Kleider und Stiefelchen, und die Süßigkeiten und Nüsse, die sonst „obendrein“ noch vom Ruprecht in die Stube geworfen wurden, rechnen zu den Hauptgeschenken. Trotzdem hat jedes Kind sogenannte „unnütze“ Wünsche. Und man schrecke nicht vor deren Erfüllung mit der Begründung zurück, man dürfe einem Kind nicht jeden Wunsch erfüllen. Jeden nicht. Gewiß. Aber den Herzenswunsch, wofern er irgendwie erfüllbar ist, sollte man keinem Kind abschlagen oder mit seiner Gabe möglichst eine Annäherung daran suchen. Man war ja selbst einmal Kind und weiß, wie ganz anders als bei Erwachsenen Enttäuschung auf einer Kinderseele lasten kann, die oft so zartfühlend und standhaft ist, daß sie den Eltern zuliebe sich äußerlich nichts anmerken läßt. Bestimmt doch nicht die Größe oder Geringfügigkeit der Ursache das Maß unseres Leidens; lediglich unsere Individualität ist dabei ausschlaggebend.

Lotte Schiller schreibt ihrem Mann einmal, daß „Herr Ernst (ihr ältester Sohn) allerlei Wünsche für den Jahrmarkt habe, die aber nicht erfüllt würden, weil sie töricht seien“. Nun, Jahrmarkt ist nicht Geburtstag und nicht Weihnachten. Aber Frau Rat Goethe schon vergißt nie, in den Kisten, die sie ihrem Enkel, dem „lieben Augst“, nach Weimar sendet, den vielen Ellen Stoff zu Anzügen, Hemden und Schürzen eine „Arche Noäh“, Soldaten, Spielzeug aller Art und Süßigkeiten zum mindesten gleichzustellen. Und dabei stammte sie doch aus einer Zeit, die Kinderleibchen in Korsetts und Reifröcke schnürte — — kleine Erwachsene, die unverdaute Schulweisheit nachplapperten. . .

Abgesehen von ihrer tiefen Kenntnis eines Kinderherzens wußte sie aber aus eigener mütterlicher Erfahrung nur zu gut, welch weitwirkende Bedeutung für das Kind ein Spielzeug in sich tragen kann. Ihr Wolfgang hatte ihr gezeigt, daß einem künstlerisch veranlagten Kind ein Spielzeug, das die Phantasie zur Arbeit anregt, ja sogar herausfordert, unerläßlich notwendig ist. Goethe und später auch Gottfried Keller haben selber das Puppentheater ihrer Kinderzeit als höchst bedeutsam für ihren gesamten dichterischen Entwicklungsgang bezeichnet. Gottfried Keller gab sein Puppentheater übrigens auch die Anregung, seine Kinderhände beim Entwerfen und Malen der Dekorationen zu üben. Unwillkürlich wird man dabei an die Münchener Malerepoche im Leben des später als Dichter dann so Großen erinnert.

Die Kunst des Schenkens . . . Sie ist nicht zuletzt auch eine Taktfrage. Eine Gabe, der man ihre Billigkeit peinlich anmerkt, ist beleidigend. Auch mit Geschenken, die eine scherzhafte Anspielung bedeuten sollen, muß man vorsichtig sein. Die Hofdame der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, Fräulein von Göchhausen, hat es Goethe lange Zeit nicht vergessen können, daß er ihr nach dem Tod ihres Lieblingshundes aus Scherz ein Körbchen mit einer fast naturgroßen säugenden Hundemutter aus Steingut verehrte.

Am dankbarsten ist es immer, den Menschen mit einer ausgesprochenen Liebhaberei oder einem Sonderinteresse etwas zu schenken. „Der Sammler ist ein glücklicher Mensch“, sagt Goethe. Und dieses Glücklichen Glück erhält jedesmal einen neuaufleuchtenden Strahlenkranz, sobald er seine Sammlung um ein neues Stück bereichert und dadurch vervollständigt sieht. Nur soll man sich da vor Überraschungen hüten! Zum selbständigen Ankauf von Antiquitäten, Münzen, Kupfern usw. gehört feinstes Verständnis wie langjährige Gewohnheit. Entweder man zieht einen dritten, der sowohl das Kunstverständnis als auch die Kenntnis der jeweiligen Preise besitzt, hinzu, oder man weiht den betreffenden Sammler am besten selber in seine wohlmeinende Absicht ein.



Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München.

Matthäus Schiestl: Die heiligen drei Könige.

Digitized by Google

Beim Bücherfreund — wer ist es nicht, mehr oder weniger? — liegt es bei weitem einfacher und dankbarer.

Wie zufällig geht man an dem bestgeordneten Bücherschrank, an den Regalen vorüber — eine scheinbar belanglose Frage leitet die Unterhaltung ein . . . und wovon spräche der Bücherfreund lieber als von seinen Schätzen? Von der ersten Lessing-Ausgabe an bis zu Hasencleverschen Dramen hat er dir bereits seinen Besitz und zugleich die in Aussicht genommenen Neuanschaffungen aufgezählt. Und unwillkürlich wird der Schenkende unter dem Angegebenen das wählen, was ihm innerlich am meisten klingt. Ein Werk, das gleichsam eine Verbindung, eine Gemeinschaft zwischen Gebendem und Empfangendem herstellt. Bei dessen Besprechung man sich einander nähert — erschließt — verbindet —, und das schönste Ziel der Gabe ist erreicht.

Welch einen kulturfördernden Wert das Buch aber auch in der Hand des Kindes besitzt, haben uns erst die neunziger Jahre und die gegenwärtige Zeit, das „Jahrhundert des Kindes", erschlossen. Trotzdem ward die Keimzelle zu all den nacheinander aufblühenden, dichterisch und vor allem malerisch so vollkommen gelungenen Bilderbüchern schon Anno 1844 in ein Biedermeiergärtlein gesenkt. Dr. Heinrich Hoffmann hatte damals (wie er selbst es viel später in der „Gartenlaube", Jahrgang 1871, Nr. 46, erzählte) von den „langen Geschichten, albernen Bildersammlungen, moralischen Geschichten, die mit moralischen Vorschriften begannen und schlossen", so übergenug, daß sein echtes Gefühl zu Weihnachten seinem Söhnchen selbst einmal ein Buch dichtete und malte: den Struwwelpeter.

Dann folgte diesem Siegeszug durch die ganze Welt Wilhelm Busch mit „Max und Moritz".

Er blieb aber einziger, bis die neue Bewegung: „Die Kunst dem Kinde" unseren Kleinen eine ganze Literatur erschloß. Unter der Devise: „Für das Kind ist nur das Beste gut genug" wetteiferten Maler, Dichter, aber auch Techniker und Naturwissenschaftler miteinander, dem heranwachsenden kleinen Menschen im Buch jede Möglichkeit zum Ausbau seines Ichs und seiner Interessen zu geben. Durch das Geschenk eines klug gewählten Buches kann man zuweilen bei einem Kind eine in ihm schlummernde Begabung so wecken und fördern, daß es für dessen gesamten späteren Lebensweg von geradezu ausschlaggebender Bedeutung wird.

So besonders viel Wertvolles wir in unserer heutigen Jugend- und besonders Bilderbücherei verzeichnen können, so vielfach liegt es aber gerade noch mit den Schriften für junge Mädchen im argen. Nicht genug kann daher vor dem planlosen Kaufen irgendeiner dieser „himmlischen" und in den Schulklassen bei glühenden Backen verschlungenen Erzählungen gewarnt werden. Diese süßlich-sentimentalen Fad- und Verlogenheiten, in denen die Eschstruth zum tausendstenmal umgeht, sind gerade in den Entwicklungsjahren von größtem Übel. Lebensuntauglichkeit aus verschobenen und verschrobenen Vorstellungen heraus und eine völlige Geschmacksverbildung sind die Folge.

Gewiß, es fordert einiges Kopfzerbrechen, gerade für das Alter von 12—16 ein Buch herauszufinden, das geeignet ist, wirkliche Freude zu bereiten, und das vor allem — etwas Wertvolles aufzubauen vermag.

Für ein lebensfrohes, sprudelndes junges Ding ist die Wahl schwerer als für das versonnene, träumerische Mädchen. Während letzteres für all seine noch unklaren Wünsche in Werken wie Storm, Mörike, Andersen u. a. Gestalt und Erfüllung findet, ist es ratsam, für den anderen Fall nach Sonderinteressen zu fragen.

Auch die Musik sollte mehr in die Kunst des Schenkens miteinbezogen werden.

Gerade in einer Zeit, in der die Möglichkeit, öffentlich gute Musik zu hören, für weiteste Kreise durch die zumeist damit verbundenen großen Kosten sehr erschwert ist, muß die Hausmusik wieder zu ihrer alten Stellung gelangen, der einst eine so außerordentliche Kulturförderung entsproß.

Die Geschmacksverirrungen auf musikalischem Gebiet sind dazu heutigentags besonders groß. Noch immer bilden moderne Operetten, Tänze und „Schlager" aller Art vielfach die musikalische Hauptversorgung sowohl in Theatern, Cafés usw. als auch in der Bürgerfamilie.

Auch hier kann nun ein verständig gewähltes Geschenk die Läuterung des Geschmacks anbahnen, wenn nicht gar herbeiführen.

Ist es nicht geradezu trostlos, daß Schuberts Lieder erst durch „Dreimäderlhaus" „populär" werden konnten!? Aber sollte nicht dieser Weg wenigstens dahin geführt haben, daß in allen musiktreibenden Familien außer jenen paar Melodien aus dem „Dreimäderlhaus" nun in Zukunft auch all die anderen fast zahllosen Lieder, Tänze usw. Franz Schuberts in den festen Besitz des Hauses übergegangen sind? Und wo jener Besitz noch nicht vorhanden, da ist es wieder einmal die „Kunst" des Schenkens, die sich bewähren kann. Genau so verhält es sich natürlich mit allen anderen Klassikern, die allerorten ein Musikalienhändler für jedes technische Vermögen, ja fast sogar auch für jedes Instrument gern empfehlen wird.

Wo ein Musikinstrument, das höhere Anforderungen stellt, aber nicht erlernt ist und dennoch eine Sehnsucht nach Musik, nach Gesang und eigener Begleitung der Lieder lebt, da hat die nun fast Jahren so glücklich wiedererweckte Laute uns allen längst den Weg gewiesen. Braucht man noch an die frohgesunden, kernigen Gestalten der Wandervögel zu erinnern? Überall tauchen sie auf — aus Birkenstämmen leuchtet die braune Haut ihrer lachenden und singenden Gesichter, ihrer bloßen Nacken, und die Lautenbänder wehen im Wandern — rot, blau, grün. . . .

Manche Laute und manches Liederbuch, die am Dezemberabend unter dem Weihnachtsbaum gelegen, erwachen so an einem Sommertag zu jubelndem Sein.

Und das Gefühl, jemand eine wirkliche Freude bereitet zu haben, schafft dem Geber nicht allein Glück, sondern läßt ihn auch weiter in sich selber Wertvolles ausbauen, um an allem Schönen und Echten stets Herz, Auge und Hand zu betätigen. Und mit Recht hat darum Goethe im zweiten Teil des „Faust" seine Worte von der Kunst des Schenkens den Grazien in den Mund gelegt:

Anmut bringen wir ins Leben;
Leget Anmut in das Geben.

Leget Anmut ins Empfangen;
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.

Und in stiller Tage Schranken,
Höchst anmutig sei das Danken.

Streiflichter.

Der Tod der Scham. In der Mannheimer „Roten Fahne" stand jüngst folgende Anzeige: „Friedrich Peter. — Die Geburt eines kräftigen Spartakisten, der in richtiger Würdigung der politischen Lage die bestehende Weltordnung mit dem Allerwertesten zuvorderst begrüßte, zeigen hocherfreut an Franz Avenius und Frau, geb. Schambach." — Diese Anzeige ist ein Anzeichen von der Gefühlsverrohung, die mit dem Fortfall aller Hemmungen bei uns von Tag zu Tag immer noch zunimmt. Sie ist gerade darum kennzeichnend, weil sie nicht mit bewußter Frechheit Dreck gegen andere schleudert, sondern gerade ohne jedes Bewußtsein ihrer selbst jede eigene Würde preisgibt und sich Unrat ins eigene Gesicht schleudert. Die keifende Begeiferung jeder fremden Würde durch die Feindseligkeit des Minderwertigen erleben wir ja tagaus, tagein. Hier ist davon nichts. Hier fehlt jedes Bewußtsein von etwas, das Scheu, Ehrfurcht oder Scham fordern könnte. Nicht ausfällige Frechheit gegen Fremdes, Besseres erzürnt hier; das Fehlen jeden Gefühls für Achtung vor dem Eigenen, vor sich und seinen Allernächsten erschreckt. Das Allerintimste, Persönlichste, Menschlichste wird hier mit plattem, albernem Witz dem Grinsen und Gelächter der Gasse preisgegeben. Es ist nicht Unmoral, was hier mit widerlicher Selbstentblößung um Beifall bei wiehernder Menge wirbt, es ist Amoral ohne jedes Wissen um sittliche Würde. Es ist — trotz der geborenen Schambach — der Tod der Scham.

Der Minister und das Komma. Selten geht von unserem Auswärtigen Amt eine Note aus, die sich's lohnt, ernsthaft zu bewahren. Aber hier ist eine. Es ist eine Rundnote vom 17. September 1920 (Geschäftsnummer I. G. 3259) und lautet: „Der Herr Reichsminister hat bei Vorlage von Unterschriften wiederholt darauf hingewiesen, daß in einem Satz wie ‚Euer PP. beehre ich mich, anbei einen Brief zu überreichen . . .' das Komma hinter ‚mich' unrichtig ist. Es wird gebeten, schon bei der Anfertigung der Konzepte hierauf achten zu wollen." Der Hinweis des Ministers ist zwar falsch. Denn, wenn nun doch schon einmal Schnitzeljagd auf Kommata gehalten werden soll, so ist festzustellen, daß nach bisheriger Interpunktionsregel das von Herrn Simons verwiesene Komma nach dem „mich" dort stehen muß. Schon in dem unmittelbar darauffolgenden Satz der Komma-Rundnote selber wird denn auch dasselbe Komma ganz richtig hinter „gebeten" gesetzt, genau so wie es die Regel fordert, nämlich immer dann, wenn dem folgenden durch „zu" verbundenen Verbum noch ein Objekt folgt. Aber wir geben diese Regel und zwanzig ihresgleichen und hunderttausend Kommata gern preis für eine halbwegs befriedigende Antwort auf die Frage, ob ein deutscher Minister des Auswärtigen in dieser Zeit keine dringlicheren Sorgen hat als die um die Setzung oder Nichtsetzung des Kommas vor Satzteilen mit einem durch „zu" verbundenen Verbum.

Digitized by Google

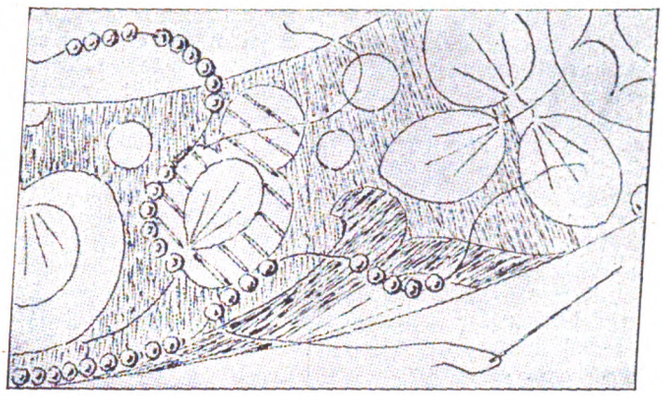
Die Welt der Frau

Beutel aus schönen Stoffresten.

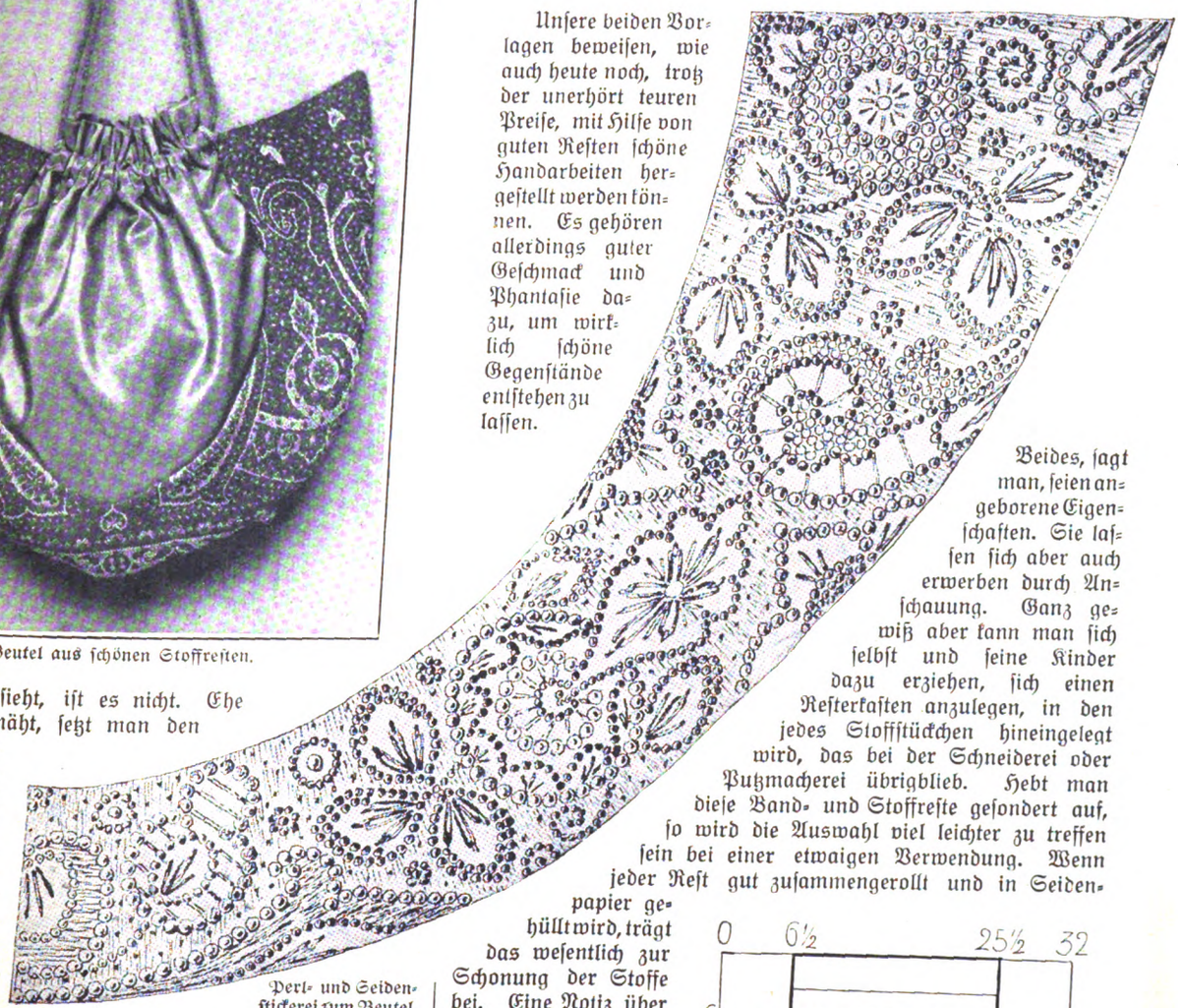
Aus einem der schönen alten orientalischen Schals, von dem noch einige Reste vorhanden waren, ist der Hauptteil des Beutels geschnitten worden. Das wundervolle, in Rot, Gelb, Schwarz verfließende, durch Hell- und Mittelblau in bestimmten Linien umgrenzte Muster wirkt, mit stahlblauer Seide zu der aparten Taschenform verarbeitet, ganz ausgezeichnet. Wer einen ähnlich kostbaren Stoff zur Verfügung hat, kann unsere Tasche leicht nacharbeiten. Anregung zu einer anderen nicht minder wertvollen Ausführung gibt unsere naturgroße Perlstickerei, die für einen ebenso geschnittenen und zusammengesetzten Pompadour bestimmt ist. Perlstickerei ist eine Arbeit, die auch bei unseren jetzigen beschränkten Mitteln möglich ist. Perlen werden viel fabriziert, und man erhält sie in größter Auswahl. Unser schönes reiches Muster erfordert allerdings etwas Geduld. Aber so

Beutel aus schönen Stoffresten.

mühsam, wie es aussieht, ist es nicht. Ehe man die Perlen aufnäht, setzt man den Fadenlauf zur Stärkung unter und schneidet den überstehenden Stoff nach dem Aufnähen der Perlen fort. Ein starker Seidenfaden, ebenso aufgenäht, würde auch eine ebenso gute Wirkung haben wie der Goldfaden. Diese einfache Borte ist auch als Randverzierung für Schleier sehr zu empfehlen. Man trägt diese Schleier zu den kleinen anliegenden Hüten so, daß die Borte um die Hutkrempe gelegt wird und hier sehr gut zur Wirkung kommt. Die Sticharten bei unseren Borten und Einzelfiguren sind in den Abbildungen genau zu erkennen. Der Langettenstich, der Spannstich, der Plattstich, ja sogar der einfache Vorstich finden ihre Anwendung. Die dazwischen angebrachten Perlen wirken sehr lustig und hübsch, besonders auf Kinderkleidung. Die drei Einzelfiguren sind so gedacht, daß die beiden Figuren in Sternform aus bunter Wolle in lebhafter Farbe gestickt werden; bei der ersten sind bei den Dreieckfiguren Perlen eingenäht. Die beiden Kränzchen stickt man so: Das obere mit starker Seide in einer lebhaften Farbe, das untere aus zwei Perlreihen verschiedener Größe. Hierbei kann man beide Reihen in einer Farbe oder auch verschiedenfarbig aufnähen.



Arbeitsprobe zur Perl- und Seidenstickerei.

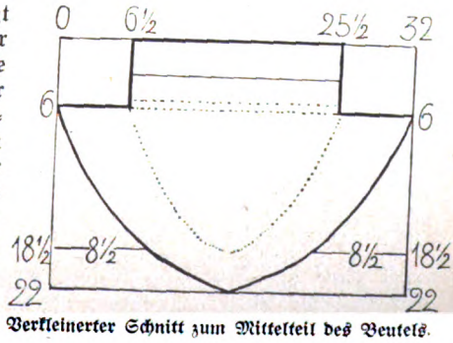


Perl- und Seidenstickerei zum Beutel.

Unsere beiden Vorlagen beweisen, wie auch heute noch, trotz der unerhört teuren Preise, mit Hilfe von guten Resten schöne Handarbeiten hergestellt werden können. Es gehören allerdings guter Geschmack und Phantasie dazu, um wirklich schöne Gegenstände entstehen zu lassen.

Beides, sagt man, seien angeborene Eigenschaften. Sie lassen sich aber auch erwerben durch Anschauung. Ganz gewiß aber kann man sich selbst und seine Kinder dazu erziehen, sich einen Resterkasten anzulegen, in den jedes Stoffstückchen hineingelegt wird, das bei der Schneiderei oder Putzmacherei übrigblieb. Hebt man diese Band- und Stoffreste gesondert auf, so wird die Auswahl viel leichter zu treffen sein bei einer etwaigen Verwendung. Wenn jeder Rest gut zusammengerollt und in Seidenpapier gehüllt wird, trägt das wesentlich zur Schonung der Stoffe bei. Eine Notiz über den Inhalt jedes Päckchens ist auf Papier zu schreiben und mit einer Sicherheitsnadel anzuheften. Heute ist es ratsam, auch jeden einzelnen bunten Seidenfaden aufzubewahren.

Doris Kiesewetter.



Verkleinerter Schnitt zum Mittelteil des Beutels.

Digitized by Google

Eine Musterschule vom Roten Kreuz — ein Plan für die Völkerversöhnung. * Von Paula Kaldewey.

Die Notwendigkeit einer Völkerversöhnung wurde bald nach Beendigung des Krieges in fast allen Ländern, die miteinander die Klinge gekreuzt, mehr oder minder laut betont. Vorläufig ist es allerdings auch in dieser Hinsicht beim bloßen Wünschen geblieben, aber — mag der Zeitpunkt augenblicklich auch noch fern sein — einmal wird doch wieder der Anfang mit der friedlichen Annäherung unter den Kulturnationen gemacht werden müssen.

Und wenn nicht alles täuscht, wird die Sorge für die Erkrankten und Bedrückten das Glied sein, das die erste Brücke zwischen den heute noch Abseitsstehenden schlägt. Es sind erst wenige Monate verflossen, da veröffentlichte Miß Alice Fitzgerald in einer von der Liga der Roten Kreuz-Vereine herausgegebenen kleinen Druckschrift einen Plan zur Errichtung einer Schule, die, von der Roten Kreuz-Liga begründet, der Ausbildung von Fürsorgerinnen dienen soll. Sie vertritt dabei die Anschauung: Die Wohlfahrtspflege ist in verschiedenen Ländern noch so unentwickelt, daß es die Pflicht der Liga sein müßte, diesen durch Ausbildung und Zuweisung geeigneter Kräfte in ihrer schweren Aufbauarbeit beizustehen.

Auf Einzelheiten eingehend, entwickelt Alice Fitzgerald dann den Ausbildungsplan. Dieser hätte folgende Fächer zu umfassen: Säuglings- und Mutterfürsorge, Tuberkulosebekämpfung und Tuberkulosebehandlung, allgemeine medizinische Maßnahmen in bezug auf Ansteckung, Seuchen und Krankheitsverhütung, Soziologie, Psychologie, Hauswirtschaft, Ernährung, Wohnung, Hygiene, Wohlfahrtspflege und Bürgerkunde. Auszewählt tüchtige Fachleute hätten den Unterricht zu erteilen. Neben der theoretischen müßte die praktische Tätigkeit sofort einsetzen. Gelegenheit dazu würde sich in Pflegeheimen, Milchküchen, Horten, Schwesternverbänden und Landpflegestationen bieten. — Da die Mittel für ein derartiges Unternehmen naturgemäß nicht von heute auf morgen zu beschaffen sind, schlägt die Verfasserin der Broschüre vor, den Unterricht zunächst in andern Schulen oder sonst zweckmäßigen Gebäuden zu erteilen.

Von großer Wichtigkeit wäre natürlich die Wahl des Ortes. Je mehr er Mittelpunkt des Verkehrs, desto größer wäre die Wahrscheinlichkeit, daß an praktischen Ausbildungsstätten kein Mangel bestände. Schon aus diesem Grunde käme für die Schule nur eine Großstadt in Frage. Ihr anzugliedern wäre jedoch eine Landschule, da die Zöglinge unbedingt aus praktischer Erfahrung die wesentlich anderen Anforderungen einer Landpflege kennen lernen müssen. — Das Schulgebäude hätte zu enthalten außer den Lehrsälen auch eine Anzahl von Schlafräumen, da es im Interesse der Anstalt läge, daß sämtliche Schülerinnen im Hause ihr Heim fänden. In dem Hauptgebäude wären unterzubringen: die Verwaltungsräume, ein Amphitheater für Demonstrationszwecke, Sitzungen und Vorlesungen, Vortragsräume, ein großer Saal für praktische Vorführungen, eine Diätküche, ein Museum, eine Bücherei, Laboratorien, ein Speisesaal, Garderoben- und Waschräume und die Heizungsanlage. Die Seitenflügel müßten die Schlafzimmer sowie jedes Stockwerk ein gemeinsames Wohnzimmer für die Schülerinnen enthalten, ferner wieder eine Diätküche, ein Bureau, eine Bücherei, eine Waschküche und ein Krankenzimmer, das unter der Leitung der Schwester vom Tagesdienst steht. Die ganze Anlage müßte so gehalten sein, daß eine spätere Vergrößerung möglich wäre.

Da die Rote Kreuz-Schule in jeder Beziehung vorbildlich sein müßte, kämen natürlich nur erste Lehrkräfte in Frage. Außer dem Verwaltungspersonal wären zu beschäftigen: Ärzte, Krankenschwestern, Lehrerinnen für Krankenkost und Lehrer der Wohlfahrtspflege. Bereits das zweite Jahr findet die Schülerinnen in einem bestimmten Arbeitsgebiet außerhalb der Schule. Der Lehrkörper vergrößert sich dann durch Anstellung von Sekretären, die bei Inspizierungen einen Überblick über den Arbeitseifer der Lernenden gewinnen und deren weitere Aufgabe es ist, neue Schülerinnen zu werben.

Um keine Zeit zu verlieren, schlägt Alice Fitzgerald vor, daß die Schülerinnen bis zur Aufbringung der erforderlichen Mittel auf Kosten der Roten Kreuz-Liga an bestehenden und bewährten Wohlfahrtsschulen ausgebildet werden und gleichzeitig in Verbindung mit Wohlfahrtsorganisationen praktisch arbeiten sollen. Sie sieht in diesen Unternehmungen ein Bindeglied zwischen den Fürsorgerinnen aller Länder und dadurch die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen, die dazu führen werden, daß der Glaube an die Hilfsbereitschaft der Völker untereinander von neuem erwacht.

Weihnachtliche Ratschläge für Küche und Haus * Von Luise Holle.

Wunderhübsch in seinem einheitlichen Ausputz wirkt ein mit Gold- oder Silbernadeln geschmückter Weihnachtsbaum, den dann außerdem nur Gold- und Silberlametta überschleiert. Diese Nadeln sind aus Gold- oder Silberpapier herzustellen, nur darf man dabei eins nicht verlieren: die Geduld, und man muß eins besitzen: geschickte Finger. Jeden Bogen des Gold- oder Silberpapiers halbiert man, wiederholt dies erst bei den halben und dann noch bei den Viertelbogen, so daß man von jedem Bogen 16 gleichgroße Stücke vor sich hat, die man von Ecke zu Ecke schräg durchschneidet. Auf diese Weise erhält man lauter spitze Dreiecke. Jedes Dreieck faßt man am oberen Zipfel der breiten Seite an und dreht es zu einem schmalen Tütchen, das man während des Drehens so lang und so dünn wie möglich auszieht; denn die Tütchen sind um so wirkungsvoller, je feiner und länger sie sind. Die obere Spitze muß man ein wenig umbiegen und von dunklem Garn eine etwa 20 Zentimeter lange Öse daranbinden, mit welcher man die Nadeln an den Baum hängt, der um so schöner aussieht, je reicher der Nadelschmuck ist.

Eigenartig und feierlich ist ein mit Lilien und Lametta-schleifen geschmückter Baum, bei dem die selbstgebackenen Süßigkeiten ganz im Hintergrund angebracht werden müssen. Die Lilien schneidet man aus weißem Papier, und zwar in angebogter Halbkreisform, der man durch Zusammendrehen die Gestalt einer Lilienblüte gibt, worauf man ein Büschel kleingeschnittener Goldlametta als Staubfäden in die Mitte klebt. Immer drei solcher Lilien faßt man mit dünnem Draht zusammen und befestigt sie an den Spitzen der starken Tannenzweige, nachdem man aus Lamettaschnur eine Schleife gebunden hat. Die schwankeren Tannenzweige erhalten als Schmuck nur Einzellilien; die Lichtlein, die den weiß- und silbergeschmückten Baum erhellen, sollen weiß sein.

Der „bunte Christbaum" mit verschiedenstem Schmuck ist für viele Kinderseelchen der wahre Weihnachtsbaum. Der früher so spottbillig käufliche Glasschmuck hat der Lage nach natürlich seinen hohen Preis; wer also diese bunten, leuchtenden Dinger nicht mehr besitzt, wird schwerlich viel von ihnen kaufen und lieber selbst allerlei Dinge herstellen, deren Arbeit nicht zu schwierig und zeitraubend ist. Die verschiedenen kleinen Körbchen, welche dann Weihnachtssüßigkeiten aufnehmen, sind ein empfehlenswerter Christbaumschmuck. Sehr einfach kann man sie aus leeren Streichholzschachteln herstellen, die man dann innen und außen mit buntem oder mit Gold- und Silberpapier ausklebt. Auch der zum Körbchen gehörende Henkel wird aus Streichholzschachteln geschnitten, beklebt und mit bunten Seidenfädchen zu beiden Seiten des Körbchens in der Mitte festgenäht. Auf den Boden der kleinen Körbchen legt man etwas kleingeschnittene Lametta, auf der man die Süßigkeiten bettet; man hängt das Körbchen an Gold- oder Silberband auf. Hübsch sind Sterne aus bunten Holzperlen, die man einfach in harmonischen Farben in Sternform aufreiht, mit Goldschaum leicht bestäubt und an der obersten Perle mit einer feinen Goldschaumöse befestigt, an der man die bunten Perlensterne am Baum befestigt. Trockene Wacholderbeeren können zierliche Ketten geben, sie müssen vorher mit aufgelöster Gold- oder Kupferbronze gefärbt werden, bevor man sie in beliebiger Länge aufreiht und zum Schmuck von Zweig zu Zweig schlingt. Spiralen aus Gold- oder Silberpapier geben ebenfalls einen rasch und leicht herzustellenden Christbaumschmuck. Man muß das Gold- oder Silberpapier dazu in ein bis zwei Zentimeter breite Streifen schneiden und diese spiralförmig um eine Stricknadel wickeln, die man möglichst rasch aus der Papierspirale dann herausziehen muß; diese goldenen oder silbernen kleinen Spiralen werden an feinem Seidenfaden am Baum aufgehängt.

Zur Aufnahme von kleinen Bonbons sind kleine Nußtäschchen hübsch, die zu gleicher Zeit auch den Weihnachtsbaum schmücken. Zu jedem Täschchen gebraucht man zwei Walnußschalenhälften, die man sauber auspuzt und außen vergoldet. Dann werden die Nußhälften an ihrem unteren Rand je zweimal durchbohrt und mit starkem Seidenfaden so miteinander verbunden, daß man sie wie ein Scharnier öffnen und schließen kann. Auch an den oberen seitlichen Rändern durchbohrt man die Nußschalen rechts und links zweimal, um hier ein kleines, aus buntem Kreppapier gefertigtes Beutelchen mit einigen Stichen zuerst festzunähen und es darauf auch noch am unteren Rande der Nußschalen zu befestigen. Man kann durch das Beutelchen oben einen doppelten Seidenfaden ziehen und es dadurch zusammenhalten und daran aufhängen.

Der Entwurf zu dem Umschlage der vorliegenden Weihnachtsnummer stammt von Paul Plontke.

Digitized by Google

Nr. 50 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

6. Fortsetzung.

Durch den ganzen Lülsbrucher Sprengel ging auf allen Wegen die dunkle Nachricht. Es wurden keine Boten geschickt, und doch kam die Botschaft überall hin. Sie war wie eine Pest, die sich durch die Luft verbreitet. Talab kam sie mit dem Wagen des Juden Salman und ging nach allen Seiten. Man wußte es in Bickweiler unten und oben in Steinbrücken, in der Haselmühle und auf dem Heidenhof, drüben überm Ödberg in Uhlenhorst und jenseits im Krämwinkel. Von allen Seiten kamen Leute nach Lülsbruch herein und warteten da, oder sie machten sich auf den Weg nach dem Gollenstein. Die Leute standen vor ihren Häusern und sagten es anderen Leuten zum zwanzigsten Male und ließen sich's zum zwanzigsten Male bestätigen. Dann sah man die Altgläubigen hier und dort sich in Gruppen sammeln und düster beieinanderstehen. Die Neugläubigen aber hielten sich mehr in ihren Häusern.

Der Pfarrer Leubing ging in seinem Arbeitszimmer mit schweren Schritten auf und nieder und rang mit seiner Seele. Wie fremd war ihm dies, wie fern war ihm dies. Und doch fühlte er, daß diese Tat war wie ein Blitz auf sein Haupt, wie ein Unheil über seine Gemeinde. Er fühlte, daß diese ferne, fürchterliche Tat auf eine gefährliche Weise zusammenhing mit ihm und den Seinen. Aber wie, wie? Er ging alle Gesichter durch, die er kannte, ob eines davon seinen Träger dieses Gräßlichen fähig scheinen ließe. Da war kein Auge, fähig, auf diese Tat zu blicken, kein Mund, fähig ihrer fürchterlichen Grimasse, keine Hand, fähig ihrer Tücke. Aber Leubing fühlte die Fäden, die zu ihm herüberspannen. Er rang die Hände; die fremde Tat lag schwer auf ihm.

Die Klingel an seiner Haustür schrillte und schreckte ihn auf. Er ging hinaus und halb die Treppe hinab, zu sehen, wer kam. Es war Niklas Kagerer. Der lange, hagere Mann mit dem mächtigen, knochigen Kopf kam still die Treppe herauf, folgte dem Pfarrer still in sein Zimmer und setzte sich auf dessen stumme Einladung still auf einen der Holzstühle an der Wand. Leubing saß hinter seinem großen Tisch ihm gegenüber. Sie sahen einander ernst an. Niklas Kagerer rückte und sagte schwerfällig: „Es ist ein großes Unglück, Herr Pfarrer, ein großes Unglück.“

„Ja,“ sagte Leubing, „ja, Niklas Kagerer: Gott drückt uns schwer.“

Die Klingel schrillte wieder. Es kam Jakob Hennes. „Herr Pfarrer,“ sagte er, „ich habe gedacht, unser Platz möchte jetzt hier sein, und es freut mich, daß der Niklas auch schon da ist.“ Leubing gab den beiden Männern dankbar die Hand.

Wieder die Klingel und wieder. Es kam Bernd Gock, der Gemischtwarenhändler; es kamen Matthes Kannegießer mit dem schiefen Hals und Johann Unverdrossen, und zuletzt saß der ganze Kirchenvorstand auf den hölzernen Stühlen Leubings das große Zimmer entlang, und keiner von den Männern redete; alle saßen still und mit Gesichtern wie aus Holz geschnitzt.

Da stand Leubing auf und sprach: „Euch hat ein rechter Sinn am dunklen Tag den Weg hierher geführt. Uns ist schweres Unheil geschehen. Man wird uns um dieser Tat willen ansehen. Wie rein unsere Hände davon sein mögen und wie fern unsere Gedanken, man wird denken und sagen, daß um unseres Eiferns willen dieses Opfer fiel. Darum wollen wir zusammen dem Drang dieser Stunde widerstehen.

Nach einer farbigen Zeichnung von Andreas Untersberger

Digitized by Google

Wir wollen die Gemeinde, wie bei einem unerhörten Unglück, wie in einer unerhörten großen allgemeinen Gefahr, mit den Glocken zusammenrufen. Ich sehe, ihr seid meines Sinnes. Seid so gut, Johann Unverdrossen, geht und bestellt das Läuten."

Johann Unverdrossen eilte weg. Die anderen blieben still und fast unbeweglich beieinander. Leubing sammelte seine Gedanken in sich. Die Männer auf ihren Stühlen tauschten nur hie und da leise ein Wort. Selbst der breite Frickinger dämpfte seine Stimme, als er zu Bernd Gock sagte: „Eine schöne Bescherung das. Jetzt kann erst alles drunter und drüber gehen in Lülsbruch."

Nicht lange, so schütterte das volle Geläute der nahen Glocken an die Fenster und schwang sich über das Biesetal und flog zu den Höhen ringsum. Die Leute in ihren Häusern hörten es zu so ungewohnter Stunde mit manchen Schauern; denn es sagte an, daß die Stunde schwer sei; aber es rief auch wie ein Trost zur Sammlung der Gemeinde, wo jeder einzelne seine Last zur allgemeinen legte und im Verein sie leichter trug. Unermüdlich schwang sich das eherne Geläute über Lülsbruch, unermüdlich und dringlich, schreckend und tröstend. Auf den Feldern draußen hörten es viele, die noch nichts wußten und nun hereinkamen und fragten und hörten und erschreckt eilten. Wohl eine Stunde lang ließ Leubing so mit allen Glocken läuten und laden, und Ebelowens Sterbegeläute war das gewaltigste, das je in Lülsbruch vernommen war.

Gedrängt voll war die Kirche. In Werktagskleidern waren sie gekommen, ungeputzt, wie man hinzuläuft, wenn die Not ruft. Von allen Seiten waren sie da und drängten sich zusammen in der dunkelnden Kirche. Soviel Neugier und Vorwitz im einzelnen auch sein mochte, war doch über der ganzen Versammlung bange Erwartung und Schweigen.

Der Pfarrer Leubing trat ein, gefolgt von den Kirchenältesten, und fand kaum seinen Weg durch die Menge. Nicht wie sonst beim Kirchgang empfing den Geistlichen Gesang und Orgel; nicht wie sonst scholl ein Choral auf. Schweigen und Dunkelheit und Warten auf sein Wort.

Er trat auf die Kanzel; er stand eine Weile geneigten Hauptes. Dann sprach er:

„Wenn das Ungeheure geschieht, zerreißt es die Regel und schafft sich seine eigene Ordnung. Mitten in den Alltag dröhnten diese Glocken; zur Unstunde zerrissen sie unseren Tag und wiesen uns hierher von unserem Werke weg. Euch aus euren Häusern, ihr Frauen; euch Männer aus euren Werkstätten, euch von euren Feldern. Ein Gräßliches ist geschehen und auf uns gefallen, und es droht uns neue Verwirrung. Darum sind wir hier, gemeinsam den Weg zu finden, auf dem der einzelne im Dunkeln sich verirren möchte. Versammelt sind wir, um unsere Herzen zu prüfen ins Tiefste, um sie ganz vor Gott zu legen und ihn zu fragen, ob sie denn wirklich ganz frei seien von dieser ungeheuren Schuld.

Es ist gesagt in der Schrift, als ob es für uns gesagt wäre und für diesen Tag und für diese Tat: ‚Wenn man einen Erschlagenen findet im Lande, und er liegt im Felde, und man weiß nicht, wer ihn erschlagen hat, so sollen die Ältesten und Richter antworten und sagen: Unsere Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben's auch unsere Augen nicht gesehen; sei gnädig deinem Volk; lege nicht das unschuldige Blut auf das Volk!' . . .

Nein, unsere Hände haben's nicht getan, und unsere Augen haben's nicht gesehen. Auch haben's unsere Gedanken nicht gedacht. Aber noch tiefer müssen wir uns prüfen, weiter müssen wir unsere Seelen öffnen, dürfen nicht zufrieden mit unseren Gedanken in der guten Stube unseres Herzens stehenbleiben und sagen: Hier ist's rein, hier ist's hell. In die geheimen und dunkeln Winkel müssen wir forschen; mißtrauisch müssen wir gegen uns sein und über unser W i s s e n hinaus Schuld in uns suchen. Unsere Augen und unsere Hände wissen nichts von dem Fürchterlichen. Aber hat nicht doch unser Streit ihm den Boden bereitet? Hat nicht unser Eifern dem Gräßlichen Vorschub getan, nicht unser Zorn die Tücke gelockt, der Feigheit Mut gemacht? Wir wissen es nicht; aber wir müssen es möglich glauben und bekennen. Eine solche Tat ist ein plumpes Ungeheuer, ein toter Klotz. Sie hat kein eigenes Leben und keinen eigenen Sinn. Der Teufel muß ihr einen schaffen aus Lügenkunst, muß aus fremden Lichtern ihren Irrschein weben, aus zusammengestohlenem Sinn ihren gräßlichen Irrsinn mischen, aus unseren tausend Menschlichkeiten das Unmenschliche zusammenballen. So ist diese Tat doch unser. So weit wollen wir uns zu ihr bekennen und wollen unsere Herzen dafür steinigen vor Gott. Dann werden wir vor den Menschen darum bestehen können. Dann werden wir auch zu Gott ohne Heuchelei sagen können: Unsere Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben's auch unsere Augen nicht gesehen. Dann wird er uns hören, wenn wir sagen: Lege nicht das unschuldige Blut auf dein Volk!

Gott preßt uns. Wir sollen fest werden unter seinem Druck. Gott schlägt uns. Er will, wie aus echtem Stein, Funken des Lichts aus uns schlagen. So laßt uns beten, so bekennen, so uns zerknirschen, so uns aufrichten. Laßt uns in unsere Häuser gehen und harren, daß die Dunkelheit wieder lichter wird. Der Unmut wird gegen uns grollen; wir wollen ihn nicht reizen. Wir wollen mit denen, die uns grollen, über diese dunkle Tat trauern, wollen tiefer über sie trauern. Wir wollen den ehren, der da fiel; denn er war besser als wir. Er war Wahrhaftigkeit und Tapferkeit und Ehre. Er wird leben durch diesen Tod. Er wird bei den Heiligen und Märtyrern stehen. Wir können vor dem Licht seines Andenkens nur bestehen, wenn wir uns sagen dürfen: Nicht g e g e n sein Gutes haben wir geeifert, sondern nur f ü r das unsere; nicht g e g e n sein Glauben, sondern f ü r u n s e r G e w i s s e n. So laßt uns unsere Herzen beugen, so sie erheben. Laßt uns Licht sprühen unter den Schlägen Gottes."

Die Menge ergoß sich schweigend und langsam aus der dunklen Kirche. Draußen war es Abend geworden. Eben ging über die Brücke dem Pfarrhaus zu und ihm vorüber ein schwarzer Zug mit einer verhangenen Bahre auf offenem Wagen. Schwankende Lichter von getragenen Laternen flackerten über den Zug, in dem fremde Gesichter waren, Männer vom Gericht und das Blitzen von Gewehren Bewaffneter. Aus vielen Häusern hatten sich dem Zug mit der Bahre Ebelowens Menschen angeschlossen, und immer noch kamen neue hinzu. Die Menge aus der Kirche bildete zu beiden Seiten der Straße ein dichtes Spalier. Alle standen mit entblößten Häuptern. Die schwarze Bahre rollte vorüber. Neben ihr ging ohne Hut und Mütze, so wie er hinausgerannt war, das weiße Haupt des alten Scherer, der mit großen, brennenden Augen vor sich her sah, aber nichts und niemanden beachtete und in seinen harten, alten Händen den Saum des schwarzen Bahrtuches hielt wie die Schleppe eines Königsmantels.

* * *

Zu allen war Gerücht und Nachricht von dem Mord am Gollenstein früher gekommen als zu Thele Ebelowen. Wie einen geheiligten Bezirk mied das Gerücht ihr Haus noch, als es schon bei allen gewesen war. Da der schwarze Scherer so jach davongerannt war, hatten sich die Kirchenältesten Ebelowens bei Simon Rosenplüt versammelt. Dorthin war der Arzt Krischan Henike gekommen in seinem blauen Gehrock, aber ohne seinen silbernen Fuchskopf, und hatte herb geredet: „Ich habe nichts zu schaffen mit euren Seelenhändeln; ich bin für die Leiber da, für die euren und für die anderen. Aber ich denke an die Tochter Ebelowens und ihren Jammer. Es muß jemand hingehen und ihr Botschaft sagen. Ich will's tun; aber es wäre mir lieb, wenn jemand von euch mitkäme, damit es fühlbar wird, daß dies von a l l e n kommt. Da der Scherer hinaus ist, tut Ihr mir wohl den Gefallen, Rosenplüt, und kommt mit."

Digitized by Google

Die beiden gingen miteinander nach dem Schäferhof. Thele Ebelowen führte sie in ihre Wohnstube. „Der Vater ist nicht zu Hause", sagte sie.

„Wir wissen's, Fräulein," sagte der alte Arzt, „wir wissen's. Eben deshalb kommen wir."

Thele sah ihn groß an.

„Ja, eben deshalb," wiederholte der Alte, „denn von Ihrem Vater haben wir Ihnen zu sagen."

Thele stand unruhig von ihrem Stuhl auf. „Was ist ihm geschehen?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

Der alte Arzt stand selber auf und nahm ihre Hand. „Sie erraten, daß wir keine frohe Nachricht bringen. Das ist eine schwere Sache, und wir können sie nicht leichter machen. Aber wir dachten, Sie sollten es doch zuerst aus Worten hören und in Gedanken fassen, ehe das wirklich vor Ihnen liegt."

Theles Gesicht war ganz weiß geworden; selbst ihre Lippen entfärbten sich, selbst ihre Augen schienen es zu tun, so glanzlos wurden sie. Aber sie stand unbeweglich an den Tisch gelehnt und sah die beiden Männer an; sie lächelte fast; dann nickte sie schwer und sagte:

„Wenn er krank wäre, wenn er wund wäre, würdet ihr mich eilig rufen. Ihr zögert, da nichts mehr versäumt werden kann. Ihr sagt mir den Tod an. Ich verstehe es noch nicht; aber ich weiß es. — Wo — wo haben sie ihn?"

Simon Rosenplüt zog eine fürchterliche Grimasse und fuhr sich mit dem Rand seiner Mütze ein paarmal übers Gesicht. Der alte Arzt nahm Theles beide Hände in die seinen und sagte einfach: „Sie werden ihn bringen."

„Und kein Atem mehr? Kein Wort mehr? Kein Licht von seinen Augen? Nichts, nichts mehr?"

„Mein armes liebes Kind — nein, nichts mehr."

Thele entzog ihm ihre Hände und rang sie schmerzlich ineinander. Aber ihr Gesicht blieb immer noch unbewegt und tot. „Nichts mehr. — Dies war sein letztes Grüßen. — Und wer — Gott oder Menschen?"

„Menschen," sagte Krischan Henike, „Menschen."

„Weiter, weiter!" drängte ihn das Mädchen. „Lassen Sie mich doch nichts mehr fragen!"

„Armes Kind, da ist wenig mehr zu sagen. Ja, Menschen haben das getan. Man ahnt, warum. Man weiß nicht, wer. Man hat ihn getötet, — man hat ihn meuchlings erschlagen, — auf dem Felde erschossen und liegen lassen. Man hat ihn gefunden, — unberaubt, unberührt, außer von der heimtückischen Wunde in seinem Rücken. Man wird ihn hierherbringen. — Das ist alles, was ich weiß."

„Sie werden ihn hierherbringen? Tot, mit Blut und Wunde? Jetzt? Bald? Hierher?" Thele erwachte aus ihrer Erstarrung.

Krischan Henike bejahte, ein wenig erstaunt über die plötzliche Erregung. Aber ohne sich um ihn zu kümmern, ging Thele rasch zur Tür und rief nach ihrer Aufwärterin. Lise Appel, die Frau des Polizeidieners Appel, kam und fragte nach Theles Begehren. „Frau Appel," sagte diese, „lauft schnell, aber so schnell Ihr könnt, zur Frau Lehrer Finger. Sagt ihr, ich lasse sie bitten, doch rasch einmal zu mir herzukommen, so wie sie geht und steht. Sagt ihr, ich warte jede Sekunde auf sie. Lauft, wie Ihr seid. Und schnell. Wo ist der Junge?"

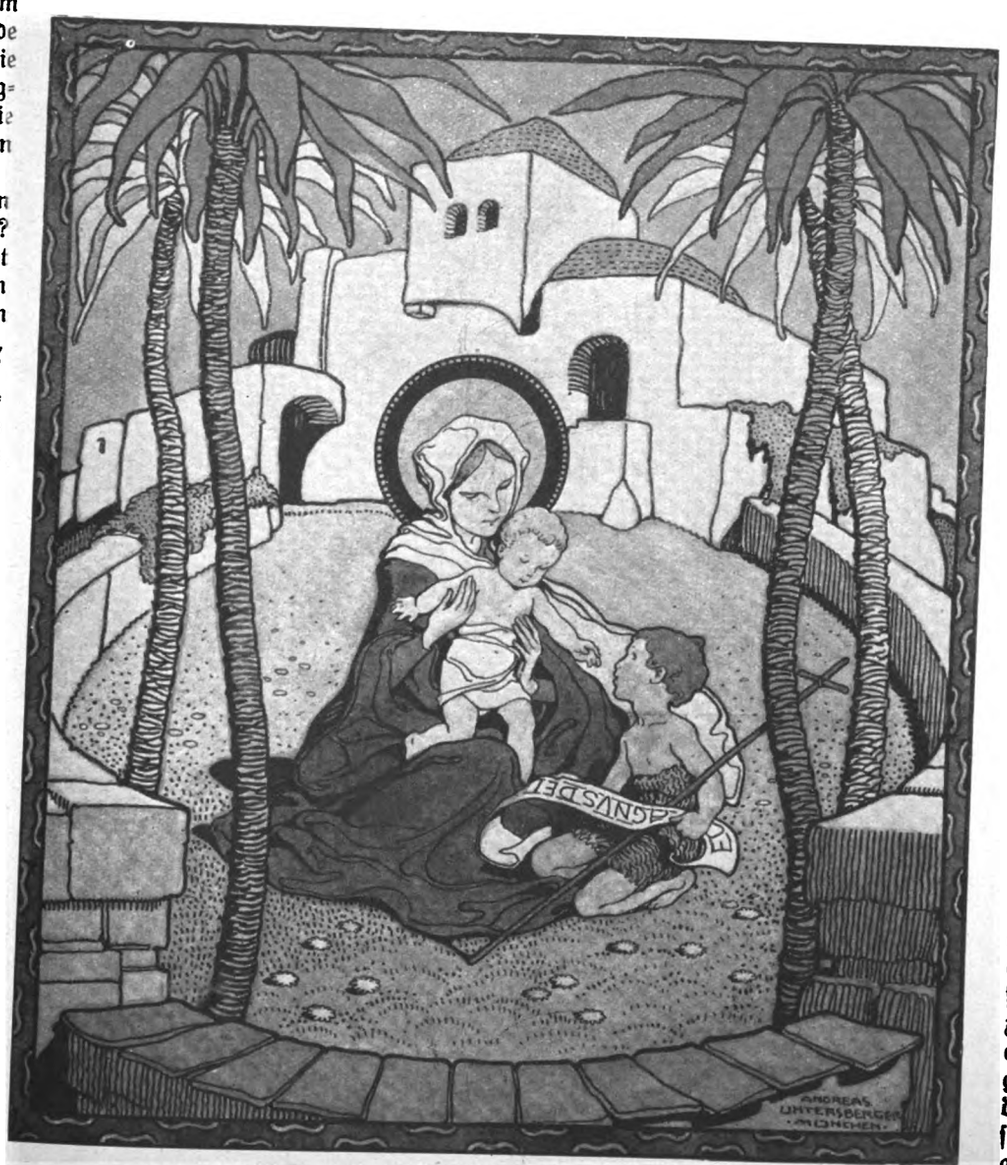
„Draußen in der Küche."

„So laßt ihn und lauft nur schnell."

Lise Appel ging rasch und verwirrt davon.

„Ich muß nur erst sorgen," sagte Thele, „daß das Kind aus dem Hause kommt. Ich kann es doch nicht vergiften lassen durch den Anblick. Es würde vielleicht nie davon heil. Ach, Herr Henike, ich danke Ihnen für Ihren Besuch, und Ihnen, Simon Rosenplüt. Glaubt mir, ich habe gehört, was ihr sagtet, und weiß es: Erschossen auf dem Felde und liegen gelassen und aufgefunden wie ein totes Tier und aufgelesen. Ich habe es gehört, und ich weiß es, und ich werde es vielleicht begreifen, wenn ich Zeit habe, und werde weinen, wenn ich Zeit habe. Aber jetzt nicht, jetzt nicht. Ich muß das Kind fertigmachen und ihm etwas erzählen und es fortschwatzen."

Sie ging wieder zur Tür und rief hinaus: „Peterchen, Peterchen!" Draußen polterten zwei Stiefelchen. Der Junge erschien in der Tür und sah erst Thele an, und dann sah er die Besucher an.



Maria mit dem Christuskind und Johannes.
Nach einer farbigen Zeichnung von Andreas Untersberger.

Digitized by Google

„Peterchen, komm her, gib acht. Ich weiß was für dich."

„Was denn, Thele?"

„Tante Finger wird herkommen und wird dich abholen zu Besuch bei sich."

„Thele, hat Tante Finger die kleinen Katzen noch?"

„Ich weiß es nicht, mein Kerlchen; aber ich denke doch."

„Ja, dann will ich hin. Aber sag' mal, Thele, ist denn nicht schon meine Schlafenszeit?"

„Ja, aber heute darfst du länger aufbleiben."

„Wohl weil Besuch da ist?"

„Ja, und weil du selber zu Besuch gehst bei Tante Finger. Du darfst auch da zur Nacht bleiben und da schlafen."

„Da schlafen?"

„Ja, Peterchen."

„Na, Thele, das wird aber doch wohl nicht gehen."

„Wenn ich dir's doch erlaube und Tante Finger es erlaubt."

„Es geht wohl doch nicht."

„Aber warum nicht?"

„Na, es geht halt nicht. Sieh, Thele, hier habe ich einen Helm und einen Säbel."

„Wir wollen Tante Finger fragen, ob du sie mitnehmen darfst."

„Aber Thele, was würde Vater sagen, wenn er käme und ich wäre fort?"

„Ich würde ihm sagen, daß ich dir erlaubt habe, zu Tante Finger zu gehen."

„Ja, aber ich muß doch hierbleiben, Thele, ich muß. Ich soll ja noch auf Vaters Stiefel reiten, wenn er heimkommt."

Thele fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. Es schwindelte ihr. Sie führte das Geschwätz mit dem Jungen fort, indem sie seine Mütze und ein paar Sächelchen für ihn zurechtlegte. Die beiden Männer sahen ihr stumm zu. Simon Rosenplüt zog von Zeit zu Zeit seine ungeheuren Grimassen. Endlich war Frau Finger da. Thele begrüßte sie auf dem Flur und trug ihr dort rasch und leise ihr Anliegen vor. Dann kam sie mit ihr ins Zimmer. „Tante Finger, hast du wehe Augen?" fragte der Junge, als er sie ansah. Sie waren ihr vom Weinen rot angeschwollen.

Die Bedenken des Kindes waren geschwunden, als Frau Finger seine Sachen zusammennahm, vorab den Helm und den Holzsäbel. Der Junge ließ sich willig wegführen; aber als Thele ihn zum Abschied in die Arme nahm, sagte er noch einmal sehr eindringlich: „Sage Vater, ich habe es nicht vergessen, daß ich auf seinen Stiefeln reiten darf!" —

Als Thele mit ihren Besuchern allein war, sagte der alte Arzt nach einem Weilchen: „Sie wollen jetzt lieber allein sein. Werden ohnehin das Haus bald voll Menschen haben. Ich denke, wir gehen."

Thele schüttelte den Kopf. „Bleiben Sie lieber, Herr Doktor! Ich scheue mich ein wenig vor diesem Kommen, vor Reden und Fragen. Mir tun die Worte weh. Weisen Sie mir die Leute ein wenig weg. Hier nebenan . . . in sein Zimmer . . ." Thele legte die Arme auf den Tisch und preßte ihr Gesicht darein, und die beiden Männer sahen, wie ihr Nacken und Rücken entlang manchmal eine schütternde Bewegung rann. Sonst war sie immer noch tränenlos und ohne Klage.

Einmal erhob sie das Gesicht, sah den Doktor an und sagte: „Auf freiem Feld?"

Er nickte.

„Erschlagen? Erschossen? Rücklings erschossen?"

Er nickte.

„Und so liegen gelassen und sonst nicht angetastet?"

„Nicht angetastet."

Thele preßte die gefalteten Hände gegen die Brust und stand steil auf. Sie preßte die gefalteten Hände auf die Kante des Tisches und sah aus todbleichem Gesicht mit brennenden Augen auf Krischan Henike. Sie nickte ihm entgegen und sagte laut, als spräche sie zu einem weit Entfernten: „Sie haben ihn ihrem Moloch geopfert. Der Eifer hat ihn verzehrt. Da war Wahrheit, Liebe, Lauterkeit und Eifer, und der Eifer hat alles verzehrt, wie eine brennende Flamme. Aber sie halten's für ihre Ehre, zu eifern. Sie dienen Gott mit Eifern; sie lieben mit Eifern; sie halten alles für wertlos ohne dieses Eifern. So verzehrt es sich und sie."

Der alte Doktor nickte zu ihren Worten. Da kehrte sie wie aus Weiten zurück, fuhr sich über die Augen, sah ihn wie erwachend an und fragte:

„Und durch wessen Hand?"

„Wir wissen's nicht", sagte Krischan Henike.

„Es ist auch gleichgültig. Was liegt an dem Messer, das da stach und traf. — Aber es war ein lebendiger Mensch. Ah, der Armselige, Unselige!"

Krischan Henike stand erschüttert auf. Simon Rosenplüts Grimassenspiel wurde unheimlich. Vergebens suchte er's hinter sinnlosen Handbewegungen zu verbergen. Durch die Härte aber, die über Thele Ebelowen gelegt schien, brach es wie Flamme:

„Den lebendigsten Menschen hat er seinem Moloch geopfert, den lebendigsten. Das war mein Vater. Er überfloß von Leben. Er mußte überfließen, er mußte über sich selbst hinaus sich ausbreiten, er mußte leben und wirken für viele, mußte so vieler Sorge zu der seinen machen, so vieler Not fühlen, so vieler Heil suchen. Er war ein Strom, der seine Ufer überschritt. Schwächliches schwemmte er weg, einiges ging unter in ihm, aber er machte das Land fruchtbar. O mein Vater! Du warst hundertfach lebendig. Deine hundert Leben sollen jetzt tot sein. O Vater, von keinem nur so viel noch, einmal noch mich zu hören. Nicht so viel mehr, einmal noch mich zu nennen. Nicht so viel, uns noch einmal mit deinen Augen zu segnen, mich noch einmal mit deinem Blick zu loben. Nicht so viel mehr, einmal noch das Kind zu dir zu heben, einmal noch die Hand auf es zu legen. Habt ihr seine Hand gekannt? Sanft und stark war sie. Seine Augen leuchteten von allem, was gut am Mann sein kann. O Vater, liebster Vater! So schnell, so jach. Ohne noch einmal ‚Kind' denken zu können."

Sie sank auf ihren Stuhl und legte Hände und Gesicht auf den Tisch. Die Männer sahen ihren jungen Körper beben, und Krischan Henike fühlte es wie eine Erlösung, als sie nun endlich heiß vor sich hin weinte, dann aufhorchte und von neuem und heftiger weinte, als die Glocken zu rufen anhoben und das Geläute so, wie der Wind es hob und trug und entführte, über das Tal schwoll und verflog.

* * *

Ein undurchdringliches Dunkel lag über dem Mord am Gollenstein und seinem Urheber. Alles Fragen und Forschen des Gerichtes hatte nur einen Namen laut werden lassen als eines Mannes, dem so viel Haß zugetraut wurde, und als eines, der glauben konnte, bei so grauenvoller Tat Nutzen zu finden. Aber Jan Lorkes ließ mit hämischem Grinsen die Untersuchung ergehen. Er brauchte kaum sich zu verteidigen, denn gar zu offenbar konnte durch vieler Zeugen Mund bewiesen werden, daß er am Todestage Ebelowens stets in Gesellschaft anderer sich in Lülsbruch aufgehalten hatte. Sehr schnell mußte der Untersuchungsrichter jeden Verdacht gegen ihn niederschlagen. Damit aber stand man ziel- und richtungslos im Dunkeln. An Velten Eyb dachte niemand außer Jan Lorkes, und der hütete sich, von ihm zu sprechen, hatte auch seit dem Mord geflissentlich sich nicht um ihn gekümmert, nicht nach ihm umgesehen. Velten machte ihm das leicht genug; denn er ließ sich mit keinem Blick sehen. Jan Lorkes wußte nicht einmal, ob der Bursche sich in seiner Kammer verkrochen hatte oder nicht.

Am Vorabend des Begräbnistages war Jan Lorkes mitten unter der Menge, die die große Wirtsstube der „Güldenen Bretzel" erfüllte.

Digitized by Google

Das war eine seltsame Zechgesellschaft. Da waren Sorge und Neugier, war der Wunsch, zu beruhigen, und das Bedürfnis, beruhigt zu werden. Denn Lülsbruch war in einer gewaltigen Gärung. Die Altgläubigen hielten sich drohend zusammen, und die Neugläubigen hielten um ihrer Sicherheit willen aneinander. So stark war die Spannung geworden, daß heute eine starke Abteilung Bewaffneter von der Amtsstadt eingetroffen war, um die Ruhe zu sichern. Man hatte die Gendarmen in die Schule und in die „Güldene Bretzel" gelegt.

Trotz Leubings Ermahnungen und trotz der Zurückhaltung, welche die Neugläubigen übten, waren doch da und dort, namentlich, wo junge Burschen mit im Spiel waren, hin und her starke Worte gefallen.

In der „Güldenen Bretzel" war neutraler Boden. Es schien, als ob die Weisheit des Herrn Seidenschwanz doch noch glänzend recht behalten sollte. Alle sprachen bei ihm vor, wenn sie sich auch tischweise voneinander sonderten. Mit einem ängstlichen Lächeln, einem vorsichtigen Händereiben ging der Posthalter zwischen diesen Tischen hin und her, hütete sich davor, sich zu einer der Parteien zu setzen, lächelte jetzt den altgläubigen Rosenplüt an und jetzt den neugläubigen Bernd Gock, setzte jetzt dem Ebelowenschen Philipp Duster mit der einen Hand ein frisches Glas hin und nahm dem Leubingschen Johann Unverdrossen mit der anderen das leere fort. Er winkte seiner Frau Klara mit den Augen, wo er sonst leere Gläser sah, und hütete sich, aus freien Stücken etwas anderes zu sagen als: „Wohl bekomm's, wohl bekomm's! Noch so ein Frisches?"

„Ich sage es euch," erzählte Philipp Erlenwein, „ich habe ihn gesehen, noch eh ihn jemand angerührt hatte. Nichts zu sehen als in seinem Rücken ein Brandloch in seinem Rock. Sie haben's ja ausprobiert: Es muß ihm einer das Feuer ordentlich in den Rücken gestoßen haben."

„Ach, der arme Mann", sagte Frau Seidenschwanz. —

Da fuhr der Posthalter schon auf sie zu und sagte heftig: „Was geht's dich an? Bist du geschossen worden? Mußt du blasen, was dich nicht brennt? Misch' dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen!"

„Paul, bist du verrückt geworden?" sagte Frau Seidenschwanz.

„Bist du eine Schnatterliese?" eiferte er zurück. „Kannst du deinen Schnabel nicht halten? Hat er dir den Rock verbrannt, der Schuß?"

„Du bist ein Tropf, Seidenschwanz."

„Immer widersprechen, immer widersprechen! O ihr Weiber, ihr Weiber! Immer den Mund gegen einen aufreißen. Davon kommt das Unheil."

„Ja, davon kommt es seit Evas Zeiten!" krähte vom nächsten Tisch her das Pastörchen; „davon kommt es, seit die ihren Seidenschwanz, ihren Adam wollt' ich sagen, zu dem Apfelschnitz beredet hat."

„Halte du dein unbeschaffenes Maul, oberster Schwätzer", rief die Wirtin.

„Klara, sei vernünftig", suchte der besorgte Wirt zu beruhigen; „wirst uns noch die Gäste aus dem Haus schelten."

„Wär' auch schade um den da", eiferte die Frau; „gegen den wollt' ich mein Maul noch anders aufreißen, wenn ich wüßte, er bleibt davon weg. Aber der läßt ja lieber das Leben als das Schwätzen und Persuadieren und Krähen im Wirtshaus."

„Macht Euch nichts draus, Pastörchen," sagte Herr Seidenschwanz, „ist halt ein Weib, muß halt keifen, muß halt in die Luft beißen."

„Ist schon so seit Salomo; ist schon seit Salomo, der gesagt hat: Ein zäntisch Weib ist eine stets rinnende Dachtraufe. — Ja, so hat er gesagt, der weise König Salomo."

„Mag ein rechter Lumpenkönig gewesen sein", schrie die Posthalterin erbost; „sind recht schöne Stückchen von ihm geschrieben. Ein sauberer Weiser, Euer Salomo! Hat ein schlechtes Maul über die Weiber und kann doch nicht sein ohne sie und muß gleich tausend haben."

„Mein Seel," rief der Korbmacher, „da habt Ihr recht; er hat tausend Weiber gehabt. Und da habt

Anbetung der heiligen drei Könige.
Nach einer farbigen Zeichnung von Andreas Untersberger.

Digitized by Google

Ihr wieder unrecht, denn daher hat er's besser über sie wissen können als irgendeiner. Glaub's wohl, daß einer weise wird, wenn er sich gegen tausend Weiber seiner Haut wehren muß. Ich bin lieber ein Korbmacher in Lülsbruch ohne Weib als ein König in Israel mit tausend."

„Pst, pst," mischte sich Herr Seidenschwanz wieder ein, „keine Religionsgespräche, keine Religionsgespräche!"

„Das nennt Ihr Religionsgespräche?" höhnte das Pastörchen.

„Das kennt man, das kennt man. Mit Salomo in Jerusalem fängt's an, und mit Ebelowen in Lülsbruch hört's auf. Hängt sich eins ans andere, man weiß nicht wie. Ist wie Kletten, das Zeug. Du denkst, du redest von einem toten Juden, und schon liegst du dir mit deinem lebendigen Nebenchristen in den Haaren. Habt ja gesehen, was davon kommt. Seht ja, was davon kommt."

„Was Ihr plappert," schrie das Pastörchen, „was Ihr plappert! Möchte schon wieder den Salomo anrufen, der sagt: Wo viele Worte sind, hört man den Narren!"

„Und hat E u c h doch nicht gekannt", höhnte die Posthalterin.

„Klara, Klara," beschwor ihr Mann sie, „greif zu, rühr' dich. Dem Herrn Propheter ist das Glas leer."

„Laßt auch, laßt es", sagte der alte Propheter, aus Sinnen auffahrend. „Es ist gut so, paßt so: Glas leer, Kopf leer. Wüst, wüst! Geschwätz wie Klappern von Mühlen. Narren, Narren. Am Gollenstein hat sich's nun ausgerast. Ausgerast? Hätt' es doch. Hat sich aber heimtückisch davongeschlichen, wie es kam. So sind sie gegen meine Pflänzchen angeschlichen. War auch Mord, wie der am Gollenstein. Grade so feige, grade so dumm, grade so schlimm. Schlimmer vielleicht. Waren die zartesten, unschuldigsten Seelchen. Der am Gollenstein hatte doch etwas gewollt, etwas gezürnt, Widerstand getan, gedrängt, etwas gegen sich aufgebracht."

„Sage nichts gegen ihn!" rief David Duster.

„Ich — gegen ihn?" rief Propheter heftig. „Wie käme ich dazu? Wie stünde mir das an? War er nicht mein Meister? Heißt das gegen ihn reden, zu sagen, daß er ein Mann war, kein Blümchen? Was die Blümchen lobt, lobt den Mann nicht. Aber so ist's. Die's am besten meinen, verstehen's immer noch falsch. Ach du Herrgott, hättest uns schon ein wenig fadengrader machen können. Gar zu kraus, gar zu wirr. Wüst, wüst! Wehe, Lülsbruch, wehe den Lülsbruchern!"

„Noch ein Frisches!" sagte der Posthalter.

„Nein, nein, es ist mir kurios genug im Hirn", sagte Propheter.

„Aber der Wein erfreut des Menschen Herz," rief das Pastörchen, „und ist's kein Wein, so tut's auch Dünnbier, das der König David halt noch nicht gekannt hat. Sonst hätte er davon auch ein Sprüchlein gesagt."

„Das ist eine Schriftauslegung, die ich mir noch gefallen lassen kann", stimmte der Posthalter bei. Er nahm des Pastörchens leeres Glas und reichte es seiner Frau über den Schenktisch weg. „Halt' jetzt auch schon deine Zunge im Zaum", mahnte er dabei.

Aber Frau Seidenschwanz war gereizt. „Was hab' ich doch gesagt, du Narr, das dir in die Nase zu fahren brauchte?"

„Ei, was geht dich der Schuß am Gollenstein an?"

„Soll mir der brave Mann nicht leid tun? Soll ich nicht mehr sagen dürfen, daß er mir leid tut? Hundertmal leid tut er mir; blutig leid tut er mir, der brave Mann."

„Die andern sind auch brav. Der Herr Pfarrer Leubing ist auch ein braver Mann."

„Hat ihn aber niemand totgeschossen."

„Soll vielleicht einer? Hat halt Unglück gehabt, der Herr Ebelowen. Das kann vorkommen; das kann jedem passieren. Hüben und drüben."

Hier schlug an einem Tisch, an dem mehrere Burschen zusammensaßen, Bastian Wilmsen heftig auf die Tischplatte, stand auf und rief drohend: „Wohl kann's jedem zustoßen, am Gollenstein oder anderswo. Wenn ich wüßte wer, . . . dem wollte ich seine Knochen stückweise ins Gesicht schmeißen."

„Laß auch gut sein, Bastian", sagte Niklas Kagerer; „laß gut sein! Bist du ein Richter? Über wen? Was siehst du u n s an um diese Dinge? Ist Fürwitz, Bastian."

Bastian trat von seinem Tisch weg dem Sprecher näher. „Gut, daß Ihr es seid, Kagerer; gut, daß Ihr's seid. Wenn ein anderer mir die Widerrede getan hätte, sollt' er mir seine eigenen Worte wieder hinabfressen. He, spitzer Zisterer, hast doch sonst ein frech Maul! Oder du, Jan Lorkes! Dir möcht' ich am liebsten an den Hals. Hätt' ge schworen, daß du's warst, wenn ich dich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte um die Zeit. He, grinse doch einmal! Blecke doch die Zähne! Möcht' sie dir in den Hals schlagen."

Jan Lorkes saß still hinterm Tisch und wiegte ganz sanft den Kopf hin und her. „Ihr Männer," sagte er mild. „Ihr Männer, ich rufe euch zu Zeugen, daß ich hier sitze wie ein Lamm und daß ich dem Bastian kein böses Wörtchen gegeben habe. Wie käm' ich auch dazu, einem so gewaltigen Burschen ein unbeschaffenes Wörtchen zu sagen." Er wiegte wieder ganz sanft den Kopf und grinste ganz leise auf Bastian.

Dem schwoll der Zorn in den Schläfen. „Glatter Hund, schlüpfst einem unter den Händen weg, duckst und kriechst und schlüpfst."

„Posthalter," sagte Jan Lorkes sanft und lieblich, „Ihr könnt einmal die Treppe hinaufgehen und nach dem Herrn Wachtmeister sehen. Möchte leichtlich auch ein Gläschen mit uns Lülsbrucher Bürgern trinken. Soll mir auch nicht darauf ankommen."

Hier stand Simon Rosenplüt auf und legte Bastian die Hand auf die Schulter: „Laß ihn, Bastian! Ziehst doch den kürzeren, wenn du ihn nicht darfst in den Erdboden treten; laß ihn! Ist besser für dich und besser für uns alle. Weiß, du meinst 's ehrlich. Aber laß ihn. Setz dich zu uns und halte Ruhe! Wir werden's dir danken, und du wirst's uns danken."

Der Bursche widerstrebte, sah abwechselnd auf Simon Rosenplüt, der ruhig vor ihm stand, und auf Jan Lorkes der dasaß und ihn freundlich angrinste. Endlich ging er langsam mit hinüber zu Rosenplüts Platz. Aber ehe er sich setzte, sagte er mit gepreßter Wut: „Kann jedem was passieren, sagt der Posthalter. Hat recht, der Posthalter. Einmal schlägt das Eisen dem Fuchs die Knochen entzwei, Jan Lorkes."

(Fortsetzung folgt.)

Heimgefunden * Von Wilhelm Lennemann

In den Abend schreit' ich traumversunken,
Feld und Weiten wogen segenschwer.
Meine Seele ist so heimattrunken,
Und die Sehnsucht brandet wie ein Meer!

Brandet flutend um ein kleines Eigen,
Um ein liebes Weib, ein lächelnd Kind ...
Meine Tageswünsche stehn und schweigen,
Nur die heiße Sehnsucht strömt und rinnt!

Und ich halt' auf starken Manneshänden,
Was ein Gott mir gab auf Jahr und Tag:
Arbeit, Friede und ein Segenspenden,
Weib und Kind und Feierglockenschlag!

Wartend stehen an des Hauses Schwelle
Meine Lieben sonnenglanzumloht:
Segen über euch! Was mir an Helle,
Dank' ich euch im Kampf um Tag und Brot!

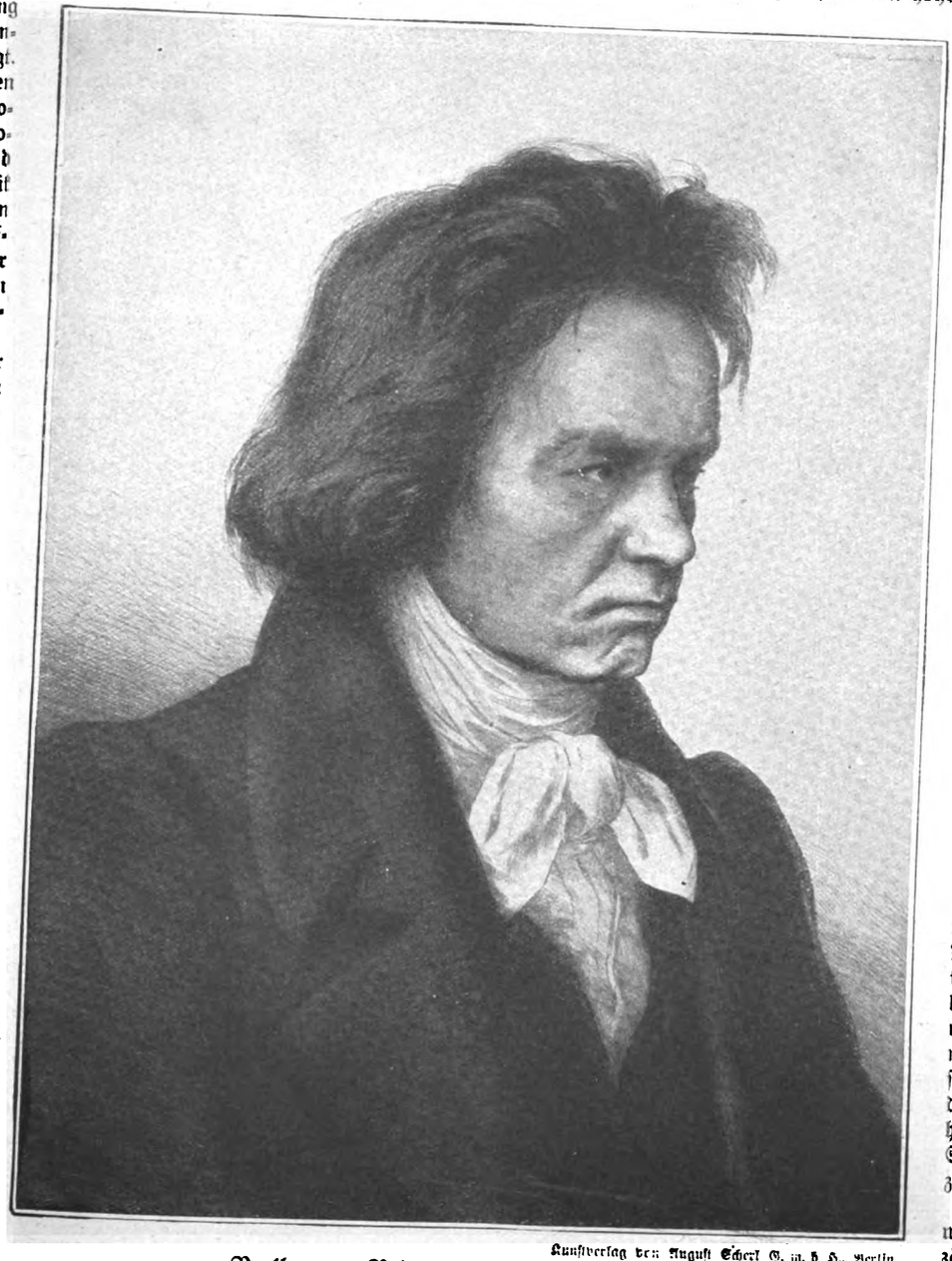
Digitized by Google

Beethoven * Von Franz Wugk.

An welchem Tage er geboren ist, wissen wir heute nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen. Sein Erscheinen konnte der Welt verborgen bleiben. Als er aber diese Erde verließ, erbebte sie unter Blitzen, Donnern und Stürmen . . . „Da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen — und er fuhr also im Wetter gen Himmel."

Wenn die Menschheit einst ihren wahren Beglückern Kränze der Dankbarkeit winden wird, werden die Siegesdenkmale der Ländereroberer und Weltreichgründer leer bleiben, und auch die großen Entdecker, Gesetzgeber, Erfinder, Forscher werden sich mit den Resten der Blumen begnügen müssen, die eigentlich nur den Spendern des Schönheitslichtes gestreut werden sollen — den Künstlern, den Dichtern. Aber auch die Sonne Homers und Michel Angelos und Shakespeares und Goethes leuchtet uns nur flüchtig. Wo findet die Menschheit ihren Trost, wenn Sturmwolken den Himmel verdüstern, wenn die Nacht hereinbricht und Stern nach Stern verlischt? Dann singt uns die Lieblingsbotin Gottes, die Musik, in den Frieden, den Schlaf, den Traum. Die Musik führt in ein Heiligtum, aus dem der Mensch nicht vertrieben werden kann. Und wie die Seele der Menschheit, so die Seele des einzelnen. Wann kommt in den Schmerzen und Ängsten des wirren, bangen Lebenstraums uns ein wenig Ruhe, die Labung des Aufatmens, ein Augenblick, auf den wir dankbar zurückschauen? Im allzu seltenen Glück des Einklangs mit einer Schwesterseele; in der Begeisterung, die uns über uns selbst hinausreißt; in der Freude über eine gute Tat; im schauernden Ahnen der Gottnähe — alles Gnadengeschenke, deren Verleihung nicht immer in unserer Macht liegt. Wohl aber können wir uns in Melodien und Harmonien hingeben und uns von der Musik die Tränen irdischen Leids trocknen lassen, um in unserer Seele die Tränen himmlischer Erlösung zu weinen.

Diese Musik der Seele ist es, die in den Akkorden Beethovens sinnlichen Klang gewinnt — Beethoven ist die Verkörperung dieser Musik. Beethovens Musik ist Führerin zum Göttlichen. Die Offenbarung eines Beethovenschen Adagios muß nur allein am Fuß jenes Berges verstummen, von dem die Friedfertigen, Reinen, Leidtragenden selig gepriesen wurden. So hoch wie Beethoven ist kein anderer weltlicher Genius gestiegen — und wenn wir ein Heilandswort in unsere menschliche Bedürftigkeit hinabziehen dürfen, möchten wir den Geist der Beethoven-Musik zu uns sprechen lassen: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" Beethoven war kein Kirchenmusiker. Die Musik war ihm Herrin, nicht Dienerin irgendwelcher, noch so hoher Zwecke. Die Musik selbst war ihm Zwiesprache mit Gott, Gebet. Seine künstlerische Sendung war ihm Priestertum. „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter dem Menschengeschlecht verbreiten." Musik war für Beethoven „höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie". Der so stolzen Einschätzung seiner Kunst entspricht Beethovens Gefühl der eigenen Stärke. „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige." Dies hochgespannte Selbstgefühl Beethovens machte ihn nicht nur zum Meister in der Musik, sondern auch zum heldischen Überwinder aller Lebensschwierigkeiten und Daseinsschmerzen. Er mußte sich als das „unglücklichste Geschöpf Gottes" fühlen, und manchmal wollte selbst dieser Riese verzagen, aber wo andere elend zusammengebrochen wären, raffte er sich nun gerade zu seiner fast übermenschlichen Größe auf. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht." Und er ging als Sieger aus diesem Kampf mit den unheimlichen Gewalten eines düstren, erbarmungslosen Geschicks hervor. Als alles ihm in Nacht und Graus, in tödlichem Schweigen und verzehrenden körperlichen und seelischen Qualen unterzugehen schien, sang er sein Lied an die Freude und an seinen lieben himmlischen Vater überm Sternenzelt da droben. Der so grausam von höherer Hand Geschlagene stimmte das „Gloria", das „Credo" und das „Benedictus" seiner großen Messe an zum Preise des „Allmächtigen. Ewigen, Unendlichen".



Kunstverlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Beethoven. Radierung von Hans Weyl.

Leben und Werk waren eins in diesem Beethoven, und noch nie ist das Dämonische, der Genius so strahlend, aber auch so gewitterblitzend unter den Menschen erschienen wie in diesem Einzigen. Die kleinen Seelen befiel Furcht bei seinem Anblick. Zelter bewunderte ihn nur „mit Schrecken" und raunte seinem Goethe zu: „Man sagt, er sei verrückt." Wenn „der Geist zu ihm sprach", war Beethoven der Welt entrückt und vergaß Essen und Trinken und Schlaf. In den Mödlinger Sommermonaten des Jahres 1819 arbeitete er an der Messefuge „Et vitam venturi". Man hörte ihn in seinem verschlossenen Zimmer singen, heulen, stampfen. „Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Szene lange schon zugehorcht und uns eben entfernen wollten," — so erzählt Schindler — „öffnete sich die

Digitized by Google

Tür, und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schar der Kontrapunktisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden. Seine ersten Äußerungen waren konfus." Wenn sogar der junge Weber vor der „Eroica" als vor einem „musikalischen Ungeheuer und verworrenen Chaos" zurückbebte, dürfen wir uns nicht wundern, daß der alternde Goethe Scheu vor einer Musik hatte, die sich so wenig in den Grenzen des angenehmen Spiels fürs Ohr hielt, in denen (nach Rousseau und den Auffassungen der Aufklärungszeit) die bescheidene Tonkunst zu bleiben hatte. Erst dem greisen Goethe ging, als ihm Mendelssohn den ersten Satz der C-Moll-Symphonie auf dem Klavier vorspielte, eine Ahnung auf von den Seelenabgründen und Sternenhöhen der fremden Beethovenwelt. Goethe konnte sich gar nicht beruhigen; immer wieder sagte er: „Das ist grandios. . . Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. . ."

Beethoven fühlte sich durchaus den Heroen der Tat verwandt und ebenbürtig. „Was für ein Unglück, daß ich das Kriegführen nicht so gut verstehe wie die Musik, ich würde ihn schlagen", rief er bei der Nachricht von einem Siege Napoleons. Das Herbe, Schroffmännliche, Titanisch-Trotzige und fessellos Leidenschaftliche ist der Zug im Beethovenantlitz, der zuerst auffällt. „Dem Mann muß die Musik Feuer aus dem Geist schlagen", schreibt Beethoven und jagt damit alle weichlichen Ästhetizisten und weibischen, welschen Melodienfäusler von seiner Schwelle. Ein Erzieher zum Kampfesmut ist Beethoven ebenso wie ein Erzieher zur Gottergebenheit. Als Bismarck sich einmal die „Appassionata" vorspielen ließ, rief er: „Wenn ich sie häufig hören würde, würde ich immer sehr tapfer sein" — und doch empfand Bismarck mit tiefer Ergriffenheit, daß sich in diesen tobenden Mollstürmen „die Kämpfe und das Schluchzen eines ganzen Lebens" austönten.

Beethoven, der Sieger über das Schwerste, kann auch Freuden empfinden wie kein anderer. Eine himmelanbrausende Daseinslust jauchzt in seiner Musik, und daneben spinnt sich in stillstes, heimlichstes Glück der Freund von Wald und Blumen, Quellgerieſel und Vogelgezwitscher ein. Wie alle Helden und alle Genies blieb Beethoven ein großes Kind sein ganzes Leben lang, und er zeigt eine Anmut und betörende Süßigkeit, eine tänzelnde, schwebende Leichtigkeit, eine göttliche Heiterkeit, wie wir sie sonst nur noch bei Mozart kennen. Vom Elfenreigen im Mondesflimmer bis zum Bacchanal trunken-springender Zyklopen! Der Humor Beethovens und seine Scherzi (in seinem barocken mündlichen und schriftlichen Deutsch wie in seiner Musik) bilden eine ganz besonders anziehende Provinz im weiten Beethovenreich, und das germanische Blut leuchtet hier besonders hell in den Adern unseres niederdeutschen Wundertäters, trotz seiner braunen Haut. Wie einladend liegt da am Wege von der C-Moll die Bauernfestwiese der Pastorale, der Dionysostempel der Siebenten, der Rokokoschloßgarten der Achten, in dem uns schöne Frauen bewirten und mit silbernem Lachen, feierlichem Menuett und süßen Liedern in seligen Genuß, zu raschestem Herzklopfen bringen; und mitten im Gralstempel der Neunten noch der rasende Wirbel der Blocksbergausgelassenheit des letzten Scherzo! Und wer will alle die zahllosen Schelmereien nennen, die Beethoven in seinen Klavierwerken und Partituren — bis in die transzendenten Quartette seiner Spätzeit — verschwenderisch ausgestreut hat?

Ja, Beethovens Reich ist ein Weltreich — und die Frau sollte darin fehlen? Wenn Beethoven vielleicht der männlichste von allen Kunstschöpfern war, so mußte auch die männliche Hinneigung zur Frau in ihm am stärksten entwickelt sein. „Beethoven war nie ohne eine Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen", erzählt sein alter Freund Wegeler. Wir kennen seinen Giulietta-Roman und seine Beziehungen zur Gräfin Therese Brunswick und zu Amalie Sebald; die Briefe an die „unsterbliche Geliebte" lassen uns dem leidenschaftergriffenen König der Töne ins heiße Herz sehen. Und noch gar manche andere Frauen sind dem großen Einsamen genaht, aber er blieb eben der Einsame! Er sehnte sich nach dem einen Weibe, das ihm alles hätte sein können. „Nur Liebe, ja, nur sie vermag dir ein glückliches Leben zu geben — Gott — laß mich sie — jene endlich finden — die mich in Tugend bestärkt — die mir erlaubt mein ist." Er hat dies Weib seines Herzens nicht gefunden — und er konnte sie nicht finden! Ihm fehlte andererseits die südliche Leichtigkeit, um in heiterem Sinnenspiel sein edles Ich zu vergeuden. Dazu achtete er sich selbst und dazu achtete er die Liebe und die wahre Frau viel zu hoch. So schuf er sich selbst ein Weib, die seiner würdig war: Unsterblich wie Beethoven selbst ist seine Leonore! Er konnte sich nicht genug tun in der Verherrlichung dieser Einen, Unvergleichlichen — aber dennoch: er huldigt ihr nicht als der Frau schlechthin; er huldigt ihr nur als der Heldengattin. Sollen wir daraus den Schluß ziehen, daß ihm das „Weib an sich" nicht der Tonweihe wert schien? Beethoven sah den Menschen vor sich, als er über seine Missa solemnis schrieb: „Vom Herzen — möge es wieder zum Herzen gehen." Sein ganzes Lebenswerk steht unter diesem Zeichen. In der höheren Einheit Mensch faßt er Mann und Weib zusammen — und wenn er Herz zu Herzen sprechen läßt, wendet er sich da nicht an den weiblichen Teil in der Seele jedes Menschen — auch des männischsten, härtesten, kriegerischsten und herrischsten? Das große Beethoven-Herz tobt sich oft in Tonunwettern von zerschmetternder Wucht aus; es verzehrt sich in Sehnsucht, es versinkt auch in brütende Schwermut und in düstere Verzweiflung. Wenn wir das ganz Neue erfassen wollen, was mit Beethoven in der Welt erscheint, so ist es eben diese Entschleierung der tiefsten und qualvollsten, wie der beseligend-süßesten Geheimnisse des Herzens. Diese Offenbarung war vorher nicht möglich, weil die Musik ihren inneren Ausdrucksreichtum noch nicht entfaltet hatte. Bei Bach und Händel war sie noch zu eng in die kirchlichen Formen und die Fesseln des alten Stils gebannt, bei Mozart überwiegt doch noch eine bei diesem reichsten Musikgenius natürliche Freude an der absoluten Schönheit und an dem Göttlichen des Tonzaubers selbst. Wir lieben alle die große Seele unseres ewig jungen Wolfgang — aber ist nicht doch noch ein Wegstück von der C-Moll-Phantasie Mozarts zu Beethovens Opus 106 und vom Don Juan zum Fidelio, von der G-Moll-Symphonie zur Neunten, vom Requiem zur Missa und vom G-Moll-Quintett Mozarts zu den letzten Quartetten Beethovens? Dieser Weg führt nicht in die Weite und Breite, denn Beethoven hat keine neuen Kunstformen geschaffen und der Musik nach außen keine neuen Grenzen über Mozart hinaus erobert. Dieser Weg führt ganz ins Innere.

Diese Verinnerlichung des künstlerischen Schaffens ist schon das Kennzeichen des jungen Beethoven, und sie mußte mit dem Schwinden des Gehörs ihren tiefsten erschütterndsten Fortschritt machen. Das Heiligenstädter Testament und die vielen bitteren Klagen oder Verzweiflungsrufe oder zitternden Seufzer in Beethovens Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und Gesprächsheften begleiten die größte Tragödie der menschlichen Geistesgeschichte. Beethoven mußte von körperlichen und seelischen Schmerzen gepeinigt und mußte von allen Nöten des Lebens verfolgt werden, damit er in Tönen sagen konnte, was wir alle leiden, ohne daß wir es aussprechen können! Und Beethovens Ohr mußte der Außenwelt verschlossen werden, damit er uns im Lauschen der innersten Stimmen eine Innenwelt schaffen konnte, in der alle Pein sich in ewigen Harmonien auflösen kann, eine Zuflucht der Geängstigten, die sogar den Tod in den Sieg verschlungen sein läßt. Alle Speere eines wütenden Geschickes senkten sich in diese Brust, damit er, dieser treue Winkelried, unserer inneren Befreiung eine Gasse bahnen konnte. Die Musik Beethovens ist immer bewundernswert, einzig, unvergleichlich, und wie die Hellenen ihren Homer hatten und wie das Mittelalter seine Dome baute, so ward uns Beethoven geschenkt, und wir sind damit reicher geworden als alle Zeitalter vorher; aber das Wort barste in diesem unermeßlichen Schatz bleibt doch jene sanfte Stimme der Erlösung, die in den himmlischen Melodien weltentrückten, wunschlosen Friedens zu uns spricht — in jenen langsamen Sätzen der Symphonien, Sonaten, Quartette; Sätzen, die man früher auch die „weiblichen" nannte. Beethovens Musik ist die Iphigenie, und an der Schwelle dieses Iphigienientempels müssen die Rachegöttinnen von dem gemarterten und in Wahnsinn und Tod gehetzten Orest ablassen.

„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen."

Und wen es nicht mehr nach Tat und Kampf, nach Sieg und Genuß lockt, der findet im heiligen Hain Beethovens doch den Frieden der inneren, großen Stille. „Wem meine Musik sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, welches sich die andern schleppen", so schreibt Beethoven selbst.

Die Welt ist eine andere geworden an dem Tage, da Beethoven unter uns erschien — und wenn wir uns ganz gewiß nicht über die Gaben denken können, die uns Goethes weltumspannender und weltdurchdringender Dichtergeist beschert hat — noch weniger ver-

Digitized by Google

mögen wir uns heute vorzustellen, daß wir die Reise durch die heiße Wüste des Lebens fortsetzen könnten ohne die Labung der weltabgewandten Beethoven-Stimme, ohne diese Grüße der mit unendlicher Sehnsucht erwarteten ewigen Heimat.

Ein großer Dichter müßte kommen, um Beethoven zu preisen — und auch er würde versagen. Nur in Tönen könnte man den Einsamen, den tauben Tonmeister feiern. Aber wir können nicht alle Tonmeister sein, und wir können noch weniger alle die heldische Kraft und die sittliche Höhe Beethovens erreichen — doch können wir ihm nachfolgen und uns ihm nähern. Beethoven ist ein Weltkulturbegriff geworden, und nur drei oder vier andere Namen kann die Menschheit dem Namen Beethoven an die Seite setzen. Aber es ist falsch, wenn Beethoven heute von manchen Seiten als Kulturapostel und Dichterphilosoph gepriesen wird, dem die Musik nur das Werkzeug für viel Höheres war. Beethoven war Musiker und immer wieder Musiker und konnte und wollte gar nichts anderes sein. Seine Musik ist nicht Dichtung; und sie ist noch weniger Ersatz für Religion und Glauben, was die Kunst überhaupt — entgegen landläufigen Schlagworten — niemals ganz sein kann. Beethovens Musik ist Musik. Wollen wir ihr die Herrscherinnenkrone rauben, die ihr zu erobern und aufzusetzen Beethovens Ziel war? Das wäre schlechter Dank! Versenken wir uns in Beethovens Musik — ganz und gar — ohne Geistreicheleien und ohne zusammengequälte Ausdeutungen. Wir werden in dieser Musik besser werden, und zwar nicht das äußere Glück finden, aber wohl das innere, den Frieden und das Reich Gottes, das in uns ist.

* * *

Vor fünfzig Jahren feuerte uns Richard Wagner unter dem Donner der deutschen Siege zur würdigen Feier des Jahrhundertages Beethovens an. Heute haben wir keinen Richard Wagner, und ein entartetes Geschlecht hat das vor fünfzig Jahren Errungene in den Staub geworfen — aber den Deutschen Beethoven können sie uns nicht rauben. Feiern wir ihn heute mit noch tieferer Liebe als je vorher: er ist unser Reichtum, unser Trost, unsere Hoffnung. Er sei unser Führer.

Das Weihnachtshuhn * Von Friedrich Karl Hewald.

„Bitte, sei also so gut", sagte meine Frau, als ich mich morgens wegzugehen anschickte, „und bringe ein Huhn mit!" Ja, so sagte sie; und sie fügte noch hinzu: „Sonst haben wir morgen nichts zu essen!"

Das stimmte . . . Denn man berücksichtige, daß diese Geschichte Weihnachten 1919 spielt, wo es noch nicht, wie heute, überall Fleisch in Hülle und Fülle, sondern, wenn überhaupt, nur „hintenrum" zu kaufen gab. Und dazu war es zu spät, alldieweil wir bis zur letzten Minute auf ein Paket von außerhalb gewartet hatten, das natürlich nicht gekommen war. Und nun war Heiligabend da, und wir hatten, schrecklicher Gedanke, Weihnachten nichts zu essen, wenn ich nicht besagtes Huhn mitbrachte.

Ich war schon auf der Treppe, als meine Frau mir noch durch die geschlossene Tür nachrief: „Es kann aber auch 'ne Pute sein!" Ich will hier nicht verraten, was ich in dem Moment gedacht, da es ja möglich ist, daß meine Frau diese Zeilen zu Gesicht bekommt. Und dann wäre Polen offen. Ich möchte nur bemerken, daß an eine Pute allein deshalb nicht zu denken war, weil ein Huhn, selbst wenn es teuer, immer noch billiger war als eine Pute. Und das war ausschlaggebend. So lagen die Dinge.

* * *

Sie lagen, als ich nachmittags nach getaner Arbeit, statt freudig erregt nach Hause zu eilen, zwei Stunden vergeb.ich auf ein Huhn gefahndet hatte, nicht wesentlich anders. Höchstens noch hoffnungsloser. Wo ich auch hinkam: „Ausverkauft!" Mein Gott, seufzte ich, haben denn alle Leute diesmal Hühner zu Weihnachten gekauft?

Schon wurde es leise schummerig, und noch immer irrte ich mit leeren Händen durch die Straßen. Bitte, man stelle sich das vor: Weihnachten und nichts im Topf! Nicht auszudenken. Da kam ich zu . . . ja, nun müßte ich einen Namen nennen. Aber ich tue es nicht. Name ist Schall und Rauch· Und außerdem Reklame. Ich kam also in ein großes Warenhaus. Kam, sah und — fand drei Hühner noch. Die letzten, wie das Fräulein mit mildem Lächeln sagte. Ich glaubte es ihr. Denn sie waren auch danach. Ich habe in meinem Leben eine ganze Menge Hühner gesehen, aber so elende und murkige Dinger bis dato noch nicht. Sie wirkten um so kümmerlicher, als gleich daneben die herrlichsten Puten prangten, wunderbare kleine Puten, fett und weiß, wie aus Marzipan, das Pfund 19 Mark.

Weihnachtsabend. Von F. Schoen.

Ich rechnete. Sieben mal 19 . . .133. Hundertdreiunddreißig Mark! Nein! Mir schwindelte. Und ich kaufte das eine Huhn. Es wog knapp drei Pfund. Es hatte nur noch eine Brust und sah etwas bläulich aus, und ich dachte auch daran, was meine Frau wohl sagen würde . . Sie würde natürlich sagen, ich hätte keine Ahnung, und das nächste Mal würde sie selber gehen, und solch Huhn wäre gar kein Huhn, und ich wäre . . . gleichviel: ich kaufte es. Denn nachgerade war es Fünf geworden, und ich konnte doch schließlich nicht bis Mitternacht weiter suchen, zumal um Sechs ja sämtliche Geschäfte schlossen.

Zahlte also und schob das Paket, durchaus nicht sehr zufrieden, unter den Arm neben die Aktentasche und stiebelte los. Merkwürdig, dachte ich, wie schwer solch Drei-Pfund-Huhn ist . . . Merkwürdig, dachte ich, als ich in drangvoll fürchterlicher Enge in der Elektrischen stand und das Paket immer schwerer wurde,

Digitized by Google

meinen Arm immer tiefer und tiefer zog . . . sollte dieses elende Huhn gewachsen sein, solange es sich meiner als Eigentümers erfreute? Komisch. Und daß mir gleichzeitig immer die schönen weißen Puten vor den Augen gaukelten, erleichterte mir auch nicht gerade das Herz, ach nein!

Müde langte ich zu Hause an. Es war stockdunkel schon. 'ne schöne Bescherung wird das geben, dachte ich und ging zur Küche und legte, wortkarg, mein Bündel auf den Tisch des Hauses: „Hier ist das Huhn!" Auf der Diele lauschte ich. „Und jetzo naht sich das Malheur!" sprach ich leise vor mich hin. Mein Herz klopfte. Immer noch nichts? Dann — mein Herz setzte aus! — ein Jubelschrei: „'ne Pute!"

Pute? Ich glaubte nicht recht zu hören. Wollte meine Frau mich veräppeln? Stürzte in die Küche, und da lag sie, die Pute nämlich, eine richtige kleine Pute, fett und weiß, zum Anbeißen. Eine von den Puten aus dem Warenhaus, das Pfund zu 19 Mark. Und gleichzeitig lag meine Frau mir am Hals: „Das ist aber nett von dir gewesen!"

Ich muß in diesem Augenblick sehr dumm ausgesehen haben.

* * *

Na und? Sehr einfach. Das Fräulein im Warenhaus hatte die Pakete vertauscht, mir die Pute, dem Käufer der Pute aber mein Huhn gegeben. Tja, was alles so im Weihnachtstrubel vorkommt! Wenn ich nun die Pute gekauft hätte? Dann hätten wir jetzt das Huhn? . . . Grausiger Gedanke.

Ich habe die Pute, selbstverständlich, am dritten Feiertag zurückgebracht. Selbst — ver — ständ — lich!

Marcus Behmer * Von Otto Grautoff.

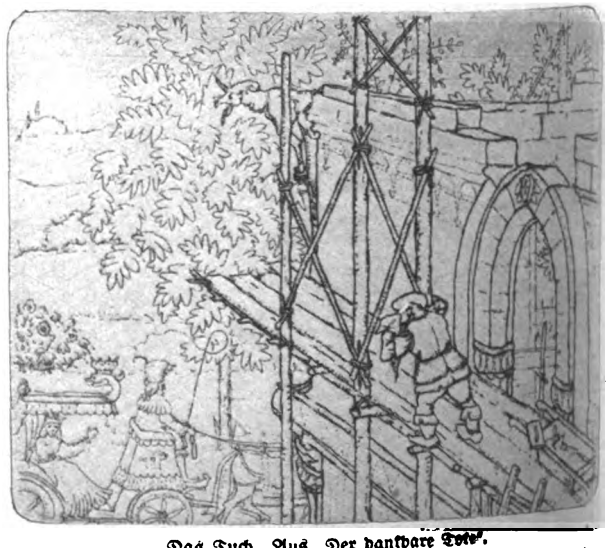
Die Graphik ist ein Kunstgebiet, auf dem die Deutschen von jeher geglänzt haben. Im späten Mittelalter, in der Renaissance lag der Schwerpunkt deutscher Kunstübung in der Graphik. Holzschnitt und Kupferstich waren Betätigungsfelder, die in allen deutschen Provinzen gleichermaßen gepflegt wurden. Auch im 17. und 18. Jahrhundert, als die Aufträge für Wandgemälde und Staffeleibilder spärlicher flossen, ist die deutsche Schwarzweißkunst nicht versandet. Einen neuen bedeutenden Aufschwung erlebte die Graphik im 19. Jahrhundert. Die Namen von Menzel, Schwind, Richter, Führich leuchten durch die Geschichte. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurde die Originalgraphik durch die rasche und vielfältige Entfaltung der photomechanischen Reproduktionsverfahren in den Hintergrund gedrückt. Luxusausgaben der achtziger und neunziger Jahre wurden mit Photographien, Autotypien, Lichtdrucken und Kupferdrucken ausgestattet. Durch diese Mechanisierung des Buchgewerbes schwanden Sinn und Liebe für originelle Schwarzweißkunst. Um 1900 setzte eine Gegenbewegung ein. „Jugend" und „Simplizissimus" wurden als Tribüne eines neuen Künstlergeschlechtes gegründet. Diese Zeitschriften strebten die erste Ehrenrettung der Handzeichnung, der Originallithographie und des Holzschnittes an. Der Weckruf der Münchener Künstler zündete. „Pan" und „Insel" folgten den Münchener Zeitschriften, überboten sie künstlerisch und weckten wieder den Sinn für das Buch als Kunstwerk. Man rief Zeugen aus dem Ausland für die Bestrebungen der neuen Jugend herbei: Aubrey Beardsley und Nicholson, Constantin Somoff, Edward Munch und Felix Vallotton.

Sankt Peters Mutter.

In diesem Zeitpunkt kam Marcus Behmer nach München. Er fühlte eine Berufung zur Graphik in sich. Darum wurde er sofort von dem künstlerischen Strudel ergriffen, der die Industrialisierung der Graphik durch die photomechanischen Reproduktionsverfahren unterhöhlte. Mit der Tapferkeit der Jugend griff er in diesen Kampf für die Freiheit der graphischen Künste ein. Otto Julius Bierbaum zog den jungen Künstler in seinen Kreis und gab ihm Aufträge für die „Insel". Dort erschienen die ersten Arbeiten des jungen Graphikers. Nachdem die „Insel" wieder verschwunden war, hat Professor Kippenberg Marcus Behmer für den Inselverlag beschäftigt. Mit Preetorius, Tiemann und Weiß wurde er einer der Hauskünstler des Inselverlages, für den er u. a. die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht und Goethes „Westöstlichen Diwan" graphisch schmückte. Seine Tätigkeit dort besiegelte seinen Erfolg als Graphiker.

Marcus Behmers erstes Auftreten fällt in die Jahre, in denen Naturalismus und Impressionismus die Schlagwörter der intellektuellen Kreise waren. Es wurde für die Anerkennung von Liebermann, Slevogt, Manet und Monet gekämpft. Marcus Behmer aber hatte mit der Kunst dieser Meister nichts gemein. Er erschien als ein krauser Eigenbrötler, der andere, eigene

Die schönen Fahnen. Aus „Der dankbare Tote".



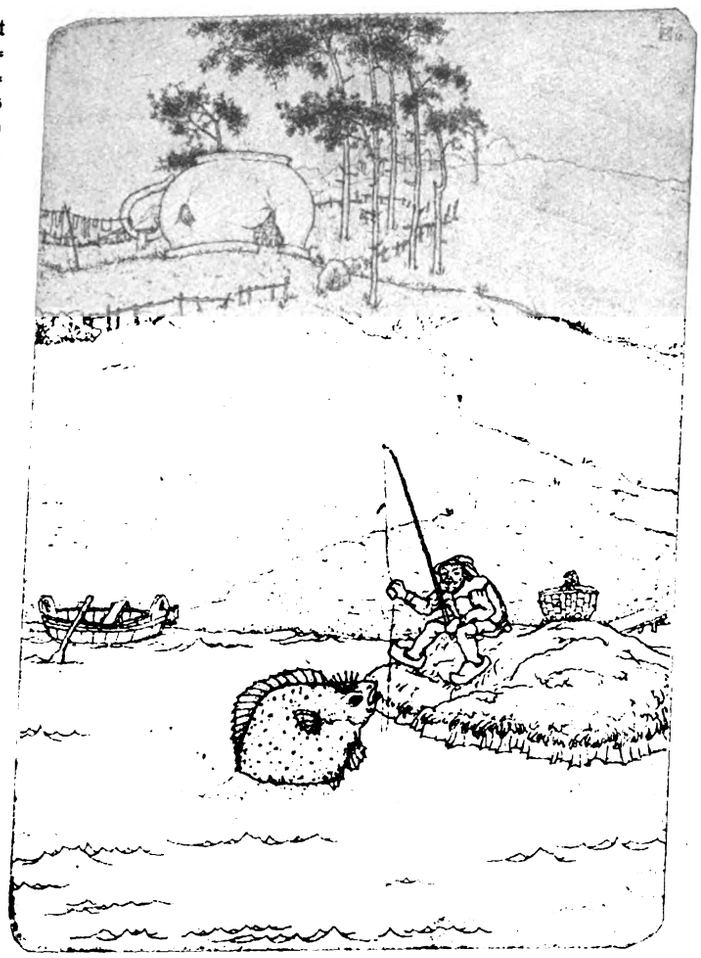
Das Tuch. Aus „Der dankbare Tote".

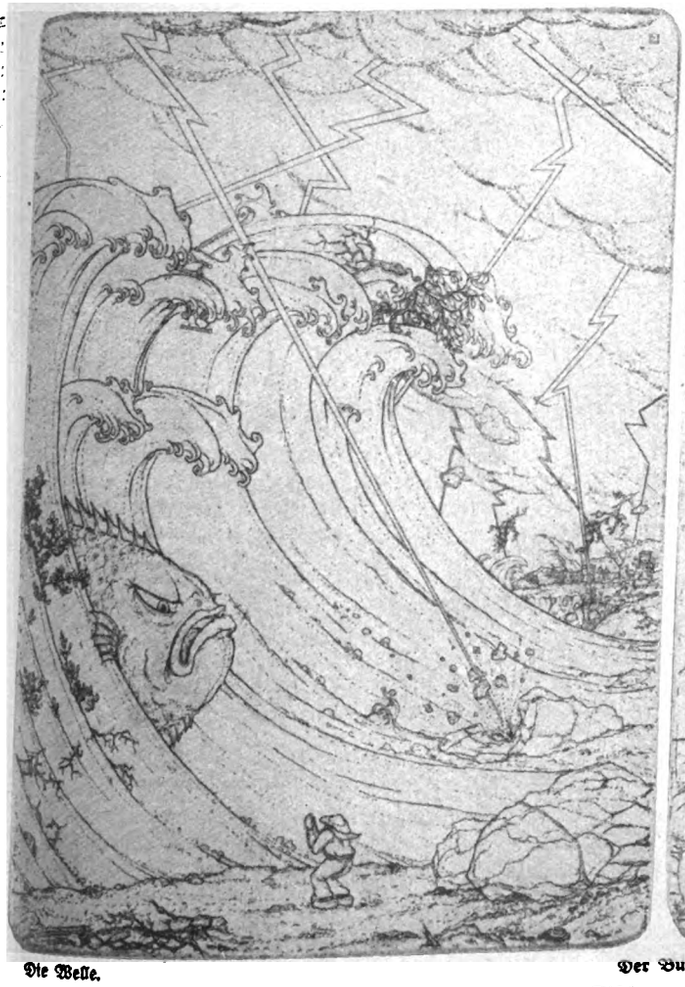
Illustrationen von Marcus Behmer zu „Sechs Märchen der Brüder Grimm. Aus dem Nachlaß." (Verlag der Brandusschen Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Digitized by Google

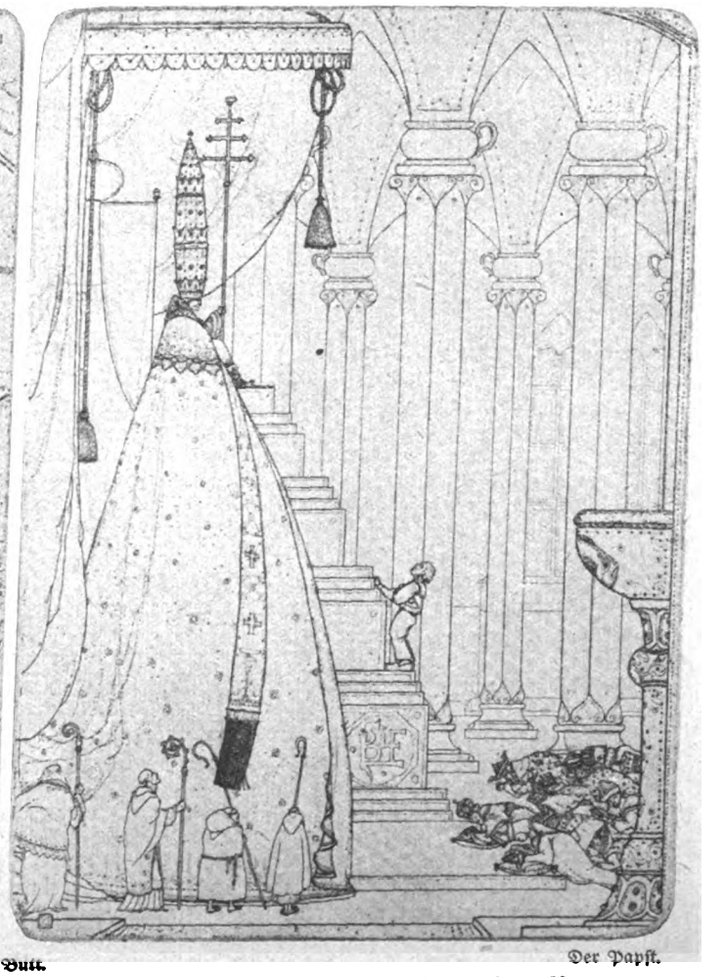
Wege gehen wollte. Unbeirrt ist er der Stimme seines Blutes gefolgt. Heute nun, da Realismus und Impressionismus nicht mehr als die einzigen und endgültigen Ideale erscheinen, gilt Marcus Behmer nicht mehr im kritischen Sinn als Eigenbrötler, sondern man sieht und erkennt seine starke Natur. Man fühlt das Zeitgemäße seiner Kunst. Man erfreut sich an der Freiheit und der Schwungkraft seiner Persönlichkeit. Unter dem Übergewicht des Impressionismus wurde er als ein Unzeitgemäßer angesehen. Durch die Gegenbewegung des Expressionismus wird erst begreiflich, daß er seiner Zeit voranschritt und lange, bevor die romantische Welle empordrang, von romantischen Wassern getauft war.

Die deutsche Graphik war immer bedeutungsvoll und ausdrucksstark, wenn Träumer und Dichter die Feder, den Griffel oder Grabstichel führten. Marcus Behmer ist ein solcher Träumer. Die „Welle", die wir abbilden, ist nicht das illusionistische Abbild einer Woge. Die Wellenbewegung ist ins Ungeheuerliche gesteigert. Die Ornamentik ihres Schaumes ist stilisiert. Der böse Riesenfisch, der die großzügige Linienrhythmik durchbricht, wirkt wie ein Nachtgesicht des E. T. A. Hoffmann auf den erschreckten Mann am Strande. Diese Graphik ist nicht Übersetzung eines Natureindrucks, entsteht nicht im Anschauen der Natur, sondern im Träumen von der Natur. Nicht der Schein der Natur ist abgebildet, sondern die Gewalt der elementaren Naturkräfte ist sinnfällig gemacht. Es ist nicht episch geschildert worden, sondern die künstlerische Vision ist gewissermaßen stenographisch niedergeschrieben. Es sind nicht breite Wellenmassen geschildert, sondern nur sich vehement aufbäumende Linien, die in gezackten Linienornamenten vorn überstürzen auf den kleinen, schwachen, angstvoll zusammengekrümmten Menschen. Erst durch Ideenassoziationen formt sich in uns das Bild einer Welle. Aber schon bevor wir dieses Bild in uns formen, fühlen wir die erdrückende Drohung des auf dem Blatte aufgebauten Lineaments. Im Linearen liegt das Wesen der Graphik. Dieser feine Linienstil ergibt eine gute Harmonie mit der Drucktype. Das aus





Die Welle.



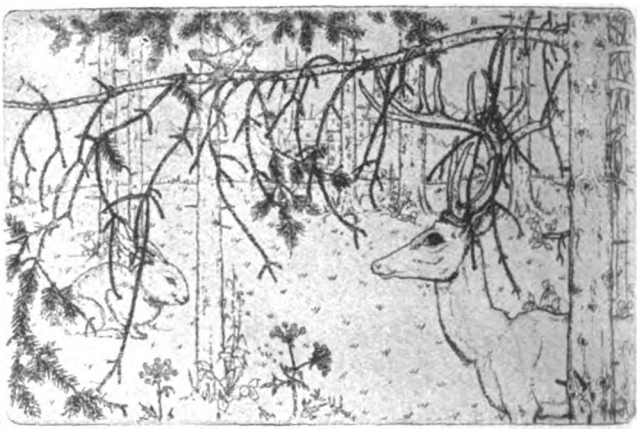
Der Butt.

Der Papst.

Illustrationen von Marcus Behmer zu „Von dem Fischer un syner Fru". Ein Märchen nach Philipp Otto Runge. Inselbücherei (Inselverlag, Leipzig).

Digitized by Google

Der Sturm.



Das Luftboot

Aus „Von dem Fischer un syner Fru." Inselverlag.

Linien und Punkten bestehende Seitenbild einer gedruckten Schrift steht im Einklang mit dem Flächenstil und dem Charakter dieser Graphik. Den gleichen Vorzug zeichnet das Blatt „Der Papst" aus. Als Gegenbeispiel nehme man eine Reproduktion von Velasquez' Bildnis von Innozenz X. zur Hand. Velasquez hat durch die illusionistische Darstellung eines Papstes, des Papstes seiner Zeit, die Herrscheratitüde des Stellvertreters Christi auf Erden sinnfällig gemacht. Marcus Behmer sah von allem Einzelnen und Besonderen ab. Er schuf aus innerer Vision ein Symbol des Papsttums. Mächtig streben die hohen Säulen der Kirchenhalle auf. Auch der Raum wird nicht illusionistisch vorgestellt, sondern nur durch diese graphischen Zeichen auf der Fläche angedeutet. Übermenschlich groß steht die Gestalt des Papsttums da. Das Gesicht ist Nebensache. Die päpstliche Krone, der lang und breit herabwallende Mantel sagen genug. Klein und bescheiden umgeben ihn die Diener der Kirche. Zerknirscht auf dem Boden liegen vor ihm die Könige. Auf den Stufen des Thrones steht der reine Tor, der ideale Lenker zur Göttlichkeit des Papstes. Alles das ist nur mit den notwendigsten Zeichen gegeben, nur in einigen Linien angedeutet, wie es der Graphik entspricht, die nur die Fläche mit Strichen und hellen und dunklen Massen beleben soll. Die Kunst des Graphikers besteht vornehmlich darin, die Flächenbelebung so intensiv wie möglich zu machen, die Linien und das Auf und Ab von hell und dunkel mit suggestiver Kraft so zu beleben, daß der Beschauer ergriffen und in die Bahn gelenkt wird, die sich der Künstler wünschte. Vor den graphischen Arbeiten eines Marcus Behmer werden wir selbst zu Träumern und Schwärmern. In vielen Blättern dieses geistvollen Zeichners glimmt unterirdisch ein ironisches Fünkchen. Zuweilen glüht es auf, brennt durch bis zur Oberfläche und erfüllt ein Blatt wie „Das Tuch" oder den „Butt" mit sonnigem Humor. Darum ist gerade Marcus Behmer besonders geeignet, den launigen Geist deutscher Märchen zu illustrieren. Die Blätter, in denen er altdeutsche Volkspoesie paraphrasiert hat, gehören zu den köstlichsten, die er geschaffen hat.

Ein Neujahrswunsch. Von Marcus Behmer.

Zeitungen von Anno dazumal * Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Zeitungen von Anno dazumal berichteten über merkwürdige Dinge, z. B. über die großen Entdeckungen der Zeit, in der die ersten gedruckten Zeitungen entstanden. So gleich eine der ältesten: „Copia der newen Zeytung aus Presilig Landt" vom Jahre 1508, oder wie die folgenden: „Newe Zeittung von Rom, Woher das Mordbrennen kome?" (1516), „Pasquillus, Newe Zeytung vom Teuffel" (1546), „Newe Zeitung von den vier Stürmen vor Harlem im Niderlandt" (1573), „Von der Maulesel auffrur zu Rom" (Dulingen 1580), „Relazione d'un nuovo mostro" (Bericht über ein neues Ungeheuer) (Genua 1717). Wie das zuletzt erwähnte Beispiel zeigt, ging das so bis in die neuere Zeit fort, und so ist es heute noch. Wo in aller Welt irgend etwas Bemerkenswertes sich ereignet, berichtet's die Zeitung.

Doch die bisher erwähnten waren „Einzelzeitungen", „Fliegende Blätter", die, auf einen oder mehrere kleine Quartbogen gedruckt, auf Messen und Jahrmärkten verkauft wurden. Es sind Vorläufer der periodischen Zeitungen, deren erste Anfänge in zwei Jahrgängen einer Augsburger und einer Straßburger Zeitung — seltsamerweise beide aus dem Jahre 1609 — vorliegen.

Es liegt gewiß nahe, schon diese mit jetzigen Zeitungen zu vergleichen. Doch da kommt man nicht weit. Auch in diesen Fällen sind nur Einzelnachrichten, nach dem Datum geordnet, an dem sie in beiden Druckorten aus den verschiedensten Gegenden eintrafen, untereinandergereiht; nicht anders, als das heute noch in den Zeitungen mit den „Neuesten Nachrichten" geschieht.

Ungleich viel reizvoller ist ein solcher Vergleich zwischen einst und jetzt, wenn man den reichen Inhalt der ungefähr 20 000 Fuggerzeitungen der österreichischen Staatsbibliothek in Wien daraufhin durchsieht. Auch das sind in der Hauptsache lauter einzelne Nachrichten oder Berichte aus der langen Zeitspanne von 1568 bis 1605, aber darin ist schon von allem Möglichen zu lesen. Das ist kein Wunder. Begreiflicherweise haben die Zeitungsleser zu allen Zeiten alle Begebenheiten — auf den verschiedensten Wissensgebieten — in gleicher Weise interessiert! Immer waren sie, was schon Julius Cäsar von den alten Galliern sagt, „novarum rerum cupidi" (auf Neuigkeiten erpicht); und gar die Fugger, die in allen Ländern der damals bekannten Welt ausgedehnte und ausgezeichnete Verbindungen unterhielten, durch die sie alles zuerst erfuhren.

Wenn man den gesamten riesigen Bestand der Fuggerzeitungen daraufhin mustert und sichtet, vermöchte man wohl eine ganze Monatsfolge einer der größten heutigen Tageszeitungen damit zu füllen, und zwar auf allen Gebieten. Alle „Sparten" sind auch damals schon vertreten. Würde dieser Gedanke einmal wirklich ausgeführt, dann würde er gewiß allergrößtes, allgemeinstes Interesse finden. Im folgenden sei es wenigstens probeweise versucht. Was alles würde eine einzelne Tagesnummer etwa enthalten?

An die Spitze vieler Blätter kommen amtliche Verlautbarungen. Aus den Fuggerzeitungen etwa: „Declaratio imperatoris et electoris Imperii pro civitate Duas Hetruriae". (Eine kaiserliche Verordnung.)

Dann folgen Hofnachrichten: „Relation, wie die Kunigin von Spania mit Tod abgangen ist, den 3. Oct. 1568."

Im Anschluß hieran Berichte über Gesandtschaften: „Glaubwürdige Copia und Abschrift einer Missif von Kön. Mayt. In Frankreich, so Er an seine Stadt Langres getan" und über sonstige Haupt- und Staatsaktionen: „Zeitung, wie der Graf von Egmondt und Horn zu Brüssel auf 5. Juni dieses Jahrs gericht seind worden und was sie geredt, auch sich sonsten verloffen hat."

Unter dem Titel: „Aus den Parlamenten" würde man bringen: „Kurze Verzeichnus, was die Städt im Königreich Böheim auf die 5 Articul im Vortrag auf den Landtag bewilliget haben."

Digitized by Google

Über alles das, was „Aus dem deutschen Reiche", „Aus dem Auslande" und „Von Übersee" berichtet wird, könnte man viele Leitartikel schreiben, wie z. B. „Engländisch Mandat wegen der östlendisch Kaufleut, daß sie aus Engelland mit ihre Handlung sollen geschafft werden", und darüber vielleicht folgendes Motto setzen, das sich in einem der ältesten Jahrgänge der Fuggerzeitungen findet:

Anglicus, Anglicus est, cui nunquam credere fas est,
Tum tibi dicit ave tanquam ab hoste cave!
(Traue nie einem Engländer.)

Oder wenigstens Zwischenartikel: „Relation, wie den 11. Jenner St. Domingo in der Insel spagnola vom Englischen Berauber Franco Draily enigbenumen und geplündert worden ist."

Dasselbe gilt vom örtlichen Teil, der — von ausländischen Städten ganz abgesehen — besonders Aachener, Antorfer (Antwerpener), Augsburger, Kölner, Prager und Wiener Lokalforschern eine reiche Ausbeute verspricht. Hier trifft man auch schon „Spezialkorrespondenten" an, die darauf Wert legen, zu betonen, daß sie Augenzeugen besonders wichtiger Vorgänge waren, z. B.: „Gründlicher Bericht, wie die Königin Maria Stuart von Schottlandt und Douagiere von Frankreich den 18. Februarii in Engellandt enthaubt ist worden. Beschrieben durch Emanuel Tomascon, der sich bei diesem Acte auch befunden."

Auch Interessenten an kirchlichen Angelegenheiten beider Bekenntnisse kommen in ungezählten Nachrichten, namentlich aus Augsburg, Köln, Rom und der Schweiz, zu ihrem Rechte. Besonders erwähnt sei hier: „Ex literis Aegidii Mathae Societatis Jesu Sacerdotis ad eiusdem Societatis Generalem, 25. Julii 1590, de re Christiana apud Japonios." (Bericht eines Jesuiten über das Christentum bei den Japanern.)

Und ebenso reichlich wäre die Sparte „Aus den Gerichtssälen", mit vielen Berichten über Hexenprozesse, zu füllen. Aber auch an Sensationellem von allgemeinerem Interesse fehlt es hier nicht: „Zeitung aus Venedig, den jämmerlichen Mord der Signora Accarambona in Padua belangend, geschehen 22. Dezember Anno 85."

Ähnliche Angelegenheiten würde man wohl auch heutzutage „Unterm Strich" behandeln. So vergleichweise diese:

„Ce que le Prince d'Oranges fist publier au Mois de Juing 1586 au 4 fins du pays bas." (Veröffentlichungen des Fürsten von Oranien.)

„In Brüssel ist in Mitten der Hofstatt, da des Grafen von Eulenburg Behausung gestanden, die man bis uf den Grund hat abgebrochen, ein großer Piller von grauen Steinen ufgericht und an den vier Orten desselben die hiernachvolgenden Schriften in vielerlei Sprachen mit großen Buchstaben gehauen worden."

Vor allem würde aber hier eine der vielen Reisebeschreibungen Platz finden, die damals das allgemeine Interesse erregten, z. B.: „Verzeichnus und Reis, so Beede, die hoch und wohlgebornen Herren Herr Wilhelm von Rosenberg und Herr Jaraslau von Bernstein, als Abgesandte von der Kay. Mt. in Poln gethan. 16. August 1572 — 10. April 1573", oder: „Di Pera di Gallatta di 26. Giugno 1586. Copia d'una lettera scritta a Konstantinopoli di Paulo Mariano, consolo di Francesi in Egitto, alli 26. Giugno 1586, huomo intelligentissimo, di tutte le cosse di quei paesi, qual' ha, quelle lingue, come la popria nativa." (Abschrift eines Briefes eines französischen Konsuls in Ägypten aus Konstantinopel.)

Weiter würde man hier die vielen Pasquille unterbringen. Eigentliche Kritik — in Prosa — wurde damals noch selten in den Zeitungen geübt, aber einmal muß sich doch schon ein Buch eine solche gefallen lassen: „An die Herren Kirchenpfleger und Adjunkten über die Evangelische Kirch allhier. Gehorsamer Bericht der gemeine Pfarrherrn und Kirchdiener evangelischer Kirchen allhier wegen der neugetruckten Jenisch Trostbüchleins Praefatio. Übergeben den 18. Aprillis Anno 95."

Auch die mancherlei Prophezeiungen würde man, jetzt wenigstens, ihres kulturgeschichtlichen Interesses wegen, mit an dieser Stelle anführen oder unter „Vermischtes", „Aus aller Welt", und daran reiht sich dann die Unwetter- und Unglückschronik. „Bericht des fürgebnen Bluetregnen zue Wien vor dem Schottentore, 19. July 1597", und allerlei „Vom Tage": „Eigentlicher Bericht des Tumults zwischen Beheimb und Wallonen in der Neustatt zu Prag vom 8. September Anno 97."

Viele Zeitungen pflegen auch immer noch eine besondere Rubrik „Aus der Gesellschaft". An solchen Mitteilungen ist gleichfalls kein Mangel, z. B.: „Extract eines Particulars, einen unglückhaften Fall — bei der Hochzeit des Reichardt Strein von Carlspach — betreffend, 24. Sept. 1581."

Der Handelsteil kommt in den Fuggerzeitungen viel weniger zur Geltung, als man es gerade hier eigentlich erwarten möchte. Indessen finden sich doch drei Kurszettel und mehrere Marktberichte,

Hans Baluschek: Am Weihnachtstag.

Digitized by Google

z. B.: „Verzeichnus, wie alle Sachen in Wien jezig Zeit zue kaufen", ferner einige Schiffsberichte und solche über das Berg- und Hüttenwesen. Aus den Schiffsberichten erfahren wir, was einzelne Schiffe aus Amerika oder aus dem fernen Osten für den spanischen Hof und die Kaufleute mitbrachten. Öfters ist von Steuern, besonders Türkensteuern, die Rede, ein heute noch unerschöpftes, leidiges Thema.

Des weiteren ließen sich auch dicke Kriegszeitungen zusammenstellen, aus amtlichen und anderen Berichten, aus solchen von Gefangenen und Überläufern. Sie handeln von Siegen und Niederlagen, von großer Beute und großen Verlusten an Menschen und Gut; auch davon, wie man unglückliche Feldherren — schuldig oder unschuldig — behandelte, wie man Hiobs- und Siegesboten belohnte und große Erfolge feierte. Dafür folgende Beispiele:

„Zeitung aus Posen vom 14. October. Gleich post scripta kommt Zeitung an, Herr Bodolische Woywoda habe das veste Schloß Sorkell erobert und ausgebrannt, darinnen viel Munition bekommen."

„Aus Konstantinopel vom 1. Septembris Anno 1590. Aus Persia continuieren die Zeitungen, das die Georgianer den Türken Schaden zugefügt. Denjenigen, so diese Zeitung gebracht, sind im Divan guldine Stuck verehrt und einem jeden seinem Begehrn nach stattliche Gnad erzeigt worden."

„Aus dem Feldlager vor Ofen vom 27. Octob. Anno 98. Folgt die Verzeichnus der fürnehmsten Bevelchshaber, welche geschossen worden sein."

„Magnificat, welches Heinrichen dem 4ten allerchristlichsten der Franken und Navarra König ist gesungen worden von wegen der erhaltenen Victori oder Siegs am vierten tag Martii 1590 nach dem alten Calender."

Auch sonst fehlt es in den Fuggerzeitungen an nichts, was heutzutage in einer Zeitung steht. Es gibt die allerneuesten Nachrichten „Nach Redaktionsschluß": „Aus Prag vom 2. Julii 1591. Gleich, als ich dies Schreiben schließen wollen, kommt ein Geschrei aus, daß die polnische Potschaft . . ." Es fehlt auch nicht das Extrablatt: „Prima della coronatione in Crakovia". (Vor der Krönung in Krakau.)

Auch eine „Lustige Ecke" ließe sich zusammenstellen. Hier wäre in erster Linie folgendes Schreiben zu erwähnen:

1579

„Copie von einer Kugell

(sie ist, mit einem Durchmesser von über 5 ctm., in Sepia abgebildet) Welliche einem fründspergischen Kriegs Knecht vnnd Haubtmann H. Zing Aus d. statt Maastricht Inn Zeit derselb Belägerung zuem Maull hinein ist geschossen worden, d. Khiffer zum thaill verletzt, aber widumb genesen vnnd bis auf disе stund den 10. tag Augusty des obgesetzten Jars frisch vnnd gesund. Der wohlgeborne Herr Georg von Fründsperg hatt disе Kugell noch bey hanndt."

Sogar eine Silvesterzeitung ist vorhanden: „Fröhliche vnnd bang Phost Zeitung aus Ulm de annis 1590 et 1591 gemacht"..

Schließlich finden sich in den Fuggerzeitungen schon allerlei Illustrationen: Handzeichnungen, Kupferstiche und Wasserfarbenmalereien und eine Karte des Flußlaufs der Seine bei Rouen, die dazu gehörige Berichte veranschaulichen und verdeutlichen.

Sonach ist in den Fuggerzeitungen alles vertreten, womit uns viele heutige Zeitungen verwöhnen und was wir jetzt von allen Zeitungen und Zeitschriften von einiger Bedeutung verlangen. Alle von mir angeführten Beispiele ließen sich z. T. durch viele hundert weitere ergänzen.

Streiflichter.

Vernunft wird Unsinn. Irgendeine „zuständige" Stelle hat etwas vom Ausverkauf Deutschlands an das valutakräftige Ausland läuten hören. Etwas spät allerdings, etwas zu spät, denn der Ausverkauf ist inzwischen erfolgt, und die Bestände sind geräumt. Die „zuständige" Stelle aber hielt scharf Ausschau, ob nicht doch noch irgend etwas da sei, dessen Ausfuhr verboten werden könnte. Sie entdeckte — das deutsche Buch. Flugs wurde dessen Ausfuhr wenigstens nach Möglichkeit erschwert. Das könnte eben noch Sinn haben, soweit es sich auf Büchereibestände von wissenschaftlichem Sonderwert handelt, die für unsere Wissenschaft bei ihrem jetzigen materiellen Elendsstand nicht mehr zu ersetzen wären. Hier schlägt aber die Vernunft in Unsinn um, nämlich in eine Verhinderung der Buchausfuhr überhaupt, die einer der wenigen Werte ist, die wir dem Ausland überhaupt noch zu bieten haben. Rohmaterialien spielen hierbei so gut wie gar keine Rolle; wir führen hier geistige Arbeit aus und nehmen dafür Geld ein. Materiell also das denkbar günstigste Geschäft. Wichtiger dabei aber noch die moralische Bedeutung des Wiederausströmens deutscher Geisteswirkung in die Welt. Der deutsche Geist ist jahrelang planmäßig so beschimpft und verleumdet worden, daß er's bitter nötig hat, seinen Ruf in der Welt wiederherzustellen. Wie soll das möglich sein, wenn das Werkzeug, die Waffe des Geistes durch lächerlich gehandhabte Buchausfuhrverbote an der Grenze festgehalten wird? Das läuft wirklich auf eine geistige Selbstbelagerung hinaus und macht jede Vernunft des wirtschaftlichen Gedankens der Ausfuhrbeschränkung zum Unsinn. Für das deutsche Buch muß die Losung heute mehr als je sein: Hinaus in die Welt!

Wer ist Isidor? Wenn heute ein Vortragskomiker auf der Variétébühne einen jüdischen jungen Mann charakterisieren will, so gibt er ihm mit ziemlicher Sicherheit den klangvollen Namen Isidor. Wohl kaum würde es ein deutscher Vater heute noch wagen können, seinen Sohn Isidor zu nennen; er würde ihn damit unverdienter Lächerlichkeit preisgeben. Und doch hat dieser Name mit dem Judentum an sich durchaus nichts zu tun. Er stellt vielmehr eine außerordentlich interessante Erinnerung an einen vorübergehend von der sterbenden Antike aufgenommenen Kult dar. Bekannt ist es, daß verschiedene Kirchenväter und Päpste diesen Namen geführt haben; bekannt sind die vielberufenen pseudoisidorischen Dekretalien, die eine Grundlage der geistlichen Herrschaft der Päpste darstellten und die auf Isidorus von Sevilla zurückgingen. Aber woher dieser Name?

Als der heidnische Götterhimmel sich entvölkert hatte, als der Götterkult in Rom zu reinen Äußerlichkeiten verflacht war, begann sich das religiöse Bedürfnis der Römer in die orientalischen Mysterienkulte zu versenken. Mit der Aufnahme der ägyptischen Kulte, des syrisch-babylonischen Baal- und Astartedienstes, der phrygischen Kybele-Mysterien, des persischen Mithra-Dienstes in die römische Kulturwelt entstanden diesen Gottheiten des Orients im Bannkreise Roms Altäre und Tempel. Die Ruinen eines Isistempels sind uns in Pompeji erhalten und darin die Vorrichtungen, der gläubigen Menge einen raffinierten Priesterbetrug vorzuführen. Mit dem Kult dieser ägyptischen Gottheit Isis bürgerte sich unter ihren Anhängern der Brauch ein, Kinder als ein Geschenk der Isis zu benennen. Denn nichts weiter bedeutet der Name, nach dem griechischen Worte doron = Geschenk, wie Theodor = Geschenk Gottes. Dieser Name ist dann ohne Bedenken und wohl ziemlich gedankenlos von der christlichen Kirche übernommen worden. Er und die Ruinen des Isistempels in Pompeji sind gewissermaßen die letzten Erinnerungen daran, wie das sterbende Heidentum zur Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses nach allerhand fremden Kulten griff, ähnlich wie es heute in Deutschland Buddhistengemeinden gibt. Bis dann schließlich seltsamerweise dieser Name von unseren jüdischen Mitbürgern okkupiert wurde, so daß er heute vielfach, aber ganz mit Unrecht, als ein spezifisch jüdischer Vorname gilt. —ra—

„Es kommt die Zeit . . ."

(Deutsche Seeoffiziere leben als Fischer in unseren Küstendörfern.)

Wir pflügten das Meer im Eisenschiff,
Wir fahren zur See jetzt im schwanken Kahn.
Uns schirmte ein Panzer vor Sturm und Riff.
Uns trägt und schirmt jetzt ein hölzerner Span.
Doch die See ist weit, und die See ist stark,
Und sie hält die Seelen uns stark und weit,
Und sie singt uns hinein in Blut und Mark:
„Es kommt die Zeit! Es kommt die Zeit!"

Uns dienten die Häfen der ganzen Welt,
Jetzt stellen wir Netze zum Fischen aus,
Wir lachten einst über Gut und Geld,
Jetzt fehlt das tägliche Brot im Haus.
Aber harte Arbeit zeugt harte Hand,
Eine Hand, zum schwersten Werk bereit,
Und kehren wir leeren Bootes zum Land — —
„Es kommt die Zeit! Es kommt die Zeit!"

Einst haben viele mit uns gelacht,
Sie schlafen da unten, ihr Mund ward stumm
Doch treibt unser Boot durch die Nebelnacht,
Dann geht ein Raunen im Dunkel um:
„Ihr seid die Erben von unserm Tod.
Unsre Braut, die See, hat der Feind gefreit.
Ihr sollt sie lösen aus Schmach und Not
Es kommt die Zeit! Es kommt die Zeit!"

S. Kloeres

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Die Mode des Winters.

Abb. 115. **Mädchenkleid mit Samtjäckchen.** Zur Herstellung des auch für kleinere Mädchen recht niedlichen Anzuges war zu einem schottisch-karierten Rock ein braunes, mit den Karos übereinstimmendes Samtjäckchen gewählt, das durch eine Ansteckrose aus Stoff belebt wurde. Im Rücken geschlossen und lose gehalten, hat das Jäckchen einen viereckigen, kragenlosen Ausschnitt und verbreiterte Schultern. Diesen ist der lange, enge Ärmel glatt angesetzt. Das karierte Röckchen ist in Reihfalten einem Futterleibchen angesetzt. Der zur Anfertigung dieses, eines künstlerischen Einschlages nicht entbehrenden Anzuges erforderliche Schnitt ist in 28, 30, 32, 34 Zentimeter halber Oberweite zu 2 M. vorrätig.

Abb. 116. **Kittelkleid mit Buntstickerei.** Lindener Samt in einem dunklen Maulwurfsgrau ergab das Material zu dem vornehmen Kittelkleide, das durch eine leichte, farbige Wollstickerei in Kupfer, Creme und Fahlblau belebt wurde. Das schlank und grade herabfallende lose Kleid wird durch einen schmalen Samtgürtel in der Taille leicht zusammengehalten. Bemerkenswert ist der tiefe, spitze Ausschnitt, den teilweise ein besticktes Latzteil füllt. Den viereckigen Ausschnitt begrenzt nach hinten ein hochstehender Kragen, an dessen Stelle auch ein Matrosenkragen treten kann, da ein solcher dem Schnittmuster beiliegt. Der stark verbreiterten Schulter ist der unten weite und offene Dreiviertelärmel glatt angesetzt. Nach unten fällt das Kleid ziemlich glatt aus. Sein Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. und die Vorzeichnung zur Stickerei zu 2,50 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,30 Meter.

Abb. 115. Mädchenkleid mit Samtjäckchen.

Abb. 116. Kittelkleid mit Buntstickerei.

Abb. 117. Tanzkleid für junge Mädchen.

Abb. 118. Kittelkleid mit tiefem, spitzem Ausschnitt.

Abb. 117. **Tanzkleid für junge Mädchen.** Das jugendliche Kleidchen zeigt zu einem zartrosa Seidenrock eine weiße, rosa und grün bedruckte Schleierstoffbluse, die ein schwarzes Samtband im Taillenschluß zusammenhält. Die ziemlich glatte Bluse hat einen kragenlosen Querausschnitt und Rückenschluß. Das kurze Ärmelchen, unter dem ein zweites Seidenärmelchen hervorfällt, ist angeschnitten. Recht flott wirkt der leicht faltige Schoß durch seine ungleiche Länge. Er ist an der rechten Seite bedeutend länger als an der linken geschnitten, was sich auf der Rückseite wiederholt. Der schlank herabfallende Seidenrock ist in dichtes Plissee gebrannt, das unten leicht ausspringt. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der der Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,10 Meter für Größe 40, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 1,75 Meter für Größe 96.

Abb. 118. **Kittelkleid mit tiefem, spitzem Ausschnitt.** Dunkelblaue Gabardine ergab das Material zu dem schönen Kittelkleide, dessen Ausputz in weißer Seide mit brauner Pelzrollierung bestand. Das lose Kleid fällt schlank herab und wird durch einen schmalen Lackledergürtel leicht zusammengenommen. Die durchgehende Vorderbahn wird zu beiden Seiten von den gereihten Rockteilen begrenzt, die sich in Hüfthöhe ansetzen. Das Leibchenteil zeigt einen sehr tiefen Ausschnitt, den teilweise ein Latzteil aus weißer Seide füllt. Ein weißer Seidenkragen, über dessen Enden der Gürtel hinweggreift, begrenzt den Ausschnitt. Den langen, schlanken Ärmel besetzt ein Aufschlag. Schnitt vorrätig in 40, 42, 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 3,40 Meter.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 115 bis 118 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Der Kongreß der Hausfrauen * Von Emma Stropp.

Es dürfte bekannt sein, daß vor einiger Zeit eine kartellmäßige Vereinigung der beiden großen Hausfrauenverbände der Stadtfrauen und Landfrauen herbeigeführt wurde, die nunmehr unter der Bezeichnung „Berufsorganisation der deutschen Hausfrauen" die geschlossene und einheitliche Vertretung und Förderung der Hausfrauenangelegenheiten übernommen hat. Welch hohe Bedeutung diesem Zusammengehen beizumessen ist, bewies die erste Arbeitstagung, die vom 23. bis 25. November in Berlin stattfand und Vertreterinnen der Hausfrauenvereine des ganzen Reiches zu gemeinsamer Beratung der zurzeit wichtigsten, mit dem Hausfrauenberufe zusammenhängenden volkswirtschaftlichen, sozialen und Bildungsfragen zusammenführte. Unter der wechselnden Leitung der beiden Vorsitzenden der Verbände, Frau Voß-Zietz und Frau Boehm-Lamgarben, wurde die Tagung mit einer großzügigen Darlegung der gegenwärtigen Wirtschaftslage in ihrer Bedeutung für die Einzelhaushaltungen eröffnet, in welcher die Referenten, der Stadtverordnete von Eynern und Dr. Käthe Kalisky, Berlin, gestützt auf ein reiches Zahlenmaterial, die in einem solchen Umfang in der Weltgeschichte noch nie dagewesene Preisrevolution und ihre Ursachen beleuchteten. Dr. Kalisky gab hierbei eine interessante Berechnung bekannt, durch die bewiesen wurde, daß die anhaltenden Lohnsteigerungen eine Besserung der

Digitized by Google

Lebenshaltung nicht herbeiführen könnten, da sich mit ihnen automatisch auch die Preise des lebensnotwendigen Bedarfs erhöhten. Als Beispiel führte sie an, daß nach ihren Berechnungen durch die Lohnerhöhungen aller an der Brotherstellung beteiligten Kräfte der Kaufpreis eines Vierpfundbrotes mit — zwei Mark belastet würde. Beide Redner kamen zu dem Schluß, daß nur eine Vertiefung in der Auffassung der Arbeit, Steigerung des Arbeitswillens und damit der Produktion sowie Sparsamkeit in Staat und Einzelhaushalt eine Besserung der gegenwärtigen Notlage Deutschlands herbeiführen können. Der Einfluß der Hausfrauen müsse sowohl bei den Verwaltungsstellen wie durch ihre Organisationen in den Familien in dieser Richtung zur Geltung gebracht werden. Weitere, von großen Gesichtspunkten ausgehende Anregungen wurden in bezug auf die Preisfestsetzung und Senkung der Verbandspreise in der Erörterung gegeben, ebenso auf die Notwendigkeit hingewiesen, durch geschlossene Ablehnung der fremdländischen Luxuswaren deren Einführung zu vermindern und damit die Valuta zu verbessern. Ganz besondere Anteilnahme fanden die Vorträge der Hausfrauenvertreterinnen im Reichswirtschaftsrat, von denen Frau Kromer-Mannheim, als Referentin, und Frau Charlotte Mühsam, in der Aussprache, ein Bild des Aufbaus und der Gliederung dieses Wirtschaftsparlamentes gaben und über ihre Mitwirkung an dessen Beratungen und Entschlüssen berichteten. Bisher sind allerdings nur fünf Frauen unter 326 Mitgliedern in ihm vertreten, außer den beiden Genannten die Beauftragten der beiden Hausangestelltenorganisationen, die übrigens auch auf dieser Tagung ihren Standpunkt zur Hausangestelltenfrage klarzulegen Gelegenheit hatten, und eine Vertreterin der weiblichen Handels- und Bureauangestellten. Es wurde allgemein als notwendig erkannt, auch den Landfrauen Sitz und Stimme im Reichswirtschaftsrat zu geben, wie überhaupt die Zahl seiner weiblichen Mitglieder zu erhöhen. Da die derzeitige Verfassung dieser wirtschaftlichen Spitzenorganisation noch nicht endgültig festgelegt ist, dürfte eine vermehrte Zuziehung von Frauen nicht ausgeschlossen sein. Aus ihrer Einzelarbeit und ihren persönlichen Erfahrungen berichtend, betonten beide Rednerinnen, daß die wirtschaftspolitische Bildung der Frauen, bisher leider vernachlässigt, nunmehr in vollem Maße von den Hausfrauenvereinen aufgenommen werden müsse, denn nicht nach Gefühlen dürfe man reden und handeln, jede Eingabe, jede Wunschäußerung müsse sachlich und in ihren Zusammenhängen mit der allgemeinen Volkswirtschaft durchdacht und begründet werden, bevor sie in der Öffentlichkeit erörtert oder den zuständigen Behörden vorgelegt werden könnte. — Bei der Darstellung der Hausangestelltenfrage vom Standpunkt der städtischen und der ländlichen Hausfrauen, Frau Gerhard Altenburg und Gräfin Keyserlingk, und dem der Hausangestellten, Frau Kähler und Fräulein Filling, kam es zu wiederholten erregten Zwischenrufen, da die Vertreterin des Zentralverbandes der Hausangestellten ihren Ausführungen eine scharfe Zuspitzung gab, die Unwillen hervorrufen mußte. Die Hausfrauenvertreterinnen dagegen sprachen in durchaus versöhnlichem Geist, lehnten jedoch die Auffassung, daß das Verhältnis von Hausfrau zu Hausangestellten gewerblicher Art sei und Bindungen auf dieser Grundlage zu schaffen wären, auf das entschiedenste ab. Die Zeiteinteilung der Hausangestellten könne gleichfalls nicht verpflichtend festgelegt werden. Sie standen weiter auf dem Standpunkt, daß bei der Entlohnung die Sachbezüge zum Selbstkostenpreise einzustellen seien, was die sozialdemokratische Rednerin später, diese Sachbezüge mit 10 M. täglich berechnend, auch zugab, und sie betonten, daß sozialer Geist besser als alle abgrenzenden Vorschriften die Gegensätze überbrücken würde. Diesen Geist zu wecken und zu pflegen, möge das Bemühen der Hausfrauenvereine sein. Einheitstarife für das Reich aber seien, da ihnen großstädtische Verhältnisse zugrunde liegen, ebenso abzulehnen wie ein Übermaß von Zentralisation, durch das die örtlichen Verhältnisse unberücksichtigt bleiben würden. Nachdem zwei Juristinnen, Dr. Meyer und Dr. Berent, die Rechtsentwicklung in bezug auf die Hausfraueninteressen und auf die gesetzlichen Grundlagen des Hausangestelltenverhältnisses dargelegt hatten, wandte sich die Tagung der Behandlung der wichtigen Frage der Ausbildung für den häuslichen Beruf zu. Die Referentin im Ministerium für Handel und Gewerbe Fräulein Albrecht machte dabei die gewiß viele Kreise enttäuschende Mitteilung, daß die geforderte Einführung des „weiblichen Dienstjahres" unmöglich sei, da die Kosten hierfür unerschwinglich wären.

Frau Boehm-Lamgarben empfahl die Einrichtung von Volksschulheimen nach dänischem Muster, Fräulein Reinhold-Pankow berichtete über die Hausbeamtinnen und den Heimchendienst, und Frau Reuter-Dresden regte die Einführung von Hausangestelltenschulen an.

Schluß des redaktionellen Teils.

Unsere Postabonnenten

bitten wir, die Bestellung auf das neue Vierteljahr freundlichst umgehend aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Beschwerden über unregelmäßige Lieferung sind ebenso wie die Bestellungen direkt bei der Post einzureichen.

Materna

Aus schlummernden Roggenkeimen bereitetes

Eiweiß-Phosphor-Vitamin-Kräftigungsmittel

Für in der Ernährung Zurückgebliebene, Nervöse, werdende und stillende Mütter.

Man verlange Zusendung von ärztlichen Gutachten.

Dr. Klopfer-Kindernahrung

Nährsalzreicher Milch-Zusatz für Säuglinge
Diät-Speise für Erwachsene

Man verlange kostenfreie Zusendung der Druckschriften über Dr. Klopfer-Kindernahrung und des Kochbuches für Haferspeisen.

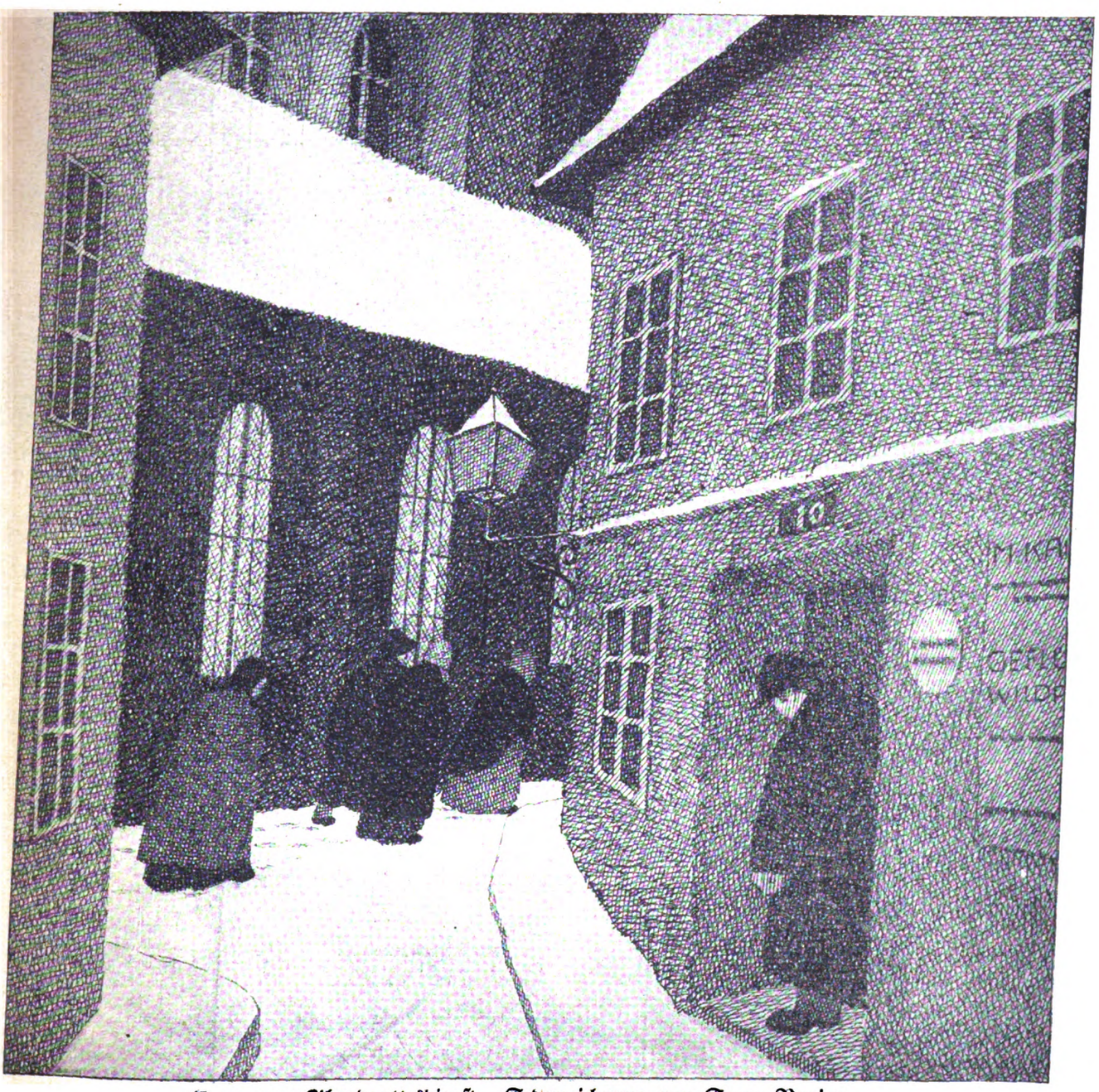
Dr. Volkmar Klopfer, Nährmittelwerk, **Dresden-Leubnitz.**

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 51 Wöchentlich 1,25 Mark

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Gartenlaube



Gang zum Abendgottesdienst. Federzeichnung von Franz Burian.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger GmbH. Leipzig.

Printed in Germany

Digitized by Google

Pluvius

Jst Dir Dein Gut und Leben teuer?
Schütz es durch „Pluvius" vor dem Feuer!

Zuverlässigster Handfeuerlöscher für den Laien

Pluvius-Feuerlöscher-Gesellschaft m. b. H. ★ Charlottenburg 2 ★ Gegr. 1905

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen.

Krafthaarwasser „Habyl"
anerkannt, erfolgreich gegen
Haarschwund
Haarausfall
Schinnen :: Kopfjucken
kräftigt und erhält.
Mit u. ohne Fettgehalt, gr. Fl. M. 19,75. Überall erhältlich oder direkt beim Fabrikanten
François Haby,
Berlin 10 W 56, Oberwallstr. 19
Bei Vorausbezahlung auf mein Postscheckkonto Berlin 3043 franko Zusendung.

Frohberg & Co. Gera-R 7
Froco-Kinder-Betten
aus Holz in bester nieder Lackierung in gerader und gebogener Form
sind außerordentlich preiswert u. vornehme Fabrikat gesetzlich geschützt

„Z. Z. Orthone"
D. R. Patent.
Neuester Brusthalter.

Wunderbarer Erfolg, besser als Trikot und Gummi. Ärztl. als das Beste erklärt, was es gibt. Man achte genau auf die Marke. Zu beziehen durch Korsett-, Weißw.- u. Modew.-Geschäfte. Bezugsquellen weisen gern nach die alleinigen Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt (Württbg.)

Briefmarken, Kriegsnotgeld.
Preisliste franko.
Bruno Hofmann,
Leipzig 9, Nürnberger Str. 8.

Fabelhaft! ist es, welch **jugendliches Aussehen** Sie gewinnen, wie **Mitesser, Runzeln** u. a. schwinden nach Anwendung von **Hiawatha-Creme** die sich **jedermann leicht selbst herstellen kann.** Gen. Anweis. gegen 5 Mk. Nachnahme von
Rezept-Verlag, Dessau-Anhalt 6.

Wasserscheue Menschen
meiden die Kopfwäsche und wissen allerlei dagegen einzuwenden. Es ist aber wissenschaftlich festgestellt, daß eine sorgfältige Reinigung der Kopfhaut die Grundbedingung für die Erhaltung eines guten Haarwuchses ist. Die Kopfhaut ist der Ausgangspunkt sowohl der den Haarwuchs fördernden wie der ihn beeinträchtigenden Einflüsse, und allein auf der Gesundheit der Kopfhaut beruhen Reichtum und Schönheit des Haarwuchses. In der zweckmäßigen Ernährung der Kopfhaut nimmt die Reinlichkeit und der durch das regelmäßige Waschen bedingte Anreiz zur Belebung der Blutzirkulation die erste Stelle ein. Ohne Kopfwäsche ist eine zweckmäßige Reinigung und Pflege der Kopfhaut nicht denkbar und ohne „Schaumpon" wiederum keine vollendete Kopfwäsche. Jetzt wieder überall erhältlich. Echt nur mit dem schwarzen Kopf!

Mingol-Tabletten
schützen vor **Husten,**
Heiserkeit und Erkältung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.
Fabrik H. von Gimborn, Akt.-Ges., Pharm. Abtlg., Emmerich a. Rhein

Carl Schiffmann, Rügenwalde,
Pommersche Fleischwaren- u. Konserven-Fabrik
Spezialität:
Rügenwalder Cervelatwurst

„Wer schaffen will, muß fröhlich sein!" (Th. Fontane.)
Ihre Sorgen vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten
Meggendorfer-Blätter
dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.
Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12.60. Einzelne Nr. Mk. 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag der Meggendorfer Blätter, München

Kriegs-Briefmarken

7 Sarre I. Ausg. 13.50	20 Liechtenstein 10.75	10 Plebis. O.-Schl. 7.50
15a. Monten. 7.50	8 Russ. Südw. Arm. 12.50	11 Plebis. Schlsw. 9.50
3 Kowno .. 4.75	36 Deutsch. Kol. 31.—	9 Thurn u. Taxis 15.—
3 Riga Befr. 3.75	7 Lettl. Befr. u. Jub. 22.50	6 Polen Reichstag 7.—
100 verschied. Kriegsmarken 22.50		300 verschied Kriegsmarken 225.—
200 verschied. Kriegsmarken 90.—		500 verschied. Kriegsmarken 480.50

Max Herbst, Markenh., Hamburg S.
Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** kostenlos

Unreiner Teint,
Mitesser, Hautflecken, Pickel usw. verschwinden nach kurzem Gebrauch der weltbekannten **Puttendörfer's**
Schwefelseife.
Seit fast 70 Jahren erprobt und den wissenschaftlichen Forschungen folgend, stetig weiter vervollkommnet, ist diese Seife infolge ihrer einzigartigen Zusammensetzung aus den edelsten Rohstoffen unstreitig **die beste Toiletteseife der Gegenwart.** Tausende von Anerkennungsschreiben beweisen den beispiellosen Erfolg!
Alleinige Fabrikanten:
F. W. Puttendörfer G. m. b. H., gegr. 1855,
Seifenfabrik, Berlin S. 59. — Erhältlich in allen Apotheken, besseren Drogerien, Friseur- und Seifengeschäften. Man schütze sich vor wertlosen Nachahmungen durch ausdrückliches Verlangen der **Puttendörferschen Schwefelseife. – Nur echt mit der „Putten-Marke"!**

Für die Festtage empfehlen
ab Kellerei Trier
bestgepflegte Qualitätsweine
der Mosel, Saar und Ruwer
von ab Mk. 13,50 p. Flasche,
ab Kellerei Bingen
des Rheines, der Pfalz und Nahe
von ab Mk. 15.— pro Flasche.
Glas und Kiste leihweise *Steuer extra.*
St. Matheus Edelsekt Saarriesling schäum. Canzemer, Ayler Mk. 40 p. Fl. — Original-Bordeauxweine, Liköre, Spirituosen.
Man verlange Preisliste.
MATHEUS SCHMIDT & CO.,
Hofweinkellereien, Trier a. Mosel.

6000
aufklärende Schriften gratis. Porto erwünscht, jedoch nicht unbedingt verlangt. Aufklärende Broschüre gegen M. 2.— in Marken oder Papiergeld frko.
Rad-Jo Versandgesellschaft
Hamburg 40 + Radjopolthof
Rad-Jo ist erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reform- u. Sanitätsgeschäften.

Gehör-Öl!
bestbewährt gegen Ohrensausen u. Schwerhörigkeit.
1 Fl. M. 10.— frei Nachnahme. Prospekt gratis.
Laborant K. Bosbach, Hilden 2. (Rhld.)

Leiden Sie an Schlaflosigkeit?
Schlaflosigkeit ist fast immer das Zeichen eines allgemeinen Kräfteverfalls. Deshalb darf man nicht die Schlaflosigkeit selbst mit irgendwelchen schädlichen Mitteln bekämpfen, die wohl zunächst eine betäubende Wirkung haben, aber das Leiden selbst nur verschlimmern. Es gilt, das Leiden an der Wurzel zu packen. Dem Körper, der unter der mangelnden Ernährung seine Kräfte verlor, muß man die unbedingt nötigen Nahrungsstoffe in leicht assimilierbarer Form verabreichen. Dann schwindet die Schlaflosigkeit von selbst. In vielen Tausenden von Fällen hat sich gegen die Schlaflosigkeit **Sei** bewährt. Es führt dem Körper die verbrauchten Stoffe in genügendem Maße wieder zu. **Sei** ist außerordentlich wohlschmeckend, absolut unschädlich und wird selbst vom sehr schwachen Magen angenommen. Es ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig, bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

PLÄTTET NUR MIT DALLI GLÜHSTOFF!
DGGD
SPART KOHLEN GAS ELEKTRIZITÄT!

Digitized by Google

Nr. 51 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

7. Fortsetzung.

Solche Massen schwarzgekleideter Menschen hatte man in Lülsbruch noch nicht gesehen, wie um die Mittagstunde des Tages, da Ebelowen begraben werden sollte. Vor allen Häusern sah man sie stehen, und auf allen Wegen kamen immer noch mehr nach Lülsbruch herein. Die Straße vor dem Schäferhof war schwarz von Menschen; das Haus füllte sich mit Trauergästen. In seinem größten Zimmer hatten sie den Pfarrer Ebelowen eingesargt. Dort saß Thele still und bleich und aufrecht, zugereiste Verwandte um sie her; dort traten die namhafteren Trauergäste zu ihr, gaben ihr die Hand und zogen sich dann still ein wenig zurück.

Krischan Henike war als einer der ersten gekommen. Vor dem stillen Trauerbild, vor dem Mädchen Thele hatte er seinen alten Kopf gebeugt; dann stand er steif an der Wand und sah wie zornig um sich, wie zornig über die Menschentorheit, die solche Feste der Trauer anrichtet. Es kamen die Presbyter Appenteker und Lindemann und ihre Weiber; es kamen Simon Rosenplüt und David Duster mit den ihren. Dann kam der alte Scherer. Er stand vor Thele und sah auf Ebelowens Sarg, schüttelte den Kopf und fuhr sich über die Augen. Thele stand vor ihm auf, gab ihm mit beiden Händen den Druck der seinen zurück; der Alte stellte sich hinter sie, aufrecht und straff; seine buschigen weißen Brauen loderten über seinen Augen wie weiße Flämmchen.

Der alte Pfarrer Andreas Muffel von Hückeswagen kam, der mit dem grimmigen Gesicht und dem störrischen, ausgeschnittenen Bart; mit ihm der schlotterige Johannes, der Helfer Kuchenmeister von Gottesgrab. Dann nacheinander der Vikar Kellerknecht, der Pfarrer Zapfenmacher von Biesenberg und viele geistliche Herren aus weitem Umkreis.

Die Neugläubigen versammelten sich um ihr Pfarrhaus und ihre Kirche, um sich hier dem Trauergeleite anzuschließen. Seine Presbyter waren wieder oben in Leubings Arbeitszimmer um ihn versammelt. Sie saßen still wie Holzbilder an den Wänden entlang. Leubing hinter seinem Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Endlich richtete er sich auf und sagte: „Ich habe mir 's hin und her überlegt. Ich komme zu dem Schluß, es zu tun.“

Die Hennes, Kagerer, Frickinger sahen ihn fragend an.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich will es doch tun, will selber zum Trauerhaus gehen und ein Wort sagen, für mich und für uns.“

Eine Pause. Dann Jakob Hennes: „Es wird gut sein, wie Sie's machen, Herr Pfarrer.“ Niklas Kagerer und ein paar andere nickten dazu.

„Ich meine, wir sollen uns auch nichts vergeben,“ sagte der breite Frickinger, „man möchte es uns falsch auslegen.“

„Falschen Auslegungen werden wir immer ausgesetzt sein,“ erwiderte Leubing, „ich für meine Person möchte hingehen; für die Gemeinde ersuche ich um eure Zustimmung. Es ist mir das Menschlich-Natürliche, und es scheint mir auch das Kluge.“

Die meisten von den Männern stimmten dem zu. Der breite Frickinger schwieg. Johann Unverdrossen wandte noch ein, es möchte unrecht sein, den Pfarrer allein gehen zu lassen. Die Straße sei voll aufgeregter Menschen; gerade die raschfahrigen jungen Burschen darunter. Man habe gehört, wie der starke Bastian gestern geredet habe; andere hätten ebenso und noch anders gesprochen und gedroht.

Da tat Leubing Einspruch. Er habe ohnehin sich etwa den Jakob Hennes zum Begleiter erbitten wollen; aber jetzt müsse er darauf bestehen, allein zu gehen. Er verließ rasch das Zimmer und ging ein paar Augenblicke später schon die Straße entlang, mit

Marterl im Gebirge.
Radierung von Hanna Müller-Fürer.

Digitized by Google

erstaunten Blicken von den Leuten erkannt und verfolgt. Als er aus der nächsten Nähe seines Pfarrhauses war, standen links und rechts des Weges in Gruppen die Altgläubigen, je näher dem Schäferhof, desto dichter und zahlreicher. Die grüßten ihn nicht. Er mußte mehrmals seinen Schritt hemmen, da man ihm nur langsam und zögernd den Weg frei gab. Zuletzt sperrte ihm ein Haufe Burschen die Straße, voran Bastian Wilmsen. Vor dem blieb er stehen und wartete, daß er ihm Raum gebe. Aber stöckisch und störrisch blieb der Bursche vor ihm hingepflanzt; neben und hinter ihm die andern. Als Leubing zur Seite ausweichen wollte, sperrten sie die ganze Breite des Weges. Da trat er wieder an den starken Bastian heran und sagte:

„Macht mir Platz! Dies ist keine Stunde zu Scherzen. Wenn's aber Ernst sein soll, ist's ein sehr törichter Ernst. Ihr glaubt hiermit euren Pfarrer Ebelowen zu ehren. Darin ist *etwas*, das *mir* gefällt. Aber *ihm* würde es sehr schlecht gefallen, sich *so* durch euch geehrt zu sehen. Daher werdet ihr jetzt den Weg freigeben, und du, Bastian Wilmsen, zuerst, weil du am wenigsten hier wirst tun wollen, was der Pfarrer Ebelowen dir schelten würde. Tu nicht dir selbst und ihm zu nahe!"

Dabei rührte Leubing leicht an die Brust des Burschen, und unter seiner leichten Berührung wich der starke Bastian zurück und zur Seite und die anderen mit ihm. Als Leubing nun an ihnen vorüberging und wie dankend ihnen zunickte, nahm der starke Bastian den Hut vor ihm ab, und all die anderen nahmen den Hut vor ihm ab, und er ging grüßend durch die Menge.

Eben waren auch die Pfarrer Prechtel von Amselberg und Breiter von Gummersbach im Trauerhaus angekommen, die es übernommen hatten, Ebelowen zu beerdigen. — Nach ihnen trat Leubing in das große Zimmer, wo Thele neben ihres Vaters Sarg saß und die Trauergäste gedrängt ringsum standen.

Niemand trat ihm entgegen. Alle waren durch sein Erscheinen überrascht; keiner fühlte sich berufen, diesen Gast hier zu begrüßen. Leubing selbst sah sich nicht ohne Befangenheit dieser allgemeinen Zurückhaltung gegenüber. Er stand einen Augenblick unschlüssig; dann ging er langsam auf Thele zu. Der alte Scherer war hart neben diese getreten, wie um sie zu schützen. Da erst sah sie auf und erblickte den unerwarteten Gast. Auch sie erstaunte, erschrak; aber nicht unfreudig. Sie blieb unbewegt; aber ihre Blicke weiteten sich Leubing entgegen. Sie fühlte den Ring von Abweisung, den die anderen um ihn bildeten. Da stand sie auf und grüßte ihn. Der alte Scherer wich scheu hinter sie.

Leubing erfaßte Theles Hand; sein Gesicht war bleich. Ihre Blicke begegneten sich und hielten einander eine Weile stand, als ihre Hände schon auseinandergegangen waren.

„Es hat mich hierher gezwungen, Fräulein Ebelowen", sagte er mit gedämpfter Stimme, deren Erregung er nicht zu unterdrücken vermochte; „aber welches Wort ziemte sich hier von mir zu Ihnen und vor ihm? Muß ich noch sagen, daß dies das Schwerste für mich war? Muß ich — vor Ihnen — mit Worten für meine Gemeinde zeugen? Ich habe keinen Mann höher achten lernen als diesen. Ich werde um kein Leben tiefer trauern als um dieses. Ich danke Ihnen, daß Sie mich hier gegrüßt und nicht verwiesen haben." Seine Stimme sank ganz: „Ich hatte es zwar so erhofft. Aber ein solcher Überfall und Übersturz von Schmerz konnte auch *Sie* verwirrt haben. Ich danke Ihnen um so tiefer."

Thele sagte kein Wort; aber indes ihre Augen sich verdunkelten, lächelte ihr Mund fast ein wenig. Leubing trat in den Kreis der Leidgäste dahin, wo seine geistlichen Amtsgenossen beieinanderstanden.

* * *

Der kleine Peter Ebelowen war der alten Lise Appel anvertraut. Sie sollte ihm Freiheit zum Spielen lassen, ihn nur dem Totenzimmer und den Düsterkeiten des Leichenbegängnisses fernhalten. Das Tor zu dem Hof zwischen dem großen Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden war abgeschlossen. Der Junge durfte in dem Hof spielen, indes Haus und Straße von der schwarzen Menge erfüllt waren. Lise Appel saß in ihrem schwarzen Kleide auf der Treppe zur Hintertür des Hauses und sah dem Jungen zu, der planlos hin und her spielte.

Lise Appel war's übel zumute. So unerhörte Dinge hatte sie in Lülsbruch noch nicht erlebt und war doch nun bald sechzig Jahre alt. Ach, ihr war's leid um den Toten, den sie nur als einen unerschütterlich freundlichen Mann erfahren und den sie als einen über all ihr Begreifen gewaltigen Mann gescheut hatte. Ihr war's leid um sich selber und um die Lülsbrucher, daß sie so etwas erleben mußten. Ihr war's leid um Thele, über die dies schwere Unheil hereingebrochen war. Aber in all dem Mitleid regte sich bei Lise Appel ein leiser Groll gegen Thele. Wie kam sie, die Tochter dieses Vaters, auch dazu, alten Brauch lässig zu behandeln? Unheimlich war der alten Lise Theles ganze Haltung in diesen Tagen; diese Ruhe, diese Stille, diese immer wieder lautlos sich zusammenraffende Besonnenheit. Als Lise Appels Sohn starb, da hätte einer die unglückliche Mutter sehen sollen. *Ein* Schreien, *ein* Weinkrampf, *ein* wütendes Zetern gegen den Tod und das Schicksal. So hatte man's gehalten in Lülsbruch, solange sie, Lise Appel, denken konnte. Jedes rechtschaffene Frauenzimmer hielt es so, damit die Menschen sie nicht etwa für herzlos und steinern hielten. Nun brach Thele Ebelowen solchen ehrwürdigen Brauch, der ihr nach Lises Gefühl ein Recht und eine Pflicht gewesen wäre. In anderen Stücken war sie nicht minder lässig gewesen. Seit fünfundzwanzig Jahren war Lise Appel in Lülsbruch Leichenfrau und wußte, was da rechtens war. Ordentlich und anständig gekleidet wollte ein ehrlicher Lülsbrucher im Sarg liegen. Thele hatte sie ja auch so weit ordnen und machen lassen, daß der Pfarrer Ebelowen in einem ordentlichen schwarzen Anzug auf dem Totenbett lag. Aber als Lise sich alle Mühe gab, um ihm die Stiefel anzuziehen, und als sie sich dabei fast in Schweiß gearbeitet hatte, da hatte mit einmal Thele ihr und ihrer Kameradin gesagt: „So laßt ihn doch in Strümpfen tot sein." Das war Lise durch und durch gegangen. Aber als sie und ihre Kameradin, die alte Salomea Thiel, die doch nun schon seit mehr als dreißig Jahren Leichenbesorgerin war — als sie sich zuerst mit Schweigen, dann mit beredten Vorstellungen einer so unerhörten Zumutung widersetzten und von neuem alle Kraft aufboten, um die störrischen Stiefel und die störrischen Füße und Beine des Toten in Einklang zu bringen, da hatte Thele geradezu Hand angelegt, um die Leichenfrauen an dem zu hindern, was sie seit Jahrzehnten jedem toten Lülsbrucher getan hatten. Lise hatte sich nicht enthalten können, hinterher zu Salomea Thiel bewegliche Klage darüber zu führen, daß ein so braver Mann, ein so rechtschaffener Mann zuerst auf freiem Felde erschossen werde, und daß dann noch die eigene Tochter es ihm antue, daß er strümpfig vor den Herrgott treten müsse. Ein Glück und Segen für Lebende und Tote, daß Lise Appel um den Weg war und sich auf eigene Faust um einiges kümmerte, woran Thele einfach nicht gedacht hatte. Wo wären die Florbänder geblieben und die Taschentücher mit der Zitrone und dem Rosmarinzweiglein für die Sargträger, für Pfarrer und Kantor und für die nächsten Leidtragenden! Als Lise daran erinnerte, hatte Thele erst kaum hingehört, kaum aufgemerkt, worum sich's handle; dann hatte sie den Kopf geschüttelt, dann auf Lises inständiges Drängen sie zu allem bevollmächtigt, was nach ihrer Weisheit nötig und unerläßlich sei. Aber dabei hatte sie fast gelächelt; beim wahrhaftigen Gott, etwas wie Lächeln war

Digitized by Google

über Thele Ebelowens Züge gegangen, als Lise Appel ihr schwor, daß ein Begräbnis ohne Zitronen und Rosmarinzweiglein und frisch gestärkte Taschentücher einfach undenkbar sei in Lülsbruch. Gelächelt bei solchen Dingen. Und war doch ein so rechtschaffenes Fräulein gewesen, solange man sie kannte, und ein so getreues Kind. Lise Appel hätte sich lieber erstickt, als etwas so Bedenkliches, ja Schändliches über die Tochter Ebelowens unter die Leute gebracht. Aber ihrem Polizeidiener, ihrem Klaus mußte sie's doch berichten, daheim und im geheimen, um sich den Seelendruck etwas zu erleichtern. Sie konnte sich das Ganze nicht anders erklären als so, daß Thele Ebelowen von einer Art stillen Wahnsinns befallen war durch den Schrecken über ihr jaches Unglück. Das war ihr auch fast lieber zu denken, als daß die Tochter Ebelowens ernstlich keinen Wert darauf habe legen wollen, für ihres Vaters Begräbnis die nötigen Zitronen zu kaufen. Schon zu Salomea Thiel hatte Lise wegen der Stiefel entschuldigungshalber etwas derartiges angedeutet, und die hatte ihr völlig zugestimmt.

Alle diese Dinge lagen Lisen schwer auf dem Herzen, der Tod Ebelowens und die Lülsbrucher Verwirrung und die Stiefel und die Zitronen. Sie mußte daran innerlich käuen und wiederkäuen und vergaß darüber das Nächste, vergaß jetzt den kleinen Peter, der von einer Ecke des Hofes in die andere spielte, aber ohne rechten Eifer. Jetzt stand er auf der Tenne der offenen Scheune herum, jetzt kam er an die Tür von Velten Eybs Knechtsstube. Er zog an der Klinke; die Tür ging nicht auf. Der Junge zog und drückte wieder. Wieder vergebens. Er trommelte gegen das Holz, wartete und trommelte wieder.

Da ging die Tür auf. Velten Eyb stand mit verstörtem Gesicht in seiner Kammer. Der Junge ging achtlos auf ihn zu. Der Bursche wich heftig vor ihm zurück. Bis in die tiefste Tiefe der Kammer wich er zurück. Dort setzte er sich auf sein niederes Bett und lehnte sich weit gegen die Wand zurück, mit entsetzten Augen auf das Kind starrend, das mit hellem Gesicht vor ihm stand und ihn ansah.

„Na du," sagte der kleine Peter, „du machst ja solche Augen. Hast wohl noch nicht ausgeschlafen? Kennst mich wohl gar nicht mehr. Weißt wohl nicht mehr, wie ich heiße. Hat dich wohl eine Fee verzaubert, daß du's nicht mehr weißt. Denkst vielleicht, ich heiße Rumpelstilzchen?" Und der Junge leierte singend vor sich hin: „Ach wie froh bin ich, daß es niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß."

Der Bursche sah das Kind immer noch stier an, sammelte sich aber ein wenig und sagte stammelnd: „He, Peterchen, bist du's wieder?"

Der Junge kümmerte sich schon nicht mehr um ihn, stöberte in den Ecken der Kammer herum, wo allerhand interessantes Gerümpel lag, und begann mit dem Überbleibsel einer alten Schwarzwälder Uhr zu spielen, das er da fand. Der Bursche sah ihn mit entsetzten Blicken an. Er suchte mit den Augen das Fenster und das Licht und sprach murmelnd: „Das war meine Freude. Und kommt jetzt noch, jetzt noch? Strafe oder Gnade? Gnade für mich? Oder ein Deuter? Oder ein Ruf?"

„Was sagst du, Velten?" fragte das Kind in seiner Ecke, ohne von seinem Spielzeug aufzusehen.

„Nichts, Peterchen," sagte der Bursche erschrocken, „nichts zu dir, Peterchen. Nur so, so für mich hin." Dabei sank ihm die Stimme in brütendes Schweigen, bis er wieder anhob, zu sich zu reden:

„Ist wohl wieder ein Deuter — ein Deuter von oben. Aber was will's sagen? Ist gar dunkle Rede. Macht's gar schwer meinem dummen Kopf. Versteh's nicht. Hatt' mir's schon zurechtgelegt, wie alles kommen soll. Nach der Schrift soll's gehen, nach dem Wort, wie nach der Schnur: Auge um Auge, Blut um Blut! Ha, ich will's nicht weigern. Weiß, wie du mir zugerufen hast, als ich dachte, mich zu verstecken. Weiß, wie du mich branntest, als ich mich verkroch. Wie du mich mit Licht sengtest, als ich ins Dunkle wollte fliehen. Da verstand ich's wieder, was du wolltest: Nicht nur Opfer — auch Sühnopfer.." Der Bursche vergaß die Gegenwart des Kindes; er richtete sich hoch auf und breitete die Hände: „Was schiltst du noch?

Bildnis eines jungen Mädchens. Gemälde von Georg Ludwig Meyn.

Digitized by Google

Was brennst du noch? Hier bin ich und warte. Hier bin ich. Warum kommen sie nicht? Hier bin ich. Blut um Blut! Hier bin ich."

Das Kind in seiner Ecke richtete sich auf. Noch hielt es sein Spielwerk in der Hand, als es sich hell zu Velten wandte, ihn erstaunt ansah und ihn anrief:

„Was sagst du, Velten?"

Diesmal überhörte der die Frage. Er starrte und sprach weiter ins Leere: „Hier bin ich und warte. Schicke die Boten, die mich holen, deine Büttel, deine Richter, die es aufschreiben, die mich zahlen lassen, Auge um Auge. Woran kann ich sie kennen?"

„Ach Velten," rief das Kind ängstlich, „mit wem redest du?"

Der Bursche fuhr zusammen; er sah das Kind an, starrte auf das Bübchen in Schrecken und in Lächeln und redete in tiefer Erschütterung:

„Oh, du bist es, Peterchen, du? Oh, du bist zu mir geschickt? Du rufst mich? Du bringst mich hin? Du selber? He, und weißt du denn, wer ich bin?"

„Velten, Velten", rief das Kind.

„Mein Name! In seinem Mund! In des Kindes! In deinem Mund, Peterchen! Ruf es noch einmal!"

„Velten, Velten!" schrie das Kind.

„Ja, schrei es aus, Peterchen, schrei es aus! Und wer hat dir's gesagt? Und wer hat dir's gewiesen? Wie hat Gott dich geleitet? Und hat dir alles gesagt, alles? Und weißt alles, alles? Und kommst doch zu mir? Ich vergifte nicht deine Augen?"

„Velten, Velten!" schrie das Kind.

„Ja, der bin ich. Aber was ich getan? Ihm und mir und dir! He, dir, Peterchen! Hab's ja müssen, Peterchen, hab's ja müssen! Aber, o du droben, dies war nicht bedacht. War schlecht gemacht, schlecht! Nicht an das Kind gedacht, an das Peterchen. Hättest du davon gesagt, ich hätt's nicht getan, nicht getan, Herrgott. Hast mich darüber blind gemacht. Das war Betrug. Darfst du das, Herrgott?" Der Bursche ward rasend. „Hättest mich darüber nicht betrogen, ich hätt's nicht getan. Um das Kind hätt' ich's verweigert. Aber zu spät, Peterchen, zu spät. Dir hab ich's nicht tun wollen, Peterchen, dir nicht. Darfst mich nicht so ansehen, so nicht. Dir hab' ich's nicht getan, dir nicht." Der Bursche warf sich neben dem Kind auf die Knie und schlug mit den Knöcheln seiner Finger die Erde und wimmerte vor dem Kind wie ein vor Schmerz hilfloses Tier.

„Velten!" schrie das Kind, „was machst du? Hör' doch auf! Nicht solches schreckliche Zeug! Velten, ich fürchte mich, ich fürchte mich." Der Junge fing an bitterlich zu weinen.

Da horchte Velten Eyb auf und ward ganz plötzlich ruhig. „Peterchen," sagte er, „sei auch still! Tu dir ja nichts. War ja dein Kamerad, Peterchen; bin doch immer dein guter Kamerad gewesen. Mußt nicht weinen, nicht vor mir, Peterchen. Tu dir ja nichts, dir ja nicht. Will mit dir kommen, Peterchen, will ganz sanft mit dir kommen. Sollst mich führen, hinführen wie deine kleine Geiß. Will dir noch besser folgen als deine kleine Geiß. Muß dir ja folgen, Peterchen, muß ja. Hat er dich ja geschickt."

„Wer, Velten, wer?"

„Ich weiß schon, Peterchen, ich weiß schon. Ja du, du brauchst keine Gewaltigen und Waffen. Du schickst ein kleines Kind. Das Peterchen schickst du. He, nicht fürchten, Peterchen! Ich will dir schon folgen, Peterchen. Bin ja immer noch dein alter Velten. Will dir folgen. Sollst mich hinführen."

„Wohin, Velten?"

„Zu ihm halt, Peterchen; wie du geheißen bist. Vielleicht kann er's noch hören, daß ich's hab' müssen tun; wär' mir lieb, Peterchen, er könnt's noch hören. Aber schon gut, daß er mich nicht mehr ansehen kann mit seinen Augen. Werden wohl nicht durch den Sargdeckel brennen; will's hoffen. Also zu ihm halt! Und zu Fräulein Thele! Vor der fürcht' ich mich."

„Vor Thele, Velten? Vor Thele braucht sich niemand fürchten."

„Hast schon recht, Peterchen, niemand. Halt nur ich. Daß wir uns nicht verweilen, Peterchen! Daß wir nicht zu spät kommen! Daß er noch hören kann, ich will schon ehrlich zahlen. Daß alles seine Ordnung hat."

Velten Eyb nahm den Jungen an der Hand und ging mit ihm, wie er war, aus der Kammer und über den Hof. Die alte Lise war eben ins Haus gegangen. Velten nahm den schweren Riegel vom Tor und ging mit dem Kind hinaus und rasch die Straße entlang. Als Lise Appel wieder aus dem Haus kam und sich mit ihrem Strickstrumpf wieder auf die Treppe setzte, vermißte sie den Jungen nicht. Sie war zu tief in Gedanken über die Strümpfigkeit des toten Ebelowen.

Hand in Hand mit dem kleinen Peter eilte Velten durch das verödete Lülsbruch und talauf zum Friedhof; barhäuptig waren sie beide von Haus weggelaufen.

„Gehen wir hin, wo Thele ist?" fragte das Kind.

„Ja, Peterchen."

„Und die Leute alle?"

„Ja, Peterchen."

„Das ist gut."

„Soll's werden, Peterchen. Recht und gut soll's werden. Alle sollen's wissen, daß ich's getan habe, und daß es mir schwer aufgelegt war, und daß ich ehrlich zahlen will, damit mir's wieder leichter wird."

„Was meinst du damit, Velten?"

„Nichts für dich, Peterchen. Du kannst es nicht verstehen, bist noch zu klein; bist noch so ein kleiner Kerl. Aber führst mich schon hin; will dir schon folgen. Sie sollen sehen, daß der Herrgott nur ein kleines Kind braucht."

Und er zog den Jungen in ängstlicher Eile mit sich vorwärts.

* * *

Endlos war unter dem Schallen der Glocken Ebelowens Trauergeleite talauf gegangen. Als eine fremdartige Vor- und Nachhut gingen ihm die Sicherheitsmänner aus der Amtsstadt voraus und hinterdrein. In der Mitte des Ortes, beim Pfarrhaus, hatten sich, wie ein zweiter Trauerzug, die angesammelten Neugläubigen, die Gemeinde Leubings, angeschlossen. Auch sie waren von ringsum nach Lülsbruch hereingeströmt. Endlos war der Heerbann dieses Todes talauf gezogen und hatte den Ort leer gelassen. Als der Friedhof sich mit schwarzen Menschenwogen erfüllt hatte, als die Glocken still geworden waren, begingen sie Ebelowens Totenfeier.

Der Pfarrer Breiter von Gummersbach hielt die Grabrede. Er mied, was Geister hätte aufrühren können. Ein ruhig gleitendes, untiefes Gewässer war seine Rede; er hielt sich ans Allgemeine und mied das Besondere. Je stärker die Hörer gespannt gewesen waren, zu hören, was an diesem Grabe über diesen Toten würde zu sagen sein, desto größer war jetzt die Abspannung, und als der Redner noch dazu sich recht in die Breite gehen ließ, entstand bei einem großen Teil der Hörer eine wahre Ermüdung. Viele atmeten erleichtert auf, als diese Rede sich verlaufen hatte, als Gesang der Gemeinde einsetzte und anschwoll und stark über Ebelowens Grab stand. Dann sprach Pfarrer Prechtel das Gebet und segnete den Toten Erde zur Erde: „Von der Erde bist du genommen, zur Erde sollst du gehen, zu Erde sollst du werden. Aber der Herr, dem du gedient hast, wird dich wieder rufen, mit den lichten Geistern an seinem Thron zu stehen. Gehe hin in Frieden! Komm wieder in Herrlichkeit!"

Nun traten die Leidtragenden der Reihe nach zum Grabe; der Küster Anton hielt frische Erde auf seiner

Digitized by Google

Schaufel bereit; nacheinander warfen die Herantretenden jeder drei Hände voll davon auf den widertönenden Sarg. Alles schien vorüber. Da drängte sich der alte Propheter zu dem offenen Grab; er trat hastig auf die aufgeworfene Erde, daß er die Menge überragte; er schüttelte seinen Zottelbart im Wind, warf die Hand in die Luft und fing an zu reden:

„So nicht, so nicht soll es sein! So nicht ist die Rede, die der Herrgott über diesem Grab hören will. Läuten, läuten soll die Rede über diesem Grabe, und wenn die Hohenpriester dünn schwatzen an dieser Grube, so soll die Stimme Jehovas wie eine Posaune aus dem armen Zöllner dröhnen. Die Stimme dessen, der dort sitzt auf dem Stuhl, und sein Wort ist wie groß Wasserrauschen, und aus seinem Munde gehet ein scharf zweischneidig Schwert. Wüst, wüst ist's um uns geworden. Wüst habt ihr getan, und unsere Hirne wurden verstört. Wüst, wüst!“

Propheter schüttelte seinen Bart gewaltig und fuhr sich mit den Händen über das Gesicht: „Ich wollte den Weg wissen aus der Wüste. Ich habe gesucht in der Schrift, ich habe gebetet in der Nacht; ich habe mit dem Engel Finsternis gerungen. Ich habe ihn überwunden. Ich habe den gesehen, der da hält sieben Sterne in seiner Rechten, der da wandelt mitten unter den sieben güldenen Leuchtern. Ich habe einen Weg gesehen, glatt und gülden, mitten durch alles Wüste, und es ist mir offenbart, wie dies vergehen soll und ein anderes kommen wird.“

Eine tiefe Unruhe hatte sich der gewaltigen Menschenmenge bewältigt. Besorgt sahen die Geistlichen bei dem Grabe einander an, fragend schauten die Kirchenältesten auf sie, und es war nahe daran, daß man den Propheter wie einen Narren eingefangen hätte. Er merkte das und redete und schrie so gewaltig, daß alle unwillkürlich starr blieben und nicht ohne ein tiefes Grauen ihn weiter hörten.

„Ihr sollt nicht stehen und euch mit den Augen einander fragen und einander zunicken. Ihr sollt nicht nicken und blinzeln und mit den Augen sagen: Er ist ein Tor und redet irre. Wer gesehen hat, was ich sah, der redet mit einer neuen Zunge. Meine Rede muß freilich in euren Ohren gellen und eure gewöhnlichen Sinne zersprengen. Ihr müßt euch mit neuen Sinnen antun. Alles muß neu werden. Denn Gottes Zeit ist nahe. Ihr begrabt das Alte mit diesem Heiligen, und er geht hin, das Neue zu bringen. Ihr werdet noch Trübsal haben zehn Tage; dann kommt das Gericht, dann der Kampf, dann der Sieg der hundertvierundvierzigtausend himmlischen Heerscharen. Die Leugner werden in den Pfuhl geworfen; aber wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden und mit sitzen auf den Stühlen bei dem Thron. Und d e r ist es, der alles bringt. Der ist es, den sie auf dem Feld erschlagen haben; der ist es, der zum Blutopfer vor des Herrn Füße geworfen ist. Ich habe sein Licht gesehen in der Nacht. Ich sah seine Herrlichkeit über unserer Wüste und sah, wie die Gnade bei ihm ist und das Gericht und die Erhöhung. Weil er wie das Lamm Gottes erwürgt ist, ist er würdig, das Buch zu öffnen mit den sieben Siegeln. Er hat uns Gott erkauft, e r mit seinem Blute. Ich sah ihn stehen bei der Nacht in seinem Lichte und bei dem Stuhle, der gesetzt ist im Himmel, darauf einer sitzt, wie es geschrieben steht, einer wie der Stein Jaspis und

Im Schloßpark zu Charlottenburg. Gemälde von Louis Lejeune.

Digitized by Google

Sarder und um den ein Regenbogen geht, wie ein Smaragd. Er stond in dem Kreis der Vierundzwanzig, er stand in dem Blitzen und Donnern und in den Stimmen und in den Feuern der sieben Fackeln, die um Gottes Stuhl brennen und donnern. Ich sah ihn gehen, wie es geweissagt ist, an seiner Stelle, auf dem gläsernen Meer vor dem Stuhl. Er stand zwischen den vier Tieren des Stuhles, die voll Augen sind hinten und vorne. Ich hörte die Tiere ihm zurufen: Heilig, heilig, heilig! Und die vierundzwanzig Ältesten in ihren weißen Hemden, mit ihren güldenen Kronen fielen nieder vor ihm. Denn er trägt das Gericht und die Erhöhung. Das Lamm selber mit seinen sieben Hörnern und sieben Augen trägt zu ihm das Buch mit den sieben Siegeln. Güldene Harfen rauschen um ihn. Räucherschalen dampfen um ihn. Da sind Stimmen wie Posaunen, Stimmen wie großes Wasserrauschen; die singen, die sagen, die donnern: ‚Du bist würdig, zu nehmen das Buch und aufzutuen seine Siegel, denn du bist erwürgt wie das Lamm und hast uns Gott erkauft mit deinem Blute.' — So werdet ihr ihn sehen, wie ich ihn gesehen habe; denn die Stunde ist nahe. Er wird die sieben Siegel des Buches lösen. Er wird die Plagen senden und die Kämpfe, das Gericht und den Sieg. Denn den sie töteten, der ist lebendig. Seht, seht, er kommt in den Wolken. Alle Augen werden ihn sehen, und es werden heulen alle Geschlechter der Erde. Ja, heulen! Amen!"

Der Alte schwieg. Er stand mit hoch aufgehobenem Gesicht. Sein Bart flatterte im Wind. Der Wind setzte sich in die Schöße seines Rockes und in die Falten seiner schlottrigen Kleidung, daß seine ganze hagere Gestalt über dem offenen Grabe zu wehen schien, mehr wie ein flackernder Schemen, denn als ein Mensch von Fleisch und Bein. Niemand mehr dachte daran, den Narren zu fangen. Alle standen unter einem tiefen Grauen, in einer Erschütterung des Entsetzens, des Mitleidens, des Gewissens. In allen Hirnen gellte des Alten grimmiges Amen.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die schwarze Menge. Sie teilte sich und schloß sich wieder hinter Velten Eyb, der sich in seinem grauen, zerschlissenen Arbeitsgewand barhäuptig und aufgeregt, aber wortlos durch sie hindurchdrängte, den kleinen Peter Ebelowen vor sich herschiebend.

Jetzt stand er bei dem Grab in dem kleinen offenen Kreis, in dem die amtierenden Geistlichen sich hielten und der Küster, ferner Thele, der alte Scherer, ein paar der nächsten Trauergäste und zu oberst auf seinem Erdhügel der alte Propheter. Velten Eyb hielt den Jungen, der auf Thele zurennen wollte, dicht vor sich fest, indem er ihn mit beiden Händen an den Schultern faßte. Er sah wirr um sich, von den Geistlichen auf den alten Propheter, von dem auf Thele, die in tiefstem Erstaunen ihn und das Kind erblickte.

Das Auftreten des alten Propheter hatte alle Umstehenden so befangen gemacht, daß jetzt auch niemand etwas gegen das unwirsche Eindringen Veltens und gegen die neue Störung tat. Der alte Propheter aber, von einer plötzlichen irren Ahnung getroffen, sprang von seinem Erdhügel zu Velten Eyb, faßte ihn an der Brust und rief: „He, he, wen schickst du uns da, Herrgott?"

Velten suchte sich gar nicht von dem Griff der langen knochigen Finger zu befreien. Er nickte nur zu den Worten Propheters, der den Burschen krampfhaft festhielt und heftig redete: „Wen schickst du uns da? Sitzest dort auf deiner Wolke und weisest mit Fingern auf diesen: Der ist's; der hat ihn erschlagen auf dem Felde und ihn hingeworfen und ihn liegen lassen. Der hat seine Hand aufgeworfen gegen deinen Mann. Hier schickst du ihn uns. Was brauch' ich ihn zu halten?" — und er ließ Velten fahren, — „du hältst ihn selber, wie du ihn hergeführt hast. Lös ihm die Zunge! Laß ihn reden: Mach' ihn schreien!"

Velten Eyb ging irr und unsicher an Thele heran und drängte das Kind in ihre Hände, ihre Arme. Erst da ließ er es los. Dann stand er und rang mit seiner Rede. Seine Worte waren ungefüg, mühselig, stockten und überstürzten sich und stockten wieder:

„Ich habe gewartet, bis er nach mir schickte. Da schickte er das Kind. Es sollte mich herführen. Weiß nicht, wie er's ihm offenbar gemacht hat. Ist mir nicht lieb, daß das Kind es weiß, — das Bübchen, das Peterchen. — Aber gut, daß er's noch hören kann, daß er noch nicht ganz zugedeckt ist. Mir lieb, daß er's noch hören kann, wie ich die Hand habe müssen gegen ihn heben. War ein schwer Stück in meiner Hand. Hab' aber müssen. Es war mir gesagt. Es brannte wie Feuer in der Nacht. Hab' mich geweigert wie ein Esel. Bin aber gepeitscht worden. Ich, ich hab's tun müssen, weil der Herrgott durch den schlechtesten Viehhirten über den Gewaltigen siegen wollte. Weil ich ihn geehrt habe, hab' ich ihn schlagen müssen; weil er weise war und ich dumm. Hab's nicht gern getan. Bin getrieben worden Tag und Nacht. War schwer für mich; bin fast zerbrochen. Bin froh, daß es zu Ende ist. Blut um Blut; mir recht lieb. Dann ist kein Frost mehr und kein Feuer mehr. — Sie sollen mich binden und führen und .... Wo sind sie?"

Der Bursche sah sich im Kreise um, aber niemand machte Miene, Hand an ihn zu legen.

„Sie scheuen sich, mich anzurühren. Ich war ja nur des Herrgotts Hund; der Stein, den er nach ihm geworfen hat. Ihr seht mich an, als wär' ich die Pest. Ist doch das Kind selber zu mir geschickt. Hat mich selber hergeführt, das Peterchen. Ist ein Listiger, der Herrgott. War wie ausgebrannt aus meinem Hirn, als ich's tat, das Peterchen. Hätt's sonst doch wohl nicht getan. Nein, hätt's nicht getan, Peterchen! Weiß ja, wie er dich auf Knien hat reiten lassen und dich auf Schultern getragen." Plötzlich überwältigte es den Burschen ungeheuer, er schrie und fiel nieder. „Hab' ihn dir totgeschlagen, Peterchen, und warst doch mein Kamerad. Bist doch gekommen, hast mich gerufen und hast mich geführt. Und die stehen und wollen mich nicht anrühren. Die fürchten sich für ihre Hände. Du nicht, Peterchen. Du hast mich gerufen, du hast mich geführt. Ich bin dir gefolgt, gefolgt wie dein Hund, — wie ein Hund, Peterchen." Die Stimme brach ihm.

„Thele, was hat er?" schrie das Kind.

Thele beugte sich tief zu dem Jungen und schloß ihn fest in ihre Arme. Leubing und der alte Scherer traten zu Velten Eyb, nahmen ihn zwischen sich und führten ihn mitten durch die Menge, die scheu zur Seite wich.

„Thele, was tun sie ihm?" schrie das Kind.

Da wandte der Bursche sich um und sagte: „Sie tun mir gut, Peterchen." Er ging willig zwischen seinen Geleitern. Nahe bei dem Kirchhofstor standen die Sicherheitsmänner aus der Amtsstadt. Denen übergaben sie ihn.

Inzwischen hatten Simon Rosenplüt und ein paar andere sich des alten Propheter angenommen und ihn mit vorsichtigem Zwang vom offenen Grab gedrängt. Da stand er nun abseits mit aufgeregter Gebärde, immer wieder die Hände um sich werfend und seinen Zottelbart gen Himmel schüttelnd. Rasch nacheinander traten nun die Trauergäste zum Grabe Ebelowens, mit verstörten Gedanken ihm hastig letzte Ehre zu erweisen. Still und rasch leerte sich der Friedhof. Man sah weithin die Straße nach Lülsbruch hinab voller eilender Menschen, die waren wie Fliehende.

Thele ging mit dem kleinen Jungen zwischen dem Pfarrer Breiter und der Frau Simon Rosenplüts. Beim Kirchhoftor kamen sie an den Gendarmen vorüber, die Velten Eyb in ihrer Mitte hatten. Der Junge sah ihn stehen. „Velten," sagte er, „tun sie dir nichts?" Thele zog das Kind an sich und schritt rascher vorüber. Diese Bewegung des Schreckens schlug den Burschen schwer nieder. Er sank in sich zusammen und folgte langsam, aber wider

Digitized by Google

standslos den Weisungen des Wachtmeisters, der seine Leute und seinen Verhafteten talab führte.

Durch Zufall gingen Leubing und der alte Scherer nebeneinander vom Friedhof und die Straße entlang. Eine lange Weile sprachen sie kein Wort, mieden es aber beide, sich einer vom anderen loszumachen. Endlich sagte Leubing:

„Dies Grab reißt eine Wunde in unsere Erde hier, an der sie lange bluten wird."

Der alte Scherer nickte schwer.

„Irrsinn hat die Wunde geschlagen," fuhr Leubing fort, „soll man sich freuen, daß nicht eine böswillige Hand sich zu solcher Tat hob? Soll man sich um so mehr entsetzen, da doch wir alle diesen Irrsinn irgendwie haben nähren helfen?"

Der Alte sah mit einem Ruck des Kopfes Leubing ins Gesicht. „Wir alle?" sagte er. „Sie, ich, Ebelowen? Er auch?"

Leubing lächelte fast. „Das Urteil ist nicht mein. Ich weiß nicht dies und nicht das. Die Dinge um uns sind dunkel. Ich demütige mich, weil ich ein Mensch bin. Sie sind auch einer. Er war auch einer."

Sie gingen weiter nebeneinander die Straße entlang, wortlos, aber nicht mehr einander zum Druck. Leubing sah, wie der Weißhaarige im Gehen und Sinnen sich ein paarmal verstohlen mit dem Handrücken über die Augen fuhr.

Bei den ersten Häusern trennten sie sich. „Es ist seltsam," sagte der Alte, „als er lebte, schied er uns ganz; von seinem Grab kommen wir Seite an Seite."

* * *

In der „Güldenen Bretzel" ging es hoch her. Herr Seidenschwanz stand im langen Sonntagsrock und im schwarzen Hut hinter dem Schanktisch und füllte in einer gehobenen Wehmutsstimmung Glas um Glas der Gäste, die schwarz und vorerst ziemlich still um all seine Tische saßen. Niemand achtete darauf und wollte darauf achten, daß der Posthalter in der Zerstreutheit seiner Wehmut die Gläser nur halb füllte.

„Klara," sagte Herr Seidenschwanz mit umflorter Stimme, „der Herr Frickinger hat noch kein Glas." Er füllte eins, und Frau Seidenschwanz stellte es vor den breiten Frickinger. „Wohl bekomm's, Herr Frickinger," sagte dazu der Posthalter sanft, „wohl bekomm's! Was hilft's da, den Kopf hängen. Die einen müssen sterben, und die anderen müssen leben."

„Ja, und so gut wie möglich," sagte der Breite und blies den Schaum vom Glas, „so gut wie möglich. Soll ich mich weiter grämen? Ich hab' ihn nicht umgebracht."

Der spitze Zisterer kicherte.

„Nix zu lachen, Zisterer, nix zu lachen," verwies ihn der Posthalter, „bitter ernste Sachen. Böse Zeiten bis daher. — Klara, dem Herrn Zisterer ist das Glas leer."

„Das ist freilich eine bitter ernste Sache," sagte der Korbmacher Zerngiebel, „und ich bin auch davon betroffen."

„Solltest keine dummen Witze machen. Steht dem Tag nicht an."

„Aber Ihr ziert ihn, Posthalter. Wenn ich Euch so ansehe in Eurem schwarzen Hut und wie Ihr das Maul hängt, so ist mir, als ob Euch der Vater gestorben wäre und hätt' Euch nichts hinterlassen."

„Leichtfertiges Reden! Schon wieder dein leichtfertiges Reden, Adam. — Pst, Klara, das Glas vom Herrn Hennes. — Und apropos: Narrenmund tut Wahrheit kund. Ist's denn nicht an dem? War's denn nicht so? War er nicht wie ein Vater hier in der Gemeinde? Für alle miteinander in der guten alten Zeit und für seine Leute bis zuletzt? Er ist tot. Da ist alles einig in seinem Lob. Haben sie ihm nicht alle die Ehre angetan heute? Alte und neue? Das ist gut. Sitzen sie nicht hier beieinander als Freunde? Hier der Herr Frickinger, der Herr Zisterer, Herr Lorkes, Jakob Hennes, Niklas Kagerer. Und hier ebenso gute Leute: Jakob Lindemann, der Appenteker, Kellerknecht, die aus dem Kräwinkel, die aus der Kaffeekanne. Das ist gut so. So soll's bleiben; so hätt's schon immer sein sollen. Denn das ist wirklich gut so."

„Sehr gut so," stimmte Zerngiebel bei, „denn so wird kein Bier im Fäßchen sauer, und das ist wirklich gut für mich und für Euch."

„Unbeschaffenes Maul", sagte der Posthalter.

„Ja, er kennt seinen Gott nicht," krähte das Pastörchen, das bei dem Korbmacher saß, „er kennt seinen Gott nicht, der Adam, aber er kennt seine Leute. Ihr seid schon so ein Liebling des Herrn, Posthalter, dem alle Dinge immer zum Besten dienen müssen: Kindstaufe und Kirchhof."

„Laß nicht schon wieder den Narren aus dem Sack, Pastörchen", sagte die Posthalterin.

„Pst, pst, Klara, keinen Zank", mahnte der Posthalter.

Aber das Pastörchen krähte dazwischen: „Zank, Zank mit Eurer Frau Klara? Die Frau Posthalterin zankt nicht."

„Pst, pst, Klara," mahnte Herr Seidenschwanz, „halt dich in der Gewalt!"

„Tut sie," rief das Pastörchen, „tut sie alleweil. Hält sich in der Gewalt, hat sich in der Zucht. Sie gehört zu denen, die da wissen: Ein schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einer güldenen Schelle."

„Womit vergleicht Ihr mich, Hansnarr?" fuhr Frau Seidenschwanz auf.

„Vergleichen. Ich? Euch? Vergleichen? Ih, bewahre! Ich sage bloß, wie Jesus Sirach. Das war Euch ein Feiner, der Jesus Sirach."

„Klara, die Ladentür hat geklingelt," sagte der Posthalter hastig, „schnell, sieh nach, wer da ist." (Schluß folgt)

Unrast * Von Fritz Zöttl.

Die Sonne sank, der Alltag ist verklungen,
Nachtlichter hat der Himmel angesteckt,
So viele, viele tausend Flimmerkerzen —
Das hohe Tuch ist goldblau vollgefleckt.
Die große Ruhe zieht zur Erde nieder
Und fliegt durch Wald und Flur, von Blatt zu Blatt
Und streicht dem Wandrer um die müden Schläfen,
Der tief im Herzen ewig Unrast hat.
Es murmelt leise, und die Heimchen zirpen,
Und staunend rauscht der Bach sein altes Lied,
Hellgrüne Funkelwürmchen glühn am Wege,
Nachtfalter flattert scheu herzu — und flieht. —
Aus feuchten Wiesen steigen Schattenfrauen
Und lagern schwebend hart am Straßenrand,
Sie winken mit den weißen Nebelschleiern
Und weichen zitternd vor der Menschenhand.
Und weiter, weiter führt der Weg im Dunkel,
Leis durch die Blätterkronen geht ein Traum,
Als ob die alten Bäume sagen wollten:
Seht her zu uns, — wir Bäume fühlen kaum
Die Jahre, die an unsrer Wurzel nagen. —
Denn das ist doch der Menschen größtes Leid,
Ihr größtes Glück zugleich, daß unabässig,
Daß ewig rinnt und ewig fließt die Zeit.
So wandre weiter, Mensch, bis an die Tore
Des Seins, allwo dein morsches Leben bricht. — —
Und weiter, weiter geht der Weg im Dunkel,
Nur ferne glänzt ein kleines, müdes Licht.

Digitized by Google

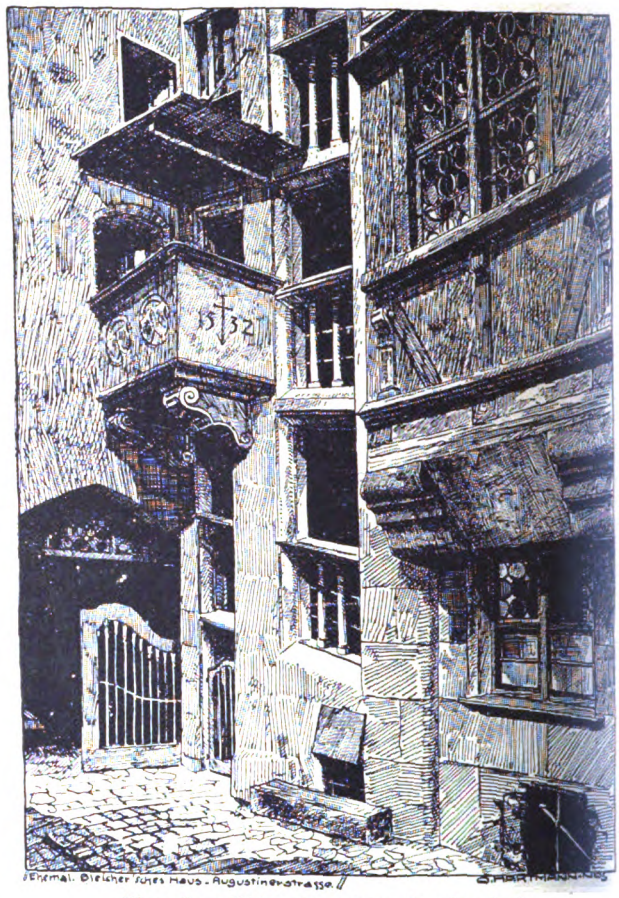
Alt-Nürnberger Höfe * Von Otto Hartmann.

Steine reden! Steine, zum Bau gefügt, reden eine gewaltige Sprache, erfüllt von lauterer Weisheit, erzählen klar und ehrlich, wes Geistes Kind Bauherr und Baumeister waren; ihre Sprache ist stumm, wirkt nicht auf das Gehör, erregt vielmehr die Sinne: sie ist der Eindruck, den ein Bauwerk auf uns ausübt.

Alle Baukunst ist ein Spiegel ihrer Zeit und Kultur, alle Baugeschichte ist darum ein Teil der Kulturgeschichte.

In keiner zweiten deutschen Stadt kommt das Malerische in der Architektur so zur siegreichen Erscheinung wie in Nürnberg, das noch umwoben ist von dem ganzen romantischen Zauber mittelalterlicher wehrhafter Städte. Wenn wir mit offenen Augen durch die alte Stadt wandern, durch jenen Teil, den grauer Mauerbering umschließt, durch winklige Gassen und schlafende Gäßchen, am hellen Mittag in Dämmerung liegend, an Türmen und Toren vorbei, durch alte Höfe mit murmelnden Brunnen, dann fliegt die Zeit um Jahrhunderte zurück: Wir fühlen die Sprache der Steine, glauben inmitten der Zeit zu leben, in der solche Bauten entstanden. Es sind nicht immer gewaltige Werke der Baukunst, in denen akademischer Zug die Durchbildung betont, vielmehr liegt der künstlerische Wert meist in der Schlichtheit und Naivität, die beide gegenseitig sorgfältig abgewogen sind. Es waren Könner, jene alten Meister, die solche Häuser einst schufen, ihr ganzes Denken und Streben in ihre Werke legend, die, durchtränkt von breiter Behaglichkeit, die Äußerungen eines wohlhabenden, selbstbewußten und kunstfreudigen Bürgertums darstellen.

Von ganz besonderem Reiz ist ein Gang durch die Höfe der Altstadt, die, einst so zahlreich, von Jahr zu Jahr immer weniger werden, weil sie dem Fortschritt der Zeit im Wege liegen, weil auch im Innern der Stadt neue Bauten an Stelle der alten entstehen. Ihren ganzen Reichtum an Gestaltungskraft legte die Architektur auf das Innere des Hauses; namentlich die Höfe sind von einer zumeist ganz hervorragenden Durchbildung, und hier ist es wieder der Hallenhof, der, eine Verbindung von Steinbauweise und Holzkonstruktion, dem Baumeister Gelegenheit bot, sein Können zu zeigen, sowohl in großzügiger Anlage als auch im Eingehen auf das Detail seine Individualität zu betätigen. Insbesondere bergen die alten Patrizierhäuser Höfe von unsagbarem Reiz, Einzelbilder von Stimmungswert, zum Teil aus Zeiten stammend, da Albrecht Dürer, Martin Behaim, Hans Sachs, Veit Stoß u. a. der Stadt Nürnberg zu ihrer Größe verhalfen.



Ehemaliges Bleicherisches Haus (Augustinerstraße).

Der Kutschershof.

Diese Höfe sind den Fremden, die Nürnberg besuchten, fast alle bekannt: vor allem der historische Hof, der Hof im Krafftschen Hause, der Pellerhof, der Hof im Prediger- (Dominikaner-) Kloster, die Höfe der Tucher- und Burgstraße, ferner der große Hof mit dem Behaimschen Erker von 1515 im Rathaus, der kleine Hof im Rathaus, ohne die andern zu nennen.

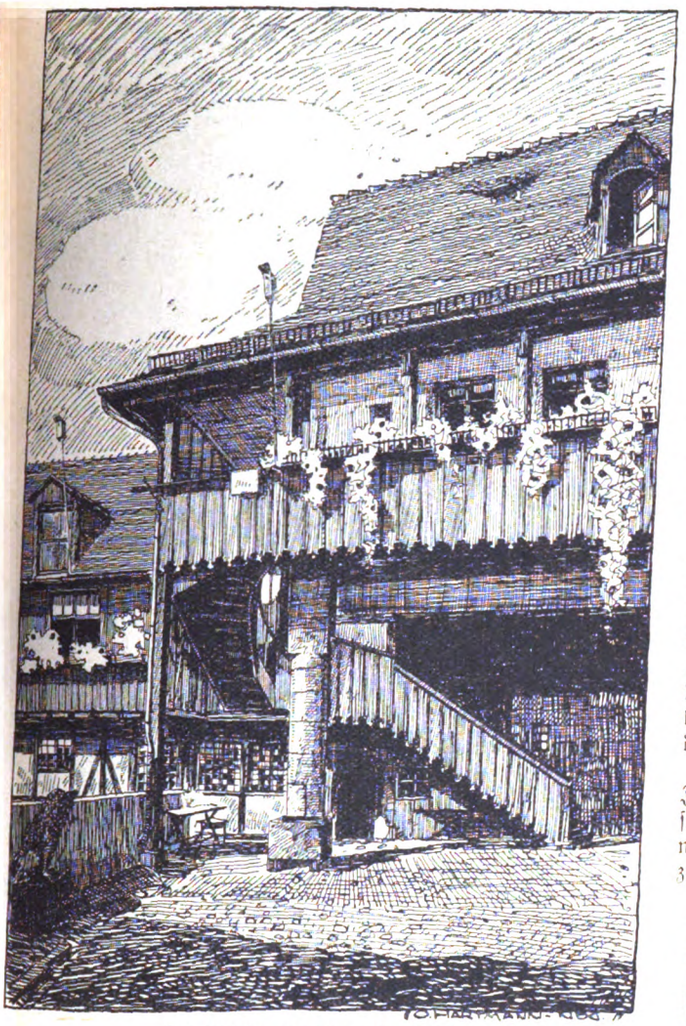
Aber auch abseits der prunkvollen Häuser der Großen, in stillen Gäßchen, wo heute kleine Handwerker ihr Gewerbe treiben, sind noch Ecken und Winkel vorhanden, die weniger durch Architektur als durch Schlichtheit, die manchmal sogar ärmlich auf unsere Sinne wirken.

Dann gibt es aber noch Höfe, von deren Existenz nur der Eingeweihte unterrichtet ist, die selbst die meisten Einheimischen noch nie betraten, ein Fremder wohl niemals findet, weil er an kein treibendes Leben in diesen hintersten Winkeln mehr glauben kann. Und worin liegt der Zauber, der uns bannt, der uns diese Höfe so malerisch erscheinen läßt?

Die Verteilung von Licht und Schatten ist es vor allem, dann die weltenferne Stille, die außer dem Plätschern oder Murmeln eines Brünnleins höchst selten durch menschlichen Laut unterbrochen wird, die wundervolle Patina des alten Holzes, der alten Steine, alte Treppenhäuser und Erker, das alles zusammen ergibt die Stimmung, die so reizvolle Bilder entstehen läßt.

Die malerischsten Motive zeigen uns jene Höfe, die die Häuser des Bürgerstandes enthalten, und zwar aus der Zeit der Renaissance, die dem Nürnberger Straßenbild seine Charakteristik prägte, aus der Zeit, als die Stadt ihre höchste Blüte erreichte. Hier finden wir viele Reminiszenzen an mittelalterliche Gesellschaftseinrichtungen, an das zünftige Handwerk und Handelsinteressen, die in Gestalt von Symbolen, als dekorativer Schmuck verwendet, dem Gesamtbild glücklich eingefügt sind. Da wurzelte noch die Liebe zum Heim, der Stolz auf den häuslichen Besitz, in dem Wohnlichkeit mit Behagen gepaart und eine lokale Tradition hochgehalten wurde.

Digitized by Google



Dominikaner-(Prediger-)Klosterhof.

Höfe mit Laubengängen und gut eingebauten Treppenanlagen zeigen das Bestreben, einer Abgeschlossenheit nach außen Gemütlichkeit nach innen entgegenzusetzen.

Zum Teil schmückt reiches Maßwerk in Stein oder Holz die Galerien, schwere geschnitzte Unterzüge überspannen weite Felder, darüber kühne Bogen, die sich auf leichte Säulen stützen, in den verschiedensten Kombinationen, aber stets mit besonderem materialgerechten Schmuck; die Gliederung der Brüstungen, ob einfach oder reich ausgestaltet, stets ohne Tyrannei der Symmetrie den Bedürfnissen Rechnung tragend, in der Nebeneinanderreihung so lebendig und stattlich wie im Einzelbild wirkend.

Ein Beispiel des bürgerlichen Hofes gibt die Hofanlage Hübnersplatz 7; mit seinen Galerien in Holzkonstruktion, den profilierten Geländerstäben, dem Treppenturm in der Ecke, der den Zugang zu den einzelnen Geschossen von der Rückseite des Gebäudes vermittelt, ferner durch die verschiedenen Höhen der Stockwerke bildet das Ganze ein überaus reizvolles Gewinkel, zu dem die untere ruhige Sandsteinfläche des Erdgeschosses sowie das Fachwerk des ersten Stockes im vollkommensten Gegensatze stehen, wodurch aber gerade eine erhöhte Wirkung der Anlage hervorgebracht wird; die Einfachheit der Umgebung lenkt den Blick auf das durchgearbeitete stimmungsvolle Treppenhaus, von dem sich die Galerien weiter entwickeln. Die tiefen Schatten im Vordergrunde im Verein mit dem Dunkel der Gänge lassen die Plastik ganz besonders hervortreten; in hohem Grade fesselt die Durchbildung der Dachanlage mit den Erkern, die den Abschluß nach oben bilden.

Der Kutschershof im Brunnengäßchen, so benannt nach dem seit Jahrzehnten dort betriebenen Gewerbe, ist heute Eigentum der Stadtgemeinde. Den hervorragendsten Punkt bildet das fein durchgeführte Treppentürmchen an der Mitte der Westseite des östlichen Hofgebäudes, um 1600 errichtet; während der nicht ganz regelmäßig sechseckige Unterbau, der nur an vier Seiten frei hervortritt, in Sandstein hergestellt ist, wurde der obere Aufbau mit den Maßwerk-Brüstungen, den profilierten Rundbogenfenstern und kannelierten toskanischen Säulen in Holz ausgeführt. Ein stark geschweiftes Dach, von dessen beiden Enden Wasserspeier in Form von Drachenköpfen das Regenwasser ableiten, trägt oben eine große Rose. Die Galerien, die ebenfalls in ungleichen Höhen an den Wänden entlanglaufen, sind von höchster Einfachheit, jedoch hat die Farbe des alten Holzes im Wechsel der Jahre ein höchst altertümliches Aussehen angenommen und verleiht dem Hof ein ungemein malerisches Gepräge.

Ganz anderer Art, jedoch nicht minder reizvoll, ist der benachbarte Hof Brunnengäßchen 7 gegen den Garten des ehemaligen Prediger- (Dominikaner-) Klosters durch eine Sandsteinmauer abgeschlossen. Eine mächtige Steinsäule aus rotem Sandstein trägt die in kühner Konstruktion frei herausspringende Galerie, zu der eine sich wendelnde Holztreppe führt. Blühen im Sommer Rittersporn und Efeugeranien, so entsteht im Einklang mit dem altersfarbenen Holzwerk ein höchst malerisches Bild.

Der Hof aus dem Bleicherschen Hause ist einer der vielen, die der Bauluft zum Opfer gefallen; hier war die Wirkung aufs höchste gesteigert: Das eingebaute Treppenhaus mit den offenen Fensteröffnungen, die die Geländerstäbe trugen und für Licht und Luft sorgten, der freie Balkon, das Fachwerk mit den Butzenscheibenfenstern, alles das gab die Liebe zum Werke.

In diesen alten Einrichtungen, so gegensätzlich sie auch heute unseren Ansprüchen an ein Bauwerk entgegenstehen mögen, wohnen aber immer jener einheitliche Zug und jenes künstlerische Verständnis, die zu einem geschlossenen Ganzen runden, und da sich die Einzelheiten sowohl aus Material und Handwerksbrauch, als auch im Charakter der Zeit logisch entwickeln, so tragen sie auch das Gepräge gediegener Handwerklichkeit und sachlicher Durchbildung — es geht von ihnen eine Behaglichkeit und Ruhe aus, die nur solchen Menschen zu eigen, die fest im Leben wurzeln.

Schon aus diesem Grunde allein ist die Erhaltung solcher Zeugen verklungener Zeiten wertvoll und dringend geboten, um so mehr, als wir aus unseren nüchternen Tagen der Nachwelt nicht so viel Liebe und Schmuckfreude in handwerklicher Tätigkeit zu überliefern vermögen.

Hof am Hübnersplatz 7.

Digitized by Google

Wo wächst neues Wissen? * Von Dr. Georg Biedenkapp.

Ein Jammern und Barmen geht durch die Gelehrtenwelt. Es fehlt an Geld, nicht nur um den einzelnen über Wasser zu halten, der schon vor dem Kriege von Idealen lebte und von Trebern, sondern auch um Zeitschriften zu drucken und wissenschaftliche Institute zu ermöglichen. Manche Wissenschaftszweige bedürfen sogar ganz besonderer Geldzuwendungen; man denke nur an die teuren chemischen Stoffe wie Radium, Platin usw. Hier ist für diese Wissenszweige leider eine schlimme Zeit angebrochen, und es gilt, das Geld, das wir nicht haben, über das aber das Ausland verfügt, durch Geist wettzumachen.

Unter Umständen ist Geld auch für die Wissenschaft ein Fluch: es lockt viele an, die gar nicht so sehr um die Wissenschaft wie um eine gute Nahrungsstelle bemüht sind. Durch Verbindungen kommen dann viele zu wissenschaftlichen Würden und Ämtern, in denen sie eher hemmen als fördern; derart, daß fast alle großen Wissensmehrer an der amtlichen Wissenschaft den größten Widerstand zu überwinden hatten. Wie die Dinge heute liegen, muß allerdings viel für die Wissenschaft, versteht sich für die echte und rechte, getan werden. Solange dies aber ein frommer Wunsch bleibt, heißt es sich mit der Geschichte der Wissenschaft trösten. Diese gibt nämlich auf die Frage, wo neues Wissen wächst, die unzweideutige Antwort: Fast immer da, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte!

Die Geschichte der Wissenschaft zeigt dasselbe Bild wie die Geschichte der Religion. Nicht die Priester sind es immer, aus deren Mitte die religiöse Fortbildung stammt: vielmehr sind es die Laien, die einem religiösen Genie das Leben geben oder ermöglichen. Und so auch in der Wissenschaft: Die Sozialisierung, das heißt die Verbeamtung, ist nicht immer ihr Heil gewesen. Indem die Wissenschaft ein Zuwachs des Beamtentums wurde, nahm sie auch an dessen Neigung zum Beharren und an seiner Abneigung gegen den Fortschritt teil. Daher rührt dann die furchtbare Erscheinung so häufigen wissenschaftlichen Märtyrertums in der modernen sogenannten Kultur; die entsetzensvolle Ungeheuerlichkeit, daß alles Beweisen nichts hilft gegen übles Wollen. Doch lassen wir dies düsterhafte Gebiet unserer Tage und zeigen wir, daß Geld immer noch durch Geist wettgemacht werden kann.

Von vielen großen Forschern wissen wir, daß sie sich mit den allereinfachsten Mitteln behalfen. Das reich ausgestattete Laboratorium allein tut's nicht. Der Fernsprecher ist nicht im reichsten, sondern im ärmsten Laboratorium, oder richtiger ohne ein solches überhaupt erfunden worden, gleich zweimal, sowohl vom deutschen Privatlehrer Philipp Reis, fern von einer Universität, als auch vom französischen Kolonialsoldaten Bourseul in Algier. Die Logarithmen, diese Dampfmaschine unter den Rechnungsmitteln, sind zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht auf einer berühmten Universität erfunden worden, sondern auch gleich zweimal weitab davon: vom schottischen Lord Napier am Saum der Kultur und vom Mechaniker Bürgi im Dienst des hessischen Landgrafen.

Der englische Physiker Tyndall schrieb einmal an den großen deutschen Forscher, der den Maskentarif im Kraftwechsel der Natur und deren roten Faden entdeckt hat, ohne in einer Universitätsstadt zu wohnen, dies sei ein ganz merkwürdiger Ausnahmefall. Ach nein, es ist die Regel; auch Entdeckungen und Erfindungen haben meist Stallkrippen zur Wiege; wer das heute in Abrede stellt, kennt einfach nichts von der Geschichte des Wissens oder widerlegt diese Behauptungen mit Scheinbeispielen, indem er Funde anführt, die jedermann hätte machen können und die daher auch auf Hochschulen gemacht wurden. Wenn ein genialer Mechaniker ein neues Instrument zur Wahrnehmung des Kleinsten oder Fernsten liefert, so können hundert Gelehrte damit zahlreiche neue Dinge am Himmel oder im Aufbau lebender Gebilde entdecken und somit Tausende von Zufallsfunden machen. Damit ist aber unser Satz nicht widerlegt, daß die entscheidenden und bahnbrechenden Entdeckungen und Erfindungen sozusagen bei Hirten zur Welt kommen, womit wir nicht den süßen Pöbel meinen, sondern nur die Einfachheit und Dürftigkeit der Umgebung und Mittel, oft geradezu die Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Wenn Morse seinen Telegraphen und Colt seinen Revolver an Schiffes Bord erfanden, so ist dies gewiß fesselnd, doch wollen wir nicht verschweigen, daß Morse dabei europäische Anregungen verwertete. Wenn aber Darwins Naturbild und Mayers Entdeckung der Kraftserhaltung, Bradleys Entdeckung der Aberration des Fixsternlichtes ein Schiff zur Wiege hatten, so gibt dies doch allerlei zu denken. Betrachten wir diese Fälle genauer, so spielt dabei Einsamkeit, Konzentration, Unternehmungsgeist, Mut, bei Robert Mayer auch nachweislich tiefes Gemüt und bei allen die Beobachtungsgabe für das Kleine und Ungemeine, die glückliche Erfassung von Ähnlichkeiten, der frische Blick eine große Rolle. Bradley fährt auf einem Flusse und beobachtet den Wimpel im Winde: das löst in ihm einen Gedanken aus, in dessen Verfolg er zu einer neuen Berechnung der Lichtgeschwindigkeit gelangte. Robert Mayer bemerkt bei Aderlässen in Inselindien hellere Rötung des Venenblutes: damit begann eine Neubegründung der Physik! Der Galvanismus freilich ist im Laboratorium eines Universitätsprofessors entdeckt worden. Aber wer Galvanis eigne Schilderung der Entdeckung liest, was findet der? Daß Galvani auf die entscheidenden Beobachtungen erst aufmerksam gemacht wurde durch Leute, die ihm zur Hand gingen und deren Namen er nicht einmal nennt. Gerade dies Beispiel, das unsern Satz zu widerlegen scheint, beweist ihn erst recht: Jedermann kann folgenreiche Beobachtungen machen, er muß nur sehen lernen und es vermögen, seinen Blick aufzutun und einzustellen. Übrigens war der Galvanismus schon lange vor Galvani entdeckt, aber der Entdecker hatte nicht gesehen, auf welche reiche Erzader von langen Entdeckungsreihen er gestoßen war. Auch dies Sehen könnte wohl gelernt werden; an den Beispielen, wie entscheidende Beobachtungen gemacht und gerade fernab von gelehrten Stätten gemacht wurden, könnte man mindestens lernen, sich selber zum Sehen anzuhalten.

Ein Riß, ein Sprung, eine Unstimmigkeit von einem kleinen Bruchteil, eine Unregelmäßigkeit, richtig besehen, hat schon die größten Entdeckungen und geldschwere technische Neuerungen eingeleitet. Kleine, anscheinend nebensächliche Fragestellungen führten zu den folgenreichsten Entdeckungen. Nur weiß das Volk nicht wieviel es dabei selber mitgeholfen hat, das heißt, wieviel Mitarbeiter ohne amtliche Würden und Bürden es selber gestellt hat. Ein solches Wissen aber sollte in allen Schulen und Hochschulen verbreitet werden, auf daß der einzelne, auch wenn er kein Professor ist und auch wenn er in keinem Bildungszentrum wohnt, dennoch Mut zu sich selber bekommt und den Entschluß faßt, die Augen aufzumachen und seinen Blick auf mögliche Wahrnehmungen vielleicht unschätzbaren Wertes einzustellen.

Mit Arbeiten und Sparen allein kommt das deutsche Volk nicht mehr aus dem Elend heraus, Erfinder und Entdecker müssen helfen; der kristallklare Gedanke muß die Eisenfesseln sprengen, die uns würgen, gleichwie Wasser in einer Kugel, zu Eis gefroren, Eisen sprengt. Wir müssen von dem Vorurteil loskommen, als gehöre viel Geld und ein Professor dazu, Neues zu schaffen, das Wert habe. Wie tief wir zu Unrecht in diesem Aberglauben stecken, dessen wurde ich mir vor einiger Zeit wieder einmal selber bewußt. Die mathematischen Aufgabensammlungen von Barden sind seit vielen Jahrzehnten in Deutschland weit verbreitet, zwar keine epochemachende, aber doch eine seltene und verdienstliche Leistung, als deren Urheber ich mir immer einen strengen Professor in guter Lebenslage vorstellte. Aber nähere Umschau ergab, daß Barden nur Privatlehrer war und unter den größten Körperqualen, als schwerkranker, von Rheumatismus zusammengekrümmter Mann seine so erfolgreichen Bücher geschrieben hatte. Auch die vielbenutzten Forschungen, die in dem Buche über „Wald- und Feldkulte" niedergelegt sind, einem oft zitierten Quellenwerk, haben einen Privatgelehrten zum Verfasser, der die meiste Zeit bettlägerig war. Nichts wäre zur Erziehung des Volkes dienlicher, als wenn man ihm amtlicherseits, d. h. auf dem Weg über die Schulen, einen Begriff davon beibrächte, wie viele der besten Leistungen für die höhere Kultur, seien es Erfindungen Entdeckungen oder gelehrte Werke oder Dichtungen, unter Harm und Härte, bei armen und kranken Menschen zur Welt gekommen sind. Die Erziehung zur Dankbarkeit allein schon heischt diese Verbreitung der Einsicht in die Geschichte der geistigen Leistungen. Und diese Einsicht löst Mitarbeit aus und wäre schon um deswillen zu erstreben, auf daß den einsam Schaffenden, denen der Staat keinen Pfennig gibt, mehr Verständnis und Achtung aus nächster Umgebung entgegengebracht würde.

Mit dem Sandstrahlgebläse gelingt es, in wenigen Minuten zolldicke Glas- und Steinplatten zu durchbohren. Diese Erfindung geht auf die Folgen einer simplen Beobachtung zurück, die der General Tilghman während des amerikanischen Bürgerkriegs in einem völlig einsam liegenden Farmerhaus machte. Er schrieb nämlich Verdacht, weil alle Fenster mattgeschliffen waren; er mußte sich aber überzeugen, daß anwehender Flugsand mit seinen

Digitized by Google

scharfen Quarzkieseln die Mattschleifung wider Willen der Bewohner besorgte. Die Herstellung des Papiers aus Holz leitet sich von der Beobachtung der Tätigkeit der Papierwespen her. Ein fallender Apfel wurde für Newton eine Erleuchtung: Der Flug des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne usw. ist das Ergebnis einerseits einer Fallbewegung wie der des Apfels, andererseits einer Ureinpeitschung wie der eines Kreisels, nur daß wir den Urpeitschenhieb noch nicht kennen. Als Joseph Montgolfier auf einer Geschäftsreise sein Hemd über einem Papierfeuer trocknen wollte, blähte es sich unter Einwirkung des aufsteigenden warmen Luftstroms: das war der Beginn der Luftschiffahrt. Die Beobachtungen der Schwingungen großer herabhängender Leuchter im Dom von Pisa brachten Galilei, der sich selbst als fleißigen Naturbeobachter rühmt, auf die so wichtig gewordenen Pendelgesetze. Freilich lehren diese Beispiele auch, daß Beobachten um so fruchtbarer ist, je mehr Wissen im Kopf ist. Aber die Aneignung des Wissens ist heute im Zeitalter billigster Bücher auf dem einsamsten Dorf, in der entlegensten Hütte möglich: Der Wille kann hier Universitäten ersetzen. Diese mögen ihre Forschungen in ihren kostspieligen Laboratorien fortsetzen, das Geld dazu werden sie schließlich bekommen, wenn auch nicht annähernd so reichlich wie in den Ententeländern. Eben darum müssen wir diesen Nachteil dadurch gutzumachen suchen, daß wir das ganze Volk zum Mitbeobachten, Miterfinden, Mitentdecken heranziehen. Und dies ist zu versuchen durch planmäßige Verbreitung richtiger Vorstellungen davon, wo und wie neues Wissen bisher allermeist gewachsen ist: keineswegs auch nur in der Mehrzahl in reich ausgestatteten Laboratorien, noch auch nur bei Professoren. Aus dieser für uns immerhin tröstlichen und ermutigenden Tatsache sollten wir in unserer jetzigen Notlage Nutzen ziehen!

Die Amsel * Von Julius R. Haarhaus.

Unter den Singvögeln, die sich durch ansprechenden, man darf vielleicht sogar sagen: künstlerisch vollendeten Gesang auszeichnen, läßt sich das ganze Jahr hindurch keiner besser beobachten als die zur Stadtbewohnerin gewordene Amsel. Wir können ihren Lebenslauf, der sich ohne alle Heimlichkeit abwickelt, Tag für Tag verfolgen, können ihr aus nächster Nähe bei der Nahrungsaufnahme, beim Liebeswerben, beim Nestbau, beim Brutgeschäft und bei der Aufzucht der Jungen zuschauen, so daß man annehmen müßte, ihr Wandel läge wie ein aufgeschlagenes Buch

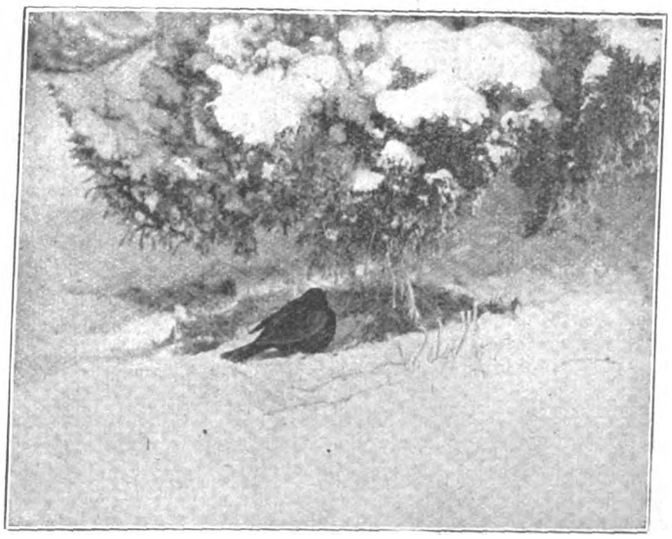
Amsel am Nest. Phot. Rud. Zimmermann, Dresden.

vor uns, und dennoch sind gerade über sie und ihre Stellung im Naturhaushalt die Ansichten der Ornithologen auffallend geteilt. Während die einen den munteren Schwarzrock geradezu als den Idealvogel preisen, werden die andern nicht müde, ihn nicht nur als Gartenschädling, sondern auch als Nestplünderer schlimmster Art zu verdächtigen und ihn zu beschuldigen, daß er sich als rücksichtsloser Störenfried in jede Vogelgemeinschaft eindränge und dadurch die Entvölkerung unserer Gärten und öffentlichen Anlagen von allen zarteren Singvögeln bewirke. Auch in Laienkreisen ist der Krieg gegen die Amsel Mode geworden, und ich kannte schon vor einem Jahrzehnt einen Großgrundbesitzer, der durch Gewährung ansehnlicher Schußprämien die Gärtner ermunterte, jede Schwarzdrossel, die sich in seinem Parke blicken ließ, herunterzuknallen.

Ganz und gar aus der Luft gegriffen sind, das muß zugestanden werden, die gegen die Amsel erhobenen Beschuldigungen nicht. Es gibt in der Tat einzelne Individuen, die unverkennbare Merkmale der Entartung zeigen und höchst bedenkliche Raubgelüste an den Tag legen. Aber darf man um dieser Missetäter willen das ganze Amselvolk verdammen oder gar seine Ausrottung für geboten halten?

Bei den gewaltsamen Eingriffen des Menschen in die Natur ist bisher noch nicht viel Erfreuliches herausgekommen, und der Schade, den Voreiligkeit und Übereifer gerade auf diesem Gebiet anrichten, ist um so schlimmer, als er sich gewöhnlich hinterher nicht wiedergutmachen läßt. Und, ganz abgesehen von allem andern: Welcher naturfreundliche Großstädter möchte die Amsel missen? Für ihn ist sie doch so ziemlich der einzige Frühlingsverkünder, der seinen Gesang, wenn auch zunächst noch zaghaft und leise, schon am ersten sonnigen Februartag erschallen läßt und der uns dann, namentlich in den Morgen- und Abendstunden, bis in den Spätsommer hinein mit seinem volltönenden, an melodischen Strophen so reichen Liede erfreut. Welchen Genuß gewährt es nicht, so ein Amselmännchen bei den Gesangsstudien zu belauschen, mit denen es nach der langen Winterpause seine kleine Kehle erst wieder schulen muß! Da sitzt es mit eingezogenem Hals und hängenden Flügeln auf einem Dachvorsprung, einem Kamin oder auf dem höchsten Wipfel eines Baumes, schaut traumverloren in den leuchtenden Abendhimmel und setzt dann mit halbgeöffnetem, schräg aufwärts gerichtetem Schnabel sein „Studium“ fort, ein zaghaftes Tasten und Suchen nach dem Ausdruck, mehr ein Dichten als ein Singen, ein unsicheres Wiederholen der geglückten Strophe und ein zögerndes Modulieren der nicht recht gelungenen.

Und wie ansprechend sieht der Vogel aus! Als großstädtischer Konzertsänger trägt er den schwarzen Frackanzug, aber es scheint, als habe die Natur, um die sonnige Heiterkeit des echten Künstlertums anzudeuten, auch das Äußere des Amselmännchens mit einer heiteren Note bedenken wollen: Sein liederfroher Schnabel und das das große, glänzende Auge umrahmende kahle Lidrändchen sind von leuchtendgelber Farbe. Durch ihre Körpergestalt



Amsel im Winter. Phot. Rud. Zimmermann, Dresden.

und Größe, vor allem auch durch ihre Art, die kurzen Flügel etwas hängend zu tragen und — besonders vor dem Auffliegen — mit dem breiten Schwanze zu wippen, gibt sich die Amsel, deren Weibchen wie Jungvögel übrigens des feierlichen schwarzen Festkleides entbehren und statt dessen ein unscheinbareres, nur durch eine weißgraue Kehle und dunkle Flecken am lichteren Vorderhalse ausgezeichnetes Federgewand tragen, als echte Walddrossel zu erkennen.

Walddrossel? Der Großstadtvogel eine Walddrossel? werden da manche fragen. Ihr Erstaunen ist allerdings berechtigt. Wenn

Digitized by Google

auch noch manche Amsel im Walde lebt — und jeder Jäger, den so ein ewig auf alles Verdächtige achtender Vogel mit seinem gellenden Warnungsruf „tacktack gaigiggiggiggi gaigiggiggi“ um den Lohn mühevoller Pirschарbeit gebracht hat, wie er auch anderseits dem auf dem Ansitze harrenden Weidmann das nahende Wild anzeigt, wird davon erzählen können —, so ist der schmucke Schwarzrock seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in ganz Deutschland mit Ausnahme einiger weniger Gebiete im Norden und Osten doch mehr und mehr zum Stadtbewohner geworden. Zuerst zeigte er sich bei dieser merkwürdigen Verwandlung als scheuer Wintergast in den öffentlichen Anlagen und größeren Gärten, dann hielt er, offenbar von der Harmlosigkeit des Menschen überzeugt, seinen Einzug in die kleineren und kleinsten Hausgärten, und heute trifft man ihn sogar auf den belebtesten Straßen, wenn nur ein paar Bäume, ein wenn auch noch so kleiner Schmuckplatz mit einigen Gebüschgruppen oder ein schmales Vorgärtchen, an dem er an feuchten Frühlings- und Sommerabenden die Regenwürmer übertölpeln, im Herbstlaub nach Insektenlarven scharren und im Winter allerlei Beeren naschen kann, in der Nähe sind.

Wie hat sich diese Wandlung der Amsel, die ja, wenigstens in Süd- und Mitteldeutschland, auch längst aufgehört hat, im Herbste wärmere Gegenden aufzusuchen, und die ein richtiger Standvogel geworden ist, vollzogen? Wir haben hier eine Erscheinung, die, zusammen mit einigen anderen, z. B. der merkwürdigen Tatsache, daß unsere Hohltaube, die von Haus aus darauf angewiesen ist, ihr Brutgeschäft in Baumhöhlen zu verrichten, nun aber aus Mangel an solchen Nistстätten Kaninchenbauten bezieht, die lange von den Zoologen verfochtene Ansicht über den Haufen stößt, daß zur Anpassung eines Tieres an veränderte Verhältnisse und damit auch an eine neue Lebensweise ein bedeutender Zeitraum nötig sei.

Was mag den Vogel dazu bewogen haben, die Stille des Waldes mit dem Lärm der Stadt zu vertauschen? Man darf vielleicht annehmen, daß hie und da einmal eine Amsel beim Antritt des Herbstzuges in eine Stadt geraten ist und bei der reichlichen Beerennahrung, die sie dort vorfand, das Weiterwandern erst hinausgeschoben und dann ganz und gar vergessen hat. Wir wissen ja, daß viele Zugvögel an Orten, wo sich ihnen eine gut besetzte Tafel bietet, ein paar Tage oder sogar Wochen verweilen, wenigstens im Herbst, wo das Reisefieber bei ihnen längst nicht so heftig ist wie im Frühling. Nun fanden die Amseln in den Stadtgärten nicht nur eine Fülle von Beeren und Insektenlarven, sondern machten auch die Entdeckung, daß der Mensch, den sie als den Störer des Waldesfriedens bisher mit mißtrauischen Augen betrachtet hatten, viel besser war als der Ruf, den er bei ihnen genoß, daß er sie bei Schnee und Eis sogar mit allerlei Abfällen aus seiner Küche bewirtete. Was brauchte man da also noch die beschwerliche Reise nach dem Süden zu unternehmen?

Und als dann der Lenz kam, da hatten sich die munteren Schwarzröcke so vollständig in die neuen Verhältnisse eingelebt, daß sie nicht mehr daran dachten, in den Wald zurückzukehren. Sträucher und Bäume, in deren Gezweig sich ein Nest bauen ließ, gab's ja bei den gastfreundlichen Menschen auch.

So etwa mag sich die Einbürgerung des Vogels in den Städten vollzogen haben. Auffallend ist dabei, daß sie, nachdem Stuttgart zuerst besiedelt worden war, in den verschiedenen Teilen Deutschlands so ziemlich zu derselben Zeit erfolgte, weniger auffallend vielleicht, daß die ersten Individuen, die sich zum Stadtleben bekehrten und damit auch auf den Winteraufenthalt im Süden verzichteten, ältere Männchen, also weniger empfindliche Tiere waren. Auf den Charakter der Amsel ist der Wohnungswechsel nicht ohne Einfluß geblieben. Sie ist dreister, rücksichtsloser und, was sich beim Nestbau zeigt, auch liederlicher geworden. Die schon erwähnten unnatürlichen Gelüste einzelner Stücke, die heimtückisch in die Kinderstuben kleinerer Vögel eindringen und deren Eier und Nestjunge mit wahrer Gier verschlingen, sind ohne Frage auf die der Amsel vom Menschen gespendete Fleischnahrung zurückzuführen — ein Grund mehr für uns, unsere Entrüstung über solche Missetäter zu mäßigen.

Was aber unter allen Umständen für die Schonung der Amsel spricht, ist ihre Bedeutung als Sänger. Stimmbegabt sind die Drosseln ja alle, und wenn auch mancher Vogelstimmenkenner geneigt ist, der Singdrossel die Palme zuzusprechen, weil sie über eine Fülle sehr verschiedenartiger Strophen verfügt, so ist der Gesang der Amsel doch zusammenhängender, reicher an tiefen, melodischen Flötentönen und kommt daher in der geräuschvollen Stadt besser zur Geltung. Da drängt sich uns die Frage auf, wie der Gesang, den die Vögel, wenigstens die kleineren und bescheidener gefärbten unter ihnen, vor den sonst doch höher organisierten Säugetieren voraushaben, überhaupt zu deuten sei. Ganz ohne Stimme ist kein Vogel; fast alle verfügen über Laute oder Lautfolgen, die man als Lock- oder als Warnungsrufe bezeichnet, und bei vielen kann man beobachten, daß sie beim Umherstreifen, bei der Nahrungsaufnahme und beim Nestbau eine Art Zwiegespräch halten, durch das sie sich ohne Zweifel miteinander verständigen. Einen wirklichen Gesang, ein Lied haben aber auch bei den eigentlichen Singvögeln nur die Männchen, und auch diese lassen es nur zu bestimmten Zeiten im Jahre, manche nur während weniger Wochen hören. Nur vereinzelte, wie das Rotkehlchen, der Zaunkönig und der Zeisig stimmen ihr Liedchen auch mitten im Winter an, aber dann nur ganz leise, als wüßten sie, daß solche Gefühlsäußerungen in der Zeit der Not doch nicht recht am Platze seien. Die übrigen jedoch, die früher oder später, immer aber schon im Sommer, verstummen, verlernen in der langen Schweigeperiode ihre holde Kunst und müssen im Frühling mit dem Musikstudium gleichsam wieder von vorn anfangen.

Unzweifelhaft ist der Gesang der Vögel zunächst eine Äußerung des Behagens, des Glücks und der gesteigerten Lebensempfindung. Soweit es sich nicht um Käfigvögel handelt, die sich mit der unverdrossenen Wiederholung ihres Liedes über die Eintönigkeit ihres Daseins hinwegtäuschen, also buchstäblich aus Langerweile singen, ist er auf eine besondere Gemütserregung zurückzuführen. Und eine solche befällt den Vogel am stärksten und nachhaltigsten, wenn mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit der Fortpflanzungstrieb in ihm erwacht. Es ist, als müsse er dann, was sein kleines Herz bewegt, der Welt verkünden, und wenn Vögel wie die Amsel, die sich sonst meist dicht am Boden aufhalten, als Podium für ihren Vortrag einen Baumwipfel oder gar einen Dachfirst wählen, so liegt dem sicherlich die Absicht zugrunde, ihr Lied recht weit hinausschallen zu lassen. Gewiß mag der Gesang auch noch die Bestimmung haben, die Aufmerksamkeit des Weibchens auf den Sänger zu lenken und es durch eine besondere Kunstleistung zu gewinnen und zu fesseln; zunächst ist das Lied jedoch der Ausdruck der seelischen Erregung, was wir schon daraus erkennen können, daß kämpfende Nebenbuhler mitten in der heftigsten Beißerei zuweilen ihr Lied hinausschmettern und daß Singvögel mitunter in der Hand des Vogelstellers, also im Augenblick des höchsten Schreckens, ja sogar nach dem Anprall an die trügerischen Scheiben eines Leuchtturms, wenn sie halbbetäubt mit gebrochener Schwinge zur Erde flattern, in leidenschaftlicher Weise zu singen beginnen.

Wie kommt es nun, daß unser schwarzbefrackter Dachmusikant noch spät im Sommer singt, wenn die meisten anderen gefiederten Sänger längst verstummt sind? Dauert bei ihm der Liebesfrühling etwa länger als bei jenen?

Das ist allerdings der Fall: Die Amsel gehört zu den Vögeln, die alljährlich mehr als eine Brut machen, und zwar unter allen Umständen zwei, sehr häufig aber auch drei. Mit dem Nestbau beginnt sie zeitig im Jahre, gewöhnlich im März, bei sehr mildem Wetter auch wohl schon im Februar. Solange sie ausschließlich im Walde brütete, baute sie ihr Nest in dichtes Unterholz, in Brombeerhecken, in Baumhöhlen, gelegentlich auch in Holzhaufen. Es stand, wenn auch gut versteckt, in der Regel nicht sehr hoch über dem Boden, war außerordentlich sorgfältig aus Wurzeln und Moos zusammengefügt, mit einem nach innen umgeschlagenen Randwulste versehen und kunstvoll mit Schlamm ausgestrichen.

Die Stadtamsel behilft sich anders. Der herumstrolchenden Katzen wegen muß sie für ihr Nest einen höheren Standort wählen und baut mit Vorliebe in den Kronen der Promenadenbäume, und zwar nach meinen Beobachtungen am häufigsten in Platanen, deren Äste ja alle paar Jahre gestutzt werden, worauf sich an den Schnittstellen durch neuen Zweigausschlag Quirle bilden, die sich zur Befestigung des Nestes herrlich eignen. Muß der Vogel mit anderen Bäumen vorliebnehmen, so wird das Nest dicht an den Stamm gebaut, meist so, daß es auf zwei sich an derselben Stelle abzweigenden Ästen ruht. Mit Efeu oder anderen Rankengewächsen übersponnene Hauswände werden ebenfalls gern angenommen; ab und zu schlägt ein besonders zutrauliches Pärchen auch sein Heim im Winkel einer Fensterbank auf.

Aber was ist aus dem einst so kunstvollen Amselnest geworden! Ein Häuflein planlos zusammengetragener Halme, dürrer Reiser und Wurzeln, zwischen die gewöhnlich noch ganze Schichten Erde gepackt sind. Die Nestmulde ist ja geräumig und wohlgerundet, aber weder „verputzt“ noch mit feinerem Ma-

Digitized by Google

material ausgepolstert. Da macht es Freund Spatz, der doch wahrlich kein Baukünstler von Gottes Gnaden ist, beinahe noch besser! Recht hübsch sieht so ein Nest freilich immer noch aus, wenn erst die vier bis sechs Eier darinliegen. Sie sind auffallend groß, von blaßblaugrünlicher Farbe und über und über mit hellzimtfarbenen oder mattrostfarbenen Fleckchen, Schmitzen und Punkten bedeckt. Während der 15 bis 16 Tage, die zu ihrer Entwicklung nötig sind, brütet Frau Amsel sehr hingebend und läßt sich auch durch Schnee- und Graupelschauer nicht stören. Nur in den Mittagstunden wird sie durch den Herrn Gemahl abgelöst, dem man jedoch deutlich anmerkt, mit welcher Ungeduld er auf die Rückkehr der Gattin wartet. Viel eifriger zeigt er sich beim Füttern der Jungen, trägt ihnen in Gemeinschaft mit dem Weibchen manchen Schnabel voll Räupchen und Würmern zu, versäumt auch nicht, jedesmal den Kot seiner Sprößlinge beiseitezuschaffen, weiß aber trotz aller Arbeit, die ihm die Vaterwürde auferlegt, hin und wieder doch noch ein Viertelstündchen zum Musizieren zu erübrigen. Die Hauptgesangszeit freilich fällt jetzt in die frühen Morgen- und späten Abendstunden, wo die gegen Kälte empfindlichen Kinderchen von der Mutter „gehudert" werden müssen und verschlafen unter deren wärmendem Federmantel hocken.

So spielt sich also das Leben der Amsel, von der der Ornithologe Gloger noch zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Recht sagen konnte, sie sei ein sehr schüchterner, versteckt und einsam lebender Waldvogel, heute unmittelbar unter unseren Augen ab, zur Freude aller, die in ihr noch immer den besten Sänger unter unseren gefiederten Freunden sehen.

Zum Schlusse möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß sich neuerdings auch die Singdrossel zum Stadtvogel umzuwandeln beginnt. Im Leipziger Albertpark stellte sich vor sechs Jahren das erste Pärchen ein; seitdem hat die Vermehrung dieser Drossel auf dem von einer belebten Verkehrsstraße durchschnittenen Gebiete so starke Fortschritte gemacht, daß ich im letzten Frühjahr zweiundzwanzig Brutpaare feststellen konnte. Seltsamerweise geht hier der Bestand an Amseln in demselben Maße zurück, wie der an Singdrosseln zunimmt. Daß dieser weit schwächere Vogel seinen robusten Verwandten gewaltsam verdränge, wird wohl niemand behaupten wollen. Wir stehen also vor einem neuen Rätsel.

Das technische Problem der Zukunft * Von Hans Dominik.

Unsere ganze technisch-industrielle Entwicklung der letzten hundert Jahre beruht auf den beiden Begriffen der Energie und der Masse oder Materie. „Kraft und Stoff" hat Büchner diese beiden Dinge zwar wissenschaftlich ungenau, aber anschaulich und allgemein verständlich genannt. Zu den größten wissenschaftlichen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts gehörten die beiden Grundgesetze von der Erhaltung der Energie und der Materie. Danach war sowohl die Summe der im Weltall vorhandenen Energie wie auch diejenige der Masse ein für allemal bestimmt und gegeben. Zwar wußte man nicht, wo Energie und Masse denn eigentlich herkamen. Es blieb immer eine offene Frage, ob sie vor unvordenklichen Zeiten einmal durch irgendein höheres übersinnliches Wesen aus dem Nichts erschaffen waren, oder ob sie immer und ewig von Anbeginn aller Zeiten vorhanden waren. Als sicher galt jedoch, daß in der Gegenwart auch kein Sonnenstäubchen an Masse verschwinden oder neu entstehen könne und daß ebenso die vorhandene Energie nur ihre Formen wechseln, aber niemals ihre Menge ändern könne. Wohl konnte ein und dieselbe Energiemenge als Wärme, als mechanische Bewegung, als Elektrizität oder chemische Spannung auftreten, aber alle diese Umwandlungen vollzogen sich nach genau bekannten festen Umrechnungssätzen, so wie man vor dem Kriege etwa Mark in Dollar, Gulden und Frank umzurechnen vermochte. Die ganze Technik bestand zu einem wesentlichen Teile darin, solche Energieumwandlungen vorzunehmen und besonders die chemische Spannkraft der Kohle in Form mechanischer oder elektrischer Maschinenenergie nutzbar zu machen.

Das 20. Jahrhundert hat uns nun eine grundlegende Erweiterung und Vertiefung unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis gebracht. Wir glauben heute zu wissen, daß jene beiden Grundbegriffe der Energie und der Materie nur zwei verschiedene Formen irgendeines dritten uns vorläufig noch unbekannten Etwas sind. Diese Anschauung stützt sich auf wohlbegründete mathematische Deduktionen und führt auch zu einem sehr positiven Ergebnis, nämlich zu einem festen Umrechnungsverhältnis zwischen der Energie und der Masse. Nach dieser neuen Anschauung sind nämlich die beiden Gesetze von der Erhaltung der Energie und der Masse nicht mehr aufrechtzuerhalten. An ihre Stelle tritt ein allgemeineres Gesetz, welches besagt, daß zwar die Summe der Energie und der Masse in der Schöpfung unveränderlich sind, daß sich aber Masse in Energie und Energie in Masse nach einem festen Umrechnungsverhältnis verwandeln kann. Auch dieses Umrechnungsverhältnis ist bekannt. Ihm zufolge steckt in jeder Materie, beispielsweise in irgendeinem Kieselstein, Felsbrocken usw., eine Energie, die, in Meterkilogramm gemessen, gleich der Masse dieses Brockens in Kilogrammen ist multipliziert mit dem Quadrate der Lichtgeschwindigkeit, gemessen in Metern. Nun beträgt aber die Lichtgeschwindigkeit 300 Millionen Meter in der Sekunde. Ihr Quadrat erreicht den gewaltigen Betrag von 90 000 Billionen, und dementsprechend repräsentiert bereits ein kleiner Brocken Materie eine nach unseren bisherigen Begriffen geradezu riesenhafte Energiemenge. Wohl zu merken aber ist immer, daß diese Materie, dieser Brocken spurlos aus der Schöpfung verschwindet, wenn die in ihm schlummernde oder vielleicht, richtiger gesagt, die ihn darstellende Energie wirklich frei gemacht wird. Nach dieser Theorie würde beispielsweise irgendeine Masse im Gewichte von einem Gramm bei ihrer Auflösung die gleiche Energiemenge liefern wie 3000 Tonnen oder 300 Güterwagen Steinkohle.

Nun wird aber die große Frage akut, ob es der Praxis gelingen kann, wirklich durchzuführen, was die Theorie so genau vorausagt. Es ist bekannt, daß Eskimos, die ihre Zelte und Schneehütten dicht über gewaltigen arktischen Kohlenlagern aufgeschlagen haben, erfrieren müssen, wenn sie nicht genügend viel Treibholz zum Unterhalt ihres kärglichen Feuers finden. Vorläufig sind wir praktisch noch in der Lage dieser Eskimos. Wir sind auf die Energiegewinnung aus den Steinkohlenvorkommen angewiesen, um die sich Sieger und Besiegte des Weltkrieges streiten, obwohl nach unserer theoretischen Erkenntnis irgendeine Menge Sand oder Fels von der Größe eines Zimmers dieselbe Energiemenge liefern könnte wie die jährliche Steinkohlenförderung der ganzen Welt.

Alles bisher Gesagte klingt nun vielleicht allzu phantastisch und unglaubwürdig. Wir wissen aber auch noch weiter, daß dieser märchenhafte Energiebetrag der Materie in ihren kleinsten und lange Zeit für unteilbar gehaltenen Bausteinen, in den chemischen Atomen steckt. Während die Energie, welche dem System Steinkohle plus Sauerstoff innewohnt, von molekularer Art ist und bei dem Vereinigungsprozeß von Kohlenstoff- und Sauerstoffatomen zu Kohlensäuremolekülen frei wird, ruht dieser neue von der Theorie nachgewiesene Energiegehalt der Materie in dem Aufbau der Atome selbst.

Wir kennen in der Tat seit einigen zwanzig Jahren bereits Stoffe, deren Atome sich in langsamem freiwilligen Zerfall befinden und dabei Riesenmengen von Energie ausstrahlen. Es sind dies die radioaktiven Substanzen, deren Energieproduktion der Wissenschaft ein Rätsel war, bis sie eben die Quelle derselben in dem Zerfall der Atome entdeckte. Wir haben aber diesen radioaktiven Substanzen die Jahrzehnte hindurch, die wir sie kennen, etwa ebenso gegenübergestanden wie eine Horde der Tertiärzeit einem vom Blitz in Brand gesetzten Waldbaum. Wie jene Menschen der Urzeit sich wohl an solchem zufällig gefundenen Feuer erwärmten, es aber weder selbst zu erzeugen noch zu beherrschen verstanden, so haben wir uns Jahre hindurch die Erscheinungen der radioaktiven Substanzen für allerlei Heilzwecke nutzbar gemacht, aber wir haben es nicht vermocht, die radioaktiven Zerfallsvorgänge irgendwie zur beeinflussen oder gar den Atombau stabiler Elemente zum Einsturz zu bringen, sozusagen in Brand zu stecken. In der Tat schienen die radioaktiven Elemente auch jeder Beeinflussung zu spotten. Man hat sie der Temperatur des flüssigen Wasserstoffes und derjenigen des Bogenlampenkraters ausgesetzt, hat sie mit allen denkbaren chemischen und physikalischen Mitteln schärfster Art angegriffen, ohne ihren Zerfall auch nur irgendwie merklich beeinflussen zu können. Lange Jahre hindurch schien der Fall hoffnungslos, schienen wir der neuen Energiequelle gegenüber zur Rolle des Urmenschen verurteilt.

Erst im letzten Jahre hat man erkannt, daß für die Zersplitterung der Atome Mittel von ganz besonderer Art vonnöten sind, und man hat sie in dem in der Kathodenröhre im fast absoluten Vakuum mit halber Lichtgeschwindigkeit dahinsausenden Elektron gefunden. Es darf heute als theoretisch sicher gelten, daß man die Atome aller uns bekannten chemischen Elemente zertrümmern kann, wenn man sie einem solchen Elektronenhagel, einem Bombarde-

Digitized by Google

ment der Elektronen, d. h. der Elektrizitätsatome, aussetzt. Praktisch ist auf diesem Gebiete vorläufig freilich nur der experimentelle Nachweis einer solchen Möglichkeit für einige Stoffe geliefert. Man hat das Stickstoffatom in die Atome des Heliums und des Wasserstoffgases zertrümmert. Dabei sei bemerkt, daß man den Stickstoff nun nicht etwa als einen aus Wasserstoff und Helium zusammengesetzten Körper auffassen darf. Wasserstoff und Helium sind nur so in ihm enthalten, wie etwa in jedem Marmorblock die Statue der Venus von Milo steckt. Man hat weiter das Atom des Chlorgases in derselben Weise zertrümmert, wobei sich die einzelnen Bruchstücke zum Teil wieder zu Atomen eines neuen Stoffes zusammenballten, der sogar noch höheres Atomgewicht besitzt, also noch komplizierter aufgebaut ist als das zerstörte Chloratom.

Das ist bisher alles. Es scheint nicht viel zu sein. Wir befinden uns etwa in der Lage des Urmenschen, der entdeckt hat, daß es beim Zusammenreiben zweier Hölzer Wärme gibt, und der nun diese Reibung bis zur Feuerentwicklung zu steigern versucht. Die hier geschilderten experimentellen Erfolge sind bei diesem Vergleiche vielleicht der ersten schwachen Rauchentwicklung an die Seite zu stellen. Aber wir kennen jetzt jedenfalls den Weg, auf dem wir zu ganz neuen Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten gelangen können. Das wichtigste und nächstliegende technische Problem der Zukunft wird es sein, diesen Weg mit Zähigkeit weiter zu verfolgen und auszubauen, bis sich uns die Materie selbst als mächtigste aller überhaupt denkbaren Energiequellen erschließt. Gearbeitet wird in dieser Richtung bereits bei allen Kulturnationen und an tausend Stellen. Vielleicht erlebt kein einziger von uns das Ergebnis dieser Arbeit, vielleicht bringen uns aber schon die nächsten Monate und Jahre grundlegende Erfolge.

Menschenherz.

Sturmtag — Stahlschwarze Wolken treiben
Am Himmel hin gleich steuerlosen Kähnen.
Vom Regen blindgeweint sind meine Scheiben.
Ich sehe meine Welt durch lauter Tränen.

Ein Sonnenblick — aus Wolken werden Farben.
Zerrissen sind die düsteren Geschiebe,
Im Tal zerstreut viel tausend Flammengarben —
Ich sehe meine Welt durch lauter Liebe.

Karl von Berlepsch

Alte und neue Freunde

lädt die „Gartenlaube" zu einem neuen Gang durchs Jahr. Die Treue, womit die alten ihr durch diese an Hemmungen und Beschwernissen so reiche Zeit gefolgt sind, die Anerkennung, die gerade in dieser Zeit so viele neue Leser ihr gespendet haben, sind ihr Beweise dafür, daß sie mit Erfolg den Weg suchte, daß es in dieser Zeit eine Zeitschrift geben muß, die

das deutsche Blatt des deutschen Hauses

sieben Jahrzehnte lang war, und die gerade jetzt mehr als je ihren Beruf darin sucht, es zu bleiben. Das Programm der „Gartenlaube" in zwei Worten: Jedes gute Alte hegen, jedes gesunde Neue pflegen. Jedem Bewährten die Treue wahren; jedem Zukunftversprechenden die Tore öffnen.

Die Pflege der guten deutschen Erzählerkunst bleibt nach wie vor eine der wesentlichen Aufgaben der „Gartenlaube". Zu unserer Freude können wir auch diesen Jahrgang eröffnen mit der neuesten großen Arbeit eines der Lieblinge des Erfolges, mit dem Roman

„Der Held des Abends" von Paul Oskar Höcker.

Höcker, einer der Großmeister der deutschen Erzählungskunst, bietet in seiner neuesten Romanschöpfung einen tiefen Einblick in das moderne Schauspielerleben. Er zeigt mit feiner Seelenkenntnis und glänzender Beobachtungsgabe die geistige und künstlerische Entwicklung eines starken und neuartigen Bühnentalents, das sich trotz aller Widerstände zu großem Aufstieg durchringt. Keine Schlüsselerzählung; aber wesensverwandte Züge des Helden Benedek Troost gemahnen doch bald an Matkowsky, bald an Kainz, die Unvergeßlichen. Durch ein wechselbuntes, an tragischen Schicksalschlägen wie an lachenden Glücksstunden reiches Menschenleben begleitet der Leser diesen Benedek Troost, den Sohn des immer wieder gekündigten Komödianten und der titusköpfigen Mutter Therese, die ihr Soubrettenlachen bis ins Alter bewahrt. Der Haß aufs Theater ist in dem Herzen des Schauspielerkindes mächtig entwickelt. Wie später das Theaterblut den jungen badischen Lehrer trotz allem auf die Bretter zwingt, ihn dadurch trennt von seiner zarten, dem Leben kaum gewachsenen, aber zu wahrer Seelengröße sich erhebenden Jugendgespielin und Frau, wie Sinnenfreude ihn der schönen, sinnlichen, leichtbeschwingten Gattin des Freundes in die Arme treibt, wie Schuldbewußtsein, Eifersucht und Reue den temperamentvollen, erdhaft gebundenen und doch ehrlich ringenden Künstler über alle künstlerischen Entwicklungsstufen emporführen, — das ist in atembeklemmender Handlung dargestellt. Die Schauplätze in Freiburg, am Bodensee, im Industriebezirk, am Rhein und in Berlin geben der figurenreichen Fabel einen bunten, immer neu anziehenden Hintergrund.

Der Arbeit von Höcker wird ein Roman

„Der Hafenmaler" von Kurt Küchler

folgen, ein wuchtiges Werk, mit dem der bekannte Verfasser sich in die Reihe der stärksten lebenden Erzähler stellt.

Neben dem großen Roman das straffe Erlebnis der Novelle und die kurze Erzählung. Unter den Arbeiten dieser Art, die für den neuen Jahrgang erworben sind, befinden sich solche von Arthur Bonus, Auguste Supper, Jakob Schaffner, Paul Ernst, Ida Boy-Ed u. a.

Jedes Wissensgebiet findet seine Pflege in den Aufsätzen der „Gartenlaube": Kulturgeschichte, Kunst, Naturwissenschaften, Technik, Kunde von Ländern und Völkern, besonders von der deutschen Heimat, auf die wir mehr als zuvor in künftigen Jahren uns werden verwiesen sehen. Neben allem Wichtigen harmlose Kurzweil. In der „Welt der Frau" findet jede Hausfrau Rat und Hilfe für Kinderstube, Kleiderschrank und Küche. Die Geschehnisse der Zeit werden fortlaufend mit wacher Aufmerksamkeit verfolgt und betrachtet. Mit ihrem

„Bilderbogen der Zeit"

hat die „Gartenlaube" trotz der unaufhörlichen Steigerung aller Kosten für Löhne, Papier, Druck, Vertrieb und Honorare gerade jetzt einen aktuellen Bilderteil geschaffen. Vor allem aber pflegt sie in ihrem Bilderteil unter streng künstlerischen Gesichtspunkten unseren klassischen Kunstbesitz und führt ihre Leser zu neuen Werten, Werken und Künstlern.

Da die „Gartenlaube" unter den angesehenen Familienblättern fast das einzige ist, das trotz aller Teuerung an seiner wöchentlichen Erscheinungsweise festhält, statt nur alle vierzehn Tage zu erscheinen, ist sie heute die reichhaltigste und billigste unter den Zeitschriften für das deutsche Haus, wie sie zum Beginn ihres 69 Jahrgangs die älteste und, seit Jahr und Tag unter einer im besten Sinne modernen Schriftleitung stehend, die lebendigste ist. Sie will unterhalten und belehren; sie will helfen, das zerrüttete deutsche Leben wieder gestalten und schmücken.

Die Bezugsbedingungen für die „Gartenlaube" bleiben trotzdem dieselben wie bisher; vielfachen Wünschen entsprechend haben wir auch wieder einen vierteljährlichen Bezugspreis festgesetzt, der 16,25 M. beträgt. Das einzelne Heft kostet nach wie vor M. 1,25, das Doppelheft M. 2,50.

Wir sind überzeugt, daß die „Gartenlaube" allen alten und immer mehr neuen Freunden in Hunderttausenden von deutschen Häusern willkommen sein und bleiben wird

als Helferin am Werktag, als Festgast am Sonntag.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Zwischen den Jahren * Von Lotte Gubalke.

Es wird mir ganz seltsam und wehmütig ums Herz, wenn ich mich an diese Tage erinnere, die man in Mitteldeutschland: „Zwischen den Jahren" nennt, die vom 25. Dezember bis zum letzten Tag im Jahre gezählt werden. Das sind Tage, an denen die Arbeit ruht, oder doch auch, wenn es Werkeltag ist, nur halb getan wird. Das sind die Tage, an denen man sich hin und her in den Häusern besucht. Denn die großen Brüder, die draußen in der Welt studieren, sind heimgekommen und machen Respektspersonen, wie sie der Herr Landrat, der Herr Amtsgerichtsrat und der Herr Bürgermeister darstellen, ihre Aufwartung. Eine Aufwartung ist etwas anderes als ein einfacher Besuch. Man setzt dazu seinen Zylinder auf, zieht Glacéhandschuh an und wählt die Zeit zwischen elf und eins am Vormittag. Man bekommt ein Glas „Morgenwein" angeboten — einen süßen, schweren Wein.

Bekommt? Nein, man bekam. Diese Dinge liegen weit ab in einer fast sagenhaften Vergangenheit. Auch abseits in den kleinen Städten gibt es heute kaum noch diese feierlichbehagliche und ein wenig umständliche Gastlichkeit. Wer kann heute noch aus dem Vollen gastfrei sein, und wer hat noch Sinn für Formen in einer Zeit, die das Unterste zu oberst kehrte?

Am zweiten Weihnachtstag war Ball in allen drei Gesellschaftsschichten. Die Honoratioren hielten ihn im Rathaussaal ab, den die Kasinogesellschaft gepachtet hatte. Der Herr Stadtschreiber, obgleich er schon siebzig Jahre zählte, eröffnete ihn mit seiner kleinen Frau, die ihm nur um wenige Jahre nachstand. Sie hatte kleine angesteckte Löckchen und trug ein hellgrauseidenes Kleid über der Krinoline. Sie erwiderte die galante Verbeugung des Gemahls mit einem tiefen Knicks und wußte, daß eine vornehme Frau so viel Abstand zwischen sich und ihrem Tänzer läßt, daß der Wind zwischendurch streichen könnte. Sie tanzen nicht gleich auf und davon, sie gehen erst im wiegenden Tanzschritt eine kleine Strecke. Dann erst schlingt der Herr Stadtschreiber seinen Arm um die Taille seiner Therese, und nun tanzen sie einen sanften Walzer. Zuweilen lassen sie sich los, tanzen jeder für sich, streben wieder zusammen, und als letzte Figur läßt der Herr Stadtschreiber seine kleine Frau, die er lose an der Hand führt, sich wie ein Kreisel um sich selbst drehen. Das alte, ehrwürdige Paar tanzt diese Runde allein — dann erst folgen die andern — immer genau abgezählt vier Paare, die sich der „Kolonne" nach zwei Runden, wenn der Herr Aktuar, der Direktor der Gesellschaft und zweiter Tanzordner ist, durch ein leichtes Händeklatschen das Zeichen gibt, wieder hinten anzuschließen. In der Mitte des Ballabends — gegen zehn Uhr — gibt es ein Picknick. Man „schüsselte" zusammen. Man hatte sich vorher genau verabredet, wer die Braten, das Geflügel und die süßen Speisen geben sollte. Man wetteiferte in der guten Herstellung dieser ausgezeichneten Dinge und setzte seinen Stolz darein, die besten Weine zu liefern. Die Junggesellen und Tänzer wurden von ihren Tänzerinnen zu Tisch geladen. Der Herr Landrat brachte das Wohl auf den Landesherrn aus — und der Herr Kreissekretär das auf die Damen. Man war so harmlos fröhlich und selig, und doch waren diese Vergnügungen weit entfernt von aller Plattheit. Diese Leute besaßen eine gute, alte Bürgerkultur. Das bewiesen die Aufführungen des Liebhabertheaters am dritten Feiertag. Man soll nicht lächeln darüber, daß die Jungfrau von Orleans ihren Monolog auffagte: „Johanna geht, und niemals kehrt sie wieder" — und Maria Stuart den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, ihre Sehnsucht klagte. Es gab auch zwischen den Jahren ein Konzert der Liedertafel, in der einzeln und zu vier von Liebe, Lust und Waldrevier gesungen wurde. Lag Schnee, gab es gute Schlittenbahn, so wurde eine Schlittenpartie veranstaltet, auf der in allen Ehren das Schlittenrecht geübt — das heißt, nach beendeter Fahrt ein Kuß als Lohn gefordert wurde. Nicht selten endete eine solche Fahrt durch die mondbeglänzte weiße Winterlandschaft mit einer Verlobung.

Manchmal mit einer recht törichten — mit einer, die fünf oder sieben Jahre dauern mochte — denn vor dem ungeduldigen Freier lag noch das Studium. Nicht immer hielten die Verlobungen, bei denen die mondbeglänzte Zaubernacht die Kupplerin gewesen — aber eine glückliche Stunde war das trotz alledem. Manchmal warf sie einen goldenen Schein über ein ganzes Leben — manchmal keimte lebenslange Verbitterung aus einem unbedacht gegebenen Treuegelöbnis. . . .

Und wenn der Fluß im Eis erstarrt war, lief man Schlittschuh, als wäre die Zeit nur dazu da, um glücklich zu zweien zu sein. Auch der Herr Stadtschreiber lief noch, trotz seiner Siebzig. Er lief ohne Mantel, nur einen Schal mit fliegenden Enden um den Hals geschlungen. Zuweilen schob er seine kleine, sehr warm eingepackte Frau im Stuhlschlitten vor sich her, — wenn er allein lief, hatte er die Arme untergeschlagen, wenn er einen Augenblick stillstand, machte er stirnrunzelnd eine Napoleonsgeste.

Der Herr Stadtschreiber mißbilligte nämlich die Jugend von damals, die des rechten Ernstes ermangelte, die nicht mehr wußte, was Anstand und Sitte forderte. Was würde er denn heute sagen, der Herr Stadtschreiber? Der Atem würde ihm ausgehen. Vielleicht würde er sich auf dem Absatz herumdrehen und „nicht mehr mitspielen". Auch Silvester wurde mit einem Ball gefeiert. Punkt zwölf erschien der Nachtwächter im Saal und wünschte: ein glückseliges, friedfröhliches Neues Jahr.

Aber zwischen den Jahren walteten auch geheimnisvolle Mächte. Alle Träume gingen in Erfüllung. Mädchen, die nachts um zwölf in ihren Spiegel blickten, sahen neben sich den, der sie später heimführen würde.

Fuhrleute hüteten sich, ihre Lastwagen anzuspannen, denn die kleinen Wichteln und Venedigerleute hatten freie Hand in dieser Zeit. Kein Mensch durfte sich weigern, ihnen dienstbar zu sein. Auch die Schiffer taten besser, ihre Fahrten zu unterlassen. Oft aber hat sie ein Fremder nachts herausgeklopft und hat eine Fahrt mit unsichtbarer Fracht von ihnen verlangt. Schwer soll der Kahn gewesen sein, und ein Lachen und Rascheln hat kund getan, daß Elfen oder anderes unheimliches Volk, das sich zwischen den Jahren hervorwagen darf, sein Wesen trieb.

Heute treiben andere Unholde ihr Wesen. Ganz sichtbar — nicht im mindesten unsichtbar.

Heute — leben wir auch zwischen den Zeiten, — und es fehlt der treue Wächter, der uns ein „glückseliges, friedfröhliches Neues Jahr" wünschen kann. Eine Bürgerkultur, wie sie sich im Herrn Stadtschreiber verkörperte, ist restlos verschwunden — aber vielleicht gebiert die Zeit eine neue Kultur. Helleuchtende Sterne stehen immer noch am Himmel, laßt uns freudig zu ihnen aufschauen, denn: „Freudigkeit ist die Mutter aller Tugend" — meint einer, der es wissen konnte: Goethe.

Gottesfensterlein.

Von Emilie-Charlotte Leich.

Kinderaugen, Gottesfensterlein!
Schau durch euch ins Paradies hinein,
Höre süße Englein leise geigen,
Sehe sie im sel'gen Himmelsreigen.

Fensterlein, vom Herrgott blank geputzt!
Ob das Auglein lacht, ob's kindisch trutzt,
Immer hat es jenes klare Scheinen
Aus dem Reich der Unschuld und der Reinen.

Kinderaugen, die voll Tränen stehn,
Können nicht mehr in den Himmel sehn!
Fensterlein, kein Regen soll dich schrecken,
Will dich lind vor heißer Sonne decken.

Schütze dich vor jedem schlechten Bild,
Herzensreinheit sei dein starker Schild,
Daß es nur das Glück des Lebens schaue.
Kinderaugen, schwarze, braune, blaue,

Lacht mir euer goldnes Himmelslicht,
Grüßt mich Gottes güt'ges Angesicht,
Muß dann betend meine Hände falten:
„Mög' der Herr euch schön und rein erhalten!"

Digitized by Google

Im Kampf gegen die Heimarbeit * Von Paula Kaldewey.

Zu einer Zeit, wo der Kampf des Lebens sich täglich schwieriger gestaltet, ist plötzlich eine Bewegung im Gange, die auf eine Abschaffung der Heimarbeit hinzielt. Um ihrer nicht zu leugnenden Schattenseiten willen dringt man auf ihre endgültige Beseitigung, obgleich man genau weiß, daß dann Hunderttausende von Frauen das Heim verlassen müssen, um in Werkstatt oder Fabrik das Geld für den täglichen Unterhalt herbeizuschaffen. Denen, die ihre Absichten mit aller Macht durchsetzen wollen, ist es scheinbar auch einerlei, ob durch diese Maßregel eine unendlich große Zahl von Kindern daheim unbeaufsichtigt zurückbleibt oder die Horte und Krippen der drohenden Überfüllung nicht Herr werden können.

Die starken Mißstände, die vor längeren Jahren aufs engste mit jeder Heimarbeit verknüpft waren — bei dem Worte „Heimarbeit" erschien vor unserem Auge unwillkürlich das Bild der verhärmten Näherin, die in einer Dachkammer bei der Petroleumlampe für einen Hungerlohn Tag und Nacht an der Nähmaschine sitzt —, haben sich durch das Ende 1911 in Kraft getretene Hausarbeitsgesetz doch erheblich verringert. Zudem bedeutet es einen entschiedenen Vorteil für das Familienleben, wenn die Frau und Mutter lieber die geringere Entlohnung für die Beschäftigung in der Häuslichkeit wählt, um Mann und Kinder in der rechten Weise betreuen zu können.

Sobald man das Für und Wider gegeneinander abwog, fiel das letztgenannte Moment zugunsten der Heimarbeit stets stark in die Wagschale. Dazu ist in dem verflossenen Jahre noch ein neues, gleichfalls recht schwerwiegendes, gekommen. Durch die Verschiebung der äußeren Lebensverhältnisse sieht sich eine große Anzahl von Frauen, die bisher mit der Versorgung des eigenen Hauswesens vollauf beschäftigt war, genötigt, die Hände nach bezahlter Arbeit auszustrecken. Ganz abgesehen von den Kriegerwitwen, deren Rente nicht so hoch ist, daß sie ohne Zuverdienst bestehen können, reihen sich in die neue Kategorie ein: die zahlreichen Kleinrentnerinnen, die weiblichen Angehörigen des Beamten-, vor allem aber des Offizierstandes, dem ja durch die Herabminderung des Heeres mit besonderer Härte begegnet wurde. Wohl ausnahmslos sind sie gezwungen, durch intensive Arbeit zu den Kosten des Lebensunterhaltes beizusteuern, und wie sollte ihnen das möglich sein, wenn wirklich durch Gesetz die Abschaffung der Heimarbeit erfolgte! Will man diese, doch alle den gebildeten Ständen angehörenden Frauen etwa veranlassen, auch in die Fabriken oder in die Werkstätten zu gehen? Aber setzen wir den Fall, sie entschlössen sich dazu — das würde wenig nutzen, denn es gibt kein geschäftliches Unternehmen, das diese ungeschulten und ungeübten Kräfte bei sich einstellte. Es fehlt ja durchaus nicht an leistungsfähigen Arbeiterinnen, höchstens ist immer ein Überschuß vorhanden. Das beweist doch die beträchtliche Zahl der Arbeitslosen. —

Vor einigen Tagen stand in einer angesehenen Berliner Tageszeitung der Vorschlag einer Offiziersfrau zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft unter den Kameradinnen. „Uns fehlt", bekennt sie mutvoll, „die Organisation; wir müssen so organisiert sein, wie es die sozialdemokratische Frau schon seit Jahrzehnten ist. Warum", fährt sie dann fort, „sollen Frauen, die gerne und gut kochen, sich nicht wohlhabenden Mitschwestern mit ihrer Kochkunst zu Festessen und Geselligkeit zur Verfügung stellen? Weshalb sollen wir nicht auch Hausarbeit anderer Art, die wir für uns selbst tun, in den Dienst gleichgesinnter Frauen stellen; so das Plätten der Feinwäsche u. a. m.?"

Man sieht, die Not unter den gebildeten Frauen ist groß, und man irrt wohl nicht mit der Behauptung, daß die Tatkräftigen unter ihnen die Hoffnung auf die Heimarbeit setzen. Wollte man sie jetzt abschaffen, gäbe man Unzählige der Verzweiflung preis. Eine Aufhebung der Heimarbeit aber würde ferner bedeuten: eine weitere Verwahrlosung unserer Jugend, die dann völlig ohne Aufsicht heranwüchse, und ein Herabdrücken der halben Arbeitskräfte zu Almosenempfängerinnen. — Sollte in absehbarer Zeit in den Parlamenten der Antrag auf Abschaffung der Heimarbeit eingebracht werden, dann wäre es Sache der bürgerlichen weiblichen Abgeordneten, alle die Gründe ins Feld zu führen, die ihrer Beibehaltung das Wort reden. Und der gewichtigste ist und wird wohl immer bleiben: Die deutschen Kinder können die Mutter daheim nun einmal nicht entbehren!

Silvesterbewirtung * Von H. von Schroetter.

Hier folgen Vorschläge für die verschiedensten Formen der Silvestergeselligkeit. Bei großem Familien- und Freundeskreis wird man heute, wo die Hausfrau des gebildeten Mittelstandes meist ohne Hilfe arbeiten muß, nur das kalte Abendessen wählen, das je nach Gästezahl am gedeckten Tisch oder an einzelnen kleinen, nach Bedarf gestellten Tischchen eingenommen wird. Im ersteren Fall stehen alle Gerichte, also z. B. Fischmayonnaise, kaltes Fleisch, Salat, Kompott und kleines Dessert auf dem Tisch. Vor jedes Kuvert werden zwei große und zwei kleine Teller gestellt, und die Gesellschaft reicht sich selbst alles zu, besorgt auch den Tellerwechsel selbst; die Hausfrau braucht also nicht aufzustehen, sondern stellt den gesamten Tellerstapel sitzend auf das neben ihr angeordnete Absetztischchen. Der Hausherr und die Gäste schenken selbst das Getränk ein. Nach Aufbruch von Tisch gibt es eine Tasse Mokka aus Kaffee-Extrakt, zu dem das sprudelnde Wasser auf dem Dauerbrenner gegossen wird. Soll um ½12 Uhr die Feuerbowle, zu der das sagenhafte rumdurchtränkte Zuckerstück, auf der Feuerzange angezündet, in die Mischung tropft, oder die gesunde Fruchtbowle aus Fruchtsaft, Tee und heißem Wasser gemischt werden, so helfen alle Gäste mit. Hierzu gibt es den selbstgebackenen Biskuitkartoffelkuchen, in den eine Bohne mit eingebacken wurde. Wer die Bohne in seinem Stück findet, heiratet im neuen Jahr!

Wird das kalte Abendbrot büfettartig angerichtet, auf großem freistehenden Tisch, so können wir alle Schätze unserer Schränke, oft auch in neuartiger, von der tätigen Phantasie angeregter Weise benutzt, zur Schau stellen. Damit das neue Jahr alle goldig anlache und goldener Frohsinn herrsche, schmücken wir den ganzen Aufbau mit vergoldetem Laub. Das sieht ganz entzückend aus, besonders wenn wir schön geformte Blätter von Kirschlorbeer, Stechpalme, Rhododendron wählen, und kostet nichts wie ein bißchen Mühe. Es lassen sich auch dürre Palmzweige, Gräser, Beeren, verfärbte künstliche Blätter verwenden. Die Wirkung ist in Wirklichkeit viel schöner, als wir es hier beschreiben können! Auf unser kaltes Büfett kommen nun entweder Portionsanrichten aus Tassenköpfchen gestürzt von allerhand Sülzgerichten, wie Aal in Gelee, Fisch, Fleisch, Leberfarce in Aspik, oder größere kalte Platten. In Tassen und Gläsern richtet man Karamel- und Kaffeecreme an. Zwei mächtige Reistorten — je ein Pfund gargekochter Reis mit 100 Gramm Fett, 100 Gramm Zucker, 1 Vanillinzuckerpäckchen, etwas Milch oder 1 Ei in der Schichtform gebacken, kalt durchgeteilt, beide Hälften durch Geleeschicht verbunden, obenauf mit Johannisbeergelee reich verziert — prangen an den Endseiten des Tisches. Natürlich befinden sich auch Teller, Bestecke, Papierservietten, Gläser, Getränke zur Hand, so daß die Gäste sich selbst bedienen können, was jeder freudig tut.

Für kleinen Kreis wird man das teilweise warme Abendbrot wählen, zu dem die Vorbereitungen ebenfalls bis auf einen Gang tagsvorher getroffen werden können. Wir geben also z. B. Käsesuppe (der geriebene Käse wird im Moment des Anrichtens in die aus Knochenbrühe gewonnene, mit heller Mehlschwitze dicklich gebundene Suppe, die im Wasserbad wartet, gegeben), tranchierten Hackbraten in Aspik und Gemüsesalat, Schokoladencreme mit in Form von Hoffnungsankern gebackenem Mürbegebäck. Oder Tassenbouillon, mit einer Einlage von ein wenig Goldschaum, wie es das „Danziger Goldwasser" zeigt, zur originellen „Goldbouillon" gestempelt, und Chesterkakes aus je zwei Mürbeteig- (Salz statt Zucker!) Plättchen, zwischen die Chestercreme gegeben wurde und die auf dem Dauerbrenner heiß erhalten werden, kaltes Fleisch, bunten Salat, Biskuitkuchen, der durch allmähliches tropfenweises Begießen mit einem Glas Kirschwasser — man sticht mit der Stricknadel feine Kanäle — zum „Tipsy-Cakes" wurde. — Einfacher kann die Speisenfolge auch aus Suppe, heißen Frankfurter Würstchen, Kartoffelsalat und warmen Käseherzen bestehen. — Wer über Hilfskräfte verfügt, wird den traditionellen Silvesterkarpfen oder die Silvesterschleie vorsetzen. Er darf nicht vergessen, die Schuppen des Karpfens auf kleiner Schale mitherumzureichen, damit sich jeder Gast sieben Stück davon ins Geldtäschchen tue — das bringt nach altem Glauben Geld in die Tasche! Jeder Wildbraten wird, besonders mit kräftig gewürzter Tunke, willkommen sein. Dazu eine Makkaronipastete, mit reichlich geriebenem Käse im Ofen gebacken, ein Fruchtsalat aus eingemachtem Obst, das mit Zucker, Zitronensaft und etwas Alkohol mariniert wird. Als Nachtisch Mokkatörtchen, das sind Mürbeteigplättchen mit Mokkacreme verbunden. Nußcreme aus geriebenen Nüssen, Dosenmilch und Maizena.

Bei unserer gottlob vereinfachten Geselligkeit ist aber als Silvesterbewirtung auch die „Jahresschokolade" möglich: Die Sitte der Geburtstagsschokolade wird auf die Geburtsstunde des neuen Jahres ausgedehnt. Man reicht verschiedene trockene Kuchen dazu und gibt später zum Anstoßen ein Glas Wein oder Teepunsch. Alle Silvestereinladungen sollen nicht auf zu frühe Stunde angesetzt werden, damit die Zeit bis Mitternacht nicht zu lang werde. Zum warmen Abendbrot lade man auf ½9 oder 9 Uhr ein, zum kalten Essen auf 9 oder ½10 Uhr, damit der Höhepunkt der Tafelstimmung noch zusammenklinge mit der Neujahrsfreude.

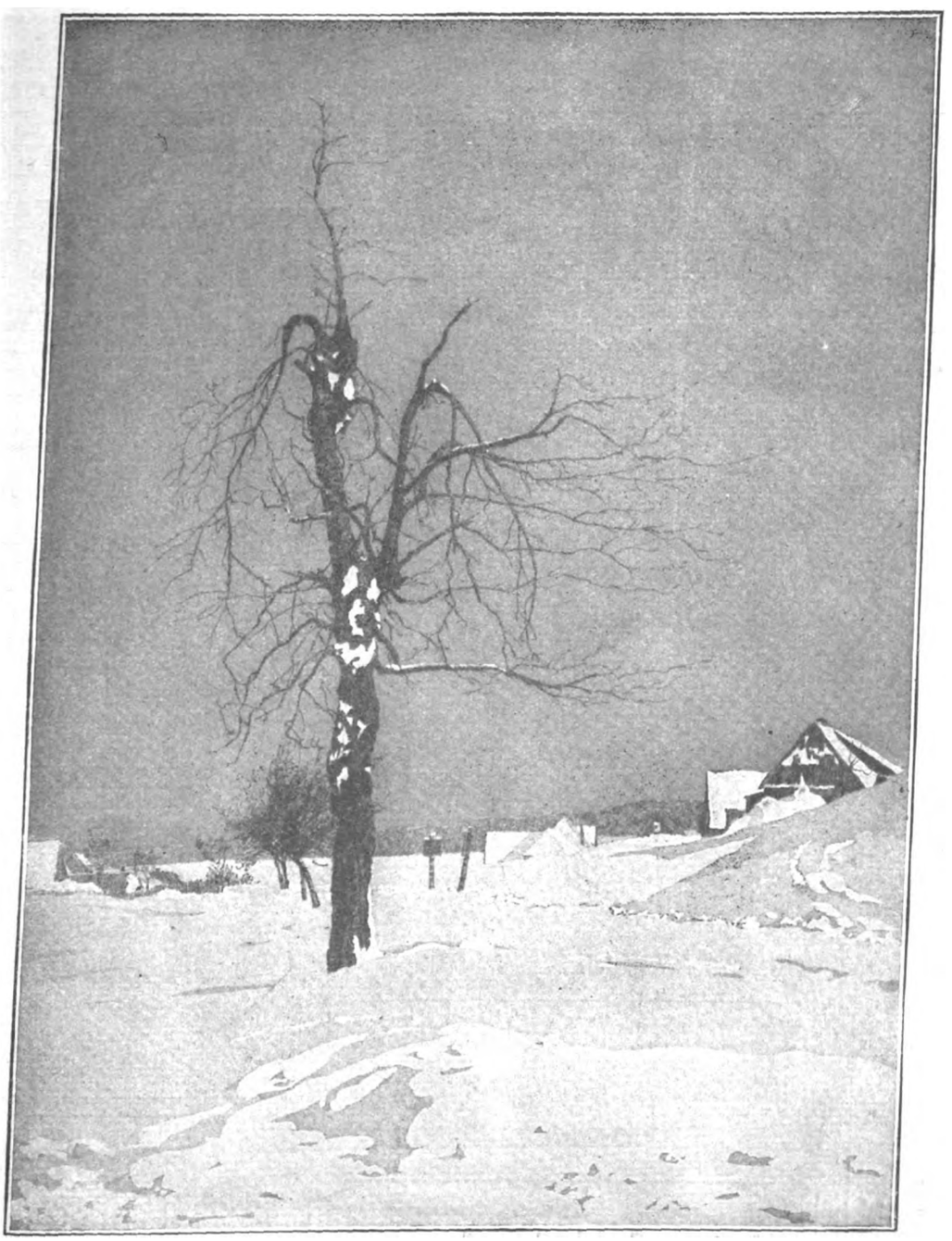
Vielfach ist es Sitte, nach Mitternacht Kaffee und warme Berliner Pfannkuchen oder Apfelkuchen zu reichen als Erquickung auf den kalten Heimweg. Die Hausfrau hilft sich hier mit Kaffee-Extrakt und gibt einen selbstgebackenen Apfelkuchen, der schnell auf Gas erhitzt wird, oder kleine selbstgebackene Kakes dazu.

Digitized by Google

68. Jahrgang 1920 · Nr. 52

Wöchentlich 1,25 Mark

Die Gartenlaube



Winter im Erzgebirge. Radierung von Paul Aust.

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G.m.b.H. Leipzig.

Digitized by Google

Trinket Tee,

-aber bereitet ihn richtig!

Bettuch-Leinen und Halbleinen
Tischzeuge und Handtücher
Fertige Bettwäsche
Hauswäsche
Küchenwäsche
Nur solide Qualitäten.
Muster oder Kostenanschläge zu Diensten.
Spezialität:
Brautausfteuern
Hoteleinrichtungen
Conrad List,
Lauterbach (Hessen).
Fernsprecher Nr. 1.

Wirklich gute Anzugstoffe 50.— — 150.- M. per Meter. Für Muster bitte 60 Pf. einsend. Expedition der Weißenburger Tuchfabrik Germania, Weißenburg bei Nürnberg.

Warum haben Sie keinen Erfolg?

Weil Sie sich immer matt und abgespannt fühlen. Wenn Sie etwas leisten sollen, versagt die Spannkraft Ihres Körpers. Sie müssen unbedingt etwas gegen Ihre ständige Müdigkeit tun. Aber es gilt, das Uebel bei der Wurzel zu packen. Die Mattigkeit ist fast immer die Folge falsch zusammengesetzter Nahrung, die Ihrem Körper die verbrauchten Kräfte nicht in genügendem Maße wieder zuführt. Darum muß die Ernährung, wie man sie jetzt dem Körper bieten kann, ergänzt werden durch ein Nähr- und Kräftigungsmittel, das bei jeder Form der Ernährung ausgleichend wirkt. Sie können dies erreichen durch **Sei,** das wie Schokolade schmeckt und gänzlich unschädlich ist. Es ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen

in altbewährter guter **Friedensware** überall zu haben.

Wollen Sie ein gutes Hausmittel haben, so kaufen Sie

Amol

Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Ein Familienbuch

unerschöpflich an guten Ratschlägen für jede Jahreszeit, für Haus und Hof, Küche und Kammer, ist der

Gartenlaube-Kalender 1921

Er vereint mehrere spannende größere und kleinere Erzählungen mit einer Fülle von wichtigen, wissenswerten Einzelheiten des täglichen Lebens

Preis 9 Mark / Porto und Verpackung extra

Bezug durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33

Unreiner Teint,

Mitesser, Hautflecken, Pickel usw. verschwinden nach kurzem Gebrauch der weltbekannten **Puttendörfer's**

Schwefelseife.

Seit fast 70 Jahren erprobt und den wissenschaftlichen Forschungen folgend, stetig weiter vervollkommnet, ist diese Seife infolge ihrer einzigartigen Zusammensetzung aus den edelsten Rohstoffen unstreitig **die beste Toiletteseife der Gegenwart.** Tausende von Anerkennungsschreiben beweisen den beispiellosen Erfolg! **Alleinige Fabrikanten:**

F. W. Puttendörfer G. m. b. H., gegr. 1855,

Seifenfabrik, Berlin S. 59. — Erhältlich in allen Apotheken, besseren Drogerien, Friseur- und Seifengeschäften. Man schütze sich vor wertlosen Nachahmungen durch ausdrückliches Verlangen der **Puttendörferschen Schwefelseife. — Nur echt mit der „Putten-Marke"!**

Stoffwechsel-Krankheiten

Gicht, Rheuma, Magen, Darm, Leber, Nieren, Herz, Lungenleiden usw. behandelt erfolgreich ohne Berufsstörung durch giftfreie Hauskuren Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt, Leit. Arzt Dr. v. Hahn, Berlin 104, Potsdamer Strasse 109b, 10—1, 3—5 **Man verlange kostenfrei aufklär. Druckschriften.**

Mingol-Tabletten

schützen vor **Husten,**
Heiserkeit und Erkältung.

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Fabrik H. von Gimborn, Akt.-Ges., Pharm. Abtlg., Emmerich a. Rh.

Emser Wasser
gegen Katarrhe
u. s. w.
EMS
Schutz-Marke

Jeder kann Klavier Spielen
durch Apparat „Selbstlehrer" Preis M 45.-
Musik z. Preis gratis.
Otto Dietrich, Leipzig 5, Markt

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petzl & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, Zernsdorf 7 (i. d. M.)

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

„Die Frau"
d. Buch v. Frau A. Hein, früh. Oberhebamme an d. geburtshilfl. Klinik d. Kgl. Charité Berlin, 2 M. Alle Bedarfsartikel f. Frauen u. best. u. billigst. Katal. gr.
Frau Anna Hein, Berlin S2. Potsdamer Strasse 106a.

Eine schöne Frau
trägt einen Straußenfederhut, und die besten Federn sind meine **Atama-Edelstraußfedern:** Jetzt ca. ½ m lang 48, 95, 150 M., je nach Breite. **Boas** 60, 100, 200, 350 M. **Marabukragen** 85, 135, 225 M. Vers. p. Nachn. Auswahl gegen Porto. **Hesse, Dresden,** Scheffelstr.

Technikum Altenburg Sa.-A.
Ingenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentl. Material- u. Maschinenprüfungsanstalt.
Programm frei!

Salzbrunner Oberbrunnen
Katarrhe - Grippe
Asthma - Emphysem.
Brunnenschriften kostenlos.

Für die Festtage empfehle ich
ab Kellerei Trier
bestgepflegte Qualitäten
der Mosel, Saar, Ruwer
von ab Mk. 12.—
ab Kellerei
des Rheins
von ab Mk.
Glas und Kiste leihweise
St. Matheus Edelsekt
Mk. 40 p. Fl. —
MAX

Nr. 52 — 1920

Die Gartenlaube

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“ * Illustriertes Familienblatt * Begründet im Jahre 1853 von Ernst Keil in Leipzig.

Die Lülsbrucher Wirren * Roman von Friedrich Hussong.

Schluß.

An dem Tisch, wo Peter aus dem Kräwinkel, Vater und Sohn, und des letzteren Frau Minchen mit ihrem Vater Hanjochen und dem starken Bastian Wilmsen saßen, herrschte sehr gedämpfte Stimmung.

Die junge Frau sah neben ihrem Peter sehr bedrückt vor sich hin. Der Vater legte ihr die Hand auf den Arm und redete ihr zu: „Mußt nicht so sinnieren, Minchen; es wird euch schon glücken. Ihr seid jung, gesund, habt ein Stück Geld an der Hand und findet drüben schon jemanden vor, der euch weisen kann. Warst doch sonst nicht so. Bist doch aus freien Stücken die Sache eingegangen. Warum willst du nun so verzagt sein?“

Minchen sah den Vater an. Ihre Mundwinkel verzogen sich zu unterdrücktem Weinen. „Ich weiß nicht, Vater, wovon es kommt; es drückt mir fast das Herz ab.“

Ihr Peter beugte sich zu ihr: „Du wirst schon wieder ein Herz fassen, Minchen. Das geht vorüber, und es kommt besser danach.“

„Ach, es ist unrecht von mir“, klagte Minchen; „ich weiß, es ist unrecht. Erst war ich anders, und jetzt bin ich so. Aber wenn ich an die Fremde denke, friert's mich.“

„Es ist nicht so bös mit der Fremde“, tröstete Peter; „da bin i ch doch. Und der Bastian wird auch dasein. Und der Erlenwein und der Appenteker. Und die Ulenhorster sind auch da. Und drüben treffen wir alte Bekannte. Das Amerika ist voll von unseren Leuten, und es gibt sogar ein Lülsbruch drüben. Mach' uns das Herz nicht schwer. Du wirst sehen, das ist ein ander Leben als hier, ein anderes Arbeiten und ein anderer Lohn.“

„Lustig wird's werden,“ sagte Bastian Wilmsen, „lustig soll's werden. Um uns schlagen wollen wir, daß es nur so stiebt. Hundert solcher Amerikaner auf e i n e n Lülsbrucher. Möchte sehen, was du für ein Gesicht machtest, Minchen, wenn's hieße, du sollst dahintenbleiben im Kräwinkel. Ich freu' mich, wenn es erst so weit ist, daß es losgeht. Mag nichts mehr wissen von Lülsbrucher Geschichten; seit heute schon gar nicht mehr. Es ist mir alles vergällt. Sind Gesichter da, mit denen man einen vergeben könnte“ — dabei starrte Bastian auf Jan Lorkes, der am nächsten Tisch saß — „solche Abscheulichkeiten werden sie drüben wohl nicht haben. Oder es ist Platz, von ihnen wegzurücken.“

„Recht hat der Bastian“, sagte der alte Peter; „so müßt ihr's ansehen. Mein Gott, wenn es so zugeht wie hier, wenn solche Dinge passieren können, da muß es einem beim Gehen leichter sein als beim Bleiben. Wenn Mutter vom Bett könnte, ich käme mit euch und wollte mich drüben nach einem anderen Kräwinkel umsehen. Platz soll da ja wirklich sein.“

Der alte Hanjochen, Minchens Vater, nickte zur Rede seines Gegenschwätzers: „So ist's, Minchen. Faß' dir ein Herz! Möchte auch noch mit, wenn's für einen alten Kerl was wäre. Tut mir härter, dich allein gehen zu lassen. Aber du bist jung, und ich bin alt. Für mich ist das nichts mehr.“

„Warum nicht?“ sagte Bastian; „Ihr seid noch lange zu alt nicht. Ich weiß noch einen viel Älteren, der will jetzt auch mit. Habt ihr's schon gehört, der alte Scherer will mit uns ins Amerika.“

Glückwunschkarte. Radierung von Rudolf Schiestl.

Digitized by Google

Von seinem Tisch herüber rief der alte Jakob Hennes: „Ist's wirklich wahr, Bastian? Hab' auch schon davon gehört."

„Warum soll's nicht wahr sein?"

„Der alte Hitzkopf, der. Na, ich denke, er wird's noch überlegen."

„Was ist da zu überlegen? Das hier kennt er lange genug: Daß die Lülsbrucher Sonne dort drüben aufgeht und hier hinterm Haselberg unter; daß hier mancher ein großer Gauner ist, und daß der Posthalter kleine Wecken bäckt; daß der Zisterer die spitzigste Nase hat und der Frickinger den breitesten Buckel. Was ist dabei noch zu lernen für einen Mann wie den Scherer? Aber drüben, da ist neues Land und neue Ehre für einen solchen. Wenn wir uns ein Dorf drüben bauen oder eine Stadt, oder eine Provinz gewinnen, so bringen wir uns unseren Bürgermeister und Regierer gleich mit, wenn der schwarze Scherer dabei ist."

„Dazu ist er schon der Mann", sagte Niklas Kagerer bedächtig.

„Aber so von Haus und Hof weg", wandte sein Freund Hennes ein.

„Ha, er war immer ein Unruhgeist und Haselant", sagte Frickinger; „dem trau' ich das auf seine alten Tage noch zu. Sollte *mir* einer kommen mit Amerika!"

Zisterer, der ein Vierteljahr lang vergeblich versucht hatte, zu vorteilhaften Bedingungen den Anschluß an die Amerikafahrer zu gewinnen, setzte vernehmlich das Glas auf den Tisch, wischte sich den Mund mit dem Ärmel und knurrte grämlich: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!"

„Ja, Zisterer — redlich, redlich", krähte das Pastörchen; bei Redlich liegt der Hund begraben."

„Sollte mir einer kommen," wiederholte Frickinger, „und wenn sie mich wollten zum König von Amerika machen."

„Sie werden schon nicht", rief das Pastörchen. Und der Korbmacher: „Wär' auch nichts für ihn. Was ist ein König aus Amerika gegen den breiten Frickinger aus Lülsbruch?"

„Ach, du Herrgöttchen," sagte Herr Seidenschwanz, der sich hinter seinem Einschank zum Fenster gewendet hatte und auf die Straße hinaussah, „wie man nur so das Maul gegeneinander aufreißen mag an solchem Tag. Sollte euch doch eine ewige Mahnung sein, wohin es führt, wenn die Einwohner sich gegeneinander aufregen. Eine ewige Mahnung: Haß, doppelte Kirchensteuern, Mord, Gewerbsschädigung. Da, seht her! Da bringen sie ihn, da führen sie ihn hin. Pastörchen, da hast du ein Beispiel. Oder du, Korbmacher! Da seht ihr, wohin es einen bringen kann! Bös Maul und böse Hand führen zu bösen Häusern. Wie er daherschleicht! Hätt's ihm nie und nimmer zugetraut, nie und nimmer. Und auch noch so dumm, sich selber zu stellen! Wenn er's schon tut — sich auch noch selber zu stellen. Es ist über Menschenbegreifen."

„Es weist sich eben aus," greinte Jan Lorkes, „daß er ein Narr ist und hat's aus Narrheit getan." Jan hatte sich wie ein Schatten hinter den Wirt ans Fenster geschoben und sah über dessen Schultern mit brennenden Augen hinaus, wie sie Velten Eyb die Straße entlangführten. Fast alle anderen waren gleichfalls aufgestanden und drängten nach den Fenstern. Nur die aus dem Kräwinkel und ihre Gesellschaft blieben auf ihren Plätzen. „Ich mag ihn nicht noch einmal sehen", sagte der alte Peter, und die anderen stimmten ihm zu.

„Es wird ihm wohl den Kopf kosten," sagte der Posthalter am Fenster, „solche Dummheit, sich selber zu verraten, wo sie doch keine Spur hatten von ihm. Unmenschlich, unmenschlich."

„Was er mir leid tut," sagte die Posthalterin, „er war so ein guter Bursche." Aber ihr Mann fiel ihr heftig in die Rede: „Willst du Partei nehmen für einen Totschläger, Mörder, Meuchelmörder? Schämst du dich nicht vor der Leute Ohren?"

„Ganz recht, Frau Posthalterin," greinte Jan Lorkes, „ganz recht hat sie. Ist ein halber Narr, ein Sinnierer ist er immer gewesen. Und zuletzt ein *ganzer* Narr. Und wer hat ihn vollends dazu gemacht?"

„Ja, wer?" krähte das Pastörchen; „wer war's, Jan Lorkes?"

„Der Pfarrer Ebelowen selber."

„Was sagst du?"

„Hab' ich's doch aus der Nähe mitangesehen. Waren das Dinge, sie mit einem Halbnarren zu verhandeln, was Ebelowen — Gott vergeb's ihm! — oft mit dem Velten verhandelt hat? Geistlicher Disput und Spitzfindigkeiten. Hat dem armen Teufel das Hirn vollends verrückt gemacht. Da sieht man, wohin das führt. Es ist wie eine Seuche. Es steckt an. Habt ihr den alten Propheter gehört und gesehen? Verrückt gemacht, geistlich verrückt gemacht. Und den schwarzen Scherer — paßt auf! — den kriegt's auch noch. Aber den Velten hat's. Schad' um ihn, schad' drum."

„Ja," sagte das Pastörchen, „und daß nicht einmal *dein* Zuspruch ihm hat helfen können."

Jan Lorkes sah den Sprecher mit stechenden Augen an, ohne etwas zu erwidern.

„Wo du ihm warst wie ein Seelensorger", fuhr der fort; „hätt' nie geglaubt, daß du dich so drauf verstehst auf Menschenseele und auf trostreichen Zuspruch. Solltest ihm noch einmal zuwinken oder ein Wort sagen. Würd' ihm gewiß gut tun, dem armen Sünder. Ihr könnt's euch nicht vorstellen, ihr Leute, was der Jan Lorkes an dem armen Velten Gutes getan hat. Wie ein Vater hat er ihm zugeredet — hab's selber mitangehört — wie ein Seelsorger. Gewiß ist ein Pfarrer an ihm verloren, an unserem Jan; möcht' auf meinem Totenbett keinen anderen Zuspruch als vom Jan. Ja, das ist ein Gerechter, an dem kein Falsch ist."

Jan Lorkes suchte ihm die Rede abzubiegen: „Du bist ein maulfertiger Schwätzer; mußt über alles dein Geklatsche haben. Du bist ein, ich möchte sagen, ein . . . ein . . ."

„Ein tönend Erz oder eine klingende Schelle", half ihm das Pastörchen selber.

„Meinetwegen, ja. Was machst du hier Lärm um ein bißchen stille Guttat? Freilich hab' ich ihm manchmal zugeredet, um ihn aus dem hintersinnigen Grübeln zu reißen. War ja ein Jammer um den armen Burschen. Hier, der Adam wird auch sagen können, wie gern er ihm das Sinnieren oft ausgeredet hätte. Der hat's auch gut mit ihm gemeint. Hab' ich recht, Adam?"

„Dann war ihm freilich nicht mehr zu helfen, wenn der Korbmacher und der Jan ihm nicht mehr helfen konnten", sagte das Pastörchen.

„Hat ja freilich seit einiger Zeit manchmal verwirrte und verwogene Reden geführt," greinte Lorkes weiter, „aber wer denkt dabei an *so* was? Wer *kann* dabei an *so* was denken?"

„Die Unschuld nicht", höhnte das Pastörchen.

„Da, da ist er hin", seufzte die Posthalterin, als die Gendarmen eben straßab mit ihrem Gefangenen verschwunden waren; „ich gäbe was drum, wenn ich ihm was Gutes antun könnte, dem armen Menschen."

„Dumme Gretel", brummte der Posthalter.

„Brrr," sagte der Korbmacher und schüttelte sich, „brrr, das ist ein böses Stück. Wißt Ihr was, Posthalterin, wenn Ihr was Gutes tun wollt, tut's an mir! Dem Velten, oh weh, dem *ist* geholfen. Der hat's bald hinter sich; wird ihm bald der Hals nicht mehr trocken werden. Aber die Lebendigen haben Durst, Frau Klara. Und das ist etwas Wunderbares, um so ein Gläschen vom Guten. Das ist gut fürs Lustigsein und ist gut fürs Traurigsein. Ihr habt mir so oft fürs Lustigsein eingegeben; nun gebt mir einmal fürs Trauern'

Digitized by Google

Die Posthalterin hatte schon sein leeres Glas weggenommen, doch blieb sie noch vor ihm stehen und sagte vorwurfsvoll: „Das war nun dein Freund, Korbmacher.“

„Das war er, Frau Seidenschwanz — und was weiter?“

„Was weiter? Da siehst du, wohin einer bei deiner Freundschaft kommt.“

„Was für eine unbarmherzige Rede von einer barmherzigen Seele. Wollt Ihr mich mitschuldig machen? Pfui, pfui, Frau Klara, dafür seid Ihr mir eine große Reihe von Schnäpsen schuldig. Ihr befleckt in Eurer Wirtschaft meinen Leumund. Da werdet Ihr manches Fäßchen müssen drüber leer laufen lassen, ehe das wieder reingespült ist. Das möchte ich an Euch nicht schuldig sein, Posthalterin. He, seid Ihr nicht auch meine Freundin? Ich rechne Euch dafür. Aber wenn ich morgen sollte aufgehangen oder geköpft werden — man weiß nie, was kommt — und einer wollte Euch deswegen sagen, wie Ihr jetzt mir: ‚Das war nun dein Freund‘, ich sage Euch, Frau Klara, dem Kerl würde ich erscheinen mit meinem Strick um den Hals oder mit meinem Kopf unterm Arm, . . . so!“

Die Posthalterin kreischte laut auf, als der Korbmacher dieses „So!“ mit schrecklicher Stimme hervorbrachte und dazu aufsprang und sie mit weitaufgerissenen Augen anstierte. Das Pastörchen krähte vor Vergnügen.

„Adam, du solltest hier solche Dummheiten lassen“, rief Herr Seidenschwanz erbost. Aber der Korbmacher kümmerte sich nicht um ihn.

* * *

Es war mit Macht Frühling geworden. Die Birken wehten mit hellen Fahnen über den Höhen; an den Wasserläufen grünten die Weiden. Jeden Abend gingen talauf, talab die Lieder der Auswanderer durch Lülsbruch. Jeden Abend hörte Thele Ebelowen, hörte der Pfarrer Leubing, hörte der alte Scherer durch offene Fenster diese Worte einer über eigenes Los und eigenen Entschluß bestürzten Wehmut:

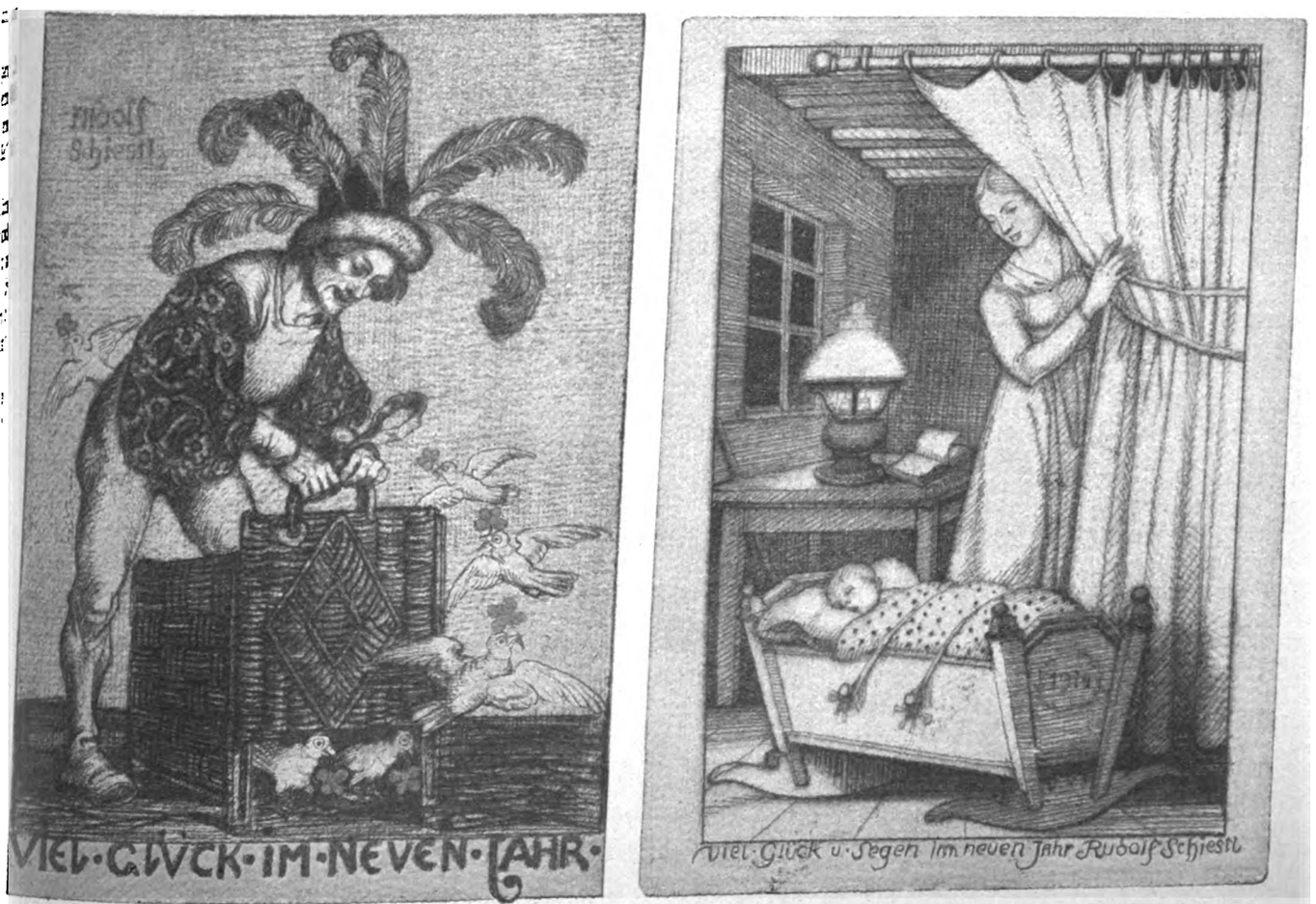
„Guter Himmel, ich muß scheiden
Und muß sagen Lebewohl . . .“

Und alle fühlten, jeder auf seine Weise, das Elend des Abschiedes, das die Burschen und Mädchen da reihenweise die Straße entlang trugen und sangen. Jeden Abend war es dasselbe.

Der alte Scherer hatte sich gültig entschlossen, die Fahrt übers Meer mitzumachen. Das hatte vielen Mut gemacht, und seit Jahren hatte es im Biesetal nicht so viele Amerikafahrer gegeben wie in diesem Frühjahr. Auch der Prophet sollte mit von dem Auswandererzuge sein. Er lebte in der fixen Idee, daß über Lülsbruch ein jüngstes Gericht in naher Zeit hereinbrechen müsse. Von dieser Verrücktheit abgesehen war er vernünftig und harmlos. Der schwarze Scherer mit den weißen Haaren sagte: „Wir haben den Narren gemacht; wir müssen ihn heilen oder leiten. Vielleicht hilft ihm die neue Luft mit ihren neuen Sorgen. Sonst wird drüben auch für seine Narrheit mehr Platz sein als hier. Sie sollen da ohnehin an viel Narrheiten und Quäkereien gewöhnt sein.“

Es verging kaum ein Tag, an dem der Alte nicht Thele Ebelowen besuchte, an dem nicht seine widerspenstigen weißen Haare neben ihren dunklen, seidensanften loderten.

„Liebes Kind,“ sagte er an einem Abend zu ihr, als sie in dunkelnder Stube am offenen Fenster beieinander saßen, „ich fühle mich niemandem so verschuldet wie Ihnen. Und statt abzuzahlen, hole ich mir jeden Tag neues Darlehen. Ich möchte Ihnen und dem Bübchen etwas helfen, etwas geben, Rat, Sicherheit, Weg und Weisung. Und gehe jeden Tag von Ihnen wie ein beschenkter Junge. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie lächerlich ich mir vorkomme, wenn ich dann dran denke, daß ich Sie in etwas führen und leiten wollte. Sie wissen Ihren Weg besser als ich alter Esel. Sie gehen ihn zweifelsfreier selbst als der Pfarrer Ebelowen. Er hat sich das Seine doch auch mit dem Hirn abgefragt. Ihnen fließt es ungefragt vom Herzen. Kind,



Glückwunschkarten. Radierungen von Rudolf Schiestl.

Digitized by Google

ich brauche keinen Pfarrer mehr nach dem Pfarrer Ebelowen. Aber Sie sind mir noch eine rechte Pfarrerin geworden."

Thele legte ihre schmale, feste Hand auf des Alten Tatze, die vor ihr auf dem Tisch lag. „Sie tun mir gut", sagte sie, und ihre Stimme bebte leise, wie von einer Wehmut oder wie von einem Lachen des Herzens; „aber Sie dürfen mich nicht zu sehr loben."

„Ich kann Sie nicht loben", sagte der Alte; „ich kann nur das Herrgottswunder in Ihnen anstaunen. Nur staunen, wie frei Sie, junges Kind, stehen und gehen, wo wir alle noch so tief befangen sind. Kind, woher wissen Sie den Weg?"

In dem wachsenden Dunkel sah Thele über dem Tisch die Hände des alten Mannes sich falten. Es überrann sie mit einem lichten Feuer und Fieber. Sie fühlte sich über sich selbst gehoben. Sie reckte sich froh und steil auf, sah mit weiten Augen hinaus in den Abendhimmel und dann wieder auf den alten Scherer und sprach in einer Verzückung:

„Woher ich den Weg weiß? Das ist kein Wissen, das ich lernen und vergessen könnte. Wie lernt ein Kind atmen? So lernte ich Gott. Es ist mir das Natürlichste, Selbstverständlichste. Ich kann an ihm nicht irre werden als durch Fragen. Ich kann ihn nicht verfehlen als nur durch Suchen. Mein Weg? Wie kann er anders sein als ein frohes Gehen geradezu auf Gottes leuchtendes Herz?"

Sie schwieg, und der Alte schwieg eine Weile. Dann sagte er laut: „Amen! Amen!" Es war wieder stille, bis es leise, dann näher und lauter die Straße herkam:

„Und mit ganz betrübtem Herzen
Muß ich sagen dieses Wort:
‚Und mit wem soll ich nun scherzen?
Guter Himmel, ich muß fort.'"

Der Alte und das junge Mädchen traten beide ans Fenster und sahen und horchten die Straße entlang.

„Manchmal," sagte der Alte, „manchmal in diesen Tagen dachte ich schon, ob es nicht gut wäre, wenn Sie und der Junge mit uns kämen. Aber ich getraute mich nicht zu fragen, weil ich wußte, daß Sie's vor mir spüren würden, wenn es das Rechte wäre. Ich sage es jetzt nur, weil ich es selbst nicht mehr für das Rechte halten kann. Es wäre ein Riß und ein Ruck. Das leiden Sie, aber Sie reißen nicht selber. Das ist für die, die müssen, und für mich Unruhigen."

„Ja," sagte Thele, „solange ich sie behaupten kann, will ich nicht freiwillig von der Stelle gehen, an die ich gesetzt bin. Ihr reißt das wunde Glied ab, ich möchte es heilen lassen. Ihr gebt dies Lülsbruch und die Lülsbrucher auf wie etwas heillos Verwirrtes. Ich möchte dies alles sich wieder ordnen und beruhigen sehen. Ich habe nie an eine göttliche Notwendigkeit in diesen menschlichen Zerwürfnissen geglaubt, — das war in seiner ganzen letzten Zeit zwischen dem Vater und mir als ein Nichtgemeinsames, worüber wir uns nicht verständigen konnten. Ich glaube, daß dies alles durch einfache Menschlichkeit zu schlichten sein sollte."

Der alte Scherer sah schwer nachdenklich vor sich hin. „Wie soll's denn aber hier werden? Unsere, Ebelowens Gemeinde liegt im argen, ohne Haupt und Lehrer. Sollten wir ihn noch nach seinem Tode, nach diesem Tode, verraten?"

„Ich sage nicht dies und nicht das," erwiderte Thele, „aber ich für mich halte es für erlaubt und für recht, die notwendige Ordnung und Gemeinschaft dort zu suchen, wo sie sich bietet, ohne uns Zwang an unserer Seele zu tun. Meinem Vater wäre Seelennot gewesen, was mir nichts ist, was vielen eine Erleichterung und Stärke sein kann. Man hat das Dach erweitert, damit es mehr noch sollte fassen können. War das ein Grund, es zu verlassen? Mir nicht. Da mir Gott überall der gleiche und überall gleich nahe ist, folgte ich als Kind meinem Vater. Aber ich habe nie mich in seinem Eifer ereifert."

„Sie sind seine Tochter."

„Ja. Nicht seine Knechtin; darüber waren wir einig."

„Und was wollen Sie tun?"

„Nichts, um eine Parteisache zu halten, die nie die meine war."

„Und darüber hinaus?"

„Ich suche für mich und das Kind und für jeden, der etwa auf mich sehen will, vielleicht nach mir sich halten will, eine Ordnung, die nicht Gewalt antut, eine Gemeinschaft, die mich trägt und in der ich etwas wirken kann. Die gegen alle Willigen sich willig erweist. Was mein Vater baute, war auf ihn gestellt. Wer sollte ihn mir an seinem Platze je ersetzen können? Ich sähe nur, was mir fremd an ihm war: die Parteisache; nie mehr ihn, den Mann, diesen Mann. Was er gebaut hat, will ohne ihn zerfallen. Ich will nichts aufwenden, um es zu erhalten. Es würde mehr als zuvor nur der Spaltung dienen."

Der alte Scherer erwiderte nichts. Ganz nahe auf der Straße tönte jetzt der Gesang der Amerikafahrer. Ein paar Reihen von Burschen und Mädchen zogen jetzt an dem Haus und gerade unter dem Fenster vorüber und übertönten alles mit ihrem Lied:

„Verschwunden ist der Strand
In der Ferne;
O wie gerne
Wär' ich noch im Vaterland —
Fidelin — lin — la . . ."

Als sie vorüber waren, fragte der alte Scherer bedrückt und mit einer ihm sonst gar nicht eigenen stockenden Stimme: „Und könnten Sie — Sie, die Tochter — könnten Sie in jene Kirche zurückkehren — zu den anderen?"

Thele lächelte. Dann ward ihr Gesicht fest, daß noch in dem werdenden Dunkel Scherer den Entschluß darauf geschrieben sah, als sie sagte: „Ich kann es."

„Sie wollen es auch", fügte der Alte traurig hinzu; „wir reden gar nicht mehr von Möglichem. Wir reden von dem, was Sie beschlossen haben."

Thele fuhr ihm zärtlich über den Rücken der Hand. „Ja, ich möchte dies tun. Aber ich bin doch töricht und ängstlich und möchte, daß Ihr mir recht darin gebt, Vater Scherer, und daß Ihr mich darin vor der Gemeinde bestärkt und bestätigt. Ich möchte, daß vor Eurem Fortgehen Ihr mich selbst dahinführt und selber mit mir dort seid und vor Eurem Gehen noch ein Beispiel gebt, das Segen sein soll!"

Der alte Scherer schwieg. Während seines ganzen Verweilens sagte er nichts mehr. Als Thele ihm beim Abschied die Hand gab, sah er sie kopfschüttelnd und in Zweifeln an. Aber sie sagte heiter: „Gebt mir heute keine Antwort! Das nächste Mal werdet Ihr mir etwas Gutes sagen."

* * *

Es war der letzte Sonntag der Auswanderer in der Heimat. Über Lülsbruch war schon in der ersten Frühe des Tages ein erregtes Erwarten. Der alte Scherer war in den letzten Tagen bei den Seinen herumgegangen von den Fuchslöchern bis in den Kräwinkel und hatte mit ihnen einzeln geredet. Nirgends hatte man ihm widerstanden. Mit unterdrückten Stimmen hatte es sich im ganzen Biesetal herumgesprochen, wie ein Wunder: Der schwarze Scherer und seine Leute, die wegen Ebelowens Ende sich zu den Auswanderern schlugen, würden vor der Reise bei dem Pfarrer Leubing zur Kirche gehen. Man erzählte sich's in der „Güldenen Bretzel" als ganz sicher, und doch wollte es niemand recht glauben, ehe er's nicht mit eigenen Augen gesehen hatte.

Digitized by Google

„So ein Unverstand," sagte Herr Seidenschwanz, „so ein glatter Unverstand. Warum müssen sie dann noch auswandern? Ist doch kein Lumpenpack, das man gerne los ist, wie gewöhnlich. Leute, die was zuzusetzen haben. Müssen das schöne Geld aus dem Ort tragen. Ach du Jammer! Wenn sie doch zu dem Pfarrer Leubing gehen, konnten sie auch bleiben."

„Ein Querkopf, der schwarze Scherer", sagte der breite Frickinger; „ein Querkopf. Ha, mir soll's recht sein."

„Glaub's wohl, Frickinger, glaub's wohl," rief der Korbmacher, „so billig wird Euch keiner mehr seine bildsauberen Acker verkaufen. Habt ihn schön übers Ohr gehauen."

Glückwunsch. Holzschnitt von Georg Zilovsky.

„Ha, was kann ich dafür, daß er so ein ungeduldiges Füllen ist", erwiderte Frickinger; „hat das Land ja gar nicht schnell genug loswerden können. Soll ich teurer bezahlen, als einer fordert? War immer noch eine schöne Summe, was ich hab' müssen auf den Tisch legen. Und sauberes, bares Geld. Und meine Goldstücke waren ihm halt lieber als anderer Leute Schuldscheine, — he, Zisterer?"

Der spitze Zisterer lachte verlegen. „Bist ein sauberer Patron", sagte Frickinger zu ihm; „kannst deine Zinsen nicht zahlen und willst unsereinem ganze Güter vor der Nase weghandeln."

„Ja, ja, es ist keine Ehrfurcht in ihm," sagte der Korbmacher.

Jan Lorkes stand am Fenster und sah tief verdrossen auf die Straße hinaus. Das Pastörchen stieß ihn an und sagte händereibend: „He du, langer Lorkes, Menschenfreund, du hast jetzt Freudentage, was?"

Lorkes drehte sich um und sah das Pastörchen böse an. Der kümmerte sich nicht drum. „War doch dein ganzer Schmerz, die Entzweiung in der Gemeinde. Muß doch deine ganze Freude sein, wenn das wieder zusammengehen will. Hast doch nichts als Friede und Eintracht gepredigt, du frommer Lorkes. Scheinen dir doch alle Gebete in Erfüllung zu gehen. Ihr Leute, das muß heute der glücklichste Mensch sein in ganz Lülsbruch, der Jan Lorkes, der fromme Jan Lorkes."

Lautauf lachte der breite Frickinger und rief: „Der hat sich schön betrogen. Dachte immer, nur der Ebelowen hinderte ihm seinen Vorteil. Dachte wunder, was er bei seinem Tode profitieren würde, und ist nun ganz und gar herausgeschmissen aus dem Schäferhof. Du, das war eine falsche Kalkulation." Der Breite lachte breit, und der spitze Zisterer gab ihm mit seinem schepperigen Lachen beflissen Beifall. Das Pastörchen aber krähte laut: „Das macht ihm nichts aus, macht ihm nichts aus, dem frommen Jan Lorkes. Er leidet gern, wenn nur der gemeine Nutzen gedeiht."

Jan Lorkes sagte zu alledem nichts. Er sah nur mit unruhigen, gehässigen Augen von einem Sprecher auf den anderen.

Das erste Läuten war schon verklungen. Bald mußte das Hauptgeläute anheben. Die Gäste des Herrn Seidenschwanz zahlten schon. Da kam mit dem anhebenden Spiel der Glocken der schwarze Scherer die Straße entlang an der Posthalterei und „Güldenen Bretzel" vorbei und ging nach dem Schäferhof zu. Die Gäste drängten sich alle, ihn zu sehen, hielten sich aber ein wenig von den Fenstern zurück. Denn der Alte ging so steilauf und feierlich, daß auch der Platteste fühlte, man dürfe ihm jetzt nicht auf eine aufdringlich-alltägliche Weise begegnen.

„Geht er nicht dahin, als wäre er schon König von Amerika?" sagte der breite Frickinger.

„Stracks und stolz wie Abraham", rief das Pastörchen.

„So ein rechter, stattlicher Mann", sagte die Wirtin, und der Korbmacher rief: „Da haben wir wieder einerlei Geschmack, Posthalterin! Gefällt er Euch auch?"

„Besser als die ganze Stube voll", sagte die Posthalterin und strich mit einer Handbewegung über die gedrängte Gästeschar. Aber ihr Mann ereiferte sich gegen sie: „Schwatzgretel, dumme Liese! Was mußt du immer dein Maul unnütz brauchen. Lauter Ehrenmänner, lauter schöne, noble Leute hier. Und warum wandert der aus? Was will er in Amerika? Affen fangen? Krokodile schießen, Negern predigen oder so was? Kann er sein Geld nicht hier verzehren? Bleibe im Lande und nähre dich redlich!"

„Etwa von Eurem Dünnbier?" fragte der Korbmacher; „heißt das sich redlich nähren?"

„Du mußt natürlich immer dich dreinmengen. Du mußt ihr die Flöhe ins Ohr setzen. Warum wanderst du nicht aus?"

„Könnt's nicht aushalten, fern von Euch. Gibt's eine ‚Güldene Bretzel' in Amerika? Ich bin ein Patriot, ein Lülsbrucher Patriot. Ich kann mir das gar nicht ausdenken, daß ich nicht sollte dabeisein, wenn Ihr Euer fünfundzwanzigjähriges Posthalterjubiläum feiert, oder wenn eines Tages der breite Frickinger platzt, oder wenn dem Pastörchen das Maul aufreißt bis hinter die Ohren, oder wenn der ehrliche Jan Lorkes gehängt wird — oder so."

* * *

Die Straße hatte sich mit Kirchgängern gefüllt. Sie kamen wieder von allen Seiten nach Lülsbruch, von Bickweiler und von Steinbrücken, von Haselmühle und von Ulenhorst und von allen Häusern und Höfen. Jetzt kam der alte Scherer die Straße wieder entlang. Aber nicht allein. An seiner Seite ging Thele Ebelowen. In der „Güldenen Bretzel" stieg die Aufregung zum höchsten. Kaum waren die beiden vorüber, verließen fast alle Gäste das Haus und folgten den beiden von ferne. Wo die vorüberkamen, blieben die Leute stehen, traten zur Seite und grüßten.

Die beiden gingen wortlos ihren Weg. Bei dem alten Pfarrhaus stand ein Häuflein von Scherers Leuten, meist solchen, die morgen mit ihm ausfahren wollten, wie der junge Peter aus dem Kräwinkel und seine

Glückwunsch. Radierung von Ludwig Heßhaimer.

Digitized by Google

Frau Minchen, dann der Erlenwein und der Appenteker und der Bursche Bastian Wilmsen. Aber auch der alte Peter war da und sein Gegenschwäher Hanjochen, und selbst Simon Rosenplüt, der Presbyter Ebelowens, war unter der gedrängt Schar. Im weiten Ring um diese standen viele der Leubingschen um Kirche und Pfarrhaus. Als Thele und der alte Scherer herankamen und unter dem schallenden Geläut der Kirche zuschritten, schloß sich Simon Rosenplüt an sie, und ihnen nach alle, die mit ihm waren, Männer, Frauen, Mädchen und Burschen. Wenige von der Gemeinde Leubings waren schon in der Kirche. Die meisten hatten gezögert und gewartet, wie um den Wiederkehrenden den Vortritt zu lassen. Hinter diesen strömte es nun Kopf an Kopf in die Kirche.

Als der Pfarrer Johannes Leubing die Kirche betrat, war sie übervoll von Menschen. In den Gängen zwischen den Bänken mußten sie stehen und hatten Mühe, einen Weg für den durchschreitenden Pfarrer frei zu machen. Als er dann in seinem vergitterten Stuhle saß und während des Gesanges der Gemeinde ungesehen die Versammlung übersah, erkannte er in der ersten Reihe, fast zunächst bei sich, Thele und den alten Scherer und neben ihnen und um sie her so viele, die ihm gefehlt hatten: Simon Rosenplüt, den alten Peter, den Hanjochen und ihre Weiber und Kinder, die außer der gewohnten Kirchenordnung bei ihnen saßen. Da schwoll ihm das Herz, und die Freude bedrängte ihn zum Ersticken.

Vor allen anderen sah er immer wieder dieses junge, sanft leuchtende Haupt neben dem weißen wirren Haar des alten Scherer. Der saß ganz benommen in dem lang entbehrten Kirchenraum, fühlte kaum mehr seine körperliche Gegenwart, als er den alten Liedschall sich umwogen hörte und den vertrauten kurzen Nachhall von diesen Wänden und Wölbungen, in denen er jeden Stein und jede Linie kannte. Sonst war er selber ein herzhafter Kirchensänger; aber heute blieben Wort und Schall ihm in der Kehle stekken; er saß stumm und überwältigt, und das Lied der Gemeinde umstand ihn wie ein göttliches Brausen, wie ein Chor himmlischer Heerscharen. Es störte ihn nicht, daß darin solche seltsamen Engel mitjauchzten wie der lange Einnehmer Dürr und der Polizeidiener Ölhafen, und daß vor ihm in dem alten Chor, wo die Presbyter gleichsam wie die Erzengel selber im Halbkreis und um eine Stufe erhöht um den Altar und über den sonstigen Heerscharen saßen, Matthes Kannegießer mit dem schiefen Hals und der breite Frickinger mit darunter waren. Der alte Scherer hatte das Gefühl der Schwere verloren und schwebte wahrhaftig wie auf Wolken, und in dem Brausen um ihn und über ihm sang ganz nahe über allen anderen Stimmen die helle einzelne Stimme Thele Ebelowens.

Als Leubing auf seiner Kanzel stand, brauchte er eine Weile, um den Anfang seiner Rede zu finden, dann gingen ihm die Worte stockend, denn was er sich zuvor erdacht hatte, war ihm entfallen; endlich aber trugen ihn seine Gedanken, rissen ihn aufwärts und vorwärts. Seine Rede ging wie ein heißer, starker Strom, über dem seine Worte loderten wie Festflammen: Freude und Trauer, Gruß und Abschied, Lied über Leben und Sterben, Bekenntnis, Ruf, Liebe allem Menschlichen, Ehrfurcht allem Göttlichen. Sie, die hier beisammen waren, der Redner und die Hörer, hatten so viel, so Gewaltsames, so Innerstes miteinander erfahren, daß es den Mann Leubing zwang, zu reden in Sätzen, die wie lodernde Lichter auf die Dinge fielen, in Worten, unter denen wie unter Hammerschlägen alle echten Herzen bebten, und von denen selbst die halben und lauen sich seltsam angerührt fühlten.

Unter einem tiefen, atemlosen Schweigen der dichtgedrängten Menge verließ Leubing seine Kanzel. Machtvoll schwoll der Sang der Gemeinde wieder. Dann betete Leubing mit glühenden Worten; aller Sinne trug er empor, aller Herzen hob er über sie selber, riß an sich und gab sich hin und sprach wie in einem letzten leidenschaftlichen Ringen um Sieg seines Gebetes die alten Worte der Segensbitte über die Gemeinde, die lautlos langsam die Kirche verließ und draußen aufs neue still verharrte.

Der alte Scherer mit den Seinen wartete auf den Pfarrer, der nach Brauch als letzter die Kirche verließ, und trat auf ihn zu. Mit entblößten Häuptern standen der Alte und der Junge voreinander und wechselten einen langen Händedruck.

„Herr Pfarrer," sagte der alte Scherer, „ich habe nach dem Pfarrer Ebelowen keinen anderen in dieser Kirche das Wort wollen führen hören. Aber ich will's dem Herrgott danken übers Meer und bis ans Ende, daß er *diese* geheißen hat, mich zu Ihnen zu führen. Ebelowen war neben mir, war diese Stunde neben mir und hat Ihnen Beifall gegeben. Es kann kein Weg so weit und so wirr sein, daß *dies* verlorengehen könnte. Nach diesem, Herr Pfarrer, könnte ich auch hierbleiben, ob mir schon manches hier wehtut und zuwider geworden ist. Aber es ist gut, daß ich Alter mit den Jungen gehe. Ich kann sie das Herkommen halten lehren und das Heimische ehren. Sie brauchen nicht ungeführt ins Fremde sich verlieren."

„Und Sie lassen uns ein lichtes Gedenken zurück und Sühne und Versöhnung", sagte Leubing bewegt; „Sie werden unseren besten Gedanken vertraut bleiben. Wenn wir unserem tiefsten Ernst nachdenken, wenn unsere innerste höchste Heiterkeit wach wird, wird Ihr Name laut werden. Sie werden mitten unter uns sein."

Leubing drückte dem Alten nochmals lange die Hand; danach Thele Ebelowen und Simon Rosenplüt und all den anderen. Dann ging er rasch über den grasbewachsenen alten Kirchhof nach der Tür seines Hauses.

* * *

Am Montag vormittag ruhte in ganz Lülsbruch noch alle Arbeit. Schon früh waren aus Ulenhorst und Steinbrücken die dortigen Amerikafahrer auf ihren Bauernwagen eingetroffen und hielten hintereinander auf der Straße beim Hause des alten Scherer. Auch der alte Peter aus dem Kräwinkel hielt da mit dem Leiterwagen, auf dem er den Sohn und die Sohnsfrau samt ihrem Reisegut hergefahren hatte. Nun waren auch die Lülsbrucher zur Stelle, und der alte Scherer sah eben nach seinem Wagen, auf dem ihn zum letztenmal seine Braunen, die ihm schon nicht mehr gehörten, fahren sollten.

Viele Freunde und Gesippen, die das letzte Geleit geben wollten, standen mit den Auswanderern herum. Hin und her ging letzte beklommene Zwiesprache. Endlich setzten die ersten Wagen sich langsam in Bewegung, und die übrigen schlossen sich in losem Zuge an. Es waren sechzehn Wagen. Die Auswanderer saßen auf ihren hölzernen Truhen. Eine Anzahl von ihnen ging zu Fuß neben den Wagen her in Gesellschaft der begleitenden Freunde. Wie sie die Straße entlang fuhren, gab es kein Haus, aus dem nicht die Leute traten, die Scheidenden mit Ruf und Wink und letztem Händeschütteln zu grüßen. Auch mehrte sich das Geleite, je weiter der Zug talab durch Lülsbruch kam. Jetzt fuhr er über die Brücke und kam dem alten Pfarrhaus nahe. Auf der hohen Treppe stand Leubing und grüßte die Vorüberziehenden. Als er den alten Scherer sah, dessen Wagen der vorletzte war und der zu Fuß danebenging, eilte er auf ihn zu. Der Alte wollte die Pferde anhalten lassen, aber Leubing wehrte ab und ging an seiner Seite seinen Weg mit ihm. Immer noch mehrte sich im Weiterziehen das Geleite der Auswanderer.

In der „Güldenen Bretzel" stand Herr Seidenschwanz in dem Erker seines Bäckerladens zwischen ein paar altbackenen Weißbrötchen und nickte wehmütig, solange der Zug vorüberging, und auch ihm war schmerzhaft zumute bei so viel Gewerbeschädigung und Kundenverlust. Vorüber, vorüber! Sie hatten die letzte Semmel aus seinem

Digitized by Google

Ofen gegessen. Frau Seidenschwanz war hinaus auf die Straße geeilt, um noch vielen die Hand zu drücken und allen Weibern und Mädchen auf den Wagen — sie hatte sich's von ihrem Seidenschwanz nicht nehmen lassen —, ein braunglänzendes Weißbrötchen auf den Weg zuzustecken. Nun, da der Zug vorüber war und sie zurückkam, liefen ihr die hellen Tränen über ihr gutmütiges Gesicht. „Ach Gott," sagte sie, „ach Gott, die vielen guten Leute!"

„Ja, Klara," sagte Herr Seidenschwanz, „ja, Klara, es ist herzbrechend. Aber hättest du doch wenigstens die Brötchen von der vorigen Woche genommen."

Derweil war der Zug beim Schäferhof angelangt. Dort stand Thele Ebelowen und sah ihm entgegen und grüßte die Leute und eilte dem alten Scherer entgegen; sie errötete kurz, als sie Leubing bei ihm fand; dann ging sie an des alten Scherer Seite, lange im Gehen seine Hand haltend, wie die eines Vaters. So verließ der Zug der Auswanderer Lülsbruch. Aber kein fröhliches Gespräch ging mit, sondern Beklommenheit und Angst vor letztem Abschied und vor dem Ungewissen. An der Grenze der Lülsbrucher Gemarkung hielt man zum letzten Lebewohl.

Viele harte Hände, die sonst keine Zärtlichkeiten kannten, lagen lange ineinander. Frauen und Mädchen brachen hier und da in lautes Weinen aus. Leubing und Thele gingen noch einmal durch die Reihen mit Handdruck und Segenswunsch. Zuletzt nahmen sie von dem alten Scherer Abschied. Da konnten alle sehen, wie der Pfarrer Leubing und der schwarze Scherer einander beide Hände gaben und wie zwei Herzensbrüder voneinander schieden. Dann hielt Thele Ebelowen des Alten Hände lange, lange und beugte sich und berührte sie mit ihren Lippen. Dem Alten flirrte es vor den Augen. Er entzog ihr seine Hand, tastete unsicher nach ihrer Stirn, nach ihrem Scheitel, legte seine schwere Hand ihr aufs Haupt und sagte mit den Worten der Schrift: „Und du sollst ein Segen sein!" Dann ging er stracks auf seinen Wagen zu, stieg rasch auf seinen Sitz und schwang die Peitsche über die Pferde, daß sie heftig anzogen.

Wieder versuchten Burschen und Mädchen mit ihrem Lied den Abschied zu übertäuben; und wie in Verzweiflung fielen diesmal viele ein. Jetzt klang wirklich der ganze Wagenzug, der zwischen den Reihen der Freunde hin- und wegfuhr, von dem Liede dieser letzten Wochen. Auf dem letzten Wagen sang Minchen aus dem Kräwinkel laut mit den anderen:

„Und mit ganz betrübtem Herzen
Muß ich sagen dieses Wort:
‚Und mit wem soll ich nun scherzen?
Guter Himmel, ich muß fort.'"

So sang es den Wagenzug entlang. Und Frau Minchen sang laut mit, und die Tränen liefen ihr dabei über die Wangen, und in ihrem Schoße hielt sie krampfhaft das derbe Leinensäckchen, in dem sie, wie Keim zu neuer Heimat, Saatkorn aus dem Kräwinkel mit hinüber über das Meer nahm.

Als allerletzter saß hinten auf dem Leiterwagen aus dem Kräwinkel der starke Bastian Wilmsen. Er saß auf seiner hölzernen Auswanderertruhe und sang nicht mit, sondern blieb stumm und steif. Sein Gesicht war wie aus Holz geschnitten, und über den Knien hielt er seine blankgeputzte eiserne Pflugschar, wie ein Krieger sein Schwert.

So entschwand den Nachschauenden der Zug, tönend von Schmerz. Das Letzte vor der entrückenden Straßenbiegung waren, wie ferner sterbender Schrei, diese Worte: „Guter Himmel, ich muß fort." Und wie ein Heerzeichen die flatternden weißen Haare des schwarzen Scherer, und Frau Minchen mit ihrem Kornsäckchen, und der Eisenglanz in den Händen des starken Bastian.

* * *

Das letzte Wagenrollen, der letzte hergetragene Liedklang gestorben, die letzte Staubwolke gesunken. Die lange Nachschauenden schickten sich zur Heimkehr an. Es waren Männer und Frauen, Burschen und Mädchen; aus den meisten Häusern wohl war jemand mitgekommen. Viele, die sonst sich gar nicht umeinander kümmerten, fanden nun auf einmal einander als Weg- und Leidgenossen. Sahen einander an und sahen endlich alle auf Thele Ebelowen und Leubing, die unschlüssig und ein wenig verlegen noch dort beisammenstanden, wo sie von dem alten Scherer Abschied genommen hatten. Alle sahen auf die beiden und zögerten, *vor* ihnen den Heimweg anzutreten, und warteten darauf, daß diese vorangingen.

Thele sah zu Leubing auf. Als ihre Augen einander begegneten, fühlten beide das Blut in ihre Gesichter steigen.

Da sagte Thele: „Wir wollen heimgehen." Und sie gingen Seite an Seite vor all den Lülsbruchern her heimwärts.

Eiserne Neujahrskarten * Von Prof. Dr. Otto Pniower.

Im Jahre 1804 wurde nach jahrelangen Verhandlungen im Norden Berlins in der heutigen Invalidenstraße, dort, wo sich jetzt die Gebäude der Naturwissenschaftlichen Museen erheben, eine staatliche Eisengießerei eröffnet. Dank ihren hervorragenden Leistungen erlangte sie in kurzer Zeit einen glänzenden Ruf. Neben den technischen Erzeugnissen großen Formates wie Geländern, Brücken, Denkmälern — der Anstalt gebührt auch der Ruhm, im Jahre 1816 die erste Lokomotive auf dem Festlande

Ansicht der königlich preußischen Eisengießerei aus dem Jahre 1830. Kupferstich von Linsen nach einer Zeichnung von Lütke.

Digitized by Google

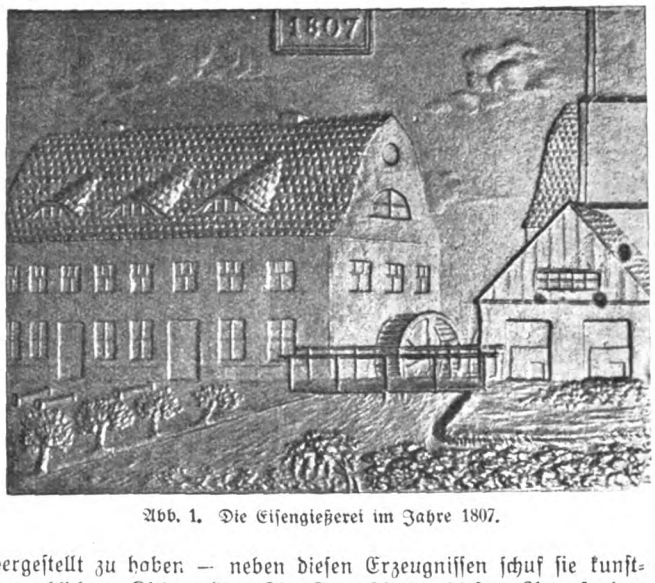


Abb. 1. Die Eisengießerei im Jahre 1807.

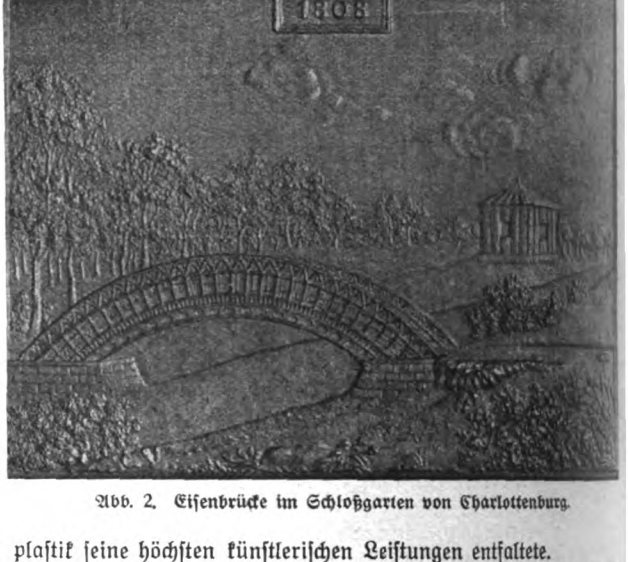


Abb. 2. Eisenbrücke im Schloßgarten von Charlottenburg.

hergestellt zu haben — neben diesen Erzeugnissen schuf sie kunstgewerbliches Kleingerät. Die Gegenstände dieser Art fanden besondere Anerkennung und eine weite Verbreitung auch im Ausland, besonders in Amerika. Für ihre gediegene Beschaffenheit gibt es einen schlagenden Beweis. Als nämlich in den Jahren 1806—1808 die Franzosen Berlin besetzt hielten, nahmen napoleonische Beamte eine große Anzahl dieser Kunstgüsse an sich und sandten sie nach Paris, damit sie der dortigen Eisengießerei als Muster dienten. Eine besondere Geschicklichkeit besaß die Anstalt in der Anfertigung von Schmucksachen: Kämmen, Armbändern, Ohrringen und Halsketten, die in der zierlichsten Filigranarbeit hergestellt wurden. Daß Stücke von solcher Zartheit in diesem Material hervorgebracht werden konnten, erscheint kaum glaublich. Der Feinheit der Arbeit entsprach die künstlerische Gestaltung, die eine höchst geschmackvolle Ornamentierung aufweist. Lieferte doch ein Meister wie Schinkel die Entwürfe dazu. Neben ihm, der auch für die Denkmäler und das Kleingerät die Muster schuf, war für die Gießerei ein Künstler wie der Bildhauer Leonhard Posch tätig, nach dessen Modellen treffliche Reliefbildnisse hergestellt wurden. Auch Schadow, Rauch und Friedrich Tieck setzten ihre Kräfte für sie ein und bewirkten, daß das Institut auf dem Gebiete der Kleinplastik seine höchsten künstlerischen Leistungen entfaltete.

Die Blütezeit der Eisengießerei fällt in die Jahre 1813—1840. Ihr Verfall wurde durch äußere und innere Umstände herbeigeführt. Nachdem schlechte Nachahmungen ihrer Erzeugnisse den Absatz vermindert hatten, trat auch ein Umschwung des plastischen Empfindens ein, der eine Abwendung vom Eisenguß zum Bronzeguß zur Folge hatte. 1874 wurde der Betrieb eingestellt.

Abb. 3. Erzeugnisse der Gießerei.

Abb. 4. Das Berliner Zeughaus.

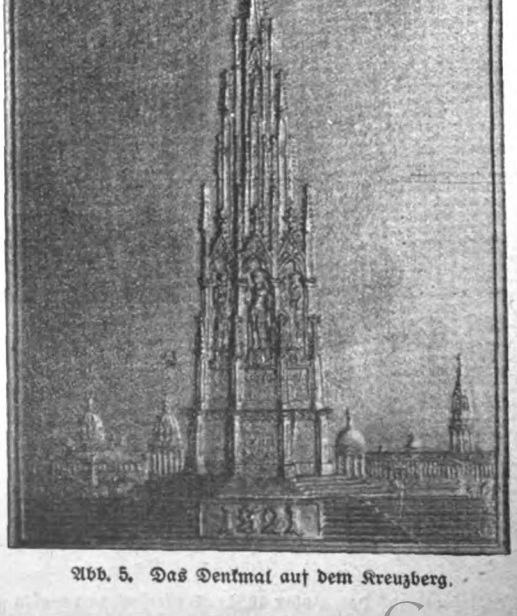


Abb. 5. Das Denkmal auf dem Kreuzberg.

Gut dreißig Jahre blieben die Leistungen der Anstalt unbeachtet. Seit etwa fünfzehn Jahren aber werden ihre Erzeugnisse von den Sammlern eifrigst begehrt, und jüngst hat sich ihr auch die kunstgeschichtliche Forschung zugewendet. Am meisten von den Sammlern gesucht sind die von ihr hergestellten Neujahrskarten, von denen wir heute unsern Lesern eine kleine Auswahl vorführen. Sie sind recht selten geworden. Eine vollständige Serie — sie wurden von 1805 bis 1848 ausgegeben — besitzt nur das Märkische Museum. Es sind nicht Neujahrskarten im gewöhnlichen Sinne, die unmittelbar Glückwünsche aussprachen. Diese verstanden sich von selbst, ohne besonders ausgedrückt zu werden, wenn die Gießerei diese sechs Zentimeter hohen und neun Zentimeter breiten Tafeln mit Abbildungen ihrer Erzeugnisse oder von Bauten in feinem, flachem Relief zum 1. Januar an den Ko-

Digitized by Google

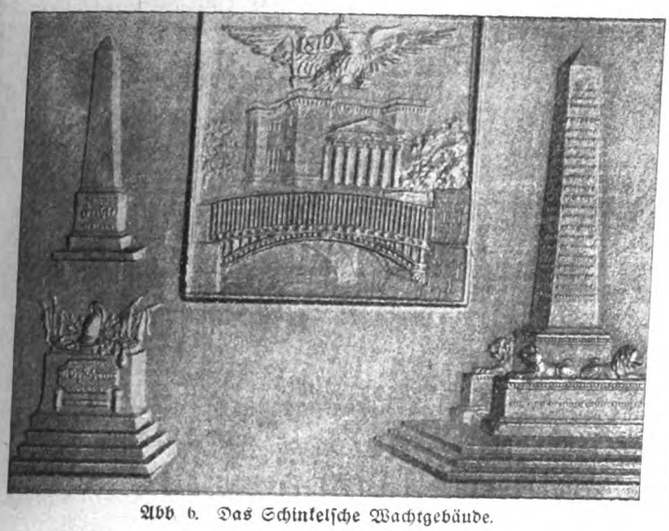


Abb 6. Das Schinkelsche Wachtgebäude.

Abb. 7 Dioskurengruppe vom Alten Museum.

nig, die Behörden, angesehene Persönlichkeiten oder Geschäftsfreunde versandte. Es liegt im Wesen des Propagandamittels, das diese Karten in erster Linie waren, daß die Anstalt in den Darstellungen sich selbst in Erinnerung brachte und auf ihre Leistungen hinwies. So wird auf der zum Jahre 1807 (Abb. 1) ein Gebäude der Gießerei mit romantisch anmutenden Wasserrädern und ein Teil der großen Gießhütte abgebildet. Umher liegen einige Röhren aus der Fabrikation des abgelaufenen Jahres. Abb. 2, besonders anziehend in ihrer malerischen Wirkung, gibt eine im Schloßgarten von Charlottenburg heute noch vorhandene, in dem Institut hergestellte Brücke wieder. Mit der Karte für das Jahr 1813 (Abb. 3) wollte die Gießerei wohl ihre Vielseitigkeit bekunden. Da sehen wir als Vignette das Schloß auf der Pfaueninsel bei Potsdam. Die Brücke, die die beiden Türme verbindet, war ihr Werk. Weiter sehen wir eine Uhr, eine Glocke, Krone und zwei Turmspitzen, die sämtlich für eine Kirche in der Stadt Teltow angefertigt worden waren, und nicht weniger als vier verschieden gestaltete Grabmonumente. Denn auch die unten sichtbare Verdachung nebst Gesimse in dorischer Ordnung war für ein Grabdenkmal bestimmt. Auf der Karte für das Jahr 1829 (Abb. 7) erblicken wir die eine der beiden von Friedrich Tieck modellierten Dioskurengruppen, die das Dach des damals vollendeten Alten Museums in Berlin schmücken. Sie sind ebenso Erzeugnisse der Gießerei wie der schöne Brunnen auf dem Marktplatz der Stadt Neisse, den wir auf der Tafel für 1844

Abb. 8. Die „Laurentia von Tangermünde" von Rauch.

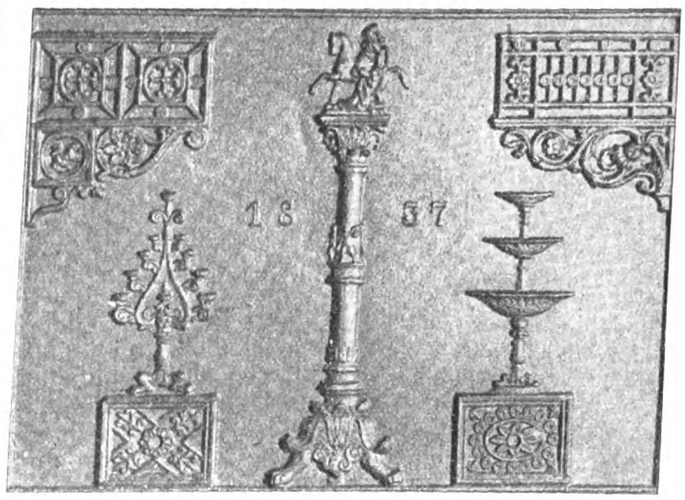


Abb. 9. Verschiedene Erzeugnisse der Berliner Eisengießerei.

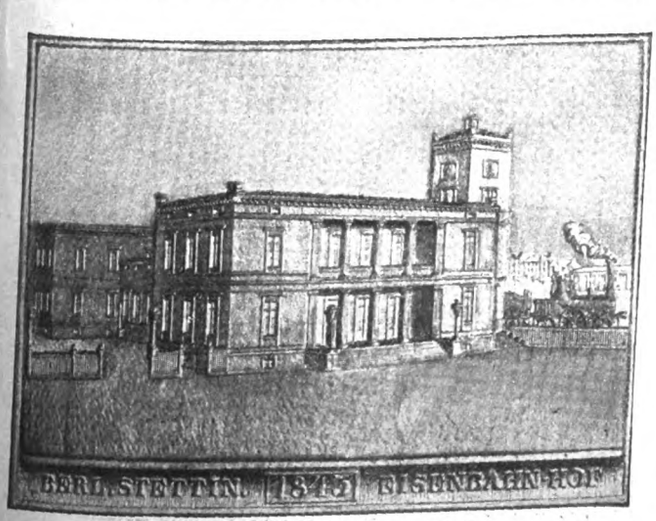


Abb. 10. Der Stettiner Bahnhof 1843.

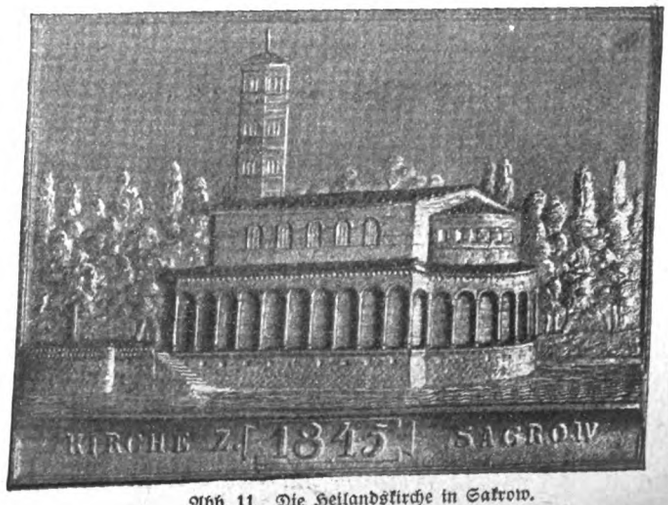


Abb. 11 Die Heilandskirche in Sakrow.

Digitized by Google

(Abb. 12) abgebildet finden. Die für das Jahre 1834 (Abb. 8) zeigt zwischen zwei Kirchenleuchtern eine damals viel bewunderte Gruppe von Rauch, die Jungfer Laurentia von Tangermünde. Das Werk fand eine so begeisterte Aufnahme, daß sich auch die Poesie des Stoffes bemächtigte. Franz Kugler dichtete eine Ballade „Jungfer Lorenz", die dann Carl Loewe vertonte. Und bis auf Theodor Fontane erstreckte sich die Wirkung, der die dem Kunstwerk zugrunde liegende Sage in seiner 1879 erschienenen Novelle „Grete Minde" verwertete. Die Karte für 1837 (Abb. 9) prunkt mit einer von Heinrich Strack entworfenen Säule, auf der eine von August Fischer modellierte Amazonengruppe steht. Links und rechts von ihr sieht man einen Blumenständer und eine Obstschale, oben zwei Balkongitter.

Eine größere Gruppe der Tafeln hat einen chronikartigen Charakter, indem sie die in der Zeit gerade vollendeten bemerkenswerten Bauten abbilden. So zeigt die für das Jahr 1819 (Abb. 6) als Vignette das in Berlin zwischen der Universität und dem Zeughaus errichtete Schinkelsche Wachtgebäude, davor eine über den damaligen Operngraben bei der Singakademie geführte Brücke. Von den beiden Obelisken ist der kleinere Fichtes Grabmal. Der darunter abgebildete altarförmige Aufbau ist ebenfalls ein Grabmonument. Auf der Tafel für 1821 (Abb. 5) erblicken wir das nach Schinkels Entwurf auf dem Kreuzberg

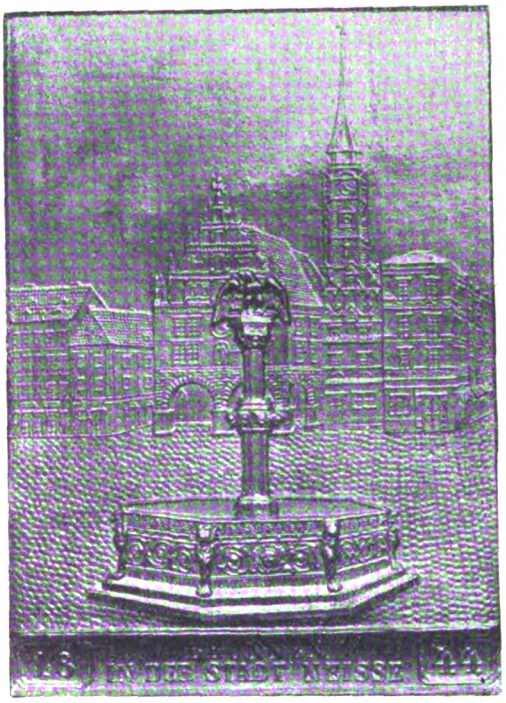


Abb. 12. Brunnen auf dem Marktplatz zu Neisse.

in Berlin zum Gedächtnis der Befreiungskriege errichtete Nationaldenkmal, auf der für das Jahr 1843 (Abb. 10) das Gebäude des Bahnhofs, der eben eröffneten Eisenbahn, die von der Hauptstadt nach Stettin führte, und auf der für 1845 (Abb. 11) die so malerisch an der Havel gelegene, in der Form einer Basilika erbaute Heilandskirche von Sakrow bei Potsdam. Besonders beziehungsvoll ist die Karte für das Jahr 1814. Damals nahm der Guß von Kanonen und Munition die Gießerei vollständig in Anspruch. So sehen wir denn auch auf ihr Geschützrohre, Kugeln und eiserne Kreuze abgebildet. Als Vignette ist die Vorderfassade des Berliner Zeughauses dargestellt. Darunter ist eine den Sieg feiernde Inschrift angebracht. (Abb. 4.)

Man sieht: auch Abwechslung ist ein Vorzug dieser feingearbeiteten Täfelchen, die der Reichhaltigkeit und der künstlerischen Gesinnung der Gießerei ein sehr günstiges Zeugnis ausstellen. Wer von ihren Leistungen eine eindrucksvolle Vorstellung gewinnen will, der besuche das Märkische Museum in Berlin, wenn er einmal Gelegenheit dazu hat. Dort findet er eine stattliche Sammlung ihrer Erzeugnisse. Auch Vorzeichnungen und Wachsmodelle zu diesen Plättchen, zu einer sogar die Gußform in Messing, liegen aus. So kann sich der Betrachter auch ein anschauliches Bild davon machen, wie diese eigenartigen und reizvollen eisernen Neujahrskarten hergestellt wurden.

Niedergang * Zeitgemäße Betrachtungen eines Schulmeisters * Von Dr. Ferd. Kuhl

Was der einzelne bei dem Wiederaufbau des Reiches tun kann, ist wenig, auch wenn er an hervorragender Stelle steht. Eine Hauptaufgabe für uns alle aber ist es, den unleugbaren sittlichen Niedergang, in dem wir uns befinden, nach Kräften aufzuhalten.

Der Tanz ums goldene Kalb ist von sämtlichen Tänzen sicher der älteste und beliebteste. Aber einen wesentlichen Unterschied gibt es doch zwischen jetzt und ehedem: Früher wagte sich die Gemeinheit nicht so schamlos an die Öffentlichkeit wie in diesen Tagen, und das war gut, trotz der mit unterlaufenden Heuchelei, weil die Scheu vor einem schlechten Rufe die Ausbreitung des Übels eindämmte. Es bestanden gewisse Grenzen, über die man nicht hinausgehen durfte, wenn man sich nicht unmöglich machen wollte. Die scheinen heute gefallen zu sein.

Hat die schnöde Geldgier jemals so große Schichten unseres Volkes ergriffen wie heute, wo die Sozialdemokratie in der Regierung unseres Landes den Ausschlag gibt? Freilich werden die Jünger des Karl Marx fordern, man möge erst den Erfolg ihrer Maßregeln abwarten. Wenn es nur dabei unserem armen Vaterlande nicht ergeht wie dem bekannten Esel, dem sein Herr das Fressen abgewöhnte: Als das Tier gerade gelernt hatte, ohne Nahrung auszukommen, war es tot.

Was trägt nun die Schuld an der allseitigen Verrohung der Sitten? Offenbar das Gefühl, daß man jetzt frei sei. Darunter versteht ein großer Teil unseres Volkes, daß man sich keinen Zwang mehr anzutun brauche, nach keiner Richtung hin. Sollen wir es nun als eine erfreuliche Errungenschaft der neuen Zeit begrüßen, wenn man die Kinder — und leider nicht nur diese — ihre Bedürfnisse auf offener Straße befriedigen sieht? Die Herrschaft des Schutzmannes ist zu Ende. Sie war vielleicht früher zu unumschränkt. Jetzt aber, wo der gefürchtete Mann plötzlich ganz verschwunden ist, betragen sich die großen und die kleinen Kinder wie ungezogene Rangen, wenn der strenge Vater auf Reisen gegangen ist: sie lärmen und werden unverschämt. Frei darf nicht gleichbedeutend mit frech sein, die Demokratie nicht in Pöbelherrschaft ausarten. Bestechlichkeit, Unehrlichkeit und Schmutz brauchen keine notwendigen Begleiterscheinungen der Demokratie zu sein. Die Volksherrschaft müßte nur das, was sie zum Wohle des Ganzen für unerläßlich erachtet, mit derselben Strenge durchführen, wie es jede kräftige Regierung tut, und, losgelöst von der Angst, freiheitsfeindlich zu erscheinen, handeln. Ohne allen Zwang läßt sich kein großes Land in Ordnung halten. Die Verteidiger einer unbedingten Freiheit bringen schließlich auch das mögliche, das wünschenswerte Maß von Freiheit in Verruf. Vor allem darf der Mann nicht die Achtung vor der Frau verlieren. Aber dazu, daß dies nicht geschieht, muß auch die Frau das ihrige beitragen. Diese Eigenschaft der Ehrerbietung vor dem weiblichen Geschlecht hat bekanntlich schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus an den Germanen gerühmt. Sorgen wir dafür, daß die Angelsachsen nicht die einzigen Erben dieses Ruhmes sind!

Wie kann dem Verfalle der Sitten Einhalt getan werden? Um den Erwachsenen die Augen zu öffnen, würde sich zunächst die Hilfe der Kirchen als Auskunftsmittel darbieten. Doch diejenigen, denen besonders gepredigt werden müßte, sind für die Seelsorge nicht erreichbar. Zum Glücke werden wir mehr politisiert, als wir es waren. So entsteht denn jeder einzelnen Partei die Pflicht, auf die Unhaltbarkeit und die Folgen der jetzigen Zustände hinzuweisen und zu retten, was noch zu retten ist. Haben doch alle politischen Richtungen das größte Interesse daran, daß wir in ein anderes Fahrwasser gelangen.

Mehr noch als auf die Erwachsenen muß auf die Jugend eingewirkt werden. Wer ist aber heute noch jung? Der Zwanzigjährige, politisch Mündige, sicher nicht mehr; kaum noch der sechzehnjährige Lehrling, der sich, als Empfänger eines schönen Lohnes, äußerst wichtig vorkommt und sich jedenfalls aller erzieherischen Beeinflussung entwachsen dünkt. Selbst vierzehnjährige Schüler mit bunten Mützen, die Schulbücher unter dem Arm und die dampfende Zigarette im Mund, sind kein seltener Anblick mehr. Auch diese Herren haben wenig Lust, sich in den ihnen passend erscheinenden Lebenswandel hineinreden zu lassen. Erst kürzlich hat einer von ihnen in dem neuen Schulparlament erklärt, wenn er, nur mit der Badehose bekleidet und einen Zylinder auf dem Kopfe (ein Negerideal, es lebe die Rückkehr zur Natur!), in die Schule gehe, so sei das seine Sache, und die Lehrer hätten sich erst darum zu kümmern, wenn er so im Schulgebäude erscheine. Ich finde es gar nicht schlimm, daß die Klagen und auch die Wünsche der Jugend etwas mehr Berücksichtigung finden sollen, als es bisher vielfach geschehen ist, nur darf das Ei nicht klüger sein wollen als die Henne und nicht Zuchtlosigkeit einreißen. Ohne Unterordnung wird man in der Schule so wenig wie im Heer auskommen. Wenn sich auf dem Schlachtfelde zwei Völker gegenüberstehen und bei dem einen erst abgestimmt werden muß, ob

Digitized by Google

jetzt vorgegangen und geschossen werden soll, so liegt eben das andere. Die Beispiele liegen nicht allzu ferne. Eine Erziehung, bei der die Jugend selbst stark mitzuwirken hat, bei der man sie in der ohnehin üppig entwickelten Neigung zu Klagen noch bestärkt, kann nicht viel Gutes zutage fördern. Das ist für jeden, der sich an seine eigenen Lern- und Lehrjahre zurückerinnert, so klar, daß man es nicht erst zu beweisen braucht. Und was die Wünsche der Schüler anlangt, so traf ein aus Sachsenhausen gebürtiger Professor den Nagel auf den Kopf, als er sagte: „Was die Bube wolle, des weiß ich ganz genau, die wolle Quetschekuche esse. Den hawe mer aber in der Schul' nit zu verteile. Da soll was gelernt werde!"

Meines Wissens hat bis jetzt die eigentliche Schulzucht nicht mehr gelitten, als es bei den Unregelmäßigkeiten, die durch den Krieg und seine Folgen eintraten, vorauszusehen war. Das ist ein erfreuliches Zeichen für unser Volk sowohl wie für seine Schule. So wird man denn auch hoffen dürfen, daß die Lehrer allmählich, trotz der abweichenden Ansichten mancher sehr fortgeschrittener Schüler, auch auf das Verhalten der Jugend außerhalb der Schule und ihres Hofes günstig werden einwirken können, damit wir besseren Zeiten entgegengehen, Zeiten, in denen wieder der Ruf der Deutschen als eines der gesittetsten Völker glänzend in der Welt erstrahlt. Dieser Ruhm hat durch die Machenschaften der feindlichen Presse schon vor dem Krieg und besonders während des Krieges arg notgelitten. Vor etwa zwei Jahrzehnten gestand mir ein Engländer, der außergewöhnlich viel gereist war, er gehe einem Volksauflaufe stets aus dem Wege; nur in Deutschland mache es ihm Spaß, zu sehen, was los sei, wenn sich eine Menge zusammenrotte. Denn da befürchte er keine Unannehmlichkeit; das deutsche Volk sei das gutmütigste und am besten erzogene, das es gebe. Würde man das auch jetzt noch behaupten können?

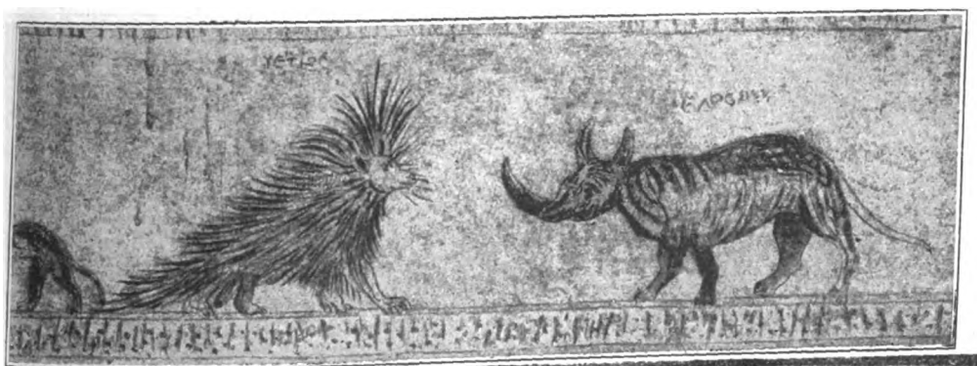
Die Aufgabe, die hier den Lehrern der verschiedensten Schulgattungen gestellt wird, ist schwer. Sie dürfen und werden jedoch nicht davor zurückschrecken. Vielleicht ist schon lange vor dem Krieg die Auffassung, daß der Lehrer in erster Linie „Unterrichtsbeamter" sei, zu sehr in den Vordergrund gestellt worden. Die Pflicht, zu erziehen, scheint mir höher zu stehen. Vielleicht auch ist man in diesen Tagen zu ausschließlich mit der Gestaltung der Einheitsschule beschäftigt. Und doch weiß jeder Anfänger im Schuldienst, daß ohne die nötige Zucht nichts geleistet werden kann, mögen die Lehrer so trefflich wie möglich vorgebildet sein, und möge die Schule heißen oder eingerichtet sein, wie sie wolle. Ja, zu allen Lasten, die den Lehrern auferlegt sind, kommen zwei schwere, neue Bürden hinzu: Sie werden gezwungen sein, wenigstens zum Teile die große Erziehungsarbeit mitzuübernehmen, die unser Heer geleistet hat, und sie müssen den Schülern ein stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl, ein stolzeres Volksbewußtsein mit auf ihren Lebensweg geben, als die Deutschen es in ihrer überwiegenden Mehrzahl bis jetzt gezeigt haben.

Der in den weitesten Kreisen verbreiteten Bildung hatten wir unsere großen Erfolge vor dem Kriege hauptsächlich zu danken. Die Tatsache, daß heute die Bildung bei uns geradezu bestraft wird, kann nur eine vorübergehende Krankheitserscheinung unseres Volkskörpers sein. Auf Neid und den gemeinsten Instinkten läßt sich kein fester politischer Bau errichten; er müßte in sich selbst zusammenfallen. Deutliche Zeichen des Niederganges gewahren wir ringsum; es ist nicht zu leugnen. Sie brauchen aber nicht zum schlimmen Ende zu führen, so wenig, wie auf ein Knistern im Gebälk unseres Hauses der Zusammensturz folgen muß. Aber seien wir auf der Hut!

Das Schicksal stellt die Frage an uns: Gelten in Deutschland noch Ehrlichkeit, Sitte und Anstand etwas? Hat man Achtung vor der Überzeugung des Nebenmenschen, vor Kunst und Wissenschaft oder nicht? Fiele die Antwort verneinend aus, so wäre es um uns geschehen. Dürfen wir sie aber, wie ich zuversichtlich hoffe, bald wieder freudig bejahen, so werden wir trotz aller Ränke der Feinde uns durchsetzen und geläutert, als bessere Deutsche, als wir waren, unseren Platz in der Welt wieder einnehmen.

Ein Tierfries in einer Grabstätte in Palästina * Von Franz Genthe.

Um die Mitte des Jahres 1906 schenkte mir ein Engländer auf einem Jagdzuge in Albanien Photographien eines wundervollen Tierfrieses aus Palästina. Es gelang mir damals, unter Verdeckung der Überschriften, die meisten Tiere festzustellen. Einem hornbewehrten Tiere, das mit einem Schwein und einem Tapir verwandt zu sein schien, sowie einem mähnenumwallten Löwen, den die Überschrift als Panther bezeichnete, war ich aber nicht gewachsen, und in einem „angeblichen" Wolf hätte selbst der beste Anheuler Litauens und der angrenzenden Gouvernements keinen „Holzhund", höchstens ein Kreuzungsprodukt von Hyäne, Paradiesvogel und Gürteltier entdecken können. Viel Vergnügen haben mir die an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder bereitet. Im Jahre 1916, während des Weltkrieges, gab ich in Nisch in Serbien einem heimkehrenden Palästinakrieger Obdach, der mir bei gutem alten Slibowitz Wunderdinge von einem Tierfries in Palästina erzählte. Spielend löste ich zur Verwunderung des braven Kriegers die Tierfrage. Meinen Bekannten aus Nisch sah ich kürzlich in Berlin. Ihm und dem braven Engländer zu Ehren, der wenige Jahre nach der Jagdreise an zu reichlich genossenem Whisky zugrunde gegangen war — er sah in dem Alkohol das beste Heilmittel gegen das böse Palästinafieber, gegen die Aleppobeule und den Damaskusschmarotzer — schreibe ich diese Zeilen.

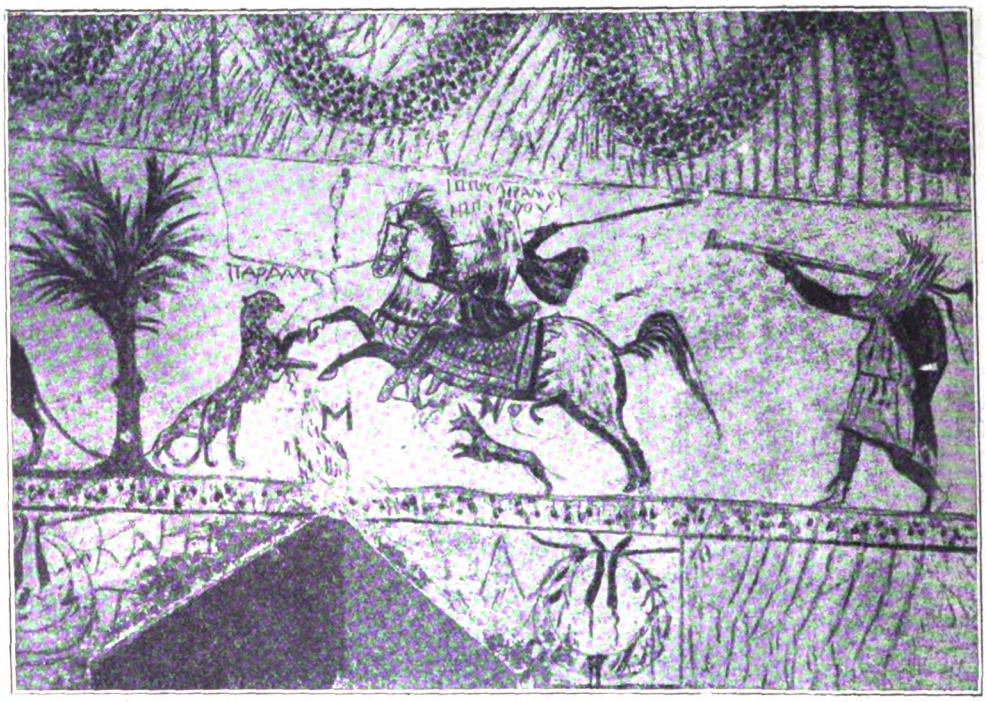


Die Gräber, bekannt als „Painted Tombs in the Nekropolis of Marissa" (Bemalte Gräber in der Totenstadt Ma-

Tierfriese aus den „Bemalten Gräbern in der Totenstadt Marissa".

Digitized by Google

rissa), sind im Jahre 1902 durch Eingeborene auf einem ziemlich öden Hügel aufgedeckt worden, und zwar an der Stelle, wo die Gelehrten das idumäische Marisa suchten; nicht weit von Beit Dschibrin, dem Eleutheropolis der römischen Zeit, unmittelbar beim Tell Sandahanna. Diese Gräber lehren uns nun, wie ich der von D. v. Harnack und D. E. Schürer herausgegebenen „Theologischen Literatur-Zeitung“ entnehme, daß um 200 vor Christi, also in den letzten Dezennien vor der makkabäischen Erhebung, der Hellenismus auch in Idumäa Fuß gefaßt hatte. (Idumäa ist dasselbe wie Edom, ein Gebirgsland in Arabia petraea jenseit des Toten Meeres, von Esaus (Edoms) Nachkommen bewohnt.) Die Gelehrten Peters und Thiersch, ein Amerikaner und ein Deutscher, die sich damals in Jerusalem aufhielten, ließen sofort photographische Aufnahmen davon herstellen, die 1905 in einem in London erschienenen Werke darüber veröffentlicht wurden. Die Anlage der Gräber ist die durch die römischen Katakomben bekannte, die spezielle Art der Ausführung erinnert mehr an ägyptische Gräber der Ptolemäerzeit. Das größte Interesse nimmt unter den vier Grabstätten Grab I durch seine Malereien und Inschriften in Anspruch. An den Wänden des Hauptsaales ist ein großer Tierfries gemalt; über den Tierbildern stehen — teilweise kaum leserlich — die entsprechenden griechischen Namen. Auf dem Fries sind alles in allem dreißig Lebewesen — meistens in Rot und Weiß, seltener in Gelb — dargestellt: Drei Menschen, zwei Vögel (Hahn und Ibis), zwei Fische, vier Raubtiere (Leopard, Panther, Wolf [?] und Luchs), elf jagdbare Tiere (Wildstier, Giraffe, Wildschwein, Antilope, Nashorn, Elefant, Flußpferd, Wildesel, Tapir [?], Stachelschwein und Krokodil), zwei Schlangen, ein Pferd und zwei Hunde, dazu drei mythische Gestalten (Greif, Cerberus und ein Löwe mit menschlichem Gesicht). Nach einer Inschrift auf dem Querbalken der Türumfassung einer der Sarkophagkammern zu schließen, gehörte die Grabanlage einer Kolonie von griechisch gebildeten Sidoniern in Marissa. Der Fries beginnt mit einer Jagdszene. Ein Kabinettstück in lebendiger Gestaltung wie in der farbigen Behandlung ist diese Szene: Ein Reiter auf fahlem bäumenden Pferde sticht mit der Lanze nach einem durch Pfeilschuß verwundeten, zum Sprung aufgerichteten Pardelweibchen, ein dem Schakal ähnlicher Hund greift die grimmige Katze von hinten an, ein zweiter Hund stürmt neben dem Pferd zum Angriff vor. Hinter der Gruppe steht ein Diener, der auf einem langen Horn bläst. Über dem Raubtier steht die griechische Inschrift Pardelos, d. i. Pardel; es hätte dieses Hinweises wahrlich nicht bedurft, so



Tierfries aus den „Bemalten Gräbern in Marissa“.

vorzüglich in der Zeichnung wie in der Farbe ist das Leopardenweibchen (Pardelweibchen) aufgefaßt. Leider sind die Gesichter der beiden Jäger gleich nach der Entdeckung der Grabstätte durch den mohammedanischen Scheik von Beit Dschibrin aus religiösen Gründen zerschrammt worden. Ein schreitender mähnenumwallter Panther, laut Inschrift, der sonst von jedermann für einen Löwen gehalten würde, wendet seine volle Aufmerksamkeit einem in die Knie gesunkenen mächtigen Wildstier zu, dem der rote Schweiß aus dem Maul fließt. Eine riesige Schlange schlägt ihre Zähne in die Brust des Gegners. — Im Gegensatz zu dieser belebten Szene steht in friedlicher Ruhe ein Tier, das der Maler vermutlich nie gesehen hat. Ich habe seinerzeit auf „Giraffe“ geraten; das Tier wird als Camelopardalos bezeichnet. Meines Wissens nennen die Buren in Südafrika die Giraffe noch heute Kamelopardel. Auf der ältesten Karte unserer ehemaligen Kolonie Südwestafrika aus dem Jahre 1779, in dem Reisewerk des Oberst Gordon, steht auf der von Giraffen belebten Landschaft von Warmbad das Wort „Camelopardalis“. Ein stark bewehrter Keiler mit aufgerichteten Federn, in vollster Kampfstellung, scheint die Giraffe annehmen zu wollen. Ausgezeichnet in jeder Weise ist ein Fabelwesen, der Greif, der einer ägyptischen Antilope (Oryx) folgt. Weniger gut gezeichnet ist ein Nashorn mit zwei Hörnern, besser aufgefaßt ein gesattelter Elefant, vor dem — nach den Überresten der Zeichnung und der Inschrift zu schließen — ein Neger, wohl der Kornak, gestanden hat. Unverkennbar sind Krokodil und Flußpferd. Interessant ist der Kampf eines Wildesels mit einer Schlange. Das Langohr hat das züngelnde Reptil mit den Vorderfüßen niedergedrückt. Die im ersten Bilde wiedergegebenen Tiere, ein Stachelschwein und ein Nashorn, sind ja nicht gerade schön gezeichnet, aber das Stachelschwein ist unverkennbar, während das angebliche Nashorn ebensogut ein nicht bewehrtes Wasserschwein — Tapir — sein könnte. Ein Tier von Hundsgröße, der Vorderkopf ist mit gesträubten Haaren bedeckt, hat den Archäologen Schwierigkeiten gemacht; sie haben es — die Inschrift ist halbzerstört — für Wolf oder Luchs erklärt. An Luchs denke ich nicht. Ein Luchs ist das Tier, welches einem menschenköpfigen Löwen folgt. Ebenbürtig den besten Stücken sind der Hase und der dreiköpfige Höllenhund. Alles in allem genommen ein hochinteressantes Tierstück. Wenn ich an die teilweise farbigen Tierzeichnungen in den Höhlen der Dordogne zurückdenke, will mir scheinen, daß kein sehr großer Unterschied zwischen den Werken der Maler der Eis- und Steinzeit und den Künstlern einer griechischen Kolonie aus dem Jahre 200 vor Chr. besteht.

Kultur der Tafel zur Biedermeierzeit * Von Dr. A. von Wilke

Das Wort, das Goethe in Auerbachs Keller dem wackeren Spießbürger Brander in den Mund legt: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern“, ließe sich sinngemäß erweitern. Nicht nur die Weine des „Franzen“, den Bordeaux, den Burgunder, den Champagner, hat der Deutsche allezeit, so wenig er den „Franzen“ leiden mochte, gern getrunken: er hat auch neidlos seine Verdienste auf dem weiten Gebiete der Kochkunst anerkannt. Die Behauptung, daß die französische Nation an der Spitze der Zivilisation marschiere, erscheint heutzutage mehr denn je als eine hohle Fanfaronnade. Doch die Führerschaft auf dem Felde der Kultur der Tafel wollen wir den Franzosen nicht bestreiten und gern überlassen.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte die französische Kochkunst — „l'art culinaire“ — wohl ihren höchsten Gipfel erreicht. Die Sturmwogen der großen Revolution fluteten dann über sie fort, und das soldatische Kaiserreich konnte ihr keine Renaissance bringen. Napoleon I. selbst besaß für kultivierte Tafelfreuden nicht das mindeste Verständnis, betrachtete vielmehr das Essen und das Trinken lediglich

Digitized by Google

lich als lästige Naturnotwendigkeiten, die er nach Möglichkeit vereinfachte und abkürzte.

In der nachfolgenden Biedermeierzeit erhob sich nun die Kochkunst nicht etwa wie ein Phönix aus der Asche. Ach nein, man könnte die Wiederauferstandene mit besserem Rechte, um im Bezirke geflügelter Tiere zu bleiben, mit einem braven Haus- und Hofhuhn vergleichen. Das schlechthin Nützliche ist Trumpf. Das Bürgerkönigtum Ludwig Philipps hat keinen Sinn für künstlerische Grazie und verfeinerte Lebensart, und die wahren Herrscher von Paris sind die philiströsen Bankiers, Emporkömmlinge, deren Gedanken sich bloß auf das ödeste Geldverdienen richten.

Um die Mitte des Bürgerkönigtums erschien in Paris, in der „Encyclopädischen Bibliothek" von Roret, ein kulinarischer Leitfaden unter dem Titel: „Nouveau manuel complet des Gourmands ou l'Art de faire les honneurs complets de sa table." („Neuer vollständiger Leitfaden der Feinschmecker oder die Kunst, die Honneurs seiner Tafel zu erweisen.") Welch ein Abstand zwischen der ehrpusseligen Anschauungsweise des Verfassers — er heißt Cardelli — dieses Leitfadens und dem raffinierten Epikuräertum eines Brillat-Savarin! Gleich auf der dritten Seite wird dem „Gourmand" eine ausführliche Anweisung zuteil, aus der zu ersehen ist, an ein wie naives Publikum sich der Leitfaden trotz seines anspruchsvollen Umfanges wendet. Man liest da: „Wir würden es nicht als eine Unhöflichkeit bei Tisch betrachten, seine Serviette im Knopfloch des Fracks zu befestigen, statt sie auseinanderzufalten und über die Knie zu legen, oder den Löffel in die eine und die Gabel in die andere Hand zu nehmen, um seine Suppe zu essen; doch ist dies ein so veralteter Brauch, daß wir anraten möchten, sich seiner zu enthalten, ebenso, wie es empfehlenswert ist, sein Brot nicht zu schneiden, sondern zu brechen, um es zu essen, und den Kaffee nicht aus der Untertasse, statt aus der Tasse zu genießen."

Der perfekte Gourmand kommt als Gast weder zu früh, noch, vor allem, zu spät. Es ist unhöflich, die hungrigen Tafelgenossen zum Warten zu zwingen, und wenn der Gourmand nur den leisesten Grund hat, der Leistungsfähigkeit seines Magens zu mißtrauen, soll er zu Hause bleiben, um nicht den Übrigen durch seine Appetitlosigkeit die Stimmung zu verderben: „er nimmt an ihrem Behagen keinen Anteil, er läßt seine Teller nie erneuern, sein mit Wasser gefülltes Glas verrät, daß der Wein ihm widersteht; kein Frohsinn, also auch kein Amusement: wozu verweilt er unter Menschen, die bei Tisch nichts als solches suchen?"

Gegenwärtig, klagt Herr Cardelli, laden die reichgewordenen Parvenüs an ihre Tafel hauptsächlich Gäste, von denen sie hoffen, daß sie „für sie intrigieren" werden, und die Gastgeber sind selten geworden, die ihren Ruhm nur aus dem Können ihres Kochs gewinnen wollen: „Ministerielle Exzellenzen veranstalten üppige Mahle ausschließlich zu dem Zwecke, ihre Projekte auseinanderzusetzen und sich Anhänger zu werben. Denn niemand unternimmt irgend etwas mehr ohne eigennützige Berechnung. Wenn ein reicher Mann einen anderen für ein Geschäft interessieren will, bittet er ihn zu Tisch, desgleichen seinen Arzt, seinen Rechtsbeistand; so verpflichtet er sie sich und sichert sich ihre Hilfe."

Kann man die Freuden der Tafel von einem banausenhafteren Standpunkt aus beurteilen?

Eine weitschweifige Abhandlung verwendet Monsieur Cardelli auf den Besuch, den der Gast seinem Wirt nach dem Diner schuldet. „Visite gourmande" ist die Etikette, die er diesem pflichtschuldigen Besuch anheftet, doch nennt er ihn zwischendurch auch „visite de digestion", „Verdauungsbesuch", und mahnt ernstlich, ihn pünktlich abzustatten: „Die Regel ist, binnen acht Tagen persönlich von sich Nachricht zu geben." Bei dieser Zusammenkunft erinnert man sich aller Annehmlichkeiten, die man empfing, und hält dem Gastgeber eine kurze Lobrede über sämtliche Genüsse und Anregungen, die man ihm verdankte, ohne den kleinsten Zwischenfall auszulassen.

Es ist schwer, sich des Lächelns zu erwehren, wenn man vernimmt, mit wie pedantischer Regelmäßigkeit solch ein Biedermeier-Diner zu verlaufen hat, um als korrekt gelten zu können. Der Älteste oder Vornehmste der Anwesenden paßt eine Minute ab, da alle Gläser gefüllt sind, um das Beispiel zu allgemeinem Erheben von den Stühlen zu geben und das Wohl des „Amphitryons" auszubringen. „Vollkommene Symmetrie" muß die Anordnung der Tafel, die Verteilung der Schalen und Aufsätze kennzeichnen. Blumengirlanden, die sich von Gedeck zu Gedeck hinziehen, mögen das Auge erfreuen, — gewiß! Indes vermag Monsieur Cardelli nicht die ironische und sehr charakteristische Anmerkung zu unterdrücken, daß kleine, schmackhafte Gurken, Cornichons, ebenso gut am Platze und weniger überflüssig wären.

Ernst und gewichtig sind die Obliegenheiten des „Amphitryons", dem billige Scherzworte, „Calembourgs", schlecht zu Gesicht stehen würden, und man stellt sich den „Amphitryon" unwillkürlich im Bilde vor, mit seinen ergrauten Bartkoteletten, mit goldener Brille, Vatermördern und hoher, vielfach verschlungener Krawatte. Die Tischordnung hat er nach reiflichster Überlegung und bewährten Grundsätzen vorgenommen: Er weiß, daß ein vordringlicher Schwätzer nicht neben einen ruhigen Nachbarn gehört und ein Advokat nicht neben jemand, der nichts von Geschäften versteht. Eher noch vertragen ein Geistlicher und ein Offizier sich Seite an Seite. Sehr übel würde ein Rentier, der sein Vermögen verspekuliert hat, zu einem Börsianer passen und ein Notar zu einem Künstler oder Gelehrten. Ein schlechter Tafelgenosse, wer seinen Nachbarn durch vieles Sprechen stört, man lasse ihn ruhig reden und antworte ihm nicht, ehe man seinen Teller geleert hat.

Nur in einem Punkte eilt unser Führer seiner Zeit mutig voraus: in heftigem Tadeln des Schnupfens bei Tisch, und er entrüstet sich, daß „dieses scheußliche schwarze Pulver" selbst den Damen ein so unentbehrliches Reizmittel geworden zu sein scheine, daß es sich im Laufe des Essens überall bemerkbar mache, auf dem Tischtuch, den Tellern, in den Gläsern; von den Kleidern, dem Teppich zu schweigen.

Und um wieviel Uhr fand das Diner statt — das Diner, das Monsieur Cardelli — jeder Zoll ein Biedermeier — gravitätisch für „einen der bedeutendsten Akte zur Erhaltung der Individuen während des ganzen Laufes ihres Lebens" erklärt? Sechs Uhr ist die übliche Stunde. Seitdem sie sich eingebürgert hat, sind das „Goûter", die Vesper, und das Souper „vollständig unterdrückt" worden. „Wie könnte man soupieren," ruft Monsieur Cardelli aus, „wenn man so spät diniert! Das Souper ist eine aus unseren Gewohnheiten absolut ausgelöschte Mahlzeit."

Nur einen flüchtigen, gleichsam verstohlenen Ausflug in den Bereich der Galanterie, die doch stets mit der klassischen Kochkunst in so naher Beziehung stand, wagt der ehrsame Verfasser des Leitfadens in einem Kapitelchen, das von den „Parties fines" handelt. Darin empfiehlt er, der Naschhaftigkeit des schöneren und schwäche-

Neujahrskarte. Kupferdruck von Mathilde Ade.

Digitized by Google

ren Geschlechtes zu schmeicheln, bei dem, seiner Versicherung nach, dann instinktiv der Geschmack an Speisen, die das Blut leichter durch die Adern strömen lassen, erwacht, wie für Sardinen und Anchovis, Austern, Pastetchen und gepfefferte Artischocken, mit deren Blättern die Holde sich kaum die Spitzen ihrer zarten Finger beschmutzt. Zum Schauplatz wählt man sein eigenes Heim, kein Speisehaus in der Stadt oder in der Bannmeile, wo man ebensowenig vor unliebsamen Begegnungen geschützt ist. — Dort spielt der Biedermeier selbst den Koch und den Kellner und bereitet innerhalb seiner vier Wände der Kultur der Tafel ein lauschiges Fleckchen.

Die Italienerin im Zeichen des Wahlrechts * Von Curt Bauer.

Als die deutsche Frau das Wahlrecht erhielt, handelte es sich dabei um die Erfüllung einer von ihr lange und nachhaltig angestrebten Gleichstellung, für die sie leidenschaftlich gekämpft, Verbände organisiert und die Allgemeinheit in Schrift und Wort vorbereitet hatte. Auch in die Köpfe der schlichten Bürgerfrauen war mehr oder minder bewußt ein Tröpfchen dieser modernen Frauenbewegung nach irgendeiner Richtung gedrungen. Dazu gesellte sich von jeher eine innigere Anteilnahme der deutschen Frau an der öffentlichen Stellung des Mannes, die ihr selbst zu einer gewissen politischen Reife verhalf und sie aus eigenem Antriebe zur Organisation der öffentlichen Wohltätigkeit, der Armen- und Wohlfahrtspflege veranlaßte. Ganz anders jedoch liegen die Verhältnisse in Italien. Der Italienerin fiel das Wahlrecht durchaus unvorbereitet in den Schoß. Die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes der Frau war dort kein vom weiblichen Geschlecht in seiner Gesamtheit erstrebtes Ideal, sondern lediglich ein Teil des sozialistischen Programms, das durch den großen Sieg der Sozialisten von selbst zur Durchführung gelangte. Während also bei uns das Wahlrecht der Frau eine Folgeerscheinung ihres Entwicklungskampfes bildet, kann es für die Italienerin erst die Grundlage für eine solche Entwicklung abgeben. Unser Interesse dürfte sich in hohem Maße darauf richten, in welcher Weise die Italienerin in kommender Zeit von diesem ihrem neuen Rechte Gebrauch machen wird.

Bei weitem mehr als in einem anderen europäischen Kulturlande ist die Frau in Italien das Geschöpf des Mannes. Eifersüchtig bewachen dort seit alters her die Väter, Gatten und Brüder jeden Schritt der Frauen von frühester Jugend auf, jederzeit bereit, alle freieren Regungen in ihr aufs schärfste zu rächen. In vielen Landgegenden darf sich das junge Mädchen auf der Straße noch immer nicht mit einem Manne zusammen zeigen, ohne rettungslos zum Schicksal der alten Jungfer verurteilt zu sein. In Palermo z. B. genügt es, sich mehrmals von einer Familie mit Töchtern einladen zu lassen, um von den männlichen Verwandten sogleich mit Dolch und Pistole zur Heirat gezwungen zu werden. Dort hält man beide Geschlechter so streng voneinander abgeschlossen, daß sie sich zur Annäherung vermittels des Fensters einer stummen Zeichensprache bedienen, die jeder Sizilianer kennt. Rechnet man zu dieser prinzipiellen Abschließung, die so weit geht, daß der Mann sogar die Hauseinkäufe besorgt, um die Frau nicht allein auf die Straße zu lassen, noch das angeborene Phlegma der Südländerin, so ist es kein Wunder, daß man italienische Männer oft selbst über den engen Horizont ihrer Frauen klagen hört. „Unsere Frauen sind sehr schön," sagte mir ein Römer, „aber sie eignen sich nur zur Liebe."

Erheblich weitgehendere Freiheiten genießt die Italienerin, zumal die gebildete, in den großen Städten Norditaliens. Sie besucht zusammen mit den Knaben das Gymnasium und bereitet sich rechtzeitig auf einen praktischen Beruf vor. So kommt es, daß Ämter und öffentliche Betriebe heute dort noch mehr vom weiblichen Geschlecht angefüllt sind als bei uns. Denn die Italienerin ist durch ihren Fleiß und ihre natürliche Intelligenz dem mehr zur Bequemlichkeit und zum Herumbummeln neigenden Manne vielfach überlegen. Dadurch hat sie es neuerdings verstanden, sich in mancher Hinsicht aus der Zucht ihrer patriarchalischen Familie zu befreien. Nicht jedoch glückte es ihr bisher, ihr Verhältnis zum männlichen Geschlecht zu differenzieren, in dem das erotische und konventionelle Moment immer noch den Ausschlag gibt. Einige exklusive Frauenklubs verfolgen zwar emanzipative Tendenzen, ohne jedoch weitere Ausbreitung gefunden zu haben. An Stelle einflußreicher Frauenorgane polemisieren die Männer in den Tageszeitungen spaltenlang über das Verhältnis beider Geschlechter zueinander. Diese Literatur wächst zusehends an, und Neubegründungen von Zeitungen, die das Problem Weib auf ihr Reklameschild hängen, sind keine Seltenheit. Sie werden von Männern geleitet, die darin auf jede Weise der Schönheit des anderen Geschlechtes huldigen, ihre Leserinnen durch allerhand verlockende Preisausschreiben zu gewinnen suchen und im letzten Sinne doch nur eine Abfindung mit den erotischen Beziehungen bezwecken. Die Italienerin ist sich dieser ihrer Anziehungskraft voll bewußt und hütet sich, ihre Stellung dem Manne gegenüber, in der sie sich sehr wohl gefällt, durch schroffe Härten oder Hervortreten in der Öffentlichkeit zu gefährden. Soweit sie nicht die materielle Notwendigkeit eines Berufes über die Grenzen der Familie hinauszwingt, begnügt sie sich damit, im Herzen des Mannes zu herrschen und erst durch ihn den Gang des öffentlichen Lebens zu beeinflussen.

Schlimmer liegen die Dinge in den weiten, entlegenen Landstrichen Italiens. In einem Bergdorf der Sabina traf ich eine Frau weinend, während eine Gruppe anderer Frauen sie gestikulierend umstand. Ich erfuhr dann, sie sei wegen verbotenen Handels zu zwei Tagen Haft oder fünf Lire Geldstrafe verurteilt. Nun habe sich gestern ein Herr mit weißen Handschuhen und gesticktem Frack (der Schutzmann) von weither in den Ort bemüht, um sie nach dem Gefängnis in Tivoli zu begleiten. Als die abwesende Frau bei ihrer Rückkehr von der verfehlten Visite hörte, ging sie heute früh von selbst den fünfstündigen Weg zu dem schönen Palast nach Tivoli. Dort wußte man nichts von ihr und schickte sie unverrichteter Sache zurück. Darüber weinte die Frau. Auf meine Frage, warum sie sich denn nicht mit fünf Lire loslösen wolle, antworteten die Frauen indigniert: „Was? Fünf Lire zahlen, wenn man darauf Anspruch hat, zwei Tage in einem Palazzo Freilogis zu erhalten?" Dies aus dem Leben gegriffene Beispiel illustriert mehr als jede psychologische Analyse den geistigen Zustand jener Landfrauen.

Eine andere Sache jedoch ist es, wie weit derart apolitische Frauen durch das ihnen von der Gewährung des Wahlrechts auferlegte Verantwortungsgefühl indirekt auf die Vorgänge des öffentlichen Lebens zurückzuwirken vermögen. Hierbei gelangt nämlich eine Eigenschaft der Italienerin zur Berücksichtigung, die durchaus geeignet ist, das stets schwankende Barometer der italienischen Politik zu konsolidieren. Seit alters her bildet die italienische Frau das konservative Element in dem von allerhand kamorristischen Einzelbestrebungen beunruhigten Staatskörper. Und zwar steckt dieser Konservativismus der Italienerin im tiefsten Herzen.

Neujahrskarte von F. Mock.

Mit einem starken instinktiven Mitgefühl für alle menschlichen Regungen, mit impulsiver Hilfsbereitschaft gegenüber den Leiden und der Not ihrer Mitmenschen begabt, weiß sie in hohem Maße durch persönliches Eingreifen zu ersetzen, was ihr an öffentlicher Organisation fehlt. Rechtlichkeit, Zuverlässigkeit und gute Sitte finden bei ihr einen viel sicheren Hort als bei dem leichter der Bestechlichkeit und jedem äußeren Winde zugänglichen Manne. Wenn es der Italienerin gelingt, diesen ihren vortrefflichen Eigenschaften durch das Wahlrecht auch in der Politik Geltung zu verschaffen, so wird sie ihre Aufgabe ohne schulmäßige Vorbereitung im Dienste der Menschlichkeit erfüllen. Sie wird nichts Neues schaffen, aber dafür einen gesunden Regulator im Uhrwerk des Staatskörpers darstellen, der diesen künftig vor demoralisierenden Schwankungen bewahren hilft.

Digitized by Google

Die Welt der Frau

Abendkleider.

Nach Jahren der Zurückhaltung und der Dürftigkeit wieder einmal eine Abendmode voll Glanz und Pracht. Bei verhältnismäßig schlichten Formen eine Vorliebe für prächtige gediegene Stoffe und leuchtende Farben. Für ein Zweierlei an Tönen und Geweben, das die glänzendsten Effekte zuläßt. Neben farbigen viel schwarze Abendkleider aus Tüll mit Perl- oder Jettschmuck, aus Spitze und Seide oder dem schmiegsamen Pannesamt, wie denn Samt für Ball und Gesellschaft eine immer größere Rolle spielt. Sehr wirkungsvoll sind beispielsweise starkfarbige Pannesamtleibchen zu duftigen hellen Röcken oder Samt- sowie Tüllröcke mit weißen Leibchen aus Chinakrepp. An den „großen" Kleidern ist die Schleppe vorwiegend an die Seiten verlegt, wo sie vielfach in Form von Tüllenden oder breitem Seidenband herabfällt oder aber auch auf einer Seite als Zipfel dem Rocke angeschnitten ist. Die Leibchen entbehren nicht selten ganz des Ärmels und werden dann durch Spangen oder Perlschnüre auf den Schultern festgehalten. Im übrigen herrscht das sehr kurz angeschnittene Ärmelchen vor. Unsere heutigen Abbildungen bringen einige Abendkleider der gemäßigten Richtung. Sie lassen sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte leicht nacharbeiten.

Abb. 120. Tanzkleid aus Tüll und Seide.

Abb. 119. **Abendkleid mit abstechendem Leibchen.** Jadegrüner Pannesamt vereinigte sich hier mit einem Türkenrock aus weißem, grün und rosa bedrucktem Chinakrepp zu schönster Wirkung. Das vorn wie im Rücken spitz ausgeschnittene Leibchen hat kurze, angeschnittene Ärmel und schräg übereinandertretende Vorder- und Rückenteile. An der Seitennaht leicht eingereiht, drapiert es sich in ganz leichten Falten um den Körper. Jedem Teil ist ein breites Schärpenband angeschnitten, das seitlich verschlungen das Leibchen zusammenhält und in langen Enden auf den Rock herabfällt. Dieser trägt dem Geschmack für das Orientalische Rechnung. Oben eingereiht, fällt er in weichen Falten herab, die unten durch einen innen angebrachten Zugsaum wieder etwas zusammengehalten werden. Der Rock fällt unten leicht pluderig aus. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 Zentimeter Hüftweite zu 3 M. und der des Leibchens in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 2 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 1,50 Meter, für den Rock bei 1,10 Meter Breite 2,10 Meter.

Abb. 120. **Tanzkleid aus Tüll und Seide.** Zur Herstellung des eleganten Ballkleides war weiße Seide gewählt, die am Leibchen durch weißen Perltüll, am Rock durch einen schwarzen Tüllüberwurf verschleiert wurde. Das blusige, vorn tief ausgeschnittene Leibchen hat Rückenschluß und ganz kurze, angeschnittene Ärmelchen, die schwarze Tüllrüschen abschließen. Um die Taille legt sich ein mit Jett geschmücktes schwarzes Samtband. Den Ansatz des gereihten Tüllrockes deckt eine dicke Rosenfaltenrüsche aus schwarzem Tüll. Zur Verzierung des schwarzen Tüllrockes dienen schwarze Straußfedertuffs. Der kurze glatte Seidenrock wird unter dem Überkleid nur wenig sichtbar. Der zur Herstellung dieses eleganten Kleides erforderliche Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 4,35 Meter ohne die Rüschen.

Abb. 121. **Abendkleid aus Samt mit Goldstickerei.** Das in seiner Schnittform höchst einfache Kleid bedarf zu seiner vollendet schönen Wirkung eines effektvollen Stoffes, der an unserer Vorlage in dunkelfliederfarbenem Samt bestand, den große eingestickte Ovale in altgold Metallfaden belebten. Außerdem war das Kleid mit schwarzem Iltispelz umrandet. Statt des Iltis können auch seidene Rüschen verwendet werden. Der schlankheitabfallende gereihte Rock ist einem glatten losen Futterleibchen angesetzt, das die stark verlängerte Taille betont. Darüber kommt das im Rücken geschlossene lose Leibchen, das, ziemlich lang geschnitten, sich in leichten Falten um die Hüfte drapiert. Der breiten Schulter ist der lange schlanke Ärmel glatt unter dem Futterärmel aufgesetzt. Den Halsabschluß bildet ein Stehbündchen mit Pelzumrandung. Zu diesem vornehmen Kleide ist der Schnitt in 44, 46, 48, 52 Zentimeter halber Oberweite zu 4 M. erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Meter Breite 2,90 Meter.

Abb. 119. **Abendkleid mit abstechendem Leibchen.**

Abb. 121. **Abendkleid aus Samt mit Goldstickerei.**

Es ist mit Genugtung zu begrüßen, daß die allerneuesten Modeschöpfungen wieder etwas längere Kleiderröcke aufweisen. Auch die Taillen sind länger geworden, was besonders für stärkere und ältere Damen kleidsamer sein wird. Der freie Hals ist dem Kragen gewichen, der schalartig um den Hals gewickelt ist. Über die Kleidsamkeit dieser neuen Mode entscheidet die Einzelperson. Schließlich ist es überhaupt ratsam, immer neben der Mode seinen eigenen Geschmack walten zu lassen und sich so zu kleiden, wie es nicht nur unsere Eigenart, sondern auch unser Geldbeutel gestattet. Das ist eben die Kunst, die Frauen erlernen müssen: sich auch mit geringen Mitteln kleidsam anzuziehen, daß jedermann Freude hat.

Schnittmuster. Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 119 bis 121 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königsstraße 33, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Vorhereinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 50 M. 50 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitte, da Briefe häufig verlorengehen. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen

Digitized by Google

Ein Vorschlag zur seelischen Hygiene.

Viele gebildete Frauen und Mädchen sind heute gezwungen, fast ganz in häuslichen Pflichten aufzugehen. Begreiflicherweise empfinden sie es schmerzlich, daß ihnen bedeutend weniger Zeit als früher übrigbleibt zur Pflege geistiger Interessen. Manche behagliche Abendstunde, die sonst dem Lesen gewidmet wurde, muß heute, in der Zeit der Textilwarenteuerung, dem Ausbessern und Flicken, dem Ändern und Auffrischen geopfert werden. Dabei ist nicht immer ein Vorleser zur Stelle. Manche Natur leidet bei solcher Angespanntheit unter einem Gefühl geistigen Versinkens, die unbefriedigte Sehnsucht nach geistiger Beschäftigung und Anregung macht sie verdrießlich, und in solcher Grundstimmung verliert sie sogar den Lohn ihres aufopfernden praktischen Wirkens, nämlich die Freude über die getane Arbeit. Frauen und Mädchen, die durch eine von den Verhältnissen gebotene ungünstige Veränderung der Lebensweise in diesen seelisch bedenklichen Zustand geraten sind, ist mitunter sehr schnell geholfen: Man braucht ihnen nur ein geistiges Ziel zu geben, dessen Erreichung eben trotz dieser angespannten Lebensweise möglich ist. Ein solches Ziel ist z. B. die Erlernung einer fremden Sprache, wenigstens bis zu der Stufe, auf der die Fähigkeit zum Lesen eines Buches vorhanden ist. Keine andere geistige Tätigkeit gestattet so wie das Sprachenlernen die Ausnutzung der kürzesten Freizeiten. Ein paar Minuten, die zu knapp sind, als daß es sich lohnte, ein Buch zur Hand zu nehmen, sind immer noch hinreichend, um ein paar Wortformen, ein paar Vokabeln, eine Redewendung sich einzuprägen. Sprachen lernen kann ein willensfester und zielbewußter Mensch fast bei jeder mechanischen Tätigkeit, beim Strümpfestopfen, beim Kartoffelschälen, beim Auslesen von Linsen oder Haferflocken usw. Wie viele tüchtige Männer erwerben sich ihre Sprachkenntnisse auch „nebenher", während sie einen praktischen, anstrengenden Beruf ausüben! Der berühmte Schliemann, der uns Troja wieder ausgrub, lernte als junger Handelsbeflissener Sprachen bei jeder Betätigung, die das irgend zuließ, z. B. beim Verschnüren von Paketen, beim Warten am Postschalter usw. Man bedenke nur, daß ein Jahr dreihundertfünfundsechzig Tage hat und daß man also in dieser Frist sehr hübsch vorankommen kann, wenn man nur die moralische Energie hat, tagtäglich einiges Neue zu lernen! Gute Sprachführer stehen oft genug unbenutzt herum in den Häusern, sind auch bei Antiquaren für billiges Geld zu haben. Hat man an der Sprache Geschmack gefunden, so verschaffe man sich bald ein kleines Handlexikon, und sobald die notwendigste Grammatik erfaßt worden ist, beginne man ein Buch in der fremden Sprache zu lesen. Sehr praktisch ist es, einen berühmten Roman sowohl in der Ursprache als auch in der Übersetzung sich zu verschaffen. Dies ist in Universitätsstädten und Städten mit großen Volksbibliotheken nicht schwierig. Gerade die beschäftigte Frau spart auf diese Weise viel zeitraubendes Nachschlagen. Jeden Tag lese sie einen Satz in der Ursprache und in der Übersetzung und wiederhole ihn sich während der Hausarbeit. Dann ist diese durchaus nicht mehr „öde" und „geisttötend". Denn Sprachenlernen beglückt und belebt nun einmal auf die seltsamste Weise. Es trägt Reichtum und Romantik in das Seelenleben. Es beugt nicht allein der Unzufriedenheit und kleinlichen Verstimmung vor, nein, es hat sogar die Macht, von einem großen Kummer abzulenken. Widerfuhr der unvergeßlichen unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich ein großer Schmerz, so lernte sie zur Betäubung eine neue Sprache. Wie wohl würde dieses edle und vornehme Mittel auch mancher Frau, Mutter oder Braut tun, die in den hinter uns liegenden mörderischen Jahren seelisch verarmt ist und die geistige Anregung, die sie einst im Verkehr mit ihrem teuren Gefallenen genoß, bitter entbehrt! K. A.

Wie mein Kind sein müßte / Von Hel. Becker.

Mein Kind müßte sein wie ein Frühlingstag,
Wie ein Liebeslied, wie ein klarer Bach.
Wie der Himmel so hell, wie die Sonne so warm,
Wie ein Rosenstrauß in meinem Arm.
Wie ein scheues Reh, wie's Häschen im Klee —
Wie ein Sternlein, schimmernd in dunkler Nacht,
Wie aus lauter Jubel und Wonne gemacht!
Schön — wie im Märchen das Königskind,
Froh — wie der lustige Frühlingswind,
Wie ein Waldvöglein, wie ein heilig' Bild,
Wie ein Elfchen so fein im Mondenschein —
Wie die Gotteslieb', die vom Himmel kam
Und die ganze Welt in die Arme nahm.
So müßte es sein — und mein — ganz mein!

Schluß des redaktionellen Teils.

Ist es möglich, den in der Ernährung verelendeten Kindern mit inländischen Mitteln zu helfen?

Es ist nicht mehr zu bestreiten, daß Millionen deutscher Kinder durch das Ernährungselend für ihr ganzes Leben durch Zurückbleiben im Wachstum, mangelhafte Entwicklung des Knochengerüstes und der Zähne sowie im Aufbau von Blut- und Muskelsubstanz geschädigt worden sind, und daß Hunderttausende von Kindern der Tuberkulose und anderen schrecklichen Krankheiten auf Grund ihres schlechten Ernährungszustandes verfallen. Englische Schriftsteller haben mit von Hohn erfüllten Worten von der „Englischen Krankheit" gesprochen und zugegeben, daß durch die englischen Aushungerungsmaßnahmen beabsichtigt war, nicht nur den Krieg zu gewinnen, sondern auch die Entwicklung des Nachwuchses des deutschen Volkes dauernd zu schädigen.

Vor dem Kriege hat Deutschlands glänzend entwickelte Viehzucht und Milchwirtschaft für drei Milliarden Mark hochei weißhaltige, ausländische Futtermittel gekauft und konnte dadurch Fleisch und vor allen Dingen Milch in großen Mengen hervorbringen. Jetzt würde der 10- bis 20fache Betrag notwendig sein, um die gleichen Mengen von Futtermitteln für Deutschlands Viehbestände einzuführen. Da dies unmöglich ist und die deutsche Landwirtschaft größtenteils auf inländische Futtermittel angewiesen ist, erklärt sich ohne weiteres, warum die Milcherzeugung in so merklichem Grade zurückgegangen ist. Milch kann aber durch andere Nahrungsmittel nicht ersetzt werden. Sie ist durch ihren hohen Gehalt an Eiweiß, Kalk und Phosphor für den Aufbau der Knochen und Zahnsubstanz, sowie für die Bildung von Blut und Muskeln und demnach für das Wachstum der Kinder unentbehrlich. Auch die anderen eiweiß- und phosphorführenden Nahrungsmittel, wie Hühnereier, fallen für die Ernährung der breiten Volksmassen auf Grund der Schwierigkeit der Einfuhr und der hohen Preise so gut wie ganz aus. Wegen der durch Streik und Unruhen und Rückgang der Arbeitsleistung hervorgerufenen Verringerung der Kohlenförderung konnten wir unsere herrlichen Stickstoffgewinnungsanlagen nicht in dem gewünschten Maße in Betrieb erhalten und waren daher nicht in der Lage, die nötigen Mengen von Stickstoffdünger, die den ausländischen Salpeter hätten vollkommen ersetzen können, herzustellen. Auch die Bereitung von Phosphatdünger hat durch die ungeheure Verteuerung der ausländischen Zufuhren, die Wegnahme der Handelsflotte und den Verlust der phosphorreichen Eisenerze Elsaß-Lothringens, aus denen die für die Düngung wertvolle Thomasschlacke gewonnen wurde, ungemein gelitten. Der ganze Großgrundbesitz in der Landwirtschaft, der hauptsächlich die Großstädte mit Getreide und Kartoffeln versorgt, selbst aber ungenügende Mengen von Stalldünger hat und daher auf die Verwendung von fabrikmäßig hergestelltem Stickstoffdünger und Kalisalze angewiesen ist, ist nicht mehr in der Lage, die ungeheuren Ausgaben für die Anschaffung derartiger Düngstoffmengen zu tragen, da das Getreide immer noch an die Zwangswirtschaft zu niedrigen Preisen abgegeben wird. Die Folge ist der Rückgang der Weizen- und Roggenernte auf 60 bis 70 Millionen Doppelzentner Weizen- und Roggenerzeugung in diesem Jahr (gegenüber 160 Millionen Doppelzentner in guten Friedensjahren). Diesen Minderertrag beim Anbau von Getreide und bei der Erzeugung von Zucker (Deutschland ist von einem zuckerausführenden zu einem zuckereinführenden Lande geworden) hat natürlich auch die Einführung von Fabrikarbeiterverhältnissen in die Landwirtschaft und die Verkürzung der Arbeitszeit im landwirtschaftlichen Gewerbe mit herbeigeführt. Unter allen diesen Verhältnissen haben natürlich die Kinder, deren Entwicklung, Wachstum und Gesunderhaltung in erster Linie von genügenden Mengen von Eiweiß, Nährsalze und Vitamine enthaltenden Nahrungsmitteln abhängt, in außerordentlich hohem Maße zu leiden. Nicht durch Verteilungspolitik, sondern nur durch Ermunterung und Vermehrung der Produktion, namentlich in der Landwirtschaft, können wir die Ernährung und damit auch das Heranwachsen unseres Nachwuchses wieder bessern. Nicht durch Einfuhr, die das immer mehr verarmte Deutschland kaum noch bezahlen kann, werden wir wieder hochkommen, sondern durch Ausnützung aller unser immer noch reichen Quellen, die uns der heimische Boden bietet. Intensive, sorgfältigste Bodenbearbeitung, Düngung, Pflege und Förderung der Milchviehzucht sind unsere wichtigsten Aufgaben für die Gesunderhaltung Deutschlands. Kleine Mittel können deswegen nicht unbeachtet bleiben. Ehe wir wieder zu einem größeren Milchviehbestande und reichlich fließenden Milchmengen kommen, können Jahre, ja vielleicht Jahrzehnte vergehen, zumal unsere Feinde noch immer ungeheure Mengen von Rindvieh uns abverlangen.

Wir haben im Inlande Nahrungsstoffe, die die Milch, das Fleisch, die Hühnereier im vollen Sinne ersetzen und namentlich in bezug auf den Gehalt an wertvollen Nährsalzen und Vitaminen, den neuentdeckten Nahrstoffen, höchst beachtenswert sind. Es ist das der schlummernde Getreidekeim, ein kleines, eigelbfarbenes, stecknadelkopfgroßes Sprößchen, das in jedem Getreidekorn, das in die Mühle gelangt, eingebettet ist und bisher vor der Vermahlung zu Mehl bei der Getreidereinigung in die Kleie ging. Dieser schlummernde Getreidekeim enthält prozentual viermal soviel Eiweiß, fünfmal soviel Fett, dreimal soviel Nährsalze als das Getreidekorn selbst und außerdem die wertvollen Ergänzungsnährstoffe (Vitamine). Aus diesem schlummernden Roggenkeim stellt der Nahrungsmittelchemiker Dr. Volkmar Klopfer, Leubnitz-Neuostra b. Dresden, das in allen Apotheken erhältliche Kräftigungsmittel Materna her, das das einzige Nährmittel ist, in dessen Zusammensetzung von Menschenhand nicht eingegriffen worden ist und über dessen Wirksamkeit hervorragende Forscher der Ernährungswissenschaft, der Kinderheilkunde und Spezialärzte für innere Krankheiten in ärztlichen Zeitschriften berichtet haben. Materna wird am besten mit Kakao gemischt als Morgengetränk verwendet. Für kleine Kinder werden die schlummernden Getreidekeime in geeigneter Mischung mit aufgeschlossenem Gersten- und Hafermehl als Dr. Klopfer-Kindernahrung zu einem außerordentlich niedrigen Preise den Müttern zugänglich gemacht. Uebrigens sind die wissenschaftlichen Arbeiten über Materna und Dr. Klopfer-Kindernahrung post-, bestellgeld- und kostenfrei von Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz, zu erhalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube
Bilderbogen der Zeit

Phot. Neuhauser, Luzern.

König Konstantin von Griechenland im Kreise seiner Familie.
Letzte Aufnahme des Königs in der Schweiz vor seiner Abreise nach Griechenland, wohin ihn sein Volk trotz der Drohungen der Entente zurückgerufen hat. Vor dem König sitzend Königin Sophie, neben ihm Prinzessin Helene mit ihrem Verlobten, dem Kronprinzen Karl von Rumänien.

Die Völkerbundskomödie.

Der Völkerbundskomödie ist bei ihrer Erstaufführung in Genf voller Erfolg beschieden gewesen. Zwar konnte ihr preisgekrönter Verfasser nicht vor den Vorhang treten und mußte den Schauspielern die Einheimsung des Beifalls überlassen; aber das Stück selbst war so gut aufgebaut, daß sogar das mitten in der Aufführung erfolgte Verschwinden eines Mitwirkenden, Argentiniens, als wohlgelungene Improvisation gelten durfte. „Also da capo", jubelten die Zuschauer, „im nächsten Jahre!" Leider gibt's auch Nörgler, und sie sagen, es wären diese Begeisterungsstürme nicht verwunderlich, alldieweilen und sintemalen das Parterre aus lauter Verwandten und Freunden, der sichersten, auf das Trommelfeuer der Handflächen eingeübten Klaque, bestanden habe, und wenn alle Anwesenden ausnahmslos eingestimmt hätten, so hätte doch das Gelächter mancher seinen Grund in der unfreiwilligen Komik vieler Stellen des Dialogs und des Ganges der Handlung gehabt. Das Stück ist „Der ewige Friede" betitelt, aber seine Ewigkeit ist der Einsteinschen Relativitäts-Theorie gemäß zwar unbegrenzt, aber doch endlich. Das können wir daraus folgern, daß Frankreich seine Rüstungen nicht einstellen will und sich über deren Steigerung keinen Vorschriften unterwerfen will; ein erheiternder Beitrag zur Abrüstungsfrage überhaupt. Dasselbe Frankreich erntete auch ganz Körbe voll Lorbeeren, als sein Delegierter Viviani loslegte: „Deutschlands Beitritt zum Völkerbund hängt davon ab, ob es die effektiven Garantien seiner aufrichtigen Absichten, seinen Verpflichtungen nachzukommen, geben will." — Das heißt mit anderen Worten: Der Völkerbund hat den Zweck, einen Druck auf Deutschland auszuüben, damit es seine Kriegsschulden bezahlt. Mit dieser Hausknechtrolle — das Ensemble bestand beinahe nur aus Hausknechten — fanden sich die Mitglieder brillant ab. Damit hatte indessen der muntere französische Liebhaber nicht genug und darum schloß er: „Wenn die freien

Die 400-Jahrfeier in Wittenberg zur Erinnerung an die Verbrennung der Bannbulle durch Luther: Der Rektor und die Dekane der Universität Halle im Festzug.
Im Hintergrund das Lutherdenkmal von Schadow vor dem Rathaus und die Stadtkirche. (Phot. F. Gerlach.)

Digitized by Google

Völker, die sich erhoben haben, um den Kampf aufzunehmen, nicht siegreich gewesen wären, so wären Sie, meine Herren, jetzt nicht in Genf, um zu versuchen, mit uns eine neue Menschheit auf dem Recht aufbauen zu wollen. Man stelle sich diese „freien" Völker und diese „neue" Menschheit vor! Diese „freien" Portugiesen, „freien" Inder, „freien" Irländer, alle die von John Bull aus allen möglichen Winkeln des Erdballs zusammengefegten weißen und farbigen Gentlemen, um den Begriff Freiheit danach zu definieren! Durch den Sieg der Entente ist das Maß ihrer Freiheit nicht nur bis zum Überlaufen voll geworden, sondern sie sind auch in die Haut einer neuen Menschheit hineingefahren, zum Beispiel die Polen, die mit nagelneuer Wirtschaft und einer ebenso unbeschreiblichen Valuta mit den Franzosen „eine Laus und eine Seele" um die Wette kratzen. Und das Hohe Haus hallte wider von tosender Zustimmung! Werden sich wirklich deutsche Männer finden, die diesen Kanossagang antreten wollen? Oder sind unsere Pazifisteriche noch immer geneigt, bauchrutschend in Genf in der Statisterie mitzuwirken? Die Stimmen der Empörung über die Friedensfarce schwellen in anderen Ländern allmählich zu einem Chor an, und die unabhängige Kritik spricht dieser Art von Völkerbund das Todesurteil. **Die Menschheit bleibt die alte, das Stück ist aus. — Spanische Ritterlichkeit diesseits und jenseits des großen Wassers leuchtet allein aus dieser Burleske über Europens übertünchte Höflichkeit hervor als glänzender Stern und möglicher Wegweiser in eine bessere Zukunft.** Ein spanischer Berichterstatter meldete seinem Blatt: „Seit der Abreise der argentinischen Abordnung scheint es, daß nur noch die Großväter in Genf geblieben sind, um sich am Kaminfeuer alte und endlose Geschichten zu erzählen. Die einzige Delegation, die sich der Herrschaft des Völkerbundes zu widersetzen scheint, ist die kanadische. Es ist zwecklos, daß ich meine Interviews in Genf fortsetze; denn für Argentiniens Rücktritt günstige Urteile kann man nur außerhalb der Stadt finden." Zur selben Zeit eilte der Nobelpreisträger Bourgeois nach Paris, um dort energisch gegen die Abrüstungsvorschläge zu protestieren.

Phot. H. Wolter.

Von der Massen-Kundgebung der Groß-Berliner Beamtenschaft gegen die Teuerung.

Die Beamten protestierten im Lustgarten gegen die vom Reichstag beschlossene Regelung der Teuerungszulagen. Von sechs verschiedenen Sammelplätzen marschierten sie in langen Zügen dahin. Die Neuköllner Postbeamten führten als Agitationsmittel einen schwarzen Sarg mit.

Michael Hainisch.
Der neue Präsident von Oesterreich.

Presse-Phot. A. Frankl.

Gabentöpfe der Heilsarmee in Berlin,
die an lebhaften Plätzen aufgestellt sind, und in denen Gaben für die wohltätigen Werke der Heilsarmee gesammelt werden.

Von Frauen u. Kindern bevorzugte Zahnpaste
Chlorodont
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch
Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

THUSNELDA

Kakao-Schokolade-Desserts
Vornehme Qualitäts-Marke.

In allen besseren Geschäften käuflich.
Fabrik: Zitza-Werke, Zeitz.

Die Qualität brachte den Erfolg!

So hoch

schätzt der Kenner Tee
Marke Teekanne

Seine hervorragenden Eigenschaften: Aroma, Ausgiebigkeit und Güte sollten auch Nichtkenner veranlassen, ihn zu probieren. In allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen ist Tee Marke Teekanne erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

...aber welches von den vielen?

Gebrauchen Sie vertrauensvoll

Es ist die seit 30 Jahren bewährte Originalmarke, reinigt die Kopfhaut, kräftigt den Haarwuchs, belebt und erfrischt die Nerven.

Preis: 1/2 Fl. M. 15.—, 1/1 Fl. M. 25.—.

Digitized by Google

Wertvolle neue Romane

Rudolph Stratz
Der Väter Traum
Roman aus der Zeit um 1848
Geheftet 24 M., gebunden 30 M.,
in Bibliothek-Halbklederband 55 M.,
in Batik-Halbklederband 65 M.

Meta Schoepp
Millionensegen
Roman einer deutschen Hafenstadt
Geheftet 20 M., gebunden 26 M.,
in Bibliothek-Halbklederband 55 M.,
in Batik-Halbklederband 65 M.

Ida Boy-Ed
Glanz
Roman aus der Diplomatenwelt
Geheftet 22 M., gebunden 30 M.,
in Bibliothek-Halbklederband 55 M.,
in Batik-Halbklederband 65 M.

Gertrud von Brockdorff
Die Faust im Westen
Roman aus dem besetzten Rheinland
Geheftet 15 M., gebunden 20 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

AUGUST SCHERL G. M. B. H. / BERLIN SW 68

Sarotti

Die Aufhebung des gesetzlichen Packungszwanges für Pralinen ist nunmehr Tatsache geworden. Damit wird der Verbraucher vor die Entscheidung gestellt, ob er unverpackten Pralinen oder renommierten, bekannten Fabrikfüllungen den Vorzug geben soll.

Die Vorteile der
S-i Packungen
„staubfreier Verschluß, volles Gewicht"
„größte Haltbarkeit"
„unbedingte Gewähr für Originalfabrikfüllung"

sind allgemein anerkannt und machen die Wahl gegen über den mancherlei ungünstigen Einflüssen ausgesetzten unverpackten Pralinen nicht schwer.

Sarotti—Liebhaber verlangen:
Pralinen in S—i Packungen

Veilchleife,	Bitter-Mischung,
Grünschleife,	Mohren-Mischung,
Rotschleife,	Nuß-Mischung.

„Sarotti" A.-G.

Eine Preisfrage.

Das deutsche Volk, besonders der Nachwuchs, leidet unter den bösen Folgen der Unterernährung. Auf 10 000 Lebende starben 1918 an Tuberkulose doppelt soviel als im Jahre 1913. An Tuberkulose erkrankt sind drei- bis viermal Kinder soviel wie früher. Und dieses Elend wird weiter ansteigen. Auch andere Krankheiten und Sterbefälle werden durch die Unterhöhlung der Gesundheit infolge unzureichender Ernährung von Jahr zu Jahr an Zahl größer werden.

Es fehlt an Brot und Milch. Aber es fehlt nicht an Biomalz. Biomalz ist ein gutes Kraftnahrungsmittel. Man spürt seine Wirksamkeit besonders daran, daß es das Aussehen von jung und alt besser und blühender macht. Wenn man es in manchen Familien nicht verwendet, woran liegt es? Ist es zu teuer? Die Pfunddose kostet 12 Mark. Das ist gewiß nicht wenig. Aber ist Fett und Fleisch und Zucker nicht noch viel teurer? Wenn man das Biomalz nur als Brotaufstrichmittel und zur Streckung von kalter abgekochter Milch verwenden würde, ließen sich dann nicht sogar Ersparnisse machen? Dazu kommt, daß Suppen und allerlei Gerichte und Speisen sowie Kompott mit Biomalz gehaltreicher gemacht werden können, daß durch die dadurch erzielte bessere Ernährung der Körper widerstandsfähiger wird. Sollte sich die Ausgabe für Biomalz aus Hafer somit selbst für sparsame Hausfrauen nicht rechtfertigen lassen?

Um weite Kreise für diese Fragen zu interessieren, erlassen wir ein Preisausschreiben. Die Frage lautet: Kann man mit Biomalz im Haushalt Ersparnisse machen?

Für die besten durch uns zur Veröffentlichung kommenden Antworten, die einen Umfang von 2—4 Quartseiten nicht übersteigen dürfen, setzen wir

Preise von 10000 Mark

aus, und zwar einen Hauptpreis von 3000 Mark, zwei Preise von je 1000 Mark, 5 Preise von je 500 Mark und 10 Preise von je 250 Mark. Einlieferungstermin: Der 1. April 1921. Ein Biomalz-Kochbuch aus der Vorkriegszeit versenden wir kostenlos.

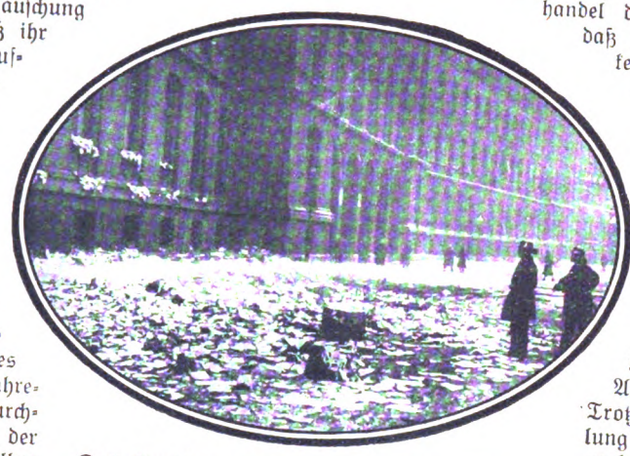
Wo Biomalz nicht erhältlich ist, versenden wir von 3 Dosen an franko, Nachnahme. Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 72.

Digitized by Google

Die Gartenlaube
Bilderbogen der Zeit

Vom Berliner Hotelkrieg.

Mit etwas posthumer sittlicher Entrüstung hat sich die Staatsanwaltschaft auf die Berliner Gasthausbetriebe und Kuchenbäckereien gestürzt, um sie des Schleichhandels zu entwöhnen. Die Staatsanwaltschaft mag eine Enttäuschung darob empfunden haben, daß ihr plötzliches Erwachen und Auftreten gegen den ollen ehrlichen Schleichhandel von der Nation nicht etwa gerade als eine befreiende sittliche Tat bewundert, sondern mehr als eine Art kurioser Amokläuferei bestaunt wurde. Der Tag nach der Aufhebung der Zwangswirtschaft ist ein etwas sonderbar gewählter Zeitpunkt zur leidenschaftlichen Bekämpfung des Schleichhandels. Durch die jahrelang vergeblich zu wirksamem Durchgreifen angestachelte Lässigkeit der Behörden ist dem Unrecht selber nachgerade ein gewisses Gewohnheitsrecht zugewachsen, so daß die sittliche Entrüstung der Gasthausbesitzer und -leiter über den Staatsanwalt wirklich ebenso glaubhaft war wie die des Staatsanwalts über die Hotelbesitzer. Ein verflossener Minister, dessen besondere Aufgabe die Durchführung der Zwangswirtschaft gewesen wäre, hat dem Schleichhandel das klassische Zeugnis ausgestellt, daß er einen großen Teil der Bevölkerung über den schlimmsten Hungerwinter hinübergerettet habe. Der sittlich entrüstete Staatsanwalt selber hat jetzt vor Gericht einen scharfen Unterschied gemacht zwischen der amtlichen und der privatpersönlichen Auffassung und Praxis von Richtern und Anwälten in Schleichhandelsangelegenheiten. Dergleichen schneidet natürlich der Kraft des Rechtes in diesen Angelegenheiten den Nerv durch. Trotz etlicher Gerichtsverhandlung und Urteilsfällung ging denn auch der Hotelkrieg, vom Staatsanwalt begonnen, von den Hotelbetrieben mit der Schließung ihrer Wirtschaften aufgenommen, aus wie das Hornberger Schießen. Ein paar Tage lang mußten die Gäste Berlins



Das Großfeuer im Berliner Polizeipräsidium: Feuerwehr beim Löschen der brennenden Akten.

Der Brand vernichtete eine große Anzahl Akten, besonders aus dem Lichtenberger Bezirk; leider wird mancher, der etwas zu vertuschen hat, darüber nicht unzufrieden sein. (Phot. Gerlach.)

Aus dem leidenden Irland: Die St. Patrickstraße in Cork nach der Brandkatastrophe. Leipziger Presse-Büro

Der Kampf um die Befreiung Irlands wird auf beiden Seiten mit immer größerer Erbitterung geführt. Jüngst brach in der Stadt Cork an mehreren Stellen Feuer aus, das wahrscheinlich von englischen Soldaten aus Rache angestiftet war. Ein großer Teil der Bevölkerung wurde obdachlos und flüchtete. Die Stadt selbst sieht aus, als wenn nun nachträglich noch der Weltkrieg darüber hinweggebraust wäre.

Digitized by Google

Phot. Gerlach.

Der Skiwettlauf in Berlin.

Bei dem Schneeschuhlauf „Rund um den Grunewaldsee" siegte im Damenlauf die elfjährige Schülerin Gützlaff, die unser Bild am Start (an 2. Stelle) zeigt.

Vom Küchenstreik der Berliner Hotels: Die Gäste müssen selbst kochen. Fotoaktuell

in den Herbergen sich von Mitgebrachtem mehr oder minder zwangswirtschaftsgesetzlich ernähren, dann sank die Seifenblase eines aussichtslosen Unternehmens in sich zusammen. Die Behörden zogen sich mit einem blauen Auge und einem mulmigen Vergleich aus der Sache zurück. Der Fluch des Zuspät auch hier. Hat wirklich nur die Staatsanwaltschaft bis jetzt nicht gewußt, was seit fünf Jahren jedes Kind wußte? Es fällt schwer, mit dieser Zweifelsfrage im Herzen für das Vorgehen der Staatsanwaltschaft irgendwelche sittliche Bewunderung aufzubringen, so wenig Mitgefühl man auch fühlen mag für das fragwürdige Märtyrertum eines großberlinischen Überherbergsvaters, der in dieser Zeit seinen Beruf darin erblickt, Handlanger und Schleichhändler des schamlosesten Prasserunwesens zu sein.

Lovan-Creme

gegen

spröde und wunde Haut.

Große und kleine Tuben und Dosen.
Ueberall erhältlich, wo Sie Kaliklora-Zahnpasta kaufen.

Zur Schönheitspflege: Lovan-Creme, fettfrei. Lovan-Schönheitspuder.

Sie glauben garnicht!

wie prachtvoll die Erfrischung und wie wunderbar die Wirkung auf die Zähne durch die

Zahnpasta

Kaliklora

ist. Man fühlt sich wie neugeboren.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 1. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 30% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Ludendorffschicksal — Feldherrnlos.

Unsere November-Republik hat ja sonst verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit dem alten Athen, aber in einem Punkt gleichen die Untertanen der Erzberger, Bauer und Kompagnie verblüffend den Mitbürgern des Miltiades und Aristides — in ihrer Undankbarkeit. Die allgemeine Undankbarkeit der Massen steigert sich noch gegenüber einem Feldherrn, wenn das Mißtrauen der Geschäftspolitiker und gewerbsmäßigen Demagogen die Pöbelleidenschaften gegen ihn auf-

ORDO FIX
HOSENSPANNER
Einspannen Abnehmen selbsttätig
1 Sekunde

Fort mit den alten **Hosenspannern**

Sie verursachen Zeitverlust, Ärger und erfüllen ihren Zweck mangelhaft.

1 Sekunde!

Ueberraschend praktisch und einfach.

Bleibt auf der Stange. Keine Druckstellen.

Man verlange Prospekte durch die Verkaufsstellen, in denen die Plakate ausliegen

Eventl. zu erfragen durch die Fabrik Sanitas, Berlin N 24.

Der Wunsch aller Damen

Korsett- und Büstenhalter

bestes Fabrikat der Welt, ist wieder in la Friedensausführung durch alle einschlägigen Geschäfte der Branche zu beziehen.

R H unübertroffen in Sitz, Haltbarkeit und Eleganz.

Rosenberg & Hertz, Köln.

Sanatof Creme

dauernd benutzt, die vollendetste Schönheits-Pflege

Sanatof-Werke Aktien-Gesellschaft vorm. F. Riemenschneider, Frankfurt a. M.

Wir zahlen gute Preise für **Marken u. Sammlungen**
Philipp Kosack & Co., Berlin C 2.

Eta-Augenbad

Dein Auge ist der Spiegel Deiner Schönheit. Nimm täglich ein „Eta-Augenbad"! Wirkung: Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen werden größer, der Blick anziehend und fesselnd. Preis des Bades (Monate ausreichend) mit der anatomischen „Etawanne" u. Anleitung für Augengymnastik Mk. 5.50. Für Schauspielerinnen und andere doppeltes Quantum Mk. 8.75.

Laboratorium „Eta", Berlin W 148, Potsdamer Str. 32

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Ärzte...

gebrauchen

Damit ist seine Bedeutung für Haar und Kopfhaut von bester Seite bestätigt. „.... Ein köstliches Elixier!" Beginnen auch Sie mit der Haarpflege, bevor es zu spät ist.

Digitized by Google

zuhetzen weiß, denn zwischen Kriegshelden und Parlamentsgrößen hat stets Feindseligkeit bestanden. Als Hoche — damals noch gewöhnlicher Unteroffizier — seine Denkschrift über den Feldzug gegen Belgien einreichte, erkannte der ehrliche Carnot sofort die überragende Bedeutung des jungen Soldaten und beantragte seine rasche Beförderung. Robespierre aber verwarf sowohl die Denkschrift wie die Beförderung und beschloß die Beseitigung dieses „äußerst gefährlichen Menschen".

Ludendorff ist mehr als Hoche — deshalb mußten auch unsere Robespierres diesen „äußerst gefährlichen Menschen" noch gründlicher zu verderben suchen. Das Volk, der „große Lümmel", hört immer auf den lautesten Schreihals. Der Verdächtigte wird nie mit seiner Verteidigung beachtet. Es ist daher zweifelhaft, ob Ludendorffs eigenes großes Werk alle Argwöhnischen von der politischen Selbstlosigkeit des großen Patrioten und Schlachtendenkers überzeugen wird. Das Zeugnis eines unbefangenen Beurteilers kann vielleicht mehr wirken. Es seien deshalb alle, die selbst prüfen wollen, ehe sie ihre Meinung sagen, auf das Buch des Dr. Wilhelm Spickernagel „Ludendorff" (Staatspolitischer Verlag, Berlin) hingewiesen. In lebhafter und anziehender Sprache wird da des Feldherrn Jugendzeit, seine berufliche Ausbildung und sein Aufsteigen bis zum Kriegsausbruch geschildert, sodann seine weltgeschichtliche Rolle im Kriege selbst. Besonderes Gewicht ist auch auf die nicht-militärischen Leistungen Ludendorffs im östlichen Siedelungswerk, in der sozialen Fürsorge, in der vaterländischen Aufklärungsarbeit gelegt. Den Höhepunkt erreicht das Buch natürlich in der Schilderung der Tragödie des Sommers 1918 und der Waffenstillstandsfrage.

In des großen Friedrich Abhandlung „Von denen Talents, die ein General haben muß" heißt es: „Wie viel sich contradicierende Tugenden werden nicht erfordert, um einen General zu Wege zu bringen . . ." Ein großer Feldherr muß ein „être de raison, eine platonische Republik, das centrum gravitatis derer Philosophen, der Stein der Weisen derer Chymisten" sein. In einem Punkt verlangt der alte Fritz noch mehr vom General, als die anderen großen Militärschriftsteller alter und neuer Zeit (besonders auch die Franzosen) von ihm verlangen. Der König „supponiert" nämlich, daß der General „ein ehrlicher Mann und guter Bürger" sei. Wer jemals dem deutschen Offizierkorps angehört hat, weiß, daß diese „vornehme Gesinnung" dort als erste und unerläßliche Voraussetzung bei jedem Mitglied angesehen wird. Im Lichte dieser Vornehmheit läßt auch Dr. Spickernagel den General Ludendorff erscheinen; freilich: um diese Vornehmheit recht zu würdigen, muß man s e l b s t vornehm empfinden und handeln können. Und das wird den gehässigen Feinden schwer.

Franz Wugk.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 1. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 30% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Rätsel. Von Fritz Guggenberger.

Vom Wasser ist's umgeben;
Doch fehlet ihm der Schopf,
So suchet man's im Garten
Und gibt's in 'n Suppentopf.

Gleichklang. Von Peter Serwas.

Du schöpfest aus dem Vollen einen Teil,
Der das, was dir zu wissen frommt, enthält;
Ein andermal gehst du von dannen, weil
Es dir in deinem Heim nicht mehr gefällt.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege

Sabol Kopfwaschpulver vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.50, 3 Pakete M. 1,35.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH.

Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello"** ganz bedeutend verbessert. Das verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. — Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100000 „Zello" im Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.)
Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 165**, Potsdamer Straße 32.

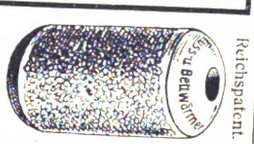
Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Technikum Hainichen. Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütteningen., Techniker u. Werkmstr.
O Programm frei. O
Fabrik ehrwerkstätten.

Wie sehen Ihre Zähne aus?
„Eta-Masse" löst alle gelben Ansätze und Zahnstein augenblicklich auf u. macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiß. Gereinigte weiße Zähne sind es, welche dem lachenden Munde jenen starken anziehenden Reiz geben. **„Eta-Masse"** greift Zahnfleisch nicht an! Von besten Chemikern empfohlen. Preis mit allem Zubehör M. 4.50 und Porto.
Dentisten Sonderofferte.
Laborat. **„Eta", Berlin W 148, Potsdamer Str. 32.**

Lauten, Gitarren, Mandolinen
und alle anderen **Musikinstrumente.**
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43, Querstr. 26/28.



Baßmann's Gesundheitsstein-Fuß- u. Bettwärmer!
Saugt sich wie ein Schwamm voll heißer Luft und gibt 6–8 Std. eine gleichmäßige Wärme ab. Einmalige Anschaffungskosten. Unbegrenzte Haltbarkeit. **M. 6,— frei Nachn.** Eigene Fabrikation. **Heinrich Christiansen, Neumünster.**

Für Schwerhörige D. R. G. M.
Margophon wirkt verblüffend. Beseitigt Ohrgeräusche, nervösen Ohrenschmerz. Unsichtbar, bequem zu tragen. Preis **10 M.** Margophonstäbchen 1 Dtz. — **4.00 M.** Auskunft umsonst **Margonal Comp., Berlin,** Belle-Alliance-Straße 32.

Viscitin-Kraftnahrung
kräftigt den Körper, die Nerven, steigert die Lebenskraft, Energie!
Für Diabetiker Extrapackung
Zu haben in allen Apotheken und Drogerien.

Unentbehrlich für Nerven- u. Gemütsleidende, Kinder, Greise, Kranke, Rekonvaleszenten, stillend. Frauen u. Wöchnerinnen, Bleichsüchtige, Blutarme, Magen-, Darm- und Lungenleidende.
Pharm. Schöbelwerke, Dresden-A. 16.

Digitized by Google

Umtauschrätsel.

Fünf Zeichen bilden uns ein Wort
Gar guten Klanges allerort.
Gar viele eifrig es erstreben
Und wem man's gibt, den wird's erheben.
Man nimmt es lieber, als man's gibt,
Und mancher mehr als Gold es liebt.
Ihm, der's verleihen kann, dem beugen
Die Menschen sich, die's ihm bezeugen.

Vertauscht im Worte man zwei Zeichen,
Soll ihm der Manneswillen gleichen
Sein Mut, der, unentwegt im Schmerz
Und Kampf, bleibt stark und fest wie Erz!
Wer bleibt, so wie dies Wort es sagt,
Der Pflicht ergeben unverzagt,
Wird nach dem ersten Wort nicht streben,
Doch willig wird man ihm es geben!

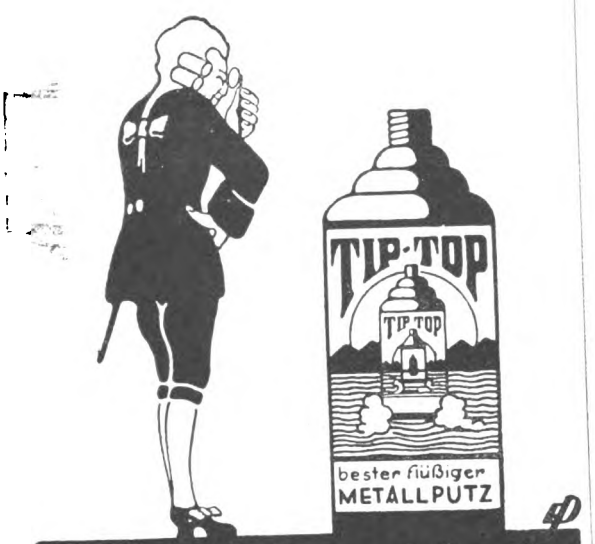
Renata Greverus.

Ein bewährtes Heilverfahren

In immer weitere Kreise der Menschheit dringt die Erkenntnis, daß das verlorene Gut der Gesundheit weder durch Quecksilber noch durch Arsenik, weder durch Jod noch durch Brom oder irgendwelche andere Arzneigifte wieder zu erlangen ist. Der gesunde Menschenverstand läßt keinen Zweifel darüber, daß alle Gifte dem Körper auf irgendwelche Weise schädlich sein müssen, und daß daher von ihnen nur in ganz besonderen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht werden sollte. Diese Erkenntnis führte dazu, an die Stelle der Arzneigifte naturgemäße Heilfaktoren zu setzen und unser ureigenstes Lebenselement, den Sauerstoff, in konzentrierter Form zu Heilzwecken heranzuziehen. Der erzielte Erfolg war ein überraschender, und es hat sich ein eigenes Heilverfahren herausgebildet, das sich ganz besonders bei allen Nervenleiden und sonstigen Stoffwechselstörungen (Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Aderverkalkung, Herz-, Nieren-, Magen- und Darmleiden, Stuhlträgheit usw.) ausgezeichnet bewährt hat. Wer sich näher über dieses neue Heilverfahren informieren will, erhält auf Wunsch kostenlos eine Broschüre von dem ärztlich geleiteten

Institut für Sauerstoffheilverfahren

Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 36, O. 4, zugesandt.



Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP" d. besten flüssigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH & Co DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 3.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Ascaridin das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene
In allen Apotheken (2 Mark).
Apoth. Dr. Schumacher Nachf. Ploetzheim 6

Oesterreich Feldpost

I	II	III
575,—	85,—	38,—

Ausg. kompl. bis 10 Kr. Feldp. i. Rum. I kpl. 38,–, II. 32,–, Karlfonds kpl. ungebr. 1,75, gebr. 2,50

Oesterreich

1908, 5 Kr. —,85 • 10 Kr. ungebr. 15,— • 1916/18, 2,3,4,10 Kr. dunkel 18,50 • 1,2,3,4,10 Kr. hell 16,50 • Flugpost 1½/2,4 Kr. kpl. ungebr. 7,50 • Deutsch-Oesterr. I. Ausg. kpl. 37 Werte 42,— • II. kpl. 3,75

Bosnien

1906 kpl. 1900/4 16 Werte 13,50 — 13,50
1910 kpl. 1916 kpl. 1917 kpl. 26,50 — 50,— — 48,—

Ungarn

Hochwasser kpl. 38,50 • Krieg I kpl. 65,— • Krieg II kpl. 27,50 • Krieg III kpl. 1,25; desgl. Aufdr. Republ. 2,75 • Parlament 5 Werte 2,75; desgl. kpl. 42,50 • Parlament mit Aufdr. Republ. 1–10 Kr. 37,50 • Sowjet Köpfe kpl. ungebr. 25,–; dgl. à Brf. 35,– • Räterep. 20 Werte kpl. ungebr. 75,–, gebr. à Brf. 95,– • Temesvar provis. kpl. ungebr. 60,–

Deutsche Kolonien und Postämter

25	50	75	100	versch.
3,25	3,50	27,50	42,50	

Alles ausschl. Luxussteuer
Preisliste 50 Pf. in Marken

BEHRENS
Cassel, Kaiserstr. 51
Postscheckkonto: Frankfurt a. M. 25586

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Rote Nase Morgens und abends 5 Minuten ein „Eta-Nasenbad" läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absol. unschädlich.) Preis mit allem Zubehör **M. 5.— Laboratorium „Eta" Berlin W 148, Potsdamer Str 32**

Auskunft umsonst bei Schwerhörigkeit, Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht" München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter.

Fragen Sie deswegen Ihren Arzt!

Ausführliche aufklärende Schriften grat. durch **Rad-Jo-**

Hamburg Amolposthof **Versand G. m. b. H.**

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reformgeschäfte, Sanitätsgeschäfte und Bandagisten.

ca. 100.000 glänzende Anerkennungen von Frauen, welche Rad-Jo anwandten.

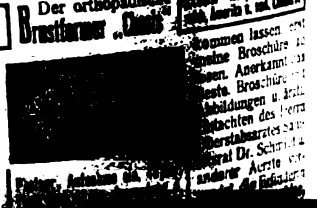
Geprüft u. begutachtet von hervorragenden Ärzten u. Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 14.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Blasenschwäche! Behebung **sofort.** Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

„Charis" ist ges. gesch. Deutsches Reichspatent.

Der orthopädische Brustformer „Charis" System **Prof. Bier** vergrößert kleine unentwickelte u. festigt welke Büste. Hat sich 1000fach bewährt. Kein Mittel kommt „Charis" in der Wirkung gleich. **Kein** scharfer Druck durch einen harten Glas- od. Metallring, d. natürlich wirkt. Jede



Broschüre lassen kostenlos kommen. Meine Broschüre ist ein Meisterwerk. Anerkannt beste Broschüre. Viele Abbildungen u. ärztl. Gutachten des Herrn Oberstabsarztes a. D. Prof. Dr. Schmidt u. anderer Aerzte verschicke diskret.

Zahlenrätsel.

Von Peter Serwas.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Truppenabteilung.
2 4 4 5 Nebenfluß der Oder.
3 5 6 6 8 Liebling der Köchin.
4 8 7 8 9 Baum.
5 7 7 5 Weiblicher Name.
6 9 8 6 9 Musikinstrument.
7 2 6 8 Japanischer Held.
8 7 7 Nebenfluß der Donau.
9 4 4 8 7 6 9 7 Stadt in Baden.

Rätsel.

Wirf ein Geschlechtswort nur in einen Fluß,
Der sich zum Riesenreich dann dehnen muß. C. S.

Scharade.

Mein Wort bedeutet mancherlei:
Gar viele schießen dran vorbei;
Doch hat's in sternenklarer Nacht
Uns hell und freundlich angelacht.
An Fenstern finden wir's und Türen,
Die aus und ein zum Hause führen.
Und schleunig kann's den Hunger enden,
So Brot und Wurst es reichlich spenden.

Renata Greverus.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Gleichklang-Rätsel: Karte.

Bilderrätsel: Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt

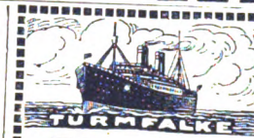
Zweisilbige Scharade: ob — Ob — Obdach.

F. WOLFF & SOHN'S
ODONTA WEISS
ANTISEPTISCHE ZAHNCREME

Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften.

Creme „Mouson"
feinste, vollkommenste Haut-Creme.
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
Zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich
Fabr: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb Krankenfahrstühle z. Schieben



TURMFALKE
Zigarren
Zigaretten
Rauchtabak
Preisliste gratis.
Albers & Bausch
Bremen 42.

An jede praktisch denkende Hausfrau!

Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" helfend eingreifen. Privatleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung dem notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten u. s. w. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf u. Tausch Verkehr

dienen, die wir dem Anzeigenteil der „Gartenlaube" angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe daher eine kleine Anzeige, die billigst berechnet wird, für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der einlaufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der im 67. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW 68
Die Gartenlaube
Abteilung für Anzeigen

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa"
Formen-Mieder
mit beliebig verstellbarem Büstenverstärker und Rückenhalter in einem Stück

Kein Korsett erzielt einesolch formvollendete Figur wie „Lupa", welches gleichzeitig volle Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorz. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. ausgesch. Hüft. weiß od. champagnef. aus vorz. Stoff. M. 78.00. Taillenw. über dem Kleide angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos.

Nur zu haben bei
Ludwig Paechtner
Dresden 2, Bendemannstr.

Matrizen
von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert
August Scherl G. m. b. H.,
Klischee-Abteilung,
Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41

Eine ideale Form

erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jed. Alters durch Anwendung mein. Mittels. Eine Sendung zu M. 5.— liefert Ihnen den Beweis. Ich garantiere für vollen Erfolg. Porto extra. Schreiben Sie noch heute.
Vollst. Kur in eleg. unauffällig. Packung M 15.—.
Versandhaus Union, Dresden-N. 28/12.
Bautznerstr. 11. Postscheckkonto Leipzig 39460.

Charakter
Gemüt, Tüchtigkeit a. d. Handschrift. Beurteilung 2,20 Mk. Rückporto. Graphologenheim Leipzig 45. Querstr. 31.

Rote Hände
Diese präparierten „Eta-Handhüllen" werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß, wie er diesen zum Patent angem. Handhüllen eigen ist, vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält. Bei erfrorenen Fingern und Frostbeulen überraschende Wirkung. Preis 1 Paar für Damen 7.—, für Herren M. 7.80.
Laboratorium „Eta", Berlin 148, Potsdamerstraße 32.

Ein neues Gesicht
Der einzige Weg zur Beseitigung aller Hautunreinigkeiten, hartnäckiger Pickel und Mitesser durch vollständige Erneuerung der Gesichtsoberhaut mit der seit fast 30 Jahren glänzend bewährten und ärztlich empfohlenen
Schälkur
Die neue Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit von allen Hautfehlern. M. 15,— nebst Buch mit erprobten Ratschlägen kostenfrei.
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenb hnstr. 4. Spezialhaus f. biolog. Haut- u. Schönheitspflege

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 5.— Mark, Postanweisg. od Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 33/171.

Hilfe bei vielen Leiden!

Über die „Neue Heilmethode" des † Pfarrers Ludwig Heumann in Elbersroth (Bayern) haben sicher schon viele Leser etwas gehört. Es hat sich schon weit herumgesprochen, daß die „Pfarrer Heumannsche neue Heilmethode" bereits in Tausenden und aber Tausenden (darunter sehr hartnäckigen) Fällen geholfen hat. — „Gegen welche Leiden hilft diese Heilmethode, und wohin hat man sich zu wenden?" Über diese Fragen scheint noch vielfach Unklarheit zu herrschen, wie aus einer Unmenge von Anfragen hervorgeht. Deshalb dürfte dieser Artikel, den man am besten ausschneiden und aufbewahren sollte, so manchem Leser sehr willkommen sein. — Was Pfarrer Heumann für die leidende Menschheit getan hat, wird erst so recht klar, wenn man bedenkt, daß bisher nicht weniger als 50 000 Dank- und Anerkennungsschreiben eingelaufen sind, welche von glänzenden Erfolgen bei vielen Leiden berichten. Dank seiner gründlichen naturwissenschaftlichen Studien war es Pfarrer Heumann beschieden, recht wirksame Mittel zu erfinden. Alles was er zum Wohle der leidenden Menschheit schuf und erfand, ist in seinem berühmten Werk „Die neue Heilmethode" niedergeschrieben. Jeder Leser dieses Blattes erhält dieses Werk, 300 Seiten stark, reich illustriert, vollständig umsonst und ohne jede Verpflichtung, wenn er der Firma Ludwig Heumann & Co., Nürnberg-M. 29, seine Adresse bekannt gibt. — Postkarte genügt. — Auch Gesunde erhalten dieses Buch umsonst.

Unterricht und Erziehung

Anzeigenpreis für die zweigespaltene Doppelzeile M. 4.— (Rabatt laut Tarif). Teuerungsaufschlag 30%.

Töchter-Pensionate

Bayern.

Lebensberuf f. **Töchter** 1-3j. Real-Gym.-Kurs. (Lat., Griech.), 1.-9. Kl. b. Abit. z. Ausb. als Hauslehrerin u. Univ. Hon. ev. gest. Reform-Internat München, Georgenstr. 15

Harz.

Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt. Wissenschaft. x. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin Frl. C. Wille.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Grdl. Haush.-, Koch-, Handarb.-, Unterr., Schneiderkurs., Engl., Franz., Ital., Liter., Kunstgesch., Mus., Malen, Samariterk., Buchf., Tanzk., Tennis, Sport, Gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrerin. Haus-Handarbeitslehr. i. H. Mäß. Preise. Prosp. u. Bilder

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Ilsenburg/Harz. Haush.-Pensionat. Grdl. Ausbild., Musik, Kunstarbeiten. Beste Verpfleg. Eigene Villa. I. Refer. Geschw. Gaudlitz.

Hannover.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 1800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Bensheim/Bergstr. Haush.-Pensionat Eichler. Eig. mod. Villa. Gründl. Ausb. Ia-Ref. Prospekt.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Mecklenburg.

Heim für junge Mädchen dicht am Walde, schön geleg. Grdl. Erlerng. d. Haushalts. Geflügel-, Kleintierz., Gartenbau, Schneid., Wäschenäh., Handarb., Zeichn., Malen usw. Engster Familienanschluß. Beste Verpflegung und Empfehlungen. Frau E. v. Crompton, Jagdhaus Gr.-Brütz, Post Wittenförden bei Schwerin i. Mecklbg.

Pommern.

Stargard i. Pom., Kl. Mühlenstr. 7. Wissenschaftliches u. Haushaltungspensionat für Töchter höherer Stände von D. Nemitz, gepr. Schulvorst. Koch-, Industrie- u. wissenschaftl. Lehrerin. Näh. d. d. Vorsteh. Prosp. grat.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein [redacted] **Haus Flora.** Töchterheim I. Ranges.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Sachsen.

Dresden, Töchterpensionat Hauschild, Bernhardtstraße 30. — Allseitige Ausbildung. —

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. „Fremdenheim Villa Fortuna". Dauerpens. f. älter. Herrsch. Kochunterricht f. Damen jed. Alters. G. E. Wols (gegr. 1848 i. Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Thüringen.

Eisenach, Richardstraße 4. Altempf. **Haush. Pens. „Bertaheim"** mit wissenschaftl. Fortbildung. Sprachen, Musik, Handarbeiten. Moderne Villa, sehr gute Verpflegung, herzliches Familienleben. Prospekt durch die Vorsteherin.

Eisenach Töchterheim von Luise v. Viere. Gedieg. hauswirtsch. wissenschaftl. gesellschaftl. Ausb. Musik. Ref. u. Prosp. d. Vorsteh.

Institut Burchardi Eisenach, Bornstraße 11. Abteilungen: Töchterheim und Frauenlehrjahr, Haushaltungsschule, Landwirtschaftliche Frauenschule, Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk. Auskunftsheft durch die Vorsteherinnen.

Eisenach Töchterpensionat von Frau Dr. Henzschel. Gründliche wirtschaftliche, wissenschaftl., gesellschaftl. Ausbild. I. Referenz. Prosp. d. d. Vorsteherin.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung durch geprüfte Hauswirtschaftslehrerin. Unterricht in Lehrfächern nach Wahl. Handarb., Musik, Tanzstd. Prosp. durch die Vorsteherinnen M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Gera (Reuß). Töchterheim Weise, Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt. Handarbeiten. Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen. prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Weimar, Harthstr. 30. Praktisch. Töchterbildungs-Institut m. Lehrprogramm einer Frauenschule gegr. 1874, staatl. beaufs. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbild. Gediegene Erziehung zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleb. Groß. Besitz m. Park. Waldnähe. Satzung. durch d. Direkt. Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Grueß, Schulvorsteherin.

Erziehungs-Anstalt

Nervöse oder schwach begabte junge Leute f. Ho. [illegible] ... Erzieh., Pflege, Unterr. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenb., Gera-R.-Tin.

München, Georgenstr. 15 ✱ Heilpäd. Erziehungs- u. Erholungsheim, Herz- und Nervenkuranst. und **Sanatorium** f. schwächl., blutarme, herzkrank. nervöse, zerstreute, zurückgebl. Kinder u. Jugendliche. 2 Ärzte. Oeffntl. o. priv. Vorschul-, Real-Gymn.- u. Hand-Unterr., bes. f. Schonungsbedürft. Psychopäd. u. psychother. Behandlg.: Heilung v. Nervos., Willensschw., Zerstreuth. u. sonstig. Kinderfehl. Entwicklg. d. geist. Fähigkeit, Intell., Gedächtn., Tal., Begabg. 20 Morg. Spielpl., Obst- u. Gartenb., Werkst., Konstr. phys. chem., math. App., Charakterbildg., gesellschaftlich. Erziehung. Erfolge: Talent. so geweckt, daß ein ungeahnt. Resultat erzielt wurde. Durch d. überr. günst. Gesundh.-Zust. freudigst überrascht.

Schulen und Lehranstalten

Polytechnisches Institut Arnstadt Thür. Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik, Gas- und Wassertechnik, Chemie, Bau-Ingenieure.

Dr. Fackelmann's Einjährigen-Prima-Abitur.-Anstalt, Berlin W 15, Hohenzollerndamm 193. — Prospekte!

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt Leit. Dr. Schünemann, Berlin W 57, Zietenstraße 22-23, für alle Schulprüfungen, auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bereitet zur Reife, „Prima und Einjährigen"-Prüfung und in Sonderkursen Kriegsteilnehmer zur Reifeprüfung vor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Vorbereitungsanstalt für das **Einjährigen-**, Prima- und Abiturientenexamen in Bückeburg. Fürstl. Ref. Schaumburg-Lippe. Staatliche Aufsicht. Familieninternat. Kleine Klassen, gute Erfolge. Näheres Prospekt.

Kaufmännische Privatschule von Paul Dieke Charlottenburg, gegenüber dem Stadtbahnhof Stuttgarter Platz 13. Amt Wilhelm 4632. Jahreslehrgänge, Halbjahrslehrgänge desgl. Unterricht in einzelnen Handelsfächern und Sprachen.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Damenabteil. Einj.-Freiwillige, Prim., Fähnriche, Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Prospekt u. Erfolge frei. Vorz. Erfolge bei gr. Zeitersp. Bestempfohlenes Schülerheim.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig-Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) ✱ **Prof. Dr. Schusters** Lehranstalt gegr. 1882. **Leipzig** Sidonienstr. 59-61. ✱ Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Vorschule — Erfolge s. Prospekt. Gut geleitetes Familien-Internat — Heizung gesichert.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., all. Schulart: Einj., Primareif., Abitur, Umschul.-Halbjahrskl., bes. Damenkl. f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Alle Einricht. f. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraneerprüf. 2 Vill.; 1 Schulh. Gr. Gärt. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. Dir. Müller, Sybelstr. 14.

Geradezu glänz. Erfolge meiner **produkt. Lernmethode** a. m. bish. all. Unterr. erfolgl. war. So Note 4 i. 6 Fäch. i. 5 Woch. Note 2 erzielt. 1. Privat-Unterr.: hum., Realg., Real.-, Oberr.-, Handelssch., Vorkurs., bes. Unt. f. Schonungsb. 2. Schülerh. f. Zögl., d. i. Münch. staatl. Anst. bes.: Grdl. Nachh. u. Ueberwachg. d. ganz. Stud. 20 Morg. Spielpl., Obst- u. Gartenb., Werkst., Konstr. phys., chem., math. App. Charakterbildg., gesellsch. Erz. Erf.: Tal. f. gew., d. e. ungeahnt. Ref. erz. w. Ref.-Internat München, Georgenstr. 15.

Digitized by Google

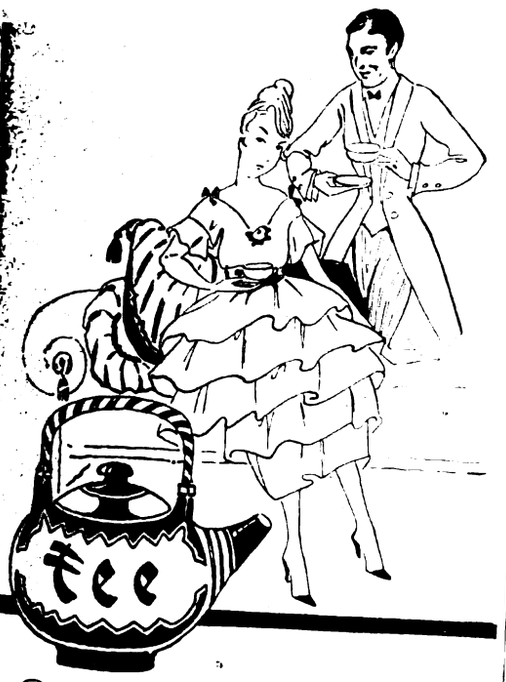
Die Gartenlaube.

1. Beilage zu Nr. 2. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 30% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Theodor Fontane und Bismarck.

Theodor Fontane, dessen Geburtstag sich kürzlich zum hundertsten Male jährte, war, wie seine Werke beweisen, in denen es an manchem bedeutenden Wort über Bismarck nicht mangelt, ein Verehrer des großen Kanzlers. Merkwürdigerweise aber hat Bismarck kaum irgendwelche Notiz von den Schöpfungen Fontanes genommen, obwohl kein Zweifel vorherrschen kann, daß vieles seinen Beifall gefunden hätte, war doch Fontane der Verherrlicher des preußi-



Der alte gute Tee
Marke Teekanne
ist wieder eingetroffen!

Feuer breitet sich nicht aus, hast du
MINIMAX
im Haus!

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel. 1½ Millionen Apparate im Gebrauch. 110 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet. Ausführungen für alle Zwecke von M. 140.— an. Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Th...

MINIMAX
Hauptgeschäftsstelle: Berlin E. 72, Unter den Linden 2.
Ausstellung: Unter den Linden 6 (Hotel Bristol).

Eta-Augenbad

Dein Auge ist der Spiegel Deiner Schönheit. Nimm täglich ein „Eta-Augenbad"! Wirkung: Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen werden größer, der Blick anziehend und fesselnd. Preis des Bades (Monate ausreichend) mit der anatomischen „Etawanne" u. Anleitung zur Augengymnastik Mk. 5.50. Für Schauspielerinnen und andere doppeltes Quantum Mk. 8.75.
Laboratorium „Eta", Berlin W 148, Potsdamer Str. 32

Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
Katalog gratis

Studenten-Utensilien-Fabrik
älteste u. größte Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn, G.m.b.H., Jena i. Thüringen 65.
Man verl. gr. Katal. grat.

Wir zahlen gute Preise für
Marken u. Sammlungen
Philipp Kosack & Co., Berlin C 2.

Diese präparierten „Eta-Handhüllen" werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß, wie er diesen zum Patent angem. Handhüllen eigen ist, vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart u. auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält. Bei erfrorenen Fingern und Frostbeulen überraschende Wirkung. Preis 1 Paar für Damen M. 7.—, für Herren M. 7.80.
Laboratorium „Eta", Berlin 148, Potsdamerstraße 32

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovonspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, rotter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 6.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.

haarausfall, Schuppen, Kopfjucken verhütet man durch regelmässigen Gebrauch von
Dr. Dralle's Birken-haarwasser

Digitized by Google

schen Junkertums. Nichtsdestoweniger war es Bismarck, der, als Fontane im Deutsch-Französischen Kriege in Kriegsgefangenschaft geriet, den Dichter befreit und vielleicht vom Tode errettet hat. Fontane hat das wohl niemals erfahren; er glaubte seine Befreiung seinem Freunde Moritz Lazarus und der Familie von Wangenheim zu verdanken, die sich allerdings beide für den gefangenen Dichter sehr bemüht hatten. Bismarck aber war es, der den folgenden Brief am 29. Oktober 1870 an den amerikanischen Gesandten in Paris Washburne abgesandt hatte: „Mein Herr! Nach glaubwürdiger Mitteilung ist Dr. Fontane, ein preußischer Unterthan und wohlbekannter Geschichtsschreiber, auf einer wissenschaftlichen Reise in französischen, durch deutsches Militär besetzten Distrikten verhaftet und nach Besançon abgeführt worden, wo er in Lebensgefahr zu sein scheint. Nichts kann ein derartiges Vorgehen gegen einen harmlosen Gelehrten rechtfertigen. Ich bitte Sie daher, die Güte zu haben, formell seine Freilassung von der französischen Regierung zu verlangen und ausdrücklich zu erklären, daß wir im Weigerungsfall eine gewisse Anzahl Personen in ähnlicher Lebensstellung in verschiedenen Städten Frankreichs verhaften und nach Deutschland schicken und ihnen dieselbe Behandlung zuteil werden lassen, die dem Dr. Fontane in Frankreich beschieden ist. Ich verbleibe usw. v. Bismarck." Daß die angedrohte Repressalie erst ausgeführt werden mußte, ehe Fontane wirklich freikam, geht aus folgendem Brief an Washburne vom 23. Jan. 1871 hervor: „Ich beeile mich, Ihnen einen Brief des Herrn Staatssekretärs v. Thiele zu übersenden, betreffend die von der Regierung der nationalen Verteidigung angeordnete Freilassung des Herrn Fontane. Sie werden daraus ersehen, daß der Kriegsminister, sobald er von den Entschließungen, Herrn Fontane in Freiheit zu setzen, gehört, die in Domremy zur Sicherung der Befreiung Fontanes als Geiseln verhafteten drei Personen ebenfalls in Freiheit gesetzt hat. Die in einem dem Briefe des Herrn von Thiele beiliegenden Aktenstücke enthaltene Forderung, im Austausch für Herrn Fontane einen französischen Offizier zurückzuschicken, konnte nicht bewilligt werden, da Herr Fontane in seiner Eigenschaft als Gelehrter in derselben Kategorie wie die in Frankreich ungerechterweise festgehaltenen Kapitäne der Handelsschiffe steht." — Dies ist, soweit bekannt, der einzige Fall, daß Bismarck sich mit dem Dichter des Preußentums beschäftigte.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege

Sabol

Kopfwaschpulver
vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.50, 3 Pakete M. 1,35.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KUHN & CO., DURLACH

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 3.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Offenbacher Krank... fahrzeuge: Petri & Lutz Offenbach a. M. Katalog A über Selbstfahrer Büb Krankenfahrstühle ...

Kaliklora
Zahnpasta

Ein
behagliches Gefühl
von Frische und Sauberkeit hinterlässt nach dem Gebrauch die Zahnpasta „KALIKLORA". Zähne, Mundhöhle und Rachen werden durch wirksame Salze desinfiziert und durch köstliches Aroma erfrischt.

Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
Die blaue Packung

Die rauhe Winterluft
macht für Kinder und Erwachsene regelmässige Pflege der Gesichtshaut und der Hände zur Pflicht. Fetthaltige Lovan-Creme hilft ausgezeichnet gegen spröde Haut und gegen Wundsein der Kinder.

Die rote Packung

Nicht nur die Hände
sondern auch die Arme werden verschönert durch systematische Behandlung mit fettfreier Lovan-Creme. Tägliches sanftes Massieren mit diesem köstlichen Kosmetikum macht die Haut sammetweich und rundet die Formen.

Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

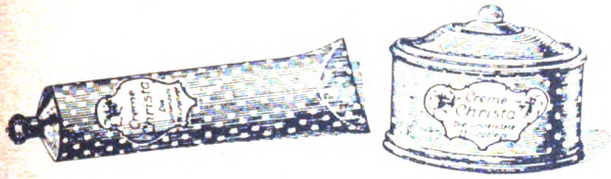
Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 3,50

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W 57



Gesunde Nerven

straffen, frischen Körper

Original Dose

erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 3,75 12 Bäder Mk. 6,75 In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57, Abt. T. 2.

Duftal-Schampun

Überall erhältlich

Stärkste Schaumkraft

Veilchen, Kamille
Teer, Eau de Cologne
5 Pakete Mk. 3.00

Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57

„Fön"

elektrische Heißluftdusche

ist wieder lieferbar in blanker Aluminium-Ausführung.

Die Marke „Fön" leistet Gewähr für sicheren Betrieb.

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Fabrik: „Sanitas", Berlin N 24.

Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello"** ganz bedeutend verbessert. Das verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. — Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100000 „Zello" im Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.)

Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 165,** Potsdamer Straße 32.

„Lupa"

Beliebig verstellbare Büstenverstärker

verleihen eine formvollendete Figur

Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form ohne jegliche Einlagen, da beliebig verstellbar. Wie Abbildg. M 24.50. Waschbar mit Geradehalter M 38.50. Sehr beliebt. Prospekt kostenlos.

Nur zu haben von

Ludwig Paechtner, Dresden, Bendemannstr. 15 G

Reformschule Schloß Kirchberg an der Jagst (Württ.) 400 m ü. M. Luftkurort **Landerziehungsheim.** — Herrliche, gesunde Lage. Vorschule bis Prima aller höh. Schulen. Gedieg. Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregelt. Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Anerk. vorzügl. reichliche Kost. Beste Empfehlung. Prospekt. Jahrespreis 1500.— M., Oberklassen 1800.— M. + 25%, Teuerungszusch., Geschwister und Kriegswaisen 20% Ermäss'g.

Hartnäckigste Verstopfung beseitigt

unser glänzend bewährtes Pulver

Wäha

10 St. 3,50 M., 20 St. 6 M. **einschl. Verpackung frei Nachnahme.** Zu beziehen d. Chem. techn. pharm. Laborat., **Dresden-A.,** Jagdweg 25.

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Nerven- und Körperschwäche

Neurasthenie und die Folgen der Unterernährung beseitigt mit **auffallendem Erfolge „Promonta",** die reine Darstellung jener organischen Phosphorverbindung, welche nach neuester wissenschaftlicher Forschung unsere Nerven- und Muskelzellen aufbaut. **„Promonta"-Nervensubstanz** liefert dem Körper große Mengen Zellkerne, gewissermaßen die Grundsteine für den Zellenaufbau, erzeugt dadurch rasch und **dauernd** frische, kräftige Nerven- und Muskelzellen an Stelle verbrauchter oder fehlender; sie beseitigt die Schäden der Unterernährung. **Auffallende** Steigerung des Körpergewichts und der Spannkraft der geistigen Regsamkeit, Gesundung und Verjüngung sind die beglückende Wirkung eines „Promonta"-Genusses von wenigen Gramm täglich. Leiden Sie an **Nervenschwäche, Unterernährung, Bleichsucht und Blutarmut, nervösen Störungen,** dann verlangen Sie

kostenlos eine Gratisprobe

„Promonta"-Nervensubstanz nebst ausführlicher Broschüre von der

Wissenschaftlichen Abteilung der Chemischen Fabrik „Promonta" G. m. b. H., Hamburg 17.

Digitized by Google

SCHÖNHEITSPFLEGE BARKAMP

BERLIN W 50 / Tauentzienstraße 9h.

Direkter Versand nach allen Gegenden.
In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Für jede elegante Dame unentbehrlich!

Hautspannung bewirkt in kurzer Zeit feste, straffe Haut, macht welken Teint rosig und schließt große Poren. Preis M. 9.—

Fettcreme für den Nachtgebrauch, verleiht zarten, blendend weißen Teint. Pr. M. 6.—, 8.— u. 12.50

Sauerstoffcreme ohne Fett für den Tagesgebrauch. Preis M. 6.— u. 11.—

Barkamp Puder I Vorzüglicher Fettpuder in allen Farben u. Gerüchen. Preis M. 5.—

Lilienmilch ist ein unschätzbares Toilettemittel zur Erzielung schöner, zarter, weißer Haut, entfernt gelbe Flecken und Mitesser und ist in der Gesellschaft unentbehrlich. Preis M. 6.50

Lockenwasser Das unschädlichste Mittel, um bei dauerndem Gebrauch dem Haar natürliche Kräuselung zu verleihen. Preis M. 5,50

Haarentfernung beseitigt schnell und sicher lästigen Haarwuchs an Gesicht und Armen. Preis M. 6.—

Handweiss zaubert mit wenigen Tropfen zarte, weiße Hände und Arme. Preis M. 5,25

Schriftliche Ratschläge u. praktische Anleitung zur Selbstbehandlung . . Preis M. 1.50

Wohlschmeckendes Gänseschmalz. Das Gänsefett wird besonders vorzüglich, wenn man es an kühlem Orte unter wiederholter Erneuerung des Wassers vierundzwanzig Stunden in klarem Wasser wässert. Dann schmilzt man es ganz langsam über gelindem Feuer, mit wenig Salz bestreut, bis die Fettwürfelchen — das Fett wird vor dem Auslassen möglichst fein geschnitten — hellgelb geworden sind. Man gießt die Masse nun durch ein Sieb in einen Steintopf, in dem man es mehrere Tage kühl stehen läßt, bevor man das weiße Fett vorsichtig vom Bodensatz ablöst und es noch knapp zehn Minuten mit Apfelscheiben, einer kleingeschnittenen Zwiebel und wenig Majoran durchbrät. Durch ein Sieb füllt man das Fett in kleine Steintöpfe, die bis zum nächsten Tag offen stehenbleiben müssen, bevor man sie mit Pergamentpapier zubindet, das mit einer Nadel hin und wieder durchstochen wird. Das Fett wird kühl und trocken aufbewahrt. Der zurückgebliebene Bodensatz findet an Kohlgemüsen Verwendung.

Kaufmännischer Unterricht. Die neuen Steuern machen genaue Kenntnis der Buchführung nötig. Buchführung lehrt seit 1870 nach bewährter Methode durch Fernunterricht das erste Kaufmännische Unterrichts-Institut F. Simon, Berlin W 35. Verlangen sie kostenfrei Probebrief U.

„Creme Mouson"

Feinste, vollkommenste Haut-Creme.
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich.
Fabr.: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Schneeweisse Zähne

Wie sehen Ihre Zähne aus?

„Eta-Masse" löst alle gelben Ansätze und Zahnstein augenblicklich auf u. macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiß. Gereinigte weiße Zähne sind es, welche dem lachenden Munde jenen starken anziehenden Reiz geben. **„Eta-Masse"** greift Zahnfleisch nicht an! Von besten Chemikern empfohlen. Preis mit allem Zubehör M. 4.50 und Porto. Dentisten Sonderofferte. Laborat. **„Eta", Berlin W 143, Potsdamer Str. 32.**

Rote Nase

Morgens und abends 5 Minuten ein „Eta-Nasenbad" läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absol. unschädlich.) Preis mit allem Zubehör **M. 5.— Laboratorium „Eta" Berlin W 143, Potsdamer Str 32.**

Gegen Katarrhe

Emser Wasser

EMS

Kranken Frauen und Mädchen

teile ich kostenfrei gegen Rückporto mit, wie ich von langjähriger Blutarmut und Bleichsucht und ihren Folgeerscheinungen (Schwäche- und Erschöpfungszuständen, Nervosität usw.) in kurzer Zeit befreit wurde.

Frau B. Heinig, Berlin 102, Potsdamer Str. 109, I.

Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften.

LEBONA CREME
verschönert die Haut
Lebona Berlin
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Wie ein Wunder

wirkt Margonal-Hausalbe (ges. gesch). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein auch Wund. b. Kind. u. off. Frostwunden. Preis 1 Dos. 3.- M., 3 Dos. 8.- M. **Margonal Berlin SW 29.** Preisliste gratis.

Bilz 3 gute Bücher: 78 Jahre jung u. kerngesund Preis 1 M.

Tote leben 32 Geisterphotogr. Pr. 5 M.

Der Naturstaat

verbürgt allen Menschen sorgenlose Existenz Glück — Gesundheit — Lebensfreude! Preis 5 M. Zu bez. d. Bilz Sanatorium, Dresd.-Radebeul u. a. Buchh. Prosp. fr.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Maune** Dresden-Löbtau 8. Katalog gratis. In jeder größeren Stadt werd. Verkaufsl. gesucht.

Für Schwerhörige.

Herr K. K. in H. schreibt wörtlich: „Die Hörtrommel hat bei mir Wunder getan. Ich bin wie neugeboren und kann meiner Freude nicht genug Ausdruck geben, daß ich das leiseste Gespräch verstehe."

Bei Schwerhörigkeit

Naturl. Größe

ist A. Plobner's (früher Erfinder) geschl. Hörtrommel unentbehrlich. Kaum sichtbar im Ohr getragen, wird sie mit großem Erfolg bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. angewendet. Tausende Gebrauch. Unzählige Dankschr. **Preis M. 12.—. 2 Stück M. 20.** Auskunft kostenl. **General-Vertrieb E. M. Müller, München II,** Briefstr. 3 b. **Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt.**

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome.** 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme garant. unschädl. Aerztl. empfohlen. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— M. Postanweisg. od. Nachn. **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30, 171.**

Haemorrhoiden

schwinden schnell und schmerzlos durch **Myrobalanum,** sich bewährt. Äusserliche Anwendung. **Otto Reichel** Pr. M. 6.— **Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 3. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zur Kurzweil.

Fünf Silben.

Wenn jemand die 2 ersten macht,
Dann hab' er ja aufs Ganze acht,
Sonst fehlt es gleich ihm an der drei,
Gesetzt den Fall, ist's einerlei,
Man macht sich eben auf die Strümpf'
Und holt sich hurtig 4 und 5
Bestellt daheim das Ganze schnell,
In kurzer Zeit ist es zur Stell'.

E. Schmidt.

Gleichklang.

Ein Wort gilt's heute zu ergründen,
Das jeder schmerzlich wird empfinden,
Und dessen man sich gern erwehrt.
Und doch, der es vor langen Jahren
Erfand, hat großen Ruhm erfahren,
Und wird noch heute hoch verehrt!
Der Dichter wird es stets erstreben:
Kann er ein Werk der Mitwelt geben
Dem *nicht* des Rätsels Wort beschert?

N.

Die Tube
Kosmodont
auf dem Waschtisch

beweist den ernsten Willen zu wissenschaftlich begründeter und erfolgsicherer Zahnpflege. Ein Menschenalter ernster Gelehrtenarbeit und erfolgreicher Zahnpraxis lieferten dem Erfinder, Prof. Dr. med. Jul. Witzel, die Unterlagen zur Herstellung der Kosmodont-Zahncreme, — das erklärt die überraschend sichere Beseitigung und Verhütung von Zahnstein und üblem Mundgeruch durch Kosmodont-Zahncreme. Zur Herstellung werden nur ausgesuchte, reizlose und ungiftige Rohstoffe verwandt (keinerlei Zusatz von chlorsaurem Kali) — das erklärt die ständige Gesunderhaltung der Zähne u. Mundschleimhäute durch Kosmodont-Zahncreme.

Prof. Dr. med. Witzels Kosmodont-Zahncreme, ein Edelerzeugnis der Kolberger Anstalten für Exterikultur, ist in allen Parfümerien, Friseurgeschäften, Drogerien und Apotheken erhältlich.

Schöne Zähne — Reiner Mund durch Prof. Witzels Kosmodont

Magere **Damen**
erlangen prächtige Brustfülle, vollendet schöne Formen, frisches Aussehen durch die **echten Leuclos Nähr- und Kraftpillen**, welche eine natürliche Vergrößerung, besseres Wachstum unentwickelter od. geschwundener Büste bewirken und welke, erschlaffte Brust durch natürliche Kräftigung wieder festigen. Für **Blut und Nerven** zugleich von hoher Wirkung. Kein Reklamemittel, durch medizinisch-wissenschaftliche Erfahrung begründet! In Wirkung einzig und völlig unschädlich. — Preis Mark 9.— **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Paedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

„Lupa“
Neueste natürliche Schönheitspflege
von verblüffendem Erfolg
Preis komplet M 19.50
Jede Dame verlange sofort neuesten Katalog kostenlos u. ohne Verbindlichkeit
Schreiben Sie noch heute an:
Ludwig Paechtner
Dresden 24, Bendemannstr. 15 G.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Alfred Leske.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rätsel: Dampfer — Ampfer.
Gleichklang: Auszug.
Umtauschrätsel: Ehren, ehern.
Zahlenrätsel: Kompagnie. Oppa. Maggi. Pinie Anna. Geige. Nogi. Inn. Eppingen.
Rätsel: In — die — en, Inn, die.
Scharade: Scheibe.

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend

Osra G.M.B.H. Frankfurt a. M.

Kaliklora
Zahnpasta

Ein behagliches Gefühl
von Frische und Sauberkeit hinterlässt nach dem Gebrauch die Zahnpasta „KALIKLORA". Zähne, Mundhöhle und Rachen werden durch wirksame Salze desinfiziert und durch köstliches Aroma erfrischt.

Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme

Die blaue Packung

Die rauhe Winterluft
macht für Kinder und Erwachsene regelmässige Pflege der Gesichtshaut und der Hände zur Pflicht. Fetthaltige Lovan-Creme hilft ausgezeichnet gegen spröde Haut und gegen Wundsein der Kinder.

Die rote Packung

Nicht nur die Hände
sondern auch die Arme werden verschönert durch systematische Behandlung mit fettfreier Lovan-Creme. Tägliches sanftes Massieren mit diesem köstlichen Kosmetikum macht die Haut sammetweich und rundet die Formen.

Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 3. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45 % erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Von Zahlen und vom Zählen.

Wieder ist, wie immer, wenn eine Jahreszahl mit einer Null am Schlusse geschrieben wird, davon die Rede, daß wir in ein neues Jahrzehnt eingetreten seien. Das ist natürlich falsch. Das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts beginnt erst mit dem Jahre 1921. Diejenigen, die das Gegenteil behaupten, können nicht zählen. Jedesmal beim Beginn des Jahrhunderts stellt sich der gleiche Irrtum ein; so wurde das Jahr 1900 fälschlicherweise als Jahrhundertbeginn angesehen. Wenn einer ein paar tausend Zigarren hat, wird er die hundertste zum ersten Hundert zählen und die 1900ste zum 19ten Hundert Zigarren. Und dieses Zählprinzip gilt natürlich überall.

Zählen heißt aber, die gewonnene Zahl von den gezählten Dingen lostrennen, um diese in ihrem Mengenverhältnis zu anderen Dingen genau ordnen zu können. Daher liegt es denn auch dem Menschen am nächsten, den zu zählenden Gegenständen solche Dinge bei-

Schönheitspflege

Mehr natürliche Schönheit

Wer Schröder-Schenkes Biologische Methoden zur Verschönerung und Veredelung körperlicher Vorzüge und zur Pflege derselben noch nicht kennt, wende sich sofort um Aufklärung an mich. Prospekte kostenlos. — Auskunft bereitwilligst.

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch Schröder-Schenkes „Schälkur“ Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Aerztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 20.—

Haut-Nährpasta »Regis«

ist ein Präparat, das in vollkommenster Weise in die Haut eindringt. Sie ersetzt allmählich das mehr oder weniger geschwundene Fettpolster und macht die Haut wieder straff und elastisch. Besonders gegen Fältchen unter den Augen, an den Schläfen usw., hergestellt aus feinsten Vegetabilien unter Anwendung wissenschaftlicher Ergründungen. Große Dose M. 9.50

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“ die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 5.50

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft u. Transpiration. „Isolde“ ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs

wird durch mein „Rapidenth“ sofort schmerzlos und für dauernd beseitigt. Preis M. 9.—

Ausdrucksvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 6.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 5.50

Edelgeformte Nase

Nasenformer D. R.-Patent. Auslands-Patente „Orthodor“ beseitigt alle Mißbildungen u. verleiht der Nase jede gewünschte edlere Form, gleichviel ob die Nase schief, zu lang, dick, knollig, zu breit, hochstehend, höckrig ist. „Orthodor“ ist unbegrenzt verstellbar. Preis M. 10,50

Schröder-Schenke

BERLIN 15, POTSDAMERSTR. P. 262

Zum Weißbleichen mißfarbener Zähne Zahnpaste

Chlorodont

Specificum gegen Lockerwerden der Zähne

Laboratorium Leo

Dresden-N.

Digitized by Google

zuordnen, die sie beständig in einer größeren Anzahl bei sich führen, und dieser Tatsache entstammt die Gepflogenheit, beim Zählen sich der zehn Finger, die der Mensch ja stets bei sich hat, zu bedienen. Auf dieses natürliche Dezimalsystem ist unsere moderne Rechenkunst aufgebaut. Die Kinder und die Naturmenschen zählen an den Fingern. Die Zulukaffern z. B. zählen an den Fingern bis zehn und klatschen laut in die Hände, wenn sie diese Zahl erreicht haben.

Welch ein ungeheurer Weg von diesem primitiven Zählen bis zum Zählen und Rechnen in unseren Tagen! Wie man ursprünglich mit jedem Zahlbegriff einen der Zahl entsprechenden Gegenstand verband, so hat auch die Zahlenschrift die Formen dieser Gegenstände angenommen. Und wurden ursprünglich die Zahlen einfach durch Kopien jener Gegenstände dargestellt — der Begriff 2 zum Beispiel durch Flügel, die Fünf durch eine Hand usw. — so finden sich in unseren Zahlzeichen noch heute Anklänge an diese Formen. Unsere arabische 3 z. B. besteht ja eigentlich auch nur aus drei wagerechten Strichen, die erst der Schönheitssinn des Kulturmenschen mit Rundungen und Schnörkeln versah. Noch heute bezeichnen Indianer die 3 durch die Darstellung eines Straußenfußes, und im Persischen heißt 5 „Pendschah", was nichts anderes als „Faust" bedeutet.

Diese Herkunft der Zahlen und Zahlzeichen von bestimmten Gegenständen ist denn wohl auch die Ursache, daß uns manche Zahlen, zum Beispiel die 3, die 7, die 9, die 13, als besonders bedeutungsvoll erscheinen. Die Zahl Drei nahm von jeher im religiösen wie im Rechts- und im bürgerlichen Leben fast aller Kulturvölker eine Sonderstellung ein. Die Chinesen kannten und verehrten eine das All regierende heilige Dreiheit, schon vor Konfutse, der in seinen Sprüchen die Drei verherrlicht hat in den Sentenzen: „Dreifach ist der

Hersteller, auch des so beliebten Parkettbodenwachses „Roberin":
Carl Gentner, Göppingen (Württ.).

Der Hausdoktor!
sollte in keiner Familie fehlen. Er enthält mehr als 700 der bewährt. Hausmittel gegen die meist. Krankheiten der Menschen. Pr. M. 3,50 g. Nachn.
Heinr. Schäffer Versandgesch. Menninghüffen, Kr. Herford i. W.

PAUL WALB PAWANÜR NÜRNBERG

Ueber Krankenpflege.
Ein Vortrag v. Prof. F. v. Esmarch. Gegen 10-Pf.-Marke kostenlos.

„Creme Mouson"
Feinste, vollkommenste Haut-Creme.
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich.
Fabr.: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel.

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Ges. gesch. Aerztlich empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 u. 3.50 bei Damenfriseuren, in Parfümerien oder frk. von Pallabona-Gesellschaft, München C. 39. Nachahmung, weise man zurück.

Eine ideale Form
erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jed. Alters durch Anwendung mein. Mittels. Eine Sendung zu M 5.— liefert Ihnen den Beweis. Ich garantiere für vollen Erfolg. Porto extra. Schreiben Sie noch heute.

Vollst. Kur in eleg. unauffällig. Packung M 15.—.
Versandhaus Union, Dresden-A. 28/12. Bramschstr. 11. Postscheckkonto Leipzig 39460.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Meggendorfer-Blätter
Illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst. Schönstes farbiges Familien-Witzblatt. Vierteljährlich ohne Porto oder Zustellung Mk. 5.—, einzelne Nummer 50 Pfennig. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag J. F. Schreiber, München, Perusastr. 5.

Die neuesten Romane
Verlangen Sie von mir sofort frei meine hochinteressanten Roman-Verzeichnisse, die stets mehr als 2000 Bände bester, beliebter und neuester Autoren aufweisen. Wofür interessieren Sie sich besonders?
Carl Hermann Ludwig, Breslau 23/263.

Ein altbewährter Hausfreund u. Ratgeber der deutschen Familie
ist seit 35 Jahren der kürzlich neuerschienene
Gartenlaube-Kalender
für 1920
256 Seiten mit vielen Bildern
— Preis hübsch gebunden 3 Mark —
Dazu der ortsübliche Teuerungszuschlag

Der neue Jahrgang weist wieder einen sehr reichhaltigen und anregenden Inhalt auf. Ernste und heitere Erzählungen wechseln ab mit fesselnd geschriebenen Aufsätzen und Plaudereien aus den verschiedensten Wissensgebieten. Besonders erwähnt seien die Aufsätze über Gottfried Keller, Theodor Fontane und den achtzigjährigen Hans Thoma, die in dem Leser die tröstliche Zuversicht befestigen: Ein Volk, das solche Männer hervorbringt, kann nicht untergehen! Die politischen Geschehnisse des vergangenen furchtbaren Jahres der Umwälzungen sind in sachlich-ruhiger, abgeklärter Form behandelt. Zahlreiche sorgfältig ausgeführte Abbildungen erhöhen den Reiz des Buches. Das illustrierte Kalendarium und die zahlreichen statistischen Tabellen und Notizen vermitteln eine Menge nützlicher Kenntnisse. So gilt für den Kalender vollinhaltlich das Dichterwort:

Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen

— Bezug durch alle Buchhandlungen —
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H., Leipzig.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben der Wurzeln für immer bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädlich u. schmerzlos. Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. Preis M. 5.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.

Auskunft umsonst bei **Schwerhörigkeit,**
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
In allen Apotheken (2 Mark).
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim. 8

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd Zunahme. garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 5.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Thüringisches Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilung für Ingenieure Techniker u. Werkmeister
Dir. Prof. Schmidt.

Technikum Hainichen. Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr.
○ Programm frei. ○
Fabriklehrwerkstätten.

Mütter helft euren zahnenden Kindern, gebt

„Dentino"
das Zahnerleichterungsmittel. Lindert die Schmerzen, verhütet Krämpfe, Fieberanfälle usw.
— Zu haben in allen Apotheken und Drogerien. —
Schöbelwerke / Dresden 16.

Digitized by Google

Schritt der Zeit", „Dreifach ist des Raumes Maß" usw. Auch die Inder, die Ägypter, die Hellenen kennen in ihrer Götterlehre eine besondere Wertung der Dreizahl: drei Horen, drei Zyklopen, drei Grazien, dreimal drei Musen werden in der griechischen Mythologie genannt. Bei den Römern findet sich die Verehrung der Dreizahl nicht nur in der Götterlehre, sondern auch, ebenso wie bei den alten Deutschen, im Rechtsleben der Bürger. Und bis in unsere Tage ist uns die Gewohnheit geblieben, in der Drei etwas besonders Bedeutungsvolles zu erblicken. Der uns als Sprichwort überkommene Satz: „Aller guten Dinge sind drei", hatte eine rechtliche Bedeutung. „Ding" war nichts anderes, als die Tagfahrt, Gerichtspflicht; jener Satz besagte also, daß jedem Bürger für seine gerechte Sache drei Gerichtstage zukamen.

Bei allen Dingen und Handlungen bedeutet die Drei das Abgeschlossene, Fertige, Vollständige. Jede Sache hat drei Dimensionen. In der Sprache hat der vollständige Satz drei Teile, in der Biegung des Zeitworts erschöpfen drei Personen jedes nur mögliche Verhältnis. Auch in der Kunst tritt uns die besondere Bedeutung der Drei in der Vollendung des Kunstwerkes ebensooft entgegen.

Dieser so bedeutungsvollen Drei steht die winzige Eins als bedeutungsloses Gegenstück gegenüber. Auch das Sprichwort: „Einmal ist keinmal" ist aus dem altdeutschen Rechtsleben herzuleiten; eine Gerichtsverhandlung konnte nicht ohne dreimalige Vorladung erfolgen, die einmalige galt nicht.

Was das Prinzip anbetrifft, nach dem man bei den verschiedenen Völker Zahlen bildete, so wurde bei den meisten die Multiplikation zu Hilfe genommen. Man rechnete z. B. vier mal zehn und sagte: vierzig. Konsequenterweise hätte es dann auch zehnzig, elfzig, zwölfzig heißen müssen, was aber nur in einem einzigen Falle vorkommt, indem der Friese für 120 „tolftig", also „12zig" sagt. Ein derartiges konsequentes Zählen wäre natürlich sehr umständlich, und je höher ein Volk entwickelt war, desto zahlreicher wurden die Zahlwörter, die es bildete. Während die Inder bis hunderttausend Millionen neue Zahlwörter für jede neue Stufe besaßen, kannten die Griechen über 10 000, die Römer über 1000 kein neues Zeichen. Auch bei den Deutschen war es recht mangelhaft in dieser Beziehung bestellt. Adam Riese kannte im Jahre 1550 noch nicht den Begriff Million und zählte 1000 mal 1000; der Begriff Milliarde kam erst 1830 in der französischen Finanzsprache auf und wurde in Deutschland erst nach dem Deutsch-Französischen Kriege durch die Kriegskontribution der Franzosen bekannt.

Es sei schließlich noch erwähnt, daß die Redensart: „Jemandem ein X für ein U machen" sich aus der römischen Schreibweise der Zahlen herleitet. Das lateinische X bedeutet bekanntlich zehn, das V eine Fünf. Betrüger mochten auf Rechnungen, Schuldscheinen usw. durch Verlängern der Schenkel der V nach unten aus der Fünf eine Zehn zu machen versucht haben.

E. I.

Ica Cameras ✡ Photobedarf ✡ Projektion

Ica Kinematographen ✡ Ica Aktiengesellschaft Dresden-A 21.

Original Ortelt's

Einhof-Apparate u. Flöhner zunächst-Einstellkamera

Gustav Ortelt Oels i/Schl.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter.

Fragen Sie deswegen Ihren Arzt!

Ausführliche aufklärende Schriften grat. durch

Rad-Jo-Versand G. m. b. H.

Hamburg Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reformgeschäfte, Sanitätsgeschäfte und Bandagisten.

ca. 100.000 glänzende Anerkennungen von Frauen, welche Rad-Jo anwandten. Geprüft u. begutachtet von hervorragenden Ärzten u. Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

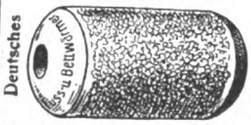
Dr. (imat.) Titel usw. Rat. Gratisprospekt. Arbeiten meiner Schüler können eingesehen werden, u. Rückfrage bei Univers. ergibt, daß sie promov. hab. Seit 17 Jah im akad. Fach tätig, auch Deutschland. Dr. med. vet. phil. Freytag M. D. D. D. S. emi. Schweiz und amerikanischer Universit. Dozent. Wiesbaden, Schwalbach. Str. 69 I.

Pastell-Oel-Aquarell-malerei n. Natur u. Vorlage u. Garantie absolut Aehnlichkeit u. kunstl. Wirkung sowie vorz.

Restaurierung alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration" M. Galle, Breslau, Neudorfstr. 58, II. l.

Unauffällig erhält ergrautes Haar die frühere Naturfarbe wieder durch Reichel's Regenerator. Dunkelt allmählich u. ist unverwaschbar. Fl. 6,- u. 9,- M. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst Margonal, Berlin, Belle-Alliance-Strasse 32.



Deutsches Reichspatent.

Baßmann's Gesundheitsstein-Fuß- u. Bettwärmer! Saugt sich wie ein Schwamm voll heißer Luft und gibt 6–8 Std. eine gleichmäßige Wärme ab. Einmalige Anschaffungskosten. Unbegrenzte Haltbarkeit. M. 6,— frei Nachn. Eigene Fabrikation. Heinrich Christiansen, Neumünster.

Gegen spröde und aufgesprungene Haut von wunderbarer Wirkung

Dr. Dralle's Malattine

Glycerin- und Honigcrème Fettfrei!

Macht die Haut glatt, sammetweich u. wunderbar frisch

Überall zu haben

Digitized by Google

Die Politisierung der Jugendlichen.

Der Kampf um die Politisierung der Jugendlichen will nicht enden. Die Sozialdemokraten wünschen die Aufhebung des § 17 des Reichsvereinsgesetzes unter der Begründung beizubehalten, daß in einem sozialen Staate Ausnahmegesetze unmöglich wären. Zugegeben. Aber ist der § 17 heute überhaupt noch ein Ausnahmegesetz, hat er sich nicht vielmehr in eine soziale Schutzbestimmung verwandelt, die gerade in einem sozialen Staatsgefüge nicht fehlen darf? Kontrollpartei und Regierungspartei ist heute die Sozialdemokratie. Entrechtend kann der § 17 nicht mehr wirken, er ist keine „Machtfrage" mehr; will die Sozialdemokratie einen Staat ausbauen, der die Klassen gleichstellen soll, so hat sie es nicht mehr notwendig, Nachwuchs für den Klassenkampf heranzubilden. Die Sozialdemokratie kann den § 17 heute logischerweise nur als eine Sachlichkeitsfrage behandeln, — allein ausgehend von der Erwägung: In welcher Weise werden die Jugendlichen am zweckentsprechendsten zum politischen Wissen, zur praktischen Reife erzogen? Die Herabsetzung des Wahlalters von dem 25. Lebensjahre auf das 21. Lebensjahr macht unstreitig eine frühere politische Schulung der Jugendlichen notwendig. Wenn mit dem 18. Lebensjahre eine militärische Kriegsverwendung eintrat, kann heute nicht nach § 17 mit 20 Jahren erst die politische Reifefähigkeit angesetzt werden. Andererseits scheint eine ungebundene Fristsetzung politischer Schulung gefährlich. Die Politik ist kein Lehrstoff, sie ist angewendetes Wissen, angewendete Erfahrung. Sie beansprucht ein mit sachlichen Grundkenntnissen ausgestattetes Gehirn. Wir müssen unbedingt in unserem heutigen Staate eine politisch geschulte Bevölkerung haben, aber wir dürfen nicht am falschen Objekt mit der Schulung beginnen. Noch nicht zur politischen Aufnahmefähigkeit reifen Gehirnen Politik theoretisch und praktisch vorzuführen, heißt verhetzte, politisch unreife Menschen schaffen, Zerrbilder in Gehirne hineinbrennen, die sich dann nie wieder normalem Sehen zugänglich machen. Klagt die Regierung heute nicht über die politische Unreife der hetzenden Minderheit ihrer Millionengefolgschaft? Will demgegenüber die Regierung selbst helfen, die kommende Generation erneut politisch unreif denken und sehen zu lehren? Wir brauchen ruhige und freie Köpfe in der Masse; das aber erlangen wir nicht, wenn den 15- und 16jährigen Jungen gestattet ist, politische Versammlungen zu besuchen und selbst schon Politik zu treiben! Lassen wir das militärische Reifejahr, 18 Jahre, auch das politische sein. Wer in drei Jahren seine Wahlpflicht nicht begriffen hat, begreift sie nie. — Ist es der Sozialdemokratie heiliger Ernst, eine ruhig denkende, wahrhaft politisch geschulte Bevölkerung zu erziehen, dann ist sie von sich aus in erster Linie gezwungen, den § 17 nicht fallen zu lassen, sondern zu ändern. Denn die den Unreifen gebotene Politik wirkt als Gift im späteren Mannesalter.

G. Buetz.

STEINER'S
Paradiesbett
Komplette
Schlafzimmer-Einrichtungen

Eigene Filialen

Chemnitz	Leipzig
Hamburg	Elberfeld
Frankfurt/Main	München
Dresden	Berlin
Hannover	Düsseldorf
Stuttgart	Köln/Rhein

Verlangen Sie Interims-Katalog „G" von der

Paradiesbettenfabrik
M. STEINER u. SOHN · AKT.-GES.
Frankenberg in Sachsen

LECIFERRIN
Tabletten

unentbehrlich zur **Blauerneuerung**
u. als **nervenstärkendes Mittel**
Blutarme, Erschöpfte,
Bleichsüchtige, Geschwächte
erlangen in kurzer Zeit
Körper- und Geistesfrische,
gesundes, frisches
Aussehen und Wohlbehagen
Preis Mark 3,— in Apotheken
Galenus chemische Industrie, Frankfurt am Main.

Niederrheinische Frauen-Akademie
Ausbildungsstätte f. soziale Berufsarbeit u. Wohlfahrtspflege
DÜSSELDORF, Königsplatz 15/16.
Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche soziale Arbeit. **Dauer** der theoretischen Ausbildung: 2 Jahre. — **Beginn:** Oktober. **Staatliche Abschlussprüfung.** — **Aufnahmebedingungen:** 21. Lebensjahr. Abschlußzeugnis einer 10klassigen höheren Mädchenschule. Nachweis beruflicher Vorbildung als: Kranken- oder Säuglingspflegerin; — als wissenschaftliche, technische oder hauswirtschaftliche Lehrerin — als Jugend- oder Hortleiterin — als Absolventin einer anerkannten kaufmännischen Lehranstalt. — Die Schule bietet ein pädagogisches Proseminar (Dauer ½ Jahr) und vermittelt jederzeit die Aufnahme in geeignete Anstalten zur Erlangung der erforderlichen Vorbildung. Auskunft u. Lehrplan durch die Leitung der Niederrheinischen Frauen-Akademie.
Düsseldorf, Königsplatz 15–16. Dr. Marie Elisabeth Lüders.

Preisliste frei.
Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43 Querstr. 26-28

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 14.—. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Die Versicherungsgesellschaft
Thuringia
in Erfurt.
Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.
Vertreter in den meisten Orten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 4. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Verstaatlichung der Ärzte im Altertum.

Eine Verstaatlichung der Ärzte, von der jetzt zuweilen die Rede ist, gab es schon im Altertum. Sie erhielten vom Staat ein jährliches Gehalt und mußten dafür alle erkrankten Staatsbürger umsonst behandeln. So erzählt die Geschichte von einem berühmten Arzt Demokedes, der in Ägina ein Talent jährlich erhielt, was für die damalige Zeit eine bedeutende Summe war. Um diesen Demokedes bewarb sich Polykrates, der Tyrann von Samos, und der schlaue Heilkünstler wußte sich eine Berufung von seiten der Stadt Athen zu beschaffen, um von der Regierung von Samos noch gün-

KAUFE PHONOLA

Solodant oder Meisterspiel 73 resp. 88 tönig. Vorsetzer, ebenso No enrollen, gebraucht, jedoch gut erhalten. Offerte unter Angabe des Preises und Beschreibung des Instrumentes unt. **B. N P. 142** an **Ala-Haasenstein & Vogler, Berlin W. 35.**

Instrument lasse selbst abholen und erfolgt hierbei Auszahlung des vereinbarten Kaufpreises.

LEBONA CREME verschönert die Haut

Lebona Berlin

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Nerven- und Körperschwäche

Neurasthenie und die Folgen der Unterernährung beseitigt mit **auffallendem Erfolge „Promonta“,** die reine Darstellung jener organischen Phosphorverbindung, welche nach neuester wissenschaftlicher Forschung unsere Nerven- und Muskelzellen aufbaut. **„Promonta“-Nervensubstanz** liefert dem Körper große Mengen Zellkerne, gewissermaßen die Grundsteine für den Zellenaufbau, erzeugt dadurch rasch und **dauernd** frische, kräftige Nerven- und Muskelzellen an Stelle verbrauchter oder fehlender; sie beseitigt die Schäden der Unterernährung. **Auffallende** Steigerung des Körpergewichts und der Spannkraft, der geistigen Regsamkeit, Gesundung und Verjüngung sind die beglückende Wirkung eines „Promonta“-Genusses von wenigen Gramm täglich. Leiden Sie an **Nervenschwäche, Unterernährung, Bleichsucht und Blutarmut, nervösen Störungen** dann verlangen Sie

kostenlos eine Gratisprobe

„Promonta“-Nervensubstanz nebst ausführlicher Broschüre von der

Wissenschaftlichen Abteilung der Chemischen Fabrik „Promonta“ G. m. b. H., Hamburg 17.

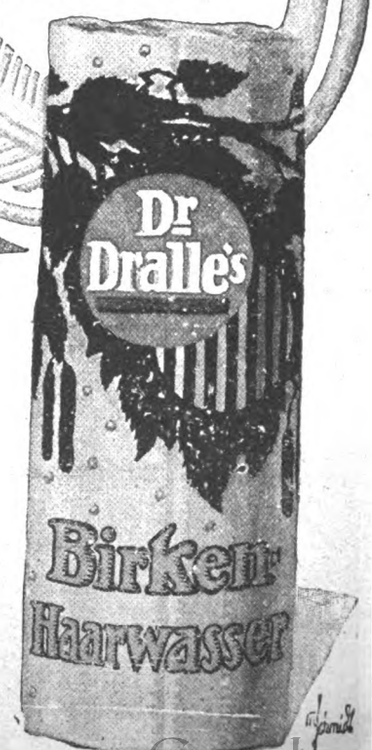
Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 5.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

MARKE TEEKANNE

bietet Gewähr für Qualität und Preis

Haarausfall und Schuppen?

Nehmen Sie



Es ist die Original-Marke! Verwenden Sie es regelmäßig, und Sie werden über die günstige Beeinflussung Ihres Haares überrascht sein!

Digitized by Google

stigere Bedingungen zu erhalten; er erreichte es denn auch, daß er in Samos zwei Talente jährlich erhielt. Klingt diese Geschichte schon, als ob sie nicht vor einigen tausend Jahren, sondern in unserer Zeit passiert wäre, so waren die Gepflogenheiten und Sitten antiker Ärzte überhaupt denen unserer Tage vielfach ähnlich. Ein Heilkünstler, der die berühmte Hetäre Aspasia an einem Gewächs im Gesicht operieren sollte, verlangte im vorhinein Bezahlung, weil Damen in der sozialen Stellung Aspasias ihm hinsichtlich ihrer Kreditwürdigkeit nicht sicher schienen. Auch dieser Fall gab Anlaß, die Anstellung staatlich bezahlter Heilkünstler zu verlangen. In Rom, wo die Honorare der Ärzte eine schwindelnde Höhe erreichten, führte der Naturforscher Plinius einen Kampf gegen die Entlohnung der Heilkunst, die vom Staate frei gewährt werden müsse. Man muß dabei freilich bedenken, daß damals, zur römischen Kaiserzeit, die Entlohnung der Ärzte im geraden Gegensatz zu ihren oft sehr geringen Fähigkeiten eine außerordentlich hohe war. Manche Kaiser schenkten den Heilkünstlern, die das Glück hatten, eine gelungene Kur an ihrer allerhöchsten Person durchzuführen — wobei natürlich nicht immer zu entscheiden war, ob es die Natur gewesen, die geholfen hatte, oder das Heilmittel des Arztes —, halbe Provinzen als Entlohnung. Und es gab zeitweilig in Rom sogar Sondergesetze, die dem Publikum gegen die Ausbeutung durch die Ärzte Schutz gewähren sollten.

Vom türkischen Eulenspiegel.

Buadem, der türkische Eulenspiegel, machte eines Tages mit zwei Begleitern eine Reise. Unterwegs wurden diese so müde, daß sie ihre Röcke und Pelze auszogen und Buadems Rücken damit beluden. Mit diesem Frondienste begnügten sie sich jedoch nicht, sondern machten sich noch obendrein über ihn lustig. Einer von ihnen sagte zu Buadem: „Bruder, wir machen dir viel Mühe. Verzeih, denn die Last auf deinem Rücken ist die Last eines Esels.“ Buadem aber antwortete: „Wieso die Last eines Esels? Ich meine, es ist die Last zweier!“ (Aus dem Orientalischem.)

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.50, 3 Pakete M. 1,35.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH.

Reformschule Schleß Kirchberg an der Jagst (Württ.) 400 m ü. M. Luftkurort **Landerziehungsheim.** — Herrliche, gesunde Lage. Vorschule bis Prima aller höh. Schulen. Gediegener Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregelt. Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Anerk. vorzügl. reichliche Kost. Beste Empfehlung. Prospekt. Jahrespreis 1500.— M., Oberklassen 1800.— M. + 25% Teuerungszusch., Geschwister und Kriegswaisen 20% Ermässig.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik **Rich. Mause** Dresden-Löbtau 8. Katal. gratis.

Kaliklora
Zahnpasta
Ein behagliches Gefühl
von Frische und Sauberkeit hinterlässt nach dem Gebrauch die Zahnpasta „KALIKLORA“. Zähne, Mundhöhle und Rachen werden durch wirksame Salze desinfiziert und durch köstliches Aroma erfrischt.
Kleine Tube M. 1.80
Große Tube M. 3.—
Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
Die blaue Packung
Die rauhe Winterluft
macht für Kinder und Erwachsene regelmäßige Pflege der Gesichtshaut und der Hände zur Pflicht. Fetthaltige Lovan-Creme hilft ausgezeichnet gegen spröde Haut und gegen Wundsein der Kinder.
Kleine Tube M. 1.80 Große Tube M. 3.-
Die rote Packung
Nicht nur die Hände
sondern auch die Arme werden verschönert durch systematische Behandlung mit fettfreier Lovan-Creme. Tägliches sanftes Massieren mit diesem köstlichen Kosmetikum macht die Haut sammetweich und rundet die Formen.
Kleine Tube M. 1.80 Große Tube M. 3.-
Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 3.50

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W 57

Gesunde Nerven

straffen, frischen Körper

Original-Dose

erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 3.75, 12 Bäder Mk. 6.75. In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57, Abt. T. 2.

Duftal-Schampun

Überall erhältlich

Stärkste Schaumkraft

Veilchen, Kamille Teer, Eau de Cologne

5 Pakete Mk. 3.00.

Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Sauerstoff-Nervennährsalz schafft gesundes Blut und Lebenskraft. 100 Tabletten Mk. 15.-, fr. Nachn. **Franz Theuring, Charlottenburg, Grolmanstr. 61.**

KALODONT

beste ZAHN-CRÊME

Studenten-Utensilien-Fabrik

älteste u. größte Fabrik dieser Branche.

Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn G.m.b.H., Jena i. Thüringen 65.

Man verl. gr. Katal. grat.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr

Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb Krankenfahrstühle z. Schieben

Gallensteine!

beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser **Beugamit**

Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis

Beumers & Co. Köln

Salierring 55

Bilz

Tote leben

Der Naturstaat

3 gute Bücher: 78 Jahre jung u. kerngesund Preis 1 M. 32 Geisterphotogr. Pr. 5 M.

verbürgt allen Menschen sorgenlose Existenz Glück — Gesundheit — Lebensfreude! Preis 5 M. Zu bez. d. Bilz Sanatorium, Dresd.-Radebeul u. a. Buchh. Prosp. fr.

itesser

Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende großporige Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 25 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 6.—. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltarin"-Blutreinigungspulver. Sch. 2.50. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Meggendorfer-Blätter

Illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst. Schönstes farbiges Familien-Witzblatt. Vierteljährlich ohne Porto oder Zustellung Mk. 5.—, einzelne Nummer 50 Pfennig. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Verlag J. F. Schreiber, München, Perusastr. 5.

Bitte Herr Doktor,

was ist denn eigentlich

Dr. Dralles

Malattine

„Malattine, meine Gnädige, ist eine fettfreie Hautcrem, ein köstliches Gelee aus Glyzerin und Honig von wunderbarer Wirkung. — Ein dringendes Erfordernis zur Erzielung einer frischen, schönen, sammetweichen, gesunden und widerstandsfähigen Haut. — Es gibt einfach nichts Besseres gegen rote, spröde, aufgesprungene Haut".

In allen Drogerien, Parfümerien, Friseurgeschäften sowie Apotheken

Dralle — Hamburg

Digitized by Google

Creme „Mouson"

Feinste, vollkommenste Haut-Creme. Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung

zarte weiße Haut.

In Tuben und Töpfen überall erhältlich. Fabr: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

„Fön" elektrische Heißluftdusche ist sofort lieferbar. Aluminium-Ausführung.

Die Marke „Fön" leistet Gewähr für sicheren Betrieb

und ist in jedem Apparat eingeprägt.

Der patentierte „Sanax"-Vibrator ist der beste Hand-Massage-Apparat.

Ueberall erhältlich!

Fabrik: Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin N 24.

Ein Hausmittel gegen Frostbeulen.

Stärker als sonst hat sich in diesem Winter der lästige Frost an Händen und Füßen fühlbar gemacht. Die Ärzte verhalten sich diesem Alltagsleiden gegenüber meist ablehnend. Die Apotheken haben Auswahl in Balsam und Salben verschiedener Art, schön in der Verpackung, exotisch im Namen, aber durchaus nicht nachhaltig in der Wirkung. Es gibt aber ein einfaches und — man muß freilich sagen „ehedem" — sehr billiges Heilmittel in Gestalt der Zitrone. Diese wird durchschnitten, und mit dem Saft der Frucht werden die Frostfstellen mehrmals am Tage eingerieben. Die Wirkung des Mittels ist allerdings nicht sofort erkennbar, sie tritt erst allmählich ein. Jedenfalls aber ist von allem, was der Einsender gegen den Frost angewendet hat, die Zitrone das einfachste und beste gewesen. v. M.

Ziphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta

enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Ziphagol-Zahnpasta überfettet,** wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm. Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co. Li, Dresden.**

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.

Preis M. 3.– für die 1/1 Tube, M. 1,80 für die 1/2 Tube.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865

Vertreten in allen Städten

Cara t e-Beur ilun

nach Schrift ob., kz M. 3.—. Lebens auf M. 5.— Fgm. Schiefe- Dres n Pirn

---

An jede praktisch denkende Hausfrau!

Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und trotzdem hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Rat und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" helfend eingreifen. Privatleute besitzen so manches überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung den notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf- u. Tausch-Verkehr

dienen, die wir dem Anzeigenteil der „Gartenlaube" angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe bei der eine kleine Anzeige, die billigst berechnet wird, für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der einlaufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der im 67. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" wird selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW 68 **Die Gartenlaube** Abteilung für Anzeigen

Stotternde erhält v. ehem. schw. Stotterer **umsonst** die Broschüre „Die Ursache des Stotterns u. Beseitigung durch Selbstunterricht" **L. Warnecke,** Hannover, Friesens r. 33

Combinierte Hautschälkur

zur gründlich Beseitigung aller Hautunreinigkeiten durch Erneuerung der Gesichtsoberhaut. Seit 30 Jahren sich erbewährt. M. 15.—. **Otto Reichel, Berlin 61,** Eisenbahnstr. 4. Größtes Spez alhaus für biolog. Hautpflege.

Stuhlträgheit

beseitigt man erfolgreich mit Dr. Weise's bewährten Rhabarberpillen in 4 Stärken. Ausf. Prospekt frei **Dr. Gebhard & Co.,** Berlin 161, Potsdamer Str. 104e

---

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.** G. m. b. H., Berlin W 30/171

Cefabu-Kaffee

Kein Mahlen. Kein Überbrühen.

Kein Satz. Sofort trinkfertig.

Cefabu-Werk m. b. H. Mainz

Grosser Preis: Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!

KALODERMA-GELEE * KALODERMA-PUDER

KALODERMA * F. WOLFF & SOHN

Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- u. Parfümerie-Geschäften.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 7.50. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Heilanstalt Lindenhof

Coswig bei **Dresden für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren** (Morphinismus, Schlaflosigk. etc.), Herrl. Lage, groß. Park, eigene Obst- u. Gemüse-Plantagen. Illustr. Prospekt kostenlos.

Auskunft umsonst bei

Schwerhörigkeit,

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Ascaridin

das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene

In allen Apotheken (2 Mark).

Alleinfabr. Dr. Schumacher Nachf. Florsheim a. M.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 5. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45 % erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Dreifache Wandlung.

Hängt an ein Wildschwein man ein Ei,
So fließt nicht selten Blut dabei;
Verliert den Fuß dasselbe Schwein,
So wird der Rest stets schmerzhaft sein.
Und nimmt man Kopf und Fuß dem Tier,
Hast du's, wenn es an Zeit fehlt dir.

R. D.

Vier Schwestern.

Vier Schwestern laufen zusammen Wett',
Ohne daß eine gewonnen je hätt'.
Niemals nähert sich eine der einen,
Hinten die größeren, vorn die kleinen.
Stets gleich entfernt im laufenden Spiel,
Kommen sie alle zusammen ans Ziel.

A. Friedmann.

Was ist Exterikultur?

Exterikultur ist die zielbewußte Pflege der äußeren Erscheinung nach wissenschaftlichen Gesundheits- und Schönheitsgrundsätzen; ihre einzelnen erfolgsicheren Anwendungsformen sind: die Haarpflege nach dem Javol-System, die Haut- und Körperpflege nach der Aok-Methode, die Zahn- und Mundpflege nach dem Kosmodont-System.

Schönen Teint Zarte Haut erwirbt jede Dame durch regelmäßige Anwendung der **Aok-Creme.**

Volles, schönes, gesundes Haar, Beseitigung u. Verhütung von Haarausfall, Schuppen, Schinn durch **J a v o l.**

Schöne Zähne Reiner Mund werden erworben und erhalten durch Prof. Witzels **Kosmodont**

Alle Apotheken, Drogengeschäfte, Friseure, Parfümerien führen die Exterikultur-Präparate. Wer sich eingehend über die erfolgreiche Schönheitspflege nach den Grundsätzen der Exterikultur unterrichten will, verlange die Zusendung der interessanten Druckschrift mit zahlreichen Illustrationen auf Kunstdruckpapier gegen Einsendung von 20 Pf.

Kolberger Anstalten für Exterikultur Wilhelm Anhalt Gmb.H. Ostseebad Kolberg

FLITTERT

Wir zahlen gute Preise für **Marken u. Sammlungen** Philipp Kosack & Co., Berlin C 2.

Lebensmittel

für Selbstverbraucher — solange Vorrat

Kaffee frisch geröstet, per ½-Pfd.-Paket **9.—**
Tee vorzügliche Ceylonmischung, per 100-Gramm-Paket **4.20**
Ia Oelsardinen portugiesische, per 30 mm Klubdose **4.45**
Bohnen bunt, gut kochend, per Pfund **3.30**

Versand erfolgt nur gegen Nachnahme in Postpaketen von mindestens 9 Pfund einschliesslich Verpackung frei jeder deutschen Poststation.

J. Latscha Lebensmittel-Großhandlung
gegr. 1881 **Frankfurt a. M.** gegr. 1881

Die Handschrift Ihr. Verlobten, Freund. usw. charakterisiert f. M. 3 u. Rückporto **G. F. Reiner**, Altenstadt (Württbg.).

Ofogrow Kein Altern

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Diana“. Erfolge über Erwarten. Dose .— u. 14.50 M. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4**

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon**, Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr.
O Programm frei. O
Fabriklehrwerkstätten.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist“. Probenum. kostenl.

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 14.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Digitized by Google

Quadrat-Rätsel.

A.

A	A	A	B
B	C	C	D
D	D	E	E
E	E	E	E
G	G	H	H

B.

H	H	I	I	L
L	L	M	M	N
N	N	O	R	R
S	S	S	T	T
T	U	U	Ü	W

Die Buchstaben der Quadrate sollen so umgestellt werden, daß die 10 wagerechten Einzelreihen Wörter folgenden Sinnes ergeben:

Quadrat A.

1. Edelmetall.
2. Zubereitete Formmasse.
3. Teil des Hauses.
4. Nutzpflanze.
5. Vereinigung.

Quadrat B.

6. Fluß in Bayern.
7. Leichtgebautes Häuschen.
8. Mineral.
9. Deutscher Komponist.
10. Bekleidungsstück.

Die fünf wagerechten Reihen der zusammengezogenen Quadrate A und B bezeichnen dann:

1. Heimischen Vogel.
2. Sächsische Industriestadt.
3. Alpengipfel.
4. Handwerker.
5. Mittelalterliches Wahrzeichen.

Alfred Leske.

Logogriph.

Es drückt gar schwer, —
Den Kopf ersetzt,
So wird's bei Tisch
Gar sehr geschätzt.

Fritz Guggenberger.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Fünf Silben: Reisebrotmarken.

Gleichklang: Druck.

Bilderrätsel: Ein Labetrunk am Morgen macht frei von allen Sorgen.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 5. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Wie Schiller Ehrenbürger der französischen Republik wurde.

Es ist wohl nicht unzeitgemäß, daran zu erinnern, daß Schiller im Jahre 1792 zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt wurde. In der Biographie, die der französische Übersetzer der Gedichte Schillers, Ad. Regnier, seiner Übertragung vorausschickt, erzählt er die folgenden Einzelheiten der Ernennung. Die gesetzgebende Versammlung Frankreichs hatte auf den Vorschlag des Girondisten Guadet am 26. August 1792 ein Dekret angenommen, welches siebzehn Fremde von sehr verschiedener Bedeutung, unter ihnen Wilberforce, Washington, Kosciuszko usw., ferner Pestalozzi, Campe, Klopstock und

Zum Weißbleichen mißfarbener Zähne Zahnpaste

Chlorodont

Specificum gegen Lockerwerden der Zähne

Gr. Tube M. 2,50 Kl. Tube M. 1,50

KAUFE PHONOLA

Solodant oder Meisterspiel 73 resp. 88 tönig, Vorsetzer, ebenso Notenrollen, gebraucht, jedoch gut erhalten. Offerte unter Angabe des Preises und Beschreibung des Instrumentes unt. B. N. P. 142 an Ala-Haasenstein & Vogler, Berlin W. 35.

Instrument lasse selbst abholen und erfolgt hierbei Auszahlung des vereinbarten Kaufpreises.

Kranken Frauen und Mädchen

teile ich kostenfrei gegen Rückporto mit, wie ich von langjähriger Blutarmut und Bleichsucht und ihren Folgeerscheinungen (Schwäche- und Erschöpfungszuständen, Nervosität usw.) in kurzer Zeit befreit wurde.

Frau B. Heinig, Berlin 102, Potsdamer Str. 109, I.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter.

Ausführliche aufklärende Schriften grat. durch Rad-Jo-Versand G. m. b. H. Hamburg Amalienposthof

Fragen Sie deswegen Ihren Arzt!

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reformgeschäfte, Sanitätsgeschäfte und Bandagisten.

ca. 100,000 glänzende Anerkennungen von Frauen, welche Rad-Jo anwandten. Geprüft u. begutachtet von hervorragenden Ärzten u. Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Sanatol-Präparate und Edel-Erzeugnisse

der Kosmetik und gehören zur vollendeten Schönheitspflege.

Sanatol-Werke, Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümeriefabrik F. Riemenschneider • Frankfurt a. M.

Nieviel Gutes hätte sie stiften können!....

Digitized by Google

Anacharsis Cloots, zu französischen Bürgern ernannte. Nun erinnerte sich ein Mitglied der Versammlung, einige Tage zuvor im „Moniteur" gelesen zu haben, daß die Tragödie „Tiesko" (so steht dort anstatt „Fiesko"), das Werk eines Genies, nichts anderes sei als die Verschwörung des Republikanismus gegen die Monarchie, der Kampf der in Aktion gesetzten Prinzipien, der schönste Triumph der Republik in Theorie und Praxis. Dieses Mitglied stellte deshalb den Antrag, daß der Name des Herrn Schiller, eines deutschen Publizisten, der „Liste der Freunde der Freiheit und der allgemeinen Brüderlichkeit" beigefügt würde. Die Versammlung stimmte ohne Zögern bei, der Schreiber brachte die Sache zu Protokoll und verwandelte dabei den Namen Schiller in „Giller". Der „Moniteur", dem unstreitig die Physiognomie des Wortes nicht fremdländisch genug schien, verlängerte „Giller" in „Gilleers"; das Gesetzbulletin druckte auf gut Glück „Gille", und Roland, der Minister des Innern, [illegible] 10. Oktober, im ersten Jahre der französischen Republik, ein mit dem Staatssiegel versehenes Schriftstück, unterzeichnet Clavières und gegengezeichnet Danton: „à M. Gille, publiciste allemand, en Allemagne!" Dieses Diplom, das aufs Geratewohl mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben an die mysteriöse Persönlichkeit versehen war, brachte natürlich die deutsche Postbehörde in nicht geringe Verlegenheit. Indessen gelangte es nach Verlauf von fünf Jahren durch Vermittelung Campes an seine Bestimmung, nachdem derjenige, welcher das Dekret beantragt hatte und alle die, deren Unterschrift es trug, entweder das Schaffott hatten besteigen müssen oder, um dem zu entrinnen, sich selbst den Tod gegeben hatten. So wurde „Gille", der Dichter des „Tiesko", Ehrenbürger der französischen Republik.

Hersteller, auch des so beliebten Parkettbodenwachses „Roberin": Carl Gentner, Göppingen (Württ.)

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Siphagol
Zahnsteinlösende, überfettete ZAHN-PASTA
Chem. Labor. Co-Li DRESDEN-A.

Auskunft umsonst bei
Schwerhörigkeit,
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Creme „Mouson"
feinste, vollkommenste Hauf-Creme. Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich. Fabr: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
In allen Apotheken (2 Mark).
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Plorzheim 8

DIE NEUE ZEITSCHRIFT
Literarisch-musikalische
MONATSHEFTE
gehört in d. Hand jed. Gebildeten.
Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen. Sie bringt feinsinnige, literarisch wertvolle Romane, Novellen, Skizzen, Abhandlungen aus der literarischen u. musikalischen Vergangenheit u. Gegenwart, Aufsätze über Theater, Tanz, Kino usw., Besprechungen von Büchern u. Werken der Tonkunst u. informiert über alle Neuerscheinungen auf diesen Gebieten. Der Aufgabe, lebendigen Kunstgenuß zu vermitteln, dienen die sorgfältig gewählten u. vollendet wiedergegebenen Kunst- u. Notenbeilagen. Die „Literarisch-musikalischen Monatshefte" sind eine notwendige Ergänzung der Lektüre eines jeden Literatur-, Musik- und Kunstfreundes.
Des weiteren wird der Verlag in den Monatsheften zahlreiche Preisausschreiben veröffentlichen, an denen sich alle Abonnenten beteiligen können.
Hohe Geldpreise!
Abonnementspreis pro Semester M 5.75 bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.
VERLAG AURORA
DRESDEN - WEINBÖHLA 24.

Cefabu-Tee
aus deutschen Naturprodukten
mit Tein und teinfrei
Kein Liegenlassen — Kein Rückstand.
Sofort trinkfertig!
Cefabu-Werk m. b. H. Mainz.

Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen **Musikinstrumente.** Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43, Querstr. 26/28.

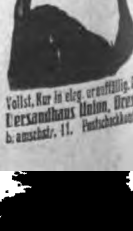
Pastell-Oel-Aquarell-
malerei n. Natur u. Vorlage m. Garantie absolut Aehnlichkeit u. künstl. Wirkung sowie vorz.
Restaurierung
alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration" M. Galle, Breslau, Neudorfstr. 58, II

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. — weiteste Verbreitung. —

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 5.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Nervenschwäche,
nervöse Störungen jeder Art. Ausführliche ärztl. Broschure kostenfrei
Dr. Gebhard & Co.,
Berlin 110, Potsdamer Str. 104.

Eine ideale Form
erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jed. Alters durch Anwendung meines [illegible] Sendung zu M [illegible] liefert [illegible] men. [illegible] Beweis, ich ganz fiere [illegible] vollen [illegible] folg. [illegible] to [illegible] Schreiben Sie [illegible] heute



Vollst. Kur in eleg. unauffällig. Packung M [illegible] **Versandhaus Union, Dresden-A.** [illegible] b. anschr. 11. Postscheckkonto Leipzig [illegible]

Färberei Zantop, Hildesheim
Färben von Stoffen und Garderoben in denkbar feinsten u. echtesten Farbentönen.
Chemisch-Reinigen aller Kleidungsgegenstände. Grosser Postversand.
— Schnellste Rücklieferung. —
Aufträge und Anfragen sind direkt an Färberei Zantop, Hildesheim, zu richten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 6. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45 % erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Vom Büchertisch.

Spinnen und Spinnenleben. Von Dr. Kurt Floericke. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Geschäftsstelle: Franch'sche Verlagsbuchhandlung). Verachtet und verabscheut, ist das Heer der Spinnen — trotz ihrer glückverheißenden Bedeutung — für viele nur ein Gegenstand des Ekels. Wer sich aber in ein Büchlein wie das vorliegende vertieft — und bei der Anschaulichkeit von Floerickes Darstellungsweise fällt das nicht schwer —, der wird bald erkennen, mit welch hochinteressanten Geschöpfen er es doch eigentlich hier zu tun hat. Ihr Körperbau, ihre Brutpflege, ihre Angriffs- und Verteidigungsbewaffnung, die Anlage ihrer Wohnungen, ihr Liebesleben, — all das ist nicht minder seltsam und wunderbar wie ihre emsige, hauchfeine Spinntätigkeit, die man übrigens auch schon für industrielle Zwecke auszunutzen versucht hat. Hunderttausende winziger Spinnchen sind es, die an sonnenwarmen Herbst-

Warum gerade

Kosmodont —?

Weil die Kosmodont-Zahnpflege nach Prof. Dr. med. Jul. Witzel sich auf ein Menschenalter ernster Gelehrtenarbeit und erfolgreicher Zahnpraxis gründet. **Weil** die Kosmodont-Zahncreme absolut frei von allen irgendwie schädlichen und ätzenden Stoffen ist. **Weil** Kosmodont-Zahncreme Zähne und Schleimhäute tatsächlich dauernd gesund und leistungsfähig erhält. **Weil** die Kosmodont-Zahncreme einen so delikaten Wohlgeschmack und ein so köstliches und wunderbares Aroma besitzt!

Prof. Dr. med. Jul. Witzels Kosmodont-Zahncreme, ein Edelerzeugnis der Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg, ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Schöne Zähne — Reiner Mund durch Prof. Witzels Kosmodont

Keine Druckstellen!

Wenn Sie Ihr Beinkleid abends ausziehen, werfen Sie es nicht auf einen Stuhl und hängen Sie es nicht an einen Kleiderhaken, sondern spannen Sie es jeden Abend in den

ORDO-FIX II

Es schont Ihr Beinkleid und erhält die Bügelfalte in dauernd tadelloser Form (häufiges Aufbügeln schädigt den Stoff). Das Einspannen erfordert weniger als

1 Sekunde Zeit. — Ordo-Fix I

dient zur Aufbewahrung des Beinkleids im Kleiderschrank.

Zu beziehen durch alle Geschäfte, in denen Plakate aushängen!
FABRIK: SANITAS, BERLIN N 24.

Digitized by Google

tagen den Zauberteppich des „Altweibersommers" weben; aber die Klasse der Spinnentiere umfaßt auch allerlei gewalttätige Vertreter, so die Vogelspinnen Südamerikas, die berüchtigten Taranteln und andere Giftspinnen, deren Gefährlichkeit freilich vielfach übertrieben wird. Das kleine Floerickesche Buch ist ein sehr unterhaltsamer Wegführer durch diese vielgestaltige Spinnenwelt und trägt hoffentlich das seine dazu bei, mit einem unverständigen Vorurteil aufzuräumen: Denn unsere Spinnen sind alles in allem höchst nützliche Tiere, — sie leisten namentlich in Wald und Garten durch Vertilgung zahlloser Insektenschädlinge eine nicht zu unterschätzende Arbeit, die mittelbar uns allen zugute kommt. K.

Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Von Professor Dr. Otto Lauffer. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 152.) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Das Büchlein schildert auf wissenschaftlicher Grundlage, dabei aber in leicht verständlicher Darstellung Hauptformen, Alter, Herkunft und landschaftliche Bedingtheit des deutschen Bauernhauses sowie die Entwicklung des Stadthauses, wie diese in Gestalt und Antlitz und in den Wandlungen der Baustoffe zum Ausdruck kommt. Gut gewählte Abbildungen geben typische Beispiele aus Nord und Süd, Ost und West. So lernt man ein prächtiges Stück deutscher Kulturgeschichte kennen, das um so reizvoller ist, als es noch heute jeder selbst allenthalben studieren kann, sofern ihm erst das Auge dafür geöffnet ist.

Kunst und Handwerk. Im Verlage von Georg Siemens, Berlin, ist soeben in dritter Auflage das „Buch der kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe", praktische Ratschläge für junge Talente, von Hermann Widmer, erschienen. Die Bedeutung des Buches liegt darin, daß hier zuerst und mit allem Nachdruck die handwerkliche Vorbildung der bildenden Künstler gefordert wurde, eine Forderung, die inzwischen Gemeingut aller Künstlerkreise geworden ist. Der Verfasser und seine Mitarbeiter sind Leute, die diesen Weg meist selber gegangen sind; jedes Wort, das sie sagen, baut sich auf Erfahrung auf, daher der große Einfluß, den das Buch auf alle diejenigen gewonnen hat, die an diesen Fragen interessiert sind. Die erste Auflage erschien im Jahre 1912 als Fortsetzung einer Broschüre vom Jahre 1910, in der bereits dieselben Forderungen erhoben wurden. Möge auch die dritte gleichen Nutzen bringen!

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.50, 3 Pakete M. 1,35.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KUHN & CO., DURLACH.

Reformschule Schloß Kirchberg an der Jagst (Württ.) 400 m ü. M. Luftkurort
Landerziehungsheim. — Herrliche, gesunde Lage. Vorschule bis Prima aller höh. Schulen. Gedieg. Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregelt. Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Anerk. vorzügl. reichliche Kost. Beste Empfehlung. Prospekt. Jahrespreis 1500.— M., Oberklassen 1800.— M. + 25%, Teuerungszusch., Geschwister und Kriegswaisen 20% Ermässig.

Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
Katalog gratis

Kaliklora
Zahnpasta
Ein
behagliches Gefühl
von Frische und Sauberkeit hinterlässt nach dem Gebrauch die Zahnpasta „KALIKLORA". Zähne, Mundhöhle und Rachen werden durch wirksame Salze desinfiziert und durch köstliches Aroma erfrischt.
Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
Die blaue Packung
Die rauhe Winterluft
macht für Kinder und Erwachsene regelmässige Pflege der Gesichtshaut und der Hände zur Pflicht. Fetthaltige Lovan-Creme hilft ausgezeichnet gegen spröde Haut und gegen Wundsein der Kinder.
Die rote Packung
Nicht nur die Hände
sondern auch die Arme werden verschönert durch systematische Behandlung mit fettfreier Lovan-Creme. Tägliches sanftes Massieren mit diesem köstlichen Kosmetikum macht die Haut sammetweich und rundet die Formen.
Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Vom Schweizer Deutsch.

Das Deutsch, das in den deutschsprachigen Gauen der schweizerischen [illegible] gesprochen wird, erklingt bekanntlich in allen möglichen Tonarten der einheimischen Sonderdialekte. Über solche deutschschweizerischen Spracheigentümlichkeiten berichtet Alfred Beetschen in der Monatsschrift „Der Schwäbische Bund" u. a. das folgende:

Blendendweißer Teint

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur"

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unebenheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Aerztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Pr. M. 20,—

Haut-Nährpasta „Regis"

ist ein Präparat, das in vollkommenster Weise in die Haut eindringt. Sie ersetzt allmählich das mehr oder weniger geschwundene Fettpolster und macht die Haut wieder straff und elastisch. Besonders gegen Fältchen unter den Augen, an den Schläfen usw., hergestellt aus feinsten Vegetabilien unter Anwendung wissenschaftlicher Ergründungen. Große Dose M. 9,50

Zur Hautpflege

Vegetabilische Hautcreme „Bella Divina" macht die Haut weich und zart, gegen rauhe, spröde Haut, bei rauher Witterung unentbehrlich. Preis . . M. 6,—

Gegen

Haarausfall Kopfjucken Schuppen

und dergl. Haarübel

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde u. glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam"

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis . . . . . M. 5.50

Ausdrucksvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis . . . . . M. 6.—

Bestrickenden Reiz, strahlenden Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch mein „Dämon"; der matte, trübe Blick verschwindet, müde Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate. „Dämon" M. 7.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme u. Hände voller u. runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Pr. M 5.50

Edle Nasenform

Nasonor „Orthodor" D. R. P. beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- u. Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen. Preis . . . . . M. 10.50

Schröder-Schenke ☆ Berlin W. 15 ☆ Potsdamerstr. 26b

KALODONT

beste

ZAHN-CRÊME

„Fön" elektrische Heißluftdusche

ist sofort lieferbar.

Aluminium-Ausführung.

Die Marke „Fön" leistet Gewähr für sicheren Betrieb

und ist in jedem Apparat eingeprägt.

Der patentierte „Sanax" Vibrator ist der beste Hand-Massage-Apparat.

Ueberall erhältlich!

Fabrik: Electricitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin N 24.

Lebensmittel

für Selbstverbraucher — solange Vorrat

Kaffee frisch geröstet, per ½-Pfd.-Paket 9.—

Tee vorzügliche Ceylonmischung, per 100-Gramm-Paket 4.20

Ia Oelsardinen portugiesische, per 30 mm Kubdose 4.45

Bohnen bunt, gut kochend, per Pfund 3.30

Versand erfolgt nur gegen Nachnahme in Postpaketen von mindestens 9 Pfund einschließlich Verpackung frei jeder deutschen Poststation.

J. Latscha Lebensmittel-Großhandlung

gegr. 1881 **Frankfurt a. M.** gegr. 1881

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa" Formen-Mieder

mit unsichtbar versteilbarem **Bustenverstärker** und **Rückenhalter** in einem Stück

Kein Korsett erzielt einesolch formvollendete Figur wie „Lupa", welches gleichzeitig volle Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorzügl. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. ausgeschn. Hüft. weiß od. champagnef. aus vorz. Stoff. M. 98.00. Taillenw. über dem Kleide angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos

Nur zu beziehen durch

Ludwig [illegible]

Dresden 2, [illegible]

Digitized by Google

Bern, Basel, Aargau, Zürich usw., alle diese Kantone haben ihre eigene Dialektmischung. Schon im kleinsten Wort macht sich die Verschiedenfarbigkeit der Kantonsdialekte geltend. So wird am Traualtar die Bernerin ein breites „Jaa" sagen, die Baslerin ein kurzes „Jä", die Aargauerin ein behäbiges „Jo!" In der einheimischen Umgangssprache wird sich der korrekteste Germanist, sofern er schweizerischer Abstammung ist, nicht etwa auf „die" Bank, sondern auf „den" (dä) Bank setzen. Vermutlich würde sich auch Wilhelm Tell als Urschweizer nicht auf „diese", sondern auf „diesen" Bank von Stein gesetzt haben. „Der" Butter („Anke") und „der" Schoggola — letzteres Wort (für Schokolade) namentlich in den Kantonen Bern und Aargau gebräuchlich — sind durchaus keine Seltenheiten, wie ja auch in Oberbayern „der" Gas und „der" Telephon bei der ländlichen Bevölkerung eine Rolle spielen. Wie Süddeutschland kennt die Schweiz nicht „das", sondern „den" Liter, ferner keinen Sonnabend, sondern einen Samstag. Eigentümlich nimmt sich auch die Anrede aus, welche von Amts wegen der Landsmann bei der jährlichen Glarner Landsgemeinde an seine Kantonsbürger zu richten pflegt: „Hochvertraute, liebe Mitlandsleute!" Das klingt beinahe mittel[alterlich] Gegenwart. Nicht minder seltsam mutet [an], wir heute noch in Berner Zeitungen lesen, ein [Mann] eines Diebstahls zum Absitzen einer Strafe „pei[nlich]" den. Charakteristisch für die Anhänglichkeit an [die] Heimatsprache ist das Schreiben eines Berner Pfar[rers] nach Zürich mit der Begründung ablehnt, es wi[rd] vorkommen, wenn er künftig statt wie bisher [„]Mönsch gsy" (Es ist einmal ein Mensch gewesen)[" auf] auf gut-Züricherisch erzählen müßte: „Es ist ä mal ä [Mann]" weniger fatal klingt für Berner Ohren das „Hämp[li]" (für Hemd), während der Berner gemütlich „Hemli" [sagt] auch mit dem buntscheckigen Schweizer Dialekt im al[lge]„Matthäi am letzten" sei, wie schon von ängstlichen Ge[mü]sagt wurde, dürfte wohl kaum zutreffen. Erstlich hat [die] Sprache Jeremias Gotthelfs guten Grund und Bo[den] sind die verschiedenen Kantönligeister doch immerdar eine [ge]lebige Gesellschaft gewesen!

Neuenahrer
Sprudel für
Hauskuren

gegen **Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm- u. Blasenleiden, Leber-, Nieren- u. Halskrankheiten. — Ueberraschende u. glänzende Heilerfolge.**

Kalt getrunken, angenehmes, erfrischendes und stärkendes **Tafelgetränk** für täglichen Gebrauch. Rein natürliche Füllung.

Erhältlich in allen Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen.

sonst bei der **Kurdirektion, Bad Neuenahr, Rhld.**

in Körben mit 25, 30 und 50 Flaschen.

Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP" d. besten flüßigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH & CO DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

Charakter-Beurteilung nach Schriftprobe. Skizze M. 3.— Lebenslauf M. 5.— Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 6/7.

Der Wunsch aller Damen

Korsett- und Büstenhalter

R H bestes Fabrikat der Welt, ist wieder in Ia Friedensausführung durch alle einschlägigen Geschäfte der Branche zu beziehen.

R H unübertroffen in Sitz, Halbark. it und Eleganz.

Rosenberg & Hertz, Köln.

Hühneraugen, Fußschwiele, Warzen

Hornhautbildung entfernt mit absoluter Sicherheit Reichels „Bosco". Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster 3.50 Mk. Otto Reichel, Berlin 61 SO. Eisenbahnstr. 4.

CREME ELCAYA nicht fettend

von köstlichem Wohlgeruch macht die Haut weich wie Sammet ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen

Jünger & Gebhardt, Berlin S. 14

Ascaridin das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene. In allen Apotheken (2 Mark).

All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Auskunft umsonst bei **Schwerhörigkeit,** Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.** G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei. **August Dörrschmidt,** Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 128. Gegr. 1862.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Lotterie.

Schon die alten Römer hatten Lotterien. Sie belebten das Fest der Saturnalien durch die Ausspielung von Losen für die Sklaven. Kaiser Augustus fand ein besonderes Gefallen an Lotterien, deren Gewinne sich aber auf geringe Werte beschränkten. Nero veranstaltete eine Lotterie für das Volk; täglich wurden tausend Lose gratis verteilt. Heliogabal erfand eine Lotterie mit der sonderbaren Einrichtung, daß ihre Gewinne entweder ungeheuer groß oder ganz gering waren; der eine gewann z. B. sechs Sklaven, der andere sechs Fliegen, der eine ein goldenes, der andere ein irdenes Gefäß. In neuerer Zeit wurden wohl zuerst in England große Lotterien veranstaltet, deren erste in das Jahr 1569 fällt. Sie gab 40 000 Lose aus, deren jedes zehn Schillinge kostete. Die Gewinne bestanden in Silbergeräten. Der Überschuß, den der Staat erzielte, wurde zum Ausbau der Häfen benutzt. Sie wurde an der westlichen Türe der St. Paulskirche gezogen und dauerte vom 10. Januar bis 6. Mai. — Sehr merkwürdige Lotterien veranstaltete in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Wiener Schriftsteller Bäuerle, um damit für seine Theater-Zeitung Propaganda zu machen. Sie hatten nur einen einzigen Gewinn, ein Landgut. Aber die Aussicht, Gutsbesitzer zu werden, lockte Hunderttausende, Lose zu kaufen. Wohl die größte Warenlotterie, die jemals veranstaltet wurde, war die im Anfang der sechziger Jahre in Dresden vom Major Serre veranstaltete Schiller-Lotterie, die den Grundstock zur Schillerstiftung einbrachte. Mehr als eine Million Gewinne, Bücher und Bilder, Schirme und Uhren und alle möglichen anderen Dinge, waren in Speichern zusammengebracht worden. Der Hauptgewinn war eine Villa.

Verschmähter Zins. Ein Bettler sprach einen wohlgekleideten Mann auf der Straße um ein Almosen an und schloß mit der gewöhnlichen Formel: „Ich will auch Gott bitten, daß er es Ihnen tausendfältig ersetze." — Der Angesprochene gab dem Bettler ein Stück Geld und sagte zu ihm: „Da habt Ihr etwas, — bittet aber Gott nur für Euch selbst; ich gebe kein Geld auf Wucher."

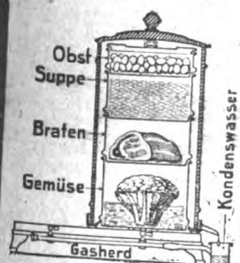
Nationalstolz. Der Marquis von X. stritt sich mit dem Engländer Williams über den Vorzug ihrer Nationen. „Wenigstens", sagte er, „muß man der unsrigen zugestehen, daß sie die Erfinderin der besten neuen Moden ist. Denken Sie nur an die Manschetten — welch eine Zierde für die Hand! Haben nicht alle anderen Nationen diesen Putz übernommen?" — „Sehr wahr", entgegnete Williams, „aber wir Engländer haben die Erfindung sehr verbessert — wir taten das Hemde hinzu!"

(Aus einem alten Anekdotenlexikon.)

Ica Cameras ☆ Photobedarf ☆ Projektion

Ica Kinemato-graphen ☆ Ica Aktiengesellschaft Dresden-A 21.

70% Gas u. Kohle spart die Columbus-Dampfhaube



allein dadurch, daß die Speisen in den 3 oberen Töpfen durch pat. Erfindung ohne Extra-Gasverbrauch **ganz umsonst** angekocht u. gargekocht werden. Wie ist das möglich? So einfach wie beim Ei d. Columbus. Der sonst nutzlos aus dem untersten, unmittelbar über dem Feuer stehenden Topf entweichende Dampf wird unter einer doppelwandigen isolierten Haube aus Aluminium aufgespeichert, die Hitze unter der Haube steigt in wenigen Minuten rapid und bringt den Inhalt der drei oberen Töpfe in überraschend kurzer Zeit ohne vorheriges Ankochen ebenfalls zum Kochen. Die Dampfhaube paßt auf jeden Gas- oder Kohlenherd. — Beschreibung und Preisliste gratis.

H. Schell, Kochapparate, **Nürnberg,** Laufertorgraben 8

Wie ein Wunder wirkt Margonal-Hautsalbe (ges. gesch.). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein auch Wund b. Kind. u. off. Frostwund. Originaltöpfe zu M. 3.-, 5.50, 7.50. **Margonal Berlin SW 29.** Preisliste gratis.

Die neuesten Romane

Verlangen Sie von mir sofort frei meine hochinteressanten Roman-Verzeichnisse, die stets mehr als 2000 Bände bester, beliebter und neuester Autoren aufweisen. Wofür interessieren Sie sich besonders?

Carl Hermann Ludwig, Breslau 23/263.

Siphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta

enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Siphagol-Zahnpasta** überfettet, wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.

Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.**

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.

Preis M. 3.— für die 1/1 Tube, M. 1,80 für die 1/2 Tube.

Bitte meine Herren.....!

versuchen Sie einmal, die Haut nach dem Rasieren mit

Dr. Dralles Malattine

einzureiben. — — Sie werden von der wohltuenden Wirkung überrascht sein. — — Das wegrasierte Hautfett wird sofort ersetzt. Kein Spannen oder Brennen, sondern eine wohlige Kühle, eine sammetartige Weichheit und Geschmeidigkeit der Haut macht sich geltend. — **Außerdem wird die Haut gegen Witterungseinflüsse widerstandsfähig. — — Unübertreffliches Haut-Konservierungsmittel für Ärzte, Chemiker usw., die die Hände viel mit Sublimat oder scharfen Lösungen in Berührung bringen müssen.**

In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und Friseurgeschäften.

Dralle — Hamburg.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Auswechselbare kurze Knöpfe, wie man sie in Kragen einsteckt, erweisen sich auch für Nachtkleider, Nachtjacken und Kissenbezüge als außerordentlich praktisch, da die angenähten Leinenknöpfe bei der Wäsche nicht nur selbst leicht abreißen, sondern auch noch den Stoff dabei mitausreißen. Diesen Übelstand vermeidet man durch die kurzen Einsteckknöpfe, die man mit mehr oder minder breitem Kopf haben kann. Für sie muß man dann nur an den Stellen, wo sonst die angenähten Leinenknöpfe saßen, ein Bindloch machen, so daß man die Knöpfe durchstecken kann. Das ist eine einmalige Arbeit, während das Wiederannähen abgerissener Knöpfe und das Ausbessern des ausgerissenen Stoffes nach jeder Wäsche wiederkehrt. L. H.

Der alte gute Tee
Marke Teekanne
ist wieder eingetroffen

Creme „Mouson"
feinste, vollkommenste Haut-Creme.
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich
Fabr: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

Gegen Katarrhe
EMS
Emser Wasser

Globus-Silber-Putzpulver
Das feinste Putzmittel
für alle Metallgegenstände.
Vorzüglich zum Putzen von Essbestecken, da kein Geruch oder Geschmack.
Alleinige Fabrikantin: Frita Schulz jun. A.-G., Leipzig

Minimax, dies eine Wort
Ist bekannt an jedem Ort;
Nur ein kleiner Apparat
Ist es, aber trotzdem hat
Minimax, die rote Düte,
Als Feuerlöscher erster Güte
Xmal sich bewährt.

Minimax-Handfeuerlöscher von Mark 190 an.
Minimax, Berlin E. 72, Unter den Linden 2 u. 6.

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel
Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

LEBONA CREME
verschönert die Haut
Lebona Berlin
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Buchführung gründliche Unterweisung. F. Simon. Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie gratis Probebrief U.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M 7.50. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6

Schöne Augen

Reichel's Benet an. Augenwasser vergrößert die Augen, macht sie strahlend, anziehend, ausdrucksvoller und beseitigt dunkle Augenränder sowie Rötung. Arzt... Garantiert unschädlich! Flasche M. 6.— u. 1.—. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Krankenfahrstühle
Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 3
Katalog gratis.

In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Die Versicherungsgesellschaft
Thuringia
in Erfurt.
Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.
Vertreter in den meisten Orten.

Perhydrol-Mundwasser
u. Perhydrit-Mundwassertabletten
entwickeln reichliche Mengen freien aktiven Sauerstoffs, der dank seines gasförmigen Zustandes die gesamte Mund- und Rachenhöhle desinfiziert. Der Gebrauch des einen oder anderen Präparates beseitigt sofort unangenehmen Mundgeruch, konserviert und bleicht die Zähne, verleiht dem Gebiß ein gesundes, elegantes Aeußere und wirkt belebend auf das Zahnfleisch. Selbst bei jahrelangem Gebrauch absolut unschädlich. Literatur und Proben gratis.
KREWEL & Co. G. m. b. H. Chemische Fabrik, KÖLN a. Rh.
Versandhaus für Berlin u. Umgegend: Arcona-Apotheke, Berlin N 28, Arconaplatz 5.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 7. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Dr. Potoßky: „Das nervöse Kind“.

Die in unserer Zeitschrift veröffentlichte Artikelreihe „Das nervöse Kind“, Briefe eines Arztes von Dr. Carl Potoßky, ist im Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, nun auch in Buchform erschienen. Das geschmackvoll ausgestattete Werkchen, das der bekannte Kinderarzt Professor Dr. Langstein mit einem Geleitwort versah, kann zum Preise von Mark 4,— oder gebunden für Mark 7,— (nebst ortsüblichem Teuerungszuschlag) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Gegen Katarrhe
mser Wasser
EMS

Rein Gas, keine Kohlen,
nur eine Handvoll Holz- oder Bügelkohle braucht man zum Kochen eines Mittagessens auf dem patent. Columbus-Glühofen. 10 Pfd. Holzkohlen ersetzen 1½ Ztr. andere Kohlen. Geruch-, rauchlos u. rußfrei brennend, daher auch im Zimmer aufstellbar. Intensive, langanhaltende, den Topf unmittelbar umgebende Gluthitze. Preis z. Z. M. 45.—. Prospekt gratis. H. Schell, Kochapparate, Nürnberg, Laufertorgraben 8.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Paedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Mütter helft euren zahnenden Kindern, gebt
„Dentino“
das Zahnerleichterungsmittel. Lindert die Schmerzen, verhütet Krämpfe, Fieberanfälle usw.
— Zu haben in allen Apotheken und Drogerien. —
Schöbelwerke / Dresden 16.

Gratis versenden reich illustrierten Katalog über interessante Bücher.
Delasor & Seidel, Hamburg, Königstr. 36a.

„Lupa“
Beliebig verstellbare Büstenverstärker verleihen eine formvollendete Figur
Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form ohne jegliche Einlagen, da beliebig verstellbar. Wie Abbildg. M 30.75. Waschbar mit Geradehalter M 48.— Sehr beliebt. Prospekt kostenlos.
Nur zu haben von
Ludwig Paechtner, Dresden, Bendemannstr. 15 G

Endlich!
eine Zahnpaste für Ihre Zähne
ITHO
Wohlig erfrischend
Zahnsteinlösend
Fäulnis verhütend
Überall erhältlich
Phönix-AG. für Zahnbedarf, Berlin

Digitized by Google

Silbenrätsel.

Aus den Silben: Ba, be, bus, cen, des, do, do, drom, e, e, e, ger, go, ha, heim, hil, hip, is, kuk, lin, ly, me, nau, ne, nus, ot, po, pos, ra, ra, rhom, son, sos, spe, ti, to, u, um, ze sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Schillersches Zitat ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Weibl. Vorname, 2. Planet, 3. Mathematische Figur, 4. Münze, 5. Zirkus, 6. Fluß, 7. Sieg Alexanders des Großen, 8. Dichtung, 9. Himmelskörper, 10. Stadt in Böhmen, 11. Prophet, 12. Männlicher Vorname, 13. Stadt in Preußen, 14. Lehranstalt, 15. Baum, 16. Wandbekleidung.

Walter Lilienfeld.

Rätsel.

Winter war's, und sein Trabant, das Wort,
Hielt in starren Banden die Natur.
Aber tauschen ihren Platz sofort
Zwei von seinen Zeichen nur,
Schritt hindurch ich, konnte voll Entzücken
Seine Pracht und Schönheit nun erblicken:
Alles hell erglänzte schimmernd weiß
Zu des strengen Herschers Preis.

Logogriph.

Mit A als Name man es kennt,
Den schaudernd die Geschichte nennt.
Mit E schaut aus dem Mittelmeer
Es als bekannte Insel her.
Und hat ein e es nun am Schluß,
So zeigt es sich als deutscher Fluß.

H. v. F.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Dreifache Wandlung: Keiler, Keilerei, Keile, Eile.
Vier Schwestern: Die Räder am Wagen.

Quadrat-Rätsel.

G	O	L	D	A	M	M	E	R
G	L	A	S	H	Ü	T	T	E
D	A	C	H	S	T	E	I	N
L	B	I	N	W	E	B	E	R
B	U	N	D	S	C	H	U	H

Logogriph: Kummer, Hummer.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 7. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. * Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45 % erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zum Weißbleichen mißfarbener Zähne Zahnpaste

Chlorodont

Specificum gegen Lockerwerden der Zähne

Laboratorium Leo Dresden-N.

Ein neues Gesicht

Der einzige Weg zur Beseitigung aller Hautunreinigkeiten, hartnäckiger Pickel und Mitesser durch vollständige Erneuerung der Gesichtsoberhaut mit der seit fast 30 Jahren glänzend bewährten und ärztlich empfohlenen

Schälkur

Die neue Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit von allen Hautfehlern. M. 18,50 nebst Buch mit erprobten Ratschlägen kostenfrei.

Otto Reichel, Berlin 61

SO, Eisenbahnstr. 4 Spezialhaus f. biolog. Haut- u. Schönheitspflege

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik **Petri & Lehr** Offenbach a. Main

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Siphagol

Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA

Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 5.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 14.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Pastell- Oel- Aquarell-

malerei n. Natur u Vorlage u. Garantie absolut Aehnlichkeit u. kunstl. Wirkung sowie vorz.

Restaurierung

alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration" **M. Galle,** Breslau, Neudorfstr. 58, II. l.

Soeben erschien

Scherls Wandkarte von Mittel-Europa

Maßstab 1:3000000

auf bestem Friedenspapier

mit den Grenzen nach dem Frieden von Versailles und einem Karton von Finnland 95:123 cm, im Umschlag M. 3.60

Grenzen der in sechs Farben ausgeführten und reich beschrifteten Karte: Asowsches Meer; Petersburg: Brest; Sizilien.

Unentbehrlich für Politiker, für Zeitungsleser, für Haus u. Kontor

Im Buchhandel, sonst in den Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin

Bei der Buchhandlung .....

bestelle gegen Nachnahme — Betrag folgt durch Postanweisung — durch Postscheck Berlin 3111 (Nichtzutreffendes ist zu streichen)

..... Stück Scherls Wandkarte von Mitteleuropa, je Mark 3.60 einschließlich Teuerungszuschlag, Porto für 1 Stück 20 Pfennig, 6 Stück 40 Pfennig

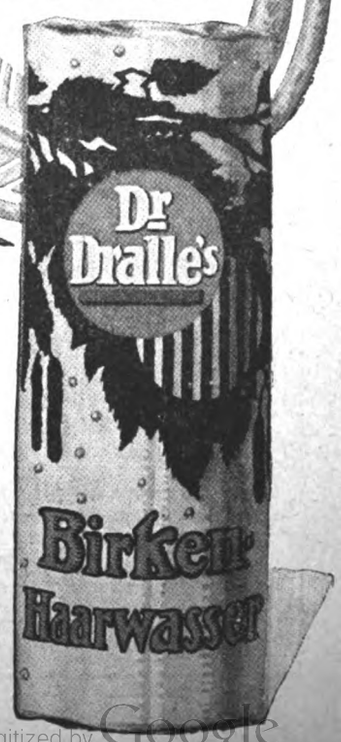
Name: .....

Stand: .....

Wohnort: .....

Wohnung: .....

... aber welches von den vielen?



Gebrauchen Sie vertrauensvoll

Es ist die seit 30 Jahren bewährte Originalmarke, reinigt die Kopfhaut, kräftigt den Haarwuchs, belebt und erfrischt die Nerven.

Digitized by Google

Allein. Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württ.)

Im besetzten Gebiete

sind innerhalb der britischen Besatzungszone alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften wieder zugelassen und können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Wir bitten unsere Leser, diese wichtige Nachricht möglichst umgehend an Verwandte und Bekannte in der Rheinprovinz mitzuteilen und ihnen zu empfehlen, die in unserem Verlage erscheinenden Blätter — „Berliner Lokal-Anzeiger", „Tag", „Abend", „Gartenlaube", „Woche", „Sport im Bild", „20. Jahrhundert", „Export-Woche", „Staatsbedarf", „Allgemeiner Wegweiser" und „Praktischer Wegweiser" — beim Postamt oder Buchhändler neu zu bestellen.

Creme „Mouson"

Feinste, vollkommenste Haut-Creme
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich
Fabr: J G Mouson & Co Frankfurt a M.

Ascaridin
das ideale
Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene
In allen Apotheken (2 Mark).
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim a.

Zum Aufbau des **geschwächten Körpers**
und der **Nerven,**
welcher durch **Krankheit, Aufregung,**
Sorgen, Schicksalsschläge
geschwächt und **heruntergekommen** ist.
Zur **Erlangung vollwertigen Blutes**
und **normaler Zirkulation.**

Zur Verlängerung des Lebensabends

Leciferrin-Tabletten Preis M. 4.— in Apotheken

Ga'enus Chemische Industrie, Frankfurt a. M.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr 185
Vert. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter.

Fragen Sie deswegen Ihren Arzt!

Ausführliche aufklärende Schriften grat. durch **Rad-Jo-**

Hamburg Amolposthof — **Versand G. m. b. H.**

oder durch
alle Apotheken, Droperien, Reformgeschäfte, Sanitätsgeschäfte und Bandagisten.

ca. 100.000 glänzende Anerkennungen von Frauen, welche Rad-Jo anwandten
Geprüft u. begutachtet von hervorragenden Ärzten u. Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig 43 Querstr. 26 28

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd Zunahme garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171

Auskunft umsonst bei
Schwerhörigkeit,
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Eine ideale Form

erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jed. Alters durch Anwendung mein. Mittels. **Eine Sendung zu M 5.— liefert Ihnen den Beweis. Ich garantiere für vollen Erfolg.** Porto extra. Schreiben Sie noch heute.

Vollst. Kur in allg. verständl. Fassung M 15.—
Versandhaus Kosmos, Dresden-A. 28/12
Bramsches. 11. Postscheckkonto Leipzig 39488.

KALOD
bes
ZAHN-C

Digitized by Google

1. Beilage zu Nr. 8. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45 % erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

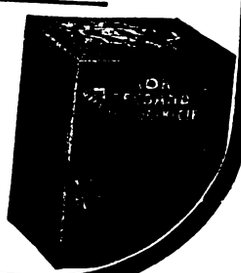
Blütenreinen Teint

sammetweiche, zarte Haut ersehnen alle, die unter Mitessern, Pickeln, Pusteln, grauer, fahler Haut und andern Teintfehlern leiden. Man vermeide kostspielige, oft schädliche Experimente mit unbekannten Mitteln, und man benutze nur die hautbelebende und gesundheitdienliche

Aok-Seesand-Mandelkleie

Regelmäßig bei jeder Waschung angewandt, beseitigt Aok-Seesand-Mandelkleie schnell und sicher alle Hautunreinheiten und Ablagerungen und macht den Teint rein, weiß und zart. Man achte auf Aok-Seesand-Mandelkleie.

Aok-Seesand-Mandelkleie ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben. Ueber systematische, erfolgsichere Schönheits- und Körperpflege unterrichtet die Broschüre Exterikultur, gegen Einsendung von 20 Pf. zu beziehen von den Kolberger Anstalten für Exterikultur, Wilh. Anhalt G.m.b.H., Ostseebad Kolberg.



CREME ELCAYA
nicht fettend
von köstlichem Wohlgeruch
macht die Haut weich wie Sammet
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen
Jünger & Gebhardt, Berlin S.14

Studenten-Utensilien-Fabrik
älteste u. größte Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn G.m.b.H., Jena I. Thüringen 65.
Man verl. gr. Katal. grat.

gesetzl. Heilsalbe geschützt
COMBUSTIN
ärztl. empfohlen für Brandwunden, Flechten, Offene Füsse, Aderbeine, Frostschäden, wunde rissige Haut.
Erhältlich in den Apotheken
Allein. Hersteller F. Winter Jr. Chem. Fab. Abt. Pharm. Präparate Fährbrücke

Blasse Damen
Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöhen Liebreiz und Schönheit machtvoll. „Jugendrose“, das natürlichste Wangenrot von wahrer Lebensfrische. Flasche Mk. 5.50 und M 8.50.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Marke Teekanne
bietet Gewähr für Qualität und Preis

Digitized by Google

Das Wörterbuch als Unterhaltungslektüre.

Daß es nicht immer der phantastische Inhalt eines Buches sein muß, der es zu einer fesselnden Lektüre macht, mag folgendes zeigen. Nur wenige werden sich denken können, daß man ein Wörterbuch zu anderen Zwecken vornimmt als lediglich, um sich über Sinn, Herkunft und Bedeutung eines Wortes zu unterrichten. Felix Dahn, der Dichter des „Kampf um Rom", der ein geborener Münchener war, frühzeitig aber aus dieser Heimat fortkam, zuerst nach Würzburg, dann nach Königsberg und schließlich nach Breslau, wo er vor ein paar Jahren starb, erzählt: „Durch diese innigste Vertrautheit mit dem Landvolk wuchs und wächst mir immer höher die gemütswarme, die begeisterte Liebe zu dem an Mut, Kraft, Humor und echtester Naturpoesie so reich begabten bayerischen Stamm, so zwar, daß jeden andern Abend nach des Tages Last und Arbeit mir meine liebe Frau eine Seite aus Schmellers kostbarem Wörterbuch vorlesen muß: Wir wechseln dabei nur mit dem Grimmschen Wörterbuch ab. Dann stiegen und steigen, an Pregel und Oder, während der Wind aus Rußland oder von den Karpathen den Schnee an die Fenster warf oder wirft, die grünen Halden von Loisach oder Mangfall, der Bergesheimat liebe Bilder steigen aus der versunkenen Jugendwelt mir wieder auf: In Scherz und Ernst wohltätig das Gemüt entrückend aus dem Drang der Gegenwart und ihrer drückenden Arbeitslast, aus den Kämpfen des Tages, aus der oft so gehaltleeren Geselligkeit, aus den Aufregungen auch der dichtenden Phantasie. Manche Leute können es nicht begreifen, daß wir beide nun schon seit 18 Jahren jeden Abend in einem Wörterbuch lesen!" — Kam nun freilich auch bei Dahn dazu, daß er als Germanist und als Dichter ein wissenschaftlich-berufliches Interesse am Lesen eines Wörterbuches hatte und aus jenen Wörterbüchern Kenntnisse für seine wissenschaftlichen Arbeiten und dichterischen Werke schöpfte, so waren es — vor allem bei dem Lesen von Schmellers Wörterbuch — doch die Erinnerungen an die Heimat, die den trockenen Stoff des Lexikons fesselnd machten und ihn mit den Empfindungen des eigenen Gemütes belebten. Das Ehepaar — auch die noch lebende Gattin Dahns ist Dichterin — hat diese tägliche Wörterbuch-Lektüre noch viele Jahre fortgesetzt.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege

Sabol

Kopfwaschpulver

vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.75.

SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 8.— geg.** Nachn. **Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lohr Offenbach a. Main

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — nicht fettend

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung
fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt
mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Biologische Schönheitspflege

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur"

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 20.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert.

Preis M. 5.50

Ausdrucksvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht.

Preis M. 6.—

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor", D. R. P. Nr. 269561. Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen.

Preis M. 10.50

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam"

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 5.50

Doppelflasche . . . . . Preis M. 10.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Jsolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde" ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten.

Preis M. 6.—

Schröder - Schenke Berlin W. 15.

Potsdamerstr. P. 26 b vorn II. Etage.

Wien Wollzeile 15. Zürich Bahnhofstr. 31.

HANS LINDENSTAEDT.

---

1 Wir zahlen gute Preise für **Marken u. Sammlungen**

Phillpp Kosack & Co., Berlin C 2.

KALODONT

beste

ZAHN-CRÊME

Strauß-federn Echte Reiher

in mein. anerk. guten Qualität, „Luto"

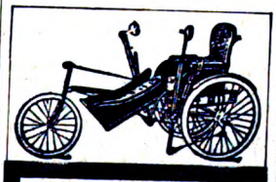
Paradiesreiher	v. M.	9.75 an
Kronenreiher	„ „	35.— „
Stangenreiher	„ „	8.50 „
Straußfederboa	„ „	35.— „

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.

Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.

Ausgezeichnet wirkt Margonal-Hausalbe (ges. gesch). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein auch Wund. b. Kind. u. off. Frostwund. Originalkrüge zu M. 3.-, 5.50, 7.50. **Margonal Berlin SW 29.** Preisliste gratis.



A. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
Katalog gratis.

Die Mutterliebe wacht

treu über das Wohl der Kleinen und sorgt deshalb dafür, daß

Dr. Dralles Malattine

stets zur Hand ist. — Diese fettfreie Hautkrem ist ein köstlicher Balsam, ein wahrer Schmerzenslinderer für die Lieblinge. — Gerade die zarte, empfindliche Haut des Kindes erfordert sorgsame Pflege, zumal in der rauhen Jahreszeit. — Malattine ist von wunderbarer Wirkung gegen rauhe, gerötete, spröde oder aufgesprungene Haut und macht diese geschmeidig, widerstandsfähig, frisch und sammetweich.

In allen Drogerien, Parfümerien, Friseurgeschäften sowie Apotheken.

Dralle — Hamburg.

Digitized by Google

Der Große Kurfürst als Poet.

Der Mann, der auf den Trümmern des alten Deutschen Reiches die Grundsteine für ein neues formte und legte, hatte keine Zeit zum Versemachen. Einmal tat er's doch. Da war Herr Nicolaus Peucker, der Hof-, Stadt- und Staatsdichter an der Spree, der Meister der „Wohlklingenden Pauke", der ehrenhalber die Hochzeiten und Taufen bei Hofe besang und kalbskeulenhalber die in der Stadt. Der fand eines Tages, daß auch der Hof einmal etwas Handgreiflicheres für einen Sänger tun könnte. Er gab dies dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm ernstlich zu verstehen in einem Gedicht, worin er ihn als den großen Nimrod feierte und bescheiden aber unzweideutig der Meinung Ausdruck gab, daß der große Nimrod von dem Überfluß seiner Jagdbeute ihm, dem braven Peucker, auch einmal einen Rehbock oder dergleichen sozusagen als poetisches Rezensionsexemplar ablassen könnte. Der Große Kurfürst begriff. Von der nächsten Jagdbeute wurde Herrn Peucker eine veritable Sau ins Haus gebracht benebst einer eigenhändigen poetischen Bedankung des Fürsten, die lautete:

„Der große Nimrod gab Befehl:
Aktäon, nämlich der von Oppen,
Soll Niclas Peuckern seine Kehl'
Mit einem wilden Schweine stoppen."

Creme Mouson
feinste, vollkommenste Haut-Creme.
Verbürgt bei regelmäßiger Anwendung
zarte weiße Haut.
In Tuben und Töpfen überall erhältlich
Fabr.: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

Schönheits- und Gesundheitspflege
Verlangen Sie **kostenfrei ausführliche ärztliche Broschüre** über rationelle Körper-, Haut-, Haar-, **Gesichts-**, Mund- und Zahnpflege usw. sowie ausführliche Preisliste über bewährte Kosmetika. Aerztliche Beratung.
Dr. Gebhard & Co., Berlin 2 0, Potsdamer Str. 104b.

Liphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta
enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Liphagol-Zahnpasta überfettet,** wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.
Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.**
Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.
Preis M. 3.— für die 1/1 Tube, M. 1,80 für die 1/2 Tube.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel, Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten

Stuhlträgheit
beseitigt man erfolgreich mit Dr. Weise's bewährten Rhabarberpillen in 4 Stärken. Ausf. Prospekt frei.
Dr. Gebhard & Co.,
Berlin 161, Potsdamer Str. 104e.

„Fön" elektrische Heißluftdusche
ist sofort lieferbar.
Aluminium-Ausführung.
Die Marke „Fön" leistet
Gewähr für sicheren Betrieb
und ist in jedem Apparat eingeprägt.
Der patentierte „Sanax"-Vibrator ist der beste Hand-Massage-Apparat.
Ueberall erhältlich!
Fabrik: Electricitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin N 24.

Kranken Frauen und Mädchen
teile ich kostenfrei gegen Rückporto mit, wie ich von langjähriger Blutarmut und Bleichsucht und ihren Folgeerscheinungen (Schwäche- und Erschöpfungszuständen, Nervosität usw.) in kurzer Zeit befreit wurde.
Frau B. Heinig, Berlin 102, Potsdamer Str. 100, I.

LEBONA CREME
verschönert die Haut
Lebona Berlin
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Zum Schulwechsel!
Schulen und Lehranstalten, Erziehungsinstitute, Pensionate usw. dürfen nicht versäumen, sich vor Beginn des Sommerhalbjahres dem großen Leserkreise der „Gartenlaube" in empfehlende Erinnerung zu bringen. Eine Anzeige in der Rubrik „Unterricht und Erziehung" unseres weitverbreiteten Familienblattes bringt jede Ankündigung Hunderttausenden von Lesern aus dem guten Mittelstande vor Augen. Auskunft und Kostenberechnung erteilt „Die Gartenlaube", Abteilung für Anzeigen, Berlin SW 68.

GLOBUS-Rostfleck-Entferner
unentbehrlich für Wäsche
wirkt rasch sicher schadlos
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schäden aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Reconvalescentionspillen; ganz besonders bei Hautschlägen, Geschlechtsblüten, roter Nase, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L.

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf **trockenem** Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Ges. gesch. Aerztlich empfohlen. Dosen zu M. 2.—, 3.50 u. 5.— bei **Damenfriseuren,** in **Parfümerien** oder frk. von Pallabona-Gesellschaft, München C. 39. Nachahmung. weise man zurück.

Thüringisches Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilung für Ingenieure. Techniker u. Werkmeister
Dir. Prof. Schmidt.

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee
Programm durch das Sekretariat.

Sonne unseren Kindern!
Im bayer. Hochland auf sonniger Alm findet bescheidene Zahl erholungsbedürftiger rekonvaleszenter Kinder liebevolle Familienaufnahme unter Schwester- und ärztlicher Aufsicht. Ia Verpflegung. Selbstversorger. Künstliche Höhensonne im Hause.
Frau Dr. Bardenheuer, Garmisch-Partenkirchen.

Reformschule Schloß Kirchberg an der Jagst (Württ.) 400 m ü. M. Luftkurort. **Landerziehungsheim.** — Herrliche, gesunde Lage. Vorschule bis Prima aller höh. Schulen. Gediegener Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregelt. Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Anerk. vorzügl. reichliche Kost. Beste Empfehlungen. Prospekt. Jahrespreis 1500,— M., Oberklassen 1800,— M. + 20% Teuerungszusch., Geschwister und Kriegswaisen 20% Ermäßigung.

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

1. Beilage zu Nr. 9. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Trennungsrätsel.

Getrennt spricht sie das Wort zum Gatten:
„Ein schönes Bild wünsch' ich mir heiß,
Modern und voll von Licht und Schatten."
„Ei Kind, du denkst nicht an den Preis!
Was Schlechtes will ich kaufen nimmer,
Ich hätt's in wenig Wochen satt,
Könnt seh'n es nicht in deinem Zimmer."
„Na, Schatz, komm mit mir in die Stadt,
Dort fand im Kunstverein erst heute
Ein Werk von einem Meister ich,
Und siehst du's, wird es dir zur Freude,
Nicht reut das Geld dich sicherlich!"
Gesagt, getan! Nach wenig Stunden
Prangt an der Wand das Bild schon dort,
Der Preis ward nicht zu hoch befunden,
Weil es vom ungeteilten Wort.

E. Schmidt.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main).

Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden.

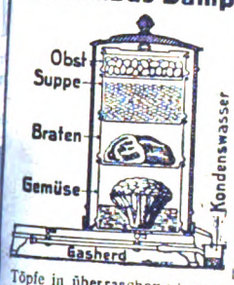
Zuckerkranke!

wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit

Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

70% spart

die Columbus-Dampfhaube an Gas u. Kohle



allein dadurch, daß die Speisen in den 3 oberen Töpfen durch pat. Erfindung ohne Extra-Gasverbrauch ganz umsonst angekocht u. gargekocht werden. Wie ist das möglich? So einfach wie beim Ei d. Columbus. Der sonst nutzlos aus dem untersten, unmittelbar über dem Feuer stehenden Topf entweichende Dampf wird unter einer doppelwandigen isolierten Haube aus Aluminium aufgespeichert, die Hitze unter der Haube steigt in wenigen Minuten rapid und bringt den Inhalt der drei oberen Töpfe in überraschend kurzer Zeit ohne vorheriges Ankochen ebenfalls zum Kochen. Die Dampfhaube paßt auf jeden Gas- oder Kohlenherd. — Beschreibung und Preisliste gratis.

H. Schell, Kochapparate, **Nürnberg**, Laufertorgraben 8

Pastell-Oel-Aquarell-

malerei n. Natur u. Vorlage u. Garantie absolut. Aehnlichkeit u. künstl. Wirkung sowie vorz.

Restaurierung

alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration" **M. Galle**, Breslau, Neudorfstr. 58, II l.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.

M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185

Verl. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Linksrhein. Import u. Versandgeschäft

an der deutsch-holländischen Grenze

liefert

Lebensmittel

in Wertpostpaketen an **Selbstverbraucher.**

Platzvertreter gesucht.

A. Weckenmann, Cleve (Niederrhein).

Großhandelserlaubnis.

Strauß-federn Echte Reiher

in mein. anerk. guten Qualität.

„Luto"

Paradiesreiner	v. M.	9.75 an
Kronenreiner	„ „	35.— „
Stangenreiner	„ „	8.50 „
Straußfederboa	„ „	35.— „

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.

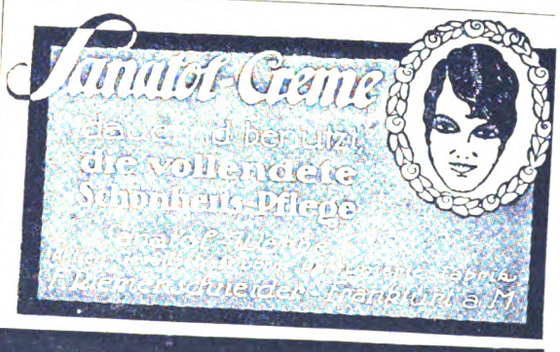
Sam. Meyer, Hamburg 5 M, Steindamm 35 Gegründet 1877.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Jaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS



Nerven- und Körperschwäche

Neurasthenie und die Folgen der Unterernährung beseitigt mit **auffallendem Erfolge „Promonta"**, die reine Darstellung jener organischen Phosphorverbindung, welche nach neuester wissenschaftlicher Forschung unsere Nerven- und Muskelzellen aufbaut. **„Promonta"-Nervensubstanz** liefert dem Körper große Mengen Zellkerne, gewissermaßen die Grundsteine für den Zellenaufbau, erzeugt dadurch rasch und **dauernd** frische, kräftige Nerven- und Muskelzellen an Stelle verbrauchter oder fehlender; sie beseitigt die Schäden der Unterernährung. **Auffallende** Steigerung des Körpergewichts und der Spannkraft, der geistigen Regsamkeit, Gesundung und Verjüngung sind die beglückende Wirkung eines „Promonta"-Genusses von wenigen Gramm täglich.

Leiden Sie an **Nervenschwäche, Unterernährung, Bleichsucht und Blutarmut, nervösen Störungen** dann verlangen Sie

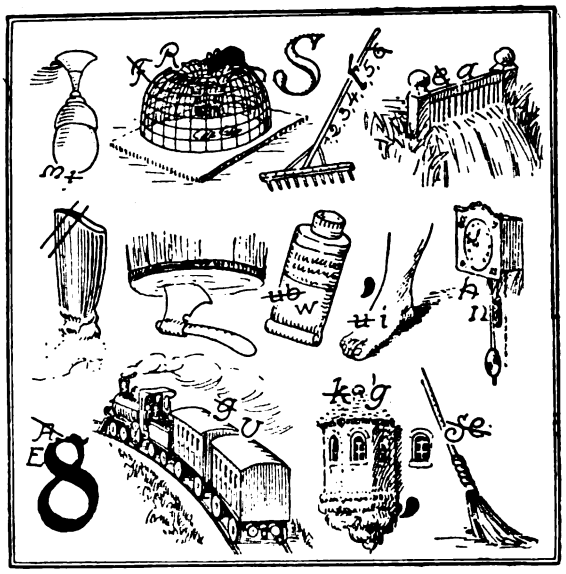
kostenlos eine Gratisprobe

„Promonta"-Nervensubstanz nebst ausführlicher Broschüre von der

Wissenschaftlichen Abteilung der Chemischen Fabrik „Promonta" G. m. b. H., Hamburg 6/17.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Max Handrick



Kapselrätsel.

Fünf Zeichen, wenn ein Männernamen; —
Gibt man zwei andre Laute ihm als Rahmen,
Aus denen ein gar holdes Frauenwesen,
Von einem mächt'gen Gott geliebt, zu lesen, —
Alsdann erblickt man die unsel'ge Stadt,
Die einst Jehovas Zorn vernichtet hat.

H. v. F.

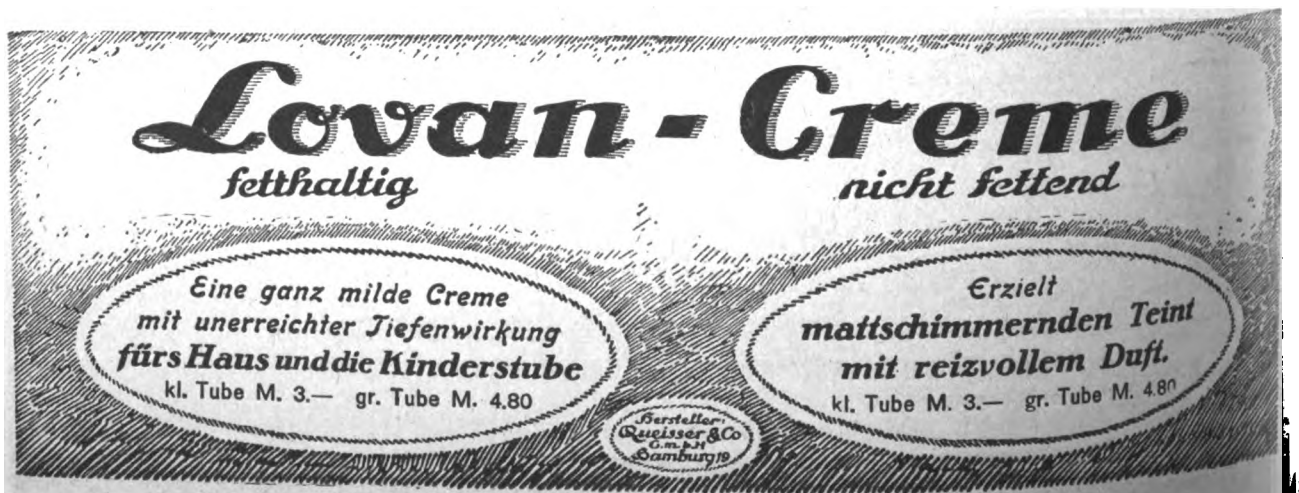
Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Silbenrätsel: 1. Dora, 2. Uranus, 3. Rhombus, 4. Centime, 5. Hippodrom, 6. Donau, 7. Issos, 8. Epos, 9. Sonne, 10. Eger, 11. Harakut, 12. Otto, 13. Hildesheim, 14. Lyzeum, 15. Espe, 16. Gobelin.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen.

Rätsel: Frost, Forst.

Logogriph: Alba, Elba, Elbe



Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 9. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. * Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Genötigt wird nicht!

So ist's wenigstens bei uns jetzt Sitte. Immer freilich und überall ist's nicht so gewesen, denn Brauch und Sitte wandeln sich nach Zeit und Ort. Auch heute noch gibt es Länder, in denen genötigt wird wie bei uns einstmals, und vielleicht auch noch in kleinen deutschen Orten und auf dem Lande, wohin die moderne Anschauung noch nicht gedrungen ist. Dieser modernen Anschauung entspringt das Empfinden, daß es für den Gast sehr unangenehm ist, mehr essen zu müssen, als ihm bekömmlich ist, oder aus Höflichkeit etwas essen zu müssen, was ihm nicht schmeckt. Die schwedische Landbevölkerung steht, was die Nötigung anbetrifft, noch auf dem ältesten Standpunkt: Bei Hochzeiten muß dort der Brautvater, wenn das Brautpaar bereits bei Tische sitzt, alle Gäste auf dem Hofe zusammensuchen und zur Teilnahme einzeln auffordern, um sie an den Tisch zu bringen. Auch die Grönländer fürchten für gefräßig gehalten zu werden, wenn sie nicht sich erst lange zum Zulangen nötigen lassen. Die Indianer heucheln selbst bei starkem Heißhunger größte Gleichgültigkeit und müssen immer wieder und wieder zum Essen genötigt werden. Die Mongolen halten es für unanständig, alles aufzuzehren. Ähnlich war es bei uns früher. In den Werken, aus denen unsere Großeltern gute Sitte und Lebensart lernten, kann man lesen, daß man stets auf dem Teller einen „Anstandsbissen" zurücklassen

Zum Weißbleichen mißfarbener Zähne Zahnpaste

Chlorodont

Specificum gegen Lockerwerden der Zähne

Laboratorium Leo

Dresden-N.

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt.

Masch.-, Elektro- u. Hütteningen., Techniker u. Werkmstr.

○ Programm frei. ○

Fabriklehrwerkstätten.

Lauten, Gitarren, Mandolinen

und alle anderen Musikinstrumente.

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann

Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Auskunft umsonst bei Schwerhörigkeit,

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Engelbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.

Viscifin-Kraftnahrung

kräftigt den Körper, die Nerven, steigert die Lebenskraft, Energie!

Für Diabetiker Extrapackung

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien.

Unentbehrlich für Nervenleidende, Kinder, Greise, Kranke, Rekonvaleszenten, stillend. Frauen u. Wöchnerinnen, Bleichsüchtige, Blutarme, Magen-, Darm- und Lungenleidende.

Pharm. Schöbelwerke, Dresden-A. 16.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik **Petri & Lehr** Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Siphagol

Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA

Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

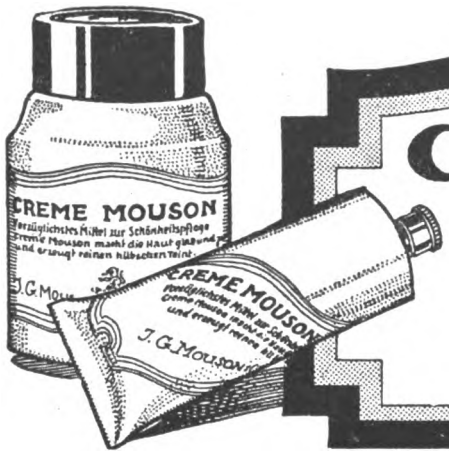
Digitized by Google

müsse. Das ist glücklicherweise längst bei uns abgekommen, weil man es als unzweckmäßig erkannt hat, etwas sich zuzulangen, was man nachher umkommen lassen müßte. Bei den Arabern wird so lange genötigt, bis der Gast auf eine Weise, die bei uns als unanständig gelten würde, zeigt, daß er satt sei, nämlich durch den Naturlaut des Aufstoßens, den bei uns jeder zu verbergen trachtet, der aber bei den Arabern als eine Höflichkeitsbezeigung gegen den Wirt angesehen wird. Auch in Indien gilt solche Sitte. Bei den Abessiniern schmatzt man vor Wohlbehagen, wenn man völlig gesättigt ist. Bei der Landbevölkerung Südrußlands herrscht die Gepflogenheit, so lange zu nötigen, wie noch etwas zum Essen da ist; die Gastgeber machen von Zeit zu Zeit auf das noch Vorhandene aufmerksam, und schließlich nötigt man die Gäste, den Rest zu teilen. In einzelnen Gegenden Spaniens geniert es nicht, wenn die Gäste sich von Gerichten, die ihnen besonders gut schmecken, noch einpacken lassen, um zu Hause noch davon zu haben. Ebenso ist es dort Sitte, Speisen aller Art, Kohlgerichte, Suppen usw., als Geschenke ins Haus zu bringen oder zu schicken. Bei anderen Völkern wird zwar zum Essen nicht, aber doch zum Trinken genötigt. So darf bei den Serben der Wirt die Gäste nicht eher entlassen, als bis sie mehr oder weniger betrunken sind. Dies gilt besonders bei Weihnachtsgesellschaften, wo man es als eine gute Vorbedeutung für das kommende Jahr ansieht, wenn das Haus von recht viel bezechten Gästen verlassen wird.

Paganini und der Droschkenkutscher. Der berühmte Geiger Paganini hatte eines Abends im Theater von Florenz aufzutreten, wo er das Gebet aus der Oper „Moses“ auf nur einer Saite, der G-Saite, spielen sollte. Er verspätete sich etwas in seinem Hotel und nahm daher einen Fiaker. Die Strecke bis zum Theater war gar nicht sehr groß, dennoch forderte der Kutscher das unverschämte Fahrgeld von zehn Lire. „Sind Sie verrückt?“ fragte ihn der Künstler empört. — „Durchaus nicht; Sie verlangen ja für einen Platz in Ihrem Konzert das gleiche.“ — Paganini lachte, reichte ihm aber trotzdem ein sehr reichlich bemessenes Fahrgeld und meinte: „Das ist doch ein Unterschied. Ich werde Ihnen aber die verlangten zehn Lire zahlen, sobald Sie mich auf einem Rade fahren!“

Diese
sind geputzt mit
Nigrin

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württbg.)



Creme „Mouson“

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*
in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J.G.Mouson & Co Frankfurt a/M.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M 8.** gegen Nachn. **Sontag & Co., Cöln 54 Mainzer Str. 24.**

Laxogran
(Name ges. gesch.)
Laxogran hat gegenüber anderen Abführmitteln den großen Vorzug der Dauerwirkung.
General-Depot und Versand
Hohenzollern-Apotheke, Berlin W. 10, Königin-Augusta-Straße 50. Lützow 133.
Zu beziehen durch jede Apotheke.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 16.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Gewissenh. **Deutung!!!** Ihrer Handschrift Mk. 5.—, noch ausführlicher Mk. 10.—. **K. Frommhold, Glauchau 30 in Sachsen. Schlachthofstr.**

Kein Gas

und keine Kohlen, nur eine Handvoll Holz- oder Bügelkohle braucht man z. Kochen ein. Mittagessens a. dem pat. **Columbus-Glühofen.** 10 Pfund Holzkohlen ersetzen 1½ Ztr. andere Kohlen. Auch im Zimmer aufstellbar. Preis z. Z. 45,— M Prospekt gratis. **H. Schell,** Kochapparate, **Nürnberg.**

Nervenschwäche, nervöse Störungen jeder Art. Ausführliche ärztl. Broschüre kostenfrei **Dr. Gebhard & Co., Berlin 110, Potsdamer Str. 104.**

Gratis versenden reich illustrierten Katalog über interessante Bücher. **Delasor & Seidel, Hamburg, Königstr. 36a.**

Die neuesten Romane
Verlangen Sie von mir sofort frei meine hochinteressanten Roman-Verzeichnisse, die stets mehr als 2000 Bände bester, beliebter und neuester Autoren aufweisen. Wofür interessieren Sie sich besonders? **Carl Hermann Ludwig, Breslau 23/283.**

J. H.
Warmer Mehlpudding ein vollständiges Mittagessen aus feinstem Mehl mit Mandeln, Korinthen, Rosinen etc. schmeckt vorzüglich. 1 Paket **3.— Mark.** 1 Postpaket, 10 Pakete, **30.— Mark** franko.
Nährhafer-Kakao als Morgengetränk für Kinder, Erwachsene und Kranke, leicht verdaulich, sättigend, nicht stopfend. Preis **5.— Mark** pro Paket.
Wir suchen überall auch für unsere anderen Nährmittel Vertreter.
Janke Nährmittel-Fabrik G. m. b. H. **Hannover**

Färberei Zantop, Hildesheim
Färben von Stoffen und Garderoben in denkbar feinsten u. echtesten Farbentönen.
Chemisch-Reinigen aller Kleidungsgegenstände. Grosser Postversand.
Schnellste Rücklieferung.
Aufträge und Anfragen sind direkt an Färberei Zantop, Hildesheim, zu richten.

Ideale Formen
erhält jede Dame dauernd durch Anwendung meines **Garantie-Mittels.**

Probe M. 4.50; Orig.-Dose M. 8.50; Doppel-Dose M. 15.—. Porto extra. — Voller Erfolg garant., sonst Geld zurück. **Sanitätshaus W. Planer, Charlottenburg 4, Abt. B. 87.**

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Wie die Dienstboten in der „guten alten Zeit“ behandelt wurden.

Von den Dienstboten und ihren Unarten und Mängeln, die auch in früheren Jahrhunderten peinvoll zutage traten, wird im Hauptteil unserer Nummer Ausführliches erzählt. Daß man Dienstbotensünden mit recht drakonischen Strafmitteln zu ahnden beflissen war, lehrt z. B. eine sogenannte „Haus- und Hof-Ordnung“, die am 10. März 1665 die adelige Herrschaft Hardenberg für ihre gesamte Dienerschaft erließ und die als merkwürdiger Beitrag zur Kulturund Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts hier mitgeteilt sei. Nachdem von vornherein im Eingang den Bediensteten erklärt wird, daß

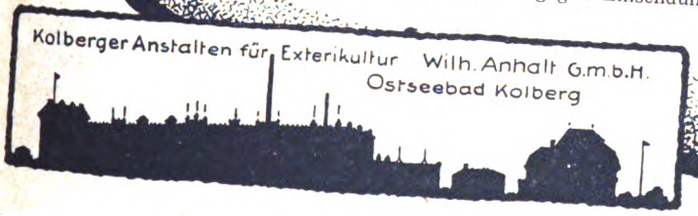
Die Cremes der
Exterikultur

verdanken Ruf und Beliebtheit nicht nur ihrer auserlesenen Beschaffenheit und ihrem dezenten, anhaltenden und doch unaufdringlichen Wohlgeruch. Was sie an die Spitze aller Hautpflegemittel stellt, das sind die hervorragenden Erfolge: jugendfrischer zarter Teint, sammetweiche, glatte Haut.

Aok-Creme
zur allgemeinen Hautpflege
aus feinsten Fetten hergestellt, beseitigt zuverlässig rauhe, trockne, spröde Haut, unscheinbaren, grauen Teint. Vorzügl. Heilwirkung bei aufgesprungener, entzündeter Haut.

Dermaok
die nichtfettende Creme
hilft sicher gegen glänzenden, fettigen Teint, (für Herren sehr angenehm nach dem Rasieren) schützt zuverlässig vor Witterungseinflüssen, daher beliebt bei allen Sporttreibenden.

Wer sich über die Exterikultur-Schönheitspflege eingehend unterrichten will, verlange die Zusendung der illustrierten Kunstdruck - Broschüre „Exterikultur“ gegen Einsendung von 20 Pfennig.



FLITTERT

Die Versicherungsgesellschaft
Thuringia
in Erfurt.
Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.
Vertreter in den meisten Orten.

Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
Katalog gratis

Goethe Weimar. Sophien-Ausgabe und alle **Klassiker** Tempel — Insel — Georg Müller, München — Meyer (Bibl. Institut) — Bondi — Cassirer Cotta — Behr — Gold. Klassiker — Helios — Hesse usw. **Friedensausgaben** in Originaleinbänden kauft auf **W. Schnock, Königsberg,** Münzstr. 19.

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6

LEBONA CREME
verschönert die Haut
Lebona Berlin
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Digitized by Google

sie „allzumal grobe, ungehobelte, dumme, unachtsame Kerle“ wären, werden die folgenden strengen Regeln aufgestellt: „Wer nichts aus der Predigt behält, der soll wie ein Hund liegend auf der Erde sein Mittagbrot fressen. Wer flucht, soll eine Stunde lang mit bloßen Knien auf einem scharf gehobelten Brett Buße tun. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angesagt ist, versäumt, soll mit schwerem Gewichte belastet auf dem Esel reiten oder auch die Pritsche erhalten. Wer in Briefe guckt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage nacheinander die Bastonade erhalten und fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem soll sein Kamerad die Hosen glatt anziehen und ihm jeder drei Hiebe geben. Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Reverenz wieder abzunehmen. Wer aber nascht und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl hervorzutreten und deutlich und laut das Tischgebet zu beten. Wer stockt, empfängt sechs spanische Nasenstüber. So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll sich gebärden, als wenn er sich wasche, während einer ihm Wasser auf die Hände gießt, ein anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Ruten so lange abtrocknet, bis sie wohl bluten. Desgleichen, wer ungekämmt aufwartet, solcher solle im Stall mit dem Pferdestriegel tüchtig gestriegelt werden. Wer ein Glas übervoll einschenkt und es dann mit seinem eigenen Maul abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Pritschenordnung. Wer unreine Gläser präsentiert, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen und sechs italienischen Nasenstübern. Dieweil es ein unleidentliches Werk sei, wo die Bedienten langsam essen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggezogen werden. Wer die vorgesetzte Speise nicht essen will, fastet die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Wer mit schmierigen, zerrissenen Kleidern aufwartet, wird Spießruten gejagt. Haben sich zwei geprügelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal mit dem Stecken ausmachen, in Gegenwart des Hauswächters, und wer den andern schont, seine besonderen Prügel erhalten.“ — Von Tadelworten und höflichen Ermahnungen scheint man sich offenbar der Dienerschaft gegenüber keine große Wirkung versprochen zu haben.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege
Sabolgesellschaft Kühn u. Co. Durlach/B.
Sabol
Kopfwaschpulver
vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.75.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 8.— geg. Nachn. Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
fetthaltig nicht fettend

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

2. Beilage zu Nr. 10. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 45% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Schätze unterm Dachboden.

Kein größeres Vergnügen gab es für uns Kinder, als in unbewachten Augenblicken in die Rumpelkammer einer alten Tante zu entwischen und dort mit fieberhafter Neugier herumzukramen. Was war Aladins Wunderlampe gegen dieses geheimnisvollen Märchenreiches bunte Herrlichkeiten, die sich da in unerschöpflicher Fülle darboten! Zwar von den endlosen Ballen enggekritzelter Predigten wollen wir nicht reden; unfaßlich schien es uns, daß ein einzelner Mensch, und sei es selbst unser Großvater, und mochte er an neunzig Jahre alt geworden sein, eine solche Menge Papier beschrieben haben konnte und dann das Geschriebene doch wohl auswendig gelernt haben mußte. Aber da waren auch in endloser Reihe die langen Pfeifen eben dieses Großvaters, eine immer länger, eine immer merkwürdiger und drolliger als die andere; da waren uralte Uniformen und seidene Kleider und komische Möbel und sonderbare Lampen und verstaubte Bilder mit Plüschrahmen und Vasen und Teppiche und Bücher in Schweinsleder und Koffer aus Rindleder und ein zerbrochenes Spinett und tausenderlei rätselhafte Trümmer. Ein Berg zerrissener Strümpfe lag da — es müssen die Strümpfe von Generationen gewesen sein —, aber mehr interessierten uns alte Mausefallen oder jene heute kaum mehr aufzutreibenden Vexierschlösser, die nur zu öffnen waren, wenn vier Buchstaben das gleiche Wort ergaben wie vorher, als man das Schloß hatte einschnappen lassen. Und über allem wogte familiengeschichtlicher Zauber, der Duft irgendeiner Erinnerung, einer Erzählung, eines wundersamen Märchens.

Wir haben unsere alte Tante, die alles aufhob und nichts wegwarf, keine Stecknadel, kein Stückchen Bindfaden, oft ein wenig

Neuenahrer Sprudel für Hauskuren

gegen **Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm- u. Blasenleiden, Leber-, Nieren- u. Halskrankheiten. — Ueberraschende u. glänzende Heilerfolge.**

Kalt getrunken, angenehmes, erfrischendes und stärkendes **Tafelgetränk** für täglichen Gebrauch. Rein natürliche Füllung.

Erhältlich in allen Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen sonst bei der **Kurdirektion, Bad Neuenahr, Rhld.**

in Körben mit 25, 30 und 50 Flaschen.

KALODONT
beste
ZAHN-CRÊME

von köstlichem Wohlgeruch
macht die Haut weich wie Sammet
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen
Jünger & Gebhardt, Berlin S.14

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa" Formen-Mieder
mit beliebig verstellbarem **Büstenverstärker** und **Rückenhalter** in einem Stück

Kein Korsett erzielt einesolch **formvollendete** Figur wie „Lupa", welches gleichzeitig **volle** Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorz. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. ausgeschn. Hüft. weiß od. champagnef. aus vorz. Stoff. M. 118.—. Taillenw. über dem Kleide angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos

Nur zu haben bei
Ludwig Paechtner
Dresden 2, Bendemannstr. 15
Bei Einsendung von Stoffen 40% Rabatt.

Digitized by Google

spöttisch die Spartante genannt und sie nicht selten weidlich geneckt mit ihrem: „Übrigens, auf meinem Boden steht noch —"; aber der Lauf der Dinge hat gezeigt, daß sie weiser gewesen war als wir alle, die wir ihre pedantische Sparsamkeit mitleidig belächelt hatten. Als ich sie unlängst besuchte, war jener Berg zerrissener Strümpfe ins Wandern gekommen, und vor ihm, in der Flickstube, saß die gute Tante, emsig sortierend und damit glühende Kohlen auf die Häupter ihrer spottsüchtigen Neffen und Nichten, Schwestern und Schwägerinnen sammelnd.

Und wie ihr, so sind unzähligen Hausfrauen die Schätze unterm Dachboden, die lange mißachteten und vergessenen Wertstücke der Rumpelkammer, zum Segen und zur Freude geworden. „Auf dem Boden steht noch —!" Es klang oft wie ein Jubelschrei in dieser Zeit, wo es so schrecklich viel Geld und so schrecklich wenig gediegene Ware zu erschwinglichem Preise gibt. Früher brauchte man all diese Bodenschätze nicht; wollte sie nicht gerade wegwerfen — wollte es aber doch aus den Augen haben, das „alte Gerümpel", „dös G'lump, dös G'raffel", wie man im Bayerischen sagt. Nun feiert es eine freudig begrüßte Auferstehung aus fingerdickem Staub und jahre-

Geschäftliches.

Trocken-Haarwäsche. Ein Mittel, das von Damen, die es kennen, regelmäßig gebraucht wird, ist Pallabona. Ein Ausbürsten des Haares unter Anwendung einer geringen Menge Pallabona reinigt das Haar von Staub und lästigem Fett. Pallabona ist bei Damenfriseuren, in Parfümerien und Drogerien stets auf Lager.

„Ich wette," sagte Herta Dehm, „ich wette, es gibt zehnmal so viele begeisterte Teeanhänger als Kaffeefreunde. Kaffee muß man nach einem guten Essen trinken, aber Tee ist das Getränk der poetischen Dämmerstunde." „Sie sind eine Schwärmerin, Fräulein Herta," meinte Assessor Linge, „aber wenn es Ihnen Freude macht, wollen wir Stimmen für und gegen den Tee sammeln. Also, verehrte Anwesende, Fräulein Herta Dehm behauptet, es gäbe zehnmal so viele Tee- als Kaffeefreunde. Wer also ihre Ansicht teilt, erhebe sich von seinem Sitz." Die ganze Gesellschaft stand auf, nur Fredy Kühn blieb protestierend sitzen. „Der einzige, der gegen mich ist", schmollte Herta. „O nein, Fräulein Herta, ich bin nur nicht mit der Fragestellung einverstanden. Ich bin Feinschmecker, für mich muß die Frage lauten: Bester Tee und bester Kaffee. Dann entscheide ich aber immer noch für allerbesten Tee." „Kleiner Schäfer", lachte Herta. „Natürlich kann nur allerbester Tee in Frage kommen, also nur ‚Marke Teekanne'." „Bravo," rief Assessor Linge, „der Sieg ist mit Ihnen, Fräulein Herta, und mit ‚Marke Teekanne'."

Kein Gas

und keinen Spiritus, nur eine Handvoll Holz- oder Bügelkohle braucht man z. Kochen ein. Mittagessens a. dem pat. **Columbus-Glühofen.** 10 Pfund Holzkohlen ersetzen 1½ Ztr. andere Kohlen. Auch im Zimmer aufstellbar. Preis z. Z. 45,— M Prospekt gratis. **H. Schell, Kochapparate, Nürnberg.**

Studenten-Utensilien-Fabrik älteste u. größte Fabrik dieser Branche. **Emil Lücke, vorm. Carl Hahn & Sohn, G.m.b.H., Jena i. Thüringen 65.** Man verl. gr. Katal. grat.

Uluminub Blut

Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltarin** seit dreißig Jahren wirksam erprobt. Sch. 3.—. Dbl. 3 Schacht. 8.75. **Otto Refchel, Berlin 61 Eisenbahnstraße 4.**

Ideale Formen

erhält jede Dame dauernd durch Anwendung meines **Garantie-Mittels.** Probe M. 4.50; Orig.-Dose M. 8.50; Doppel-Dose M. 15.—. Porto extra. — Voller Erfolg garant, sonst Geld zurück. **Sanitätshaus W. Planer, Charlottenburg 4, Abt. B. 87.**

Kaps-Flügel Pianinos

Kunstspiel-Flügel-Symnola — Kunstspiel-Pianinos-Symnola

Kataloge gern zur Verfügung.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei. **August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 128. Gegr. 1862.**

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Institut Boltz Einj., Prim., Abitur. **Ilmenau i. Thür.** Prospekt frei.

Bruchbänder, Bandagen, Artikel zur Gesundheitspflege billigst. Liste gratis und franko. **Karl Klages & Co., Berlin NW 21,** Wullenweberstrasse 6

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.**

Elastisch federleicht! Nur Partout ist nach orthopädisch. ärztlich. Grundsätzen der einzig **zweckmäßige Rückenhalter. Unerreicht. Wirkung!** Prospekt gr. gratis **Heinrich Loewy,** 1859 **Berlin C.** Dorotheenstr. 77

Schöne Formen

Damen, auch solche, welche ohne Erfolg alles angewendet haben, wenden sich vertrauensvoll an mich. Meine neueste Erfindung auf dem Gebiete der Kosmetik sichert Ihnen Erfolg i. 6—8 Woch. Bereits üb. 10.0 Dank. schr. Näh. teile geg. Einsend. v. 30 Pf streng diskr. mit. Kosm. Institut **I. Ledwoch, Weinböhla i. Sa.**

Blasenschwäche!

wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Engelbrecht" München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

A. W. VOLTMANN Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer
Katalog gratis.

Digitized by Google

langer Vergessenheit. Hier fehlt ein Stück Stoff, dort braucht man einen Gardinenhalter —: Kinder, auf dem Boden ist noch beides! Und wenn es auch nur Stecknadeln oder Bindfaden oder alte Kartons waren: man braucht sie jetzt und ist selig, daß man sie noch hat. Ja, die Rumpelkammer birgt gegenwärtig oft Werte, die sich inzwischen kapitalisiert haben und dem knappen häuslichen Budget nachdrücklich zu Hilfe kommen können: Alte Teppiche, selbst wenn sie beschädigt sind, werden heute unglaublich hoch bezahlt, und die Schachtel mit Zahngebissen, die aus Pietät für die verstorbenen Träger sorgfältig aufgehoben wurden, hat einen Inhalt, der jetzt vielleicht Tausende wert sein mag.

Am glücklichsten sind aber in der Regel die Brautpaare über die Schätze unterm Dachboden. Sie plündern die elterlichen und verwandtschaftlichen Rumpelkammern mit freudestrahlenden Augen, denn da gibt es richtiggehende Möbel, die den unerschwinglichen Hausrat vorläufig ersetzen oder doch ergänzen können. Was zerbrochen, verschrammt, zerrissen ist, läßt sich mit immerhin mäßigen Kosten wieder herstellen. Da sind Betten, sogar daunengefüllte, da sind Vorhänge, Lüster, Bilder, Küchengerätschaften — „Tantchen, wir können alles brauchen!“ Und sieht der junge Haushalt auch ein bißchen bunt und zusammengewürfelt aus, so ist das doch tausendmal schöner für das junge Paar, als wenn es möbliert wohnen müßte, und man gewinnt solch ein zusammengestoppeltes Heim oft unendlich viel lieber als die kostbarste Einrichtung. So glänzt das Märchenlicht der Rumpelkammer, das den Kindern die jungen Sinne bezauberte, nach langen Jahren in das junge Eheglück der Erwachsenen hinein und wiederholt die alte Märchenweisheit, daß aus einem häßlichen Entlein mitunter ein schöner Schwan werden kann.

Haben wir nicht noch manchen andern Dachboden, der vergessene und mißachtete Schätze birgt? Sollten wir in dieser Zeit, die uns so gebieterisch lehrt, uns auf alles zu besinnen, was wir noch besitzen und was man uns nicht nehmen kann, nicht einmal ein wenig in der Rumpelkammer unserer deutschen Dichtung, unserer deutschen Musik, unserer deutschen Geschichte, ja unserer deutschen Seele überhaupt Nachschau halten, um uns zu vergewissern, was etwa da noch „auf dem Boden steht“? Manche Werte und Kräfte mögen dort wohl schlummern, die uns heute unschätzbare Dienste leisten könnten. Ihrer uns zu erinnern, sie zu suchen, zu heben und zu nützen — das wäre die zeitgemäßeste Moral unseres kleinen Rumpelkammermärchens.

Dr. Ernst Franck.

Wer sich über unerhörte Schusterrechnungen ärgert, verwende Duroform.

Duroformierte Sohlen halten 3—4mal so lange. 1 Flasche mit Gebrauchsanwe's. für 2—4 Paar Sohlen 6.50 M. inkl. Porto u. Nachn. **Duroform-Versand** Berlin-Reinickendorf-Ost 10.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Haun e** Dresden-Löbtau 8. Katalog gratis. In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Auskunft umsonst bei **Schwerhörigkeit,** Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo“.** Bequem und unsichtbar zu tragen. Ärztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht“, München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerd., Ischias, alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntag 10—11 Uhr.

Siphagol - Zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta

enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Liphagol-Zahnpasta überfettet,** wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.

Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.**

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.

Preis M. 3.— für die 1/1 Tube, M. 1,80 für die 1/2 Tube.

F. TODT

Kgl. Schwedischer Hoflieferant.

Pforzheim

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Spezialität: Feine Juwelen u. künstlerischer Schmuck

Firma gegründet im Jahre 1854

Neuzeitlicher, silbergetriebener Blumenschmuck in künstlerischer Ausführung, mit und ohne Steine, als **Anhänger, Broschen u. Broschnadeln.** Auf Wunsch Abbildungen zu Diensten. Auch werden **Reparaturen jeglicher Art** oder **Umarbeitungen** älterer, getragener oder abgenutzter **Gold- u. Silbersachen** bestens und billigst ausgeführt.

Kaufe gegen Barzahlung echte Steine, Perlen, Schmuck jeglicher Art, Gold, Silber, Platin, Bestecke.

Combinierte Hautschälkur

zur gründlich. Beseitigung aller Hautunreinigkeiten durch Erneuerung der Gesichtsoberhaut. Seit 30 Jahren sicher bewährt. M. 18.50 **Otto Reichel, Berlin 61,** Eisenbahnstr. 4. Größtes Spezialhaus für biolog. Hautpflege.

? Seelenergründung ?

Wissenschaftl. Charakterbeurteilung nach Schrift und Photographie. (3, 6 u. 10 Mk.) durch: **Julius Guder, Kamen i.W., Markt 8.** Prosp frei.

Digitized by Google

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Zeile M. 2.—, für Stellengesuche M 1,5) (ohne Rabatt). Teuerungsaufschlag 45%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

19jährige Tochter eines Oberingenieurs sucht ohne gegenseitige Vergütung

Aufnahme

in gutem Hause auf dem Lande bei vollkomm. Fam.-Anschl. Lehrt auch Klavier. Bevorz Hannover, Braunschweig, Mecklenb Anerb u. H.W.278 a Ala-Haasenstein&Vogler, Breslau.

Für 16jähr Mädchen wird **Aufnahme im Pfarr-, Lehrer- oder Forsthause** auf d. Lande zur Erlernung d. Wirtschaft, ev. gegen Vergütung, zum 1. April gesucht. Familienanschluß Bedingung.

Frau Gerichtssekr. Stein, Meseritz, Brätzer Straße 20.

Gebildete Dame,

30 J. alt, **sucht Stellung** in besserem frauenlosen Haushalt zur vollständigen Führung desselben. Witwer mit 1—2 kleineren Kindern nicht ausgeschlossen. Gehalt und Antritt nach Übereinkunft. Werte Off. unt. **E. 100 an Carl Brendel, Merseburg.**

Stellenangebote

Fleißiges, gewissenhaftes Mädchen nach

Heidelberg gesucht.

Dauernde Stellung in kleinem Haushalt mit 1 Kind. Gute Verpflegung und liebevolle Behandlung zugesichert. Gehaltsansprüche nebst Photographie und Angabe des frühesten Eintritts an **Frau Gartenarchitekt Kayser, Heidelberg, Rohrbacher Straße 31.**

Der Frankfurter Schwesternverband

der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, nimmt **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei **äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf.** Näheres **Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Geeignete Kraft.

Ich suche z. Entlastung meiner Frau in **Haushaltg. u. Geschäft** geeignete, **durchaus zuverlässige Kraft** bei Familienanschluß. Angebote mit Bild und Gehaltsansprüchen erbeten an

Fritz Immisch, Borna (Bezirk Leipzig).

Zum 1. März oder später suche ich für den Haushalt eines Lebensmittelgeschäfts ein gewandtes und erfahrenes **Fräulein als Wirtschafterin.**

Ländliche Kleinstadt Nähe Thüringens. Offerten unt. **J. R. 13788 an Rudolf Mosse, Berlin SW 19.**

Kauf Tausch Verkehr

Täglich frische Butter. Keks,

16 Mark pro Pfund. **Konditorei Schönberger, Guben N.-L.**

Platin!

Brennstifte, Draht, Blech etc. kaufe z. eig. Gebr. per Gramm zu

160 Mark,

größeres Quantum höhere Preise! **Angebote an Dr. Wagner, Köln E, Moltkestr. 133.**

Wittes Strumpf-Versand Dessau, Rabestraße 8, empfiehlt **nur Privatleuten Socken und Strümpfe** aller Größen **in besten Qualitäten.** Preisliste kostenlos.

Vermischtes

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Für vornehme Dame,

sehr vermögend, Witwe, 50 Jahre, **suche Gemahl,**

Gentlemen-Aristokrat u. von den besten Eigenschaften d. Herzens, damit sie in dieser Zeit nicht ohne Schutz sei. Zuschriften unter **P. 7610 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Lehrerin,

24 J., ev., an höher Schule tätig, blond, schl. Erscheinung, heiter, sonniges Wesen, musikalisch, durchaus kein Blaustrumpf, möchte **zwecks Neigungsehe** mit Akademiker in Briefwechsel treten. Zuschr. u. **M. 7609 erb. an A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Dame erster Kreise, kinderlose vermög. Witwe, evngl., blond, ganz alleinst., frische, gesunde Fünfzig (57), stattl., angen. Erscheinung, anschmieg. Charakt., tiefe Geistes- u. Herzensbildg., prakt. Hausfrau, möchte charaktervollen Herrn vornehmer Gesinnung u. Erscheinung, in gesich. höh. Lebensstellung, der sich ebenf. sehr wieder nach einer lieben, treuen Lebenskamerad **Heirat** kennen lernen sehnt, zwecks **Heirat** kennen lernen. Nur ehrliche, ausführl. Zuschriften, mögl. mit Bild, unt. Zusich. strengst. Verschwieg. erbet. unter **O. 1337 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Gutsbesitzerstochter,

ev., 36 J., verm., mittelgr., sympath. Erscheinung, w. d. Bek. eines gesunden, gutsit., geb. Herrn m. gut. Charakt. zwecks bald. **Heirat.** Beim. ord. Ausst. Off., mögl. m. Bild, unt. **L. 7590 an A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, erb.**

Ehe Sie jemand Vertrauen schenken, lassen Sie dessen Charakt. **zuverlässig u. streng wissenschaftl.** a. d. Handschrift beurteil. Honorar 5 M. **Breitenbach-Siegen,** Postlagerk. 40.

Neigungsehe!

W. Dame v. apart. Wesensart, gereift. Lebensansich., gediegen. Charakt., best. Ruf, gut. Herk. würde mir als Lebensgef. d. Ausüb. m. **Künstlerberufs** erwünscht? (Nur Zinsgen., n. Kap. erw.) B. akad. geb. Bildhauer, 38 J., schl., ges., sol., strebs. Antw. u. Photo sof. zur. **Postlagerk. 133 Hannover 1.**

Beamter,

51 J., Witwer, wünscht sich wieder ein gemütl., freundl. Heim u. möchte daher mit Dame mit heiterem Gemüt u. in entsprechendem Alter, welche denselben Wunsch hegt, in Briefwechsel treten behufs Verehelichung. Aufrichtig gemeinte Zuschriften erbeten unter **R. 7611 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berl n SW 68.**

„Welt-Detektiv"

Auskunftei Preiss Berlin 23

Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges **Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte,** (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe Vermittlung.

Seit 1869 erteilt diskret zuverlässige — Auskünfte —

Auskunftei „Borsicht", Leipzig, Roßstr. 2

Wollen Sie heiraten,

einheiraten ev. n. Schweiz, verlang. Sie interes. Unterhaltungs- u. Heiratsblatt. In g. Deutschl. u. Schweiz verbr. Probenummer Mk. 1.20 m. vielen Anträgen von Herren u. Damen a. all. Kreisen. **Heim-Verlag, Ober-Uhldingen,** Bodensee.

Liebevolle Lebensgefährtin

sucht **Prokurist** in guter Position mit entsprech. Vermögen. Event. **Einheirat.** Off. erb. u. D. 7601 an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Reichsbeamter im Bankfach,

37 J., evang., jugendl., mittelgr. Erscheing., vermögend, l. zw. Ehe reifer Bekanntsch. mit herzensgut. Dame, auch Wwe. Ausstatg., Zuschuß n. erwünscht. Vertrauenso. Bildoff. (Rückdg. ehrenw.) unter L. 1335 an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

GLOBUS-Rostfleck-Entferner

unentbehrlich für Wäsche

wirkt rasch sicher schädlos

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Fritz Schulz jun. A.-G, Leipzig.

Ein reizendes Ostergeschenk

„Das Buch vom Osterhas"

Text von Josef Tratzmüller. Bilder von F. Kracher.
23×28 cm auf starkem Kunstdruckkarton.

Kart. M. **9.50.**

Viele farbige Bilder und dazu eine spannende Geschichte vom Osterhasen. Zwei treffliche Kenner der Kinderseele haben sich hier vereint, um in fröhlichen Versen und mit köstlich frischen Bildern des Osterhasen wundervolles Reich und ihn selbst zu schildern.

Verlag Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Zu haben in allen Buchhandlungen oder vom Verlag.

Was will der Lebensbund?

Der Lebensbund hat als erstes u. ältestes Unternehmen eine Organisation der Reform des Sichfindens eingeführt, die mit ganz beispiellosem Erfolge Gelegenheit bietet, in vornehmer, taktvollster Form und auf verschwiegenste Weise unter Gleichgesinnten passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennen zu lernen. Tausende von Erfolgen und ständiger Eingang von glänzenden Anerkennungen aus allen Kreisen. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Größte Verbreitung. Eigene Zweigstellen im Auslande. Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pfg. unsere Bundesschrift. Geschäftsstelle Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Leipzig-Schkeuditz 607 Zusendung verschlossen ohne Aufdruck.

Reiseführer

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

10)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). **Sanatorium Dr. Steyerthal.** Für innere und Nervenleiden.

Feldberg i. M. **Sanatorium.** Wald- und Seengebiet. Prospekte **Sanitätsrat Dr. Kausch.**

Moorbad Polzin **Kaiserbadsanatorium,** Ischias, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden. Besitzer **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Wannsee **Erholungsheim Nikolassee,** Lohengrinstraße 30, Nähe Bahnhof. Fernruf 671.

Mitteldeutschland.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue im Erzgebirge. **Sanitäts-Rat Dr. Pillings Sanatorium** für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleiden, Stoffwechselkrankheiten, Hydrotherapie, Diätetik, Massage, Elektrische Luft-, Lichtkuren, Heilgymnastik, Röntgenkabinett.

Sachsen.

Leipzig **Hotel Sedan** am Hauptbahnhof. Ausgang rechts. I. Ranges.

Radebeul-Dresden **Sanatorium Bilz.** Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. **Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium.** Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Thüringen.

Bad Blankenburg Thüringer Wald **Sanatorium am Goldberg.** Leitender Arzt: **Dr. Wittkugel.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Sanatorium. Kurhaus Walzer.** Herz- und Nerven-Leiden. Tabes. Mäßige Preise. Offiziersheim. **Dr. Walzer.**

Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Hotel Augusta Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Lindau im Bodensee, auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. **Hotel Bayerischer Hof.** I. Ranges, alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer **W. Spaeth.**

Oberstdorf **Allgäu.** Schönster Hochluftkurort. 843 Meter. Hervorragender Winteraufenthalt. Auskünfte Kurverein.

Partenkirchen **Partenkircheer Hof.** Moderne [illegible] sige Hotel-Pension, eigene Konditorei. [illegible] betrieb.

Schweiz.

Arosa **Arosa Kulm.** Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel. [illegible] windgeschützte Lage. **Besitzer: Sieber.**

Waldsanatorium. Aller Komfort. Moderne [illegible] liche Einrichtung. **Leitender Arzt Geheimer Sanitätsrat Dr. W. Roemisch,** Näheres Prospekte.

Davos-Platz **Buols Kurgartenhotel.** Vorzügliche Küche [illegible] liche, warme Gesellschaftsräume.

Lugano-Castagnola **Kurhaus Monte Brè.** Sonnenreichste Lage der Südschweiz. [illegible] gung uneingeschränkt. Arzt: Dr. Kurhaus.

St. Moritz **Savoy-Hotel** von Ranges in herrlicher Lage.

Luzern **Kurhaus Sonnmatt.** Erholungsbedürftige, Verdauungskranke. Vorzügliche Verpflegung. [illegible] Herzkranke.

Digitized by Google

Die erste Tageszeitung.

Die erste Tageszeitung, — das ist wenig bekannt — gab Julius Cäsar heraus. Durch die römischen Geschichtsschreiber Sueton und Tacitus wissen wir darüber durchaus Zuverlässiges. Cäsar hat dieses Organ in einer Periode seines tätigen Lebens begründet, in der die Konsularpflichten seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Zweifellos aber zeugt diese Schöpfung Cäsars von seiner geistigen Bedeutung und der richtigen Einschätzung des Wertes der raschen Bekanntgabe und Verbreitung öffentlicher Angelegenheiten. Der Erfolg dieses römischen Staatsanzeigers, der „acta diurna", wie ihn Cäsar nannte, war groß, was durch häufiges Zitieren bei Rednern und Geschichtsschreibern bewiesen wird. Tacitus erzählt in seinen Annalen, daß Publikum und Heer ihn stets mit Spannung erwarteten. Außer über wichtige politische Ereignisse berichtete er über alles, was in der Siebenhügelstadt vorkam, Prozesse, Strafvollziehungen, Wahlen, Opfer, Wunder, Todes- und Unglücksfälle, Zwistigkeiten, Neubauten usw. Die Aktuarii, Cäsars Reporter, überbrachten ihm alles Wissenswerte. Die vornehmsten Beamten übernahmen die Verantwortlichkeit für die Nachrichten, und so ist denn selten ein Blatt von gleichem Authentizitätswert erschienen. Freilich konnte sich die „Auflage" nicht im entferntesten mit derjenigen unserer heutigen Blätter messen: Der Staatsanzeiger erschien in 15 bis 20 Exemplaren, von denen man eines im Kapitol aufbewahrte; die anderen wurden schnellstens in der Stadt und in der Provinz verbreitet.

Preisliste frei.

Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig 43 Querstr. 26 28

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs im Gesicht und am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben der Wurzeln **für immer** bei Anwendung unserer modernen ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädlich u. schmerzlos.** Selbstanwendung. Sofort. Erfolg garant. **Preis M. 8.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Cöln 54, Mainzer Str. 24.**

Geistig Schaffende...

gebrauchen

Es erquickt die Nerven, fördert die Schaffenskraft und den Flug der Ideen, macht frisch und rege. Außerdem stärkt und erhält es den Haarwuchs.

Digitized by Google

Rösselsprung.

		len-	men	und		
zu	beim	stolz	kraft	ken	her-	frei
le	ge-	car-	wie	fi-	und	freu-
den-	schiff	zu	sei	zens-	beim	de
nug	für-	er-	va	len	dig-	ben
den-	ken	al-	be-	ben	hat	füh-
mit	dein	ge-	gott	les	le-	keit
		rings	um	ge-		

Silbentauschrätsel.

Meine Heimat: der Hain;
Meine Amme: die Erde;
Wehrlos war ich:
Ein Zwerg bezwang mich;
Meine Wunde beweist,
Wie alt ich geworden.

Nun wechsle und tausche
Die Teile des Wortes:
Was wirklich gewesen,
Wird bald zum Symbol.
Du Rater des Rätsels,
Was sinnst du? Du selber,
Winziger Wicht,
Bist mir verbunden
Und bildest mein Ende;
Das andre verbirgt
Nebel und Nacht.

Johannes Schürmann.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Trennungsrätsel: Lieber Mann, Liebermann.
Bilderrätsel: Wer alles Rechte wahrhaft liebt,
weiß Unrecht zu vergeben.
Kapselrätsel: Erich, Jo, Jericho.

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend

Osra G.M.B.H. Frankfurt a.M.

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — nicht fettend

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint

durch

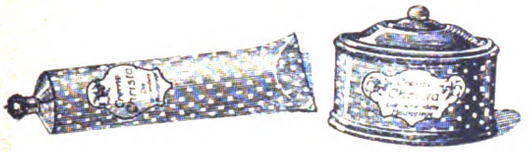
Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 7.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57



Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit

durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

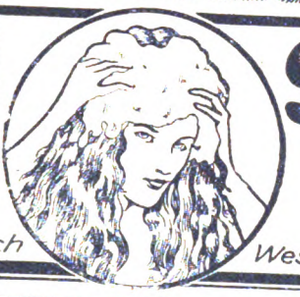
6 Bäder Mk. 5.–, 12 Bäder Mk. 9.–. In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W57. Abt. T 4

Duftal Schampun



Beste Haarwäsche

in Veilchen, Kamille

Teer, Eau de Cologne

stark schäumend

von zartem Wohlgeruch

gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 5.–. Ueberall erhältlich

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Zuckerkranke!

wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit Ferd. Nessel I, Rheinboellen E. 138

Auskunft umsonst bei

Schwerhörigkeit,

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

WELTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Goedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Magere

Damen

erlangen prächtige, vollendet schöne Formen, frisches Aussehen durch die **echten Leneclos Nähr- und Kraftpillen,** welche eine natürliche Vergrößerung, besseres Wachstum unentwickelter od. geschwundener Figur bew. rken durch natürliche Kräftigung wieder festigen. Für

Blut und Nerven

zugleich von hoher Wirkung. Kein Reklamemittel, durch medizinisch-wissenschaftliche Erfahrung begründet! In Wirkung e nzia und völlig unschädlich. — Preis Mark 10.— **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Zum Weißbleichen mißfarbener Zähne Zahnpaste

Chlorodont

Specificum gegen Lockerwerden der Zähne

Laboratorium Leo

Dresden-N.

Digitized by Google

Kleine billige Fischchen als Abendbrotzukost. Die kleinen Flußfische, die sich zum Backen eigentlich nicht recht eignen, da sie im Vergleich zu ihrem Nährwert unverhältnismäßig viel Fett verschlingen, legt man deshalb besser nach Art der beliebten Bismarckheringe sauer ein, sie geben dann eine vorzügliche Beigabe zu Kartoffeln in der Schale. Man kann die verschiedensten Fische dazu verwenden, kann Barsche, Weißfische, ganz kleine Zander und Hechte, Plötzen, Rotaugen und ähnliche gebrauchen. Sie alle werden sauber geputzt, ausgenommen, der Länge nach geteilt und dann 48 Stunden in milden Weinessig gelegt. Man trocknet sie nun zwischen Tüchern ab und reibt sie mit einer Mischung von ¾ Salz und ¼ Zucker ein, worauf man sie mit Pfeffer, gestoßenem Gewürz, einigen Lorbeerblättern, feingehackter Zwiebel, Pfeffergurken- und Tomatenscheiben in einen Steintopf schichtet. In einem kleinen Weinglas voll Essig, der mit Apfelwein zur Hälfte verdünnt und erhitzt wurde, löst man einen Brühwürfel und gießt die Flüssigkeit über die Fischchen, die vor Gebrauch fünf Tage an kühlem Ort stehen müssen. Ho.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel
Bielefeld

Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Siphagol

Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA

Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schlacken aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 5.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabr.
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30 171

Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.
In Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M

KALODONT
beste
ZAHN-CRÊME

Pastell - Oel - Aquarell-
malerei n. Natur u. Vorlage u. Garantie absolut. Aehnlichkeit u. künstl. Wirkung sowie vorz.
Restaurierung
alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration"
M. Galle, Breslau, Neudorfstr. 58, II l.

Keine zerrissenen Schuhe mehr!

Atlas-Schuhkitt

D. R. P.

millionenfach bewährt seit 7 Jahren, repariert
ohne Naht u. Nagel
wasserdicht u. haltbar.

Große Tube Mk. 3,—
Kleine „ „ 2,—

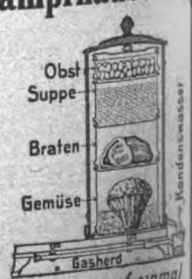
Alleinhersteller:
Atlas-Werke Pöhler & Co.
Abt. chem. Fabrik
Leipzig-Stött. Nr. 34

Wiederverkäufer allerorts gesucht!

Original Ortelt

Einkoch-Apparate u. Gläser zuverlässige Konstruktion
Gustav Ortelt Oels i/Schl.

Columbus-Dampfhaube



3 Kuchen auf einmal — 4 Speisen auf einmal

Nur 8 Pfg. Gas

für ein ganzes Mittagessen braucht die patentierte Columbus-Dampfhaube. Eine einzige kleine Flamme genügt für Suppe, Braten, Gemüse und Obst; die Gasrechnung — jetzt der Schrecken der Hausfrau — schrumpft auf den dritten Teil zusammen. Das am meisten Gas verbrauchende vorherige Aufkochen fällt weg, denn die Dampfhaube besorgt dies ganz von selbst ohne jede Aufsicht, nichts kann anbrennen, nichts überlaufen, selbst die Milch nicht. Alles wird, da im Dampf gekocht, viel zarter, schmackhafter und leichter verdaulich. Auch kann man während des Kochens die Aluminium-Isolierhaube abheben, um Zutaten zu geben, alles kocht hernach sofort weiter.

Aber das Entzücken der Hausfrau sind die mit der Backeinrichtung unter der Haube hergestellten knusperigen Braten und die schön gebräunten Kuchen und Aufläufe; auch sterilisiert die Dampfhaube billig und bequem, stellt Marmelade, Fruchtsaft und Gefrorenes her. Sie paßt auf jeden Gas- oder Kohlenherd. — Beschreibung und Preisliste gratis.

H. Schell, Kochapparate, Nürnberg, Laufertorgraben 8.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden (After) würmer) M. 4,50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 12. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Bezugspreis: M 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Für das besetzte Gebiet

sind jetzt auch nach der französischen Besatzungszone sowie nach den Orten der früheren amerikanischen Zone des Oberpostdirektionsbezirks Trier — ausschließlich Rheinpfalz und Brückenkopfgebiet Kehl — sämtliche deutschen Zeitungen und Zeitschriften im Wege des Postbezuges zugelassen mit Ausnahme nur der ausdrücklich verbotenen Blätter. — Wer zur Erhaltung des Deutschtums im besetzten Gebiet beitragen will, sorge unter seinen dort lebenden Angehörigen und Freunden für die Verbreitung nationaler Zeitungen und Zeitschriften, wie z. B. „Berliner Lokal-Anzeiger“, „Tag“, „Gartenlaube“, „Woche“, „Sport im Bild“, „Allgemeiner Wegweiser“, „Praktischer Wegweiser“.

Blütenreinen Teint

sammetweiche, zarte Haut ersehnen alle, die unter Mitessern, Pickeln, Pusteln, grauer, fahler Haut und andern Teintfehlern leiden. Man vermeide kostspielige, oft schädliche Experimente mit unbekannten Mitteln, und man benutze nur die hautbelebende und gesundheitdienliche

Aok-Seesand-Mandelkleie

Regelmäßig bei jeder Waschung angewandt, beseitigt Aok-Seesand-Mandelkleie schnell und sicher alle Hautunreinheiten und Ablagerungen und macht den Teint rein, weiß und zart. Man achte auf Aok-Seesand-Mandelkleie.

Aok-Seesand-Mandelkleie ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben. Ueber systematische, erfolgsichere Schönheits- und Körperpflege unterrichtet die Broschüre Exterikultur, gegen Einsendung von 20 Pf. zu beziehen von den Kolberger Anstalten für Exterikultur, Wilh. Anhalt G.m.b.H., Ostseebad Kolberg.

Wildhirt & Eilbrecht

Offenbach a. M. 2. Spezialfabrik v. Krankenselbstfahrstühlen. Katalog gratis

Gallensteine!

beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser Beugamit. Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis. Beumers & Co. Köln, Salierring 55

„Damenbart“

und lästige Haare verschwinden sofort für immer bei Gebrauch meines bewährten, unschädlichen Mittels. Preis M. 4,75. Nur zu beziehen durch „Excelsior“ Versand und Verlag, Leipzig-Gohlis I, Abt. 5.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schlacken aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L 6

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik Rich. Maune, Dresden-Löbtau 8. Katal. gratis.

Nerven- und Körperschwäche

Neurasthenie und die Folgen der Unterernährung beseitigt mit auffallendem Erfolge „Promonta“, die reine Darstellung jener organischen Phosphorverbindung, welche nach neuester wissenschaftlicher Forschung unsere Nerven- und Muskelzellen aufbaut. „Promonta“-Nervensubstanz liefert dem Körper große Mengen Zelkerne gewissermaßen die Grundsteine für den Zellenaufbau, erzeugt dadurch rasch und dauernd frische, kräftige Nerven- und Muskelzellen an Stelle verbrauchter oder fehlender; sie beseitigt die Schäden der Unterernährung. Auffallende Steigerung des Körpergewichts und der Spannkraft, der geistigen Regsamkeit, Gesundung und Verjüngung sind die beglückende Wirkung eines „Promonta“-Genusses von wenigen Gramm täglich. Leiden Sie an Nervenschwäche, Unterernährung, Bleichsucht und Blutarmut, nervösen Störungen, dann verlangen Sie

kostenlos eine Gratisprobe

„Promonta“-Nervensubstanz nebst ausführlicher Broschüre von der Wissenschaftlichen Abteilung der Chemischen Fabrik „Promonta“ G. m. b. H., Hamburg 6/17.

Digitized by Google

Apfel, die weit vom Stamme fielen. Entgegen der sprichwörtlichen Volksweisheit, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, daß also die Kinder ihren Eltern nachschlagen, mögen die folgenden Beispiele zeigen, daß sich doch recht viel Berühmtheiten recht weit von ihrer Abstammung entfernen. Sokrates war der Sohn einer Hebamme; die Mutter des Euripides war eine Obsthökerin. Der Vater des Dichters Pindar war ein fahrender Taschenspieler. Virgils Vater war Bäckermeister. Die meisten Päpste kamen vom Lande, waren armer Bauern Söhne; Sixtus V. hatte einen Schweinehirten zum Vater. Rousseau und Beaumarchais waren Uhrmachersöhne, Thorwaldsen ein Bauernkind. Am merkwürdigsten war diese Erscheinung bei den berühmtesten Feldherren Napoleons I., in dessen Heeren wirklich jeder Soldat den Marschallstab im Tornister zu tragen schien: Augereau, Herzog von Castiglione, war der Sohn eines Pariser Fruchthändlers; Bernadottes, des späteren Königs von Schweden, Vater war ein Advokat in Pau; Berthier, Fürst von Neuchatel, Herzog von Wagram, war der Sohn eines Hausdieners im Königspalast; Kleber und Kellermann waren die Söhne schlichter Bürger aus Straßburg; Lannes, Herzog von Montebello, hatte einen Lappenfärber zum Vater. Lefèvre, Herzog von Danzig, war der Sohn eines gemeinen Husaren aus Roussac; der Vater Masséna, des Fürsten von Eßling, war Weinhändler in Nizza. Murat, der spätere König von Neapel, war ein Gastwirtssohn, Ney, der Fürst von der Moskwa, der Sohn eines Faßbinders aus Saarlouis. Oudinot, Herzog von Reggio, entsproß einer Kaufmannsfamilie, Soult, Herzog von Dalmatien, einer Bauernfamilie. Und Victor Perrin, Herzog von Belluno, hatte in jungen Jahren selbst noch hinter dem Ladentisch gestanden. Natürlich könnte die Reihe solcher Berühmtheiten von einfacher Herkunft noch unendlich verlängert werden. Alle diese Fälle, die für die Betreffenden selbst nur ehrenvoll sind, beweisen, daß es zu allen Zeiten einen Aufstieg der Tüchtigen gab.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege

Sabol

Kopfwaschpulver

vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.75.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH.

Sonne unseren Kindern!
Im bayer. Hochland auf sonniger Alm findet beschränkte Zahl erholungsbedürftiger rekonvaleszenter Kinder liebevolle Familienaufnahme unter Schwester- und ärztlicher Aufsicht Ia Verpflegung, Selbstversorger, Künstliche Höhensonne im Hause.
Frau Dr. Bardenheuer, Garmisch-Partenkirchen.

Um Krankheiten
zu verhüten, trinkt man anstatt Kaffee den vorzüglichen Kräutertee von **M. Herrmann, Berlin,** Reichenberger Str. 129. Gr. Paket M. 1,50, 5 Pak. M. 5,50. Versand geg. Nachn.

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Digitized by Google

2. Beilage zu Nr. 12. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Biologische Schönheitspflege

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur“

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 20.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 7.—

Ausdruckvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 7.—

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor“, D. R. P. Nr. 269 561. Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen. Preis M. 10.50

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopflucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 6.50
Doppelflasche . . . . . Preis M. 12.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde“ ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 7.50

Schröder-Schenke Berlin W. 15.
Potsdamerstr. P 26b vorn II. Etage.
Wien Wollzeile 15. Zürich Bahnhofstr. 31.

Der alte gute Tee
Marke Teekanne
ist wieder eingetroffen!

KALODONT
beste
ZAHN-CRÊME

Misserfolg ausgeschlossen

Kloasman

ist das einzige unfehlbare Mittel, welches unter Garantie nach **einmaliger** Anwendung

Leberflecke u. Warzen

radikal und schmerzlos ohne gesundheitsschädliche Folgen entfernt. — Preis M. 8.50. Ärztlich erprobt. Tausende verkauft, viele Anerkennungen.

Zu haben in allen besseren Friseur- und Parfümeriegeschäften, [illegible]

Digitized by Google

Die Rückkehr eines Toterklärten.

Enoch Arden, Eugen, Oberst Chabert, Nanik, so heißen sie, die in Dichtung und Musikdrama nach langen Jahren voll harten Kriegsschicksals oder Kampfes mit dem Meer hoffnungsvoll und doch bangend zurückkehren in das Heim, das sie einst tatenfroh verlassen haben, und in dem sie nun inneren Frieden suchen. Aber es warten ihrer nur neue Enttäuschungen und seelische Kämpfe. Und auch das Herz des Weibes, das nach der qualvollen Zeit vergeblichen Harrens schließlich im Glauben an des Gatten Tod sich gewendet hat, kommt bei der Heimkehr des Totgeglaubten wieder ins Wanken und findet sich vielleicht aus seiner Gefühlsverwirrung nicht mehr hinaus, wie das Eulenberg in seiner „Belinde" so ergreifend geschildert hat. Denn die Liebe unterliegt nun einmal dem Gesetz der Wandlung, das für den Menschen unbegreiflich und unerforschlich ist.

Für die Gegenwart und jüngste Vergangenheit brauchen wir einen derartigen Fall nicht nur mehr in Tennysons „Enoch Arden", Eulenbergs „Belinde", Waltershausens „Oberst Chabert" oder Kaisers „Stella Maris" zu suchen, sondern wir haben ihn an heimgekehrten, für tot erklärten Kriegsgefangenen tatsächlich erlebt und werden ihn noch erleben. Denn nach allen Erdteilen wurden unsere Kriegsgefangenen verschleppt, so daß sie in vielen Fällen ohne jede Verbindung mit der Heimat blieben. Hierzu kommt vor allem noch, daß die Bundesratsverordnung vom 16. April 1916 die Frist für die Toterklärung eines verschollenen Kriegsteilnehmers gegenüber dem früheren Recht wesentlich abgekürzt hat.

Nach dem BGB. kann nämlich ein Kriegsteilnehmer, der während des Krieges vermißt worden und seitdem verschollen ist, für tot erklärt werden, wenn seit dem Friedensschluß drei Jahre verstrichen sind. Nach der neuen Verordnung aber kann die Toterklärung schon dann erfolgen, wenn von einem vermißten und verschollenen Kriegsteilnehmer ein Jahr lang keine Nachricht kam und zwar ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt des Friedensschlusses. Zweifellos war die Frist des BGB. zu lang; ob man aber in der Verkürzung der Frist nicht zu weit gegangen ist, soll dahingestellt bleiben. Die Erfahrung wird es lehren.

Elastisch federleicht! Nur **Partout** ist nach orthopädisch. ärztlich. Grundsätzen der einzig zweckmäßige Rückenhalter. **Unerreicht. Wirkung!** Prospekt gratis **Heinrich Loewy,** gegr. 1859 **Berlin C.** Dorotheenstr. 77.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei. **August Dürrschmidt,** Musikinstrumente und Saitenfabrik, **Markneukirchen i. S. 126.** Gegr. 1862.

Schwere Leiden sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von **Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 6 K.**

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 5.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.**

Kaps-Flügel Pianinos

Kunstspiel-Flügel-Symnola — Kunstspiel-Pianinos-Symnola

Ernst Kaps Dresden-A. 15 Gegr. 1858.

Kaps Nipp-Flügel sind

angelegentlichst zu empfehlen. Ich bin jederzeit hocherfreut, wenn ich einen Kaps spielen kann." (Franz Liszt. Rom 1882.)

„zu bewundern und in allen Einzelheiten vorzüglich." (Pietro Mascagni. Cerignola 1893.)

von vollem, tragendem, wohlklingendem Ton, bei meinen Gesangsstudien von hohem Wert." (Kath. Fleisher-Edel. Lugano 1906.)

„von vollem, weichem, schmiegsamem Ton; für Salon und Begleitungszwecke warmstens zu empfehlen." (Arthur Friedheim. München 1912.)

mir durch ihren sehr schönen Ton und angenehme Spielart aufgefallen und haben meinen vollen Beifall gefunden." (Ferruccio Busoni. Berlin 1913.)

Kataloge gern zur Verfügung.

Strauß-federn Echte Reiher

in mein. anerk. guten Qualität. **Lutz**

Paradiesreiher	v. M.	9.75
Kronenreiher	„ „	35.—
Stangenreiher	„ „	8.50
Straußfederboa	„ „	35.—
Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.		

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste. **Sam. Meyer,** Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.

Kein Gas

und keinen Spiritus, nur eine Handvoll Holz- oder Briketkohle braucht man z. Kochen em. Mittagessens a. dem gas. **Columbus-Glühofen.** 10 Pfund Holzkohlen ersetzen 1½ Ztr. andere Kohlen. Auch im Zimmer aufstellbar. Preis z. Z. 45,— M. Prospekt gratis. **H. Schell,** Kochapparate, **Nürnberg.**

A. W. VOLTMANN Bad Oeynhausen 7. **Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.** Katalog gratis.

Bruchbänder, Bandagen, Artikel zur Gesundheitspflege billigst. Liste gratis und franko **Karl Klages & Co., Berlin NW 21,** Wullenweberstrasse 6.

Mitesser Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 30 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 7.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Sattarin"-Blutreinigungspulver. Sch. 3.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Matrizen von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert **August Scherl G. m. b. H.,** Klischee-Abteilung, **Berlin SW 68,** Zimmerstr. 35-41.

Stuhlträgheit beseitigt man erfolgreich mit Dr. Weise's bewährten Rhabarberpillen in 4 Stärken. Ausf. Prospekt frei. **Dr. Gebhard & Co.,** Berlin 161, Potsdamer Str. 104.

Studenten-Utensilien-Fabrik älteste u. größte Fabrik dieser Branche. **Emil Lücke,** vorm. Carl Hahn & Sohn G. m. b. H., **Jena i. Thüringen 65.** Man verl. gr. Katal. gratis.

Digitized by Google

Wie die Toterklärung des Näheren erfolgt, soll hier unerörtert bleiben. Sie geschieht nämlich in einem Aufgebotsverfahren durch das Ausschlußurteil, in dem der Zeitpunkt festgesetzt wird, an welchem der Tod des Betreffenden vermutet wird. Welchen rechtlichen Einfluß nun die Rückkehr eines Toterklärten auf eine inzwischen geschlossene zweite Ehe seiner Frau hat, ist eine interessante Frage, bei deren Entscheid drei Möglichkeiten denkbar sind.

Erstlich: Haben beide Ehegatten der neuen Ehe bei Eingehung der Ehe gewußt, daß der Toterklärte noch lebt, haben sie also das Gericht über die Tatsache der Verschollenheit getäuscht, so ist ihre Ehe nichtig, d. h. ohne jede Wirkung, weil sie dem Verbot der Bigamie widerspricht, und die erste Ehe mit dem Verschollenen bleibt aufrechterhalten.

Haben dagegen — dies wäre die zweite Möglichkeit — beide Ehegatten der neuen Ehe vom Weiterleben des Toterklärten nichts gewußt (was in der Regel der Fall sein wird), so müßte zwar an und für sich bei der Rückkehr des Verschollenen die alte Ehe auch als niemals erloschen und darum die neue Ehe wegen des Verbots der Bigamie als von Anfang an nichtig angesehen werden. Diese Folgerung wird in der Tat heute noch vom katholischen Kirchenrecht für die ihm unterworfenen Ehen gezogen; sie untergräbt aber die Ruhe und Sicherheit der zweiten Ehe. Nach deutschem Recht bleibt deshalb die zweite Ehe trotz Rückkehr des Toterklärten bei Bestand, und die erste Ehe wird mit der Schließung der neuen Ehe aufgelöst. Das Gesetz zwingt jedoch die Ehegatten nicht, im Falle der Rückkehr des Toterklärten an der neuen Ehe festzuhalten, sondern gibt ihnen das Recht auf Anfechtung ihrer Ehe. Die Anfechtung erfolgt durch Erhebung der Anfechtungsklage, mit deren erfolgreicher Durchführung die zweite Ehe als nichtig betrachtet wird; damit lebt aber die erste Ehe von selbst wieder auf, denn für sie war lediglich die Eingehung der zweiten Ehe Erlöschungsgrund.

Hat — drittens — ein Ehegatte der neuen Ehe vom Weiterleben des Toterklärten Kenntnis gehabt, so hat er kein Anfechtungsrecht, sondern wird außerdem wegen Bigamie mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

Der zurückgekehrte Toterklärte selbst hat keinerlei Recht auf Anfechtung einer Ehe, die seine Frau inzwischen geschlossen hat. Er hat auch sonst keinen Anspruch auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft, denn seine Ehe besteht ja nicht mehr, sondern er ist auf den guten Willen der neuen Ehegatten angewiesen, diese zweite Ehe anzufechten. Solcher Regelung liegt wohl einerseits die Erwägung zugrunde, daß in normalen Zeiten die Verschollenen in der

Leciferrin-Tabletten

in vielen Tausenden Familien hochgeschätztes Hausmittel. Zur Hebung des Allgemeinbefindens; machen den Körper widerstandsfähig; Lebensfrische, Energie werden hergestellt; welkes, blasses Aussehen schwinden; Gesichtsfarbe wird frisch u. rosig.

Von Autoritäten empfohlen.

Preis M. 4,— in Apotheken.

Schälkur-Kombination

nach ärztl. Rezept ist die einzig sichere Methode zur Erlangung einer **vollständig neuen Gesichtshaut in wenigen Tagen.** Sämtliche **Hautunreinheiten,** auch Sommersprossen, Pickel, Flecke und Falten, **verschwinden,** das Gesicht wird **jugendlich frisch. Preis M. 16.00** Nachnahme o. Voreinsendung. Porto extra, nur durch **Laboratorium Kosmetikum, Berlin-Friedenau 5.**

Schönheits- und Gesundheitspflege!

Verlangen Sie **kostenfrei ausführliche ärztliche Broschüre** über rationelle Körper-, Haut-, Haar-, **Gesichts-,** Mund- und Zahnpflege usw. sowie ausführliche Preisliste über bewährte Kosmetika. Aerztliche Beratung **Dr. Gebhard & Co., Berlin 210, Potsdamer Str. 104 b.**

Liphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta

enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Liphagol-Zahnpasta überfettet,** wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.

Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.**

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

F. TODT

Kgl. Schwedischer Hoflieferant,

Pforzheim

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Spezialität Feine Juwelen u. künstlerischer Schmuck

Firma gegründet im Jahre 1854.

Neuzeitlicher, silbergetriebener

Blumenschmuck

in künstlerischer Ausführung, mit und ohne Steine, als

Anhänger, Broschen u. Broschnadeln.

Auf Wunsch Abbildungen zu Diensten. Auch werden **Reparaturen jeglicher Art** oder **Umarbeitungen** älterer, getragener oder abgenutzter **Gold- u. Silbersachen** bestens und billigst ausgeführt.

Kaufe gegen Barzahlung echte Steine, Perlen, Schmuck jeglicher Art, Gold, Silber, Platin, Bestecke.

Digitized by Google

Regel Vagabunden und Abenteurer waren, die nicht befugt sein sollten, in das geordnete und vielleicht glückliche Eheleben des inzwischen anderweit verheirateten Ehegatten störend einzugreifen. Daß dieser Grund heute bei den Kriegsteilnehmern nicht mehr zutrifft, bedarf keiner näheren Ausführung. Andererseits wäre es aber auch deshalb nicht ratsam, dem Verschollenen ein Anfechtungsrecht zu geben, weil zur Eingehung einer Ehe der übereinstimmende Wille beider Teile gehört. Wenn die Frau zu ihrem ersten Manne wieder eheliche Beziehungen anknüpfen will, so kann sie ja von sich aus die zweite Ehe anfechten. Könnte der Verschollene das wider ihren Willen tun, könnte er sie also zwingen, wieder zu ihm als Frau zurückzukehren, so wäre das wohl kaum in seinem Interesse, denn ein solches auf Zwang gegründetes Zusammenleben würde nicht dem Wesen und dem Zweck der Ehe entsprechen.

Dr. jur. Kurt Friebe.

Körperkultur

Auf dem Gebiete der Schönheitspflege gibt es heute wohl niemand mehr, der glaubt, sich dieserhalb an das Ausland wenden zu müssen, um nur Gutes und Vorzügliches zu erhalten. Das Bestreben der bekannten Firma Schröder-Schenke Berlin 15, Potsdamer Str. P 26B, ging ständig schon dahin, Hand in Hand mit der allgemeinen Körperpflege eine natürliche Schönheitspflege auf wissenschaftlicher Grundlage zum Allgemeingut jeder Dame zu machen. Man lasse sich durch das reiche Broschüren- und Prospektmaterial der genannten Firma, die selbes kostenlos an die Leserinnen versendet, über die von ihr geschaffene natürliche Schönheitspflege unterrichten.

Faltenlosen Gesichts

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhaltnährstoffes **„Creme Olana"**. Erfolge über Erwarten, Dose — u. 14.50 M. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4**

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.–
Salbe: (Maden/Afer)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Gallensteine entfernt schmerzlos ohne Operation in 3 Tagen. Prospekt durch **Görig, Dortmund**, Winkelstr. 16, fr. Leiter von Dr. med. Jaenickes Institut.

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel, entfettet die Haare rationell auf **trockenem** Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Ausfallen d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohlt. Dosen zu M. 2,—, 3,50 und 5,— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien.**

Aderverkalkung

ist heilbar! Wenn Sie an Aderverkalkung, Herzbeklemmung, Schwindelanfällen, Ateminot, besonders bei Treppensteigen, Kopfschmerzen, Angst- und Schwächezuständen, Nachlassen des Gedächtnisses, Unlust zum Arbeiten leiden, wenn Sie noch im besten Alter Alterserscheinungen verspüren, lassen Sie sich sofort kostenlos portofrei meine ausführlich belehrende Broschüre senden. Auch über Schlaganfall (Herzschlag, Gehirnschlag) und die Heilung der Folgeerscheinungen, Lähmungen usw. gibt die Schrift ausführl. Auskunft. **Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 101, Am Karlsbad 33 a.** Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntags 10—11 Uhr.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Hannover.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 1800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Harz.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Grdl. Haush.-, Koch-, Handarb. - Unterr., Schneiderkurs., Engl., Franz., Ital., Liter., Kunstgesch., Mus., Malen, Samariterk., Buchf., Tanzk., Tennis, Sport, Gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrerin, Haus-Handarbeitslehr. H. Maß. Preise. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Sachsen.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche. Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten. Musik. Wissenschaften. Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Thüringen.

Eisenach Töchterpensionat von Frau Dr. Henzschel. Gründliche wirtschaftliche, wissenschaftl. gesellschaftl. Ausbild. Referenz. Prosp. d. d. Vorsteherin.

Eisenach Töchterheim Schmeitzer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Eisenach, Töchterheim Feodora

Bismarckstraße 14

bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, moderne, theoretische und praktische wirtschaftliche Ausbildung. Unterricht in allen einfachen und feinen Handarbeiten, Kunstgewerbe: Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und Malen, guter gesellschaftlicher Formen, Sport, sorgfältigste Gesundheitspflege. Prospekt. Empfehlungen durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Erziehungs-Anstalten

Reformschule Schloß Kirchberg

an der Jagst (Württ.) 400 m ü. M. Luftkurort. — Landerziehungsheim. Herrliche, gesunde Lage. Vorschule bis Prima aller höh. Schulen. Gediegener Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregelt. Internat. Turnen, Sport, Spiel. Jahrespreis 2400—3000 Mark. Geschwister, Kriegswaisen, flüchtinge Kinder. **Kräftige, reichliche Kost.** — Prospekt. — Beste Empfehlungen.

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute sind sorgf. individ. Erzieh. Pflege. Anleitung Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. Garten. Jahre l. Trüpers Erziehungsheim Prosp. S. Wagners Gartenb., Gera-R.-Tinz

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor Karig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 13. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Ham urg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen

Zweisilbige Scharade.

Die erste Silbe glänzt und verführt;
Nach ihr steht der Menschen Trachten und Sinnen.
Schon mancher verdarb in der wilden Begier,
Sich diesen gleißenden Schatz zu gewinnen.
Die zweite, viel bescheidener, strebt,
Nur anderen Dingen Glanz zu verleihen,
Und gar das Ganze, ein Blümlein hold,
Sucht uns durch seinen Duft zu erfreuen.

Wechselrätsel.

Ich kam zum Warenhaus
Und hab's mit „s" bewundert;
Der Dichter wünscht mit „f"
Von seinem Buch sich hundert.

Rätsel.

In meinen beiden Ersten steht das Ganze,
Das, was du raten sollst, als Pflanze.

ORDO FIX-II
ROSENSPANNER
Einspannen Abnehmen selbsttätig
1 Sekunde

Keine Druckstellen!

Wenn Sie Ihr Beinkleid abends ausziehen, werfen Sie es nicht auf einen Stuhl und hängen Sie es nicht an einen Kleiderhaken, sondern spannen Sie es jeden Abend in den

ORDO-FIX II

Es schont Ihr Beinkleid und erhält die Bügelfalte in dauernd tadelloser Form (häufiges Aufbügeln schädigt den Stoff). Das Einspannen erfordert weniger als

1 Sekunde Zeit. - Ordo-Fix I

dient zur Aufbewahrung des Beinkleids im Kleiderschrank.

Zu beziehen durch alle Geschäfte, in denen Plakate aushängen!
FABRIK: SANITAS, BERLIN N 24.

Echte Soyama-Feinkost
unvermischte Soyafrucht
feinste Brotauflage,
in der Küche wie Hackfleisch zu verwenden. Ladenpreis **M. 4.60** für die Pfunddose. Wo nicht in Läden erhältlich, sind 8 Dosen zu **M. 36.80** einschließl. Porto. Verpackung und Nachnahmegebühren zu beziehen direkt von der Fabrik:
SOYAMA-WERKE, Frankfurt a M.-West.

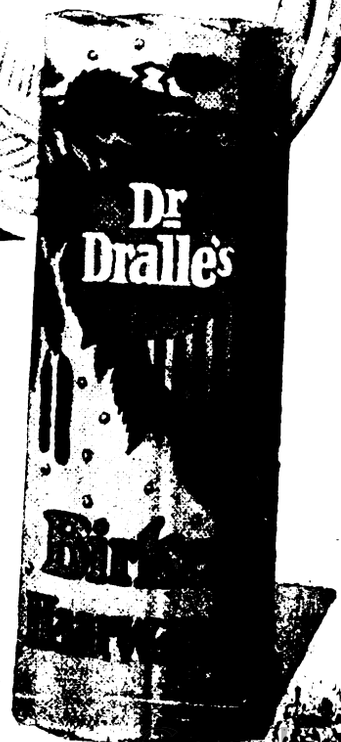
Sanatol-Präparate Edel-Erzeugnisse
der Kosmetik und gehören zur vollendeten **Schönheitspflege.**

Sanatol-Werke, Aktien Gesellschaft vorm. Parfümerie-fabrik F. Riemenschneider * Frankfurt a. M.

Briefmarken
Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mäßige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Haarausfall und Schuppen?

Nehmen Sie



Es ist die Original-Marke! Verwenden Sie es regelmäßig, und Sie werden über die günstige Beeinflussung Ihres Haares überrascht sein!

Haedke
HAMBURG

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Alfred Leske.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rösselsprung.

Sei stolz und frei beim Füh'en wie beim Denken.
Gott hat die Herzensfreudigkeit gegeben,
Um alles rings mit Fülle zu beleben,
Und Kraft genug, dein Erdenschiff zu lenken.

Carmen Silva.

Silbentauschrätsel: Baumstamm. Stammbaum

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 13. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M 6.— für alle Ausgaben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Wie man übelriechende Blumen — wohlriechend machen kann!

Es gibt eine schöne alte, sehr umfangreiche Haushaltungskunde mit schmuckhaften Metallschließen. Sie stammt aus dem Jahre 1703, ist des berühmten Nürnberger Kochbuches zweiter Teil und führt den Titel: „Die so kluge als künstliche von Arachne und Penelope getreulich unterwiesene Haußhalterin“. Unter zahllosen anderen Ratschlägen erteilt dieses Werk auch wertvolle Winke zur „Verbesserung des Geruchs der Blumen“. Ausgehend von der bedauerlichen Tatsache, daß manche Blumen, „so schön sie auch angefärbet, so heßlich und greßlich stinken“, daß sie jedermann „nöthigen, die Nase zuzuhalten“, wird auf verschiedene Methoden verwiesen, die denjenigen zum Ziele führen, der den Wunsch hat, solche „abscheuliche Ausdünstungen“ in einen holdseligen Wohlgeruch zu verwandeln. Dies soll z. B. durch eine entsprechende Behandlung der Wurzel zu er-

Weiße Hände,
zarter, jugendfrischer Teint
durch
Creme Christa
Die vollendete Hautpflege
Große Tube Mk. 7.–
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W 57

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper

erzielt man durch die von tausenden Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 5.–, 12 Bäder Mk. 9.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose
Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W 57. Abt. T 2

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche
in Veilchen, Kamille, Teer, Eau de Cologne
stark schäumend
von zartem Wohlgeruch, gibt weiches, duftiges Haar
5 Pakete Mk. 5.–. Ueberall erhältlich
Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W 57

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch
Chlorodont
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.
Gr. Tube 3,80 Mk.
Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

möglichen sein. Diese wird gespalten, damit eine Gewürznelke und etwas Zimt zwischengeklemmt werden kann. Schaden kann es nichts, wenn man die Schnittflächen außerdem mit Rosenholz und Jasminöl tränkt. Geradezu Wunderbares wird von der Wirkung der Samenbehandlung berichtet. Sie besteht darin, daß man die Samen einige Tage in mit Moschus versetztes Rosenwasser legt und sie dann im Schatten wieder trocknen läßt, bevor man sie dem Erdreich anvertraut. Auf diese Weise wollte man die übelriechende „Tosten- oder Sammetblume" sehr „wohlrüchend" gemacht haben, und zwar wird behauptet, diese Parfümierung des Samens habe durch drei Blumengenerationen hindurch ihre Wirkung entfaltet! Ferner empfahl man, die Wurzel oder die Zwiebel eines übelriechenden Gewächses in einen Klumpen Schafdung einzusetzen, der mit Essig gebeizt und mit Bisam und Zibet vermischt werden mußte. Über den kostbaren Klumpen sollte natürlich reichlich Erde gehäufelt werden, damit der feine Geruch nicht entwischte. Wenig wissen will dagegen unser Buch von der offenbar einst verbreiteten Meinung, daß Rosen sehr wohlriechend würden, wenn man Zwiebeln oder Knoblauch neben sie pflanze. Gerade dieser Wink ist aber nicht „so ohne". Denn wenn man vom Knoblauch herkommt, dann muß allerdings auch die bescheidenste Rose märchenhaft duften. Hier tritt die verstärkende Wirkung des Kontrastes ein, die wahrscheinlich zu jenem Volksglauben geführt hat.

K. v. J.

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Siphagol
Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA
Chem. Labor. Co-Li DRESDEN-A.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten

Creme „Mouson"
Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*
in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J.G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Pastell- Oel- Aquarell-
malerei n. Natur u. Vorlage u. Garantie absolut. Aehnlichkeit u. künstl. Wirkung sowie vorz.
Restaurierung
alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration" **M. Galle, Breslau, Neudorfstr. 58, II. l.**

Nervenschwäche,
nervöse Störungen jeder Art. Ausführliche ärztl. Broschüre kostenfrei **Dr. Gebhard & Co., Berlin 110, Potsdamer Str. 104.**

Auskunft umsonst bei
Schwerhörigkeit,
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.**

Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen **Musikinstrumente.** Preisliste frei! **Jul. Heinr. Zimmermann** Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben d. Wurzeln **für immer** bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädl. u. schmerzl.** Selbstanwendg. Sof. Erfolg. **Preis M. 8.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 8,50 u. 16.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Gallenstein Nierenstein-, Gries- und Leberleidende verwenden mit bestem Erfolg ohne Operation u. ohne Diät **„ANTIGALLIN"** In allen Apotheken zu haben. Wo nicht, erfolgt Zusendung durch die Anhaes-Apotheke, Berlin-Friedrichshagen. Preis pro Flasche Mk. 12.50. Aufklärende Broschüre über die Einwirkung des Antigallin gratis durch Antigallin-Werk, Berlin-Friedrichshagen.

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit **Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138**

Ideale starke Formen
erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes unschädliches **„Fermasol"** Erfolg verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin S W 11 I,** Anhaltstrasse 8.

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Charakter-Beurteilung nach Schriftprobe 5 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23g.

Lilienmilch Jugendrose
Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöhen Liebreiz und Schönheit machtvoll. **„Jugendrose",** das natürlichste Wangenrot von wahrer Lebensfrische. Flasche Mk. 5.50 und M. 8.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Sommersprossen
verschwinden sicher durch Anwendung meines erprobten Sommersprossenwassers. Fl. 6.— Mark und Nachnahme. **Apotheker Block. Stettin,** Gartenstraße 13.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Haemorrhoiden
schwinden schnell und schmerzlos durch **Myrobalanum,** sich. bewährte äusserliche Anwendung. Pr. M. 7.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Magenleidende
verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. Welter, Niederbreisig 18,** Rhein.

Bruchbänder, Bandagen,
Artikel zur Gesundheitspflege billigst. Liste gratis und franko **Karl Klages & Co., Berlin NW 21,** Wullenweberstrasse 6.

empfiehlt und versendet **die Sächs. Staats-Lott.-Einnahme**
Franz Köhler
— Hoflieferant —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Konto 7443.

Institut Boltz Einj., Prim., Abitur. **Ilmenau i. Thür.** Prospekt frei.

Buchführung gründliche Unterweisung. **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief U.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr.
Programm frei.
Fabriklehrwerkstätten.

An jede praktisch denkende Hausfrau!
Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" bestens eingreifen. Privatleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung Notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf u. Tausch Verkehr

dienen, die wir dem Ungeteilt der „Gartenlaube" angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe darüber eine kleine Anzeige auf, die billigst berechnet wird. Für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der erfolgreich laufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der im 67. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW. **Die Gartenlaube**

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerd., Ischias, Nervenschmerz., alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntag 10—11 Uhr.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Zu Beginn des neuen Schuljahres, Ostern 1920, nimmt die Privat-Realschule mit Handelsfächern. Unterneubrunn (Thür. Wald) in ihrem Schülerheim noch einige Söhne besserer Stände als Zöglinge auf. Die Anstalt ist eine ländliche Reform-Erziehungsschule, die dem normalen Lehrplan der Oberrealschule in den Oberklassen Handelsfächer einfügt. Die ländlich schöne Lage ermöglicht es, durch eigenen Gartenbau und Kleintierhaltung eine gesund- und reichliche Kost zu bieten, die im Verein mit der gesunden Gebirgsluft (450 ü. M.) und der reichlichen körperlichen Betätigung die Knaben vorzüglich gedeihen läßt. Die Schule nimmt auch Söhne von Auslands-deutschen oder Rückwanderern auf, die der deutschen Sprache nicht völlig mächtig sind. Ausführliche Druckschriften sendet auf Verlangen der Direktor Dr. phil. Hans Knoll.

Blütenreinen Teint

sammetweiche, zarte Haut ersehnen alle, die unter Mitessern, Pickeln, Pusteln, grauer, fahler Haut und andern Schönheitsfehlern leiden. Man vermeide kostspielige, oft schädliche Experimente mit unbekannten Mitteln, und man benutze nur die hautbelebende und gesundheitdienliche

Aok-Seesand-Mandelkleie

Regelmäßig bei jeder Waschung angewandt, beseitigt Aok-Seesand-Mandelkleie schnell und sicher alle Hautunreinheiten und Ablagerungen und macht den Teint rein, weiß und zart. Man achte auf Aok-Seesand-Mandelkleie.

Aok-Seesand-Mandelkleie ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben. Ueber systematische, erfolgsichere Schönheits- und Körperpflege unterrichtet die Broschüre Exterikultur, gegen Einsendung von 20 Pf. zu beziehen von den Kolberger Anstalten für Exterikultur, Wilh. Anhalt G.m.b.H., Ostseebad Kolberg.

Sächs. Landes-Lotterie
Lose
Ziehung 5./11.14 -30 Apr.. 3.-7. Mai
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25 50 51.- 127.50 255.-
Voll-Lose gült f. alle 5 Klass.
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25.50 51.- 127 50 255.-
empfiehlt und versendet
die Sächs. Staats-Lott.-Einnahme
Franz Köhler
— Hoflieferant —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Konto 7443.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1862.

Straußfedern Echte Reiher
in mein anerk. guten Qualität.

Luto

Paradiesreiher	v. M.	9.75	an
Kronenreiher	„ „	35.—	„
Stangenreiher	„ „	8.50	„
Straußfederboa	„ „	35.—	„

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.
Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.
Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35.
Gegründet 1877.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W30/171.

LEBONA CREME
verschönert die Haut
Lebona Berlin
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Englbrecht“, München W 2, Kapuzinerstr. 9.

A. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
— Katalog gratis. —

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol“ Erfolg unschädliches „Fermasol“ verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geldz rück! Dose M. 6 —, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f, Anhaltstrasse 8.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Echo“. Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht“, München H 2, Kapuzinerstr 9.

Liphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta
enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die Liphagol-Zahnpasta überfettet, wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.
Fabrikant: Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.
Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.

Digitized by Google

Pflanzen als Wetterpropheten.

Daß Tiere durch ihr Benehmen das kommende Wetter anzeigen, ist bekannt. Daß aber auch in den Bewegungen mancher Pflanzen sich die Witterung ankündet, wird weniger bekannt sein. Nach den Beobachtungen eines Gartenkundigen breiten z. B. Convonvulus arvensis, Ackerwinde, und Anagallis arvensis, Acker-Gauchheil, bei Annäherung von nassem Wetter ihre Blüten aus, während die Kleearten bei dem Herannahen eines Gewitters ihre Blätter zusammenziehen. Der Hühnerdarm, Stellardia media, richtet bei heiterem Wetter des Morgens 9 Uhr seine Blüten in die Höhe, entfaltet die Blätter und bleibt bis gegen Mittag wachend; steht aber Regen in Aussicht, so hängt die Pflanze nieder, und die Blüten bleiben geschlossen. Schließen sich letztere zur Hälfte, so ist kein anhaltender, sondern nur kurzer Regen zu erwarten. Pimpinella saxifraga, Wiesen-Pimpinell, verhält sich ebenso. Die Regen-Ringelblume, Calendula pluvialis, öffnet sich zwischen 6 und 7 Uhr morgens und pflegt bis 4 Uhr nachmittags wach zu sein. Ist dies der Fall, so ist auf beständiges Wetter zu rechnen; schläft sie aber nach 7 Uhr früh noch fort, so ist an demselben Tage Regen zu erwarten. Die Gänsedisteln, Sonchus arvensis und oleraceus, zeigen für den nächsten Tag heiteres Wetter an, wenn sich der Blütenkopf bei Nacht schließt, Regen, wenn er offen bleibt. Wenn Hibiscus trionaeus, der Eibisch, seine Blüten nicht öffnet, die Kelche von Carduus acaulis, der stengellosen Distel, sich schließen, der Sauerklee und die meisten anderen Arten dieser Gattung die Blätter falten, dann ist mit Sicherheit Regen zu erwarten. Wenn der Ackerkohl, Lapsaca communis, die Blüten nachts nicht schließt, das Frühlings-Hungerblümchen, Draba verna, die Blätter tief herabneigt, das echte Labkraut, Galium verum, sich aufbläht und stark riecht, und die Birke stark duftet, dann ist ebenfalls Regen zu erwarten. Ranunculus repens, der kriechende Hahnenfuß, zieht die Blätter zusammen, wenn es regnen will, und die Sumpfdotterblume, Caltha palustris, ebenfalls. Anemone ranunculoides, das hahnenfußartige Windröschen, schließt bei Annäherung des Regens seine Blüten, und das Hainwindröschen, Anemone nemorosa, trägt bei trübem, unbeständigem Wetter seine Blüten nickend, bei heiterem Wetter aufrecht.

Billigste und beste Kopfwäsche u. Haarpflege

Sabol

Kopfwaschpulver

vollschäumend

wieder in **Friedensqualität**

erhältlich in Apotheken, Drogerien, Friseur- und Parfümeriegeschäften.
Man verlange **Friedensqualität** 1 Paket M. —.75.
SABOLGESELLSCHAFT M.B.H., KÜHN & CO., DURLACH

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsch. mod. ärztl. empfohl. Methode Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.

Bruchbänder, Bandagen, Artikel zur Gesundheitspflege billigst. Liste gratis und franko. Karl Klages & Co., Berlin NW 7, Wullenweberstrasse 6.

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller: Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — nicht fettend

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller: Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Aufbewahren von Zitronenschalen. Angebrochene Zitronen faulen leicht, man tut daher gut, sie bei den hohen Preisen sich auf andere Art längere Zeit für den Gebrauch nutzbar zu erhalten. Am besten geschieht dies auf folgende Weise: Man reibt die Zitronenschale auf einem gewöhnlichen Reibeisen so weit ab, bis das weiße Fleisch sichtbar ist. Das Abgeriebene wird auf weißem Papier in mäßig heißem Ofen gut getrocknet und dann, mit feinem Zucker vermischt, in kleine Gläser gefüllt, die man mit einem Wattepfropfen oder auch mit passendem Glasstöpsel schließt. In diesem Glase hält sich die Zitronenschale ganz vorzüglich. Zitronensaft hält sich lange Zeit unverändert frisch, wenn man ihn kurz aufkocht, mit einer Messerspitze Salizyl verrührt und in kleinen Fläschchen verkorkt.

Creme „Mouson“

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.

Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*

in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.

Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür**, Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art**, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma**, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von

Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg GK.

Keine zerrissenen Schuhe mehr!

Atlas-Schuhkitt

D. R. P.

millionenfach bewährt seit 7 Jahren, repariert

ohne Naht u. Nagel

wasserdicht u. haltbar.

Große Tube Mk. 3,—
Kleine „ „ 2,—

Alleinhersteller:

Atlas-Werke Pöhler & Co.

Abt. chem. Fabrik

Leipzig-Stött. Nr. 34

Wiederverkäufer allerorts gesucht!

PRYM'S ZUKUNFT DRUCKKNOPF

Die Weltmarke

Verbürgt rostfrei

William Prym G·m·b·H
Stolberg Rhld.- Berlin C 2

Durchweg Messing u. Bronze

Nimm nur diesen - keinen andern!

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss Berlin 23

Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes **erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Verleben,** Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, **Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.**

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa“ Formen-Mieder

mit beliebig verstellbarem **Büstenverstärker** und **Rückenhalter** in **einem** Stück

Kein Korsett erzielt einesolch **formvollendete** Figur wie „Lupa“, welches gleichzeitig volle Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorz. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. ausgeschn. Hüft. weiß od. champagnef. aus vorz. Stoff. M. 129.–. Taillenw. über dem Kleide angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos

Nur zu haben bei

Ludwig Paechtner

Dresden 2, Bendemannstr. 15

Bei Einsendung von Stoffen 40 % Rabat

KALODONT Zahn-Crême und *Mundwasser*

Digitized by Google

Kapitalanlage

Gothaer Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:

2 600 Millionen Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Witwenrente — Altersversorgung — Invaliditätsversicherung

F. TODT

Kgl. Schwedischer Hoflieferant,

Pforzheim

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Spezialität: Feine Juwelen u. künstlerischer Schmuck

Firma gegründet im Jahre 1854.

Neuzeitlicher, silbergetriebener

Blumenschmuck

in künstlerischer Ausführung, mit und ohne Steine, als

Anhänger, Broschen u. Broschnadeln.

Auf Wunsch Abbildungen zu Diensten. Auch werden **Reparaturen jeglicher Art** oder **Umarbeitungen** älterer, getragener oder abgenutzter **Gold- u. Silbersachen** bestens und billigst ausgeführt.

Kaufe gegen Barzahlung echte Steine, Perlen, Schmuck jeglicher Art, Gold, Silber, Platin, Bestecke.

Sind Lungenleiden heilbar?

Alle, die an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Asthma, Schwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, Nachtschweiß, Stichen im Rücken, Brustschmerzen, Appetitlosigkeit, Verschleimung, veraltetem Husten, lange anhaltender Heiserkeit leiden, lassen sich meine ausführliche belehrende Broschüre kosten os portofrei senden.

Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 202, Am Kaiserbad 23 b.
Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntags 10—11.

CREME ELCAYA

nicht fettend

von köstlichem Wohlgeruch
macht die Haut weich wie Sammet
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen

Jünger & Gebhardt, Berlin S. 14

Studenten-Utensilien-Fabrik

älteste u. größte Fabrik dieser Branche.

Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Lüdke G.m.b.H., Jena i. Thüringen 65.

Man verl. gr. Katal. grat.

Uranium Blut

Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltarin** seit 30 Jahren wirksam erprobt. Mk. 3.— Chl. 3 Sch 8.75.

Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Echte Soyama-Feinkost

unvermischte Soyafrucht

feinste Brotauflage,

in der Küche wie Hackfleisch zu verwenden. Ladenpreis **M. 4.60** für die Pfunddose. Wo nicht in Läden erhältlich, sind 8 Dosen zu **M. 36.80** einschließl. Porto, Verpackung und Nachnahmegebühren zu beziehen direkt von der Fabrik:

SOYAMA-WERKE, Frankfurt a. M.-West.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik

Petri & Lehr

Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B über Krankenfahrstühle z. Schieben

---

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Brandenburg.

Frankfurt a. O. Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende, Inh. L. Thomas und J. Rommel. Gründl. Ausbildung, gute Verpflegung. Näh. d. Prospekt.

Harz.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz Gart. Sport. Prosp.

Thüringen.

Eisenach. Töchterheim „Teodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Neudietendorf (Thüringen) Töchterheim. Hauswirtschaftsschule. Gartenbau. Wiss.-Fächer. Ziel d. Frauenlehrjahres. Staatl. gepr. Lehrkr. Prosp. d. d. Vorsteh. B. Richter.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen. prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenb., Gera-R.-Tinz.

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geisteskranken, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor **Karig.**

Schulen und Lehranstalten

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule

Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Buckow Märk. Schweiz. Höhere Lehranstalt, städtisch gefördert, Realschulplan, Latein wahlfrei. — Schülerheim. — Dir. Dr. Wachner.

Casseler Pädagogium.

Vorbereitung in kürzester Zeit für **alle Schulprüfungen,** auch für Damen. — Notprüfungen rasch und sicher. — Vorzügliche Erfolge. Gute Pension. Direktor Dr. Schaumburg, Cassel.

Glauchau in Sa., Pädagogium für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Schulhaus

Ev. Pädagogium

Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg

Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule, bisher mit Einjährig.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.

Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.

Einj., Prim., Abitur u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Alumnat Haus Bartelsruh,

zu **Bad Lauterberg i. H.,** verb. m. d. militärberecht. **Ahnschen Realschule** (bes. s. 1883). Gesunde Lage, gute Verpfleg. D. Anst. bes. d. Berecht. z. Ausstell. d. Einj.-Zeugn. 98% d. gepr. Zögl. erhielten bish. d. Zeugn. — Einricht. besond. Handelskurse. Prosp. u. Refer. d. **die Direktion.**

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig** Sidonienstr. 59-61. gegr. 1882. Mäßig. Klass.-Vorschule. (Knab. u. Mädch.) — Erfolge i. Prospekt. Gut geleitetes Familien-Internat. — Heizung gesichert.

Pädagogium Ostrau bei Pilehne

Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 15. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen. Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Abstrichrätsel.

Mein Wort ist gar ein unerläßlich Ding
Bei Männern und bei Kindern wie bei Frauen.
Wenn es bei jedem einzelnen auch ist
So ganz und gar verschieden anzuschauen.
Nimmt man dem Wort das erste Zeichen ab,
So will wohl keiner hier es willig tragen,
Es drückt und quält und trübt das Leben uns
Und läßt uns weinen, klagen und verzagen.
Streicht noch einmal unserm Wort man ab
Ein Zeichen, ist's ein ernstes Tun und Sagen,
Bei dem nur laut re Wahrheit findet Raum,
Nach deren Folgen man nicht hat zu fragen.

Renate Greverus.

Rätsel.

Treibst du eines, so tu es mit Fleiß;
„r" fort, schon' es, auf daß es nicht reiß'.

Heinrich Minden.

Wenn Sie Ihr Beinkleid abends ausziehen, werfen Sie es nicht auf einen Stuhl und hängen Sie es nicht an einen Kleiderhaken, sondern spannen Sie es jeden Abend in den

ORDO-FIX II

Es schont Ihr Beinkleid und erhält die Bügelfalte in dauernd tadelloser Form (häufiges Aufbügeln schädigt den Stoff). Das Einspannen erfordert weniger als

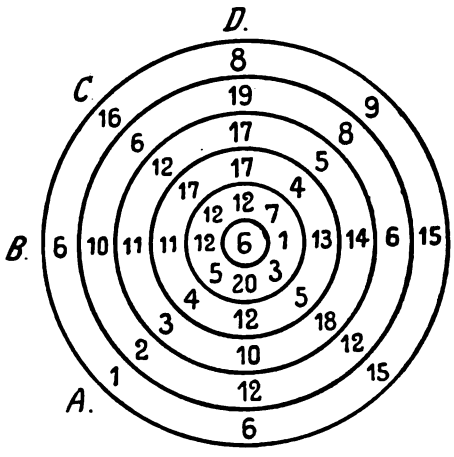
1 Sekunde Zeit. ~ Ordo-Fix I

dient zur Aufbewahrung des Beinkleids im Kleiderschrank.

Zu beziehen durch alle Geschäfte, in denen Plakate aushängen!
FABRIK: SANITAS, BERLIN N 24.

Digitized by Google

Kreisrätsel.



Die Zahlen sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, so daß die vier Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben:

A. Gebirgszug in Süddeutschland.
B. Blume.
C. Deutsche Hafenstadt.
D. Raubvogel.

Zur Verwendung gelangen die Buchstaben: A Ä B C D E G H I L M N O P R S T V W Z, und ist der mittelste Buchstabe immer ein R.

Alfred Leske.

Drei Silben.

Die ersten beiden man als Fluß
In deutschen Landen suchen muß.
Die dritte, ob man täglich sie
Auch gibt, entbehrt man dennoch nie.
Sprichst du vereint die Silben aus,
Kommt vielerlei für dich heraus!

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Zweisilbige Scharade: Goldlack.
Wechselrätsel: Ausiagen, Auflagen.
Rätsel: Zimmerlinde.
Bilderrätsel: Blüten, die seligen, Flammen, die fröhlichen, Liebe verbreiten sie, Herz wie es mag.

„Nuos"-Schuhputz

das Edelwachs-Erzeugnis

ist hergestellt unter Verwendung von

Terpentinöl

Praktische Vorführung auf der

Internationalen Messe
Frankfurt a. M.
(vom 2. bis 11. Mai)

Messhaus Offenbach, Stand 3161

OSRA G. M. B. H.,
Frankfurt a. M.

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma
Kleine Tube M. 3.—
Große Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
kl. Tube M. 3.— gr. Tube M. 4.80

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

2. Beilage zu Nr. 15. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Ein sonderbares Wurfgeschoß.

Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar (1688—1748), der Großvater von Carl August, war ein großer Jäger vor dem Herrn und hielt streng auf Jagd-Disziplin und auf Beobachtung seiner Jagd-Reservate. Aber selbstverständlich gab es auch unter seinen Untertanen leidenschaftliche Nimrode, und zu ihnen gehörte ein Geistlicher aus der Nachbarschaft Weimars, der Pastor von Nohra. Ihm widerfuhr eines schönen Sonntagmorgens ein merkwürdiges Abenteuer. Es war im Herbst, und er stand im Begriff, nach seinem Filialdorfe zu gehen, was er wegen der Nähe im Amtsornat zu tun pflegte. Sein Gang führte ihn durch Krautfelder, und da begegnete es ihm, während er seine Predigt noch einmal im Kopfe durchging, daß ein Hase ihm über den Weg lief, den er aus dem Krautacker aufgeschreckt hatte. Da kam die Weidmannslust über ihn, und in der Hast schleuderte er ohne viel Besinnen die Bibel nach dem Hasen und traf ihn tödlich. Als es geschehen, hob er erschrocken und klopfenden

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP" d. besten flüßigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH & Co DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

Gallenstein-Nierenstein-, Gries- und Leberleidende verwenden mit bestem Erfolg ohne Operation u. ohne Diät „ANTIGALLIN". In allen Apotheken zu haben. Wo nicht, erfolgt Zusendung durch die Anker-Apotheke, Berlin-Friedrichshagen. Preis pro Flasche Mk. 12.20. Aufklärende Broschüre über die Einwirkung des Antigallin gratis durch Antigallin-Werkmann Berlin-Friedrichshagen

Siphagol. Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA. Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Kapitalanlage sicher und diskret bei hoher Verzinsung durch **F. W. Wörner,** beeidigter Bücher-sachverständiger. **Karlsruhe,** Amalienstrasse 83.

Briefmarken Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr. **M. Kurt Maier** Berlin 35 W 6 Friedrichstr. 185 Verl. „Der dest. Philatelist" Probenum. kostenl.

Aderverkalkung ist heilbar! Wenn Sie an Aderverkalkung, Herzbeklemmungen, Schwindelanfällen, Atemnot, besonders bei Treppensteigen, Kopfschmerzen, Angst- und Schwächezuständen, Nachlassen des Gedächtnisses, Unlust zum Arbeiten leiden, wenn Sie noch im besten Alter Alterserscheinungen verspüren, lassen Sie sich sofort kostenlos portofrei meine ausführliche belehrende Broschüre senden. Auch über Schlaganfall (Herzschlag, Gehirnschlag) und die Heilung der Folgeerscheinungen, Lähmungen usw. gibt die Schrift ausführl. Auskunft. **Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 101, Am Karlsbad 33 a.** Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntags 10—11 Uhr

Preisliste frei. **Musikinstrumente** aller Art in bester Beschaffenheit. **Jul. Heinr. Zimmermann** Leipzig 43 Querstr. 26 28

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Digitized by Google

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Warnung!
Ich warne j. Dame u. Herrn vor dem Ausreißen der grauen Haare Mein Balsam. keine Farbe, gibt garantiert dem Haar die frühere Fülle, Glanz und Farbe wieder. 1 Orig.-Fl. Mk. 6.50 gegen Nachnahme nur alle n durch
Sonderlach, Frankfurt a. M. 2.,
Neue Kräme 14

Herzens die Bibel wieder auf, ließ den Hasen liegen und wanderte weiter. Allein er war beobachtet worden, die Geschichte wurde weitergetragen, und man gab nun dem Geistlichen den Rat, daß er, um allen Fährlichkeiten wegen Verletzung des Jagdrechtes zu entgehen, sich mit einer Eingabe an den Landesherrn wende, was er auch tat. Und Ernst August, der sonst jedweden Jagdfrevel zu ahnden pflegte, hatte ein Einsehen und schrieb an den Rand der Petition: „Alle Hasen, die der Pastor von Rohra mit der Bibel schießt, sollen ihm gehören!"

Ungleichheit vor dem Gesetz in alter Zeit.

Nach den Gesetzbüchern unserer Vorfahren gab es sehr viele, die nicht die volle bürgerliche Ehre hatten, und denen, wenn sie z. B. beleidigt worden waren, nicht diejenige Genugtuung zugestanden wurde, die andere rechtmäßig fordern konnten. So durfte z. B. nach dem ostfriesischen Landrecht ein „Schalön", d. h. Reimsprecher, Spielmann, nur halbe Genugtuung verlangen. Das sächsische und schwäbische Landrecht ließ dergleichen Leuten nicht einmal soviel Gerechtigkeit widerfahren, sondern wollte, daß man ihnen den Schatten eines Mannes gegen die Sonne zur Buße geben solle. Diesen Ausdruck erklärt der Schwabenspiegel selbst dahin, daß sich der Beleidiger in der Sonne an die Wand stellen und dann der Spielmann das Recht haben solle, den Schatten an der Wand mit der Faust zu schlagen.

Gegen Gicht, Rheuma.
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Magenleidende
verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. Weiler, Niederbreisig 18, Rhein.**

Creme „Mouson"
Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*
in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J.G.Mouson & Co Frankfurt a/M.

Nur Qualitäts-Ware!
Prima deutscher Kakao, garant. rein, in ½-Pfd.-Pak., pro Pfd. Mk. 2.—.
Feinster deutsch. Kakao, I. Qual., gar. rein, in ½-Pfd.-Paketen, pro Pfd. Mk 36.—.
Fein st. deutsch. Schokolad.-Pulver, garant rein Kakao u. Zucker, z. Ber. it. trinkfertig. Schokolade, b. völl. Zuckerersparnis, lose, p. Pf. M 21.—.
Feinste deutsche Speise-Schokolade, in 100-gr.-Tafeln, pro Tafel Mk. 7.—.
Versand per Post-Nachnahme, soweit Vorräte reichen.
Versandhaus Anton Mathy, Magdeburg-F., Abt.: 2
Gegründet 1869.

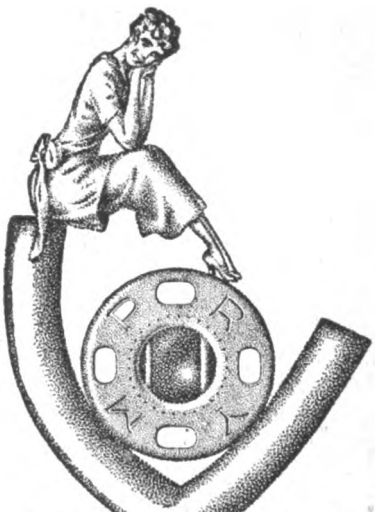
Bettfedern und Betten
in echten roten Inletts.
Billigste und beste Bezugquelle Katalog und Muster frei.
Bettfedernversandhandlung, Bettenfabrik und Versand
Th. Krauerauss, Cassel 109.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin N 39/171.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit
Ohrengerauschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Engibrecht". München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr.
○ Programm frei. ○
Fabriklehrwerkstätten.

Institut Boltz Einj., Prim., Abitur.
Ilmenau i. Thür. Prospekt frei.



PRIM'S ZUKUNFT DRUCKKNOPF
Die Weltmarke
Verbürgt rostfrei
William Prym G·m·b·H
Stolberg Rhld.-Berlin C 2
Durchweg Messing u. Bronze
Nimm nur diesen-keinen andern!

Straußfedern Echte Reiher
in mein anerk. guten Qualität. **Lutz**
Paradiesreiher v. M. 9.75 an
Kronenreiher „ „ 35.— „
Stangenreiher „ „ 8.50 „
Straußfederboa „ „ 35.— „
Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.
Versand g. Nachn. o. Vorinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.
Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35
Gegründet 1877.

Gallensteine!
beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser **Beugamit**
Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis
Beumers & Co., Köln, Salierring 55.

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. bewährt. zuverl. dendes **Fermasol** unschädliches „ Mittel, blühend, viele Danks hr. Garant. Geld z rück Dose M. 6.—, 2 Do. ex. meist erforderlich, M. 11.— Diskr. Versand nur durch Hersa Vertrieb, Berlin SW 111, Anhaltstraße 5.

Hämorrhoiden
Mittel. 1000fach bew. M. 8.5 u. 16.50. Pr fr. Ap. Lasenstein Versand, Spremberg L 6.

Elirfa Jrmun
Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöhen Liebreiz und Schönheit machtvoll. „Jugendrose", das natürlichste Wangenrot von wahrer Lebensfrische. Flasche Mk. 5.50 und M 3.50. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 16. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Fixierende und fluktuierende Aufmerksamkeit.

Das Wesen der Aufmerksamkeit, ihre Eigenschaften und Eigenheiten werden von den Psychologen eifrig erforscht. Sie tritt bei den verschiedenen Menschen in recht verschiedenen Formen oder Typen auf. Recht interessant ist es z. B., fixierende und fluktuierende Aufmerksamkeit miteinander zu vergleichen. Fixierende Aufmerksamkeit besitzt, wer von einem ihm kurz dargebotenen Eindruck nur wenig wahrnimmt, dieses wenige jedoch klar und richtig erkennt. Er hat also nur ein kleines Beobachtungsfeld, begeht aber auf diesem keine Irrtümer. Dagegen besitzt der fluktuierende Aufmerksamkeits-

Javol®

das

Kräuter-Haarwasser

ist

das bewährte Vorbeugungsmittel gegen alle Haarkrankheiten. Javol erfrischt und belebt die Kopfnerven, fördert den Haarwuchs und beseitigt Kopfschuppen und Schinn.

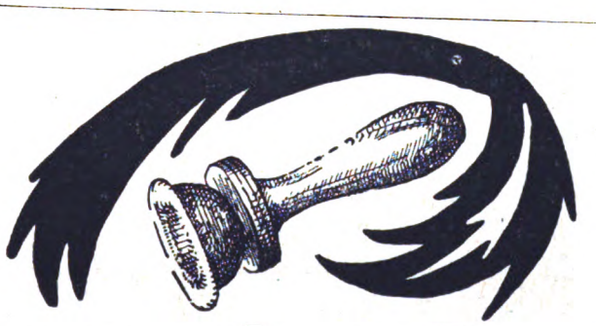
Javol wird mit feinstem, absolut reinem Weingeist hergestellt.

Siphagol - zahnsteinlösend - überfettete Zahnpasta

enthält d. natürl. Karlsbader Quellsalze, die, wie wissenschaftlich festgestellt ist, sicher zahnsteinlösend wirken. Um eine Überreizung des Zahnfleisches u. d. Zahnbeines durch die in allen Zahnreinigungsmitteln enthaltenen Alkalien zu vermeiden, ist die **Siphagol-Zahnpasta überfettet**, wodurch die Empfindlichkeit der Nerven geschützt und geheilt wird. Geschmack höchst angenehm.

Fabrikant: **Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden.**

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen, Parfümerien oder direkt.



Wenn eine Dame

genug durchprobiert hat, dann landet sie mit Sicherheit beim Wikö und bleibt dabei. Dann hört die Qual mit fahlgrauer, fleckiger Haut, mit Mitessern und Pusteln ein für allemal auf. Unreine Haut wird klar, müde wird wach, welke wieder sport ich frisch und jung, um Jahre verjüngt. Selbst Runzeln und Krähenfüße werden verebnet. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., ärztlich empfohlen, tausendfach dankbar begrüßt, verbürgt schnelle, untrügliche, tägliche Fortschritte. Beruht auf spiralig gleitender, atmosphärischer Saug- und Druckwirkung, bringt oft Enttäuschten wirkliche Hilfe. — Einfachste Handhabung. — Wohltätigste Wirkung.

Preis mit Porto einfach Mark 20.50, elegant Mark 35.50
Nachnahme 50 Pfg. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 16, Dresden.

Digitized by Google

typus ein bedeutend größeres Beobachtungsfeld, in dem sich aber Lücken der Wahrnehmung finden, die durch Raten oder Vermuten ergänzt zu werden pflegen. Ein sehr bezeichnendes Beispiel für das verschiedene Verhalten der beiden Typen bietet Professor Ernst Meumann in seinen „Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen". Es handelt sich um Versuche am Tachystoskop, dem Kurzseher, einer Vorrichtung, die es ermöglicht, z. B. ein gedrucktes Wort vor der Versuchsperson für einen Augenblick erscheinen und sofort wieder verschwinden zu lassen.

Bei solchen Experimenten zeigte es sich, daß der fixierende Leser, wenn es sich um ein längeres Wort handelt, zunächst nur einen verhältnismäßig kleinen, genau im Fixationspunkt des Blickes liegenden Teil des Wortes erfaßt, diesen Teil aber auch richtig. Exponiert man das Wort dann noch ein zweites und drittes Mal, so ergänzt der fixierend Lesende die fehlenden Teile — sei es nach rechts oder links hin — richtig und genau, ohne sich auf Vermutungen einzulassen. So wurde das Wort „Kastanienverkäufer" von einem fixierenden Leser in mehreren Darbietungen auf folgende Weise gelesen: 1. . . . . käufer, 2. . . . . ver . . . . . , 3. . astanien . . . . . , 4. K . . . . . = Kastanienverkäufer. Es waren somit vier getrennte Wahrnehmungen notwendig, ehe sich das Gesamtbild des Wortes dem fixierenden Leser vollständig und richtig erschloß.

Im Gegensatz hierzu nimmt der fluktuierende Leser, dessen Aufmerksamkeitsfeld — ohne daß er etwa den Blick wandern ließe — einen an sich größeren Umfang hat, oft schon bei der ersten Darbietung selbst von einem längeren Worte Buchstaben wahr, die ganz links und die ganz rechts stehen, zugleich mit einigen aus der Mitte. Das Fehlende ergänzt die Phantasie. In ähnlicher Weise wurde von einem dem fluktuierenden Aufmerksamkeitstypus Angehörenden das Wort Kastanienverkäufer in mehreren Darbietungen folgendermaßen gelesen: 1. Kleinverkäuferin, 2. Keinverkäufer, 3. Kanenverkäufer, 4. Kastanienverkäufer.

Bei der vierten Darbietung haben also beide Typen das Gebotene richtig erfaßt, nur sind sie auf grundverschiedenem Wege dazu gelangt. Daß im täglichen Leben der fluktuierende Leser der typische „Verleser" ist, dem oft die drolligsten Irrtümer unterlaufen, kann man sich denken.

K. v. L.

glänzt
Nigrin

auf den ersten Bürstenstrich, da wieder reine Terpentinölware.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerd., Ischias, Nervenschmerz, alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntag 10—11 Uhr.

Schälkur - Kombination

nach ärztl. Rezept ist die einzig sichere Methode zur Erlangung einer **vollständig neuen Gesichtshaut in wenigen Tagen.** Sämtliche **Hautunreinheiten,** auch Sommersprossen, Pickel, Flecke und Falten, **verschwinden,** das Gesicht wird **jugendlich frisch. Preis M. 16.00** Nach ahme o. Voreinsendung, Porto extra, nur durch **Laboratorium Kosmetikum, Berlin-Friedenau 5.**

mit **Atlas-Haushaltkitt**

D. R. P.

Erstklassiger Markenartikel!

Wasserunlöslicher Patentkitt zur eisenfesten Reparatur aller Haushalt-Gegenstände aus Ton, Steingut, Holz, Leder, Tuch, Marmor, Majolika, Terrakotta usw.

Wird dauernd wiederverlangt.

Tubenpackg. Mk. 4,—

Alleinhersteller:
Atlas-Werke Pöhler & Co.
Leipzig-Stötteritz Nr. 34

Wiederverkäufer allerorts gesucht!

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit **Kaliklora-Zahnpasta** *ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.*

Zuverlässige Zahnpflege Köstliches Aroma

Hersteller Queisser & Co. G. m. b. H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — *nicht fettend!*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 10. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Biologische Schönheitspflege

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur“

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 28.25

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 7.—

Ausdrucksvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 9.—

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor“, D. R. P. Nr. 269561, Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lastiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen. Preis M. 15.—

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 13.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde“ ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 9.—

Schröder-Schenke Berlin W. 15.

Potsdamerstr. 26 b vorn II. Etage.

Wien 15, Wollzeile 15. Zürich 15, Bahnhofstr. 31.

---

unentbehrlich zur Bluterneuerung u. als nervenstärkendes Mittel

Blutarme, Erschöpfte, Bleichsüchtige, Geschwächte

erlangen in kurzer Zeit

Körper- und Geistesfrische, gesundes, frisches Aussehen und Wohlbehagen

Preis Mark 4,— in Apotheken

Galenus chemische Industrie, Frankfurt am Main.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

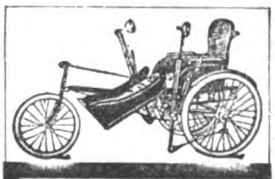
Lehrlingsausbildung im 15. Jahrhundert.

Schon im 15. Jahrhundert haben sich die Leute mit dem Problem beschäftigt, wie man den jungen Nachwuchs zu tüchtigen Kaufleuten heranbilden kann. Freilich geschah es in einer Weise, die wohl dem Geiste jener Zeit entsprach, aber für unsere Tage kaum zur Nachahmung empfohlen werden kann. Immerhin, für den, der die geschichtliche Entwicklung des Handels und Geschäftslebens mit Interesse verfolgt, wird es nicht ohne Wert sein, die folgende Reminiszenz zu lesen, die einem Büchlein aus dem Jahre 1468 entstammt, das sich betitelt: „Allerhand nützliche Hantierung für junge Leut, so sich der Krämerei und Handl befleißen tun, bei Kauf, Verkauf und Tausch, bei Haus und Jahrmarkt." Der Verfasser gibt folgende Lehren: „So der Junge in die Lehr kommt bei die Krämer, so führe ihn von einer Schachtel zu der andern; alldieweil aber die Jungen nicht lesen können, binde etwas auf die Schachtel, Süßholz auf die Süßholzschachtel und so fort, auf jede Schachtel etwas von der Art, was drin ist. Findet er dann alles von selbst alleiniglich, so ist der fertige Helfer oder Junker fürwahr nit mehr mit Maulschellen zu behandeln, auch das Schneuzen darf ihm vor den Kunden nit befohlen werden, weil er sonsten rot wird. Frummheit ist die erste tugendliche Eigenschaft eines [illegible] den Nußteil zu hantiren. Bei M[illegible] Kunst zu machen. Wann du für zwei [illegible] dann halte das Mäßlein fein krumm, [illegible] deiner Hand, mit der andern Hand füll[illegible] voll ist, stürze es dem Kunden in den Topf[illegible] Wiegest du mit der Handwage Pfeffer für d[illegible] mit dem langen Finger der linken Hand das [illegible] glauben tut, es ist mehr, als man verlangt. So du eine Elle Hanfbändlein oder Weißzeug m[illegible] den Daumen der rechten Hand mit der Fleischseite[illegible] lein, beim Abschneiden aber überbiege dein Däumlein[illegible] wurzel, so gewinnst du an jeder Elle eine Nagellänge; [illegible] tue das Umgekehrte dieser Regel. Anderer Hand[illegible] Baumöl messen tust, lasse das Blechlein lang abtraufe[illegible] schnell das Öl in deiner Kunden Töpflein und hänge [illegible] schnell in den Ölständer, so wirst du zu etwas komme[illegible] sieht, daß im 15. Jahrhundert anscheinend die Ehrlich[illegible] bot der „Frummheit" war. Heute dürfte sich kaum jema[illegible] dergleichen „Handgriffe" öffentlich zu empfehlen. Fre[illegible] würden sie auch kaum einem Kaufmann unserer Tage etwas r[illegible]

Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.
In Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J.G. Mouson & Co. Frankfurt a/M.

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung



A. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
Katalog gratis.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schlacken aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen**; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M 8.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L 6**

Bandwurm
mit Kopf ebenso Spul-, Madenwürmer beseitigt sicher auf unschädliche natürliche Weise **Reichels Bandwurmmittel.** Einfachste Anwendung! Seit 30 Jahren erfolgreich bewährt. Für Erwachsene 7.50 M., — für Kinder (Altersangabe) 5.— M. Allein echt mit Marke „Medico" und Firma Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4. Man meide Ersatzmittel. Wo nicht erhältlich, diskr. Zusendung
Tausende befreit!

in Pillenform, schnell nachhaltig wirkendes, appetitanregendes, wohlbekömmliches Mittel zur Unterstützung der **Genesung nach Blutverlusten und Schwächezuständen Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht.**
Zu haben in allen Apotheken.
Versandhaus für Berlin und Umgegend: Arcona-Apotheke, Berlin N 58, Arconaplatz 5.
Man achte auf die Originalmarke Krewel.

Gummi- saug. Flasch. v. 1,50 Mk. an auch kleine m. k. ng. Alle Artikel z. Krankenpleg., pharmazeut., kosmet. Hausmittel. Ill. Liste grat. u. fr. **A. Maas & Co.**, gegr. 1890. **Berlin 134, Markgrafenstr. 84 a.**

Wildhirt & Eilbrecht
Offenbach a. M. 2.
Spezialfabrik v. Krankenstühlen etc.
Katalog

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 17. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Graf August von Platen und unsere Zeit.

Der Graf von Platen hat nicht nur schöne Balladen geschrieben, er hat in seinen Gedichten und sonstigen Lebensäußerungen auch das Leben seiner Zeit mit Teilnahme und Kritik betrachtet. So lassen sich beim Blättern in seinen Werken mancherlei Worte und Gedanken finden, die auch für unsere Zeit beherzigenswert erscheinen. In seinen Epigrammen steht eines, betitelt:

Die wahre Pöbelherrschaft.

Nicht, wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch, wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

In diesen Versen liegt eine bittere Kritik auch unserer heutigen Zustände mit ihrer „Diktatur des Proletariats“ nicht bloß im politischen Leben.

Gestern hätte Platen auch die beiden folgenden Epigramme geschrieben haben können:

Deutsche Geschichte als Tragödie.

Welch babylonischer Turm als Vorwurf tragischer Handlung!
Freilich, geschehn ist viel; aber es mangelt die Tat.

Handlung.

Handlung ist ein Produkt der entschiedenen Kraft und des Willens,
Nicht ein chaotischer, stets wieder gehemmter Versuch.

Krankt unsere Zeit nicht an diesem Mangel der Tat, am beständigen Entwerfen von Programmen, denen die Ausführung von starker Hand versagt bleibt? Ihr fehlen aufrechte Charaktere, die sich Platens „Lebensregeln“ vorhalten:

„Sobald du Partei nehmen mußt, wähle nach eigener Überzeugung die gerechte. Biete nicht Volksaufständen die Hand. Durch sie wird nicht das Reich der Vernunft gegründet.“

Und: „Fliehe Verschwörungen und geheime Gesellschaften. Bei ihnen geht der gute Ruf und die Unverletztheit des Gewissens verloren. Sie verkünden Freiheit, während man Sklaverei bei ihnen findet. Soviel auch die Tugend bei ihnen genannt wurde, die Tugend heißt doch immer der Zweck.“ —

H. M. B.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Gabelsberger Stenographie lehrt brieflich schnellförd. u. gründlich. Dauer 3 Monate, sich., wie mündl. Unterr. **Reuther, Dresden,** Hübnerstr. 13. Man verlange Prosp.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Meggendorfer-Blätter

Illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst. Schönstes farbiges Familien-Witzblatt. Vierteljährlich ohne Porto oder Zustellung M. 7.—, einzelne Nummer 70 Pfennig. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Verlag J. F. Schreiber, München, Perusastr. 5.

ind Lungenleiden heilbar?

e, die an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Asthma, Schwindht, Lungenspitzenkatarrh, Nachtschweiß, Stichen im Rücken, Brustmerzen, Appetitlosigkeit, Verschleimung, veraltetem Husten, langer altender Heiserkeit leiden, lassen sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden.

zialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 202, Am Karlsbad 33 b.

Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntags 10—11.

Viele sind innerlich

jung und unverbraucht, aber äusserlich? — Alternd, verblühend, welkend, „vorbei“. Denen hilft der Wikö **wirklich.** — **Dr. Hentschels Wikö-Apparat** D. R. G. M. ist als **zuverlässig** und natürlich ärztlich empfohlen, begeistert anerkannt. Er befreit durch spiralig gleitende, sinnvoll geführte atmosphärische Saug- und Druckwirkung rasch und angenehm von Mitessern, Pusteln, fleckig-fahler Haut und verebnet Runzeln und Krähenfüsse vollkommen. — **Verjüngt wirklich um Jahre.** Schafft frische, gesunde, vollblutdurchblutete Haut, natürliche Anmut. — Einfachste Handhabung. — Untrügliche, **tägliche** Fortschritte. — Für oft Enttäuschte endlich das Rechte.

Preis mit Porto einfach Mk. 20.50, elegant Mk. 35.50. Nachnahme 50 Pfg. mehr. Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 170, Dresden.

Sanatol-Creme

dauernd benutzt, die vollendete Schönheits-Pflege

Sanatol-Werke Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümerie-Fabrik F. Riemenschneider - Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Das Pferd im niederdeutschen Volksmund.

Vom niederdeutschen Tiersprichwort erzählt heute in diesen Blättern Wilhelm Poeck Ausführliches. Im Anschluß daran sei die folgende, der Zeitschrift „Niedersachsen" entnommene kleine Zusammenstellung von niederdeutschen Sprüchen, Reimen, Redensarten und Rätseln mitgeteilt, die sich mit unserm edelsten Haustier beschäftigen. Sie wird auch bei hochdeutschen Lesern Interesse finden, sofern sie gern einmal solchen Äußerungen des Volksmundes ihre Aufmerksamkeit schenken. Allzu harte plattdeutsche Nüsse gibt es dabei nicht zu knacken, so daß sich ein sprachlicher Kommentar erübrigt.

De ruhsten Fahlen weert de gladdsten Peer.

En good Perd treckt tweemal an.

De vör dörtig Johr'n hoch to Peer sitt,
Kann nah dörtig Johrn to Foot gahn.

De sine Köh vör den Plog spannt,
Kann sine Peer melken.

To'n Peernkoop hört Peerverstand.

Bin Freen un Peerköpen
Heet't de Ogen upknöpen.

Jedet Deert, wo't henhört:
Up de Rietbahn dat Rönnperd,
Un Krack un Stacker
Up Brack un Acker!

En olen Keerl un en old Perd
Sünd beid nicks rechts mehr wert.
En ole Froo un ole Koh
Sünd ümmer noch wo too.

Von'n Perd up en Esel kamen.

Sin Perd bin Swanz uptömen.

* * *

Rätsel:

Bören lewig, hinnen lewig,
In de Midd' is't dod.
(Pferd, Pflug und Pflüger.)

Wat is dat för en Deert:
Hat twee Köpp un eenen Steert,
Hat veer Ohr'n un fös Been,
Heft son Undeert all mal sehn?
(Reiter zu Pferd.)

Nuos'-Schuhputz

das Edelwachs-Erzeugnis

ist hergestellt unter Verwendung von

Terpentinöl

Praktische Vorführung auf der

Internationalen Messe Frankfurt a. M.

(vom 2. bis 11. Mai)

Messhaus Offenbach, Stand 3161

OSRA G. M. B. H., Frankfurt a. M.

Kaliklora

Für jung und alt ist die köstliche Erfrischung der Zahnpflege mit Kaliklora-Zahnpasta ein Labsal, die Erhaltung gesunder schöner Zähne ein Segen. Kaliklora gehört auch in die Kinderstube.

Zuverlässige Zahnpflege
Köstliches Aroma

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Lovan-Creme

fetthaltig — nicht fettend

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co G. m. b. H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 17. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Silbenrätsel.

Mit seiner Kiepe, fruchtbeschwert,
Der Hans zurück vom Felde kehrt;
Kaum schleppt er seine Bürde mehr:
Die zwei-drei sind doch manchmal schwer,
Denkt Hans; auch ist der Durst sehr groß:
Könnt' ausruh'n ich, ein Weilchen bloß! —
Gedacht, getan: der Eins-zwei Grün
Rauschen am Bach in Schlummer ihn! — —
Als er erwacht — die Sonne sank —
Wer naht geschwind vom Waldeshang
Mit einer Gerte, lang und schlank?:
Der Bauer! Junge, mach' dich fort,
Sonst kannst du was das ganze Wort!

N.

Aus dem Hausgarten.

Alles Mögliche geben für Geld
Früchte, hinter den Wehruf gestellt.

C. S.

Scharade. Von F. Guggenberger.

In Stadt und Dorf und auf den Fluren
Folg' ich beständig deinen Spuren,
Ich bin anhänglich dir bei Licht
Und schönem Sonnenschein, doch nicht
Bei dunkler Nacht, denn stets ein Graus
Erfaßt mich da, und ich bleib' aus.
Ich bin dir treu bis an dein Ende
Und folg' dir ohne Füß' noch Hände.

Drei Silben. Von Renata Greverus.

Bei dir sowie bei jedermann,
Ist stets die erste obenan;
Und Dinge, Angelegenheiten
Bezeichnen uns die letzten beiden.
Bei großen und bei kleinen Dingen,
Bei allem Tun und allem Ringen,
Das dir dein Schicksal soll gestalten,
Mußt du dich an das Ganze halten!

Hühneraugen, Fußschwamm und Verhärtung
Hornhautbildung entfernt mit absoluter Sicherheit Reichels „Bosco“. Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster 3.50 Mk
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Briefmarken
Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 Ws Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist“. Probenum. kostenl.

Seit 1877 Original Hustan in Fluss-Säure
ASCHE'S = BRONCHIAL-PASTILLEN
ZU HABEN IN APOTHEKEN.
Best.: Cubeben 5 gr, Anis, Fenchel je 2,5 gr, Zucker 20 gr u. Schleimstoff

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen

in altbewährter guter
Friedensware
wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schultz jun. A.G., Leipzig

Magenleidende
verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. welter, Niederbreisig 18**, Rhein.

Der schönste Schmuck
für Veranden, Balkone, Fensterbretter sind unstreitig meine **Gebirgs - Hängenelken.** Prospekte über Balkon- u. Gartenpflanzen umsonst und portofrei: **Ludwig Eibl**, Spez. Hängenelken-Züchterei **Traunstein** 83 Obb

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Engibrecht“, München W 2.** Kanzlerstr 9.

Spessarter Himbeersaft, Bienenhonig.
Apotheke, Lohr/Sp.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Gallenstein
Nierenstein-, Gries- und Leberleidende verwenden mit bestem Erfolg ohne Operation u. ohne Diät „ANTIGALLIN“
In allen Apotheken zu haben. Wo nicht, erfolgt Zusendung durch die Anker-Apotheke, Berlin-Friedrichshagen
Preis pro Flasche Mk. 12.50
Aufklärende Broschüre über die Einwirkung des Antigallin gratis durch
Antigallin-Werk, m.b.H. Berlin-Friedrichshagen

Ideale starke Formen
erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol“** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld z. rück! Dose M. 6 —, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa Vertrieb, Berlin SW 11 I**, Anhaltstrasse 8.

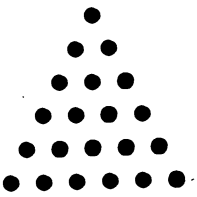
UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 31/171.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

Pyramide.



Vokal.
Färwort.
bekannter Badeort.
birgt künftiges Leben.
Singvogel.
biblischer Name.

Von der Spitze ausgehend, sollen die einzelnen Reihen gebildet werden, immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens und Umstellung der übrigen. Hans Schuppli.

Ergänzungsrätsel.

B . . . ß, Ro . ., K . . e, Tra . . .,
Schn . . . ., Mai ., Sa . ., Ge . .,
. . . ser, . . aube, Hy . . e, Ar . .

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhange ein Sprichwort ergeben.

Buchstaben-Rätsel.

Mein Rätselwort ist manches Mal
Des Lehrers und des Schülers Qual;
Doch wird es ernst und klug bedacht,
So hat's dem Lehrer Freud' gemacht
Und seinem Schüler Lob gebracht.
Wenn „s" statt „ſ" man schreibt im Wort,
Erregt's Entsetzen allerort,
Und wen's befällt, der bleibt allein,
Man treibt ihn aus der Menschen Reih'n
Erbarmungslos mit seiner Pein.

Renata Greverus.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Abstrichrätsel: Kleid, Leid, Eid.
Rätsel: Gewerbe, Gewebe.
Kreisrätsel:
Schwarzwald. Rittersporn. Bremerhaven. Lämmergeier
Drei Silben. Allerhand.

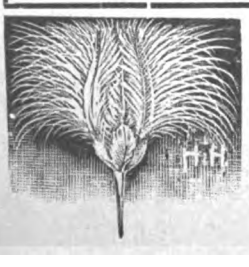
Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*
in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Franzensbad
— in Böhmen. —
Erstes Moorbad der Welt. Ideales Herzheilbad in ebener Lage.
18 Kohlensäure-, Eisen-, Glaubersalz- und Radiumhaltige Mineralquellen zu Trink- und Badekuren, darunter die glaubersalzreichste Mineralquelle der Welt.
Ueberraschende Heilerfolge.
Kurzeit 1. Mai bis 1. November.
— Bäderabgabe ganzjährig. —
Gelegenheit zu Sport und Vergnügen. Moderne Hotels, Pensionen und Kurhäuser. Prospekte unentgeltlich durch die Kurverwaltung.

Bad Salzbrunn
Schlesien
Katarrhe der Atmungs- u. Verdauungsorgane · Asthma · Emphysem · Grippefolgen · Nieren- und Blasenleiden · Gicht · Zucker
Prospekte durch die Fürstliche Badedirektion

Asthma-Anfälle
werden durch meine Gebrauchsanweisung auf Grund eigener Erfahrung rasch beseitigt. Auskunft durch Oberförster a. D. **W. Schier, Leipzig-Oetzsch,** Städtelnerstrasse 50.



ECHTE REIHER
10 20 30 50 100 stielig
25 M. 70 M. 150 M. 500 M. 1300 M.
Echte „Atama"-Straußenfedern
20 25 30 35 40 cm lang
6 M. 9 M. 18 M. 30 M. 45 M.
45 50 55 60 cm lang
60 M. 75 M. 120 M. 150 M.
Straußboas 30 M., 45 M., 60 M., 85 M., 100—300 M. Hut-, 3 M. Ball-, 5 M. Vasenbumen 10 M.
Hesse, Dresden, Scheffelstr. 14, 15, 16.

Vorzügliches
Nähr- und Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co
Hamburg
Winnebergerweg 22-24

Zauberschlangen,

wunderbare Erscheinung. **Niesund Juckpulver, Stinkbomben, Wet erprophet** (für Herren), Sortimente neuester Scherze geg. Einzahlung von 5, 10, 20 Mark auf Postscheckkonto Berlin 38623 franko. Nachn. 70 Pf mehr. Gr. ill. Liste über **Scherze, Verlosungs-Sommerartikel, Feuerwerke** gratis und franko.
A. Maas & Co., gegr. 1890, **Berlin 34,** Markgrafenstr. 84

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht"** München H 2, Kapuzinerstr. 9,

Straußfedern Echte Reiher

in mein. anerk. guten Qualität. **„Luto"**

Paradiesreiher	v. M.	9.75	an
Kronenreiher	„ „	35.—	„
Stangenreiher	„ „	8.50	„
Straußfederboa	„ „	35.—	„

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.
Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.
Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden [After] würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

An jede praktisch denkende Hausfrau!
Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" helfend eingreifen. Privatleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung dem notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf- u. Tausch-Verkehr

dienen, die wir dem Anzeigenteil der „Gartenlaube" angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe daher eine kleine Anzeige, die billigst berechnet wird, für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der einlaufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der in 68. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW 68 **Die Gartenlaube** Abteilung für Anzeigen

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

1. Beilage zu Nr. 18. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Ein „wunderliches" Instrument.

Der Gebrauch der Gabeln bei Tisch ist erst im Anfang des 17. Jahrhunderts allgemein geworden. Offenbar bediente man sich in Italien zuerst dieses Gerätes. In einer englischen Schrift aus dem Jahre 1611 erzählt der Autor, daß er auf einer italienischen Reise das „wunderliche Instrument" kennen lernte. „Ich habe", so sagt er, „in allen italienischen Städten, durch welche mich mein Weg führte, eine Sitte gesehen, die ich sonst nirgendwo bemerkt, und die, wie ich

Javol®

das

Kräuter-Haarwasser

ist

das bewährte Vorbeugungsmittel gegen alle Haarkrankheiten. Javol erfrischt und belebt die Kopfnerven, fördert den Haarwuchs und beseitigt Kopfschuppen und Schinn.

Javol wird mit feinstem, absolut reinem Weingeist hergestellt.

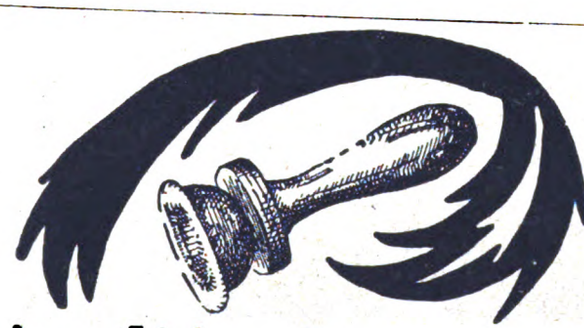
Kolberger Anstalten für Exterikultur Wilh. Anhalt G.m.b.H. Ostseebad Kolberg

Der schönste Schmuck

für Veranden, Balkone, Fensterbretter sind unstreitig meine Gebirgs-Hängenelken. Prospekte über Balkon- u. Gartenpflanzen umsonst und portofrei: Ludwig Eibl, Spez. Hängenelkenzüchterei Traunstein 83, Obb.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Echo". Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht" München H 2, Kapuzinerstr. 9.



An seinen Lieben Spuren des Alterns wahrzunehmen, birgt oft tiefes Leid,

u. doch kann jeder dieses Schwere mildern, ihm in seiner äusseren Erscheinung merklich entgegenwirken, kann es aufhalten durch den Wikö. — Der Wikö schafft nicht nur alle Unreinheit, Mitesser und Pusteln beiseite, sondern erzeugt vollkommen durchblutete, gesunde, junge Haut. Er verbannt selbst Falten u. Krähenfüsse vollkommen u. verjüngt wirklich um Jahre. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D.R.G.M., als zuverlässiges kosmetisches Grundmittel ärztlich empfohlen, verbürgt tägliche Fortschritte wo lätigste Wirkung. Einfachste Handhabung. — Von jedem begehrt, der seine Wirkung kennt.

Preis mit Porto einfach Mk. 20.50, elegant Mk. 35.50.
Nachnahme 50 Pfg. mehr. Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 180, Dresden.

Digitized by Google

glaube, auch in der gesamten Christenheit nicht weiter existiert. Die Italiener und auch manche Ausländer, welche sich in Italien aufhalten, bedienen sich bei allen ihren Mahlzeiten einer kleinen Gabel, mit der sie die Speisen zum Munde führen." Nicht viel später kam dann die Gabel nach England, nicht aber etwa als allgemein gebrauchtes Tischgerät, sondern als Taschenin strument der Stutzer, die eine kleine Gabel im Etui bei sich trugen. Auf welche Schwierigkeiten die Einführung der Gabel in England stieß, zeigt ein Drama von Ben Jonson (1573—1637), in dem der Träger einer der Hauptrollen des Stückes von den unendlichen Mühen spricht, die er bei Hofe gehabt hat, um auf das Projekt, „den löblichen Gebrauch der Gabeln, so wie er in Italien herrscht, zur Schonung von Händen und Tischtuch, in England einzuführen", ein Patent zu erlangen. Die Gabeln, die er patentiert zu sehen wünschte, sollten „für die vornehmeren Klassen von Gold und Silber, für das gemeine Volk von Stahl gemacht werden". Vor der Einführung der Gabel aßen die vornehmeren Leute das Essen, das zerschnitten auf die Tafel gebracht wurde, mit dem Löffel, die einfacheren mit den Fingern.

Ein seltsames Verbot.

Bei den alten Schweden war die Musik gesetzlich verboten. Die Musikanten galten für staatsgefährlich. Von der Regierung Gustav Wasas existierte ein Gesetz, das alle Musiker aus dem Lande verbannte und deren Totschlag erlaubte. Ein solcher Totschlag galt für einen Spaß; der Mörder war nur verbunden, den Erben des Erschlagenen ein Paar neue Schuhe, ein Paar Handschuhe und ein Kalb zu geben. Aber selbst diese jämmerliche Entschädigung mußte erst durch eine sonderbare Prüfung erworben werden. Man bestrich den Schweif des Kalbes mit Fett und trieb das Tier einen Hügel hinauf, und derjenige, welcher auf die Entschädigung Anspruch erhob, mußte den Schweif des Kalbes mit beiden Händen festhalten, während der Mörder das Tier antrieb. Konnte jener den Schweif in den Händen behalten, so wurde es ihm zugesprochen, andernfalls aber verlor er seine gesamten Ansprüche. Man sieht, die ganze Angelegenheit wurde als eine Art Volksbelustigung aufgefaßt. Im Jahre 1523 wurde dies Gesetz aufgehoben.

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)

Frauen-Artikel
für Gesundheits- u. Körperpflege wie Binden, Gummistrümpfe, Spülkannen, Sauger usw. Ausf. Prospekt kostenfr.
Frau P. Meinig, Berlin Z13, Potsdamer Straße 109 L

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.–
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Spessarter Himbeersaft
Bienenhonig
Apotheke, Lohr a. M.

Keine zerrissenen Schuhe mehr!

Atlas-Schuhkitt
D. R. P.
millionenfach bewährt seit 7 Jahren, repariert ohne Naht u. Nagel
wasserdicht u. haltbar.
Große Tube Mk. 5.–
Kleine „ „ 4.–
Alleinhersteller:
Atlas-Werke Pöhler & Co
Abt. chem. Fabrik
Leipzig-Stött. Nr. 34
Wiederverkäufer allerorts gesucht!

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 18. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M. Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Das heilige Gras.

Das ostafrikanische Hirtenvolk der Massai liebt nicht nur sein Vieh, sondern aus einer gewissen Dankbarkeit heraus auch das Gras, das dieses ernährt. „Gott“, sagt der Massai, „hat uns Vieh und Gras gegeben. Wir trennen die Dinge nicht, die Gott uns gegeben hat.“ Das Gras ist diesem Negerstamm als die Urquelle seines Wohlstandes

Bädernachrichten.

Bad Salzbrunn, das wohlbekannte schlesische Katarrh-, Asthma- und Nierenheilbad, eröffnet am 1. Mai seinen Kurbetrieb. Kur- oder Erholungsbedürftigkeit ist durch ärztliches Attest nachzuweisen, das vom Amtsarzt des Heimatsortes oder dem hiesigen Kreisarzt zu bestätigen ist. Vollständig geordnete Zustände, gesicherte Ernährung Prospekte kostenlos.

Perhydrol-Mundwasser u. Perhydrit-Mundwassertabletten

entwickeln reichliche Mengen freien aktiven Sauerstoffs, der dank seines gasförmigen Zustandes die gesamte Mund- und Rachenhöhle desinfiziert. Der Gebrauch des einen oder anderen Präparates beseitigt sofort unangenehmen Mundgeruch, konserviert und bleicht die Zähne, verleiht dem Gebiß ein gesundes, elegantes Aeußere und wirkt belebend auf das Zahnfleisch. Selbst bei jahrelangem Gebrauch absolut unschädlich. Literatur und Proben gratis.

KREWEL & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, KÖLN a. Rh.

Versandhaus für Berlin u. Umgegend: Arcona-Apotheke, Berlin N 23, Arconaplatz 5.

ATELIER SCHERL

TIP-TOP

bester flüßiger METALLPUTZ

Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP“ d. besten flüßigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH u. Co DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

Wohlmuth's elektro-galvanischer Apparat

Marke Geweco

darf in keiner Familie, die gesund sein will, fehlen.

Verlangen Sie kostenlos Druckschriften von

G. Wohlmuth, Dresden

Strauß-federn Echte Reiher

in mein. anerk. guten Qualität. „Luto“

Paradiesreiher v. M. 9.75 an
Kronenreiher „ „ 35.— „
Stangenreiher „ „ 8.50 „
Straußfederboa „ „ 35.— „
Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.

Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.

CREME ELCAYA nicht fettend

von köstlichem Wohlgeruch macht die Haut weich wie Sammet

ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen

Jünger & Gebhardt, Berlin S.14

SEJ

Vorzügliches Nähr- und Kräftigungsmittel für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder

Preis pro Karton M 4.-

Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co Hamburg Pinnebergerweg 22-24

H. W. VOLTMANN Bad Oeynhausen 7.

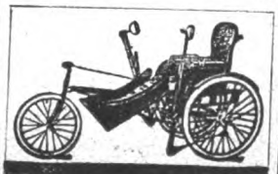
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Katalog gratis.

DER FEINSCHMECKER TRINKT ECHTEN TEE QUALITÄTSMARKE

FEE-TEE

WEIL DIE MISCHUNG FACHMÄNNISCH ZUSAMMENGESTELLT IST U. IN DER PACKUNG DAS AROMA VOLL ERHALTEN BLEIBT.

JOHANNES GOTTE TEE-IMPORT DRESDEN 16



Digitized by Google

so heilig, daß er es bei allen möglichen Zeremonien verwendet. Will z. B. einer den andern um Verzeihung bitten, so naht er sich ihm mit etwas Gras in der Hand, und wer in solchem Falle unversöhnlich zu sein wagt, der wird von der öffentlichen Meinung verurteilt. Man sagt von ihm, er müsse kein Massai, sondern ein Dorobo sein, der nichts von Gras und Vieh verstände. — Kämpfen zwei Männer miteinander und will der eine Frieden schließen, so kündet ein Büschel Gras in seiner Hand diesen Wunsch an. Ebenso spielt es bei Friedensschlüssen nach Kriegszügen eine Rolle. Einen feierlichen Frieden nach altem Brauche schlossen z. B. „im großen Hungerjahr" 1883 die Lumbwa-Massai mit den eigentlichen Massai. Bei solchem Anlaß erscheinen die Krieger der beiden Parteien je mit zwei angesehenen Alten, einer stillenden Frau mit ihrem Säugling und einer Kuh mit ihrem Kalbe. An einer bestimmten Stelle treffen sie zusammen, das Vieh wird ausgetauscht, und jede der Frauen reicht ihre Brust dem Kinde der Feindin dar. Während dieses Versöhnungsaktes aber hält jeder, zum Zeichen, daß er es ernst und ehrlich meint, Gras in der Hand. Auch bei der Ehrung heimkehrender Krieger fehlt das Gras nicht. Wem es gelungen ist, einige Feinde zu töten, dem tritt ein Mädchen mit einer kleinen Kürbisschale entgegen, die mit Milch gefüllt und mit grünem Grase bedeckt ist. Mit dieser durch das Gras geweihten Milch besprengt sie den Helden. Die Frauen üben auch ein kleines Speiseopfer an das heilige Gras aus: Wenn sie das Melken vollzogen haben, gießen sie etwas Milch in das Gras. „Gott liebt das," sagen die Massai. Geht jemand auf die Wanderschaft und findet auf seinem Wege einen umgestürzten Baum, so kann er die üble Vorbedeutung, die darin liegt, zunichte machen, indem er auf den gefallenen Baum ein wenig Gras legt, das alles Böse bannen wird. Die Heiligkeit des Grases macht sich übrigens, wie Hanns Fuchs in dem Buche „Sagen, Mythen und Sitten der Massai" anführt, die Jugend mitunter in schlauer Weise zunutze. Will nämlich ein Massaikrieger irgendeinen ungezogenen Jungen auf der Weide verprügeln, so rupft dieser schleunigst etwas Gras ab. Denn sobald er dieses in der Hand hält, wird kein Schlag auf ihn mehr gewagt! K. v. J.

Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*
in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben d. Wurzeln **für immer** bei Anwendung uns. mod. ärztl. empfohl. Methode Keine Elektrolyse **Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg Preis M. 8.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24**

Gallenstein Nierenstein-, Gries- und Leberleidende verwenden mit bestem Erfolg ohne Operation u. ohne Diät „ANTIGALLIN" In allen Apotheken zu haben. Wo nicht, erfolgt Zusendung durch die Anker-Apotheke, Berlin-Friedrichshagen. Preis pro Flasche Mk. 12.50 Aufklärende Broschüre über die Einwirkung des Antigallin gratis durchs Antigallin-Werk m. b. H. Berlin-Friedrichshagen

Yohimbin Lecithin auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**
30 60 120 Port. M. | für Frauen 50 100 200 Port.
18 33 60 M. | 25 47 90 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maaß, Hannover G.**

Kapitalanlage
Gothaer Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Witwenrente — Altersversorgung — Invaliditätsversicherung

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Engibrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Frisch. Spargel in Poststücken v. 9 Pfund I M. 30,—, II M. 25.—, III M. 18.— einschl. Porto. Aprilsätze u. Verpackung gegen Voreinsendung des Betrages. Lieferungsmöglichkeit vorbehalten. Transport auf Gefahr des Käufers. **C. Th. Lampe, Konservenfabrik, Braunschweig**

Unreines Blut Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—, **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Titesser gegen die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige Haut u. lästige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 30 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 8.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltrat", Blutreinigungspulver. Sch. 3.— **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. a. Berl. anzuwendendes unschädliches **„Fermasol"** Erfolg verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld z rück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa Vertrieb, Berlin SW 111,** Anhaltstrasse 8.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Maune** Dresden-Löbtau 8 **Katalog gratis.** In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

Aderverkalkung ist heilbar! Wenn Sie an Aderverkalkung, Herzbeklemmungen, Schwindelanfällen, Atemnot, besonders bei Treppensteigen, Kopfschmerzen, Angst- und Schwächezuständen, Nachlassen des Gedächtnisses, Unlust zum Arbeiten leiden, wenn Sie noch im besten Alter Alterserscheinungen verspüren, lassen Sie sich sofort kostenlos portofrei meine ausführliche belehrende Broschüre senden. Auch über Schlaganfall (Herzschlag, Gehirnschlag) und die Heilung der Folgeerscheinungen, Lähmungen usw. gibt die Schrift ausführl. Auskunft. **Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 101, Am Karlsbad 33 a.** Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntags 10—11 Uhr.

Elastisch federleicht! Nur Partout ist nach orthopädisch. ärztlich. Grundsätzen der einzig **zweckmäßige Rückenhalter. Unerreicht. Wirkung!** Prospekt 306 gratis **Heinrich Loewy,** gegr. 1859 **Berlin, Dorotheenstr. 77.**

Institut Boltz Einj., Prim., Abitur. **Ilmenau i. Thür.** Prospekt frei.

Gallensteine entfernt schmerzlos ohne Operation in 3 Tagen. Prospekt durch **Görig, Dortmund,** Winkelstr. 16, fr. Leiter von Lt. med. Jaenickes Institut.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. **Töchterheim „Teodora",** Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bettermann.**

Eisenach **Töchterheim Schmeißer.** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. **Gründl. Ausbild. im Haush.** Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Frankfurt/Oder, **Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende.** Inhaberinnen: **L. Thomas und J. Rommel.** Oderstraße 27. Unterricht i. sein. u. bürgerl. Küche, Einmach., Backen, Plätt., Haushaltungskunde, wirtsch. Buchführg., Wäschenäh., Schneid., Hand- u. Kunsthandarb., Deutsch, Literatur, Musik. Gute Verpflegung sichergestellt. Näheres d. Prospekt.

Gernrode/Harz. **Töchterpens. Hagenberg.** Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). **Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune** geb. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Ausb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Heppenheim/Bergstr. **Haush.-Pens. Geschw. Nack.** Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht, Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Schwer erziehbare **Töchter besserer Stände** v. 14—19 Jahren findet im **Pensionat Marienheim** liebev., aber strenge christl. Erzieh. unter Standesgenossen, mütterl. Leitung. Gründl. Schul- und praktische Ausbildung. Näh. d. Dir. Pastor Pieper, Anschrift: Hamburg 39, Marienheim.

Neudietendorf **(Thüringen) Töchterheim.** Haushaltungsschule. Gartenbau. Wiss. Fächer. Ziele: Frauenberufe. Staatl. gepr. Lehrkr. Prosp. d. d. Vorsteh. H. Klar.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel, Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
vertreten in allen Städten

Magenleidende
verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20 000 freiwillige Dankschreiben. **H. Welter, Niederbreisig 18**, Rhein.

Praktische Ratschläge für das Ausbacken von Speisen.

Mancher Hausfrau bereitet das Ausbacken von Speisen in Fett Schwierigkeiten, die ausgebackenen Kuchen sind nie gleichmäßig durchbacken und gebräunt, wie sie es sein sollen. Nur wenn das siedende Fett die richtige Hitze hat, daß es den eingelegten Gegenstand sofort mit einer Hülle oder Rinde versieht, welche das Fett am weiteren Eindringen hindert und den Saft zusammenhält, so daß die Speisen unter der Rinde gar werden, wird man mit dem Ausbacken den gewünschten Erfolg haben. Alles zum Ausbacken bestimmte Fett muß genügend lange einem hellen lebhaften Feuer ausgesetzt werden, um den richtigen Hitzegrad zu erhalten. Diesen erkennt man durch Einlegen einiger dünner Brotscheibchen für die Dauer weniger Sekunden in das Fett. Sind in dieser Zeit die Scheibchen gleichmäßig hellbraun gebacken, ist der richtige Augenblick für das Einlegen der zu backenden

Wenn eine Dame

genug durchprobiert hat, dann landet sie mit Sicherheit beim Wikö und bleibt dabei. Dann hört die Qual mit fahlgrauer, fleckiger Haut, mit Mitessern und Pusteln ein für allemal auf. Unreine Haut wird klar, müde wird wach, welke wieder sportlich frisch und jung, um Jahre verjüngt. Selbst Runzeln und Krähenfüße werden verebnet. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., ärztlich empfohlen, tausendfach dankbar begrüßt, verbürgt schnelle, untrügliche, tägliche Fortschritte. Beruht auf spiralig gleitender, atmosphärischer Saug- und Druckwirkung, bringt oft Enttäuschten wirkliche Hilfe. — Einfachste Handhabung. — Wohltätigste Wirkung.

Preis mit Porto einfach Mark 20.50, elegant Mark 35.50
Nachnahme 50 Pfg. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 190, Dresden.

Misserfolg ausgeschlossen

Kloasman

ist das einzige unfehlbare Mittel, welches unter Garantie nach
einmaliger
Anwendung
Leberflecke u. Warzen
radikal und schmerzlos ohne gesundheitsschädliche Folgen entfernt. — Preis M. 8.50. Ärztlich erprobt. Tausende verkauft, viele Anerkennungen.

Zu haben in allen besseren Friseur- und Parfümeriegeschäften, Drogerien u. Apotheken, andernfalls direkt vom alleinigen Hersteller
Ludwig Paechtner
Dresden-A. 604.

Du?!

Der LITHO-Mann ist schnell beliebt geworden durch sein gewinnendes Lächeln und seine schönen, gesunden Zähne.

Die LITHO-PASTE durch ihre hervorragende Eigenschaft, diese jedes Gesicht zierende Wirkung auszulösen.

PHÖNIX AKT. GES. FÜR ZAHNBEDARF // BERLIN

Digitized by Google

Speisen gekommen, von diesem Augenblick an muß man das Feuer mäßigen, damit das Durchbacken nicht zu rasch erfolgt, weil sonst Gebäck oder Speisen zwar außen wohlgebräunt, aber innen nicht durchgebacken sind. Wenn man größere Mengen backen will, muß man frisches heißes Fett bereithalten, das man nachfüllt, wenn das erste Fett seine „Überraschungskraft", durch die das sofortige Umkrusten der eingelegten Speisen ermöglicht wird, verloren hat. In diesem Falle backt das Fett nicht mehr, sondern es dringt in die Speisen ein. Man darf aber auch nicht zu wenig Fett im Backtopf haben (der stets genügend groß sein soll, weil sonst das Fett beim Backen leicht überläuft), denn beim Ausbacken sollen die Speisen im Fett schwimmen. Übrigbleibendes Fett ist ohnehin nicht verloren, es wird des öfteren wieder benutzt werden können. Um dies zu erreichen, schüttet man das heiße Fett ganz vorsichtig in ein Gefäß mit kochendem Wasser und rührt gut um. Alle Krümel und Abfälle setzen sich dabei zu Boden, das Fett nur bleibt an der Oberfläche und läßt sich nach dem Erkalten gut ablösen. Wenn man dann noch alles Unreine von der Unterseite abkratzt, so ist das Fett ganz wie frisches Fett wieder zu benutzen. Die ausgebackenen Kuchen oder Speisen aber müssen, wenn sie aus dem Fett kommen, noch einige Minuten auf ein heißes Tuch oder auf erwärmtes Löschpapier gelegt werden, dann erst bestreut man sie mit Zucker oder Salz, beides muß stets möglichst fein gerieben sein. Warmhalten darf man Fettgebäck niemals auf dem Ofen, es wird dann weich und zäh.

Früher konnten wir wählen, welches Fett wir zum Ausbacken nehmen wollten, konnten für ganz besondere Gelegenheiten die feinste Mischung zum Ausbacken, nämlich Schweineschmalz und Butter zu gleichen Teilen, bereithalten, jetzt werden wir nehmen müssen, was sich uns eben am leichtesten bietet. Ausschalten werden wir aber doch die Margarine (auch die Auslandsware), da sie beim Backen zu sehr spritzt, — wir sind also auf Pflanzenbutter, das amerikanische teure Schmalz und auf unser heimisches Rüböl angewiesen, und gerade dieses Rüböl gibt zu gleichen Teilen mit Pflanzenbutter und Schmalz ein ideales Backfett ab, das sehr ausgiebig und wohlschmeckend ist. Allerdings muß das Rüböl schön dunkelgelb, etwas zu braun hinneigend sein, niemals darf es eine grünliche Farbe haben, dann hat es nämlich durch Erwärmen der Ölfrucht bei der Bereitung auch unangenehm schmeckende und riechende Extraktivstoffe erhalten. In diesem Falle muß man das Öl ausglühen, es im großen eisernen Tiegel mit einer zerschnittenen rohen Kartoffel und Zwiebel kalt ansetzen und so lange erhitzen, bis Kartoffel und Zwiebel braungebraten sind. Sparen kann man an Fett beim Ausbacken, indem man dem Fett, wenn man es zum Erhitzen aufsetzt, also kalt, ein Gläschen Rum beifügt, welcher bewirkt, daß die Speisen beim Ausbacken fast gar kein Fett annehmen. Man darf den Rum aber nicht etwa dem heißen Fett beifügen, da dieses sonst überläuft.

L. Holle.

Digitized by Google

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint

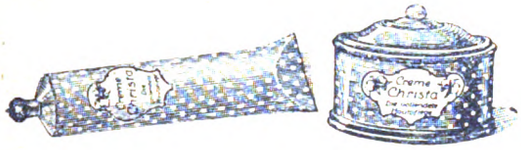
durch

Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 8.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57



Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit

durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W57. Abt. T 4

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche
in Veilchen, Kamille
Teer, Eau de Cologne

stark schäumend
von zartem Wohlgeruch
gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 18.; Probe M. 6.
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich

Spessarter Himbeersaft,
Bienenhonig.
Apotheke Lohr/Sp.

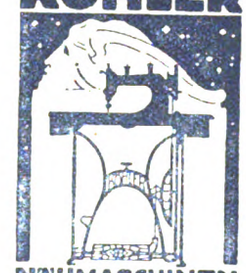
ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

KÖHLER



NÄHMASCHINEN
Man verlange Preisbuch
HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG S.-A.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

Erinnerungen. Von Ludwig Thoma. (Verlag von Albert Langen, München.) Kaum etwas in diesem Buch erinnert an den Satiriker des „Simplicissimus", an den kampffrohen Spielgenossen des Josef Filser. Aber wer die Geschichten von der Tante Frieda und dem Lausbuben mit einem feiner hinhorchenden Ohr ihn hat erzählen hören, den wird es nicht überraschen, hier, wo Thoma jede Maske und Rolle des Spötters und Satirikers abtut, in ihm einen Menschen zu finden, bei dem die derbe, zupackende Gesundheit des Anschauens und Darstellens der zartesten Fühlweise zum Gewande dient. In diesem Gestalter drastischster Komödie wohnt das liebevollste Menschentum, wie der süße Kern in der rauhen Nuß. Mit welcher andächtigen Dankbarkeit wandelt dieser Mann durch sein Jugendland; „der ist in tiefster Seele treu". . . . Mit welcher ruhigen Männlichkeit blickt dieser Deutsche, der wahrhaftig nie ein kritikloser Hurrahmann war, von dem Gestern auf den Taumel und Schwindel des Heute: „Zwischen damals und heute liegen Ereignisse, die Kaffeehausliteraten zu Leitern des Staatswesens machten, und die es vielen Bewunderern und Verfechtern des früheren Systems ratsam erscheinen ließen, es nunmehr zu verdammen. Glückselig pries sich, wer während des Krieges den Opfermut des eigenen Volkes nicht allzu laut bewundert hatte, gottähnlich war, wer ein paar internationale Seufzer losgelassen hatte. Jämmerliche Hanswurste stellten sich im Niedergang des Vaterlandes entzückt von Freiheit und Menschlichkeit. . . Ein wohlgegliederter, gewordener Organismus, in dem eines das andere unterstützte, wurde durch die Theorie zerstört. Mögen Schwätzer ein System, das allerdings noch auszubauen war, verdammen; wir waren mächtig unter ihm und wären glücklich geworden, wenn man es auf breite Fundamente gestellt hätte. Deutschland war in den Sattel gesetzt, aber reiten hat es nicht können; es überließ die Führung unsicheren Händen. Dünkelhafter Dilettantismus hat die Möglichkeit unseres Untergangs geschaffen." Das ist am Grabe des alten Deutschland die Rede eines Mannes, der zu des Reiches Lebzeiten mit treffenderen Streichen als irgend jemand seine Schwächen gegeißelt hat. Aber es war zornige Liebe, was Thomas Satire beseelte, wie es trauernde Liebe ist, was jetzt aus ihm redet. — ng.

Gegen Gicht, Rheuma.
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Frisch. Spargel
in Poststückchen v. 9 Pfund I M. 30,— II M. 25,—, III M. 18,— einschl. Porto (Aprilsätze u. Verpackung gegen Voreinsendung des Betrages. Lieferungsmöglichkeit vorbehalten. Transport auf Gefahr des Käufers.
C. Th. Lampe,
Konservenfabrik, Braunschweig

Creme „Mouson"
Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.
Creme Mouson macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.
In Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.
Fabrikanten J.G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Zahnschoner patentamtl. gesch. 2 Must. M. 3 — frei Nachn. P. Holfter, Breslau Z. 102.

Wildhirt & Eilbrecht
Offenbach a. M. 2.
Spezialfabrik v. Krankenselbstfahrern, Krankenfahrstühlen.

Katalog gratis

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit
Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

Briefmarkensammler
erhalten Neuheiten - Offerte gratis und franko. Kipke, Hamburg 33, Ahrensburger Strasse 14.

Briefmarken

Ankauf von Sammlungen und einzelnen Seltenheiten zu besten Preisen. Abschätzung gegen mässige Gebühr.
M. Kurt Maier Berlin 35 W 8 Friedrichstr. 185
Verl. „Der deut. Philatelist". Probenum. kostenl.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütten-Ing., Techniker u. Werkmstr.
○ Programm frei. ○
Fabriklehrwerkstätten.

Einkoch-Zucker
ist in diesem Jahre für Haushaltungen nicht zu bekommen. Inlandsvorräte sind sehr knapp und gehen an Fabriken. Auslandszucker ist kaum da und kostet ca Mark 20.— per Pfund.

Feigen
sind vollwertiger Ersatz. Sie enthalten:
ca. 52% Zucker,
ca. 1—2% Fett,
ca. 3,6% Stickstoffsubstanz.
Sie eignen sich zur Bereitung einer vorzüglichen Marmelade ohne Zucker allein oder mit anderen Früchten, Gemüse etc., ferner zu Kompott. Sie können in Brot eingebacken werden und fördern so Verdauung und Stoffwechsel.

Feinste italienische
in Kistchen und Körbchen von 9—25 Kilo zu M. 16.— per Kilo ab Stuttgart. Vorauszahlung auf Postscheck-Konto Stuttgart Nr. 414 oder per Nachnahme.
Robert Hallmayer,
Stuttgart 2.

Lampions

alle Sorten und Formen von 50 Pf. bis 15 Mark auch Lichte dazu.
Feuerwerk,
Sortimente v. 5—500 Mk.
Bengalfeuer
alle Artikel für Sommerfeste. Gr. illustr. Liste gratis und franko.
L. Maas & Co.,
Berlin 134, Markgrafenstraße 84.

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Engibrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Auskunft umsonst b. **Schwerhörigkeit**
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Engibrecht". München H 2, Kapuzinerstr. 9.

Schöne Augenbrauen
lange, schattige Wimpern heben Blick und Ausdruck. Schnelles Wachstum bewirkt Reichel's Pianter-Augenbrauensaft 7,50. Reichel's orient. Augenbrauenfarbe, färbt echt und ist unverwaschbar. In blond, braun und schwarz M. 8,75. Otto Reichel, Berlin 61. Eisenbahnstraße 4.

An jede praktisch denkende Hausfrau!
Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" helfend eingreifen. Vielen Gartenleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung den notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf u. Tausch Verkehr

dienen, die wir dem Inseratenteil der „Gartenlaube" eingegliedert haben. Wer mündlich dringend gebraucht oder weniger etwas anzubieten hat, gebe sich der eine kleine Anzeige in billigst berechnet wird. Die neue Rubrik auf. Je regere allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der einlaufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der 68. Jahrgang erscheinenden in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW 68
Die Gartenlaube
Abteilung für Anzeigen

Postpakete Postpakete

Freibleibendes Angebot
Schmalz, Erbsen, Schokolade, Keks, kondensierte Vollmilch.
10-Pfund-Pakete brutto enthaltend:
2 Dosen kondensierte Milch, 2 Pfd. Schmalz, 2 engl. Pfd. Schokolade, 2 Pfd prima Erbsen, 1 Pfd. Keks
Mark 165.—
einschließlich Verpackung und Porto, franko jeder Station in Deutschland. Erfüllungsort Wiesbaden. Nur gegen Voreinsendung des Geldes. Referenz: Dresdner Bank Wiesbaden, Verein Creditreform, Wiesbaden.
Alfred Clouth & Co., Wiesbaden,
Marktplatz 7.
Postpakete Telegramm-Adresse: Acl. uth, Wiesbaden Postpakete

Digitized by Google

Der Meister. Von Josef Ponten. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Hier ist, was die Novelle sein muß und sein kann: Erzählung, geladen mit drängendem Geschehnis und mit erschütterndem seelischen Erlebnis. Der Meister, der zur tragischen Gestalt wird durch die Erkenntnis, daß er kein Meister ist, und durch die Schwäche, dem nicht den Preis reichen zu können, den er als Meister erkennt. Der zum Verderber des Besseren wird, weil er selbst nicht der Bessere sein kann, und der dann, gebannt und gewiesen durch die schicksalhafte Strenge einer Frau, sich zur Sühne dem Opfer nachwirft in das Nichts. Ein Erleben, das in tausend Abwandlungen jeder Tag wiederholen kann, hier ganz auf sich selbst und fast mythisch ins Zeitlose gestellt. Wohltuend, da ringsum die Literaten die deutsche Sprache flirren und flimmern lassen wie die Leinwand eines Kintopps, einmal einen Dichter ruhig sich vortragen zu hören, die Seele überwältigend, ohne sie zu vergewaltigen; überzeugend, nicht überrumpelnd; uns sicher seinen Weg führend, nicht jungenhaft zerrend und reißend.

Kilian Kötzler. Ein Roman aus Franken. Von J. G. Seeger. (Verlag W. Grunow, Leipzig.) Ein starkes Buch, ein so recht deutsches Buch. Und in so dunkle Untergründe des Menschentums es blicken läßt, so bedrohlich es darin wie aus tiefen Abgründen rauscht, doch ein behagliches Buch. Von einem Behagen, dessen man sich auch in dieser unbehaglichsten Zeit nicht zu schämen braucht. Wie dem Einspänner, dem Sinnierer, dem Bauern Kilian Kötzler in Einsamkeit und Zweifeln aus den Augen und dem blühenden Herzen eines reinen, kräftigen Frauenwesens ein reifes, schweres Glück langsam und sicher aufwächst und zuwächst, bis er's zu fassen und zu halten wagt, das erlebt man in des Bauern Kilian Kötzler eigener Erzählung schlagenden Herzens Tag um Tag mit. Ein tiefgläubiges, lebenbejahendes, dankbares Buch zuletzt: „Ich komme, ich gehe, ich lebe, ich sterbe. Aber ewig, unvertilgbar ist und bleibt mein Ich. . . . Habt Dank, ihr vielen Menschen, die ihr mir begegnet seid im Leben, ihr Wolken und Sonnenstrahlen, ihr Regengüsse und Schneeflocken, ihr guten Geister in der Tiefe des Herzens. Habt alle Dank! Aber die Stunde wird kommen, wo mein Ich hinausfährt in andere Zeiten, andere Räume und nichts es begleitet als die Liebe." Ein Buch voll schwerem Ernst und starker Bewegung und gutem Feierabendglück. Ein deutsches Buch, und in Tagen des Verzagens und Versagens ein Stückchen Bürgschaft für seine eigene Verheißung, „daß das deutsche Völker-Ich nicht unterdrückt werde, sondern kräftig aufblühe! Denn das deutsche Völker-Ich kann und darf nicht zugrunde gehen".

— ng.

Preisliste frei.
Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. **Zimmermann** Leipzig 43 Querstr. 26 28

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.–
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. DE Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Der schönste Schmuck
für Veranden, Balkone, Fensterbretter sind unstreitig meine **Gebirgs - Hängenelken.** Prospekte über Balkon- u. Gartenpflanzen umsonst und portofrei: Ludwig Eibl, Spez. Hängenelken-Züchterei, **Traunstein** 83, Obb.

Aufwärts-
strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch"
Gera-R.

Vorzügliches
Nähr- und Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse a. Kinder.
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co.
Hamburg
Pinnebergerweg 22-24

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule
mit Gartenbau.
Ländl. gesunder Aufenth. m. Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen. Halb- und Jahreslehrgang. Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Eisenach. Institut Burchardi. Hauswirtschaftl. Jahreskursus. Landwirtschaftl. Frauenschule. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Gleichberechtigung in Preußen. Heim.

Eisenach-Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Gera (Reuß). **Töchterheim Weise,** Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Godesberg bei Bonn am Rhein [redacted] **Haus Flora.** Töchterheim I. Ranges.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Pensionat Marienheim Schwer erziehbare Töchter besserer Stände v. 14—19 Jahren finden im liebev. aber strenge christl. Erzieh. sowie standesgem., wissenschaftl. u. prakt. Ausbildung. Näh. d. Dir. Pastor Pfeiffer, Ansgarhöhe, Hamburg 20.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. „Fremdenheim Villa Fortuna" Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kinderh. unterr. f. Damen jed. Alt. G.E. Wels gegr. 1848: Dresden). Prosp. frei Teleph. Loschwitz 345.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde. Mal.-Ziel: Selbstständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Zum 1. Juli und 1. Oktober finden jung. Mädch. liebev. Aufn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts. Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte gegen Porto usw. durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten. Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel.
Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung

Digitized by Google

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen. prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Weimar, Karlshstr. 44. Bildungsh. „Töchterhof", staatl. beauf. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch u. N. Kieß.**

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder i. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Grueß,** Schulvorsteherin.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt **R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.**

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an **Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24,** Friedrichstraße 131d.

Schulen und Lehranstalten

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Institut Büchler, Rastatt (Baden). **Sechsklassige Realschule mit Schülerheim.** Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz. Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Clementinenhaus Hannover. Staatl. anerk. Krankenpflegesch. Ev. Frauen u. Jungfr. a. gebild. Stände i. Alt. v. 19—30 J., d. sich d. **Krankenpflege** unt. d. Rot. Kreuz widm. woll., find. Aufnahme. Ausb. u. Altersvers. Näh. unt. Einreich. d. Lebenslaufes durch d. Oberin.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. **Chemieschule für Damen.** Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Aelteres zuverlässiges **Mädchen** für kleineren Haushalt ges. Gute Behandlg. u. Kost zuges. Frau Ingen. Asch-Solveen, Chemnitz, Marschallstr. 52.

Kauf- u. Tausch-Verkehr

Kaufe alte Geigen u. Cello (wenn auch beschädigt); auch ganze Sammlungen. **Ernst Reinh. Voigt, Markneukirchen.**

Vermischtes

Suche für meine 16 jähr. Tochter **Pension** in gut. Hause zwecks wissenschaftl., gesellschaftl. u. hauswirtschaftl. Ausbildung. Gesellsch. von 3—4 jung. Mädchen erwünscht. **Berlin od. allernächste Nähe bevorzugt.** Ausführl. Bericht an **Walter Lange, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 2.**

Kindesannahme. Kinderl. Ehepaar (Oberlehrer) wünscht 7—12 j. Mädch. a. best. Fam. (auch diskret. Herk.) an Kindes Statt zu sich zu nehmen. Es w. gewünscht, daß die Erziehungskost. vorläufig beglich. werd., später kann das Kind adopt. werd. Off. u. **L. M. 3674** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Gebild. Dame wünscht freundschaftl. Gedankenaustausch. Off. u. **Sch. 193** an **G. Geerk.ns, Hagen i. W.**

Wollen Sie heiraten, einheiraten ev. n. Schweiz, verlang. Sie interess. Unterhaltungs- u. Heiratsblatt. In g. Deutschl. u. Schweiz verbr. Probenummer M. 1.20 m. vielen Anträgen von Herren u. Damen a. all. Kreisen. **Heim-Verlag, Ober-Uhldingen,** Bodensee.

Lebens-kameradin sucht akadem. gebildeter, vermög. Kaufmann, verträglich. Charakters u. mit vielseitigen Interessen, der Landhaus od. kleine ländliche Besitzung in schöner Gegend erwerben möchte. Damen von 38—42 Jahren schlanker, nicht zu kleiner Figur, die sich gleich Suchendem aus der Lebens Innigkeit heraussehnen und ihre Befriedigung in der Pflege eines gemütlichen Heims suchen, wirtschaftlich tüchtig sind, tiefe Liebe zur Natur sowie zu Tieren hegen u. sich ebenfalls in günstigen Verhältnissen befinden, werd. gebeten, vertrauensvoll zu schreiben unt. **Z. 3510** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Gebildetes, armes jung. **Mädchen** möchte Kriegsbeschädigtem (Kriegsblind) treue Lebensgefährt. werden. Offerten erbeten unter **S. 7943** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Wo finde ich die mir bestimmte Seele? Bin Landwirtstocht., Anfang 20er, aus sehr angeseh. Familie, gesund, mit reichen Gaben des Herzens u. des Verstandes, allerdings einsam auf dem Lande lebend; gr. Verm. vorhanden, auch Einheirat möglich, da einziges Kind. Zuschriften von gebildet. Herren (Mitgiftjäger ausgeschlossen) erbeten unter **„Herzenswunsch H. G. D. 379"** an **Ala Haasenstein & Vogler, Berlin W 35.**

Neigungsehe! Einen Kameraden für Freud und Leid, einen Weggenossen, dem ich eine getreue Gefährtin sein möchte, suche ich. Bin Fabrikbes. einzige Tochter, 24 Jahre alt, musikalisch, Vermögen und Aussteuer vorhanden, auch eventl. Einheirat möglich. Nur Zuschriften von wirklich zur Ehe entschl. Herren unt. **P. 79 6** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Oberförster der Preuß. Staatsforstverwaltung, evang., 34 Jahre, möchte sich gern mit gesunder, sympathischer junger Dame möglichst vom Lande und aus nur guter Familie glücklich verheiraten. Gefl. Zuschriften unt. Klarlegung der Familien- und Vermögensverhältnisse, möglichst mit Bild — strengste Verschwiegenheit und sofortige Rücksendung selbstverständlich — unt. **R. 7939** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68,** erbet.

Da einsam auf dem Lande, suche für m. sehr hübsches, kluges, wirtschaftlich. Schwesterch. (23 J.) höhere Beamtentochter, **treuen Lebensgefährten** bis 40 Jahre (Witwer mit Kind nicht ausgeschlossen), der sich in gesicherten Verhältnissen befindet, da sie jetzt nur gute Ausstattung erhält. Anonym zwecklos. Ausführliche Nachrichten erbeten unter **M. 7973** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Gebildete alleinstehende Dame, 41 Jahre alt, heiter, gemütvoll, häuslich, musikalisch, kunstliebend, würde gern die Gefährtin eines gebildeten, soliden, gutsituierten Herrn, (event. Witwer mit Kind). Briefe unter **L. O. 5634** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Zwillingsschwestern, 22 Jahr, ansehnlich und gebildet, einsam auf väterl. größ. Gut lebend, suchen zwecks glückl. Ehe Briefw. mit geeignet. Herren anzubahnen. Gefl. Zuschriften nicht anonym, unter **Hga 10208** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Großkaufmann, eigenes Handelsgeschäft für Textilrohstoffe in Industriestadt der Lausitz, 30 J. alt, evang., 170 groß, dunkelblond, kerngesund, angenehmes Äußeres, aus bester Familie, ehrenhaft., offener Charakter, natur- und musikliebend, 75 000 Mark Vermögen, sucht zwecks Heirat die Bekanntsch. einer hübsch. gebildet., häuslich erzog. Dame aus gut. Familie im Alter von Anfg. 20 bis 28 Jahre, gesund, guter Charakter und Ruf Bedingung. Größeres Vermögen erwünscht. Zuschriften mit Bild unter Zusicherung strengster Verschwiegenheit und Rückgabe unter **U. 7950** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Nicht Geld und Gut, sondern eine hehre Menschenseele suche ich, mit der ich meinen Lebensweg gemeinsam gehen kann. Bin Staatsbeamter, 36 Jahre alt, ansehnlich und vermögend. Erbitte Zuschriften nur von gleichgesinnten Damen unter **„Neigungsehe 301 b"** an **Ala Haasenstein & Vogler, Berlin W 35.** Vermittler zwecklos!

Deutsch-Ostafrikaner vor einiger Zeit aus Kriegsgefang. heimgekehrt, ansprech. Erscheinung, offenen Wesens, Naturfrd., wünscht mit hübscher Dame ländl. Herkunft, nicht über mittelgroß, schlank, blond, blauäugig, von etwa 25 bis 30 J., zwecks Heirat in Verbind. zu treten. Kleines Vermögen wäre erwünscht. Briefe mögl. mit Bild bef. u. **L. 7912** **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Lebenskameraden wollen Mann u. Frau in der Ehe einander sein. Selten führt sie der Zufall zusammen; schnell u. sicher aber der „Treuring". In ihm findet der Herzenswunsch eines jeden nach dem ersehnten Daseinsgefährten seine schönste Erfüllung. Verlangen Sie die kostenl. briefl. Zustellung d. begeistert aufgenommenen Treuringschrift: Lebenskameraden. **Treuring-Verlag, Berlin,** Schellingstr. 99.

Für nahen Verwandten, 40 J., aus gut. Familie, evang., leicht kriegsbeschädigt, 25 000 Mark bar, wird **tüchtige Frau** gesucht. Offerten unter **Z. 7962** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ober-Postassistent, Militäranwärter, Ende Dreißiger, stattlich, gesund, sucht Lebensgefährtin. Vermögen nicht erforderlich, da Einrichtung vorhanden. Angebote unter **Pa. 2942** an **Heinr. Eisler, Annon.-Expedition, Berlin SW 48.**

Architekt, 57, in gesicherten Verhältniss., will wied. heiraten. Damen entsprechend Alters mit häuslich. Sinn werd. um Zuschr. u. **G. 7963** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68,** geb. Etw. Vermögen erwünscht, nicht Beding.

Jg. verm. Kaufmann, einz. S. i. elterl. Geschäft tätig, s. d. Bekanntsch. ein. tiefveranl., gesund., wirtsch. Dame v. Land, welche zurückgez. lebt u. d. es a. pass. Herrenbek. fehlt, zw. **Heirat.** Edler vorn. Charakter u. aus nur gut. Familie Beding., mögl. etw. musik. Wirkl. ernstgem. Zuschr. n. m. B., dess. sof. diskr. Rückgab. erf., u. **K. 7971** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Globol tötet Motten
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig.

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege möchte junge **Landmannstochter** Anfang 20 er, sehr zurückgezogen, aber in guten Verhältnissen lebend, geb. Herrn zwecks Heirat kennen lernen. Offerten, nicht anonym, unter **Hga. 433** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Was will der Lebensbund
Organisation des Sich-Findens?
Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pf. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Tausende Erfolgen und Anerkennungen. Zusendung erfolgt verschlossen ohne Aufdruck von der Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Berlin W Schkeuditz-Leipzig 607 oder Verlag G. Bereiter, Berlin W Konstanzer Strasse 63.

Wollen Sie etwas Gutes haben gegen Rheumatismus, etc, so kaufen Sie
Amol
Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 20. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Der Eisbärenkaktus.

In den hohen Lagen der Anden wächst eine Kaktusart von sehr eigentümlichem Äußeren; die Pflanze ist gänzlich mit langen weißen Haaren bedeckt, weshalb man für sie den bezeichnenden Namen „Eisbärenkaktus" vorgeschlagen hat. An einigen Stellen ist die Pflanze sehr häufig. Je nach dem dichteren oder zerstreuten Vorkommen erwecken die Pflanzen auf den grasbedeckten Abhängen den Eindruck von weidenden Herden zierlicher Schafe oder gleichen einer groben wollenen Decke. Außer der behaarten Form wächst in der gleichen Höhe eine nackte Form derselben Art (Opuntia floccosa), die aber wesentlich seltener ist. Das zottige Haarkleid scheint, wie die Botaniker O. F. Cook und A. C. Cook im „Journal of Heredity" darlegen, den Pflanzen weniger einen Schutz gegen die Kälte zu gewähren als vielmehr gegen die austrocknende Kraft der Sonnenstrahlen, die in jenen Höhen sehr bedeutend ist und die Pflanzen mehr zu schädigen vermag als die Kälte.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben d. Wurzeln **für immer** bei Anwendung uns. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädl. u. schmerzl.** Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Straußfedern Echte Reiher

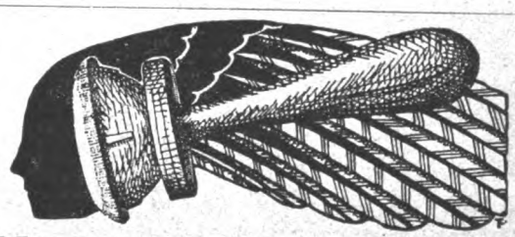
in mein. anerk. guten Qualität, **Luto**

Paradiesreiher	v. M.	9.75	an
Kronenreiher	„ „	35.—	„
Stangenreiher	„ „	8.50	„
Straußfederboa	„ „	35.—	„

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.

Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.



Viele sind innerlich jung und unverbraucht, aber äußerlich? — Alternd, verblühend, welkend, „vorbei". Denen hilft der Wikö **wirklich. — Dr. Hentschels Wikö**-Apparat, D. R. G. M., befreit durch wohltätigste atmosphärische Saug- und Druckwirkung sofort und zuverlässig von Mitessern, Pickeln, fleckig-fahler Haut und verebnet Falten, Runzeln und Krähenfüße vollkommen. — **Verjüngt wirklich um Jahre.** Schafft frische, gesunde, vol durchblutete Haut, **natürliche Anmut.** Einfachste Handhabung. Untrügliche, glänzende, **tägliche** Fortschritte **vom ersten Tage an.** — Allerbeste Erfolge selbst in hartnäckigen Fällen. — Für oft Enttauschte endlich das Rechte.

Preis mit Porto einfach M. 20.50, elegant M 35.50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 200, Dresden.

Digitized by Google

Das Kaninchen in der Statistik.

Die Bestrebungen zur Hebung der deutschen Kleintierzucht sind während des Krieges sehr gefördert worden. Namentlich hat die Haltung des Kaninchens, auch in der Stadt, sich ausgedehnt, da das Tier nicht nur als Fleischlieferant, sondern auch als Pelztier sich nützlich erweist. Der zunehmenden wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend, hat man bei den letzten Viehbestandsaufnahmen auch die Zahl der Kaninchen ermittelt. Nach den soeben veröffentlichten Ergebnissen der Viehzählung vom 1. März 1919 wurden an diesem Tage im Deutschen Reiche insgesamt 6 296 788 Kaninchen festgestellt. Hiervon entfielen 3 953 357 Kaninchen auf Preußen, von dessen Provinzen Schlesien mit 719 791 Stück, Sachsen mit 634 467 Stück und Brandenburg mit 571 575 Stück die größte Zahl aufwiesen. In Sachsen wurden 639 285, in Bayern 472 113, in Baden 222 679, in Württemberg 162 299 Kaninchen gezählt. Es folgten Hessen mit 140 621 und Sachsen-Weimar mit 107 806 Stück. In der Reichshauptstadt wurden 58 986 Kaninchen gezählt. Vergleicht man die Stärke der Kaninchenhaltung mit der Einwohnerzahl, so entfallen im Reichsdurchschnitt auf je 100 Einwohner 10,3 Kaninchen. Die kaninchenreichsten Gebiete finden wir in Mitteldeutschland. Obenan steht der Regierungsbezirk Merseburg mit 27,4 Kaninchen auf je 100 Einwohner, dann folgen Anhalt mit 26,7, Sachsen-Altenburg mit 26,5, Sachsen-Weimar mit 25,9, Reuß j. L. mit 24,3 und Sachsen-Koburg-Gotha mit 21,9 Kaninchen auf je 100 Einwohner. Zwei weitere Mittelpunkte der Kaninchenhaltung liegen im Osten Deutschlands, wo der Regierungsbezirk Liegnitz 25,0, der Regierungsbezirk Frankfurt a. O. 20,6 Kaninchen auf je 100 Einwohner aufweist. Schwach vertreten ist das Kaninchen im Süden und Westen des Reiches. So entfallen in Bayern nur 6,9, in Württemberg und im Rheinland je 6,7, in Westfalen 7,2 Kaninchen auf je 100 Einwohner; ihre Zahl sinkt im württembergischen Schwarzwaldkreis sogar auf 4,9, im Regierungsbezirk Trier auf 3,5, in Niederbayern auf 3,2 Kaninchen auf je 100 Einwohner. Noch seltener wird das Kaninchen im Nordosten des Reiches; wo Westpreußen 6,2, Ostpreußen 5,5 Kaninchen auf je 100 Einwohner aufwies. An letzter Stelle kommen Berlin mit nur 2,8 und Hamburg mit nur 1,8 Kaninchen auf je 100 Menschen. Während im Regierungsbezirk Merseburg ein Kaninchen bereits auf 3,6 Menschen entfiel, mußten sich in Berlin 35,1 mit einem Kaninchen begnügen.

Nigrin

Glänzt in einer Sekunde, da wieder reine Terpentinölware wie vor dem Kriege.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Nachahmungen weise zurück!

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel, entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Auflös. d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohl. Dosen zu M. 2,—, 3,50 und 5,— bei Damenfriseuren, in Parfümerien.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim

mit **Atlas-Haushaltkitt**
D. R. P.
Erstklassiger Markenartikel!
Wasserunlöslicher Patentkitt zur elsenfesten Reparatur aller Haushalt-Gegenstände aus Ton, Steingut, Holz, Leder, Tuch, Marmor, Majolika, Terrakotta usw.
Wird dauernd wiederverlangt.
Probepackg. Mk. 4.—
Alleinhersteller:
Atlas-Werke Pöhler & Co.
Leipzig-Stött. Nr. 34
Wiederverkäufer allerorts gesucht!

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 20. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Ein paar Zahlen. Zahlen, sagt man, beweisen. Das ist so nicht wahr. Aber oft beweisen Zahlen dennoch etwas. Darum heben wir die folgenden auf, um die es doch jammerschade wäre, wenn sie mit dem vergänglichen Blatt einer Tageszeitung vergehen sollten. Es sind ein paar Zahlen, die eine zusammenfassende statistische Auskunft geben über deutsche, englische und französische Kulturleistungen in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege und damit eine Antwort auf die Frage, mit wie viel Recht Franzosen und Engländer uns als die Hunnen und Barbaren verschrien, gegen die Krieg zu führen, einen Kreuzzeug unternehmen hieß.

Für soziale Einrichtungen und Zwecke (Unfall, Renten usw.) gaben von Staats wegen jährlich aus:

Deutschland	425,6 Mill. M.
England	Nichts
Frankreich	24 Mill. M.

Auf je 10 000 Rekruten kamen Analphabeten:

In Deutschland	2
„ England	100
„ Frankreich	320

Für das Schulwesen gaben jährlich aus:

Deutschland	878 Mill. M.
England	384 „ „
Frankreich	261 „ „

Bücher erschienen 1913:

In Deutschland	34 800
„ England	12 100
„ Frankreich	9 600

Von den Nobel-Preisen kamen:

Nach Deutschland	14
„ England	3
„ Frankreich	3

Patente wurden 1913 erteilt:

An Deutsche	7 194
„ Engländer	1 681
„ Franzosen	1 196

Franzensbad
— in Böhmen. —
Erstes Moorbad der Welt. Ideales Herzheilbad in ebener Lage.
18 Kohlensäure-, Eisen-, Glaubersalz- und Radiumhaltige Mineralquellen zu Trink- und Badekuren, darunter die glaubersalzreichste Mineralquelle der Welt.
Ueberraschende Heilerfolge.
Kurzeit 1. Mai bis 1. November.
— Bäderabgabe ganzjährig. —
Gelegenheit zu Sport und Vergnügen. Moderne Hotels, Pensionen und Kurhäuser. Prospekte unentgeltlich durch die Kurverwaltung.

Meggendorfer-Blätter
Illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst. Schönstes farbiges Familien-Witzblatt. Vierteljährlich ohne Porto oder Zustellung M. 7.—, einzelne Nummer 70 Pfennig. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag J. F. Schreiber, München, Perusastr. 5.

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa"
Formen Mieder
mit gleichzeitig verstellbarem
Bustenverstärker
und **Rückenhalter**
in einem Stück
Kein Korsett erzielt einesolch **formvollendete** Figur wie „Lupa", welches gleichzeitig **volle** Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorz. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. **ausgeschn.** Hüft. weiß od. champagnef. **aus vorz.** Stoff. M. 192.—. Taillenw. **über dem Kleide** angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos
Nur zu haben bei
Ludwig Paechtner
Dresden 2, Bendemannstr. 15
Bei Einsendung von Stoffen 40 % Rabatt.

Krankenselbstfahrer,
Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8.
Katal. gratis.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen. Von Professor Dr. Friedrich Lienhard. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 150.) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Diese Geschichte ist das Bekenntnisbuch eines Dichters. Von dem sagenhaften germanischen Nationalepos und Minnegesang des Mittelalters bis zu den Schöpfungen unserer Zeitgenossen zeigt es die tiefen Schönheiten der deutschen Literatur. Für Lienhard ist Dichtung Lebensausstrahlung; ihr Zauber ist einer Erklärung nicht zugänglich, Form das Lichtgewand, das in jeder formenden Persönlichkeit neue und besondere Beleuchtung erhält. So wird ihm die Dichtung zur Geschichte der dichtenden Persönlichkeit und ihrer Lebensausstrahlungen. Für die Gliederung der deutschen Literatur wählt er drei sinnbildlich vertiefte Namen „Wartburg, Wittenberg, Weimar" und verbindet mit dieser Einteilung, der eine natürliche Überzeugungskraft eigen ist, Mittelalter, Reformation und Neuzeit. Der ringenden, reifenden Jugend sei das Werkchen warm empfohlen.

Erinnerungen. Von Ludwig Thoma. (Verlag von Albert Langen, München.) Kaum etwas in diesem Buch erinnert an den Satiriker des „Simplicissimus", an den kampffrohen Spielgenossen des Josef Filser. Aber wer die Geschichten von der Tante Frieda und dem Lausbuben mit einem feiner hinhorchenden Ohr ihn hat erzählen hören, den wird es nicht überraschen, hier, wo Thoma jede Maske und Rolle des Spötters und Satirikers abtut, in ihm einen Menschen zu finden, bei dem die derbe, zupackende Gesundheit des Anschauens und Darstellens der zartesten Fühlweise zum Gewande dient. In diesem Gestalter kraftischster Komödie wohnt das liebevollste Menschentum, wie der süße Kern in der rauhen Nuß. Mit welcher andächtigen Dankbarkeit wandelt dieser Mann durch sein Jugendland; „der ist in tiefster Seele treu." . . . Mit welcher ruhigen Männlichkeit blickt dieser Deutsche, der wahrhaftig nie ein kritikloser Hurrahmann war, von dem Gestern auf den Taumel und Schwindel des Heute: „Zwischen damals und heute liegen Ereignisse, die Kaffeehausliteraten zu Leitern des Staatswesens machten, und die es vielen Bewunderern und Verfechtern des früheren Systems ratsam erscheinen ließen, es nunmehr zu verdammen. Glücklich pries sich, wer während des Krieges den Opfermut des eigenen Volkes nicht allzu laut bewundert hatte, gottähnlich war, wer ein paar internationale Seufzer losgelassen hatte. Jämmerliche Hanswurste stellten sich im Niedergang des Vaterlandes entzückt von Freiheit und Menschlichkeit. . . . Ein wohlgegliederter, gewordener Organismus, in dem eines das andere unterstützte, wurde durch die Theorie zerstört. Mögen Schwätzer ein System, das allerdings noch auszubauen war, verdammen; wir waren mächtig unter ihm und wären glücklich geworden, wenn man es auf breite Fundamente gestellt hätte. Deutschland war in den Sattel gesetzt, aber reiten hat es nicht können; es überließ die Führung unsicheren Händen. Dünkelhafter Dilettantismus hat die Möglichkeit unseres Untergangs geschaffen." Das ist am Grabe des alten Deutschland die Rede eines Mannes, der zu des Reiches Lebzeiten mit treffenderen Streichen als irgend jemand seine Schwächen gegeißelt hat. Aber es war zornige Liebe, was Thomas Satire beseelte, wie es trauernde Liebe ist, was jetzt aus ihm redet.

— ng.

Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.

Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*

in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.

Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Sanguinal-Krewel

in **Pillenform**, schnell nachhaltig wirkendes, appetitanregendes, wohlbekömmliches Mittel zur Unterstützung der **Genesung nach Blutverlusten** und **Schwächezuständen Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht.**

Zu haben in allen Apotheken

Versandhaus für Berlin und Umgegend:
Arcona-Apotheke, Berlin N 28, Arconaplatz 5.

Man achte auf die Originalmarke Krewel.

Gewinne

d. Sächs. Landeslotterie

Ziehung I Klasse a 16. u 17. Juni 1920

ev.	800 000 Mk.	(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
1 Prämie	300 000 „	
4 Prämien à	50 000 „	
Haupt-Gewinne	500 000 „	
	200 000 „	
	150 000 „	
	100 000 „	usw.

Lose 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 6.30 12.60 31.50 63 - p. Klasse
versend. **Staatslotterie-Einnehmer**
A. Zapf, Leipzig 108,
Brühl 2.

Wyk a/Föhr / Haus Tanneck
Erholungsheim f. Erwachs. u. Kind. Kurgem. Verpfleg. Die Leitung

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
Katalog gratis.

Yohimbin-Lecithin

auf wissensch. Grundlag. aufgeb. Kräftigungsmittel

30	60	120 Port.	für Frauen	50	100	200 Port.
18	33	60 M.		25	47	90 M.

Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover G.

Best.: Cubeben 5 gr, Anis, Fenchel je 2,5 gr, Zucker 20 gr u. Schleimstoff

Ohnezahn des Alters

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhautnährstoffes **„Creme Olana"**. Erfolge über Erwarten. Dose 9 — u. 14.50 M.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Schönheits- und Gesundheitspflege

Verlangen Sie **kostenfrei ausführliche ärztliche Broschüre** über rationelle Körper-, Haut-, Haar-, Gesichts-, Mund- und Zahnpflege usw. sowie ausführliche Preisliste über bewährte Kosmetika. Aerztliche Beratung.
Dr. Gebhard & Co., Berlin 210, Potsdamer Str. 104 b.

Prima naturreinen Apfelwein

im Geschmack u. Farbe wie Wein versenden in Gebinden v. 35—
Liter u. Flaschen v. 3 Liter preiswert an Private. Probe incl. Flasche
geg. 5.— M. Nachn. Waldrach b. Trier.

Digitized by Google

Herr und Diener. Baron von A. bemerkte, daß sein Diener, im Verhältnis zu seinem monatlichen Lohn, manche Ausgabe machte, die er von diesem Gelde kaum bestreiten konnte. Er kam also auf den Verdacht, daß jener ihn bei den Auslagen, die er für den häuslichen Bedarf für ihn machen mußte, offenbar stark übervorteile, und er fand diese Mutmaßung durch einige Beobachtungen in einzelnen Fällen bestätigt. Es wäre ihm aber verdrießlich gewesen, über diese kleinen Ausgaben etwa eine peinliche Kontrolle führen zu müssen, und da der Bediente im übrigen seine Obliegenheiten zur Zufriedenheit erfüllte, so wollte der Baron ihm nicht ohne weiteres den Abschied geben. Er sagte also zu ihm: „Johann, ich glaube, du machst dir bei deinen Auslagenberechnungen manchen Vorteil. Das ist nicht erfreulich, und wenn ich einmal dahinter komme, so sind wir geschiedene Leute. Laß dies also bleiben — ich will dir lieber zu deinem Monatslohn noch zwei Taler zulegen." — „Das macht wöchentlich?" fragte Johann. — „Etwa zwölf Groschen." — „Zwölf Groschen die Woche? Lassen Sie mich das nachrechnen," versetzte der Bediente, und nach einer Weile des Nachsinnens fuhr er fort: „Dafür, gnädiger Herr, kann ich's nicht tun. Ich stehe mich so besser!"

Malerspott. Der Sohn eines Grobschmieds, der den vornehmen Herrn spielte, ließ sich in einem seiner Zimmer einen Plafond von dem Maler Colombel malen. Colombel nahm als Thema Phaethons Fall und stellte die gestürzten Pferde so, daß alle Hufeisen zu sehen waren.

Zweierlei Wirkung. Eine Schrift des Doktors Price in London über die englische Nationalschuld hatte in England großes Aufsehen gemacht. Kurz nach ihrem Erscheinen begegnete der Verfasser in Gesellschaft des Doktors Dumming dem Herzog von Cumberland auf einem Spaziergange in Westminsterhall. Der Herzog wollte Price über seine Schrift etwas Verbindliches sagen, er versicherte also, daß er sie ununterbrochen gelesen habe, so daß er beinahe davon blind geworden sei. — „Sonderbar", sagte Dumming, „da hat sie auf Ew. Königliche Hoheit eine ganz andere Wirkung gehabt als auf alle anderen Leser, denn diesen hat sie die Augen geöffnet."

Der Balgentreter. Ein Organist geriet kurz nach seiner Anstellung mit dem Balgentreter in Streit darüber, daß dieser nicht geschwind genug trete, vorzüglich beim Glauben. Endlich verklagte er ihn. Als sie beide vor Gericht erschienen und der Organist seine Klage vorgebracht hatte, sagte der Balgentreter zu seiner Entschuldigung: „Meine Herren, ich weiß gar nicht, was der Herr Organist will, ich bin schon seit vielen Jahren Balgentreter und muß wohl besser wissen als er, wieviel Wind zum Glauben gehört."

Selbstkritik. Einstmals ließ sich der Baron von B., sehr berauscht, in der Nacht von seinem Bedienten nach Hause führen. In einem engen Gäßchen stießen sie an etwas an. Der Baron fragte um die Ursache und erhielt von seinem Bedienten die Antwort: „Gnädiger Herr, es liegt hier ein Betrunkener im Wege." — „So lehne mich an die Wand", lallte der Baron, „und hebe das Schwein auf."

Kapitalanlage

Gothaer Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.

Bisher abgeschlossene Versicherungen:

2 600 Millionen Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Witwenrente — Altersversorgung — Invaliditätsversicherung

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, **Markneukirchen i. S. 128.** Gegr. 1862.

Blorffa Drunn

Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöhen Liebreiz und Schönheit machtvoll. „Jugendrose", das natürlichste Wangenrot von wahrer Lebensfrische. Flasche Mk. 5.50 und M 8.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Einkoch-Zucker

ist in diesem Jahre für Haushaltungen nicht zu bekommen. Inlandsvorräte sind sehr knapp und gehen an Fabriken. Auslandszucker ist kaum da und kostet ca. Mark 20.— per Pfund.

Feigen

sind vollwertiger Ersatz. Sie enthalten:
ca. 52% Zucker,
ca. 1—2% Fett,
ca. 3,6% Stickstoffsubstanz.
Sie eignen sich zur Bereitung einer vorzüglichen Marmelade ohne Zucker allein oder mit anderen Früchten, Gemüse etc., ferner zu Kompott. Sie können in Brot eingebacken werden und fördern so Verdauung und Stoffwechsel

Feinste italienische

in Kistchen und Körbchen von 9—25 Kilo zu **M. 16.—** per Kilo ab Stuttgart. Vorauszahlung auf Postscheck-Konto Stuttgart Nr. 414 oder per Nachnahme.

Robert Hallmayer,
Stuttgart 2.

✚ Magerkeit ✚

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W30/171.

Gallensteine!

beseitigt schmerzlos innerhalb **24 Stunden** unser **Beugamit**
Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis
Beumers & Co., Köln, Salierring 55.

Sind Lungenleiden heilbar?

Alle, die an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Asthma, Schwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, Nachtschweiß, Stichen im Rücken, Brustschmerzen, Appetitlosigkeit, Verschleimung, veraltetem Husten, lange anhaltender Heiserkeit leiden, lassen sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden
Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 202, Am Karlsbad 33 b.
Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntags 10—11.

Blasenschwäche!

wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Ideale starke Formen

erhält jed. **Dame** durch m. außerl. anzuwendendes unschädliches **„Fermasol"** Erfolg verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa Vertrieb, Berlin SW 111,** Anhaltstrasse 8.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9,**

Aufwärts-

strebende verlangen **Prospekt Nr. 12** unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch" Gera-R.

Ausgezeichnet

wirkt Margonal-Haussalbe (ges. gesch). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein auch Wund. b. Kind. u. off. Frostwund. Originalkrüge zu M. 3.-, 5.50, 7.50. **Margonal Berlin SW 29.** Preisliste gratis.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. **Töchterheim „Feodora",** Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. **hauswirtschaftliche Ausbildung,** Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach **Töchterheim Schmeißer.** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. **Gründl. Ausbild. im Hausb. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.**

Gernrode/Harz. **Töchterpens. Hagenberg.** Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). **Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune** vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. **Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb.** Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. **Beste Ref.**

Heppenheim/Bergstr. **Haush.-Pens. Geschw. Nack.** Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Zum 1. Juli und 1. Oktober finden jung. Mädch. liebev. Aufn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts. Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte gegen Porto usw. durch **Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.**

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. **S. Wageners Gartenh., Gera-R.-Tinz.**

Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1868) bieten Geisteskranken, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor **Karig.**

Schulen und Lehranstalten

Bublitz i. Pom. **Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln.** Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach staatlich ausgezeichn.** Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,**
Einj., Prim., Abitur u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Bad Sachsa, Südharz, **Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjahr.-Berechtigung.** Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

Vorbereitung auf Einj., Prima, Abitur **Trotzendorfschule Stuttgart** 15. Diemershalde 9. Prospekt frei!

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Reubauer Schlachtensee-Berlin.

Digitized by Google

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen. Leipzig 1. Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17, Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Verschiedene Pensionen

Haus Lug ins Land Luftkurort Gernrode (Harz) Kindererholungs- u. Genesungsheim f. schwache, elende und kränkliche Kinder.

Staatl. konzess. f. orthopäd. Kranke.

Turnsaal, Kalziumtherapie, Bäder im Hause, Sch lunterricht. Das ganze Jahr geöffnet. Herrlich am Hochwald gelegen. Prospekt frei durch Annemarie v. Kessel.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eichenheimer Anlage 5 8.

Der Frankfurter Schwesternverband

der seine Tatigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, nimmt **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei **äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf. Näheres Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Aelter. Mädchen oder Stütze

für einfachen Haushalt gesucht. Hilfe vorhanden. Gefl. Anerbieten mögl. mit Photographie und Ansprüchen erbeten an

Direktor Bardtke, Berlin-Zehlendorf-West, Prinz-Friedrich-Karl-Str. 14.

Fräulein

aus guter Familie für Hauswirtschaft mit Näh- u. Kochkenntnissen in Landhaus mit Kleinvieh bei Leipzig gesucht; zweites Mädchen vorhanden. Adr. an

Deutsche textile Kunst, Leipzig.

Dame

aus guter Familie, sicher im Rechnen, für die Detailkasse eines Parfümerie-Geschäftes in Berlin gesucht.

Drogen-Parfumerie-Neumann Berlin, Alexanderstraße 53.

Wirtschafterin

für kleinen Sommersitz wegen plötzlicher Erkrankung der bisherigen, **per sofort** gesucht. Selbige muß gut kochen können und mit dem Einwecken sämtlicher Gartenfrüchte ꝛc. vollkommen vertraut sein. Eilbewerbungen mit Bild erbeten an **H. Krampe, V. Ueentinswerder** Post Spandau.

Wirtschafterin,

ältere Frau, perfekt im Kochen und sonstigen Haushaltführung, zu einzelnem Herrn für sofort nach Leipzig gesucht. Offerte mit Zeugnisabschriften unter **L W. 5850** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Vermischtes

Interessant

sind meine Zusammenstellungen d. bekannten NordschleswigerNotscheine Uebersend. durch Nachnahme od Voreinsendung d Betrag. **Zentral-Versand, Sonderburg Als.**

Neigungsehe!

Einen Kameraden für Freud und Leid, eine Weggenossen, dem ich eine treue Gefährtin sein möchte, suche ich. Bin Fabrikbesitzers einzige Tochter, 24 Jahre alt, musikal, Vermögen und Aussteuer vorhanden, auch evtl. Einheirat möglich. Nur Zuschriften von wirklich zur Ehe entschlossenen Herren unter **Hga. 20/210** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Dame der guten Gesellschaft, vornehme Erscheinung, dunkelblond, intell gent, wirtschaftlich tüchtig, musikalisch, durch eigene Besitzung vermögend und sorgenfreie Existenz. 34 Jahre, Mutter 2 reizender Kinder, ersehnt glückliche Wiederheirat mit Herrn bis 45 Jahre in ähnlichen Verhältnissen. Ausführliche Zuschriften mit Bild erbeten unter **Z. 7993** an **August Scherl G. m. b. H.. Berlin SW 68.**

Gebildete Dame, vermögend, 26 J alt, ev., große, stattliche Erscheinung, häusl. erzog., tadell. Ruf u. Vergangenheit, Alleinerbin eines größ. Fabrikunternehmens, sucht zwecks Einheiratung in väterliches Geschäft passend. Herrn, am liebsten Kaufm., kennen z. lernen. Verehrte Interess. werden höfl. gebet., Bild m. Näher. unt. **K. 7007** a. **A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** gelangen zu lassen. Diskr. zugesichert. Vermittl. zweckl.

Gebildete Dame,

41 Jahr, gesund, ev., mit größerem Vermög. u. Grundbesitz wünscht mit **nur evangelischem Herrn** in gesicherter Lebensstellung in Verbindung zu treten. Alter 55—60 Jahr. Juristen, Ärzte, Apothekenbesitzer bevorzugt. Anonym wandert in den Papierkorb Offerten unter **H. R. 161** an **August Scherl G. m. b. H., Hannover.**

Schicksals-Frage!

Großkaufmann hat den Wunsch, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen und in landschaftlich schöner Gegend ein „Buen retiro" zu schaffen. — Ich bin von sympathischer, kräftiger Erscheinung, großer Herzensgüte, ein offener und zuverlässiger Charakter, Ende 40, evang., Witwer, mit zwei lieben Töchtern, habe ein künstlerisch eingerichtetes Eigenheim und besitze ein Vermögen von M. 5—600 Mille. Ich liebe die Natur und das Landleben und möchte mich in der Landwirtschaft praktisch betätigen. Meine Mußestunden gehören geistiger Anregung, Musik und Kunst. Ich suche Uebernahme einer **Guts- oder Landhaus-Besitzung** mit einer gütigen, treuen Lebensgefährtin. — Dieselbe müßte fröhlich und liebenswürdig sein, von Herzensbildung und Gemütstiefe, eine hübsche, vollschlanke (blonde) Erscheinung. Gibt es noch diese **echt deutsche Frau,** deren Lebensaufgabe ihr und unser Lebensglück sein würde, so bitte ich um vertrauensvolle ausführliche Zuschrift mit Bild unter **M. 7991** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Elektro- und Maschineningenieur

Anfg. 30er, stattl. Erschein., 1.71 gr., ferngesund, ev., musikal. u. sportlieb., langj. i. Ausland tätig gewes., fast ganz Europa bereist, z. Zt. Vertreter bedeut Firma m. Wohns. i. Dresden, wünscht liebevoll., wirtschaftl. erzog. junge Dame i. Alt. v. 22—28 J., auch Witwe ohn. Anhang, kenn z. lernen, zw. Ehe. Da selbst vermög., ist größ. Vermög. Beding.

Einheirat

in gut fundiertes Industrie- oder Handelsunternehmen,

auch a. d. Lande, erwünscht. Gefl. Zuschr., auch v. Eltern od. Verwandt, u. Zusich. strengst. Diskr., unt. **D. P. 133** an **August Scherl G. m. b. H., Dresden,** erbeten.

Junggeselle

in Kreisstadt a. Harz, Inh. besseren Spezialgeschäfts u. üb. 200000 M. bar, offener Charakt. u. natürlichen Wesens, evang., mittelgr., wünscht passende **Lebensgefährtin** kennen zu lernen, auch Witwe bis Mitte dreißig angenehm. Freundl. Zuschriften unter **F. 7003** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Seminar. gebildeter **Turnlehrer** (Unterweser), 35 Jahre, 1,70 groß, wünscht die Bekanntsch. einer geb., gesunden, vermög. Dame zw. spät. Heirat. Ausführl. Angeb. mögl. mit Bild. Diskr Ehrens. Off. u. **U. 7996** an **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Junger Arzt,

28 Jahre, stattl. Erscheinung, sucht Lebensgefährtin. Vermög. Bedingung. Bildoffert. unter **W. 7997** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Junggeselle, gutsit. u. aus gebild. Kreisen, Res.-Offiz., in kaufm. Pos. mit ca. 20000 Mark Einkommen möchte zwecks Heirat mit Dame, auch Witwe, bis 35 J. alt, von angenehmem Aeußeren und aus nur guter Familie in Briefwechsel treten. Gute Ausstattung und etwas Vermögen erforderlich. Falls Einheirat möglich, würde sich Suchender gern mit eigenem Kapital beteiligen. Offerten unter **B. 7000** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Suche

für meinen Sohn, 30 Jahre alt, alleiniger Erbe, Größe 166 cm, eine gesunde, nicht unvermögende, evg. Dame, hübsche Erscheinung, herzl., natürliches Wesen, musikalisch, häuslich und wirtschaftl., im Alter von 24—29 Jahren zwecks Heirat. Bin Besitzer einer alten, hochangesehenen Berliner Firma der Eisenbranche, die von meinem Sohne mitgeleitet wird. Vermittler verbeten. Verschwiegenheit zugesichert und verlangt. Ausführliche Offerten mit Bild, welches zurückgesandt wird, eventuell auch von Verwandten erbeten unter **L. 4225** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Mittlerer Staatsbeamter,

39 Jahre, evangelisch, gute Familie, wünscht sich zu verheiraten. Evangelische, gesunde, lebensfrohe Tochter (auch Witwe), Bürger- oder Landwirtskreisen, die wirtschaftlich durchaus tüchtig und gewillt ist, mit einem Manne Freud und Leid zu teilen, bitte ich, ernstgesinnte, nichtanonyme, ausführliche Briefe unter **M. 4233** bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68,** niederzulegen. Vermittlung durch Verwandte sehr erwünscht. Gewerbsmäßige Vermittlung verbeten, Briefe werden sofort zurückgesandt Verschwiegenheit gegeben u. erbeten.

Glückliche Wiederverheiratung

ersehnt höherer Beamter, 40 Jahre, in tadellosen Verhältnissen lebend. Zuschriften unter **Hga. 215** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Hamburg.**

Charakterbeurteilung

aus Handschrift (Wissensch.) 3.— M. d. **G. Richter, Berlin-Weißensee,** Wöckpromen. 3.

„Als Verlobte empfehlen sich"

meist schon in kürzester Zeit diejenigen, die dem „Bund" als Mitglied angehören.

Bundesschrift wird jedem Interessenten verschlossen und ohne Aufdruck gegen 75 Pfg. zugesandt.

Lehmann & Co, Zentrale Kiel.

Fabrikbesitzer,

seit einigen Jahren als Rentier lebend, Anfang. 50er, Junggeselle, evang. und vollst. ges., sucht die Bekanntsch. einer geb., wirtschaftl. Dame aus bess. Kreisen zw. Heirat. Ausführl. Bildoff. erb. unt. **T. 7995** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** Strengste Diskretion.

Kaufmann, vermögend, große Figur, Ende 20, evang., sucht Bekanntsch. mit junger Dame oder Witwe zwecks Einheirat in Engros-Geschäft, Fabrik oder Gut. Zuschriften mit Bild unter **S. 7994** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** Strengste Verschwiegenh. zugesich. u. verlangt.

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ **Passauerstr. 1** gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2494 größtes und ältestes **Institut für Ehe-Vermittlung.**

Alleinst. Herr, Anf. 40, ev., schlank, dunkel, mittelgr., ca. 350 Mille Vermög., gr. Eink, Holzgroßist, fr. Landwirt, sucht wirtsch., einf. u. häusl. erzog. Dame m. angen. Aeuß., liebevoll. Char u. gr Verm. Auch Einheir. i. Gut, Fabr k usw. Offert. m. Bild u. **A. 7001** an **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund

Organisation des Sich-Findens?

Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pf. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Tausende von Erfolgen und Anerkennungen. Zusendung erfolgt verschlossen ohne Aufdruck von der Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz-Leipzig 607 oder Verlag G. Bereiter, Berlin W 15 Konstanzer Strasse 63.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth. Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I. Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 21. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Gleichklang.

„Wie? Zur Versammlung willst du fort?
Warst ja erst gestern abend dort
Bis um die mitternächt'ge Stunde!?“
„Das ist diesmal des Rätsels Wort,
Kannst unbesorgt sein, Kunigunde;
Ich gehe o h n e Schlüssel aus
Und bin um zehn Uhr schon zu Haus!“
Er geht, zum Skat „versammelnd“ sich,
Macht Grand und Solo, Stich auf Stich,
Bis elf der Glocke Ton verkündet;
Dann geht er heim: Wie ärgerlich,
Daß er sein Haus nicht offen findet,
Kein Lichtschein weder hier noch dort:
Für diesmal ist Herr Schulz das Wort!

Rätsel.

S i e wird bald froh, bald traurig sein,
Trifft sie von fernher bei dir ein.
E r geht beim Kaufmann ein und aus,
Geld und Gewinn bringt er ins Haus.
Ist er gerieben, — sieh dich vor!
Er haut dann manchen übers Ohr.

Buchstabenrätsel.

Ein Freund den andern zu sich entbot:
„O, hilf mir! Ich bin in großer Not.
Deines Wortes mit R bedarf ich sehr;
Mit T könnte nützen es mir noch mehr!“
Mit beiden zu helfen war bereit
Der treue Freund in kurzer Zeit.

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

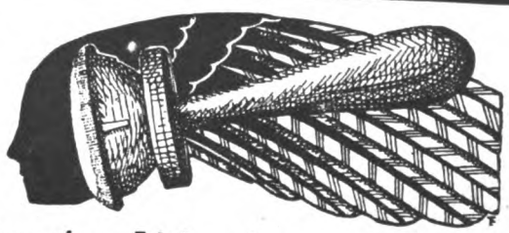
Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Sanatol-Präparate sind Edel-Erzeugnisse
der Kosmetik und gehören zur vollendeten Schönheitspflege.
Sanatol-Werke, Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümeriefabrik F. Riemenschneider * Frankfurt a. M.

„Lupa“
Beliebig verstellbare
Büstenverstärker
verleihen
eine formvollendete Figur
Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form ohne jegliche Einlagen, da beliebig verstellbar
Wie Abbildg. M 48.— Waschbar mit Geradehalter M 85.—
Sehr beliebt-Prospekt kostenlos
Nur zu haben von
Ludwig Paechtner,
Dresden Bendemannstr. 15 G

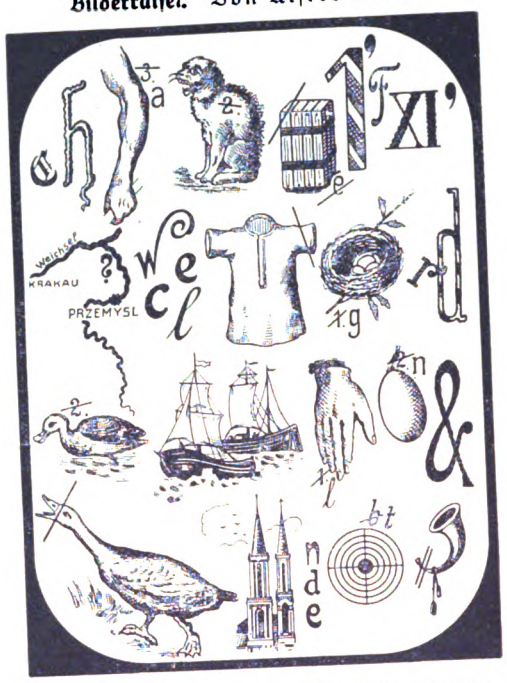


An seinen Lieben Spuren des Alterns wahrzunehmen, birgt oft tiefes Leid,

und doch kann jeder dieses Schwere mildern, ihm **sofort und von Grund aus** merklich entgegenwirken, kann es aufhalten durch den Wikö. Der Wikö schafft nicht nur alle Unreinheit, Mitesser und Pusteln aufs schnellste vollkommen beiseite, sondern erzeugt auch sofort wieder volldurchblutete, gesunde, junge Haut, verebnet Falten und Krähenfüße, verjüngt wirksam um **Jahre**. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., zuverlässiges, kosmetisches **Grundmittel** I. Ranges, ärztl. empfohlen, verbürgt glänzenden Fortschritt **vom ersten Tage an**. — Wohltätigste Wirkung. Einfachste Handhabung. Von jedem begehrt, der seine Kräfte kennt.
Preis mit Porto einfach Mk. 20.50, elegant Mk. 35.50
Nachnahme 50 Pfg. mehr. — Einmalige Anschaffung.
Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 210, Dresden.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Alfred Leske.



Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Silbenrätsel: Erleben.

Aus dem Hausgarten: Au — Tomaten.

Scharade: Schatten.

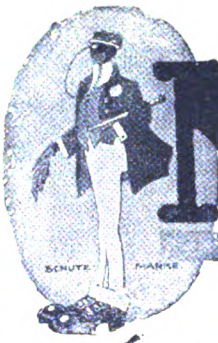
Drei Silben: Die Hauptsache.

Pyramide: E, Es, Ems, Same, Amsel, Samuel.

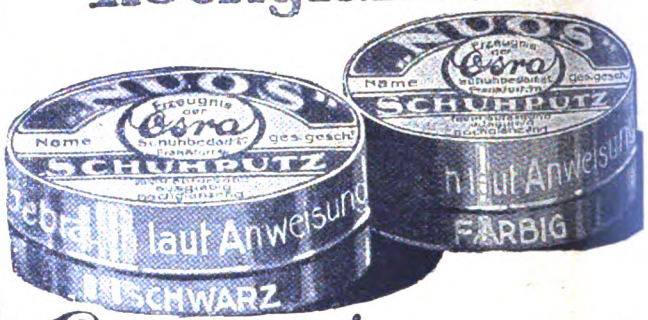
Ergänzungsrätsel:

Besitz, Rost, Knie, Tracht,
Schnalle, Mais, Saco, Geld,
Wasser, Glaube, Hyäne, Arzt
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Buchstabenrätsel: Auffatz, Ausfatz.



Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend



Osra G.M.B.H. Frankfurt a.M.

Kaliklora
Zahnpasta

wirkt
reinigend, desinfizierend.
Beseitigt mißfarbenen Zahnbelag
und üblen Mundgeruch.

Zuverlässige
Zahnpflege, köstliche
Erfrischung.

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
fetthaltig
nicht fettend

Eine ganz milde Creme
mit unerreichter Tiefenwirkung
fürs
Haus und die Kinderstube

Erzielt
mattschimmernden Teint
mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 21. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Kinderzeit. Von Paul Oskar Höcker. (Verlag Ullstein & Co., Berlin.) Hunderttausenden waren die Romane Höckers Führer und Verführer ihrer Gedanken durch das bunte Leben, durch die „schöne wilde Welt“. In diesen Erinnerungen aus badischer, Karlsruher Kinderzeit kommt uns der schlichte liebenswerte Mensch fühlbar nahe, der hinter all jener Buntheit als Spielleiter wirkt. Überraschend ist die unbeirrbare Einfachheit und unbestechliche Wahrhaftigkeit, mit welcher der sonst so fabulierfreudige hier ein Menschtums- und Wirklichkeitsdokument schafft. Als das Reich Bismarcks unter Verderberhänden zugrunde ging, ward dies Buch geschrieben; als jenes Reich ward und wuchs, wurde es erlebt. Die eigentümlich aus höfischer und bürgerlicher Luft gemischte Karlsruher Atmosphäre der sechziger und siebziger Jahre wird in ihm lebendig. Und in dieser allgemeinen Atmosphäre das besondere Schicksal und die besonderen Fährnisse einer Künstlerfamilie jener Zeit. Denn „ins Höckers“ wird gedichtet, deklamiert und musiziert; und es

Weiße Hände,
zarter, jugendfrischer Teint
durch
Creme Christa
Die vollendete Hautpflege
Große Tube Mk. 8.–
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Westphal & Co. Chem. Fabrik, Berlin W57

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose
Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W57. Abt. T 2

Duftal Schampun
Beste Haarwäsche
in Veilchen, Kamille, Teer, Eau de Cologne
5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

stark schäumend
von zartem Wohlgeruch,
gibt weiches, duftiges Haar
Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch
Chlorodont
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.
Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

geht ans Herz, wenn der Sohn, dem so viel reicher Erfolg gegönnt war, erzählt, wie der Vater, der Hofschauspieler und ausgezeichnete Künstler, in unermüdlicher Arbeit um Brot und wieder Brot Jahr für Jahr die „Höckerle" schuf, jene vielen Bücher und Büchelchen für Volk und Jugend, denen wir alle irgend einmal in vergangenen glücklicheren Tagen stille, billige, kostbare Entzückungen verdankt haben, ohne je zu ahnen, welch ein verschwiegener Heroismus uns diese Freuden schuf. Alles andere, nur keine Romantik ist in dieser Lebenserzählung des fabelfrohen Romandichters. Es ist eine erstaunliche Knappheit und Keuschheit der Darstellung in dem Buch und doch eine Herzlichkeit und Innigkeit der Empfindung, die rührt und hinnimmt. Und wie Höcker endlich diese Darstellung der Kinderzeit rundet und steigert zu einem wehmütig lächelnden, im tiefsten Sinne humoristischen Hinüber ins Fernere und Weitere, in die Welt des werdenden Mannes, das zeigt dann freilich doch noch das beste seiner Kunst, ein Geschehnis aufs feinste zuzuspitzen. ng.

Vor dem Erwachen. Roman von Nanny Lambrecht. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis gebunden 14 M. An den Rhein, der einmal der „freie, deutsche" hieß, und an sein nunmehr in Besatzungszonen geteiltes Gestade führt Nanny Lambrechts neuer Roman. Ihre reife und starke Erzählergabe formt Zeitgeschehen und Menschenschicksale zu einer Handlung, die im bunten Wechsel farbensprühender Bilder das Leben im besetzten Gebiet enthüllt. Gewinnsüchtigem Unternehmer- und Schiebertum und umstürzlerischen Arbeiterbestrebungen begegnet man, schrankenloser Genußsucht und beschämender Würdelosigkeit und doch auch soviel treuer Überzeugung und reinen Idealen der Jugend, daß man hinter all dem Niederbruch das Erwachen zu neuem Blühen ahnt.

Grundfragen der allgemeinen Geologie in kritischer und leichtverständlicher Darstellung. Von Professor Dr. Paul Wagner. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 91.) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Das bereits in zweiter Auflage vorliegende Bändchen darf dank seiner methodisch geschickten Anlage als Musterbeispiel einer naturwissenschaftlich belehrenden Schrift gelten. Denn es stellt nicht die Probleme als gelöst in der Art eines Leitfadens dar, sondern führt den Leser in die wissenschaftliche Forschung ein, zeigt den Streit der Meinungen, die vorhandenen Schwierigkeiten der Erkenntnis und die Wege, ihnen näherzukommen. Dabei ist die Auswahl des Stoffes so getroffen, daß die wichtigsten geologischen Fragen behandelt werden, wobei die Großen selbst zu Worte kommen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Was die Mädchen vor der Ehe wissen müssen, ist mit wenigen Worten gesagt; man braucht darüber gar keine dickleibigen Bücher zu schreiben oder zu lesen. Sie sollen sich bei Beschaffung der Aussteuer nicht mit Tand und unnützen Dingen beladen, sondern in erster Linie an den Kauf einer Nähmaschine denken. Wenn sie dabei zwischen mehreren Marken die Wahl haben, so sollten sie sich für die „Köhler"-Nähmaschine entscheiden. Das ist eine Maschine, die bei richtiger Behandlung ohne Störungen ein Menschenalter aushält. Sie ist technisch vollendet gebaut, sie näht, stickt, stopft und flickt alles. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Creme „Mouson"

Vollkommenstes, feinstes Hautpflegemittel von unvergleichlicher Wirkung.

Creme Mouson *macht rissige, fleckige Haut überraschend schnell glatt und weich.*

in Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.

Fabrikanten J. G. Mouson & Co Frankfurt a/M.

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt.

Masch.-, Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

○ Programm frei. ○

Fabriklehrwerkstätten.

Auskunft umsonst b. **Schwerhörigkeit** Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht" München H 2, Kanuzinerstr. 9.**

Das große Los der Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne:

500000

300000

200000

150000, 100000, 75000, 70000, 60000, 7 × 50000, 40000, 30000 Mk. u. s. w.

120000 Lose u. 56400 Gewinne im Betrage v. über 25 Millionen 714000 Mark.

Ziehung 1. Klasse am 16. und 17. Juni 1920.

Klassen-Lose für jede Klasse inkl. 5% Zuschlag:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
6.30	12.60	31.50	63.—

Voll-Lose f. alle Klassen gültig inkl. 5% Zuschlag:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
31.50	63.—	157.50	315.—

empfehlen und versenden

Friedrich Fricke & Co.,

Leipzig 2, Zeitzer Str. 8/11.

Staats-Lotterie-Einnahme.

Gegründet 1878

Lehrbuch der Physiognomik von C. Noghe. Was Stirne, Augen, Nase, Mund und Wangen verraten, das Mienenspiel offenbart, vermittelt das Buch. Alle Merkmale werden besprochen, an Abbildungen erläutert. Das innerste Wesen jedes Fremden lernt man lesen und verstehen. Physiognomische Tatsachen werden an Beispielen erklärt. Bismarck, Bebel, Hindenburg, Lloyd George, Clemenceau, Wilson u. a. Man lernt in den Menschen hineinsehen wie in ein Uhrwerk mit gläsernem Gehäuse. 260 Abbildungen. Preis 10,—, geb. 12.50 M. u. Porto. Fordern Sie auch den Spezialprospekt. Menschenkenntnis.

Orania-Verlag, Oranienburg 168.

Best.: Cubeben 5 gr, Anis, Fenchel je 2,5 gr, Zucker 20 gr u. Schleimstoff

Nordsee-Kinder-Sanatorium „Am Meer" Südstrand a. Föhr.

Besitzer u. leitender Arzt: Dr. med. Pause.

Sommer- und Winter-Kuren. Ausgezeichnete Verpflegung — Näheres durch Prospekt.

Gewinne d. Sächs. Landeslotterie

Ziehung I. Klasse a. 16. u. 17. Juni 1920

ev.	800000 Mk.	(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
1 Prämie	300000 „	
4 Prämien à	50000 „	
Haupt-Gewinne	500000 „	
	200000 „	
	150000 „	
	100000 „ usw.	

Lose 1/10 1/5 1/2 1/1

Mk 6.30 12.60 31.50 63 - p. Klasse

versend. **Staatslotterie-Einnehmer**

A. Zapf, Leipzig 108,

Brühl 2.

Magenleidende

verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20000 freiwillige Dankschreiben. **H. Welter, Niederbreisig 18, Rhein.**

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kanuzinerstr. 9.**

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 10.50 u. 19.—, Pr. fr. **Ap. Lauenstein's versand, Spremberg L. 6.**

Einkoch-Zucker

ist in diesem Jahre für Haushaltungen nicht zu bekommen. Inlandsvorräte sind sehr knapp und gehen an Fabriken. Auslandszucker ist kaum da und kostet ca. Mark 20.— per Pfund.

Feigen

sind vollwertiger Ersatz. Sie enthalten:

ca. 52% Zucker,
ca. 1—2% Fett,
ca. 3,6% Stickstoffsubstanz.

Sie eignen sich zur Bereitung einer vorzüglichen Marmelade ohne Zucker allein oder mit anderen Früchten, Gemüse etc., ferner zu Kompott. Sie können in Brot eingebacken werden und fördern so Verdauung und Stoffwechsel.

Feinste italienische

in Kistchen und Körbchen von 3½—25 Kilo zu M. 16— per Kilo ab Stuttgart. Vorauszahlung auf Postscheck-Konto Stuttgart Nr. 414 oder per Nachnahme.

Robert Hallmayer,

Stuttgart 1.

Digitized by Google

Dürers große Reise vor 400 Jahren.

In seinem fünfzigsten Lebensjahre, Anno 1520, trat Meister Albrecht Dürer eine große Kunstreise an. Seine Frau Agnes und seine Magd Susanne begleiteten ihn, und außerdem führte er eine Ladung von Kupferstichen, Holzschnitten sowie einige Ölgemälde mit, denn er wollte auf dieser Reise auch ein gut Stück Geld verdienen. Der Verkauf der Kunsterzeugnisse war damals ganz in den Händen der Künstler selbst, die höchstens noch ihre Schüler, die „Gesellen", als Kolporteure ausschickten, besonders auf die Frankfurter Messe, vereinzelt sogar bis Rom. Das Ziel von Dürers Reise waren die Niederlande, und da es also die Gelegenheit bequem bot, machte der Künstler in Köln einem Vetter, genannt Nikolaus der Ungar, einen Besuch, wurde mit Freuden begrüßt und gut aufgenommen. Der Vetter hatte bei Dürers Vater gelernt und war in Köln als Goldschmied ansässig. Seine Freundlichkeit erwiderte der Maler auf eine in jener Zeit nicht auffallende Weise, indem er seinen neuen sammetverbrämten Rock dem Vetter und dessen Frau einen Gulden schenkte.

Auf dieser Reise wohnte Dürer dem berühmten Einzug des jugendlichen Kaisers Karl V. in Antwerpen bei. Aber auch dem in den Niederlanden längst berühmten, vielgenannten Maler selbst wußten die kunstsinnigen Einwohner von Antwerpen zu huldigen, und das genau geführte Reisetagebuch Dürers enthält folgende Beschreibung eines ihm zu Ehren veranstalteten Festes: „Am Sontag, was auf Sankt Oswaldtag, 5. August, da luden mich die Mahler auff ihr Stuben mit meinem Weib und Magd und hatten alleding mit Silbergeschirr und andern köstlichen Geziehr und über Köstlich Essen. Es waren auch ihre weiber alle da, und da ich zu tisch geführt ward, da stund das Volk auf beeden Seiten, als führet man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch gar trefflich Personen von Namen, die sich alle mit tieffen Neigen auf das allerdemüthigste gegen mich erzeigten, und sie sagten, sie wolten alles das thun, als viel möglich, was sie westen, das mir lieb wäre. Und ich also sas, da kam der Herrn von Antorff Rathspoth mit zweien Knechten und schenket mir von der Herren von Antorff wegen vier Kannen Wein und ließen mir sagen, Ich soll hiermit von ihnen verehret sein und ihren guten Willen haben. Des sagte ich ihnen Unterthänigen Dank und erbot meine Unterthänigen Dienste. Darnach kam Meister Peter, der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwei Kannen wein und mit erbietung seinen willigen Dienst. Also, da wir lang fröhlich bey einander waren, und spatt in die Nacht, da belaithen sie uns mit windlichtern gar ehrlich heim und baten mich, ich soll Ihren guten Willen haben und annehmen und solt machen, was ich wolt, darzu wollen sie mir Allbehilflich sein. Also dankte Ich Ihnen und legt mich schlafen."

Der Rat der Stadt Antwerpen aber ließ es keineswegs bei diesem Ehrentrunk bewenden; er wünschte den berühmten, wohlgelittenen Mann ganz zu fesseln und bot ihm deshalb 300 Philippsgulden jährliche Besoldung an, wollte ihn abgabenfrei erklären, ihm ein wohlerbautes Haus zu eigen geben und dazu jede Arbeit noch besonders bezahlen. Aber die treue Anhänglichkeit Albrecht Dürers an seine Vaterstadt Nürnberg war stärker als dieses verlockende Anerbieten. Er lehnte den Ruf nach Antwerpen ab, ebenso wie er aus gleichem Grunde bereits im Jahre 1506 bereits eine Einladung des Rates von Venedig ausgeschlagen hatte, der ihm einen jährlichen Ehrensold von 200 Dukaten zahlen und jede Bestellung noch extra nach Übereinkommen honorieren wollte, nur wenn Dürer seinen Wohnsitz nach Venedig verlege. Dieser zeigte sich jedenfalls vornehmer als die Stadt Nürnberg selbst, die im Jahre 1511 die vom Kaiser Maximilian für Dürer verlangte Abgabenfreiheit abgelehnt hatte.

Gallensteine entfernt schmerzlos ohne Operation in 3 Tagen. Prospekt durch **Görig, Dortmund**, Winkelstr. 16, fr. Leiter von Dr. med. Jaenickes Institut.

Straußfedern Echte Reiher

in mein anerk. guten Qualität.

Lutz

Paradiesreiher	v. M.	9.75 an
Kronenreiher	„ „	35.— „
Stangenreiher	„ „	8.50 „
Straußfederboa	„ „	35.— „

Straußfedern-Platten, Fransen, -Rosetten usw.

Versand g. Nachn. o. Voreinsend. Verlangen Sie kostenl. Zusend. meiner illustr. Spezial-Preisliste.

Sam. Meyer, Hamburg 5 M., Steindamm 35. Gegründet 1877.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer. Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Zuckerkranke!

wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit

Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865 Vertreten in allen Städten.

Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen **Musikinstrumente.** Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann

Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main)

Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Ideale starke Formen

erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 I,** Anhaltstrasse 8.

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond. braun, schwarz etc. M. 18,- Probe M. 6.00

J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26.

Überall erhältlich.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Hausl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töch. erheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Eisenach. Institut Burchardi. Hauswirtschaftl. Jahreskursus. Landwirtschaftl. Frauenschule. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Gleichberechtigung in Preußen. Heim.

Gera (Reuß). **Töchterheim Weise,** Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt. Handarbeiten. Schneidern. A. B. Wissenschaften und Musik.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. **A. Höcker.**

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Harthstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beauf. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. N. Klett.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Best. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruetz,** Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Landpfarrhaus (Neumark) nimmt 2 Pensionäre, nur aus gebildet. Fam. Segelpensum. Ev. Musik. **Gute Verpflegung.** Angebote unter K. 7043 an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Bublitz i. Pom. Ptr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Institut Büchler, Rastatt (Baden). **Sechsklassige Realschule mit Schülerheim.** Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 41.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt A. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Digitized by Google

Vorbereitung auf Einj., Prima, Abitur **Trotzendorfschule Stuttgart** 15, Diemershalde 9. Prospekt frei!

Ausbildung von Röntgenschwestern!

Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Private Chemie-Schule für Damen, vorm. Dr. Max Vogtherr

Inhaber: Dr. H. Vogtherr und Dr. C. Massatsch :: Leiter: Dr. H. Vogtherr.
Berlin SW 11, Hedemannstraße 13|14.
Reichh. Laboratoriumseinrichtungen. Gründl. u. vielseit. Ausbild. Lehrplan-Zusend.

April — Ausbildung zu — Oktober

Privat-Sekretärinnen

Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt

Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftsheft

Hochschule für Frauen

Ausbildung für höhere Frauenberufe

Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung

Staatliche Prüfungen

Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 1 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: **LEIPZIG, Königstr. 3.**

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund

und private chemische Lehranstalt. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Jungfernstieg 17. Triebseerschulstr. 20.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf u. Tausch Verkehr

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-**Ställe**, tragb., **Futtermaschinen**, Brutöfen u. s. w. Preisliste frei. Geflügelhof in Mergentheim 451.

Stellenangebote

Hausdame. Gebild., hauswirtschaftliche, tüchtige Dame aus gut. Familie z. Leitung frauenlos. Haushalts u. Erziehung zweier Buben (9 u. 12 J.) v. akadem. gebildet. Beamt. zu möglichst baldig. Eintritt gesucht. Angeb. m. ausführlich. Lebenslauf u. Bild unt. **F. S. 77, Heidelberg, Postamt Grabengasse.**

Junges Mädchen wünscht die **Erlernung d. feinen Küche** in gutem Hause, möglichst in Gesellschaft von 2—3 jungen, gebildeten Mädchen. Zeitgemäße Zuzahlung kann geleistet werden. Harz bevorzugt. Angebote mit näheren Angaben und Nennung des Preises erbeten unter **A. R. 275** an **Rudolf Mosse, Salzwedel.**

Jüngeres Fräulein aus guter Familie zur Unterstützung im Haushalt und Pflege meiner kranken Frau zum baldigen Antritt gesucht. Lebenslauf und Photographie erwünscht. **Fischer, Berlin C. Spandauerstraße 10.**

Haushalt von drei Personen sucht: Ein **älteres Mädchen oder Stütze,** die kochen und ausbessern kann. **Ferner ein Mädchen,** erfahren in allen Hausarbeiten. Gehaltsangabe, Zeugnisabschriften, Bild, Angabe, wann Antritt erfolgen kann, an **Frau Hedwig Hartwig, Cüstrin-Altstadt, Markt 181.**

Aelter. Mädchen oder Stütze für einfachen Haushalt gesucht. Hilfe vorhanden. Gefl. Anerbieten mögl. mit Photographie und Ansprüchen erbeten an **Direktor Bardtke, Berlin-Zehlendorf-West, Prinz-Friedrich-Karl-Str. 14.**

Junges, evgl. Mädchen, das sich im Haushalte betätigen möchte, findet Aufnahme bei Familienanschluß (Haushalt 2 Pers.) im kleinen Städtchen ohne gegenseitige Vergütung. Off. u. **D. 7090** a. **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68,**

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Vermischtes

Geschäftsinhaberin, 28 Jahre, sucht Lebenskameraden zwecks baldiger Heirat. Kaufmann aus der Warenbranche, nicht unter 30, bevorzugt. Gefl. nicht anonyme Zuschriften unter **O. 4741** befördert **Heinrich Annoncen-Expedition Eisler, Berlin SW. 48.**

Dame, 50 J., Inhaberin erstklassig. Pension in Großstadt, wünscht Briefwechs. m. Herrn zwecks spät. **Heirat.** Vermög. erw. Off. erb. a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68** u. **P. 7046.**

Heiratsuchende auch nach Schweiz, verlangen „Glückliches Heim" mit guten Partien, auch **Einheirat.** Probenummer Mark 1.50. **Heimverlag. Uhldingen-Bodensee.**

Kaufmannstochter, 26 Jahre, einziges Kind, vermögend, wünscht Briefwechsel zwecks Heirat mit gebildetem Herrn. Einheirat nicht ausgeschlossen, falls tüchtig. Kaufmann. Offerten unter **Hga. 433** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Herzenswunsch. Oberlehrer, Dr. phil., mit eigenem Heim u. Verm., ersehnt Neigungsehe mit geb. Bürgerstochter. Off. unter **„Herzenswunsch Aa. 2928"** an **Heinrich Eisler, Ann.-Exped., Berlin SW 48.**

Lebensbund! Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Aelteste, größte und weitverbreitetste Organisation d. Sichfindens. Tausende v. Erfolgen, begeisterte Zuschriften, zahlreiche Empfehlungen a. allen Kreisen. Notariell begl. Vornehm, diskret. Zusend. d. Bundesschriften gegen Eins. von 50 Pf. von: Verlag G. Bereiter, Leipzig-Schkeuditz 607.

Lebenskameraden

wollen Mann u. Frau in der Ehe einander sein. Selten führt sie der Zufall zusammen; schnell u. sicher aber der „Treuring". In ihm findet der Herzenswunsch eines jeden nach dem ersehnten Daseinsgefährten seine schönste Erfüllung. Verlangen Sie die kostenl. briefl. Zustellung d. begeistert aufgenommenen Treuringschrift: Lebenskameraden. **Treuring-Verlag, Berlin,** Schellingstr. 99.

Akademiker, 40er, ev., in hochangeſ. sich. Lebensst. (reiz. gel. Universitätsstadt Südd.) s. zw. Heir. d. Bekanntschaft ein. Dame a. gut. Fam., d. bereit ist, neb. d. Pflicht. ein. tücht. Hausfrau d. Erzieh. zweier Kind. z. übern. u. ihm selbst eine liebe treue Lebensgefährt. z. sein. Tadell. Ruf, gute Gesundh., ruh., fest. Char., gedieg. Allgemeinbildg., angen. Aeuß. u. wirtschaftl. Tüchtigk. Beding. Vertrauensvolle Zuschriften mögl. mit Bild unter **F. 7039** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68** erbeten.

Das Frauenwahlrecht betätigen in idealster Weise Tausende unserer Damen-Mitglieder bei der Gattenwahl. Gegen 75 Pfg. erhalten Sie aufklärende Bundesschrift im neutralen Umschlag. „Der Bund", Lehmann & Co. Zentrale Kiel.

UNTERRICHTS-Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges **Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vor**leben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, **Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.**

Raucherdank! ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

Hühneraugen, Fußsohlenverhärtung

Hornhautbildung entfernt mit absoluter Sicherheit **Reichels „Bosco".** Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster **3.50 Mk. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

GLOBUS-Rostfleck-Entferner
unentbehrlich **für Wäsche**
wirkt rasch sicher schadlos

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G, Leipzig.

An jede praktisch denkende Hausfrau!

Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube" helfend eingreifen. Privatleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung dem notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube" ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf u. Tausch Verkehr

dienen, die wir dem Anzeigenteil der „Gartenlaube" angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe daher eine kleine Anzeige, die billigst berechnet wird, für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der eingehenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der im 68. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube" ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Die Gartenlaube Berlin SW 68 Abteilung für Anzeigen

Wollen Sie etwas Gutes haben gegen Rheumatismus, etc. so kaufen Sie

Amol

Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hußong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 22. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Totenpässe.

In Rußland war es früher — noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — Sitte, daß die Priester den Verstorbenen Pässe mit ins Grab gaben, die sie sich natürlich recht gut bezahlen ließen. Ein solcher Paß hatte etwa den folgenden Wortlaut: „Wir N. N. (Bischof oder Priester) bezeugen allhier, daß dieser gegenwärtige X. bei uns als ein rechtschaffener griechischer Christ gelebt und, ob er schon bisweilen gesündigt, doch seine Sünden gebeichtet, die Absolution und das heilige Abendmahl zur Vergebung derselben empfangen hat. Er hat auch Gott und seine Heiligen verehrt, nach seiner Pflicht gefastet und gebetet; desgleichen hat er sich mit N. N. als seinem Beichtvater verglichen, daß ihm seine Sünden vergeben und nichts wider seine Person zu sagen sein möchte. Deswegen haben wir ihm diesen Paß ausgestellt, daß er solchen dem St. Peter und anderen Heiligen vorweist und also ungehindert in die Türe der Freude möge eingelassen werden."

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben d. Wurzeln **für immer** bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädl. u. schmerzl.** Selbstanwendg. Sof. Erfolg. **Preis M. 8.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Vorzügliches
SEJ
Nähr- und Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co.
Hamburg
Pinnebergerweg 22-24

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1862.

Wenn eine Dame
genugsam erfahren, dann landet sie mit Sicherheit beim Wikö und bleibt dabei. Dann hört die Qual mit fahlgrauer, fleckiger Haut, mit Mitessern und Pusteln ein für allemal und sofort auf. Unreine Haut wird klar, müde wird wach, welke wirksam wieder frisch und jung, um Jahre verjüngt. Selbst Runzeln und Krähenfüße werden verebnet. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., ärztlich empfohlen, tausendfach dankbar begrüßt, verbürgt rasche, untrügliche, tägliche Fortschritte. Beruht auf zellkräfteweckender atmosphärischer Saug- und Druckwirkung, bringt oft Enttäuschten ernstliche Hilfe. — Einfachste Handhabung. — Wohltätigste Wirkung — Selbst in veralteten Fällen aufs beste bewährt.
Preis mit Porto einfach Mark 20.50, elegant Mark 35.50
Nachnahme 50 Pfg. mehr. — Einmalige Anschaffung.
Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 220, Dresden

Digitized by Google

Verwendung von Gerstenmehl zu einem süßen Pudding. Mit Gerstenmehl, das manchmal zur Verteilung gelangt, wissen die meisten Hausfrauen nichts anzufangen, aus ihm lassen sich jedoch außer trefflichen Suppen auch wohlschmeckende Nachspeisen herstellen. Eine kalte Nachspeise bildet der Gerstenschaum. Zu ihm bringt man ½ Liter Magermilch (auch kondensierte Milch oder aufgelöste Trockenmilch ist verwendbar) zum Kochen, rührt 80 Gramm Gerstenmehl mit etwas Wasser glatt und gibt es an die kochende Milch, in der es zu dicklicher Masse kochen muß. Diese schüttet man in eine große Schale, gibt etwas Salz, abgeriebene Zitronenschale und 2½ Eßlöffel steife beliebige Obstmarmelade dazu, worauf die Masse etwa 40 Minuten ununterbrochen geschlagen werden muß, bis sie zu einem steifen Schaum geworden ist, den man erhöht in einer Glasschale anrichtet. — Warm läßt sich Gerstenmehl zu kleinen Puffern trefflich verwenden. Man rührt dazu aus Gerstenmehl, etwas Salz, Magermilch, mit der man ein oder zwei Eier gut verrührt, einen dickflüssigen Teig, dem man einen Teelöffel Backpulver zusetzt. Aus diesem Teig bäckt man in etwas Fett kleine Pfannkuchen in der Pfanne auf beiden Seiten lichtbraun und bestreut sie beim Anrichten mit Zucker. Geschmorten Rhabarber oder Backobst muß man dazu reichen. Aus demselben Teig können auch große Eierkuchen gebacken werden, die man mit Spinatgemüse füllt und als gutes Abendgericht auftischt. L. H.

Falscher Nußkuchen aus Hafergrütze. Da Mehl jetzt sehr knapp ist und zum Kuchenbacken kaum ausreicht, dürfte dieser falsche Nußkuchen, der sehr wohlschmeckend ist, mancher sorgenvollen Mutter aus der Verlegenheit helfen. Man reibt 250 Gramm Kartoffeln, die am Tage zuvor gekocht wurden, mahlt auch 250 Gramm Hafergrütze roh durch die Kaffeemühle und löst 50 Gramm Trockenmilch in etwas Wasser auf. Die Kartoffelmasse wird mit der gemahlenen Hafergrütze vermengt, dann gibt man ⅓ Liter Milch, ein Eigelb, 80 Gramm Zucker, 40 Gramm Schokoladenpulver, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone, etwas Salz und 1½ Paket Backpulver dazu. Alle Zutaten werden gut miteinander verrührt, worauf man den steifen Schnee des Eiweiß zufügt und dann den Teig in eine gut eingefettete Form füllt. Der Kuchen muß eine Stunde bei mäßiger Hitze backen; er wird erst nach völligem Erkalten gestürzt und am folgenden Tage geschnitten, da er leicht bröckelt. Hv.

Yohimbinlecithin
auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**
30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.
18 33 60 M. | 25 47 90 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maaß, Hannover G.**

H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
Katalog gratis.

Raucherdank!
ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

Ideale starke Formen
erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Glas, das haltbarste Material.

Ja, es ist kein Scherz und kein Irrtum: Trotz des Sprichworts vom Glück, das wie das Glas leicht zerbricht, ist doch das Glas haltbarer als Gold und Eisen. Denn, wenn man von der Haltbarkeit eines Materials spricht, kann man nur dessen zweckentsprechende Behandlung im Auge haben. Von selbst zerbricht das Glas nicht bei ordnungsmäßiger Behandlung. Wer sich von der Haltbarkeit des Glases leicht überzeugen will, braucht sich bloß in seiner Wirtschaft, in dem Hause, in dem er wohnt, umzuschauen. Die Glasfenster in seinem Hause, das Glaszeug in der Küche, alles aus Glas Gefertigte ist genau so geblieben, wie er es vor Jahrzehnten erhalten hat. Es ist nicht abgegriffen, hat nicht das Geringste an Gewicht verloren. Von nichts anderem im Hause und in der Wirtschaft kann man das sagen. Gold, Silber, Eisen usw., auch Marmor und andere Steinarten leiden unter dem Einfluß von allerlei Stoffen, die die Luft enthält. Sie vermindern sich im Laufe der Jahre durch Abgreifen; sie verrosten oder erleiden durch die genannten Einflüsse, durch Feuchtigkeit insbesondere, allerlei Schäden.

Im Jahre 1648 ging ein Schiff „Harlem“ in der Tafel-Bai unter, das erst im Jahre 1883 von Tauchern aufgefunden wurde. In der

Biologische Schönheitspflege

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch

Schröder-Schenkes „Schälkur“

Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 28.25

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 7.—

Ausdruckvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 9.—

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor“, D. R. P. Nr. 269 561. Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen. Preis M. 15.—

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 13.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde“ ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 9.—

Schröder - Schenke Berlin W 15.

Potsdamerstr. 26 b vorn II. Etage.

Wien I/15 Wollzeile 15. Zürich 15. Bahnhofstr. 31.

Krankenfahrstühle
Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Gewinne
d. Sächs. Landeslotterie
Ziehung I. Klasse a. 16. u. 17. Juni 1920

	ev. 800 000	Mk.
1 Prämie	300 000	„
4 Prämien à	50 000	„
Haupt-Gewinne	500 000	„
	200 000	„
	150 000	„
	100 000	„ usw.

(In Oesterreich-Ungarn verboten.)

Lose 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 6.30 12.60 31.50 63.- p. Klasse
versend. Staatslotterie-Einnehmer
A. Zapf, Leipzig 108,
Brühl 2.

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerd., Ischias, Nervenschmerz., alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntag 10—11 Uhr.

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer
Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

Digitized by Google

Geschichte der Hebung versunkener Schiffe wird dieser Fall viel genannt, weil die Zeit zwischen Untergang und Auffindung, 235 Jahre, bisher die längste Dauer ist, nach der man ein Schiff zu heben vermochte. Dieses Schiff nun sollte aus Asien für europäische Museen allerlei Seltenheiten und Altertümer bringen, Götzen und andere eigenartige Erzeugnisse fremder Kulturen. Das meiste, was man wiederfand, war nur noch nach seinem Material, nicht nach der Form zu erkennen, soweit es überhaupt noch erhalten war. Nur die Gegenstände aus Porzellan und Glas waren vollkommen unversehrt und hatten nicht im geringsten gelitten. Nur an ihnen konnte man feststellen, um welchen Fund es sich bei dieser Hebung durch Taucher handelte.

Übrigens kommt es sogar zuweilen vor, daß sich auch Glas einer durchaus unzweckmäßigen Behandlung widersetzt und ganz bleibt, wo man annehmen sollte, daß es zerbrechen müßte. Am 19. Juli 1783 wurde auf der Turmspitze des Hauptturmes vom Rathaus in Posen — so wird in der Geschichte dieses Baudenkmals mitgeteilt — der Adler vom Maurerpolier Jakob Brang in feierlicher Weise befestigt. Brang, der hierbei eine Zitrone für den Adlerschnabel und Wein mit Gläsern nach oben nahm, hielt dort in deutscher Sprache eine Weiherede und trank nach jedem seiner 12 Vivats ein Weinglas leer, das er dann auf die Straße hinabwarf. Dabei blieben von den aus der Höhe von 71,80 Meter nach unten geworfenen Gläsern drei unversehrt, und zwar diejenigen, aus denen Brang das Wohl der Republik, des Magistrats und der Posener Kaufmannschaft getrunken hatte.

Wer aber bedenklich gestimmt ist dadurch, daß dergleichen vor sehr langen Jahren, in einer nicht mehr kontrollierbaren Zeit passierte, der sei belehrt, daß sich im Märkischen Museum in Berlin ein Weinglas befindet, welches beim Richtfest der Kaiser[illegible]niskirche am 18. Oktober 1894, also vor einem [illegible] der Maurerpolier aus einer freilich nur etwas [illegible] tragenden Höhe herabgeworfen hat, wobei es, wie man [illegible] nannten Museum überzeugen kann, völlig unversehrt [illegible]. Den Bauleuten erschien das Heilbleiben des Glases frei[illegible] als Wunder denn als ein Zeichen des Unheils; der [illegible] nahm an, daß das Trankopfer von den überirdischen M[illegible] abgelehnt werde. Als damals kurz nach der Richtfeier ein Geistlicher, der bei der Feier beteiligt gewesen, schwer erkrankte und nach einiger Zeit starb, brachte man beide Vorfälle in Zusammenhang. Indessen stand jener Geistliche, Prediger Stechow, im 77. Lebensjahre, und daher darf man es kaum als einen merkwürdigen Zufall, geschweige denn als ein Wunder ansehen, wenn ein Greis dieses Alters nach einer ihn körperlich anstrengenden und ihn auch wohl seelisch erregenden Feier erkrankt.

Jedenfalls zeigen die erwähnten Vorkommnisse, die wohl kaum vereinzelt dastehen, daß auch Glas nicht immer leicht brechen muß. In beiden und ähnlichen Fällen ist vermutlich die Wucht des Falles durch den Widerstand des Druckes der Luft gemildet worden.

Der vorsichtige Verleumder. „Ist jemand unter den Anwesenden mit Herrn Z. verwandt?" fragte einmal ein Gast in einer Hamburger Abendgesellschaft, — „ich hätte wohl Lust, Böses von ihm zu sprechen!"

Frauenneid. Man rühmte in Gegenwart einer Dame die schwarzen Augen der Frau von U. Unwillig rief die Dame aus: „Man trägt jetzt keine schwarzen Augen mehr!"

[Aus Müchlers Anekdotenlexikon 1817.

Diese sind geputzt mit **Nigrin**

Sofortiger wasser- und wetterfester Dauerhochglanz, da wieder reine Terpentinölware.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Lehrbuch der Physiognomik von C. Noghe. Was Stirne, Augen, Nase, Mund und Wangen verraten, das Mienenspiel offenbart, vermittelt das Buch. Alle Merkmale werden besprochen, an Abbildungen erläutert. Das innerste Wesen jedes Fremden lernt man lesen und verstehen. Physiognomische Tatsachen werden an Beispielen erklärt: Bismarck, Bebel, Hindenburg, Lloyd George, Clemenceau, Wilson u. a. Man lernt in den Menschen hineinsehen wie in ein Uhrwerk mit gläsernem Gehäuse. 203 Abbildungen. Preis 10,—, geb. 12.50 M. u. Porto. Fordern Sie auch den Spezialprospekt: Menschenkenntnis.

Orania-Verlag, Oranienburg 168

Das große Los
der Sächs. Landes-Lotterie
im günstigsten Falle
800000
Hauptgewinne:
500000
300000
200000
150000, 100000, 75000, 70000, 60000, 7 × 50000, 40000, 30000 Mk. u. s. w.
120000 Lose u. 56400 Gewinne im Betrage v. über 25 Millionen 714000 Mark.
Ziehung 1. Klasse am 16. und 17. Juni 1920.
Klassen-Lose für jede Klasse inkl. 5% Zuschlag:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
6.30	12.60	31.50	63.—

Voll-Lose f. alle Klassen gültig inkl. 5% Zuschlag:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
31.50	63.—	157.50	315.—

empfehlen und versenden
Friedrich Fricke & Co.,
Leipzig 2, Zeitzer Str. 8/11.
Staats Lotterie-Einnahme.
Gegründet 1878

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen**; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen

in altbewährter guter
Friedensware
wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Sächsische Landeslotterie
Ziehung 1. Klasse 6. und 17. Juni 1920
120000 Lose
56400 Gewinne
im Betrage von
25714000
Haupttreffer evtl.
800000
500000
450000
400000
Speziell
300000
500000
200000
150000
100000
Preise d. Lose 1. Kl.

nebst v. d. L.-D. verf. T.-Zuschl.	1/10	1/5	1/2	1/1
	6.30	12.60	31.50	63.—

Voll-Lose für alle Klassen gültig:

1/10	1/5	1/2	1/1
31.50	63.—	157.50	315.—

Eduard Renz
Inhaber: Hubert Renz
Sächs. Staats-Lott.-Einnahme
Dresden-A., Annenstr. 5.
Bank Konto:
Allg. Deutsche Credit-Anstalt
Postscheck-Konto Leipzig 9553

Digitized by Google

Der geistige Arbeiter und seine Kleidung.

Viele meinen, daß, wenn Gelehrte und Schriftsteller allzuviel auf Kleidung geben und große Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung verwenden, dies ihrer geistigen Tätigkeit abträglich sei. Das ist keineswegs der Fall. Es gab ebensoviel besonders sorgfältig gekleidete Berühmtheiten, wie es nachlässige gegeben hat. Goethe zum Beispiel hat bis in sein hohes Alter hinein selbst sich mit großer Sorgfalt gekleidet und liebte Sorgfalt in der Kleidung auch bei anderen. In jüngeren Jahren war seine Ausstattung ungewöhnlich groß; im Jahre 1778 verfügte er über 194 Hemden mit Manschetten und 82 Stück ohne solche. Überaus nachlässig war dagegen Jean Paul, der doch als besonderer Liebling der Frauen galt. Er lief einmal in der Umgegend von Bayreuth Gefahr, wegen seines unzivilisierten Aussehens von einem Gendarmen festgenommen zu werden, und nur der Dazwischenkunft einer angesehenen Persönlichkeit der Stadt verdankte er seine Errettung aus den Händen des allzu diensteifrigen Beamten. Die durch Bayreuth reisende Großfürstin Katharina Paulowna, spätere Königin von Württemberg, ließ ihn einst von der Rollwenzelei in ihrem Wagen ins Schloß holen, und Jean Paul fuhr, wie er ging und stand: mit offener Brust, ohne Halstuch und Hut, in abgetragenem Rock und mit ungeputzten Stiefeln. Die Fürstin war betroffen und wollte nicht glauben, den berühmten Dichter vor sich zu haben, war dann aber doch sehr liebenswürdig gegen ihn. Bis zur Lächerlichkeit achtsam auf seinen Anzug war der französische Naturforscher Buffon. Es war sein größtes Vergnügen, sich in glänzende kostbare Stoffe zu kleiden, Spitzen und Juwelen zu tragen. Bei der Arbeit trug er das Haar stets in Papilloten, damit es später gut gekräuselt sei. Der englische Dichter Pope, der von kleiner, verkrümmter Gestalt war, kleidete sich als Dandy und erregte durch seine komische Erscheinung überall Heiterkeit. Er trug einen ungeheuren Haarbeutel, einen zierlichen Degen, übertrieben große Manschetten. Auch Voltaire, obwohl sehr häßlich, schwärmte für elegante Toilette und putzte sich in ungewöhnlicher Weise. Dagegen zeichnete sich Diderot, der berühmteste der französischen Enzyklopädisten, durch die bis zum äußersten getriebene Vernachlässigung seiner Person aus. Er reiste z. B. von Petersburg nach Paris in Schlafrock und Nachtmütze und ging in den Städten, wo unterwegs ein Aufenthalt stattfand, in diesem Aufzug spazieren.

Ica Cameras ☆ Photobedarf ☆ Projektion

Ica Kinemato-graphen ☆ Ica Aktiengesellschaft Dresden-A 21.

TIP-TOP bester flüßiger METALLPUTZ

Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP" d. besten flüßigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCHU & CO. DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

CREME ELCAYA nicht fettend

von köstlichem Wohlgeruch macht die Haut weich wie Sammet ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen Jünger & Gebhardt, Berlin S. 14

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Eoho". Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht" München H 2, Kapuzinerstr. 9.

Unübertroffen an Formenschönheit

„Lupa" Formen Mieder mit bestens verstellbarem Bustenverstärker und Rückenhalter in einem Stück

Kein Korsett erzielt eine solch formvollendete Figur wie „Lupa", welches gleichzeitig volle Büste u. stramme, graz. Haltung erzeugt. Für starke u. schlanke Dame gleich vorz. geeignet. Der Hüftformer hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen. Kein Druck auf Magen- u. Weichteile. Haltbar u. waschbar. Eine absolut. Neuheit! Viele Anerkennung. u. Nachbestell. Modell kompl. wie Abbildg. od. m. ausgesch. Hüft. weiß od. champagnef. aus vorz. Stoff. M. 192–, Taillenw. über dem Kleide angeben. Tausche um oder zahle Geld zurück. Prospekte kostenlos

Nur zu haben bei Ludwig Paechtner Dresden 2, Bendemannstr. 15

Bei Einsendung von Stoffen 40 % Rabatt.

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.

Idealste Form der weiblich schönen, volle Körpergestalt erhalten Damen durch echt. Nährpulver Arwna in kurzer Zeit. Wirkung i. staunensw. Garantiesch. Kart. 5. M. Margonal, Berlin SW 29.

Ascaridin das ideale Wurmmittel für Kinder u. Erwachsene. Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.– Salbe: (Maden (After) würmer) M. 4.50 IN ALLEN APOTHEKEN. All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Combinierte Hautschälkur zur gründlich. Beseitigung aller Hautunreinigkeiten durch Erneuerung der Gesichtsoberhaut. Seit 30 Jahren sicher bewährt. M. 23.50 Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4. Größtes Spezialhaus für biolog. Hautpflege.

Digitized by Google

Perhydrol-Mundwasser u. Perhydrit-Mundwassertabletten

entwickeln reichliche Mengen freien aktiven Sauerstoffs, der dank seines gasförmigen Zustandes die gesamte Mund- und Rachenhöhle desinfiziert. Der Gebrauch des einen oder anderen Präparates beseitigt sofort unangenehmen Mundgeruch, konserviert und bleicht die Zähne, verleiht dem Gebiß ein gesundes, elegantes Aeußere und wirkt belebend auf das Zahnfleisch. Selbst bei jahrelangem Gebrauch absolut unschädlich. Literatur und Proben gratis.

KREWEL & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, **KÖLN a. Rh.**

Versandhaus für Berlin u. Umgegend: **Arcona-Apotheke, Berlin N 28, Arconaplatz 5.**

ATELIER SCHERL

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung**, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Frankfurt a. O. ■ Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende, Inh. L. Thomas und J. Kommel. ■ Gründl. Ausbildung, gute Verpflegung. Näh. d. Prospekt.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Neudietendorf (Thüringen) Töchterheim. Hauswirtschaftsschule. Gartenbau. Wiss. Fächer. Ziele d. Frauenlehrjahres. Staatl. gepr. Lehrkr. Prosp. d. d. Vorsteh. B. Richter.

Rudolstadt i. Thür. Haushaltungs-Pensionat Bergner. Aufnahme j. Mädch. Oktober — November d. J. Prosp. Ref.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenh., Gera-R.-Tinz.

Schulen und Lehranstalten

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Einj., Prim., Abitur u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt, Eisenach. Prosp. über das wissenschaftl. bek., mehrfach staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei durch die Anstaltsleitung.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährigen-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 41.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Das Rheinische Mutterhaus vom Roten Kreuz in Essen-Ruhr, das die Schwesterngestellung in den städtischen Krankenanstalten übernimmt, sucht begünstigten Anstellungsbedingungen und Pensionsberechtigung junge Mädchen mit guter Schulbild. im Alter von 20 bis 33 J. zum Eintritt als **Lernschwestern u. ausgebild. Schwestern.** Bewerbungen erbeten an die Oberin **Löbbecke des Rheinischen Mutterhauses, Essen-Ruhr,** Städtische Krankenanstalten. — **Vertragsbedingungen stehen zur Verfügung.**

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 c, Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Dr. Rustik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulaust. u. Jahresber. frei.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Jungfernstieg 17. Triebseerschulstr. 20.

Verschiedene Pensionen

Orthopädisches Kinderheim Gernrode (Harz) „Haus Luginsland" für orthopädisch kranke, blutarme, rachitische und schwache Kinder. — Schönste Lage. Gute Verpflegung — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte Näheres.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—, Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Gebild. jg. Mädchen sucht ab 1. Juni, auch später, auf einem Gute Haushalt zu erlernen und sich, wenn möglich, auch als Kindergärtnerin zu betätigen. Offerten unter L. 7062 an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Stellenangebote

Der Frankfurter Schwesternverband der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, nimmt **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei **äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf.** **Näheres Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule. **Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main** sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5–8.

Aelter. Mädchen oder Stütze für einfachen Haushalt gesucht. Hilfe vorhanden. Gefl. Anerbieten mögl. mit Photographie und Ansprüchen erbeten an **Direktor Bardtke, Berlin-Zehlendorf-West,** Prinz-Friedrich-Karl-Str. 14.

Haushalt von drei Personen sucht: Ein **älteres Mädchen oder Stütze,** die kochen und ausbessern kann. **Ferner ein Mädchen,** erfahren in allen Hausarbeiten. Gehaltsangabe, Zeugnisabschriften, Bild, Angabe, wann Antritt erfolgen kann, an **Frau Hedwig Hartwig, Cüstrin-Altstadt, Markt 181.**

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Vermischtes

Vermögender, strebs. Kaufmann sucht die Bekanntsch. ein. bess., verm. Dame zw. Heirat. Off. erb. u. **L. G. 313 a. A. Scherl G. m. b. H., Leipzig, Petersstr. 22.**

Evg. **Fräulein,** Mitte der 20, geb., möchte m. solidem Herrn, der Herzensgüte besitzt, in Briefwechsel treten zwecks Heirat, da zu passendem Verkehr keine Gelegenheit. Verschwiegenheit selbstverständlich. Gefällige Zuschriften unter **E. 7056 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Gebild. Buchdruckereibesitzerswitwe, Anfang 40, mit zwei größeren Kindern, sucht, da sie sehr zurückgezogen nur ihrer Pflicht lebt, auf diesem Wege die Bekanntschaft eines gebildeten, gemütvollen Mannes zw. späterer Heirat. Erwünscht wäre Buchdruckereifachmann od. tüchtig. Redakteur, der imstande ist, die Herstell. der im eig. Betriebe hergest. Zeitung z. leit. Ang. unt **D. 7055 a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Gebildeter Kaufmann u. Landwirt, früh. Gutspächter, Anfang 40 er, alleinstehend, m. 50 000 M. Verm., sucht die Bekanntsch. einer gebild. Dame m. größer. Verm. zwecks spät.

Heirat.

Event. Einheirat in Landwirtschaft oder sol. des Geschäft erwünscht. Ernstgemeinte Angebote werden bei Zusicherung strengster Diskretion unter **K. 7061 an August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68,** erbeten.

Ehevermittlung seit 1900. Diskreter Korrespondenz-Zirkel. Frau Lembcke, Charlottenburg, Schlüterstr. 20.

Sonniges Heim. Akad. geb. Herr in rüstigen Jahren, i. Bremen, blühend frische, vornehme Erscheinung, prot., 1,75 gr., Schöngeist mit reich. Interessen, 90 000 M. Vermögen u. 7500 M. Jahresrente, sehr verträglich, möchte eine brave, ansehnliche, nicht ganz unvermög. Dame von ca. 34—40 J. zwecks glücklicher Neigungsheirat kennen lernen. Witwe nicht ausgeschlossen. Einheirat sehr angenehm. Werte Zuschr., mögl. mit Bild u. Darlegung der Familienverh., erb. unt. **J. 7078 a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Oberlehrer, Anfang 40, d. d. Feldzug an Ehe schl. verhind., gesund „kv", dunkelblond, 1,65 groß, ohne Privatvermögen, sucht **Lebensgefährtin.** Hübsche junge Damen, auch Witwe, bis 27, heiter-sanfter Gemütsart, Musik, Natur, Wandersport liebend, gesund, aus guter Familie, evangl., nicht Semitin, wollen Zuschriften mit Bild senden unter **B 7072 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Tischlermeister 26 J., strebsam, solide, gut. Charakt., wünscht Bekanntsch. m. Dame zwecks spät. Heirat. Etwas Vermögen erw. Witwe ohne Anhang od. Einheirat in mittl. Tischlerei angenehm. Gef. Zuschriften erbitte unter **Lh. 461 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Charakter-Beurteilung nach Schriftprobe 5 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23g.

Einheirat in gutgehendes Versandgeschäft wird freidenkend., strebs. Herrn, Anfang 30er, geboten. Offerten unter **Hga 433 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Ungezählte Menschen, oft die besten, finden in ihrem engen Kreise keinen Anschluß fürs Leben. Viele andere in ähnlichen Verhältnissen warten auf sie, Glück u. Heim ersehnend. Gehören Sie zu diesen, schreiben Sie an **Jeitner, Halensee-Berlin 5, Victoriastr. 1,** beil. 1,50 M. Auskunft. Kein. Heiratsvermittl. m. Provision u. Vorschuß. Jed. Alt., jeder Stand findet seine Ergänzung.

Beamter solid. Charakters, 50, ev., 3 erwachsene Kinder, sucht Lebensgefährtin evangel. sprech. Alt., friedlich. Charakt., nicht ganz unbemittelt, vom Lande bevorzugt. Ausf. Off. **Nr. 179 A. Scherl S. m. b. H., Berlin C. 54, Rosenthaler Str. 40.**

Lebensbund! Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Aelteste, größte und weitverbreitetste Organisation d. Sichfindens. Tausende v. Erfolgen, begeisterte Zuschriften, zahlreiche Empfehlungen z. allen Kreisen. Notariell begl. Vornehm. diskret. Zusend. d. Bundesschriften gegen Eins. von 50 Pf. von: Verlag G. Bereiter, Leipzig-Schkeuditz 107.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 23. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a, a, bach, be, be, be, ben, bo, ce, chard, chen, dah, der, di, e, ei, en, erd, eu, fle, ger, ha, hi, hoe, i, i, in, ka, la, lem, li, maus, ment, mis, na, ni, ob, pa, ra, ra, rat, rei, ri, ro, sa, sen, tel, ti, ti, tow, tu, van sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat aus Goethes „Torquato Tasso“ ergeben.

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Radbestandteil, 2. Biblischer Berg, 3. Baumaterial, 4. Antilleninsel, 5. Säugetier, 6. Stadt in Schlesien, 7. Erdteil, 8. Land in Asien, 9. Biblische Figur, 10. Gestalt aus Don Carlos, 11. Roman von W. Scott, 12. Stadt in Brandenburg, 13. Insel im Mittelländischen Meer, 14. Altrömisches Kleidungsstück, 15. Männlicher Vorname, 16. Naturerscheinung, 17. Wirtschaftsgerät, 18. päpstliche Kopfbedeckung, 19. Berliner Vorort, 20. Berg in der Schweiz.

Rätsel.

Mein Wort spornt an zu kühner Tat,
Hilft Großes zu vollbringen.
Doch wenn's ein „Los“ gewonnen hat,
Wird nichts ihm mehr gelingen.
Nimm ihm das Los, doch gib ihm „voll“
Dann wird es Kraft uns bringen
Und mit dem Worte jeder soll
Und wird den Feind bezwingen.

Renata Greverus.

Aufwärts-
strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch“
Gera-R.

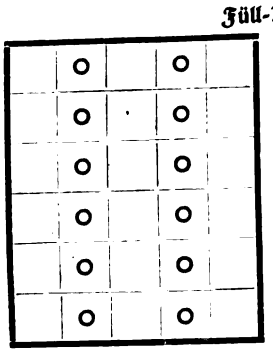
Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
Katalog gratis

Ascaridin
das ideale
Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Madenwürmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Sind Lungenleiden heilbar?
Alle, die an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Asthma, Schwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, Nachtschweiß, Stichen im Rücken, Brustschmerzen, Appetitlosigkeit, Verschleimung, veraltetem Husten, lange anhaltender Heiserkeit leiden, lassen sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden.
Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 202, Am Karlsbad 33 b.
Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntags 10—11.

Digitized by Google

Füll-Rätsel.



1. Dichtungsart.
2. Zeitabschnitt.
3. Deutscher Romandichter.
4. schmackhafte Frucht.
5. griechischer Tänzer.
6. Pferd

In die Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: A A A A, B, D, E E E E E, F, G, I I, M M, N N, O O, R R R, S S, T T T, U derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben. Die 2. und 4. senkrechte Reihe muß einen männlichen und einen weiblichen Vornamen ergeben.

Hans Schuppli.

Zweisilbige Scharade.

Die erste ist voll Poesie,
Voll Gleichmaß und von schönem Klang.
Die zweite trägt dich spät und früh
Von Ort zu Ort, den Weg entlang.
Das Ganze, wie ihr alle wißt,
Ein Teil der ersten Silbe ist.

Gleichklang.

Ihr Ton belebt den Krieger, der marschiert,
Auch in der Tasche er sie mit sich führt.
Beim Studio wie beim Philister stehn
Sie in der Ecke oft, gar bunt und schön.
Und, horch: Entsenden sie nicht hehres Klingen
Im Gotteshaus, bei frommer Lieder Singen?

N.

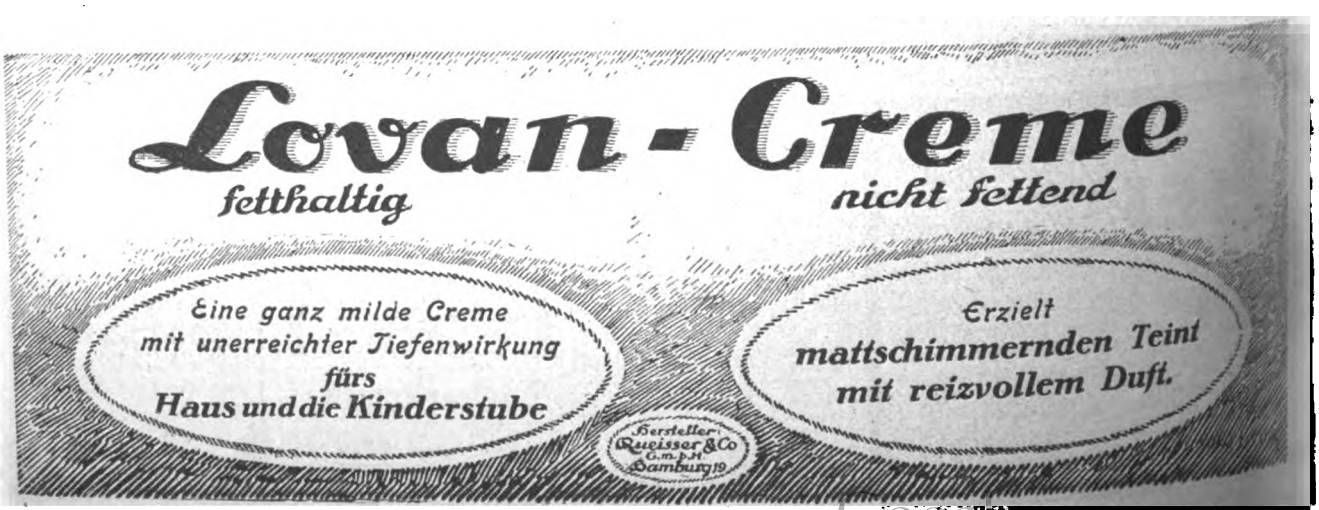
Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Gleichklang: Ausgeschlossen.

Rätsel: Kunde.

Buchstabenrätsel: Rat, Tat.

Bilderrätsel: Charakter ist ein Fels, an welchem gestrandete Schiffe landen und anstürmende scheitern.



Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 23. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Imkerkniffe und Imkeraberglaube.

So ein alter Imker hat seine Erfahrungen. Gern gibt er sie nicht preis, besonders nicht an seinesgleichen; ja, er erteilt wohl sogar, wenn er ein Heimtücker ist, Neulingen und Aushorchern absichtlich verkehrte Auskunft. Diese besondere Imkerweisheit erbt sich gewöhnlich mündlich in Verwandten- und Freundeskreisen fort, höchstens daß hier und da ein freundlicher Bienenvater sein Wissen zu Nutz und Frommen seiner Kinder und Enkel aufschreibt, uralte wertvolle Ratschläge, erprobte Kniffe, unfehlbare Geheimmittel, die in keinem Lehrbuch zu finden sind und einen unbezahlbaren Schatz darstellen. Solch ein altes Buch handschriftlicher Aufzeichnungen, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Hauptlande unserer deutschen Bienenzucht, in der Lüneburger Heide, entstanden ist, liegt vor mir, und ein eigenes Vergnügen gewährt es, namentlich von all dem Aberglauben zu lesen, der damals die Imker beherrschte, und der auch heute noch keineswegs ausgestorben ist.

Daß die Imkerei vom Wetter abhängig ist, weiß man. Gute Aussichten auf reiche Honigernte sind vorhanden, wenn nach den Beobachtungen meines Gewährsmannes „Stephanus nebelig und dunkel, Lichtmeß nebelig mit Sonnenschein, Pauli Bekehrung schön und klar, Maria Magdalena naß mit Regen und der 11. August nebelig" ist. Fremde Bienen sieht der Imker auf seiner Weide nicht gern. Um sie fernzuhalten, bereitet man, so rät des Alten Weisheit, einen Ameisenwein, den man — seinen eigenen Bienen zu trinken gibt. Man füllt ein Glas voll süßen spanischen Weines in eine Flasche und stellt diese in einen „schwarzen Ameisenhaufen, der bei einem Eichbaume liegt". Die Ameisen kriechen hinein und ertrinken, und alsdann drücke man sie durch ein Tuch. Von diesem Ameisenwein also soll man etwas in den Futterhonig tun, damit die eigenen Bienen ihn genießen, dann — „kann keine andere Biene auf die Blumen fliegen. „Dies muß aber bei gutem Wetter geschehen", lautet der einschränkende Zusatz.

Hasenfett, in Wasser gemischt und den Bienen zu fressen gegeben, soll sie zum Schwärmen anregen. „Damit aber deine Schwärme nicht wegziehen, schneide von dem Baumast, an den sich der erste Schwarm setzt, die Rinde samt dem Bast ab, trockne sie, stoße die eine Hälfte zu Pulver und gib dieses den übrigen Bienen ins Futter, während du die andere Hälfte in eine Lade legst, die verschlossen bleiben muß, bis die Schwarmzeit vorbei ist. Auch kannst du die Rinde oder die Zweigspitze, woran der erste Schwarm gesessen hat, abschneiden und unter deinen rechten Arm in die Achselhöhle legen, daß sie von Schweiß durchtränkt werde — so geht dir keiner weg." Er mag es ja wohl erprobt haben, der alte Herr, und hat's nicht immer geholfen, so wird ein dritter Kniff ganz sicher gewirkt haben: „Wenn eine Kuh gekalbt hat, fege den ersten Mist von dem Kalbe auf und wische ihn vor das Flugloch, so fliegt dir kein Schwarm weg." Hat aber dennoch einer deiner Schwärme Neigung, davonzugehen und sich an einen anderen Herrn zu verlieren, oder „siehst du einen fremden Schwarm fliegen", so brauchst du nur folgenden Bannspruch zu sprechen: „Weisel, setze dich, bei Gott im heiligen Paradiese, an einen Zweig oder grünes Blatt und schaffe deines Herrn Werk: Honig und Wachs, den Honig den Menschen zur Speise, das Wachs zu Gottes Lob, Ehre und Preis; im Namen Gottes des Vaters (†), des Sohnes (†) und des heiligen Geistes (†)". An den mit (†) bezeichneten Stellen ist das Kreuz zu schlagen. Ist der Schwarm gar schon fortgeflogen und hilft kein Nachlaufen und Suchen, so bleibt als letztes Mittel, ihn zurückzubringen, wiederum nur der altbewährte Bannspruch. Sprich dreimal diese Worte: „Komm wieder an deinen Platz, wo du gesessen hast; so wahr, wie Christus vom Himmel

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

— Für Unterhaltung, Studium und Erwerb! —
Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergröß.- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Gegenst. Keine Glasbilder nötig. Prosp. 62 frei dch. Fabr. **Schmehle Nchf., Dresden 27/82.**

Staunen erregend wirkt die vorzügliche Hautcreme. — Verlangen Sie Probedose à 5.— Mark u. neueste Liste Nr. 22. **Friedrich Singewald, Friedland i. Mecklb.**

Briefmarkensammler erhalten Neuheiten - Offerte gratis und franko. **Kipke, Hamburg 33,** Ahrensburger Strasse 14.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
○ Programm frei. ○
Fabriklehrwerkstätten.

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges **Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte,** (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, **Vermögen**). **Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.**

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Eoho".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Engibrecht". München H 2, Kapuzinerstr. 9,**

Zuckerkranke! wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit **Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138**

Digitized by Google

herabgekommen und geboren worden und wieder an seinen Platz gekommen ist."

„Das beste und probatste Mittel", daß ein Schwarm, der sich gesetzt hat, nicht wieder wegfliege, ist folgendes: „Man lote mit einer Schnur von dem Schwarme auf die Erde, nehme von der Erde an dieser Stelle etwas auf und lege sie unter den eingefangenen Schwarm, dann bleibt er auf dieser Erde." Ebenso einfach auszuführen ist der folgende Ratschlag: „Wenn dir Immen gestohlen werden, und du es in vierundzwanzig Stunden gewahr wirst, so mußt du Üzen auf die Bank stecken, wo die Immen gestanden haben, so wird der Dieb sie wiederbringen." Üze nennt der Lüneburger den Frosch. An Sympathiemitteln, gestohlene Bienen wiederzuerlangen, ist mein Gewährsmann aber noch reicher. „Man nehme", sagt er zum Beispiel, „etwas von den gestohlenen Immen, das auf der Stelle, wo sie gestanden haben, liegengeblieben ist, wickle es in Papier und stecke es in das Grab eines Kindes bis auf den Sarg. Nun wird sich der Dieb entweder melden — dann mußt du das Vergrabene wieder vorziehen —, oder er wird sich nicht melden — dann läßest du das Vergrabene stecken, der Dieb aber wird dir keine Immen wieder stehlen und in einem Jahr tot sein."

Faulbrut ist bekanntlich eine der schlimmsten Bienenkrankheiten. Vor ihr kann man jedoch seine Bienen schützen, wenn man ihnen ein wenig „Johanniswurzeln und Christwurzeln" ins Futter legt. Jene ist die Wurzel des Wurmfarn (Aspidium filix mas), diese die der Christrose oder Nieswurz (Helleborus niger). Indessen — du kannst auch Immen faul machen, sagt unser Freund; das heißt also: Du kannst den Bienen deines lieben Nachbarn freundschaftlichst zur Faulbrutkrankheit verhelfen, wenn du ihnen — frischen Schweinemist mit etwas Honig vermengt zu fressen gibst. „Du mußt deine aber zustopfen!" fügt er wohlmahnend hinzu. Und willst du [illegible] gar „vergeben", das heißt vergiften, so verwendest du [illegible] Schweinemistes Kuhmist. Solcher eigenartigen Praktiken [illegible] unser Biedermann noch mehr. Überhaupt war offenbar unter [illegible] Imkern jener Zeit das Bestreben, den Nachbarimker zu schad[illegible] oberster Grundsatz, und dem entsprach dann wiederum ein [illegible] dingtes Wiedervergeltungsrecht, das man sich zuerkannte. „[illegible] deine Immen beraubt sind und sollen wieder rauben, so [illegible] starken Branntwein in etwas Honig und gieße es ins Werk, so [illegible] den sie wieder rauben." Also auch bei den Bienen der Alkoho[illegible] Anstifter zum Schlechten!

Doch genug. Nur noch die folgende „erste und letzte Im[illegible] weisheit", die der Alte empfiehlt, sei mitgeteilt: Nämlich drei [illegible] men von einem ersten Schwarm, die auf der alten Stelle sitz[illegible] blieben sind, in eine Schachtel zu legen und diese am Gründonn[illegible] tage vor Sonnenaufgang in einem Topfe zu vergraben — [illegible] bleiben die Bienen vor allem Schaden bewahrt und tragen g[illegible]

Paul Hund[illegible]

Die ganze Nachbarschaft spricht davon, wie sauber [illegible] adrett die [illegible] Kinder von Müllers im Hinterhaus immer gekleidet sind. Mutter macht [illegible] selbst, trotz ihrer großen Arbeitslast, obwohl sie keine gelernte Schneiderin ist [illegible] näht, stopft und flickt die Kleider und Wäsche für die ganze Familie auf einer „K[illegible] Nähmaschine, die als deutsches Erzeugnis die Auslandsmarken bei weitem übe[illegible] Diese be ist von kräftigster Bauart, läuft leicht und flink und besitzt alle Vorzüge [illegible] Feinmechanik Eine „Köhler"-Nähmaschine ist immer preiswert. Verlangen Sie [illegible] interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann K[illegible] Altenburg S.-A.

NEUE ROMANE

mit politischem und ethno-psychologischem Einschlag

DER DANEBROG

Roman aus Nordschleswig von

Gertrud von Brockdorff

In der Geschichte Ingwer Nielsens, des letzten Sprosses einer alten, gut deutsch gesinnten Bauernfamilie, beleuchtet die Verfasserin die psychologischen und politischen Beweggründe, die zum Ergebnis der Volksabstimmung in Schleswig führten. Mit der den Nordländern eigenen reizvollen Herbheit erzählt sie dieses einen Menschen Schicksal, das mit seinen Irrtümern und Versuchungen, seiner Schuld und seiner sühnebereiten Selbstbesinnung Einblick gewährt in das Denken und Fühlen eines ganzen Volksstammes, der durch die neugeschaffene Lage seines Landes die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

VOR DEM ERWACHEN

Roman aus dem be ets en Rheinland von

Nanny Lambrecht

An den Rhein, der einmal „der freie, deutsche" hieß, und an sein nunmehr in Besatzungszonen geteiltes Gestade führt Nanny Lambrechts neuer Roman. Ihre reife und starke Erzählergabe formt Zeitgeschehen und Menschenschicksale zu einer Handlung, die im bunten Wechsel farbensprühender Bilder das Leben im besetzten Gebiet enthüllt. Gewinnsüchtigem Unternehmer- und Schiebertum begegnet man, schrankenloser Genußsucht und beschämender Würdelosigkeit und doch auch so viel treuer Ueberzeugung und reinen Idealen, daß man hinter all dem Niederbruch das Erwachen zu neuem Werden und Blühen ahnt.

PREISE:

broschiert 8.- Mark / gebunden 12.- Mark. **broschiert 10.- Mark / gebunden 14.- Mark.**

mit dem ortsüblichen Teuerungszuschlag in allen Buchhandlungen erhältlich.

AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN

Digitized by Google

Gewitterfurcht.

Zu den seltsamsten Erscheinungen krankhafter Angst gehört die Gewitterfurcht, von der zuweilen die kraftvollsten Männer befallen wurden, die im gewöhnlichen Leben keine Ängstlichkeit kannten und auch wissenschaftlich gebildet genug waren, um dem Naturvorgang mit der richtigen Erkenntnis gegenüberzustehen. Es ist eine psychopathische Erscheinung, zu der gewisse Menschen eine besondere Veranlagung haben und gegen die weder ein Appell an ihre Vernunft, noch Zureden und Trost helfen. Julius Caesar soll bei einem Gewitter stets in Krämpfe gefallen sein. Thomas von Aquino sah jeden aufziehenden Wetter mit Angst und Bangen entgegen. Die von Fritz Reuter in seinem humoristischen Roman „Durchläuchting" geschilderte Gewitterfurcht eines Herzogs von Mecklenburg-Strelitz ist historisch; das Glashaus, in welches der durchlauchtige Herr beim Nahen des Gewitters sich zurückzog, weil angeblich Glas Blitzschläge nicht anzieht und durchläßt, ist noch heute im Neu-Brandenburger Herzogsschloß vorhanden. Der unter dem Namen „Eremit von Gauting" bekanntgewordene Reiseschriftsteller Freiherr von Hallberg-Broich (1768—1862), der die gefahrvollsten Reisen selbst noch in hohem Alter unternahm, in den deutschen Befreiungskriegen als kühner Heerführer sich erwies und im gewöhnlichen Leben eher tollkühn als furchtsam war, kroch auf seiner Besitzung in der Nähe Münchens, sobald ein Gewitter nahte, auf den Heuboden ins Heu — obwohl dieser Aufenthalt bei einem Blitzschlag gewiß verhängnisvoll gewesen wäre — nur um den Donner nicht zu hören. Entsetzlich unter der Gewitterfurcht litt auch der Dichter Justinus Kerner, obgleich er als Naturforscher und Arzt die Gefahren dieser Naturerscheinung durchaus richtig einzuschätzen wußte. Sein Sohn Theobald Kerner erzählt, wie der Dichter nachts bei herannahendem Gewitter alle im Hause Anwesenden weckte. „Die Kleider im Arm," so erzählt der Sohn, „suchten wir so schnell als möglich nach unten zu kommen. Unter der Türe erwartete uns der Vater, er hatte die stählerne Brille, die er gewöhnlich trug, abgenommen und dafür eine breite hornene aufgesetzt, was gar schauerlich aussah; wir setzten uns dann schlaftrunken auf Sessel oder den Fußboden, und der Vater ging ruhelos auf und ab und zählte die Sekunden zwischen Blitz und Donner, — endlich wurden die Zwischenräume immer länger, und das Gewitter war vorüber, wir durften wieder in unsere Betten. Durch die Gewitterangst wurde uns mancher Sommermonat verbittert, und wir begrüßten freudig die kälteren Monate, waren schon glücklich, wenn der Juli vorbei war und die Mutter, wenn wir abends auf dem Turme saßen und es in der Ferne wetterleuchtete, beruhigend sagte: ‚Es kommt kein Gewitter, es tut nur angsteln.'" Die Gattin Kerners hatte vom Dichter strenge Gewitterverordnungen erhalten, die sie treulich befolgte, obgleich sie selbst auch beim stärksten Gewitter keine Angst hatte und stets ihre Ruhe bewahrte.

itesser Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 30 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 8.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltarin"-Blutreinigungspulver. Sch. 4.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 10.50 u. 19.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Engibrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Gegen Gicht, Rheuma, **Kaiser Friedrich Quelle** Offenbach (Main) Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE **Goedke** HAMBURG KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Eisenach. Institut Burchardi. Hauswirtsch. Jahreskursus. Landwirtsch. Frauenschule. Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk. Gleichberechtig. i. Preußen. Heim.

Gera (Reuß). **Töchterheim Weise,** Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Gernrode **Töchterheim „Brunhild",** vornehmes Haus, jeder Komfort. Park, Wissenschaften, gesellschaftliche, häusliche Ausbildung. — Beste Verpflegung. — Ia Referenzen. — Prospekte.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Obercassel/Bonn. **Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden.** Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Oberlahnstein a. Rhein. **Ev. Töchter-Institut.** Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. **A. Höcker.**

Oberloschwitz-W. Hirsch bei **Dresden.** **„Fremdenheim Villa Fortuna"** Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterr. f. Damen jed. Alt. **G.E. Wels** (gegr. 1843: Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausn., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt **Privat-Töchter-Landheim** von Frau **Sophie Heuer** **Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.**

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau. Ländl. gesunder Aufenth. m. Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen. **Halb- und Jahreslehrgang.** Anerkannt gute Verpflegung. Währd. des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. **Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild.,** gediegen. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen. prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Weimar, Carlstr. 24. Bildungsh. **„Töchterhort",** staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch u. N. Kieß.**

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruetz,** Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Dr. Fackelmann's Einjährigen-Prima-Abitur.-Anstalt. auch Damen **Berlin W 15, Hohenzollerndamm 198.** Prosp.!

Bublitz i. Pom. **Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln.** Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpflegung. Prosp.

Digitized by Google

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

April **Ausbildung zu** Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Marie Voigts Bildungsanstalt * [illegible]
In der Abteilung Haushaltschu[le] werden Ende Juni einige Plätze fre[i]

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet [illegible]
Private Chemieschule für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin).

Roggendorf's Laboratorium, Stralsun[d]
und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17.
Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. [illegible]

Verschiedene Pensionen

Orthopädisches Kinderheim Gernrode (Harz)
„Haus Luginsland"
für orthopädisch kranke, blutarme, rachitische und schwache Kinder. — Schönste Lage Gute Verpflegung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte Näheres

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik [illegible] Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe [illegible] und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Gute Mädchen

und sonstiges Hauspersonal finden Sie schnell durch eine Anzeige in unserer in allen deutschen Familien beliebten

„Gartenlaube".

Stets laufen reichlich viele Bewerbungen ein, so daß Ihnen große Auswahl vorliegt und Sie immer finden, was Ihnen paßt. Bitte, wollen Sie stets zuverlässiges Küchen- und sonstiges Personal durch „Die Gartenlaube" suchen; sie bringt Sie schneller ans Ziel als jedes andere Blatt.

Fräulein aus guter Familie wünscht Aufnahme als Kochfräulein in einem Hotel oder auf Gut bis 1. oder 15. Juni. Nähere Angebote unter **A. 7125 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Gebildete Dame, 29, heimatlos, erfahr. wirtschaftlich u. häuslich, **sucht Stellung in frauenlosem Haushalt,** Berlin o. der Umgegend von Berlin erwünscht. Offerten unter **M. J. 767 an August Scherl G. m. b. H., Berlin, Nebenstelle Friedrichstraße 105a.**

Beamtenwitwe

m. 12½j. Kn., a. d. Osten, m. o. Vergütung Haushalt o. Geschäft führen, wo d. Kn. u. 2—3 Zimmer Möbel mit aufgen. w. Ort gleich. Angeb. unter **A. 7107 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68**

Stellenangebote

Haushalt

von drei Personen sucht: Ein **älteres Mädchen oder Stütze,** die kochen und ausbessern kann. **Ferner ein Mädchen,** erfahren in allen Hausarbeiten. Gehaltsangabe, Zeugnisabschriften, Bild, Angabe, wann Antritt erfolgen kann, an **Frau Hedwig Hartwig, Cüstrin-Altstadt, Markt 181.**

Oberlehrerin

zur Vorbereitung eines 15j. evgl. Mädchens für Klasse 2 eines Lyzeums
sofort gesucht.
Näheres durch
Georg Fend, Ronshausen,
Bezirk Cassel.

Tüchtig. Wirtschaftsstütze,

die keine Arbeit scheut, mit vollem Familienanschluß in Pädagogium sofort gesucht. Angebote an Pädagogium Schwarzburg i. Th.

Tüchtige Stütze

oder Wirtschafterin, perfekt im Kochen u. Haushalt, **sofort gesucht.**
Pension Kroug, Jena, Kaiser Wilhelmstr. 6

Gesucht sogleich oder später

Jungfer

perfekt in persönl. Bedienung, Servieren, Zimmerreinigen, Wäscheausbessern, Bügeln und etwas Schneidern.
Frau Hugo Brückmann, Hamburg, An der Alster 21.

Erfahr. Kinderfräulein,

angenehme Stellung, im westlichen Villenort Berlins, Antritt möglichst bald. Offerten an **Frau Wetzel, Kurt aus Nikolassee bei Berlin.**

Kauf u. Tausch-Verkehr

Honig garantiert rein, in 10-Pfd.-Postdosen. **Imker Dannenberg, Zernsdorf 10 (Mark).**

Gold. Herrenuhr m. gold. Kette gebe in Tausch geg. alte Markensammlung, Marken auf alten Briefen usw. **O. Hase, Frankfurt a. Main, Wiesenstr. 57.**

Okkasion.

Englische Cheviote, blau u. schwarz, 140 cm breit, für Damenkleider, per Mtr. M. 150—, solange Vorrat.
Berlin, Kurfürstenstr. 103, III. r.

Vermischtes

Sicheren Verdienst

können Leute aller Berufsarten (auch als Nebenbeschäftigung) erwerben durch Übernahme einer
Absatzstelle.
Für Personen, d. sich selbständig machen wollen, pass. Gelegenheit, b. weitgehend. Unterstützg. Strebsame Personen wollen schreiben an
Seiler & Uhlig, Crimmitschau.
Kostenlose Auskunft.

Gesucht Gelegenheit zur Heirat für verwandte Dame, 41 Jahre, evang., gute Erziehung, gesund, wirtschaftlich, anspruchslos, vorläufiges Vermögen 120 000 Mark. Oberförster, größerer Landwirt bevorzugt. Vermittler verbeten. Offerten unter **T. 7103 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ **Passauerstr. 1**
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Heiratsuchende

auch nach Schweiz, verlangen „Glückliches Heim" mit guten Partien, auch **Einheirat.** Probenummer Mark 1.50. **Heimverlag, Uhldingen-Bodensee.**

Vermögende Beamtentochter,

23 J., sehr zurückgezog. lebend, wünscht glückl. Heirat mit geb. Herrn. Offerten unter **Hga. 433a an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Wer will mein Kamerad sein?

Eine sonnig tiefempf. Frohnatur, ersehne ich gleichgest. Gefährten, dem i. e. liebe, treusorg. Gattin sein möchte. Anspruchslos u. wirtschaftl., dabei gr. Naturfreundin, wandre gern. Bin ev., gute, vollschl. Ersch., mittelgroß, Mitte 30, Vermög. **50 000 M.,** gutes Wohnzimmer, reichl. Silber u. Porzellan, vorh. Bevorz. Akademiker, geb. Charakt. u. ang. Äuß., bis Anf. 40. Offert. unt. **U. 7014** bef. **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Geb. Frl., Anf. Fünfzig, viel jünger aussehend, ev., musik., häusl. und wirtschaftl., 3-Zimmereinr., Piano u. Verm., wünscht mit geb. Herrn v. gut Charakt. (bev. Staatsbeamt.) zwecks Heirat in Briefw. zu treten. Witw. nicht ausgeschl. Off. u. **E. 7392 a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Dreißigerin,

Jungmädelfigur, durchaus gebildet, intelligent und arbeitsfreudig, sucht lieben Weggenossen. **Postlagerkarte 243 Berlin SW 12.**

Was will der Lebensbund?

Der L.-B. bietet Gelegenheit i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennen zu lernen. Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften gegen Einsend. v. 70 Pfg. von:

Verlag G. Bereiter, Leipzig 6.7 oder von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstr. 31.

Jg. Mädchen, Mitte 30, Tochter höh. Beamten, sehr mus. (Klavier), wünscht, da es ihr an Herrenbek. fehlt, auf diesem Wege Bek. mit geb., mus. Herrn, zwecks Heirat, im Alter bis Anf. 40. Jahre. Anonym zwecklos. Ang. unter **Z. 7124 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Neigungsehe.

Ich suche für meinen Freund, Rittmeister a. D., dem es infolge des Krieges an entsprechender Damenbekanntschaft fehlt, eine Lebensgefährtin aus besten Kreisen. Mein Freund — stattliche Figur — befindet sich in hervorragend kaufmännischer **Lebensstellung,** mit ein. Einkommen von über 120 000 M. hat größeres Privatvermögen und ist im Besitz einer elegant eingerichteten Wohnung. Er legt Wert auf eine schöne, gebildete und sympathische Dame, am liebsten aus Offiziers-, Gutsbesitzers- oder Fabrikantenfamilien. Materielle Interessen vollständig ausgeschlossen. Gewerbsmäßige Vermittler verbeten. Zwecks Anbahnung bitte ich gefl. Briefe unter selbstverständlich gegenseitiger Diskretion zu richten unter **16 395 an Ala-Haasenstein & Vogler, Berlin W 35.**

Baldige Heirat wünscht Großkaufmann in guten Verhältnissen, 40 Jahre alt, evg., dunkelblond, 1,70 m groß, mit gebildeter, häuslicher, junger Dame von angenehmem Äuß., aus nur gut. Fam., auch v. Lande. Damen in entspr. Verhältnissen mögen vertrauensvoll schreib. (Bild erwünscht) unter **L. G. 62 Hauptpostlagernd Braunschweig.**

Kaufmann (gesich. Existenz), gesund, große, schlanke Erscheinung, ev., 35 J., aus sehr guter Familie, alleinstehend, sucht Lebensgefährtin mit Herzensbildung und Gemüt, in gut. Vermögensverhältn., auch Witwe. Am liebsten Einheirat in größ. industr. od. landw. Unternehm. Nur ernstgem. Offert. unt. **D. 7121 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Junger Kriegsgef., 27 Jahre, sucht auf diesem nicht ungewöhnl. Wege eine liebe, über das jetzige Leben erhabene Lebensgef., die ihm außer ein. gemütl. Heim inf. ihr. pekuniär. Lage eine Lebensstellung verschafft. Diskr. Ehrens. Off. m. Bild u. Jv. 338 an **Berl. Lok.-Anz., Alexanderstr. 14c.**

Neigungs-Ehe!

Suche für meinen Bruder, vielseit. gebild. Kaufmann, aus angesehener Fabrikanten-Familie, ev., 46 Jahre, gesund, mittelgroß, jugendl., angenehmes Äußeres, musik., viel Sinn für Natur, sehr solide u. von groß. Herzensgüte, letztjähr. Einkommen über 100 000 M., größeres Vermögen, eine in jeder Hinsicht zu ihm passende, wirtschaftliche und durchaus häusliche, wirklich gute Frau. Gef. ausführl., nicht anonyme Offerten unter **B. 7126 an Aug. Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68.**

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

wollen Mann u. Frau [illegible] einander sein. Selten führt [illegible] der Zufall zusammen; schn[illegible] u. sicher aber der „Treuri[ng]". In ihm findet der Herzens[illegible]wunsch eines jeden nach dem ersehnten Daseinsgefährten seine schönste Erfüllung. Verlangen Sie die kostenl. briefl. Zustellung d. begeistert aufgenommenen Treuringschrift: Lebenskameraden. **Treuring-Verlag, Berlin,** Schellingstr. 9[illegible].

Mittlerer Beamter,

ledig, 1,73, ev., 40 J., wünscht zu baldiger Heirat hübsche, sympathische, gebildete Dame, 24 bis 30 J., kennen zu lernen. Vermögen erwünscht. Offerten erbitte unt. **H. [illegible] an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin** [illegible]

Ma[illegible] [illegible] von [illegible] für [illegible] im [illegible]
August Scherl [illegible]
Klischee-Abteilung [illegible]
Berlin SW 68, [illegible]

Zucker [illegible]
garant. unschädlich, [illegible] 10 Beutel = 20 Pfund Zucker [illegible] Nachnahme 1 M. mehr. [illegible] **Bergmann, Berlin NO 55,** [illegible]

G[illegible]

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich [illegible] „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle [illegible]

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 24. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Über die Bierverhältnisse im Altertum.

Es gibt eine Reihe von Überlieferungen, die sich forterben, ohne daß jemand auf den Gedanken kommt, einmal zu untersuchen, ob es auch wirklich Wahrheiten sind, oder ob nicht etwa ein Teil Irrtum darin enthalten ist. Hierzu gehört auch die Ansicht, daß man im klassischen Altertum nur Wein gezecht habe.

Und doch müssen wir unsere Anschauungen revidieren! Es hat biertrinkende und rettichessende Ägypter gegeben, im alten Griechenland wußte man auch schon Hopfen und Malz zu schätzen, und erst recht in Rom. Allerdings sei eins im voraus bemerkt: Bier war Volksgetränk. Die Aristokratie verschmähte es, verspottete sogar die Brauer, die sich anmaßten, den Rebensaft „nachzuahmen". Weil Schriftsteller jener Zeit meistens der guten Gesellschaft angehörten, wird man in ihren Schriften wenig Lobsprüche auf das Bier finden.

Aus ihren Aufzeichnungen geht hervor, daß es in Ägypten eine ganze Anzahl von Brauereien gab, die an Größe wohl mit den unsrigen sich messen konnten. Als die erste Bierstadt galt Alexandria, das man mit München vergleichen kann. Dort wurde ein Bier gebraut, das ungefähr unserem heutigen „Lagerbier" entsprach, d. h. demjenigen aus der „guten alten" Zeit vor 1914. Die Wirkung war auch eine entsprechende, wie unser Gewährsmann recht anschaulich schildert: Genau wie beim Weintrinken hebe sich die Stimmung nach dem Genuß von Bier, und in einem gewissen Stadium pflege der Zecher ein fröhliches Lied anzustimmen, später käme der Zeitpunkt, wo er anfange zu tanzen, um zum Schluß recht wackelig den Heimweg anzutreten. Auch seine Bierkrawalle hatte Alexandria bereits. In seiner Hafenbevölkerung befanden sich viele zweifelhafte Elemente, die leicht zu einem Radau neigten. Gelegenheit dazu bot sich beispielsweise, wenn die Brauer durch Bildung eines „Ringes" den Bierpreis zu verteuern suchten. Dann gab es Skandal, Zusammenrottungen, auch einen kleinen Sturm auf die Brauereien mit Zerschlagen einiger Fässer, deren

PEBECO

ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Kapitalanlage

Gothaer Lebensversicherungsbank

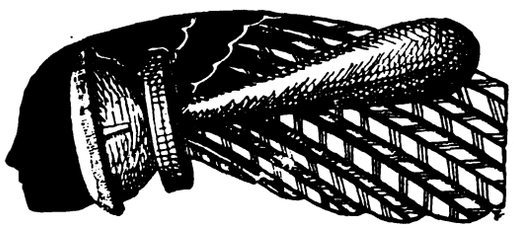
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Witwenrente — Altersversorgung — Invaliditätsversicherung

Taufende befreit!

Bandwurm
mit Kopf

Spul- und Madenwürmer beseitigt leicht und schnell das unschädliche **Medico Bandwurm-Mittel.** 30jährige Erfolge. M. 7.50, für Kinder M. 5 — (Altersangabe). Echt und wirksam nur mit Marke „Medico". Wo nicht erhältlich, wende man sich an
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenbahnstr. 4



Dir auch!

Durch natürliche, wohltätigste, atmosphärische Saug- u. Druckwirkung **zuverlässig sofort und von Grund aus entfernt** werden **alle** Hautunreinheiten, Mitesser, Pusteln, Runzeln usw. mit Dr. Hentschels **Wikö**-Apparat, D. R. G. M., einem kosmetischen Grundmittel 1. Ranges, das tägliche, glänzende Fortschritte **jedem** verbürgt, rascheste, sichere Erfolge **täglich** gewährt. Gibt jedem Antlitz köstliche Frische u. Anmut, ermüdeten Wangen Fülle u. Form zurück. Selbst in veralteten Fällen ist es bestens bewährt. Jeder neue Wikö-Kenner **unbedingt** ein neuer Wikö-Freund.

Preis mit Porto einfach M. 20.50, elegant M. 35.50, Nachnahme 50 Pfg. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 240, Dresden.

Aufwärts-

strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch"
Gera-R.

Digitized by Google

Inhalt als „Freibier“ durch die Kehle der Demonstranten rann. Bis schließlich die Behörde eingriff und entweder die Friedensstörer zur Ruhe brachte oder den Brauern ihr sündhaftes Treiben gegen die Majestät des biertrinkenden Volkes verbot.

Der Ort, wo das ägyptische Exportbier gebraut wurde, war Pelusium. Es muß, nach den darüber vorhandenen Notizen, ein dunkles Gebräu gewesen sein, ähnlich unserem heutigen „Kulmbacher“. Das pelusische Dunkelbier war durch ganz Ägypten verbreitet. Ja, und dann gab's auch „Radiweiber“ in Ägypten, wie uns ein zeitgenössischer Schriftsteller erzählt. Die „Rüben“, wie er sie nennt, wurden in den Schankstätten durch Frauen feilgeboten und besonders zu pelusischem Bier verzehrt. Daneben wurden auch Wolfsbohnen zum Bier gegessen, eine Sitte, die man heute nicht mehr kennt und die sich vielleicht mit dem Verzehren von Walnüssen vergleichen läßt, wie es besonders in Belgien und Frankreich üblich ist.

Weniger bestimmt lauten die Nachrichten über die Bierverhältnisse in Alt-Hellas. Im eigentlichen Griechenland wurde wohl nur sehr wenig Bier getrunken. Der Wein wuchs dort in solchen Mengen und in so vorzüglicher Qualität, daß das Bier sich demgegenüber nicht recht behaupten konnte. Anders war es in Thrakien, dessen Bewohner zur hellenischen Völkerfamilie zählen. Thrakien war ein gutes Bierland, das in dieser Hinsicht einen großen Einfluß auf die südwärts belegenen Landschaften ausübte, wenn auch nicht in dem Maße, wie etwa das bayrische Bier in Deutschland sich den Norden erobert hat.

Über das Biertrinken im alten Rom liegen weit mehr Nachrichten vor, entsprechend dem größeren Konsum. Das römische Bier führte den Namen alica (halica) und wurde bereitet aus den Graupen des Dinkelweizens, einer Frucht, die noch heute in der Schweiz und in Schwaben heimisch ist. Es war ein leichtes, stark schäumendes Getränk, das im ganzen Lande in großen Mengen vertilgt wurde. Besonders galt dies von der Hauptstadt. Die alica war billig im Vergleich zum Wein und galt deshalb als plebejisch, als Sklavengetränk. Später wurde die alica von dem Bier der Gallier, des Tributärvolks der Römer, verdrängt. Deren Bier war kräftiger, es war „sehr stark und bitter“, wie uns ausdrücklich berichtet wird. In Gallien, ebenso wie in Spanien, der anderen römischen Provinz, wurde das Bier aus Gerste hergestellt, und man nannte es cervisia, in Spanien ceria. Später fand in Gallien die deutsche Bezeichnung Bier in der Form bière Eingang, während die Hispanier von den Galliern das Wort cervisia übernahmen. In beiden Provinzen, sowohl in Gallien als auch in Spanien, herrschte eine ausgesprochene Bierfreundlichkeit. Die keltische Bevölkerung diesseit und jenseit der Pyrenäen teilte die alte Kunst des Bierbrauens mit ihren germanischen Vettern an Elbe und Oder. Ja, es scheint, als habe man sich in Spanien damals besser noch als in Deutschland auf die Herstellung eines haltbaren Stoffes verstanden. W. Roß.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der

Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich;

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Über die Geselligkeit.

In einer so unruhigen Zeit wie der gegenwärtigen mag es für viele ein Bedürfnis sein, sich mit gleichgesinnten Freunden und Kreisen zusammenzuschließen und einen anregenden Verkehr und Meinungsaustausch zu pflegen. Wie ist darüber zu urteilen?

Sehr ungünstig über die Geselligkeit und ihr Bedürfnis urteilt Schopenhauer. Er meint: „Jeder ist in dem Maße gesellig, wie er geistig arm und überhaupt gemein ist. Je mehr einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen, und desto weniger können ihm auch die übrigen sein. Darum führt die Eminenz des Geistes zur Ungeselligkeit.“ Wir dürfen uns nach ihm nicht abhängig machen „von dem Scheinwesen der Welt“ und „dem Jahrmarktsplunder der sogenannten Gesellschaft“. Wer wollte es leugnen, daß in diesem Urteil etwas Wahres liegt? Und es ist unbedingt eine Tatsache: Je ausgeprägter und ausgebildeter ein Geist und ein Charakter ist, desto mehr unterscheidet er sich von anderen und desto mehr schließt er sich von anderen ab. Daher kommt es, daß wir im Alter immer weniger Freude haben, mit denen wir völlig übereinstimmen, und daß selbst der Unterschied gegenüber unseren Geschwistern immer augenscheinlicher zutage tritt, je älter wir werden.

Im Gegensatz zu der Ansicht Schopenhauers kann man darauf hinweisen, daß auch bedeutende Leute das Bedürfnis nach Geselligkeit empfunden haben. In allen kultivierten Ländern hat es vornehme Häuser gegeben, die der Sammelplatz hervorragender Künstler und Gelehrten waren und ihren Gästen schöngeistige und anregende Unterhaltung boten. Was im Zeitalter Ludwigs XIV. der Salon der Madame Goeffrin zu bedeuten hatte, ist ja bekannt. In ihren Abendgesellschaften lasen Dichter ihre Dramen und Gedichte und Philosophen Teile ihrer Werke vor. Wie Friedrich der Große die Geselligkeit mit Voltaire, Montesquieu und andern Denkern pflegte, braucht man kaum besonders zu erwähnen. Kleine gesellige Kreise haben überhaupt oft einen weitgehenden Einfluß auf das geistige und politische Leben unseres deutschen Volkes gehabt, besonders auf dem Gebiete der Literatur. Ohne Konzerte und Theater überdies kann man sich ein kulti-

Nigrin

Wieder reine Friedensware

Sofortiger Dauerhochglanz. Färbt nicht ab.

Jede Dose ist mit Banderol versehen.

mit **Atlas-Haushaltkitt**

D. R. P.

Erstklassiger Markenartikel!

Wasserunlöslicher Patentkitt zur eisenfesten Reparatur aller Haushalt-Gegenstände aus Ton, Steingut, Holz, Leder, Tuch, Marmor, Majolika, Terrakotta usw.

Wird dauernd wiederverlangt.

Probepackg. Mk. 4.—

Alleinhersteller:
Atlas-Werke Pöhler & Co.
Leipzig-Stött. Nr. 34

Wiederverkäufer allerorts gesucht!

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.
Gegr. 1862.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Strang reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W30/171.

Yohimbin-Lecithin

auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**

30	60	120 Port.	für Frauen	50	100	200 Port.
18	33	60 M.		25	47	90 M.

Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maaß, Hannover G.**

Jeder unterwirft sich Ihrem Willen

wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur, in sein. Werke

Hypnotische Unterrichtsbriefe.

Mit 19 Abb. u. genauen Angab. Pr. 9.60, geb. 13,20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: Ueber das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisier. Stettiner Zeitung: Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmänn anerkannt.
Orania-Verlag, Oranienburg-H. 168.

DRAGOL

Mundwasser * Zahnpasta
Haarwasser * Hautcreme
Alt-Lavendelwasser

werden infolge ihrer hervorragenden Güte gern gebraucht und bevorzugt.
Erhältlich in einschlägigen Geschäften oder durch

Dragol - Gesellschaft Goetze & Co.,
Dresden-A.

Digitized by Google

viertes Volk nicht vorstellen, und es sind nicht die schlechtesten Kreise, die da Erhebung, Anregung und Vergnügen suchen.

Aber wir wollen hier nicht von den öffentlichen Veranstaltungen der Geselligkeit reden, sondern nur von den privaten. Was kann und soll darin geboten werden? Man darf antworten: Alles, was zur Unterhaltung und Erholung dient. Hier kommt es ganz auf Lust und Neigung der beteiligten Kreise an. Es kann auch ohne besondere geistige oder künstlerische Darbietungen gehen, weil schon die Freude am Zusammensein einen kleinen Kreis zusammenhalten kann.

Langer.

Durch einen Eierkuchen verraten.

Wie wichtig auch für Gelehrte und Angehörige der geistigen Berufe es ist, daß sie über die gewöhnlichen Dinge des Lebens Bescheid wissen, zeigt ein Vorfall aus der Französischen Revolution. Der Philosoph Condorcet war geächtet worden und floh aus Paris. In der Kleidung eines Bettlers kam er in ein Wirtshaus und forderte etwas zu essen. Besorgt, daß der Vagabund ein ordentliches Fleischgericht wohl nicht bezahlen könne, fragte die Wirtin, ob er vielleicht einen Eierkuchen haben wolle. Condorcet bejahte. „Wieviel Eier soll ich dazu nehmen?" fragte sie weiter. Der Philosoph, welcher sich niemals um die Zusammensetzung eines Eierkuchens bekümmert hatte, erwiderte zögernd: „Na, ein Dutzend!" Die Wirtin war erstaunt. Ein armer Teufel, der sich einen Eierkuchen von einem Dutzend Eier bestellte! Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie teilte ihrem Gatten die komische Antwort mit, und der richtete an den sonderbaren Gast noch einige verfängliche Fragen, die Condorcet verwirrt und verlegen beantwortete. Der Wirt lief nun zu den Behörden und ließ den Verdächtigen verhaften. Im Gefängnis nahm sich Condorcet dann das Leben durch Gift, das er unter dem Überzug der Knöpfe an seinem Rock mit sich führte. So war dieser traurige Tod eines bedeutenden Mannes die Folge seiner Unkenntnis von den Bestandteilen eines Eierkuchens. D

Hauswirtschaftliches.

Eine wirklich sachgemäße Pflege des Schuh- und Ledermaterials sollte sich jede Hausfrau zur ersten Pflicht machen. Die Firma Carl Gentner, Göppingen, bringt, wie im Frieden, wieder Schuhputz „Nigrin" — Schutzmarke der bekannte Schornsteinfeger — aus garantiert reinem französischen oder amerikanischen Terpentinöl in den Handel, dessen Verwendung das Leder geschmeidig und wasserdicht macht.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.

Raucherdank!
ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. Institut Engelbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

GLOBUS-Rostfleck-Entferner
unentbehrlich für Wäsche
wirkt rasch sicher schadlos
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig.

Ascari
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene
Tabletten: (Spulwürmer)
Salbe: (Madenmaden)
IN ALLEN APOTHEKEN
All. Fabr. Dr. Schumacher

Schönheits- und Gesundheitspflege!
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche ärztliche Broschüre über rationelle Körper-, Haut-, Haar-, Gesichts-, Mund- und Zahnpflege usw. sowie ausführliche Preisliste über bewährte Kosmetika. Aerztliche Beratung.
Dr. Gebhard & Co., Berlin 210, Potsdamer Str. 104 b.

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11, Anhaltstrasse 8.

6000 kleine Schachteln Kola Dultz umsonst.

Ich möchte gern einem jeden, der sich abgespannt fühlt, eine Probe meines Mittels zukommen lassen. Es belebt die Nerven, regt sie an und beeinflußt dadurch dermaßen die Gesundheit, daß man sich bald so frisch, wohl und unternehmungslustig fühlt, wie man es von Natur aus sein sollte. Kola Dultz soll überdies auch die Nerven in Anregung erhalten. Im eigenen Interesse eines jeden Lesers dieses Inserates, der erschöpfte Nerven hat oder leicht müde und abgespannt wird oder an Kopfschmerz und Schlaflosigkeit leidet, wünsche ich, daß er Kola Dultz versuchen möge, und wahrscheinlich würde er dann bald wie viele andere sagen können: Die Wirkung von Kola Dultz ist geradezu überraschend! Die besten Nerven sind die, von denen man am wenigsten merkt. Kola Dultz ist ein Freund der Nerven. Es ist angenehm im Gebrauch, und seine Wirkung ist eine Erfrischung. Kola Dultz ist unschädlich und wird Männern, Frauen und Kindern empfohlen. Das Alter hat dabei nichts zu sagen. Es ist ein Präparat zur Anregung der Nerven. Kola Dultz ist überall am Platze, wo die Nerven nicht lassen oder sich sonst unangenehm bemerkbar machen. Schreiben Sie sofort eine Postkarte und verlangen Gratis-Zusendung einer Probeschachtel.

Max Dultz,
Berlin SO 33, Nr. 192.

Digitized by Google

Vogelgeschichten.

In Heft 5 des Kosmos (1920) berichtet v. O. über die Klugheit und Bosheit eines Kolkraben, dem schließlich die Freiheit genommen werden mußte, weil er gemeingefährlich wurde. Jakob, der zahme Rabe, zog, nachdem er die Glasscheiben des Mistbeetes zertrümmert hatte, die vom Gärtner gesetzten Salatpflanzen aus, er versteckte die zum Glück nicht mehr brennende Tabakspfeife eines Pflügers im Dach der strohgedeckten Scheune, er stieß dem Hauslehrer den Zylinder vom Kopf, schalt hinter einem Handwerksburschen her: „Jakob, du bist ein Dieb" und griff zuletzt eine Mamsell derartig an, daß sie blutüberströmt Hilfe im Haus suchen mußte. Ähnliches erlebten wir an einer zahmen Saatkrähe, die wertvolle Leverkojenpflanzen dreimal ausziehen konnte, ehe wir in ihr den Täter entdeckten. Wir hielten diese uns sehr unangenehme Betätigung unseres schwarzen Hausgenossen nicht für Bosheit, sondern für einen Nachahmungstrieb. Wir beobachteten, wie der Vogel aus einer Erle herabflog, gravitätisch auf das Beet zuschritt und mit seinem Schnabel die Bewegung des Pflanzens — man hatte einen Setzepfahl dazu benutzt — nachmachte und jedes Pflänzchen neben das gemachte Loch legte. Nachdem Jakob dann aber sechs Küken totgebissen oder vielmehr -geschüttelt hatte — er legte alle sechs in eine Reihe — wurde er vom Leben zum Tod gebracht und auch für boshaft erklärt. Vielleicht war er nur unverständig und lebte seinen niedern Instinkten gemäß. Von einem Buchfinken kann ich Liebenswerteres berichten. Zwei Freunde saßen in einem parkartigen Garten auf einer Bank, die im Schatten einer Zwillingsbuche stand, als ihr Gespräch von ängstlichem Vogelgeschrei unterbrochen wurde. Nach der Ursache forschend, bemerkten sie zwischen den dicht aneinandergewachsenen Stämmen der beiden Buchen ein Finkenweibchen, das, auf unerklärliche Weise dort eingeklemmt, sich nicht hatte befreien können und erstickt war. Das Männchen umflatterte verzweifelt die Bäume und stieß ein klägliches Geschrei aus. Der Besitzer des Gartens, ein großer Vogelfreund, wußte, daß in den Zweigen der Buche ein Finkennest sei; er befreite das tote Tierchen unter aufrichtigem Bedauern, daß nun das Nest verwaist sei, und legte die kleine Vogelleiche auf den Rasen. Das Finkenmännchen umflatterte sie ängstlich einigemal und flog dann mit einem lauten Schrei davon. Sehr bald kam es mit einem zweiten Fink, einem Weibchen, zurück, beide umkreisten sie dann die Verunglückte und verschwanden sodann in den Zweigen der Buche. Das Weibchen setzte sich auf die Eier und brütete weiter. Was soll man zu diesen unleugbaren Beweisen von Verstand sagen?

— ke.

Selbstreklame. A. de Lamartine sprach einmal in der Kammer über die Interessen der Landwirtschaft und zitierte dabei einige Sätze aus einem seiner Bücher. Ein Priester — es gab damals wie heute Priester, die Abgeordnete waren — rief dazwischen: „Herr von Lamartine macht für sich Reklame!" — „Herr Abbé," gab der Dichter der „Méditations" zurück, „selbst Gott braucht die Glocken."

(Gaubert „L'esprit des Français".)

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Gallensteine!
beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser Beugamit
Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis
Beumers & Co., Köln, Salierring 55.

Ewige Flitterwochen!
Lesen Sie die Schrift „Gegen das gemeinsame Ehegemach" von Dr. Polly, der in kühner Sprache und ernster, hüllenloser Offenheit neue Wege weist, das Eheglück nicht verkümmern zu lassen. Preis Mk. 2,—. Verlag G. Bereiter, Schkeuditz b. Leipzig 327, Postscheck Leipzig 20 792.

CREME ELCAYA
nicht fettend

von köstlichem Wohlgeruch
macht die Haut weich wie Sammet
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen
Jünger & Gebhardt, Berlin S, 14

H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
Katalog gratis.

Staunen erregend
wirkt die vorzügliche Hautcreme. — Verlangen Sie Probedose à 5.— Mark u. neueste Liste Nr. 22.
Friedrich Singewald, Friedland i. Mecklb

Interessante
Bücher!
Verlangen Sie sofort neueste Prospekte No. 175 gegen 50 Pf. in Briefmarken vom
Frilo-Verlag, München, Abt. 22, Keuslinstr. 7.

Augenbrauen
schön und dicht, lange, schattige Wimpern. Schnelles Wachstum durch Planter-Augenbrauensaft 7,50. Reichel's orient Augenbrauenfarbe, färbt echt und ist unverwaschbar. In blond, braun und schwarz M. 8,75.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Ein wichtiges Buch für Mütter, das in keiner Familienbibliothek fehlen darf!

DAS NERVÖSE KIND

Briefe eines Arztes von
Dr. Karl Potofzki

Die seinerzeit in der „Gartenlaube" veröffentlichten Aufsätze sind nunmehr erweitert und ergänzt in Buchform erschienen.

Aus dem Inhalt: Die ersten nervösen Störungen im frühesten Kindesalter / Das nervös-lügenhafte Kind / Das nervös-hypochondrische Kind / Das nervös-hysterische Kind / Die Nervosität des Schulkindes / Nervöse Zwangszustände beim Kinde / Die Nervosität in den Entwicklungsjahren (Pubertät) / Die Berufsfragen bei Nervösen

Mit dem üblichen Teuerungszuschlag für M. 4.— broschiert, M. 7.— gebunden in den Buchhandlungen erhältlich
Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Teodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Hausb. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Gernrode Töchterheim „Brunhild", vornehmes Haus, jeder Komfort. Part, Wissenschaften, gesellschaftliche, häusliche Ausbildung. — Beste Verpflegung. — Ia Referenzen. — Prospekte.

Gernrode/Harz. Töch.erpens. Hagenberg. Herri. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Rudolstadt i. Thür. Haushaltungs-Pensionat Bergner. Aufnahme j. Mädch. Oktober — November d. J. Prosp. Ref.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenh., Gera-R.-Tinz.

Schulen und Lehranstalten

Erp. oder Schulmann z. D. in Stadt am Thür. Wald nimmt i. eig. Haus **2—3 Schüler** m. Minderbegab. in Erziehung. Ständ. Aufs., individueller Unterricht, gute Pension. Ausk. ert. Friedrichrodaer Zeitung

Bublitz i. Pom. Ptr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Einj., Prim., Abitur u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Bad Sachsa, Südharz. Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährer-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 41.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 1.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Private Chemie-Schule für Damen, vorm. Dr. Max Vogth Inhaber: Dr. H. Vogtherr u. Dr. C. Massatsch :: Leiter: Dr. H. Vogtherr :: Berlin SW 11, Hedemannstr. 13/14. Reichhalt. Laboratoriumseinrichtungen. Gründl. u. vielseit. Ausbild. Lehrplan-Zusend.

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt
Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftheft

Dr. Bustik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulaust. u. Jahresber. frei.

Hilfschemikerinnen i. d. Industrie, Behörden, Institute bildet grundlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin).

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Verschiedene Pensionen

Orthopädisches Kinderheim Gernrode (Harz) „Haus Luginsland"
für orthopädisch kranke, blutarme, rachitische und schwache Kinder. — Schönste Lage. Gute Verpflegung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte Näheres.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Der Frankfurter Schwesternverband
der seine Tätigkeit in den städt. Krankenanstalten ausübt, nimmt gebildete Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf. Näheres Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2. Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.
Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eichenheimer Anlage 5—8.

Gesucht sogleich oder später
Jungfer
perfekt in persönl. Bedienung, Servieren, Zimmerreinigen, Wäscheausbessern, Bügeln und etwas Schneidern.
Frau Hugo Bückmann, Hamburg, An der Alster 21.

Ich suche für den 1. Juli
1 Kinderfräulein
für meine 2 Kinder im Alter von 2 und 4 Jahren, welches kinderlieb ist und auch Kenntnisse im Schneidern besitzt
Frau Fabrikbesitzer Struthmann, Nienleben b. Halle a. S.

Besseres Mädchen,
welches gut kochen kann, für
Privatklinik gesucht
Zeugnisabschriften, Bild und Gehaltsansprüche an
Luisenhaus in Chemnitz.

Gesucht für sofort
1 Leutelöchin,
1 Küchenmädchen.
Meldungen an
Busse, Neudrow (Kreis Bütow i. Pomm.)

Säuglingspflegerin
zu einem Säugling und einem 4jahr. Mädel sofort gesucht. Angeb. m. Gehaltsanspr. u. Bild erbeten Frau Erna Brotzen, Stolawe in Pomm.

Arzthaushalt
sucht j. Mädchen als Stütze. Hilfe vorh. Gute Verpfleg. u. Beh. Angebote m. Bild u. Anspr. an Frau Dr. Kosse, Tempelhof, Dorfstr. 23.

Stütze oder Jungfer
die schneidern und bügeln kann, für städtisch geführten Landhaushalt zu norddeutscher Familie, Köchin vorhanden, nach Württemberg gesucht. Bewerberinnen wollen sich mit Zeugnisabschriften, Lichtbild und Gehaltsan prüchen bei Frau Fabrikdirektor Dr. Hübner, Backnang in Württemberg, melden. Eintritt bald o. 1. Juli. Reiseverg.

Vermischtes

Dame d. erst. Kr., 51 J., ev., vermög. u. gut. Aeuß., häuslich, m. m vornehm., ges., gutsit. Herrn dess. Kr. zw. Heir. i. Briefwechs. zu tret. Off. u. K. 7115 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Alleinsteh. Baltin,
25, groß, blond, in Krankenpflege tätig, sucht Lebensgefährten in besserer Position. Ernstgem. Offerten m. Bild unter J. 7132 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche für meine Tochter,
hübsche Blondine, Anfang 20er, sehr gute Familie, 400 000 M. Vermögen, Gutsbesitzer als Lebenskameraden. Zuschriften erbeten unter L. 7116 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Alleinstehende Dame,
57 Jahr, evang., etwas Vermögen, wünscht gutsituierten Herrn von vornehmem Charakter, naturliebend, zwecks Heirat kennen zu lernen. Offerten unter G. 7132 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Einheirat.
Junge Witwe m. kl. rentablen Geschäft u. eigenem Kapital möchte sich bald wieder verheiraten mit strebs. Kaufmann. Off. u. Hga. 433 b an August Scherl Berlin SW 68.

Kaufmann,
38 Jahre alt, ev., gebildet, Hauseigentümer, Inhaber eines Engrosgeschäfts i. Vorort Berlins, elegante, große Erscheinung, sucht Bekanntschaft zwecks baldiger Heirat. Gewünscht wird vermögende junge Dame aus guter Familie. Nur ausführl., ernstgemeinte Angebote mögl. mit Bild erbeten unt. „131 a. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Fritz Podszus
Berlin W 50 * Passauerstr. 1 gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
mögen, Gutsbesitzer als Lebenskameraden. Zuschriften erbeten
Institut für Ehe-Vermittlung.

Postsekretär, Mitte 30, wünscht Bekanntschaft mit junger Dame zwecks Heirat. Offerten unter R. 7113 an Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. hat als erstes, größtes und weitverbr. Unternehmen eine Organisation des Sichfindens eingeführt, die i. beispiell. Weise Gelegenheit bietet, unter Gleichgesinnten pass. Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende v. Erfolgen. Verl. Sie uns. Interess. Broschüre gegen Einsend. von 70 Pf. von:

Verlag G. Bereiter, Leipzig 107, oder von Verlag G. Breiter, München 607, Maximilianstr. 35.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich V. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Dongasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 25. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Magisches Quadrat.

A	A	B	E	Teil des Kopfes
E	E	E	E	bibl. Name
I	L	L	L	Befestigungsmittel
L	N	S	S	altes Maß

Die Buchstaben sind derart zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleichlautend mit den senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Buchstabenrätsel.

Mit „n“ ist's ein Erlösungswort
Mit „w“ unwiederbringlich fort.

H. R.

Rätsel.

Wird zugefügt mein Rätselwort
Uns an Besitz und Rechten,
Schafft's Angst und Not uns fort und fort,
Kann's dennoch uns nicht knechten
Wie jenes Wort, das uns entsteht,
Wird n hineingeschrieben,
Das schamlos dem zur Seite geht,
Der's zeitig nicht vertrieben.

Renata Greverus.

Zwei Silben.

Wer ist die „Eins“, der wird sich härmen,
Sobald es was zu schaffen gibt;
Die Silbe zwei wird uns erwärmen,
Weswegen man's im Winter liebt.
Das Ganze, das die Arbeit haßt,
Bringt sich und andern Not und Last.

Renata Greverus.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

SEJ

Vorzügliches Nähr- und Kräftigungsmittel für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder. Preis pro Karton M 4.-

Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co. Hamburg Pinnebergerweg 22-24

Blasse Damen

Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöh. Liebreiz u. Schönheit machtvoll. „Jugendrose“, das natürl. Wangenrot von wahr. Lebensfrische. Fl. M 5.50 u. 8.50. **Otto Reichel, Berlin 61, SO., Eisenbahnstraße 4.**

UNTERRICHTS-Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht“, München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Jeder unterwirft sich Ihrem Willen wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur, in sein. Werke **Hypnotische Unterrichtsbriefe.** Mit 19 Abb. u. genauen Angab. Pr. 9.60, geb. 13,20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: Ueber das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisier. Stettiner Zeitung: Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmänn anerkannt. **Orania-Verlag, Oranienburg-H. 168.**

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste **Haarfarbe** färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 18,- Probe M. 6.00 J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26. Überall erhältlich.

Sanatol-Creme dauernd benutzt, die vollendete Schönheits-Pflege

Sanatol-Werke Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümerie-Fabrik F. Riemenschneider - Frankfurt a. M.

Nachahmungen weise zurück!

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel, **entfettet** die Haare rationell auf **trockenem Wege**, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Auflös. d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohl. Dosen zu M. 2,—, 3,50 und 5,— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien.**

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Alfred Leske.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Silbenrätsel: 1. Rabe, 2. Ararat, 3. Cement, 4. Haiti, 5. Fledermaus, 6 Reichenbach, 7. Europa, 8. Indien, 9. Hiob, 10. Eboli, 11. Ivanhoe, 12. Tellow, 13. Salamis, 14. Tunika, 15. Richard, 16. Erdbeben, 17. Besen, 18. Tiara, 19. Dahlem, 20. Eiger

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Rätsel: Mut, mutlos, mutvoll.

Füllrätsel:

Drama, Monat, Ebers, Feige, Arion, Stute — Robert, Margot.

Zweisilbige Scharade: Versfuß.

Gleichklang: Pfeifen

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend

Osra G.M.B.H. Frankfurt a. M.

Kaliklora
Zahnpasta
wirkt reinigend, desinfizierend. Beseitigt mißfarbenen Zahnbelag und üblen Mundgeruch.
Zuverlässige Zahnpflege, köstliche Erfrischung.
Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
fetthaltig
nicht fettend
Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube
Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.
Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 25. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben.
Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Der Kuß.

Gar viel ist über den Kuß geschrieben und gesungen worden. Am treffendsten erklärt ihn wohl Paul Verlaine „als die feurige Begleitung auf der Tastatur der Zähne zu den lieblichen Liedern, die die Liebe eines brennenden Herzens singt". Nicht überall bei den Völkern erfreut sich indessen der Kuß gleicher Beliebtheit. Darwin hat festgestellt, daß manche Völker ihn überhaupt nicht kennen, z. B. die Feuerländer, die Neuseeländer, die Eingeborenen von Tahiti, die Papuas, die Somalis in Afrika und die Eskimos. Bei anderen Völkern wieder, zum Beispiel bei gewissen finnischen Stämmen, gilt er für ungehörig. Aus dem Altertum erzählt Valerius Maximus als Merkwürdigkeit, daß die numidischen Könige nicht küßten. Die Völker, die den Kuß nicht kennen, ersetzen den Kuß, indem sie die Nasen aneinander reiben und drücken, so die Neuseeländer und Lappländer und die afrikanischen Negerstämme; andere, indem sie sich die Arme klopfen; bei noch anderen Völkern streichelt man das Gesicht mit den Händen. Die Chinesen — überhaupt die mongolische Rasse — küssen sich ebenfalls nicht in unserem Sinne. Bei den indogermanischen Volksstämmen dagegen ist der Kuß eine althergebrachte Sitte. Während er bei den germanischen Völkern fast ausschließlich das Zeichen eines herzlichen Verhältnisses zwischen Weib und Mann ist, kommt er bei den Romanen und Slawen auch vielfach als Begrüßungskuß vor. Zeremonielle Küsse sind schon frühzeitig im Gebrauch gewesen, so der altchristliche Friedenskuß, der noch im Ostergruß der griechischen Kirche erhalten ist; vielleicht stammt auch die englische Sitte des Weihnachtskusses und der Kuß am Theodortage in Rumänien von diesem Gebrauche her. Im Mittelalter existierte auch ein sogenannter Lehenskuß, der bei Übernahme eines Lehens und bei Abschluß eines Vertrages erfolgte und in dem heutigen Verlobungskusse erhalten geblieben ist.

Ein englischer Theaterdichter hat ergründet, wodurch sich der Charakter des Kusses bei den verschiedenen Völkern unterscheidet. „Der Kuß der Engländerin", so erklärt der Fachmann, „zeigt den Gibsontypus; er ist kalt, frostig und fast entmutigend. Das schottische Mäd-

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Meggendorfer-Blätter
Illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst. Schönstes farbiges Familien-Witzblatt. Vierteljährlich ohne Porto oder Zustellung M. 7.—. einzelne Nummer 70 Pfennig. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag J. F. Schreiber, München, Perusastr. 5.

Raucherdank! ges. gesch., ermögl. in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. u. terl. Amtl. begutachtet. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. Institut Englbrecht, München B. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa Vertrieb, Berlin SW 11 f, Anhaltstrasse 8.

Magenleidende verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20000 freiwillige Dankschreiben. H. Welter, Niederbreisig 18, Rhein.

Echt vergoldene, fugenlose
Trauringe,
moderne schmale Form, 333 gest. Paar von M. 175.—, 585 ges. Paar on M. 275.— an. Versand per Nachna me. Als Maß genügt Papierstreifen.
Arno Hausding, Goldschmied Firma i. Sa., Schuhgasse 5, Trauring-Fabrikation.

Uluminus Lösl
Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltarin** seit 30 Jahren wirksam erprobt. Mk. 4.— Obl. 3 Sch 11.53. Otto Reichel, Berlin-Gt, Eisenbahnstr. 4.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Digitized by Google

chen dagegen küßt einfach und wahr. Es ist keine Leidenschaft in ihren Küssen, aber sie kommen von Herzen und können nicht erkauft werden. Die Italienerin ist in ihren Küssen sehr freigebig; eine heiße Glut wogt in ihnen, aber dahinter wohnt keine Liebe. Den leidenschaftlichsten Kuß der Welt gibt die Spanierin. Es ist nicht leicht, einen solchen Kuß zu bekommen, aber wenn die Spanierin küßt, so gibt sie sich darin ganz hin. Die Küsse der Französin sind zwar sehr reizvoll, aber sie schmecken nach Erfahrung. Der Kuß der jungen Amerikanerin ist süß, aber oft fehlt ihm das Temperament." Bei deutschen Frauen scheint dem Forscher die Gelegenheit zur Bereicherung seiner Studien versagt geblieben zu sein.

Die Geschichte führt Beispiele dafür an, daß für einen Kuß von schönen Frauenlippen oft große Summen gezahlt wurden. Eine Freundin der Maintenon empfing für einen Kuß, mit dem sie einen Kavalier des französischen Hofes beglückte, eine Anweisung auf 100 000 Frank. Ein spanischer Grande überreichte einer schönen Schauspielerin für einen ihm gewährten Kuß einen verschlossenen Brief, den sie aber erst am Ziele der Reise, die sie gerade unternahm, öffnen sollte. Es stellte sich heraus, daß der Brief einen Scheck über eine halbe Million Mark enthielt. Diese und ähnlich hohe Preise für Frauenküsse werden aber weit übertroffen durch die Summe von etwa 4 Millionen Mark, die der New-Yorker Dollarmagnat William Barsay vor kurzem für einen Kuß opferte, den er von der jungen Millionärstochter Alice Brookland erbeten und empfangen hatte. Zwei Tage später wurde die Verlobung Barsays mit Alice Brookland bekanntgegeben. Wenigstens bleibt das Geld, das für einen Kuß verschwendet wurde, nun in der Familie.

Es gibt eine Reihe von Ärzten und Hygienikern, die das Küssen vom hygienischen Standpunkte aus verurteilen. Z. B. erklärt der Züricher Professor Eichhorst den Kuß geradezu als eine „medizinische Rücksichtslosigkeit".

Walter Thiedemann

Boshafte Nachrede. Beim Parlament zu Aix war es ehedem Sitte, daß, wenn der Präsident oder ein Parlamentsrat gestorben war, die Leiche in dem roten Amtsgewande, mit offenem Gesicht unter dem Kopf den Codex Justinianus, öffentlich zur Schau gestellt wurde. Ein Doktor der Rechte sagte einst beim Anblick eines solchen Leichnams: „Es ist doch recht gut, daß man ihm den Codex wenigstens unter den Kopf gebracht hat, da man ihn ihm nicht hat in den Kopf bringen können."

Hauswirtschaftliches.

Eine Motte genügt, um einem gefüllten Kleiderschrank sehr gefährlich zu werden. Man sollte daher rechtzeitig Vorsorge treffen und diese schädlichen Insekten energisch bekämpfen. Das geschieht am wirksamsten mit Globol. Der Vorzug dieses bewährten Motten-Mittels liegt darin, daß es die Motten tatsächlich tötet! Die Verkaufsstellen von Globol sind durch Plakate kenntlich.

Aufwärts-
strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch"
Gera-R.

Gegen Gicht, Rheuma
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden

Interessante
Bücher!
Verlangen Sie sofort neueste Prospekte No. **175** gegen 50 Pf. in Briefmarken vom
Frilo-Verlag, München, Abt. 22, Keuslinstr. 7.

Staunen erregend
wirkt die vorzügliche Haut-
— Verlangen Sie Probe —
5.— Mark u. neueste Liste
Friedrich Singewald
Friedland i. Mecklb.

Morgners Vollmu
erlangen größere Brustfülle, vollere Formen u. frischeres Aussehen ohne Taille und Hüften zu erweitern, durch **Lenclos-Nährpulver od. Lenclos-Kraftpillen**, die zugleich eine natürl. Kräftigung für **Blut und Nerven** bewirken. 30 Jahre erfolgreich bewährt. Mk. 10,—
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenbahnstr. 4.

Ewige Flitterwochen!
Lesen Sie die Schrift „**Gegen das gemeinsame Ehegemach**" von Dr. Polly, der in kühner Sprache und ernster, hüllenloser Offenheit neue Wege weist, das Eheglück nicht verkümmern zu lassen. Preis Mk 2,—. Verlag G. Bereiter, Schkeuditz b. Leipzig 327, Postscheck Leipzig 20 792.

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit
Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 133

Frauen
erhalten ausführliche ärztliche kosmetisch-hygienische Broschüre kostenfrei **Dr. Gebhard & Co., Berlin 132, Potsdamer Str. 104.**

Verlanger. Sie im Laden zum Einmachen

für Salate u. Saucen seit Jahrzehnten bewährt.
Rich. Hengstenberg Essligen a. Neckar

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen

in altbewährter guter Friedensware
wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht": München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Matrizen
von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert
August Scherl G. m. b. H.,
Klischee-Abteilung,
Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Damenbart
Jeder unerwünschte Haarwuchs u. am Körper verschwindet durch Absterben d. Haarwurzel durch Anwendung auf mech. Wege
Rhode Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Schönheitsinstitut
Preis M. 8.— geg. Nachn. **Bontag & Co., Köln**

Soeben erschien:

Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg

Persönliche Erinnerungen von

Admiral Scheer

7. bis 12. Tausend

Ein Prachtwerk mit vielen Bildern, Karten und Skizzen

Preis: Brosch. M. 45.–, in Halbleinenband M. 60.–, in kostbarem Halblederband M. 90.–
Mit dem ortsüblichen Teuerungszuschlag durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN SW 68

Digitized by Google

Praktische Volkskunde.

Die weimarische Regierung hat einem Unternehmen, das als Vorbild für andere deutsche Landesteile dienen könnte, weitgehende Unterstützung zugesagt. Es handelt sich um die „Vereinigung für praktische Volkskunde".

Gruppenweise, vornehmlich am Sonnabend und Sonntag, ziehen Gruppen von jungen Leuten unter der Führung eines älteren Studenten hinaus auf die Dörfer. Unter der Dorflinde rufen sie die Jugend zusammen zu Spiel und Tanz. Alte Volkslieder, alte Tänze werden geübt. Fliegende Blätter mit den schönen alten Volksliedern werden verbreitet, Hans-Sachs-Spiele werden aufgeführt, und daneben kommt auch das gute Neue zu seinem Recht. Die Jugend aus der Stadt, die aufs Land hinauszieht, wird bei aufmerksamem Zuschauen manches finden, von dem sie sich nichts träumen ließ. Zum Beispiel im Hörselthal die Sitte der Maienspiele, die in den Dörfern selbst gedichtet und in höchst bemerkenswerter Weise aufgeführt wurden. Mechterstädt und Asbach waren Dörfer, die Vortreffliches leisteten. In der Gegend um den Hohen Meißner gibt es Sagen zu sammeln, die noch im Munde mancher Alten leben, auch Kirmesbräuche, denen ein tieferer Sinn zugunde liegt. Es gibt so viel ungehobene Schätze in deutschen Landen — Jugend heraus! Das Vaterland wartet auf dich!

—ke.

Vom Erdöl und seiner Entstehung.

Hermann Radestock berichtet in Nr. 5 des „Kosmos" (1920), nachdem er in seiner anschaulichen Weise von den Todeswanderungen der Tiere erzählt hat: Den Wanderheuschrecken, Eichhörnchen, Ratten, Krokodilen, Schildkröten, Grasfröschen, Schwänen usw. —, daß „Professor Engler und andere Gelehrte nachzuweisen versucht haben, wie unser Erdöl durch einen natürlichen Destillationsvorgang aus fettreichen Tierleichen entstanden sei. Fast in allen Erdölgebieten wird das Öl unter einer mehr oder minder starken Sandsteinschicht, oft nur von 20 Meter Dicke, auf der ersten darunterliegenden undurchlässigen Tonschicht gefunden. Niemals liegen die großen Ölseider auf hohen unzugänglichen Bergen, sondern in größeren oder kleineren Ebenen. Auffallend ist dabei, daß Erdölquellen in den letzten Jahrzehnten fast in allen Teilen der Erde erbohrt worden sind, aber die Anzahl der Quellen und ihre Ergiebigkeit zeigen die größte Verschiedenheit. Keine zwei Ölsorten, und stammten sie auch aus noch so nahe beieinanderliegenden Bohrlöchern, sind sich chemisch völlig gleich. Diese Tatsache läßt sich nicht immer mit dem verschieden vorgeschrittenen, im Ausgleich begriffenen Ölbildungsvorgang erklären. Es liegt die Vermutung nahe, daß jene Ölsorten von verschiedenen Tierarten stammen, die in ungeheuren Massen umgekommen sind und sich zu gewaltigen Schichten abgelagert haben."

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik im Hausl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. **Töchterheim mit Frauenlehrjahr**
B. **Haushaltungsschule**
C. **Landwirtschaftliche Frauenschule**
D. **Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.**

Gleichberechtigung in Preußen.

Gera (Reuß). **Töchterheim Weise,** Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Gernrode **Töchterheim „Brunhild"**, vornehmes Haus, jeder Komfort. Part, Wissenschaften, gesellschaftliche, häusliche Ausbildung. — Beste Verpflegung. — Ia Referenzen. — Prospekte.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Waltershausen bei Bad Friedrichroda **Haushalt-Pensionat Ködnitz** Ges. Lage, eigene Villa a. Walde, m. groß. Gart. Grdl. Erl. d. ges. Haush., inkl. Koch., Back., Einm., Weißn., Schneid. bis zu d. feinst. Handarb., Mus., Sprach., Deutsch., Lit., Kunstgesch., Tanz., fein. Umgangsf., l. Ref. Liebev. Aufn., herzl. Fam.-Leb., Pens.-Pr. halbjährl. 1100 M. Prosp.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung durch geprüfte Hauswirtschaftslehrerin. Unterricht in Lehrfächern nach Wahl. Handarb., Musik, Tanzstd. Prosp. durch die Vorsteherinnen M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegen. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Hartlstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beauft. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. N. Kieß.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruetz, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Bublitz i. Pom. Pfr. Krauenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131d.

April **Ausbildung zu** Oktober
Privat-Verkäuferinnen
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Evangelisches Fröbelseminar, Cassel.
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Staatliche Abschlußprüfung. Prospekt u. Broschüre durch die Anstaltsleitung. Das Kuratorium: Mühlmann, Geh. Regierungsrat, Regierungs- u. Schulrat a. D.

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung
Staatliche Prüfungen
Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 1 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: LEIPZIG, Königstr. 3.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17, Triebseerschulstr. 20.
Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.
(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Verschiedene Pensionen

Orthopädisches Kinderheim Gernrode (Harz) „Haus Luginsland"
für orthopädisch kranke, blutarme, rachitische und schwache Kinder. — Schönste Lage. Gute Verpflegung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte Näheres.

Digitized by Google

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Gesucht für sofort
1 Leuteköchin,
1 Küchenmädchen.
Meldungen an
Busse, Modrow (Kreis Bütow i. Pomm.)

Säuglingspflegerin
zu einem Säugling und einem 4jähr. Mädel sofort gesucht. Angeb. m. Gehaltsanspr. u. Bild erbeten. Frau **Erna Brotzen, Schlawe in Pomm.**

Besseres Mädchen,
welches gut kochen kann, für
Privatklinik gesucht
Zeugnisabschriften, Bild und Gehaltsansprüche an
Luisenhaus in Chemnitz.

Zweitmädchen
bei hohem Lohn und guter, reichlicher Verpflegung gesucht. Bei persönlicher Vorstellung wird Fahrgeld vergütet. —
Frau Direktor Behrens,
Cassel, Kaiserstraße 51.

Hausmädchen
mit guten Kenntnissen in Plätten und Ausbessern für Landhaus im westlichen Berliner Vorort bei guter Verpflegung und hohem Lohn zum 1. Juli gesucht. **Major a. D. Berckenkamp, Zehlendorf-West bei Berlin, Lindenallee 6.**

Kinder-gärtnerin
1. oder 2. Klasse
musikalische Befähigung Bedingung, sucht bei hoher Bezahlung und bester Aufnahme
Paul Ring,
Mylau i. Vogtl., Netzschkauerstr.

Gesucht für sofort eine
gebildete ält. Dame
zur Pflege einer achtzigjährigen altersschwachen Dame und zur Unterstützung im Haushalt. **Gute Entschädigung** nach Uebereinkunft bei ländlicher Verpflegung. Angebote an **Frl. John, Unterfiemau b. Coburg.**

Aeltere, erfahrene
Kindergärtnerin
2. Klasse
zum 1. Juli gesucht. Junge 6 J., Mädchen 4½ J. Bild und Gehaltsansprüche zu senden an **Frau Else Koebe, Luckenwalde, Wilhelmstr. 9, I.**

Einfaches, zuverlässiges Mädchen,
das sich willig allen Hausarbeiten unterzieht, wird bei 100 Mark Lohn per sofort gesucht. **Frau J. L. Spindler-Steinmetz, Weingut Forst, Rheinpfalz, Hauptstraße 80.**

Fräulein
für sofort in mein Gast- und Logierhaus gesucht. Dasselbe muß perfekt in Küche sein und Gäste bedienen. Angebote mit Lohnansprüchen an Frau **Klimanek, Steinkunzendorf im Eulengebirge.**

Junges, gebildetes Mädchen als
Kinderpflegerin
nach Spanien (Barcelona) gesucht. Gefl. Angebote m. Bild, Zeugnissen u. Ansprüchen erbeten an **Medem, Frankfurt a. M.,** Gutleutstr. 47.

Suche für 1. Juli oder später
besseres junges
Mädchen
als einfache Stütze im Haushalt (5 Personen), bei vollem Familienanschluß, vorzüglicher Verpflegung und guter Behandlung. Hoher Lohn bei leichter Arbeit, da für grobe Arbeiten Bedienung vorhanden. Angebote an **Frau Berta Hoika, Kattowitz,** Lützowstraße 16.

Im Oscar-Helene-Heim f. Heilung u. Erzieh. gebrechl. Kinder, **Berlin-Dahlem,** werden gebildete **Mädchen u. Frauen** im Alter v. 20—30 J. prakt. u. theor. in allgem. Krankenpflege mit anschließ. staatlichen Examen zur Krüppelpflege herangebildet. Näheres durch die **Oberin.**

Suche umgehend älteres, intell.
Mädchen,
junge Witwe oder **Waise,** Ende 20, aus gutem Hause, f. m. Haushalt (4 Pers.), muß selbstst. alle vork. Hausarbeiten sowie kochen u. einmachen können. Gepflogenheit gut. Häuser perfekt. Gute Behandlung, hoher Lohn zugesagt. Ang. m. Ford. u. Bild an Frau Dir. **Noelle, Brl.-Weißensee,** Woelckpromenade 5.

Kauf u. Tausch-Verkehr

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-**Ställe,** tragb., **Futtermaschinen,** Brutöfen u. s. w. Preisliste frei. Geflügelhof in Mergentheim 451.

Vermischtes

Geist. hochsteh., wirtsch. tücht. Dame, 35 J., f. j., ges., 5000 Renteneink. jährl., w. f. m. Witwer m. eig. Heim i. angef. Lebensst. (Ak.) z. verh. Br. u. **K. 7133** a. **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Junge Dame sucht baldigst für 2—3 Mon. diskrete Aufnahme mit voller Pension in schön geleg. Ort in der Mark. Off. **Uw. 295 Nbst. d. Bl., Neukölln, BerlinerStr. 23.**

Stiefmütterchen, Ausg. 30 (Nähe Berlins zu Hause), m. g. Kleider- u. Wäschausst. u. ein p. Tausend, mittelgr., schl., dunk., m. so sehr gern ein o. zwei mutterl. Kind. herzinnige Mutterliebe erf. u. ein. gel. Mann, der ein glückl. Familienleben zu schätzen weiß u. sich in nur guten u. geordn. Verhält n. bef., **tr. Lebensgefährtin** werden. Frdl., durchaus ehrl. Zuschriften bef. unt. **Z. 7160 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Besseres junges Mädel v. Lande, 20- bis 25 000 M. Vermögen sowie gute Aussteuer, wünscht ebenfalls netten, gebildeten Herrn in guter Position kennen zu lernen, zwecks Heirat, nicht unter 30 Jahren. Vermittlung und anonym zwecklos. Offerten unter **M. 7171** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Welche edeldenkende,
gutmütige, heitere Dame oder Ww. o. Anhang möchte 5 prächtig. Kindern (3 Knab., 2 Mädch.) eine gute Mutter ersetzen u. dem Gatten ein liebevoller Lebenskamerad werden? Bin 38 Jahre, kath., 1.67 groß, blond, schlank, gutmütig, liebevoll u. v. sehr angenehm. Außeren. Habe eine gute Zahn-Praxis v. 80 000 M. Einkommen jährl. u. 90 000 M. Vermögen. Damen im Alter bis 45 Jahre, mit Vermög., woll. bitte ihre Offert. unt. **R. 7155** richt. an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.** Ehrenwörtl. str. Diskr.

Jg. angeb. ideale, symp., jung u. hübsch aussehende 3 . j. Dame w. Neigungsehe m. geb. und ideal Herrn — auch Witwer — in sich. Verh. Eig. Möbel, Wäscheausst. u. ein. Ersparnis vorh. Gefl. Offert. unt. **L. 7170 an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Lehrerin, 38 J., ev., dunkelbl., groß, stattl. Erschein., wirtsch. erzogen, wünscht, da jede Gelegenheit fehlt, Briefw. m. gebild. Herrn zw. Heirat. Br. u. **K. 7159** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Heirat
wünscht mittlerer Staatsbeamter, 33 Jahre, evangelisch, mit junger, gebildeter, vermögender Dame. Kinderlose Witwe nicht ausgeschlossen. Gewerbsm. Vermittler verb. **Ly. 945 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin, Nebenst. Rodenbergstr. 39.**

Bessere Herren
welche
Einheiratung
wünschen, können sich vertrauensvoll an mich wenden. Habe Anfragen von **Töchtern großer Güter, Apotheken, Fabriken, Bergwerken usw.** vorliegen, darunter verschiedene Halb- und Vollwaisen. Referenzen liegen vor.
Johann Welter,
Köln-Nippes,
Neußerstraße 250.

Wer würde einem jung. Mann, (evgl., 24 Jahre alt) von gutem Ruf und Gesinnung, den das Schicksal getroffen hat, eine treue, liebe Lebensgefährtin werden, die später auf ein gemütliches Heim Wert legt? Anonym dankend verbeten. Offerten unter **B. 7162** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Für einen
Freund,
Kaufmann, 30 Jahre, Südd., große, angenehme Erscheinung, vermögl., aus guter Familie, in leitender Stellung in Nordd. tätig, suche ich, ev. durch Verwandte, Verbindung mit kluger, geb., ebenfalls vermögl., südd. Dame von angen. Außeren zwecks **Heirat.** Mein Freund ist weitgereist, vornehmer Charakter und hat den sehnlichen Wunsch, ein glückliches Heim zu gründen. Einheirat in Fabrik bevorzugt. Zuschriften mit Bild, die sofort unter strengst. Diskr. zurückgesandt werden, erbeten u. **P. 7154 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ich suche für meinen Bruder, 45 Jahre alt, protest., akadem. gebildet, gesund, von vornehmer Gesinnung, kaufmännischer Leiter und Mitinhaber eines ersten Hotels, die Bekanntschaft einer durchaus gebildeten Dame aus guter Familie, Ende der 20er Jahre, blond, mittelgroß, etwas vermögend, welche Sinn für eine gemütliche Häuslichkeit hat, zwecks späterer **Heirat.** Strengste Diskretion. Zuschriften mit Bild erbeten unter **Z. 7178** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Du Blondchen!
Irgendwo in der Welt muß es ein herz., blondes Kind f. mich geben. Ich ersehne schon lange d. Bekanntschaft ein. solchen zw. **Heirat;** doch fand ich sie nicht, weil meine zu ideale Weltansch. v. niemand geteilt wurde. Mein Ideal ist: hübsche, jg. Erschein., blond, mus.- u. kunstlieb., guth. Char., Verm. n. gerade Beding. B. strebs. Geschäftsm., durchaus ehrenh., u. würde ein. Wesen, das ich liebe, das Leben auf Rosen betten. Briefe erbeten unt. **U. 7176** an **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Neigungsehe.
Geb. Herr, 28 J., ev., Kaufmann, in sich., leit. Pos., Natur- u. Musikfreund, sucht zwecks glücklicher Ehe treue Lebensgefährtin mit Verstandes- u. Herzensbildung, Kameradin f. Freud u. Leid, wirtschaftl. erzogen. Nur ernstgem. Zuschriften, mögl. m. Bild, erb. u. **A. 7143** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Elekt.-Ingenieur
Anfang Dreißig, angen. Außere, möchte mit entsprechender Dame zwecks späterer Heirat in Briefwechsel treten. Diskr. zuges. Berufsverm. verb. Gefl. Ang. u. **E. 7146** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

****

Junger selbständiger Kaufmann sucht zwecks **Heirat** Bekanntschaft mit junger, hübscher Dame aus guter Familie, junge Witwe nicht ausgeschlossen. Berufsmäßige Vermittler verbeten. Ernstgemeinte ausführliche Zuschrift mit Bild, das zurückgesandt wird, unter **O. 7381** an **Emil Poeck, Hamburg 11.**

****

Trautes Heim, Glück allein!!
Akademiker, Dr. phil., 20 000 M. Eink., in feiner Großstadt Nordwestdeutschl., evgl., Anf. 30, stattl. Ersch., mit tiefer Herzensbildung u. sehr viel Sinn f. gemütl. Häuslichk., möchte einer gebild., anmut. Dame (vollschlank. Figur) ein treuer Lebenskamerad sein. Zuschr. v. Dam. in entsprech. Verhältn., die wirtschaften können und das Heim mit Liebe und Anmut zu schmücken verstehen, erbeten unter **U. 7158** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Glückliche Ehe!
Geb., strebs. Herr a. bess. Fam., gesch., kath., 36 Jahre, fest. Charakt., edl. Ges., wünscht m. sehr verm., vielf. geb., ideal veranl., tücht. Fräulein od. jg. Ww. v. anges. Fam., aparte Erscheing. zw. Wiederverh. u. Übern. d. eltl. Geschäftes, a. Einheirat, bek. zu werden. Ernstgem. Ges. m. Bild, ehrenwörtl. zurück, unt. **M. 7153** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Zahnarzt, Dr. med. dent., 31 J., ev., ges. u. arbeitsfreudig, sucht zw. bald. Ehe die Bekanntschaft einer hübschen, jung., gesund. Dame z. machen, w. wirtsch., musik., gebild. u. heit. Wesens sein muß. Praxis u. Ruf best., daher g. Aussteuer u. d. Zeitverh. entspr. größ. Mitgift erw. Gefl. ausf. Zuschr. höflichst, auch v. Verwandten, unter Zusicherung strengster Verschwiegenheit erbeten u. **T. 7157** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Suche Frau,
für die ich der Passende, offizielle Gesellschaft meistens gezwungen, darum auch dieser Weg. Kein Herrenmensch, sehr beharrlich gutmütig mit ausgleichender Richtung, manchen Fehlern, wünsche aufopferungsfähiges, nicht egoistisches, gemütvolles, gesundes Menschenkind als Kameraden, mit bejahender Tendenz für Gemeinschaftliches (Kunst, Musik, Berufsteilnahme), Freude am Heim und Wirtschaftlichkeit. Selbst Mitte 30 er, blond, schlank, Dr. chem., Sohn und Teilhaber bekannten Industriellen. Ähnliche Lage nach Möglichkeit, so daß Berechnung von keiner Seite. Gegebenenfalls Einweihung von Eltern, Freunden oder Initiative derselben. Korrespondenz zuerst anonym unter gegenseitiger Zusicherung der Diskretion. Offerten unter **L. G. 2073** an **Ala-Haasenstein & Vogler, Leipzig.**

Großgrundbesitzer,
Dr., adelig, mit mehreren Gütern und Fabriken, 30 Jahre alt, sucht entsprechende **Heirat.** Offerten unter **W. 1691** an **Heinr. Eisler, Köln-Nippes,** Neußerstraße 257

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2444
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Einheirat
wünscht kaufm. gebildeter Akademiker, Witwer, mit eventl. größerer Einlage.
Geb., musikal. Damen, christl. Rel., womöglich nicht über 40 Jahre alt, die willens sind, Mutterstelle zu übernehmen, werden frdl. ersucht, unter genauer Schild. ihrer persönlichen Verhältnisse ihre Zuschriften womöglich mit Photographie zur Weiterbeförderung unter **L. 7152** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** zu senden.

Heiratsuchende
auch nach Schweiz, verlangen „Glückliches Heim" mit guten Partien, auch **Einheirat.** Probenummer Mark 1.50. **Heimverlag Uhldingen-Bodensee.**

Eltern!
Junger Fabrikbesitzer, in geordneten, angenehmen Verhältnissen lebend, strebsamer und sorgloser Mensch, Ltn. d. R., evgl., 29 Jahre, ledig, wünscht Anschluß und Einführung in eine nette Familie desselben Gesellschaftsklasse zwecks
geselligen Verkehrs
(Unterhaltung, Spiel, Reise usw.). Freundliche Zuschriften an „**A. M. 1923**", **Berlin C 2** postlag.

Was will der Lebensbund??
Der L.-B. bietet ... nehmer Form Gelegenheit, die Wahl des Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, sich, alle Vorurteile überwindend, in Wahrung von Takt u. Diskretion zu finden durch gegens. Suchen unt. Gleichgesinnten ohne an irgendwelche ... oder pers. Rücksichten gebunden zu sein od. sich sof. jedem Fremden offenbaren zu müssen u. ... Zeit zu verlieren. ... fordere uns. Interess... Bundesschr. gegen ... von 70 Pf. von:
Verlag G. Bereiter, Leipzig ... oder von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstr. ...

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für **vertrauliche, zuverlässige Auskünfte,** (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, **Vermögen), Beobachtungen, Ermittelungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.**

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 26. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 75% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Ein Geschichtchen von Schillers Sohn und Enkel.

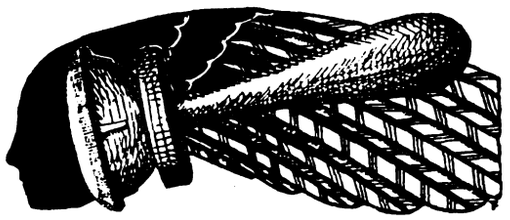
Daß Schillers Sohn, der württembergische Oberförster, dem Dichter in seinem Wesen nicht sonderlich ähnlich war, ist wohl bekannt. Er selbst pflegte zu sagen, daß er sich am liebsten da aufhalte, „wo's nicht weit zu einem guten Schoppen sei“. Einer seiner Freunde läßt ihn einmal folgende Geschichte selbst erzählen: „Mein Sohn, sehn Se, der ist zu groß und zu stark, hat gar viel Dragonermäßiges an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Großvater haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens ein bißle von seinem Herzen. Aber ein nettes Stück von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal berichten. Als er noch 'n Bub war, tat ich ihn zu 'nem Präzeptor in Kost, Zucht und

Vorzügliches
Nähr- und
Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co
Hamburg
Pinnebergerweg 22-24

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 6.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Aufwärts-
strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch“
Gera-R.

H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 7.
Spezial-Fabrik für Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder), Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer.
— Katalog gratis. —



Du brauchst nicht zu warten,

du siehst und du spürst es **vom ersten Tage** an, was der Wikö wirklich zu leisten vermag. **Alle** Hautunreinheiten, Mitesser, Pusteln, Runzeln usw. entfernt er von Grund aus, vollkommen, sofort. Gibt **jedem** Frische, Reinheit u. Anmut zurück, verjüngt jeden um **Jahre.** Von Hunderttausenden als **sofort wirksam, natürlich u. wohltätig** dankbar begrüßt. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., beruht auf atmosphärischer Saug- u. Druckwirkung, einem kosmetischen Verfahren I. Ranges, das schnellste, **dauernd**e, beste Erfolge verbürgt. Ärztlich empfohlen, hervorragend anerkannt.

Preis mit Porto einfach M. 20.50, elegant M. 35.50,
Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 260, Dresden.

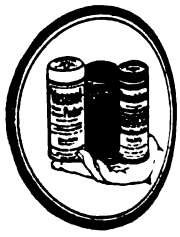
Digitized by Google

Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen ab und lud dazu öffentlich ein, besonders die Eltern usw. Einmal, denke ich, mußt du doch auch hingehen, und grad als ich ins Schulzimmer tret', überhört der Präzeptor lateinische Vokabeln. Mich sehend, meint er natürlich, besonders meinem Fritze Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei-, dreimal, der Bub gibt richtige Antwort, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt der Lehrer wieder: ‚silva' (zu deutsch: Wald), und der Bub weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder. ‚Na, silva?' wiederholte der Präzeptor, ‚silva? Schiller, du weißt's, ich bin sicher, du weißt's. Dein Vater ist ja öfters drin, und' — — auf fährt der Bub wie der Blitz, das hat ihn auf die rechte Spur gebracht; und, Feuer in den Augen, Freud' auf dem ganzen Gesicht, antwortet er flugs und laut: ‚Ja, ja, Wirtshaus! Wirtshaus! Silva gleich das Wirtshaus!' — Der Präzeptor und alle die Leut', die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich selbst wußte mir vor Lachen gar nicht zu helfen, mußte fort und ging dann natürlich in des Jungen silva. — Vergeß' das mein Lebtag nicht!"

Ideale Steuerzahler. In einer geographischen Fachzeitschrift machte Baurat Ernst Boerschmann eine Mitteilung, die blitzlichtartig den geduldigen und ergebenen Charakter des Chinesen beleuchtet. Es handelt sich dabei um eine freiwillige Weiterzahlung von Steuern, zu deren Entrichtung keinerlei Verpflichtung mehr vorliegt. Dieser völkerpsychologisch beachtenswerten Tatsache liegt eine Naturerscheinung jenes Landes zugrunde. Chinas ungeregelte Ströme und Flüsse ändern bekanntlich häufig ihren Lauf. Eine der unvergeßlichsten Katastrophen war z. B. der in den Jahren 1851—53 sich vollziehende Durchbruch des Hoangho, der sein altes Bett aufgab und eine neue Bahn zum Meere suchte und fand. Infolge der leichten Löslichkeit des Lößbodens im Wasser vermögen nun selbst kleinere Flüsse schon an den Biegungen Veränderungen des Landes hervorzurufen, dessen äußere Ränder abgewaschen und fortgeführt werden, wobei sich dann nicht selten an der inneren Seite bei schwacher Strömung eine weite Sandbank absetzt. So zeigte man z. B. unserem Gewährsmann westlich von Sianfu eine Stelle am Weiho, wo das Wasser in 150 Jahren über ein Kilometer gutes Ackerland in großer Breite weggefressen hatte. Um sich Unannehmlichkeiten und Scherereien zu sparen, zahlten aber die „Besitzer" dieses verschwundenen Landes meist geduldig die Steuern dafür weiter, und da es sich um besten, am tiefsten Wasser gelegenen Boden gehandelt hatte, kamen sogar die höchsten Sätze in Betracht! In diesem Falle kam einem deutschen Missionare das Verdienst zu, den schüchternen Bauern Hilfe zu leisten, indem er eine Änderung in den Grundbüchern und damit eine Steuerveranlagung herbeiführte, die den Tatsachen in gerechter Weise entsprach.

Vasenol-Sanitäts-Puder

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung



Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 26. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 25% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Pflanzennamen aus dem Tierreich.

Die Tierfabel, im frühen Mittelalter aus dem germanischen Volksgeist hervorgegangen, legt noch Zeugnis ab von dem vertrauten Verhältnis unserer Vorfahren zu den Wald- und Feldtieren. Auch viele Pflanzennamen beweisen diese Vorliebe für Tiergestalten und für das Verständnis ihrer Eigenart. Abbilder der Tierwelt sah man im Pflanzenreich überall: Der Landmann, mit dem in die Furchen geduckten Hasen wohlbekannt, verglich scherzhaft die Blätter eines verbreiteten Feldunkrautes mit den Löffeln des Tieres und nannte es „Hasenohr“. Ein Brachpflänzchen, dessen Blümchenknäuel mit Meister Lampes weichen Läufen Ähnlichkeit hatte, war ihm das „Hasenpfötchen“. Den „Fuchsschwanz“ auf den Gartenbeeten und den „Bocksbart“ an den Stromufern lassen wir noch in unseren Tagen mit voller Beistimmung gelten, ebenso den „Igelkolben“, wie der Stechapfel ob seiner derbstachligen Fruchtkapsel genannt wird. Und auch vom „lieben Vieh“, wie der Deutsche seine Weidetiere nennt, findet er bei den Blumen Verwandtes. Als die Augen seiner Rinder schauen ihn die kamillenartigen gelben Wucherblumen im Felde, die „Rindsaugen“, an, von denen nicht weit ab auch die himmelblauen Blümchen der weichblättrigen „Ochsenzunge“ stehen. Herdenweise wie das Wollvieh und mit weichen feingeteilten Blättern wächst die „Schafgarbe“ auf Triften und Wiesen. Eine weiße Lichtnelke mit aufgeblasenem Kelch ist der „Taubenkropf“, das graugrüne Unkraut an Dorfwegen heißt, um seiner Blätterform willen, der „Gänsefuß“; der „Hahnenkamm“ und der gemeine gelbe „Hahnenfuß“ unserer Wiesen, der „Gänsedarm“ oder „Hühnerdarm“ (Miere), das „Gelbhähnel“, der „Storchschnabel“ und „Reiherschnabel“, außerdem „Lerchensporn“ und „Vogelbeere“ sind der Vogelwelt entlehnte Bezeichnungen. Aber auch die feindlichen Waldbewohner blieben nicht un-

Ebee-Erzeugnisse

befriedigen in kosmetischer und hygienischer Hinsicht jeden Geschmack

CREME ROYAL
ein fettfreier Creme für den Tag. Für spröde u. aufgerungene Haut besonders vorzüglich, da von heilender Wirkung. Auch vor dem Pudern sehr zu empfehlen, da der Puder gut haftet. . . . . Preis M. 7,—, 16,—, 32,—

EBEE-SCHÄLPASTE
gegen alle Hautunreinigkeiten, Röte, Mitesser. Erneuert die Haut, macht sie jugendfrisch und elastisch ohne jede entzündliche Reizung. Die Original-Schälpaste! . . . . . Preis M. 34.—

Ratschläge, Rezepte und praktische Anzaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit“. 260000 Auflage Preis 2,50 M. :: Prospekte kostenfrei!

Frau Elise Bock GmbH ✱ Berlin-Charlbg. 39, Kantstr. 158

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, Beingeschwür, Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 6.

Kinder-Erholungsheim für Kinder gebildeter Stände.
Nebelfreie, geschützte Gebirgslage, ca. 800 m hoch. Ia. Verpflegung.
Villa ‚Edeltraut‘, Walchensee b. Kochel/Oberbayern.

Yohimbinsecithin
auf wissensch. Grundlag. aufgeb. Kräftigungsmittel
30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.
21,00 39,60 72 M. | 30 56,40 108 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover G.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden (After) würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Digitized by Google

beachtet bei der botanischen Namenstaufe. „Wolfstrapp“ und „Wolfsfuß“, „Bärenklaue“ und „Bärlapp“, Namen, die zumeist der Blattformen wegen gegeben sind, erinnern an die Bekanntschaft, die unsere Vorfahren mit diesen schlimmen Gesellen hatten. Die Aurikel, die Primel der Voralpen, die übrigens auch auf Torfboden gedeiht, wurde — gleichfalls wegen der Blattform — „Bärenöhrchen“ (Auricula ursi) genannt. Dem „Eberwurz“, einem derben Distelgewächs mit struppigen gelben Kelchstacheln, kommt die Hand nicht gern zu nahe; aber edelgeformt, wie der geweihgekrönte Hirsch, ist die „Hirschzunge“, eines der schönsten Farnkräuter unserer Wälder, langblättrig, wie die Zunge dem gehetzten Wild heraushängt.

Ebenso fand man für die kleinere Tierwelt Spiegelbilder in der Pflanzenwelt — bis zu dem Mäuschen, das seine Öhrchen spitzt, und dem Frosch der Tümpel und Wiesen. So ist für das „Mausöhrchen“ erst in späterer Zeit der empfindsame Name „Vergißmeinnicht“ gebräuchlich geworden. Und über die Ranunkeln, jene gelben Blumen, die zahllos auf allen feuchten Wiesen stehen und die man als die „Fröschchen“ (ranunculus — das Fröschchen) unter den Blumen betrachtete, schreibt schon der alte Hieronymus Tragus: „Der kleine Hahnenfuß und schalkhaft Ranunkulus hat mich offt machen lachen, daß mir die Augen überlieffen“. Außer diesem Froschkraut gibt es auch noch einen „Froschbiß“ und einen „Froschlöffel“, zwei Wasserpflanzen unserer Gräben und schlammigen Teiche, sowie eine „Krötenbinse“ und einen „Schneckenklee“. Auch die Insektenwelt hat mancherlei Pflanzennamen beigesteuert. So weist unsere einheimische Flora u. a. ein „Flohkraut“ auf, ebenso ein „Läusekraut“ und ein „Wanzenkraut“. Neben dem „Immenblatt“ steht der „Bienensaug“, unsere „Taubnessel“, die wegen ihres auch den Kindern bekannten Honiggehalts besonders gern von den Bienen aufgesucht wird.

Überhaupt erhielten viele Pflanzen ihre Namen daher, daß sie als Lieblingsfutter bestimmter Tiere galten. Das Volk weiß noch immer von „Geißklee“ und „Geißkraut“, und von dem „Geißblattlaub“ singt noch mancher Dichter, ohne an den prosaischen Sinn des Wortes zu denken. Eins der kleinsten Brachblümchen wurde spottweise der „Hasenkohl“ genannt, das schöne Alpenveilchen das „Saubrot“. Die geheimnisvolle Schlange fraß auch nur geheimnisvolle Kräuter, die nach ihr genannt wurden. Und unter den Pilzen sind noch immer gang und gäbe die Namen der Rehlinge, Hirschlinge, Hahnenkämme, Ziegenlippen, Kuhpilze, Schafeuter, Hasenbowiste; aber der edle Steinpilz wurde, als dem Herrn der Schöpfung zugehörig, der „Herrenpilz“ genannt.

Diese Namen sind uns Vermächtnis einer gemütreichen Vergangenheit, und verdienen es, als Zeugnis der treffenden Beobachtungsgabe und bildkräftigen Phantasie ihrer Schöpfer in Ehren gehalten zu werden

A. W. J. K.

glänzt
Nigrin

auf den ersten Bürstenstrich, da wieder reine Terpentinölware.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Mit dem Belichtungsmesser
Belsypa
irrt sich der Photograph nie.
Preis M 7.50 ausschl. Porto
Hamburger Chemische Fabrik
Hamburg
Norderstr. 161

Interessante
Bücher!
Verlangen Sie sofort neueste Prospekte No. **175** gegen 50 Pf. in Briefm rken vom **Frilo-Verlag, München, Abt. 22, Keuslinstr. 7.**

Charakter-Beurteilung
zuv rl nach S hriftprobe 4 Mk. u. Porto. **Graphologenheim Bielefeld.**

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen**; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Krankenfahrstühle
Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Bandwurm
mit Kopf verloren!
„Seit 7 Jahren an Bandwurm leidend und nun schon 6 Mittel erfolglos gebraucht, probierte ich jetzt Ihr Mittel und habe nach 1½ Stunden den Bandwurm mit Kopf verloren“. So wurden bereits Tausende d. Reichel's Bandwurmmittel Medico befreit! **M. 7.50**, für Kinder M. 5.—(Altersangabe) **Otto Reichel, Berlin 61** SO, Eisenbahnstr. 4

Ideale starke Formen
erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol“** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Raucherdank!
ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk.-Ausk. umsonst. **Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.**

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei. **August Dürrschmidt,** Musikinstrumente und Saitenfabrik, **Markneukirchen i. S. 128.** Gegr. 1852.

Globol
tötet Motten
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

„Egon Braun Auslese“
Prüfet Alles und behaltet das Beste
Aechter deutscher Weinbrand
Egon Braun, Weinbrennerei
Hamburg 1

Digitized by Google

Vom deutschen Straßenbahnverkehr.

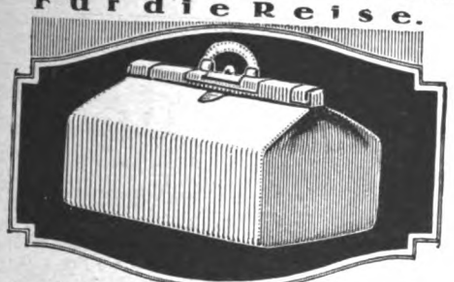
Die starke Erhöhung der Straßenbahnfahrpreise hat in den meisten Städten eine Einschränkung, vielerorts sogar die völlige Stillegung des Straßenbahnbetriebes im Gefolge gehabt. Aus diesem Anlaß dürften einige Mitteilungen über den Umfang und die Leistungen des Straßenbahnverkehrs von Interesse sein. In der Vorkriegszeit hatte dieser Verkehr eine rasche Zunahme erfahren. Nach den Angaben des „Statistischen Jahrbuchs deutscher Städte" stieg in den Orten mit mehr als 50 000 Einwohnern die Zahl der beförderten Personen im Laufe der zwölf Jahre 1901 bis 1912 von 1 134 166 379 auf 2 497 283 816, hat sich also während dieser Zeit mehr als verdoppelt. Die Stärke des Straßenbahnverkehrs weist in den einzelnen Städten recht erhebliche Unterschiede auf. Wenn auch der Verkehr im allgemeinen mit wachsender Größe der Städte zunimmt, so spielen doch auch andere Verhältnisse, wie die wirtschaftliche Zusammensetzung der Bevölkerung, die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten, die Gestaltung der Fahrpreise und der Fahrpläne und der Wettbewerb anderer Verkehrsmittel, eine Rolle; auch der Fremdenverkehr und die Abhaltung von Ausstellungen beeinflussen die Höhe der Verkehrsziffern.

Ermittelt man die Zahl der Straßenbahnfahrten, die auf jeden Einwohner im Jahresdurchschnitt entfallen, so steht an erster Stelle die Stadt Frankfurt a. M. mit 257 Fahrten je Kopf und Jahr. Es reihen sich an Dresden mit 248, Köln mit 218, Leipzig mit 215, München mit 204 und Düsseldorf mit 200 Straßenbahnfahrten je Kopf und Jahr. Erst an siebenter Stelle kommt Groß-Berlin, wo jeder Einwohner nur 195mal im Jahre die Straßenbahn benutzt, es folgen Wiesbaden mit 187 und Stuttgart mit 181 Fahrten. Dagegen begnügen sich die Bewohner von Groß-Hamburg (einschließlich Altona und Harburg) mit 143 Fahrten im Jahr; der Magdeburger benutzt die Straßenbahn 121mal, der Chemnitzer genau 100mal. Den schwächsten Verkehr hat endlich die junge rheinische Großstadt Hamborn aufzuweisen, wo jeder Einwohner die Straßenbahn nur 18mal im Jahre benutzt. Wie groß die Verkehrsunterschiede in Städten von der gleichen Einwohnerzahl sein können, zeigt die Tatsache, daß in Koblenz auf jeden Einwohner 152 Straßenbahnfahrten, in dem fast gleich großen Hildesheim aber deren nur 25 im Jahr entfallen. Was endlich die jährlichen Aufwendungen anlangt, die jeder Stadtbewohner für die Benutzung der Straßenbahn macht, so waren diese am höchsten in Frankfurt a. M. mit 24,69 M. und in Dresden mit 24,07 M. In Wiesbaden betrug das Fahrgeld 20,80 M., in München 20,51 M., in Aachen 20,11 M., in Leipzig 20,03 M. je Kopf und Jahr. Am geringsten waren die Ausgaben für die Benutzung der Straßenbahn in Liegnitz, wo sie nur 1,73 M., und in Elbing und Hamborn, wo sie je 2,04 M. je Kopf und Jahr betrugen. Wie eine Mär aus längst entschwundener Zeit klingt es, wenn wir hören, daß der durchschnittliche Preis einer Straßenbahnfahrt in vielen Städten weniger als 10 Pfennig, in Leipzig z. B. 9,3 Pfennig, betrug.

Zeitkindermund. Unser Jüngster hat zuviel von seiner Leibspeise gegessen. „Mama," sagt er weinerlich, „ich glaube, in meinem Magen ist ein Putsch."

H. Maro. (Jugend.)

Für die Reise.



Reisetaschen (Maulbügel) Ia. Rindleder
gibt bedeutende Lederwarenfabrik **direkt an Private** zu **Fabrikpreisen** ab. Verlangen Sie sofort unverb. Offerte.
Klein & Meyer, Lederw.-Fabrik, Düsseldorf 117.

Rein überseeischer
Rauchtabak

30 Pak. M. 98.— frko.
Preisliste gratis.
Albers & Bausch
Bremen 27.

Jede Hausfrau putzt mit
„TIP-TOP"
d. besten flüßigen Metallputz
u. erzielt befriedigende Erfolge
CHEM. WERKE HÖNTSCH & Co DRESDEN-NIEDERSEDLITZ
Überall erhältlich!
Überall erhältlich!

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer
Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

Ewige Flitterwochen!
Lesen Sie die Schrift „Gegen das gemeinsame Ehegemach" von Dr. Polly, der in kühner Sprache und ernster, hüllenloser Offenheit neue Wege weist, das Eheglück nicht verkümmern zu lassen. Preis Mk. 2,—. Verlag G. Bereiter, Schkeuditz b. Leipzig 327, Postscheck Leipzig 20 792.

Ausgezeichnet
wirkt Margonal-Hausalbe (ges. gesch). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten Hautjuck., Wundsein. auch Wund b. Kind. u. off. Frostwund. Originalkrüge zu M. 3.-, 5.50, 7.50. **Margonal Berlin SW 29.** Preisliste gratis.

Blasenschwäche!
wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. **Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Liphagol zahnsteinlösende, überfettete Zahnpasta ist laut Gutachten deutscher Universitätskliniken ein **vollwertiges Kosmetikum,** ein **vorzügliches Vorbeugungsmittel** gegen **ansteckende Krankheiten** und ein **zuverlässiges Heilmittel** gegen **Mund- und Zahnkrankheiten. Liphagol** wirkt vollkommen **reizlos** u. erzeugt **gesunde, weiße** Zähne. Geschmack **sehr angenehm.** Zu haben in allen Apotheken, Drogerien u. Parfümerien oder direkt **Chemisches Laboratorium Co-Li. Dresden-A.**

Sind Lungenleiden heilbar?
Alle, die an Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Asthma, Schwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, Nachtschweiß, Stichen im Rücken, Brustschmerzen, Appetitlosigkeit, Verschleimung, veraltetem Husten, lange anhaltender Heiserkeit leiden, lassen sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden.
Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 202, Am Karlsbad 33 b.
Sprechzeit 9—11, 2—4, Sonntags 10—11.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo".** Bequem und unsichtbar zu tragen. Ärztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht" München H 2, Kapuzinerstr. 9.**

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
B. Haushaltungsschule.
C. Landwirtschaftliche Frauenschule
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preußen.

Eisenach Töchterheim Schmeitzer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Frankfurt/Oder, Oderstraße 27. Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende. Inhaberinnen: L. Thomas und J. Rommel. Unterricht i. fein. u. bürgerl. Küche, Einmach., Backen, Plätt., Haushaltungskunde, wirtsch. Buchführg., Wäschenäh., Schneid., Hand- u. Kunsthandarb., Deutsch, Literatur, Musik. Gute Verpflegung sichergestellt. Näheres d. Prospekt.

Gernrode Töchterheim „Brunhild", vornehmes Haus, jeder Komfort. Park, Wissenschaften, gesellschaftliche, häusliche Ausbildung. — Beste Verpflegung. — Ia Referenzen. — Prospekte.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Halberstadt/Harz. Töchterheim von Frau Pfarrer Theune. Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts. Handarbeiten. Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch **Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden. Werra.**

Waltershausen bei Bad Friedrichroda. Haushalt-Pensionat Ködiß. Gef. Lage, eigene Villa a. Walde, m. groß. Gart. Grdl. Erl. d. ges. Haush., inkl. Koch., Back., Einm., Weißn., Schneid. bis zu d. feinst. Handarb., Mus., Sprach., Deutsch., Lit., Kunstgesch., Tanz., fein. Umgangsf., l. Re;. Liebev. Aufn., herzl. Fam.-Leb., Pens.-Pr. halbjährl. 1100 M. Prosp.

Schulen und Lehranstalten

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen Verbandsexamen. Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Erl. fr.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig I. Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin).

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenh., Gera-R.-Ting.

Verschiedene Pensionen

Orthopädisches Kinderheim Gernrode (Harz) „Haus Luginsland" für orthopädisch kranke, blutarme, rachitische und schwache Kinder. — Schönste Lage. Gute Verpflegung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte Näheres.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 5.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Der Frankfurter Schwesternverband

der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, nimmt **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei **äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf.** **Näheres Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5 - 8.

Für das hiesige Kindererholungsheim mit ca. 30 Betten und entsprechendem Personal wird eine

Leiterin

gesucht.

Bewerbungen mit Gehaltsansprüchen sind dem Unterzeichneten mit näherer Angabe des Ausbildungsganges umgehend einzureichen. Es wird auf solche Damen reflektiert, die diesen Beruf als Lebensstellung ansehen; auch wird weniger Wert auf die Ablegung einer Prüfung gelegt als vielmehr auf die Fähigkeit, in der Wartung und Pflege von Kindern mit Lust und Liebe erfolgreich zu wirken.

Weilmar, Kreis Bochum, den 3. 6. 1920.

Der Gemeindevorsteher König.

Für den Pflegebezirk Reichenbach i. V.—Mylau—Netzschkau wird je eine

Fürsorgerin für die Säuglings- u. die Tuberkulosefürsorge

gesucht. Die Fürsorgerin für die Säuglingspflege muß die Prüfung gemäß der Verordnung des Ministeriums des Innern vom 20. 9. 1918 bestanden haben.

Bewerberinnen, die über die erforderliche Vorbildung und gute Zeugnisse verfügen, wollen Bewerbungsgesuche unter Angabe der Gehaltsansprüche und Beifügung von Zeugnisabschriften bis zum 10. nächsten Monats hier einreichen. Persönliche Vorstellung wird zunächst nicht gewünscht.

Stadtrat Reichenbach i/V., am 10. Juni 1920.

Im Oscar-Helene-Heim f. Heilung u. Erzieh. gebrechl. Kinder, **Berlin-Dahlem,** werden gebildete **Mädchen u. Frauen** im Alter v. 20—30 J. prakt. u. theor. in allgem. Krankenpflege mit anschließ. staatlichen Examen zur Krüppelpflege herangebildet. Näheres durch die Oberin.

Junges Mädchen

aus gutem Hause als Stütze für kleinen, feinen Haushalt gesucht. Selbständiges Arbeiten erforderlich, Mädchen wird gehalten. Angebote m. Bild, Zeugnisabschriften, näheren Angaben und Gehaltsansprüchen an

Frau von Engelmann, Kiel, Düsternbrook 6.

Fräulein

für größeren Haushalt zum 1. Juli gesucht. Etwas nähen erwünscht. **Gadegast, Berlin-Treptow, Am Treptower Park 51.**

Suche sofort ordentliches

Mädchen,

das etwas kochen kann, oder

einfache Stütze.

Guter Lohn und gute Kost. Hausmädchen vorhanden.
Frau Apotheker Kehrmann, Pößneck i. Thür., Untere Stadt-Apotheke.

Suche für 1. Juli oder später, da meine Frau kränklich, eine

tücht. Stütze der Hausfrau

die perfekt ist in gut bürgerlicher Küche, in Einwecken ꝛc., bei Familienanschluß, zu zwei Personen in kl. Villa nach Nürnberg. Hausmädchen vorhanden. Eine Tochter von 13 Jahren ist im Institut und nur während der Ferien zu Hause. Lege Wert auf Herzensbildung und heiteres Temperament. Offerten unter **M. K. 8193 an Rudolf Mosse, München.**

Einfache Stütze,

die gut kocht, 1. Juli für jungen Haushalt gesucht. Hoher Lohn, gute Verpfleg. **Steinkopff, Berlin-Wilmersdorf, Wittelsbacher Str. 25.**

Vermischtes

Kind, Säugling,

nehme in sachg. liebev. Pflege und individ. Erz. Pr. Ref. **Schwester Grove, Berlin, Pfalzburgerstr. 73.**

Erbeten wird die Angabe

eines tüchtigen Fachmannes, der ein gutsitzendes und dauerhaftes **Kunstbein** bei **Kniegelenk-Amputation** herstellen kann. Nachricht unter **E 7200 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** Porto wird vergütet.

Geb. Dame,

40 J., ev., Südd., a. best. Kreisen, tadell. Ruf, hüb., jugendl. Erschein., tücht. im Haush., v. gr. Herzensg. u. vornehm. Char., s. zw. Heir. d. Bekanntsch. eines charakterv., ält., s. Herrn, gerne Witwer m. Kind. Herren, die nicht a. gr. Vermögen sehen, senden Adressen vertrauensvoll unter **Z. 7196 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Beamtenwitwe, 40 J., ev., gebildet, musik., gut. Gemüt, wirtsch., vermög., eleg., schön., traut. Heim, wünscht s. m. bess. Beamt. z. verheir. Off. u. **B. U. 292 an Aug. Scherl G. m. b. H., Breslau 5.**

Ich suche Dich!

Lehrerin, welche in Nr. 17 der „Gartenlaube" unter A. 7873 annoncierte, wird von **J. L. 123 Hamburg Postlag. Stephansplatz** freundlichst um eine Antwort gebeten.

Kaufmann (34), gebild. u. strebsam, evgl., 1,60, kriegsbesch. (Bein), sonst gesund, a. sehr gut. Fabrikantenfam., m. ca. 70000 M. sp. Vermög., tät. i. elt. Geschäft (Fab. u. etw. Landwirtsch.), m. schön., groß. Anwesen, in hübsch. Geg. Württembg., sucht Briefw. m. gebild. u. gesund. Dame i. ähnl. Verh. zwecks Sichkennenlern. u. bld. Heirat bei Neig. Ausf. vertrau. Zuschr. mit Bild (sof. zur.) a. v. Angeh. u. Darl. d. Verh. erbet. u. **S. B. 212** zur Weiterbeförd. an **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Zwei Brüder,

Kaufleute, 39 u. 42 J., ev., vermögend, in gesicherten Positionen, suchen die Bekanntschaft zweier gebildeter, häuslich erzogener, vermögender Damen im Alter von 25—33 Jahren zwecks Heirat. Ev. Einheirat angenehm. Vermittler zwecklos. Nur ernstgemeinte Offerten unter **J. 427 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Fritz Podszus Berlin W 50 ✱ Passauerstr. [illegible] gegr. 1883 — Tel. Steinpl. [illegible] größtes und ältestes Institut für Ehe-Vermittlung.

Kaufm[illegible]

in Westfalen, 38 Jahre, engl., mit größerem, sicherem Vermögen u. gutem Einkommen, **sucht glückliche Ehe** mit herzensguter, gesunder häuslich erzogener Dame in guten Verhältnissen.

Vertrauensvolle Zuschriften unter **F. 7184 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** — Strenge Verschwiegenheit zugesichert.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet [illegible] heit, i. vornehmer [illegible] ter Form passend. Lebens[illegible] gefährt. [illegible] von Erfolg[illegible] Empfehl. [illegible] Keine gewerbs. [illegible] Verlangen Sie [illegible] essanten [illegible] geg. Einsend. [illegible] Verlag G. Bereiter [illegible] oder von Verlag [illegible] München [illegible]

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong [illegible] „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die [illegible] B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte [illegible]

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 27. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Heimatschutz und Schule.

Ich kannte einen alten Lehrer, der öfters mit seinen Schülern sogenannte „Heimatgänge“ unternahm, die übrigens in den Schulplan aufgenommen waren. Bei dieser Gelegenheit lernten die Kinder nicht nur die Anlage des Dorfes, seine eigentümliche Entstehungsgeschichte kennen, sahen, aus was für Baulichkeiten ein Bauernhof besteht, hörten, daß seine Bauart in den verschiedenen Gegenden der großen deutschen Heimat verschieden ist, es wurde ihnen auch berichtet, wie verschieden die Namen für einen solchen Besitz sind. Es gibt nicht überall „Hofreiten“ oder Dielen — es gibt „Hofstellen“, Hausehren usw. Auch das liebe Vieh hat verschiedene Namen, und was das Ackergerät und die Wirtschaftsgegenstände anlangt, so führen sie in jedem Länderstrich andere Bezeichnungen. Das zu wissen, ist nützlich und gut, denn man soll wissen, wie es daheim aussieht, aber auch forschen, was sich jenseit der Berge begiebt. Auf alle Fälle wurde hierdurch der Heimatsinn gestärkt und das Interesse für den Heimatschutz geweckt. Unsere Heimat birgt mehr Schätze, die der Erhaltung wert sind, als die meisten Menschen wissen. Es dürfte in Deutschland selbst in Zeiten der Not, wir wir sie heute durchleben, nicht vorkommen, daß eine alte stolze Dorfeiche für 2250 Mark an einen Pantinenfabrikanten verkauft wird — daß trunkene Burschen eine uralte Linde ausbrennen, indem sie in ihrem hohlen Stamm ein Feuer anzünden. Es ist auch ganz unnötig, schöne alte Balkenhäuser mit Rauhputz zu bewerfen, um ihnen ein „mo-

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

✚ Magerkeit ✚
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Wildhirt & Eilbrecht
Offenbach a. M. 2.
Spezialfabrik v. Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle.
Katalog gratis.

Aufwärts-
strebende verlangen
Prospekt Nr. 12
unter Berufsangabe.
„Versandhaus Das gute Buch“
Gera-R.

Auskunft umsonst b. **Schwerhörigkeit**
Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo“**. Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht“. München H 2. Kapuzinerstr. 9.**

Hühneraugen, Fußsohlenverhärtung
Hornhautbildung entfernt mit absoluter Sicherheit Reichels „Bosco“. Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Aureol Haarfarbe
seit 23 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 18,- Probe M. 6.00
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin.
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

KÖHLER
NÄHMASCHINEN
Man verlange Preisbuch
HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG S.A.

Digitized by Google

dernes" Aussehen zu geben, und uralte Stadttore einzureißen, aus Furcht, sie könnten den Verkehr hemmen. Es sind aus falscher Wichtigtuerei eine Menge solcher Sünden begangen. Der sogenannte Nützlichkeitsstandpunkt ist oft genug zur Barbarei ausgeartet. Kommt heute noch der Umstand hinzu, daß das Ausland, besonders Amerika, mit Eifer und Vorliebe schöne „Erbstücke" ankauft und der Deutsche leider nicht die nötige Widerstandskraft diesen hohen Preisen gegenüber beweist. Vielleicht würde dies anders sein, wenn die Schule schon darauf hinwirkte, echten und rechten Heimatsinn zu wecken.

Vorbildlich muß das Vorgehen des sächsischen Kultusministeriums genannt werden, das die Veröffentlichungen des Landesvereins „Sächsischer Heimatschutz" an Schulen, denen die Mittel für die Beschaffung fehlten, ankaufte, um sie an Lehrer und Schüler gelangen zu lassen.

Es wäre zu wünschen, daß auch in andern deutschen Ländern auf diese Weise die Heimatschutzbestrebungen gefördert würden. Gerade die deutsche Lehrerschaft, die immer die Pflege der Ideale zu ihren Aufgaben rechnete, als Mitarbeiter zu gewinnen, müßte für diese wahrhaft vaterländischen Bestrebungen von großem Nutzen sein.

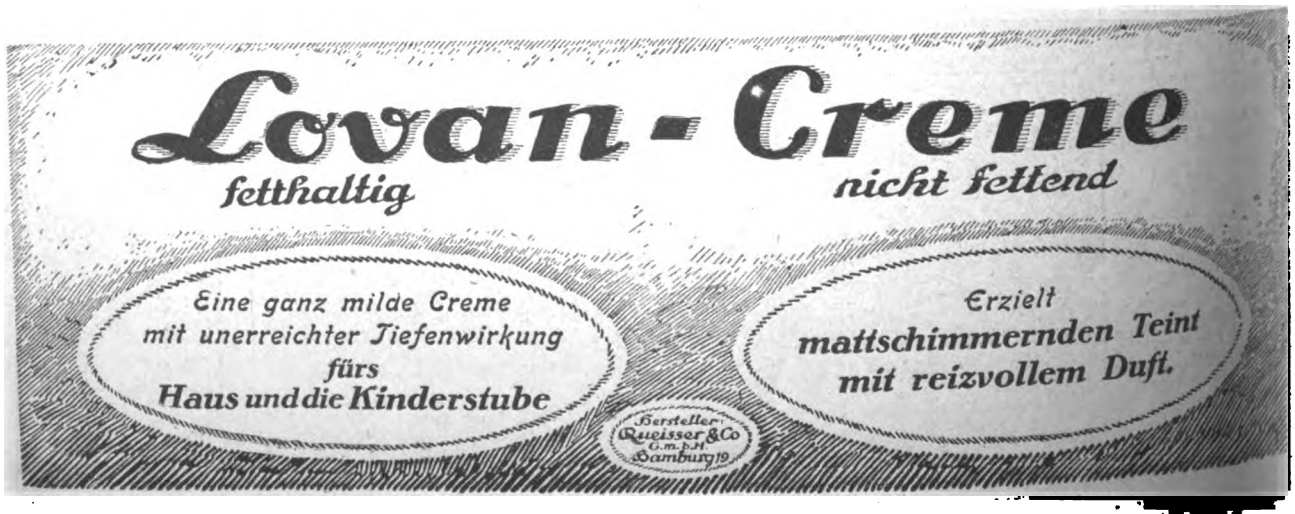
ke.

Die Not der geistigen Arbeiter.

Daß auch vor dem Kriege viele, ja die meisten Vertreter gelehrter Berufe nicht mit Reichtum gesegnet waren, steht fest. Aber die Not der geistigen Arbeiter tritt heute um so mehr hervor, als jeder ungelernte Arbeiter ein Auskommen hat, das den Lebensmittelpreisen, überhaupt der erhöhten Aufwendung für den gesamten Lebensaufwand einigermaßen entspricht.

Aus einer Umfrage, welche die Vereinigung der Privatdozenten an der Universität Halle zu Beginn dieses Jahres ihren Mitgliedern vorlegte, um ein klares Bild über ihre wirtschaftliche Lage zu erhalten, ergaben sich folgende Feststellungen: Von den 64 Privatdozenten antworteten 43. Davon sind 22, die eine ärztliche Praxis ausüben. Alle sind Männer im Alter von 35—45 Jahren, die im Durchschnitt 7—8 Jahre in der Arbeit ihres Berufes stehen. Sie haben ein Durchschnitts-Jahreseinkommen, sofern sie nicht Mediziner sind, von 1071 Mark. Das höchste Einkommen belief sich auf 5000, das zweithöchste auf 3327, das kleinste auf 50 Mark. Zwei der Privatdozenten bezogen eine Jahresremuneration von 1200—1500 Mark. Vier andere waren im Nebenamt Assistenten.

Nun sind zwar inzwischen in Preußen die Kolleggelder um ein Drittel erhöht worden — aber was will das in Anbetracht der immer noch steigenden Lebensmittel und der Preise für die Kleidung bedeuten! Das Endziel dieses Berufs, eine bezahlte Professur, ist überhaupt nicht allen Privatdozenten beschieden! Soll diesen Männern weiter nichts bleiben als die Befriedigung, die ihnen ihre Arbeit bietet? Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so entsetzlich trostlos wäre.



Digitized by Google

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint

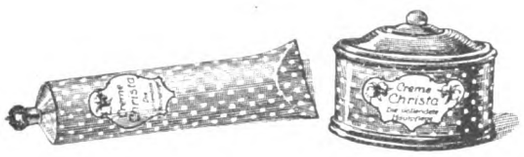
durch

Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 8.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57



Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit

durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co, Chemische Fabrik, Berlin W57. Abt. T 4

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche
in Veilchen, Kamille
Teer, Eau de Cologne

stark schäumend
von zartem Wohlgeruch
gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Berlin W57

JEDE DAME

erhält zarten u. blühenden **Teint** nach Gebrauch unserer preisgekrönten

Hautcreme Lenima

Büchse M. 6,50 geg. Nachn. (disk.)
Versandhaus Lenima
Dresden N. 30. 6. Postscheckkonto Leipzig 110274

„Welt-Detektiv"

Auskunftei Preiss Berlin 23

Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Ein neues Gesicht

Der einzige Weg zur Beseitigung aller Hautunreinigkeiten, hartnäckig. Pickel u. Mitesser durch vollständige Erneuerung d. Gesichtsoberhaut mit der seit fast 30 Jahren glänzend bewährten und ärztlich empfohlenen

Schälkur

Die neue Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit von allen Hautfehlern. M. 23,50

Otto Reichel, Berlin 61

SO, Eisenbahnstr. 4. Spezialhaus f. biolog. Haut- u. Schönheitspflege.

Zuckerkranke!

wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit

Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

Blasenschwäche!

wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Englbrech", München W 2, Kapuzinerstr. 9.

Best.: Cubeben 5 gr, Anis, Fenchel je 2,5 gr, Zucker 20 gr u. Schleimstoff!

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

Rätsel.

Wer ist's, der treu das Haus bewacht,
Die Herde auch bei Tag und Nacht
Und, wenn ein Dieb sich nahte sacht,
Ihn rasch zur Umkehr hat gebracht.
Doch zum Gespötte wird gemacht,
Wenn er nach einer luft'gen Nacht,
Von dem Besitzer unbedacht
Wird ahnungslos mit heimgebracht? R. Greverus

Scherzrätsel.

Es braucht mich Pflanze, Mensch und Tier
Zu fröhlichem Gedeihn;
Selbst wenn ich Kopf und Schwanz verlier',
Werd' ich noch übrig sein.

Scharade.

Die eins ist ein gar nützlich Tier,
Im Felde zeigt zwei, drei sich dir;
Das Ganze in schlichtem Kleide
Grüßt dich auf grüner Heide.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Magisches Quadrat: Nase, Abel, Seil, Elle.
Buchstabenrätsel: Genesen, gewesen.
Rätsel: Schade, Schande.
Zwei Silben: Der Faulpelz.
Bilderrätsel: Verstand ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demut gefaßt ist.

Creme Mouson

Ein elegantes Aeußere, ein gesunder Körper, ist ohne konsequente Haut-Pflege undenkbar. Das sicherste, vollkommenste Mittel zur Erlangung und Erhaltung einer klaren, ebenmäßigen Haut, bildet Creme „Mouson".

Die überaus schnelle und intensive Wirkung ist geradezu frappant, während der diskret erfrischende Duft einen bestrickenden Einfluß auf die Umgebung ausübt. — In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Alleinige Fabrikanten: J.G. Mouson & Co, Frankfurt a/M.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf! Tausch! Verkehr

Biete an:

1 Zeißglas 6×, 1 Gemälde (Orig., Motiv Schneekoppe) in breitem mod. Goldrahmen. Angeb. an **Frau W., Cunnersdorf i. R.**, Gemeindeamt.

Stellenangebote

Suche z. bald Eintritt eine tüchtige **Stütze** aus besserer Familie, nicht unter 28 Jahren, d. i. ganzen Haushalt erfahren ist, kochen, einmach., nähen, bügeln kann u. gern überall hilft. Vertrauensstell. u. Familienanschluß. Zeugnisabschr. u. Gehaltsansprüche an Frau **Otto Schleicher**, Düren Rhld., Bonner Str. 43. *

Für herrschaftl. Haushalt in Darmstadt zum sofortigen Eintritt ein **tüchtiges, zuverlässiges**

Hausmädchen

mit Referenzen bei entsprechend hoher Entlohnung gesucht.

W. Goebel, Fabrikbesitzer, **Darmstadt, Herdweg 60.**

Suche eine einfach. **Stütze,** die am Büfett und Haushalt tätig sein muß. Schneidern erwünscht. **Finsterwalde, Ratskeller, Gottfried Reißig.** *

Im Oscar-Helene-Heim f. Heilung u. Erzieh. gebrechl. Kinder, **Berlin-Dahlem**, werden gebildete **Mädchen** u. **Frauen** im Alter v. 20—30 J. prakt. u. theor. in allgem. Krankenpflege mit anschließ. staatlichen Examen zur Krüppelpflege herangebildet. Näheres durch die **Oberin.**

Intelligentes, sauberes Hausmädchen bei guter Kost und Behandlung **sofort gesucht.**

Café Heuker, Rabenau, Inh. **Herbert Klöden.**

Ehrliches, solides Mädchen, nicht unter 20 Jahren, als

Hausmädchen

für kleinen Haushalt sofort gesucht. Kinderfräulein u. Waschfrau vorh. Zeugn.-Abschr., mögl. mit Bild, an Frau Direktor **L. Muschan, Glashütte i. Sa.** Tel. 27. *

Stubenmädchen,

im Nähen, Plätten und Frisieren bewandert, gesucht. Hoher Lohn, gute Behandlung.

Frau Fabrikbesitzer Krause, Radebeul b. Dresden, Leipziger Straße 23.

Vermischtes

Charakter-Beurteilung nach Schriftprobe 5 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23g.

Wegen Erkrankung meines jetzigen Kinderfräuleins suche ich zum **möglichst baldigen Eintritt**

Kindergärtnerin I. oder II. Klasse

zu zwei Knaben (7 und 2 Jahre). Bewerberinnen, die der französischen Sprache mächtig sind, erhalten den Vorzug. Angebote unter Angabe von Referenzen und Lichtbild an *

Frau Fränzel Fatio, Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 31A.

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Herzenswunsch! Feingeb. Dame, evgel., Anf. 30, brünett. mittelgr., vollschl., wenig materiell. Gut., still., tief. Wesens, sucht feinsinnigen Lebenskamerad. Zuschr. u. **R. 7209** bef. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Ältere kinderlose Witwe, Besitzerin eines gr. Unternehmens u. eleganten Hausstandes, jähr. Brutto-Einnahme 80 000 M., wünscht behufs späterer **Heirat** m. pens. Offizier od. höher. Verwaltungsbeamten, Ende fünfziger, in Briefwechsel zu treten. Angebote unter **D. 7217** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Dame, 30 J., ev., große, eleg. Erschein., geb., gemüt. u. charaktervoll, früh. staatl. Schwest., gut. Fam., ersehnt Neigsehe m. ritterl. vorn. Herrn i. ange. Stg., b. 50 J. Auch Witw. m. Kd. Verschw. selbstst. Verm. verb. Zuschr. erb. u. **T. 7229** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Postass.-Ww., 32j., brünett, mittelgroß, evgl., gesund, häuslich u. fürsorgl., behagl. Heim, einig. Vermög., doch 2 ges. Kinder, 6 u. 7 Jahr., sehnt sich nach lang. Einsamkeit wied. nach gebl. d. Lebenskameraden, welch. Aufrichtigk., Treu. u. Herzensgüt. schätzt u. einwandfr. Ruf bewert. Sehne m. n. ein. Vater f. m. Lieblinge, welch. auch mir ein gütig. Berater u. Schutz ist — sow. d. ehrl. Will. bef., Liebe u. Sonne d. Heim z. biet. Bildoff. erb. u. **U. 7230** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Ingenieur,

43 Jahre alt, gesund, von angen. Äußern u. gr. Figur, 20 000 M. jährl. Eink., 10 000 M. Verm., wünscht feingeb. Dame v. tadell. Vorleben, bis 35 Jahre alt, zwecks späterer Ehe kennen zu lernen. Werte Damen oder d. Angeh. werd. gebeten Antworten hierauf vertrauensvoll unter Angabe der Verhältn. unter **S. 7228** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** zu senden.

Maschinenfabrikant, Ende 20er Jahre, evang., mit eigen. Vermög., gutgeh. Geschäft, s. gutsituierte und verträgl. Lebensgefährtin. Kriegerwitwe od. jg. Damen mit Vermög., den. a. ein. harmon. Ehe gelegen ist, w. gebet., ihre w. Adress. unt. Klarleg. d. Verhältn. u. Bild an **O. B. & C. 100,** hauptpostl. **Gera-R.,** z. s. Diskr. Ehrensache. Anon. zwecklos. Bild z.

Ehevermittlung seit 1900

für alle Kreise. Erfolgreicher Korrespondenz-Zirkel. — Frau Lambeck, Charlottenburg, Schillerstr. 20.

Herrlich gelegene Burg am linken Rheinufer,

St. Goar-Bingen, zu verkaufen; sofort beziehbar; mit vollständiger Einrichtung; 12 Wohn- und Schlafzimmer, grosse Rheinterrasse, Logierhaus, Pförtnerhaus, Wohnung für Verwalter, Gärtner und Dienerschaft. Stallung, Garage, Obstgut, schattige Spazierwege, Forellenfang, Weinberg, Kelterei, Felsenkeller. Wirklich reelles Objekt. Feste Forderung eine Million Mark, Hypothek in jeder gewünschten Höhe. Schönes Motorboot kann übernommen werden. Besichtigung 28. Jun bis 10. Juli nur für ernsthafte Käufer. Vorherige Anmeldung bei Burgverwalter **Fendel, Niederheimbach a. Rh.**

Fritz Podszus

Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Inniges Eheglück

ersehnt Brauerei-Besitzer, 38 J., sehr vermögend, mit großem Einkomm., an der Seite einer **edlen Gattin.** Werte ausf. Briefe m. Ang. d. Fam.- u. Vermög.-Verh. u. Bild zunächst unt. **H. 1114** an **Frau Marga Evers, Villa Quisisana, Kurort Klotzsche i. Sa.**

Mitinh. e. n. Buch- u. Papierhdlg., 40 000 M. Verm., evgl., stattl. Ersch., Mitte 40, wünscht Bekanntsch. evgl., stattl. Dame m. tüchtig. Gemüt, n. üb. 35 J. Verm. erwünscht. Es. auch **Einheirat** i. bestehd. Geschäft. Off. u. **F. 7219** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Heiratsuchende

auch nach Schweiz, verlangen „Glückliches Heim" mit guten Partien, auch **Einheirat.** Probenummer Mark 1.50. **Heimverlag, Uhlidingen-Bodensee.**

Tierarzt, 30, sucht sein Ideal, um s. bald glückl. zu verheir. Auch unvermögende Damen a. gut. Famil. w. schreib. u. **Hga. 20/288** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Suche für meinen Freund, Kaufmann, vermögend, aus guter Familie, vornehme, nat. Gesinnung, 33 Jahre alt, evang., gesund, gute Erscheinung, **zwecks Heirat** wohlerzogene, häusl., vermögende Dame, am liebsten Gutsbes.-Tochter. Nur ernstgemeinte Annäherg. durch Eltern od. Verwandte unter Zusicherung vollst. Verschwiegenheit erbeten an **Tm. 258 Nebenstell des „Berl. Lokal-Anzeigers", Potsdamer Str. 9.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. hat als erstes, größtes und weitverbr. Unternehmen eine Organisation des Sichfindens eingerichtet, die i. beispiell. Weise Gelegenheit bietet, unter Gleichgesinnten passende Lebensgefährten zwecks Eheanbahnung kennenzulernen. — Tausende v. Erfolgen. Verlangen Sie uns. Interessenten schr. gegen Einsendung von 70 Pf. von:

Verlag G. Bereiter, Leipzig, oder von Verlag G. Bereiter, München 607, Maximilianstr. 31.

Geb. Landwirt aus gut. Fam., 32 J. alt, ev., mittelgr., a. Inspektor i. Mecklenb. tät., s. Verbind. m. vermög. u. best. Dame zwecks Heirat zum Antausch eines Gutes. Off. unt. **E. 7218** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Globin
beste Schuh-Krem
gibt mühelos schönsten dauerhaften Hochglanz färbt nicht ab u. erhält das Leder.
Überall zu haben.
Allein. Fabrik: Fritz Schulz jun. A.-G. Leipzig.

Digitized by Google

Symbolische Bedeutung der Kleidung. Kleider sollen ohne Bedeutung sein? — Bei Geschöpfen, die es gewohnt sind, gekleidet zu gehen, die überdies ihr Bild im Bewußtsein widerspiegeln, ist das Gewand nicht unwesentlicher als der Leib. Die bedeutenden Menschen dürften auch selten sein ((so häufig die Esel sind), die ihren äußeren Stil nicht irgend einmal gefunden und dann treu an ihm festgehalten hätten. Die Gottesgabe der Eitelkeit hat viel Gutes zur Folge: wer seine Tracht mit seiner Natur in Einklang gebracht hat, genügt damit nicht allein seinem persönlichen ästhetischen Bedürfnis, beweist nicht nur seinen Mitmenschen Rücksicht, er hat sich erst eigentlich ein Ausdrucksmittel geschaffen. Weshalb zieht sich der feinfühlige Mensch zum geselligen Beisammensein um? Weil er mit dem Gewand den Menschen wechselt. Im gleichen Sinn macht erst der gefundene äußere Stil den inneren Menschen ganz frei. Keiner ist wirklich ohne Eitelkeit, noch soll er es sein; jeder sieht sich selbst im Spiegel. Daher tritt er viel unbefangener auf, wenn seine Erscheinung seinem Wesen entspricht. Hiermit ist der Mode ihre Berechtigung nicht aberkannt, im Gegenteil: dem Durchschnitt wird immer sie die bestmöglichen Ausdrucksmittel verleihen, weil diesem das hervorragende Besondere fehlt und die allgemeinen Umrisse eines Menschenschlages von der Mode meist vollkommen verstanden werden.

Aus: Graf Hermann Keyserling, „Das Reisetagebuch eines Philosophen", dritte Auflage, 1920, Otto Reichl Verlag in Darmstadt.

Für glückliche, oft ganz schmerzlose Entbindung.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Für weiße Schuhe

„Erdal" Schuhweiß

Die richtige harmonische

Klavierbegleitung

der linken Hand zu jeder Melodie lehrt Methode Levers M 18.—. Müller, Freiburg i. Br., Schreiberstr. 14.

Morgenrot Venus

erlangen größere Brustfülle, vollere Formen u. frischeres Aussehen ohne Taille und Hüften zu erweitern, durch **Lenclos-Nährpulver od. Lenclos-Kraftpillen**, die zugleich eine natürl. Kräftigung für **Blut und Nerven** bewirken. 30 Jahre erfolgreich bewährt. Mk. 10,— **Otto Reichel, Berlin 61** SO, Eisenbahnstr. 4.

Ascaridin das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene.

Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—

Salbe: (Madenwürmer) M. 4.50

IN ALLEN APOTHEKEN.

All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Gallensteine

beseitigt schmerzlos unser ärztlich empfohlenes **Beugamit.** Prospekt gratis.

Beumers & Cie., Köln, Salierring 55.

Jeder unterwirft sich Ihrem Willen

wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur, in sein. Werke

Hypnotische Unterrichtsbriefe.

Mit 19 Abb. u. genauen Angab. Pr. 9.60, geb. 13,20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: Ueber das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisier. Stettiner Zeitung: Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmänn. anerkannt.

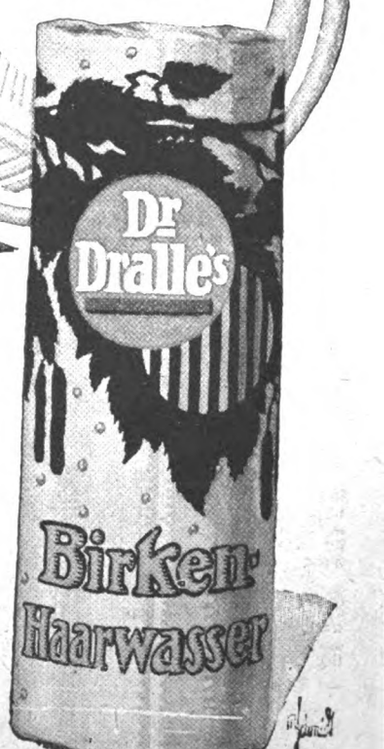
Orania-Verlag, Oranienburg-H. 168.

Vorzügliches **Nähr- und Kräftigungsmittel** für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder. Preis pro Karton M 4.-

Alleinige Fabrikanten **C. F. Asche & Co** Hamburg Pinnebergerweg 22-24

Haarausfall und Schuppen?

Nehmen Sie



Es ist die Original-Marke! Verwenden Sie es regelmäßig, und Sie werden über die günstige Beeinflussung Ihres Haares überrascht sein!

Digitized by Google

Mit dem Belichtungsmesser „Belsypa" irrt sich der Photograph nie.

Preis M. 7.50 ausschl. Porto

Hamburger Chemische Fabrik Hamburg Norderstr. 161

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Raucherdank! ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.

Bad Ems gegen Katarrhe

der Luftwege (Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus. Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission.

Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens. Thermal-Bäder / Emser Wasser (Kränchen) / Emser Pastillen (Staatl. Ems) / Emser Quellsalz (Staatl. Ems)

Einreise unbehindert, Polizeipaß mit Lichtbild genügt z. Einreise

Staatl. unt. fachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtig d. Nierenkrankheiten

Gegen Gicht, Rheuma.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main)

Blasen-Nieren- u. Gallenleiden.

Magenleidende verlangt gratis meine Broschüre über Entstehung, Linderung und Heilung von Magenkrankheiten. Ueber 20000 freiwillige Dankschreiben. H. Welter, Niederbreisig 18, Rhein.

Die nachbenannten

Badeplätze

des besetzten Gebietes

sind wieder in vollem Betrieb.

Zur Einreise und zum Aufenthalt genügt deutscher Reisepaß mit Lichtbild. — Unbeschränkte Bewegungsfreiheit.

Bad Aachen * Bad Bertrich * Bad Dürkheim (Pfalz) * Bad Ems
Bad Godesberg * Bad Königstein * Bad Kreuznach
Bad Neuenahr * Bad Soden am Taunus * Wiesbaden.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich. Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik im Häusl. u. i. gut. Lebensst. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
B. Haushaltungsschule.
C. Landwirtschaftliche Frauenschule
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preußen.

Gera (Reuß). Töchterheim Weise, Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. B. Wissenschaften und Musik.

Gernrode Töchterheim „Brunhild", vornehmes Haus, jeder Komfort. Park, Wissenschaften, gesellschaftliche, häusliche Ausbildung. — Beste Verpflegung. — Ia Referenzen. — Prospekte.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. „Fremdenheim Villa Fortuna" Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterr. f. Damen jed. Alt. G. E. Wels (gegr. 1843: Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Rhöndorf-Honnef * Villa am Rhein - neutrale Zone - * Töchterpensionat Steinkühler bildet junge Mädchen aus zur Selbständigkeit im gesamten Hauswesen, in gut bürgerl. Küche, Einmachen, Gartenbau, feinen Handarbeiten, Brennen, Schnitzen, Malen, Flechten, Metallplastik, Wäsche- u. Kleidernähen, Musikunterr., Tennis, Tanzen, wissenschaftl. Fortbildung nach Wunsch. — Erholungsbedürftige werd. besond. beachtet. — Gute Verpfleg., feine Geselligkeit, herzlich. Familienleben. Ausgedehnte Anlagen, gr. Obsthof, Gemüsegärten, Geflügelzucht. — Näheres Prospekt. — Beste Empfehlungen. Gut besucht.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Haush., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.

Ländl. gesunder Aufenth. m. Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen. Halb- und Jahreslehrgang. Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft, Fortbildung. Gründliche praktische [illegible] Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, geb.

Waltershausen bei Bad Friedrichroda. Haushalt-Pensionat Ködik. Gel. Lage, eigene [illegible] m. groß. Gart. Grün. Hausb., inkl. Koch., Bü. Weißn., Schneid. bis zu d. feinst. Handarb., Mus., Sprach., Deutsch., Lit., Kunstbetr. fein. Umgangsf., l. Ref. Liebev. Aufn., herzl. Fam.-Leb., Pens.-Pr. halbjährl. 1100 M.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Gülden Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. [illegible] Ausführl. Drucksachen stehen z. V.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb., prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Gr. G.

Weimar, Hartlstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beauft. Wissensch., gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. E.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. [illegible] schule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Ref. geeignet i. [illegible] d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruel, Sch.

Schulen und Lehranstalten

Dr. Fackelmann's Einj.-Prima-Abitur.-Anstalt. Frauen u. Jungfr. [illegible] Berlin W 15, Hohenzollernbamm 166. Prosp.

Bublitz i. Pom. Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen Vorbereitung. Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Ref.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas". Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Private Chemie-Schule für Damen, verm. Dr. Max Vogtherr Inhaber: Dr. H. Vogtherr u. Dr. C. Massatsch :: Leiter: Dr. H. Vogtherr :: Berlin SW 11, Hedemannstr. 13/14. Reichhalt. Laboratoriumseinrichtungen. Gründl. u. vielseit. Ausbild. Lehrplan-Prospekt.

Clementinenhaus Hannover. Staatl. anerk. Krankenpflegeschule für Frauen u. Jungfr. e. gründl. Ausbildung i. Alt. v. 19—30 J., d. sich d. Krankenpflege unt. d. Rot. Kreuz widmen wollen, wird Aufnahme. Ausb. u. Altersversf. Näh. unt. Einreich. d. Lebenslaufes durch d. Oberin.

April — Ausbildung zu — Oktober

Privat-Sekretorium

Bünack & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. etc. Triebseerschaussee 22.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionen jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 1.— in Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geisteskranken, Epileptischen und [illegible] besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die [illegible] B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 28. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Die Stadt der Schrebergärten.

Zur Förderung der Volksgesundheit leisten die unter dem Namen der Schrebergärten oder Laubenkolonien bekannten Kleingartenanlagen wertvolle Dienste. Welche Erfolge die Bemühungen um die Entwicklung des Kleingartenwesens bisher gezeitigt haben, läßt eine im „Statistischen Jahrbuch deutscher Städte“ veröffentlichte Untersuchung erkennen. Berechnet man die Zahl der auf je tausend Einwohner entfallenden Kleingärten, so steht an erster Stelle Flensburg, das man hiernach geradezu als die „Stadt der Schrebergärten“ bezeichnen kann. Auf die angegebene Zahl von Menschen kommen in Flensburg nicht weniger als 35,7 Schrebergärten. Den zweiten Platz nimmt Bremen ein mit 31,5 Kleingärten auf je 1000 Bewohner, dann folgen Kiel mit 22,9, Halle a. S. mit 17,5 und Dresden mit 12,2 Schrebergärten auf je 1000 Menschen. Verhältnismäßig günstig gestellt sind unter den deutschen Städten u. a. noch Lübeck mit 9,1, Görlitz mit 7,9, Gelsenkirchen mit 7,5, Neukölln mit 7,1, Frankfurt a. M. mit 6,9, Dessau mit 6,4 Schrebergärten auf je 1000 Einwohner. Dagegen entfallen auf die gleiche Menschenzahl in Breslau nur 3,4, in Magdeburg 2,7, in München 1,2 Kleingärten. An letzter Stelle finden wir Chemnitz

UNTERRICHTS-ANZEIGEN
finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, weiteste Verbreitung.

Digitized by Google

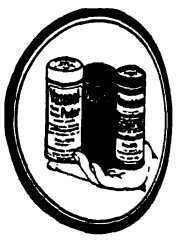
und Nürnberg mit 0,6, Essen a. R. und Crefeld mit 0,5, Dortmund mit 0,4, Hamburg mit 0,3, endlich Berlin-Schöneberg und Freiburg i. B. mit je 0,2 Schrebergärten auf je 1000 Einwohner. Hinsichtlich der Größe der Gartenfläche, die in den einzelnen Städten auf je 1000 Einwohner entfällt, nimmt Kiel den ersten Platz ein mit 11 233 Quadratmeter; es folgen Flensburg mit 10 816 Quadratmeter und Ulm a. D. mit 9154 Quadratmeter. Dagegen müssen sich je tausend Menschen in Crefeld mit 111 Quadratmeter, in Berlin-Schöneberg mit 68 Quadratmeter, in Freiburg i. B. mit 47 Quadratmeter, in Dortmund gar mit 11 Quadratmeter Kleingartenland begnügen. Auch über die Größe der einzelnen Gärten erhalten wir Auskunft. Sie ist am bedeutendsten in Hamburg mit 3332 Quadratmeter, in Ulm a. D. mit 1787 Quadratmeter und in Saarbrücken mit je 1000 Quadratmeter, am geringsten in Bremen und Dortmund, wo wir wahre Liliputgärtchen von 47 bzw. 25 Quadratmeter Durchschnittsgröße finden.

Von der Lebensdauer der Tiere.

Wir besitzen von ihr nur lückenhafte und unsichere Kenntnisse. Sie ist auch innerhalb derselben Tierarten so verschieden, daß von der einen Gruppe keineswegs auf die nahe verwandte geschlossen werden kann. Im allgemeinen hat man erkannt, daß die großen Tiere eine längere Lebensdauer haben als die kleinen. Pferde und Rinder bringen es zu höheren Jahren als Hunde und Kaninchen, die großen Raubvögel leben länger als die kleinen Singvögel. Die Insektenwelt, die aus kleinen und kleinsten Tieren besteht, zeigt diese Erscheinung ebenfalls. Bei den Säugetieren hängt die Lebensdauer in der Hauptsache von dem Gebiß ab. Je langsamer sich dieses entwickelt und je weniger schnell es sich abnutzt, desto länger lebt das Tier. Genauere Beobachtungen in dieser Hinsicht hat man seit langem bei unserem Wild gemacht. Für Hirsche nimmt man dreißig Jahre als Höchstgrenze an, für Rehe etwa fünfzehn. Der Hase erreicht nach Diezels „Niederjagd" ein Alter von sechs, höchstens acht Jahren; für Füchse darf man zwölf bis fünfzehn Jahre als Altersmaß ansetzen, und das gleiche wird man vom Dachs sagen können, während Gemsen wohl an die zwanzig Jahre alt werden können. Von einzelnen Vogelarten wissen wir, daß sie ein sehr hohes Alter erreichen können. Gefangene Adler haben mehr als hundert Jahre im Käfig gelebt; Papageien, Raben, Kraniche und Reiher siebzig, achtzig und mehr Jahre. Das sind freilich auch die stattlichsten Vögel. Bezüglich der jagdbaren Wildvögel ist man bis jetzt noch auf Vermutungen angewiesen. Die Forstleute glauben, daß Birkhühner, Fasanen, Rebhühner und Schnepfen etwa acht bis zehn Jahre alt werden können. Bei allen diesen Schätzungen geht man von der Zeit aus, die gefangene Tiere bei sorgfältiger Pflege gelebt haben, und nimmt an, daß das Tier in der Gefangenschaft nur drei Viertel der Zeit lebt, die ihm in der Freiheit beschieden wäre. Die Forschungen auf diesem Gebiete stecken aber noch in den Kinderschuhen.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der



Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich;

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 28. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Der Kuckuck im Volksmund und Volksglauben.

Weiß der Kuckuck, könnte man versucht sein, zu sagen, weiß der Kuckuck, wie zäh sich die Vorstellungen unserer Urväter über diesen merkwürdigen Vogel in unserm Volke erhalten, obwohl heute die allermeisten gar nicht wissen, wie der Kuckuck zu all den Kenntnissen und Fähigkeiten kommt, die man ihm in den zahlreichen Redensarten zuschreibt, und zumal eben diese allermeisten kaum jemals in ihrem Leben einen Kuckuck hören und sehen. „Da ist der Kuckuck los“, „da schlag der Kuckuck drein!“, „scher dich zum Kuckuck!“, „das geht wie der Kuckuck“, und wie die Wendungen alle heißen, — woher stammen diese verschiedenen Beziehungen zu dem Tiere, und woher stammt weiter der Aberglaube, der sich an den Vogel knüpft? Die Antwort auf diese Fragen lautet: Sie gehen auf die religiösen Vorstellungen unserer Ahnen zurück. Schon in der altindischen Göttersage ist der Kuckuck die tierische Verkörperung des Donnergottes, und nach der griechischen Mythologie nahte sich Zeus der Hera in der Gestalt des Kuckucks unter Sturm und Regenschauern. Altarisches Erbe ist es daher wohl auch, daß dem germanischen Wettergotte der Kuckuck heilig ist: den Vogel Donars meinen wir mit jenen Redewendungen, und er lebt in dem alten Volksglauben noch immer fort. Unsere Vorfahren übertrugen nämlich die Macht des Leben und Wachstum spendenden Gottes auch auf das ihm heilige Tier. Daher noch die alte Bauernmeinung, das Gedeihen des Getreides richte sich nach der Häufigkeit der Kuckucksrufe im

„Erdal“
Schuhweiß

Jeder unterwirft sich Ihrem Willen

wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur, in sein. Werke

Hypnotische Unterrichtsbriefe.

Mit 19 Abb. u. genauen Angab. Pr. 9.60, geb. 13,20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: Ueber das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisier. Stettiner Zeitung: Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmänn. anerkannt.

Orania-Verlag, Oranienburg-H. 168.

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt.

Masch.-, Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

○ Programm frei. ○

Fabriklehrwerkstätten.

Praktikanten

finden in unserm Betriebe Aufnahme zwecks **Ausbildung** im **Maschinenbau.** Beding. auf Anfrage.

Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Illmenau i. Th.

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren Selbstbehandlung von

Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg GK.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik

Petri & Lehr

Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Auskunft umsonst b.

Schwerhörigkeit

Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln **„Echo“.** Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht“.** München H 2, Kapuzinerstr. 9.

itesser

Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige **Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten** werden am sichersten durch **meine seit 30 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel** beseitigt. M. 8.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltarin“. Blutreinigungspulver. Sch. 4.—.

Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 8.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

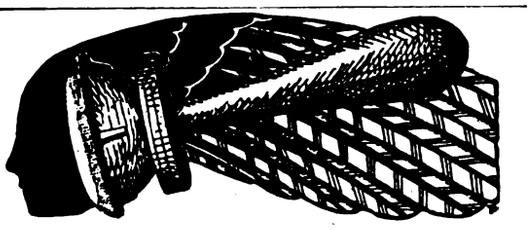
DRAGOL

Mundwasser
Zahnpasta
Haarwasser
Hautcreme
Alt-Lavendelwasser

werden infolge ihrer hervorragenden Güte gern gebraucht und bevorzugt.

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften.

Dragol-Ges. Goetze & Co
Dresden-A.



Du sollst

mit Deiner Haut nicht künsteln. — Volle Durchblutung, befreite Hautatmung allein schaffen's. **Alle** Hautunreinheiten, Mitesser, Pusteln, Runzeln usw. entfernt dadurch **von Grund aus vom ersten Tage an sofort u. vollkommen** der einfache Wikö. Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., gibt jedem Antlitz Frische, Reinheit und Jugend zurück, steigert durch atmosphärisch: Saug- und Druckwirkung sofort alle Zellenkräfte. — Kosmetisches Grundmittel I. Ranges. — Wohltätigste Wirkung, schnellste Erfolge. — Jeder neue Wikö-Kenner unbedingt ein neuer Wikö-Freund.

Preis mit Porto einfach M. 20.50, elegant M. 35.50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 280, Dresden.

Digitized by Google

Frühjahr. Daher auch die Eigenschaft des Kuckucks als Orakelvogel in Heirats- und Todesfragen: den wißbegierigen Mädchen sagen seine Rufe, wieviel Jahre sie noch ledig bleiben, den Brautpaaren wieviel Kinder ihnen erblühen werden, und alle andern schließen aus der Zahl seiner Schreie, wie lange sie noch zu leben haben. Die Weisheit des Gottes wohnte eben nach dem Volksglauben auch seinem Vogel inne, die Allwissenheit jenes war auch seine Stärke; unsere Redensart: „Das weiß der Kuckuck" geht auf diesen Glauben zurück. Wir wissen ferner, daß die christlichen Missionare die alten religiösen Vorstellungen in unserem Volke, die sie nicht ausrotten konnten, umschufen und aus den alten Göttern Heilige oder Teufel machten. Donar vor allem wurde in den Teufel umgedeutet, und auch sein Vogel teilte dieses Schicksal: der Kuckuck wurde zu einem teuflischen, bösen Geiste. „Plagt dich der Kuckuck?", „Geh zum Kuckuck!", „Wen bringt der Kuckuck da her?, „Der Kuckuck soll dich holen!" sind Redewendungen, die auf der Vorstellung vom Kuckuck als einem gefährlichen Geiste beruhen, und den Flüchen „Zum Kuckuck!", „Potz Kuckuck!" und dem milderen „In Kuckucks Namen" liegt die gleiche Beziehung zugrunde. Wir brauchen ja dieselben Redensarten mit dem Teufel selbst statt mit dem Kuckuck, mit Donar also, statt mit seinem heiligen Vogel und Stellvertreter; das Wort Kuckuck ist hier eigentlich nur ein milderer und verhüllender Ausdruck für das grobe „Teufel" (in dem letztgenannten sogar für „drei Teufel"), — wir sind dergleichen sanfter klingende Abschwächungen ja auch sonst gewohnt. — „Das geht wie der Kuckuck", sagt man, wenn etwas sehr schnell geht, wenn es „wie der Blitz" geht, — der Blitz aber ist Donars Werk; also auch hier die uralte Beziehung. — Wo „der Kuckuck los" ist, da geht es lärmend und toll her; wo beim Gewitter polternd und unheimlich, wie in der Hölle gefährlich und graufig. — „Davon verstehst du nicht den Kuckuck", sagt man zu einem Menschen ohne jede Kenntnis von der betreffenden Sache, zu einem, den man sonst auch einen „dummen Teufel" zu nennen pflegt. — die Beziehung zu dem zum Teufel gestempelten Donar verleugnet sich auch in dieser Wendung nicht. Und sollte nicht auch die spöttische, scherzhafte Bezeichnung des preußischen Wappenadlers als „preußischer Kuckuck" aus demselben Gedankenkreise stammen? Der Teufelsvogel als untergeschobenes Sinnbild des strengen, unbeliebten, bösen Preußentums? — Endlich finden wir auch in den Namen der Pflanzen Kuckuckslichtnelke und Ackergauchheil (Gauch = Kuckuck, Gutzgauch) die Beziehungen zu dem alten Gotte wieder. Die Blüten dieser Pflanzen sind rot; rot aber ist Donars Farbe, die Farbe des Leben spendenden und Leben vernichtenden Feuers. Die uralte Wertschätzung des heiligen Vogels hat sich auch in der mittelalterlichen Heilkunde erhalten. Man wandte nämlich die Asche des verbrannten Kuckucks als Mittel gegen die Schwindsucht an, und damit tat man dasselbe, was die Vorväter taten, die die dem Kuckuck innewohnenden lebenfördernden Kräfte Donars den Kranken dadurch zuzuführen glaubten. — So erbt sich in den Kuckucksredensarten ein gut Teil Jahrtausende alter Vorstellungen fort, dem einfachen Verstande verborgen, dem aber, der die Worte zu deuten versteht, reizvolle Blicke in ferne Zeiten gewährend.

P. H.

Der geistige Arbeiter: „Schade! Wenn ein Schuster studieren müßt', nachher wären die Schuh billiger!" (Jugend Nr. 24, 1920)

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)

Nr. 27 Nymphe

Dekam Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter und neuer Meister i. künstlerischer Ausführung

Wie Originalgemälde auf Blendrahmen :: gezogen, ohne Glas zu rahmen ::

Spezialität: Von Künstlerhand mit besten Oelfarben übermalte

„Dekam Gemälde"

Wirkung wie Originalgemälde.

Dr. Karl Meyer, G.m.b.H., Leipzig-Wahren 6.

Vertreter in allen Teilen Deutschlands und im Auslande gesucht!

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik **Rich. Mauue** Dresden-Löbtau 8. Katal. gratis.

Raucherdank! ges. gesch., ermögl. in wenig Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutachtet. Wirkg. verblüff. Voll unschädl. Tägl. Anerk.-Aussc. umsonst. Institut Engelbrecht München B 5. 4. Lenbachplatz 3

Yohimbin-Secithin auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**

30	60	120 Port.	für Frauen 50	100	200 Port.
21,60	39,60	72 M.		30 56,40	108 M.

Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover 14.

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes unschädliches **„Fernasol"** Erfolg verblüffend, viele Dankschr. Garantie Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen meist erforderlich. M. 11.— Diskr. Versand nur durch **Horsa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Aufwärts-

strebende verlangen **Prospekt Nr. 12** unter Berufsangabe.

„Versandhaus Das gute Buch" Gera-R.

Achtung! Achtung! Vollendete Schönheit, Volle Büste, jugendfrisches Aussehen erhält jede Dame durch **Carvi Creme Bon.** Keine Pillen od. Pulver. Millionenfach bewährt. Unzähl. Dankschr. Tube 8.50. Packg. z. Selbstkostenpr. **J. Hein, Versandhaus Kosmetikum, Marienwerder Westpr. Kl. Waisstraße 4.**

Wenn Sie gegen **Rheumatismus, Gicht,** gichtartige Beschwerd., Ischias, Nervenschmerz., alles umsonst oder ohne dauernden Erfolg angewandt, lassen Sie sich meine ausführliche belehrende Broschüre kostenlos portofrei senden. Spezialarzt Dr. med. Dammann, Berlin W 303, Am Karlsbad 33 c. Sprechzeit 9—11, 2—4. Sonntag 10—11 Uhr.

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Institut „Engbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 8.**

„SPORT IM BILD"

bringt am 23. Juli

eine

Bade-Spezialnummer

heraus.

Vornehme Ausstattung, mehrfarbiges Titelbild, verstärkter Umfang, künstlerische und illustrative Ausschmückung des sehr reichhaltigen Inhalts.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Digitized by Google

Die Arbeit als Retterin.

Darin sind alle Parteien einig, daß uns einzig und allein „Arbeit" vor dem vollständigen Untergang retten kann. Wie fördert man die Arbeitslust? Diese Frage wird von allen gestellt und von jedem anders beantwortet.

Das Reichsarbeitsministerium begründet einen „Reichsausschuß zur Förderung der Arbeitswissenschaften". Dort soll alles gesammelt werden, was jemals über die Arbeit, den Menschen als Arbeiter im weitesten Sinne erforscht wurde. Daraus will man lernen, den rechten Arbeiter an die rechte Stelle zu setzen. Deutschland erhält wiederum eine neue und, wie behauptet wird, sehr wichtige und, wenn sich die richtigen Männer dazu finden, segensreiche Organisation. Möchte das Werk gelingen.

Aber abgesehen von diesem Apparat zur Erforschung der Arbeitswissenschaft, sollten alle Erzieher, alle Eltern und Lehrer das Wort des Weisen Salomo zur Richtschnur nehmen, das von der Köstlichkeit eines Lebens, fröhlich in Arbeit, handelt. Erziehung zur Arbeit muß sehr früh beginnen. Sie beginne, sobald das kleine Menschenkind imstande ist, zu laufen und die Hände zu regen. Der kleine Bursche (oder das kleine Mädchen) kann schon vom zweiten Jahre an, wenn anders er gesund und kräftig ist, „helfen". Frühmorgens kann er mancherlei kleine Handreichungen tun, wenn sein Bad bereitet wird, und wenn er nur das Handtuch oder den Seifenlappen herbeiträgt. Angefangen mit solchen kleinen Leistungen, schreite man fort und lasse den heranwachsenden Menschen teilnehmen an der Verantwortlichkeit, die unserem Dasein auferlegt wird. Arm, wie wir sind, müssen wir sparsam leben lernen, können keine Bedienung gebrauchen, müssen sogar „Verdiener" werden.

Eine Umwertung dessen, was sich für den Gebildeten schickt, ist sehr notwendig. Die polierten Nägel werden dabei flöten gehen, wenn ein Mädel Garten- und Hausarbeit übernimmt — sauber können diese Hände trotzdem sein. Auch schön und wohlgebildet. Eine ausgearbeitete Hand, der man ansieht, daß sie zugreifen konnte, ist schöner als eine „blaße, schmale Frauenhand" — denn sie erfüllte ihre Bestimmung. Arbeiten können, ist eine feine und schwere Kunst. Gescheite und gebildete Menschen gehen oft genug zugrunde, weil sie nicht arbeiten können. Mit Erfolg arbeiten, heißt sich sammeln, seine Gedanken zügeln können. Das Fremdwort „Konzentration" drückt diesen Zustand vielleicht noch besser aus. Fleiß und Geschick müssen sich wie Verdienst und Glück zusammenfinden, wenn der Mensch Erfolg in seiner Arbeit haben soll.

Ein altes Sprichwort sagt: Fleißige Mutter erzieht faule Kinder. Ganz gewiß! Es ist sehr notwendig, daß eine Mutter zur rechten Zeit ihren Kindern einen Teil von ihrer Arbeit zuschiebt und ihnen zeigt, wie man seinen Tag und seine Arbeit einteilt — so einteilt, daß die Freude zu ihrem Recht kommt, daß der Abend einen rechtschaffen müden, aber keinen übermüden Menschen findet. Wenn alle deutschen Eltern sich dieser wichtigen Dinge erinnern, so wird „der Reichsausschuß zur Förderung der Arbeitswissenschaften" nicht gerade überflüssig werden, aber leichteres Spiel haben.

Leinen für Ausstattung!
Crash, gebl. 83/4 cm 26.— p. Mtr.
" " 140 cm 48.— " "
" geklärt 83/4 cm 27.— " "
Halbl., weiss 48 cm 18.50 " "
" halbweiss 45 cm 15.50 " "
" gemiert 49/50 cm 16.50 " "
Servietten 65×65 cm
per Stück M. 16.50 und 18.50
dazu gehörige Tischdecken
160×130 cm per Stück M. 58.50
Paul Neugebauer.
Leinen- und Baumwollwaaren
Bolkenhain in Schlesien.

Charakterbeurteilung . : :
nach der Handschrift erteilt Graphologische Auskunftei F. Reissmann, Dresden-A., Mathildenstr. 15 H. Beurteilung 3, 5, 10 M.

Idealste Form der Welt
schöne, volle Körpergestalt erhalten Damen durch echt. Nährpulver Arwua in kurzer Zeit. Wirkung i. staunensw. Garantiesch. Kart. 5. M. Margonal, Berlin SW 29.

Bad Ems gegen Katarrhe
der Luftwege (Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus.
Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission.
Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens. Thermal-Bäder / Emser Wasser (Kränchen) / Emser Pastillen (Staatl. Ems) / Emser Quellsalz (Staatl. Ems)
Einreise unbehindert, Polizeipaß mit Lichtbild genügt z. Einreise
Staatl. unt. fachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtig d. Nierenkrankheiten

Warnung für die Hausfrauen!
Schokolade und Kakao dürfen nur verpackt mit Firma und Preisaufdruck verkauft werden. Wer dies mißachtet und lose Ware kauft, läuft Gefahr, verfälschte oder minderwertige Ware zu erhalten.
Verband Deutscher Schokoladefabrikanten E. V.

Tragen Sie „Lupa"

und Sie werden um Ihre formvollendete Figur allgemein beneidet werden. Kein Korsett erz. solch herrliche Linien, wie „Lupa" mit dem regulierbaren Büstenverstärker u. Rückenhalter, einem Stück vereint. Jede Büste, auch d. zarteste erhält dadurch d. gewünschte volle Form. Feste, graziöse Haltung. Nicht nur f. schlanke, sondern auch f. starkleibige Damen geeignet. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab u. hält d. Leib zusammen. Kein Druck auf Magen- und Weichteile. Tausende v. Anerkennungen. Modell 3013 kompl. m. 4 Gummistrumpfh. weiß oder champagnefarbig aus vorzügl. Stoff M. 192.— Taillenweite über dem Kleide angeb. Tausche um od. zahle Geld zurück. Prosp. kostenl. Nur v. alleinigen Hersteller **Ludw. Paechtner** DRESDEN 301, Bendemannstraße 15. Man verl. Katalog d. Abt. B f. moderne Schönheitspflege

Sol- und Thermalbad Königsborn
Eisenbahnstationen: Unna und Unna-Königsborn.
Badezeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.
Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.
Badeschrift und Auskunft unentgeltlich durch die
Badeverwaltung in Unna-Königsborn.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 128. Gegr. 1862.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen, Zandersaal.
Staatl. Bad Nenndorf
Rheumatismus — Gicht
Frauenkrankheiten, Ischias, Hautkrankheiten.
bei Hannover
Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 6.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden (After) würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Haarausfall, Schuppen, Kopfjucken verhütet man durch regelmässigen Gebrauch von Dr. Dralle's Birken-haarwasser

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Teodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
B. Haushaltungsschule.
C. Landwirtschaftliche Frauenschule.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preußen.

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch., gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Halberstadt/Harz. Töchterheim von Frau Pfarrer Theune. Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. Haushaltungsschule „Margaretenheim" inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Bad Kehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Rhöndorf-Honnef Villa am Rhein - neutrale Zone - Töchterpensionat Steinkühler

bildet junge Mädchen aus zur Selbständigkeit im gesamten Hauswesen, in gut bürgerl. Küche, Einmachen, Gartenbau, feinen Handarbeiten, Brennen, Schnitzen, Malen, Flechten, Metallplastik, Wäsche- u. Kleidernähen, Musikunterr., Tennis, Tanzen, wissenschaftl. Fortbildung nach Wunsch. — Erholungsbedürftige werd. besond. beachtet. — Gute Verpfleg., feine Geselligkeit, herzlich. Familienleben. Ausgedehnte Anlagen, gr. Obsthof, Gemüsegärten, Geflügelzucht. — Näheres Prospekt. — Beste Empfehlungen. Gut besucht.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen bei Bad Friedrichroda Haushalt-Pensionat Ködnitz Ges. Lage, eigene Villa a. Walde, m. groß. Gart. Grdl. Erl. d. ges. Haush., inkl. Koch-, Back-, Einm., Weißn., Schneid. bis zu d. feinst. Handarb., Musf., Sprach., Deutsch., Lit., Kunstgesch., Tanz., fein. Umgangsf., l. Ref. Liebev. Aufn., herzl. Fam.-Leb., Pens.-Pr. halbjährl. 1100 M. Prosp.

Schulen und Lehranstalten

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Krauenbergs Vorbereitungsanstalt für die Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Sc[illegible] berung (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste V[illegible] Prosp.

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt, Eisenach. Prosp. über das wissenschaftl. bek., mehrfach staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei durch die Anstaltsleitung.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen Verbandsexamen. Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Ert fr.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Einj., Prim., Abitur u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Dr. Heukel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Haus Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft (Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst. Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Dr. Rusik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Kaiserstraße 12. Schulaust. u. Jahresber. frei.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin)

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschaustr. 23.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte Junge Leute sind sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. im Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wagener's Gartenb.-Sem. Berlin.

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

28)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Mitteldeutschland.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue im Erzgebirge. Sanitäts-Rat Dr. Pillings Sanatorium für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleiden, Stoffwechselkrankheiten, Hydrotherapie, Diätetik, Massage, Elektrische Luft - Lichtkuren, Heilgymnastik, Röntgenkabinett.

Sachsen.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Schweiz.

Arosa „Alpensonne", erstklassiges Kurhotel. Alle Zimmer fließendes Wasser. Prospekt.

Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel, sonnige, windgeschützte Lage. Besitzer: Sieber.

Hotel Bellevue, vornehmes Haus. Sonnenlage. Mäßige Preise. Prospekt.

Basel Grand Hotel Victoria & National, bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer: Paul Otto.

Davos-Dorf Neues Sanatorium, klimatisch erstklassig. Arzt: Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Lugano-Castagnola Kurhaus Monte-Brè. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Vorzügliche Verpflegung uneingeschränkt. Arzt: Dr. Kaufmann.

St. Moritz Savoy-Hotel vornehmstes Ranges in herrlicher Südlage.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung [illegible] B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte [illegible]

Digitized by Google

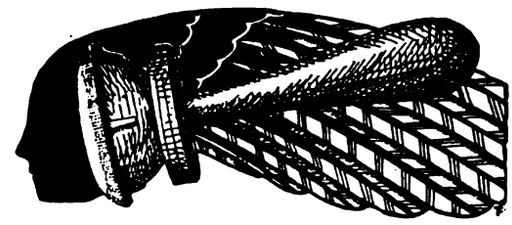
1. Beilage zu Nr. 29 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Gleichklang.

Bist im Worte du, so wähle dir dort aus, was dir gefällt,
Doch für das, was du genommen, laß zurück dein gutes Geld!
Sorglich wirst das Wort du legen vor dein Fenster, wenn es Nacht;
Und wird dir ein Feind sich nahen, tu' das Wort und ziele sacht.
Tut den Schiffen man's im Hafen, fahren sie alsbald hinaus;
Tut man's ihnen in der Fremde, kommen wieder sie nach Haus.
Tust du's deinen fernen Lieben, eilen fröhlich sie herbei;
Tut dir's das Gericht, so fürchte nichts, weißt du von Schuld dich frei!

Renata Greverus.



Sanatol-Präparate sind Edel-Erzeugnisse der Kosmetik und gehören zur vollendeten Schönheitspflege.

Sanatol-Werke, Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümeriefabrik F. Riemenschneider * Frankfurt a. M.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865 Vertreten in allen Städten.

Bitte, denke mal nach!

Warum sagt man zu vielen Lichtbildern: „Stark geschmeichelt“, „um Jahre verjüngt?“ Weil des Herstellers sorgsame Hand alle Unreinheiten, Fältchen und Krähenfüsse mehr oder weniger **wegretuschiert** hat. Gänzlich unretuschierte Bilder würde kaum einer vertragen, und doch leben die meisten Menschen ihr Leben lang **selber immer „unretuschiert“** dahin! Hierin schafft Ordnung gründlich der Wikö: er retuschiert durch wohltätige atmospärische Saug- und Druckwirkung **alle** Unreinheit. Mitesser, Pusteln usw. vollkommen weg, verebnet selbst Falten und Krähenfüsse mit vollem Erfolge. Unreine Haut wird **klar**, müde wird **wach**, welke **wieder straff** und um **Jahre** verjüngt. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat. D. R. G. M., als zuverlässiges, durch **lange Jahre hindurch** wirksames kosmetisches **Grundmittel I. Ranges** ärztlich empfohlen, beruht auf den Förderungen der Blutstauung und der wohltätigen Steigerung vitaler Zellenenergie. Schliesst jede Scheinwirkung und Enttäuschung vollkommen aus. — Tausende von Danksagungen aus allen Kreisen. Jeder neue Wikö-Kenner **unbedingt** ein neuer Wikö-Freund. — Preis mit Porto M. 20,50. Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung. —

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 290, Dresden.

Für weiße Schuhe

„Erdal“ Schuhweiß

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Die drückendste Hitze, das schlechteste Regenwetter vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelauten.

Meggendorfer-Blätter

dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.

Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12 60 Einzelne Nr. Mk 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Verlag der Meggendorfer-Blätter, München

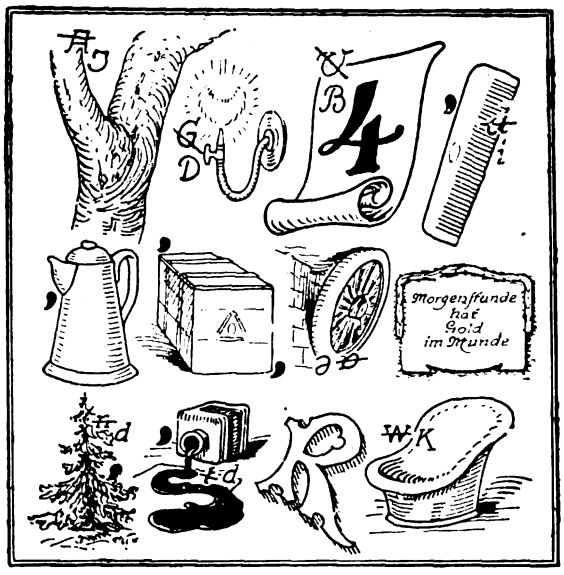
ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Digitized by Google

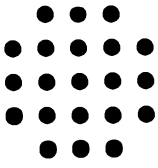
Bilderrätsel. Von Max Handrick.



Zwei Silben.

Eins bot der Lise schönes 2,
Schau, schau! Da war sie gleich dabei
Zog mit ihm nach dem Ganzen fort
Und lebte froh und glücklich dort. E. Schmidt.

Homogramm.

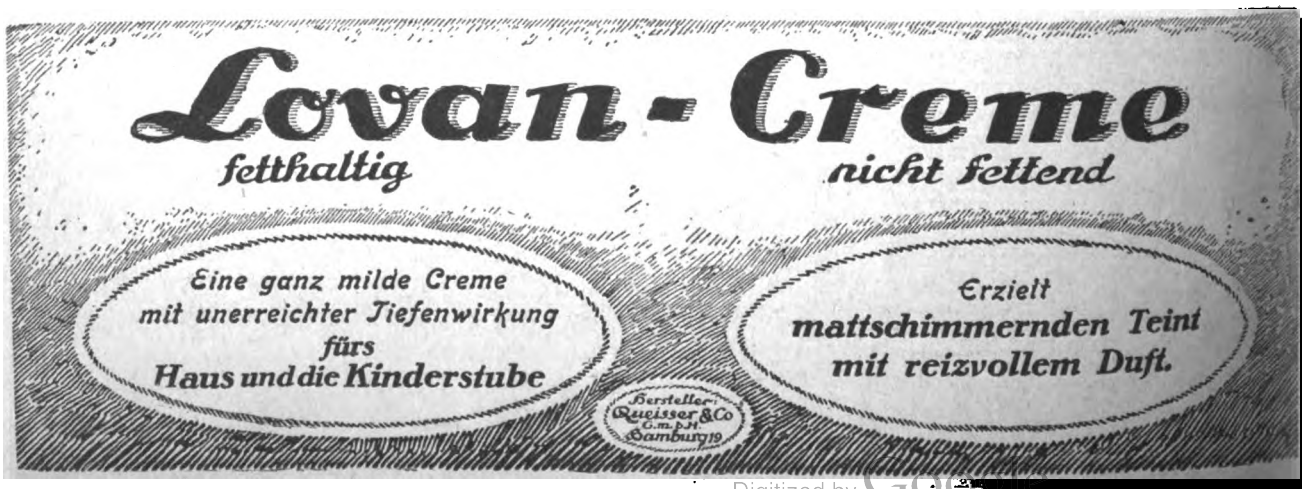


An Stelle der Punkte sind die Buchstaben a, bbb, eee, GGgg, nn, oo, RRrr, UU derart einzutragen, so daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. männl. Vorname, 2. Seetier, 3. Heiliger.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Rätsel: Ein Spitz.
Scherzrätsel: Licht, ich.
Scharade: Schafgarbe



Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 29. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Gemüseschüssel mit Reisrand. Weich gedämpfte Pfefferlinge — man kann auch andere Pilze verwenden — werden bergartig auf einer Schüssel angerichtet, nachdem man sie auf ein Sieb geschüttet und von der sämigen Tunke befreit hat. Weiße spanische oder frische deutsche Zwiebeln werden in Drittel geteilt und in einer hellgelben Mehlschwitze und wenig Flüssigkeit weich gestowt. Diese beiden Gemüse schichtet man in einer flachen Schüssel bergartig an, so daß die Pfefferlinge die Mitte bilden und die Zwiebeln sie kranzartig umgeben. Dann ordnet man in Wasser, dem etwas Fleischextrakt und Salz zugefügt ist, gedämpften Reis, ebenfalls kranzartig um diese beiden Gemüse. Die Pfefferlinge bestreut man mit fein gewiegter Petersilie, die Zwiebeln mit etwas Pfeffer, den Reis mit geriebenem Käse. Da Käse heute auch zu den Seltenheiten gehört, nehme man statt seiner fein gewiegte Pimpernelle. Die von den Pfefferlingen

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint durch

Creme Christa

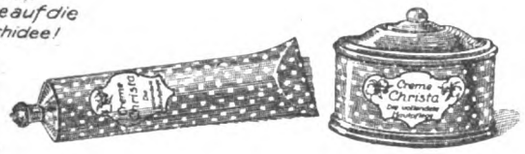
Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 8.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co. Chem. Fabrik Frankfurt a. M.-Berlin

Man achte auf die Orchidee!



Gesunde Nerven straffen frischen Körper

erzielt man durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin, Abt. T 2

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche in Veilchen, Kamille, Teer, Eau de Cologne

stark schäumend von zartem Wohlgeruch, gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

Westphal & Co. Chem. Fabrik Frankfurt a. M.-Berlin

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

gewonnene Tunke wird heiß nebenbei gereicht. Frische Pellkartoffeln schmecken vortrefflich zu diesem nahrhaften Gericht.

Fruchtschaum aus Beerenfrüchten. Eine sehr hübsche Nachspeise, die man bei Geburtstagen oder sonstigen Gelegenheiten bei Besuch auftischen kann, wenn man im Garten frische Beerenfrüchte hat, stellt man auf folgende Weise dar. Man kocht die Früchte langsam ohne jeglichen Wasserzusatz und streicht sie durch, gibt auf 500 Gramm Fruchtmasse 15 Gramm aufgelöste Gelatine, den nötigen Zucker und zwei steifgeschlagene Eiweiß. Die Masse muß geschlagen werden, bis sie steif ist, dann wird sie in breite Gläser gefüllt und auf jedes Glas eine Haube von Vanillecreme gehäuft. Zu dieser kocht man aus Magermilch, Vanillezucker und den beiden Eigelb eine Creme, die durch etwas glattgerührtes Kartoffelmehl die nötige Bindung erhält. Beim Anrichten verziert man die Fruchtschaumgläser mit einigen frischen ausgesuchten Beerenfrüchten. — Wenn die Beerenfrüchte im Garten später fehlen, kann die Speise auch aus reifen Brombeeren bereitet werden, die man im Freien sammelt; auch aus Preiselbeeren läßt sie sich herstellen und ebenso aus Aprikosen und Pfirsichen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Jung gewohnt — alt getan! — Das Beispiel im Elternhaus, besonders das der Mutter, die das häusliche Zepter führt, ist entscheidend für die Entwicklung der Charaktereigenschaften der Kinder für ihr ganzes ferneres Leben. Vor allem sollen sie im Elternhaus Ordnung und Sauberkeit sehen. Auch die mit Arbeiten reichlich belastetete Frau und Mutter kann dieses Beispiel geben, wenn sie eine „Köhler"-Nähmaschine hat, denn das ist die Nähmaschine des deutschen Haushaltes. Sie näht, flickt, stopft und stickt Kleider und Wäsche, sie ist die beste „Stütze der Hausfrau" und hält dank ihrer kräftigen Bauart und ihrer technischen Vollendung über ein Menschenalter. Diese Marke ist an fast allen Orten im Spezialgeschäft zu haben. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Creme Mouson

Ein elegantes Aeußere, ein gesunder Körper, ist ohne konsequente Haut-Pflege undenkbar. Das sicherste, vollkommenste Mittel zur Erlangung und Erhaltung einer klaren, ebenmäßigen Haut, bildet Creme „Mouson".

Die überaus schnelle und intensive Wirkung ist geradezu frappant, während der diskrete erfrischende Duft einen bestickenden Einfluß auf die Umgebung ausübt. — In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Alleinige Fabrikanten: J.G. Mouson & Co, Frankfurt a/M.

Bad Ems gegen Katarrhe

der Luftwege (Asthma, Emphysem), Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus.

Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission.

Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens. Thermal-Bäder / Emser Wasser (Kränchen) / Emser Pastillen (Staatl. Ems) / Emser Quellsalz (Staatl. Ems)

Einreise unbehindert, Polizeipaß mit Lichtbild genügt z. Einreise

Staatl. unt. fachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschlägige Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtigung d. Nierenkrankheiten

Siphagol zahnsteinlösende, überfettete Zahnpasta ist laut Gutachten deutscher Universitätskliniken ein vollwertiges Kosmetikum, ein vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen ansteckende Krankheiten und ein zuverlässiges Heilmittel gegen Mund- und Zahnkrankheiten. Siphagol wirkt vollkommen reizlos u. erzeugt gesunde, weiße Zähne. Geschmack sehr angenehm. Zu haben in allen Apotheken, Drogerien u. Parfümerien oder direkt Chemisches Laboratorium Co-Li, Dresden-A.

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes unschädliches „Fermasol" Erfolg verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 I, Anhaltstrasse 8.

Auskunft umsonst b. Schwerhörigkeit Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Echo". Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. Institut „Englbrecht", München H 2, Kapuzinerstr. 9,

Ascaridin das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene.

Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden (After) würmer) M. 4.50

IN ALLEN APOTHEKEN.

All. Fabr. DE Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Aufwärts-

strebende verlangen Prospekt Nr. 12 unter Berufsangabe.

„Versandhaus Das gute Buch" Gera-R.

JEDE DAME erhält zarten u. blühenden Teint nach Gebrauch unserer preisgekrönten Hautcreme Senima

Büchse M. 6,50 geg. Nachn. (diskr.)

Versandhaus Senima Dresden N. 30/6 Postscheckkonto Leipzig 110 274

Hämorrhoiden Mittel, 1000 fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Blasenschwäche! wird erfolgreich behandelt. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst. Institut „Englbrecht", München W 2, Kapuzinerstr. 9.

Nachahmungen weise zurück!

Pallabona Haarentfettungsmittel, entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Ausfallen d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohl. Dosen zu M. 1.—, 3,50 und 5,— bei Damenfriseuren, in Parfümerien.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.

Best.: Cubeben 5 gr, Anis, Fenchel je 2,5 gr, Zucker 20 gr u. Schleimstoff

Augenbrauen schön und dicht, lange, schöne Wimpern. Schnelles Wachstum durch Planter-Augenbrauensalbe 7,50. Reichel's orient. Augenbrauenfarbe, färbt echt und ist unverwaschbar. In hellbraun und schwarz M. 8.75. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 18, Probeflasche M. 3.

J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26.

Überall erhältlich

Magenleiden. Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Welters Mixtur-Magnesiapulv. Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. Fabrik Welter, Niederbreisig-Rhein, Abteil. 18.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Nun möcht' ich mal wissen, ob wir zur Kur gekommen sind oder das Filmrätsel der „Woche" zu lösen?

Das Filmpreisausschreiben der „Woche" erscheint in den Heften 27–33. Für die Beantwortung der nachstehenden Fragen, auf Grund von Bildern aus bekannten Films, sind Preise ausgesetzt im Werte von 7500 Mark. Die Fragen lauten: Wie heißt der Film? Wie heißt der Hauptdarsteller? Welcher Film gefiel am besten und warum?

Digitized by Google

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit
Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

Raucherdank!
ges. gesch., ermögl., in einig. Tagen d. Rauchen ganz od. teilw. z. unterl. Amtl. begutacht. Wirkg. verblüff. Vollst. unschädl. Tägl. Anerk. Ausk. umsonst. **Institut Englbrecht, München R. S. 4, Kapuzinerstrasse 9.**

Warnung für die Hausfrauen!
Schokolade und Kakao dürfen nur verpackt mit Firma und Preisaufdruck verkauft werden. Wer dies mißachtet und lose Ware kauft, läuft Gefahr, verfälschte oder minderwertige Ware zu erhalten.
Verband Deutscher Schokoladefabrikanten E. V.

Gegen Gicht, Rheuma,
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Programm durch das Sekretariat.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik. im Hausl. u. i. gut. Lebensst. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Pensionat mit Schulunterricht, staatl. gepr. Lehrerin, alle praktisch. Fächer, Musik. Aufnahme von 14 Jahren, September, Oktober. Gute Erziehung, Ernährung, jährlich 3500, 4500 M. Prospekt. **Albrechtstr. 23, I., Dresden-A.**

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch., gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Neudietendorf (Thüringen) **Töchterheim.** A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. **B. Richter,** Vorsteh.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. **Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Rhöndorf-Honnef Villa am Rhein - neutrale Zone - Töchterpensionat Steinkühler

bildet junge Mädchen aus zur Selbständigkeit im gesamten Hauswesen, in gut bürgerl. Küche, Einmachen, Gartenbau, feinen Handarbeiten, Brennen, Schnitzen, Malen, Flechten, Metallplastik, Wäsche- u. Kleidernähen, Musikunterr., Tennis, Tanzen, wissenschaftl. Fortbildung nach Wunsch. — Erholungsbedürftige werd. besond. beachtet. — Gute Verpfleg., feine Geselligkeit, herzlich. Familienleben. Ausgedehnte Anlagen, gr. Obsthof, Gemüsegärten, Geflügelzucht. — Näheres Prospekt. — Beste Empfehlungen. Gut besucht.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. **Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Musik., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. u. Ansicht d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. **Gründliche praktische Anleitung.** Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Waltershausen bei Bad Friedrichroda **Haushalt-Pensionat Ködnitz** Ges. Lage, eigene Villa a. Walde, m. groß. Gart. Grdl. Erl. d. ges. Haush., inkl. Koch., Back., Einm., Weißn., Schneid. bis zu d. feinst. Handarb., Musik., Sprach., Deutsch., Lit., Kunstgesch., Tanz, fein. Umgangsf., I. Rel. Liebev. Aufn., herzl. Fam.-Leb., Pens.-Pr. halbjährl. 1100 M. Prosp.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegen. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Hartlstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch u. N. Kieß.**

Höheres Mädchen-Pensionat Bad Wildbad. Herrl. Lage (früheres Hotel Graf Eberhard). Vorzügliche Kost. — Vierteljahrspreis von 1000 Mark an, je nach Klasse. I. Wissenschaftliche Abteilung. Aufnahme vom 14. Lebensjahre ab. Vorbereitung für alle Schulprüfungen. Führt bis Abitur. II. Haushaltungsschule. Jede Schülerin darf je nach Vorbildung an dem Unterricht der beiden Abteilungen teilnehmen.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruetz,** Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen **Verbandsexamen.** Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Ert. fr.

Pädagogium Läbn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an **Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24,** Friedrichstraße 131 d.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung
Staatliche Prüfungen
Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 2 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: **LEIPZIG, Königstr. 3.**

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Chemieschule für Damen. Jungfernstieg 17. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Karg.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

29)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium **Dr. Steyerthal.** Für innere und Nervenleiden.

Ostdeutschland.

Muskau O.-L. Sanatorium Parkhaus. Nerven-, Frauenleiden, Rheumatismus. Innerlichkranke. **Dr. Halter.**

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat **Dr. Römer.**

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim Hotel Augusta Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Lindau im Bodensee. Hotel Bayerischer Hof, I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: Frau W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa Hotel Pension Schweizerhaus, Deutsches Haus. Gute Verpflegung. Tennis.

Hotel Seehof. Bestbekanntes, komfortables Haus. Ad. Birkmaier, Dir.

Davos-Dorf „Guardaval". Vornehmes Sanatorium. Chefarzt Dr. Friedrich Bauer. Prospekt.

Neues Sanatorium, hygienisch erstklassig. Arzt Dr. Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Sanatorium Seehof. Chefarzt Dr. Alexander. Täglich 16.50—22.— einschließlich Zimmer.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige, Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 30. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Dem Andenken eines Alt-Leipzigers in Amerika.

Fern von seiner alten Heimat feierte der in vielen Kreisen unserer Stadt noch in guter Erinnerung stehende, wegen seiner althistorisch-stimmungsvoll-treuen Leipziger Bilder aus dem Ende der 1870er Jahre wohlbekannte Altmeister Friedrich Wilhelm Heine in Milwaukee, allseitig geehrt von Freunden und all denen, die ihn in langjähriger, rastlos-schaffender Tätigkeit ehren, schätzen und lieben lernten, im Kreise seiner Familie seinen 75. Geburtstag.

Die Eltern Heines waren einfache kleine Bürgersleute, die rechtschaffen die große Kinderschar — F. W. Heine war das dritte von elf Kindern — ernährten und großzogen. Der Vater erzählte manchmal von Reisen bis nach Frankreich und Italien, die er in jüngeren Jahren als Diener eines adligen Herren gemacht hatte. Das mag in der Seele des Knaben Feuer gefangen haben, noch heute tut er nichts lieber als reisen. Von einer künstlerischen Veranlagung war bei dem kleinen Friedrich Wilhelm vorerst nichts zu bemerken. In der Volksschule galt er bis zu seinem 12. Jahre als der schlechteste Zeichner, dagegen wurden seine sauber geführten Schreibhefte besonders gelobt. Irgendwie brach dann plötzlich die Lust zum Zeichnen hervor, und in zwei Jahren war der kleine Heine der beste Zeichner in der Schule, er erhielt sogar einen Preis. Er zeichnete nun alles, was um ihn war, die Geschwister, Karren, Pferde, den Schmied in der Schmiedewerkstatt, eine alte Bude, an der Disteln emporwuchsen; alles, was es im Hof des großen Miethauses nur gab.

Heine besuchte die Kunstakademie, aus welcher Zeit die übriggebliebenen Kunstblätter besonders durch Sauberkeit und Sorgfalt in der Arbeit auffallen. Im Jahre 1870, als Heine im 25. Lebensjahre stand, hatte er zu entscheiden, ob er Schulmeister werden oder die Künstlerlaufbahn weiter verfolgen solle. Er entschied sich für das letztere und trat bei dem gefeierten Professor Paul Thumann in Weimar als Schüler ein. Im Siebziger Kriege wurde er Feldmaler der „Gartenlaube" und erlebte die Belagerung von Paris wie auch die Kaiserkrönung in Versailles.

Im Jahre 1872 siedelt er mit seinem geliebten Meister Paul Thumann nach Dresden über. Dort malte er für den Rathaussaal den „Einzug des Kronprinzen aus Frankreich". Zwei Jahre arbeitete er an der Ausführung dieses Riesenwerkes. Auch der Herzog von Braunschweig ließ sich für sein Schloß Schlachtenbilder malen.

Einen Hauptabschnitt bildete des Altmeisters Übersiedelung nach seinem jetzigen Wohnsitze Milwaukee. Der Maler Lohr hatte 1884 ein deutsches Panoramabild nach New-Orleans gebracht, welches drüben riesiges Aufsehen erregte. Die Neuheit dieser Bilder und der lockende Gewinn veranlaßten einen Unternehmer zur Bestellung einiger Panoramabilder aus dem amerikanischen Bürgerkriege und die

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Vorzügliches
Nähr- und
Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse a. Kinder
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co
Hamburg
Pinnebergerweg 22-24

Blasse Wangen
Rosige Wangen von blühendem Kolorit erhöh. Liebreiz u. Schönheit machtvoll „Jugendrose", das natürl. Wangenrot von wahr. Lebensfrische. Fl. M. 5.50 u. 8.50. Otto Reichel, Berlin 61, SO., Eisenbahnstraße 4.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Welters Mixtur-Magnesiaputv. Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M exkl. Porto. Broschüre fr. Fabrik Welter, Niederbreisig-Rhein, Abteil. 18.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen,
Zandersaal.
Staatl. Bad Nenndorf
Rheumatismus
Frauenkrankheiten.
Ischias, Hautkrankheiten.
bei Hannover
Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.

Digitized by Google

Maler Lohr und Heine zur Gründung einer Firma. Deutsche und amerikanische Maler wurden herangezogen, und ein fröhliches Schaffen begann. Jedoch, wie hüben die „Mode", drüben der „Fad" eine wechselnde Rolle spielt, so war auch nur ein bescheidener, wechselnder Erfolg diesem mißglückten Unternehmen beschieden, und Fehlschläge blieben nicht aus. Die Zeit für Panoramen war 1887 vorbei, die Milwaukeer Malerkolonie tröpfelte wieder auseinander, die meisten nicht reicher, als sie gekommen waren. Mancherlei Unternehmungen reihten sich nun aneinander, die von längerer oder kürzerer Dauer waren, keine recht von Erfolg, und herbe Enttäuschungen blieben dem trotzdem frohsinnig weiter schaffenden Altmeister nicht erspart.

Doch ungebrochen an Schaffenskraft, sitzt Altmeister Heine als jugendlicher Greis trotz seiner 75 Jahre an seiner Staffelei und ist trotz aller Fehlschläge jederzeit seiner neuen Heimat treuer Sohn geblieben.

Eine Hermann-Schütte-Stiftung.

In der Zeitschrift „Niedersachsen" (Nr. 19 vom 15. Juni) veröffentlicht Lehrer Karl Scheibe, Hannover-Linden, einen Artikel über eine „Hermann-Schütte-Stiftung", der auch für unsere Leser von Interesse sein dürfte. Wir geben den Ausführungen gern Raum. Der Verfasser schreibt:

Um dem bewährten Baugewerkschuloberlehrer Professor Hermann Schütte in Hildesheim zu seinem 60. Geburtstage am 11. Oktober 1921 eine Freude zu bereiten, haben sich jetzige und ehemalige Schüler der Baugewerkschulen in Hildesheim, Holzminden und Höxter a. d. Weser in dem Bestreben vereinigt, den Genannten in seinen jahrelangen Mühen und Bestrebungen auf Errichtung eines Niedersächsischen Baumuseums in Hannover und zur Förderung und Pflege heimischer Bauweise zu unterstützen und ihm zu diesem Zweck eine größere Werbe-Geldsumme unter dem Namen: „Hermann-Schütte-Stiftung" zu überreichen. Die Stiftung will also zunächst den Plan, in Hannover ein Niedersächsisches Baumuseum zu gründen, verwirklichen helfen. Auch soll die Stiftung bezwecken, niedersächsische (niederdeutsche) Bauweise auf dem Gebiete der Heimatkunst und Denkmalpflege zu fördern, indem hervorragende Aufnahmen und Zeichnungen alter niedersächsischer Baudenkmäler und wissenschaftliche Abhandlungen über niedersächsische Baukunst aus den verfügbaren Zinsen mit Preisen ausgezeichnet werden sollen. Ferner ist gedacht, aus den verfügbaren Mitteln der Schütte-Stiftung größere für das Niedersächsische Baumuseum notwendig erscheinende Sammlungen architektonischer oder kunstgewerblicher Art, Modelle, Gipsabgüsse von Bauteilen alter Gebäude, Bibliotheken, architektonische Werke und dergl. anzuschaffen.

Das Kuratorium der Stiftung besteht zurzeit aus den Herren Oberbürgermeister Dr. Ehrlicher in Hildesheim, Geh. Baurat Professor K. Mohrmann in Hannover, Baugewerkschuldirektor B. Höfert und Professor Herm. Schütte in Hildesheim sowie den drei Vorsitzenden der Schüler-Vereinigungen der Baugewerkschule in Hildesheim, Holzminden und Höxter a. d. Weser.

Vasenol-Sanitäts-Puder

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung

Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 30. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Streckung von Leberwurst. Es gibt manchmal — freilich zu sehr hohen Preisen — Leberwurst zu kaufen, und sie wird auch hin und wieder auf Marken, in letzterem Fall aber nur in kleinen Mengen, verteilt. Weit reichen wird man in beiden Fällen nicht mit der Wurst, wenn man sie nicht zu strecken versteht. Dies kann auf folgende Weise geschehen. Auf 125 Gramm Leberwurst nimmt man zwei Löffel voll kalter geriebener Kartoffeln und rührt sie mit heißer Brühwürfelbrühe zu schlanker Masse. 20 Gramm kleinwürfelig geschnittenen Speck, eine kleine geriebene Zwiebel und etwas gehackten Schnittlauch schwitzt man miteinander durch und gibt dies nebst reichlich gepulvertem Majoran und gewiegten trockenen, vorher weichgekochten Pilzen an die Kartoffelmasse, mit der nun die 125 Gramm Leberwurst innig verrührt werden. Die gestreckte Wurst wird mit Salz, Pfeffer und etwas Zitronensaft abgeschmeckt und, falls sie zu weich sein sollte, mit geriebener Semmel vermischt. Will man die Leberwurst verfeinern, kann man auch ein bis zwei gewässerte, entgrätete und gewiegte Sardellen zusetzen. Diese gestreckte Leberwurst ist von vorzüglichem Gelchmack.

Dem Buchweizenmehl und Maisgrieß bringen die meisten Hausfrauen ein ungerechtfertigtes Mißtrauen entgegen, verschmähen den Ankauf und lassen sich dadurch für den Haushalt so manches nahrhafte Gericht entgehen. Maisgrieß sei bitter und kratzig, und Buchweizenmehl binde nicht, lauten die Einwendungen. Schwemmt man aber den Maisgrieß am Tage vor der Bereitung ab, d. h. wäscht man ihn, mit immer neuem Wasser, so lange, bis dieses klar bleibt und alle schwärzlichen Kleieteilchen, die den Bitterstoff enthalten, ausgeschieden sind, und läßt man ihn danach über Nacht eingewässert stehen, so wird er weder kratzen noch bitter schmecken und vorzügliche Klöße, Breie, Suppen usw. liefern, auch schnell garkochen. — Die geringe Quellkraft des Buchweizenmehles andererseits kann man durch Einquellen oder Brühen unterstützen, oder, noch besser, man vermengt es mit anderem Mehl, bzw. Grieß, oder mit geriebenen Kartoffeln und bereitet Klöße, Plinsen oder Fruchtgrützen daraus. Für letztere kann man es auch ganz unvermengt oder mit Kartoffelmehlzusatz verwerten. Im Norden und Osten Deutschlands wird das Buchweizenmehl (auch Heidemehl genannt) stets unvermischt zu der beliebten roten Grütze und zu Puffern verwendet, und niemand schilt es unbrauchbar.

Wie man Backwerk dehnen kann. Mit feinem Backwerk sparsam umzugehen, haben wir alle im Kriege gelernt. Mit verständnisvoller Rührung erfüllt uns darum die geniale Art, süße Freuden in die Länge zu ziehen, die uns in dem von August Diederichs verfaßten Erinnerungsbuche „Ein seltenes, ja wunderbares Lehrerleben“ verraten wird. Der Vater des Verfassers, der ebenfalls Lehrer war und

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

„Erdal“ Schuhweiß

Ofrogyn Zur Verjüngung

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Olana“. Erfolge über Erwarten. Dose 9.— u. 14.50 M. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Aufwärts-

strebende verlangen Prospekt Nr. 12 unter Berufsangabe.

„Versandhaus Das gute Buch“ Gera-R.

4 wichtige Export-Artikel

1) Fön-Heißluftdusche
Die Marke „Fön“ bietet Gewähr für sicheren Betrieb.

2) Sanax-Vibrator D. R. P.
der beste elektr. Handmassage-Appar., reibungslose Lagerung, absol. haltbar, keine Erhitzung, 40% Stromersparnis.

3) Penetrator-Vibrator D.R.P.
sehr starker Massage-Apparat für Körpermassage, mit dens. Vorzügen wie d. Sanax.

4) Ordo-Fix-Hosenspanner D. R. P. — Neu! Aus- und Einspannen in 1 Sek.

Große Posten sofort lieferbar.

Fabrik: Sanitas, Berlin N 24, Friedrichstr. 131 d.

Dekam Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter und neuer Meister i. künstlerischer Ausführung

Wie Originalgemälde auf Blendrahmen :: gezogen, ohne Glas zu rahmen ::

Nr. 27 Nymphe

Spezialität: Von Künstlerhand mit besten Oelfarben übermalte

„Dekam Gemälde“

Wirkung wie Originalgemälde.

Dr. Karl Meyer, G.m.b.H., Leipzig-Wahren 6.

Vertreter in allen Teilen Deutschlands und im Auslande gesucht!

Nach geistigen oder körperlichen Strapazen erquicken Sie Ihre Nerven wunderbar mit

Dr. Dralle's Birken-haarwasser

Auch Ihnen nützt es!

Digitized by Google

an Überbürdung früh zugrunde ging, erzog seine Kinder zu großer Sparsamkeit und straffer Selbstzucht. Als der kleine August nun einmal zu Weihnachten ein Körbchen bekommen hatte, das außer Äpfeln und Nüssen auch Kleinbackwerk und Zuckersachen enthielt, und als er schon einige Sächelchen davon verzehrt hatte, sprach sein Vater zu ihm: „August, mach' es nicht wie viele Kinder, welche die empfangenen Backwaren schnell verzehren und dadurch nicht nur ihrer Weihnachtsfreude ein baldiges Ende bereiten, sondern sich auch häufig noch Magenbeschwerden zuziehen! Weißt du was? Ich will dir über deinem Bettchen so viele Nägel in die Wand schlagen, wie du Zucker- und Kuchenteilchen hast. Du issest dann jeden Tag eines davon herunter und kannst dich dann dieses Genusses mehrere Wochen lang erfreuen." Und so geschah es. Die Zuckerplätzchen wurden aufgehängt, und der Knabe, der gewohnt war, dem gütigen, aber willensfesten Vater unbedingt Gehorsam zu leisten, hatte nun wochenlang Tag für Tag sowohl beim Aufstehen als beim Schlafengehen der Versuchung Widerstand zu leisten, daß er mehr als einen Nagel von der süßen Last, die an ihm hing, befreite. Weit entfernt, in dieser Erziehungsmaßnahme eine Grausamkeit gegen das Wesen des Kindes zu erblicken, schließt der dankbare Sohn diese kleine Erinnerung mit den Worten: „Welch eine herrliche, wenn auch etwas spartanische Übung im Wollen und Entsagen, d. h. in einem Kampfe, der das ganze Leben hindurch dauert, den uns niemand ersparen kann und für den uns daher echte Elternliebe und echtes Erziehergewissen beizeiten zu befähigen und zu stählen suchen muß." Das Entsagen, das August Diederichs, später Institutsvorsteher in Genf, so früh lernte, konnte er später in der Tat gut anwenden: Erst im Alter von 65 Jahren war es ihm beschieden, seine Jugendgeliebte, die damals ebenfalls im 63. Jahre stand, heimführen zu dürfen.

Stippmilch mit Erdbeeren. 500 Gramm Erdbeeren säubert man durch Hin- und Herrollen auf einem feuchten Tuche oder, wenn sie sehr sandig sind, durch sehr schnelles Waschen in einem Siebe, läßt sie abtropfen und zuckert sie ein. Indessen verreibt man 250 Gramm Quark (weißen Käse) mit so viel Magermilch oder aufgelöster Trockenbzw. Kondensmilch, bis ein knötchenfreier, glatter und ziemlich dünner Brei entsteht, den man mit etwas [illegible] stoff leicht süßt und über die Erdbeeren gießt. [illegible] geröstete Kriegsbrotschnitten oder Pumpernickel über [illegible] man in kleine Würfel schneidet oder reibt. Diese [illegible] ist sehr erfrischend an heißen Tagen, gut bekömmlich [illegible] besonders geeignet.

Gulasch. Das von den Gemeinden gelieferte [illegible] das Rindfleisch, eignet sich am besten zur Bereitung von [illegible] Um das Gericht zu strecken, gebe man in Würfel geschnittene [illegible] Sellerie und junge Möhren hinzu. Besonders wohlschmeckend wird das Gericht, wenn man außerdem geschmorte Pilze hinzugibt. Richter man dies Sonntagsfleischgericht auf einer flachen Schüssel an und umgibt es mit einem Kranz von langsam weich gedünsteten weißen Bohnen, die nicht zerfallen dürfen und mit gewiegter Petersilie vermischt sind, so erhält man ein sehr wohlschmeckendes nahrhaftes Gericht.

Einst und jetzt. Früher errichtete man nach einem Kriege Denkmäler, auf denen geschrieben stand: „Das dankbare Vaterland seinen gefallenen Söhnen." Jetzt können Schieber und Wucherer Denkmäler errichten mit der Inschrift: Die dankbaren Söhne dem gefallenen Vaterland. (Jugend, Heft 23, 1920.)

„Diesen Hut mußt du mir kaufen, Adolf. Er macht mich um zehn Jahre jünger."

„Schade, daß du nicht zwei auf einmal aufsetzen kannst."

(Jugend, Nr. 22.)

Neues aus dem Olymp. „o got" sagt wolfgang im klasiteret des olimps, „wen die neue ortografi durchget heise ich blos noch göte."

„und ich schiler", klagte fridrich.

„und ich lesing", stimte gotthold efraim ein.

„am schönsten schaut aber doch mein name aus!" weklagte schöpir. und sie beneideten den heine, dem nix pasiren konnte.

Bim (Jugend 1920 Nr. 23).

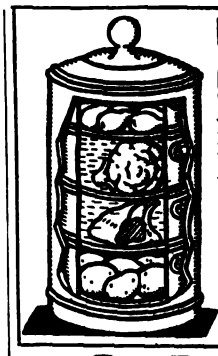
Nigrin

Glänzt in einer Sekunde, da wieder reine Terpentinölware wie vor dem Kriege.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Aluminium Salz
Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltarin** seit 30 Jahren wirksam erprobt. Mk. 4.—. Übl. 3 Sch 11.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**



Umsonst kochen 3 Töpfe
wenn Sie das ganze Essen — Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, Obst — übereinander unter die Columbus-Dampfhaube stellen. Auf einer einzigen Flamme wird alles besser und schneller fertig wie sonst auf 4 Flammen; Ihre Gasrechnung schrumpft auf den dritten Teil zusammen. Nichts kann anbrennen, nichts überlaufen. Auch braten, backen, sterilisieren können Sie unter der Aluminiumhaube wundervoll. Paßt auf jeden Gasherd, braucht keine Aufsicht. — Beschreibung kostenfrei. — **H. Schell, Nürnberg,** Luitpoldstr. 8.

Yohimbinlecithin
auf wissensch. Grundlag. aufgeb. Kräftigungsmittel
30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.
? 1,60 39,60 72 M. | 90 56,40 108 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maas, Hannover 14.**

Matrizen
von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert
August Scherl G. m. b. H.,
Klischee-Abteilung,
Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Asca[illegible]
das [illegible] Wurmmittel
für Kinder u. [illegible]
Tabletten: (Spulwürmer)
Salbe: (Madenwürmer)
IN ALLEN A[illegible]
All. Fabr. Dr. Schumacher

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.** G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1862.

Geheime
Kräfte wirken für Ihr Glück. Prospekt Nr. 4 kostenfrei. **„Atmas" Hamburg 11,** Alterwall 60a.

Ideale starke Formen
erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 9.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Auskunft umsonst **Margonal, Berlin,** Belle-Alliance-Strasse 32.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Kriegs-Safari
Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen LETTOW-VORBECKS durch das östliche Afrika
von
Richard Wenig
Oberleutnant z. See
Mit zahlreichen Originalphotographien, Kopfleisten und Streubildern
Preis geheftet 25 M., vornehm gebunden 35 M. Dazu der ortsübliche Teuerungszuschlag.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
AUGUST SCHERL G.M.B.H. [illegible]

Digitized by Google

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha

Amors Niederlage oder der Sieg der Film-Preisfragen in der „Woche"

Das Filmpreisausschreiben erscheint in den Heften 27–33. Für die Beantwortung der nachstehenden Fragen, auf Grund von Bildern aus bekannten Films, sind Preise ausgesetzt im Werte von 7500 Mark. Die drei Fragen lauten: Wie heißt der Film? Wie heißt der Hauptdarsteller? Welcher Film gefiel am besten und warum?

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Blankenburg a. Harz. Beschränkte Zahl jung. Mädchen find. z. Herbst wieder Aufnahme in Privathaus zur gründlichen Erlernung von Küche und Haus. **Frau H. Krause, Marktstr. 9.**

Dresden, Töchterpensionat Hauschild, Bernhardstraße 30. Allseitige Ausbildung. Ref. 1a.

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
- A. **Töchterheim mit Frauenlehrjahr.**
- B. **Haushaltungsschule.**
- C. **Landwirtschaftliche Frauenschule.**
- D. **Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.**

Gleichberechtigung in Preußen.

Eisenach Töchterheim Schweitzer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Frankfurt a. O. Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule nebst Töchterheim von **Frau Ida Wende,** Inh. **L. Thomas** und **J. Rommel.** Gründl. Ausbildung, gute Verpflegung. Näh. d. Prospekt.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch., gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. 1a. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau **A. Gilles.**

Halberstadt/Harz. Töchterheim von **Frau Pfarrer Theune.** Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Neudietendorf (Thüringen) **Töchterheim.** A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. **B. Richter,** Vorsteh.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Höheres Mädchen-Pensionat Bad Wildbad. Herrl. Lage (früheres Hotel Graf Eberhard). Vorzügliche Kost. — Vierteljahrspreis von 1000 Mark an, je nach Klasse. I. Wissenschaftliche Abteilung. Aufnahme vom 14. Lebensjahre ab. Vorbereitung für alle Schulprüfungen. Führt bis Abitur. II. Haushaltungsschule. Jede Schülerin darf je nach Vorbildung an dem Unterricht der beiden Abteilungen teilnehmen.

Schulen und Lehranstalten

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule. Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsl.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen **Verbandsexamen.** Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Ref.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,** Einj., Prim, Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten.

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Barth'sche Privatrealschule m. **Schülerheim** in **Leipzig,** Georgiring 5. Gegr. 1863. **Realschule m. Vorschule.** Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Direktor **Dr. L. Roitzsch.**

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Dr. Roslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, **Keilstraße 12.** Schulaust. u. Jahresber. frei.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus. Private Chemieschule für Damen in Lichterfelde (bei Berlin).

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionen jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute sind sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. im Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsanstalt. Prosp. **S. Wagners Gartenh.,** Gera-R.-Zeg.

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger" Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

30)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). **Sanatorium Dr. Steyerthal.** Für innere und Nervenleiden.

Mitteldeutschland.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue im Erzgebirge. **Sanitäts-Rat Dr. Pillings Sanatorium** für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleiden, Stoffwechselkrankheiten, Hydrotherapie, Diätetik, Massage, Elektrische Luft - Lichtkuren, Heilgymnastik, Röntgenkabinett.

Sachsen.

Bad Schandau **Dampfschiff - Hotel.** Herrliche Elblage, neuzeitlich eingerichtet. Telephon 15.

Radebeul-Dresden **Sanatorium Bilz.** Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. **Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium.** Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Harz.

Goslar **Sanatorium Marienbad.** Erholungsbedürftige, innere Kranke, Nervöse. **Sanitätsrat Dr. Benno.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Villa Wartburg,** reichliche Verpflegung. Zentralheizung. **Frau San.-Rat Klaus.**

Bayern.

Königssee **Hotelpension Schiffmeister.** Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. **J. Moderegger.**

Lindau im Bodensee, **Hotel Bayerischer Hof,** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: **Frau W. Spaeth.**

Schweiz.

Arosa **„Alpensonne",** erstklassiges Kurhaus. Alle Zimmer fließendes Wasser. Prospekt.

Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel, sonnige windgeschützte Lage. **Besitzer: Sieber.**

Hotel Bellevue, vornehmes Haus. Sonnige Lage. Mäßige Preise. Prospekt.

Basel **Grand Hotel Victoria & National,** bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer **Paul Otto.**

Davos-Dorf **Neues Sanatorium,** klimatisch erstklassig. Arzt: Dr. **Gwerder. Besitzer: Neubauer.**

Lugano-Castagnola Kurhaus Monte-Brè. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Verpflegung uneingeschränkt. Arzt: **Dr. Kormann.**

St. Moritz **Savoy - Hotel.** Vornehmes Haus I. Ranges in herrlicher Lage.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme:** ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Bei Sport und Spiel

ist die Zusammenwirkung von körperlicher Anstrengung und Witterungseinflüssen oft verhängnisvoll für die Haut, ganz besonders aber für Gesicht und Hände.

Dermaok

die nichtfettende Hautcreme der Exterikultur, macht die Haut geschmeidig und zart, schützt vor schmerzhaftem Sonnenbrand, schafft wohltuende Kühlung.

Dermaok ist, wie alle Artikel der Exterikultur, in jedem einschlägigen Geschäft erhältlich.

Er sagt Ihnen die Wahrheit!

Sie sehen vorzeitig alt, müde, welk aus, während gleichaltrige Damen jugendfrische, zarte Gesichtsfarbe besitzen. Dabei geben Sie sich mit Apparaten und Cremes sicher alle erdenkliche Mühe! Versuchen Sie es einmal mit dem naturgemäßen, gesundheitdienlichen Hautpflegemittel der Exterikultur, der

Aok-Seesand-Mandelkleie,

die sich stets und gerade in hartnäckigen Fällen bewährte! Aok-Seesand-Mandelkleie ist der Feind aller Hautunreinheiten und Teintfehler und macht graue unscheinbare Haut schnell blütenrein und zart.

Aok - Seesand - Mandelkleie

wird wegen ihrer wohltuenden, belebenden Hautfrottage im Sommer ganz besonders geschätzt. In jedem einschlägigen Geschäft erhältlich.

Kolberger Anstalten für EXTERIKULTUR
Ostseebad Kolberg.

JEDE DAME

erhält zarten u. blühenden **Teint** nach Gebrauch unserer preisgekrönten

Hautcreme Lenima

Büchse M. 6,50 geg. Nachn. (dlskn.)
Versandhaus Lenima
Dresden N. 30/6 Postscheckkonto Leipzig 110274

Sommersprossen

Sonnenbrand beseitigt unt. Garant. Apoth. Gadebuschs **Axela-Creme.** **Axela G. m. b. H.**, Berlin N4, Abt. G.

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Aufwärts-

strebende verlangen **Prospekt Nr. 12** unter Berufsangabe.

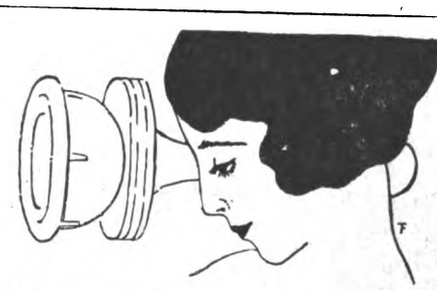
„Versandhaus Das gute Buch" Gera-R.

Grauen Haaren

gibt sicher Naturfarbe wieder **Axela-Regenerator**, Flasche 10 M. **Axela G. m. b. H., Berlin N4**, Abt. G.

Gallensteine

beseitigt schmerzlos unser ärztlich empfohlenes **Beugamit.** Prospekt gratis.
Beumers & Cie., Köln, Sallerring 55.



Gräm' Dich nicht länger

mit verblühender, welkender, fahler und fleckiger Haut, mit Mitessern, Pusteln, Runzeln und Altersfältchen. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., schafft all diese Beschwerden mit Sorgfalt weg. — Wohltätig-milde, sorgsam-durchgreifende atmosphärische Saug- und Druckwirkung weckt in erschlafften Gefässen lebendige Kraft, gibt müden und hageren Wangen Fülle und Form zurück. Verjüngt ernstlich um Jahre. Fachärztlich empfohlenes kosmetisches Grundmittel I. Ranges. Eine Wohltat für **jede** Haut. Hilft jedem. Dir auch.

Preis mit Porto M. 20,50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 310, Dresden

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Radioaktive Schwefelbäder
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen, Zandersaal.

Rheumatismus **Staatl. Bad Nenndorf** Gicht

Frauenkrankheiten, **Ischias,** Hautkrankheiten.

bei Hannover

Kurzeit 1. Mai bis 30. Sept. Näheres durch die Badeverwalt.

Digitized by Google

Einschalt-Rätsel.

Ein Augenblick, nur winzig klein,
In einen andern trat hinein,
Nun kannst als Resultat du sehen
Ein prächtig' Denkmal vor dir stehen.

Auf die Beine kommt's an.

Mit 6 Beinen fliegt's und ist's klein,
Mit 4 wird weit größer es sein.
Man wird es mit bellenden Hunden dann jagen,
Dabei kann es selber den Reiter noch tragen. C. S.

Rätsel.

„Wie kommt's, daß du so traurig bist?"
„Ach, seit ich ‚S i e' geseh'n,
Die in Eins=zwei zu Hause ist,
Da ist's um mich geschehn!
Vergebens sinn' und grüb'le ich,
Ob mich auch H u l d a liebt!" —
„Ja, Freundchen, h i e r bei sicherlich
Es e i n e n Rat nur gibt:
Mach' auf die Reise dich zu ihr
— Das Ländchen ist nicht weit —
Und Zwei=eins, dann o glaube mir,
Erfährst du es noch h e u t!"

Verwandlungsrätsel.

Ein Ort im schönen Spanien liegt,
Wird dem ein Zeichen eingefügt,
So kannst am Meere du, dem blauen,
Ein schönes Landhaus jetzt erschauen. R. D.

Getrennt und vereint.

Wenn 1=2=3 zerrissen,
Recht wichtig mir erscheint,
Beruhigt's mein Gewissen
Steht 1=2=3 darauf — vereint.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Gleichklang: L a d e n, l a d e n.

Bilderrätsel: Ist das Bier im Manne
ist der Verstand in der Kanne.

Zwei Silben: M a n n h e i m.

Homogramm:
G R U
G e o r g
R o b b e
U r b a n
g e n

Friedens Qualität

Unter dieser Empfehlung werden jetzt Schuhputzmittel in den Zeitungen angesen. Die Bezeichnung **„Friedensqua** bietet aber durchaus **keine Gewähr** die Güte eines Schuhputzes, denn aus Friedenszeiten wurden **gute und schle Qualitäten** in den Handel gebrach

„Nuos"-Schuhpu

wurde auch **während der Kri zeit** nur unter Verwendung **bester Ro materialien** hergestellt und war d meisten Friedensqualitäten weit überlegen. Allerdings war es nicht immer möglich, die hochwertigen ausländischen Rohstoffe in genügenden Mengen zu beschaffen, so daß die Nachfrage in „Nuos" nicht immer in vollem Umfange befriedigt werden konnte.

Nachdem jetzt die Grenzen für den Bezug von Rohmaterialien wieder offen sind, sind auch wir wieder in der Lage, unsere langjährige **bewährte erste Qualität in vollem Umfange** liefern zu können.

Osra Chem. Fabrik G.m.b.H.,
Frankfurt a. M. und Berlin SW 61.

Kaliklora
Zahnpasta

wirkt reinigend, desinfizierend. Beseitigt mißfarbenen Zahnbelag und üblen Mundgeruch.

Zuverlässige Zahnpflege, köstliche Erfrischung.

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Lovan-Creme
fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

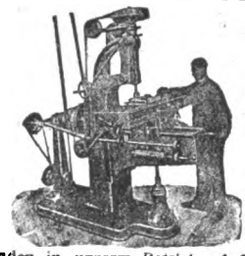
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Für weiße Schuhe

„Erdal"
Schuhweiß

Praktikanten



finden in unserm Betriebe Aufnahme zwecks **Ausbildung** im **Maschinenbau.** Beding. auf Anfrage.
Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Jlmenau i. Th.

Lesen Sie
die Literarisch-musikalischen
Monatshefte
Die „Literarisch-musikalischen Monatshefte" sind eine notwendige Ergänzung der Lektüre eines jeden Literatur-, Musik- und Kunstfreundes. Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen. Abonnementspreis pro Semester Mark 6,50 bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.
Verlag Aurora
Dresden-Weinböhla G.

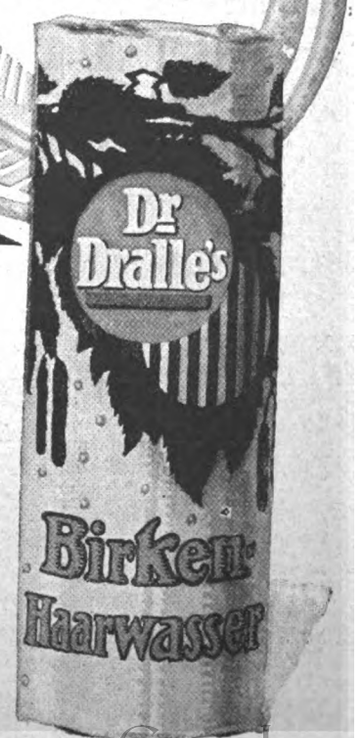
Globin
beste Schuh-Krem
gibt mühelos schönsten dauerhaften Hochglanz
färbt nicht ab u. erhält das Leder.
Überall zu haben.
Allein. Fabrik: Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig.

Bandwurm
mit Kopf verloren!
„Seit 7 Jahren an Bandwurm leidend und nun schon 6 Mittel erfolglos gebraucht, probierte ich jetzt Ihr Mittel und habe nach 1½ Stunden den Bandwurm mit Kopf verloren". So wurden bereits Tausende d. Reichel's Bandwurmmittel Medico befreit! M. 7.50, für Kinder M. 5.— (Altersangabe)
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenbahnstr. 4

✚ Magerkeit ✚
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

... aber welches von den vielen?

Gebrauchen Sie vertrauensvoll



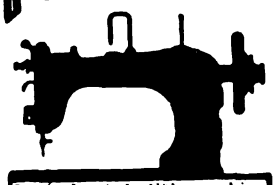
Es ist die seit 30 Jahren bewährte Originalmarke, reinigt die Kopfhaut, kräftigt den Haarwuchs, belebt und erfrischt die Nerven.

Digitized by Google

Farbiger Hagel.

Eine sehr seltene Naturerscheinung stellt der farbige Hagel dar, dessen Vorkommen uns bisher durch zwei Berichte verbürgt ist. Zum ersten Male beobachtete Lagunowitsch bei einem am 14. Juni 1880 bei Minsk in Rußland niedergegangenen Hagelwetter Hagelkörner von blauer und rosaroter Farbe. Das zweitemal wurde das Auftreten von farbigen Hagelkörnern, die ebenfalls einen blauen bzw. rosaroten Ton zeigten, am 17. April 1886 bei dem kleinen Weiler El Totumo im venezolanischen Staate Zamora festgestellt. Am Nachmittag dieses Tages gingen dort nach einem sehr heftigen Gewitter große Massen von Hagel nieder, dessen Körner zum Teil ein Gewicht von mehr als 50 Gramm erreichten. Die Ursache der Färbung hat sich nicht mit Sicherheit ermitteln lassen. Th. Schwedoff, der den Hagelfall von Minsk beschrieben hat, nahm an, daß sie durch Kobalt- und Nickelsalze bedingt sei. Da die beiden Metalle auch Bestandteile der Meteore sind, glaubte Schwedoff in dem Vorkommen des farbigen Hagels eine Bestätigung seiner Theorie des kosmischen Ursprungs des Hagels erblicken zu können.

PHÖNIX



Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865 Vertreten in allen Städten.

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

NÄH... KR... MI...

FABRIKANT: C. F. ASCHE & Co, HAMBU...

Magenleiden.

Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Welters Mixtur-Magnesiapulv. Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M exkl. Porto Broschüre fr. Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein, Abteil. 18

Ideale sta...

erhält jed. Dame ... zuwendendes ... unschädliches ... blüffend, viele Dan... Geld z...rück! Dose ... meist erforderlich. Versand nur durch ... Berlin SW 11 I, A...

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main)

Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich. Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 2.4: Probe M. 8.00

J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26.

Überall erhältlich

Die Versicherungsgesellsch...

Thuringi...

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

Ein grauer Kopf

macht 10 Jahre älter! Ergraute Haare erhalten sofort ihre natürliche Farbe echt und unverwaschbar wieder durch mein garant. unschädliches „Alcolor". In allen Farben erhältlich Fl. M. 8.—, 12.—, 15.—. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Ascaridin das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene.

Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—

Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50

IN ALLEN APOTHEKEN.

All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Hausb., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach- **Marienhöhe,** Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt

Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen

Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftheft

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch., gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Königsfeld bad. Schwarzwald. Haushaltungsschule „Margaretenheim" inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Neudietendorf (Thüringen) **Töchterheim.** A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. d. Richter, Vorsteh.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Hausb. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2860 M. Wissensch., Musik. 18 Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Musik, Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegen. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Harthstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beauft. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. A. Alt...

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruet, Schulvorsteher.

Schulen und Lehranstalten

Technikum Hainchen i. Sa. Maschinen-, Elektro-, Ingenieure, — Techniker und Werkmeister. — Programm frei.

Höhere Lehranstalt — Fachlehrwerkstätten

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjähr. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährigen-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Jungen und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. ...

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandssiedlung) — Semesterbeginn: Ostern und Herbst

Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Ausbildung von Röntgenschwestern!

Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus. Private Chemieschule für Damen in Lichterfelde (bei Berlin).

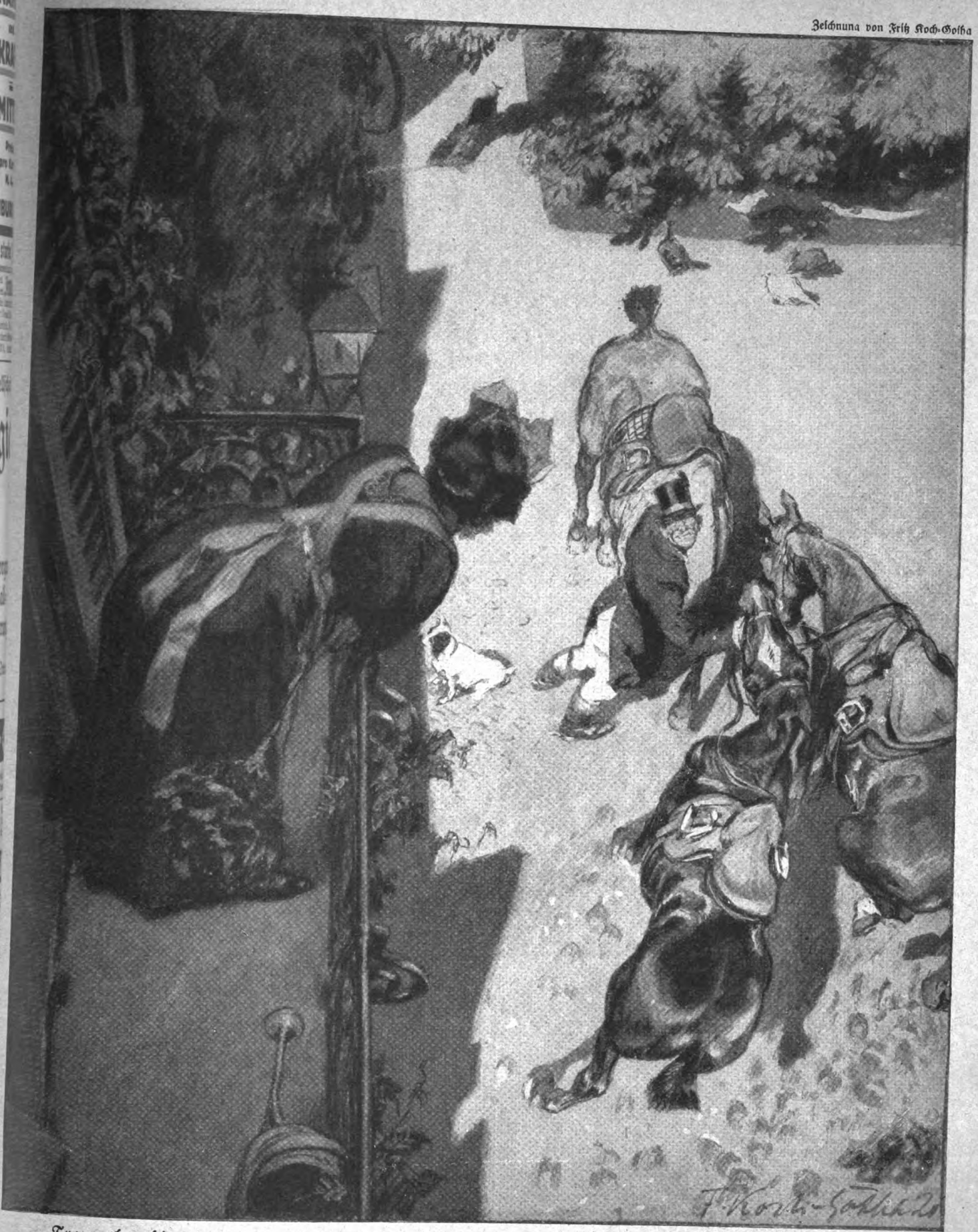
Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Nervenkranken besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Lic.

Digitized by Google

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha



Franz, beruhigen Sie nur die Pferde, die Herrschaften studieren immer noch die Film-Preisfragen im neuen Heft der „Woche"

Das Filmpreisausschreiben erscheint in den Heften 27–33. Für die Beantwortung der nachstehenden Fragen, auf Grund von Bildern aus bekannten Films, sind Preise ausgesetzt im Werte von 7500 Mark. Die drei Fragen lauten: Wie heißt der Film? Wie heißt der Hauptdarsteller? Welcher Film gefiel am besten und warum?

Digitized by Google

Schönheitspflege

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung

Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam"

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidenen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit . . . Preis M. 13.—

Blondinen!

Schröder-Schenkes „Goldregen" verhindert bei blondem Haar das Dunkelwerden desselben und ist deshalb ein vorzügliches Haarpflegemittel für Blondinen. „Goldregen" erhält das Haar in wunderbarer Schönheit, seidigem Glanz und auftragender Fülle . . . . . Preis M. 13.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde"

macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde" ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten.
Preis M. 12.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecke und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert . . . . . Preis M. 8.—

Doppelkinn

wird durch meine Kinnbinde in 3—4 Wochen entfernt, und die verloren gegangene anmutige Grenzlinie zwischen Gesicht und Hals wieder hergestellt. Die unter „Doppelkinn" bekannte übermäßige Verfettung der unteren Gesichtspartien läßt das Gesicht unverhältnismäßig groß erscheinen; letzteres erhält dadurch einen plumpen, schwerfälligen Ausdruck . . . . . M. 15.—

Haut-Edelschliff

Schröder-Schenke's neues Verfahren zur Herbeiführung eines raschen, unauffälligen Hautwechsels
Ein großer Vorzug dieses Verfahrens liegt in seiner überaus einfachen Anwendung, die nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt und Mühe verursacht als die übliche Morgenwaschung, an deren Stelle sie tritt. „Edelschliff" ist somit für alle diejenigen empfehlenswert, die nur wenig oder keine Zeit zur Schönheitspflege opfern können und doch Wert auf einen wirklich reinen und auffallend schönen Teint legen. — Durch „Edelschliff" wird

rasch und unmerklich die Haut verjüngt und erneuert

und mit der alten Haut sind zugleich alle Unreinheiten und Unebenheiten wie Pickel, Mitesser, Akne, rauhe, spröde, großporige Haut, Flecken und Falten, Röte der Haut verschwunden. Als Ergebnis d. Anwendung stellt sich eine sammetweiche, zarte, elastische Haut ein u. eine

taufrische, blühende, rosige Gesichtsfarbe.

Für den absolut vollen Erfolg garantiere ich, so daß jedermann sich mit ganzem Vertrauen dieses Verfahrens bedienen kann . . . Preis M. 40.—

Edelgeformte Nase

Nasenformer, D. R.-Patent, Auslandspatente „Orthodor" beseitigt alle Mißbildungen und verleiht der Nase jede gewünschte edlere Form, gleichviel ob die Nase schief, zu lang, dick, kolbig, zu breit, hochstehend, höckrig ist. „Orthodor" ist unbegrenzt verstellbar und kann deshalb der sich bessernden Form der Nase jeweils genau angepaßt werden. Dr. med. Sywek schreibt: „Ihr Orthodor ist sehr sinnreich konstruiert und gestattet die Korrektur jeder Nasenform" . . . . Preis M. 20.—

Faltenglätter

„GRECO" zur vollständigen Beseitigung von Falten und Runzeln, selbst wenn sie noch so veraltet und tief sind sind. Stirnfalten, die senkrechten Falten zwischen den Augenbrauen, die Nasen-Mundwinkelfalte, die sonst jeder Behandlung spottet, verschwinden. „GRECO" ist tatsächlich das geeignetste Mittel, bis ins hohe Alter sich ein glattes, jugendliches Gesicht zu bewahren Preis M. 32.—

Flüssiger Schönheitspuder „La Charmeresse"

übertrifft an Wirkung die besten französischen Puder. Die meiten Puder enthalten metallische Gifte, die verheerend auf die Haut wirken und deshalb als schädlich zu meiden sind. Dagegen ist mein „Charmeresse" absolut unsichtbar auf der Haut und verleiht ihr jene unvergleichliche und sammetartige Weichheit der Pfirsichhaut. — Erhältlich in allen Farben. In elegant adjustierten Flakon . . . . . Preis M. 15.—

Ausdrucksvolles Auge

bestrickenden Reiz, strahlenden Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch mein „Dämon"; der matte, trübe Blick verschwindet, müde Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate. „Dämon" M. 10.50

Schönheit der Brauen und Wimpern

Mein „Asiatischer Augenbrauensaft" fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht
Preis M. 10.50

Schneeweiße Zähne

Sauerstoff-Zahnbleichpulver „Schneeperlen" mit herrlichem Geschmack, antiseptisch, macht die Zähne blendend weiß, verhütet Zahnsteinbildung . . . . . Preis M. 5.—

Stirnfalten

machen das Antlitz unfreundlich, finster und streng. Personen mit Stirnfalten sehen auch bedeutend älter aus, als sie sind. Die Stirnfalten (auch die senkrechten) verschwinden bei Anwendung meiner Stirnbinde in kürzester Zeit. Bequem auch nachts zu tragen. Die Stirn wird wieder absolut glatt und schön, wodurch das Gesicht um Jahre jünger aussieht . . . . . Preis M. 13.50

Schröder-Schenke

Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b

Wien I/15, Wollzeile 15. - Zürich 15, Bahnhofstr. 31.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussel... „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36. — In Österreich für ... V. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 32. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Wie die Bäume wachsen.

Die größte Höhe unter allen Bäumen der Erde erreichen die australischen Eukalyptusarten. Von dem mandelblättrigen Gummibaume (Eucalyptus amygdalina) hat man in den Gebirgsschluchten Ostaustraliens Stämme gemessen, die eine Höhe bis zu 155 Meter und am Boden einen Stammumfang von 30 Meter aufwiesen. Zu Höhen von mehr als 100 Meter streben ferner die Mammutbäume Kaliforniens (Sequoia gigantea) empor, 90 Meter erreicht die amerikanische Douglastanne, 60 Meter und mehr der tropische Baumwollbaum (Ceiba pentandra), dessen Samenkapseln eine der Baumwolle ähnliche Watte enthalten.

Von unseren heimischen Baumarten messen die höchsten Stämme von Fichte und Tanne etwa 50 Meter. In geschlossenen Beständen und auf bestem Boden erreicht die größte Höhe die Buche mit durchschnittlich 36,8 Meter; es folgen die Fichte mit 35,9 Meter, Kiefer und Tanne mit je 35,2 Meter, Lärche und Eiche mit 35,0 bzw. 34,1 Meter. Dagegen weisen die Eschenbestände nur eine mittlere Scheitelhöhe von 30 Meter auf; die Birke erreicht 28 Meter, die Schwarzerle 25,5 Meter, die großblättrige Linde 25 Meter.

Sehr verschieden ist die Wachstumsgeschwindigkeit bei den einzelnen Baumarten. Die Tanne ist im Alter von 6 Jahren erst 23 Zentimeter, die Fichte 39 Zentimeter hoch, während zur selben Zeit die Kiefer schon eine Höhe von 122 Zentimeter, die Esche von 121 Zentimeter, die Linde von 115 Zentimeter aufweist. Noch schneller schießen Birke und Schwarzerle empor, die schon mit 4 Jahren eine Höhe von 209 Zentimeter bzw. 340 Zentimeter erreichen. Sie werden aber erheblich übertroffen von den Eukalyptusarten. Im Garten von La Mortola an der Riviera erreichte z. B. ein Exemplar von Eucalyptus globulus in sieben Jahren 19 Meter Höhe und fast 1½ Meter Umfang. Eines noch rascheren Wachstums erfreut sich die auf Java heimische, in den dortigen Kakaopflanzungen als Schattenbaum gezogene Albizzia moluccana. Sie ist schon nach 8 Monaten 3 Meter hoch und erreicht im Alter von 9 Jahren bereits eine Höhe von 33 Meter, während unsere nordischen Nadelhölzer und die Buche dieselbe Höhe erst im Alter von 120 bis 160 Jahren erreichen. Die am schnellsten wachsenden baumartigen Gewächse überhaupt sind aber die größten Bambusarten. Von ihnen erreicht Bambusa gigantea in 31 Tagen eine Höhe von 8,75 Meter; die Längenzunahme kann im Laufe eines Tages ½ bis ¾ Meter betragen; bei einer Dendrocalamusart hat man im Botanischen Garten von Kiew sogar einen Tageszuwachs von 913 Millimeter beobachtet.

Der weibliche Arzt.

Es soll nicht darüber gestritten werden, ob das Studium der Medizin für die Frau geeignet ist. Es sollen nur folgende Daten angeführt und als Stoff zum Nachdenken empfohlen werden:

„Die Zahl der Studentinnen an den deutschen Universitäten beträgt augenblicklich 7724. Sie hat sich seit den letzten fünf Jahren verdoppelt, seit den letzten zehn Jahren fast vervierfacht. Der Medizin haben sich augenblicklich 2080 studierende Damen zugewandt, der Zahnheilkunde 200, der Pharmazie 130. Die Zahl der Medizin studierenden Frauen betrug vor fünf Jahren 944, hat sich also etwas stärker erhöht, als es dem Gesamtzugang an weiblichen Studenten entspricht. Dieser Zunahme an weiblichen Medizinern steht eine

Offenbacher Kranken-fahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Sommersprossen
sonnenbrand beseitigt unt. Garant. poth. Gadebuschs Axela-Creme. Axela G. m. b. H., Berlin N4, Abt. G.

Combinierte
Hautschälkur
zur gründlich. Beseitigung aller Hautunreinigkeiten durch Erneuerung der Gesichtsoberhaut. Seit 30 Jahren sicher bewährt. M. 23.50. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4. Größtes Spezialhaus für biolog. Hautpflege.

Schälkur - Kombination

nach ärztl. Rezept ist die einzig sichere Methode zur Erlangung einer **vollständig neuen Gesichtshaut in wenigen Tagen.** Sämtliche **Hautunreinheiten,** auch Sommersprossen, Pickel, Flecke und Falten, **verschwinden,** das Gesicht wird **jugendlich frisch. Preis M. 25.00** Nachnahme o. Voreinsendung, Porto extra, nur durch **Laboratorium Kosmetikum, Berlin-Friedenau 5.**

Digitized by Google

relative Abnahme bei den Studentinnen der Philologie und Geschichte gegenüber. (Man kann hieraus ersehen, daß viele Frauen bei der Berufswahl immer noch nicht genügend über die schlechten Aussichten unterrichtet sind, die dem Arzt bevorstehen. Wir haben augenblicklich 22 000 Studierende der Medizin, in wenigen Jahren wird der Ärztestand auf rund 50 000 Mitglieder angewachsen sein, sich also gegenüber der Zeit vor dem Kriege fast verdoppelt haben, bei einer beträchtlichen Abnahme der Gesamtbevölkerungszahl. Vor dem Kriege kam auf 2000 Einwohner ein Arzt, jetzt beträgt das Verhältnis 1 : 1500, in absehbarer Zeit wird es 1 : 1000 betragen.)"

So schreibt die „Deutsche Medizinische Wochenschrift": Es ist eine vielsagende Statistik. Wenn das Ziel der studierenden Frau darin bestehen soll, einen Beruf zu erringen, der ein gesichertes Auskommen bietet, so scheint der ärztliche nicht zu ihnen zu gehören.

Der neue Papst.

Unter dieser Überschrift brachten wir in der Nummer 17 d. J. einen Artikel, der sich gegen die selbstherrliche Nebenregierung des sozialdemokratischen Parteivorstandes wandte. Als Ausgangspunkt nahmen wir die Professur Dreuw auf dem Gebiete der staatlichen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unter Benutzung der in der Presse damals erschienenen Mitteilungen. Diese sind, wie wir erst jetzt erfahren, in der Presse von Dr. Dreuw sofort ohne Widerspruch seiner Gegner richtiggestellt worden, und obwohl unser Hauptthema dadurch nicht berührt wird, wollen wir einem Wunsche des Herrn Dr. Dreuw zufolge gern feststellen, daß Herr Dr. Dreuw nicht Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist oder jemals war. Dr. Dreuw teilt uns weiter mit, daß er nicht wegen seiner Freundschaft zu Haenisch oder als „Genosse", sondern wegen seiner intensiven Beschäftigung mit dem obigen Thema an die Universität berufen werden sollte. Ferner, daß er sich nicht an den Parteivorstand gewandt habe, sondern daß dieser, ohne Wissen Dr. Dreuws, von dritter Seite auf die Machenschaften und gutachtlichen Verleumdungen zur Abwehr dieser Professur aufmerksam gemacht, sich von Dr. Dreuw allein und dann in Gegenwart von Haenisch Vortrag erbeten habe. Herr Haenisch sei trotz der Bitte Dr. Dreuws und des Parteivorstandes in eine neutrale und objektive Prüfung des Gutachtens der Berliner Fakultät, das Herr Dr. Dreuw als eine hinter seinem Rücken abgegebene Verleumdung in den Sitzungen bezeichnet und nachgewiesen habe, nicht eingetreten, woraus auch hervorgehe, daß Herr Haenisch Herrn Dr. Dreuw gegenüber nicht die für einen Minister einem Staatsbürger und einer so wichtigen Sache gegenüber unbedingt nötige Neutralität gewahrt habe. Danach erst habe Dr. Dreuw seinen Fall der Öffentlichkeit unterbreitet, da auch ein Minister ebenso wie die Fakultät nicht absolut und in ihren Handlungen und Unterlassungen dem Urteil der öffentlichen Meinung unterworfen seien.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der

Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich;

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Auch Sie!

können sich die köstliche Erfrischung und das behagliche Gefühl eines reinen Mundes und sauberer Zähne verschaffen durch ständigen Gebrauch der

Zahnpasta

Kalikora

Lovan-Creme

fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co. G.m.b.H. Bamberg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 32. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Eine Ernst-Keil-Stiftung.

Um das Andenken an den Schöpfer der „Gartenlaube", den Verlagsbuchhändler und Redakteur Herrn Ernst Keil, zu ehren, ist in Erfüllung der Wünsche seiner verstorbenen Tochter, der Frau Elsbeth Teichmann, geb. Keil, am 26. Dezember 1918 eine rechtsfähige Stiftung mit einem Vermögen im Nennwert von 1 701 600 Mark errichtet worden. Die Stiftungsverfassung ist am 15. Juli 1919 vom Ministerium genehmigt worden. Über den Zweck der Stiftung heißt es darin: Da die Stiftung nur durch die unermüdliche aufopfernde Tätigkeit Ernst Keils möglich geworden ist, soll sie dessen Bestrebungen lebendig erhalten und fördern, die allezeit darauf gerichtet waren, in jedem Deutschen auf gesunder, streng sittlicher und religiös freisinniger Grundlage die Gemüts- und Herzensbildung zu vertiefen, die wissenschaftliche Aufklärung zu erweitern und vor allem die Liebe zum Vaterlande zu stärken, deutsches Familienleben zu hegen, aber auch daran mitzuwirken, das ganze Volk in einem geeinigten großen Deutschland unter freiheitlicher Gestaltung seiner politischen Rechte für die Erfüllung seiner hohen nationalen und kulturellen Aufgaben tüchtig zu machen. In diesem Geiste sollen unbedingt alle Entscheidungen über die Verwendung der Stiftungsgelder getroffen werden.

Die Durchführung der Stiftungsbestimmungen und die Verwaltung des Stiftungsvermögens geschieht durch den Stadtrat zu Leipzig als Stiftungsvorstand. — Von den Erträgnissen des Stiftungsvermögens sind zu verwenden: u. a. 5 Prozent zur Unterstützung von Schriftstellern und Schriftstellerinnen Deutschlands, 4 Prozent

Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 2.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle
Katalog gratis

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür**, Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art**, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma**, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg GK.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1882.

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

SEJ
NÄHR- und KRAFT = MITTEL
Preis: pro Karton M. 4.–
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co, HAMBURG 19

3 seltene Bücher F. E. Bilz III. Aufl.
die jedem grosse Freude und Nutzen bringen werden.
Naturstaat, Reformvorschlag zu ungeahntem Glück. 7.50, geb. 10.
Tote leben! mit 32 Geisterphotographien. Pr. M. 7.50, geb. M. 10.
Mit 78 Jahren noch jung und kerngesund. Preis M. 1.
Für jede Hausbibliothek unentbehrlich **Bilz' Verlag, Leipzig.**

Hühneraugen, Fußschwamm entfernt mit absoluter Sicherheit Reichels „Bosco". Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Shag-Tabak!
Ia amerik. goldgelber Shag-Tabak (Virginia in schöner 50 gr-Packung pro Paket M 4,50 einschl. Steuer versendet prompt und laufend per Nachnahme nicht unter 5 Pfund.
P. Halberscheidt,
Hagen i. W.,
Kampstrasse 15.

— Für Unterhaltung, Studium und Erwerb! —
Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergröß.- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Gegenst. **Keine Glasbilder nötig.** Prosp. 62 frei dch. Fabr.
Schmehle Nchf., Dresden 27/82.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.–
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

REIS
Rangoon Vollreis **allererste Qualität,** in Paketen von 5 u. 10 kg zum Preise von **M. 5,50** per ½ kg franko Haus per Nachnahme versendet
L. A. Müller, Hamburg 11, Passmannstr. 6.
— Man verlange Preisliste. —

Creme Royal
ein fettfreier Creme für den Tag. Für spröde und aufgesprungene Haut besonders vorzüglich, da von heilender Wirkung. Preis M. 7,—, 16,—, 32,—

Ebee-Haarkur
gegen Haarausfall, Schuppen, Kopfjucken usw. Das einzige Mittel von wissenschaftlichem Wert, das bei energischer Durchführung Erfolg verbürgt. Besteht aus 3 verschied Präparaten. Angabe ob trocknes oder fettes Haar. Prospekt frei. Preis M. 58,—

Flüssiger Puder Welda
macht die Haut pastellartig matt und weiß. Entfernt Hautunreinheiten, färbt nicht ab und haftet fest, ohne zu fetten. Weiß, rosa, gelbrosa, gelb. Preis M. 15,—

Ebee-Schälpaste
gegen alle Hautunreinheiten, Röte, Mitesser. Erneuert die Haut, macht sie jugendfrisch und elastisch ohne jede entzündl. Reizung. Die Original-Schälpaste! Preis M. 34,—

Augenbrauen-saft
Der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger, dichter Brauen. Preis M. 12,–

Ratschläge
Rezepte, prakt. Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit u. Gesundheit." 250 000 Auflage. Preis M. 2,50

Auskünfte und Prospekte kostenfrei

Illustr. Katalog M. 3.—

FRAU ELISE BOCK
G·M·B·H
BERLIN-CHARLBG. 9
KANTSTRASSE 158

Digitized by Google

zur Unterstützung von Leipziger Buchhändlern, 3 Prozent zur Unterstützung von Leipziger Buchhandlungsgehilfen, 3 Prozent zur Unterstützung von Leipziger Buchhandlungsmarkthelfern, die alle unverschuldet in Not geraten sind; 30 Prozent zur Abgabe von Preisen an deutsche Verfasser oder Verfasserinnen von bereits erschienenen Werken belletristischer, dramatischer und populärwissenschaftlicher Art.

20 Prozent zur Abgabe von Stipendien an deutsche, jüngere mittellose, aufstrebende Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, deren Arbeiten belletristischer, dramatischer oder populärwissenschaftlicher Art hervorragende Begabung erkennen lassen und zu der sicheren Hoffnung auf künftige noch bedeutendere Leistungen berechtigen;

15 Prozent zur Abgabe von Stipendien an deutsche, jüngere, mittellose, aufstrebende, hervorragend begabte Künstler und Künstlerinnen, die auf dem Gebiete der Malerei, Skulptur und der graphischen Kunst in Leipzig tätig sind, deren Arbeiten einen auf das Edle, Schöne und sittlich Reine gerichteten Geist erkennen lassen und die zu der sicheren Hoffnung auf künftig noch bedeutendere Arbeiten berechtigen;

10 Prozent zu Ankäufen von Werken deutscher Künstler und Künstlerinnen, für das Museum der bildenden Künste und für das Kunstgewerbemuseum der Stadt Leipzig. Es können hierbei die Erträgnisse mehrerer Jahre auf einen Gegenstand vereinigt werden.

Sind die für das laufende Jahr vorliegenden Vorschläge für Bewerbungen unbefriedigend oder der Zahl nach ungenügend und auch auf neues Anfordern solche nicht zu erlangen, so bleiben die Preise und Unterstützungen unausgezahlt und können im folgenden Jahre mitverteilt werden. Kann auch in diesem Jahre keine Verteilung vorgenommen werden, so sind die Beträge dem Stammvermögen zuzuführen. Mittelmäßige Leistungen dürfen keinesfalls belohnt werden.

Alle Zuschriften, welche die Ernst-Keil-Stiftung betreffen, sind ausschließlich an das Stiftungsamt des Rates zu Leipzig zu richten.

Diese *sind geputzt mit* *Nigrin*

Sofortiger wasser- und wetterfester Dauerhochglanz, da wieder reine Terpentinölware.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Jede Hausfrau putzt mit „TIP-TOP" d. besten flüßigen Metallputz u. erzielt befriedigende Erfolge

CHEM. WERKE HÖNTSCH & CO. DRESDEN-NIEDERSEDLITZ

Überall erhältlich! Überall erhältlich!

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik

Rich. Mauve

Dresden-Löbtau 8.

Katal. gratis.

Siphagol

Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA

Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Ideale starke Formen

erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches „Fermasol" verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 I, Anhaltstrasse 8.

Briefmarken-Katalog

neu, für alle Erdteile, erscheint! Kostenfr. Katalogprosp. vom Verlag der „Sammler-Woche", München.

Magnora Venusa

erlangen größere Brustfülle, vollere Formen u. frischeres Aussehen ohne Taille und Hüften zu erweitern, durch Lenclos-Rährpulver od. Lenclos-Kraftpillen, die zugleich eine natürl. Kräftigung für Blut und Nerven bewirken. 30 Jahre erfolgreich bewährt. Mk. 10,—

Otto Reichel, Berlin 61 GD, Eisenbahnstr. 4.

UNTERRICHTS-

Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Ou X Beine

beseitige schnell u. bequem Orthopag hochinteressante reichillustr. Prospekte umsonst. Orthopag-Verband Friedrichroda (Th.) 217.

Ausgezeichnet

wirkt Margonal-Heilsalbe (ges. gesch). Vorzügl. bew. z. Beseitig. schwer heil. Wund., wie Brandw., Hautausschl., Flechten, Hautjuck., Wundsein, auch Wund. b. Kind. u. off. Frostwund. Originaltöpfe zu M. 3.-, 5.50, 7.50. Margonal Berlin SW 29. Preisliste gratis.

Magenleiden.

Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Welters Mixtur-Magnesiapulv. Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein, Abteil. 18.

Matrizen

von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert

August Scherl G. m. b. H., Klischee-Abteilung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Nebenverdienst-suchende **Personen** verdienen viel Geld durch Uebernahme guter Vertretung. Herbert Unger, Elbenstock i. Sa., Fachversv. f.

Yohimbin-Lecithin

auf wissensch. Grundlag. aufgeb. Kräftigungsmittel

30	60	120 Port.	für Frauen 50	100	200 Port.
ℳ 1,60	39,60	72 M.	30	56,40	108 M.

Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover 14.

Grauen Haaren

gibt sicher Naturfarbe wieder Axela-Regenerator, Flasche 10 M. Axela G. m. b. H., Berlin N 4, Abt. G.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Reconvalescentspillen; ganz besonders bei Einschlägen, Gesichtsblüten, unreiner Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 10.—. Apoth. Lauenstein's Versand, Sprembergi. L.

Nr. 27 Nymphe

Dekam Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter und neuer Meister i. künstlerischer Ausführung

Wie Originalgemälde auf Blendrahmen :: gezogen, ohne Glas zu rahmen ::

Spezialität: Von Künstlerhand mit besten Oelfarben übermalte

„Dekam Gemälde"

Wirkung wie Originalgemälde.

Dr. Karl Meyer, G. m. b. H., Leipzig-Wahren 6.

Vertreter in allen Teilen Deutschlands und im Auslande gesucht!

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig.

Digitized by Google

Von unsern Singvögeln.

Einige von ihnen besitzen die Fähigkeit, anderen Vögeln nachzuahmen und deren Lieder ganz oder zum Teil in ihre eigenen zu verflechten. Ein Meister in dieser Hinsicht ist der kleine Gartenspötter, der seinen Namen gerade von dieser, einem Verspotten der anderen Vögel gleichenden Gewohnheit führt. Dem lebhaften Wesen des Tierchens, das in ununterbrochener Bewegung in Bäumen und Büschen umherschlüpft, entspricht sein sprudelnder Gesang, der in stetem Wechsel die verschiedensten Weisen verbindet. Dabei webt der Spötter in sein Lied eine ganze Reihe von Stimmen anderer Vögel, die er offenbar spielend ablernt: das Trillern der Lerche, den Schlag der Wachtel, das Flöten des Stares, den Gesang der Meise, den Pfiff der Amsel, das Zwitschern der Schwalbe usw. Der geübte Lauscher vermag aus dem Liede des Spottvogels zu erkennen, in welcher Nachbarschaft dieser lebt, und wenn er etwa das Krächzen der Elster daraus vernimmt, so braucht er nach dem Elsternneste gewiß nicht lange zu suchen; es ist meistens in nächster Nähe. Der Star zeigt sich als ein nicht minder begabter Nachahmer anderer Vogellieder. Auch sein Gesang ist sehr vielseitig, wenngleich nicht besonders kräftig und volltönend. Er besteht mehr aus Schnalzlauten und Schmatzen denn aus Flöten, und in dem wechselvollen Durcheinander der Starenweise ertönen dann, gut nachgemacht, die Stimmen anderer Sänger, bald das ganze Lied, bald einzelne Stücke daraus. Von Buchfinken und Schwalben lernt er in Stadtgärten und Parken, von Specht und Drossel im Walde und im Dorfe. Aus dem Gesange der Feldlerche fremde Stimmen herauszuhören, ist dem aufmerksamen und geübten Naturbeobachter ebenfalls nicht schwierig. Diese sangesfreudige „Königin der Lüfte" mischt in ihr Trillern und Flöten mancherlei Teile aus andern Vogelweisen ein, vom Schwalbengezwitscher, vom Meisenliede, vom Ruf des Stieglitz, vom Gesange des Zaunkönigs und vom Verslein der Grasmücke. Die Stimmen der eben genannten Sänger und dazu den wimmernden Ton des Sperbers, den grellen Schrei des Eichelhähers, das Geschnatter des Buchfinken, den Schlag der Wachtel, den Pfiff der Drossel und noch andere Vogellaute versteht endlich meisterlich der rotrückige Würger nachzuahmen. Er ist ein ganz ausgezeichneter Sänger, und man müßte ihn um seiner Kunst eigentlich lieben und pflegen; aber er hat die böse Leidenschaft, die kleinen Singvögel in Menge grausam zu morden, indem er sie an Dornen aufspießt. Bekannt ist, wie noch erwähnt sei, die Fähigkeit des Kanarienvogels, fremde Stimmen in seinen Gesang zu verflechten, was aber von den Freunden dieses Stubensängers nicht sonderlich geschätzt wird, da es das eigene Lied des Vogels beeinträchtigt. P. H.

Bücher, die 40 Meter lang sind.

Wenn man die Beschreibung alter Papyruswerke liest, findet man es als etwas Besonderes erwähnt, daß die einzelnen Rollen mitunter 14 Meter lang waren. Dies ist gewiß eine stattliche Länge, aber viel weiter „ausdehnbar" noch sind die Bücher, die man in Siam herstellt. Sie bestehen aus einem 20—25 Zentimeter hohen Streifen steifen Papiers, der nach dem Prinzip des Fächers oder der Ziehharmonika in viele — etwa 10 Zentimeter breite — Falten zusammengebrochen wird. Derartige Bücher sind, wenn man sie auseinanderzieht, manchmal bis 40 Meter lang, sogar mitunter noch länger. Den Einband vertreten zwei steife Deckel, die je auf die erste und letzte Falte des Buches geklebt werden. Zum Eintragen seiner Besuche brachte der König von Siam ein solches Harmonikabuch einst mit sich nach Europa. Nach den Angaben von Hesse-Wartegg werden erst seit neuester Zeit Bücher wie bei uns gedruckt und gebunden. Erwähnenswert sind übrigens auch die siamesischen „Palmblattbücher". Heilige Schriften zeichnet man mit Vorliebe auf 60 Zentimeter langen, 5½ Zentimeter breiten Streifen auf, die aus den gelben, getrockneten Blättern der „Buchpalme" zurechtgeschnitten wurden. Ungefähr 20 Streifen geben ein Buch. Man fädelt sie, die an zwei Stellen durchlocht sind, auf zwei dünne Holzstäbchen. Den Einband vertreten zwei schöngeschnitzte und vergoldete Holzdeckel entsprechenden Formats. Bangkoks Tempel bergen in kostbaren Schreinen viele solcher reichverzierter, in buntseidene Tücher gehüllter Palmblattbücher. Dr. J.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder,

so glauben viele, wenn sie die Erfindungen auf dem Gebiete der Feinmechanik mit ihrem Laienverstande betrachten. Aber es gibt keine Wunder, es gibt nur technische Vollkommenheiten, und mit solchen ist die führende Marke der deutschen Nähmaschinenindustrie, die „Köhler"-Nähmaschine, ausgestattet. Sie übertrumpft mit diesen Vorzügen, zu denen neben der Vielseitigkeit der Arbeitsleistung auch noch fast unbegrenzte Haltbarkeit und leichte Handhabung kommen, alle Produkte des Auslandes. Sie stopft, flickt, näht und stickt Kleider und Wäsche und dient zur Inordnunghaltung des Hausschatzes der deutschen Frau. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Töchterpensionat Hausschild, Bernhardtstraße 30. Allseitige Ausbildung. Ref. ls.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule
mit Gartenbau.
Ländl. gesunder Aufenth. m. Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen. **Halb- und Jahreslehrgang.** Anerkannt gute Verpflegung. Währd. des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. **Töchterheim mit Frauenlehrjahr.**
B. **Haushaltungsschule.**
C. **Landwirtschaftliche Frauenschule.**
D. **Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.**

Gleichberechtigung in Preußen.

Eisenach. **Töchterheim „Teodora",** Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach **Töchterheim Schmeißer.** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. **Gründl. Ausbild. im Haush.** Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau **A. Gilles.**

Halberstadt/Harz. Töchterheim von **Frau Pfarrer Theune.** Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Neudietendorf (Thüringen) **Töchterheim.** A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. **B. Richter,** Vorsteh.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. **„Fremdenheim Villa Fortuna"** Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterr. f. Damen jed. Alt. **G. E. Wels** (gegr. 1843: Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Kehburg i. Haun. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen. prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Schulen und Lehranstalten

Dr. Fackelmann's Einj ihrigen-Prima-Abitur.-Anstalt. auch Damen **Berlin W 15, Hohenzollerndamm 198.** Prosp.!

Stottern heilt **Prof. Rudolf Donhardts Sprachheilanstalt, Eisenach.** Prosp. über das wissenschaftl. bek., **mehrfach** staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei durch die Anstaltsleitung.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,**
Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Barth'sche Privatrealschule m. **Schülerheim** in **Leipzig,** Georgiring 5. Gegr. 1863. **Realschule m. Vorschule.** **Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung** zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Direktor Dr. L. Roesel.

Privat-Realschule mit Handelsfächern **Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse.** Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Dr. Huslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, **Leipzig 1, Keilstraße 12.** Schulausk. u. Jahresber. frei.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. **S. Wagners Gartenb., Gera-R.-Unz.**

Digitized by Google

Das beste und billigste Geschenk ist ein guter Roman.

Soeben erschien:

DIE HAUENSTEINERIN

Kulturgeschichtlicher Roman

von

ADELHEID WEBER

Der Roman entrollt ein packendes Zeitbild aus den Tagen der großen französischen Revolution und rechnet in geistvoller Weise mit der müden Dekadenz des ancien régime und der rohen Unkultur der neuen Gewalthaber ab. Das Buch ist infolge seiner künstlerischen Ausstattung als Geschenkwerk besonders gut geeignet

Preis: broschiert 18 Mark, gebunden 25 Mark, in Halbleder M. 50.—, in feinem Batikeinband mit braunem Lederrücken und Lederecken 60 Mark.

*

Ferner seien besonders empfohlen die Romane von

FELIX PHILIPPI

JUGENDLIEBE

91.—99. Tausend

Broschiert 15 Mark, gebunden 20 Mark.

HUNDERTSTES TAUSEND

Halbleder-Ausgabe in unserem vornehmen Bibliothekband
Preis 50 Mark

in Batikband mit braunem Lederrücken und Lederecken
Preis 60 Mark

DAS TAUSENDSTE HUNDERT

in reich mit Gold geprägtem Ganzlederband, numeriert und vom Verfasser signiert
Preis 100 Mark

*

CORNELIE ARENDT

Auflage 60 000
Broschiert 15 M., gebunden 20 M

DIE EHRENREICHS

Auflage 35 000
Broschiert 6 M., gebunden 10 M.

HOTEL GIGANTIC

Auflage 29 000
Broschiert 8 M., gebunden 12 M.

DAS SCHWALBENNEST

Auflage 40 000
Broschiert 6 M., gebunden 10 M.

MONICA VOGELSANG

21.—30. Tausend
Broschiert 8 M., gebunden 12 M.

Die Werke sind mit dem üblichen Teuerungszuschlag durch die Buchhandlungen zu beziehen.

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H., BERLIN SW 68.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hufsong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

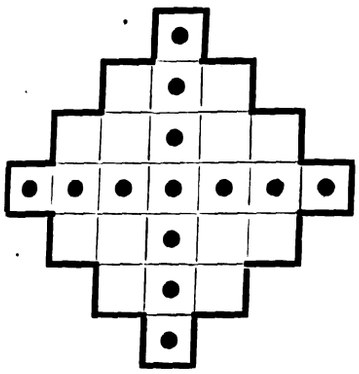
Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 33. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Diamant-Rätsel.



1. Teil des Jahres.
2. Musikinstrument.
3. Aufbewahrungsraum.
4. Gestalt der Nibelungensage.
5. Zustand des Wassers

In die Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: A A A, E E E E, G G, I I I, L L, M M M, N N, O, R, S, T, Z Z derart einzutragen, daß die mittelste wagerechte und senkrechte Reihe gleichlautend ist, und die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden.

Hans Schuppli.

Verschiebungsaufgabe.

Z e i t m a s s
I n l a n d
L e n b a c h
S p i n e t t
G i n s t e r
K a n t e
N e u l a n d
S p i n n r a d
T r i k o l o r e

Die obenstehenden Wörter sind ohne Änderung der Buchstaben, also nur durch seitliche Verschiebung, derart untereinanderzustellen, daß zwei senkrechte Reihen einen sehr zu beherzigenden Spruch ergeben.

Verwandlungs-Rätsel.

Es kann das Wort euch schlecht bekommen,
Habt etwas schwache Nerven ihr.
Ein Zeichen nur daraus entnommen:
So schätzt ihr es als Wertpapier.

H. v. F.

Rückwärts gelesen.

Oft steht es düster drohend
Wohl vor des Armen Tür,
Und nur durch harte Arbeit
Bannt er es für und für.
Und heut, nach schwerem Kriege,
Da herrscht es weit und breit.
Wann kommt uns eine neue,
Wann eine bess're Zeit?
Doch wenn das Wort man rückwärts
Nun einmal lesen will,
Erklingt's bald hold und lieblich,
Bald tief, bald hell und schrill.

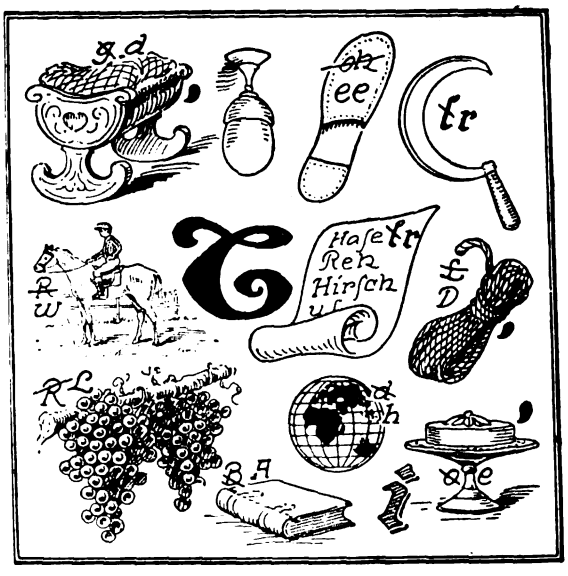
Rätsel.

Acht Zeichen bilden dir mein Rätselwort:
Es braust und tost und fällt in einem fort.
Wie Silber schimmert's, wenn es niederfließt
Und schäumend in die Niederung sich ergießt.
Fünf Zeichen dieses Wortes sagen dir
Von einem jedermann bekannten Tier.
So du vertauschen wirst an vierter Stelle
Das Zeichen a mit einem andern schnelle.
Das Tier wird jagen geh'n bei Tag und Nacht
Und ist auf deines Hauses Ruh bedacht.
Doch aber, wenn beim Kruge man zu lange
Gesessen hat, bereitet's Angst und Bange
Ihm, den es andern Tages überfällt
Und ihm den neuen jungen Tag vergällt.
Die letzten Zeichen, dreie an der Zahl,
Begrüßen froh dich in Thalias Saal.
Auch sehnt das Wort der Maler sich herbei
Daß es für seine Kunst ihm Vorbild sei.

Renate Greverus.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Max Handrick.



Rätsel.

Von Heinrich Minden.

Manchmal schwer und manchmal weit,
Manchmal voller Dunkelheit.
Doppelt ändert „es" den Sinn,
Setzt du's an zwei Stellen hin. —
Bald die Freude muntrer Kinder,
Bald ein Strom im Reich der Inder

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Einschalt-Rätsel: Moment, Nu, Monument.

Auf die Beine kommt's an:
Fuchs (als Schmetterling, als Raubtier und als Pferd).

Rätsel: Anhalt — Halt an.

Verwandlungsrätsel: Sevilla, Seevilla.

Getrennt und vereint: Ein Schreiben, Einschreiben.

Friedens-Qualität!?

Unter dieser Empfehlung werden jetzt viele Schuhputzmittel in den Zeitungen angepriesen. Die Bezeichnung **„Friedensqualität"** bietet aber durchaus **keine Gewähr** für die Güte eines Schuhputzes, denn auch in Friedenszeiten wurden **gute und schlechte Qualitäten** in den Handel gebracht.

„Nuos"-Schuhputz

wurde auch **während der Kriegszeit** nur unter Verwendung **bester Rohmaterialien** hergestellt und war den meisten Friedensqualitäten weit überlegen. Allerdings war es nicht immer möglich, die hochwertigen ausländischen Rohstoffe in genügenden Mengen zu beschaffen, so daß die Nachfrage in „Nuos" nicht immer in vollem Umfange befriedigt werden konnte.

Nachdem jetzt die Grenzen für den Bezug von Rohmaterialien wieder offen sind, sind auch wir wieder in der Lage, unsere langjährige **bewährte erste Qualität in vollem Umfange** liefern zu können.

Osra Chem. Fabrik G.m.b.H.,
Frankfurt a. M. und **Berlin SW 61.**

Ascaridin
das ideale
Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Schroth-Kur
Mildes Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Die drückendste Hitze, das schlechteste Regenwetter vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten
Meggendorfer-Blätter
dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.
Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12 60
Einzelne Nr. Mk. 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
Verlag der Meggendorfer-Blätter, München

Korbmöbel
in feinster Ausführung. Spezialität:
Korblampen
aus eigener Werkstätte liefert in schönster Auswahl
Andr Weberpals,
Korbmöbelwerkstätte,
Kösten b. Lichtenfels (Oberfr.)

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 33. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Gewerbehygiene.

Gewerbe und Industrie sind in unserem Zeitalter der Technik, der Maschinen, des Dampfes und der Elektrizität zu großer Blüte gelangt. Während aber einerseits unausgesetzt neue Erfindungen gemacht, neue Produkte hergestellt und dazu neue Maschinen hergestellt werden, treten andererseits auch unaufhörlich neue Schädigungen zutage, denen die mit dem neuen Industriezweige beschäftigten Arbeiter ausgesetzt sind. Die letzten Jahrzehnte haben eine beträchtliche Reihe von Berufskrankheiten mit sich gebracht, die den Arbeitern Tod und Siechtum bringen. Die tatkräftige Bekämpfung dieser Krankheiten muß daher eine der vornehmsten Pflichten aller industriellen Kreise bilden.

Die Gesundheit gilt nicht umsonst als das teuerste Gut, das der Mensch besitzt. Jedes wirtschaftliche Vorwärtskommen und die Behaglichkeit der Existenz nicht nur für die eigene Person, sondern ebenso

Biologische Schönheitskultur

Wer die Fabrikate von Schröder-Schenke, einer anerkannt leistungsfähigen, seit 1896 bestehenden Deutschen Firma, benutzt, hat das Beste erwählt, was er zur Körper- und Schönheitspflege wählen kann.

Nachstehend wenige Präparate. — Preisprospekt kostenlos.

Haut-Edelschliff

Schröder-Schenke's neues Verfahren zur Herbeiführung eines raschen, unauffälligen Hautwechsels. Einfache Anwendung. Durch „Edelschliff“ wird rasch und unmerklich für die Umgebung die Haut verjüngt und erneuert und Unebenheiten, wie Pickel, Mitesser, Akne, rauhe, spröde, großporige Haut, Flecken und Falten, Röte der Haut, beseitigt. Unmerklich für die Umgebung. . . Preis M 40.—

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor“, D. R. P. Auslandspatente, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. . . . . Preis M. 20.—

Flüssiger Schönheitspuder „La Charmeresse“

übertrifft an Wirkung die besten französischen Puder. „Charmeresse“ liegt absolut unsichtbar auf der Haut und verleiht ihr jene unvergleichliche und sammetartige Weichheit der Pfirsichhaut. — Erhältlich in allen Farben. In elegant adjustiertem Flakon . . . . . Preis M. 15.—

Weiße Arme und Hände

sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal sie voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. . . . . Preis M. 8.—

Seidenweiches Haar

Wenn das Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von Schröder-Schenke's „Haarkraftbalsam“ die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Hervorragendes Haarpflegemittel . . . . . Preis M. 13.—

Blondinen!

Schröder-Schenkes „Goldregen“ ist ein vorzügliches Haarpflegemittel für Blondinen. „Goldregen“ erhält das Haar in wunderbarer Schönheit, seidigem Glanz u. auftragender Fülle. Preis M. 13.—

Haarkräusel-Lotion „Jsolde“

macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration . . Preis M. 12.—

Schönheit der Brauen und Wimpern

Mein „Asiatischer Augenbrauensaft“ fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. Preis M. 10.50

Ausdrucksvolles Auge

bestrickenden Reiz, Feuer und Frische durch „Dämon“; der matte, trübe Blick verschwindet, die Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate . . . . . „Dämon“ M. 10.50

SCHRÖDER-SCHENKE

ZÜRICH 15. BAHNHOFSTR. 31. — BERLIN 15. POTSDAMERSTR. P. 26 B. — WIEN I/15. WOLLZEILE 15.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. — Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

für die aller Angehörigen ist von der Gesundheit des einzelnen abhängig. Es ist daher durchaus notwendig, daß der einzelne von den gesundheitlichen Gefahren, die der Beruf mit sich bringt, genau unterrichtet ist und vor ihnen durch genaue Vorschriften und Verhütungsmaßregeln nach Möglichkeit geschützt wird. Gerade auf dem gewerbehygienischen Gebiete sind die gesundheitlichen Gefahren in neuerer Zeit um so schwerwiegender, als es sich in sehr vielen Fällen nicht um vollkräftige Arbeiter, sondern um solche handelt, die durch die schlechten Wohnungsverhältnisse, unzureichende Ernährung, Alkohogenuß und dergleichen bereits geschwächt sind und daher bei weitem weniger Widerstandskraft besitzen als gesunde und kräftige Menschen.

In engem Zusammenhange mit den eigentlichen Gewerbekrankheiten stehen auch die Betriebsunfälle, deren starkes Wachsen der gesteigerten Zunahme der Maschinen, die leider hier und da noch der notwendigen Schutzvorrichtungen entbehren, entspricht.

Eine richtig gehandhabte Gewerbehygiene ist daher für die Volksgesundheit und die Volkswohlfahrt von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Unwiderleglich ist durch die Statistik nachgewiesen, wie überaus verheerend manche Gewerbekrankheiten auf die Gesundheit und das Leben der Arbeiter einwirken. Es seien hier nur die durch gewerbliche Gifte herbeigeführten Erkrankungen erwähnt, von denen jährlich viele Tausende industrieller Arbeiter betroffen werden. In der richtigen Erkenntnis, daß gerade auf diesem Gebiete weitestgehende Maßnahmen erforderlich sind, ist auf gesetzlichem Wege ein weitgehender Arbeiterschutz ins Leben gerufen worden.

Es kann nicht bestritten werden, daß gewerbliche Arbeiter im Durchschnitt früher sterben, als die übrige gleichaltrige Bevölkerung, ganz abgesehen von der gewöhnlich frühzeitiger eintretenden Invalidität, wodurch die davon Betroffenen lediglich auf die Invalidenrente angewiesen sind oder gar noch der öffentlichen Armenpflege anheimfallen. Auch haben erwiesenermaßen manche Gewerbekrankheiten auf die Nachkommenschaft einen überaus ungünstigen Einfluß ausgeübt.

Ohne Frage muß die Eindämmung aller solcher Schädigungen für unser Volksleben in der heutigen Zeit mit allen erforderlichen Mitteln angestrebt werden. Freilich bedarf es zur Lösung dieser Aufgabe einer verständnisvollen Mitarbeit aller beteiligten Kreise. Die Menschen sind das größte Aktivum des Staates, und doch wird mit Menschen leider noch immer eine größere Verschwendung getrieben als mit Pferden und Maschinen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Gesetzgeber und Techniker, Arzt und Sozialpolitiker müssen sich noch mehr als bisher die Lösung der Aufgaben einer planmäßig durchgeführten Gewerbehygiene angelegen sein lassen. Hygienische Einrichtungen, Verkürzungen der Arbeitszeit und noch mancherlei andere Maßnahmen könnten den unheilvollen, zum Siechtum und Tod führenden Gewerbekrankheiten Einhalt tun. Eine ernsthaft betriebene und kraftvolle Förderung der Gewerbehygienie würde zweifellos von größter sozialpolitischer Bedeutung und von hohem Nutzen für die Gesundheit und damit auch für die gesamte Zukunft unseres Volkes sein.

Walter Thielemann.

Prinzessinnenstündle von Lilly Braumann-Honsell, Verlag von Karl Peters, Magdeburg. Das hübsche gemütvolle Büchlein kann allen Müttern, die ihren Kindern — den acht- und zehnjährigen — etwas erzählen oder zum Lesen in die Hand geben wollen, warm empfohlen werden. Inhalt und Ausstattung sind gleich erfreulich, nämlich schlicht und gediegen.

Für glückliche, oft ganz schmerzlose Entbindung.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung,

bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauenklinik.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Rad-Jo

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Ballenstedt/Harz Luftkurort. Töchterh. v. Fr. Sophie Schilling. Häusl., wiss., gesellsch. Ausb., gut. Verpfl. Beste Ref., Prosp. Jahresp. 1500 M. Begr. 190 .

Dresden, Liebigstraße 16, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weiterged. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. Töchterheim Schellberg. Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach – Marienhöhe, Richardstraße 2. Töchterheim von Luise v. Viere. Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. Haushaltungsschule „Margaretenheim" inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Neudietendorf (Thüringen) Töchterheim. A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. D. Richter, Vorsteh.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik. n. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Musik. Mal.-Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten. Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hälsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegen. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Hartlstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. N. Aleß.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruet, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Technikum Hainichen i. Sa. Maschinen-, Elektro-Ingenieur- — Techniker und Werkmeister. — Programm frei. Höhere Lehranstalt — Fachlehrwerkstätten.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig-Zeugn. Prosp. frei d. d. Dir.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Herz- und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 41

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst

Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen

Ausbildung von Röntgenschwestern!

Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131d.

Hochschule für Frauen

Ausbildung für höhere Frauenberufe

Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung

Staatliche Prüfungen

Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 2 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: LEIPZIG, Königstr. 3.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, [illegible]

Private Chemieschule für Damen in [illegible]

Erziehungs[illegible]

Die Rückenmü[illegible]

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwa[illegible] besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung [illegible]

Digitized by Google

Stärkewäsche klebt nicht am Bügeleisen, wenn dem kochenden Wasser etwas Seife oder ein Stückchen Paraffin beigesetzt wurde. Auf ein Liter Wasser rechnet man einen Teelöffel voll geschabte Seife oder Paraffin.

Wachstuch wird wieder sauber und glänzend, wenn man es mit lauwarmem Wasser, in dem etwas Seifenpulver aufgelöst und einige Tropfen Salmiakgeist geträufelt wurden, abwischt, sehr gut abspült und mit einem weichen Lappen trocken reibt; dann wird mit einem andern Lappen, auf den einige Tropfen Terpentinspiritus gegossen wurden, nachpoliert und nun nochmals mit einem Tuche nachgeputzt.

Beseitigung von Petroleum- und Fettflecken. Will man aus Möbelbezügen, Spieltischunterlagen oder einem Billardtuch Petroleum oder Fettflecke entfernen, so bedecke man diese mit neuem Fließpapier und bügele dieses möglichst heiß, immer das Papier verschiebend, damit stets eine neue saubere Stelle auf dem Fleck liegt. Die Hitze löst das Fett und läßt dieses in das Papier ziehen. Verfügt man über etwas Kartoffelmehl, so streue man zum Schluß ein Quantum davon auf die betreffende Stelle, lasse es 8 bis 10 Stunden darauf liegen und bürste es dann mit einer sauberen Bürste ab. Der Fleck ist dann getilgt, ohne daß man den Bezug abzunehmen brauchte.

Der Unterschied zwischen Silber und Silberlegierung tritt zutage, sobald man eine natürlich möglichst unauffällige Stelle des betreffenden Gegenstandes mit etwas Höllensteinlösung betupft. Echtes Silber bleibt silberglänzend. Bei Legierung entsteht ein schwarzer Fleck, der, wenn man mit Salpetersäure darüber reibt, aber wieder verschwindet.

Jodflecke in weißer Wäsche betupfe man mit Antichlor und spüle sie drei- bis viermal mit kaltem Wasser nach. Sind die Flecke sehr groß, kann man die betreffenden Wäschestücke auch in Antichlor einweichen; gutes, sorgfältiges Nachspülen verhindert, daß das Gewebe angegriffen wird. Aus farbiger Wäsche, seidenen und wollenen Stoffen entfernt man Flecke, die durch Jodtinktur entstanden, mittels Auswaschens mit Bohnenwasser.

Misserfolg ausgeschlossen

Kloasman

Hässlich, mitunter geradezu Widerlich sind Leberflecke, Warzen

Alle bisher empfohlenen alten und neuen Mittel zur Entfernung derselben haben bisher versagt. **„Kloasman"** ist das **einzige** unfehlbare Mittel, welches bereits nach **einmaliger** Anwendung unter Garantie Leberflecke und Warzen **radikal und schmerzlos** ohne gesundheitsschädliche Folgen entfernt. **Nur** der Leberfleck oder die Warze wird angegriffen und kein Millimeter darüber. Ärztlich erprobt und **tausendfach** bewährt. Preis M. 10.— In Drogerien u. Apotheken zu haben, andernfalls **direkt** vom alleinig Hersteller.

Ludwig Paechtner, Dresden, Bendemannstraße 15.

Misserfolg ausgeschlossen

Kloasman

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Schulhaus

Evang. Pädagogium

Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)

Progymnasium, Realgymnasium i. E. u. Oberrealschule i. E., bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höh. Handelsfachklasse.

500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.

Der Dachstock des hier abgebildeten Schulhauses in Godesberg ist am 9. Juli durch Feuer zerstört worden, die Unterrichtsräume sind aber unversehrt geblieben. Die Schülerwohnungen liegen außerhalb dieses Gebäudes und sind unbeschädigt. Der Unterricht beginnt deshalb nach den etwas früher gelegten Ferien wieder am 1. September. Anmeldungen **neuer** Schüler werden zum Eintritt **14. September** angenommen. Die Zweiganstalt in Herchen ist ungestört und beginnt den Unterricht am 14. September. — Weitere Auskunft erteilt der Direktor:

Prof. O. Kühne in Godesberg a./Rh.

Gegen Gicht, Rheuma,

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach (Main)

Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 24.- Probe M. 8.00

J. F. Schwarzlose Söhne

Berlin,

Markgrafen Str. 26.

Überall erhältlich.

SEJ

NÄHR- und KRAFT = MITTEL

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

Preis: pro Karton M. 6.—

FABRIKANT:

C. F. ASCHE & Co, HAMBURG 19

UNTERRICHTS-ANZEIGEN

finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G.m.b.H., Berlin SW, weiteste Verbreitung.

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew., M. 10,50 u. 19.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Magenleiden.

Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18

Shag-Tabak!

Ia amerik. goldgelber Shag-Tabak (Virginia in schöner 50 gr-Packung pro Paket M 4,50 einschl. Steuer versendet prompt und laufend per Nachnahme nicht unter 5 Pfund.

P. Halberscheidt, Hagen I. W., Kampstrasse 15.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W30/171.

Ideale starke Formen

erhält jed. **Dame** durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 I,** Anhaltstrasse 8.

Für weiße Schuhe

„Erdal" Schuhweiß

Verlangen Sie im Laden zum Einmachen

Hengstenberg's Weinessig

für Salate u. Saucen seit Jahrzehnten bewährt.

Rich. Hengstenberg Esslingen am Neckar

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

Die Hauensteinerin

von

Adelheid Weber

Kulturgeschichtlicher Roman in hervorragend schöner Ausstattung mit reichem Buchschmuck

Adelheid Weber führt uns in die Tage der großen französischen Revolution. Das Königtum ist mit seinem letzten Träger gefallen. Die junge Republik hat die Schreckensherrschaft überwunden und im Direktorium ihre Regierung erhalten. Nun dürfen die Emigranten wiederkehren, und auch der Marquis de Lostanges hält mit seiner jungen Gemahlin Einzug in Paris. In jenes Paris, dessen Gesellschaftsgetriebe so sehr an unsere heutigen Zustände gemahnt, daß wir versucht sind, die Großgewordenen des Direktoriums mit den uns geläufigen Bezeichnungen „Schieber", „Kriegs- und Revolutionsgewinnler" zu benennen. Wie auf einem fremden Planeten fühlt sich die junge Marquise, die im Hauensteiner Schwarzwald aufgewachsen ist, im frivolen Taumel der Metropole. Aber die kluge und warmherzige Frau bewahrt sich die Klarheit ihrer reinen Seele in allen Wirrnissen des Lebens. Sie wird ihrem in eine royalistische Verschwörung verstrickten Gatten zur Retterin und weist ihm den Weg zu Ruhm und Glück. So klingt das Werk tief und rein aus, ein Werk, das vom Streben, Ringen und Irren der großen Welt zum inneren Frieden starken Menschentums führt.

Das Buch kostet geheftet 18 Mark, vornehm gebunden 25 Mark, Liebhaber-Ausgabe in vornehmem Halblederband 50 Mark, in Batikband mit braunem Lederrücken und Lederecken 60 Mark. Mit dem üblichen Teuerungszuschlag durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

AUGUST SCHERL G·M·B·H / BERLIN SW 68

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 34. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Wider den Firlefanz.

Daß unser Leben vor dem Kriege mit allerhand Firlefanz belastet war, ist eine unbestreitbare Tatsache. Ich will nicht von den vielen häßlichen „Nippsachen“ reden, die auf dem Umbau des Sofas, der auch eine Art Firlefanz an sich ist, standen — von den teuren Geschenken, zu denen uns Geburtstage höchst gleichgültiger, vielleicht sogar mißliebiger Bekannten zwangen, oder von teuren Parfüms und anderen Toilettenmitteln, die unseren Ausgabenstand sehr belasteten. Ich möchte von den Dingen reden, die viele sehr vernünftige Menschen immer noch für nötig halten, obgleich sie wissen, daß wir bettelarm geworden sind und in Zukunft noch ärmer werden an all den äußeren Gütern, die uns Wohlleben verschafften, Luxus — oft sinnlosen Luxus und Sorglosigkeit.

Ich meine jene Bedürfnisse, die wir als ganz unentbehrlich ansahen. Wir luden unsere Bekannten ein und bewirteten sie gut. Wir hielten uns an strenge Kleidervorschriften, in die einbegriffen waren das Tragen von Hut und Handschuhen. Wir aßen gedanken-

UNTERRICHTS-ANZEIGEN

finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, weiteste Verbreitung.

Digitized by Google

los Apfelsinen, ohne zu bedenken, daß dadurch unser Volksvermögen Schaden litt. Es gibt tausend solcher Sünden, die wir alle täglich begehen und gegen die zu predigen Wasser in ein Sieb gießen hieße. Man hat auch, wie das immer in Deutschland Sitte war, einen Bund gegründet, um gegen diesen Unfug, diesen Firlefanz in unserer Lebensführung anzukämpfen. Männer und Frauen aus verschiedenen Parteien haben sich zu diesem Zweck — über allen politischen Parteien stehend — zusammengeschlossen. Der Werkbund und der Dürerbund gehören dieser neuen Vereinigung an, und Namen wie Avenarius, Scheffler, Rathenau, Peter Behrens, Dr. v. Hieber, Marie v. Bunsen stehen für den Ernst der Sache. Ohne einem solchen Bund mit Unterschrift und Beitrag verpflichtet zu sein, könnte jede Mutter, jeder Erzieher, jedermann, der einen gewissen Einfluß auf ihm unterstellte Menschen hat, einwirken, daß unser deutscher Lebensstil einfach und gesund wird. Die Erziehung zum guten Willen muß mehr beachtet werden. Es heißt wirklich nicht umsonst: Frieden auf Erden denen, die guten Willens sind! — Ich kannte einen Vater, der, wenn ein Bettler an seine Tür klopfte — vielleicht an einem Sonntag —, seine Kinder fragte: „Wer von euch gibt ihm seinen wohlgefüllten Teller?" Und das Kind bekam nun nicht etwa irgendeinen Ersatz, oder ein Lob — nein, es mußte sich genügen lassen an dem Gefühl, einen Hungrigen gespeist zu haben von dem Seinen. Mancher meint, in einer Zeit, da wir kaum imstande sind, die nötigen Kalorien für unsere Ernährung zusammenzubringen, sei dieses Beispiel schlecht gewählt! Nun, es gibt nicht mehr diese Art Bettler, deren Berechtigung einzig und allein darin bestand, das alte Sprüchlein: „Almosen, still und rein gegeben — Sind Tote, die im Grabe leben, — Sind Sternlein, die nicht untergehn — Sind Taten, die vor Gott bestehn" wahrzumachen. Wir können heute diese Entsagung, Kinder und Erwachsene, in ganz anderer Weise üben, indem wir dem Vaterland zuliebe uns Opfer und Entsagung auferlegen. Wenn wir diese von uns geforderten Opfer genauer ansehen, werden wir bemerken, daß sie eigentlich nur Bereicherungen für uns selbst bedeuten. Nicht nur nach dem alten Gesetz, daß Gold und Gut nicht Glück schaffen, sondern daß wahres Glück von innen heraus kommt — aus der vom Ballast des Firlefanz befreiten Seele, aus einem guten Gewissen. Das gute Gewissen, behaupten Spötter, mache gar nicht glücklich! Wirklich nicht? Aber ein gutes Ruhekissen ist es auf jeden Fall. Erziehen wir unsere Kinder: „Zur Erneuerung in wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung" — das ist der Name des Bundes, dessen ernste Grundziele uns Rettung bringen können —, so helfen wir unserem armen Vaterland. Diese neuen wirtschaftlichen Sitten fordern Erziehung zum guten Geschmack und heben dadurch unsere Kunst, unser Handwerk, sie vertreiben die Modenarrheit, sie überwinden die Sinnlosigkeiten im Verkehr von Mensch zu Mensch, sie fördern gesunde Werturteile und zeigen uns, wo der wahre Frieden und die echten Freuden liegen.

Vasenol-Sanitäts-Puder

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung

Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau

Lassen Sie doch!

nur einmal die köstliche Erfrischung und die vorzügliche Reinigungskraft der

Zahnpasta

Kalikolora

auf Ihre Zähne, Mund und Rachen einwirken, und Sie werden das Präparat ständig brauchen.

Lovan-Creme

fetthaltig — *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller: Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 34. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Die Pflaume. Die Pflaume oder Zwetsche nennt die Gegend südlich des Altaigebirges und Turkestan ihre Urheimat. Vor etwa 400 Jahren wurde sie durch die Madjaren und Türken auf ihren Kriegszügen nach Europa gebracht und in den Balkanländern, in Ungarn, Kroatien und Slawonien angepflanzt. Diese Gegenden sind noch heute die Hauptpflaumenländer Europas. Die Frucht bildet dort nicht nur ein Volksnahrungsmittel, sondern auch einen wichtigen Handelsgegenstand; vor dem Kriege wurden namentlich gedörrte Pflaumen als bosnische und türkische in Massen ausgeführt. Der Ungar insbesondere weiß den Baum und seine Frucht vielfältig zu verwenden: das Holz zu Tischler- und Drechslerarbeiten, den Saft des Baumes zur Bereitung eines Gummistoffes, die Kerne zu Öl und das Fruchtfleisch außer zur Nahrung noch zur Herstellung des sehr geschätzten „Slibowiz“, des gebrannten Zwetschenwassers. Bedeutend war schon frühzeitig der Pflaumenbau auch in Frankreich, was u. a. die Namen einzelner Pflaumen, die dort herausgezüchtet worden sind, bezeugen. So heißt die Mirabelle nach der französischen Stadt Mirabel, wo sie herstammt. Reineclaude müßte eigentlich Reine Claude geschrieben werden; es ist französisch: „la reine Claude de France“, die Königin Claudia von Frankreich. Diese Claudia war die Gemahlin Franz des Ersten von Frankreich. Sie lebte im 16. Jahrhundert und hat sonst weiter keine Rolle in der Geschichte gespielt. Bemerkenswert ist sie höchstens noch dadurch, daß sie ihrem Gemahl mit sechs Jahren anverlobt wurde und ihn mit vierzehn Jahren heiratete. Nach einer anderen französischen Königin heißt die Katharinenpflaume, nach Katharina von Medici, der Gemahlin Heinrichs des Zweiten, die ebenfalls im 16. Jahrhundert lebte. Das Wort Zwetsche ist wahrscheinlich slawischer Herkunft, während Pflaume aus dem lateinischen prunus entstanden ist. P. H.

Allerlei Reisspeisen. Der Reis — es klingt zwar im Ohr der älteren Hausfrau wie Hohn — gehört jetzt zu den erschwinglichen Dingen. Man kauft eßbaren Reis von 4,75 Mark an aufwärts bis zu 8 Mark. Wenn man bedenkt, daß man diese gute Körnerfrucht einst für 40 Pfennig Höchstpreis erstehen konnte. . . . Aber man soll solche Vergleiche nicht ziehen, sie lähmen uns nur. Man soll lieber die besten Möglichkeiten erforschen, um durchzukommen durch diesen Wald voll Sorgen. — Reis, nur in Wasser aufgequollen, nicht zerkocht, nicht breiig geworden, leicht gesalzen, ist eine köstliche Beigabe für jedes geschmorte Fleischgericht mit einer langen Tunke. Ebenso gut schmeckt er mit allen geschmorten Beerenfrüchten und kann mit Apfel- oder Birnenscheiben, die besonders zubereitet waren, eine Zierde jedes Mittagstisches bilden. Reis als Suppe, mit verschiedenen Gemüsen gemischt — Reis nur mit Blumenkohlstückchen oder Kohlrabischeiben, überhaupt mit jeglicher Gemüsebeigabe, gröbere Kohlarten ausgenommen, gibt eine sehr nahrhafte Suppe, die eine Grundlage für die nachfolgende Mehlspeise bilden kann. Reis und Schotenkerne, statt Petersilie Pimpinellkraut als Würze, kann lebhaft empfohlen werden. Daß man auf einen Mürbeteig als Unterlage durch ein Gemisch von Reis, Rosinen, Zitronenschale und Saft und ein bis zwei Eiern einen sehr schönen Belag erhält, ist auch nicht allgemein bekannt. Statt der Rosinen kann man auch entsteinte saure Kirschen oder Aprikosenhälften nehmen. Milchreis mit Zucker und Zimt ist für viele ein unerreichbarer Genuß — es sei denn, man verwende für seine Bereitung Büchsen- oder Trockenmilch.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Sanatol-Creme
dauernd benutzt, die vollendete Schönheits-Pflege
Sanatol-Werke
Aktien-Gesellschaft vorm. Parfümerie-Fabrik
F. Riemenschneider - Frankfurt a. M.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W30/171.

Yohimbinlecithin
auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**
30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.
21,60 39,60 72 M. | 30 56,40 108 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maaß, Hannover 14.**

3 seltene Bücher F. E. Bilz III. Aufl.
die jedem grosse Freude und Nutzen bringen werden.
Naturstaat, Reformvorschlag zu ungeahntem Glück. 7.50, geb. 10.
Tote leben! mit 32 Geisterphotographien. Pr. M. 7.50, geb. M. 10.
Mit 78 Jahren noch jung und kerngesund. Preis M. 1.
Für jede Hausbibliothek unentbehrlich. **Bilz' Verlag, Leipzig.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg GR.

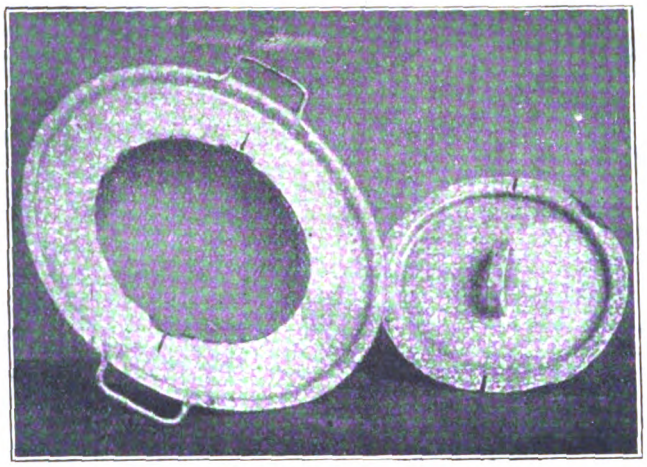
Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1862.

LN
DRAGOL
Mundwasser
Zahnpasta
Haarwasser
Hautcreme
Alt-Lavendelwasser
sind anerkannt bewährte u. gern gebrauchte Präparate
Erhältlich in einschlägigen Geschäften oder durch
Dragol-Ges. Goetze & Co
Dresden-A.

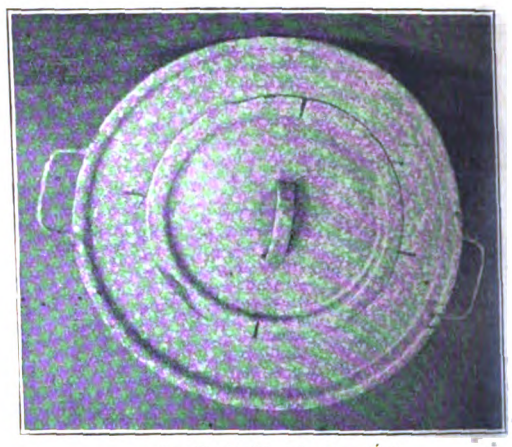
Digitized by Google

Ein brennstoffsparender Kochtopfdeckel.

Die Kohlen- und Gasknappheit wird leider auch noch im kommenden Winter so groß sein, daß unsere Hausfrauen mit Freuden jede Gelegenheit benutzen werden, die ihnen auf diesem Gebiete eine Erleichterung verschaffen kann. Um die beim Kochen erzeugte Wärme nach Möglichkeit auszunützen, haben praktische Hausfrauen schon immer, wenn irgend angängig, auf den die zuzubereitende Speise enthaltenden Kochtopf noch ein anderes Gefäß aufgestellt, um ohne besonderen Brennstoffverbrauch andere Speisen warm zu halten oder warmes Wasser zu bekommen. Dabei war es bisher notwendig, daß das untere Gefäß kleiner war als das obere. Der hier abgebildete auseinandernehmbare Kochtopfdeckel ermöglicht es nun, auch Töpfe kleineren Umfanges auf solche größeren Umfanges aufzusetzen. Er besteht aus zwei Teilen, dem inneren sogenannten Scheibenteil und dem äußeren, sogenannten Ringteil, die beide durch zwei an dem inneren Teil sitzende Zapfen, die unter den äußeren greifen, zusammengehalten werden. Will man nun auf einem einzigen Feuerloch den Inhalt mehrerer Töpfe gleichzeitig erwärmen oder warmhalten, so wird der Topfdeckel durch entsprechendes Drehen des Scheibenteiles auseinandergenommen und der äußere Teil auf das untere Gefäß gelegt. Er dient alsdann als Unterlage für das zweite aufzusetzende Gefäß. Benötigt man nur einen Deckel, so bleiben beide Teile zusammen. Der Nutzen dieses ebenso einfachen wie praktischen Gerätes springt in die Augen.



Der Topfdeckel, auseinandergenommen.



Der Topfdeckel, zusammengefügt.

Richtige Backhitze. Das Gelingen jedes Backwerkes hängt zum größten Teil von der richtigen Hitze des Backofens ab, das „rätselhafte" Mißlingen beim Kuchenbacken dürfte in den meisten Fällen darin seine Erklärung finden. Jede Hausfrau muß wissen, welche Backhitze die verschiedenen Kuchenteige verlangen, denn man hat beim Backen wohl zu unterscheiden, ob es sich um Backpulver-, Hefenteig- oder gerührten Kuchen handelt. — Hefenteig, der vollständig gegangen sein muß, bevor er in den Ofen kommt, verlangt unbedingt einen heißen Ofen, denn er muß nach dem Einschieben in den Ofen sofort zu backen anfangen; ist die Hitze nicht so stark, daß der Backprozeß sofort beginnt, so sinkt der Teig unweigerlich zusammen, und der Kuchen wird fest und streifig. — Ganz anders ist es mit allen Kuchen, die mit Backpulver gebacken werden, da der mit diesem vermengte Kuchenteig erst im Ofen selbst aufgeht. Beim Einschieben aller Backpulverkuchen in den Ofen muß dieser also nur mäßige Hitze haben, da sonst der Teig sich sofort zusammenzieht, sich deshalb nicht mehr dehnen oder lockern kann, so daß der Kuchen überhaupt nicht mehr aufgeht, sondern klitschig und fest bleibt. — Die gerührten Kuchen endlich verlangen wiederum eine starke Backhitze, die im Verlaufe des Backprozesses gemildert werden muß. Gerührter Kuchen ist gewissermaßen ebenso wie der Hefenteig ein bereits aufgegangener Kuchen, wenn er in den Ofen kommt, da durch das kräftige anhaltende Rühren sich luftgefüllte kleine Blasen im Teig gebildet haben, die ihn auflockern. Hat der Backofen beim Einschieben gerührter Kuchen, die übrigens sofort nach Fertigstellung des Teiges vor sich gehen müssen, keine starke Hitze, so sinkt auch dieser Teig zusammen, und die Kuchen zeigen nach dem Backen den gefürchteten Wasserstreifen als eine Folge zu schwacher Hitze. — Butter- und Blätterteiggebäck können wir schwerlich in absehbarer Zeit wieder herstellen, das Fett dafür dürfte uns auf lange Zeit hinaus noch fehlen; sollte aber einmal die Zeit auch für dieses Gebäck wiederkommen, so müssen wir wissen, daß alles Butterteig- und Blätterteigbackwerk rasch bei sehr guter Hitze gebacken werden muß, um leicht und locker zu werden. Beachtet diese Hausfrau diese angegebenen Regeln für die Backhitze der verschiedenen Teige, so wird manchem Mißlingen vorgebeugt sein. L. H.

Nr. 27 Nymphe

Dekam Gemälde

Originalgetreue Nachbildungen alter und neuer Meister i. künstlerischer Ausführung

Wie Originalgemälde auf Blendrahmen :: gezogen, ohne Glas zu rahmen ::

Spezialität: Von Künstlerhand mit besten Oelfarben übermalte

„Dekam Gemälde"

Wirkung wie Originalgemälde.

Dr. Karl Meyer, G.m.b.H., Leipzig-Wahren 6.

Vertreter in allen Teilen Deutschlands und im Auslande gesucht!

Briefmarken-Katalog

neu, für alle Erdteile, erscheint! Kostenfr Katalogprosp. vom Verlag der „Sammler-Woche", München.

Magenleiden.

Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 10.—. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

itesser

Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige **Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 30 Jahren vielfach bewährten Spezialmittel** beseitigt. M. 8.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltarin"-Blutreinigungspulver. Sch. 4.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Ueberall zu haben! Idealste Form der Welt schöne, **volle Körpergestalt** erhalt. Damen d. echt. Nährpulv. **Arwua** in kurz. Zeit. **Wirkung i. staunensw. Garantie sch.** Kart. 5, 75 M., 3 Kart. 15 M. **Margonal 60, Berlin SW 29**

Hut ab! vor

Nigrin

Wieder reine Friedensware

Sofortiger Dauerhochglanz. Färbt nicht ab.

Jede Dose ist mit Banderol versehen.

Ascaridin

das ideale Wurmmittel

für Kinder u. Erwachsene.

Tabletten (Spulwürmer) M. 3.—

Salbe (Madenwürmer) M. 4.50

IN ALLEN APOTHEKEN.

All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim.

Kriegs-Safari. Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen Lettow-Vorbecks durch das östliche Afrika von Richard Wenig, Oberleutnant zur See. Mit vielen Originalaufnahmen, Handzeichnungen und einer Übersichtskarte. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis geh. 25 Mark, geb. 35 Mark.

Kriegs-Safari ist der afrikanische Kriegszug, die Kriegskarawane. „Safari ya bwana Lettow" nannten die Schwarzen die Karawane, die Kolonnen Lettow-Vorbecks, die in endlosen Gewaltmärschen im Jahre 1918 die Steppen und Wälder Afrikas durchzogen haben, vom Rovuma zum Sambesi, vom Sambesi zum Rovuma, zwischen dem Njassa-See und Tanganjika hindurch bis fast zu den Bangweolo-Seen Innerafrikas. — Im November 1917 war der Ring, den die Engländer um die Deutschen auf dem Makondeplateau geschlossen hatten, durchbrochen; nach Süden marschierte die letzte geschlossene deutsche Streitmacht unter der Führung Lettow-Vorbecks. Nur noch eine kleine Truppe, aber eine Kerntruppe; denn alles, was körperlich und auch moralisch, vom Offizier bis zum letzten Träger, nicht sehr gut war, hatte der General zurückgelassen und diesen Bissen dem drängenden Feind in den Rachen geworfen. 13 Kompagnien und 2 Batterien, 60 Offiziere, 250 Mannschaften und 2000 Askari waren unsere Stoßkraft; 3000—4000 Träger und 1000 Frauen und Kinder zogen freiwillig mit. Der Verfasser hat den Kriegszug als Führer einer Batterie mitgemacht: es heißt Batterie und ist doch nur ein kleines, modernes, portugiesisches Gebirgsgeschütz, dessen ganze Munition aus — 28 Granaten besteht. Und das alles wird auf den Köpfen und Schultern der 150 Träger befördert durch Bäche und Ströme, durch Sümpfe und Urwald, bergauf, bergab. Und hinterher zieht der humpelnde und schlecht zusammengeflickte Batteriechef mit seinen Schwarzen und schwelgt mit ihnen in erbeuteten portugiesischen Vorräten, ficht und siegt, wird auch zurückgeworfen und betet jeden Abend wie der alte Dessauer: „Lieber Herrgott, sorge nur dafür, daß die Portugiesen nicht Frieden schließen, denn sonst sind wir aufgeschmissen!" Und so geht's einen Tag wie den anderen, nur wird die Zahl der Kämpfenden immer kleiner und die Zahl der Gegner täglich größer, bis am 25. November 1918 in der englisch-rhodesischen Stadt Abercorn die letzten der deutschen Truppen im Auslande, zerrissen und zerschlissen, aber hocherhobenen Hauptes ihre Waffen niederlegen. Nicht der Feind ist der Sieger, der Zusammenbruch des Heimatlandes hat die deutsche Heldenschar besiegt.

In urwüchsiger Unbekümmertheit schreibt der junge Seeoffizier aus dem vollen Erleben heraus; darum ist sein Stil so packend und bildkräftig. Jede Zeile in dem Buch predigt von neuem: Deutschlands Sache kann nicht verloren sein, schon damit die Askari, die treuen, großen, schwarzen Kinder, einst sagen können: Die „Safari ya bwana Lettow" hat damals doch gesiegt! Genthe.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865

Vertreter in allen Städten.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Manno** Dresden-Löbtau 8 Katalog gratis. In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Bandwurm

Spul- und Madenwürmer

entziehen dem Körper die besten Säfte. Der Mensch wird blutarm, nervös, elend und schlapp. B eichsüchtige und blutarme Frauen und Mädchen, Magen- und Weißflußleidende sowie nervöse Personen usw. leiden in den meisten Fällen an Eingeweide-Würmern, erkennen aber ihre Krankheit nicht. Kranke sowie Wurmleidende verlangen, bevor sie dagegen etwas unternehmen, Auskunft gegen 1 Mark in Kassensch. Keine Hungerkur. **Wurm-Rose, Hamburg a 33.**

Umsonst kochen

auf der teuren Gasflamme 3 Töpfe mit, wenn Sie das ganze Mit agessen — Suppe, Fleisch, Gemüse, Obst — übereinander unter die Columbus-Dampfhaube stellen. Dann werden auf einer einzigen kleinen Flamme 4 Speisen schneller fertig als sonst auf 4 Flammen, weil der bisher nutzlos entweichende Dampf unter der Aluminium-Isolierhaube aufgespeichert wird und den Inhalt der 3 oberen Töpfe in überraschend kurzer Zeit ohne vorheriges Ankochen umsonst zum Kochen bringt. Sie sparen so 25—60 Mark Gas im Monat. Nichts kann anbrennen, nichts überlaufen, selbst die Milch nicht; alles wird schmackhafter u. leichter verdaulich. Auch braten, backen, sterilisieren können Sie unter der Haube wundervoll. Sie paßt auf jeden Gas- oder Kohlenherd und braucht keine Aufsicht. Beschreibung kostenfrei. **H. Scholl, Nürnberg,** Laufertorgraben 8.

Kein Gas,

kein Spiritus, dafür mit Holzkohle im Columbus-Glühofen kochen geht schneller und ist viel, viel billiger und schöner als alles andere. Pre's nur 45 M. **Herm. Scholl,** Kochapparate, **Nürnberg.**

O u. X Beine

beseitigt [illegible] Orthopäd. Institut Dr. Lange & Co. Orthopäd. Verlags-Friedrichroda (Th.) 218

Haferflocken das 10-Pfund-Paket M. 20,— einschl. Porto und Verpackung. **H. Brandenburger, Spremberg - L.**

Ideale starke Formen

erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 111,** Anhaltstrasse 8.

Schulhaus

Evang. Pädagogium

Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)

Progymnasium, Realgymnasium i. E. u. Oberrealschule i. E., bisher mit Einjär.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höh. Handelsfachklasse. **500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher, Internat in 22 Familienhäusern.**

Der Dachstock des hier abgebildeten Schulhauses in Godesberg ist am 6. Juli durch Feuer zerstört worden, die Unterrichtsräume sind aber unversehrt geblieben. Die Schülerwohnungen liegen außerhalb dieses Gebäudes und sind unbeschädigt. Der Unterricht beginnt deshalb nach den etwas früher gelegten Ferien wieder am 1. September. Anmeldungen neuer Schüler werden zum Eintritt **14. September** angenommen. Die Zweiganstalt in Herchen ist ungestört und beginnt den Unterricht am 14. September. — Weitere Auskunft erteilt der Direktor:

Prof. O. Kühne in Godesberg a./Rh.

4 wichtige Export-Artikel

1) **Fön**-Heißluftdusche
Die Marke „Fön" bietet Gewähr für sicheren Betrieb.

2) **Sanax**-Vibrator D. R. P.
der beste elektr. Handmassage-Appar., reibungslose Lagerung, absol. haltbar, keine Erhitzung, 40% Stromersparnis.

3) **Penetrator**-Vibrator D.R.P.
sehr starker Massage-Apparat für Körpermassage, mit dens. Vorzügen wie d. Sanax.

4) **Ordo-Fix**-Hosenspanner D. R. P. — Neu! Aus- und Einspannen in 1 Sek.

Große Posten sofort lieferbar.

Fabrik: **Sanitas, Berlin N 24, Friedrichstr. 131 d.**

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Das alte, gute Haarpflegemittel.

Fordern Sie ausdrücklich **„Dr. Dralle's"!**

Preis: ½ Fl. 1.5.— M., 1/1 Fl. 25.— M

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Töchterpensionat Hauschild, Bernhardistraße 30. Allseitige Ausbildung. Ref. Ia.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. **Gründl. Ausbild. im Haush.** Fortbild. in Wissensch. **Beste Empf.**

Frankfurt/Oder, **Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wendt.** Inhaberinnen: **L. Thomas** und **J. Rommel.** Oderstraße 27. Unterricht i. fein. u. bürgerl. Küche, Einmach., Backen, Plätt., Haushaltungskunde, wirtsch. Buchführg., Wäschenäh., Schneid., Hand- u. Kunsthandarb., Deutsch, Literatur, Musik. Gute Verpflegung sichergestellt. Näheres d. Prospekt.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau **A. Gilles.**

Halberstadt/Harz. Töchterheim von **Frau Pfarrer Theune.** Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Neudietendorf (Thüringen) Töchterheim. A. Fortbildungsschule. B. Frauenlehrjahr, Hauswirtschaft. C. Landwirtschafts- u. sozial Gartenbauschule. **B. Richter,** Vorsteh.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Schulen und Lehranstalten

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,** Einj., Prim, Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Barth'sche Privatrealschule m. **Schülerheim** in **Leipzig,** Georgiring 5. Gegr. 1893. **Realschule m. Vorschule.** Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Direktor Dr. L. Kosiel.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Marie Voigts Bildungsanstalt • Erfurt
Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — **Schülerinnenheim** — Auskunftsh.

April **Ausbildung zu** Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, **Keilstraße 12.** Schulausk. u. Jahresber.

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekte

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus
Private Chemieschule für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin)

Verschiedene Pensionen

6 monatig. Koch- und Haushaltungskursus. **Fremdenheim „Quisisana"** **Georgenthal (Thür.)** Dauerpensionäre, Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim, Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsanstalt. Prosp. **S. Wageners Gartenh.,** Gera-R.-Deb.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Unterricht, Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim, Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsanstalt. Prosp. **S. Wageners Gartenh.,** Gera-R.-Deb.

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger" Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Budapest.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

34)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium. Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Harz.

Goslar Sanatorium Marienbad. Erholungsbedürftige, innere Kranke, Nervöse. Sanitätsrat Dr. Benno.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Hotel Augusta Viktoria. Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung, Zentralheizung. Frau San.-Rat Klaus.

Bayern.

Königssee Hotelpension Schiffmeister. Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. J. Moderegger.

Schweiz.

Arosa Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Lungenkranke.

Basel Grand Hotel Victoria & National bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer Paul Otto.

Davos-Dorf Neues Sanatorium. Klimatisch erstklassig. Arzt: Gwerder. Besitzer: Neubauer.

Lugano-Castagnola Kurhaus. Mai-Oktober. Sonnenreichste Lage der Südschweiz. Kurgang uneingeschränkt. Arzt: Dr. Koron.

St. Moritz Savoy-Hotel. Ersten Ranges in herrlicher

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniack, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 35. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Zwei Silben.

Auf unsʼrer Ersten kannst du schreiten,
Doch hüte dich, nicht auszugleiten!
Die Zwei von oben niederfällt,
Sie schmückt und schädigt Flur und Feld.
Das ganze Wort gebraucht der Reiter,
Es hält ihn sicher, trägt ihn weiter;
Und klug ist, wer gewandt und schlicht
Aus unserm Rätselworte spricht. Renate Greverus.

Rätsel.

Mische die Zeichen der strafenden Macht, wie die Alten sie nannten:
Siehe, die sächsische Stadt bietet den Blicken sich dar.

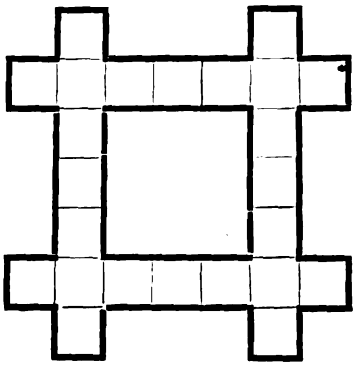
Rätsel.

Ein banges Wort! Wenʼs überkommen,
Dem bringt es tiefer Sehnsucht Leid,
Das jeden Frohsinn ihm genommen.
Wenn and'ren Fuß man ihm verleiht:
Seht, wie es nun verlockend winkt,
Das zum ersehnten Ziel ihn bringt! N.

Scherzrätsel.

Nur einen Teil von einem Baum
Nennt uns das kleine Rätselwort;
Doch ist ein Laut gestrichen kaum,
Sind zwei geworden es sofort.

Digitized by Google



Rahmen-Rätsel.

Wenn die Buchstaben AAAAA BB EE GG I LLL MM O RRR S T U in die leeren Felder richtig eingesetzt werden, so bezeichnen die vier Reihen:

1. eine Sundainsel,
2. einen (österr.) Alpengipfel,
3. eine mathematische Lehre,
4. einen spanischen Maler.

Alfred Leske.

Gleichklang.

„Noch ein Täßchen, Frau Direktor?"
Von der ‚Neuen' sprachen Sie;
„Ist sie gut?" „Ach, Frau Inspektor:
Solch ein Mädchen hatt' ich nie!
Flink und Rätselwort, wie keine,
Hilft sie in der Küche mir,
Ist auch ehrlich! Nur das eine
Ist mir ärgerlich an ihr;
Die sonst keinen Fehler hätte:
Wird sie, was des Rätsels Wort
Uns benennt, so bleibt die Jette
Stundenlang vom Hause fort!" N.

Kopfwechsel.

Mit „D" soll's auf dem Briefe stehen,
Mit „F" kann man ihm nicht entgehen,
Jedoch, wenn „B" die Führung hat,
Dann ist's eine russische Hafenstadt. C. S.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Diamant-Rätsel: Mai, Orgel, Magazin, Etzel, Eis.
Verschiebungsaufgabe: Einigkeit macht stark.
Verwandlungsrätsel: Schreck, Scheck.
Rückwärts gelesen: Not. Ton.
Rätsel: Katarakt.
Bilderrätsel:
Wie die Seele sich erweitert, wird dein Leben auch erheitert.
Rätsel: Gang, Gesang, Ganges.

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend
Osra G.M.B.H. Frankfurt a. M.

KÖHLER
NÄHMASCHINEN
Man verlange Preisbuch
HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG S.A.

DAVID SÖHNE
AKTIENGESELLSCHAFT
HALLE A/S.
Mignon
KAKAO
SCHOKOLADE

Geolin
Bester Metallputz
Geolin
bester flüssiger Metallputz
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Faltenloses Gesicht
Runzeln, scharfe Züge, Krähen ... Stirnfalten verschwinden ... nach biologischem Verfahren ... Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter ... stanz des homogenen Lecithin... nährstoffes „Creme Olana". ... über Erwarten, Dose 9.— u. 14 ... Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Auffallende Schönheit
des Teints, natürliche Frische der Farben, den jugendl. Pfirsichhauch der Haut einzig nur durch Reichel's wunderwirkende Creme Benzoe Dose M. 6,— u. 10,—, nebst wertvollem Buch: „Die Schönheitspflege", wichtige Ratschläge u. Toilettengeheimnisse schöner Frauen kostenlos. Otto Reichel, Berlin 61, SO, Eisenbahnstr. 4

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.** G. m. b. H., Berlin W30/171.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Erfinder
wenden sich zwecks Anmeldung und Verkaufs ihrer Erfindung ... Zivilingenieur R. Liebschner, Dresden ...

Gallensteine
beseitigt schmerzlos unser ärztlich empfohlenes Bengamit. Prospekt gratis.
Beumers & Cie., Köln, Sallerring 55.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 35. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Vom Fracke.

Trotz aller Versuche, ihm den Garaus zu machen, ist er dennoch bis heute die „Ziviluniform" für alle sich zur guten Gesellschaft rechnenden Männer geblieben, der Frack, der schwarze Frack. Er hat sich behauptet, wird noch immer bei fröhlichen und traurigen Gelegenheiten, bei Festen und Amtshandlungen, in den vornehmsten Kreisen und vom einfachen Bürger getragen. Daß der höchste Staatsbeamte und — der Kellner in ihm erscheinen, ist nebenbei ein eigenes Kapitel in der Lebensbeschreibung dieser an und für sich ja schon eigenartigen Hülle des männlichen Menschen. Er verdankt sein Dasein dem Bedürfnis zu sparen. Sein Ahnherr kam in Preußen-Deutschland in einer Zeit auf, als man wie heute sehr sparsam wirtschaften mußte. Dem Alten Fritz verdankt die Nachwelt den einfachen Gedanken, die Schöße des Rockes vorn wegzuschneiden. Die Vorfahren des Fracks waren die Waffenröcke der Soldaten, und zwar der Reiter. Dem Reiter waren die vorn lang herabhängenden Rockschöße zuweilen hinderlich, darum wurden sie nach hinten zurückgeschlagen und mit ihrer Spitze außen festgehakt oder geknöpft. Neben der größeren Bequemlichkeit gewann man dadurch zugleich eine Belebung des Gewandes, denn das bunte Rockfutter bildete an den aufgeschlagenen Zipfeln einen prächtigen Schmuck. Den Waffenrock seiner Reiter mit den aufgeschlagenen Zipfeln betrachtete der große König mit dem Auge des

PEBECO

ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Preis: 1/2 Fl. 15.— M., 1/1 Fl. 25.— M.

Digitized by Google

sparsamen Wirtschafters. Er sah sofort, daß er zu dem durch das Zurücknöpfen erreichten Zweck billiger käme, wenn er die Rockzipfel einfach abschneiden ließ. Den Farbenschmuck brauchte er trotzdem nicht zu verkürzen, — der gehörte zum Bedürfnis des Soldaten; die Uniform mußte unbedingt „zweierlei Tuch" sein, — er kam auf den Resten der Rockschöße sogar mit weniger buntem Besatztuche aus. Aus eben demselben Sparsamkeitsgrunde wurde dann der Reiterfrack auf die Fußsoldaten übertragen, so daß zum friderizianischen Heere durchweg der Frack gehörte. Dieses Heer aber war durch die erfolgreichen Kriege des großen Königs allgemein in der Achtung gestiegen, und die Achtung fand auch darin ihren Ausdruck, daß die bürgerliche Männerwelt ihre Röcke nach dem Muster der Soldatenuniform zuschneiden ließ. So drang der Frack aus dem Heere ins Bürgertum ein, und dieses Eindringen erleichterte ihm obendrein noch die Billigkeit, die den gestutzten Rock auszeichnete. Schon in der friderizianischen Zeit kam der schwarze Frack auf. In einem 1765 erschienenen Buche „Anleitung zur Klugheit", verfaßt von einem Herrn von Rohr, heißt es: „Trage auf Reise zwar reinliche und propere, aber nicht verbrämierte Kleider (das ist buntfarbige, goldgestickte oder bordierte Röcke, das sogenannte habit habillé). Denn in einem bordierten Rock wirst du hin und wieder für einen Abenteurer gehalten werden. Auch mußt du überall mehr bezahlen, und die Leute stellen dir überall nach, weil man dich für reich hält. Am besten tust du, in fremden Orten in einem einfachen schwarzen Kleide zu gehen, namentlich wenn du Ursache hast zu ökonomisieren. Du kannst ja einen Trauerfall als Ausrede gebrauchen. Auf diese Art kannst du in einem und demselben Anzuge in alle Gesellschaften gehen, während du sonst mit Anzügen wechseln müßtest." Zu jener Zeit war man durchweg noch farbiger in der Männerkleidung. Schwarz trugen nur die Geistlichen, die Ratsherren und die Trauernden. Es hatten sich sogar bestimmte Farbengesetze herausgebildet, nach denen die Bürger gewisser Kreise ihre Röcke wählten. Der Professor hatte einen kaffeebraunen, der Maurer einen dunkelblauen, der Fleischer einen braunroten, der Schulmeister einen hechtgrauen, der Musiker einen zimtfarbigen, der Leinweber einen hellblauen, der Jäger einen laubgrünen Rock. So erschien man also auch in Gesellschaften damals in bunten Fräcken. Daß dieses Kleidungsstück die Farbigkeit noch etliche Jahre bewahrte, wissen wir aus der Geschichte von Goethes „Leiden des jungen Werther", die 1774 erschienen sind. Werthers blauer Frack mit den gelben Knöpfen wurde tonangebend. Allmählich aber hat die schwarze Farbe alle anderen verdrängt. Vor etlichen Jahren hatten einzelne Idealisten ihr den Krieg erklärt und „farbige Reformen" durchsetzen wollen — es nutzte aber nichts, der schwarze Frack ging über seine bunten Nebenbuhler siegreich hinweg. Als wir vor dem Kriege ein wohlhabendes, beinahe reiches Volk waren, hielten wir an der aus Wirtschaftlichkeit geborenen Sitte des schwarzen Frackes fest, — jetzt, wo Mangel und Einschränkung unser Los sind, werden wir erst recht keine Reformen unternehmen, die zu dauernder Verteuerung führen.

P. H.

Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)

Progymnasium, Realgymnasium i. E. u. Oberrealschule i. E., bisher mit Einjär.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höh. Handelsfachklasse. **500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.**

Der Dachstock des hier abgebildeten Schulhauses in Godesberg ist am 9. Juli durch Feuer zerstört worden, die Unterrichtsräume sind aber unversehrt geblieben. Die Schülerwohnungen liegen außerhalb dieses Gebäudes und sind unbeschädigt. Der Unterricht beginnt deshalb nach den etwas früher gelegten Ferien wieder am 1. September. Anmeldungen neuer Schüler werden zum Eintritt **14. September** angenommen. Die Zweiganstalt in Herchen ist ungestört und beginnt den Unterricht am 14. September. — Weitere Auskunft erteilt der Direktor:

Prof. O. Kühne in Godesberg a./Rh.

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Ballenstedt/Harz Luftkurort. Töchterh. v. Fr. Sophie Schilling. Häusl., wiss., gesellsch. Ausb., gut. Verpfl. Beste Ref., Prosp. Jahresp. 1500 M. Begr. 1903.

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaft.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde. gründl. Ausb. i. Haush., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Musik. Mal.-Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegene wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Harthstr. 24. Bildungsh. „Töchterhort", staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Immisch u. N. Kietz.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Pens. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. C. Gruel, Schulvorsteherin.

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Karig.

Schulen und Lehranstalten

Technikum Hainichen i. Sa. Maschinen-, Elektro-Ingenieure. — Techniker und Werkmeister. — Programm frei.
Höhere Lehranstalt — Fachlehrwerkstätten.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährig-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Jungen und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 21

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.
(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Lehrkursus
Bismck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in Chemie, Bakteriologie, Serologie und Röntgenologie. Prospekt

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin)

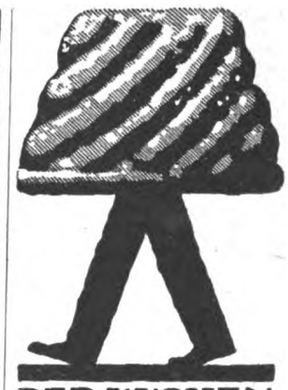
Verschiedene Pensionen

6 monatig. Koch- und Haushaltungskursus. **Fremdenheim „Quisisana"** Georgenthal (Thür.) Dauergäste, finden preiswerte Aufnahme bei

Digitized by Google

Wie man im alten Weimar Feuer löschte.

Wie es im Weimar der vorklassischen Zeit mit der geistigen Aufklärung bestellt war, das zeigt die folgende Bekanntmachung der dortigen Landesregierung vom Jahre 1742: „Wir usw. fügen hiermit allen Unserm Beamten, Adel, Gerichtshaltern und Räten in Städten zu wissen, und ist denselben schon bekannt, weßmaßen Wir aus tragender Landesväterlicher Vorsorge alles, was zur Conservation unserer Lande und getreuer Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren und verordnen. Wie nun durch Brand Schaden viele in große Armut geraten können, dahero dergl. Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dorfe verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriß besaget, des Freitags bei abnehmenden Monden Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und neuen Federn geschrieben vorrätig sein, sodann aber, wenn eine Feuersbrunst entstehen sollte, welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle, ein solcher nur bemaldtermaßen beschriebener Teller mit den Worten: ‚In Namen Gottes' ins Feuer geworfen, und woferne das Feuer dennoch weiter um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholet werden soll, wodurch denn die Glut ohnfehlbar gedämpfet wird. Dergl. Teller nun haben die regierenden Bürgermeister in denen Städten, auf denen Dörfern aber die Gerichts-Schöppen in Verwahrung aufzubehalten und bei entstehender Not, da Gott vor sei, beschriebenermaßen zu gebrauchen. Hiernächst aber, weil dieses jedem Bürger und Bauer zu wissen nicht nötig ist, bei sich zu behalten. Hierinnen vollbringen dieselben Unsern respective Gnädigsten Willen. Weymar, den 24. Dezember 1742." — Man sieht, was die Großen Weimars zu tun bekamen, um solchen behördlich kultivierten Aberglauben auszurotten.



Brandwunden

frische und veralte e, a. schlimmster Art, wie auch **Sonnenbrand**, heilt sofort die **kühlende**

Fridosan-Heilsalbe

D. R. P. angem., gesetzl. gesch. Erprobt an Universitätskliniken. Allein. Herstellung und Versand **Dr. Strausz & Co., Berlin W 15,** Uhlandstr. 146/7. Preis d. Orig.-Dose M. 12.— geg. Voreinsendg. franko. Nachnahme M. 1,— mehr. **Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung** schon bei erstmaliger Verwendung! — Prospekt kostenfrei.

Institut Boltz, J'menau/Thür. Einj.-Abitur.

Blutreinigungspulver Saltarin seit 30 Jahren wirksam erprobt. Mk. 4.—. Übl. 3 Sch. 11.50. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes **Formacol**" Erfolg unschädliches „ verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Die Industrie sucht Ideen u. Erfindungen.

Erfinder

erhalten Anregung zum Erfinden in unserer Broschüre kostenlos **Pigott & Hübscher Breslau 5.**

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 328. Hiltensbergerstr. 6.

Retuschiere Dich selbst,

so wie der Lichtbildner Deine Bilder retuschiert, Dein Ansehen klärt und **um Jahre** verjüngt, **alle** Hautunreinheiten, Runzeln usw. **vollkommen** tilgt. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., — ärztlich empfohlen, als wirksamstes kosmetisches Grundmittel hunderttausendfach im Gebrauch, **verbürgt vollen Erfolg vom ersten Gebrauche an.** Beruht auf natürlicher atmosphärischer Saug- und Druckwirkung, voller Durchblutung, Steigerung vitaler Zellenenergie, Eine Wohltat für jede Haut. — Hilft jedem. Dir auch! Preis mit Porto M. 20,50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 350, Dresden.

REISE-BERATHER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers". Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

35)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke. Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. **Sanitäts-Rat Dr. Römer.**

Radebeul-Dresden Sanatorium **Bilz.** Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat **Dr. Wanke.** Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Süddeutschland.

Bayern.

Lindau im Bodensee. **Hotel Bayerischer Hof,** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: **Frau W. Spaeth.**

Partenkirchen **Dr. Wigger's Kurheim.** Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke. Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Digitized by Google

Schönheitspflege

Haut - Edelschliff

Schröder - Schenke's neues Verfahren zur Herbeiführung eines raschen, unauffälligen Hautwechsels.

Ein großer Vorzug dieses Verfahrens liegt in seiner überaus einfachen Anwendung, die nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt und Mühe verursacht als die übliche Morgenwaschung, an deren Stelle sie tritt. „Edelschliff" ist somit für alle diejenigen empfehlenswert, die nur wenig oder keine Zeit zur Schönheitspflege opfern können und doch Wert auf einen wirklich reinen und auffallend schönen Teint legen. — Durch „Edelschliff" wird **rasch und unmerklich die Haut verjüngt und erneuert**, und mit der alten Haut sind zugleich alle Unreinheiten und Unebenheiten wie Pickel, Mitesser, Akne, rauhe, spröde, großporige Haut, Flecken und Falten, Röte der Haut verschwunden. Als Ergebnis der Anwendung stellt sich eine sammetweiche, zarte, elastische Haut ein und eine **taufrische, blühende, rosige Gesichtsfarbe.** Für den absolut vollen Erfolg garantiere ich, so daß jedermann sich mit ganzem Vertrauen dieses Verfahrens bedienen kann . . . . . Preis M. 40.—

Doppelkinn

wird durch meine Kinnbinde (nur nachts oder wenige Stunden am Tage umzulegen) in 3 bis 4 Wochen entfernt, und die verlorengegangene anmutige Grenzlinie zwischen Gesicht und Hals wieder hergestellt. Die unter Doppelkinn bekannte übermäßige Verfettung der unteren Gesichtspartien läßt das Gesicht unverhältnismäßig groß erscheinen; letzteres erhält dadurch einen plumpen, schwerfälligen Ausdruck. . . . . Preis M. 15,—

Schönheit der Brauen und Wimpern

Mein „Asiatischer Augenbrauensaft" fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht. . . . . Preis M. 10,50

Flüssiger Schönheitspuder

übertrifft an Wirkung die besten französischen Puder. Die meisten Puder enthalten metallische Gifte, die verheerend auf die Haut wirken und deshalb als schädlich zu meiden sind. Dagegen ist mein „Charmeresse" absolut unschädlich. Unsichtbar auf der Haut, verleiht er ihr jene unvergleichliche und sammetartige Weichheit der Pfirsichhaut. Erhältlich in allen Farben. In elegant adjustiertem Flakon. Preis M. 15.—

Schneeweiße Zähne

Sauerstoff-Zahnbleichpulver „Schneeperlen" mit herrlichem Geschmack, antiseptisch, macht die Zähne blendend weiß, verhütet Zahnsteinbildung . . . . . Preis M. 5.—

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von

Schröder - Schenke's „Haarkraftbalsam"

die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 13.—

Blondinen!

Schröder-Schenkes „Goldregen" verhindert bei blondem Haar das Dunkelwerden desselben und ist deshalb ein vorzügliches Haarpflegemittel für Blondinen. „Goldregen" erhält das Haar in wunderbarer Schönheit, seidigem Glanz und auftragender Fülle . . . . . Preis M. 13.—

Haarkräusel - Lotion „Isolde"

macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde" ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten . . . . . Preis M. 12.—

Stirnfalten

machen das Antlitz unfreundlich, finster und streng. Personen mit Stirnfalten sehen auch bedeutend älter aus, als sie sind. Die Stirnfalten (auch die senkrechten) verschwinden bei Anwendung meiner Stirnbinde in kürzester Zeit. Bequem auch nachts zu tragen. Die Stirn wird wieder absolut glatt und schön, wodurch das Gesicht um Jahre jünger aussieht. . . . . Preis M. 13,50

Ausdrucksvolles Auge

bestrickenden Reiz, strahlenden Glanz, Feuer und Frische erlangen die Augen durch mein „Diamant"; der matte, trübe Blick verschwindet, müde Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate „Diamant" . . . Preis M. 10.50

Edelgeformte Nase

Nasenformer D. R.-Patent, Auslandspatente. „Orthodor" beseitigt alle Mißbildungen und verleiht der Nase jede gewünschte edlere Form, gleichviel, ob die Nase schief, zu lang, dick, kolbig, zu breit, hochstehend, höckrig ist. „Orthodor" ist unbegrenzt verstellbar und kann deshalb der sich bessernden Form der Nase jeweils genau angepaßt werden. Dr. med. Sywek schreibt: „Ihr Orthodor ist sehr sinnreich konstruiert und gestattet die Korrektur jeder Nasenform." Preis M. 20.—

Zarte Arme und Hände

sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecke und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. . . . . Preis M. 8.—

Schröder-Schenke

Wien I/15, Wollzeile 15

Berlin 15, Potsdamer Str. P. 26b

Zürich 15, Bahnhofstraße 3.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Auf... „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich-... B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 36. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Vom Behelfenkönnen.

Es lag eine große Versuchung zu Neuanschaffungen für die Hausfrauen vor dem Krieg in den mit billiger fertiger Wäsche angefüllten Schaufenstern. Ein tragbares Hemd war schon für 2 Mark 75 Pfennig zu kaufen. Es war sogar mit hübscher Spitze oder Handlangetten verziert. Und in der gleichen Preislage waren alle anderen Kleidungsstücke zu haben. Daß es heute vollkommen anders geworden ist, wissen wir Hausfrauen zur Genüge. Daß die hohe Preislage der Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel sinken müßte, wenn viele Frauen weniger kauflustig wären und sich enthielten, unvernünftige Preise für entbehrliche Dinge zu zahlen, das hören die Frauen, glauben es vielleicht auch, handeln aber nicht danach.

Es gibt gewisse Dinge, die wir gut entbehren können: Robespierrekragen, Perlenketten, Apfelsinen, Handschuhe, Rosinen, Parfüme, kurz alle Delikatessen und Luxuswaren. Man kann sich ohne diese Dinge „behelfen“. Wie segenbringend würde es sein, wenn

UNTERRICHTS-ANZEIGEN

finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, weiteste Verbreitung.

Viele sind innerlich

beglückend jung und unverbraucht. Aber äusserlich? Alternd, verblühend, welkend, „vorbei“. Denen hilft der Wikö wirklich. Wohltätig milde, sorgsam-durchgreifende atmosphärische Saug- und Druckwirkung befreit zuverlässig vom ersten Gebrauche an von Mitessern, Pusteln, fleckiger und fahler Haut, verebnet Runzeln und Altersfältchen, verjüngt wirksam um Jahre. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., fachärztlich empfohlen, schafft frische, gesunde, volldurchblutete Haut und natürliche Anmut. — Dauernd wirksames, kosmetisches Grundmittel I. Ranges. Eine Wohltat für jede Haut. — Hilft jedem. Dir auch! Preis mit Porto M. 20 50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao 360, Dresden.

Digitized by Google

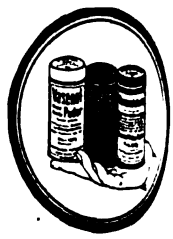
man es täte. Man kann seine Kleidungsstücke, angefangen vom Hemd, viel länger flicken, als man früher glaubte. Und man kann auch noch sparsam im Flicken sein. Wenn das Bändchen an einem Nachthemdärmel schadhaft wurde, so stellt sich meist heraus, daß der Ärmelstoff unterhalb der Ellenbogen ebenfalls fadenscheinig wurde. Der Sommer gestattet es, halblange Ärmel an diesem Kleidungsstück zu tragen, also schneide man einfach die schadhafte Stelle ab und säume sie um. Auch Hausblusen mit langen Ärmeln können auf diese Weise geändert werden. — Ein Kindchen wird erwartet — die Anschaffung der kleinen Wäscheausstattung macht viel Schwierigkeiten. Statt einer Matratze, die mit Roßhaaren oder Indiafaser gefüllt ist, kann man ein mit Häcksel gefülltes Kissen nehmen. Der Inhalt kann, da er billig — besonders auf dem Lande — zu haben ist, öfters erneuert werden, sollte das Kissen bei dem Mangel einer fast unerschwinglich teuren Gummiunterlage naß werden. Kissen können mit ganz feingeschnittenen Stoffresten oder auch mit gesammelten und getrockneten Teeblättern gefüllt werden. Wenn die Hausfrau erst ihren Sinn auf das „Sichbehelfen" einstellt, wird sie bald zu ihrer eigenen Verwunderung sehen, wie viel sie erspart. Schicket euch in die Zeit — es ist das einzige Mittel, um durch den Wirrwarr der Gegenwart hindurchzukommen. Es ist nützlicher als klagen und schimpfen. Unsere Urgroßmütter haben dasselbe tun müssen, und wie haben sie es getan! Erfolgreich, weil sie es nicht widerwillig taten. Die Schlichtheit jener Zeit sollte allen Hausfrauen zum Muster dienen. Wir lernen vielleicht wieder „von einem Teller essen" — bislang brauchten wir zum mindesten drei — denn Deutschland ist bettelarm geworden.

Der Alpenfreund.

Ein schöner Sommer liegt hinter uns, und alle, die ihrer Liebe zu den Bergen in diesem Jahre Erfüllung gewähren konnten, haben unvergeßliche Erinnerungsbilder heimgebracht, von denen sie zehren bis zu den nächsten Ferien. Für diese lange Zeit der Erinnerungen und neuen Pläne wird ihnen „Der Alpenfreund", Illustrierte Alpine Monatshefte, herausgegeben von Jos. Jul. Schätz, Verlag Der Alpenfreund G. m. b. H., München, willkommen sein, von dessen neuem 1. Jahrgang bis jetzt 7 Hefte vorliegen (zu je 3 ℳ). Sie bieten aus der Feder sachkundiger und namhafter Autoren eine Fülle von Anregungen, Aufsätzen und Schilderungen von Alpenland und Alpenvolk, von Bergtouren und Besteigungen und enthalten außer farbigen Kunstbeilagen einen reichhaltigen Bilderschmuck, an dem jeder, der ein Herz für die wunderbaren Schönheiten unserer Alpenwelt hat, seine Freude haben wird. Der Entschluß des Herausgebers, den von Eduard Amthor schon 1870 gegründeten, später einige Zeit von Eduard Schwaiger fortgesetzten „Alpenfreund" in dieser verjüngten Gestalt neu aufleben zu lassen, wird jedenfalls von den zahlreichen Freunden der deutschen Hochgebirgswelt mit warmer Anteilnahme begrüßt werden dürfen.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der



Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich;

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Können Sie?

mit ruhigem Gefühl Ihre Zähne zeigen? — Bleichen des Zahnbeines, gründliche Desinfektion der Mundhöhle und köstliche Erfrischung sind die markanten Vorzüge der

Zahnpasta

Kalikolora

Lovan-Creme

fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Queisser & Co. G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 36. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Zur Geschichte der Haartrachten.

Die bekannte Redensart, die Mode sei ein großes Faß, das von Zeit zu Zeit umgestülpt werde, läßt sich wohl auf keinem Gebiete besser anwenden als auf dem der weiblichen Haartrachten. Schon im Altertum verwandten die Frauen auf ihren Haarputz die allergrößte Sorgfalt, was leicht erklärlich ist, denn sie trugen auf dem Kopfe in der Regel keinen anderen Schmuck. Auf uralten ägyptischen Terrakotten sind uns die mächtigen und recht komplizierten Frisuren vornehmer Ägypterinnen überliefert worden. Sie stimmen in manchen Einzelheiten mit der Haartracht der uns erhaltenen Bilder römischer Kaiserinnen überein. Die Haarmassen wurden bereits fein toupiert, am Scheitel gewellt und dann in tiefen Bogen gebrannt. Die sorgsam gelegten Haare sind vielfach hinten zu einem Knoten zusammengenommen, und zum Abschluß wurden ein paar breite Kränze aufgesetzt. Die wichtigsten Formen der altägyptischen Modefrisuren sind die „Melonenfrisur", bei der das natürlich gewellte Haar

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint

durch

Creme Christa

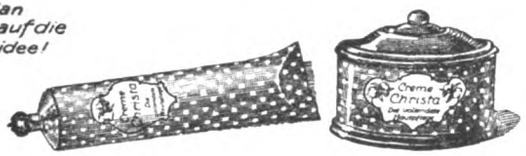
Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 8.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co. Chem. Fabrik Frankfurt a. M.-Berlin

Man achte auf die Orchidee!



Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit

durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co, Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin, Abt. T 4

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche in Veilchen, Kamille Teer, Eau de Cologne

stark schäumend von zartem Wohlgeruch gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

breit absteht, sowie eine steil in die Höhe gebaute Vorderfrisur mit großer Haarschleife, einer Ringlöckchenfassade an der Stirn und quer darüber gelegtem gedrehten Zopf.

Sehr sorgfältig geflochtene, gut erhaltene Frisuren, wie sie vor etwa 1800 Jahren die Gallierinnen getragen haben, wurden übrigens bei einem interessanten Gräberfund ans Licht gebracht. Alle hierbei aufgefundenen Gegenstände sind trefflich erhalten, und namentlich merkwürdige Frisuren, die aus fünf Grabstätten stammen, in denen Frauen beerdigt waren. Es handelt sich um sorgfältig geflochtene, in Locken gelegte Frisuren aus natürlichem Haar.

Die Frauen und Mädchen in Griechenland pflegten ihr Haar in ähnlicher Weise aufzustecken, wie dies auch in neuerer Zeit wieder vereinzelt geschieht; den griechischen Haarknoten kennt wohl jede Frau. Von den Römerinnen wird berichtet, daß sie ihre Haare mit eisernen Werkzeugen zu kunstvollen Locken und Löckchen brennen ließen, die nach vorn tief in die Stirn und rückwärts frei herabhingen; in künstlichen, mit Nadeln aus Gold oder feinem Holz gehaltenen Chignons wurden die Haare am Scheitel vereinigt; das Ganze hielt ein der Haarfarbe angepaßtes Netz zusammen. Interessant ist die uns überlieferte Tatsache, daß bereits die Römerinnen ihre Haare beim Ergrauen färbten. Als dann später im Verlaufe ihrer Eroberungen die Römer unter den Kriegsgefangenen auch Germanenfrauen nach Rom brachten, fand deren Sitte, die Haare in langen Zöpfen zusammenzuflechten, rasch Nachahmung. Die römischen Damen hatten solches Gefallen an der blonden oder roten Haarpracht der germanischen Frauen, daß sie mit allen Mitteln versuchten, ihrem eigenen Haar diesen goldfarbenen Glanz zu verleihen. Es entstanden damals infolgedessen die „Perücken"; denn die Römer ließen einfach ihren blonden Gefangenen die Haare abschneiden und verwendeten diese dazu, künstliche Haaraufbauten zu fertigen.

Auch die heutige Haarmode verlangt eine große, bisweilen an das Perückenzeitalter erinnernde Haarfülle, der in den seltensten Fällen eine Frau mit ihrem eigenen Haarbestande gerecht werden kann. Mit jeder Saison treten gleich mehrere neue Modefrisuren in die Erscheinung, von denen die meisten den Hutmoden an Kühnheit, Vielförmigkeit und Extravaganz kaum nachstehen. Aber falsche Locken, die in den letzten Jahren fast unübertretbares Gesetz geworden sind, sind heute sehr teuer geworden, wenn wirklich echtes und schönes Material gewählt wird.

Doch nicht allein Frauen haben von altersher falsche Haare getragen, sondern auch Männer, die dadurch entweder ihren Kahlkopf verbergen oder jünger erscheinen wollten. Hannibal soll nach geschichtlicher Überlieferung sogar eine Menge der verschiedenartigsten Perücken besessen haben, um seine Soldaten zuweilen unerkannt zu beobachten. Auch die Römer des Kaiserreichs trugen falsche Haare, wie uns ein Epigramm Martials beweist, das den alten Lentius wegen dieser Gewohnheit verspottete. Der Kaiser Commodus bediente sich einer Perücke aus blondem Germanenhaar, die er zum Überfluß noch mit Goldstaub bepuderte.

Im Mittelalter wurde falsches Haar als Schmuck von hoch und niedrig getragen. Lange konnte sich aber diese Mode nicht behaupten, sie verschwand mehr und mehr, und zur Zeit des französischen Kaiserreichs wurde der Tituskopf Mode. Im Mittelalter war übrigens auch die Sitte aufgekommen, die Haare zu pudern.

Wenig bekannt dürfte ein im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts erlassenes Verbot sein, von dem die Damen des Königreichs beider Sizilien betroffen wurden. Dieser seltsame Erlaß untersagte ihnen, Perücken zu tragen, während die Männer in dieser Hinsicht keinerlei Beschränkung unterworfen waren. Damen, die Perücken trugen, wurde die strengste Bestrafung in Aussicht gestellt. Freilich ist mit solchen und ähnlichen Verboten wohl nie viel ausgerichtet worden; und auch heute noch ziehen es die Frauen, wenn es sich um Modesachen handelt, nicht selten vor, lieber die größten Martern zu ertragen, als auf die Stimme der Vernunft oder der Hygiene zu hören.

Walter Thielemann.

Hauswirtschaftliches.

Die Freude jeder Hausfrau ist groß, wenn sie ihren Gästen einen vorzüglich geratenen Kuchen vorsetzen kann. Das vom „Verband deutscher Hausfrauen-Vereine" geprüfte und für sehr gut befundene Ha-Es-Backpulver wird von der Firma H. Ch. Schulz, Pfungstadt, aus edelsten Rohstoffen unter Verwendung von Weinstein hergestellt und vereinigt höchste Triebkraft mit vollständiger Geruch- und Geschmacklosigkeit, so daß ein Mißlingen des Kuchens bei Gebrauch dieses Backpulvers ausgeschlossen ist. Ha-Es, das gute Backpulver, ist überall erhältlich!

glänzt
Nigrin
auf den ersten Bürstenstrich, da wieder reine Terpentinölware.
Friedensware ist mit Banderol versehen.

Yohimbin-Lecithin
auf wissensch. Grundlag. aufgeb. Kräftigungsmittel
30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.
21,60 39,60 72 M. | 30 56,40 108 M.
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover G.

richtig angewandt, hilft immer.
Rheumatismus u. Gichtkranke
verlangen kostenlos aufklärende Broschüre durch:
C. F. ASCHE & Co Hamburg 19
Kein Geld senden!
Bayer. rad. narcop. 5 amm. spir. 5 pot. jod. 5 t. leg. ert. tabl. 100

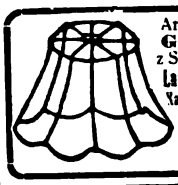
Institut Boltz, Jlmenau/Thür. Einj.-Abitur.

Lauten, Gitarren, Mandolinen
und alle anderen **Musikinstrumente.**
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Magerkeit
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171.

Ein grauer Kopf
macht 10 Jahre älter! Ergraute Haare erhalten sofort ihre natürliche Farbe **echt** und **unverwaschbar** wieder durch mein garant. unschädliches **„Alcolor".** In allen Farben erhältlich Fl. M. 8.—, 12.—, 15.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Hautflechten
aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich **juckende, nässende** und sehr **entzündliche Ekzeme** heilt sofort die **kühlende**
„Fridosan-Heilsalbe"
D. R. P. angem., gesetzl. gesch. Erprobt an Universitätskliniken. Allein. Herstellung und Versand **Dr. Strausz & Co., Berlin W 15,** Uhlandstr. 146/r. Preis d. Orig.-Dose M. 12.— geg. Voreinsendg. franko. Nachnahme M. 1,— mehr. **Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung** schon bei erstmaliger Verwendung! — Prospekt kostenfrei.


An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm** Katalog a. Wunsch **LINCK** Eberhardstr. 7 **Stuttgart.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Unreines Blut
Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 11.50. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Ueberall zu haben! Blasenschwäche, Befreiung sofort! Alter u. Geschlecht angeb. Ausk. umsonst **Margonal-Comp. 60,** Berlin, Belle-Alliance-Straße 32.

Briefmarken-Katalog
neu, für **alle Erdteile,** erscheint Kostenfr. Katalogprosp. vom Verlag der **„Sammler-Woche", München.**

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit **Dr. Hoffbauers pat. ges.**
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke, Berlin 210, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz)

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Weiters Mixtur-Magenelapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Weiter, Niederbreisig-Rhein,** Abteil 75.

Schälkur-Kombination

nach ärztl. Rezept ist die einzig sichere Methode zur Erlangung einer **vollständig neuen Gesichtshaut in wenigen Tagen.** Sämtliche Hautunreinheiten, auch Sommersprossen, Pickel, Flecke und Falten, **verschwinden,** das Gesicht wird **jugendlich frisch. Preis M. 25.00** Nachnahme o. Voreinsendung. Porto extra, nur durch **Laboratorium Kosmetikum Berlin-Friedenau 5.**

Gallensteine
entfernt schmerzlos ohne Operation u. Berufsstörung in kurzer Zeit **Görig,** Dortmund, Winkelstr. 19, fr. Leiter von Dr. med. Jaenickes Institut.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.— (Maden(After)würmer) M. 4.50
Salbe! IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Digitized by Google

Die Frau und die Technische Nothilfe.

Während des Generalstreiks im März d. J. hat sich auch die Frauenhilfe rühmlich bewährt. Vor allem sind es da unsere Krankenhäuser und Kliniken, die gute Erfahrungen mit Nothelferinnen gemacht haben. Im Virchow-Krankenhaus trat beispielsweise mit den Heizern und Maschinisten auch das gesamte auf Tarif angestellte Küchenpersonal in den Ausstand. Zunächst mußten da die Schwestern selbst, bei aller außerordentlich anstrengenden Krankenpflege, einspringen und Abwaschарbeiten verrichten, bis sie nahezu am Zusammenbrechen waren. Als vierzig Nothelferinnen antraten, konnten überarbeitete Schwestern entlastet werden. Während des Generalstreiks sind in Berlin etwa hundert Frauen in Krankenhäusern tätig gewesen. An Krankenschwestern konnte die Nothilfe insgesamt 300 stellen. Fünfzig Frauen waren in Gasanstalten, Elektrizitätswerken usw. als Köchinnen, zur Essenausgabe usw. tätig. Etwa 100 bis 150 Frauen wurden zu Bureauarbeiten herangezogen.

Während des Bäckerstreiks in Hamburg und Stettin haben gerade die Frauen außerordentlich wertvolle Dienste geleistet. In München wurden sie in staatlichen Mustergärten, in der Landesanstalt für Saatzucht während drei Wochen täglich beschäftigt. In Eisenach übernahmen sie aus Anlaß einer Volks-Hochschul-Tagung die Verpflegung von einigen hundert Teilnehmern, für die von keiner anderen Organisation gesorgt wurde. Nothelferinnen werden neuerdings auch gern bei der Quäkerspeisung, dem so außerordentlich segensreichen amerikanischen Liebeswerk, zur Verfügung gestellt, wie auch sonst für alle sozialen Fürsorgebestrebungen, sofern solche Nothelferinnen angefordert werden und andere Organisationen versagen.

Seit Wochen schon regen sich treue, aufopfernde Nothelferhände auf manchem vom Streik heimgesuchten Gut und Hof in Pommern. Auch hier würde sich noch ein weites, dankbares Feld für die Frau eröffnen. Man denke da beispielsweise namentlich an die sachgemäße Versorgung des Klein- und Federviehs, an zahlreiche nützliche und notwendige Aushilfsarbeiten in Haus, Hof und Garten, an ein schnelles, förderndes Zugreifen im meist recht umfangreichen Haushalt als Unterstützung der vielgeplagten Gutsfrau, die selbst vielleicht gerade dringend andere Arbeit, die nur von sachkundiger Hand geleistet werden kann, zu verrichten hat.

Es muß dankend anerkannt werden, daß der Vorstand der Haushaltungsschule des Reifensteiner Verbandes besonders für die Technische Nothilfe eingetreten ist. Einige Haushaltungsschulen haben sogar einen Teil ihrer Schülerinnen der Technischen Nothilfe zur Verfügung gestellt. Manches gibt es für die jungen Elevinnen, für jedes tüchtige Menschenkind überhaupt zu lernen, und unendlich viel Segen könnte auch in sozialer Beziehung daraus entstehen.

Die Technische Nothilfe blickt jetzt auf ungefähr ein Jahr ihres Bestehens zurück. Am 1. Oktober 1919 trat sie mit 865 Nothelfern in Berlin auf den Plan. Am 1. Juli 1920 zählte sie 95 215 zuverlässige Mitglieder in Berlin und Reich. Heute sind die 100 000 bereits überschritten! Wie wäre es, wenn die Technische Nothilfe statt über 3000 fest eingeschriebene weibliche Mitglieder auch über 200 000 treue und fleißige Frauenhände verfügen könnte?

D. v. d. Schulenburg.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee Programm durch d. Sekretariat.

Siphagol
Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA
Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Wildhirt & Eilbrecht
Offenbach a. M. 2.
Spezialfabrik v. Krankenbeförderungsmitteln, Krankenfahrstühle. Katalog gratis.

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, Beingeschwür, Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von
Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 61.

Häßlich mitunter sind Leberflecke
Misserfolg ausgeschlossen
geradezu widerlich und Warzen
Alle bisher empfohlenen alten nung derselben haben versagt, fehlbare Mittel, welches bereits unter Garantie Leberflecke und los ohne gesundheitschädliche fleck oder die Warze wird daneben. Aerztlich erprobt Preis M. 10.—. In Drogerien, theken zu haben, andernfalls
Ludwig Pacchtner
Kloasman
und neuen Mittel zur Entfer- Kloasman ist das einzige un- nach einmaliger Anwendung Warzen radikal und schmerz- Folgen entfernt. Nur der Leb.r angegriffen, kein Millimeter und tausendfach bewährt. Friseurgeschäften und Apo- direkt vom alleinigen Hersteller.
Dresden A 702.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 128. Gegr. 1882.

Ou X Beine
beseitigt
Arthrodo-Verlag Friedrichrode (Th.) 217.

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f, Anhaltstrasse 8.

Bettnässen
Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 328. Hiltensbergerstr. 6.

Bandwurm mit Kopf verloren!
„Seit 7 Jahren an Bandwurm leidend und nun schon 6 Mittel erfolglos gebraucht, probierte ich jetzt Ihr Mittel und habe nach 1½ Stunden den Bandwurm mit Kopf verloren". So wurden bereits Tausende d. Reichel's Bandwurmmittel Medico befreit! M. 7.50, für Kinder M. 5.— (Altersangabe)
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenbahnstr. 4

Haarausfall und Schuppen?
Nehmen Sie
Dr Dralle's Birken-Haarwasser
Es ist die Original-Marke!
Verwenden Sie es regelmäßig, und Sie werden über die günstige Beeinflussung Ihres Haares überrascht sein!
Preis: ½ Fl. 15.— M., ¼ Fl. 25.— M.

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos
SEJ
NÄHR- und KRAFT = MITTEL
Preis: pro Karton M. 6.—
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co, HAMBURG 19

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach. **Töchterheim „Teodora“,** Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Eisenach **Töchterheim Schmeißer.** Schloßberg 19, nahe der Wartburg. **Gründl. Ausbild. im Haush.** Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Gernrode a. Harz. **Vorn. Töchterbildungsheim** m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau **A. Gilles.**

Halberstadt/Harz. Töchterheim von **Frau Pfarrer Theune.** Pensionspreis jährlich mit Stunden 2400 M.

Heppenheim/Bergstr. **Haush.-Pens. Geschw. Nack.** Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei **Dresden.** **„Fremdenheim Villa Fortuna“** Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterr. f. Damen jed. Alt. **G. E. Beis** (gegr. 1848: Dresden). Prosp. frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Rehburg i. Hann. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.

Ländl. gesunder Aufenth. mit Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen.
Halb- und Jahreslehrgang.
Anerkannt gute Verpflegung. Während des Ianajähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan wird gegen Einsendung von 1 Mark abgegeben
Näheres durch die Vorsteherin.
— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen, prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Weimar, **Hartlstr. 30. Praktisch. Töchterbildungs-Institut m. Lehrprogramm einer Frauenschule** gegr. 1874, staatl. beauss. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbild. Gediegene Erziehung zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleb. Groß. Besitz m. Park. Waldnähe. Satzung. durch d. Direkt. **Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.**

Verschiedene Pensionen

6 monatig. Koch- und Haushaltungskursus **Fremdenheim „Quisisana“** **Georgenthal (Thür.)** Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme daselbst.

Schulen und Lehranstalten

Dr. Fackelmann's Einjährigen-Prima-Abitur.-Anstalt. auch Damen **Berlin W 15, Hohenzollerndamm 198.** Prosp.!

KUCK'S **höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt.** — Auch Abendkursus. — Pension. **Berlin. Nürnberger Strasse 2,** am Zoo.

Stottern heilt **Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt, Eisenach** Prosp. über das wissenschaftl. bek., **mehrfach staatlich** ausgezeichnete Heilverfahren frei durch die Anstaltsleitung.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.**
Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Barth'sche Privatrealschule m. **Schülerheim** in **Leipzig,** Georgiring 3. Gegr. 1861.
Realschule m. Vorschule. **Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses.** Direktor **Dr. C. Boriel.**

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.
(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — **Semesterbeginn: Ostern und Herbst**
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekt frei.

Clementinenhaus Hannover. Staatl. anerk. Krankenpflegesch. f. Frauen u. Jungfr. a. gebild. Stand. i. Alt. v. 19—30 J., d. sich d. **Krankenpflege** unt. d. Rot. Kreuz widm. woll. Aufnahme. Ausb. u. Altersvers. Näh. unt. Einreich. d. Lebenslaufes durch d. Dir.

April **Ausbildung zu** *Oktober*
Privat-Lehrerinnen
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulaust. u. Jahresber. frei.

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekt fr.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus Private Chemieschule für Damen in Lichterfelde (bei Berlin)

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Unterr., Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. gr. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsanst. Prosp. **S. Wagners Gartenb.-Erz.-Inst.**

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner [illegible]“ Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

36)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Weißer Hirsch Oberloschwitz. **Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium.** Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Villa Wartburg,** reichliche Verpflegung. Zentralheizung. **Frau San.-Rat Klaus.**

Bad Nauheim **Hotel Augusta Viktoria.** Erstklassiges Haus, gegenüber den Bädern. Vorzügliche Küche. Warmwasser.

Bayern.

Königssee **Hotelpension Schiffmeister.** Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. **J. Moderegger.**

Schweiz.

Arosa **Arosa Kulm.** Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Für Lungenkranke.
Excelsior, vornehmes Familienhotel, [illegible] windgeschützte Lage. **Besitzer: Sieber.**

Basel **Grand Hotel Victoria & National,** bestgelegen Zentralbahnhof. Besitzer **Paul Otto.**

St. Moritz **Savoy-Hotel,** vornehmstes Ranges in herrlicher Südlage.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube“ Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau“ Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

1. Beilage zu Nr. 37. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Wir Frauen und die „Deutsche Krankheit“.

„Mein Mann, der kennt uns alle nicht wieder!“ sagte mir im Frühjahr die Frau eines aus England zurückgekehrten Kriegsgefangenen. In ihrem schmalwangigen Gesicht standen zwei große erschreckte Augen. „Er sagt, wir sind alle wie die Gespenster. Die Kinder, das macht ihn rein wütend, wenn er die ansieht. Er sagt, wir wüßten das wohl gar nicht, wie ‚alle‘ wir sind —.“

Wir hören unsere Ärzte erschütternde Dinge sagen über die Lage in Deutschland, über die Hungerrachitis der Kinder und die „Deutsche Knochenkrankheit“ der jungen werdenden Mütter. Wir hören einen Arzt uns zurufen: „Ihr sollt nicht gebären!“ und wir stimmen ihm zu mit einem trockenen Schluchzen. Ihr sollt nicht gebären, was verhungern muß!

Nicht alle Ärzte aber sind hoffnungslos. Nun sind wir ja mißtrauische Leute geworden gegen den Arzt, der uns vorträgt, wie gesund die Entziehungskur ist, die wir durchmachen, wie vorzüglich wir gedeihen durch all das, was uns fehlt. Aber wir horchen auf, wenn einer sagt: „Geht mal einen neuen Weg. Die alten sind verschüttet. Wir haben einen neuen gefunden.“ Wir horchen auf und sind froh, wenn wir verstehen können, wie sie es meinen. Wir verstehen, wenn man uns sagt, daß unsere Erde verarmt ist an Mineralstoffen, weil wir sie nicht haben düngen können. Wir verstehen, daß alles, was die Erde hervorbringt und wovon wir uns nähren, ärmer geworden ist an Mineralsalzen, diesen in unseren täglichen Nahrungsstoffen vorkommenden Stoffen, deren ungeheuere Wichtigkeit wir langsam erkennen. Schon 1869 nannte Professor Voit sie „wichtige Nahrungsmittelbestandteile“, uns Laien beginnen sie nun erst zu interessieren, wo sie uns zu fehlen anfangen.

In der Tierzucht hat man ihre Bedeutung früher erkannt. Wer mit Geflügelzucht vertraut ist, weiß, daß ein beschränkter Auslauf, über den jahraus, jahrein Hühner laufen, allmählig an wichtigen Stoffen verarmt, er ist „geflügelmüde“, die Hühner gedeihen nicht mehr auf ihm, und Krankheiten reißen ein. Man wußte nicht genau, woher diese Erscheinung kam, aber sie war genügend deutlich, um nicht übersehen werden zu können. Wurden die Hühner auf frisches Land gebracht, so waren alle ungünstigen Erscheinungen wie fortgeblasen. In dem frischen Boden waren eben alle die Mineralstoffe vorhanden, die sie zum Aufbau ihres Körpers, ihres Federkleides usw. brauchten. Wir sind in Deutschland in ganz ähnlicher Lage wie solch eine Herde Hühner auf einem „geflügelmüden“ Auslauf. Wir können uns nicht dadurch helfen, daß wir, wie die Hühnerherde, auf frischen Boden umwechseln, aber wir können uns dadurch helfen, daß wir unseren Nahrungsmitteln die fehlenden Mineralsalze zusetzen.

Auf dem „Kongreß für biologische Hygiene“ bemerkte der referierende Arzt Dr. Kleinschrodt in seinem Vortrage: „Die Nährsalze gehören zur Lebendigmachung der Substanz. Wenn der Körper Arbeit geleistet hat, so ist die lebendige Substanz in einem ihrer Teile zerstört. Sie muß wieder aufgebaut werden, und dazu sind Nährsalze notwendig.“ Noch schärfer hat dies Dr. med. Paul Grabley in einem Vortrage zum Ausdruck gebracht, den er über die Bedeutung der Mineralsalze für Stoffwechsel und Krankheiten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte im September 1913 hielt. Dr. Grabley hat zahlreiche jahrelang fortgesetzte Fütterungsversuche mit Tieren vorgenommen, die gesammelten Erfahrungen beim Menschen bestätigt gefunden, und es ist ihm schließlich nach langen Bemühungen die Zusammenstellung einer Mineralsalzverbindung gelungen, die den Bedürfnissen des Körpers in geradezu idealer Weise Rechnung trägt, indem sie das ersetzt und dem Körper zuführt, was der Nahrung fehlt. „Wenn ich die Ansicht vertrete, daß die anorganischen Salze als Energiereize wirken und daß sie die Energetik des Körpers erhöhen, so stimmt das überein mit den Ergebnissen der Forschung von Emmerich und Loew. Die beiden Forscher haben besonders die Bedeutung des Kalkgehaltes in den

Im neuen Kleid die alte Qualität!

Javol, das Kräuterhaarwasser der Exterikultur, weist stets die gleiche hervorragende Qualität auf, die ihm den ersten Platz unter allen ernst zu nehmenden Haarpflegemitteln verschaffte. Seit Jahrzehnten bewährt sich Javol in der gründlichen Beseitigung von Kopfschuppen und Schinnen, in der Verhütung von Haarausfall und vorzeitigem Ergrauen. Javol macht das Haar weich, voll und duftig und erhält es gesund. Sein köstliches Kräuterparfüm erfrischt die Kopfnerven.

Zur regelmäßigen Kopfwäsche nehme man nur Javol-Kopfwaschpulver, das sich besonders durch dezenten Wohlgeruch, durch vorzügliche Schaumwirkung und große Reinigungskraft auszeichnet. Javol und alle andern Artikel der Exterikultur sind in jedem einschlägigen Geschäft erhältlich.

Pflege dein Haar mit Javol!

Exterikultur-Kolberg.

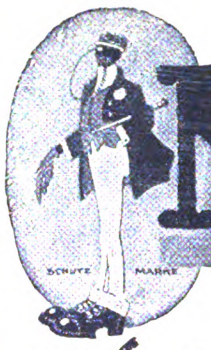
Digitized by Google

Zellkernen klargelegt und gezeigt, daß der Ausdruck der Lebensenergie, das heißt Wachstum und Produktion der Zelle, abhängig ist von dem Gehalt derselben an Kalksalzen. Emmerich und Loew haben in jahrelangen Versuchen die Kalkzufuhr in der täglichen Nahrung studiert und ihre Wichtigkeit bewiesen. Nach ihnen beträgt der Kalkbedarf des erwachsenen Menschen durchschnittlich 0,5 g pro Tag. Nach statistischen Feststellungen von Emmerich und Loew, Roese u. a. ist sicherlich mit Recht von einer Erdsalzarmut unserer Nahrungsmittel zu sprechen. Ganz sicher nachgewiesen ist die Kalkarmut von Trinkwasser, Getreide und Früchten in kalkarmen Gegenden. Wichtige interessante Daten bietet auch da die Statistik, daß in solchen Gegenden die Rachitis und Osteomalacie (Knochenerweichung) unter Menschen und Tieren besonders häufig sind. Wie Emmerich und Loew befürwortet haben, daß die fünfprozentige Chlorkalziumlösung auf keinem Tische fehlen sollte, empfehle ich einen regelmäßigen Zusatz eines zweckentsprechenden Mineralsalzgemisches zur täglichen Nahrung."

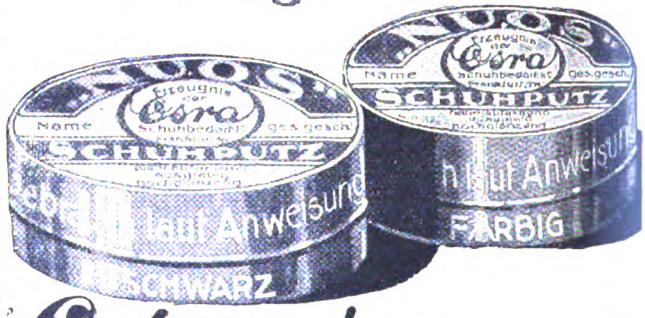
Soweit Dr. Grabley. Die medizinische Fachpresse machte bald nach Kriegsende auf die Krankheitserscheinungen bei Kindern und jungen Frauen aufmerksam, die als „Deutsche Knochenkrankheit" zusammengefaßt wurden. Sie ist eine Spätfolge der Blockade. Dr. Grabley sagt darüber: „Daß erst im vierten Blockadejahr diese Krankheiten so massenhaft und erschreckend auftraten, ließ von vornherein den Schluß zu, daß sich mit Fortbestehen der Blockade neben der Knappheit die Qualität der Lebensmittel verschlechterte. Die Beobachtungen und Untersuchungen der im Lande erzeugten pflanzlichen und tierischen Nahrungsmittel zeigten, daß, genau wie Menschen und Tiere, auch Boden und Pflanzen hungerten. Der ausgepowerte, ungedüngte Boden erzeugte schließlich so minderwertige Produkte, daß die Demineralisation der pflanzlichen Nährstoffe sich auf Tier und Mensch übertrug."

Die Ausführungen Dr. Grableys in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" erregten das größte Interesse. Uns Frauen interessiert an der ganzen Sache die Frage: Was geschieht nun? Bleibt uns irgendein Ausweg? Es scheint doch so. Wenn die Mineralsalze uns helfen können, so soll man darangehen und sie uns zuführen. Aus Ärztekreisen wird empfohlen, anstatt das Brot mit schwer verdaulichen wertlosen Zusätzen zu „strecken", das Brotmehl durch regelmäßigen Zusatz einer zweckentsprechenden Mineralsalzmischung anzureichern. Der Weg scheint gangbar und sollte beschritten werden. Bei der Tierfütterung hat sich der Zusatz erstaunlich gut bewährt, und auch bei der Ernährung des Menschen sind die gleichen Ergebnisse erzielt worden. Es gilt jetzt, die Versuche in großem Maßstabe in die Praxis umzusetzen. Wir Frauen sollten den Tatsachen ins Auge sehen und die Konsequenzen ziehen. Hier scheint ein kleines Licht in der Finsternis.

Katharina von Sanden.



Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend



Osra G.M.B.H. Frankfurt a. M.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel
Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Schwanen-Wollgarne
in Friedensqualitäten wieder zu haben
in allen einschlägigen Geschäften.
Schwanen-Marke
Strick-Garne
Häkel-Garne
Rock- u. Decken-Garne
Stick-Garne
Fabrik: Sächs. Wollgarnfabrik A.-G.
vorm. Tittel & Krüger Leipzig-Plagwitz.

✚ Magerkeit ✚
Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 Stück 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik
D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W30/171.

Lesen Sie
die Literarisch-musikalischen
Monatshefte
Die „Literarisch-musikalischen Monatshefte" sind eine notwendige Ergänzung der Lektüre eines jeden Literatur-, Musik- und Kunstfreundes. Die Zeitschrift ist eine vornehme Monatsschrift für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste und Vortragswesen. Abonnementspreis pro Semester Mark 6,50 bei direkter Zusendung vom Verlag. — Probenummern stehen gern zu Diensten.
Verlag Aurora
Dresden-Weinböhla G.

Bettnässen
Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32B. Hiltensbergerstr. 6.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

GLOBUS-
Rostfleck-
Entferner
unentbehrlich
für Wäsche
wirkt rasch
sicher schadlos
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig.

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, ohne Einhalten einer Diät, keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz).

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond. braun, schwarz etc. M. 2.4: Probe M. 8.00
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

SEJ
NÄHR- und KRAFT = MITTEL
Preis: pro Karton M. 6.—
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co., HAMBURG 19

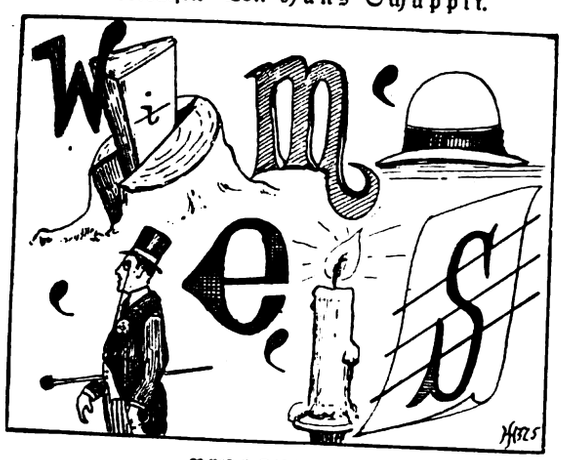
Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 37. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Bilderrätsel. Von Hans Schuppli.



Rätsel-Distichon.

Mit dem holden Gesicht hat sehr mich das Wort die Schöne;
Als sie's jedoch mich hat, hat sie dies Wort mich nicht mehr!

Zahlenpyramide.

1 Vokal
1 2 Ausruf
1 2 3 Städtchen in Bayern
4 1 2 3 Verbrechen
3 4 1 2 5 Ideal der Mädchen
5 2 4 3 1 6 Kopfbedeckung

Der überflüssige Kopf.

Das Ding als Ganzes mir mißfällt,
Weil mir drin fehlte stets das Geld;
Indeß war plötzlich alles da,
Als ich es ohne Kopf besah.

M. Fl.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Zwei Silben: Stegreif.
Rätsel: Nemesis, Meißen.
Rätsel: Heimweh, Heimweg.
Scherzrätsel: Zweig, Zwei.
Rahmenrätsel: Sumatra, Arlberg, Algebra, Murillo.
Gleichklang: Geschickt.
Kopfwechsel: Datum, Fatum, Batum.

Biologische Schönheitspflege

Jugendfrische Gesichtshaut

Man erneuert in kurzer Zeit seinen Teint durch
Schröder-Schenkes „Schälkur“
Sie beseitigt unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, alle Unreinheiten, wie: Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, schlaffgewordene Haut, fahles Aussehen, durch Pickel usw. entstandene Unebenheiten der Haut, für immer. Die Haut erscheint in wunderbarer Reinheit und Frische und ist viel straffer und elastischer. Ärztlicherseits als das Ideal aller Schönheitsmittel bezeichnet. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 32.—

Zarte Arme und Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme und Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose“ ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert.
Preis M. 8.—

Ausdruckvolles Auge

Mein asiatischer Augenbrauensaft fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht.
Preis M. 10.50

Schönheit der Nasenform

Nasenformer „Orthodor“, D. R. P. Nr. 269 561. Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen.
Preis M. 20.—

Seidenweiches Haar

Wenn Ihr Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von
Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam“
die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Preis M. 13.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. „Isolde“ ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten.
Preis M. 12.—

Schröder-Schenke Berlin W. 15.
Potsdamerstr. 26 b vorn II. Etage.
Wien I/15 Wollzeile 15. Zürich 15, Bahnhofstr. 31.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

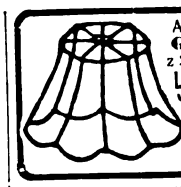
Gegen Gicht, Rheuma.
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-Nieren-u. Gallenleiden.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Programm durch d. Sekretariat.

Hühneraugenzwinger Fußsalbe
Hornhautbildung entfernt mit absoluter Sicherheit Reichels „Boxer". Einziges Radikalmittel für eingewurzelte u. schmerzhafte Leiden. 30 Jahre bewährt. Dose mit Befestigungspflaster 3.50 Mk. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Institut Boltz, Ilmenau/Thür. Einj.-Abitur.


An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm** Mat. nach Wunsch **LINCK** Eberhardstr. 7 **Stuttgart.**

Kontrollmaß ges. gesch., für **Brot, Schinken, Wurst, Käse usw.** gegen Diebstahl im Haushalt **M. 18,—** ohne Nachn. **M. Schmidt, Marburg a. d. Lahn,** Ketzerbach Nr. 51, II. Treppen.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Märks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Preisliste frei.

Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig 43 Querstr. 26/28

Kapitalanlage
Witwenrente — Altersversorgung
Gothaer Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Hennig,** gesund u. frei geleg. Villa, Weiterbild. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. Turn., Sport. Empf. Prosp.

Dresden-Weißer Hirsch. Straußstr. 7b. **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaften.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Bad Kehburg i. Hann. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Musik. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausn., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Musik., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Waltershausen, Thür., **Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung.** Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. **M. u. El. Hülsberg,** gepr. Lehrerin.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Hartlstr. 24, Bildungsh. **„Töchterhort",** staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch** u. **N. Kieß.**

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet. f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Grueß,** Schulvorsteherin.

Verschiedene Pensionen

6 monatig. Koch- und Haushaltungskursus. **Fremdenheim „Quisisana"** **Georgenthal (Thür.)** Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme daselbst.

Schulen und Lehranstalten

KUCK'S **höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt.** — Auch Abendkursus — Pension. **Berlin. Nürnberger Strasse 2.** am Zoo.

Technikum Hainichen i. Sa. — Höhere Lehranstalt — Maschinen-, Elektro- Ingenieure, — Techniker und Werkmeister. — Programm frei. **Fachlehrwerkstätten.**

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig.-Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjährigen-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Kinder und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Prospekt.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.
(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekt.

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung
Staatliche Prüfungen
Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 2 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: **LEIPZIG, Königstr. 1.**

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathinnen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Baltic-Kurs.

REISE-HILFE

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger" Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

37) **Sachsen.**

Chemnitz **Sanatorium von Zimmermann-sche Stiftung.** Vollkommenste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Gute diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Prospekte frei. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Elsterberg **Sanatorium** für Nerven- und Stoffwechselkranke. Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. **Sanitäts-Rat Dr. Römer.**

Thüringen.

Friedrichroda **Sanitätsrat Dr. Wanke.** Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Lindau im Bodensee, **Hotel Bayerischer Hof** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer **Frau W. Spaeth.**

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim, Sanatorium für Innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 6 Aerzte. Auskunftsbuch.

Digitized by Google

Die Veränderungen auf dem Planeten Jupiter.

Der Sternenhimmel über dieser Welt voll scheinbarer Wirrnisse und Widersinns hat stets auf viele Menschen — auf alle, die ihre Blicke auch einmal über sich selbst erheben, eine große geheimnisvolle Anziehungskraft ausgeübt. Selbst der Großstadtnachtbummler, dem andere Sterne leuchten als die an der Himmelskuppel, bleibt zuweilen bezwungen stehen, wenn ihm ein Blick durch ein Fernrohr von dem fliegenden Astronomen angeboten wird — zu billigem Preis. Ich sah schon manchen — ich bin ein Stammgast dieser astronomischen Straßenveranstaltungen — kopfschüttelnd und besinnlich geworden — weitergehen in die Dunkelheiten des Großstadtnachtlebens. Ich behaupte nicht, „gebessert" — aber einen kleinen Stoß bekommt die Seele, wenn der funkelnde Stern am Mantel der Nacht, plötzlich durch die Gläser des Fernrohrs gesehen, ein seltsames Leben zeigt.

Da ist der Jupiter — er hat sich in den letzten Monaten seltsam verändert. Abgeblaßt ist die ehedem helle, glänzende Äquatorzone. In kleinen Fernrohren sieht man nichts mehr von seinen früher dunkel gewesenen breiten Südstreifen. Statt ihrer zeigt das stärkere optische Hilfsmittel, das wir nun anwenden, eine reichgegliederte Zone heller und dunkler Flecken und Streifen, die wie Wolken aussehen. E. St. berichtet im „Kosmos", Heft 7, weiter:

An seinem Nordrand erscheinen kleine, regelmäßig gestaltete braune Flecken mit hellem Kern, die nach Ansicht von Prof. Graff-Bergedorf ihrer Natur nach völlig dem „großen roten Fleck" vom Jahre 1878 entsprechen. Dieses Gebilde, das man als einen gewaltigen Ausbruch glühender Dämpfe und zähflüssiger Massen aus dem Innern des auch an seiner Oberfläche noch nicht völlig erkalteten Planeten gedeutet hat, war noch im Vorjahre in seinen Umrissen erkennbar, scheint aber jetzt durch die auf der Südhalbkugel eingetretenen Neubildungen verdeckt zu sein. An vielen Stellen erblickt man auch die weißglänzenden, ovalen sogenannten Eierflecken.

Der Privatastronom Fauth-Landstuhl, einer der besten Kenner des Planeten Jupiter, berichtet, daß er Veränderungen von gleichem Umfang seit 30 Jahren nicht mehr beobachtet habe. Wer den Planeten in den letzten Jahren des öfteren an einem etwa 3zölligen Fernrohr beobachtet hat, kann die Änderungen jetzt bereits wahrnehmen. Ein gutes 4zölliges Fernrohr muß bei günstigen Luftverhältnissen auch die Wolken der Südhalbkugel und die dunklen Flecken des Nordstreifens zeigen. — Es ist sicher, daß die Gebilde, die wir auf dem Planeten Jupiter sehen, nicht eigentlich seiner Oberfläche angehören, sondern in seiner sehr dichten Atmosphäre schweben, daß sie also unseren irdischen Wolken vergleichbar sind.

Allerdings bestehen sie wahrscheinlich nicht nur aus Wasserdampf, sondern im wesentlichen aus Rauch und Gasen, die von der noch warmen Planetenoberfläche aufsteigen.

Diese Entdeckungen machen uns nachdenklich, wenn wir auch nicht die Tragweite dieser Veränderungen zu beurteilen vermögen. Aber sie sagen uns, daß wir in einer Welt leben, die aus Werden und Vergehen besteht — in der jeden Morgen alles neu und doch anders wird. Diese Erkenntnis muß unsere Gesinnung und unser Handeln beeinflussen, uns ernst und fröhlich zugleich machen. Kant und Gellert — jeder in seiner Art — wußten hierfür den richtigen Ausdruck zu finden.

Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich,

wenn er von einem großen deutschen Erfolg gegen das gesamte Ausland hört. Die „Köh'er"-Nähmaschinen haben ihn errungen. Diese Maschinen sind infolge ihrer einwandfreien Beschaffenheit und technischen Vollkommenheit die beste Waffe im Kampfe gegen alle nichtdeutschen Marken. Dauerhaft, einfach und doch vielseitig in der Arbeitsleistung. Verblüffende Neuerungen, wie aufklappbare Schiffchenbahn, drehbare Stichplatte, Hohlsaumapparat usw., sind die hervorragendsten Merkmale dieser bekannten und bewährten, beliebten und unübertroffenen deutschen Nähmaschine. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Levathol
richtig angewandt, hilft immer.
Rheumatismus u. Gichtkranke
verlangen kostenlos aufklärende Broschüre
durch:
C. F. ASCHE & Co Hamburg 19
Kein Geld senden!
Best. red. sarsap. 5 amm. spir. 5 pot. jod. 5 l. leg. art. tabl. 100

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57
(im Deutschen Zahnärztehaus).

Magnon Vorum
erlangen größere Brustfülle, vollere Formen u. frischeres Aussehen ohne Taille und Hüften zu erweitern, durch Lenclos-Nährpulver od. Lenclos-Kraftpillen, die zugleich eine natürl. Kräftigung für Blut und Nerven bewirken. 30 Jahre erfolgreich bewährt. Mk. 10,—
Otto Reichel, Berlin 61
SO, Eisenbahnstr. 4.

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f, Anhaltstrasse 8.

Preis: 1/2 Fl. 15.— M., 1/1 Fl. 25.— M.

Digitized by Google

Das beste Geschenk ist ein guter Roman!

Soeben ist erschienen:

Glanz

Der große Gesellschaftsroman

von

Ida Boy-Ed

Die Welt gesellschaftlichen Glanzes mit ihrem feinen, undefinierbaren Reiz zeichnet Ida Boy-Ed in diesem Buch. Sie öffnet uns die Pforten feudaler Herrensitze und mondäner Luxusstätten, zeigt uns die Exklusivität des Adels und die Finessen der Diplomatie. Und mehr als das: mit tiefem, dichterischem Empfinden hebt sie die eiserne Maske der Konvention und enthüllt an den Schicksalen einer schönen, geistvollen Frau den tragischen Widerspruch äußeren Glanzes und seelischer Not. Wie sich über das mit allen Glücksgütern gesegnete Leben der Gräfin Lauingen dunkle Schatten einer Jugendirrung breiten und wie schwerste Gewissenskämpfe, hinter verbindlichem Lächeln verborgen, zur Katastrophe reifen, ist eine Meisterleistung feiner Schilderungs- und Beobachtungskunst.

Preis geheftet 22 Mark, in elegantem Halbleinenband 30 Mark,
Vorzugsausgabe in vornehmem Bibliothek-Halblederband 55 Mark,
in handgearbeitetem Batikband mit braunem Lederrücken und Lederecken 65 Mark.

Von derselben Verfasserin erschien früher:

Die Opferschale

Roman

41.—45. Tausend

„Dieser echte Frauenroman besitzt, wie die aristokratischen Menschen, die er schildert, Takt im Seelischen, Bildung in den äußeren Formen, also etwas, was man vielleicht mit dem viel mißbrauchten Wörtlein „Kultur" bezeichnen könnte."

Vossische Zeitung, Berlin.

Preis geheftet 20 M., vornehm gebunden 25 M.

Die Stimme der Heimat

Roman

„Ein Buch von Frau Ida Boy-Ed ist immer ein Ereignis; was die Dichterin und Kennerin der Frauenherzen zu sagen hat, bewegt sich nicht in ausgetretenen Gleisen."

Hamburger Fremdenblatt.

Preis geheftet 6 M., vornehm gebunden 10 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die [illegible] „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die [illegible] B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte [illegible]

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 38. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Geschäftliches.

Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit. Nach dem soeben ausgegebenen Rechenschaftsbericht hat der Neuzugang an Versicherungen im Jahre 1919 eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren. Er hat sich auf nicht weniger als 194 468 627 Mark gegen 99 084 622 Mark im Vorjahre belaufen. Nach Abzug aller Abgänge ist ein Reinzuwachs von 150 580 920 Mark verblieben, durch den sich der Gesamtversicherungsbestand auf 1 393 959 960 Mark erhöhte. Dieses Ergebnis wurde mit dem in Anbetracht der fortschreitenden Teuerung außerordentlich mäßigen Verwaltungskostensatze von 7,19 % der Jahreseinnahme erzielt. Die Beitragseinnahme ist um nicht weniger als 23 213 004 Mark auf 78 378 046 Mark, der Ertrag an Zinsen um 2 004 925 Mark auf 22 391 545 Mark gestiegen. Das Bankvermögen ist um 50 767 109 Mark auf 539 687 506 Mark gewachsen. Wenn trotz dieser günstigen Weiterentwicklung der Anstalt die Jahresrechnung mit einem nur geringen Ueberschuß (201 382 Mark) abschließt, so hat das seinen Grund in den nötig gewordenen Abschreibungen auf Wertpapiere und Rückstellungen für die aus der niedrigen Valuta der Mark erwachsenden Verluste im Auslandsgeschäft. Die Bank hätte es in der Hand gehabt, einen beträchtlichen Teil der Abschreibungen und Rückstellungen, die sie in Höhe von rund 18 Millionen Mark vornahm, zu unterlassen und einen hohen Gewinn erscheinen zu lassen. Sie hat es aber im Hinblick auf den Ernst der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und ihren Grundsätzen getreu vorgezogen, ihre innere Festigkeit und Sicherheit zu erhöhen, und glaubt damit ihren Mitgliedern besser zu dienen als mit dem Ausweis eines hohen Ueberschusses.

Alte und neue Zeitschriften.

Unter den Ausstellungen, die die Deutsche Bücherei in Leipzig in ihren Räumen regelmäßig zu veranstalten pflegt, hatte kürzlich eine „Alte und neue Zeitschriften“ zum Gegenstand. Ebenso lehrreich und interessant wie zeitgemäß und freilich auch vielsagend war diese Schau- und Gegenüberstellung des Wichtigsten, was an deutschen Zeitschriften in der Zeit von 1914 bis 1920 sein Erscheinen eingestellt hat oder neu herausgekommen ist.

Betrachtet man die Verlustliste, so erscheint es ja nicht anders als natürlich, daß mit jenen Träumen, Hoffnungen, Wünschen, Forderungen, wie sie sich etwa in den Zeitschriftentiteln „Das größere Deutschland“ oder „Das neue Litauen“ ausprägten, auch jene Zeitschriften ins Grab sanken, die dem Gange der Politik und des Krieges ihr Dasein verdankten. Mancher Verlust ist immerhin beklagenswert. Schmerzlicher trifft es uns, wenn von den literarischen Zeitschriften — um bezeichnende Beispiele herauszugreifen — nach dem „März“ und dem „Greif“ nun auch die „Lese“ verstummt ist. Am bittersten jedoch zeugen von der Not des Krieges wie des jetzigen Friedens — und die nächste Zukunft sieht hier noch trüber aus! — unsere wissenschaftlichen Unternehmungen.

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

patentamtl. gesch. Levathol unter No. 194007
richtig angewandt, hilft immer.
Rheumatismus u. Gichtkranke
verlangen kostenlos aufklärende Broschüre
durch:
C. F. ASCHE & Co Hamburg 19
Kein Geld senden!
Best. rad. sarsap. 5 amm. spir. 5 pot. jod. 5 f. leg. art. tabl. 100

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1862.

An Private Gestelle z. Selbstanf. v. Lampenschirm. Katalog a. Wunsch
LINCK
Eberhardstr. 7
Stuttgart.

4 wichtige Export-Artikel

1) Fön-Heißluftdusche
Die Marke „Fön“ bietet Gewähr für sicheren Betrieb.

2) Sanax-Vibrator D. R. P.
der beste elektr. Handmassage-Appar., reibungslose Lagerung, absol. haltbar, keine Erhitzung, 40% Stromersparnis.

3) Penetrator-Vibrator D.R.P.
sehr starker Massage-Apparat für Körpermassage, mit dens. Vorzügen wie d. Sanax.

4) Ordo-Fix-Hosenspanner D. R. P. — Neu! Aus- und Einspannen in 1 Sek.

Große Posten sofort lieferbar.
Fabrik: Sanitas, Berlin N 24, Friedrichstr. 131 d.

Digitized by Google

Die Fachorgane der deutschen Wissenschaft waren bisher unser Stolz und unser Ruhm. Und nun? Bedauernswert groß ist heute schon die Zahl der wertvollsten wissenschaftlichen Blätter, die nicht mehr erscheinen. Wenn so als Verlust nicht weniger als achtzehn medizinische Zeitschriften zu buchen sind oder auf dem Gebiete der Erziehung der „Sämann" seit Jahr und Tag — hoffentlich nicht für immer — verstummt ist, dann wird auch dem Fernerstehenden deutlich, daß die deutsche Wissenschaft und der deutsche wissenschaftliche Verlagsbuchhandel vor ernsten Fragen stehen.

Auf der Seite des Gewinnes eine stattliche Reihe, deren üppiger Reichtum allerdings skeptische Zukunftsgedanken geradezu herausfordert. So zahlreich wie bunt; viel Wollen und viele Versprechungen; manch begrüßenswerter und manch unerfreulicher Ankömmling.

Der wissenschaftliche Ersatz ist gering. Viel bedeutender an Zahl und an Selbsteinschätzung sind die politischen Neugründungen; in Titel und Programm gern dem Typus „Das neue Deutschland" oder „Die neue Freiheit" oder „Der neue Geist" huldigend. Neue literarische Zeitschriften schossen ja in den letzten zwei Jahren wie Pilze hervor; mannigfaltig und nicht geradezu bescheiden, viel versprechend und doch oft anscheinend nicht langlebig. Jedes bedeutendere Stadttheater fast will sein eigenes Sprachrohr haben, und auch die junge Gattung der Kino-Blätter weist eine zunehmende Vertreterzahl auf. Auch die neue und neueste Kunst, Expressionismus, Dadaismus, stellen zahlreiche Neutöner; Namen wie „Die Pleite" oder „Der Schrey" (mit y bitte!) sind bezeichnend genug. Witz und Satire scheinen mehr denn je zu blühen. Der Geist des Widerspruchs äußert sich auch sonst typisch, und der „Drache" ruft als Gegensatz und Gegenstück den „Anti-Drachen" (Haupttitel „Der Skandal") hervor. Daneben wuchert üppig eine Art, die früher bei uns ziemlich selten war. „Der Faun", „Das intime Blatt", „Der Junggeselle", „Eva", „Die Liebe", „Reigen" u. a. m. — und sagt Name und Bild noch nicht genug, dann sagt's der Preis, wenn etwa ein einzelnes Heft 7,50 M. kostet.

In ganz anderem Sinne ein schmerzliches Zeugnis unserer Zeit sind jene neuen Blätter, die sich mit den Fragen der Auswanderung befassen. Erfreulich jedoch und zahlreich die Neugründungen, die der Heimat gewidmet sind, sei es unter dem Gesichtswinkel „Die neue Heimat", sei es der Heimatkunde, dem Volkstum, dem Wandern, dem Siedlungswesen; und ebenso reich und hoffnungsfroh die neuen Zeitschriften für Schule und Erziehung, Volksbildung und Volkshochschule. Gerade auf diesen Gebieten möchten wir gar manchem neuen Gast Willkommen und Gedeihen wünschen.

Mit dieser dankenswerten Schau gab die Deutsche Bücherei, die mit ihrem in Deutschland bisher unerhörten Reichtum an Zeitschriften ja allein dazu befähigt war, aufs neue einen eindrucksvollen Beweis ihrer Daseinsberechtigung und ihrer Eigenart.

Hildegard Briecke.

Vasenol-Puder Sanitäts-

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung

Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Wollen Sie!

wirklich weiße, schöne und gesunde Zähne bekommen und behalten, dann benutzen Sie regelmäßig die köstlich erfrischende

Zahnpasta

Kalikora

Lovan-Creme

fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller: Queisser & Co. G.m.b.H. Bamberg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 38, 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Helium.

Die Entdeckungsgeschichte des Heliums ist in verschiedener Beziehung merkwürdig. Im Spektrum der Sonnenchromosphäre entdeckte Lockeyer im Jahre 1868 eine glänzende gelbe Linie, die kein Spektrum einer bisher bekannten irdischen Substanz zeigte. Er fand dann diese merkwürdige Linie auch bei einigen Sternen. Dieses neue hypothetische Element nannte er Helium. Mit Hilfe des periodischen Systems wurden sogar schon die Eigenschaften und das Atomgewicht des neuen Elementes annähernd festgelegt. Man suchte lange Zeit vergeblich nach der Existenz dieses Heliums auf der Erde. 1891 fand dann der Chemiker Hillebrande bei der Untersuchung verschiedener Mineralien, die Uranium enthalten, ein Gas, das sich nach

Weiße Hände,
zarter, jugendfrischer Teint
durch
Creme Christa
Die vollendete Hautpflege
Große Tube Mk. 8.–
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Man achte auf die Orchidee!

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper

erzielt man durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 7.– 12 Bäder Mk. 12– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose
Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten
Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.- Berlin, Abt. T 2

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche
in Veilchen, Kamille, Teer, Eau de Cologne
stark schäumend
von zartem Wohlgeruch, gibt weiches, duftiges Haar
5 Pakete Mk. 7.50 Ueberall erhältlich
Westphal & Co. Chem. Fabrik Frankfurt a. M.-Berlin

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch
Chlorodont
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.
Gr. Tube 3,80 Mk.
Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

Auflösung derselben bildete und das er anfänglich für Stickstoff hielt. Erst 1895 konnte der bekannte Radiumforscher Ramsay feststellen, daß das sich aus dem Mineral Kleveit bildende Gas das lange gesuchte Helium war. Für die von Bunsen aufgestellte Spektralanalyse war das ein großer Triumph.

Aber erst durch die fraktionierte Verdampfung flüssiger Luft wurde das Vorhandensein dieses Edelgases auf der Erde in nennenswerter Menge festgestellt und auf seine Eigenschaften näher untersucht.

Die völlige chemische Trägheit (Indifferenz) ist wohl die merkwürdigste aller seiner Eigenarten. Versuche sehr verschiedener Art, Helium mit anderen Substanzen chemisch zu vereinigen, schlugen alle fehl. Es ist ferner das spezifisch leichteste Gas, das wir kennen. Die Verflüssigung gelingt erst bei einer Temperatur, die noch niedriger liegt als beim Wasserstoff. Durch Verdampfung flüssigen Heliums im Vakuum erreichte Professor Kammerlingh-Onnes von der Universität Leiden eine Temperatur, die nur noch einen Grad vom absoluten Nullpunkt entfernt war.

Eine auffallend geringe elektrische Widerstandsfestigkeit des Heliums äußert sich darin, daß elektrische Entladungen dieses viel leichter durchdringen als alle bekannten Gase. Eine wichtige praktische Verwendung wird Helium zunächst zur Füllung des Luftballons finden, denn dem Wasserstoffgas gegenüber hat es den Vorzug, daß es völlig unentflammbar ist. Die Explosionsgefahr der Lenkballons wäre damit völlig beseitigt. Ein ganz wesentlicher weiterer Vorteil besteht darin, daß durch die Ballonhülle nur halb soviel Gas durchdiffundiert wie bei der Füllung mit Wasserstoffgas. Gegenwärtig ist die Gewinnung noch gering. Vor etwa drei Jahren gelang es, vier Kubikmeter Helium zu gewinnen, dieses Quantum wurde zum Preise von 200 000 Frank das Kubikmeter verkauft. Seit diesem gelungenen Versuche ist man in Amerika bestrebt, Helium in großindustrieller Weise aus natürlichen Erdgasquellen zu gewinnen. Die in Petrolia (Texas) täglich gewonnenen 700 000 Kubikmeter Erdgas enthalten 0,9 Prozent Helium. Die Gewinnung erfolgt auf diesen Werken nach dem Verfahren von Linde und von Claude. Im März 1918 wurde hier ein Lindewerk mit einem Kostenaufwand von 1 500 000 Frank errichtet, welches täglich 200 Kubikmeter Helium von 70 Prozent Reinheit herstellt, das durch weitere Behandlung in ein 93 prozentiges Gas übergeführt wird. Nach Schluß des Waffenstillstandes wurden durch zwei Werke rund 5000 Kubikmeter 93 prozentiges Helium hergestellt, das nach Europa geschickt wird. Im Auftrag der amerikanischen Armee und Marine wird gegenwärtig ein Werk zur Gewinnung von Helium errichtet, das etwa die zehnfache Produktion aufweisen soll wie das vorhin erwähnte Linde-Werk. Vermutlich wird man dieses Gas zur Füllung großer Lenkballons verwenden.

Karl Micksch.

Großer Seifen-Preisabschlag!

Fort mit der teuren Auslandsseife!

Wenn Sie blütenweiße Wäsche haben wollen, dann machen Sie einen Versuch mit unserer

„Sparkernit" - Seife

Wieder direkter Versand in bekannter Friedensqualität an Private! Keine Ersatzware! Reine Friedensqualität! Billiger wie Reichs-Seife! Schon in Friedenszeiten millionenfach glänzend erprobt und bewährt! Die äußerst sorgfältige fachmännische Herstellung und ihre glückliche, auf gründlichen Versuchen beruhende Zusammensetzung stempelt die rein deutsche Sparkernit-Seife zu einer idealen Haushaltungsseife, die den Vorzug wirklicher Billigkeit hat. 5-Pfund-Postkolli netto M. 30.–, 10-Pfund-Postkolli brutto M. 55.– einschließlich Verpackung, Porto und Nachnahmespesen. Bei Bedarf größerer Mengen wollen Sie bitte Sonderangebot anfordern. Kaufen Sie direkt beim Fabrikanten! Sie sparen viel Geld! Alleinige Hersteller:

Chemische Fabrik FRITZ MÖBS G. m. b. H.

Fernsprechanschlüsse: 225 und 1296.

Kaiserslautern

Telegramm-Adr. Möbs Kaiserslautern

Lieferanten von vielen staatlichen und städtischen Behörden, großindustriellen Werken (Krupp etc.), Zechen, Hüttenwerken, landwirtschaftlichen Betrieben etc. Viele 1000 Pfarrer, Lehrer und sonstige Beamte, Ärzte, Rechtsanwälte etc. zählen zu unseren

Digitized by Google

Teure Mieten in alter Zeit.

Nach einer Notiz aus dem Jahre 1803 war der höchste Mietpreis, der in Berlin damals gezahlt wurde, 900 Taler. Es wird aber nicht angegeben, was für diesen Betrag vermietet worden ist. Immerhin war es wohl eine fürstliche Wohnung, entsprechend einem Mieter, der einen höchsten Mietpreis zu zahlen vermochte. Und heute mag, abgesehen von den Riesensummen, die für Geschäftslokale gezahlt werden, die teuerste Wohnung Berlins das Zwanzig- bis Dreißigfache jenes höchsten Mietpreises von 1803 kosten. Freilich wird jene Wohnung in Alt-Berlin wohl auch räumlich bescheiden gewesen sein. Wenn im allgemeinen auch die Zimmer größer waren, als sie im modernen Berlin sind, so bedurfte man doch nicht so vieler Räume wie heute. — Unter der Spitzmarke „Teuere Miete" findet sich übrigens in alten Anekdotenbüchern ein Fall erzählt, an den sich seinerzeit ein Prozeß schloß, der viel Aufsehen erregte. Der berühmte Marschall Berthier, Fürst von Wagram und Herzog von Neufchâtel, einer der Paladine Napoleons I., bewohnte in seinem letzten Lebensjahre ein Haus in Boulogne-sur-Mer zur Miete. Nach Napoleons Sturz verließ der Marschall die Stadt eiligst, ohne dem Eigentümer des Hauses zu kündigen, und begab sich nach Bamberg, wo er am 1. Juli 1815 starb, ohne daß der Wirt in Boulogne etwas davon erfuhr. Der aber hielt die Wohnung 33 Monate lang frei, ohne sie anderweitig zu vermieten, dann erst erfuhr er von Berthiers Tode und verklagte die Erben auf Zahlung von 11 000 Frank für den genannten Zeitraum. Es entstand nun die Streitfrage, ob der Hausbesitzer nicht früher den Tod Berthiers erfahren haben müsse und demgemäß früher auch die Wohnung hätte wieder vermieten können. Aber schließlich siegte der Hausbesitzer in dem Prozeß, und Berthiers Erben mußten für mehr als zwei Jahre eine leerstehende Wohnung bezahlen, deren Mieter gestorben war.

Für Damen, Herren, Kinder.
Tadelloser Sitz, neuester Schnitt.
In einschlägigen Geschäften erhältlich.
So gut wie Continental Reifen!

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes **„Fermasol"** Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 f,** Anhaltstrasse 8.

Bettnässen
Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32B. Hiltensbergerstr. 6.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter, Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Libidan Arbeitskraft-Lebensfreude
Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib! Nie versiegende Quelle d. Nervenkraft.
Prospekt gegen Rückporto
Erhältlich in Apoth. Drog. u. einschlög. Geschäften, sonst direkt:
Sexan-Versand, Dr. Withop, **München 22/S.**

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, ohne Einhalten einer Diät, keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz).

Geolin
bester flüssiger Metallputz
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig.

Frauen
halten ausführliche ärztliche kosmetisch-hygienische Broschüre
kostenfrei **Dr. Gebhard & Co.,**
Berlin 132, Potsdamer Str. 104.

Sanatol-Präparate sind **Edel-Erzeugnisse**
der Kosmetik und gehören zur vollendeten **Schönheitspflege.**

Sanatol-Werke, Aktien Gesellschaft vorm. Parfümeriefabrik
F. Riemenschneider * Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Matheus Schmidt & Co.

Hofweinkellereien

Bingen • Rhein Schmittstraße 95. — Hauptbüro: **TRIER** — *Trier • Mosel* Palmatiusstraße 4 u. 5. Petrusstr. 11, 12 u. 23.

Die schönen 1919er

sind jetzt glanzhell, dabei reif, würzig und süß.

Wir offerieren:

Conzer Brauneberg	12.50	Thiergärtner	13.50
Trittenheimer Riesling	14.–	Kinheimer Rosenberg	18.–

Ferner *gut ausgebaute*

1918er Consumweine

Oberemmeler	14.–	Waldracher Neroberg	19.–
Caseler	15.–	Edigerer Hasensprung	20.–
Bodenheimer	12.50	Geisenheimer Mäuerchen, Gewächs Wahelhahn	16.–
Rüdesheimer Engerweg	15.–		20.–
Eltviller Rohrberg			22.50
Forsterstraße, Gewächs Zumstein		Bischoff	
Oberingelheimer rot	14.–	Büdesh. Spät-Burgund. rot	16.–
Château Corbin St. Emilion	20.–	vom Hause Eschenauer, Bordeaux mit Korkbrand.	
Château Clos Lagarde	24.–		
Chât. Pomies Agassac Ludon	28.–		

1917er Spezialitäten

Edigerer Osterlämmchen	25.–	BingerEisel, GewächsMeyer	25.–
Valwigsberger	25.–	Bechtheimer Hasensprung	
Niersteiner Steig-Auslese, Gewächs Schmitt	25.–	Ausl. Gew. Winzerverein	25.–
		Alsheimer Goldberg, Gewächs Winzerverein	25.–

Größte Auswahl in preiswerten *1917er* Kreszenzen der Trierer Weinversteigerungen.

Glas und Kiste leihweise — Steuer extra.

Schaumweine. *Obstschaumweine.*

Duhr Riesling Schaumwein, der deutsche Edelsekt.

Man verlange Preisliste.

Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen **Musikinstrumente.** Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann

Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Die drückendste Hitze, das schlechteste Regenwetter vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten

Meggendorfer-Blätter

dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.

Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12.60 Einzelne Nr. Mk. 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Verlag der Meggendorfer-Blätter, München

Nachahmungen weise zurück!

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel, entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhind. Ausfall. d. Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohl. Dosen zu M. 2,–, 3,50 und 5,— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien.**

UNTERRICHTS- Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Bienenhonig

garant. rein, à Pfund Mk. 16.— in Dosen à 9 Pfund. **Adolf Schulz, Eberswalde,** Großbienenzüchterei.

Ein neues Gesicht

Der einzige Weg zur Beseitigung aller Hautunreinigkeiten, hartnäckig. Pickel u. Mitesser durch Erneuerung der alten Oberhaut mit der seit 30 Jahren bewährten und ärztlich empfohlenen, unmerklich wirkenden **Schälkur.** Die neu erscheinende, verjüngte Haut ist von vollkommener Reinheit, befreit von allen Hautfehlern. M. 23,50 nebst Buch mit erprobten Ratschlägen kostenfrei.

Otto Reichel, Berlin 61

Eisenbahnstr. 4.

Yohimbinsecithin

auf wissensch. Grundlag. aufgeb. **Kräftigungsmittel**

30 60 120 Port. | für Frauen 50 100 200 Port.

21,60 39,60 72 M. | 30 56,40 108 M.

Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker **H. Maaß, Hannover G.**

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung uns. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Institut Boltz, J'menau Thür. Pens. Abitur.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. **Töchterheim Schellberg.** Wiss., Haush., Musik, gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Vorzügl. z. Kräft. d. Gesundh. Beste Empf. Prosp.

Eisenach. **Töchterheim „Teodora“,** Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin **Frau Marie Bottermann.**

Frankfurt a. O. ■ **Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule nebst Töchterheim** von **Frau Ida Wende,** Inh. L. **Thomas** und **J. Rommel.** ■ Gründl. Ausbildung, gute Verpflegung. Näh. d. Prospekt.

Gernrode a. Harz. Born. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. **Frau A. Gilles.**

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim“** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Bad Kehburg i. Hann. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Verschiedene Pensionen

6 monatig. Koch- und Haushaltungskursus. **Fremdenheim „Quisisana“,** **Georgenthal (Thür.)** Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme daselbst.

Schulen und Lehranstalten

KUCK'S **höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt.** — Auch Abendkursus. — Pension. **Berlin. Nürnberger Strasse 2,** am Zoo.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2.

Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Für alle Prüfungen **Verbandsexamen.** Damenabt. Vorzügl. Erfolge b. groß. Zeitersp. Bestempfohl. Schülerheim. Buch u. Erf. fr.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,**

Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Barth'sche Privatrealschule m. **Schülerheim** in **Leipzig,** Georgiring 5. Gegr. 1863. **Realschule m. Vorschule.** **Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses.** Direktor **Dr. L. Roesel.**

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Ältere und für Damen). **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt** gegr. 1882. **Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Vollst. Kloss VI–I (Knab. u. Mädch.) Schülerheim. Näheres i. Prospekt.

Privat-Realschule mit Handelsfächern **Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse.** Familienleben im bestempfohlenen **Schülerheim.** Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor **Dr. phil. Hans Knoll.** **Unterneubrunn (Thür.)**

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — **Semesterbeginn: Ostern und Herbst.** Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Hilfschemikerinnen f. d. **Industrie, Behörden,** Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für **Damen** in **Lichterfelde** (bei Berlin).

April Ausbildung zu *Oktober*

Privat-Lehrkursus

Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13 bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekt frei.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. im Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. gr. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. **S. Wageners Gartenb.-Erz.-Inst.**

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube“ Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau“ Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 39. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A
E	E	I	I
K	N	N	R
R	R	S	S

1. wichtiges Nahrungsmittel
2. weibl. Vorname
3. altamerikanischer Fürstentitel
4. Nebenfluß der Mosel

Die Buchstaben des obigen Quadrats sind derart zu ordnen, daß die vier senkrechten Reihen gleichlautend mit den vier wagerechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Vier Silben.

Die Ersten müssen Stund' um Stund'
Die Letzten munter treiben;
Mein Ganzes liegt im kühlen Grund,
Doch darf's nicht müßig bleiben,
Sonst hätte bald landein, landaus,
Kein einziger mehr Brot im Haus. Renata Greverus.

Silbentauschrätsel.

Eins-zwei: Das Kapitol, in dem der hohe Rat
Entscheidet über unser Wohl und Wehe.
Zwei-eins: O Mägdlein, sorge nicht zu spat
Für mich, wenn du willst treten in die Ehe!

Johannes Schürmann.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Alfred Leske.

Dreisilbige Scharade.

Die erste stammt aus Dichtermund,
Die andern zwei sind niemals rund;
Hast du die drei durch „t" verbunden,
So werden sie nur schwer gefunden.

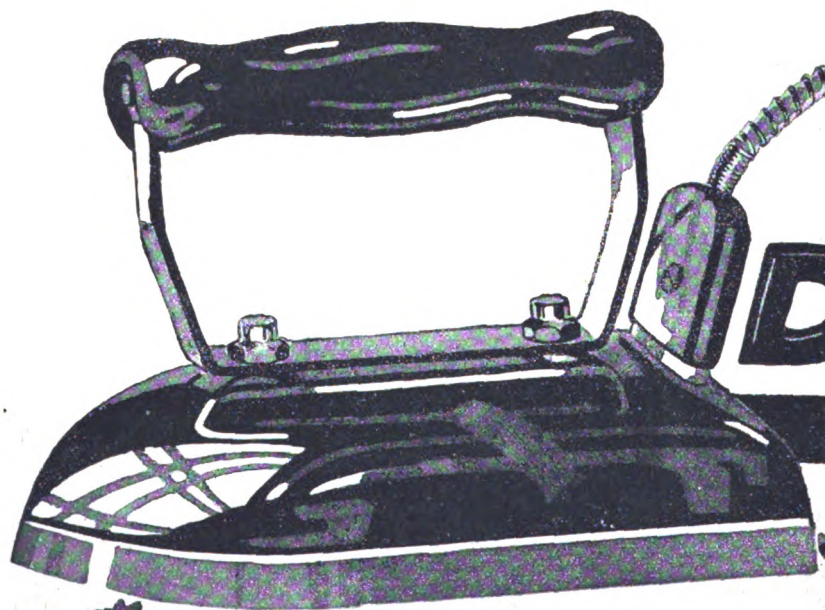
Heinz Minden.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Bilderrätsel: Wankelmut erreicht nichts.
Rätsel-Distichon: Angesprochen.
Zahlenpyramide: A, Au, Aub, Raub, Braut, Turban.
Der überflüssige Kopf: Dalles.

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest,
hochglänzend

Osra G.M.B.H. Frankfurt a.M.



DEGEA

das Qualitätseisen

Das elektrische Bügeleisen „Degea" ist von musterhafter Ausführung.
Eine sinnreiche Gewichtsverteilung verhütet die Ermüdung des Handgelenkes.

Erzeugnis der Auerlicht Gesellschaft

Überall erhältlich!

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 39. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Zwei Preisausschreiben.

Der „Bund der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung" hat sich die Aufgabe gestellt, aufzurufen zu einfacher und vertiefter Lebensführung, zu freiwilligem Verzicht auf allen für das geistige Leben schädlichen und für das körperliche Leben unwichtigen Verbrauch, zur Förderung jeder der deutschen Volkswirtschaft nützlichen und jeder hochwertigen Arbeit, zur Vermeidung jeder Vergeudung von Rohstoffen und Arbeitskräften.

Nur bei freiwilliger Mitarbeit weiter Kreise können diese Ziele erreicht werden. Der Vorstand des Bundes wünscht daher, eine öffentliche Aussprache darüber herbeizuführen, auf welchen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens des einzelnen und der Gesamtheit Änderungen eintreten können, die jenen allgemeinen Geboten entsprechen.

Mangelndes Verständnis für den Begriff wirtschaftlicher Pflicht gegen das Vaterland, Hang am Althergebrachten, ungerechtfertigte Anforderungen der Verbraucher haben es bisher an vielen Stellen verhindert, Herstellung, Verkauf und Verteilung der Güter den Forderungen der Zeit anzupassen.

Typisierung und Normung von Gebrauchsgegenständen der Industrie und des täglichen Lebens, Verbesserungen der Energiewirtschaft, Spezialisierung und Umstellung mancher Zweige der Industrie, Regelung der Volkswirtschaft insonderheit bei der Verteilung der Rohstoffe und Arbeitskräfte sind vielfach besprochene, aber bisher nur auf wenigen Gebieten angestrebte und nirgends voll erreichte Ziele.

Der „Bund der Erneuerung" erläßt hiermit ein Preisausschreiben für die besten Arbeiten, die unter Berücksichtigung der Leitsätze des Bundes diese Probleme ganz oder teilweise in allgemein verständlicher Art erörtern und ihre Bedeutung für den Wiederaufbau Deutschlands klarlegen.

Die Arbeiten sollen zur Veröffentlichung geeignet sein, nicht mehr Raum als höchstens 25 Druckseiten (zu höchstens 2000 Buchstaben auf der Seite) erfordern.

Es wird ein erster Preis von 4000 M., ein zweiter Preis von 2000 Mark, ein dritter Preis von 1000 M., ein vierter Preis von 500 M. ausgesetzt. Mit der Prämiierung geht das Recht der Veröffentlichung auf den Vorstand des Bundes über.

Der Vorstand des Bundes behält sich das Recht vor, auch jede nicht prämiierte oder den Anforderungen des Preisausschreibens nicht voll entsprechende Arbeit zum Preise von 400 M. zu erwerben und zu veröffentlichen.

Preisrichter sind: Fritz Andreä, Direktor des Bankhauses Hardy & Co., Alexander Flinsch, Vorsitzender des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, W. Hellmich, Direktor des Vereins Deutscher Ingenieure, Professor Dr. Klingenberg, von der A. E. G., Direktor Hans Kraemer, Professor Schillings, Reichskommissar für gewerbliche Wirtschaft, Reichsminister a. D. Wissell. Stellvertreter: Kommerzienrat Dr. Rudolf Frank, Baurat D. Meyer, Direktor des Vereins Deutscher Ingenieure, Wichard v. Moellendorff, Regierungsbaumeister Riepert, Regierungsbaumeister Ruelberg vom Reichswirtschaftsministerium.

Dem Preisgericht steht es frei, die beiden ersten Preise zusammenzulegen und in gleicher Höhe zu verteilen.

Die Arbeiten sind bis zum 1. Dezember, mittags 12 Uhr spätestens, bei der Geschäftsstelle des „Bundes der Erneuerung", Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a, I., einzureichen bzw. beim Postamt aufzugeben. Sie müssen mit einem Kennwort versehen sein. Ein verschlossener Briefumschlag ist beizufügen, der auf der Außenseite das Kennwort trägt und Namen mit genauer Adresse des Einsenders umschlossen enthält.

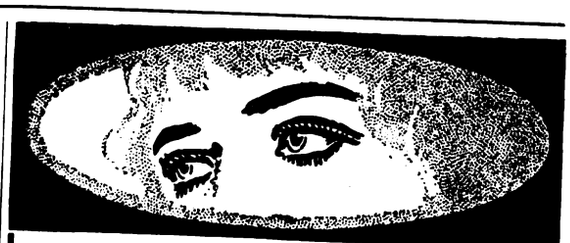
Ferner erläßt der „Bund der Erneuerung" ein zweites Preisausschreiben:

Auch für das Gebiet der Männerkleidung verdienen die Forderungen des Bundes in der jetzigen wirtschaftlichen Lage mehr denn je Beachtung.

Ihr Mütter

denkt daran, daß von 10 Kindern, die sterben, 9 falsch ernährt waren! Denkt daran, daß unsere Nahrungsmittel arm an denjenigen Stoffen sind, die der Körper zu Knochenaufbau und Blutbildung notwendig braucht. Denkt an die entsetzlichen Zahlen der Knochenkrankheiten, Tuberkulose, Blutarmut — alles durch die Mineralsalzarmut verursacht und begünstigt. Hört auf die ernsten Mahnungen der Aerzte, die Euch aus reicher, praktischer Erfahrung den Rettungsweg weisen: Gebt Euren Kindern :: Dr. Paul Grableys Mineralsalz-Tabletten. ::

In jeder Apotheke erhältlich. Druckschrift G kostenlos vom :: Laboratorium für Mineralsalz-Präparate, Berlin SW 47. ::



Schöne Augen

„Augenbrauensaft"

Der bezaubernde Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger dichter Augenbrauen durch den wachstumfördernden „Augenbrauensaft" . . Preis M. 12.—

„Augenfeuer"

macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Der Blick wird lebhaft. Müdigkeit, dunkle Schatten verschwinden. Preis M. 12.—

„Nero"

Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz . . Preis M. 16.—

Ratschläge

Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 260 000 Auflage. Preis M. 2.50

Frau Elise Bock G. m. b. H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstr. 158.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

Durch Verwendung nicht notwendiger ausländischer Stoffe und Zutaten wird unsere Valuta geschädigt und damit die Möglichkeit beschränkt, lebenswichtige Nahrungsmittel und solche Rohstoffe einzuführen, die auch für die Bekleidungsindustrie unentbehrlich sind.

Ein Zwang der Mode, die nach Jahres- und Tageszeit, nach Ort, Gesellschaft und Gelegenheit zu häufigen Wechsel vorschreibt, aber auch zu komplizierte Herstellungsart und Zusammensetzung der Kleidung belasten heute die finanzielle Kraft des einzelnen übermäßig durch einen Aufwand, der keinen voll entsprechenden inneren Wert für den Menschen mehr bedeutet. Die Aussicht auf zu schnellen Wechsel der Mode trägt schließlich die Gefahren in sich, daß Publikum und Industrie zu geringes Gewicht auf dauerhafte Ware bester Qualität legen, und daß die gesamte Volkswirtschaft durch nicht genügende Ausnutzung des Vorhandenen geschädigt wird. Im Ausland sind Bestrebungen im Gange, durch Typisierung der Männer- und Frauenkleidung zu sparsameren Methoden in Herstellung und Verbrauch zu kommen. Es wird zu untersuchen sein, ob und gegebenenfalls auf welchen Wegen sich auch in Deutschland Wirtschaftlichkeit mit individuellem Geschmack, Farben- und Formenfreudigkeit sowie mit den berechtigten Interessen der Exportindustrie vereinigen läßt.

Der „Bund der Erneuerung" erläßt hiermit ein Preisausschreiben für die besten Arbeiten, in denen erörtert wird, wie die Männerkleidung diesen Erwägungen und damit den Leitsätzen des Bundes sowie den finanziellen Verhältnissen des einzelnen und der Gesamtheit angepaßt werden kann.

Die Arbeiten sollen zur Veröffentlichung geeignet sein, nicht mehr Raum als höchstens 8 Druckseiten (zu höchstens 2000 Buchstaben auf der Seite) erfordern.

Es werden für diese vornehmlich vaterländischen Interessen dienenden Arbeiten Preise ausgesetzt, und zwar: ein erster Preis von 2000 M., ein zweiter Preis von 1000 M., ein dritter Preis von 500 M., ein vierter Preis von 400 M.

Mit der Prämiierung geht das Recht der Veröffentlichung auf den Vorstand des Bundes über.

Der Vorstand des Bundes behält sich das Recht vor, auch jede nicht prämiierte oder den Anforderungen des Preisausschreibens nicht voll entsprechende Arbeit zum Preise von 300 M. zu erwerben und zu veröffentlichen.,

Preisrichter sind: Architekt Baur vom Deutschen Werkbund, Professor Bosselt, Hans Friedeberger von der Reichszentrale für Heimatdienst, Otto Haas-Heye, Frau v. Radowitz, Karl Scheffler, Generalleutnant a. D. Scheuch. Stellvertreter: Frau v. Bonin, Professor Dr. Jäckh, Adolf Mannheimer vom Verband der Deutschen Modeindustrie, Staatssekretär a. D. Professor Dr. August Müller, Kapitän z. See a. D. Weiße vom Deutschen Offizierbund.

Dem Preisgericht steht es frei, die beiden ersten Preise zusammenzulegen und in gleicher Höhe zu verteilen.

Die Arbeiten sind bis zum 15. November, mittags 12 Uhr spätestens, mit der Aufschrift: „Bund der Erneuerung", Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a, I., einzureichen bzw. beim Postamt aufzugeben. Sie müssen mit einem Kennwort versehen sein. Ein verschlossener Briefumschlag ist beizufügen, der auf der Außenseite das Kennwort trägt und Namen mit genauer Adresse des Einsenders umschlossen enthält.

Bund der Erneuerung.

In alter bewährter Qualität!

Mouson's Igemo-Seife ist ein Balsam für zarte empfindliche Haut. — Die konservierende, heilende Wirkung, die sich alsbald in einer zunehmenden Klarheit und Frische des Teints äußert, ist geradezu erstaunlich. — Der milde duftige Schaum nimmt der Haut sofort das lästige Spanngefühl und macht sie sammetweich und geschmeidig. — Igemo-Seife ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich und zwar in drei Qualitäten: Grüne Packung — Blaue Packung — Gold-Packung. — Fabrikanten: J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M.

Mouson's Igemo-Seife

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

NÄHR- und KRAFT = MITTEL

Preis: pro Karton M. 6.–

FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co., HAMBURG 19

Augenbrauen
schön und dicht, lange, schattige Wimpern. Schnelles Wachstum durch Planter-Augenbrauensaft 7,50. Reichel's orient. Augenbrauenfarbe, färbt echt und ist unverwaschbar. In blond, braun und schwarz M. 8,75.
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Ideale starke Formen
erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 L, Anhaltstrasse 8.

Matheus Schmidt & Co.
Hofweinkellereien
Bingen • Rhein, Schmittstraße 95. Hauptbüro: TRIER. Trier • Mosel, Palmatiusstraße 4 u. 5., Petrusstr. 11, 12 u. 23.

Die schönen 1919er
sind jetzt glanzhell, dabei reif, würzig und süß.
Wir offerieren:

Conzer Brauneberg	12.50	Thiergärtner	13.50
Trittenheimer Riesling	14.–	Kinheimer Rosenberg	18.–

Ferner gut ausgebaute
1918er Consumweine

Oberemmeler	14.–	Waldracher Neroberg	18.–
Caseler	15.–	Edigerer Hasensprung	21.–
Bodenheimer	12.50	Geisenheimer Mäuerchen	16.–
Rüdesheimer Engerweg	15.–	Gewächs Wahrheit	21.–
Eltviller Rohrberg			24.–
Forsterstraße, Gewächs Zumstein		Bischoff	27.50
Oberingelheimer rot	14.–	Büdesh. Spät-Burgund	18.–
Château Corbin St. Emilion	20.–	vom Hause Eschenauer, Bordeaux mit Korkbrand	
Château Clos Lagarde	24.–		
Chât. Pomies Agassac Ludon	28.–		

1917er Spezialitäten

Edigerer Osterlämmchen	25.–	Bingerl. Gewächs Eisel	27.–
Valwigsberger	25.–	Bechtheimer Hasensprung	27.–
Niersteiner Steig-Auslese, Gewächs Schmitt	25.–	Ausl. Gew. Winzerverein Alsheimer Goldberg, Gewächs Winzerverein	27.–

Größte Auswahl in preiswerten 1917er Krescenzen der Trierer Weinversteigerung.
Glas und Kiste leihweise – Steuer.
Obstschaumweine.
Duhr Riesling Schaumwein, der deutsche

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, ohne Einhalten einer Diät, keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke, Berlin 210, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz).

Wollen Sie erfinden?
Anregungen und ungeahnte Erwerbsmöglichkeiten bietet das
Erfinder A-B-C
mit Gutschein über 25 Mk. durch Intern. Patentbörse, Cassel 106.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Welters Mixtur-Magnesiapulv. Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. Fabrik Welter, Niederbreisig-Rhein, Abteil. 18.

Aureol Haarfarbe
seit 28 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 2.4: Probe M. 8.00
J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 28.
Überall erhältlich.

Füllung eines Gänsebratens. Wer so glücklich ist, in diesen Zeiten eine fette Gans zu erhalten, den werden gar viele Hausfrauen und Hausherren beneiden, er wird diese Gabe Gottes aber auch als Festtagsbraten mit ganz besonderer Andacht verspeisen. Die Hausfrau kann die Gans auf die folgenden verschiedenen, alle aber wohlschmeckenden Weisen füllen. Füllung aus Kartoffeln. Die Kartoffeln müssen nicht zu klein und nicht mehlig sein, am besten sind Salatkartoffeln, die man in der Schale kocht, abzieht und in ziemlich große Würfel schneidet. Die Kartoffelwürfel werden mit Salz, etwas Pfeffer und gehacktem Thymian in wenig Fett angebraten (sie dürfen sich aber nirgends bräunen) und dann in die Gans gefüllt. Füllung aus Kastanien. Am oberen Teil kerbt man zwei Kilogramm Kastanien ein, schüttet sie in kochend heißes Wasser, das sie reichlich bedecken muß, und kocht sie etwa 30 Minuten. Dann werden die Kastanien geschält, von ihrer Innenhaut befreit und nun ohne jede weitere Zutat in die Gans gefüllt. Füllung aus kleinen Borsdorfer Äpfeln. Die Äpfel müssen klein sein, sie werden nur gründlich gewaschen und dann mit einem Zweiglein Majoran der Gans einverleibt. Füllung aus Äpfeln, Rosinen und Brot. 1½ Kilogramm Äpfel werden geschält, vom Kernhaus befreit und in Stücke geschnitten. 100 Gramm Rosinen verliest und wäscht man, kocht sie in wenig Wasser 10 Minuten und mischt sie mit 250 Gramm großen Brotwürfeln, die man vorher in etwas Fett anbrät, unter die Apfelstückchen. Die Mischung wird dann in die Gans gefüllt. — Alle diese angegebenen Füllungen sind eine sättigende Beigabe zur Gans, so daß man mit dem Aufschneiden des Gänsebratens sehr sparsam sein kann.

Kitt für zerbrochene Marmorplatten. 12 Teile Zement, 6 Teile gelöschter Kalk, 6 Teile feiner Sand und ein Teil Infusorienerde wird mit genügend viel Natronwasserglas zu einem dicken Brei zusammengerührt und auf die (besonders an den Rändern) sehr sorgsam gereinigten Bruchstellen geschmiert, die möglichst dicht aneinandergepreßt und durch Zusammenbinden festgehalten werden. Nach 24 bis 26 Stunden wird der Kitt steinhart.

Der praktische Ratgeber für Schwerhörige betitelt sich eine von G. R. Schulze, Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 16, verfaßte Broschüre. Der Verfasser ist im Felde fast ertaubt und gibt nun in seinem Büchlein Leidensgefährten beachtenswerte Ratschläge. Bitte beachten Sie das Inserat in der heutigen Nummer.

Gräm' Dich nicht länger

mit verblühender, welkender, fahler und fleckiger Haut, mit Mitessern, Pusteln, Runzeln und Altersfältchen. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., schafft all diese Beschwerden mit Sorgfalt weg. — Wohltätig-milde, sorgsam-durchgreifende atmosphärische Saug- und Druckwirkung weckt in erschlafften Gefässen lebendige Kraft, gibt müden und hageren Wangen Fülle und Form zurück. Verjüngt ernstlich um Jahre. Fachärztlich empfohlenes kosmetisches Grundmittel I. Ranges. Eine Wohltat für jede Haut. Hilft jedem. Dir auch.

Preis mit Porto M. 20,50, elez. M. 35.50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 390, Dresden.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 4.–
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 6.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
Alleinfabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim

Nervenschwäche,
nervöse Störungen jeder Art. Ausführliche ärztl. Broschüre kostenfrei
Dr. Gebhard & Co.,
Berlin 110, Potsdamer Str. 104.

Schwanen-Wollgarne
In Friedensqualitäten wieder zu haben
in allen einschlägigen Geschäften
Schwanen-Marke
Strick-Garne
Häkel-Garne
Rock- u. Decken-Garne
Stick-Garne
Fabrik: Sächs. Wollgarnfabrik A.-G.
vorm. Tittel & Krüger Leipzig-Plagwitz.

Gegen Gicht, Rheuma.
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden.

An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm** Katalog a. Wunsch **LINCK** Eberhardstr. 7 **Stuttgart.**

Institut Boltz, Ilmenau/Thür. Einj.-Abitur.

Mitesser Pickel, auch die hartnäckigsten, fettglänzende grobporige Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten durch meine seit 30 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 8.50. Zur gleichzeitig innerlichen Kur Reichel's „Saltarin"-Blutreinigungspulver. Sch. 4.—. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Diebesfallen f. Haus, Stall u. Garten. D. R.P. Glänz. Anerk. Unfehlbar! M. 45.— Nachn., Verp. frei. Prosp. geg. 30-Pf.-Marke, **G. A. Czerny, Bln.-Mariendorf,** Dorfstr.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. **Ap. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Das Beste zur Pflege der Zähne
Haco Zahn Pasta
Ueberall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H., Berlin W 57 (im Deutschen Zahnärztehaus).

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning,** gesund u. frei gelegen. Villa., Weiterbild. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. Turn., Sport. Empf. Prosp.

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. **Töchterheim Schellberg** I. Rgs. Gedieg. wiss., häusl., gel. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Erste Empf. d. Elt. Jahrl. 5000 M. Näh Prosp.

Dresden. In erstkl. Töchterh., d. ausgez. hat, m. z. Wiederanf. j. M. z ermäß. Pr v. 3600 M. aufgenom. Wiss., Haush., Umgangsf. Vrz. Empf. Anfr. u. **S. 7662 a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Eisenach-Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaften.

Gernrode/Harz. **Töchterheim „Mathilde"** für Wissenschaft und Haushalt. Neuaufnahme 1. Okt. Prosp. d. d. **Inh. Anna Steil,** B. d. T.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Bad Reyburg i. Hann. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Haush., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. **Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild.,** gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Harthstr. 24, Bildungsh. **„Töchterhort",** staatl. beauft. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch u. N. Kleß.**

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet. f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruetz,** Schulvorsteherin.

Verschiedene Pensionen

6monatig. Koch- und Haushaltungskursus. **Fremdenheim „Quisisana"** Georgenthal (Thür.) Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme daselbst.

Schulen und Lehranstalten

KUCK'S **höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt.** — Vorschule. — Pension. — **Berlin, Nürnberger Strasse 2,** am Zoo.

Lützowsches Landerziehungsheim, Buckow, Märk. Schweiz. Am See gelegen. Realschul-Lehrplan, gymnas. Sonderkurse, Verbandsexamen, prakt. Arbeit, Sport in den Ferien. Kinder-Erholungsheim. **Dr. v. Lützow,** Fernsprecher Lebus d. 10.

PÄDAGOGIUM TRAUB **Frankfurt/Oder** Buch und Drucksachen frei. — Schülerheim. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. — Damen-Abteilung. **Verbandsexamen.**

Technikum Hainichen i. Sa. Höhere Lehranstalt. Maschinen-, Elektro-Ingenieure. — Techniker und Werkmeister. — Programm frei. Fachlehrwerkstätten.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig-Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Vorb. für **Abitur, Prima, Einjähr.** (auch für Ältere und für Damen). **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt gegr. 1882. Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Vollst. Klass. Vi... (Knab. u. Mäd... Schülerheim. Ne... heres f. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Jünglinge und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an **Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24,** Friedrichstraße 131 d.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Lehrkursus
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13 bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekt...

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus Private Chemieschule für Damen in Lichterfelde (bei Berlin).

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten **Stettin** (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Karg.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

39)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke. Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. **Sanitäts-Rat Dr. Römer.**

Weißer Hirsch Oberloschwitz. **Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium.** Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Harz.

Goslar **Sanatorium Marienbad.** Erholungsbedürftige, innere Kranke, Nervöse. **Sanitätsrat Dr. Benno.**

Thüringen.

Friedrichroda **Sanitätsrat Dr. Wanke.** Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim Villa Wartburg, reichliche Verpflegung. Zentralheizung. **Frau San.-Rat Klaus.**

Bayern.

Königssee **Hotelpension Schiffmeister.** Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. **J. Moderegger.**

Lindau im Bodensee. **Hotel Bayerischer Hof,** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: **Frau W. Spaeth.**

Partenkirchen Dr. Wagner's Kurheim. Sanat... für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke. Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpfl... 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa Arosa Kulm. Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Für Lungenkranke.

Excelsior, vornehmes Familienhotel, ... windgeschützte Lage. Besitzer: Sieber.

Basel Grand Hotel Victoria & Nationa... bestgelegen Zentralbahnhof. Bes... Paul Otto.

St. Moritz Savoy-Hotel, vornehm... Ranges in herrlicher S...

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich V. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Schwarze Punkte auf der Nase

sind Mitesser, die auch das schönste, ebenmäßige Gesicht entstellen, die aber oft trotz wundertätiger Apparate und Cremes nicht weichen wollen. Als zuverlässig erwies sich stets, ganz besonders in hartnäckigen Fällen, die hautverjüngende und hautbelebende

Aok-Seesand-Mandelkleie,

das Hautpflegemittel der Exterikultur. Durch die gesundheitdienliche, stets angenehm empfundene Hautfrottage werden Mitesser, Pickel, Pusteln auf natürlichem Wege gründlich beseitigt, wird schlaffe, welke, graue und unscheinbare Haut schnell und sicher jugendfrisch und blütenrein. Man fordere nur

Aok-Seesand-Mandelkleie

den Feind aller Hautunreinheiten, in einschläg. Geschäften erhältlich.

Kolberger Anstalten für Exterikultur Kolberg

Ebers Braun

mit fahlem Teint erlangen rosige blühende Gesichtsfarbe durch „Jugendrose“, das einzige Wangenrot von lebenswahrer Natürlichkeit. Fl. M. 7.50 u. 12.- Creme **Korallin**, Naturlippenrot, verschafft Rosenlippen von wonniger Weichheit, Dose M. 8.- **Otto Reichel, Berlin 61, 80., Eisenbahnstraße 4.**

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen**; ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 11.50. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

KÖHLER

NÄHMASCHINEN

Man verlange Schrift Nr. 101.

HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG S.-A.

Prima Kammgarnstrickwolle

(Qual. **Volkswolle GBN**).

Nähgarne, Nähseiden, Stickseiden, Häkelgarne usw.
Schnürsenkel, Mako, Eisengarn, Seide
liefern
Gebr. Barenholz, Nordhausen
Verkaufskontor für **Leipzig**: Yorkstraße 28.

Institut Boltz, Jimenau/Thür. Einj.-Abitur.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl z. Dienst. **Versandhaus G. Röhr,** Bad Oldesloe u.

Eine leichte Entbindung

erzielt jede werdende Mutter d. Gebrauch uns. **ärztl. empf.** „Salus“-Pillen. Geg. Nachn. 10,80 M. **„Seleco“** Berlin 34/44, Kopernikusstraße 20.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171, Eisenacherstr. 16.

Gleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

SEJ

NÄHR- und KRAFT = MITTEL

Preis: pro Karton M. 6.—

FABRIKANT:
C. F. ASCHE & CO, HAMBURG 19

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Digitized by Google

Spuren alter Steinsprengungen.

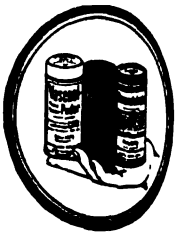
In den Beiträgen zur Naturdenkmalpflege finden sich bemerkenswerte Mitteilungen über die Erhaltung von Findlingsblöcken und Wandergesteinen als Natur- und Kulturdenkmalen. Die Forschungen über primitive Sprengversuche vergangener Kulturperioden sind besonders merkwürdig. Unverkennbare Spuren alter Sprengmethoden zeigen die „Näpfchensteine"; ihre Höhlungen erklärte man aus Unkenntnis der wahren Verhältnisse für Opferschalen. Wenn man in jenen Zeiten einen großen Findling sprengen wollte, so meißelte man zunächst Löcher in das Gestein, trieb in diese Löcher Holzpflöcke, die man befeuchtete, um durch ein Aufquellen des Holzes Sprengwirkungen zu erzielen. Derartige Merkmale zeigen der „Teufelsstein" von Kemnitz (Bezirk Frankfurt a. O.) und Blöcke bei Kuhnen am Forsthaus Eduardspring. Mit einem wirklichen Opferstein hat man es wohl am „Gehauenen Stein" zu tun, der bei Zielenzig liegt und bei dem von einer Vertiefung auf der Oberfläche flache, gemeißelte Rinnen zum Grunde des Steines verlaufen. Die „Runen" auf dem „Runenstein" bei Runental unweit Züllichau sind höchstwahrscheinlich Spielereien, mit denen ein Urbildhauer seine Siedlungsgenossen von seiner Meißelkunst zu überzeugen suchte. Einige solcher Blöcke, die in vorgeschichtlicher Zeit zum Bau von Hünengräbern benutzt wurden, haben sich bis heute gut erhalten. Die Bohrungen in den meisten dieser Steine werden auf Sprengversuche zurückzuführen sein, die mißlungen sind. Aber man hat im allgemeinen damals mit nassen Holzkeilen wirklich Großartiges geleistet; denn die größten Blöcke wurden zertrümmert. Nur an einigen, die besonders hart gewesen sein müssen, versagte diese primitive Sprengkunst. Der Holzstöpsel findet übrigens auch bei den heutigen Sprengungen noch vielfach Verwendung. Er ist fünfzehn Zentimeter lang, nach unten verjüngt und vertikal durchbohrt, um den Zündstrick aufzunehmen; man taucht ihn vor dem Eintreiben in Wasser.

Spuren vorgeschichtlicher Steinsprengungen sind heute noch an den alten Tauernübergängen, namentlich am sogenannten „Heidenweg" sichtbar, der von Gastein über die Korn- oder Hochtauern nach Mallnitz führt. Dieser uralte, schon von den Römern beschrittene Saum- und Karrenweg ist von den Tauriskern, einem keltischen Volksstamme der Ostalpen, der der Tauernkette den Namen gab, angelegt. Diese Taurisker verstanden sich vortrefflich auf die Herstellung von Gebirgswegen durch die schauerlichste Wildnis, indem sie schwindelnde Abgründe umgingen oder überbrückten oder sich durch Sprengung von Felsen genügenden Raum verschafften. Ihre Sprengmethode wich von der oben geschilderten etwas ab. Die Taurisker setzten nämlich Feuer in Felsen und Schächte, gossen Essig oder Seyer (versäuerte Molke) und Wasser zu, schwellten damit auch die eingetriebenen Keile von Holz und zerschlugen dann mit Eisenhämmern das mürbe Gestein. Da die Taurisker im Jahre dreizehn v. Chr. von den Römern unterjocht wurden, so ergibt sich, daß solche Steinsprengungen schon sehr alt sein müssen.

K. Micksch.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der



Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich:

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Biologische Schönheitskultur

Das Gesicht

Schröder-Schenkes neues Verfahren zur Herbeiführung eines raschen, unauffälligen Hautwechsels:
„Haut-Edelschliff".
Einfache Anwendung. Durch „Edelschliff" wird rasch und unmerklich für die Umgebung die Haut verjüngt u. erneuert und Unebenheiten, wie Pickel, Mitesser, Akne, rauhe, spröde, großporige Haut, Flecken und Falten, Röte der Haut, beseitigt. Unmerklich für die Umgebung. Preis M. 40.—

Die Zähne

Sauerstoff-Zahnbleichpulver
„Schneeperlen"
mit herrlichem Geschmack, antiseptisch, macht die Zähne blendend weiß, verhütet Zahnsteinbildung . . . . Preis M. 5.—

Die Nase

Nasenformer „Orthodor", D. Reichs-Patent, Auslands-Patente,
„Orthodor"
beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder . . . . . Preis M. 20.—

Die Lippen

Zu großer, breiter Mund, wulstige, aufgeworfene Lippen werden in wenigen Wochen durch meinen patentierten Lippenformer **„Kallodor"** auf ihre anmutige, normale Form reduziert, während bei zu dünnen Lippen die Lippenform üppiger wird. „Kallodor" ist verstellbar und paßt für jeden Mund. Preis M. 18.—

Das Haar

Wenn das Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von
Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam"
die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. Vor Nachahmung wird gewarnt . . . Preis M. 13.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration.
„Isolde"
ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten . . . . Preis M. 12.—

Die Augen

Ausdrucksvolles Auge, bestrickenden Reiz, Feuer u. Frische durch
„Diaman!";
der matte, trübe Blick verschwindet, die Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate . . . . . „Diamant" M. 10.50

Die Brauen und Wimpern

Mein „Asiatischer Augenbrauensaft" fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht . . . . Preis M. 10.50

Die Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal sie voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b

Die Gesundheit ist nur so gut wie der Zustand des Blutes.

Reiches, gesundes Blut kennzeichnet sich durch gesundes, frisches Aussehen, klare Augen, unermüdliche Energie.

Mangelhaftes, dünnes Blut beeinflusst den ganzen Körper.

Blasse, fahle Gesichtsfarbe, schleppender Gang, Müdigkeit sind dann sichere Zeichen, daß der Körper nur mangelhaft durch das Blut genährt wird.

Leciferrin-Tabletten sichern vollwertiges Blut, um dem Körper Nahrung, Energie und Kraft zuzuführen. Von Ärzten empfohlen. Preis M. 8.— in Apotheken.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

80% aller Kinder

in Deutschland leiden heute an Rachitis (englischer Krankheit) als Folgen der einseitigen, mangelhaften Kriegsernährung. Dr. Paul Grabley weist in Aufsehen erregenden Veröffentlichungen darauf hin, dass der Nahrung die Mineralsalze fehlen, die das Blut bilden, die Knochen aufbauen, den Körper gesund erhalten. Erst wenn diese Mineralsalze in richtiger Mischung und Menge der Nahrung zugefügt werden — erst dann können die verderblichen Folgen der Mineralsalzarmut beseitigt werden. Viele hundert Aerzte bestätigen es aus ihrer Praxis: Ueberraschende Erfolge durch Verabreichung von Dr. Paul Grableys Minera salz-Tabletten bei Rachitis, Blutarmut, Bleichsucht, Nervosität, Skrofulose, Tuberkulose. Dr. Paul Grableys phys. Mineralsalz-Tabletten sind durch jede Apotheke zu beziehen. Druckschrift G kostenlos.

Laboratorium für Mineralsalz-Präparate G. m. b. H., Berlin SW 47.

Die Herrschaft der Esel. In dem „Streiflicht", das auf Seite 599 dieses Jahrganges (Nr. 36) unter obiger Überschrift erschienen ist, war nach einer Meldung der Tagespresse gesagt, daß das Anton v. Wernersche Bild „Im Etappenquartier vor Paris" aus der Berliner Nationalgalerie aus Rücksicht auf die französischen Besucher entfernt worden sei. Wie wir nachträglich erfahren, ist diese Meldung nicht richtig gewesen, das Bild ist vielmehr bereits während des Krieges, also vor längerer Zeit, aus anderen Gründen von seinem Platz weggenommen worden. Die an die Falschmeldung geknüpften Betrachtungen treffen infolgedessen auch in keiner Weise die Nationalgalerie, was wir hiermit ausdrücklich feststellen.

Leider behalten sie auf andere Vorgänge in anderen Ressorts angewandt ihre Richtigkeit. Es ist ein altes Erbübel vieler Deutscher, sich in Liebedienerei gegen unsere Feinde nicht genug tun zu können, die dafür mit Recht nichts weiter übrig haben als Verachtung, denn die Geistesverfassung, aus der heraus solches geschieht, ist unsern durchweg national denkenden Gegnern schlechterdings unfaßbar.

Wieder lieferbar!

In alter bewährter Qualität!

Mouson's Igemo-Seife ist ein Balsam für zarte empfindliche Haut. — Die konservierende, heilende Wirkung, die sich alsbald in einer zunehmenden Klarheit und Frische des Teints äußert, ist geradezu erstaunlich. — Der milde duftige Schaum nimmt der Haut sofort das lästige Spanngefühl und macht sie sammetweich und geschmeidig. — Igemo-Seife ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich und zwar in drei Qualitäten: Grüne Packung — Blaue Packung — Gold-Packung. — Fabrikanten: J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M.

Mouson's Igemo-Seife

Lacto-Rührei-Pulver

wird mit Wasser gut angerührt und ist dann fertig zum Backen.

In Beuteln zu Mk. 2,75 und Mk. 5,25 billiger wie Ei.

Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim b. Worms.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Gef. Offerte Preis M. 12.— geg. Nachn. **Bontag** Co., Köln 54, Mainzer Str. 24

Levathol

patentamtl. gesch. unter Nr. 104207

Schutz- Marke

richtig angewandt, hilft immer.

Rheumatismus u. Gichtkranke

verlangen kostenlos aufklärende Broschüre durch

C. F. ASCHE & Co. HAMBURG 19

Kein Geld senden!

Best.: rad. sarsaparillae 5 amm. spiric. 5 potass. jodid. 5 f. leg. art. fabi 100

Mühlmeister & Johler, HAMBURG

Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „Fermasol" Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld zurück! Dose M. 6.—, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch Hersa-Vertrieb, Berlin SW 11 L, Anhaltstrasse 8.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle liefert die Spezialfabrik **Rich. Mauue** Dresden-Löbtau 8 Katal. gratis

Digitized by Google

Speisekartoffeln sachgemäß aufzubewahren, ist mehr denn je die Pflicht der Hausfrau, damit sie mit diesem wichtigsten aller Nahrungsstoffe jederzeit in dem notwendigen Umfange versehen ist. Hauptsächlich muß Sorge getragen werden, daß die zur Einlagerung bestimmten Kartoffeln vollständig trocken und fehlerfrei in den Aufbewahrungsbehälter gelangen, man tut daher gut, alle Knollen erst zu verlesen und dann nach vollständiger Abtrocknung in die Behälter zu tun. Aus diesem Verfahren erwächst der Hausfrau allerdings keine kleine Arbeit, aber diese lohnt sich durch die längere Haltbarkeit und den kaum nennenswerten Verlust an Kartoffeln. Wichtig ist dann aber weiter die Beschaffenheit der Behälter. Erforderlich ist bei den Kartoffelkisten oder -tonnen die Möglichkeit eines genügenden Luftwechsels; man muß daher, falls keine eigentlichen Kartoffelkisten aus Latten mit Füßen vorhanden sind, die unteren Böden der für die Kartoffelaufbewahrung bestimmten Kisten mit fingerdicken Luftlöchern versehen lassen und dann die Kisten selbst auf eine genügend hohe Schicht von Mauersteinen stellen, damit die Luft hindurchstreichen kann. Kauft man sich zum Einlagern eine Kartoffelkiste, so tut man gut, darauf zu achten, daß diese Kiste für die Entnahme von Kartoffeln eine bequeme Tür hat, und daß sie zugleich dabei die Möglichkeit bietet, die Kartoffeln in rollende Bewegung zu setzen. Durch diese bei der Entnahme erfolgende automatische Bewegung wird das Keimen der Kartoffeln bis ins späte Frühjahr verhindert. Was die Beschaffenheit des Aufbewahrungsraumes anbetrifft, so soll er luftig, trocken und tunlichst dunkel sein; ist er zu hell, muß man die Kartoffelkisten mit alten Decken zuhängen, um das Licht abzuhalten. Zu kalt dürfen die Kartoffeln nicht stehen, sie vertragen nicht die geringste Temperatur unter Null; droht also diese Gefahr, so muß man durch Zudecken mit mehreren Schichten Zeitungspapier, alten Strohmatten und Teppichen die Kartoffeln schützen. Versäumen darf man endlich nicht, während des Winters von Zeit zu Zeit dieselben durchzusehen und etwa angefaulte auszulesen. Andernfalls läuft man Gefahr, größere Mengen von Kartoffeln durch Ansteckung zu verlieren

Nigrin

Glänzt in einer Sekunde, da wieder reine Terpentinölware wie vor dem Kriege.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Georgenthal (Thüringen) ✱ Fremdenheim „Quisisana". ✱ 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¼ Jahr 600 M. — Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme. —

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Gernrode (Harz). Töchterheim Landhaus Osterberg. Waldlage. Häusl., wissenschaftl., gesellschaftl. Ausbild. Beste Verpfleg. Fr. M. Wolf.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. Haushaltungsschule „Margaretenheim" inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Töchterheim Haus Fridericiana, Salzuflen i. L., Moltkestr. 10. In eig., sonn. Hs., schön gel., f. geb., evgl. jg. Mädch. liebev. Aufn. z. grdl. Erlern. d. Haush., gesell. Form., Handarb., Pfl. d. Mus. Pens.-Pr. jährl. z. Z. 3000 M. Best. Ref. Gt. reich. Vrpfl. Prolp. g. Portoeinf. Fr. Charlotte Brink.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden z. 1. 1. 1921 liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen, prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Schulen und Lehranstalten

KUCK'S höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt. — Vorschule, — Pension. — Berlin, Nürnberger Strasse 2, am Zoo.

Lützowsches Landerziehungsheim, Buckow, Märk. Schweiz. Am See gelegen. Realschul-Lehrplan, gymnas. Sonderkurse, Verbandsexamen, prakt. Arbeit, Sport in den Ferien. Kinder-Erholungsheim. Dr. v. Lützow, Fernsprecher Lebus d. 10.

Pädagogium Bublitz (Pom.) Vorb. f. alle Kl. u. Ex. Dorfschüler bestanden n. 1. Jahr d. Einj.-Prfg. Gute Verpfl. Prospekt. Pfr. Krauenberg.

PÄDAGOGIUM TRAUB Frankfurt/Oder Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. — Damen-Abteilung. Buch und Drucksachen frei. — Schülerheim. — Verbandsexamen. —

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranstalten

Barth'sche Privatrealschule m. Schülerheim in Leipzig, Georgiring 5. Gegr. 1863. **Realschule m. Vorschule.** Arbeitsstunden • Nachhilfe • Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Direktor Dr. L. Roesel.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Ältere und für Damen). **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig** gegr. 1882. Sidonienstr. 59-61. Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Schülerheim. Näheres s. Prospekt!

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft (Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt **Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.** (Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

April Ausbildung zu Oktober **Privat-Lehrerinnen** Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig 1, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin).

SYSTEM WESTPHAL München Luisenstr. 70 Bewegungskunst — rhythmische Gymnastik — Mimik — Gestik — Plastik. Tanz — alte Tänze — **moderne Tänze** Kunsttänze — Reigen — Pantomimen — Reliefs. Vollständige Ausbildung bis zur **Lehrfähigkeit.** Ausserordentl. Erfolge. Anfragen zu richten an das Institut Direktion: A. M. Th. Westphal, geb. Edle v. Posch.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte Junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenb., Gera-R.-Inj.

Digitized by Google

Verlangen Sie den Renner-Katalog vom Modehaus Renner Dresden-A.

Unser Modeführer für Damen- und Herrenbekleidung ist kostenlos zu beziehen — Sorgfältige Fernbedienung für Auswärtige — Kostenanschläge und Auswahlsendungen unverbindlich — Versand der Waren von M. 50,— an postfrei — Umtausch bereitwilligst — oder Geld zurück!

Lauten, Gitarren, Mandolinen

und alle anderen **Musikinstrumente.**

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann

Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Schlafdecken

Größe 140×190 cm Ia Qualität, liefern in jeder Menge, auch an Private, zu dem billigen Preise von M. 40.— per Stück. **Seiler & Uhlig, — Crimmitschau. —**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr

Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer. Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von

Dr. Ernst Strahl G. m. b. H., Hamburg 6 II.

DIE VORZÜGLICHE!

ROTE PACKUNG!

Peter Nissen's Original-Kieler Kinderkleidung ist die gesündest., praktischste u. dauerhafteste Bekleidung für Knaben und Mädchen

Damen-Konfektion!

Peter Nissen, Kiel 8

Ozogen das Altern

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinbaunährstoffes „Creme Diana". Erfolge über Erwarten. Dose 9 — u. 14.50 M.

Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen i. S. 128

Gegr. 1902.

Matheus Schmidt & Co.

Hofweinkellereien

Bingen • Rhein	Hauptbüro:	*Trier • Mosel*
Schmittstraße 95.	**TRIER**	Palmatiusstraße 4 u. 5. Petrusstr. 11, 12 u. 23.

Die schönen 1919er

sind jetzt glanzhell, dabei reif, würzig und süß.

Wir offerieren:

Conzer Brauneberg	12.50	Thiergärtner	13.50
Trittenheimer Riesling	14.—	Kinheimer Rosenberg	18.—

Ferner ***gut ausgebaute***

1918er Consumweine

Oberemmeler	14.—	Waldracher Neroberg	19.—
Caseler	15.—	Edigerer Hasensprung	20.—
Bodenheimer	12.50	Geisenheimer Mäuerchen, Gewächs Watzelkahn	16.—
Rüdesheimer Engerweg	15.—		
Eltviller Rohrberg			20.—
Forsterstraße, Gewächs Zumstein Bischoff			22.50
Oberingelheimer rot	14.—	Büdesh. Spät-Burgund. rot	16.—
Château Corbin St. Emilion	20.—	vom Hause Eschenauer, Bordeaux mit Korkbrand.	
Château Clos Lagarde	24.—		
Chât. Pomies Agassac Ludon	28.—		

1917er Spezialitäten

Edigerer Osterlämmchen	25.—	BingerEisel, Gewächs Meyer	25.—
Valwigsberger	25.—	Bechtheimer Hasensprung	
Niersteiner Steig-Auslese, Gewächs Schmitt	25.—	Ausl. Gew. Winzerverein	25.—
		Alsheimer Goldberg, Gewächs Winzerverein	25.—

Größte Auswahl in preiswerten ***1917er*** Krescenzen der Trierer Weinversteigerungen.

Glas und Kiste leihweise — Steuer extra.

Schaumweine. ***Obstschaumweine.***

Duhr Riesling Schaumwein, *der deutsche Edelsekt.*

Man verlange Preisliste.

Langes, volles Haar!

Beseitigung Ihres Haarausfalles erzielen Sie in kürzester Zeit durch unseren berühmten, tausendfach bewährten

„Crines-Balsam"

welcher infolge seiner heilsamen u. stärkenden Wirkung ein Wundermittel für Haarleidende ist. Auch bei Kindern anzuwenden. Zahlreiche glänzende Anerkennungen und Nachbestellungen. Preis pro Orig.-Flasche M. 15.—, größere Flasche M. 25.—. Zu beziehen durch d. allein. Hersteller:

Dr. Uderstädt & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48/315.

Korpulenz,

Fettleibigkeit

beseit **Dr. Hoffbauers** ges. gesch.

Entfettungs-Tabletten!

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.

Elefanten-Apotheke,

Berlin 210, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz).

Magenleiden.

Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenkl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter, Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 328. Hiltensbergerstr. 6.

Haben Sie einen alten Herrenfilzhut

den Sie nicht mehr tragen können, so senden Sie selbigen sofort ab. Sie erhalten ihn in ca. **14 Tagen** modern vorgerichtet

wie neu

zurück. Kopfweite angeben. Preis ca. 22 Mark. **Sächs. Hutveredelungs-Anstalt Schaeffer & Müller, Dresden-N., Torgauer Strasse 54.**

Elektrolyt Georg Hirth wirkt belebend!

Behebt die Ausfallserscheinungen, die bei Elektrolytmangel (Mineralsalze) infolge ungenügender Ernährung auftreten.

*

In jeder Apotheke erhältlich:

In Pulverform zu 1,25 Mark und 6,— Mark; in Tablettenform zu 1,25, 4,50 und 8,50 Mark. — Literatur kostenfrei.

Haupivertrieb und Fabrikation:

Ludwigsapotheke München 49, Neuhauserstraße 8.

verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?

Bei **Schwindelanfällen, Blutandrang, Kopfschmerzen** oder **Schlaganfall** verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.

Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H., Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

Libidan

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube": Paul Lindau, für die Redaktion von „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36. Für Oesterreich-Ungarn: B. Wirth, Wien. Für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Dorotheergasse 16.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 41. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

An alle Deutsche!

Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, gereiftes Staatsbewußtsein und wahrhafte Vaterlandsliebe haben die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen vor nunmehr sechs Jahren in kraftvolles Leben gerufen. Dieser Dreiklang wird auch fernerhin das Leitmotiv für alle diejenigen sein, welche bereit sind, der Nationalstiftung zur Durchführung ihrer großen Aufgaben zu verhelfen.

Fünfunddreißig Millionen konnten bisher durch die Stiftung bereitgestellt werden. Zahlreiche Familien wurden dadurch vor Zerfall und ärgster Not bewahrt, Tausenden von Kindern Gesundheit und Kräftigung verschafft.

Aber nicht auf Wohltätigkeit gegenüber den Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen ist es abgesehen, sondern um eine Pflicht geht es. Um eine Pflicht gegen den Staat und damit gegen sich selbst, für

Geschäftliches.

Kleine Kinder — große Sorgen! Diese Erfahrung macht jede junge Mutter täglich und stündlich. Oft weiß sie sich keinen Rat, ob sie es wagen darf, beim täglichen Bad den empfindlichen Kinderkörper mit Seife zu reinigen. Die Bedenken können allerdings fortfallen, wenn jede Mutter nur die „Steckenpferd-Buttermilch-Seife“ verwendet, welche die bekannte deutsche Firma Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt.

Fünfzig Jahre erfolggekrönten Schaffens fanden bei der weltbekannten Dresdner Schokoladen-, Kakao- und Zuckerwarenfabrik Hartwig & Vogel Akt.-Ges. am 15. September ihren Abschluß. Wenn klarer und wagemutiger Geist aus Kleinstem Großes zu schaffen vermag, so geschah es hier in diesem Unternehmen, das an räumlicher Ausdehnung und geschäftlichem Umfang beständig wuchs und mit seinen noch 1914 nach Tausenden zählenden Arbeitern und Angestellten und mit seinen Zweigfabriken in Bodenbach und Wien als ein Welthaus dasteht. Außer einer Jubiläumsstiftung und 50,000 Mark der Hilfskasse überwiesen. 5000 Kilogramm Schokolade und Kakao wurden dem Rat der Stadt Dresden zur Verteilung an stillende Mütter und unterernährte Kinder zur Verfügung gestellt.

Prima Kammgarnstrickwolle
(Qual. Volkswolle GBN).
Nähgarne, Nähseiden, Stickseiden, Häkelgarne usw.
Schnürsenkel, Mako, Eisengarn, Seide
liefern
Gebr. Barenholz, Nordhausen
Verkaufskontor für Leipzig: Yorkstraße 28.

Preisliste frei.

Musikinstrumente
aller Art in bester Beschaffenheit.
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43 Querstr. 26/28

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

NÄHR- und KRAFT-MITTEL
Preis: pro Karton M. 6.—
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co, HAMBURG 19

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

Digitized by Google

jeden einzelnen wenigstens, der die staatsbürgerliche Einsicht hat, zu wissen: der Staat, das bin ich; der Staat, das bist du; der Staat, das sind wir alle!

Nur aus dieser Klarheit des Gedankens geht jenes echte Selbstgefühl hervor, das, von der Intuition des Zusammenhanges aller Dinge erfüllt, das Wohl des andern mit dem eigenen eng verknüpft weiß.

Solches Selbstgefühl aber ist die Grundnote wahren Vaterlandsbewußtseins. Wer es besitzt, dem ist das Vaterland nicht eine tönende Phrase, sondern ein lebendiges Wesen, als dessen fühlendes, wissendes, wollendes Organ er sich empfindet.

Darum liebt der Einsichtige zumal die Kinder seines Volkes, weil sie seine Hoffnung sind. Weil sie lebendige Möglichkeiten sind, zu Nutz und Frommen seines Staates sich zu entfalten. Es ist das nicht die Liebe der Sentimentalität, es ist die Liebe des denkenden Geistes.

Und noch ein anderes ist zu erwägen: die Kinder der Gesunden und Kräftigen werden zumeist auch ihrerseits die Anlage zur Gesundheit und Kraft besitzen. Die Kinder der im Kriege gefallenen Blüte unseres Volkes gehören vornehmlich dazu, und ihre Anlage zu pflegen, ihnen, die durch die Peinigung der Hungerjahre hindurchmußten, zu Vollkraft und Gesundung zu verhelfen, das ist die eine große vaterländische Aufgabe der Nationalstiftung.

Daß das aber nach Möglichkeit im Schoße der Familie, die wie bisher trotz allem die Grundlage des Staates ist und bleiben wird, geschehe, das ist die andere große vaterländische Aufgabe der Nationalstiftung.

Den Kindern die Mütter, den Müttern die Kinder zu erhalten, damit sind Zwecke und Ziele der Nationalstiftung auf die kürzeste Formel gebracht.

Auf dreierlei Weise sucht sie das zu erreichen: durch vorbeugende Gesundheitspflege, durch Überführung der vielfach des praktischen Broterwerbs ganz ungewohnten und unkundigen Mütter in neue Berufe, durch Berufsausbildung der Kinder.

Als ein besonderes Mittel, auf die Gesundung der Jugend hinzuwirken, aber beabsichtigt die Nationalstiftung, zunächst drei neue Kinderheime, und zwar je eines in Nord-, Mittel- und Süddeutschland, zu eröffnen.

Bausteine dazu werden nicht nur die in der Heimat, sondern auch die in der Ferne wohnenden Volksgenossen herbeitragen, auf daß sie lebendige Denkmäler ihrer Liebe zur Heimat errichten und den verheerenden Unterernährungsseuchen, die — wovon nur wenige wissen — bereits viele Hunderttausende von deutschen Kindern dahinrafften, Dämme setzen.

Ein jeder Deutscher, der diesen Ruf hört und sich mit dem Gesagten eins weiß, wird darum auch wissen, was er tun kann und muß.

Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, Berlin NW 40, Alsenstr. 11. Postscheckkonto: Berlin Nr. 16 498.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 41. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Rösselsprung.

Von R. Pataniczek.

			sen	ſte			
		ſen	da-	nen	iſt		
Al-	ran	din-	daß	wiſ-	et-	die	gen
gen	gen	was	de-	mehr	be-	ge-	was
ge-	de	nur	ha-	et-	tun	ti-	ſich
	lieb-	le-	ge-	rei	mit	daß	
		wer-	aus	als	ſchäf-		
			be-	tan			

Zwei Wörter.

Verbandſtoff nimm und füg' hinzu
Ein liebliches Gelände,
Wen göb' es wohl, der da im Nu
Nicht großen Maler fände?

E. Schmidt.

Kapſelrätſel.

Wie kommt es, daß eine hehre Kunſt,
Die des Menſchen Seele erhebt und entzückt,
Im Innern etwas Schweres birgt,
Das den Körper danieder drückt?

Diamant-Rätſel.

*	Konſonant
* * *	Gewäſſer
* * * * *	deutſche Stadt
* * * * * * *	Zahlwort
* * * * * * * * *	ein zeitgemäßer Mahnruf
* * * * * * *	inneres Gerüſt
* * * * *	Baum
* * *	Form des Waſſers
*	Konſonant

Die Buchſtaben: a, d d, E e e e e e e e e e e, G g g, H, i i i i i, n n n n, p p, r r r r, S S S s, T T t, u ſind nach dem Muſter der obigen Figur derart zu ordnen, daß die mittelſte ſenkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelſten wagerechten iſt, und die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Umgekehrt.

Als Wort bin ſo umfaſſend ich
Wie ſonſt kein Wort mir gleich.
Und ſtelleſt auf den Kopf du mich,
Bin eine Bergesgruppe ich
Im ſchönen Öſterreich.

Drei Silben.

Wenn der Wandrer an heißen Tagen
Ruht nach des Weges Müh' und Plagen,
Reiche mich, Mädchen, als Ganzes hin,
Denn mein Erſtes iſt ſein Begehren,
Und nur mein Zweites kann's gewähren.

PEBECO
ZAHNPASTA

erhält bei regelmässigem Gebrauch Mund und Zähne rein und gesund, weil sie den Ansatz von Zahnstein verhindert, ohne den Zahnschmelz anzugreifen, weil sie der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vorbeugt und weil sie das Zahnfleisch und die Mundschleimhäute erfrischt und belebt.

Seit über 30 Jahren von Ärzten und Zahnärzten empfohlen.
Pebeco hält sich wieder bis zum letzten Rest in der Tube weich und frisch.

Proben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Gesundheit, Schönheit
(Intime Winke für Damen)
Wegweiser zur Erlangung und Erhaltung von Schönheit und Gesundheit. Zusendung gegen Einsendung von M. 1.— franko.
Frau A. C. L. Heidecke, Abtlg. 9, Neukölln 15.

Wildhirt & Eilbrecht

Offenbach a. M. 2.
Spezialfabrik v. Krankenfahrstühlen rev. Krankenfahrstühle. Katalog gratis

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Weiters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Weiter, Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm.** Katalog a. Wunsch **LINCK** Eberhardstr. 7 **Stuttgart.**

Digitized by Google

Wir werden ja satt,

gewiss, wir füllen uns den Magen noch voll — aber was nützt es, wenn wir dabei nicht an den Körper und seine Not denken? Unsere heutige Nahrung ist arm an Mineralstoffen, den Lebensträgern und Blutbildnern — daher die Massenerkrankungen, der gesundheitliche Tiefstand! Geben wir dem Körper die Stoffe, nach denen er hungert! Dr. Paul Grabley berichtet in aufsehenerregenden Veröffentlichungen über seine physiologische Mischung aller lebenswichtigen Mineralsalze. Viele hundert Aerzte bestätigen überraschende Heilerfolge mit Dr. Grableys Mineralsalz-Tabletten bei Rachitis, Blutarmut, Nervosität, Tuberkulose. Kaufen Sie noch heute in der nächsten Apotheke ein Glas Dr. Paul Grableys Mineralsalz-Tabletten! Druckschrift G vom

Laboratorium für Mineralsalz-Präparate, Berlin SW 47

Gleichklangrätsel.

Rosen und Wort und Winden hier
Im Gärtchen blüh'n in bunter Pracht:
Gebannt von all der duft'gen Zier
Hab auf der Bank ich Halt gemacht.

Noch etwas hält mich jetzt im Bann,
Als ich mich eben wende fort,
Von dem ich mich nicht trennen kann:
Des Ruhesitzes frisches Wort!

N.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Magisches Quadrat: Reis, Erna, Inka, Saar.

Vier Silben: Wassermühle.

Silbentauschrätsel: Rathaus, Hausrat.

Bilderrätsel: In der Kälte frieren rosige Gedanken bald ein.

Dreisilbige Scharade: Vers — Ecke — Versteck.

In alter bewährter Qualität!

Mouson's Igemo-Seife ist ein Balsam für zarte empfindliche Haut. — Die konservierende, heilende Wirkung, die sich alsbald in einer zunehmenden Klarheit und Frische des Teints äußert, ist geradezu erstaunlich. — Der milde duftige Schaum nimmt der Haut sofort das lästige Spanngefühl und macht sie sammetweich und geschmeidig. — Igemo-Seife ist in allen einschlägigen Geschäften erhältlich und zwar in drei Qualitäten: Grüne Packung — Blaue Packung — Gold-Packung. — Fabrikanten: J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M.

Mouson's Igemo-Seife

Epileptiker erhalten kostenfreie Auskunft **Dr. Caro, Berlin 102,** - Potsdamer Strasse 104. -

Erfinder·A·B·C bietet ungeahnt. Erwerbsmöglichkeiten mit Gutschein über 25 Mk. Int. Patentbörse, Cassel 106

Levarhol

patentamtl. gesch. Schutz-Marke

richtig angewandt, hilft immer.

Rheumatismus u. Gichtkranke verlangen kostenlos aufklärende Broschüre durch **C. F. ASCHE x Co HAMBURG 19**

Kein Geld senden!

Best.: rad. sarsaparillae 5 amm. spiric. 5 potass. jodid. 5 t leg. art tab 100

Mühlmeister & Johler, HAMBURG

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Digitized by Google

Eins ist not ....

Sooft sich auf geschichtlichem oder kulturellem Gebiet Änderungen vollzogen, entstanden Parteien, die sich entweder für das schwindende Alte oder kommende Neue begeisterten. — Einer Begeisterung, einer über alles Gleichmaß erhöhten Stimmung ist wohl jeder Mensch fähig, besonders aber der, dem die Natur neben einem leicht erregbaren Gemüt auch ein großes Maß geistiger Kräfte verliehen hat, gepaart mit einem starken Willen, der dem kühnen Seelenschwung zur rechten Zeit Einhalt gebieten kann, daß er nicht in Schwärmerei oder gar Wahnsinn ausartet.

Begeisterung war stets die Triebfeder und der Ansporn großer Taten. Den Jahreszahlen 1813 und 1914 hat begeisterte Vaterlandsliebe ihr ruhmreiches Gepräge verliehen. Heldenmütige Entflammung führte tapfere Scharen zum Sieg.

Begeisterung ist auch die Kraft, die uns über den grauen Alltag emporheben kann. Sie läßt Ideale vor unserem geistigen Auge entstehen, denen wir mit Freude und Eifer nachgehen. Gleichzeitig gibt sie unserer Persönlichkeit das deutliche, beglückende Gefühl einer Kraft, die Fährlichkeiten und Hemmnisse überwindet.

Leider scheint in der jetzigen Zeit die Gleichgültigkeit die Begeisterung zum Teil verdrängt zu haben. Wie weit wir mit dieser Gleichgültigkeit kommen, zeigt uns in erschreckender Weise unsere Gegenwart. Ein klaffender Abgrund gähnt uns entgegen, Zuchtlosigkeit und ein wüstes Chaos drohen uns zu verschlingen. Ohne Religion keine Kultur, ohne Kultur kein Staat.

Um diese Wirrnisse zu lösen, brauchen wir neben ernster und reifer Mannesarbeit vor allem begeisterte Jugend, Jugend, deren hohes Ziel eine leuchtende Auferstehung aus Demütigung und Schmach sei!

Continental Regenmäntel

Für Damen, Herren, Kinder. Tadelloser Sitz, neuester Schnitt. In einschlägigen Geschäften erhältlich

So gut wie Continental-Reifen

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld

Fabrik gegründet 1865 Vertreten in allen Städten.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co.

G. m. b. H., Berlin W 30/171 Eisenacherstr. 16.

Graue Haare

erhalten garantiert ihre alte Jugendfrische und Glanz wieder ohne zu färben, durch meinen seit 12 Jahren glänzend bewährten **Haarbalsam „Ceres“,** 1 Orig.-Flasche **M. 7.50.** R. Kurz, Ulm a. D. 5, Zeitblomstr. 46.

GLOBUS-Putz-Extrakt

in Blechdosen

in altbewährter guter **Friedensware** wieder überall zu haben.

Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig

Steiner's Paradiesbett

Komplette Schlafzimmer-Einrichtungen

Eigene Filialen:

Chemnitz	Altona	Köln
Dresden	Hannover	Frankfurt M.
Leipzig	Düsseldorf	Stuttgart
Berlin	Elberfeld	München
Hamburg		Zürich

Verlangen Sie illustrirten Katalog G von der

Paradiesbettenfabrik

M. Steiner & Sohn A.G. Frankenberg i. Sa.

Aureol Haarfarbe

seit 28 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 2.4: Probe M. 8.00

J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26.

Überall erhältlich.

+ Rheumatismus +

Ziehen und Schmerzen in den Gliedern, **Gicht, Hexenschuss** und dergl. Seiners Einreibung **‚Tonnin‘ glänzend u. tausendfach** bewährt. **Bester Erfolg! Streng reell!** Man bestelle sofort eine Versuchstube zu M. 10,-. Grosse Doppeltube M. 18,50.

Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co.

G. m. b. H., Berlin W 30/6, Eisenacherstr. 16.

Eier über Eier

erhalten Sie nach Ihrem Willen zu jeder Jahreszeit bei Anwendung mein. bestbewährt. Eierlegemittels

Marsch-Marsch

31 Tagesrationen für 10 Hühner 7,— Mk franko, Nachn. 50 Pf. mehr.

A. Kodritsch, Quedlinburg 7,

Postscheckkonto 90 894.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Humorist. Gelegenheitsdicht.

Irene Lehnpfuhl, Neuruppin.

Korpulenz,

Fettleibigkeit

beseit **Dr. Hoffbauers** ges. gesch.

Entfettungs-Tabletten!

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.

Elefanten-Apotheke,

Berlin 210, Leipziger Str. 74

(Dönhoffplatz)

— **Für Unterhaltung, Studium und Erwerb!** —

Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergröß.- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Gegenst. **Keine Glasbilder nötig.** Prosp. 62 frei dch. Fabr. **Schmehle Nchf., Dresden 27/82.**

D. - ö. Notgeld

in schönem Sammelalbum

300 Scheine	Mark	70,—
600 „	„	130,—
1000 „	„	200,—

versendet gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Jos. Reims, Wien II/1,

Franzensbrückenstrasse 14.

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew., M. 12,— u. 22.—. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32B. Hiltensbergerstr. 6.

Eine leichte Entbindung

erzielt jede werdende Mutter d. Gebrauch uns. **ärztl. empf. „Salus“-Pillen,** Geg. Nachn. 10,80 M. **„Seleco“** Berlin 34/44, Kopernikusstraße 20.

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Dresden-Schubertstr. 22. Blasewitz. Haushaltungs-Töchterheim Goltz.

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning,** gesund u. frei gelegen. Villa., Weiterbild. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. Turn., Sport. Empf. Prosp.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer**
Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule
mit Gartenbau.
Ländl. gesunder Aufenth. mit Eigenbesitztum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen.
Halb- und Jahreslehrgang.
Anerkannt gute Verpflegung. Währd. des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan wird gegen Einsendung von 1 Mark abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Eisenach-Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaften.

Georgenthal (Thüringen) ✱ **Fremdenheim „Quisisana".** ✱ 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¾ Jahr 600 M. — Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme. —

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Gernrode (Harz). **Töchterheim Landhaus Osterberg.** Waldlage. Häusl., wissenschaftl., gesellschaftl. Ausbild. Beste Verpfleg. **Fr. M. Wolf.**

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. **Haushaltungsschule „Margaretenheim"** inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. **„Fremdenheim Villa Fortuna"** Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterr. f. Damen jed. Alt. **G.E. Wels** (gegr. 1848: Dresden). Prosp frei. Teleph. Loschwitz 345.

Bad Rehburg i. Hann. **Töchterh. Kaufmann.** Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. n. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Kiel - Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Weimar, Tochterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel.
Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegener wissenschaftl. u. sprachl. Fortbildg. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Weimar, Hartenstr. 24, Bildungsh. „Tochter ori", staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. **M. Immisch** u. **A. Kieß.**

Weimar, Harthstr. 30. **Praktisch. Töchterbildungs-Institut** m. Lehrprogramm einer Frauenschule gegr. 1874, staatl. beaufs. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbild. Gediegene Erziehung zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleb. Groß. Besitz m. Park. Waldnähe. Satzung. durch d. Direkt. **Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.**

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet. f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruetz,** Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

KUCK'S **höhere Privatschule u. Vorbereitungsanstalt.** — Vorschule, — Pension. — **Berlin, Nürnberger Strasse 2,** am Zoo.

Dr. Fackelmann's Einjährigen-Prima-Abitur.-Anstalt, auch Damen. **Berlin W 15, Hohenzollerndamm 198.** Prosp.!

Pädagogium Bublitz (Pom.) Vorb. f. alle Kl. u. Ex. Dorfschüler bestanden n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf. Gute Verpfl. Prospekt. **Dir. Kranenberg.**

PÄDAGOGIUM TRAUB **Frankfurt/Oder** Buch und Drucksachen frei. — Schülerheim. Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. — Damen-Abteilung. — **Verbandsexamen.** —

Technikum Hainichen i. Sa. — Höhere Lehranstalt — Maschinen-, Elektro-Ingenieure, — Techniker und Werkmeister. — Programm frei. Fachlehrwerkstätten.

Halle a. S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt,** Abitur., Prim., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfung u. a. Schulklass.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig-Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Strecke Nordhausen—Northeim. **Dr. Härtels Pädagogium, Bad Sachsa (Süd-Harz),** Privatrealsch. m. Berecht. zur Obersekundareife. Beste Erfolge. Auch für Zarte u. Erholungsbedürft. (ärztl. Aufs.). Wahlfrei: Handelsf., Spanisch, Russ., Förderkl. Herrl. Waldlage, eig. Sportpl. Fernsp 43. Beste Empf. Prosp d. d. Dir. Studienrat Günther.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.
(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131d.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Lehrerinnen
Blanck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekt frei.

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung
Staatliche Prüfungen
Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 2 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: **LEIPZIG, Königstr. 3.**

Gartenbauschülerinnen für das praktische Lehrjahr 1921 stellt noch ein **Obstgut a. Schweizerwald, Mittweida, Sachsen.** Bes. **Marie Bedet.**

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1863) bieten Geisteskranken, Epileptischen und Psychopathischen besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Karg.

REISEFÜHRER

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

41)

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Chemnitz **Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung.** Vollkommenste Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Gute diätetische Verpflegung. Zandergymnastik. Röntgenbehandlung. Emser Inhalatorium. Prospekte frei. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Elsterberg **Sanatorium** für Nerven- und Stoffwechselkranke. Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. **Sanitäts-Rat Dr. Römer.**

Weißer Hirsch Oberloschwitz. **Sanitäts-Rat Dr. Teuschers Sanatorium.** Physikalisch-diätetische Kurmittel. Kleine Patientenzahl.

Thüringen.

Friedrichroda **Sanitätsrat Dr. Wanke.** Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch **Dr. Tecklenburg.**

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Villa Wartburg,** reichliche Verpflegung. Zentralheizung. **Frau San.-Rat Klaus.**

Bayern.

Königssee **Hotelpension Schiffmeister.** Erstklassiges Haus. Direkte Seelage. Jahresbetrieb. Motor- und Ruderboote. **J. Moderegger.**

Lindau im Bodensee. **Hotel Bayerischer Hof.** I. Ranges. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Besitzer: **Frau W. Spaeth.**

Partenkirchen **Dr. Wigger's Kurheim.** Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Schweiz.

Arosa **Arosa Kulm.** Erstklassiges Familienhaus. Eigenes Orchester. Keine Lungenkranke.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

1. Beilage zu Nr. 42. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Pflanzt Obstbäume!

Ich entsinne mich, daß in meiner Jugend eine Zeitlang die Ansicht verbreitet war, daß die am Rande eines Getreidefeldes stehenden Obstbäume — es waren in diesem Fall vorwiegend Kirschbäume — dem Ernteertrag schädlich seien. Man sprach davon, daß das Getreide, so weit der Schatten der Krone reiche, verkümmere, und es gab wirklich Leute, die darangingen, diese Bäume abzuschaffen. Ebenso wie sie gegen die „Geniste“ eiferten. Das waren jene wildwachsenden Heckensträucher, die sich da ansiedelten, wo der Ackersmann seine Feldsteine und allerhand Unkraut ablud. Hier lebten dann die nützlichen Helfer, die Vögel, die Insekten vertilgten, auch der Igel hatte dort seinen Unterschlupf und machte von hier aus Mäusejagd. Ich habe auch Leute gekannt, die sehr klug und breit darüber reden konnten, daß der Obstbau sich nicht lohne, da man aus aller Herren Ländern

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32B. Hiltensbergerstr. 6.

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz).

Retuschiere Dich selbst,

so wie der Lichtbildner Deine Bilder retuschiert, Dein Ansehen klärt und **um Jahre** verjüngt, **alle** Hautunreinheiten, Runzeln usw. **vollkommen** tilgt. — Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M., — ärztlich empfohlen, als wirksamstes kosmetisches Grundmittel hunderttausendfach im Gebrauch, **verbürgt vollen Erfolg vom ersten Gebrauche an.** Beruht auf natürlicher atmosphärischer Saug- und Druckwirkung, voller Durchblutung, Steigerung vitaler Zellenenergie. Eine Wohltat für jede Haut. — Hilft jedem. Dir auch! Preis mit Porto M. 20,50, elegant M. 35,50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Ao. 420, Dresden.

Digitized by Google

besseres und billigeres Obst beziehen könne als es hierzulande gedeihe. Aber schon vor dem Weltkrieg gab es vernünftige Volkswirtschaftler, die den außerordentlich großen Wert der Obstzucht erkannt hatten. Erst während des Weltkrieges ist dann ihre wahre Bedeutung für die Volkswirtschaft begriffen worden. Aber, leider ist auch unser Obstbau während des Krieges sehr zurückgegangen. Vorhandene Pflanzungen sind in ihrer Pflege vernachlässigt und Neuanpflanzungen sind unterlassen worden. Beides muß nachgeholt werden. Es muß Sache des einzelnen sowie der Gemeinden werden, dem Obstbau alle nur erdenkliche Förderung angedeihen zu lassen. Daß dies mit Berücksichtigung der Sorten und des Bodens sowie des Standortes geschieht, ist sehr wichtig für den Erfolg. Außerdem sollte man vor allen Dingen die Anpflanzung von Wirtschaftsobst begünstigen, das zu Marmelade, Wein oder Saft verarbeitet oder als Dörrobst verwendet werden kann. Dann müßte das Winterobst dem Sommerobst — wenn es sich um Äpfel handelt — vorgezogen werden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der Anbau von Tafelobst nicht lohnend sei — für das Allgemeinwohl ist sicherlich der Anbau des Wirtschaftsobstes vorteilhafter.

Es gibt so manche sonnige Hauswand, die ein Spalier tragen könnte. Aprikosen, Pfirsiche, eine frühe Weinsorte — so manche Mauer, an der an einem Spalier Äpfel und Birnen und Quitten reifen würden! Voraussetzung ist immer gute Pflege, überhaupt eine genaue Kenntnis der Bedingungen, unter denen diese oder jene Sorte gedeiht. Man sollte sich Rat holen über diese Fragen (Praktischer Wegweiser, Würzburg), man sollte eine gute Fachzeitung halten, in der auch Rat über die praktische Verwendung von Obst erteilt wird. Es ist schwer zu sagen, welche Obstarten am meisten Ertrag und Erfolg versprechen. Ob Äpfel oder Birnen, Steinobst oder Kernobst. Das Klima spricht hier auch ein Wort mit. Von Äpfeln kann Gelee, Wein, Mus, Dörrobst gemacht werden. Haltbare Sorten dauern bei richtiger Lagerung bis zur neuen Ernte. Wie gesund der Genuß von Äpfeln, überhaupt von Obst für den jungen und alten Menschen ist, weiß heute jedermann. Die Birne ist nur in wenig Sorten als Dauerfrucht anzusprechen. Aber als Kompott und, sachgemäß gedörrt, als feines Konfekt (die besseren Sorten), als feine Marmelade, auf verschiedene Weise eingemacht, sollte sie in keinem Haushalt fehlen. Das gleiche gilt von Kirschen und in viel höherem Maße noch von den Zwetschen und Pflaumen. Wir wollen den Handel mit Auslandobst nicht einschränken, aber wir sollten gelernt haben, daß es zu Zeiten einer Hungerblockade außerordentlich segensreich ist, auf heimischem Boden Obstbau getrieben zu haben. Ich kannte einen alten Dorfpfarrer in Thüringen, der verlangte von jedem seiner Konfirmanden, daß er einen Obstbaum pflanzte. Seine Gemeinden haben den Segen dieser Beflogenheit dankbar anerkannt. Seit alters her sind gerade in Thüringen Pfarrer und Lehrer die Hüter des Obstbaues — möchten andere ihnen nacheifern.

ke.

Vasenol- Sanitäts-Puder

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung

Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol- Wund- und Kinder- **Puder**

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Mundatmer!

Viele schlafen mit offenem Munde! Für diese ist die

Zahnpasta

Kalikolora

ein Labsal. Das fade, klebrige Gefühl schwindet sofort, und das prachtvolle Aroma bietet köstliche Erfrischung.

Lovan-Creme

fetthaltig *nicht fettend*

Eine ganz milde Creme mit unerreichter Tiefenwirkung fürs Haus und die Kinderstube

Erzielt mattschimmernden Teint mit reizvollem Duft.

Hersteller Lautzer & Co G.m.b.H. Hamburg 19

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 42. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Dörrobst, das in dieser zuckerarmen Zeit mehr als je von der Hausfrau bereitet werden sollte, wird am besten in Gazesäcken, in einer luftigen, trockenen Vorratskammer frei hängend, aufbewahrt. Man kann zwar jedes fleischige Kernobst ebenso gut dörren als Birnen und Äpfel, vorzuziehen werden immer diese drei sein: Äpfel, Birnen, Pflaumen. Man trockne nicht minderwertige, sondern gute Sorten und lasse sich die Mühe nicht verdrießen, das zum Dörren bestimmte Obst zu schälen. Apfelschalen können für sich getrocknet und als Tee benutzt werden. Birnenschalen gibt man zum Viehfutter. Beim Dörren nehme man soviel wie möglich Luft und Sonne zu Hilfe, um Kohlen zu sparen. Es sei außerdem auf die vielen praktischen, im Handel vorrätigen Dörrapparate hingewiesen, die ein Ausnutzen der Herdwärme während des Kochens gestatten.

Unser eingelagertes Winterobst ist ein Schatz für den Haushalt, den die Hausfrau mit Argusblicken hüten und überwachen muß, damit es durch Faulen der Früchte nicht in betrüblichem Maße vermindert wird. Nicht oft genug kann das Winterobst durchgesehen werden, zumal da es infolge der eigenartigen Witterungsverhältnisse dieses Sommers ohnehin eine geringere Haltbarkeit als nach normalen Sommern zeigt. Wenn man das Winterobst durchsieht, soll man es aber nicht nur flüchtig überblicken und befriedigt aus dem Obstkeller in die Wohnung hinaufsteigen, wenn an den Früchten auf der Oberseite keine Faulstellen zu entdecken sind. Diese befinden sich in den meisten Fällen auf der Unterseite des Obstes, auf der dieses lagert, sie breiten sich von da rasch über die ganze Frucht aus, die dann meist ganz verloren ist. Man muß das auf die Kelchseite gelagerte Obst (diese Lagerungsart empfiehlt sich, da die Kelchseite mehr Härte, also auch mehr Widerstand gegen Druck besitzt), besonders auf seiner Gegenseite auf Anfaulung untersuchen und alle Früchte, die auch nur die kleinste Faulstelle zeigen, entfernen und baldigst verbrauchen, da sie das in ihrer Nähe befindliche Obst anstecken. Zu vermeiden ist eine Lagerung der Früchte auf Holzwolle oder Stroh, da dieses die Kellerfeuchtigkeit anzieht und ein Faulen der Äpfel nur beschleunigt. Am besten ist ein Lagern auf Obsthorden oder Brettern, wobei keine Frucht tunlichst die andere berühren soll; bei ganz besonders schönen Edeläpfeln empfiehlt sich auch das Einwickeln der einzelnen Äpfel in Papier, das ein Faulwerden wirksam verhindert. Jedenfalls ist eine Durchsicht des eingelagerten Obstes alle paar Tage unbedingt erforderlich. H.

Graupen. Sie sind mit Unrecht unbeliebt. Wenn sie im Krieg die allgemeine Verachtung eroberten, ähnlich wie die gute Kohlrübe, so lag das daran, daß sie in minder guter Qualität auf den Markt oder vielmehr in die Zwangswirtschaft geworfen wurden. Die feine Perlgraupe oder die mittelfeine Graupe guter Art kann überall da Verwendung finden, wo man Reis gebraucht. Vorbedingung ist, daß die Graupe gut geschält und vor dem Kochen nicht nur mehrfach gewaschen, sondern auch mehrfach gebrüht wird. Man fürchte nicht, daß durch das wiederholte Abbrühen wertvolle Bestandteile verloren gehen. Der Wohlgeschmack muß auch zu seinem Recht kommen. Was liegt daran, wenn alle Nährkräfte erhalten werden, aber niemand

Ihr Mütter

denkt daran, daß von 10 Kindern, die sterben, 9 falsch ernährt waren! Denkt daran, daß unsere Nahrungsmittel arm an denjenigen Stoffen sind, die der Körper zu Knochenaufbau und Blutbildung notwendig braucht. Denkt an die entsetzlichen Zahlen der Knochenkrankheiten, Tuberkulose, Blutarmut — alles durch die Mineralsalzarmut verursacht und begünstigt. Hört auf die ernsten Mahnungen der Aerzte, die Euch aus reicher, praktischer Erfahrung den Rettungsweg weisen: Gebt Euren Kindern :: Dr. Paul Grableys Mineralsalz-Tabletten. ::

In jeder Apotheke erhältlich. Druckschrift G kostenlos vom :: Laboratorium für Mineralsalz-Präparate, Berlin SW 47. ::

Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen Musikinstrumente. Preisliste frei! Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Levathol

patentamtl. gesch. unter Nr. 194007 Schutz-Marke

richtig angewandt, hilft immer.

Rheumatismus u. Gichtkranke verlangen kostenlos aufklärende Broschüre durch C. FASCHE & Co. HAMBURG 19

Kein Geld senden! Best.: rad. sarsaparillae 5 amm. spiric. 5 potass. jodid. 5 t. leg. art. tabl 100 Mühlmeister a. Jahlor. HAMBURG

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/171 Eisenacherstr. 16.

Libidan Arbeitskraft-Lebensfreude

Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib! Nie versiegende Quelle d. Nervenkraft. Prospekt gegen Rückporto

Erhältlich in Apoth. Drog. u. einschlag. Geschäften, sonst direct Sexan-Versand, Dr. Wittkop, München 22/S.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

ne zu sich nimmt, weil sie schlecht schmecken? Aus Perlgraupe, die in Milch steif gekocht ist, kann ein sehr nahrhafter, einem Reisauflauf an Wohlgeschmack nicht nachstehender Auflauf bereitet werden. Auf ¼ Pfund in Milch (Büchsen- oder Trockenmilch) gequollener Graupe, die man erkalten ließ, rechnet man 2—3 Eier, Zucker nach Geschmack, etwas abgeriebene Zitronenschale, eine Prise Salz, wenn man die Ausgabe machen will, ¼ Pfund Sultanrosinen, rührt alles gut zusammen, gibt den Schnee der Eier zuletzt und backt den Auflauf schön goldbraun. Natürlich wird der Auflauf noch besser, wenn man die Zahl der Eier verdoppelt. Man reicht eine Obsttunke dazu.

Feine Süßspeise aus gefulzten, eingelegten Früchten. Eine Zwei-Pfund-Büchse eingelegter, gemischter Früchte, ½ Liter Apfelwein, der Saft einer Zitrone oder Apfelsine und 8 Blatt halb weiße, halb rote Gelatine liefern eine feine Süßspeise für die Festtafel. Die Früchte schüttet man auf ein Porzellansieb und fängt den Saft auf. Ein Metallsieb ist zu vermeiden, weil es leicht die Farbe der Früchte sowie auch den Geschmack beeinträchtigen könnte. Nun vermengt man den Fruchtsaft mit dem Apfelwein, 2 Eßlöffeln Himbeer- oder Erdbeersaft und dem Zitronen-, bzw. Apfelsinensaft, kocht ihn ganz kurz auf (und zwar auch in einem tönernen Topfe) und vermengt ihn mit der vorher aufgelösten und durch ein feines Sieb gegossenen Gelatine. Kochen darf der Saft nun nicht mehr. Von der noch heißen Masse füllt man einige Löffel in eine flache Glasschüssel und läßt sie erstarren. Indessen zerschneidet man die größeren eingelegten und entkernten Früchte in hübsche Spalten oder Streifen, halbiert die kleineren und belegt damit die Gallertschicht, worauf man von der im Wasserbade heißgehaltenen Masse abermals einige Löffel auffüllt und sie wieder erstarren läßt. So fährt man fort, bis Saft und Früchte verbraucht sind. Gestürzt wirkt dann die Obstsulze sehr hübsch. Man reicht sie ohne oder mit Vanillentunke oder falscher Schlagsahne, die man aus ¼ Liter Zuckerwasser, dem Saft einer halben Zitrone und einem Eßlöffel feinstem Grieß herstellt und unter ständigem Schlagen mit der Schneerute 4 Minuten kochen läßt, worauf sie bis zum Erkalten geschlagen wird, bis die Masse schneeweiß und durch und durch schaumig ist.

M. Kn.

Diese *sind geputzt mit* *Nigrin*

Sofortiger wasser- und wetterfester Dauerhochglanz, da wieder reine Terpentinölware.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Ernähre Dein Haar mit Humagsolan Pillen

Original: Prof. Dr. Zünkler

Traurig aber wahr

ist es, daß heute ein erschreckend hoher Prozentsatz aller Menschen an vorzeitigem Haarausfall leidet. Als Folge von Grippe, Kriegsentbehrungen, Minderwertigkeit der Ernährung ist die Erscheinung ein ganz charakteristisches Zeichen der Zeit, gegen das äußerliche Haarpflegemittel allein machtlos zu sein pflegen. Humagsolan als Ergänzung der Nahrung führt die gesamten Bauelemente des Haares dem Blute zu und ermöglicht dadurch lebenskräftigen Haarwurzeln reichlichere Aufnahme der zur Entfaltung üppigen Haarwuchses erforderlichen Nährstoffe. Originalpackung (ausreichend für 1 Monat) Mark 30.— in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften.

Kostenlose Aufklärungsschrift Nr. 19 durch Fattinger & Co., G. m. b. H. / Berlin NW 7

JOE LOE

Flechtenleidende!

Dr. Lehmann's Hautstein (D.R.-P.) beseitigt Flechtenleiden aller Art. Preis M. 15,—. Auskunft kostenlos. Glänzende Dankschreiben. **R. Kurz. Ulm a D. 5,** Zeltblomstr. 46.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apoth. Lauenstein's Renovationspillen;** ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 11.50. **Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.**

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, **Zernsdorf 7** (i. d. M.)

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4

Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb Krankenfahrstühle z. Schieben

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.

August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, **Markneukirchen i. S. 125.** Gegr. 1862.

Charakterbild

a. d. **Handschrift** M. 5,50; ausführl. M. 8.50 u. Porto. Prospekt gratis. **S. Haas, Berlin,** Regensburgerstr. 30a, I.

Frauen

Was ist Plasmaoyl? Ausk. ert. geg. Rückporto **H. Bürke, Dresden-A., Trompeterstr. 4, I.**

Gummi-Regenmäntel

versendet auch an Private **Clara Gottlieb, Hamburg 4.** Muster und Preisliste frei!

Eine leichte Entbindung

erzielt jede werdende Mutter d. Gebrauch uns. ärztl. empf. „Salus"-Pillen. Geg. Nachn. 10,80 M. „Seleco" Berlin SW 11, Kopernikusstraße 20.

UNTERRICHTS-

Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages Ausgabe Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung —

Echt goldene, fugenlose **Trauringe,** moderne schmale Form, liefert billigst per Nachn. **Arno Hausding,** Schmuckwarenfabrik **Pirna i. S.,** Schützengasse 5. Trauring-Fabr. m. Kraftbetr.

GLOBUS Rostfleck-Entferner unentbehrlich für Wäsche wirkt rasch sicher schadlos

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich **Fritz Schulz jun. A.-G.**

Digitized by Google

Deutsche Kinder in Holland.

Als im Juli 1916 die Lebensmittel in Holland noch im Überfluß waren, während in Deutschland die Folge der Blockade sich ziemlich plötzlich in dem stets schlechter werdenden Gesundheitszustand der Kinder bemerkbar machte, kam bei einzelnen Familien in Holland der Gedanke auf, während der Ferien deutsche Kinder zur Erholung bei sich aufzunehmen. Diese Anregung fand gleich so viel Beifall, daß die Vorsteherin des Vereins für Säuglingsfürsorge der Stadt Düsseldorf sofort eine Sendung von 70 Kindern in die Wege leiten konnte. Die Idee, deutsche Kinder bei sich aufzunehmen, fiel ohne jedwede Propaganda auf so guten Boden, daß außer dem ersten Transport am 26. Juli 1916 über Elten gleich drei Tage später ein zweiter Transport von 100 Kindern die Grenze passierte. Dann kamen wöchentlich zweimal, später meistens einmal, Transporte von 100 bis 150, ja selbst 700 Kindern über die Orte Maastricht, Zevenaar, Enschede, Oldenzaal oder Nieuwe Schans. Im ersten Monat wurden bereits 1200 Kinder untergebracht. Als jedoch diese so impulsiv entstandene Bewegung stets größere Kreise zog, machte sich die Notwendigkeit einer festen, durchgreifenden Organisation stark fühlbar, besonders mit Bezug auf die wegen des herrschenden Kriegszustandes bestehenden strengen Vorschriften für den Grenzübergang, jedoch auch unter Beobachtung der Verkehrsschwierigkeiten, der rationellen Versorgung der Kinder und endlich zur Verhütung einer ungeordneten Überströmung des Landes. Damals wurde ein Zentralkomitee in Leiden gebildet, mit einer Anzahl Unterabteilungen, heute bestehen deren mehr als fünfzig, unter dem Namen „Niederländische Zentrale für Ferienkinder aus Deutschland." In engem Zusammenhang mit der Zentrale in Leiden arbeitet die Zentralstelle in Düsseldorf, welche wieder Fühlung hält mit den zahlreichen Unterabteilungen in deutschen Städten, besonders mit der Reichszentrale in Berlin. Diese Organisation erwies sich als äußerst zweckdienlich, indem ihre Einigkeit und Stärke dazu beitrug, sich stets schleunigst den im Laufe der Jahre mehrfach veränderten Wandlungen auf ökonomischen und politischen Gebieten anzupassen. Natürlich stellte eine so lose Bewegung große Ansprüche an

Die Hausfrau verleiht
ihren Teeabenden einen besonderen Reiz, wenn sie

*** Marke ***
Teekanne

kredenzt. Duftendes Aroma und Feinheit des Geschmackes zeichnen diese seit 30 Jahren bewährten Teemischungen besonders aus. Ihre Ausgiebigkeit verbürgt größte Billigkeit im Verbrauch. Man achte beim Einkauf auf die Schutzmarke „Teekanne" auf den Paketen. In allen durch Plakate kenntlichen Geschäften ist Tee „Marke Teekanne" erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden

4 wichtige Export-Artikel

1) **Fön**-Heißluftdusche
Die Marke „Fön" bietet Gewähr für sicheren Betrieb.

2) **Sanax**-Vibrator D. R. P.
der beste elektr. Handmassage-Appar., reibungslose Lagerung, absol. haltbar, keine Erhitzung, 40% Stromersparnis.

3) **Penetrator**-Vibrator D.R.P.
sehr starker Massage-Apparat für Körpermassage, mit dem. Vorzügen wie d. Sanax.

4) **Ordo-Fix**-Hosenspanner D. R. P. — Neu! Aus- und Einspannen in 1 Sek.

Große Posten sofort lieferbar.
Fabrik: **Sanitas, Berlin N 24, Friedrichstr. 131 d.**

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel
Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Ebee-Haarkur

Das einzige Verfahren von wissenschaftl. Wert bei Haarausfall, Schuppenbildung, zu trockenem oder zu fettem Haar; verbürgt bei energischer Durchführung Erfolg. Aus drei verschiedenen Präparaten bestehend. Angabe, ob Haar trocken oder fettig ist. Prospekt frei. Preis M. 58.—

Ebee-Schälpaste

beseitigt radikal alle Hautunreinheiten, Mitesser, großporige Haut, Röte, Sommersprossen, selbst in veralteten Fällen. Erneuert die Haut, ohne entzündliche Reizung . . . . . Preis M. 34.—

Auskünfte, Prospekte kos enfrei.

Frau Elise Bock G. M. B. H.
Berlin-Charl. 39, Kantstraße 158

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Nieder' reisln-Rhein.** Abteil. 18

An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm** Kat. o. a. Wunsch **LINCK** Ebe hardstr. 7 Stuttgart.

Krankenfahrstühle
Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Haase
Bresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

Strickgarn
Versand an Private und Händler, Proben nur gegen Einsendung von 1 Mark.

Trikot-Hemden
für Herren 35 M., mit farb. Oberhemdeinsätzen 50 M., Trikotunterhosen 25 M. Gute Herrenstrümpfe Paar 12 M. Versandspesen extra.
Paul Joske, Saalfeld a. d. Saale 14.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Digitized by Google

Organisation und Werktätigkeit. Dankbar sei hier der Mithilfe gedacht, welche die Zentrale von der Reichskommission für Ferienkinder aus Deutschland und Belgien zu Nymwegen und der Niederländischen Eisenbahn-Gesellschaft genießen durfte. Lobenswert sei hier auch die Geduld und der unermüdliche Eifer gepriesen, welcher sowohl die regelmäßigen Begleiterinnen als auch die Mitglieder der Unterabteilungen während so vieler Jahre auf ihren gewiß nicht leichten Posten ausharren ließ. Bis heute haben 24 000 Kinder durch Vermittlung der Zentrale aus Leiden in den Niederlanden Gastfreundschaft genossen. Wer ein Kind nicht bei sich aufnehmen konnte, gab die Mittel zur anderweitigen Verpflegung. Dieses führte zur Errichtung von Heimstätten; deren wurden 47 neu eingerichtet oder bereits bestehende in Gebrauch genommen. Privatleute stellten wohlwollend ihre Stadt- oder Landwohnungen, selbst Schlösser zur Verfügung. Ungefähr 6000 Kinder wurden in Heimstätten, darunter 1000 in Klöstern, verpflegt. Von August 1918 bis März 1919 ruhte die Tätigkeit der Zentrale wegen der immer knapper und schwieriger werdenden Lebensmittelversorgung in Holland. Als diese wieder besser wurde, blühte die Bewegung plötzlich wieder auf. Neue Abteilungen entstanden; aus Stadt und Land kamen hunderte Anfragen. Selbst das Ausland blieb nicht fern; seit Oktober 1919 werden Gruppen von 50—60 Kindern auf Kosten der „Society of Friends" durch englische Leiter der Organisation liebevoll verpflegt. Zu Anfang kamen die Kinder meistens aus dem Rheinland, weil die Industriegebiete an erster Stelle Hilfe benötigten. Die Not in Nord- und Mitteldeutschland wurde jedoch zusehends größer, und so trafen auch Kinder aus Hamburg, Osnabrück, Berlin, Halle und andern Orten ein. Es gelang sogar, solche aus Schlesien, Sachsen, Wien und Riga nach Holland zu schaffen. Bedeutend war auch die Zahl der sogenannten „Anschlußkinder", die, Einladungen von Verwandten oder Freunden Folge leistend, die Vermittlung der Zentrale in Anspruch nahmen, um in sicherer Obhut über die Grenze zu gelangen. Der größte Teil der Kinder bestand aus deutschen, jedoch zog unter der Flagge „Ferienkinder aus Deutschland" auch eine beträchtliche Zahl [illegible] ja selbst amerikanischer, baltischer, englischer [illegible] aus der niederländischen Gastfreundschaft. Die [illegible] arbeitet auf durchaus neutraler Grundlage. Ihre [illegible] schiedenen Glaubensbekenntnissen und politischen [illegible] landkinder", die vor der Ausreise häufig zu den schl[illegible] gehört hatten, kehrten geistig so erfrischt zurück, daß die [illegible] zeit nicht allein schnell wieder eingeholt wurde, sondern [illegible] zu den besten der Klasse gehörten. Die Pflegeeltern [illegible] zumeist so ins Herz geschlossen, daß sie dieselben zurü[illegible] sie hören, daß der Gesundheitszustand zu wünschen üb[illegible] sieht man die Kleinen, häufig glückstrahlend, nicht selten [illegible] eines Bruders oder Schwesterchens zurückkehren. Kinder, [illegible] rend ihres Aufenthaltes in Holland krank werden, können [illegible] der Zentrale in Krankenhäusern verpflegt werden.

Th. Bertholdi.

Geschäftliches.

Geschwächte, Nervöse, Ueberarbeitete findet man in den meisten Familien. Um den Körper zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen, verweisen wir ganz besonders auf das so beliebte, von den Aerzten empfohlene Präparat Leciferrin, das äußerst wohlschmeckend ist und von jung und alt gern genommen wird.

Bubi's Leiden und Freuden sind auch die der Mutter. Bubi hat sich das Höschen zerrissen, Mutti muß es flicken. Bubi will einen ebenso schönen Anzug wie Nachbars Fritz, und Mutti muß ihn anfertigen, denn zum Kaufen ist er zu teuer. Bubi will schöne Hemdchen haben, Mutti näht sie. Bubi will auf dem Sofa und dem Tische auch so schöne Deckchen und Spitzchen sehen wie bei anderen Leuten, Mutti erfüllt auch diesen Wunsch, denn sie hat ja eine „Köh er"-Nähmaschine, und damit kann sie das alles machen. Obwohl sie keine besonderen Vorkenntnisse besitzt, denn die Maschine ist so praktisch, daß es nach einiger Uebung geht. Ihre Freundinnen haben sich jetzt auch eine solche Nähmaschine angeschafft, nachdem sie dieselbe in der Arbeit gesehen haben. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Lacto-Eipulver (Lactovolin)

verbilligt das Ei, weil es allein oder mit ihm zusammen verwandt werden kann.

In Beuteln zu Mk. 1.— und in Paketen zu Mk. 4.85 (ermäßigter Preis.)

Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!

Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim bei Worms.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Teodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
B. Haushaltungsschule
C. Landwirtschaftliche Frauenschule.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preußen.

Frankfurt/Oder, Oderstraße 27. Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende. Inhaberinnen: L. Thomas und J. Rommel. Unterricht i. fein. u. bürgerl. Küche, Einmach., Backen, Plätt., Haushaltungskunde, wirtsch. Buchführg., Wäschenäh., Schneid., Hand- u. Kunsthandarb., Deutsch, Literatur, Musik. Gute Verpflegung sichergestellt. Näheres d. Prospekt.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Gernrode Töchterheim Mathilde Erstkl. i. Wissensch., Musik u. Haush. f. Töcht. bess. Stände (In- u. Ausl.). Ill. Prosp. Inh. Anna Stoll, staatl. gepr. B. d. T.

Georgenthal (Thüringen) ✱ Fremdenheim „Luisiana". ✱ 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¼ Jahr 600 M. —— Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme. ——

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Königsfeld bad. Schwarzwald. Haushaltungsschule „Margaretenheim" inmitten herrlicher Tannenwaldung gelegen. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Vervollkommnung in Sprachen u. Musik. Reichliche, beste Verpflegung.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. n. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden z. 1. 1. 1921 liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kraft. d. Gesundheit/ Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Schulen und Lehranstalten

Pädagogium Bublitz (Pom.) Vorb. f. alle Kl. u. Ex. Dorfschüler bestanden n. 1. Jahr d. Einj.-Prüfg. Gute Verpfl. Prospekt Pfr. Krauseberg.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Abitur., Prim., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfung u. a. Schulklass.

Privat-Realschule mit Handelsfächern. Ländliche Reformerziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelsklasse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. Unterneubrunn (Thür.)

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandssiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst. Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekt frei.

Dr. Rustik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Kaiserstraße 12. Schulausk. u. Prospekte.

Gartenbauschülerinnen für das [illegible] 1921 stellt ein. Obstgut a. Schweizerwald, Mittweida, Sachsen. Bei Mi[illegible]

Erziehungs-Anst[illegible]

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individu. Gartenb., ev. Gärtn. Garten. Jahres-Prosp. S. Wagner.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Ge[illegible] B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle [illegible]

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 43. 1920

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Bilderrätsel. Von Max Handrick.

Silbenrätsel.

Aus Silbe Eins, der Erd' entnommen,
Formt manch Gerät des Menschen Fleiß;
Auch durch die Luft hört man sie klingen,
Bald laut und grell, bald sanft und leis.

Die Zweit' und Dritte stehen männlich,
Oft Schulen und Fabriken vor;
Es steigt auf ihnen, wenn sie weiblich,
Auch mancher Handwerksmann empor.

Das Ganze spielt auf dem Klaviere
Des Kindes ungeübte Hand,
Doch wird es auch vom größten Künstler
Als Übung häufig noch verwandt.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 — ein Held, der einst vor Troja fiel
9 6 2 3 — in Deutschland ein beliebtes Spiel
3 2 4 2 9 1 — ein Badeort im Schweizerland
3 2 9 9 5 — als trefflicher Poet bekannt
6 2 8 6 2 9 8 9 — mit Schnee bedeckte Gipfel hat
9 1 4 5 3 3 2 8 — in Schlesien eine kleine Stadt
2 7 3 2 4 — in jeder Kirche ist zu sehn
1 2 9 3 5 4 — auch ihn kann man dort walten sehn
5 1 2 7 — ein Stein voll bunter Farbenpracht
9 1 2 4 3 2 6 8 9 — hat Rom und uns viel Not gemacht

Rätsel

Ein Mägdelein (den Namen rat!)
Geht in das Haus, was wird daraus?

Zweisilbige Scharade.

Die erste Silbe ist ein Maß,
Die zweite das, was übrigblieb.
Im Ganzen wohl schon mancher saß,
Dem dieser Aufenthalt nicht lieb.

Geschäftliche Mitteilungen.

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder wird von Tausenden von Aerzten als bestes Einstreumittel für kleine Kinder empfohlen. Viele Krankenhäuser, Kliniken und Säuglingsheime wenden regelmäßig den Vasenol-Wund- und Kinder-Puder an, zumal er äußerst sparsam und billig im Gebrauch ist. — Die gleich glänzenden Anerkennungen, die der Vasenol-Wund- und Kinder-Puder zur Kinderpflege erhalten hat, sind dem Vasenol-Sanitäts-Puder als Körperpuder und dem Vasenoloform-Puder als Fußpuder zuteil geworden.

In der letzten Augustwoche haben an der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen die Diplomprüfungen des Sommersemesters stattgefunden. In der anschließenden Entlassungsfeier wurden 17 Studierende und eine Studentin nach erfolgreich bestandenem Examen mit dem Diplom der Deutschen Kolonialschule entlassen. — Das Wintersemester beginnt am 20. Oktober.

War eine Verbesserung des „Nuos"-Schuhputzmittels überhaupt noch möglich, so ist dieselbe inzwischen seitens der Firma „Osra" G. m. b. H., die auch während der Frankfurter Messe weitgehendste Beachtung fand, sicherlich vorgenommen. Die Firma hat mit ihrem „Nuos"-Schuhputz, den sie selbst in der Zeit größter Warenknappheit nur in einer erstklassigen Qualität lieferte, den Beweis erbracht, daß es nicht auf die Billigkeit eines Gebrauchsartikels ankommt, sondern daß Qualität und Zuverlässigkeit sich den Weg bahnen. Wenn die ganze deutsche Industrie darauf bedacht ist, nach ähnlichen Prinzipien zu arbeiten, wird sie bald wieder im In- und Ausland ihren guten Ruf erringen.

PEBECO

ist die Zahnpasta, die Hunderten von Nachahmern als Vorbild gedient hat und noch dient, weil alle wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen bis in die neueste Zeit hinein berücksichtigt werden. Wie das Urbild stets vollkommener ist als die geschickteste Nachahmung, so ist auch PEBECO zur Pflege des Mundes und zur Reinigung der Zähne jeder anderen Zahnpasta vorzuziehen.

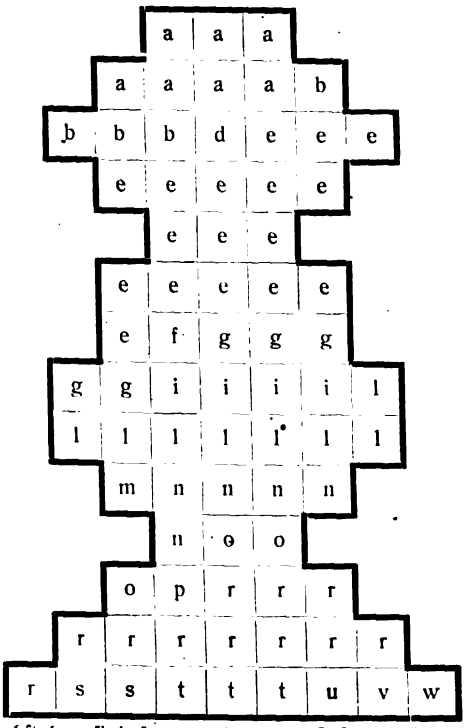
Probetuben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Digitized by Google

Denkstein-Rätsel.

Von E Willmann.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß sich in den wagerechten Reihen 14 Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Dichtungsart, 2. Längenmaß, 3. Gefährlicher Beruf, 4. Beförderungsmittel, 5. Fisch. 6. Französische Stadt, 7. Hohlmaß, 8. Branntweinsorte, 9. Feiertag, 10. Deutscher Fluß, 11. Vergnügungsstätte, 12. Verletzung, 13. Männlicher Vorname, 14. Deutsche Stadt — Die mittelste senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, ergibt den Namen einer weitverbreiteten Zeitschrift.

Umstellrätsel.

Horch: verheerend durchbraust mein Wort die Wälder und Auen.
Stellst ein Zeichen du um, wird er zum heiligen Buch.

Lautänderung.

Findet schnell den Monat, bitte,
Der, sobald ihm in der Mitte
Umgeändert wird ein Zeichen,
Einem wilden Tier muß gleichen!

Korn Towsta.

Vier Silben.

Nach Sommerlust, nur allzubald,
Nahten die ersten beiden;
Die Rosen mußten scheiden,
Doch prangt in buntem Schmuck der Wald
Mit seiner Blätter goldner Zier,
Im Windhauch bebend drei und vier.

Und lenkst die Wanderung du hinaus,
In sonn'gen Wiesengründen,
Ein letztes Blühn zu finden,
Fügst gerne du wohl deinem Strauß
Der ersten beiden Zierde ein:
Die eins zwei drei vier im Verein!

Verwandlungsrätsel.

Im Reich der Töne bin ich Meister
Und habe einen Haken klein,
Für den setz mir zwei Striche ein,
Und sieh', dir lächeln alle guten Geister.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Rösselsprung: Allen denen, die sich mit gewissen Dingen nur aus Liebhaberei beschäftigen, ist mehr daran gelegen, daß sie etwas tun, als daß etwas getan werde. Goethe.

Zwei Wörter: Watte — Au. Watteau.

Kapselrätsel: Plastik — Last.

Diamant-Rätsel:

S
See
Trier
Hundert
Seideinig
Geripp e
Tanne
Eis
g

Umgekehrt: Alles — Sella.

Drei Silben: Labetrunk

Gleichklangrätsel: Lack.

Feuer breitet sich nicht aus, hast du Minimax im Haus

Minimax G.m.b.H., Berlin W8, Unter den Linden 2 (E 72)
Berlin · Cöln · Hamburg · Stuttgart · Wien Zürich · Prag · Stockholm · Valparaiso

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 43. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Die Ludwigsteiner.

In Nr. 25 der Zeitschrift Niedersachsen befindet sich ein Aufruf an die Jugend aller Bünde. Der beschäftigt sich mit der Burg Ludwigstein im Werratal, die jeder Wanderer, der diese Landschaft berührte, besonders liebt, wenn er Sinn für echte Romantik hat. Die Burg wird in die Hände der Wandervögel übergehen, sobald alle Bedingungen, die an den Erwerb geknüpft sind, erfüllt wurden. Der Aufruf fährt nach einigen einleitenden Sätzen fort: „Wir haben in Hannover eine Vereinigung zum Erwerb und zur Erhaltung der Burg Ludwigstein bei Witzenhausen an der Werra gegründet. Und unser Ruf geht dahin: Tretet dieser Vereinigung bei! Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens 5 Mark und sichert außer eurer einmaligen Spende so unsere Sache weiter wesentlich. Wir bedürfen der Mitgliedschaft von 10 000 aus unseren Reihen, darum helft auch ihr werben, wo und wie ihr nur könnt! Anmeldungen an Ferdinand v. d. Lippe, Hannover-Waldheim, durch den ihr auch Satzungen erhaltet.

Die Jägeruhr.

Nicht alle mögen wissen, daß die Jäger sich nach dem Erwachen und dem Gesang der Vögel vielfach in der Zeit zu richten pflegen und das so gut können, als wenn sie auf die Uhr blicken. Nach der Nachtigall, die nur zur Nachtzeit singt, ist es der Fink, der durch seinen frühen Gesang das Signal zur allgemeinen Reveille gibt. Sein Gesang, der unmittelbar dem Aufgang der Sonne vorausgeht, ertönt zwischen 1½ und 2 Uhr morgens. Zwischen 2 und 2½ Uhr folgt sodann die schwarzköpfige Grasmücke mit ihrem Liedchen. Von 2½ bis 3 Uhr hört man den Wachtelschlag, den kurzen, eindringlichen. Man hat diesen Wachtelschlag mit den Worten „Weg vom Bett! Weg vom Bett!“ ausgedeutet, mit dem er die Langschläfer zum Tagewerk rufe. Zwischen 3 und 3½ Uhr folgt die rotbäuchige Grasmücke mit ihrem melodischen Triller. Von 3½ bis 4 Uhr läßt sich die Schwarzamsel vernehmen, ein musikalisches Tierchen, das leicht Melodien lernt. Die Schwarzmeise folgt zwischen 4½ bis 5 Uhr mit ihrem schrillen Gesang. Und nach 5 Uhr mischt sich der Gassenbube unter den Vögeln, der Sperling, mit seinem Gepiep in das Konzert der geflügelten Musikanten.

Zusammengeschrumpfte Bühnenstücke.

Es gibt Theaterstücke, die wie die Greise im Alter zusammenschrumpfen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts spielte man ein

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Das schönste Geschenk

90 90

Das Tafelbesteck

Ill. Spezialofferte kostenlos

Lorenz & Varberg

Dresden-A 19

Entzückende Naturtreue des Duftes. Ein Atom genügt.

Blütentropfen ohne Alkohol. Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u. a. Neu. Goldlilie.

Überall zu haben.

KÖHLER

NÄHMASCHINEN

verlange Schrift Nr. 101.

HERMANN KÖHLER

NÄHMASCHINENFABRIK

ALTENBURG, S.-A.

Digitized by Google

aus dem Französischen des Mercier übersetztes Drama in fünf Akten „Der Essighändler". Ludwig Devrient glänzte in der Titelrolle und hatte solchen Erfolg damit, daß Iffland sich veranlaßt sah, eine Fortsetzung dazu, „Das Erbteil der Väter", zu verfassen. Als das Stück später veraltet schien, lockte doch die Bombenrolle noch die Virtuosen, und ein Schauspieler namens Vogel, der gern in dieser Rolle auftreten wollte, strich es auf drei Akte zusammen. Nach einiger Zeit war wieder so viel über Bord geworfen, daß bloß zwei Akte übrigblieben, und in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wollte man die Rolle nochmals retten und spielte den „Essighändler" in einem Akte. — Gerade vor einem Jahrhundert, am 28. September 1820, wagte in Hamburg der „Theaterveteran" Friedrich Ludwig Schmidt das Experiment, Kleists „Zerbrochenen Krug", der in der ursprünglichen dreiaktigen Fassung in Weimar nicht recht hatte gefallen wollen, durch Zusammenziehung in einen Akt lebensfähig zu machen. Auch in diesem Fall hatte den Bearbeiter vor allem die Hauptrolle, nämlich die des Dorfrichters Adam, gelockt. Das Stück ist denn auch in dieser Fassung mehrere Jahrzehnte hindurch auf deutschen Bühnen aufgeführt worden. Später freilich gab man wieder eine dreiaktige Einrichtung dieses Meisterlustspiels. — Auch Friedrich Haase strich sich ein vordem als Dreiakter aufgeführtes Lustspiel, Ernst Wicherts „Narr des Glücks", zu einem Einakter zusammen und gewann dadurch die Möglichkeit, dieses Stück fast ganz allein darstellen zu können und den Beifall nicht mit anderen Schauspielern teilen zu müssen.

Gut abgetrumpft. Eine bekannte Schauspielerin begegnet nach verflossener Kriegszeit einem Herrn auf der Straße, der sie nach artigem Gruß anspricht und sich nach ihrem Befinden erkundigt. Sie weiß im Augenblick nicht, wer der Betreffende ist, der ihr ein über das andere Mal versichert: „Nein, wie Sie sich verändert haben, gnädige Frau, das ist ja gar nicht zu glauben!" Nachdem die Schauspielerin diese Verwunderungsausbrüche einige Minuten angehört hat, wird sie ungeduldig und sagt: „Wahrscheinlich ist die Zeit nicht spurlos an mir vorübergegangen. Aber wie gewaltig ist das erst bei Ihnen der Fall gewesen!" — „Bei mir? Inwiefern?" forscht ganz betreten der Herr. — „Nun, Sie haben mich doch noch erkannt, ich aber konnte mich zuerst gar nicht mehr auf Sie besinnen!"

Eine alte Sage im neuen Licht. Annchen liest aufmerksam die Sage vom Herkules. Als sie am Schluß der zwölf Arbeiten angelangt ist, schüttelt sie den Kopf und sagt zu ihrer Mutter: „Eins verstehe ich nicht, Mamachen." — „Was denn, mein Kind?" — „Daß der Herkules, der doch sonst so gescheit war, bei seiner Arbeit gar keine Tarifsteigerung eingeführt hat!" E. M.

Aus den Gesprächen der Eltern hat die kleine siebenjährige Elisabeth gehört, daß alles von Tag zu Tag teurer werde, daß selbst das Begrabenwerden oder die Feuerbestattung eine höchst kostspielige Sache geworden sei. Eines Tages ist sie zugegen, als die Eltern sich von der Aufführung der neuen Tragödie „Alkestis" unterhalten, namentlich über den anderen Schluß, den der moderne Dichter der alten Sage gegeben hat. Bei Euripides kehrt die Alkestis, die sich freiwillig für ihren Gatten geopfert hat, aus der Unterwelt zurück. Bei Prechtl (Friedländer) will sie das Erdenleben nicht wiedergewinnen, sondern im Reich der Schatten verbleiben. Da wirft Elisabethchen in das ernste Gespräch die Bemerkung: „Vielleicht, weil die großen Begräbniskosten doch schon bezahlt waren!" M.

Geistesgegenwart auf der Bühne. Die berühmte Tragödin Sarah Bernhardt, deren Ruhm schon bald der Vergangenheit angehört, hatte einst in ihrer Glanzzeit in dem Dumasschen Stück „Die Fremde" die Hauptrolle zu spielen. Als der Abend der Aufführung heran-

kommt, fühlt die Künstlerin [illegible] fallen, gegen das sie wacker [illegible] nach dem andern, aber es wird [illegible] Szene kommt, in welcher die Fremde [illegible] hat, in der so etwas wie der Angelpunkt [illegible] alles vor ihren Augen, und der ganze [illegible] Gedächtnis entglitten. Was tun? Sarah [illegible] destoweniger auf, nimmt ihrer Partnerin [illegible] folgendes: „Ich bin eigentlich hierhergekommen [illegible] schichte zu erzählen. Aber ich habe mich [illegible] es lieber nicht!" Steht auf, rauscht davon, [illegible] der der Vorstellung beigewohnt hat, stürzt [illegible] haben Sie ja großartig gemacht! Das ist [illegible] Ich werde diese Änderung sofort im gedruckten [illegible]

In Webers „Freischütz". Der Darsteller [illegible] schlecht gelernt. Die Wolfsschluchtszene kommt [illegible] Kaspar zu sagen: „Das linke Auge eines Wiesels, [illegible] Luchses." Er versteht aber den Souffleur nur [illegible] über die Bühne: „Das rechte, das ist Luxus [illegible]

Theaterzensur. Im vormärzlichen Wien wurde [illegible] nicht immer gerade mit Geist besorgt. So fand man, [illegible] daß es die Pietät verletze, wenn in Schillers „Ka[illegible] Vater und Sohn sich so schroff gegenüberständen. [illegible] entfernteren Verwandtschaftsgrad umgeändert werden [illegible] delt also den Sohn in einen Neffen des Präsidenten. [illegible] Als nun der Darsteller des Ferdinand an jene Stelle [illegible] Präsidenten bittet, ihn nicht zum äußersten zu treiben, [illegible] rufen: „Denn es gibt in meinem Herzen eine Stelle, [illegible] Onkel noch nie gedrungen ist!"

Lacto-Eipulver
(Lactovolin)
nährt und verbessert die Speisen im Geschmack.
Jederzeit zur Hand.
In Beuteln zu Mk. 1.— und in Paketen zu Mk. 4.85 (ermässigter Preis).
Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!
Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim bei Worms.

Haut-, Harn- und Frauenleiden
Spezialärztliche Beratung und Behandlung ohne Berufsstörung. Verlangen Sie kostenlos aufklärende Druckschrift.
Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt. Leit. Arzt Dr. v. Hahn, Berlin 203, Potsdamer Strasse 109 d, — 3–7. Sonntags 11—1. —

Prima engl. Kernseife,
große Stücke, 450 Gr., à St. 8,50 M.. Postkolli zu 28 St. u. 1 Eigutkiste zu 72 Stück gegen Nachnahme zu beziehen d. Versandhaus **P. Brand**, **Mülheim/Ruhr,** Eppinghoferstr. 1.

Yoghurt-Glykobakter-Tabletten
entfernen energisch schon nach kurzem Gebrauch Millionen schädlicher Darmschmarotzer u. wirken dadurch verjüngend auf den ganzen Körper. Per Karton 5 M., von 3 Karton an franko. Nachnahme. **M. Köhler,** Frankfurt (Main), Im Prüfling 46.

Rheumatismus
Ziehen und Schmerzen in den Gliedern, **Gicht, Hexenschuss** und dergl. Steiners Einreibung **„Tonnin"** glänzend u. tausendfach bewährt. **Bester Erfolg! Streng reell!** Man bestelle sofort eine Versuchstube zu M. 10.- Grosse Doppeltube M. 18,50. **Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co G. m. b. H., Berlin W 30/6, Eisenacherstr. 16.**

Eine leichte Entbindung
erzielt jede werdende Mutter d. Gebrauch uns. **ärztl. empf.** „Salus"-Pillen. Geg. Nachn. 10,80 M. **„Seleco"** Berlin 34/44. Kopernikusstraße 20.

Die richtige harmonische Klavierbegleitung
der linken Hand zu jeder Melodie lehrt Methode Levers. M. 11.–. **Müller, Freiburg i. Br.** Dreikönigstrasse 50.

Prima Kammgarnstrickwolle
(Qual. Volkswolle GBN).
Nähgarne, Nähseiden, Stickseiden, Häkelgarne usw. Schnürsenkel, Mako, Eisengarn, Seide liefern
Gebr. Barenholz, Nordhausen
Verkaufskontor für Leipzig: Yorkstraße 28.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 4.–
Salbe: (Madenwürmer) M. 6,50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Digitized by Google

Und dann — die Runzeln ...

Der Spiegel zeigt sie Ihnen erbarmungslos zusammen mit Fältchen, Krähenfüßen, schlaffer, welker Haut. Vermeiden Sie kostspielige, oft schädliche Versuche mit Cremes und Apparaten, und vertrauen Sie dem naturgemäßen und gesundheitdienlichen Hautpflegemittel der Exterikultur:

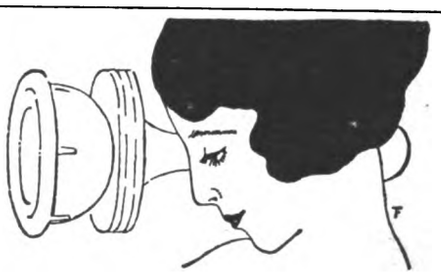
Aok-Seesand-Mandelkleie!

Durch die wohltuende, belebende Frottage wird fahle, spröde, graue, welke Haut schnell und sicher jugendfrisch und zart, werden Mitesser, Pickel und andere Hautunreinheiten gründlich und dauernd beseitigt.

Aok-Seesand-Mandelkleie

hat sich besonders in hartnäckigen Fällen bewährt. In jedem einschlägigen Geschäft erhältlich.

Kolberger Anstalten für Exterikultur Kolberg.



Viele sind innerlich

beglückend jung und unverbraucht. Aber äusserlich? Alternd, verblühend, welkend, „vorbei". Denen hilft der Wikō wirklich. Wohltätig-milde, sorgsam-durchgreifende atmosphärische Saug und Druckwirkung befreit zuverlässig vom ersten Gebrauche an von Mitessern, Pusteln, fleckiger und fahler Haut, verebnet Runzeln und Altersfältchen, verjüngt wirksam um Jahre. — Dr. Hentschels Wikō Apparat, D. R. G. M., fachärztlich empfohlen, schafft frische, gesunde, volldurchblutete Haut und natürliche Anmut. — Dauernd wirksames, kosmetisches Grundmittel I. Ranges. Eine Wohltat für jede Haut. — Hilft jedem Dir auch! Preis mit Porto M. 20.50, elegant M 35,50, Nachnahme 50 Pf. mehr. — Einmalige Anschaffung.

Wikō-Werke Dr. Hentschel, Ao. 440, Dresden.

Digitized by Google

Das „begangene" Grab.

Während für unser Empfinden Stille und Ungestörtheit das würdigste und angemessenste für die Ruhestätte eines treuen Toten sind, schätzten und priesen die Alten ganz im Gegenteil das „begangene Grab". Die Ruhestätte, die am Wege lag, so daß sie von vielen Augen gelesen werden konnte, erschien ihnen besonders geeignet, das Gedächtnis des Verstorbenen fortleben zu lassen. Aus diesem Grunde legten sie Gräber und Friedhöfe an den begangensten Landstraßen an, und je verkehrsreicher die Stelle war, an der ein Toter zu ruhen kam, desto größer die Ehre! Ausweichplätze an Heeresstraßen, Kreuzpunkte, an denen viele Wege zusammenstießen, galten als besonders rühmliche Grabstellen. So wurden z. B. die Überreste des Arkas, des Stammvaters der Arkadier, aus einem öden und menschenleeren Gebirge auf Orakelbeschluß dahin gebracht, „wo Dreiweg, Vierweg und Fünfweg", also in belebteste Gegend. Die Gräber mit ihrem Baumschmuck, ihren Mauern und Gittern bildeten gleichsam die edelste Zierde der Straßen. „Je näher man der Stadt kam," schreibt Curtius in seiner Studie „Zur Geschichte des Wegebaues bei den Griechen", „desto bedeutungsvoller wurden die Gräber, welche die Heerstraßen einfaßten. Ein vorstädtisches Grab war eine besondere Ehre. In den belebtesten Vorstädten suchte man die Gräber derer zu vereinigen, welche lebend oder sterbend eine öffentliche Bedeutung erlangt hatten." Hochbedeutsam war der unmittelbar am Tore gelegene Grabplatz, denn dort herrschte ja ein besonders reger, auf einem Punkt zusammengedrängter Verkehr. Wir wissen von manchem klassischen Herrengrab vor dem Tore. Zum Lohn vor dem Tore bestattet wurde von den Athenern auch der im Staatsdienste gefallene Herold Anthemokritos. Nach Herodot ruhte übrigens über dem Haupttore Babels die Königin Nitokris. In Flußtälern galten als die ehrenvollsten Grabplätze die an Brücken oder Furten gelegenen, weil sie vom Verkehr am meisten berührt wurden.

Wer niedergeschlagen von der Trübnis unserer Tage den Kopf hängen läßt, lese die Worte zweier Männer und denke ihnen nach. Sie sind aus dem Maiheft des Schwäbischen Bundes entnommen:

Hummel: Natur und Staat: „Wir dürfen uns nicht ankränkeln lassen von konstruktiver Politik, sondern wir müssen uns die Hand reichen in dem starken Glauben an die Kraft der Innerlichkeit, aus der allein die Geduld erwächst, die das wesentlichste Erfordernis eines Deutschen unserer Tage ist."

Krieck: Nation und Menschheit: „Wenn jeder einzelne seine Kräfte entfaltet in dem Maß, das ihm gegeben ist, wenn jeder die Verantwortung für das Ganze übernimmt, so weit sein Blick und sein Tätigkeitsbereich sich erstreckt, dann dürfen Kinder und Enkel wieder frei ihr Haupt erheben. Denn noch ist unsere Aufgabe nicht erfüllt, noch ist unser letztes Wort nicht gesprochen."

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

ist nach Tausenden von ärztlichen Anerkennungen das beste Einstreumittel für kleine Kinder, das zuverlässig Wundsein, Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut verhindert. Im ständigen Gebrauch zahlreicher Krippen, Säuglingsheime usw. Zur täglichen Toilette ist der

Vasenol-Sanitäts-Puder

unentbehrlich;

bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß

Vasenoloform-Puder

das beste und billigste Mittel.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Lovan-Creme

gegen

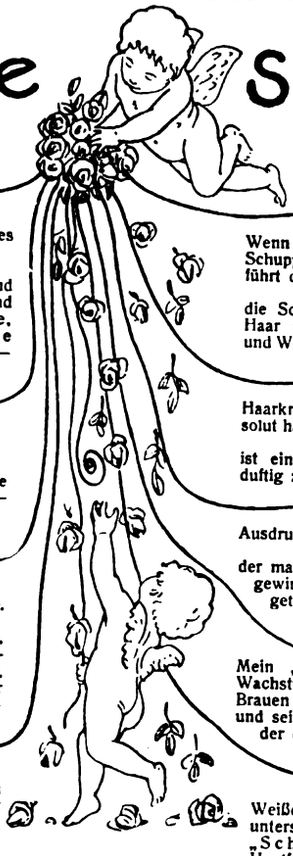
spröde und wunde Haut.

Große und kleine Tuben und Dosen.
Ueberall erhältlich, wo Sie Kaliklora-Zahnpasta kaufen.

Zur Schönheitspflege: Lovan-Creme, fettfrei. Lovan-Schönheitspuder.

Digitized by Google

Biologische Schönheitskultur



Das Gesicht

Schröder-Schenkes neues Verfahren zur Herbeiführung eines raschen, unauffälligen Hautwechsels:
„Haut-Edelschliff".
Einfache Anwendung. Durch „Edelschliff" wird rasch und unmerklich für die Umgebung die Haut verjüngt u. erneuert und Unebenheiten, wie Pickel, Mitesser, Akne, rauhe, spröde, großporige Haut, Flecken und Falten, Röte der Haut, beseitigt. Unmerklich für die Umgebung. Preis M. 40.—

Die Zähne

Sauerstoff-Zahnbleichpulver
„Schneeperlen"
mit herrlichem Geschmack, antiseptisch, macht die Zähne blendend weiß, verhütet Zahnsteinbildung .... Preis M. 5.—

Die Nase

Nasenformer „Orthodor", D. Reichs-Patent, Auslands-Patente.
„Orthodor"
beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder ..... Preis M. 25.—

Die Lippen

Zu großer, breiter Mund, wulstige, aufgeworfene Lippen werden in wenigen Wochen durch meinen patentierten Lippenformer **„Kallodor"** auf ihre anmutige, normale Form reduziert, während bei zu dünnen Lippen die Lippenform üppiger wird. „Kallodor" ist verstellbar und paßt für jeden Mund. Preis M. 18.—

Das Haar

Wenn das Haar dünner, spärlicher, spröde und glanzlos wird, Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall, Spaltung der Haare auftreten, führt die Anwendung von
Schröder-Schenkes „Haarkraftbalsam"
die Schönheit und Gesundheit des Haares wieder herbei. Das Haar wird vollauftragend und duftig und erlangt seidigen Glanz und Weichheit. Vor Nachahmung wird gewarnt . . . Preis M. 13.—

Lockiges Haar

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration.
„Isolde"
ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten .... Preis M. 12.—

Die Augen

Ausdrucksvolles Auge, bestrickenden Reiz, Feuer u. Frische durch
„Diamant";
der matte, trübe Blick verschwindet, die Augen werden lebhaft und gewinnen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Absolut unschädliche, vegetabilische Präparate ..... „Diamant" M. 10.50

Die Brauen und Wimpern

Mein „Asiatischer Augenbrauensaft" fördert das Wachstum der Augenbrauen und Wimpern auffallend schnell. Die Brauen werden dicht und schön geschwungen, die Wimpern lang und seidig, wodurch den Augen jener pikante Reiz verliehen wird, der das Frauenantlitz so anziehend macht .... Preis M. 10.50

Die Hände

Weiße Hände und Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal sie voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecken und dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str. 24.**

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Stoffwechsel-Krankheiten
Gicht Rheuma, Magen, Darm, Leber, Nieren, Herz, Lungenleiden usw. behandelt erfolgreich ohne Berufsstörung durch giftfreie Hauskuren Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt, Leit. Arzt Dr. v. Hahn, Berlin 104, Potsdamer Straße 109b. 10—1 3—5
Man verlange kostenfrei aufklär. Druckschriften.

KALODONT
beste
ZAHN-CRÊME

Entzückende, rassige Naturtreue in höchster Vollendung
Ein Atom genügt
Die Originalmarke aller Blütentropfen ohne Alkohol
Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u. a. Neu: Goldlilie
Überall zu haben

Digitized by Google

Weihnachtsbücher. Im Verlag von Gerhard Stalling zu Oldenburg i. O. sind eine Anzahl Bilderbücher erschienen, die eine willkommene Gabe für den Weihnachtstisch sein werden. Bunt und lustig und dabei lehrreich sind die beiden Bilderbücher: Handwerksleut', der Kinder Freud'! und Woraus wird alles gemacht, was wir zum täglichen Leben gebrauchen? Ein Born des Wissens und der Unterhaltung für unsere Jugend. Das erstere zeigt in vielen vielfarbigen Vollbildern die verschiedenen Handwerksleute bei der Arbeit mit lustigen Versen von Karl Großmann. Der talentvolle Künstler hat es verstanden, die Beziehungen zwischen Kind und Handwerksmann so darzustellen, daß das Kind seine Freude daran hat und zugleich mit dem Leben und seiner Umgebung in das richtige Verhältnis kommt. Auch das zweite Buch ist von demselben Künstler mit Bildern versehen, während Dr. Kurt Floerike die Erläuterungen und Dr. Adolf Holst die Verse machte. Herausgegeben ist es von Charles Dieck. Dies Buch wendet sich an die schulpflichtige Jugend, seine Verse und Erläuterungen, nicht minder seine Bilder werden unsere Allerjüngsten herzlich erfreuen. In demselben Verlag erschien ein Künstlerbilderbuch: Däumelinchen, mit mehrfarbigen Vollbildern von Anne Müller-Knatz. Das liebliche Märchen von Andersen ist hier von einer verständnisvollen Künstlerin mit Bildern versehen, an deren Farbenharmonie und Liebreiz jung und alt ihre Freude haben werden. Die Siebenjährigen werden besonders Freude an dieser Weihnachtsgabe haben. Ein prächtiges Kleinkinder-Bilderbuch, das schon die Zweijährigen erfreuen wird und auch den älteren gefallen kann, haben Asta Drucker und Martin Benzky zusammengestellt. Die eine malte alles, was ein Kinderherz erfreut, und der andere macht schöne Verse dazu. Von einem lustigen Zwergenstädtchen Wichtelmannshausen erzählt Horst Brütting in einem ebenfalls bei Gerhard Stalling in Oldenburg erschienenen Buch. Das Buch vom lieben Weihnachtsmann und So geht's auf unsere Weise, so ist es Kinderbrauch sowie Wiesenmännchens Brautfahrt sind drei Bücher, mit denen der genannte Verlag besonders schöne Gaben unter den Weihnachtsbaum legt. Else Birkenstock und Will Vesper haben ihre liebenswürdige Kunst in den Dienst der Kinder gestellt, und es ist ihnen gelungen, etwas sehr Liebenswertes zu schaffen.

Nigrin

Wieder reine Friedensware

Sofortiger Dauerhochglanz. Färbt nicht ab.

Jede Dose ist mit Banderol versehen.

Lacto-Eipulver

(Lactovolin)

ist seit Jahren erprobt und in Tausenden von Küchen eingeführt.

Kein Kriegserzeugnis.

In Beuteln zu Mk. 1.— und in Paketen zu Mk. 4.85 (ermässigter Preis)

Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!

Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim bei Worms

Gummihandschuhe

hygienische Artikel etc. Verlangen Sie kostenlos Katalog.
Gebr. Liemann, Berlin NO 43, Kelbelstr. 11.

Strumpfwaren:

Damen- u. Kinderstrümpfe, Socken, Füßlinge, Sportgamaschen, Handschuhe, Strickwolle i. erstklass. Qualitäten.

Haus- und Straßenschuhe:

Militärtuch, Ledersohlen, nied. Absätze, warm gefüttert M. 25.— p. P.
desgl. mit Schnallenschluß, halbhoch, „ „ „ 30.— „ „
ganz aus Leder, außergew. haltbar, „ „ „ 38.— „ „
Preise für Damengrößen 36—42, andere Größen entspr.
Von M. 100.— ab franko. Nachnahme, Umtausch gestattet.
Viele Dankschreiben. **L. Rösch, Lauffen a. Neckar,** Württbg.

Der Dackelwagen

eine ganz neue Sache!
Aus massiv starkem Holz, 42 cm lang, Deckel ist zu öffnen, beliebtes **unverwüstliches** Spielzeug. Fein gebeizt u. gebrannt, St. **21.—**, hochfein künstlerisch farbig bemalt **25.— M.** Gegen Einsendung des Betrages u. 2 M Porto franko. Nachnahme 1,20 M. mehr. Große illustr. Liste über **Riesen-Auswahl Spielwaren, Scherz- u. Karnevalsartikel** nur gegen Einsendung von 1.— M. frei. — (Postscheckkonto Berlin 38 623, Porto 5 Pf. bis 25 M.) **A. Maas & Co., Berlin 134** Markgrafenstr 84. Gegründet 1890.

Verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?

Bei **Schwindelanfällen, Blutandrang Kopfschmerzen** oder **Schlaganfall** verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.

Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H.
Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

Ausschneiden, f. 10 Pf. Porto offen einsenden.

Bevor Sie ein Buch kaufen

vrlg. Sie kostenl. u. unverb. uns.

Weihnachtskatalog:

Die besten Bücher d. Gegenwart.

Eine reiche Auswahl gehaltvoller Geschenkliteratur, sowie von Büchern für d. Haus u. d. Privatbibliothek. Wir liefern jed. Buch z. Originalverlegerpreis, außerd. bei Barzahlung vollkom. porto- und spesenfrei, halten uns auch z. Bezuge geg. monatl. Teilzahlg. von M 5.- an bestens empfohlen.
Verlag u. Versand für deutsche Literatur
Berlin SW 19, Grünstr. 25-26, Abtlg. 49.

Senden Sie mir sofort Ihren Weihnachtskatalog:
Name u. Adr. .....

„Die Frau"
das Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberhebamme a. d. gebu tsh lfl. Klinik d. Kg. Charité Berlin. 2 M. all. Beau fartik. f. Frauen u. bes. u. billigst. Katal. gratis.
Fr. Anna Hein, Berlin 92
Potsdamerstr 106a

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit **Dr. Hoffbauers** ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz)

„Z. Z. Deyform"

D. R. Patent

Höchste Neuheit

Hochmodern. Magen frei. Atmung frei. Frauenärztl. glänzend empfohlen. Zu beziehen durch Korsettgeschäfte u. verwandte Branchen. Bezugsquellen weisen gerne nach die
alleinig. Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt (Württbg.).

Bettnässen

Befreiung garantiert sofort. Alter und Geschlecht angeben. :: Auskunft gratis. :: Versandhaus Wohlfahrt, München 32 B. Hiltensbergerstr. 6.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Unreines Blut

Zum Ausscheiden aller Schäden aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apoth. Lauenstein's Renovationspillen: ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang und Verstopfung. M. 11.50. Apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg i. L.

Peter Nissen's Original-Kieler Kinderkleidung ist die gesündest., praktischste u. dauerhafteste Bekleidung für Knaben und Mädchen (1 Mer-Kat. kostenfrei) Peter Nissen Kiel 8

Epileptiker
erhalten kostenfreie Auskunft
Dr. Caro, Berlin Potsdamer Strasse 104.

Bau Dir Dein Spielzeug selbst! Dr. Wilkens Modellbogen D. R. G. M.
zur Selbstanfertigung v. Spielzeug wie: Häuser, Wagen, Tiere, Geräte, Möbel. - Billigster Spielzeug - Ersatz. Ausführliches Anleitungsbuch gegen M. 1.— Nachnahme postfrei durch

T. Wilkens, Ebersdorf Nr 101 (Reuß).

Digitized by Google

Vom freien Hochlandwilde. Acht Tiergeschichten von Fritz Bley. Mit 15 photogr. Abbildungen nach dem Leben. 2. Auflage. B. Voigtlaenders Verlag in Leipzig. Als erfolgreicher Jäger hat Fritz Bley seine Büchse durch vier Erdteile getragen, und immer und überall war der Jäger in ihm zugleich auch vielseitiger Forscher und Künstler. Und was er erschaut hat auf einsamer Birsch, was ihm offenbar wurde in langem Nachdenken über die Regungen der Tierseele, das hat er niedergelegt in seinen Tiergeschichten, in den zwei stattlichen Bänden: „Von wahrhaftem Raubwilde“ und „Von freiem Hochlandwilde“. Und jetzt ist ihm, dem schaffensfrohen Mann, die Freude beschieden, das letzte seiner Lieblingkinder in zweiter Auflage erscheinen zu sehen. Acht Tiergeschichten sind es, in denen uns Fritz Bley Tierphysiognomien und Tiercharaktere vorführt, die den meisten Menschen und Jägern zum größten Teil unbekannt geblieben sind. Eine bunt und wild durcheinandergewürfelte Gesellschaft: Gams, Murmeltier und Dachs, Wildziege und Steinbock, Adler- und Auerhahn. Von der Pontafeler Alm und den schwärzlichgrauen Felsbändern des Val Marmotta führt der Weg zum blendendweißen Schneethron des Botschoch-Gletschers in Daghestan und zu den steilen Schroffen griechischer Wildziegeninseln, von der Riesenpyramide des Chan-Tengri und den beiden Hörnern der Paradiso-Gruppe, von den Shoshonebergen, den Jagdgründen des roten Mannes, in die Steppen der Ukraine, zum Unterland des Ob, zum Baikal-See und in den Baschkirenwald im Ural. Tausende und aber Tausende von Kilometern trennen den Horst des Spread-eagle, des Goldadlers, den sich „Adlerschrecken“, der alte Häuptling der Brand-Sioux, einst in der Jugend zum Verkünder eigener Großtaten erwählt hatte, von dem Balzbaum des weißbäuchigen Auerhahns im Ural — endlose Räume, durch die Phantasie des Beobachters und Schilderers in einem Atemholen überflogen und dem Verständnis nahegebracht. Tief führt Bley den Leser in die mythischen und auch in die mystischen Sphären des Hochlandes ein, Einblicke in das üppig wuchernde Gerank von Sage und Aberglaube in den Bergen öffnen sich, die die Seele erschaudern lassen — so in der Rache der Bergmandln, in dem Raunen und Flüstern der Bevölkerung, das sich in der ganzen Kette der Salzburger Alpen erhob, als im September des Jahres 1913 der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand im Gotlinger Kar einen weißen Gams zur Strecke gebracht hatte. Und König Humbert den Firnenkönig, einen urschlauen „Re della Montagna“, im Juli 1899 am Grand Point du Nomenon schoß. Aber in den Tälern von Aosta klopften die Herzen der Königstreuen und grinsten die Galgenvögel und heimlichen Verschwörer der Internationale. Es war König Humberts letzte Jagd; wenige Tage später fiel der Monarch in Monza einem Attentat zum Opfer. Auch der Erzherzog-Thronfolger fand bald sein blutiges Ende in Serajevo. Denn nach alter Auffassung gilt die Deutung, daß der Erleger eines weißen, den Gamsfräuln heiligen Bockes von dieser Welt scheiden muß, ehe der Ring des Jahres sich rundet; und der „Firnenkönig“ galt als ein Abbild des leibhaftigen Teufels. — Fritz Bley ist vielfach — von Unverständigen — ein Schüler des im Weltkriege gefallenen Hermann Loens genannt worden. In den Jahren 1876-77 veröffentlichte Bley in Amerika seine ersten Tiergeschichten — Loens war damals fünfzehn Jahre alt. Aber beide haben sich in herzlichster Freundschaft gefunden, die erst der Tod des Heidedichters löste. Loens war und blieb — und darin beruhte seine Größe — der unerreichte Schilderer der Lüneburger Heide. Bley war, von unbändiger Abenteuerlust getrieben, schon in jungen Jahren in die weite Welt gegangen und hatte die entlegensten Gegenden durchzogen, um von dort immer wieder den Blick auf die Schönheit der Heimat zu richten. Fritz Bley wurzelt tief im heimatlichen Boden; der Harz kann ihn seinen Sohn nennen. Beide kerndeutsche Männer!

Genthe.

Nicht nur die elegante Welt, sondern auch der Mittelstand soll die unter der

Marke Teekanne

seit 30 Jahren bekannten und beliebten Spezialtees trinken. Ihre fachmännische Zusammensetzung aus Tees aller Tee produzierenden Länder verbürgt neben edlem Aroma größte Billigkeit im Verbrauch, selbst in höheren Preislagen. — In allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen ist Tee „Marke Teekanne“ erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das bekannte Tee-Importhaus R. SEELIG & HILLE in Dresden

DÜRKOPP
NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
DÜRKOPPWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8.
Katal. gratis.

Globin
beste Schuh-Krem
gibt mühelos schönsten dauerhaften Hochglanz
färbt nicht ab u. erhält das Leder.
Überall zu haben.
Allein. Fabrik: Fritz Schulz jun. A.-G.,
Leipzig.

Siphagol
Zahnsteinlösende überfettete
ZAHN-PASTA
Chem. Labor. Co-Li.
DRESDEN-A.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl z. Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Bad Oldesloe (u).

Stottern
kein Sprechfehler, nur die Angst ist zu beseitigen. Auskunft gibt
Anstalt Hausdörfer, Breslau I, R 14.

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen. **Dannenberg**, Imker, Zernsdorf 7 (i.d.M.)

Frauen
Was ist Plasmacyl?
Ausk. ert. geg. Rückporto
H. Bürke, Dresden-A., Trompeterstr. 4, I.

Jede Dame verlange
Lupa
Kataloge über Spezial-Corsetts, Büstenverstärker und moderne Schönheitspflege. Verblüffende Erfolge.
Kostenlos u. ohne Verbindlichkeit
Ludwig Paechtner
Dresden 94, Bendemannstr.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Flechtenleidende!
Dr. Lehmann's Hautstein (D.R.-P.) beseitigt Flechtenleiden aller Art. Preis M. 15,—. Auskunft kostenlos. Glänzende Dankschreiben. **R. Kurz, Ulm a. D. 5,** Zeitblomstr. 46.

Eine leichte Entbindung
erzielt jede werdende Mutter d. Gebrauch uns. **ärztl. empf.** „Salus“-Pillen, Geg. Nachn. 10,80 M. **„Seleco“** Berlin 34/44, Kopernikusstraße 20.

An Private **Gestelle** z. Selbstanf. v. **Lampenschirm.** Katalog a. Wunsch **LINCK** Ebe hardstr. 7 **Stuttgart.**

Preis: 1/2 Fl. 1.5.— M., 1/1 Fl. 2.5.— M.

Digitized by Google

Pflaumenkerne soll man waschen, trocknen, in Säckchen füllen und im Winter an Stelle von Wärmesteinen und -flaschen benutzen. In die Ofenröhre gelegt oder hinter den Ofen gehängt, so daß sie recht heiß werden, können sie ohne jede Gefahr zum Anwärmen der Kinderbetten in ungeheizten Schlafzimmern dienen.

Glanz von Wollröcken zu entfernen. Wollene Kleiderröcke sind jetzt eine Kostbarkeit, die man mit ängstlicher Sorgfalt hütet. Mit großem Kummer steht man aber meist ratlos, wenn der Rock „blank getragen" ist. Man kann jedoch solchen blank gewordenen Wollstoff auf einfache Weise wieder stumpf machen. Man gibt in eine kleine Schale drei Viertel warmes Wasser und ein Viertel Essig, damit bürstet man mit vorher gründlich gesäuberter Bürste den Rock, nachdem man ihn über das Plättbrett gezogen hat, von oben nach unten ab, ohne ihn zu reiben, und zwar auf der rechten Seite. Der Rock muß nun abtrocknen und wird, ehe er völlig trocken ist, auf der linken Seite aufgeplättet. Nach diesem einfachen Verfahren ist das Kleidungsstück wie neu; auch blank getragene Herrenanzüge können auf dieselbe Weise behandelt werden. L.

Das vielfache Versagen aller Haarwässer

und Haarpflegemittel bei Haarausfall beruht nicht notwendigerweise auf Minderwertigkeit der betreffenden kosmetischen Mittel, sondern darauf, daß der Wirkungsmöglichkeit der äußerlichen Mittel überhaupt natürliche Grenzen gezogen sind! Äußerliche Mittel können wohl zur Reinigung der Kopfhaut, zur Fernhaltung schädlicher, das Wachstum hemmender Einflüsse beitragen, auch wohl einen Anreiz zu erhöhter Blutzirkulation ausüben; damit ist ihre Wirkungsmöglichkeit aber auch erschöpft. Haarausfall beruht in den meisten Fällen darauf, daß die Haare nicht mehr genügend ernährt werden und infolgedessen „absterben" und ausgehen, sei es, weil die Aufnahmefähigkeit der Haarwurzeln durch irgendwelche Ursachen abgenommen hat, sei es, daß das Haar im Blute selbst nicht in genügender Menge diejenigen Nährstoffe vorfindet, die es zu seiner Entwicklung braucht. Diese Nährstoffe vermag aber auch das beste Haarwasser dem Körper nicht zuzuführen. Erst in allerjüngster Zeit ist es der exakten Wissenschaft gelungen, hier einen gewaltigen Schritt vorwärts zu tun. Kein Geringerer als der berühmte Ernährungsphysiologe Geh. Rat Professor Dr. Zuntz hat Anfang dieses Jahres in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift den Nachweis geführt, daß es ihm gelungen ist, den Haarwuchs durch besondere Ernährungsmaßnahmen zu fördern. Sein Nährpräparat enthält in konzentrierter Form sämtliche Haarnährstoffe und wird gewissermaßen als Zusatz zur täglichen Nahrung in Tablettenform eingenommen. So gelangen die besonderen Haarnährstoffe auf dem gleichen Wege wie alle übrigen Nährstoffe unseres Körpers, nämlich über die Ernährung und Verdauung, ins Blut, und das Haar findet die zu seiner Entwicklung notwendigen Bauelemente in reichlicherer Menge im Organismus vor. Das einzige nach dem Verfahren von Prof. Zuntz hergestellte Nährpräparat Humagsolan ist zum Preise von 30 Mark für die ganze Packung (ausreichend für den Bedarf eines Monats) und 16 Mark für die halbe Packung in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften erhältlich und hat bereits glänzende Erfolge erzielt. Aufklärungsschrift Nr. 19 durch Fattinger & Co., G. m. b. H., Berlin NW 7, Dorotheenstraße 35.

Rheumatismus

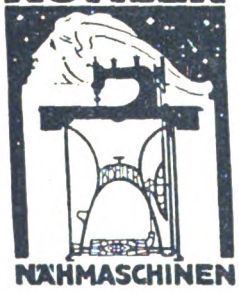
Ziehen und Schmerzen in den Gliedern, **Gicht**, Hexenschuss und dergl. Steners Einreibung **„Tonnin"** glänzend u. tausendfach bewährt. Bester Erfolg! Streng reell! Man bestelle sofort eine Versuchstube zu M. 10,- Grosse Doppeltube M. 18,50.

Chem. Fabrik O. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 30/6, Eisenacherstr. 16.

Prima engl. Kernseife,

große Stücke, 450 Gr., à St. 8,50 M., Pos. kolli zu 28 St. u. Eigutkiste zu 72 Stück gegen Nachnahme zu beziehen d. Versandhaus **P. Brandt, Mülheim Ruhr**, Eppinghoferstr. 1.

KÖHLER



NÄHMASCHINEN

Man verlange Schrift Nr. 101.

HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG, S.-A.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6 — Mark. Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co.
G. m. b. H., Berlin W 30/171 Eisenacherstr. 16.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 125.
Gegr. 1852.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5—8.

Vermischtes

Tücht. Landwirt, aus guter Familie, unverheiratet, best. Position, sucht zwecks Ankaufs gebildet., vermögende **Teilhaberin.** Ausführl. Zuschrift. unt. U 7823 an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Charakter-Schicksal * Geburt-d. u. Schriftpr. 5 u. 10 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23.

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Fünfunddreißigerin sucht die Bekanntschaft eines aufricht., gebild. Herrn i. gut Pos. zw. Heirat. Alter 37-45 J. Off. **L. 244 Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin, Zimmerstr. 35-41.**

Schlesierin, Blondine, Anf. 30, ev., groß, schl., gebildet u. sehr wirtschaftl., mit kl. Vermögen, sucht gebildeten Lebenskameraden in gesich. Stellung. Offert. unt. **E. 7832 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Suche f. mein. Neffen,

dipl. Ingenieur in Holland, 30 J., Witwer mit 3- u. 1-jähr. Knaben, eine gebildete, sehr häusl. u. kinderliebe Frau v. ang., stattl. Erscheinung, etwas musik. Angebote mit Bild auch durch Verwandte, unter **Hg. C. 1049 an August Scherl G. m. b. H., Hamburg,** erbeten.

Richter, angest. in herrl. gel. Stadtchen, E. 30, ev., wünscht anmut., häusl., musik. Mädchen mit wahrer Herzensbildung u. einwandfr. Vergangenh., aus gut., verm. Fam., i. A. v. 24—28 J. zw. Heirat kenn. z. lern. Zuschr. d. Verm. o. Bek. u. **T. 7807 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** Bild erwünscht, Rückerbenw. u. Diskr. Gew. Verm. verb.

Um nicht zu vereinsamen, da vollst. allein, möchte nochm. heir. Mitte Vierzig, schl., jg. Ersch., dunkelbl., mittelgr., vorurteilsl., warmh. u. aufopferungsfäh., Kriegsbesch. od. Blind. nicht ausg. Früher Künstler, trotz bitt. Enttäuschg. noch Ideale. Wünsche Lebensgefährt. v. gl. Wesensart, güt. u. geist. hochschaft. u. tierlb., d. verm., ev. arm. Frau leist. k. Zusch. u. **Hg A. 1046 A. Scherl G. m. b. H., Hamburg, Neuerwall 2.**

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend Bekanntschaften zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften gegen Einsend. v. 70 Pfg. von Verlag G. Bereiter, München, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hulsong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich H. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 45. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Bilderrätsel.

Von Hans Schuppli.

Silbenrätsel.

Sobald ein böser Bube
Die erste Silbe macht,
Wird er mit dieser Ersten
Vom Vater wohl bedacht.
Gar vielfach wird die Zweite
Verwandt in jedem Haus,
Sie gibt dem Wanderer Schatten,
Der Kegler ruft sie aus.
Prosaisch ist das Ganze,
Ihm klang noch kein Gedicht;
Doch dient's hilfreich dem Menschen,
Führt ihn aus Nacht zum Licht.

Schieberätsel.

S I C H E L
W A L T R A U D
K A R T O N
F E I N G E H A L T
T A M A R I N D E
B A N K I E R

Die obigen Wörter sind ohne Änderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, derart untereinander zu setzen, daß zwei der senkrechten Reihen eine wirtschaftspolitische Maßnahme und eine leicht mögliche Folge davon nennen.

Buchstabenrätsel.

Mit e am Ende ist's schmal und lang,
Durch schäumende Wellen es gleitet;
Mit n als lieblicher Wechselgesang
Gleichmäßig weiter es schreitet;
Hängt diesem Wort man ein e noch an,
Eine furchtbare Waffe nennt es dann.

Wechselrätsel.

Mit ie und e viel tausendfach
Wächst es in deutschen Landen,
Mit ae und e ist sicherlich
Es auch an ihm vorhanden.
Mit e und i schmeckt es nicht gut,
Doch trinkt es wohl der Kranke,
Mit ue und e versorgt es uns
Mit reinem, feinem Tranke.

Rätsel-Distichon.

Stattlich raget die zweite auf See und in festlichen Straßen,
Setze, was halb ist, davor: Trauer dann kündet's und Gram.

Strumpfwaren:
Damen- u. Kinderstrümpfe, Socken, Fäßlinge, Sportgamaschen, Handschuhe, Strickwolle i. erstklass. Qualitäten.

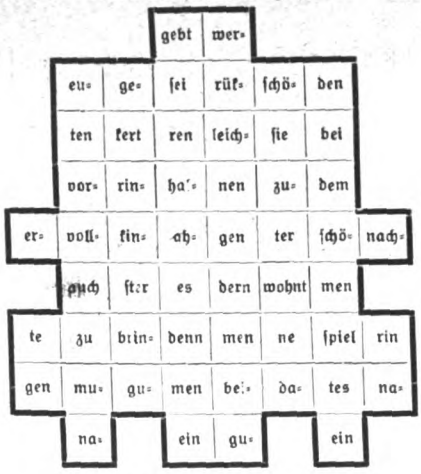
Haus- und Straßenschuhe:
Militärtuch, Ledersohlen, nied. Absätze, warm gefüttert M. 25.— p. P.
desgl. mit Schnallenschluß, halbhoch, „ „ „ 30.— „ „
ganz aus Leder, außergew. haltbar, „ „ „ 38.— „ „
Preise für Damengrößen 36—42, andere Größen entspr.
Vo M. 100.— ab franko. Nachnahme, Umtausch gestattet.
Viele Dankschreiben. **L. Rösch, Lauffen a. Neckar,** Württbg.

Digitized by Google

Rösselsprung.

Von R. Pataniczek.

			gebt	wer-			
	eu-	ge-	sei	rük-	schö-	den	
	ten	kert	ren	leich-	sie	bei	
	vor-	rin-	hal-	nen	zu-	dem	
er-	voll-	kin-	ah-	gen	ter	schö-	nach-
	auch	ster	es	dern	wohnt	men	
te	zu	brin-	denn	men	ne	spiel	rin
gen	mu-	gu-	men	bei-	da-	tes	na-
	na-		ein	gu-		ein	



Buchstabenrätsel.

Wenn in hartem Kampfgedränge
Feinde gegen Feinde wild
Tun mein Wort im Handgmenge
Auf dem blutigen Gefild,
Bis des Abends tiefer Schatten
Über Tod und Wunden geht,
Bis die Streitenden ermatten
Und der Mond am Himmel steht,
Wird willkommen auf der Stelle
Dann das Wort den Kämpfern sein,
Das entsteht, schiebt man ihm schnelle
Lind und sacht ein t hinein.

Renata Greverus.

Zusammenstell-Rätsel.

Ich will euch ein Rezept verraten,
Nach welchem jeder kluge Mann
Ganz ohne Müh' und ohne Kosten
Sich guten Wein bereiten kann.

Nimm: einen Bau auf Bergeshöhen,
Dazu ein Bindewort ganz klein,
Ein Fürwort noch, das immer männlich —
Dann hast du guten roten Wein!

Gleichklang.

Sie stehen oft empfindlich,
Und leicht sie brechen ab,
Und wer sie will ersteigen,
Fand oft ein tiefes Grab.
Doch wird auf unser Wort man
Wohl voll Bewund'rung schau'n,
Wenn man es sieht getragen
Von schönen, edlen Frau'n.

Renate Greverus.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Bilderrätsel: Nur das Gesetz ist Sicherheit und Freiheit.

Silbenrätsel: Tonleiter.

Zahlenrätsel: Patroklus, Skat, Tarasp, Tasso, Kaukasus, Sprottau, Altar, Pastor, Opal, Spartakus.

Rätsel: (Selma) Haselmaus.

Zweisilbige Scharade: Ar—Rest—Arrest.

Denkstein-Rätsel: Ode, Meile, Flieger, Wagen, Aal, Arras, Liker, Ge ever, Sonntag, Iler, Bar, Beule, Norbert, Perle erg. — Die Gartenlaube.

Umstellrätsel: Orkan—Koran.

Lautänderung: Januar, Jaguar.

Vier Silben: Herbstzeitlose.

Verwandlungsrätsel: Gluck und Glück.

LECIFERRIN-TABLETTEN

für **Schwächliche, Heruntergekommene, Bleichsüchtige,** um das **Blut** zu **bereichern,** den **Körper** zu **kräftigen** und **widerstandsfähig** zu **machen. Rekonvaleszenten,** die **durch längere Krankheiten** und **Blutverluste geschwächt** sind, **erholen sich** durch **Leciferrin-Tabletten sehr rasch** und **werden neu belebt.**

Beliebtes Hausmittel und **vielfach** von **Aerzten empfohlen.**

Preis Mark 8 — in Apotheken.

„Z. Z. Deyform"

D. R. Patent

Höchste Neuheit

Hochmodern, Magen frei, Atmung frei. Frauenärztl. glänzend empfohlen. Zu beziehen durch Korsettgeschäfte u. verwandte Branchen. Bezugsquellen weisen gerne nach die alleinig. Fabrikanten

Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt (Württbg.).

✚ Magerkeit ✚

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplome,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose, 100 Stück, 6.— Mark, Postanweisg. od. Nachn. Fabrik

D. Franz Steiner & Co.

G. m. b. H., Berlin W 30/171, Eisenacherstr. 16.

MONTBLANC ORIGINAL FÜLLHALTER

GRE GRO

WEIL ELEGANT U. PRAKTISCH

EIN BEGEHRTES

WEIHNACHTS GESCHENK

ERMÖGLICHT GRÖSSTE SCHREIBGESCHWINDIGKEIT

INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT

FÜR DAMEN UND HERREN

FABRIKAT SIMPLO HAMBURG

Das schönste Geschenk

Illustr. Uhren-Preisliste gratis u. franko

Lorenz & Vorberg

Dresden-A. 19

Haydnstrasse 54/212

Korpulenz,

Fettleibigkeit

beseit **Dr. Hoffbauers** ges. gesch.

Entfettungs-Tabletten!

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, ohne **Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthält. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.

Elefanten-Apotheke,

Berlin 210, Leipziger Str. 74

(Dönhoffplatz)

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 45. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Banknotenfressende Tiere.

In der Zeit einer fast unerschwinglichen Teuerung aller Lebensbedürfnisse ist es beinahe verhängnisvoll, wenn auch Tiere eine besondere Vorliebe für Geld zeigen.

In einem kleinen Dorfe in Pommern hatte ein Bauer zwanzigtausend Mark in Banknoten in seinem Stall versteckt. Um eine größere Zahlung zu leisten, wollte er die Scheine hervorholen und fand dieselben zu seinem nicht geringen Schrecken in winzige Stückchen zerbissen. Die Mäuse hatten den verborgenen Schatz von zwanzigtausend Mark vollständig zernagt.

Vor mehreren Jahren hatte ein Kaufmann im Berner Oberland einen heimlichen Holzverkauf gemacht und versteckte den Erlös von etwa neunhundert Frank in einem Schlupfwinkel des Dachbodens. Die Mäuse entdeckten den verborgenen Schatz und verwandelten ihn

Weiße Hände, zarter, jugendfrischer Teint

durch

Creme Christa

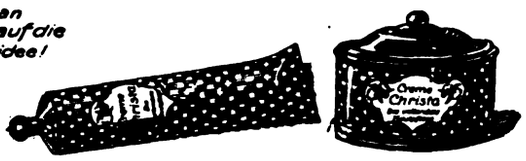
Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 8.–

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Man achte auf die Orchidee!



Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit

durch die von tausenden Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 9.– 12 Bäder Mk. 12.– In Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose

Wer diese Bäder noch nicht kennt, verlange umsonst Muster u. Gutachten

Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin Abt. T 4

Duftal Schampun

Beste Haarwäsche in Veilchen, Kamille Teer, Eau de Cologne

stark schäumend von zartem Wohlgeruch gibt weiches, duftiges Haar

5 Pakete Mk. 7.50. Ueberall erhältlich

Westphal & Co. Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

in kleine Stückchen. Die Tochter des Kaufmanns holte auf dem Boden Holz und fand die zerstreut umherliegenden Reste der Banknoten.

In Grenoble in Frankreich ergötzten sich die Mäuse an einem Festmahl von sechzigtausend Frank. Um vor Dieben sicher zu sein, hatte eine alte Frau ihr Barvermögen, das aus sechzig Tausendfrankscheinen bestand, in einen Topf gesteckt, und den Schatz auf dem Felde vergraben. An einem Regentage bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß die Erde gerade an der Stelle aufgelockert war, wo sie ihre Ersparnisse verborgen hielt. Die Frau nahm einen Spaten, grub und brachte das wertvolle Gefäß an das Tageslicht. Aber es enthielt nur noch kleinste Teile der Banknoten, welche die bekümmerte Frau in ihr Taschentuch band und zum Bürgermeister der Stadt trug. Mit der größten Anstrengung konnte dieser von den sechzig Scheinen wieder sechs zusammenstellen.

Die Mäuse sind nicht die einzigen Tiere, welche mit der größten Unbefangenheit Banknoten fressen.

Ein seltsamer Vorfall ereignete sich im zoologischen Garten in Newport in England. Ein Herr fütterte dort einen Elefanten mit Biskuits. Aus einer seiner Taschen sah ein Biskuit heraus, und unglücklicherweise befand sich in derselben Tasche ein Geldbrief mit siebenhundert Schilling in Banknoten. Plötzlich fuhr der Elefant mit seinem Rüssel in die Tasche und verschlang mit blitzschneller Geschwindigkeit das Biskuit und den wertvollen Brief.

Bescheidener, aber unglücklicher war eine Ziege, die ihren Magen für einen Augenblick in eine Brieftasche umgewandelt hatte. Eine Bäuerin war aus der Provinz nach Paris gekommen, um ihre Ersparnisse bei einer Bank abzuholen. Bei dem Überschreiten des Boulevards stieß sie mit einem Spaziergänger zusammen. Da die Bäuerin dachte, daß es sich um einen jener zahllosen Taschendiebe handle, die in der Hauptstadt besonders darauf ausgehen, arglose Landleute zu bestehlen, nahm sie ihr Geld aus der Tasche, um es nachzuzählen. Dabei fiel ihr einer der Scheine zu Boden. Die Bäuerin bückte sich, um die Banknote aufzuheben, konnte sie jedoch nicht mehr finden. In der Zwischenzeit ging ein Mann vorüber, der eine Ziege mit sich führte. Die Frau verdächtigte denselben des Diebstahls und verlangte von ihm die Wiedergabe des Geldes. Ein heftiger Wortwechsel folgte. Mehrere Schutzleute kamen dazu, und der Angeklagte wurde auf das Polizeipräsidium geführt. Er beteuerte seine Unschuld und bemerkte, daß vielleicht seine Ziege den Schein gefressen habe. Der Polizeikommissar befahl, daß die Ziege auf der Stelle getötet würde. Beim Öffnen des Magens fand man die Reste des wertvollen verschwundenen Scheines, welche glücklicherweise noch die Nummer der Serie sichtbar trugen, so daß die Rückzahlung erfolgen konnte.

Auch eine Katze zeigte sich als Liebhaber der Geldnahrung. Ein Straßenhändler in Süditalien verkaufte einen Maulesel für achthundertfünfzig Lire und war von dem Verkauf so befriedigt, daß er einen Fisch erstand, um das Ereignis mit Freunden in einer Weinschänke zu feiern. Er steckte Geld und Fisch in dieselbe Tasche, so daß, wenn auch der Fisch keinen Wert des Kontakts mit dem Geld hatte, letzteres zum mindesten den Geruch des Fisches annahm. Als der Händler in die Schänke kam, waren die schönen Geldscheine durchnäßt. Das störte ihn nicht; lachend legte er sie auf den Schänktisch, reichte der Wirtin den Fisch, die ihn mit Mehl bestäubte und in die Pfanne legte. Dann begann das Abendessen. Alles war so brüderlich vereint, daß auch die Katze an dem gemeinsamen Genuß teilnehmen wollte. Mit einem Satze sprang sie auf die Geldscheine los, die den Duft des identischen Fisches ausströmten. Sie leckte erst, rieb sich das Gesichtchen und griff dann mit den Zähnen zu. Als der Italiener zum letzten Male das Weinglas erhob, um seinen Freunden zuzutrinken, putzte die Katze das letzte Haar ihres Schnurrbarts und verschwand. Da er einige zerstreut umherliegende Stücke seiner Banknoten gewahrte, schöpfte er Verdacht. Bald wurde es ihm zur schrecklichen Gewißheit, daß die Katze sein Geld gefressen hatte. Der Händler war rasend, aber er konnte dem unwissenden Tier nicht einmal einen Fußtritt versetzen, der ihn moralisch erleichtert hätte.

Marie Herrle.

Geschäftliche [illegible]

Reichsnotopfer und Erbschaftssteuern. [illegible]notopfer sowie das Erbschaftssteuergesetz verursacht eine [illegible] in der Hand des einzelnen liegenden Vermögens und [illegible] Schmälerung des Kapitals, durch das der Familienvater Frau [illegible] oder späteren Wechselfällen des Lebens hoffte, schützen zu können. [illegible] a's der Wunsch, diesen Ausfall an Vermögenswerten durch A[illegible] möglichst wieder auszugleichen. Aber nur die werden durch [illegible] unermüdlichen Fleiß und zähe Ausdauer zum Ziele gelangen, denen [illegible] lange Lebensdauer beschieden ist. Ob gerade er zu diesen Begnadeten gehört, weiß niemand. Darum wird es in jedem Falle klug sein, den Betrag, um den das Vermögen jetzt durch das Reichsnotopfer und beim Tode durch die Erbschaftssteuer vermindert wird, durch eine Versicherung zu decken, und zwar am besten durch eine Lebensversicherung einfach auf Lebenszeit mit dauernder oder abgekürzter Beitragszahlung. Dieser Weg ist um so empfehlenswerter, als er nicht nur den Erfolg sichert, sondern auch noch steuerliche Vorteile gewährt. Nach dem Einkommensteuergesetz können Lebensversicherungsbeiträge bis zu 600 M. an steuerpflichtigen Einkommen in Abzug gebracht werden, und außerdem ist im § 9 des Erbschaftssteuergesetzes bestimmt: Versicherungsbeiträge aus Versicherungen auf den Todesfall, welche der Versicherungsnehmer zugunsten des Reiches lediglich zur Berichtigung von Nachlaß- und Erbanfallsteuer aufgenommen hat, bilden zur Hälfte keinen Teil des steuerpflichtigen Nachlasses. Wer im eigenen Interesse wie in dem seiner Angehörigen von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen will, wende sich an die Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. in Gotha. Diese älteste deutsche Anstalt mit einem Versicherungsbestand von mehr als 1½ Milliarden Mark gewährleistet durch neuzeitliche Einrichtungen und sparsamste Verwaltung die Erreichung des Versicherungszwecks in vollkommenster Weise und zu denkbar niedrigsten Kosten.

Nähmaschinen-Angebote finden Sie fast in jeder Zeitung, und zwar werden heute bei den teuren Preisen dieses Bedarfsartikels viele Inserate erlassen, die den Eindruck eines besonders vorteilhaften Angebotes erwecken. Man hüte sich vor allem, markenlose, gebrauchte und äußerlich wieder aufgefrischte Maschinen zu kaufen, da sich an denselben meist bald Reparaturen einstellen, die den angeblichen Vorteil beim Einkauf bald in das Gegenteil verwandeln und die billige Maschine teurer als eine in Spezialgeschäften angebotene gute Markenmaschine machen. Eine anerkannt erstklassige Marke ist die „Köhler"-Nähmaschine, die an allen Plätzen von guten Fachleuten vertreten wird. Fordern Sie deshalb in einschlägigen Geschäften nur diese Marke, und wo nicht erhältlich oder nicht vorrätig, verlangen Sie sofort die interessante Aufklärungsschrift Nr. 101 über Vorzüge und Garantien dieser Maschinen kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Eier über Eier
erhalten Sie nach Ihrem Willen zu jeder Jahreszeit bei Anwendung mein. bestbewährt. Eierlegemittels
Marsch-Marsch
31 Tagesrationen für 10 Hühner 7.— Mk franko, Nachn. 50 Pf. mehr.
A. Kodritsch, Quedlinburg 7,
Postscheckkonto 90 894.

Prima engl. Kernseife,
große Stücke, 450 Gr., à St 8,50 M., Postkolli zu 28 St. u. Eilgutkiste zu 72 Stück gegen Nachnahme zu beziehen d. Versandhaus **P. Brandt, Mülheim/Ruhr,** Eppinghoferstr. 1.

— Für Unterhaltung, Studium und Erwerb! —
Reflektus Wand- u. Tischprojektions-, Vergrößer- u. Zeichenapparat (mehrf. patent.) f. undurchsicht. Bilder u. Negative. **Keine Glasbilder nötig.** Prosp. 62 frei durch Fabr. **Reflektus-Vertrieb, B. Meinel, Hamburg, Holzdamm.**

Neuheit! Märchenspiele
Schneewittchen, Dornröschen, Aschenputtel. Alle drei in sämtlich. Figuren aufstellbar, hochfein künstlerisch kolorisiert, zusammen 86 Fig., 5 Hintergründe sowie die drei Erzählungen, komplett gegen Einsendung von 11.50 M. franko. Nachnahme 70 Pf. mehr. Große illustr. Liste üb. Riesen-Auswahl Spielwaren, Scherz- u. Karnevalsartikel nur gegen Einsendung von 1.— M. frc. (Postscheckkonto Berlin 38 623. Porto bis 25 M. nur 5 Pf.)
Märchenspiele
A. Maas & Co., Berlin 134, Markgrafenstr. 84. Gegründet 1899

Lacto-Rühre-Pulver
wird mit Wasser gut angerührt und ist dann fertig zum Backen.
In Beuteln zu Mk. 2,75 und Mk. 5,25 billiger wie Ei.
Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim b. Worms.

Digitized by Google

1. Beilage zu Nr. 46. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6,— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Das ist Qualität

Javol
das Kräuter-Haarwasser
steht seit Jahrzehnten an der Spitze aller ernst zu nehmenden Haarpflegemittel, von Fachärzten erprobt und empfohlen, von vielen Tausenden regelmäßig verwandt. — Mit durchaus reinem Weinsprit gefertigt frei von irgendwelchen Ersatz- oder Streckmitteln. Gegen Kopfschuppen und Schinnen, gegen Haarausfall und vorzeitiges Ergrauen gibt es nichts besseres als
das Kräuterhaarwasser
Javol

Pflege dein Haar mit Javol
Das Beste die Haare

GEORG WAGNER

Das schönste Geschenk
90 90
Das Elite Besteck
Ill. Spezialofferte kostenlos
Lorenz & Vorberg
Dresden-A 19

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. Büb. Krankenfahrstühle z. Schieben

Bevor Sie ein Buch kaufen
vrlg. Sie kostenl. u. unverb. uns.
Weihnachtskatalog:
Die besten Bücher d. Gegenwart.
Eine reiche Auswahl gehaltvoller Geschenkliteratur sowie von Büchern für d. Haus u. d. Privatbibliothek. Wir liefern jed. Buch z. Originalverlegerpreis, außerd. bei Barzahlung vollkom. porto- und spesenfrei, halten uns auch z. Bezuge geg. monatl. Teilzahlg. von M. 5,- an bestens empfohlen.
Verlag u. Versand für deutsche Literatur
Berlin SW 19, Grünstr. 25-26, Abtlg. 20.
Senden Sie mir sofort Ihren Weihnachtskatalog:
Name u. Adr.

Ausschneiden, f. 10 Pf. Porto offen einsenden.

Da sitzt er
der Zahnstein, dieser schlimmste Feind Ihrer Zähne. — Aber
LITHO
ZAHN-PASTE
löst und beseitigt den Zahnstein und ihre Wirkung ist schnell und sicher. — — — —
LITHO
PHÖNIX AKT. GES FÜR ZAHNBEDARF · BERLIN S.W. 68

Emser Wasser
gegen Katarrhe u. s. w.
EMS
Schutzmarke

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT
HA-ES
BACKPULVER
ÜBERALL ZU HABEN

Digitized by Google

Weihnachtsbücher. Trotz aller Widerstände, deren am schwersten zu beseitigender die Papiernot ist, liegt ein bunter Stoß von Jugendbüchern auf dem Redaktionstisch. Eltern, die in der Lage sind, etwas tiefer in ihren Geldbeutel zu greifen, finden reiche Gelegenheit, wenn sie ihren Kindern ein hübsches Buch auf den Weihnachtstisch legen wollen. Wirkliche Festgaben für Mädchen und Knaben sind „Der Jugendgarten" und „Der gute Kamerad". Zwei Sammelbände in gediegener Ausstattung, die Belehrung und Erheiterung bieten.

Im Jugendgarten begegnen wir Lotte Gumtau, Ilse Dore Tanner und Adelheid Stier. „Der gute Kamerad" bringt Erzählungen, belehrende Aufsätze, Gedichte, Naturwissenschaftliches, Beschäftigungs-Anleitung und überhaupt alles, was ein Knabenherz erfreut.

Zwei Märchenbücher von Toni Rothmund: „Die Bernsteinperle" und „Vom Allermärchenbaum", sind im Verlag von Levy & Müller in Stuttgart erschienen. Die Verfasserin der Pfaueninsel — die im Verlage von August Scherl G. m. b. H. erschienen ist, nachdem sie die Leser der „Gartenlaube" erfreute — gibt in diesen beiden Büchern Märchenschöpfungen, die beweisen, wie innig sie mit der Natur vertraut ist. Das aber allein macht ihren hohen Wert nicht aus. Phantasie, Humor sind in reichem Maße vorhanden, so daß die kleinen Leser andächtig lesen und lauschen bis zur letzten Silbe. Die Bücher sind mit schönen Zeichnungen von E. Kutzer versehen und sollen hiermit als Weihnachtsgabe für die Jugend warm empfohlen sein.

Tony Schumacher: „Ein Kind aus Indien". Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. Die Schicksale der kleinen Mildret, die, aus Indien nach Deutschland verpflanzt, ganz umlernen muß, werden alle jungen Leserinnen sehr fesseln. Vielleicht lassen sie sich auch durch sie gut beeinflussen. Es ist eine echte rechte Jungmädchengeschichte. Außerordentlich lustig ist im Gegensatz zu dieser etwas ernsten die im gleichen Verlag erschienene Erzählung: „Der Butznickel" von Clara Schelper. Die Geschichte trägt sich im Taunus zu; sie ist an Humor und lustigen Überraschungen reich. Die erstgenannte Erzählung hat Karl Schmauk, die andere Ernst Kutzer mit schönem Bildschmuck versehen. Ein sehr lustiges Büchlein ist auch das von Trude Bruns: „Die Doktorskinder". Das ist die Geschichte zweier übermütiger Kinder, die viel dumme, aber keine schlechten Streiche machen. Sicherlich wird es den Alten und den Jungen viel Freude bereiten. Es ist im Verlag von R. Thienemanns, Stuttgart, erschienen.

In Löwes Verlag, Ferdinand Carl, Stuttgart, erschien „Das Weihnachtskistchen" von Emma Carl. Diese Kinderstubengeschichte ist mit hübschen Bildern von Willy Plank geschmückt. Im selben Verlag erschien, mit zweifarbigen Bildern ausgestattet: „Friedel, Kurt und Hansi" von Else Grote. Der gleiche Künstler illustrierte: „Rosi Windröschen" von Martha Giese. Das Buch ist ebenfalls in Loewes Verlag, Ferdinand Carl, herausgekommen.

Vasenol-Sanitäts-Puder

ist ein hygienischer Körperpuder, der zur täglichen Hautpflege unentbehrlich ist. Tägliches Abpudern aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile, der Achselhöhlen, der Füße (Einpudern der Strümpfe), belebt und erfrischt die Haut, beseitigt sofort jeden Schweißgeruch. Bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ist nach ärztlicher Anerkennung

Vasenoloform-Puder,

zur Kinder- und Säuglingspflege

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das beste und billigste Mittel. Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Halt doch still,
Du kleiner Mann, erst

Lovan-Creme

und Lovan-Streupulver, dann tut's nicht mehr weh!
Lovan-Creme gegen spröde und wunde Haut.

Große und kleine Tuben und Dosen.
Ueberall erhältlich, wo Sie Kaliklora-Zahnpasta kaufen.

Zur Schönheitspflege: Lovan-Creme, fettfrei. Lovan-Schönheitspuder.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 46. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Kräuter-Eierkuchen. Der salzige Eierkuchen — heute oft genug ohne Eier, sondern nur mit einem Triebpulver gemacht — kommt in vielen Häusern nicht mehr auf den Tisch, wenn die Zeit des grünen Salats, den man gern als Zuspeise gibt, vorüber ist. Früher allerdings machte man auch im Winter die salzige Omelette interessant für den Gaumen, indem man reichlich Schinken, Speck oder ähnliche Dinge mit ihr in Verbindung brachte. In einer größeren Familie muß man heute bei Wochentagsgerichten nach bescheideneren Reizmitteln Umschau halten und sich an diesen genügen lassen. So läßt sich z. B. ein einfacher, derber Eierkuchen ganz erstaunlich schmackhaft machen, wenn man ihn stark mit aromatischen Küchenkräutern würzt: Nachdem man die Masse in die Pfanne hat einlaufen lassen, streut man Beifuß, Thymian oder eine erprobte Mischung feiner Kräuter gleichmäßig verteilt über sie hin. Wird der Eierkuchen dann auf beiden Seiten noch recht braun gebacken, so schmeckt er äußerst kräftig und wird sehr gelobt. Man kann eine einfache Bechamell-Tunke dazugeben.

Ein billiger Brotbelag. Bei den sehr hohen Fleisch- und Wurstpreisen bildet die Beschaffung eines kräftigen, pikanten Brotbelags für manche Hausfrau eine ziemliche Sorge. Weiß sie doch, daß es sich hier nicht um ein leckeres Bedürfnis, um einen völlig entbehrlichen Luxus handelt, sondern daß durch eine kleine Anregung der Magen zur Absonderung reichlicherer Verdauungssäfte veranlaßt wird, als es bei fader, reizloser Kost geschieht. Das belegte Brot, die belegte Semmel werden darum viel besser und rationeller ausgenutzt als das ohne Zukost genossene Backwerk. Einen äußerst billigen und doch kräftig anregenden Brotbelag bieten nun die beliebten kleinen Bouillonwürfel, die man erfreulicherweise jetzt wieder in wirklich guter, feiner Qualität erhält. In solch kleinen Würfelchen konzentriert sich eine solche Fülle pikanten Wohlgeschmacks, daß ein halber genügt, eine ganze Semmel zu „verschönern". Man braucht ihn nur zu zerstoßen oder mit dem Messer zu zerbröckeln und zu zerschaben und die Teilchen dann über die Brotfläche hinzustreuen. Namentlich unsere heranwachsende Jugend liebt diesen Belag.

Gefüllte Kartoffelhälften. Hat man gerade eine Sorte nicht mehliger Kartoffeln zur Verfügung, so benutze man die Gelegenheit zur Herstellung „gefüllter" Kartoffeln, die eine willkommene Abwechslung auf dem Mittags- oder Abendtisch bieten. Nachdem die gekochten Kartoffeln geschält worden sind, halbiert man sie. Hierbei achte man darauf, daß diejenigen, die mehr länglich als kugelig geformt sind, nicht etwa quer, sondern der Länge nach durchschnitten werden, da die Hälften ja später in der Art kleiner Körbchen oder Schalen stehen müssen. Die gewonnenen Hälften hohlt man vorsichtig aus, und die durch das Aushöhlen entstandene Masse zerdrückt man mit etwas Butter oder feinem Tafelöl zu Brei, den man mit feinstzerwiegtem Corned beef vermengt. Zeigt das dazu verwendete Fleischstück größere Massen von Gallerte, so bringt man diese als schmackhaften Brötchenbelag für den Hausherrn beiseite. Wünschenswert ist es, in die Füllmasse etwas zerwiegte, recht weich gekochte Pilze zu geben und sie vorsichtig mit etwas feinen Kräutern sowie Pfeffer und Salz abzuschmecken. Nachdem die Masse in die Kartoffelhälften eingefüllt worden ist, bestreicht man diese von außen mit etwas Butter oder Fett und bräunt sie leicht an.

Geschäftliches.

Korpulenten Lesern sei ein seit Jahren erprobtes Entfettungsmittel empfohlen, welches in der Elefanten-Apotheke Berlin, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz) hergestellt wird. Es sind dies Dr. Hoffbauers Entfettungs-Tabletten, die keineswegs, wie die bisher üblichen Präparate, irgendwelche dem Herzen schädliche Schilddrüsen enthalten oder gar ein drastisch wirkendes Abführmittel, sondern lediglich ein besonders gereinigtes und daher jedem Organismus bekömmliches Seealgen-Extrakt. Dieses wirkt außerordentlich fettzersetzend, so daß bei 6—8wöchigem Gebrauch große Gewichtsabnahmen erzielt worden sind. Dr. Hoffbauers Entfettungs-Tabletten sind bei Korpulenz und allen deren Folgen, wie Herzbeschwerden, Atemnot, Asthma und dergleichen, sehr zu empfehlen.

Vibratoren, die sich erhitzen, sind wertlos. Das ist der Grundsatz, den jeder Käufer eines elektrischen Hand-Vibrators beachten muß. Seit Jahren bemühen sich viele Fabriken und auch die amerikanische Industrie, durch Beseitigung der Erhitzung die Hand-Vibratoren brauchbar und haltbar zu machen, bisher mit sehr geringem Erfolg. Erst durch die Erfindung des „Sanag"-Vibrators mit der reibungslosen Lagerung (D. R. P.) ist ein elektrischer Handmassage-Apparat geschaffen, der sich nicht erhitzt. Der „Sanag"-Vibrator (D. R. P.) ist ein feinschlägiger elektrischer Hand-Vibrator von feinster Präzisionsarbeit, bei dem wegen der reibungslosen Lagerung Erhitzung und Verschleiß nicht eintritt, der dauernde Betriebssicherheit gewährt und mit 40 % Stromersparnis arbeitet. Wegen seiner ausgezeichneten Wirkung bei der Körper- und Schönheitspflege ist er für jedermann unentbehrlich. Er wird hergestellt von der Elektr. Ges. „Sanitas", Berlin N 24.

Pasta Divina weltbekannter Hautcreme zur Verschönerung und Pflege der Haut. Gibt Frische und matten, durchsichtigen Teint. Erhaltung der Jugendlichkeit. Preis M. 7.-, 15.-, 30.-

Augenfeuer macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Zu höchster Schönheit entwickeln sich die Augen durch „Augenfeuer". Der Blick wird lebhaft, dunkle Schatten verschwinden. Preis . . . . . M. 12.—

Ebee-Schälpaste gegen alle Hautunreinheiten, Röte, Mitesser. Erneuert die Haut, macht sie jugendfrisch und elastisch ohne jede entzündliche Neigung. Die Original-Schälpaste. Preis . . . . . M. 34.—

Creme Royal ein fettfreier Creme für den Tag. Für spröde und aufgesprungene Haut besonders vorzüglich, da von heilender Wirkung. Auch vor dem Pudern sehr zu empfehlen. Preis . . M. 7.-, 16.-, 32.-

Flüss. Puder Welda macht die Haut pastellartig matt und weiß. Entfernt Hautunreinheiten, färbt nicht ab und haftet fest, ohne zu fetten. Für den Teint und die Schönheit des Gesichts und der Hände. Weiß, rosa, gelbrosa, gelb. Preis M. 15.—

Ratschläge, Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit." 270 000 Auflage. Preis M. 1.50 Auskünfte und Prospekte kostenfrei. Illustrierter Katalog M. 3.—

FRAU ELISE BOCK G.M. B.H.

BERLIN-CHARLOTTENBURG 39 / KANTSTRASSE 158

Deutscher Weinbrand — Bingen a/Rh.

Scharlachberg Meisterbrand

Ehret Eure deutschen Frauen, denn sie pflanzen Tugend in die Herzen ihrer Kinder.

Die Marke des verwöhntesten Feinschmeckers.

Cognacbrennerei Scharlachberg G. m. b. H., Bingen am Rhein.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

Fachtechnisches Urteil über Tee. Die Ansichten über den Wert des Tees, als ein der Gesundheit förderliches Getränk, gehen weit auseinander, besonders bei uns in Deutschland, die wir noch immer weit mehr dem Kaffee huldigen. Daher dürfte es interessant sein, Urteile von berühmten Botanikern und Ärzten zu hören, die ihre Erfahrungen ungefähr wie folgt festgelegt haben: Der bekannte chinesische Philosoph und Gelehrte Chin Hung, dem China in medizinischer und landwirtschaftlicher Hinsicht sehr viel verdankt, äußerte: „Tee ist weit bekömmlicher als Wein. Er betäubt nicht und verleitet die Menschen nicht zu unsinnigen Gesprächen. Er ist auch zuträglicher als Wasser, denn er führt dem Körper keine Bakterien zu und enthält keine Gifte." — Lo Yu, ein gelehrter chinesischer Chemiker, faßte sein Urteil über Tee in den Worten zusammen: „Tee übt einen äußerst günstigen Einfluß auf den Geist des Menschen aus, er stärkt das Gedächtnis, frischt den Körper auf, wirkt belebend auf die Gedanken ein und macht eine wohltätige Einwirkung auf den ganzen menschlichen Organismus fühlbar." — Schon im Jahre 1730 äußerte Ten Rhyne, einer von Japans bedeutendsten Chemikern und Botanikern: „Tee reinigt das Geblüt, vertreibt schwere Träume und auffteigende Hitze, vermindert Schwindel, reguliert die Funktionen der Leber und Milz und schränkt die üble Laune entschieden ein." — Ebenso günstig haben sich viele amerikanischen Lazarettärzte über den Genuß von Tee für Kranke und Genesende ausgesprochen: „Tee muntert die Genesenden auf, stillt den Durst, belebt die Schwachen, wärmt die Frierenden und kühlt die Fiebernden. Tee wirkt günstig auf die Verdauung, hilft die Blutzirkulation regeln, kann von Soldaten im Feld und während anstrengender Märsche in großen Mengen ohne Schaden getrunken werden, ersetzt daher in allen Fällen Wasser, wo solches wegen schlechter Beschaffenheit nicht getrunken werden darf, da sein Genuß Typhus und Ruhr im Gefolge hätte." — Diese so überaus günstigen Urteile über Tee als Genußmittel sollen andererseits natürlich nicht die Meinung erwecken, Tee dürfe deshalb ungestraft im Übermaß und in zu starker Zubereitung genossen werden. Ein Zuviel ist auch hier vom Übel. J. K. H.

glänzt
Nigrin
auf den ersten Bürstenstrich, da wieder reine Terpentinölware.
Friedensware ist mit Banderol versehe

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsf. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 12.— nea. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Dieser **Marabu-Kragen**

Federleicht und wärmend wie ein Pelzkragen, ***25 cm breit,*** *wundervolle, langdaunige Ware, gleichmäßig verarbeitet, kostet dunkelbraun, schwarz, biberfarbig . . . . . M. 85,–*
weiß, blaufuchs (grau) . . . . . M. 95,–
Verlangen Sie kostenlose Zusendung meiner illustrierten Preisliste über die allgemein beliebten Luto-Straußfedern und echte Reiher.
Gegründet 1877. **SAM. MEYER,** *Abteilung Straußfedern,*
HAMBURG 5M, Steindamm 35.

Libidan Arbeitskraft-Lebensfreude
Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib! Nie versiegende Quelle d. Nervenkraft. Prospekt gegen Rückporto
Erhältlich in Apoth. Drog. u. einschlägig. Geschäften, sonst direkt.
Sexan-Versand, Dr. Witthop. **München 22/5.**

Schwere Leiden sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Eeingeschwür,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von**
Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg GR.

Leiden Sie an Rheumatismus?
Kaum ein Leiden ist so hartnäckig und quälend wie Rheumatismus. Es macht durch seine ständig wiederkehrenden Schmerzen lebensunlustig. Auch verringert es stark die Arbeitskraft. In ihrer Qual greifen die Kranken meistens zu Mitteln, die, indem sie die Schmerzen bekämpfen, das Herz stark angreifen und dadurch die Veranlassung eines frühen Todes werden können. Da der Rheumatismus durch die Ablagerungen der Harnsäure entsteht, muß ein gutes und **ungefährliches** Mittel die Ablagerungen der Harnsäure allmählich abtragen. Ein solches Mittel ist in den **Levathol-Tabletten** gefunden. Sie wirken vorzüglich und bringen schon nach ganz kurzem Gebrauch wesentliche Linderung, ohne das Herz anzugreifen. **Levathol-Tabletten sind absolut ungefährlich.**
Fordern Sie ausdrücklich **Levatholpräparate,** weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Flechtenleidende!
Dr. Lehmann's Hautstein (D.R.-P.) beseitigt Flechtenleiden aller Art. Preis M. **15,—.** Auskunft kostenlos. Glänzende Dankschreiben. **R. Kurz, Ulm a D. 5,** Zeitblomstr. 46.

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit **Dr. Hoffbauers** ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz).

Ein prächtiges Buch ist:
Waldstille und Weltleid
Roman von **A. von Blomberg.**
Brosch. M. 6.50, in Pappe geb. M. 9.25, in Lein. geb. M. 17.00.
Aus dem Frieden des weltfernen Waldes, den uns Blomberg in seinem vollen Farbenprunk und friedvollen Stimmungszauber malt, tritt die Heldin des Romans in die große, glänzende Welt, um all das Weh durchzukosten, das sie gleißend verhüllt. Sie sieht den herrlichen Mann an ihrer Seite untergehen, ohne ihn retten zu können, bis sie selbst blumengleich verblüht. Gewaltige fürchterliche Kämpfe sind es, die das stille Kind aus dem Walde durchzukämpfen hat. — Kämpfe, die mit dichterischer Kraft geschildert werden.
Außerdem erschienen von
„Blomberg"
2. Reggfields Tochter;
3. Gegen den Strom;
4. Bis ins dritte und vierte Glied;
5. Das vornehmste Gebot;
6. Höhenluft;
7. Ein Fels im Meer;
8. Er trug sein Kreuz;
9. Dornröschen:
10. Deutsche Treue.

Preise von 2, 3, 5, 6, 7, 9, 10: jeder Roman:
Brosch. Mark 6.50, in Pappe Mark 9.25, in Leinen Mark 17.00.
Preise von Band 4 und 8 kosten jetzt brosch. je Mark 6.50, in Pappe gebunden Mark 8.40, in Leinen gebunden Mark 15.00.
Die gesamten Werke, im geschmackvollen Karton vereinigt, kosten in **Pappe gebunden Mark 84.00, in Leinen gebunden Mark 154.00.**
Die Blomberg'schen Bücher eignen sich inhaltlich sowie durch ihr schmuckes äußeres Gewand auch prächtig zu Geschenkzwecken.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder den
Verlag E. Ungleich / Leipzig / Talstraße 1.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3,50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Eine schöne Frau
trägt einen Straußenfederhut, und die besten Federn sind mein **Atama-Edelstraußfedern:** Jetzt ca. ½ m lang 48, 95, 150 M., je nach Breite. **Boas** 60, 100, 200, 350 M. **Marabukragen** 85, 135, 225 M. Vers. p. Nachn. Auswahl gegen Porto. **Hesse, Dresden,** Scheffelstr.

Kotillon-
u. Festbedarf i. gr. Auswahl bei prompt. Lieferung. Illustr. Preisl. frei. **Johannes Seyffart, Buchholz i. Sa. 15.**

Strumpfwaren:
Damen- u. Kinderstrümpfe, Socken, Füßlinge, Sportgamaschen, Handschuhe, Strickwolle i. erstklass. Qualitäten.
Haus- und Straßenschuhe:
Militärtuch, Ledersohlen, nied. Absätze, warm gefüttert M. 25.— p. P.
desgl, mit Schnallenschluß, halbhoch, „ „ „ 30.— „ „
ganz aus Leder, außergew. haltbar, „ „ „ 38.— „ „
Preise für Damengrößen 36—42, andere Größen entspr.
Von M. 100.— ab franko, Nachnahme, Umtausch gestattet.
Viele Dankschreiben. **L. Rösch, Lauffen a. Neckar,** Württbg.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Gewinne
d. Sächs. Landeslotterie
Ziehung I. Klasse a. 8. u. 9. Dezbr. 1920
ev. **1 000 000 Mk.**
Prämie **500 000** „
4 Prämien à **50 000** „
Haupt-Gewinne **500 000** „, **200 000** „, **150 000** „, **100 000** „ usw.
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
Lose ¹/₁₀ ¹/₅ ¹/₂ ¹/₁
Mk. 7.50 15.— 37.50 75.- p. Klasse
versend. **Staatslotterie-Einnehmer**
A. Zapf, Leipzig 105,
Bayerschestraße 6, ptr.

UNTERRICHTS-
Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.
Gegr. 1862.

In wenig Tagen kann jeder Klavier spielen durch Apparat **„Selbstlehrer"** Preis Mk. 25.— Illustr. Prospekt gratis.
Otto Dietrich, Leipzig 5, Markt.

Prima engl. Kernseife,
große Stücke, 450 Gr., à Ztr 8,50 M., Postkolli zu 28 St. u. Eilgutkiste zu 72 Stück gegen Nachnahme zu beziehen d. Versandhaus **P. Brandt, Mülheim/Ruhr,** Eppinghoferstr. 1.

Brehms Tierleben 13 Bde. 4 Aufl., rot Halbleinen M. 1040.-
Luegers Lexikon d. ges. Technik 10 Bde. 2 Aufl. geb. M. 1040 -
Antiquarische Exple. billiger.
Alfred Thörmer, Leipzig
Buchhandlung u. Antiquariat

Digitized by Google

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Nr. 46. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Etwas vom deutschen Eisenbahnwesen.

Als Vorläufer der heutigen Eisenbahnen, soweit es sich um die Benutzung von Schienenwegen handelt, finden wir bereits im Mittelalter die Bahnen, die in Bergwerken, hauptsächlich im Harz, zur Förderung dienten. Anfangs benutzte man dazu Holzschienen, später beschlug man diese mit Eisenblech oder befestigte gußeiserne Schienen darauf. Die Beförderung der Wagen geschah durch Menschen- oder Pferdekraft oder auch lediglich durch die eigene Schwere. Die Möglichkeit weiterer Ausnutzung der Personen- und Güterbeförderung in größerem Maßstabe war aber erst gegeben, nachdem durch Stephensons Erfindung der Lokomotive der Dampf in den Dienst der Beförderung auf Schienenwegen gestellt werden konnte. Während in England nach den ersten Versuchen Stephensons im Jahre 1814 seine Idee allgemeinen Anklang und vor allem staatliche Unterstützung fand, wurde man in Deutschland erst im Jahre 1825 durch mehrere Zeitungsartikel und Denkschriften des Industriellen Fritz Harkort auf die Bedeutung der neuen Erfindung aufmerksam. Erfreulicherweise fand Harkort bei dem preußischen Finanzminister v. Motz verständnisvolles Entgegenkommen. Endlich im Jahre 1828 wurde auf Harkorts Veranlassung eine Aktiengesellschaft gebildet, die die Strecke Steele—Bohwinkel, freilich vorerst nur mit Pferdebahnbetrieb, einrichtete und im Jahre 1831 unter dem Namen „Prinz-Wilhelm-Bahn“ dem öffentlichen Verkehr übergab. Harkort versuchte weiter durch Petitionen und Flugschriften die Regierung und vermögende Privatpersonen für seine Bestrebungen zu interessieren, erreichte indessen nicht viel mehr als allgemeine Zusagen.

Erst 1835 wurde die erste deutsche Eisenbahn mit Dampfbetrieb zwischen Nürnberg und Fürth, die „Ludwigsbahn“, eröffnet, ein Verdienst des Nürnberger Bürgers Johann Scharrer. Noch ein anderer Mann soll wegen seiner Verdienste um das deutsche Eisenbahnwesen mit an erster Stelle genannt werden — Friedrich List, der epochemachende Volkswirt. Er hatte als politischer Flüchtling in den Vereinigten Staaten genug Erfahrungen gesammelt, um ein großzügiges Unternehmen ins Leben rufen zu können. Seinem bahnbrechenden Wirken war es in erster Linie zu verdanken, daß bei Gründung der Aktiengesellschaft für die Linie Leipzig—Dresden 1835 das gesamte Aktienkapital von zwei Millionen Talern sofort gezeichnet wurde, für die damalige Zeit etwas Ungeheures. Die Bahn konnte bereits 1839 dem Verkehr übergeben werden. Ein Jahr später erfolgte die Eröffnung der auf Veranlassung des Magdeburger Oberbürgermeisters Franke gebauten Bahn Magdeburg—Leipzig.

Wenn der moderne Mensch von dem Eisenbahnbetrieb der damaligen Zeit hört, so wird er sich freilich kaum eines Lächelns enthalten können. Einen Tunnel von 1.6 Kilometer Länge versah man mit acht Luftschächten, „damit die Passagiere nicht erstickten“. Die Gleise wagte man zuerst nur streng horizontal zu legen. Die Wagen ähnelten 1840 Kutschen, und der Schaffner saß auf einem Bock. Auf der 1839 eröffneten Berlin-Potsdamer Bahn ging die letzte Fahrt abends um 9 Uhr von Berlin ab. Man hielt es aber für gefährlich, mit einer Lokomotive so spät zu fahren, deshalb wurde jedem Wagen ein Pferd vorgespannt, das als Zugtier diente. Auf der Hälfte des Weges, in Zehlendorf, wurden bekanntlich die Pferde gewechselt.

Die erste Fahrt von Leipzig über Wurzen nach Dahlen, die von morgens 7 Uhr bis nachmittags ½2 Uhr dauerte, hat ein Reisender in anschaulicher Weise folgendermaßen beschrieben: „Wir fuhren im zweiten Wagenzuge um 7 Uhr morgens von Leipzig ab und erreichten Wurzen in ¾ Stunden. Hier sollten die Lokomotiven eine Füllung erhalten, was bei der des ersten Wagenzuges in einer halben Stunde bewerkstelligt wurde. Nachdem wir hierauf gewartet hatten, sahen wir den ersten Wagenzug weiterfahren und den Anfang mit der Füllung unserer Lokomotive machen. Hierzu war ebenfalls eine halbe Stunde erforderlich, und wir brachten auf diese Weise eine Stunde in Wurzen zu, und zwar im Wagen, denn aussteigen durften wir nicht, weil durch das Aus- und Einsteigen zu viele Zeit verloren gehe. Nach diesem Aufenthalt langten wir nach ¼10 Uhr in Dahlen an.

4 wichtige Export-Artikel

1) **Fön**-Heißluftdusche
Die Marke „Fön“ bietet Gewähr für sicheren Betrieb.

2) **Sanax**-Vibrator D. R. P.
der beste elektr. Handmassage-Appar., reibungslose Lagerung, absol. haltbar, keine Erhitzung, 40% Stromersparnis.

3) **Penetrator**-Vibrator D.R.P.
sehr starker Massage-Apparat für Körpermassage, mit dens. Vorzügen wie d. Sanax.

4) **Ordo-Fix**-Hosenspanner D. R. P. — Neu! Aus- und Einspannen in 1 Sek.

Große Posten sofort lieferbar.
Fabrik: **Sanitas, Berlin N 24, Friedrichstr. 131 d.**

Pst! **Ein Riesengedächtnis** Pst!
durch „Mnemographie“. 1. Lektion M 1.— vom Erfinder **E. Schneider,** Neu! Berlin O 17, Madaistr. 13. Neu!

Stottern
kein Sprechfehler, nur die Angst ist zu beseitigen. Auskunft gibt **Anstalt Hausdörfer, Breslau I, R 14.**

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art
liefert die Spezialfabrik
Richard Mauve
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jeder größeren Stadt werd. Verkaufst. nachgew.

„Die Frau“
das Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberarzt a. d. geburtsh. Klinik d. Kg. Charité Berlin. 2 M. All. Beste f. artik. f. Frauen u. best. u. billigst. Katal. gratis.
Fr. Anna Hein, Berlin 82
Potsdamerstr. 106a

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, **Zernsdorf 7** (i. d. M.)

DÜRKOPP
NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
★ DÜRKOPPWERKE ★
AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

Digitized by Google

Um ¾10 läutete die Glocke zur Rückfahrt. Nachdem alle Mitreisenden ihre Plätze wieder eingenommen hatten und die Wagentüren sorgfältig verschlossen waren, kam unsere Lokomotive, die bisher müßig dagestanden, an unsere Seite und begann, kaltes Wasser einzunehmen, was — die Zeit inbegriffen, die zur Entwicklung der Dämpfe von kaltem Wasser nötig war — ungefähr ¾ Stunden dauerte. Obgleich die Lokomotive, so wie bei der Füllung in Wurzen, nicht vor dem Wagenzuge stand, sondern auf der Seitenbahn, war den Reisenden dennoch auch diesmal nicht gestattet, auszusteigen. Wir verbrachten daher wieder ein Stündchen wartend im Wagen. Um 10½ Uhr bewegte sich endlich der Zug in mittelmäßiger Schnelle bis Wurzen, wo die Lokomotive durch falsche Weichenstellung in den Sand fuhr. Während des Herauswindens wurde es uns erlaubt, die Wagen zu verlassen. Bei unserer Rückfahrt fanden wir eine andere Lokomotive, den „Kolumbus", vorgespannt, der uns ungefähr in der Schnelle eines mäßigen Schrittes bis zum Macherner Einschnitt führte, dort aber seine Tätigkeit gänzlich einstellte. Wir ruhten hier eine Viertelstunde und fuhren dann wieder langsam weiter, bis uns eine andere Lokomotive entgegenkam, die uns rasch nach Leipzig führte, so daß wir um 1½ Uhr nachmittags daselbst eintrafen." Ja, es muß recht gemütlich gewesen sein in der guten alten Zeit!

Nachdem inzwischen durch Gesetz von 1838 das preußische Eisenbahnwesen geregelt worden war, folgte eine Reihe von neuen Bahnlinien, die teilweise, wie die Berlin-Anhalter und Berlin-Stettiner, staatliche Unterstützung genossen. Im Jahre 1844 waren bereits 114 Meilen mit einem Anlagekapital von 34 Millionen Talern in Betrieb. Da bei der Anlage neuer Bahnlinien durch Privatunternehmer ausschließlich die Einträglichkeit maßgebend war, der Staat aber darauf sehen mußte, daß auch weniger gewinnbringende Bahnen angelegt und unterhalten wurden, begann Preußen Ende der 40er Jahre selbständig mit dem Eisenbahnbau. 1852 ging die niederschlesisch-märkische Bahn in den staatlichen Besitz über, und andere Bahnen stellten sich unter Staatsverwaltung.

Im Jahre 1873 wurde durch Gesetz das Reichseisenbahnamt mit der Oberaufsicht über die deutschen Bahnen betraut, und so begann der allmähliche Übergang zum reinen Staatsbahnensystem, das heute bis auf einige Bahnen von geringer Bedeutung bereits durchgeführt ist und dem Deutschland seine führende Stellung im europäischen Eisenbahnwesen verdankt. Durch die kürzlich durchgeführte Verreichlichung der Eisenbahnen sind die deutschen Bahnen in den Besitz des Reiches übergegangen. Ob dies als ein Vorteil betrachtet werden kann, wird erst die Zukunft lehren.

Schwedische Volksrätsel.

Sehr nette Volksrätsel besitzen die Schweden. Es lohnt sich, mit einigen dieser hübschen Einfälle Bekanntschaft zu machen. „Wen bekommt Gott nie zu sehen, der König sehr selten, der Bauer alle Tage?" lautet eine Frage. Schwerlich dürfte jemand von selbst die Lösung finden. „Seinesgleichen" heißt sie. Ein anderes Rätsel beschreibt ein geradezu unheimliches Gebilde. „Es hat zwei Köpfe, aber nur zwei Arme, es hat sechs Füße, aber nur zehn Zehen. Was ist das?" Dieses Ungeheuer ist — der Reiter samt dem Pferde! „Was für Wesen sind das, die von Wind und Wasser leben?" will ein drittes Rätsel wissen. Nun, Wind- und Wassergeister sind nicht etwa damit gemeint, sondern viel massivere Geschöpfe — die Müller nämlich. „Was ist das? Lappen auf Lappen. Sie bleiben beisammen, ohne daß eine Nadel durchgesteckt wäre!" Jeder Hausfrau wird es Spaß machen, daß es der Kohlkopf ist, der in dieser merkwürdigen Rätselverkleidung auftaucht. Als „fünf Kammern mit einer Tür dazu" wird dagegen der Handschuh umschrieben. Es gibt aber auch philosophische Rätsel: „Welches Holz ist am schwersten?" — „Dasjenige, aus dem der Bettelstab gemacht ist." Tröstlicher lautet ein anderes: „Wer ist der Reichste auf der Welt?" — „Der Fröhlichste."

Warum in seines Glückes Tagen
Durch Furcht vor Leiden Leid schon tragen?
Wohlan, mein Freund, freu' dich und laß die Sorgen,
Man soll nicht essen heut den Gram von morgen.
Saadi.

Digitized by Google

Die Kartoffel im Weltverbrauch.

Der günstige Ausfall der diesjährigen Kartoffelernte sichert eine ausreichende Versorgung der städtischen Bevölkerung und gestattet einen weiteren Schritt zum Abbau der lästigen Zwangswirtschaft. Unter allen Ländern der Erde ist das Deutsche Reich der bedeutendste Kartoffelproduzent. Von der Welternte an Kartoffeln entfällt rund ein Drittel, 444,7 Millionen Doppelzentner von insgesamt 1346 Millionen Doppelzentner, auf Deutschland. Auch im Kartoffelverbrauch steht das Deutsche Reich an erster Stelle; dieser beläuft sich auf 684 Kilogramm je Kopf und Jahr. Nach einer Berechnung von Gans Edlem Herrn zu Putlitz verteilt sich der Verbrauch im einzelnen wie folgt: Zur menschlichen Ernährung dienen 20 Prozent, zur Viehfütterung 44 Prozent der Gesamternte; 7 Prozent wanderten in die Brennereien; 3 Prozent in die Stärkefabriken, während von dem Rest 16 Prozent für Saatzwecke benötigt werden, die verbleibenden 10 Prozent endlich auf Verluste zu rechnen sind. Der tägliche Verzehr von Speisekartoffeln beträgt je Kopf der Bevölkerung etwa 0,4 Kilogramm. Er ist am stärksten in den östlichen Provinzen und nimmt gegen Westen hin ab; auch in den Städten, besonders in den Großstädten, ist er geringer als auf dem Lande. Nicht weniger als 88 Prozent der geernteten Kartoffelmengen verbleiben am Erzeugungsorte, nur 12 Prozent gelangen mit der Eisenbahn, auf der Landstraße oder auf dem Wasserwege zum Versand.

Von den übrigen Ländern der Erde hat den stärksten Kartoffelverbrauch Irland aufzuweisen, das mit einer Jahresmenge von 648 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung Deutschland sehr nahe kommt. An dritter Stelle finden wir das ehemalige Kaiserreich Österreich mit einem Kopfverbrauch von 450 Kilogramm. Verhältnismäßig hoch ist der Verbrauch auch in den westeuropäischen Staaten und in Skandinavien; er beträgt in Holland 356 Kilogramm, in Frankreich 323 Kilogramm, in Belgien 320 Kilogramm, in Schweden 269 Kilogramm, in Dänemark 250 Kilogramm, in Norwegen 233 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung. Dagegen entfielen im europäischen Rußland auf jeden Einwohner nur 200 Kilogramm, in Spanien 146 Kilogramm, in England und Schottland 86 Kilogramm. Den schwächsten Kartoffelverbrauch haben in Europa Italien und die Donauländer aufzuweisen. Hier wird die Kartoffel als wohlfeiles Volksnahrungsmittel und als Futtermittel durch den Mais verdrängt. So stellt sich in Italien der Verbrauch auf nur 47 Kilogramm, in Rumänien auf 17 Kilogramm, in Serbien auf 12 Kilogramm, in Bulgarien endlich auf nur 2 Kilogramm je Kopf und Jahr. In Amerika finden wir den höchsten Kartoffelverbrauch in Argentinien mit 169 Kilogramm je Kopf und Jahr; in den Vereinigten Staaten beläuft er sich auf 87 Kilogramm, in Chile auf 67 Kilogramm, in Mexiko auf nur 0,8 Kilogramm je Kopf und Jahr. Der Japaner endlich verbraucht 8,6 Kilogramm im Jahr.

Was die Höhe der Flächenerträge anlangt, so steht nach einer vom Internationalen Landwirtschaftsinstitut in Rom veröffentlichten Statistik an erster Stelle Argentinien mit einem Ertrag von 235 Doppelzentner je Hektar. Es folgen Belgien mit 160,1 Doppelzentner, Großbritannien mit 152,8 Doppelzentner, Norwegen mit 144,3 Doppelzentner, Neuseeland mit 144,0 Doppelzentner und das Deutsche Reich mit 135,1 Doppelzentner je Hektar. Niedriger sind die Erträge in Japan, wo nur 81,3 Doppelzentner, in Rußland, wo nur 68,8 Doppelzentner, in den Vereinigten Staaten, wo 62,3 Doppelzentner vom Hektar geerntet werden. Die geringsten Erntemengen vom Hektar weisen Serbien mit 32,2 Doppelzentner und Rumänien mit 31,4 Doppelzentner auf.

Praktische
Weihnachts-Geschenke

Bester Schutz geg. kalte Füße.
Preis M. 35.- p. Post versendbar.

Schlafe patent!

Wer Besuch erwartet,
dess' Kinder größer geword n,
wer unsich'b. Bett sucht,
er Raum sparen will,
er möbliert vermietet,
er patent schlafen will,
lasse sich Katalog 185 gratis kommen.

R. Jaekels
Patent-Möbel-Fabriken
Berlin SW 68,
Markgr fenstr. Ecke Kochstr.
München C 2, Ienerstraße 6.

„Wer schaffen will, muß fröhlich sein!" (Th. Fontane.)
Ihre Sorgen vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten

Meggendorfer-Blätter

dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.

Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12.60. Einzelne Nr. Mk. 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Verlag der Meggendorfer Blätter, München

Magen- und Darmleiden geheilt.

Zwei Jahre war ich an Magen- und Darmleiden (Durchfall) erkrankt, konnte von meinem hartnäckigen Leiden nicht geheilt werden. Da wurde ich auf den Kräuter-Magentee des Herrn Höpfner aufmerksam. Nach Ablauf von sechs Monaten bin ich von meinem Leiden vollständig geheilt. Aus Dankbarkeit gebe dies hiermit öffentlich bekannt und kann Magen- und Darmleidenden sofortigen Genuß des Kräuter-Magentees nur empfehlen.

Spiesen (Saarld.), 18. 10. 1920. *Karl Feltes*, Büreauangestellter.

Höpfners-Kräuter-Magentee hilft mit überraschendem Erfolg bei akuten und chronischen Magen- und Darmleiden, Durchfall, Uebelkeit, Erbrechen usw. Bei alten Leiden sind 5 Pakete erforderlich. Paket 10.— M. Versand: **W. Höpfner, Berlin O 17, Stralauer Allee 34 II.**

Zell

50 Jahre
Hartwig & Vogel A.-G.

Ia. Wirtschafts-Handtücher

ELA

Grau. Saumtuchgröße ca. 40/100 cm. Stück M. 12.50. Probe 5 Stück im Brief M. 64.20. Portofreie Nachnahme. Gerstenkorn, hausgebleicht, Schnittgröße ca. 48/90 cm, Stück M. 14.85. Probe: 5 Stück im Brief M. 76.—, portofreie Nachnahme. Glänzend bewährt!

Schreiben Sie noch heute, eine Vorlage verlangen. Meine Hauszeitung „Die Küche im Monat" gibt Ihnen wundervolle Anregungen auf allen Gebieten des Haushalts. Schreiben Sie noch heute darum.

Erich Lindau, Altenburg S.-A. 58.

Gegr. 1860. Gegr. 1860.

Lacto-Eipulver
(Lactovolin)

darf nicht mit den vielen minderwertigen Nachahmungen verwechselt werden.

Es war von 41 untersuchten Erzeugnissen das Beste.

Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!

Lactowerk Gebr. Schiedeleker, Horchheim bei Worms.

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Prospekte nachstehender Institute werden gern durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35–41, 1 Treppe, unentgeltlich abgegeben, auch nach auswärts versandt.

Töchter-Pensionate

Eisenach. Töchterheim „Feodora“, Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen:
- A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
- B. Haushaltungsschule
- C. Landwirtschaftliche Frauenschule.
- D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preußen.

Georgenthal (Thüring.) ✱ Fremdenheim „Quisisana“. ✱ 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¼ Jahr 600 M. — Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme —

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer, Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Töchterheim Haus Fridericiana, Salzuflen i. L., Moltkestr. 10. In eig., sonn. Hs., schön gel., f. geb., evgl. jg. Mädch. liebev. Aufn. z. grdl. Erlern. d. Haush., gesell. Form, Handarb., Pfl. d. Mus. Pens.-Pr. jährl. z. Z. 3000 M. Best. Ref. Gt., reich. Vrpfl. Prosp. g. Portoeins. Fr. Charlotte Brinl.

Evang. junge Mädchen, 16—20 Jahre, finden z. 1. I. 1921 liebev. Aufnahme z. gründl. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kraft d. Gesundheit. Prospekte usw. gegen Einsendung des Portos durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Waltershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitung. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekt. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. m. Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenh., Gera-R.-Tinz.

Schulen und Lehranstalten

Frankfurt a. O. Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule nebst Töchterheim von Frau Ida Wende, Inh. L. Thomas und J. Rommel. Gründl. Ausbildung, gute Verpflegung. Näh. d. Prospekt.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Abitur., Prim., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfung u. a. Schulklass.

Halle a. S., Schülerheim Licht, Gr. Steinstraße 29. Gute Verpflegung. Familiäre Erziehung u. Beaufsichtigung der Schularbeiten. Telef. 3444.

Stecke-Nordhausen — Northeim. Dr. Härtels Pädagogium, Bad Sachsa (Süd-Harz). Privatrealsch. m. Berecht. zur Obersekundareife. Beste Erfolge. Luft für Zarte u. Erholung-bedürft. (ärztl. Auff.) Wahlfrei: Handelsf., Span., Ital., Russ., Förderk. Herrl. Waldlage, eig. Sportpl. Fernsp. 43. Beste Empf. Prosp. d. d. Dir. Studienrat Günther.

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

Privat-Realschule mit Handelsfächern ✱ Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt

Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra.

(Hochschule für In- und Auslandsiedlung). — Semesterbeginn: Ostern und Herbst. Lehr- und Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarke beifügen.

Chemieschule, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekt frei.

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M 4.—, Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Suche für meine vier Kinder, zehn, sieben und fünfjährige Zwillinge, zum 1. 12. 20 ein durchaus zuverlässiges, williges

Kinderfräulein,

nicht unter 20 Jahren. Selbiges muß die Schularbeiten (Realschule) und Klavierüben beaufsichtigen. Schneidern und etwas Nähen erwünscht. Zeugnisse mit Bild und Gehaltsansprüchen erbeten an Frau Fabrikbesitzer Emil Koch, Oelsnitz i. V.

Junges Mädchen

aus christlich-deutschem Hause, im Kochen erfahren, findet als einfache Stütze gemütliches Heim bei alleinstehendem Ehepaar in Berlin W, 6 Zimmer. Mädchen vorhanden. Gute Verpflegung. Angebote mit Lebenslauf, Photographie und Zeugnisabschriften an Frau Dr. Henius, Berlin W, Sigismundstr. 5.

Gesucht zum baldigen Eintritt tüchtiges zuverlässiges Stubenmädchen. Dasselbe muß perfekt nähen können. Hoher Lohn und gute Verpflegung. Angebote mit Zeugnisabschriften und Bild sind unter Angabe von Referenzen zu richten unter T. 7896 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Gefunden

ist bald das für Ihren Haushalt nötige Personal durch eine Anzeige in der seit Jahrzehnten allbekannten „Gartenlaube“, die in sehr hoher Auflage in allen Teilen Deutschlands verbreitet ist. Inserierte bitte nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41, senden.

Vermischtes

Schneiderin, 34 J., Mittelfig., häuslich, Herzensbild., Wäscheausst., etwas Verm., wünscht, da gänzl. vereinsamt, solchen Herrn mittleren Standes zw. Heirat kennenzulernen. Witwer m. Kind angen. Bildoff. G. 7887 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

2 jg. Damen,

Waisen, 28 u. 30 Jahre, von angenehmem Äußern, aus angeseh. Fam., gel., sehr häusl., wirtschaftl., mit je 20 000 M. Barvermögen u. guter, reichl. Wäscheaussteuer, sonstige Ausst. teilw. vorh., such. Bekanntsch. mit ev. Herren in sich. u. angeseh. Lebensst. zw. glückl. Ehe. Berlin od. Mitteldeutschland bevorzugt. Verschw. zugesichert u. verlangt. Zuschr. mit Bild unter M. 7874 erbeten an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Nebenverdienst
bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Staatsbeamter,

höhere Forstkarriere, unweit Berlin wohnend, 44 Jahre alt, schuldlos geschieden, ohne Kinder, große, stattliche Erscheinung, passionierter Jäger und Sportsmann, wünscht Briefwechsel mit sympathischer, verm. Dame zwecks Ehe. Antwort mit Bild erb. unter E. 7885 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Schriftdeutung, neueste Forschung, Graphologie. Berlin, Am Friedrichshain 27, I. Einsendg. 8.50.

Großkaufmann,

große, stattliche Erscheinung, 35 Jahre alt, evgl., kerngesund, wohnhaft in mitteldeutscher Stadt, sehr vermögend bei gutem Einkommen, wünscht die Bekanntschaft einer Dame von einwandfreier Vergangenheit, besten bürgerlichen Kreisen angehörend, zwecks Neigungsehe. Die in Frage stehende Dame muß ein reges Interesse für ein schönes Heim, für die Natur und für ein gutes Theater haben. Haushälterische Veranlagung ist unbedingt erforderlich. Figur groß, stattlich, elegant. Augen und Haar dunkel oder braun. Gesicht ausdruckfrisch und sympathisch. Vermögen und eine gute Aussteuer sind erwünscht. Zuschriften erbitte ich möglichst unter Beifügung eines Bildes unter G. 7869 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68. Diskretion und Rücksendung der Photographie zugesichert.

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss Berlin 23
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Gewerbelehrer, Architekt u. Zimmermeister, 31 J., ev., angestellt, nicht unvermögend, wünscht Bekanntschaft mit Dame, bis 25 J., stattl. Erscheinung, zwecks Heirat. Offert. unt. Bch. 177 an Nebenst. d. Berl. Lokal-Anz., Charlottenburg, Berlinerst. 80.

Was will der Lebensbund??

Der L.-B. bietet Gelegenheit, i. vornehmer diskreter Form passend. Lebensgefährt. zwecks Ehe kennenzulernen. — Tausende von Erfolgen. Zahlreiche Empfehl. a. allen Kreisen. Keine gewerbs. Vermittl. Verlangen Sie uns. interessanten Bundesschriften geg. Einsend. v. 70 Pfg. von: Verlag G. Bereiter, München 601, Maximilianstrasse 31, oder von Verlag G. Bereiter, Leipzig 601.

Den Charakter d. Schreibers stellt aus jeder eingesandten Handschrift fest Bruno Harrass, Böhlen (Schw.-Rud.).

Geb. Kaufmann,

im väterlichen Geschäft tätig, 35 Jahre, ev., stattl. Erscheinung, sucht Bekanntschaft m. häusl. erz. vermögender Dame zwecks Heirat. Zuschr. m. Bild — strengste Verschw. zuges. — erbeten unter B. 7883 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Überall zu haben! Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube“ Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau“ Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Bientak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Bilderrätsel. Von Hans Schuppli.

Buchstabenrätsel.
Von Heinrich Minden.

Schlechte „n“ treib gründlich aus
Mit frohgemutem Willen!
Nimm deine „t“ zur „b“ hinaus,
Und fort sind alle Grillen.

Scherzrätsel.

Die erste ist ein halber Vater,
Die zweite ist zur Hälfte leer;
Die drei ist der, für den das Leben
Ist plötzlich nicht vorhanden mehr.
Nimmt sorglich man beim Sonntagsgange
Das Ganze fröhlich in den Arm,
So hält es uns bei bösem Wetter
In inniger Umschlingung warm. Renata Greverus.

Streichrätsel.
Von Heinrich Minden

Ist er frisch: Bleib fern! Mir deucht,
Deine Kleidung wird sonst feucht.
Frischer ohne „r“ tut locken,
Dennoch läßt auch er nicht trocken.

Vier Silben.

Der Ersten sich're Hüllen
Kannst leeren du und füllen;
Die Zweiten sind begehrlich
Und überall gefährlich.

Und macht mit seiner Kunst
Das Ganze blauen Dunst,
Erregt's doch Heiterkeit
In dieser trüben Zeit. Renata Greverus

PEBECO

ist die Zahnpasta, die Hunderten von Nachahmern als Vorbild gedient hat und noch dient, weil alle wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen bis in die neueste Zeit hinein berücksichtigt werden. Wie das Urbild stets vollkommener ist als die geschickteste Nachahmung, so ist auch PEBECO zur Pflege des Mundes und zur Reinigung der Zähne jeder anderen Zahnpasta vorzuziehen.

Probetuben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

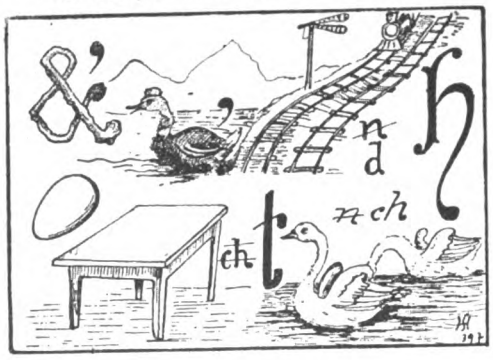
Bau Dir Dein Spielzeug selbst! Dr. Wilkens Modellbogen D. R. G. M.
zur Selbstanfertigung v. Spielzeug wie: Häuser, Wagen, Tiere, Geräte, Möbel. - Billigster Spielzeug-Ersatz. Ausführliches Anleitungsbuch gegen M. 3.— Nachnahme postfrei durch
A. Wilkens, Ebersdorf Nr 101 (Reuß).

Güstermann's Nähseide

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 4.—
Salbe: (Maden(After)würmer) M. 6.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
Alleinfabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Hans Schuppli.



Silbenrätsel.

Der Lenz kann nicht die ersten bleiben,
Die Blütentage ziehn gar bald;
Dann welkt im rauhen Herbstestreiben,
Die dritte, die geschmückt den Wald.

Doch in den öden Gartenwegen
Blickt dir aus Beeten, längst verschneit,
Das frische Ganze lieb entgegen,
Trägt Blüten auch zur Winterszeit.

Rätsel.

Zwei Städte mußt du vereinen,
Soll dir eine dritte erscheinen.

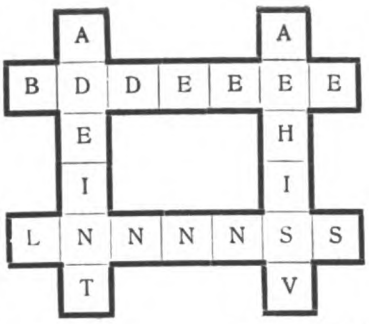
Gesteigert.

Als kluges Spiel gilt allerort
Mein Wort ganz ohne Weigern,
Doch wird's zu bösem Tun sofort,
So man das Wort wird steigern.

Renata Greverus.

Umstellrätsel (Anagramm).

Aus fünf Buchstaben ein Wort besteht:
An Kleidern, beim Spiele, in Büchern ihr's seht.
Wenn diese Zeichen man anders stellt,
Ein Hausgerät sofort man erhält.
Dann bilden dieselben Zeichen auch
Ein Wort, das im Handel ist im Gebrauch.



Rahmenrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen eine Stadt in Preußen und eine Pflanze bezeichnen, während die langen senkrechten Reihen eine griechische Göttin und ein Ostseebad namhaft machen.

Zwei Silben.

Das Erste findest du auf allen deinen Pfaden
Bald bringt es Nutzen dir, bald Schaden.
Das Zweite schenkt das Schicksal, wenn es hold,
Du kaufst es nicht für schweres Gold,
Und wenn du selbst das Ganze bist
Das Erste oft dein Zweites ist.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Bilderrätsel: Zeit ist ein Balsam für alle Wunden.

Silbenrätsel: Streichholz.

Schieberätsel:

S I C H E L
W A L T R A U D
K A R T O N
F E I N G E H A L T
T A M A R I N D E
B A N K I E R

Buchstabenrätsel: Kanoe, Kanon, Kanone.

Wechselrätsel: Kiefer, Kaefer, Kefir, Kuefer.

Rätsel-Distichon: Halbmast.

Rösselsprung: Gebt euren Kindern schöne Namen
Darin ein Beispiel nachzuahmen
Ein Muster vorgehalten sei;
Sie werden leichter es vollbringen
Auch gute Namen zu erringen,
Denn Gutes wohnt dem Schönen bei. Rückert.

Buchstabenrätsel: Rasen, Rasten.

Zusammenstell-Rätsel: Burgunder (Burg, und, er).

Gleichklang: Spitzen.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

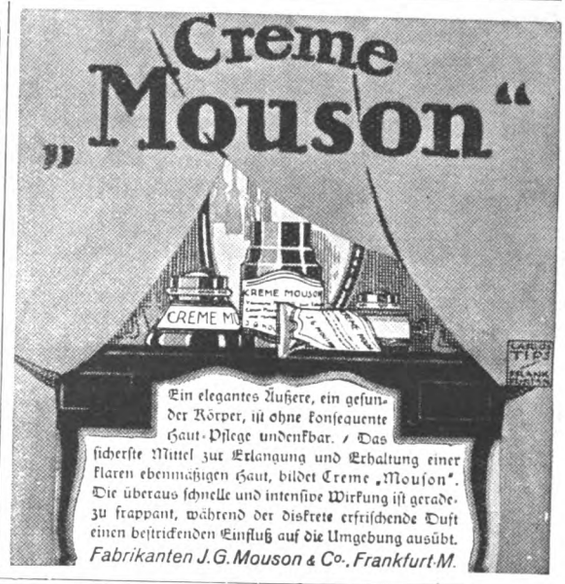
„Himmel und Erde" auf mehrere Arten. Das aus den im Boden wachsenden Kartoffeln und den oft hoch in der Luft reifenden Äpfeln bestehende Gericht, das darum scherzweise „Himmel und Erde" genannt wird, läßt sich auf verschiedene Art herstellen. Zunächst als Süßspeise mit geringer Zuckerverwendung, dann aber auch als ein kräftiges, süßsaures, mit Speckgrieben versehenes und mit Zwiebeln gewürztes Gericht, zu dem man früher Schweinefleisch zu geben pflegte. Will man „Himmel und Erde" als Süßspeise zubereiten, so kann man das ganze Gericht in einem Topfe kochen, indem man zunächst die geschälten, in Viertel zerschnittenen Kartoffeln aufkocht und dann die Äpfel geschält und in Viertel geschnitten draufgibt und das Ganze fertigkocht. Man verwendet der Menge nach doppelt so viel Kartoffeln wie Äpfel. Mitverkocht wird etwas Zucker und ein wenig Butter. Man kann aber auch Kartoffeln und Äpfel je für sich kochen und dann erst die Stückchen miteinander vermengen. Vielfach kocht man auch alles zu Brei, der gut verrührt wird und über den man vor dem Anrichten hellgebräunte Butter und Zimtzucker gibt. Bei der zweiten, kräftigeren Art des Gerichtes „Himmel und Erde" werden Kartoffel und Äpfel getrennt gekocht. Inzwischen wird zu Würfeln zerschnittene Zwiebel in Speckfett gebraten, aus dem man die Speckgrieben herausgetan hat. Man stellt nun aus dem Speckfett, den Zwiebeln, Essig, etwas Zucker und Salz eine schmackhafte Mischung her und verrührt diese mit den Kartoffeln und Äpfeln. Über das Gericht, das in der Gemüseschüssel aufgetragen wird, gibt man die Speckgrieben. Auf zwei Pfund Kartoffeln rechnet man ein Pfund Äpfel, 40 Gramm Speck, 40 Gramm Zucker, 20 Gramm Zwiebeln und Essig nach Geschmack.

Aromatisches Apfelmus. Das schönste Aroma des Apfels sitzt bekanntlich dicht unter der Schale. Aus diesem Grunde beneidet ja

Mingol-Tabletten
schützen vor **Husten,**
Heiserkeit und Erkältung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.
Fabrik H. von Gimborn, Akt.-Ges., Pharm. Abtlg., Emmerich a. Rhein.

Brehms Tierleben 13 Bde. 4 Aufl., roi Halbleinen M. 1040.- **Luegers Lexikon d. ges Technik** 10 Bde. 2 Aufl. geb. M. 1040.- Antiquarische Exple. billiger. **Alfred Thörmer, Leipzig** Buchhandlung u. Antiquariat

Lebensfrühling.
Wertvolle Zeitschrift zum Sichfinden, Goldene Worte für Braut- und Eheleute. Probeheft 1 Mark. **R. Nitzschke, Gera-L. (R.) 4.**

Creme „Mouson"


Ein elegantes Äußere, ein gesunder Körper, ist ohne konsequente Haut-Pflege undenkbar. / Das sicherste Mittel zur Erlangung und Erhaltung einer klaren ebenmäßigen Haut, bildet Creme „Mouson". Die überaus schnelle und intensive Wirkung ist geradezu frappant, während der diskrete erfrischende Duft einen bestrickenden Einfluß auf die Umgebung ausübt.
Fabrikanten J. G. Mouson & Co., Frankfurt-M.

Yohimbinsecithin
auf wissensch Grundlage aufgeb. Kräftigungsmittel. 30 Portionen 25.— Mark, 60 Portionen 47.— Mark Verl. Sie Gratisbrosch. d Apotheker H. Maaß. Hannover 23.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M. exkl. Porto. Broschüre fr. **Fabrik Welter. Niederbreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Lacto-Eipulver
(Lactovolin)
wurde während des Krieges, solange die Rohstoffe reichten, von der Regierung zur Versorgung der öffentlichen Anstalten und zur Krankenernährung verteilt.
Versuchen Sie Lacto-Rührei-Pulver und unser Qualitäts-Puddingpulver!
Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim bei Worms.

Deutscher Weinbrand
Scharlachberg Meisterbrand
Bingen a/Rh.

Die Marke des verwöhntesten Feinschmeckers.
Cognacbrennerei Scharlachberg G. m. b. H., Bingen am Rhein.

Für Raucher! Gelbe Zähne weißgebleicht durch
Chlorodont
Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch.
Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

Digitized by Google

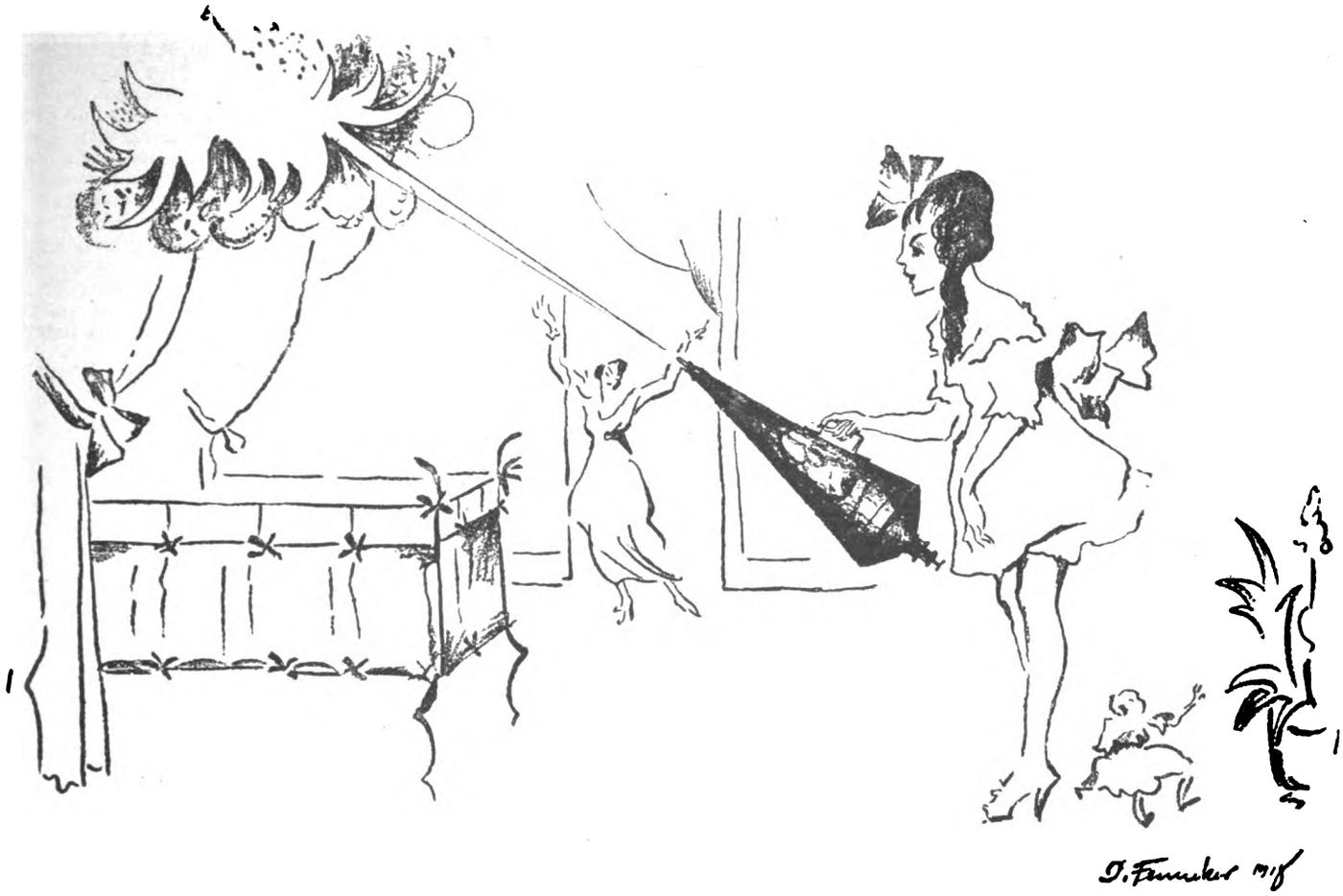
mancher Erwachsene lächelnd die Kinder, die frischweg in die ungeschälten Früchte hineinbeißen. Aus diesem Grunde kocht aber auch manche Hausfrau zur Apfelmusbereitung die Äpfel ungeschält. Dann wartet auf sie jedoch die lästige, zeitraubende Arbeit des Durchtreibens, das bei derartig zubereitetem Mus tatsächlich unerfreulich ist. Darum empfiehlt es sich mehr, die Schalen und die Kerngehäuse für sich in einem Töpfchen mit sehr wenig Wasser zu kochen und das so gewonnene Säftchen mit der inzwischen hergestellten Musmasse zu vermengen. Um gutes, aromatisches Mus zu erhalten, muß man selbstverständlich einen passenden Apfel wählen. Empfehlenswert zur Musbereitung sind weiße Äpfel, wie der weiße Glockenapfel, das Hasenköpfchen usf. Manche halten es für eine besondere Feinheit, möglichst verschiedensortige, säuerliche Äpfel durcheinander zu benutzen, damit dem Mus verschiedene Aromaarten zugute kommen. Hat man in der Wahl der Äpfel nicht freie Hand gehabt, sondern weniger Geeignetes, aber Vorhandenes verwenden müssen, so bessere man das etwas fade schmeckende Kompott mit einem Teelöffel Rum, einem Eßlöffel Weißwein oder etwas Zitronensaft auf. Auch Himbeersaft darf zum Aromageben verwendet werden. Sehr dankbar ist es auch, das Mus mit dem pikanten, würzigen Geschmack des gebräunten Zuckers zu veredeln. Zu diesem Zwecke wird das in eine Schüssel getriebene Kompott auf seiner Oberfläche mit gestoßenem Zucker bestreut und in eine sehr heiße Röhre gestellt. Es bildet sich dann eine Art Glasur. Zu Wildbret gibt man das Apfelmus gern warm. Es ist aber auch sonst nicht empfehlenswert, es zu kalt auf die Tafel zu bringen, da seine feinsten aromatischen Reize dann für die Zunge nicht recht wahrnehmbar sind.

Beim Hasenkauf. Den Einkauf eines Hasens muß man bei den heutigen Wildbretpreisen wichtig nehmen, damit man keinen ungeeigneten Braten in die Pfanne bekommt. Erfreulicherweise läßt sich an einer ganzen Reihe von Zeichen erkennen, ob ein Hase jung ist oder nicht. Zunächst ist bei jungen Tieren das Fell auf dem Rücken heller als bei alten. Dann sitzt bei den letzteren die Kopfhaut zwischen den Ohren fest am Schädel, während sie bei jungen Exemplaren beweglich ist. Man packe also die Haut zwischen den Ohren und suche sie in die Höhe zu ziehen. Ferner beachte man, daß bei jungen Tieren die Gelenke an den Vorderläufen noch getrennt sind, während jene Zwischenräume sich bei alten Hasen nicht mehr zu finden pflegen. Auch kann man sich merken, daß Hasen bis zum ersten Jahre auf der Stirn ein weißes Fleckchen aufweisen. Alle diese Umstände können wir prüfen, ohne den Händler zu erregen, der es dagegen nicht gern zu sehen pflegt, wenn man dem Tier zur Feststellung des Alters die Ohren einreißen oder die Rippen eindrücken will, was beides sich bei jungen Hasen leicht bewerkstelligen ließe. Kauft man den Hasen im Fell — was stets zu empfehlen ist, weil er am besten erst an dem Tage ausgebalgt werden soll, an dem er gebraten wird — so belehrt man sich über seinen guten oder schlechten Ernährungszustand durch Befühlen des Rückens. Außerdem gilt es noch, sich durch den Geruch zu überzeugen, daß der Hase noch genügend frisch ist. Wenn auch manche den pikanten Hautgout lieben, so ist er doch in gesundheitlicher Hinsicht stets bedenklich. Schon bei gesunden Leuten stellt sich nach dem Genuß allzu „abgehangenen" Wildbrets nicht selten Magendruck, Sodbrennen und Aufstoßen ein. Sollen gar kränkliche Leute an dem Hasenbratenschmause teilnehmen, so wähle man nur ein frisches Tier. Außerdem weise man empfindlichen Personen stets Teile des Rückens zu, der am leichtesten zu verdauen ist.

Altes Leinen ist wieder in der Achtung gestiegen, seit Verbandmull und Watte zu kaum erschwinglichen Preisen erstanden werden müssen. Es ist geraten, alle Reste, auch die kleinsten, sauber gewaschen aufzubewahren, damit man bei vorkommenden Verwundungen sofort Scharpie zupfen und verwenden kann. Diese Dinge müssen so aufbewahrt sein, daß sie im Notfall allen Familienmitgliedern zugänglich sind.

Der Triumph der Schönheit wird von einer Frau stets mühelos errungen, denn sie braucht da nur die ihr geschenkten Gaben der Natur richtig auszunutzen. Aber sich ein Glück mit Arbeit und Hausfrauentugend zu erkämpfen, ist ein weit größerer Sieg. Und die echte Frau und Mutter kann das, wenn sie das häusliche Glück durch Wohlstand und Ordnung fördert. Hierbei ist ihre beste Gehilfin eine unverwüstliche, gute, nie reparaturbedürftige Nähmaschine, mit der man nähen, flicken, stopfen und sticken kann. Alles dies findet sie in der „Köhler"-Nähmaschine vereint, die sich als führende deutsche Marke allgemein gebührender Wertschätzung erfreut. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

Digitized by Google



O. Fikentscher mfk

Feuer breitet sich nicht aus, hast du Minimax im Haus

Minimax G. m. b. H., Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E 72)

Berlin · Cöln · Hamburg · Stuttgart · Wien · Zürich · Prag · Stockholm · Valparaiso

Um Jugendfreude zu stiften
Jugendverlags Jugendschriften!
Gratis
fügen wir jeder 50. Prospekt-Sendung ein oval gerahmtes schönes Märchenbild (Gr. 13 X 17, Wert Mk. 6.–) bei
Illustr. Prospekt gratis u. franko.
Jugend-Verlag Charlottenburg 9/4

Seltene Sache!
Hohen Verdienst erzielen fleißige Leute sofort durch Übernahme einer Versandstelle erstklassiger Gebrauchsartikel für jeden Haushalt. Erfolg verbürgende Vertriebsanweisung und drei Warenmuster gegen Einsendung von 6.— Mark (auch in Marken) oder auf Postscheckkonto 8692, Breslau. Bequem im Hause, auch als Nebenerwerb für Beamte, Kaufleute, Arbeiter, auch Frauen.
Silesiahaus E. Stein, Breslau V/34.

„Die Frau"
das Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberhebamme a. D. Lehrbuch f. Hebammenschulen, Klinik d. Kgl. Charité Berlin, 2 M. Für Frauen a. d. Hand. Bestbewährtes Spezialartikel für Frauen a. d. Hand. best. u. billigst. Kataloge gratis.
Fr. Anna Hein, Berlin 92
Potsdamerstr 106a

Erfindungen
werden zu kaufen gesucht. Nähere durch Int. Patentbörse, Cassel 106

Gummihandschuhe
hygienische Artikel etc. Verlangen Sie kostenlos Katalog.
Gebr. Liemann, Berlin NO 43, Kelbelstr 11.

Haut-, Harn- und Frauenleiden
Spezialärztliche Beratung und Behandlung ohne Berufsstörung. Verlangen Sie kostenlos aufklärende Druckschrift.
Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt. Leit. Arzt Dr. v. Hahn, Berlin 202, Potsdamer Strasse 109 d. — 3–7. Sonntags 11—1. —

„Z. Z. Orthone"
D. R. Patent.
Neuester Brusthalter.

Wunderbarer Erfolg, besser als Trikot und Gummi. Ärztl. als das Beste erklärt, was es gibt. Man achte genau auf die Marke. Zu beziehen durch Korsett-, Weißw.- u. Modew.-Geschäfte. Bezugsquellen weisen gern nach die alleinigen Fabrikanten
Zoeppritz, Cantz & Ziegler, Cannstatt (Württbg.)

Möchten Sie blühende, gesunde Kinder haben?

Das ist wohl der Wunsch aller Eltern. Aber oft wissen die Eltern nicht, wie sie der Blutarmut, der Bleichsucht oder der englischen Krankheit entgegenwirken sollen. Denn Bäder und Luftkurorte können sich nur die wenigsten für ihre Kinder leisten. Es bietet sich aber allen weniger bemittelten Eltern in dem Nähr- und Kraftmittel **Sei** ein Präparat, das die Folgen der Kriegsernährung beseitigt. **Sei** schmeckt wie Schokolade. **Sei** wird daher von allen Kindern gern genommen. Da es gänzlich unschädlich und sehr appetitanregend ist, ist es ein geradezu ideales Nähr- und Kräftigungsmittel für Kinder. **Sei** ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig, bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Aureol Haarfarbe

seit 23 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 2.4: Probe M. 8.00
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

Kapitalanlage
Witwenrente
Gothaer
Lebensversicherungsbank
Altersversorgung
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Invaliditätsversicherung

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit. Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, ohne Einhalten einer Diät, keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz)

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

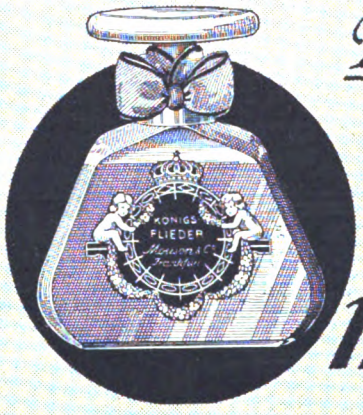
Digitized by Google

Bücher für den Weihnachtstisch aus dem Verlag von August Scherl G. m. b. H. Für alt und jung ist das liebenswürdige Buch: „Fridel", Jugenderinnerungen von Frida Schanz, geschrieben. Preis geheftet 18 M., geb. 25 M.) Wenn Frida Schanz, die gefeierte Jugendschriftstellerin, uns in den Garten ihrer eigenen Kindheit führt, darf sie von vornherein gewiß sein, daß wir ihr mit Freuden folgen werden. Es webt in der Tat ein eigener Zauber um diese Kinder- und Jugendtage, über die eine tapfere, feinsinnige Frau mit überaus lieber und zarter Mutterhand wachte. Nicht eitel Kinderluft lacht uns zu. Im Gegenteil: es ist von vielen kummervollen Stunden die Rede, von vielen heißen Kindertränen über all das Ungemach, das sich aus dem „immerwährenden innerlichen Gesinge und Gesumme" ergab. Schon früh gaukelten der kleinen Fridel phantastische Bilder, romantische Geschichten durch den Sinn, die ihr traumverspinnenes Innenleben oft in schmerzlichen Konflikt mit der Außenwelt brachten. Zum Glück fand ein liebevolles Mutterherz stets den versöhnenden Ausgleich. — Mit dem abgeklärten Blick des Alters geschaut, aber dem immer noch jugendfrischen Herzen empfunden und schalkhaft und fesselnd in lustigem Plauderton erzählt, bedeutet die Geschichte der kleinen Fridel einen neuen Schatz unter unseren Jugendbüchern.

Auch der Roman „Glanz" von Ida Boy-Ed (Preis geheftet 22 M., geb. 30 M.) wird seine Freunde finden. Er ist ein Spiegelbild der Tage, die Krieg und Umsturz für immer zu Traum und Erinnerung verurteilt haben. Das trauervolle Wort „Unwiederbringlich" steht in schattenhaften Lettern über dem strahlenden Titel, den Frau Boy-Ed ihrem neuen Werk gegeben hat; es klingt wie wehmütiger Geigenton immer wieder aus der raunenden Symphonie hervor, die uns das Schicksal der schönen Gräfin Lauingen malt, es gibt Geleit, bis sich dies Frauenschicksal in selbstgewolltem Opfertod erfüllt und wir das Buch erschüttert aus der Hand legen. Vorrechte der Geburt und hoher Rang stellen Almuth Lauingen jenseits von Gut und Böse des Alltags. Als Diplomatenfrau geht sie durch die große Welt. Schlösser tun sich auf und alte Edelsitze, in denen das Leben auf Stöckelschuhen schreitet. Feste funkeln von tausend Lichtern. Straßen leuchten in fieberischem Schein und an den Straßen die mondänen Hotels mit ihrem falschen Prunk. Und Bühne ist die ganze Erde, jene schöne, wilde Erde, die noch keine Grenzen hatte und in der die großen Städte und Luxusbäder die taumelnden Stationen einer ewigen Jagd nach Glück und Ruhm und Liebe sind. Aber Trost in Seelennot, Ruhe und Frieden kann all das verstörten Herzen niemals geben: tragische Schuld aus früher Jugendzeit verstrickt die Gefeierte und Vielumworbene in immer neue Gewissenskämpfe, der „Glanz", in dem sie lebt, dünkt sie Kulisse, jedes Lächeln Lüge, die eigene glatte Stirn Grimasse. Und den ungeschriebenen Gesetzen ihres alten Blutes gehorsam, bannt sie sich, ehe das Gestern grauenvolles Heute wird, aus Rausch und Reigen eines Lebens, das ihr nur Qual und immerwährender Betrug war. Und erlöst sich selbst. Erlöst auch die Gesellschaft, der sie angehörte, vom Fluch der Äußerlichkeit, den vorschnelles Urteil auf sie geladen.

Vorwiegend für die heranwachsende männliche Jugend eignet sich das köstliche Buch „Unter Indiens Sonne" von Victor Helling. (Preis geb. 24 M.) In der Einsamkeit des weiten, geheimnisvollen Landes, im Getriebe der großen Hafenstädte, dem Treffpunkt aller Stände und Nationen, in den lauschigen Windungen der Flüsse, den verschwiegenen Buchten der Küstengewässer ist das Abenteuer zu Hause. Recht nach dem Herzen unserer jugendlichen Leser spielt sich auf diesen interessanten Schauplätzen das Leben zweier Knaben ab, die von kühner Unternehmungslust und Abenteuerdurst nach dem Wunderlande Indien getrieben werden und es mit all seinen Schönheiten und Gefahren kennenlernen. Flott und spannend erzählt, nimmt die geschickt aufgebaute Handlung, in deren Verlauf eine ganz gerissene Bande von Piraten, Räubern, Schmugglern, Hehlern und Spitzbuben ihr aufregendes Wesen treibt, jeden Jungen sofort gefangen. Zwanglos eingeflochtene lebendige Schilderungen von Land und Leuten, die keineswegs willkürliche Phantastereien sind, sondern eigener Anschauung und Erfahrung des Verfassers entspringen, wirken belehrend, ohne den Fluß der Erzählung irgendwie zu stören.

Novellen aus Deutsch-Österreich von Bodo Wildberg (Heinrich von Dickinsson) Verlag von Frankenstein & Wagner, Leipzig. Der Verfasser ist ein trefflicher Kenner des Landes und der Leute, die er schildert. Alle diese kleinen Erzählungen umschwebt der Hauch des Geheimnisvollen, ohne daß man sie zu den Spukgeschichten zählen könnte. Besinnliche Menschen, die Sinn für die andere Seite der Dinge und für das Rätselvolle des Lebens haben, kommen beim Lesen auf ihre Rechnung. Denen seien diese feinempfundenen Geschichten empfohlen.



Das führende Fliederparfüm

Niemals ist der herrliche Duft unseres blühenden deutschen Flieders in solch vollendeter Naturtreue wiedergegeben worden.

Geschliffenes Flacon im eleg. Etui — Ueberall käuflich.
Fabrikanten: J. G. Mouson & Co, Frankfurt a. M. Gegr. 1798.

Mouson's Königsflieder

Schlechtes Deutsch
Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche.
Von Dr. E. Wasserzieher.
2. A. M. 4.—, postfr. M. 4.50.
Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68 (Postscheck 145)

Graue Haare
erhalten garantiert ihre alte Jugendfrische und Glanz wieder ohne zu färben, durch meinen seit 12 Jahren glänzend bewährten **Haarbalsam „Ceres"**, 1 Orig.-Flasche **M. 7.50.** **R. Kurz, Ulm a. D. 5, Zeitblomstr. 45.**

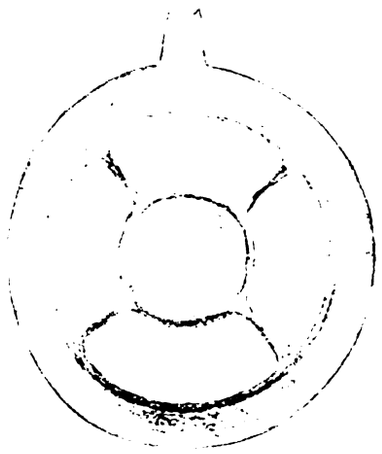
Fabe hätt! ist es, welch jugendliches Aussehen Sie gewinnen, wie Mitesser, Runzeln u. a. schwinden nach Anwendung von **Hiawatha-Creme**, die sich **jedermann leicht selbst herstellen kann.** Gen. Anweis. gegen 5 Mk. Nachnahme von **Rezept-Verlag, Dessau-Anhalt 6.**

MONTBLANC ORIGINAL FÜLLHALTER
GRE GRÖ
WEIL ELEGANT U. PRAKTISCH
EIN BEGEHRTES
WEIHNACHTS GESCHENK
ERMÖGLICHT GRÖSSTE SCHREIBGESCHWINDIGKEIT
INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT
FÜR DAMEN UND HERREN
FABRIKAT SIMPLO HAMBURG

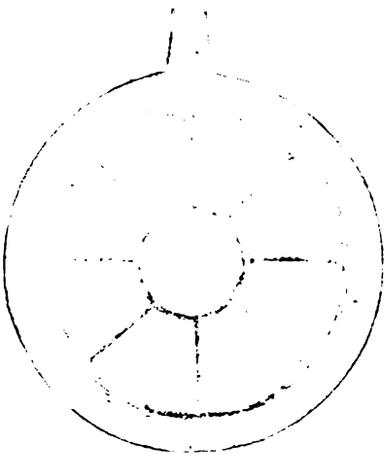
J. W. Sältzer
Hannover 5.
Versandhaus
für Manufaktur und Modewaren, Damen-, Herren- u. Kinder-Konfektion - Möbelstoffe - Teppiche - Gardinen - Schuhwaren.
Man verlange die neue Preisliste.

Digitized by Google

Die Ausnutzung der Bratpfanne. Ein Wink für die Tage der Fettnot. Wenn man in eisernen Stielpfannen Kartoffelpuffer, Grießbratlinge und ähnliche Dinge herstellt, so gibt man ihnen gewöhnlich die kreisrunde Plätzchenform. Diese ausschließlich anzuwenden, ist aber in den Tagen der Fettnot und des Buttermangels nicht praktisch. Denn beim Anordnen der runden Bratlinge in der Pfanne bleiben zwischen den einzelnen Stücken immer ziemlich beträchtliche Lücken frei. Auf diesen Stellen verprutzelt und verdampft das kostbare Fett, anstatt von der Nährmasse aufgesogen zu werden. Darum sollte man sich heutzutage die kleine Mühe machen, beim Auslegen der Bratpfanne zu „individualisieren", d. h. die Bratlinge so zurechtzudrücken, daß sie den Boden der Pfanne möglichst lückenlos ausfüllen. Eine kleine Stielpfanne z. B. läßt



Nr. I.



Nr. II.

sich sehr gut füllen in der Art, wie sie auf Zeichnung I zu sehen ist. Um einen runden Bratling in der Mitte legt man im Kreis vier bohnenförmige. Zeichnung II veranschaulicht eine andere Art. Diese erinnert an die in früheren Zeiten gebräuchlich gewesene Anordnung von Torten, die einst ein kreisrundes Mittelstück besaßen. Die einzelnen Tortenstückchen waren dann vorn nicht zugespitzt, wie wir es zu sehen gewöhnt sind, sondern abgestumpft. Diese abgestumpfte Form für die Bratlinge zu wählen, ist sehr empfehlenswert, weil eine scharfe Spitze beim Umwenden der Stücke Gefahr liefe, abzubröckeln. Die hier angeratene Art der Pfannenauslegung nützt übrigens nicht allein das Fett aus, sondern auch das uns so knapp zugemessene Gas. Denn während man bei den „raumverschwendend" wirkenden runden Plätzchen z. B. in manchem Falle die vorhandene Masse auf drei Partien braten muß, braucht man bei unserer „raumsparenden" Methode nur zweimal die Pfanne zu füllen.

Wie die aufgehende Sonne das Sinnbild desjenigen Landes verkörpert, das uns Tee liefert, der an Aroma und Feinheit unerreicht ist, so repräsentiert die

MARKE TEEKANNE

das Symbol für seit 30 Jahren bestbewährte Qualitäts-Teemischungen. Der Teetrinker, der auf Feinheit des Geschmackes und edles Aroma Wert legt, bevorzuge deshalb nur Tee „Marke Teekanne" in Originalpaketen mit der Schutzmarke „Teekanne". — In allen durch Plakate kenntlichen Geschäften ist derselbe erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

Passendes Weihnachtsgeschenk!

Hochelegantes Zigaretten-Etui

schickes, gefälliges Format, Messing vernickelt, innen vergoldet, **Weihnachts-Reklame-Ausnahme-Preis nur M. 32.–** gegen Nachnahme (50 Pf. mehr) oder Voreinsendung auf Postsch.-Kto. 22394 Hannover durch

Ferd. Duensing, Wilhelmshaven, Postschließfach 43.

Epileptiker erhalten kostenfreie Auskunft **Dr. Caro, Berlin 102,** - Potsdamer Strasse 104. -

Kotillon- u. Festbedarf i. gr. Auswahl bei prompt. Lieferung. Illustr. Preisl. frei **Johannes Seyffart, Buchholz i. Sa. 15.**

Detektiv-Roman-Sammlung in 12 Bänden in den berühmten Thespis-Ausgaben

Keine Schundliteratur wird hier dem Leser geboten, sondern literarische Feinkost, die in einem glänzenden Stil geschrieben, zu einer spannenden, fortreißenden und amüsanten Lektüre wird. Jeder einzelne Band erzeugt bei dem Leser eine Hochspannung in Sensation und läßt ihn nicht eher ruhen, als bis die letzte Zeile gelesen ist. / Brate, *Falsche Papiere.* Bojer, *Der Gefangene, der sang.* - Eje, *Kessers Generalcoup.* - Eje, *Exellenz von Madagaskar.* - Heller, *Yussuf Khans Heirat.* - Heller, *Filip Collins Abenteuer.* - Heller, *Die Finanzen des Großherzogs.* - Heller, *Lavertisse macht den Haupttreffer.* - Elvestad, *Die Zwei und die Dame.* - Elvestad, *Montrose.* - Elvestad, *Der Mann, der die Stadt plünderte.* - Heller, *Des Kaisers alte Kleider.* / Diese 12 geschmackvoll gbd. Bde., in 3 Serien à 4 Bde., sind eine Zierde für jed. Biblioth. u. kost. ohne weit. Zuschlag brosch. M. 184,10, gbd. M. 263,30. Um die Anschaffung zu erleicht., lief. wir jed. Serie auch geg. bequeme monatl. Raten für jed. Serie v. **nur M. 15,–** *jed. Band u. jed. Serie auch einzeln lieferbar.* / **Verlag und Versand für deutsche Literatur Berlin SW 19, Grünstr. 25-26,** Abt. 49.

Unterschrift gilt als Bestellung. Name: .....

Stand: ..... Ort: .....

Straße: ..... Nichts wünschtes streichen. Eigentumsrecht vorbehalten. Zahlen Sie für 10 Pfennig auf Postscheck 51965, Berlin. Erfüllungsort Berlin.

Weihnachtsmann,

ebenfalls Weihnachtsbaum

15 cm groß, hochfein kolo iert, Inhalt: zwei prachtvolle Anziehpuppen, Weihnachtsmann, Teddybär u. Spielzeug, zus. 11 Teile. Stück gegen Einsendung von **1,50 M.** frei, bei de **2 80 M.** Große illustr. Liste über **Reelen-Auswahl Spielwaren, Scherz- und Karnevalsartikel** nur gegen Einsendung von 1 M. frei. (Postscheckkonto Berlin 38623. Porto 5 Pf.)

A. Maas & Co., Berlin 134,

Markgrafenstr. 84. Gegründet 1890.

Als Geschenk stets willkommen

Dralle's

Illusion

im Leuchtturm

Das Original und Vorbild aller Blütentropfen ohne Alkohol.
Köstlich natürlich wie frisch gepflückte Blüten.
Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u. a. Neu: Goldlilie.

Überall zu haben. Preis M. 20.—. ***Dralle, Hamburg.***

Digitized by Google

Unterricht und Erziehung

Prospekte nachstehender Institute werden gern durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW68, Zimmerstraße 35-41, 1 Treppe, unentgeltlich abgegeben, auch nach auswärts versandt.

Töchter-Pensionate

Dresden-Schubertstr. 22. Blasewitz. Haushaltungs-Töchterheim Goltz.

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning,** gesund u. frei geleg. Villa, Weiterbild. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Häusl. u. i. gut. Lebensf. Turn., Sport. Empf. Prosp.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstraße 2. **Töchterheim von Luise v. Biere.** Mütterl. Anltg. im Haushalt. Fortbildung in Wissenschaften.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. **Töchterheim mit Frauenlehrjahr**
B. **Haushaltungsschule.**
C. **Landwirtschaftliche Frauenschule**
D. **Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.**

Gleichberechtigung in Preußen.

Georgenthal (Thüringen) ✱ **Fremdenheim „Quisisana".** ✱ 6monatig. Koch- und Haushaltungskursus ¼ Jahr 600 M. — Dauerpensionäre finden preiswerte Aufnahme. —

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.,** Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim von **Frau Pfarrer Theune,** Bismarckstraße 38. — Halbjährlich 150 Mark

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Bad Kehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Wald'. Grdl. Ausb. i. Haush. 2800 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Töchter-pensionat Steinkühler

Villa am Rhein - neutrale Zone - ✱ **Rhöndorf-Honnef** ✱ bildet j. Mädchen aus zur Selbständigkeit i. gesamten Hauswesen, in gut bürgerlicher u. feiner Küche, Einmachen, Gartenbau, fein. Handarbeiten, Brennen, Schnitzen, Malen, Flechten, Metallplastik, Wäsche- u. Kleidernähen, Musikunterr., Tennis, Tanzen. **Wissenschaftl. Unterrichtsstunden nach Wunsch.** Gute Verpfleg., feine Geselligkeit. Ausgedehnte Anlagen, groß. Obsthof, Gemüsegärt., Geflügel- u. Kleintierzucht. Beste Empfehlungen. Näheres Prospekt. **Gut besucht.**

Bad Sachsa, Südh., **Töchterh. Maria Erika.** Herrlichste Höhenl., dir. a. Waldgrundl. Ausb. i. Haush., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 4000 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Weimar, Hartlhstr. 24, Bildungsh. **„Töchterhort",** staatl. beaufs. Wissensch., hauswirtsch. gewerbl. Ausbild. Satzungen d. d. Vorsteherinnen Frl. M. Jannisch u. A. Kieß

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet. f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 3600 Mark. Beste Empfehlungen. **E. Gruel,** Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Stottern heilt **Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt,** Elsenach. Prosp. über das wissenschaftl. bek., **mehrfach** staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei durch die Anstaltsleitung.

Marie Voigts Bildungsanstalt ✱ Erfurt

Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — **Schülerinnenheim** — Auskunft durch

Technikum Hainichen i. Sa. Maschinen-, Elektro-Ingenieure — Techniker und Werkmeister. — Programm frei.
Höhere Lehranstalt — **Fachlehrwerkstätten.**

Halle a. S., Schülerheim Licht, Gr. Steinstraße 29. Gute Verpflegung. Familiäre Erziehung u. Beaufsichtigung der Schularbeiten. Telef. 3[illegible]

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig-Zeugn. Prosp. frei d. d. Dir.

Strecke Northeim—Nordhausen
Waldschule Bad Sachsa, Südharz. Priv. Realschule m. **Berechtig.** z. **Obersekundareife.** Ziel: **Primareife.** Fernsp. 43. Eig. Sportpl.

Beste geist.- u. körp. Erfolge, a. b. Schwachen u. Kränklichen. (Ärztl. Aufs., Hauswirtsch., Wahlfr. Handelsfäch., Spanisch, Nachhilfe.) Prosp. d. d. Dir. Studienrat **Günther.**

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an **Elektrizitäts-Ges. „Sanitas",** Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Dr. Ende's Chemische Lehranstalt, Leipzig, Emilienstrasse 13
bildet Damen aus in **Chemie, Bakteriologie, Serologie** und **Röntgenologie.** Prospekte frei.

Erziehungs-Anstalten

Die Kückenmühler Anstalten

Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung u. Heilung. Prosp. d. d. Direkt. Pastor Karg.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. [illegible] Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Wünsche meine 23jährige Nichte in

feiner Offiziers- oder Beamtenfamilie

zur Erweiterung ihrer **Ausbildung** auf die Dauer von 6 Monaten unterzubringen. Ausführliche Zuschrift mit Angabe des Pensionspreises unter **„420"** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Stellenangebote

Zur Pflege eines zeitweilig wirren (nicht geisteskranken) alten Herrn und zur Unterstützung der Hausfrau wird taktkräftiges, älteres

Fräulein
oder
Witwe

aufs Land nach Holstein gesucht. Familienanschluß. gute Verpflegung. Angebote mit Gehaltsansprüchen, Bild und Zeugnisabschriften unter **B. 7919** erbeten an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Stellengesuche

Fräulein, 20 J., bisher im Bureau tätig, mit **hauswirtsch. Arbeiten u. etw. Kochen** vertraut, sucht Stellung mit **Fam.-Anschluß.** Gefl. Angebote **Nm. 413** an Nebenstr. d., **„Berl. Lok.-Anz.", Berlin,** Potsdamer Str. 9.

Vermischtes

Weihnachtswunsch!

Gemütv., **bess. kath.** Dame, 50 J. Augen u. Haar braun, viel jünger aussehend, häuslich, freundliches Wesen, eigenes, schönes Haus mit Gärtchen in einer Kreisstadt Thüringens, herrliche Umgebung, Wäsche- und Möbelausst. vorhanden, möchte g. auf dies. Wege, da es ihr an Herrenbekanntschaft fehlt und sich nach einem lb. Lebensgefährten sehnt, mit einem **durchaus solid., kath.** Herrn mit Herzensbild., am liebsten besserer Beamter oder Rentier auch Witwer, ungef. gleich. Alters, zwecks Heirat in Verbindung treten. **Nur ganz ernstgemeinte.** Zuschriften erbeten unter **U. 7915** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Dame, jugendliche, sympath., Erscheinung, Frohnatur, wirtsch., Vrm. 85 000 u. 5-Z.-Einr., w. Lebensgef. best. Kreise, m. höh. Eink. 36—50 J. alt., Bild erw. Adr. **T. 7931** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Einen treuen Lebenskameraden

such' ich zwecks Heirat. Bin 25 J. alt, 1,70 m groß, hellblond, wirtsch., aus guter Familie, gute Aussteuer, später namhaftes Vermögen, jetzt entsprechenden jährl. Zuschuß. Da in Kleinstadt lebend, wird dieser Weg gewählt. Fabrikbes., Akademiker wollen Zuschriften unter **P. 7911** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** richten.

Kaufmann

(Hannoveraner), **33 Jahre,** luth., energisch und strebsam, in sichere, leitender Stellung (Maschinenfabrik) mit entsprechendem Einkommen, gesund, mittelgr., schlanke Erscheinung, in geordneten, guten Verhältnissen, sucht die Bekanntschaft einer Dame entsprechenden Alters, mit Aussteuer und etwas Vermögen, gesund, wirtschaftlich und häuslich erzogen, mit wahrer Herzensbildung, die eine wirklich harmonische, glückliche Ehe eingehen möchte. Vermittlung Verwandter und Einheirat in Fabrik erwünscht. Ernsthafte Zuschriften möglichst mit Bild, dessen Rückgabe ebenso selbstverständlich ist wie absolute Verschwiegenheit, unter **E. 7920** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** erbeten.

Weihnachtswunsch.

Lehrer, 36 J., in guten Verhältn., möchte mit gebildeter Dame zwecks Ehe in Briefw. treten. Vermögen nicht erforderlich. Zuschrift. mögl. unt. **Hg. L. 1060** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Betriebsleiter,

Ende 40, Junggef., angen. Ersch., gesund, aufr. Charakt., in gesich. Stellung, mit ca. 20 000 M. Gehalt, außerd. 300 Mille eign. Verm., sucht pass. Lebensgefährtin im Alter v. 34—40 Jahren, v. tadellos. Ruf, aus angef. Familie u. mit entspr. Verm. Dir. Zuschr. unter **Z. 7917** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Heiratsgesuch.

Da Damen in d. wirkl. schön. Alter v. 25—35 J. a. Bällen nie z. finden sind u. es k. Reiz für m. hat, mit m. tadell. Frack vor 18 J. Gören zu paradieren, suche ich a. dies. Wege Dame od. Witwe, d. üb. eine neuzeitl. Ausstattg. u. einig. Vermög. verf. würde u. m. froh. Mut u. anspr. Häuslichk. z. gemeins. Wanderg. durchs Leb. bereit wäre. Bin v. statt. Erscheing. u. gefäll. Wesen, in akad. Ber. festangest. u. Dr. Zuschr. m. Bild bei strengst. Verschwiegenh. unt. **A. Z. 649** an **Invalidenbank, Dresden,** erb.

Der Lebensbund

verhalf schon **Tausenden** zu einer glücklichen Ehe. Strengste Diskretion. Keine gewerbsm. Vermittlg. Verl. Sie geg. Einsend. v. 70 Pf. die interess. Bundesschr. v. G. Bereiter, **Schkeuditz b./L. 607,** od. v. Verl. G. Bereiter, **München 607,** Maximilianstr. 31, od. v. Verlag G. Bereiter, **Breslau 607,** Kaiserstr. 92.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin
Kleiststr. 36 (Hochbahn Nollendorfplatz). Bestempfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte. (Verloben, Gesundheit, Vermögen, Lebenswandel, Vorstrafen, Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Fritz Schulz jun. A.-G. Lpz.

Nebenverdienst

bis 1000 Mark monatlich, leicht zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz. — Näheres auf briefliche Anfrage durch: **S. Wehrei & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße [illegible]. — Für Österreich für die Schriftleitung verantwortlich F. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler Wien I., Tuchlauben Nr. [illegible]. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Weihnachtsbücherlisch. Gute Bücher soll man unter die Geschenke rechnen, die von bleibendem Wert sind. Bei ihrer Auswahl gilt es, die Persönlichkeit in Betracht zu ziehen, die man beschenken will. Dennen, die aus der Vergangenheit lernen wollen, bietet der Verlag eine Auswahl guter Bücher erster Autoren. Nennen wir zuerst „Der Väter Traum", Roman von Rudolph Stratz. (Geh. 24 M., geb. 30 M.) Der Name Rudolph Stratz spricht für sich selbst. Wenn er uns von der Väter Traum erzählt, dann wissen wir von vornherein, daß er als bewährter Künder und Deuter von Staats- und Völkerproblemen die ganze Tiefe jener Zeit erfaßt, in der deutscher Idealismus sich um das schwarz-rot-goldene Banner des Jahres 1848 schart, daß er uns ein glänzendes Charakterbild der Stürmer und Dränger gibt, die damals für innere Freiheit und äußere Größe kämpf en. Und das Buch hält, was des Autors Name verspricht: In großzügig angelegter, alle deutschen Gaue umspannender Handlung rollt es die Ereignisse vor uns auf, die das Hoffen und Sehnen weiter Kreise in trotzigen Aufruhr wandelten. In buntem Reigen treten die Träumer von des Reiches Herrlichkeit vor uns. Preußen und Österreicher, Hessen und Hannoveraner, Badener und Rheinländer, bis sie alle, ob Kämpfer oder Ideologen, zur Einsicht gelangen, daß dem großen Wollen die innere Freiheit fehlte. Ein Kranz frischer, anmutvoller Mädchen gibt dem Bilde sonnige Lichter und frohe Farben; der neuen Freiheit Widersacher sorgen für die Schatten. Die feine Mischung von Resigna ion im Einzelleben und Optimismus im großen,

Digitized by Google

die dieses Werk erfüllt, macht es uns Heutigen weit über den Rahmen eines prächtigen Romans von zeitgeschichtlicher Bedeutung hinaus zu einem Tröster und Wegweiser.

In ganz andere Kreise führt uns eine neue Arbeit der talentvollen Schriftstellerin Meta Schoepp. Ihr Roman „Millionensegen“ ist mit künstlerischem Buchschmuck von Jacqui Freyberg versehen. (Preis brosch. 20 M., geb. 26 M.) Will man Meta Schoepps dichterisches Schaffen durch einen Vergleich charakterisieren, so muß man ins Reich der Natur greifen und die ewig wechselnde, immer gewaltige Schönheit des Meeres heranziehen. Ihr ist diese impulsive, starke Kunst verwandt. Wie schäumende Wogen, die an Klippen zerschellen, wirkt Meta Schoepps Schilderung menschlicher Leidenschaft und Tragik, wie goldene Sonnenfunken auf spiegelglatter See blitzt ihr Humor. In ihrem neuen Roman führt sie uns in eine norddeutsche Hafenstadt, der durch allzu gewinnsüchtige, fehlgeschlagene Werftprojekte der Ruin droht. Aber das ist keine gewöhnliche, nur aus Ziegeln und Steinen gebaute Stadt: mit ihren Bewohnern zu untrennbarer Einheit verschmolzen, lebt sie, sieht in erzwungener Untätigkeit dem Verfall entgegen und hofft auf Rettung in letzter Stunde. Die Aussicht auf eine Millionenerbschaft bereitet all dem Jammer ein plötzliches Ende. Wie man nun Pläne schmiedet und Luftschlösser baut! Wie man lebt und jauchzt und jubelt! Und dann die Enttäuschung, als ein frisches junges Mädchen, auf einem Fischer-Ewer in Knabenkleidern groß geworden, als rechtmäßige Erbin des Millionensegens auftaucht! Vielköpfig wie ein Hydra wachsen Gier und Neid in den Herzen der Bürger. Nun sind es nicht nur die Menschen, die Stadt als ein Ganzes ist es, die Haß sprüht und Verderben brütet. Und gegenüber all den neiderfüllten Krämerseelen ein Wikinggeschlecht, das von meerbeherrschenden Ahnen Herrenblut in den Adern hat: stolz und hart, heiß und tief. Wie die aufeinanderprallen und sich bekämpfen, wie da Gift gespien und Trotz geboten wird, bis sich endlich nach schwerem Sturm die Wolken teilen! Die Voraussage alter Chroniken wird durch eine Tat selbstloser Größe erfüllt: Bürgerart und Wikingsinn einen sich zum Glück einzelner, zum Wohl des Ganzen. Der zweifelhafte Segen erträumter Millionen wandelt sich in den wahren Segen frohen Schaffens und Wiederaufbauens.

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)

Verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?

Bei **Schwindelanfällen, Blutandrang, Kopfschmerzen** oder **Schlaganfall** verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.

Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H.,
Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

Wie befreie ich mich von Rheuma und Gicht?

Rheuma und Gicht sind Stoffwechselkrankheiten. Das Blut ist bei diesen schmerzhaften Leiden nicht imstande, alle Schlacken, die aus dem Verbrennungsprozeß des Körpers als Rückstand bleiben, hinwegzuspülen. Deshalb lagern sich diese Rückstände besonders die schädliche Harnsäure, in den Muskeln und Gelenken ab. Dort erzeugt sie die so schmerzhaften und die Bewegung hindernden Gichtknoten oder rheumatischen Verdickungen. Sie sind nur dauernd zu beseitigen durch die Abtragung der Harnsäure-Ablagerungen. Am besten geschieht dadurch die auf die alten unschädlichen und bewährten Vorschriften des verstorbenen Dr. med. Olaf Toft zurückgreifenden **Lovatiol-Tabletten.** Sie sind leicht und bequem zu nehmen.

Fordern Sie **ausdrücklich Lovatholpräparate,** weisen Sie andere Fabrikate zurück. Lovathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co. Hamburg 19.

Sind Kinder im Haus?

Dann sorgen Sie für

Lovan-Creme

und Lovan-Streupulver. Sie verhüten mit diesen von Ärzten, Schwestern und Hebammen ständig gebrauchten und verordneten Präparaten Wundsein und Hautschäden. Große u. kleine Tuben u. Dosen. Praktische Streudosen.

Zur Schönheitspflege: Lovan-Creme, fettfrei. Lovan-Schönheitspuder.

Sie glauben garnicht!

wie prachtvoll die Erfrischung und wie wunderbar die Wirkung auf die Zähne durch die

Zahnpasta

Kaliklora

ist. Man fühlt sich wie neugeboren.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Die Pflege der persönlichen Erscheinung

LAVENDEL-KOMPOSITION Toilettewasser, zur Reinigung der Haut; gibt klaren Teint und erfrischt Gesicht und Körper. Gleichzeitig die Poren entfettend, herrlich parfumiert . . . . . Preis M. 24.—

RIANE-CREME eine sehr fettreiche u. hautpflegende Creme, besonders z. Massage u. Ernährung der Körperhaut. Preis M. 16.—

ARIANE PUDER für den Körper; ein fein parfümierter Puder zur Pflege der Körperhaut . . . . . Preis M. 15.—

PASTA DIVINA weltbekannte Hautcreme zur Verschönerung und Reinigung der Haut. Vorzüglich zur Hautpflege und Ernährung; gibt matten, durchsichtigen Teint . . . Preis M. 7.—, 15.—, 30.—

CREME ROYAL fettfreie Creme für den Tagesgebrauch. Vollständig in der Haut sich verreibend; macht sie zart u. weiß. Auch vor dem Pudern sehr zu empfehlen. Preis M. 7.-, 16.-, 32.-

FLÜSSIGER PUDER »WELDA« macht die Haut pastellartig matt und weiß. Färbt nicht ab und haftet fest, ohne zu fetten. Dem Trockenpuder vielfach vorgezogen. Weiß, rosa, gelbrosa, gelb. Preis M. 15.—

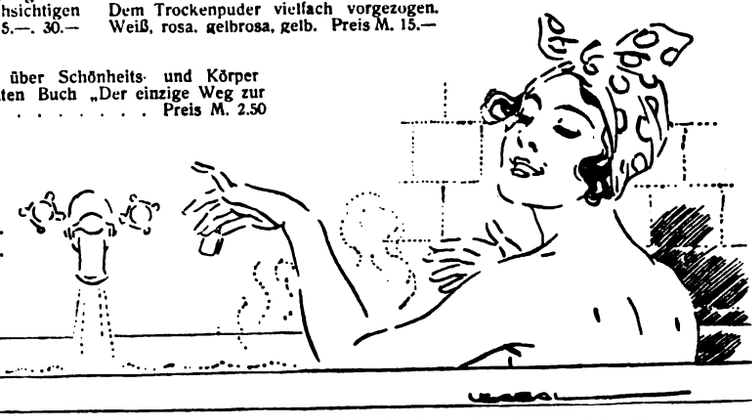
Ratschläge Rezepte und praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit“. 270 000 Auflage . . . . . Preis M. 2.50

Prospekte / Auskünfte frei.

FRAU ELISE BOCK G. m. b. H.

Berlin-Charlottenburg 39

Kantstraße 158



Deutscher Weinbrand Bingen a/Rh.

Scharlachberg Meisterbrand

Die Marke des verwöhntesten Feinschmeckers.

Cognacbrennerei Scharlachberg G. m. b. H., Bingen am Rhein.

Echt goldene, fugenlose **Trauringe,** modern schmale Form, liefert billigst per Nachn. **Arno Hausding,** Goldschmied **Pirna i. S.,** Schuhgasse 5. Trauring-Fabr. m. Kraftbetr.

Magenleiden. Ein bewährtes Mittel geg. Magenschmerz, Magenl., Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist **Welters Mixtur-Magnesiapulv.** Tausende Dankschreiben. Preis 3.50 M exkl. Porto Broschüre fr. **Fabrik Welter, Niederkreisig-Rhein,** Abteil. 18.

Erfinder Merkkalender u. aufklärend Broschüre gratis Patent-Ingenieur **Ebel, Breslau,** Posener Strasse 55.

Honig naturrein, in 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, **Zernsdorf 7** (i. d. M.)

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik Petri & Lehr Offenbach a. Main 4 Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

„Die Frau“ das Buch v. Frau A. Hein, fr. Oberhebamme a. d. Klinik d. Kgl. Charité Berlin. 2 M. II. Beachtenswertes Frauen u. bes. u. billigst. Katal. gratis. **Fr. Anna Hein, Berlin 92** Potsdamerstr. 106.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Nurks Heilverf. i. chron. Krankh. Prospekt frei.

Um Jugendfreude zu stiften Jugendverlags Jugendschriften! Gratis fügen wir jeder 50. Prospekt-Sendung ein oval gerahmtes schönes Märchenbild (Gr. 13 × 17, Wert Mk. 6.—) bei Illustr. Prospekt gratis u. franko. Jugend-Verlag Charlottenburg 9/

Libidan Arbeitskraft-Lebensfreude Die Kraft des Mannes! Ein Segen für das Weib! Nie versiegende Quelle d. Nervenkraft. Prospekt gegen Rückporto. Erhältlich in Apoth. Drog. u. einschlag. Geschäften, sonst direct Sexan-Versand, M. Wittkop, München 22/S.

KALODONT beste ZAHN-CRÊME

Nach geistigen oder körperlichen Strapazen erquicken Sie Ihre Nerven wunderbar mit **Dr. Dralle's Birken-Haarwasser** Auch Ihnen nützt es!

Preis: 1/2 Fl. 15.— M., 1/1 Fl. 25.— M.

Digitized by Google

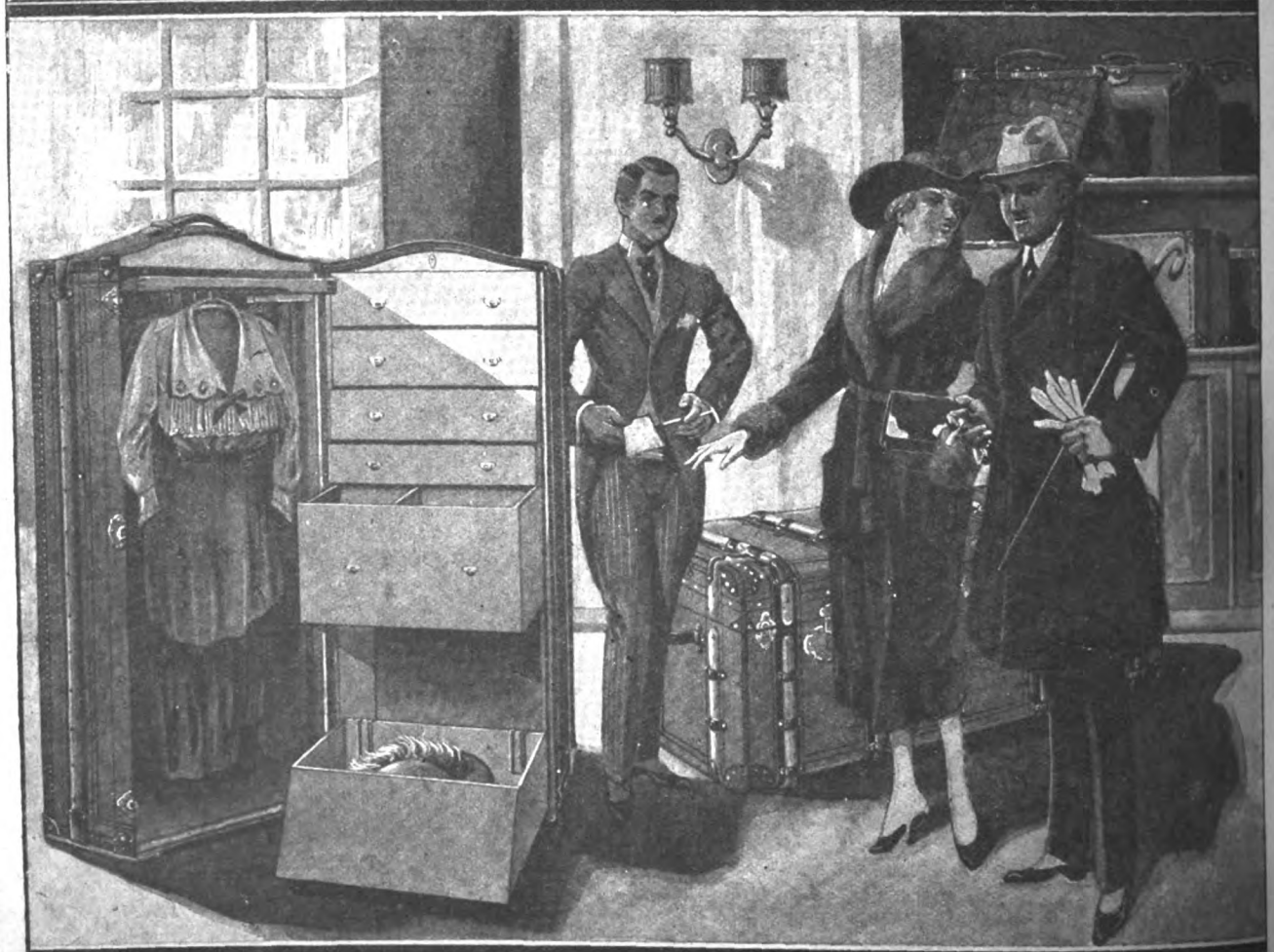
Der Weihnachts- und Silvestersalat auf dem Familientisch. Ein schmackhafter, in reichlichen Mengen zum herzhaften Zulangen einladender Salat darf am Weihnachts- und Silvesterabend auf dem Familientisch nicht fehlen. Erfreulicherweise läßt er sich auch heute noch billig herstellen. In der Hauptsache wird er aus Kartoffeln und Hering bestehen. An dem letzteren, der heute verhältnismäßig sehr preiswert ist, da er sehr viel wertvolle Nährstoffe enthält, spare man ja nicht. Er ist es, der dem ganzen Gericht den kräftigen Geschmack verleiht. Ist er reichlich verwendet worden, so wird von unverwöhnten Gaumen auch gar nicht das noch immer so teure Öl vermißt, mit dem man einst bei der Salatbereitung verschwenden zu müssen glaubte. Statt Kapern und ähnlichen Dingen mischt man in den Familiensalat zu Würfelchen zerschnittene saure Gurken. Nie vergesse man auch, einige gute Äpfel hineinzuschneiden! Sie bringen eine eigentümlich vornehme, liebliche Geschmacksnote auch in den allereinfachsten Salat hinein. Um des freundlichen Anblicks willen versäume man auch nicht, einige rote Rüben mitzuverwenden. Schon eine mäßige Beigabe erzeugt eine heiter-festliche Rosafärbung des Gerichtes. Schlechter, stechend schmeckender Essig verdirbt die ganze Wirkung. Der von vielen Frauen befolgte Grundsatz, sich bei Mangel an wirklich gutem Essig mit Zitronenextrakt zu helfen, den man fertig kauft und verdünnt, oder auch frischen Saft von Zitronen zu verwenden, ist darum recht empfehlenswert.

Denkt an das Salzgebäck! Wer Beziehungen zum Lande hat, der erhält gerade vor Weihnachten gewöhnlich einen wertvollen Zuschuß an Mehl, auch Butter und Eier zum Backen. Wo aber bleibt die entsprechende Zuckermenge? Das ist in solchen Fällen eine heikle Frage. Marmelade kann man nur zu bestimmten Zwecken gebrauchen, ebenso ist der schwachsüßende, zu ausgesprochen parfümierte Zuckerhonig nur ein Notbehelf. So kommt es denn manchmal, daß gerade in solch „glücklichen" Häusern das Weihnachtsgebäck durchweg fade schmeckt und längst nicht so viel Beifall findet. Denn ein Kuchen, der nicht süß schmeckt, ist nun einmal nur ein halber Genuß. In derartigen Fällen ist es darum klüger, einen Teil des Mehles gleich von vornherein zu herzhaftem, pikantem, von den männlichen Mitgliedern der Familie sogar sehr begehrtem Salz-, Kümmel- oder Mohngebäck zu bestimmen und den Zucker nicht demjenigen Backwerk zu entziehen, das ihn nicht entbehren kann, ohne seinen eigentlichsten Reiz zu verlieren. Zu salzigem Teegebäck bereitet man einen weißen Hefeteig, rollt ihn zu dünnen Streifen, die man entweder in fingerlange Stängchen zerschneidet oder zu Bretzeln, Ringeln und S-Figuren formt. Nachdem man die Figuren hat gehen lassen, werden sie bestrichen, mit kristallisiertem Salz, Kümmel, ein Teil auch mit Mohn bestreut und gebacken. Keinerlei Fett oder Butter im Teig erfordern die „Grazer Salzbretzen". Nach Angabe des Hofkochs Friedrich Hampel werden sie folgendermaßen hergestellt: 2 Pfund Mehl werden mit Wasser und 30 Gramm Hefe unter Beigabe von Salz zu einem festen Teig verarbeitet. Man formt daraus Bretzeln, die zunächst in siedendes Wasser gelegt, gekocht und dann erst mit Salz, Kümmel oder Mohn bestreut und gebacken werden. Frisch schmeckt das Salzgebäck am besten.

Lacto-Eipulver
(Lactovoiln)

wird neben Ovolin-Eiweisspulver zum Schneeschlagen, Vitovo-Eigelbpulver, Vitovum-Volleipulver und Lacto-Rührei-Pulver
hergestellt von
Lactowerk Gebr. Schredelseker, Horchheim bei Worms.

MÄDLER KOFFER



Illustr. Preisliste kostenlos:
MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU GEGR. 1850
VERKAUFS-LOKALE: LEIPZIG Petersstr. 8 | BERLIN W. Friedr. Str. 62 | HAMBURG Jungfernstieg 9/9 | FRANKFURT/M. Kaiserstrasse 29 | KÖLN/Rh. Hohestr. 129

Digitized by Google

Zierliche Goldschmiede.

Nicht weniger bewunderungswürdig als die altägyptische Monumentalkunst mit ihren gewaltigen Tempelhallen, ihren ragenden Obelisken und vielfach lebensgroßen Statuen erscheint dem Kenner die altägyptische Kleinplastik, das auf hoher Stufe stehende Kunstgewerbe. Wer die oft unbeschreiblich feinen, geradezu mit der Lupe zu betrachtenden Goldschmiedearbeiten studiert, der fragt sich wohl mitunter, wie Menschenhände zu solch zierlichem Vollbringen fähig waren. Und da wird sich ihm das Rätsel freilich lösen, wenn er erfährt, daß es sich in solchen Fällen auch häufig um ganz besonders kleine und leichte Hände gehandelt hat — um Zwergenhände nämlich. Mit Vorliebe bildete man gerade die Zwerge, die es in jenem Lande ziemlich häufig gegeben zu haben scheint, um ihrer kleinen Hände willen zu Goldschmieden aus, und sie waren es, die jene Wunderwerke schufen, an denen das Auge der heutigen Juweliere mit Entzücken und Bewunderung hängt. Wie W. v. Bissing in seinem Büchlein „Die Kultur des alten Ägypten" schreibt, erfreute man sich auch sonst an den Zwergen. Fremde Zwerge vor sich tanzen ließ der Herrscher, doch liebten es auch im übrigen vornehme Leute, sich von Zwergen als Dienern begleiten zu lassen. Den Zwergendienern lagen auch bestimmte leichte häusliche Verrichtungen ob, z. B. das Vorrichten des Schlafzimmers.

Verfilmte Tierversuche.

Das Geheimnis des Erfolges, den der Kinematograph in überraschend kurzer Zeit erzielte, liegt in seiner überaus bestrickenden Art und in seinem polyhistorischen Wesen gegründet. Unser Auge ist besonders bildungshungrig und läßt sich gern fesseln. Da nun das Bild, die Illustration, zu allen Zeiten einen großen Reiz auf den Menschen ausübte, und da auch die Belehrung durch das Auge mit Hilfe des Kinematographen überaus anschaulich ist, erscheint die Volkstümlichkeit des Kinos ohne weiteres verständlich.

Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß man in letzter Zeit dem sogenannten Lehrfilm besondere Aufmerksamkeit widmet und allenthalben bemüht ist, ihn für alle Zwecke dienstbar zu machen. Neuerdings ist man verschiedentlich bemüht gewesen, die Kinos zur Darstellung von Tierversuchen im Film heranzuziehen. Bekanntlich waren in medizinischen und wissenschaftlichen Lehr- und Forschungsanstalten Tierversuche an Kalt- und Warmblütern bisher unentbehrlich. Wollte man nun dem Studierenden Einblicke in die Tätigkeit lebender Organe gewähren, mußten selbst hochentwickelte Tiere qualvollen Versuchen unterworfen werden. Es ist unbestritten, daß diese Einblicke für eine sachgemäße Ausbildung der künftigen Ärzte und damit im Interesse der Allgemeinheit unbedingt erforderlich sind, wenn auch die Vivisektionsgegner dagegen vieles einzuwenden haben.

Im Film haben wir nun ein Mittel, um diese Tierversuche, besonders soweit sie dem Unterricht dienen, auf ein Mindestmaß herabzusetzen, denn der Film bietet die Möglichkeit, einen einzigen Versuch im Bilde festzuhalten und ihn dann in Dutzenden von Kopien beliebig oft einem weiten Zuschauerkreis zugänglich zu machen. Für Lehrer und Schüler ist zudem mit diesem Tierversuchlehrfilm noch der große Vorteil verknüpft, daß der Film zu jeder Zeit und an jedem beliebigen Orte vorführungsbereit ist, daß man nach dem neuesten Stande der Technik sogar die Vorführung des Films zu unterbrechen vermag, wenn es sich darum handeln sollte, eine besonders interessante oder wichtige Stelle den Zuschauern zu demonstrieren.

Es wäre Sache der Tierschutzvereine, diese Versuche nach Kräften zu fördern und dahin zu wirken, daß Tierversuche allenthalben durch Filmvorführungen ersetzt werden. Nicht unwesentlich fällt es hierbei ins Gewicht, daß hier eine Möglichkeit vorliegt, werktätig einzugreifen, statt sich auf einen fruchtlosen Einspruch zu beschränken.

Walter Thielemann.

Ein Gänsebraten-Scherz.

Da Luther nun einmal am Martins-Heiligenabend geboren wurde und auch den Namen nach dem Heiligen von Tours, dem „Gänseheiligen", erhielt, so brachte die Volksüberlieferung den Reformator auch gern in Beziehung zum Martinsvogel, den er — was ja keineswegs unwahrscheinlich klingt — gern gegessen haben soll. Eine kleine, aber sehr nette Luther-Anekdote, in der die Gans eine Rolle spielt, wäre z. B. die folgende: Eines Tages kam zu Luther ein Mann zu Besuch, der sein Söhnchen mitbrachte. Es lag ihm daran, mit Luther Rats zu pflegen, auf welchen Beruf er den Jungen am besten vorbereiten lassen solle. Man setzte sich zu Tisch, und es gab Gänsebraten. Als nun Luther sah, daß der Junge die fette gebratene Haut von seinem Geflügelstück abzuschälen begann, sprach er lächelnd: „Er soll ein Gerber werden, denn er hat es auf die Haut abgesehen."

Flechtenleidende!

Dr. Lehmann's Hautstein (D.R.-P.) beseitigt Flechtenleiden aller Art. Preis M. 15,—. Auskunft kostenlos. Glänzende Dankschreiben. R. Kurz, Ulm a. D. 5, Zeitblomstr. 64.

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, Beingeschwür, Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden und deren Selbstbehandlung von

Dr. Rud. Stahl G. m. b. H., Hamburg 66.

Köstlich natürlich
wie frisch gepflückte Blüten

Das ORIGINAL aller Blütentropfen ohne Alkohol
Höchste Ausgiebigkeit, denn ein Tropfen ist schon zuviel

ALS GESCHENK STETS WILLKOMMEN!

Zu haben in Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u. a. Neu: Goldlilie

Dralle's Illusion
im Leuchtturm

Überall käuflich Preis M. 20,— Dralle Hamburg

Digitized by Google

In allen Stadtgegenden Groß-Berlins bietet der „Klub für junge Mädchen" Angestellten und Beamtinnen, Kinderfräulein, Stützen und Haustöchtern allabendlich Gelegenheit zu fröhlicher Geselligkeit und Weiterbildung durch Unterricht in wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern, Vorträge u. a. m. auf christlicher Grundlage. Besonders gemütlich sind die Sonntage der vorweihnachtlichen Zeit mit all ihren Feiern und Freuden. Der Mitgliederbeitrag ist gering, gastweiser Besuch unverbindlich. Gruppe N, Elsässer Str. 83, NW, Altmoabit 20, NO, Schönhauser Allee 134a, Ztr., Prenzlauer Allee 11, O, Memeler Str. 41, SW, Wilhelmstr. 115, W, Holsteinische Str. 42, Schöneberg, Heilbronner Str. 20, Charl., Grolmanstr. 62, Westend, Sophie-Charlottestr. 80, Neukölln, Boddinstr. 9. Besondere Abteilungen für ganz Jugendliche (14 bis 16 Jahre) und ältere Einsame von über 30 Jahren sowie mehrere Müttervereine sind dem Klub angegliedert. Auskunft durch die Leiterin Gräfin Reventlow, Berlin SW, Wilhelmstraße 115, Zentrale.

Eine schöne Frau
trägt einen Straußenfederhut, und die besten Federn sind meine Atama-Edelstraußfedern: Jetzt ca. ½ m lang 48, 95, 150 M., je nach Breite. Boas 60, 100, 200, 350 M., Marabukragen 85, 135, 225 M. Vers. p. Nachn. Auswahl gegen Porto. Hesse Dresden, Scheffelstr.

Gebrauchen Sie
Zoltan-Salbe
bei **Gicht, Rheumatismus, Hexenschuß, Kreuzschmerzen usw.**
Enthält 5% K. O. H. verseift.
Preis M. 18.— per Flasche.
falls in der Apotheke am Platze nicht erhältlich, weise man Ersatz zurück und wende sich an Apotheker **Dr. Heinrich Lübcke,** Hafen-Apotheke, **Hamburg 9,** Neustädter Neuerweg 22

Korpulenz,
Fettleibigkeit
beseit. Dr. Hoffbauers ges. gesch.
Entfettungs-Tabletten!
Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel, **ohne Einhalten einer Diät,** keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel. Brosch. a. Wunsch.
Elefanten-Apotheke,
Berlin 210, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz)

Warum sind viele Menschen noch im höchsten Alter jugendfrisch?
Weil sie es verstanden haben, ihre Kräfte zusammenzuhalten, Wer aber in den wirbelnden Arbeitsprozeß der gegenwärtigen Zeit mit hineingespannt ist, kann seine Kräfte gar nicht erhalten. Die Ausgabe an Nerven- und Geisteskraft ist in der jetzigen Zeit bedeutend größer als die neu ersetzende Kraft. Darum muß man den Aufbau der Kräfte unterstützen, zumal wenn man noch unter den Nachwehen des Krieges zu leiden hat. Wer sich seine Spannkraft erhalten, ja eine Steigerung seiner Leistungsfähigkeit erstreben will, der greife zu dem Nähr- und Kräftigungsmittel Sei. Es ist leichtbekömmlich und sehr wohlschmeckend. In allen Apotheken und Drogerien zu haben, wenn nicht vorrätig, bei C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Praktische Weihnachts-Geschenke
Jaekel's Winter-Wärme-Fußbank

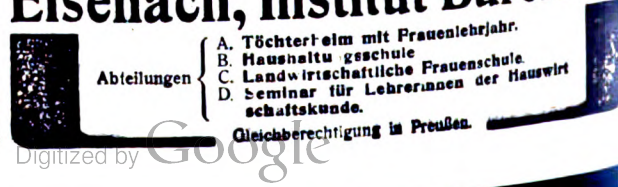
Bester Schutz geg. kalte Füße.
Preis M. 35.- p. Post versendbar.
Schlafe patent!

Wer Besuch erwartet,
wess' Kinder größer geword n,
er unsichtb. Bett sucht,
er Raum sparen will,
er möbliert vermietet,
er patent schlafen will,
lasse sich Katalog 185 gratis kommen.
R. Jaekels
Patent-Möbel-Fabriken
Berlin SW 68,
Markgr fenstr. Ecke Kochstr.
München C 2, Lenerstraße 6.

J. W. Sältzer
Hannover 5.
Versandhaus
für Manufaktur und Modewaren, Damen-, Herren- u. Kinder-Konfektion - Möbelstoffe - Teppiche Gardinen - Schuhwaren.
Man verlange die neue Preisliste

Unterricht und Erziehung
Prospekte nachstehender Institute werden gern durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW68, Zimmerstraße 35-41, 1 Treppe, unentgeltlich abgegeben, auch nach auswärts versandt.

Töchter-Pensionate
Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. Töchterheim Schellberg I. Rgs. Gedieg. wiss., häusl., gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Erste Empf. Jährl. 5000 M. Prosp.
Eisenach. Töchterheim „Teodora", Bachstraße 14, bietet Töchtern aus guter Familie gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bellermann.

Eisenach, Institut Burchardi

Abteilungen
A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr.
B. Haushaltungsschule.
C. Landwirtschaftliche Frauenschule.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.
Gleichberechtigung in Preußen.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 49. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Verwandlungsrätsel.

Lahn, Gram, Moldau, Brief, Erna, Ruhe, Rache, Ader, Zeitz, Pult, Basel.

Obenstehende Hauptwörter sind durch Änderung des ersten und letzten Buchstabens in andere Hauptwörter zu verwandeln, so daß die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter den Namen eines deutschen Dichters nennen, der vor 200 Jahren geboren wurde.

Rätsel-Distichon.

Eins zwei: voll Wehmut ein Gruß, drei möchte man blinkend viel haben. Ganzes: Glück bringend dem Haus, sagt uns im Herbste eins zwei!

Rätsel.

Wer's t u t, schafft einem Körperteil ein eigenes Behagen;
Wer's h a t, fühlt Mißbehagen dort, muß es mit Unmut tragen. N.

Von Frauen u. Kindern bevorzugte Zahnpaste

Chlorodont

Antiseptisch, gegen üblen Mundgeruch

Gr. Tube 3,80 Mk. Kl. Tube 2,25 Mk.

THUSNELDA

Kakao-Schokolade-Desserts
Vornehme Qualitäts-Marke.

In allen besseren Geschäften käuflich.
Fabrik: Zitza-Werke, Zeitz.

Die Qualität brachte den Erfolg!

Digitized by Google

Gute Bücher für den Weihnachtstisch

Romane und Erzählungen beliebter Autoren

Felix Philippi. Monica Vogelsang. Roman mit vielen Bildern aus dem gleichnamigen Henny-Porten-Film. **Neu!** Geh. 12 M., geb. 16 M.

— Cornelie Arendt. Roman aus Alt-Berlin. Geheftet 15 M., gebunden 20 M., in Halbleder 50 M.

— Die Ehrenreichs. Roman. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

— Hotel Gigantic. Roman. Geheftet 8 M., gebunden 12 M.

— Jugendliebe. Roman aus Alt-Berlin. Geheftet 15 M., gebunden 20 M., Bibl.-Halbleder 50 M., Batik-Halbleder 60 M., Ganzleder 100 M.

— Das Schwalbennest. Roman aus Alt-Berlin. Geheftet 6 M., gebunden 10 M., in Halbleder 50 M.

Olga Wohlbrück. Die „Goldene Krone". Roman. Geheftet 15 M., gebunden 20 M.

— Der große Rachen. Roman. Geheftet 20 M., gebunden 25 M.

— Die Primadonna. Roman. Geheftet 7 M., gebunden 11 M.

— Romantik. Roman. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

Eva Gräfin Baudissin. Einer von Dreien. Münchener Roman. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

Hans Friedr. Blunck. Peter Ohles Schatten. Roman. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

„Über dem Buch liegt die spröde, aber für den, der ihr nahezukommen versteht, tiefinnerliche Stimmung der Hamburger Wasserkante." Hamburger Fremdenblatt.

El Correï. Ich bin ein Gast auf Erden. Roman. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

„Der groß angelegte Spionageroman ist reich an interessanten psychologischen Erörterungen . . ." Berner Tageblatt.

Hugo Erdmann. Deutsch-Ostafrikaner. Ein Tropenroman. Geheftet 3 M., gebunden 7 M.

S. Fischer-Cwojdzinska. Heilige Narren. Zwei russische Novellen. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

Otto von Gottberg. Die werdende Macht. Ein Marine-Roman. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Lotte Gubalke. Dir kannst du nicht entfliehen! Zwei Erzählungen. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Agnes Harder. Die Präsidentin. Roman aus unserer Zeit. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Sophie Hoechstetter. Die Freiheit. Roman. Geh. 5 M., geb. 9 M.

„Mit der ihr eigenen unvergleichlichen Charakterisierungskunst zeichnet Sophie Hoechstetter die Geschichte eines nicht alltäglichen Ehezerwürfnisses." Der Tag, Berlin.

Thea von Harbou. Sonderbare Heilige. Zehn Novellen. Geh. 5 M., geb. 9 M., in Halbleder 50 M.

„Die Verfasserin versteht es, bunt flimmernde, oft überraschend kühne Handlung mit eigenartiger Mystik, mit erschütternde[n] [E]rlebnissen zu verweben."
Hamburgischer Correspondent.

Meta Schoepp. Millionensegen. Roman. **Neu!** Geheftet 20 M., gebunden 26 M., in Bibl.-Halbleder 55 M., in Batik-Halbleder 65 M.

— Schiff auf Strand! Helgoländer Roman. Geh. 7 M., geb. 11 M.

Die herbe salzige Luft der Wasserkante weht durch diese Bücher, die randvoll lebendigen Lebens sind. Meta Schoepps scharfe Beobachtungsgabe und ihr überlegener Humor sichern ihr eine hervorragende Stellung in der Literatur.

Nanny Lambrecht. Der heimliche Gast. Roman. **Neu!** Geheftet 20 M., gebunden 26 M.

Ein Pazifistenroman aus dem Paris Napoleons III., der in scharfer Charakteristik dem politischen Intrigenspiel des Hofes die Weltverbrüderungsträume eines russischen Idealisten gegenüberstellt.

— Vor dem Erwachen. Roman aus dem besetzten Rheinland. **Neu!** Geheftet 10 M., gebunden 14 M.

— Das Lächeln der Susanna. Roman. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

— Der Gefangene von Belle-Jeannette. Roman. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

Adelheid Weber. Die Hauensteinerin. Roman. **Neu!** Geheftet 18 M., gebunden 25 M., in Bibl.-Halbleder 50 M., in Batik-Halbleder 60 M.

„Das Buch ist glänzend geschrieben, straff sind die Fäden zusammengehalten, und man wird es mit Spannung, aber auch mit reinem Genuß lesen und immer wieder gern zur Hand nehmen."
Hamburger Nachrichten.

Else von Holten. Linde, ein Buch von Bienen und Menschen. Mit Zeichnungen und Buchschmuck. Künstlerisch kartoniert 4 50 M.

Sophie Kloerss. Die das Leben zwingen. Zwei Erzählungen. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

— Harte Art. Zwei Erzählungen. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

— Mutter sein. Roman. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Alle drei Bücher spielen an der Wasserkante, deren landschaftliche Eigenart und herbe Bevölkerung Sophie Kloerss mit anerkannter Meisterschaft schildert.

Richard Kuas. Die Wacht im fernen Osten. Ein Tsingtau-Roman. Geh. 5 M., geb. 9 M.

Emmi Lewald. Unter den Blutbuchen. Roman. Geh. 5 M., geb. 9 M.

Stimmungsvolle Schilderungen aus einer kleinen Residenz.

Max Metzger. Der Gangbutscher. Ein Lübecker Roman. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

Ilse Reicke. Der Weg nach Lohde. Roman. Geh. 6 M., geb. 10 M.

„Ilse Reickes Erstlings-Roman gehört zu den feinsten und zugleich fesselndsten Frauenbüchern der letzten Zeit."
Münchener Neueste Nachrichten.

Rudolph Stratz. Der Väter Traum. Roman aus der Zeit um 1848. **Neu!** Geh. 24 M., geb. 30 M., in Halbleder 65 M.

— König und Kärrner. Roman. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

Groß angelegte, spannende Handlung, lebendige Schilderung von Menschen und Dingen und hinreißender Schwung der Darstellung zeichnen diese Romane aus.

Ida Boy-Ed. Glanz. Roman. **Neu!** Geheftet 22 M., gebunden 30 M., in Bibl.-Halbleder 55 M., in Batik-Halbleder 65 M.

Mit tiefem, dichterischem Empfinden enthüllt die Verfasserin an den Schicksalen einer schönen, geistvollen Frau aus der ersten Generation den tragischen Widerspruch äußeren Glanzes und seelischer Not.

— Die Stimme der Heimat. Roman. Geheftet 6 M., gebunden 10 M.

— Die Opferschale. Roman. Geheftet 20 M., gebunden 25 M.

G. v. Brockdorff. Die Faust im Westen. Roman aus dem besetzten Rheinland. **Neu!** Geheftet 15 M., gebunden 20 M.

— Der Danebrog. Roman aus Nordschleswig. **Neu!** Geheftet 8 M., gebunden 12 M.

Toni Rothmund. Die Pfaueninsel. Roman. Geh. 5 M., geb. 9 M.

Der Roman schildert den Kampf eines eigenwilligen jungen Mädchens um innere Freiheit und künstlerische Anerkennung im Rahmen kleinstädtischen Lebens.

Alfred Schirokauer. Frauenruhm. Roman. Geh. 4 M., geb. 8 M.

„In diesem fesselnden Buche wird der Lebensweg einer genialen Frau geschildert, die sich allen Widerständen zum Trotz aus eigener Kraft ihren Weg bahnt." Volkskraft-Bund, Berlin.

A. Schmidt-Brake. Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse. Geh. 3 M., geb. 7 M.

— Georg Rapp, der Seemaschinist. Ein See-Roman. Geh. 3 M., geb. 7 M.

Henny von Tempelhoff. Mein Glück im Hause Ludendorff. Gebunden 4 M.

Erinnerungen der Tante Ludendorffs, die als Erzieherin seine Kindheit betreute.

Hermine Villinger. Meine Tante Anna. Roman. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Dieser Schwarzwald-Roman ist auch für junge Mädchen vorzüglich geeignet.

Lisa Wenger. Er und Sie und das Paradies. Roman. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

— Der Rosenhof. Roman. Geheftet 5 M., gebunden 9 M.

Lisa Wenger, die Trägerin des schweizerischen Schillerpreises, weiß ihre psychologisch reizvollen Romane mit starkem Wirklichkeitsgefühl und doch poetisch auszugestalten.

Erich Wieprecht. Burschen in Not. Ein Studentenroman. Geh. 6 M., geb. 10 M., in Halbleder 50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68

Digitized by Google

Gute Bücher für den Weihnachtstisch

Hervorragende Werke zur Zeitgeschichte

Hauptmann Detzner. Vier Jahre unter Kannibalen im unerforschten Innern von Neuguinea. Mit neun Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers, einer Karte und reichem Buchschmuck im Stile der primitiven Papua-Kunst. **Neu!** Geh. 30 M., geb. 40 M., in Halbleder 80 M.

Hauptmann Detzner, der für seine hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen die nur ersten Forschern zuerkannte Nachtigal-Medaille der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erhielt, gibt in diesem Buch eine gemeinverständliche Darstellung seiner Erlebnisse und Forschungen im unbekannten Neuguinea. Sein anschaulicher Bericht fesselt nicht nur die Erwachsenen, er belehrt und begeistert auch die wissensdurstige Jugend.

General Liman v. Sanders. Fünf Jahre Türkei. Mit zahlreichen Textskizzen und 3 Kartenbeilagen. Geheftet 40 M., in Halbleinen 50 M., Vorzugsausgabe in Halbleinen 55 M., in Halbleder 75 M.

„Das Werk, dem unveröffentlichte Originalakten von hoher politischer Bedeutung und zahlreiche Originalskizzen beigefügt sind, hat dadurch besonderen Wert, daß es erstmalig eine Schilderung sämtlicher türkischen Kriegsaktionen während des Weltkrieges und insbesondere eine solche des letzten Abschnittes des Palästina-Feldzuges, über den so viele falsche Nachrichten verbreitet wurden, enthält."
Hamburger Fremdenblatt.

P. G. Kurloff. Das Ende des Russischen Kaisertums. Persönliche Erinnerungen. Geheftet 30 M., in Halbleinen 40 M., in Halbleder 80 M.

„Der frühere Leiter der berüchtigten Ochrana (Geheimpolizei) hat mehr als [illegible] gedient, er hat während dieser Zeit tiefe Einblicke in die geheimen Vorgänge des russischen Staatslebens gewonnen und ist in Beziehungen getreten zu fast allen führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Das Buch schöpft also aus dem vollen."
Der Türmer, Stuttgart.

Admiral Scheer. Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönliche Erinnerungen. Mit zahlreichen Bildern und Kartenbeilagen. Geheftet 45 M., in Halbleinen 60 M., in Halbleder 90 M.

„Das erste Werk über den heimischen Seekrieg, das Anspruch auf zutreffende Darstellung erheben darf, liegt vor uns. Selbst dem Fachmann werden über viele Dinge die Augen geöffnet, die bisher gar nicht bekannt waren. Wenn wir hinzufügen, daß das Buch in klarer, sachlicher und abwägender Art geschrieben ist, so dürfte unser Wunsch begründet sein, daß das Werk Eingang in weiteste Kreise finden möge." Kapitän z. S. a. D. von Waldeyer-Hartz in den Grenzboten.

General v. François. Marneschlacht und Tannenberg. Mit zahlreichen Kartenskizzen im Text und 14 Kartenanlagen. Geheftet 50 M., in Halbleinen 60 M., in Halbleder 90 M.

„General von François hat als erster eine kritisch vertiefte Gesamtdarstellung der vielumstrittenen Kämpfe an der Marne aufgestellt. Der „Marne" wird dann „Tannenberg" gegenübergestellt, wo François das I. A.-K. führte. Auch hier viel Neues, Akten und Schilderung persönlicher Erlebnisse."
Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Oberleutnant z. S. Wenig. Kriegs-Safari. Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen Lettow-Vorbecks durch das östliche Afrika. Mit zahlreichen Originalphotographien, reichem Buchschmuck und einer Kartenbeilage. Geh. 25 M., geb. 35 M.

„Ein Buch von bleibendem Werte. Ein Buch, das unserer Jugend, besser noch den Männern und Frauen in die Hände gelegt werden sollte, die Not und Sorge des Alltags völlig hat vergessen lassen, was Deutschland in mehr als vier Kriegsjahren geleistet."
Münchener Neueste Nachrichten.

Rudolf de Haas. Im Schatten afrikanischer Jäger. Bilder aus den Steppen am Kilimandscharo. **Neu!** Geheftet 18 M., gebunden 24 M.

In bunten Farben läßt der Verfasser Ostafrika an uns vorüberziehen. Auf schmalem Jagdpfad begleiten wir ihn durch den Urwald, wo ernste Gefahr, aber auch höchste Jägerfreude warten.

Max Kirsch. Die Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch. Gesamtausgabe in einem Band. **Neu!** Gebunden 18 M.

Einzelausgaben:

Hans Paasch: Fremdenlegionär Kirsch. Geheftet 4 M., gebunden 8 M.

Friedrich Hussong: Zum Tode verurteilt. Geheftet 8 M., gebunden 12 M.

Die unerhörten Abenteuer des jungen Deutschen, der von Kamerun aus den Weg zum deutschen Schützengraben fand und später aus neuer französischer Gefangenschaft entfliehen konnte, sind zu einem echten Hausbuch geworden, das sich auch für die reifere männliche Jugend vortrefflich eignet.

Prof. Dr. G. Freih. v. Eppstein. Fürst Bismarcks Entlassung nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatsministers von Boetticher. Geheftet 15 M., gebunden 20 M., in Halbleder 60 M.

„Das Buch darf als eine Neuerscheinung ersten Ranges angesehen werden. Schon die Aufzeichnungen von zwei Hauptzeugen des Bismarcktrauerspieles — von Boettichers und von Rottenburgs — verleihen dem Buche diesen Wert; hinzu treten aber eine Reihe wichtiger Dokumente, darunter Briefe des Fürsten Bismarck und anderer Amtspersonen, Niederschriften über Sitzungen und Kronrat, Staatsministerium und anderes der Art mehr." Deutsche Zeitung, Berlin.

„Die neuen Scherl-Romane"

Band 1: ***Felix Philippi.*** Liebesfrühling

Band 2: ***Elisabeth von Heyking.*** Das vollkommene Glück

Band 3: ***Theo Malade.*** Der Wanderer am Strick

Band 4: ***Paul Enderling.*** Die Umwege des schönen Karl

Wir wollen in unserer neuen Serie gute, literarisch hochstehende Bücher in geschmackvollem Gewande zu einem nur durch die einheitliche Ausstattung möglich gewordenen billigen Preise herausgeben. Wir wollen mit der Einheitlichkeit der Ausstattung größte Vielseitigkeit des Inhalts verbinden. Ein jeder Band soll ein Werk von ausgeprägter Eigenart darstellen. Mit obigen vier Bänden eröffnen wir die Serie. Möge sie ihren Weg in weite Kreise des Volkes finden.

Jeder Band in einheitlicher Ausstattung vornehm gebunden 12 Mark. — Die Sammlung wird fortgesetzt.

Wertvolle illustrierte Jugendbücher

Unter Indiens Sonne. Von Victor Helling. **Neu!** Schön gebunden 24 M.

Die abenteuerlichen Erlebnisse von zwei deutschen Knaben im Wunderlande Indien sind flott und spannend erzählt. Zwanglos eingeflochtene Schilderungen von Land und Leuten geben unaufdringliche Belehrung.

Exotische See- und Reiseerlebnisse. Von Victor Helling. Schön gebunden 10 M.

„In geradezu idealer Weise weiß der Verfasser gleichzeitig zu unterhalten und zu belehren. Dem jugendlichen Phantasiebedürfnis trägt der abenteuerliche Charakter der Erzählungen Rechnung."
Die Bücherpost, Frankfurt a. M.

Fridel. Ein Buch Jugenderinnerungen für jung und alt. Von Frida Schanz. **Neu!** Schön gebunden 25 M.

Diese Jugendgeschichte der gefeierten Erzählerin bedeutet einen neuen Schatz unter unseren Jungmädchenbüchern, wird aber auch Müttern und Erzieherinnen Vertiefung und Bereicherung ihres Wirkens gewähren.

Abenteuer aus aller Welt. Von Friedrich Otto. Schön gebunden 10 M.

„Das Buch weiß den Wissensdurst und die Phantasie der Jugend gleichermaßen anzuregen, wird aber auch den Eltern gefallen. Daß in ihm auch der Humor eine Stätte gefunden hat, sei besonders betont."
Hamburger Correspondent

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68

Digitized by Google

Kammrätsel.

a	b	b	d	e	e	e	e	e
e		e		e		e		g
h		i		i		n		n
o		o		p		r		r
s		s		s		t		v

Die Buchstaben sind so zu ordnen daß die einzelnen senkrechten Reihen einen Bildhauer, einen Romanschriftsteller, einen Liederdichter, einen Komponisten und einen dramatischen Schriftsteller nennen. Bei richtiger Lösung macht die oberste Lage echte Reihe einen berühmten Komponisten namhaft, der vor 150 Jahren geboren wurde.

Buchstaben-Rätsel.

Mit u da liebt man's groß und schlank
Bei Männern wie bei Frauen,
Und die da sind ein Wort mit i
Nach denen wird man schauen.
Mit a da ist's bald hart, bald weich,
Kann Licht und Glanz verbreiten;
Doch wer's in and'rer Händen ist,
Läßt oft sich irre leiten!

Renata Greverus.

Rätsel.

Mein Wort ist nützlich oft zu manchem
Da ihm oft mehr wird als dem Mut
Doch wer das Wort gebraucht bei jedem
Der Wahrheit leider oft zu nahe tritt.

Fügt man ein „e" dem Rätselworte an,
So führt es Namen auf von Frau und Mann;
Und auch von Orten, Sachen oder Dingen,
Will eine Übersicht das Wort uns bringen.

Renate Greverus.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

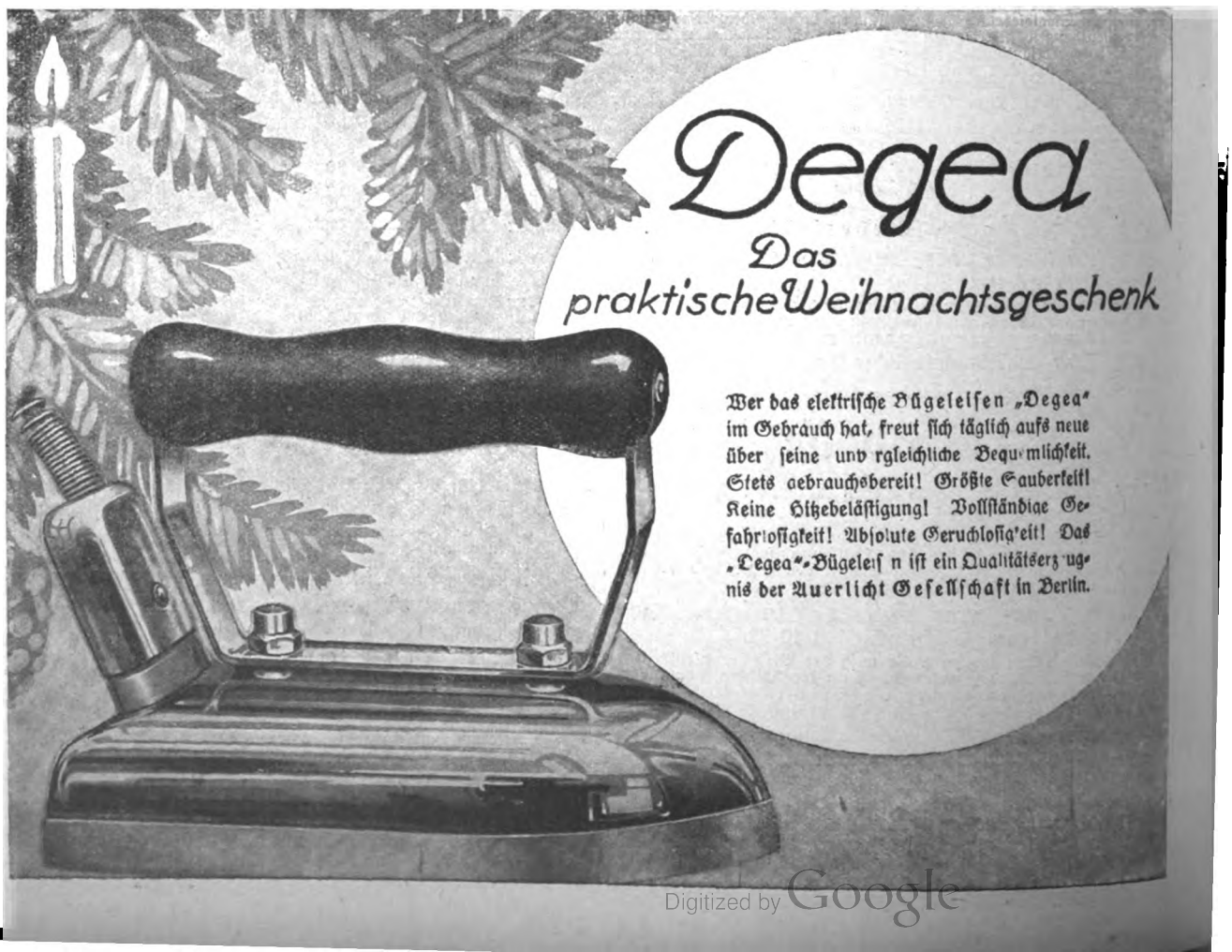
Bilderrätsel: Böses Werk muß untergehen.
Buchstabenrätsel: Laune, Laute, Laube.
Scherzrätsel: Paletot.
Streichrätsel: Anstrich, Anstich.
Vier Silben: Taschenspieler.
Bilderrätsel: Unentschiedenheit ist Schwäche.
Silbenrätsel: Immergrün.
Rätsel: Bernburg.
Gesteigert: Schach, Schacher.
Umstellrätsel (Anagramm): Stich, Tisch, Sicht.
Rahmenrätsel: Stendal, Endivie, Athene, Banlin.
Zwei Silben: Tierfreund.

Haarwuchs durch Ernährung mit

»Humagsolan«

ist eine auf den letzten physiologischen Forschungen eines unserer ersten deutschen Gelehrten, des Geh. Rats Prof. Dr. Zuntz, beruhende Methode, die in wissenschaftlichen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat. Humagsolan enthält die gerade für die Haarbildung wesentlichen Eiweißstoffe in konzentrierter und leichtverdaulicher Form und ermöglicht durch Ueberführung ihrer Spaltungsprodukte ins Blut eine bessere Ernährung der Haare. Da die heute so zahlreichen Klagen über vorzeitigen Haarausfall in sehr vielen Fällen auf Ernährungsstörungen zurückführen sind, ist die Wirkungsmöglichkeit von Humagsolan eine außerordentlich große.

Verlangen Sie Aufklärungsschrift Nr. 19 durch **Fattinger & Co., G. m. b. H., Berlin NW 7, Dorotheenstraße 35.** Humagsolan ist in Apotheken, Drogerien und allen Filialen der M. Pech G. m. b. H. erhältlich. Preis M. 30.– für die Originalpackung, die für den Normalbedarf eines Monats berechnet ist.



Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 49. 1920.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Von der Armut.

Daß wir Deutschen bettelarm geworden sind, sagen uns Feind und Freund täglich, und wir selbst spüren es am eigenen Leibe. Noch schlimmer als unsere Armut ist die Würdelosigkeit, mit der sie ein Teil unsrer Volksgenossen trägt. Es galt für keine Schande, arm zu sein, es sei denn, man habe sich durch Übermut und Leichtsinn in diesen unangenehmen Zustand gebracht. Ein alter Spruch sagt: Habes du schon kein Gut, jedoch nit schäm dich deiner Armut. Nicht schämen, nein, aber danach streben, aus diesem unangenehmen Zustand herauszukommen, das sollte sich nicht nur der einzelne, sondern ein dazu verdammtes Volk noch mehr vornehmen. Denn „Armut ist wie ein feuriges Hemd“. Einige, die es tragen, kommen zu der Einsicht: Armut hat einen Sinn mehr: die Not. Not lehrt beten, Not macht erfinderisch, aber Not bringt auch den Schwachen zur Verzweiflung. Und so ist es mit ihr: „Armut hat manchen zum Herrn gemacht und manchen an den Galgen gebracht“. Sie ist und bleibt eine Haderkatz. Denn mit ihr zieht der Unfriede nur zu oft ins Haus. Am schlimmsten drückt sie das Alter. Und dem alten Armen kommt die Einsicht, daß: Armut kein Laster, aber auch keine Tugend ist — immer zu spät.

Aber wie kommt einer von Armut zum Reichtum?

Jeder kommt auf anderen Wegen dazu. Unerläßlich sind Fleiß und Geduld. Jean Paul hat das Rechte getroffen, wenn er sagt: „Die Armut und die Hoffnung sind Mutter und Tochter. Indem man sich mit der Tochter unterhält, vergißt man die andere.“

Mit dem Vergessen allein ist es nicht geschehen, wenngleich es sehr gut ist, sich mit Seufzen und Klagen das Gemüt nicht zu beschweren — denn das hindert, fröhlich bei der Arbeit zu sein, und nur fröhlich getan Werk bringt voran.

Berühmte Männer über das Heiraten:

Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles; und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. (Goethe.)

Junger Mann, der Weisheit Regel rät, sich zu vermählen nie. Herder. (Der Cid.)

Heiraten heißt Nachtigallen zu Hausvögeln machen. (Grabbe.)

Heiratet, und ihr werdet den Ernst des Lebens kennenlernen! Eben deshalb soll man aber heiraten. (Hähnel.)

Die reine Vernunft tut es beim Heiraten noch weniger als das unvernünftige Herz. (Bogumil Goltz.)

Verschiedene Mitteilungen.

Billiger Tee ist ein Hauptgenußmittel von fast allen Kulturvölkern der Erde, nur die romanischen Länder und das deutsche Volk huldigen dem Kaffee. Tee erfordert nur 1/7 der Kosten für Kaffee, stillt den Durst ohne schädliche Begleiterscheinungen und steht an Wohlgeschmack hinter keinem andern Getränk zurück. Man kaufe nur Mischungen von gutem Ruf, die Wahl der Art ist Geschmackssache, je nachdem man die zarteren (chinesischen) oder die herberen (indischen — Ceylon-) Mischungen bevorzugt. In der schweren Gegenwart bricht sich hoffentlich das Verständnis für den Tee als ein vorzügliches und gesundes Genußmittel Bahn und wird derselbe, wie er es tatsächlich verdient, in allen Schichten unseres Volkes heimisch.

Digitized by Google

Weihnachtsbücher.

Es war einmal, von Emil Fink, Pöhlberg-Verlag, Felix Thallwitz, Annaberg i. L.

Der Verfasser erzählt in schlichter volkstümlicher Weise erzgebirgische Sagen. Das Büchlein soll warm empfohlen sein.

Die Arche Noah, für große und kleine Leute, die Tiere liebhaben. Von Hedwig Lohß. Mit Bildern geschmückt von Josef Mauder. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. Es ist immer mit Freuden zu begrüßen, wenn eine feinsinnige Frau den Kindern von den Tieren und ihrer Seele erzählt und ihnen klarmacht, wie alle Kreatur untereinander verwandt ist. Daß diese Erzählungen trotzdem ohne pädagogische Absicht geschrieben sind, macht gerade ihren Wert aus. In demselben Verlag erschien: Peter Tschilperling der Spatz, eine Vogel- und Blumengeschichte von Helene Gieselberg, mit Buchschmuck von Walter Siebert-Leman. Auch hier eine Erzählung, die aus tiefer Liebe zur Natur geschrieben ist. Ein liebes Buch, aus dem die Mutter ihren Kindern vorlesen soll. Und dieselbe Linie hält das schöne Buch von Betty Heriel ein: Lebensfahrt der Ameisenkönigin Juliana. Den Bildschmuck lieferte Margarete Seeland. Durch anschauliche Schilderung der spannenden Handlung ist dies Buch angetan, Achtung vor dem Tier und Beachtung seiner Wichtigkeit in unsres Herrgottes Weltwirtschaft zu lehren.

Weihnachts- und Wintermärchen, von Franz Solbzig bietet der Jugend-Verlag Charlottenburg seinen Freunden an. Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen werden Freude an dem gut ausgestatteten Buch finden.

Ilse von Benekendorff. Ein Roman aus der Familiengeschichte derer von Benekendorff und Hindenburg. (Mit der persönlichen Erlaubnis des Generalfeldmarschalls.) Von Emmy von Winterfeld-Warnow, Poeten-Verlag Leipzig. Die vielen Freunde und Verehrer des greisen Nationalhelden — fast hätte ich geschrieben Nationalheiligen — werden nach dem Buch greifen und die weit zurückliegenden Familienereignisse lesen, die die Verfasserin in fesselnder Weise vorzutragen wußte.

Arbeiten aus Zigarrenkistenholz, von Hermann Pfeiffer. Verlag von W. Vobach & Co., Berlin, Wien, Leipzig, Zürich. Und von demselben Verfasser im gleichen Verlag: Kunststücke, Gesellschaftsscherze und Probleme. Ferner: Bastelkünste und Liebhaberarbeiten. Diese drei Bücher ergänzen sich untereinander. Es sind fleißig und geschickt zusammengestellte Sammelbände, die alles das umfassen, was Freunden der Bastellei als Anregung für Arbeiten zu Geschenkzwecken dienen kann. Für die Liebhaber lustiger Scherz- und Rätselfragen, die im fröhlichen Kreise gelöst werden sollen, findet sich eine ebenso reiche Ausbeute, als für diejenigen, die ihren Kindern selbst Spielzeug anfertigen wollen. Diese Bücher sind vorzügliche Mittel gegen die Langeweile und Erzieher zum häuslichen Fleiß. Sie sollen hiermit warm empfohlen sein.

Das führende Fliederparfüm

Niemals ist der herrliche Duft unseres blühenden deutschen Flieders in solch vollendeter Naturtreue wiedergegeben worden.

Geschliffenes Flacon im eleg. Etui — Ueberall käufl.

Fabrikanten: J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M. Gegr. 1798.

Mouson's Königsflieder

Paraguay-Tee, indian. Kräutertee, nerven beruh., heilwirk. geg. v. Krankh. Verkauf Pfd. 15 M. **F. Guter, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 47.**

Geschenk- Karton elegant, enthaltend hoch ei partümierte ovale Toilette-Fett-Seife etc., zusammen sechs versch ed. M. 20.- frei Nachn Vertret. überall esucht. P. Holfter, Breslau G. V. 102.

Die billigsten Hemden, Strümpfe, Strickgarne etc. liefert a jedermann u. sendet Preisliste umsonst **M. Grossmann, München** A 72, Baaderstr. 1.

Das schönste Geschenk ist ein **gemalter, mehrfarbiger „Kojot"-Wandspruch!** Nur auserlesene Sprüche, auf Wunsch auch Bibelsprüche! Preis für 2 Stück, als Gegenstücke passend, franko Mark 13,50 bei Voreinsendung, Mark 14.— bei Nachnahme. Versand am Tage des Eingangs der Bestellung. **Klopfer & Jungmann, Abteilung G., Werdau i. Sa.**

MONTBLANC ORIGINAL FÜLLHALTER

GRE GRO

WEIL ELEGANT U. PRAKTISCH

EIN BEGEHRTES

WEIHNACHTS GESCHENK

ERMÖGLICHT GRÖSSTE SCHREIBGESCHWINDIGKEIT

INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT

FÜR DAMEN UND HERREN

FABRIKAT SIMPLO HAMBURG

Bilden Sie Ihr Gedächtnis!

Es gibt Menschen, denen schon das Merken weniger Haus- und Fernsprechnummern, einiger Geburtstage, Adressen u. Lebensdaten eine Unmöglichkeit ist.

Vergessen völlig ausgeschlossen

nach dem Studium von Weber-Rumpes Gedächtnis-Meisterschaft. Sie ist unentbehrlich für den Lehrer, Beamten, Kaufmann, Ingenieur, Techniker, Anwalt oder Redner, überhaupt für alle, die große Massen von Gedächtnisstoff in sich aufnehmen müssen. Sie bildet eine unerschütterliche Grundlage für jedes Studium und läßt neben ungeahnter Ersparnis an Kraft und Zeit die Bearbeitung auch des trockensten Wissensstoffes angenehm erscheinen. Glänzende Atteste. Hier nur eins:

„Nach dem Studium der Briefe war ich nach einem Zeitaufwand von fünf Stunden in der Lage,

100 verschiedene numerierte Wörter lückenlos und aus der Mitte heraus auswendig hersagen zu können,

300 verschiedene Vorfälle festzuhalten und

100 dreistellige Zahlen mir zu merken." —

Jeder auch der unter d. Durchschnitt Begabte kann **ein Gedächtniskünstler** werden. Verlangen Sie noch heute Aufklärungsschrift von

Weber-Rumpes Verlag Friedland N 28, Bez. Breslau

Ein Buch für den Weihnachtstisch! Neu!

Auf Großtierfang für

Hagenbeck

Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis

von Chr. Schulz

(vom Hause Carl Hagenbeck in Hamburg)

Geheftet 25 M., kartoniert 30 M., Halbleinen-Bd. 35 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Deutsche Buchwerkstätten / Dresden

Haut-, Harn- und Frauenleiden

Spezialärztliche Beratung und Behandlung ohne Berufsstörung. Verlangen Sie kostenlos aufklärende Druckschrift.

Sanitätsrat Dr. Weise's Heilanstalt. Leit. Arzt Dr. v. Hahn

Berlin 202, Potsdamer Strasse 109d, — 3–7. Sonntags 11–1.

Digitized by Google

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.**

Weihnachtsbücher.

Eine neue Romanserie erscheint im Verlag von August Scherl G. m. b. H. Die handlichen Bände kosten 12 Mark und enthalten Erzählungen der besten zeitgenössischen deutschen Autoren. „Der Liebesfrühling“ von Felix Philippi führt in das alte Berlin, in Zeiten stiller Behaglichkeit. Ganz anders Theo Malade, der in seinem „Wanderer am Strick“ Bilder von farbensatter Reife zeigt — von des Lebens abgründigen Tiefen und seinem leuchtenden Gipfel und endlich von der erlösenden Kraft der Heimatscholle erzählt. Auch „Die Umwege des schönen Karl“ von Paul Enderling handeln von den geraden und krummen Pfaden, auf denen ein Mensch wandert, bis er sich wiederfindet in der Segen und Frieden bringenden Arbeit des Alltages. Paul Enderling hebt den Schleier von Dingen, an deren stiller Tragödie wir täglich gleichgültig vorübergehen, zeigt uns scharfumrissen die Nöte und Klippen eines Standes, dessen immerfröhliche Bereitschaft wir unzählige Male gedankenlos in Anspruch nehmen, und umgibt diesen Lebensausschnitt mit solcher Fülle schärfster Beobachtung, treffsicherem Humor und tiefblickendem Ernst, daß sein Buch über den Rahmen eines Romans hinaus die Bedeutung eines Kulturbildes gewinnt.

Der Roman: „Das vollkommene Glück“ von Elisabeth von Heyking erzählt nicht von Dingen, sondern von dem, was hinter den Dingen steht. Alles Licht überströmt die Hauptgestalt, die Frau, die aus lerchenfroher Unbewußtheit durch ein vollkommenes Glück auf die Höhe des Weiblebens gehoben wird, die in jähem Zusammenbruch ihres Glücks erst zerschmettert am Boden liegt und das Leben von sich werfen will, bis sie in schwerer Krankheit durch eine Vision des Todes zur schmerzvollen Erkenntnis reift, daß der tiefste Sinn des Lebens die Umwandlung des Leidens in schenkende Güte ist. Und der Tod, der mit grausamer Hand ein vollkommenes Glück zerstörte, wird zum weisen Freund und Führer, der die Seele der Einsamen über das „Ich“ hinaushebt zur höchsten Erfüllung des irdischen Seins.

Weihnachtsbilderbücher aus dem Verlag von A. Molling & Comp., Hannover: Schneeweißchen und Rosenrot, gezeichnet von Hilde Koch, wiedererzählt von Josefa Metz. Sie bringen liebe alte Freunde:

Geschäftliche Mitteilungen.

Auf Großtierfang für Hagenbeck. Ein Buch für den Weihnachtstisch. Verlag Deutsche Buchwerkstätten Dresden. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Creme „Mouson“

Feinstes vollkommenstes Mittel zur Pflege und Konservierung empfindlicher Haut.
Wirkt augenblicklich!

Briefmarken-Ansichtskarten
Direkt an die Adresse des Sammlers schicken wir aus überseeischen Ländern nach Wahl Briefmarken und Ansichtskarten. Det. Auskunft gegen 50 Pf. in Briefmarken erteilt
Weltreise-Verlag E. Weissmann, Berlin-Wl., Babelsberger Str. 6.

Der Struwwelpeter
und die anderen
Bilderbücher von
Dr. Heinrich Hoffmann
Aus dem Verlag der Literarischen Anstalt
Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Güstermann's Nähseide

Als Geschenk stets willkommen
Dralle's Illusion
im Leuchtturm
Das Original und Vorbild aller Blütentropfen ohne Alkohol.
Köstlich natürlich wie frisch gepflückte Blüten.
Maiglöckchen, Veilchen, Rose, Flieder, Heliotrop u. a. Neu: Goldlilie.
Überall zu haben. Preis M. 20.—. **Dralle, Hamburg.**

Digitized by Google

„Der Wolf und die sieben Geislein", mit Bildern von Prof. Linde-Walther. Diese beiden schönen Märchenbilderbücher zeichnen sich durch alles das aus, was ein Buch, das in Kinderhände kommen soll, besitzen muß, nämlich durch sehr anschauliche Zeichnungen von der Hand eines Künstlers, der die Kinder kennt und liebt, und durch eine solide Ausstattung. Gerade diese beiden alten Märchen werden von unseren Kleinen sehr geliebt. Sie in dieser anschaulichen Weise herausgebracht zu haben, ist ein großes Verdienst.

Ferner sind im gleichen Verlage erschienen: „Sport der Tiere", mit Bildern von Alfred Weczerzick und Versen von Josefa Metz, und: „Vom dicken, fetten Pfannekuchen", mit Bildern von Linde-Walther. Diese bunten Bilder und lustigen Verse werden gewiß alt und jung erfreuen. Sie seien warm empfohlen.

In den Mittelpunkt ihres neuen Romans „Die Kinderlosen." (Max Seyfert. Dresden 1919.) stellt Marie Diers wiederum ein Problem: Leid und Lebenskunst, — Sein oder Nichtsein als Glückliche: — der kinderlosen Eheleute.

Mit strenger Logik verfolgt sie diese Kernfrage in ihrer Erzählung, — dennoch empfinden wir das nicht als blutleere Tendenz, als Vergewaltigung der Gestalten, die sie uns nahebringt in ihrem innersten Sein, im Jubel wie in der Bedrängnis, — die Kleinen wie die Großen, die Alten wie die Jungen! — Ihren Lieblingstypen: dem einfachen, kraftvollen Landarzte, der nicht mit viel Gelehrsamkeit belastet ist, dem echten Seelsorger und Gottesfreunde — begegnen wir wiederum in dem Buche, aber mit neuen charakteristischen Zügen. Der Held des Romans: Dr. Tien Gallöper, und seine Mutter Matte, der Pfarrer Elias Hennecke sind Originale im besten Sinne.

Nach harten inneren Kämpfen, Irrungen und Wirrungen klingt die wertvolle Erzählung harmonisch aus mit dem Ausblick auf Alltagsglück für „die Kinderlosen". L. M.

Alte Freunde im neuen Gewande. Die „Berühmten Liebespaare" der Frau von Hohenhausen, die einst mit Recht zu den Lieblingsbüchern der gebildeten deutschen Frauenwelt zählten, haben, nachdem sie im Buchhandel vergriffen waren, dank der Mühewaltung von E. Vely, die, im Einverständnis mit der Erbin Frl. v. Düring-Detken, den stattlichen Band einer Durchsicht unterwarf, eine Neuauflage erfahren, die auch auf das Geschlecht von heute eine starke Anziehungskraft ausüben dürfte. Trotz der veränderten Optik und der verschärften psychologischen Einführungskunst, über welche die Gegenwartsschriftsteller verfügen, hat die feine, anmuts- und seelenvolle Darstellungsart der Frau von Hohenhausen, deren Gestalten sich immer plastisch vom Zeithintergrunde abheben, nichts an Reiz und Ursprünglichkeit für uns verloren. Im Gegenteil: Der Geist und die Anschaulichkeit, mit welcher dieser Reigen „berühmter Liebespaare" zusammengefügt wurde, vergegenwärtigt uns die gehobene und lautere Atmosphäre des Hohenhausenschen Salons in der Bernburger Straße, in welchen die von Frau Emma Vely vorausgeschickte Lebensskizze der Verfasserin so gefällig und zwanglos den Leser einführt. Der A. Weichertsche Verlag (Berlin SO), hat durch eine hochvornehme Ausstattung dazu beigetragen, dem Werk seinen Platz auf dem Geschenktisch zu sichern. Dr. E. Mensch.

Wenn Sie wüßten!

wie ausgezeichnet bei unreiner, spröder oder rissiger Haut

Lovan-Creme

hilft, welche Linderung das Präparat bei Brandwunden bringt, wie mild und wirksam es für die Kinderpflege ist. Sie würden Lovan-Creme nicht mehr entbehren mögen.

Große u. kleine Tuben u. Dosen. Ueberall erhältlich, wo Sie Kaliklora-Zahnpasta kaufen.

Zur Schönheitspflege: Lovan-Creme, fettfrei. Lovan-Schönheitspuder.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München, Stuttgart. — Zeilenpreis: M. 6.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 50% erhoben. — Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 13 Tage vor Erscheinen.

Der Umgang mit Kindern.

„Alles Heilige ist früher als das Unheilige. Schuld setzt Unschuld voraus, nicht umgekehrt; es werden Engel, aber nicht gefallene geschaffen. — Nie kann ein Kind für zu unschuldig und gut gehalten werden“, schreibt Jean Paul. Und doch, wenn man kleine Kinder genau beobachtet, findet man in ihnen alle Ansätze für die großen und kleinen Fehler, die später störend in ihr Leben eingreifen, ihr Glück nicht völlig werden lassen.

Wenn derselbe Jean Paul weiter mahnt: „Schaffet die Tränen der Kinder ab! Das lange Regnen in die Blüten ist so schädlich“ — so hat er nur recht, wenn es sich um die Tränen der hungernden und frierenden, der einsamen und verlassenen Kinder handelt, die in den Elendsquartieren der großen Städte leben, zwischen Schande und Roheit. Kinder in geordneten Verhältnissen können getrost einen Tränenstrom vergießen, ohne daß er ihnen schadet. Im Gegenteil. Ich entsinne mich sehr wohl der Tränen, die ich selbst als Kind geweint, wenn mich eine gerechte Strafe ereilt hatte. Diese Tränen waren eine Wohltat. Sie schwemmten alles Leid von der kleinen Seele. Leid und Schuld, besonders, wenn ich sie vor dem Schlafengehen vergoß und der Traum dann in sein Recht trat und mich schmeichelnd umfing, mir den Himmel, die lieben Engel und den Christbaum zeigte.

Gewiß, man soll Kinderfreuden nicht stören, Kinderherzen nicht schwer machen. Dies kleine Herz will sanft angefaßt sein. Und trotzdem ist es nicht gut, einem Kind alles rosenrot zu malen. Ein Kind soll nicht mit abgewendeten Augen am Leid der andern vorübergehen. Einem Kind wird deshalb das Leben nicht verdorben, wenn es den Schmerz sieht und ihn lindern helfen darf. Im Gegenteil, ich entsinne mich genau der glückseligen Empfindung, die mich erfüllte, wenn uns Mutter einen Korb mit guten Sachen für ein armes, krankes Kind übergab, den wir selber forttragen durften. Ich weiß nicht, ob Goethe recht hat, wenn er sagt: „Wir sollten es mit den Kindern machen wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne so hintaumeln läßt.“

Sicherlich ist es klug, nicht allzu früh und zu vollkommen den Schleier von den Dingen zu ziehen — aber eine Ahnung von dem großen Weh der Welt kann ein Kind haben, ohne daß ihm deshalb alle Freuden vergällt werden. Kinder sollen die Welt sehen wie sie ist und begreifen, wie sie sein würde, wenn Jeder seine Pflicht tut.

Ein Wort im Vertrauen! Meine Damen, Sie machen sich oft das Leben unnütz schwer. Sie sollten vor einer einmaligen Ausgabe für eine richtige Nähmaschine nicht zurückschrecken, denn wählen Sie gut, so können Sie die Nähmaschine Ihr ganzes Leben lang benutzen. Die „Köhler“-Nähmaschine übertrifft bei weitem alle ausländischen Fabrikate und vereinigt in sich alle Vorteile, die uns die letzten technischen Errungenschaften auf diesem Gebiete gebracht haben. Diese Maschine näht alles, stickt, stopft und flickt tadellos auch unter ungeübter Hand. Leichtlaufend, schnellnähend, unverwüstlich und preiswert sind die unbestrittenen Vorzüge der „Köhler“-Nähmaschinen, die zu Millionen über den ganzen Erdball verbreitet sind. Verlangen Sie die interessante Schrift Nr. 101 kostenlos von der Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A.

PEBECO

ist die Zahnpasta, die Hunderten von Nachahmern als Vorbild gedient hat und noch dient, weil alle wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen bis in die neueste Zeit hinein berücksichtigt werden. Wie das Urbild stets vollkommener ist als die geschickteste Nachahmung, so ist auch PEBECO zur Pflege des Mundes und zur Reinigung der Zähne jeder anderen Zahnpasta vorzuziehen.

Probetuben versenden kostenfrei

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

PLÄTTET NUR MIT DALLI GLÜHSTOFF!

DGGD

SPART KOHLEN GAS ELEKTRIZITÄT!

Deutscher Weinbrand Bingen a/Rh.

Scharlachberg Meisterbrand

Die Marke des verwöhntesten Feinschmeckers.

Cognacbrennerei Scharlachberg G. m. b. H., Bingen am Rhein.

Digitized by Google

Dagegen stimme ich einem andern Goethe-Wort aus vollem Herzen bei: „Wo Anmaßung mir wohlgefällt? An Kindern: denen gehört die Welt!“ Gewißlich, dem Kind und dem Mutigen gehört die Welt. Dem Kind gehört der Himmel mit seinen goldenen Sternen, den hellen Lichtern, die Gott ihm angezündet hat. Die Wiese mit ihren Blumen, der Baum mit seinen Früchten, die Gott um seinetwillen so bunt und lustig, so saftig und süß blühen und wachsen ließ.

Kindern soll man Geduld entgegentragen. Unendlich viel Geduld. Kinder sind manchmal von einer nachtwandlerischen Sicherheit. Sie unvorsichtig wecken, würde dem Beginnen gleichen, das eine Knospe zu früh auseinanderblättert, weil es auf ihre Entfaltung nicht warten mag. Alles Schöne entfaltet sich langsam und still, darum begegne einem langsamen Kind nicht laut und hastig. Wer sein Kind begreifen will, muß an sich selbst denken — muß nachdenken darüber, welches Erbe wir ihm mit auf den Lebensweg gaben.

Kinder erben nicht nur das, was wir durch pflichttreues Tun vollbracht — sie tragen auch mit an den unvollendeten oder unterlassenen Werken.

Jede Mutter aber sollte bestrebt sein, das Gefühl in ihren Kindern wachzuhalten, daß ein Mutterherz der heilige, unverlierbare Platz ist — die Trostquelle in allem Leid, und daß jeder Mensch nur ein einziges solches Herzasyl besitzt.

Ein Kind muß wissen, wenn es hinaus geht ins Leben: Meine Mutter ist stets für mich da, auch Schuld und Sünde trennt uns nicht, im Gegenteil sie schmiedet uns nur fester. Eine Mutter steht stets über den Dingen — sie ist nie Richterin allein, sie kann auch Erlöserin sein.

Nigrin

Glänzt in einer Sekunde, da wieder reine Terpentinölware wie vor dem Kriege.

Friedensware ist mit Banderol versehen.

Graue Haare

erhalten garantiert ihre ursprüngliche Farbe, Jugendfrische durch **Ha-Wu-Sa-Haarwurzelsaft**, ein Ideal der Haarpraparate, kein mechanisches Färbemittel. 1 Originalflasche 16.—. **Joh. Schaeffer, Dresden-A.** Lüttichaustr. 23.

Eine schöne Frau

trägt einen Straußenfederhut, die besten Federn sind nur **Atama-Edelstraußfedern:** ca. ½ m lang 48, 95, 150 M., Breite. **Boas** 60, 100, 20), 350 M. **Marabukragen** 85, 135, 225 M. Vers. p. Nachn. Auswahl gegen Porto. **Hesse, Dresden,** Schefferstr.

Petri & Lehr Offenbach a. Main. Katalog A über Selbstfahrer, Krankenfahrstühle z. Schieben.

Erfinder Merkblatt u. aufklärende Broschüre gratis. Patent-Ingenieur **Ebel, Breslau,** Posener Strasse.

Honig naturrein, 10-Pfd.-Postdosen **Dannenberg,** Imker, **Zornsdorf** (bei Berlin).

Erfindungen

werden zu kaufen gesucht. Näheres durch **Int. Patentbörse, Cassel 10.**

Haarwuchs durch Ernährung mit

»Humagsolan«

ist eine auf den letzten physiologischen Forschungen eines unserer ersten deutschen Gelehrten, des Geh. Rats Prof. Dr. Zuntz, beruhende Methode, die in wissenschaftlichen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat. Humagsolan enthält die gerade für die Haarbildung wesentlichen Eiweißstoffe in konzentrierter und leichtverdaulicher Form und ermöglicht durch Ueberführung ihrer Spaltungsprodukte ins Blut eine bessere Ernährung der Haare. Da die heute so zahlreichen Klagen über vorzeitigen Haarausfall in sehr vielen Fällen auf Ernährungsstörungen zurückführen sind, ist die Wirkungsmöglichkeit von Humagsolan eine außerordentlich große.

Verlangen Sie Aufklärungsschrift Nr. 19 durch **Fattinger & Co., G. m. b. H., Berlin NW 7, Dorotheenstraße 35.** Humagsolan ist in Apotheken, Drogerien und allen Filialen der M. Pech G. m. b. H. erhältlich. Preis M. 30.— für die Originalpackung, die für den Normalbedarf eines Monats berechnet ist.

Frohberg u. Co. Gera-R 7
Froco-Betten u. Stahldrahtmatratzen-Fabrik

Briefmarken, Kriegsnotgeld.
Preisliste franko.
Bruno Hofmann,
Leipzig 9, Nürnberger Str. 8.

Kaiserin Eugenie
und ihr Hof.
von **J. Mauget.** M. 8.—, gebd. M. 15.—. Dies fesselnde Buch ist völlig unpart. geschrieben. Einige Anekdoten müssen berichtet werden, da sie charakteristisch sind für diese ganze Zeitepoche.

Elisabeth von Bayern
Kais. v. Oesterr., Kön. i. Ungarn
von **J. de la Paye** M. 8.—, geb. M. 15.—. Eine Apotheose dieser Märtyrerin auf dem Thron möchte man das Buch nennen.
Verlag Edgar Thamm, Halle, Saale 8

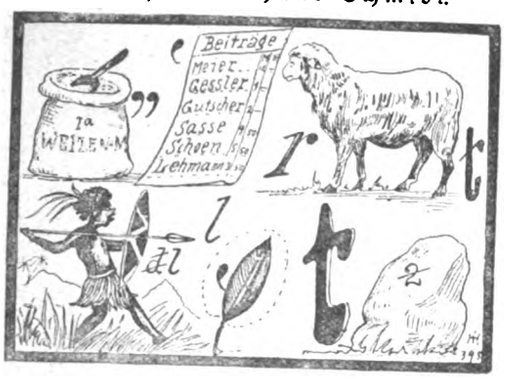
Ist Gicht und Rheuma heilbar?

Viele, die unter den unerträglichen Schmerzen von Gicht und Rheuma [illegible] werden bei dieser Frage horchen. Sie haben die verschiedensten Aerzte konsultiert, haben alle möglichen Mittel versucht, und trotzdem kehrten die Schmerzen immer wieder. Und doch sind Gicht und Rheuma heilbar, wenn man auf naturgemäßem Wege die Quellen der Krankheit verstopft. Die Knoten an Händen und Füßen und die rheumatische Steifheit der Muskeln entsteht durch eine lebensgefährliche Harnsäure. Wird die beseitigt, sind auch die Schmerzen behoben. Wir leisten die dank ihrer auf naturgemäßen, auf wissenschaftlicher Grundlage fußenden und natürlichen **Levatholpräparate** ganz hervorragendem Maße. In Tausenden von Fällen haben sie gewirkten sie Heilung.

Fordern Sie ausdrücklich **Levatholpräparate,** weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Herstellerkanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Digitized by Google

Bilderrätsel. Von Hans Schmidt.



Rätsel-Distichon.

Allen war ich voraus, jetzt dämpfe ich oft deine Schritte.
Kann, im richtigen Feld, Kämpfer für manchen auch sein.

Rätsel.

Mit a muß deinen Kopf es tragen,
Doch nicht zu hoch und nicht zu tief,
Mit e wird's oft im Spaß man wagen;
Doch nimmt man's krumm, so geht es schief!
Mit i tut's oft man zum Willkommen,
Und zwischen Freunden gilt's als Gruß.
Das Wort mit ü wird keinem frommen,
Ob man's verübt, ob leiden muß. Renata Greverus.

Auflösungen der zuletzt veröffentlichten Rätsel:

Verwandlungsrätsel: Jahr, Ural, Soldat, Trier, Urne, Suhl, Macht, Odem, Seite, Eule, Rasen. — Justus Möser (geb. 14. Dez. 1720).

Rätsel-Distichon: Adebar.

Rätsel: schnupfen, Schnupfen.

Kammrätsel: Begas, Ebers, Heine, Verdi, Nepos — Beethoven. (geb. 16. Dezember 1770.)

Buchstabenrätsel: Wuchs, Wichs, Wachs.

Rätsel: List, Liste.

Aufmerksame Beobachter

erkennen die überlegenen Eigenschaften der Creme Mouson schon nach erstmaliger Anwendung. Die schnelle und gründliche Wirkung bei Behandlung rauher, fleckiger Haut ist augenfällig und binnen weniger Minuten fühlbar und sichtbar. Regelmäßig angewendet, macht Creme

Mouson die Haut sammetweich und verleiht dem Gesicht ein zartes stumpfes Aussehen. Die feine diskrete Parfümierung gibt Creme Mouson auch äußerlich das Gepräge des besten und vornehmsten Hautpflegemittels. In Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.

Fabrikanten: J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M.

Creme Mouson

Deutscher Weinbrand Bingen a/Rh.

Scharlachberg Meisterbrand

Die Marke des verwöhntesten Feinschmeckers.

Cognacbrennerei Scharlachberg G. m. b. H., Bingen am Rhein.

Ein Familienbuch

unerschöpflich an guten Ratschlägen für jede Jahreszeit, für Haus und Hof, Küche und Kammer, ist der

Gartenlaube-Kalender 1921

Er vereint mehrere spannende größere und kleinere Erzählungen mit einer Fülle von wichtigen, wissenswerten Einzelheiten des täglichen Lebens

Preis 9 Mark / Porto und Verpackung extra

Bezug durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33

Schwerhörige!

Der **Original-Akustik-Hörapparat** ist für **Schwerhörige** das schönste **Weihnachtsgeschenk.**

Verlangt illustrierte Gratis-Broschüre No. 34

Deutsche Akustik-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Wilmersdorf Motzstraße 43.

KALODONT Zahn-Crême und Mundwasser

Digitized by Google

In diesem Jahre können wir hin und wieder wohl einmal **Gebäck in Fett ausbacken**, und zumal zum kommenden Weihnachtsfest und Altjahrsabend werden wir einmal wieder die allbeliebten Krapfen herstellen. Damit dieses Gebäck gut gerät, muß man dem Fett die richtige Hitze geben, denn von der „Überraschung“ beim Einlegen in das Fett hängt das Gelingen ab. Um dem eingetauchten Gegenstand sofort eine Hülle oder Rinde zu verleihen, die das Fett am Eindringen hindert, den Saft im eingetauchten Gegenstand zusammenhält, damit der Teig garkochen kann, muß das Fett so heiß sein, daß seine Einwirkung eine plötzliche ist. Deshalb muß das Backfett genügend lange einem hellen lebhaften Feuer ausgesetzt sein. Die richtige Backhitze erkennt man durch Eintauchen einer dünnen Brotscheibe in das Fett während fünf bis sechs Sekunden. Ist die Brotscheibe dann fest und gleichmäßig hellbraun, muß sofort das Gebäck eingelegt und das Feuer dann gemäßigt werden. Beim Backen größerer Mengen muß neben dem Topf, in dem man bäckt, ein zweiter Topf mit frischem heißen Fett bereit stehen, da das Backfett nach und nach seine Überraschungskraft verliert und matt wird; dann muß frisches heißes Fett nachgefüllt werden. Auf offenem Feuer soll man nicht backen, der Backtopf darf auch nur höchstens bis zur Hälfte mit Fett gefüllt sein, damit dieses beim Backen nicht überlaufen kann. Hat man das Backen fertig, muß das heiße Fett sofort in ein bereitstehendes Gefäß mit kochendem Wasser geschüttet und gut umgerührt werden, damit sich alle Krümel und dergleichen zu Boden setzen. Nach dem Erkalten kann man das Fett dann weiß und rein von der Wasseroberfläche abheben, man kratzt alles Unreine von der Unterseite ab und kann es dann jederzeit wie frisches Fett wieder benutzen. Alles fertiggebackene Gebäck muß einige Minuten auf Löschpapier zum Entfetten gelegt und dann mit feinem Zucker bestreut zu Tisch gegeben werden; ein Warmhalten auf heißer Herdstelle macht Fettgebäck zäh. Das beste Backfett besteht aus einer Verbindung von Schmalz, Palmin und ausgeglühtem Rüböl zu gleichen Teilen. Das Schmalz muß man am besten selbst ausbraten, das Rüböl muß dunkelgelb, fast ein wenig zu braun hinneigend sein, niemals eine grünliche Farbe zeigen. Es muß stets vorher ausgeglüht werden, damit man die Gewißheit eines reinen Geschmackes hat. Man gibt das Öl in einen eisernen Tiegel mit einigen zerschnittenen Kartoffeln und einem Apfel und erhitzt es so lange, bis die Einlagen braun sind, entfernt diese, gibt dann das Schmalz und das Palmin hinein und erhitzt dies zusammen, dann stellt man es zum Verbrauch fort. Beim Backen spart man übrigens sehr an Fett, wenn man zu dem kalten Fett ein Gläschen Rum gibt, der bewirkt, daß die auszubackenden Speisen kein Fett annehmen, also auch nur wenig Fett verbacken wird. L. H.

Vorzügliches Gänsefett zum Aufbewahren. Wer eine Weihnachtsgans ersteht, wird vor allem das köstliche Gänsefett vorteilhaft ausnutzen und nur ganz allmählich verbrauchen wollen. Zum Aufheben muß man nur das Flomenfett nehmen, das man zwölf Stunden in wiederholt zu erneuerndem Wasser wässern muß, bevor man es kleinschneidet und mit etwas Salz auf gelindem Feuer ganz langsam ausschmilzt, die Fettwürfel müssen hellgelb bleiben, sie dürfen keinesfalls eine bräunliche Farbe zeigen. Das ausgelassene Fett wird durch ein feines Sieb in ein Steingutgefäß gegeben, in welchem es einige Tage erst ruhig stehen bleiben muß, bevor man das weiße Fett vorsichtig vom Bodensatz, der sich gebildet hat, ablöst. Man setzt es mit dem vierten Teil seines Gewichtes — Gänsefett steht bekanntlich allein nicht — Schweineflomenschmalz, einem geschälten, in Scheiben geschnittenen Apfel, einer geschälten Zwiebel und einem Teelöffel Majoran aufs Feuer, brät es damit langsam noch fünf Minuten durch und gießt es wieder durch ein Sieb. Man füllt das Gänsefett in kleine Gefäße, bindet sie mit weißem Papier zu, das man wiederholt mit einer Nadel durchsticht, und hebt es kühl und trocken auf. Das so zubereitete Fett ist von unübertrefflichem Wohlgeschmack, es hält sich auch bis in den Frühling hinein. — Die Gänsegrieben, auch die vom ausgebratenen Darmfett, kann man auf die folgende Weise als wohlschmeckende Beigabe zu Kartoffeln in der Schale reichen. Man schneidet geschälte Äpfel in Achtel, so daß man einen Suppenteller voll hat, schneidet auch eine Zwiebel in Scheiben und brät dies beides in etwas Schmalz gar, dann mischt man die Grieben durch und würzt die Mischung noch mit etwas Salz, Pfeffer und gepulvertem Majoran. L.

Makronen, die beim Backen auseinandergelaufen sind, können einem Hausfrauenherzen Kummer und Sorge bereiten, wenn sie sich nicht zu helfen weiß. Man kann nämlich aus solch ineinandergelaufenen Makronen kleine hübsch geformte Makronen wieder herstellen, wenn man die ganze Makronenmasse von der Platte löst, auf einem Bogen weißes Papier trocknet und dann im Mörser möglichst fein zerreibt. Unter diese zerriebene Masse mischt man rasch etwas frisch gemachten Makronenteig, damit die Masse gut zusammenhält, worauf man von ihr von neuem kleine Häufchen auf das eingefettete Blech setzt und dann in sehr gelinder Ofenhitze bäckt. Niemand wird dem weihnachtlichen Makronengebäck dann anmerken, daß es — eigentlich ein wenig vorbeigeraten war! He.

Behandlung von gefrorenem Gemüse und Obst. Gefrorenes Gemüse und Obst wird in den meisten Fällen falsch behandelt, indem man es einfach in die warme Küche zum Auftauen legt. Dadurch wird es aber nicht nur unansehnlich, sondern auch zäh und geschmacklos, und zwar um so mehr, je schneller es auftaut. Läßt man es aber in kaltem Wasser, dem man nach und nach einen Schuß heißes Wasser und etwas Salz zufügt, so erleidet das gefrorene Gemüse keinerlei Einbuße an Ansehen oder Geschmack. Auch gefrorene Äpfel müssen längere Zeit in derartiges Wasser gelegt werden, ehe man sie schält. Sollten sie danach immer noch schrupfig sein und sich schlecht schälen lassen, so überbrüht man sie ganz schnell mit kochendem Wasser, worauf sich die Schale ganz dünn abziehen läßt. Aufgetautes Gemüse oder Obst darf aber nicht ungekocht aufbewahrt werden, sondern ist sofort zu verbrauchen, da es sonst leicht fault. M. Kn.

Gentila-Figurverbesserer

à la mode française

zur Erlangung einer jugendlich schlanken, vornehm eleganten Figur und graziöser Haltung. Für jede Dame, die auf Schmiegsamkeit der Figur, Anmut und Grazie, Elastizität des Ganges Wert legt, unentbehrlich.

Verringert ganz beträchtlich durch andauernde milde Massagewirkung die Hüftenpartie in überraschender Weise und verhindert Fettansatz und Stärkerwerden des Unterleibes. Stützt das Kreuz, flacht den Leib ab und stellt die jugendliche Linie wieder her.

Bestes Mittel zur Wiedererlangung verlorener Formschönheiten, elegantester Korsettersatz aus kräftigem, luftdurchlässigem, elastischem Spezialgewebe. Außerst angenehm im Tragen, läßt die Magenpartie frei, hindert nicht beim Atmen, ... jeder Bewegung nach ... auch für Sport ... Damen von hohem ...

Illustrierter Katalog ...

J. J. Gentil, B...

Potsdamer ...

Spezialist für Figur... Leibbinden, ...

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik ... Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugeteilt.

Stellenangebote

Köchin,

aus besser. Familie f. Villenhaushalt per sofort gesucht. Lohn 200 Mk monatl., eig. Zimmer, Gas, Elektrizität, Zentralheizung. Zeugnisse, mögl. Photographie o. persönl. Vorstellung. **Baronin v. d. Bruggen, Frohnau bei Berlin, Maximilian-Corso.**

Zum 1.1. gesucht einfache **Stütze**, die sich jed. häuslichen Arbeit unterzieht, in kleinen, gut bürgerlichen Haushalt mit 3jährig. Kind. Angeb. eventl. mit Bild an **Ingenieur Müller, Schönebeck (Elbe), Schillerstr. 50.**

Zwei bessere junge Mädchen

(z. B. Pastorentöchter) zum 1. Jan. für Küche u. Hausarbeit gesucht. **Frau Otto Illies, Falkenstein bei Blankenese (Elbe).** *

Vermischtes

Villenbesitzer,

früh. Forstmann, alleinstehend, sucht ältere Dame zwecks Heirat. **Quillfeldt in Reetz, Kr. Arnswalde.**

Invalide Damen

finden Heim u. passende Beschäftigung. ... unter **M. N. 1770** an **Rudolf Mosse, München.**

Junggeselle,

42 J., aus guter Familie, 1,68 gr., mittl. Vermögen. Kaufmann, selbstständig tätig, eigen Besitz, wünscht Dame von 30—37 J. **zwecks Heirat** kennen zu lern. Beding.: heit. Wesen bei ernst. Lebensauffass., gut. Gemüt, naturlieb., häusl., praktisch, tüchtig, energisch, kein Püppchen. Zuschrift m. Bild, das zurückgeht u. T. 7103 an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Dame,

30 Jahre, evang., vermögend, wirtschaftlich, angenehme Erscheinung, wünscht Bekanntschaft eines gebildeten, vermögenden Herrn mit gutem Charakt. zwecks Heirat. Off. K. 7065 an **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68** erb.

Neigungsehe.

Kaufmann, Anfang der 30er, i. gut. Verhältn. lebend, wünscht „Die“ kennen zu lernen, mit der er seinen Lebensweg gemeinsam gehen will. Es kommt nur auf edle Frauentugenden, nicht auf Vermögen an bei meiner zukünftigen Gattin. Damen, ohne viel Anhang, wollen vertrauensvoll schreiben unter **Hg. U. 1073** an **August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.** Anonym zwecklos.

Gebildete Dame,

Witwe, Mitte 50, v. ruhig., liebensw. Wesen, tüchtg. Hausfrau, sucht zw. Wiederverhtg. geb., gut sit. Herrn i. pass. Alt. kennen zu lernen. Off. erb. unter **L. G. 937** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Leipzig,** Königstr. 27.

Reiz. Weihnachtsgeschenk für Kinder. Hochinteressant! **Schäferspiel! Konkurrenzlos!** best aus 52 stark. Fig. ... Gewicht 1,8 kg. Preis ... **Reto m Versandgesch. K. ... Cunnersdorf b. Hirsch...**

Der Lebensbund

verhalf schon Tausenden ... glücklichen Ehe. Strengste ... Keine gewerbsm. ... mittlg. Verl. Sie ... 70 Pf. die interess. Bundes... v. G. Bereiter, Schandau ... od. v. Verl. G. Bereiter, München ... Maximilianstr. 31, od. ... Bereiter, Dresden ...

Kameradin zur Frau.

Bin Mitte 40, evang., schlank, d.-blond, gesund, frisch, von natürlicher Lebensart, kenne viele Länder, beste Bildung, aus sehr guter Bürgersfamilie, ... Eltern, habe vielseitige Interessen, Sinn für alles Schöne und Gute (besitze schöne Gemäldesammlung), bin großer Naturfreund, Bergsteiger. ... eigene Firma in nordd. Großstadt, beruflich sehr tätig und energisch, eigenes Barvermögen Hundert Tausend Mark, gutes Einkommen. ... gediegene, tief-veranlagte, deutsche Frau, häuslich, wirtschaftlich, wenn möglich musikalisch, aus bester Familie, welche dem Manne freier Wahl ... zubringen gewillt ist. Damen Mitte Dreißig, in gleichen und guten Verhältnissen lebend, bitte ich um Darlegung ihrer eigenen Lage und ... wäre auch gewillt, nach anderer Gegend zu übersiedeln, falls dies erforderlich oder wünschenswert. Briefwechsel erbeten unter J. 7064 an August ...

Digitized by Google

PLÄTTET NUR MIT
DALLI
GLÜHSTOFF!

DGGD

SPART
KOHLEN
GAS ELEKTRIZITÄT!

Digitized by Google

Kinderheime in Not.

Wir waren immer mit Recht sehr stolz auf unsere gut geleiteten Kinderheime, die ohne Übertreibung „vorbildlich" genannt werden konnten. Jetzt leiden auch sie unter der Not der Zeit. Zu den Kinderheimen, die aus Mangel an Mitteln geschlossen werden mußten, gehören auch die deutschen Kinderheime E. V. Diese segensreiche Pflegestätte, die seit Kriegsbeginn 2900 Kinder gepflegt und behütet, mußte ihre Arbeit einstellen. Lange Zeit hindurch hatten dort täglich ungefähr 300 Kinder Liebe und Fürsorge gefunden. Die Gründerin dieser Heime, Frau Geheime Hofrat Else Becker, gehört zu den seltenen Frauen, die ihren Verstand immer durch das Herz beraten lassen. Aus kleinen Anfängen — sie nahm die ersten verlassenen Kriegskinder in ihre eigene Wohnung — entstanden nach und nach diese Pflegeheime. Mit Opfermut und Fleiß und einer selbstlosen Menschenliebe arbeitete diese seltene Frau an ihrem Werk. Sie verstand es, Gleichgesinnte zu finden und ihre Helfer und Helferinnen immer wieder hoffnungsfroh zu stimmen. Schließlich aber besiegte die furchtbare Not diesen frohen Glauben.

Aus dem Erlös der Grundstücke will man eine Else-Becker-Stiftung gründen, deren Zinsertrag zur Erziehung bedürftiger Kinder verwendet werden soll.

Die **Nordgruppe des Klubs für junge Mädchen** (Elsässer Str. 83, allabendlich geöffnet) veranstaltet am Sonntag, dem 2. Januar, 5 Uhr, Bernauer Str. 4 einen Familienabend mit Weihnachtsfeier und Konzert, wozu interessierte Gäste herzlich willkommen sind. — Für häusliche Krankenpflege (Wilhelmstr. 115), Sprachen, Stengr., Schneidern usw. in allen Stadtgegenden nimmt die Zentrale Wilhelmstr. 115 Meldungen entgegen.

Aufmerksame Beobachter

erkennen die überlegenen Eigenschaften der Creme Mouson schon nach erstmaliger Anwendung. Die schnelle und gründliche Wirkung bei Behandlung rauher, fleckiger Haut ist augenfällig und binnen weniger Minuten fühlbar und sichtbar. Regelmäßig angewendet, macht Creme Mouson die Haut sammetweich und verleiht dem Gesicht ein zartes stumpfes Aussehen. Die feine diskrete Parfümierung gibt Creme Mouson auch äußerlich das Gepräge des besten und vornehmsten Hautpflegemittels. In Tuben und Milchglasdosen überall erhältlich.

Fabrikanten: J. G. Mouson & Co., Frankfurt a. M.

Creme Mouson

„Creme Jugend"

Die Königin aller Toilette-Crêmes

Als Schönheitsmittel anerkannt, erfolgreich im Erzielen eines reinen, zarten jugendfrischen Teints, gegen Gesichtsröte, Sonnen- und Herdbrand. Macht rauhe, spröde Haut über Nacht zart und geschmeidig. **Fettfrei** für Tagesgebrauch, **fetthaltig** für Nachtgebrauch. In Tuben zu M. 5.—, in Porzell.-Schraubdosen zu M. 15.— und M. 21.—. Ueberall erhältlich oder durch den Fabrikanten **François Laby**, Berlin 10 W 56, Oberwallstr. 19. Portofreie Zusendung bei Voreinzahlung auf Postscheckkonto 3043.

Steckenpferd-Seife

ist die beste Lilienmilch-Seife für zarte weisse Haut.

Überall zu haben.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 4.—. Teuerungsaufschlag 50%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Zwei bessere junge Mädchen (z. B. Pastorentöchter) zum 1. Jan. für Küche u. Hausarbeit gesucht.
Frau **Otto Illies, Falkenstein bei Blankenese (Elbe).**

Wirtin
ohne Anhang, mit Kücheneinrichtung und einigen Möbeln, sucht
Golze, Döbern N. L.

Gesucht
energische Dame, jedoch mit heiterem Gemüt, bevorzugt: geprüfte Lehrerin, die Kenntnisse in der französischen und möglichst auch lateinischen Sprache sowie im Klavierspiel besitzt, zu 2 Jungen, 13 und 9 Jahre alt. Ausführliche Angebote mit Lichtbild erbittet
Frau Fabrikant Julius Kahn, Heilbronn a. N., Achtungstraße 37.

Vermischtes

Leere Zimmer
mit voller Verpflegung sofort zu vergeben **Lichterfelde, Hindenburgdamm 28.** Telephon 3358.

Wem könnte ich tr., liebe Lebensgefährt. werd.? Bin s. prakt. u. wirtschaftl., Beamtentochter, evang., Ende 30, stattlich (1,72), habe viel Liebe f. Nat. u. Mus., s. g. Wäscheausst. u. Verm. Landpastor od. -Arzt gern gef. Zuschr. bitte u. Hg. W. 1076 a. **August Scherl G. m. b. H., Hamburg.**

Suche für meine Schwester, fesche, kleine Blondine, intelligent, hochherzig, anschmiegsamen Wesens, befähigt, ein Heim behaglich zu gestalten, gebildeten,
gutsituiert. Gatten,
im Alter bis ca. Ende 40. Zuschriften möglichst mit Bild unter **S. 7070** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** erbeten.

Einem Witwer,
45—60 Jahre, die Gattin, seinen Kindern die fehlende Mutter zu ersetzen, ist mein Herzenswunsch. Bin 40 Jahre, arbeitsfreudig und lebensfroh. Etwas Vermögen vorhanden. Ernstgemeinte Zuschriften von Herren in sicherer Lebensstellung mit Bild erbeten unter **L. 7130** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Charakter-Schicksal * Geburtsd. u. Schriftpr. 5 u. 10 M. Hans Schiefer, Dresden, Pirnaische Str. 23.

Junge Dame,
Thür., angenehme, mittelgr., schlanke Erscheinung, 26 Jahre, ev., höhere Schulbild., Gutsbesitzerstochter (sof. Vermög. 100 000 M., gute Ausst., später entsprech. mehr), häusl. erzogen, möchte, da einsam auf dem Lande lebend, gebild., sympathisch. Herrn in gesichert. Lebensstellung kennen lernen zwecks später. Verbindung; nicht unter 30 Jahren. Auf einfach., feinen Charakt., guten Ruf, Sinn für Kunst u. Natur wird Wert gelegt, Stadt od. Land gleich, auch Witwer mit kleineren Kindern. Strengste Verschwiegenheit zugesichert und verlangt. Briefe erbet. unter **U. 7104** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Der Lebensbund
verhalf schon **Tausenden** zu einer glücklichen Ehe. Strengste Diskretion. Keine gewerbsm. Vermittlg. Verl. Sie kostenl. Einsend v. 70 Pf. die interess. Bundesschr. v. G. Bereiter, **Schkeuditz b./L. 607,** od. v. Verl. G. Bereiter, **München 607,** Maximilianstr. 31, od. v. Verlag G. Bereiter, **Bresslau 607,** Kaiserstr. 92.

Junggeselle,
Anf. 40, selbst. Geschäftsmann (auch Hause), sucht **Lebensgefährtin,** liebes Wesen, charaktervoll, häuslich, tüchtig, intellig., Geschäftsverständnis. Vermittlg. erwünscht. Zuschrift u. Bild erb. (bei Rückgabe) unter **S. 7102** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Höherer Beamter,
Jurist, ev., wünscht mit einer gebildeten, jungen Dame aus besten Kreisen, mit makelloser Vergangenheit und heiterem Gemüt, die Hauptes durch Wirtschaftlichkeit, Fleiß und Gottesfurcht und Liebe zur Natur auszeichnet, zwecks Heirat in Verbindung zu treten. Angebote mit Bild, das zurückgesandt wird, und Schilderung der Familienverhältnisse unt. U. 7136 an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Neigungsehe!
Akademiker, 35 J. alt, möchte gerne einer D me aus gut. Hause d. Herz. i. Leben rechen. Ich befinde mich in fester Stellung u. habe ein gutes Einkomm. Bitte junge Dame zusprech. Alters (ig Witwe nicht ausgeschlossen) um Nachricht. V. m. u. aus chlaggeb. O. t. u. Hg. A. 1078 an **A. Scherl G. m. b. H., Berlin W 66.**

Eine treue Lebensgefährtin
suche ich zwecks Heirat. Bin Fabr.-Dir. in angen., südd. Stadt, 37, prot., aus best. Fam., m. eig. Verm. und zeitgem. Eink., weitgereist, sprachenkundig, gr. Naturfreund. Bevorz. Nord- o. Auslanddeutsche ged. Herk., v. guter, großer Erschein. u. pers. Eigensch., die häusl. Glück verbürgen. Verm. erw., aber nicht erford. Gefl. Zuschr. auch durch Verm. erbeten unter **Z 7122** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Regierungsrat,
38, evang., möchte sich baldigst verheiraten. Zuschriften mit Bild und ausführl. Personalbericht unter **R. 7085** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.** Diskr. ehrenw. gef.

Hütten- u. Maschinen-Ingenieur,
Abtlgs.-Vorsteher, 39 J., ev., mittelgroß, Natur u. Kunst liebend, sucht i. westfälisch. Industrie-Bezirk oder nächst. Nähe deutsche Lebensgenossin, die i. gemütlichen Heim haushalten möchte. Einheirat in Fabrikunternehmen nicht abgeneigt. Zuschriften mögl. mit Bild, d. zurückgesandt wird, erbeten unter **S. 7086** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Ein neuer Weg!

„DER BUND"

Organisation des Sichfindens in allen gebild. Kreisen i. ganzen deutschen Sprachgebiet. Keine Ehevermittlung. Kein Vorschuß. Individuell bearb. Glänz. Anerk. Verl. Sie unverb. uns. Aufklärungsschr. geg. Einl. v. 75 Pfg.

„DER BUND", Zentrale Kiel. Zweigstellen überall.

Digitized by Google

Wie man harte Mohrrüben kocht. Die Hausfrauen müssen anstatt der saftigen, zarten Karotten oder kleinen Mohrrüben oft auch die großen, harten sogenannten Pferderüben in den Kauf nehmen, die man früher nur zu Futterzwecken verwendete. Werden diese jedoch auf die übliche Art zubereitet, so bilden sie einen höchst zweifelhaften Genuß, und selbst unverwöhnte Esser rümpfen die Nase über diese geschmack- und saftlose Kost. Außerdem verbrauchen sie, da sie sehr schwer weichkochen, viel Feuerung. Wendet man aber einige kleine Kniffe beim Zubereiten dieser unbeliebten Rüben an, so kann man das alles vermeiden und sie doch schmackhaft und verdaulich gestalten. Vor allem schneide man die Rüben nicht, wie andere Rübenarten, in Stiftchen, sondern hobele sie auf dem Gurkenhobel oder Gemüseraspler so fein wie möglich, worauf man sie sehr schnell abbrüht und abgießt und nun erst mit neuem kalten Wasser und einer Messerspitze doppeltkohlensauren Natrons aufs Feuer und zu schnellem Kochen bringt. Will man sie in der Kochkiste weichkochen, so läßt man sie 20 Minuten ankochen. Dadurch, daß sie so fein gehobelt sind, werden sie in der halben Zeit weich und verlieren durch das Brühen und den Natronzusatz den eigentümlich wilden Geschmack, der diesen minderwertigen großen Rüben so leicht anhaftet. Wenn man sie sodann mit einer lichten Mehlschwitze, die man mit Knochen- oder Würfelbrühe auffüllte, etwas Zucker und einer reichlichen Menge gehackter grüner Petersilie noch eine halbe Stunde langsam schmoren läßt oder mit gebrühten Kartoffelstückchen einer mehligen Sorte weichkocht, sind sie im Geschmack kaum von den besseren Mohrrüben zu unterscheiden. Wer Zwiebel als Zutat liebt, kann auch eine kleine geriebene Zwiebel darangeben, was den Geschmack herzhafter macht.

Eine ungebackene Apfeltorte dürfte in unserer kohlenknappen Zeit für alle Hausfrauen eine willkommene Bereicherung ihres ohnehin an süßen Nachspeisen nur recht knappen Küchenzettels bedeuten. Zur Torte muß man reichlich Apfelscheiben in Wasser mit Zucker und etwas Zimt oder Vanille garschmoren, ohne daß die Scheiben zerfallen dürfen, um sie darauf auf ein Sieb zum Abtropfen und Abkühlen zu legen. Man schneidet nun altbackenes Weißbrot in Scheiben oder nimmt, wenn sie vorhanden oder erreichbar sind, auch gern kleine Zwiebäcke, die man dicht nebeneinander auf einem Tortenboden mit aufgebogenem Rande so ordnet, daß keinerlei Lücken bleiben. Über Brot oder Zwieback muß man langsam und allmählich den abgetropften Apfelsaft gießen, damit die Unterlage von ihm völlig durchtränkt wird. Erst wenn dies geschehen, ordnet man die Apfelscheiben zierlich auf der Unterlage und streut einige Rosinen dazwischen. Haferflocken hat man unterdessen in gesüßter aufgelöster Trockenmilch ausquellen lassen, so daß ein dickflüssiger Brei entsteht, der gleichmäßig über die Apfelscheiben verteilt wird und diese vollständig bedecken muß. Nach seinem Erkalten verziert man die Oberfläche mit eingemachten Früchten oder Häufchen von Marmelade. Es ist ratsam, die Torte einige Stunden vor dem Gebrauch herzustellen, damit sie gut durchzieht, aber sie darf auch nicht zu lange stehen, damit die Unterlage nicht zu weich wird.

L. Ho.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Harz.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i H. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Haus., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein [redacted] Haus Flora. Töchterheim I. Ranges.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Sachsen.

Dresden, Liebigstraße 10, Töchterheim Henning bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik im Häusl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Oberloschwitz-W. Hirsch bei Dresden. „Fremdenheim Villa Fortuna“. Dauerpens. f. ält. Herrsch. Kochunterricht f. Damen jed. Alters. G. E. Weis (gegr. 1848 i. Dresden). Prosp frei. Teleph. Loschwitz 315.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten. Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. — Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Thüringen.

Institut Burchardi Eisenach, Vorastraße 11. Abteilungen: Töchterheim und Frauenlehrjahr, Haushaltungsschule, Landwirtschaftliche Frauenschule. Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk. Auskunftsheft durch die Vorsteherinnen.

Gera (Reuß). Töchterheim Weise, Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfugung.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder i. Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Grueß, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Polytechnisches Institut Arnstadt Thür. Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik, Gas- und Wassertechnik. Chemie, Bau-Ingenieure.

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule. Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Dir. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Buckow Märk. Schweiz. Höhere Lehranstalt, städtisch gefördert, Realschulplan, Latein wahlfrei. — Schülerheim. — Dir. Dr. Wachsner.

Casseler Pädagogium. Vorbereitung in kürzester Zeit für alle Schulprüfungen, auch für Damen. — Notprüfungen rasch und sicher. — Vorzügliche Erfolge. Gute Pension. Direktor Dr. Schaumburg, Cassel

Glauchau in Sa., Pädagogium für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rh. und Herchen a. d. Sieg. Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh. Der Unterricht wird in beiden Anstalten, Godesberg im besetzten, Herchen im unbesetzten Gebiet, ohne Störung weitergeführt mit etwa 400 Schülern und 60 Lehrern und Erziehern.

Barth'sche Privatrealschule m. Schülerheim in Leipzig, Georgiring 3. Gegr. 1863. Realschule m. Vorschule. Arbeitsstunden * Nachhilfe * Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Direktor Dr. L. Roekel.

Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig gegr. 1882. Sidonienstr. 59-61. Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Vorschule. — Erfolge s. Prospekt! — Gut geleitetes Familien-Internat. — Heizung gesichert.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., alle Schulart.: Einj., Primareif., Abitur., Umschul.-Halbjahrskl., bes. Damenkl. f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Alle Einricht. f. öff. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. Seit Herbst 1911 146 erfolgr. Examensprüf. 2 Vill., 1 Schulh., Gr. Gart. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. Dir. Müller, Sybelstr. 14.

Pädagogium Ostrau bei Filehne. Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Institut Büchler, Rastatt (Baden). Sechsklassige Realschule mit Schülerheim. Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz. Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte u. Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. T. f. 43.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von Mk 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin

Ausbildung von Röntgenschwestern! Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas“, Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

April Ausbildung zu Oktober Privat-Sekretärinnen. Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Hochschule für Frauen. Ausbildung für höhere Frauenberufe. Aufnahmebedingungen: u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung. Staatliche Prüfungen. Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 1 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: LEIPZIG, Königstr. 3.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus Private Chemieschule für Damen in Lichterfelde (bei Berlin) Drakestr. 46.

Quedlinburg. Städtische Frauenschule mit Kindergärtnerinnen-Seminar. Beide Anstalten einjähr. Lehrgang. Die 2 Abt. die eine für solche, die Lyz. od. Mittelschule nur unvollständig oder nur eine Volksschule besucht haben. Bester Ersatz des früher üblichen Pensionsjahres dabei aussichtsr. Berufsausbildung auch m. staatl. Abschlußprüfung. Näheres durch Dir. Dr. Knote.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Digitized by Google

Verlangen Sie den Renner-Katalog vom Modehaus Renner Dresden-A.

Unser Modeführer für Damen- und Herrenbekleidung ist kostenlos zu beziehen — Sorgfältige Fernbedienung für Auswärtige — Kostenanschläge und Auswahlsendungen unverbindlich — Versand der Waren von M 50.— an postfrei — Umtausch bereitwilligst — oder Geld zurück!

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.—. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Kauf- u. Tausch-Verkehr

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-Ställe, tragb., Futtermaschinen, Brutöfen u. s. w. Preisliste frei. Geflügelhof in Mergentheim 451.

Haben Sie einen

alten Herrenfilzhut,

den Sie nicht mehr tragen können, so senden Sie selbigen sofort ab, Sie erhalten ihn in ca. 14 Tagen modern vorgerichtet **wie neu** zurück. Kopfweite angeben. Preis 16.— bis 20.— M. Sächs. Hutcrneuerungsanstalt Schaefer & Müller Dresden-A., Lüttichaustr. 23/b.

Münzen-Sammler

sucht in Kauf- oder Tausch-Verkehr zu treten. Anfragen bitte an Martin Reinemer, Sonderburg-Alsen, kl. Rathausstraße 23.

Schöne, auch alte Schachfiguren kauft Böttger, Carolagrün / Vogtl.

Stellenangebote

Perfekte

Köchin

für feinen bürgerlichen Haushalt für einen Vorort von Berlin gesucht. Angebote mit Gehaltsansprüchen und Zeugnisabschriften sowie mit Angabe des Antritts unt. Z. 7724 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Tüchtige, zuverlässige

Lehrerin

gesucht für zwei Kinder von 4 und 6 Jahren zu einer Familie in den

Vereinigt. Staaten.

Hohes Gehalt, freie Station mit Familien-Anschluß. Bei 3-5-jährigem Verbleiben wird Hin- und Rückfahrt vergütet. Perfekt Deutsch und Französisch. Englisch erwünscht, jedoch nicht Bedingung. Nur tüchtige Kräfte mit feinstem Charakter wollen sich melden mit Angabe von Alter, Erfahrung und allen Einzelheiten. Photographie erwünscht und wird wieder zurückerstattet. Offerten unter J. L. 6009 an Rudolf Mosse, Berlin SW 19.

Tüchtige

Köchin,

die nachweisbar die feine Küche beherrscht, bei sofortigem Antritt in Dauerstellung gesucht. Hohes Gehalt, gute Behandlung und Verpflegung zugesichert. Für übrige Hausarbeiten 2 Mädchen vorhanden. Persönliche oder schriftliche Meldung bei Vergütung der Reise bei

Frau Direktor Vogt, Perleberg, Berliner Straße 11.

Vermischtes

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Vergrößerungen nach jed. Photogr. in höchstvollend. künstl. farbig. Ausführung fertigt Kunstmaler. Auftrags-Vermittler überall ges. Hoher Nebenverdienst. Atelier Scharschmidt, Leipzig, Reitzenhainer Straße 3.

Witwe bester Kreise, 40, ev., dunkel, eleg. Erscheinung, tüchtige Hausfrau, auch Landwirtschaft, von großer Herzensgüte u. kinderlieb, wünscht Idealehe. (7-Zimmerwohnung.) Fx. 148 Anzeigenstelle d. „Berl. Lokal-Anz.", Berlin, Martin-Lutherstr. 10.

Ich suche

für meine Schwester, 3? J., große, symp. Erscheinung, beruflich tätig, gebildet und musikalisch, auch nicht ohne Vermögen, die Bekanntschaft eines geistig hochstehenden Herrn in sicherer, auskömmlicher Lebensstellung zwecks späterer Heirat. Zuschriften unter S. 7733 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Junge, geb. Dame (24 J.), geschäftst., sehr wirtsch. u. häusl. erz., Sinn f. Nat. u. Kunst, wünscht, da sehr zurückgez. lebt, tüchtig., strebs. Geschäftsmann zw. Heirat kenn. zu lern. Gef. Bild-Off. erbitte unt. L. G. 164 an August Scherl G. m. b. H., Leipzig, Petersstraße 22. Strengste Diskr. Ehrens.

Möchte lebensfroh., gemüt., Körp. u. Geist frisch., gesund, hübsch., gebild. Mädchen v. tadell. Ruf, ungefähr v. 23 alt, am l. Waise, häusl. erz., musikalisch, aus gut. evangelisch. Familie als Haustöchterchen aufn., mit dem innigen Wunsche, i. ihr die treue Lebensgefährtin eines mir nahesteh. Anverw. z. find. Betr. ist streb. Kaufm. 25 J. alt, v. ang. Äußeren, 1,77 gr., herzensg., sittl. hochst., musikalisch, Vermögen nicht erwünscht od. Gelegenheit zu späterer Selbständigk. Ahnungslosigk. d. Betreff. Bedingung. Strengste Verschw. Anfrag. von nur verwandter und befreundeter S. unter J. 7732 an August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68.

Seit 1869 erteilt diskret zuverlässige

Auskünfte

Auskunftei „Vorsicht", Leipzig, Hainstr. 4

Staatsbeamter,

Akad., Offiz., Mitte Vierzig., ergl., eigenes Heim u. Verm., v. Anh., w. Wiederverh. m. nur gut ausseh., durchaus häuslich. Dame, Witwe mit K., auch Einheir. in Landw. usw. angenehm. Briefe möglichst mit Bild unter B. Z. 4533 an Rudolf Mosse, Breslau.

Alleinst., geb. Herr, 40, gut. Ausf., zieml. groß, ehrenh. Ges., m. Gesch., Vm. u. voll. Wir sch., verträgl. (Freist. Danz. wohn.), s. Bek. m. nett., geb. Dame; w. tücht. u. strebs., Verm. n. Bed. Frdl. Angb. m. Bild (sof. zur.) u. L. 7716 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Fabrikbesitzer

mit großem Einkommen, L. d. R., evangel., 29 Jahre, energisch, ideal. Gesinnung, wünscht Briefwechsel mit Dame aus erster Gesellschaftskl. zw. Heirat. Gegenseitige Diskretion Ehrensache. Zuschr. an A. M. 1922, Berlin C 2 postlagernd.

Suche für meinen Bruder (Schlosserm.), 35 Jahre, in Berlin selbständig, sehr guter Char., evang., **passende Frau.** Am liebsten Einheirat in Geschäft oder Landwirtsch. Frau Bautzke, Berlin-Tempelhof, Schönburgstr. 20.

GLOBUS-Rostfleck-Entferner

unentbehrlich für Wäsche

wirkt rasch sicher schadlos

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich

Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Fritz Podszus

Berlin W 50 * Passauerstr. 1

gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 244

größtes und ältestes

Institut für Ehe Vermittlung

Rektor, Schlesier, ev., 39 J., stattliche Ersch., gut herzensgut, wünscht Bekanntsch. m. liebensw., häusl., verm. Dame zw. **Heirat.** Witwe angen. Zuschr. unter K. 7733 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68. Verschwiegenh. zug. [illegible]

Was will der Lebensbund?

Der Lebensbund hat als erstes u. ältestes Unternehmen eine

Organisation der Reform des Sichfindens

eingeführt, die mit ganz beispiellosem Erfolge Gelegenheit bietet in vornehmer, taktvollster Form und auf verschwiegenste Weise unter Gleichgesinnten passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. Tausende von Erfolgen und ständiger Eingang von glänzenden Anerkennungen aus allen Kreisen. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Größte Verbreitung. Eigene Zweigstellen im Auslande. Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pfg. unsere Bundesschrift. Geschäftsstelle Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Leipzig-Schkeuditz 607. Zusendung verschlossen ohne Aufdruck.

Reiseführer

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

13)

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklenburg). Sanatorium Dr. Steyerthal. Für innere und Nervenleiden.

Eberswalde Dr. Seele's Kuranstalt. Herrliche Höhenlage am Walde. Alle Kurmittel. Reichliche, gute Verpflegung.

Feldberg i. M. Sanatorium. Wald- und Seengebiet. Prospekte Sanitätsrat Dr. Kausch.

Moorbad Polzin Kaiserbadsanatorium, Ischias, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden. Besitzer Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Ostdeutschland.

Muskau O.-L. Sanatorium Parkhaus. Nerven-, Frauenleiden, Rheumatismus, Innerlichkranke. Dr. Halter.

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- und Winterkuren. Prospekt durch Dr. Külz.

Mitteldeutschland.

Sachsen.

Chemnitz Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung. Vollkommene moderne Kureinrichtungen für physikalisch-diätetische Behandlung. Diätetische Verpflegung. Zandergymnastik, Röntgenbehandlung, Emser Inhalatorium, Winterluftbäder. Prospekte frei. Chefarzt Dr. Loebell.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke, Herz- und Nierenleiden. Entziehungskuren und Erholungsbedürftige. Prospekt frei. Sanitäts-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom, A. Schlinke, Wwe. Hauptbahnhof, Ausgang links.

Radebeul-Dresden Sanatorium Bilz. Gute Heilerfolge. Voller Betrieb. Prospekte frei.

Thüringen.

Friedrichroda Sanitätsrat Dr. Wanke. Kuranstalt für Angstzustände und Nervöse.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz (Sachsen-Altenburg). Prospekt durch Dr. Tecklenburg.

Süddeutschland.

Badischer u. württemberg. Schwarzwald.

Degerloch-Stuttgart Sanatorium Hohenwaldau. Dr. Katz. Diätkuren. Fastenkuren, vorzügliche Erfolge.

Höchenschwand Kurhaus Höchenschwand, 1015 m ü. M. (oberhalb St. Blasien). Deutschlands höchstgelegene Heilanstalt. Dr. med. Bettinger.

Bayern.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 5 Aerzte. Auskunftsbuch.

Dr. Stern's Schülerheim. Landerziehungs- und Erholungsheim. Familiencharakter. Prospekt.

Schweiz.

Davos-Dorf Sanatorium Seehof. Chefarzt Dr. Alexander. Täglich 18.— bis 22.— einschließlich Zimmer.

Davos-Platz Platzsanatorium. Chefarzt Dr. A. Prohaska. Erhöhte staubfreie Lage.

Lugano-Paradiso Hotel [illegible] vormals [illegible] Altbekanntes Haus [illegible] mann. Direkte Seelage.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

...henlauge, das beste Waschmittel. Bei der Knappheit der Kohlen sind die meisten Haushaltungen gezwungen, Holz mit zu verfeuern. Wer wählen kann beim Holzeinkauf, wird aus rationellen Gründen ein festes Holz wie Buche, Eiche, Birke vorziehen, und zwar hauptsächlich Buche, da die reine Buchenasche eine tadellose Waschlauge gibt. Unsere Großmütter kannten und schätzten sie früher sehr, denn bei ihnen wurde die große Hauswäsche mit Aschenlauge behandelt, — sie wurde „gebükt", wie der Fachausdruck lautet. Wir müssen gar vieles aus verflossenen Zeiten wieder annehmen, und auch die Ausnutzung der Buchenasche gehört dazu. Um die Seifenlauge aus der Buchenasche zu gewinnen, stellt man auf einen leeren Waschzuber einen sauberen, runden Weidenkorb, dessen Boden ein alter Sack deckt, auf den man die Buchenasche schüttet. Diese Asche feuchtet man mit kaltem Wasser an, bis sie vom Wasser gut durchzogen ist, worauf man weiter kaltes Wasser aufgießt, das langsam durch Sack und Korb in den Waschzuber als zuerst etwas trübe, dann aber immer klarere Lauge abtropft. Wenn die Buchenlauge goldgelb und klar erscheint, hat sie die für die Wäsche notwendige Stärke. Die Lauge muß ruhig 24 Stunden stehen bleiben, damit sich alle trüben Bestandteile zu Boden setzen und die Lauge vorsichtig abgeschöpft werden kann. Nur die ganz klare Lauge nimmt man zum Waschen weißer Wäsche; wenn sie anfängt trübe auszusehen, muß man diese Lauge für sich in einen Waschzuber füllen und sie für die bunte Wäsche gebrauchen, der trübe Bodensatz wird weggegossen. Die klare Buchenlauge wird erhitzt und in ihr die Wäsche ohne Seife wie gewöhnlich gewaschen; sie wird auch mit der Buchenlauge gekocht, also genau wie sonst mit anderen Waschmitteln behandelt. Diese Buchenlauge reinigt die Wäsche vorzüglich, ohne ihre Faser im geringsten anzugreifen. — Außer zur Wäschereinigung eignet sich die Lauge auch trefflich für Scheuerzwecke in der Küche, keinesfalls also sollten die Hausfrauen ein so wertvolles Reinigungsmittel unausgenutzt fortschütten. Ho.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Harz.

Pastorw. im Harzort nimmt noch einige junge Mädchen zur Erhol. u. zur Weiterbildg. im Haushalt, Musik, Wissenschaften auf. Auch finden Kinder, die das Lyzeum besuchen sollen, liebevolle Aufnahme. Offerten unt. D. 7817 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW68.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Best. Verpfl. Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Haush., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht d. d. Vorst.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb., Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Zum 1. Juli und 1. Oktober finden jung. Mädch. liebev. Aufn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte gegen Porto usw. durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein **Haus Flora.** Töchterheim i. Ranges.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Sachsen.

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Hausl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Oberloschwitz - W. Hirsch bei Dresden. „Fremdenheim Villa Fortuna" Dauerpens. f. ält. Herrsch. K. h. unterr. f. Damen jed. Alt. G. E. Weis gegr. 1845 (Dresden). Prosp. frei Telephon Loschwitz 345.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

Schleswig-Holstein.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten v. Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt. Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer. Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.

Ländl. gesunder Aufenth. m. Eigenbesitzum. Theoret. u. prakt. Ausbildg. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg. in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen, Malen. Halb- und Jahreslehrgang. Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan unentgeltlich. Näheres durch die Vorsteherin.

— Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H. —

Thüringen.

Eisenach. Institut Burchardi. Hauswirtschaftl. Jahreskursus. Landwirtschaftl. Frauenschule. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Gleichberechtigung in Preußen. Heim.

Bera (Reuß). Töchterheim Weise, Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Weimar, Tochterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gediegen wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Villa St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Best. geeignet f. schulpfl. Kinder Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruet, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Polytechnisches Institut Arnstadt Thür. Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik. Gas- und Wassertechnik Chemie, Bau-Ingenieure.

Hallenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule Abt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Krauenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Buckow Märk. Schweiz. Höhere Lehranstalt, städtisch gefördert, Realschulplan, Latein wahlfrei. — Schülerheim. — Dir. Dr. Wachsner.

Cassel er Pädagogium. Vorbereitung in kürzester Zeit für **alle Schulprüfungen,** auch für Damen. — Notprüfungen rasch und sicher. — Vorzügliche Erfolge. Gute Pension. Direktor Dr. Schaumburg, Cassel

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach, nach dem wissenschaftlich anerkannten, mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

Glauchau in Sa., **Pädagogium** für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Ev. Pädagogium
Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg
Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule, bisher mit Einjährig.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.
Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig. Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Alumnat Haus Bartelsruh, zu Bad Lauterberg i. H., verb. m. d. militärberecht. Ahnschen Realschule (bes. s. 1883). Gesunde Lage, gute Verpfleg. D. Anst. bes. d. berecht. z. Ausstell. d. Einj.-Zeugn. 98% d. gepr. Zögl. erhielten bish. d. Zeugn. — Einricht. besond. Handelskurse. Prosp. u. Refer. d. die Direktion.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Vorschule. — Erfolge s. Prospekt! Gut geleitetes Familien-Internat. — Heizung gesichert.

Pädagogium Ostrau bei Filehne
Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Institut Büchler, Rastatt (Baden) Sechsklassige Realschule mit Schülerheim. Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee - Berlin.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Private Chemie-Schule für Damen, vorm. Dr. Max Vogtherr
Inhaber: Dr. H. Vogtherr und Dr. C. Massatsch :: Leiter: Dr. H. Vogtherr.
Berlin SW11, Hedemannstraße 13/14.
Reichh. Laboratoriumseinrichtungen Gründl. u. vielseit. Ausbild. Lehrplan-Zusend.

Marie Voigts Bildungsanstalt * Erfurt
Haushaltungsschule — Seminare für technische Lehrerinnen
Gute Verpflegung — Schülerinnenheim — Auskunftsheft.

Hilfschemikerinnen f. d. Industrie, Behörden, Institute bildet gründlich aus **Private Chemieschule** für Damen in **Lichterfelde** (bei Berlin) Drakestr. 45.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17. Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Digitized by Google

Faltenlosigkeit

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Olana". Erfolge über Erwarten, Dose 9.— u. 14.50 M. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Bad Ems gegen Katarrhe

der Luftwege (Asthma, Emphysem, Folgezustände von Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündung), des Nierenbeckens und der Blase, gegen Entzündungen der Nieren, die mit den genannten Krankheiten zusammenhängenden Herz- u. Kreislaufstörungen, Katarrhe des Magens und Darms sowie gegen Gicht und Rheumatismus

Trink-, Inhalat.- u. Badekuren / Kohlens Thermal-Bäder / EmserWasser (Kränchen) / EmserPastill n (Staatl. Ems) / EmserQuellsalz (Staatl. Ems)

Druckschriften kostenfrei durch die Kurkommission

Staatl. unt. fachärztl. Leitung stehende Anstalt für alle einschläg. Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtig d. Nierenkrankheiten

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit
Ferd. Hessel I, Rheinboellen E 138

ECHTE REIHER

10 20 30 50 100 stielig
25 M. 70 M. 150 M. 500 M. 1300 M.

Echte „Atama"-Straußenfedern
20 25 30 35 40 cm lang
6 M. 9 M. 18 M. 30 M. 45 M.
45 50 55 60 cm lang
60 M. 75 M. 120 M. 150 M.

Straußboas 30 M., 45 M., 60 M., 85 M., 100—300 M. Hut-, 3 M. Ball-, 5 M. Vasenb umen 10 M.
Hesse, Dresden, Scheffelstr. 14, 15, 16

Pastell-Oel-Aquarell-
malerei n. Natur u. Vorlage u. Garantie absolut. Aehnlichkeit u. künstl. Wirkung sowie vorz.
Restaurierung
alter Gemälde b. mäß. Preisen. Erstkl. Refer. Aufträge f. ganz Deutschland d. „Aspiration"
M. Galle, Breslau, Neudorfstr. 58, II. l.

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Madenwürmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 8.—. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellenangebote

Tüchtige
Köchin,
die nachweisbar die feine Küche beherrscht, bei sofortigem Antritt in Dauerstellung gesucht. Hohes Gehalt, gute Behandlung und Verpflegung zugesichert. Für übrige Hausarbeiten 2 Mädchen vorhanden. Persönliche oder schriftliche Meldung bei Vergütung der Reise bei
Frau Direktor Vogt,
Perleberg,
Berliner Straße 11.

Junges Mädchen
aus guter Familie findet bei uns zur Erlernung von Haush. u. Kinderpfl. zum 15. April freundl. Aufnahme. Voller Familienanschluß. Keine gegens. Vergüt. Frau Dr. Görnandt, Magdeburg, Adelheidweg 21.

Gesucht einfache Stütze,
die selbstdg. kocht, für bess. Haush., Hilfe vorhand. Lohnansprüche an Fr. v. Altrock, Charlottenburg 2, Berliner Straße 23.

Älteres Fräulein, das in Küche und Haushalt vollkommen erfahren ist und alle vorkommenden Arbeiten selbständig ausführen kann, von einzelnem Herrn als
Haushälterin
gesucht. Eintritt 1./4. oder 1./5. Angebote unter L. K. 2020 an die Annoncen-Expedition Ala-Haasenstein & Vogler, Cöln.

Tüchtiges Wirtschaftsfräulein,
im Kochen erfahren, und erfahrenes
Zweit- und Drittmädchen
für sofort gegen hohen Lohn gesucht. Angebote mit Bild an Frau Fabrikbesitzer Max Wüster, Wermelskirchen bei Elberfeld.

Einf. Fräulein oder Frau findet Heim gegen Hausarbeit. Schoor, Charlottenburg, Friedbergstr. 14.

Kauf u. Tausch Verkehr

Wittes Strumpf-Versand Dessau, Rabestraße 8, empfiehlt nur Privatleuten Socken und Strümpfe aller Größen in besten Qualitäten. Preisliste kostenlos.

Haben Sie einen
alten Herrenfilzhut,
den Sie nicht mehr tragen können, so senden Sie selbigen sofort ab. Sie erhalten ihn in ca. 14 Tagen modern vorgerichtet **wie neu** zurück. Kopfweite angeben. — Preis zirka 20.— Mark
Sächs. Huterneuerungsanstalt Schaefer & Müller
Dresden-A., Lüttichaustr. 23/b.

Vermischtes

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.

Ganz- oder Voll-
Waise
mit besserer Erziehung, wirtschaftlich, auch etwas Klavier, Alter 14—20 Jahre, doch nicht Bedingung, wird von bester Familie auf dem Lande aufgenommen, als Ersatz für die verstorbene einzige brave Tochter. Spätere Adoption nicht ausgeschlossen. Offerten mit näheren Angaben u. Bild erbeten unter F. 49 an A.-a Haasenstein & Vogler, Dresden.

Einen tapferen, treuen Lebenskameraden suche ich. Lehrerin, 27 J., groß, dunkel, musik., wirtsch., Pfarrerstochter. Und wer kommt mit? Off. u. S. 7810 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche für Verwandte, evg., Wwe., 2 Kinder, hübsche, elegante Erscheinung, feinsinn., sonn. Frohnatur, die einem Manne ein glückl. Heim bereit kann u. ein gröss. Vermög. besitzt, geeig. Gelegenh. zur Wiederverheir Nur Herren, die d. pharm. Betrieb weiterführ. u. ausbauen könnt., wie Chemiker, käm. i. Frage. Alt. 35-45 J. Herren, d. eine verständnisv. Lebenskameradin ersehn., u. die d. Kindern e. gerecht. Vater u. Führer sein wollt., werd. gebet., ausf. Zuschr., eotl. mit Bild, unt. T. 7811 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, zu richten. Strengste Verschwb. geford. u. zugef.

Neigungsheirat.
Dame, 28, elegante, graziöse Mittelfigur, brünett, viele hausfrauliche Talente, späterem Vermögen, möchte idealveranlagtem, musik- und sportliebendem, großzügigem Mann von Welt, vornehmer Denkungsart, keinem Durchschnittsmenschen, in sicherer Position, treue Lebenskameradin sein. Off. unt. S. 2727 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Kaufmann,
29, evgl., 1,75 m groß, kerngesund, tadellose Vergangenheit, über 100 Tausend Mark Vermögen, sucht Einheirat in Industrie oder Gut. Gefällige Zuschriften auch von Verwandten oder nahen Bekannten erbeten unt. W. 2233 an August Scherl G. m. b. H, Berlin SW 68.

Einheirat
in Gut oder Hof, nicht unter 300 Morgen, wünscht Landwirt (Hochschule, Universität, Ausland, bedeutend. Praktiker) z. Zt. in Staatsstellung. Gefl. Briefe erbeten unt H. 7767 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Treue Lebensgefährtin
suche ich, mit tiefernstem Gemütsleben, voll Frohsinn und hoher, stattlicher Erscheinung. War längere Zeit im Auslande (Kolonie). Der Ausgang des Krieges zwingt mich, neue Lebensb. zu suchen.

Da ich Ostp. u. Gutsbesitzersohn bin, arbeiten nicht verlernt habe, auch noch über größeres Vermögen verfüge, möchte ich einer schönen Besitzung vorstehen, der ich meine Energie und Arbeitskraft widmen kann.

Durch lange Abwesenheit bin ich meiner Heimat fremd geworden. Welche national edeldenkende Dame möchte mir treu zur Seite stehen, ein neues Heim zu gründen? Verehre sehr ideale Schönheit und wünsche mir ein Weibchen, dessen Herzensbildung der äußeren Schönheit nicht nachsteht.

Möchte mich auf betreffendem Gut betätigen (bes. Motor u. Kraftw.) um sich näher kennen zu lernen, denn ich kann nicht meine Hand ohne mein Herz verschenken. Beste Referenzen von hochstehenden Personen zur Verfügung.

Vermittlung durch Eltern, die ihr Kind einem treuen, strebsamen und charaktervesten Manne anvertrauen wollen, angenehm.

Offerten mit Bild erbeten unter B. 7762 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

45jähr. evang. Bankdirektor, mit Vermögen u. Wohnungseinrichtung, der sich aufs Land oder in kleinere Stadt zwecks privater Beschäftigung zurückzuziehen gedenkt, sucht Bekanntschaft zwecks Heirat mit gebildeter Dame, Mitte 30, kinderlose Witwe nicht ausgeschlossen. Bedingungen für Reflektantin.: Gute Familie, bester Ruf, wirtschaftl. Erwünscht: Repräs Erscheinung, musikal. Verehrte Interessenwerb. höfl. gebeten, Bild m. Näherem unt. J. 7804 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, gelang. z. lassen. Distr. zugesich. Vermittler zwecklos.

Allerwärts
wird die praktische und unverwüstliche
Lovo-Universal-Handmühle
dringend benötigt. Diese solide und kräftige Präzisions-Hausmühle mahlt und schrotet alle trockenen Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gewürze, Chemikalien, Drogen, Futtermittel usw. bis zur größt. Staubfeinheit, Stundenleistung bis 12 Pfd. Eine Qualitätsmaschine aus dem besten Material und von fast unbegrenzter Lebensdauer. — Preis einschließlich sämtlicher Versandspesen (Postkiste) 95 M. geg. Nachn. Für größ. Kraft- u. Handmühlen Spezial-Offerte.
Lorenz & Vorberg, Dresden 19/8

Oberlehrer, Dr. phil., m. Bef. m. jg. Dame bis 25 J., v. kräft. vollschl. Figur zwecks Heirat. Nachr. m. Bild, ehrenwörtl. sof. zur., an A. Z. 36 Rudolf Mosse, Halle a. S.

Dr. phil., Oberlehrer (Mittelds.), Ende 20, s. Bek. mit geb. u. ges. Dame von Gemüt u. Geist zwecks Heirat. Alle näh. Ang. u. Bild, das zurückgew., unt. A. Z. 37 Rudolf Mosse, Z ig.

Ingenieur
in materiell vollkommen gesicherten Verhältnissen, 31 Jahre, schwarz, schlank, sucht Bekanntschaft mit feingebildeter Dame, ernst-idealen Charakters, zwecks Heirat. Gefällige Angaben mit vertrauensvoller Darlegung der Verhältnisse erbeten unter L. 2760 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68. Verschwiegenheit Ehrensache!! Selbstinserat!!

Strebsamer, vermögender
Kaufmann,
Manufakturist, 30 J., kath., aus gut, alter Kaufmannsfamilie, sucht die Bekanntschaft einer jung., gebildet. Dame zwecks baldiger Heirat. Eventl. Einheirat erwünscht. Angebote unter E. 7782 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Seit 1869 erteilt diskret zuverlässige — Auskünfte — Auskunftei „Vorsicht", Leipzig, Hainstr. 4

Matrizen
von Strichillustrationen für Zeitungen werden im Abonnement geliefert
August Scherl G. m. b. H.
Klischee-Abteilung.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41.

Geolin
bester flüssiger Metallputz
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig.

Was will der Lebensbund
Organisation des Sich-Findens?
Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pf. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Tausende von Erfolgen und Anerkennungen. Zusendung erfolgt verschlossen ohne Aufdruck von der Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Berlin W 10. Schkeuditz-Leipzig 607 oder Verlag G. Bereiter, Konstanzer Strasse 63.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Unser eingelagertes Winterobst ist ein Schatz für den Haushalt, den die Hausfrau mit Argusblicken hüten und überwachen muß, damit er durch Faulen der Früchte nicht in betrüblichem Maße vermindert wird. Nicht oft genug kann das Winterobst durchgesehen werden, zumal da es infolge der eigenartigen Witterungsverhältnisse des letzten Sommers ohnehin eine geringere Haltbarkeit als nach normalen Sommern zeigt. Wenn man das Winterobst durchsieht, soll man es aber nicht nur flüchtig überblicken und befriedigt aus dem Obstkeller in die Wohnung hinaufsteigen, wenn an den Früchten auf der Oberseite keine Faulstellen zu entdecken sind. Diese befinden sich in den meisten Fällen auf der Unterseite des Obstes, auf der dieses lagert, sie breiten sich von da rasch über die ganze Frucht aus, die dann meist ganz verloren ist. Man muß das auf die Kelchseite gelagerte Obst (diese Lagerungsart empfiehlt sich, da die Kelchseite mehr Härte, also auch mehr Widerstand gegen Druck besitzt) besonders auf seiner Gegenseite auf Anfaulung untersuchen und alle Früchte, die auch nur die kleinste Faulstelle zeigen, entfernen und baldigst verbrauchen, da sie das in ihrer Nähe befindliche Obst anstecken. Zu vermeiden ist eine Lagerung der Früchte auf Holzwolle oder Stroh, da dieses die Kellerfeuchtigkeit anzieht und ein Faulen der Äpfel nur beschleunigt. Am besten ist ein Lagern auf Obsthorden oder Brettern, wobei keine Frucht tunlichst die andere berühren soll; bei ganz besonders schönen Edeläpfeln empfiehlt sich auch das Einwickeln der einzelnen Äpfel in Papier, das ein Faulwerden wirksam verhindert. Jedenfalls ist eine Durchsicht des eingelagerten Obstes jetzt alle paar Tage unbedingt erforderlich. H.

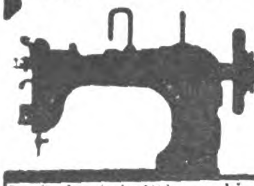
Ideale starke Formen erhält jed. Dame durch m. äußerl. anzuwendendes „**Fermasol**“ Erfolg unschädliches verblüffend, viele Dankschr. Garantie, Geld z rück! Dose M. 6 —, 2 Dosen, meist erforderlich, M. 11.—. Diskr. Versand nur durch **Hersa Vertrieb, Berlin SW 11 L**, Anhaltstrasse 8.

Auskunft umsonst b. **Schwerhörigkeit** Ohrengeräuschen, nervös. Ohrenschmerz über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „**Echo**“. Bequem und unsichtbar zu tragen. Aerztlich empfohlen. Glänz. Dankschreiben. **Institut „Englbrecht“ München H 2, Kapuzinerstr. 9,**

Idealste Form der Welt schöne, **volle Körperform** erhalten Damen durch echt. Nährpulver **Arwas** in kurzer Zeit. **Wirkung l. staunensw.** Garantiesch. Kart. 5. M. **Margona', Berlin SW 29.**

Gegen Katarrhe Emser Wasser
EMS Schutz-Marke

PHÖNIX



Beste deutsche Nähmaschine

Baer u. Rempel Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik **Petri & Lehr** Offenbach a. Main 4
Katalog A über Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle z. Schieben

UNTERRICHTS-Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin SW — weiteste Verbreitung. —

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Stellengesuche

Gebild. ev. Dame, 35 Jahre, symp. Erschein., gemütv. Charakter, s. pass. Wirkungskreis in frauenl. Haushalt. Off. unt. **S. 7850** a. Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Alte Dame, **Lehrerin**, 6 Jahre i. vornehmem Hause, fließend Franz. und Engl. (Ausland, gute Musik und Empfehlungen, **sucht Wirkungskreis**. Offerten unter **M. 7843** an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche für meine 20jähr. Tochter baldmögl. Aufnahme in gut. Familie zur gründl. Erlernung des Haushaltes. Forst- oder Pfarrhaus in gesunder Gegend bevorzugt. Anerbiet. unt. **15229 E.** an Ala-Haasenstein & Vogler, Erfurt, erbeten.

Stellenangebote

Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule. Schwesternschaft d. Vaterländischen Frauenvereins Frankfurt am Main sucht gebildete Frauen u. Mädchen als Lehrschwestern u. ausgebildete Schwestern. Gute Gehalts- u. Pensionsbedingungen. Näheres durch die Oberin, Eschenheimer Anlage 5 – 8.

Stütze tüchtig., gebild. Fräulein, Erfahrung im Haushalt bei vollem Familienanschluß Anfang Mai oder Juni für herrschaftlichen Haushalt in Spandau gesucht. Günstigerer Vorort Groß-Berlins im Laufe des Sommers durch Versetzung nicht ausgeschlossen. Kindermädchen vorhanden. Sofortige Angebote mit Gehaltsansprüchen und Lichtbild erbeten. **Frau Dr. Schwarzlose, Spandau, Bismarckstraße 63.**

Suche eine im Haushalt erfahrene **Stütze** und bitte um Bewerbung mit Bild. **Agnes Weißbach, Annaberg i. Erzgeb.**, Wolkensteiner Straße 4.

Der Frankfurter Schwesternverband der seine Tätigkeit in den städt. Krankenanstalten ausübt, nimmt gebildete Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, bei **äusserst günstigen Bedingungen als Lehrschwestern auf.** Näheres Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2. Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Junges Mädchen aus guter Familie, kinderlieb, das sich im Haushalt vervollkommnen will und sich jeder Hausarbeit unterzieht, sucht zum 1. 5. ds. Js. Frau Lyzealdirektor Dähne, Schönebeck/Elbe.

Gesucht zu Ostern oder evtl. später ein evang. Fräulein nicht unter 20 Jahren in einen **gut bürgerlichen Haushalt** als **Stütze d. Hausfrau** bei guter Behandlung, Verpflegung und hohem Lohn. Offerten mit Bild erbet. an **Frau Frida Cassens, Emden, Roter Siel 6.**

Kauf- u. Tausch-Verkehr

Wittes Strumpf-Versand Dessau, Rabestraße 8, empfiehlt **nur** Privatleuten Socken und **Strümpfe** aller Größen in besten Qualitäten. Preisliste kostenlos.

Flügel mit eingebautem Phonola sofort z. kaufen gesucht. Gefl. Angeb. m. Preisangabe unter **Dd. 993** an Ala-Haasenstein & Vogler, Dortmund.

Honig allerfeinsten, Garantie. 15 M. gibt ab Lehrer **Steinmetz** in Königsdahlum/Harz

Vermischtes

Nebenverdienst bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 86.**

Hoher Gewinn bei gering. Risiko durch jederzeit **kündbare** Beteilig. a. freiem Warenkonzern. **Äußerst günstige Geschäfte** vorliegd. Nur ernste u. solide Selbstgeberoff. u. **B. N. T. 1493** an Ala-Haasenstein & Vogler, Berlin W 35.

Witwer, 61 J., i. Süddeu.; geb. Thüring., ges. u rüstig. Gr. Natur- u Sportfr., gut fit, sucht f. sein. Lebensabend eine Frau m. Herzensb., sonnig., heit. Gemüt. Vermög. erwünscht. Zuschriften mit Bild unter **A. 7315** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68**

Seit 1869 erteilt diskret zuverlässige **— Auskünfte —** Auskunftei „Vorsicht“, Leipzig, Hainstr. 4

Lehrerin, 31 J., ev., m. ernster Lebensauffassung, sehr wirtschaftlich, nicht unvermögend, die keine Gelegenheit hat, die Bekanntschaft von Herren zu machen, wünscht durch Briefwechsel einen schlichten Lebensgefährten kennen zu lernen. Sie ersehnt eine auf Seelengemeinschaft aufgebaute Ehe. Zuschrift m. Bild, das zurückgef. wird, erb. u **P. 7844** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Junge Dame, 22 J. alt, aus sehr gut. Familie, gr. s. s. symp., s. mus. (Klavier u. Gesang), einf. u. wirtsch. erzog., w. **Neigungsehe** m. musik. Herrn v. Geist- u. Herzensb. ld. Akad. i. selbst. Position bevorz. gr. eleg. Ersch. Led. Größ. Verm vorh. Strengste Diskr. gegeb. u. verl. Bildoff. u. **M. M. 6743** bef. **Rud. Mosse, München.** Verm. zweckl.

Wollen Sie heiraten, einheiraten ev. n. Schweiz, verlang. Sie interess. Unterhaltungs- u. Heiratsblatt. In g. Deutschl. u. Schweiz verbr. Probenummer M. 1.20 m. vielen Anträgen von Herren u. Damen a. all. Kreisen. **Heim-Verlag, Ober-Uhldingen,** Bodensee.

Kaufmann, gebild., 40 J., ledig, ev., in gut. Verhältn., m. eig. Grundstück u. Kolonialw.-Hdlg. i. d. Kleinstadt, sucht die Bekanntsch. einer jungen Dame, große, schlanke Figur, mit Geschäftsinteresse und etwas Vermögen zwecks baldigster **Heirat.** Nur ernstgemeinte ausführliche Angebote m. Bild können berücksichtigt werden. Diskret. Ehrens. Offert. unt. **U. 7830** a. **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Witwer, Kfm., Fabrikbes., Anfg. 50 er, in gut. Verhältn. wünscht Briefw. m. geeig. Dame aus bess. Fam. zw. späterer Ehe. Werte Damen sind gebeten, gefl. Zuschr. unt. Darlegung der Verhältnisse niederzuleg. unt. **W. 7831** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Was will der Lebensbund
Organisation des Sich-Findens?
Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pf. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Tausende von Erfolgen und Anerkennungen. Zusendung erfolgt verschlossen ohne Aufdruck von der Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz-Leipzig 607 oder Verlag G. Bereiter, Berlin W 15, Konstanzer Strasse 63.

Fritz Podszus Berlin W 50 ✱ Passauerstr. 1 gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499 größtes und ältestes Institut für Ehe-Vermittlung.

An jede praktisch denkende Hausfrau!

Jede Hausfrau leidet mehr oder weniger unter dem Druck unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der unerschwinglichen Preise für die wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Die Kaufkraft des Geldes ist gewaltig gesunken, und vielfach hat wieder — wie vor Jahrtausenden — der Tauschhandel den Münzverkehr verdrängt. Der Hausfrau Not und Sorge mildert sich aber oder schwindet, sobald ihr gute und billige Bezugsquellen nachgewiesen werden. Hier will „Die Gartenlaube“ helfend eingreifen. Privatleute besitzen so manches Überflüssige oder Entbehrliche, das sie wohl ganz gern gegen angemessene Entschädigung dem notleidenden Nächsten zuführen möchten; Handelsfirmen und Landwirte könnten regelmäßig den Lesern der „Gartenlaube“ ihre Waren und Produkte zu erschwinglichen Preisen und zu beiderseitigem Nutzen anbieten usw. Es gilt also nur, einen wechselseitigen Ausgleich zwischen Überfluß und Mangel zu schaffen, und der Verwirklichung dieses Gedankens soll die Rubrik

Kauf- u. Tausch-Verkehr

dienen, die wir dem Anzeigenteil der „Gartenlaube“ angegliedert haben. Wer etwas dringend gebraucht oder wer etwas anzubieten hat, gebe daher eine kleine Anzeige, die billigst berechnet wird, für die neue Rubrik auf. Je reger die allgemeine Beteiligung an der neuen Einrichtung ist, um so größer wird die Zahl der einlaufenden Angebote sein. Bei der hohen Auflage der im 67. Jahrgang erscheinenden und in allen Familien Deutschlands bekannten „Gartenlaube“ ist selbst der kleinsten Anzeige der gewünschte Erfolg gewährleistet.

Berlin SW 68 **Die Gartenlaube** Abteilung für Anzeigen

GLOBUS-Rostfleck-Entferner unentbehrlich für Wäsche wirkt rasch sicher schadlos
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig.

„Welt-Detektiv“ Auskunftei Preiss Berlin 23 Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen mit allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Verlangen Sie im Laden zum Einmachen
Hengstenberg's Weinessig
für Salate u. Saucen seit Jahrzehnten bewährt.
Rich. Hengstenberg Esslingen am Neckar.

Digitized by Google

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

Erste, daher zuverlässigste Bezugsquelle für Instrumente. — Preisliste frei.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.
Gegr. 1852.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet sofort spurlos durch Absterben d. Wurzeln für immer bei Anwendung unsr. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. Unschädl. u. schmerzl. Selbstanwendg. Sof. Erfolg. Preis M. 8.— geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Ascaridin
das ideale Wurmmittel
für Kinder u. Erwachsene.
Tabletten: (Spulwürmer) M. 3.—
Salbe: (Madenwürmer) M. 4.50
IN ALLEN APOTHEKEN.
All. Fabr. Dr. Schumacher Nachf. Pforzheim 8

Krankenselbstfahrer,
Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8.
Katal. gratis.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj., Prim., Abitur. Prospekt frei.

Thüringisches Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilung für Ingenieure, Techniker u. Werkmeister
Dir. Prof. Schmidt.

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Harz.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i H., Prosp. u. Bilder.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vorm. Pfarrh. Theune i. Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1800 M., halbj. 950 M., ohn. Std. 1700 M., halbj. 900 M. Beste Ref.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Heppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Thüringen.

Eisenach. Töchterheim „Feodora", Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Erziehungs-Anstalten

Nervöse oder schwachbegabte Junge Leute find. sorgf. individ. Erz'eh., Pflege, Anleit. mit Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gart nh., Gera-R.-Tinz.

Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor Karig.

Schulen und Lehranstalten

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule
Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz i. Pom. Pfr. Krauenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Buckow Märk. Schweiz. Höhere Lehranstalt, städtisch gefördert, Realschulplan, Latein wahlfrei. — Schülerheim. — Dir. Dr. Wachsner.

Ev. Pädagogium
Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg
Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule, bisher mit Einjahrig.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.
Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Glauchau in Sa., **Pädagogium** für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) **Prof. Dr. Schusters Lehranst'a't gegr. 1882. Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Bourl. Kiefl. VI.-I. (Knab. u. Mädch. Vorschule. — Ch. folge i. Prospekt.
Gut geleitetes Familien-Internat. — Heizung gesichert.

Pädagogium Ostrau bei Filehne
Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Jünger und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Prt. 41.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Private Chemieschule für Damen
von Dr. phil. Fritz Groh, Berlin SO 33, Treptower Chaussee 1, Apt. 611.
Vorbildung: Höhere Töchterschule, Lyzeum. Lehrgang 1½ Jahre zur Ausbildung als Chemotechnikerin (Chemikerassistentin). Anmeldung sofort. Näheres Prospekt.
Auskunft: Dienstag und Freitag 4—6, I. Etage.

Evangelisches Fröbelseminar, Cassel.
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Staatliche Abschlußprüfung. Prospekt u. Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: Mühlmann, Geh. Regierungsrat, Regierungs- u. Schulrat a. D.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalten
Einj., Prim., Abitur. u. alle Klass. höh. Lehranst.

Dr. Henkel's und Dr. Sauer's Chemieschule, Hannover, Hermannstraße 31 B. Reichhaltige Laboratoriums-Einrichtungen und Sammlungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Bakteriologische Sonderkurse. — Prospekte und Lehrpläne frei.

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund und private chemische Lehranstalt. Junglernstieg 12. Triebleerschaltstr. 20.
Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pienial, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich
Verantwortl. Redakteur für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

gegen Katarrhe
Emser Wasser
EMS

Frisch. Spargel
in Poststückchen v. 9 Pfund I M. 30,—, II M. 25,—, III M. 18,— einschl. Porto (Aprilsätze) u. Verpackung gegen Voreinsendung des Betrages. Lieferungsmöglichkeit vorbehalten. Transport auf Gefahr des Käufers.
C. Th. Lampe,
Konservenfabrik, Braunschweig.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elektro- u. Hütteningen., Techniker u. Werkmstr.
O Programm frei. O
Fabriklehrwerkstätten.

Würziger Brotaufstrich aus einfachem Quark. Das Verrühren des weißen Quarks mit etwas gehacktem Schnittlauch, Pfeffer, einer Prise Zucker, wenig Milch und einem kleinen Stückchen weichgerührter Butter zu Brotaufstrich dürfte wohl allen Leserinnen bekannt sein; bedauerlicherweise aber pflegt dieser Aufstrich nur ganz kurze Zeit wirklich gut zu schmecken und bald scharf und säuerlich zu werden. Man kann nun aber aus dem Quark auch einen würzigen Brotaufstrich herstellen, der besonders bei den Herren sehr beliebt ist, allerdings verlangt seine Bereitung längere Zeit. Man verrührt dazu den weißen Käse mit etwas Milch und Kümmel zu einer schlanken Masse, die man in ein irdenes Gefäß gibt und in der Küche stehen läßt. Die Käsemasse muß während einer Woche zwei bis dreimal am Tage kräftig nach einer Richtung mit einem Holzlöffel umgerührt werden. Dann salzt man sie etwas und bearbeitet sie in der angegebenen Weise weiter, bis der Käse gelblich und ganz dickflüssig geworden ist. Die genaue Zeitdauer läßt sich nicht angeben, da die Wärme für das mehr oder minder schnelle Reifen der Käsemasse ausschlaggebend ist. Je wärmer es ist, um so schneller ist der Käse genußfertig. Man kann ihn im Geschmack noch verfeinern, wenn man beim Anrichten etwas Butter zusetzt. Eine größere Menge des würzigen Käses freilich sollte man, zumal in wärmerer Jahreszeit, nicht herstellen, da er bei zu langem Stehen dünnflüssig wird und scharf schmeckt. — Außerdem aber kann man, wenn man im Sommer etwa reichlicher Magermilch hat, diese käsen lassen und zu einer Art Harzer Käse verarbeiten. Die an warmer Herdstelle langsam geronnene Milch muß auf einem Durchschlag abtropfen, dann im Beutel trocken ablecken. Die Käsemasse salzt man, gibt etwas Kümmel, gewiegte Petersilien- und Estragonblätter daran und formt aus ihr kleine Käse, die auf einem Brett völlig trocknen sollen. Man wäscht die Käschen mit Wasser ab, packt sie in einen Steintopf, den man mit Packpapier verbindet, und stellt sie in den Keller. Einmal in der Woche müssen sie frisch abgewaschen werden. Erst wenn sie ganz weich geworden, sind sie genußreif und dann sehr wohlschmeckend. Jedenfalls empfiehlt sich die Ausnutzung des Quarks zu Brotaufstrich in unseren knappen Zeiten sehr.

Ho.

PHÖNIX

Beste deutsche Nähmaschine
Baer u. Rempel
Bielefeld
Fabrik gegründet 1865
Vertreten in allen Städten.

Zuckerkranke!
wie ich meinen Zucker los wurde und wieder arbeitsfähig bin, teile ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem Zuckerkranken mit
Ferd. Hessel I, Rheinboellen E. 138

Unterricht und Erziehung

Töchter-Pensionate

Pastorw. im Harzort nimmt noch einige junge Mädchen zur Erholg. u. zur Weiterbildg. im Haushalt, Musik, Wissenschaften auf. Auch finden Kinder, die das Lyzeum besuchen sollen, liebevolle Aufnahme. Offerten unt. D. 7817 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW68.

Dresden, Liebigstraße 10, **Töchterheim Henning** bietet in gesund u. frei geleg. Villa jung. Mädch. aus gut. Famil. ein gemütl. Heim, i. d. sie d. Unterr. i. Wissenschaft., Sprach., Handarb., Musik, im Hausl. u. i. gut. Lebensf. weitergeb. werd. Turn., Sport. Vorzügl. Empf. Prosp.

Eisenach. Institut Burchardi, Frauenschule. Hauswirtschaftl. Jahreskursus. Landwirtschaftl. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Gleichberechtigung in Preußen. Heim.

Gera (Reuß). **Töchterheim Weise,** Schülerstraße 2. Gründl. Ausbildung im Haushalt, Handarbeiten, Schneidern. A. W. Wissenschaften und Musik.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. **Beste Verpfl.**, Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Godesberg bei Bonn am Rhein [redacted] **Haus Flora.** Töchterheim i. Ranges.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Schwer erziehbare **Töchter besserer Stände** v. 14—19 Jahren finden im liebev. aber strenge christl. Erzieh. sowie standesgem., wissenschaftl. u. prakt. Ausbildung. **Pensionat Marienheim** Näh. d. Dir. Pastor Pfeifer, Ascharhöhe, Hamburg 20.

Obercassel/Bonn. Ev. Töchterheim Haus Waldfrieden. Gründl. hauswirtsch. u. gesellschaftl. Ausbildung. Gute Empfehlg. Prospekt.

Oberlahnstein a. Rhein. Ev. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Ref. d. d. Vorst. A. Höcker.

Bad Sachsa, Südh., Töchterh. Maria Erika. Herrlichste Höhenl., dir. a. Walde, gründl. Ausb. i. Hausw., Koch., Handarb., Wissensch., Sprach., Mus., Mal. - Ziel: Selbständigk. u. Förd. d. Allgemeinbildg. Pr. 2400 M. Prosp. m. Ansicht. d. d. Vorst.

Bad Schandau Sächs. Schweiz. Töchterheim Villa Luise. Gesunde, herrliche Lage. Gründlichste Ausbildung in Haushalt und Küche, Schneidern, Weißnähen und Handarbeiten, Musik, Wissenschaften, Sprachen. Gute Verpflegung. Beste Empfehlungen. — Prospekte.

um 1. Juli und 1. Oktober finden jung. Mädch. liebev. Aufn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit. Prospekte gegen Porto usw. durch Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden, Werra.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder Großstadt. Pension 1800 Mark. Beste Empfehlungen. C. Gruel, Schulvorsteherin.

Schulen und Lehranstalten

Polytechnisches Institut Arnstadt Thür. Moderne Laboratorien. Maschinenbau, Elektrotechnik, Gas- und Wassertechnik, Chemie, Bau-Ingenieure.

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Zublitz i. Pom. Pfr. Krauenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.-, Abitur.-Prüfung. Sonderkurse f. Kriegsteiln. Schn. Förderung. (Dorfschüler best. n. 1. Jahr d. Einj.-Prüf.) Internat. Beste Verpfleg. Prosp.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ev. Pädagogium
Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg
Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule, bisher mit Einjährig.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 450 Schüler, 70 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.
Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Aeltere und für Damen.) **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Vollst. Klass. VI.-I. (Knab. u. Mädch.) Schülerheim. Näheres s. Prospekt!

Pädagogium Ostrau bei Filehne
Realschule und Progymnasium mit Alumnat

Institut Büchler, Rastatt (Baden). Sechsklassige Realschule mit Schülerheim. Individuelle Erziehung. Vorbereitung z. Abitur. Glänzende Erfolge. Modernes Haus. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz, Dr. Härtels Pädagogium, Privat-Realschule mit Einjähr.-Berechtigung. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung. (Neben Schulunterricht wahlfreier Handelslehrkursus.) Auch für Zarte und Erholungsbedürftige (ärztliche Aufsicht). Herrliche, gesunde Waldlage. Tel. 43.

Vorbereitung auf Einj., Prima, Abitur **Trotzendorfschule Stuttgart** 15, Diemershalde 9. Prospekt frei!

Auskunft, Nachweisung und Prospekte über Lehranstalten und Pensionate jeder Art gibt ausführlich gegen Einsendung von M. 2.— für Portospesen Verlagsanstalt R. Neubauer, Schlachtensee-Berlin.

Ausbildung von Röntgenschwestern!
Näheres auf Anfragen an Elektrizitäts-Ges. „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d.

Evangelische Frauenschule Berlin-Teltow.
Theoretische Unterweisung und praktische Ausbildung für
Frauenberufe evg. Liebestätigkeit u. sozialen Wirkens
(Erzieherinnen, Leiterinnen in Mädchenheimen, Fürsorgerinnen, Polizeiassistentinnen), Jugend- und Fabrikpflegerinnen, Verbandssekretärinnen, Gemeindehelferinnen u. dgl. Schülerinnenheim. — Stellenvermittlung. — Beginn des nächsten Kurses: Oktober 1920. Prospekte durch die Direktion in Teltow. Die Vorsitzende des Kuratoriums: Frau von Stülpnagel, geb. Bronsart von Schellendorff.

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingungen; u. a. 10klassige höhere Mädchenschule und 2jährige sachgemäße Weiterbildung
Staatliche Prüfungen
Auskunft u. sämtl. Drucks. geg. Einsendung v. 1 Mk. in Briefm. durch Kanzlei: LEIPZIG, Königstr. 3.

Roggendorf's Laboratorium, Stralsund
und private chemische Lehranstalt. Jungfernstieg 17.
Chemieschule für Damen. Auf W. Pension i. H. Prosp. fr. Triebseerschulstr. 20.

Digitized by Google

Für die Hausapotheke.

Die Heilsalbe Combustin hat sich als heilend und schmerzstillend bei Brand- und anderen Hautverletzungen u. s. w. einen Namen gemacht. Die Heilsalbe Combustin bewährt sich seit vielen Jahren in Tausenden von Fällen als ein Segen für jedes Haus. Sie wird hergestellt von der Firma F. Winter jr., chem. Fabrik Fährbrücke i. Sa.

Bädernachrichten.

Quellenerschließung in Franzensbad. Die Kurverwaltung hat in dem Tertiärlager des Franzensbader Beckens, das zum größten Teil aus dem wirksamen Eisenmineralmoor besteht, Bohrungen vorgenommen, die ein überraschendes Resultat ergaben: Zwei neuerschlossene Mineralquellen erheben sich als mächtige Springquellen 12 m hoch; von drei anderen zeigt die jüngste einen äußerst starken Glaubersalzgehalt. Die rührige Kurverwaltung scheut weder Mühe noch Kosten, um den Ruf Franzensbads als Weltkurort zu erhalten.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Dem Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein, das für seine Realschule, sein Gymnasium und Realgymnasium die Berechtigung zur Ausstellung des Einjährigen-Zeugnisses besaß, ist vom Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Erlaubnis erteilt worden, seine Realschule und sein Realgymnasium zur Vollanstalt auszubauen, während der humanistische Gymnasialkursus bis Untersekunda daneben bestehen bleibt. In Zukunft können die Zöglinge ihre Abiturientenprüfung am Ev. Pädagogium selbst ablegen und dem Internat der Anstalt angehören. Für Schüler, die die oberen Klassen nicht besuchen wollen, ist eine höhere Handelsfachklasse vorhanden.

Kleiner Vermittler

Anzeigenpreis in den Rubriken Stellengesuche, Stellenangebote und Kauf- und Tauschverkehr für die fünfgespaltene Zeile M. 4.25 (ohne Rabatt), in der Rubrik Vermischtes M. 6.— Teuerungsaufschlag 25%. Für Chiffregebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe. Innerhalb vier Wochen nicht abgeholte Chiffrebriefe werden vernichtet und etwaige Einlagen den Einsendern zugestellt.

Pensionen

Goslar, Hospiz Daheim
Fernspr. 93, empfiehlt sich für Sommer- und Dauergäste bei guter Verpflegung. Prosp. grat. **Paul Schall.**

Stellengesuche

Frl., 30, sucht Stellung als **Hausdame** Off. u. U. 7852 a **A. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Als Namenstickerin
in und außer dem Hause empfiehlt sich **Elisabeth Schalk, Stolp i. Pom.,** Strippentowstraße 33, 3 Tr.

Kaufmann,
Mitte 40er, evangel., vorzügl. Kenntnisse der Papier- u. Schreibwarenbranche, in allen Zweigen der Geschäftsbücherfabrikation erfahren, **sucht passende Lebensstellung.** Geschäftsübernahme oder Einheiratung nicht ausgeschlossen. Ausführliche Briefe unter **L. J. 5377** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Stellenangebote

Hausdame,
Witwe, 30—45 Jahre alt, gesund, ohne Anhang, aus guter Familie, gebildet, welterfahren und reisegewandt, **zur Führung eines Villenhaushaltes** mit größerem Park von einem älteren Herrn **gesucht.** Anpassungsvermögen u. gut musikalisch. Bewerbungen mit Bild aus der Jetztzeit, welches zurückgesandt wird. Offerten unter **A. 7891** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Jung. Mädchen aus nur gut. Familie, heiteren Gemüts, die z. Familie gehörig betrachtet wird, z. Erlernung d. Haushalts gesucht. Findet in 18 j. Tochter Altersgenossin. Evtl. Taschengeld. **Fabrikdir. Burmeister, Berlin SO 36,** Kiefholzstraße 2.

Säuglingspflegerin,
welche gleichzeitig die Beaufsichtig. eines 1½ jährigen Knaben übernimmt, **für Osterode a. Harz gesucht.** Off. m. Zeugnissen u. Bild unt. **M. 4** a. **Giebel & Oehlschlägel, Osterode Harz.**

Ich suche eine **Dame,** die Kinder lieb hat, mit Personal umzugehen versteht und in der Wirtschaft erfahren ist, zwecks Uebernahme des Hausstandes f. meine erkrankte Frau. **Dinglinger, Eisenb.-Bauinsp. a. D.** Charlottenburg 5, Lietzensee Ufer 6.

Nebenverdienst
bis 1000 M. monatl. zu Hause, ohne Vorkenntnisse. Näher. auf briefl. Anfr. **S. Wehrel & Co. G. m. b. H.,** Berlin-Lichterfelde, Postfach 36.

Gesucht
ältere selbständige
Wirtschafterin
zur Verwaltung und Unterhaltung d. Herrenhauses eines Gutes, welche bei Anwesenheit der Herrschaft evtl. Mithilfe und Bedienung übernehmen muß. Gute Kochkenntnisse Bedingung. Es woll. sich nur Bewerberinnen melden, die über beste Zeugnisse und Empfehlungen verfügen, durchaus zuverlässig und ehrlich sind, da Stellung selbständiger Art ist. Gutes Gehalt und freundliche Wohnung. Offerten mit Bild bitte einzusenden an die
Gutsverwaltung Aumühle
bei Wildeshausen in Old.

Kindergärtnerin I. Kl.
für bald gesucht. Angebote mit Zeugnisabschriften an
Frau Dr. ing. Gieren,
Hattingen, Bahnhofstraße 23.

Älteres, erfahrenes
Küchenmädchen
und tüchtiges
Zweitmädchen
für bald gesucht. Angeb. m. Zeugnisabschriften an Frau Dr. ing. Gieren, Hattingen, Bahnhofstr. 23.

Gesucht
für einen
Schloßhaushalt
eine
vornehme, gebildete
Dame
(Witwe bevorzugt), durchaus repräsentationsfähig, mit freundlichem Charakter und in der Lage, ein größeres Personal zu beaufsichtigen u. richtig zu leiten. Gehalt nach Übereinkunft. **Die Stellung ist mit Pensionsberechtigung verbunden.** Es wollen sich nur Damen aus ersten Familien melden. Selbstgeschriebene Offerten eventl. mit Zeugnisabschriften und Photographie erbeten unter **F. 7895** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Kauf- u. Tausch-Verkehr

Wittes Strumpf-Versand Dessau, Rabestraße 8, empfiehlt nur Privatleuten Socken und **Strümpfe** aller Größen in **besten Qualitäten.**
Preisliste kostenlos.

Flügel mit eingebautem Phonola sofort z. kaufen gesucht. Gefl. Angeb. m. Preisangabe unter **Dd. 998** an **Haasenstein & Vogler, Dortmund.**

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-Ställe, tragb., Futtermaschinen, Brutöfen u. s. w. Preisliste frei.
Geflügelhof in Mergentheim 451.

Haben Sie einen
alten Herrenfilzhut,
den Sie nicht mehr tragen können, so senden Sie selbigen sofort ab, Sie erhalten ihn in ca. 14 Tagen modern vorgerichtet **wie neu** zurück. Kopfweite angeben. — Preis zirka 20.— Mark.
Sächs. Huterneuerungsanstalt
Schaeffer & Müller
Dresden-A., Lüttichaustr. 23/b.

Kaufe einen Jahrgang 1918 oder 1919.
Lange, Cöpenick, Annen-Allee 18.

Vermischtes

Architekt, led., sucht ein. Woch. Landaufenthalt auf großem Gut. Näh. u. Preisang. unter **E. D. 81** an **Rudolf Mosse, Hannover.**

Welch. geb. Herr (a. Kollege, dem nicht nur an Fachsimpelei gelegen ist), tritt m. 22jähr. ev. Lehrerin in angen. Briefw.? Ang. u. **B. U. 113** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Breslau 5.**

Zur Gründung
einer Existenz suche ich
passende Lebensgefährtin
mit etwas Vermögen und tüchtig im Haushalt. Bin 24 Jahre alt, von Beruf Koch, Konditor. Angaben richten unter **D. 7893** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

„Neigungsehe" wünscht feingebildete Witwe, 47 J., ev., von tadellosem Ruf, vermögd. und sehr wirtschaftlich. Ernstgem. Offert. unt. **L. G. 220** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Leipzig, Petersstr. 22** erb.

Geb. Dame, Thür., 24 J., hübsche Erschein., herzl., natürl. Wesen, mus., häusl., wirtschaftl. erz., etw. vermög, wünscht m. geb. Herrn i. Briefwechsel zu tret. zwecks Heirat. Ernstgem. Bildoffert. unt. **„Fortuna"** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Oberbeamtenwitwe
Anfang 30., evang., 2 Töchterchen, wünscht Wiederheirat, am liebsten Regierungs- und Baurat. Bildofferten **Mu. 237** an die **Nebenstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin, Chausseestr. 90.**

Aus guter evangelischer Familie, kerngesund, Ende 30, im städtischen Schuldienst, sehne ich mich nach einer **gemütlichen Häuslichkeit.** Ich wünsche mir deshalb einen lieben Gatten, von guter Gesundheit, in gesicherter Position, der dem Leben auch noch eine ideale Seite abzugewinnen versteht. Ich wäre ihm gern eine tüchtige Hausfrau und lieber Kamerad. Offerten unter **J. 7880** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Alleinstehende Kriegswitwe, 32, ev., aus sehr guter Familie, 100 000 M. Vermögen, elegante, vornehme Einrichtung, möchte auf diesem Wege, um der gänzlichen Vereinsamung zu entgehen, die Bekanntschaft eines gebildeten Herrn machen in guten sicheren Lebensverhältnissen. Äuß. Nebensache, auch Kriegsbeschädigte. Hauptsache Charakter, Herzensgüte, ideale Gesinnung. Herren, die in ihrer Familie aufgehen möchten und viel Sinn und Liebe für Natur und Tiere haben, wollen sich melden am liebsten mit schöner Besitzung auf dem Lande. Da auf dem Lande groß geworden, entbehre ich Verkehr oder Vergnügen nicht. Zuschriften mit Bild, welches zurückgesandt wird, bitte unter **B. 7874** an **Aug. Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68.**

Lehrerin, a. f. F. (a. priv. Grd. bish. f. Ehe ausg., jetzt nur a. d. Weg., um Zwangsehe z. entg.) 35 J., f. jugendl. Auss., hübsch u. gr., intell., unendl. froh, lust, sonn., a. tief-ernst Gem., blüh. ges., singt, spielt g. Klav. u. Laut., leidl. Geige, trotzd. (!!) vorz. tücht., fleiß. Hausfr., nat., gr. Liebe f. Nat., a. f. Verm., f. ev. Lebensgef., durchaus geb. Stand., d. f. natl. ist, d. i. f. i. Tr. u. Aufopf. hing. d. Zuschr. u. **A. 7873** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Zwei höhere Beamte (Ing.), 37 u. 39 Jahre alt, in mittlerer Stadt Bayerns, suchen zwei häuslich gesinnte, wohlerzogene junge Damen zwecks **Heirat** kennen zu lernen. Gewerbsmäßige Vermittlung verbeten, solche von Verwandten angenehm. Verschwiegenheit zugesichert und verlangt. Zuschriften, möglichst mit Lichtbild, das sofort zurückgesandt wird, unter **G. 7878** an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Landwirtschaft möchte älterer Herr mit größerem Vermögen **einheiraten** und sucht Bekanntschaft von Damen im Alter von 35—45 Jahren (auch kinderlose Witwen) Besitzerinnen oder zukünftige Erben möglichst Norddeutschland unter **T. 7851** an **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Heiratswunsch! Ich bin eine schuldlos geschiedene Frau, 33 Jahre, hellblond, ev., aus best. Familie, augenblickl. beru... möchte mich gerne wieder verheiraten und suche auf diesem Wege passende **Herrenbekanntschaft. Herren aus gut. Kreisen im Alter v. 35—50** J. ... ihre Adr. hinterleg. unt. **S. 7868** ... **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

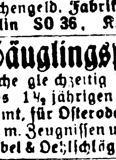
Gesucht
Gelegenheit zur Heirat
für Verwandten, 41 Jahre, evang., gute Erziehung, gesund, ... lich, anspruchslos, vorläufiges Vermögen 120 000 Mark. Oberinspektor größerer Landwirt. Vermittler verbeten. Briefe unter **D. 7857** an **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Kaufmann, selbständ., ... Jahre alt, ... hübsch, guten Charakter, ... mit ebensolcher Dame von 18—... Jahren m. etwas Vermögen ... vom Lande, in Verbindung ... zw. späterer **Heirat.** Nähe ... Diskretion Ehrensache. ... m. Bild (w. retourn.) unt. **H. 78..** ... **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**

Ehe Auslandsdeutscher, Süddeutscher, ... gesetzten Alters, vermögender, ... gereister Großkaufmann, evang., ... gesund, lebensfreudig, der in ... sehbarer Zeit wieder nach dem Süden zieht, sucht mit wohlhabender, gebildeter, christlicher Dame ... teren Charakters, vornehmer ... kungsart u. eleganter Erscheinung ... in Briefwechsel zu treten. Diskretion Ehrensache. Briefe erbeten unter **Obligar 25** an **Annoncenbüro Kiderlen, Lindau** ...

Gebildeter, tüchtiger
Hotelfachmann
aus gut. Fam., aus Gefangenschaft zurück, musikal., blond, 37 J. ... ev., Größe 1,66, sprachenk. ... durchaus solide, guten Charakter, ernste Lebensauffassung, wünscht tücht., geb. junge Dame von ... 32 Jahr. aus gut. Fam. ... mit Interesse f. seinen Beruf zwecks
Heirat
kennen zu lernen. Da Selbständigkeit beabsichtigt u. etwas eig. ... vorhand., muß auf mittleres Vermög. geseh. werden, evtl. ... Vermittl. d. Verw. angen. ... m. Bild (Diskr. Ehrenf.) u. **A. E. ..** an **Rudolf Mosse, Erfurt,** erbeten.

Vereinf. evang. **Kaufmann,** ... kinderlos verwitwet, Landwirt ... 167 cm groß, blond, ... kommen gesund, noch lebe... ersehnt baldige **Heirat** mit ... voller Dame passenden ... gesicherten Verhältnissen ... mit Kind sehr angenehm ... schuldlos geschiedene Frau ... heirat in kaufmännischen ... erwünscht. Kleines Vermögen ... handen. Ernstgem. ausf. An... gebote mit Bild unter **M. ..** ... **Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.**



Lauten, Gitarren, Mandolinen und alle anderen **Musikinstrumente.** Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig 43, Querstr. 26/28.

Was will der Lebensbund
Organisation des Sich-Findens?
Verlangen Sie gegen Einsendung von 50 Pf. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Keine gewerbsmäßige Vermittlung. Tausende von Erfolgen und Anerkennungen. Zusendung erfolgt verschlossen ohne Aufdruck von der Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz-Leipzig 607 oder Verlag G. Bereiter, Berlin W 15, Konstanzer Strasse 63.

Damenbart Jeder unerwünschte Haarwuchs i. Gesicht u. am Körper verschwindet **sofort spurlos** durch Absterben d. Wurzeln **für immer** bei Anwendung uns. mod. ärztl. empfohl. Methode. Keine Elektrolyse. **Unschädl. u. schmerzl.** Selbstanwendg. Sof. Erfolg. **Preis M. 8.—** geg. Nachn. **Sontag & Co., Köln 54, Mainzer Str 24.**

Fritz Podszus
Berlin W 50 ✱ **Passauerstr. 1**
gegr. 1883 — Tel. Steinpl. 2499
größtes und ältestes
Institut für Ehe-Vermittlung.

Gallensteine!
Diäta-Gallenstein-Tee beseitigt die schmerzhaften Kolik-Anfälle ohne Gewaltskur u. Diät. Paket 6 u. 24 M.
Diäta, Köpenick 1.

Junge Witwe, ... möchte sich wieder ... Geschäftsmann bevorzugt, ... handenes Geschäft ... bietet. Zuschriften unter ... befördert **Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Neue Wege!
Vornehm u. diskret finden ... u. Herren glückliche ... Heirat. Keine Vermittlung ... schußfrei. Verlangen Sie ... schrift geg. Einsendung ... verschlossen u. ohne ... **„Der Bund"** Lehmann & ... Postsch...

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Bieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, Wien, für die Herausgabe Robert Mohr, Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

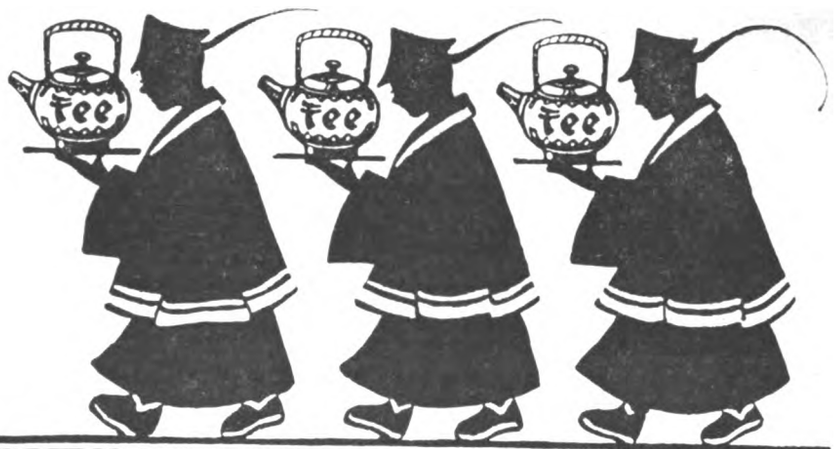
Digitized by Google

Diese

sind geputzt mit

Nigrin

Alleiniger Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württbg.)



Aroma · Ausgiebigkeit · Feinheit

diese drei notwendigen Eigenschaften eines guten echten Tees vereinigt in höchster Vollkommenheit

Marke Teekanne

erhältlich in allen durch Plakate kenntlichen Geschäften, wo nicht, werden Verkaufsstellen nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

Wasserscheue Menschen

meiden die Kopfwäsche und wissen allerlei dagegen einzuwenden. Es ist aber wissenschaftlich festgestellt, daß eine sorgfältige Reinigung der Kopfhaut die Grundbedingung für die Erhaltung eines guten Haarwuchses ist. Die Kopfhaut ist der Ausgangspunkt sowohl der den Haarwuchs fördernden wie der ihn beeinträchtigenden Einflüsse, und allein auf der Gesundheit der Kopfhaut beruhen Reichtum und Schönheit des Haarwuchses. In der zweckmäßigen Ernährung der Kopfhaut nimmt die Reinlichkeit und der durch das regelmäßige Waschen bedingte Anreiz zur Belebung der Blutzirkulation die erste Stelle ein. Ohne Kopfwäsche ist eine zweckmäßige Reinigung und Pflege der Kopfhaut nicht denkbar und ohne „Schaumpon" wiederum keine vollendete Kopfwäsche. Jetzt wieder überall erhältlich. Echt nur mit dem schwarzen Kopf!

Wer arbeiten soll

bedarf einer hochwertigen Ergänzung der noch immer knappen Lebensmittel

Gute Schokolade

ist das altbewährte Mittel, um zu jeder Tageszeit den ermüdenden Körper zu stärken und ihm

jeden Rest des Hungergefühls

zu nehmen. – Das Erzeugnis der einheimischen Schokoladen-Industrie erfüllt diese **Ansprüche des deutschen Volkes** besser, als irgendein Auslandsfabrikat es vermag. Darum kauft nur

Deutsche Schokolade

Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten (e. V.) Dresden

Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzündung, Geschwulst, **Beingeschwür**, Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art**, Gelenkerkrankungen, Plattfuß, **Rheuma**, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren und Ratschläge für Bein- und Hautleiden** und deren **Selbstbehandlung** von

Dr. Ernst Stahl G. m. b. H., Hamburg 68.

Die Hausfrau, die sparen will,

liest den Anzeigenteil der „Gartenlaube". Sie findet darin vorteilhafte Angebote bekannter Firmen. Bei Anfragen beziehen Sie sich auf

„Die Gartenlaube"

Sie werden dann besonders aufmerksam behandelt :: :: werden. :: ::

Was muß jeder über Rheumatismus wissen?

Rheuma ist eine Stoffwechselkrankheit. Das Blut ist beim Rheumakranken nicht in der Lage, die giftige Harnsäure völlig auszuscheiden. An den Ablagerungsstellen der Harnsäure, an den Gelenken und Muskeln, bilden sich Versteifungen, so daß bald jede Bewegung mit starken Schmerzen verbunden ist. Alle Packungen und Medikamente wirken nur vorübergehend. Dauernd kann Rheuma nur beseitigt werden durch eine physiologische Behandlungsweise. Das Blut muß so viel Nährstoffe und die Adern so viel Pumpkraft erhalten, daß die Harnsäure fortgespült wird. Das geschieht durch das nach langjährigen ärztlichen Versuchen hergestellte, ungefährliche **Levathol**. **Levathol-Tabletten** und **Levathol-Pillen** sind leicht assimilierbar.

Fordern Sie **ausdrücklich Levatholpräparate**, weisen Sie andere Fabrikate zurück. Levathol ist in den Apotheken zu haben. Alleinige Fabrikanten C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Kriegs-Briefmarken

7 Sarre I. Ausg.	13.50	20 Liechtenstein	10.75
15 a. Monten.	7.50	8 Russ. Südw. Arm.	12.50
3 Kowno ..	4.75	36 Deutsch. Kol.	31.—
3 Riga Befr.	3.75	7 Lettl. Befr. u. Jub.	22.50
100 verschied. Kriegsmarken			22.50
200 verschied. Kriegsmarken			90.—
10 P'ebis. O.-Schl.			7.50
11 Plebis. Schlsw.			9.50
9 Thurn u. Taxis			15.—
6 Polen Reichstag			7.—
300 verschied Kriegsmarken			225.—
500 verschied. Kriegsmarken			480.50

Max Herbst, Markenh., Hamburg 5.

Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** kostenlos

Haarausfall und Haarkrankheiten

werden nicht durch wahllose Verwendung teurer Schmiermittel beseitigt, sondern nur durch sachgemäße Behandlung. Senden Sie einige Haare mit Wurzel zur mikroskopischen u. chemischen Untersuchung (Preis Mk. 5.—) ein; nur nach Feststellung der Krankheitsursache und nach Ausfüllung meines Fragebogens ist Heilung möglich. Zahlreiche Anerkennungsschreiben.

Apotheker ***S. Neuwirth, Frankfurt a. M. 20,*** *Deutschherrnkai 39.*

Briefmarken, Kriegsnotgeld.

Preisliste franko.

Bruno Hofmann, Leipzig 9, Nürnberger Str. 8.

10000 Ratten und Mäuse

gehen jede Woche an Kammerjäger Moll's bewährtem Mittel

„Zinitin"

sicher zugrunde. Radikale Ausrottung ohne Verwesungsgeruch. 1200 Verkaufsstellen in Deutschland und der Schweiz. Vorrätig in Apotheken und Drogerien. Preis nur Mark 2,50.

Ebendaselbst **„Dalmatin"** geg. Wanzen, Russen, Schwab. etc. Preis Mark 2,50.

Fabrikant L. Moll, Mannheim F. 7. No. 12.

Verkalkte Adern

Ist Arterien-Verkalkung heilbar?

Bei **Schwindelanfällen, Blutandrang, Kopfschmerzen** oder **Schlaganfall** verlangen Sie sofort unseren Gratis-Prospekt. Ueber 1000 unaufgeforderte Zeugnisse. Kein Geheimmittel. Aerztlich begutachtet. Medikament völlig ungiftig und unschädlich.

Allgemeine Chemische Gesellschaft m. b. H.,
Cöln 79, Mastrichter Straße 49.

Krampfadern, offene Beine, Hautflechten, Brandwunden, Frostschäden etc.

aller Art, auch ganz veraltete Leiden, namentlich **juckende, nässende** und sehr **entzündliche Ekzeme** heilt sofort die

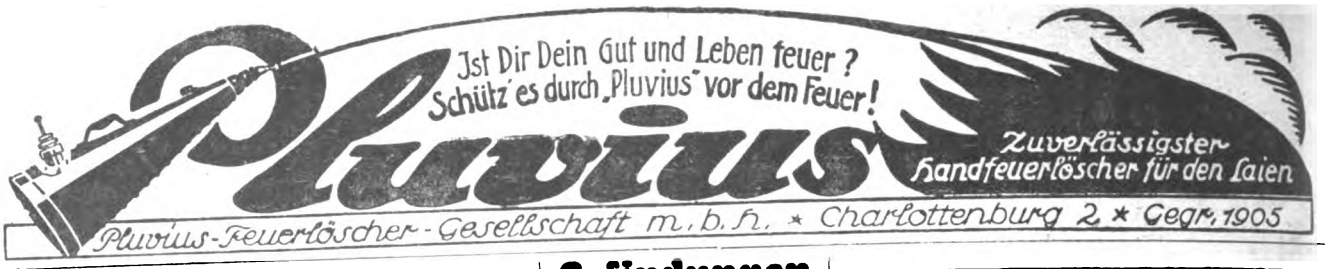
kühlende „Fridosan-Heilsalbe"

D. R. P. angemeldet. Name gesetzlich geschützt. Erprobt an Universitätskliniken. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt beim Hersteller: **Dr. Strauss & Co., Berlin W 15, Uhlandstraße 146/G.** Preis der Original-Dose M. 12.— gegen Voreinsendung franko. Nachnahme M. 1.50 mehr.

Narbenlose, schnellste Verheilung! Größte Erleichterung schon bei erstmaliger Verwendung! • Prospekt kostenfrei.

DER KUCHEN GEHT AM BESTEN MIT HA-ES BACKPULVER ÜBERALL ZU HABEN

Digitized by Google



Fix putzt deine Fenster schnell FIX **Ohne Mühe blank und hell!**

Erfindungen werden zu kaufen gesucht. Näheres durch Int. Patentbörse, Cassel 106

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh. Prospekte frei

Unterricht und Erziehung

Prospekte nachstehender Institute werden gern durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41, 1 Treppe, unentgeltlich abgegeben, auch nach auswärts versandt.

Töchter-Pensionate

Dresden-Weißer Hirsch, Straußstr. 7b. Töchterheim Schellberg i. Rgs. Gedieg. wiss., häusl., gesellsch. Fortb. Herrl. Lage. Komf. Villa. Gr. Gart. Erste Empf. Jährl. 5000 M. Prosp.

Eisenach. Töchterheim Bismarckstr. 14, bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche moderne, theoretische und praktische „Feodora", hauswirtschaftliche Ausbildung, geistige Fortbildung, sorgsame Gesundheitspflege. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

Gernrode i. Harz. Töchterheim Brunhild. Vorn. Haus. Wissensch. gesellsch., häusl. Ausbildg. Beste Verpflegung. Ia. Referenzen. Prosp.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl., Haush., Wissensch., Sprach., Musik etc. 7 Lehrkr. i. H., Prosp. u. Bilder.

Gernrode a. Harz. Vorn. Töchterbildungsheim m. zeitg. gründl. Durchbild., Sprach., Musik, Ethik, Anstandsl., Bürgerk. Villa m. Komf. u. Zentralheiz. Reichl. Verpfl. Frau A. Gilles.

Bad Rehburg i. Hann. Töchterh. Kaufmann. Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. 3200 M. Wissensch., Mus. u. W. Gute Verpfl. Vorzügl. Empf.

Töchterheim Haus Fridericiana, Salzuflen i. L., Moltkestr. 10. In eig., sonn. Hs., schön gel., f. geb., evgl. jg. Mädch liebev. Aufn. z. grdl. Erlern. d. Haush., gesell. Form, Handarb., Pf. d. Mus. Pens.-Pr. jährl. ℳ 3000. Best. Ref. Gt., reichl. Verpfl. Prosp. d. Portoeinl. Fr. Charlotte Brink.

Walkershausen, Thür., Töchterheim für Hauswirtschaft und wissenschaftliche Fortbildung. Gründliche praktische Anleitu z. Pensionspreis 3000 Mark. — Prospekte. M. u. El. Hülsberg, gepr. Lehrerin.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusliche Ausb. Sprachen, prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Verschiedene Pensionen

Villa Glückauf. Braunlage (Oberharz),
Jermerstein 1.
Fordere die sportlustige Jugend auf, in unserem kleinen, wunderbar gelegenen vornehmen Fremdenheim einzukehren. Anmeldungen an die Adresse H. Gerlach.

Schulen und Lehranstalten

Stottern u. andere Sprachstörungen heilt gründlich bei mäß. Honorar Dr. Veit's Institut, Berlin NW 87, Wiltinger Ufer 2 (nahe Tiergarten-Bahnhof). Sprechzeit: 5—7, Sonntags 11—1.

PÄDAGOGIUM TRAUB
Frankfurt/Oder
Erziehungsschule von Sexta bis Oberprima. Vorbereitung für alle Klassen und Prüfungen. — Damen-Abteilung. — Verbandsexamen.
Buch und Drucksachen frei. — Schülerheim.

Glauchau in Sa., Pädagogium für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.
Abitur., Prim., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfung u. a. Schulklass.

Halle a. S., Schülerheim Licht, Gr. Steinstraße 29. Gute Verpflegung. Familiäre Erziehung u. Beaufsichtigung der Schularbeiten. Telef. 3444.

Vorb. für Abitur, Prima, Einjähr. (auch für Ältere und für Damen). **Prof. Dr. Schusters Lehranstalt gegr. 1882. Leipzig** Sidonienstr. 59-61. Vollst. Klass. (Knab. u. Mädch.-Schülerheim. Näheres s. Prospekt.

Strecke Northeim—Nordhausen. **Waldschule Bad Sachsa, Südharz.** Priv. Realschule m. Berechtig. z. Obersekundareife. Kiel: Primareife. Fernsp. 43. Eig. Sportpl. Beste geist.- u. körp. Erfolge, a. b. Schwächen u. Kränklichen. (Ärztl. Aufs. Hausschwester.) Wahlfr. Handelsfächer, Spanisch, Aufs.-Förderk. Prosp. d. d. Dir. Studienrat Günther.

Privat-Realschule mit Handelsfächern Ländliche Reform-Erziehungsschule. Lehrplan der Oberrealschule. Besondere Handelskurse. Familienleben im bestempfohlenen Schülerheim. Reichliche Verpflegung. Prospekt frei durch den Direktor Dr. phil. Hans Knoll. **Unterneubrunn (Thür.)**

Chemieschule für Damen, Dr. G. Schneider, Dessau 49. Prospekte frei.

Dr. Rustik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen, Leipzig, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Clementinenhaus Hannover. Staatl. anerk. Krankenpflegeschule für Frauen u. Jungfr. a. gebild. Stände i. Alt. v. 19—30 J., d. sich d. Krankenpflege unt. d. Rot. Kreuz widm. woll. Aufnahme. Ausb. u. Altersversf. Näh. unt. Einreich. d. Lebenslaufes durch d. Oberin.

Erziehungs-Anstalten

Lützowsches Landerziehungsheim, Buckow, Märk. Schweiz. Am See gelegen. Vorschul-Lehrplan, gymnas. Sonderkurse, Verbandsexamen, prakt. Arbeit, Sport in den Ferien. Kinder-Erholungsheim. Dr. v. Lützow, Fernspr. Buckow Lebus 2.

Nervöse oder schwachbegabte junge Leute find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleitung Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim in ruhig. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsanst. Prosp. S. Wageners Gartenb.-Gew.-Ausst.

Bestellschein
für Schnitt- und Handarbeits-Muster.

Gut passende und mit übersichtlicher Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung von Kleidungsstücken liefert gegen Einsendung des Betrages die Schnittabteilung der „Gartenlaube", Leipzig, Königstraße 33. Für Taillen, Mäntel usw. Oberweite, die über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, für Röcke Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenweite gemessen wird, angeben. Voreinsendung des Betrages in Briefmarken durch Postanweisung (Porto bis 50 Mark 50 Pfennig), Bestellung auf dem Postabschnitte erspart Nachnahmekosten. Dem Betrage sind 40 Pfennig (Ausland 80 Pfennig) für das Porto beizufügen.

Bezeichnung	Schnittmuster	Weiten

Deutlich schreiben!

Betrag ist beigefügt — gleichzeitig durch Postanweisung — Postscheck (Konto Leipzig Nr. 1200).

Name: ..... Wohnort: .....

..... u Straße: .....

Kapitalanlage
Gothaer Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten
Witwenrente — Altersversorgung
Invaliditätsversicherung

Das Wohl Ihrer Kinder
liegt Ihnen am Herzen? Dann beachten Sie die ...
Erziehung u. Unterricht
in unserer Zeitschrift. Empfehlen Ihnen darin beste Pensionen u. bekannte Erziehungsstätten nach...
Beziehen Sie sich, bitte, bei Anfragen auf
„Die Gartenlaube"

„Die 4 Clapa-Nadeln (Pr. ...) z. Ausbess. v. Strumpflöchern, eine ungemeine Erleichterung, urteil. d. führ. Frauenzeitschr. Hersteller: H. Post, Leipzig, Parkstr. 3.

Magenleiden.
Ein bewährtes Mittel gegen Magenschmerz, Magenkrampf, Seitenschmerzen, Sodbrennen, Stuhlverstopf. ist Weiters Mir. **Magnesiapulv.** Tausende schreiben. Preis 3.50 M. Porto Broschüre fr. Fabrik Weiters **Niederbreisig-Rhein,** Abt. ...

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Friedrich Hussong, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin SW 68, Zimmerstraße 35. — In Österreich für die Schriftleitung verantwortlich R. Bittner, für die Herausgabe Robert Mohr Buchhändler, Wien I., Domgasse Nr. 4. — Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright by Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. Leipzig.
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 086070718

Digitized by Google